This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WILLIAMS & NORGATE
LONDON.

~~7. h. 2~~

122 e 2

Encyclopädie

der

deutschen Nationalliteratur

oder

biographisch-kritisches

LEXICON

der deutschen

Dichter und Prosaisten

seit den frühesten Zeiten;

nebst

Proben aus ihren Werken.

Bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. O. L. B. Wolff,

Professor an der Universität zu Jena.

Dritter Band.

G bis Hegner.

Leipzig,

Otto Wigand's Verlags-Expedition.

1838.

G.

Georg von Gaal

ward am 21. April 1783 in Preßburg geboren, erhielt eine gelehrte Bildung und studirte Philosophie und Jurisprudenz zu Erlau, Preßburg, Pesth und Wien. Nach vollendeter akademischer Laufbahn trat er in die Dienste des Fürsten Esterhazy in Eisenstadt, und wurde 1811 dessen Bibliothekar in Wien, wo er sich noch befindet.

Er gab heraus:

Erstlinge. Dresden, 1812.
Die nordischen Gäste. Gedicht in 12 Gesängen. Wien, 1819.
Theater der Magyaren. Brünn, 1820.
Polymnia. 4 Thle. Brünn, 1821.
Mährchen der Magyaren. Wien, 1822.
Gedichte. 2 A. Zerbst, 1825.
Sprüchwörterbuch in sechs Sprachen. Wien, 1830.
Einzelne Gedichte u. s. w. in Almanachen, Zeitschriften u. s. w. u. s. w.

Ein vorzügliches Talent, mit lebhafter Einbildungskraft, Scharfsinn und Wärme ausgestattet, das besonders glücklich in der poetischen Erzählung sich versuchte, und außerdem die deutsche Literatur mit vortrefflichen Uebertragungen aus dem Ungarischen bereicherte.

Das wunderbare Tabakspfeifchen.

Miska, der Jüngste von drei Söhnen eines armen Landmanns, hatte eine Zigeunerin zur Pathe, welche ihm noch in den Windeln prophezeihte, er werde durch sein Schicksal einst in tiefe Noth und Schande gerathen, aber auch wieder zu den höchsten Ehren gelangen, die je ein Mensch zu erreichen fähig wäre. — Seine Aeltern starben, noch ehe er das Jünglingsalter erreicht hatte, und bald nach ihnen ging auch seine Pathe zur ewigen Ruhe hin. In Kummer und Elend wuchsen nun die drei Waisen heran, und wußten endlich, da sie nichts rechtes gelernt hatten, sich nicht besser zu helfen, als daß sie überein kamen, ihr Glück bei dem Heere zu suchen.

Da eben Krieg war, so fand ihr Entschluß kein Hinderniß. Sie erhielten Handgeld, und wurden, wie sie es sich gleich bei ihrem Antrage ausbedungen, alle Drei einem Hauptmanne übergeben, der sie auch sämmtlich einem Zuge einverleibte. Das Glück schien sie in diesem Stande allerdings zu begünstigen, denn sie thaten Wunder von Tapferkeit, und erwarben sich in Kurzem die Auszeichnung, daß man sie allgemein die drei Heldenbrüder nannte.

Als aber der Krieg zu Ende war, zogen sie mit ihrem Heere wieder heim, und genossen, auf ihren Lorbern ruhend, die Früchte ihrer Thaten; Jeder derselben hatte so viel Geld erbeutet, daß er davon geraume Zeit behaglich hätte leben können.

Aber Miska, der an thatenloser Ruhe kein Gefallen fand, beschloß, das Heer und seine Brüder zu verlassen, und auf andern Wegen sein Glück zu suchen. Da man mit Zuversicht einem dauerhaften Frieden entgegen sah, erhielt er ohne Anstand seinen Abschied. Er kaufte sich ein Pferd und einen Säbel, sagte seinen Brüdern Lebewohl, und ritt gerade nach der nächsten Stadt, wo er vorher auf seinem Rückzuge gar manche Freude genossen hatte.

Als er daselbst in einem Gasthofe ankam, ließ er sich gleich die besten Weine und Speisen aufsetzen, und bald gesellten sich mehrere lustige Brüder zu ihm, denn Miska war freigebig und ein Freund heiterer Gesellschaft.

Sie aßen und tranken den ganzen Tag, und auch in später Nacht durften die vollen Krüge nicht fehlen. Je mehr sie tranken, desto fröhlicher waren sie, und desto lebhafter ward auch ihr Verlangen, sich immer noch mehr zu erheitern und zu erlustigen. Bei dieser frohen Stimmung machte einer der Gesellen den Vorschlag, ein Spiel zu beginnen, und alle Andern gaben ihm sogleich ihren Beifall zu erkennen. Indem sie dem Miska wacker zutranken, wurden die Karten vertheilt, und das Glück schien alsobald sich so günstig auf seine Seite zu neigen, daß er schon in Kurzem die ganze Zeche seiner Schmausegäste gewonnen zu haben wähnte. Aber dieses Glück war eitle Täuschung. Die lustigen Kumpane verloren Anfangs nur in der Absicht, Miska's Spieleifer immer mehr und mehr zu befeuern. Plötzlich aber wandte sich das Blatt; sein Gewinnst nahm zusehends ab: je mehr er wagte, desto mehr er auch verlor; bald hatte er seinen letzten Heller verspielt, und somit auch alle Hoffnung, je wieder zu seinem Gelde zu gelangen. Dieser Gedanke fuhr ihm wie ein Blitzstrahl durch die Seele; es kam zu Zänkereien, endlich zu Schlägereien, und Miska ward so derb durchgeprügelt, daß er voll Striemen und blauer Flecken unter dem Tische liegen blieb, während die Andern froh mit ihrem Gewinnste von dannen eilten.

Des Morgens kam der Wirth und forderte die Zeche. Miska, dem nichts als sein Pferd und sein Säbel geblieben war, sah sich genöthigt, Ersteres im Stich zu lassen, und ob er gleich schwer auf den Beinen stand, seinen Weg zu Fuße anzutreten.

Seine schmähliche Lage erlaubte ihm nicht, vor seinen Brüdern zu erscheinen; er beschloß daher, auf gut Glück in die weite Welt zu gehen, und sich blindlings dem Zufall zu überlassen.

Nachdem er, mühseligen Schrittes, eine lange Strecke gewandert war, gelangte er bei finstrer Nacht in einen tiefen Wald, wo nichts als schauriges Rauschen der Bäume und Geheul der Eulen seinen Ohren entgegenkreischte. Da ihn ein gewaltiger Hunger plagte, tappte er neben und über sich im Finstern hin, um einiges Waldobst zu erhaschen; aber leeres Laub und trockne Zweige waren Alles was er griff, und er gerieth dabei einige Male so tief ins Dorngesträuch, daß er sich Hände und Füße blutig ritzte und sich genöthigt fand, unbeweglich auf einem Flecke stehen zu bleiben.

Indem er in dieser kümmerlichen Lage ganz trostlos ins Dunkel der Wildniß hineinblickte, ersah er plötzlich den matten Flimmer eines Lichtes in der Ferne. Diese Erscheinung war ihm willkommen. So schwer er sich auch aus dem Dickicht heraus arbeitete, so rang er doch zugleich mit aller Kraft nach der Gegend hin, wo das Licht sich zeigte, und gelangte auch glücklich, obgleich nicht ohne große Mühe, in dessen Nähe.

Dort angelangt, befand er sich vor einer niedern, schmutzigen Hütte, aus der ihm ein über alle Maßen häßliches altes Weib voll Ingrimm, mit einem Lichte in der Hand, entgegen trat. Ihre Haare waren eisgrau, und standen ihr wie Borsten zu Berge, und ihr Mund, der ihm eine vielfach unterbrochene Doppelreihe grüner Zähne enthüllte, war so groß, daß er ohne Mühe ein Milchschweinchen mit Haut und Haar hätte beherbergen können. Ihr Gesicht aber, das so voll tiefer Runzeln und Falten war, daß es mehr einem Wespennefte, als einem Menschenantlitz ähnlich schien, schnob Zorn und Rache, die ihn schon beim ersten Anblick zu vernichten drohten. Sie fuhr ihn also an:

Was such'st bei Nacht und Graus
Du Unglücksohn vor meiner Hütte?
Entfleuch, entfleuch mit schnellem Schritte,
Sonst reiß' ich dir dein Herz heraus! —

Dieser unholde Empfang erschreckte unsern Wanderer nicht wenig; aber sowohl sein heftiger Hunger, als auch der Gedanke,

daß er nichts mehr zu verlieren hätte, und dies häßliche Ungethüm mit seinem Säbe doch noch kirre machen könnte, ließen ihn bald Muth fassen, um der Alten mit gleichem Trotze zu begegnen; er zog vom Leder und sagte:

Ich bin ein Fremdling, bin verirrt,
Und alles Geldes und Guts beraubt;
Bin matt von langer, schwerer Reise,
Und suche Obdach, Trank und Speise.
Versagst du, Hexe, mir's, so klirrt
Mein Säbel dir sogleich um's Haupt.

Einer so bündigen Antwort hatte die Alte sich keineswegs versehen; daher ließ sie auch alsobald sanftere Töne vernehmen. „Nu, nu," sagte sie, „so schlimm wirst du es doch nicht meinen; komm denn und folge mir. Was ich habe, sei dir geboten, denn ohne Zweifel bist du derselbe, auf dessen Ankunft ich schon dreihundert Jahre warte." — Während sie diese Worte sprach, sah sie mit offenbarem Wohlgefallen auf seinen Säbel, nahm ihn am Arm, und führte ihn ins Innere ihrer Hütte.

Diese Alte war das Weib eines ehernen Königs, der sie einst, wegen begangener Untreue, verdammt hatte, in der häßlichsten Gestalt und voll des bittersten Lebensüberdrusses, in der schlechten Hütte zu leben, bis ein Fremdling, zum Danke für eine empfangene Wohlthat, ihr den Kopf abhauen würde. Der Anblick unsers Fremdlings schien ihr die Nähe ihrer Erlösung zu verkünden; da sie derselben schon so lange entgegen schmachtete, fand sie sich auch leicht geneigt, ihm Alles aufs Wirthlichste zu reichen, was er begehrte. Sie setzte ihm ein gebratenes Schwein, einen Laib Brot, welchen kaum ein Debreziner Backofen gefaßt haben würde, und einen ungeheuren Krug des trefflichsten Weines vor.

Miska ließ sich Alles wohl schmecken, besonders mundete ihm der Wein so sehr, daß er bald einen zweiten Krug verlangte. So behaglich auch die Alte bisher die wackere Eß- und Trinklust ihres Gastes bemerkt hatte, so ängstlich ward sie doch über dessen Forderung. Sie beschwor ihn feierlich, ja keinen Tropfen mehr zu trinken, bevor er nicht Eins vollbracht hätte, das ihn und sie zugleich auf immer glücklich machen würde.

Glücklich? dachte Miska bei sich, — und zwar auf immer? — ei, das wäre wohl der Mühe werth, meinen Durst auf kurze Zeit zu bekämpfen. — Die Alte drang um so nachdrücklicher in ihn, da eben jene Stunde ihr die einzig günstige schien, ihre Rettung zu beschleunigen.

Indem sie ihm versicherte, es werde nach einer Stunde ihm mehr Wein zu Gebote stehen, als er je getrunken, führte sie ihn an einen unweit ihrer Hütte gelegenen Hügel, öffnete eine kleine Fallthüre, die den Eingang ins Innere desselben verschloß, und bat ihren Gast, getrost eine Treppe in diese unterirdische Wohnung hinab zu steigen, und ihr aus dem dritten Gemach, das er da finden würde, ein Stück Kerze, einen Tabaksbeutel und ein Tabakspfeifchen herauf zu holen. Sie ermahnte ihn aber zugleich, ja nicht über eine Stunde zu verweilen, da sonst ihr ehemer Gemahl, der in jener Tiefe hauste, und nun eben des Schlafes pflegte, ihn ohne Gnade ermorden würde. Schon war es spät nach Mitternacht, und da der königliche Schläfer täglich auf den ersten Ruf eines ehernen Hahns, welcher auf dem Hügel saß, erwachte, so fürchtete sie, durch den verhaßten Wächter noch viel zu frühe verrathen zu werden.

Miska kam ihrer Besorgniß sogleich dadurch entgegen, daß er seinen Säbel schwang, und dem ehernen Hahne den Kopf wegputzte. Nun aber trat er, ihrer Weisung gemäß, unverzüglich den geheimnißvollen Weg an, und begab sich hinab in jene unterirdischen Gemächer, deren Eingang er um so leichter fand, da ihm aus jedem derselben eine Lampe entgegen leuchtete, die alle Gegenstände um ihn her mit zauberhaftem Licht erhellte.

Bald befand er sich in einem prächtigen Gewölbe, wo ungeheure Haufen Kupfermünze, so blank, als wären sie erst geprägt worden, um ihn her lagen. Miska faßte davon so viel in seine Taschen, als er zu tragen vermochte, und begab sich sodann in ein zweites Gewölbe, das an Pracht seiner Einrichtung das erste bei Weitem übertraf. Wie erstaunte er, als er hier eben so viel Silbermünze sah, wie er zuvor des Kupfergeldes gefunden hatte. Schnell leerte er seine Taschen, und füllte sie mit diesem viel edleren Gelde an. Nun trat er aber in das dritte und letzte Gewölbe, dessen Schimmer ihn beinahe ganz verblendete. Rings um ihn her lag ein Haufe Goldes an dem andern, und sogar die Wände und die Meubles schienen ihm aus diesem Metalle zu bestehen. In einer Ecke des Gemachs ruhte der eherne König in hoher Majestät auf einem goldenen Bette, und schnarchte gewaltig. Neben ihm stand ein goldner Tisch, auf demselben aber lagen die drei Dinge, welche die häßliche Alte von Miska verlangt hatte, nämlich ein Stück Kerze, ein Tabaksbeutel und ein Tabakspfeifchen. Der Anblick dieser prachtvollen Umgebung, vielleicht aber auch das Geschnarche des Königs, setzte den Fremdling in Verlegenheit. Er starrte eine Weile vor sich hin, ohne zu wissen, was er zuerst verrichten sollte. Dem Schläfer mit seinem Säbel den Kopf abzuschlagen, schien ihm gleich bei seinem Eintritt das Ersprießlichste; aber da erwog er auch bald, daß es weit schwerer sei, einen König zu köpfen, als einen Hahn; deßhalb besann er sich schnell wieder eines Bessern; er leerte seine Taschen nochmals aus, und füllte sie vollauf mit Golde. So bald er aber dies vollbracht, nahm er die drei Stücke vom Tische, und begab sich über die Treppe hinauf, wo ihn bereits die Alte mit gespannter Sehnsucht erwartete. Schon an der Schwelle streckte sie ihm ihre dürren Arme begierig entgegen, um ihm jene drei Dinge abzunehmen. Miska aber schloß die Fallthüre ganz gelassen hinter sich, und that, als wäre er nie Willens gewesen, ihr Begehr zu erfüllen. Da sie jedoch hierüber so böse ward, daß sie ihm drohte, durch ihr Geschrei den ehernen Schläfer wecken zu wollen, und wirklich sich schon bückte, um nach dem unterirdischen Gewölbe hinab zu rufen, versah dieser sich sogleich seines Augenblicks, und hieb ihr mit eben so raschem als kräftigem Streiche den Kopf ab.

Die Alte blieb dahingestreckt in der Nähe des Hügels liegen, Miska aber eilte mit seiner reichen Beute um so froher aus dem Walde, als ihm durch die erste Dämmerung des Tages seine Umgebung schon deutlich genug wurde, um einen Ausweg zu finden, der ihn auf die offene Straße zuführte.

Nachdem er einige Stunden gegangen war, begegnete ihm ein Zigeuner auf einem herrlichen Pferde. Die goldne Last in seinen Taschen hatte ihm sein Fortkommen immer mehr erschwert; deßhalb fragte er den braunen Ritter sogleich, ob ihm das schöne Pferd nicht feil wäre. Jenem war diese Begegnung eben so willkommen, da er das Thier erst kürzlich in der Stadt gestohlen hatte, und eben Willens war, dasselbe nach einem nahen Flecken zu Markte zu führen. Beide kamen leichtlich überein; Miska gab dem Zigeuner zwanzig Goldstücke, setzte sich auf den Gaul, und ritt vergnügt nach der Stadt, deren Dächer ihm gar begehrlich entgegen winkten.

Wollte er sich je gütlich thun, so war es diesmal um so natürlicher, da er noch nie so viel Uebel erlitten, wie seit wenig Tagen, und auch nie so viel Geld in der Tasche hatte, wie jetzo. Er kehrte in dem schönsten Gasthof der Stadt ein, befahl sein Pferd aufs Beste zu versorgen, und ließ sich eins der schönsten Zimmer öffnen.

Der Schweinebraten, womit ihn jene Alte bewirthet hatte, war nun schon längst verdaut, und Hunger und Durst regten sich von Neuem. Der Wirth führte ihn in den Speisesaal, wo er Alles aufs Glänzendste bestellt, und eine Menge ansehnlicher Gäste an der Tafel fand. Er setzte sich und schmauste so behaglich, daß Aller Augen, besonders jene des Wirthes, mit ungemeiner Aufmerksamkeit auf ihm ruhten, da er nur die köstlichsten Speisen forderte, und manche derselben sich zwei und dreimal reichen ließ. Eben so wacker leerte er eine Flasche Weins nach der andern, und that im Ganzen so vornehm, als wäre er in der Absicht gekommen, die Zeche aller seiner Tischgenossen zu bezahlen. So vornehm ihm auch diese Gesellen Anfangs geschienen hatten, so zutraulich fand er sie in Kurzem. Allgemach rückte Einer nach dem Andern näher zu ihm heran, lobte bald die Farbe des Weins, bald den schmackhaften Geruch der Speisen, die er genoß, und ehe man sichs versah, waren ein Dutzend Flaschen des köstlichsten und theuersten Rebensaftes auf Miska's Wohl und Rechnung ausgeleert. Auf einmal glänzte Frohsinn und muntere Laune aus Aller Augen; man sang und trank, und ward dadurch noch immer heiterer, und Alles drängte sich voll Jubel um den liberalen Gast, der mit wahrer Glorie als König des Festes sich diese Huldigung gefallen ließ.

Bald aber regte sich auch hier eben so lebhaft, wie vormals im Kreise anderer Schmausegesellen unsers Abenteurers, der Spielgeist wieder, und bot demselben Gelegenheit, sich die viel zu schwere Bürde seines Goldes zu erleichtern. Das Spiel begann, und endete eben so wie vormals; nur machte diesmal der Umstand einigen Unterschied, daß Miska tausendmal mehr Geld verlor, als neulich, und nun nicht unter dem Tische liegen blieb, sondern durch den Wirth selbst, so ehrerbietig auch dieser ihn Anfangs behandelt hatte, zum Hausthore hinaus geprügelt, bald nachher aber von Häschern ergriffen, und als Dieb, der das Pferd, so er dem Wirthe für die Zeche zurück ließ, aus dem Stalle eines Grafen gestohlen hätte, festgesetzt wurde.

In dieser mißlichen Lage wußte Miska sich weder zu rathen noch zu helfen. Er schwor und betheuerte, das Pferd von einem Zigeuner gekauft, und weder jenen Grafen, noch dessen Stall jemals gesehen zu haben. Aber dies Alles half nichts; er saß drei Tage und drei Nächte in einem finstern Loche, und hatte keine andere Nahrung als Brot und Wasser, welches ihm

nur einmal des Tags, und obendrein sehr kärglich, gereicht wurde.

Obschon er vor Kummer und Betrübniß immer matter ward, und auch durch Schlaf sich nicht zu erholen vermochte, da dieser durchaus nicht über seine Augen kommen wollte; so sehnte er sich doch gar sehr nach Licht, und bat den Wächter seines Gefängnisses, ihm solches zu geben. Aber vergebens. Endlich fiel ihm das Stück Kerze ein, welches er aus den unterirdischen Gemächern geholt, und immer noch in der Tasche hatte. Er zog Stahl, Feuerstein, Zunder hervor, welche er als Tabakschmaucher stets bei sich trug, schlug sich Feuer, und drehte den glimmenden Schwamm in einer Hand voll Stroh, das er aus seinem Lager genommen, so lange im Kreise herum, bis dieses zu brennen anfing, und er seine Kerze anzünden konnte.

Aber welch ein Staunen ergriff ihn, als er in dem Augenblick, da die Flamme den Docht ergriff, den ehernen König, den er in dem unterirdischen Gewölbe schlafend gefunden hatte, vor sich erblickte. Demüthig beugte dieser sein Haupt vor Miska, und sprach: „Durch die Entwendung meiner drei Zauberschätze, der Kerze, des Tabaksbeutels und des Pfeifchens, welche du nun besitzest, aller meiner Herrlichkeit beraubt, stehe ich nun als ein dienstbarer Geist vor dir, und erwarte deine Befehle."

Miska, welchen diese Erscheinung viel zu sehr überraschte, als daß er gleich zu Besinnung hätte kommen können, starrte eine gute Weile vor sich hin, bevor er im Stande war, ein Wort hervor zu bringen. Endlich aber, nachdem ihm der Kobold erklärt hatte, daß er, durch die Zaubermacht der Kerze hierher gebannt, ihm nun und jedesmal, wenn er dieselbe anzünden würde, in allen Dingen, die er von ihm verlangen wolle, behilflich sein müsse, faßte er sich dennoch, und that Bescheid auf den so günstigen Antrag. Er schilderte dem ehernen Gaste seine Lage und forderte alsobald einen Sack Goldes, ein schönes Pferd, und sicheres Geleit aus seinem verhaßten Gefängnisse. Der Kobold versprach alles dieses mit ehrerbietiger Verbeugung und verschwand. In wenig Minuten befand Miska sich wirklich vor den Thoren der Stadt auf einem herrlichen Rappen, über dessen Rücken ein ungeheurer Sack Goldes befestigt war. Froh segnete er nun sein Glück, verwünschte die böse Stadt, wo ihm so großes Unheil widerfahren war, und machte sich getrost auf den Weg, um in eine Gegend zu gelangen, wo er sein Geld wenigstens mit heiler Haut verzehren könnte.

Nachdem er mehrere Tage geritten, und sich unterweges weidlich gepflegt hatte, kam er in ein Land, welches ihm bis nun nur dem Namen nach bekannt war.

Hier herrschte ein sehr geitziger und grausamer König, welcher aber eine überaus schöne Tochter hatte, um deren Hand sich bereits eine Menge Prinzen fruchtlos beworben. Denn da keiner derselben so reich und mächtig war, wie es der Vater der Schönen gewünscht hätte, so mußten sie Alle leer abziehen, und durften sich nie wieder mit ähnlichen Gesuchen bei Hofe blicken lassen.

Der Gasthof, wo Miska einsprach, befand sich in der Nähe der Königsburg und war der größte und glänzendste, den er je gesehen hatte. Unser Glücksritter forderte fürstliche Bewirthung, und ließ sich eine prachtvolle Wohnung einräumen. Bald wimmelten seine Vorzimmer von reichverbrämten Leibhusaren, Kutschern und Reitknechten, und in seinem Stalle wieherten die herrlichsten Pferde, die man nur wünschen könnte. Das saftigste Gulyasfleisch, die köstlichsten Speckklöße mit Sauerkraut und zarten Schweinsschwärtchen wurden ihm, seinem Befehle zufolge, täglich in silbernen Geschirren zum Frühstück aufgesetzt, und auch seiner Dienerschaft durfte nichts fehlen, was sie bedurfte.

Schon die ersten Tage nach seiner Ankunft schmolz all sein Gold dahin, denn er hatte nicht nur beträchtliche Ankäufe an Kleidern, Wägen, Pferden und allerlei Kostbarkeiten gemacht, sondern auch jeden Tag für hundert und mehrere Gäste offene Tafel gegeben, und dieselben auf eine wahrhaft königliche Weise bewirthet. Da mußte dann die Zauberkerze bald wieder herhalten, und der eherne Kobold seine Künste ins Werk setzen. Dieser fehlte nie, sobald das Licht brannte, und legte jedesmal einen Sack Goldes zu seines Gebieters Füßen, welcher mit jedem Tage herrlicher lebte, und Letztern beinah jede Woche ein Paar Mal citirte.

Einst, nachdem er des Gastirens und Banketirens allgemach satt geworden war, fühlte er eine gewisse Leere in seinem Lebenskreise, die ihn von Tag zu Tage immer kälter und gleichgiltiger gegen all seine bisherigen Belustigungen und Liebhabereien zu machen schien. Zugleich regte sich aber ein Bedürfniß in seinem Herzen, das er bisher nur selten, und leicht vorübergehend gefühlt hatte. Er sehnte sich nach Mitgefühl und Theilnahme eines empfindenden Wesens, so wenig er auch den Gegenstand seiner Wünsche zu nennen oder zu bezeichnen wußte. Da er von den Reizen der Königstochter viel Rühmens gehört hatte, mischte sich unwillkürlich der Gedanke in seine Absichten, sie zu sehen, und ihr seine Herzensnoth klagen zu können. Er malte sich ihr Bild, so gut er konnte; im Geiste aus, und reihte an dasselbe zugleich eine Menge Folgen, die er kaum zu übersehen vermochte. „Ei", sagte er einst zu sich selbst, „wenn mir meine Kerze auch aus dieser Noth helfen könnte, wie herrlich wäre das!" Schnell zündete er sie an, und alsobald stand der eherne Mann ehrerbietig vor seinen Augen.

„Könntest du wohl," begann Miska, „auch mein Herz so gut versorgen, wie du meine andern Bedürfnisse bisher befriedigt hast? — Siehe, ich sehne mich nach Liebe, und dies mein Verlangen ist viel dringender, als es je meine Geldnoth werden kann. Kannst du mir verhilflich sein, unbeschadet die so hoch gepriesene Königstochter zu umarmen, so will ich diesen Dienst dir weit höher anrechnen, als alle, die du mir bisher geleistet."

Der eherne Mann bejahte Miska's Frage in aller Demuth, indem er sagte, er wolle ihm die nächste Nacht die schöne Prinzessin in die Arme führen, nur habe er weder bei Tage, noch sonst, wenn sie nicht schliefe, Gewalt über sie; Miska wolle daher um Mitternacht getrost seine Kerze anzünden, und der Erfüllung seines Wunsches gewärtig sein. Dieser war außer sich vor Freude, und von nun an wuchs seine Begierde und Ungeduld immer mehr und mehr, so daß er die Stunde seines Glücks kaum erwarten zu können glaubte.

Endlich erscholl des Wächters Ruf vom Thurme der Königsburg, und Miska eilte über Hals und Kopf, seine Wunderkerze anzuzünden. Sogleich öffnete sich die Thür seines Gemachs ganz leise, und der Eherne brachte das schönste und liebenswürdigste Mädchen, das je der Mond beschienen, in tiefem Schlafe ruhend, auf den Armen. Nachdem er die Prinzessin sanft auf ein Ruhebett niedergelegt hatte, ermahnte er seinen Gebieter, das Kerzenlicht nicht über zwei Stunden brennen zu lassen, weil er die Schöne sodann wieder zurück in ihr Schlafgemach bringen müsse, und nicht über diese Frist verweilen dürfe.

Miska stand wie versteinert vor Verwunderung über den Ausbund aller nur erdenklichen Schönheit, der das ganze Wesen der Schlafenden bezeichnete, und es währte lange, bis er sich von der Wahrheit dieser Erscheinung überzeugte. Entzückt stürzte er der Prinzessin zu Füßen und glaubte gleich bei dem ersten Kuß, den er auf den Saum ihres Nachtkleides drückte, in Wonne hinzuschmelzen. Sie erwachte wie aus tiefer Betäubung und erstaunte nicht allein über ihre Umgebung, sondern weit mehr über die Gestalt ihres Anbeters, denn dieser war, vermuthlich durch die zauberhafte Einwirkung des Kobolds, ihr erst vor wenig Stunden im Traume erschienen, und hatte einen so tiefen und vielvermögenden Eindruck in ihrem Herzen zurück gelassen, wie ihn nur die heftigste Gluth der ersten Liebe irgend zu bewirken fähig wäre. Schüchtern und schweigend sahen sich Beide an, und nur ihre Herzen sprachen mit einander; aber mit einem Mal rötheten sich die Wangen der Prinzessin, sanfte Gluth strahlte aus ihren himmelblauen Augen, und allgemach, wie eine Rose auf die Berührung eines liebevollen Zaubers sichtbar ihren Kelch erschließt, gaben ihm Blick und Lippen zu verstehen, daß er das Urbild ihrer Liebe sei.

Miska glaubte bei diesem Geständniß in Entzückung zu zerfließen, aber kaum wagte er seiner Empfindung Ausdruck zu geben, so stand der eherne Mann schon wieder an der Thüre, um die Schöne in ihr Schlafgemach zurück zu bringen, denn die zwei Stunden waren bereits vorüber, obgleich Miska erst so viele Sekunden verträumt zu haben wähnte. Der Kobold berührte ihre Stirne sanft mit seinem Zeigefinger, worauf sie sogleich wieder einschlief, nahm sie ganz sachte auf seine Arme, und verschwand, ehe Miska sich Zeit genommen hatte, Abschied von ihr zu nehmen.

Der Ueberglückliche löschte nun sein Licht aus, und warf sich in seliger Trunkenheit auf sein Lager hin, um die Folge seines Glückes im Traume fortzugenießen. Und wirklich gelang ihm dieses nicht nur im Schlafe, sondern auch Tags darauf so ganz, daß er auch bei offenen Augen nichts als ihre Stimme zu hören, ihr Antlitz zu sehen, und am Strahle ihres holden Blickes dahin zu schmelzen wähnte.

Als die zwölfte Stunde der zweiten Nacht gekommen war, zündete er seine Kerze wieder an, und sogleich erschien der Kobold mit der schönen Schläferin wie Nachts vorher. Beide Liebenden umfing auch nun das süßeste Glück mit seinen Wonnen, und ließ sie den allzuraschen Vorüberflug der Stunden nicht eher gewahr werden, als bis der dienstbare Kobold wieder kam, und seine holde Bürde von hinnen trug.

Indessen hatten aber die drei Zofen der Prinzessin dem Könige hinterbracht, daß sie das Bett seiner Tochter leer fanden. Er eilte sogleich herbei, überzeugte sich von der Wahrheit ihrer Meldung, und ließ alle Drei, noch in derselben Stunde, vor den Fenstern seiner Tochter hängen. Kaum aber war das Urtheil vollzogen, so fand man die Prinzessin wieder so ruhig und süß in ihrem Bette schlafen, als hätte sie dasselbe noch

keinen Augenblick verlassen. Staunen und Wuth bemächtigte sich des Königs. Jähzornig wie er war, stürzte er mit gezücktem Dolche auf die Schlafende los, und drohte sie zu durchbohren, wofern sie nicht alsogleich gestände, was es mit ihrer Abwesenheit für eine Bewandtniß habe. —

Bleich vor Schrecken, und zitternd vor Angst, sich auf so grausame Art aus dem süßesten aller Träume geweckt zu sehen, gestand sie, es wäre ihr, als hätte sie ein eherner Mann mit Gewalt zu einem Jünglinge gebracht, dessen Bild ihr erst kürzlich im Traume erschienen war, und sie ganz mit Entzücken erfüllte.

Der König drang voll Ingrimm in sie, ihm den Namen und Aufenthalt jenes Verwegenen anzugeben, der sich solchen Frevels an ihr vermäße. Aber die Prinzessin wußte diese Frage nicht zu beantworten, denn Beides war ihr fremd geblieben, und auch das, was sie wirklich eingestanden, schien ihr selbst nur geträumt zu haben.

Außer der Residenz des Königs, in einem waldigen Thale, lebte ein frommer Klausner, welchen Jung und Alt verehrte, und in allerlei Nöthen um Rath zu fragen, pflegte. Diesen ließ der König rufen, und als er erschien, erzählte er ihm den Vorfall und fragte ihn, was in der Sache zu thun wäre.

Der fromme Mann gab ihm ein Stück Kreide, über welche er zuvor seinen Segen gesprochen hatte, und versicherte, ohne viel Bedenken, er werde jenen Frevler leicht auskundschaften, wenn die Prinzessin in dem Augenblicke als sie in dessen Zimmer gebracht würde, die Thüre desselben mit einem Kreuze bezeichnen, der König aber, sobald man sie in ihrem Bette vermissen sollte, alle Thüren in der Stadt besichtigen lassen wollte. Die Befolgung dieses Raths schien dem Könige eben so zweckmäßig als leicht; daher eilte er sogleich zu seiner Tochter, gab ihr das Stück Kreide, und wiederholte ihr die Worte des frommen Einsiedlers mit dem nachdrücklichen Beisatz, daß, wofern sie unterließe, dieselben pünktlichst zu befolgen, sie ohne Weiteres das Schicksal der drei Zofen würde theilen müssen. Todtenblaß vor Entsetzen über den Anblick des unseligen Kleeblatts vor ihrem Fenster, versprach sie, treulich seinem Befehle zu gehorchen, und bat vor der Hand nur um die Gnade, ihre Fenster verhängen zu dürfen.

Als die dritte Nacht herannahte, stellte der König mehrere Wachen vor die Thüre seiner Tochter, und auch sie selbst mußten Riesen, Zwerge, Pagen und allerlei Hofgesinde genau beobachten. — Aber Mitternacht brach ein, die Argusse wachten mit gespannten Augen, und doch war die Prinzessin mit einem Mal aus dem Bette verschwunden, ohne daß man den ehernen Mann oder sie selbst beim Weggehen bemerkte. Der Kobold, welcher gleich bei seiner Ankunft die Wachen erblickt hatte, machte sowohl sich selbst, als auch die Schöne unsichtbar, und brachte sie ungefährdet, wie bisher, in ihres Geliebten Arme. Indessen ermangelte sie nicht, des strengen Befehls eingedenk, in dem Augenblicke, als ihr Träger sie über Miska's Schwelle brachte, dessen Thüre mit einem Kreuze zu bezeichnen.

Froh empfing Miska auch nun den holden Gegenstand seiner Liebe, wie auch ihres Theils die Prinzessin, obschon durch ihres Vaters Drohung nicht wenig beunruhigt, willig seine Gefühle theilte. Denn nicht nur die Macht des Zaubers, womit der Kobold ihre Besorgniß zu beschwichtigen wußte, sondern die Alles überwindende Liebe selbst besiegte ihre Angst sehr bald und um so leichter, da der Zustand, worin sie sich während der zwei kurzen Schäferstündlein befand, doch mehr jenem des Träumens als des Wachens ähnlich war.

Indessen geschah was geschehen sollte; die geweihte Kreide entsprach ihrer Bestimmung. Leicht gelang es den Häschern, das Kreuz an Miska's Thüre zu erspähen, und mit wildem Ungestüm stürzten sie in dessen Gemach und überraschten die Liebenden sehr unsanft in ihren schönsten Träumen. Ihn führten sie sogleich in schweren Fesseln ins Gefängniß, die Prinzessin aber zurück in ihre Schlafkammer.

Obgleich Miska über diese gewaltsame Erscheinung nicht wenig erschrak, so behielt er doch so viel Besinnung, sogleich nach dem Kobolde zu rufen. Aber wie groß war seine Bestürzung, als er weder diesen, noch seine Kerze erblicken konnte! Da Letztere nur aus einem unvollkommenen Stücke bestanden, und durch den bisherigen Gebrauch verzehrt war, so hatte auch der Talismann, womit er den ehernen Mann zu bannen vermochte, nun mit einem Mal sein Ende.

Bald befand sich der unglückliche Liebesritter im tiefsten Kerker, und durch den Ausspruch des Königs, der seiner Rache kaum mehr einen Tag Aufschub zu geben vermochte, verurtheilt, schon den nächsten Morgen gehangen, sodann gerädert und endlich gespießt zu werden.

Schon vor Tages Anbruch versammelte sich Jung und Alt auf dem Richtplatze, und bald erschien auch der König selbst an der Spitze eines Geschwaders und von seinen Höflingen begleitet, um Zeuge der Vollstreckung seines Befehls zu sein. Miska ward zum Hochgerichte hinan geführt, und sollte, nachdem man dem Volke sein Verbrechen, und ihm nochmals sein Urtheil bekannt gemacht hatte, den Todesweg über die Leiter hinauf wandeln. Als er schon hoch oben stand, neigte er sich mit überaus wehmüthigen Blicken gegen den König herab, und flehte also:

Verwirkt' ich Aermster auch das Leben,
Und bin nun da, es hinzugeben,
So reut es mich doch keinen Augenblick;
Genossen hab' ich all sein höchstes Glück. —
Doch eh' ich meinen Geist verhauche,
Sei gnädig mir, o König, und gewähre,
Daß ich, zu deines Namens Ehre,
Nur noch ein Pfeifchen Tabak schmauche!

Alles schwieg und wunderte sich höchlich über diesen seltsamen Wunsch des auf seinem letzten Wege begriffenen Verbrechers. Da man in jenem Lande, einem uralten Gesetz zu Folge, auch Missethätern eine letzte Bitte zu gewähren pflegte, so stand der König nicht an, bei aller seiner Rache, womit er das Todesurtheil vollzogen wissen wollte, ihm diese Gnade zu gestatten.

Miska zog sein Pfeifchen und seinen Tabaksbeutel aus der Tasche, stopfte Erstere, und begann mit selsamem Behagen zu schmauchen. Kaum aber hatte er den ersten Zug gethan, so stand sein eherner Kobold neben ihm auf der Leiter und fragte, was er befehle, ohne daß ihn sonst Jemand bemerkte. Miska besann sich schnell, und beschwor ihn bei allen Wundern seiner Zaubermacht, ihn zu retten. Der Eherne bejahte es, und verschwand. Aber in wenig Augenblicken sprengte ein ungeheures Heer ehern er Reiter aus dem nächsten Walde heran, und richtete ein so gewaltsames Gemetzel unter der Menge an, daß der König sammt seinem Geschwader mausetodt auf dem Platze blieb, und das Volk haufenweise auseinander lief. Und alsobald sah Miska sich nicht nur gerettet, sondern, rings von dem schützenden ehernen Heer umgeben, auf die Burg geleitet, wo er noch denselben Morgen zum Könige ausgerufen, und mit seiner geliebten Prinzessin vermählt wurde.

Nun ließ er durch Hilfe seines Kobolds, welcher ihm fortan stets getreu blieb, seine beiden Brüder herbei holen, und betheilte sie mit Würden und reichen Gütern. Durch sein Tabakspfeifchen aber, das er immer bei sich trug, ward er in Kurzem so reich und mächtig, daß ihm alle benachbarten Könige und Fürsten zinsbar und unterwürfig wurden.

Waldhüter-Mährchen.

In einem tiefen Gehölze wohnte einst ein Waldhüter mit seinem lieben Weibe, oblag der Jagd, und lebte zufrieden mit dem Ertrage, den sein nie erschlaffter Bogen ihm von Tag zu Tage gewinnen half. Auf diese Weise brachte er zwei Jahre in süßem Ehefrieden hin, aber ohne sich eines holden Kindersegens erfreuen zu können, nach welchem ihm doch gar sehr verlangte. Indessen tröstete ihn das Sprichwort: Geduld bringt Rosen, ja es bewährte sich endlich auch so offenbar an ihm, daß man meinen sollte, das Schicksal habe all seine Macht aufgeboten, dasselbe seinetwillen im Uebermaß zu bestätigen. Im dritten Jahre ward seine Gattin schwanger, und als sie das Herannahen ihrer Wehestunde immer mehr und mehr fühlte, da bedurfte sie einer Hebamme. Der Waldhüter, gleichwohl besorgt für das Heil seiner Ehehälfte, aber unbekümmert um die Dinge, die derlei Vorfälle zu begleiten pflegen, machte sich schleunig auf den Weg nach dem nächsten Dorfe, und brachte die ersehnte Wehemutter so schnell er konnte. Bald aber empfahl er die beiden Weiber dem guten Glücke, nahm Pfeil und Bogen, und begab sich auf die Jagd in sein Gehölze.

Kaum hatte er seine Hütte verlassen, so rückte der entscheidende Augenblick heran, und das Weib gebar, ohne alle Gefahr, nicht weniger als zwölf rüstige, gesunde Knäblein.

Die Wehemutter wusch jedes derselben aufs Reinlichste, und setzte sie alle zusammen in die Mitte der Stube in einen Kreis herum. Da schlugen die wackern Kleinen lebhaft um sich her, und erhuben ihre ersten Lebenslaute zu einem kraftvollen Tutti.

Während dieser Begebenheit war der Tag geschieden, und der Abend rückte mit seinen Schatten allmälich über Feld und Gebirge. Der sorglose Schütze dachte an sein Abendbrot, und kehrte, mit einigen Hasen beladen, zurück in seine Hütte.

Aber welch ein Unfall traf hier den Unbefangenen, wo der Segen des Himmels in so zahlreichen Gestalten seiner wartete Er kam, sah, und verlor gleich beim ersten Anblick seiner Besscherung den Verstand, daß er alsobald rasend zur Thüre hinaus stürzte, geraden Wegs wieder ins Dunkel der Wälder eilte, und von der Stunde an nimmermehr zurück kam.

Das arme Weib blieb nun mit ihren zwölf Knäblein verlassen in ihrer Hütte, und wünschte, da sie außer dem Beistande der Wehemutter, welche gleichwohl nach Möglichkeit für sie sorgte, keine Hilfe zu hoffen hatte, nichts sehnlicher, als bald ihr Lager melden, und Nahrung für ihre Kinder suchen zu können.

Als nun nach langem schmerzlichem Warten diese Zeit endlich gekommen war, verfertigte sie sich Pfeil und Bogen, durchstrich Wälder und Gebirge, und brachte täglich so viel Wild nach Hause, als sie und die Ihrigen zum Unterhalt bedurften. Also verlebte sie fünfzehn Jahre; die Kleinen wuchsen voll Gesundheit und Kraft heran, und lernten bald auf dieselbe Art ihre Bedürfnisse befriedigen.

Ehe sie aber noch ihr sechzehntes Jahr erreicht hatten, gefiel es dem Himmel, die Mutter zu sich zu rufen, und so blieben die Knaben nun, ohne elterliche Pflege und Aufsicht, sich und ihrem Schicksale überlassen. Indessen lebten sie, wie bisher, von der Jagd, theilten den Ertrag brüderlich unter sich, und blieben beisammen in Eintracht und Frieden.

Der wahnsinnige Vater hingegen irrte immer noch unaufhaltsam in den Wäldern umher. Seine Kleider waren längst zerrissen, und seine Gestalt schreckte Jeden, der ihn erblickte. Obgleich andere Waldhüter ihm zuweilen begegneten, und seinen Söhnen Nachricht von seinem Schicksale brachten, so konnte seiner doch Niemand habhaft werden, da er Jedermanns Nähe vermied, und bei dem bloßen Anblick eines Menschen gleich einem scheuen Wilde sich in das tiefste Dunkel der Wildniß zu verbergen eilte. Indessen ging aber das Schicksal des Unglücklichen den Herzen seiner Söhne mit jedem Tage näher. Einst traten sie zusammen, und beriethen sich sehr ernst und angelegentlich, ein Mittel zu erkunden, denselben in ihre Hände zu bekommen, um ihn sodann nach Möglichkeit zu pflegen und zu Verstand zu bringen.

Sie kamen überein, sich mit einer gebratenen Gans, einem Kruge Branntwein, und einem großen Stiefel in den Wald, und zwar zu einem daselbst befindlichen Brunnen zu begeben, bei welchem ihr Vater schon oftmals von den Waldhütern gesehen ward. Mit diesen Dingen machten sie sich eines Tags auf den Weg, und stellten, als sie an besagtem Orte angekommen waren, das Mitgebrachte vor den Brunnen hin, zogen sich sodann ins Gebüsch zurück, und lauerten verstohlen auf seine Ankunft.

Geraume Zeit hatten sie hier bereits gewartet, als sie plötzlich ein Geräusch nahender Tritte hörten, und eine dunkle Gestalt erblickten, welche sich nach dem Brunnen hin bewegte. Mit gespannter Neugier guckten sie aus ihrem Hinterhalt hervor, und ersahen endlich mit Staunen und Entsetzen den Nahenden, der mehr einem Gespenste, als einem Menschen ähnlich schien, mit der Beschreibung aber, welche ihnen die Waldhüter von ihrem Vater gemacht hatten, vollkommen übereinkam.

Kaum war er dem Brunnen genaht, seinen Durst zu löschen, als er beim Anblick der ungewöhnlichen Dinge, die sich vor demselben befanden, stutzig zusammenfuhr, sogleich nach allen Seiten hinblickte, und sich dabei gar eilfertig anstellte, um bei der ersten Entdeckung einer Menschengestalt hinweg zu laufen. Da aber die Jünglinge sich sehr behutsam verborgen hielten, und auch sonst sich nirgends ein Laut vernehmen ließ, so legte sich seine Besorgniß nach und nach und er wagte es, aus dem Brunnen zu trinken.

Nachdem er sich erquickt hatte, schien der Gänsebraten, das Krüglein und der große Stiefel seine Aufmerksamkeit von Neuem auf sich zu ziehen, und er konnte es seiner Lüsternheit nicht versagen, sich dieser Dinge zu bemächtigen. Ganz gemächlich legte er sich am Brunnen hin, verzehrte mit sichtbarem Heißhunger die Gans, und leerte mit faunenhaften Zügen das Krüglein.

Der Trank schien bald zu wirken; denn kaum hatte er ihn ausgeschlürft, als er sein Behagen durch muthwillige Sprünge und allerlei possierliche Geberden zu erkennen gab. Bald ergriff er auch den Stiefel, betrachtete ihn von allen Seiten, und nickte frohlockend mit dem Kopfe, als winkte er sich selbst Beifall, den Gebrauch desselben errathen zu haben.

Also in sich vergnügt, setzte er sich wieder auf die Erde, und versuchte den Stiefel über beide Füße zugleich anzuziehen. Obschon dieser weit genug war, den Fuß eines Halbriesen zu bekleiden, so kostete es dem Verirrten doch ungemeine Anstrengung, seine Absicht zu erreichen. Von Mühe und dem Genusse des genossenen Trankes überwältigt, sank er allgemach am Brunnen hin, und entschlief in behaglichem Taumel.

Als seine Söhne dies bemerkten, eilten sie zugleich mit aller Behutsamkeit aus dem Gebüsch hervor, huben den Schlaftrunkenen von der Erde auf, und trugen ihn nach Hause. Aber noch waren sie nicht auf halbem Wege, als sie mit Entsetzen bemerkten, daß die Bürde, welche ihnen bei jedem Schritte schwerer geschienen hatte, eine Leiche war. War es Wirkung des zu hastig verschlungenen geistigen Getränkes, oder der zu schnellen Sättigung eines langen Hungers, genug, der Vater lag todt in seiner Söhne Armen.

Bestürzt umstanden nun die Unglücklichen den theuren Leichnam, und begruben ihn sodann unter Reuethränen und manchem Vorwurf, womit sie ihr thörichtes Unternehmen beschuldigten, unfern ihrer Hütte unter einer Eiche.

Nach diesem Ereignisse blieben sie noch einige Zeit beisammen; endlich aber sehnten sie sich in die Fremde, beschlossen, ihr bisheriges Verhältniß aufzugeben, und auf verschiedenen Wegen ihr Glück zu suchen.

Nachdem sie einen Tag festgesetzt hatten, sich zu trennen, begaben sie sich nochmals mit einander auf die Jagd, um sich im Voraus so viel Wild zu verschaffen, als sie wenigstens für die ersten Tage ihrer Wanderung bedurften. Als nun aber jener Tag gekommen war, gingen sie zur Eiche, die das Grab ihres Vaters beschattete, schworen sich ewige Bruderliebe, und gingen sodann mit herzlichem Abschiede auseinander.

Wie weit jeder dieser zwölf Brüder auf seiner Wanderung gekommen, wo und auf welchem Wege er seine Bestimmung gefunden, — dies zu erzählen wäre eine um so weitläufigere Aufgabe, da das Schicksal des Letztgebornen allein merkwürdig genug ist, um demselben unsre Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Dieser Junge hatte von Kindheit auf eine Abneigung vor jeder mühsamen Arbeit und Beschäftigung; daher verließ er sich in allen Nöthen auf die Gunst des Glücks, um so mehr, da er sich schon mehrmals überzeugt zu haben glaubte, daß dasselbe ihm besonders gewogen sei. Während die Andern bei allem Ungemach der Zeit, der Witterung und der Wege einem Wilde zuweilen mit aller Mühe nachsetzten, legte dieser sich mit seinem Geschütze behaglich auf den nächsten grasigen Hügel hin, und ließ sich im Schatten der Bäume wohl geschehen. Und meistens geschah es, daß, während seine Brüder die Fährte eines Hasen im Schweiße ihres Angesichts verfolgten, ihm, wie gerufen, ein Rehbock oder wohl gar ein Hirsch so nahe vor Augen kam, daß er ihn ohne Mühe erlegen konnte. Dafür hatte er aber auch gar manche Neckerei von seinen Brüdern zu erdulden; denn sein Glück weckte ihren Neid, und sie nannten ihn schlechtweg den Faulpelz.

Das Vertrauen auf die Huld der blinden Göttin geleitete ihn treulich auf seinen Wegen. Bei Tage erlegte er allerlei Wild, das ihm in großer Menge aufstieß, machte sich Feuer an, briet und verzehrte es; des Nachts bettete er sich auf weichem Grase, und schlief getrost dem kommenden Morgen entgegen.

Nachdem er seine Wanderung auf diese Weise sechs Tage fortgesetzt hatte, gelangte er in eine ihm ganz unbekannte Residenzstadt eines Königs. Hier sprach er im ersten besten Gasthofe ein, und bot dem Wirthe einen Hasen für einen Trunk Wein, um sich nach seinen Reisebeschwerden behaglich zu erquicken. Der Wirth kredenzte ihm mehr als er trinken und essen mochte, bot ihm auch ein Nachtlager, und beköstigte ihn aufs Billigste.

Kaum hatte er sich zu Tische gesetzt, als eine Menge Leute sich in der Gaststube versammelten, und mit großer Bedeutenheit von einem unerhörten Vorfalle, der sich so eben zugetragen hätte, einander Kunde gaben. Die Sache war auch in der That von nicht geringem Belang, denn sie betraf das Interesse des Königs. Dieser hatte neun und neunzig Sauhirten in seinem Dienste, welche sämmtlich in Verlust gerathen, und aller Wahrscheinlichkeit nach auf immer unsichtbar geworden waren. Der neun und neunzigste derselben wurde nun erst seit der letztverflossenen Nacht vermißt, und doch zweifelte man allgemein, daß der König je wieder einen finden würde, der den gefährlichen Dienst desselben auf sich zu nehmen wagte. Denn so reichlichen Lohn man auch Jedem versprach, der sich entschlösse, die königliche Schweineheerde nur einen einzigen Tag zu hüten, so meldete sich doch Niemand im ganzen Reiche, und der erhabne Eigenthümer lief Gefahr, seine Heerde zu verlieren.

Der junge Fremdling hörte diese Erzählung mit Verwunderung an, konnte sich aber die Schwierigkeit nicht denken, die mit dem Sauhirtendienste verbunden wäre. Da der Wirth es sich schon seit geraumer Zeit angelegen sein lassen, Hirten für die Heerde des Königs zu werben, so fragte er seinen jungen Gast, ob er sich nicht herbeiließe, diesen Dienst anzutreten, indem er zugleich hinzusetzte, der König bezahle für jeden einzelnen Tagsdienst ein ganzjähriges Dienstlohn. Warum nicht? antwortete Pista, (so hieß der junge Abenteurer,) und zeigte sich ganz entschlossen, den Antrag einzugehen, da er durchaus nicht glauben wollte, daß zum Dienste eines Sauhüters mehr Kenntniß und Mühe nöthig sei, als er aufzubieten gewohnt war. Seine Zusage ward angenommen, und der Wirth führte ihn sogleich mit vieler Freude zum Könige, und rühmte in der ganzen Stadt die muthvolle Entschlossenheit seines Gastes.

Der Herrscher empfing Beide mit großer Huld, und bestätigte dem Jünglinge nicht nur die ihm schon durch den Wirth

gemachte Zusage, sondern auch ein Ehrengeschenk noch obendrein, wenn er seinem Dienste mit Eifer und Standhaftigkeit obläge. Er ließ ihm sogleich ein reichlich bestelltes Nachtmahl auftischen und beschied ihn auf morgen mit den huldvollsten Glückwünschen auf die Haide hinaus zu seiner Schweinheerde.

Ehe der Tag zu grauen begann, hatte Pista sich schon am bestimmten Orte eingefunden. Die Haide lag in einer anmuthigen Gegend, welche von der einen Seite Gebirge, von der andern ein dichter Wald begrenzten. Bei seiner Ankunft war Alles ruhig, und darum konnte er nicht begreifen, welche Gefahr hier zu befürchten wäre.

Unter mancher Erwartung verging ihm der Tag, und auch der Abend nahte eben so friedlich heran, wie der Abend geschieden war. Mond und Sterne erleuchteten die Gegend weit umher, und die wohlthätige Kühle der Luft lud den sorglosen Hirten zur Ruhe. Er legte sich getrost in die Nähe seiner Heerde hin, empfahl sich und seine Pfleglinge dem Glücke, und schlief in Frieden ein.

Noch hatte er aber kaum ein Ständchen geschlafen, als ihn die seltsamste aller Nachterscheinungen aus seinen Träumen weckte. Der oberälteste Eber seiner Heerde stand vor ihm und redete ihn also an: „Fürchte dich nicht, denn ich bin dir freundlich gewogen, und komme nun als wohlmeinender Rathgeber zu dir, um dich vor den Gefahren zu warnen, welche dir bevorstehen. Da ich dich einmal zu meinem Günstlinge ausersehen habe, so will ich dir meinen Beistand bestens angedeihen lassen. Wenn du uns morgen Abends heim treibst, so sorge sogleich, daß der König dir einen Laib Brot, und eine Flasche Wein für den nächsten Tag mitgebe. Diese zwei Dinge werden dich vor jedem Unglück schützen. Ein großer Drache, der diesen Wald beherrscht, wird dich überwältigen und verschlingen wollen; gibst du ihm aber diese Geschenke, so wirst du ihm nicht nur widerstehen, sondern, wenn er den Wein wird getrunken haben, ihn auch ermorden können."

Pista erstaunte nicht wenig über diese Erscheinung; er rieb sich die Augen, spitzte die Ohren, und nahm alle seine Sinne zusammen, um sich zu überzeugen, ob er träumte oder wachte. Da er aber den Eber leibhaft vor sich sah, und jedes seiner Worte ganz deutlich vernahm, dankte er endlich demselben für die so günstige Weisung, und versprach ihm, solche pünktlich zu befolgen.

Als der zweite Abend gekommen war, trieb er die Heerde heim. Der König sah ihm nicht ohne Verwunderung entgegen, ließ ihm alsobald den verheißenen ganzen Jahreslohn bezahlen, und erlaubte ihm noch obendrein, sich eine besondere Gnade auszubitten. Pista strich sein Geld frohlockend in die Tasche, und verlangte vor der Hand nichts weiter, als Brot und Wein für den nächsten Tag.

Kaum hatte noch der Hahn der ersten Frühstunde entgegengekräht, so war unser Hirt mit seiner Heerde schon wieder zum Thor der Stadt hinausgezogen. Er begab sich auf dieselbe Haide, wo er die vorige Nacht zugebracht, und jenes seltsame tête à tête mit dem Schweinbären gehalten hatte. Sobald er an Ort und Stelle ankam, trat sein borstiger Mentor wieder zu ihm und sprach:

Flink und ohne Zagen
Setze dich auf meinen Rücken,
Und in wenig Augenblicken
Siehst du dich an's Ziel getragen.

Der Junge bestieg den Eber, und im Nu sah er sich zu dem nahen Walde gebracht, und unter einer ungeheuern Eiche abgesetzt. Hier wiederholte der Eber nochmals, was er seinem Günstlinge schon Tags zuvor an's Herz gelegt hatte, und eilte alsobald zurück zu seiner Heerde.

Pista hielt sich bereit, seinem Abenteuer zu begegnen, und ehe er sich noch genau nach dem Tummelplatze umgesehen, drang ihm mit einem Mal aus dem Innern des Waldes ein so gewaltiges Geräusch zu Ohren, daß alle Bäume um ihn her, wie bei einem Sturme, rauschten. Dieses Getöse kam immer näher, und bald erblickte er einen ungeheuern Drachen, welcher gerade auf ihn heran eilte, in seinem Laufe eine Menge Bäume und Gesträuche erschütterte und manche auch sogar zu Boden riß, und ihn schon von ferne zu verschlingen drohte. Wohl eingedenk der Worte seines Mentors, faßte Pista sich ein Herz, bot dem Drachen Brot und Wein, und flehte um Schonung seines Lebens.

Diese liberale Begegnung überraschte das Ungeheuer mehr, als es der Widerstand einer ganzen Schaar Schweinehirten vermocht hätte. Ruhig empfing der Drache die Gaben des Jünglings, verzehrte sie mit großem Behagen, und taumelte, da der Trank seine Wirkung sehr bald begonnen hatte, schläfrig zu Boden hin. Pista säumte nicht, seinen Vortheil zu nutzen. Wie er bemerkte, daß der Drache eingeschlafen war, zog er sein Taschenmesser hervor, und schnitt dem trunkenen Ungeheuer die Kehle ab; ehe er aber seine Operation noch ganz vollbrachte, sah er aus dem Rachen desselben einen kupfernen Schlüssel herausfallen; diesen hob er sogleich auf, und steckte ihn in seine Tasche.

Indessen hatte die Schweineheerde sich allgemach waldeinwärts gezogen, und zwar nach einer Gegend zu, die ziemlich weit von der Stelle entlegen schien, wo das Ungeheuer seinen Tod gefunden. Pista, besorgend seine Pfleglinge zu verlieren, beschloß sogleich, die Krümmung des Forstes abzuschneiden, und in gerader Richtung und zwar auf eben dem Wege, welchen der hervorstürzende Drache genommen hatte, denselben zu Hilfe zu eilen.

Kaum war er eine Strecke weit gekommen, als eine neue überraschende Erscheinung all seine Besorgniß zerstreute. Ein ungeheures, ganz von Kupfer gebautes Schloß stand vor ihm da, dessen Pracht die Residenz seines Königs bei Weitem übertraf, und das um so mehr Einladendes für ihn zu haben schien, da nirgends, so weit sein Auge spähte, ihm eine Wache den Zugang wehrte. Still und einsam war Alles um ihn her, auch nicht eines Vogels Stimme unterbrach das Schweigen seiner Umgebung. Er eilte daher ohne Bedenken zur Burg hinan, fand aber alle Thore derselben fest verschlossen. Sogleich erinnerte er sich des Schlüssels in seiner Tasche; er zog denselben hervor, versuchte ihn am nächsten Schlosse, und sah mit froher Verwunderung, daß sich ihm alle Riegel und Thore aufthaten. Bald befand er sich in dem herrlichsten Palaste, den er je gesehen. Die Zahl der Prachtgemächer, die sich rings um ihn her öffneten, war so groß, daß er nicht gleich mit sich einig werden konnte, welches er zuerst betrete. Getrost ging er durch die erste Vorhalle, und kam von Gemach zu Gemach, bis er endlich mit verblendetem Gesichte in einen Spiegelsaal gelangte, wo ihm allerlei goldenes und silbernes Geräthe entgegen glänzte. In der Mitte des Saals stand ein silberner Tisch, auf welchem eine goldene Gerte lag. Ohne eigentlich zu wissen warum, nahm er die Gerte, und machte einen Schlag auf die Tafel, worauf sogleich ein junger Drache vor ihm erschien, und mit unbeschreiblicher Höflichkeit fragte, was ihm zu Befehle stände.

Pista faßte sich, und äußerte den Wunsch, das ganze Innere des Palastes, sammt den dazu gehörigen Gärten in Augenschein zu nehmen, worauf der dienstbare Drache sich sehr bereitwillig erwies, und seinen Gast bat, ihm zu folgen. Er führte ihn durch alle Gemächer und Säle des Schlosses, deren jedes allein die Schätze eines ganzen Königreichs zu enthalten schien; sodann ging er in die Stallungen, wo herrliche Hengste goldenen Hafer aus silbernen Krippen speisten, und den Eintretenden voll Muth entgegen wieherten. Endlich aber kamen Beide in einen Garten, der voll wunderschöner Blumen und köstlicher Früchte prangte, und den Fremdling wie ein zweites Paradies mit allen Reizen der Natur umfing. Pista konnte sich nicht enthalten, eine Rose zu pflücken, und sie auf seinen Hut zu stecken.

Nachdem er Alles besehen hatte, fragte er den Drachen nach dem Herrn dieses Palastes; dieser aber bückte sich mit tiefer Ehrerbietung vor dem Fremdlinge, und bat ihn, als den nunmehrigen Eigenthümer aller dieser Schätze, seine Huldigung in Gnaden anzunehmen, indem er ihm zugleich versprach, genau über Alles und Jedes wachen und dessen hohe Zufriedenheit aufs Würdigste verdienen zu wollen. Pista erstaunte nicht wenig über diese Begegnung; da er aber wohl merkte, daß alle die Erscheinungen, welche ihm seit Kurzem vorgekommen waren, nichts weniger als natürlich seien, ließ er sich die Huldigung des Drachen gefallen, und spielte seine Rolle so gut er konnte. Nachdem er Letzterm Beifall zugewinkt hatte, ging er mit stolzer Gravität aus dem Schlosse. Rasch donnerten hinter ihm von selbst die Thore zu, er aber versperrte Schlösser und Riegel mit seinem Schlüssel, und begab sich nun weiter in den Wald, um seine Schweine aufzusuchen.

Es währte nicht lange, so begegnete ihm die ganze Heerde in bester Ordnung. Schon war der Tag in Westen verglüht, und die Schatten der Berge breiteten sich allgemach über das Gefilde. Nun schien es ihm Zeit, seinen Rückweg anzutreten; er pfiff, seine Heerde setzte sich in Bewegung, und ehe noch der Abendstern am Himmel glänzte, war sie daheim in ihren Hürden.

Pista hatte nicht so bald seine Pfleglinge versorgt, als ihm die Töchter des Königs mit ungemeiner Freundlichkeit entgegen eilten. Schon von ferne hatte die Jüngste derselben die schöne Rose auf seinem Hute bemerkt, und konnte dem Wunsche nicht widerstehen, sie zu besitzen; schnell kam sie daher mit ihren Schwestern herbei gelaufen, und forderte die schöne Blume. Der Sauhirt überreichte sie der Prinzessin alsogleich, und fand sich sehr hochgeehrt, seine Gabe an dem Busen der liebenswürdigsten Königstochter zu sehen.

Der König aber, der sich indessen über die eben so glückliche als pünktliche Zurückkunft seines Hirten höchlich verwunderte, ließ denselben sogleich zu sich berufen, und fragte ihn

angelegentlich um Alles, was ihm auf seiner Haide begegnet wäre. Allein Pista wich diesen Fragen sehr behutsam aus; er antwortete sehr kurz, und vermied jede Erklärung, die seine so seltsamen und glücklichen Abenteuer hätte verrathen können. „Diese Rose," sprach er, „die ich schon abgepflückt auf einem Baumstrunke liegen gefunden, ist Alles, was mir unterweges vorgekommen; ich steckte sie auf meinen Hut, um sie nicht ganz ungenossen verwelken zu lassen."

Der König bewies ihm neuerdings seine hohe Zufriedenheit und Gnade, indem er ihm auch für die künftigen Tage denselben reichlichen Lohn zusicherte, den er bis jetzt genossen. — Der Hirt dankte seinem Gebieter und begab sich zu seinen Schweinen, um in der Nähe derselben die Nacht über auf seinem Strohlager auszuruhen.

Kaum war es Mitternacht, so weckte ihn der vertrauliche Eber so wie gestern, und sagte: Pista wolle sich auch für den kommenden Tag mit Brot und Wein versehen, da er es mit einem zweiten, noch größern Drachen, als der erste war, würde zu thun haben. Er rieth ihm, den Mundvorrath zu verdoppeln, fügte aber hinzu, daß er auch diesmal nichts zu befürchten hätte, wenn er dem Ungeheuer eben so muthig wie dem gestrigen begegnete.

Schon vor Tages Anbruch ließ Pista sich zwei Brote und zwei Flaschen Wein reichen, und begab sich mit seinen Schweinen abermals hinaus auf die Haide. Dort angelangt trat der Eber sogleich wieder zu ihm hin und sprach:

Pista, flink und ohne Zagen
Setze dich auf meinen Rücken;
Will dich heut noch weiter tragen,
Und noch Größer's soll dir glücken.

Der Jüngling that nach des Ebers Willen, und rascher als auf eines Renners Rücken sah er sich zu einem Gehege getragen, das eine gute Strecke Weges von dem gestrigen entfernt war. Der Eber setzte ihn auch hier unter einer Eiche ab, wiederholte ihm nochmals was er ihm zum ersten Mal empfohlen hatte, und überließ ihn seinem Schicksale.

Pista wartete nicht lange; bald hörte er ein furchtbares Geräusch von den Wipfeln der Bäume herab; allgemach schien es dunkler um ihn her zu werden, und mit einemmal kam in der Luft ein ungeheurer Drache heran, der, noch weit größer als der erste, die ganze Gegend, wie eine finstere Gewitterwolke, mit seinen Flügeln überschattete, und mit gräßlicher Hast auf den Hirten hernieder zu stürzen drohte. Aber eben so schnell richte Pista ihm die zwei Brote und Flaschen hin, und begünstigte das Ungethüm so glücklich, daß es alsobald sich ruhig niederstreckte, die Victualien mit vielem Behagen verzehrte, und sodann mit brausendem Geschnarche einschlief. Pista nahm auch diesmal den günstigen Augenblick wahr, und schnitt dem Drachen die Kehle ab, wobei demselben ein silberner Schlüssel aus dem Rachen fiel, den Jener sogleich in die Tasche schob.

Nun ging er, so wie gestern, ins Innere des Waldes und erblickte bald ein Schloß, das, ganz von Silber gebaut, seinen Augen schon von fern mit blendendem Schimmer entgegen strahlte. Was er in der kupfernen Burg gethan und gesehen hatte, dasselbe that und sah er auch hier, nur war die Pracht der innern Einrichtung hier noch weit größer, weßhalb er auch bei Betrachtung derselben länger als dort verweilte. Nachdem ihm auch hier ein dienstbarer Drache alle Schätze und Kostbarkeiten gezeigt, und ihn endlich in den Garten geleitet hatte, pflückte er sich eine silberne Rose, dergleichen unzählige an den Sträuchern prangten, und steckte sie auf seinen Hut. Hierauf verschloß er die Thore des schönen Schlosses mit seinem silbernen Schlüssel, begab sich wieder zu seiner Heerde, und trieb sie, als der Tag sich zu neigen anfing, ruhig nach Hause.

Sobald er an Ort und Stelle war, sprangen die drei Königstöchter ihm wieder freundlich entgegen, und die Jüngste haschte ihm die silberne Rose vom Hute weg, und lief mit derselben frohlockend zu ihrem Vater. Der König ließ, wie gestern, den Hirten zu sich berufen, fragte ihn nach Allem, was ihm den Tag über begegnet wäre, und äußerte, da Jener ihm befriedigend geantwortet, seine volle Zufriedenheit.

Dieses Abenteuer wiederholte sich auch den dritten Tag, jedoch mit dem Unterschiede, daß der Hirte in einen goldenen Palast kam, und aus dem Garten desselben eine goldene Rose mit nach Hause brachte, welche die schöne Königstochter, so wie die vorigen, sich zueignete.

Zufälligerweise fiel gerade in diese Zeit die Feier eines Festes, das der König den Freiern seiner drei Töchter zu geben schon längst beschlossen hatte. Er ließ drei goldene Aepfel von gleicher Größe verfertigen, deren jeder mit dem Namen einer der Prinzessinnen bezeichnet, und im Vorhofe seiner Burg an goldnen Schnüren hangend, das Ziel eines Wettkampfs werden sollte, wobei den Siegern die Hände der Königstöchter zum Lohn zuerkannt würden. Wer nämlich von den Kämpfern, zu Pferde, im schnellsten Lauf einen dieser Aepfel mit seiner Lanze herab stieße, dem sollte mit der Goldfrucht auch die Prinzessin, deren Name darauf geschrieben stand, zu Theil werden. Da die drei Schwestern eben so ungemein schön als reich waren, so läßt sich leicht erachten, daß die Anzahl ihrer Freier nicht gering sein mochte. Eine zahllose Menge Prinzen aus nahen und fernen Ländern war um die Königsburg versammelt, und auch des Königs Bruder mit seinen neun Töchtern war zugegen. Das ganze Reich nahm Antheil an dieser Feier, und Jung und Alt freute sich auf ihren Anfang. Alles was königlicher Reichthum an Schätzen aufzubringen vermag, war hier beisammen zu sehen, und alle Reichen und Vornehmen strömten herbei, durch Schimmer und Aufwand das schon längst erwartete Fest zu verherrlichen.

Da sich wohl vermuthen ließ, Pista werde einer so großen Feierlichkeit seine Gegenwart nicht versagen, so lud die jüngste Prinzessin, aus Dankbarkeit für die ihr gegebenen drei Rosen, den Jüngling zum Zuschauer, indem sie ihm rieth, ja nicht wegzubleiben, wenn er anders das Herrlichste, was ihres Vaters Reich an Menschen, Pferden, Kleidern und Edelsteinen besäße, zu sehen nicht verschmähte.

Aber zu nicht geringem Erstaunen der Prinzessin dankte der Hirt für ihre Einladung: er wolle lieber bei seines Gleichen bleiben, und sich, wie bisher, zu seiner Schweinheerde auf die Haide begeben.

Als der Morgen kam, und sich in und außer der Burg schon Alles regte und bewegte, die Straßen von zahllosem Volke wimmelten, ja selbst die mühseligsten Krüppel sich schaulustig herbei schleppten, trieb Pista ganz gleichgiltig seine Heerde aus, und ließ sich nicht den geringsten Anschein von Neubegierde merken.

Wer hätte aber vermuthet, was der verschmitzte Junge geheim bei sich beschlossen, und welch gewaltigen Streich er allen fürstlichen Freiern zu spielen vorhatte? — Kaum war er auf der Haide angelangt, so eilte er sogleich in jenen Wald, wo er ohnlängst sein erstes Abenteuer bestanden. Hier begab er sich gerade in den kupfernen Palast, trat in den Saal, und befahl durch einen Schlag mit der goldenen Gerte dem dienstbaren Drachen, ihm das kostbarste Prachtgewand, wie auch das herrlichste Reitpferd herbei zu schaffen. Der Drache befolgte den Befehl seines Gebieters aufs Schleunigste; er kleidete denselben so geschickt und flink, als es je ein Kammerdiener vermocht hätte, und führte ihm eben so bald ein prächtig gezäumtes Roß herbei, das schon im Herannahen vor Kampfbegier Funken zu sprühen schien.

Kaum hatte Pista den Renner bestiegen, so donnerten von dessen Hufschlage die Hallen des Schlosses hinter ihm; er flog, wie auf Schwingen des Blitzes getragen, über Haide und Straße, und erschien, ehe man sichs versah, in den Schranken der königlichen Kämpfer. Der Schimmer seines Gewandes, die Kraft und Schnelle seines Pferdes, und alle die kostbaren Edelsteine, die ihn schmückten, verblendeten Aller Augen, und Niemand hätte sich beikommen lassen, den Schweinehirten in ihm zu suchen. Alles wich bei seiner Ankunft von der Stelle, und verneigte sich wie vor einem Gotte. Der König selbst hielt ihn wenigstens für seines Gleichen, und bot ihm vor allen Anwesenden sogleich die Ehre des Vortritts an. Allein Pista lehnte diese Auszeichnung bescheiden ab, und bat vielmehr, der Letzte unter den Freiern sein zu dürfen.

Endlich ward das Zeichen gegeben. Alles drängte sich zu den Schranken, und der Wettlauf nahm seinen Anfang. Reiter und Pferde flogen mit heißer Kampfbegier nach dem Ziele, aber Keinem gelang es, auch nur einen der drei Aepfel mit der Lanze zu berühren.

Auf einmal aber sprengte der unbekannte Gast wie ein Pfeil über die Bahn dahin, und traf alsobald den Ersten der drei Aepfel so glücklich, daß derselbe sammt der goldnen Schnur, woran er befestigt war, an seiner Lanze hängen blieb. Aller Blicke starrten ihm verwundert nach, er aber flog mit seiner Siegesbeute unverwandt, und in gerader Richtung über alle Schranken hinweg, und entschwand endlich in der Ferne.

Dieser unerwartete Vorfall bewirkte allgemeine Verlegenheit unter den Freiern und bestimmte den König, die Fortsetzung der Feier auf den kommenden Tag zu verschieben. Indessen schickte er sogleich einige seiner besten Reiter dem seltsamen Flüchtlinge nach, um dessen Aufenthalt zu erkunden; aber ehe diese sich auf den Weg machten, war unser Ritter bereits unsichtbar geworden, und hatte sich in seiner Hirtentracht wieder bei seiner Heerde eingefunden.

Abends kam er, wie gewöhnlich, mit derselben nach Hause, und bestellte seine Geschäfte. Ehe er sich aber zur Ruhe begab, ersah ihn auch diesmal die Jüngste der Prinzessinnen, eilte zu ihm herbei, und erzählte ihm mit großer Bestürzung den unerwünschten Vorfall, wodurch ihr heute der ihr bestimmte Apfel, und mit ihm zugleich der Bräutigam entrissen worden. Der

Hirt tröstete sie mit vieler Theilnahme, indem er sagte, man könnte noch nicht wissen, ob der Unfall, der sie getroffen, ihr nicht noch zum Glücke gereichen werde.

Tags darauf, ehe die Feier des Festes von Neuem begonnen hatte, war Pista mit seiner Heerde wieder auf der Weide. Nun ging er aber in den silbernen Palast, kleidete sich in ein noch schöneres Prachtgewand als das gestrige war, und wählte sich auch ein noch weit herrlicheres Pferd, als das vorige. Schnell wie der Wind, und leuchtend wie Gold und Juwelen, sprengte er nun abermals auf den Kampfplatz heran. Alles erstaunte über diese neue Erscheinung, Alles neigte sich vor ihm, und Niemand erkannte ihn für denselben Gast, welcher sich gestern auf eine so seltsame Weise hervorgethan hatte.

Aber eben so, wie gestern, gab er, als aller Augen auf ihn gerichtet waren, seinem Rosse die Sporen, sprengte mit verhängtem Zügel auf das Ziel los, und flog, wie ein Pfeil, mit dem zweiten goldenen Apfel hinaus über die Schranken, und gar bald auch weit aus dem Gesichtskreis der erstaunten Menge.

Der König und seine hohen Gäste geriethen nun schon in Besorgniß, es walte irgend ein übernatürliches Wesen über diesem Vorfalle, und entschlossen sich beinahe, das Kampfspiel erst nach einem Jahre wieder erneuern zu wollen. Da nun aber schon zwei Goldäpfel verloren waren, so wollte man sich doch auch vom Schicksale des dritten und letzten überzeugen. Der König bestimmte daher die Beendigung des Festes auf den nächsten Morgen, und suchte sich indessen zu beruhigen so gut er konnte.

Wie bisher, geschah es auch zum dritten Mal. Der Hirt war in aller Frühe auf die Haide gezogen, und erschien nun auf einem noch weit herrlichern Rosse, und in einem noch viel prächtigern Gewande als vormals in den Schranken. Er sprengte heran, erhaschte auch den dritten Goldapfel, und jagte zu Aller Erstaunen, schnell wie der Wind, ins Weite.

Das Fest war nun zu Ende; die Versammlung der Freier ging auseinander, und der König beklagte das Loos seiner lieben Töchter. Diese zerflossen beinahe in Thränen, und bejammerten ihr Schicksal als eine Fügung des Himmels, welcher zufolge Keiner von ihnen je ein Bräutigam zu Theil werden sollte.

Da der König schon über den ersten dieser bedenklichen Vorfälle vergessen hatte, dem Hirten sein Taglohn auszuzahlen, und dieser nun schon dreitägigen Gehalt zu Gute hatte, so bediente Pista sich der Befugniß, sein Dienstlohn zu fordern, als einer schicklichen Gelegenheit, zu erfahren, welche Wirkung bei Hofe seine drei Abenteuer hervorgebracht hätten. Noch denselben Abend, nachdem er seine Heerde nach Hause getrieben hatte, verfügte er sich zu dem Könige, verbarg aber seine drei goldnen Aepfel, aus Besorgniß, dieselben möchten ihm, wenn er sie im Schweinstalle zurückließe, entwendet werden, unter seinem Hute, und behielt diesen, gleichwohl im Angesichte seines Gebieters, auf dem Kopfe.

Der König bemerkte dieses gröbliche Benehmen seines Sauhirten nicht ohne Befremden; da er ihm aber wegen seiner wichtigen Dienste überaus gewogen war, so fragte er ihn mit Nachsicht, was er verlangte. Pista hatte sich noch kaum gesammelt, seine Bitte vorzubringen, als die jüngste nun ohnehin mißlaunige Prinzessin hastig herbei eilte, und ihm, mit der Miene höchlich beleidigten Stolzes, den Hut vom Haupte riß. Sogleich fielen die drei Goldäpfel heraus, und rollten vor des Königs Füße hin.

Welches Staunen ergriff nicht den ganzen Hof! Die Königstöchter erkannten sogleich ihre Namen, und konnten kaum Worte finden, ihre Freude über ihre wiedergefundenen Aepfel auszudrücken. Der König drang aufs Huldvollste in den Jüngling, um zu erfahren, wie er zu denselben gekommen wäre. Dieser aber erwiederte mit ungemeiner Freimüthigkeit, er selbst sei der Eroberer der kostbaren Beute, und glaube daher, auf Eine der drei schönen Bräute vollkommnes Recht zu haben.

Da nun der König, wohl eingedenk jener beispiellosen Pracht und Herrlichkeit, wie auch des so seltsamen Siegesglücks, wodurch der Fremdling sich bei jedem Kampfspiele ausgezeichnet hatte, noch gar manchen erheblichen Vortheil hinter dem Dunkel dieses räthselhaften Ereignisses vermuthete, so willigte er ohne langes Bedenken in des Hirten Anspruch. Die Jüngste der Prinzessinnen fühlte sich mit einem Mal erheitert, und so liebevoll zu dem metamorphosirten Sauhirten hingezogen, daß sie, ungeachtet seines zweideutigen Geruchs, ihm um den Hals fiel. Der König aber bestimmte ihn sogleich zum Gatten seiner Tochter, und den nächsten Morgen ward die Hochzeit im Angesichte des ganzen Hofs auf der goldenen Waldburg, welche Pista sich sogleich zur Residenz ersehen, aufs Glänzendste vollzogen.

Nach geendigtem Mahle befahl der Bräutigam seinem dienstbaren Drachen, welcher schon Tags vorher ein zahlreiches Dienerpersonal aus seinem geflügelten Geschlechte geworben hatte, unverzüglich seine eilf Brüder herbei zu holen, indem er demselben ihre Namen angab, und ihre Gestalten nach Möglichkeit bezeichnete.

Ehe die Sonne gesunken war, sahe man diese eilf Brüder im gestreckten Galopp zur Goldburg herein sprengen. Alle waren auf Anstalt des dienstbaren Zauberdrachen überaus herrlich geziert, und sie freuten und verwunderten sich nicht wenig über die so unerwartete Verwandlung ihres Schicksals. Zwei von denselben heiratheten die Schwestern ihrer königlichen Schwägerin, die Andern aber die neun Töchter des andern Königs. Bald eroberten sie eben so viele Königreiche, und lebten alle zusammen glücklich bis an ihr Ende.

Hans Christoph Ernst Freiherr von Gagern.

Dieser geistreiche Staatsmann, der sich nach vielfachen Richtungen hin auszeichnete, ward am 25. Januar 1766 zu Klein-Niedesheim in der Unterpfalz geboren, und begann, noch sehr jung, seine politische Laufbahn vor der französischen Occupation, in fürstlich Nassau-Weilburgischen Diensten. Nach dem Frieden von Luneville ging er als Gesandter seines Hofes nach Paris, und verstand es, nicht allein mit seltener Gewandtheit für denselben zu unterhandeln, sondern auch sich die besondere Hochachtung Talleyrands zu erwerben. — Durch ein Decret Napoleons genöthigt, seinen Posten niederzulegen, begab er sich nach Wien, und half durch kräftige Mitwirkung eine bessere Zeit für Deutschland vorbereiten. Dadurch sah er sich aber gezwungen, diese Stadt wieder zu verlassen, um den Verfolgungen der Franzosen zu entgehen. Nachdem er eine Zeit lang im preußisch-russischen Hauptquartier verweilt, schiffte er nach England über, kehrte jedoch 1814 bereits zurück, um die Verwaltung der oranischen Fürstenthümer zu leiten, und nahm 1815 als Gesandter des Königs der Niederlande Antheil an dem Wiener Congresse. Von dort begab er sich nach Paris, und ward dann 1818 Königl. Niederländischer Gesandter bei dem Bundestage und der freien Stadt Frankfurt, 1820 aber Mitglied der Hessen-Darmstädtischen Ständeversammlung. In demselben Jahre von seinem Könige ehrenvoll pensionirt, lebt er seitdem auf seinem Gute Soden bei Frankfurt als Privatmann. Er ist Ritter des hessischen Löwenordens, des belgischen Civilverdienstordens u. a. O. m.

Von ihm erschien im Druck;

Ueber Religion: Deutschland, 1798.

Die Resultate der Sittengeschichte. Frankfurt a. M., 1808 — 1822. 6 Thle.

Die Nationalgeschichte der Deutschen. Wien, 1813. I. M. A. Frankfurt 1823. II. 1826. Gr. 4.

Berichtigung einiger politischen Ideen. Am Rhein, 1813. 4.

Beiträge zur Zeitgeschichte. Am Rhein, 1814. 4.

Ueber die Auswanderungen der Deutschen. Frankfurt 1817.

Ueber Deutschlands Zustand und Bundesverfassung. Stuttgart, 1818.

Mein Antheil an der Politik. 4 Bde. Stuttgart, 1823 — 1833.

Was v. G. als Patriot und Staatsmann Großes und Bedeutendes vollbracht, ist uns hier nicht gestattet zu würdigen, da dieses Werk nur literärischen Leistungen gewidmet ist. Als Schriftsteller zeichnet er sich durch tiefe und gründliche Kenntnisse, seltenen Scharfsinn, Feinheit und Gewandtheit, außerordentliche Kraft der Rede und einen eben so blühenden als gewandten Styl höchst rühmlich aus, und kann namentlich Politikern als ein musterhaftes Vorbild dienen. —

Ansprache an die deutsche Jugend.

Rem populi tractas? — — — — —
— — — — — — — — —
Quo fretus? Dic hoc magni pupille Pericli.
Scilicet ingenium, et rerum prudentia velox,
Ante pilos venit, dicenda tacendaque calles.
Ergo cum motâ fervet plebecula bile,
Fert animus calidae fecisse silentia turbae
Majestate manûs. Quid deinde loquêre? Quirites,
Hoc, puto, non justum est, illud male rectius illud.
Scis etenim justum geminâ suspendere lance
Ancipitis librae; rectum discernis, ubi inter
Curva subit, vel cum fallit pede regula varo;
Et potis es nigrum vitio praefigere theta.

„Die Sache des Volkes handelst du ab? Zögling des Pe„ricles! Worauf gestützt? Vermuthlich kam Genie und schneller „Begriff der Dinge noch vor dem Bart; du weißt genau, was „man sagen und verschweigen soll. Also wenn der gemeine Hau„fen mit bewegter Galle braust, wird dir schon der Verstand „sagen, mit majestätischer Hand der erhitzten Menge Stille zu „gebieten. Und was dann ferner der Stoff der Rede?

„Bürger, das, meine ich, ist nicht recht, jenes schädlich, „besser dieses. Denn du weißt das Gerechte auf der doppelten „Schaale der in Schwingung begriffenen Wage vortrefflich an„und festzuhängen! Das Gerade unterscheidest du auch zwischen „den Krümmen, oder wo der Maaßstab trüglich ist; und ganz „wohl bist du fähig, der Untugend das schwarze Mal zu setzen."

Der edle Zögling von Volterra, Aulus Persius Flaccus; würdig der Freundschaft der Bessern seiner Zeit, des Cornutus, Thrasea und der Arria, aber noch innerhalb den zwanzigen der Erde und den Seinigen entrissen. IV.

* * *

Auf unsern Universitäten haben sich viele Jünglinge heftig für die Landsmannschaften gegen die Burschenschaft, und die Andern für die Burschenschaft gegen die Landsmannschaften geschlagen. Auf der Wartburg ist Manches, wahrscheinlich Mittelmäßiges, aber unstreitig auch Gutes, verbrannt worden. Die Andern haben es verleugnet, mißbilliget und für ein post festum und hors d'oeuvre ausgegeben. Einen sehr angesehenen Mann hat man ungefähr zur selbigen Epoche auf seiner Durchreise auf einer der Akademien insultirt; einer noch höhern Person auch nicht einmal den Dank der Stiftung bezeigt; und die andern Klügern haben von freien Stücken gleichsam Entschuldigung und Abbitte gethan, oder Reue empfunden. Nein fürwahr, das sind doch vortreffliche Sinnbilder, Muster und Saamen künftiger Einigung und Eintracht in Deutschland, und wir alternde Leute mögen da zur Schule gehn, da uns das so schwer vorkommt! — Junge Freunde, nach diesem Eingang, halb Scherz halb Ernst, soll das Folgende gänzlich Ernst sein. Die innersten Gründe eurer falschen Ansichten, Irrthümer und Trugschlüsse zu entdecken, nachdrücklich zu rügen und wohlwollend, ja liebevoll und väterlich euch zu warnen und zurückzuführen, und sicher nicht die Verdorbenen, sondern die Geistreichsten unter euch, sei mir jetzt eine heilige Pflicht, mir wohl bewußt, daß ich auch hier auf dem Pfade der Alten wandle! Aber auch gegen mich gekehrt, jenes quo fretus, wo ist mein Beruf! Nicht nur sechs Söhne, die zu euch gehören, Erfahrung, Studium unserer Geschichte, und mein Zwischenalter; es sind noch speziellere Verhältnisse, die mich an euch binden. Es ist hier nur die Fortsetzung meines frühern Beginnens. Als noch Alles die Flügel hängen ließ, am Vaterland und an sich selbst verzweifelte, und mein Beruf mich an Napoleons Hof führte, widmete ich euch dort die Resultate der Sittengeschichte, das Buch von den Fürsten, und erließ im Eingang an euch die ernste Mahnung:

Euren Seelen Festigkeit und Stahl zu geben, den gesunkenen Geist zu heben, der Sittenlehre und dem Völkerrecht mit den Bessern unter uns das Wort zu reden, und alles Feuer, allen Entschluß und Streben der Jünglinge zu einer bessern Vaterlandsliebe zurückzuführen, das sind meine ersten offenen unverhohlenen Zweckr.

Und als die Stunde der Befreiung näher rückte, sprach ich am Schluß des andern Theils noch einmal im selbigen Sinn; beides, wie mich dünkt, des großen Gegenstands nicht unwürdig:

Ich kehre noch lieber zu den Platonischen Ideen von den Metallen zurück. — Die Alten sagten, wir seien die Schmiede unsers Glücks. Jedes Alter ist bereits in Uebung. Darum, muntre Knaben, pocht die Erze, Jünglinge, den geschliffenen Stahl gebe ich euch in die Hand, das Silber sucht, das Gold verdient.

Freunde, das war nicht der Stahl, den Sand erkohren hat; es war einzig der Stahl, den eben jene Söhne bei Leipzig, bei Arcis sur Aube, und bei Waterloo führten; es war eben der Stahl, womit die deutsche Jugend bald siegreich aus den Schlachten kam.

Allein man hat dem Vaterland und euch damals Dinge versprochen, und ihr behauptet, oder gebt zu verstehen, oder Andre sagen für euch, das ihr vergeblich auf die Erfüllung wartet! Das laßt uns verständig, offen und recht umständlich prüfen.

Ich war einst auch einer der Versprechenden und erinnere mich noch sehr wohl meiner Vollmacht, meiner Absicht und meiner Allocution. Was im Massauischen überhaupt sich zutrug, soll als Analogie gelten, und ich werde dann leicht vom Besondern zum Allgemeinen gehen.

Zu der Zeit Minister in den Oranischen Fürstenthümern, fügte es sich, daß in Abwesenheit des Landesherrn Alles auf mir lag. Die Freiwilligen, die Landwehr, auch die stehende Mannschaft, als Napoleons Herrschaft dort im Großherzogthum Berg aufhörte, habe ich allein komponirt. Unstreitig ganz außer meinem Fach und Handwerk. Auf die gebildete Jugend des Landes setzte ich Vertrauen; ich fand und nährte mit all meinen Mitteln den public spirit; sie gingen zu den großen Heeren, und waren unter den Ersten, auf welche in jenen blutigen Tagen der Feind traf.

Aber diese einzige Schlacht endigte den Krieg. Sollen wir es als ein Uebel ansehen, daß die Verlängerung nicht beitrug, die Haufen zu verdünnen, die Ehrgeizigen empor zu heben, oder in das Reich ihrer Väter zu senden! Freunde, dieser Kannibalen-Gedanke kann weder in euerer, noch in meiner Brust statt finden. Das Vaterland, und was uns rechts und links umgiebt, hatte früher, so viele Jahre lang, genug geblutet! —

Seinen Werth und sein Verdienst kann man leicht überschätzen. Häufig hörte ich die Franzosen im Lauf ihrer Siege selbst sagen: Tout le monde est brave. Sicher gilt dasselbige von Leipzig und Hanau, von Ligny und Waterloo! Man führt die Kriege nicht mit den Greisen, sondern mit der Jugend des Landes! Daß die unsrige dem Aufruf folgte, war recht und lobenswerth und nichts weiter! Nach dem Tag von Cannä wunderte man sich nicht, daß die jungen Männer, sondern daß Sklaven in die Reihen traten! Für jene bedurfte es keiner besondern Lockungen, als daß ihr Vaterland in Gefahr, ihres Arms, ihrer vermehrten Anstrengung bedürfe! Und die Sybillinischen Bücher hießen sie schon früher nach dem Tag von Thrasymene = aedem menti, der Vernunft und Einsicht und der Besonnenheit einen Tempel bauen, und sonst nichts. Dasselbige thut uns nothwendig, und die Sybille hat für alle Jahrhunderte gesprochen.

Damit will ich keineswegs euren Enthusiasmus und seine herrlichen Früchte leugnen, noch den Werth verringern. Als ewiges Muster in künftigen Bedrängnissen wird dieser Feuereifer geschichtlich dastehn, und ich möchte ihn schildern können; lieber als ihm Abbruch thun.

Allein hier treffe ich bereits auf den Wirrwarr der Ideen, auf Thorheit und Ueberspannung. Sicher hat Niemand versprochen, das Regiment der Länder und der Heere, die Führung der Dinge auf der Erde nach vollbrachtem Kampf den Jünglingen zu übergeben; noch, was ungefähr dasselbige wäre, ihrem Urtheil, was dieser Erde frommt! Laßt der Natur, den Jahren und dem Fortrücken seinen Lauf.

Alsobald fallen mir jene grausen Handlungen ein, noch weit andre, bedeutendere, als die zur öffentlichen Kunde kamen. In meinen Augen weit stärkere Symptome der unermeßlichen Verwirrung und Empörung der Gemüther! Als ich jüngst in meiner Nähe nach dem botanischen Garten des Ortes Langenhahn ritt, mit den dortigen Verhältnissen unbekannt, hörte ich vom neuen Oberförster. — Wo ist der vorige? — Der Oberförster F... hat sich, und J... auch, erschossen. Warum? Liebe, Melancholie, Mangel, Darben zahlreicher Familie? Nein, — politische Ideen; es gefiel ihnen nicht mehr in der deutschen Welt.

Ein Paar junge ledige Freunde, Beide Freiwillige, getäuscht nach ihrer Meinung, haben sich nach genommener Abrede und gewechselten Billetten hier und in H. zur selbigen Zeit selbst entleibt! Also hier nicht zugefügtes Unrecht, unerfülltes Versprechen, langes Warten, gehemmte Laufbahn und Dürftigkeit; von Allem vielmehr das Gegentheil. Gunst und Rücksicht, Brod, ehrbares Amt, fernere Aussicht, genügende Beschäftigung! Kein Reiz, keine Verführung, als aus ihnen selbst. Folglich überspannte Erwartung, Grille, unermeßliche Extravaganz und Verstimmung, ja Empörung des Gemüthes! Sand war vielleicht durch speziellere Dinge gereizt; durch Stolz, Selbstvertrauen und Gefühl gewaltiger Stärke; durch die Erwartung, auf die-

sem Wege berühmt zu werden, Eindruck, ja vielleicht nach seiner Weise Nutzen hervorzubringen. Hier nicht, hier ist allein kalte Verzweiflung am Schicksal. Was haben sie also früher erwartet und gehofft, wenn gleich dunkel? Tumult, Umwälzung, ein tolles Glücksspiel! Als könnte der Völker Band nur mit flüssigem Blut gekittet und geleimt werden! Davor aber wolle die Vorsehung die Erde und den vaterländischen Boden bewahren!

Sinnliche Begierden — vermehrte Lust zu haben, sind nur zu oft bei diesem und jenem im Hintergrund, und republikanische Maximen, sesquipedalia verba nur im Mund! Sparta und Champagner Wein gehören nicht auf dieselbe Zunge. Wir sind nicht reich in Deutschland, und andre Nationen haben diesen Vorzug für uns! Und auch die Armuth muß man tragen können. Fürwahr, dieser Mißmuth hätte keineswegs so überhand genommen, hätte unter uns das Bewußtsein wiedererrungener Freiheit und Unabhängigkeit, des wiedererrungenen Ansehens und der Ehre, und noch mehr hätte das Bewußtsein, auch nur einen entfernten Theil dazu beigetragen zu haben, in unsrer und der Jünglinge Seelen den rechten Sterlingwerth! Ja wären sie der Freiheit ächte Söhne! Und hätten die, welche sich zu Lehrern und Führern oder Sprechern aufwarfen, kluge Männer in bedeutenderer Anzahl, mannigfaltig, einstimmig, eben diese des Vaterlandes wiedergewonnene Vortheile billig erwogen und verherrlicht; hätten sie verständiger geprüft und verglichen, was haben wir errungen! Wären wir auf solche Weise dankbar gegen die schirmende Vorsehung gewesen; fürwahr es wäre Vieles anders.

Ist denn der ganze Becher des Lebens und des Lebensgenusses auf einmal auszutrinken? Ist der Durst nach That so elend und so dringend? Haben wir Brief und Siegel, daß das Vaterland dieser raschen Arme nicht mehr bedürfen werde? Blücher selbst, wie viele Widerwärtigkeiten, wie viele herbe Stunden gingen an ihm vorüber, bis er in so spätem Alter zum gehofften Ziel und zum Lorbeerkranz kam! Noch am Vorabend war er gewichen, und zur Erde gesunken.

Wie unendlich viele Täuschungen sehe ich, dem Chaos ähnlich, nah und fern! Diese angesprochenen Konstitutionen der Unsrigen, was auch die Modalität der Verheißung war, werden allerdings gegeben. Nur eine große und grobe oder verschmitzte Unwissenheit hält diese Dinge für leicht; nur der Leichtsinn schüttelt sie aus dem Aermel. Wenn irgend etwas den natürlichen Lauf, den planmäßigen Fortgang, die verständige Entwickelung, das behutsame Dringen der Bessern gestört hat, so sind es eben diese Exzesse! Ich habe wohl auf Reisen vernommen, daß die jungen Berner nach den Schulen zu Rath saßen und fingirte Geschäfte trieben, von den Vätern unterwiesen; ich habe gehört, daß man zu Eaton die Parlamentssitzungen präludirt und debattirt, aber keineswegs, daß das Schicksal von Helvetien und Großbritannien dahin verlegt sei, oder Lehrer und Jünglinge sich anmaßen, der Staatsachen kundiger zu sein und den Ton anzugeben. Und dort war noch ein gewöhnlicher Verlauf, ein Fortrücken in der Zeit, ein festerer Standpunkt, von welchem das Geschäft des morgenden Tages leichter vorzusehen war. Bei uns eine tabula rasa, auf welche die Konturen mit geübter Hand erst wieder aufzutragen sind. Diese erste Zeichnung, die Sichtung und Wiederherstellung ist unendlich schwerer. O, vortrefflich, wenn ihr uns einst übertrefft, wenn ihr ähnliche Uebel seiner Zeit verhütet, sie niemals über eure Kinder kommen laßt; vortrefflich, wenn ihr den Vorsatz schon jetzt in eurer Brust fasset! Aber die Weisheit und die Tugend a priori ist baarer Unsinn. Leander war erst bei der Hero, als er durch das Wasser geschwommen war. Mit dem bloßen Vorsatz, oder mit optischer Theorie wäre sie ewig Jungfrau geblieben. Vor allen Dingen meßt die Breiten und die Tiefen. Der ächten Weisheit Kern, junge Freunde, ist in den drei kleinen Worten enthalten: ne quid nimis; und ehe man zu diesem Kern gelangt, sind die Rinden abzuthun, und die Schaalen aufzubeißen. Die großen politischen Weltweisen haben den Staaten-Bau und Schirm mit Musik und Harmonie verglichen. Den Fiedelbogen mit starker bewegter Hand zu streichen, und in die Backen zu blasen, giebt noch kein gutes Konzert.

Als ich zu Leipzig studirte, hatte kurz vorher Dr. Sammet, und zwar mit Beifall, Staatswissenschaft gelehrt. Er verfehlte nie, im Kursus den Kurfürsten, der noch regiert, anzusprechen: Auguste, Auguste, wenn du mich hättest, wie ganz anders würden deine Finanzsachen stehen! Und diese Sachen des August's standen und stehen noch sehr gut; der arme Doctor aber brauchte mehr als er sollte, und machte mehr wie einmal Bankrutt!

Also auf der Wartburg habt ihr literarisch-politisches Auto-da-Fe gehalten, und auch Ancillon und Wangenheim sind dort den Flammen preisgegeben worden. Wie sehr bedaure ich, als Dritter, nicht in so guter Gesellschaft gewesen zu sein. Was Jenen, der zu unsren denkenden Köpfen und talentvollen Literatoren gehört, und dem das anerkannte Verdienst gebührt, einen unsrer edelsten Kronerben gebildet zu haben; was Jenen und seine politischen Ansichten betrifft, so ist mir am deutlichsten erinnerlich geblieben, daß, ehe man nach Rom gelangt, Alpen und Apenninen zu überschreiten sind; oder wie ein andres unsrer Sprüchwörter sagt, daß Rom nicht in einem Tag sei gebaut worden. Und in meines edlen Freundes muntrem Sinn, in seinem unvergleichlichen warmen wohlwollenden Herzen, in seinem ornirten farbenspielenden Verstand hat der Groll gegen euch nicht einen Augenblick Herberge gefunden. Bedürftet ihr eines Fürsprechers, sicher wäre Wangenheim der beredteste und mannigfaltigste. Für euch, glaube ich, hat er seine politische Logik in bildliche Sprache, in die Terminologie philosophischer Schule gewickelt. Denn auch seine dominirenden Ideen, in planen Worten ausgedrückt, waren der Geschichte und dem praktischen Verstand gänzlich entlehnt, mit der Wirklichkeit gepaart, und in Würtemberg befolgt man keine andren. Umsonst erwehrt ihr euch jener Unarten, die auf der Burg stattgefunden haben. Vergeblich deutet man sophistisch die schlimmen Worte, die damals dort verlauteten. Wenn ein Regiment eine Gegend oder Stadt durchzieht, und es fallen grobe Exzesse vor, so sagt man hinterher nicht, der Caspar und der Kunz, wären es auch nur zahlreiche Nachzügler gewesen, sondern man nennt das Regiment und seine Führer. Unstreitig war bei diesen Urtheilen über Literatur, über der Freiheit echten Werth, über der Verfassungen Elemente und Bildung, etwas vom spitzen Messer in der Hand der Kinder, wären sie auch noch so entwachsen gewesen. Vergeblich wählt ihr die Besonnenern zu Vorstehern. Sie werden das spitze Messer zu unterscheiden, zu entwinden nicht vermögen. Ihr habt es selbst erkannt und erfahren. Und um so übler waren diese Peccadillen, als der Gegenstand, die Idee, die Feier des Tages edel, fromm, des ernstlichsten Nachdenkens empfänglich war, keineswegs Spuren der Zwietracht und der Thorheit hätte tragen sollen. Denn auf diese Weise wird man bald bei uns alles solenne, alles große Andenken, allen Handschlag und festen Vorsatz in üblen Ruf bringen. Diese Feuer des 18. Juni, des 18. Oktobers lodern schon nicht mehr auf den deutschen Bergen, oder matt; während dem ich doch eben noch über die Brücken von Jena und Auerstedt gegangen bin. Und doch bedarf unser deutsches Gemüth solcher Funken, solcher Wiederkehr der Seelen-Erhebung, solches Entgegenwirkens gegen Phlegma und Lethargie mehr wie irgend wo.

So werde ich allmälich zur großen Lehre des Kriminalrechts von der Imputation, oder dem Grad der Schuld geleitet, und stehe an Sand's schauerlicher That.

Also es war nicht persönliche Rache, nicht schnöder Gewinn, nicht heimliche Tücke, und wie die bösen Triebe alle heißen; — kein alt verderbtes Herz, kein verstocktes mißhandeltes Gemüth, das ihn zur Greuelthat trieb. Er glaubte in seinem fürchterlichen Wahn, eine nothwendige vaterländische Handlung zu begehen; höchstens war geheimer Stolz sein letzter Impuls; und so lautete der blutige Syllogism:

Uebel, und besonders große Uebel auf der Erde sind nicht zu dulden, sondern auszurotten. Kotzebue ist so ein großes Uebel. Also muß man, muß ich ihn tödten?

Wenn das Fehlerhafte irgend eines der drei Sätze gefunden ist, hat sonst der Logiker seinen Prozeß gewonnen. Aber wo soll ich hier zuerst die hohle wurmstichige Schlußfolge erfassen? Der Raum wird mir gebrechen. Vorherrschend wird immer bleiben das ganze Relative im Begriff und Maaß des Uebels. Also der Lügner, der Ehebrecher, der Verführer, der Spieler, der hoffärtige Thor, der Verschwender, der ungehorsame Sohn, der hartherzige Vater, am Ende der Leichtsinnige, sind, wenn man ihnen nicht anders beikommen kann, mit Dolch und Pistole zu vertilgen; — Bellesnay — hätte am Ende so den Vater ganz löblich aus der Welt geschafft, weil es offenkundig war, daß er nicht viel taugte. — Und die menschliche Ordnung, die menschliche Gesellschaft sollte fortan auf den Angeln dieser Vernunftschlüsse ruhen! Und von den Fakultäten des Verstandes, von der Muskelkraft oder Nervenschwäche der Individuen hinge das Leben der Menschen ab! Und das wäre in Europa das Resultat politischer Weisheit, das Resultat der Christus-Lehre, die Luther und Melanchthon wieder von den Schlacken der Jahrhunderte säuberten! Oder wenn ihr Andre lieber wollt, von der Christus-Lehre, die auf zwei Extremen Pius Chiaramonte, und Wessenberg zu unsren Tagen wieder edler üben oder lehren! Wie allgemein muß der Abscheu der menschlichen Gattung, wie verrucht, wie dreimal verrucht die Person seyn, wenn Charlotte Corday Absolution in den Augen

der Sittlichen empfangen soll! Aber Kotzebue —— Es ist nicht meine Art, auf der Oberfläche der Dinge stehn zu bleiben; ich werde überall hindringen. Kotzebue war in Sand's Augen unsittlicher Dichter und Dramatiker, falscher Politiker und Anbringer bei dem mächtigen Kaiser, und ich fürchte, ich fürchte, auch das lag in der Wagschale des ergrimmten Jünglings, und lag ihm nah — er hat Verdruß und böse Händel in Jena gehabt!

Schon die Mannigfaltigkeit der Anklage zeigt die Undeutlichkeit und die Unzulänglichkeit dieses so arg vermeinten Corpus delicti. Komiker, und Satyriker und Vielschreiber sind solchem desultorischen sehr ausgesetzt. Kaum sind sie ja mit sich selbst einig; und nach Witz und Beifall haschend, ist es ihr Anspruch nicht, der Sitten Lehrer zu sein! Ihr Treiben ist ein lustiges Quodlibet. Ich erinnere mich noch sehr wohl, im Theater zu Drurylane, als man eben ein Kotzebuesches Stück aufführte, in den Zwischenakten über den Werth des Dichters mit einem Engländer in Gespräch gekommen zu sein. Ich meinte, er hätte wohl besser gethan, seine Stücke mehr zu feilen und zu reinigen; und in Deutschland sei der Beifall nicht so ungetheilt. In diese Unterredung mischte sich ein Dritter, nicht sehr höflich. Ich möchte wohl einer der deutschen Zwingherrn und Freiheitsfeinde sein, denen Kotzebue mißfiele!! Wahrlich in seiner Hand lag das Aequilibrium unsrer Freiheiten nicht. — Uns war er Fremdling, und was er von diesem Zustand dachte oder träumte, war keineswegs der Gegenstand unsrer Ahndung und unsers Zorns. Wohlunterrichtete wußten wohl, daß sein Urtheil weder eine Nation, noch ihr Oberhaupt ausschließlich leitete. Sein Auftrag war auch kein geheimer, verbotener, treuloser! Wir wußten ihn ungefähr Alle! — Doch warum bewege ich die Asche des Jünglings, der nicht mehr ist, und der Gerechtigkeit und den Menschen ein Opfer gefallen ist? Längst habe ich darüber laut reden, und nur eben die Distanz des Anstandes und der ersten Verkühlung behalten wollen. — Vergessenheit war nicht sein Ziel; Vergessenheit ist ihm nicht geworden; die That wird im Andenken bleiben; in so hohem Grade charakteristisch unserer Zeit. Sicher verwechselt ihn der Ton, den ich hier nehme, nicht mit dem Alltags-Bösewicht; ich bezeichne ihn selbst weit mehr als einen Wildverirrten, denn als Bösewicht überhaupt. Ja trauren darf man über dieser Asche, daß so viel Entschlossenheit und Widmung und Beharrlichkeit nicht zu bessern, überlegtern reifern Zwecken seien aufgespart worden.

Der Kaiser Alexander ..... Doch eben bin ich an die Außenwerke unsrer größten Irrthümer gekommen, und ich erfülle eine schwere, unerläßliche Pflicht, was ich schon früher so oft bezweckte und zum Theil erreichte, politische Ideen, trügerische Ansichten zu berichtigen. Um so nachdrücklicher diese, weil ich sie ungeziemend, unsittlich, und meiner Nation höchst schädlich halte, ihren ganzen Standpunkt in Europa verrückend. Es sind zugleich die Elemente unsers positiven Staats- und Völkerrechts, zum Theil statistischer Würdigung, die ich berufener und fähiger bin zu entwickeln als die Theoretiker, die diese Kunde, diese Hilfsmittel von uns, den praktischen Staatsleuten, zu erwarten befugt sind. Der Kaiser Alexander war nicht nur berechtigt, sondern vermöge seiner hohen Würde verpflichtet sogar, über den Zustand entfernter Länder Kundschaft einzuziehen. Es ist Folge seiner Klugheit, daß er sich auf die gesandtschaftlichen Berichte nicht ausschließlich verläßt, welche Personen sich nur um die Großen bewegen; daß er auf diesem Standpunkt der Civilisation, aber auch der Gährung, sich aus den mannigfaltigsten Notizen ein Urtheil bildet. Einige können ihn täuschen, wahrscheinlich nicht lange, weil er die Mittel der Vergleichung in der Hand hat. Und wenn ihr Kotzebue den Vater der Spionirung in solchem Sinn zu beschuldigen wagt, so war er es nicht mehr, als Cook und als die Forster, als Vancouver, als Kotzebue der verdienstvolle Sohn, die in ähnlichen Absichten, Länder zu erforschen, die Welt umsegelten. Ihnen sind wahrscheinlich wildere Kreaturen, aber keine wildern Ideen begegnet! — Allein es ist die hohe Sorgfalt für unsere National-Unabhängigkeit, jene edle Eifersucht und fester Vorsatz, nimmermehr zu dienen, jene Furcht und Erbitterung gegen fremden schädlichen Einfluß, der euren jugendlichen Sinn beflügelte, belebte, entrüstete! Und von jener Seite schien euch diese Unabhängigkeit bedroht! Haltet inne! In diesem erlauchten Senat muß ich mir einen kleinen Platz erbitten. Wohlan, wie sieht diese Frage, auf allen Seiten betrachtet, aus?

Junge Freunde; Deutsche nach Völkerschaften, die Nassauer allein nicht, hatten, unter Napoleons Heerhaufen gemischt, Tod und Verderben in die russischen Provinzen, und bis nach Moskau getragen. Wie wenn Alexander nach den Tagen an der Beresina von unsren Entschuldigungen nicht viel Notiz genommen und wieder Tod und Verderben unsren Fluren gedroht und zurückgegeben hätte! Daß diese Besorgnisse da waren, bin ich selbst Zeuge und Bürge, denn ich habe Wort und Auftrag gehabt sie zu beschwichtigen. Wir waren genöthiget! Aber warum habt ihr es so weit kommen lassen, wäre immer der bündige Einwand gewesen! Um so unwiderleglicher, weil Deutschland nicht kraftlos, wie ehedem Armenien zwischen Rom und den Parthern, mitten inne liegt. Wir sind mächtig, tapfer, zu jeder Wehre im Stande. An unsren Häuptern und Führern und ihrer Zwietracht, Lauigkeit und Meineidigkeit wird immer die Schuld sein, wenn es nicht geschieht! Wahr gesprochen, waren also alle diese Entschuldigungen seicht und sophistisch. Statt dessen kam Alexander als Freund! Die Hand, die er einst auf Friedrichs Grab dem königlichen Nachbar gegeben hatte, konnte er nach Austerlitz und Friedland, und zu Tilsit nicht bewähren. — Aber er bewährte sie, sobald der Raum dazu da war. Er bewährte sie, sobald York mit Entschlossenheit und Selbstaufopferung die Bahn brach, und als mein illustrer Freund, den ich nicht zu nennen brauche, in seinem Feldlager, so viel an ihm war, solche Verbindungen und solche günstige Ideen unterhielt. Ob es gleich nach seinem eignen Urtheil einer fremden Zusprache keineswegs bedurfte. Ich bin Sr. Majestät wenig nah gekommen, und mein Urtheil hätte darum wenig Gewicht und Werth; aber dieser selbige eiserne Baron, wie Lord Chatham die Helden der Vorwelt nannte, dieser nämliche der Schmeichelei ganz unfähige Charakter hat mir mit solcher Liebe und Anhängigkeit von dem Monarchen gesprochen, daß ich ihm vollkommen Glauben beimesse. Echter Größe huldige ich auch sehr gern, und es ist keinem Zweifel mehr unterworfen, daß er die Stufe der großen Vorfahren, Peters I. und Katharina II., bereits betreten, erreicht, und binnen einem Jahrhundert dieß Trio vollgemacht hat. Ohne seine große Hilfe hätten wir Paris und die Seine nicht erreicht; ohne ihn hätten wir diese Grenzen unsrem Vaterland nicht wieder gegeben.

Ich war wohl Zeuge des doppelten Congresses zu Wien und Paris, und sah Alles in der Nähe. Wohl war dort Polen der Stein des Anstoßes. Wohl hätte ich gewünscht, daß ein andrer Verlauf nach den Verträgen von Kalisch wäre möglich gewesen. Nichts hat so mein eignes Schicksal, meine Laufbahn in allen Beziehungen gestört. Aber wißt, daß es fast eine übermenschliche Anmuthung war, jedem namhaften Vortheil, erst nach solcher Einbuße und dann nach solchem Siege zu entsagen. Und wenn eine solche Selbstverleugnung, ein solcher unermeßlicher Grad der Großmuth auch in der Seele stattgefunden hätte, so ist es nicht erwiesen, daß diese Entsagung seiner Person bei der eignen Nation wäre ganz unschädlich gewesen! Denn es ist kein Monarch, der nicht irgend eine Art von Responsabilität auf sich trägt. Das Alles sage ich im Gefühl der Billigkeit, das mir eigen ist, das ich noch über die Gerechtigkeit setze. Ich habe von dort weder Gunst noch Gnade oder Band zu erwarten, und noch eher würde der Kaiser in meinen Gärten Kirschen speisen, als ich die Herrlichkeiten von Petersburg und Czarskoselo schauen.

Auf diesem selbigen Kongreß nahm ich mit Vergnügen wahr, daß der Kaiser sich mitten unter uns gefiel, unsrer Nation, unsren Sitten wohlwollte, das Bestreben, ihm einfach zu huldigen, anerkannte. Ich sah und sagte voraus, daß er oft unter uns ohne Prunk erscheinen und deutsche Städte der Schauplatz der Verhandlungen sein würden, und freute mich dessen aufrichtig. Ich sah solche Freundschaft, solch gutes Vernehmen gern; sah gern die Vermählungen der kaiserlichen Schwestern und habe nachdrücklich für die der jüngsten in meinem Beruf opinirt.

Ich glaube an die russische starke Macht; nicht so an die Uebermacht, die uns schrecken soll, was auch die Wilson in England und Deutschland sagen mögen. Vor nichts sollten wir so erschrecken, als vor unsren eignen Thorheiten, Unarten und Entzweiungen; vor der Wiederkehr jener gleichgiltigen Nachlässigkeit, die die Alten desidia und inertia und socordia und torpor nannten; und welche sich dicht neben andern Zwangs-, Drang- und Kraft-Maximen, wie sie Kästner belachte, gar wohl wieder einfinden können! Nur sehe ich, außer der Furcht, der ich mich schämen würde, alle, ja alle Beweggründe, daß beide Nationen in gutem Vernehmen bleiben, daß die Witgenstein, die Bennigsen, die Winzingerode oder wie sie heißen, die Fürstenkinder ungerechnet, dort in den Heeren Lorbeern sammlen; daß unsre gelehrte, geschickte, erfinderische, fleißige Leute aller Stände dort eine wohlwollende Aufnahme finden. Und schon ist es vielleicht nicht ganz mehr so. Die Gemüther, das Vertrauen, die Thüren sind verschlossener. Denn so viel an euch war, habt ihr gestrebt jene Verhältnisse zu stören; weil ihr, vielleicht in edler Absicht und Selbstgefühl, geistreich, emporstrebend, aber der Dinge und der Welt noch unkundig seid, und zu leicht dem nächsten Eindruck Raum gebt. So viele

nützliche und große Verhältnisse habt ihr gestört, weil Kotzebue und Sturdza leichte Waare zu Markt gebracht haben!!

Doch Welt und Weltkenntniß, die ich eben erwähnte, gehören ja kundbar zu den großen Sünden; es ist die bloße Anmuthung eine Herabwürdigung so fester erhabener genialischer Jünglinge. Höfe, die Umgebung der Großen, sind ein Sündenpfuhl und die Verbeugungen unter der Würde des Menschen! Gewöhnlich wird das mit Diatriben ausgedrückt gegen Knickse, Bücklinge und Fußscharren. Junge Freunde, die Kunst des Weltmanns besteht vielmehr darin, wie man diese Knickse nicht oder nicht zu tief macht. Es sind Regeln übereingekommener Höflichkeit und man muß diese Regeln wissen, um eben darin Ziel und Maaß zu halten. Diese Dinge beweisen sich am besten durch den Satz des Widerspruchs. Ihr duldet ja auch nicht und möget nicht hören die Tiraden gegen die Weltweisheit und selbst gegen die Reformation. Ihre Widersacher definiren sie erst ganz gemächlich als Weltunweisheit und Unglauben. Als baaren Jakobinism, mit einem Wort. So ist es vollkommen mit der Welt, dem usage du monde, der Bildung und Erziehung. Wenn die Weltweisheit nicht taugt, so muß die Weltunweisheit oder die Thorheit Vorzüge haben, und wenn Weltklugheit und Weltsitte und Courtoisie Tand und Schlechtigkeit sind, so muß die Weltunklugheit und Unsitte große und ganz besondere Vorzüge haben. Beide Assertionen sind in Logik und Werth sich vollkommen gleich. Freunde, wir sind der Möglichkeit nicht überhoben, mit siegenden Feinden zuthun zu haben. Vor der Schlacht von Leipzig war die von Lützen, der Waffenstillstand, und bevor man zu Waterloo schlug, war man zu Ligny geschlagen. Vaeh victis, ist ein hartes Wort, das wir so viel möglich von uns entfernen wollen. Erscheint es aber, so ruft uns abermals die strenge Pflicht, es verständig durch Würde und Anstand zu mildern. Glaubt es dem Augenzeugen, wir haben in den vergangenen Kriegen viel verloren, unsre Völkerschaften manche Bedrückungen erfahren, daß und weil wir diese würdige Haltung nicht genug kannten, diese Reverenzen, viele Knickse zur Unzeit machten! Jene Welt- und Lebensweise ist ein suum cuique. Jedem Stand, jeder Würde und Verhältniß das Seinige; und nichts dispensirt uns davon. So wie wir es nothgedrungen, wider Willen, im Lauf des Lebens dennoch thun und thun müssen, sind wir auf dem Weg zur Linken, auf dem Weg der Tücke und des Lächerlichen! Es ist auch keineswegs an dem, daß die deutsche Nation dazu minder tauglich sei. Möge Andren mehr natürliche Grazie, ein freundlicheres Aeußere angestammt sein, ich habe keinen edlern Anstand gesehen als den ernsten und biedern einfachen Deutschen, aufmerksam auf sich selbst! keinen edlern Anstand als unter den deutschen Großen unsrer Zeit. Lebende oder Herrschende mag ich nicht nennen. Die Fürsten von Anhalt-Dessau und Nassau-Weilburg waren Muster in ihrer Art. Dem Herzog von Braunschweig, Carl Wilhelm Ferdinand, dessen Asche ich sonst überall ehre, wurde ein Uebermaß nicht mit Unrecht vorgeworfen. Der Marschall Vorwärts war im gesellschaftlichen Leben ein Original, ein sehr edles Original. Die Copien würden vermuthlich schlecht ausfallen. Denn es gehört vor allem dazu genialischer Verstand und Glück und lange Zeit.

Statt hier Erziehungs-Regeln niederzuschreiben und zu erfinden, oder in Lord Chesterfields Manier zu sagen, laßt uns die großen Züge des Meisters zergliedern, nicht des platten übertünchten zweideutigen Mannes, sondern jener starken kühnen Hand, Rembrand und mehr als Rembrand unter den Sittenlehrern, wie er des Schwiegervaters Schicksale von Jugend an beginnt.

Caaeus Julius Agricola, veteri et illustri Forojuliensium colonia ortus, utrumque avum Procuratorem Caesarum habuit: quae Equestris nobilitas est. Pater Julius Graecinus, Senatorii ordinis, studio eloquentiae sapientiaeque notus, iisque virtutibus iram Caii Caesaris meritus, namque M. Silanum accusare jussus et, quia abnuerat, interfectus est. Mater Julia Procilla fuit, rarae castitatis. In huius sinu indulgentiaque educatus, per omnem honestarum artium cultum pueritiam adolescentiamque transegit. Arcebat eum ab illecebris peccantium, praeter ipsius bonam integramque naturam, quod statim parvulus sedem ac magistram studiorum Massiliam habuerit, locum Graeca comitate et provinciali parsimonia mixtum ac bene compositum. Memoria teneo, solitum ipsum narrare, se in prima iuventa studium philosophiae acrius, ultra quam concessum Romano ac Senatori, hausisse, ni prudentia matris incensum ac flagrantem animum coercuisset. Scilicet sublime et erectum ingenium pulchritudinem ac speciem excelsae magnaeque gloriae vehementius, quam caute, adpetebat, mox mitigavit ratio et aetas: retinuitque, quod est difficillimum, ex sapientia modum. Prima castrorum rudimenta in Britannia Suetonio Paullino, diligenti ac moderato Duci, adprobavit: electus, quem contubernio aestimaret. Nec Agricola licenter, more juvenum, qui militiam in lasciviam vertunt, neque segniter, ad voluptates et commeatus titulum Tribunatus et inscitiam retulit: sed noscere provinciam, nosci exercitui, discere a peritis, sequi optimos, nihil adpetere iactatione, nihil ob formidinem recusare, simulque anxius et intentus agere.

Cnaeus Julius Agricola aus der Colonie Forli gebürtig, war von ritterlicher Abkunft. Den Vater verlor er früh durch gewaltsamen Tod. Die Mutter war Julia Procilla, eine Frau des unbescholtensten Rufes. Unter ihren Augen erzogen, brachte er das Knaben- und Jünglings-Alter in der Cultivirung alles guten Wissens hin.

Freunde, was ich mein ganzes Leben hindurch that, auch hier huldige ich den Frauen! Der Vater ist beschäftigt, abwesend, launig, zwischen ihm und dem Kind ist die Distanz zu groß. Der Mutter milder und verständiger Sinn, ihre zärtliche Sorgfalt pflegt die ersten Keime, giebt die ersten Maximen des Guten und Schicklichen, öffnet des Lebens Bahn, dringt durch alle Wege und Pfade in Gemüth und Herz. Wie sie zu jeder Stunde die physischen Uebel bewachen, das bewährte Heilmittel ausfindig machen, spähen sie mit wunderbarem Instinkt, entdecken sie auch die bösen Spuren des verderbenden Gemüths und bekämpfen Ungestüm, Zorn, Haß, Dünkel und Unart. Wie sie dem starren Blick freundlichere Richtung geben, das Lächeln hervorrufen, den gesenkten Kopf aufrichten, die gepreßten Schultern rückwärts biegen, so dämpfen sie später den Uebermuth, so zügeln sie den Leichtsinn, so vertreiben sie die Faulheit, so weisen sie richtig auf des Lebens Pflichten hin. Richtig fühlend, richtig sehend, die Ahnung der Zukunft in ihrer Seele, wecken sie so die bessern Triebe, und so weihe ich noch dem Andenken der meinigen alle Empfindungen des Dankes und der Rührung. Wir bedurften vor Kurzem ihres entschlossenen Zurufs, und wir haben ihn zu rechter Zeit gehört. Und da der jugendliche Sinn jetzt der Zügelung, des Rappells bedarf, so zähle ich fest auf ihren Eindruck und ihre Warnung; wie immer sie das ihren Lieblingen einprägen mögen: Vergreift euch nicht an dieser mütterlichen Erde, verwüstet sie nicht, sondern rüstet euch, ihre Würde einst auf starke Achseln zu nehmen.

Es hielt ihn ab von verführerischen Vergehungen noch außer seinem guten graden Naturell, daß er gleich von kleinem an Marseille zum Sitz und zur Meisterin seiner Studien hatte, jenen Ort durch griechische Bildung und die den Provinzen eigene Mäßigkeit so wohltemperirt und wohl geeignet.

Das ist das stärkste Gegengift gegen jenen Grobianism und Barbarism, den ihr erst Derbheit nennt, und dann mit Stärke und Energie so leicht und so gern und so fälschlich verwechselt; glaubend, euch selbst täuschend, mit einem Mantel von so schlechter Wolle die Blößen lange zu decken. Jene feinere Bildung seid ihr allerdings nicht fähig — allesammt euch in gleichem Grade anzueignen, obgleich auch hier der Frauen Hand so Vieles leisten mag. Ihr vertheilt euch bald in die Rollen des bürgerlichen Lebens! Wo kann jemals dieses sogenannte Derbsein unvermischt euch frommen Dem Offizier vor seinem Obersten? dem Sohn vor dem Vater? dem Jüngling wenn er frent? Auf der Kanzel fürwahr nicht immer, am Krankenbett viel weniger, vor dem Richter höchst selten. Und den Oberrichter selbst, der die Urtheile diktirt, kleidet edler Anstand viel besser, er wirkt viel mehr, als wenn er plump die Sache sagt. Und eben die Aermeren unter euch sollten im Kreise der Familien wieder der Jugend Führer werden! Bereits scheut man euch, ich will nicht sagen eure Dolche, aber Grillen, Maximen und Anmaßungen. So, die ihr des Lebens bessere Bahn brechen wolltet, bestreut ihr sie mit grobem Granit zu des Wagens besserem Rollen! Und am meisten trifft der Vorwurf die Trotzigen, die Reichen, denen es wohl ist, und wahrscheinlich sein wird. Ihr schadet dem Dürftigen, der des täglichen Unterhalts bedarf, welchen ihr ihm im Voraus raubt oder erschwert.

Vergeblich hofft ihr auf euren eignen künftigen Schutz — auf die gereichte Hand! Idell und Löhning sehen nothwendig die Sachen aus ganz andern Gesichtspunkten an: Montgelas, Zwackh, Dalberg vielleicht, behalten auf hohen Stellen sehr wenig von den Maximen der Illuminaten. Und vergeblich klagt ihr dann über Untreue; ihr verlangt etwas wider die Natur; ihr verlangt, daß der Kirchthurm, der euch auf eine Meile Wegs groß wie eine Messerklinge erscheint, euch, nun näher gerückt, noch eben so vorkomme! Die blauen Berge der Jugend werden zu Dörfern, Aeckern, Wald und Haide mit allen den Höhen und Tiefen, die des Lebens zackige Bahn bezeichnen.

Ich erinnere mich noch, wie er zu erzählen pflegte, daß er sich in erster Jugend dem Studium der Philosophie schärfer und mehr als es dem Römer und dem Senator ge-

ziemt, gewidmet haben würde, wenn nicht die Klugheit der Mutter das erhitzte und lodernde Gemüth in Schranken gehalten hätte!

Hier bezeichnen offenbar der Sittenrichter, der Römer, und diese kluge Mutter nicht die praktische Weltweisheit, deren man nie genug schöpfen und üben kann, der sicher Cornelius Tacitus eifrig genug anhing, sondern eben Systeme und Sucht der Systeme, jene blendenden theoretischen Sätze, die nur auf der Erde und in unsrem Bering nicht anwendbar sind! Jene Systeme von Menschenrechten, die bei den Nachbarn den Dienstboten statt domestique, statt Glied des Hauswesens, zum attaché stempeln, und ihn nur um so sichrer zur Untreue und zur Unzufriedenheit führen, ohne ihn im mindesten zu dispensiren vom Gehorsam, oder Lohn anzunehmen. Jene Systeme von Gleichheit, die des Lagers Disciplin aufheben, und in ihren Extremen beständig das Eigenthum gefährden, und beständig die Erde mit Blut färben werden! Und ich füge hinzu, jene Sucht, metaphysische Systeme selbst zu schaffen, sie zu vervielfältigen, eine conventionelle Wortbedeutung den gewöhnlichen Begriffen unterzuschieben, die gesunde Vernunft, die jede Sache ausdrücken kann, in eine Seiten-Loge zu verbannen, und am Ende mit Hoffart, aber im Nachtheil, den helleren Köpfen gegenüber zu stehen, die sich nicht die Mühe nehmen, diese Dutzende von Kartenhäusern in Augenschein zu nehmen. Zufrieden, wenn sie etwa mit Leibnitz und Kant vertraut geworden, das Labyrinth besucht, und mit Platner und Garve wieder die Heerstraße aufgesucht haben; zufrieden wenn sie mit Montaigne und Pope und Hume und den edleren Zweiflern zweifelten. Zufriedener noch, wenn sie sich mit den edelsten Christen vereinigen.

Er that die ersten Kriegsdienste in Britannien unter Suetonius Paullinus, einem emsigen und wohlgesitteten Feldherrn, der ihn würdig fand, in sein Gefolg zu treten. Agricola ließ sich keine Ausschweifungen zu Schulden kommen, nach Art der Jünglinge, die den Soldatenstand dazu für bequem achten; noch mißbrauchte er müßig seine Berechtigung und sein Tribunen-Amt zu Lust und Gemächlichkeit. Die Provinz genau zu kennen, sich dem Heer zu empfehlen, von den Erfahrnen zu lernen, die besten Muster zu befolgen, nichts mit Prahlen anzusprechen, nichts aus Besorglichkeit von sich zu weisen, überall aufmerksam, nachdrücklich, fürsichtig, sorgsam zu Werke zu gehen, waren seines Lebens Regeln.

Jünglinge, auf jeder Stufe seien sie die eurigen, euren Beruf für jene Provinz genommen! Der Deutsche, durch die Mannigfaltigkeit seiner innern Einrichtungen, hat viel mehr zu lernen als jeder Andere. Durch die Neuheit seines Zustandes wird der Stoff seines Wissens ungemein vervielfältigt. Er muß das Alte kennen, und das Neue wissen, und so vergleichen und kombiniren, und den Uebergang ebnen. Sei es im Dienst des Fürsten, in der Verwaltung, auf den Bänken der Gemeinde und Provinz, oder in den ständischen Sälen. Er bedarf weniger der Reichsgeschichte, um so mehr der Nationalgeschichte und Weltgeschichte. In David Hume und Rapin Thoyras ist mehr echter Gehalt zur Gestaltung oder Abwägung der Vorkommnisse rund um uns her, als in allen metaphysisch-politischen Schriften unsrer Zeit. Ja, um von unsrer Zeit zu reden, mehr Gehalt im Moniteur seit der Revolution; weil alle die Tiraden, Gemeinplätze, frommen Wünsche, extravaganten Grillen fast im Zirkel der Möglichkeit darin neben so vielem Trefflichen enthalten sind, und in viel eleganterer Form, in viel geistreicherem Gewande, als man sie uns täglich auftischt. — Die Spittler, die Heeren, die Wachler, die Beck, so manche Andre, sind bewährte, ja berühmte Lehrer und Muster; aber noch bessere Wegweiser, um mehr zu suchen. — Welchen Umfang hat nicht die Frage von den Finanzen und der Staatswirthschaft; vom einfachen Addiren und Subtrahiren, bis zu den Lehren der Smith und Malthus; oder der Büsch und Nebenius unter den Unfrigen — und bis zu den Verpflichtungen und den Verhältnissen von Necker und Calonne, und dem compte rendu; eine Rolle, die jedem Staatsmann, als Hauptperson oder Gehilfe, zu Theil werden kann. Wie ist nicht Naturlehre und Chemie und Mathematik und Mechanik in die großen Fragen vom Handel, ja in alle Verzweigungen des Menschenlebens verflochten! — Was verlangten nicht Cicero und Quintilian vom Redner, welch weites Feld ist nicht diese Redekunst, da wo die eigne Sprache noch so sehr der Nachhilfe und Veredlung empfänglich ist! Was ist diese Redekunst anders, als ein eitles Geplauder, wenn sie nicht auf Weltweisheit und solider Rechtskenntniß beruht; wenn ihr nicht alle Bilder und Verhältnisse des Lebens, die Früchte der Geschichte und Mythologie, mit den Allegorien und Metaphern, mit den Ueberlieferungen und Kernworten der großen Sterblichen zu Gebot stehen! Und wenn ich vom Recht rede, nicht die Kunstgriffe der Advokaten, sondern durch diese Prüfungszeit hindurch, jenen höhern Standpunkt, von welchen Cicero, der Vortrefflichste unter den Sachwaltern, so nachdrücklich sagte: justitia in qua virtutis splendor est maximus, ex qua boni viri nominantur. Und Naturrecht, und des römischen Rechts, und der alten Formen Verhältnisse zu den neuen! Und Religion, und Kirchengeschichte, das Gegeneinander-Verhalten der Glaubens-Parteien unter uns. Fürwahr da genügen nicht die Diatriben gegen Päpste und Jesuiten, oder gegen Luther und Jansenius. Mit der Wirklichkeit muß man bekannt sein. Es genügen nicht, nein, im Bundessystem, im vaterländischen Dienst gelten nichts die Vorurtheile der alten Weiber, und die Klagelieder der Kurzsichtigen gegen die Diplomaten und die Politik überhaupt; und die Weisen anderer Nationen mögen uns belehren, wie Nivernois in den mémoires de l'académie:

> La politique est une science respectable, dont le but est de resserrer les liens de la société entre les hommes, et tout ce qui tend à les rompre, non-seulement ne saurait être attribué à cette science, mais va directement contre sa nature et sa fin.

Und dann jene Proportionen der Gewalten, das jus regium, der Klassen und Stände und Gewerbe Rechte, Ansprüche und Mißbräuche; des Volkes Sinn, Hoffnungen und wahre Bedürfnisse! Ja, ich wiederhole es, das ist Alles in des Tacitus Worten enthalten: sed noscere provinciam — nihil ob formidinem recusare — simulque anxius et intentus agere. Und das ist die Gattung der Unerschrockenheit, die ich jetzt im Namen des Vaterlandes nachdrücklich an euch gesinne.

Johann Georg Galletti

ward am 19. August 1750 zu Altenburg geboren, studirte in Göttingen Jurisprudenz und Geschichte und erhielt dann eine Collaboratur am Gymnasium zu Gotha. Im Jahre 1783 wurde er Professor an derselben Anstalt, und 1806 herzoglich Sachsen-Gothaischer Hofrath und Historiograph. — Seine Professur legte er 1819 nieder. Er starb am 26. März 1828.

Seine zahlreichen Schriften sind, in alphabetischer Ordnung aufgeführt:

Beschreibung von Deutschland. Gotha 1821.
Geographisches Elementarbuch. Gotha 1804. N. A. 1809.
Elementarbuch für den ersten Schulunterricht in der Geschichtskunde. Gotha 1796. 6. A. 1824.
Anschauliche Erdbeschreibung. Berlin 1825—26. 3 Thle.
Frankreich. Gotha 1815.
Geographie für Frauenzimmer. Kassel 1828.
Geschichte Deutschlands. Halle 1787—96. 10 Theile. gr. 4.
Beschreibung und Geschichte des Herzogthums und der Stadt Gotha. Gotha: N. A. 1817.
Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Gotha 1806.
Geschichte des siebenjährigen Krieges. Gotha 1806.
Geschichte des österreichischen Kaiserthums. 2. A. Gotha 1832.
Geschichte des osmannischen Reichs. 2. A. Gotha 1832.
Geschichte von Persien. 2 A. Gotha 1832.
Geschichte der französischen Revolution. Gotha 1808—11. 3 Bde.
Geschichte von Rußland 2. A. Gotha 1832.
Geschichte der Fürstenthümer der Herzoge von Sachsen von der Gothaischen Linie u. s. w. Gotha 1826.
Geschichte der Völker und Staaten der alten Welt. Leipzig 1822—23. 3 Bde.
Geschichte von Thüringen. Gotha 1782—85. 6 Bde.
Versuch einer Geschichte der Herrschaft Tanna. Tanna 1777.

Geschichte von Spanien und Portugal. 8 Bde. Erfurt. 1809—11.
Geschichte des türkischen Reichs. Gotha 1801.
Handbuch der neuen Staatengeschichte. 1r. Bd. Leipzig. 1810.
Die St. Johanniskirche bei Altenberga. Gotha 1811.
Katechismus der deutschen Vaterlandskunde. Leipzig 1826.
Katechismus der deutschen Geschichte. Leipzig 1825.
Katechismus der Weltgeschichte. Leipzig 1825.
Allgemeine Kulturgeschichte der 3 letzten Jahrhunderte. Gotha 1814.
Lehrbuch der Geographie. Gotha 1790. — 4. A. 1818.
Lehrbuch für den ersten Schulunterricht in der Geschichtskunde. Gotha 1793. 8. A. 1820.
Lehrbuch der alten Staatengeschichte. 4. A. Gotha 1818.
Lehrbuch der deutschen Staatengeschichte. 2. A. Gotha 1805
Lehrbuch der europäischen Staatengeschichte. 3. A. Gotha 1815.
Lehrbuch für die thüringische Geschichte. Gotha 1794.
Reise nach Paris. Gotha 1809.
Reisebeschreibungen. 1r Th. (Reise nach Italien). Gotha 1820.
Geographisches Taschenwörterbuch. 8. A. Pesth. 1821. 3 Bde.
Kleine Weltgeschichte. Gotha 1787—1819. 27 Thle.
Allgemeine Weltkunde. Leipzig 1807. D. F. 7. A. von G. N. Schnabel. Pesth 1831. gr. 8.

Ein überaus fleißiger und gewissenhafter, aber geist- und geschmackloser Historiker, dessen Styl obendrein durch eine fast unerträgliche Breite leidet. Das meiste Verdienst erwarb er sich durch seine Lehrbücher für die Jugend, welche viel und lange gebraucht wurden, bis zeitgemäßere Werke dieser Gattung sie zuletzt verdrängten.

Friedrich Andreas Gallisch

ward am 28. August 1754 in Leipzig geboren, studirte daselbst Arzneiwissenschaft, und bekleidete später, nachdem er die Doctorwürde erhalten, eine außerordentliche Professur der Medizin an der Universität seiner Vaterstadt. Er starb am 15. Februar 1783.

Von ihm erschien:

Ein Dutzend leichter Erzählungen. Petersburg 1782.
Rettchen Rosenfarb. Ein Roman. Leipzig. 1782—83. 2 Thle.
Gedichte, herausgegeben von Jünger. Leipzig. 1784.

G. hat den schönen Ruhm hinterlassen, einer der liebenswürdigsten und ruhmvollsten Menschen gewesen zu sein. Sein früher Tod ward lebhaft und allgemein bedauert, da er zu großen Erwartungen berechtigte. Als lyrischer Dichter zeichnete er sich, für seine Zeit, durch Anmuth, Gefälligkeit und Leichtigkeit aus, gefiel sich aber zu sehr in allegorischen Spielereien. Sein Roman, Rettchen Rosenfarb, ward früher nicht ungern gelesen, ist jedoch unbedeutend und gerieth bald in Vergessenheit.

Johann Gansbein

Notar und Stadtschreiber zu Limburg an der Lahn, lebte im vierzehnten Jahrhundert, und ist der Verfasser der

Limburgischen Chronik, herausgegeben unter dem Titel Fasti Limpurgenses durch J. F. Faust von Aschaffenburg 1617. 8. Fernere Ausgaben sind: Heidelberg 1619. Fol., Wetzlar 1720. 8. Marburg 1829. 8.

Er begann diese für die deutsche Sittengeschichte höchst wichtige Arbeit im dreißigsten Jahre seines Alters, 1347, und führte sie von 1336 bis 1398. — Später ward sie von Adam und Georg Emmel bis 1461 fortgesetzt. Wir theilen hier eine Probe aus derselben mit.

Anno 1357. wurden die von Wartpurg in Westphalen, in dem Stift von Mankbron, die zwo gute Stett, nidergeworfen. Das theten die von Hatzfelt, die Ritterschaft, vnd wurden gefangen ben hundert man, vnd bey virtzig getödtet. Die gefangene wurden loß vmb 4900 Marck silbers

In denselben jahr sang vnd pfieffe man in allen dissen landen, dis Lied:

Mancher went, daß niemand besser sey dann he,
Dieweil das Im gelingen,
Dem will ich wünschen daß Im nimmer heil gesche,
Vnd will das frölich singen.
Lieb, kehr dich an sein klaffen nicht
Das bitt Ich durch die treuwe bloß,
Ist an im klein Ihr gut geloß
Gar wol Ihr stat das Angesicht.

Ein Jahr darnach oder dabey, da wurden die von Limpurg vor Merenburgk nidergeworfen. Das thaten die von Merenburgk, vnd blieben drey Erbare mann todt, dern hiese einer Hartung, vnd was ein Schulteiß vnd ein Schöpff zu Limpurg: vnd achtet man denselben Hartung vor den allerbesten Layen in allen dissen landen. Auch wurden jhrer 10 oder zwölf gefangen.

Anno 1359. vmb S. Margrethen Meß, da lag das Reich vor Bilnar, vnd Ertzbischoff Bemund von Trier, mit Herrn, Rittern vnd Knechten, mit denen von Limpurg vnd andern seinen Stetten, vnd auch mehr Fürsten vnd Herrn, vnd ward gewonnen. Vnd gebürte sich, ehe daß es gewonnen wurd, daß die von Franckfurt solten der Katzen eine nacht hüten. Da kamen die feind in der nacht heimlich, vnd spickten die Katzen, vnd stiesen sie an vnd verbranten sie. Vnd verplieben deren von Franckfurt fünfzig todt. Vnd kam jhnen das von jhrer rechten Füllerey. Dann in volleren je nie kein guts geschach, als S. Bernhard schreibt in einer Epistel: Ebrietas non facit aliud, nisi quod cadit in lutum: Das sprecht also aus:

Einem trunckner mann höret das zu,
Zu dem dreck liegen spat vnd fru.

In derselbigen zeit sang vnd pfieffe man dis lied:

Gott geb jhm ein verdorben jar,
Der mich macht zu einer Nonnen.
Vnd mir den schwarzen mantel gab,
Den weissen Rock darunden.
Soll ich ein Nonn geweorden
Dann wider meinen willen,
So will Ich auch eim Knaben jung
Seinen kummer stillen.
Vnd stilt he mir den meinen nit,
Daran mag he verliesen.

In denselben zeiten war ein Herr zu Würtzburgk, der war Keyser Carln, König zu Beheim, vngehorsam, vnd zoge der Keysre vber Jhn mit grosser Pomp vnd gewalt, vnd gewann Jhm viel leut vnd land an. Vnd hette es jhm zumahl abgewonnen. Aber der von Würtzburg fiele jm zu fuß, vnd bat sein Gnad. Da thet Er es, vnd behielt doch der Keyser seinen willen mit grosen Ehren.

Anno 1360. ward Keyser Carln, Konigen zu Beheim, ein Sohn geboren, dessen alle die Christenheit erfreuwet was, vnd wust man nit, daß sein alter ein wunderliche endt vnd leben haben wurde. Den Sohn thete Er führen von Prag gen Nürnberg, vnd ward Er getauft vnd genant Wenzeslauw, vnd war

sein Mutter geboren von der Schwedenitz. Zu der kindstauf kamen mehr dann virtzig oder funfftzig geborne Fürsten, dem Keyser zu freuden vnd zu dienst, jglicher das im zugehört von seines Ampts wegen, vnd dazu Grafen, Herrn, Ritter vnd Knecht also viel, daß unzelig was, vnd hilten den aller herrligsten grösesten köstlichsten Hoffe zu Nürnberg, der je gesehen solt werden, mit grosser köstlichkeit, zehrung, kleidung, vnd aller herrlichen manirung der Fürsten, Grafen, Herrn, Rittern vnd Frauwen, vnd mit ritterlichen Wapen, mit stechen, brechen vnd fechtirung, vnd von allem Spiel, das dazu gehöret. Vnd war gepräfet, daß vf der Stechbane hilten alweg mehr dann tausendt mann mit verbundenen vnd gekrönten helmen.

In denselbigen Jahren verwandelten sich die Carmina vnd Gedichte in Teutschen landen. Dann man bishero lange lieder gesungen hatte, mit fünf oder mit sechs gesetzen. Da machten die Meister neuwe lieder, das hieset Widersang mit drey gesetzen. Auch hatte es sich also verwandelt mit dem Pfeiffenspiel, vnd hatten aufgestigen in der Musica, daß die nicht also gut war bishero, als nun angangen ist. Dann wer vor fünf oder sechs jaren ein guter Pfeiffer war im land, der dauchte jhn itzund nit ein fliehen.

Da sang man dis Widersang:

Hoffen helt mir das leben,
Trauren thet mir anders wehe ꝛc.

In dissen zeiten zog Landgraf Otto, Heinrichs Sohn von Hessen vorgenant, vber einen Abt von Fulda, mit zwelff hundert gienen, vnd verzohe vierzehen tag in seinem land mit rechter gewalt.

In dissen vergangenen Jahren, war der ehrwürdig Cuno von Falckenstein, ein Thumherr zu Mentz, Vormunder vnd beschirmer des Stifts zu Trier. Vnd in der nawen leise so bauwete Herr Philips von Isenburg, Herr zu Grensauw, der wonete zu Wilmar, ein neuwe Burgk, vnd schlug die auf einen stein nit fern von Limpurg vnd von Wilmar, vnd ward genant Gretenstein, dann Sein liebste hiesse Gretha, vnd nant die Burgk nach jhrem namen, vnd wolt Er jhr ein gut testament alda besetzen. Vnd da die aufgeschlagen was, da speiset Er sie, vnd mahnete sie voll Ritter vnd Knecht, die waren fern auß des Hertzogen land von Beyern, Pfaltzgrafen bey Rein, vnd wolten wol genestet han. Da kame der vorgenante Cuno von Falckenstein vom des vorgenanten Stifts wegen mit Reiter vnd Knechten, vnd zog mit der glocken auß mit der ganzen Statt von Limpurgk. Vnd die hatten des tags bey achthundert man gewapnet. Wol. Da Sie darquamen vor das hauß, da lagten Sie sich nieder, aßen vnd truncken eins, vnd stelten sich zu stürmen. Vnd der vorgenante Herr Cuno ging selber mit denen von Limpurg vnd andern seinen Freunden, als feindlich zu stürmen. Vnd die auf dem Hauß waren, wurffen da feindlichen auß, daß man keinen gesehen konte. Vnd gewonnen das hauß vnd ein halben tag vnd je baß in dem ein, vnd das mit rechter gewalt überhaupt. Vnd was auch denen von Limpurg zu mahl ernst, sintenmahl daß es Jhnen so nahe benlage, vnd stigen auff dem hauß den hauptman, Herrn Philipsen, mit Sechs vnd dreissig Rittern vnd Knechten, vnd zubrachen das hauß in den grund. Vnd ward Herr Cuno von Falckenstein gar sehr geworfen, daß Im sein Antlitz mit schweitz vnd blut rann. Vnd ein Juncker von Runckel ward alda geworfen, daß Er nicht lang lebete, der ward genant Heinrich. Das soltu wissen, daß dem vorgenanten Herrn Philips geschahe als David schreibt im Psalter, Incidit in foveam quam fecit. Das sprech also:

Ein andern hat Er ein grub gemacht,
Vnd ist selber darein gejagt.

Den vorgenanten Herren Cunen vergleichen ich der Tugendt, die da heisset Sterck: als da schreibet Aristoteles lib. 3. Ethicor: Fortitudo est aggressus terribilium ubi mors videtur perimere. Das soltu also verstahn:

Der Tugend eine heist Sterck,
Die pfleget streckliche werck,
Daß Sie erlöß das gemeine Gut,
Darumb so stilt sie jhren mut.

Nun solt du wissen, der nach hundert jaren geboren soll wissen ein memorabile, das ist, ein gedechtnus, das vor dem Haus geschach, vnd kam also. Da man solte zu Sturm gehen, da kompt reunen ein Amptman des Bischoffs von Trier, vnd sprach wider die Burgermeister vnd Burger zu Limpurg, daß Sie sich stelten, vnd gingen dauor zu Sturm. Darauf antwortet jhm der Burgermeister mit namen Johann Bopt, vnd sprach also: Wir seind hier daß wir streiten wollen. Das dorfend jhr nit gedenken, daß man den graben mit denen von Limpurg allein füllen solle. Ritter vnd Knecht sollen bey uns nidertretten. Zu denen wollen wir uns mengen, vnd mit ihnen zu gleich zu sturm gehen, vnd wollen nit die letzten seyn. Da der Amptman vnd andere Ritter vnd Knecht die Antwort höreten, da fielen Sie nieder mit denen von Limpurg, vnd gingen zu Sturm, vnd niemand gab dem andern im sturm nit zu fertel, vnd stürmeten als vorgeschrieben steht.

Mehr soltu wissen die physionomy vnd gestalt Herrn Cunen vorgenant. Dann ich Jhn dick gesehen vnd geprüfet han, in seinem wesen vnd in mancher seiner manirung, daß Er was ein herrlich starck man, von Leib, von Person, vnd von allem gebeine, vnd hatte ein groß haubt mit einer strauben, ein weite braune grelle, ein weit breit Antlitz mit bausenden backen, ein scharpf manlich gesicht, einen bescheidenen mund mit gleffe etlicher masen dick, die naß was breit mit gerunden naßlöchern, die naß was in mitten nidergedruckt mit einem grosen kine, vnd mit einer hohen stirn, vnd hatte auch eine grosse brust, vnd rötelfarb vnder seinen augen, vnd stund auff seinen beinen als ein Löw, vnd hatte gütliche geberden gegen seine freunden, vnd wann Er zornig war, so bauseten vnd floderten Jhm seine backen, vnd stunden Jhm herrlich vnd weißlich, vnd nicht vbel. Dann Aristoteles spricht lib. 4. Ethicor.: Non irasci quos oportet, insapientiae est. Das heisset also:

Wer nit vmb noth zoren hat,
Das en ist nit eines weissen Raht.

Ein Jahr darnach ward derselbig Cuno von Falckenstein Vormunder des Stifts zu Trier, vnd zog auß mit der Statt zu Limpurg, vnd gewann Aldendorf eines Ritters wonung gelegen bey Merenburg, vnd war ein wüstes hauß, vnd verbrande das vnd zuschleifte es zumahl.

In disser zeit sang man diß lied:

Aber scheiden scheiden das thut warlich wehe
Von einer die Ich gern ansehe,
Vnd ist das nit vnmüglich.

Anno 1362. starb zu Auinion Bapst Innocentius. Der hatte regirt geistlich vnd heiliglich bey zehen Jahr. An seine statt wardt gekoren zu Auinion Vrbanus V. Der was ein Münch gewesen Benedictiner Ordens zu Massilien, vnd war gar ein rechtfertiger mann, als du findest hernach geschrieben an seim End. Der was wohnhaft zu Auinion Sieben Jahr, vnd fuhr von dannen gen Rom, vnd bauwete vnd vermeherte Clöster vnd Capellen, wo Er die fand, da es noth war, vnd verplieb da ein Jahr. Wie er sein leben endet, das findstu hernach geschrieben.

Anno 1362. in dem Herbst nach Sanct Michaels tag, Da vberzoch Herr Gerlach Ertzbischoff zu Mentz, geborn von Nassauw, Graf Johannen von Nassauw, Herrn zu Dillenberg, mit vielen Rittern vnd Knechten, daß sie wurden geacht an fünfhundert man mit gienen, dazu mit dem Nynckauw, vnd theten Jhn grossen schaden, vnd hetten noch mehr schaden gethan, hetten sie gut wetter gehabt. Dann Sie der Rein vnd gewässer dannen trieb.

In dissem Jahr vergingen die grosse weite Ploderhosen vnd stifeln. Die hatten oben rot leder, vnd waren verhauwen, vnd die lange lederse mit langen schnäbeln gingen an. Dieselben hatten krappen einen bey dem andern, von der grossen zehen biß obenauß, vnd hinden aufgenestelt halb bis auf den rücken. Da ginge auch an, daß sich die menner hinden, vornen vnd neben zunestelten, vnd gingen hart gespant. Vnd die junge menner trugen meistlich alle, geknaufte kugeln, als die frauwen. Vnd disse kugeln wereten mehr dann dreissig Jahr, da vergingen Sie.

Anno 1363. vf Montag zu Pfingsten da war Friderich von Hatzstein der Wolgeborne Knecht, der ein Hauptman was der Statt von Limpurg, erschlagen an der Löhne, vnder dem Stein, da man gehet von Greipenpforten in die Hell. Das thaten die von Reiffenberg. Die waren feind der Statt von Limpurg zu der zeit vnd manche zeit. Vnd die Herren vnd die Statt von Limpurg verlohren Jhn zumahl niet. Dann er jhnen nutzlich vnd dienstlich was. Auch war derselbig Friederich groß vnd starck, also daß Er ein Ohm weins aufhub, vnd tranck auß der ponten.

In derselbigen zeit da ward der vorgenante Herr Cuno von Falckenstein erwehlet zum Ertzbischoff zu Trier.

In disser zeit vnd Jahr da sande Gott ein neuwe plage auf Erdreich, sonderlich in Teutschland. Das waren Heuwschrecken, die kamen vnd flohen also dick in der luft vnd in dem felt, als hette ein groser Schnee gefallen. Die fielen in die frucht, vnd thaten grosen verderblichen schaden, vnd flohen dann wider auf. Die wereten von der Erndte biß das Sie vergingen mit einem reiff vnd von kelt, bey nahe Sechs ganzer wochen. Auch waren die heuschrecken groß vnd fett, einer halben spannen lang, vnd also in der masse. Disse plag kam von groser hoffart. Vnd mag man disse plage gleichen, als David spricht

in dem Psalter: Et dedit erucis fructus eorum et labores eorum locustis: Das bedeutet also:

Die raupen sollend jhrer frucht geleben,
Arbeit der leut ist den Heuschrecken gegeben.

In demselbigen jahr galt ein quart weins zu Limpurg ein schilling pfennig, vnd ein heller, vnd folglich anderswo sein gelt. Das werete bey nahe ein Jahr.

In disen zeiten pfeiffe vnd sang man dis lied vnd widersang:

Ich will in hoffnung leben fort,
Ob mir nichts heil möcht geschehen
Von der liebsten Frauwen mein.
Sprech Sie zu mir ein freundlich wort,
So müst trauwren von mir fliehen.
Ich hoffe Ihr gunst mich je mit heil
Bekehre. Ach Gott daß Ich sie solte sehen,
Ich wolte in hofnung leben.

Anno 1365. zu mittem Sommer vmb S. Johans Meß Baptistae. Da war die grose Gesellschaft gezogen vor Straßburgk bey Colmar, vnd in dem land all vmb im Elsaß, vnd thaten gar grosen schaden, vnd lagen ein gantzen Monat in dem land. Vnd die Ehrwürdige Fürsten, Herr Cuno von Falckenstein Ertzbischof zu Trier, vnd Herr Gerlach Ertzbischof zu Mentz, vnd dazu die Hochgeborne Fürsten von Beyerland, vnd sonderlich Herr Ruprecht Pfaltzgraf bey Rein, auf der Mosel, auf der Löhne, auf dem Mayn, vnd darumb, waren die aller meistliche Wygande, vnd zogen gen Elsassen mit grosser herrligkeit der Wafen, alle wol erzeugt einer vor dem andern mit silbern vnd gülden geschmeid. Vnd die Gesellen flohen ausser dem Land nacht vnd tag wider in Welschland. Vnd geschahe den Teutschen nit also wehe vnd laid, daß die Gesellen jhnen entflohen waren. Die Geselschaft ward gezehlet an zwantzig tausendt man, so, ein vnd ander ausgenommen. Die Francken vnd die Teutsche Herrn von dissem land, vnd die Stett vf dem Rein, in Elsas, aus Schwaben (Vnd die Statt von Limpurg hatte auch jhren Burgermeister alda mit vier vnd zwantzig Pferden) Vnd Sie hatten bey vier vnd zwantzig tausend reisiger leut, wol gewapnet. Das was schein vnd glantz von den wafen.

Anno 1365. da was das dritte grose sterben, vnd was mäßlicher als die zwey ersten, also daß zehen oder 12. menschen des tags sturben in Stetten als Limpurg, vnd dergleichen. Vnd da starb Herr Gerlach Herr zu Limpurg, vnd war kaum allererst von der grossen reiß von Elsas kommen, da Er wolt han helfen bestreiten die grosse Geselschaft auß Welschem Lande. Vnd starb die Edle sein Frauw Elsge inner drey wochen auch, ohne leibserben. Derselb Herr Gerlach war eben braun von antlitz, groß, scharpf von reden, vnd hatte ein schwartzen Kroll vnd ein schwartzen bart, vnd war ralsch vnd gedorstig ein ding zu thun. An seine statt kame der Edle Juncker Johann sein bruder, vnd der war ein Thumherr zu Cöln vnd zu Trier, vnd war gar ein weidlich man, vnd hatte ein wolgesetzten leib von kleiner grösse, mit einem schönen antlitz weiß vnd roth, mit einem gelben Kroll vnd bart, vnd was das haar also gelb als golt, vnd war gütlich zu sprechen, vnd von gütlicher antwort, Er was auch weiß zu schimpfe vnd zu ernst, vnd baitet er auch bey nahe zwantzig Jahr, ehe dann Er sein frauwe kaufte.

Ein jahr darnach zu halbfasten solten die Meister des Wülnhandwercks zu Limpurg auf die Meß gen Franckfort fahren mit jhrem gewände, vnd wurden nidergeworffen zwischen dem Closter zu dem Throne vnd der Höhe, vnd wurden jhnen genommen mehr als dreyhundert duch, vnd waren etliche gefangen, vnd blieben etliche todt. Das thete Heinrich, Graf Otten sohn, von Nassauw Dillnberg. Der war ein Thomherr zu Cöln, vnd ward mit dem zunahmen genant Graf Schindleder. Auch so fuhren sie im gelait Graf Johans von Nassauw Herrn zu Merenberg.

In demselben jahr schlug der vorgenant Graf Johann ein Burgk auf, zu Kirchberg auf der Lahne, vnder Scharpfenburg. Dieselbig Burgk zubrach Landgraf Heinrich zu Hessen, vnd fing darauf mehr dann zwantzig wehrhaftig mann.

In demselben jahr, vnd darnach ein wenig, ward Lintz auf dem Rein gewonnen, also daß es erstigen wurd vnd gar geplündert biß auf sein grund.

Da sang man vnd pfeiff dis lied:

Schach, Tafelspiel
Ich nunmehr beginnen will.

An. 1367. wurden die zwey Schwerter von der welt eindrechtig. Vnser geistlicher vatter der Babst Vrbanus V. vnd der Römische Keyser Carolus IV. König zu Boheim, zogen mit einander mehr dann mit Sibentzig tausend Rittern vnd Knechten mit groser gewalt vber den Herrn von Meyland. Der hatte gethan wider die heilige Kirch. Vnd behilte der Bapst und der Keyser jhren gantzen willen. Mit dem zug vnd reise werete es beynahe ein jahr, vnd waren geachtet an hundert tausendt reisiger Pferde.

In disser zeit war harte zeit vnd teuwre jahr, also daß ein Malter korns Limpurger maaß galt fünf pfundt vnd zween Turnes, vnd das malter habern galt dusy pfundt heller. Vnd hatten arme leut grosen gebrechen vnd mangel. Die quart weins galt zwentzig alt heller.

An. 1367. vf S. Petri abend Vincula, zu der Haberernd, da erstach ein Freye von Dern, todt Juncker Johann eins Grafen sohn von Dietz, vf der Burgk zu Derne, daß Er von stund an bleib. Vnd war ein jung mann vnder dreissig Jahren, von guter leng, Hatte ein langelicht angesicht mit einer hohen nasen, vnd ein schlecht haar mit einem hohen zopf, als gewohnlich in der zeit was. Vnd derselb Johann, were ein Graf zu Dietz worden, hette Er gelebt. Vnd das ward in ein andere hand geschossen, als das hernach geschrieben steht. Derselbig Freye hiese Friederich, ein streng Ritter von fünftzig Jahren, vnd was ein rechter Freye geboren von all sein vier Ahnen, vnd ward gefangen zu Dern auf dem Hauß vnd gen Dietz gefürth. Vnd Graf Gerhard von Dietz, Juncker Johans Bruder, thete ein landgericht bescheiden zu Reckeforst. Vnd ward dem vorgenanten Freyen sein haupt abgeschlagen, vnd ward begraben von stund an zu Limpurg zu den Barfüsern. Also soltu sehen, wen du schlegest: Als dann Salomon spricht: Fremes ira nulli parcit, Oz ist,

Der grimme zorn gibt niemand friß,
Des du von Salomon bescheiden biß.

Nun soltu wissen die Physiognomy vnd ware gestalt des Freyen. Der Freye war ein vierschützig man, mit einer greisen Kroll, ein breitlecht antlitz mit einer flachen nasen. Auch hatte der vorgenante Freye von Dern einen Bruder, der hiese Juncker Craft, der war ein Thomherr zu Cöln vnd zu S. Gereon, Derselb ward erschossen in Westphalen.

Da sang vnd pfeiff man dis lied:

Mit laß ab also ein weil.
Ach Ich, Ich will dir immer in gantzer treuw leben,
Ich hoff Ich sind dasselb an dir.

In derselben zeit war der streit zu Sprendlingen zwischen Lingen vnd Creutznach. Da blieben todt mehr dann zweyhundert man. Vnd den streit verlohr der Graf von Sponheim, der war genant Walrabe, der ward auch gefangen, vnd der Herr von Boclanden behilt das felt.

In demselben jahr, da ward das grosse wetter von donner vnd blitzen, zwischen den zweyen vnser Frauwen tag, als man vor langer zeit je hatte gesehen, vnd das was eins nachts, vnd in der termine zu Mentz vnd zu Franckfurt. Vnd vnser Frauwen Münster zu Mentz verbrand zu mahl, was daran was von hotzwerck mit einem gar hohen Thurn. Das verging gehlingen, vnd war groser verderblicher schaden, vnd geschach auch mehr schaden in derselben termine herumb in dem land.

Zu denselben zeiten kaufte der Ehrwürdig Herr Cuno von Falckenstein Ertzbischof zu Trier, vnd trang sich mit weisheit in die gantze Herrschaft zu Malsburg vmb Herr Görgen baselbst, vnd damit erwehrte Er den Stift zu Trier. Vnd darnach nit lang, vber drey jahr oder niet, da machte Er ein Statt zu Nidernbrechen. Dann es zuvor ein dorf gewest, vnd gehort in die Grafschaft zu Molsburg. Derselbig Herr Cuno behilte auch ein die incorporation derselben kirchen vnd Pastoreien zu Brechen. Dieselbst Pastorey zu Brechen wirdt nun zu ewigen tagen einem Bischoff zu Trier in sein buchen dienendt. Das löset sich wol an hundert malter Korngülden, darüber hat ein Vicarius dannoch genug zu bescheidenheit.

Nota, quòd pater praeclari Georgij Dominus in Molspurg nomine Gyso, propriam filiam carnaliter cognovit, quae à patre postea duxit quoddam corpus hüterogenium, id est, animal rationale mortale. Quam ob rem coram maledictus Psalmistae videtur, ipsum notans, ubi dicit: Fiant dies ejus pauci, et Episcopatum ejus accipiet alter: et sic dominium Molsperg est translatum in Episcopatum Trevirensem.

Die plasirung von dem Wapen von Molspurg ist also. Das feld was von gelb, darin war ein Löw von Silber.

Anno 1367. da waren feind die Edlen Johann Graf zu Nassauw Dillenberg, vnd Johann Herr zu Westerburgk, vnd gebeiten sich, daß sie ein getenn vnd ein Ponyt hatten bey Gudendorn. Vnd Johann Herr zu Westerburgk behilt das felt, vnd fing den Graffen von Nassauwe mehr dann mit dreißig Rittern vnd Knechten. Vnd blieben auf des von Nassauw seiten drey todt, vnd einer auf des Westerburges seiten, gute Handwercksleut. Derselbige Graff war loß mit den Rittern vnd Knechten vor Acht tausend gülden. Vnd hetten Jhme wol mehr gelt geben. Aber er genoß seiner freundt die sehr vor Jhn arbeiteten.

In disser zeit lebte Magister Iohannes Pyritoneus, der zu Pariß das Studium regiret hat mehr dann viertzig Jahr. Der ward geacht der best Logicus vnd Philosophus auf Erdreich in der gantzen Christenheit. Vnd man fande nit seines gleichen. Der machte Quaestiones Ethicorum die besten die je gemacht waren vor Im. Dieselbige Quaestiones gab Er zu letzt vnd zu einem ewigen Testament allen Meistern vnd Studenten.

In derselbigen zeit gewann Herr Cuno von Falckenstein, Ertzbischoff zu Trier, Sonnenberg.

In dissen jahren entstund ein grosse zweyung in der Statt zu Wetzlar auf der Lahne, zwischen Raht vnd der Gemeine, also daß der alte Raht ward vertrieben der Statt, vnd die Gemein machte ein neuwen Raht, vnd regirten nach jhrem sinn in das Siebende jahr, vnd gaben niemand kein leibzucht so wieviel das jhnen gebürte, alle jahr bey fünftausend gülden gelts leibzucht vnd renten. Vnd da es kam an das Siebende jahr, da kamen die alten von dem Raht wider in die Statt mit einem Werwort, also, daß man damit solte vmbgehen, daß Sie gesünet würden. Des worden die vorgenante alten von dem Raht eintrechtig, mit Juncker Johann dem Grafen von Solms. Vnd dem war gar leusig vmb die Neuwe welt, vnd war heimlich den Alten vnd auch den neuwen. Denn er kam wol mit fünfzig Ritter vnd Knechten in die Statt, vnd liese die von dem neuwen Raht alle kommen in ein hauß. Vnd Er nahm sich an, Er wolte mit in Raht gehen, vmb nutz Erbare Sach der Statt. Vnd fing den neuwen Raht gemeinlich, und bestalt da so viel seiner diener bey, daß Sie musten in dem haus bleiben. Vnd nam des Reichs Panir, vnd trat auf den plan, vnd der alte Raht bey Jhn. Da kam die gemein wol mit fünfhundert man gewapnet, vnd wolten dem neuwen Raht geholffen han. Da Sie sahen, daß der neuwe Raht vnd freundt nit bey jhnen waren, da wurden Sie entschupfet. Vnd der vorgeschriebene Graf Johann der beriete Sie mit süsen worten, vnd sprach dazu, daß Sie die wafen austhäten, vnd wurden eintrechtig mit Jhme vnd dem Alten Raht, vnd legten den neuwen Raht in den Thurn, vnd nahmen Ihr gut, vnd schlugen jhrer dreyen die köpf ab, vnd wurfen jhr ein theil ins wasser. Also ging der vorgenante Graf von Solms vmb mit süsen vnd betrogen worten, daß Er die Statt zu Wetzlar in seinen sinn brachte, daß Sie wol betrogen wurden, als man den kindern ein gleichnuß in der schul liefet:

Fistula dulce canit, volucrem dum decipit auceps, Das ist,

Des voglers pfeiff gar süse sang,
Da er thete den vogelfang.

Anno 1370. in der Fasten, Da lagen die von Erfurt, die von Mülhausen, vnd die von Northausen, vnd andere viel Herrn die zu Jhnen gelobet vnd geschworen hatten, vor Honstein. Die Burgk ligt in Sachsen vnder Hertzog Otten von Braunschweig. Vnd derselb Hertzog Otto der warf feur in das Heer, vnd das Heer brach auf vnd zog hinweg, vnd doch so kosten Sie nit gar hinweg kommen, vnd beschneid Sie, vnd schlug Ihr gar viel todt, und singe deren von Erdfurt, Mühlhausen vnd Northausen also viel, daß Sie gaben zu schatzung Sechs vnd dreißig Marckselle marck lötiges Silbers.

Darnach zu hand gingen gemeinlich die Tappert an, die trugen man vnd frauwen. Auch trugen die man kurtze Houcken vnd weit vf beyden seiten geteuft. Vnd das en werete nit lang in dissen landen.

Anno 1370. starb Bapst Vrbanus V. zu Avinion. Der hatte regirt acht Jahr, der grosse ding gethan hat vmb der heiligen Kirchen willen, als vorgeschrieben stehet. Vnd der ward heilig vnd ist canonisirt. An seine statt ward gekoren Gregorius XI. Der fuhr von Avinion gen Rom, vnd blieb alda.

Anno 1371. vierzehen tag vor Faßnacht, da geburt es sich, daß ein Burgermeister zu Limpurg, der war genant, Cuntz Reute, der solte einen führen in den Kargen thurn gefangen von diebery wegen. Da Sie kamen ein halben steinwurf von disser pforten auf der Maur, da sprang der gefangene mit dem Burgermeister von der Mauren, vnd dem sein hals ab also daß Er vmb acht tag starb, vnd der gefangene wurde zu stund an gehangen. Dann Er also sehr gefallen hatte von der Maurn, daß Er nit dauon kommen mochte.

Anno 1371. Freytags nach vnser Frauwen tag als man die Würtz weihet, wurden Feind die zween Hochgebornen Fürsten, der Hertzog von Braband, der war genant Wenceslaus, vnd war Keysers Caroli IV. Bruder, vnd des blinden Konigs Johannis in Beheim Sohn, vnd der Hertzog von Jülch, der war genant Wilhelm. Vnd auf den vorgenanten tag hatte der Hertzog von Braband mehr dann 2400 glenen Ritter vnd Knecht, gar gute leut, vnd suchte den Hertzogen von Jülch daheim in seinem land zu schädigen zu herrschen vnd vber Jhn zu reitten. Da Sie kamen vber die Maaß, das wasser in Jülicherland, da begegnet Im der Hertzog von Jülch mehr dann mit tausend glenen, Grafen, Herren, Rittern vnd Knechten, vnd waren vf der seiten viel Herrn vnsers Lands auf der Lohne, mit Namen Graff Johann zu Nassauw Herr zu Dillenberg, Graf Ruprecht von Nassauw, Graf Eberhard von Lützelberg, der Graf von Wiede, vnd Juncker Friederich Herr zu Runckel, vnd andere die Ich nit genennen kann, vnd huben den streit an gar feindlichen. Vnd in dem anheben, so kompt der Hertzog von Gellern mehr dann mit Sechshundert glenen Ritter vnd Knecht zu hülf den Jülchern, vnd stritten mit den Brabandern. Vnd behilten die Jülchischen mit grossen Ehren vnd Würdigkeit den streit, vnd singen den Hertzogen von Braband mehr dann mit tausend Rittern vnd Knechten, vnd blieben todt mehr dann Achthundert Ritter vnd Knecht. Vnd der Hertzog von Gellerland, den man nante die Blum von Gellern, der ward in dem streit erschossen, auf der Jülcher seiten, vnd der Graf von S. Paul von Welschland blieb auf der Brabander seiten mit viel seiner Landsleut aus Welschland, vnd Johann Ertzbischoff zu Mentz, der war ein Bruder des vorgenanten S. Paul, wiewol doch daß Er ein Wahl war. Also ward der meinste hauf leut von dem minsten nidergeworffen. Vnd das war von Gott, als da spricht Iudas Maccabaeus: Non in multitudine exercitus, sed de coelo victoria belli est: Das ist:

Der Sieg kompt viel vom Himmel ho,
Vnd nit von viele der leut, das ist also.

In dissem Jahr erhub sich zu Cölln in der Statt ein grosse zweyung vnd speit zwischen dem Raht vnd den Meistern von dem Wölnhandwerck, vnd geschach das also. Zu Cöln kam ein man in gastweiß, der ward mit rechtem gericht alda bekümmert mit leib vnd gut, vnd ward verurtheilt, daß man den man solte das haupt abschlagen, vnd furthe man jhn auf das felt an das gericht. Dabey stunden gar viel die von dem Wülnhandwerck waren, die namen den man dannen, den das gericht verurtheilt hatte, vnd furten Jn mit gewalt in die Statt von Cöln, vnd meinten daß Sie jhn erlosen wolten. Zu stund kam der richter vor den Raht, vnd schreye, vnd clagte vber den gewalt, der da geschehen were. Vnd der vorgenante Raht vnd jhre Freund wapneten vnd bereiteten sich zum streitte, vnd kamen an die Weber, deren waren auch eine grosse Rott mehr dann Sechshundert wolbereit, mit aufgerecktem Panir, vnd traten zu Jhm ein feindlichen. Da behilt der Raht mit grossen Ehren den plan vnd das felt, vnd auf der Weber seiten blieben vf der Walstat Sieben oder Acht man todt, die andern flohen, da doch jhrer zwir mehr waren dann deren von dem Raht. Dazu fingen Sie jhrer drey vnd dreyßig in den nechsten vierzehen tagen, denen schlug man jhr haubt ab auf dem Heumarck, so, heut vnd morgen, als sich das gebürte, vnd dazu so vertrieben Sie manchen reichen Erbarn man von dem vorgenanten Handwerck, vnd nahmen jhnen jhr gut, vnd thaten jhnen grossen verdrieß, vnd brachen ab ein groß gemein hauß, das gleichet sich einem grossen Pallast, darauf Sie zusammen gingen vmb jhres Handwercks noth, vnd hat der Raht darauß gemacht ein schone Fleischschirne, also daß die von dem vorgenanten Handwerck kein recht mehr dazu haben. Also hat der Raht zu Cöln seinen willen behalten.

In derselbigen zeit da gingen an die Westpfälische Lendener, die waren also, daß Ritter, Knecht vnd reisige leut, führeten Lendener, vnd gingen an der brust an hinden auf dem rück hart zugespant, vnd waren also fern als die schoppen lang war, hart gepflept bey nahe eines fingers dick. Vnd kame das auß Westphalen land.

In derselbigen zeit, zu halbfasten, da solten die Niderlendische kaufleut mit jhrem gewand den Rein auffahren in die Meß gen Franckfurt. Da Sie kamen bey Andernach den Rein auf, ein meil wegs, da kam der Graf von Wieth, vnd Welten von Isenberg, vnd nahmen da den Kaufleuten mehr dann viertausend gülden werth gewand, vnd furthen das gen Isenburg. In der zeit erhub sich der Ehrwürdig Fürst, Herr Cuno von Falckenstein, Ertzbischof zu Trier, mit groser gnügen vnd gewalt, vnd hiesche die Nam wider, die in seinem geleit vnd gebiet geschehen war, vnd en mögt das nit sein. Des legte er sich in der vorgenanten Herrn land, vnd gewann jhnen ab das Angirs, vnd machte zu Engers ein Burgk, die ist geheissen biß an disen heutigen tage Cunostein nach seinem Namen, vnd gewann jhnen ab Henspach vnd die dorf, vnd bracht sie in grosen verderblichen schaden, vnd dazu ward den Kaufleuten die Name vnd der gewand wider. Also behilt Herr Cuno Ertzbischoff mit gewalt seinen willen, vnd name ein Land vnd Leut, vnd das Fahre biß vber den Rein, biß auf dissen heutigen tag.

An. 1372. da entstunde ein grose Gesellschaft in Teutschen landen, sonderlich in dem land zu Hessen, die ward genant die Gesellschaft von dem Stern. Vnd furten die Ritter in der Gesellschaft güldene vnd die Knecht silberne stern. Mit nahmen war da ein Hertzog von Braunschweig, des Göttingen vnd das land da ist, der war tochterSohn Landgraf Heinrichs von Hessen, der Graf von Zigenhan, Graf Johann von Nassauw Herr

zu Dillenberg, der Graf von Catzenelnbogen, Herr Johann von Büdingen vnd andere, die Herrn von Isenburg, der Herr von Hanauw, der Herr von Lisberg, der Herr von Helfenstein, vnd der Herr von Epstein, vnd dazu meistlich alle Ritter vnd Knechte in dem land zu Hessen, in der Wetterauw, in der Buchen, vnd auf dem Rein, in Sachssen, in Döringen, in Westpfalen, also daß man pfrüfet, daß dieselben Gesellen von dem Stern bey zwey tausend Ritter vnd Knecht waren, die da hatten bey 350 Schlösser.

In denselben zeiten war der Hochgeborne Fürst Landgraf Heinrich von Hessen feind des vorgenanten Herrn von Lißberg, vnd schicket Er seines Bruders sohn Landgraff Herman dazu, daß Er sich legte, mehr dann mit tausend Rittern vnd Knechten vor den Hirtzberg, vnd schlug ein hauß da auf. Des kame die Gesellschaft von dem Stern zuhauf mehr dann mit funfzehn hundert Rittern vnd Knechten vor der Hirtzberg vnd trieben den Landgrafen ab, vnd branten Im sein land ab biß an Fritzlar, und lagen da mehr dann acht tag inn, vnd schieden da von dannen. Des clagte sich der vorgenant Landgraf Heinrich, Landgraf Herman seines Bruders Sohn, gegen den Sterngesellen zu täglichem Krieg, vnd verhieße Sich Landgraf Heinrich, daß Er den Krieg nit sünen wolte bey tag vnd jahr, vnd hilt auch das herrlich, vnd hilte mehr dann Sechshundert gienen Ritter vnd Knechte mehr dann Jahr vnd tag zu täglichem Krieg, die Er köstlich soldet.

Zu disser zeit da war der Edel Ruprecht Graf zu Nassauw, der ein Enckel war Konig Adolfs Grafen zu Nassauw, helfer des Hochgebornen Landgrafen Heinrichs von Hessen wider die Gesellschaft von dem Stern, vnd nahm darumb seinen sold. Vnd gebürte sich, daß der Sterner ein theil, vnd sonderlich die Grafen von Catzenelnbogen, Graf Wilhelm, Graf Eberhard, vnd Graf Diethern, böseten eins nachts den thal zu Hadamar, vnd gewunnen den, vnd gingen in der nacht ohn sorg, vnd wolten es halten vnd jhren willen schaffen. Da ermanten die Gemeinde zu Hademar, vnd stalten sich feindlichen zu gewehr, mit gewerfen, mit geschoß, mit anderer groser arbeit, vnd trieben die auß herrlich, vnd behilten deren acht, vnd fingen die in derselbigen nacht, vnd deren sturben drey, ohn andern grosen schaden, den Sie empfingen von Sturm vnd von geschütz.

Anno 1373. Donnerstags vor Faßnacht da war ein groß Flut auf erdreich vnd große Noth von Wassers wegen, also daß der Rein vnd die Lohn vber rechten Staden in die höhe gingen mehr dann Sechs vnd zwantzig füß hoch. Vnd kam die Flut von einem grossen schnee der gefallen war, Der schmoltz vnd verging gar balt, vnd war der gröffest schnee der je gefallen war in hundert Jahren. Vnd die Flut weret mehr dann fünf tag vnd nacht vff vnd ab, und war groß betrübnus von den Leuten. Vnd das geusgels in den heusern, als haan vnd hüner, sangen auch betrüblichen. Vnd die Lahne vor Limpurg warf jhnen die gärten all vmb vnd vmb, vnd manche Ramen mit gewand, vnd furten die Obermüllen zu stücken enweg, auch furten Sie hinweg die Walckmuln, vnd die Lohemühln, vnd die Brück zu Dietz die war höltzern, das fuhr alles hinweg. Auch so war ein flut zuuor gewest, auff den zwölften tag nach Weihenachten, die nechst war, vnd die flut war disser nit gleich, dann diesse gröser war.

An. 1374. zu mitten Sommer da erhub sich ein wunderlich ding auf Erdreich, vnd sonderlich in Teutschen landen, auf dem Rein vnd auf der Mosel, also daß leut anhuben zu dantzen vnd zu rasen, vnd stunden je zwey gen ein, vnd dantzeten auf einer stett ein halben tag, vnd in dem Dantz da fielen Sie etwan dick nider, vnd liesen sich mit füssen tretten auf jhren leib. Davon namen sie sich an, daß sie genesen weren, vnd liefen von einer Statt zu der andern, vnd von einer Kirchen zu der andern, vnd huben gelt auf von den leuten, wo es jhnen mocht geworden. Vnd wurd des dings also viel, daß man zu Cöln in der Statt mehr dann fünffhundert Dentzer fand. Vnd fand man, daß es ein Ketzerey was, vnd geschach vmb gelts willen, daß jhr ein theil Frauw vnd Man in vnkeuschheit mochten kommen vnd die volnbringen. Vnd fand man da zu Cöln mehr dann hundert Frauwen vnd Dienstmägd die nit ehrliche menner hatten. Die wurden alle in der Dentzerei kindertragend, vnd wann daß Sie Dantzeten, so bunden vnd knebelten sie sich hart vmb den leib, daß Sie desto geringer weren. Hierauf sprachen ein theils Meister, sonderlich der Guten Artzt, daß ein theil wurden dantzend, die von heiser Natur weren, vnd von andern gebrechlichen natürlichen sachen. Dann deren war wenig, denen das geschach. Die Meister von der heiligen Schrift die beschworen der Dentzer eins theils, die meinten daß Sie besessen weren von dem bösen Geist. Also nam es ein betrogen end, vnd werete wohl Sechzehen wochen in diesen Landen oder in der maaß. Auch nahmen die vorgenannte Dentzer Man vnd Frauwen sich an, daß Sie kein rot sehen möchten. Vnd war ein eitel teuscherey vnd ist verbotschafft gewest an Xystum nach meinem bedunken.

Karl Christian Gärtner.

Dieser um die erste Regeneration der deutschen Poesie sehr verdiente Mann, ward am 24. November 1712 zu Freiberg geboren, erhielt seine gelehrte Vorbildung auf der Fürstenschule zu Meißen und studirte darauf zu Leipzig, wo er in innigem Verein mit Gellert und Rabener lebte und sich den schönen Wissenschaften mit besonderer Liebe zuwendete. Anfangs schloß er sich gleichfalls den Bestrebungen der Gottschedischen Schule an und nahm an ihren Arbeiten Theil; später trennte er sich jedoch von derselben und gab gemeinschaftlich mit seinen Freunden Ebert, Giseke, Zachariä u. A. die sogenannten Bremischen Beiträge heraus. Im Jahre 1745 ging er als Erzieher zweier junger Grafen nach Braunschweig und ward später Professor der Moral und Eloquenz an dem Collegio Carolino daselbst, sowie 1775 Canonicus des Stiftes St. Blasii. Er starb allgemein geliebt und verehrt, als herzogl. Braunschweigischer Hofrath am 14. Februar 1791. —

Seine Schriften sind:

Sammlung einiger Reden. Braunschweig 1761.
Die geprüfte Treue, ein Schäferspiel. Braunschweig 1768.
Linguets Beiträge zum spanischen Theater, aus dem Französischen (gemeinschaftlich mit Zachariä). Braunschweig 1769. 2 Thle.
Die schöne Rosette. Lustspiel. Leipzig 1782.
Einzelne Beiträge zu Zeitschriften u. s. w.

Nicht sowohl durch seine Schriften, als durch die strenge und feine Kritik, die er namentlich als Mitherausgeber der Bremischen Beiträge anwendete, sowie durch seine amtliche Wirksamkeit, hat er wesentlich dazu beigetragen, einen besseren Geschmack in der deutschen Literatur zu verbreiten und den Bestrebungen ausgezeichneter Schriftsteller leichteren Eingang bei der Nation zu verschaffen.

Sein Bildniß, von Bause gestochen, findet sich vor dem eilften Bande der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften" (1770). —

Vgl. über ihn: Rose. Ueber K. A. Schmidts und K. C. Gärtners Verdienst, besonders um die deutsche Literatur. Helmstädt 1792.

Ein sehr schönes Denkmal hat ihm sein großer Freund Klopstock in wenigen Zeilen gesetzt (Wingolf, fünftes Lied Nro. 7 bis zu Ende: Klopstocks Werke. Leipzig 1823. Bd. 1. S. 15 fgde.) wo er von ihm sagt:

Der du dort wandelst, ernstvoll und heiter doch,
Das Auge voll von weiser Zufriedenheit,
Die Lippe voll von Scherz; (Es horchen
Ihm die Bemerkungen deiner Freunde.

Ihm horcht entzückt die feinere Schäferin,)
Wer bist du, Schatten? Ebert, er neiget sich
Zu mir und lächelt. Ja er ist es!
Siehe der Schatten ist unser Gärtner!

Uns werth, wie Flakkus war sein Quintilius,
Der unverhüllten Wahrheit Vertraulichster,
Ach kehre, Gärtner, deinen Freunden
Ewig zurück! doch du flieheſt fern weg!

Fleuch nicht, mein Gärtner, fleuch nicht! du flohst ja nicht,
Als wir an jenen traurigen Abenden
Um dich voll Wehmuth still versammelt,
Da dich umarmten, und Abschied nahmen.

Die letzten Stunden, welche du Abschied nahmst,
Der Abschied soll mir festlich auf immer seyn!
Da lernt' ich, voll von ihrem Schmerze,
Wie sich die wenigen Edlen liebten.

Viel Mitternächte werden noch einst entfliehn.
Lebt sie nicht einsam, Enkel, und heiligt sie
Der Freundschaft, wie sie eure Väter
Heiligten und euch Exempel wurden.

Christian Garve

ward am 7. Januar 1742 zu Breslau geboren. Seinen Vater, einen wohlhabenden Färber, verlor er früh, aber seine Mutter, eine kluge und vortreffliche Frau, ließ ihm eine ausgezeichnete Erziehung zu Theil werden. Nachdem er durch Hauslehrer eine hinreichende Vorbildung erhalten, jedoch seinen ursprünglichen Plan, sich der Theologie zu widmen, hatte aufgeben müssen, bezog er 1763 die Universität zu Frankfurt an der Oder, und studirte hier unter Baumgarten Philosophie und Mathematik. — Nach seines Lehrers Tode begab er sich nach Halle, wo er die Magisterwürde erhielt, und von dort nach Leipzig, wo er ein Liebling Gellerts wurde, in dessen Hause er wohnte. Er lebte hier in den angenehmsten Verhältnissen ganz seinen Studien und kehrte 1767, auf den Wunsch seiner Mutter, in seine Vaterstadt zurück, sich fort und fort im Privatstande seinen wissenschaftlichen Forschungen und Beschäftigungen widmend. Nach Gellert's Tode wurde er außerordentlicher Professor der Philosophie in Leipzig und hielt mehrere Jahre hindurch eifrig besuchte Vorlesungen über Gegenstände seines Faches. — Anhaltende Kränklichkeit zwang ihn jedoch, diesem Berufe zu entsagen und wieder in den Privatstand zurück zu treten. Er verlebte nun den Rest seiner Jahre, von mannichfachen körperlichen Leiden heimgesucht, die ihn jedoch nicht in seinen äußerst eifrigen Bestrebungen zu stören vermochten, in Breslau, und starb daselbst als Mitglied der Berlinischen Akademie der Wissenschaften am 1. December 1798.

Seine Schriften sind:

Sammlung einiger Abhandlungen u. s. w. N. A. Leipzig, 1802.
Ueber den Character Zollikofers. Leipzig, 1788.
Versuche über verschiedene Gegenstände. 5 Thle. Breslau, 1792 — 1802.
Einige Züge aus dem Leben des Herrn C. J. Pacgeosky von Tenczien. Breslau, 1793.
Vermischte Aufsätze. 2 Thle. Breslau, 1796—1800.
Fragmente zur Schilderung des Geistes, des Characters und der Regierung Friedrichs II. N. A. Breslau, 1801.
Uebersicht der vornehmsten Principien der Sittenlehre. Breslau, 1798.
Eigene Betrachtung über die allgemeinsten Grundsätze der Sittenlehre. Breslau, 1798.
Vertraute Briefe an eine Freundin. Leipzig, 1801.
Briefe an C. F. Weiße und andere Freunde. 2 Thle. Breslau, 1803.
Briefwechsel zwischen Garve und Zollikofer. Breslau, 1804.
Briefe an seine Mutter. Breslau, 1830.

Viele Uebersetzungen, unter denen die bedeutendsten:

Burke's Untersuchungen über den Ursprung unserer Begriffe vom Erhabenen und Schönen. Riga, 1773.
Ferguson's Moralphilosophie. Leipzig, 1772.
Gerard, über das Genie. Leipzig, 1776.
Cicero's Abhandlung über die menschlichen Pflichten, nebst Anmerkungen und Abhandlungen zu denselben. N. A. Breslau und Leipzig, 1801.
Macfarlan's Untersuchungen über die Armuth. Leipzig, 1785.
Hayley's Grundsätze der Moral und Politik. Leipzig, 1787.
Adam Smith's über den Nationalreichthum. 4 Bde. Breslau, 1794 — 96.
Aristoteles Ethik. 2 Bde. Breslau, 1799 — 1801.
Aristoteles Politik. 2 Bde. Breslau, 1799 — 1800.
Einzelne Aufsätze und Abhandlungen in der Berliner Monatsschrift, den Schlesischen Provinzialblättern, dem deutschen Museum und anderen Zeitschriften.

Die treffendste Characteristik Garve's und seiner Leistungen gibt der geistreiche Bouterweck (Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. Bd. 11. S. 509), indem er von ihm sagt: „Eine Philosophie des Lebens, die an metaphysischen Speculationen nur entfernten Antheil nimmt, desto aufmerksamer aber bei der moralischen Seite der menschlichen Natur verweilt, wurde und blieb das vorherrschende Bedürfniß seines klaren und ruhigen Geistes. Lieber noch aus eigner Anschauung und Beobachtung, als aus Büchern, Belehrung schöpfend, näherte er sich Menschen aus allen Ständen. Besonders aber erwarb er sich im Umgange mit den gebildeteren Classen einen Schatz von psychologischen Wahrheiten, die der schätzbarste Theil des Inhalts seiner Schriften sind. Den Formen des geselligen Lebens angemessen bildete sich auch sein Geschmack, und nach diesem Geschmacke sein Styl. Kein philosophirender Kopf unter den deutschen Schriftstellern hat über die Gesetze einer ernsten, einfachen und doch eleganten Verstandesprosa gründlicher nachgedacht, und keiner hat diese Gesetze besser beobachtet, als Garve. Die Muster, nach denen er seinen Styl mit vieler Sorgfalt und ohne alle Affectation bildete, waren die alten Classiker und einige englische Schriftsteller, besonders Burke, Ferguson und Adam Smith, von denen er auch mehrere übersetzt hat."— So sehr wir im Allgemeinen auch diesem Urtheil beistimmen, so müssen wir doch bemerken, daß Garve, trotz jenen gerühmten Eigenschaften als theoretischer Philosoph, von einer gewissen Beschränktheit und Engherzigkeit befangen war, die ihm oft den freien Ueberblick raubte und ihn verhinderte, sich in geistiger Kraft auf den rechten Standpunkt zu schwingen; was er dagegen auf dem Gebiete der populären practischen Philosophie leistete, trägt durchaus den Stempel der Vortrefflichkeit.

Vgl. Manso: Christian Garve nach seinem schriftstellerischen Character. Breslau, 1799. 4. — K. G. Schelle's Briefe über Garve's Schriften und Philosophie. Leipzig, 1800. — Das ähnlichste Portrait Garve's findet sich vor der Schrift: „Garve und Fülleborn von J. G. Schummel." Breslau, 1804.

Die Tugend macht den Menschen glücklich*).

Es scheint mir zur leichtern Befolgung der moralischen Vorschriften sehr nützlich, wenn man sie simplifizirt, so weit es ohne Aufopferung der Wahrheit oder Verstümmelung der Begriffe geschehen kann. Mir leuchtete bei einer neulichen Selbstbetrachtung folgende Darstellung dieser Vorschriften auf eine so angenehme Weise ein, daß ich geneigt wurde, sie auch Andern mitzutheilen.

Alles, was Tugend heißt, und was, wenn es sich in Handlungen äußert, Pflicht genannt wird, läßt sich unter die zwei Gesichtspunkte bringen: des moralisch besten passiven und des moralisch besten thätigen Zustandes. Aus diesen beiden Sachen, Thun und Leiden, ist unser Leben, unser ganzes Wesen, unser Sein, insofern wir es gewahr werden, — und nur in so fern kömmt es für uns in Betrachtung, — zusammengesetzt. Wir werden afficirt, und wir handeln. Ver-

*) Aus Garve's Abhandlungen und Aufsätzen.

änderungen werden in uns hervorgebracht, die wir empfinden; oder wir bringen Veränderungen hervor und sind uns unsrer Thätigkeit bewußt. Daraus entstehen zwei Hauptarten der Tugend: eine leidende und eine wohlthätige. Zufriedenheit mit unsern Schicksalen scheint mir die erste, — Wohlwollen und Gutthätigkeit die zweite zu sein. Aus beiden Eigenschaften in ihrem größten Umfange und zusammengenommen scheinen mir die menschlichen Tugenden, als aus ihrer ersten Quelle, herzufließen. In Ertragung des Bösen und in Beförderung des Guten scheinen mir alle menschlichen Pflichten als in den letzten Endpunkten zusammenzulaufen. Wenn ich mich einer schon etwas veralteten und in mancher Absicht unschicklichen Eintheilung der Pflichten bedienen dürfte: so würde ich sagen, daß das Erstere den Inbegriff unsrer Pflichten gegen Gott, das Andere den Inbegriff unsrer Pflichten gegen die Menschen bezeichne.

In Absicht Gottes können wir eigentlich keine Pflichten ausüben, weil wir nicht auf ihn wirken können. Alles, was von uns gefordert werden kann, ist eine Gesinnung, ein Betragen, wie sie den besten, reinsten Begriffen von Gott gemäß sind. Aber diese Begriffe sagen, daß alle Eigenheiten unsrer Natur oder unsrer Umstände, und alle Veränderungen, die in beiden vorgehen, ihren letzten Ursprung in Gott haben; und daß Alles, was er macht und zuläßt, im Ganzen das möglich Beste ist. Beruhigung des Gemüths also bei dem Unangenehmen, das wir fühlen und doch nicht wegschaffen können, ist die größte, oder ist vielmehr die einzige Verehrung, die wir Gott darzubringen vermögen, indem wir dadurch unsre Ueberzeugung von seiner Güte und Weisheit erklären.

Und was bleibt uns auch in diesem großen Bezirke der Dinge, welche, von uns ganz unabhängig, durch angeborne Beschaffenheiten unserer körperlichen und geistigen Natur, oder durch die Verhältnisse und Veränderungen des Weltlaufs bestimmt werden, — was bleibt in diesem Bezirke für uns zu thun übrig? Vorausgesetzt, daß wir wirklich nichts dabei ändern können, so ist nur ein Geschäft uns übrig gelassen — dies, unsre Natur so viel, als möglich ist, dabei aufrecht zu erhalten; das Thätige von dem Leidenden so wenig als möglich unterdrücken zu lassen; unsre Freiheit gegen das, was diese Freiheit einschränkt, nach Vermögen zu vertheidigen. Und wodurch ist dies anders zu erreichen, als durch Gelassenheit, Geduld, stillen Geist, Gemüthsruhe, oder wie man das nennen will, was die vorzüglichern, edlern Menschen im unthätigen Zustande und vornehmlich im Leiden unterscheidet?

Auf der andern Seite bezieht sich alles moralische Gute im Handeln auf Wohlwollen. Lieben, die Glückseligkeit aller empfindenden Wesen nach Maßgabe ihrer Verbindung mit uns gerne sehen, begehren und befördern, das ist der Grund oder die Summe aller rechtmäßigen, guten und heroischen Handlungen.

Viele Pflichten entstehen aus einer Mischung und Vereinigung beider Tugenden. Es muß dabei ertragen, und es muß gehandelt; — dem Eindrucke des Uebels auf unser Gemüth muß gesteuert, und Gutes muß zugleich bewirkt werden. Ja diejenigen Handlungen, welche uns das wahre Gepräge ächter Tugend zeigen sollen, müssen die leidende und die thätige Güte in sich vereinigen. Wir verlangen Aufopferungen zu sehen, wo wir große Tugenden bewundern sollen. Eine jede Aufopferung aber setzt eine gelassene, mit Gemüthsruhe verbundene Ertragung eines Schmerzes voraus. Wenn in der Gefahr den Helden diese Gleichmüthigkeit, diese Zufriedenheit verließe: so würde er durch den Aufruhr verdrießlicher oder ängstlicher Gefühle seiner Besonnenheit beraubt und an der Ausführung seines gemeinnützigen Werks verhindert werden.

Eben so ist die Tugend der Mäßigung zusammengesetzt. Die Begierde, wenn sie zum Genusse gelangt, will im Genusse immer weiter gehen. Die Mäßigung hört bei dem, von dem Verstande angegebenen Punkte der Befriedigung auf, — auch wenn die Begierde noch fortdauert, und daher bei Endigung des Vergnügens eine verdrießliche Leere zu erwarten steht. Je gelassener der Mensch das Unangenehme erträgt: desto leichter wird er sich in der Verfolgung des Vergnügens mäßigen.

Alles, was in Krankheiten oder in solchen Unglücksfällen, welche wie Krankheiten auf das Gemüth wirken, als Pflicht gefordert werden kann, ist Geduld. Alles, wodurch eine höhere Vortrefflichkeit des Geistes dabei sich offenbaret, ist Heiterkeit, die nur ein größerer Grad von Geduld ist.

Die Pflicht des Fleißes bei der Arbeit ist nichts Anderes, als eine Verbindung der Geduld mit der Wohlthätigkeit; — der Standhaftigkeit, womit man eine verdrießliche Empfindung, — die Ermüdung, — erträgt, und der Treue, womit man seine Kräfte zu nützlichen Absichten anwendet.

Großmuth, Vergebung der Beleidigungen, die gefahrvolle Vertheidigung des Vaterlandes, alle diese schweren und heroischen Tugenden werden nur deßwegen höher als andere geschätzt, weil sich in ihnen jene beiden Hauptzüge, oder jene Bestandtheile der Tugend zugleich, und auf eine deutlichere Weise zeigen. Der, welcher einem Feinde Gutes erweist, muß ein ihm angethanes Uebel mit Gelassenheit ertragen und zugleich eine Handlung des Wohlwollens thun. Wer für Andere seine Ruhe, seine Gesundheit und sein Leben wagt, muß zugleich seine Liebe gegen das Gute, welches er befördern will, zu entflammen, und seinen Abscheu gegen das Uebel, dem er sich aussetzt, zu mäßigen wissen.

Und wenn dies sich so verhält; wenn Zufriedenheit und Wohlwollen, die beiden Grundsäulen tugendhafter Gesinnungen und die Quellen tugendhafter Motive ausmachen: so ist auch ohne weitläuftige Beweise klar, daß Tugend den Menschen, und warum sie ihn glücklich mache. Heiterkeit und Liebe sind eben so gut für die beiden Hauptarten des glücklichen Zustandes, als für die der pflichtmäßigen Gesinnungen anzusehen.

Alles Vergnügen ist ebenfalls thätig oder leidend. Das thätige Vergnügen ist die Liebe: das leidende hat keinen andern Namen als den Namen des Vergnügens selbst; aber es ist in Absicht der Gemüthsstimmung von Zufriedenheit nur dem Grade nach unterschieden.

Man kann sein Leben nicht anders genießen, als entweder durch angenehme Empfindungen, oder durch angenehme Beschäftigungen. — Jene hängen zum Theil von der Natur der Objekte, die auf uns wirken, von unsern Sinnen, von unsrer angebornen Stimmung ab. Dieser Theil unsers Zustandes ist also nicht in unsrer Gewalt: er muß erwartet, er muß genossen, oder er muß ertragen werden. Die Geduld aber, die Zufriedenheit, die eine Folge des Nachdenkens ist, das Aufsehen auf Gott und die Vorsehung, alles dieses, was ich die leidende Tugend genannt habe, arbeitet darauf hin, den Zustand des Gemüths mit Vorsatz dem unwillkührlichen Zustande des Vergnügens oder der Lust (so weit dieses geschehen kann) näher zu bringen. Der geduldige Kranke hat nicht die Empfindungen des Gesunden: aber er arbeitet daran, seinen Gemüthszustand dem eines Gesunden etwas ähnlicher zu machen. Der gelassene, edle Arme wird nicht die Bequemlichkeiten des Wohlhabenden genießen: aber er wird sich bemühen, in seinem Innern etwas von der Ruhe und Zufriedenheit zu bewirken, welche der einzige Vortheil eines mit Glücksgütern gesegneten Lebens ist.

Die Geduld also arbeitet auf die Glückseligkeit los, obgleich unfähig, sie ganz zu erreichen, wenn nicht der ungünstige Einfluß äußerer Ursachen aufhört. Aber Liebe und Wohlwollen thut noch mehr: sie sind unmittelbarer Genuß; sie sind Freude mit Thätigkeit verbunden.

Vergnügen an leblosen Dingen bleibt bloße Empfindung; und heißt deßwegen, wenn es ohne Maß und Ziel genossen wird, oder nützliche Thätigkeit hindert, Wollust. Vergnügen an Menschen, welches Lieben heißt, geht immer in Handlungen über, und ist ohne solche nicht zu genießen. Entweder sind dies Handlungen des denkenden Verstandes, wie beim Umgange, im Gespräch, bei der Mittheilung der Gedanken: oder es sind Handlungen des Herzens, wie bei erwiesenen Wohlthaten oder bei geleisteten Diensten. In allen Aeußerungen der Liebe ist die Befriedigung, welche jedes Wesen erfährt, das seiner Natur gemäß wirksam ist, mit dem angenehmen Eindrucke verbunden, den ein reizender Gegenstand auf unsre Empfindung macht.

Der Rachgierige, der Neidische, der Schadenfrohe, der Bösewicht hassen: also leiden sie. Es sind Menschen vorhanden, die den äußersten Verdruß in ihnen erregen: sie sind also nicht glücklich.

Der Faule, der für andere Menschen nichts thut, und der Geizige, welcher nichts für sie aufwendet, lieben nicht und hassen nicht. Sie sind also leer an Vergnügungen: sie sind gewiß weniger glücklich, als wenn sie lieben, und ihr Geld oder ihre Kräfte aufwendeten, das Geliebte glücklich zu machen.

Man setze die Sanftmuth dem Zorne, die Ergebung in den Willen der Vorsehung der murrenden oder verzweifelnden Ungeduld, die Güte der Bosheit gegenüber: und man wird finden, daß selbst der Name der ersteren Eigenschaften schon etwas Verdrießliches und Unglückweissagendes in sich schließt. Bei der Beobachtung der Gemüthszustände selbst wird man noch deutlicher entdecken, daß von den moralisch schlechtern Unlust ein Bestandtheil sei, daß hingegen Stimmung zum Frohsein oder vermindertes Mißvergnügen bei den bessern vorausgesetzt werde.

Die Beleidigung, welche zur Rache entflammt, muß den Zornigen nothwendig zuvor bitter gekränkt, — die, welche großmüthig vergeben wird, kann das Gemüth des Versöhnlichen nur wenig beunruhigt haben.

In der geduldigen Ertragung trauriger Schicksale liegt immer zugleich ein Trost und eine Quelle der Freude verborgen oder wird dabei vorausgesetzt. Entsteht die Geduld, wie sie

dann am leichtesten entstehen und am sichersten aufrecht erhalten werden kann, durch die Unterwerfung unter die Fügungen eines göttlichen Regenten der Welt: so ist nothwendig damit die Hoffnung einer glücklichen Zukunft verbunden, die uns durch das Dasein eben des Gottes, welchem wir unsre Geduld aufopfern, zugesichert wird. Ist aber diese Gelassenheit auch nur die Folge eines muthvollen Entschlusses, — der aufgebotenen Seelenkraft, welche dem Uebel widersteht, — selbst des Ehrgeizes, der keinen unanständigen Kleinmuth in den Zeiten des Leidens will an sich blicken lassen: so gibt dies zwar unmittelbar keinen Grund des Trostes, eröffnet keine neue Quelle angenehmer Ideen, aber es vermindert doch den Eindruck und die Gewalt des Uebels; es wehrt der traurigen Schwärmerei einer melancholisch gewordenen Einbildungskraft, einer Gemüthskrankheit, welche oft schlimmer ist, als das Unglück, wodurch sie erzeugt wurde.

Was bei großen Verbrechen augenscheinlich sichtbar ist, findet sich bei den meisten unmoralischen Handlungen, nach den Graden ihrer Schwärze und Abscheulichkeit. Da herrscht in dem Augenblicke, da man sie begeht, eine der Leidenschaften in der Seele, die aus dem Verdrusse herstammen und Abarten der allgemeinen Leidenschaft sinnlicher Unlust sind.

Kann in dem Gemüthe des Mörders, in dem Momente da er sich zum Morde entschließt oder ihn vollzieht, eine Stimmung von Fröhlichkeit vorhanden sein? Muß man nicht glauben, daß sein Geist eben so finster und melancholisch ist, als seine Mienen schrecklich und wild aussehen? Ist auf der andern Seite je eine wohlthätige, edle, gerechte Handlung ausgeübt worden, ohne daß schon ein stilles Lächeln auf dem Gesichte des tugendhaften Mannes das Vergnügen oder die Zufriedenheit, die sein Inneres in diesem Zeitpunkte belebten, ausgedrückt hätte? Und wie könnten auch in Augenblicken, wo man nur Gutes in Gedanken hat, Gutes an andern Menschen empfindet, (ohne welches es nicht möglich wäre, ihnen wohlzuwollen), Gutes in seiner eigenen Handlung gewahr wird und in deren Folgen voraussieht, Gutes will und hervorbringt, — wie könnten andere als angenehme Empfindungen der Seele beiwohnen?

Wenn es uns also gelänge, daß über die unwillkürlichen Eindrücke von außen und innen, durch welche unser Zustand schmerzhaft, die Gegenstände uns verdrießlich, die Menschen verhaßt, und wodurch wir also nach und nach boshaft werden, die Selbstthätigkeit unsrer Vernunft, welche Zufriedenheit mit der leblosen und Liebe gegen die lebendige Natur vorsätzlich zu bewirken sucht, die Oberhand gewänne: müßte nicht eben diese Bemühung, durch welche wir nach Aller Geständniß die Tugend in uns befördern, zugleich uns der Glückseligkeit näher bringen?

Ich sehe wohl ein, daß die obige Eintheilung der Tugenden, auf welche sich die folgenden Betrachtungen gründen, nicht zur Grundlage einer systematischen Abhandlung der Tugenden dienen könne. Sie ist einer von den vielen Gesichtspunkten, unter welchen sich die Moral bei der Betrachtung einzelner Menschen und besonderer Fälle zeigt. Es ist dessen ungeachtet nicht unnütz, auch diese eingeschränkten Gesichtspunkte zu sammeln: theils, weil ihre vollständige Aufzählung, wofern sie möglich ist, dereinst richtiger über den einzigen Standort wird urtheilen lassen, von wo aus wir alle unsre Pflichten und nach ihrem ganzen Zusammenhange übersehen können, — theils, weil auch jeder einzelne und eingeschränkte Gesichtspunkt immer für diejenigen Menschen besonders lehrreich ist, mit deren Natur und Lage er insbesondere harmonirt.

Für mich zum Beispiel hat der Gedanke sowohl eine beruhigende Evidenz, als eine mich ermunternde Kraft, daß meine Pflichten sich in zwei große Vorschriften vereinigen, — mich von dem Uebel, das mich drückt, nicht niederbeugen zu lassen, und an der Beförderung des Guten, sei es mit noch so eingeschränkten Kräften, unermüdet zu arbeiten.

Ueber fehlgeschlagene Erwartungen.

Keine Beobachtung wird im menschlichen Leben so häufig und in dem Leben mancher Menschen so unaufhörlich gemacht, als daß Erwartungen fehlschlagen; — und zwar die hoffnungsvollen sowohl, als die fürchterlichen. Wenige Güter sind, wenn wir sie erlangen, von so großem Werthe, — wenige Vergnügungen so ergötzend, als wir uns Beide einbildeten, da wir sie wünschten. Oder verringert auch die Gegenwart der Sache die günstige Vorstellung nicht, welche wir bei der Voraussetzung von ihr hatten, so vermischen sich doch vielleicht mit dem Genusse kleine Unannehmlichkeiten, auf die wir nicht rechneten, als wir sie zum Ziele unsers Bestrebens machten, — Unannehmlichkeiten, die, so geringfügig sie sein mögen, doch wegen ihrer Mannigfaltigkeit oder wegen ihrer Dauer im Stande sind, die frohe Empfindung in dem Besitze weit höherer Güter zu vernichten. Können nicht Fliegen und Mücken den schönsten Sommertag in der anmuthigsten Gegend verdrießlich und, wenn man nicht sehr viel Geduld hat, zuletzt unerträglich machen?

Am öftersten aber erlangen wir das, worauf wir rechneten, gar nicht. Der Lauf unsers Lebens im Großen, der Lauf der Begebenheiten jedes Tages im Kleinen geht, wie der Lauf der Ströme, nirgends gerade, nirgends ununterbrochen auf das Ziel los, welches wir zu erreichen suchen. Ehre, Reichthum oder Ruhe kömmt uns selten von der Seite oder in dem Zeitpunkte, wo wir Anwartschaft darauf hatten. Und eben so thun wir jeden Tag vergebliche Gänge; finden den Freund, in dessen Umgange wir uns aufzuheitern uns versprachen, nicht zu Hause; werden auf einer Spazierreise, durch die wir uns erholen wollten, von einem Ungewitter oder einer Kolik überfallen; und bringen von einem Freudenfeste, auf welches wir uns mehrere Tage hindurch geschickt gemacht hatten, nur die Erinnerung gehabter langen Weile und eine verdrießliche Laune zurück.

Aber eben so oft trügen uns unsere traurigen Ahnungen. Es ist schon eine Bemerkung des Horaz, daß wenige Menschen an der Krankheit sterben, die sie im Leben am meisten geängstigt hat. Unfälle, die unser ganzes Glück zu zerstören drohten, gehen oft ohne merklichen Schaden vorüber: andere werden sogar unerwartete Gelegenheiten zu einem größern Wohlstande. Personen oder Sachen werden uns geraubt, deren Verlust uns unübersteblich scheint; und wir überstehen ihn nicht nur recht wohl, sondern wir genießen von diesem Zeitpunkte an einer bessern Gesundheit und eines größeren Frohsinns. Ich habe Eltern, zärtliche Eltern gekannt, die an einem Tage ihrer schon halb erwachsenen Kinder beraubt wurden, und sich und Andern die unglücklichsten aller Sterblichen schienen; und die doch in der Folge so ruhige und heitere Tage erlebten, als vielleicht die mit der väterlichen und mütterlichen Zärtlichkeit unzertrennlichen Sorgen ihnen nicht würden vergönnt haben. Was bei solchen Vorfällen im Großen geschieht, sehen wir im alltäglichen Leben im Kleinen. In einer Gesellschaft, in welche wir aus Furcht schrecklicher langen Weile mißmuthig gingen, werden wir recht wohl unterhalten. Wir treten eine Lustreise mit dem ungünstigsten Anscheine des Himmels an, und genießen auf derselben des angenehmsten Wetters. Wir fürchten einen Streit, einen verdrießlichen Auftritt mit unsern Hausgenossen, den Verweis eines Höhern: und werden mit einer leichten und selbst angenehmen Entwickelung der Sache überrascht.

Woher kömmt denn nun diese so oft wiederholte Täuschung menschlicher Voraussehungen? Gibt es irgend eine Gottheit, die der menschlichen Klugheit spotten will, und sich über die Verlegenheiten belustigt, in welche wir durch die unerwarteten Wendungen unserer Schicksale gerathen? Liegt es an uns, daß wir die Dinge zu schlecht beobachten, und daher falsch beurtheilen: oder liegt es an den Dingen, daß sie zu unordentlich durch einander laufen, als daß wir irgend eine zuverlässige Regel aus ihrer Beobachtung ziehen könnten?

Ohne Zweifel findet Beides unter gewissen Einschränkungen Statt.

Es ist richtig, daß in Absicht dieses Fehlschlagens der Erwartungen ein großer Unterschied zwischen Menschen und Menschen ist. Wir werden einige unaufhörlich darüber klagen hören, indeß sich andere ihres Glücks und des Gelingens ihrer Anschläge rühmen. Mögen die Einen vielleicht aus Verdruß oder Zaghaftigkeit die Vorstellungen ihres Unglücks übertreiben; mögen die Andern aus Eitelkeit ihr Glück vergrößern: immer wird doch der unbefangene Richter zugestehen, daß in den Schicksalen einiger Menschen eine gewisse Uebereinstimmung zwischen ihren Erwartungen und den Erfolgen herrscht, in den Schicksalen Anderer ein immerwährender Widerspruch der Begebenheiten mit den Voraussehungen vorkömmt. Der Mensch, welchem dieses Letztere widerfährt, und der sich selbst keine Schuld beimessen will, nennt die Sache Unglück. Und oft bleibt allerdings etwas Unerklärliches in dieser Gleichförmigkeit der die Erwartungen täuschenden Vorfälle, — Etwas, das vielleicht nur von der Regierung einer höhern Hand abgeleitet, oder durch den Zusammenhang des ganzen Weltalls erklärt werden kann. Aber gewiß läßt sich auch die Ursache jenes Unterschieds sehr oft entdecken, wenn man auf den Geist und den Charakter der Personen Achtung gibt, unter welchen er Statt findet.

1. Die Personen, deren Voraussehungen am öftersten eintreffen, sind die, welche am besten beobachten. Alle Voraussehung ist ein Schluß von dem Gegenwärtigen auf das Künftige. Wer die Ursachen nicht kennt, kann von den Wirkungen nicht urtheilen. Je genauer also ein Mensch in den Sachen, wobei er auf die Zukunft gewisse Rechnungen zu machen, oder für dieselbe Entschlüsse zu fassen hat, alle kleinen, ihm jetzt vor Augen liegenden Umstände bemerkt: desto richtiger wird er bestimmen können, was darauf erfolgen werde. Diese Beobach-

tungen oder diese Schlüsse geschehen nicht immer mit vollem Bewußtsein, und so, daß man Andern davon in den Augenblicken Rechenschaft geben könnte: und eben deßwegen sehen ihre Resultate einer Art von Eingebung ähnlich. Hierin liegt der sogenannte Takt: der zur Ausführung weitaussehender oder keinen Aufschub leidender Unternehmungen nöthig ist, von denen die Erstern durch die Größe ihres Umfangs, die Andern durch die Kürze der Zeit ausführliche Untersuchungen unmöglich machen.

Bei einigen Menschen ist es der erste Blick, der ihnen die Sachen in dem richtigsten Lichte zeigt. Viele würden lange nicht so oft ihres Endzwecks verfehlen, wenn sie bei dem Entschlusse blieben, zu welchem sie sogleich, als ihnen die Angelegenheit vorgelegt wurde, durch eine Art von Instinct geneigt waren. Zu dieser Verfolgung seines ersten Gedankens gehört beim Menschen Festigkeit, Muth und Selbstvertrauen. Man bemerkt auch, daß Personen, welchen diese Eigenschaften fehlen, sich öfters als andere von gleichen Geistesfähigkeiten in ihren Erwartungen betrogen finden. Die Ursache kann schwerlich eine andere sein, als weil sie, zu wankelmüthig, den Eingebungen ihres noch ungeschwächten Geistes zu folgen, und durch die endlosen Ueberlegungen, zu welchen ihre Unentschlossenheit sie veranlaßt, ermüdet, zuletzt entweder die Gegenstände unrichtiger als anfangs beurtheilen, oder, wenn sie gar kein Uebergewicht der Gründe auf irgend einer Seite entdecken können, die Entscheidung dem Zufalle überlassen.

Andere aber sind dazu gemacht, die Sachen auszugrübeln, und gelangen durch anhaltendes Nachdenken und eine ausführliche Entwickelung ihrer Ideen wirklich dazu, richtig und mit Zuverlässigkeit zu durchschauen, was ihnen bei der ersten Ansicht dunkel oder zweifelhaft war. Ob ein Mensch zu der einen oder zu der andern dieser beiden Classen gehöre, kann er am besten aus dem Erfolge seiner Ueberlegungen abnehmen. Wenn bei ihm durch die weitläuftige Berathschlagung, durch die langsame Abwägung der beiderseitigen Gründe eine positive Entscheidung hervorgebracht wird, bei der er sich völlig beruhigt, und von der er, trotz aller neuen Einfälle, die er selbst hat, oder der Rathschläge, die ihm Andere geben, bei der Ausführung nicht mehr abgeht: so ist dieser Weg für ihn wahrscheinlich der rechte. Eine Meditation, auf die eine standhafte Ueberzeugung folgt, hat die Vermuthung für sich, daß sie mit Auffindung der Wahrheit geendigt habe. Wen aber seine Ueberlegungen, so tief sie in die Sache hineinzugehen, und so sehr sie seine theoretische Kenntniß derselben zu erweitern scheinen, doch nicht fest und entschlossen machen; wer die praktischen Resultate seines angestrengten Nachdenkens doch nicht gegen das Ansehn fremder Meinungen oder gegen die Veränderlichkeit seiner eignen Gemüthsstimmung aufrecht zu erhalten weiß: der wird wahrscheinlich besser dabei fahren, wenn er seinem ersten Gedanken folgt, als wenn er sich zu ausführlich mit sich selbst berathschlagt. Die Gefahr zu irren, insofern sie aus Unwissenheit oder aus Schwäche der Denkkraft entsteht, ist in beiden Fällen gleich; aber die, welche aus der Verwirrung der Begriffe entsteht, ist dem zweiten Falle eigenthümlich. So verblinden Manche, wenn sie einen Gegenstand zu lange mit unverwandten Augen ansehen.

2. Eine Ursache, welche viele fehlgeschlagene Erwartungen veranlaßt, ist, daß die Menschen überhaupt zu große haben: und diejenigen werden ohne Zweifel am öftersten betrogen, die vom Zufalle oder von andern Menschen zu viel erwarten. Das geschieht aus Eigendünkel, aus Begehrlichkeit, aus Trägheit.

Die Eigenliebe, so wie sie den Menschen verführt, von seiner Person und seinen persönlichen Eigenschaften zu groß zu denken, so gibt sie ihm auch zu hohe Ideen von den Belohnungen, die er verdient, und hiermit zugleich zu schmeichelhafte Hoffnungen von dem Glücke, das ihm bevorsteht. Denn man stellt sich leicht angenehme und glückliche Erfolge, so außerordentlich sie sein mögen, als wahrscheinlich vor, wenn man glaubt, daß man werth sei, dergleichen zu erfahren. Der, welcher sich einbildet, seiner Thaten oder seiner Schriften wegen Ruhm zu verdienen, mag für jetzt immerhin noch unbekannt oder selbst verachtet sein; im Grunde seines Herzens lebt doch die Hoffnung, daß seine Verdienste künftig ein Mal in dem gehörigen Lichte erscheinen und von der Welt werden anerkannt werden. Der, welcher sich selbst für liebenswürdig hält, sieht einer vortheilhaften und ehrenvollen Heirath bis ins eintretende Alter entgegen. Und so ist mit jeder Einbildung von einem gewissen Verdienste die geheime Hoffnung verbunden, daß es noch ein Mal den ihm angemessenen Lohn erhalten werde. Diese Empfindung, welche tief in der menschlichen Natur eingewurzelt ist, mag vielleicht die Ahnung einer Wahrheit sein. Dem bessern Menschen steht vielleicht zu der einen oder der andern Zeit ein besseres Schicksal bevor, und wenigstens ist es unsrer vernünftigen Natur gemäß, Glückseligkeit mit Tugend in unsern Vorstellungen zu verknüpfen. Nichtsdestoweniger ist es gewiß, daß, wenn der Mensch diese seine Verdienste zu hoch berechnet, und wenn er bestimmte Belohnungen in diesem Leben erwartet, er eben deßwegen öfter als Andere in seinen Erwartungen getäuscht wird.

Bei Andern entsteht diese zuversichtliche Hoffnung glücklicher Begebenheiten aus der Stärke der Begierde selbst, die sie nach dem gehofften Gegenstande haben. Die meisten Leidenschaften haben den Zauber, daß sie uns die Schwierigkeiten verbergen, die ihrer Befriedigung im Wege stehen. Wenn sie bis zu einem ungewöhnlichen Grade der Heftigkeit steigen, so können sie sogar den Menschen in denjenigen Zustand des Wahnsinnes versetzen, in welchem er, trotz des Zeugnisses seiner Sinne und seiner Vernunft, das Gut, dessen Wunsch seine ganze Seele erfüllt, wirklich schon zu besitzen glaubt. Dieser Uebergang vom heftigen Begehren zur Ueberredung von dem Besitze der Sache hat die Tollhäuser mit so viel Unglücklichen angefüllt, die sich für Könige und Fürsten, oder die sich für begünstigte Liebhaber irgend einer schönen oder vornehmen Dame halten. Aber auch bei jenen niedern Graden der Leidenschaft, bei welchen die gesunde Vernunft noch Meister über die Einbildungen bleibt, wird durch die Lebhaftigkeit, welche der Vorstellung eines heftig gewünschten Gegenstandes eigen ist, auch die Hoffnung ihn zu erhalten erregt. Jemehr also ein Mensch Leidenschaften, und je heftigere er hat, desto mehr und desto gewissere Erwartungen hat er; und desto öftern und schmerzlichern Täuschungen ist er also ausgesetzt. Je größre Dinge er begehrt, desto seltnere Zufälle gehören dazu, sie ihm zu verschaffen, und die Unwahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs wächst mit dem Ausschweifen der Wünsche.

Oft vereinigt sich Beides: Stolz und ungezähmte Begierde. Das geschieht bei denen, die sich ihres Glückes selbst als eines Verdienstes rühmen und wie Cäsar glauben, daß die zerbrechlichste Barke im Sturme sich erhalten müsse, wenn sie derselben ihre Personen und ihre Entwürfe anvertrauen. Diese Einbildung, so sehr sie an sich Irrthum ist, kann wirklich großen Männern in außerordentlichen Fällen nützlich sein, besonders um die, welche unter ihrer Anführung an dem Unternehmen Theil haben, beherzt zu machen. Aber wenn sie bei gewöhnlichen Menschen und in den Angelegenheiten des Privatlebens herrschende Meinung wird, so ist sie die fruchtbare Quelle verunglückter Wagstücke.

Fast jeder Mensch traut, besonders wenn er in die entfernte Zukunft hinaus denkt, seinem Glücke mehr zu, als er billig sollte. Zwar für den gegenwärtigen Tag sind die meisten ängstlich und furchtsam genug; aber in einem dunkeln Winkel ihrer Seele liegt der Gedanke verborgen, daß in künftigen Jahren sich günstige Vorfälle ereignen werden. Daher sind sie so karg mit ihren Diensten oder mit ihrem Gelde, wenn sie heute jene zu leisten, dieses zu geben aufgefordert werden, und hingegen so freigebig mit Versprechungen, die sie erst nach langer Zeit zu erfüllen haben. Es ist nicht immer die Absicht zu täuschen, was sie zu diesem Letztern so bereitwillig macht. Nein, sie trauen der Zukunft zu viel Gutes zu: sie glauben ehrlicherweise, daß bis zu dem bestimmten Zeitpunkte die Umstände zu ihrem Vortheile sich abändern, ihre Hilfsquellen sich vermehren und die Erfüllung ihrer Zusagen erleichtern werden.

Diese gemeine Schwachheit der Menschen wächst bei Einigen zu einer schädlichen Thorheit auf. Der äußerste Grad davon zeigt sich bei gewissen halb Blödsinnigen, die, mitten im Elende, von einem großen Glücke reden, das ihnen nach ihrer Meinung bevorstehen soll. Aber auch ohne sich durch völlig ungereimte Erwartungen unmöglicher Ereignisse zu täuschen, sind die, welche ihrem Glücke und der Gunst des Zufalls zu sehr vertrauen, immer in Gefahr, ein Spiel desselben zu werden, und sich am Ende eine desto bittrere Zukunft zu bereiten, je übertriebener die Hoffnungen waren, welche sie sich bei der Aussicht auf dieselbe machten.

Dieses Fehlschlagen überspannter Erwartungen ist

3. den trägen und sinnlichen Menschen eigen, die, je weniger sie selbst zu Erreichung ihrer Endzwecke zu thun Lust haben, desto mehr vom Zufalle und von andern Menschen fordern. Wer nicht mehr begehrt, nicht mehr hofft, als was ihm sein Fleiß, der Grad von Nutzbarkeit, den er in der menschlichen Gesellschaft hat, die Wichtigkeit der Dienste, die er dem gemeinen Wesen oder einzelnen Personen leistet, geradezu und unmittelbar verschaffen können, der wird gemeiniglich, wenigstens in den Hauptsachen, erhalten, was er hofft. Wer aber glaubt, daß durch zufällige Umstände, die er nicht veranstaltet hat, sich seine Belohnungen über das gewöhnliche Maß vergrößern werden; wer sein Schiff auf dem Strome des Lebens nicht bloß fortrudern will, sondern einen besonders günstigen Wind, der in seine Segel stoßen soll, erwartet: der wird immer Ursache haben, über sein Unglück und fehlschlagende Hoffnungen zu trauern.

Alles Gute, sagt ein uralter griechischer Dichter, haben die Götter den Menschen zu Kauf gegeben, und Arbeit ist der

Preis, den sie dafür fordern. Wer also diese Güter, die er sich verdienen soll, geschenkt haben will; oder wer für das, was er bezahlt, mehr Waare verlangt, als der Marktpreis mit sich bringt: der wird mit dem Handel und der Welt sehr unzufrieden sein.

Indessen ist nicht zu läugnen, daß, wenn in irgend einem Umstande des menschlichen Lebens das, was man Glück nennt, — die einen Menschen vor dem andern auszeichnende Gleichförmigkeit günstiger oder widriger Zufälle, — sich deutlich zu zeigen scheint, es in diesem Umstande ist, daß die Vermuthungen des einen Menschen bei gleicher Klugheit und gleich reifer Ueberlegung öfter mit den Erfolgen zusammentreffen als die des andern. Daraus entsteht, daß die Veranstaltungen des einen immer passender sind und daher ihre beabsichtigte Wirkung thun, indeß der andere bald seine gemachten Vorkehrungen unnöthig, bald die nothwendigen von sich versäumt findet, immer aber seine frühern Handlungen mit den spätern Ereignissen im Widerspruche sieht, wodurch jene zwecklos und oft ihm nachtheilig werden. Bei gewissen Menschen stimmt, wie es scheint, die Causalität der Natur mit dem Principe der Freiheit, der Lauf der Dinge mit den Begriffen ihres Verstandes und den Entschlüssen ihres Willens, die Wirksamkeit der unbekannten Ursachen des Weltalls mit ihrer eignen eingeschränkten aber vernünftigen Thätigkeit besser als bei andern zusammen. Sie sind, — um mich des Ausdrucks einer veralteten Thorheit zu bedienen, — mit der Welt, in der sie leben, in vollkommenem Rapport. Die Regelmäßigkeit, mit welcher der Zufall seine Würfe den Erwartungen des einen Menschen standhaft zuwider, den Erwartungen des andern gleichförmig gemäß thut, ist schon von uralten Zeiten her bemerkt worden. Man hat sie, wie alle wunderbaren Erscheinungen, durch erdichtete Erzählungen vergrößert, um sie noch wunderbarer zu machen; und weil in der ganzen Natur nichts vollkommen regelmäßig ist als der Lauf der Gestirne, diese zu ihrer Erklärung zu Hilfe gerufen. Der vernünftige Gottesverehrer, welcher sich über die Dinge, deren Ursachen er nicht ergründen kann, wenn sie ihm doch zu wichtig sind, um stillschweigend bei Seite gelegt zu werden, durch ihre möglichen Absichten zu beruhigen sucht, kann sich sehr wohl vorstellen, daß es zu der Erziehung mancher Menschen gehöre, sie mehr Fehltritte in der Welt thun und mehr Fehlschlüsse machen zu lassen als andere.

Zum Theil wirkt auch das Glück rückwärts auf den Menschen, ihm diejenigen Eigenschaften zu geben, welche zum Glücke führen. Personen, in deren Leben die Dinge sich oft so ereignet haben, wie sie sich dieselben zuvor eingebildet hatten, werden muthiger und daher zu Geschäften geschickter. Die Dreistigkeit, welche sie erhalten, ist eine nützliche Eigenschaft, nicht nur bei Ausführung, sondern auch bei der Beurtheilung der Sachen. Wer in seine Einsichten wegen des öftern Fehlschlagens seiner Erwartungen ein großes Mißtrauen zu setzen anfängt, ist, wenn er zu einer neuen Unternehmung geht, wie ein schüchterner Mensch, wenn er in eine große und fremde Gesellschaft tritt. In der Verlegenheit, in welcher er sich vom ersten Augenblick an befindet, hört und sieht er nichts mehr genau, und seine eigenen Talente stehn ihm nicht mehr zu Gebote. Er wird unfähiger, und hat also auch falschere oder zweideutigere Ahnungen als bei einem ruhigen Zustande des Gemüths sich von dem Maße seiner Einsichten erwarten ließe.

Dagegen wird der Mensch, welcher sich im entgegengesetzten Falle befindet, leicht stolz, übereilt und verwegen. Vornehmlich aber lernt er sich selbst weniger kennen, und wird an die äußern Dinge immer stärker angefesselt.

Ohne Zweifel schmerzt nichts so sehr, als oft fehlschlagende Erwartungen; aber gewiß wird auch durch nichts ein zum Nachdenken fähiger Geist so lebhaft als durch sie erweckt, die Natur der Dinge oder seine eigne Handlungsweise, — die Gesetze, wonach die natürlichen und moralischen Ursachen in der Welt wirken, oder die Methoden, nach welchen er selbst zu urtheilen und zu schließen pflegt, — zu erforschen, es sei, um die Quelle seiner irrigen Voraussehungen zu entdecken und, wo möglich, künftig richtiger zu ahnen; es sei, um sich zu beruhigen, und sein Gemüth an einen schlechten Erfolg gut gemeinter und gut überlegter Anschläge zum voraus zu gewöhnen.

So ungleich aber sich auch das Schicksal oder die Urtheilskraft der Menschen in der glücklichern Ahnung oder der weisen Berechnung der Zukunft zeigen mag, so ist es doch das allgemeine Loos der Menschheit, oft und vielfältig in ihren Aussichten betrogen zu werden.

Die Welt nämlich ist nicht allein für uns gemacht. Unsere Wünsche hingegen, unsere Entwürfe und unsere Erwartungen gehen bloß von uns selbst aus, und vereinigen sich wieder in uns. Jedes Ding in dem großen Universum hat seine eigne Natur, seine eigne Laufbahn, so zu sagen, — sein von den Absichten anderer Dinge unabhängiges Ziel. Alle diese Wirkungen durchkreuzen sich, — vereinigen sich das eine Mal, und zerstören sich zu andern Zeiten: — zwar Alles nach einem Plane, (so glaubt und hofft es der Gottesverehrer), aber doch nach einem Plane, den wir nicht übersehen können. Nur so viel wissen wir, daß bei diesem Streite aller Elemente und aller thätigen Kräfte gegen einander doch die Fortdauer des Ganzen, die Erhaltung der Gattungen und selbst das Wohlsein eines großen Theils der Individuen bestehen kann. Was habe ich aber Ursache mich zu wundern, daß bei diesem so unendlich mannigfaltigen Streben unzähliger körperlichen und geistigen Kräfte, wovon jede, von mir unabhängig, nach ihren eignen Gesetzen fortwirkt, meine eignen kleinen Bestrebungen oft gleichsam ausgedrängt, und meine Erwartungen, die sich nur auf die Kenntniß einiger wenigen mir nahen Ursachen gründen, betrogen werden?

Das äußere Wohl des Menschen ist in einem so verwickelten System allerdings sehr unsicher; aber seine innere Vollkommenheit kann dabei bestehen. Ja man kann annehmen, daß eben dieser uns unübersehliche Kampf aller Naturkräfte unter sich und mit unsern Bemühungen, und die daraus entstehende Unsicherheit unserer Hoffnungen und unserer Entwürfe die Welt zu dem Uebungsplatze machen, der sie in den Augen des Weisen ist.

Denn was wird der vernünftige Mann, wenn er so oft in seinen bestgegründeten Erwartungen betrogen worden ist, und seine nach reifster Ueberlegung angefangenen Unternehmungen hat mißlingen sehen, — was wird er thun? Seine Hände in den Schooß legen und abwarten, was über ihn kommen werde? — Das ist überhaupt dem Menschen nicht möglich; und der vernünftige Mann wird es auch nie wollen. — Oder sich dem Unmuthe und der Niedergeschlagenheit preis geben? — Dadurch würde er, mit besserm Erfolge an seinem Glücke zu arbeiten, noch unvermögender, und in der Beurtheilung der Zukunft und ihrer Wahrscheinlichkeiten noch kurzsichtiger werden. — Was bleibt ihm also übrig? Er muß von den äußern Dingen unabhängig werden lernen, ohne doch etwas von seiner, sich auf diese äußern Dinge beziehenden, Thätigkeit nachzulassen. In den Handlungen selbst, die er thut, in dem Fleiße, den er auf seine Geschäfte verwendet, in den guten Gesinnungen, die er dabei in sich belebt, in der Ueberlegung und dem Nachdenken, welche er anzustellen, — und in der Tugend und Stärke des Geistes, welche er zu beweisen Gelegenheit hat, muß er einen Endzweck zu finden wissen, dessen Erreichung ihm gewiß ist, und der ihn schadlos hält, wenn er den andern Endzweck, den seine Handlungen in gewissen äußern Erfolgen haben, verfehlen sollte. Auf diese Art ist es möglich, die beiden, sonst unverträglich scheinenden Sachen zu vereinigen: so munter und dreist an jedes Geschäft zu gehen, als wenn man einem glücklichen Ausgange sicher entgegen sähe, und doch sich auf einen ungünstigen zum voraus gefaßt zu machen.

Dieser weise Mann wird theils überhaupt seine Erwartungen herabstimmen, theils wird er bei seinen Entwürfen die Möglichkeit des Irrthums mit in Rechnung bringen, und die zum Stolz verleitende Freude, die, bei sicherer Hoffnung einer glücklichen Ausführung, nur zu leicht im Gemüthe Platz gewinnt, mäßigen. Durch Beides werden sein Verstand und sein moralischer Charakter gewinnen.

Es ist unausbleiblich, daß, so lange sich der Mensch als ein einzelnes, von allen übrigen getrenntes Wesen betrachtet, und in seinen Ideen eben so egoistisch auf sich selbst eingeschränkt ist, als in seinen Gefühlen und Wünschen, er sich leicht Alles zu fordern, Alles zu erwarten berechtiget glaubt, was zu einem glücklichen Leben nach seiner Meinung gehört. In den Augenblicken, wo solche Gesinnungen herrschend werden, würde der Mensch nicht ungern die ganze Welt aufgeopfert sehn, um nur eine seiner Lieblingsneigungen zu befriedigen. Nur erst, wenn er den Zusammenhang, in welchem er mit unzähligen, zu gleichem Wohlsein berechtigten Geschöpfen steht, — und die Unmöglichkeit einsieht, daß diese Alle, in Allem, was sie begehren, zugleich befriedigt werden können, lernt er seine Wünsche einschränken. Von diesem Zusammenhange, — von dieser Unmöglichkeit aber wird er durch theoretische Beweise bei weitem nicht kräftig genug überzeugt. Er muß Beides erfahren, wenn er dadurch zu einer veränderten Denkungsart gebracht werden soll. — Und wie kann er diese Erfahrungen anders machen, als wenn ihm oft in seinen Entwürfen entgegengearbeitet wird, als wenn er seine zuweit getriebenen Ansprüche und Hoffnungen unter den Ansprüchen und Bestrebungen anderer Menschen erliegen sieht, und bald durch den Einfluß des Himmels und der Elemente, bald durch den der Meinungen und der gesellschaftlichen Einrichtungen, seines sicher erwarteten Glücks verlustig geht. Anfangs schreibt er dies vielleicht bloß einem Mangel der Einsicht von seiner Seite, oder einer Ungerechtigkeit von Seiten anderer Menschen zu, und hofft immer noch, jene zu verbessern und gegen diese Schutz zu finden. Am

Ende erkennt er es für ein Gesetz der Natur, daß immer ein Ding das andere, ein Mensch den andern einschränken soll; daß, indem jede einzelne Kraft so weit um sich zu greifen und ihren Wirkungskreis so sehr zu erweitern sucht, als sie kann, alle in einer gewissen Sphäre erhalten werden. So sucht er denn endlich seine Wünsche schon zum voraus so einzuschränken, wie die Natur der Dinge die Wirksamkeit seiner Kraft eingeschränkt hat. Er begehrt, durch Zeit und Erfahrungen gereift, nicht mehr einen so großen Antheil an den Gütern der Erde, als er im ersten Aufbrausen jugendlichen Stolzes und jugendlicher Lüsternheit in Anspruch nahm, weil er gewahr wird, daß er ihm, ohne die Harmonie des Ganzen zu stören, nicht zu Theil werden könne.

Glücklich ist der Mann, welcher es versteht, bis an das Ende seines Lebens, sich in seinen häuslichen und öffentlichen Geschäften, in den Arbeiten seines Verstandes und in denen seiner Hände, immer so zu beeifern, als wenn er die höchsten Belohnungen von Ruhm und Glück für ihre gute Ausführung hoffte, und doch mit der Achtung weniger Freunde, und einem mäßigen Einkommen so zufrieden zu sein, als wenn er sich keiner Talente und keiner Anstrengungen bewußt wäre. So vergnügt sich unter allen Spielern keiner besser, als der, welcher während des Spiels die größte Aufmerksamkeit anwendet, um gut zu spielen, und am Ende desselben mit dem kleinsten Gewinn fröhlich nach Hause geht.

Ueber den Charakter der Bauern.

Es ist nichts gewöhnlicher, als Schilderungen von den Charaktern ganzer Nationen zu machen. Ich glaube, daß es weit nützlicher, und daß es auch eher möglich ist, die Charaktere der verschiedenen Stände in Einer Nation richtig zu schildern.

Zwar, wenn diese Nationen verschiedene Sprachen reden, unter ganz unähnlichen Regierungsformen stehn, und Länder von verschiedenem Klima bewohnen, so können allerdings ihre Unterschiede so groß, und das Eigenthümliche jeder kann unter den Individuen derselben so herrschend sein, daß sich diese Charakter-Züge beobachten und mit einiger Bestimmtheit angeben lassen. Der französische, englische und deutsche National-Charakter läßt sich schildern. Nur ist auch hier die Beobachtung schwer, weil der Gegenstand zu groß ist; und die Täuschung ist leicht, weil jeder Beobachter nimmer von einem Theile auf das Ganze schließen muß.

Aber wenn man von den Einwohnern einer eingeschränkten Provinz, z. E. Schlesiens, — weil man sie wegen ihres eigenthümlichen Namens als eine eigene Nation ansieht, — auch einen besondern Charakter angeben will; so ist es fast unmöglich, daß diese Schilderung bestimmt, oder daß sie richtig sein sollte. Sie sagt entweder nichts Bedeutendes, oder sie sagt etwas Falsches. Wer kann es z. B. wagen, den Charakter der Schlesier mit einiger Zuverlässigkeit zu bestimmen? Die Grenzen der Länder und Provinzen sind nach so vielen Wanderungen, Eroberungen, Vertauschungen, nicht mehr die Grenzen der Nationen. Nicht da, wo eine neue Benennung des Landes anfängt, fängt auch ein neues System von Regierung, Religion und Sitten der Einwohner an. Polen und Deutsche sind gemeinschaftliche Einwohner von Schlesien: die Charaktere der beiden Nationen zeichnen sich noch immer merklich aus. Sachsen und Niederschlesien hingegen werden Beide von Deutschen bewohnt: die Unterschiede von Menschen in beiden Provinzen sind feine, kaum zu bemerkende Schattirungen.

Aber weit auffallender sind diejenigen Unterschiede, und weit wenigern Ausnahmen unterworfen, welche in jeder Nation die verschiedenen Stände von einander absondern, seitdem die Ungleichheit dieser Stände, durch eine Reihe von Generationen befestigt, jedem seine eigene Beschäftigung angewiesen, jeden mehr in sich selbst verbunden, und von den übrigen getrennt hat. Zwischen den Sitten der großen Welt in allen europäischen Hauptstädten ist eine Aehnlichkeit, welche machen könnte, daß, wenn man aus den Gesellschaften der einen in die der andern plötzlich versetzt würde, man nur aus einem Hause desselben Orts in das andere gekommen zu sein glaubte. Zwischen den Sitten des Adeligen, des Bürgers, des Bauern ist, in Frankreich sowohl als in Schlesien, ein Abstand, der Jedem in die Augen fällt, sobald er von der einen Classe zu der andern übergeht.

Diese Charaktere der verschiedenen Stände zu kennen, ist auch ohne Zweifel, für das Privatleben und für die innere Regierung eines Landes, von eben so großer Wichtigkeit, als es für die Führung der auswärtigen Angelegenheiten ist, die National-Charaktere zu wissen.

Der Charakter der verschiedenen Stände hat einen Einfluß auf das Betragen derselben gegen einander; und also auf alle Geschäfte, wo Leute aus mehreren Classen sich zu einem gemeinschaftlichen Endzwecke vereinigen. Jeder Mensch hat mit Personen von höherm und niedrigerm Stande zu thun: die Regierung hat mit Allen zu thun. In politischen also sowohl als in ökonomischen und moralischen Rücksichten ist es nützlich, die Gesinnungen und Gewohnheiten kennen zu lernen, welche in jeder Ordnung der Bürger herrschen.

Unter diesen Classen nimmt sich wieder der Bauernstand durch größere und abstechendere Verschiedenheiten aus.

Der Charakter der Bauern wird hauptsächlich durch zwei Ursachen bestimmt. Erstlich durch ihre Beschäftigung, die eine körperliche, schwere, einförmige Arbeit ist, und wenig Umgang mit Menschen andrer Stände veranlaßt; zweitens durch ihr bürgerliches Verhältniß, nach welchem sie in einer beständigen Abhängigkeit von einem ihnen immer gegenwärtigen Herrn leben, dessen Gerichtsbarkeit sie unterworfen und dem sie zu Diensten und Abgaben verpflichtet sind.

Vermöge des ersten Umstandes haben sie also diejenige Ausbildung des Verstandes und die Stimmung des Geistes, welche Leute bekommen, die sich nur mit einem einzigen Gegenstande beschäftigen, aber diesen Gegenstand durch beständige Erfahrung, durch das eigne Handanlegen und durch eine von dem Interesse geschärfte Aufmerksamkeit sehr genau kennen lernen. — Die Begriffe solcher Leute sind eingeschränkt, aber sie sind, so weit ihr Gesichtskreis reicht, richtig. Sie kennen wenige Dinge aus Erzählungen, aus Nachrichten, aus Büchern: sondern Alles, was sie wissen, haben sie mit Augen gesehen und mit ihren Händen betastet. — Die Begebenheiten ihres Lebens, die Vorfälle ihrer Verwandten, Nachbaren und Bekannten, nebst dem, was zum Ackerbau und zu ihrer Wirthschaft gehört, machen den einzigen, so wie den immerwährenden Gegenstand ihres Nachdenkens und ihrer Gespräche aus. Dies Alles nun führt zu dem, was man bonsens nennt. Denn Jedermann würde ihn haben, wenn Keiner von mehr Dingen urtheilen wollte, als die er täglich unter Händen hat. Die meisten der halb verstandenen Begriffe, die zu falschen Schlüssen Gelegenheit geben, kommen von dem Unterrichte, der durch Worte gegeben wird, her; er mag nun aus der Schule mitgebracht oder aus dem Umgange und aus Büchern geschöpft sein. Wenn das Gedächtniß wenig oder nichts zu fassen bekömmt, als was die Sinne vorher beschäftigt hatte: — da kann der Verstand vielleicht leer bleiben, wenn der Gesichtskreis des Menschen zu klein ist; — aber er wird nicht schief und unrichtig werden.

Der zweite Umstand, der das Eigenthümliche der Bauern, wenigstens in deutschen Staaten, bestimmt, ist ihr Verhältniß gegen ihre Gutsherrn und gegen die bürgerliche Gesellschaft überhaupt. Sie sind die untersten Glieder der Letztern, und sind also oft der Verachtung, zuweilen auch der Unterdrückung von Seiten der Höhern ausgesetzt. Sie sind von den Erstern zugleich Dienstleute, die ihnen arbeiten müssen, und Vasallen, die von ihnen gerichtet und gestraft werden. Diese doppelte Gewalt führt nothwendig etwas Willkürlicheres mit sich. Kein Stand wird so unaufhörlich der Oberherrschaft, die Andre über ihn haben, gewahr, als der Bauernstand.

Es gibt eine andere Classe unserer Mitbürger, die, so unähnlich ihre übrigen Umstände mit den Umständen der Bauern sind, doch in diesen beiden Stücken mit ihnen übereinkommen, daß sie Alle nur eine einzige Art von Geschäften treiben, und daß sie lange sind gedrückt und verachtet worden. Das sind die Juden. Beide nämlich, Juden und Bauern, bekümmern sich nur um eine einzige Sache, interessiren sich nur für eine: Jene um den Handel, diese um den Ackerbau. Beide sind in der bürgerlichen Gesellschaft von längen Zeiten her größern Lasten unterworfen, und mehrern Ungerechtigkeiten ausgesetzt gewesen als ihre Mitbürger. Und zum Beweise, daß diese Lage auf den Charakter des Menschen einen sichern und bestimmten Einfluß hat, finden sich auch zwischen diesen beiden Classen, so groß im Uebrigen die Verschiedenheit ihrer Volksart, ihrer Religion und ihres Glaubens ist, gewisse Aehnlichkeiten des Charakters, die auffallend sind.

Der Jude wird, wie der Bauer, gewitzigt und klug gemacht, — nicht durch Lehrer und Bücher, (die, welche sie haben, sind in Beiden oft mehr geschickt, ihre Köpfe zu verderben, als zu bilden,) sondern durch ihre Beschäftigung in ihrem Gewerbe, auf das sie Aufmerksamkeit wenden müssen, weil sie die Noth dazu treibt, und auf das sie alle Aufmerksamkeit wenden können, weil sie und alle die Ihrigen mit keinen andern Gegenständen zu thun haben.

Eine Folge bei Beiden von dieser selbsterlangten Klugheit in einer einzigen Sache, und dem Mangel von Kenntnissen in allen andern ist, daß sie sich noch klüger zu sein einbilden, als sie sind.

Wenn man die Reden der Bauern hört, so oft sie unter sich und bei der Luft sind; wenn man nur auf die gelegentlichen Aeußerungen ihrer Denkungsart genau Acht gibt, die ihnen

zuweilen auch gegen Höhere entwischen, so wird man finden, daß sie von dem Verstande der vornehmen Leute keine hohe Meinung haben, und daß, wenn sie diese als gelehrter gelten lassen, sie sich und ihres Gleichen doch für klüger halten. Den großen Haufen der Vornehmen sieht der Bauer für eine Art von leichtsinnigen Thoren an, die nur mit Kleinigkeiten oder mit ihrem Vergnügen beschäftiget sind, und die von dem Soliden und Nothwendigen, dergleichen der Ackerbau ist, keine Begriffe haben. Wenn er einzelne Personen aus jenem Orden klug auch nach seiner Weise und in seinem Geschäfte einsichtsvoll findet: so ist es immer mit einer Art von Befremdung, daß er ihnen diese Vorzüge einräumt. Man wird gewahr, daß erst Vorurtheile bei ihm überwunden werden mußten, ehe er dem Augenscheine trauen konnte.

Auf gleiche Weise habe ich oft gesehn, daß der Jude, wenn er merkt, daß ein Christ die Kunstgriffe seines Handels und die Ränke, die dabei angewandt werden können, einsieht, sich wundert, wie dessen Scharfsinn so weit habe reichen können.

Diese geringe Meinung von dem Verstande Anderer ist allen Menschen eigen, die selbst einen eingeschränkten, — aber in Einer Sache durch Uebung geschärften, — Verstand haben. In Absicht derselben übersehen sie wirklich viele Andre. Von andern Gegenständen aber, wobei sich auch Scharfsinn und Klugheit zeigen können, haben sie keine Begriffe. Die Pedanten unter den Gelehrten sind in eben dem Falle.

Die zweite Aehnlichkeit zwischen Juden und Bauern, die aus der zweiten Ursache entsteht, aus dem Drucke, unter welchem sie oder ihre Vorfahren gelebt haben, ist das Mißtrauen Beider gegen ihre Obern und in gewisser Maße gegen Alle, welche nicht von ihrem Volke oder von ihrem Stande sind; — die Einbildung, daß sie nicht Unrecht thun, wenn sie durch List und Betrug denen etwas abzugewinnen suchen, die so viele Vortheile vor ihnen voraus haben.

Das Mißtrauen des Bauern gegen seine Herren und gegen Personen, die von dem Stande desselben, oder die mit ihm in Verbindung sind, — daher auch gegen die Unter-Regierungen selbst, — ist ein charakteristischer Zug seines Gemüths, der auf sein ganzes Betragen Einfluß hat. Dieses Mißtrauen ist, so wie die Ursache desselben, von doppelter Art. Entweder ist es Mangel des Zutrauens und eine Art von Scheu aus Unwissenheit, oder es ist wirklicher Argwohn aus vermeinter Erfahrung vom bösen Willen des Andern.

Das Mißtrauen der ersten Art ist die Gesinnung der Geringern gegen die Höhern überhaupt. Zum Theil werden diese von jenen zu wenig gekannt. Und wirklich, nur die Bekanntschaft, nur der öftere Umgang vertreibt die dem Menschen natürliche Schüchternheit, die man bei Kindern gegen Fremde bemerkt und die jedem Geschöpfe, das seine Schwäche fühlt, in Absicht neuer und ungewohnter Gegenstände eigen ist. Diese Furcht aber geht leicht in Widerwillen und Haß über: denn man ist Personen nicht gewogen, die eine so unangenehme Empfindung, als die Furcht ist, erregen. — Zum Theil ist der Anblick des Prunks, der den Höhern unterscheidet, sind alle die sichtbaren Zeichen der Ungleichheit dem niedrigern Theile unangenehm. Wenn der gemeine Mann nicht so tief in die Sclaverei versunken ist, daß er gar keine Vergleichung zwischen sich und seinem Gebieter anstellt, so sieht er den Letztern selten ohne Neid an: und mit dem Neide ist Liebe und Vertrauen unverträglich.

Eine zweite Art des Mißtrauens entsteht aus mehr positiven Ursachen. Die Erfahrung hat den Bauer gelehrt, daß wirklich viele Gutsbesitzer in dem Betragen gegen ihre Unterthanen bloß durch Eigennutz geleitet werden; daß sie ihre Rechte so weit auszudehnen, die Vortheile des Bauern so zu beschränken suchen als möglich. Diese Gesinnung, die mehrern Gutsherrn zukömmt, vermuthet der Bauer bei allen: diese Bewegungsgründe, die bei manchen Operationen derselben sichtbar sind, sieht er als die einzigen an, durch die sie regiert werden.

Ueberdies sind seine und seines Herrn Vortheile wirklich in vielen Stücken einander entgegengesetzt: nämlich in sofern die Vortheile des Arbeiters und dessen, der die Arbeit bezahlt, entgegengesetzt sind. Dieser Widerspruch fällt in die Augen. Die Verbindung, die in andrer Absicht zwischen ihrem beiderseitigen Interesse obwaltet, ist versteckter und erfordert Ueberlegung. Daher bleibt der nicht denkende Bauer bei dem ersten stehn. Bei jeder Neuerung, die sein Herr macht oder ihm vorschlägt, wenn er auch für jetzt noch keine ihm schädliche Folgen sieht, vermuthet er doch schädliche Absichten. Um also nicht überlistet zu werden, widersetzt er sich, ehe er noch geprüft hat. Diese Parteï scheint ihm immer die sicherste zu sein.

Dieses Mißtrauen des Bauern, habe ich gesagt, erstreckt sich auch auf die Regierung. — Nicht bis auf den Landesherrn. — Eben weil dieser auf der andern Seite durch seine Erhabenheit von den Gutsherren so weit entfernt ist, als er selbst, der Bauer, es durch seine Niedrigkeit ist; so glaubt Letzterer, daß der Fürst unparteiisch sei. Aber die Besitzer der Gerichtshöfe und Landescollegien sind mit seinem Gutsherrn von gleichem Range; Beide gehen viel mit einander um; jene können von diesem Gefälligkeiten und Dienste erwarten: sie sind ihm also nicht weniger verdächtig.

Ein dritter Umstand hat großen Einfluß auf den Charakter der Bauern: der, daß sie sehr zusammenhängen. Sie leben viel gesellschaftlicher unter sich als die gemeinen Bürger in den Städten. Sie sehen sich einander alle Tage, bei jeder Hofarbeit; — des Sommers auf dem Felde, des Winters in der Scheune und der Spinnstube. Sie machen ein Corps aus, wie die Soldaten, und bekommen auch einen esprit de corps. Hieraus entstehen mehrere Folgen. Erstlich, sie werden durch den Umgang nach ihrer Art geschliffen, abgewitzigt. Sie sind zum Verkehr mit ihres Gleichen geschickter; sie haben von vielen Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens, — von allen denjenigen nämlich, die in ihrem Stande und bei ihrer Lebensart vorkommen können, — bessere Begriffe als der gemeine Handwerksmann. Dieser beständige Umgang, diese immerwährende Gesellschaft ist es auch bei ihnen, wie bei den Soldaten, was die Mühseligkeiten ihres Zustandes erleichtert. Es ist ein großes Glück, nur mit seines Gleichen, aber mit diesen viel und ohne Unterlaß umzugehn; damit eine genauere Bekanntschaft und eine wechselseitige Vertraulichkeit, wenigstens ein vertraulicher Ton im äußern Betragen entstehe, ohne welchen der Umgang nie angenehm ist. Der Adel genießt dieser Vortheile. Er geht meistentheils nur mit seines Gleichen um, weil er sich aus Stolz von den Niedrigern absondert; und er kömmt mit seines Gleichen viel zusammen, weil Muße und Reichthum ihn dazu in den Stand setzen. — Dem Bauer werden durch entgegengesetzte Ursachen ähnliche Vortheile zu Theil. Seine Niedrigkeit ist so groß, daß sie ihn hindert, auch nur den Wunsch, — noch mehr aber daran, die Gelegenheit zu haben, mit Höhern umzugehn. Er sieht fast nie andre Menschen, als Bauern um sich. Und seine Dienstbarkeit, seine Arbeit bringt ihn mit diesen seines Gleichen häufig zusammen. Der Handwerker aus den geringern und zahlreichern Zünften hat einige dieser Vortheile auch, obgleich bei weitem nicht in dem Grade wie der Bauer; der vornehmere Handwerksmann aber, der geringe Kaufmann, selbst ein großer Theil der Gelehrten entbehrt ihrer gänzlich. Der Höhere mag mit diesen nicht umgehn: sie mögen mit dem Niedrigern nicht umgehn; ihre Classe ist nicht zahlreich, ihre Arbeit kann nicht in Gesellschaft gethan werden, und Stunden der Muße haben sie wenig.

Eben dieser Umstand macht aber auch ferner, daß die Bauern wie ein politischer Körper handeln; daß bei ihnen gewissermaßen die Unbequemlichkeiten der demokratischen Verfassung eintreten: daß ein einziger unruhiger Kopf aus ihrer Mitte so viel über sie vermag und oft ganze Gemeinden aufwiegeln kann. Er ist ferner Ursache, daß Personen andrer Stände so wenigen moralischen Einfluß über die Bauern haben können, es sei denn durch Herrschaft und Zwang. Die Urtheile, Vorstellungen, Beispiele der Höhern hören und sehen sie selten, immer nur auf kurze Zeit; und diejenigen, von welchen sich ein solcher Einfluß erwarten ließe, sind nur einzelne Personen, mit denen ihrer Viele zu thun haben. Von den Leuten ihres Standes hingegen sind sie beständig umgeben; deren Meinungen und Gesinnungen müssen also nothwendig auch bei denen, welche richtigere und bessere kennen gelernt haben, die Oberhand bekommen.

Der Cardinal Retz macht an mehrern Stellen seiner Memoiren, indem er das Verfahren des Pariser Parlaments bei den Unruhen der Fronde beschreibt, die Bemerkung: daß zahlreiche Corpora, sie mögen noch so viele aufgeklärte und fein gebildete Leute in sich enthalten, doch, wenn sie beisammen sind, um gemeinschaftlich etwas zu berathschlagen oder zu beschließen, immer wie Pöbel handeln, d. h. durch solche Vorstellungen und Leidenschaften regiert werden, wie das gemeine Volk. Einige Ursachen davon lassen sich muthmaßen. Erstlich in großen Versammlungen wirken Vernunft und sittliches Gefühl, wenn auch diese Eigenschaften vielen einzelnen Gliedern zukommen, nicht so viel als Eigenschaften schlechterer Art, die aber einen mehr sinnlichen Eindruck machen: dergleichen eine gewisse populäre Beredsamkeit und Witz, mit Kühnheit verbunden, sind. Ferner giebt es Bewegungen des Gemüths, die, wenn viele Menschen beisammen sind, ansteckend werden wie das Lachen. Viele Personen nehmen an dem Unwillen oder der Freude einer Gesellschaft, worin sie sich befinden, Theil, ohne die Gegenstände recht zu kennen, worüber der eine oder die andere entstanden ist. Noch mehrere, wenn sie auch den Grund der Sachen wissen und selbst daran Antheil nehmen, gerathen doch in eine größere Bewegung, als diese Sache an und für sich bei ihnen verursachen würde. Der Anblick so vieler in Leidenschaft gesetzter Menschen bringt sie aus ihrer ge-

wöhnlichen Fassung; und sie stimmen mit dem Haufen zu Maßregeln ein, die sie gewiß würden verworfen haben, wenn sie allein in der Stille darüber nachgedacht hätten. Endlich, da der größre Theil der Menschen schwach und ohne bestimmten Charakter ist, so werden die Entschlüsse, die durch die Mehrheit der Stimmen ihre Sanction bekommen — das nothwendige Grundgesetz aller berathschlagenden Gesellschaften, — von dieser Schwäche und Thorheit die Spuren tragen.

Wenn dies in Versammlungen, deren Glieder aus den gesitteten Ständen sind, sich so verhält: wie viel mehr wird der Pöbel Pöbel sein, wenn er sich in zahlreichen Haufen versammelt, um durch die Mehrheit der Stimmen Angelegenheiten, die ihm wichtig sind, auszumachen. Daher sieht man auch, daß Bauern, welche bisher die gesittetsten und vernünftigsten geschienen hatten, sobald sie sich zusammen rotten und für Einen Mann stehen, es sei gegen ihren Herrn oder gegen die Regierung, alsdann ganz blind handeln, keinen vernünftigen Vorstellungen mehr Gehör geben, und durch die thörichtsten und ungereimtesten Ideen regiert werden. Unter den Bauern, Mann für Mann genommen, giebt es kluge und gute Leute in demselben Verhältnisse als unter allen übrigen Ständen: aber eine Bauernversammlung charakterisirt sich fast immer durch Dummheit und Unbändigkeit.

Daher kommen auch die nachtheiligen Begriffe, welche die Höheren von diesem Theile der Menschen hegen. Sie betrachten die, welche dazu gehören, fast immer nur unter dem allgemeinen Gesichtspunkte als Bauern, — nach den allgemeinen Verhältnissen des Standes, nicht nach den besondern des persönlichen Charakters. Auf die individuellen Unterschiede zwischen Bauer und Bauer geben sie nur wenig Achtung: bei diesen verweilen sie wenigstens mit ihrer Aufmerksamkeit nicht lange. Aber die Gesinnungen, das Betragen des ganzen Standes, diese sind es vornehmlich, welche ihnen in die Augen fallen, welche ihnen am längsten in Gedanken schweben. Und da dieses Betragen sich selten anders als durch Widersetzlichkeit, und oft durch Dummheit auszeichnet: so entsteht daraus die Veranlassung zu sehr nachtheiligen Urtheilen vom Bauer überhaupt; Urtheile, die nur derjenige prüfen kann, und die der gewiß mildern wird, welcher in die Häuser der Einzelnen geht, und das Verhalten eines Jeden gegen die Seinigen, gegen sein Gesinde, seine Nachbarn u. s. w. untersucht.

Man findet bei den Bauern noch eine andere Folge von dem esprit de corps; daß nämlich in manchen Gegenden, selbst in einzelnen Dörfern, ein gewisser eigner Charakter herrschend wird; daß sich die Anlagen zu gewissen Lastern oder Tugenden, — auf der einen Seite Hang zur Trägheit und Liederlichkeit, oder Widersetzlichkeit und Grobheit, oder diebisches Wesen, auf der andern Arbeitsamkeit oder Sparsamkeit, — bei den Einwohnern dieses oder jenes Distrikts gleichsam festsetzt und durch mehrere Generationen forterbt. Man wird eben dies nach dem Zeugniß verständiger Offiziere unter der Armee bei einzelnen Regimentern, selbst bei Compagnien gewahr: daß sie sich durch einen gewissen Ton auszeichnen, der in jedem Individuum aus denselben mehr oder weniger sichtbar wird. So ist der Fall bei Universitäten, bei Schulen, bei allen solchen politischen Körpern, deren Mitglieder in einer Entfernung von den übrigen Menschen leben, stark unter sich zusammenhängen, und sich nur durch einen so allmählichen Zuwachs wieder ergänzen, daß die vom alten Stamme und von den alten Sitten über die Neuankommenden, wenn sie auch von anderer Denkungsart wären, immer die Oberhand behalten. Fehler, die in solchen Gesellschaften herrschend geworden sind, lassen sich deßhalb schwer und nur langsam verbessern. Bei den Corps aus dem Soldatenstande kann ein neuer Befehlshaber sehr viel ändern, weil dieser nicht nur Obrigkeit, sondern auch Erzieher seiner Untergebenen ist. Der Edelmann kann bei seinen Bauern weniger, und er kann das nicht so schnell ausrichten, da er nicht in so vielen Verhältnissen sie beherrscht und nicht in so immerwährendem Verkehr mit ihnen steht.

Die bisher genannten Charakterzüge der Bauern waren aus dem Eigenthümlichen ihrer Lage gleichsam a priori zu schließen; andere werden am besten a posteriori erkannt, wenn man theils ihre äußern Sitten und ihre Handlungsweise betrachtet, theils auf die Meinungen Acht giebt, welche in der Welt von ihnen herrschen und dann zurückgeht, um von jenen die Gründe, von diesen die Veranlassung aufzusuchen.

Die Anmerkungen dieser Art können als Beobachtungen nicht in einem strengen Zusammenhange unter sich stehn. Die meinigen werden um destomehr Stückwerk sein, da ich nur kurze und immer unterbrochne Beobachtungen anzustellen Gelegenheit gehabt habe.

I.

Es ist ein altes Sprüchwort, wenn der Bauer nicht muß, so rührt er weder Hand noch Fuß: und wirklich ist bei einem großen Theile auch des jungen Dienstvolks die äußerste Trägheit in Geberden und Stellungen sichtbar. Woher kömmt das?

Erstlich. Von jeder schweren körperlichen Arbeit, wenn sie nicht zugleich abwechselnd und belustigend ist, oder zum Schauspiele für Andre dient; wenn sie die Glieder des Körpers nicht in schnelle und lebhafte, sondern in langsame und anhaltende Bewegung setzt: von jeder solchen Arbeit ist wegen der damit verbundenen Ermüdung der Hang zur Trägheit fast unausbleiblich die Folge. Von dieser Art ist die Arbeit des Bauern: sie macht seinen Körper steif und unbehilflich, und also seine Seele geneigt zur Ruhe.

Zweitens. Trägheit ist eine Folge der Leerheit des Geistes. Niemand setzt sich anders in Bewegung, als wenn in seiner Seele Begierden entstehen, welche die Triebfedern zu Handlungen sind. Und Begierden setzen Vorstellungen, setzen Kenntniß von gewissen Gütern voraus. Wer nichts denkt, wünscht auch nichts; und wer nichts wünscht, wird auch wenig zu thun Lust haben. Je geringere Bekanntschaft daher der Bauer mit gewissen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens, und je weniger Neigung er dazu hat, desto schwächere Triebfedern hat er auch; folglich desto weniger Thätigkeit, — wofern ihn nicht Hunger oder äußerer Zwang dazu antreibt. Diese Quelle der Trägheit wird unstreitig durch Verbesserung der Erziehung und des Unterrichts verstopft. Vielleicht trägt die Aufklärung des Bauern nicht immer zu seiner moralischen Besserung bei; denn wir sehen ja, daß Güte des Charakters oft da fehlt, wo die Cultur am höchsten ist: aber das thut sie gewiß, daß sie ihm seine Gedankenlosigkeit benimmt, wodurch auch seine Unbeweglichkeit vermindert wird; daß, indem sie seinem Geist etwas mehr Beschäftigung giebt, sie ihn auch zur äußern Geschäftigkeit aufgelegter macht.

Vielen Faulen kostet nur der erste Schritt etwas. Wenn sie einmal in Bewegung sind, so fahren sie mechanisch fort zu arbeiten, und sind oft unermüdeter als die, welche mit Lust und Munterkeit an die Arbeit gingen. Die Ursache ist diese: ihre Faulheit liegt mehr in der Seele als im Körper. Beim Anfange einer Arbeit ist Nachdenken nöthig, es sei, um sich zu entschließen; es sei, um die Anstalten dazu zu treffen. Zur Fortsetzung einer solchen Arbeit aber, dergleichen der Bauer sie hat, ist nur Anstrengung der Muskeln nöthig. Wer daher dem Bauer das Denken erleichtert, ihm entweder mehr Gegenstände dazu darbietet, oder ihn mehr in die Uebung desselben bringt, der macht ihn gewiß auch behender, gewandter und thätiger. Jenes thut aber der Unterricht.

Der Charakter des Bauern nähert sich dem Charakter des Wilden; und dies um desto mehr, je ungesitteter er ist. Die Unthätigkeit des Irokesen oder des Hottentotten in seiner Hütte ist unbegreiflich. Er kann halbe Tage lang auf einem Flecke sitzen oder zusammengekrümmt wie ein Igel liegen, ohne sich zu rühren, ohne einen Laut von sich zu geben. Eben derselbe Mensch wird, wenn ihn die Lust oder der Hunger auf die Jagd treibt, wochenlang die Wälder durchstreichen und in einer unaufhörlichen Bewegung sein können, ohne zu ermüden. Jene todtenähnliche Ruhe kömmt aus der Gedankenlosigkeit: diese unermüdete Thätigkeit kommt von der Stärke des Körpers. Der Uebergang von dem einen Zustande zu dem andern kann nur durch Erregung einer Leidenschaft geschehn.

Diese Schilderung scheint nichts Anderes, als die Karrikatur von dem Bilde vieler unsrer Bauern zu sein. Ihre Faulheit steht immer im Verhältnisse mit ihrer Grobheit und Dummheit. Sie ist nicht sowohl Abneigung vor aller Arbeit, als Abneigung vor der Arbeit, die man ihnen aufträgt, weil sie die Bewegungsgründe dazu nicht einsehen, oder weil diese Bewegungsgründe nicht stark genug auf sie wirken. Sie ist periodisch und wechselt mit Zeiten einer unmäßigen Arbeitsamkeit ab. Sie zeigt sich hauptsächlich alsdann, wenn der Mann von der Ruhe zur Arbeit aufgefordert wird. Sie kann nicht gehoben werden, wenn nicht die Seele Mittel bekommt, sich immerwährend auch in den Zeiten der Ruhe zu beschäftigen. Nur dadurch wird der Mensch vor dieser durchgängigen Abspannung aller seiner Kräfte verwahrt, die ihm den Entschluß zu einer neuen Anstrengung so schwer macht.

Der gedankenlose Bauer ist faul, weil er keine Verbesserung seines Zustandes wünscht, und sich nach keinen Mitteln, sich solche zu verschaffen, umsieht. Aber auch der überlegende Bauer wird träge und lässig, wenn er nach diesen Mitteln lange vergeblich gesucht, wenn er gar keine Aussicht vor sich hat, zu den bessern Umständen, die er wohl wünscht, zu gelangen. Die natürliche Begierde des Menschen, sich glücklicher zu machen, ist wie jede andre Triebfeder: ihre Spannkraft

wird durch einen zu großen Gegendruck, den sie nicht zu überwinden vermag, endlich zerstört. Die Thätigkeit ermattet unter beständigen Fehlschlagungen. So werden Familien, so werden ganze Gemeinden, in denen weder Dummheit noch Unempfindlichkeit herrscht, faul, wenn sie vielleicht durch mehrere Generationen immer vergeblich gestrebt haben, aus der Armuth herauszukommen. Da also, wo der Landmann entweder keine Gelegenheit zu Gewinn bringenden Arbeiten hat, oder wo die Arbeiten zu schlecht gelohnt werden und keinen der darauf gewandten Zeit und Mühe verhältnißmäßigen Verdienst geben, oder wo durch landesherrliche oder herrschaftliche Abgaben zu viel von diesem Gewinn abgenommen wird; kurz, wo der Bauer mit seinem sauersten Schweiße doch nichts vor sich bringen kann: da entsteht diese, ich möchte sagen erzwungene Faulheit, die sich von der natürlichen, sowohl der Art als der Ursache nach, unterscheidet. Der Bauer, da er alle andre Wünsche aufgeben muß, sucht endlich das einzige Vergnügen, das dem ohnmächtigen Menschen übrig bleibt, die Ruhe.

Daß dieses so sei, zeigt sich durch deutliche Erfahrungen, wenn man Achtung giebt, in welchen Ländern, Gegenden und Zeiten die fleißigen, und in welchen die faulen Leute wohnen und leben.

1. Fast immer wird man in den fruchtbarsten Gegenden eines Landes, an den Flüssen, in der Nachbarschaft großer Städte die Emsigkeit, — und auf dürren unfruchtbaren Haiden, in abgelegenen Oertern, in unbevölkerten und undesuchten Gegenden die Faulheit zu Hause finden. Wenn ein tragbarer Boden und die Nähe der Käufer für die gewonnenen Erzeugnisse an einem Orte zusammen kömmt: so ist es fast unfehlbar, daß seine Einwohner betriebsam sein werden.

2. Man sieht aus der Geschichte der Colonien, wie erstaunlich fleißig die Menschen in einem Lande sind, welches sie erst zu bebauen anfangen und dessen Grund und Boden noch so wenig vertheilt ist, daß jeder sein Erbtheil nach Maßgabe seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit erweitern kann. Freilich giebt diesen Ankömmlingen, die ein wüstes Land anpflanzen, auch die bloße Nothwendigkeit, sich vor Hunger, vor den Elementen und wilden Thieren zu schützen, eine größere Energie. Aber dieser Antrieb hat auf die Kinder und Kindeskinder der Anbauer keinen Einfluß. Entweder überwinden die Menschen diese Hindernisse bald, oder sie werden von ihnen überwunden. Hingegen die Leichtigkeit, mit welcher jeder Vater durch Urbarmachung wüster Flecke seinen Kindern neue Besitzungen verschaffen kann, die Möglichkeit, welche der Fleißige und Verständige vor sich sieht, sein Eigenthum ohne Ende zu erweitern: dieser Antrieb dauert in solchen Colonien lange fort. Daher werden in diesen ersten Zeiten des Anbaues in dem zuvor unbewohnten Lande in kurzer Zeit Werke zu Stande gebracht, über welche die Nachkommenschaft, wenn sie nun den Grund und Boden unter sich vertheilt hat und an eine ruhigere Arbeit gewöhnt ist, erstaunt. Sie ist alsdann in Versuchung zu glauben, was doch von andern Seiten so wenige Wahrscheinlichkeit hat, daß in frühern Zeiten die Bevölkerung müsse größer gewesen sein. So viele Ableitungen, sagt man, so viele Graben, Brücken, Schleusen, Wege, Dämme, Gebäude waren zu errichten. Wo kamen die Hände dazu her? Die Antwort kann keine andre sein, als daß die Hände fleißiger waren; daß Noth und große Hoffnungen alle Stände belebten: daß von der Arbeit, die gethan wurde, noch alle, welche Hand daran legten, auch die Früchte genossen oder zu genießen hofften: und daß daher die Vereinigung der Kräfte der Gesellschaft vollkommner war als jetzt, weil Jeder in dem allgemeinen Besten seinen Privatvortheil fand.

In unsern längst gegründeten und gleichsam schon alternden Staaten, wo Viele für Einen arbeiten, und eine Menge der Fleißigen fast leer an aller Belohnung ausgeht, ist Eifer und Lust bei einem großen Theile erloschen, und es geschehen nur die nothwendigen Arbeiten kümmerlich, da unter andern Umständen dieselbe Anzahl von Händen weit mehrere gut zu Stande bringen würde.

3. Was man von den Ursachen des Fleißes und der Faulheit durch die Vergleichung der verschiednen Perioden in der Geschichte einer Nation entdeckt, das wird durch die Vergleichung verschiedner Nationen oder verschiedner Provinzen in derselben Periode bestätigt. Faulheit und Fleiß des Landmannes richten sich, wenn andre Ursachen gleich sind, nach der billigern oder unbilligern, mehr oder weniger drückenden Einrichtung seiner Frohndienste. Da, wo sie ihm zu viel Zeit rauben, so daß er deren für seinen Erwerb keine übrig behält, oder wo sie ihm zu schlecht bezahlt werden, da ist er faul. Besonders reizt nichts so sehr zur Faulheit, als Dienste, die immer gefordert werden können und nicht immer gebraucht werden. Ein Bauer in diesen Umständen ist nie Herr über seine Zeit; er wird aber auch nicht die ganze Zeit über in den Diensten seiner Herrschaft beschäftigt. Dadurch gewöhnt er sich zu einem müßigen Erwarten der ihm aufzutragenden Arbeit oder zu einer langsamen Vollziehung derselben.

4. An allen Orten, wo man eine neue Art der Industrie hinbringt, oder wo sie sich von selbst einfindet, da werden die Einwohner auf einmal fleißiger. Ein Reisender, der in diesem oder jenem Bezirk eines Landes eine besondre Munterkeit und auch einen mehrern Wohlstand des Landmannes bemerkt, forsche nur nach den Umständen dieses Bezirks: und er wird gemeiniglich hören, daß in demselben der Bauer noch irgend eine Gelegenheit hat, außer seinem Ackerbau etwas zu verdienen, es sei durch Fuhren oder durch die Gärtnerei oder durch eine Manufaktur; er wird hören, daß eine große Landstraße durchgeht, oder daß einige reiche Städte in der Nähe liegen, wo die gewonnenen Erzeugnisse in größerer Menge und um bessere Preise abgesetzt werden können. Kurz, wie Arbeit Gewinn bringt, so bringt Gewinn Lust zur Arbeit hervor. Man zeige dem Bauer, sagte ein einsichtsvoller und begüterter Edelmann Schlesiens zu mir, einen Weg, durch Geschicklichkeit und Arbeitsamkeit empor zu kommen, und er wird ihn gewiß einschlagen. Dieser Edelmann selbst hat den Wetteifer seiner Unterthanen sowohl zum Fleiße als zur Erziehung ihrer Kinder schon dadurch allein erweckt, daß er seine Vögte und Amtsleute aus denselben genommen hat, wenn sich Einige durch Arbeitsamkeit und Verstand auszeichneten.

Außer Dummheit oder Mangel des Erwerbs giebt es noch eine dritte Ursache von der Faulheit des Landmanns, die in einem ihm sehr gewöhnlichen Fehler liegt; das ist die Neigung zum Trunke. Versoffene Bauern sind nothwendig faul. Das Uebermaaß in hitzigen Getränken macht sie zuförderst dumm und zum Nachdenken — also auch zu einer zweckmäßigen Arbeit — unfähig. Und dann ist es nur der Trunk, der sie ohne Arbeit von dem quälenden Gefühle der langen Weile befreien kann. Nur wenige, auch faule Bauern, sind fähig, in ihrem Hause müßig zu gehn; aber in der Schenke ganze Tage ohne andern Zeitvertreib, als das Glas Bier oder Brandtwein, welches immer angefüllt vor ihnen steht, zuzubringen, das lernen sie bald. In einem Stande, wo gesellschaftliche Zerstreuungen fehlen, hat der Fleiß keinen größern Feind als die Trunkenheit.

Ich habe schon oben gesagt, daß eine der Ursachen von der Trägheit des Bauers auch in seinem Körper liegt, der, ermüdet von schwerer Arbeit, und ungeübt in einer geschickten Bewegung seiner Glieder, in kurzem unbehilflich wird. Ich will hierzu noch Folgendes setzen. Es ist nicht zu leugnen, daß, wo der Bauer durch übertriebene Dienste geplagt, oder um sich zu erhalten zu einer rastlosen Arbeit genöthigt ist, dabei aber durch zu schlechte, unverdauliche oder zu sparsame Kost genährt wird, sein Körper nothwendig schwach und sein Blut träge werden muß. Der erste Grund zu dieser Schwäche wird in der Kindheit gelegt. Der wohlgenährte Bauernknabe, der überdies nicht zu zeitig schwere Lasten zu heben bekömmt und eine Kleidung und ein Lager hat, welche ihn vor der Witterung schützen, erwächst natürlicherweise zu einem stärkern, behendern und also thätigern Manne als der, welchen seine Eltern mit genauer Noth und nur mit der elendesten Kost sättigen, der schon als Kind die Arbeiten des Jünglings thun soll und der, in einem leinenen Kittel und auf einem elenden Strohsacke, nicht selten des Winters friert, wenn er sich durch Schlaf und Ruhe erholen sollte. Fleischspeisen sind es ohne Zweifel, die dem Körper am meisten zugleich Kräfte und Behendigkeit geben, weil sie, auch in nicht zu großer Menge genossen, den Körper hinlänglich nähren. Grobe Mehlspeisen und Zugemüse, wenn sie auch den Körper eben so stark machen, machen ihn doch gewiß träger, weil sie in zu großer Quantität genossen werden müssen, und den Magen also durch das größere Volumen beschweren.

Auf der andern Seite aber wird auch eine Bauernklasse vor der andern fauler oder fleißiger sein, nachdem ihre Verrichtungen mehr oder weniger Anstrengung des Körpers und Aufmerksamkeit der Seele erfordern: und wie die zu viele, zu ununterbrochene, so macht auch die wenige, die zu leichte Arbeit träge. Personen, die mit Aufmerksamkeit auf dem Lande gelebt, haben mich versichert, daß die Hirten, wie die dümmsten, so die faulsten unter den Bauern wären. Es ist begreiflich. Kein anderer als ein Mensch ohne Fähigkeiten kann bei einer so einförmigen Beschäftigung lange aushalten. Und hat einer von besserm Stoff aus Noth dieselbe mehrere Jahre getrieben, so muß er nothwendig gedankenlerer und zu Verrichtungen, welche Nachdenken und anhaltende Arbeit erfordern, ungeschickter werden *).

*) Die Kuhhirten auf den Alpen sind nicht so dumm, noch unthätig. Das weiß ich. Auch unsre Schäfer sind es nicht. Jene haben die ganze Viehwirthschaft über sich: — diese haben in Ver-

Ein andrer Unterschied, sagen diese Personen, ist zwischen dem Fleiße des Hofknechts, der Hofmagd und zwischen dem Fleiße eines Bauers oder einer Bäuerin, die ihrer eignen Wirthschaft vorstehen. Oft werden diejenigen, die als Hofgesinde fleißig gewesen sind, träge Wirthe. Das kömmt erstlich daher: sie sind gewöhnt worden, immer Befehle zu bekommen, und von Andern getrieben zu werden. Es fehlt ihnen nicht an der nöthigen Kraft und Lust, ihre Glieder zu bewegen: aber es fehlt ihnen an derjenigen Thätigkeit der Seele, von der ich gleich anfangs geredet habe; an der, welche nöthig ist, um Entschlüsse zu fassen, über die Folge und Ordnung ihrer Verrichtungen nachzudenken, das, was heute geschehen muß, von dem, was auf morgen verschoben werden kann, zu unterscheiden. Ueberdies thut es ihnen, bei ihrer Entlassung aus dem Herrendienste, so wohl, nicht zur Arbeit gezwungen zu werden, daß sie auch die, welche ihnen die Liebe zu ihrem eignen Wohl auferlegen sollte, unterlassen. Sie sind immer getrieben worden; sich selbst anzutreiben haben sie nicht gelernt.

Ein Gutsherr wird am besten den Fleiß unter seinen Unterthanen befördern, setzten meine Freunde hinzu, wenn er dieselben kennen zu lernen und sie nach ihren Anlagen und ihrem Charakter auf diejenige Stelle zu befördern sucht, welche sie am besten auszufüllen gemacht sind; wenn er die, welche befohlne Arbeit unter Aufsicht gut und emsig machen, als Gesinde braucht, und in dem Dienststande erhält; denen aber, welche Kopf und natürlichen Fleiß haben, um sich ihre Arbeit selbst zu wählen, zu dem Besitze von eignen Grundstücken verhilft. Er thut unrecht, sagten sie weiter, und befördert die Faulheit, wenn er ihr so zu sagen nachgiebt, und diejenigen, welche einen Hang dazu haben, zu Verrichtungen bestimmt, welche wenig oder keine schwere Arbeit erfordern, wenn er sie z. E. zu Haideläufern macht. Ruhe und Bequemlichkeit muß die Belohnung des Fleißigen sein. Nur derjenige Herr kann unter seinen Vasallen den Fleiß aufmuntern, der zugleich im Stande und bemüht ist, (denn ungerecht wäre es, dies von allen Gutsbesitzern zu fordern), denen, welche mehr und schwerer gearbeitet haben, als Andre, in ihrem Alter ein etwas besseres Auskommen mit Gemächlichkeit zu verschaffen.

II.

Eine andre Eigenschaft jedes, in der Unwissenheit und Niedrigkeit erzogenen Menschen ist eine mit Scheu verbundne Neugier in Absicht alles dessen, was fremd ist. Die Unwissenheit des Bauers macht, daß er an neuen Gegenständen oder unbekannten Personen, besonders wenn Letztere aus den höhern Ständen sind, etwas Außerordentliches findet, das seine Bewunderung erregt, oder wenigstens seine Aufmerksamkeit fesselt. Seine Ungewohnheit, mit Andern als mit seines Gleichen und mit Bekannten umzugehn, macht, daß er sich mit Fremden nicht zu benehmen weiß, und sich also im eigentlichen Verstande vor ihnen schämt. Das Gefühl seiner Niedrigkeit und Schwäche endlich erregt etwas der Furcht Aehnliches, das nicht selten mit Widerwillen verbunden ist, wenn der Fremde weit über ihm zu sein scheint. Alle diese Gemüthsbewegungen äußern sich um desto mehr, je schlechter erzogen, je plumper, je unwissender und je sklavischer der Bauer ist. Sie bilden sich überdies noch auf mehr als eine Art um, nach der besondern Lage, in welcher sich der Stand der Bauern überhaupt, oder gerade die Gesellschaft der Bauern befindet, unter welche der Fremde geräth.

Ich habe auf meinen kleinen Ausflügen in Schlesien und in den angrenzenden Provinzen Deutschlands eine fünffache Begegnung des Landmanns gegen Fremde bemerkt.

Da, wo er ganz ungeschliffen und dumm ist, gafft er sie an, ohne eine andere Bewegung. Der Anzug des Fremden, sein Thun und Lassen, ist für einen solchen Bauer eine seltsame Erscheinung, die er sich nicht zu erklären weiß, und die seine wenigen, bloß in den Bezirk seines Dorfs eingeschränkten Begriffe auf gewisse Weise in Verwirrung bringt. Ich glaube, daß ein Reisender den Grad dieser mit Befremdung vermischten Neugier, die er unter den Einwohnern eines Dorfs erregt, so lange ihm andre Gelegenheiten, diese kennen zu lernen, fehlen, ziemlich richtig als den Maßstab der Verfeinerung und Aufklärung brauchen kann, zu welchem sie gelangt sind. Wenn ich in einem Dorfe bemerke, daß Junge und Alte ruhig ihren Weg fortgehn, gesetzt auch, daß sie einen besser oder anders gekleideten Menschen, — oder wenn sie ihn auf andere Weise sich betragen, anders beschäftiget sehen, als sie selbst sind, da schließe ich schon auf eine gewisse Bildung des Verstandes und der Sitten. Diese Menschen, sage ich zu mir selbst, müssen entweder schon mehr Sachen gesehen haben, um das, was ihnen jetzt vorkömmt, nicht mehr neu zu finden: oder sie müssen besser und schneller urtheilen und Begriffe verbinden können, um sich das, was ihnen wirklich als neu erscheint, bald zu erklären, und dadurch ihrer Verwunderung Einhalt zu thun. In beiden Fällen sind sie gewiß klüger als Andre ihres Gleichen.

Zweitens. Da wo der Bauer durch Unterdrückung sklavisch geworden ist, bezeigt er sich gegen jeden ansehnlichen Fremden sehr demüthig, aber eben an solchen Orten wird er auch leicht diesen Fremden anbetteln. Die Schüchternheit des Sklaven ist mit der Unverschämtheit des Bettlers nahe verwandt.

Drittens. Der tückische und etwas boshafte Bauer ist sehr zum Spott über Fremde oder solche Personen, die etwas ihm Auffallendes an sich haben, geneigt. Wer zu Fuße durch ein Land reist, wird sehr oft das erfahren, was Moritzen in England widerfuhr; daß er, ohne sich des geringsten Uebelstandes bewußt zu sein, bei der Jugend in den Dörfern ein Gelächter hinter sich her erregt: besonders wenn der bäurischen Zuschauer viele beisammen sind. Diese Neigung des gemeinen Mannes, über Alle, die nicht seines Gleichen, und doch nicht seine Herren sind, zu spotten, ist im Grunde ein Zug von kindischem Charakter. Denn der Mensch ohne Erziehung bleibt in vielen Rücksichten immer Kind. Das Fremde und Unbekannte wirkt nämlich auf solchen auf eine doppelte Weise. Ist es zugleich mit den Zeichen von überlegner Macht oder Würde verbunden, als z. B. wenn ein Wagen mit sechsen gefahren kömmt, oder ein Herr mit mehreren Bedienten einhertritt; sind der Fremden mehrere, und der Zuschauer aus dem Pöbel wenige: so erregt es Furcht; der Bauerknabe verbirgt sich alsdann. Hat es aber nichts Fürchterliches; fühlt der Bauer, der den Fremden sieht, seine Ueberlegenheit für diesen Augenblick, es sei durch die Anzahl seiner Kameraden oder auf andre Weise, ist er außerdem bei der Lust: so wird der Contrast zwischen ihm und den Fremden ihm leicht in einem lächerlichen Lichte vorkommen. Was ihm vorher fürchterlich war, ist ihm jetzt nur fremd und possirlich. In diesem Verhältnisse darf nur Etwas geändert werden: der Fremde, welcher der Bauern-Gesellschaft nicht ehrwürdig vorkömmt, oder den sie, weil er ohne Begleitung ist, augenscheinlich nicht zu fürchten hat, darf nur über ihr Feld, oder durch ihre Gärten gehn, oder sich irgend Etwas erlauben, was sie als einen Eingriff in ihr Eigenthum ansieht, auch wenn er dasselbe nicht im mindesten verletzt: so wird der Trupp, anstatt in Spöttereien, vielmehr in Schimpfreden und Grobheiten ausbrechen. Diese größre oder geringere Bereitwilligkeit der Dorf-Einwohner einer Gegend, Unbekannten einen ihnen selbst unschädlichen Gebrauch ihres Eigenthums zu verstatten, ist ebenfalls ein Zug, woran der Reisende Denkungsart und Charakter derselben erkennen kann.

Viertens. Diejenigen Bauern, welche durch Wohlhabenheit, Kriegsdienste oder größre Unabhängigkeit mehr Zuversicht zu sich selbst bekommen haben, und zugleich etwas mehr Weltkenntniß besitzen, doch ohne dadurch moralisch gebildet worden zu sein, sind gegen Fremde trocken und kalt. Sie lassen keine besondre Aufmerksamkeit auf sie blicken. Sie beantworten, was sie gefragt werden, nur kurz und einsilbig. Sie lassen sich nicht durch jeden Schein blenden. Sie müssen des Ranges oder des Reichthums des Fremden gewiß sein, wenn sie ihm höflich begegnen oder dienstfertig gegen ihn sein sollen. Diese Vorzüge, deren Beschaffenheit und Werth sie besser als Andere ihres Standes kennen gelernt haben, haben für sie eine Wichtigkeit, durch welche der Eindruck der bloßen Neuheit verdrängt wird. Ihr erster Gedanke also, wenn sie einen Fremden sehen, ist insgemein, danach zu forschen, von welchem Stande und wie reich er sein möge. Fallen die Nachrichten, die sie einziehen, günstig für ihn aus, so werden sie gesprächig und dienstwillig. Finden sie das Gegentheil, so bleiben sie stumm und kalt. — In dem Uebergange von gänzlicher Rohheit zu dem wahrhaft gesitteten Wesen giebt es eine mittlere Stufe, wo der Mensch gegen die Unterschiede des Glücks sehr aufmerksam ist, größre Vorzüge aber noch nicht kennt. Auf dieser Stufe steht derjenige Bauer, dessen Betragen gegen Fremde ich jetzt beschrieben habe. Da er den Reichen und Vornehmen nicht bloß fürchtet, sondern schätzt: so ist in ihm gewiß schon eine Begierde, selbst vornehmer und reicher zu werden. Und dies zieht unfehlbar größre Betriebsamkeit nach sich.

Eine fünfte Art des Betragens gegen Fremde ist die eigennützige Freundlichkeit und Dienstfertigkeit, die nur bloß auf den Beutel derselben sieht. Sie findet sich bei einem durch Industrie und durch Handel sich bereichernden Landvolke mehr, als bei einem, das bloß vom Ackerbau lebt; sie findet sich in allen Ländern leicht an den großen Heerstraßen ein, wo der Durchzug der Fremden häufig ist. Jenes Landvolk ist zur Sparsamkeit und Aufhäufung kleiner Gewinnste gewöhnt, und verachtet also keinen: Jedermann ist ihm willkommen, welcher ihm Et-

---

pflegung der Schaafe einen Gegenstand abwechselnder Beschäftigungen. Unsre sogenannten Hirten thun nichts, als daß sie das Vieh auf der Weide hüten.

was zu seinem gesammelten Schatze hinzuthut; nur umsonst ist bei ihm nichts zu haben. Bei dem Bauer im letztern Falle wird der Eigennutz durch die Gelegenheit, die er hat, viel auf einmal zu gewinnen, vergrößert, und seine natürliche Dienstfertigkeit, wenn er deren zuvor hatte, wird durch die Menge derer, die Anspruch darauf machen, geschwächt. In den kleinern Cantons der Schweiz und in den höhern Alpen ist die Gastfreiheit und Dienstfertigkeit zu Hause: in den häufiger besuchten Ebnen dieses Landes herrscht der Eigennutz.

Doch die Beobachtung der Bauern mehrerer Länder zeigt deutlich, daß die äußere Lage nicht Alles beim Menschen thut. Naturell und Umstände müssen zusammenkommen, wenn eine gewisse Wirkung im Charakter und Betragen unausbleiblich erfolgen soll.

III.

Man lernt den Charakter eines Standes nicht besser kennen, als wenn man ihn mit dem Charakter der ihm ähnlichsten Stände vergleicht. Wenn ich auf diese Weise den Bauer mit dem geringern Handwerksmanne in den Städten vergleiche: so entdecke ich folgende Eigenheiten an jedem.

Auf der einen Seite sind viele Handwerker mehr eingeschränkt in ihren Begriffen; sie sind nicht so klug, so überworfen, so bekannt mit den Vorsichts-Regeln, welche man im Verkehr mit Andern, bei Sachen, die das Eigenthum betreffen, zu beobachten hat, nicht in Ränken so erfinderisch als der Bauer. In der That hat der gemeine Handwerksmann mit wenigern und einförmigern Gegenständen zu thun. Er ist in seiner Stube eingeschlossen; was er in der Jugend gelernt hat, wiederholt er nur ohne Aufhören ganz mechanisch: er steht, vermöge seiner Unabhängigkeit selbst, und weil er keine liegende Gründe besitzt, in weniger bürgerlichen Verhältnissen. Der Bauer hingegen hat ein weiteres Feld von Betrachtungen. Die Landwirthschaft erfordert mehrere auf einander folgende Arbeiten, die nicht immer auf einerlei Art, noch in gleicher Ordnung geschehn können, und die also immer neue Ueberlegung brauchen. Die freie Luft und Bewegung ermuntert auch den Geist, und viele der bäurischen Geschäfte lassen dem Bauer Freiheit zu denken, worüber er will, und wenn er mit Andern arbeitet, auch davon zu reden. Der Bauer ist überdies Eigenthümer, Lehnsmann, Pächter, er kauft und verkauft. Alle Arten von Contracten kommen ihm unter die Hände; er erhält von den verschiedenen Arten des Eigenthums und ihrer Unterordnung Begriffe: er lernt viele der persönlichen und dinglichen Rechte aus seinem eignen Zustande kennen, von welchen der geringere Einwohner der Städte nichts erfährt. Dieser ist daher weit weniger Jurist und Rechenmeister als der Bauer. Da er überdies nicht so oft in den Fall kömmt, Rechenschaft von seinen Handlungen geben und sich entschuldigen zu müssen, so hat er weniger List und Verstellungskunst.

Der Bauer auf der andern Seite ist erstlich in seinem Aeußern ungebildeter und rauher als der Handwerksmann. Man pflegt dies gemeiniglich Grobheit zu nennen. Er hat seltner Leute von höherm Stande und besserer Erziehung vor Augen, und hat weniger Antrieb des Ehrgeizes, sie nachzuahmen. Seine Sitten bleiben also so, wie er sie bei seines Gleichen von Jugend auf gesehen hat, und so wie sie zu seiner Beschäftigung und zu dem Grade der Ausbildung seines Gemüths sich schicken. Es ist nichts Fremdes, nichts Angenommenes an ihm: aber das Eigene ist noch roh und ungeschliffen. Der Handwerker hingegen, der den Vornehmen näher ist, der oft, obgleich immer nur auf kurze Zeit, mit ihnen zu thun hat, und der weder durch seine Erziehung vorbereitet ist, noch durch die Art seines Umgangs mit den Vornehmern angeleitet wird, sich nach den Mustern, die er gelegentlich sieht, wirklich zu bilden: der Handwerksmann, sage ich, nimmt einzelne Ausdrücke, Stellungen, Gebräuche von ihnen an, die zu seiner übrigen Handlungsweise, selbst zu seiner Denkungsart und seinen bürgerlichen Verhältnissen nicht passen. Er wird dahey nicht selten affectirt; er bekömmt einen falschen Wohlstand. Dieses Gemisch von vornehmen und gemeinen Sitten ist es eben, was man das bürgerliche Air nennt, und welches in verschiedenen Graden allen städtischen Gewerben anklebt, bis es sich endlich bei denjenigen Personen verliert, welche entweder durch sehr ausgebreitete Geschäfte einen großen Umgang mit der Welt bekommen, oder wegen des alten Wohlstandes ihrer Familien einer frühzeitigen Cultur ihres Verstandes und ihrer Sitten theilhaft geworden sind. Oft ist daher der Handwerker von dem wahren Anstande, der immer das Natürliche voraussetzt, weiter entfernt als der Bauer. Man sieht auch, daß ein gesunder, wohlgebildeter, wenn gleich noch so tölpischer Bauer leichter zu dem Anstand, den die militairische Disciplin fordert, gebracht wird als ein Schneider- oder Schuster-Geselle. Dieses kommt zum Theil auch daher, daß zwar der Körper des Bauern durch seine Arbeit sehr ermüdet und abgehärtet wird, daher auch seine Seele etwas, theils von Trägheit, theils von ähnlicher Ruhigkeit und Härte bekommt; daß er aber doch nicht so zusammengeschrumpft, nicht so verschoben und gleichsam gelähmt ist, als der Körper vieler sitzenden Handwerksleute, welche daher wegen des Zusammenhanges, der zwischen Körper und Geist ist, auch in ihren Urtheilen, Sitten und ihrem ganzen Betragen etwas Schiefes und Verschobenes bemerken lassen.

An geschärftem Mutterwitze, an Gesundheit und Stärke des Körpers also thut es der Bauer dem geringern Einwohner der Städte zuvor. Dieser aber gewinnt wieder einigen Vorzug durch seine Erziehung und durch seine Freiheit. Im Ganzen ist der Unterricht in den Landschulen doch noch schlechter als der, welchen die gemeine Jugend in den Städten erhält. Der Handwerksbursche ist in den Zeiten seiner Lehrjahre unter einer strengen Aufsicht, wird zur Arbeit und Eingezogenheit angehalten, und vor den Ausschweifungen seines Alters eben durch seine Häuslichkeit bewahrt. Ist er in einer frommen und gutdenkenden Familie, so werden ihm durch gute Beispiele oder durch Lesen und Unterricht doch einige religiöse und sittliche Grundsätze eingeflößt. Der Bauerjunge ist mehr sich selbst überlassen, besonders sobald er anfängt zu dienen: er ist eher den Versuchungen der Wollust ausgesetzt, und hat fast mehr Gelegenheit, die aufkeimenden Lüste zu befriedigen; er ist mit vielen eben so jungen rohen Menschen, als er selbst ist, und auch mit liederlichen in Gesellschaft; er hört außer der Predigt selten etwas Moralisches oder zur Religion gehöriges. Wenn der junge Handwerker heranwächst, und sich in seinem Stande ansässig macht: so nimmt er doch an der Aufklärung, die in der Stadt und in dem Zeitalter herrscht, einigen Antheil, theils durch die Gelegenheit, die er hat, auch gute Kanzel-Vorträge zu hören, theils durch die Bücher, die ihm in die Hände fallen, theils endlich durch manche gelegentliche Unterredung mit Männern von Einsicht. Der Bauer findet außer seinen Geschäften, seinen Erfahrungen und seinem Nachdenken selten neue Quellen des Unterrichts in seinem höhern Alter, unabhängig von denen, welche er in seinen Kinderjahren gehabt hat. Daher dauern bei ihm die ererbten oder in der Jugend erlernten Begriffe und mit denselben auch alte Vorurtheile am längsten fort: und sein Geschmack, seine Religionskenntnisse, seine physikalischen und moralischen Einsichten sind hinter dem Grade der Erleuchtung des Zeitalters weiter zurück, als die des gemeinen Bürgers. In Welthändeln und Geschäften weiß er sich mehr Rath: im Räsonniren, in wissenschaftlichen Begriffen, in Kenntniß allgemeiner Wahrheiten ist ihm der Städter überlegen.

Dieser ist ferner frei: ein zweiter Umstand, der, wenn er auch nicht seinen Charakter sehr veredelt, doch ihm manchen Anlaß zur Verschlimmerung benimmt. Der Bauer ist auch da, wo wie in Deutschland keine Leibeigenschaft Statt findet, doch dem Besitzer des Grundes und Bodens, den er bewohnt, als seinem Richter und zugleich seinem Dienstherrn unterworfen, der in dem ersten Verhältnisse die allgemeinen Gesetze an ihm oder in seinen Angelegenheiten zu vollziehen, in dem andern besondre Dienste und Abgaben für sich selbst zu fordern hat. Der Handwerksgeselle dient auch: aber er kann seinen Herrn verlassen, sobald dieser ihm nicht mehr gefällt; und dieser Herr ist nicht seine Obrigkeit. Selbst der Handwerksmann steht in einer mannigfaltigen Abhängigkeit, — unter vielerlei Zwange: aber diese Herrschaft, die über ihn ausgeübt wird, ist unter Viele vertheilt; sie ist weniger sichtbar und also weniger beschwerlich. Der Bauer hat eine einzige Person vor Augen, die ihm durch die Macht, welche sie ausübt, fürchterlich, durch die Abgaben und Dienste, die sie von ihm fordert, oft verhaßt ist. Er sieht oder bildet sich ein, daß seine Vortheile mit den Vortheilen dieser Person in beständigem Widerspruche stehn. In dieser Lage, wenn nicht Religion und ein natürlich guter Charakter dem Menschen zu Hilfe kommt, erlangt Haß, Bitterkeit, Widerwillen die Herrschaft in der Seele. Und da der Bauer zu ohnmächtig ist, diese Leidenschaften durch offenbaren Widerstand auszulassen, so nimmt er zum Betruge, zur List, zu heimlichen Ränken seine Zuflucht.

Dies mag es wohl sein, was dem Bauer den besondern Beinamen des tückischen zugezogen hat, mit welchem man so oft das Eigenthümliche seines Charakters bezeichnet.

Ich habe lange studirt, was das Wort tückisch, welches ich nie öfter gehört habe, als wenn von Bauern die Rede gewesen ist, eigentlich bedeute. Es ist nicht gleichgeltend mit betrügerisch. Es ist nicht so hart als dieses; es geht aber mehr auf den ganzen Charakter, da das Wort betrügerisch mehr auf einzelne Handlungen geht. — Das Wort listig drückt etwas zu Allgemeines aus: das tückische Wesen ist eine Unterart von der List.

Außer den Bauern sind es vornehmlich die Kinder, von

denen man sagt, daß sie tückisch aussehen. Es soll also ohne Zweifel ein Gemisch von kindischem Wesen, von Einfalt, von Schwäche, — mit Bosheit, mit List anzeigen. Ich will die Physiognomie zu Hilfe nehmen, um das Geistige, welches jener Ausdruck bezeichnen soll, mir zu erklären. Jeder erinnert sich ohne Zweifel, solche Gesichter von Bauernknaben gesehn zu haben, wo das eine Auge, oder auch vielleicht beide unter den halbgeschlossenen Augenliedern wie verstohlen hervorschielen, der Mund offen und zu einem spöttischen, etwas dummen Lachen verzogen, der Kopf gegen die Brust angedrückt oder doch zur Erde gesenkt ist, als wenn er sich verbergen wollte: mit einem Worte Gesichter, in welchen sich Furcht, Bösigkeit, Einfalt, mit Spott und Abneigung vermischt, abmalen. Solche Knaben stehen, wenn man Etwas von ihnen verlangt, oder zu ihnen redet, unbeweglich und stumm wie ein Stock; sie antworten auf keine Frage, die der Vorübergehende thut. Ihre Muskeln sind wie steif und unbeweglich. Sobald aber der Fremde sich ein wenig entfernt hat, laufen sie zu ihren Kameraden und brechen in ein lautes Gelächter aus.

Man kann nach wahrscheinlichen Vermuthungen glauben, daß einige mit diesem Ausdrucke des Gesichts, mit diesem Betragen übereinstimmende Züge in dem Charakter des Bauern mehr als in dem Charakter anderer Stände lebenslang herrschen. Der Gemüthszustand, welcher sich dadurch zu erkennen giebt, scheint der oben angezeigten besondern Lage angemessen zu sein, in welcher der Bauer sich befindet. Sein niedriger Stand, seine Dienstbarkeit, seine Armuth bringen ihm eine gewisse Furcht vor den Höhern bei; seine Erziehung und Lebensart macht ihn auf der einen Seite unbiegsam und trotzig, auf der andern in vielen Stücken einfältig und unwissend; der öftere Widerspruch seines Willens und seiner Vortheile mit dem Willen und den Befehlen seiner Vorgesetzten giebt seinem Gemüthe eine Anlage zum Hasse. Er wird also, wenn die Fehler seines Standes bei ihm nicht durch seine persönliche Eigenschaften aufgehoben worden sind, jenem Knaben besonders im Betragen gegen seine Obern ähnlich sein. (Und gerade die Obern und Herren des Bauern sind es auch, die ihm den tückischen Charakter zuschreiben.) Er wird Verstellung an die Stelle offenbaren Mißverstandes setzen; er wird vor den Augen derselben demüthig, nachgebend, sogar ihnen ergeben scheinen, und wo er glaubt, verborgen zu bleiben, wird er Alles wider ihren Willen und ihr Interesse thun. Er wird auf Ränke und Intriguen sinnen, die demungeachtet nicht so fein ausgesponnen sein werden, daß sie sich nicht sollten bald durchsehn lassen.

Man kann zwei Hauptunterschiede, wie in den Schicksalen, so in dem Charakter der Bauern annehmen. Der ganz Unterdrückte, der unter dem Joche einer völligen Sclaverei seufzt, wird in seinem gewöhnlichen Zustande fühllos sich Alles gefallen lassen, ohne den mindesten Widerstand zu thun, selbst ohne den Wunsch nach Erleichterung in sich zu fühlen: er wird sich selbst zu den Füßen desjenigen werfen, der auf ihn treten will. Dann aber, wenn er aus dieser Schlafsucht durch besondre Umstände, durch Aufhetzungen, durch einen listigen und kühnen Anführer erweckt wird, dann wird er wüthend wie ein Tiger, und verliert auf einmal mit der Demuth des Sclaven auch alle Gefühle der Menschlichkeit.

Der halbleibeigene Bauer, der Eigenthum hat und den Schutz der Gesetze genießt, aber doch unter mehr oder weniger lästigen Bedingungen an die Erdscholle, und mit ihr an den Dienst des Eigenthümers derselben gebunden und seinem Richtsamte unterworfen ist: dieser Bauer erträgt gemeiniglich seine Beschwerden nicht ohne Empfindlichkeit. Man darf nicht befürchten, daß er sich dieselben durch offenbare Gewaltthätigkeit als Rebelle vom Halse zu schaffen suche: aber er führt dagegen einen immerwährenden geheimen Krieg mit seinem Herrn. Dessen Vortheile zu schmälern, die seinigen zu vergrößern, das ist ein Wunsch, den er im Grunde seines Herzens immer mit sich umherträgt, und eine Absicht, die er insgeheim, so oft es angeht, zu verfolgen sucht. Untreue und kleine Diebereien, verübt an den Gütern seines Herrn, hält er für lange nicht so schändlich, als wenn er sie sich gegen seines Gleichen erlaubte. Er ist nicht der ganz demüthige Sclave seines Herrn, er ist nicht ein für ihn fürchterlicher Feind: er ist aber auch kein freiwilliger, aus gutem Herzen gehorsamer Unterthan; er ist das, was man wahrscheinlicherweise durch das Wort tückisch hat ausdrücken wollen.

Zu dem tückischen Wesen kann man als einen Bestandtheil oder als eine Folge einen gewissen Eigensinn setzen, der den Bauer, wenn er in Leidenschaft ist, oder wenn ein Vorurtheil sich einmal bei ihm eingewurzelt hat, unterscheidet. So wie sein Körper und seine Glieder steif sind, so scheint es in diesem Falle auch seine Seele zu sein. Er ist alsdann taub gegen alle Vorstellungen, die man ihm macht, so einleuchtend sie sind und so fähig er mit unbefangnem Gemüthe sein würde, ihre Richtigkeit einzusehn. Die richterlichen Personen, welche in Prozessen der Bauern arbeiten, werden zuweilen solche Individuen gekannt haben, bei denen es zweifelhaft ist, ob die Hartnäckigkeit, mit der sie auf einer augenscheinlich ungereimten Idee bestehn, von ihrer Blindheit, oder ob sie von einer entschlossenen Bosheit herkomme. Zuweilen kann ganze Gemeinden ein solcher Schwindelgeist anfallen. Sie sind alsdann gewissen Verrückten gleich, die, wie man es ausdrückt, eine Idee fixum haben, d. h. eine Vorstellung, welche ihr Gemüth ohne Abwechselung einnimmt, oder welche bei der kleinsten Veranlassung wiederkommt, und die, so falsch sie ist, nicht durch den Augenschein der Sinne, nicht durch Vorstellungen der Vernunft weggeschafft werden kann, weil sie wirklich nicht in der Seele, sondern in der Beschaffenheit der Organe ihren Grund hat.

Nichts bringt mehr gegen den Bauer auf, als wenn man diesen Eigensinn an ihm gewahr wird. Denn was kann der Höhere weniger ertragen, als wenn der Geringere ihn nicht hört? Und was kann in der That den Verständigen und Gutdenkenden mehr aufbringen, als wenn die größte Deutlichkeit seiner Vorstellungen und alle in ihnen liegende Kraft der Wahrheit nichts über das Gemüth derjenigen vermag, welche er dadurch zu ihrer Pflicht oder zu ihrer Ruhe zurückbringen will?

Aber auch hier wird der Menschenfreund Ursache finden, Geduld und Nachsicht zu beweisen. Es ist diese Hartnäckigkeit nicht immer, ja sie ist nur bei dem kleinsten Theil derer, welche sie beweisen, Bosheit. Dieser verführte große Haufe, der gegen seine Anführer ein blindes Vertrauen und gegen sich selbst das Mißtrauen hat, nicht genug überlegen zu können, was zu seinem Vortheil oder Schaden ist: dieser hütet sich schon, auf die Vorstellungen, die ihm der Richter, oder der Vorgesetzte macht, auch nur Acht zu geben. Er fürchtet sich vor seiner eignen Schwäche und hört deswegen den, welchen er für seinen Gegner hält, nicht einmal mit derjenigen Aufmerksamkeit an, welche nöthig wäre, wenn er von den Gründen desselben gerührt werden sollte*). Andre hingegen sind durch diejenige Ungelenksamkeit des Verstandes, die eine Folge von weniger Kultur und geringen Kenntnissen ist, unfähig, aus einer Reihe von Vorstellungen, in die sie sich einmal hineingedacht haben, in eine andre überzugehn. Die Worte, die sie hören, gleiten, so zu sagen, an ihren Ohren hinweg. Ihr Verstand vernimmt nichts davon. Und wenn die Rede zu Ende ist, so ertönt in ihrem Kopfe nichts als der alte Satz, den jene Rede widerlegen sollte. Man sieht, daß die Hartnäckigkeit, welche aus dieser Quelle bei dem Bauern entsteht, nur durch die Verbesserung ihrer Erziehung, und durch die Veredlung ihres Geistes wegzuschaffen ist.

IV.

Es ist ein allgemein bekannter und schon oft bemerkter Charakterzug des Bauern, daß er gern beim Alten bleibt. Es müssen ungewöhnlich starke Bewegungsgründe auf ihn wirken, wenn er die von seinen Eltern ihm gleichsam angeerbte Art, seine Geschäfte zu treiben, so lange sie ihm nur einigermaßen sein Auskommen verschafft, abändern soll. Dieser Hang, den er mit einem großen Theil aller Handarbeiter gemein hat, rührt theils aus Trägheit her, — jede Neuerung erfordert Nachdenken, um sie zu fassen, erfordert neue Uebung, um sie gehörig auszuführen; theils aus Unverstande, — der Bauer ist nicht fähig, allgemeine Gründe zu durchdenken, und er hält sich also an die Erfahrung, als seine einzige Führerin; theils aus Mißtrauen gegen die Höhern, — die meisten Vorschläge zu Verbesserungen kommen von der Obrigkeit, oder von den Gutsherren, oder von den Gelehrten, wovon er den einen nicht die nöthige Einsicht, den Andern keinen guten Willen gegen sich zutraut; theils endlich aus Mangel der Begierde nach einem bessern Zustande, als sein gegenwärtiger ist.

Bei einer solchen blinden Anhänglichkeit an alte Gewohnheiten ist die Dienstbarkeit des Bauern selbst beinahe das einzige Mittel, wodurch er belehrt worden kann. Als freier Bauer würde er auf seinem Acker wie eine neue Methode versucht haben. Als Frohner ist er gezwungen, auf dem Acker seines Herrn dergleichen zu versuchen. Seine Dienste bei einem verständigen Wirthe lehren ihn also manches verbesserte Ackerwerkzeug, manche

*) Der Bauer, habe ich oben gesagt, hält sich für klug und nicht selten für klüger als andre Stände. Der Bauer, sage ich hier, fürchtet sich in gewissen Fällen vor seiner eignen Einfalt. Beides kann sehr wohl mit einander bestehen. Der Stolz auf seinen Verstand überhaupt und das Mißtrauen gegen seinen Verstand in einzelnen Fällen ist bei noch mehrern Menschen vereinigt, als bei den Bauern: — bei denen nämlich, die überhaupt einen eingeschränkten Verstand haben. Wenn sie bloß über sich und Andre urtheilen, so erheben sie sich über Andre: wenn sie aber mit Andern in Sachen zu thun haben, wo es auf ihren Nutzen oder Schaden ankommt, so erkennen sie ihre Schwäche und vergrößern sie sich oft.

nützliche Bearbeitung des Bodens kennen und schätzen, die er in seiner Hütte würde verlacht haben. Er sieht zugleich die Wirkung davon vor Augen, und dasjenige Vorurtheil, welches keine Gründe ihm würden benommen haben, muß doch dem wiederholten Experimenten, die er gezwungenerweise anstellt, weichen.

Uebrigens ist dieses Vorurtheil des Alterthums bei einer Classe von Menschen, die mit ganz unmittelbarlichen Arbeiten ohne Aufhören beschäftigt ist, und die weder Muße noch Fähigkeit hat, a priori Sachen zu durchdenken, überhaupt genommen, mehr nützlich als schädlich. Die Erfahrung leitet in der That die Menschen, wenn sie von Generation zu Generation, an demselben Orte, dasselbe thun, ohne daß sie es selbst wissen, gerade auf die Methoden, welche den Umständen die angemessensten sind. Daher kommen die Neuerer, welche, ohne die Localkenntnisse aus Erfahrung zu haben, aus allgemeinen Gründen glaubten, Aenderungen machen zu müssen, nach einigen Jahren von Versuchen, so oft auf die zuerst verachteten Methoden zurück. Verständige Landwirthe sind auch einig, daß viele, und selbst der größte Theil der in neuern Zeiten vorgeschlagnen Veränderungen keinen wesentlichen Nutzen haben, und daß es überhaupt in der Landwirthschaft auf die genaue und pünktliche Ausführung mehr, als auf neue Methoden ankomme, wenn man sich gute Erndten verschaffen will. Wenigstens würde der Landmann weit mehr irre gehen, wenn er seinen eignen Speculationen traute, oder jedem Rathe eines Reformators Gehör gäbe, als wenn er sich an die Beispiele und die Uebung seiner Vorfahren hält, und das, was diese gethan haben, nur mit Sorgfalt und Fleiß nachahmt.

V.

Die letzte der oben angezeigten Ursachen von der Anhänglichkeit des Bauern an das Alte, die Gleichgiltigkeit desselben gegen die Verbesserung seines Zustandes, verdient noch eine etwas weitere Erörterung, da ihr Einfluß sich nicht bloß auf diesen Fehler erstreckt, sondern in der That bei ihm das größte Hinderniß alles Fortganges, sowohl in seinem Fleiße und in seinen Einsichten, als in seinem Wohlstande werden kann.

Der erste Schritt zur Bildung des Geistes ist eine feinere Empfindlichkeit der Sinne; der erste Sporn zur Thätigkeit ist der Wunsch nach Befriedigung der Bedürfnisse, welche daraus entstehen.

Der unterste Grad dieser Verfeinerung ist, daß man einen Unterschied zwischen dem macht, was dem Geschmack und Gefühl angenehm oder unangenehm ist. Auch unter den Thieren ist dasjenige das dümmste und gröbste, welches alles frißt, was ihm vorkömmt. Je gewählter das Thier in seinem Futter ist, desto mehr Fähigkeit, Gelehrigkeit und Anlage zur Sittlichkeit zeigt es auch im Uebrigen. Schon einige Grade weiter ist derjenige Mensch vorgerückt, und weiter, als je ein Thier kommen kann, der von den Gegenständen des Auges und Ohres vergnügt oder beleidigt wird, der an Reinlichkeit in Kleidung und Wohnung ein Wohlgefallen findet, den in der letztern Licht und freie Luft verlangt; der an sich und an den Dingen, die um ihn herum sind, gerne Etwas, das auch bloß zum Schmucke gehört, anbringt. Mit dieser Verfeinerung der sinnlichen Begierden wächst allerdings auch der Fleiß: und er wächst fast nur durch diese. Denn der Bauer, welchem der Schmutz, darin er lebt, nicht mißfällt, der, welcher sich nicht vorstellt, daß er glücklicher sein würde, wenn er etwas bessere Speisen äße, einigen reinlichen Hausrath, manierliche Kleider, und ein helles Zimmer hätte, welche Triebfedern sollte der haben, sich sehr zu bemühen?

In dem jetzigen Zustande der Dinge und in unserm deutschen Vaterlande giebt es noch Bauern genug, welche kein anderes Wohlleben kennen, als das bloße Nichtsthun, — und dann, Uebermaaß in geweinen Speisen und Getränken. Wenn sie bei diesen Gesinnungen arm sind, so bleiben sie es auch: wenn sie durch Zufälle wohlhabend werden, so werden sie zugleich übermüthig. Denn wozu sollen sie ihr Geld anwenden, da sie nicht ihre Bedürfnisse vervielfältigt haben; da sie nicht für mehrere Arten des Vergnügens empfindlich geworden sind, als die auch der Aermste unter ihres Gleichen genießen kann? Es bleibt ihnen nur eins von folgenden zwei Sachen zu thun übrig: Entweder, wenn sie gute Wirthe sind, so kaufen sie sich größere Güter an, (und dies ist die beste Anwendung, die sie von ihrem Gelde machen können;) oder wenn sie mehr den Genuß suchen, so befriedigen sie damit nur ihre gröbern Sinne, — sie trinken, sie spielen, sie gehen desto mehr müßig. Im ersten Fall ist das Glück, welches sie suchen, — das, dessen sie genießen, der Stolz auf ihren Reichthum; den da sie doch deswegen nicht weniger in dem Verhältnisse der Unterthänigkeit bleiben, mit den ihnen dadurch aufgelegten Pflichten in Widerspruch kömmt, und sie daher ihren Herren vorzüglich beschwerlich, sie trotzig und processsüchtig macht. Im andern Falle versinken sie desto tiefer in Unsittlichkeit und alle ihrem Stande gewöhnlichen Fehler.

Dergleichen Erfahrungen sind es ohne Zweifel, die das unglückliche Vorurtheil hervorgebracht oder bestätigt haben, daß der Bauer nie besser seine Pflicht thue, als im Elende und unter dem Drucke; und daß Wohlhabenheit und gute Tage ihn verderben. Das lateinische Sprichwort, welches dieses sagt, *) hat ganz das Gepräge der finstern Jahrhunderte, woraus es herstammen mag, und es empört, ich gestehe es, meine Empfindung äußerst. Aber alle jene Erfahrungen beweisen das nicht, zu dessen Beweis sie angeführet werden. Es ist ein großer Unterschied, ob eine gänzliche und dauerhafte Verbesserung mit den Umständen des Bauern vorgehe, oder ob einzelne unter ihnen sich durch plötzliche Glücksfälle bereichern. Die Letztern können leicht übermüthig und unsittlich werden. Denn da sie nicht durch ihre Erziehung und durch die allmähliche Verfeinerung ihres Geschmacks zu dem Gebrauche ihres Vermögens vorbereitet worden sind; so erhalten sie dadurch nur Mittel, in denjenigen rohen Leidenschaften mehr auszuschweifen, von welchen sie in ihrer Armuth waren beherrscht worden. Im ersten Falle hingegen, wenn der ganze Stand der Bauern, durch stufenweisen Fortgang ihres Fleißes und eine allmähliche Erleichterung ihrer Lasten zu einem größern Wohlstande gelangt, wird dadurch gewiß auch sein moralischer Charakter veredelt. Durch die Kenntniß mehrerer Bequemlichkeiten und die Liebe zu einem gewissen Luxus wird er von grober Schwelgerei abgehalten. Ueberdies bekömmt eine wohlthätende Bauerschaft mehr Ehrliebe, und etwas mehr Achtung gegen sich selbst. Sie giebt ihren Kindern eine etwas bessere Erziehung. Sie kömmt den höhern Ständen etwas näher. Eben dadurch lernt sie aber auch die großen Vortheile und Vorzüge derselben kennen: und dies unterdrückt hinwiederum bei ihr den Stolz, den der Reichthum erregen könnte.

VI.

Es ist eine Folge langer und immerwährender Abhängigkeit, und zwar um desto mehr, je sklavischer sie ist: daß die in derselben lebenden Menschen sich gewöhnen, auch in Absicht ihres Unterhalts sich mehr auf ihre Obern als auf sich selbst zu verlassen. Es ist eine Art von Ersatz für die Sklaverei, daß der Sklave unter allen Umständen von seinem Herrn ernähret werden muß, wenn dieser nicht sein Eigenthum verlieren will; es ist aber auch eine Folge derselben, daß der Sklave den Gedanken, sich selbst zu ernähren, aufgiebt.

Es ist daher kein gegründeter Einwurf gegen die Vorzüge derjenigen Verfassung, worin der Bauer Freiheit und Eigenthum hat, daß der leibeigne Bauer selbst diese Vortheile, wenn sie ihm angeboten werden, von sich weist. Wenn durch eine gewisse Lage, sie sei den natürlichen Neigungen des Menschen noch so sehr zuwider, der Geist einmal niedergedrückt worden ist, so ist es kein Wunder, daß er sich zu der bessern unfähig fühlt, und also auch nach und nach die Lust dazu verliert. Insbesondere aber wird in unserm Falle der Trieb, durch eigenen Fleiß nicht nur sein Auskommen zu erwerben, sondern auch Etwas für sich auf Fälle der Noth, oder für seine Kinder bei Seite zu legen, bei dem Bauer, welcher lange in armseliger Abhängigkeit geschmachtet hat, unwirksam und ohne Einfluß. Er bekömmt den Bettlersinn; sein armseliger Zustand behagt ihm, wofern er nur weiß, daß sein Herr ihm Brod geben muß, wenn er keines hat. Die Sicherheit seines Unterhaltes ist ihm mehr werth, als die Hoffnung, zu gewinnen: und jene glaubt der träge gewordene Leibeigene mehr in dem Eigennutze seines Herren, der keinen Unterthan, ohne selbst Schaden zu leiden, verhungern lassen kann, als in seinem Fleiße zu finden.

Die unzähligen Abstufungen, die es, auch nur in dem Bezirke unsers Landes, von der Dienstbarkeit der Bauern und den Rechten ihrer Herrn giebt, machen, daß ein Gemälde dieser Art nur auf einen kleinen Theil der Classe, von welcher die Rede ist, vollkommen passt; und daß, wer dasselbe mit dem Zustande eines einzelnen Bezirks, eines einzelnen Dorfs vergleichen wollte, es leicht für unähnlich und schlecht getroffen halten könnte. Aber es ist nothwendig, in einer solchen Schilderung diejenigen Züge abgesondert darzustellen, die in der Wirklichkeit mit vielen andern Umständen vereinigt erscheinen, wodurch ihre Natur mehr oder weniger verändert wird. Es ist nothwendig, die Ursachen, deren Wirkungen man untersuchen will, in ihrer ganzen Kraft und ungeschwächt von Hindernissen anzunehmen. Es ist alsdann leicht, diejenigen Fälle zu bemerken, wo jene Ursachen weniger vollständig vorhanden gewesen sind, oder wo ihnen durch begleitende Umstände Widerstand geleistet worden ist.

So wird man auch endlich diesen Bettlersinn der Bauern, diese Sorglosigkeit für die Zukunft, diese Genügsamkeit sich wegen ihrer Ernährung auf ihren Herrn, den sie doch nicht lieben, zu verlassen, diese Gleichgiltigkeit gegen alle Mittel, sich aus einer solchen Abhängigkeit zu reißen: dies Alles wird man, bald mehr, bald weniger, — im Ganzen aber immer im Verhältnisse

*) Rustica gens optima fiens, pessima ridens.

der Strenge der Leibeigenschaft finden. Dies ist also Beweises genug, daß jene Eigenschaft des Gemüths aus dieser Lage entsteht.

VII.

Man begreift unter dem Namen der Bauern zweierlei Leute, die in Absicht ihrer Lage und ihres Verhältnisses mit ihrem Herrn von einander merklich unterschieden sind: ich meine die Besitzer von Bauergütern, — und diejenigen eigentlichen Fröhner, welche von dem Lohne der Dienste, die sie ihrem Herrn leisten, ganz allein oder vornehmlich ihren Unterhalt haben.

In Aufklärung, in äußern Sitten sind Beide, wie in der Mundart die sie reden, einander fast gleich: weil sie in beständigem Umgange mit einander und in gleichem Maße von den gesitteten Ständen abgesondert, sich durch einander wechselsweise bilden. Im Charakter aber, in den Grundsätzen, wonach sie in dem gesellschaftlichen und bürgerlichen Verkehr handeln, in den Gesinnungen und dem Betragen gegen ihre Herren, weichen sie durch merkliche Schattirungen von einander ab. Das ist wenigstens der Erfahrung und dem Zeugnisse derjenigen Gutsherrn gemäß, welche Dörfer, worin eine starke Bauerschaft ist, und solche, worin es nichts als Gärtnerstellen giebt, zugleich besitzen. Unter den eigentlichen Bauern herrschen diejenigen Fehler vorzüglich, welche dem Stande und der Beschäftigung anklebe; als Grobheit, Anhänglichkeit an alte Vorurtheile, und Eigensinn; unter den Dienstleuten hingegen diejenigen, die aus der Knechtschaft, aus der schlechten Erziehung und aus der Armuth entstehn: Verstellung, heimtückisches Wesen und Dieberei. Jene, da sie von ihrem Herrn mehr abgesondert leben, können auch weniger durch ihn gebessert werden; da ihr Interesse weniger an den Vortheil ihres Herrn gebunden ist, und ihre Dienste nicht durch den Antheil, den sie an seinen Erndten haben, vergütet werden: so thun sie unwilliger Dienste; sie sind schwerer im Gehorsam zu erhalten, und wenn sie einmal aufsässig geworden sind, schwerer zur Ruhe zu bringen. Dahingegen haben sie oft alle übrigen Tugenden des Menschen und des Hausvaters, in dem Maße und nach den Verschiedenheiten, als man solche bei jedem andern Stande findet. Wenigstens sind gewiß die Vernünftigsten, die Edelsten des Bauernstandes unter denjenigen zu finden, die ihren väterlichen Acker selbst pflügen. Diese, (die Hofgärtner), werden durch die beständige Aufsicht, unter der sie bei Leistung ihrer Dienste stehn, wenn sie auch für sich selbst Hang zur Ausschweifung und zur Faulheit hatten, in einer gewissen Ordnung und zum Fleiße angehalten; sie ertragen die Unterthänigkeit leichter, und verweigern den Gehorsam seltner, weil sie Vortheil davon haben, wenn ihres Herrn Wirthschaft gut bestellt wird: aber sie können auch, wenn sie aufgebracht werden, zu einem viel höhern Grade von Bosheit kommen. Sie sind so gewöhnt, zu ihren Arbeiten getrieben zu werden, daß sie ohne Aufsicht, sich selbst überlassen, selten ihre Schuldigkeit thun. Sie haben endlich häufiger diejenigen Fehler, die mit der Verstellung und mit einem kleinen, niedrigen Eigennutze verbunden zu sein pflegen, — Unredlichkeit gegen ihren Herrn und Neid gegen ihres Gleichen.

Unter den Bauern, welche Eigenthümer und wohlhabend sind, besonders wenn ihr Wohlstand durch einige Generationen fortgedauert hat, entsteht ein gewisser Familienstolz, der sich von dem persönlichen sehr deutlich unterscheidet, und der als charakteristisch in dieser Classe und unter solchen Umständen angesehen werden kann. Der reiche Handwerksmann ist auch stolz, aber selten bleiben seine Kinder bei demselben Gewerbe; wenigstens ist es ein außerordentlicher Fall, wenn durch etliche Generationen hindurch Wohlstand und Beschäftigung zugleich in einer und derselben Familie fortleben. Dadurch allein aber nur kann der Name einer Familie, in dieser Zunft, unter dieser Classe von Bürgern, ein Ansehn, einen gewissen Vorzug bekommen. Bei reichen Bauern treffen diese Umstände weit öfter zusammen. Die Familien können lange wohlhabend bleiben, ohne doch ihren Stand zu verlassen, oder ihren Wohnsitz zu verändern. Ihre Zweige breiten sich oft in derselben Gegend weit aus. Mit dem Namen derselben verknüpft sich also endlich in der Gesellschaft, unter welcher sie immer gelebt haben, ein gewisser Vorzug. Dies erregt den Stolz, wovon ich rede. Ein Bauer dieser Art thut sich etwas darauf zu Gute, aus diesem und diesem Geschlechte herzustammen, zu den Kunzen und Heinzen zu gehören, die in der Gegend, wo er lebt, die angesehensten sind. Dieser Stolz, der dem Adelstolze ähnlich ist, wird dadurch vergrößert, wenn sich mehrere solcher Familien oft unter einander verheirathet haben. Kömmt irgend noch ein andrer Unterschied in Herkunft, Sitten oder Tracht hinzu: so wird dieses System vom bäurischen Adel noch vollständiger ausgebildet. — Ein Beispiel davon sind die Altenburgischen Bauern. Aber auch, wo sie keinen solchen status in statu ausmachen, findet man Gegenden, wo gewisse wohlhabende Bauernfamilien, unter einander verschwägert, sich die besten Güter zu eigen gemacht haben. Und diese sind es, die sich auch auf ihrem Stand, als Bauern, auf ihre Tracht und auf Alles, was den Stand anzeigt, etwas zu Gute thun. Man hat deren gesehen, welche wohlhabende Bürgerstöchter geheirathet haben, aber nur unter der Bedingung, daß sie sich wie Bäuerinnen trügen. Es war ihnen daran gelegen, daß ihre Eheweiber sich unter ihrer Classe als wohlhabender, durch eine größre Kostbarkeit ihrer Kleidung auszeichneten, aber nicht, daß sie sich durch eine fremde Kleidung von derselben absonderten.

VIII.

Es ist eine allgemeine Eigenschaft derer, welche mit Strenge beherrscht werden, daß sie diejenigen hinwiederum strenge beherrschen, die unter ihnen stehn. Es giebt, der Erfahrung gemäß, keine ärgern Despoten, als die, welche es aus Sclaven geworden sind. Ein altes Sprüchwort sagt das Nämliche vom Bauer, der zum Edelmanne wird. Und schon in dem Stande der Unterthänigkeit selbst, wenn der Bauer noch täglich Gelegenheit hat zu erfahren, wie weh der Druck und die Härte eines Obern thue, ist er doch geneigt, seine Kinder und sein Gesinde hart zu behandeln. Nicht, daß er einen genauen Gehorsam, und auf eine gleichförmige Art von ihnen fordert: sondern er giebt nur seinen Leidenschaften ohne Einschränkung gegen sie nach. Er straft sie oft unmäßig strenge wegen kleiner unvorsätzlicher Fehler, besonders wenn dadurch etwas von seinem Eigenthume ist verletzt worden, und läßt große muthwillige hingehen, ohne sie zu bemerken. Dies ist auch der größte Fehler, den er bei der Erziehung seiner Kinder begeht, und wodurch er sie, anstatt des Gehorsams, Bosheit und Widersetzlichkeit lehret.

Ueberhaupt sind Zorn und Furcht die beiden Leidenschaften, welche bei rohen Gemüthern die Oberhand haben und gewöhnlich wechselsweise dieselben beherrschen. Die Liebe der beiden Geschlechter gegeneinander, die bei den höhern Ständen so viel zur Bildung der Sitten und des Charakters beiträgt, indem sie das eine Geschlecht auf Alles, wodurch es dem Andern gefallen kann, aufmerksam, und nach den Eigenschaften, wodurch es dem Andern liebenswürdig wird, begierig macht, hat bei dem Stande, von welchem wir reden, weniger oder doch einen ganz andern Einfluß. Die Liebe ist bei ihm meistentheils eine Sache der Sinne und des Temperaments. Die Imagination wird nicht sehr dadurch ins Spiel gesetzt; es verbinden sich wenige moralische Gefühle damit; und die Begierde zu gefallen wird nicht erreget. Ueberdies haben die Bauern nicht genug Muße, aus der Liebe eine Beschäftigung zu machen. Nur auf zweierlei Weise wirkt dieser Trieb auf den Charakter des Bauern: zum Schlimmen durch Ausschweifungen, bald vortheilhaft, bald nachtheilig durch das Heirathen. Liederlichkeit und Unzucht hat bei ihnen, wie bei allen Ständen, die Folge, zugleich nachlässige Wirthe und Verschwender, — oft Spieler und Trunkenbolde zu machen. — Doch ist dies nicht von einer einmaligen Ueberraschung der Sinnlichkeit, sondern von der Herrschaft derselben zu verstehn. Viele gefallene Mädchen sind treue Weiber geworden, und der Bauer hat sich oft als Ehemann und Hausvater sehr gut aufgeführt, welcher als junger Bursche ausgeschweift hatte. — Was die Wirkung der Verehelichung betrifft, so ist dieselbe bei den Männern vielleicht am sichtbarsten. Viele derselben heirathen sich, wie man zu sagen pflegt, besser, artiger, fleißiger als sie vorher waren. Ich weiß nicht, ob es eben so viel Beispiele von Weibern giebt, die sich durch das Heirathen verbessert hätten. — Andere verderben, — werden aus fleißigen und ordentlichen Jünglingen faule und liederliche Ehemänner. Dieses, welches in allen Ständen zuweilen geschieht, ist bei dem Bauer desto weniger zu verwundern, weil das Weib in seiner Haushaltung von größer Wichtigkeit ist, und zum guten oder schlechten Fortgange der Wirthschaft, durch ihre Eigenschaften und ihre Arbeit, beinahe noch mehr beträgt als der Mann. Daß dem wirklich so sei, bestätigen die Zeugnisse Aller, die sich um den Wohlstand der Bauern durch eine Reihe von Jahren bekümmert haben; und wie es zugehe, erhellet aus zwei Betrachtungen. Erstlich, das Weib hat die Milchwirthschaft über sich: und an vielen Orten machen die Kühe den vornehmsten, — an Allen aber einen sehr wichtigen Theil des Reichthums von dem gemeinen Landmanne aus. Ferner bei einer so kleinen Haushaltung, als die seinige ist, kömmt auf das Zurathehalten, Sparen und Vertheilen eben so viel an als auf den Erwerben. Dieses kann oft durch den größten Fleiß des Mannes nicht erhalten werden: durch die häusliche Wirthschaft des Weibes aber kann der nämliche Erwerb ungleich weiter ausreichen. Viele mittelmäßige Wirthe kommen vorwärts durch gute Weiber: aber ein liederliches Weib richtet den fleißigsten Mann zu Grunde. Wenn nun aber in der ehelichen Gesellschaft der Bauern die Dienste der Frau von so großer Wichtigkeit für die Wirthschaft des Mannes sind, so

kann es nicht fehlen, daß nicht auch ihr Betragen einen Einfluß auf den Charakter desselben haben sollte. Derjenige arbeitet mit mehr Lust, welcher sieht, daß er Etwas vor sich bringt: das wirthschaftliche Weib also, durch deren Sorgfalt dem Manne sein Erwerb mehr zu Gute kommt, macht oder erhält denselben auch fleißig. Auf der andern Seite, wenn im Hause, in dem Gebiete des Weibes, Verschwendung und Unordnung herrschen, und das, was der Mann außer dem Hause im Schweiße seines Angesichts erarbeitet hat, aufzehren oder fruchtlos machen: dann wird der Fleiß des Letztern bald nachlassen, und oft wird ihn der Unmuth darüber zum Trunke und zur Liederlichkeit verleiten. Ferner, ein verträgliches, gutes Weib hält den Mann in den Stunden der Ruhe und der Erholung zu Hause; ein zänkisches treibt ihn fort und macht, daß er die Schenke und das Spiel sucht. Endlich, das weibliche Geschlecht ist auch bei diesem Stande, wenn es gut geartet ist, gemeiniglich frömmer als das unsrige; und in der Ehe mit einer solchen Gattin wird der Bauer zu einem häuslichen Gottesdienste gewöhnt, der, wenn er nicht geradezu ihn bessert, doch als eine ernsthafte und regelmäßige Beschäftigung ihm nützlich ist.

So wirkt bei den Bauern die Verbindung der beiden Geschlechter. Weniger durch Zärtlichkeit und Leidenschaft, als durch die Gewohnheit, das Beispiel und die Triebfedern des Eigennutzes. Fast eine gleiche Bewandtniß hat es mit den übrigen Arten der Liebe und den Verbindungen, worauf sie sich beziehn, — mit der Zuneigung zwischen Eltern und Kindern, zwischen Geschwistern, zwischen Freunden. Sie ist selten unter Leuten dieses Standes zärtlich, so daß das Gemüth damit immer beschäftigt und davon belebt sei, aber sie ist deswegen nicht weniger reell, in sofern sie auf die Erfüllung wesentlicher Pflichten geht. Sie äußert sich mehr bei außerordentlichen Gelegenheiten durch Dienstleistungen, als durch eine beständige Gefälligkeit in dem gewöhnlichen Laufe des Lebens; mehr durch Beistand in Krankheiten und bei Unglücksfällen und durch thätige Hilfe bei der Arbeit, als durch ein angenehmes, gefälliges, liebreiches Betragen und durch das Verlangen nach dem Umgange der geliebten Person.

Dies ist nun das Bild des Bauern, so wie ich es habe entwerfen können. Vielleicht fehlen noch viele Züge dazu, welche zu bemerken ein längerer und weniger unterbrochener Umgang mit ihnen nöthig gewesen wäre. — Vielleicht giebt es falsche Züge darin, die ich aus einzelnen Beobachtungen abstrahirt und zu schnell auf den ganzen Stand angewendet habe. Immer werden aber doch einige der angeführten Eigenschaften, die auch dem gemeinsten Beobachter nicht entgehen können, als Unterscheidungsmerkmale dieses Standes angesehen werden, — und also Personen, die mit demselben zu thun haben, zu einem Leitfaden dienen können.

Adam Christian Gaspari

ward am 18. November 1752 in Schleusingen geboren, erhielt, nachdem er seine akademischen Studien vollendet, eine Hofmeisterstelle bei dem Grafen Moltke auf Noer, im Holsteinischen, und privatisirte dann eine Zeit lang in Hamburg, Erfurt und Weimar. Im Jahre 1790 ward er Doctor der Philosophie und 1795 außerordentlicher Professor derselben Wissenschaft an der Universität Jena, vertauschte jedoch dieses Amt 1797 mit einem gleichen am Gymnasium zu Oldenburg. Er legte dasselbe indessen bereits 1798 nieder und hielt sich als Privatgelehrter abwechselnd in Wandsbeck und in Weimar auf, bis er 1803 als K. Russischer Hofrath und Professor der Geschichte und Geographie nach Dorpat berufen wurde. — Von hier begab er sich 1810 in gleicher Eigenschaft nach der Universität Königsberg. Er starb am 27. Mai 1830. —

Von ihm erschien im Druck:

Urkunden und Materialien zur nähern Kenntniß der Geschichte und Staatsverwaltung nordischer Reiche. Hamburg 1786—90. 3 Bde.

Ueber den methodischen Unterricht in der Geographie. Weimar 1791. 5. A. 1819.

Lehrbuch der Erdbeschreibung. 1r Cursus. Weimar 1792. 17. A. 1831. 2r Cursus. Weimar 1793. 11. A. 1826.

Vollständiges Handbuch der neuesten Erdbeschreibung. Weimar 1797—1801. 2 Theile.

Der Deputationsreceß. Hamburg 1803.

Vollständiges Handbuch der neuesten Erdbeschreibung (mit Hoffel, Cannabich, Fröbel, Guthsmuths, Ukert). Weimar 1819—1832. 23 Bände.

G. erwarb sich seiner Zeit großes Verdienst durch seine gründliche, umsichtige und genaue Behandlung der Geographie und Statistik; namentlich wurden seine Lehrbücher bei dem Jugendunterricht fast allgemein gebraucht, bis sie in den neuesten Tagen durch zeitgemäßere Werke in dieser Wissenschaft verdrängt wurden. —

Johann Christoph Gatterer

ward am 13. Juli 1727 zu Lichtenau bei Nürnberg geboren, studirte in Altdorf, vorzüglich Geschichte und deren Hülfswissenschaften, und erhielt 1755 eine Lehrerstelle bei dem Gymnasium zu Nürnberg. 1758 kam er als ordentlicher Professor der Geschichte nach Göttingen, stiftete dort 1764 das historische Institut und starb daselbst als Hofrath, Director des eben erwähnten von ihm gestifteten Instituts und Mitglied der Akademie der Wissenschaften am 5. April 1799.

Er gab heraus:

Allgemeine historische Bibliothek u. s. w. Halle 1767—1771. 16 Theile.

Abriß der Chronologie. Göttingen 1777.

Abriß der Diplomatik. Göttingen 1798.

Practische Diplomatik. Göttingen 1799.

Abriß der Genealogie. Göttingen 1788.

Handbuch der neuesten Genealogie und Heraldik von 1759—1772. Nürnberg 1761—1772.

Abriß der Geographie. Göttingen 1775. N. A. 1793.

Practische Heraldik. Nürnberg 1791.

Historisches Journal. Göttingen 1772—1781. 16 Thle.

Grundriß der Numismatik. Göttingen 1772.

Abriß der Universalhistorie. Göttingen 1765. N. A. 1773.

Einleitung in die synchronistische Universalhistorie. Göttingen 1771. 2 Thle.

Handbuch der Universalhistorie. Göttingen 1761—1764. 2 Thle.

Kurzer Begriff der Weltgeschichte. 1r Th. Göttingen 1785.

Ideal einer allgemeinen Weltstatistik. Göttingen 1773.

Versuch einer Weltgeschichte bis zur Entdeckung von Amerika. Göttingen 1792.

Die Weltgeschichte in ihrem ganzen Umfange. Göttingen 1785—1787. 2 Thle.

32 Stammtafeln zur Weltgeschichte. 1e Sammlung. Gr. 4. Göttingen 1790.

Einzelne Abhandlungen, Programme u. s. w.

Gatterer erwarb sich um die historischen Studien namentlich dadurch ein großes Verdienst, daß er für dieselben, und vorzüglich bei dem akademischen Vortrage, eine bessere

Methode anwandte, so wie einzelne Theile dieser Wissenschaft mit eben so tiefer Gründlichkeit als ausgebreiteter Gelehrsamkeit behandelte und ein helleres Licht über sie verbreitete, indem er namentlich das Gebiet der historischen Kritik erweiterte und das Feld der übrigen Hilfswissenschaften, die er sämmtlich genau ergründete, mit großem Fleiße anzubauen verstand. Sein Styl entbehrt zwar der Anmuth und Leichtigkeit, ist aber präcis, körnig und correct. —

Vom historischen Plan und der darauf sich gründenden Zusammenfügung der Erzählungen.

Daß eine Nation, die ihren Geschmack verbessern will, die guten Muster der Alten zuerst studieren und nachahmen müsse, alsdann aber erst etwas Eigenes mit Zuversicht wagen könne, ist eine alte und bekante Erfahrung; und wir leben in Zeiten, da man die Wirkungen hievon auch unter uns in Teutschland wahrnimmt. Ich würde mich an meiner Nation versündigen, wenn ich damit soviel sagen wollte, daß der deutsche Geschmack erst in unsern Tagen sich vortheilhaft zu zeigen angefangen habe. Keine, mit unserer Literatur bekante ausländische Nation, solte es auch die immer sich selbst nur schätzende Französische seyn, kan, ohne durch die Sache selbst beschämt zu werden, läugnen, daß sie nicht, seit der Wiederherstellung der Wissenschaften, von Zeit zu Zeit in Schriften der Teutschen Unterricht und Vergnügen gefunden. Allein diese Werke von Teutschen, die den Ausländern mit Rechten gefallen, können wir uns, als Teutsche betrachtet, nicht zueignen, da sie in einer Sprache geschrieben sind, die nicht die unsrige ist. Wenn ich also behaupte, daß man jetzt auch unter uns deutliche Merkmale von dem vortheilhaften Umgange mit den Alten finde, so sieht man leicht, daß ich von Schriftstellern rede, die sich über das Vorurtheil unserer Väter erhoben haben, „man müsse, wenn man einen zu guten Geschmack hätte, um Zeffantsch schreiben zu wollen, Lateinisch schreiben, und alsdann erst Beyfall der Welt und Unsterblichkeit sicher hoffen."

Die Dichtkunst hat unter uns bereits einen solchen Grad der Vollkommenheit erreicht, daß man uns nicht leicht einen grossen Dichter unter den Griechen und Römern wird nennen können, der nicht an einem unserer Dichter einen kühnen Nebenbuhler, oder auch völlig seines Gleichen, und an einem und dem andern vielleicht noch etwas mehr, als seines Gleichen, gefunden hat.

Aber auch fast nur die Dichtkunst allein ist es, die von unserer Nation in der Muttersprache vortheilhaft bearbeitet worden: wenigstens ist die Muse, die der Geschichte vorstehet, unsern teutschen Genies noch nicht sonderlich günstig gewesen. Erst in unsern Tagen fängt man an zu glauben, daß es wol auch gut wäre, in der Muttersprache Geschichtbücher zu besitzen, die auf das Lob der Alten Ansprüche machen, und die Vorwürfe der ausländischen Neuen durch die That selbst widerlegen könten. Vielleicht ist jetzt auch die rechte Zeit vorhanden, ein so schönes und rühmliches Vorhaben mit glücklichem Erfolge auszuführen. Die Historie, die, so lang sie unter den Menschen bekant ist, immer gern ihre Schwester, die Dichtkunst, voran gehen läßt, aber auch sogleich nach ihr den Rang zu behaupten pflegt, die Historie, sage ich, findet jetzt unter uns eine durch die Dichter geöffnete Laufbahn vor sich, eine ausgebesserte und erweiterte Sprache, und einen an die Muster der Alten gewönten Geschmack. Es kömt nur darauf an, daß man die jüngere Schwester nicht von dem Wege der ältern abweichen lasse, oder vielmehr sie nur nicht verführe, daß sie selbst, wenn es auf sie ankömt, den Fußtapfen derselben gerne folgt.

Im historischen Plan, denn es ist Zeit, daß ich den Gegenstand anzeige, womit ich meine Leser unterhalten will, in dem historischen Plan also, und in der darauf sich gründenden Zusammenfügung der Erzählungen sind die alten Geschichtschreiber, wie mich dünkt, noch immer, wo nicht allen, doch den meisten Neuern überlegen; ungeachtet es eben nicht schwer zu sein scheint, die Alten in diesem Stücke nicht nur einzuholen, sondern sogar zu übertreffen. An sich zwar betrachtet, ist die Stellung und Zusammenfügung der Erzählungen eine der schwersten Arbeiten des Geschichtschreibers, zumal des neuen, und am meisten desjenigen, der die Universalhistorie schreiben will, zu einer Zeit, da der Erdboden viel bekanter, und folglich die Anzahl der Nationen, deren Geschichte und Verfassung erzählet zu werden verdient, ungleich größer ist, als in den Tagen eines Herodots, oder auch eines Polybs und Trogus. Ein Geschichtschreiber, der zu unsern Zeiten die Universalhistorie schreiben will, hat, wenn er noch dazu ein Christ ist, eben darum, weil er ein Christe ist, zwar dieses für allen Geschichtschreibern unter den Alten voraus, daß er seine Erzählung von Erschaffung der Welt an bis auf die neuesten Zeiten mit Zuverlässigkeit fortführen, und selbst in der alten Zeit Nationen beschreiben kan, denen Geschichte den Griechen und Römern entweder gar nicht, oder nicht hinlänglich bekant war: er ist aber auch zu der herculischen Arbeit verpflichtet, einen Plan von einem unendlich größern Umfange, als der Alten ihrer war, auszuführen, und unzählige Reihen und Folgen von Merkwürdigkeiten zu verbinden. Gleichwol wird auch ein solcher christlicher Verfasser einer allgemeinen Geschichte zu unsern Zeiten, keine vergebliche Arbeit, wie mich dünkt, unternehmen, wenn er die Kunst der Alten, Erzählungen zu stellen und unter einander zu verbinden, oder die größern und kleinern Theile eines weitläuftigen Ganzen geschickt zu ordnen und zusammen zu fügen, ausstudiert, und sich auf alle Weise zu Nutze zu machen sucht.

Um über den Plan der alten Geschichtschreiber vernünftig urtheilen zu können, muß ich meine Leser bitten, mit mir bis in die Zeiten der Kindheit der Geschichte hinauf zu steigen. Wir finden Anfangs keinen Unterschied zwischen Dichtkunst und Historie. Die letztere täuscht uns immer unter der Gestalt ihrer Schwester, der Dichtkunst, oder vielmehr sie wird, da sie selbst noch nicht gebohren ist, von ihrer Schwester eine Zeitlang vertreten. In der Folgezeit kömt die Historie zwar zum Vorschein, und man findet sie von der Dichtkunst unterschieden: allein die Geschichtschreiber lassen doch noch immer aus einigen Merkmalen die Verschwisterung ihrer Göttin mit der Poesie erkennen.

Warum schrieb man eher in Versen, als in Prosa? So fragt man in der*) Literärgeschichte. Eine wunderliche Frage, bey der man nicht bedenkt, daß die poetische, das ist, eine wortarme und bilderreiche Sprache die erste Sprache der Welt war, die jederman im gemeinen Leben redte, bis mit der Zeit einige Nationen zu einem solchen Reichthum an eigentlichen und unverblühmten Worten und Redensarten gelangten, daß sich unter ihnen eine prosaische Sprache von selbst nach und nach bilden konte, da denn die Bildersprache ein besonderes Eigenthum, ein Reservat, der Dichter worden ist, ungefähr auf eben die Art, wie die Priester, sonderlich in Egypten, die Bilderschrift, die zuerst die einzige Schrift des gemeinen Lebens gewesen ist, nach der erfundenen Buchstabenschrift sich als eine geheime Schrift, die man seitdem die Hieroglyphische nennet, zugeeignet haben.

Dieses vorausgesetzt, daß Anfangs unter den Menschen alles, was man redte, oder auch schrieb, poetisch geredet und geschrieben worden ist; so wird man sich nicht mehr verwundern, wenn man unter allen Himmelsstrichen Nationen findet, die den Nachkommen nicht nur Religion und Sitten und Gesetze, sondern auch Geschichten, die Werke und Thaten der Gottheit, und die Unternehmungen und Verdienste grosser Leute vorgesungen haben, und zum Theil noch vorsingen: denn unausgebildeten Nationen sind unsere aufgeklärte Zeiten noch immer erste und alte Zeiten.

Die älteste Art der Jahrbücher bestand also überhaupt in solchen Gesängen, dergleichen Tacitus unter den Teutschen gefunden, Karl der Große gesamlet, und das unglückliche Mittelalter wieder verloren hat, oder, welches einerley ist, der historische Stoff ward zuerst unter den Nationen von Leuten bearbeitet, die ungefähr eben so redeten und schrieben, wie diejenigen reden und schreiben, die wir im eigentlichen Verstande Dichter zu nennen pflegen.

Man muß aber, um sich von den historischen Liedern der ersten Zeiten einen reichten Begriff zu machen, außer der wortarmen und bilderreichen Sprache noch alle übrige Umstände, in welchen sich die Sänger befanden, hinzudenken. Die zuerst angebauten Länder und deren natürliche Beschaffenheit und Producte, die Verpflanzung so wie der ersten Keime von allem menschlichen Wissen, also auch des Geschmacks in historischen Liedern aus dem Oriente, in die übrigen Länder des Erdbodens, die politische und häusliche Verfassung der ersten Welt, die Menge noch unerhörter Verdienste in eben jetzt erst entstandenen und aus der Zerstreuung gesamleten Nationen, ja das Anschauen der grossen Leute selbst, und die durch alle diese und mehr andere Dinge erhitzte Einbildungskraft: alles dieses muß mit in die Rechnung gebracht, und zuletzt auch dieses nicht vergessen werden, daß die poetische Sprache des gemeinen Lebens noch politischer, das ist, bilderreicher gesungen, als geredet, worden, so wie gute prosaische Schriftsteller unter allen gesitteten Völkern zwar immer die prosaische Sprache des Umgangs, aber etwas veredelt, besser geordnet und verbunden in Schriften zu gebrauchen pflegen.

---

*) Siehe des sel. D. Heumanns Conspectum Reipublicae literariae, Cap. III. §. 21.

Wer dieses erwägt, den wird es nicht befremden, wenn er die historischen Lieder mit bildlichen Ausdrücken und allegorischen Vorstellungen, die dem besungenen Gegenstande niemals genau angemessen waren, erfüllt siehet. Eine Menge von Nationen verlor bei dieser sonderbaren Art des historischen Fleisses ihre erste Geschichte, bis endlich allerley günstige Umstände den Unterschied zwischen poetischen und historischen Wahrheiten unter einigen Völkern kenntbar und beliebt machten. Nun lernte man auch, daß die Dichtkunst und Historie zwar Schwestern, aber gleichwol so verschieden wären, daß man die eine von der andern unterscheiden könte und müste.

Meine Absicht erlaubt mir nicht, mich über diesen angenehmen Gegenstand weiter auszubreiten. Vielleicht hält man das, was ich mehr berührt, als gesagt habe, schon für eine Ausschweifung. Ich kan zu meiner Entschuldigung nichts anführen, als dieses, daß ich geglaubt habe, man könne sich von dem historischen Plane der Alten keinen vollständigen Begriff machen, wenn man nicht voraussetzt, daß Dichtkunst und Historie Anfangs nur ein Ding gewesen, endlich aber beyde zwar von einander unterschieden worden, doch so, daß man immer, wenn man eine Geschichte schrieb, dieselbe nach den Regeln der Gedichte bearbeitete, und den Unterschied zwischen beyden meist nur in der Art der Gegenstände setzte. Insonderheit haben die alten Geschichtschreiber ihren Plan fast eben so, wie die Dichter, angeordnet und je älter die Geschichtschreiber sind, desto mehr beweisen sie die genaue Verwandtschaft der Dichtkunst und Historie. Man mag es nun Episoden, oder Einschaltungen, oder wie man sonst will, heissen, die Alten bedienten sich dieses Kunstgriffes, gleichzeitige Nationen und Begebenheiten zu verbinden: sie legten eine merkwürdige Nation zum Grunde, und schoben in die Geschichte derselben an bequemen Orten die Geschichte anderer Nationen bald ganz, bald stückweise hinein, und brachten dadurch ein wunderbares Ganze aus unzähligen grossen und kleinen Stücken heraus.

Ich wünsche, daß dieses jemand, der Geschicklichkeit genug dazu hat, durch das Beyspiel des Plans Mosis, des ältesten Geschichtsschreibers, beweisen möge; durch das Beyspiel Herodots, des Vaters der Geschichte unter den Griechen, werde ich es in der Folge dieses Werks selbst zu beweisen suchen. Vielleicht finde ich Gelegenheit, mit der Zeit auch von dem Plan anderer Alten zu reden, und von diesen auf die Neuern überzugehen. Man kan dergleichen Plane als Beylagen oder Documente zu der gegenwärtigen Abhandlung ansehen.

Jetzt will ich, um nachdenkende Personen an eines der wichtigsten Hauptstücke der historischen Kunst zu erinnern, dasjenige etwas umständlich ausführen, was mir unter dem Lesen der alten und neuen Geschichtschreiber, in Ansehung des historischen Plans, und der darauf sich gründenden Zusammenfügung der Erzählungen bergefallen ist.

Wenn der Geschichtschreiber die mühsame Samlung des historischen Stoffs zu einem Werke vollendet, und aus diesem Chaos das Merkwürdige ausgelesen hat: denn unnütze Dinge wird man allemal noch wegzuwerfen finden, wenn man gleich schon bey der Samlung des Stoffs nur auf erhebliche und des Andenkens der Menschen würdige Dinge aufmerksam gewesen zu seyn vermeynet; wenn also die Sammlung und Auswahl der Materialien geschehen ist, alsdann ist es Zeit, an den Plan zu denken, nach welchem alle große und kleine Stücke, woraus das Gebäude aufgeführet werden soll, am schicklichsten in Ordnung gebracht werden können, so daß man, nach der Vollendung des Werks, ohne Mühe begreifen kan, warum ein Stück der Materialien eben hieher, und nicht an einen andern Ort gesetzt worden ist. Dies ist die erste Arbeit des Geschichtschreibers, nach der Samlung und Ausmusterung des Stoffs, man mag sie nun die Stellung, oder die Anordnung, oder auch die Anlage der Erzählungen heissen.

Hat nun der Geschichtschreiber die Stellung der Erzählungen auf eine begreifliche und für den Leser durchaus bequeme Art entworfen; so muß er ferner überlegen, wie aus allen in Ordnung gebrachten Materialien, als so vielen für sich bestehenden und abgesonderten Ganzen, ein einziges und wohlverbundenes Ganze entstehen könne. Und diese Verrichtung kan man, wie ich glaube, nicht unschicklich die Zusammenfügung der Erzählungen nennen. Wenn ein Verfasser in der Stellung oder Anordnung der Erzählungen den natürlichsten und faßlichsten Weg erwählet hat, so wird er ohne viele Mühe (denn ich setze einen geschickten Arbeiter voraus) die Zusammenfügung bewerkstelligen können. Eine Erzählung bahnet bey ihm der andern, so zu sagen, von sich selbst den Weg, und der Leser kan durch leichte und aus der Stellung selbst entspringende Uebergänge von einem Gegenstande zum andern geführt werden. Es komt also das meiste auf eine ungezwungene Stellung der Erzählungen an: ehe ich aber von den Mitteln reden kan, die, meinem Bedünken nach, am leichtesten zu diesem Zwecke führen, muß ich über die verschiedenen Arten der Geschichte einige Betrachtungen anstellen.

Man handelt nicht übel, ja man ist dazu durch das Ansehen und Beyspiel der Alten selbst berechtiget, wenn man die verschiedenen Schicksale der Religion, die abwechselnden Fortgänge und Hindernisse der menschlichen Erkentnis in den Wissenschaften und Künsten, und die Gaben und Veränderungen der Natur unter allen Himmelsstrichen, in besondern Werken beschreibt, um sie desto sorgfältiger und wichtiger beschreiben zu können. Denn so weit fühlt sich doch wohl ein jeder selbst, daß er eine umständliche, und in allen einzelnen Stücken durch eigene Untersuchungen geprüfte Nachricht von allen diesen Dingen nicht von dem Leben und den Einsichten eines einzigen Verfassers erwartet, noch auch die Merkwürdigkeiten des ganzen Erdbodens, und aller ihn bewohnenden Nationen, in den Grenzen eines einzigen Werks eingeschlossen zu finden glaubt.

Aber das wird schwerlich ein Kenner der Sache zu rechtfertigen unternehmen, daß man diese, aus der allgemeinen Geschichte der Völker losgerissene und mit vorzüglichem Fleiß bearbeitete Stücke fast immer so angesehen hat, als wenn sie einer eigenen Völker- oder Staatsgeschichte entgegen gesetzt werden könten. Denn was bleibt wol noch dem Verfasser einer Staatsgeschichte übrig, wenn er nichts von Religionssachen, nichts von der Lage, der natürlichen Beschaffenheit und den Producten der Länder, und der daraus zu beurtheilenden Emsigkeit, Handlung und Macht der Nationen, nichts endlich von den Künsten und Wissenschaften derselben sagen darf? Soll es etwa ein chronologisches Verzeichniß der Regenten seyn, das allenfals noch mit einigen, entweder unerheblichen, oder in eine Biographie gehörigen Lebensumständen durchwebt, oder mit Erzählungen von Einzügen, Geburts-, Krönungs-, Vermählungs-, Begräbniß-Feierlichkeiten, oder wie die artigen Staatsceremonien alle heissen, aufgeputzt, oder mit den gewöhnlichen Hof- und Liebesränken erbaulich unterbrochen, oder durch Beschreibungen von Kriegen und Schlachten schröcklich gemacht, oder mit andern Nachrichten angefüllet ist, die entweder ohne die losgerissenen Stücke nicht verstanden und beurtheilet werden können, oder dem gröstn Theile nach gar nicht in die grosse Historie gehören, sondern in derselben mehr berührt, als beschrieben werden sollen? Zu einer solchen Staatsgeschichte, die der Religions- Literär- Natur und Kunstgeschichte entgegen gesetzt, und von denen, zu diesen letztern gerechneten Begebenheiten entblösset ist, wird man unter den Alten kein Muster finden. Sie ist ein blosses Hirngespinst der neuern Zeiten. Ich weis wohl, was man mir dagegen, aus Liebe zur neuen Mode, einwenden kan; allein bey einer unpartheyischen, allenfals auch nur auf eine mittelmäßige Kentnis sich gründenden Beurtheilung der Sache wird man bemerken können, daß man nur um Worte streiten würde, wenn man das Gegentheil zu behaupten sich das Ansehen geben wolte. Es giebt also, eigentlich zu reden, nur eine Histor e, die Völkergeschichte, und diese kan entweder alle bekante Nationen, oder einige derselben, oder auch nur eine einzige betreffen. Von dieser Seite allein betrachtet, läßt sich die Historie in die allgemeine, besondere und ganz besondere eintheilen. Wenn man sich bey diesen 3. Hauptarten der Völkergeschichte entweder nur auf einen gewissen Zeitraum, oder auf eine gewisse Classe von Merkwürdigkeiten einschränket; so entstehen daraus verschiedene Specialtheile der allgemeinen, besondern und ganz besondern Historie: z. E. die allgemeine Geschichte eines oder mehrerer Jahrhunderte, die besondere Geschichte von Europa, oder von Asien, von Afrika, von America, die neuere Geschichte von Teutschland; eine allgemeine, besondere, oder ganz besondere Religionsgeschichte, oder Litterär- oder Kunst-, Handlungs-, Kriegsgeschichte. Eine allgemeine Völkergeschichte hingegen, die sich auf alle Arten von Merkwürdigkeiten aller bekanten Nationen ausbreitet, und von Erschaffung der Welt bis auf unsere Zeiten geht, ist die wahre und eigentliche Universalhistorie; ein Werk, das noch nicht geschrieben ist, ob ich wohl glaube, daß sich das bekante Werk der Engländer dem Umfange einer solchen allgemeinen Welthistorie in manchen einzelnen Theilen nähert.

Vom Plan der historischen Compendien, sonderlich über die Universalhistorie.

Ich muß noch einige Gattungen historischer Schriften berühren, weil sie einen unmittelbaren Einfluß in die Lehre von dem Plan und der Zusammenfügung der Erzählungen haben. Gleich Anfangs unterscheiden sich die historischen Beyträge auf eine merkliche Art von systematischen Werken. Von dem Plan der erstern habe ich hier nichts zu sagen, eben darum, weil sie keine systematischen Werke sind und weil sie unter allen Gestalten gefal-

len, und auch nützlich seyn können. Unter den systematischen Werken machen wir in den neuern Zeiten aus denen für Anfänger geschriebenen Lehrbüchern eine eigene Classe historischer Schriften. Man kan wol diesen Eifer für den Unterricht der Jugend, ohne unbillig zu seyn, nicht tadeln: aber daß sich viele Verfasser solcher Lehrbücher recht geflissentlich hüten, Geschmack zu zeigen, als wenn der Geschmack etwas giftiges für die Anfänger mit sich führte, das wird manchem nicht gleichgültig seyn. Aus dem zu urtheilen, wie man die Geschichte unter uns mündlich und schriftlich vorzutragen pflegt, scheint man immer voraus zu setzen, sie wäre nur ein Werk des Gedächtnisses, und daher geht meistentheils die ganze Sorge des Lehrers oder Schriftstellers dahin, eine Methode zu finden, wie die Begebenheiten am leichtesten ins Gedächtnis gebracht und darin erhalten werden können. Allein man raubt durch solche künstliche, oder vielmehr geschmacklose Methoden nicht nur der Geschichte alle Anmuth, deren sie auch in kleinen Büchern nicht unfähig ist (welches nur demjenigen ein geringer Verlust zu seyn scheint, der nicht weis oder bedenkt, daß Dinge, die gut erzählet werden, leichter ins Herz dringen, und grosse Wirkungen in dem Willen des Menschen erzeugen); sondern man vergißt auch dabey, daß die Geschichte nicht darum gelernt werde, um etwas blos im Gedächtnisse zu haben, sondern vielmehr, um durch grosse und rührende Beyspiele tugendhaft, klug, gesittet, gesellschaftlich ꝛc. mit einem Worte zu allen Arten von Handlungen und Geschäften geschickt zu werden. Aber man muß doch etwas davon im Gedächtnisse haben? Ja, ich behaupte es selbst. Dazu hat man eben die chronologischen Tafeln. Wer aber ein Buch über die Historie, es mag klein oder groß seyn, schreiben will, der muß, wie mich dünkt, immer bedenken, daß er keine Tafeln schreiben wolle, und daß es Leute in der Welt gebe, welche glauben, daß sich die Definition der Historie auf ein jedes Buch müsse anwenden lassen, das den Namen Historie an der Stirne führt.

Was insonderheit die Universalhistorie anbetrift, so finde ich, daß man sie bisher unter uns vornämlich auf zweyerley Art für die Anfänger entworfen habe: denn der Plan nach den 4. Monarchien ist jetzt Gott Lob! so ziemlich altmodisch worden. Man macht also seit einiger Zeit den Plan meistens entweder nach gewissen Epoquen, oder nach den Nationen. Die der erstern Methode folgen, setzen gewisse Zeitpuncte fest, und erzählen bei jedem derselben dasjenige stückweise hinter einander, was sich während der Zeit in den berühmtesten Reichen, Staaten und Ländern zugetragen hat. Ich nenne unter den Büchern dieser ersten Classe das Freyerische anstatt aller, weil man nach demselben bisher viele tausend Personen den Grund zur Universalhistorie hat legen lassen, und noch immer darin fortfährt. Ich tadle dieses Buch nicht durchgehends: es hat wirklich einige Vorzüge für andern; aber ich kann mir doch nichts widersinnigers vorstellen, als der Plan desselben ist. Die Geschichte, die ganz Zusammenhang seyn soll, ist hier in lauter kleine abgesonderte Stückchen zerschnitten. Eben das gilt von allen Büchern, die nach Epoquen entworfen sind, und man wird also diesen Plan schwerlich rechtfertigen oder nachahmen wollen. Der ungezwungenste Plan einer Universalhistorie für Anfänger scheint der zu seyn, der nach den Nationen, das ist, also eingerichtet ist, daß man die Geschichten der Nationen einzeln hinter einander erzählet, und übrigens bei jeder Nationalgeschichte die chronologische Ordnung beobachtet. Auf diese Art haben Puffendorf, Struv, und andere mehr, Universalhistorien (wiewol doch auch, in Ansehung des allzukleinen Umfangs, nicht im strengen oder eigentlichen Verstande) geschrieben. Man wird leicht einsehen, daß auch wider den Plan dieser Bücher noch sehr viel eingewendet werden kan. Sie tragen zwar die Geschichte einer jeden Nation unzerstückt vor, allein sie vernachläßigen zugleich gänzlich die Regeln des Gleichzeitigen. Durch diese Anmerkung scheine ich mir selbst den Proceß, in Ansehung meiner Bücher über die Universalhistorie, gemacht zu haben. Ich habe bei der Abfassung meines Handbuchs lange über die Methode, die Nationen zu stellen, nachgedacht, und ich glaubte zuletzt, die bequemste erwählet zu haben: vielleicht ist sie auch zur Erreichung der Absichten, um deren Willen ich diese Bücher geschrieben habe, nämlich zur ersten Grundlegung, zur Wiederholung, zum Nachschlagen, nicht so unbequem, als die Bücher meiner Vorgänger: wenigstens wollen mich einige versichern, daß sie meine Bücher bisher nicht ohne Nutzen gebraucht haben, und noch gebrauchen. Ich will auch weder so gefühllos, noch so ungesittet seyn, und durch eigene Verachtung meiner Bücher diejenige, denen sie gefallen, für partheyische, oder für unwissende Richter erklären. Man erlaube mir also nur das hier anzuführen, was ich sowol meiner unbezwinglichen Wahrheitsliebe, als auch der Hochachtung gegen das Publicum schuldig zu seyn glaube. In Ansehung des Umfangs der Merkwürdigkeiten habe ich mir nichts vorzuwerfen, da ich, wie mir deucht, alle Gegenstände kürzlich zusammen gefaßt, die eine Universalhistorie im eigentlichen Verstands ausmachen: allein in Ansehung des Plans, wovon hier eigentlich die Rede ist, wird mich das freylich allem Ansehen nach vor strengen Richtern nicht ganz tadelfrey machen können, daß ich in der Stellung der Nationen einige Fehler meiner Vorgänger vermieden, daß ich z. E. die zusammengehörenden Nationen näher an einander gerücket, daß ich allgemeine Ruhepuncte bey der Sündfluth, bey der grossen Zerstreuung des menschlichen Geschlechts, bey der Babylonischen Gefangenschaft, bey der Völkerwanderung, gemacht, und auf diese Art die beyden Methoden anderer gewissermassen mit einander verbunden habe. Den Regeln des Gleichzeitigen glaubte ich ausserdem noch dadurch ein Genüge gethan zu haben, daß ich erinnert, man müsse, wenn man die Geschichte der Nationen einzeln hinter einander gelernet oder gelesen hätte (denn von Erlernung der Geschichte einzelner Nationen muß wohl der Anfang in der Universalhistorie gemacht werden), das Gleichzeitige derselben durch den Gebrauch synchronistischer Tabellen selbst herstellen. Allein, wo sind die synchronistischen Tafeln, auf welchen alle von mir abgehandelte Nationen neben einander vorgestellet sind? Selbst die Bergerischen, ob sie gleich die besten unter allen übrigen sind, thun die gewünschten Dienste nicht, und sie sind noch dazu, weil sie ganz zur Unzeit mit Erzählungen beladen sind, sehr mühsam und von den wenigsten zu gebrauchen. Dies hat mich bewogen, nach Maasgabe und zum bessern Gebrauch meiner Bücher über die Universalhistorie, selbst *) synchronistische Tafeln auszuarbeiten. Sie sind theils gedruckt, theils in Kupfer gestochen. Findet man sie zu dem Zwecke dienlich, wozu ich sie verfertiget, so bin ich für die grosse Mühe, die ich darauf verwendet habe, hinreichend belohnt, und meinen Büchern über die Universalhistorie wird, glaube ich, alsdann nie der Mangel des Gleichzeitigen vorgerückt werden können.

Doch ich eile zu dem Plan anderer historischer Schriften: denn es ist unserer Nation zu wünschen, daß sie den Vorwurf der Ausländer nicht mehr hören dürfe, als wenn die historische Classe ihrer Schriftsteller nur aus Uebersetzern und Compendienschreibern bestünde.

Von dem Plan der Biographien oder Lebensbeschreibungen.

Die Alten, die nichts von historischen Lehrbüchern wusten, schrieben Biographien, Jahrbücher und eigentliche Historien, und in allen diesen Gattungen bemüheten sie sich, pragmatisch zu seyn, oder wenigstens Geschmack zu zeigen. Ich will zuerst vom Plane der Biographie reden. Der Biographe ist, in so ferne er ein Biographe ist, kein eigentlicher Geschichtschreiber, sondern er beschäftiget sich mit Dingen, die der Geschichtschreiber nicht verarbeiten kan und darf. Karl XII u. Peter der Grosse haben für jenen so gut, als für diesen gelebt. Der Geschichtschreiber betrachtet sie als Fürsten und Krieger, der Biographe als Menschen. Beyde würden also zum Verdruß ihrer Leser in ein fremdes Amt greifen, wenn sie ihre Pflichten verwechselten. Der Biographe vergißt seine Niedrigkeit, wenn er die grossen Begebenheiten, an welchen seine Personen Antheil haben, umständlich erzählet, anstatt sie nur zu berühren, oder vorauszusetzen. Er soll ja nur zur Ergänzung der grossen Geschichte, nicht die grosse Geschichte selbst, schreiben. Ein Geschichtschreiber aber ist seiner Würde uneingedenk, wenn er bis in das Privatleben der Fürsten und grossen Leute herabsinket. Eugen erscheint in der Geschichte als ein grosses Werkzeug für Teutschland in den Händen des Oesterreichischen Hauses, aber auch stets nur als ein Werkzeug, nie als eine Hauptperson und sein Leben würde am unrechten Orte stehen, wenn es in der Geschichte von Oesterreich, oder von Teutschland, oder gar von Europa erzählet würde. Allein eben so unerwartet müßte in einer Lebensbeschreibung dieses Prinzen einem verständigen Leser die umständliche Historie des von ihm wider die Türken geführten Kriegs vorkommen. Es ist natürlich, daß der Biographe des Helden diesen Krieg nicht vorbeygehen darf, allein er soll immer bedenken, daß er nicht die Historie des Türkenkriegs, sondern Eugens Leben beschreibe. Die Marathonische Schlacht ist eine der berühmtesten in der Welt. Miltiades hat sie gewonnen, und Nepos, sein Biographe, erzählt sie nicht, er berühret sie nur.

Es giebt aber andere Dinge, die der Biographe ausführlich beschreiben, ja selbst ausschmücken, mit Betrachtungen und Schilderungen verschönern darf. Das ganze Privatleben ge-

*) Unter dem Titel: Synopsis Historiae universalis, per tabellas, quarum duae in aes incisae coloribusque illustratae sunt, compositarum, et Academiae Historicae Goettingensi oblata. Goettingae impensis Auctoris. 1765. fol. maj.

hört zu seinem Gebiete: es versteht sich aber von selbst, daß weder bey ihm, noch bey der Person, deren Leben er beschreibt,

Res angusta domi

seyn müsse. Darf er sich nun gleich nicht bis zur grossen Geschichte hinaufschwingen; so hat er dagegen, wenn er anders ein guter Schriftsteller ist, den Trost, daß ihn einige Millionen Menschen mehr, als den Geschichtschreiber, mit Nutzen lesen können: denn er beschreibt den Menschen.

Da in Biographien die Menge von Sachen nicht sonderlich groß, auch die Begebenheiten selbst nicht so sehr in einander gewickelt und verschlungen sind, als in der eigentlichen Historie; so wird weder die Stellung, noch die Zusammenfügung der Erzählungen den Biographen in Verlegenheit setzen.

Insgemein bringt man die Materialien unter gewisse Classen, und handelt von einer nach der andern, ohne dabei weder auf die Zeitordnung, noch auch selbst auf eine genaue Zusammenfügung ängstlich zu sehen. Doch vernachläßigen gute Biographen selten das bequeme Mittel, durch natürliche Uebergänge den Leser von einem Stücke zum andern zu führen. Plutarch, Nepos und Sueton gehören zu dieser Classe.

Mich dünkt aber, man könne auch hier überall der Zeitordnung folgen, und gleichzeitige Begebenheiten und Umstände an den rechten Stellen als Episoden einschalten.

Im übrigen handelt, wie ich glaube, ein Lebensbeschreiber wohl, wenn er die Notensucht der Britischen Biographie vermeidet; in allen Stücken aber just das Gegentheil von dem thut, was Pauli in dem Leben grosser Helden des letztern Kriegs gethan hat.

Vom Plan genealogischer Historien.

Wir haben, außer den Biographien, noch genealogische Historien, eine gemischte Gattung, die aus Genealogie und Biographie zusammen gesetzt ist. Der Plan bedarf hier keiner Regeln. Man folgt den Reihen in den Stamtafeln, und wenn sich eine Familie, wie mehrentheils geschieht, in mehrere Linien theilt, so beschreibt man eine Linie nach der andern. Die beygefügten Stamtafeln erhalten den Lauf der Erzählung in Ordnung, und gewähren zugleich den Vortheil des Gleichzeitigen eben so leicht, als in der eigentlichen Historie die synchronistischen Tabellen. Köhlers Wolfsteinsche, und Treuers Münchhausische Geschlechtshistorie können zum Muster dienen.

Ich habe auch einmal eine Geschlechtshistorie geschrieben. Ich weis nicht, ob ich wünschen darf, sie geschrieben zu haben: wenigstens so lang, als ich damals war. So viel ich sehe, hat man meine Holzschuhersche Geschlechtshistorie *) bisher vielfältig gebraucht, und mir war sie auch bey meinen diplomatischen Beschäftigungen von jeher ungemein nützlich. Das Werk hat in der That einen reichen, und mit sorgfältiger Wahl und Richtigkeit ausgefertigten Codicem diplomaticum, allerley die Lehre vom hohen und niedern Adel betreffende, vielleicht nicht ganz bekante, wenigstens diplomatisch bewiesene Anmerkungen; die beygefügten Kupferstiche sind auch nützlich, den Originalien gemäß, vom einigen Gelehrten zum Theil schon genutzt, und meistens sauber gestochen; endlich mag das Werk, nach seinem wesentlichen Inhalte betrachtet, vielleicht keine ganz zu verachtende, sondern nach einem, von unpartheyischen Kennern gebilligten Plan abgefaßte Probe von der Anwendung der Urkunden auf die Genealogie seyn. Man wird also der adelichen Familie, die es mit grossen Kosten prächtig genug hat drucken lassen, immer dafür verbunden seyn dürfen. Aber die Art des Vortrags in dem Texte? Kein gar zu schlechtes Latein, aber — mit einem Worte, der biographische Theil dieses vielleicht sonst nicht unbrauchbaren Werks ist ungefähr das, was Hallers Leben von Zimmermann ist, ein unseliges Mittelding von Panegyr und Historie — doch ich rede ja hier nicht von dem Ausdrucke und der Schreibart, sondern von dem Plan genealogischer Historien, und an dem Plan meiner Holzschuhersichen Historie wird man hoffentlich nicht viel auszusetzen finden. Was ich indessen hier beyläufig gesagt habe, kan den Nutzen haben, daß mein Beyspiel denen, die es für etwas zu halten scheinen, in keinem Stücke im Wege stehen möge. Ich liebe die Wahrheit, und hasse den Irthum gleich heftig an mir selbst, und an andern.

*) Historia Genealogica Dominorum Holzschuhorum ab Aspach, Harlach et Thalheim oct. Patricius Gentis tum apud Norimbergenses, tum in exteris etiam regionibus toga sagoque illustris, ex incorruptis rerum gestarum monimentis eruta: accedunt membrance tabulae in aes incisae, itemque Codex omnis generis diplomatum atque documenta eadem publicata complexus. Norimb. 1755. fol.

Vom Plan der Jahrbücher.

Es ist Zeit, daß ich nun auf die Jahrbücher komme. Der Annalist hat nicht nöthig, sich erst ängstlich einen Plan zu entwerfen. Er folgt dem Laufe der Zeit, und die Begebenheiten, so sehr sie auch der Gattung nach von einander unterschieden sind, hängen sich von selbst an ihre Jahre.

Von dem Plan pragmatischer Jahrbücher.

Es giebt aber noch eine mittlere Gattung von Annalisten, die von den eigentlichen Annalisten nichts, als den Leitfaden der Jahre entlehnen; in der innern Einrichtung aber ganz pragmatisch, und also zugleich Annalisten und Geschichtschreiber sind. Es ist mir leid, daß ich einen Thucydides und Tacitus, anderer zu geschweigen, in dieser Classe finde. Weil sich die Systeme der Begebenheiten sehr selten just mit dem Ende eines Jahres schliessen, so sieht man leicht, daß die Stellung und Zusammenfügung der Erzählungen in solchen gemischten Werken sehr oft gezwungen, allezeit aber mit den gröstn Schwierigkeiten verbunden seyn müssen, und auf eine erträgliche Art nur von den gröstn historischen Genies erwartet werden können; ob sich wol in den neuern Zeiten Schriftsteller unter diese Classe gemenget haben, die eben nicht mit den Talenten eines Thucydides oder Tacitus ausgerüstet sind. Thucydides, der die Historie eines einzelnen Kriegs geschrieben hat, konte, ungeachtet er gar nur nach halben Jahren ordnete, doch in der Zusammenfügung der Erzählungen noch ungezwungener verfahren, als Tacitus, der die ganze römische Geschichte eines Zeitraums in die Form von Jahrbüchern gezwungen hat: denn die Feldzüge, die jener beschreibt, scheinen selbst den Plan nach halben Jahren an die Hand zu geben. Allein, ich wünschte doch, daß dieser grosse Mann eine bequemere Anlage zu seinem unsterblichen Werke erwählet hätte. Wer den Thucydides gelesen hat, wird mir, wie ich hoffe, glauben, daß viele Gründe diesen Wunsch bey mir hervor gebracht haben, ob ich gleich die Vertheidigung seines guten Uebersetzers, des sel. D. Heilmanns, gelesen habe.

Im übrigen ist der Plan und die Art der Zusammenfügung in dergleichen vermischten Werken der Hauptsache nach von derjenigen nicht unterschieden, die in der eigentlichen Historie zu beobachten ist. Und hievon will ich sogleich meine unmaßgebliche Gedanken entdecken.

Vom Plan in der eigentlichen oder grossen Historie.

Historische Werke beschäftigen sich theils mit Nationen, die in dem einen Werke stückweise, in dem andern ganz, bald in geringerer, bald in grösserer Anzahl, bald alle zusammen beschrieben werden; theils mit Begebenheiten, und zwar von verschiedener Art, und auch von verschiedenem Werthe, mit Naturbegebenheiten und, mit menschlichen Begebenheiten (Nationalbegebenheiten), welche letztere bald die Religion, bald die Gewerbe, Handlung, Schiffarth, Künste und Wissenschaften, bald die Person des Regenten, den Hof, die Minister, den Krieg und die Armee, u. s. f. betreffen.

Der Zweck bestimmt die Zahl der Nationen, und die Classen von Begebenheiten, und ein Schriftsteller wird ja wissen, warum und wovon er schreiben will. Weil die Universalhistorie die vollkommenste Gattung historischer Schriften ist, so werde ich nicht nur den Anfang von derselben machen, sondern auch am längsten mich bey ihr verweilen: denn der Plan einer Universalhistorie kan, wie mich dünkt, mit geringer Veränderung als ein Muster für alle übrigen Specialtheile der Geschichte angesehen werden.

Von der Stellung der Nationen in der Universalhistorie.

Die erste Sorge eines Verfassers der Universalhistorie muß ohne Zweifel auf die Stellung der Nationen gehen: hernach kan er seine Gedanken auf die Anordnung einzelner Begebenheiten und Merkwürdigkeiten richten. Die Zusammenfügung der Erzählungen wird sich zuletzt leicht von sich selbst geben.

Wenn alle Nationen und alle Begebenheiten in der Welt auf einander folgten, so würde es dem Geschichtschreiber etwas leichtes seyn, sie in Ordnung zu bringen und mit einander zu verbinden. Er dürfte nur der Ordnung der Nationen und Begebenheiten selbst, das ist, der chronologischen Ordnung folgen; so hätte er seiner Pflicht ein Genüge gethan. Und man kan auch auf einander folgende Nationen und Begebenheiten nicht wol anders stellen und zusammenfügen. Die Fügung selbst geschieht meist durch Uebergänge, die in den bekanten Zeitformeln, oder auch in der Anzeige der Jahre bestehen. Ich

wünschte nur, daß man sich nicht, wie doch viele thun, so unbestimt in Ansehung der Zeit, wenn sie anders genug bekant ist, ausdrücken möchte. Nicht lange hernach ꝛc. Kurz nach dessen Thronbesteigung ꝛc. Der Krieg war kaum geendigt u. s. f. Diese Formeln sind zu unbestimt in Fällen, wo die Folge der Begebenheiten hinlänglich bekant ist.

Die gröste Schwierigkeit aber äussert sich in der Stellung und Zusammenfügung gleichzeitiger Nationen und Begebenheiten, wenn zumal ein Werk von einigem Umfange, noch mehr aber eine Universalhistorie zu schreiben ist. Schon eine einzige Hauptbegebenheit, ein Krieg, zum Exempel, ja selbst eine Belagerung, eine Schlacht, enthält eine Menge sowol gleichzeitiger, als auf einander folgender Begebenheiten. Wie gros muß nicht die Anzahl derselben in der Geschichte einer ganzen Nation seyn; wie weit gröser endlich, oder vielmehr wie fast grenzenlos muß sie erst in einem Werke werden, das sich auf mehrere, oder gar auf alle, wenigstens bekante Nationen erstrecken soll? Wie viele Reihen von Merkwürdigkeiten, wie viele gleichsam neben einander fortlaufende Ketten von Begebenheiten, unter denen einige sich von dem Geschichtschreiber zurück bis auf die Zeit Adams oder Noahs, alle aber bis in vergangene Zeiten erstrecken, müssen in einem Werke sichtbar gemacht werden, das die Geschichte der Welt in sich fassen soll? In einer wahren Universalhistorie das Gleichzeitige dem Leser stets gleichsam zu empfinden geben, ist unstreitig die schwerste Aufgabe, die man einem Geschichtschreiber zur Auflösung vorlegen kan. So wie er selbst gleichzeitige Gegenstände in der Erzählung nicht auf einmal gleichsam hinwerfen, oder auf die Art eines Malers auf einer Fläche neben einander hinstellen kan; also kan auch der Leser dieselben nicht auf einmal umfassen, oder mit einem Blicke überschauen. Der eine sowol, als der andere verfahren bey gleichzeitigen Nationen und Begebenheiten, als wenn sie auf einander folgten, und doch muß der Leser von dem Geschichtschreiber also geführet werden, daß er stets fühlen kan, er lese Dinge, die in eine und eben dieselbe Zeit gehören, oder daß er Dinge, die in der Welt neben einander vorhanden waren, auch unter dem Lesen, ob sie ihm gleich hinter einander vorgelegt werden, stets in Gedanken zusammen stellen kan. Wie soll der Geschichtschreiber diese widersprechend scheinende Dinge bewerkstelligen? Blosse Uebergänge, wenn sie auch noch so sorgfältig ausgedacht werden, thun hier keine Wirkung. Alles komt auf die Stellung und Anlage der Erzählungen an. Hier ist also der vorzüglichste Ort, wo der Geschichtschreiber Witz und Scharfsinn haben und gebrauchen muß, und er kan dessen nicht zu viel haben, um alle die Verhältnisse und Beziehungen der Nationen und Begebenheiten zu und auf einander geschwind zu übersehen; nur muß Witz und Scharfsinn von einer gesunden Beurtheilungskraft geleitet werden, um nicht Verhältnisse, wie sie sich am ersten anbieten, ohne Unterschied und ohne Schätzung ihres Werthes, zu ergreifen. Mit einem Worte hiezu gehört Genie.

Doch ich muß selbst, so viel als mir die Kräfte meines eingeschränkten Genies zulassen, etwas tiefer in die Verhältnisse der Nationen und Begebenheiten hineingehen, damit es nicht das Ansehen habe, als lehnte ich unter einem guten Vorwande eine Pflicht ab, die ich doch übernommen habe.

Ich will zuerst von den Verhältnissen der Nationen und sodann von den Verhältnissen der Begebenheiten reden.

Mit einem kühnen Blick durch alle Jahrhunderte kan man, wie mich dünkt, ohne sonderliche Schwierigkeit ein gedoppeltes Verhältnis der Nationen entdecken. Es sey mir erlaubt, das eine das System der Unterwürfigkeit, und das andere das System der Bündnisse zu nennen. Das erstere geht durch alle Jahrhunderte, seitdem Nationen vorhanden sind, das andere fängt sich erst im 16ten Jahrhunderte nach Christi Geburt an, und erstreckt sich nur auf die Europäischen Staaten. Das System der Unterwürfigkeit setzt auf der einen Seite herrschende, auf der andern unterthänige, bald nur zinsbare, bisweilen auch für ihre Freyheit kämpfende oder gar um die Herrschaft buhlende Nationen voraus. Man kan eine jede herrschende Nation nebst denen ihr unterthänigen und zinsbaren oder aufsäßigen Völkern zusammen als ein eigenes Nationalsystem betrachten, und weil alle zu einem solchen System gehörige Nationen eine bald stärkere, bald schwächere Beziehung auf die jedesmal herrschende Nation haben; so sieht man leicht, daß der Plan am natürlichsten nach den herrschenden Nationen gemacht werden könne, so nämlich, daß man allezeit die herrschende Nation zum Grunde lege, und die Merkwürdigkeiten der übrigen Völker, die mit der herrschenden Nation ein System ausmachen, an den schicklichsten Orten als Episoden einschalte. Ich finde nicht mehr als acht Nationalsysteme: das Assyrisch-Medische, das Persische, das Griechisch-Macedonische, das Römische, das Parthisch-Persische, das Fränkisch-Teutsche, das Arabische, und das Tatarische. Die herrschenden Nationen in den 4. erstern Systemen folgen der Zeit ihrer Herrschaft nach meistens auf einander, und können also dem Geschichtschreiber in der Stellung keine sonderliche Schwierigkeit machen. Er stellt sie nach der Zeitordnung, und wenn er bey der Einschaltung der übrigen, zu einem jeden dieser Systeme gehörigen Nationen scharfsinnig genug verfährt, so wird er auch in diesem Stücke seinen Pflichten ein Genüge thun können, ob man schon voraus sehen kan, daß ihm das Vergnügen den Leser zu befriedigen, wegen der Menge gleichzeitiger Nationen beym 3ten und 4ten System, noch immer theuer genug zu stehen kommen werde. Aber wie soll sich der Verfasser aus dem Labyrinthe herausfinden, das ihm die 4. letztern Systeme darbieten, wo die herrschenden Nationen nicht nur unter sich, sondern auch mit dem noch lange fortdaurenden römischen System fast immer gleichzeitig fortlaufen? Hier kan, wie mich dünkt, mit der Einschaltungsmethode der Alten die Epoquenmethode der Neuern, aber freylich erst nach einer merklichen Verbesserung derselben, verbunden werden. Und eben hierin liegt meiner Meinung nach das Vorzügliche eines neuen Geschichtschreibers für den Alten, wenn er aus der Vereinigung der Einschaltungsmethode der Alten mit der Neuen ihrer Stellung nach Epoquen und nach Nationen ein neues Ganze geschickt hervorbringen kan. Nur dünkt mich, müssen der Epoquen sehr wenige angenommen werden. Man kan unstreitig mit 5. solchen Ruhepuncten in der ganzen Universalhistorie auskommen. Die erste Epoque endigt sich just da, wo die Nationen ihren Ursprung nehmen, mit der Zerstreuung der Menschen nach dem Babylonischen Thurmbau um das Jahr der Welt 1809. Biblische Nachrichten von dem Ursprung und ersten Zustande der Welt und der Menschen, von der Erfindung einiger Künste, von der Vertilgung des menschlichen Geschlechts durch die Sündfluth, von dem neuen Anbau der Erde durch die sich nach und nach vermehrende Nachkömlinge Noahs, erfüllen diesen an andern Merkwürdigkeiten ganz unfruchtbaren Zeitraum, und können also wegen ihrer geringen Anzahl den Verfasser einer Universalhistorie in Ansehung des Plans in keine Verlegenheit setzen. Die andere Epoque einer Universalhistorie würde ich nicht eher als mit dem 5ten Jahrhunderte nach Christi Geburt endigen. Der Ursprung der Nationen um das Jahr der Welt 1809. und die Völkerwanderung im 5ten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung würden also diesen Zeitraum begrenzen, und die 4. erstern herrschende Nationen, die in chronologischer Ordnung auf einander folgen, würden darin die Erzählungen leiten und verbinden. Bey dem Assyrisch-Medischen System würde ich zwar meine Leser gleich Anfangs durch alle 3. Theile der alten Welt führen, und ihnen die ersten Reiche, die darin entstanden sind, zeigen; ich würde ihnen aber zugleich auch ankündigen, daß viele derselben nicht zu dem Gemählde gehören, das ich ihnen entwerfen wolte. Es würde ihnen also von China, von Scythien oder von der jetzt sogenanten Tatarey, von Japon, von Egypten, von Griechenland ꝛc. nur im Vorbeygehen etwas gesagt werden, damit sie nur wissen, daß dergleichen Staaten zum Theil eben so alt, zum Theil nicht viel jünger seyn, als die Reiche von Babylon, Assyrien und Medien, worauf sie nun ihre ganze Aufmerksamkeit zu richten hätten. Auf diese vorläufige Beschäftigung könte eine geographische Nachricht von denen, zum System gehörigen Ländern, Babylonien, Assyrien, Medien, Persien, Arabien, Palästina, Phönicien, Syrien, Phrygien, Troja, Lydien ꝛc. folgen. Nun wäre es Zeit an die Geschichte zu denken. Zweymäßige Reiche, Babylonien und Assyrien, wovon jenes Nimrod, dieses Assur errichtet, kommen unter dem Sohne des letztern, dem Ninus zusammen. Es entsteht daraus ein Reich von 9. Städten, das zu einer Zeit, da alle andere Reiche meist nur aus einer Stadt oder aus einem Dorfe und der herumgelegenen Feldmark bestanden, mächtig genug war, andere damalige Staaten zu überfallen. Das Assyrische Reich erwächst schon unter seinem Stifter zu einem weitläuftigen Staate, und Semiramis kan bereits am Indus Krieg führen. Episode von dem Trojanischen Reiche beym Jahr 2300, da es ein Ende genommen. Dreyhundert Jahre nach der Zerstöhrung Trojens komt unter dem Sardanapal die Herrschaft an die Meder, das System bleibt, nur der Name der herrschenden Nation ändert sich. Es befinden sich Araber mit unter den aufrührischen Völkern, die den Arbaces unterstützen: ein Beweis, daß Arabien wenigstens zum Theil mit zum System gehöre. Kurze Episode von Arabien überhaupt, die in die Beschreibung der Empörung des Arbaces eingerückt werden kan. Die nunmehrige Medische Monarchie geräth bald in Verfall. Assyrien buhlt um die Herrschaft und erlangt sie zugleich mit Medien. Nun sind 2. herrschende Nationen im System, die Meder und Assyrer. Die letztern machen grosse Eroberungen im Westen, gehen aber auch selbst bald zu Grunde. Ihre Geschichte wird unter dem Cyaxares als eine Episode der Medischen einverleibt: so wie von Mesopotamien und Syrien in einer Episode unter dem Assyrischen Monarchen Tiglathpilesar gehandelt wird. Das

Königreich Israel wird bey der Vernichtung durch den Salmanasser nur berührt. An die Stelle der Assyrer kommen nun die Babylonier sowol, als die Scythen, beyde als mitherrschende Nationen. Von den Scythen wird nur im Vorbeygehen geredet. In Absicht auf die Babylonier geschieht ein gleiches; man meldet nur kürzlich ihre Befreyung, und ihre Eroberungen in Palästina und Phönicien. Die Medische Geschichte läuft als die Grundgeschichte bis ans Ende. Cyrus stößt seinen Grosvater vom Thron, und fängt ein neues System von Nationen, das Persische an. Nachholung der ältern Geschichte von Persien. Cyrus eroberte Lydien. Episode von dem Lydischen Reiche, in dessen Geschichte, unter dem Crösus, die Geschichte von Mysien und Phrygien, so dieser Nebenbuhler des Cyrus an sich gebracht hat, und von den Celten überhaupt, als eine neue Episode eingeerbt wird. Von den Asiatischen Griechen im Vorbeygehen. Nun folgt die Eroberung von Babylonien, dessen Geschichte hier ganz eingeschaltet wird, und zwar so, daß unter dem Nebucadnezar die Geschichte der Cananiter, Moabiter, Amoriter, Midianiter, Edomiter, Amalekiter, Philister, wie auch die ganze Historie des Volks Gottes vom Abraham an bis auf die Wegführung der Israeliten durch die Assyrer, und der Juden durch die Babylonier, als Episoden eingerückt werden. Die Rückkehr der letztern aus der Babylonischen Gefangenschaft wird nur angezeigt; die Phönicier werden auch nur berührt, und die umständlichere Erzählung von ihnen wird bis auf die Zeit Alexanders des Grossen versparet. Nun komt Cambyses zur Regierung. Die Eroberung von Egypten bahnt den Weg zur vollständigen Nachricht von diesem Reiche seit dem Ursprunge desselben: so wie unter dem Darius Hystaspis von den Scythen im Zusammenhange, und von den Thraciern, Macedoniern, Griechen und Indianern nur im Vorbeygehen geredet wird. Darius Codomannus befördert den Uebergang zum 3ten oder Macedonisch-Griechischen System. Der Sitz der Herrschaft ist nun das erstemal in Europa. Kurze Nachricht von dem damaligen Zustande der Europäischen Nationen: von den Römern im Vorbeygehen, auch etwas von den Carthaginensern in Africa. Geographische Nachricht von den Griechen auf dem festen Lande in Europa, Asia und Africa, sowol als auf den Inseln. Hierauf folgt die Geschichte der Griechen bis auf Philipps und Alexanders des Grossen Zeiten. Wenn man die Heraciden in die Mitte stellt, so entstehen 2. Nebenepoquen der griechischen Nationen, vor und nach den Heraciden, und es wird keine sonderliche Schwierigkeit verursachen, das Merkwürdigste der griechischen Historie, mit Beyhülfe einiger Episoden in guter Ordnung und nach einem faßlichen Plan vorzutragen. Nun ist man bis auf die Zeiten des K. Philipps von Macedonien gekommen. Man holt die Erdbeschreibung und die ältere Geschichte der Macedonier nach, beschreibt ihre Verfassung, und schreitet zu Alexanders des Grossen Eroberungen fort. Als Hauptepisoden in dem Leben dieses Räubers werden die Merkwürdigkeiten von Phönicien und Indien im Zusammenhange angebracht. Epirus, das griechische Kleinasien, die griechischen Inseln, und darunter auch Sicilien, werden nur von Ferne gezeigt, und erst in der Geschichte der Römer näher betrachtet.

Alexanders des Grossen Tod veranlaßt zuerst grosse Zerrüttungen in seiner Monarchie, und bald eine völlige Zergliederung derselben. Jene sowol, als diese werden umständlich beschrieben: man erzählt auch die Geschichte des Asiatischen Reichs des Antigonus und des Thracischen des Lysimachus ganz; aber von Macedonien, Syrien, Egypten, und den vielen kleinen Reichen in Asien wird nur eine allgemeine Abbildung gemacht. Die zusammenhängende Geschichte eines jeden dieser Staaten wird Episodenweise der Geschichte des römischen Systems einverleibt. Mit Griechenland, das nur in Zwischenzeiten der Freyheit genossen, wird eben so verfahren. Man erinnert nur den Leser, daß die meisten Länder des Griechisch-Macedonischen Systems nach und nach unter die Bothmäßigkeit der Römer gekommen seyn, und nun eilt der neugierig gemachte Leser gern mit seinem Verfasser nach Rom, und läßt sich von diesem erhabenen Standorte aus das 4te Nationalsystem, das Römische mit Vergnügen bekant machen. Eine geographische Nachricht von Italien, und den vielerley Nationen, die es bewohnten, geht voran, und die Geschichte der Lateinischen und Albanischen Könige bahnt den Uebergang zur Geschichte der Römer. Roms Kindheit zur Zeit seiner Könige. Carthago schließt im nächsten Jahre nach Ausbreitung der römischen Könige einen Commercientractat mit der Republik. Man erinnert hier den Leser an diese mächtige Nebenbuhlerin von Rom, man beschreibt aber noch nicht ihre Geschichte. Rom erhält erst nach einem langen Kampfe einiges Ansehn unter den Städten Italiens. Endlich glückt es dieser herrschsüchtigen Stadt, alles um sich herum zu überwältigen. Sie ist nun die Beherrscherin des mittlern und untern Theils von Italien. Zur Zeit der Punischen Kriege macht sie auch auswärtige Eroberungen. Sie unterwirft sich Sardinien und Corsica im Jahr 3753, und Spanien im Jahr 3783. Kurze Nachricht von diesen Ländern. Die Macedonier werden im Jahr 3816. und die Illyrier im folgenden Jahre bezwungen. Einschaltung der ganzen Geschichte des Macedonischen Reichs nach Alexander dem Grossen, auch etwas von den Illyriern. Nach dem glücklichen Ausgange des dritten Punischen und des Achäischen Kriegs im Jahr 3838. sind die Römer Meister von ganz Griechenland und von dem Gebiete der Carthaginenser. Hier ist der bequemste Ort, die ganze Geschichte und Verfassung von Carthago und von Epirus, wie auch von Griechenland seit dem Tode Alexanders des Grossen, und folglich insonderheit die Geschichte und Einrichtung des Achäischen und Aetolischen Bundes nachzuholen. Nun hat Rom völlig die Gestalt einer herrschenden Nation des Erdbodens, seine Ländersucht aber dauert noch immer fort. Pergamenische Erbschaft und Pergamenischer Krieg im Jahr 3853-55, und Einschaltung der Historie des Königreichs Pergamus. Da der Leser auf diese Art nach Asien geführt worden, so kan man ihm einen Blick auf andere Asiatische Reiche der damaligen Zeiten thun lassen, und weil die Parther im Jahr 3850. das mächtige Bactrianische Reich der Griechen, nachdem dieses kurz zuvor das Indianische Reich verschlungen, nebst dieser wichtigen neuen Eroberung unter ihre Bothmäßigkeit gebracht haben, so muß man auch dieser grossen Staatsveränderung kürzlich gedenken. Die Römer setzen inzwischen ihre Eroberungen gleichfals fort. Bezwingung der Dalmatier im Jahr 3868. und etwas von der Geschichte dieser Nation bey Gelegenheit des Cimbrischen Kriegs im Jahr 3870-83. kan man einen Blick auf die Nation thun, die 600. Jahre hernach den Raub der Römer unter sich getheilet hat: doch sieht man diesmal Teutschland nur, so zu sagen, von der Seite an. Nachholung der Geschichte des Königreichs Pontus, wie auch der Asiatischen Griechen, der Cretenser und Cyrenäer bey Gelegenheit des Mithridatischen Kriegs im Jahr 3896. Entweder hier, da von den Cyrenäern die Rede ist, oder weiter unten, wenn beym Untergang des Königreichs Egypten ein neuer Weg nach Africa zu gehen gebahnet wird, kan man kürzlich von den Aethiopiern und Lybiern handeln. Zum Jahr 3909. gehört die Episode vom Königreich Bithynien. Da Syrien im Jahr 3918. zur römischen Provinz gemacht worden ist, so kan bey diesem Jahre die Geschichte dieses Königreichs seit der Stiftung desselben durch die Seleuciden ganz eingeschaltet, und von dem Abfall der Parther und Armenier unter den Königen, Antiochus II. und Antiochus III. oder Grossen im Vorbeygehen gehandelt werden. Die ältere Geschichte Galliens sowol, als der Insel Cypern, lassen sich am schicklichsten beym Jahr 3926. anbringen, weil in diesem Jahre Cäsars Eroberungen in Gallien ihren Anfang nahmen, und Cypern durch Clodii Gesetz in eine römische Provinz verwandelt worden. Nur ein Blick auf Britannien und Germanien, so flüchtig, als Cäsars Uebergang in beyde Länder im Jahr 3929. Aber der zweyte Blick auf Germanien bey Cäsars wiederholtem Anschlag auf dieses Land im Jahr 3931. muß etwas aufmerksamer seyn. Die Teutschen ziehen sich bey der Ankunft dieses Römers von dem Rhein tiefer in ihr Land hinein. Die, vermuthlich zur Zeit Augusts nach Böhmen wandernde Marcomannen bringen die erste Bewegung unter die Germanier. Von dieses Kaisers Zeiten an wird das Drängen der teutschen Nationen immer stärker gegen die Weichsel zu, und Tacitus findet schon die Grenzen zwischen Germanien und Sarmatien in der gröstenVerwirrung, zu einer Zeit, da das im äusserstenOsten von Asien seinem Untergange sich nähernde grosse Hunnische Reich im Begriffe ist, ganze Schaaren zerstreuter Nationen an die Grenzen dieser Länder zu schicken, wo ohnedem schon alles in voller Bewegung ist, aus einem gemeinschaftlichen Mittelpunct, oder vielmehr aus einem Sammelplatz westlicher und östlicher Nationen die römischen Provinzen anzugreifen. Doch ich bin ganz unversehens über das Ziel der Zeiten hinaus geschritten, von denen ich noch erst zu reden habe. Die römischen Provinzen, die bey der Völkerwanderung zuerst von den Barbarn überschwemmet worden, sind noch nicht erobert. Octavius muß erst seinen Nebenbuhler Antonius zu Grunde richten. Er thut es, und nachdem er Egypten im Jahr 3954. ans Reich gebracht, so findet er den Weg zum Kaiserthron geöfnet, und der Geschichtschreiber kan nun, wenn er zuvor die Egyptische Geschichte seit Alexanders des Grossen Tode eingeschaltet hat, anfangen, die Geschichte der römischen Kaiser zu erzählen. Die Historie der, zur Zeit der Kaiser eroberten Länder kan leicht bey den Jahren, in welchen die Eroberung geschehen, in die Geschichte des römischen Kaiserthums verwebt werden. Ich will sie anzeigen. Unter dem August Paphlagonien, Galatien, Rätien, Vindelicien, Noricum, Pannonien, und Teutschland bis an die Elbe, welche letztere Eroberung jedoch bey der Niederlage des Varus verloren gegangen ist: unter dem Tiber Cappadocien: unter dem Claudius

Lyrien, Numidien und Mauritanien, wie auch Bettannien: unter dem Vespasian Cilicien, Kleinarmenien, Comagene, Emesa, Chalcis, wie auch Rhodus und Samos, insonderheit aber Judäa, dessen Geschichte von den Zeiten der Wiederkehr aus Babel bis auf die Zerstöhrung Jerusalems hier im Zusammenhange zu erzählen ist: unter dem Trajan Dacien, Mesopotamien, Armenien, Assyrien, welche Länder jedoch nur, so lang als er lebte, behauptet worden sind: unter dem Severus das Königreich Bosporus: unter dem Caracalla Edessa.

Von dieser Zeit an ist nicht mehr an Eroberungen zu gedenken. Das römische Reich erhält sich nur mit Noth gegen die ihm immer gefährlicher werdende asiatische und teutsche Nationen. Die Episoden hören also auf, und die Geschichte folgt dem geraden Laufe der Zeit. Der Krieg, den der Kaiser Alexander Severus mit dem ersten Persischen Monarchen Artaxerres führe muste, leitet den Blick des Geschichtschreibers ohnedem auf die grosse Staatsveränderung in Asien, da das Reich der Parther jezt fast auf eben die Art, wie ehehin das Reich der Meder, auf die Perser komt. Von dieser Monarchie wird hier nur im Vorbeygehen geredet. Der Geschichtschreiber verfolgt die Reiche der Kaiser, meldet die Theilung des Reichs in das Morgenländische und Abendländische, und führt die Geschichte des leztern, mit Uebergehung des erstern bis zu seinem Untergange durch die Einfälle der wandrenden Völker. Er hat nun die zweyte Epoque der Universalhistorie geendiget. Die 3te bis zur Zeit Karls des Grossen, und die 4te und 5te, die durch die Entdeckung von America begrenzet werden, dienen ihm meistens nur, die Geschichte der Europäischen Staaten in Ordnung zu erhalten, und sind also gewissermassen nur Nebenepoquen. Die Erzählung von dem Untergang des abendländischen Kaiserthums muß den Leser nothwendig auf die Ursachen, die diese grosse Veränderung nicht etwa nur eines Staats, sondern einer grossen Menge von Staaten hervor brachten, begierig gemacht haben. Jezt führt ihn der Geschichtschreiber nach dem äussersten östlichen Lande von Asien, und zeigt ihm in der Zerstöhrung der grossen Hunnischen Monarchie durch die Chineser den ersten Stoß zu den Bewegungen, wodurch die Völkerwanderung in Europa verursachet worden. Der Leser ist erstaunt zu sehen, wie das westlichste und östlichste Kaiserthum, die Römer und die Chineser gleichsam einstimmig sind, die Nationen gegen einen gemeinschaftlichen Mittelpunct in Sarmatien zusammen zu treiben, von da aus diese hernach sich stromweise über die Länder des römischen Kaiserthums ergossen haben. Es ist also ganz natürlich, hier die Geschichte und Verfassung der Chineser, die den gröSten Antheil an der Völkerwanderung haben, im Zusammenhange, und zwar entweder nur bis auf diesen Zeitpunct, mit Versparung der neuern Geschichte auf die Zeit der ersten Schiffarth der Portugiesen nach Ostindien, oder auch, weil man Völkergeschichten nicht leicht ohne Noth trennen soll, in ungetheilter Folge bis auf unsere Zeiten zu beschreiben. Die Historie und Verfassung der Corianer und Tibetaner wird als eine Episode der Chinesischen behandelt, und an denen Orten ganz eingerückt, wo erzählet wird, daß diese Völker den Chinesern zinsbar worden sind. Von Japan und den Inseln auf der Südsee wird, weil sie nicht zum System gehören, und vielleicht auch, wie gedacht, von der neuern Chinesischen Geschichte, erst zu der Zeit geredet, da sie den Europäern, durch den wiedergefundenen Weg zur See über das Vorgebürg der guten Hofnung nach Ostindien, also um den Anfang des 16ten Jahrhunderts nach Christi Geburt, näher bekant worden sind.

Die Bezwingung der Chineser durch die Mantshew macht den natürlichsten Uebergang zur Geschichte der sogenanten östlichen Tataren überhaupt, und von diesen sodann zu der ersten Classe der westlichen Tataren, das ist, der Hunnischen Nationen. Denn obgleich nur eine Nation von den östlichen Tataren, nämlich die Shen-shen oder Avaren, nach Europen übergegangen sind; so haben sie doch überhaupt durch ihre Bewegungen und Kriege sehr viel mit zur Völkerwanderung beygetragen.

So bald die Hunnen im 4ten Jahrhundert Mine machen, nach Europa überzugehen, so bringt man dem Leser die ganze Lage der Sachen in dem abend- und morgenländischen Kaiserthum der Römer wieder kürzlich ins Gedächtnis; man zeigt die zu jedem derselben gehörigen Provinzen an, und schildert den elenden Zustand derselben und die daraus entstandene Unzufriedenheit der Unterthanen; man begiebt sich endlich auf die Grenzen des römischen Reichs, und sieht, wie die zur Auswanderung schon gleichsam in Ordnung gestelten teutschen Völker wohnen. Bey dieser Gelegenheit kan die ältere Geschichte und Verfassung der Teutschen vom Anfange an bis auf diesen Zeitpunct im Zusammenhang nachgeholet werden. Nach diesen Einschaltungen wird dem Leser das Wunderbare der Völkerwanderung begreiflich gemacht. Man verbindet gleich damit die ganze Geschichte der Hunnischen Nationen, geht alsdann zur Geschichte der auswandrenden teutschen Völker und aller ihrer auf den Ruinen der römischen errichteten Reiche bis zu eines jeden Untergange fort. Wenn man die Geschichte der Franken, als der herrschenden Nation, zum Grunde legt, so lassen sich nicht nur die auswandrenden, sondern auch die übrigen teutschen Völker eben so, wie bey dem römischen System geschehen ist, leicht in episodischen Erzählungen an den gehörigen Orten mit der Geschichte der Franken verbinden. Die Geschichte der Franken wird bis auf Karl den Grossen fortgeführt.

Die Erneuerung des Kaiserthums im Occidente bringt das orientalische Kaiserthum wieder ins Gedächtnis, dessen Geschichte vom Arcadius an ganz erzählet wird.

Die Eroberung Constantinopels durch die Türken könte zwar Gelegenheit geben, auf die 2te Classe der westlichen Tataren, nämlich auf die türkischen Nationen zu kommen; da aber die Araber schon zuvor das morgenländische Kaiserthum sehr geschwächt haben, so wie sie selbst durch die Türken gröstentheils zu Grunde gerichtet worden sind: so scheint es schicklicher zu seyn, noch vor den Türken die Geschichte der arabischen Monarchie zu beschreiben und die Ueberbleibsel derselben bis auf unsere Zeiten fortzuführen.

Aber wie verfährt man mit der Geschichte des Parthisch-Persischen Systems, wovon bisher immer nur an schicklichen Orten im Vorbeygehen geredet worden? Mich dünkt, man könne sie unter dem 2ten Caliphen, dem Omar, der Persien zur muselmännischen Provinz gemacht hat, als eine Hauptepisode einschalten. Ich will mich darüber, weil die Untersuchung eine herrschende Nation des Erdbodens betrift, etwas umständlicher erklären. Daß man der Parther und Perser in der Geschichte des Griechisch-Macedonischen Systems sowol, als des Römischen bey allen schicklichen Gelegenheiten kürzlich gedenken müsse, versteht sich von selbst, und ist auch an mehrern Orten erinnert worden. In der Geschichte der Seleuciden wird dem zufolge von den Parthern, als von einer Nation geredet, die sich vom System losgerissen, und nicht nur ihre Freyheit auf Kosten der Seleuciden behauptet, sondern auch ihr Gebiet nach und nach ansehnlich vermehrt hat. Zur Zeit der Römer betrachtet man sie als eine grosse herrschende Nation, die zuerst unter dem Namen der Parther, und seit dem Jahr Christi 226. unter der Benennung der Perser die Eroberungen der Römer im Oriente an dem Euphrat und Tigris aufgehalten hat, so wie die Teutschen der Ländersucht eben dieser Römer an dem Rhein und der Donau Grenzen gesetzt haben. Nachdem nun der Leser die wichtigsten Staatsveränderungen des Parthisch-Persischen Systems stückweise an den gehörigen Orten vernommen hat, so muß man einen schicklichen Zeitpunct aufsuchen, wo ihm die Geschichte dieser herrschenden Nation im Zusammenhange vom Anfang an erzählet werden könne. Und diesen Zeitpunct scheint mir die Bezwingung derselben unter dem Caliphen Omar ganz natürlich zu bestimmen. Denn da die Parther und Perser nur das Wachsthum des römischen Gebiets gehindert, nicht aber selbst wichtige Eroberungen in demselben gemacht, noch auch von den Römern bezwungen worden sind; so kan man ihre Geschichte nicht wol dem römischen System unmittelbar einverleiben. Bey andern Systemen geht es auch nicht an, weil sie mit denselben in keinem sonderlich begreiflichen Verhältnis gestanden. Es ist also, wie mich dünkt, das Ende ihres Reichs unter dem Caliphen Omar die bequemste Zeit, ihre Geschichte vom Ursprung ihres Reichs an bis zum Untergang desselben im Zusammenhange vorzutragen. Weil die Parther und Perser, wie oben schon erinnert worden, und sonst bekant genug ist, viele andere Reiche unter ihre Bothmäßigkeit gebracht haben; so muß die Geschichte der wichtigsten unter den bezwungenen Nationen an den gehörigen Orten episodenweis in die Parthisch-Persische Historie eingeschaltet werden. Man erzählt also die Geschichte des Bactrianischen Reichs der Griechen, und des von diesen kurz verschlungenen spätern Indischen Reichs beym Jahr der Welt 3850; so wie von Media Atropatene beym Jahr Christi 54, von Gros-Armenien beym Jahr Christi 412, und bey dieser Gelegenheit auch von Iberien und Albanien das Merkwürdigste angeführt werden kan.

Nach dieser Hauptepisode, und ihren Nebenepisoden lenkt der Geschichtschreiber wieder ein, und sezt die Geschichte der Caliphen und der berühmtesten Arabischen Dynastien in Asien, Africa und Spanien, muthig fort.

Von der Geschichte der Araber ist der Uebergang leicht zu den Türkischen Nationen, als der 2ten Classe der sogenannten westlichen Tataren. Zwo Episoden müssen auch hier das Gleichzeitige befördern helfen; die eine von den Kurden, das ist sowol von den Meruaniden, als Ajubiten, und bei diesen sonderlich vom Saladin: die andere von dem neuern Persischen Reiche, oder von der Arabischen Dynastie der Sophi, nachdem zuvor die Zergliederung Persiens durch Arabische, Persische und

Türkische Stämme, und die Bezwingung aller derselben durch die Mogoln erzählet worden ist.

Wenn nun die Geschichte der Türkischen Nationen geendiget, und unter denselben zuletzt noch etwas ausführlicher von dem Türkisch-Ottomannischen Reiche sowol vor, als nach der Eroberung Constantinopels bis auf die neuesten Zeiten geredet worden ist; alsdann folgt die Geschichte und Verfassung der 3ten Classe der westlichen Tataren, oder der Mogolischen Nationen, sowol der Zingiskaniden, als der Timuriden, von ihrem Ursprunge an bis auf unsere Tage, sonderlich was das Reich des grossen Mogols von Indien anbetrift: wiewol man verschiedenes davon, und insonderheit die Nachricht von dem Reiche des Grossen Mogols bis auf die Wiederherstellung der Schiffarth über das Vorgebürg der guten Hofnung durch die Portugiesen; das ist, bis zum Anfang des 16ten Jahrhunderts versparen kan.

Jetzt geht der Geschichtschreiber mit seinem Leser wieder nach Europa, beschreibt ihm zuerst die Fränkisch-Teutsche Monarchie seit Karl dem Grossen bis gegen das Jahr 1500. Eben so weit führt er auch die Geschichte der übrigen Europäischen Nationen episodenweise fort.

Auf diese Art erzählt er sich unvermerkt in die letzte Epoque hinein, die ihren Anfang mit der Entdeckung Amerikens im Jahr 1492 nimt.

In diesem Zeitraum fängt erst das Europäische Staatssystem, das ist, das System der Bündnisse an, sich vollends zu entwickeln und auszubilden.

Die Westindischen Besitzungen und die Schiffarth nach Ostindien geben einigen Europäischen Nationen eine Uebermacht für der andern. Diese andern Völker, welche in Gefahr zu seyn glauben, helfen sich durch Bündnisse, und es theilen sich dadurch die Europäischen Nationen in 2. Waagschaalen.

Es ist also natürlich, daß man hier zuerst von der Entdeckung Amerikens reden, und die Länder und Völker der neuen Welt beschreiben müsse.

Darauf folgt man dem Laufe der durch die Portugiesen wieder hergestellten Schiffarth über das Vorgebürg der guten Hofnung.

Hier entdecken sich zuerst verschiedene Länder und Nationen auf den Africanischen Küsten, wichtige Inseln auf dem Südmeere, das Reich des grossen Mogols, und andere Asiatische Staaten, wenn nicht zuvor schon von ihnen geredet worden ist, und zuletzt auch das Kaiserthum Japan, dessen Geschichte und Verfassung hier ganz vorgetragen wird.

Nachdem man in West- und Ostindien die Quellen der Macht und der Eifersucht der neuern Europäischen Staaten kennen lernen, so betrachtet man nun diese selbst, und zwar nach dem Systeme der Bündnisse, da denn die Geschichte des Europäischen Gleichgewichts den Lauf der Europäischen Staatsgeschichte leicht in Ordnung erhalten wird.

Die Geschichte der Religionen, daß ich das noch hinzusetze, also die Geschichte der Religionen, der Künste und Wissenschaften, der Handlung und Schiffarth, des Kriegswesens u. s. f. wird zwar an schicklichen Orten episodenweise eingeschaltet; es scheint aber auch nöthig zu seyn, jede dieser Specialgeschichten an Einem Orte ganz und im Zusammenhange vorzutragen. Die allgemeine Religionsgeschichte kan vielleicht am bequemsten als eine grosse Episode bey Gelegenheit der Reformation Luthers: die allgemeine Geschichte der Wissenschaften und Künste bey Gelegenheit der neuen Philosophie; die allgemeine Geschichte der Handlung und Schiffarth bey Gelegenheit der ersten Portugiesischen Schiffarth über das Vorgebürg der guten Hofnung nach Ostindien: die allgemeine Historie des Kriegswesens bey Gelegenheit der Erfindung des Pulvers durch Schwarzen, u. s. f. erzählet werden.

Dis sind meine wenige Gedanken von der Stellung der Materien in einem Werke des Geschmacks über die Universalhistorie. Vielleicht findet man den Plan nicht ganz unbequem, vielleicht aber verwirft man ihn aus guten Gründen, oder verbessert ihn wenigstens. Wenn meine Einfälle sonst keinen Nutzen haben, als daß sie andern Gelegenheit zu weiterm Nachdenken über eine so wichtige Sache geben; so bin ich schon zufrieden. So lang ich indessen nicht durch Gründe von einem bessern Plan überzeugt werde, glaube ich, daß durch den meinigen das wol verdienstvolle, aus unzählich scheinenden Theilen bestehende und vom Anfang der Welt bis auf unsere Zeiten fortgehende Ganze, das Carmen perpetuum zu Stande gebracht werden könne, welches Ovid seinen Werke von den Verwandelungen gleich Anfangs von den Göttern erbittet:

> – – Di, coeptis (nam Di, mutastis et illas)
> Adspirate meis, primaque ab origine mundi
> Ad mea PERPETVVM deducite tempora CARMEN.

Es scheint wenigstens, daß man durch die Ausführung des Plans, den ich vorgeschlagen habe, drey Absichten zugleich erreichen könne. Erstlich bleibt die Geschichte der Nationen unzerrissen und im Zusammenhange: denn man schaltet immer ganze Nationen, oder von der Natur selbst getrennte Zeiträume ein und die Einschaltungen können auch in der Geschichte der Hauptnationen, eben weil sie Einschaltungen sind, keine nachtheilige Zertrümmerung oder Verwirrung verursachen. Sodann thut man auch den Regeln des Gleichzeitigen ein Genüge: denn alle Nationalsysteme werden ungetrent beschrieben, und was nicht zum System gehört, ist für den Leser sowol, als für den Geschichtschreiber nicht als gleichzeitig zu betrachten, wenn auch wirklich in den Sachen selbst etwas Gleichzeitiges sich findet. Endlich vermeidet man die sonst nicht zu verhütende, und doch stets eckelhafte Monotonie, das einschläfernde Einförmige der Erzählung: indem der Leser immer von einem Lande in das andere geführt, bald durch Begebenheiten, bald durch geographische Nachrichten, bald durch Abschilderungen der Nationen nach ihrer Religion, Staatsverfassung, nach ihren häuslichen Umständen, Sitten, Künsten, Wissenschaften ꝛc. unterhalten wird.

Ist es erlaubt zu wünschen, und darf man die Erfüllung des Wunsches hoffen, daß eine Universalhistorie nach einem Plane, der dem Meinigen nicht unähnlich ist, ausgearbeitet werde?

Ein Einwurf ist noch zu beantworten, und dies wird mir Gelegenheit geben, meine Meinung noch deutlicher zu erklären. Wie ist es möglich, könte jemand sagen, der das ungeheure Werk der Englischen allgemeinen Welthistorie in Gedanken hat, wie ist es möglich, die Geschichten ganzer Nationen ohne Verwirrung und Zwang in einander zu schieben, und wie kan man da den Faden der Geschichte behalten, wenn immer ein unübersehliches Ganze in das andere hinein gewebet wird? In dem Einwurfe ist, wie mich dünkt, der Stoff zur Antwort selbst vorhanden. Wenn man freylich die Definition der Universalhistorie aus dem Anschauen der Englischen Welthistorie, oder auch nur des Auszugs, den Guthrie und seine Gehülfen daraus verfertiget haben, abstrahiren müste; alsdann würde ich selbst die Ausführung meines Plans, wo nicht für unmöglich, doch für äusserst unbequem halten. Allein wer heist uns so verfahren? Man erwäge nur mit Aufmerksamkeit den Zweck, warum eine Universalhistorie geschrieben wird, und man wird bald gewahr werden, daß sie, gegen Specialhistorien betrachtet, eben das in der Historie thun müsse, was in der Geographie die Charte vom Globus thut. Die Universalhistorie muß also kurz seyn, muß sich nur mit den Hauptrevolutionen beschäftigen, muß den allgemeinen Zusammenhang der Merkwürdigkeiten in den Specialhistorien, und das Gleichzeitige aller grossen Veränderungen auf dem Erdboden, im Staate, in der Religion, in den Künsten und Wissenschaften, in der Handlung und Schiffarth ꝛc. unter einem ins Kleine gebrachten Bilde nicht sowol erzählen, als vielmehr vormalen.

Sollen die Regeln des Gleichzeitigen in der Universalhistorie beobachtet werden, und diese sind die Grundgesetze, ja alles in allem; so muß man sehr oft, man wolle, oder wolle nicht, die Einschaltungsmethode der Alten anwenden. Wie kan aber das geschehen, und es muß doch geschehen, wenn die Nationen so umständlich, als in einer Specialhistorie beschrieben werden? Wie kan ich ein Ganzes durch Episoden unterbrechen, wenn die Episoden, jede einzeln für sich schon grösser sind, als das ganze Werk seyn soll? Wie kan sich derjenige einen allgemeinen Begriff von den Merkwürdigkeiten der Welt machen, der aus einem grenzenlosen Labyrinth in das andere geführt wird? Wer wird die Jahrhunderte durchschauen, und alles Wichtige, das sich in jedem derselben zugetragen hat, sich so oft er will und soll, gegenwärtig machen können, wenn man ihn recht geflissentlich nirgends bis ans Ende sehen läßt?

Dies brachte eben die neuen Geschichtschreiber von dem guten Plane der Alten ab, daß sie glaubten, ihr Vorzug für den Alten, bestünde in der Grösse des Werks, das sie zu schreiben unternahmen: und dies gieng so weit, daß selbst die Nation, die es sonst immer gern bey sehr wenigen und kleinen Duodezhändchen bewenden läßt, Rollin's viele und starke Bände über die alte Geschichte gerne liest, die doch bey aller ihrer Umständlichkeit noch weit von der Vollständigkeit einer Universalhistorie, nur der ältern Zeiten, entfernet ist. Das Vorurtheil der Weitläuftigkeit, denn so kan man, wie mich dünkt, diese Verführerin der Neuen heissen, das Vorurtheil der Weitläuftigkeit also brachte uns so weit, daß wir uns unter einer Universalhistorie nicht das, was sie seyn solte, und was sie auch wirklich bey den Alten war, sondern eine Congerium, eine unübersehliche Masse von lauter hinter einander gestellten Specialhistorien gedenken konten. Und durch Hülfe dieser falschen Vorstellung kamen wir endlich gar bis auf den sonderbaren Einfall, ein Werk über die Universalhistorie, das alle andere an Weitläuftigkeit überträfe, verdiente den Vorzug für allen, nicht nur neuen, sondern auch alten Schriften dieser

Art. Soll denn das, oder kan denn das eine Universalhistorie seyn, wenn alle Specialgeschichten zusammen in ein einziges grosses Werk gebracht werden? Jeder, durch das herrschende Vorurtheil noch nicht verblendete Kenner der Sache wird es vielmehr ein historisches Archiv, oder auch allenfals eine historische Bibliothek, in welcher alle Bände gleichförmig zugeschnitten sind, nennen. Laßt es uns also nur gestehen, daß die Neuen hierin gar keinen Vorzug für den Alten haben, sondern vielmehr getadelt zu werden verdienen, daß sie den Plan und Geschmack der Alten zur Unzeit vernachläßiget haben.

Und was hat man denn für eine Absicht, wenn man, an statt eine Universalhistorie zu schreiben, nichts als zusammen gehäufte Specialhistorien unter einem allgemeinen Titel herausgiebt? Man wird sich doch wol nicht einbilden, daß man sie so richtig und so gut, oder gar richtiger und besser, als ein Eingebohrner die seinige, schreiben könne. Das Original der Englischen Welthistorie beweist wenigstens das Gegentheil in allen Hauptstücken: und es würde gewiß dieses Werk den Beyfall, den es jetzt mit so vielem Rechte verdient, in Teutschland niemals erhalten haben, wenn sich nicht Franzosen und Holländer und Teutsche zur Verbesserung und Ergänzung desselben vereinigt hätten, und wenn man nicht besonders bey der teutschen Uebersetzung, nach dem scharfsinnigen Fleisse eines Baumgarten und Semlers, den heilsamen Entschluß gefaßt hätte, die zu schlecht gerathenen Theile des Originals völlig auszumustern, und an statt derselben ganz neue Ausarbeitungen durch mehrere geschickte Männer verfertigen zu lassen.

Eine jede Nation soll ihre eigene vaterländische Geschichte selbst schreiben, und das von Rechts wegen: sie hat die besten Hülfsmittel dazu in den Händen, sie kennt das Merkwürdige und Interessante in derselben, und sie kan auch ein grosses Werk richtig schreiben. Läßt sie sich durch Partheylichkeit oder Begeisterung gegen sich selbst hier und da verblenden, so werden Ausländer, und unter denselben vorzüglich die critisch-fleissigen und wahrheitsliebenden Teutschen aus dem Zusammenhange aller Geschichten (der vornehmste und wichtigste Dienst einer wahren und eigentlichen Universalhistorie) das Unrichtige oder Uebertriebene, der in sich selbst verliebten Nation bald entdecken können.

Ich will damit nicht die Versuche in Abfassung der Geschichte ausländischer Nationen verwerfen: nur glaube ich, daß der Ausländer hierin niemals glücklich seyn werde, wenn ihm die Eingebohrnen nicht in allen Stücken vorgearbeitet haben. Barre befand sich in diesem Falle, wie er eine Geschichte von Teutschland schrieb, die von den emsigen Teutschen, zur Vermehrung ihrer Schande, noch dazu in ihre Sprache übersetzt worden ist. Freylich bleiben immer noch Nationen übrig, die ihre vaterländische Geschichte nicht schreiben, und zum Theil gar nicht schreiben können. Daß ich meine Nation unter dieser Classe von Nationen finde, die keine eigenthümliche vaterländische Geschichte, weder in ihrer eigenen, noch in einer fremden Sprache besitzen (denn die Struvischen Werke wird man wol nicht dafür ausgeben wollen), das schmerzet mich bis in das Innerste der Seele.

Manche Nationen können überhaupt nicht schreiben. Zum Glücke ist auch nicht viel an einer genauen und umständlichen Geschichte derselben gelegen. Was man von ihnen wissen muß, kan man jetzt so ziemlich aus der Menge von Reisebeschreibungen lernen: nur muß man freylich ihre Glaubwürdigkeit zuvor geprüfet haben.

Ein Verfasser der Universalhistorie betrachtet alle gut geschriebene Specialgeschichten, als so viele für ihn angefüllete Fächer, aus denen er seinen Stoff hervorlangt. Er darf nicht alles nehmen, was er darin findet: das würde ein Raub seyn, der ihn in seinem geschwinden Gange aufhalten würde. Nur das, was die Nation und das Land schildert, das Eigene aus der Erdbeschreibung und Naturgeschichte, nicht die Erdbeschreibung und Naturgeschichte selbst, das Merkwürdigste von der Verfassung einer Nation, nur die Revolutionen, nicht die besondere Geschichte der Könige und Regenten, ja nicht einmal alle Namen derselben: nur die kurze Geschichte derjenigen, die eine Revolution veranlasset, durch Eroberungen das Gebiet erweitert u. s. f. Dies sind Gegenstände einer Universalhistorie. Ich würde also, wenn ich eine Universalhistorie, nicht blos für Anfänger, sondern für den lesenden Theil der Nation, und mit einem Worte im Geschmacke der Alten, schreiben wolte, die im 2ten Theil meines Handbuchs angeführte Namen so vieler kleinen Regenten in China, Corea, Tibet und Japan ohne Bedenken dem Herrn Deguignes lassen dürfen. In dessen Werk gehören sie, weil der erste Theil allgemeine chronologische Tafeln von Asien, und die übrigen eine Specialgeschichte einiger Asiatischen Völker enthalten.

Wird die Universalhistorie auf die Art, wie ich gesagt habe, in Ansehung der Materialien eingeschränket, so ist ein Verfasser derselben desto eher im Stande, die Regeln des Gleichzeitigen zu beobachten, die ihm bey dem allen, wie aus dem obigen erhellet, noch immer Schwierigkeiten genug machen werden: denn er muß ja die ganze Erde, so weit sie bekant ist, und einen Zeitraum von beynahe 6000. Jahren durchwandern.

Wir wollen also den Fall setzen, daß ein Buch alle andere gute Eigenschaften eines Geschichtbuchs hätte, gesetzt, es wäre überall richtig, überall vollständig, überall pragmatisch, und durchaus ein Werk des guten Geschmacks: hat es den Zuschnitt auf mehr als 6. bis 8. Octavbände, so kan es übrigens ein ganz gutes und brauchbares historisches Werk seyn, aber daß es nicht unter die Bücher von der Universalhistorie gehöre, zeigt es schon selbst durch seine Last an. Es fehlt ihm just die erste und wesentlichste Eigenschaft, und der unterscheidende Character einer Universalhistorie, die Kürze des Vortrags, die Vorstellung des Gleichzeitigen, und die Bequemlichkeit das ganze Triebwerk der Begebenheiten schnell zu überschauen und geschickt zu verbinden.

Daß ich die Englische Welthistorie, nach den Verbesserungen, die sie in der teutschen Uebersetzung schon erhalten, und noch weiter zu hoffen hat, für eines der wichtigsten und schätzbarsten Werke unsers Jahrhunderts halte, habe ich schon oben gesagt: nur gebe ich diesem Werke den Namen, den ihm seine Verfasser hätten geben sollen. Es ist, wenn man anders nicht mit Worten spielen will, keine Universalhistorie, es ist weit mehr, es ist ein allgemeines historisches Archiv, ein Corpus historicum, das man nicht sowol zum Lesen, als vielmehr zum Nachschlagen mit Nutzen gebrauchen kan. Stellt man sich dieses ungeheure Werk von dieser Seite vor, so wird dessen Umständlichkeit eine Tugend, und der Plan nach der Reihe der Nationen eine nothwendige Eigenschaft, und alles gereicht darin zum Nutzen sowol als zur Bequemlichkeit derer, die es gebrauchen wollen.

Man scheinet es nun in Engeland und in Teutschland selbst einzusehen, daß die allgemeine Welthistorie nicht zum Lesen, sondern nur zum Nachschlagen diene: denn man fängt an, Auszüge aus derselben, dort zu machen, und hier zu übersetzen, und noch einen neuen anzukündigen. So viel ich von der Sache urtheilen kan, so wird durch diese Auszüge der Mangel einer Universalhistorie in der neuen Litteratur noch nicht ersetzet: und wenn ich noch dieses erwäge, daß man dabey voraussetzet, daß alles Wahre in der allgemeinen Welthistorie stehe, und daß nichts darin stehe, was nicht wahr sey; so halte ich solche Auszüge für unglückliche Unternehmungen, die uns im historischen Geschmacke aufs neue zurücksetzen.

Des Herrn Guthrie und seiner Gehülfen Auszug hat zwar nicht völlig die Umständlichkeit des grossen Englischen Werks: er ist aber doch noch viel zu weitläuftig, hat gar nicht die Anlage einer Universalhistorie, mangelt der Verbesserungen, die das grosse Werk in Teutschland erhalten hat, und schläfert den Leser durch eine unerträgliche Monotonie bey einer Miene von affectirter Schönheit und Anmuth ein. Ein solches Werk vermehrt nicht nur den Reichthum unserer Litteratur nicht: es setzt uns sogar in Armuth. Wie, wenn sich, da nun doch einmal die Buchhändler das Ruder des Bücherschreibens in Händen haben, wenn sich diese Herren einfallen liessen, sie könten bey dem Verlage eines neuen Werks über die Universalhistorie ihr Glück nicht machen? Solte das nicht eine Verarmung seyn, wenn durch den Auszug der Britten ein besseres teutsches Original umkäme, oder gar, so zu sagen, in der Geburt erstickt würde? Mit einem Worte, Guthrie hätte keinen Auszug aus der Welthistorie machen sollen: und da er ihn gemacht, so hätten wir ihn doch nicht übersetzen sollen. Das gröste Glück für Teutschland ist, daß man dieses Werk nicht ohne Anmerkungen herausgiebt, und daß die Anmerkungen von einem Manne, dem Herrn Prof. Heyne herrühren, der im Stande ist, das Buch der Britten von Seiten der Wahrheit gefällig und brauchbar zu machen.

Ein neuer Zurückgang im historischen Geschmacke! In Berlin ist schon im vorigen Jahre der erste Theil einer allgemeinen Geschichte erschienen, die, wie man sagt, der Herr Prof. Franz zu Halle schreibt. Gerechter Himmel, was wird noch unter uns aus der Universalhistorie werden! Der erste Theil dieser allgemeinen Geschichte, ein recht starker Band in Grosoctav, enthält noch gar nichts von der Historie: man findet darin theils eine vorläufige Einleitung von der Historie überhaupt, von den Theilen derselben, von ihrem Nutzen, von der Methode sie zu studieren ꝛc., theils ein Lehrgebäude der Chronologie. Man wird vermuthlich dem Leser wenigstens so viel Bände zu liefern vorhaben, als der Verfasser Epoquen angenommen hat. Er will die Geschichte nach 23. Zeitbegriffen abhandeln, und bey dem Plan, den er uns darüber zum voraus mitgetheilet hat, finden wir nicht, daß er sich viel mit den grossen Asiatischen Reichen in der mittlern Zeit, die doch so viel Einfluß auf unser Europa hatten, zu beschäftigen gedenke. Mit einem Worte,

der Herr Professor Franz hat sich noch nicht den rechten Begriff von einer Universalhistorie gemacht: er äussert nur eine Kentnis der alten Geschichte, und vielleicht auch einiger Europäischer Staaten. Es sey ferne von mir, daß ich ihm dieses zum Tadel auslege. Wir sind Menschen, sind eingeschränkt, der eine hat zu diesem, der andere zu etwas anderm, alle aber, wenn sie nur wollen, zu einer gewissen Sache, Genie erhalten. Warum gebraucht man diese Talente nicht dazu, wozu sie gegeben sind, und wozu sie folglich auch nützlich gebraucht werden können?

Wenn ich recht gesehen habe, so hat Herr Professor Franz mehr gute teutsche Schreibart, und mehr Geschmack in der Geschichte, als die meisten bisher unter uns gezeigt haben. Zur Universalhistorie fehlt ihm, wie man leicht sehen kan, die nöthige Einsicht in das Ganze, und selbst der Begriff von dem, was Kenner in dieser Gattung der Litteratur vermissen. Warum will er denn just eine allgemeine Geschichte schreiben? Warum macht er nicht lieber Versuche in der Specialgeschichte, in Theilen der vaterländischen Historie, oder auch in der alten Geschichte? Daß ihm jemand unter den Teutschen in irgend einem dieser Theile der Historie zuvor gekommen sey, wird er wol nicht sagen können. Das Feld der Geschichte ist für uns meistens ganz ungebaut, und man kan überall Ehre erwerben, und Nutzen stiften. Man glaube nicht, daß ich damit ihm oder sonst jemanden Gesetze seines Verhaltens vorzuschreiben mich erkühne. Wer mich kennet, wird mir es zuglauben, daß nicht Tadelsucht, nicht Begierde für andern etwas voraus zu haben, sein, daß Eifer für die Ehre der Teutschen, und ein Patriotismus für die Geschichte rede. Genug für den Weisen!

Aber noch etwas von der allgemeinen Historie, die seit einigen Jahren zu Heilbron Theilweise herauskomt. Man lasse sich durch den Titel des Werks nicht irre machen. Es soll nach den Absichten der Verfasser und des Verlegers das nicht seyn, wovon ich hier rede. Das Werk wird, wenn es vollendet seyn wird, nichts anders, als eine Europäische Staatenhistorie von mittlerer Grösse, nicht ein trockenes Comxendium, auch nicht ein ungeheures System, sondern eine Mittelgattung von beyden seyn. Die Europäischen Staaten werden einzeln, folglich als Specialhistorien abgehandelt, und die Miene des Allgemeinen rührt nur daher, daß sie alle zusammen unter die Lieblingsrubrik unserer Zeiten, unter die täuschende Aufschrift einer allgemeinen Geschichte gebracht sind. Man verkauft auch wirklich die Geschichte eines jeden Staats besonders, und das ist für die Liebhaber bequem, und zugleich mit dem Vortheile des Verlegers unmittelbar verbunden. Der eine Leser hat gern die Grosbritannische, ein anderer die Französische, wieder ein anderer die Geschichte eines andern Staats, er kauft sie auch, bald einzeln, bald mehrere zusammen genommen. Warum sollen aber diese einzelnen Europäischen Staatsgeschichten auch unter dem Titel der allgemeinen Geschichte verkauft werden? Daß sie diesen Namen verdienen, wird niemand, der die Sache versteht, im Ernste behaupten. Glaubt etwa der Verleger, durch diesen Kunstgriff mehr Käufer anzulocken? Tausende werden abgeschröckt werden, ein Werk zu kaufen, das aus vielen Bänden besteht, die grösstentheils noch erst erwartet werden.

Ich habe noch einen Gedanken auf dem Herzen, den ich vorbringen muß, ehe ich die Materie vom Plan der Universalhistorie verlasse. Wenn von Werken des Geschmacks die Rede ist, und von diesen rede ich hier allein, so wünschte ich, daß man in Teutschland nicht den Anfang darin von der Universalhistorie, sondern von Specialtheilen der Geschichte, und am liebsten von der vaterländischen, oder allenfals auch von der alten Geschichte machen möchte. Man darf eben kein Geheimnis daraus machen, noch sich zur Unzeit schämen, daß es der teutschen Litteratur an wolgeschriebenen Geschichtbüchern überall fehle. Wenn nun aber jetzt, da alle Umstände der Ausführung eines so grossen Vorhabens günstig zu seyn scheinen, wenn jetzt mit Talenten begabte Schriftsteller den Geschmack unserer Nation in der historischen Schreibart verbessern und nach und nach ganz ausbilden wolten, so würden sie, wie mich dünkt, wohlthun, wenn sie im Anfange nur Versuche in kleinen Stücken machten, und darüber zuvor die Stimmen der Nation abwarteten, ehe sie durch einen mislungenen Versuch im Grossen Schaden anrichten. Etwas Papier wird freylich, dieser Vorsicht ungeachtet, unnütze verschrieben und verdruckt werden: ich traue aber meiner Nation zu, daß, da sie bereits durch das Beyspiel schlechter Dichter gewarnet ist, die Versuche in historischen Arbeiten vielleicht nicht allzuofte mislingen werden: und etwas von historischer Maculatur zum Umschlag guter historischer Werke wird man doch immer noch in Buchläden brauchen können, wenn anders der Vorrath elender Gedichte nicht noch auf einige Jahre zureichen solte.

II. Von der Stellung der Nationen in Specialhistorien.

Nun wird es, glaube ich, Zeit seyn, etwas von der Stellung der Nationen in Specialgeschichten zu erwähnen. Viel wird nicht über diesen Punct zu sagen seyn, weil fast alles, was hievon bei der Universalhistorie bemerket worden ist, auch in Specialgeschichten angewandt werden kan: nur mit dem Unterschiede, daß das, was dorten so viele Schwierigkeiten macht, hier ziemlich leicht bewerkstelliget werden kan. Weil die meisten oder vielmehr alle Länder Anfangs von vielen kleinen Stämmen oder Nationen, die weder einen gemeinschaftlichen Namen hatten, noch einander unterworfen waren, bewohnet wurden, und aus der Zusammensetzung dieser kleinen zuerst unabhängigen Stämme die grossen Nationen entstanden sind, und zum Theil noch entstehen; so wird man in besondern Völkerhistorien, zumal wenn man bis auf den Ursprung eines Staats zurückzugehen entschlossen ist, allemal eine gewisse Anzahl von Nationen einschalten müssen, und diese Einschaltung wird bald häufiger, bald sparsamer geschehen, je nachdem nämlich die Nation, deren Geschichte der Hauptzweck eines Werks ist, mächtig ist, oder nicht, das ist, nachdem sie mehr oder weniger Nationen verschlungen hat. Meistens haben Nationen, von denen eine die andere sich unterworfen hat, lange Zeit zuvor Krieg mit einander geführt. Es sey nun dieses, oder nicht, so wird niemand läugnen, daß auch hier eine Art von System, ein besonders Nationalsystem statt finde, und daß folglich die Geschichte und Verfassung der überwundenen, oder sonst vereinigten Nationen einen Theil der Hauptgeschichte ausmachen müsse. Aber an welchen Orte und auf welche Art soll die Einschaltung geschehen? Ich glaube, daß man auch hier die Episodenmethode der Alten mit Nutzen anwenden könne und müsse; Mascau, wenigstens (und welcher Geschichtschreiber) bediente sich, da er die Geschichte der Teutschen schrieb, dieser Methode wirklich, und in vielen Fällen auch mit glücklichem Erfolge. Das schöne Ganze aber, das uns in den Alten so sehr gefält, konte er durch seine Einschaltungen doch nicht völlig hervorbringen, es sey nun, daß die Materie, womit er beschäftiget war, sich ihm widersetzte, oder vielmehr, daß es auch hier eintraf, was man sonst zu sagen pflegt, aller Anfang sey schwer. Meines Erachtens kan man die Geschichte eines bezwungenen, incorporirten oder sonst verbundenen Staats als eine Episode ganz und im Zusammenhang bey demjenigen Jahre anbringen, in welchem die Vereinigung desselben mit dem Hauptstaate geschehen ist: aber eine kurze und gleichsam nur im Vorbeygehen ertheilte Nachricht von eines solchen Staates Ursprung, Zustand und von dessen bisher vorgefallenen Merkwürdigkeiten würde ich schon an dem Orte zu lesen wünschen, wo seiner in der Hauptgeschichte am ersten gedacht wird. Von der Zeit an solte man, wie ich glaube, einen solchen Staat, gesetzt, daß die Vereinigung erst nach einigen Jahrhunderten erfolgte, immer schon in der Geschichte des Hauptstaates als einen Theil derselben behandeln, der je mehr und mehr ins Licht gesetzet wird, je näher man den Zeiten der Vereinigung komt. Auf diese Art würde die Episode zur Zeit der Vereinigung nur in einer zusammenhängenden Wiederholung aller dem Leser schon zuvor an den gehörigen Orten bekant gemachten Begebenheiten des bezwungenen oder vereinigten Staates, das ist, eine Zusammenfügung aller vorhergangenen kleinen Episoden seyn: folglich würde dadurch niemals der Zusammenhang der Hauptgeschichte merklich unterbrochen, und dennoch das Gesetz des Gleichzeitigen überall beobachtet werden. Daß die alten Geschichtschreiber auch hierin Muster für die Neuen sein können, werden wir unten sehen. Die Anwendung hievon kan leicht auf die Geschichte der Fränkischen Monarchie in Ansehung der Allemannischen, Bayrischen, Thüringischen, Sächsischen Geschichte u. s. f.; auf die Grosbritannische in Ansehung Irlands und Schotlands; auf die Polnische in Ansehung Lithauens ꝛc. gemacht werden. Mascau würde hierin das beste Muster für die Geschichtschreiber unserer Nation seyn, wenn es ihm gefallen hätte, denen Anmerkungen, die er dem 2ten Theile seiner Geschichte der Teutschen am Ende beygefüget hat, eine solche Gestalt zu geben, daß sie als Hauptepisoden in die Geschichte selbst hätten eingerückt werden können.

Wer eine Specialhistorie, die Geschichte einer oder mehrerer Nationen, einer oder mehrerer Religionen, Wissenschaften, Künste u. s. f. schreiben will, reist ein Stück von einem wol verbundenen Ganzen los. Will er haben, daß der Leser gleichwol durch ein solches Fragment unterrichtet und vergnügt werde, so muß er ihn von Zeit zu Zeit die Enden zeigen, mit welchen das abgerissene Stück an das Ganze verbunden ist. Er läßt darum nicht seinen Hauptgegenstand aus den Augen, wenn er ein verständiger Mensch ist: denn er geht nicht in das Ganze selbst hinein, er streift nur an den Grenzen herum, und erwartet von dem Leser, daß dieser, wenn er bis an die Grenzen ge-

führt worden ist, von sich selbst einen Blick in das Innere thun werde. Wenn man also eine Geschichte der Teutschen zu schreiben hätte, so würde man sich, meines Erachtens, bemühen müssen, den Leser so zu führen, daß er sich immer des Zustandes der übrigen gleichzeitigen Nationen nach ihrer Thätigkeit oder Ruhe bewust seyn müste. Man würde nicht besorgen dürfen, Ausschweifungen zu machen. Ein Blick zur rechten Zeit auf andere Nationen kan wunderswürdige Wirkungen bey dem Leser thun, und diesen Blick hervorzubringen, kostet, wie mich dünkt, einem geschickten Verfasser nur etliche Worte.

III. Von der Stellung und Zusammenfügung der Begebenheiten.

Nun komme ich auf die Stellung und Zusammenfügung der Begebenheiten: ein Gegenstand, der zwar auch in der Universalhistorie nicht ohne Nutzen ist, in Specialgeschichten aber eine der ersten und beständigsten Pflichten des Geschichtschreibers ausmacht, ob sie gleich von den Neuern sehr oft vernachlässiget wird. Man merkt es auch selbst den guten unter den neuern Geschichtschreibern sehr stark an, daß ihre Vorgänger Chronikschreiber gewesen sind. Würden uns nicht die finstern Jahrhunderte der mittlern Zeit von dem aufgeklärten Jahrhundert Augusts getrennet haben, so würden wir vielleicht nicht immer nur Jahrbücher oder Chroniken schreiben, wenn wir die Absicht haben, Historien zu schreiben. Denn dies ist die Weise der meisten neuern Geschichtschreiber: mit chronologischen Tafeln in der Hand, gehen sie von einem Jahre zum andern, beobachten bey jedem Jahre fast immer einerley Rangordnung der Begebenheiten, sagen uns z. E zuerst, was im Cabinette vorgefallen, führen uns hernach ins Feld, lassen uns die Kriege und Händel zuerst in Europa, hernach in Asia, Africa und America fein hübsch hinter einander wahrnehmen, und haben sie endlich den Zeitraum, welchen zu beschreiben sie sich vorgenommen hatten, auf diese Art durchlevert, alsdann schliessen sie das Werk mit Vergnügen, und setzen auf den Titel pragmatische Geschichte; ja wol pragmatische Geschichte im rechten eigentlichen Wortverstande!

Ach die Alten! = = Das waren freylich auch pragmatische Geschichtschreiber, aber so ziemlich von den Neuern verschieden. Die Alten glaubten immer, ein pragmatischer Geschichtschreiber müste ein Philosoph seyn. Die einfältigen Alten! Sie sollen nur kommen, und von den Neuern die Kunst lernen, wie man Geschichten ohne alle Philosophie pragmatisch schreiben könne. Eine strenge Beobachtung der Zeitfolge nach den Jahren, und übrigens keine Ordnung in den Erzählungen, alles fein durch einander, das dient zur Abwechslung, nur immer dieselbe Ordnung bey jedem Jahre, so kan man gleich bey dem Anfang des Werkes aus der Ordnung der Geschichte eines Jahrs die Folge der Erzählungen unter allen folgenden Jahren zum voraus wissen, das hilft dem Gedächtnisse; o ja! Dies sind herrliche Vorzüge der Neuern für den Alten. Diese Grillenfänger, die Alten! Wozu das innere Verhältnis der Begebenheiten? Wozu die unnöthige Untersuchung des Zusammenhangs zwischen Ursachen und Wirkungen? Die Zeitfolge macht schon alles sichtbar, hält alles in Ordnung. Ein gescheuter Leser wird schon selbst sehen, wie er die Ursachen zu den Wirkungen herausfinde.

Daß die meisten neuern Geschichtschreiber diesen Begriff von dem Pragmatischen haben, lehren ihre Werke. Ich habe es aber noch nicht so weit in der Kunst des Pragmatischen bringen können. Mir gefält noch immer die veraltete Mode der griechischen und römischen Geschichtschreiber, und ich tröste mich damit, daß ich wenigstens bey einigen meiner Zeitgenossen Gehör finden werde Daß dieses der Beyfall der Vernünftigsten sey, auf den ich mich verlasse, will ich hier nicht beweisen: ich will nur diejenigen, die der alten historischen Mode durchaus gram sind, bitten, von hier an nicht weiter zu lesen.

Ich setze aus der täglichen Erfahrung voraus, daß einige Begebenheiten mit einander im Verhältnis stehen, andere nicht. Wie wenn man im Verhältnis stehende Begebenheiten, wenn man die Folge von Ursachen und Wirkungen, von Mitteln und Absichten mit einem mir oben schon, wie ich hoffe, zu gut gehaltenen Ausdrucke bezeichnete, wenn man sie kurz ein System von Begebenheiten hiesse? Ich werde keinen üblen Gebrauch von diesem Worte machen. Es ist eben so schwer, gleichzeitige Begebenheiten, als gleichzeitige Nationen in der Erzählung zu stellen. So wie man aber gleichzeitige Nationen am natürlichsten und begreiflichsten stelt, wenn man sie systemweise ordnet; so kan man auch am leichtesten gleichzeitige Begebenheiten ordnen, wenn man sie systemweise stelt. Die erste Regel, die hieraus fließt, besteht darin: Man soll Begebenheiten, die zusammen ein System ausmachen, nicht in der Erzählung trennen, wenn gleich die Reitzung dazu wegen der Verschiedenheit des Orts und der Zeit und der Art der Begebenheiten noch so stark seyn solte. Man darf also den Plan zur Erzählung der Begebenheiten nicht nach einer geographischen Ordnung, auch nicht nach einzelnen Jahren, und noch weniger nach gewissen Classen der Begebenheiten machen, sondern man ordnet nach Systemen; die Ursachen gehen voran, die Wirkungen folgen, und der Geschichtschreiber, der so verfährt, ist pragmatisch. Welch ein Ruhm! Er ist aber auch nicht leicht zu erwerben, und so wie die pragmatische Classe der Geschichtschreiber die vorzüglichste unter allen ist, so ist sie auch die am wenigsten zahlreiche. Pragmatische Geschichtschreiber kommen nur in sehr glücklichen Zeitaltern zum Vorschein, und selbst die Griechen können sie nur in geringer Anzahl aufweisen.

Es geht also die Hauptsorge eines Geschichtschreibers, der sich bis zur höchsten Geschichtschreiber Classe, der pragmatischen, aufschwingen will, dahin, die Veranlassungen und Ursachen einer merkwürdigen Begebenheit aufzusuchen, und das ganze System von Ursachen und Wirkungen, von Mitteln und Absichten, so verwirrt auch alles im Anfange durch und neben einander zu laufen scheint, aufs möglichste entwickelt darzustellen. Nichts muß ihn in dieser Bemühung irre machen oder aufhalten, nicht die Entfernung der Oerter, nicht der Zwischenraum der Zeiten, nicht die Verschiedenheit der Begebenheiten selbst. Wie oft ist der Stoß des ganzen Triebwerks Europäischer Cabinette nicht in dem Europäischen Staate, den man beschreibt, ja nicht einmal in Europa selbst, sondern in einer Amerikanischen Begebenheit zu suchen? Hier würde man die Ordnung der Natur verkehren, man würde die Kette zerreissen, wenn man bey den Europäischen Cabinetsangelegenheiten anfangen wolte. Es geht auch darum nicht an, daß man die Begebenheiten allezeit nach den Jahren ordne, weil sich das System selten mit einem Jahre anfängt oder endigt. Systeme von Begebenheiten haben zwar ihren eigenen Zeitlauf, allein dieser richtet sich nicht nach der bürgerlichen Abtheilung der Zeit. Die Ursache, daß wir im Herbste des Jahrs 1760. zu Göttingen französische Einquartirung bekommen haben, ist in dem eben so merkwürdigen, als für uns unglücklich gewesenen Vorfalle bey Maren im Jahr 1759. zu suchen. Und wie will man mit einer gewissen Classification der Begebenheiten zu rechte kommen? Man stelle Naturbegebenheiten zusammen, man mache wieder eine andere Classe von Cabinetsangelegenheiten, man bringe die Kriegsoperationen, die Commerciensachen u. s. f. unter abgesonderte Artikel. Welche Verwirrung unter den Ursachen und Wirkungen, was für ein Chaos von Erzählungen würde nicht ein solcher Plan hervorbringen? Und doch sieht man sonst gute Geschichtschreiber, und selbst solche, die das Herz haben, auf den erhabenen Ruhm pragmatischer Geschichtschreiber Ansprüche zu machen, die Begebenheiten nach solchen Classen ordnen: ungeachtet es einem jeden die tägliche und gemeine Erfahrung lehren kan, daß z. E. eine Naturbegebenheit nicht just wieder eine andere merkwürdige Begebenheit zur Folge habe, sondern oft ganz andere Wirkungen bald im Felde, bald in dem Cabinette u. s. f. nach sich ziehe. Wie ausgebreitet und verschieden können die Folgen einer grossen Ueberschwemmung, die Entdeckung eines Bergwerks ꝛc. für den Minister, für den Feldherrn, für den Bauer, den Handwerksmann, den Künstler, den Kaufmann, ja bisweilen für mehr als einen Staat seyn? Wie unbarmherzig würde es seyn, dem Leser aufzubürden, daß er die Folgen einer solchen Naturbegebenheit, die der Geschichtschreiber unter mehrere einmal von ihm festgesetzte Classen von Begebenheiten vertheilt hätte, selbst zusammen suchen, einander unterordnen, und die gemeinschaftliche Ursache derselben unter der Rubrik: Naturbegebenheiten, mehr selbst entdecken, als aufgeklärt vor Augen sehen solte?

Aus allem diesen ergiebt sichs also von selbst, daß man am natürlichsten verfahre, wenn man Begebenheiten systemweise zusammenstellet, wenn man bey jedem System die Wirkungen gleich unmittelbar auf ihre Ursachen folgen läßt, und alle zu einem System gehörige Begebenheiten so zu sagen von den Wurzeln an durch alle Haupt- und Nebenzweige verfolgt, bis das System geendiget ist, und ein leichter Uebergang zu einem andern System, das man auf eben diese Weise behandelt, gemacht werden kan. Begebenheiten, die nicht zum System gehören, wenn sie gleich zu anderer Zeit, das ist, wenn man auf ihr System komt, erzählet werden müssen, sind jetzt für den Geschichtschreiber, so zu sagen, keine Begebenheiten: so wie eine sonst noch so merkwürdige Nation für ihn, zur Zeit da er Nationen zu stellen hat, keine Nation ist, wenn sie nicht zu dem System gehört, das er jetzt dem Leser vorstellen will.

Wenn verschiedene Systeme, sowol gleichzeitiger, als auf einander folgender Begebenheiten aus einer entfernten gemeinschaftlichen Ursache entstehen, so machen sie zusammen eine ganze Geschichte, z. E. die Geschichte eines Kriegs aus. Solcher Geschichten, deren jede für sich ein besonderes Ganze auszumachen scheint, muß natürlicher Weise eine beträchtliche

Anzahl in einem Buche vorkommen, das sich auf mehrere Jahrhunderte erstrecket. Auch hier wird ein philosophischer Geschichtschreiber die obige Regel mit Nutzen beobachten können. Er ordnet in diesem Falle jedes so, wie er in dem vorigen einzelne Begebenheiten geordnet hat.

Aber wie findet man die Ursachen der Begebenheiten, die bey jedem Systeme den Anfang der Erzählungen machen müssen? Sie sind entweder in den Quellen, aus welchen man schöpft, schon entdeckt, oder man muß sie erst mit Mühe aufsuchen. Wo dem ersten Falle hat man keine Regeln nöthig, und bey dem andern sind sie schwer zu geben, und noch schwerer auszuüben, wenn man kein vorzüglich gutes historisches Genie hat. Freylich wer selbst eine wichtige Rolle auf dem Schauplatze der Welt gespielt, oder sonst einen wichtigen Antheil an grossen Begebenheiten gehabt hat, wer selbst bey Regierungsgeschäften gebraucht worden ist, ein Thucydides, ein Xenophon, ein Cäsar, ein Eginhard, ein Luitprand, solche Geschichtschreiber, die bey der Entstehung der Begebenheiten gleichsam in der Fabrike mit gegenwärtig gewesen sind, selbst Hand mit angelegt haben, u. s. f. diese werden freylich, auch selbst in dem Falle, wenn sie nicht ihre eigenen Begebenheiten beschreiben, das Triebwerk in menschlichen Dingen aus dem Grundsatze, daß aus ähnlichen Ursachen ähnliche Wirkungen entspringen, und einerley Mittel zu einerlei Zwecke führen, weit eher heraus bringen, als Leute, die in der Studierstube über den Zusammenhang der Dinge speculiren. Doch auch für diese, wenn sie nur lernen wollen, sind noch Hülfsmittel genug vorhanden, den ersten, wo nicht gleich zu werden, doch nahe zu kommen. Der von den Geschäften der Welt entfernte Geschichtschreiber kan sich in dieser historischen Philosophie, in der Kunst des Pragmatischen üben, wenn er über die Begebenheiten seines eigenen Lebens, seiner Familie, seiner Freunde, systematisch nachdenkt. So gros auch der Unterschied zwischen dem Cathedor und dem Throne, zwischen dem Hausvater und dem Könige, hierin zu seyn scheint, so komt es doch hier nur auf den Grad des mehrern und wenigern an, Sonst gilt es überhaupt von allen Begebenheiten, sie seyn gros oder klein

Eadem fabula agitur.

Mit eigenen Erfahrungen im Kleinen ausgerüstet, wagt sich nun der Geschichtschreiber in die grosse Welt, wie sie von guten Geschichtschreibern pragmatisch beschrieben ist, und wird durch Hülfe seiner getreuen und erfahrnen Führer mit derselben jetzt so gut bekant, als es seine Führer selbst waren. Ist er endlich ein Philosoph, und dieser muß er schlechterdings seyn, wenn er pragmatisch werden will, so macht er sich allgemeine Maximen, wie die Begebenheiten zu entstehen pflegen, studiert mit steter Erinnerung an diese Maximen, die zuverlässigen Nachrichten von der Nation, die er beschreiben will, recht durch, sucht die Grundstützen auf, worauf ein Staat ursprünglich errichtet worden, vergleicht die Begebenheiten, die diese Grundstützen entweder befestiget, oder erschüttert haben, giebt auf den Character der handelnden Hauptpersonen acht, thut immer einen scharfen Blick auf die Nationen, die mit der seinigen ein System ausmachen, und wagt es, hieraus ein System von Begebenheiten, das Triebwerk, herzuleiten, das er mit Vergnügen entweder von gleichzeitigen Schriftstellern bestätiget, oder durch den ganzen Zusammenhang der Geschichte gerechtfertiget findet.

Gleichwol wird er bisweilen, aller Nachforschung ungeachtet, das Schicksal des Naturforschers erfahren, der, wenn er den wirklichen Ursachen einer Erscheinung noch so eifrig nachgespühret hat, doch zuletzt nicht selten nur die möglichen oder muthmaslichen Ursachen finden kan.

Der höchste Grad des Pragmatischen in der Geschichte wäre die Vorstellung des allgemeinen Zusammenhangs der Dinge in der Welt (Nexus rerum universalis). Denn keine Begebenheit in der Welt ist, so zu sagen, insularisch. Alles hängt an einander, veranlaßt einander, zeugt einander, wird veranlaßt, wird gezeugt, und veranlaßt und zeugt wieder. Die Begebenheiten der Vornehmen und der Geringen, der einzelnen Menschen und aller zusammen, des Privatlebens und der grossen Welt, ja selbst der unvernünftigen und leblosen Geschöpfe und der Menschen, alle sind in einander verschlungen und verbunden. Daß ein Mensch diesen höchsten Grad des Pragmatischen in der Historie erreichen könne, wird kein Vernünftiger erwarten: und wenn auch kein innerer Widerspruch in einer solchen Forderung enthalten wäre, so stritte sie doch auf der andern Seite mit den wesentlichen Pflichten eines Geschichtschreibers. Dieser soll nur merkwürdige Begebenheiten erzählen: er darf also auch nur die Triebfedern und Wirkungen merkwürdiger Begebenheiten aufsuchen. Wie viele tausend Triebfedern und Folgen muß er also wegen seiner eingeschränkten Seelenkräfte, wie viele andere tausend derselben wegen der wesentlichen Pflicht seines Amts verschweigen! Er kan also immer nur einen Theil, und bisweilen gar nichts von dem System der Begebenheiten ins Licht setzen, und oft muß er uns rathen. Um dieser Ursache willen nennen wir bald einige Begebenheiten zufällige, und bald scheint es uns, als wenn grosse Erfolge aus unproportionirlich kleinen Ursachen entstanden wären. Paris raubt die Helena, und die Griechen richten aus Rache das Trojanische Reich zu Grunde. Sextus Tarquinius schändet die Lucretia, und die Regierung der Könige zu Rom hat ein Ende. Die römischen Päbste und die Kaiser zu Constantinopel streiten über den Bilderdienst, und Karl der Grosse wird König von Italien und Kaiser im Occidente. Wilhelm der Eroberer wird Herzog von der Normandie, und das Königreich von beyden Sicilien entsteht, und England wird eine Normännische Provinz. Welch Verhältnis zwischen Ursachen und Wirkungen! Allein man betrachte nur das ganze System solcher Begebenheiten, so wird man bald finden, daß hier eine ganze Kette von Ursachen vorhanden ist, an welcher die erzählte nur ein Glied ausmacht.

Ich will also nicht haben, daß ein Geschichtschreiber alle kleinen Ursachen, die ihm bekant worden sind, übergehen solle: Nein! er soll meinem Bedünken nach alles aufsuchen, was zur Hervorbringung eines wichtigen Vorfalles nur irgend etwas beygetragen hat; es wird ihm seiner Mühe ungeachtet, dennoch manche Ursache, ja manche Reihe von Veranlassungen und Ursachen unbekant bleiben, und er wird selten den Leser bis zu einem sehr hohen Grad der Begreiflichkeit eines Erfolgs bringen können. Ich kan mir nichts grössers in der weltlichen Geschichte der ältern Zeiten gedenken, als wenn ich sehe, wie Attila seine beyden Arme, so zu sagen, über unsre halbe Erdkugel ausbreitet, hier mit der einen Hand dem Kaiser zu Constantinopel Frieden schenkt, und dem abendländischen Kaiser Frieden anbietet, dort mit der andern Hand mit dem Kaiser von China ein Bündnis schließt, um den morgenländischen Tataren Sheusheu, die sich seine Entfernung zu Nutze machen wolten, einen mächtigen Feind im äussersten Osten zu erwecken. Ich getraue mir diese höchsterstaunenswürdige Begebenheit zu erweisen: ich bin aber zur Zeit noch nicht im Stande, das System, wozu sie gehört, auf eine ganz begreifliche Art zu entwickeln; und vielleicht wird es mir die Entfernung der Zeiten und Oerter, und der Mangel hinlänglicher Nachrichten auf immer unmöglich machen. Noch unbegreiflicher, und vielleicht gar unmöglich muß den Nachkommen die Erzählung von dem letzten Kriege, der selbst uns als Zeitgenossen, als Bedrückten noch ziemlich unbegreiflich ist, vorkommen, wenn nicht zur Zeit noch versteckte Umstände an den Tag kommen, und hernach alle Systeme von den Begebenheiten dieses geheimnißvollen Kriegs mit allen großen und kleinen Ursachen durch einen recht pragmatischen Geschichtschreiber auf die Nachwelt gebracht werden.

Alles, was ich bisher gesagt habe, kann Vorsicht und Billigkeit in der Beurtheilung eines pragmatischen Geschichtschreibers anrathen. Man muß keine unmöglichen Pflichten von ihm fordern, sondern immer daran denken, daß er ein eingeschränkter Mensch, und ein Geschichtschreiber ist.

IV. Von der Stellung der Charactere und Remarquen.

Ich sollte nun auch etwas von der Stellung der Charactere und Remarquen reden: allein ich erwähne nichts hievon. Sie sind ganz das Werk der grösten Meister, und diese haben meiner Regeln nicht nöthig. So viel läßt sich leicht bemerken, daß die Charactere zuverlässig seyn, aus den Begebenheiten selbst entspringen, und an denen Orten eingeschaltet werden müssen, wo dem Leser daran gelegen ist, die handelnde Person näher zu kennen. Erst am Ende der Geschichte eines Königs, wie insgemein geschieht, seinen Character zu schildern, komt mir sehr unschicklich vor. Charactere sollen in der Geschichte das sein, was Definitionen in Wissenschaften sind. Beide müssen da angebracht werden, wo man sie zu den übrigen Vorstellungen am nöthigsten braucht.

Die Remarquen machen einen historischen Vortrag angenehm und nützlich: sie müssen aber, wenn man diesen gedoppelten Zweck erreichen will, weder gemein noch gehäuft sein. Wer sie machen will, muß sich immer vorstellen, daß seine Leser schlechterdings auch denken wollen und können, und von ihm nichts weiter, als Veranlassung zu eigenen Betrachtungen, nicht eine syllogistische Vorbuchstabirung, sondern eine enthymematische Entwickelung des Triebwerks erwarten. Diese gehört in das Buch, jene in die Werkstatt des Geschichtschreibers. Das Gegentheil that Rollin, und nach ihm ein ganzer Schwarm neuerer Geschichtschreiber: sie misfallen aber Kennern durch ihre Geschäftigkeit. An einem Orte ganz stille stehen, und durch eine moralische Predigt über Personen oder Begebenheiten den Lauf der Geschichte aufhalten, ist nicht die Art eines Thucydi-

des, eines Tacitus; es ist nur die Sache eines armen Geistes, der gern für reich gehalten werden möchte.

Doch ich nehme ganz unversehens Theil an der Sache, und ich wolte mich doch losreissen. Ich eile also, da ich dieses merke, zum Schluß meiner zufälligen Gedanken über den historischen Plan, und gebe lieber Beyspiele aus alten und neuen Geschichtschreibern. Für ein historisches Genie ist vielleicht das, was ich gesagt habe, schon zu viel, und für Leute, die keine Talente zur Geschichte haben, würden ganze Bände nicht zureichen. Aber Beyspiele wird auch ein Genie nicht ungerne haben.

Franz, Freiherr von Gaudy,

mit ganzem Namen Franz Bernhard Heinrich Wilhelm Freiherr von Gaudy, ward am 19. April 1800 zu Frankfurt an der Oder geboren. Seine Eltern waren der K. Preußische Generallieutenant von Gaudy, und Constanze, geborene Gräfin Schmettow. Mit dem sechsten Lebensjahre verließ er sein väterliches Haus, und erhielt seine Bildung in mehreren wissenschaftlichen Anstalten, u. A. im Collège français zu Berlin, zuletzt auf der Landesschule Pforta, von welcher er 1818 mit dem Zeugniß der Reife für die Universität abging. Er trat in das K. Preuß. Heer, avancirte während der Folgezeit zum Officier, und diente in mehreren Regimentern bis zum Jahre 1833, wo er seinen Abschied nahm, um fortan zu privatisiren. 1835 reiste er nach Rom, und kehrte im Laufe desselben Jahres nach seinem Wohnort Berlin zurück.

Er gab heraus:

Erato. Glogau, 1829. N. A. 1835.
Gedankensprünge eines der Cholera Entronnenen. Glogau, 1832. 2. A. noch in demselben Jahr.
Geschichtliche Gesänge der Polen v. J. U. Niemcewicz, metrisch bearbeitet. Glogau, 1833.
Schildsagen. Glogau, 1834.
Korallen. Glogau, 1834.
Desengaño. Novelle. Leipzig, 1834.
Der Roman von Rollo und den Herzogen der Normandie von Robert Wace, metrisch bearbeitet.
Kaiserlieder. Leipzig, 1835.
Mein Römerzug. 3 Thle. Berlin, 1836.
Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen. Leipzig, 1836.
Clotilde von Vallon-Chalys. Berlin, 1836.
Lieder und Romanzen. (Unter der Presse).

Ein sehr gefälliges und gewandtes lyrisches Talent, das zwar Anfangs mehr als Nachahmer beliebter Vorbilder, namentlich Heine's auftrat, bald aber alle Fesseln von sich streifte, und sich mit großer Anmuth und Leichtigkeit zu bewegen weiß. Innigkeit und Gemüthlichkeit, rascher und treffender Witz, Herrschaft über Sprache und Reim, Gluth der Phantasie sind ihm in nicht geringem Grade eigen und haben ihm binnen wenigen Jahren einen geachteten Ruf erworben. —

Der steinerne Ritter *).

Es sprudelt die silberne Quelle
Am Marktplatz Tag und Nacht;
Auf steinernem Gestelle
Hält dort ein Ritter Wacht.

Die Rechte umkrampft den Degen,
Die Linke den Wappenschild.
So steht bei Sonn' und Regen
Des alten Kämpen Bild.

So seht ihr den starren Recken
Mit ernst-griesgrämigem Blick,
Die zitternde Well' im Becken
Glänzt ihn noch finst'rer zurück.

Des Abends trippeln die Mädchen
Zum Born mit Kann' und Krug.
Spähst du nach Schönen im Städtchen,
Hier trifft du ihrer genug.

Die Kannen und die Krüge,
Sind auf den Rand gerückt.
Vertraut wird zur Genüge
Was lange das Herz bedrückt.

Es rieselt und plätschert die Quelle,
Und sprudelt fort und fort,
Doch flüchtiger rinnt das schnelle,
Geschwätzige Mädchen-Wort.

Und was der Liebste geschworen,
Wann Hochzeit solle seyn,
Dem Ritter kommt's zu Ohren,
Dem alten Vertrauten von Stein;

Und wie der Liebste gesprochen,
Sich hoch und theuer vermaß,
Und wie er das Wort gebrochen,
Der Ringe Wechsel vergaß.

Manch Seufzer schwellt das Mieder,
Manch Thränchen rollt herab —
Der Ritter plaudert's nicht wieder,
Stumm bleibt er wie das Grab.

Du ehrenvester Geselle,
Nur einmal öffne den Mund.
Was that an dieser Stelle
Von mir mein Mädchen kund?

Was hat, du alter Gestrenger,
Mein Liebchen dir vertraut?
Gelt, Freund, sie zweifelt nicht länger,
Sie reicht mir die Hand als Braut!

Ja, führ' ich, Herr Brunnenritter,
Mein schmuckes Bräutchen nach Haus,
Dann soll wie den Hochzeitsbitter
Dich schmücken der stattliche Straus.

*) Deutscher Musenalmanach für 1836. S. 127 fgde.

Der Morlake in Venedig.

(Illyrisch.)

Als ich traurig, arm an Gelde und verlassen saß am Herde,
Kam ein listiger Dalmatier, sprach mit schmeichelnder Geberde:
Weshalb weilst du in den Bergen? Nach der großen Wasserstadt
Wandre, welche mehr Zechinen als dein Acker Kiesel hat.

Im Gewand von Sammt und Seiden prunken üppig die Soldaten,
Jubeln dort in Saus und Brause, sammeln spielend sich Dukaten.
Schwere Silberkett' am Dolche, Weste reich gestickt mit Gold
Bringst du leicht in deine Heimath von des Veneklaners Sold.

Blumen werfend ruft dich freundlich dann die süßerblüh'nde Schöne
An das Gitterfenster, klingen deiner Guzla Schmeicheltöne.
Geh' zu Schiffe! geh' zu Schiffe! Nach der großen Wasserstadt
Wandre, welche mehr Zechinen als dein Acker Kiesel hat. —

Und ich thöricht Kind, ich glaubt es was der Falsche vorgelogen,
Stieg in's Riesenschiff von Marmor *), rings umspült von Meereswogen:
In der Sumpfluft wird das Brot mir eitel Gift; ich liege still
Gleich dem Wolfshund an der Kette, darf nicht zieh'n wohin ich will.

Red' ich meines Landes Sprache, so verspotten mich die Schönen;
All' die Töchter unsrer Berge eilten hier sich zu entwöhnen

*) Venedig.

Volkes würd'ger Sitt' und Rede. Einsam steh' ich und allein;
Gleich dem Baum, verpflanzt im Sommer, geh' ich langsam welkend ein.

Wenn in meinen Felsenschluchten ich dem Wanderer begegnet,
Grüßt' er mich: Sohn des Aleris! sey der Tag von Gott gesegnet!
Hier tritt mir kein Freund entgegen; hülflos bin ich wie der Wurm,
Welchen in des Teiches Mitte schleuderte des Herbstes Sturm.

Die Reiterin.

Ich sah jüngst — es war im Traume —
Einen wunderseltnen Ritt:
Auf bejahrtem, steifem Klepper,
Welcher, schleichend Schritt vor Schritt,
Mit den Ranken, Dornen, Nesseln
Sich schwerfäll'gen Hufes stritt,
Saß ein Weib, das schlafend nickte
Und doch nicht vom Sattel glitt.

Saß verkehrt doch gar die Donna,
In der Hand den Schwanz als Zaum,
Wankt' hinüber und herüber,
Murmelt' auch, doch wie im Traum.
Wen'ge Worte nur vernahm ich,
Die ich hört' verstand ich kaum,
Gab auch nicht drauf acht, und musiert'
Ihres Kleides bunten Saum.

Sah ich doch, Zeit meines Lebens,
Nicht so farbigen Talar;
Grau nur gegen ihn bedünkte
Mich der Regenbogen gar,
Große Lappen, kleine Fetzen
Angestückt fast wunderbar:
Nun, der Himmel mag es wissen,
Wer des Kleides Schneider war.

Groß und herrlich war zu schauen
Dieser Edelfrau Gestalt,
Zeigte gleich gebognen Nacken
Spuren von der Zeit Gewalt,
Hatte sie mit häm'schem Finger
Gleich manch Fältchen eingekrallt —
Immer ließ sich noch ermessen,
Daß die Frau mit Ehren alt.

Zu erwachen schien die Dame,
Leis' und schüchtern fragt' ich da:
Wenn nicht meine Ahnung lüget,
Seyd Ihr Frau Germania? —
„Bis zu Achtzehnhundert neune
Ward ich so genannt. O ja."
Und jetzt? — „Hab' ich hundert Namen.
Nennt mich Frau, Etcätera."

Wie Ihr wollt. Doch edle Herrin,
Welchen fabelhaften Gaul
Reitet Ihr? So abgetrieben,
Buglahm, hinkend, träg' und faul.
Seht — doch nein Ihr könnt nicht sehen —
Im Morafte wühlt sein Maul;
Kommt nicht haarbreit von der Stelle.
Schafft ihn ab. Es ist ein Grau'l.

„Naseweiser Neurungsrhümler,
Welch ein übermüth'ger Wahn
Treibt Euch, meinen Gaul zu lästern,
Dem ich herzlich zugethan?
Der mich schon seit grauen Jahren
Sicher trug auf dorn'ger Bahn,
Der den ält'sten Stammbaum vorweist —
Ihn, den alten Schlendrian?"

Das Orakel.

Die Mutter hält auf dem Schooße
Das Knäblein zart und hold,
Lippen glüh'n ihm wie Rose,
Löckchen glänzen wie Gold.

Das Küssen und das Herzen,
Heute bekommt sie's nicht satt;
Ein Jahr ist's, daß sie viel Schmerzen
Um ihn gelitten hat.

„Ein Jahr ist's, daß ich viel Schmerzen
Um dich erduldet hab';
Ein Jahr seit den Himmel im Herzen
Die Mutterbrust dir gab.

Wie so reizend entfaltet
Hast du, mein Knöspchen, dich.
Engel des Himmels, erhaltet,
Schützet ihn mildiglich!"

„Herrin, wollt mir erlauben,
So flüstert jetzt die Magd,
Daß nach des Volkes Glauben
Das Schicksal werde befragt.

Laßt loosen das jahresalte
Knäblein am heutigen Tag.
Der Himmel gnädig walte,
Daß er's wohl treffen mag.

Ich bringe die heilige Bibel,
Den Apfel, das Thalerstück.
Ein Loos verkündet Uebel,
Zwei Loose verkünden Glück.

Roth bleibt er wie Apfels Bäckchen,
Wenn er die Frucht erliest;
Nie fehlen die Thaler im Säckchen,
Wenn er das Silber erliest."

„Und, fragt die Mutter bebend,
Erwählt er das heilige Buch?"
Die Magd spricht widerstrebend:
„Dann wird ihm das Leichentuch." —

„O nimmer, nimmer wage
Dies Spiel. Ihm bleib' es fern.
Dies hieße mit sündlicher Frage
Versuchen Gott den Herrn."

Die Magd trägt in die Kämmer
Wohl die drei Loose zurück.
Die Bibel mit silberner Klammer,
Sie fesselt des Kindes Blick.

Zappelnd und ringend windet
Es sich von der Mutter Schooß,
Tappt in das Kämmerlein, findet
Das ernste Todesloos.

Am goldig-gleißenden Schnitte
Erkennt er das Erbestück.
Mit kurzem, schwankendem Schritte
Bringt er's der Mutter zurück.

Schon jetzt deine Thränen fließen?
Warte noch, Mutter, ein Jahr,
Dann magst du die bittern vergießen,
Dann wird das Orakel wahr.

Christian August Gebauer

ward am 28. August 1792 zu Knobelsdorf im Königreich Sachsen geboren, erhielt, nach vollendeten Studien, eine Collaboratur in Meissen, wurde dann Lehrer an einem Institute in Cöln, 1818 Professor in Bonn, was er jedoch nur kurze Zeit blieb, und später Instructor des Prinzen von Wittgenstein. — Gegenwärtig lebt er als Hofrath und Doctor der Weltweisheit im Privatstande zu Mannheim.

Er schrieb:

Geistliche und weltliche Gedichte. Heidelberg 1814. 4. A. Heidelberg 1821.
Des Ausonius Bissula. Köln 1817.
Bilder aus der Gemüthswelt. Elberfeld 1819.
Blüthen religiösen Sinnes. Elberfeld 1819. N. A. 1828.
Legende vom heiligen Engelbert. Köln 1819.
Bilder der Liebe. Köln 1819.
Die Morgenröthe. Elberfeld 1819 — 1820. 2 Thle.
Stunden der Einsamkeit. Aachen 1820.
Blumenstücke. Mannheim 1821.
Aurora. Mannheim 1823.
Lebensbilder. Ulm 1825 — 1826. 2 Thle.
Altes und Neues. Nürnberg 1826.
Deutscher Dichtersaal. Leipzig 1827. 2 Thle.
Die Monate des Jahres. Stutgart 1828.
Vesta. Berlin 1828.
Luther und seine Zeitgenossen als Kirchenliederdichter. Leipzig 1828.
Simon Dach und seine Freunde. Tübingen 1828.
Das Schönste aus Jean Paul's Schriften. Leipzig 1827. 2 Thle.
Lilienblätter. Stuttgart 1831.

Mit reicher Phantasie und innigem Gefühl ausgestattet, hat sich G. vorzüglich der lyrischen religiösen Poesie zugewandt und hier Ausgezeichnetes geleistet. —

Friedrich Gedike.

Dieser um das Schul- und Erziehungswesen in Deutschland zu seiner Zeit hochverdiente Gelehrte, ward am 15. Januar 1754 in dem Dorfe Boberow bei Lengen in der Priegnitz, wo sein Vater Prediger war, geboren. Er hatte das Unglück, denselben schon im neunten Jahre zu verlieren, und wurde nun, Anfangs in Seehausen, dann in dem Waisenhause zu Züllichau erzogen, zeichnete sich jedoch während seiner früheren Jugendjahre eben nicht durch hervorstechende Fähigkeiten aus. Erst in der letzten Zeit erwachte sein Geist und entwickelte sich zum Erstaunen Aller, die ihn früher gekannt hatten. Im Jahre 1771 ging er nach Frankfurt an der Oder, um Theologie zu studiren. Nach vollendeter akademischer Laufbahn berief ihn Spalding 1775 nach Berlin, als Erzieher seiner Söhne. 1776 wurde er Subrector des Friedrichswerder'schen Gymnasiums daselbst, 1778 Prorector und 1779 Director dieser Anstalt, 1791 Mitdirector des Berlinisch-Kölnischen Gymnasiums, und 1793 Director desselben. — Bereits 1784 war er zum Oberconsistorialrath, und 1787 zum Oberschulrath ernannt worden. Bei der Gründung eines Seminariums für gelehrte Schulen wurde ihm gleichfalls die Direction desselben übertragen. Im Jahre 1790 trat er als Mitglied in die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, und 1791 erhielt er von der theologischen Facultät zu Halle das Diplom eines Doctors der Theologie. Er starb am 2. Mai 1803 zu Berlin, nach höchst gesegnetem und ausgedehntem Wirken.

In deutscher Sprache erschien von ihm:

Pindar's Olympische Siegeshymnen. Berlin und Leipzig, 1777.
Pindar's Pythische Siegeshymnen. Berlin und Leipzig, 1779.
Aristoteles und Basedow, oder Fragmente über Erziehung und Schulwesen. Berlin und Leipzig 1779.
Vier Dialogen des Platon. Berlin, 1780.
Gesammelte Schulschriften. Berlin, 1789 — 1795. 2 Bde.
Vermischte Schriften. Berlin, 1801.
Berlinische Monatsschrift (mit J. E. Biester). Berlin, 1783 — 1790.
Einzelne Oden, Schulreden, Beiträge zu Zeitschriften u. s. w.

Die vielfachen großen Verdienste, welche sich G. durch seine Schriften sowohl, wie durch seine amtliche Thätigkeit um das Schul- und Erziehungswesen, zunächst in Preußen, dann aber auch in ganz Deutschland erwarb, sind so allgemein anerkannt, daß es einer näheren Auseinandersetzung derselben hier um so weniger bedarf, als solche in einem Werke dieser Art nicht einmal an ihrer rechten Stelle wäre. — Als Schriftsteller im engeren Sinne hat er wohl das Vorzüglichste in seinen Nachbildungen griechischer Originale geleistet, und namentlich in seiner Uebersetzung des Pindar gründliche Kenntniß mit Geschmack, wahrem Gefühl und großer Herrschaft über Sprache und Form vereinigt. Weniger glücklich ist er dagegen in seinen Reden und Oden, da es ihm zwar nicht an Kraft, Gewandtheit und Reichthum des Gedankens, so wie an Anmuth und Wärme des Styls fehlt, eine eigenthümliche Neigung zum Allegorisiren ihn aber zu weit führt, und ihn oft zu unnützer Häufung der Bilder und Figuren, so wie zu rhetorischer Uebertreibung hinreißt. —

Eduard Heinrich Gehe,

gewöhnlicher Eduard Gehe, ward am 1. Februar 1793 zu Dresden geboren, erhielt seine erste Bildung im väterlichen Hause, und bezog dann Schulpforte. Er studirte darauf die Rechtswissenschaften zu Leipzig, machte nach vollendeter akademischer Laufbahn mehrere Reisen, und ließ sich bei seiner Rückkehr als Rechtsconsulent in seiner Vaterstadt nieder. 1827 ward er Großherzoglich-hessischer Hofrath, und in neuester Zeit K. Sächsischer Censor.

Von ihm erschien:

Das Schloß Candra. Oper. Dresden, 1834.
Desgleichen. Trauerspiel. Leipzig, 1821.
Gustav Adolph. Tragödie. Leipzig, 1818.
Der Tod Heinrichs IV. von Frankreich. Trauerspiel. Dresden, 1820.
Maja und Algino, oder die bezauberte Rose. Dresden, 1827.
Historische Novellen und Erzählungen. 2 Bde. Leipzig, 1830 u. 1832. (Der 10. u. 12. Band der Bibliothek historischer Romane. Leipzig, bei Focke.)
Das Schloß Perth und die Pulververschwörung. Leipzig, 1835.
Die Eroberung Sibiriens. Leipzig, 1835.
Vermischte Schriften. Bunzlau, 1836. 2 Thle.
Mehrere ungedruckte Tragödien, Beiträge zu Zeitschriften u. s. w.

Als dramatischer Dichter gehört Gehe zu denen, welche Schiller zum Vorbilde nahmen, und auf der von diesem unsterblichen Geiste eingeschlagenen Bahn weiter strebten. Seine Versuche waren nicht ohne Erfolg, da ein glückliches Talent ihn begünstigte und unterstützte. Reichthum der Erfindung, Anmuth und Kraft der Sprache, Wahrheit der Charakterzeichnung und geschickte Verbindung der einzelnen Situationen treten in seinen dramatischen Leistungen hervor, und erwerben ihnen nicht geringes Lob; doch fehlt es ihnen an Tiefe und Gluth der Leidenschaft, daher war

ihre Wirkung weder nachhaltig, noch dauernd. Mit größerem Glück bearbeitete G. später die deutsche Oper, die überhaupt seiner ruhigen, gleichen Sinnesart wohl mehr zusagt, und hat auf diesem Gebiete wohl das Beste geliefert, was unsere Literatur bisher aufzuzeigen vermochte. — In der Gattung der historischen Novelle und des historischen Romans, welcher sich Gehe in den letzten Jahren fast ausschließlich zuwandte, hat er mit Recht großes Lob geerndtet, da er mit gründlichen Kenntnissen eine sehr anmuthige, phantasiereiche Darstellungsgabe verbindet. —

Charlotte Corday.

„Ruhe herrscht in der Natur; der Geist ihres Friedens grüßt meine Seele. Schildere mir den Sommerabend, daß seine jungen Farben meinem Alter lebendig werden."

So sprach Corday, der Vater, zu seiner Tochter. Er war blind, ein siebenzigjähriger Greis.

„Das Gewitter," sagte Charlotte, „hat sich verzogen und einen Regenbogen zurückgelassen, der Land und See verbindet. Wie flüssiges Silber liegt sie vor uns, trägt Boote und Schiffe, die dieser Küste enteilen. Die Segel glänzen wie Schleier, während das Abendroth seine Farben auf die Gestade haucht. Nur das Meer gibt einer Gegend den Charakter der Größe, und schön ist es, wenn zu dieser Größe sich, wie hier, die Lieblichkeit gesellt."

„Ein Abend, geeignet, daß man an ihm von Heinrichs und Sully's Weltfrieden träume!" erwiederte Corday. „Das waren Menschen, so groß, als liebenswürdig; echte Franzosen. Im Strahl der untergehenden Sonne feiere ich ihr Andenken. Auf die Liebe, die damals Volk und König einte, folgte der Haß, auf das Glück das Unglück, auf den Tag die Nacht. Aber auch unsere Zeit hat ihre Tugenden. Gemessene Kraft muß sich der Leidenschaft, echtes Volksthum dem Jacobinismus entgegenstellen. Jene Bürger Frankreichs, welche dem Boden der Tyrannei enteilen, sündigen am Vaterlande. Die Besseren dürfen nicht ihren Platz dem Laster räumen. Jeden Fuß breit muß man ihm streitig machen. Gibt es ein schöneres Loos, als über den Gräbern seiner edlen Ahnen edel fallen für das Recht? O, daß in mir noch die Kraft des Jünglings lebte!"

„Sie lebt, mein Vater, in Euren Söhnen — den Girondisten!"

„Ich habe Freude an meinen Kindern," sprach Corday. „Im nahen Caen wirken meine zwei Jünglinge still, doch kräftig. Ein edles Feuer lodert in ihrer Seele und Du bist — Corday's Tochter."

Sie drückten sich die Hand. Nie waltete zwischen einem Vater und seinem Kinde ein zarteres Einverständniß.

„Mein Vater," sagte jetzt Charlotte und richtete den Blick auf die felsige Küste, „dort sehe ich Leute, die wohl unserer Hülfe bedürfen. In diesen Zeiten der Tyrannei erkennt man leicht die unverdient Verfolgten."

Wirklich zeigten sich zwischen den Klüften des Felsgestades vier Männer; in ihren blassen, aber edlen Zügen malte sich die tiefste Noth.

„Sei Du mein Auge, mein hülfebringender Arm!" sagte der Alte zu Charlotten.

Die vier Männer, Corday's Landsitz erblickend, der nicht weit von Caen, näher dem Meere, lag, eilten darauf zu, so viel es ihre sichtbar erschöpften Kräfte erlaubten. Plötzlich schien Furcht und Entsetzen ihre Schritte zu hemmen. Unschlüssig blieben sie stehen, scheu umherblickend wie Verfolgte, die den Tod auf ihren Fersen wandeln sehen.

„Geächtete, den Gefängnissen und Hinrichtungen entfliehend!" sagte Charlotte leiser.

„So weißt Du, was wir thaten und wieder thun wollen," antwortete der Vater. „Aber vorsichtig! Wenn nicht das Landvolk, doch die Fischer der Küste dienen auch hier den Tyrannen."

Charlotte ging. Leise die Thür der Gartenmauer öffnend, trat sie auf das Feld und winkte.

„Euer Anblick kündet mir Euer Schicksal. Tretet ein in Frieden!"

„Thut es nicht!" schrie Einer der Flüchtlinge den Andern zu. „Statt der Hülfe könnte Verrath uns antreten."

„Niemand traue ich mehr, außer Dir, o Mädchen!" sagte der jüngste der Männer und ergriff Charlottens Hand. Die Andern folgten. Aber als sie nun tief aufathmend eintraten in diesen Wohnsitz der Ruhe, unter die Schatten wohlgepflegter Bäume, der hohe Greis Corday, wie ein Patriarch aus besserer Zeit, durch die wohl bekannten Räume sich ihnen entgegenbewegte, da zögerte der Fuß der Unglücklichen, die Schwelle des Glücks ganz zu überschreiten.

„Ihr wollt uns laben," sagten sie, „und wir bringen Euch Tod. Fort, fort von hier, ehe Henriots Banden die Feuerbrände auf das gastliche Haus schleudern. Es ist die Zeit des Sylla und Marius. Weil sie Geächtete bei sich verbarg, starb die Bouquet auf dem Schafote."

„Den Tod der Ehre," erwiederte ruhig Charlotte. „Glaubt Ihr, es gäbe nur eine Französin!"

Bei diesen Worten war es, als ließen die Geister der Angst, des von irdischer Noth erzeugten Wahnsinnes plötzlich von den vier Männern ab. Kühner, stolzer erhoben sie das Haupt. Ihre Augen fingen an zu glänzen, ihre bleichen Wangen färbte Feuer.

„Frankreich stirbt nie ganz!" riefen sie. „Verwandte Geister treffen sich noch; der Engel der Gastfreundschaft kehrt uns sein himmlisches Antlitz zu. Und auch wir, nach Monden des Kampfes, der Verfolgung, begehren nur eine Nacht des Schlummers, um dann wieder gestärkt die Nation gegen die Wüthrige zu vertreten."

„Das ist die Sprache der Vaterlandsfreunde," sagte Corday. „Voll klingt sie und lieblich, wie Orgelton durch Sturmesnacht. Laßt mich Eure Namen wissen, daß ich sie in meinem Herzen trage."

„Du siehst Gensonné, Buzot, Salles und Lanjuinais vor Dir, die Abgeordneten der Gironde bei dem Pariser Convent, doch jetzt geächtet, aus Paris, diesem Rachen des Todes, entflohen, von Henkern verfolgt."

„Ihr seid es, Söhne des Gesetzes, seinen Frieden predigend in der Schreckenszeit?" rief froh bewegt Corday, sie unter sein gastliches Dach geleitend. „O, mein Alter neigt sich vor Eurer Jugend! Zwischen königlich Gesinnten und Jacobinern die schmale Bahn der Mäßigung zu wandeln, erforderte Römermuth, durch Christensinn geläutert."

„Die letztentschwundenen Jahre gaben große Hoffnungen," sagte, in ruhigere Betrachtung versinkend, Lanjuinais, indeß ein Strahl der Abendsonne sein edel-schönes Antlitz verklärte. „Ein neues Licht schien tagen zu wollen und wir, die Mitglieder der Nationalversammlung, sollten Verkünder dieses Lichtes sein. Welch ein Anblick! — Auf der einen Seite der König, statt des Flittertandes falscher Größe, die Liebe des Volkes zu seinem Juwele erwählend; auf der andern Seite dieses Volk, auftauchend aus tiefstem Druck, die Menschenrechte laut begrüßend. Welch ein Tag, als der dritte Stand mit Adel und Geistlichkeit zusammenfloß und in der Flamme der allgemeinen Begeisterung die Vorrechte der Einzelnen untergingen! Es war der Silberblick der Staatsumwälzung. Da — ist es doch, als sollte die Menschheit nie zur Vollkommenheit gelangen — bildete sich aus den Fehlern des Königs und der Reizbarkeit der niederen Volksclassen das Ungeheuer des Bürgerkrieges. Erst schüchtern, wie das Licht des Tages scheuend, hob es sein Haupt, das Sansculotten küßten. Wir fühlten seinen Pesthauch und kämpften, ob uns das Blut erstarrte. Aber schon zog es Viele zu dem Unthiere mit Basiliskenblick hinüber. Wir stritten fort, mit unserem linken Arm das bebende Königthum deckend. Aber nun tauchten sie auf, die Vampyre der Nation, die Ungeheuer der Schreckenszeit, Robespierre, der heimliche, Marat, der offene Tiger, seine Zähne fletschend. Nie habe ich geahnt, welch ein entsetzlicher Geist in der Menschenbrust wohne. Das kleine Stückchen Fleisch, Herz genannt, ist schlimmer als Aetna und Vesuv und alle Vulcane der Welt. Doch nein! in diesen Entmenschten ist kein Herz, eine Kröte an dessen Stelle. Aber sie siegen. Der einundzwanzigste Januar mit seiner Königsleiche, der einunddreißigste Mai und zweite Junius, an denen die Lärmkanonen donnerten, vollendeten den Sturz der Gemäßigten. Wir wurden nicht besiegt, nein! erdrückt von den Achtzigtausenden, die, mit Schwertern, Piken, Flinten und Dolchen den Schloßplatz besetzend, die Kanonen gegen den Convent richtend, Mörder waren und sich Bürger des sittlichen Aufstandes nannten *)".

Schnell trat jetzt Charlotte herein.

„Männer des Vaterlandes," sagte sie, folgt mir zur sicheren Ruhestätte."

„Droht Gefahr?" fragte Buzot.

„Nicht für Euch, so lange wir leben;" erwiederte Charlotte dringender.

„Geht mit ihr!" ermahnte Corday. „Sie hat das Auge des Falken und das Herz der Taube." Leicht schritt Charlotte voran, bis wo vor einer Grotte des Gartens wilde Oleander und Kastanien sich zu einer anmuthigen Nacht verschlangen. Der Boden vor der Grotte war mit einem Getäfel bedeckt, eine künstlich eingefügte Platte ward gehoben und ein unterirdisches Gewölbe sichtbar, darin eine brennende Lampe und erquickende Früchte, von der wirthlichen Charlotte hinein gestellt.

„Steigt hinab und laßt es Euch wohl sein," sagte sie lächelnd.

*) Geschichtlich.

„Ohne Zweifel naht schon die Gefahr. Du willst sie uns nur verbergen und lächelst, Mädchen!"

„Den Tyrannen bleibe die Angst, dem reinen Gewissen das Lächeln!" erwiederte sie. „Steigt schnell hinab, ruht süß, indeß ich wache."

Sie stiegen nieder, die Platte über sich ziehend. Ueber dem Asyle der Geretteten stand Charlotte. Von ihrem Antlitze verschwand das Licht, um der schönsten und tiefsten Trauer Platz zu machen. Sie zog einen eben empfangenen Brief aus dem Busen hervor und las ihn. Alle Empfindungen der Wehmuth, der Liebe, des Schmerzes, der zartesten Weiblichkeit malten sich auf ihrem lieblichen Antlitze. Groß war der Kampf, schwer der Sieg.

Als sie geendet, zitterte eine Thräne in ihrem Auge und feine Blässe deckte ihre Wange. Aber die Hand auf das Herz legend, als wollte sie dort ein gewaltiges Gefühl niederdrücken, rief sie: „Es muß!" und ging entschiedenen Schrittes zu dem Greise.

„Die Vier sind geborgen," sagte sie. „Aber dort, von Caen her, über die Hügel, schwärzer als die Schatten der Abenddämmerung, kommen auch schon die Feinde angezogen. Waffen sehe ich blinken, Gedrüll ertönt." Sie neigte sich an des Vaters Brust.

„Was ist Dir? Du zitterst? Wann zitterte bei dem Nahen eines Feindes Corday's Tochter?" fragte der Alte, ihre beiden Hände liebreich fassend.

„Er hat mir geschrieben, in allem Feuer seiner brennenden Leidenschaft, wird gleich selbst hier sein," seufzte Charlotte kaum hörbar.

„Romme wagt Dir zu schreiben, in mein ehrliches Haus zu kommen?"

„Er wagt noch mehr, mein Vater, er hofft, der Mächtige, auf die Hand Eurer Tochter."

„Der Königsmörder, zu Seiten eines Marat und Robespierre sitzend?"

„Ein gefallener Engel!" sprach Charlotte leis und schmerzlich.

„Was Du ihm sagen wirst, meine Tochter, weiß ich, ehe Dein Mund es ausspricht."

„Ich dachte an seine erste Jugend, das hat mich weich gemacht. Vergib Deinem Mädchen die Schwachheit;" erwiederte Charlotte und richtete sich entschlossen empor.

Waffen klirrten, Fackelbrände wehten wie feurige Zungen durch die Gebüsche. In einem Augenblicke war der Landsitz von einer Rotte eingenommen. Aus ihrer Mitte, in gebietender Hoheit, trat Romme, Vorsitzer des Pariser Umwälzungsgerichtes, das ohne Schwurrichter und Berufung über Leben und Tod sprach. Das Adlerauge auf die Corday's gerichtet, schritt Romme vor. Als er Beide ruhig ernst ihm entgegenschauend fand, schien sein Fuß zu zögern. Die stolze Lippe zuckte, ein dunkles Roth leuchtete auf seinem Antlitz, in dem sich eine Mischung von Scheu, Liebe und zorniger Majestät zeigte, während das wiederkehrende Gewitter am Himmel seine Wolkenscharen aufjagte und leiser Donner über Land und See rollte.

„Vater Corday," sagte er dann, sich fassend, fast weich, „Euer Sohn grüßt Euch wie sonst."

Corday aber erwiederte: „Laßt die Vergangenheit ruhen! Der Conventsdeputirte tritt mit Gewalt umgürtet in das Haus, das ihn erzog. Er hat darüber zu verfügen. Der Henri, der Jugendgespiele meiner Kinder, halte es meinem Alter zu Gute, zieht es sich vor der einbrechenden Nacht zurück. Ich lasse Euch Charlotten hier; sie hat Euch etwas zu sagen, was gleich und nur zwischen Euch Beiden besprochen werden muß."

Langsam wanderte er dem Hause zu. Romme biß die Lippe, während sein Blick über die Rotten hinstreifte, die ein Wink von ihm zähmte oder entfesselte. Dann fragte er im leicht vornehmen Tone, den aber ein Hauch der Seelenangst umschleierte: „Und Charlotte?"

„Ist sich selbst getreu!" erwiederte sie nicht ohne Anstrengung.

Eine Pause folgte, nur durch ein Säuseln unterbrochen, welches, das herannahende Wetter verkündend, durch die Natur zog.

Gewaltig arbeitete es in Romme's Brust. „Höre, Mädchen!" sagte er, „das Rad der Zeit geht im Riesenschwunge, Königskronen zermalmt es, aber, bei Gott! nicht die Blume der Liebe." Er ergriff ihre Hand; sie zog sie zurück.

„Wie?" sagte er gedehnt und setzte dann feurig und entschlossen hinzu: „Sie ist mein, diese Hand der Liebenswürdigsten ihres Geschlechtes, mein für Zeit und Ewigkeit."

„Sie war es," antwortete Charlotte in edler Würde.

„Sei verständig, Mädchen, lerne eine männliche Seele begreifen, schätzen. Fortgerungen hat sie sich durch alle Kämpfe der Revolution, erst bewältigt, dann bewältigend. Wer war ich, als ich Euer Haus, ein armer Jüngling, verließ? Wer bin ich jetzt — spielend mit des Volkes fürchterlichen Kräften? Nur der Sturm, der Alles vor sich niederwirft, siegt in solcher Zeit. Und nun, wo ich, gestellt zu den Gefürchtetsten, getragen von der Woge des Glückes, das Haupt geschmückt mit dem Lorbeer der Volksgunst, Dich an mein Herz drücken will, vermissest Du Dich, Eis zu sein der Flamme gegenüber? Du vermagst es nicht. Dein Mund schweigt, Dein Zittern spricht. Warum strömt denn jetzt, wenn Du mich nicht liebst, von Deinem Antlitz alles Blut zu dem Herzen meiner Charlotte? Ja, Du liebst mich noch, Dein Henri ist Dein Alles, Dein Gott und —"

„Zurück!" rief Charlotte jetzt mit Hoheit, „zurück, Unedler, listig wie der Leopard, aber nicht wie der Löwe großmüthig. Schleicht noch eine Schwäche für Dich durch mein Gebein, so ist es die Flamme eines sterbenden Fiebers. Seit jenem Blutbade des zweiten Septembers, das Du mit geleitet, sind wir geschieden vor Gott und der Welt."

Wie entsetzt fuhr Romme zurück, sie mit weitaufgerissenen Augen anstarrend.

„Laß uns tiefer hinab zum Garten gehen!" sagte er dann leise und schrecklich. „Es könnte Dir und den Deinen Gefahr bringen, hörten Jene eins Deiner Worte."

Er deutete auf die mit Piken, Dolchen und Säbeln bewaffnete Menge, die an seinen Blicken hing, und leitete Charlotten zur Grotte. Seine Augen rollten, dunkle Geister schienen in ihm emporzustürmen, jeden Augenblick bereit, hervorzubrechen. Als Romme gerade diesen Weg nahm, zuckte in Charlottens Seele eine Ahnung empor. An dem offenen Fenster eines Gartensaales vorbeiwandelnd, griff Charlotte nach etwas, das auf dem Fensterbrete lag, steckte es, von Romme unbemerkt, in ihren Busen und war fortan ruhiger.

„Weißt Du, Charlotte," hob Romme wieder an, „warum ich nach Caen kam und mit wem ich kam? Mit Henriot und seinen Tausenden, nach dem Beschlusse des Convents*), an den Girondisten Strafe zu vollziehen. In diesem Caen selbst, diesem Sitze des Aufruhrs, sollen sie fallen, morgen früh. Die Guillotinen sind für permanent erklärt, nur Schrecken bändigt die Empörung. Ihre bedeutendsten Häupter sind schon in unserer Gewalt, vier Entflohene, um die jedoch nur ich weiß, so gut als ergriffen."

Sein stummer Blick fiel auf die Platte, er setzte den Fuß auf sie, die dumpf dröhnte. Ohne Zweifel war ihm, der von sonst her die Gelegenheit des Ortes kannte, Alles verrathen worden. Aber Charlotte schlug nicht, wie Romme erwartete, den Blick nieder.

„Fahrt fort," sagte sie, und ihre edle Gestalt schien sich noch edelkühner zu heben und der Geist der Entschlossenheit leuchtete aus ihrem sonst so sanften Auge.

Diese Seelenhoheit ergriff Romme; er drückte die Hand vor die Augen und vor seiner entzündeten Phantasie tauchten die Bilder seiner Jugend auf, „Engel mit Schwanfittichen. Sonst und jetzt!" Romme seufzte. Nie war er schöner, nie verführerischer als in diesem Augenblicke, wo er wie von dem Engel der Unschuld entwaffnet stand. Von einem wahren Gefühle hingerissen, stürzte er zu Charlottens Füßen.

„Während ich Dich liebe, anbete, hassest Du mich, schwebst, für Fremde Dich opfernd, mir fluchend, am Rande des Abgrundes, während Angst des Todes um Dich, Du undankbares, göttliches, beweinenswerthes Geschöpf, in meinem Busen wühlt. Dich zu warnen kam ich hierher, in aller Sehnsucht der Liebe. Als ich Dich sah nach Jahren der Trennung, das starre Marmorbild, da riß es wie Geier mir am Herzen. Ich bin ein Mann meiner Zeit, that nur, was Hunderte thaten. Richte nicht, schilt nicht; Deine ersten Briefe, denen, ach! so lange schon keine folgten — trag' ich — blick' her! auf meiner Brust, Dein Bild in meinem Herzen."

Und so stürmte er fort und fort, schmeichelnd, flehend; und Charlottens weiches Herz trank den verführerischen Strom seiner Rede. Allgewalt der ersten Liebe! Wir verabscheuen, wenn er sich selbst entheiligte, ihren Gegenstand und vergöttern ihn doch noch in der Erinnerung an vergangene schöne Tage. Umsonst erhebt sich zürnend der Geist; das Herz liebt, was es einmal ergriff, in Schmerzen fort, und muß es entsagen, so ist es ein Riß durch's Leben. Charlottens Kraft fing an zu wanken. Immer süßer, immer berauschender klang Romme's Rede. Ein Hauch von seinen glühenden Lippen hatte ihre Wange getroffen. Er ahnte Sieg.

„Du wirst nicht ewig zürnen, wirst barmherzig sein wie Engel. Mädchen meiner Wahl, süßes, himmlisches Geschöpf, zu mir! zu mir!"

Und vor ihr niedergeworfen, streckte er die Hand flehend zu ihr auf. Da zückte, hoch über die Hand hinweg, sie in blutrothes Licht kleidend, während das Uebrige im schauerlichen Dunkel blieb, ein Blitz. Aller Schmerz dieser entsetzlichen Zeit,

*) Geschichtlich.

Elisabeths Schwesterklage, die Todesseufzer der Lamballe, Antoinettens leises Wahnsinnslied, alles das unerschöpfliche Weh der Septembertage, an denen Romme Antheil nahm, richtete sich wie ein Sturm in Charlotten auf und der Boden schien unter ihren Füßen zu wanken.

„Königsmörder!" hallte ihre bebende Lippe.

Romme lachte wild. „Nicht blos der Himmel hat Blitze," sagte er, „dies kleinste seiner Wetter war nur ein Vorspiel, das größere geb' ich."

Und durch die Nacht mit tönender Stimme rief er: „Hierher, ihr Bürger, Freunde des Gesetzes!" Im Augenblicke erschien die rohe, entmenschte Menge, grell vom Fackelbrand beleuchtet, und nur mit Widerstreben den ihr von Romme angewiesenen Standpunkt nicht überschreitend, denn sie witterten Blut.

„Bürgerin," sagte Romme kalt und nur Charlotten vernehmbar, „von meiner Jugend her entsinne ich mich, daß dieser Boden — blickt nicht auf ihn herab, es würde Euch jenen Männern zu zeitig verrathen — ein Geheimniß bewahrt. In letzter Zeit barg er, birgt noch Schätze, vier Leben, dem Tode angehörend. Den Kunstgriff, diese Platte zu öffnen, lernte ich, wenn ich nicht irre, von Euch selbst."

Diese Tücke, Frucht der furchtbaren Gefühle, die jetzt Romme's Brust durchkreuzten, gab Charlotten alle ihre Waffen wieder. Es galt, vier Unglückliche zu vertheidigen. Eben so leise und den Zeugen durch keine Miene die Wichtigkeit des Zwiegespräches verrathend, erwiederte sie:

„Stein, Baum und Räume kennt Ihr hier, wäret ja, der ausgesetzte Knabe, verschmachtet, hätte Euch mein Vater nicht aufgenommen. Schön, daß Ihr von allem diesen das Einzige, den Stein dort unten, nicht vergaßt, noch rühmlicher, daß Ihr Eure Gedächtnißkraft jetzt so zum Heil unsres Hauses benutzet. O, Ihr werdet Charlotten noch liebenswürdiger werden!"

Nie in ihrem Leben hatte sie mit so viel Bitterkeit gesprochen. Aber Charlotte war durch diesen Undank in tiefster Seele gekränkt und ein stolzes Vaterlandsgefühl, mit Verachtung gepaart, verhieß ihr Rettung der Unglücklichen, durch schneidenden Vorwurf in die Seele des Verfolgers geworfen. Auch faßte er den gewaltigen Mann. Ein Blick seines Auges, wie von brennenden Thränen feucht, zeugte von Romme's Scham und besserem Gefühl. — Es benutzend, fuhr Charlotte leise fort:

„Die Viere sind unten. Aber im Augenblicke, wo Ihr die Platte oder mich berührt, stoß' ich mir dies Messer — dessen Heft ich jetzt aus dem Busen ziehe — tief in das Herz. Dasselbe geschiehet, wenn Ihr nicht binnen einer Minute Euch von hier entfernt, sammt den Gefährten. Ihr kennt mich!"

Romme erzitterte ob des Lebens der Geliebten, ballte heimlich die Faust; mit dem Bösen rang sein besserer Genius. Aber er kannte Charlotten. Ohne nur noch einen Blick auf sie zu werfen, wandte er sich und ging. Charlotte aber sank an der Stelle ihrer That in Thränen nieder.

„O, wäre er rein geblieben!" seufzte sie, „ich wäre ihm gefolgt in Noth und Tod, sein Weib, seine treue Magd. Gibt es ein schöneres Glück, als den Geliebten die Bahn der Ehre wandeln zu sehn? Und fände er dabei den Tod und läge er blutig zu meinen Füßen, ich könnte eine Locke von ihm an meinem Herzen und sein unsterbliches Bild in meiner Seele tragen. Aber so, lebend und doch für mich todt, nicht begraben und doch begraben von den Trümmern seines Rufes, von seiner Schmach! — Liebe, schöner, verführerischer Schwesterengel der weiblichen Seele, mit ihr aufwachsend, ihr, ach! mit tausend süßen Thränen schmeichelnd, entfliehe denn zum Himmel, deiner Heimath, oder — baue deinen Thron in andere, beglücktere Herzen. Das meinige — es entsagt. Vielleicht — dunkel schwebt es vor meiner Seele — wird mir eine andere Krone als die von Myrten. Wie du willst, mein starker Gott!"

Sie lag auf den Knieen und betete. Da rauschte es neben ihr. Zwei Jünglinge, Arm in Arm geschlungen, belauschten sie mit dem Auge der Bruderneigung, der Eine blond gelockt, ein heiteres Achilleshaupt, der Andere still ernst, ein Antinous; Beide in der Blüthe der frischesten Jugend.

„Die Schwester betet mit für uns und das Glück unserer Waffen," sagten sie und falteten die Hände, indeß der Mond seinen Glanz auf die die drei herrlichen Gestalten goß.

Jetzt gewahrte Charlotte die Brüder. In wonniger Wehmuth hing sie an ihrem Halse.

„Schwester," sagten die Brüder, „der morgende Tag wird ein Tag der Entscheidung, groß und ernst und blutig sein; die Bernacht mit ihrer erhabenen Ahnung bringen wir vereint mit Dir und dem Vater zu."

„Er erwartet Euch und ich führe Euch Mitkämpfer zu," sagte Charlotte; dann, die Platte erhebend, rief sie: „steigt auf, Freunde, die Gefahr ist vorüber."

„Durch Deinen Muth!" antwortete, mit den Andern aufsteigend, Lanjuinais. Feindestritte, immer wiederkehrend, schallten über uns; uns war als fasse der Tod uns."

„Lebt," sprach Charlotte, „lebt, von Feinden nicht mehr verfolgt, unter Freunden! Hier Camille und Georges, meine Brüder; hier Lanjuinais, Buzot, Genfonné und Salles, die glänzenden Redner und Streiter der Gironde. — Wohl! schüttelt Euch die Hände; die Geister verstanden sich längst. Und nun laßt uns zum Vater gehn."

Sie gingen, Charlotte voran, die Männer Hand in Hand, zu Corday dem Vater. Er saß, hoch über dem Thalgrunde, auf der Plateforme seines Hauses, deren Getäfel von weißem Blech im Mondenlicht wie Silber flimmerte. Und um ihn her säuselten, aus der Tiefe ragend, die Wipfel der Pappeln, die er einst selbst gepflanzt hatte. Theilte ein Windstoß die Blätterfülle, so zeigte sich das unendliche Meer. Frei und schön über der See stand der Mond, eine güldene Säule auf die Gewässer zeichnend; ausgesäet war der Sterne Heer; die Erde ruhete. In dieser feierlichen Mondnacht, unter dem reinsten Himmel, versammelten sich auch die andern Getreuen auf der Terrasse, die jedem Späherblick von unten durch den Kranz der Bäume entzogen ward, und nachdem Cordan, dem es nicht mehr vergönnt war, die Söhne zu sehen, seine Hand zu seinem Auge gemacht und lind das Antlitz der Jünglinge berührt hatte, sich der lieben Züge zu erfreuen, setzten sich Alle zu einem einfachen Liebesmahle. Mit jener leichten Grazie, die Französinnen auszeichnet, hatte Charlotte schnell Alles zugerichtet; selbst Blumen fehlten als Zierde des Tisches nicht. Wie blinkte unter ihnen der rothe Wein feurig hervor! Aber zu sehr strahlten alle Leidenschaften dieser großen und heftigen Seelen in einen Brennpunkt zusammen, als daß nicht das „morgen" mit seinen Kämpfen und Schrecknissen sie gleich wieder ausschließlich beschäftigte.

„Die Sache unseres Calvados's steht besser, als der Feind glaubt. Aber erzähle Du es dem Vater!" sagte der blonde Georges, den Arm um den Bruder schlingend, als erfreue es ihn, von den Lippen seines Camille wiederklingen zu hören, was sie Beide begeisterte.

Camille nahm das Wort: „General Wimpfen ist da, noch heimlich, aber mit Rath und That. Zu Bordeaux, Lyon, Marseille sind Verbindungen angeknüpft*). Der Aufstand der Bezirke gegen den blutigen Convent gedeihet, wird morgen schon losbrechen."

„Nicht ohne uns!" sagten die vier Geretteten.

„Die Königsmörder wähnen, uns schon wie zappelnde Fische im Todesnetz zu halten," fuhr Camille fort. „Uns zu erdrücken, sandten sie den Henriot. In Mitte seiner Banden, mit Ketten belastet, führt er von Paris aus einundzwanzig der Unsern**); ihre Häupter morgen zu Caen fallend, sollen besser als Kartätschenkugeln uns aus einander jagen. Weil man unsere Mittelclasse fürchtet, hat man Assignaten an die Hefe des Volks ausgeworfen."

„Das sind," sagte Buzot, „die furchtbaren Mittel, wodurch Marat allen Schlamm der Höllentiefe aufwühlt. Erst spritzt er durch das verruchteste aller Blätter, seinen Volksfreund, Medeengift in Köpfe und Herzen, daß die Leute zu rasen beginnen, dann zeigt er noch ihren ausgehungerten Magen das Gold. Alle die unseligen Volksaufstände zu Paris wurden und werden auf diese Weise vorbereitet. Nicht blos die Männer, auch die Frauen macht sein entsetzliches Gold zu Hyänen. Jene Leon, mit Pistolen bewaffnet, raste erst neulich wieder mit funfzehnhundert andern Weibern durch Paris. Diese sogenannte Volkskönigin nennt Marat ihren göttlichen Freund und bezieht zuerst von ihm alle Listen der Neugeächteten. Robespierre's und Marats bezahlte Strickerinnen sind der Ausbund der Scheußlichkeit. Diese Weiber heulen jedesmal so lange im Convent, bis die Männer darüber den Verstand verlieren."

Stumm hörte Charlotte zu. Als sie aus diesem Munde vernahm, was sie hundert Mal gehört und niemals hatte glauben wollen, versagte ihr die Sprache.

Camille aber rief froh begeistert: „In der Normandie fällt solche Drachensaat auf starren Boden. Er wirft sie zurück und der schreckliche Säemann sehe sich vor!"

Dann erzählte er und Georges, feurig beredt, von den mit List und Kraft heimlich getroffenen, der Normandie würdigen Gegenanstalten.

„Auf das Heil des morgenden Tages und seiner Streiter!" rief, wie in Jünglingsgluth, Cordan, der Vater. „Möge Gott der gerechten Sache Sieg verleihen!"

„Er wird es," sagte Camille. Ein tiefer, unendlicher Ausdruck lag auf seinen Zügen. Er stand auf, trat an das Geländer der Terrasse, während Georges, glücklich in tausend

*) Geschichtlich.
**) Geschichtlich.

Hoffnungen, den Vater und die neuen Freunde umarmte. „Fühle, wie ich glühe," sagte Georges, die Schwesterhand an seine Wange drückend. „Unendlich wohl ist mir. Eine solche Lebensfülle empfand ich nie. Man genießt doch das Leben nie so ganz, als wenn man in Gefahr ist, es zu verlieren. Aber gewiß, morgen Abend kehren wir als Sieger heim, sorge für zwei Kränze, Schwesterchen!"

„Liebe Seele!" scherzte Charlotte und wandte sich von ihm zu Camille, dem sie vorzüglich zugethan, Vertraute seiner tiefsten Gefühle und einer unglücklichen Liebe war. Sie fand ihn, hinaus in die Mondnacht blickend, ernst, doch weich.

„Dort drüben unter Pappeln liegt das Grab unserer Mutter. Die Todten rufen mir. Leb' wohl, meine Freundin!" sagte er leise.

„Mein Bruder, siegen wirst Du."

„Siegen und sterben, erwiederte er. „Laß Dir gegen den Vater nichts von meiner Ahnung merken. Sieh, wie Georges glüht, wie er schwärmt! Tröste den Vater, wenn — gib mir den Abschiedskuß. Du bist das sanfteste, edelste, liebenswürdigste Mädchen. Dank, heißen Dank für Deine Liebe! Leb' wohl! keinen Abschied weiter! Denk', ich sei Dir schon gestorben."

Er riß sich von ihr los, trat zu den Freunden. Niemand hatte den Abschied der Geschwister bemerkt. Aber Charlottens Herz war schwer, Begeisterung erfüllte es, doch auch tiefste Wehmuth. Ein Schmerz, gewaltiger als alles Leid dieser Tage, schien noch auf sie zu warten — Camille, Romme! — Und morgen schon werden sie zusammentreffen! Schon sinkt die Nacht, bald wird das Morgen zum Heute. Die innere Aufregung malte Charlottens Wange mit Purpur. Die Geister der Angst, Liebe, Hoffnung brachen lichtverklärt aus ihrem Auge. Sie war himmlisch schön, als sie wieder zu den Vaterlandsfreunden trat, die sich von den größten Geistern ihrer Nation, jetzt durch die Schlechten bedrängt, verdrängt, unterhielten.

„Bailly hat das Gute gewollt," sagte Lanjuinais. „Auch Mirabeau, der hinreißende Mann. Daß er, Beherrscher der Volksleidenschaften, Opfer seiner eigenen Leidenschaft, so bald starb, war ein Unglück für unsere Nation. Roland ist ein Mann, den die Freiheit so fertig fand, als wäre er schon bei seiner Geburt aus ihren schöpferischen Händen hervorgegangen, und wie soll ich Dich rühmen und preisen, Dich, der Du für die Freiheit zweier Welttheile strittest, Dich, Washingtons Waffenbruder, Dich, La Fayette! Trinken wir auf La Fayettens Wohl, und möge der Herzenswunsch, den er mir einst unter den wüthendsten Parteikämpfen mittheilte: „Ruhigen Sonnenabend nach Sturm!" in Erfüllung gehen!"

Die Gläser klangen. „Meine Freunde," sprach feierlich bewegt Lanjuinais, „vergessen wir die Frauen nicht. Größer noch als Roland ist die Bürgerin Roland. In das Gefängniß geworfen, setzte sie unter den Todesseufzern ihrer Mitgefangenen, selbst dem Tode nah', ruhig ihr Tagebuch fort*). Dort hat sie die Beobachtungen über sich selbst, und in wie weit in dem Augenblicke, als die Henker sie fortschleppten, ihr Puls lebendiger ging, niedergelegt. Das ist die Ruhe des Weisen, der auf das eigene Leben, wie auf ein Außending, herabschauet."

Charlotte war näher hinzugetreten. Als er schloß, reichte sie ihm schweigend die Hand, und als er nun, diese küssend, von der himmlischen Aufopferung der Lamballe sprach, die von dem glänzenden Hofe zu Sanct James zu ihrer Freundin in das Elend zurückkehrte, von Elisabeth, dieser Königin aller Schwestern, die je auf Erden für einen Bruder litten und starben — da glänzten an des Mädchens langen, seidenen Augenwimpern zwei Perlen.

„Diese Lamballe, diese Elisabeth," sagte sie, „sind nicht minder groß, als die stärkere Roland. Hingebende, aufopfernde Liebe ist die echte weibliche Tugend. Aber ich begreife, daß in unserer Zeit auch die Tauben sich in Adler verwandeln können, müssen. Es lebe die Roland, und die in dem Kerker seufzet, Elisabeth, und Du, jetzt über den Sternen wandelnd, Lamballe!"

Schon lange hatte Corday, der Vater, geschwiegen. Er dachte der Söhne und des morgenden Kampfes. Jetzt rief er entschlossen: „Brecht auf, daß noch die schützende Nacht Euch nach Caen geleite! Leb' wohl, mein Camille, mein Georges! Ihr Freuden, Ihr Stützen, Lichter meines blinden Alters. Hätte ich noch mehr Söhne — die zwei ältesten starben den Heldentod — ich sendete sie mit Euch, Alle, Alle unter die Fahnen des Vaterlandes."

Und er trieb sie fort, und die leise geöffneten Pforten ließen des Hauses Söhne und Freunde aus. — Still und groß war der Augenblick der Trennung.

*) Alle diese Züge sind aus der Geschichte entlehnt.

Als Charlotte in ihr einsames Gemach gelangte, wollte der Geist in ihr, einmal aufgeregt, nicht ruhen. Im Gespräche hatten die Freunde flüchtig auch jener zwanzigjährigen Renaud gedacht, welche auf dem Schafote starb, weil sie zweimal sich durch Robespierre's Hauswache zu drängen gesucht und im Verhör geäußert hatte: „Ich wollte durchaus einmal einen Tyrannen sehen*)!" Das fiel jetzt Charlotten bei. Wie zu sich selbst, sagte sie: „Renaud, Du wunderliches Mädchen, was hast Du denn eigentlich gedacht? Einen Tyrannen sehen ist Nichts. Die Tyrannei vernichten — Alles!" So schlief sie ein, und über sie kam der Geist des Traumes. Er zeigte ihr das Gefängniß la Force, die Roland darin. Sie schüttelte ihre Ketten und sagte:

„Wäre ich nur wieder frei, ich könnte noch etwas Besseres thun, als am Tagebuche zu schreiben. Das hilft nichts dem Gatten, den tausend Andern nichts. Marat läßt sie Alle hinrichten, wenn nicht —"

Hier riß der Faden des Traumgedankens ab, die Roland, oder vielmehr Charlottens Seele, schien vor Etwas zu erschrekken. Radförmig wälzte sich ein Nebel vor ihr. Wieder ward Ruhe; die Renaud trat aus dem Traume Charlotten an und schalt:

„Du hast unrecht von mir gedacht, ich wollte wohl etwas mehr als den Tyrannen sehen, aber weil es mir nicht gelang, rühmte ich mich nicht meines Willens. Auch gibt es noch einen Schlimmeren, als Robespierre. Weißt Du wen? —"

Hier neigte sich das Traumbild tief hinab an Charlottens Ohr, aber so leise flüsternd, daß sie es nicht verstand. Auch mit diesem Gedanken ward die Seele nicht fertig, sank vielmehr unter seinem Drucke in Bewußtlosigkeit. Tiefer Schlaf fesselte die schönen Glieder, bis er von dumpfen, aber mächtigen Schlägen aufgescheucht, plötzlich entfloh. Charlotte fuhr empor. Der Morgen graute; zu Caen donnerte die Lärmkanone.

In der Mitte des großen Marktes von Caen erhob sich mit der Guillotine ein breites Schauergerüst, an welches die Nachrichter eben noch ungeheure dreifarbige Cocarden nagelten und dabei lustig pfiffen und sangen.

„Kröten!" murrte ein breitschultriger Normand und nickte einem Truppe bewaffneter Bauern, die hinter ihm standen, zu.

„Ruhe! Ruhe!" ermahnte ein Anderer. „Es ist noch nicht Kolbenzeit. Pfiffig sind die Pariser Bluthunde doch mit ihren ausgestreuten Assignaten. Sie hätten uns armes Landvolk beinahe herumgekriegt. Aber mein Gewissen gab mir eine Maulschelle und das war gut. Geraden Weges ging ich zu den jungen Corday's und zu Wimpfen und erzählte Alles, wie die Rothmützen uns Geld an den Hals geworfen hätten, sagend, Caen müsse aufhören zu sein, und wir sollten mit ausziehen gegen seine Reichen — die Staatsmänner. Darauf gaben die Corday's und Wimpfen uns den Plan zur Verstellung ein. Wir nahmen von den Anarchisten, die darum auf uns rechnen zu können glauben, das Geld und wollen es in Faustklößen an sie zurückzahlen."

„Wenn's nur gelingt!" sagte ein Vierter. „Die Feinde sind uns überzählig. Der Henriot führt einen Theil der Pariser Nationalgarde mit sich, und hier erweckt eben, zum dritten Male donnernd, seine Lärmkanone die Ohnehosen."

Tausende der Sanscülotten lagen schnarchend auf dem Markte umher und fuhren jetzt wie große Schlangenknäuel aus einander. In der brennendsten Sonnenhitze waren sie von Paris nach Caen gerannt. Jeder von ihnen erhielt täglich vierzig Sous. Dafür mußten sie — wie die Machthaber es wollten — vor und im Convente brüllen, die Korn- und Zuckergewölbe plündern, ça ira! und vive la nation! schreien, sengen und brennen, tanzen und morden. Erwacht, und ihre Freunde, die Kanonen, hörend, schwangen auch jetzt sie die rothen Mützen. Wer keine hatte, streckte, vom Sonnenstich halb verwirrt, wenigstens alle zehn blutige Finger unter Grimassen in die Luft. Der ganze Mensch, in seinem Schmutz, in seiner Lumpenkleidung, Dürre und Gelbe, war an ihnen Fratze. Mit der Zunge konnten sie auf eine eigene, fürchterliche Weise schnalzen, mit den Zähnen knacken. Jetzt, die Mäuler aufreißend, schrieen sie aus vollem Halse: „Es lebe die freigewordene, die glückliche Nation! Es lebe die Pariser Gemeinde und ihre Väter: Henriot und Romme! Nieder, nieder mit den Ränkespinnern!" Eben rückte, unter dem Gebrüll der Sanscülotten, dem Geheul der Sturm- und zugleich Todtenglocke und dem rasselnden Generalmarsch, Henriot, der Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht von Paris, auf den Markt, an seiner Seite Romme, hinter ihm eine Abtheilung der Nationalgarde, die einundzwanzig Opfer in ihrer Mitte. Zuvor gedenken wir jedoch einer Erscheinung, die, so abstoßend sie war, doch von den Ohnehosen mit ungeheurem Beifallsgeklatsche empfangen wurde. Durch die Menge drängte sich heftig schnaubend Léon, die sogenannte Volkskönigin, von Paris zur Hinrichtung mitgekommen. Unter dem breiten Strohhute hervor, den eine Feuerlilie schmückte,

*) Geschichtlich.

hingen auf die Schultern verstreut die schwarzen Haare. Die Augen waren groß und blitzend. Sie trug zwei Pistolen in ihrem Gürtel, an Brust und Hut glänzte die dreifarbige Cocarde, auch auf den Schuhen. Die Figur war breit, die starken Arme bis über die Ellbogen entblößt. Einige häßliche Weiber folgten ihr, einen Freiheitsbaum tragend.

„Dort pflanzt ihn hin, dicht an der Straftribune, daß die Vaterlandsverräther ihn noch sehen müssen!" schrie sie mit fast männlicher, aber heiser gewordener Stimme.

Im Augenblicke war das Straßenpflaster aufgerissen, der Baum gepflanzt und mit rothen Mützen und dreifarbigen Bändern geschmückt. „Ça ira!" sagte die Volkskönigin, wie befriedigt, und nahm eine Prise. Dann, wieder heftig, zog sie ein großes weißes Tuch hervor.

„Freies Volk, siehst Du das Tuch? Marat, mein göttlicher Freund, gab es mir mit einem Kusse. Lachend, denn seine hohe Seele lacht allemal, wenn es gilt zu septembrisiren, lachend reichte er mir das Tuch, das ich mir erbat, es ihm, an allen vier Zipfeln in das Herzblut der Einundzwanzig getaucht, wieder zurückzubringen."

„Die Hyäne!" murmelten die Männer des Calvados, jetzt durch anderes Landvolk verstärkt, und suchten den Platz am Schafotte zu gewinnen. — Die Ohnehosen klatschten ernenten Beifall der Léon, die wieder schnupfte und dann, die Französin nicht verläugnend, Handschuhe anzog, selbst einen Fächer nahm, Henriot und Romme zu empfangen. Langsam kam der Zug näher, voran auf einer hohen Stange die Freiheitsmütze, hinter ihr zehn Trompeter, mit schmetterndem Lustlied dem Schmerze der Stadt hohnsprechend, dann hochgeschwungen drei Banner mit der Inschrift: „Vaterland!" „Freiheit!" Gleichheit!" Hierauf zwei Marmortafeln mit der Erklärung der Menschenrechte, dann unter Fahnen des Vaterlandes, die mit drohenden Inschriften versehen waren, vierzehn Trommelschläger, fortwährenden Wirbel schlagend. Hinter ihnen, getragen vom Brauer Sauterre, der sich diese Lust nicht hatte nehmen lassen, das Schwert des Gesetzes, sodann auf fahlgelbem Rosse Henriot mit den tückischen Augen, starken Backenknochen und Backenbart, und auf feuerschnaubendem Rappen Romme, Beide mit klirrenden Säbeln umgürtet. Wie die eiserne Larve stierte Henriot auf die Menge herab, während Romme's Blick an den Häusern hing, in deren geöffneten Fenstern, Kopf an Kopf, nichts als Frauen zu sehen waren.

„Da schauen sie," dachte er, „wieder nieder, die Neugierigen, weil es Leichen geben wird. Ha, falsches, grausames Geschlecht, fortan schon um einer Einzigen willen von mir gehaßt! Romme flehend und doch von ihr verstoßen. Romme vor einem Mädchen fliehend, wo er gebieten, vernichten konnte! Geht unter, Bilder meiner Liebe, in den Blutströmen dieses Tages!"

Da griff Jemand in die Zügel seines Rosses. Léon war's; sie rief:

„Ihr reitet ja fast über mich weg. Ehre den Damen! Und das sag' ich Euch, Bürger, laßt mir die Einundzwanzig langsam hinrichten. Thut das meinem guten Kinde Frankreich zu Liebe; ich bitte Euch darum, ich, seine Mutter."

Romme bemerkte die Megäre kaum. Etwas ganz Anderes hatte sich seinem Späherblick gezeigt. Das Landvolk von Calvados, das Henriot ihm als für die Freiheit gewonnen geschildert hatte, kam ihm verdächtig vor. Selbst die Frauengesichter in den Fenstern trugen nicht den Stempel der Neugier der Pariserinnen. Er glaubte, hinter ihnen versteckt, Männer mit Flinten zu gewahren. Rasch wandte er sich zu Henriot. „Laßt die ganze Nationalgarde mit den Kanonen auf den Markt nachrücken!"

Aber Henriot, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben höflich, hörte die Klage der von Romme hoch entrüstet zurücktretenden Léon.

„Das der Freundin des göttlichen Marat?" rief sie. „Zieh' ich nicht Tag für Tag vom Staate einen Ehrensold von fünfzig Sous? Bin ich nicht enrollirt? numerirt*)? Seht her! dieser Arm trägt Nummer Eins, schwarz eingeätzt. Bei der Tugend einer freien Bürgerin, ich will gehört sein!"

„Ihr seid es schon," entgegnete begütigend Henriot der Einflußreichen. Dann zu Romme gewandt, sagte er kurz:

„Das Volk ist unser, so genügen die vierhundert Gardisten."

„Aber ich sage Euch, das Volk hier ist nicht unser und Eure Ohnehosen haben sich müde gelaufen," erwiederte Romme.

Henriot, durch den Widerspruch, den er von Keinem ertrug, wild gemacht, rief trotzig: „Thut was Eures Amtes, redet, und überlaßt es mir, zu schlagen."

Romme, nachdem er dennoch an die im andern Stadtviertel haltende bewaffnete Macht einen Eilboten abgesandt, bestieg die Schauerbühne; ihm zur Seite ward das Schwert des Gesetzes erhöht. „Die Feinde der Freiheit schlag' ich!" stand darauf. Und Romme zeigte es dem Volke und sprach, indeß Todtenstille sich über die Stadt lagerte:

„Bürger von Caen! Ludwig Capet hörte in dem Augenblicke auf, zu den Lebendigen zu gehören, als man die Papiere des eisernen Schrankes fand. So wird Caen aufhören zu sein, lehnt es sich noch einmal gegen die Volksvertreter auf. Empörer, nicht in der That, nur in Gedanken, erkennt, was Euch dräuet, an den fallenden Häuptern dieser Gerichteten!"

Er winkte, und zwischen den Nationalgarden, die einen dreifachen Kreis um das Gerüste bildeten, wurden die Einundzwanzig sichtbar. Von ihren Lippen, als Sterbehymne, tönte der Marseiller Gesang einfachgroß. Paarweis, mit allem Stoicismus jener Zeit, zogen sie zum Tode. Schon steigen sie die Stufen aufwärts, schon sollen die Hände ihnen gefesselt werden, schon neigt der Erste sich unter das blinkende Beil, da — durch die dreifache Reihe der Feinde auf das Schafot springen zwei Jünglinge, Camille und Georges Corday, das erste Opfer wegreißend vom Beile — Zeichen des Aufstandes! und ein Schrei den Krieg der Stadt Caen gegen die Machthaber verkündend, tönt aus allen Herzen. Blitzschnell dringt, den Corday's nach, das bewaffnete Calvados auf das Schafot. Statt des Beiles empfangen die Opfer die Dolche der Rache. Ueberwältigt von diesem ungeheuren Wechsel wanken sie, sich gleich wieder in den Armen der Freunde zu erheben und dann vom Schafot herab, das sie eben verschlingen sollte, wie einundzwanzig Flammen auf die Feinde zu stürzen. Jüngst Angreifer, jetzt zur Vertheidigung gezwungen, fluchend ziehen diese die Säbel, fällen die Bajonette, unterstützt von den Ohnehosen, die mit unermeßlichem Gebrüll, mit Sensen, Piken, Flinten und Heugabeln auffahren. Aber in den Fenstern weichen die Frauen, Scharfschützen Platz zu machen. Aus ihren Feuerröhren fällt mörderischer Hagel auf die Pariser. Die Nationalgarden fallen, ganze Haufen von Sanscülotten. Um so mehr wüthen ihre Rächer. Ueber den zerrissenen Fahnen, dem zerbrochenen Schwerte des Gesetzes, über stürzenden Feinden und Freunden wird gekämpft mit Dolchen, Piken, Säbeln, Flintenkolben und Bajonetten. Die Corday's und Wimpfen sind überall. Schon neigt sich auf die Seite der Gironde der Sieg, aus einer Schußwunde vergießt Henriot sein schwarzes Blut — da reißen Kartätschenkugeln, in die Reihen des Calvados einschlagend, sie nieder, und während zum Ersatz die Männer den Häusern entstürzen, erheben die Frauen, wieder an den Fenstern erscheinend, Wehklage über den Todten. Sie ermuntern mit wehenden Tüchern zum Kampf, reichen Waffen herab, statt der zertrümmerten.

„Kämpft" rufen sie, „kämpft, Ihr Männer von Calvados! Rächt das entheiligte Vaterland an den Königsmördern! Sie zu zerschmettern, reißt, wenn Euch die Waffen gebrechen, die Steine aus der Erde."

Aber Romme, der furchtbare Romme, wirkt jetzt entgegen. In einem Augenblicke hatte er Alles übersehen, naht jetzt mit der bewaffneten Macht, den Aufstand zu erdrücken. Kettenkugeln wälzen sich vor ihm her gegen Calvados. Henriot eint, was noch übrig blieb von der Guillotinenwache; wie die lernäische Hyder, todsäend, erhebt sich neugestärkt der Sanscülotte. Der Sieg schwankt, da stürmen mit den Kanonen des Zeughauses, das sie erbrochen, die Corday's heran. Blitz antwortet dem Blitze, Donner dem Donner. Die Normands halten Stand, die Saucülotten reißen aus. Wo sie die verrätherische Nationalgarde gewahren, schießen jetzt selbst die Frauen auf sie herab von Häusern, von Dächern. Pulverwolken erfüllen den Markt. Jetzt wird es Licht. Romme steht vor Camille, und Camille's Antlitz, wie gestern Charlottens, strahlet Sieg, strahlet Hohn. Um so brennender Romme's Wuth. Aller Schmerz der Niederlage, die er ahnt, zuckt in der Spitze seines Schwertes. Sie fechten. Romme empfängt eine Wunde, Camille fällt, der Jugendfreund Romme's, Sohn seines Wohlthäters, Bruder seiner Geliebten. Aber schon blitzt neben Romme ein zweiter Säbel auf, tönt eine bekannte Stimme: „Mörder meines Bruders steh'! — Es war Georges. Seinen Patroklus zu rächen, dringt er auf Romme ein. Diesem sträubt sich, als er den letzten Sprößling jenes Hauses, das ihn aufnahm, erzog, auf sich einstürmen sieht, das Haar. Doch der mächtige Lebenstrieb waltet dunkel in ihm und richtet die Stöße nach des Feindes Herzen. Romme glaubt getroffen zu haben, hört einen dumpfen Fall, aber gleich darauf reißt der Anarchisten allgemeine Flucht auch Romme mit fort. Das Schicksal des Tages ist entschieden, der Zweck des Aufstandes erreicht, manch' Girondistenhaupt gerettet, den andern Bezirken ein glorreiches Beispiel gegeben, Caen feggekrönt — um theueren Preis.

*) Geschichtlich.

Als Calvados sich liebend zu seinen Gefallenen neigte, fand es die Corday's, Helden des Tages, aber todt. Arm in Arm lagen die Brüder auf Feindesfahnen. An demselben Abend wurden sie dem Vater gebracht. Ganz Caen folgte, die aufstehenden Departements legten den Siegeskranz auf ihre Bahre. Nichts von des Vaters, der Schwester Schmerz. Jener Maler, Iphigenia's Opferung darstellend, verhüllte Agamemnons Antlitz.

Die Nacht nach jenem verhängnißvollen Tage brachte Charlotte wachend zu. Sie hatte ihre Thränen getrocknet.

„Was hilft das Weinen! Thaten will die große Zeit, und das Werk der Befreiung, mit dem Blute der Brüder erkauft, muß vollendet werden. Wohl wird nach diesem Siege der neue Bund der Bezirke, an den Leichen der Söhne Corday's beschworen, sich mächtig erheben, aber auch ganz Paris gegen den Bund. Seine Tyrannen werden die Geschlechter mähen, seine Mörderbanden Feuer tragen in die Städte der Normandie. — Wie viel Mütter, Schwestern werden noch weinen müssen über geliebte Gefallene? Kann nicht eine reine Seele in Selbstaufopferung all den Fluch dieser Zeit auf sich allein herabziehen, daß das Herz der Nation freier schlage, daß die Tage des Glückes, des Friedens wiederkehren?" Der Traumgedanke der letzten Nacht lag ausgebildet vor Charlottens Seele. In diesem Augenblicke vernahm sie, daß im Nebengemache auch der Vater noch wache. Ihr war, als sollte ihr vom Vatergeiste Bestätigung ihres Entschlusses kommen. Leise öffnete sie die Thür. Auf seinen Knieen lag der Alte und betete kummervoll: „Du gabst sie mir, Du nahmst sie mir, die herrlichen Söhne! Aber nun bin ich auch dem Vaterlande gegenüber ein Körper ohne Arm, ein Auge ohne Licht, muß hören Frankreichs Todesschrei und kann ihm nicht helfen. Andere kämpfen noch selbst oder durch die Söhne gegen die Anarchisten. Ich muß wie ein stummer Sklave an ihrem Throne sitzen, habe für mein Vaterland, für meine vier gefallenen Söhne keine Rächer mehr, habe nur eine Tochter, und das Weib ist schwach und kann nicht einherziehen wie der Engel des Todes."

„Das Weib ist nicht schwach," dachte Charlotte. „Das Vaterland soll seinen Rächer finden. Vertilge den Satan aus der Welt und sie ist wieder Reich Gottes. Aber ich will nicht von dem Vater Abschied nehmen. Nervenlösende Wehmuth entwaffne nicht meine Kraft. Ich brauche sie ganz, ganz, und weniger Schriftzüge bedarf es, mich mit der großen Seele meines Vaters zu verständigen." Sie schrieb.

„Lies das, mein Töchterchen, morgen früh dem Vater vor," sagte sie, und liebkos'te eine kleine Waise, die, mit im Gemache schlafend, wieder aufgewacht war und die Händchen nach ihr ausstreckte.

„Gern," sagte die Kleine. „Aber komm' jetzt zu Bette, Charlotte. Was kramst Du denn so in Deinen Sachen? Willst Du verreisen? Mir wird angst; ach bleibe bei mir, liebe Charlotte!"

„Sei ruhig, mein Kind," sagte diese.

„So laß' uns noch zusammen beten und gib Deiner Laura ein Küßchen!"

Charlotte küßte das Kind mit Inbrunst, gab dem wieder Entschlummernden den Segen. Dann breitete sie die Arme aus. Der stumme Abschied galt dem Vater, dem Grabe der Mutter und Brüder. Bei Sternenlicht verließ sie das Haus.

Am andern Morgen brachte das Kind dem Alten den Zettel, las seine Worte: „Sei freudig, mein Vater, Dein Gebet leitet Deine Tochter!"

Charlotte ist fort!" sagte das Kind und weinte.

Als der Greis dies hörte, erbebte er und verschloß sich zwei Tage über in sein Gemach. Am Abend des dritten Tages saß er wieder, ruhig wie die Weisen des Alterthums, in seinem Garten, das Antlitz gewendet gen Paris.

Tumult wogte durch die Straßen von Paris. Mit Stöcken bewaffnet, rannten junge Männer wie wüthend auf Straßen und Märkten umher. Aber es waren nicht Sanscülotten. Ein echter Ohnehose ging nie in die Versammlungen, ohne sich vorher im Koth gewälzt zu haben. Er ließ die Nägel der Hand zur Adlerklaue wachsen, das struppige Haar wie Schweinsborsten in sein Gesicht fallen. Von seinen Lippen ging nur unflätige Rede. Er lernte sie aus den Flugschriften eines Hebert und des bekannten Gotteslängners Anacharsis Kloots, die Beide wieder dem Marat dienten*). Jene jungen Männer aber, die so heftig tobten, waren von anständigerem Aeußern, Söhne der besten Familien der Stadt, nur durch irgend eine neue Unbill in die äußerste Wuth versetzt.

„Welcher brave Franzose," schrieen sie, „möchte nicht gern gegen die Ausländer, gegen jenen kleinen Herzog von Braunschweig, der es wagte, sein Schimpfmanifest gegen die große Nation zu erlassen! Aber man soll uns vereint unter Dumouriez fechten lassen, nicht in kleinen Haufen dem Feinde preis geben. — Seht doch, wie vampyrartig! Nur uns hebt man zur neuen Conscription aus, die Ohnehosen sind alle frei, daß sie, während wir gegen den Feind ziehen, unsere Mütter und Schwestern erwürgen können, wie sie schon unsere Väter mordeten! Das Alles kommt von jenem Hetzhunde, der wohl weiß, nur nach dem Untergange aller guten Franzosen könne er Dictator werden!"

„Habt Ihr das neueste Blatt seines Volksfreundes gelesen?" rief Einer. „Darin sagt er, die Freiheit der Nation fordere noch dreimalhunderttausend Köpfe*)."

„Die Natur kann dieses Scheusal nur aus einem Versehen geschaffen haben," rief ein Zweiter. „So häßlich wie die Nachteule Lafontaine's, gleicht es in seinem Grimme den Gespenstern der Odyssee, die nur durch Blut aus ihrer Höhle herauf beschworen werden."

„In seinem Gesichte soll er vereint die Züge des Wiesels, der Kröte und Hyäne tragen!" schrie ein Vierter.

„Ja, ja! es ist ein feuerspeiender Kopf, der Marat," sagte jetzt, heiser lachend, ein kleiner Mann in Nationalgardenuniform, der lauschend unter sie getreten war. Die Figur war liliputartig, aber in Gang und Mienen originell, die Stimme scharf, die Finger klein und krumm gebogen. Aber sein dunkles Auge sprühte Feuerfunken.

Die Jünglinge stutzten und sahen betreten das breitschultrige Männchen an, das sich mit Megärenlächeln auf den Zehen wiegte, während das siedende Quecksilber, das ihm in den Adern rollte, seinem Kopfe und andern Gliedern die Regsamkeit eines Schwanzes der Bachstelze verlieh.

Der Kleine fuhr fort: „Wo er nur jetzt wieder stecken mag, der Bösewicht! Verkleidet ist er bald da, bald dort. Meine jungen Eiferer, wir sollten ihn aufsuchen und durchprügeln. Seinen Steckbrief will ich noch richtiger abfassen. Marats Hauptschönheit, über die er immer selbst Witz macht, besteht darin, daß sein linkes Auge ihm um drei Viertelzoll tiefer im Gesichte steht als das rechte — gerade wie bei mir. Die Herren erblassen? Wahre Lilienwangen! Nehmt eau de mille fleurs, Königlichgesinnte, und grüßt Eure sämmtlichen Familien von mir."

Wie vom Donner gerührt standen die Jünglinge. Marat, der Beherrscher des Sicherheitsausschusses und des Gemeinderathes von Paris, eben jetzt von heranstürmenden Banden der Cordeliers beschützt, hatte, als Nationalgardist verkleidet, Alles gehört. Die Jünglinge waren verloren und fühlten schon das kalte Eisen der Guillotine an ihrem Halse.

„Ihr Truthähne, fort!" schrie jetzt mit seiner gewöhnlichen Schimpfrede Marat ihnen zu. Dann, zu seinen Rotten gewandt, die ihn jubelnd begrüßten, ihm Hände, Rock und Füße küßten, sagte er mit fanatischem Lächeln: „Es ist wieder ein Aderlaß nöthig. Brod und Zucker wird noch viel wohlfeiler werden, meine Kinder."

„Freund der Menschheit!" heulte die Menge dankerfüllt.

Léon, die nach dem Unfall zu Caen fluchend über die Berge zurückgelaufen war, ohne das bewußte Tuch in das Herzblut der Schlachtopfer tauchen zu können, drängte sich jetzt durch den Pariser Pöbel.

„Mein kleiner Meutemacher, göttlichster aller Royalistenfresser!" rief sie und stürzte sich an Marats Brust, der sich lachend ihren Umarmungen hingab. Aber bald ging bei Léon die Freude in Wuth unter. Sie lag an Marats Ohr mit leiser, blutheischender Rede.

„Komme!" fragte Marat. „Gut, ich werde es benutzen. Aber weißt Du, süße Freundin, daß auch gegen mich ein Anklagedecret im Werke ist?"

Kein Wort der Anklage soll man im Convent verstehen, wenn ich mit meinen Fünfzehnhunderten auf den Tribunen lärme," erwiederte die Volkskönigin.

„Ich weiß, Ihr, meine Rednerinnen, rasselt besser wie Henriots Lärmkanonen und Trommelschläger," scherzte Marat. „Auch kümmert mich das Anklagedecret gar nicht. Gibt der Convent ein Gesetz, so erkläre ich mich dagegen in Aufstand**), thue, was ich will und lebe und sterbe für Euch, brave Ohnehosen."

„Hoch lebe Marat, das Bollwerk der Freiheit, der Apostel der Revolution!" schrie das Volk.

---

*) Geschichtlich.

*) Geschichtlich.

**) Geschichtlich.

Dann riefen Einige: „Guter Vater, wir haben nun durch Dich zu beißen und zu brocken. Du sagst nicht, wie der alberne Convent: Ehrt fremdes Eigenthum und sterbt selbst Hungers. Aber schon seit einer Woche hast Du Deinen Kindern keine patriotische Vorlesung gehalten. Wir hungern darnach wie vormals nach Brod. Die Damen der Halle sind ganz trocken geworden; frische sie auf mit Deiner salbungsvollen Rede!"

„So bringt mir erst meinen verwitterten Pelz," sagte Marat. „Die Uniform zog ich nur an, um an den Ludwigssöhnen meine anatomischen Studien fortzusetzen. Ich komme mir in dieser Kleidung zu geputzt vor unter Euch Kindern der heiligen Natur. — Ich habe mich überhaupt nur einmal in meinem Leben geputzt, als Ludwig vor den Schranken des Convents erschien. Da trug ich die allerschönste Soutane*). Nehmt mir das verdammte Halstuch ab, schlingt mir ein rothes Tuch um den Kopf."

Nun ging es fort, dem nah' gelegenen Garten und Kirchhof der Franciscaner zu, dem gewöhnlichen Versammlungsorte dieser Republicaner. — „Marat wird heulen!" erscholl es durch Paris.

„Laßt uns sehen, wie Marat krächzt," sagten das Fischweib, der Sackträger, der Kohlenschlepper.

Wie Hornissenschwärme summend, tosend lagerte sich das Volk auf den Gräbern. Auf das höchste, polichinellartig, schwang sich Marat. Die Erscheinung dieses Vampyrs, halb gräßlich, halb lächerlich, ward jedesmal von der Menge bejauchzt. Seine Popularität gründete sich auf diesen blutigen Humor. Er zeigte der Menge einen Strick, den er in der Hand hielt, rufend:

„Freiheitskinder, was deute ich damit an? Das Symbol kündet Euch, daß ein echter Republicaner das Seil zur Sturmglocke niemals aus der Faust geben darf."

Beifallklatschen der Menge.

„Die Staatsmänner, die Esel, lästern mich," fuhr Marat fort. „Warum? Weil ich, einst Leibarzt jenes Artois, mich jetzt zum Arzt von Frankreich erklärt habe und ihm mit dem Messer des Patriotismus jede kranke Nerve und Flechse ausschneide. Das ist wahrhaft göttliche Chirurgie. — Man beschuldigt mich, einst Royalist gewesen zu sein. Das ist grundfalsch. Ich habe den Hof immer zum Besten gehabt und hatte früher den Plan, ihn in Wasserströmen zu ersäufen. Darum ließ ich in Versailles meine berühmte Wassercur austromspeten. Die zarten Damen soffen nicht nur ganze Ströme des von mir gesegneten Gewässers, sie ließen sogar ihr Tisch- und Bettzeug, Gabel und Messer und Löffel darin waschen**). Weil es mir aber mit der Wassercur viel zu langsam ging und die Aerzte oft ihre Methoden ändern, habe ich mich zur Blutcur gewandt, die besser anschlägt. Wer, meine Freunde, erkühnt sich, zu behaupten, daß wir unsre Patienten lange leiden lassen?"

Ein wüthendes Gelächter unterbrach ihn hier. Von allen Grabhügeln regnete es Beifall. Ein riesengroßer Kerl mit schwarzem Haar, braunrothem Gesichte und ungeheueren Fäusten fing immer wieder von Neuem an zu klatschen. Es war derselbe, der am zweiten September zum Frühstück das Herz und zum Abendmahle die Hand der Lamballe zu sich genommen hatte und dann hoch erzürnt auf die Blutrichter schalt, weil sie ihm, außer dem verheißenen Lohne, nicht noch eine Bürgerkrone decretirten***).

„Ohnehosenvater," sagte der Kerl zu Marat, „da haben sie mir neulich etwas von Unsterblichkeit der Seele in das Ohr geschrieen und wie die That dem Thäter vergolten würde."

„Was ist Seele? Haben wir eine? — wie lange währt sie?" schrie das Volk.

Marat warf einen malitiösen Blick auf die Gräber. Dann sagte er:

„Die da unten wissen es jetzt. Aber sie sind stumm wie die Fische. Mich, den Arzt, fragt nicht. Es gibt in der Natur verdammte Pillen, die gerade wir armen Söhne des Aeskulap roh hinunterwürgen müssen. Euch will ich sie überzuckert geben in einer Frage. Als Ihr unter Capets Regierung Wochen lang hungern mußtet, wo war da Eure Seele? — Sie lag dicht neben Eurem Magen in Ohnmacht. Als er zu kauen bekam, schnell war auch sie wieder auf den Beinen, und wie munter! Ich sage weiter nichts, aber denkt darüber nach. Es könnte zu etwas führen und Ihr seid auf dem rechten Wege."

„So decretiren wir," schrie das Volk, „daß es keine Unsterblichkeit der Seele gibt und Alles mit unserem Leibe zusammenfällt."

„Gottlob!" murmelte vor sich hin der Mörder der Lamballe, und ein Fels schien ihm von der Brust zu stürzen, so heftig athmete er auf.

In Marats Auge glühte die Hölle. Ewig trieb der innere Dämon ihn an, alle Bande, welche den Menschen an Mitmenschen und Himmel knüpfen, zu zerreißen. Jetzt rief er flammend:

„Söhne der Natur, laßt uns den Dienst unserer Göttin noch weiter begründen! Gobel, der Erzbischof, hat sich — beiläufig gesagt — für dreimalhunderttausend Livres, die ich ihm aber zu entziehen wissen werde, erboten, das katholische Christenthum öffentlich abzuschwören*). Mit ihm bricht die alte Kirche zusammen und die Ohnehosen umarmen sich im Tempel der Natur. Laßt die schönsten Kinder der Lust sich schmücken, daß sie als Priesterinnen der Freude die Altäre besteigen, bunte, lockende, verführerische Bilder. Laßt Weihrauch dampfen um sie her aus silbernen Schalen. Wie ein Blüthenregen ströme das Glück über mein Volk. Doch zuvor noch eine Kleinigkeit! Ich habe mir es überlegt. Ich brauche nicht blos, wie ich im letzten Blatte sagte, dreimalhunderttausend Köpfe, sondern achtmalhunderttausend, denn alle Eure Feinde müssen sterben, damit sie Euch nicht, was Ihr ihnen jetzt billigst nahmt, dereinst wieder abfordern. Das Werk der Reinigung wird unser Glück, die Freiheit des Vaterlandes vollkommen begründen. Ich behalte es den nächsten Tagen vor. Damit Ihr jedoch, Freunde der Menschheit, Euern Patriotismus auch heute glänzen lassen könnt, rathe ich, die auf diesen Blättern verzeichneten Großhändler an die Laternen zu hängen, ihre Vorräthe zu vertheilen. Lange genug haben sie das Eigenthum der Nation verschlungen. Mit ihrem Tode fällt Euch, den rechtmäßigen Eignern, Alles wieder zu. Es lebe die Freiheit!"

Mit Augen, in denen des Panthers und Tigers Mordlust brannte, hatten die Sanscülotten dieser Rede gelauscht.

„Gegen die Großhändler!" riefen sie jetzt wuthschnaubend und stürmten fort.

„Die Leichen der Feinde haben immer einen guten Geruch," rief Marat ihnen nach und stieg von seiner Rednerbühne, dem hohen Grabe, nieder, sinnend auf neu zu Begrabende.

In einem der größten, aber damals leer stehenden Kaffeehäuser von Paris — denn die Reichen wagten sich nicht auf die Straße und der Pöbel tobte unter freiem Himmel — saßen an einem kleinen Tischchen zwei Freunde, Beide Conventsdeputirte, Adam Lux aus Mainz und Carra. Dieser, ein Römerkopf mit feurigem Auge und markirten Zügen, ein Dreißiger, hatte eben scharf gesprochen. Lux saß ihm, ein Bild der tiefsten Ruhe, gegenüber. Er war ein schöner Mann von achtundzwanzig Jahren, blond, schlank und wohlgebaut. Die großen, blauen, von schwarzer Wimper beschatteten Augen gelassen gegen Carra aufschlagend, sagte er:

„Fahren Sie fort. Es mischt sich zwar einige Empfindlichkeit in Ihre Vorwürfe, sie verdirbt mir aber meinen Kaffee nicht. Er ist heute besonders gut und stark."

„Eben diese unendliche Ruhe, dieses Phlegma ist es, was mich an Ihnen verletzt," entgegnete Carra. „Wie ist es möglich, daß ein Mann, wie Sie, in der Blüthe seiner Jahre, mit schönen Talenten, mit glänzender Rednergabe ausgestattet, diesen Riesenkämpfen aller Kräfte unserer Nation so apathisch zusehen könne? Diese Gelassenheit, verzeihen Sie mir, steht viel tiefer als das Phlegma des Indianers, der, an einen Pfahl gespießt, seine Pfeife raucht, und Sie, der Abgeordnete der Stadt Mainz bei dem Convente, sprechen sollend und doch schweigend, sind auf dem Wege, ein arger Egoist zu werden."

„Ich bin es schon und aus Grundsatz," erwiederte Lux. „Können Sie, nach alle dem Unsinn dieser zweiten Staatsumwälzung, der bald eine dritte, noch schlechtere, Marats Dictatur, folgen wird, zweifeln, daß in der menschlichen Natur ein wahrhaft böses Princip herrsche? Ich gehe ihm nur aus dem Wege, mische mich in Nichts mehr. — Kellner, noch eine Tasse Kaffee."

Er empfing sie und fuhr dann, mit dem kleinen silbernen Löffel in der Tasse spielend, fort: „Sie, lieber Carra, trauen mir einigen Verstand zu; dieser Verstand aber sagt mir, die Menschheit sei nicht werth, daß man irgend etwas für sie thue. Von jeher hat sie ihre Heiligen gesteiniget und ihre Gerechten gekreuzigt. Wie ging diese erste, das Gute wollende Nationalversammlung unter! Wozu haben wir Talente, wenn

*) Geschichtlich.

**) Geschichtlich.

***) Geschichtlich.

*) Geschichtlich.

sie nie zur Herrschaft gelangen, sondern im ewigen Kampfe mit der Dummheit der Menge sich abmühen müssen, die am Ende doch siegt? Die Geistreichen könnten sich versucht fühlen, die Einfältigen zu beneiden, denn diese sind die einzig Glücklichen auf Erden. Der Fanatismus erobert sich Völker, die Weisheit nie. La Fayette muß einem Robespierre weichen, der sanfte König starb und Marat lebt und herrscht."

„Er lebt, er herrscht, weil die da handeln sollen gegen ihn, sich, wie Diogenes, in eine Tonne verkriechen," rief gereizt Carra. „Aber, Mann der Philosophie, darf das Vaterland nicht wenigstens heute auf Sie rechnen, wo die stürmischste aller Sitzungen bevorsteht, wo es gilt, das Anklagedecret gegen Marat, als Verräther des Staates, durchzusetzen?"

„Durchzusetzen?" lächelte Lux. „Ja, dort ziehen schon unsere Mitabgeordneten, im Herzen und Kopfe den Sturz des Tyrannen, dem Conventhause zu. Die Anklage wird vorgenommen, um — wieder beigelegt zu werden. Parturiunt montes. Ich will nicht noch Narr sein unsrer Narrenzeit. Ich gehe gar nicht in den Convent." —

„Ich aber spreche darin. Leben Sie wohl!" sagte Carra mit Stolz, fast mit Verachtung. Dann, sich der Liebenswürdigkeit erinnernd, die der jetzt so kalte junge Mann in anderen Stunden entfaltet hatte, kehrte er zurück, faßte Lucens Hand und sagte: „Freund! so jung noch und doch schon so alt, im reichsten Frühling Ihrer Jahre und doch so kalt wie Eis; Sie leben, ohne eigentlich zu leben, ein Dasein des Verstandes, nicht des Herzens. Alle diese Nüchternheit Ihrer Betrachtungen, alle diese Gleichgültigkeit bei dem tragischen Schicksale unserer Nation steht am Ende damit in geistiger Beziehung, daß Sie — wie Sie mir neulich vertrauten — nie in Ihrem Leben geliebt haben."

„Wie soll das zusammenhängen!" scherzte Lux.

„Wie Alles im menschlichen Leben," entgegnete Carra in ernster Innigkeit. „Mein junger Freund, der Verstand, uns in die Eisregionen von Nova Zembla versetzend, verleiht dem Leben einen grauen Ton. Es gibt nur ein Licht, das, schöner als Frühlingssonnen, jene matte Nordpoldämmerung durchblitzt, daß die grauen Schleier reißen und die Welt verjüngt, verklärt vor uns liegt. Dies Licht ist die Sonne des Gefühls. Hätten Sie je ein einziges Wesen mit Begeisterung und bis zur Aufopferung geliebt, Sie würden auch ein Herz für die leidende Menschheit haben. O, daß jene große, erhabene Leidenschaft Sie, wie der Blitz, einmal durch und durch erschütterte! Alle Tugenden Ihres Geistes und Herzens würden heldenkühner hervortreten und auch das Vaterland auf Sie rechnen können." — Er ging.

Lux schaute ihm mit den großen, blauen Augen nach. „Das haben mir nun schon so Viele gerathen," sagte er. „Lieben soll ich, mit aller Seeleninnigkeit lieben, das würde mein Wesen, meine Ansicht von der Welt verändern. Was ist denn diese so viele Menschen bewältigende Leidenschaft der Liebe? Thorheit oder Göttlichkeit, Irrlicht oder Sonne? Belügt mit solchen wunderbaren Träumen die Welt sich selbst, oder wäre mir das Leben, das Andern glüht, noch gar nicht aufgegangen? Es gibt manches Glück, das man erst gar nicht ahnt, und das doch, wenn man es kennen lernte, uns entzückt. Stände ich mit allen meinen Fähigkeiten noch immer vor dem Tempel, nicht ahnend, daß hinter seinen mir verschlossenen Pforten Paradiesgärten glühen? Aber weg mit solchen Träumen, welche die ewig in den Kinderjahren bleibende Menschheit sich selbst als Spielzeug um die Wiege stellt. Es ist denn doch auch etwas Schönes um eine ruhige Seele in dieser sturmbewegten Welt. Wenigstens brauchen nicht alle Menschen sich wie Mücken in die Flamme zu stürzen, um darin unterzugehen... Mögen Andere mein Leben mit einer matten Mondnacht vergleichen; manchmal singt denn doch darin eine einsame Nachtigall ihr Lied." —

Unter diesem Selbstgespräch war er in die jetzt wenig besuchten Gärten der Tuilerien getreten. In lieblicher Stille lagen sie da wie eine Oase. Die Bäume, dunkle Schatten streuend, bateten ihr Laub im Sonnenglanze. An den fernen Bergen hing es wie Silberschleier. Lux fühlte sich heiterer; wohlthätige Lebenswärme durchdrang seine Brust. Gedankenvoll hatte er eine Rose gepflückt und betrachtete dies Symbol alles Zarten und Schönen. Jetzt gleitete von der Blume hinweg sein Auge auf eine Erscheinung, die ihn gleich im ersten Augenblicke mit magnetischer Kraft fesselte. Unter einer jungen Eiche saß, sich unbemerkt glaubend, ein Mädchen, das Ideal der reinsten weiblichen Schönheit. Sie war im Lesen vertieft, und welche Seele sprach, indem sie las, aus ihren Zügen! An den Vignetten der Blätter, die in ihrer Hand ruhten, erkannte Lux, daß es die damals berüchtigtsten und einflußreichsten Flugschriften waren. Eine Schrift von Hebert, wie es schien, legte sie mit kalter Verachtung zurück. Aber jetzt fiel ihr Auge wie durchbohrend auf einzelne Stellen in Marats Volksfreunde. Die Röthe des Unwillens flog auf dem edlen Antlitze empor, aus welchem der Geist einer Minerva sprach. Als wollte sie es bewahren, um es desto sicherer zu vernichten, verbarg das schöne Mädchen das Blatt an ihrer Brust.

„Ist dies himmlische Geschöpf politische Schwärmerin? Wie kommt sie, die Reine, Hohe, zu diesen, allen Schlamm der Verworfenheit ausspritzenden Blättern!" dachte Lux. Es zog ihn nah' und näher. Eine ihm selbst unerklärliche, geheimnißvolle Scheu hielt ihn wieder zurück. Jetzt nahm die Unbekannte ein anderes Blatt, las, erblaßte, große Thränen entstürzten ihrem Auge, die Flugschrift entsank der Hand. Einen so rührenden Ausdruck des Schmerzes, durch dessen Schatten die Geisteshoheit blitzt, hatte Lux nie gesehen. Er ergriff ihn. Das Mädchen, nachdem es eine Zeit lang sein Tuch vor die Augen gedrückt hatte, stand jetzt auf, ganz Adel, ganz Grazie. Der Schmerz, wie eine dunkle Wolke zu den Füßen der Jungfrau niedergeworfen, schien die Glorie dieser Gestalt nur noch zu erhöhen. Lux wollte, mußte das wunderbare Mädchen näher kennen lernen. Er schlug durch das Gebüsch einen Weg ein, auf dem er ihr zu begegnen hoffte; aber sie hatte einen andern gewählt. Als er sie wieder erblickte, war sie schon weit entfernt. Mit einem majestätischen Anstande, der schon bei dem ersten Anblicke eine gewisse Bewunderung, eine geheime Ehrerbietung für sie einflößte, schwebte die schlanke, prächtige Gestalt durch die Baumgänge. Bald verschwand sie ganz. Mißmuthig kehrte Lux zu der Rasenbank zurück, wo er sie zuerst erblickte. Mit geheimnißvollem Zauber sprach dieser Sitz ihn an. Er warf sich darauf nieder. Da lag noch die Flugschrift, über welche das schönste Auge Thränen vergoß. Ihre Hand hatte die Blätter berührt — schon lagen sie in der seinigen und ein stilles Feuer strömte davon zu seinem Herzen aus.

Die Flugschrift enthielt eine Erklärung Romme's an die Pariser über den Vorfall zu Caen. Daß die Haupturheber der Empörung sie mit dem Tode gebüßt, wurde darin erwähnt. War die Unbekannte in dieses Unglückverflochten? Calvados ist das Land der Treue, der Kraft, des erhabenen Muthes; Calvados stritt, während Paris zitterte.

Lux verlor sich in Gedanken. Als er wieder aus seinen Träumen emporfuhr, die Augen aufschlug, lag die große, reiche Welt glänzender und erhabener vor ihm. Ueber der Bäume dicht belaubte Wipfel tönte die Stimme des Ruhmes: „Erwache, Schläfer!" Zugleich nistete sich geheimes, süßes Leid in seinem Herzen ein. Zorn und Schmerz der Unbekannten waren einmal in dem Wehmuthsblick der Liebe untergegangen. Galt das Romme? Er ist ein verführerischer, hoheitblickender Mann, überdünkt mit äußerer Schönheit. Diesem Tiger gegenüber Löwe zu sein, wäre rühmlich.

Solche und tausend ähnliche Gedanken durchkreuzten Lucens Geist.

Erst in seinem Zimmer fand Lux sich wieder, um bald dort die geheimnißvolle Macht zu empfinden, die plötzlich in sein Leben eingriff. Bereits am Abend vorher hatte er, ohne es weiter zu beachten, vernommen, ein wunderschönes Mädchen sei in demselben Hause, wo mehrere Zimmer zu vermiethen waren, abgestiegen. Ohne Zweifel war sie es, die jetzt vor seiner halb offenen Thüre mit der Dame des Hauses sprach.

„Haben Sie," fragte diese, „unter den Rednern des Convents Verwandte?"

„Nein."

„Bekannte?"

„Nein."

„Was suchen Sie also in dem stürmischen Convent?"

„Frankreich!" erwiederte die wohllautendste der Stimmen.

Diese spartanische Antwort sprach zu Lucens Geist, die sanfte Stimme mächtig zu seinem Herzen. Rasch schritt er zur Thüre, sie flog auf. Die Unbekannte aus den Gärten der Tuilerien stand vor ihm. In ihrem Anschauen blieb Lux verloren, indeß sein Antlitz flammte.

„So kann ich Sie," sagte, zu dem Mädchen gewandt, die Wirthin, „dem würdigsten Schutze empfehlen. Hier, der Herr Deputirte der Stadt Mainz wird wohl die Gefälligkeit haben, Sie in den Convent zu geleiten."

„Herr Adam Lux?" fragte, hell aufblickend, die Unbekannte. „Derselbe, der," sie hielt inne, setzte jedoch bald hinzu: „derselbe, der einst so schön für sein Vaterland sprach?"

Es lag in diesem Einst ein stiller Vorwurf für Lux. Das wunderbare Mädchen mußte auch ihn und seine Schriften kennen. Er fühlte sich zugleich erhoben und gekränkt; doch, seiner innern Bewegung Meister, bot er ihr auf verbindliche Weise an, sie auf die Gallerien zu führen.

„Ich werde es Ihnen danken, ich bin hier ganz fremd," sagte das Mädchen und nahm unbefangen seinen Arm.

Sie gingen. Das Herz des jungen Mannes schlug hoch. Nie wandelte ein schöneres Paar zusammen. Viele Vorbeigehende blieben, ihnen nachschauend, stehen; Manche grüßten. Dies schien die Unbekannte zu ängstigen, sie ließ den Arm des Führers los. In eine abgelegene Straße gelangt, sagte sie:

„Mein Herr, Ihr Charakter ist mir bekannt. In böser Zeit müssen die Besseren sich verstehen. Sagen Sie offen, wer ist mehr Frankreichs Feind, Robespierre oder Marat?"

Diese überraschende Frage, zu solcher Zeit von einer Fremden gethan, würde vielleicht von dem Muthigsten unbeantwortet gelassen worden sein. Aber eine hohe Seele that sich darin kund, Vertrauen schenkend und fordernd. Lux, ihr fest in das Auge blickend, antwortete:

„Robespierre ist ein Teufel, der aber doch noch einige Scheu vor den Heiligthümern der Menschheit besitzt. Marat hingegen greift das sittliche Gefühl der Nation an."

„Und wann wird er guillotinirt?" fragte sie im bestimmtesten Tone.

„Die Besseren der Nation werden heute ein Anklagedecret versuchen."

„Blos versuchen? In Angst beginnen, um in Schande zu enden?" unterbrach ihn die Unbekannte.

Staunend betrachtete sie Lux. „Was war das für ein Mädchen! auf frischen Lippen den Donnerkeil!" — Eben standen sie am Eingange des Riesengebäudes der Nationalversammlung.

„Verlassen Sie mich jetzt; kennen Sie mich nie wieder," bat das Mädchen auf das Dringendste und war verschwunden. Er hörte nur noch, daß einige Stimmen mit französischer Artigkeit: „Platz der Schönheit!" riefen. Außer sich gesetzt durch das Großartige, Geheimnißvolle jener Erscheinung, schlug er sich mit der Hand vor die Stirn und sprach:

„Jetzt wäre ich aufgelegt, den vernichtendsten Blitzstrahl der Rede gegen die Feinde des Vaterlands zu schleudern. Aber heute sprechen, nachdem ich es dem Carra abschlug, nachdem ein Weib, o welches Weib! mich zu den Hallen der Pflicht zurückführte — es wäre die unmännlichste Coquetterie. Treuere Söhne Frankreichs werden reden. Meines Ehrenamtes unwürdig, verdamme ich mich selbst zu der Strafe, hier am Eingange unter dem Pöbel zu lauschen, während im Heiligthume der Nation ihre Vertreter sprechen."

Der Convent war bereits versammelt. In der Mitte des ungeheueren Raumes, an roth behangenen Tischen, auf welchen die Verfassungsurkunde, die Tafeln mit der Erklärung der Menschenrechte und das Schwert des Gesetzes lagen, saßen der Präsident und die Secretaire. Frei, nach allen Seiten sichtbar, stand die Rednerbühne. Auf der rechten und linken Seite, und vom Hintergrunde des Saales her dräueten die Parteien mit ihren Waghälsen, Rednern und Vorfechtern. Weiter zurück, auf ungeheueren, rings um den Saal geschweiften Gallerien saß, stand und lag das Volk. Von Außen aufgestiegen, an allen Fenstern des Riesensaales hing Gesindel, mit Cannibalengesichtern hereinsticrend; selbst von der Gallerie, die um die Kuppel des Gebäudes lief, hingen Menschenleiber und Köpfe nieder, von schwarzstruppigen Haaren umflattert.

Manchmal, wenn ein Redner sich Aufmerksamkeit erzwang, herrschte die tiefste Stille. Den Fall eines Blattes hätte man wahrnehmen können. Dann brach ungeheures Beifallklatschen wie Hagelschlag los, vom Zischen und Pfeifen der Feindlichgesinnten übertobt. Jubel der siegenden, Klage der unterliegenden Parteien erklang oft. Manchmal ging so seelenverwirrender Sturm durch die Versammlung, daß es schien, als läge die Nation in Wahnsinn. Auf einmal ward Ruhe. Vom Eingange her, durch den Saal, leise, doch verwüstend wie Samum, schritt Marat. Viele erblaßten. Frecher hob, trotz der Drohworte, die heute schon vom Rednerstuhle heraus gegen ihren Helden gefallen waren, Marats Partei das Haupt. Der Gotteslängner Kloots heulte ihm zuerst Brudergruß entgegen. Sechs Schlächter und acht Fischweiber auf den Gallerien fingen den Ton auf. Erst dumpf wie Unkengesang, dann laut aus dem Munde von Tausenden ertönte: „Marat lebe!" während Jacobinermützen wie rothe Bälle aufflogen. Bei diesem allgemeinen Gruße stand den Besseren der Nation das Herz still. Marat, seine Macht fühlend, dem Volke nickend, setzte sich unter dem lauten Bravo seiner Banditen, höchst ungeschliffen seinem rechten Fuße auf seinem linken Knie Platz verleihend und koboldartig kichernd, als bei seinem Anblicke ein Feiger die Rednerbühne aufgab und sich hinter ihr verkroch. Einen Augenblick stand dieselbe ganz leer. Aber die Freunde des Vaterlandes hatten sich das Wort gegeben, heute nicht zu weichen und zu wanken und das Ungeheuer aus dem Heiligthume der Nation zu vertreiben. Carra, flammenden Blicks, schwang sich auf den Rednerstuhl und rief:

„Gut, Marat, daß Du kommst, denn bei dem rachefordernden Geiste unserer von Dir entweihten Verfassung —"

Mit unbeschreiblichem Lärm unterbrachen ihn hier die Gallerien. Sie zischten, pfiffen, trommelten mit den Füßen. Vorzüglich tobten die heute doppelt bezahlten, im Branntweinbade verjüngten Weiber.

Aber Carra ließ sich nicht stören. Das Amt des in dieser Zeit des Tumultes ohnmächtigen Präsidenten selbst übernehmend, mit der Faust auf die Rednerbühne donnernd, daß sie bebte, rief Carra:

„Zur Ordnung! Schlächter vom zweiten und dritten September, hat dieser Tage blutiges Gespenst Euch denn noch nicht erwürgt? Ihr Weiber dort auf den Gallerien, seid Ihr denn noch nicht erstickt am letzten Bissen der Brode, von Euch am zehnten August getaucht in die Wunden der Schweizerleichname*)? Gesetzlose, Ehrfurcht dem Gesetze!"

Verdutzt schwieg die Pariser Gemeinde. So hatte, ihren Patriotismus lästernd, sie noch Niemand angefahren, und Carra, unterstützt von dem Beifalle aller Edlen, fuhr in seiner Philippika fort. „Marat untergrabe das sittliche Gefühl der Nation, raube ihr den Ruhm, gebe ihr den Tod. Marat allein, Unterdrücker der Tugend, Herold des Lasters, habe die Schandthat jener Soldaten vertheidigt, welche ihre eigenen Officiere in Stücke hieben**). Marat mit seinen cannibalischen Grundsätzen sei Schuld, daß das Ausland ausspeie bei dem sonst so vergötterten Namen: Frankreich. Er, Carra, trage darauf an, gegen Marat die Anklage zu —"

Jetzt wälzte sich die überlegene Volkspartei gegen den kühnen Redner. Von der Bühne herunter gedrängt, dennoch fortsprechend, fast zu Boden gerissen und dennoch wieder auftauchend mit dem Blitz seiner Strafrede, kämpfte Carra, mit ihm die Freunde. Aber bald verhallte in dem unbeschreiblichen Tumulte jede einzelne Stimme. Nur der Riesenton des Aufruhrs im Allgemeinen, alle Laute des Hasses, Neides, der Wuth und Mordgier in sich vereinend, hallte durch das Gebäude.

Endlich wurden wieder einzelne Schreie vernommen. „Keine Anklage, keine Anklage gegen Marat! Des Todes schuldig, wer nur auf sie anträgt!" — und der kleine Beelzebub, auf den Schultern seiner Cordeliers zu der leergewordenen Rednerbühne getragen, bestieg sie feuerspeiend. Ein Pistol hervorziehend und vor die Stirn haltend, schrie er: „Ich erschieße mich, geht das Anklagedecret durch." — „Schieß zu, schieß zu!" ruft die ganze rechte Seite. Aber die linke beklatschte die Bravade***).

„Ich habe Feinde im Convent!" klagte jetzt Marat.

Die Gegenpartei antwortete: „Wir Alle sind es, Du, einst Royalist, jetzt Royalistenfresser!"

Nun waren alle Bande seines Zorns gelöst. Nichts verwundete Marat tödtlicher, als wenn man ihm nur einige Anhänglichkeit an den alten Königsthron beimaß. Die blaue Lippe schwoll, Blitze, giftgrün und weiß, zuckte sein Auge. Er krächzte: „Ihr Strohmänner, Ihr Truthähne! wohl ließet Ihr schon im October vorigen Jahres an alle Straßenecken den Aufruf kleben: Marat muß gehängt werden! Aber noch im Januar dieses Jahres gibt er dem Gotte der Ohnehosen Feste: Marat läßt hängen! ist sein Motto! Und wessen beschuldigt man mich? daß ich einige Tropfen Blut fließen ließ. Ihr Dummköpfe! meint Ihr denn, ein an allen Leibestheilen von scheußlichen Krankheiten angefressener Staatskörper könne mit Rhabarberpurganzen geheilt werden? Ihn auszuweiden muß man. Darum hat mir, was man an der Lamballe that, so gefallen. Es zeigt uns, was wir mit ganz Frankreich machen sollen, müssen. Ihr Königsfreunde, wäret Ihr nur Alle so scharfblickende und schneidende Chirurgen, wie Ihr blinde, zahme Maulwürfe seid, Ihr würdet meine großen Absichten einsehen! Aber wartet, Ihr Staatsmänner, Ihr Ränkespinner, ich will Euch in die Lehre nehmen, und gar nichts sollt Ihr mir dafür bezahlen als Hab' und Gut und Leben. Euch, geliebte Kinder Frankreichs, mit denen ich Brüderschaft trank am Tage, wo Capet fiel, gute Cordeliers, liebenswürdige Jacobiner, Euch rufe ich, der Märtyrer der Freiheit, zu: es ist noch Nichts gethan, Alles muß erst geschehen. Wir brauchen durchaus eine dritte, größere Revolution, die auf die Köpfe Dieser da sich gründet!"

Solche Rede Marats, unter krampfhaften Zuckungen seines Leibes dem verderblichsten aller Geister entsprühend, machte auf alle bessere Gemüther eine Wirkung, wie Vitriolsäure, wenn sie auf Erdpech fällt, oder Metall auflöst. Auch fühlte

*) Geschichtlich.

**) Geschichtlich.

***) Geschichtlich.

die Pariser Gemeinde sogleich den Sieg der Gemeinheit über das Edle.

„Wohlan, laßt uns das Vergnügen einer dritten Revolution genießen! Löst die Lärmkanonen, läutet die Sturmglocke! Zerreibt diese Reichen, diese Aristokraten wie Stroh zwischen Euren Händen!“ — Und dabei brannten die Augen dieser Banden so mörderisch, daß es schien, als wolle mitten im Convent die Flamme aufschlagen, um von dort aus Stadt und Land zu überziehen. Zugleich ließ sich von Außen dumpfer Lärm vernehmen. Nach vollbrachtem Raub- und Mordzuge gegen die Großhändler wälzten sich neue Horden der Cordeliers heran und zogen mit Flinten, Dolchen, Piken, Heugabeln, Sensen und Dreschflegeln bewaffnet, unter Trommel- und Pfeifenklang, triumphirend durch die Hallen der Nationalversammlung bis vor die Rednerbühne, Marats Thron. Und Léon, mit andern Weibern mänadenartig den Zug, so lange er vorschritt, umtanzend, pflanzte sich nun vor diesen Thron hin und sprach: „Was Du, Marat, mein göttlicher Freund, uns auftrugst, ist vollbracht. Groß war die Arbeit, schön der Sieg. Die Großhändler hängen an den Laternen, ihr Eigenthum ist in unsern Händen und bereits vertheilt.“

Diese neue Plünderung, mit satanischem Hohne in den Hallen der Nation ausgeschrien, die durch ihr neuestes Gesetz jeden Raub dieser Art als Staatsverrätherei verpönt hatte, erweckte die wahren Patrioten zu neuer Thatkraft. Ihre Stockdegen und Säbel flogen empor. Zugleich schleuderte eine Faust die Léon, sie bei den Locken fassend, bis an die Schranken des Convents zurück. Derselbe Mann, sich in einem Augenblicke der Rednerbühne bemeisternd, von der Marat, wie ein Sperling vor Adlerflug, niederstürzte, stand dort in Gluth und Erhabenheit, Adam Lux aus Mainz. Draußen in der Eingangshalle hatte er den Zornruf der Gerechten, das Satansgelächter der Cannibalen gehört. Sein Geist, durch die mächtigste der Leidenschaften, die Liebe, erweckt, konnte nicht länger rasten. Seine Stunde war gekommen, ihn rief der Geist, auszusprechen, was er eben, eine entsetzliche Kunde, vernommen hatte.

„Patrioten,“ rief er, „laßt uns zuerst uns selbst anklagen! Wir waren mürber Sandstein und sollten Granitfels sein, an dem das Haupt des Sanscülottismus sich zerschellt. Sei denn abgeschworen jede unrühmliche Schwäche! Laut bekenne, laut verfluche ich den Egoismus, der mich und Andere dem Vaterlande abtrünnig machte. Aber dieser Fluch, siebenmal verstärkt, falle dann wieder zurück auf den Verräther, vor dessen offenen Wolfsrachen die Bürgertugenden wie Lämmer flohen! Marat, ich klage Dich an, daß Du für den Tod Ludwigs, als Anstifter des Blutbades vom zweiten September, stimmtest und doch selbst jene Mörder dangst*), dann gräuelvoll schwelgtest in ihren Blutberichten. Ich klage Dich ferner an, daß Du, gräßlicher als Saturn, der seine eigne Kinder verschlang, in einer dritten Revolution nach dem Blute aller Söhne Frankreichs lechzest. Ich klage Dich wieder an, Dich Gotteslängner, daß Du auf die Altäre unserer katholischchristlichen Religion Deinen Ohnehosengott zu setzen trachtest, das lächerliche Nachbild eines indianischen Götzen. Ich klage Dich ferner an, daß Du, Mörder alles sittlichen Gefühls, unsere unsterbliche Seele mit gräßlichem Zweifel vernichten, und selbst die Kinder in der Wiege anstecken willst mit der Pest Deiner Gedanken. Bestellt bei allen Drechslern der Stadt hast Du Guillotinerklappern, die das Zuklappen Deiner Höllenmaschine nachahmen. Diese Klappern — hört es, Ihr Väter und Mütter! sollt Ihr Euern Kindern anhängen, daß sie schon in der Milch der Amme den Blutdurst erben. Endlich — alle Donner des Himmels und der Erde über Dich! klage ich Dich an, daß Du, wie Zeugen erhärten und ich eben erst vernahm — am gestrigen Tage ein zehnjähriges Kind verleitet hast, seine eigene Mutter durch eine falsche Anklage auf das Schafot zu bringen. Die Mutter ist todt, das Kind wahnsinnig. Wollt Ihr es sehen, Bürger? Aber nein, Abscheu, Entsetzen bemächtigt sich Eurer. Patrioten, mir nach, unterschreibt gegen Marat das Anklagedecret!“

Und fast zugleich mit Lux stürzten Unzählige zu den Tischen, die Anklage zu unterschreiben. Der Geist jenes wahnsinnigen Kindes regierte racheheischend die Federn.

„Herunter mit den Terroristen, den Blutsäufern, Marat vor die Schranken, in das Gefängniß!“ tönte es von tausend Lippen.

„Nicht vor die Schranken, nicht in das Gefängniß!“ schrie Marat. Ich habe nicht Lust, melancholisch zu werden und Ungeziefer zu bekommen.“

Seine Partei unterstützte den dummen Einfall, schwang Piken, Heugabeln und Dreschflegel. Alles umsonst. Der Geist der Natur selbst, tödtlich beleidigt, schien immer neue Streiter der guten Sache zu erwecken. Der namentliche Aufruf gegen Marat ward erzwungen, eine Commission zu schleunigster Untersuchung von Marats Verbrechen ernannt. — Von der wogenden Menge hin und her gedrängt, zweimal in Gefahr, sammt seinen Weibern zum Fenster hinausgeworfen zu werden, hatte dieser bis jetzt immer noch als Kobold in das Getümmel hineingegrinst. Auf einmal zuckte er zusammen, stieß einen gellenden Schrei aus und verschwand.

Was trieb ihn, der den ganzen Convent verachtete, dazu an? Etwas, das er eine Viertelstunde später als Wahnbild seiner entzündeten Phantasie selbst belachte.

Es war ihm vorgekommen, als zücke, von einer der höchsten Gallerien herabgelehnt, ein weißgekleidetes Mädchen ein Messer nach ihm. Obschon die Gestalt auf hundert Schritte von ihm entfernt in der Höhe des Saales war, hatte er doch den Stich ihres Messers im Herzen zu fühlen geglaubt. Er verspürte noch darin ein stilles Weh.

„Dumm Zeug! Es wird der Frosch, den ich in der Herzkammer tragen soll, gewesen sein,“ sagte er spaßhaft zu seinen Freunden.

Allein, als Sanscülotten und Patrioten das Conventhaus verlassen hatten, stieg wirklich eine weißgekleidete Jungfrau von den Tribunen herab, die Letzte von Allen.

An der Stelle, wo nach dem errungenen Siege Lux und Carra sich in die Arme gestürzt waren, stand sie still, leise ihr Haupt schüttelnd wie Kassandra. „Ich baue nicht auf diesen Sieg!“ sprach sie vor sich hin. „Besser als Worte ist That.“

Sie trat aus den Hallen der Nation und miethete einen Fiacre, sie — zur nächsten Guillotine zu fahren. Das sonderbare Gelüst nahm in dieser Zeit den Mann nicht Wunder. Schnell fuhr er sie hin, dann mit leerem Wagen zurückkehrend. Das Mädchen aber, vor dem Schafote stehend, betrachtete unverwandten Blickes das Schauergerüst.

„Ich muß mein Auge daran gewöhnen,“ sprach sie zu sich. „Uebermorgen, wenn Alles gut geht, stehe ich dort auf der Guillotine.“

Ein schwärmerischer, thränenverklärter Blick ihres schönen Auges maß Himmel und Erde. Dann lagerte sich auf ihrem Antlitze die freudigste Majestät und von dannen ging sie, sprechend den Vers Corneille's:

Le crime fait la honte et non pas l'échaffaud.

Gleich dem Saul, dem Davids Harfe fehlte, lag Romme, vom bösen Geiste verfolgt, auf seinem Ruhebette. Auch ihm war der Harfenton himmlischer Begeisterung und Liebe verklungen. Aber die mächtige Seele, den Fieberschauern trotzend, die als Folge der zu Caen erhaltenen Wunde Romme's Gebein durchwühlten, richtete sich in ihm auf und sprach: „Zersprengt sind die Bande, die Dich an ein engbürgerliches Leben zu ketten drohten. Die Freiheit sei Deine Göttin, Deine Liebe — der Ruhm! Wornach trachten sie Alle, dieser Orleans, dieser Robespierre, dieser Marat? — Nach Dictatur und Königskrone. Aber sie tanzen nur Veitstanz, dem Abgrunde zu. Ein echter Feldherr knüpft an seine Niederlage seine schönsten Siege. So verhöhnte nach dem Vorfall zu Caen mich Aberwitz, und doch war es meine Partei, die nach meinem Wink, den rechten Augenblick benutzend, Marat im Convent stürzte, mich zu seinem Richter machend. Selbst abwesend schlug ich den Feind auf das Haupt. So müssen sie Alle nach einander fallen, diese Puppen der Revolution, einem höheren Geiste dienend. Dies Chaos kann nicht dauern. Ihre Rechte wird die ewige Ordnung der Dinge geltend machen. Ein Halbgott der Mann, der dann, im entscheidenden Augenblicke die Zügel fassend, Friedensstifter, Gesetzgeber, Herrscher wird.“

Romme sprang vom Lager auf, nicht mehr krank. Stolz, wie Fiesco im Angesicht der aufflammenden Sonne und des herrlichen Genua, durchschritt er das Gemach.

Da klopfte es an der Thür. Ein freundlich grinsendes Männchen trat herein, sich tief, fast bis zur Erde verneigend.

„Was soll's!“ fuhr Romme ihn herrisch an.

Der Kleine machte nochmals den tiefsten, fast komischen Bückling; dann, mit halbkrummem Rücken sich nähernd, wisperte er in Demuth:

„Theurer Mann, darf ein Unglücklicher nahen?“

Romme sah näher hin; es war Marat, der wie ein armer Sünder vor ihm stand, die gefalteten Hände zittern lassend und die Augen wie in Seelenangst verdrehend.

„Wie lautet das Begehr?“ fragte Romme vornehm fremd.

„Ach Gott, es geht mir schlimm!“ klagte der Kleine, vernehmlich seufzend. „Meine Feinde im Convent haben mich gestürzt in das Gefängniß, vor dem ich mich so sehr fürchte, soll ich wandern, bin morgen mausetodt, wenn nicht Romme,

*) Geschichtlich.

der hohe, mächtige Romme, Präsident des Umwälzungsgerichts, das über Marat richten soll, mich armen Mann erhält. Einzigster, ich bitte um Gnade. Es wäre doch entsetzlich, wenn mir, dessen Seele so rein wie die eines Kindes ist, ein blutiges Leid geschähe.“

Stumm betrachtete Romme seinen Mann. Hinter dieser erkünstelten Demuth lauerte Etwas. Der Kleine schien, Komödie spielend, sich in den possierlichsten Geberden zu gefallen. Romme's Unmuth stieg furchtbar empor. Leicht mit dem Haupte nickend sagte er, „Ganz recht, Marat steht vor seinem Richter. Was hat der Angeklagte für sich vorzubringen?“

In Marats Gesicht zuckte es wie ein Lächeln. Aber gleich war die Wehmuthsmiene wieder da.

„Ich hoffe bei meinen Richtern auf Menschlichkeit,“ sagte er, „und könnte Vieles zu meiner Entschuldigung und Rechtfertigung anführen; wenn mir nur nicht die Angst die Sprache versetzte. Sehe nur der Herr Präsident, wie aus meinem sonst nicht leicht weinenden Auge eine Thräne steußt.“

Und mit dem Zeigefinger zeichnete er der Erzwungenen den Weg vor, auf welchem sie über die gelbe Wange rollte.

„Last die Possen!“ rief aufbrausend Romme. „Das Anklagedecret ist durchgegangen, die Zeugen harren, Marats Volksfreund ist Marats Ankläger, binnen Tagesfrist spricht die Commission über Leben und Tod.“ —

„Seht doch, steht es so?“ krächzte, wie umgewandelt, Marat, sich auf den Zehen wiegend. Die Augen funkelten, Kopf und Hände zuckten gichterisch. Megärengift lief durch den ganzen Leib. Plötzlich wieder in die alte Demuth zurücksinkend, wisperte er mit geheuchelter Sanftmuth eines Kindes:

„Ich hoffe doch, man wird es nicht allzustreng mit mir nehmen. Der Marat ist immer ein guter Kerl gewesen. Auch hat er Freunde — ganz Paris.“

„Baut nicht auf Euer Paris!“ rief, wie der Todesengel stammend, Romme und kehrte ihm stolz den Rücken.

Er hörte den Kleinen ein gellendes Gelächter aufschlagen, am Thürschlosse klappen, wähnte ihn fort und sann, durch den sichtbaren Spott, den sich Marat gegen ihn erlaubt hatte, tödtlich gereizt, auf seinen Untergang. Plötzlich, sich umkehrend, gewahrte er Marat wieder.

Mit verschränkten Armen und Hyänenblick stand dieser da. Sich so von dem Feinde finden zu lassen, schien ihm königliches Vergnügen zu gewähren. Den krummen Zeigefinger bedeutsam gegen Romme bewegend, schrie er:

„Häh! ich bin noch da, Euch eine Fabel zu erzählen. Ein gülden Kirchenkrüglein war gestohlen und der vermeintliche Dieb zum Strange verurtheilt. Als jedoch der Strick ihm um den Hals gelegt werden sollte, nahm er ihn gelassen zwischen die Finger, sagend: Ihr Leute, den Strick nicht mir, sondern dem Richter! Publicus war verblüfft, der Richter trotzig. Aber der Todescandidat, nicht feig und nicht dumm, rief lachend: Hebt nur unter dem Richterstuhle die künstlich eingefügte Steinplatte auf, dort liegt neben anderem Gestohlenen das Kirchengut und der es stahl, war der Richter selbst. Vom Schlage getroffen, konnte dieser nur noch den Raub gestehen, der auch gleich darauf zu Tage gefördert wurde. — Sollte es sich nun zufällig finden, daß mir gegenüber, Du, der Richter, vier von Convent und Nation zum Tode verdammte Girondisten entwischen ließest, so würde sich zwar nicht mehr in Cordan's Garten die Platte, aber — das Blättchen wenden. — Warum so blaß? wirkt meine Blausäure? Gelt, der Marat ist ein verfluchter Spitzbube, hat Luchsaugen? — Nun, Richter, richte über mich. Auf meinem Spaziergange hinter der Guillotine herum erzähle ich dem Volke die Geschichte von Cordan's Garten und Grotte. Leb' wohl! leb' wohl! und recht bald wieder ein so herzliches tête-à-tête!“

Lustig pfeifend sprang er die Treppe hinab, an der Hausthüre von Haufen der Cordeliers empfangen, die ihren Schutzpatron unter Gelächter, Trommel- und Pfeifenklang, wie zu einem Fastnachtsschwanke zu dem Gefängnisse geleiteten, wo Marat, seine ganze Anklage als Posse behandelnd, so lange als es ihm beliebte, zu verweilen beschlossen hatte, um — wie er dem Convente im teuflischen Hohne sagen ließ — auch noch in den Gefängnißmauern Frieden zu predigen. Romme aber, auf der Bahn der Größe durch die Schlange aufgehalten, die jetzt urplötzlich vor ihm aufschoß, warf wildrollenden Auges einen anklagenden Blick gen Himmel, der aus einer guten That ihm Verderben spann. „Marat oder ich!“ sagte er dann leise und schrecklich. „Ehe seiner Lippe das mir tödtliche Geheimniß entflieht, schnell fallen muß Marat durch die Commission oder mich!“ Und noch einmal warf er den stolzen Blick wie zürnend gegen die Wolken. — „In Zeiten wie diese,“ rief er, „hat Alles verloren, wer nicht Alles wagt. Wohlan, die Würfel sind geworfen! Auch Cäsar überschritt einst den Rubikon.“

Und Romme eilte fort, klar besonnen wie ein Feldherr zur Schlacht.

Unterdessen hatte auch Lux gewirkt. Seit er liebte, war er wieder wie damals geworden, als noch der erste Enthusiasmus der Jugend ihn beseelte, thätig, beredt, theilnehmend, unter Stürmen und Todesgefahren fröhlich. Jetzt, nach arbeitsvollen Stunden, trug er nur eine Sehnsucht in der Brust, sie wieder zu sehen, die geheimnißvolle Priesterin der Flamme, die in seinem Leben den neuen Morgen aufgerufen hatte. Ihr wollte er seine Entwürfe, seine Hoffnungen mittheilen. Seit er das kurze, aber schöne Leben des Achilles wählte, war er auch rasch im Vertrauen. Zweimal schon hatte er nach der Unbekannten gefragt. Sie war noch nicht wieder in ihre Wohnung zurückgekehrt. Jetzt, zum dritten Male sich einstellend, fand er sie, ohne von ihr bemerkt zu werden. Sie saß und schrieb. Wie eine Rose im Feuer himmlischer Begeisterung glühte ihr Antlitz. Da war keine Spur des Schmerzes mehr. Die Augen schienen in die lichteste Zukunft zu blicken, Engel des Himmels das Haupt der holden Schwärmerin zu krönen. Rings tiefe Stille, nur die rasche Hand des Mädchens über den weißen Bogen fliegend, auf dem oben in großen Lettern — das erkannte Lux — stand: „Meine Adresse an das französische Volk.“ Immer bedeutsamer wurde ihm die Unbekannte. In diesem zarten Körper schien ein Geist zu wohnen, durch Adel mächtiger als Männerkraft.

Jetzt bemerkte das Mädchen den Eingetretenen. Die Purpurröthe ihrer Wangen verlor sich in Lilien. Rasch war das Blatt, an dem sie schrieb, an ihrer Brust verborgen. Sie stand auf und sagte sichtbar bewegt:

„Um Gott! was wollen Sie noch bei mir? Ich bat Sie so dringend, mich nie wieder —“

Da legte Lux treuherzig die Hand auf seine Brust und sah die schöne Sprecherin mit großen blauen Augen bittend an.

„Fordern Sie nicht,“ sagte er dann leise, „was ich nicht mehr gewähren kann — Trennung. Ich kenne Ihren Namen, Ihre Familie, Ihre Schicksale nicht, aber mir ist, als träten die Ideale meiner ersten Jugend mich wieder an, blicke ich auf Sie.“

Lebhaft, mit dem Blick der Theilnahme, unterbrach ihn die Jungfrau:

„Sie haben heute im Convent den Beifall aller Rechtlichen und meine Bewunderung davon getragen. Aber um dieser Kraft, dieser schönen Begeisterung willen, die sich für das Vaterland retten, noch lange Großes und Gutes schaffen soll — ketten Sie sich nicht an mein Schicksal, meiden Sie mich.“

„Und was ist das,“ unterbrach sie Lux, „für ein grausames Geschick, das, die Unschuld verfolgend, diesem schönen Auge Thränen erpreßt? Sind Sie in Gefahr? Ich will Sie vertheidigen. O, Sie wissen nicht, welche Palme himmlischen Friedens mir aus solchen Kämpfen blühen wird.“

„Erhalten Sie,“ sagte leicht erröthend die Jungfrau, „diese schöne Wärme unserem Vaterlande. Ihm werden noch Tage des Glückes erscheinen, goldener Friede ihm leuchten über den Gräbern seiner Getreuen. Seine Tempel mögen wieder steigen, Weise statt Tigern seine Richterstühle einnehmen, alle Thränen, in der Schreckenszeit vergossen, einst als Strahlendiadem auf der Stirne meines Frankreichs glänzen.“

„Und von sich selbst sprechen Sie nicht?“ fragte feierlich bewegt Lux. „O Mädchen, dessen Geist im wunderbaren Fluge um stürmische Höhen des Lebens schwebt, es hat auch seine stillen, traulichen Thäler, wo die Freundschaft weilt, die Liebe.“

Er sprach nicht weiter. Eine Todeswehmuth war auf ihrem Antlitze aufgetaucht. Aber schnell faßte sie sich wieder.

„Die Einzelnen, selbst wenn sie für die gerechte Sache sterben, leben fort im Vaterlande!“ sagte sie groß und erhaben.

Welch ein Zauber lag für Lux in diesem Wechsel der zartesten Weiblichkeit und des Heroismus. Die jungfräuliche Gestalt, sich immer tiefer in ihr Geheimniß hüllend, erschien ihm in wahrhaft magischem Reize. Hinter diesen reinen Vestalschleiern, welche Fülle und Gluth des großartigen Lebens, Seelenhoheit, Willensstärke, vereint mit der Anmuth! So hatte Lux sich einst das Weib gedacht, das er verehren, anbeten könnte. Spät war es ihm erschienen, trat jetzt im Lichtglanz ihm nahe, ihn auf ewig zu fesseln. Er nahete ihr, nahm ihre Hand, drückte sie an sein Herz.

„Bürgerin eines Staats, wie die edelsten Geister der Nation ihn je gedacht,“ sprach er innig bewegt, „nehmen Sie mich zu Ihrem Freunde, Ihrem Bruder an. Diese Stunde, wo ich Ihnen Rath, Schutz, mein Leben biete, ist meine heiligste. Ich feiere in ihr die Wiedergeburt meines Geistes, den Egoismus langsam und schrecklich zu ertödten drohte. Ich schäme mich nicht, Ihnen, aber nur Ihnen zu bekennen, daß Sie durch ein Wort, einen Blick! der milde Arzt meiner

Seele geworden sind. Das ist ja der Triumph edler Frauen, daß sie Licht und Frieden in die stürmische Welt bringen."

Langsam wandte die Unbekannte das Haupt, mit Theilnahme den jungen Offenherzigen betrachtend, dessen beredter Mund, noch mehr sein lichtstrahlendes Auge, Frauentugend feierte. Das Lächeln der Zufriedenheit ging in ihrem Antlitz auf. Sanft wallte die Brust.

„Sehen Sie, mein junger Held," sprach sie zugleich freudig und gerührt, „so vereint Liebe zum Vaterlande selbst die, welche in anderer Hinsicht für immer getrennt sind!"

„Warum getrennt?" hallte es tief in Lurens Seele. Aber er sprach es nicht aus. In der Begeisterung des Mädchens für das Glück der Nation, in dem sanften Ablehnen aller Lebensfreuden für sich selbst, bei solcher Jugend und Schönheit, lag etwas unendlich Rührendes. Wie eine Gottgeweihte stand sie vor ihm. Ihre stille Würde, ihr Unglück selbst bat um Schonung.

„So leben Sie denn wohl," sagte er, „Sie wollen allein stehen und Sie mögen es."

„Könnte ich mich Jemand vertrauen, so wären Sie es," sprach das Mädchen mit versöhnender Güte und reichte ihm die Hand. Schweigend küßte er diese. — Ach! er hätte die Unbekannte in seine Arme, an sein Herz schließen mögen, aber Alles drängte ihm die Ueberzeugung auf, daß in ihrer Brust jetzt ein mächtigerer Genius als der zarte Geist der Liebe walte, daß sie, im Jugendreiz, mit dem Leben abgeschlossen habe. Dies zu sehen, welche Quelle von Schmerz, geheimer Besorgniß und Sehnsucht für den Liebenden! Der Kampf seiner Gefühle mußte sich auf seinem männlichen Antlitz, das jetzt von dem herrlichsten geistigen Ausdrucke beseelt war, gemalt haben. Wie innerlich erbebend stand die Jungfrau vor ihm, die seidenen Augenwimpern gesenkt, die Hände über die Brust gekreuzt.

„Ihren Beistand erbitte ich mir doch, erbitte ihn gern," sagte sie sanft, fast weich. „Ueber gewisse Ereignisse, die sich in den nächsten Tagen entscheiden werden, wünsche ich meinem Vater Nachricht zu geben. Kann ich es, so finden Sie den Brief in den Gärten der Tuilerien, in der Höhlung der Eiche, unter der eine Rasenbank —"

„Ich kenne den Sitz," unterbrach sie Lux.

„Wohlan!" bestellen Sie — die Post ist jetzt unsicher — diesen Brief, dessen Aufschrift Ihnen das Nähere sagen wird. Dieser Dienst, treu geleistet, sichert Ihnen Ihrer Freundin Dank. Leben Sie wohl, Gott sei mit Ihnen und lasse Sie wieder sehen Frankreichs Glück, Glanz und Ruhm!"

Sie schieden. Während dessen lagerte sich Erwartung über Paris. — Nah' und näher rückte die Stunde, wo über Frankreichs Schicksal entschieden, Marat schuldig oder nicht schuldig, zum Tode oder zur Dictatur geführt werden sollte. Sein Sturz — Triumph aller Guten, sein Sieg — Untergang aller Franzosen! Die Aengstlichen, jeden Augenblick einen Ausbruch der Volksrache befürchtend, hielten sich in ihren Häusern verschlossen, so daß manche Stadtbezirke wie ausgestorben schienen. Entschlossenere, mit Waffen versehen, standen in kleinen Haufen auf Straßen und Märkten, berathschlagend, was für das Gemeinwohl zu thun sei, wenn sich Volkswuth entlade.

Männer von entscheidendem Ansehn sah man eilenden Schrittes in die Klubbs ziehen, in denen allen es gährte. Vorzüglich tobte im gedrängtvollen Jacobinerklubb die rasende Volkspartei. Ein Redner nach dem andern bestieg die Bühne. Alle unter den schrecklichsten Verwünschungen gegen die Gemäßigten, die sie Vaterlandsfeinde, Verräther nannten, schrieen: „Er darf nicht fallen, der Vertheidiger der Volksrechte, der Apostel der Freiheit, das Bollwerk der Revolution, unser Marat! Laßt den rothen Hahn auf den Dächern aller derer krähen, die für seine Anklage stimmten! — Was? Unser Vater, unser Abgott, bei dessen Namen wir schwören, nach welchem echte Patrioten jetzt ihre neugebornen Kinder rufen, in den Händen der Royalisten, unter dem Beile der Guillotine? Treffe es seine Richter und nicht Marat! Wir haben, wodurch wir diesen aufgeblasenen Aristokraten das Zittern in ihren Leib jagen können — Dolche, Schwerter, Feuerbrände. Jetzt, eben jetzt versammeln sich Marats Mörder, schon jetzt setzen sie sich, stecken unheilbrütend die Köpfe zusammen, spitzen die Federn, das Todesurtheil zu unterschreiben. Zwischen das Blatt und die tödtliche Feder werfe sich die Nation, ihren Liebling zu retten, neu zu erhöhen, zu —"

Ungeheures Krachen, Donnerton unterbrach hier den Prediger des Mordes. Staub wirbelte in Tiefen und Höhen, daß Nacht auf Augenblicke Zuhörer und Redner umhallte. Und aus dem Dunkel schauerlich tönte Aechzen der Sterbenden, Winseln der Verwundeten. Ein Theil der Gallerie war ob der ungeheueren Menschenlast eingestürzt*), die Darunterstehenden erdrückend. — Aber der wildflammende Redner, selbst dieses fürchterliche Ereigniß zum Diener seiner Wuth machend, schrie, als es wieder Licht ward, wie außer sich: „Die Natur selbst kündet uns durch dieses ihr blutiges Wunder an, was uns Alle treffen würde, lassen wir Marat richten. Wie jetzt herabdonnernd die Tribune unsere Brüder zerschmetterte, so würde der einstürzende Bau unserer Freiheit uns selbst begraben. Auf denn! auf! und umdräue, Volk, den Richtersaal, daß Angst des Todes durch die Gebeine der Richter zittere, und die lächerliche Sitzung in alle Weltgegenden zerstiebe."

Gesagt, gethan. — Was im Jacobinerklubb noch athmete, stürzte hinaus. Selbst unter den Trümmern hervor, äußerlich noch Leiche, innerlich schon wieder glühend von Haß und Mordlust, wankten Fanatiker und rannten, blutbefleckt und blutdürstend, mit den Unverletzten. Aus allen Stadtvierteln zusammenströmend, schlossen sich neue Haufen an, bis der ganze ungeheure Aufruhr sich um das Gebäude, welches Marats Gefängniß und das Sitzungszimmer der Richter enthielt, zusammendrängte.

Und drinnen im Gebäude, während Marat eben daselbst Orgien feierte, saßen, der Volkswuth preisgegeben, seine Richter. Ihr Amt ward ihnen zur Pein, der Richterstuhl zum Sitz der Verdammten. Vergebens hatte Romme, sein königliches Haupt groß und ruhig wie eine Eiche über Binsen erhebend, Worte des Muthes, Worte der Kraft an sie gerichtet, mit einer unendlichen Tiefe, Klarheit und Ruhe den Stand der Sache, die Pflicht der Richter, die Gründe zu Marats Todesurtheil, die Mittel, es trotz des Volksaufstandes zu vollstrecken, entwickelt, zuletzt geheime Justiz empfohlen, wodurch Venedig und Hermandad ihre Opfer lautlos hinwürgten. — Als er die gänzliche Zaghaftigkeit der Richter bemerkte, die auf alle seine Vorschläge nur mit einem: „Aber Robespierre! — aber die Jacobiner! — aber das Volk dort unten!" antworteten, warf Romme dem jungen Intendanten der Gefängnisse, seinem Schützlinge, der nicht ohne Absicht ab- und zuging, einen vielsagenden Blick zu. Der Mann eilte fort und Romme, offenbar nur, um Zeit zu gewinnen, denn er las in der Seele der Feigen Marats Lossprechung — sagte mit eiskalter Ruhe: „Eurem zarten Gewissen, Bürger, scheint es zwar zur Folter zu gereichen, dem Marat den Triumph seiner Unschuld auch nur noch eine Minute länger vorzuenthalten. Indessen würden wir, Marat gleich jetzt vor uns ladend, seine Tafelfreuden stören. Und das wagt Ihr doch wohl nicht? Unser Sardanapal, im Arm seiner Buhldirnen, gießt eben noch Ströme süßen Weines in sich. Besser also, wir nehmen, so lange Marat sich Labetrunk credenzen läßt —"

Hier trat der junge Aufseher etwas bleich wieder ein, sein Haupt gegen Romme bedeutsam neigend, als habe er einen Auftrag vollbracht. Gleich darauf entfernte er sich wieder.

„Besser also," so nahm Romme, der Alles bemerkt hatte, seine Rede in unerschütterlicher Ruhe wieder auf, „wir nehmen inzwischen diejenigen Anklagepunkte noch einmal vor, die Ihr — zufällig waren es die schwersten — ganz außer Acht gelassen habt. Ich bestehe darauf, Euer Präsident."

Und die Anklagepunkte wurden wieder vorgetragen. Das eine Auge der Referenten ruhte auf den Protokollen, das andere starrte zum Fenster hinaus, sah Mörderpiken, Feuerbrände. Man hatte die Dächer der gegenüberstehenden Häuser abgedeckt; das Volk, auf den Gebälken hängend, schrie, daß die Fenster des Saales zitterten, herüber: „Wie lange währt's mit Eurem Nichtschuldig? — Sollen wir kommen, es Euch abzufordern?"

Unter solchen Umständen hätte auch wohl ein unbestechlicher Richter ein falsches Urtheil gesprochen, geschweige denn diese schon lange vor der Sitzung von den Jacobinern bearbeiteten Mitglieder des Ausschusses, die zum Theil selbst der Volkspartei angehörten. Bedeutsam ironisch blickte Romme bald auf das Volk, bald auf seine Collegen. In ihm lachte es: „Wenn diese Puppen ahneten, was jetzt vorgeht! Ob es gelingen wird, weiß Gott, aber der Moment ist einzig. Im nächsten Augenblicke kann ganz Paris in Flammen stehen."

Plötzlich ward draußen Todtenstille. Die Aufmerksamkeit des Volks schien durch etwas Anderes, als die Sitzung der Richter, gefesselt. Eine einzelne Stimme krächzte — Marats Stimme — aus einem Fenster seines sogenannten Gefängnisses, das Niemand seinen Anhängern zu verschließen wagte. „Um Gott! was ist das?" schrie entsetzt einer der Richter. — Romme fuhr auf. Sein Schützling, der junge Intendant des Gefängnisses, ward — umbarmherziger Anblick! — vor seinen Augen vom Volke gemißhandelt, geschleift. Und nach den Fenstern des Gerichtssaales dräuen Tausende.

*) Geschichtlich.

Sie brechen in das Haus ein, erstürmen die Treppen, krachend stürzen die obern verschlossenen Pforten, Tritte, Mordgeschrei ertönen vor der letzten Thüre. — Wie sie unter Faust- und Kolbenschlägen erzittert, sprechen die Richter einstimmig, außer Romme, ihr „Nichtschuldig" für Marat aus, und Romme, am Tode seines Schützlings, dessen Treue sich ohne Zweifel stumm für ihn geopfert hatte, das Entsetzliche erkennend, schnell überschauend, daß hier nur List und Engelfreundlichkeit ihn selbst retten könne, während in ihm Hölle raste, öffnet eigenhändig dem Pöbel die Pforte.

„Tretet ein, gute Patrioten!" sprach Romme in königlicher Leutseligkeit.

„Mörder, Giftmischer, empfanget Alle Euern Lohn!" schrie hereindrausend die Menge.

Er aber mit der unbefangensten Miene fragte: „Ihr guten Leute, was ist geschehen? Hat der Rameau, der ohnedies seines Amtes entsetzt werden sollte, gefrevelt? Gut, daß Ihr gleich selbst Rache an ihm nahmet."

„Marats Wein vergiftete er, Du wirst ihn wohl selbst dazu angestellt haben," schrie ein trotziger Kerl. „Marat, der Chemiker, erkannte das Gift sofort. Weh' Euch Allen!"

„Hat Rameau — Sterbende sprechen die Wahrheit — gegen mich ausgesagt?" fragte Romme blitzschnell dazwischen. „Keiner antwortet mir? Er that es also nicht? Nun denn, wo ist ein Anklagegrund gegen uns, die Richter? — Im Gegentheil habe ich selbst die schlagendste Rechtfertigung für uns und die angenehmste Kunde für Euch. In demselben Augenblicke, wo Ihr uns mit Marats Untergange beschäftigt glaubtet, sprachen wir ihn vollkommen frei*):"

„Frei, frei, frei!" jauchzte, über diesen Triumph seinen Groll vergessend, der entzückte Pöbel. „O, Ihr vortrefflichen Richter! Laß Dich küssen, Bruder Romme."

Und vor ihm niederstürzend — eine echte Scene französischen Leichtsinns — küßten die Getäuschten Hände und Kleider dessen, den sie in einem Augenblicke zuvor als Anstifter des versuchten Giftmords hatten erwürgen wollen. Die vollkommene Freisprechung Marats stellte Romme bei dem leichtgläubigen Pöbel, wenigstens für die ersten Augenblicke des Freudenrausches, höher als er je gestanden.

Und er neigte sich freundlich zu ihnen, wie zu Brüdern nieder.

„Von Euch," sagte er, „hängt es ab, wie viele Bürgerkronen Ihr Eurem Marat, dem unsterblichen Vertheidiger der Volksrechte, decretiren wollt. Aber jetzt, meine theuersten Kinder, eilt zu ihm, Marat zu fragen, ob es ihm wohl gefällig sei, sich hierher zu bemühen, um an Gerichtsstelle seinen Triumph zu vernehmen und die Glückwünsche zu seiner Rettung aus dem Munde seines innigsten Freundes zu empfangen."

„Da bin ich schon, innigster Freund," sagte mit Triumphatorlächeln hervortretend, Marat. „Eben wollte ich, im voraus dankbar, auf meines Romme Gesundheit trinken, als ich bemerkte, daß mein Wein vergiftet war. Also ich bin freigesprochen von jeder Anklage? — Gut, gut, damit begnüge ich mich für heute."

„Helden des Tages, umarmt Euch Beide!" schrie wonnetrunken der schaulustige Pöbel. Und Marat, leise in sich hineinkichernd, ging mit offenen Armen auf seinen Richter zu, an ihn hinanhüpfend und auf Romme's bebende Lippen einen Friedenskuß drückend, wie er vielleicht niemals wieder in der haßerfüllten Welt gegeben und empfangen werden dürfte, selbst wenn Marat nicht, während die Menge wie unsinnig klatschte, dem Feinde in das Ohr geraunt hätte: „Ich gedenke Dir Dein Gift!"

Die große Komödie war geendet. Die zwei ersten Schauspieler, den Ausbruch ihres gegenseitigen Grimmes verschlebend, um sich bald tödtlicher fassen zu können, drückten sich noch einmal freudig die Hände. Marat, nach welchem die Inbrunst vieler Tausend um das Gebäude gelagerter Sansculotten schrie, trat endlich unter sie und ging aus Umarmungen zu Umarmungen. Trommeln, Schalmeien und Pfeifen erklangen, Freudenschüsse knallten, Raketen stiegen prasselnd in die Luft. Fahnen mit Inschriften zu Marats Lobe tauchten aus dem unendlichen Gewühl auf. Ueber Rücken und Häupter seiner Entzückten weg mußte der Vergötterte auf die Schultern eines Sansculottenherkules steigen**). Eine ungeheure Eichenkrone ward ihm nachgereicht, die Marat sich selbst auf das Haupt setzte, darunter wie ein grimmiger Affe hervorblickend. Und so schritt, während der Abendhimmel, wie Unheil kündend, sich mit gelben und blutrothen Lichtern säumte, der Triumphatorzug des Unholds, von Gensd'armen und Municipalen eröffnet, unter Posaunenklang und Lobgesang, durch die unglückselige, dem Verderben preisgegebene Stadt bis zu dem in Angst und Schrecken versammelten Nationalconvente. Mitten durch den Versammlungssaal ziehen, den Stellvertretern der Nation die Fülle der Volksfreude, den siegenden Marat zeigen zu dürfen, bat befehlshaberisch das Volk. Sogleich entfernten sich, Todesgram im Herzen, alle Besseren, nicht Zeuge des Triumphs ihres Gegners und ihrer eigenen Niederlage zu sein, und die leer werdenden Bänke nahm Marats Partei ein. Der Unhold selbst aber, auf seinem menschlichen Pferde bis zur Rednerbühne reitend, dort von ihm abgesetzt, bestieg sie, legte darauf die Eichenkrone nieder und heulte:

„Ich schwöre von Neuem, die Sache der Gleichheit, der Freiheit und des Volks zu vertheidigen*)!"

Und wie er schwor, schwebte die Schaar der bösen Geister, neu entfesselt, durch die Hallen der Nation. Wehe, Frankreich, Deinen Weisen und Tugendhaften, Deinen Gesetzen und Altären, wehe Deiner Gegenwart und Zukunft! Kein Männerwort bräut mehr, kein Männerschwert blitzt mehr dem Ungeheuer Marat entgegen. Von der Hölle besiegt scheint der Himmel.

Da, leichten Schrittes, wandelte ein Mädchen im Abendschatten, weiß gekleidet, eine hohe, herrliche Gestalt durch die Straßen von Paris nach dem Palais Royal. — „Gekommen ist Alles," dachte sie, „wie meine ahnende Seele es verkündete. Die Taube muß zum Adler werden. Auf denn, rüste Dich zur That!" In ein hellerleuchtetes Gewölbe, wo Stahlwaare verkauft ward, trat sie, ein Messer fordernd. Der Kaufmann bot ihr ein kleines glänzendes. Sie schüttelte still den Kopf. Er zeigte größere Messer; endlich ein ganz großes, scharfschneidendes, silberblankes. Ein Goldstück legte sie dafür hin und entfernte sich wieder, nicht unbemerkt.

Zu derselben Zeit irrte nämlich Romme, innerlich empört, umher. Zuerst hatte er, den jetzt einsamen Platz betretend, wo vor Kurzem jener Unglückliche gefallen war, was er durch die Schatten der Nacht suchte, gefunden — einen verstümmelten Leichnam. Leise war seine Todtenklage über ihm erklungen:

„So hast Du Dich denn, ohne Deinen Wohlthäter den Feinden preiszugeben, stumm für mich geopfert, treue Seele! Das ist mein unglückliches Schicksal, daß ich Alles, was mir in Liebe naht, verderbe. Dich mußte ich verläugnen, heucheln, lachen über Deinem Grabe, beweinenswerthes Opfer. O unselige Zeit, die, statt Heldentugenden, von den Volksbeherrschern Leviathansränke verlangt! Daß ich Dich, armer Jüngling, nicht einmal begraben kann, weil Verrätheraugen lauschen, beklage ich wahrhaft. Nacht mir! gute Nacht Dir!"

So war Romme fortgeschritten, im unsteten Wandel die Gänge erreichend, wo im Palais Royal die Kaufgewölbe im Lampenschimmer strahlten. Da stand er plötzlich, wie in den Boden eingewurzelt. Das für ihn Schönste und Schrecklichste glaubte er gesehen zu haben. „War das nicht sie? Unmöglich! Wie käme Charlotte Cordan von Caen nach Paris? Und doch — das war ihr prächtiger Wuchs, ihr Kopf, ihr Auge, über keine Andere ihres Geschlechts diese Hoheit und Anmuth ausgegossen." Jetzt trat sie aus dem Kaufgewölbe, wandelte die Straße hinab, Romme's Himmel, Romme's Hölle. „Ihr nach!" jauchzten die Geister seiner Liebe. „Zurück, Verstoßener, Mörder ihrer Brüder!" rief sein Gewissen. Noch einmal wandte sie sich. Ob sie ihn erkannte, ihren Feind, einst ihren Geliebten?

Hastig stürzte Romme in das Kaufgewölbe.

„Wer war die Dame?"

„Eine mir Unbekannte."

„Was kaufte sie?"

„Ein Schlachtmesser."

Durch Romme's Seele schnitt das Wort. „Charlotte, was hast Du vor?" rief er dumpf in sich hinein und wollte ihr nach. Eine dunkle Macht riß ihn zurück. Noch einmal flog er der Spur der Geliebten nach. Da war es, als erhöben sich ihm entgegen Camille und Georges, die Erschlagenen. Das Mark seines Lebens fror. „Welch ein Schreckniß, wilder als alle, steigt da vor mir auf!" rief er, in die Nacht hinausstarrend. „Hat Charlotte ihren Vater jetzt verlassen, so sinnt sie auf Großes. Ich kenne diese Seele, sanft und fröhlich in den Tagen der Ruhe, in Lebensstürmen kühn und kräftig. Um Gott! wenn sie etwas gegen jenen Teufel unternähme, es mißglückte, wenn sie — alle Schrecken der Hölle wiegen diesen einen Gedanken nicht auf — wenn sie dem Revolutionsgerichte, dem ich vorstehe, übergeben würde! — Ich muß sie dennoch warnen," rief er und stürzte, zum ersten Mal in seinem Leben zitternd, der Verschwundenen nach.

*) Geschichtlich.

*) Geschichtlich.

*) Geschichtlich.

Entfesselt tobte das Gewitter. Vor und hinter Romme schlugen Blitze nieder, keiner traf ihn. Nur noch einmal in weiter Ferne, vom Farbenschimmer eines in erzwungener Beleuchtung strahlenden Hauses verklärt, erblickte er das Mädchen.

Stiller ward es in Paris. Aus dem Theater, wo die Schauspieler in einem schnellgefertigten, halb improvisirten Stücke die Freisprechung des Unholds gefeiert*), die Jacobiner Vivat gerufen und Hymnen abgesungen hatten, fuhr Marat unter Fackelbeleuchtung nach Hause. Alle Nachtmusiken, die seine Anhänger ihm bringen wollten, hatte er schon bei dem Einsteigen verbeten und dann mit verschlossenen Augen in einer Ecke des Wagens geduckmäusert, so daß seine Verehrer nicht mehr recht klug aus ihm werden konnten. Schon im Theater hatte er einmal „mich friert!" gesagt, gerade in dem Augenblicke, wo jenes Mädchen das Schlachtmesser kaufte. „Dummes Herzweh! Frosch, willst Du schlafen?" war das Einzige, was er im Wagen mehr herausstieß als sprach. Als er bei dem Aufsteigen in die Nacht gestiert und dem Volke, das ihn zu seinem Hause brachte, wiederholt genickt hatte, murmelte er, noch mit dem einen Fuße auf dem Wagentritte, ein: „Hol' Euch alle der Teufel!" und hüpfte in heftigen Sätzen die Treppe hinauf, an der seine Maitresse, Marie Evrard, ihn mit offenen Armen empfing.

„Glühwein!" schrie er, an ihr vorbei nach seiner Stube rennend. „Warum noch kein Licht darin? — Stickluft, Stickluft! Fenster und Jalousien auf! Wie dumm die Blitze fliegen! — War heut' ein großer Tag, nun kommt die Nacht. — Ei, so schließ' doch die Fenster, siehst ja, daß es hereinwettert. — Mir ist sonderbar. Ich glaube, ich habe den Bandwurm im Leibe. — In das Pantheon komme ich jedenfalls. — Nun, wird es bald mit dem Glühwein, Schnecke? Wohin rennst Du? Hier bleibe, hier bei dem großen Marat, der heute, trotz Einem, ritt. — War Jemand hier?" —

Stumm staunte die Evrard ihn an; so hatte sie ihn nie gesehen.

„War Jemand hier?" schrie Marat noch heftiger.

„Niemand, außer ein Mädchen, das Sie durchaus sprechen wollte," berichtete die Evrard.

„Ein Mädchen? So, so! Gut, daß es ein Mädchen war. Ich liebe das ganze schöne Geschlecht. Dummer Donner, was spricht Du hier mit? Marie, war die Supplicantin jung, hübsch?"

„Es ging noch an," antwortete verdrießlich die Evrard. „Morgen früh will sie wieder kommen und hat den Brief zurückgelassen."

Hastig erbrach ihn Marat. „Ei, was seh' ich!" sagte er dann schmunzelnd. „Sie unterschreibt sich als eine Tochter des Calvados und verspricht, mir wichtige Entdeckungen über die Verschwörung zu Caen zu machen. Ja, die Weiber sind meine treuesten Anhänger. Ich freue mich auf das tête-à-tête. Morgen früh, um acht Uhr, wenn ich im Bade sitze, laß sie vor."

„Ich würde sie gar nicht anhören," sagte warnend Marie.

„Bist eifersüchtig? Mußt Dir das abgewöhnen," schrie, unter gellendem Gelächter, Marat und stürzte volle Gläser Glühwein hinunter, daß das Gesicht braunroth ward und die Zunge zu lallen begann. „Dem Herzen des großen Marat genügen nicht Du, nicht ganz Frankreich, und wenn es sich selbst den Kopf abschneiden und als schuldigen Tribut mir zu Füßen legen wollte. — Gute Nacht, Marie, will heut' allein sein, kannst die Eichenkrone, die mein Paris mir heute aufsetzte, zum Gesellschafter wählen."

Marie ging. Der Unhold, vom Wein halb toll, hüpfte im Zimmer herum. „Nun ist mir wieder wohl, ganz wohl," sprach er. „Man muß der Natur, wenn sie zum Knicker gegen uns wird, mit etwas Spiritus wieder aufhelfen. Jetzt friert mich ganz und gar nicht mehr. Gute Nacht, Romme! gute Nacht, Paris! Morgen Hundert, übermorgen Zweihundert — guillotinirt."

Und er schlief ein und der böse Geist des Weines ließ ein Traumbild vor dem Fanatiker aufsteigen. — Von schönster, stiller Sommernacht umfangen, groß und herrlich erschien ihm das Pantheon, nach welchem ein prächtiger Leichenzug sich bewegte. Voran, im Scheine unzähliger Lichter und Fackeln, Musikbanden mit Trauersymphonien, in welche der dumpfe Ton der Kanonen feierlich hallte. Dann, mit ihren Fahnen und Panieren, der Gemeinderath von Paris, Cordeliers- und Jacobinerklubbs, die Abgeordneten aller Pariser Sectionen, der ganze Nationalconvent. Hinter ihnen, von vierundzwanzig Trauerrossen gezogen, der Wagen der Freiheit mit dem bronzenen Riesenbilde der Göttin und Gemälden von Davids Hand. Dann — grauenvoller Anblick! — ein Sansculotte mit einem blutigen Hemde auf einer Pike. „Trauert, trauert, Euer Freund ist Euch gestorben!" hallte die Stimme der Nation, in ein ungemessenes Weinen, Schluchzen und Jammern übergehend. Jetzt — ängstlich wälzte sich der Träumer auf seinem Lager — nahte, auf einem Paradebette unter Blumen liegend, der Leichnam. Wehe! er, Marat, war es selbst, vom Maler Tod in Gelbweiß und Blau gemalt. Und wie die Leiche in das Pantheon ging, fiel ihr Kopf ab. „Nagelt ihn an den Rumpf, er muß in das Pantheon," keuchte, in ungeheurer Angst sich abarbeitend, der Schläfer. „Gott Lob! der Zug geht hinein, der Kopf auch," stöhnte er dann, halb erwacht. Aber ein noch wilderer Traum nahm ihm den Trost. Wie scheu geworden, jagten nach allen vier Weltgegenden die Rosse des umgestürzten Freiheitswagens, die Pforte des Pantheons sprang wieder auf, und alle die Geister, die es bewohnten, die Helden, Tragiker, Staatsmänner zertrümmerten Marats Büste. Straßenjungen liefen mit kleineren Bildern Marats umher, sie in die Gosse werfend und dabei ausrufend: „Das ist Dein Pantheon." Vor dem Conventhause sah der in Zuckungen sich windende Schläfer als sein Abbild einen Strohmann knieen, der, ob seiner Sünden Abbitte thun mußte, dann von jungen Conscribirten angezündet und zu Asche verbrannt, tief in der Cloake beigesetzt wurde*).

So zeigte der Weltgeist in Träumen dem Marat das Geschick, das ihn ganz so, wie es eben beschrieben wurde, wirklich nach seinem Tode traf. Zugleich erschütterten ungeheure Donnerschläge die Grundfesten des Hauses. — Aus dem Schlafe fuhr Marat, mit einem Male ruhig. „Laß Dich nicht verblüffen!" sagte er, sich den kalten Todesschweis abtrocknend. „Ein großer Geist ist immer von Teufelchen umlagert, die ihm Angst machen wollen. Aber ich kann mir Alles zusammen reimen. Jüngst sah ich le Peletiers Leichenbegängniß, und seiner Leiche schob der Traum die meinige unter, wegen Romme's Mordversuch. Jetzt ist es Mitternacht. Von nun an will ich ruhig und traumlos schlafen. Geist, gehorche!"

Und wirklich, zu seinem Unglücke, zu Frankreichs Glücke, schlief er, ohne weiter von der mindesten bösen Ahnung gewarnt zu werden, ruhig, fest, und erwachte erst, als die Sonne schon hoch stand, mit der luftigsten Laune von der Welt. Es schellte; die Leute, die sein Bad bereiteten, kamen. Jetzt schellte es wieder; eine weibliche Stimme fragte nach Marat. — „Herein!" rief dieser und — — doch noch einige Worte über Charlotte Corday, welche der Leser längst in der geheimnißvoll zu Paris Erschienenen erkannt haben wird.

Mit dem herzlichsten Gebete zu Gott war sie erwacht. Wie der Morgenstern, hell, feurig und schön, strahlte ihr die That entgegen, die sie in Selbstaufopferung zu Frankreichs Heil ausüben wollte. Jeder Augenblick, jenem Ungeheuer noch vergönnt, ward zum Grabe für Tausende und Triumph der Tugend schien es der Schwärmerin, daß selbst eine weibliche Hand den bösen männlichen Dämon besiege. Schon einmal hatte Gott eine Jungfrau zur Rettung Frankreichs berufen. Und Charlotte, Vertheidigerin ihres blinden, jetzt bedrängten Vaters, letzte Tochter eines von den Wüthrichen der Revolution vernichteten altadeligen Geschlechts, einte mit ihres Calvados und Frankreichs Sache die eigene. Der Ruhm edler Thaten fiel nicht allein den Männern als Eigenthum zu, auch den Frauen.

Wer die Hölle bekämpft, besiegt — Mann oder Weib — ist Held, von Gott zum Siegeswerke erkoren. Auf ihn vertrauend, trat Charlotte die Wanderung zur Wohnung des Ungeheuers an, die er selbst seine Höhle nannte.

Die weibliche Stimme, die nach Marat fragte, war Charlottens.

„Sie soll zu mir eintreten, und allein," schrie von innen, der schönen Supplicantin Anwesenheit ahnend, Marat der Evrard zu, die Charlotten wieder abweisen wollte.

Eben saß der Unhold im Bade**). Aber kaum klappte die Thüre, als er, urplötzlich erbangend, mehr dem Instincte als seinem Willen folgend, den Deckel der Badwanne über sich warf, so daß nur der Kopf und die von einem Badhemde verhüllte Brust bis zu der Gegend des Herzens unbedeckt blieb.

Leicht nach Luft schnappend, halb stieren, halb lüsternen Blicks, sagte er; „Schönes Mädchen, was bringst Du mir?"

„Gruß von Calvados."

„Zuerst, liebes Kind, Gegengruß Deinen Reizen, mit denen ich über Erwartung zufrieden bin. Und nun geschwind Deine Entdeckungen, die mir an das Schafot liefern sollen die Bürger von Caen, Wimpfen, Vater Corday, seine Tochter —"

*) Geschichtlich.

*) Alle diese Züge sind der Geschichte entlehnt.

**) Geschichtlich.

„Sie opfert Dich Frankreich," rief Charlotte, Rede und Herz des Unholds mit scharfer Waffe zerschneidend.

Herein stürzte die Cyrard, mänadenartig Charlotten anfallend. Hereinstürmten Diener, Dienerinnen, Volk, Wache und Gerichtscommissäre. Man trägt den schnell Verendenden auf sein Bette, man belastet die junge Heldin mit Ketten, erschöpft sich gegen sie in Mißhandlung. Sie steht ruhig groß inmitten der Wüthenden. Ihr Werk ist vollbracht, Frankreich gerettet, gerächt der Himmel. Was fragt sie nach dem Zorn der Menschen? Verrinnen wird er wie die tobende Welle, wiederkehren der Ordnung Reich, langsam, aber um so schöner, über Charlottens Grabe, aber für alle Zeit begründet durch ihren Tod. — Der Gedanke verleiht ihr Ruhe des Himmels.

Als darüber erstaunend, der Commissär das Wort „Guillotine" fallen läßt, lächelt sie.

„Ich sterbe für Frankreich," sagt sie sanft, überreicht, vor frecher Betastung jungfräulich zurückbebend, selbst Alles, was sie bei sich führt, dem Richter, auch die Adresse an das französische Volk, die sogleich unterdrückt wird*), und steigt in den Wagen, der von Wache umgeben, wie eine Nußschale im siedenden Weltmeere schwimmend, mitten durch des Pöbels Aufruhr, sie nach der Abtei geleitet.

Mit Engelsmilde blickt sie nieder auf das sie mit Flüchen überhäufende Volk. — „Jetzt können sie mich noch nicht verfluchen," denkt sie. „Aber Du, mein lieber Vater, wirst mich segnen, und Du, mein Gott, kennst mein Herz."

Hinter ihr klirrten die Eisengitter der Abtei zu. Aber wer malt mit Dante's Gluth alle die Scenen, die dieses Mädchens große That zu Paris hervorbrachte, den Freuden- und Todesschreck, der bei der ersten Kunde von Marats Ermordung seine Feinde und Freunde durchzitterte, die Umarmungen und Freudenthränen der Patrioten, das wüthige Heulen der Jacobiner, die Lob- und Schmähreden auf Marat, den Mänadengrimm der Stadtpartei, die in diesem Augenblicke, gleich als ahne sie ihren und des Mittyrannen Robespierre baldigen Sturz, alle Kräfte aufbietend, sich wüthender und gebieterischer als je erhob? Zu Romme stürmt sie, blutlechzend, knirschend vor Grimm:

„Die gräßliche Unthat ist geschehen, und Du schläfst, Richter? Auf! auf! räche ihn, den Du gestern frei sprachst, den, Deinem Spruche zum Hohne, eine verfluchte Hand —"

„Was ist geschehen?" unterbrach sie Romme.

„Ei Du schlechter Vater von Paris," entgegnete die Menge. „Der Tod brach räuberisch bei uns ein und Du weißt es noch nicht? Ein Halbgott liegt auf der Bahre und Du weinst noch nicht mit uns Schmerzes- und Zornesthränen? Gestern Sieger, heute Leichnam der Beschützer des Volks!"

„Marat ermordet? — von wem?" schrie, von Ahnung ergriffen, Romme in Lust und Entsetzen.

„Von einem Mädchen, einem weiblichen Teufel," lautete die Antwort.

Romme, auf einmal bleich wie der Tod, hielt beide Hände vor die Augen.

„Höre, Romme," drohte jetzt die Menge, der seine geringe Trauer über Marat nicht entgangen war, „laß uns nicht glauben, daß die gestrige Freisprechung, Dein Friedenskuß gedrückt auf Marats Lippen, nur Spiegelfechterei gewesen sei, wie Viele sagen. Die Anklage wegen versuchten Giftmordes könnte wieder aufgenommen werden und Volkswuth zerreißt ihre Beute in tausend Stücke. Zeigt uns nicht binnen vierundzwanzig Stunden des Henkers Faust der Mörderin Haupt blutig von der Guillotine, so liegst Du selbst zertreten unter uns. Jetzt, fauler Richter, besteige Deinen Richterstuhl. Die Du zu verhören, zu verdammen hast, heißt Charlotte Corday und wir Alle kommen als Zeugen des Verhörs, Deine Worte, Deine Blicke und Gedanken zu prüfen."

Die Menge eilte fort. Gleich Schlangen sträubte sich Romme's Haar. Da faßte den noch immer Todtbleichen ein Arm. Lebenskräftig, wie ein Ueberglücklicher leuchtend, stand Lux vor ihm.

„Habt Ihr es vernommen?" rief er im Tone der höchsten Begeisterung. „Ein zweiter Michael schlug sie den Drachen. O, welche kühne, himmlische Aufopferung! Ich könnte sie beneiden, diese Heldin, diesen Engel, der uns Alle beschämte. Aber jeder Neid geht unter in der Bewunderung dieser Kühnheit und Größe.

Mit brechendem Blicke, in dem Entsetzen, Feuer der Eifersucht und Todesgram sich malten, starrte Romme ihn an.

„Seid Ihr von Sinnen?" schrie er. „Hinweg mit Eurer Lust, wo nur die Furien walten. Ich kann Sie nicht retten. Verfallen ist sie den Todesmächten. Ihr fließendes Blut wird ihren Richter zum Wahnsinn treiben. Aber Ihr sollt, dürft nicht um sie leiden, nicht an sie denken. Diese Eure wüthende Liebe zu Charlotten, mich unverhofft anfallend, könnte mich vor der Zeit rasend machen."

„Was ist," rief Lux, der in seiner Begeisterung Romme's Feindeswort ganz überhört hatte, „was ist Tod und Grab für eine Seele, die ihren Ruhm im Himmel und auf Erden gründete? — Sterbe der Leib, wenn nur das Gedächtniß unserer Thaten fortlebt durch Geschlechter und Nationen. Ja, sterben wird auch Charlotte, die heilige Taube, unter den Klauen der Geier. Aber ihr Blut, verwandelt in Rosen, wird Frühlingsbote für Frankreich sein. — Ha! wie sie absinken von meiner Brust, die Zweifel an Menschenwerth und Tugend! Laut wie mit Engelzungen ruft dieses Mädchens That: es lebt ein Gott, wir haben ein Vaterland. So himmlischen Glauben, wie ein Palladium wieder aufzustellen in Frankreich, o, wer opfert um solchen Preis nicht freudig Blut und Leben?"

„Unglücklicher," rief Romme, „gebietet Ruhe diesem Aufruhr Eures Gefühls. Er rettet sie nicht und tödtet Euch. Vertrauen gegen Vertrauen! Dies mein Haupt wollte ich unter die Guillotine legen, könnte ich dadurch Charlotten befreien. Aber sie grub sich selbst ihr Grab durch ihre That, die vor dem Himmel, nicht vor irdischem Gesetze gerechtfertigt werden kann. Nur zum Schafot entläßt das Revolutionsgericht die Schwärmerin; ich selbst — so will es mein Amt und unsers Volkes Wuth — soll sie verdammen, und Keiner — ich sehe es kommen — wird erstehen, der, dem Schwerte des Blutgerichts gegenüber, die Sache der Beweinenswerthen auch nur schwach zu vertheidigen wagte."

„Ich werde es," entgegnete Lux. „Dieser Schwan, in Lebensfluthen untergehend, um, versetzt unter die Gestirne, am Himmel zu glänzen, soll nicht scheiden, ohne den Nachruf der Welt: Friede, Friede mit Dir! Brich Du über die Herrliche den Stab. Dir und Deinen Schergen gegenüber rufe ich das Hallelujah ihrer That in alle Welt."

Und gleich olympischen Unsterblichen leuchtend und selig ging er von dannen. Auch Romme — ungeheurer Schmerz steigert die Sehnkraft — fühlte sich erhoben.

„Horch! horch!" sagte er, „wie da durch Stürme Harmonie aufklingt. Charlottens That, dieses Jünglings Begeisterung, auch ihn zum Opfer weihend, sind erhaben. Und Romme allein erläge seinem Verhängnisse, wenn Andere, wie Gottgeweihte, durch Flammen wandeln? Geh' einmal mit Dir selbst in das Gericht, Romme! Politische Ereignisse, wie sie in dieser Blutzeit Jeden ergreifen können, trennten mich von den Corday's. Da ist nichts Schlechtes, nur Menschliches. Daß ich Corday's Söhne im Schlachtendrang tödtete, wird der mir verzeihen, der den Lebenstrieb in meiner Brust schuf. Sie waren die Angreifer, ich mein Vertheidiger. Aber nun wird Dein Himmel trüber, Romme. An großartige und durchgreifende Maßregeln gewöhnt, mir selbst den Weg zur Größe offen zu halten, mischte ich, als alle andere Mittel erschöpft schienen, heimlich Gift für Marat. Mit welchem Gewissen könnte ich das Mädchen verdammen, das, denselben Feind, offen bekämpfend, sich zu dem Heil des Vaterlandes opferte? Selbstverachtung, tödtlichste der Nattern für Männerseelen, vor Dir wenigstens will ich mein Herz bewahren. Ich war ein blutiger Mann, aber immer trachtete ich nach Ruhm und Größe. Jetzt, wo mein Weg mich hinabführen will zur Schmach, habe ich, meinem Schicksale gegenüber, auch eine Stimme, ein denkender Geist, und will zwischen mich und die schon siegfrohe Hölle ein Felsstück schleudern, das nur der Odem des Auferstehungstages zu heben im Stande ist. — Sein Antlitz leuchtete in seltsamer Verklärung. — Wie das manchmal so ganz anders im Leben kommt als man dachte!" sprach er, seit Jahren zum ersten Mal wieder in hoher Ruhe. „Gesunken ist Marat, mein Todfeind. Auch Robespierre wird einst sinken. Das Volk, durch Charlottens Blut versöhnt, würde wieder um meinen Triumphatorwagen tanzen. Erlangen könnte ich, wonach meine Seele dürstete. Der Weg zur Herrschaft bahnt sich, aber ich will ihn nicht betreten und dieser Entschluß allein, Charlotte, läßt mich dem unvermeidlichen Zusammentreffen mit Dir mit Manneswürde entgegen gehen."

Er schritt nach seiner Wohnung, und trat bald darauf feierlich ernst unter die Blutrichter. Auch die Menge hatte, wie sie gedroht, sich eingefunden. Oeffentlich ward das heldenkühne Mädchen verhört. Also lautete die Frage des Inquisitionsrichters und die Antwort der Heldin*):

„Ihr Name?"

„Maria Anna Charlotte Corday."

„Ihr Alter?"

„Fünfundzwanzig Jahre weniger vierzehn Tage."

*) Geschichtlich.

*) Geschichtlich.

„Was hat Sie bewogen, Marat zu ermorden?"

„Seine Verbrechen. Er hat unsern Nationalcharakter verderbt und die Moral des Volks zerstört. Das Ungeheuer entehrte uns vier Jahre lang; zum Glück war er kein Franzose."

„Haben Sie Mitschuldige?"

„Ja! Alle Rechtschaffene in Frankreich ..... Kennen Sie das menschliche Herz so wenig, um nicht einzusehen, daß es weiter keiner fremden Eingebungen als der eben angeführten bedurfte, und daß man besser seinen eigenen Willen vollführt als einen fremden?"

„Lieben Sie die republicanische Verfassung?"

„Ob ich sie liebe? Ja, ich liebe sie, aber den Franzosen fehlt es an Geist und Energie, um gute Republicaner zu sein. Ich bin es müde, länger unter einem so herabgewürdigten Volke zu leben."

„Kennen Sie dies Messer?"

„Ja, es ist dasselbe, mit welchem ich den Anarchisten getödtet habe."

„Standen Sie mit irgend einem Manne in einer besondern Verbindung?"

Während der Inquisitionsrichter also, aus einem juristischen Grunde, fragte, wandte Romme sein schönes, bleiches und doch noch immer majestätisches Antlitz stumm nach Charlotten. Diese antwortete:

„Ich habe keinen Mann gefunden, den ich meiner würdig gehalten hätte, denn Marat lebte noch."

Noch immer blickte mit unverkennbarer Rührung Romme auf die Angeklagte. „Und Du sollst mich doch wieder achten lernen," schien sein Blick zu sagen. — Das Verhör war beendigt, Charlottens Todesurtheil im Voraus beschlossen, ihre Vertheidigung blos der Form wegen noch nöthig.

„Mich wird Niemand vertheidigen wollen," sagte sie mit himmlischer Sanftmuth und fügte dann, noch immer im Kriege mit der Hölle — geistreich witzig hinzu: „Es wäre denn Robespierre."

„Nicht Robespierre, ich vertheidige Dich, herrliches Mädchen," rief hervortretend Lux. Es war das erste Mal, daß sie sich nach Marats Tode wiedersahen.

„Was wollen Sie thun?" fragte gerührt Charlotte. „Ueberzeugen Sie sich an den Blicken dieser Richter, dieses Volkes, daß keine Rettung für mich ist."

„Deinem Tode kannst Du nicht, Deinem Ruhme sollst Du nicht entgehen, o Mädchen!" entgegnete Lux, ihr mit den großen, treuherzigen, leuchtenden Augen in die Seele schauend. „Präsident des Revolutionsgerichtes, ich fordere mein und dieser Angeklagten Recht."

Und der Präsident gewährte, und Lux, schön wie der belvedere'sche Apoll, der von Siegesthat schwärmt, bestieg den Rednerstuhl. Daß diese Vertheidigung in solcher Zeit ihm selbst tödtlich werden könne, ja müsse, sahen seine Freunde, sah er selbst voraus. Auch der Vertheidiger des unglücklichen Ludwig starb auf dem Blutgerüste. Alles schwieg erwartungsvoll. Lux sprach:

„Richter, Volk, erwartet nicht, daß ich in Form Rechtens die That vertheidige, die Ihr Verbrechen nennt. Sie bedarf keiner Vertheidigung —"

Murren des Volks. „Hört! hört!"

„Sie bedarf keiner Vertheidigung," wiederholte nachdrucksvoll der Redner. „Nur in welcher Beziehung diese That, durch des Mädchens eigne Aussage am schönsten erörtert, zu Vor- Mit- und Nachwelt stehe, laßt mich angeben. Denn, Männer der Revolution, Euch ziemt zu hören, wie die Geschichte Euch richten wird und Charlotten. Vorwelt, sende zuerst Deine Bilder, die kräftigen, aber kalten. Jene Virginia, zur Sklavin erklärt, verlor dadurch alle Personenrechte und ward zu einer Sache, käuflich und nutzbar, gleich dem Lamme, gleich der Erdscholle. Da bot sie dem Dolche des Vaters die Brust, und Beider Namen grub Clio in ihre Tafel. Jene Portia, als vor dem schwachen Octavian ihres Brutus Sterne sanken, verschlang glühende Kohlen. Ihre Größe nicht überlebt zu haben, ist ihr ganzer Ruhm. Jene Arria, männlicher als ihr Mann, ihm den Dolch mit dem Ausrufe: Es schmerzt nicht! bietend, fügte sich rasch und edel in die Nothwendigkeit. Alle jene Seelen lagen in den Banden des Eigennutzes. Rohe Willensstärke zeigt uns das Alterthum, die christliche Aera geistigen Adel."

„Charlotte, auf Dich und die Mitwelt komme ich jetzt. Ein Volk stand auf in seiner Kraft, die Freiheit wollte es, die Menschenrechte, aber statt des Lichtes brach Nacht, statt des Segens Fluch herein. Für eine Bastille hundert permanente Guillotinen, für einen ermordeten König Volkstyrannen —"

Wie rasend fuhr hier Marats und Robespierre's Partei auf.

„Volkstyrannen," rief noch einmal der unerschrockene Lux. „Da sieh! in der allgemeinen Anarchie, wo die Männer, bald Royalisten, bald Girondisten, bald Jacobiner, planlos irren und schwanken, hält allein eine weibliche Seele am Anker der Tugend fest. An Körper und Geist schön ist das Mädchen. Freundschaft, Liebe, Bewunderung bieten ihr Kränze. Aber in himmlischer Aufopferung statt der Freude den Schmerz, statt Fülle des Lebens den Tod wählend, größer als Portia, Arria, Virginia, zieht sie gegen Frankreichs blutigsten Vampyr aus, kommt wie Cäsar, sieht wie Cäsar, siegt wie Cäsar!" —

„Auf die Guillotine er und sie, die er liebt," unterbrach ihn hier Volkswuth. Sie bezähmte sich erst, als der Präsident, der mit einem, Vielen unerklärbaren Wohlgefallen dem Redner zuhörte, dreimal zur Ordnung gerufen hatte. Sie bezähmte sich nur, weil sie gewiß war, daß beide Opfer ihr nicht entrinnen würden.

Lux, im schönsten Rednerfeuer, das sich nach und nach bis zur prophetischen Begeisterung steigerte, fuhr fort:

„Wie Cäsar, Charlotte, wirst Du auch zu sterben wissen. Die Mitwelt, dem Wahnsinne verfallen, lohnt Dir mit der Guillotine; aber ich, Dein Redner, Dein Vertheidiger, spreche im Namen der Nachwelt Segen aus über Dich und Verdammung über Deine Richter, über dies ganze blutdürstige Volk. Wüthriche der Revolution, Königsmörder dort auf den Richterstühlen, dort auf den Tribunen, bebt nicht, zittert! Die Umwälzung, die Ihr zu leiten Euch vermeßt, wird, mächtiger als Ihr, Euch Alle verschlingen. Der eine Tyrann ist schon gefallen, der andere, Robespierre, wird fallen. Bleich, von gräßlicher Wunde entstellt, Hülfe suchend, Hohn findend, seh' ich ihn auf dem Wege zur Guillotine, während sein jüngerer Bruder voranstürzt — Sturz des Todes! Ihr Alle, Mitgenossen seiner Verbrechen, gehört der Verwesung an, Charlotte allein dem Ruhme. Und nun, Richter, Volk, die Ihr der Heldin Todesurtheil schon im Voraus beschlosset, führt auch mich zum Tode unter den Donnern des Weltgerichtes, das ich vom Himmel herabriß auf — Euch!"

Von der Rednerbühne stieg jetzt Lux wie ein Sieger, obschon die Blicke der Richter und des Volkes ihm Tod flammten. Wer aber wagte zu schildern, was, während ihr Freund für sie sprach, Charlottens Herz empfand? Ihre hohe Seele glühte für den Ruhm. Liebevoll erkannte sie begeisterter Liebe Werth, und sich von ihr so verstanden, so gegen die Mitwelt vertheidigt, im Namen der Nachwelt gekrönt zu sehen — welch süßer Lohn für das Mädchen, das Alles, Glück, Freiheit und Leben im Kampfe für Tugend hingab! „Ich danke Ihnen!" war Alles, was sie, innig bewegt, ihrem Vertheidiger sagen konnte. Doch in den drei Worten einten sich Beider Seelen, nicht für die Erde, nein, für den Himmel.

Romme hatte sich abgewandt. Stumme Winke von ihm befahlen jetzt Allen, sich zurückzuziehen. Eine Kunde seines eigenen Verhältnisses zu Charlotten war zu dem Volke gedrungen und steigerte das Verhängnißvolle dieser Stunde. Allein mit den Richtern, die er zu Charlottens Verdammung unwiderruflich entschlossen fand, wandte er, in dessen Seele keine Feindlichkeit mehr war, Alles an, wenigstens den heldenmüthigen Lux von der Todesstrafe zu befreien. Ganz irr' an ihm werdend, aus seinen Freunden in Feinde sich verwandelnd, stierten die Blutrichter wild ihn an, beharrten bei ihrem Vernichtungssysteme. Da ließ Romme die Angeklagten zurückführen. Durch die wieder geöffneten Pforten stürmte auch das Volk.

„Charlotte Corday und Du, Adam Lux," sagte Romme feierlich bewegt, „bereitet Euch zum Tode. Einstimmig entschieden diese Richter gegen Euch. Auf Euerm Todesurtel fehlt nur eine einzige Unterschrift, die meine, zu der die Wuth von Tausenden mich, Einzelnen, zwingen will. Aber niemals leiste ich sie und meines Wortes Bürge — blickt her! — sei dies."

Er drückte eine Pistole auf sich ab und sank, ein königlicher Mann. Durch das glühende, verwilderte Herz war die Kugel gedrungen. Noch einen Blick warf er auf Charlotten. „Ich habe doch Dein Todesurtel nicht unterschrieben," sagte er leise, streckte beide Hände nach Charlotten und Lux wie nach Freunden aus, deutete gen Himmel und verschied. Nicht im Gefängnisse, nicht bei der Ankündigung des Todesurtels hatte eine Thräne Charlottens Auge genetzt. Jetzt weinte sie. Auf Frankreichs lichtere Zukunft wie ein Seher schauend, stand Lux an Romme's Leiche. Wie knüpfte sich an sein prophetisches Wort dieses Königsmörders Fall! Da — wie im Todesgrimme über ihren eigenen baldigen Sturz — riß die

Volkspartei die zwei Opfer zur Richtstätte. Mit Menschen bedeckt waren alle Straßen, der Pöbel zischte, schmähte. Aber die Zwei, Bürger des Himmels, schwärmend für Tugend, Freiheit, alle höchsten Güter der Menschheit, blickten wie Selige auf das Gewühl nieder. Seine Engel sendete der Himmel, sie zur schönern Heimath zu geleiten, und der Todeskarren ward ihnen zum Wagen des Sieges, das Blutgerüst zum Throne. Charlottens Fassung blieb unerschütterlich. Ihre unbeschreibliche Sanftmuth, die Holdseligkeit ihres Wesens rührte selbst ihre Henker. Nur da überzog höhere Röthe ihre schöne jungfräuliche Wange, als sie Mantel und Halstuch von sich legen und sich so dem Auge der Zuschauer aussetzen mußte. Sie selbst legte noch ihren Kopf unter der Höllenmaschine zurecht. Freudig folgte Lux ihr im Tode. Den letzten Blick ihres schönen Auges hatte er empfangen.

So starb Charlotte Corday aus Liebe für ihr Vaterland, Adam Lux aus begeisterter Liebe zu Charlotten. Ihr Ruhm wird ewig dauern. Eine Thräne ihrem Andenken!

Karl Geib s. Göppinger.

Johann Geiler von Kaisersberg s. Kaisersberg.

Henriette Wilhelmine Geisler

eine Tochter des Kaufmanns Holdenrieder zu Naumburg, ward daselbst am 1. September 1772 geboren und vermählte sich 1793 mit dem herzogl. Sachsen-Gothaischen Regierungsrath J. G. Geißler in Gotha. Sie starb am 25. November 1822 in Dresden.

Von ihr erschien im Druck:

Auswahl aus den Gedichten H. W. G's. (besorgt von F. Jacobs) Gotha 1823.

Ein hübsches lyrisches Talent, das sich mit Zartheit und Innigkeit ausspricht.

Christian Fürchtegott Gellert

ward am 4. Juli 1715 zu Hayniehen, einem Städtchen im sächsischen Erzgebirge, wo sein Vater als Prediger lebte, geboren. Die bedrängten Umstände dieses Letzteren, der bei ärmlichem Einkommen eine zahlreiche Familie zu versorgen hatte, zwangen den Knaben, dessen Fähigkeiten sich vielversprechend entwickelten, schon früh auf Erwerb zu sinnen; er beschäftigte sich daher mit Abschreiben und gewann dadurch bald große Gewandtheit in Führung der Feder. Im Jahre 1729 bezog er die Fürstenschule zu Meißen, und befreundete sich hier innig mit Gärtner und Rabener, welche ebenfalls dort gebildet wurden und gleichen Eifer für die Dichtkunst und die schönen Wissenschaften zeigten. Er studirte darauf Theologie in Leipzig, seit 1734, kehrte nach vollendeter akademischer Laufbahn zu seinem Vater zurück, und übernahm dann, da Kränklichkeit und Schüchternheit ihn von dem Beruf eines Predigers abwandten, die Erziehung zweier Adelichen in der Nähe von Dresden. Diese Stelle gab er jedoch binnen Kurzem wieder auf, und begleitete 1741 seinen Neffen, den er für die Universität vorbereitet hatte, nach Leipzig. Hier lebte er wissenschaftlichen Beschäftigungen und ernährte sich durch Privatunterricht. — Anfangs neigte er sich der damals in vollster Blüthe stehenden Gottschedischen Schule zu und nahm Theil an den, von Gottschad's eifrigstem Jünger, herausgegebenen „Belustigungen des Verstandes und Witzes," zu denen er mehrere Beiträge lieferte. Das einseitige Treiben dieser Schule und ihre Geschmacklosigkeit veranlaßten ihn jedoch nach kurzer Zeit, sich gänzlich von ihr loszusagen und sich mit talentvolleren Freunden zu besserem Streben zu verbinden. — Im Jahre 1744 erwarb er sich die Magisterwürde und hielt sehr beifällig besuchte Vorlesungen über Moral und schöne Wissenschaften. 1751 ward er außerordentlicher Professor der Philosophie und wirkte fortwährend äußerst segensreich durch Lehre und Beispiel. Allgemein geehrt, starb er, nach langen schmerzlichen Leiden, gottergeben und heiter, am 13. December 1769 im fünfundfunfzigsten Jahre seines Alters.

Seine (C. F. Gellert's sämmtliche) Schriften (10 Thle. N. verbesserte Auflage. Leipzig 1784) enthalten:

1r Theil. Fabeln und Erzählungen.
2r Thl. Moralische Gedichte. — Vermischte Gedichte. Geistliche Oden und Lieder.
3r Thl. Lustspiele. — Die zärtlichen Schwestern. — Das Orakel. — Die Betschwester. — Das Loos in der Lotterie. — Sylvia. — Die kranke Frau. — Das Band.
4r Thl. Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung über den guten Geschmack in Briefen. — Leben der schwedischen Gräfin von G.
5r Thl. Einzelne Abhandlungen und Reden.
6r und 7r Thl. Moralische Vorlesungen.
8r und 9r Thl. Briefe. 2 Thle.
10r Thl. C. F. Gellert's Leben von J. A. Cramer.

Später erschienen noch:

Briefwechsel mit Demoiselle Lucius, herausgegeben von F. A. Ebert. Leipzig 1822.
Aufgefundene Familienbriefe, herausgegeben von A. Th. Leuchte. Freiberg 1819.

Einzelne Schriften, namentlich die Fabeln, die geistlichen Oden und Lieder u. s. w. erlebten unzählige Auflagen und wurden eben so oft unrechtmäßig nachgedruckt. Vollständige literarische Nachrichten über Gellert's Werke finden sich in: D. H. Döring, Gellert's Leben. Greiz, 1833. 2 Thle.

Die vortrefflichste Charakteristik Gellert's gibt unstreitig der geistreiche und gerechte Bouterweck in seiner Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit, Th. 11 S. 163, wo er von ihm sagt: Gellert ist einer der achtungswürdigsten deutschen Schriftsteller. Sein Andenken herabzusetzen, wäre unverzeihlicher Undank, obgleich seine Schriften nicht für die Nachwelt bleiben konnten, was sie für ihr Zeitalter waren. Weder schöpferisches Genie, noch philosophischer Geist, noch hinreißende Kraft der Darstellung haben Gellert's Ruhm begründet. Die Schüchternheit seines persönlichen Charakters, sie mochte nun ihm natürlich oder durch seine ununterbrochene Kränklichkeit veranlaßt sein, ließ ihn

auch in der schönen Literatur an keine Reform denken, bei der etwas zu wagen war. Aber eben dieser persönliche Charakter zeigt sich auch von der liebenswürdigsten Seite in Gellert's Schriften. Die unerkünstelte Zartheit und Wärme seines moralischen Gefühls und die Innigkeit seiner christlichen Religiosität standen unter der Aufsicht eines ruhigen Verstandes, der nicht tief forschte, aber alles Widersinnige und Phantastische weit von sich entfernt hielt. Den Leichtsinn verabscheuend, fand er ein liberales Wohlgefallen an allen ihm nur irgend unschuldig scheinenden Freuden der Phantasie und des Witzes. Die Strenge seines moralischen Ernstes störte ihn nicht in der Heiterkeit, die ihm natürlich war und erst in der zweiten Hälfte seines Lebens durch die Hypochondrie verscheucht wurde. Ein feines Gefühl für Natürlichkeit, Schicklichkeit und richtiges Verhältniß, war die Grundlage seines Geschmacks. Phantasie und Witz hatte er gerade so viel als nöthig ist, die natürliche Schwäche des Gefühls und des gesunden Verstandes durch mannigfaltige Reize des Styls zu beleben. Die Klarheit, Leichtigkeit und gefällige Correctheit seines Styls mußte sein Zeitalter um so mehr anziehn, weil sie so anspruchslos ist, und den Deutschen, die noch immer nach französischer Bildung strebten, im Beispiele zeigte, was sie sich von den wirklichen Vorzügen des französischen Geschmacks aneignen könnten, in dessen Besitz die Gottsched'sche Schule durch geistlose Befolgung trockener Regeln sich gesetzt zu haben glaubte. Auf diese Art wurde Gellert einer der gemeinnützigsten Schriftsteller, deren das Zeitalter bedurfte, und die es sich wünschte. Seine Schriften mußten einen großen Theil des Einflusses, den sie damals auf die allgemeine Bildung hatten, verlieren, sobald das Publicum anfing, an seine Lieblinge Ansprüche zu machen, die Gellert nicht befriedigen konnte; aber ohne Gellert würde es in der Bildung, deren es bedurfte, noch länger zurückgeblieben sein. —

Fügen wir noch hinzu, daß vor Allem seine Fabeln, so wie mehrere seiner geistlichen Lieder, sich mit Recht in der Gunst der Nation erhalten haben; die ersteren sind, streng genommen, noch nicht übertroffen worden, denn keiner seiner Nachfolger besitzt die gutmüthige, schalkhafte Behaglichkeit und Naivetät der Darstellungsweise, durch welche Gellert ihnen einen so großen bleibenden Reiz zu verleihen wußte. — Seine übrigen Schriften haben, wie B. sehr treffend bemerkt, ihre Wirkung eigentlich nur seiner Persönlichkeit zu verdanken, welche daher immer geringer werden muß, je mehr wir durch den Fortschritt der Jahre ihr sowohl, wie den allgemeinen Zuständen, in welchen sie sich bewegte, entfremdet werden. Auf keinen Schriftsteller läßt sich überhaupt mehr und richtiger, als auf Gellert, Buffon's bekannter Ausspruch anwenden: Le style, c'est l'homme. —

Die ähnlichsten Bildnisse Gellerts sind von Bause, Geyser und Preisler, nach einem Originalgemälde von Graff, in Kupfer gestochen worden. Eine Medaille mit dem wohlgetroffenen Kopfe Gellert's verfertigte und prägte Boltshauser in Zürich 1779 auf ihn.

Das Schicksal.

O Mensch! was strebst du doch den Rathschluß zu ergründen,
Nach welchem Gott die Welt regiert?
Mit endlicher Vernunft willst du die Absicht finden,
Die der Unendliche bei seiner Schickung führt?
Du siehst bei Dingen, die geschehen,
Nie das Vergangne recht, und auch die Folge nicht;
Und hoffest doch den Grund zu sehen,
Warum das, was geschah, geschieht?
Die Vorsicht ist gerecht in allen ihren Schlüssen.
Dieß siehst du freylich nicht bei allen Fällen ein;
Doch wolltest du den Grund von jeder Schickung wissen:
So müßtest du, was Gott ist, seyn.
Begnüge dich, die Absicht zu verehren,
Die du zu sehn zu blöd am Geiste bist;
Und laß dich hier ein jüdisch Beispiel lehren,
Daß das, was Gott verhängt, aus weisen Gründen fließt,
Und, wenn dir's grausam scheint, gerechtes Schicksal ist.

Als Moses einst vor Gott auf einem Berge trat,
Und ihn von jenem ew'gen Rath,
Der unser Schicksal lenke, um größre Kenntniß bat:
So ward ihm ein Befehl, er sollte von den Höhen,
Worauf er stund, hinab in's Ebne sehen.
Hier floß ein klarer Quell. Ein reisender Soldat
Stieg bei dem Quell von seinem Pferde,
Und trank. Kaum war der Reuter fort:
So lief ein Knabe von der Heerde
Nach einem Trunk an diesen Ort.
Er fand den Geldsack bei der Quelle,
Der jenem hier entfiel, er nahm ihn, und entwich;
Worauf nach eben dieser Stelle
Ein Greis gebückt an seinem Stabe schlich.
Er trank, und setzte sich, um auszuruhen, nieder,
Sein schweres Haupt sank zitternd in das Gras,
Bis es im Schlaf des Alters Last vergaß.
Indessen kam der Reuter wieder,
Bedrohte diesen Greis mit wildem Ungestüm,
Und foderte sein Geld von ihm.

Der Alte schwärt, er habe nichts gefunden,
Der Alte fleht und weint, der Reuter flucht und droht,
Und sticht zuletzt, mit vielen Wunden,
Den armen Alten wütend todt.

Als Moses dieses sah, fiel er betrübt zur Erden;
Doch eine Stimme rief: Hier kannst du inne werden,
Wie in der Welt sich alles billig fügt.
Denn wiß: es hat der Greis, der itzt im Blute liegt,
Des Knabens Vater einst erschlagen,
Der den verlohrnen Raub zuvor davon getragen.

Lisette.

Ein junges Weib, sie hieß Lisette,
Dieß Weibchen lag an Blattern blind.
Nun weiß man wohl, wie junge Weiber sind;
Drum durft ihr Mann nicht von dem Bette,
So gern er sie verlassen hätte:
Denn laßt ein Weib schön, wie Citheren, seyn,
Wenn sie die Blattern hat: So nimmt sie nicht mehr ein.
Hier sitzt der gute Mann, zu seiner größten Pein,
Und muß des kranken Weibes pflegen,
Ihr Küssen oft zu Rechte legen,
Und oft durch ein Gebet um ihre Besrung flehn;
Und gleichwohl war sie nicht mehr schön.
Ich hätt ihn mögen beten sehn.

Der arme Mann! Ich weis ihm nicht zu rathen.
Vielleicht besinnt er sich, und thut, was andre thaten.

Ein krankes Weib braucht eine Wärterinn;
Und Lorchen ward dazu erlesen,
Weil ihr Lisettens Eigensinn
Vor andern längst bekannt gewesen.
Sie trat ihr Amt dienstfertig an,
Und wußte sich in allen Stücken
Gut in die kranke Frau zu schicken,
Und auch in den gesunden Mann.
Sie war besorgt, gefällig, jung und schön,
Und also ganz geschickt, mit beiden umzugehn.

Was thut man nicht, um sich von Gram und Pein,
Von langer Weile zu befreyn?
Der Mann sieht Lorchen an, und redt mit ihr durch Blicke,
Weil er nicht anders reden darf;
Und jeder Blick, den er auf Lorchen warf,
Kam, wo nicht ganz, doch halb erhört zurücke.
Ach, arme kranke Frau! es ist dein großes Glücke,
Daß du nicht sehen kannst, dein Mann thut recht galant;
Dein Mann, ich wollte viel drauf wetten,
Hat Lorchen schon vorher gekannt,
Und sie mit Fleiß zur Wärterinn ernannt.
Ja wenn sie blos durch Blicke redten:
So möcht es endlich wohl noch gehn;
Allein bald wird man sie einander küssen sehn.

Er kömmt, und klopft sie in den Nacken,
Und kneipt sie in die vollen Backen;
Sie wehrt sich ganz bequem, bequem wie eine Braut,
Und findet bald für gut, sich weiter nicht zu wehren.
Sie küssen sich recht zärtlich und vertraut;
Allein sie küßten gar zu laut,
Wie konnt es anders seyn? Lisette mußt es hören.
Sie hörts, und fragt: was schallt so hell?
Madam, Madam! ruft Lorchen schnell,
Es ist ihr Herr, er ächzt vor großem Schmerz,
Und will sich nicht zufrieden geben.
Ach, spricht sie, lieber Mann, wie redlich meints dein Herz
O gräme dich doch nicht! Ich bin ja noch am Leben.

Die Verschwiegenheit.

O Doris, wärst du nur verschwiegen:
So wollt ich dir etwas gestehn;
Ein Glück, ein ungemein Vergnügen . .
Doch nein, ich schweige, sprach Tiren.
Wie? rief die schöne Schäferinn,
Du zweifelst noch, ob ich verschwiegen bin?
Du kannst mirs sicher offenbahren;
Ich schwör, es solls kein Mensch erfahren.

Du kennst, versetzt Tiren, die spröde Sylvia,
Die schüchtern vor mir floh, so oft sie mich sonst sah.
Ich komme gleich von dieser kleinen Spröden;
Doch ach, ich darf nicht weiter reden.
Nein, Doris, nein, es geht nicht an;
Es wär um ihre Gunst, und um mein Glück gethan,
Wenn Sylvia dereinst erführe,
Daß . . . Dringe nicht in mich, ich halte meine Schwüre.

So liebt sie dich? fuhr Doris fort.
Ja wohl! Doch sage ja kein Wort.
Ich hab ihr Herz nun völlig eingenommen,
Und itzt von ihr den ersten Kuß bekommen.
Tiren, sprach sie zu mir, mein Herz sey ewig dein;
Doch eines bitt ich dich, du mußt verschwiegen seyn.
Daß wir uns günstig sind, uns treu und zärtlich küssen,
Braucht niemand auf der Flur, als ich, und du, zu wissen.
Drum bitt ich, Doris, schweige ja,
Sonst flieht und haßt mich Sylvia.

Die kleine Doris geht. Doch wird auch Doris schweigen?
Ja, die Verschwiegenheit ist allen Schönen eigen.
Gesetzt, daß Doris auch es dem Damoet vertraut;
Was ist es denn nun mehr? Sie sagt es ja nicht laut.

Ihr Schäfer, ihr Damoet, kömmt ihr verliebt entgegen,
Drückt ihre weiche Hand, und fragt,
Was ihr sein Freund, Tiren, gesagt?

Damoet! du weißt ja wohl, was wir zu reden pflegen,
Du kennst den ehrlichen Tiren;
Es war nichts wichtiges, sonst würd ich dirs gestehn.
Er sagte mir . . . Verlang es nicht zu wissen;
Ich hab es ihm versprechen müssen,
Daß ich zeitlebens schweigen will.

Damoet wird traurig, schweiget still,
Umarmt sein Kind, doch nur mit halben Feuer.
Die Schäferin erschrickt, daß sie Damoetens Kuß
So unvollkommen schmecken muß.
Du zürnest, ruft sie, mein Getreuer?
O zürne nicht, ich will es dir gestehn:
Die spröde Sylvia ergiebt sich dem Tiren,
Und hat ihm itzt, in ihrem Leben,
Den allerersten Kuß gegeben;
Allein du mußt verschwiegen seyn.

Damoet versprichts. Kaum ist Damoet allein:
So fühlt er schon die größte Pein,
Sein neu Geheimniß zu bewahren.
Ja! fängt Damoet zu singen an:
Ich will es keinem offenbaren,
Daß Sylvia Tirenen liebt,
Ihm Küsse nimmt, und Küsse giebt;
Du, stummer Busch, nur sollsts erfahren,
Wen Sylvia verstohlen liebt.

Doch ach! In diesem Busch war unsre Sylvia,
Die sich durch dieses Lied beschämt verrathen sah,
Und eine Heimlichkeit so laut erfahren mußte,
Die, ihrer Meynung nach, nur ihr Geliebter wußte.
Sie läuft, und sucht den Schwätzer, den Tiren.
Ach Schäfer, ach, wie wird dirs gehn!
Mich, fängt sie an, so zu betrüben!
Dich, Plaudrer, sollt ich länger lieben?

Und kurz: Tiren verliert die schöne Schäferinn,
Und kömmt, Damoeten anzuklagen.
Ja, spricht Damoet, ich muß es selber sagen,
Daß ich nicht wenig strafbar bin;
Allein, wie kannst du mich den größten Schwätzer nennen?
Du hast ja selbst nicht schweigen können!

Die junge Ente.

Die Henne führet der Jungen Schaar,
Worunter auch ein Entchen war,
Das sie zugleich mit ausgebrütet.
Der Zug soll in den Garten gehn;
Die Alte giebts der Brut durch Locken zu verstehn;
Und jedes folgt, so bald sie nur gebietet,
Denn sie gebot mit Zärtlichkeit.

Die Ente wackelt mit; allein nicht gar zu weit.
Sie sieht den Teich, den sie noch nicht gesehen,
Sie läuft hinein, sie badet sich.
Wie, kleines Thier! Du schwimmst? Wer lehrt es dich?
Wer hieß dich in das Wasser gehen?
Wirst du so jung das Schwimmen schon verstehen?

Die Henne läuft mit strupfigtem Gefieder
Das Ufer zehnmal auf und nieder,
Und will ihr Kind aus der Gefahr befreyn;
Setzt zehnmal an, und fliegt doch nicht hinein,
Denn die Natur heißt sie das Wasser scheun.
Doch nichts erschreckt den Muth der Ente;
Sie schwimmt beherzt in ihrem Elemente,
Und fragt die Henne ganz erfreut,
Warum sie denn so ängstlich schreyt?

Was dir Entsetzen bringt, bringt jenem oft Vergnügen;
Der kann mit Lust zu Felde liegen,
Und dich erschreckt der bloße Name, Held.
Der schwimmt beherzt auf offnen Meeren;
Du zitterst schon auf angebundnen Fähren,
Und siehst den Untergang der Welt.
Befürchte nichts vor dessen Leben,
Der kühne Thaten unternimmt.
Wen die Natur zu der Gefahr bestimmt,
Dem hat sie auch den Muth zu der Gefahr gegeben.

Die kranke Frau.

Wer kennt die Zahl von so viel bösen Dingen,
Die uns um die Gesundheit bringen!
Doch nöthig ists, daß man sie kennen lernt.
Je mehr wir solcher Quellen wissen,
Woraus Gefahr und Unheil fliessen;
Um desto leichter wird das Uebel selbst entfernt.

Des Mannes theurer Zeitvertreib,
Sulpitia, ein junges schönes Weib,
Gieng munter zum Besuch, krank aber kam sie wieder,
Und fiel halbtodt aufs Ruhebette nieder.
Sie röchelt. Wie? Vergißt ihr Blut den Lauf?
Geschwind löst ihr die Schnürbrust auf!
Geschwind! doch läßt sich dieß erzwingen?
Sechs Hände waren zwar bereit;
Doch eine Frau aus ihrem Staat zu bringen,
Wie viel erfordert dieß nicht Zeit!

Der arme Mann schwimmt ganz in Thränen;
Mit Recht bestürzt ihn diese Noth.
Zu früh ists, nach der Gattinn Tod
Im ersten Jahre sich zu sehnen.
Er schickt nach einem Arzt. Ein junger Aesculap
Erscheint so gleich in vollem Trab,
Und setzt sich vor das Krankenbette,
Vor dem er sich so eine Miene gab,
Als ob er für den Tod ein sichres Mittel hätte.
Er fragt den Puls, und da er ihn gefragt,
Schlägt er im Geiste nach, was sein Receptbuch sagt,

Und läßt die Krankheit zu verdringen,
Sich eilends Dint und Feder bringen.

Er schreibt. Der Diener läuft. Indessen ruft der Mann
Den so erfahrnen Arzt bey Seite,
Und fragt, was doch der Zufall wohl bedeute?
Der Doctor sieht ihn lächelnd an:
„Sie fragen mich, was es bedeuten kann?
„Das brauch ich ihnen nicht zu sagen,
„Sie wissen schon, es zeigt viel gutes an,
„Wenn sich die jungen Weiber klagen."

Den Mann erfreut ein solcher Unterricht.
Die Nacht verstreicht, der Trank ist eingenommen;
Allein der theure Trank hilft nicht.
Drum muß der zweite Doctor kommen.

Er kömmt! Geduld! Nun werden wirs erfahren.
Was ists? was fehlt der schönen Frau?
Der Docter sieht es ganz genau,
Daß sich die Blattern offenbahren.

Sulpitia! erst sollst du schwanger seyn?
Nun sollst du gar die Blattern kriegen?
Ihr Aerzte schweigt, und gebt ihr gar nichts ein,
Denn einer muß sich doch betrügen.
Nein, überlaßt sie der Natur,
Und dem ihr so getreuen Bette;
Gesetzt, daß sie die schlimmste Krankheit hätte:
So ist sie nicht so schlimm, als eure Kur.

Geduld! Vielleicht genest sie heute.
Der Mann kömmt nicht von ihrer Seite,
Und eh die Stunde halb verfließt,
Fragt er sie hundertmal, obs noch nicht besser ist?
Ach ungestümer Mann, du nöthigst sie zum Sprechen.
Wie? wird sie nicht das Reden schwächen?
Sie spricht ja mit gebrochnem Ton,
Und an der Sprache hörst du schon,
Daß sich die Schmerzen stets vergrössern.
Bald wird es sich mit deiner Gattinn bessern!
Der Tod, der Tod dringt schon herein,
Sie von der Marter zu befreyn!

Wer pocht? Es wird der Docter seyn;
Doch nein, der Schneider kömmt, und bringt ein Kleid getragen.
Sulpitia fängt an, die Augen aufzuschlagen.
Er kömmt, so stammelt sie, er kömmt zu rechter Zeit;
Ist dieß vielleicht mein Sterbekleid?
Ja, wie er sieht, so werd ich bald erblassen;
Doch hätte mich der Himmel leben lassen:
So hätt ich mir ein solches Kleid bestellt,
Von solchem Stoff, als er, er wirds schon wissen,
Für meine Freundinn machen müssen;
Es ist nichts schöners auf der Welt.
Als ich zuletzt Besuch gegeben:
So trug sie dieses neue Kleid;
Doch geh er nur. O kurzes Leben!
Es ist doch alles Eitelkeit!

O fasse dich, betrübter Mann!
Du hörst ja, daß dein Weib noch ziemlich reden kann.
O laß die Hoffnung nicht verschwinden!
Der Athem wird sich wieder finden.

Der Schneider geht, der Mann begleitet ihn,
Sie reden heimlich vor der Thüre.
Der Schneider thut die größten Schwüre,
Und eilt, die Sache zu vollziehn.

Noch vor dem Abend kömmt er wieder.
Sulpitia liegt noch danieder,
Und dankt ihm seufzend für den Gruß.
Allein wer sagt, was doch der Schneider bringen muß?
Er hat es in ein Tuch geschlagen,
Er wickelts aus. O welche Seltenheit;
Dieß ist der Stoff, dieß ist das reiche Kleid.
Allein was soll es ihr? Sie kann es ja nicht tragen.

Ach Engel, spricht der Mann, bey sanftem Händedrücken,
Mein ganz Vermögen gäb ich hin,
Könnt ich dich nur gesund in diesem Schmuck erblicken.
O! fängt sie an, so krank ich bin:
So kann ich Ihnen doch, mein Liebster, nichts versagen.
Ich will mich aus dem Bette wagen;
So können Sie noch heute sehn,
Wie mir das neue Kleid wird stehn.

Man bringt den Schirm, und sie verläßt das Bette,
So schwach, als ob sie schon ein Jahr gelegen hätte.
Man putzt sie an, geputzt trinkt sie Kaffee.
Kein Finger thut ihr weiter weh.
Der Krankheit Grund war bloß ein Kleid gewesen,
Und durch das Kleid muß sie genesen.
So heilt des Schneiders kluge Hand
Ein Uebel, das kein Arzt gekannt.

Der gute Rath.

Ein junger Mensch, der sich vermählen wollte,
Und dem man manchen Vorschlag that,
Bat einen Greis um einen guten Rath,
Was für ein Weib er nehmen sollte?

Freund, sprach der Greis, das weiß ich nicht.
So gut man wählt, kann man sich doch betrügen.
Sucht ihr ein Weib bloß zum Vergnügen:
So wählet euch ein schön Gesicht;
Doch liegt euch mehr an Renten und am Staate,
Als am verliebten Zeitvertreib:
So dien ich euch mit einem andern Rathe,
Bemüht euch um ein reiches Weib;
Doch strebt ihr durch die Frau nach einem hohen Range,
Nun so vergeßt, daß beßre Mädchen sind,
Wählt eines großen Mannes Kind,
Und untersucht die Wahl nicht lange;
Doch wollt ihr mehr für eure Seele wählen,
Als für die Sinnen und den Leib:
So wagts, um euch nach Wunsche zu vermählen,
Und wählt euch ein gelehrtes Weib.
Hier schwieg der Alte lachend still.

Ach, sprach der junge Mensch, das will ich ja nicht wissen:
Ich frage, welches Weib ich werde wählen müssen,
Wenn ich zufrieden leben will?
Und wenn ich, ohne mich zu grämen ⁂

O, fiel der Greis ihm ein, da müßt ihr keine nehmen.

Die beiden Mädchen.

Zwo junge Mädchen hofften beide,
Worauf? Gewiß auf einen Mann;
Denn dieß ist doch die größte Freude,
Auf die ein Mädchen hoffen kann.
Die jüngste Schwester, Philippine,
War nicht unordentlich gebaut;
Sie hatt ein rund Gesicht, und eine zarte Haut;
Doch eine sehr gezwungne Miene.
So fest geschnürt sie immer gieng,
So viel sie Schmuck ins Ohr, und vor den Busen hing,
So schön sie auch ihr Haar zusammen rollte:
So ward sie doch bey alle dem,
Je mehr man sah, daß sie gefallen wollte,
Um desto minder angenehm.

Die andre Schwester, Caroline,
War im Gesichte nicht so zart;
Doch frey und reizend in der Miene,
Und liebreich mit gelaßner Art.
Und wenn man auf den heitern Wangen
Gleich kleine Sommerflecken fand:
Ward ihrem Reiz doch nichts dadurch entwandt,
Und selbst ihr Reiz schien, solche zu verlangen.
Sie putzte sich nicht mühsam aus,
Sie prahlte nicht mit theuren Kostbarkeiten.
Ein artig Band, ein frischer Strauß,
Die über ihren Ort, den sie erlangt, sich freuten,
Und eine nach dem Leib wohl abgemeßne Tracht,
War Carolinens ganze Pracht.

Ein Freyer kam; man wies ihm Phillippinen;
Er sah sie an, erstaunt, und hieß sie schön;
Allein sein Herz blieb frey, er wollte wieder gehn.
Kaum aber sah er Carolinen:
So blieb er vor Entzückung stehn.

Im Bilde dieser Frauenzimmer
Zeigt sich die Kunst und die Natur;
Die erste prahlt mit weit gesuchtem Schimmer,
Sie fesselt nicht; sie blendet nur.
Die andre sucht durch Einfalt zu gefallen,
Läßt sich bescheiden sehn; und so gefällt sie allen.

Der Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als, weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde sehn,
Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt ihm frey heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu seyn,
Weit minder Kunst verrathen sollte.
Der Maler wandte vieles ein:
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen,
Und konnt ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein,
Und nahm das Bild in Augenschein.
O, rief er, bey dem ersten Blicke,
Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
Ach welcher Fuß! O wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wie viele Kunst, wie viele Pracht,
Ist in dem Helm, und in dem Schilde,
Und in der Rüstung angebracht!

Der Maler ward beschämt gerühret,
Und sah den Kenner kläglich an.
Nun, sprach er, bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zu viel gethan.
Der junge Geck war kaum hinaus:
So strich er seinen Kriegsgott aus.

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt:
So ist es schon ein böses Zeichen;
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält:
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

Von den Trostgründen wider ein sieches Leben.

Ich halte es nicht für unnöthig, meinen Lesern zu sagen, ehe ich mit ihnen von den Trostgründen wider ein sieches Leben rede, daß ich selber mit diesem Uebel seit verschiedenen Jahren beschweret bin. Es ist wahr, daß ich deswegen nicht gründlicher, deutlicher und ordentlicher von diesen Gründen handeln werde, als ein anderer; aber vielleicht kann man kräftiger und nachdrücklicher von einer Sache sprechen, wenn man sie selber empfunden hat. Es giebt eine gewisse Beredtsamkeit des Herzens, die nicht so wohl durch den Verstand erzeugt, als durch die innerliche Empfindung unterstützet wird. Sie erwecket die Aufmerksamkeit und das Vertrauen des Andern. Und wie viel hat derjenige nicht gewonnen, der seine Leser in diese Gemüthsverfassung setzen kann! Sie werden die Wahrheit noch einmal so begierig annehmen, als sie nicht thun würden, wenn er sie gleich durch die beredteste und tiefsinnigste Abhandlung in Erstaunen und Bewunderung gesetzet hätte. Wenn dieses seine Richtigkeit hat: so muß es denen Kranken, die man beruhigen will, lieber seyn, den zu hören, dem die Erfahrung und innerliche Ueberzeugung zu Hülfe kömmt, als einen, der diesen Vortheil entbehrt. Wie glücklich will ich mich schätzen, wenn ich meinen siechen Mitgesellen die Last, unter der sie seufzen, durch diese Schrift in etwas erleichtere! Diese Absicht hoffe ich um desto eher zu erreichen, je weniger ich durch diese Blätter nach dem Ruhme des Witzes und der Gelehrsamkeit strebe, der uns oft verführt, mehr für das, was gefällt, als für das Wahre und Nützliche bei unserm Unterrichte zu sorgen. Ich selber will mich mit befriedigen, indem ich andere zu beruhigen suche, und eben diese Bemühung soll mir zu einem neuen Trostgrunde bey siechen Stunden dienen.

Wir sagen meistentheils, daß derjenige ein sieches Leben führe, der mit gewissen Plagen des Körpers beläftiget ist, die ihn nie ganz verlassen, oder doch selten von ihm weichen; der viele Jahre, oder die größte, oder die ganze Zeit seines Lebens mehr krank, als gesund ist. Da eine Krankheit an und für sich schmerzhafter ist, als die andere; da sie hier länger anhält, als dort; hier öfter kömmt, dort geschwinder weicht bey diesem mehr Theile angreift, als bey dem andern; hier mehr die Kräfte des Leibes, dort zugleich die Kräfte des Gemüths schwächt; dem einen fast alles Vergnügen des menschlichen Lebens raubt; dem andern noch gute Stunden gönnt; kurz, da sich sowohl bey den Krankheiten, als bey den Personen, als bey den äusserlichen Umständen derselben eine große Ungleichheit findet: so scheinet es, daß man so viele besondere Trostgründe aufsuchen müßte, als sieche Menschen sind. Allein wenn auch diese Mühe nicht unmöglich wäre: so ist sie doch nicht nöthig. Alle, die ein sieches Leben führen, lassen sich bey ihrer großen Ungleichheit doch darinn mit einander vereinen, daß sie ihren Zustand für ein Uebel halten, und sich die Befreyung von demselben wünschen. In so weit kann man einerley Mittel für sie alle brauchen. Alles, was daraus folget, ist, daß es bey dem einen mehr oder weniger, geschwinder oder langsamer wirken wird. Nachdem der Trost mehr oder weniger Widerstand finden wird, nachdem wird er mehr oder weniger ausrichten. Bey allen muß er doch die Kraft haben, sie größten Theils zu beruhigen, die Hindernisse mögen so stark seyn, wie sie wollen, wenn er anders ein vollständiges Mittel seyn soll.

Es giebt einen andern Unterschied bei den siechen Tagen der Menschen, der mehr zu sagen, und einen größern Einfluß in die Trostgründe hat. Das Uebel eines siechen Lebens hat verschiedene Quellen. Es kann entweder eine Schuld der Natur, oder ein besonderes Verhängniß von Gott seyn; oder es kann von unsern oder von den freyen Handlungen anderer herrühren. Oder es kann endlich in Ansehung unserer Gewißheit eine unbekannte Quelle haben, das heißt, wir können nicht wissen, wem wir es eigentlich zuschreiben sollen.

Man sieht leicht, daß vier Personen, die aus vier verschiedenen Ursachen sich mit einem siechen Körper tragen, nicht aus einem und eben demselben Grunde sich aufrichten können. Welcher Unterschied herrscht nicht blos unter denenjenigen, die sich selber für die Verwüster ihrer Gesundheit halten müssen! Bald können wir aus Schwachheit des Verstands, bald aus Uebereilung, bald durch vielen Fleiß in Geschäften, bald durch einen plötzlich erregten Affekt, bald durch flüchtige Laster, bald durch lange Unordnung und anhaltende Thorheit uns einen siechen Körper zugezogen haben. Wie viele haben sich nicht durch eine gut gemeinte Arzeney, durch einen unvorsichtigen Trunk, durch einen plötzlichen Zorn, durch eine ungestüme Rachsucht um die Gesundheit gebracht! Wird sich nicht von diesen immer einer leichter oder schwerer trösten können, als der andere!

Wer sich also bey einem siechen Leben mit Nachdruck trösten will, der muß genau untersuchen, wem er dieses Uebel zuzuschreiben habe. Ein Mensch, der durch allerhand Ausschweifungen sein eigener Peiniger geworden ist, bey dem die Laster ein quälendes Gift in seinen Säften zurück gelassen haben, und der aus Betrug des Herzens sein Elend zu einer göttlichen Schickung macht, wird durch diese Vorstellung niemals recht ruhig werden. Es wird sich stets ein heimlicher Widerspruch in ihm regen, der dem Trostgrunde, daß ihm Gott aus heiligen Ursachen die Last aufgelegt habe, seine Kraft rauben wird. Er wird zu gewissen Stunden glauben, daß er getrost sey, und er wird in kurzer Zeit, wenn sein Gewissen zu reden anfängt, eine Unruhe des Geistes fühlen, die gar nicht weichen will, so sehr er sie sich auch durch den Gedanken von dem göttlichen Verhängnisse zu vertreiben sucht. So viel als ein balsamisches Pflaster auf einer gereinigten Wunde nützen wird: so wenig wird es da helfen, wo die Fäulniß durch scharfe Mittel noch nicht gehoben ist. Wer aus natürlicher Schermuth und Furchtsamkeit die Leiden seines Körpers für selbstgemachte Plagen und für den Lohn seiner Thorheit ansieht, da es doch Folgen der Beschaffenheit seiner schwachen Natur, oder göttliche Schickungen sind, der wird die Bangigkeit seiner Seele eben so wenig bestreiten, als ein Mensch, der durch sein wallendes Blut in eine furchtsame Einbildung im Schlafe geräth, und doch glaubt, daß er von bösen Geistern beunruhiget werde.

Indessen muß ich gestehen, daß der Rath, die Quellen seines siechen Lebens wohl zu untersuchen, gar nicht so leicht ist, als es scheinet. Oft stehet uns die Unmöglichkeit, oft die Eigenliebe im Wege, wenn wir auf den Grund unserer siechen Tage zurück gehen wollen. Und eben die Ungewißheit, daß wir nicht einsehen können, ob unsere Schmerzen Früchte unserer eigenen Thorheit und Bosheit, oder Wirkungen der natürlichen Geburt, oder heilsame Plagen von Gott, oder die Schulden anderer Menschen sind; eben diese Ungewißheit schlägt uns oft am meisten nieder. Wie bald würde der traurige Philet, der sich kaum zu lassen weis, dahin gebracht werden, sein Leiden geduldig zu ertragen, wenn man ihm zeigen könnte, daß es ihm Gott oder die Geburt aufgelegt habe, und daß er ohne Schuld sey! Wie bald würde Charinus, der die Güte Gottes und seine harte Plagen des Leibes nicht mit einander vereinen kann, vieles von seinem Unmuthe fallen lassen, wenn er überführt werden könnte, daß nicht so wohl die göttliche

Fügung, als er selbst die Ursache seiner Schmerzen sey! Allein es ist in vielen und vielleicht in den meisten Fällen schwär auszumachen, ob unsere Siechheit ein durch unsere Schuld verursachtes Uebel, oder ein von Gott verordnetes oder verhängtes Elend sey. Chremes genießt bis in sein zwanzigstes Jahr einer guten Gesundheit. Von dieser Zeit an wird er mit schmerzhaften Zufällen geplagt, welche sich mit den Jahren immer fester setzen, und ihn, seiner Vorsorge und strengen Lebensart ungeachtet, zu einem lebendigen Gerippe machen. Er gesteht, daß er in seinen jungen Jahren verschiedene Ausschweifungen im Trunke, oder in der Wollust begangen habe. Allein, fährt er fort, mein Vater war auch siech. Woher weis ich, ob ich mein Uebel nicht vielmehr durch das Blut geerbet, als mir durch meine Thorheiten zugezogen habe. Mein Freund, Portius, der zehn Jahre älter ist, als ich bin, und wohl zwanzig Jahre der Trunkenheit und der Wollust ergeben gewesen, fühlet so wenig eine Abnahme an seinen Kräften, daß er sich vielmehr recht wohl befindet. Und ich soll durch etliche Ausschweifungen mich um den Besitz der Gesundheit gebracht haben? Es kann seyn; aber wo weis ichs? Es ist wahrscheinlich; aber ist das Gegentheil nicht auch wahrscheinlich? Kann ich nicht die Schuld der Natur an meinem Leibe tragen? Cleon ist von Jugend auf siech gewesen; aber mit den Jahren wächst das Uebel. Er hat einen ordentlichen Wandel geführet. Allein er erinnert sich doch verschiedener Thorheiten und Schwachheiten. Und wer ist so rein, daß ihm sein Gewissen keine offenbaren Vergehungen vorrücken sollte? Cleon fragt nicht nach dem Ursprunge seines Elendes. Er will nur wissen, ob er es nicht durch diese oder jene That vermehre. Er sieht auf der einen Seite tausend Ursachen, die wider unsere Schuld eine eingewurzelte Krankheit vergrößern. Auf der andern Seite sieht er seine eigenen Thorheiten. Auch diese können das ihrige beygetragen haben.

Wäre es nicht stets unmöglich, hinter die wahren Ursachen zu kommen: so macht doch unsere Eigenliebe dem Verstande tausend Blendwerke vor, durch welche er nicht durchdringen kann. Keiner will gern die ganze Ursache seines Unglücks seyn. Ist er sehr billig, so will er nur einen Theil der Schuld tragen. Einem andern fällt dieses schon schwer. Und so gern als wir alle glücklich seyn wollen, eben so gern wollen wir auch, wenn wir leiden, unschuldig leiden. Dieses Verlangen macht uns erstlich sinnreich, durch allerhand Ausflüchte die Schuld von uns abzulehnen, und zugleich macht es uns blind, die Ursache zu sehen, die wir nicht gern sehen wollen. Kurz, wir bleiben bey einer aufrichtigen Prüfung entweder noch ungewiß, und dieses ist schon Elend genug. Oder wir versehen uns, und halten unvermeidliche Uebel für solche, die wir uns verursachet haben. Dieses vermehret ohne Noth unsere Traurigkeit. Oder wir klagen Gott und die Natur an, wo wir uns beschuldigen sollten, und stärken durch diese Klagen unsern Unmuth. Oder wir richten uns mit der göttlichen Schickung auf, und fühlen doch, weil wir selbst Schuld sind, nie eine Beruhigung. So wahr dieses und jenes ist, um desto mehr müssen wir sorgfältig den Grund des Verlusts unserer Gesundheit untersuchen. So schwer es ist, so folgt doch nichts daraus, als daß wir desto behutsamer bey dieser Prüfung verfahren müssen. So wenig als wir endlich allemal zu einer völligen Gewißheit kommen werden; so viel gewinnen wir doch, wenn wir wissen, daß wir uns alle Mühe gegeben haben, sie zu erlangen. In diesem Falle kann die Ungewißheit ein Glück für uns werden. Vielleicht sind wir die einzige Ursache unsers ungesunden Lebens. Sähen wir dieses gewiß ein, so würden wir aus natürlicher Gemüthsbeschaffenheit oft gar nicht getröstet werden können. Die Vorsicht hat unstreitig aus großer Güte viele Ursachen unsers Unglücks mit einem Vorhange umzogen, weil viele den Anblick derselben gar nicht zu ertragen fähig seyn würden. Ob nun gleich die meisten siechen Menschen nicht mit vollkommener Gewißheit die Ursachen ihrer Schmerzen entdecken werden: so darf sie doch dieses gar nicht abhalten, gar keinen Ausspruch zu thun. Wo wir zu keiner völligen Gewißheit gelangen können, da ist die Wahrscheinlichkeit so gut, als die ausgemachte Wahrheit. Damon, der zehn, oder noch mehr Jahre sehr unmäßig gelebet, und seiner Natur schon in ihrer Blüte alles das abgedrungen hat, was sie kaum leistet, wenn sie reif ist; dieser Damon zweifelt, wem er seine erschöpften Kräfte, seine vertrockneten Lebensgeister, seinen Krampf in den Gefässen des Leibes zuschreiben soll. Und was hält ihn ab, daß er sich und seine begangene Laster nicht zur Ursache davon macht? Eine schwere Krankheit, die er in seinem achten Jahre ausgestanden; ein Fall von einem Baume, den er in seinem zehnten Jahre gethan. Wer weis, sagt er, was jene langwierige Krankheit für ein schleichendes Gift in mir zurück gelassen hat, das itzt erst anfängt zu wirken! Wer weis, was der hohe Fall in dem Baue der zarten Nerven verletzet hat, daß mein Körper nunmehr so sichtbar untergehet! Damon hat nicht Ursache, länger ungewiß zu bleiben. Seine Krankheit, sein Fall in der Jugend sind entfernte Ursachen. Man kann ohne diese Dinge durch bloße Unmäßigkeit sich schon in das siechteste Leben stürzen. Warum will er also nicht glauben, daß er sein eigener Verderber gewesen sey? Oder woher kann er vermuthen, daß sein Leib nicht weit dauerhafter gewesen seyn würde, wenn er ihn durch anhaltende Ausschweifungen nicht selbst verwüstet hätte? Gesetzt er wäre, wenn er auch vernünftig gelebt hätte, mit dem Anwachse der Jahre eben so siech geworden: Gesetzt seine Laster wären nicht Schuld: so hat er doch nur eine Möglichkeit vor sich. Diese kann ihn, wenn er vernünftig ist, nicht verhindern, einer Wahrscheinlichkeit Gehör zu geben. Und so gewiß es auch in den Augen Gottes seyn möchte, daß sein Fall von dem Baume ihn siech gemacht: so wird er doch in seinem Herzen nie ruhig werden können, wenn er nicht glaubt, daß er durch seine Ausschweifungen sich selber entkräftet habe.

Wir können nunmehr das Geschlecht der Siechen in zwo Hauptlinien theilen. In der einen stehen diejenigen, die es gewiß oder doch wahrscheinlich wissen, daß sie Schuld an ihrem Leiden sind, oder nicht. In der andern diejenigen, die es weder gewiß, noch mit zulänglicher Vermuthung wissen können. Beyde Arten trennen sich im Anfange auf dem Wege zu ihrem Troste, und beyde kommen doch endlich wieder zusammen. Wir glauben durch diese Erinnerungen uns die Bahn zu der Anzahl der Trostgründe geöffnet zu haben. Man kann, wenn man alle, die siech sind, aus einem gewissen Gesichtspunkte betrachtet, sagen, daß es nur einen Trostgrund für sie alle giebt. Und man redt sehr wahr. Man kann aber auch sagen, daß es zwo Gattungen der Trostgründe, ja daß es so viele Arten derselben giebt, als Personen sind, und man redt nicht unrecht.

Allein was heißt trösten? Was ist ein wahrer Trostgrund? Vielen wird diese Frage unnöthig scheinen. Man glaubt, daß man gewisse Wörter sehr wohl verstehe, weil man sie täglich im Munde hat. Und es sind doch oft in ihrer Bedeutung keine ungewissser, als diejenigen, deren sich alle bedienen. Wie uneinig würden die Beschreibungen aussehen, wenn man zehn Personen sagen ließe, was trösten hieße? Was Trostgründe wären? So viel ist gewiß. Keiner von denen, welche einen trösten wollen, will eigentlich die Schmerzen des Leibes stillen, sondern nur des Geistes, die aus jenen entstehen. Will man nun sagen, trösten hieße die Schmerzen der Seele vertreiben, oder lindern, die aus dem Leiden des Leibes bey einem siechen Menschen entspringen: so fragt sichs nur, wie man diese verringern oder heben kann, wenn man jene nicht vermindert oder wegschafft. Gleichwohl muß trösten, wenn es etwas heissen soll, eben dieses bedeuten. Und wir sehen kein Mittel dazu, als die Vorstellungen und die Kraft gewisser Wahrheiten. Wenn die Unruhe der Seele nur in gewissen Vorstellungen des Geistes bestünde: so ließe es sich leicht begreifen, wie eine Vorstellung durch die andere könnte vermindert werden. Allein diese Unruhe ist mit einer Empfindung verknüpft. Und wie wird sie durch eine bloße Vorstellung des Verstandes können unterdrückt werden! Orgon ist zum Exempel lange Zeit mit heftigen Steinschmerzen geplagt. Seine Seele leidet mit, weil sein Körper leidet. Der andere, der seinen körperlichen Schmerzen nicht wehren kann, will doch die Bangigkeit seiner Seelen lindern. Er will ihn trösten, und zwar durch die Vorstellung einer Wahrheit. Er sagt ihm in der stoischen Sprache, daß die Schmerzen des Leibes kein Uebel wären, und daß der Besitz des wahren Gutes nur in der Tugend bestünde. Wer diese hätte, der wäre von allem Uebel frey. Ich will annehmen, daß Orgon diesen Satz glaubt. Was wird entstehen? Sein Verstand sagt ihm, daß er nicht unglücklich ist, und seine Empfindung behauptet, daß ers ist. Er will die trüben Wolken seines Geistes durch das Licht der Wahrheit brechen, und es steigen aus seiner Empfindung stets neue auf. Er will es gern glauben, daß er nicht elend ist, und er wird doch genöthiget, es für wahr zu halten. Was hilft mirs, daß man mir sagt, der Schmerz ist kein Uebel? Hört deswegen mein Gefühl auf? Wenn also durch die bloße Vorstellung in Gedanken kein Schmerz, den ich wirklich fühle, aufgehoben oder gelindert werden kann: so ist kein Weg des Trostes übrig, als daß ich Empfindungen mit Empfindungen vermindere oder vertreibe. Das heißt, wenn ich meinem Verstande nicht solche Wahrheiten vorhalten kann, die eine angenehme Empfindung in meiner Seele wirken: so werde ich ihren gegenwärtigen Schmerz nie vermindern. Irre ich nicht, so ist dieses die wahre Gestalt des Trostes. Die Erfahrung mag Zeuge seyn. Philemon hat tausend Thaler verloren. Er sieht dieses Geld für ein nothwendiges Stück seiner Zufriedenheit an. Man sage ihm noch so viel von der Nichtigkeit der sinnlichen Güter vor. Man zeige ihm sonnenklar, daß sie nicht glücklich machen. Wird man ihn dadurch beruhigen? Er entbehrt mit diesem Gelde vieles von seinem Vergnügen, von seiner Bequemlichkeit. Dieser Verlust kränkt seine Begierde glücklich zu seyn, und verursacht

ihm unangenehme Empfindungen, die nicht aus bloßen Vorstellungen, sondern aus einem wirklichen Verluste herrühren. Wie kann nun die Betrachtung von der Eitelkeit der Güter den Mangel des Vergnügens und der Bequemlichkeit ersetzen, worinnen Philemon sein Glück sucht? Man mache ihm hingegen Hoffnung, daß er die verlornen tausend Thaler zweymal, oder daß er wenigstens eben so viel bald wieder gewinnen werde, so wird er sich leicht zu frieden geben. Und woher dieses? Man hat Empfindung mit Empfindung bestritten. Die Vorstellung, daß er gewinnen würde, blieb nicht bloß im Verstande, sie drang in das Herz. Die Einbildung zeigte ihm alle die Vortheile so lebendig, daß er das Vergnügen der Hoffnung schmecken mußte. Auf diese Art bestritt ein wirkliches Vergnügen ein wirkliches Misvergnügen. Der Kranke, dem die Natur den Besitz der Gesundheit nicht gegönnet hat, weis heute die Traurigkeit seines Geistes nicht länger zu unterdrücken. Sein Freund will ihn mit dem Trostgrunde der unumgänglichen Nothwendigkeit aufrichten. Sie, spricht er, helfen sich nichts durch ihren Unmuth. Sie vermehren nur die Schmerzen des Leibes dadurch. Fassen sie sich in Geduld. Es ist nicht zu ändern. Diese Welt ist die beste. Gott hat sie einmal so geordnet und was er macht, ist gut und kann nicht geändert werden. Die Welt, sollte sie das seyn, was sie ist, konnte ohne sieche Menschen nicht seyn. Was wird der arme Kranke für eine Beruhigung daraus ziehen können, daß sein Uebel ein unvermeidliches Elend ist? Leidet der weniger, der da weis, daß er leiden muß? Man überführe ihn hingegen, daß ihm Gott in kurzer Zeit eine dauerhafte Gesundheit geben wird: so wird er die größten Schmerzen mit einer gewissen Freudigkeit des Geistes ertragen. Das Gefühl der Hoffnung macht den Geist munter, und der Schmerz des Leibes kann den ganzen Raum der Seele, daß ich so rede, nicht mehr einnehmen, weil eine Seite davon mit dem Vergnügen einer lebendigen Hoffnung angefüllet ist. Man nehme tausend Exempel zu Hülfe: so wird sich bey allen zeigen lassen, daß derjenige am sichersten und kräftigsten tröstet, der die sicherste und stärkste Hoffnung erwecken kann. Und zwar daher, weil die Hoffnung allezeit mit einem gegenwärtigen Vergnügen verknüpft ist. Trösten wird also überhaupt so viel seyn, als eine lebhafte Hoffnung in dem Herzen des Elenden erwecken, daß er noch glücklich werden wird. Wenn dieses seine Richtigkeit hat: so wird sichs von sich selber geben, daß dieses die besten Trostgründe sind, die uns die stärkste und meiste Hoffnung glücklich zu werden, einflößen. Es kömmt hier auf zweyerley an. Die Hoffnung muß lebendig und auf eine unfehlbare Gewißheit gegründet seyn, sonst wird sie keine Empfindung des Vergnügens wirken können. Das Glück, das sie mir verspricht, muß entweder eben das seyn, was ich mir wünsche, und was ich entbehre, oder es muß gar noch größer seyn. Alle diejenigen Trostgründe, die zu diesem Zwecke nicht geschickt sind, verdienen den Namen der wahren Tröstungen nicht. Es wird sich nunmehr leicht zeigen lassen, daß die Religion allein die wahren und besten Trostgründe in den Händen hat. Alle Vernunft, alle Philosophie erreicht das Große und Erhabene nicht, womit uns die Religion aufrichtet.

Indem ich dieses behaupte: so sehe ich verschiedene Gattungen von Widersachern wider mich aufstehen. Einige, denen alles verächtlich und zuwider ist, was aus der Religion kömmt, werden diesen Satz für unrichtig, und mich für einen frommen Schwätzer halten. Andere, die die Religion eben nicht hassen, aber auch zugleich die Vernunft nicht so wohl wegen ihrer Stärke lieben, sondern weil sie unserm Stolze zu Hülfe kömmt, werden mir vorwerfen, daß ich die Religion auf Kosten der Vernunft erhübe. Andere, welche die Religion aus gutem Herzen, aus einer geheimen Ehrfurcht, die oft mehr von der Erziehung, als von der Ueberzeugung herkömmt, gern bey ihrer Hoheit lassen, werden mir sagen, daß sie die Kraft derselben, uns zu trösten, nicht läugneten, aber daß sie so unglücklich wären, sie nicht zu fühlen.

Ich will diesen dreyen so gut antworten, als es ihre Einwürfe verdienen. Derjenige, der die Religion entweder aus Mangel der Einsicht, oder aus Begierde sich alles zu erlauben, für nichts göttliches hält, kann unmöglich mit der Meynung zufrieden seyn, daß ihre Wahrheiten am geschicktesten sind, einen siechen Menschen aufzurichten. Er lacht über unsern Unverstand und heißt uns blödsinnig, wenn er auf die Beweise für die Wahrheit der Religion geführet wird. Ich schmeichle mir gar nicht, daß ich solche starke Geister überführen werde. Ich bitte sie nur, mir zu sagen, was in der Art, sich durch die Religion zu trösten, unvernünftiges enthalten ist.

Mentor mag sein Elend erzählen, und sich nach den Grundsätzen der Religion trösten. Sie sollen zuhören und urtheilen, wider welch Gesetz der Vernunft er verstößt.

Ich bin, fängt Mentor an, seit zehn Jahren eines der elendesten Geschöpfe, wenn ich auf meinen Körper, und auf die gegenwärtige Welt sehe. Mein Leben scheint nichts, als ein beständiger Schmerz zu seyn, der nur darum zuweilen durch einige Vergnügungen unterbrochen wird, damit ich ihn desto peinlicher fühlen soll. Diese Stunde bin ich gesund und schöpfe neue Hoffnung zu meiner Genesung. Kaum habe ich etwas Speise oder Trank zu mir genommen; kaum habe ich einen Mund voll frischer Luft geschöpft; kaum habe ich mich etwas bewegen wollen: so fühle ich schon die entsetzlichste Bangigkeit. Ich ringe mit dem Athem, und jeder Zug, den ich mit der größten Beklemmung wage, macht den folgenden immer beschwerlicher. Ich fürchte zu sterben, und sterbe auf diese Art ganze halbe Tage, und was noch betrübter ist, ganze Nächte. Alle Hülfsmittel sind zu nichts geschickt, als meinem Uebel, wenn es da ist, nur mehr Nahrung zu geben, oder ich bin wegen der Erstickung ungeschickt, mich ihrer zu bedienen. Mein Uebel verläßt mich von neuem einige Stunden, oder einige Tage. Aber ich fühle doch seine Gegenwart noch immer. Die Trägheit meines Geistes, die Last meiner erstorbenen Glieder zeigt mir meine Plage von ferne. Ich will mich erholen. Doch, o Gott, was helfen mir die Vergnügungen des Lebens! Man bringt mir eine erquickende Speise, und ich zittere dabey, als ob es ein zubereitetes Gift wäre. Ich fürchte, daß nach dem Genusse derselben neue Plagen entstehen werden. Die Einbildung vergrößert meine Furcht, und die Erfahrung stärkt meine Einbildung. Ich will die Düsterheit meines Gemüths zerstreuen. Ich lasse zween gute Freunde rufen. Ihre Aufrichtigkeit scheint mich zu vergnügen, und in eben dem Augenblicke beleidiget sie mich. Ein erlaubter Scherz, den der andere vorbringt, mißfällt mir, nicht deswegen, weil er nicht witzig und artig war, nein, weil ich nicht mehr im Stande bin, eben dergleichen Scherz zu sagen, oder weil mein unmuthsvoller Geist eben so wenig die Kraft eines sinnreichen Gedankens vertragen kann, als mein Magen die Nahrung einer stärkenden Speise. Kurz, ich wünsche, daß mich meine Freunde verlassen mögen. Und ich mag hinsehen, wo ich will: so sehe ich nichts, als neuen Vorrath zur Betrübniß. Entweder ich kann die meisten Güter dieses Lebens nicht genießen, oder ich genieße sie mit lauter fürchterlichen Vorstellungen, oder ich bezahle ein kleines und kurzes Vergnügen meistens mit der Reue und den Schmerzen des Leibes von vielen Stunden. Rührt mich wohl die Ehre? Vergnügt mich der Reichthum? Reizt mich die Liebe? Der Freund, die Gattin, die zahlreiche Gesellschaft, ein wohlgeschriebenes Buch, ein Scherz, ein Spiel, eine gute Musik, eine schöne Gegend, ein künstliches Gemälde, die beste Mahlzeit, die geistigste Getränke, die Einsamkeit, das traurige Glücke der Elenden, alles ist mir entweder zur Last, oder hat gar keine, oder doch nur halbe und betrübte Annehmlichkeiten für mich. Der Mangel meiner Gesundheit macht sie für mich unbrauchbar. So lange man mir diese nicht wiedergeben kann: so sehe ich alle das übrige als ein Gut an, das mich von meinem Unglücke nur desto mehr überzeugen soll. Und was habe ich denn nach so vielen Jahren für Hoffnung zur Genesung übrig? Wodurch soll mein erstorbener Körper wieder aufleben? Der Arzt weist mich zur Geduld, und verbeut mir aus Sorge für meine Erhaltung so gar meinen letzten Trost, das Denken und Nachsinnen. Bin ich nicht der unglücklichste Mensch! Man siehe mir die ganze Welt an. Werde ich nicht elender, je mehr ich das habe, was ich nicht brauchen kann? Und ich entbehre nicht allein das Vergnügen des Lebens. Nein, ich leide zugleich die größten Schmerzen, und sehe keine Hülfe. Womit soll ich mich aufrichten? Damit, daß ich ein Uebel des Leibes für kein wahres Uebel halte? O welche Einbildung! Vielleicht damit, daß ich mir vorstelle, daß mein und der ganzen Welt ihr Schicksal etwas unumgänglich Nothwendiges ist? Wird mein Elend leichter, weil es nothwendig ist? Warum mußte denn ich unglücklich seyn, und warum wurden andere glücklich? Soll ich mich vielleicht damit trösten, daß es noch unglückseligere Geschöpfe giebt, als ich bin? Elender Trost! Hört mein Verlangen, die Gesundheit zu besitzen, darum auf, weil andere noch ungesünder sind, als ich? Dienet dieses nicht vielmehr zu neuer Furcht? Kann nicht also mein eigener Schmerz noch größer werden, weil es noch größere Schmerzen giebt? Geduld! ruft man mir zu. Durch Geduld und Standhaftigkeit vermindert man sein Leiden. Und wie erlange ich diese Geduld, wider die alles in mir und außer mir streitet? Kömmt es wohl auf meinen Willen an? Und was hilft mir denn ein Mittel, das ich nicht brauchen, oder erlangen kann? Sey gutes Muths, läßt sich ein anderer hören. Das Schicksal legt dem am meisten auf, der geschickter ist, als andere, vieles zu ertragen. Bedenke deine Größe und tröste dich damit, daß du größer, als andere bist. Welche Ehre, die sich mein Herz gar nicht wünscht! Soll ich deswegen mein Leiden hochachten, weil es andere nicht würden ertragen können? Ich frage nach der Quelle meines Unglücks; und man zeigt mir ein unerbittliches und unveränderliches Schicksal. Welcher fürchterliche Anblick, der geschickt ist, uns vollends in Verzweifs-

lung zu stürzen! Ich suche Lindrung; und man weist mir Personen, die noch elender als ich sind. Welch ein grausamer Trost! Ich wollte eben wissen, wie mir zu helfen wäre; und man zeigt mir, daß mir nicht kann geholfen werden. Man nennt mir die Geduld, als das einige Arzneymittel. Ich suche es, und kann seiner nicht mächtig werden. Welche elende Hülfe! Bin ich nicht eben so unglücklich, als wenn keines vorhanden wäre? Stillt sich mein Durst, wenn man mir sagt, daß es in jenem Brunnen eine kühle Quelle giebt, welche doch für mich verschlossen ist? Ich will ruhig werden. Man sagt mir, daß ein weiser, ein tugendhafter Mann glücklich sey, es möge ihm gehen, wie es wolle. Dein Körper geht dich nicht selber an. Die Gesundheit ist ein Gut ausser dir. Die wahren Güter bestehen in deiner Seele. Diese können dir durch ein sieches Leben von tausend Jahren nicht genommen werden. Und gleichwol ist dieser Körper so unzertrennlich mit meiner Seele verknüpft, daß diese alles fühlt, was in ihm vorgeht. Und ich kann dieses Band nicht aufheben. Ist es denn für meine Seele nicht besser, wenn mein Körper gesund ist? Wünscht und verlangt sie dieses nicht? Und wie kann ich ein Verlangen ausrotten, das zu meiner Natur gehört? Aber du würdest die Vollkommenheit deines Geistes nicht so hoch bringen, wenn du nicht in solchen Umständen wärest. Du würdest nicht die edle Standhaftigkeit, die göttliche Hoheit der Seele erlangen, wenn nicht Dinge da wären, die sie in dir erwecken hülfen. Nehmet diese Dinge weg: so brauche ich jene Hoheit des Geistes nicht. Will man darum jemanden ungesund machen, daß man ihn lehren kann, wie er eine Arzney dafür ausfinden könnte? Ich will gelassen werden. Man zeigt mir meine Freundinn. Deine Einbildung, sagt man, vergrößert dein Unglück. Sie stellt dir dein Uebel eher vor, als es zugegen ist, und quält dich mit der Furcht. Sie stellt dir dein Unglück größer vor, als es ist, und bringt dich vollends um alle Gelassenheit. Was nützt mir dieser Rath? Ein großer Theil meines Uebels soll in meiner Einbildung bestehen. Wie kann ich dieses glauben, da ich das Uebel wirklich so groß fühle, als ich mirs vorstelle? Und gut, ich will es glauben, daß meine Einbildung die Schmerzen vergrößert. Ich will sie unterdrücken; aber ich kann es nicht. Sie wächst mit meinem Uebel, und ist eine Frucht meiner Krankheit. Bin ich nun glücklicher, weil ich meinen Feind kenne, ohne das Vermögen zu haben, mich seiner zu erwehren?

Mentor hat uns sein Elend beschrieben. Es ist groß, und wir können es nicht läugnen, daß es nicht viele solcher Geplagten giebt. Er hat Recht sich zu beklagen. Denn wer kann ein Mensch, und doch zugleich ruhig seyn, wenn er das gröste und liebste Gut entbehrt, und dafür das gröste Uebel zum täglichen Gefährten hat? Er sucht Trost bey der Vernunft, bey den Weisen, und findet immer Einwendungen wider ihre Vorschläge. Er braucht ihre Trostgründe lange Zeit, und findet keine Linderung. Er verläßt den Rath der Vernunft, und fragt die Offenbahrung. Er wird ein Schüler der Religion, ohne ein Verächter der Vernunft zu werden. Er stellt sich verschiedene Wahrheiten oft vor, und findet eine gewisse Beruhigung darinnen. Er wiederholet dieses Geschäfte einige Zeit, und führet sich das bey guten Stunden zu Gemüthe, was ihm in den bösen einen Beystand leisten soll. Er kömmt immer zu einer lebhaftern Ueberzeugung, und schmeckt endlich eine gewisse Beruhigung, die, wie er sagt, ihm sein Leiden versüßen hülfe. Er gesteht, daß er sie nicht immer gleich stark fühle, aber daß sie doch nie ganz von ihm weiche, und daß er sie durch Vorstellungen wieder erwecken könne, wenn sie abgenommen. Er zeigt äußerlich eine größere Gelassenheit als sonst, und sagt, daß er dieses der Religion zu danken habe. Was habe ich für Ursache, ein Mißtrauen in seine Aufrichtigkeit zu setzen? Ich frage ihn, welches denn die Gründe der Religion wären, mit denen er sich tröste. Er antwortet mir, daß er mir einen Entwurf machen wollte, wie es in seinem Verstande aussähe, wenn er sich durch die Religion aufrichtete. Ich sollte nicht glauben, daß er sich die Wahrheiten allemal in der Ordnung, und in dem Zusammenhange vorhielte, wie er mir sie sagte. Nein er dürfte sich oft nur eines Stücks von seinem Lehrgebäude erinnern: so fühle er schon die Kraft des ganzen Beweises.

Ich habe, fährt er fort, etwann so angefangen zu urtheilen. Gott, du bist das gütigste, das liebreichste Wesen, das sich nur denken läßt. Die Vernunft und die Offenbahrung sagt mirs. Dir kann mit den Schmerzen deiner Geschöpfe nichts gedienet seyn. Du mußt vielmehr ihr Vergnügen, ihr Glück wollen, weil du die Liebe, die Güte, die Großmuth selbst bist. Dich hält nichts auf, die Schlüsse deiner Liebe zu vollziehen. Du bist der Allmächtige, der mit einem Winke die Welt beglücken und vernichten kan. Gleichwohl erdulde ich die größten Schmerzen, und mein Leben ist seit so vielen Jahren eine Kette von Ungemach und Elend. Du siehest mein Leiden und hilfst mir nicht. Ich untersuche mein Herz und finde den Vorwurf nicht, daß ich mirs selbst durch Laster zugezogen hätte. Daß ich mich aufrichtig prüfe, Herr, was weist du. Ich schliesse, daß es deine Schickung sey, daß ich so viel dulde. Ich bin zu blöde, alle deine weisen Absichten in ihrem Umfange einzusehen. Allein ich sehe doch so viel, daß du nichts wollen und zulassen kannst, als was das Glück deiner vernünftigen Geschöpfe befördert. Mein sieches Leben muß entweder zu meiner, oder zur Wohlfahrt anderer dienen, oder beydes befördern sollen. Du hast meinen Geist mit einem schmerzhaften Leibe verbunden und hast mir doch zugleich das Verlangen eingeprägt, von Schmerzen frey zu seyn. Wenn ich auf die gegenwärtige Welt sehe, so streitet das erste wider meine Wohlfahrt. Wie kann ich ohne Gesundheit hier glücklich seyn? Aber ist dieses Leben, ist dieser mein Körper, ist diese Welt das einzige, wozu ich geschaffen bin? Mein unsterblicher Geist ist einer ewigen Glückseligkeit fähig. Ich lebe hier, um mich durch Gehorsam gegen dich eines ewigen und unwandelbaren Glücks theilhaftig zu machen. Auf dieses Glück muß ich sehen, wenn ich deine Absichten erreichen will. Du kannst mir meine Schmerzen, nicht als Schmerzen, sondern als ein Mittel zu meiner wahren Wohlfahrt auflegen. Dieß weis ich gewiß. Sie müssen also, wenn ich mich allein, ohne meine übrigen Brüder, ansehe, zu meinem ewigen Heyle dienen. Wir werden durch Wahrheit, durch Glauben, durch Tugend und Gehorsam gegen dich glücklich. Würde mir nicht vielleicht der Genuß einer völligen Gesundheit hindertich an der Tugend gewesen seyn? Würde ich nicht vielleicht in ganz andern Umständen leben, wenn mein kranker Körper mich nicht daran verhindert hätte? War ich nicht vielleicht nach meiner natürlichen Beschaffenheit so sinnlich, so empfindlich gegen die äußerlichen Dinge, daß ich nie zu einer rechten Erkänntniß der Wahrheit gelanget seyn würde, wenn du mir nicht das Vermögen entzogen hättest, die Güter zu geniessen, die uns an dem Gefühle der Wahrheit hindern? Würde ich nicht die Kraft der Wahrheit bald wieder verloren haben, wenn die Flüchtigkeit meines Geistes nicht durch einen schweren Körper gehemmet worden wäre? Würde ich meine gewaltige Liebe zum Leben, meine Begierde nach äußerlichen Gütern wohl gemäßiget haben, wenn ich den vollkommenen Gebrauch der Gesundheit genossen hätte? Du kanntest den Bau meines Körpers, und die Beschaffenheit meiner Seele. Du sahest, daß die Gesundheit, die andern ein nützliches Gut ist, mich an der Tugend hindern würde. Du beschlossest daher, mir ein geringes Gut zu entziehen, weil es mit meiner ewigen Wohlfahrt stritte, Kann ich mich wohl mit Recht über dein Verfahren beschweren? Darf ich ohne Verwegenheit wohl fragen, warum bekam ich insbesondere die Beschaffenheit des Leibes und Gemüthes, die gemacht haben würde, daß ich bey dem Besitze der Gesundheit die Tugend leichter aus den Augen gesetzet hätte? Oder warum ließest du mich nicht den andern werden? der hier gesund, und doch auch ewig glücklich ist? Ich Wurm, will ich mit dir rechten? Bist du nicht der Herr, der thun kan was ihm wohlgefällt? Bist du nicht weise und gerecht in allen deinen Wegen? Hättest du nicht die Freyheit aller deiner vernünftigen Geschöpfe aufheben müssen, wenn keiner durch die Schuld der Geburt, und durch seine eigene Unvorsichtigkeit hätte siech werden sollen? Genug, wenn du uns allemal in die äusserlichen Umstände gesetzet hast, die für das Glück unserer Seele die besten waren. Nichts läßt mich daran zweifeln, und alles, was ich von dir denken kann, und was mir dein Wort saget, befehlt mir dieses zu glauben. Wenn ich also sicher bin, daß ich mir mein Leiden weder zugezogen, noch mirs durch übeles Verhalten vergrößert habe: so ist es keine Strafe, sondern ein weises, obgleich bitteres Mittel, mich vollkommen glücklich zu machen. Laß mich, o Gott, deine Güte verehren, die so groß ist! Habe ich nicht Ursache zufrieden zu seyn, wenn du alles so mit mir schickest, daß ich den Zweck, warum ich geschaffen bin, desto gewisser erhalte? Daß ich meinen Geist unendlich glücklich mache? Wir Thoren! Entspringet unsere meiste Unzufriedenheit nicht daher, daß wir dieses und das künftige Leben in Gedanken trennen? Beydes ist eins. Und wenn wir wissen wollen, wie glücklich oder elend wir sind: so sehen wir nur auf das gegenwärtige kurze, und nicht auf das immerwährende ewige Leben. Werden wir nicht auf diese Art die ungerechtesten Klagen wider dich ausschütten, wenn es uns hier nicht so geht, wie es unser Herz wünscht? Und wer heißt uns diese beyden Dinge trennen? Hast du nicht gesagt, daß denen, die tugendhaft sind, die dich lieben, die sich aufrichtig bemühen, deinen Willen zu thun, alles zu besten dienen soll? Kann dieses etwas anders heissen, als daß du ihnen nichts willst wiederfahren lassen, was nicht zu ihrem ewigen Glücke dienet? Herr, ich verehre deine weise Vorsehung. Du handelst als ein Vater. Du züchtigest uns zu Nutze, daß wir deine Heiligung erlangen. Deine Züchtigung dünket uns zwar nicht Freude, sondern Traurigkeit zu seyn, aber darnach giebt sie eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch ge-

übet sind. Was ist es, zwanzig, dreyßig Jahre ein schmerzhaftes Leben führen, wenn man dabey gewiß seyn kann, daß man eine Ewigkeit ohne Schmerz in dem Besitze der reinsten Wollust zubringen wird? Mein Leiden ist groß, aber wie gering ist es gegen die unendliche Herrlichkeit, die nach deiner Güte auf mich wartet, die ich nichts weniger, als verdienet habe, die du mir aus blosser Großmuth durch den Erlöser der Welt schenkest? So ist es denn gewiß, daß ich ewig glückselig bin? Ich fühle eine Versicherung, die mit einer lebendigen Ueberzeugung begleitet ist. Ich fühle die angenehmste Hoffnung. Ich schmecke die Kräfte des zukünftigen Lebens. Und ich fühle, daß die Leiden des Körpers meine Seele nicht mehr so ängstigen. Ich bin elend, wenn ich meinen Leib ansehe, und ich bin glücklicher, als alles, wenn ich meine Seele, wenn ich die Zukunft betrachte. Herr, ich warte auf deine Verheißung. Ist der Allmächtige mein Freund, wie kann ich elend seyn! Wäre er nicht meine Hülfe, was würde mir die Gesundheit, die ganze Herrlichkeit der Welt nützen? Mit dieser Hoffnung, die du in meiner Seele stärkst, will ich mein Leiden verringern. Der Anblick der Ewigkeit wird den Anblick meiner zeitlichen Plage erträglich und leicht machen. Durch den Glauben überwinde ich welt. Wie viele ängstliche Sorgen für meine Gesundheit, für die Erhaltung meines Lebens werde ich mir künftig ersparen! Du bist bey mir. Ich beobachte eine vernünftige Sorgfalt, und mein übriges Anliegen werfe ich auf dich, denn der Herr sorget für uns. Laß mir nur deine Liebe und die wahre Furcht gegen dich, so bin ich glücklich.

Der Religionsspötter zeige mir das Unvernünftige in diesem Troste. Ist es unvernünftig, ein gegenwärtiges Uebel durch die Hoffnung eines unendlichen Glücks zu besiegen? Und ist es unmöglich zu dieser Hoffnung zu gelangen? Behauptet er das Letzte: so frage ich ihn, ob er es versucht hat. Spricht er nein; wie kann er es läugnen? Wenn mir ein Vernünftiger die Kraft eines gewissen Weines in dieser oder jener Krankheit rühmet, habe ich wohl Recht, daran zu zweifeln, wenn ich den Wein niemals, oder nicht in gleichen Umständen gebraucht habe. Spricht er, er hätte sich mit der Religion trösten wollen, und keine Hülfe bey ihr gefunden: so entstehet die Frage, ob die Schuld an der Kraft der Religion liegt, oder an ihm? Ich behaupte das Letzte. Allein es ist hier der Ort nicht, es auszumachen. Der Spötter mag von der Göttlichkeit der Religion denken, was er will. Ihn von seinem Unrechte zu überführen, will ich so gar annehmen, daß sich der irre, der sie für göttlich hält. Nun frage ich ihn, wenn dieser Irrthum gleichwohl so viel Gewalt über unser Herz hat, daß er uns beruhigen kann, ob dieser Irrthum nicht viel kostbarer ist, als seine Vernunft. Mentor hat sich mit der Religion aufgerichtet. Der Spötter giebt zu, daß man durch einen Irrthum, den man glaubt, und der uns angenehm ist, zu einer größern Beruhigung gelangen könne, als durch die ausgemachteste Wahrheit, die nichts so angenehmes für uns hat. Wäre also die Religion nichts, als ein verdeckter Irrthum: so sehe ich doch nichts unvernünftiges bey dem, der sich damit trösten kann. Er schadet sich durch diesen Trost nichts, die Religion mag wahr, oder nicht wahr seyn. Er gewinnet in diesem Leben eine Ruhe des Herzens durch sie, wenn sie auch falsch ist. Er gewinnt mehr durch diesen Irrthum, als durch des Spötters Wahrheit. Ist Mentor nun wohl unvernünftig zu heissen? Und müßte die Religion nicht schon einer großen Hochachtung werth seyn, wenn sie auch eine menschliche Erfindung wäre, da sie uns solche vortreffliche Dienste thut? Höre ich mit diesem Leben auf: so habe ich mich hier doch beruhiget. Und wenn ich nicht mehr bin, so kann mir meine vergebliche Hoffnung auch nicht schaden. Eben so wie einer, der in einem angenehmen Traume liegt, wenn er nie wieder erwachen sollte, nicht wird unwillig werden können, daß sein Vergnügen ein Betrug gewesen ist. Kann endlich der Spötter mir nicht darthun, daß das unmöglich ist, was mir die Religion verspricht: (und wie könnte er dieses?) so bin ich klüger, als er, daß ich mir eine Möglichkeit zu nutze mache, die mir den größten Vortheil bringt, wenn sie wahr seyn sollte, und doch auch einen großen Nutzen schafft, wenn sie gleich nicht wahr ist. Will er läugnen, daß wir iemals durch die Religion zu so einer Ueberzeugung, zu so einer empfindlichen Hoffnung, zu so einer Freudigkeit gelangen, als wir vorgeben: so frage ich ihn, wie er mir eine Erfahrung absprechen will, die ich empfinde.

Mit denenjenigen, die die Religion in ihren Würden lassen, und doch glauben, daß die Trostgründe der Vernunft schon geschickt sind, einen recht fiechen Menschen in seinem Unglücke aufzurichten, kann man kürzer reden. Es kömmt alles auf zwo Fragen an. Weis die Vernunft alle die hohen Wahrheiten, die in der Offenbahrung sind, und weis sie solche, mit so vieler Gewißheit und Deutlichkeit, als ohne die Offenbahrung? Man behaupte das erste oder andere, so macht man die Religion zu einer überflüßigen Sache. Da sie aber ihre Göttlichkeit zugeben: so können sie dieses nicht annehmen, und also müssen sie zugleich mit behaupten, daß die Vernunft für sich die starken Trostgründe nicht hat, welche die Religion uns an die Hand giebt. Ich glaube, daß die wenigsten von denen, die der Vernunft so viele Stärke einräumen, es übel mit der Religion meynen. Sie setzen immer die Vernunft voraus, wie sie in uns durch den Unterricht der Religion von Jugend auf ist gebildet worden. Kömmt es denn zur Frage: Wie viel vermag die Vernunft in diesem oder in jenem Falle einzusehen? so trennt man die Wahrheiten seiner christlichen Vernunft auf eine unbehutsame Weise von dem, was wir die Wahrheiten der Religion nennen. Wir schliessen diese meistens in die Grenzen der geoffenbahrten Geheimnisse ein. Den übrigen Vorrath der Wahrheiten, den wir in uns finden, rechnen wir so wohl seines Umfangs als seiner Ueberzeugung nach, zur Vernunft. Allein so müssen wir die Kräfte der Vernunft nicht untersuchen. Wir müssen ihr Vermögen bey denenjenigen kennen lernen, welche keine Offenbahrung hatten. Wenn mir Sokrates, Plato, Seneka und andere große Vernunftweisen eben so hohe und eben so gewisse Trostgründe darstellen, als ein heiliger Paulus oder Johannes: so hat es mit der Stärke der Vernunft seine Richtigkeit. Aber wer kann dieses behaupten, wenn man bey der Schriften auch nur obenhin mit einander verglichen hat? Wie zweifelt die Vernunft, wenn sie von der Unsterblichkeit der Seele einen Ausspruch thun soll! Wie viele Uneinigkeit trift man in den Beschreibungen des Lebens nach dem Tode an! Jeder macht es zu dem Zustande, der seiner natürlichen Gemüthsbeschaffenheit am vortheilhaftesten ist. Die größten Weisen haben immer die Unsterblichkeit der Seele mehr gewünschet, als erwiesen. Und sahe es mit der Gewißheit von solchen Trostgründen in den Köpfen der tiefsinnigsten Männer nicht besser aus, was wird die Vernunft bey den meisten ausrichten, die ihren Verstand wenig oder gar nicht zu gebrauchen wissen? Kann niemand läugnen, daß uns die Religion größere Güter verheißt, als die Vernunft; daß sie uns unser künftiges Glück deutlicher und umständlicher vorstellt, als diese, daß sie uns endlich zu einer stärkern Ueberzeugung bringt, als das Licht der Vernunft; kann er dieses nicht läugnen: so ist es erwiesen, daß die Religion die einzigen und wahren Trostgründe an die Hand giebt, weil sie, wie wir oben erinnert haben, die stärkste und lebendigste Hoffnung in uns erwecket, die wir als eine angenehme Empfindung der unangenehmen in unsern Leiden entgegen setzen, und uns auf solche Art trösten. Wenn ich den Seneka sagen höre, daß niemand von seinem Posten ohne dem Wink des höchsten Befehlshabers gehen, daß sich niemand das Leben selber nehmen soll; und wenn ich an einem andern Orte wieder von ihm höre, daß ein Unglücklicher, wenn es gar nicht mehr fort wollte, doch noch den Trost übrig hätte, sich das schmerzhafte Leben selber zu verkürzen: so kann ich mir von seiner Theologie und von der Ueberzeugung, die er von seinen Wahrheiten hat, keinen grossen Begriff machen. Ist die Glückseligkeit nach dem Tode eine Belohnung der Tugendhaften; wie kann der tugendhaft seyn, der ungehorsam ist, der wider den Befehl seines Obern handelt? Dieses giebt Seneka selbst zu. Und hat er den Trost nicht in sich, daß er tugendhaft ist, wie kann er denn die Hoffnung der Belohnung haben? Ist die Glückseligkeit keine Belohnung der Tugend, und kann sie der, der sich das Leben nimmt, und wider die Tugend in den letzten Augenblicken handelt, doch noch erhalten, was ist denn für ein Trost in der Tugend. Hat das Laster nicht eben so viel Hoffnung für sich? Ich will durch dieses alles nicht der Vernunft ihre Ehre nehmen. Es gereicht ihr nicht weiter zur Schande, daß sie nicht so weit und so deutlich sieht, als die Offenbahrung, als in so weit sie es läugnet. Ich behaupte ferner nicht, daß die alten Weisen durch ihre Vernunftgründe nicht zu einiger Beruhigung des Herzens hätten kommen können. Ich sage nur, daß ein Mensch, der die Religion weis, nie einen wahren und dauerhaften Trost schmecken wird, wenn er ihn nicht durch die Religion erlangt. Er tröste sich mit der Vernunft so gut er will: so wird er kaum den Vortheil von ihr haben, den ein Sokrates oder Seneka genossen. Sie wusten kein ander Licht, und in so weit konnten sie ruhig seyn. Der Christ hat noch ein anders, und muß sich das eine Auge verbinden, um dieses Licht nicht zu sehen. Er muß sich zwingen, es für falsch oder überflüßig zu halten, damit er dem Ansehen seiner Vernunft aufhelfe. Allein es bleibt ihm bey dem allen noch die verdrüßliche Möglichkeit im Wege stehen, daß er mit seiner Vernunft irren, und daß vielleicht nur in der Religion die wahre Beruhigung enthalten seyn könne. In so weit glaube ich, daß ein Christ von der bloßen Vernunft den Nutzen nicht haben kann, den diejenigen von ihr erhielten, welche die Religion nicht kannten.

Die dritte Art von Leuten, welche die Trostgründe der Religion herzlich gern für größer und stärker erklären, als die Gründe der Vernunft, und nur sagen, daß sie ihre Kraft

nicht so empfinden, daß sie zu einer wahren Beruhigung kämen, scheinen mehr einen Unterricht, als eine Wiederlegung zu verdienen. Wir wollen uns nach ihren Umständen richten, und die Natur der Beruhigung, die wir aus der Religion ziehen können, genauer aus einander setzen, und ihre Grenzen bestimmen.

Vor allen Dingen, was verstehen sie unter der Beruhigung, die sie hoffen? Meynen sie eine vollkommene Ruhe des Geistes, eine beständige Freudigkeit, die nie unterbrochen wird, die nie ihre trüben und heitern Stunden hat, die allezeit gleich groß, und niemals durch die Ankunft neuer Schmerzen geschwächt wird? Wollen sie diese von der Religion haben: so verlangen sie eben so viel, als wenn sie begehrten, daß sie die Religion zu andern Geschöpfen machen sollte. Der Trost der Schrift verringert an und für sich die Schmerzen des Leibes nicht. Schmerzen zu leiden, wird uns allemal, so lange wir Menschen sind, beschwerlich seyn. Diese bleiben wir auch, wenn wir gute Christen sind, und wir werden also bey aller Kraft der Religionswahrheiten immer noch Unlust des Gemüths fühlen, die aus dem Leiden des Körpers ihren Ursprung und ihre Nahrung nimmt. Wir sagen nur, daß diese Unruhe nicht so hoch anwachsen wird, weil ihr die freudige Empfindung des Geistes, die durch die Trostgründe der Schrift erwecket wird, und die in einer mächtigen Ueberzeugung von der göttlichen Liebe und unserm ewigen Glücke besteht, Kraft und Nahrung raubt. Wir sagen nicht, daß die Unlust unsers Gemüths, wenn sie einmal gewichen ist, nie wiederkommen wird. Wir behaupten nur, daß wir sie durch unsere Trostgründe wieder besiegen werden. Wir sagen nicht, daß das Verlangen gesund zu seyn, in uns ganz ersticken werde. Dieses ist ein natürlicher Trieb, den die Religion nicht ausrotten, sondern nur mäßigen will. Erlaubt uns die Religion durch die Mittel der Arzneykunst für unsere Erhaltung zu sorgen: so billiget sie auch die Begierde gesund zu seyn, und folglich wird sie solche nicht auslöschen wollen. Wir sagen nicht, daß uns die Liebe zu dem Leben, zu den Gütern der Welt gar nicht mehr beunruhigen werde, weil wir die Unsterblichkeit und die ewigen Güter hoffen. Wir sagen nicht, daß wir in siechen Tagen die Furcht und das Schrecken des Todes ganz in uns auslöschen, und bey der Annäherung desselben nicht mehr zittern werden. Diese Größe des Gemüths ist unstreitig nur ein Antheil sehr weniger Menschen, die mit einem hohen Maße des Geistes ausgerüstet sind. Wer also eine ganz vollkommene Beruhigung, eine nie unterbrochene Freudigkeit des Geistes, eine beständige Stille unserer natürlichen Triebe, die auf die Erhaltung des Lebens, der Gesundheit und anderer zeitlichen Güter gehen, verstehet, der hoffet mehr von der Religion, als sie ihm verspricht.

Die Beruhigung in unsern Leiden kömmt aus der Vorstellung der Religionswahrheiten. Je größer und lebendiger unsere Wissenschafft und Ueberzeugung wird, desto mehr wächst die Beruhigung. Allein unsere Vorstellungen des Geistes bleiben nicht immer auf gleiche Art helle, deutlich und vollständig. Sie werden durch tausend Dinge in und außer uns geschwächt. Wie kann denn nun die Ruhe des Herzens, welche eine Wirkung von jenen ist, immer gleich groß, gleich empfindlich bleiben.

Die sich also beschweren, daß sie die Kraft des Religionstrostes nicht genug fühlen, müssen auf diese Anmerkung wohl Acht haben. Ja, werden sie einwenden, wir verlangen keine beständige Zufriedenheit unsers Herzens in unserm Elende. Sie kann unterbrochen werden. Aber wenn fühlen wir denn eine lebendige, eine wahre Beruhigung? Und da wir diese nie merken, was hilft uns die Religion zu unserm Troste? Wir antworten, das Maas unserer Beruhigung richtet sich nach unserem Erkenntniße. Ist es ein Wunder, daß, wo dieses schwach und unzureichend ist, auch jene schwach und unzulänglich bleibet. Wir haben ein geringes, ein seichtes Erkenntniß der Religion. Viele verstehen die wenigen Wahrheiten, die sie aus derselben gefaßt, auf eine undeutliche und verworrene Art. Viele haben bey ihrer mittelmäßigen Einsicht in die göttliche Wahrheiten, einen Zusatz von Irrthümern und falschen Meynungen liegen, der jener ihre Kraft hemmt oder ganz verstickt. Man darf nicht einwenden, daß gleichwohl der Geist Gottes unser Erkenntniß belebe, und daß wir doch bey unserer unvollkommenen Wissenschafft von der Religion, dennoch zu einer lebendigen Ueberzeugung des Verstandes kommen müßten. Es ist wahr, ein schwaches und kleines Erkenntniß kann von Gott mit einer lebendigen Ueberzeugung verknüpft werden. Aber es muß doch ein richtiges und reines Erkenntniß seyn. Wie kann Gott unsere Vorstellungen von ihm, von den Wahrheiten des Glaubens, von der Tugend, mit einer vollkommenen Ueberzeugung beleben, wenn sie an und für sich unrichtig sind? Müßte er nicht auf diese Art unsere Irrthümer stärken? Die Wahrheiten der Religionswissenschaft müssen eben so wohl mit dem Verstande gefaßt werden, als die Lehren menschlicher Künste und Wissenschaften. Gott flößt uns die Ueberzeugung nicht unmittelbar ein. Er stärkt und belebt nur das Erkenntniß mit einer höhern Kraft, das wir uns von ihm erworben haben, und er gehet mit uns, wie mit vernünftigen Geschöpfen um, die noch den Gebrauch ihrer natürlichen Gaben behalten. Er schließt unsere Mühe, unsere Kräfte bey dem Erkenntniße der Wahrheit nicht aus, ob er uns gleich beystehet. Wenn wir nun eine flüchtige Betrachtung etlicher Aussprüche der Schrift für die wahre Wissenschaft der Religion halten; wenn wir den geringen Vorrath von göttlichen Wahrheiten, den wir in der Jugend nur mit dem Gedächtniße gefaßt, und bey reifern Jahren nie erweitert, noch mit dem Verstande geschärft haben, für das Erkenntniß der Religion halten; wenn wir nur die Wörter und Namen der Religion wissen, nicht aber die Begriffe, die mit denselben verbunden sind; wenn wir zwar aus der Schrift sagen können, daß Gott barmherzig, gütig, weise, gerecht sey, daß Glaube und Liebe uns seiner Gnade theilhaftig machen, und doch nicht sagen können, was Barmherzigkeit, was Heiligkeit in Gott, was bey uns Glaube und Liebe sey, oder wenn wir dieses alles nur dunkel, nur unzulänglich und mit falschen Vorstellungen verknüpft, oder in keinem Zusammenhange wissen, wie wird unsere Seele zu einer kräftigen Ueberzeugung kommen, und wie wird diese Ueberzeugung durch eine göttliche Kraft zu einer lebendigen Gewißheit anwachsen und uns in unsern Leiden beruhigen können! Alles dieses sagt uns so viel, daß die Schuld, warum wir keinen wahren Trost aus der Religion schöpfen, nicht an den Gründen, sondern meistens an uns liege. Unsere Unwissenheit in göttlichen Dingen, unser unordentliches Erkenntniß, unsere wenige Mühe, die wir auf die Religion gewandt haben, sind die Ursachen, daß wir ihre Kräfte nicht schmecken. Man bemühe sich also um ein richtiges und vollständiges Erkenntniß von göttlichen Dingen. Man suche es immer zu einer größern Deutlichkeit zu bringen und es mehr zu erweitern. Man wehre den vielen Vorstellungen irdischer Dinge, welche verhindern, daß sich die Gedanken von geistlichen Dingen nie in unserm Verstande recht fest setzen können. Man übe endlich die Wahrheiten der Schrift sorgfältig aus: so werden ihre Trostgründe uns gewiß mit einer lebendigen Hoffnung begaben, und unser sieches Leben um ein großes erträglich machen.

Endlich kann die Schuld nicht so wohl in unserm Verstande als in unserm Herzen liegen, warum uns die Religion in siechen Tagen entweder gar nicht, oder doch nicht so, wie andere, beruhiget. Viele haben sich ein gutes und gegründetes Erkenntniß derselben erworben; aber es ist unfruchtbar geblieben, es ist nie kräftig, nie überzeugend in ihnen geworden, weil ihr Herz, ihre Begierden widerstanden, und sich niemals, oder sehr selten nach diesem Erkenntniße gerichtet haben. Hier müssen wir das zu Hülfe nehmen, was wir oben von den Ursachen eines siechen Lebens erinnert haben. Zwey Leute, davon sich der eine die Schmerzen des Leibes durch ein Leben wider die Religion zugezogen hat, der andere aber sich eines ordentlichen und tugendhaften Wandels bewust ist, werden nicht einerley Beruhigung von den Trostgründen der Schrift zu gewarten haben. Jener, dem sein Gewissen Vorwürfe macht, wird niemals zu der Freudigkeit des Geistes gelangen können, welche der andere erhält. Er wird zwar ruhig werden, er wird sich die Verheissungen der Religion von seinem ewigen Glücke zueignen können. Er wird mit dem andern sich durch den Trost aufrichten, daß sein Leiden zur Wohlfahrt seines Geistes abzöle, weil er vielleicht ohne dasselbe nie zu einer Kenntniß sein selbst gelanget seyn würde. Aber wird er wohl den Gedanken aus seiner Seele verbannen können, daß er sich seine Schmerzen selbst zugezogen hat? Wird er nicht immer mit einem geheimen Widerwillen gegen sich selber eingenommen bleiben? Und wird er also so ruhig werden können, als der andere, der nichts von dieser Unlust empfindet, weil er seine Schmerzen, als eine weise Schickung Gottes, und nicht als eine Strafe ansieht? Unsere bösen Begierden, die wir in siechen Tagen noch in uns ernähren, stehen der Beruhigung unsers Herzens oft so sehr im Wege, als die Schmerzen des Leibes. Ein Mensch, der lange Jahre den Lastern gedienet, und sich durch die Zeit die schlimmsten Gewohnheiten im Bösen zuwege gebracht hat, wird zwar von seinem kranken Körper gehindert, in der Ausübung nicht mehr lasterhaft zu seyn. Aber deswegen sind seine Begierden noch nicht aufgehoben. Die Lust sich mit Weine und starkem Getränke zu überladen, lebt immer noch in jenem, wenn ihn gleich das Podagra davon abhält. Kurz, ein Mensch, der bey einem zwar richtigen Erkenntnisse der Religion doch ein unartiges Herz in seine siechen Tage hineinbringt, der in nichts als unerlaubten und sinnlichen Dingen sein Glück gesucht hat, wird ungeachtet seiner Wissenschaft lange Zeit brauchen, ehe er an den Gütern des künftigen Lebens einen Geschmack findet. Der schlimmste Peiniger solcher siechen Leute ist die Furcht des Todes. Könnte man ihnen die Furcht benehmen, daß sie unter zehn Jahren noch nicht sterben

würden: so würden sie in ihren Schmerzen sehr gelassen werden. Wie sollen sie aber diese Furcht besiegen? Vielleicht dadurch, daß sie die Liebe zum Leben verringern? Und wodurch sollen sie diese, die uns so natürlich ist, vermindern? Nicht durch die Gewißheit, daß sie in dem künftigen Leben unendlich glücklich sind? Und eben diese Gewißheit ist dasjenige, was sie noch nicht haben, was sie schwer, was sie nicht auf einmal, was sie ohne Veränderung des Herzens, ohne oftmalige Ausübung der Tugend nicht werden erhalten können. Wie können sie also in ihrem siechen Zustande eine schleunige, eine recht lebendige Beruhigung fordern! So lange sie die Sache mit ihrem Herzen, mit ihrem Gewissen nicht ausmachen; so lange sie das, was die Religion Buße heißt, nicht mit allem Eifer vornehmen und darinnen fortfahren: so lange werden sie ungeachtet ihres guten Unterrichts, den sie sich in der Religion durch ihre Mühe erworben haben, doch in ihren Leiden die wahre Gelassenheit des Geistes nicht erlangen. Wie glücklich sind diejenigen, die den Unfällen dieses Lebens ein gutes Gewissen entgegen setzen können! Allein wie geringe ist nicht vielleicht die Anzahl solcher Menschen! Und wird also die Zahl der Standhaften und Getrosten unter den Siechen wohl groß seyn können? Werden wir uns wohl wundern dürfen, wenn wir einen elenden Landmann in seiner finstern Hütte, der nichts mehr weis, als die nöthigen Hauptstücke der Religion, wenn wir ihn, sage ich, viele Jahre bey den größten Schmerzen des Leibes und bey einem armseligen Unterhalte gelassen und mit Gott zufrieden antreffen; und hingegen einen grossen Gelehrten bey seiner Gründlichkeit in der Religion, dessen Schmerzen noch lange nicht so groß, als jenes seine sind, verzagt und trostlos unter seinen Büchern finden? Jener hat von Jugend auf einen stillen und unschuldigen Wandel geführt; dieser hat das Gegentheil gethan.

Ausser dem Unterschiede des Erkenntnisses in der Religion und eines guten Herzens und Gewissens, giebt es noch andere Ursachen, die da machen, daß die Trostgründe der Religion in dem einen das nicht ausrichten, was sie in dem andern wirken. Ich meyne die besondere Gemüths- und Leibesbeschaffenheit der Menschen, die Verschiedenheit der Krankheiten, mit denen sie geplagt werden, und den Unterschied der äusserlichen Umstände. Wir reden hier bloß mit solchen Personen, die nicht Ursache haben, ihre Plagen des Körpers für Strafen ihrer Vergehungen zu halten.

Criton und Semnon, beyde wohl unterwiesene und aufrichtige Christen, tragen sich fast seit gleicher Zeit und auf gleiche Art mit beschwerlichen Leibeszufällen, die durch keine Arzneymittel gehoben werden können. So gleich sie sonst einander sind: so ungleich sind sie einander in Ansehung ihrer Gelassenheit. Criton preiset den Herrn unter der Last, die ihn drücket, und wartet mit unerschrockenem Muthe auf die Auflösung seines Leibes. Er braucht wenig Trost. Er wünscht der Schmerzen los zu seyn, aber nur in so weit, als es dem Herrn gefällt, der alles weise und heilig ordnet. Semnon, der Gott eben so aufrichtig fürchtet, zeiget weniger Standhaftigkeit. Er klaget und weinet, wenn seine elenden Stunden und Nächte kommen, und zittert in seinen Nöthen. Er weis gewiß, daß ihm Gott nicht mehr auflieget, als ein barmherziger Gott thun kann. Er weis, daß eine unendliche Herrlichkeit seiner wartet. Allein er ist von Natur empfindlicher und von Natur furchtsamer, als Criton. Er liebet das Leben, weil er die Marter des Todes scheut. Er sieht den Tod als seine Erlösung an; allein sein weiches Herz erzittert vor den Vorboten desselben. Der Anblick eines Sterbenden setzet sein ganzes Herz in Aufruhr. Criton bleibt bey dem Todbette seines Freundes nach gesetzt, und kann ihm beystehen. Semnon verliert Sprache und Empfindung. Wird es möglich seyn, da beyde von Natur so sehr unterschieden sind, daß die Religionsgründe in beyden einerley Wirkung hervorbringen sollten? Hat Semnon deswegen keine lebendige Hoffnung, weil er Critons Standhaftigkeit nicht an sich merken läßt? Murrt er deswegen wider die Schickung Gottes, weil er noch klagt und winselt? Er ist bereit, sein Leiden zu tragen und das Leben aufzugeben. Dieses ist die Kraft der Religion. Er zittert, indem er diese Bereitschaft fühlt. Dieses ist ein Antheil seiner natürlichen Beschaffenheit, die durch die Religion nicht aufgehoben wird. Zween Helden wegen, sich beyde in den Kampf. Den einen macht die Liebe zum Ruhme ganz unempfindlich gegen das Schrecken des Todes. Der andere sieht bey dem Anblicke der Lorbern zugleich die blutige Gefahr, in die er sich waget. Er fühlet einen beschwerlichen Widerstand. Allein er streitet bey seinem blassen Gesichte doch tapfer und muthig. Wird man ihn deswegen für keinen Helden halten, den die Begierde seine Schuldigkeit zu thun, und der Ruhm des Sieges beleben?

Setzet man zu der Verschiedenheit der Gemüthsarten noch die Verschiedenheit der Schmerzen hinzu, die dieser oder jener empfindet: so muß die Beruhigung noch ungleicher werden. Es giebt gewisse Leibesbeschwerden, welche die Seele mehr angreifen, als andere. Ein elender Hypochondrist, der bey einem bangen Gefühle in seinem Körper nie recht zu einer völligen Freyheit seines Geistes gelangen kann; der sich wider seinen Willen mit traurigen Vorstellungen herumträgt, die durch eine verderbte Einbildung unterhalten werden, wird durch alle Gründe der Religion nie zu der Ruhe gelangen, zu der ein andrer kömmt, der nur an diesem oder jenem Theile des Leibes angegriffen wird, ohne daß die Nerven, durch welche unsere Lebensgeister wirken, gewaltsam leiden. Es giebt ferner in solchen Stunden so heftige Schmerzen, welche unsere Seele zu gar keiner deutlichen Vorstellung kommen lassen. Wer in diesen Stunden, gegen einen andern siechen Menschen gehalten, trostlos scheinet, kann deswegen noch sehr standhaft heissen. Eben so wie einer, der in einer Ohnmacht liegt, doch das Leben noch hat, ob man gleich die ordentlichen Zeichen desselben nicht mehr wahrnimmt. Man kann sich solche Fälle leicht selber erdenken.

Auch die äusserlichen Umstände können machen, daß unsere Trostgründe hier mehr, dort weniger Ruhe nach sich ziehen, ohne daß die Schuld an ihrer innerlichen Kraft liegt. Wer nicht allein mit den Schmerzen des Leibes, sondern auch mit Mangel und Dürftigkeit zu streiten hat; wer, weil er siech ist, zugleich die Seinen dürftig und kummervoll sieht; wer wenig Hülfe von Freunden, wenig Wartung, wenig Bequemlichkeit geniesst, wenig stärkende Mittel, wenig gute Arzeneyen brauchen kann, der muß mit einem andern nicht verglichen werden, bei dem alle diese Dinge nicht sind. Wer durch die Bande der Natur und Zärtlichkeit mit edlen Freunden, mit einer liebenswürdigen Gattinn, mit wohlgerathenen Kindern verknüpft ist, wird sich schwerer von der Liebe zum Leben losmachen, und also nicht so bald, oder so sehr beruhiget werden können, als einer, der wenig an die Welt gebunden ist.

Indessen kommen doch alle sieche Personen darinnen überein, daß sie die Liebe zum Leben verringern müssen, wenn sie ruhig werden wollen. Sie sehen alle auf gewisse Weise den Tod vor sich, und sie fürchten ihn so lange, als sie zu leben wünschen. Ihre Leibesschmerzen werden durch diese traurige Furcht oft vermehrt, oft unterhalten. Und bey vielen würde doch die Munterkeit des Geistes eine Wirkung in den Säften des Körpers hervorbringen, welche alle Arzneyen nicht schaffen. Die Liebe zu dem Leben läßt sich durch nichts anders, als durch die Hoffnung eines viel grössern und dauerhaftern Gutes, durch das künftige Leben besiegen. Die Vernunft kann kein kräftiger Mittel ersinnen, als dieses ist, das uns die Offenbahrung vorschlägt. Und man entschließe sich kurz, entweder nie ruhig bey seinen Plagen zu werden, oder sich dieses Mittels zu bedienen. Es ist kein anderer Weg, diese Hoffnung entweder zu erhalten, oder, wenn man sie hat, in sich zu verstärken, als der Weg der Religion.

Und ich weiß nicht, wie es möglich ist, daß man sich von der Vortrefflichkeit derselben nicht überzeugen kann, da es an und für sich so leicht ist. Zeigt sie die Mittel, wie man hier ruhig und zugleich ewig glücklich werden kann, was kann denn vortrefflicheres erdacht werden? Was kann unserer Liebe, unserer Hochachtung, unsers Gehorsams würdiger seyn, als eine solche Anweisung, die so genau mit dem Wunsche aller Menschen übereinstimmt!

Wenn uns die Religion die Liebe zum Leben unterdrücken hiesse, bloß um uns empfindlich zu machen: so wäre sie etwas grausames. Allein sie will uns solche nur in so weit benehmen, als sie uns an der Zufriedenheit hindert. Wir müssen sterben, dieses ist gewiß. Wir wollen gern leben. Dieses ist eben so gewiß. Beydes stehet einander im Wege. Das erste kann nicht geändert werden. Also muß das andere, das Verlangen zum Leben gemindert werden, wenn wir nicht alle Augenblicke in Furcht und Unruhe stehen wollen. Dieses ist die Absicht der Religion. Wie weise führt sie solche aus! Sie zeigt uns, daß dieses flüchtige Leben gar nicht das größte Gut sey, daß noch ein weit herrlicher Leben auf uns warte. Zu diesem erweckt sie unsere Hoffnung unter gewissen Bedingungen, und begleitet diese Hoffnung mit einer Ueberzeugung des Geistes, die so gewiß ist, als das Zeugniß der äusserlichen Sinne. Durch diese Hoffnung schwächt sie unsere Liebe zu diesem Leben, und also auch unsere Begierden nach den Gütern, die dieses Leben kostbar machen. Sie benimmt uns tausend nagende Sorgen, tausend unruhige Vorstellungen, tausend vergebliche Bemühungen und Lasten, indem sie uns der Liebe zum Leben entzieht. Sie belohnet uns für diese Einbusse mit dem Vorschmacke eines viel herrlichern Glücks. Sie vermindert unsere Furcht vor dem Tode, indem sie uns ihn von seiner angenehmen Seite zeigt, und uns ihn, als einen nothwendigen Beförderer, und nicht als einen Störer unsers Glücks vorstellet. Der muß die Natur des menschlichen Herzens, und die Kraft der Religion gar nicht kennen, wer sich ohne sie einen wahren Trost in den Plagen des menschlichen Lebens versprechen will.

Es ist alles gut, werden viele von den Elenden sagen, wenn wir nur auch diese Hoffnung, diese lebendige Vorstellung der künftigen Glückseligkeit recht in unser Herz bringen könnten. Ist diese Hoffnung nicht eben das, was die Schrift den Glauben nennt, und ist der Glaube nicht ein Geschenk Gottes? Ist dieses der ganze Einwurf: so ist er bald gehoben. Gott erweckt, Gott belebt diese Hoffnung in unserm Herzen; aber nicht durch Wunder, nicht durch eine unmittelbare Eingebung, nicht wider unsern Willen. So viel ist gewiß, ie mehr wir uns bemühen, sie zu überkommen, destomehr werden wir sie erhalten. Je weniger wir es uns angelegen seyn lassen, sie in unsere Gewalt zu bringen, desto weniger wird sie uns Gott geben können. Haben wir einen richtigen Begriff von der Güte Gottes: so können wir nicht zweifeln, daß er bereit sey, uns diese Hoffnung so bald zu schenken, als er kann. Er kann aber nicht eher, als bis wir die natürlichen Kräfte des Verstandes und Willens anwenden, alles aus dem Wege zu räumen, was uns an der Erhaltung dieser Hoffnung hindert, und alles das zu thun, wodurch sie uns zu Theil werden kann. Was darf uns das beunruhigen, daß die Hoffnung, von der wir reden, ein Geschenke Gottes ist? Haben wir nicht mit dem liebreichsten, mit dem gerechtesten Wesen zu thun, das von keinen menschlichen Absichten in der Austheilung dieses Geschenks aufgehalten wird, das seine Glückseligkeit darinn sucht, seine Geschöpfe glücklich zu machen, wenn sie nur ihr Glück von seinen Händen annehmen wollen? Dem es keine Mühe kostet, uns dieses Geschenk zu überliefern? Aber ich thue alles, spricht Theokles, was ein Vernünftiger nach der Offenbahrung anwenden soll, sich diesen Schatz zu erwerben. Es sind nicht Tage, nicht Monate, es sind Jahre verstrichen, daß ich dieser Beschäftigung, mich in meinem Elende durch die Hoffnung der Ewigkeit aufzurichten, aufrichtig nachgehangen habe. Und gleichwohl fühle ich ihre Gegenwart nicht. Ist kein Betrug in diesem Bekenntnisse: so ist Theokles seiner Hoffnung näher, als er glaubt. Sie bricht eben so wenig auf einmal an, als der Tag. Sie wächst, ohne daß wir ihren Anwachs stuffenweise merken; aber wenn sie zu der nöthigen Höhe gelangt ist: so werden wir ihre Gegenwart eben so gewiß fühlen, als wir um die Mittagszeit die volle Wärme der Sonne empfinden, ob wir ihre Annäherung gleich nicht den Graden nach deutlich verspüret haben. Allein kann mir Gott den Genuß dieser Hoffnung nicht ungeachtet aller meiner Bemühung aus gerechten Absichten zurück halten? Ja, aber blos deswegen, damit du sie desto höher schätzen, und wenn du sie bekömmst, sie desto sorgfältiger bewahren sollst, ie länger und stärker du nach ihr verlanget hast. Kurz, wenn die Schuld nicht an dir liegt: so kann Gott nichts abhalten, dir sie itzt nicht zu schenken, als seine Güte und dein Glück. Meynet es wohl ein Regent mit seinem Unterthan übel, wenn er ihm die Freyheit, um die er heute bittet, erstlich nach einigen Jahren schenkt, weil er zum voraus sieht, daß er, wenn er die Knechtschaft weniger gefühlt hätte, die Freyheit mit Verlust seines Lebens misbrauchen würde? Aber wo weis ich denn, ob ich mich zu dieser Hoffnung nicht selbst durch mein Verhalten untüchtig gemacht habe? Ob es nicht schon zu spät ist, sie zu überkommen? Ob Gott noch bereit ist, sie mir zu schenken? Ich antworte, aus eben denen Unruhen kannst du es wissen, die du fühlest, welche, wie die Dämmerung vor dem Tage, vorher zu gehen pflegen. Du mußt erst unruhig werden, ehe du ruhig seyn kannst. Und wenn diese Unruhe mit einer aufrichtigen und kräftigen Begierde verbunden ist, alles das zu thun, was die Religion gebeut: so ist sie keine Wirkung des natürlichen Triebes, glücklich zu seyn, der uns auch ohne Glauben und Liebe zu äusserlich guten Thaten treiben kann, sondern eine Frucht der Religion, und also ein Pfand deiner Hoffnung, die, wo nicht eher, doch gewiß mit der Annäherung des Todes stärker von dir gefühlet werden wird.

Ja, wendet man ein, wie kann ich denn bey meinem siechen Leben das thun, was die Religion gebeut? Gehört zu der Ausübung solcher heiligen Pflichten, nicht ein heiterer und unbeschwerter Geist, und ein gesunder und brauchbarer Körper? Wie kann ich also durch meine Tugend meine Hoffnung stärken, da ich wenig Gelegenheit zur Tugend mehr habe? Wie kann ich andern nützlich seyn, andern dienen, da ich ihnen und mir vielmehr zur Last bin? Ist deine verdorbene Gesundheit keine Folge deiner Vergehungen: so ist dieser Einwurf schwach. Es ist eben so viel, als wenn dir Gott nicht mehr Kräfte gegeben hätte. Folglich wird er auch keinen höhern Gebrauch von dir fordern, als diese Kräfte verlangen. Man wende sie nur aufrichtig an: so kan man so tugendhaft seyn, als ein Gesunder. Niemand ist so siech, daß er nicht gewisse Stunden und Tage frey von seiner Plage wäre. Man gebrauche diese Stunden zu seinem und anderer Besten: so wird man die heiligsten Pflichten noch ausüben können. Das sind nicht allemal die größten Tugenden, die groß in die Augen fallen, und die Mühe verrathen, die sie gekostet haben. Man kann grossen Bedrängungen mit aller Sorgfalt vorstehen; man kann den Freunden, dem Nächsten, der Republik grosse Dienste, und doch in der That nichts thun, als seiner Ehrbegierde, seiner Geldsucht und seinen übrigen Begierden dienen. Hingegen kann man in einem kleinen Bezirke, unter wenig Menschen, die nützlichsten Geschäfte vornehmen, und die edelste Tugend ausüben, ob man gleich, nach der Sprache der Welt, unnütze und müßig zu seyn scheint. Ein siecher Mensch mag auf sich oder andere sehen: so wird es ihm nie an Gelegenheit zur Tugend fehlen. Will er seinen Verstand, will er seinen Willen verbessern: so wird er sich die guten Augenblicke durch Nachdenken, durch das Lesen guter Bücher zu Nutze machen. Wer hat mehr Gelegenheit, als er, sich von der Flüchtigkeit, von der Eitelkeit, von dem geringen Werthe aller der Güter zu überzeugen, die uns so vielen unnöthigen Schweiß auspressen, so viel schlaflose Nächte kosten, so viele unerlaubte Thaten abzwingen, und zehn neue Begierden in uns erwecken, wenn sie eine befriediget haben? Und wer kann sein wahres Glück besser befördern, als derjenige, der das Scheinglück recht kennt? Kann man seinen Geist nicht über die sichtbaren Dinge erheben, wenn man gleich nicht vollkommen gesund ist? Kann man sich keine hohen Bilder, von der Größe des Schöpfers, von der Liebe des Erlösers machen, die uns antreiben, im Herzen ihm ähnlich zu werden? Hat ein Siecher in seinem entkräfteten Herzen keine Feinde, keinen Neid, keinen Stolz, keine Eigenliebe, keinen Haß, keine Unversöhnlichkeit, kein mürrisches und unfreundliches Wesen zu bestreiten? Hat er keine Gelegenheit zu den Tugenden der Geduld und Gelassenheit? Kann er nicht noch keusch, nicht noch mäßig, nicht noch demüthig seyn? Kann er das Vertrauen auf die Hülfe der Allmacht nicht in sich vermehren? Kann er mit einem Worte die Liebe zu Gott, die Mutter aller wahren Tugenden, nicht in sich verstärken? Und wenn er alles dieses kann, wird er wohl vergebens auch in Ansehung anderer Menschen leben? Wird er sie nicht schon durch sein Beyspiel unterrichten und bessern? Würden viele, die um ihn leben, wohl zu mancher ernsthaften Betrachtung kommen, wenn sie nicht seine Geduld sähen, und nicht bey seinem Elende an die Ankunft ihres eigenen dächten? Kann ich, wenn ich siech bin, nicht andern noch guten Rath geben, wie sie ihre innerliche und äusserliche Wohlfahrt befestigen sollen? Kann ich mir die Auferziehung eines jungen Anverwandten nicht angelegen seyn lassen? Und leiste ich der Republik keinen wichtigen Dienst, wenn ich ihn durch Wahrheit und Tugend zu einem nützlichen Mitgliede derselben mache? Muß man denn allemal ein öffentliches Amt verwalten können, wenn man nützliche Thaten verrichten will? Wie viel Pflichten giebt es in unsern Häusern, die wir als Väter, als Lehrer, als Anverwandte, als Menschenfreunde ausüben können, wenn gleich unsere Gesundheit nicht die beste ist? Und wer wird mehr Eifer zu diesen Pflichten fühlen können, als eben derjenige, der durch die Vorböten des Todes oft erinnert wird, etwas Gutes nicht aufzuschieben? Kann ich, wenn ich Vermögen habe, nicht liebreiche Anstalten machen, die Noth und den Unterhalt der andern zu erleichtern? Kann ich nicht, wenn ich keines habe, doch anderw mit meinem Ansehen, mit meinen Vorbitten dienen, und mich in meinen begüterten Verwandten zum unbekannten Wohlthäter manches Elenden machen? Wie kann man sich also beklagen, daß man bey dem Verluste der Gesundheit nicht mehr im Stande wäre, etwas Gutes zu stiften, oder Tugenden auszuüben. Man sorge nur für den guten Willen. An Gelegenheiten wird es uns bis auf den letzten Augenblick nicht mangeln. Und selbst durch unsern gelassenen und freudigen Tod werden wir uns die Umstehenden noch verbinden, und ihre Herzen auf viele Jahre noch rühren können, mit Ernst an dieses wichtige Geschäfte zu denken. Wer also in seinen gesunden Tagen nachlässig und unordentlich gewandelt, hat noch Gelegenheit das versäumte auf andere Weise gut zu machen. Und wer tugendhaft gelebt hat, ehe er siech geworden ist, wird nicht verhindert, es so gut zu seyn, als ein Kranker es seyn kann. Will man nun seine Hoffnung, seine Freudigkeit, seine Gelassenheit stärken: so ist keine bessere Nahrung dazu, als die Ausübung der Tugend, die, wenn sie mit redlicher Absicht erfüllet wird, etwas süsses in unserm Herzen zurück läßt, das sich mit der Hoffnung der künftigen Glückseligkeit vortrefflich vereiniget. Und niemand mache sich Rechnung auf diese Beruhigung, der den Rath der Religion in seinen siechen Tagen nicht hört. Wie glücklich sind endlich diejenigen, die sich bey gesunden Jahren schon um die Ruhe des Geistes bemühen, die ihnen unentbehrlich ist, wenn sie um das liebste Gut der Welt, um ihre Gesundheit, kommen sollten.

Eberhard Friedrich, Freiherr v. Gemmingen

ward am 5. November 1726 zu Heilbronn geboren, zeichnete sich schon früh durch glückliche Anlagen aus und studirte nach erlangter Vorbildung die Rechte in Tübingen und Göttingen. Er machte darauf einige Reisen und ward dann 1748 als Würtembergischer Regierungsrath angestellt. 1767 wurde er Geheimerath und Präsident seines Kollegiums, später auch des Wechselgerichtes und der Kammerdeputation so wie Lehnpropst und Ritter des großen Jagdordens. Er starb am 19. Januar 1791 in Stuttgart.

Von ihm erschien im Druck:

Briefe nebst anderen poetischen und prosaischen Stücken. Frankfurt und Leipzig 1753. — Neue ohne sein Wissen besorgte Ausgabe von Zacharia. Braunschweig 1769.

Poetische Blicke in's Landleben. Frankfurt und Leipzig 1795.

Einzelne Gedichte in den Musenalmanachen von 1771 — 1774.

Ein für seine Zeit durch Geschmack, Feinheit des Gefühls und Correctheit ausgezeichneter, jetzt indessen fast ganz vergessener Dichter, dem es freilich an Originalität fehlte. —

Vgl. Materialien zu einem Denkmal Herrn Eberhard Friedrich's von Gemmingen, Herzogl. Würtemb. Geheimen Rathes u. s. w. Mit Gemmingen's Silhouette. Frankfurt a. M. 1791. (von J. F. A. Kazner). — Ferner: Huber, Denkmal des H. W. Präsidenten d. R. E. von Gemmingen. Stuttgart 1793.

Otto Heinrich, Freiherr v. Gemmingen

ward 1738 zu Heilbronn geboren, studirte die Rechte und trat dann in Kurpfälzische Dienste. Er lebte, als kurpfälzischer Kämmerer, Hofkammerrath und Mitglied der deutschen Gesellschaft, eine Zeitlang in Mannheim, privatisirte später seit 1784 in Wien und darauf seit 1797 in Würzburg und starb als Badenscher Geheimerath und Staatsminister. — die Angaben über Zeit und Ort seines Todes sind sehr abweichend; nach Einigen endete er 1800 zu Wien*) nach Anderen am 3 Juni 1822 zu Anspach**) und nach einer dritten Meinung am 15. März 1836 zu Heidelberg***).

Seine schriftstellerischen Leistungen sind:

Pygmalion, eine lyrische Handlung aus dem Französischen des Rousseau. Mannheim 1778.

Die Erbschaft, ein Lustspiel. Mannheim 1779.

Mannheimische Dramaturgie. Mannheim 1779.

Milton's Allegro und Pensenso. Mannheim 1782.

Der deutsche Hausvater. Schauspiel. München 1780. M. A. Mannheim 1790.

Shakespear's Richard der Zweite. Mannheim 1782.

Der Weltmann. Eine Wochenschrift. 3 Bde. Wien 1782 — 1783.

Magazin für Wissenschaften und Literatur. 1. Bd. 1. und 2. Th. Wien 1784 — 1785. gr. 4.

Wiener Ephemeriden. 1. Bd. 1 — 3 Stück. Wien 1786.

Einzelne Aufsätze u. s. w. in Zeitschriften. —

Gemmingen's Ruf als Schriftsteller ward besonders durch seinen „deutschen Hausvater" bewirkt, ein dramatisches Familiengemälde, welches zur Zeit seines Erscheinens großen Beifall fand, da der Geschmack jener Periode sich Leistungen dieser Art besonders zuneigte und ähnliche Gegenstände auf der Bühne bisher noch selten waren behandelt worden. Abgesehen davon, daß dieses Schauspiel immer nur ein Gegenstück zu Diderots père de famille ist, und somit theilweise eine Nachahmung desselben, so kann auch der nachsichtigste Kritiker ihm in unseren Tagen nicht mehr das hohe Lob gewähren, daß demselben früher in so reichlichem Maaße gespendet wurde; es fehlt seinem Verfasser durchaus an Tiefe und Phantasie; die von ihm erfundenen Charaktere und Situationen bleiben daher nüchtern und prosaisch und sind das Resultat mühseliger Berechnung, die oft sogar zur Geschmacklosigkeit verführt, und nur selten das wirkliche Leben in seiner ganzen Wahrheit wieder zu geben versteht, desto häufiger dagegen ein falsches, verzerrtes oder steifes Bild desselben aufstellt. — Redliches Wollen und wohlgemeinte Bestrebung kann übrigens dem Verfasser des Hausvaters nicht abgesprochen werden, und da er, trotz manchem Verfehlten, unablässig bemüht war, in seinen Schriften vortheilhaft und nützlich auf seine Nation und seine Zeit zu wirken und mit den ihm verliehenen Mitteln das Gute nach allen Kräften zu befördern, so verdient er stets eine ehrenvolle Anerkennung, wenn man ihm auch jene hohe Stufe, welche ihm früher unter den deutschen Schriftstellern eingeräumt wurde, nicht mehr zugestehen kann.

*) Brockhaus Conversations-Lexikon. 8. Aufl. Bd. IV. S. 287. — **) H. Döring Gallerie deutscher Dichter und Prosaisten Bd. I. S. 334 und Guden Chronologische Tabellen zur Geschichte der deutschen Sprache und National-Literatur. Th. III. S. 52. ***) Frankfurter Oberpostamtszeitung.

Vierte Handlung.*)

Zimmer des Malers.

Erster Auftritt.

(Lottchen sitzt auf einem Stuhl in trauriger Betäubung, als Anne herein kommt. Lottchen springt ihr entgegen.)

Lottchen. Hast du ihm den Brief gebracht? hast du ihn gesehen? was hat er dir mitgegeben? wird er kommen?

Anne. Gesehen? ja das hab' ich. Aber mitgegeben hat er mir nichts.

Lottchen. Nichts? Also ist es denn wahr, also hat er mich verlassen?

Anne. Nur stille, Lottchen, nur stille, sie lassen einen gar nicht zum Worte kommen. Er wird gleich selbst da sein.

Lottchen. Er wird selbst da sein? O warum hast du das mir nicht gleich anfangs gesagt? Ich soll ihn wieder sehen? soll ihn wieder haben?

Anne. Stille! ihr Vater kommt.

Zweiter Auftritt.

(Der Maler tritt auf.)

Ich war lang aus, mein Kind, nicht wahr?

Lottchen. Ja, aber sind sie doch jetzt wieder da.

Maler. Und bringe dir freudige Nachrichten die Menge.

Lottchen. Ja wohl Freude, Freude!

Maler. Wie? weißt du es denn schon?

Lottchen. (Betroffen aus Furcht, daß sie sich möchte verrathen haben.) Mein Vater, aber ich seh es ihnen am Gesicht an.

Maler. Nun dann, so höre: für mein Gemälde habe ich das Geld bekommen, und (zu Anne, der er etwas Geld gibt) da, nehmt und besorgt die Haushaltung. (Anne nimmt das Geld, und während, daß der Maler hingeht, Hut und Stock abzulegen, sagt)

*) Der deutsche Hausvater.

Anne. (Zu Lottchen.) Geben sie nur acht, Lottchen, mit ihrer Freude, daß er es nicht merkt.

Lottchen. Geh nur, will schon, will schon, wenn ich kann. (Anne geht.)

Maler. Und denke nur, außerdem hat mir der Fürst eine Pension gegeben, damit ich mich ruhig auf meine Kunst verwenden könne. O, danke mit mir Gott, und hilf mir für unsern besten Fürsten beten. Nun brauche ich nicht mehr um das Geld zu arbeiten, kann jetzt ganz der Kunst, und dir, meine Tochter, leben.

Lottchen. O gewiß, wir werden einst noch recht glücklich sein.

Maler. Kann man anders, wenn man sein Auskommen hat, seinem Beruf nachgehen kann und sich nichts vorzuwerfen hat? Nun noch zur Vollkommenheit meiner Freude, einen tüchtigen, arbeitsamen Schwiegersohn.

Dritter Auftritt.

(Indem tritt Karl herein.)

Karl. Guten Tag, guten Tag, meine Lieben!

Lottchen. (Ohne ein Wort zu sagen, verneigt sich.)

Maler. Ei, sein sie mir gegrüßt, Graf: nun; gut daß sie kommen: hören sie doch, der Fürst hat mir eine Pension gegeben.

Karl. Bravo! das gleicht ihm wieder, dem Beschützer der Künste.

Maler. Wie ich jetzt malen will, Graf, wie ich jetzt ganz meiner Kunst leben will! — Raphaels Ideal — bei Gott! das ist mir noch zu wenig.

Karl. Wünschte ich doch unsern Herrn hier, der Anblick solch einer Freude, wäre reiche Belohnung seiner That, ein angenehmeres Schauspiel, als je einer ihm bereiten kann.

Maler. Wohl wahr. Aber warum hat mich der einzige Kunstliebhaber, mein einziger Kunstfreund, und Schüler acht ganze Tage allein gelassen? das war nicht recht.

Karl. Ich konnte nicht, mein Bester, die Ankunft meines Vaters —

Maler. Ist er angekommen? da wünsch' ich Glück. Nun, da wird's ja auch bald mit ihrer Heirath vor sich gehn.

Karl. (betroffen.) Was für eine Heirath?

Maler. Nun; mit der Gräfin Amaldi, die ganze Stadt ist davon voll; ihr Leute könnt ja nichts thun, ohne daß hundert Narren davon schwatzen.

Karl. (Noch mehr betroffen.) Sie irren sich, wirklich sie irren sich, ich weiß nicht wer ihnen das kann —

Maler. Ja, lieber Graf, wenn sie's nicht haben wollen, dann gewiß nicht — sein sie glücklich, mein Bester, das ist alles, was ich wünsche.

Karl. Dank, mein Lieber, Dank! Was macht aber die Kunst, was haben sie gearbeitet?

Maler. O! ich hab ihnen gar viel zu zeigen und zu sagen, warten sie nur einen Augenblick, und ich bin gleich wieder da. (Er geht in's Nebenzimmer. Wie der Maler weg ist, springt Lottchen auf Karl zu, und umarmt ihn.)

Lottchen. Karl, du bist lange ausgeblieben.

Karl. Wie ist dir, meine Liebe?

Lottchen. Wohl und wehe, wehe und wohl! und habe ich dich doch wieder, (indem sie ihm am Halse hängt) und in dir alles, was Lotten kann glücklich machen.

Karl. Beste Lotte! O wer kann ein Menschenherz haben, und da kaltherzig handeln.

Lottchen. Was sagst du?

Karl. Daß du ein Engel bist. (Sie sehen sich zärtlich an; ein langes ausdrucksvolles Stillschweigen.)

Lottchen. Karl!

Karl. Lotte?

Lottchen. Liebst du mich?

Karl. (Nimmt ihre Hand, drückt sie an sein Herz.) Fühl hier die Antwort. (Wieder Stillschweigen; sie blicken sich sehnsuchtsvoll in die Augen.)

Lottchen. Und hier — — (Sie will ihm um den Hals fallen, als sie zurückfährt, und beide nach der Thüre sehn) ich dacht' es wäre mein Vater.

Karl. Noch einen einzigen Kuß!

Lottchen. (fällt in seine Arme) Tausend —

Karl. Nur einen; aber daß er mich in die Ewigkeit mit hinüber leiten möchte.

Lottchen Ja, so wollen wir einmal sterben; nicht? — — Aber, nun mein Lieber, dein Vater ist da; sagst du mir nichts von unsrer Verbindung, nichts freudiges?

Karl. (zusammenfahrend.) Wo ist mein Vater? Ach Lotte — — sei ruhig — — ruhig — es soll dir nichts fehlen — — ich kann dich nicht vergessen — — will — kann keine andre als dich lieben — lebe nur glücklich — ich nicht —

Lottchen. Wie! — Gott — was willst du?

Karl. Ja, mein Vater ist gekommen, aber eben deswegen nichts freudiges; man will — man will — ich soll — Unglück für mich und dich — ich muß Amaldi heirathen.

Lottchen. Gerechter Gott! und ich? — und das Kind, und das Kind, daß ich unterm Herzen trage? und mein Vater? —

Vierter Auftritt.

(Der Maler tritt herein. Darauf geht Lottchen an einen Stuhl auf die Seite, weinend; der Maler, ganz beschäftigt mit seinem Gegenstand, kommt, ohne sonst etwas zu sehen, mit Zeichnungen in der Hand heraus.

Maler. Hier, Graf, ist etwas, das ihnen gewiß gefällt.

Karl. (In Unruhe.) Ist's doch von Ihnen.

Maler. Pfui, Graf, wollen die Künstler geschmeichelt sein? setzen sie sich hier an den Tisch. (Sie setzen sich, der Maler spricht im vollkommnen Feuer seines Gefühls, Karl aber sieht sich öfters während der Zeit unruhvoll um.)

Maler. (zeigt Karl ein Gemälde.) Wie gefällt ihnen dieß.

Karl. Schön — recht schön — das Gemälde giebt Schwermuth.

Maler. Auch soll es. Es ist aus unsers trefflichen Göthens Stella. Wissen sie, wie sie der Madame Sommer ihre Spaziergänge am Grabe ihres Kindes erzählt. Sehn sie hier die Thränenweiden, die auf des Kindes Grab herunter sinken, hier des kleinen Grabes Urne; im Ganzen des Mondes Dämmerung; merken sie in der Nacht die Sterne, wie sie auf den traurigen Platz herabblinken. Und da die arme liebekranke, verlassene Stella stehend am Grabe ihres Kindes; es ist der Augenblick, wo, nach freundlichen hoffnungahnenden Träumen, es sie auf einmal ergreift, daß sie allein ist, vergebens ihre Arme ausstreckt und im Drang und der Fülle der Liebe den Mond herunter ziehen zu wollen scheint.

Karl Herrlich! — schön! — herrlich!

Maler. Ist mir selber lieb — doppelt lieb, weil es mein Mädchen so gern hat; ich will's ihr auch schenken, bekommt sie einmal, wie ich hoffe, einen Mann, der so was fühlen kann; da soll sie es ihm zum Brautgeschenk geben.

Karl. Treffliches — Geschenk — glücklich der —

Maler. Nun — es freut mich recht, wenn es ihnen gefällt; jetzt was anders. — Hören sie, Graf: Die Künstler des Alterthums wußten so stark auf ihre Nation zu wirken: ich denke, wir könnten das auch, stellten wir Gegenstände vor, die jeden besonders angingen. Es ist zum Beispiel ein abscheuliches Ding, ein Kindesmord! ich, nach meinem Gefühl, kenne nichts schrecklichers in der Natur.

Karl. (ist während dem in der ersten Bewegung vom Stuhl aufgesprungen.)

Maler. Was ist?

Karl. (indem er sich wieder setzt, um sich zu verstellen.) Ach!. gewiß, der Gedanke, daß die Mutter ihr anderes Selbst, ihr mit Schmerzen getragenes, mit größeren Schmerzen erzeugtes einziges Kind selbst würgen —

Maler. Und daß unsere Gesetze daran Schuld sind, das ist schrecklich; denn sehen sie, wäre nicht Schande, Bestrafung, Verachtung das Loos so einer Unglücklichen, wär' all das nicht, vereinigten sich nicht alle diese Gedanken, stürmten sie nicht auf die geschwächten Nerven einer Gebährerin, verrückten sie nicht ihr Gehirn, welche Mutter würde ihr Kind tödten? Ha, Graf, ich möchte kein Fürst sein, der mit diesen Gesetzen das Todesurtheil einer Kindesmörderin unterschrieben, kein Diener sein, der dazu gerathen hätte. Ich sehe sie in der Zukunft, wie das Blut aller der Unglücklichen, wie's gegen unsre Gesetze um Rache schreit, und wäre ich Fürst, ich würde mir denken, daß bei dem Austritt aus diesem Leben, all die bekannten und unbekannten Mörderinnen und Ermordete mir verzweiflungsvoll entgegen kämen.

Karl. Hören sie auf mit ihrem Bilde, sehn sie, wie sie ihre Tochter beunruhigen.

Maler. Wohl ihr, daß sie gegen solche Sachen empfindsam ist, wohl ihr, daß sie's fühlt; kein glattzüngiger Bube wird sie verführen, niemand dann wird diese Einzige von meinem Herzen reißen. (Der Graf ist betäubt.) Nun, um zur Sache zu kommen; ich dächte, es würde Vortheile haben, wenn unsre Kunst solche Gegenstände darstellte. Sehen sie, Graf, ich habe hier die Skizzen gemacht; hier ist das unglückliche Mädchen, wie sie ihr einziges Kind würgt, merken sie da oben in dem Strich da die Verzweiflung, die Raserei der Mutter, fühlen sie das, Graf?

Karl. Ja, unaussprechlich.

Maler. Und nun diese zweite Zeichnung, da liegt sie nun, die Mutter, das ganze Bild des Unglücks, das todte Kind an ihre Brust gedrückt, das sie scheint nicht von sich lassen zu wol-

len, hier die Wache, die sie vor Gericht führen will, und dort verzweiflungsvoll der arme, alte Vater, der seine liebe, seine einzige — (Hier fällt Lottchen in Ohnmacht, der Maler und Karl springen schreckenvoll auf, rufen beide:) ach, Lottchen, Lottchen! (sie tragen sie in's Nebenzimmer, der Graf kommt gleich wieder verzweiflungsvoll heraus, und ruft:

Karl. Anne, Anne!

Fünfter Auftritt.

Anne kommt hercin.

Anne. Was ist, was ist?

Karl. Geh hinein, sieh selbst. (Sie läuft in's Zimmer, der Graf steht starr und unbeweglich, endlich hebt er so eine Zeichnung auf, er wirft sie schreckenvoll weg, und stürzt sich zum Zimmer hinaus.)

Der Vorhang bleibt aufgezogen, eine dumpfe, beklemmende Musik des Orchesters; man bemerkt Unruhe in des Malers Hause, Anne kommt einigemal herausgelaufen, um etwas zu holen. Hernach Ruhe. — Anne geht über eine Weile zur Hauptthüre hinaus. Dann kommt der Maler heraus, geht über das Theater in ein Nebenzimmer; nach einiger Zeit wankt Lottchen in einer Art von Betäubung heraus, gedrückt unter der Last des Schmerzes; sie sinkt auf einen Stuhl, ihr Gesicht mit beiden Händen auf einen Tisch gelegt. Sie hebt sich auf, man sieht, daß in ihr ein plötzlicher Gedanke entsteht; sie eilt in ihr Zimmer, kommt schnell mit einem Schleier heraus, geht in die Thüre hinein, wo der Vater hinein gegangen ist; gleich kommt sie wieder und stürzt zur Hauptthüre hinaus. Gleich folgt der Maler, wie er seine Tochter nicht mehr sieht, setzt er sich an die Staffelei und malt; das Orchester geht fort, das dann aufhört, als Anne kommt.

Anne. Wo ist denn Lottchen? ist ihr wieder besser?

Maler. Freilich, das hatte nichts zu sagen, sie hat so zarte Nerven.

Anne. Wo ist sie aber jetzt?

Maler. In der Franciskanerkirche; ich wollte doch, du gingst ihr nach.

Anne. Gleich. (Geht.)

(Man klopft an der Thür, der Maler ruft: herein!)

Sechster Auftritt.

Darauf kommt der Hausvater in das Zimmer.

Hausvater. Sind sie der Maler Wermann?

Maler. Ja, mein Herr. Was steht zu ihren Diensten?

Hausvater. Ich bitte, bleiben sie bei ihrem Geschäfte.

Maler (setzt sich wieder zur Staffelei.) Wenn sie es erlauben, sonst werden die Farben trocken.

Hausvater. Ich habe von ihrer Kunst gehört, und möchte gern selbst Augenzeuge sein.

Maler. Da werden sie wenig sehen; ich bin noch so weit entfernt von dem Punkte, wo ich sein möchte.

Hausvater. Das spricht für ihre Geschicklichkeit.

Maler. In der That, mein Herr, wie ich anfing zu malen, war ich entzückt über meine Arbeiten, glaubte, daß niemand mir sie theuer genug bezahlen könne. Aber jetzt sehe ich täglich mehr ein, daß ich nichts kann, daß derjenige, der Natur kennt, und sie zu genießen weiß, meine Arbeit auch für einen Heller zu theuer bezahlt.

Hausvater. Heil dem Künstler, der Bescheidenheit — —

Maler. Nicht, daß ich nicht überzeugt wäre, daß ich auch einst das werden könne, was Raphael und Rubens waren. — — — Aber wirklich, mein Herr, ihr Wesen hat mich, wider meine Gewohnheit, gesprächig gemacht; mit wem habe ich die Ehre? — — —

Hausvater. Mein Herr, ich wollte, daß sie in mir den Mann und nicht den Namen kennen lernten: übrigens bin ich Graf Wodmar.

Maler. Der Vater eines gewissen jungen Herrn, der bei mir das Zeichnen lernte, mein bester guter Freund ist?

Hausvater. Der nämliche; ist der Junge würdig, ihr Freund zu sein?

Maler. O, es ist der biederste, teutschgesinnteste Jüngling, Herr Graf, mein einziger Kunstfreund, vom wärmsten Gefühl.

Hausvater. Ich danke ihnen für dies Zeugniß, das zu warm ist, als daß es Schmeichelei sein sollte.

Maler. Schmeichelei? Wozu die? wehe dem Mann, und besonders dem Künstler, der eines andern Empfehlungsmittels bedarf, als seine Werke.

Hausvater. Wohl gesagt, ehrlicher Mann. Ueberhaupt ist es ein herrliches Wesen um euch Künstler: wir viel müssen wir uns nicht bücken, wie vieler Leute Laune und Eigensinn sind wir nicht ausgesetzt, bis man uns andere nur dazu kommen läßt, daß wir etwas thun dürfen. Ihr andre braucht einige Ellen Leinwand, und niemand kann euch hindern, die Unsterblichkeit eines Raphaels zu erwerben.

Maler. Auch wenn ich so da sitze, ich als ein andrer kleiner Schöpfer denke, daß ich einst mit meiner Kunst meinem Vaterland Ruhm erwerben kann. Herr, nichts könnte mich dann bewegen, diesen Pinsel da für die erste Krone der Welt hinzugeben.

Hausvater. Auch sind sie mit diesem Gefühl dann gewiß schätzbarer, als ein mittelmäßiger König.

Maler. Hoffe es auch.

Hausvater. Eine Gefälligkeit, die ich mir von ihnen ausbitte, kommen sie an einem dieser Tage zu mir zum Essen.

Maler. Meine Aufwartung werde ich ihnen machen, aber vom Essen entschuldigen sie mich.

Hausvater. Warum das?

Maler. Soll ich es ihnen sagen?

Hausvater. Gewiß.

Maler. Sehn sie, wenn Herren ihres Standes einen Künstler einladen, so geschieht's gewöhnlich, um Parade damit zu machen; und dann könnt ihr euch nie zu uns herunterlassen, macht es uns immer fühlen, wie viel Gnade ihr uns angethan habt. Das ist nicht aus Stolz, daß ich das sage, wahrlich nicht, sondern aus Selbstgefühl. Will übrigens nicht sagen, Herr Graf, daß sie auch so sind, glaube auch fast das Gegentheil: aber die Uebrigen in ihrem Hause, bis auf den Bedienten, der den Teller reicht.

Hausvater. Sie sollen hoffentlich mich und mein Haus besser kennen lernen.

Maler. Mit dem besten Willen, dem heilsamsten Vorsatz können Leute ihres Standes sich oft nicht durch den Schwarm von Conventionen durchschlagen. Kurz, einem Mann, wie sie sind, wünsche ich das Glück, das ich wirklich genieße.

Hausvater. Also sind sie wirklich glücklich?

Maler. Daß ich es als Künstler bin, wissen sie schon; nun Gott sei Dank, in meinem Hause bin ich es noch mehr.

Hausvater. Sie haben eine Tochter?

Maler. Ja, Herr! mein größter Reichthum.

Hausvater. Das einzige Kind?

Maler. Das einzige; ihre Geburt war meines Weibes Tod. Außer diesem Kinde habe ich keinen Verwandten mehr; ich wüßte auch nicht, wo ich mehr Liebe für Andere hernehmen sollte; sie enthält mein ganzes Wesen.

Hausvater. Wäre nur bei dem größten Glücke, Vater zu sein, nicht so viel Bitteres mit unter.

Maler. Lassen sie es immer sein; Menschenleiden werden meistens trefflich belohnt.

Hausvater. Bis man so ein Mädchen für alle Gefahren der Verführung gesichert, bis man — —

Maler. Herr Graf, dafür muß sie die Liebe zu mir, gute Grundsätze, ihr Herz — —

Hausvater. Die besten Herzen sind meistens die empfindsamsten; und Empfindsamkeit und jugendliches Blut — —

Maler. Da mag sie Gott schützen, der ihr das alles gegeben hat. Neben dem, wir kennen keine elterliche Furcht, wir sind Freunde mit einander, ich wollte darauf wetten, sie würde mir ihre erste Liebe selbst vertrauen.

Hausvater. Mann, sie kennen sich besser auf des Menschen äußere als innere Seite; über den Punkt ist kein Mädchen — — — oder vielleicht —

Maler. Sonderbar, Herr Graf, wie wir von der Malerei auf dieses Gespräch gekommen sind.

Hausvater. Weil wir aber dabei sind, lassen sie uns fortfahren. Wenn nun z. B. ein Mann von vornehmem Stande käme, und verlangte ihre Tochter zur Ehe?

Maler. Ich würde sie ihm abschlagen. Nicht, daß ich meine Tochter nicht eines Königs würdig hielte; sondern weil Ungleichheit der Stände fast immer unglückliche Folgen hat: und Lottchen unglücklich zu wissen! Herr, würde ich dem Vornehmen sagen, wäre er vom gemeinen Schlage, euer Gold und eure Titel machen mein Mädchen nicht glücklich: und wär' der Vornehme ein guter Junge, ich würde darüber trauren, daß er so vornehm ist, aber ihm mein Mädchen nicht geben. Bei Gott, selbst ihrem Sohne gäbe ich sie nicht, — — — nicht, daß ich mein Mädchen oder auch meinen Stand schlechter glaube —

Hausvater. Wermann?

Maler. Verstehn sie mich recht, ich erkenne den Unterschied der Stände, aber innerlichen Werth kenne ich keinen in ihnen. Denn sehen sie, wenn der Rücken sich für den Grafen beugt, so hat der Graf vor so manchem Schurken nichts voraus, dem ich das Nämliche that; aber, wenn ich als Mann, dem, welchen ich wieder für einen Mann halte, diese Hand reiche.

Hausvater. Mir gieb, mir diese Hand, ich verdiene sie. (Sie geben sich die Hände.) Und nun bei diesem Druck — — — (eine kleine Pause.) Wir sind also zween deutsche Männer?

Maler. Ich denke so.

Hausvater. Wohl dann, wie Mann zu Mann. Mein

Sohn liebt ihre Tochter; zwei junge Leute; vorgebeugt der Gefahr, oder ich und sie —

Maler. Ja, Herr, wer meine Tochter entehren könnte, er sei Fürst oder Graf — —

Hausvater. Noch wird es Zeit sein — —

Maler. Gott, welch ein schreckliches Licht, vorher bei — —

(Indem stürzt Anne in das Zimmer.)

Anne. Gott, mein Lottchen, Lottchen, sie ist nicht in der Kirche, nirgends zu finden.

Maler. Himmel und alle Heilige, sollte sie? (Er stürzt mit Anne zum Zimmer hinaus.)

Hausvater. Was ist? was ist? (auch nach.)

Das Zimmer der Gräfin Amaldi.

Siebenter Auftritt.

Amaldi heftet den Schattenriß Karls an die Tapete, indem drängt sich Lottchen zwischen einigen Bedienten herein.

Bediente. Sie will sich nicht abweisen lassen.

Amaldi. Schon gut, laßt sie nur. (Bediente ab.)

Lottchen (fällt zu den Füßen Amaldi's.) Nein, ich will mich nicht abweisen lassen, will hier liegen bleiben, bis sie mich erhören.

Amaldi (bestürzt.) Was will sie?

Lottchen. O geben sie ihn wieder; geben sie ihn wieder.—

Amaldi. Wer denn? Was denn?

Lottchen. Ihn, ihn, der über alles ist, mein vor Himmel und Erde, mein.

Amaldi. Wer ist sie denn?

Lottchen. Nur ein Bürgermädchen, aber die glücklichste unter allen meines Geschlechts, wie ich ihn noch hatte; wie er noch mein war —

Amaldi, Wer sind denn ihre Eltern?

Lottchen. Mein Vater, ach Gott! mein Vater, er wird nach mir fragen; — es ist Wermann, ein Maler, herrlicher Vater, — der arme Vater.

Amaldi. Des Malers Wermann Tochter?

Lottchen. Ja, ich, der einst Karl gehörte, durch den heiligsten Schwur gehörte; sie haben mir ihn geraubt, geben sie mir ihn wieder, geben sie mir ihn wieder.

Amaldi. Bist du rasend?

Lottchen. O daß ich es wäre, daß alles das, was ist, nur mir so schiene; o, was möchte ich nicht alles sein, um Karl nur nicht zu verlieren.

Amaldi. Warum forderst du ihn von mir?

Lottchen. Weil sie mir ihn entrissen haben. Das ist eine garstige That, einem das Leben rauben, ist wenig; aber rauben, was mehr als Leben, was alles ist — — — O, gnädige Frau, man sagt, sie wären sonst so eine erhabene Frau: ist das auch groß, einem armen, schwachen Mädchen — — —

Amaldi. Beruhige dich — — —

Lottchen. Ich mich beruhigen? ehe ich noch weiß — — — O, wenn sie je geliebt haben, — wenn sie es wissen — — — aber in ihrem Stande liebt man wohl nicht?

Amaldi. Laß mich, Mädchen — steh auf, — oder —

Lottchen. Lassen sie doch sehen, was sie für Ansprüche auf Karl haben können: ob sie was vermögen gegen seine Schwüre, die der Himmel aufnahm, gegen das Klagen einer Verlassenen, gegen das Wimmern eines Geschöpfs, das ich hier unterm Herzen trage. (Lottchen dringt noch näher auf Amaldi loß, die ganz verwirrt und außer sich ist: sie reißt sich aber loß, läßt Lottchen da liegen, und eilt zum Zimmer hinaus, Lottchen bleibt eine Weile betäubt liegen, dann steht sie auf; bemerkt an der Wand Karls Schattenriß, sie fährt wild auf, reißt es loß.) Was machst du da? (Drückt ihn an's Herz.) Zu uns, da gehörst du her. (Sie besieht es eine Weile.) Ha! treulos, — — verlassen — — entehrt — — (küßt es, drückt es wieder an das Herz) Kann das Karl?

Achter Auftritt.

(Der Hausvater tritt herein, ein Bedienter voran und sagt: ich will sie gleich melden. Er sieht Lottchen, die sich betäubt auf einen Stuhl wirft. Der Hausvater eilt auf sie zu.)

Was fehlt ihr?

Lottchen. Alles, mein Herr.

Hausvater (sieht seines Sohnes Schattenriß, ruft erstaunt:) Karl!

Lottchen (springt wild auf.) Wo ist er, kennt ihr ihn? — o wehe euch, daß ihr ihn kennt! — — Ach, mein Herr, er wird sie verlassen.

Hausvater. Des Maler Wermanns Tochter?

Lottchen. Bin's, und bin Karls Verlobte, und hergekommen, um ihn hier wieder zu fordern, hier hat man ihn mir geraubt.

Hausvater. Setz' dich, armes Mädchen. (Er bringt sie auf einen Stuhl.) Deine Kräfte erschöpfen sich.

Lottchen. Ach, Herr, wenn sie ihn kennen; um Gottes Barmherzigkeit willen, schaffen sie mir ihn wieder!

Hausvater. Sei nur wieder ruhig, ich verspreche dir, du sollst ihn sehen.

Lottchen. Soll ihn sehen? — gewiß? — bist du ein Engel vom Himmel gesandt?

Hausvater. Beruhige dich, ich bin gleich wieder bei dir. (Der Bediente kommt heraus, der Hausvater geht in Amaldi's Zimmer, Lottchen nimmt wieder Karls Schattenriß, sieht es an.) Soll dich wieder sehen? (drückt es wieder an die Brust) Karl! Karl! (Sie legt es hin, und stützt sich mit dem Kopf auf den Tisch, in einiger Betäubung: der Hausvater kommt wieder heraus, er stellt sich vor sie betrachtungsvoll hin. Lottchen öffnet gleich wieder die Augen, und erblickt den Hausvater.) Haben sie ihn mitgebracht?

Hausvater. Nein, aber er soll kommen, bis dahin, nur ruhig — —

Lottchen. Warum das nicht? wenn ich Karl wiedersehen soll.

Hausvater. Glaubt sie mit Karl recht glücklich zu sein?

Lottchen. O, mein Herr, mit Karl biete ich der ganzen Welt Trotz, will diejenige sehen, die glücklicher sein soll.

Hausvater. Hat ihr Karl versprochen, sie zu heirathen?

Lottchen. Freilich hat er's; und Gott und seine heiligen Engel hörten es und freuten sich über das liebende Paar; nur Menschen können so ein Glück hindern wollen.

Hausvater. Aber wenn sie Karl liebt, weiß sie denn auch, daß sie sein Unglück macht!

Lottchen. Nimmermehr, nimmermehr. In meinen Armen hat er sich oft so selig geglaubt.

Hausvater. Um mit der Zeit nur desto unglücklicher zu sein.

Lottchen. O wenn ich das wüßte, — — ich wollte — — was wollte ich? — — ein Kloster. — —

Hausvater. Hättest du? — —

Lottchen. Aber ich kann nicht — — darf nicht — — bin ich's allein? — O es ist auch nicht so — — wenn nur sein Vater nicht wäre — —

Hausvater. Sollte der nicht mehr sein?

Lottchen. Könnte ich nur den Vater seh'n — Karl sagt, es sei so ein guter, so ein lieber Vater — — kann er doch nicht. — O nur einmal möchte ich ihn sehn, möcht' —

Hausvater. (gerührt.) Hier ist er.

Lottchen (fällt vor ihm zusammen.) O Barmherzigkeit — o auch mein Vater — Gnade — hör mich, hör unter meinem Herzen die Stimme seines Kindes, auch deines —

Hausvater. Gott, du wärst also — —

Neunter Auftritt.

(Indem stürzt Sophie herein.)

Mein Vater, retten sie mich!

Hausvater. (reißt sich von Lottchen loß.) Was ist?

Sophie. Retten sie mich vom Tyrannen.

Hausvater. Was willst du hier?

Sophie. O mein Vater, ich hab ihn besänftigen wollen — Habe — aber, das brachte ihn mehr auf, er hat mich von sich gestoßen — — und aus Furcht bin ich von ihm entflohen, bin ihnen nach.

Hausvater (mit gebrochener Stimme.) Sind der Leiden bald genug! — Aber was kann ich hier, was soll ich — in einem fremden Hause? — Hast du noch deinen Wagen bei dir?

Sophie. Ja, mein Vater.

Hausvater. Nun gut, so nimm diese da mit dir.

Sophie. Wer ist's?

Hausvater. Wirst es schon erfahren. (Zu Lottchen.) Geh mit dieser — —

Lottchen. Vater — was sie wollen — was sie wollen — ganz ihnen.

Zehnter Auftritt.

(Maler, der hereinstürmt.)

Wo ist mein Lottchen, wo ist mein Mädchen?

Lottchen. Ach Vater — (fällt zusammen.)

Maler (stürzt auf sie zu.) Habe ich dich wieder — liebes Lottchen, — dein Vater, — dein unglücklicher Vater — — — (Sie bleibt noch betäubt; er aber fängt an sie fortzutragen.) Von euch soll sie weg, und wäre sie auch des Todes — — — euer Geschlecht hat die Unschuld verführt.

Hausvater (tritt zum Maler.) Wo bleibt der Mann?

Maler (auf Lottchen zeigend.) Hieher gesehen, und hier ist die Antwort,

Hausvater. Ruhig — ruhig — Wermann.

Maler. O, wer vermag das?

Hausvater. Meine Tochter da soll Lottchen fortführen.

Sophie. Ist das meines Bruders Lottchen?

Maler. Ihres Bruders? ha, Fluch dem Bruder!

Lottchen (die zu sich gekommen war.) Um Gottes willen, nein!

Maler (drückt sie an seine Brust.) Mein Lottchen! (nun läßt er sie los) aber wohin mit ihr? (Sophie geht unterdessen zu ihr hin.)

Hausvater. In mein Haus.

Maler. Was dort thun? um sie vielleicht von da aus in's Kloster zu schleppen.

Hausvater. Kennen sie mich denn gar nicht mehr? — Nein, weil es hie nächst an ist; fort mit ihr, Sophie — — — (Sophie nimmt sie mit sich fort.)

Maler. (Ihr nach.) Aus meinen Augen soll sie nicht mehr, und ich will den sehen — (ab.)

(Der Hausvater geht an die Kabinetsthür, aber die Kammerjungfer kommt heraus.)

Kammerjungfer. Meine Gräfin läßt um Verzeihung bitten, aber sie sei zu bestürzt; so bald sie sich erholt hat, will sie selbst zu ihnen kommen. (ab.)

Hausvater. Gut dann.

Elfter Auftritt.

(Herr von Dromer eiligst herein.)

Ich suchte sie.

Hausvater. So eilig? schon wieder was Neues?

Dromer. Ich wollte, ich könnte der Ueberbringer angenehmer Nachrichten sein: wer würde glücklicher sein, als ich? — —

Hausvater. O, mein Herr, zur Sache, es ist nichts, wozu ich nicht gefaßt wäre.

Dromer. Nun dann, ich habe Graf Ferdinand nicht angetroffen.

Hausvater. Wo soll er denn sein?

Dromer. Er ist in Arrest.

Hausvater (mit Heftigkeit.) Eines schlechten Streichs wegen?

Dromer. Nicht doch, behüte — wie sollte —

Hausvater. Zu meiner Ruhe, geschwind sagen sie mir, warum ist er in Arrest?

Dromer. Man sagt, er habe vorige Nacht gespielt, alles verloren, und sei beträchtliche Summen schuldig geblieben.

Hausvater. Blos Leichtsinn, also — — Gott — Dank dir!

Dromer. Er soll dabei seinen Dienst versäumt haben.

Hausvater. Pfui — pfui, gut, daß sie ihn darum strafen, aber nur recht — nur recht.

Dromer. Auch sagt man, er habe beim Spiel Händel bekommen.

Hausvater. Immer die Folgen; — — nun, er mag sie als Ehrenmann ausmachen.

Dromer. Und soll wirklich gefordert worden, aber nicht gekommen, und öffentlich beschimpft sein.

Hausvater (heftig.) Oeffentlich beschimpft sein? Herr! der das sagt, sprach eine Lüge, die schwärzeste Lüge — — — Herr, ein Wodmar sein, mein Sohn sein — Wodmar, und ein Feiger — — das kann nicht sein.

Dromer. Behaupt' es auch; aber ein gewisser Rechrostfeld, der ihn forderte, sagte es selbst, sagte es laut.

Hausvater. Was soll ich erleben! Herr, darauf, auf diese Nachricht war ich nicht gefaßt. Wo ist der, der es zu sagen vermag? Fort mit dem Sohn, wenn es ist — — aber den, der es zu sagen vermag, wehe ihm, so lange diese Faust einen Degen halten kann. Wo ist er? (Zum Zimmer hinaus. Dromer ihm nach.)

(Der Vorhang fällt.)

Johann August Generfich

ward im Jahre 1761 zu Käsmark, in Oberungarn, geboren, und erhielt nach vollendeten Studien eine Professur der Geschichte und Politik am Gymnasium seiner Vaterstadt, welche er später mit einer Professur der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes an der protestantischen theologischen Lehranstalt zu Wien vertauschte. Er starb in letzterer Stadt am 18. Mai 1823.

Seine Schriften sind:

Beiträge zur Schulpädagogik. Wien 1792.
Ueber die Vaterlandsliebe. Wien 1793. 2 Thle.
Merkwürdigkeiten der Freistadt Käsmark. Leutschau 1804. 2 Thle.
Reise in die Karpathen. Wien 1807.
Trajan. Wien 1811. 2 Thle.
Wilhelmine. Wien 1811. 2 Thle. N. A. 1816.
Alfred. Leipzig 1812. 2 Thle.
Kurze Weltgeschichte. Wien 1812. 3 Thle.
Oestreichische Geschichte. Wien 1811 fgde. 8 Thle.
Sophron. Leipzig 1816. 2 Thle.
Weltgeschichte für Frauenzimmer. Leipzig 1817. 5 Thle.
Reden. Pesth 1817.
Emma. Leben einer glücklichen Mutter. Kaschau 1818.
Kornelia. 2 Thle. Pesth 1819.
Agathon. 2 Thle. Brünn 1819.
Reden. Leipzig 1819.
Ueber die Bestimmung des weiblichen Geschlechts. Pesth 1819.
Historischer Frauenspiegel. Pesth 1819.
Blüthen von Jean Paul und Herder. Kaschau 1821.

Ein geschmackvoller und gewandter Schriftsteller, namentlich für Ascetik und Jugendbildung, der mit einer eleganten Darstellung voll Kraft und Anmuth, Gedankenreichthum und Tiefe des Gefühls zu verbinden wußte. — Seine Geschichte Oestreichs ist ein anerkannt vortreffliches Werk, eben so auszeichnet durch gründliche Forschung, wie durch kräftige Beredtsamkeit, und einen zugleich klaren und körnigen Styl.

Wilhelmine Genfiken,

geborne Herz, ward am 7. März 1779 zu Weimar geboren und vermählte sich 1800 mit dem K. S. Hofrath und Director des dritten Departements der Landesregierung zu Dresden. — Sie starb daselbst am 15. Juni 1822. Als Schriftstellerin nannte sie sich Wilhelmine Willmar.

Von ihr erschien:

Rosamunde. Berlin 1811.
Viola. Kiel. N. A. 1812 N. A. 1818.
Zauberbilder. Kiel 1818.
Oliven. 2 Thle. Leipzig 1818.
Honorie. 2 Thle. Meißen 1816.
Friederike und Julie. 2 Thle. Erfurt 1816.
Florine. 2 Thle. Meißen 1821.
Abendunterhaltungen (mit A. Clarus). Leipzig 1812.
Kleeblätter (mit A. Clarus und H. Steinau). Leipzig 1816. fgde. 3 Thle.
Der Kranz (mit E. Selbig). Leipzig 1817 fgde 4 Thle.
Schmetterlinge (mit E. Selbig). Leipz. 1819. fde. 3 Thle.
Erholungsstunden (mit E. Selbig). Leipzig 1823. 2 Thle.

Eine angenehme Erzählerin, welche mit Talent und Anmuth besonders Gegenstände des bürgerlichen Lebens zu behandeln wußte und sich eben so frei von falscher Sentimentalität wie von Gesuchtheit und Manier zu halten verstand.

Friedrich Wilhelm Genthe,

ein Schwestersohn von Heinrich Zschokke, wurde am 28. Februar 1805 zu Magdeburg, wo sein Vater Stadtwundarzt war, geboren. Nachdem er auf dem Pädagogium zu U. L. Frauen in seiner Vaterstadt vorbereitet war, ging er zu Ostern 1825 auf die Universität Halle, um Theologie zu studiren. Doch gab er diese bald ganz auf, um sich der Philosophie und Philologie zuzuwenden, welche erstere er mit seinem Freunde und nachmaligen Schwager, Karl Rosenkranz (Prof. in Königsberg d. J.) gemeinschaftlich ein Jahr lang eifrig betrieb. Am 5. Januar 1828 erhielt er in Halle rite die philosoph. Doctorwürde und widmete sich Ostern 1829, nachdem er den Plan, akademischer Lehrer zu werden, aufgegeben, dem Gymnasiallehrerstande. Seit Michaelis 1830 ist er in Eisleben.

Seine Schriften sind:

Don Enrique von Toledo. Roman. Magdeburg 1827

Des Publius Virgilius Maro Lehrgedicht vom Landbau. In einer neuen getreuen metrischen Uebersetzung von F. W. G. Quedlinb. u. Leipz. 1828.

Der Cyklops. Ein Satyrspiel des Euripides. Nebst einer ästhetischen Abhandlung über das Satyrspiel. Halle u. Leipzig 1828.

Don Fernando von Toledo. Doppelnovelle. Halle u. Leipzig 1829. 2 Thle.

De cognitione pulcri. Diss. pro fac. leg. Halle 1828.

Geschichte der makaronischen Poesie und Sammlung ihrer vorzüglichsten Denkmale. Halle u. Leipz. 1829.

Kurzer Versuch über das Epigramm. (Jahrb. des Pädagogiums U. L. Frauen) Magdeburg 1829.

Des P. Virgilius Maro zehn Eclogen metrisch übersetzt. Mit einer Einleitung über Virgil's Leben und Fortleben und einem Versuche über die Ecloge (die Einleitung enthält auch die Sagen von dem Zauberer Virgil). Magdeburg 1830.

Graf Gundolf. Roman. Magdeburg 1831.

Anleitung zum Uebersetzen in das Lateinische und Deutsche. Eisleben u. Leipz. 1831.

De impostura religionum breve compendium seu liber de tribus impostoribus. Nach zwei Mss. und mit histor. liter. Einleitung. Leipzig 1833.

Maria de Zayas' Novellen übersetzt. Erstes Bändchen. Neuhaldensleben 1833.

Sonette und Elegien vom Verfasser des Don Enrique. Für Freunde. Eisleben 1833.

H. C. Fuchs' heroisch-komisches Gedicht der Mückenkrieg. Nach der Ausgabe von a. 1600, mit den Varianten der Scheuer'schen Bearbeitung von 1612, und einer Einleitung. Eisleben 1833.

Handwörterbuch deutscher Synonymen ꝛc. Eisleben u. Leipzig 1834 (Zweite Ausgabe 1837).

Die richtige französische Aussprache nach Strault Duvivier's Grammaire des Grammaires. Eisleben u. Leipz. 1835.

Mit einem Freunde gemeinschaftlich

Handbuch der abendländischen Literatur und Sprachen ꝛc. Magdeburg 1832 ff. (wird fortgesetzt).

Herausgegeben wurde von ihm

See-Anemonen. Novellen eines Unbekannten. Eisl. 1832.

Andersen's Umrisse einer Reise von Kopenhagen nach der sächs. Schweiz ꝛc. Aus dem Dänischen übersetzt vom Verf. der See-Anemonen. Breslau 1835.

Ein eben so vielseitig als gründlich gebildeter reicher Geist, der in seinen literärhistorischen Forschungen Scharfsinn mit Gelehrsamkeit und Geschmack verbindet, und bereits wichtige Beiträge zur näheren Kenntniß der Geschichte der schönen Wissenschaften geliefert hat. Als Dichter zeichnet er sich durch Reichthum der Phantasie, Wärme des Gefühls, Innigkeit der Empfindungen und Herrschaft über Sprache und Form sehr vortheilhaft aus und es läßt sich bei seinem rastlosen Fleiße und seinem schönen reinen Streben noch viel Vortreffliches von ihm hoffen.

Elegie I*).

Auf dem umschatteten Hang des Moosbepolsterten Hügels,
Nah' an dem kühlenden Bach, rieselnder Quelle enthüpft,
Sorglos ruht' ich, umhaucht vom Duft der erglühenden Rosen,
Ueberdrüssig des Spiels blühenden Mädchen entfloh'n.
Pfänder zu spielen um Kuß, ich verschmäht' es, wie zärtlichen Anblick,
Keiner Liebe Gewalt hatte das Herz noch gerührt.
Aber nahe war mir der Feind, in den Rosen versteckt
Hat er verborgen gelauscht, grimmig itzt trat er hervor.
Lange genug, sprach er, hast Du mir getrotzt, mich verhöhnet,
Aber siehe, wie sich schrecklich der Knabe nun rächt!
Kaum entwallte dem Munde das Wort, da gellte der Bogen,
Und der schmerzliche Pfeil bohrte sich tief in die Brust.
Und es erschallte „Luise!" es schwebte die Holde vorüber
Wie Cythere umtanzt von der Charitinnen Chor.

Sonett I.

Aus meiner Freunde Kreis hat mich vertrieben
Des Herzens vorher nie gefühltes Regen
Es pocht in ungewohnten schnellen Schlägen,
Wo ist mein vor'ger Sinn und Muth geblieben?

Ein Namen wird von meiner Hand geschrieben,
Er wird geseufzt auf menschenleeren Wegen;
Es strebt mein Fuß nach unbetretnen Stegen;
Das ist des Lebens Lust also, das Lieben?

Gedankenvoll allein am Bach mit Blumen,
Mit Blumen und mit Steinen ohne Leben
Leb' ich, kaum lebend, in ernenten Träumen.

Will ich der Ding' Ursach voll Ernst erwägen,
Dann seh' Ihr Bild vor meinem Blick ich schweben,
Ich will es flieh'n und eile ihm entgegen.

Sonett II.

Hinweg aus dieser kalten, engen Klust!
Fort, fort von euch, weisheiterfüllte Schränke!
Denn jedes Buch, worin ich mich versenke,
Doch einzig mir den einen Namen ruft.

Umwehe mich, Du heitre Frühlingsluft!
Kommst Du von Ihr, an die allein ich denke,
Zeig' mir den Weg, wohin den Fuß ich lenke,
Um Sie zu seh'n im goldnen Abendduft.

Kommst Du von Ihr, umspieltest Du Ihr Haar,
Und küßtest Du das Auge sanft und klar,
Und küßtest Du den zarten, keuschen Busen?

Umwehe mich! Dich saug' ich gierig ein,
Du sollst mir köstlicher als Nectar sein,
Du, Du allein bist mir der Quell der Musen!

Sonett III.

Einmal, Liebe, zeigtest Du
Flüchtig, flüchtig mir die Holde
Von dem Tage, Liebe, wollte
In das Herz mir keine Ruh.

---

*) Aus den Sonetten und Elegien vom Verfasser des Don Enrique. Als Manuscript für Freunde gedruckt. 1833. Eisleben.

O wie grausam fuhrst Du zu,
Wie mir mit der Sonne Golde
Schon vom Aug' die Thräne rollte,
Bis zum Abend ohne Ruh.

Sag! wie lange willst Du noch
Mich in meinen Schmerzen lassen
Mit dem Herzen ohne Ruh?

Drückend, tödtend ist Dein Joch;
Lieber laß mich schnell erblassen,
Oder senk' ins Herz mir Ruh.

Sonett IV.

Lehrt mich das Nichts, die Liebe überwinden,
O Weisheit, diesen nicht'gen, duft'gen Schaum;
Ein nicht'ges Etwas ist die Lieb', ein Traum.
Wie kann ihr Wesen anders man ergründen?

Wer darf die Lieb' als höchstes Gut verkünden,
Als aller Wonnen Paradiesesbaum?
Ein leerer Sinnenrausch ist sie, mehr kaum!
Sie mag den Thoren, nicht den Weisen, binden.

Drum schweig', o Herz, ich folge dem Gedanken,
Der reine Wahrheit uns erkennen lehrt,
Frei von der Sinne trügerischen Spielen.

Nur Denken hält die Sinnlichkeit in Schranken,
Die Lieb' ist Sinnlichkeit; ihr sei verwehrt
Auf einen Sohn der Weisheit länger zielen.

Elegie II.

Nachmittags war's, und ich las im Virgil wie die listigen Griechen
Durch das betrügliche Roß nahmen die heilige Stadt;
Wie dann den theueren Greis auf den Schultern rettet' Aeneas
Aus der lodernden Glut, wie er die Gattin verlor;
Laut aufjammernd Creüsa' dann rief, daß rings es Creüsa
Hallte; doch heimisches Land ohne die Gattin er mieh.
Niederzuschreiben bemüht, was ich eben gelesen, in Verse,
Wandt' ich den Blick und sah' sinnend zum Fenster hinaus;
Sieh' da geht Sie vorüber, die Ruh mir geraubet und Frieden
Und Ihr himmlischer Blick trifft durch die Blumen auch mich.
Sie ist's! jauchzet das Herz, hinstürzt der Sänger Aeneens
Mit dem Schreibegeräth, ja die Ersehnete ist's!
Auf, Ihr nach, daß ich weiß, wo Sie goldene Träume umgaukeln,
Wo ich beseliget oft, oft Sie erblick' auf das Neu.

Sonett V.

Was hilft's, daß ich die Lieb' in mir verdammt?
Da mich besiegt doch meines Herzens Drängen,
Ohn' Widerstand, wie einst der Lyra Klängen
Bäum' und Gesteine folgten insgesammt,

Zu folgen Ihr, die Ird'schen nicht entstammt,
Und deren Blick' Erstorbene noch zwängen,
Die tödtend mich belebt und zu Gesängen
Das sel'ge Herz, den schüchtern Mund entflammt.

Auf ewig hab' ich Ihr mich nun ergeben,
Nicht länger leist' ich, Amor, Widerstand,
Sind Wonn' und Qual auch in der Hand der Süßen.

O lichte Sonne Du zu neuem Leben!
Ich folge Dir, die Du mein Herz gebannt,
Bis daß ich todt hinsinke Dir zu Füßen.

Sonett VI.

Nicht Schlacht, nicht Held ruft mich zu hohen Flügen,
Zu frommer That nicht ist mein Lied gewendet,
Zur Blume nicht, die Glanz und Duft versendet,
Zu Bächen nicht, die sich durch Wiesen schmiegen.

Nicht Glaube, Blume, Held führt mich die Stiegen
Zum Lorbergipfel aufwärts, wo vollendet
Den Sängern wird des Ruhmes Preis gespendet,
Ein And'res läßt mich singen, läßt mich siegen.

Die Eine, die mit blauem Aug' mich grüßet,
Der blondes Haar den Jugendscheitel schmücket,
In deren Mienen süßer Liebreiz wohnet:

Sie ist's, die Glut und Lied in's Herz mir gießet,
Die einst den Kranz auf meine Stirne drücket,
Mit der Ihr Sänger in den Liedern thronet.

Sonett VII.

O Liebe, o Liebe,
Erquickender Bronnen!
Ich athme die Wonnen
Der seligen Triebe.

Daß ewig doch bliebe
Der Glanz Ihrer Sonnen,
Daß nie doch zerronnen
Das Glück mir zerstiebe.

Ich schwelg' in den Düften,
Die rings mich umwallen,
Ich sage zu allen

Den laulichen Lüften:
Ich neide die süßen,
Sie weh'n um Luisen.

Sonett VIII.

Wenn Lenz den Rosenflügel hat geschwungen,
Wenn Wahrheit wird der Erde Winterträumen,
Dann wird von Stralen, Wellen, Blüten, Bäumen,
Des Jahres Jugend feiernd angesungen.

Voll Jubel schallen grünes Waldes Zungen,
Es schwebt das Lied in frischen duft'gen Räumen,
Und Rauschen wird und Lied mit schwachem Säumen
Dort von der Stimme Tochter nachgeklungen.

Es treibt mich hin, wo klare Bäche fließen,
Ich trinke süßen Duft in vollen Zügen,
Auf jeder Blume möcht' ich froh mich wiegen.

Doch seh' ich auf den Blumenreichen Wiesen
Hinschweben auf dem zarten Gras Luisen,
Wie drängt es mich in Ihren Arm zu fliegen.

Sonett IX.

Ruhe sucht das Herz und Seelenfrieden,
Der von Paradiesespalmen träuft,
Doch das Paradies ist ausgeschieden,
Unruh', Schmerz und Qual ist nur gehäuft.

Und wie Welle hinter Welle läuft
Drängt nun Müh' und Noth den Lebensmüden,
Und im Norden ist nicht und im Süden
Eine Lethe, so die Qual ersäuft.

Du allein kannst noch dem Schmerz gebieten,
Holde, Deine Näh' umsäuselt Frieden,
Mild wie er bei schönen Engeln ist.

Zu Dir flieht das Herz bei Sturmes Wüten;
Wäre noch ein Paradies hienieden,
Müßt' es sein, wo Du, o Süße, bist.

Sonett X.

O sel'ger Hain, schwing' hoch der Freude Palme,
Die holde Herrin kannst Du oft umschließen,
Ihr Bäum' und Sträucher, jauchzet, hinzugießen
Die Wonne mit der Sänger Jubelpsalme.

Glückselige Blumen, neidenswerthe Halme!
Ihr könnt den wonnereichen Tod erküssen,
Vom zarten Druck des Fußes sterben müssen,
Ist schöner als im Schmuck der Siegespalme.

O helles Licht, das Sie und sich verkläret,
O Bach, Du klarer Augen Silberspiegel,
Wie oft kannst Du das heil'ge Antlitz schauen!

Ihr sel'gen Veilchen, Bäume, Büsche, Auen!
Du glatter Bachstein, Kiesel auf dem Hügel,
Sagt, ob nicht Liebesglut euch ganz verzehret.

Sonett XI.

Wo läßt der Himmel schön're Sterne prangen
Als Dir, o Hold', in Deinen Augen stralen,
Die mich erfüllt mit heißen Liebesqualen,
Daß mir der Jugend froher Sinn vergangen.

Wo blühen Rosen, wie auf Deinen Wangen
Sie sich mit sanftem Purpuräther malen,
Sah je die Sonn', daß schön're Locken stahlen
Zum schönsten Busen sich, wo ich möcht' hangen!

Nicht länger kann ich diese Qual ertragen,
Die täglich mich in süßem Tod vernichtet —
Ich lebe nur, wenn ich Dich Schönste sehe!

Ich muß das Wort der höchsten Liebe wagen!
Zu Deinen Füßen lieg' ich nun gerichtet;
O riefe doch Dein holder Mund: „Erstehe!"

Sonett XII.

Wenn Helios die bunten Lichter spendet,
Den jungen Tag die Hore tanzend führt,
Und munter sich das Frühlingsleben rührt
Ist mein Gedanke nur zu Ihr gewendet.

Und wenn der Tag sein helles Licht verliert,
Des Tages Werk der Mensch ermattet endet,
Die Nacht mit ihrem Schatten Kühle sendet,
Wird mir im Traum Ihr Bild auch vorgeführt.

Ihr holdes Bild! in jeglichen Minuten
Seh' ich's bei Spiel und Arbeit, wie im Traum
Mit neuem Reiz von meiner Seele fluten

Und mich in meines Herzens Welt beglücken.
Es grünt und blüht der Liebe Baum —
Doch wann werd' ich die süßen Früchte pflücken?

Sonett XIII.

Es kräuselt sich in schönen goldnen Ringen
Dein Haar, wie Aphrodite's Locken fallen,
So lieblich sie um Hals und Nacken wallen
Und schön genug, von ihnen schön zu singen.

Doch hör' ich Deine Stimme erst erklingen
Und die Accorde silberrein erschallen,
Die sanftgewieget durch die Lüfte hallen,
Dann senken sich des Liedes kühne Schwingen.

Und nimmer will es mir dann noch gelingen
Zu rufen auf der Laute frohe Töne,
Sie seufzen nur, daß ich nach Dir mich sehne,

O möchten sie zu Deinem Ohre dringen!
Denn nur mit Deiner Lieb' allein, o Schöne,
Wünsch' ich, daß mein Geschick mich gnädig kröne.

Sonett XIV.

Ihr Freunde, helft mir einen Sarg bereiten,
Daß meinen Todten ich darin begrabe,
Mit dem ich lang gelebt, gelitten habe,
Den ich mit Lust nun endlich sah verscheiden.

Nun fühl' ich erst des Daseins Seligkeiten,
Neu kenn' ich erst des Lebens goldne Gabe,
Daß Freude ungetrübt mich fortan labe,
Laßt schnell mich ihn den letzten Weg geleiten.

Und fragt ihr noch, wen jetzt das Grab verschlungen?
Um den mein Auge sich nicht anders feuchtet
Als dankend, daß der Tod ihn hat bezwungen?

Mein Gram und Trübsinn ist im Sarg verborgen,
Sie starben, seit der Liebe Stern mir leuchtet;
Den Nachtthau zehrt der Stral am warmen Morgen.

Elegie III.

Winde noch nicht Dich empor aus des kalten Gemales Umarmung,
Rosige Eos, Du scheuchst sonst mir das Mädchen hinweg.
Oeffne die Thore noch nicht, o hemme der stampfenden Rosse
Eilige Flucht, denn Apoll weilt noch in liebendem Schoos.
Ha! Grausame! Du nahst unerbittlich! es glänzt der Olympos,
Und der Gestirne Heer weichet dem helleren Glanz.
Unzufrieden ergreifet der Gott die stralenden Zügel,
Und — mein Mädchen entflieht aus dem umschließenden Arm.
Nicht den Kephalos würdest so eilig Du fliehen, Aurora!
Unlust scheuchet allein Dich vom Tithonus hinweg.
Und ich wollte Sie haschen, die Holde, die jetzt sich dem Lager
Flüchtig entwand, und noch küssen den purpurnen Mund;
Da — entschwebt das Gebild, nur nichtige Lüfte umarmend
Seh' ich, daß nur ein Traum mich, den Verliebten, geäfft.

Elegie IV.

Siehe, wie kecklich der Knabe des Löwen Rücken bestiegen.
Muthig, der Siege bewußt, bändigt den Leu er zum Lamm.
Aller Götter mächtigster Gott raubt selbst er dem Donnrer
Seinen Blitz, und zwingt jeglicher Bildung ihn ein,
Selbst die eigene Mutter, sie ward der Götter Gelächter,
Als in den Armen des Mars trüglich das Netz sie umschloß.
Jedes besiegte der Held, den Alkumena geboren,
Doch die Liebe bezwang selber zur Spindel den Held.
Omphale aber umhüllt den Marmor der reizenden Glieder
Mit der Beute des Wilds, welches Nemea geschreckt,
Und ergreifet die knotige Keul' und betrachtet den Helden; —
Durch die Lüfte enteilt Eros mit lachendem Mund.
Alles besieget die Liebe; so laß auch uns ihr gehorchen,
Eh' uns jegliche Lust raubet die schreckliche Nacht.

Sonett XV.

Ach, dürft' ich Dir doch keine Lieder weihen!
Ich dürfte liegen dann zu Deinen Füßen,
Und, wenn die Blicke in einander fließen,
Wo wär' dann Zeit um Vers an Vers zu reihen.

Dich stets zu seh'n, wem Götter das verleihen,
Er sieht auf Sandeswellen Rosen sprießen,
Im trüben Sturm die Klarheit sich erschließen,
Er kann dem Schicksal manchen Schlag verzeihen.

O dieses Centrum aller Wonn' und Freuden,
Bei Ihr zu sein, der Herrin der Gedanken,
Wer es errang, wie ist er zu beneiden.

Sie Sie zu singen will ich nie ermatten,
Und um Ihr treu zu folgen ohne Wanken
Verwandelt mich ihr Mächt' in Ihren Schatten.

Aminta oder die gerächte Ehre*).

In der Stadt Vittoria, welche zu den angesehensten des Königreichs Biscaya gehört, theils wegen der Schönheit ihrer Lage, theils durch ihre Größe und durch ihre Reichthümer, lebten vor einiger Zeit zwei Brüder, von denen der ältere Erbe der gesammten väterlichen Güter war, und seine einzige Ehre darin setzte, eine gute Tafel zu führen, seine Freunde zu bewirthen und dem Vergnügen der Jagd nachzugehen. Der jüngere, welcher Don Pedro hieß, war eben nicht zu sehr mit Einkünften überladen, wie dies in der Regel bei den jüngern Söhnen in dieser Provinz der Fall ist, und da er kein anderes Lehn als seinen Degen besaß, so nahm er frühzeitig Kriegsdienste, um seinen Lebensunterhalt zu sichern und um auch in der Geschichte sich einen Namen zu machen. Er bekleidete ansehnliche Aemter unter der Regierung des Königs von Spanien, der ihm dann für seine geleisteten Dienste eine anständige Belohnung von sechstausend Ducaten jährlicher Einkünfte gab. Unter diesen Umständen fand er denn auch eine Frau, die zu gleicher Zeit schön und von vornehmer Geburt war und bedeutende Besitzungen hatte. Sie stammte aus der Stadt Segovia, die zu den am schönsten gebauten Städten Castilla's gehört und großen, ausgebreiteten Handel treibt.

Pedro hatte aus dieser Ehe nur einen Sohn, der in des Vaters Fußtapfen trat, noch sehr jung als Fähnrich bei einer Compagnie leichter Reiter in des Königs Dienste ging, und einen Krieg mitmachte, den der König mit dem Herzoge von Savoyen führte. Der ältere Bruder Don Pedros hatte nur eine einzige Tochter, die aber für eine vollendete Schönheit gehalten wurde. Aminta, so war der Name des reizenden Mädchens, konnte ungefähr vierzehn Jahre alt sein, als ihr Vater starb, dem es weniger schmerzlich war, das Leben, als ein so theures Wesen zu verlassen, ohne zu wissen, wem er die Erziehung desselben anvertrauen sollte; denn ihre Mutter hatte sie bereits einige Jahre früher verloren. Obschon er von ihrer Tugend überzeugt war, so wußte er doch auch, wie in so zartem Alter gute Anlagen leicht verderbt werden können und daß man bei großen Reizen nicht eben immer streng die Lehren der Weisheit vor Augen hat, wenn man nicht unter Aufsicht einer strengen Person steht.

Don Pedros Frau, welche noch am Leben war, besaß alle die Eigenschaften, welche für einen Wächter dieses Kleinods erforderlich waren, und im Falle sie nur diese Mühe über sich nehmen wollte, eignete sich Niemand besser hierzu. Daß sie sich aber leicht bereitwillig finden ließe, hoffte er von der Vorstellung, daß die Bande des Blutes sie verpflichte, sich für ihre Nichte zu interessiren, mehr aber noch davon, daß er ihr zugleich ein anderes Plänchen dabei vor Augen legte.

Aminta war eine ganz vortreffliche Partie und konnte leicht das Glück von Don Pedros Sohn begründen, da ihr Vater sie zur alleinigen Erbin aller seiner Güter einsetzte durch ein Testament, und zum Vollstrecker desselben seinen Bruder Pedro ernannte. Das liebenswürdige Mädchen wurde also dem Sohne ihres Oheims bestimmt. Nachdem der besorgte Vater diese Angelegenheiten für das Wohl seiner Tochter in Ordnung gebracht hatte, starb er vollkommen ruhig.

Sobald Don Pedro die Nachricht von dem Tode seines Bruders erhalten hatte, reiste er sogleich nach Biscaya, brachte die nothwendigen Geschäfte in Betreff des Vermögens seiner Mündel in Richtigkeit, setzte einen zuverlässigen Mann zur Verwaltung der Güter ein und reiste mit dem Mädchen nach Segovia zurück.

Die Trauerkleider erhöhten so sehr Amintas Reize und sie erschien mit so viel Anmuth und Schönheit, daß sie fast bei allen Frauen Neid und Eifersucht, bei allen Männern, welche sie sahen, Liebe erregte. In allen Gesellschaften war sie Gegenstand der Unterhaltung und die Schaar der Besucher bei Don Pedro nahm kein Ende, weil man sie dort recht mit Muße sehen zu können hoffte, und alle Tage fand man neue Veranlassung, das reizende Geschöpf zu bewundern. Wenn ihre Schönheit die, welche sie sahen, entzückte, so bezauberte ihr Geist alle die, welche sie reden hörten. Alle Mütter stellten ihr weises und kluges Betragen ihren Töchtern als Muster auf und Amintas großes Vermögen ließ eine Verbindung mit den angesehensten Personen der Stadt wünschen, und obschon man die bereits bestimmte Verheirathung mit Don Pedros Sohn wußte, so gab es doch Männer, welche noch nicht daran verzweifelten, mit Aminta in ein Ehebündniß treten zu können, sobald es ihnen nur gelingen würde ihre Zuneigung zu gewinnen; aber sie ließ gegen Keinen eine besondere Vorneigung blicken, da sie sich dem letzten Willen ihres sterbenden Vaters völlig hingab, und zuviel Unterwerfung gegen die Vorschriften ihres Vormundes zeigte.

Ihr Herz hatte noch keine Regung der Liebe empfunden und sie erwartete daher nur die Zurückkunft ihres glücklichen Vetters, dem Don Pedro befohlen hatte, sich so viel als möglich zu beeilen. Sie liebte den Frohsinn, und ihre Tante führte sie in alle Abendgesellschaften, die man in der Stadt gab, wodurch es ihr gelang, die frohe Laune und die blühende Gesundheit des Mädchens zu erhalten, welches auf diese Weise, Tag für Tag angenehm beschäftigt, keine Veranlassung hatte, sich etwas in den Kopf zu setzen, was ihrer Pflicht zuwider gewesen wäre, vielmehr hatte sie alle die zum Besten, welche thöricht genug waren, ihr dergleichen Zumuthungen machen zu wollen. Aber eben dieses Betragen war es, welches die Zahl ihrer Anbeter vermehrte, die, entzückt von ihrer fröhlichen Laune und durch ihren Witz, am Tage sich durch prächtige Cavalcaden bemerkbar zu machen suchten und Nachts ihr die angenehmsten Serenaden brachten. Jedoch wurden sie für diese Anstrengungen, die den Unbemittelten der Verliebten oft sehr schwer wurden, mit schnödem Undank belohnt, denn Aminta gab häufig gar nicht darauf Acht, und bemerkte sie ja einen Aufzug, der sich durch Pracht und feinen Geschmack besonders auszeichnete, so scherzte sie über diese Beweise ausgesuchter Galanterie; nicht besser ging es den vortrefflichsten Nachtmusiken, welche die holde Schläferin oftmals gar nicht hörte, oder wenn sie die schmelzenden und sehnsüchtigen Arien vernahm, sich dadurch in den Schlaf bringen ließ, ohne den sehnsüchtigzärtlichen Rittern dafür zu danken.

Allein die Erfahrung lehrt es fortwährend, daß eine dauernde, vollkommene Gesundheit oft von einer plötzlichen Krankheit bedroht wird, und noch so große Klugheit zuweilen auch einen derben Stoß bekommt. Diese Erfahrung machte auch Aminta; denn da sie bisher in einer strengen Zurückgezogenheit gelebt hatte, verfiel sie in den Fehler der Bizarrerie, welcher sie der Verspottung und Neckerei aller derer, welche sie kannten, preis gab.

Um diese Zeit kam ein junger Castillaner nach Segovia; er war von einem schönen und wohlgefälligen Aeußern, welches sehr für ihn einnahm, allein er gehörte zu jenen Wüstlingen, welche nur ihren Leidenschaften folgen und daher Alles daran setzen, ihre Absichten zu erreichen, ohne sich ein Großes um die Kritik oder gar um Gewissensbisse zu kümmern; mit einem Worte, er gehörte zu denen, die starke Geister zu sein glauben, wenn sie gar keine Religion haben.

Jacinto, wir wollen ihn einstweilen mit diesem Namen nennen, hatte eine sehr achtungswerthe Frau, mit welcher ein ruhiger und billig denkender Mann in der glücklichsten Ehe hätte leben können; allein es wollte ihm gar nicht zu Sinne, daß ein Cavalier von seinen Vorzügen an eine sittsame und ehrbare Gattin durch Heirath gebunden sein sollte. Für ihn hatte eine freie Leidenschaft für eine Geliebte mehr Reiz; daher trennte er sich von seiner Gemahlin und wählte sich ein Mädchen, Namens Flora, welches seinem Charakter zusagte und das er unter dem Titel einer Schwester bei sich hatte. Eines Tages war er in eine Kirche, die nicht weit von Don Pedros Hause war, gegangen, um die Messe zu hören; hier erblickte er Aminta, die in Begleitung ihrer Tante in der Kirche erschien und durch ihre Schönheit, durch ihren Schmuck und prachtvollen Aufzug leicht die Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußte. Da der Charakter des Ritters von der Art war, wie bereits angedeutet ist, so war es leicht einzusehen, daß er eine solche Dame nicht ruhig oder gar gleichgültig ansehen konnte, vielmehr erregte die liebenswürdige Aminta sein innerstes Gemüth und sie sehen, sich sterblich in sie verlieben und sich in den Kopf setzen, Alles zu unternehmen, um zu ihrem Besitz zu gelangen, war bei ihm das Werk eines Augenblicks. Allein als er ihren Namen erfahren und sich nach der nähern Lage der Umstände erkundigt hatte, fand er die Sache doch nicht so leicht als er sie wünschte, denn er kannte die Macht und den Stolz Don Pedros und die Sprödigkeit des Mädchens.

Da alle seine Leidenschaften sehr heftig waren, so wurde er von einer so gewaltigen Trostlosigkeit und Unglückseligkeit ergriffen, daß er weder essen noch schlafen mochte und, da seine Gesundheit einem schweren und plötzlichen Angriff nicht lange widerstehen konnte, in eine äußerst gefährliche Krankheit verfiel, deren Grund zu bekennen er nicht das Herz hatte. Flora, früher der einzige Gegenstand seiner Lust und seines Vergnügens, war ihm unerträglich und schien durch ihre Schmeicheleien ihm seine Untreue vorzuwerfen. Auch entging ihrem scharfen Auge seine Kälte alsbald nicht, ohne daß sie die Veranlassung hierzu hätte erforschen können: denn auf ihre mehrmaligen Anfragen hatte sie keine Antwort erhalten, die ihrer Neugierde ein Genüge hätte thun können. Sie war zu sehr bei dieser Sache betheiligt als daß sie ihre Unter-

*) Aus Maria de Zayas' Novellen übersetzt. Erstes Bändchen. Neuhaldensleben 1833.

suchung sobald hätte aufgeben sollen, weshalb sie denn auch nicht unterließ auf jede seiner Aeußerungen zu achten und hierauf ihre Conjecturen zu gründen; sie bedurfte auch nicht gar zu langer Zeit, um sich das Dunkel vollkommen aufzuhellen: denn Jacinto war zu sehr mit seiner Leidenschaft beschäftigt, als daß er sich hätte die Mühe geben sollen, seine innere Zerrüttung vor ihr zu verbergen.

Eines Tages, als er glaubte, daß Flora ausgegangen sei, weil sie ihm gesagt hatte, daß sie, um die Stadt zu besehen, einen Spaziergang zu machen wünsche, und er, da er sie nicht mehr liebte, sich auch nicht weiter darum bekümmert hatte, ob sie nach dem Abschiede von ihm das Haus wirklich verlassen, überließ er sich ohne Zwang seiner Neigung, in Gedanken seiner neuen Leidenschaft nachzuhängen. Da er sich ganz unbemerkt in seinem Zimmer wähnte, ließ er sich nach einer Weile seine Teorbe bringen, welche er in der That meisterhaft zu spielen wußte, und sang zu ihrer Begleitung ein Lied, welches er auf die neue Geliebte gedichtet hatte, von dem aber auch Flora, die sich versteckt hatte, kein Wort verloren ging.

Sobald er geendet hatte, trat sie hervor und zeigte sich ihm.

Endlich, mein lieber, theurer Jacinto, kenne ich nun die Ursache deines Kummers, von dem du mich, ohne es zu wissen und zu wollen, unterrichtet hast; ich war lange Zeit ungewiß, was für eine Liebe dich in den Zustand versetzt hatte, worin ich dich sehe, und, fürwahr! du hast mir so oft eine begeisterte Beschreibung von den Reizen Amintas gemacht, daß ich leicht begreifen kann, daß du davon bezaubert bist; fürchte jedoch nicht, daß ich darüber eifersüchtig sei, ich beurtheile mich selbst zu gerecht und kann daher kein Wort darüber sagen, daß du sie mir vorziehst, da sie bei weitem mehr Vorzüge hat. Nur die Schwierigkeiten, welche ich vorhersehe, beunruhigen mich, und seit ich dein Uebel kenne, werde ich nur darauf denken, dir dabei zu Hülfe zu kommen, obschon ich es einsehe, daß, wenn wir nicht eine besondere List ausfindig machen, um Aminta zu betrügen, es unmöglich sein wird, sich einen glücklichen Erfolg zu versprechen. Liebte ich nur mein Vergnügen, und wäre ich, wie die meisten Frauen, nur auf meinen Vortheil bedacht, ich würde, weit entfernt dir zu dienen, dir deine Treulosigkeit vorwerfen; aber, da ich nur auf deine Befriedigung denke, sorge ich, wie ich dich glücklich machen kann, was es mir — was es meinem Herzen auch immer kosten mag. Ich bin überzeugt, daß diese neue Leidenschaft von nicht langer Dauer sein wird und daß sie die schöne Freundschaft, welche uns schon seit längerer Zeit aneinander fesselt, zuverläßig nicht erschüttert, ja ich glaube sogar, daß du mich um so mehr lieben wirst, wenn du meine Uneigennützigkeit erwägst; denn, da ich darüber nachgedacht habe, zu welchen Abscheulichkeiten die Eifersucht führen kann, so habe ich geschworen, sie als ein abscheuliches Ungeheuer zu vermeiden. Das mag, was ich in Ansehung meiner sagen kann, genug sein; es ist besser, daß wir nun überlegen, wie wir uns zu benehmen haben, damit du zu Amintas Besitz gelangen kannst. Durch Geschenke ist dieses Mädchen nicht zu gewinnen, weil es die vornehmste und reichste Partie der ganzen Stadt ist, und, weil sie sich einmal darauf gesetzt hat äußerst tugendhaft zu sein, so würde sie die kleinste Zumuthung einer Galanterie gleich sehr aufbringen. Man muß sie zu überreden suchen, daß du die ehrlichsten und rechtschaffensten Absichten hast; und vorausgesetzt, daß sie dich anhört und deine Briefe lesen will, verspreche ich dir auf diese Weise den erwünschten Erfolg. Es giebt kein Mädchen, mag sie auch noch so tugendhaft und weise sein, welche nicht mit großer Ungeduld darauf wartete verheirathet zu werden, und wenn auch Aminta jetzt noch den größten Gehorsam gegen die Vorschriften ihres sterbenden Vaters bezeigt und Don Pedros Sohn als den Mann betrachtet, welchen sie heirathen muß, so wird sie ihre Gesinnungen doch sehr leicht ändern, wenn ihr deine Person einmal gefällt; sorge daher nur für ein gutes Aeußere, suche dich so zu stellen, daß sie dich bemerken muß, gewinne eine Person, welche ihr Ohr besitzt, damit diese oft und vortheilhaft von dir zu ihr redet, und ich für mein Theil will meine Rolle schon spielen. Ich will nämlich ihre Bekanntschaft in der Kirche zu machen suchen und mich bei ihr in eine gute Meinung setzen; alsdann wird es mir nicht schwer fallen können, dir unter dem Namen einer Schwester allerlei gute Dienste zu leisten, und sie muß wirklich sehr fein sein, wenn ich sie nicht ins Netz kriegen soll. Gefällt ihr deine Person, so kannst du auf Treue und Glauben der Heirath auch ihre Gunstbezeugungen erhalten, und ist es durchaus nothwendig, so entführst du sie aus dem Hause ihres Oheims und bringst sie in ein entferntes Stadtviertel, wirst du ihrer aber überdrüssig, so verläßt du sie, da sie dich nicht kennen kann, und Erkundigungen über dich einzuziehen, wird sie sich schon hüten, weil sie dadurch ihre Schande bekannt machen, oder sich doch der gerechten Bestrafung ihres Oheims aussetzen würde. Ich für meine Person verlange für meine Dienstleistungen keine andere Belohnung, als das Vergnügen, dich zufriedener zu sehen; obschon es fast ganz außerordentlich ist, daß eine Frau selbst mit dazu beitragen will ihren Geliebten zur Untreue zu verleiten, so verspreche ich doch nichts, was ich nicht halten will.

Flora verleugnete ihren Charakter durchaus nicht, indem sie diese neue Rolle spielte; sie machte es nur wie alle Mädchen ihrer Art, welche aus Eigennutz lieben und nicht wahrhaft eifersüchtig auf das Herz ihres Liebhabers sind; vielmehr kommt es im Gegentheil ihnen außerordentlich erwünscht, wenn Unregelmäßigkeiten eintreten, indem grade solche Vorfälle sie alsdann zu ähnlichen Schritten berechtigen, und es ist ja hinlänglich bekannt, daß sie ihre Gunstbezeugungen gar zu gern theilen.

Jacinto hörte mit der größten Aufmerksamkeit auf Alles, was diese gefährliche Rathgeberin vorschlug, denn er betrachtete das Opfer, welches sie ihm brächte, als die letzte Anstrengung der Liebe, und ganz mit seiner Leidenschaft beschäftigt, dachte er nur daran sie zu befriedigen, ohne die Gesinnungen seiner unwürdigen Geliebten zu untersuchen. Um sie aber zu veranlassen, noch mehr für seine Pläne zu thun, umarmte er sie zärtlich, sagte, daß er ihr das Leben verdanke und daß er ihr nie genug seinen Eifer für sie würde zu erkennen geben können. Nachdem von beiden Theilen noch das Betragen, welches angenommen werden sollte, besprochen worden war, so fand sich Floras schon mitgetheilter Plan am zweckmäßigsten.

Sobald Jacinto durch diese erfreulichen Aussichten sein frisches Aussehen wiedergewonnen hatte, setzte er Kaufleute und Schneider in der Stadt für seinen Staat in Bewegung, damit er die Vortrefflichkeit seines Wuchses und die Anmuth seiner Bildung durch die Künste der Kleidung noch erhöhen möchte. Er war fast zu jeder Zeit des Tages und der Nacht vor Don Pedros Thüre zu finden, um die Aufmerksamkeit der Nichte auf sich zu ziehen; bisweilen allein und dann wieder in Floras Begleitung, die ihm im Pagenkleide folgte, welches besonders der Fall war, wenn er der angebeteten Aminta eine Serenade bringen wollte; denn Flora hatte eine wohlklingende Stimme und spielte die Teorbe nicht minder vortrefflich als Jacinto.

Don Pedro hatte einer Kaufmannswittwe eine freie Wohnung in seinem Hause eingeräumt und da diese gute Frau keine Geschäfte hatte, so machte sie, um sich die freie Miethe ihres Zimmers zu erhalten, die Dienstfertige und Zeitungsträgerin, welches ihr keine Anstrengung oder vielmehr keine Ueberwindung kostete, da sie von Natur neugierig war und zu gern Intriguen schmiedete, ohne sich aus irgend etwas ein Gewissen zu machen, wenn sie auch in ihrem Aeußern die Ehrbare spielte. Don Pedro, den diese Außenseite betrog, hatte gar kein Arg daraus, daß sie viel mit seiner Nichte verkehrte. Helena, so mag diese Frau genannt werden, war die erste, welche die eifrigen Bemühungen des Ritters bemerkte und da sie, wie man zu sagen pflegt, die Welt gesehen hatte, so brauchte sie nicht lange nachzusinnen, was er denn eigentlich suche. Als er daher eines Abends vor dem Hause auf und niederging, nahm sie die Gelegenheit wahr, ihn anzureden und zu fragen, was er noch so spät hier zu thun habe, setzte aber, ohne seine Antwort abzuwarten, gleich hinzu, daß sie mit Bekümmerniß gesehen habe, wie ein solcher Ausbund von Galanterie seine Zeit in Amintas Dienste verderbe, ohne ihren Besitz hoffen zu dürfen, da sie bereits mit ihrem Vetter versprochen sei, den man nächstens von Mailand zurückerwarte.

Jacinto war sehr erfreut, als er hörte, daß sie selbst zuerst auf diesen Punct einging, und da er eine so günstige Gelegenheit nicht ungenützt für sich vorübergehen lassen wollte, so entwarf er ihr ein so bewegliches Gemälde seiner Liebespein, daß die Wittwe, welche in dergleichen Dingen sehr mitleidig war, außerordentlich gerührt wurde, und er, um sie noch mehr anzuspornen ihm zu Gunsten zu reden, versicherte sie, daß sie Aminta keinen schlechten Dienst leisten würde, wenn sie die Heirath zwischen ihnen zu Stande bringen helfen wollte, denn er besäße ein jährliches Einkommen von viertausend Ducaten; außerdem versprach er ihr Glück zu machen, wenn sie nur dem schönen Mädchen ein Briefchen von ihm zustellen wolle, und, um ihr jeden Zweifel an der Wahrheit seiner Worte zu benehmen, drückte er ihr eine von Wohlgerüchen duftende Börse, worin er fünfzig Gold-Escudos gesteckt hatte, in die Hand. Dieses Argument war zu siegreich und wirkte weit mehr als seine Beredsamkeit. Sie forderte den Jacinto auf, recht bald zu schreiben, und versprach, das Briefchen zu besorgen, sobald sie es erhalten haben würde, und wo möglich wollte sie auch von Aminta eine Antwort zu erhalten suchen.

Der Ritter ging sehr vergnügt über diesen Anfang nach Hause, erzählte seiner Flora wie die Sachen standen und ergriff die Feder, um seine Liebesqualen geschrieben in Helenas Hand zu legen; zugleich fügte er noch einen Ring von grossem Werthe hinzu, den Aminta als den ersten Beweis seiner Liebe annehmen sollte. Helena versprach den größten Eifer in seinem Dienste zu zeigen und bestellte ihn auf den folgenden Abend, um eine Antwort in Empfang zu nehmen, welche sie ihm mit größter Zuversicht versprach. Kaum war er von ihr weggegangen, als sie sich in Amintas Schlafgemach begab, welche sich noch nicht niedergelegt hatte, weil sie grade diesen Abend mit einem Briefe an ihren Verlobten beschäftigt gewesen war. Helena wartete bis sie ihren Brief vollendet hatte, dann trat sie vor den Spiegel der Schönen und sagte: nicht wahr die Zeit hat mir noch nicht zu sehr mitgespielt? Es scheint, sagte sie, als sie Amintas Lächeln bemerkte, als ob ihr glaubt, daß Niemand außer euch Anbeter haben könnte; — jedoch damit ihr seht, daß ich nicht ganz ohne Verdienste sein mag, so sehet hier das Liebesbriefchen, welches ich mit diesem Diamant, der fast wie eure Augen funkelt, erhalten habe. Zugleich zeigte sie ihr beides.

Aminta zweifelte, wie billig, an der Wahrheit; aber neugierig wie alle Mädchen, und da man einmal seinem bösen Geschick nicht entgehen kann, nahm sie mit heiterer Miene das Dargebotene von Helena an und las halblaut folgende Worte:

Jacinto an Aminta.

„Das Schicksal, welches Ihr so viele Eurer Liebhaber habt erdulden lassen, hätte mich klug machen müssen; aber wie ist dies möglich, wenn man Euch gesehen hat. Es wird mir unmöglich zu glauben, daß Ihr für Don Pedros Sohn, wie man sagt, bestimmt sein solltet, den Ihr nicht einmal kennt. Sobald Eure Augen den meinigen begegneten, fühlte ich die Bewegung meines Herzens, welche nur die Uebereinstimmung unserer Seelen erzeugen kann. Hat der Himmel uns für einander bestimmt, so wird er auch die unbilligen Pläne Eures Oheims zu zerstören wissen; aber wollt Ihr lieber den Anordnungen Eures sterbenden Vaters, als den Gesetzen der Liebe folgen, so dürft Ihr wenigstens in der Abwesenheit Eures überglücklich zu schätzenden Vetters einem Manne, der Euch anbetet, die Erlaubniß Euch zu sehen nicht versagen; diese Gunst erbitte ich mir von Euch, so wie auch als die zweite, daß Ihr den Ring annehmet, den ich als ein Zeichen der Huldigung sende, welche ich Eurer Schönheit bringe."

Wer ist denn dieser Unglückselige, sagte Aminta, sobald sie den Brief zu Ende gelesen hatte, der mich so dringend bittet, die Leiden seiner Liebe, welche er erdulden muß, zu lindern? Es ist ein Cavalier, entgegnete Helena, der es mehr verdient Euch zu besitzen, als der, welchen man zu Eurem Gemahl bestimmt hat, er ist von Rang, hat Vermögen, ist schön und wohlgebildet, galant und zuletzt auch klug genug, kurz er ist ein auserlesener Ritter. Don Pedros Sohn ist euch nahe genug verwandt und es ist nicht nöthig, daß euch die Ehe durch ein stärker Band verbinde. Ich weiß nicht, setzte sie hinzu, wo ihr hindenkt, euch so hartnäckig auf eine thörichte Treue gegen einen Menschen zu setzen, den ihr niemals gesehen habt, der euch vielleicht mißfällt, wenn ihr ihn seht, und inzwischen laßt ihr eine so schöne Gelegenheit verloren gehen, welche ihr sobald wohl nicht wiederfinden möchtet; denkt wohl auf das, was ihr zu thun habt, und belehrt mich über das, was ich Jacinto antworten soll. Sagt ihm nur, erwiederte Aminta, indem eine hohe Röthe ihr Gesicht überzog und sie den Ring an ihren Finger steckte, sagt ihm, daß Ihr mit seinen Brief gegeben habt, daß ich ihn gelesen, aber daß Ihr nichts von meinen Empfindungen hättet entdecken können. Nichts hätte der Wittwe erwünschter kommen können, als gleich nach ihrem Weggange von der liebenswürdigen Schönen den Ritter anzutreffen, um ihm Bericht von ihrer Unternehmung des Geschäfts zu ertheilen. Da er aber nicht darauf gerechnet hatte, daß man eine solche Sorgfalt in seinem Dienste zeigen würde, so war er, da es schon spät geworden, zu seiner Vertrauten zurückgegangen und ruhete bereits in ihren Armen.

Die Gedanken, welche auf das verschiedenartigste Amintas Gehirn durchkreuzten, als sie allein in ihrem Zimmer war, und die Betrachtungen, welche sie über dies sie fast verwirrende Abenteuer anstellte, zu schildern ist kaum möglich. Die Liebe, deren Angriffen sie bisher noch entgangen war, fing an sich ihres jungen Herzens zu bemächtigen und verursachte ihr soviel Unruhe, daß der Schlaf davon zum ersten Male von ihrem Lager zurückfloh. Sie mochte sich noch soviel im Bette hin- und herwenden, sie fand die Ruhe, welche sie suchte, nicht. Obschon sie recht wohl wußte, daß sie Don Pedros Sohn heirathen sollte, so hatte sich doch ihre Phantasie nie mit diesem Bilde beschäftigt und sie konnte nicht begreifen, wie es kam, daß Jacintos Bild so großen Eindruck auf ihre Seele gemacht hatte, da sie ihn doch nur aus dem Gemälde kannte, welches Helena von ihm entworfen hatte. Mit Ungeduld erwartete sie die Wiederkehr des Morgens und hoffte, daß mit ihm der stürmische Aufruhr ihrer Seele sich legen sollte. Sobald sie den Tag anbrechen sah, verließ sie ihr Lager, nahm ihre prächtigsten Kleider und vergaß keinen Schmuck, der ihre Schönheit hätte heben können, um — ihrem neuen Geliebten noch mehr zu gefallen, wenn sie so glücklich sein sollte ihm zu begegnen. So zeigte sich die verderbliche Wirkung von Helenas Rathschlägen; denn da sie die Schwachheit gehabt hatte sie anzuhören, war vorauszusetzen, daß sie sich bald ergeben würde.

Weil ein Festtag war, so begab sich Aminta mit ihrer Tante zur Kirche, um die Messe anzuhören und traf ihre gefährliche Hausgenossin vor der Thür in einem Gespräche mit Jacinto, und vermuthete, da Beide sehr eifrig zusammen sprachen, daß jener der Ritter sein möchte, dessen Bildniß sie ihr entworfen hatte. Hatte Jacintos Brief ihre frühere Sicherheit schon wankend gemacht, so vollendete sein vortheilhaftes Aeußere ihre völlige Besiegung. Obschon über dreißig Jahre alt, war seine Gesichtsbildung doch so edel, sein Wuchs so gefällig, daß man ihn nicht ohne Bewegung im Herzen ansehen konnte. Der Ritter bemerkte zwar, daß ihn Aminta mit solchen Blicken betrachtet hatte, welche ihm das Gelingen seiner Eroberung hoffen ließen, allein er besaß zuviel Welt, wie man es zu nennen pflegt, hatte zu viel Lebensart, als daß er es sich hätte merken lassen. Von dem Augenblicke an, wo sie ihre Augen auf ihn geworfen hatte, bis daß sie in den Wagen stieg, wechselte sie fortwährend die Farbe und wandte den Kopf in jedem Augenblick, um ihn anzusehen; aber als sie hörte, daß Helena beim Abschiednehmen von Jacinto zu ihm sagte: lebt wohl Sennor, eure Geschäfte gehen ganz vortrefflich und ihr werdet einem glücklichen Erfolg entgegensehen; wurde sie so ergriffen, daß sie vor ihrem Geliebten hinzusinken vermeinte. Er entfernte sich von seiner Vertrauten, sowie er seine Herrin schwanken sah, trat zu dieser heran und bot ihr die Hand, um sie zu stützen. Madonna, sagte er, nehmt diesen kleinen Dienst von mir als ein Zeichen meines Eifers an. Aminta, welche ihre Besinnung wiedergewonnen hatte, zog sogleich ihren Handschuh aus und reichte ihm die Hand, an welcher sie den Ring trug, den ihr Helena von ihm gebracht hatte, und der Ritter ergriff dieselbe mit vieler Ehrfurcht. Don Pedros Gemahlin machte ihm ihr Compliment für diese höfliche Dienstleistung, welche er ihrer Nichte erzeigte und der Ritter begab sich, nachdem die beiden Damen in den Wagen gestiegen waren, zu seiner Flora, um ihr von Allem was sich zugetragen hatte, Bericht zu erstatten, und sagte ihr, daß sie Aminta noch in der Kirche treffen würde, wenn sie sich etwas beeilen wollte. Flora ging sogleich dahin und nahm ihren Platz dicht an dem Betstuhl, wo Aminta kniete und sagte zu Jacinto, welcher sie begleitete, laß uns näher hier heran treten, lieber Bruder, denn es macht mir so viel Vergnügen die jungen Damen zu sehen, als ob ich selber ein Mann wäre, und wahrhaftig, ich habe noch keine schönere gesehen als diese hier, ich versichere dich, ich bin ganz verliebt in sie. Aminta hatte Flora mit eifersüchtigem Auge betrachtet, als sie dieselbe mit Jacinto eintreten sah, jedoch der Name Bruder, den sie nun hörte, beruhigte sie wieder, und als sie gar das Lob vernahm, welches ihr von der Dame ertheilt wurde, sagte sie ihr einige verbindliche Artigkeiten darüber mit diesen Worten: Bei Eurer anmuthigen Bildung, Donna, darf man nur seinen Spiegel befragen, um sich ein Genüge zu thun, denn es möchte keine Schönheit geben, welche die Eure nicht übertreffe, und obschon ich kein Recht habe Euch etwas abzustreiten, so will ich doch nicht, daß Ihr eine bessere Meinung von mir haben sollt als von Euch selber; ich schätze mich hinlänglich glücklich, Eure Augen einige Augenblicke auf mich gezogen zu haben und will gern allen Vorschub thun, um mir einen Liebhaber wie Euch zu gewinnen, von dem ich versichert sein kann, daß meine Ehre bei ihm durchaus keine Gefahr läuft und ich glaube auch nicht, daß Ihr Euch weigern werdet, mich als Geliebte anzunehmen, nach der Erklärung, welche Ihr mir so eben gemacht habt.

Man muß sehr kühn sein, Madame, erwiederte Flora, wenn man es unternimmt Euch seine Dienste zu weihen, wenn Ihr, wie ich glaube, dieselbe Aminta seid, deren Stolz gleiches Aufsehen erregt wie ihre Vorzüge, und welche ein Vergnügen daran findet ihre Liebhaber zur Verzweiflung zu bringen.

Ich führe diesen Namen, entgegnete Aminta, aber was man Euch auch immer hat von mir sagen mögen, ich gebe Euch mein Wort, nicht grausam gegen Euch zu sein.

Flora war sehr geneigt, in einen nähern Verkehr mit Aminta zu treten, weil es ihr dadurch um so leichter wurde, ihrem Jacinto zu dienen und bei ihrer Feinheit wußte sie die

Unterhaltung bald so zu drehen, daß sie Aminta, ohne eine vorhergehabte Absicht merken zu lassen, erzählte, daß ihr Bruder zu Valladolid, wo sein gewöhnlicher Aufenthalt sei, von ihrer Schönheit habe sprechen hören und deshalb einzig und allein nach Segovia gekommen sei, um sie zu sehen, allein da er vernommen, daß sie mit Don Pedros Sohn verlobt sei, habe er nicht gewagt, ihr irgend einen Heirathsantrag zu machen; darauf rühmte sie seine Geburt, seine Reichthümer, sagte ihr, daß er die Versicherung hätte, eine Commandantur des Ordens von Alcantara zu erhalten, und fügte hinzu, daß Jacinto sie gebeten hätte, die Reise mitzumachen, weil ihr Geschlecht ihr mehr Freiheit gewährte, so würde sie besser wissen können, ob seine Nachforschung angenehm ausfallen möchte. Zuletzt malte sie Jacinto so verliebt, so bescheiden, so treu, daß Aminta, welche schon geneigt war, das Beste von ihm zu glauben, vollkommen überzeugt wurde, daß sie keine bessere Wahl treffen könnte. Flora endigte ihr Gespräch mit der Bitte, Mitleid mit ihrem Bruder zu haben, ehe ihr Vetter aus Italien zurückgekehrt sein würde, weil sie alsdann weniger Freiheit haben dürfte.

Ach! Madonna, entgegnete Aminta, wenn ich auch entschlossen wäre, Jacinto glücklich zu machen, wie sollte ich es anfangen, da ich völlig von meinem Oheim abhänge, der nichts gegen die Vortheile seines Sohnes unternehmen wird. Ich wäre schon bereit den Wünschen Eures Bruders zu genügen, denn seit man mir gestern von ihm ein Billet und einen Ring zugestellt hat, habe ich von diesem vorhängnißvollen Augenblick an eine so heftige Zuneigung zu ihm gefaßt, daß, wenn ich vorher mit einiger Ungeduld der Heimkehr meines Vetters entgegen sahe, ich jetzt ohne Betrübniß die Nachricht von seinem Tode anhören würde, und ich wünsche von ganzem Herzen, daß er so lange in Mailand bleiben mag, bis ich Mittel und Wege gefunden habe, unsere Verbindung abzubrechen oder ich durch freiwilligen Tod mich von den Unruhen befreiet habe, welche mich verzehren. Ich tadle mich so sehr, gegen einen Unbekannten treu gewesen zu sein, daß ich entschlossen bin Alles zu wagen, Ruhe, Ehre und Glück, um mich Jacinto hinzugeben. Da ich Euch mein Herz aufgeschlossen habe und es mir unmöglich ist meine Empfindungen zu ändern, so bitte ich um Euren Rath was ich thun soll.

Grade das war es, was Flora erwartete. Fürchtet nichts, Madonna, erwiederte sie, Ihr verliert nichts, wenn Ihr auf Don Pedros Sohn verzichtet; Jacinto steht ihm weder an Geburt noch Vermögen nach und seid Ihr erst verheirathet, so muß Euer Oheim wohl seine Einwilligung geben, weil er Euer Wohl nicht wird verwerfen können, und um Euren Vetter zu tösten, erbiete ich mich, ihn zu heirathen. Zwar weiß ich zu gut, daß ich Euch in allen Dingen nachstehen muß, aber mit zwanzigtausend Thalern jährliches Einkommen bin ich eine hinlänglich gute Partie für einen vom Glück begünstigten Soldaten; verzeiht, Donna, wenn ich so rede, aber es ist Euch nicht unbekannt, daß sein Vater nur ein jüngerer Sohn war, der sein Vermögen einzig nur im Kriege gewonnen hat. Im schlimmsten Falle aber, wenn sie gar zu hochmüthig thun sollten, dürft Ihr ihnen nur Euer Vermögen lassen, mein Bruder besitzt genung für zwei und wird sich einzig mit Eurer Person begnügen. Durch Helenas Vermittelung, der Euer Oheim nicht mißtraut, werden wir uns näher besprechen können; wir nehmen Abrede mit einem Pfarrer, daß er Euch heimlich traut und wenn die Ceremonie vorüber ist, geht Ihr mit mir in meine Wohnung, wo wir Don Pedro murren lassen, ohne uns um ihn zu kümmern.

Aminta ließ sich so von ihrer Leidenschaft blenden, daß sie nicht nur in alle Vorschläge Floras einwilligte, sondern sie selbst bat, keine Zeit zu verlieren, aus Furcht, daß ihr Verlobter eher zurückkommen möchte, als sie ihren Vorsatz ausgeführt hätten, und sich nach dem Mittagsessen mit ihrem Bruder auf Helenas Zimmer einzufinden, damit sie zusammen beschließen könnten, was sie zu thun hätten, während ihre Tante Besuche machen würde; und nachdem Aminta Flora ewige Freundschaft geschworen hatte, begab sie sich in Don Pedros Haus zurück.

Die Tante hatte zwar gesehen, daß die beiden Mädchen in einer angelegentlichen Unterhaltung gewesen waren, allein dies erregte ihr auch nicht einmal den Schatten eines Verdachtes, weil sie von der Tugend ihrer Nichte vollkommen überzeugt war.

Flora erzählte Jacinto Alles was sich in der Kirche zugetragen hatte und er belohnte ihr diesen Dienst, welchen sie ihm geleistet, mit tausend Liebkosungen. Nach einer leichten Mahlzeit begaben sich Beide zu dem Stelldichein, welches ihnen Aminta versprochen hatte und fanden Helena schon zu ihrem Empfange bereit, nach dem Befehle der reizenden Verliebten. Da sie nun einmal eine heftige Leidenschaft für Jacinto empfunden hatte und vor Ungeduld verging ihn zu sehen, so eilte sie, sobald ihre Tante das Haus verlassen hatte, um mit ihren Freundinnen eine Spielpartie zu machen, und ihr Oheim, um einige Geschäfte zu besorgen, nach Helenas Zimmer, ohne ihren Dienerinnen etwas von ihrem Vorhaben mitzutheilen, denn da sie wußte, daß Bedienten, wenn man ihnen ein Geheimniß anvertraut, große Lust haben es auszuplaudern, so sagte sie blos, daß sie sich mit Helena etwas unterhalten wollte, und man sie dort abrufen könnte, wenn es etwa nöthig sein sollte. Da es bekannt war, daß die Wittwe eine vortreffliche Laune besaß, so konnte dieser Besuch durchaus nicht auffallend erscheinen. Sobald Aminta eingetreten war, umschlang sie Floras Hals so zärtlich, daß Jacinto fast eifersüchtig darüber wurde; aber sein Kummer war nicht von langer Dauer, weil ihm das schöne Mädchen, nachdem sie sein Gelübde der Treue erhalten hatte, Gunstbezeugungen gewährte, die, wenn auch unbedeutend, ihn doch mit Freude erfüllten, weil sie durch die Person, welche sie gab, kostbar wurden. Aminta hatte bisher in einer solchen Zurückgezogenheit von näherem männlichen Umgange gelebt, daß sie das, was sie that, sehr in Verwirrung setzte, wovon sie sich kaum erholen konnte. Helena und Flora machten sich ein Vergnügen daraus, sie deshalb aufzuziehen und brachten sie dadurch in neue Verwirrung. Als man genug gescherzt hatte und es Zeit wurde sich zu trennen, blieb man bei der Verabredung, daß am folgenden Tage nach dem Mittagsessen, wenn Don Pedro und seine Gemahlin ihr übliches Schläfchen hielten, Jacinto seine liebenswürdige Gebieterin mit einer Sänfte abholen sollte, um sie zu dem Pfarrer hinzubringen, von dem sie sich unter erdichteten Namen wollte trauen lassen; dies sollte aus Fürsorge geschehen, daß man sie nicht entdecken möchte; von dort aus wollten sie nach Jacintos Haus gehen, welches er in Segovia gemiethet, und daselbst so lange bleiben, bis er sie in seine Heimath führen würde. Dann, wenn nichts mehr zu fürchten sei, wollten sie Don Pedro anzeigen, daß das Band der Ehe sie auf ewig vereint hätte. Nachdem Alles auf diese Weise beschlossen war, empfahlen sie Helena das Geheimniß zu bewahren, bis die Zeit da sein würde, wo man die Oeffentlichkeit nicht mehr zu scheuen habe. Diese versicherte ihrerseits, daß es ihr eigener Vortheil heische, so lange zu schweigen, bis Don Pedros Zorn sich gelegt habe. Darauf trennten sie sich vergnügt und jeder begab sich in seine Wohnung.

Aminta war von ihrem neuen Geliebten so bezaubert, daß sie auch nicht im Geringsten an das Unheil dachte, welches in Folge einer so übereilten Flucht entstehen konnte, und Jacinto besaß so wenig Glauben und Gewissen, obschon er wohl einsah, daß er das Glück des Mädchens vernichte und Schmach und Schimpf über sie bringen würde, daß er nur an das Vergnügen dachte, welches er in ihrem Besitz zu genießen hoffte. Aminta handelte wie ihrer Sinne nicht mächtig, Jacinto als ein unredlicher Mann. Beide waren aber bei der Heftigkeit ihrer Leidenschaften zu entschuldigen, weniger Flora; denn eine Frau kann keine größere Niederträchtigkeit sich zu Schulden kommen lassen, als wenn sie selbst die Ränke ihres Liebhabers unterstützt.

Aminta erwartete mit Ungeduld den kommenden Tag, den sie für den glücklichsten ihres Lebens hielt und der ihrer Leiden Anfang war. Mit der emporsteigenden Morgenröthe verließ sie ihr Lager und kleidete sich schnell an; zwar hatte sie einige Vorahnungen des Unglücks, das sie sich zu bereiten ging und der Himmel wollte sie durch verschiedene Zeichen darauf aufmerksam machen, doch brachte sie dies nicht zum Nachdenken, da die Liebe einmal unumschränkt über ihr Herz gebot und alle Sinne gefangen hatte. Sie wickelte ihre Steine und Kostbarkeiten in ein feines Tuch, welches sie in einem Aermel ihres Oberkleides verbarg, steckte ihren Schleier in den andern und ging wie gewöhnlich, obwohl mit ziemlicher Unruhe, zum Mittagsessen. Sobald sie sah, daß ihr Oheim und die Tante eingeschlafen waren, stieg sie die Treppe herab, bedeckte ihr Gesicht mit dem Schleier, verließ das Haus und setzte sich in die Sänfte, welche bereits an der Thür ihrer harrte, nachdem sie zuvor von Helena Abschied genommen und ihr von neuem unverbrüchliches Schweigen über das Geheimniß empfohlen hatte. An einer Straßenecke fand sie Jacinto, der sie von dort aus hatte aus dem Hause gehen sehen, und an diesem Orte gleichsam auf Wacht gestanden war, ohne Furcht bemerkt zu werden, weil in dieser Gegend der Zusammenfluß der Fremden in Segovia gewöhnlich war und man ihn nicht kannte. So kamen die beiden Liebenden, ohne daß man sie irgend bemerkt und gekannt hätte, bei dem Geistlichen an, den Aminta begrüßte, ohne ihren Schleier zu heben, und der auch die Ceremonien der Trauung nicht alle beobachtete, da eine Handvoll Ducaten ihn über die möglichen Bedenklichkeiten beruhigt hatte. Als Aminta nach dem Gebrauche ihre Hand in Jacintos Hand legte, ging ein Smaragd, den sie am Finger trug, aus seiner Fassung und sprang auf den Boden

fallend in Stücken. Sie wurde darüber bestürzt, aber Jacinto beruhigte sie und sagte, daß es Aberglauben sei, Folgerungen aus solchen Ereignissen ziehen zu wollen, die rein vom Zufall abhingen und nichts zu bedeuten hätten. Sobald sie die eheliche Einsegnung erhalten hatte, führte der gewissenlose Ritter das betrogene Mädchen in seine Wohnung, wo sie Flora fanden, die sie voll boshafter Freude mit Glückwünschen überhäufte. Um Jacintos Vergnügen nicht aufzuschieben und der Neuvermählten keine Zeit zur Besinnung zu lassen, bereitete sie ihnen eine köstliche Mahlzeit und ließ sie dann zu Bette gehen, worauf sie sich in ein anderes Gemach zurück zog. So schmeichelte sie den Begierden ihres Geliebten in der Hoffnung, daß der Ekel und Ueberdruß, welcher in den Seelen dieser Wüstlinge dem Genusse folgt, ihr Jacintos Herz mit aller Zärtlichkeit wiedergeben würde.

Wir wollen, wie Flora, die beiden Liebenden jetzt sich selbst in aller Freiheit überlassen und den Vorhang über die Mysterien ziehen, wobei Amor keine Zeugen haben will, und indessen sehen, was sich in Don Pedros Haus zutrug, als man Nachricht von ihrer Entweichung erhielt. Don Pedro maß allen Bedienten des Hauses die Schuld bei, sprühete einen Strom von Verwünschungen und Drohungen um sich, aber Alles umsonst. Endlich beging er gar solche Ausschweifungen und Thorheiten, daß man sagte, er habe den Verstand verloren. Aber jedes Ding hat seine Zeit und auf Sturm folgt Windstille; nachdem er seine Bedienten alle einzeln und auf das schärfste examinirt hatte, ohne das geringste Licht dadurch über dieses Abentheuer zu erhalten, so schickte er Leute in der Stadt umher, welche sich unter der Hand erkundigen sollten, aus Furcht, den Schimpf seiner Nichte stadtkundig zu machen. Er mühete sich jedoch vergebens ab, weil die einzige Person, Helena, welche Auskunft geben konnte, mehr Veranlassung hatte, von dieser Sache zu schweigen als zu reden. Seine Frau und die Mägde machten aber ein solches Aufheben, daß es zuletzt ganz Segovia wußte, Aminta ist entführt. Die Obrigkeit nahm Kenntniß von dieser Entführung und der Richter ließ sich davon unterrichten, aber es mangelte aller Beweis. Der Geistliche sagte zwar, daß er um drei Uhr Nachmittags zwei ihm unbekannte Personen getraut habe, aber wenn er auch starke Muthmaßung hatte, daß dies Aminta gewesen war, von der man sprach, die Sache ließ sich nicht hinlänglich beweisen und man mußte seine Zuflucht zu einer öffentlichen Bekanntmachung nehmen. Jacinto erhielt Nachricht davon und wurde unruhig; seine Leidenschaft wurde schon kühler, er sah den Fehltritt, den er begangen, und die Gefahr, der er sich ausgesetzt hatte. Er fürchtete, daß Helena ihn angeben möchte, wenn man stärker in sie dringen sollte, daß sie seinen Aufenthaltsort, der ihr bekannt war, entdecken möchte und das ganze Abentheuer sich mit einer schimpflichen Katastrophe endigte.

Um sich von dieser Unruhe zu befreien, begab er sich in der folgenden Nacht an ein niedriges Fenster, welches von Helenas Zimmer auf die Straße ging und rief sie herbei. Während er ihr erzählte was sich zugetragen hatte und sie zuhörte, zog er unvermerkt ein Pistol hervor und schoß ihr zwei Kugeln durch die Brust, so daß sie auf der Stelle, ohne ein Wort sprechen zu können, todt in die Stube zurück stürzte. So belohnte er ihr die Dienste, welche sie ihm geleistet hatte.

Ein Verbrechen zieht das andere nach sich, und sobald Jacinto von dieser Seite sich Ruhe verschafft hatte, dachte er nur darauf, seine Geliebte zu verlassen, die ihm lästig zu werden anfing, weil er befürchtete, daß der Mord Helenas die Obrigkeit veranlassen möchte, eine Durchsuchung der Miethwohnungen vorzunehmen, um den Thäter zu entdecken. Verfolgte der Schrecken und die Angst den Unglücklichen von dieser Seite, so war es von der andern Flora, die ihn beunruhigte, weil sie ihrer Nebenbuhlerin gern los sein wollte, und endlich ließen ihm auch die Gewissensbisse über das Verbrechen, welches er begangen hatte, keinen Augenblick Ruhe. Um sich aus allen diesen Unannehmlichkeiten herauszuziehen, entschloß er sich, Segovia sobald als möglich zu verlassen, und Aminta, während er hierzu die Anstalten traf, zu einer ihm befreundeten Dame, welche etwas abgelegen wohnte, zu bringen. Er suchte sie hierzu dadurch zu bewegen, daß er ihr vorstellte, es würde für sie, falls es das Unglück wollte, daß sie in die Hände ihrer Verwandten fiele, vortheilhafter sein, wenn man sie bei einer Frau von Rang fände, als in einer gemietheten Wohnung, und sie könnte in diesem Falle auch, ohne ihren Ruf zu wagen, ihre Verheirathung entdecken. Sollte man sie aber nicht ausforschen, so würde er einen Wagen miethen und sie nach Valladolid bringen, wäre sie aber erst einmal dort, so hätten sie nichts mehr zu fürchten. Aminta ließ sich bereden und ihr treuloser Geliebter suchte eine von seinen Verwandtinnen auf, eine reiche Wittwe, welche nur einen Sohn hatte, schön von Aeußern und von biederm Character, Namens Don Martin. Jacinto ersuchte diese gute Dame, doch eine sehr verehrungswerthe Frau, für welche er sich sehr interessire, während er in Geschäften eine Reise nach Valladolid machen müßte, bis zu seiner Zurückkunft gütig bei sich aufzunehmen. Donna Luisa, so hieß diese Dame, hatte zwar von den verliebten Händeln, welche Jacinto in der Heimath gehabt hatte, gehört und vermuthete daher nicht mit Unrecht, daß die in Rede stehende Dame vielleicht eine von seinen Geliebten sein möchte, aber sie wollte ihm doch die nachgesuchte Gefälligkeit nicht abschlagen.

Gegen Abend brachte der Ritter die schöne Aminta, welche über den schlechten Fortgang ihrer Liebe schon ziemlich schwermüthig war, zu seiner Verwandten, froh ein Mittel gefunden zu haben, sich ihrer zu entledigen. Um sie zu trösten, hatte er ihr, außer ihren eigenen Kostbarkeiten, noch Steine von großem Werthe gegeben. Sobald Jacinto Abschied genommen hatte, kehrte er zu seiner Flora zurück und trat mit dieser seine Rückreise in die Heimath an, ohne sich Sorgen darüber zu machen, was aus der Unglücklichen werden möchte, die er verließ, nachdem er seiner rohen Leidenschaft genügt hatte. Aber wenn diese auch von Seiten der Menschen nichts mehr zu hoffen hatte, so übernahm der Himmel ihre Vertheidigung und ließ den Verräther die verdiente Strafe erleiden.

Aminta blieb also bei Donna Luisa unter dem Namen Victoria, den sie angenommen hatte, weil der ihrige in Segovia zu bekannnt war, und so wurde es ihr nicht schwer, verborgen zu bleiben, weil ihre großmüthige Wirthin erst seit kurzer Zeit in dieses Haus gezogen war, und Amintas Abentheuer ihr Ohr noch nicht erreicht hatte, obschon es in allen Gesellschaften Gegenstand der Unterhaltung war; allein sie lebte in großer Zurückgezogenheit und ihr Sohn war seit vier Tagen vom Hause entfernt auf die Jagd. Sobald Don Martin zurück kam, wechselte er nur die Kleider und ging in der Stadt seinen Geschäften nach, wobei er denn auch bald die Gespräche über die Entführung Amintas hörte. Als er heim kam, richtete man das Abendessen an und Donna Luisa ließ ihre liebenswürdige Schutzbefohlene rufen; Don Martin, der sie im Hauskleide, mit schwermüthigem Antlitz, welches aber ihre Reize noch erhöhete, eintreten sah, blieb bezaubert stehen und vermochte über Tisch nicht die Augen von ihr wegzuwenden.

Sobald man abgenommen, erzählte er seiner Mutter die Neuigkeiten, welche er in der Stadt erfahren hatte, und nachdem er mehreres vorgebracht, erwähnte er auch Amintas. Vor einigen Tagen, sagte er, ist die Nichte Don Pedros, welche dieser mit seinem Sohne verheirathen wollte, verschwunden, ohne daß man im Geringsten erfahren kann, was aus ihr geworden ist; da sie das schönste und klügste Mädchen von ganz Castilla ist, kann man sich den Grund gar nicht enträthseln, weshalb sie ihren Oheim verlassen hat, weil sie nie Widerwillen gegen den ihr bestimmten Gemahl gezeigt, und auch in einer so großen Zurückgezogenheit gelebt, daß man ihre Tugend nicht in Verdacht ziehen kann; unter Trompetenschall ist das Verbot bekannt gemacht, sie bei Todesstrafe nicht zurückzuhalten, und was das Unbegreiflichste ist, man hat diesen Morgen eine Frau, welche ein kleines Zimmer in Don Pedros Hause bewohnte, durch einen Pistolenschuß, gerade mitten durch die Brust, getödtet gefunden; wenn ich nicht irre, nannte man sie Helena. Man hat den Greis und alle Hausbedienten eingezogen, indem man glaubt, daß der Mörder unter ihnen ist; ich habe die Verhandlungen, welche bereits darüber aufgenommen sind, selbst gelesen. Ein Zeuge hat ausgesagt, daß er in dieser vergangenen Nacht gesehen, wie die Frau mit einem Manne auf der Straße durch ein Fenster gesprochen habe, und ein Anderer, daß er von einem Mädchen, welches bei Don Pedros Nichte, die Aminta heißt, im Dienste gewesen, gehört habe, daß diese oft zu Helena auf das Zimmer gegangen sei, woraus man die Folgerung gezogen hat, daß Aminta die Ursache ihres Todes sei und deshalb hat man den Oheim in das Gefängniß gesteckt.

Zitternd hörte Aminta dieser Erzählung zu und war von Herzen froh, als Don Martin von dieser Materie aufhörte und seiner Mutter dankte, daß sie ihm eine so liebenswürdige Hausgenossin gegeben habe. Jacinto, erwiederte Donna Luisa, hat sie mir anvertraut, während einer Reise nach Valladolid; bei seiner Zurückkunft wird er sie abholen, um sie mit in seine Heimath zu nehmen.

Ist es seine Frau? fragte Don Martin. Das wolle Gott nicht, unterbrach ihn Donna Luisa, es würde mich sehr betrüben, wenn eine so sanfte und adelige Dame so übel berathen wäre.

Was sprecht ihr von Frauen, sagte Aminta mit einer Unruhe, die sie nicht verbergen konnte; ist dieser Jacinto verheirathet, oder ist er im Begriff, es zu thun? Von welchem Jacinto sprecht Ihr? erwiederte Donna Luisa; meint Ihr etwa denselben, welcher Euch zu mir brachte? Der heißt nicht eigentlich so, sondern sein wahrer Name ist Don Francisco, seine Gemahlin lebt zu Madrid. Seid Ihr dessen auch wohl versichert, edle Frau? fragte die niedergeschlagene Aminta. Es ist die Wahrheit, antwortete Donna Luisa, und es fehlt kein Grund,

weshalb man zweifeln dürfe: ich bin mit ihm aus derselben Provinz und habe bis zu meiner Verheirathung dort gelebt; jetzt mögen es etwa fünf bis sechs Jahre sein, daß ich wieder dort gewesen; ich habe es selbst gesehen, daß er ein Mädchen aus meiner Geburtsstadt, in die er sich verliebt hatte, heirathete, denn ich war bei der Hochzeit, welche bei einem ihrer Verwandten gefeiert wurde, zugegen. Nach Verlauf eines Jahres war sie gezwungen, sich von ihm zu trennen; ich kenne die ganze Familie und weiß, daß sein Reichthum seinem wüsten Leben gleichkommt.

Hatte er nicht eine Schwester, Namens Flora? fragte Aminta weiter, noch verwirrter als zuvor. Ihr kennt diese Person schlecht, entgegnete Donna Luisa; es ist eine Beischläferin, die er seit mehren Jahren unterhält und die seinen schändlichen Neigungen zu schmeicheln weiß; wenn er nicht einflußreiche Verwandte am Hofe hätte, die ihn zu schützen suchen, so würde er längst schon seinen Kopf haben auf das Schaffot tragen müssen. Aber sagt mir, theure Victoria, was nehmt Ihr für Antheil an seine Person? ich sehe Eure Thränen fließen, welche Ihr vergebens zurück zu halten sucht und ich zweifele fast nicht, daß er auch an Euch einen seiner gewöhnlichen Streiche verübt hat. Glaubt sicher, daß er Euch betrogen, wenn er sagte, er sei nicht verheirathet; seine Gattin heißt Donna Maria, sie hat sich zu ihren Verwandten zurückgezogen, weil sie seine Ausschweifungen nicht hat ertragen können.

Meine Leiden, erwiederte Aminta, sind von der Art, daß ich sie nicht ohne Verwirrung bekennen kann: gestattet daß ich mich zurückziehe; wenn ich mich etwas von meinem Erstaunen, worin mich diese Unterhaltung gebracht hat, werde erholt haben, will ich Euch Dinge erzählen, die Euch in Verwunderung setzen sollen; Ihr werdet kaum glauben können, daß ein Mann so niederträchtig sein kann, die Einfalt eines unglücklichen Mädchens auf diese Weise zu mißbrauchen. Donna Luisa wollte nicht weiter in sie dringen; sie merkte wohl, welchen Betrug man ihr gespielt hatte, wenn sie auch die näheren Umstände nicht wußte. Sie erhob sich sogleich von ihrem Sitze und führte Aminta bei der Hand in ein schönes Zimmer, welches die Aussicht auf den Garten hatte. Dieses stieß an Don Martins Zimmer, mit dem es eine Verbindungsthür hatte, welche sie verschloß, damit man die Ruhe ihrer Schutzbefohlenen nicht stören möchte. Aminta hatte so die Herzen des Sohnes und der Mutter gewonnen, daß sie gerührt waren von ihren Leiden, die ihnen noch nicht einmal näher erzählt worden waren.

Don Martin fing an, für die Schöne mehr als bloßes Mitgefühl zu empfinden; er fürchtete, daß ihre Verzweiflung sie zu irgend einem traurigen Entschluß bringen möchte, ging deshalb, um sich in den Stand zu setzen, diesem zuvor zu kommen, zeitig auf sein Zimmer und fand die Verbindungsthür verschlossen. Da er nun wohl merkte, daß dies von seiner Mutter, die sehr streng über Sittlichkeit dachte, ausgegangen sein möchte, so suchte er in einem Kasten alter Schlüssel und fand auch wirklich einen darunter, welcher ihm einen Weg in das Zimmer der liebenswürdigen Victoria eröffnete. Nachdem er ihn versucht hatte, um ihn im Nothfall gebrauchen zu können, stellte er sich, als ob er sich niederlegen wollte, entfernte die Diener und schlich sich dann leise an die Thür, um durch das Schlüsselloch jede Bewegung Victorias beobachten zu können. Donna Luisa hatte sie allein gelassen, nachdem sie nach ihrem besten Vermögen bemüht gewesen war sie zu trösten, worauf sie in ihre Gemächer gegangen war.

Als die Unglückliche sich allein sah und nicht glaubte, daß man sie beobachte und ihre Klagen hören könnte, vergoß sie einen Strom von Thränen, zerraufte ihr Haar, zerfleischte ihr Gesicht mit den Nägeln und ließ ihrem Schmerze vollen freien Lauf, der nun mit so größerer Gewalt hervorbrach, da sie ihn eine Zeit lang zurückgehalten hatte. Ach unglückselige Aminta! rief sie mit hinschmachtender Stimme, wie hast du so verblendet sein können, welche rasende Leidenschaft ließ dich deine Pflicht vergessen? dein Unglück wird den Mädchen zum warnenden Beispiel dienen können, die sich die Liebe in den Kopf setzen und sich denen so leicht hingeben, die sie verführen wollen. Ach! meine Leichtgläubigkeit hat mich so schlimme Fehltritte begehen lassen und mir so schreckliches Unheil zugezogen; noch vor drei Tagen betrachtete mich Jedermann mit Hochachtung, meine Verwandten verehrten mich, die Vergnügen kamen meinen Wünschen zuvor und ich lebte im vollkommensten Ueberfluß alles Wünschenswerthen — und nun bin ich erbärmlich von dieser Höhe herabgestürzt. Mein theurer Oheim! Wie kann ich den Schimpf wieder gut machen, den ich auf meine Familie gebracht habe, wie den Kummer verscheuchen, den ich euch verursachte? Ach! er muß noch vermehrt werden, wenn ihr erst alle Umstände erfahrt. Grausame Helene, du bist das Werkzeug meiner Leiden, meiner Schande, möge dich Gott dafür in jener Welt strafen wie in dieser. O gefährliche, verderbliche Flora, du übertrifft an Feinheit und Bosheit alle deines Geschlechts und Gewerbes! und du Jacinto, wie hast du dich entschließen können, ein Mädchen meines Ranges zu betrügen, ohne zu bedenken, daß du die Veranlassung meines Todes bist; kannst du glauben, daß mein Oheim einen solchen Schimpf wird ungestraft lassen? Mit deinem Blute sollst du den Verrath bezahlen, den du an mir begangen hast, wenn seine Tage nicht zu bald ihr Ziel erreichen; aber wenn du auch seiner Rache entgingest, sein Sohn ist verpflichtet, dich zu verfolgen bis an der Welt Ende, weil du zu gleicher Zeit seine Verwandte verführt und seine Braut geraubt hast. Aber warum soll ich Andern die Sorge überlassen, da ich selbst Muth genug besitze, um dir das undankbare Herz aus der Brust zu reißen. — Aber nein, ich selbst muß die Qual für meine zu große Leichtsinnigkeit dulden; man wird mir verzeihen, wenn man erfährt, daß ich sie mit meinem Blute abgewaschen habe; alles Schwanken hört hier auf, man muß das Leben verlieren, wenn man die Ehre verloren hat.

Als sie dies gesprochen hatte, zog sie ein Messer hervor, das sie zu dem Zwecke, sich die Adern zu öffnen, verborgen hatte, indem sie überdachte, daß sie todt sein würde, wenn man im Hause erwachte. Don Martin, welcher einen Theil ihrer Klagen angehört hatte, errieth das Uebrige. Leise steckte er, um ihr in ihrer Absicht zuvorzukommen und sie zu verhindern, den Schlüssel in das Schloß, und schnell die Thür öffnend, stand er vor ihrem Bette, ehe sie ihren schrecklichen Plan ausführen konnte.

Die unglückliche Aminta war von dem Sturm, welchen ihre Seele schon ausgestanden hatte, so ermattet, daß sie bei seinem Eintritt ohne Regung blieb und ihr Puls still stand. Don Martin bemühte sich, sie wieder in das Leben zurückzubringen und hatte dabei vollkommene Freiheit, ihre Reize mit Muße zu betrachten, Reize, die ihm ohne diesen Zufall lange Zeit würden verborgen geblieben sein. Der verliebte Cavalier, dem ihr Unglück so zu Herzen gegangen war, erstaunte über ihre große Jugend, welche mit diesen bezaubernden Reizen in einen so bewundernswürdigen Zustand versetzt war und benutzte die Gelegenheit, da die Liebe bald dem Erstaunen folgte, Gunstbezeugungen zu rauben, die er freiwillig nicht sobald hoffen durfte. Er ordnete ihre Haare, trocknete ihre Thränen und da er merkte, daß sie anfing zu athmen, so suchte er durch einen etwas feurigen Kuß die Geister auf ihre Lippen zurückzurufen, die sich nach dem Herzen gezogen hatten. Sie kam aus ihrer Ohnmacht wieder zu sich, fand sich in den Armen Don Martins und machte erröthend einige Versuche, sich seinen Händen zu entziehen; doch that sie dies etwas weniger ernstlich, da sie in sein Zutrauen einflößendes Gesicht sah und das Liebesfeuer, welches aus seinen Augen leuchtete, bemerkte; sie waren allein, der Ritter gefiel ihr und sie zog aus seiner Physionomie den Schluß, daß er Muth genug besitzen würde, sie zu rächen. Diese Vorstellungen, vereint mit einem angenehmen Gegenstande, verbannten sogleich Jacinta gänzlich aus ihrem Herzen. Um jedoch die Sitte und Schicklichkeit zu beobachten, nahm sie das Wort und stellte sich beleidigt: In welcher Absicht kommt Ihr hierher, Senor? sagte sie mit stolzem Ton, überlaßt mich mir in Freiheit während der kurzen Zeit, die ich noch zu leben habe; kehrt in Euer Gemach zurück und widersetzt Euch nicht einem Vorsatz, zu dem ich durchaus entschlossen bin; mein Tod ist nothwendig, um die Ehre meiner Familie wieder herzustellen.

Nein, nein! Ihr dürft nicht sterben, liebenswürdige Aminta, entgegnete Don Martin, oder ihr müßt meine Brust zuvor durchbohren, ehe Ihr die Eurige trefft. Ich habe Euch geliebt, sobald ich Euch erblickte, gebietet über mein Leben, es ist Euch ganz allein geweiht; glaubt Ihr, daß es Euch nützen kann, es steht zu Euren Diensten; gestattet, daß ich Eure Fesseln trage, sie werden mich stolzer machen, als der Besitz des Weltalls! Ihr versteht Euch schlecht auf mich, sagte Aminta; obschon ich in Eurem Hause bin, müßtet Ihr doch mehr Rücksichten nehmen mit einer Person von meinem Range und meinem Geschlechte; ich gestehe es, daß ein Verräther über meine Ehre triumphirt hat; aber ich halte Euch für zu großmüthig, als daß Ihr von einem Geheimnisse, welches Euch der Zufall entdeckte, Nutzen ziehen wolltet; das Unglück, so mir begegnet ist, hat nur meine Tugend wieder erweckt und veranlaßt mich, diese in den Stand zu setzen, sich vor Ueberraschungen zu sichern. Die Schlinge, welche man nach mir auswarf, war so fein, daß sich noch klügere als ich darin würden gefangen haben. Ihr werdet Euch keine Person zur Frau wählen wollen, deren Aufführung man verdammen kann; auch bin ich nicht von solcher Geburt, daß Ihr mich lieben dürftet. Glaubt mir und geht auf Euer Zimmer zurück, oder ich werde genöthigt sein, Eure Mutter zu meinem Beistande herbei zu rufen, und das ganze Haus wach zu machen, wenn sie mich nicht vor Eurer stürmischen Zudringlichkeit schützt. Ich will mich meinen Verwandten ausliefern, daß sie in meinem Blute die Schande, welche ich über sie gebracht habe, abwaschen.

Aminta sprach diese letzten Worte mit einer solchen Festigkeit, daß Don Martin, welcher sah, daß sie einen neuen Versuch machte, sich ihm zu entwinden und die Thür zu gewinnen, glaubte, die That würde ihren Drohungen auf dem Fuße folgen. Er bemühte sich aus allen Kräften, sie zurückzuhalten, bat um einen Augenblick Gehör, schwur, daß er nur die redlichsten Absichten habe, und erbot sich, um sie zu überzeugen, ihr einen Eid zu schwören, wenn sie es verlange und diesen für gültig annehmen wollte. Unterdessen betrachtete er sie mit leuchtenden Augen und da er sah, daß sie sich besänftigte, so drang er in sie, ihm zu sagen, über wen sie sich zu beklagen hätte und versprach, falls es ein Mann sei, der ihre Ehre angegriffen, sie vollkommen zu rächen, und nichts von ihr zu verlangen, ehe sie nicht sein Versprechen erfüllt gesehen hätte.

Aminta, welche in Don Martin einen so edlen Beschützer fand, als sie sich von der ganzen Welt verlassen glaubte, sagte darauf zu ihrem neuen Geliebten, um ihn noch mehr für ihre Angelegenheit zu gewinnen: Ich selbst bin jene unglückliche Aminta, von der Ihr vor wenigen Stunden gesprochen habt, deren Entführung so viel Aufsehen in der Stadt erregt hat; Ihr wißt, daß sie Don Pedro und seine ganze Famile mit Schimpf bedeckt hat, aber Ihr wißt vielleicht nicht, auf welche Art ich einen Zufluchtsort bei Eurer großmüthigen Mutter gefunden habe. Laßt Euch dies mit wenigen Worten sagen, damit Ihr mir mit weniger Widerwillen Eure Dienste erzeigen mögt! Hierauf erzählte sie ihm in der Kürze Alles, was sich mit ihr zugetragen hatte, von dem Augenblick an, wo sie Jacintos Brief empfing, bis zu dessen Abreise, wodurch Don Martins Mitgefühl und Liebe nur verdoppelt wurde. Er fand diese Handlung so ehrlos und eines Edelmannes so unwürdig, daß er sogleich beschloß, Alles aufzubieten, diesen niederträchtigen Verführer zu strafen. Nichts destoweniger war er aber sehr geneigt, sich, ehe er irgend etwas unternahm, Amintas Besitz zu sichern, und indem er seine Betheuerungen sie zu rächen erneuerte, verlangte er ihr Wort, daß sie die Gattin keines Andern, außer ihm werden wollte. Wenn man finden sollte, daß Aminta etwas vorschnell mit einem Menschen sich eingelassen, den sie erst seit einigen Stunden kannte, so muß man nur den schrecklichen Zustand bedenken, in dem sie sich befand; ohne Ehre, ohne Vermögen, ohne Schutz, und man wird leicht sehen, daß ein Mensch, der in Gefahr ist zu ertrinken, Alles ergreift, was er erreichen kann, um sich daran zu halten; eben so muß ein Mädchen, welches von der ganzen Welt verlassen ist, sich schon dem Zufall anvertrauen, um sich aus der Verwirrung, worin sie gerathen ist, herauszuziehen; die Rache erschien ihr so süß, daß sie gar nicht glaubte, sie irgend zu theuer erkaufen zu können.

Glaubt nicht, sagte Aminta zu ihrem gewonnenen Beschützer, daß ich einem Andern als mir selbst die Sorge, mich zu rächen, überlassen will; ich habe die Beleidigung empfangen, ich muß sie rächen; hätte ich die Schwachheit, mich verführen zu lassen, so darf mir auch nun der Muth nicht fehlen, mich an meinem Verführer zu rächen. Unverletzlich will ich halten, was ich Euch versprochen habe, ich will keinen Andern, als Euch zum Gatten nehmen; aber bevor das Band der Ehe uns vereint, muß ich dem Verräther, der mir die Ehre stahl, das Leben rauben, damit es Euch nicht bekümmern kann, eine Frau zu nehmen, deren Tugend verdächtig ist. Der einzige Dienst, den ich von Euch verlange, besteht darin, daß Ihr mich auf meiner Reise begleitet, damit mir nicht ein neues Unglück widerfahre. Ich will mich als Page kleiden, um unkenntbar zu sein, wenn wir in die Stadt kommen, wo mein Treuloser sich gewöhnlich aufzuhalten pflegt; ich will Mittel ausfindig machen, um ihn in die Schlinge zu locken, und ihm Gleiches mit Gleichem vergelten; wenn ich gerächt bin, wollen wir nach Madrid gehen, wo wir sicher sein werden. Don Martin hegte zuviel Unterwerfung und Hochachtung, als daß er sich den Plänen seiner erwählten Herrin widersetzt hätte, und starb fast vor Ungeduld, das Ende ihres Vorhabens zu sehen, in der Hoffnung, eine so liebenswürdige Person zu besitzen, obschon er in gewisser Hinsicht, wenn er sie so betrachtete, den Jacinto zu entschuldigen fand, weil es in ihrer Nähe unmöglich war, die Vernunft in den gehörigen Schranken zu halten.

Nachdem sie sich darüber verständigt hatten, am folgenden Tage abzureisen, brachten sie den Rest der Nacht zusammen zu, und versprachen sich einander, möglichst bald ihrer Sehnsucht ein Ziel zu setzen. Sobald es Tag wurde, besorgte Don Martin Alles was zu ihrer Reise nothwendig war, und sie erwarteten dann das Ende des Tages, der ihnen über Gebühr lang schien. Kaum hatte sich Donna Luisa niedergelegt, so begab sich ihr Sohn mit männlichen Kleidungsstücken auf Amintas Zimmer, welche sich sogleich umkleidete, ihr Haar soweit abkürzte, als nöthig war, sie unkenntlich zu machen und in dieser Verwandlung dem Don Martin so reizend erschien, daß er sich an ihrem Anblick gar nicht sättigen konnte. Allein er mußte diese Beschäftigung doch abbrechen, um einen Brief an seine Mutter zu schreiben, worin er sie benachrichtigte, daß eine Angelegenheit welche Leben und Ehre der liebenswürdigen Victoria betreffe, ihn nöthige sich zu entfernen, und sie bat, von seiner Abreise gegen Niemand ein Wort fallen zu lassen. Nachdem er diesen Brief seinem zuverlässigsten Bedienten übergeben hatte, verließ er mit Aminta das Haus, ließ sie auf ein Maulthier sitzen und bestieg ein anderes, welche er zu diesem Zwecke gemiethet hatte und folgte ihr in einem schlechten Kleide, so daß man ihn für ihren Stallmeister*) hielt und er weniger kenntlich war. So kamen sie in der Nacht aus Segovia und langten am folgenden Tage gegen Abend in Madrid an, wo sie in einer Vorstadt blieben, um den Freunden, welche Don Martin bei Hofe hatte, nicht zu begegnen. Nach einigen Tagereisen kamen sie in die Stadt, wo sich Jacinto aufhielt, und die wir nicht weiter nennen wollen, um Neugierige nicht auf die Spur zu leiten, die wahren Namen dieser Personen zu entdecken. Sie suchten sich eine Wohnung in einem abgelegenen Theile der Stadt, damit Don Martin, welcher aus dieser Provinz war, nicht erkannt werden möchte, und er mußte sich selbst verborgen halten, während Aminta umherstrich, um ihren Verführer aufzufinden. Zwar würde ihr edelsinniger Liebhaber sie gern gerächt haben, ohne daß sie ihre Person dabei einer Gefahr aussetzte, allein sie war entgegengesetzter Meinung, und so mußte er gezwungen gehorchen und sich darin fügen. Seid ohne Sorge, sagte sie zu ihm, ich habe es Euch versprochen, nur Euch angehören zu wollen, und werde mein Wort halten, nur beneidet mir den Ruhm nicht, meine Ehre selbst wiederherzustellen; hat mein Leichtsinn mich der bösen Zunge preis gegeben, so muß mich mein Muth wieder heben, und jene zum Schweigen bringen. Wenn ich es ruhig abwartete, daß Ihr dem Schändlichen, der mich so undankbar betrog, den Dolch in die Brust stießet, müßtet Ihr, mich so wenig über meine Schande empfindlich sehend, meine Treue, wenn ich Euch angehören werde, in Verdacht ziehen; denn ist man nicht lebhaft von dem begangenen Fehler durchdrungen, leicht ist man geneigt, einen zweiten zu begehen. Aminta fügte diesem noch viele andere Gründe bei, um ihre Meinung zu unterstützen, daß sich Don Martin endlich überreden ließ und nachgab. Freilich war bei ihm etwas Eifersucht mit im Spiele, denn er fürchtete, daß der Anblick des frühern Geliebten ihren Zorn entwaffnen möchte. Er konnte es auch nicht unterlassen, ihr dies zu verstehen zu geben, und sagte mit einem gezwungenen Lächeln, daß sie weniger trachte, sich zu rächen, als Jacinto wieder zu sehen. Sie verließ ihn ein wenig aufgebracht über den Verdacht, welchen er blicken ließ und sagte ihm, daß der Erfolg ihre Aufführung rechtfertigen würde. Don Martin sah nicht ohne Kummer sie weggehen; die Gefahr, der sie sich aussetzen wollte, beunruhigte ihn und er konnte nicht anders denken, als daß bei dem Anblick seines Nebenbuhlers ihre Liebe wieder erwachen würde.

Aminta ging sogleich in die große Kirche, welche nicht weit von ihrer Wohnung war, und die erste Person, auf welche ihr Blick fiel, war der angebliche Jacinto, den wir von nun an Don Francisco nennen wollen; sie erkannte ihn sogleich, obschon er mit mehren Freunden zusammenstand. Liebe und Haß geriethen bei diesem verhängnißvollen Zusammentreffen in mächtigen Streit und wer das Mädchen scharf angesehen, hätte die Verwirrung merken müssen. Ein Glück für sie war es, daß sie ein Kleid trug, welches von selbst ihr schon mehr Muth einflößte, sonst hätte sie den gewaltigen Bewegungen ihrer Seele nicht widerstehen können. Sie sammelte sich schnell und näherte sich den Cavalieren, um sich bemerkbar zu machen. Don Francisco, welcher sich umwandte und sie erblickte, redete sie zuerst an und fragte nach ihrem Begehr. Aminta erröthete so sehr, als sie ihn sprechen hörte, daß der Treulose, hätte er nur im Geringsten sie etwas aufmerksam betrachtet, sie unfehlbar erkannt haben würde. Jedoch antwortete sie noch ziemlich entschlossen: sie suche einen Dienst. Aus welcher Provinz bist du? fragte Francisco sie scharf ansehend. Aus Valladolid, Sennor, entgegnete Aminta; mein Vater hat mir einige Ducaten anvertraut, die ich im Spiele verloren habe; Furcht vor Mißhandlungen veranlaßte mich, das väterliche Haus zu verlassen, bis sich sein Unwille etwas gelegt haben möchte.

Mir scheint, daß du für einen jungen Menschen schon genug verstehst! sagte Don Francisco.

Meiner Treu! Sennor, der mir mein Geld abgewann, verstand noch mehr, versetzte sie; aber man wird klug auf seine Kosten.

Ich muß dich irgendwo schon gesehen haben, sprach Francisco weiter, oder du gleichst doch wenigstens bis zur sprechenden Aehnlichkeit einer Person, die ich vier und zwanzig Stunden liebte.

---

*) Palafrenero.

Da habt Ihr ein großes Opfer gebracht, entgegnete Aminta, und die Schöne wird Euch verpflichtet bleiben müssen, denn ich weiß nicht, wie sie sich gegen Euch quitt machen will, um einer so langen Treue eine würdige Belohnung zu geben.

Treue, sagte Francisco, ist nicht mehr Mode, das ist eine Romantugend; aber lassen wir das; ich will dich der Aehnlichkeit wegen in meine Dienste nehmen und mir ein Vergnügen daraus machen, mich von meiner Herrin bedienen zu lassen — wenn es auch nur ihre Gestalt ist.

Der Abscheuliche trieb seine Frechheit so weit, daß er mit seinem Verbrechen groß that und dadurch über seinem Haupte den Blitz zusammen zog, der ihn bald zerschmettern sollte. —

Wie nennst du dich? fragte Francisco; denn da du in meine Dienste trittst, muß ich auch deinen Namen wissen.

Man heißt mich Jacinto, sagte die verkleidete Schöne; ich schätze mich sehr glücklich, Sennor, daß ich einer Person ähnlich sehe, die Ihr geliebt habt, denn aus diesem Grunde werdet Ihr mich öfter ansehen.

Ich versichere dich, erwiederte Francisco, daß mir deine Geberden und dein ganzes Wesen gefiel, so wie du herantratest; aber sage mir doch, warst du niemals in Segovia?

Ich mochte mich dort nicht aufhalten, sagte der angebliche Jacinto, denn der Adel der Stadt war in großer Bestürzung über die Entführung einer Dame, die man Aminta nannte, wenn ich anders richtig gehört habe; man erzählte sich, daß sie ihren Oheim verlassen habe, weil er sie seinem Sohn vermählen wollte, den sie nicht liebte.

Die Messe war eben zu Ende, als Aminta diese letzten Worte sagte; Don Francisco trat aus der Kirche heraus und hieß den neuen Diener folgen: Aminta erklärte sich hierzu sogleich bereit, wenn er ihr zuvor gestatten wolle, ihr kleines Felleisen zu holen, worin sie ihre Wäsche habe. Nur mit Mühe konnte die verkleidete Schöne ihrem treulosen Liebhaber ihre innere Bewegung verbergen; nichts destoweniger hielt sie, sobald sie in Franciscos Haus gekommen war und dieser sie Flora vorstellte, diesen zweiten Anblick aus, ohne außer Fassung zu kommen. Flora betrachtete sie mit Aufmerksamkeit und mit so großer Unruhe, daß sie fast nicht wußte, was sie zu ihr sagen sollte; sie erkannte in dem Pagen alle Züge der unglücklichen Aminta wieder, aber sie wagte es nicht, ihre Gedanken dem Don Francisco mitzutheilen, um die vielleicht noch nicht ganz erloschene Flamme nicht wieder anzufachen. Nachdem Aminta ihren neuen Dienst angetreten hatte, suchte sie Don Martin auf, um ihm Nachricht von dem Anfang ihres Unternehmens zu bringen und seine Eifersucht, durch die Versicherung, ihn recht bald glücklich zu machen, zu besänftigen. Als sie ihn ruhiger sah, kehrte sie zu ihrer neuen Herrschaft zurück und bediente sie mit so viel Geschicklichkeit und Sorgfalt, daß sie vollkommen zufrieden waren. Sie ließ sehen, daß sie lesen, schreiben, rechnen und erzählen konnte; und um zu zeigen, daß sie von gutem Herkommen sei, spielte sie vor ihnen mit vieler Anmuth, und begleitete ihren Gesang mit der Chitarre, welche sie ganz vortrefflich spielte.

Der Inhalt des Gesanges hatte so viel Beziehungen auf das Abentheuer Amintas, daß Don Francisco ganz verwirret wurde, und sich nicht enthalten konnte, Aminta mit der Frage zu unterbrechen, ob die Verfasserin des Gedichts ihn wirklich so liebte, als sie ihn durch diese Verse überreden wollte. Sie betrachtete mich schon fast als ihren Gatten, erwiederte der Page, aber meine Entfernung hat nun unser ganzes Verhältniß abgebrochen.

Du hast dich schon frühzeitig in Liebeshändeln versucht! sagte Francisco. Ich bin älter als ich scheine, Sennor, entgegnete Aminta, und obschon alle meine Leidenschaften heftig sind, so besitze ich doch hinlängliche Erfahrung, um eine Liebesintrigue geschickt zu leiten: ich verstehe es, zur rechten Zeit die eingeschläferte Zärtlichkeit durch etwas Eifersucht wieder zu beleben; man muß den Mann nicht nach dem Barte schätzen. Donna Flora sagt zwar, ich habe ein Gesicht wie ein Mädchen oder gar noch etwas schlimmeres, was ich nicht nennen mag; aber wenn sie mich auf die Probe setzen will, so soll sie sehen, daß ich meine Pflicht zu thun verstehe und sollte mir ja etwas abgehen, so bin ich nicht immer so einfältig, als an dem Tage, wo ich mein Geld verlor.

So unterhielt Aminta die, welche sie verderben wollte. Von Zeit zu Zeit besuchte sie den Don Martin, um ihm Nachricht zu bringen, wie die Sachen ständen, und dieser, der sich die ganze Zeit über sehr eingezogen halten mußte, bat seine theure Aminta inständigst, bald das Trauerspiel zu endigen oder ihm zu erlauben, die Hand an das Werk legen zu dürfen, weil er sich in tödtlicher Unruhe befand, wenn er bedachte, daß sein Nebenbuhler stündlich bei ihr sei. Aminta, welche sich durch diesen Verdacht beleidigt fand, erklärte ihm mit stolzer Miene, daß er nach Segovia zurückkehren könne, wenn ihm der Aufenthalt hier verdrießlich sei, daß sie ihm keine Verbindlichkeiten schuldig sei, da er ihr bis jetzt noch keinen Dienst geleistet habe, den nicht ein Edelmann selbst einem ihm gleichgültigen Frauenzimmer erweisen müsse; zugleich verließ sie ihn, ohne ihm ein freundliches Wort weiter zu sagen. Don Martin blieb in schrecklicher Verwirrung, theils aus Verzweiflung darüber, daß er ihr Mißfallen erregt hatte, theils marterte ihn die furchtbarste Eifersucht. Aminta kam etwas spät zu ihrem Herrn, der schon bei Tische saß, und dem Diener einen gelinden Verweis ertheilte. Bald darauf kam auch Don Martin, um die Geliebte zu sprechen und gab das Zeichen, welches sie von Anfang an verabredet hatten. Aminta begab sich sogleich zu ihm, und nachdem man sich von beiden Seiten einige zärtliche Vorwürfe gemacht hatte, fand die Versöhnung Statt. Martin kehrte in seine Wohnung zurück und Aminta legte sich schlafen.

Sie war einen ganzen Monat in Don Franciscos Dienste und Don Martin erhielt in dieser Zeit Nachrichten aus Segovia durch einen Freund, der ihm berichtete, daß seine Mutter über ihn sehr in Sorgen sei, daß Don Pedro das Gefängniß wieder verlassen, seine Freiheit aber nicht lange genossen habe, denn er sei bei der Ankunft in seinem Hause todt auf das Bette gesunken und habe nur die Worte gesagt: meine Ehre ist doch zu Grunde gerichtet! sein Sohn, Don Luis, sei aus Italien zurückgekehrt, habe auch die andern Gefangenen losgemacht und wende viel Sorgfalt an, um seine Verlobte wieder zu finden. Diese Nachrichten, welche Martin der Geliebten mittheilte, der Schmerz über den Tod des Oheims, die Furcht, dem Don Luis in die Hände zu fallen, machten ihr den Don Francisco noch verhaßter. Sie konnte ihn, ohne den bittersten Schmerz, nicht in Floras Armen sehen, obschon sie ihn nicht mehr liebte. Die Ruhe, in welcher diese ihrer Liebe genossen, nachdem sie von ihnen so niederträchtig betrogen war, vermehrte ihre Wuth so sehr, daß sie Mühe hatte, dieselbe zu unterdrücken, und da sie doch fürchtete, daß sie nicht immer Herrin über sich würde bleiben können, so entschloß sie sich, ihre Rache zu beschleunigen. Sie benachrichtete Don Martin, daß sie noch in dieser Nacht ihren Plan ausführen wollte, damit er Alles zur Abreise rüsten möchte.

Sobald Aminta sah, daß der Schlaf die beiden Schlachtopfer umfangen hatte und tiefe Stille auf der ganzen Stadt lag, trat sie nach der Gewohnheit in das Schlafgemach, um die abgelegten Kleider zu reinigen; sie neigte sich über das Bette und stieß dem Francisco drei bis vier Mal einen Dolch in die Brust, daß er aufstöhnte und verschied ohne ein Wort hervorbringen zu können. Flora erwachte von diesem Geräusch und von den Zuckungen ihres sterbenden Geliebten, wollte um Hülfe rufen, aber Aminta stieß ihr den von Franciscos Blute rauchenden Stahl durch die Kehle, wobei sie ihr zurief: Treulose, erkenne Aminta, deren Ehre du opferteſt und die dich dafür ihrer Ehre opfert! Mit diesen Worten gab sie ihr noch einige Stiche und sandte so ihre Seele ihrem Genossen als Gesellschafterin nach. Als sie Beide todt waren, nahm die Amazone leise ihren Mantel und ihr Felleisen, öffnete die Hausthür und begab sich zu Don Martin. Sobald dieser erfahren hatte, was vorgefallen war, sah er ein, daß nun keine Zeit zu verlieren sei, schnell die Wohnung zu verlassen. Er satteltе eiligst die beiden Maulthiere, legte das Gepäck auf das eine und ließ Aminta das andere besteigen und so verließen sie die Stadt durch das nächste Thor, machten im ersten Dorfe Halt, ruheten einige Stunden und wechselten die Kleider. Aminta zog sich ihrem Geschlecht und Stande gemäß an, eben so kleidete sich Don Martin als Cavalier, und die abgelegten Kleider wurden sorgfältig verborgen. Die beiden Liebenden blieben noch zwei Tage an diesem Ort, um die Süßigkeit zu genießen, welche ihnen die Liebe nach den vorhergegangenen Entsagungen gewährte, wobei sie sich vorläufig mit der wechselseitig geschworenen Treue begnügten und den Zeitpunkt erwarteten, wo sie ihre Verbindung öffentlich vollziehen könnten. Sie ließen eine Kutsche mit zwei Mauleseln und einer Kammerfrau aus der Stadt kommen und nahmen ihren Weg nach Madrid mit mehr Ruhe und Muße als vormals.

Als am Tage nach der für Amintas Feinde so schrecklichen Nacht die Bedienten ihre Herrschaft und auch Aminta nicht sahen, obschon es längst die Zeit war, wo jene das Zimmer zu verlassen pflegten, so gingen sie hinein und stießen bei dem Anblick der beiden, in ihrem Blut gebadeten Körper ein so furchtbares Geschrei aus, daß die ganze Stadt zusammen lief. Die Gerichtspersonen erhielten Nachricht davon; man verhörte alle Bedienten, und da sie nichts weiter aussagen konnten, als daß Aminta mit ihrem Reisesack verschwunden sei, so setzte man sie in das Gefängniß und durchsuchte alle Miethswohnungen auf das Sorgfältigste. Man fand auch die, wo die beiden Liebenden gewohnt hatten, aber der Wirth konnte weder sagen, woher sie waren, noch wie sie geheißen; er erzählte nur, daß sie sich wie Brüder behandelt und kurz vor Mitternacht abgereist seien. Sogleich wurden ihnen einige Archeros nachgesendet und der

Corregidore machte sich in Person auf. Er traf den Don Martin und seine Geliebte auf der Heerstraße nach Madrid, aber da er sie in einer schönen Equipage sah und der Ritter, obschon er sich in Segovia niedergelassen hatte, in Madrid bekannt war als ein angesehener Mann, und außerdem sagte, die Dame sei seine Gemahlin, welche er aus ihrem Orte, etwa drei bis vier Stunden weit abgeholt habe, so konnte der Corregidore keinen Verdacht fassen, weil man ihm die Personen überdies als einen Hogen und einen Palafrenero bezeichnet hatte, was auf sie nicht paßte; er erzählte ihnen die Veranlassung seiner Reise, was sie mit anhörten, wie eine gleichgültige Sache, welche sie weiter nicht angehe.

Nachdem der Corregidore mit Don Martin von ihrem mitgenommenen Vorrath zu Mittag gespeiset hatte, schieden sie von einander; die Diener der Justiz kehrten in die Stadt zurück und die Liebenden reisten nach Madrid. Da man die Gefangenen nicht schuldig fand, wurden sie bei der Zurückkunft des Corregidore in Freiheit gesetzt; das Vermögen Don Franciscos wurde eingezogen; die Hälfte nahm der Staat, die andere Hälfte erhielt die Wittwe. Sobald Don Martin in Madrid angekommen war, kaufte er eines der größten und schönsten Häuser in der Stadt, meublirte es auf das Prächtigste und machte seine Vermählung mit Aminta öffentlich bekannt.

Bald darauf ließ er seine Mutter nachkommen, die anfangs einige Schwierigkeiten machte, aber dann Segovia verließ. Aminta aber behielt den Namen Victoria bei, um sich gegen die Ansprüche Don Louis zu schützen, dem sie lieber ihr Vermögen lassen wollte, als ihre Person mit ihm zu verbinden, oder sich in große Prozesse einzulassen.

Diese Geschichte ist nach dem eigenen Tagebuch Amintas aufgesetzt worden.

Friedrich von Gentz

ward am 8. September 1764 in Breslau geboren, studirte in Königsberg und erhielt 1786 eine Anstellung als Secretär bei dem Generaldirectorium in Berlin. Er nahm jedoch seine Entlassung und trat 1802 als Hofrath bei der Hof- und Staatskanzelei zu Wien in österreichische Dienste. Als Wien 1805 von den Franzosen bedroht wurde, begab er sich nach Dresden und dann in das preußische Hauptquartier, wo er 1806 das Manifest Preußens gegen Frankreich ausarbeitete. Später kehrte er nach Wien zurück, fortwährend in der Staatskanzlei beschäftigt und verfaßte hier ebenfalls 1809 und 1813 die Manifeste Oesterreichs gegen Frankreich. In der letzten Zeit führte er bei den verschiedenen Congressen als erster Sekretair das Protokoll. Er starb am 9. Juni 1832. —

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

An die deutschen Fürsten und an die Deutschen. Leipzig 1814.

Betrachtungen über die französische Revolution. Nach dem Engl. d. Burke neubearbeitet. Berlin 1793. 2 Thle. N. A. 1794.

Authentische Darstellung des Verhältnisses zwischen England und Spanien vor und bei dem Ausbruche des Krieges. Riga 1806.

Fragmente aus der Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa. Leipzig 1804. N. A. 1806.

Historisches Journal für 1799, für 1800. — 24 Hefte. Berlin.

Maria, Königin von Schottland. Historisches Gemälde. Braunschweig 1799. N. A. 1827. 12.

Politische Parodien. Leipzig 1799.

Schreiben an Friedrich Wilhelm III., bei der Thronbesteigung überreicht. Berlin 1798. — Neuer Abdruck. Brüssel (Leipzig, Brockhaus) 1820.

Ueber den Ursprung und Character des Krieges gegen die französische Revolution. Berlin 1801.

Ueber den politischen Zustand von Europa vor und während der französischen Revolution. Berlin 1801. 1802. 2 Hefte. —

Uebersetzungen von Burke's Rechtfertigung, d'Ivernois Geschichte der französischen Finanz-Administration, Mallet de Pan, franzöſ. Revolution, Mouniers Entwickelung; einzelne Aufsätze in Zeitschriften u. s. w.

Ein umfassendes Urtheil über von Gentz abzugeben, gehört außer dem Bereiche dieses Werkes, da man, um sich auf den rechten und allein genügenden Standpunkt bei Abfassung eines solchen zu schwingen, auch sein Leben und seine Lebensansichten einer strengen Prüfung unterwerfen müßte, diese aber, trotz dem daß G. als öffentlicher Charakter gewissermaßen der Oeffentlichkeit angehörte, nicht das Recht zu einer unbeschränkten Besprechung gestatten, da er sie nur zum kleinsten Theil in seinen Werken und Schriften niederlegte. — Auch würde das Urtheil kein unbefangenes bleiben, indem v. G. entschieden einer Parthei angehörte, der sich, namentlich in den neuesten Zeiten, nur zu viele Gegner auf das heftigste stellten und welche noch in fortwährendem Kampfe begriffen ist. Obendrein sind eben diesen Gegnern durch veröffentlichte Briefe des Herrn von G., welche ihn von seiner schwächsten Seite zeigen und bei denen, durch eine zwar fein und gewandt geschriebene aber eigentlich schonungslose Einleitung, seine Unsittlichkeit scharf beleuchtet wird, zu gefährliche Waffen in die Hand gegeben, so daß jede versuchte Vertheidigung dieses ausgezeichneten und geistreichen Mannes vor so gerechten Angriffen als unstatthaft zu Boden fallen muß. — Es bleibe daher der Nachwelt überlassen, G. und seinen Zusammenhang mit der Geschichte seiner Tage entschieden zu würdigen und ihm seine rechte Stelle anzuweisen.

Als Schriftsteller dagegen verdient er unser volles Lob wegen der Feinheit, Eleganz, Sauberkeit und Anmuth seines Styls, der im historischen und politischen Genre noch lange wird als Vorbild dienen können. Hier wandeln der Mann von Geist und der Mann von Welt unzertrennlich Hand in Hand, sich nie verläugnend, nie vergessend, nie über dem Zweck das Mittel, nie über dem Mittel den Zweck aus der Acht lassend und stets Form und Stoff mit gleichem Talent und gleicher Leichtigkeit beherrschend.

Vgl. Varnhagen von Ense, Gallerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel. Leipzig 1836. 2 Thle. — F. von Gentz. —

Seiner Königlichen Majestät Friedrich Wilhelm dem Dritten, bei der Thronbesteigung allerunterthänigst überreicht. (Am 16. Nov. 1797.)

Neuer wörtlicher Abdruck nebst einem Vorwort über das Damals und Jetzt von einem Dritten, geschrieben am 16. November 1819.

Das Vorwort

über das Damals und Jetzt von einem Dritten, geschrieben am 16. Nov. 1819.

Es gibt zwei große Tage in dem Leben der Völker, wo die Zukunft mit dem Spiegel der Vergangenheit vor die Gegenwart tritt, und die Brust des lebenden Geschlechts mit prophetischer Ahnung erfüllt, so daß Alle es lebhafter fühlen und deutlicher empfinden als je, was sie waren, was sie sind, und was sie seyn wollen.

Solch ein Tag begeistert: in Gesängen strömt die Freude des Volkes aus; in Festen wiegt sich die Hoffnung des Bürgers; der Gedanke des Mannes wird ein klares, lebendiges Wort.

Dieses Wort der Weihe, das dem Wunsch frei macht in der Brust von Millionen, das die Hoffnung der Enkel ausspricht und die Zukunft gestaltet, ein solches Wort verhallt nicht in den Vorsälen der Großen: es dringt in das Herz der Könige.

Jene beiden großen Tage sind die Thronbesteigung eines Monarchen und die Gründung einer Verfassung. Dort schließt die Zeit, hier schließt die Weisheit einen neuen Bund zwischen Thron und Volk, jene auf die Lebensdauer eines Menschen, diese auf die Lebensdauer eines Volks! Jeder neue Bund aber ist eine fröhliche Bothschaft, willkommen wie das Evangelium der Zukunft.

Darum wird er gefeiert mit Liedern, mit Festen, mit Worten. Doch nur das wahre, freie und fromme Wort darf einen solchen Bund begrüßen; nicht das der Thorheit, das der Leidenschaft und Selbstsucht! Ein solches Wort der Weihe sprach Klopstock aus, in seiner Ode an die Menschlichkeit, als Kaiser Alexander mit dämonischem Schauer den Thron seines Vaters bestieg. Damals verhieß der Selbstherrscher aller Reußen: er wolle durch das Gesetz regieren und im Namen des Gesetzes. Und in diesem Geiste sprach er jetzt zu dem Adel, der den Bauern eine freie Verfassung gegeben hatte: „Sie haben im Geiste unsers Jahrhunderts gehandelt, in welchem nur liberale Gesinnungen das Glück der Völker begründen können*)."

Die letzte Thronbesteigung, auf welche ganz Deutschland, ja selbst Europa mit gespannter Erwartung hinsah, war die des jetzt regierenden Königs von Preußen.

Es war der 16. November 1797.

Damals erwachte lebhafter als je das Andenken an den großen König. Die Zeitgenossen urtheilten streng von der Gegenwart. Denn in Preußen war das Wort gebunden; selbst der Gedanke sollte gefesselt werden. Mystik und Geisterseherei wollten des Thomasius helle Fackel auslöschen und dem Denker in Königsberg die Blendlaterne der Hexe von Endor anzünden. Die Dogmatik wurde ein Gegenstand der Gesetzgebung, wie die Scholastik der Mönche es einst gewesen war am Hofe zu Byzanz zur Zeit der Bilderstürmer. Ein protestantischer Staatsminister — der Herr von Wöllner — wollte den Protestantismus durch Religionsedikte kanonisch oder satzungsmäßig machen, während die geheimen Apostel des Katholicismus, verkappte jesuitische Cleriker, bis in die Nähe des Thrones drangen. Schon hofften diese Geweihten von der strengen Regel, den Monarchen selbst zu umgarnen, als noch im rechten Augenblicke das freie Wort einer edlen Frau, die öffentlich der Wahrheit die Ehre gab, und ihre frühere Bethörung eingestand, das fein gesponnene Netz zerriß.

Aber das Recht der freien wissenschaftlichen Untersuchung, das zuerst in Deutschland zu Halle den Schutz eines Königs**) gefunden, das Männer wie Spener und Thomasius, das späterhin auch den verbannten Wolf in die preußischen Staaten geführt, das unter Friedrich dem Großen die seltensten Kräfte des Geistes entwickelt, das den edlen Verein der Verfasser der Literaturbriefe und das wichtige Werk der allgemeinen deutschen Bibliothek in das Leben gerufen hatte: dieses Recht, durch dessen Gebrauch die Intelligenz des Preußen und des Norddeutschen an Kraft und Schärfe so sichtbar gewonnen hat, wurde unter Friedrich Wilhelms des Zweiten Regierung den Geistern verkümmert. Nicolai verlegte seine große Unternehmung nach Kiel. Man schrieb nicht mehr, aber man glaubte und dachte, wie zuvor; dagegen wurde die Kritik persönlich, der Witz bitter, die Tadelsucht ungerecht, und Epigramme kamen in Umlauf; — überall mit Freuden genossen, wie die süßeste verbotne Frucht*).

Zugleich mit der Freiheit der Prüfung war Friedrichs Geist aus der Verwaltung des Staats entwichen; und mit ihm die Einheit in dem Regierungsplane des Ganzen; die Festigkeit und Sicherheit in der Leitung der auswärtigen Verhältnisse: daher die Widersprüche, daher die gesunkene Achtung**)!

Im Innern war die zahlreiche Armee geblieben: stark in der Meinung der Welt und daher bedeutend; ein geistleeres Formelnwerk galt für die Hauptsache ***).

Keine Scheu vor dem Urtheil der Oeffentlichkeit hielt den Staatshaushalt in Ordnung. An die Stelle von Friedrichs hinterlassenem Schatze war eine Schuldenlast von 28 Millionen Thalern getreten.

Zwar geschah im Einzelnen viel Löbliches; es wurden treffliche Anstalten mit großen Kosten gegründet; Landbau, Gewerbfleiß und Handel wurden befördert: aber in Hinsicht auf

---

*) Der Kaiser Alexander hatte bald nach dem Antritte seiner Regierung öffentlich (d. 7. Apr. 1801) erklärt: „Ich erkenne keine Gewalt für rechtmäßig, die nicht aus den Gesetzen fließt." — Die letzten Worte sagte er d. 5. März 1819 zu einer Deputation des liefländischen Adels. Uns fällt hierbei die Frage ein: Würden wohl die curischen, liefländischen und russischen Bauern je frei geworden seyn, wenn der Adel in Rußland von der historischen Basis, die jede neue Verfassung haben müsse, ausgegangen wäre? Wir kennen bei einer neu zu bildenden Verfassung keine andre Basis als das Recht, und nichts Historisches als die Klugheit, Alles Ort und Zeit gemäß einzurichten. Ist also eine Zeit, ein Volk, ein Land nicht mehr barbarisch genug für das Feudalwesen des Mittelalters, so schaffe man dieses historische Unwesen mit demselben Rechte ab, — wie dort die Leibeigenschaft.

**) Kurfürst Friedrich III, als König Friedrich I in Preußen, bewilligte den Lehrern der Universität Halle volle Sprech- und Schreibefreiheit. War nicht Leibnitz der eigentliche Stifter der Akademie der Wissenschaften in Berlin? Friedrich Wilhelm I vertrieb den Philosophen Wolf, seiner Theorien wegen, von Halle. Friedrich II rief ihn ehrenvoll zurück. Die Zeit hat über beide Beschlüsse gerichtet.

*) Wir erinnern hier nur an zwei Epigramme, die in jener Zeit des Censurzwanges und vieler Mißbräuche, gegen welche es keine rechtliche Publicität gab, allgemein bekannt waren:

Als dem großen Friedrich ein Denkmal errichtet werden sollte.

Ein Denkmal Ihm, den nie ein Brennus-Sohn vergißt?
Sein Denkmal ist in unsern Herzen;
Doch du erinnerst uns mit Schmerzen,
Daß Er gestorben ist!

An Hermes und Hillmer.

Man schickte vormals Invaliden,
Gesund an Nase, lahm an Fuß und Hand,
Zu schnüffeln durch das ganze Land,
Wo selbstgebrannter Kaffee wäre:
Denn selbstgebrannt
War damals Contreband.
Jetzt schickt man zwei Invaliden,
Gesund an Fuß und Hand,
Doch lahm an Kopf und an Verstand,
Zu schnüffeln durch das ganze Land,
Wer etwas Selbstgedachtes lehre;
Denn selbstgedacht ist jetzo Contreband.

Ein öffentl. Blatt erinnert an folgendes:

„Als der tugendhafte Minister von Malesherbes noch Director des Buchhandels in Frankreich war, da bewies er seinem König unverholen, daß man bei allen Preßzwangs- und Censuranstalten, bei allem Despotismus und zahlloser Lettres de Cachet ungeachtet, dennoch in Frankreich eben so gut Schmäh- und Trotzschriften die Menge habe, wie in dem freien England. Daß gegen den berühmten Cardinal mit der Todesfichel, den Despoten Richelieu, eine ganze Sammlung von Satyren herauskam! wem ist das unbekannt? Je strenger wir also sind, sagt jenes Blatt, je mehr schwächen wir die Regierungspartei, und berauben uns der Feder aller Ehrliebenden, die sich nicht von einem hudeln (oder hofmeistern) lassen wollen."

**) Wie dachte Friedrich II in Ansehung der Parteien-Umtriebe in der Republik der vereinigten Niederlande? Man höre den H. von Dohm in s. Denkwürdigkeiten meiner Zeit (einem Buche, das jetzt ganz vorzüglich gelesen und beherzigt werden sollte) Bd. II. S. 256 fgg. Wie handelte dagegen Friedrich Wilhelm II.? Man lese Heeren in s. Handb. d. Gesch. d. europ. Staatensystems. 3. A. S. 578 und Pölitz in s. Gesch. d. preuß. Monarchie. S. 468 fgg. S. 478 fgg u. S. 485. Wie sehr haben nicht die Feldzüge am Rhein, über welche Friedrich Wilhelm II noch auf dem Todbette seufzte, — jenes stürmische Eingreifen in die innern Angelegenheiten Frankreichs — dem militärischen und politischen Ruhme der preußischen Monarchie geschadet! Sie und der geheime Vertrag Preußens mit dem Convente, vom 5. Aug. 1796, hatten das preußische Cabinet in die zwangvolle Lage gebracht, daß es Polen's Selbstständigkeit mit vernichten helfen mußte, daß es Friedrichs II. politischen Stützpunkt im Osten verlor und keinen andern dafür im Westen erlangte. Quadratmeilen entschädigten nicht für den Verlust der Würde, die der Teschner Friede und der Fürstenbund dem Cabinette Friedrichs II gegeben hatten. Jene zwangvolle Lage dauerte fort. Das weise Neutralitäts-System Friedrich Wilhelms III vermochte nicht mehr die Gewalt der neuen Verhältnisse zu beschwören, und das Unglück von 1806 erschien als eine nothwendige Folge der Politik des Cabinets Friedrich Wilhelms II. Daß Preußen noch jetzt eine gefahrvolle geographisch-politische Lage — offne Grenzländer gegen Frankreich und Rußland hat, ist eine Folge der Politik des Cabinets Friedrich Wilhelms II.

***) Herr von Gentz hat in seinem Briefe nur der äußern Haltung der preußischen Armee gedacht. Diese äußre Haltung konnte

die moralische Haltung des Ganzen sah man die besten Absichten des Königs durch geheimen Einfluß sehr gemißbraucht und falsch geleitet. Die Idee des Protestantismus, deren Schutz die Meinung des halben Europa den Nachfolgern des großen Kurfürsten vertrauensvoll übertragen hatte — wie im Jahre 1813 die Vollziehung der von Stein und andern in die Zukunft blickenden Männern begriffenen Idee der politischen Reformation —, diese Idee, welche Preußens physische Macht durch die moralische Kraft der öffentlichen Meinung der von jener Idee durchdrungenen Völker bisher verdoppelt hatte, ward durch das Religions- und Censur-Edict angefeindet und verfolgt. Da zu gleicher Zeit alle die, welche den König zunächst umgaben, ihn mit der Besorgniß wegen Verbreitung jacobinischer Grundsätze ängstigten, so entstanden manche geheime und öffentliche Verfolgungen des politischen Glaubens. Günstlinge, Minister (wie Hoym), selbst eine Lichtenau, durften es wagen, durch unmotivirte Cabinetsordres den Gang des Rechts zu stören*)! Aber Preßzwang war die Aegide der Günstlinge und aller durch sie herbeigeführten Mißbräuche. Kaum daß das neue preußische Landrecht eingeführt werden konnte, weil man auch in den unschuldigsten Aeußerungen letzterische, politische Grundsätze witterte **). Und doch rettete eben dieses Landrecht den Kranz des Nachruhms, der jener Regierung geblieben ist!

Noch mehr ward durch den einreißenden Luxus der Nationalcharakter in den höheren Ständen verfälscht und dem Egoismus Preis gegeben. Am Hofe galt nicht mehr die strenge Sitte spartanischer Mäßigkeit; in üppigen Genüssen schwelgte daselbst weichliche Sinnenlust und reizte die alten und jungen Wüstlinge der Hauptstadt zur Nachahmung. Bald entwich nun auch hier und dort aus der Arbeitsstube des Staatsdieners die alte Rechtlichkeit; selbst die Furcht; nur die harte Schale eines starren Mechanismus hielt noch das Ganze zusammen; aber den Kern — fand schon Mirabeau wurmstichig*).

In einer Stadt, wie Berlin, wo vor zwei und zwanzig Jahren so vielerlei Gährungsstoff die Meinungen und Sitten ins Trübe mischte, wo der Witz mit der Ueppigkeit Hand in Hand ging, wo der Leichtsinn den Spott des Unglaubens zu Hülfe rief, und die Selbstsucht des Ehrgeizes, von dem Bedürfniß gestachelt, bald in den Trugschlüssen der Gewalt, bald in der Unvernunft der Ungebundenheit die Regel suchte, um bedeutend und reich zu werden: da konnte es so wenig an Tollköpfen, als an Unzufriedenen fehlen, welche einen Umsturz des Bestehenden wünschten. Auch mochte es Visionäre und Enthusiasten genug geben, welche Hirngespinnste zu verwirklichen hofften. Spukten doch damals geheime Orden und weitverbreitete Verbindungen — nicht etwa von einigen Dutzend mit idealistischen Seifenblasen spielender vorlauter Jünglinge — sondern von geistvollen und bedachtsamen Männern!

Und mitten in diesem Schlingkraut leidenschaftlicher Bitterkeit und neuerungssüchtiger Umtriebe, wucherte der Keim des Hasses gegen eine Regierung, welche unter dem Einflusse von Weibern und Geistersehern stand. Denn es gab keine Publicität.

Der Spott des Auslandes, der vorzüglich das Religions-Edict und die Examinations-Commission traf, verwundete das Nationalgefühl des Preußen, der sich seiner Intelligenz bewußt war. Er urtheilte; er tadelte — Alles, weil er das wirklich Tadelnswerthe nicht laut rügen durfte. Zuletzt noch mußte sein Tadel verstummen gegen die Wiedereinführung der Tabacksadministration. Die Abgeordneten der Stadt Danzig wurden von dem Minister Friedrich Wilhelms II. nicht gehört. Ein Tadel aber, der nicht sprechen darf, erzeugt Haß. Zum Glück hörte ihn der Kronprinz **)!

Nur die Verständigen urtheilten ohne Leidenschaft, und beklagten es ohne Bitterkeit, daß der Preßzwang die Wahrheit hindere, bis vor die Stufen des Throns zu gelangen.

Denn das Herz des Königs war unschuldig. Gutmüthig und mild, gerechtigkeitliebend und kenntnißreich verstand und wollte Er das Beste seines Volks: aber Er sah nicht mit seinem Auge, und die Stimme der Wahrheit drang nicht in sein Ohr. Erst in dem Augenblicke des Todes ward ihm vieles klar***).

In dieser unruhig bewegten Zeit bestieg Friedrich Wilhelm III. den Thron des großen Kurfürsten, den des großen Königs.

Sein Herz und sein Geist handelten sofort, mit freier Unbefangenheit, im Sinn der billigen Wünsche seines Volks.

Er entfernte die Günstlinge; Er berief die Würdigen in sein Cabinet zurück; Er hob das Religionsedikt auf; Er stellte die geistige Freiheit wieder her; Er weckte durch Beispiel und Wort den Fleiß und die Berufstreue im Staatsdienste; Er wiederrief die Herstellung der Tabacks-Regie; Er hörte die Stimme seines Volks †).

Mit diesem Herzen und Geiste hat er zwei und zwanzig Jahre regiert, und mit demselben Herzen ist er jetzt im Begriffe, seinem Volke eine große Bürgschaft der Zukunft zu geben. Die Weisheit des Monarchen wird einen neuen Bund zwischen dem Throne und dem Volke schließen; einen Bund, der nicht auf die Lebensdauer eines Königs, der auf die Lebensdauer des preußischen Volks und Staats geschlossen wird.

Sein Volk erlebt jetzt den zweiten großen Tag in der Geschichte der Völker. Das Jahr 1820 bringt ihm das Evangelium der Zukuft, den Tag der Gründung einer ständischen Verfassung.

Der 16. Nov. 1797 und das Jahr 1820.

Beide Tage begrüßt das Volk mit Gesängen; beide feiert der Bürger wie ein Fest der Hoffnung; beide verewigt der Gedanke des Mannes durch ein klares, lebendiges Wort.

---

in taktischer Hinsicht vortrefflich seyn: darüber stand aber dem Gelehrten kein Urtheil zu. Auch läßt sich im Frieden nicht gut behaupten, es fehle der Armee an einem Feldherrn und an der innern (moralischen) Haltung: an dem Geiste und der Gesinnung, von der sie einst beseelt, binnen vier Wochen — bei Roßbach und bei Leuthen von Friedrich angeführt, dort an der Saale, hier an der Oder, ein zweimal stärkeres Heer zurückschlug. Das Heer in taktischer Hinsicht ist ein Instrument, dessen Spannfeder Disciplin und Ehre heißt; wer wird es läugnen, daß in dem preußischen Heere jene Spannfeder auch noch im J. 1797 vorhanden war? Allein wenn diese Feder nach langer Ruhe im starren Mechanismus verrostet und ihre Spannkraft verliert; wie, wenn sie im Zusammenstoß mit strategischer Genialität und mit großen — taktisch unvollkommenen — Heermassen, die aber ein kühner und rascher Feldherr als Globes de compression in schulgerechte, mit dem Stock exercirte, aus Zwangsrecruten gebildete, Bataillone zu werfen weiß, — springt: wie dann? — Scharnhorst, Gneisenau, Blücher, die Schlachtfelder von Groß-Beeren, Dennewitz, Hasselsberg, — der übrigen Großthaten der Kreuzbauern — wie der Feind die Berliner Landwehr spottweise nannte — nicht zu gedenken, — haben hierauf geantwortet. Das demokratische Princip (d. i. das Volks-Princip) hat das Vaterland gerettet. Der König und die Heerführer haben dieses Princip im Kriege und seine Minister haben es auch im Frieden anerkannt. Ein Heer von Bürgern steht da, nicht bloß darum, weil es wohlfeil ist, im Frieden, sondern weil es die große Idee, für König und Vaterland zu fechten, in dem ganzen Volke lebendig erhält. Ein taktisches Heer, dessen Spannfeder bricht, stürzt zusammen wie ein morsches Gebäude, das auf bloße Tradition gebaut ist; nichts bleibt davon übrig als ein Haufen todter Trümmer; die stärksten Festungen fallen, wenn der Glaube an das Vaterland nicht einen Courbiere, Neumann, Nettelbeck und ähnliche Männer begeistert. Dagegen kann ein Volksheer wohl geschlagen werden; allein es ersteht in jedem Bruchstück wieder: denn jeder Einzelne trägt das organische Leben des Ganzen in sich. Darum erhalte der Staat im Frieden die Idee des Vaterlandes in den Herzen des Volks lebendig; und dies geschieht, wenn er das demokratische Prinzip (das Volks-Princip) achtet durch die Gewähr der einzigen Schutzmittel des Volks: Publicität und Repräsentation.

*) So verschwand ein Fräulein Belderbusch aus Berlin; so kam Dillon auf die Festung, und von Held, der in schlechten Versen über die Güter-Schenkungen in Südpreußen sich auf eine für Hoym empfindliche Art geäußert hatte, ward als Jacobiner verfolgt. Erst Friedrich Wilhelm III. stellte sogleich nach seinem Regierungs-Antritt die alte würdevolle Unabhängigkeit der preußischen Rechtspflege wieder her.

**) S. Sartorius in Spittler's Entw. d. Gesch. d. europ. Staaten. II. S. 560. Berlin 1807. Dasselbe sagt der von der aufgeklärten preußischen Regierung einst in Schutz genommene Brebow in s. Grundr. e. Gesch. der merkw. Welthändel von 1795 — 1810.

*) Seine bekannte Hyperbel: pourriture avant maturité.

**) Ein glücklicher Zufall, den nur seine Popularität herbeiführen konnte, machte ihn mit dem Inhalte eines Gespräches von Männern über diesen Gegenstand bekannt. Und jene Deputation fand gleich nach seinem Regierungs-Antritt Gehör.

***) Wenigstens erzählten glaubwürdige Männer nach handschriftlichen Nachrichten, die vor uns liegen, von seinen letzten Aeußerungen, „dumme Streiche" — u. s. w. die darauf hindeuteten.

†) Man erinnere sich an die Cabinetsordre vom 28. Nov. 1797, an sämmtliche Departements, Kammern u. s. w., die Redlichkeit, Brauchbarkeit und den Diensteifer sämmtlicher Staatsdiener betreffend; ferner an das Declarations-Patent vom 25. Dec. 1797, wegen Wiederaufhebung der Tabacks-Administration; ferner an die Cabinetsordre vom 27. Dec. 1797, durch welche der König das Ober-Consistorium in die (durch Wöllner) ihm geschmälerten Rechte wieder einsetzte, wornach die Examinations-Commission u. a. Dinge von selbst aufhörten.

Damals schrieb ein solches Wort, freimüthig und klar, verständig und klug, an den König in Berlin sein Unterthan, Friedrich von Gentz.

Es fand die Zustimmung Aller, selbst solcher, die nicht auf den Mann sahen, der es aussprach, sondern auf die Wahrheit die es enthielt*). Darum nannte man es eine Volksstimme. Ein solches Wort kann nicht vergessen werden; denn es ist für die Dauer eines Menschenlebens geschrieben, für die Dauer des Bundes einer Thronbesteigung mit dem Volke. Was damals als wahr galt, sollte das jetzt nicht mehr wahr seyn? Was dem Jahre 1797 angemessen als freisinnig galt, sollte das dem Jahre 1820 nicht mehr angemessen und zu freisinnig seyn?

Darum folge hier das Wort selbst, unverändert, wie es damals dem Könige, Deutschland und der Nachwelt übergeben wurde.

Man vergleiche die Zeit von 1797 und die von 1820: dann prüfe man das Wort, das in zwei und zwanzig Jahren nicht vergessen worden ist.

Denn warum sollte nicht auch jetzt noch, in dem Augenblicke der Abfassung neuer für ganz Deutschland geltender organischer Gesetze auf das Wort dieses Mannes geachtet werden, das schon damals mit Beifall von dem In- und dem Auslande gehört wurde?

Was Gentz damals seinem Monarchen über Preßfreiheit sagte, ist nach dem Urtheile der Erfahrung das Beste, was gegen Preßzwang gesagt werden kann.

Napoleons Geschichte und Spaniens Schicksal in Europa und Amerika haben den Satz: „Ein Gesetz, das Preßzwang gebietet, kann seiner Natur nach nicht aufrecht erhalten werden," zu einem politischen Axiom erhoben. Sollte jetzt, um das Unmögliche zu wollen, „ein Inquisitions-Tribunal," von dem Gentz spricht, sollte Napoleons geheime Polizei wieder aus dem Grabe des Despotismus erstehn, auf welchem zweimal hunderttausend Preußen als Todtenopfer gefallen sind? Nur ein Verläumder wird dies behaupten; nur ein Wahnsinniger kann es fürchten.

Oder konnte Napoleon die „Leichtigkeit, Ideen ins Publicum zu bringen," von der Gentz spricht, mit aller seiner Energie und mit Fouché's Geist, die halb Europa umspannt hielten, je vernichten? Konnte die spanische Inquisition die Idee der Freiheit, welche nur durch den Zwang bis zum Wollen einer Republik — wie einst in den Niederlanden, so jetzt am Plata — gesteigert ward, in ihren Kerkern begraben?

Eben dadurch brachte Napoleon das armselige Product der geheimen Geschichte des Hofes von St. Cloud erst recht in Umlauf: und — um ein edles Product der Preßfreiheit jener im Dunkeln verbreiteten Lugschrift gegenüber zu stellen — schrieb nicht Gentz, der österreichische Staatsdiener, während Napoleon in Wien war, in Dresden, im Monat December 1805, seine berühmten Fragmente aus der Geschichte des politischen Gleichgewichts von Europa (St. Petersburg 1806; eigentlich Dresden bei Hartknoch)? Napoleon erschien nur, weil er lichtscheu, wie jeder Despot und Finsterling, das Tageslicht der Presse — le grand jour de l'impression, wie es Voltaire nennt — nicht vertragen konnte, noch weit schlechter und tyrannischer, als er wirklich war, weil das „bösartige Insekt der Verläumdung" mit der vorgehaltenen Larve der Wahrheit und mit dem Reize der verbotenen Frucht, unter dem Schutze des Geheimnisses und der Finsterniß, sein mit der Idee des Rechts und der Freiheit verzuckertes Gift, „als wäre es eine verbotene Kostbarkeit, bis auf den letzten Tropfen gegen ihn absetzen konnte?"

Jetzt sind nach wiederhergestellter Preßfreiheit die Pamphlets, von denen man nur sprach, wenn sie verboten wurden, verschwunden; und kriechen ja noch einige wie Giftschwämme aus dem Boden hervor, so greift kein Mann von Geist und Charakter nach ihnen. Das Volk übersieht oder verachtet sie. Denn ihm ward mit der äußern Freiheit auch das Recht auf Wahrheit wieder frei gegeben, auf daß sich das Wahre selbst reinige von dem Roste der Leidenschaft, und nicht wieder zurückgestoßen werde in die verächtliche Genossenschaft mit der Heimtücke des Spottes und der Verläumdung.

Als solche hat sich die frei gewordene Idee bewährt in dem Kampfe gegen Napoleon. Sie griff in ihm die Willkür, den Despotismus und den Mißbrauch der Gewalt des Verstandes und der Macht an, welche das Schwertrecht setzen wollte an die Stelle des Vernunftrechts.

Zu keiner Zeit wird irgend ein Verstand, eine Macht, oder ein Wille die Vernunft unterdrücken können, deren Wesen die Wahrheit ist. Das Leben der Wahrheit aber ist freie Mittheilung. Aus ungehinderter Rede und Gegenrede, die jedoch darum so wenig, als die That des Einzelnen, straflos seyn soll, entspringt das Wahre; aus gehinderter Rede und Gegenrede dagegen entspringt auf Seiten derer, die hören: — sind es die Befehlenden, — Unwissenheit und Irrthum; — sind es die Gehorchenden, — Mißtrauen und Widerwille gegen das erlaubte, Vorliebe und Begierde zu dem verbotenen Druckworte; auf Seiten derer, die sprechen, entspringt daraus: leidenschaftliche Entstellung des Wahren oder listige Umgehung des Verbots, oder jene sophistischen Erörterungen, die das Klare unklar machen, indem sie das Vorurtheil mit der Wahrheit aussöhnen wollen. Die ernste, ruhige Prüfung schweigt, oder sie wird von dem Mißtrauen nicht gehört, weil sie verdächtig erscheint, wenn sie im Sinne der Regierung spricht.

Gentz sagte in seinem Briefe nichts, was nicht schon längst dem redlichen Willen des Königs und seinem gesunden Verstande vorgeschwebt hätte. Darum trat sofort nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms III. die Freiheit des Gedankens, durch welche allein die Wahrheit über den Irrthum siegen kann, in den Besitz ihres unverjährten Rechts wieder ein. Freilich kann und wird sie den Irrthum nie ganz ausrotten; denn Irrthümer wechseln unaufhörlich im Leben und bewegen den Geist des Menschen, wie Fehler und Laster seinen Willen; aber dennoch behauptet dort die Wahrheit ihr Recht, wie hier die Tugend.

Seitdem hat jene Freiheit des Gedankens bald mehr bald weniger ungestört zwei und zwanzig Jahre in der preußischen Monarchie und in Deutschland fortgewirkt; und durch sie allein hat der König und sein Volk in der entscheidenden Zeit des raschen und kräftigen einmüthigen Handelns an Intelligenz so sehr hervorgeragt. Daher der wieder geordnete Haushalt und die gesicherte Rechtspflege: keine Strafe ohne Urtheil; kein Urtheil ohne Untersuchung; keine Untersuchung ohne Gehör! Daher die einfache Würde auf dem Throne, den die Tugend und die fromme, schlichte Sitte der Häuslichkeit schmückten, und dem jeder aus dem Volke sich nahen durfte. Daher endlich der Fortschritt des Volks in Wissenschaft und Kunst, im Landbau, Gewerbe und Handel.

Aber die Monarchie konnte nicht wieder zurücktreten in die politische Stellung, die sie unter Friedrich dem Großen gehabt hatte. Denn hat sich die Zeit einmal des Fehlgriffs eines Menschen, geschweige einer Regierung, bemächtigt, so führt die nothwendige Verkettung von Ursache und Wirkung Umstände herbei, gegen welche keine Weisheit etwas ausrichten kann. Darum erlag Deutschland und mit ihm vor Allem Preußen unter seinem Schicksale im J. 1806. Doch in der Noth ermannt sich die Kraft des Gemüths, wenn die unterdrückte Idee des Vaterlandes sich losreißt von der Gewalt und frei zur That sich gestaltet.

Der preußische Staat zeigte dem erstaunten Europa, in den Jahren 1807 bis 1815, welche Hülfsquellen er in dem Geiste und in dem Muthe, in der Liebe und in dem Willen der Nation besaß, welche Stärke ihm die Einheit zwischen dem Throne und dem Volke lieh, welche moralische Kraft ihm sein Bundesgenosse, die öffentliche Meinung, gab!

Da erkannte der edle König, welcher in dem ersten Jahre seiner Regierung „alles Lob von sich ablehnte, weil er es erst verdienen wollte*)," daß er die Idee der Freiheit des Gedankens mit der Idee des Vaterlandes verbunden, in das organische Leben der Monarchie auf eine Art gesetzlich einzuführen, die Kraft und die Weisheit habe, nach welcher künftig sich keine Scheidewand zwischen seinem Throne und seinem Volke je wieder erheben könne. Darum beschloß er, jenem in der Gefahr erprobten Bunde des Nationalcharakters mit dem Throne die Bürgschaft einer Verfassung zu geben, mittelst welcher des Volkes Stimme über die wichtigsten Angelegenheiten des Ganzen, durch den Mund der Würdigsten aus der Nation, auf gesetzlich freiem Wege, stets zu dem Throne gelange, so daß fortan gemeinschaftliche Berathung über das gemeinschaftliche Wohl die Einheit zwischen dem Throne und dem Volke nur immer mehr befestige und unauflöslich mache. Dann solle allein die Wahrheit zwischen beide treten, und — werde sie nicht erkannt — so theilen beide den Irrthum und dessen Folgen. Keiner klage dann den Andern an!

Also erklärte sich der weise König, wie es einst der muthige vor sieben Jahren in Breslau mit dem Schwerte für die äußere Freiheit gethan, vor fünf Jahren in Wien, mit seinem königlichen Worte, für die innere Freiheit, welche die

---

**) Der Cabinetsrath Menken, der in dem Cabinette des Königs vortragender Rath war, sagte dem König, noch ehe dieser die Schrift von Gentz gelesen hatte: „Ew. Maj., die Schrift verdient Ihre Aufmerksamkeit!"

*) Dies sind die eigenen Worte des edlen bescheidnen jungen Königs, und ganz Berlin wiederholte sie damals mit Entzücken, wie wir aus handschriftlichen Nachrichten aus jener Zeit wissen.

Grundidee der Sache Deutschlands war und geblieben ist. An Preußen lag es damals nicht, daß der 13. Art. der Bundesacte so kurz und im Allgemeinen abgefaßt ward.

Diese Idee einer politischen Reformation, welche den Charakter des neunzehnten Jahrhunderts bezeichnet, war schon seit 1807 in der Monarchie eingeleitet und vorbereitet worden. Nach dem Frieden, der die äußere Freiheit wieder herstellte, mußten aber erst die neuen Provinzen geordnet und mit dem Verwaltungssystem des Ganzen in Verbindung gebracht werden, ehe das Werk einer repräsentativen Organisation der Monarchie zur Reife kommen konnte.

Jetzt sind die Vorarbeiten dem Abschlusse nahe, und der Preuße, der Deutsche, jeder Europäer sieht erwartungsvoll einem Resultate entgegen, das würdig sey der Intelligenz des Zeitalters und des preußischen Staats *)!

Der Preuße und der Deutsche: denn noch ist der Sinn des 13. Art. der Bundesacte, obwohl von einzelnen Souveränen schon großherzig erfüllt, dennoch im Allgemeinen nicht gesetzlich erklärt und ausgesprochen.

Zwei Parteien streiten gegenwärtig über das Wie der endlichen Bestimmung dieser Angelegenheit, welche mit der Festsetzung der preußischen Verfassung unmittelbar zusammenhängt, und daher in diesem Augenblicke in Wien untersucht und entschieden werden soll.

In dem deutschen Volke selbst haben mancherlei ungeduldige und leidenschaftliche Aeußerungen, historische und idealische Parteistimmen — gewiß nur Einzelne kann die Schuld und die Strafe hochverrätherischer Umtriebe treffen, nicht die ganze Nation! — die Ansichten von dem, was die Zeit zur Reife gebracht hat, verdunkelt, die Gemüther verwirrt und die Unbefangenheit gestört. Der Vorabend jener großen Entscheidung ist daher vielen Furchtsamen nicht als der Vorabend eines großen National-Festtags erschienen, sondern als der eines Urtheilsspruchs, der ihre Hoffnung niederschlagen könnte.

Und dennoch — wie Vieles ist nicht bisher geschehen, was diesen Furchtsamen Muth einflößen sollte!

Das innige Vertrauen, mit welchem das Volk in Würtemberg, Baiern und Baden sich seit der Einführung einer repräsentativen Verfassung um den Thron versammelt und an sein königliches Haus von Herzen angeschlossen hat, beweist, daß die Stiftung eines solchen Bundes den Völkern einen größern Festtag bringt, als je die Thronbesteigung eines erlauchten Fürsten herbeigeführt hat.

Das Wort der freien Mittheilung des Gedachten, welches Herr von Gentz vor zwei und zwanzig Jahren im Namen von Millionen auszusprechen sich berufen fühlte, mit welchem — lange vor ihm — der edle Münchhausen die Hochschule der Georgia Augusta zu einer Lichtanstalt für ganz Deutschland weihte: — dieses Wort hat seitdem — er selbst ist dessen Zeuge! — in einem großen Theile von Europa gesetzliche Kraft erhalten **). Ein wechselvolles Schicksal hat dasselbe gegen alle Angriffe der Sophisten vertheidigt, hat es aus dem Bereich des militärischen Despotismus und der geheimen Polizei gerettet, und hat es von allen Schlacken einer revolutionären Schwärmerei geläutert.

Damals und jetzt! — In der Zeit von 1797 hatte die Republik über das monarchische Europa gesiegt; die Erbitterung der Besiegten war größer, und der Meinungskampf der Parteien zügelloser als je; der Jacobinismus trotzte, und eine geheime Propaganda spannte ihre Netze aus; es gab keine Einigkeit unter den Fürsten; das nördliche Deutschland stand abgeschieden von dem südlichen; die geistlichen Fürsten und die freien Städte zitterten für ihr Daseyn; die Fürsten des linken Rheinufers harrten auf Entschädigung: in dieser unruhig bewegten, halbrepublikanischen und halbmonarchischen Zeit wurde jenes freisinnige Wort von einem jungen Monarchen furchtlos und arglos vernommen; damals wurden die Wünsche des Volks von ihm beachtet; es wurde die Freiheit der Mittheilung des Gedachten wieder hergestellt; die Inquisitionen über politischen Glauben hörten auf †). Und jetzt sollten alle Männer von

*) Auf dieser Uebereinstimmung mit der Intelligenz des Zeitalters hat die moralische Kraft des preußischen Staats beruht, seit er sich im 16. Jahrh. für die Idee der kirchlichen Reformation, und im 18. Jahrh. für die Idee der Toleranz in Glaubenssachen erklärt hat. Die Idee des 19. Jahrhunderts ist die einer politischen Reformation, welche die bürgerliche Freiheit durch die politische sichert. Diese Idee hat in Frankreich gesiegt; in Wien und durch die polnische Constitution hat sich der Kaiser Alexander für sie erklärt. Diese Idee ist in das Leben eingetreten in Amerika, England, Schweden, Norwegen, in den Niederlanden und in der Schweiz. Für sie hat sich die Meinung aller gebildeten Völker in der alten und in der neuen Welt erklärt. Nun hat aber in keiner Nation die Macht der Idee eine solche Ausbreitung und Tiefe erlangt, als in der deutschen; bei keiner würde daher ein Reactionssystem weniger gelingen, als bei dieser, welche einst die Idee der kirchlichen Reformation in zwei Jahrhunderten glorreich durchgekämpft hat. Und dieses Volk, das seit lange gewöhnt ist, in Preußen den Beschützer des Protestantismus zu sehen, das jüngst in ihm den Kämpfer für die deutsche Sache sah, das Zeuge ist von dem Fortschritt der bürgerlichen und geistigen Cultur in so vielen Gesetzen, Einrichtungen und Bestrebungen des preußischen Staats und Volks: dieses Volk glaubt nicht, daß ein Reactionssystem gegen die Idee des Zeitalters je von Preußen ausgehen könne. Dieser Glaube aber begründet Preußens moralische Macht, welche allein die gefährliche geographische Lage des Staats gegen Frankreich und Rußland sicherstellen kann, wenn alle deutschen Bundesvölker ihre Freiheit und ihr Recht mit dem von Preußen wie mit einem Brudervolke verbunden sehen.

**) In Dänemark ist die Gewalt des Königs unumschränkt, und gleichwohl besteht dort uneingeschränkte Preßfreiheit, welche der Minister Bernstorf, mitten unter den revolutionären Gefahren von Seiten Frankreichs, gegen Mißbrauch aufrecht zu erhalten verstand. Daß aber diese Freiheit daselbst auch recht sehr freimüthig benutzt werde, beweisen u. a. die von Suhm bekannt gemachten Souverainetätsacten, und die patriotischen Gedanken über stehende Heere ꝛc. von dem Grafen Wold. Friedr. von Schmettau, welcher alle Nachtheile entwickelt hat, die stehende Heere haben, und zugleich die Mißbräuche aufdeckt, welche bei der Zusammensetzung des dänischen Heeres Statt finden. Gleichwohl hat diese Schrift ungehindert zwei Auflagen erlebt. Auch der Mißbrauch der Preßfreiheit hat die Aufhebung derselben in Dänemark nicht zur Folge gehabt. Es war erfreulich, und das schönste Lob für die Regierung dieser Monarchie, daß bei der klarsten demokratischen Gesinnung einiger Schriftsteller keine Verfolgung wegen des politischen Glaubens entstand, daß man nur die That strafte, in der Ueberzeugung, daß die Irrenden, wie auch geschah, den Rückweg von selbst finden würden. S. Gartorius in Spittler's Entwurf ꝛc. II., S. 685. Dieses, und daß Preßfreiheit das Wesen der Oeffentlichkeit, diese aber nur durch jene das Lebensprincip der Repräsentativ-Verfassungen sey, ist bündig dargethan in der Asträ a von Dr. Weishaar. I. Bd. 2s St. Stuttgart 1819. S. 105 fgg. Da die Asträa vielen Lesern nicht gleich bei der Hand sein möchte, so wollen wir davon einen wörtlichen Auszug geben. S. 113 fgg. „Man würde irren, wenn man glaubte, darum, weil die Stände an gewissen Handlungen der Staatsgewalt Theil nehmen, werde das öffentliche Urtheil, sofern es Mißbilligung ausdrückt, Regierung und Stände gemeinschaftlich treffen. Dies ist so wenig der Fall, daß vielmehr der Beifall des Volks der Regierung zu Theil wird, während der Tadel allein die Stände trifft. Denn, hätten die Stände nicht eingewilligt, so wäre das Mißfällige nicht geschehen, durch ihre Einwilligung wird es ihre Sache. Dagegen bleibt der Ruhm für lobenswerthe Einrichtungen einzig der Regierung, sey es, daß sie die Initiative dazu gab, oder daß sie durch einen Antrag der Stände dazu bewogen wurde: denn in einem, wie in dem andern Falle wäre das Gute nicht möglich geworden, ohne den guten Willen der Regierung. Das Wirken der Stände nämlich ist seiner Natur nach mehr negativ, und kann mehr im Verhindern des Zweckwidrigen bestehen, als im Hervorbringen des Zweckmäßigen. Die Regierung eines repräsentativen Staats wird daher bei Abfassung eines Gesetzes über die Preßfreiheit ohne Zorn und ohne Neigung verfahren. Man wird von dem Grundsatze ausgehen, daß ständische Verfassungen ohne Preßfreiheit ihren Zweck nicht erfüllen, und neben denselben eine Beschränkung der Preßfreiheit den Regierungen insbesondere nachtheilig werden könne. Denn die Oeffentlichkeit, welche vorzüglich durch die Preßfreiheit erreicht wird, führt vielseitige Prüfung einer Sache herbei, und diese ist ein hauptsächlicher Gewinn von ständischen Verfassungen; es ist kein Gebrechen in der Staatsverwaltung, welches durch Preßfreiheit nicht an den Tag käme. Die Stände aber müssen Preßfreiheit haben, damit das Volk seine Repräsentanten kennen lerne, und damit diese, der Oeffentlichkeit jedes Worts eingedenk, stets mit Würde und Besonnenheit handeln. Wenn hieran auch den Regierungen gelegen sein muß, so haben diese ihrerseits noch einen triftigen Grund, der Preßfreiheit der Stände allgemeine Preßfreiheit an die Seite zu stellen; denn wenn die Regierung besorgte, ihr Ansehen könnte durch die Oeffentlichkeit der ständischen Schriften gefährdet werden, so könnte diesem nur durch allgemeine Preßfreiheit begegnet werden, weil nur durch diese die Wahrheit zum Vorschein kommt; indem allein die Gewißheit, daß Jeder seine Ueberzeugung furchtlos aussprechen könne, das Vertrauen erzeuget, daß das Gefühl für Wahrheit es sey, welches anders Denkende bestimme, ihre Ueberzeugung auszusprechen."

†) Daß bald nach dem Regierungsantritte des Königs die Preßfreiheit so gut als völlig wieder hergestellt anzusehen war, beweist u. A. Folgendes. Schon im December 1797 durfte der Obscu-

Geist, alle Hochschulen so verdächtig und gefährlich seyn, daß man die ganze Nation in Ansehung ihres geistigen Eigenthums wie einen unmündigen Verschwender behandeln und einer Curatel unterwerfen müßte?

Wenn damals in Deutschland so mancher rohe Einfall gedruckt werden durfte, so konnte als Gegengift auch jede Wahrheit in Umlauf gesetzt werden; und wie damals die freie Untersuchung den Unsinn des Jacobinismus und den des Glaubenszwanges bekämpfte, die Arglist geheimer Verfolgungen und den Uebermuth des Obscurantismus beschämte, wie sie damals die Heuchelei und den Mysticismus, die Geisterseher und geheimen Cleriker entlarvte, welche ihre Plane und Ansprüche unter den Schutz des Thrones zu stellen wagten: eben so wird sie auch jetzt und künftig den Wahnsinn einiger jungen Leute, Deutschland in eine Republik zu verwandeln, oder die Plane Anderer, den Feudaldruck des Mittelalters wieder zwischen den Thron und das Volk hineinzudrängen, mit der Fackel der Vernunft beleuchten*).

Warum sollten also die provisorischen Beschlüsse des Bundestages vom 20. Sept. — wie Furchtsame glauben — mehr als eine bloße milde Aufsicht der Regierungen, nach gleichen Grundsätzen und nach einem, wie es der österreichische Entwurf vom 23. Mai 1815 bezeichnete, zweckmäßigen Gesetze über die Preßfreiheit, auf die Reibung der Meinungen in dem geistigen Verkehr ihrer Völker zum Zwecke haben? Sind sie nicht vielmehr ein erfreuliches Vorzeichen, daß der deutsche Bund von jetzt an mit mehr Einheit und Kraft, als bisher, Anstalten treffen soll, um das gemeinsame Recht und Nationalwohl des deutschen Volks, so wie es in der Rede und in dem ersten Vortrage des österreichischen Präsidialgesandten bei der Eröffnung des Bundestages näher bestimmt wurde, in das Leben einzuführen? Hat sich nicht schon dadurch unser Staatenbund der Idee eines Bundesstaates etwas zu nähern angefangen?

Fern also sey es jetzt, mitten unter den neu entstandenen oder noch entstehenden liberalen Verfassungen, das Obsiegen der Reaction einer vergangenen Zeit, die sich selbst überlebt hat, im Kampfe mit der neuen, die sich in Frankreich, in den Niederlanden, in Skandinavien und in Polen, selbst in einem großen Theile von Deutschland schon lebenskräftig gestaltet hat, befürchten zu wollen*)!

---

rauten-Almanach in den Berliner Zeitungen feil geboten werden, obgleich darin stand: „Wöllner, (der pr. Staatsminister) sey entweder ein Narr, den man ins Tollhaus, oder ein Schurke, den man ins Zuchthaus bringen müsse." Nicht weniger derb waren darin die Beisitzer der geistlichen Behörde, Hermes, Woltersdorf, Oswald und A. mitgenommen. Eben so durfte man in den Berliner Zeitungen damals öffentlich ausbieten die Schrift: An den Congreß in Rastadt, obgleich darin sehr heftige Aeußerungen gegen Preußen und alles, was Preußisch ist, vorkamen. Sagte doch Teller laut in seiner Gedächtnißpredigt auf Friedrich Wilhelm II S. 9: „Es kann mit Wahrheit von ihm gesagt werden, daß er Alles, was zum Glück seiner Unterthanen gereichen konnte, nach seinem freundlichen Sinn wollte, in so weit es ihm nicht verborgen blieb, oder er sonst durch mannichfache Umstände, von welchen der Mächtigste auf Erden abhängig bleibt, nicht daran verhindert wurde; und also auch (welches hinzuzusetzen die Unparteilichkeit mir besonders zur Pflicht macht) nichts dafür konnte, wenn seine Verfügungen, selbst in den wichtigsten Angelegenheiten der Religion, bald mißverstanden, bald übertrieben, und wohl noch öfter von falschen Eiferern, oder von irre geleiteten Schwärmern, oder arglistigen Heuchlern gemißbraucht wurden" — — Und S. 11: „Aber ... was diesem Andenken das festmachendste Siegel aufdrückt, ist die Betrachtung, daß Gott den König zu einem der ersten Werkzeuge mit bestimmt hatte, dessen er sich bedienen wollte, die Völker Europa's, um mich dieses Ausdrucks zu bedienen, durch einander zu rütteln, und seinen Rathschluß, ein neues unter ihnen zu schaffen, mächtiglich auszuführen. Wir wissen Alle, welche beispiellose Staats-Umwälzung in einem der größten Reiche vorgegangen. — Da war Er es, der verewigte König, der, nach dem Plane des Ewigen, zu der Zeit auf dem Throne sitzen und Theil nehmen sollte, um die große Veränderung in den Gang zu bringen" u. s. w.

*) Wenn man zugibt, daß eine im Werden erstickte Studenten-Verbindung mit einer Art von Republikanismus gespielt habe, die sie Deutschthum nannte, und daß dieses Spiel sogar bei Einzelnen zur fixen Idee geworden war, die zu Verbrechen hinriß, so muß man doch auch andrerseits zugestehn, daß nichts leichter ist, als eine solche Verschwörung zu unterdrücken, ohne darum die ganze Nation als verdächtig hinein zu verwickeln; eine Uebertreibung der Gefahr, welche de Prädt in seiner Schrift: l'Europe après le congrès d'Aix-la-Chapelle, durch die cris d'alarme und die peintures enflammées de l'aristocratie bezeichnet. Schwärmer, welche gegen das Gesetz freveln, werden nach dem Gesetz bestraft; dazu bedarf es weder neuer Gesetze, noch Rechtsformen, noch Gerichtshöfe. So wurde Charlotte Corday hingerichtet; so wurde Schill geächtet. Wenn es nun aber auch, wie viele behaupten, eine geheime Kette von Männern gibt, welche die alte Scheidewand zwischen dem Throne und dem Volke wieder herzustellen, und das britische: the King can do not wrong, auf eine dem Throne zunächst stehende Kratie anzuwenden bemüht sind; wer sichert dann das Volk und den Thron gegen solche Umtriebe? Nichts als die Preßfreiheit und eine stellvertretende Verfassung. Ist durch beide der allgemeine Wunsch der Völker und das Wiener Fürstenwort von 1815 erfüllt, so wird auch die bittre, oft ungestüme und vielen stets unbequeme Mahnung der Preßfreiheit an noch nicht gelös'te Verbindlichkeiten von selbst verstummen. Und diese Zeit ist nahe. Die Gegenwart ist der Zeuge, die Nachwelt wird der Richter sein.

*) Statt furchtsam ängstlich, was die Zukunft bringen wird, stumm zu erwarten, darf sich auch jetzt noch die Ueberzeugung eines wahrheitliebenden Mannes frei und unerschrocken aussprechen, und der Prüfung der Oeffentlichkeit unbefangen entgegentreten. Dieß hat eben jetzt Grävell gethan, in seiner nicht zu übersehenden Schrift: Wie darf Preußens Constitution nicht werden? Leipz. im Nov. 1819. Oder gehört das Jahr 1819 nicht mehr dem Zeitalter an, von welchem Gentz im Nov. 1797 seinem Monarchen sagen konnte: „Es gibt in dem Zeitalter, worin wir leben, nur eine einzige nichtschmeichelhafte Art, einen Monarchen zu verehren, — daß man ihn für würdig erkenne, die Wahrheit zu vernehmen; nur eine einzige wahrhaft verdienstliche Art, Ihm zu dienen — daß man sie ihm keinen Augenblick verhülle." — ? — Vor allen verdient die Frage: Soll die Verfassung eine wahre Repräsentation, d. i. eine stellvertretende, oder soll sie eine bloß ständische einführen? die gründlichste Erörterung. Das Zeitalter erwartet eine stellvertretende; über die ständische hat die Erfahrung bereits ihre Stimme abfällig gegeben. Auch möchten wohl die 10 Sätze, welche de Prädt in seiner Schrift: Congrès de Carlsbad S. 82, als Grundsätze und politische Wahrheiten aufstellt, eine ernstliche Erwägung verdienen. Diese Sätze lauten so:

1o Que tous les peuples vivent dans une communication étroite et continuelle. Appliquez au monde ce que Louis XIV a dit si noblement de l'Espagne: il n'y a plus de Pyrénées... Il n'y a plus d'Alpes, plus de Rhin, plus même d'Océan: l'Amerique et l'Europe ont cessé d'être divisées par lui; elles se touchent et se tiennent par tous les liens des besoins et d'une correspondance mutuelle.

(Jede Einzwängung des Geistes unserer Zeit ist in Deutschland unmöglich, so lange die Stimmen der französischen Kammern, die Stimmen des englischen Parlaments, des gesetzgebenden Körpers in den Niederlanden zu uns herübertönen; sie ist unmöglich, so lange uns in Deutschland die Erzeugnisse der französischen, englischen und niederländischen Pressen zugänglich bleiben und man das seit 1789 Gedruckte nicht allgemein vernichten kann; sie ist unmöglich, so lange nicht eine chinesische Mauer Deutschland von den es umringenden durch freie und liberale Verfassungen geordneten Staaten trennt; sie ist unmöglich, so lange wir den politischen, den finanziellen, den industriellen, ja — den sittlichen Zustand*) dieser nach freien Ver-

*) Bei Gelegenheit einer neuen Ausgabe des bekannten obscönen Werks von Desforges: le Poëte ou Mémoires d'un homme de lettres, sagt die Renommée (N. 147. v. 9. Novbr.) in Beziehung auf Frankreich sehr richtig:

On ne pouvait pas choisir un plus mauvais moment pour réimprimer un plus mauvais ouvrage. Les esprit ne sont plus tournés vers de semblables idées; ils sont épris de choses plus nobles et plus sévères. Les obscénités et les turpitudes sont tout-à-fait passées de mode. Si donc quelqu'un spécule sur la dépravation du siècle, il fait une mauvaise speculation. Il faut le dire et le répéter, à la louange de ce pauvre siècle à qui on en veut tant, nombre d'ouvrages qui plaisaient jadis, ne réussiraient pas maintenant, et les jeunes gens d'aujourd'hui ne s'amusent plus de ce qui amusait et amuse encore les jeunes gens d'autrefoi. Les faiseurs de livres avaient alors affaire à une société vieillie, corrompue et blasée, qu'il fallait remuer par toute sorte de moyens pour lui faire sentir qu'elle vivait encore. La France est revenue de la décrépitude à la jeunesse. Il faut aux esprits et aux ames retrempées une nourriture forte et solide qui favorise leur nouvelle vigueur, et qui l'accroisse encore, bien loin de la corrompre et de l'amollir.

Obgleich nicht zu läugnen, daß auch in Deutschland Schriften dieser Art jetzt weniger Glück machen als einst, wo es einzelne Buchhändler gab, die jede Messe ganze Ladungen von Romanen in der Art, wie die „Geschichte des Herrn von H..." zu Markt brachten und absetzten, so läßt sich obige Bemerkung der Renommée doch ihrem ganzen Umfange nach noch nicht auf Deutschland anwenden, und Schriften wie die Althing'schen und v. Hundt'schen „der Hahn mit 9 Hühnern" und „Truthähnchen" finden

Das Fantom einer Republik, und wenn es in noch so vielen Studentenköpfen spuken sollte, kann jetzt Niemanden ängstigen; die Monarchie hat ja überall gesiegt; die umgestürzten Throne — nur nicht die alte Feudalaristokratie und die Propaganda der Oligarchie, durch welche sie wohl sonst erschüttert wurden, — stehn wieder aufgerichtet; Verfassungen sind gegründet, nach welchen die Wünsche des Volks gesetzlich gehört werden; Deutschland ist frei und einig; das Besitzthum der Fürsten ist gesichert; Monarchen und Republiken haben sich durch den heiligen Bund, und die Hauptmächte Europa's, im Sinne jener Urkunde, durch die Aachner Declaration, zur Befolgung der Grundsätze des Christenthums und des Völkerrechts verbunden; und gerade jetzt sollte das Rad der Zeit umgedreht werden? Unmöglich.

Am wenigsten wird jetzt ein Vernünftiger deutschen Gesetzgebern und einem Rathe, in welchem ein Gentz mitsprechen darf, den Gedanken zutrauen, daß nur eine politisch-literarische Inquisition uns gegen die Umtriebe von Ränkeschmieden, Schwärmern und Mystikern, die es zu allen Zeiten gegeben hat und zu allen Zeiten geben wird, schützen könne. Denn je öffentlicher sich diese Leute bewegen dürfen, desto unschädlicher sind sie. Nur dann erst, wenn sie in das Geheimniß sich flüchten müssen, wenn Recht und Freiheit unterdrückt werden, wenn die alten Mißbräuche wieder aufleben: nur dann treten sie Unheil drohend zwischen das Volk und den Thron.

Das Volk aber glaubt jetzt und denkt an nichts, als an die Zeit, welche Klopstock seinen Freunden verkündigte, an die Zeit,

wo das Vernunftrecht
siegt über das Schwertrecht.

Diese Zeit ist das Zeitalter der liberalen Ideen; vorüber sey die der revolutionären Umtriebe, sowohl solcher, welche den Thron umstürzen, als solcher, die dem Volke seine Rechte, dem Fürsten die Herzen seines Volks zu entreißen drohen:

Denn eben jetzt beweisen es die Fürsten durch die Einführung repräsentativer Verfassungen, daß sie wohl ins Herz gefaßt haben jenes alte Wort eines griechischen Dichters: Der Fürst bedenke die drei Lehren:

Die eine: daß er über Menschen herrscht,
die andre: daß er nach Gesetzen herrscht,
die dritte: daß er nicht auf immer herrscht.

Seiner Königlichen Majestät Friedrich Wilhelm dem III bei der Thronbesteigung allerunterthänigst überreicht*) am 16ten November 1797.

Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Der Augenblick, in welchem ich meine Stimme erhebe, ist der feyerlichste im Lebenslaufe eines monarchischen Staates. Der neuen Sonne, die vom Throne herab leuchtet, schließen sich alle Herzen auf. Eine neue Lebenskraft dringt vom Mittelpunkte aus, und neue Lebensluft rinnt durch die entfernesten Zweige. Das Volk wünscht, hofft, vertraut. Ew. Majestät werden dem ein huldreiches Gehör nicht versagen, der es wagt, einen Theil dieser Wünsche, dieser Hoffnungen auszusprechen.

Es ist kühn, sich zum Organ von Millionen aufzuwerfen, und im Namen aller seiner Mitbürger zu ihrem gemeinschaftlichen Vater zu reden. Es ist weniger kühn an einem Tage, wie der heutige. In diesem großen Moment schmelzen die Bedürfnisse, die Aussichten und die Erwartungen aller Individuen einer Nation gleichsam in Eins zusammen. Es ist das Wohl des Ganzen, wovon jedes patriotische, wovon selbst jedes eigennützige Gemüth das seinige hofft. Es ist die allgemeine Sehnsucht nach Sicherheit, Gerechtigkeit und Friede, in der sich heute noch jeder einzelne Wunsch verliert. Wer heute für das Vaterland spricht, ist ein wohlbefugter Ausleger der Gedanken eines jeden seiner Bürger.

Ew. Majestät besteigen den Thron Ihrer Glorreichen Vorfahren in einem Zeitpunkte, den Schwächlinge bedenklich, den große Seelen beneidenswerth finden müssen. Gut regieren war immer ein schweres Amt. Aber ehemals bedurfte es fast nur glücklicher Naturgaben, um diesem hohen Beruf gewachsen zu seyn. Jetzt ist es die erhabenste, die geistigste von allen Künsten geworden. Einförmige und gehorsame Massen mit wohlwollender Willkühr zu lenken, war immer ein belohnendes, und oft ein sehr verdienstvolles Geschäft. Aber in einen unendlich mannigfaltigen, selbstständigen, und widerstrebenden Stoff Ordnung und Einheit zu bringen, und Ordnung und Einheit darin zu erhalten — dieser Genuß, dieser Triumph war den Regenten unsrer Tage aufbewahrt.

Der Geist dieser Zeit reißt die Menschen über das Ziel ihrer eignen Bestrebungen hinaus. Sie vor ihren Ausschweifungen zu beschützen, ohne ihre Kräfte zu lähmen, das ist das schöne Problem, was jetzt auf einem Throne gelöset werden soll. Das wahre Wachsthum der Menschheit gedeiht nicht in Stürmen und Ungewittern. Die Wolken, woraus diese sich zusammenziehen, mit fernsehender Weisheit zu zerstreuen, dem Bürger in der Anordnung und Verwaltung seines Staates ein sichres und untrügliches Werkzeug zur Erreichung aller seiner gerechten Zwecke zu zeigen, mit Wohlwollen stark, mit Stärke wohlwollend zu seyn, das Ganze mit gewaltiger Hand zu umfassen, und doch jedes einzelne Glied nur sanft und leise zu berühren: — das sind die Thaten, wodurch jetzt wahre Unsterblichkeit zu erringen ist: das sind die Thaten, die wir mit bescheidener Sehnsucht, die wir mit liebevoller Zuversicht von Ewr. Majestät erwarten dürfen.

Das Vertrauen der Unterthanen ist das wahre Lebens-Prinzip einer Regierung. Sie kann ohne Zweifel durch bloße Macht dauern, und Jahrhunderte dauern; aber sie kann ohne Vertrauen nicht leben, das heißt, sich ihrer selbst als einer Kraft bewußt seyn, die eine große Organisation gesetzmäßig und wohlthätig bewegt. Ueberdies ist die Frage: Ob bloße Gewalt Regierungen gründet? für uns glücklicher Weise eine müßige: denn in Ewr. Majestät Herzen war sie längst entschieden.

---

*) Von Friedrich von Gentz, damals K. Preuß. Kriegsrath, gegenwärtig K. Oestr. Hofrath. Man sehe über ihn Allg. Deutsche Real-Enc. 5. Aufl. 4r Band S. 140 — 142.

---

fassungen regierten Staaten zu beneiden haben und dort nur Fortschritte erblicken, während wir uns nicht zu erheben und gegen sie nirgends in die Schranken zu treten vermögen! Wollte man die Reaktion gegen den Geist unserer Zeit in Deutschland möglich machen, so müßte man damit anfangen, dem französischen und dem niederländischen Volke die Verfassungen, die diese jetzt besitzen, zu entziehen, was in den Jahren 1814 und 1815 wenigstens hätte versucht werden können. Es jetzt noch versuchen wollen, wäre nichts minder: als die Welt aus ihren Angeln heben wollen!)

2° Que l'art de régner est changé, parce que les esprits sont changés.

3° Que le mouvement du monde ne s'arrêtera pas jusqu'au complément de la refonte sociale qui est entamée.

4° Que ce grand ouvrage doit être fait d'ensemble et avec uniformité.

5° Que cette refonte est l'objet unique de l'attention et des voeux des hommes.

6° Que tout ce qui le contrariera n'est propre qu'à aigrir l'esprit de ceux qui y travaillent, c'est-à-dire de l'universalité du genre humain.

7° Qu'il n'existe point de démocratie en Europe, mais qu'on peut la créer par malfaçon.

8° Que le passé et le présent sont, à l'égard l'un de l'autre, des métaux réfractaires qui ne se fondront jamais ensemble, et dont tous les efforts ne feront jamais du métal de Corinthe.

9° Qu'informer contre l'éspirit humain est dangereux, et que lui faire son procès est s'exposer à en payer les frais.

10° Qu'à Carlsbad, comme partout, on doit s'abstenir d'accuser l'accusation contre lui.

---

lieber nur noch zu leicht ein großes Publikum. In eine verwandte Categorie gehören die ekelhaften und schamlosen Schriften, welche in Deutschland ununterbrochen in allen öffentlichen Blättern — ja sogar in der Zeitung für die elegante Welt — über die zartesten Geschlechts- und Lebens-Verhältnisse unter die lüsternheit höchst aufregenden Titeln, als z. B. „Ueber den — — wie man sich vor, bei und nach demselben zu verhalten habe" — u. s. w. u. s. w. u. s. w. angezeigt und lobpreisend von eben so schamlosen Verlegern ausgeboten werden dürfen, ohne daß Polizey oder Censur etwas dabei zu erinnern fänden! — Merkwürdig ist es, daß die Berliner Zeitungen zur Zeit der größten Preßfreiheit im Preußischen Staate diese alle Ehre, Zucht und Schamhaftigkeit ins Gesicht schlagenden Anzeigen der Schriften dieser Art von unsern Albrecht, Burgsdorf, Becker und wie die Herren weiter heißen, nicht aufnehmen wollten, daß sie aber jetzt (geschrieben 1819. d. Herausg.) unbedenklich darin aufgenommen werden.

Das erste Unterpfand jenes Vertrauens ist das Gefühl, an einem Tage, wie der gegenwärtige, mit ehrfurchtsvoller Freimüthigkeit zum Monarchen reden zu dürfen. Fern sey die thörichte Anmaßung, Ew. Majestät eignen Entschlüssen vorzugreifen, Rathschläge zu anticipiren, die eine erleuchtete Wahl schon an ihrer ächten Quelle zu suchen wissen wird, oder mit einigen allgemeinen Grundsätzen die unermeßliche Reihe von Aufgaben, durch welche sich das große und mühvolle Leben eines Königes winden muß, umfassen zu wollen. Aber ein bescheidner Blick auf die vornehmsten Zweige der Verwaltung des Preußischen Staates; ein frommer, ein patriotischer Wunsch, der einen solchen Blick natürlich begleitet; ein treuer Ausdruck dessen, was der Geringste im Volke dunkel, der Gebildete deutlicher und entwickelter denkt — dies, Allergnädigster König, sind die ersten Lebenszeichen, welche die Morgenröthe einer neuen Regierung beleuchten, dies sind die ersten Freudengesänge, womit eine Nation ihren neuen Beherrscher begrüßen muß. Ew. Majestät gehen einer so großen Bestimmung entgegen, ein so großer Schauplatz liegt vor Ihren Augen ausgebreitet, so große Gefühle erheben in diesem Augenblicke Ihre Brust, daß Nichts als was groß, also nichts als was wahr ist, sich Ihnen nähern darf. Es gibt in dem Zeitalter, worin wir leben, nur eine einzige ächt-schmeichelhafte Art, einen Monarchen zu verehren — daß man ihn für würdig erkenne, die Wahrheit zu vernehmen; nur eine einzige wahrhaft verdienstliche Art Ihm zu dienen — daß man sie Ihm keinen Augenblick verhülle.

Was der Preußische Staat in diesem Augenblicke ist, vermögen Ew. Majestät aus dem erhabnen Standpuncte, in welchen das Schicksal Sie gestellt hat, besser als irgend einer Ihrer Unterthanen zu beurtheilen. Die Vorzüge und die Mängel, die Kräfte und die Schwächen, die Krankheiten und die Heilmittel der großen Maschine entfalten sich am besten vor dem, welcher das Ganze überschaut. Es wäre eben so unnütz, mit Lobpreisungen des Guten, welches wir genießen, als mit Klagen über die Uebel, welche uns drücken, oder drückten, vor Ew. Majestät Thron zu treten. Noch viel unnützer wäre es, in der Vergangenheit zu wühlen. Die Vergangenheit gehört der Geschichte; unser Ziel, das eigenthümliche Erbtheil aller menschlichen Weisheit — ist die Zukunft. Wir gehen ihr mit jugendlichem Muthe und jugendlichen Hoffnungen entgegen. Das Gedächtniß dessen, was wir als Uebel fühlten, soll uns bloß zur Erhöhung des gegenwärtigen Genusses, dessen, was wir für Fehler hielten, bloß zum Leitstern auf der künftigen Laufbahn dienen.

* * *

Das erste Verhältniß des Staates, welches sich unserm Auge darbietet, ist das, worin er als ganzer Staat auftritt: sein Verhältniß gegen andre Staaten. Nach der Natur der Dinge sollte es nur den zweiten Rang behaupten: aber bei der Lage, in welcher Europa sich befindet, bei der wechselseitigen engen Verbindung, die das Völker-System dieses Welttheils seit einigen Jahrhunderten gestiftet, bei der unvermeidlichen Einwirkung eines Staates auf die andern, die dies wohlthätige und gefahrvolle System geschaffen hat, sind die auswärtigen Verhältnisse eines Reiches die wesentliche Bedingung seiner innern Wohlfahrt, und fast ohne Ausnahme die erste Quelle, woraus sein Glück oder sein Verderben herfließt, geworden. Die Leitung dieser Verhältnisse behauptet daher, wenn nicht uneingeschränkt den ersten, doch gewiß einen sehr hohen Rang unter den Staats-Geschäften.

Nach allem, was die Vernunft über die Kriege gelehrt, nach allem, was die schrecklichsten Erfahrungen, was die noch frisch blutende der sechs entsetzlichen Jahre die Europa durchlebte, zur Bestätigung ihrer Lehren gesagt hat, wäre jede Schilderung der Schrecklichkeit dieses Uebels eitle Declamation. Es gab eine Zeit, wo man von Vortheilen sprach, die durch Kriege erkauft werden könnten. Eine aufgeklärtere Staatskunst hat diese Idee in das Reich der Träume, der verführerischen Träume verwiesen. Es gibt keinen positiven Vortheil, der nicht durch einen Krieg viel zu theuer erkauft würde. Nur negativer Gewinn, nur Abwendung größrer Uebel, der wenigen noch größern, welche die Vernunft anerkennt, nur wahre, eiserne Nothwendigkeit, können und müssen den Entschluß zum Kriege begründen und rechtfertigen. Jede andre Lehre ist nicht bloß verderblich, sondern frevelhaft.

Den Krieg abzuwenden — das muß also der Richtpunkt aller politischen Maßregeln, das Ziel aller militärischen Anstrengungen, der letzte Gipfel aller diplomatischen Weisheit seyn. Auf diesen erhabensten aller Zwecke müssen Macht und Klugheit in unablässiger Vereinigung hinarbeiten.

Die erste Bedingung aber für einen großen Staat, der bei der jetzigen politischen Lage von Europa den Krieg vermeiden will, ist die — daß er beständig dazu gerüstet sey. Denn wenn gleich seine Gerechtigkeit hinreicht, ihn gegen gerechte Angriffe sicher zu stellen, so kann nur seine Furchtbarkeit allein ihn vor den ungerechten schützen. Ein starkes und geübtes Kriegesheer ist also noch immer Präliminar-Bedingung des Ruhestandes.

Ew. Majestät besitzen ein solches Heer; das trefflichste, das geehrteste, dessen sich irgend ein Europäischer Staat zu rühmen hat. Dieses Heer ist ein halbes Jahrhundert lang das Muster für Europa gewesen. Der schöpferische Geist des größten Generals, den die Kriegs-Geschichte der neuern Zeit, und eines der größten Männer, den die Weltgeschichte aller Zeiten aufzuweisen hat, weht und athmet in diesem Heere. Unsre Fürsten standen, und stehen noch, an der Spitze desselben. Von dieser Seite bleibt uns nichts mehr zu wünschen übrig. Die Lage des Staates erlaubt, und die innere Vollkommenheit der Armee erheischt keine Haupt-Veränderung in der Mannszahl, in der Disziplin, in der Organisation derselben. Die militärische Weisheit kann dieses kostbare und ehrwürdige Werkzeug unsrer politischen Sicherheit nach Umständen und Bedürfnissen modifiziren, wird es aber nicht leicht umgestalten.

Bei den musterhaften Anordnungen, welche diese Armee in fast ununterbrochener Uebung erhalten, bei der rastlosen Thätigkeit, die diese Anordnungen unaufhörlich belebt, bei der Höhe der taktischen Kunst, die sie einmal und für immer erreicht hat, bei dem stolzen Bewußtseyn, bei dem feurigen Ehrgefühl, welches allen Mitgliedern derselben, den höhern wie den niedrigern beiwohnt — kann auch der anhaltendste Friede ihr nicht gefährlich werden. Ein Feldzug ist nur die Fortsetzung ihrer täglichen Operationen, nur die unmittelbare Anwendung dessen, was längst bei ihr zur andern Natur geworden war. Sie wird nach zwanzig-, nach fünfzigjähriger Ruhe, sobald die ernste Stunde der wahren Kriegs-Nothwendigkeit — Vertheidigung des Vaterlandes gegen den ungerechten Angriff — schlägt, nichts weiter zum Siege nöthig haben, als gute Feldherrn: und diese sind in dem Hause Friedrichs II so einheimisch, in dem Wirkungskreise, den sein Andenken beseelt, so unvergänglich, als sein Ruhm.

Die militärische Macht muß auswärtigen Staaten die Neigung, aber die diplomatische Klugheit muß ihnen, mit der Neigung, auch selbst die Veranlassung zu Feindseligkeiten benehmen.

Ganz isolirt von dem großen Staaten-Bunde kann der mächtigste Staat nicht leben und sicher seyn. Denn selbst die Maxime einer unerschütterlichen Gerechtigkeit gegen unabhängige Mächte — an und für sich die oberste Bedingung eines dauerhaften Friedens — kann nur dann absolute Sicherheit bewirken, wenn alle andre von einem ähnlichen Geiste geleitet werden. Verbindungen sind also unvermeidlich; das große Geschäft ist nur, sie mit Klugheit zu wählen, und mit Geschicklichkeit zu behandeln. Die geographische, commerzielle, politische, militärische Lage eines jeden Staates zeichnet ihm die Bündnisse vor, die seine größte Aufmerksamkeit verdienen. Wenn es auch unter dem beständigen Wechsel der politischen Verhältnisse nicht möglich seyn sollte, immer auf einer und derselben diplomatischen Linie zu bleiben, so muß doch in einem jeden nach weisen Grundsätzen regirten Staate die beständige Tendenz herrschen, jene Bündnisse, die man mit Recht natürliche nennt, aufrecht zu halten, und wenn Umstände sie gewaltsam zerschlugen, wieder herzustellen. Eine lange Erfahrung hat gelehrt, daß die Staaten sich im Ganzen immer wohl dabei befanden, wenn sie diesen Bündnissen treu blieben, und daß der Zeitpunct, wo Launen, Irrthümer oder Ränke, sie auf eine entgegengesetzte Bahn schleuderten, auch der Zeitpunkt ihres Verfalls, wenigstens einer unverkennbaren Abnahme ihrer Kräfte war. Das jetzige Jahrhundert hat davon, der kleinern nicht zu gedenken, zwei große und furchtbar-lehrreiche Beispiele aufgestellt.

Zu welchem Systeme aber auch die Zeitumstände, die Bedürfnisse unsers Staates, und das Betragen der auswärtigen die Preußische Monarchie nöthigen mögen — nur eins verlasse uns nie: ein heller, fester und consequenter Gang in dem einmal gewählten Pfade. Mit Freude und Beruhigung sagen wir es uns, daß Treue und Beharrlichkeit zu den hervorstechendsten Eigenschaften gehören, die Ew. Majestät persönlichen Charakter zieren. Mit Freude und Beruhigung: denn nichts setzt die äußere Würde, mithin die Selbstschätzung, und zuletzt das innre Vermögen eines Staates tiefer herab, als ein unaufhörliches Schwanken zwischen entgegengesetzten Systemen, oder was schmähliger als alles ist, der gänzliche Mangel eines Systems. Die Preußische Monarchie ist groß genug, um offen und redlich zu seyn: sie kann ihre Pläne, ihre Bündnisse, ihre politischen Operationen, mit Nachdruck und Zuversicht verfolgen: sie darf nicht mit verhülltem Haupte unter kleinlichen Kabalen, unwürdigen Doppelspielen, und

künstlich verwebten Widersprüchen einhergehen. Die Preußische Monarchie kann die Ehrfurcht aller großen Staaten ertrotzen, das Vertrauen aller kleinen verdienen, und auf das erhabne Amt eines Schiedsrichters von Europa auch jetzt noch gerechte Ansprüche machen. In Ew. Majestät Hand steht es, diesen Ansprüchen eine neue Schwungkraft zu verleihen.

Wenn der Staat durch ein mächtiges Kriegsheer in die glückliche Lage gesetzt ist, den Krieg nicht fürchten zu dürfen, und durch weise Leitung der auswärtigen Verhältnisse in die noch viel glücklichere, ihn anhaltend zu vermeiden, alsdann kann sich die ganze Aufmerksamkeit des Monarchen auf die Bedürfnisse der innern Verwaltung richten.

Jeder der beiden Haupt-Zweige, in welche diese Verwaltung zerfällt: die Rechtspflege, und die Administration des Staats-Vermögens — bedarf einer eigenthümlichen, durch die charakteristische Verschiedenheit der Geschäfte bestimmten Sorgfalt. Die Rechtspflege, die einer unwandelbaren Neutralität; die Finanz-Administration, die einer ununterbrochnen Wirksamkeit. Diese gedeiht nur, wenn sie mit fester und geschickter Hand geleitet, jene nur, wenn sie sich selbst überlassen wird.

Die Verwaltung des Rechts ist seit einem halben Jahrhundert eine der glänzendsten Seiten, der wahre Stolz der Preußischen Civil-Administration gewesen. Ein Gesetzbuch, welches der Vollkommenheit näher gerückt ist, als irgend ein andres der ältern und neuern Zeit; einfache, regelmäßige, verständliche, von der Vernunft gebilligte Formen; Gerichtshöfe, deren Ausspruch ein langes unbeflecktes Vertrauen fast zum Range eines Ausspruchs der Gerechtigkeit selbst erhob: — Das sind die Grundpfeiler dieses wohlerworbnen Ruhmes. Um der Zeit zu trotzen, um sich immer tiefer in ihr Fundament zu senken, bedürfen sie nichts weiter, als Schutz und Ruhe. Ew. Majestät gerechte und erleuchtete Regierung wird ihnen beides sichern. Es ist ein glorreiches Attribut des Monarchen, das Gesetz selbst in seiner unverletzlichen Heiligkeit zu repräsentiren. Alles, was das Ansehen des Gesetzes untergräbt, Willkühr in den Rechtsgang bringt, und in der furchtbaren Gestalt eines Machtspruches den erschrocknen Bürger aus der letzten Verschanzung seiner Sicherheit zu vertreiben droht: alles das ist für den Monarchen Selbst-Entheiligung, Selbst-Verletzung seiner eignen höchsten Würde, und als solche nicht bloß aus den Maximen, schon aus den Neigungen eines großen und guten Königs verbannt.

Die Verwaltung des Staats-Vermögens — die zweite Haupt-Sorge der innern Administration — ist in unsern Tagen, wo die Bedürfnisse großer Staaten so unendlich gestiegen sind, wo ein sehr ansehnlicher Theil des Privat-Reichthums zur Befriedigung dieser Bedürfnisse verwendet werden muß, wo jede allgemeine Maßregel in die innersten Falten des Familien-Wohls greift, ein Gegenstand von erster, fast mit Nichts zu vergleichender Wichtigkeit geworden. Die Finanz-Administration ist nicht nur der Lebensgeist jeder Staats-Operation, sondern auch das oberste Richtmaß aller Privatgeschäfte, aller Industrie, folglich aller öffentlichen und individuellen Wohlfahrt. Nirgends ist der Einfluß der Regierung auf die Gesammtheit der Unterthanen, und zugleich auf jeden Einzelnen, so unmittelbar wohlthätig, oder so unmittelbar drückend als hier.

Zweckmäßige Vertheilung der Geschäfte, regelmäßige Aufsicht und wechselseitige Controlle, Ordnung und ernste Genauigkeit im Cassen-Wesen, befriedigende Klarheit und wachsame Strenge im Rechnungs-System: — kurz alles, was die Grundlage und das Gerüst einer guten Finanz-Administration ausmacht, befindet sich in der Preußischen Monarchie in einer musterhaften Verfassung. Nur davon allein hängt unser Glück ab, daß die Hand der Weisheit bei der Bestimmung der Ausgaben, daß die Hand der Weisheit bei der Wahl der Mittel zur Einnahme sichtbar, unabläßig sichtbar sey.

Wir sagen es uns mit Entzücken: — denn wir fühlen, was dies in der gegenwärtigen Lage von Europa bedeutet — daß alles, was zu einem weisen Haushalter auf dem Throne gehört, in Ewr. Majestät aufs glücklichste vereinigt ist. Nur zum Wohl Aller, nur zum Flor und zum wesentlichen Glanze des Staates, wird die ansehnliche Masse von Kräften verwendet werden, worüber Ew. Majestät von nun an uneingeschränkt gebieten. Sparsamkeit und Freigebigkeit werden in wohlthätigsten Verhältnisse gemischt erscheinen. Nie werden für große und erhabne Zwecke, für die Vertheidigung des Staates, für die Unterstützung der Nothleidenden, für Plane zur Bildung der Bürger, zur Verbesserung oder Verschönerung des Landes, zur Erleichterung der gesellschaftlichen Existenz — nie werden für wahre Bedürfnisse die Mittel der Ausführung fehlen, nie werden sie für eingebildete zu erwarten seyn.

Eben so wichtig aber, als Ordnung in der Ausgabe, ist Sorgfalt bei der Wahl der Quellen, woraus die Einnahme fließt.

Die ausgebreiteten Domänen, welche Ew. Majestät in den meisten Ihrer Provinzen besitzen, sind ein schätzbares Capital, von dessen Einkünften ein beträchtlicher Theil der Staats-Ausgaben bestritten wird. Ein menschenfreundliches System hat sich neuerlich gegen die großen Bezirke, in welche diese Domänen bisher vertheilt waren, erklärt, und die Zerspaltung derselben in kleinere Besitzungen angerathen. Es sind sogar Proben mit dieser Theorie in Ewr. Majestät Staaten angestellt worden. Wie glücklich sie auch im einzelnen ausfallen mogten, die Beibehaltung der großen Arrondissements hat im Ganzen mächtige Gründe für sich. Die größte, und aus einem Mittelpunkte geleitete Bewirthschaftung derselben ist gerade dazu geschickt, große und einleuchtende Beispiele zur Nachahmung aufzustellen, und durch einsichtsvolle Thätigkeit, durch glückliche Combinationen der verschiednen Zweige der Oekonomie, durch Einführung neuer Methoden zur Verbesserung des Bodens und Veredlung der Produkte, durch geschickte Behandlung des wichtigen Verhältnisses zwischen Gutsherrschaft und Unterthanen, vielleicht gar durch eine gelungne Auflösung des in unsern Tagen so kritischen Problems der Dienstpflichtigkeit, jedem andern Gutsbesitzer zum belehrenden Muster zu dienen. Dieser Vortheil mögte den günstigen Wirkungen jenes, immer etwas gewagten, in Rücksicht auf die Zeitumstände sogar etwas unpolitischen Systems, wohl das Gleichgewicht halten.

Die Domänen-Einkünfte sind nicht groß genug, um die gesammten Staats-Ausgaben zu decken: es ist also eine unvermeidliche Nothwendigkeit, Abgaben von den Bürgern zu fordern. Diese Nothwendigkeit fühlt der Gemeinste wie der Unterrichtete; und — ohne zu entscheiden, ob die Thatsache der Regierung oder den Unterthanen zu größrer Ehre gereicht — so viel ist gewiß, daß kein Land in Europa die Last der Abgaben mit einer so vernünftigen Ergebung, mit einer so aufgeklärten Bereitwilligkeit trägt, als das unsrige. Der Umfang dieser Abgaben hängt natürlich von dem jedesmaligen Umfange der Bedürfnisse des Staates, die Gestalt, in welcher sie erhoben werden, von den Anordnungen der Administration ab. Mit unbegränzter Zuversicht können wir darauf rechnen, daß Ew. Majestät diese wichtige Parthie nur den einsichtsvollsten und geprüftesten Männern übertragen werden. Eine einzige Bemerkung, weil sie die allgemeine Zufriedenheit so wesentlich interessirt, ein einziger Wunsch, weil er dunkler oder entwickelter in allen Gemüthern liegt, begleite hier den Ausdruck unsrer wohlgegründeten Hoffnungen.

Jede Abgabe hat ihre eigenthümliche Wirkung, und beschränkt auf eine ihr eigenthümliche Art das Eigenthum, die Industrie, und die Freiheit der Bürger: denn jede Abgabe ist an und für sich ein Uebel, obgleich ein nothwendiges Uebel und die Bedingung alles Guten, welches die bürgerliche Gesellschaft uns zuführt. Haben sich die Einwohner eines Landes an eine gewisse Form der Beschränkung gewöhnt, so hört diese beinahe auf, eine Last zu seyn; sie wird ein für allemal bei allen bürgerlichen Unternehmungen und Verhandlungen in Abrechnung gebracht. Legt man ihnen aber die Beschränkung in einer veränderten Form auf, so werden alle bisherigen Verhältnisse verrückt, und ein zehnmal geringerer neuer Druck wird zehnmal stärker als der gewohnte gefühlt. Nichts ist daher für das glückliche Einverständniß zwischen der Regierung und den Unterthanen bedenklicher, als die Einführung neuer Classen von Abgaben, oder gar die Wiedererweckung solcher, von denen man sich auf immer erlöset glaubte. Mehren sich die Bedürfnisse des Staates, treten neue unvorhergesehene Ausgaben hervor, so ist es unendlich vortheilhafter, die schon vorhandnen Auflagen zu erhöhen, als neue zu errichten. Aus eben dem Grunde ist die Vervielfältigung der Abgaben überhaupt nachtheilig. Das, was der Staat nöthig hat, unter wenigen einfachen Rubriken zu erheben — das ist wahre Staats-Oekonomie und wahre politische Weisheit.

Sobald der Bürger seine Schuld an den Staat abgetragen hat, kann der freie Gebrauch seines Eigenthums in keinem Falle mehr beschränkt werden, als wenn er — nicht etwa der Convenienz, sondern — dem Rechten eines andern zu nahe tritt. Jede Beschränkung über diese Gränze hinaus ist Gewerbszwang; und nichts, auch nicht die wohlthätigste Absicht des Urhebers, kann sie rechtfertigen. Unter Ewr. Majestät erhabnem Schutze müsse Alles, was nicht die strengste Nothwendigkeit bindet, ungebunden sich regen und bewegen! Jeder suche seinen Vortheil auf dem erlaubten Wege, der ihm der nächste zum Ziele dünkt; jeder benutze seine Kräfte in dem Kreise, den ihm seine freie Wahl vorzeichnete. Kein abschreckendes Monopol, kein niederschlagendes Verbot, kein kleinlicher Nothbehelf eingebildeter Besorgnisse, keine Einmischung in die Privat-Industrie durch unnütze Reglements, hindre den Landwirth, den Fabrikanten, den Kaufmann, aus seinem mit Freiheit hervorgebrachten Produkt den größten möglichen Gewinn zu ziehen. Was reichlich gedeihen, was Fruchtbarkeit aller Art

um sich her verbreiten, was zum Flor und zum Glanze des Staates und eben dadurch zur Verherrlichung des Monarchen mitwirken soll — muß den Zwang nicht einmal fürchten, vielweniger fühlen.

Von allem aber, was Fesseln scheut, kann nichts so wenig sie ertragen, als der Gedanke des Menschen. Der Druck, der diesen trifft, ist nicht bloß schädlich, weil er das Gute verhindert, sondern auch, weil er unmittelbar das Böse befördert. Von Religionszwang darf hier die Rede nicht mehr seyn. Er gehört zu den veralteten Uebeln, worüber zu einer Zeit, wo weit eher die gänzliche Entkräftung religiöser Ideen, als ein fanatischer Mißbrauch derselben zu besorgen ist, nur noch seichte Schwätzer declamiren. Mit der Freiheit der Presse verhält es sich anders. Von einer falschen, durch die Zeitumstände wenigstens entschuldigten Ansicht geleitet, könnten hier selbst weisere Männer ein System begünstigen, welches, aus seinem wahren Standpunkte betrachtet, dem Interesse der Regierung nachtheiliger ist, als es je, auch in seiner schlimmsten Ausdehnung, den Rechten des Bürgers werden kann.

Was, ohne alle Rücksicht auf andre Gründe, jedes Gesetz, welches Preßzwang gebietet, ausschließend und peremtorisch verdammt, ist der wesentliche Umstand, daß es, seiner Natur nach, nicht aufrecht erhalten werden kann. Wenn neben einem jeden solchen Gesetze nicht ein wahres Inquisitions-Tribunal wacht, so ist es in unsern Tagen unmöglich, ihm Ansehen zu verschaffen. Die Leichtigkeit, Ideen ins Publikum zu bringen, ist so groß, daß jede Maßregel, die sie beschränken will, vor ihr zum Gespötte wird. Wenn aber Gesetze dieser Art auch nicht wirken, so können sie doch erbittern, und das ist eben das Verderbliche, daß sie erbittern, ohne zu schrecken. Sie reizen gerade diejenigen, gegen welche sie gerichtet sind, zu einem Widerstande, der nicht immer nur glücklich bleibt, sondern am Ende sogar rühmlich wird. Die armseligsten Produkte, denen ihr innrer Gehalt nicht ein Leben von zwei Stunden sichern würde, drängen sich in den Umlauf, weil eine Art von Muth mit ihrer Hervorbringung verknüpft zu seyn scheint. Die nüchternsten Scribenten fangen an für „helle Köpfe" zu gelten, und die feilsten erheben sich auf einmal zu „Märtyrern der Wahrheit." Tausend bösartige Insekten, die Ein Sonnenstrahl der Wahrheit und des Genies verscheucht hätte, schleichen sich jetzt, begünstiget von der Finsterniß, die man ihnen geflissentlich schuf, an die unbewahrten Gemüther des Volkes, und setzen ihr Gift — als wäre es eine verbotne Kostbarkeit — bis auf den letzten Tropfen ab. Das einzige Gegengift — die Produkte der bessern Schriftsteller — verliert seine Kraft, weil der Unterrichtete nur allzuleicht den, welcher von Schranken spricht, mit dem verwechselt, welcher die ungerechten gut heißt.

Nicht also, weil der Staat oder die Menschheit dabei interessirt wäre, ob in diesem von Büchern umfluteten Zeitalter tausend Schriften mehr oder weniger das Licht erblicken, sondern weil Ew. Majestät zu groß sind, um einen fruchtlosen und eben deshalb schädlichen Kampf mit kleinen Gegnern zu kämpfen: — darum sey Preßfreiheit das unwandelbare Prinzip Ihrer Regierung. Für gesetzwidrige Thaten, für Schriften, die den Charakter solcher Thaten anziehen, müsse Jeder verantwortlich, strenge verantwortlich seyn: aber die bloße Meinung finde keinen andern Widersacher, als die entgegengesetzte, und, wenn sie irrig ist, die Wahrheit. Nie kann dies System einem wohlgeordneten Staate Gefahr bereiten, nie hat es einem solchen geschadet! Wo es verderblich wurde, da war die Zerstörung schon vorangegangen, und der gefräßige Schwarm wuchs nur aus der Verwesung hervor!

Wenn dem Bürger eines Staates alles, was zum erlaubten Genuß des Lebens und zur Entwickelung seiner Kräfte gehört, offen steht; wenn er, gegen die Angriffe auswärtiger Feinde geschützt, sein frei gewähltes Gewerbe in ungestörter Ruhe betreiben kann; wenn ihm eine strenge, unparteiische, durch keinen Eingriff der Willkühr gehemmte Rechtsverwaltung die Garantie seines Eigenthums und die beruhigende Aussicht gewährt, daß nie einer seiner Mitbürger mächtiger seyn wird, als die Gesetze; wenn billige, gleichförmige, nach einfachen Grundsätzen geordnete, ohne Druck und Schikane erhobne Abgaben ihm nur so viel von seinen Einkünften entziehen, als zur Erhaltung des Staates erforderlich ist, und eine weise und gewissenhafte Administration die zweckmäßige Verwendung seiner Beiträge verbürgt; wenn keine ungerechte oder übelverstandene Einschränkungen ihn hindern, seine Fähigkeiten, seine Kenntnisse, sein Vermögen, nach eigner Neigung und Einsicht, nach der Idee, die er selbst von seinem Vortheile hat, zu benutzen; wenn er überdies seine Gedanken über alles, was ihn umgibt, vortragen, und seinen Zeitgenossen sogar seine Irrthümer und seine Grillen mittheilen darf; wenn endlich die Regierung die edle Bereitwilligkeit, das, was noch in der Organisation des Staates fehlerhaft seyn mögte, zu verbessern, durch Thaten darlegt: — dann ist alles erschöpft, was der Mensch in der bürgerlichen Gesellschaft suchte. Die Vereinigung dieser Güter, aber auch nur die Vereinigung derselben, füllt die ganze Sphäre der Wünsche und Erwartungen eines vernünftigen Wesens aus. Die, welche lehren mögten, daß es mit „etwas weniger" gethan sey, sind geheime Bundes-Genossen, oder unbewußte Mitarbeiter derer, welche mehr verlangen. Wer aber mehr verlangt, ist ein Feind der Ordnung, des Friedens, der mühsam erworbnen Schätze einer langen Cultur, ein Feind der fortschreitenden Vervollkommnung des Menschen, — ein Feind Ew. Majestät und des Vaterlandes!

Der Inbegriff dieser Güter ist die bürgerliche Freiheit, die unter einer monarchischen Verfassung bis zu ihrer höchsten Reife gedeihen kann. Was jenseits derselben liegt — davon trennen uns fürchterliche Abgründe, undurchdringliche Nächte, das grauenvolle Chaos allgemeiner Zerrüttung, das Interregnum aller sittlichen Grundsätze, ein wüster Schauplatz von Trümmern, Thränen und Blut! — Mehr als ein unglückliches Volk ist vor unsern Augen in diesen bodenlosen Schlund gestürzt, und hat mit einer Masse von Elend, worunter die Einbildungskraft erliegt, die Fehler seiner Regierung, oder die Schuld seiner eignen Thorheiten gebüßt. Vor diesem letzten und größten aller Uebel wird uns auf immer Preußens guter Genius bewahren; so lange Ew. Majestät uns beherrschen, ist jede Besorgniß fern; ein unumwölkter Himmel verkündigt den seligsten Tag. Von einer weitverbreiteten Gährung unberührt, in einem rings umher tobenden Sturme aufrecht zu bleiben, ist wahrlich kein kleiner Gewinn: dies stille Glück bewirkt, dies stille Glück bewahrt zu haben, wird von nun an der höchste Genuß, der höchste Triumph im Leben eines guten Königes seyn.

Möge das schönste Loos, das je einem Monarchen zu Theil ward, Ew. Majestät beschieden seyn! Mögen günstige Sterne jedes Uebel abwenden, welches die Weisheit nicht vorhersehen, oder besiegen konnte! Möge, wie Ew. Majestät Privatleben aller stillen und häuslichen Tugenden reinstes Vorbild, der Sammelplatz aller häuslichen Glückseligkeiten war, so der balsamische Friede, der um große Gemüther schwebt, sich auf den glücklichen Fürsten eines glücklichen Volkes herabsenken! Möge die Erhabne Prinzessin, der alle Herzen entgegen wallten, als der erste Glanz Ihrer entzückenden Herrlichkeit über dem Horizonte dieses Reiches aufging, die volle Erndte goldner Früchte theilen, die Ew. Majestät an dem edeln Stamme der allgemeinen Wohlfahrt entgegen reift! Möge eine so reizende Laufbahn ein fernes Ziel — für unsre Wünsche nie fern genug, — beschließen! Möge, wenn einst dieses Ziel erreicht werden muß, Ew. Majestät angebeteter Name, mit Friedrich's Namen vermählt, zur glorreichen Unsterblichkeit wandeln!

August Samuel Gerber

als Schriftsteller Doro Caro genannt, ward am 3. August 1766 in Danzig geboren, studirte auf der Universität zu Königsberg Theologie und ward 1790 Oberlehrer am Collegium Fridericianum daselbst, 1798 aber Prediger zu St. Lorenz und 1815 zu Wargen, wo er am 27. April 1821 starb. —

Er gab heraus:

Preußische Blumenlese für 1793 (gemeinschaftlich mit J. D. Funk). Königsberg, 1793 in 12.

Novellen. Breslau und Leipzig, 1795—1797. 3 Thle.

Neue Novellen. Breslau, 1803. 1r. Th.

Chr. Täges Lebensgeschichte. Königsberg, 1804.

Mährchen und Erzählungen. Riga, 1809.

Ovids Schicksale während seiner Verbannung, Riga, 1809.

Neueste Novellen. Leipzig, 1819.

Ein anmuthiger Erzähler, der, mit hübscher Erfindungsgabe ausgestattet, seine Stoffe gut zu wählen und anziehend vorzutragen verstand. —

Das Intelligenzblatt. *)

Der Amtmann Flurau war Besitzer eines Gutes, das, an einen Fremden verpachtet, dennoch soviel abwarf, um seinem Herrn ein anständiges und gemächliches Leben zu verschaffen. Er selbst, noch in der Blüthe seines Lebens, noch kaum erst ein Paar Jahre von Universitäten zurück, hatte sich den Titel eines Fürstlichen Amtmannes gekauft und wirthschaftete mit seiner Schwester, einem guten, fleißigen, und dem ländlichen Leben enthusiastisch ergebenen Mädchen, auf seinem ererbten Gute in weiser Eingezogenheit. Das Studium der Litteratur, und der Genuß schuldloser Freuden, welche die, in der Gegend seines Gutes vorzüglich reizende, Natur ihm darbot, war seine einzige Beschäftigung; denn er konnte der Landwirthschaft, eine etwanige periodische Bearbeitung seines Gartens ausgenommen, den Reiz nicht abgewinnen, den seine Schwester daran fand.

Die beiden Geschwister liebten sich auf eine zärtliche Weise. Jedes von ihnen wußte, wie viel der andere zu seinem Glück und Freuden beitrüge, und fand also darin eine hohe Verpflichtung, dem andern, durch ein zuvorkommendes liebevolles Betragen, ganz das zu werden, was er ihm war. Von dieser ihrer zärtlichen Liebe gegen einander, waren beide nicht gesonnen, sich durch eine Heyrath jemahls zu trennen. Flurau hielt es für unwahrscheinlich, ein so gutes Weib einmal zu bekommen; als seine Schwester war, und Minchen glaubte, daß es keinen besseren Mann in der Welt geben könne, als ihren Bruder. Würklich hatten sie in Absicht auf die Menschen, die ihnen bisher aufgestoßen waren, völlig Recht. Aber da ihr Vorurtheil zu allgemein war, so sollte die Natur an ihnen sich rächen.

Flurau war ein passionirter Fußgänger. Einige Meilen in der Gegend war kein Bach, keine Flur, kein Fußsteig, den er nicht zu Fuße bewandert hätte. Seine Nachbarn besuchte er auf die nehmliche Art, und fuhr nur alsdann, wenn seine Schwester irgend wohin mit wollte. Einer dieser Spaziergänge zu Fuß ward Veranlassung zu sehr wichtigen Veränderungen für ihn.

Es war ein schöner heiterer Tag im späten Mai, der erste seit einigen Wochen, der auf eine kalte unfreundliche nasse Witterung folgte. Ihn entschloß er sich zu genießen, und den Pfarrer in Grünfelde zu besuchen, der ehedem sein academischer Freund, und jetzt sein häufigster Umgang war. Der Ort lag ohngefähr anderthalb Meilen von seinem Güthchen entfernt. Mit der frühen Sonne wanderte er aus, um seinen Freund noch beim Morgencaffee zu überraschen. Seine Schwester geleitete ihn bis an die Brücke über den Forellenbach, wo dieser eine vom Wohnhause herablaufende Lindenallee durchschneidet, und dann an der östlichen Seite des Gartens sich fortwindet. Ein schönes Paar, das einem Dischbein sitzen müßte, wenn er edle Einfachheit mahlen will. *) Beide höchst simpel gekleidet, er in einem schlichten braunen Frak, mit abgeschnittenem um den Nakken sich kunstlos ringelndem Haar, und einem runden Hute, der auf den oberen Theil seines Gesichtes ein gewisses Helldunkel warf, welches das brennende Feuer seiner großen schönen blauen Augen milderte. Sie, eine edle Form, in die Farbe der Unschuld gehüllt, mit eben so ungeschmücktem, natürlich wallendem Haare. Bei beiden eine Reinlichkeit im Anzuge, die an Eigensinn grenzte, aber um so mehr ihre natürliche Schöne erhob. — Izt waren sie am Scheidewege, Minna trennte sich von ihrem Bruder mit einem schwesterlichen Kusse, und hüpfte dann in ihre Wohnung zurück, um ihrem Hünervolk die gewohnte Morgenspeise zu bringen.

Flurau schritt rasch vorwärts, ohnerachtet der noch etwas schlüpfrige Fußsteig das Gehen erschwerte, und sein Weg eine Reihe von Hügeln immer höher hinanging. Ein seliger Genuß für unsern Flurau, der so empfänglich für Naturfreuden war, nach einer Reihe trüber Tage izt wieder in der erwärmten und erheiterten Luft wallen, und die tausend Schönheiten, die rund um ihn sich entwikkelten, mit starken Zügen einsaugen zu können. Nichts geht über einen Genuß der Art, wenn wir freien Sinnes dazu genug haben.

Eine Meile hatte er izt zurück gelegt, und damit zugleich die höchste Spizze seines Weges erreicht. Jezt senkte sich dieser auf der andern Seite wieder allmählig nieder, und in der Ferne zeigte sich in einem dunkeln Lindengebüsche die Thurmspizze von Grünfelde. Noch stand Flurau oben, und beschaute das reizende Gemählde, das vor ihm ausgebreitet lag, mit einem Vergnügen, als ob er es zum ersten mahle erblickte; da flog ihm schleunigst ein Cabriolet entgegen, das in vollem Zuge den Hügel hinan fuhr. Jezt war es oben, die raschen Pferde gleiten auf dem schlüpfrigen Wege, und verscheuen sich. Der Fuhrmann, der sie in den Weg zu lenken sucht, beachtet einen Stein nicht, der an demselben lag, und das Vorderrad geht auch glüklich, wiewohl mit beträchtlicher Emporhebung des Cabriolets herüber. Jezt hob sich das Hinterrad, die Pferde gleiten und springen von neuem, dadurch wird das Fahrzeug zu hoch gebracht und — schlägt um.

Erschrocken sprang Flurau hinzu, um dem heraus stürzenden Fremden zu helfen. Es war ein junger Mann und ein junges Frauenzimmer. Flurau eilte diesem, als dem schwächeren Theil zu Hülfe, und hob es auf. Das Mädchen, bleich vor Schrecken und zitternd an allen Gliedern, hob ihre schönen Augen dankbar zum dienstfertigen Fremdlinge auf. Nie noch hatte Flurau in schönere Augen gesehen. Elektrisch theilte ihr Zittern ihm sich mit. Unwillkührlich und sanft drükte er sie an seinen Busen, und fragte mit unaussprechlicher Theilnahme, aber halbgebrochner leiser Stimme, ob sie Schaden gelitten hätte? Nein, antwortete sie ihm mit einer reizenden Stimme, und wandte bescheiden ihre Augen von ihm weg, als ob sein Anblick sie blendete: Jezt erst ward Flurau das Unschikliche gewahr, daß er sie noch in seinen Armen halte, und trat mit Achtung einige Schritte zurück.

Unterdessen hatte der junge Mann sich mit größerer Mühe empor gearbeitet, und hielt nun eine pathetische Standrede seiner Unvorsichtigkeit, denn er hatte selbst gefahren. Dann fing er an, die verschiedenen Kleinigkeiten aufzulesen, die aus der umgestürzten und aufgesprungenen Kelle herausgeflogen waren, während das Frauenzimmer ihren Anzug in Ordnung brachte. Flurau half dem Fremden treulich, wandte aber seine Augen oft und unwillkührlich auf seine errettete Schöne, die dann jedesmahl ihre Blicke niederschlug, weil auch sie den schönen Mann verstohlen angeblickt hatte. In einer kleinen halben Stunde war alles wieder in Ordnung, und die beiden Reisenden saßen in ihrem Cabriolet. Flurau hatte dem Mädchen in den Wagen geholfen. Ihm deuchte, ihre schöne Hand, die er beim Abschiede küßte, habe leise und unvermerklich die seinige gedrükt. Eine leichte Röthe überflog sein Gesicht und sein Herz klopfte lauter. Er wollte sprechen, aber seine Stimme versagte. „Nehmen Sie unsern herzlichsten Dank, erhob izt der junge Mann, indem er die Zügel faßte und die Peitsche schwang, und sagen Sie mir, wem wir — Hier sprangen die Pferde auf, die den Schatten der geschwungenen Peitsche sahen und rissen vorwärts. Das weitere hörte Flurau nicht mehr. Das Cabriolet entfernte sich zu schnell, und er sah nur noch die schöne Hand des Mädchens, die ihm zum Wagen hinaus ein Lebewohl zuschwenkte.

„Wenn sie doch nur keinen Schaden nähme," rief Flurau halb leise aus, und sah den Wegfahrenden mit einer gewissen Aengstlichkeit nach, die jedem, der ihn gesehen hätte, seinen dermahligen Seelenzustand verrathen haben würde. Schon längst hatte der Wagen sich in der Ferne verlohren, noch immer ruhten seine Augen auf der Spur, die er zurückließ. Endlich löste sich sein lethargisches Starren in die Ferne in einen Seufzer auf, er kehrte sich um und ging nachdenkend und langsam den Hügel herab nach Grünfelde zu.

Sein Freund, der Pfarrer, fand ihn heute ungewöhnlich zerstreut, und unterweilen sehr ernsthaft, und nur erst spät gelang es ihm, seinen Gast einigermaßen ins alte Gleiß zu bringen. Aber nun verfiel er ins andre Extrem. Er ward munterer, als er irgend zu seyn pflegte, und verrieth eine gewisse lustige Unruhe, die ihn nirgends an einer Stelle, oder bei einem Gespräche lange weilen ließ. Die Sonne stand auch noch hoch am Horizonte, als er schon seinen Stab ergriff, und ohne seinen frühen Abschied gehörig und glaubwürdig zu begründen, nach Hause eilte.

Rascher als je stieg er den Hügel hinan. Es schien, als ob er sonst etwas wichtiges versäumen würde. Aber kaum hatte er die Spitze erreicht, so setzte er sich nieder, und labte sich an den Bildern der Vergangenheit. Vor seiner Seele gingen alle die Situationen vorüber, in denen er das liebe Geschöpf, das nun sein ganzes Wesen erfüllte, heute morgen gesehen hatte: Endlich schien es, als ob der Verstand sein Herz überraschte, der Gedanke, daß er sich hier in kindische Träume verliere, daß jenes Frauenzimmer vielleicht Weib und ihm überall unbekannt sey, überflügelte sein Gesicht mit einer leichten Schaamröthe: er sprang auf und ging mit einer Schnelle in seine Heimath, als ob er sich überreden wollte, er hätte sein Herz völlig unter die Fesseln des Verstandes gefangen genommen.

Aber warum erwiederte er den herzlichen Gruß seiner Schwester zu Hause nicht eben so herzlich, warum kam sie ihm gerade heute so gar bekannt, so alltäglich vor, Warum? Das Herz in seinen Fesseln spottete über den prahlerischen Sieger, und gab deutlich zu verstehen, daß es in Minna nicht mehr das Ideal weiblicher Vollkommenheit erblicke, sondern ein reizenderes Ideal gefunden habe.

Minna n entging die wichtige Veränderung nicht, die mit

*) Aus: Novellen von Doro Caro. Bresl. u. Leipz. 1795.

**) Als der Verf. diese Stelle schrieb, lebte der vortreffliche Künstler noch.

ihrem Bruder vorgegangen war. Wir überlassen es ihr, mit weiblicher Feinheit ihrem Bruder das Geheimniß zu entlocken, das wir nun schon wissen, und sehen uns nach dem Cabriolet um.

Schwester und Bruder waren es, die in demselben fuhren, ein Paar, das mit dem Flurauischen viele Aehnlichkeit hatte. Auch er war ein junger Oeconom, der nur erst kürzlich nach dem Tode seiner Eltern eine Pacht weitläuftiger Fürstlicher Güter übernommen hatte, die bis dahin sein Vater verwaltete. — Thermer, so hieß er, war ganz der Mann dazu. Von seiner frühesten Jugend an unter den Augen eines erfahrnen Vaters zur Landwirthschaft erzogen, hatte er sich mit allen Theilen derselben so bekannt gemacht, und eine so große Liebe zu Beschäftigungen der Art gefaßt, daß nicht leicht ein Mann schicklicher seine Stelle bekleidete, als eben er. Aus dem Grunde erhielt er die fürstlichen Güter auch in dem Flor, in welchem sie sein Vater hinterließ, ja er vermehrte ihn zusehends, so wie sein eigenes Privatvermögen, ohne, als ein ehrlicher Mann, dem Vortheil seines Herrn Abbruch zu thun. Dabei hatte er eine edle Figur, und wenn sein Geist gleich nicht die wissenschaftliche Bildung Flurau's hatte, so war er doch völlig gesund und im Umgange ein Mann, dem seine fein gebildete Schwester Gefälligkeit und Annehmlichkeit zu geben gewußt hatte.

Diese seine Schwester Elise, konnte mit Recht zu den ersten Schönheiten gerechnet werden, und zwar zu der Classe, bei welcher sich ein in jeder Rücksicht ausgebildeter Verstand, ein völlig unverdorbenes und gutmüthiges Herz, so wie ein Hang zu froher unschuldiger Laune in jeder Mine zu Tage legt. Sie hatte eine städtische Erziehung genossen, alle Künste ihres Geschlechtes gelernt, und war vielleicht in jeder derselben Meisterin. Daher sympathesirte sie, an den feinern Genuß des Lebens gewöhnt, auch nicht ganz mit ihrem Bruder, und wünschte sich wenigstens dereinst in eine Lage, wo sie nicht so sehr an die gröbern Geschäfte der Landöconomie gebunden wäre, und in dem Umgange mit Menschen, die durch Wissenschaften und Geschmack ihre Gefühle bis auf den von ihr gewünschten Grad verfeinert hätten, Befriedigung für die höheren Bedürfnisse ihres Geistes finden könnte. Thermer hingegen sehnte sich nach einer Frau, die zwar mit den der Weiblichkeit eigenthümlichen Reizen geschmückt, sein Leben ihm versüßen könnte, aber auch mit landwirthschaftlichen Kenntnissen und Vorliebe zu seiner Lebensart ausgerüstet, die Lasten derselben ihm tragen helfen sollte. Das Umwerfen des Cabriolets sollte, wenigstens in Elisen, diese Wünsche noch reger machen.

Beyde waren in der Gegend von Grünfelde auf einem Gute gewesen, das ihr Fürst kaufen wollte, und über welches Thermer nach genauer Besichtigung einen Bericht abzustatten Befehl erhalten hatte. Auf dem Rückwege nach ihrer Heymath, die von Flurau's Wohnung sechs Meilen entfernt war, warfen sie mit ihrem Cabriolet, wie oben erzählt worden ist, um.

Weiber sehen scharf und schnell, besonders wenn ein Gegenstand sie interessirt. Elise gelangte mit wenigen Blicken zu einer genaueren Kenntniß Flurau's, als er von ihr bekommen konnte. Freilich gehörte auch dieses mahl kein großer Scharfblick dazu, in Flurau einen edlen Mann gewahr zu werden, dessen Geist unmöglich von gemeiner Bildung seyn konnte. Aber Elise sah noch mehr, sie sah, daß auch sie auf diesen Fremdling Eindruck mache, kein Wunder also, wenn sie hier ein Ideal gefunden zu haben glaubte, das sie bisher blos in ihrem Herzen herumgetragen hatte. Aber leider ist das eine Wahrnehmung, die, wenn sie sich nur darbietet, mit einem merklichen Verluste der Ruhe unseres Herzens verbunden ist.

Diesen fühlte Elise sehr bald, fühlte ihn bei ihrer Heimfarth, beim Eintritt in ihre Wohnung, bei allen Geschäften, die sie unternahm. Nun schien ihr nichts unverzeihlicher zu seyn, als, von ihren Empfindungen überrascht, mit der Erkundigung nach dem Stande und der Wohnung des Fremden so lange gewartet zu haben, bis der erstgemeldete Umstand es unmöglich machte. Und sie wünschte doch jetzt so unaussprechlich, den Mann näher kennen zu lernen, an dem beym ersten Anblick ihr Herz so hohen Antheil nahm, und der selbst auch für sie sich so sichtbar zu interessiren schien. Den nämlichen Vorwurf machte sich Flurau.

Indessen war es einmal versehen, das beste war jetzt, es entweder dem guten Glück zu überlassen, ob dieses beide wieder zusammen bringen würde, oder überhaupt den Gedanken an einander völlig aufzugeben. Das letzte zogen beide vor, beide repetirten sich im Stillen das Gesetz aus dem Codex der Weltklugheit: Man muß eine Neigung in ihrem Aufkeimen unterdrücken, deren Befriedigung so unsäglichen Hindernissen unterworfen ist, und beide legten sich den ersten Abend mit dem feyerlichen Entschlusse zu Bette, einander vergessen zu wollen.

Aber Flurau hätte nicht von Elisen, und Elise nicht von Flurau träumen, und beide sich nicht der erste Gedanke beim Erwachen seyn müssen. Die Natur hatte einen entscheidenden Sieg über ihre Herzen davon getragen, und ihre gegenseitigen Bilder zu tief und zu unauslöschlich in ihre Seelen geprägt. Alle Versuche, sich einander zu vergessen, waren ohnmächtige Auflehnungen gegen die Allgewalt der Liebe.

Elise verlor ihre muntere Laune, und Flurau ward ungewöhnlich tiefsinnig. Beide fanden an Schwester und Bruder nicht mehr die ehemalige Unterhaltung, suchten sie nicht mehr wie sonst auf, ja! gestanden sich oft heimlich mit Erröthen, ihnen geflissentlich aus dem Wege gegangen zu seyn. Eine einsame Stelle im Garten oder im Walde ward ihr öfterer Aufenthalt, ihre Beschäftigung die Lectüre eines Lieblingsdichters. Aber jetzt, gerade jetzt glaubten sie wehe in diesen Gedichten kein besonderer Geist. Die Gedanken schienen ihnen alltäglich, die Worte matt, der Versbau gezwungen; ja oft warfen sie unwillig das schuldlose Buch hin und schalten es Bombast und Schwulst: Warum? — Elisens und Flurau's Bild schwebten wie ein unsichtbarer Geist über den Buchstaben, und ob sie drey oder viermal die nehmliche Stelle überlasen, sie verstanden sie doch nicht. Unbefriedigte Liebe ist zänkisch, und da mußte dann der gute Dichter ihre Unlaunen aushalten.

„Bruder, du wirst ein Träumer," sagte Minna und drückte ihm zärtlich die Hand. Stillschweigend erwiederte Flurau den Druck, und — träumte fort.

„Elise, deine wirthschaftlichen Geschäfte bleiben auch ganz liegen," sagte Thermer, zwar sanft, aber doch ernst, und Elise ging nachdenkend in den Keller, und zog den Wein auf — Bierbouteillen ab.

Das ewige Denken an den, den ihre Seele liebte, die immerwährende Beschäftigung mit ihm, die stete Wiederholung jedes Zuges, jeder Miene, jeder Bewegung, die beide gegenseitig an einander bemerkt und so unauslöschlich sich eingeprägt hatten; alles dieses machte den Versuch von dieser Liebe sie zu heilen unmöglich. Gesellschaften und Zerstreuungen bewürkten gerade das Gegentheil. In jenen fanden sie immer den außerordentlichen Abstand der gegenwärtigen Personen von dem Abgotte ihres Herzens, und diese wurden ihnen unerträglich, weil das unsichtbare Phantom der Liebe sie immer umschwebte, und doch nicht sichtbar zugegen war.

„Wenn ich nur wüßte, sagte Thermer scherzend, wer dein Ritter von der traurigen Gestalt ist? Da Herr! würde ich sagen, mach er mir das Mädchen wieder klug, und nehm er sie als sein Weib nach Hause, wenn ers mag." — Elise hob ihre schönen Augen schüchtern zum Bruder empor und ließ eine hervorquellende Thräne blicken.

„Es muß ein reizendes Mädchen seyn, deine Schöne, sprach Minna enthusiastisch. O! wenn ich sie doch kennte; liebes Mädchen, würde ich schmeichelnd zu ihr sagen, mein Bruder ist gar zu gut. Liebe ihn doch, wie er dich liebt, ich will dich auch zärtlich lieben und du sollst meine gute Schwester seyn." Schwärmerin, sagte Flurau strafend, und stand schnell auf, um seine naß werdenden Augen zu verbergen.

Mehr wie je durchstreifte jetzt Flurau die Gegend umher, um Kundschaft von seiner schönen Unbekannten zu erhalten, und Thermer mahlte einem jeden, mit dem er sprach, so gut er konnte, das Bild Flurau's ab, um diesem auf die Spur zu kommen; aber dort wie hier liefen alle Versuche fruchtlos ab.

An einem schönen heiteren Frühlingsmorgen, als eben erst der Thau von der aufgegangenen Sonne abduftete, saß Thermer mit seiner Schwester unter den Linden vor seinem Hause und tranken Caffee, Elise mit stillem in sanfte Schwermuth getünchtem Blick auf ihr Strickzeug, Thermer mit großer Geistesruhe den Rauch aus seiner Pfeife abdampfend, und Zeitungen, die eben angekommen waren, lesend. Er hatte schon aus den politischen Zeitungen die Welthändel seinem Geiste der Reihe nach vorbeypassiren lassen, als er nach dem Intelligenzblatt der Provinz griff. Kaum that er einige flüchtige Blicke auf dasselbe, so legte er die Pfeife weg und lachte herzlich und anhaltend. „Schwester," sagte er zu Elisen, die mit schwermüthigem Lächeln zu ihm emporblickte, „Schwester, ich habe einen närrischen Einfall, auf den das Intelligenzblatt mich bringt."

„Nun?"

„Es schreibt hier jemand, er habe an dem und dem Dato beym Wechseln der Postwagen in D. auf dem Posthause einen jungen Reisenden gesehen, mit dem er jetzt eines wichtigen Vorfalls wegen nothwendig Rücksprache nehmen müßte. Er bitte also sich ihm zu entdecken, damit er in eine nothwendige Correspondenz mit ihm treten könne." Elisens schöne große Augen vergrößerten sich merklich, ihr Busen stieg und fiel unruhiger. —

„Nun?" —

„Wir rufen auf nehmliche Art unsern schönen Unbekannten. Er wird doch so artig seyn und kommen, und dann, Schwester, ist es deine Sache, ihn mit den Fesseln der Liebe zu binden, daß er uns nicht wieder entwische."

„Um Gotteswillen nein, sagte Elise erschrocken, stand auf, und faßte unwillkührlich die Hand des Bruders, als ob dieser schon schriebe und sie ihn zurückhalten wollte.

„Sey keine Thörin, Schwester! erwiederte Thermer ernsthaft, es ist nicht ein vorübergehender Gedanke bei mir, es ist reifender Entschluß. Und warum nicht? Ich wage nichts für unsere beiderseitige Ehre, und du kannst dabei gewinnen."

Und wenn er käme, sagte Elise wehmüthig, und die arme Elise ihm gleichgültig wäre, er vielleicht gar unsere List durchschauete: und wir in seinen Augen verächtlich würden? Oder wenn er käme und brächte ein schönes, junges Weib mit und ich müßte immer das triumphirende Uebergewicht sehen, das dieses glückliche Weib durch den Besitz eines solchen Mannes vor mir hätte, wie dann, Bruder, wie dann?"

Thermer schaute sie starr und ernsthaft an.

„Ich müßte noch obenein die gefällige Wirthin spielen, und fröhliche Heiterkeit auf dem Gesichte lügen, während mein Herz mit Unmuth und Gram so voll, so voll belastet wäre. Und wenn er dann weg wäre, jeden Trost, jede Hoffnung auf immer mit sich genommen hätte, Bruder, dann wäre ich für dich und deine Wirthschaft, Bruder, dann wäre ich für die Welt auf immer verlohren!" — Sie sprang auf, umarmte heftig ihren Bruder, drückte ihr Gesicht an seine Brust und weinte reichliche Thränen an derselben.

Thränen erleichtern. Sind sie abgeweint, so schleicht sich oft ein Lichtstrahl sanfter Hoffnung in das Herz, das vorher in der dunkeln Nacht der Verzweifelung begraben lag. Elise richtete sich auf, und schon glänzte mitten in ihren noch nassen Augen eine Heiterkeit, wie wenn die Sonne durch eine Regenwolke bricht.

„Doch, Bruder, doch, sagte sie, könntest du meinen Verstand so leicht überzeugen, wie mein Herz dir zu folgen bereit ist, ich würde in deinen Vorschlag willigen. Denk ich seines Blickes, seines sanften Händedruckes, des Hinstarrens nach mir, des unveränderten Schauens auf unsern Wagen, als wir wegfuhren, o dann sagt mir mein Herz: er ist noch frei, und könnte vielleicht mich lieben.

Thermer benutzte klüglich diese Stimmung seiner Schwester, und da er einmal, vielleicht aus Autorliebe, seine Gedanken nicht aufgeben wollte, so schläferte er mit Gründen mancher Art die jungfräuliche Bedenklichkeit Elisens ein, und diese gab endlich, wie wohl mit heftig klopfendem Herzen und zitternder Stimme ihre Einwilligung zu seinem Vorhaben.

„Aber das Wichtigste noch, sagte sie, unter welchem scheinbaren Vorwande können wir ihn wohl rufen, ohne ihm verdächtig zu werden?"

„Kleinigkeit, antwortete Thermer. Noch weiß ich freilich selbst nichts, aber wenn er erst hier ist, dann wird sichs finden. Vielleicht habe ich dann beym Umwerfen mit dem Wagen eine Brieftasche voll wichtiger Papiere verloren, die er etwa gefunden haben könnte oder dergleichen. Wahrlich, Schwester, das soll mir die wenigste Sorge machen! denn ich wenigstens, setzte er schalkhaft und bedeutend hinzu, werde bei seiner Anwesenheit die Gegenwart des Geistes nicht verlieren.

Thermer ging jetzt an seine Geschäfte und Elise suchte sich ein einsames Plätzchen am Erlenteich, verlor sich in Träumereyen und harrte mit pochendem Herzen der Dinge, die da kommen sollten.

„Nun, Schwester, warlich du bist ausgelassen, sagte Flurau ernst und mit großen Augen, als München spornstreichs und mit Papieren in der Hand in seine Studirstube stürzte und ihm eiligst Feder und Tinte wegriß. Er hatte sich eben den seligsten Empfindungen überlassen und wurde etwas unsanft in denselben gestört. Komisch ernsthaft und mit geschäftiger Eile antwortete München. „In der Welt wechselt es wunderlich. Die Männer von hoher Thatkraft träumen und die tändelnden Mädchen handeln." Und damit war sie zur Studenthüre hinaus.

Elise harrte der wichtigen Catastrophe, die das Drama der Liebe beendigen sollte, mit klopfendem Herzen. Langsam schlich ihr am Tage die Zeit hin, und doch, wenn sie nach selig verträumter Nacht am nächsten Morgen erwachte, so erschrack sie, um einen ganzen Tag dem entscheidenden Punkte näher gekommen zu seyn. Am vierten Morgen, als dem Posttage, der das Intelligenzblatt ihr brachte, saß sie unruhig am Coffeetisch und zankte in ihrem Herzen mit der ungalanten Post, die so lange ausblieb. Gute Elise, die Post blieb nicht eine Viertelstunde länger aus, nur du hattest den Coffee diesmal eine Stunde zu früh auftragen lassen.

Jetzt ist sie da! Lächelnd entsiegelt der Bruder das Paket, und greift, wie billig, zuerst nach dem Intelligenzblatte. Elise stellte sich hinter seinen Stuhl, umschlang nachlässig mit ihrer Linken seinen Nacken, hielt mit der Rechten das pochende Herz und getraute sich kaum, über seine Schultern einen furchtsamen Blick in die Zeitung zu wagen.

Ein Blick auf das Blatt und es fängt sie an zu schwindeln, und ohnmächtig sinkt sie an dem Stuhl des Bruders hinab. Dieser ward es nicht eher gewahr, bis er nach einem lauten schallenden Gelächter zum erstenmahle zu sich selbst kam. Erschrocken springt er ihr zu Hülfe

Auch Flurau hatte die Zeitungen erhalten. Er stierte gedankenvoll auf den Hamburger Correspondenten, und fand ihn heute äußerst langweilig und ennüyant, München nahm indessen das Intelligenzblatt, und kaum hatte sie es aus einander geschlagen, so brach sie, das sittsam bescheidene München, in ein Gelächter aus, das an Ausgelassenheit grenzte.

Wenn man selbst nicht wohl gelaunt ist, so macht das herzliche Lachen eines anderen uns leicht mürrischer. Es verdrießt uns, daß jemand so sehr viel froher ist, als wir. Halb ärgerlich, aber doch gutmüthig sanft, fragte Flurau seine Schwester, ob sie denn nicht bald enden werde?

München wollte sich zwingen, und fing an zu erzählen, aber jedes Wort wurde Reiz zu neuem Lachen, und bald lachte Flurau mit, ohne zu wissen worüber. Endlich endigte sie mit großen hellen Thränen, die die Anstrengung ihr erpreßt hatte.

„Bruder, sagte sie, wenn ich dir mit diesem Blatte den Nahmen und die Liebe deines Mädchens zugleich verschafft hätte, würdest du dann mir verzeihen, daß ich hinter deinem Rücken etwas that, wovon du nichts wußtest?"

Flurau glotzte sie mit weit aufgerissenen Augen an. Wirklich ist dies das passendste Wort für unsern Blick, wenn wir etwas hören, das wir durchaus nicht begreifen können.

„Noch einmal, Bruder, wenn hier in diesem Intelligenzblatte ganz offenbar gedruckt stände:"

„Ich N. N. die Schwester des Amtmanns Thermer, liebe den Amtmann Flurau unaussprechlich, und wünsche ihn zu meinem Gemahl," würdest du mir denn einen selbst gewagten Schritt verzeihen?

Begreiflich verstand Flurau diese Worte noch weniger, und starrte sie noch erstaunter an. Jetzt sprang er auf und griff hastig nach dem Blatte.

„Nein! rief München schäckernd, erst müssen die Friedensartikel geschlossen werden."

„Nun ja denn, ja denn, sagte Flurau ungeduldig. Es sey dir alles verziehen." — Jetzt erhielt er das Blatt.

Er las und las, und traute seinen Augen nicht und rieb sie, und schaute abwechselnd, aber stumm, bald seine Schwester, bald das Blatt an.

Kein Wunder, daß er staunte. Er fand gleich auf dem ersten Blatte zwei Avertissemente, die fast von Wort zu Wort gleichlautend waren. Das erste hieß:

„Der Amtmann Thermer in Neuhof bei M. wünscht einen jungen Mann kennen zu lernen, der ihm bei Umwerfung eines Wagens auf dem Wege von Grünfelde nach Altenbach zuvorkommende Gefälligkeit erwieß. Er hat mit demselben über etwas Wichtiges Rücksprache zu nehmen."

Und gleich darunter:

„Der Amtmann Flurau in Altenbach bei M. wünscht einen jungen Mann näher kennen zu lernen, mit dem er bei Umwerfung seines Wagens auf dem Wege von Grünfelde nach seinem Gute Altenbach Bekanntschaft zu machen Gelegenheit hatte, indem er selbigem etwas Wichtiges entdecken muß."

Langsam legte Flurau das Blatt hin und sah seine Schwester ernst und fest an. „Ich soll dir verzeihen, München! verzeihen, daß du meine Ehre so fürchterlich auf das Spiel gesetzt und mich dem Gelächter unsrer Nachbaren Preis gegeben hast!"

„Ey! wie hypochondrisch dich die Liebe macht, Bruder. So peinlich müssen doch Thermers nicht gedacht haben, als sie ein ähnliches Avertissement abdrucken ließen."

„Wie so? können sie nicht wirklich etwas Wichtiges mir zu sagen haben? O ich erschrecke, wenn sie vielleicht in wenigen Stunden hier sind, mir ihr Gesuch anbringen, das meinige verlangen und ich wie ein Knabe vor ihnen stehe und nichts antworten kann!"

„Dafür ist gesorgt, antwortete München geschäftig. Sieh! hier habe ich ein Kästchen, und darinnen die Juwelen unserer seligen Mutter. Das nimmst du, zeigst es ihnen und sagst, du habest es noch den nehmlichen Abend ohnweit der Stelle gefunden, wo beide umgeworfen hätten. Und damit bist du auf jeden Fall aus der Schlinge."

Flurau's Gesicht heiterte sich zusehends auf.

„Und wirklich, fuhr München enthusiastisch fort, mein Herz sagt es mir, in Thermers Aufruf spricht so gut die Liebe, wie sie in dem spricht, welches ich in deinem Namen verfertigte und heimlich auf das Adreß-Comptoir in die Stadt schickte. Oder hast du es mir nicht schon mehr als hundertmal erzählt, wie sanft und liebevoll dir das Mädchen begegnet sey; daß sie deinem sie umfassenden Arm nur leise widerstrebet, beim Abschied dir lange nachgesehen, und noch aus der Ferne her mit

ihrer niedlichen Hand dir zugewinkt habe? Gewiß ich verwette alles in der Welt, wenn nicht die Geschichte deines Mädchens von der ersten Bekanntschaft bis zu diesem Avertissement der deinigen bis auf den kleinsten Seufzer und das leiseste Ach! ähnlich ist."

Flurau fiel versöhnt und beruhigt seiner Schwester in die Arme.

Mehr Mühe kostete es Thermern, seine Elise zu beruhigen. Ihre natürliche feine Gefühle waren, seit sie liebte, um ein großes geschärft worden. So sehr ihr der Gedanke schmeichelte, daß Flurau gewiß aus den nehmlichen Gründen, wie sie, nach ihrer Bekanntschaft strebe, so sehr erschrack sie doch vor dem Gedanken, die weibliche Delikatesse beleidiget zu haben, und vor der Möglichkeit, ihrem Flurau dadurch gleichgültiger werden zu können. Ueberdieß hatte ihre Liebe sie schüchtern und furchtsam gemacht. Aber doch gelang es endlich ihrem Bruder, dem keine Leidenschaft die Wahrheit entstellte, und der die Sache, wie sie itzt lag, in ihrem natürlichen Lichte sah, zwar nur allmälig, aber endlich doch auch ganz sie zu beruhigen.

„Nun, Elise, sagte er, itzt wollen wir anspannen lassen, und nach Altenbach fahren."

„Nimmermehr, Bruder, antwortete sie erschrocken; ich hätte die Dreistigkeit nicht. Liebt er mich: so wird er schon von selbst und wird bald kommen.

„Wenn ich nur wüßte, sprach Flurau, was ich jetzt thun, ob ich sie hier erwarten, oder ob ich nach Neuhof fahren soll."

„Hinfahren, versteht sich, sagte Minchen komisch ernsthaft, und zwar wie es sich für einen Bräutigam schickt. Du mußt dein neues Cabriolet nehmen, den Kutscher brav herausputzen, die Pferde schmücken und dein Sonntagskleid anlegen. Wenn du so angezogen kommst, so sieht man es dem Herrn Amtmann schon von weiten an, welche Rücksprache er eigentlich mit dem andern Herrn Amtmann zu nehmen habe. Und damit alles ordentlich gehe, so will ich als dein geheimer Rath dich begleiten, und die Unterhandlungen lenken."

Es ward jetzt beschlossen, die Reise vier Tage bis zum künftigen Montag zu verschieben. Flurau eilte süßer Hoffnungen voll in die Stadt, um durch den Einkauf verschiedener Sachen sich zu dem festlichen Zuge desto besser vorzubereiten.

Wer je geliebt, wer je der Ankunft seines Abgottes geharrt und unter ähnlichen Umständen geharrt hat, wie die sanfte gefühlvolle Elise, der kann sich vielleicht noch in ihren Zustand hineindenken. Sie war gerührter, als je, und die Thränen ihr näher als sonst. Jedes Geräusch erschreckte sie, und bei jedem vorbeyrollenden Wagen schlug ihr Herz heftiger, denn wie leicht könnte es nicht Flurau seyn? Nur erst durch die wiederholten Erinnerungen ihres Bruders aufgemuntert, zerstreute sie sich dadurch etwas, daß sie im Hause Anstalten zum festlichen Empfange ihres Gastes machen ließ. Aber jedesmahl ward sie trauriger, so bald ihre oben geäußerte Besorgnisse sich von neuem ihr lebhaft aufdrängten, und nur blos die Hoffnung, daß ihr Schicksal jetzt doch schlechterdings entschieden werden müsse, richtete sie dann eine Zeitlang wieder auf.

Als aber drei Tage seit jenem Posttage verflossen waren, und kein Flurau sich schriftlich oder persönlich meldete; als auch der Sonntag, auf den sie noch ihre letzte Hoffnung gesetzt, und an welchem sie so brünstig gebetet hatte, vorüber war, da sank ihr Muth unaussprechlich, und kaum konnte sie Thermer durch die Bemerkung, daß Altenbach doch sechs Meilen entfernt sey, und ein Amtmann nicht jeden Augenblick gleich verreisen könnte, aufrecht erhalten.

Noch dämmerte kaum mit zweideutigem Lichte Montags der junge Morgen, als im Flurauschen Hause schon alles wach war, und im Wohnzimmer der Coffee schon dampfte. Geschäftig lief Flurau hin und wieder, während seine Schwester noch ihre Toilette machte. Schon scharrten und stampften ungeduldig die muthigen Engländer auf dem Hofe, und prunkten stattlich mit ihrem schneeweißen Geschirre im Glanze der emporkommenden Sonne; noch immer war Minna nicht fertig, obgleich ihr Bruder schon mehr als einmal den Hut genommen, und ungeduldig wieder hingelegt hatte. Jetzt endlich besteigen sie das leichte Cabriolet und eilen im Fluge der Liebe, von der Morgensonne umglänzt, und von dem würzigen Dufte der Mailuft umhaucht, ihren Hoffnungen entgegen.

Trübe und langweilig entschlich der armen Elise der Vormittag, und stummer und freudenloser ward nie ein Mittagsmahl eingenommen, als das heutige. Selbst Thermern schien der Umstand bedenklich, daß Flurau auch so gar nichts von sich hören ließ; doch unterdrückte er weislich seine Besorgnisse und entschuldigte seine Unlaunen mit der wirklich abspannenden Mittagshitze dieses sehr warmen Frühlingstages.

Er lehnte nach dem Mittagsmahl in seinen Sessel sich zurück und entschlief; Elise aber stützte traurig ihren Kopf auf den Arm und schaute starr zum Fenster hinaus in die Ferne, die vor ihr lag. „O wie unvollkommen ist doch das menschliche Leben! Warum müssen wir Dinge kennen lernen, die die lebhaftesten Wünsche in uns erzeugen, und die wir doch nicht befriedigt sehen sollen?" Dies war der Hauptgedanke, den die stürmische Leidenschaft in ihrer erhitzten Phantasie hin und her wälzte.

Noch dachte sie so, als plötzlich ein Wagen in ihren gepflasterten Hof herein rollte. Erschrocken fuhr Thermer aus dem Schlafe. Sein erster Blick fiel auf seine Schwester, die erblassend wie eine Leiche am ganzen Leibe zitterte, sein zweiter auf den Hof, wo er Flurau'n gewahr ward.

„Bruder, sagte Elise stotternd, ich kann bei dem Empfange nicht zugegen seyn. Flurau's junges Weib, das er mitbringt, würde gar bald meiner zu spotten Gelegenheit haben. Ich will mich erst sammeln." — Thränen unterbrachen ihre Worte und sie eilte weinend in ihre Kammer.

Auch Thermern war der Umstand bedenklich, und er eilte besorgt, ernst und langsam die Treppe hinab. Die Feyerlichkeit, die er daher aus diesem Grunde in seinen Gruß legte, machte Flurau'n eben so schüchtern; er ahndete schreckliche Auflösung. Nimmer war wohl ein Empfang kälter und ceremoniöser, als dieser.

„Verzeihen Sie es, mein Herr, sagte Thermer mit kalter Höflichkeit, als er das Besuchzimmer öfnete, daß meine Schwester nicht sogleich die Ehre haben kann, Ihnen aufzuwarten. Kopfschmerz und Uebelkeit halten sie bis jetzt noch in ihrem Zimmer zurück."

Ein Donnerschlag scheucht nicht schneller ein Heer muthwilliger Knaben aus einander, als diese Worte den sich zusammenrottenden Unmuth des Amtmanns Flurau. Mit Wärme ergriff er Thermers Hand. „So darf wenigstens, sprach er, meine Schwester die Leiden der Ihrigen theilen. Haben Sie die Güte, sie zu Ihr zu führen. Die Herzen guter Frauenzimmer öffnen sich bald gegen einander.

Ein Sturm jagt nicht schneller die giftigen Dünste aus einander, die mit trägem Zuge über die Wiesen hinschweben, als das Wort Schwester aus Flurau's Munde jede Bedenklichkeit bei Thermern aufhob: „Wahr gesprochen, mein Bester, sagte er, führte die reizende Minna in das Cabinet Elisens und sprach mit lauter, für diese bedeutender Stimme: „Mademoiselle Flurau, Schwester des Herrn Amtmanns."

„Kommen Sie, sagte er jetzt zu Flurau'n, wir wollen, bis der Coffee fertig ist, in der Wirthschaft etwas uns umsehen. Bei uns Oeconomen ist das ja immer unsere erste Beschäftigung. Das übrige können wir nachher beyläufig abmachen."

Jetzt gingen sie in der Wirthschaft herum, und Thermer war hier ganz in seiner Sphäre. Nicht so Flurau, wie wir wissen. Er hätte noch lieber diese Zeit mit dem holden Wesen zugebracht, das seine Seele füllte, und ihm um so theurer geworden war, da er wußte, Elise sey noch unverheyrathet. Doch schenkte er Thermern alle Aufmerksamkeit, die ein Mann von feiner Erziehung auch bei minder angenehmen Dingen beweißt, und wußte überhaupt so geschickt zu antworten, zu fragen, zu bemerken, daß Thermer mit Entzücken in ihm keinen geringeren Oeconom als sich selbst zu erblicken glaubte. Ihr Gespräch lenkte sich bald auf ihre gegenseitige Lagen und Umstände. Flurau übersah mit einem Blick den Wohlstand der Thermerschen Familie, und Thermer, vielleicht in allen übrigen Dingen nicht so raffinirt, wie gerade hierin, wußte durch verschiedene Fragen, die ganz absichtslos schienen, sich eben so genau von den Vermögensumständen und der ganzen Lage Flurau's zu unterrichten.

Der Umgang in der Wirthschaft war vollendet. Flurau hatte die Dauerhaftigkeit, Nettigkeit und Reinlichkeit der Gebäude, den Reichthum der Kornböden, den vortrefflichen Zustand der Vieh- und Pferdezucht und die überall hervorleuchtende Ordnung und Pünktlichkeit zu bewundern hinlängliche Ursache gehabt. Aber jetzt schien auch diese Materie vorläufig beendigt zu seyn und ein jeder nach einem andern Gespräche sich zu sehnen.

„Ich habe hier noch einen Lustgarten, den mein seliger Vater frühzeitig anlegte, und der jetzt schon zu einem der besten einige Meilen in die Runde gehört. Wir wollen ihn besehen, bis der Coffee fertig wird, der heute auch ungewöhnlich lange bleibt."

Sie gingen, und Flurau fand die reizendsten Parthien und die herrlichste Aussicht. Daß er hier weit mehr als in der Oeconomie an seinem rechten Platze war, ließ sich bald aus der Art, wie er seine Gefühle hinströmte, und aus seinen feinen Bemerkungen über Natur und Kunst abnehmen; eine Wahrnehmung, die auch Thermern nicht entging.

Aber auch das war vollendet und noch immer wurde nicht zum Coffee gerufen. Sie gingen daher einen schattigen Bogengang auf und nieder; ziemlich still, denn keiner wußte recht,

was er sprechen sollte, weil das Herz eines jeden von Furcht und Erwartung voll war. Endlich hub Thermer an.

„Unsre erste Bekanntschaft auf dem Hügel ohnweit Grünfelde ist Ursache, warum ich mir die Freiheit nahm, mir einen Weg zu Ihnen durch die Zeitungen zu bahnen. Sie erinnern sich, daß ich umwarf. Bey dieser Gelegenheit habe ich etwas Wichtiges verlohren."

„Und ich etwas Wichtiges gefunden. Darf ich fragen, was haben Sie verlohren?"

„Eine Brieftasche."

„Die habe ich nicht gefunden."

„Sondern?"

„Ein Kästchen mit Juwelen."

„Das habe ich nicht verloren."

Bey diesen Worten starrten sich beide an. In ihrem Blicke lag ein gewisses Erstaunen mit einem sanften Anstriche heimlicher Freude. Flurau gewann jetzt Muth, ergriff Thermers Hand und sprach mit Wärme:

„Wir sind Männer. Ich wüßte nicht, warum ich nicht freymüthig zu Ihnen sprechen sollte, da ich nichts zu verlieren und alles zu gewinnen habe. Mein Avertissement ist gewissermaßen Täuschung. Ich habe nichts, gar nichts gefunden, leider aber etwas sehr Wichtiges verloren, — meine Ruhe. Ich will Ihnen nicht schwärmerisch und leidenschaftlich die Reize ihrer lieben Schwester und deren Wirkungen auf mich schildern. Es sey genug, wenn ich bemerke, daß sie mich damals ganz hinriß, ein Ideal ersetzte, das ich so lange in meinem Herzen herum getragen hatte, und daß sie seit der Zeit Tag und Nacht meine ganze Seele erfüllte, der Gegenstand aller meiner Wünsche und das Ziel aller meiner Hoffnungen war. Da ich trotz allen meinen Bemühungen durchaus nicht erfahren konnte, wer Sie wären, so wählte ich, oder vielmehr für mich, den die Liebe fast unmündig machte, meine Schwester, den Weg durch die Zeitungen. Ich hatte ernstlich keine andere Absicht, als zu kommen, zu sehen, und, wenn mir einige Hoffnung sich zeigte, Ihrer trefflichen Schwester meine Hand anzubieten. Und das thue ich jetzt mit allen redlichen Absichten eines rechtschaffenen Mannes, und überlasse es Ihrer Klugheit und der Neigung meiner angebeteten Elise, ob ich meines Wunsches gewährt werden soll. Daß meine Umstände vortheilhaft und wohlhabend sind, davon kann Sie ja bald der Augenschein überzeugen."

So endete Flurau und schaute schüchtern zu Thermern auf, der den Blick ernst auf die Erde geheftet hatte.

„Sie haben also wirklich nichts gefunden, fragte dieser.

„Nein," antwortete Flurau mit fester Stimme.

„So wissen Sie denn, hob Thermer wieder an: auch ich habe nichts, gar nichts verloren, wohl aber, um mich Ihrer Worte zu bedienen, etwas sehr Wichtiges gefunden, jetzt einen redlichen trefflichen Mann, als einen Freund, und bald so Gott will — als einen Bruder!

Es würde ein lächerliches unpassendes Bild seyn, wenn ich sagen wollte: Flurau stand wie aus den Wolken gefallen. — Und doch kann ich kein passenderes finden, um Flurau's plötzliches Erstaunen recht energisch auszudrücken.

Thermer fuhr fort:

„Auch ich will als Mann reden. Die Geschichte, die Sie mir erzählten, ist, bis auf die Veränderung der Nahmen, wörtlich die meinige, und die meiner Schwester. Wie Elise auf Sie, so hatten Sie auf Elisen gewürkt. Die unglaubliche Leidenschaft des Mädchens jammerte mich endlich, und ich erwählte den nehmlichen Weg, den Sie wählten, und in der nehmlichen Absicht."

Flurau war stumm geworden, er wollte sprechen, aber seine Gefühle äußerten sich in bloßem Händedruck.

„Ich darf also jetzt, sagte Thermer, ohne Rückhalt hinzusetzen: Sie und Elise werden sich jetzt näher kennen lernen. Sind sie sich dann noch gegenseitig das wirklich, was sie sich bisher in der Einbildung waren: so werde Elise in Gottes Nahmen Ihr Weib."

Gerührt und sprachlos umarmten sich Flurau und Thermer.

„Aber unbegreiflich ists mir immer, hub Thermer nach einer Weile an, was mit den Damen vorgegangen ist? Meine Elise pflegte sonst eine sehr geschäftige Wirthin zu seyn. Ich muß nach ihr schicken."

Und wirklich, hätte es Thermer nicht gethan, so wäre noch lange an keinen Coffee gedacht worden. Minna und Elise waren sich zu neu, zu interessant, die Entdeckungen, die sie sich gegenseitig gemacht hatten, zu angenehm, ihre Unterhaltung zu geistig, als daß sie an körperliche Befriedigung der gröbern Sinnlichkeit hätten denken sollen und können.

In Minna'n und Elisen begegneten sich zwei edle gleichgestimte Seelen. Schon unbekannter Weise fesselte sich Minna's Geist an Elisen, die ihr Bruder, ihr theurer Bruder, so unaussprechlich liebte. Aber die reizende Gestalt dieses Mädchens, ihr vielsprechendes, jetzt etwas melancholisches Auge, ihre bezaubernden Worte und der Geist, der in ihnen fühlbar wehte, zogen diese Rosenfesseln augenblicklich noch enger zusammen. Und Elise, mußte sie nicht schon ein gutes Vorurtheil von Minna haben, da es die Schwester des Abgottes ihres Herzens war? Aber wie hätte auch ohnedies die sanfte Weiblichkeit, welche so sichtbar über das ganze Wesen Minna's verbreitet lag, dem hellsehenden und neidlosen Auge Elisens entgehen können?

Jede von beiden fühlte es, sie werde hier eine warme innige Freundin finden. Und wirklich wenige Zeitmomente stifteten hier eine Freundschaft, die erst der Tod lösen wird.

Beide ließen sich auf eine Ottomanne nieder, und ihre sich begegnenden Seelen fingen an, offener gegen einander zu handeln und zu sprechen. Ein Wort führte das andere herbey, und die kluge Minna gebrauchte alle zu ihrem Vortheil. Es kam zu den nehmlichen Entdeckungen, wie bei den Männern, und noch waren diese nicht bis zu dem entscheidenden Punkte gekommen, als Elise schon sanft erröthend mit den leise geflüsterten Worten: „ja ich liebe Ihren Bruder unaussprechlich," an Minna's schönen Busen hinsank.

Thermer und Flurau gingen unterdessen noch immer auf und ab, beide, nachdem sich der Knoten gelöset hatte, noch viel stummer, als vorher. Endlich ward das Gespräch wieder lebhafter:

„Lieber Flurau, fing Thermer an, aber wie wirds mit mir, wenn Sie Elisen mir wegnehmen! Ohne weibliche Hülfe kann ich nicht bleiben, ich muß mir sogleich dann auch eine Frau nehmen. Sie erzählten mir erst, wie wenig Sie, und wie leidenschaftlich Ihre Schwester der Landwirthschaft ergeben sey. Von der Art muß gerade meine künftige Frau seyn. Ich darfs gestehen, die interessante Form Ihrer lieben Schwester hat mir beim ersten Anblicke gefallen. Finde ich sie — lassen Sie mich aufrichtig reden — auch im Umgange, so wie ich es wünsche und gewiß hoffe, darf ich dann sagen: Bruder Flurau, gib mir deine Schwester zum Weibe?

„Du darfst, antwortete Flurau und fiel ihm herzlich um den Hals. Und wohl mir, daß ich zusetzen darf, du wirst in ihr so glücklich wählen, als ich in Elisen."

Jetzt wurden sie zum Caffee gerufen.

Du, mein Leser, der du in ähnlichen Fällen gewesen bist, und nach erhaltenem Ja aus dem Munde eines strengen Vaters, oder einer bedenklichen Mutter, nun zum erstenmahle zu deiner Geliebten giengst, die du jetzt „dein für immer" wußtest, du nur kannst dir die Gefühle lebhaft denken, die in Flurau'n und Elisen stürmten, als er sich ihr nahte und sie ihn empfangen sollte.

Wenn unsre Empfindungen auf das höchste gespannt und unser Herz unaussprechlich voll ist, dann sind wir am wenigsten beredt, und am ersten in dem Falle von einem unbefangenen Dritten für Menschen gehalten zu werden, die geistlos sind, und in Gesellschaft sich nicht zu nehmen wissen. So, gerade so war die erste Zusammenkunft Elisens und Flurau's. Elisens Herz klopfte beinahe hörbar, ihre Nerven hatten einen ungewöhnlichen Schwung, und die Thränen waren ihren schönen blauen Augen sichtbar nahe. Flurau's Gruß war abgebrochen und unverständlich, und kaum konnte seine zitternde Hand die seiner angebeteten Elise zum Munde bringen.

Aber lange dauerte dieser ecstatische Zustand nicht. Thermer war klug genug, sich in ein interessantes Gespräch mit Minna'n einzulassen, und dadurch beiden Verliebten Zeit zu geben, sich zu sammeln. Da fiel dann eine Scene vor, wie man sie wohl kennt, und wie sie oft genug beschrieben ist. Ihre schönen Augen suchten sich gegenseitig auf, und gleiteten doch eben so oft bescheiden herab, wenn sie sich trafen. Jedes Wort, jede Miene, jeder Ton ward gegenseitig bemerkt und tief, sehr tief dem Gedächtnisse eingeprägt. Aber bei alle dem war ihre Unterhaltung allgemeiner Art, wurde furchtsam geführt und würde einem Dritten viel Langeweile gemacht haben. — So floß die Caffeezeit vorüber.

Schon vorher war es abgemacht, daß Flurau und seine Schwester über Nacht bleiben sollten. Wie hätten sie auch einen so weiten Rückweg noch heute antreten können?

„Jetzt werde ich, sprach Thermer, für unsere Bewirthung sorgen, denn, setzte er schalkhaft hinzu, Elise Thermer ist heute nicht zu Hause. Wir Männer wenigstens wollen ein Glas Wein an meinem Lieblingsplatze trinken." Er gab die nöthigen Befehle und die Gesellschaft brach auf.

Sein Lieblingsplätzchen war die Stelle unter den Linden vor dem Hause, die wir schon kennen. Vor allen übrigen war sie auch geeignet, diese Ehre zu verdienen. Reizend und für gewisse Zustände unserer Seelen interessant, können auch umschloßne, beschränkte Plätze zuweilen seyn; aber der gramentfesselte heitere Geist sucht Stellen, wo sein Blick sich in ungemeßner Ferne verliehrt. Diesen schönen Vorzug gewährte in

diesem Amte besonders der obgenannte Sitz unter den Linden.

Thermer eilte mit Minna'n schäckernd voraus und ließ manche Bemerkung fallen, die seine schöne Begleiterin erröthen und ihren Blick zur Erde heften machte; so sehr jene Bemerkungen auch in den Grenzen des Schicklichen und Unschuldigen blieben. Flurau folgt in einiger Entfernung mit Elisen, und vielleicht eben dies Entferntersein machte es, daß sie offener, freymüthiger, herzlicher gegen einander wurden. Schon hielten sie länger ihre gegenseitigen Blicke aus, schon drückten sie sich sanft die Hände, die sie in einander geschlungen hatten, und Flurau wagte es, in fernen Anspielungen Elisen seine unaussprechliche Liebe zu entdecken. So schüchtern kann ächte reine Liebe auch sonst entschlossene Seelen machen.

Der Abend war über alles schön. Schon spielten die letzten Strahlen der Sonne an den Gipfeln der Linden, und von den Wiesen kehrte die wohlgenährte Heerde zurück. Eine erquickende Kühle hatte die Hitze des Tages verdrängt, und stärkend umgoß die Gesellschaft der sanfte Duft der Lindenblüthen.

„Hier soll uns wohl seyn, sprach Thermer, als er den herrlichen Oberunger entpfropfte, auch unsere Damen müssen trinken, denn die Gesundheit, die ich ausbringen will, muß allgemein anerkannt werden."

Er füllte vier Gläser und theilte sie aus.

Aber plötzlich besann er sich, zog Flurau'n auf die Seite, und kehrte, nach wenigen Worten, mit ihm zum Tische zurück.

„Nun, Schwester, hub er von neuem an, wenn die Gesundheit, die ich ausbringen werde, dir gefällt, denn nur redlichen Bescheid gethan!"

Elise zitterte.

„Es lebe der Amtmann Flurau, mein geliebtester Schwager und Bruder, hoch!"

Flurau stürzte zu Elisens Füßen, und sah bittend zu ihr empor. Der Ausdruck der seligsten Empfindungen, gemischt mit weiblicher Bescheidenheit und Schüchternheit, lag auf ihrem Gesichte. Noch schwankte sie, aber plötzlich sank sie gleichsam unwillkührlich herab, und fest kettete sich im ersten seligen Kusse der Mund beider Liebenden an einander.

Rasch sprang Minna empor: „Gott segne euren Bund, ihr unaussprechlich Geliebten. Nimm, Bruder, nimm hin das reizendste Mädchen, das du so schön, so interessant, so vollkommen noch nicht kennst, als ich. Oft nanntest du mich zärtlich, ein Ideal weibliches Gutseyns; aber hier, Bruder, hier ist mehr. Hier tritt deine Schwester ehrfurchtsvoll zurück, und fühlt sich ein kleinliches und unbedeutendes Ding."

Flurau hatte sich indessen gesammelt und stand empor. „Schwester, du giebst mir in deiner Bescheidenheit einen Beweis deiner Liebe, der mich rührt. Aber, war auch nicht ich für dich ein Ideal männlichen Gutseyns? Gebe der Himmel, daß ich es ferner nicht bin. Hier ist ein Mann, der bei alle dem, was dir an mir gefällt, noch den Vorzug hat, mit dir in seinen Neigungen weit besser einzustimmen, als ich."

Minna ward stummer und zurückhaltender.

„Nimm ein Glas, fuhr Flurau fort, und thue mir Bescheid. Darf ich trinken, es lebe mein lieber Bruder und Schwager Thermer hoch? —"

Minna vermochte nichts zu sprechen. Aber zärtlich ergriff Thermer ihre Hand: Lange, sagte er, suchte ich ein Mädchen, das mit ihren Kenntnissen und ihrer Liebe für die Landwirthschaft auch diese reizende Figur verbände. O wenn ich die ganze Welt durchreiste, nie finde ich eine wieder, die Ihnen ähnlich wäre. Darf ich hoffen?"

Minna war zu sehr umstürmt. Tausend Gefühle kreuzten wechselnd in ihr. Kein Wort kam aus ihrem Munde. Da erhob sich Elise, nahm ihre Hand und sprach im sanftesten schmeichelndsten Tone: „Willst du nicht ganz meine Schwester seyn? — Und Minna sank mit dem schönen Blick des Gewährens an ihren klopfenden Busen.

Rascher werden selten Ehen geschlossen, aber möchten doch alle lang vorher überlegten und calculirten Ehen so glücklich seyn, wie diese beide. Glücklicher können sie hier unter dem Monde, im Lande der Unvollkommenheit, nicht seyn.

Als die gereiften Aehren der Sichel gefallen und Scheunen und Kammern voll waren, führten Thermer und Flurau, die Glücklichen, ihre Weiber heim, und beide hingen am Morgen nach ihrem frohen Hochzeitstage das Intelligenzblatt, in Rahm und Glas gefaßt, in ihren Ehekammern auf. Denn auch ihre Nachkommenschaft sollte es wissen, daß dieses Blatt der ungefähre Vermittler zweyer glücklichen Ehen gewesen war.

Johann Gerhard,

einer der gefeiertsten Theologen seiner Zeit, ward am 17. October 1582 zu Quedlinburg geboren, und studirte seit 1599 zuerst zu Wittenberg Medizin, dann aber seit 1603 zu Jena und Marburg Theologie, und las 1605 an ersterer Universität mit Beifall theologische Collegia. — Im Jahre 1606 ward er Superintendent zu Heldburg, dann Professor der Theologie am Koburgischen Gymnasium und 1615 General-Superintendent daselbst. 1616 ging er als Professor der Theologie nach Jena zurück, und starb daselbst hochverehrt, nach segensreichem Wirken am 17. August 1637.

Unter seinen zahlreichen Schriften in lateinischer und deutscher Sprache sind besonders bemerkenswerth:

Frommer Herzen geistliches Kleinod.

Betrachtung der geistlichen Auferstehung und Himmelfahrt wahrer Christen.

Trostsprüche.

Geistlich Gespräch Gottes und einer gläubigen Seele.

Ein und fünfzig christliche Andachten.

Hohes Festbündlein.

Predigten.

Evangelischer Palmbaum; sämmtlich Jena 1610 bis 1630 u. s. w. u. s. w.

Einer der ausgezeichnetsten und von dem reinsten Eifer beseelten Mystiker jener Periode, der sich besonders großes Verdienst dadurch erworben, daß er dem starren Dogmatismus entgegen wirkte und dem Gemüthe sein volles Recht einzuräumen strebte. Er war als Mensch äußerst wohlwollend und friedfertig, als Gelehrter eben so gründlich wie bescheiden und von einem fast unglaublichen Fleiße beseelt. In der Geschichte der lutherischen Kirche wird sein Name stets mit großer Achtung genannt werden, wenn auch die Mehrzahl seiner Schriften bereits der Vergessenheit anheimgefallen ist, und im Staube der Bibliotheken modert.

Paul Gerhard

ward 1607 zu Gräfenhaynichen, einer kleinen sächsischen Stadt, geboren, studirte Theologie, und erhielt 1651 das Amt eines Probstes zu Mittenwalde in der Mark Brandenburg, 1657 aber ein Diakonat an der Nicolaikirche in Berlin. — Da er sich mit mehreren anderen Predigern weigerte, einem Edicte des Kurfürsten zu gehorchen und einen Revers zu unterschreiben, so wurde er 1666 abgesetzt und des Landes verwiesen. Er wandte sich wieder seinem Vaterlande zu und dichtete (einer Sage zufolge) auf der Reise, um seine betrübte Gattin aufzurichten, das bekannte Lied: „Befiehl du deine Wege." — Der Herzog Christian von Sachsen-Merseburg nahm sich des Verwiesenen an und gab ihm anfänglich einen Jahrgehalt und dann 1669 das Archidiakonat zu Lübben in der Lausitz, wo er am 27 Mai 1676 als Pastor Primarius starb.

Von ihm erschien im Drucke:

Haus- und Kirchenlieder. Berlin 1666. Folio. 10te Ausgabe, besorgt von D. J. H. Feustking. Wittenberg 1723. 12. — Neuer Abdruck derselben Wittenberg 1821. 12.

Gerhards fromme Lieder haben die erfreulichste Wirkung auf das religiöse Leben in Deutschland geäußert und bis zu unsern Zeiten eine außerordentliche Verbreitung gefunden, welche sie durch die in ihnen vorherrschende Innigkeit, Klarheit, Tiefe und Andacht auch vollkommen verdienen. — Sehr treffend äußert sich der Herausgeber der 10. Ausgabe, der berühmte Theolog Feustking, über dieselben mit folgenden Worten, die noch jetzt als ein gültiges Urtheil dienen können: „Ich sage es frei, kein vergebliches, kein unnützes Wort findet man in Gerhard's Liedern, es fällt und fließt ihm alles auf's lieblichste und artigste, voller Geistes, Nachdrucks, Glaubens und Lehre; da ist nichts gezwungenes, nichts geflicktes, nichts zerbrochenes; die Reimen, wie sie sonsten insgemein etwas himmlisches und geistliches mit sich führen, also sind sie auch absonderlich im Gerhard recht auserwählet, leicht und auserlesen schön, die Redensarten sind schriftmäßig, die Meinung klar und verständig, die meisten Melodien nach unseres unvergleichlichen Lutheri und anderer alten Meister-Sänger Töne lieblich und herzlich; in Summa, alles ist herrlich und tröstlich, daß es Saft und Kraft hat, hertzet, afficiret und tröstet.

Lieder von Paul Gerhard.

Wie soll ich dich empfangen?

Wie soll ich dich empfangen?
Und wie begegn' ich dir?
O aller Welt Verlangen!
O meiner Seelen Zier!
O Jesu, Jesu, setze
Mir selbst die Fackel bei,
Damit, was dich ergötze,
Mir kund und wissend sey.

Dein Zion streut dir Palmen
Und grüne Zweige hin,
Und ich will dir in Psalmen
Ermuntern meinen Sinn.
Mein Herze soll dir grünen
In stetem Lob und Preis,
Und deinem Namen dienen,
So gut es kann und weiß.

Was hast du unterlassen
Zu meinem Trost und Freud'?
Als Leib und Seele saßen
In ihren größten Leid,
Als mir das Reich genommen,
Da Fried' und Freude lacht:
Da bist du, mein Heil, kommen,
Und hast mich froh gemacht.

Ich lag in schweren Banden,
Du kommst, und machst mich los;
Ich stand in Spott und Schanden,
Du kommst und machst mich groß,
Und hebst mich hoch zu Ehren,
Und schenkst mir großes Gut,
Das sich nicht läßt verzehren,
Wie irdisch' Reichthum thut.

Nichts, nichts hat dich getrieben
Zu mir vom Himmelszelt,
Als das geliebte Lieben,
Damit du alle Welt
In ihren tausend Plagen
Und großen Jammerlast',
Die kein Mund kann aussagen,
So fest umfangen hast.

Das schreib' dir in dein Herze,
Du hoch betrübtes Heer,
Bei denen Gram und Schmerze
Sich häuft je mehr und mehr;
Seyd unverzagt, ihr habet
Die Hülfe vor der Thür!
Der eure Herzen labet
Und tröstet, steht allhier.

Ihr dürft euch nicht bemühen,
Noch sorgen Tag und Nacht,
Wie ihr ihn wollet ziehen
Mit eures Armes Macht;
Er kommt, er kommt mit Willen,
Ist voller Lieb' und Lust,
All' Angst und Noth zu stillen,
Die ihm an euch bewußt.

Auch dürft ihr nicht erschrecken
Vor eurer Sündenschuld.
Nein! Jesus will sie decken
Mit seiner Lieb' und Huld!
Er kommt, er kommt den Sündern
Zum Trost und wahren Heil,
Schafft, daß bei Gottes Kindern
Verbleib' ihr Erb' und Theil.

Was fragt ihr nach dem Schreien
Der Feind', und ihrer Tück'?
Ihr Herr wird sie zerstreuen
In einem Augenblick.
Er kommt, er kommt, ein König,
Dem wahrlich alle Feind'
Auf Erden viel zu wenig
Zum Widerstande seynd.

Er kommt zum Weltgerichte,
Zum Fluch dem der ihm flucht;
Mit Gnad' und süßem Lichte
Dem der ihn liebt und sucht.
Ach! komm, ach! komm, o Sonne!
Und hol' uns allzumal,
Zum ew'gen Licht und Wonne,
In deinen Freudensaal.

O Haupt voll Blut und Wunden.

O Haupt voll Blut und Wunden,
Voll Schmerz und voller Hohn,
O Haupt, zu Spott gebunden
Mit einer Dornenkron'!
O Haupt, sonst schön gezieret
Mit höchster Ehr' und Zier,
Jetzt aber hoch schimpfiret,
Gegrüßet seyst du mir!

Du edles Angesichte,
Davor sonst schrickt und scheut
Das große Weltgewichte,
Wie bist du so bespeit,
Wie bist du so erbleichet,
Wer hat dein Augenlicht,
Dem sonst kein Licht mehr gleichet,
So schändlich zugericht?

Die Farbe deiner Wangen,
Der rothen Lippen Pracht
Ist hin und ganz vergangen,
Des blassen Todes Macht
Hat Alles hingenommen,
Hat Alles hingerafft,
Und daher bist du kommen
Von deines Leibes Kraft.

Nun, was du, Herr, erduldet,
Ist alles meine Last;
Ich, ich hab' es verschuldet,
Was du getragen hast.
Schau her, hier steh' ich Armer,
Der Zorn verdienet hat,
Gieb mir, o mein Erbarmer,
Den Anblick deiner Gnad'.

Erkenne mich, mein Hüter,
Mein Hirte, nimm mich an;
Von Dir, Quell aller Güter,
Ist mir viel Gut's gethan,
Dein Mund hat mich gelabet
Mit Milch und süßer Kost,
Dein Geist hat mich begabet
Mit mancher Himmelslust.

Ich will hier bei dir stehen,
Verachte mich doch nicht!
Von dir will ich nicht gehen,
Wenn dir dein Herze bricht;
Wenn dein Haupt wird erblassen
Im letzten Todesstoß,
Alsdann will ich dich fassen
In meinen Arm und Schooß.

Es dient zu meinen Freuden,
Und kommt mir herzlich wol,
Wenn ich in deinem Leiden,
Mein Heil, mich finden soll.
Ach! möcht' ich, o mein Leben,
An deinem Kreuze hier
Mein Leben von mir geben,
Wie wohl geschähe mir!

Ich danke dir von Herzen,
O Jesu, liebster Freund,
Für deine Todesschmerzen,
Da du's so gut gemeint.
Ach! gieb, daß ich mich halte
Zu dir und deiner Treu,
Und wenn ich nun erkalte,
In dir mein Ende sey.

Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir;
Wenn ich den Tod soll leiden,
So tritt du dann herfür.
Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herze seyn,
So reiß mich aus den Aengsten,
Kraft deiner Angst und Pein.

Erscheine mir zum Schilde,
Zum Trost in meinem Tod,
Und laß mich sehn dein Bilde
In deiner Kreuzesnoth.
Da will ich nach dir blicken,
Da will ich glaubensvoll
Dich fest an mein Herz drücken.
Wer so stirbt, der stirbt wohl.

Zeuch ein zu deinen Thoren.

Zeuch ein zu deinen Thoren,
Sey meines Herzens Gast,
Der du, da ich geboren,
Mich neu geboren hast.
O hochgelobter Geist
Des Vaters und des Sohnes,
Mit beiden gleiches Thrones,
Mit beiden gleich gepreist.

Zeuch ein, laß mich empfinden
Und schmecken deine Kraft,
Die Kraft, die uns von Sünden
Hülf' und Errettung schafft.
Entsünd'ge meinen Sinn,
Daß ich mit reinem Geiste
Dir Ehr' und Dienste leiste,
Die ich dir schuldig bin.

Ich war ein wilder Reben,
Du hast mich gut gemacht;
Der Tod durchdrang mein Leben,
Du hast ihn umgebracht,
Und in der Taufe erstickt,
Als wie in einer Fluthe,
Mit dessen Tod und Blute,
Der uns im Tod erquickt.

Du bist das heil'ge Oele,
Dadurch gesalbet ist
Mein Leib und meine Seele
Dem Herren Jesu Christ
Zum wahren Eigenthum,
Zum Priester und Propheten,
Zum König, den in Nöthen
Gott schützt im Heiligthum.

Du bist ein Geist, der lehret,
Wie man recht beten soll;
Dein Beten wird erhöret,
Dein Singen klinget wohl;
Es steigt zum Himmel an,
Es steigt, und läßt nicht abe,
Bis der geholfen habe,
Der Allen helfen kann.

Du bist ein Geist der Freuden,
Vom Trauern hältst du nicht,
Erleuchtest uns im Leiden
Mit deines Trostes Licht.
Ach! ja, wie manches Mal
Hast du mit süßen Worten
Mir aufgethan die Pforten
Zum güldnen Freudensaal.

Du bist ein Geist der Liebe,
Ein Freund der Freundlichkeit;
Willst nicht, daß uns betrübe
Zorn, Zank, Haß, Neid und Streit.
Der Feindschaft bist du feind,
Willst, daß durch Liebesflammen
Sich wieder thun zusammen,
Die voller Zwietracht seynd.

Du, Herr, hast selbst in Händen
Die ganze weite Welt,
Kannst Menschenherzen wenden,
Wie dir es wohlgefällt;
So gieb doch deine Gnad'
Zum Fried' und Liebesbanden,
Verknüpf' in allen Landen,
Was sich getrennet hat.

Ach! edle Friedensquelle,
Schleuß deinen Abgrund auf,
Und gieb dem Frieden schnelle
Hier wieder seinen Lauf;
Halt ein die große Fluth,
Die Fluth, die eingerissen,
So daß man siehet fließen
Wie Wasser Menschenblut.

O laß dein Volk erkennen
Die Vielheit ihrer Sünd',
Auch Gottes Grimm so brennen,
Daß er bei uns entzünd'
Den ernsten bittern Schmerz,
Und Buße, die berenet,
Deß sich zuerst erfreuet
Ein weltergebnes Herz.

Auf Buße folgt der Gnaden,
Auf Reu' der Freuden Blick;
Sich bessern heilt den Schaden,
Fromm werden bringet Glück.
Herr! thu's zu deiner Ehr',
Erweiche Stahl und Steine,
Auf daß das Herze weine,
Der Böse sich bekehr'.

Erhebe dich, und steure
Dem Herzleid auf der Erd',
Bring' wieder und erneure
Die Wohlfahrt deiner Heerd!
Laß blühen wie zuvorn
Die Länder, so verheeret,
Die Kirchen, so zerstöret
Durch Krieg und Feuerszorn.

Beschirm' die Policeien,
Bau unsers Fürsten Thron,
Daß sie und wir gedeihen;
Schmück, als mit einer Kron',

Die Alten mit Verstand,
Mit Frömmigkeit die Jugend,
Mit Gottesfurcht und Tugend
Das Volk im ganzen Land.

Erfülle die Gemüther
Mit reiner Glaubenszier,
Die Häuser und die Güter,
Mit Segen für und für;
Vertreib den bösen Geist,
Der dir sich widersetzet,
Und was dein Herz ergötzet,
Aus unsern Herzen reißt.

Gieb Freudigkeit und Stärke,
Zu stehen in dem Streit,
Den Satans Reich und Werke
Uns täglich anerbeut.
Hilf kämpfen ritterlich,
Damit wir überwinden,
Und ja zum Dienst der Sünden
Kein Christ ergebe sich.

Richt' unser ganzes Leben
All'zeit nach deinem Sinn,
Und wenn wir's sollen geben
In's Todes Rachen hin,
Wenn's mit uns hie wird aus,
So hilf uns fröhlich sterben,
Und nach dem Tod ererben
Des ew'gen Lebens Haus!

Befiehl du deine Wege.

Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Des, der den Himmel lenkt;
Der Wolken, Luft und Winden
Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann.

Dem Herren mußt du trauen,
Wenn dir's soll wohl ergehn;
Auf sein Werk mußt du schauen,
Wenn dein Werk soll bestehn.
Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit selbsteigner Pein
Läßt Gott ihm gar nichts nehmen;
Es muß erbeten seyn.

Dein' ew'ge Treu' und Gnade,
O Vater, weiß und sieht,
Was gut sey oder schade
Dem sterblichen Geblüt;
Und was du dann erlesen,
Das treibst du, starker Held,
Und bringst zum Stand und Wesen,
Was deinem Rath gefällt.

Weg' hast du allerwegen,
An Mitteln fehlt's dir nicht;
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht.
Dein Werk kann niemand hindern,
Dein' Arbeit darf nicht ruhn,
Wenn du, was deinen Kindern
Ersprießlich ist, willt thun.

Und ob gleich alle Teufel
Hie wollten widerstehn,
So wird doch ohne Zweifel
Gott nicht zurücke gehn;
Was er ihm vorgenommen,
Und was er haben will,
Das muß doch endlich kommen
Zu seinem Zweck und Ziel.

Hoff, o du arme Seele,
Hoff und sey unverzagt;
Gott wird dich aus der Höhle,
Da dich der Kummer plagt,
Mit großen Gnaden rücken;
Erwarte nur die Zeit,
So wirst du schon erblicken
Die Sonn' der schönsten Freud'.

Auf! auf! gieb deinem Schmerze
Und Sorgen gute Nacht;
Laß fahren, was das Herze
Betrübt und traurig macht.
Bist du doch nicht Regente,
Der Alles führen soll,
Gott sitzt im Regimente,
Und führet Alles wohl.

Ihn, ihn laß thun und walten,
Er ist ein weiser Fürst,
Und wird sich so verhalten,
Daß du dich wundern wirst,
Wenn er, wie ihm gebühret,
Mit wunderbarem Rath
Die Sach' hinaus geführet,
Die dich bekümmert hat.

Er wird zwar eine Weile
Mit seinem Trost verziehn,
Und thun an seinem Theile,
Als hätt' in seinem Sinn
Er deiner sich begeben,
Und solltst du für und für
In Angst und Nöthen schweben,
So frag' er nichts nach dir.

Wird's aber sich befinden,
Daß du ihm treu verbleibst,
So wird er dich entbinden,
Da du's am wen'gsten gläubst.
Er wird dein Herze lösen
Von der so schweren Last,
Die du zu deinem Bösen
Bisher getragen hast.

Wohl dir, du Kind der Treue,
Du hast und trägst davon
Mit Ruhm und Dankgeschreie
Den Sieg und Ehrenkron';
Gott giebt dir selbst die Palmen
In deine rechte Hand,
Und du singst Freudenpsalmen
Dem, der dein Leid gewandt.

Mach' End', o Herr, mach' Ende
An aller unsrer Noth;
Stärk unsre Füß' und Hände,
Und laß bis in den Tod
Uns allzeit deiner Pflege
Und Treu empfohlen seyn,
So gehen unsre Wege
Gewiß zum Himmel ein.

Gieb dich zufrieden.

Gieb dich zufrieden und sey stille
In dem Gotte deines Lebens,
In ihm ruht der Freuden Fülle,
Ohn' ihn mühst du dich vergebens.
Er ist dein Quell und deine Sonne,
Scheint täglich hell zu deiner Wonne;
Gieb dich zufrieden.

Er ist voll Lichtes, Trost und Gnaden,
Ungefärbten treuen Herzen,
Wo er steht, thut dir kein Schaden
Auch die Pein der größten Schmerzen;
Kreuz, Angst und Noth kann er bald wenden,
Ja auch den Tod hat er in Händen;
Gieb dich zufrieden.

Wie dir's und Andern oft ergehe,
Ist ihm wahrlich nicht verborgen.
Er sieht und kennet aus der Höhe
Der betrübten Herzen Sorgen,

Er zählt den Lauf der heißen Thränen,
Und faßt zu Hauf all unser Sehnen;
Gieb dich zufrieden.

Wenn gar kein Ein'ger mehr auf Erden,
Dessen Treue du darfst trauen,
Alsdann will er dein Tröster werden,
Und zu deinem Besten schauen;
Er weiß dein Leid und heimlichs Grämen,
Weiß auch die Zeit, dir's zu benehmen;
Gieb dich zufrieden.

Er hört die Seufzer deiner Seelen
Und des Herzens stilles Klagen,
Und was du keinem darfst erzählen,
Magst du Gott gar kühnlich sagen;
Er ist nicht fern, steht in der Mitten,
Hört bald und gern der Armen Bitten;
Gieb dich zufrieden.

Laß dich dein Elend nicht bezwingen,
Halt an Gott, so wirst du siegen,
Ob alle Fluthen einher gingen,
Dennoch mußt du oben liegen,
Denn wenn du wirst zu hoch beschweret;
Hat Gott dein Fürst dich schon erhöret:
Gieb dich zufrieden.

Ich erhebe, Herr, zu dir u. s. w.

Ich erhebe, Herr, zu dir
Meiner beiden Augen Licht;
Mein Gesicht ist für und für
Zu den Bergen aufgericht,
Zu den Bergen, da herab
Ich mein Heil und Hülfe hab'

Meine Hülfe kommt allein
Von des Höchsten Händen her,
Der so künstlich, hübsch und fein,
Himmel, Erde, Luft und Meer,
Und was in dem Allen ist,
Uns zum Besten ausgerüst.

Er nimmt deiner Füße Tritt,
O mein Herze! wohl in Acht;
Wenn du gehest, geht er mit,
Und bewahrt dich Tag und Nacht.
Sey getrost, das Höllenheer
Wird dir schaden nimmermehr.

Siehe, wie sein Auge wacht,
Wenn du liegest in der Ruh,
Wenn du schläfest, kommt mit Macht
Auf dein Bett geflogen zu
Seiner Engel güldne Schaar,
Daß sie deiner nehme wahr.

Alles, was du bist und hast,
Ist umringt mit seiner Hut.
Deiner Sorgen schwere Last
Nimmt er weg, macht Alles gut;
Leib und Seel hält er verdeckt,
Wenn dich Sturm und Wetter schreckt.

Wenn der Sonnen Hitze brennt
Und des Leibes Kräfte bricht,
Wenn dich Stern und Monde blendt
Mit dem klaren Angesicht,
Hat er seine starke Hand
Dir zum Schatten vorgewandt.

Nun er fahre immer fort,
Der getreue, fromme Hirt,
Bleibe stets dein Schild und Hort,
Wenn dein Herz geängstet wird;
Wenn die Noth wird viel und groß,
Schließt er dich in seinen Schooß.

Wenn du sitzest, wenn du stehst,
Wenn du redest, wenn du hörst,
Wenn du aus dem Hause gehst,
Und zurücke wieder kehrst,
Wenn du trittst aus oder ein,
Woll' er dein Gefährte seyn.

Wer unterm Schirm des Höchsten sitzt u. s. w.

Wer unterm Schirm des Höchsten sitzt,
Der ist sehr wohl bedecket;
Wenn Alles donnert, kracht und blitzt,
Bleibt sein Herz ungeschrecket.
Er spricht zum Herrn: du bist mein Licht,
Mein' Hoffnung, meine Zuversicht,
Mein Thurm und starke Veste.
Du rettest mich von's Jägers Strick,
Und treibst des Todes Netz zurück,
Und schützest mich aufs Beste.

Frisch auf! mein Herz, Gott stärket dich
Mit Kraft auf allen Seiten.
Schau her, wie seine Flügel sich
Ganz über dich ausbreiten!
Sein Schirm umfängt und deckt dich gar,
Sein Schild fängt auf, was hier und dar
Von Pfeilen fleucht und tobet.
Der Schild ist Gottes wahres Wort;
Der Schirm ist, was der starke Hort
Versprochen und gelobet.

Wenn dich die schwarze Nacht umgiebt,
Kannst du fein sicher schlafen;
Des Tages bleibst du unbetrübt
Von deines Feindes Waffen.
Die Seuche, die im Finstern schleicht,
Und des Mittages umher kreucht,
Wird von dir abgeführet.
Und wenn gleich tausend fallen hier,
Und zehen tausend hart bei dir,
Bleibst du doch unberühret.

Kein Uebels wird zu deiner Hütt'
Eingehn und dir begegnen.
Gott wird all' deine Tritt' und Schritt'
Auf deinen Wegen segnen.
Denn er hat seiner Engelschaar
Befohlen, daß sie vor Gefahr
Dich ganz genau bewahren,
Daß dein Fuß möge sicher seyn,
Und nicht vielleicht an einen Stein
Zu deinem Schaden fahren.

Du wirst auf wilden Löwen stehn,
Und treten auf die Drachen;
Du wirst ihr Gift und scharfe Zähn'
In deinem Sinn verlachen
Das macht's, daß Gott will bei dir seyn,
Der spricht: Mein Knecht begehret mein,
So will ich ihm beispringen;
Er kennet meines Namens Zier,
Drum will ich ihm auch nach Begier
Mein' Hülf' und Rettung bringen.

Er ruft mich an, so will ich ihn
Ganz gnädiglich erhören;
Wenn sein Feind auf ihn aus will ziehn,
So will ich stehn und wehren.
Ich will ihn reißen aus dem Tod,
Und, nach erlittner Angst und Noth,
Mit großer Ehr' ergötzen;
Ich will ihn machen lebenssatt,
Und wenn er g'nug gelebet hat,
Ins ew'ge Heil versetzen.

Geh aus, mein Herz, und suche Freud'.

Geh aus, mein Herz, und suche Freud'
In dieser lieben Sommerszeit
An deines Gottes Gaben;
Schau an der schönen Gärten Zier,
Und siehe, wie sie mir und dir
Sich ausgeschmücket haben.

Die Bäume stehen voller Laub,
Das Erdreich decket seinen Staub
Mit einem grünen Kleide.
Narcissen und die Tulipan,
Die ziehen sich viel schöner an
Als Salomonis Seide.

Die Lerche schwingt sich in die Luft,
Das Täublein fleucht aus seiner Gruft,
Und macht sich in die Wälder.
Die hochbegabte Nachtigall
Ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Felder.

Die Glucke führt ihr Völklein aus,
Der Storch baut und bewohnt sein Haus,
Das Schwälblein speist die Jungen,
Der schnelle Hirsch, das leichte Reh
Ist froh, und kommt aus seiner Höh
Ins tiefe Gras gesprungen.

Die Bächlein rauschen in dem Sand,
Und malen sich und ihren Rand
Mit schattenreichen Myrten.
Die Wiesen liegen hart dabei,
Und klingen ganz vom Lustgeschrei
Der Schaaf' und ihrer Hirten.

Die unverdroßne Bienenschaar
Fleucht hin und her, sucht hier und dar
Ihr' edle Honigspeise.
Des süßen Weinstocks starker Saft
Bringt täglich neue Stärk' und Kraft
In seinem schwachen Reise.

Der Weizen wächset mit Gewalt,
Darüber jauchzet jung und alt,
Und rühmt die große Güte
Des, der so überflüssig labt,
Und mit so manchem Gut begabt
Das menschliche Gemüthe.

Ich selbsten kann und mag nicht ruhn,
Des großen Gottes großes Thun
Erweckt mir alle Sinnen.
Ich singe mit, wenn alles singt,
Und lasse, was dem Höchsten klingt,
Aus meinem Herzen rinnen.

Ach! denk ich, bist du hie so schön,
Und läßt du's uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden,
Was will doch wohl nach dieser Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und güldnem Schlosse werden?

Welch hohe Lust, welch heller Schein
Wird wohl in Christi Garten seyn;
Wie muß es da wohl klingen,
Da so viel tausend Seraphim
Mit unverdroßnem Mund und Stimm'
Ihr Halleluja singen.

O wär' ich da! O stünd' ich schon,
Ach! süßer Gott, vor deinem Thron,
Und trüge meine Palmen!
So wollt' ich nach der Engel Weis'
Erhöhen deines Namens Preis
Mit tausend schönen Psalmen.

Doch gleichwohl will ich, weil ich noch
Hier trage dieses Leibes Joch,
Auch nicht gar stille schweigen;
Mein Herze soll sich fort und fort
An diesem und an allem Ort
Zu deinem Lobe neigen.

Hilf nur, und segne meinen Geist
Mit Segen, der vom Himmel fleußt,
Daß ich dir stetig blühe.
Gieb, daß der Sommer deiner Gnad'
In meiner Seelen früh und spat
Viel Glaubensfrücht' erziehe.

Mach' in mir deinem Geiste Raum,
Daß ich dir werd' ein guter Baum,
Und laß mich wohl bekleiden.
Verleihe, daß zu deinem Ruhm,
Ich deines Gartens schöne Blum'
Und Pflanze möge bleiben.

Erwähle mich zum Paradeis
Und laß mich bis zur letzten Reis'
An Leib und Seele grünen;
So will ich dir und deiner Ehr'
Allein, und sonsten keinem mehr,
Hier und dort ewig dienen.

Friedenslied.

Gottlob, nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß' und Schwerter und ihr Mord.
Wohlauf und nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor!
O Deutschland, singe Lieder
Im hohen vollen Chor.
Erhebe dein Gemüthe
Zu deinem Gott, und sprich:
Herr, deine Gnad' und Güte
Bleibt dennoch ewiglich.

Wir haben nichts verdienet,
Als schwere Straf' und großen Zorn,
Weil stets bei uns noch grünet
Der freche schnöde Sündendorn.
Wir sind fürwahr geschlagen
Mit harter, scharfer Ruth',
Und dennoch muß man fragen:
Wer ist, der Buße thut?
Wir sind und bleiben böse,
Gott ist und bleibet treu,
Hilft, daß sich bei uns löse
Der Krieg und sein Geschrei.

Sey tausendmal willkommen,
Du theure, werthe Friedensgab',
Jetzt sehn wir, was für Frommen
Dein bei uns Wohnen in sich hab'.
In dich hat Gott versenket
All unser Glück und Heil;
Wer dich betrübt und kränket,
Der drückt ihm selbst den Pfeil
Des Herzleids in das Herze,
Und löscht, aus Unverstand,
Die güldne Freudenkerze
Mit seiner eignen Hand.

Das drückt uns niemand besser
In unsre Seel' und Herz hinein,
Als ihr zerstörten Schlösser
Und Städte voller Schutt und Stein;
Ihr vormals schönen Felder,
Mit frischer Saat bestreut,
Jetzt aber lauter Wälder,
Und dürre wüste Heid;
Ihr Gräber, voller Leichen,
Und blut'gem Heldenschweiß
Der Helden, derer gleichen
Auf Erden man nicht weiß.

Hier trübe deine Sinnen,
O Mensch! und laß den Thränenbach
Aus beiden Augen rinnen;
Geh in dein Herz, und denke nach,

Was Gott bisher gesendet,
Das hast du ausgelacht;
Nun hat er sich gewendet,
Und väterlich bedacht,
Vom Grimm und scharfen Dringen,
Zu deinem Heil, zu ruhn,
Ob er dich möchte zwingen
Mit Lieb' und Gutes thun.

Ach! laß dich doch erwecken!
Wach auf! wach auf! du harte Welt,
Eh als das harte Schrecken
Dich schnell und plötzlich überfällt.
Wer aber Christum liebet,
Sey unerschrocknes Muths;
Der Friede, den er giebet,
Bedeutet alles Gut's.
Er will die Lehre geben:
Das Ende naht herzu,
Da sollt ihr bei Gott leben,
In ew'gem Fried' und Ruh'.

Nun ruhen alle Wälder.

Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menschen, Städt' und Felder,
Es schläft die ganze Welt.
Ihr aber, meine Sinnen,
Auf! auf! ihr sollt beginnen,
Was eurem Schöpfer wohlgefällt.

Wo bist du Sonne blieben?
Die Nacht hat dich vertrieben,
Die Nacht, des Tages Feind.
Fahr' hin, ein' andre Sonne,
Mein Jesus, meine Wonne,
Gar hell in meinem Herzen scheint.

Der Tag ist nun vergangen,
Die güldnen Sternlein prangen
Am blauen Himmelssaal.
So, so werd' ich auch stehen,
Wenn mich wird heißen gehen
Mein Gott aus diesem Jammerthal.

Der Leib eilt nun zur Ruhe,
Legt ab das Kleid und Schuhe,
Das Bild der Sterblichkeit;
Die zieh' ich aus, dagegen
Wird Christus mir anlegen
Den Rock der Ehr' und Herrlichkeit.

Das Haupt, die Füß' und Hände
Sind froh, daß nun zum Ende
Die Arbeit kommen sey.
Herz, freu' dich, du sollt werden
Vom Elend dieser Erden
Und von der Sündenarbeit frei.

Nun geht, ihr matten Glieder,
Geht, geht und legt euch nieder,
Der Betten ihr begehrt;
Es kommen Stund' und Zeiten,
Da man euch wird bereiten
Zur Ruh' ein Bettlein in der Erd'.

Mein' Augen stehn verdrossen,
Im Hui sind sie geschlossen;
Wo bleibt dann Leib und Seel'?
Nimm sie zu deinen Gnaden,
Sey gut für allen Schaden,
Du Aug' und Wächter Israel.

Breit' aus die Flügel beide,
O Jesu, meine Freude,
Und nimm dein Küchlein ein.
Will Satan mich verschlingen,
So laß die Englein singen:
Dies Kind soll unverletzet seyn.

Auch euch, ihr meine Lieben,
Soll heute nicht betrüben
Kein Unfall noch Gefahr;
Gott laß' euch ruhig schlafen,
Stell' euch die güldnen Waffen
Ums Bett und seiner Helden Schaar.

An Gott.

Herr Gott, du bist ja für und für
Die Zuflucht deiner Heerde.
Du bist gewesen, eh' allhier
Gelegt der Grund zur Erde,
Und da noch kein Berg war bereit't,
Da warst du in der Ewigkeit,
O Anfang aller Dinge!

Du läßt die Menschen in das Thor
Des Todes häufig wandern,
Und sprichst: kommt wieder, Menschen, vor,
Und folget jenen andern;
Denn dir sind, Höchster! tausend Jahr
Als wie ein Tag, der gestern war
Und nunmehr ist vergangen.

Du läßt das schnöde Menschenheer
Wie einen Strom verfließen
Und wie die Schifflein auf dem Meer
Bei gutem Wind hinschießen;
Gleich wie ein Schlaf und Traum bei Nacht,
Der, wenn der Mensch vom Schlaf erwacht,
Entfallen und vergessen.

Wir sind ein Kraut, das bald verdorrt,
Ein Gras, das jetzt aufgehet,
Wird aber schnell von seinem Ort
Entführet und verwehet.
So ist ein Mensch, heut blühet er,
Und morgen, wenn ihn ungefähr
Ein Wind rührt, liegt er nieder.

Das macht, Herr! deines Zornes Grimm,
Daß wir so bald verschwinden.
Dein Eifer stößt und wirft uns umm
Von wegen unsrer Sünden.
Die Sünden stellest du vor dich,
Davon brennt und entrüstet sich
Dein allzeit reines Herze.

Das ist das Feu'r, das uns verzehrt
Das Mark in allen Beinen;
Daher kommt, daß der Tod versehrt
Die Großen und die Kleinen;
Drum fahren unsre Tage hin,
Wie ein Geschwätze durch den Sinn,
Wenn wir die Zeit vertreiben.

Wie lang' hält doch dies Leben aus?
Gar selten sieb'nzig Jahre.
Wenn's hoch kommt, werden achtzig draus,
Und wenn man alle Waare,
Die hier gewonnen, nimmt zu Hauf,
Ist's lauter Müh' von Jugend auf
Und lauter Angst gewesen.

Wir rennen, laufen, sorgen viel,
Und eh' wir's uns versehen,
Da kommt der Tod, steckt uns das Ziel
Und da ist's denn geschehen;
Wir fliehen eilend und behend,
Und doch ist Niemand, der sein End'
Und Gottes Zorn bedenke.

Lehr' uns bedenken, frommer Gott!
Das Elend dieser Erden,
Auf daß wir, wenn wir an den Tod
Gedenken, klüger werden.
Ach! kehre wieder, kehr' uns zu
Dein Angesicht und steh' in Ruh'
Mit deinen bösen Knechten.

Erfüll' uns früh mit deiner Gnad'
An Leib' und an der Seelen,
So wollen wir dir früh und spat
Dein Lob und Dank erzählen.
Erfreu' uns, o du höchste Freud'!
Und gieb uns wieder gute Zeit,
Nach so viel bösen Tagen.

Bisher hat's lauter Kreuz geschneit,
daß nun die Sonne scheinen!
Bescher' uns Freude nach dem Leid
Und Lachen nach dem Weinen.
Laß deiner Werke süßen Schein,
Herr, deinen Knechten kundbar seyn,
Und dein' Ehr' ihren Kindern.

Bleib' unser Gott und treuer Freund,
Halt' uns auf festem Fuße,
Und wenn wir etwa irrig seynd,
So gieb, daß sich mit Buße,
Das Herze wieder zu dir wend',
Auch fördre das Thun unsrer Händ'
Und segne unsre Werke.

Frauenlob.

Ein Weib, das Gott den Herren liebt,
Und sich stets in der Tugend übt,
Ist viel mehr Lobs und Liebens werth,
Als alle Perlen auf der Erd'.

Ihr Mann darf mit dem Herzen frei
Verlassen sich auf ihre Treu.
Sein Haus ist voller Freud' und Licht,
An Nahrung wird's ihm mangeln nicht.

Sie thut ihm Liebes, und kein Leid,
Durchsüßet seine Lebenszeit,
Sie nimmt sich seines Kummers an,
Mit Trost und Rath, so gut sie kann.

Die Woll' und Flachs sind ihre Lust,
Was hierzu dient, ist ihr bewußt;
Ihr Händlein greifet selbst mit zu,
Hat öfters Müh' und selten Ruh'.

Sie ist ein Schifflein auf dem Meer,
Wenn dieses kommt, so kommt's nicht leer;
So schafft auch sie aus allem Ort
Und setzet ihre Nahrung fort.

Sie schläft mit Sorg', ist früh heraus,
Giebt Futter, wo sie soll, im Haus,
Und speist die Dirnen, deren Hand
Zu ihren Diensten ist gewandt.

Sie gürtet ihre Lenden fest,
Und strecket ihre Arm' auf's best';
Ist froh, wenn wohl von statten geht,
Worauf ihr Sinn und Herze steht.

Wenn andre löschen Feu'r und Licht,
Verlöscht doch ihre Leuchte nicht;
Ihr Herze wachet Tag und Nacht
Zu Gott, der Tag und Nacht gemacht.

Sie nimmt den Rocken, setzt sich hin,
Und schämt sich nicht, daß sie ihn spinn';
Ihr Finger faßt die Spindel wol,
Und macht sie schnell mit Garne voll.

Sie hört gar leicht des Armen Bitt',
Ist gütig, theilet gerne mit;
Ihr Haus und alles Hausgesind,
Ist wohl verwahrt vor Schnee und Wind.

Sie näht, sie strickt, sie würkt mit Fleiß,
Macht Decken nach der Künstler Weis',
Hält sich selbst sauber; weiße Seid'
Und Purpurfarbe ist ihr Kleid.

Ihr Mann ist in der Stadt berühmt,
Bestellt sein Amt, wie sich's geziemt.
Er geht, steht und sitzt oben an,
Und was er thut, ist wohlgethan.

Ihr Schmuck ist, daß sie reinlich ist,
Ihr' Ehr' ist, daß sie ist gerüst
Mit Fleiße, der gewiß zuletzt
Den, der ihn liebet, hoch ergötzt.

Sie öffnet ihren weisen Mund,
Thut Kindern und Gesinde kund
Des Höchsten Wort, und lehrt sie fein
Fromm, ehrbar und gehorsam seyn.

Sie schauet wie's im Hause geht,
Und wie es hie und dorten steht;
Sie ißt ihr Brod, und sagt dabei,
Wie so groß Unrecht Faulheit sey.

Die Söhne, die ihr Gott bescheert,
Die halten sie hoch, lieb und werth;
Ihr Mann, der lobt sie spät und früh
Und preiset seelig sich und sie.

Viel Töchter bringen Geld und Gut,
Sind zart am Leib und stolz an Muth;
Du aber, meine Kron' und Zier,
Gehst wahrlich ihnen allen für.

Was hilft der äußerliche Schein?
Was ist's doch, schön und lieblich seyn?
Ein Weib, das Gott liebt, ehrt und scheut,
Das soll man loben weit und breit.

Die Werke, die sie hier verricht,
Sind wie ein schönes helles Licht;
Sie dringen bis zur Himmelspfort',
Und werden leuchten hier und dort.

Wilhelm Gerhard

ward am 29. November 1780 zu Weimar geboren, widmete sich dem Handelsstande und lebt als Großherzoglich Sächsischer Legationsrath und angesehener Kaufmann in Leipzig. —

Seine Schriften sind:

Anakreon und Sappho, freie Nachbildung. Leipzig, 1818.
Sakontala. Leipzig, 1819.
Sophronia oder die Eroberung des heiligen Grabes. Drama. Magdeburg, 1822.
Spaziergang über die Alpen. Gotha, 1823.
Gedichte, Leipzig, 1826—1828. 4 Thle. — (der 4. Theil auch unter dem Titel: Serbische Volkslieder.)
Wiegenweihe. Lyrisches Festspiel, Leipzig, 1828.
Blick auf einige Steuerverhältnisse im Königreich Sachsen. Leipzig, 1831.
Einzelne Gedichte u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

Wilhelm Gerhard ist am glücklichsten in der lyrischen Poesie, der sein bewegliches und lebendiges Naturell sich auch vorzugsweise zuzuneigen scheint. Hier zeigt er Innigkeit und Gemüthlichkeit, Reichthum der Bilder und Anschauungen, ein feines Ohr und große Gewandtheit in Beherrschung von Sprache und Form; viele seiner Lieder sind Volkseigenthum geworden.

Venezianisches Gondlerlied.

Es schwebet die Gondel auf schaukelnder Welle,
Die Nacht ist so helle,
So labend, so kühl.
Drum folge mir, Nettchen! Allein und verschwiegen
Im Kahn sich zu wiegen,
Ist Wonnegefühl.

Den Deckel der Gondel befahl ich zu räumen,
Um süßer zu träumen
In fächelnder Luft.
Nun werden uns spielend die Wogen umkräuseln,
Die Zephyr' umsäuseln
Mit würzigem Duft.

Betrüge sich etwa ein Zephyrchen freier,
Und risse den Schleier
Dir weg von der Brust,
Und wüßte verwegen ein Knie zu erhaschen,
Verbotnes zu naschen
In himmlischer Lust:

Was kümmert's dich, Süße? Am Ruder behende
Regt Toni die Hände
Nach Ordnung und Pflicht.
Du kannst einer Büste nicht sicherer trauen,
Er will's ja nicht schauen,
Und schaut es auch nicht.

Matrosenlied.

Lustiger Matrosensang
Hoiho!
Töne laut das Meer entlang!
Hoiho!
Bald im Süden bald im Nord
Sing' ich hier und singe dort,
Werf' die Grillen über Bord.
Hoiho — i!

In der Woge nassen Bauch
Hoiho!
Blas' ich meines Pfeifchens Rauch.
Hoiho!
Fischlein springt im Sonnenschein,
Seehund schwimmt uns hinterdrein,
Und die wilden Möven schrein.
Hoiho — i!

Hat der Sturm den Kiel gefaßt.
Hoiho!
Klettr' ich auf den höchsten Mast.
Hoiho!
Seyd nicht bange, Kapitän!
Wind und Wetter werden schön:
Laßt die Flagge lustig wehn!
Hoiho — i!

Eines machet mir Verdruß:
Hoiho!
Ich entbehre Jettchens Kuß.
Hoiho!
Denk' ich auf bewegter See
An des Busens Lilienschnee,
Foltert mich der Liebe Weh.
Hoiho — i!

Aber wenn der Hafen winkt,
Hoiho!
Und ihr schwarzes Auge blinkt:
Hoiho!
Küss' ich, bei so mildem Strahl,
Nach der Trennung banger Qual
Jettchen hunderttausendmal.
Hoiho — i!

Haus ohne Sorgen.

Ich fühlte Magenwehen,
Nahm Thee mit Branntewein,
Und goß wohl aus Versehen
Ein Glas zu viel hinein.

Hickup! hickup!
Fallera lalla!

Nun ist kurirt der Magen,
Doch Kopfweh plagt mich sehr.
Ich nehm', es zu verjagen,
Ein Prischen Saint-Omer.
Hatzi! hatzi!
Fallera lalla!

Kaum krähten noch die Hähne,
So weckte man mich auf.
Verzeiht mir, wenn ich gähne!
Natur will ihren Lauf.
Yawah! yawah!
Fallera lalla!

Hans bin ich ohne Sorgen,
Ich kenne keine Noth,
Und lache früh am Morgen
Bis spät zum Abendroth.
Haha! haha!
Fallera lalla!

Der Fuhrmann.

Das Pfeifchen dampfet, die Peitsche knallt,
Die Hengste wiehern, das Liedchen schallt.
Wistehi!
Durch Moor und Sand
In Stadt und Land
Getrunken, gesungen und angespannt!
Jehi, wistehott, jehi!

Hier duftet der Klee, dort blühet der Raps,
Ihr Röslein, schmauset; ich trinke Schnaps!
Wistehi!
Nur wohlgemuth!
Der Weg ist gut,
Ein lustiger Fuhrmann schwenket den Hut.
Jehi, wistehott, jehi!

Heut spannen wir aus im halben Mond,
Wo Liesel, das schwarzbraune Mägdlein, wohnt.
Wistehi!
Sie giebt uns Streu
Und frisches Heu,
Und Häksel und Hafer, und Lieb und Treu.
Jehi, wistehott, jehi!

Frau Wirthinn schenket vom besten Wein
Dem schlanken, schwarzbraunen Mägdelein!
Wistehi!
Das Aeuglein blinkt,
Sie nippt, sie trinkt,
Bis ihr vom Trinken die Wimper sinkt.
Jehi, wistehott, jehi!

Nun ruht ihm das schläfrige Kind im Arm,
Er zwickt es munter, und küßt es warm.
Wistehi!
Sie duldet's gern.
Lösch' aus, Latern'!
Den Glücklichen leuchtet der Liebe Stern.
Jehi, wistehott, jehi!

Die Rosse wiehern, der Morgen graut,
Sie bringt ihm Blumen, und weinet laut.
Wistehi!
Sie schleicht in's Haus,
Er küßt den Strauß,
Und lenket den Wagen zum Hofe hinaus.
Jehi, wistehott, jehi!

Schnitter.

Der Waizen, das Korn und die Gerste blinkt,
Dem Schnitter die goldene Erndte winkt;
Er eilet mit Sichel und Sense herbei,
Juchhei! Juchhei! Heididelbumdei!
Juchhei!

Er bindet die Garben mit fleißiger Hand,
Nicht achtend der Sonne versengenden Brand,
Und ladet sie auf mit Jubelgeschrei.
Juchhei! Juchhei! Heidideldumdei!
Juchhei!

Verstohlen lächelt mit zärtlicher Glut
Die Schnitterinn unter dem Sonnenhut,
Er küßt ihr die Wange so lieb und treu.
Juchhei! Juchhei! Heidideldumdei!
Juchhei!

Und Beide winden den Erndtekranz,
Und rüsten sich fröhlich zum ländlichen Tanz;
Es tönen die Geigen, es klingt die Schalmey:
Juchhei! Juchhei! Heidideldumdei!
Juchhei!

Jäger.

Es blies ein Jäger wohl in sein Horn,
Trarah!
Und wandelte still durch Dickicht und Dorn;
Trarah!
Er schoß nicht Hasen noch Hühner noch Reh,
Denn ach! im Herzen war's ihm gar weh,
Trarah, Trarah, Trarah!
Seitdem er das Mägdelein sah.

Des Jägers verlockender Hörnerklang,
Trarah!
Ihr tief daheim in die Seele drang.
Trarah!
Sie hüpft hinaus wo das Hüfthorn schallt,
Hinaus, hinaus in den grünen Wald.
Trarah, Trarah, Trarah!
O Jäger, dein Liebchen ist da!

Er drückt das Händchen so weich und zart,
Trarah!
Er küßt ihr die Lippe nach Jägers Art.
Trarah!
Und wolltest du wohl die Jägerinn seyn,
Du rosenrothes Herzliebchen mein?
Trarah, Trarah, Trarah!
Das Mägdlein lispelte, ja!

Die Locke pranget im grünen Kranz,
Trarah!
Die Hörner laden zum Hochzeittanz,
Trarah!
Und selig liegt und liebewarm
Die Jägerinn drauf in des Jägers Arm;
Trarah, Trarah, Trarah!
Weiß nicht wie ihr geschah.

Jägers Brauch.

Die Büchse knallt,
Das Hüfthorn schallt,
Piffpaff! trarah!
Der Jäger jaget im grünen Wald.
Piffpaff! trarah!
Auch uns lockt manches Reh herbei,
Doch schießen wir nicht mit Pulver und Blei,
Piffpaff! trarah!
Juchheisa sasa!
Trarah!

Dem Hörnerklang,
Dem Vogelsang
Tiriti! trarah!
Lauscht Jägers Ohr den Busch entlang.
Tiriti! trarah!
Wer frägt noch, ob die Lerche singt,
Wo laut ein schäumender Becher klingt?
Klingling! trarah!
Juchheisa, sasa!
Trarah!

Der grüne Gesell,
Ihn dürstet schnell:
Gluckgluck! trarah!
Da bückt er sich nieder zum klaren Quell.
Gluckgluck! trarah!
Ey, ey! wer möchte so thöricht seyn!
Wir trinken lieber vom goldnen Wein.
Schenkt ein! trarah!
Juchheisa, sasa!
Trarah!

Sieht er im Hain
Ein Mägdelein:
Juchhei! trarah!
So küßt er bei Sonnen- und Mondenschein.
Juchhei! trarah!
Ihr lieblichen Schönen! das thun wir auch;
Da folgen wir alle des Jägers Brauch.
Juchhei! trarah!
Juchheisa! sasa!
Trarah!

Freude.

Was perlet im Glase? was schäumet im Becher?
Was hebet die Pulse, ihr fröhlichen Zecher?
Sagt, ist es allein
Der goldene Wein?
Nein, nein! nein, nein!
Wir fühlen der Freude beseelenden Strahl,
Der glüht in den Adern und perlt im Pokal.

Was tönet, begleitet vom rauschenden Klange,
Hinab zu den Herzen, im frohen Gesange?
Ihr meint wohl allein
Trompeten, Schalmei'n?
Nein, nein! nein, nein!
In Tönen bezaubert die Freude das Ohr,
Und hebet die Herzen zum Himmel empor.

Was klopfet im Busen der lieblichen Dirne?
Was blitzt ihr im Auge, was thront auf der Stirne?
Wie? wär' es allein
Ein festlicher Schein?
Nein, nein! nein, nein!
Die Freude, die liebende, färbt ihr den Mund,
Und machet im Strahle des Auges sich kund.

Wer schlingt bei dem leichten, dem schwebenden Tanze
Die schnellen Sekunden zu köstlichem Kranze?
Vielleicht nur allein
Die wogenden Reih'n?
Nein, nein! nein, nein!
Der Odem der Freude, der himmlische, weht
Auch da, wo ein wirbelnder Reigen sich dreht.

So lasset uns, Brüder! im Fluge, im raschen,
Die Freude, die Tochter des Himmels, erhaschen!
Sie ladet uns ein,
Uns heute zu freun:
Schlagt ein! schlagt ein!
Und webet aus Reben, mit liebender Hand,
Aus Liedern und Tänzen ein heiteres Band!

Der Trinker.

Der Arzt hat mir verboten
vinum,
Den weißen wie den rothen
bonum.
Man gönnt nur solche Gabe
sibi:
Drum sang ich schon als Knabe:
bibi, bibi, bibi!

Mir reichten tausend Quellen
aquam;
Doch schlürft' ich selbst vom hellen
nunquam.
Für Wein nur will ich danken
tibi;
So oft die Brüder tranken,
bibi, bibi, bibi.

Bisweilen, wenn ich fröhne
Bacchum,
Nippt eine muntre Schöne
mecum.
Den Körper vor Gefahren
morbi
Mir kräftig zu bewahren:
bibi, bibi, bibi.

Versucht' einmal zu singen
carmen.
Konnt' aber nicht erringen
nomen.
Daß sich ein Kranz mir wände
Phöbi,
Und schnell den Reim ich fände:
bibi, bibi, bibi.

Ich lebe froh und munter,
bibo,
Und soll ich einst hinunter,
ibo,
Zu Tantalus Verzagen
ibi,
Werd' ich dann lachend sagen:
bibi, bibi, bibi!

Anmerk. Komponisten haben die lateinischen Worte nicht trochäisch, sondern jambisch zu nehmen.

Der Verf.

Sylvesterlied.

Mit ernstem Glockenschlage
Ertönet der Moment,
Der auf der Zeiten Wage
Den Raum der Jahre trennt.
Uns bebt im Herzen wieder
Der feierliche Klang:
Begrüßt ihn, liebe Brüder,
Begrüßt ihn mit Gesang!

Chor.

Im Herzen bebet wieder
Der ernste Glockenklang,
Wir grüßen ihn, ihr Brüder!
Mit festlichem Gesang.

Wem Freundschaft oder Liebe
Auf dieser Erde lacht,
Dem wird es nimmer trübe
In dunkler Mitternacht.
So laßt uns Freundschaft halten
Auch in dem neuen Jahr,
Und liebe, wer im alten
Durch Liebe selig war!

Chor.

Wir wollen Freundschaft halten
Auch in dem neuen Jahr,
Und liebe, wer im alten
Durch Liebe selig war!

Zwar trübt oft unsre Wonne
Der Thräne bittrer Quell,
Und leider schien die Sonne
Nicht alle Tage hell:
Doch Brüder, frohen Muthes,
Wenn ihr der Thränen denkt!
Der Himmel hat auch Gutes
Und Schönes uns geschenkt.

Chor.

Ja Brüder, frohen Muthes!
Er, der die Sonne lenkt,
Hat Schönes auch und Gutes
Mit Vaterhuld geschenkt.

Begrüßet, traut verbunden,
Im Kreise holder Frau'n,
Des Jahres erste Stunden
Mit fröhlichem Vertrau'n!
Und fester, immer fester,
Zu inniger'm Verein,
Soll immerdar Sylvester
Von uns gefeiert seyn!

Chor.

Ja fester, immer fester,
Zu inniger'm Verein,
Soll immerdar Sylvester
Von uns gefeiert seyn!

Der Polterabend.

Erste Schwester.

Unsre Schwester geht nun fort,
Fort aus unserm Kreis.
Bräutchen! im Vertraun ein Wort:
Wird das Herzchen heiß?
Willst du denn nicht länger weilen?

Die Braut.

Eilen.

Zweite Schwester.

Eilen hat schon oft gereut:
Bleibe doch noch da!
Alles was ein Mädchen freut,
Alles hast du ja;
Möchte wissen was dich triebe?

Die Braut.

Liebe.

Beide Schwestern.

Lieb' ist also, was dich zieht?
Das ist freilich hart.
Wenn die Lieb' im Busen glüht,
Wird nicht Zeit gespart,
Sich dem Bräut'gam zu ergeben.

Die Braut.

Eben!

Der Vater.

Kinder, laßt das Mädel gehn,
Wißt erst, wie es thut!
So was kann euch auch geschehn,
Habt ihr Fleisch und Blut.
Wünscht ihr nicht auch zu gefallen?

Die Braut.

Allen.

Die Freunde.

Necken sie dich, süße Braut,
Gieb den Spott zurück!
Bist du morgen erst getraut,
Lächelt dir dein Glück;
Ja, man sucht dir nachzuahmen.

Alle.

Amen!

Brautgesang.

Kennt ihr den Jüngling, der entzückt,
Tralla!
Der Nachbarinn die Hände drückt,
Tralla!
Und leise flüstert: süßes Lamm!
Ist es vielleicht der Bräutigam?
Tralla! Juchhei! Tralli! Tralla!
Es ist der Bräutigam.

Und die dort an der Seit' ihm sitzt,
Tralla!
Aus deren Auge Liebe blitzt
Tralla!
Die sanft erröthend niederschaut,
Das ist wohl seine holde Braut?
Tralla! Juchhei! Tralli! Tralla!
Es ist die holde Braut.

Woher der Wange Fieberglut?
Tralla!

Warum erbebt das junge Blut!
Tralla!
Warum verfärbt sich ihr Gesicht?
Sie weiß es wohl, doch sagt sie's nicht;
Tralla! Juchhei! Tralli! Tralla!
Nein, nein! sie sagt es nicht.

Ob auch die blöde Lippe schweigt:
Tralla!
Seht, wie der Busen sinkt und steigt!
Tralla!
Er ahnet klopfend schon die Lust,
Zu ruh'n an des Geliebten Brust;
Tralla! Juchhei! Tralli! Tralla!
Zu ruh'n an seiner Brust.

Wir drücken schon ein Auge zu,
Tralla!
Wir wünschen ihnen süße Ruh,
Tralla!
Und rufen zum Pokale laut:
Es lebe Bräutigam und Braut!
Tralla! Juchhei! Tralli! Tralla!
Ja, Bräutigam und Braut!

Trinklied.

Auf! getrunken!
Denn bei goldnem Wein
Schlummern alle Sorgen ein,
Und es sprühen Himmelsfunken.
Auf! getrunken!

Leid und Klage,
Euch entbehr' ich gern!
Bleibet ewig von mir fern!
Trübt mir nicht die heitern Tage,
Leid und Klage!

Einmal sterben
Muß ich mit der Zeit:
Meines Lebens Heiterkeit
Sollt' ich grämelnd mir verderben
Vor dem Sterben?

Nein, getrunken!
Denn bei goldnem Wein
Schlummern alle Sorgen ein,
Und es sprühen Himmelsfunken.
Auf! getrunken!

Rundgesang beim Weine.

Trink' ich Wein:
So ergreift mich Himmelsfeuer,
Und es tönen meiner Leyer
Melodein.

Trink' ich Wein:
Werf' ich sorglos meine Grillen
In das Meer, wo Stürme brüllen,
Tief hinein.

Trink' ich Wein:
Wandl' ich zwischen sanften Bächen,
Frühlingsblumen mir zu brechen,
In dem Hain.

Trink' ich Wein:
Preis' ich, fern von Leid und Klage,
Meiner goldnen Lebenstage
Sonnenschein.

Trink' ich Wein:
Bin ich unter schönen Kindern,
Die den Liebesschmerz mir lindern,
Gern allein.

Trink' ich Wein:
Ist's, als ob mir aus der Tiefe
Des Pokals die Freude riefe,
Froh zu seyn.

Trink' ich Wein:
Bin ich König. Menschlich Wissen
Lehret, daß wir scheiden müssen:
Schenkt mir ein!

Vaterunser.

Vater unser im Himmel! der du die Erd' und die Sonne,
Mond und Sterne gebaut, geheiliget werde dein Name!
Zu uns komme dein Reich, das Reich der Lieb' und der Wahrheit!
Und dein Wille geschehʼ auf Erden so wie in dem Himmel!
Gieb uns tägliches Brod, und was wir Schwache verschuldet,
Vater, vergieb uns gnädig, wie wir den Schuldnern vergeben!
Sende zum Guten die Kraft, und führ' uns nicht in Versuchung,
Sondern erlös' uns, o Herr, vom Ungemach und vom Uebel!
Denn dein ist das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit, dein nur,
Der du die Welten regierst, o Vater, in Ewigkeit. Amen!

Ruhm und Liebe.

Es flimmern Sterne durch die trübe Nacht
Auf tausend Zelte hin mit bleichem Glanze;
Ein junger Krieger hält im Nebel Wacht,
Und singt, den Arm gestützt auf seine Lanze:
Fliegt, Lüftchen, flieget heimathwärts,
Zum Liebchen heim, durch Nacht und Trübe;
Sagt ihr, es klopfe mir das Herz
Nur für den Ruhm und meine Liebe!

Der Lagerfeuer blutigrother Schein
Weckt seinen Muth zum nahen Waffentanze;
Ihm glüht die Wang' und, einsam und allein,
Singt er, gestützt auf's Eisen seiner Lanze:
Fliegt, Lüftchen, flieget heimathwärts,
Zum Liebchen heim, durch Nacht und Trübe;
Sagt ihr, es klopfe mir das Herz
Nur für den Ruhm und meine Liebe!

Zum Kampfe ruft das heitre Morgenroth,
Und Tausend ringen nach dem Lorbeerkranze.
Im Arm des Sieges lauert oft der Tod,
Und fallen kann ich neben meiner Lanze:
Doch grüßt, ihr Lüftchen, grüßt sie auch,
Wenn ich auf blut'gem Schlachtfeld bliebe,
Und saget: bis zum letzten Hauch
Schlug seine Brust für Ruhm und Liebe!

Wolfgang Adolph Gerle,

als Pseudonym Konrad Spät, genannt Frühauf, ward 1758 zu Prag geboren, war früher Buchhändler und wurde später Professor der Geschichte am dortigen Conservatorium.

Er gab heraus:

Historischer Bildersaal aus der Vorzeit Böhmens. 3 Bdchen. Prag 1824.
Neue Erzählungen. Prag 1826.
Guckkastens-Bilder. 2 Bdchen. Brünn 1824.
Koralien. Prag 1807. N. A. 1811.
Die Liebesharfe. Wien 1825. 2 Bdchen
Novellen, Erzählungen und Mährchen. 2 Bde. Leipzig 1821.
Der kleine Phantasus. 2 Thle. Leipzig 1822.
Romantischer Rittersaal. 1r Bd. Brünn 1824.
Schattenrisse und Mondnachtsbilder. 3 Bdchen. Leipzig 1824.
Schelmuffsky's seltsame Abentheuer. Berlin 1821.
Volksmährchen der Böhmen. 2 Bde. Prag 1819.

Einzelne Erzählungen u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

G. hat besonders mit Geschick und Wärme die Volkssagen seines Landes behandelt, wie er sich überhaupt als Erzähler durch eine angenehme, gewandte, stets dem bearbeiteten Gegenstande angemessene Darstellung, vielseitige Anerkennung zu gewinnen verstand.

Holzschnitte*)

aus alten Chroniken.

1.

Bischoff Adalbert und Kochan von Wrssowec.

Zu Ende des zehnten Jahrhunderts geschah es, daß die Gemahlin eines Ritters aus dem Geschlechte der Wrssowec in Liebe für einen jungen Priester entbrannte, und da dieser ob der schönen Frau seine heiligen Gelübde vergaß, so entspann sich zwischen beiden ein sündhaftes Verständniß, bis endlich der Ritter die Untreue seines Weibes inne wurde, und ihr blutige Rache schwur; aber sie entfloh, und während ihr Gatte die Ersten und Ansehnlichsten seines Stammes versammelte und ihnen die Schmach kund that, welche ihrem Hause zugefügt worden, worüber sie also in Zorn geriethen, daß sie den Tod des Weibes foderten, so sie entehret, begab sich die treulose Frau in die Kirche des heiligen Georg, und warf sich zu den Füßen des frommen Bischoff Adalbert, indem sie, mit bittern Zähren der Angst und Reue ihre Sünden bekennend, zugleich sein Mitleid anflehte.

Adalbert, die ganze Heiligkeit des Ortes erkennend, wo die Strafbare um seinen Schutz bat, gewährte ihr selben, und als die Glieder des beleidigten Stammes, Kochan von Wrssowec an ihrer Spitze, vor den Klostermauern erschienen, um die Auslieferung der Verbrecherin zu fodern, weigerte sich Adalbert nicht nur, ihr Begehren zu erfüllen, sondern, sein Leben an den Schutz der Unglücklichen setzend, trat er mitten unter die Bewaffneten und sprach:

„So ihr mich suchet: hier stehe ich mitten unter euch."

Kochan schüttelte das Haupt und entgegnete spottend:

„Du hoffest umsonst auf die Martyrkrone und den Tod eines christlichen Helden, welcher die Rache aller Christen auf uns laden würde; aber wenn du die Buhlerinn noch ferner gegen unsre gerechte Rache schützen willst, so wisse, daß deine Brüder in unsern Händen sind, und wir wollen unsre Wuth an ihren Weibern und Kindern kühlen, und ihre Güter in Beschlag nehmen."

Der Bischoff fühlte den Hohn und die Drohung dieser schmachvollen Rede; gleichwohl war er fest entschlossen, eher Alles zu dulden, als die Unglückselige dem blinden Grimm ihrer Verwandten Preis zu geben; aber diese hatten Mittel gefunden, durch eine kleine Seitenpforte, die sie sprengten, in die Kirche einzudringen, und ohne die Heiligkeit des Ortes zu achten, rissen sie das zitternde Weib vom Hochaltare, wohin sie in ihrer großen Angst flüchtete, um sie der Rache ihres beleidigten Gemahls zu übergeben; doch dieser meinte, sich mit dem Blute der Strafbaren zu entehren und rief einen der gemeinsten Knechte herzu, welcher ihr das Haupt abschlagen mußte.

Empört über diese Entweihung des heiligen Ortes that Adalbert die grausamen Wrssowece in Bann; aber diese achteten dessen wenig, und in dem wilden Sturm der damaligen Zeit blieb die ganze Gewaltthat unbestraft.

2.

Herzog Jaromir und der treue Knecht.

In den ersten Jahren des eilften Jahrhunderts bestieg Jaromir den böhmischen Fürstenthron fast noch als Jüngling, zwar voll Eifer für das Wohl des Vaterlandes, aber ohne Erfahrung, außerhalb Böhmen erzogen, dem Volke unbekannt und zudem von dem mächtigen Geschlecht der Wrssowec gehaßt, dessen Oberhaupt, Kochan, selbst nach dem Herzogshut trachtete.

Um Jaromir mit einemmale zu verderben, lud ihn Kochan eines Tages zur Jagd, und der arglose Herzog erschien, nur von zwei Knechten geleitet, deren einen die Wrssowecen gewonnen und gedungen hatten, seinen Herrn den Mördern in die Hände zu führen. Als er sich nun im dichten Forste befand, fielen die Verschwornen über den Herzog her, rissen den Ueberraschten vom Pferde, zogen ihn nackt aus, und streckten den Unglücklichen, an Pfähle gebunden, auf die Erde, worauf sie ein Wettrennen anstellten, und ohne seines Rufens, Bittens und Flehens um Schonung oder den Tod, zu achten, mit ihren Rossen über ihn hin und her sprengten. Hrziwetz, Jaromir's verrätherischer Knecht, nahm Theil an dieser Peinigung, während Hovora, des Herzogs zweiter Begleiter, Mittel fand, den Mördern zu entrinnen, und Hülfe für seinen Herrn aufzubieten. Mittlerweile hatte die Herzoginn einen weissagenden Traum gehabt, in welchem ihr der heilige Johannes die Gefahr ihres Gemahls gezeigt, und ihr befohlen hatte, demselben fünfzig Knechte zum Beistand zu senden; der treue Hovora begegnete diesen; da sie aber keine Pferde hatten, so beschwor er die Schaar, zur Rettung ihres Herrn zu eilen, und, so sie ihn aus dem Auge verlören, nur dem Schalle seines Jagdhorns zu folgen.

Als Hovora an den Ort zurückkam, wo er den Fürsten verlassen hatte, zeigte sich seinen erstaunten Blicken ein gar wundersames Schauspiel: Die grausamen Wrssowecen waren des Wettrennens über Jaromir's zerfleischten Leib endlich müde geworden, und banden den Herzog an einen Baum, worauf sie sich im Pfeilschießen nach so edlem Ziel übten; aber Hovora sah nur die boshaften Schützen, welche Pfeil auf Pfeil nach der hohen Eiche sandten; vor dem Fürsten schwebte, gleichsam in den Lüften befestigt, ein purpurrother Mantel, der alle Pfeile auffing, und welchen jene gar nicht zu bemerken schienen.

Bald gewahrte einer der Blutgierigen den Hovora, und schnell ließen alle von ihrem Pfeilschießen ab, fingen ihn, und verurtheilten den ungebetenen Zeugen ihres frevelhaften Beginnens, alsogleich an den nächsten Baumstamm aufgehangen zu werden; dem falschen Knecht, der den Herzog mit ihm begleitet, und listig in die Gefahr verlockt, trugen sie die Vollziehung des Spruchs an seinem Freunde und Gevatter auf; aber Hovora erbat sich nur die einzige Gunst, vor seinem Tode noch drei Stückchen auf seinem Jagdhorn blasen zu dürfen, welches Instrument in diesem Leben seine größte Freude gewesen und ihm also auch in ein andres das Geleite geben solle. Diese Bitte ward gewährt, doch spottete man des thörichten Begehrens. — Als Hovora das erstemal ins Horn stieß, legte ihm Hrziwetz den Strang von Bast um den Hals, und wie er das zweitemal geblasen, ward es ihm schier bang, denn er fürchtete, die wackern Knechte der Herzoginn möchten des Weges verfehlt haben, oder noch zu fern seyn, um den Schall seines Hornes zu vernehmen, und er empfahl sein Weib und seine unerzognen Kinder dem unbarmherzigen Gevatter, der ihm den Tod zu geben bereit war. Gern hätte Hovora noch länger gezögert, aber die Wrssowecen, welche es nicht erwarten konnten, wieder zu ihrem Pfeilschießen zurückzukehren, trieben ihn zur Eile an, worauf er zum drittenmal aus allen Kräften ins Horn stieß, und seine Seele Gott anheim zu geben vorbereitet war. — Hrziwetz stand schon auf dem Baume,

*) Aus W. A. Gerle's Novellen, Erzählungen u. Mährchen. 2ter. Band. Leipzig 1821.

um den Gewatter hinauf zu ziehen, als plötzlich die fünfzig treuen Knechte aus dem Dickicht brachen und die Wrssowecen sammt ihrem Anhang, deren Zahl weit geringer war, in die Flucht schlugen. Hrziwetz fiel in der Angst von der Eiche herunter und ward an Hovora's Strick gehangen. Als aber die Knechte sich dem purpurrothen Mantel nahten, der in der Luft schwebend vor dem Herzog ausgespannt war und seinen fürstlichen Leib vor den spitzigen Pfeilen bewahrt hatte, hob sich dieser gen Himmel, und auf einer Wolke mit Morgengold gesäumt, erschien der heilige Taufzeuge Johannes, zum Thron des höchsten Herrschers empor schwebend.

Die treuen Knechte labten den erschöpften Jaromir und führten ihn in seine Hauptstadt, wo er unter der Pflege seiner treuen Gemahlinn bald wieder genas, und keine heiligere Sorge kannte, als die Belohnung seines Retters. Hovora ward dem höchsten Adel gleichgestellt, zum Landjägermeister ernannt, und außer andern Gütern mit dem Hof Stabno und dem Schloß Krokowetz belehnt, welches die Böhmen ihrem Richter Krokus zum Wohnplatz erbaut und ihm dessen Namen gegeben hatten.

3.

Die Tartarenschlacht.

In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts beschloß der Chan der Tartaren, das ganze Abendland seinem Zepter zu unterwerfen, und zog an der Spitze von 600,000 Kriegern aus seinem Lande, sich über Europa, gleich einem furchtbaren Strome, ergießend, als wollte er die Länder nicht erobern, sondern vernichten; Mordbrand, Raub und Nothzucht gingen ihm zur Seite, und während die Tartaren Männern und Greisen das Haupt vom Rumpfe hieben und die Kinder als Siegeszeichen auf ihren Spießen herumtrugen, entehrten sie die Frauen und Jungfrauen, noch bevor sie selbe durch den Tod wieder mit den Ihrigen vereinten; sie foderten eben so wenig Schonung, wo sie besiegt wurden, als sie selbe ertheilten, und die Häupter der Erschlagenen hingen sie als Trophäen an ihren Rossen auf, und manche (doch nicht die verlässigsten) Schriftsteller behaupten sogar, daß sie ihre Gefangenen gefressen haben (!?!). Städte und Dörfer loderten hinter dem Rücken der wilden Sieger, wenn sie auf ihren schnellen Rossen dahin flogen, einen neuen unwiderstehlichen Angriff zu unternehmen, und — wie die Historiker sich poetisch genug ausdrücken — das Tageslicht mit ihren Pfeilen und Wurfspießen zu verdunkeln.

Die Russen und Polen waren überwunden, als Battus, der Tartaren Chan und Enkel des berühmten Gengis-Chan, seine Krieger in zwei Heere theilte, selbst an der Spitze des einen nach Ungarn zog, und mit dem andern seinen Feldherrn Peta aussandte, die Verheerung nach Schlesien, Mähren und Böhmen zu tragen; dieser überwand bei Liegnitz die schlesischen Fürsten und die Ritter des teutschen Ordens. Herzog Heinrich der Fromme fiel als ein Opfer der Tartarenwuth, und Peta zog siegreich gegen Mähren.

Als Wenzel I. die Näherung dieses barbarischen Heeres erfuhr, gerieth er in große Sorge und traf alle Anstalten, ihrer Wuth Grenzen zu setzen. Verhaue in Böhmens Wäldern waren bestimmt, der Reiterei — worin die Hauptmacht der Tartaren bestand — unübersteigliche Hindernisse in den Weg zu legen; Prag und mehrere Städte wurden befestigt, das ganze Volk, und selbst Geistliche, beschäftigten sich mit den Arbeiten, welche dazu nöthig waren. König Wenzel sandte zwei Heere, ein zahlreiches unter dem Befehle Jaroslaws von Sternberg nach Mähren und das schwächere unter Wilim von Skala gegen Glatz.

Jaroslaw hatte ungefähr 12,000 Streitern zu gebieten, und da er es mit dieser geringen Zahl nicht wagen konnte, sich in offnen Kampf mit dem zahllosen Tartarenheer einzulassen, warf er sich — darauf rechnend, daß den rohen Gegnern die Kunst, feste Plätze zu belagern, noch fremd seyn werde — in die Burg von Ollmütz.

Die Tartaren umringten die Veste, verheerten die Gegend und foderten die böhmischen Krieger zum Kampfe heraus, die ruhig harrten, bis die Feinde anfingen, sie als einen Trupp feiger Krieger anzusehen, und sich dem sorglosesten Uebermuthe eines schwelgerischen Lebens überließen, meinend, von ihren christlichen Gegnern sey gar kein Angriff zu besorgen, während Jaroslaw mit Mühe die Kriegswuth der Seinigen im Zaum hielt; endlich im Dunkel einer Nacht that er ihnen die langersehnte Erklärung, daß die Stunde des Kampfes gekommen sey, feuerte ihren Muth durch eine kräftige Rede an, und wagte dann einen Ausfall, der zum Ruhm der christlichen Waffen ausschlug; sie überfielen mit gellendem Kriegsgeschrei die Schlafenden, welche mit Schwert und Tod erweckt wurden. Peta fuhr aus dem Schlafe empor, warf sich auf sein Roß und stürzte ins dichteste Gewühl der Schlacht. — Jaroslaw und der Tartarenfeldherr trafen zusammen, und des ersteren Lanze durchbohrte seinen Gegner. Als die Tartaren Peta's Fall sahen, erhoben sie ein Angstgeschrei und flohen bald darauf. Der böhmische Heereshaufen wollte den Besiegten folgen; aber ihr Feldherr hielt sie davon sorgfältig ab, denn er erkannte die Gefahr, einen noch im Fliehen so furchtbaren Feind aufs Aeußerste zu treiben, und weise begnügte er sich, ihn vom Vaterlande abgewehrt und in die Flucht geschlagen zu haben. Die Tartaren nahmen Ungarn in Besitz, fielen später selbst in Oesterreich ein, doch griffen sie Böhmen nie wieder an.

König Wenzel überhäufte den Sieger mit Beweisen seines Dankes und schenkte ihm das Schlachtfeld als ewigen Zeugen seines Ruhmes, wo Jaroslaw sodann das Schloß Sternberg erbaute.

4.

Karl IV. zu Oppatowic.

Im eilften Jahrhundert wurde das Kloster Oppatowic (in der Gegend von Pardubic) erbaut, reichlich ausgestattet und von Wratislaw I. zu einer Abtei erhoben; schon unter der Regierung König Johanns und seines ruhmvollen Sohnes glänzte es als eines der reichsten Stifter des Landes, von welchem man Karl IV. erzählte, es sey daselbst ein ungeheurer Schatz an Gold und Kleinodien verborgen. Um die Wahrheit dieses Berichtes zu erforschen, ritt der Monarch, nur von zwei Hofleuten begleitet, nach dem Kloster, gab sich dem Abt zu erkennen, und sprach:

„Man hat mir die Kunde gebracht, daß in eurem Kloster ein großer Schatz sich befinde, und wenn solches wahr ist, habe ich das Zutrauen zu Euch, Ihr werdet Eurem Fürsten selben entdecken. Ich gebe Euch mein Kaiserwort darauf, daß nicht das Geringste davon entfremdet werden solle."

Der Abt erbat sich vom Kaiser einen kurzen Urlaub, bevor er diese Frage beantwortete, und nach einer Weile kam er in Begleitung zweier Ordensbrüder zurück, und versetzte:

„Ja, Euer Majestät! wir besitzen einen Schatz; doch von allen unsern Mitbrüdern wissen nur wir drei von demselben, und erst wenn einer von dieser Zahl abstirbt, wird wieder der älteste von den übrigen in unser Geheimniß eingeweiht, der jedoch den schwersten Eid ablegen muß, selbes aufs Heiligste zu bewahren."

Der Kaiser that den frommen Vätern den Vorschlag, ihn zum vierten Bewahrer des Mysteriums aufzunehmen, und erbot sich zum Eide. — Nach einigem Bedenken ließen die Priester dem Monarchen die Wahl, entweder den Schatz zu sehen, ohne zu erfahren, wo er liege, oder seinen Aufenthaltsort zu wissen, ohne ihn zu sehen, weil sie nach ihrem Schwur keinem vierten das Geheimniß in seinem ganzen Umfange mittheilen dürften. Karl wählte das erstere und wurde mit verbundenen Augen durch unterirdische Gänge in ein Gewölbe geführt, welches sich in drei Hallen theilte. Der Kaiser sah beim Scheine der Fackeln in der ersten große Massen von gegossenem Silber, in der zweiten einen ungeheuren Schatz an Goldstangen, und in der dritten eine zahllose Menge der kostbarsten Kirchengeräthe, Kreuze, Kelche, Monstranzen u. s. w., reich mit den edelsten Steinen besetzt. Alles dieses bewunderte der Monarch ohne ein Wort zu sprechen, und der Abt begann:

„Euer Majestät! dieser Schatz ist für Sie und Ihre Nachkommen gespart — er ist Ihr Eigenthum — nehmen Sie davon so viel Ihnen beliebt."

Aber der gottesfürchtige Kaiser entgegnete:

„Mit nichten; — Nimmer werde ich das Kirchengut antasten."

Zum Andenken dieses Besuches bot der Abt seinem erlauchten Gaste einen kostbaren Demantring dar; dieser schwur dem Geber, daß sein Geschenk nie von seinem Finger kommen sollte, und wurde sodann abermals mit verhülltem Haupte aus den unterirdischen Gewölben geleitet.

Karl IV. bewahrte das Geheimniß des Schatzes zu Oppawic wohl, und erst auf seinem Todtenbette sprach er davon mit einigen seiner Getreuesten; doch kam es sodann zur Kenntniß Mehrerer, und ein mächtiger Raubritter, Johann von Herzmanuinstec verband sich mit einem seiner Genossen, um den Schatz fortzutragen; sie kamen unter dem Anschein eines freundlichen Besuches zum Abt und wurden gastlich empfangen; aber allmählig mehrten sich ihre Knappen im Hofe, und sobald ihre Anzahl hinlänglich schien, die arglosen Klosterbewohner zu bezwingen, zeigten sie sich in ihrer wahren Gestalt und foderten unter den fürchterlichsten Drohungen von dem Abte die Auslieferung des Schatzes.

Der ehrwürdige Greis widerstand dem Wüthen der Raubritter und selbst den Martern, wodurch sie ihn zum Geständniß zwingen wollten, standhaft, und als sie endlich einsahen, daß ihr Toben fruchtlos und entweder kein Schatz vorhanden, oder der Abt unbesiegbar sey, beraubten sie das Kloster, schwelgten zwei Wochen in beständigen Festen, wozu sie die benachbarte Ritterschaft einluden, und zogen dann, noch mit großer Beute beladen, von dannen.

König Wenzel lud die Raubritter zu wiederholten Malen vor sein Gericht; aber sie blieben aus, und in den Unruhen jener Zeit blieb ihr Frevel ganz unbestraft.

Nach dem Abzuge der Ritter sammelten sich die Klostergeistlichen wieder und dungen Waffenknechte zu ihrem Schutz; aber im Verlauf des Hussitenkrieges wurde das Kloster abermals beraubt und von Grund aus zerstört, so daß auch nicht eine Spur mehr von diesem weitläuftigen Gebäude zu sehen ist.

5.

Eine böhmische Kriegslist.

Am 28. Mai 1422 kamen die Prager vor das Schloß Karlstein gerückt, und huben an, es zu umlagern. Auf dem Pfaffenberge, welcher gegen Mitternacht liegt, lagerten sich ihrer sechstausend und hatten bei sich eine große Büchse, die Jaromirzer genannt, und eine zweite, so die Richtiger hieß, und vierzehn Doppelhaken und die Altstädter Schleuder. Auf dem andern Berge, über dem Haknower Thale gegen Aufgang, lagerten sich wieder sechstausend; diese hatten eine große Büchse, die Prager genannt, zwölf Doppelhaken und die zweite Altstädter Schleuder. Am dritten Berge, gegen Mittag, dem großen Saale gegenüber, lagerten sich abermals sechstausend, und hatten eine Kanone, Howorka mit Namen, zwölf Doppelhaken und die neue Neustädter Schleuder. Am vierten Berge, Jaworka, gegen Sonnenuntergang, lagerten sich ebenfalls sechstausend; ihre Kanone hieß Trubacza, und sie hatten acht Doppelhaken und zwei Schleudern, eine Neustädter und eine von Schlan.

Den ersten und zweiten Tag verschanzten sich die Belagerer; aber am dritten fingen sie an, die Veste gar grausam zu beschießen, welches zwischen den Bergen gewaltig wiederhallte; doch die auf dem Schlosse wehrten sich tapfer, thaten oft Ausfälle, und kehrten, nachdem sie viele Feinde getödtet, wieder dahin zurück, um durch ihr Geschütz den Schaden noch zu vergrößern. Dagegen bedrängten die Prager das Schloß mit vielem Schießen, und wurden besonders viel Ziegel und Schiefer vom Dache zertrümmert; sie ließen die herrlichen steinernen Säulen, welche bereits zu Prag in der Kirche Maria-Schnee gestanden, wieder von dort wegnehmen und nach Karlstein nehmen, weil sich dieser Stein leichtlich bearbeiten und zerschlagen ließ, und diese zerbrochenen Steine schleuderten sie, gleich Kugeln, in die Veste hinein; aber die Belagerten hatten auf alle Böden des Schlosses viel aus Stäben geflochtene Horden und Büschel von Eichenholz legen lassen, welche sie mit dürren Ochsenhäuten bedeckten, so daß die Feinde mit ihren Schleudern weder ein Gewölbe durchschlagen, noch sonst dem Gemäuer einen großen Schaden zufügen konnten, obschon sie sehr fleißig schossen, denn aus der Prager Kanone ward täglich sechsmal, aus der Richtiger zwölfmal, und aus den übrigen wohl hundertmal losgefeuert; auch warfen sie allerhand Aas und Unrath, den sie aus Prag in Fässern herbeigeführt, in das Schloß hinein, damit die Belagerten durch den bösen Gestank erkranken möchten; aber diese hatten viel ungelöschten Kalk und Hüttenrauch, womit sie das unreine Wesen bestreuten; doch sind von dem unleidlichen Gestank vielen die Zähne ausgefallen und andern lose geworden, bis sie zur Sommerszeit auf vierzehn Tage Waffenstillstand machten, und sich aus den Prager Apotheken Arzneien holten, ihre Zähne wieder fest zu machen.

Als der Waffenstillstand zu Ende gegangen war, schossen die Feinde wieder gewaltig nach dem Schlosse, und versuchten solches mit stürmender Hand einzunehmen; aber die Belagerten wehrten sich ritterlich, und als sie eines Tages einen Prager Bürger gefangen nahmen, bingen sie ihn oben aus dem Thurme, wohin am heftigsten geschossen wurde, an ein Seil, und gaben ihm einen Fuchsschwanz in die Hand, womit er die hinangeschleuderten Kugeln und Steine, gleichwie mit einem Fliegenwedel, abkehren solle. Dieses geschah entweder den Pragern zum Spott, oder damit sie sich seiner erbarmen und nicht so heftig dahin schießen sollten; aber der arme Mann blieb den ganzen Tag hängen, ohne daß seine Mitbürger seiner in Acht nahmen, und am Abend wurde er mehr durch der Belagerten als der Freunde Erbarmen wieder erlöst.

Nachher wurde ein zweiter Waffenstillstand geschlossen und die Prager luden einige der Belagerten zu sich herab auf einen Schmaus, wo sie selbe durch vier Tage nach einander (nämlich St. Wenzeslai, Michaelis, Hieronymi und Remigii Tag) gar herrlich bewirtheten; aber die Belagerten, welche schon großen Mangel litten, rühmten sich eines großen Ueberflusses an Brot, Fleisch, Vögeln, frischen Wildpret und Fischen, womit sie versicherten, noch drei Jahre auskommen zu können, welcher Rede viele der Belagerer Glauben schenkten und verdrießlich wurden gegen den Winter da zu verbleiben. Nach geendetem Schmause dankten die Gäste höflichst für die gute Bewirthung aber als sie in die Burg zurückgekehrt waren, entstand ein gewaltiger Zwiespalt im Lager, und die meisten wollten nicht länger eine Veste belagern, die mit allem Nothwendigen so reich ausgestattet sey; auch meinten sie, die Karlsteiner müßten geheime Ausgänge durch die Berge haben, um sich mit Lebensmitteln zu versehen; endlich wurde beschlossen, man wollte noch bis Martini ausharren; dann aber, wenn die Veste noch nicht über sey, die Belagerung ganz aufheben.

Die Belagerten erfuhren alles dieses, und hatten eine große Freude darüber, und machten am Tage Allerheiligen einen neuen Stillstand, daß weder hinein noch heraus geschossen würde; aber schon nach acht Tagen begehrten wieder einige aus Karlsstein ein Gespräch, und baten noch auf den folgenden Tag um einen abermaligen Stillstand, weil sie in der Burg eine stattliche Hochzeit begehen wollten, welches ihnen auch zugestanden wurde.

Als nun der zweite Tag herangekommen, ließen sie zum Tanze geigen, pfeifen und trommeten, obschon doch weder Braut noch Bräutigam, weder Brot noch Wein, weder Fleisch noch Fisch vorhanden war, und noch viel weniger getanzt wurde; aber als die Belagerer so große Lustbarkeit bemerkten, wurden sie sehr verdrossen und sprachen:

„Die Belagerten sind fröhlich und guter Dinge, essen, trinken und bankettiren, während wir hier Frost leiden, und daheim unser Gewerbe versäumen. Wer wollte noch ferner sich einbilden ihre Veste einzunehmen, da doch alle Mühe umsonst ist, und wir wohl sehen, daß sie im Schlosse an allem Ueberfluß haben."

Mittlerweile litten die im Schlosse große Noth, und hatten nichts mehr zu essen, als einen einzigen Bock, welcher im Schlosse herum lief; diesen stachen sie endlich ab, theilten ihn in vier Theile, und nachdem sie auf ein Viertel einige Rehhaare aus einem alten Sattel gestreut hatten, sandten sie selbes dem obersten Feldhauptmann der Prager, welcher ein Schneider, mit Namen Johann Sedwika, war, ins Lager, und der Bote, welcher das Bocksviertheil überbrachte, reichte es jenem mit folgenden Worten dar:

„Herr oberster Feldhauptmann dieses Kriegsvolkes! der Hauptmann der belagerten Ritterschaft auf dem Schlosse, läßt Euch auf's Freundlichste danken, daß Ihr ihm solchen Stillstand zur Ausrichtung unsrer ehrbaren Hochzeit bewilligt, und als tugendreiche Kriegsleute gehalten habt, wie sich auch der Bräutigam dafür schönstens bedanken läßt, und damit Ihr von seinen hochzeitlichen Freuden auch etwas genießen möget, so übersendet er Euch hiemit ein Rehviertheil, welches erst gestern gefället worden ist."

Der Hauptmann nahm das Geschenk, über welches er sich gar sehr verwunderte, mit Dank an, und die übrigen riefen einmüthig:

„Unsre Belagerung ist ganz und gar fruchtlos, weil sie uns nun bewiesen, daß sie sogar frisches Wildpret haben können, so sie nur nach selbem Belieben tragen. Es ist dieses ein sicheres Merkzeichen, daß sie aus dem Schlosse geheime Ausgänge haben müssen, und wir sie nimmermehr besiegen konnen."

Und sie wollten auf keine Weise länger vor der Burg bleiben, sondern fingen am Martini-Tage an, ihr Lager abzubrechen, worüber die Belagerten eine große Freude hatten, und ihren Bock gar hoch lobten, daß er ihnen so viele tausende von grausamen Feinden verjagt habe.

Sigismund Koributt, welchen damals die Städter zum böhmischen König erwählt hatten, war mit seinen Polen und Lithauern auch vor Karlstein angekommen, und hatte sich unter dem Weingarten bei der Kapelle des heiligen Pancratius gelagert; als er nun den Tag nach Martini sah, wie alle, sammt dem Geschütze, von dannen aufbrachen, fragte er seinen Vetter Wiasylko:

„Was sollen wir nun thun?"

Aber der Vetter entgegnete:

„Dieweil sich alle zum Abzug rüsten, so schickt es sich wohl nicht anders, als daß wir ein Gleiches thun. Gar gerne hätte ich zwar den Karlstein von Innen gesehen, dieweil es

aber nicht seyn soll, so will ich mir selben wenigstens noch einmal von Außen betrachten."

Mit diesen Worten ging der Prinz über den Kirchhof und näherte sich dem Schlosse von der Waldseite; aber wie er so hinauf schaute, schoß einer von den Belagerten oberhalb des Brunnens aus kleinem Geschütz herunter und traf Wlasnko in den Kopf, daß er alsobald todt niederfiel und nach Prag gebracht wurde, wo man ihn im Kloster zu St. Thomas begrub und ihm einen marmornen Leichenstein setzte.

Also wurden die Belagerten durch den Abzug ihrer ungebetenen Gäste höchlich erfreut und diese grausame und hartnäckige Belagerung zu Ende gebracht.

6.

Johann Zizka vor Raby.

(Zwischen den Städtchen Schüttenhofen und Horazdiowitz liegt am Flusse Wottawa, auf einem ziemlich hohen Berge, die öde Bergveste Raby, das Stammschloß der Herren Oswihowsky von Riesenberg, welches wahrscheinlich im dreizehnten Jahrhundert erbaut wurde, und über dessen ersten Gründer es gänzlich an gründlichen Nachrichten fehlt; doch ertheilte der Hussitenkrieg dieser Veste eine große Wichtigkeit in der Geschichte Böhmens.)

Zizka stand an der Spitze eines ansehnlichen Heeres gegen König Sigismund; er hatte mehrere feste Burgen erobert, Klöster und Kirchen verwüstet, das königliche Heer bei Sudomierzitz geschlagen, Austie zerstört, und dessen Gestein zum Bau seiner Veste Tabor verwendet; aber als er hörte, daß viele von der Gegenparthei, Geistliche und Weltliche, mit ihren Schätzen auf die Burg Raby geflüchtet seyen, so rückte er mit Heeresmacht vor dieselbe, und da es den Belagerten an Lebensmitteln gebrach, sie auch noch auf einige Schonung von dem grausamen Hussitenanführer rechneten, so ward ihm die Veste übergeben; aber sie sahen sich in ihrer Hoffnung getäuscht, denn Zizka schleppte die Eigenthümer der Burg, Johann und Wilim von Riesenberg mit sich fort, ließ den größten Theil der Besatzung niederhauen und sieben Priester im Angesichte des Schlosses verbrennen; ja sogar kostbare Geräthe wurden den Flammen übergeben, dann zogen die Taboriten von dannen und schleppten Rosse und Waffen mit sich fort.

Kaum hatte Zizka die Gegend verlassen, so nahmen die Königlichen das Bergschloß wieder in Besitz, und Wilim von Riesenberg, der sich der Haft der Hussiten schnell wieder entledigt hatte, sammelte einen Heerhaufen seiner Anhänger, setzte die Veste wieder in Vertheidigungszustand und versah sie sorgfältig mit Lebens- und Kriegsvorräthen.

Zizka hatte mittlerweile Prag vor dem Angriffe des Königs beschützt, Udalrich von Rosenberg von der Gegenparthei losgerissen und viele Gegenden des Pilsner Kreises mit Feuer und Schwert heimgesucht, als er zum zweitenmale vor Raby erschien; doch fand er nun eine standhaftere Gegenwehr — ein Sturm der Hussiten wurde tapfer abgeschlagen, und als der Feldherr, um einen günstigen Platz zum zweiten Angriff auszuwählen, mit geringer Begleitung den Berg umritt und sich der Burg etwas näherte, schoß ein Ritter aus der Veste, mit Namen Koczowsky, einen Pfeil auf ihn ab, und traf ihn oberhalb seines einzigen Auges. Zizka wurde ins Lager und dann nach Prag gebracht, um sich heilen zu lassen, während man die Belagerung aufschob, aber alle Mühe der Wundärzte war fruchtlos und Zizka verlor auch das eine Auge, doch blieb er, selbst blind, ein furchtbarer Feldherr und verbreitete auch nach diesem Vorfalle noch drei Jahre den Schreck unter seine Gegner.

Auf dem Schloß Raby wurde diese Begebenheit oberhalb des Schloßthores in Farben abgebildet, und Balbin hat dieses Gemälde noch gesehen: Zizka war darauf in voller Rüstung und mit einer Keule bewaffnet, abgebildet, und saß zu Pferde vor dem Thurm, hinter ihm einige gebarnischte Männer. Oben von dem Walle der Burg sandte Koczowsky einen Pfeil nach dem Antlitz des Hussiten, dessen Visir geöffnet war, und unter dem Bilde standen folgende Worte in böhmischer Sprache:

Koczowsky.

„Bist du es, Bruder Zizka?"

Zizka.

„Ich bin's."

Koczowsky.

„So bedecke deine Blöße."

Der damalige Besitzer von Raby, Wilim von Riesenberg war einer der tapfersten Ritter von der Parthei König Siegmunds, und auch seine Gemahlin, Plichta von Zierotin, soll oft voll Muth an seiner Seite gekämpft haben; sein ältester Sohn, Puta, Obristlandrichter im Königreich Böhmen, und ein Freund des berühmten Bohuslaw von Lobkowitz, stellte die Veste sorgfältig wieder her, doch meldet uns kein böhmischer Historiker, zu welcher Zeit selbe — welche jetzt ganz in Trümmern liegt — zerstört worden ist.

7.

Der Beschließerin Erzählung vom Langmantel.

Ohngefähr eine Stunde von Innspruck liegt ein Schloß, welches von seiner Lage an einem großen Weiher auch Weiherburg genannt wird; in diesem weilte vor alten Zeiten ein Hausgeist, der wohl nicht viel weniger bekannt und berühmt war, als die weiße Frau von Neuhaus in Böhmen, da er mit derselben Sorgfalt und Beflissenheit sich des Schlosses annahm, und ob der Schicksale seiner Bewohner wachte.

Der gute Geist trug einen langen, schwarzen Mantel, der ihm hinten nachschleppte (wovon er den Namen Langmantel erhielt), um den Hals trug er eine altväterische Krause, einen hohen, spitzigen Hut auf dem Haupte, und ein langer weißer Bart hing ihm über die Brust herunter; aber wie er gleichsam die Bewachung des ganzen Schlosses allein auf sich genommen, so duldete er weder in den Gärten und Forsten noch in den Ställen einen Wächter, noch weniger Hunde, welche er oft so erbärmlich zerpeitschte, daß man sie des folgenden Tages halb todt wieder fand, und so lange der Geist das Schloß bewachte, wurde niemals etwas von einem Diebstahl oder der geringsten Entfremdung gehört. Ueberdieß erzählte eine bejahrte Beschließerinn von dem Hausgeist Folgendes:

„Der Langmantel ist ein recht gutmüthiges Wesen, und mir seit dreißig Jahren in aller Arbeit zur Hand gegangen, so, daß ich endlich ganz vertraut mit ihm geworden, und es mir gar nicht mehr vorgekommen, als ob ich mit einem Geist umginge; wenn er mir dann irgend einen Schabernack machte, so warf ich, was mir eben in die Hand kam, oder schlug nach ihm; aber da flog alles in die Luft, und er blies mir im Verschwinden so heftig ins Antlitz, daß ich mich wieder gar wohl erinnerte, mit wem ich es zu thun habe; auch wurde er bald wieder gut, und war mir in allen Dingen behülflich; wenn ich ihn finden wollte, so durfte ich meistens nur in den Saal gehen, wo Kaiser Maximilian einst den Abgesandten der Venetianer Audienz ertheilt hat, da sitzt er auf dem hölzernen Throne, als wollte er das Regiment über das Schloß führen; oft aber, wenn er nicht da war, konnte ich sicher darauf rechnen, ihn in der Küche, im Keller, oder sonst an einem Orte zu finden, wo die Menschen zu arbeiten pflegen, denen er sehr gewogen zu seyn scheint, obschon er sich ihnen nicht immer zeigt. Vor allen aber hat Langmantel die Kinder lieb, und mischt sich gar zu gern in ihre unschuldigen Spiele. Eines Tages, als einige benachbarte Junkers und Fräuleins bei der lieben Jugend unsers gnädigen Herrn zu Gaste waren, ich aber auf Befehl der Herrschaft ins benachbarte Dorf gehen mußte, um einige Geschäfte auszurichten, so führte ich all die adeligen Kindleins und meine eigenen ins große Tafelzimmer, trug ihnen allerhand Spielzeug, wohlschmeckendes Backwerk und süße Früchte zu, damit sie sich in meiner Abwesenheit die Zeit vertreiben könnten, dann schloß ich die Thüre ab und ging mit meiner Muhme ruhig fort; als ich aber nach geraumer Zeit wieder heim kam und die Thüre öffnete, fand ich die Kinder gar frohmüthig spielend, und zu meiner großen Verwunderung den Langmantel mitten unter ihnen. Meine Muhme, welche den gespenstlichen Hausfreund noch niemals gesehen hatte, erschrack über diesen Anblick so heftig, daß sie in Ohnmacht fiel, und ich wahrhaftig nicht wußte, ob ich ihr zuerst beistehen, oder den Hausgeist fortjagen sollte; ich drohte ihm mit der Faust, er aber machte Miene, als wollte er mir eine Ohrfeige geben, und spielte immer fort mit den Kindern, bis ich endlich in die Nebenstube ging und die Kinder hinaus rief, welche mir alle folgten, ohne etwas von ihrem verwunderlichen Spielgenossen vermerkt zu haben. Langmantel verschwand zornig, und während ich meiner Muhme in ihrer Entkräftung beistand, hörte ich draußen ein Getöse, als ob all mein Küchengeschirr in tausend Stücken ginge; aber wie ich sodann in die Küche kam, fand ich zwar alle meine Töpfe durcheinander auf der Erde, doch ohne Schaden, und Langmantel lachte mich, aus der Esse herab, brav aus, wie ich das zerbrechliche Wesen zusammen las."

8.

Der Ritter und sein Hund.

Vor alter Zeit hatte ein sehr tapfrer Ritter aus edlem Geschlechte im heiligen römischen Reiche einen gar geliebten, kleinen Sohn, der ungefähr ein halbes Jahr alt war, und damit es ihm an Pflege und Sorgfalt nicht fehlen möge, hielt er drei Ammen für das kleine Kind.

Eines Tages hatte der Ritter ein glanzvolles Stechen veranstaltet, welchem auch seine Gemahlinn mit ihrem ganzen Hofgesinde beiwohnte, so daß das Kind mit den drei Ammen allein im Saale blieb; als aber der Schall der Trommeten verkündete, daß die Herrschaften auf die Stechbahn zögen, da liefen die Ammen auch fort und ließen das Kindlein ganz allein in seiner Wiege; es blieb niemand in dem Saale, als ein Falke und ein getreuer Hund, den der Ritter gar lieb hatte und sich oft mit ihm die Zeit vertrieb; (der Hund hatte diese Weise, wenn sein Herr gegen einen andern Ritter ritt oder turnirte, vor ihm aufzuspringen, oder wenn ihm dieses nicht gelang, so fiel er den fremden Pferden in den Schwanz, um jenem den Sieg zu erleichtern.) Dießmal lag er im Saal und schlummerte, als eine große Schlange, die in einem Loche verborgen gelegen, hervorkroch, um das Kindlein in der Wiege zu tödten — das sah der Falke und konnte in der Angst nur seine Stange erschüttern, daß die Schellen ertönten und den Hund aus seiner Ruhe erweckten, der schnell auf die Schlange zulief und sie angriff, als sie eben die Wiege erreicht hatte — die Schlange blies ihn an — er ergriff sie in der Mitte des Leibes mit seinen scharfen Zähnen, und es begann ein fürchterlicher Kampf, denn die Schlange wehrte sich nach ihrer Art mit Stich, Biß und Gift, so daß sie dem Hund viele Wunden beibrachte, der in dem Streit die Wiege mit sammt dem Kinde umwarf, doch blieb jene auf den vier Knöpfen liegen, und es geschah dem Kinde nichts zu leide; aber dem treuen Hunde gelang es endlich, die Schlange in Stücke zu zerbeißen, worauf er sich, von großem Blutverlust ganz ermattet, neben die Wiege hinlegte, um auszuruhen.

Um diese Zeit hatte auch das Stechen ein Ende; aber wie die Ammen wieder in den Saal kamen; die Wiege umgestürzt und alles voll Blut sahen, da erhoben sie eine große Wehklage und meinten nicht anders; als der Hund habe das Kindlein zu todt gebissen; — in großem Leid rangen sie die Hände, doch fiel es keiner ein, die Wiege aufzuheben, sondern sie liefen der Burgfrau entgegen und sagten ihr, wie das zarte Söhnlein von dem Hunde todtgebissen sey. Als der Ritter von der Stechbahn in seine Gemächer kam, fand er lauter Weinen und Schreien, und die Frau entgegnete auf seine Frage:

„Weh uns, mein Gemahl! denn unser Kindlein ist hin, und dein Hund hat es todt gebissen."

Erschrocken und erzürnt eilte der Ritter in den Saal, und, wie er die Wiege umgestürzt und den Saal voll Blutflecken sah, da zweifelte er nicht mehr an der Wahrheit dessen, was man ihm erzählt, und als sein getreuer Hund, ihn erblickend, so schwach er auch war, sich erhob und mit wedelndem Schweif auf ihn zukam, da war er auch ganz blutig, und der Ritter zog sein Schwert und hieb das arme Thier mitten von einander — dann ging er erst den Saal entlang und hob die Wiege auf — aber darin fand er sein Kind ganz unversehrt, das ihn mit Lächeln ansah, und neben der Wiege erblickte er die zerbissene, ungeheure Schlange; da konnte er leicht errathen, daß sie der Hund erwürgt, und dadurch das Leben seines jungen Sohnes errettet habe; gar sehr bereute er, so große Treue mit dem Tode belohnt zu haben, und zerbrach sein Schwert in drei Stücke, feierlich gelobend, kein Ritterspiel mehr zu treiben und aller Kurzweil zu entsagen.

Der Ritter war dann stets ein sorgsamer Vater und Burgherr, und erlebte große Freude an dem so wunderbar geretteten Sohne.

9.

Das Haupt im Blumentopf.

Ein reicher Kaufmann in Messina hatte drei Söhne und eine Tochter, welche letztere Lisbetta hieß, und so schön und lieblich war, daß viele reiche und angesehene Jünglinge um ihre Hand warben, ohne daß jemals sich ihr Herz für einen entschieden hätte.

Als nun der alte Kaufmann starb, beschlossen die Söhne, sie wollten ferner beisammen bleiben und die Handlung fortführen, auf gleichen Gewinn und Verlust; auch ging ihr Handel gar wohl von Statten, und sie gewannen große Summen, wozu vorzüglich ein getreuer Handlungsdiener viel beitrug; dieser hieß Lorenz und war ein Teutscher, so hold an Gestalt, als reich an Geschick zu allen Geschäften und ehrbar an Wandel; der aber fühlte sein Herz verwundet von dem Liebreiz der schönen Lisbetta, daß er seine Gedanken gar nicht mehr von ihr ablenken konnte. Der Jungfrau ging es nicht besser, und nachdem sie sich einige Zeit in heimlichem Sehnen schier verzehrt, bekannten sie sich wechselsweise ihre Liebe und waren so glücklich in ihrem Besitze, daß sie der Zukunft gar nicht gedachten; aber wie das Sprichwort sagt, daß die Liebe sich nicht verbergen lasse, so währte ihr Verständniß kaum ein Vierteljahr, als Lisbetta's Brüder es inne wurden, und der eine sprach:

„Meine Brüder! mir kommt vor, daß es in unserm Hause nicht steht, wie es soll, denn ich habe allerhand Blicke zwischen Lisbetta und unserm Knecht gesehen, die mich das Schlimmste befürchten lassen; drum, so es euch gefällt, will ich mich heute Nacht unter ihr Bett verstecken, und wenn es wahr ist, daß der Knecht heimlich zu ihr schleicht, so soll er seinen Lohn dafür erhalten."

Der Rath gefiel den beiden Brüdern sehr wohl, und Abends kroch der Aelteste unter das Bett — dann kam Lisbetta in ihr Gemach, legte sich aber nicht nieder, sondern stand am Fenster und sah so lange in den nächtlichen Sternentanz, bis Lorenz zu ihr schlich, und sie unter süßem Geschwätz die Nacht hindrachten. Am Morgen, wie der Jüngling fortgegangen war, legte sich Lisbetta nieder, und war kaum eingeschlummert, als der älteste Bruder unter dem Bette hervorkroch, den beiden andern Nachricht zu geben, und rief:

„Greift zu den Waffen, meine Brüder! denn der niedrige Knecht wagt es, seine Augen zu der Schwester seiner Herren zu erheben, und hat die ganze Nacht in ihrer Kammer zugebracht, drum muß er das Leben verlieren — wir wollen diesen Morgen einen Spaziergang in den Wald machen und den Lorenz mitnehmen, daß wir unsre Hausehre an dem teutschen Verräther rächen."

Nach dem Frühstück aber sprachen sie:

„Wir drei wollen heut in den Wald spazieren gehen, und Lorenz soll uns begleiten; aber du, Lisbetta! bleibst daheim, das Haus zu bewahren."

Dann gingen sie alle drei fort, und Lorenz folgte seinen Herren, wie ihm geheißen worden; aber er sah sich vielmal nach seiner geliebten Lisbetta um, die er nimmer wieder sehen sollte.

Als alle vier in den tiefen Wald gekommen waren, da begann der älteste Bruder:

„Lorenz, du ungetreuer Knecht! du hast unsre Schwester, deine Herrin, zur Liebe verführt, darum mußt du sogleich sterben."

Da fiel Lorenz auf die Knie und bat, sie möchten ihm sein Leben lassen; aber der eine durchstieß ihn sogleich mit seinem Schwerte, und die beiden andern versetzten ihm viele tiefe Wunden, so daß er seine Seele Gott befahl und verschied. Dann machten die drei Mörder ein tiefes Grab, gruben den zerhauten Leib ein, und kehrten heim, wo Lisbetta schon vor dem Hause stand, und fragte, wo Lorenz geblieben sey?

Da erwiederte ein Bruder:

„Nach dem sollst du nimmer fragen, denn er hat uns viel Gut geraubt, und ist heimlich damit fortgezogen."

Aber Lisbetta entgegnete:

„Ich hoffe, das ist nicht wahr."

Da wurden die Brüder zornig und verboten ihr bei schwerer Strafe, den Lorenz jemals wieder zu nennen; aber Lisbetten wurde es gar schwer ums Herz, sie ging in ihre Kammer, wo sie sehr weinte, und mit erstickter Stimme ausrief:

„O mein geliebter Lorenz! wo weilest du fern von mir?"

Solche Klagen führte die Jungfrau schier einen Monat, und als sie inmitten einer Nacht unter bittern Thränen entschlummert war, da erschien ihr im Traumgesicht der blutige Lorenz und sprach seufzend zu ihr:

„Wehe uns, Lisbetta, dreimal Weh; du wirst mich nimmer sehen, und darfst nicht nach mir fragen, denn deine Brüder haben mich meuchelmörderisch getödtet, und heute ist es der dreißigste Tag, seit sie mich dort im Walde unter eine Linde vergraben haben, deren Stamm mit meinem Blute besprützt ist. Drum rufe mich nicht, denn ich kann nicht mehr zu dir kommen, und du mehrest dadurch nur meine Leiden. Behüte dich Gott, Lisbetta! ich muß von hinnen."

Mit diesen Worten verschwand der Geist und Lisbetta erwachte alsbald; aber als sie ihr Lager verließ, war sie sehr matt, und bat ihre Brüder gar freundlich, sie sollten sie in einen Garten spazieren gehen lassen, dann nahm sie ihre treue Magd mit sich, die um alle ihre Heimlichkeiten wußte, und ging eilig mit ihr in den Wald, wo sie nach langem Suchen eine große Linde fanden, die ihre Aeste weit herum ausbreitete und unten am Stamm mit Blut befleckt war — das sah

Lisbetta, und sank ohnmächtig nieder; aber als sie die Magd gelabt und wieder zu sich gebracht hatte, da sahen sie einen Hügel von neu aufgeworfener Erde, den gruben sie auf und fanden den blutigen Leichnam des armen Lorenz; Lisbetta küßte seine tiefen Wunden, und hätte gern den ganzen Leichnam mit sich heim genommen; weil dies aber nicht anging, so löste sie das Haupt vom Rumpfe, und trug dieses, in ein grünseidenes Tuch verwahrt, mit sich fort, und, ihres großen Herzeleids gedenkend, zerraufte sie ihr Haar, rang die Hände und rief:

„O du grimmiger Tod! der du mir die Wonne meines Lebens geraubt hast — komm und mache auch mir ein schnelles Ende!"

Die beiden Jungfrauen gruben den Leichnam wieder ein, und als Lisbetta heim gekommen war, schloß sie die Thüre ihrer Kammer ab, und zog das Todtenhaupt hervor, küßte solches vielmal und ließ ihren Klagen freien Lauf — dann balsamirte sie das Haupt mit kostbaren Ingredienzen ein, schlug es wieder in das grüne Tuch und legte es in einen großen Blumentopf, that frische Erde darauf und pflanzte in selbe ein Rosmarinreis, aus welchem ihr einst nach ihrem Tode die Brautkrone gewunden werden sollte. So oft die Jungfrau am Morgen ihr Lager verließ, ging sie zu ihrem Blumentopf, begoß ihn mit ihren Thränen und köstlichem Rosenwasser, daß der Rosmarinstock gar lustig grünte und gedieh, und Lisbetta gewann den Blumentopf so lieb, daß sie endlich den ganzen Tag bei ihm verweilte.

Als solches die grausamen Brüder bemerkten, wurden sie neugierig, was wohl in diesem Blumentopf seyn müsse; sie entwendeten ihr selben in der Nacht, und wie Lisbetta aufstand und ihn nicht mehr sah, rief sie:

„O Weh! nun muß ich sterben, denn ich habe meinen Rosmarinstock verloren!"

Lisbetta fiel zu Boden und wurde sehr krank, während die Brüder den Blumentopf durchsuchten, ob sie etwa einen Schatz darin verborgen habe; aber als sie den Topf umkehrten und den Rosmarin und die Erde herausgeworfen hatten, fanden sie das Haupt und erschracken gar sehr, weil sie sogleich die Züge des ermordeten Lorenz erkannten; sie verbargen das Haupt, nahmen ihre Baarschaft zusammen und flohen, aus Furcht vor der Strafe, ins Königreich Neapel hinüber; nach ihrer Abreise fand eine Frau den Blumentopf und brachte ihn der bekümmerten Lisbetta, welche alsogleich sich im Bette aufrichtete und solchen darreichen ließ; aber das Haupt war nicht mehr darin, und wie sie dieses sah, fiel sie ins Bette zurück, und gab die Seele auf.

Da erzählte die treue Magd die ganze Geschichte, wie Lorenz im Walde ermordet läge, worauf man seinen Leib von dort abholte, und, nachdem man auch das Haupt gefunden, beide Leichname in ein Grab legte, wo sie nun wenigstens im Tode ungetrennt blieben

10.

Der Tugend Sieg und Leid.

Hieronymus, ein Bürgerssohn zu Florenz, entbrannte einst in heftige Liebe für die holde Sylvia, die eines Schneiders Tochter in seiner Vaterstadt, aber so schön und züchtig war, wie keine Jungfrau in der Stadt.

Sylvia erwiederte die Zuneigung des Jünglings, wie es einer ehrbaren Jungfrau geziemt, und so erfreuten sie sich einer wahren und tugendhaften Liebe, bis endlich die Mutter des Hieronymus dahinter kam, und weil sie besorgte, er möchte sein Liebchen zum Weibe nehmen, sandte sie ihn alsbald nach Paris, hoffend, er werde dort seine Liebe vergessen; aber diese wuchs von Tage zu Tage und er konnte keine andere Freude finden, als wenn er zärtliche Lieder an seine Geliebte dichtete. So vergingen zwei Jahre, und als Hieronymus wieder heim kam und hörte, daß seine Sylvia verheirathet sey, da ging er unmuthig vor ihrem Hause spazieren und verabsäumte weder bei Nacht noch bei Tage, ihr Zeichen seiner noch immer glühenden Liebe zu geben; aber Sylvia benahm sich, wie es einer tugendhaften Ehefrau zusteht, that nicht dergleichen, als ob sie ihn bemerke, und wandte jederzeit ihr Antlitz von ihm ab.

Hieronymus grämte sich sehr ob dieser großen Strenge, und beschloß zu sterben, so es ihm nicht gelänge, ihr Herz wieder zu gewinnen; so stieg er eines Abends, als Sylvia und ihr Mann auswärts geladen waren, in ihr Haus und Schlafkämmerlein; darin verstreckte er sich, und wie der Mann fest eingeschlafen war, erweckte er die Geliebte und sprach zu ihr mit leiser Stimme:

„Erschrick nicht, Herzliebchen! ich bin Hieronymus, dein Getreuer."

Die Frau trieb ihn ernstlich von sich, und entgegnete:

„Geh eilend von dannen, denn ich bin eines Andern Herzliebste und so du mich nicht augenblicklich verlässest, werde ich meinen Mann wecken."

So schön und rührend der verliebte Hieronymus flehte, war doch all sein Bitten an der tugendhaften Frau verloren, und er schloß mit den Worten:

„Ich bin ganz von Frost erstarrt, vergönne mir daher nur, daß ich mich eine Viertelstunde hier erwärme, dann will ich dir nimmer zur Last fallen."

Zum Theil aus Mitleid, noch mehr aber, daß er sein Wort halten möge, vergönnte Sylvia ihrem unglücklichen Liebhaber, daß er an ihrer Seite am Bette sich erwärmen möge; aber sein Herz war so betrübt, daß, an der Seite der keuschen Frau liegend, der Gedanke, wie er nun gar keine Hoffnung mehr habe, ihm selbes brach und er plötzlich verschied. Sylvia meinte, er sey eingeschlafen; aber als sie sich bemühte, ihn zu erwecken, lag er eiskalt und todt ausgestreckt — da erweckte sie ihren Mann und sprach zu ihm:

„Mein Mann! was würdest du wohl thun, wenn einer zu mir herein stiege und wider meinen Willen bei mir schlafen wollte, und nachdem ich ihm mit strafenden Worten sein Begehren abgeschlagen, fiele er um, und stürbe daran?"

Da entgegnete der Mann:

„Je nun, ich würde ihn auf die Gasse tragen."

Und die Frau fuhr fort:

„Mein Mann! Alles, was ich dir erzählt habe, ist in der That geschehen. Hieronymus, unsrer Nachbarin Sohn, der mich schon vor Jahren lieb gehabt hat, liegt hier und ist todt. Gott sey der armen Seele gnädig!"

Da stand der Ehemann von seinem Lager auf, trug den todten Jüngling hinaus und legte ihn vor seiner Mutter Hausthüre. Wie man den Leichnam dort fand, entstand große Trauer; aber als die Leiche in die Kirche getragen wurde, da öffnete sich Sylviens Herz der alten Liebe wieder, so es in früher Jugend erfüllt; sie bereute, daß ihre Härte ihm sein junges Leben geraubt, drang zur Todtenbahre hin und neigte sich über sein Antlitz — und wie sie also über ihn gebückt stand, ward sie vom großen Herzleid besiegt und sank getödtet auf den Geliebten nieder.

11.

König Frote in Dänemark.

Als in der Zeit, da der Heiland geboren wurde, König Frote, der Dritte dieses Namens, in Dänemark das Regiment führte, da war dieses Land in tiefem Frieden, und der König benutzte solche Zeit, um Recht und Ordnung im Reiche herzustellen; vor allen Verbrechen war er aber dem Diebstahl abhold, drum ließ er an einer Stange ein Stück Geld aufhängen, und drunter stand geschrieben, derjenige, der es nehme, solle mit dem Tode bestraft werden.

Nun lebte allda ein altes Weib, welches sich auf Zauberkünste verstand; sie sandte ihren Sohn ab, er solle des Königs Gold von der Stange holen, sie wolle dann durch ihre schwarze Kunst ihm schon die Strafe ersparen; als jedoch der Sohn das Gold gestohlen hatte, wurde es gleich am frühen Morgen lautbar, und man fing Mutter und Sohn, um sie an den Galgen zu hängen. — Aber siehe! auf dem Wege zum Richtplatz verwandelte sich die Alte in einen Stier und die Gestalt des Jünglings veränderte sich in ein Kalb. Das Volk staunte über ein so großes Wunder, und der König stieg vom Rosse, um das Ding in der Nähe zu betrachten; doch kaum hatte ihn der Stier absteigen sehen, so lief er mit tückischem Gesichte auf ihn zu, und stieß sein Horn in des Königs rechte Seite, worauf Stier und Kalb den Augen des Volkes verschwunden waren, welches herbei eilte, seinem verwundeten Herren zu helfen, der sogleich in seinen Pallast getragen wurde, wo er am dritten Tage, viel bedauert, dahin starb; das böse Weib aber ward nimmer in Dänemark gesehen.

12.

Die beiden Freunde.

Auf der Insel Samos in Griechenland, welche der Juno geheiligt war, lebten einst zwei Jünglinge, Klinias und Agathokles, die einander innig liebten; aber Jener, welcher von seinem Vater ein großes Erbgut bekommen hatte, war leichtsinnig, stets von Schmarotzern und Betrügern umgeben, verschwendete er große Summen auf unnütze Weise, und als ihn Agathokles darüber zur Rede stellte und zu einem ordent-

lichen Leben ermahnte, nahm er dieß gewaltig übel und brach seinen ganzen Umgang mit dem treuen Freunde ab.

Nachdem entbrannte Klinias in Liebe für ein reizendes Weib, deren Gemüthsart aber gar nicht ihrem schönen Leibe entsprach; sie stellte sich ihm gewogen und in voller Liebe, bis sie nach und nach durch allerlei List und Kunstgriffe ihm all sein Gut abgelockt und völlig arm gemacht hatte; dann gedachte sie seiner los zu werden und sagte zu ihm: ihr Mann habe seine Liebe erfahren und wolle ihn ohne Barmherzigkeit tödten; es wäre also nur ein Beweis ihrer großen Liebe, daß sie ihn nie mehr in ihrem Hause aufnehmen werde.

Auch die Schmarotzer verließen den Jüngling, als er kein Geld mehr hatte, und in großer Noth wandte er sich wieder an den verschmäheten Agathokles, der ihn mit Freuden empfing, all seine Habe verkaufte und ihm die Hälfte davon gab; doch wie die Schmarotzer und die Buhlerinn erfuhren, daß Klinias wieder Geld habe, suchten sie ihn abermals auf; jene kamen bei ihm zu Gaste, und diese bestellte ihn Abends zu sich; aber sie hatte listiger Weise ihren Mann in den Hinterhalt gestellt, um den Klinias zu überfallen und ihm eine große Summe Geldes abzupressen. Alles geschah, wie das tückische Weib es angelegt, und der Mann fand den Jüngling in seines Weibes Armen; aber Klinias erkannte sogleich die böse Arglist, und erschlug Mann und Weib, worauf er zu Agathokles entfloh — doch er wurde auch dort gefunden und vor den Statthalter geschleppt, der ihn auf vieles Bitten seiner Verwandten und des treuen Freundes, statt zum Tode, nur zur Verbannung auf ein fernes Eiland verurtheilte. Agathokles folgte seinem Freunde auch ins Elend, um alle Noth mit ihm zu theilen; er ernährte ihn und sich mit der Arbeit seiner Hände, und als jener von einem bösen Fieber niedergeworfen wurde, pflegte er sein mit aller Liebe und Geduld, bis Klinias starb, worauf er ihn gar ehrbar begrub, und (seinen Freund auch im Tode nicht zu verlassen) sein ganzes Leben auf demselben Eiland zubrachte.

13.

St. Petrus auf Urlaub.

Eines Tages trat Petrus zu dem Herrn, und bat ihn um einen freundlichen Urlaub, daß er auf die Erde herabfahren dürfe, sich mit seinen Freunden zu letzen, weil es eben Fastnacht sey, und der Herr sprach:

„Acht Tage geb' ich dir Frist — da erfreue dich, wie man auf Erden pflegt, und komme zu rechter Zeit wieder."

Also schwang sich Petrus hernieder und kam zu seinen Freunden, die ihn gar liebvoll empfingen, und sogleich einer zum andern führte, so daß er beim süßen Wein des Himmels schier vergaß und nicht eher wieder an selben gedachte, bis ein Monat vergangen war und ihm eines Tages der Kopf weh that von der Völlerei. Da fuhr Petrus gen Himmel, und der Herr fragte freundlich: warum er so spät wieder komme?

Aber Petrus entgegnete:

„O Herr! wir waren unten guten Muthes, denn der Most war wohlfeil und schmeckte herrlich, Alles war wohl gerathen, so daß wir vor Freude tanzten, sangen und sprangen; ja, es ging unten so fröhlich zu, daß ich schier des Wiederkommens vergessen hätte."

Da sprach der Herr:

„Sag an, o Petrus! waren mir die Menschen auch dankbar in ihrem Wohlleben, weil ich ihnen aus milder Hand den Most und alle andre Gaben mittheilte?"

Petrus schüttelte den Kopf und erwiederte:

„Wahrlich, Herr! im ganzen Land gedachte deiner Niemand, ein altes Weib ausgenommen, welcher Haus und Hof abgebrannt war, und die schrie so gewaltig zu dir, daß sie Alle auslachten."

Da sandte der Herr den Petrus an die Himmelsthüre, daß er, nach wie vor, fleißig seines Amtes warte, und im folgenden Jahre gab er ihm abermals Urlaub, so er wollte zu seinen Freunden auf die Erde niederfahren, und gestattete ihm einen ganzen Monat dort zu verbleiben. Petrus war herzensfroh, und wie er vom Himmel herabfuhr, nahm er sich vor, ein paar Monate mit seinen Freunden in Lust und Jubel zu leben; aber wie er die Erde erreicht, fand er die Sachen sehr verändert, und war schon am dritten Tage mit einem gar sauern Gesicht wieder in dem Himmel, wo ihn der Herr fragte:

„Petrus! wie geschieht es, daß du dießmal so schnell heim kommst?"

Und Petrus entgegnete:

„O Herr! seit ich nicht auf Erden war, hat sich Alles verkehrt; es ist nicht mehr so lustig als im vorigen Jahre, denn Wein und Getreide sind verdorben; das Volk stirbt schier Hungers und dabei herrscht überall Pest, Krieg, Gefängniß, Raub, Mord und Brand — deshalb lebt man nicht mehr im Jubel, sondern Jeder bleibt traurig zu Hause, sich mit Seufzen und Weinen die Zeit zu vertreiben. Da mochte ich nicht länger unten bleiben, weil es gar so langweilig zugeht."

Und der Herr fragte weiter:

„Sage, Petrus! weil das Volk so schweres Leiden erduldet, fragt denn noch Niemand nach mir?"

Aber Petrus erwiederte:

„Lieber Herr! zu dir seufzet und schreit Alles — Jung und Alt wirft sich im Gebet vor dir nieder und fleht, daß du ihnen die Sünden verzeihest und sie wieder deiner Gnade theilhaftig machest; und da sie so herzlich zu dir flehen, so wollte ich doch selbst bitten, du mögest ihnen wieder dein Antlitz zuwenden, daß ihr großes Leid einen Ausgang finde."

Jetzt sprach der Herr:

„Siehest du, Petrus! wenn ich meine milde Hand aufthue und diesem Volke Ruhe und eine friedliche Zeit verschaffe, ihnen Gesundheit und fruchtbare Jahre schenke, daß Wein und Getreide im Ueberfluß und alle Dinge wohlfeil sind, da werden die Menschen nur frech und wollüstig, und vergessen mein, von dem doch all diese Wohlthat kommt; sie ergeben sich allen Sünden und Lastern, sind immer auf der Seite des Teufels gegen mich gewaffnet, und verbringen ein so ruchloses Leben, daß meine Spenden ihnen mehr zum Nachtheil als zum Vortheil gereichen und sie der ewigen Verdammniß entgegen führen. Darum muß ich wohl meine milden Gaben zurücknehmen, und ihren bösen Sinn, der durch meine Wohlthaten sich von mir wendet, mit Hunger, Schwert und Sterben bezähmen, und weil das Gute ihr Herz nicht zu mir zieht, muß ich sie auf solche Weise mahnen: daß sie ihre Sünden von sich werfen und mich erkennen als das wahrhafte, höchste Gut. Schau, Petrus! da wirst du bemerken, wie ein solches Kreuz eine wahre Arznei ist, den unsterblichen Geist zu stärken, damit die Menschen an Gottesfurcht zunehmen mögen.

Johann Isaak Freiherr v. Gerning

ein Sohn des berühmten Naturforschers Johann Christian Gerning, ward am 14. November 1769 zu Frankfurt am Main geboren, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog darauf die Universität Jena, um daselbst Geschichte und Staatswissenschaften zu studiren. Hierauf machte er größere Reisen, besuchte die Schweiz, Frankreich, England und Holland und ging dann auf besondere Einladung des Königs und der Königin nach Neapel, wo er im diplomatischen Fache angestellt wurde. Später begab er sich als neapolitanischer Gesandter zu dem Congreß von Rastadt und privatisirte dann eine Zeit lang in Weimar und Frankfurt. Im Jahre 1804 ernannte ihn der Landgraf von Hessen-Homburg, 1809 aber der Großherzog von Hessen zum Geheimerath, auch erhob ihn der Letztere 1818 in den Freiherrnstand. 1816 war er Gesandter des Landgrafen am Bundestage und 1818 ging er in gleicher Eigenschaft nach London. Er starb am 21. Februar 1837 in Frankfurt am Main.

Er ließ erscheinen:

Der Friede Neapels. O. O. u. J. 4.
Kantate zur Vermählung des Kronprinzen beider Sicilien. Offenbach 1797. 4.
Skizzen von Frankfurt. Frankfurt 1800. 4.
Das 18. Jahrhundert. Säculargesang. Gotha 1801. 4.
Reise durch Oestreich und Italien. Frankfurt 1802. 3 Thle.
Die Heilquellen am Taunus. Lehrgedicht. Leipzig 1814.
Ovid's erotische Gedichte. Frankfurt 1815.

Die Rheingegenden. London 1821.
Die Lahn- und Maingegenden. Wiesbaden 1821.

Gedankenreichthum, Fülle der Anschauungen, Innigkeit und Würde und eine feine und edle Behandlungsweise sind von Gernings Schriften eigen; namentlich ist sein Lehrgedicht, die Heilquellen am Taunus, eine der besten Arbeiten, die wir in dieser Gattung besitzen und reiht sich seinem vortrefflichen Vorbilde, den Gesundbrunnen von Neubeck, unmittelbar an.

Die Heilquellen am Taunus.*)

Erster Gesang.

Soden.

Taunus! dich sey're mein Lied, es sey're die heilenden Quellen,
Die mit verjüngender Kraft fließen aus deinem Geklüft.

Francofordia[1]) prangt in reicher Gestalt, ein Corinthus,
Wo den Süden vom Nord trennet das heimische Land.
Ferner raget ihr gothischer Thurm und schauet, ein Fremdling
Aus vergangener Zeit, nach den Gefährten sich um;
(Also steht vom geheiligten Hain die letzte der Eichen,
Traurend senkt sie das Haupt in der verwandelten Flur.)
Hier aus wimmelndem Thal am vieldurchruderten Moenus,*)
Und das Ufer umweh'n Wimpel vom fernen Gestad!
Hier Wartthürme, geweiht dem alten Germanischen Grenzgott,
(Als dem freyen Gefild eigene Sitte noch galt,)
Blicken hervor aus Thälern und Höh'n voll südlicher Fülle,
Welschlands Platanus grünt hier mit der Pappel und Ulm'.
Auen voll Heerdegebrüll und dunkel umschattende Forste,
Schwellendes Gartengewächs, emsig in Beete gereiht;
Rebenhügel, verschönt durch Tempel und Haine Pomona's,
Gärten üppig erblüht, Dörfer mit städtischem Reiz,
Kränzen die glückliche Stadt, wo Freyheit, Kunst und Gewerbfleiß,
Zeh'n Jahrhunderte lang schützte Germania's Bund.
Schöner umkränzen sie noch, anlockend die Taunischen Fernhöh'n,
Wo das Auge so gern weilt und das stille Gemüth.
Gleich dem Helikon und dem Parnaß, mit dem gedoppelten Gipfel,
Steigt das Brüdergebirg[3]) dort in der Mitte hinan.
Muse! nun schwebe dahin. Sind angeschirret die Rosse,
Dann ist ferne nicht mehr muthigen Lenkern das Ziel.
Welch entzückendes Bild gestaltete Mutter Natur hier,
Wie nacheifernde Kunst nimmer zu malen vermag,
Wo die rauschende Nidda sich schlingt um Dörfer und Auen,
Und wo Rodia's[4]) Flur Gärten und Tempel erblüh'n.
Schaue den Taunus dort, in mannigfaltiger Anmuth
Hingezaubert, wie sanft senkt er die Arme hinab,
Breitet sie traulich aus und umfängt die Wonnegefilde,
Daß auch die Sehnsucht hier schon zur Begeisterung wird!
Blaue Gebirgreih'n dehnen sich weit in heitrem Luftraum
Und verschwimmen so mild fern im ätherischen Duft.
Nicht ermüdet den Waller die sanft aufsteigende Fläche,
Groß ist der Umblick, schön pranget Germanien hier,
Auf dem erhabenen Feld Eschborns[5]), dem ragenden Kirchthurm
Sulzbachs[6]) freudig genaht und dem gereiheten Höchst;[7])
Welches umher hellfunkelnd erglänzt, wenn am scheidenden Tage,
Spiegelnde Fensterreih'n zittern in sonniger Glut.
Reizend erscheint das Gebirg im Abendduftе verschleyert,
Wie die Geliebte dem Freund leise, wenn Hesperus blinkt.
Hold liegt Soden versteckt, umkränzt von freundlichen Anhöh'n,
Wie das lächelnde Kind in der Gebärerin Arm.
Halb in Gebüsche verhüllt, mit Fensterumrankenden Reben,
Jegliche Hütt' umgrünt wirthlich ein schattender Baum.
Sieh' und die vielgestreiften, die sanft in einander geschlung'nen
Hügel, emsig gepflegt, laden zum Wonnegenuß.
Welch ein Amphitheater erschuf die milde Natur da!
Welch ein Zaubergefild öffnet dem Kommenden sich!
Wiesen und Wälder und Höh'n, und Thäler mit goldenen Saaten,
Fesseln den weilenden Gang und den gehobenen Blick;
Fern von Städteaeräusch hallt Rindergebrüll und Geblöcke
Friedlicher Schaafe, die Luft wirbelt vom Lerchengesang.
Zarte Gestalten ergötzen sich hier in dörflicher Anmuth,
Und beleben die Flur auch mit der Huldinnen Reiz.
Teppiche sind hier Au'n, und Spiegel die Teiche, der Eichwald
Prangt, ein Säulenpalast, den die Natur sich erbaut.
Barden sangen ihm einst vom Kampfe der Katten und Römer,
Nun ach! schweigen verhüllt Barden vom Kampfe der Zeit!

Seyd gegrüßt ihr Thäler und Höh'n, ihr labenden Quellen!
Haucht dem Bekümmerten Ruh' in das verwaiste Gemüth.
Milde Hygea![1]) sey nun hülfreich deinen Verlass'nen,
Wem du nicht huldvoll blickst, winken die Freuden umsonst.
Menschen-Erhalterin du! mit dir haucht Kraft und Empfindung
Jugend und Alter, mit dir blühet das Leben so schön.
Ohne dich ist der Jüngling ein Greis, und der König ein Bettler,
Ohne dich fühlt sich nie selig auf Erden der Mensch.

Horch! schon rauschen die Bäche, der heilige Born der Genesung
Lispelt dem Siechling: komm! dich zu verjüngen bey mir.
Lockend erscheint das gastliche Dorf, durchflochten mit Gärten,
Und das befreundete Volk grüßt die Besuchenden froh.
Frey auch wars, da Germania Tausende zählte der Lenker,
Edle Beherrscher verlieh'n ihm das geliebte Geschenk.
Also lohnten Germanische Kaiser ihre Getreuen,
Freyheit spendend und Recht, Liebe nur fordernd und Pflicht.
Gutes und Schönes erblühete dann der emsigen Pflege,
Oft auch theilte die Stadt treu mit dem Dorfe den Preis.
Friedliche Schatten umsäuselten sanft den umwohneten Heilquell,
Bis mit dem Schlangengelock sich die Erinnys[2]) erhob.
Da versiegte der Born, — da flohen die Nymphen, als dreyßig
Schreckliche Jahre nur Blut floß in den Bächen umher.

Schützerin du der Quellen und Höh'n, o Mutter-Najade!
Höre den Preißgesang an der verjüngenden Fluth.
O Taunide! sie rauschet umkränzt mit Blumen des Liedes,
Spende dem Sänger dafür späteres Alter zum Lohn!
Unsichtbare! du wohnst, dem menschlichen Auge verborgen,
Mit dem Geist der Natur innig in Liebe vereint.
Laß die schüchterne Muse dir nah'n im beseeleten Anschau'n,
Und entschleyre dich ihr in der geweiheten Kluft.
Ja! nun strahlest du, mild umkränzt vom heilgen Epheu,
Herrlich mit Phöbus hellglänzenden Perlen geschmückt.
Rosen und Lilien blüh'n auf deinem erheiterten Antlitz,
Ewiger Jugendreiz fließet um deine Gestalt.
Emsig waltest du dort, umschwebet von strahlenden Geistern,
Tief in der Felsenwelt, welche der Taunus umschirmt.
Aber in heiliges Dunkel gehüllt, ist Göttin! dein Wirken,
Was du schaffest vermag nimmer der Blick zu erspähn.
Tief in der Nacht bereitest du dort wohlthätige Kräfte,
Leben, dem Menschen verwandt, senkst du in Pflanzen und Stein.
Und vom Aether umhaucht wird losgebunden der Heilstoff,
Mit der himmlischen Glut, welche das Leben erneut.

Mögen andere sich umlärmete Brunnen erkiesen,
An Sodenia's[3]) Quell schöpf' ich Genesung und Ruh.
Freundlichen Auen entsteigt ihr tausendjähriger Eichwald,

---

*) Aus: J. J. Freih. v. Gernings Gedichten.
1) Francofordia, Frankfurt.
2) Mönus, der Mayn.
3) Der Feldberg und der Altkönig.
4) Rodia, Rödelheim.
5) 6) 7) Namen der Orte.

1) Hygea, die Göttin der Gesundheit.
2) Erinnys, hier als Furie des Kriegs.
3) Sodenia, Soden.

Und der Sallnenwald schlinget sich duftend umher.
Sieh das lachende Thal, umreihet von Bergen und Hügeln,
Doppelt mit Reizen geschmückt von der erhab'nen Natur.
Rauhem Winde verbeut sie streng den stürmenden Eingang,
Mild her wehet der Ost und der bezähmete Nord.

Götter schützen die Flur, sanft säuseln die Blätter der Eichen,
Und als wandelten da Geister, so flüstert der Hain.
Unterm gewölbten Baum, der trauliche Schatten umherstreu't,
Tönet die Lyra von selbst, wird das Gefühl zum Gesang.
Horch! es rauschen die Wipfel dem Lied vom geweyheten Boden,
Heiliges Moos bedeckt ernst den Druiden-Altar.
Wolkenlos ist der Himmel und unbewölket die Seele,
Jede Blume nun haucht Hoffnung in's heit're Gemüth.
Erde! wie bist du so schön, wie bist du gütig als Mutter;
Führst den Gesunden zur Lust, führest den Kranken zum Heil.

Neu mit verjüngender Kraft Sodenia! füllst du den Siechen,
Knüpfest den Faden ihm fest, welchen die Parze bedroht;
Reger fließet bey dir des Lebens erquickender Strom hin,
Milder leuchtet der Tag über dem perlenden Quell.
Dreimal werde gepriesen in Luna's vollerem Kreislauf;
Dreimal töne dein Gruß aus der erleichterten Brust!
Wann am laueren Abend, der goldene Käfer Johannis,
Als ein geflügelter Stern funkelt im dunklen Gebüsch;
Wann die Kastanie blüht, und der zartgepflegete Weinstock,
Südlichen Wonneduft haucher im nördlichern Land;
Wann der Erndte Gesang erschallt mit dem Hymnus der Lerche,
Und die Sichel erklingt, laden die Nymphen zum Quell.
Gastlich schöpfen sie dann süßlabende Fülle des Lebens,
Und die bedürftige Schaar saugt sie mit gläubigem Sinn.
Die sich oft im Getümmel der Stadt kaum sahen und kannten,
Nun erkennen sie bald sich in der stillen Natur.
Keine städtische Welt ergähnt im gezirkelten Lustgang;
Hier ja waltet Natur, frey von dem Zwange der Kunst.
Eitel verputzt man nicht den erheiternden Morgen am Spiegel,
Einfach lebet der Mensch hin und gehöret sich selbst.
Lockendes Schauspiel reizt auch hier das bewegliche Herz nie,
Da versuchte die Kunst nie der Natur sich zu nah'n.
Und es bethört kein Gold arglistiger Spieler die Ruhe,
Was nur Sorgen erweckt, bleibt im Getümmel zurück.
Frohe Genügsamkeit ist verschwistert hier mit der Einfalt,
Wenig entbehrt dann, wer Vieles entbehren gelernt.
Du mit dem trüben Blick und der bleichhinwelkenden Wange,
Welcher dem Orkus[1]) nah, schwanket am zitternden Stab;
Leidender! walle dahin, daß neu dir strale die Sonne,
Hat dich hartes Geschick nahe dem Grabe gebracht.
Grämler! bist du verfolgt von Schreckensgestalten — sie fliehen,
Wenn du mit heiliger Fluth dir Libitinen[2]) versöhnt.
Fiel die Blüthe dir ab vor der Zeit, erstarrte das rege
Glühende Leben in dir, wenn es Marbona[3]) bestürmt;
Sind dir Menschen ein Greu'l und hast du dich selber verloren;
Nimm dann von der Natur, Glauben und Liebe zurück.
Athmest du schwer auf, klopft bangvoll die beklemmete Brust dir;
Trinke vom Heilborn, bald athmest du freier und leicht.
Fesselt dir brennende Quaal die krampfhaftzuckenden Glieder,
Mächtig, wie Jupiters Groll, band den Prometheus am Fels;
Irret in dir unstät ein Wetterverkündender Gichtstoff,
Deutend Nebel und Sturm an im dämonischen Bund:
Walle getrost hierher, — die Luft schon hauchet dir Lind'rung,
Freundlicher Nymphen Hand macht von der Fessel dich frey.
Ist die Senne dir schlaff und fehlt es den Nerven an Spannkraft,
Sauge den Salzduft ein, wallend am träufelnden Bau;
Und du fühlest dich sanft erreget von stärkendem Balsam,
Und die krystallene Fluth heitert dein dunkles Gemüth.
Hast du die folternden Geister gebannt, und beut die Gesundheit
Dir mit freundlichem Blick wieder zum Leben die Hand;
Sey dann Helfer dir selbst, und fliehe der Furien Drangsal:
Wem sie Schaden gebracht, suchen sie schädlich zu seyn,
Folge dem Priester der Heilkunst, der dein leitender Stern war,
Und mit dem Geistesstral hellte dein Inneres auf.
Reiße den weichen Sinn schnell ab von der täuschenden Sorge,
Laß die Begierde, sie birgt unter den Rosen den Tod.
Lerne genießen und lern entbehren zugleich von der Weisheit,
Glücklich zu leben ist schwer, glücklich zu leben ist leicht!

Weib und Mädchen! es bannt auch eure Gebrechen Hygea,
Hier am heilenden Born wandeln sich Schmerzen in Lust.
Amor pflücket euch dann im Zaubergarten der Liebe
Frische Rosen, und gern windet sie Hymen zum Kranz.

Eil' auf willigem Roß, dem raschen Gefährten, die Flur durch,
Doch verweile — du siehst Vieles was lockt und entzückt.
Auch besuche den edlen Freund, in der schattigen Laube
Seines Tusculum[4]), dir bietend ein ländliches Mahl.
Heil dem Wandernden, dem ein Tempelchen heiliger Freundschaft
Hier erscheinet und dort, ihm zu erhöh'n den Genuß;
Schnell befreundet das Fremde sich dann in der Rede des Guten,
Und im trauten Gespräch wird das Vergangene neu.

Von dem erglühten Vesuv zum Eisumpanzerten Hekla,
Bis zu den Andes-Höhn[5]) gürtend Amerika's Welt,
Hat die Natur dich hold vor allen begabet, o Taunus!
Außen mit Reiz der Gestalt, innen mit stärkendem Thau;
Hingesenkt in Europa's freundliche Mitte, da bist du
Grenze dem Süd und Nord, südlichen Fluren ein Schutz.
Reich an Gesundheitsquellen sind Teutschlands herrliche Höhen,
Reicher und milder jedoch strömet Genesung aus dir.
Groß ist deine Gestalt in kühnere Massen verschmolzen,
Malerisch-groß und schön, ferne zu schauen und nah.

Blühendes Land! umkränzt vom Melibocus[6]) und Altking
Hier, und vom Donnersberg dort im gedehnten Gefild;
Teutsches Hesperien[7]) du, du warst ein schwellender See auch,
Noch in dem Urgestein leben die Kinder der Fluth.
Wogen umrauschten in alter Zeit den schattigen Bergwald,
Wo nun scheues Gewild hastig der Jäger verfolgt.
Wo einst Auerochsen-Gebrüll und eiserner Katten
Waffengetön erscholl, unter dem Bardengesang,
Ragt das Rhinoceros-Horn aus neugegrabenem Boden,
Malte der fremde Baum sich in dem heimischen Fels.
Staunen ergreift den Forscher, nun ihm die dunkle Geschichte
Alter Bildungen hier in dem Gestein sich entrollt.
Ringsher breitet Vulkan sein mächtiges Flammen-Geäder
Unter dem Erdkreis hin weit im verborg'nen Gewölb,
Durch die germanische Flur, mit Neptuns geläuterter Meerfluth,
Und verleihet den Heilquellen die nährende Kraft.
Also wallet das Blut, verwandt mit dem Hauche des Lebens,
Leichter dahin und weckt selber die geistige Glut.

Auch Salzfluthen, entschlüpft dem erdumhüllenden Meere,
Steigen aus blumigen Au'n, welche der Taunus umschlingt.
Wetteravia's[8]) Flur zeigt Nauheims langen Gradierbau,
Homburg's Quelle, sie beut reichliche Spenden umsonst.
Salz auch sprudelt noch ungepflegt in Coronia's[9]) Bergthal,
Und Sodenia trägt rühmlich den Namen davon.
Pflanzen, welche das Meer nur pflegt an dem brausenden Ufer,
Blühen, der Heimath fern, in der umwaldeten Au;
Und die geflügelte Welt der Insecten vom Wogengestade,
Schwebt im verirrten Flug über dem lockenden Duft.

---

[1]) Orkus, die Unterwelt.
[2]) Libitina, die Göttin der Unterwelt
[3]) Marbona, die Krankheitsgöttin.
[4]) Tusculum, ein Landsitz des Cicero.
[5]) Cordilleras de los Andes, die höchsten Gebirge der Erde.
[6]) Der Melibocus oder Malchenberg an der Bergstraße.
[7]) Hesperien, der südliche Theil von Italien.
[8]) Wetteravia, die Wetterau.
[9]) Coronia, Kronberg.

Sieh', es winket die Nymphe des Quells, o wandernde Muse!
Unter dem Hirtengetön wachen die Schlummernden auf.
Bald begegnen sich froh Sodenia's Brüder und Schwestern,
Und im Gruße verjüngt gestrige Wonne sich dann.
An dem Genesungs-Born empfängt sie das duftende Frühmahl,
Und sie wallen umher, pflegend ein trautes Gespräch.
Wie auf grüner Aue verschwisterte Blumen vereint sind,
Schlinget gesellige Huld hier um die Menschen den Kranz.
Flüchtiger zwar als der flüchtige Geist vom labenden Heiltrank,
Fliehet auch Bad-Freundschaft hin als ein täuschender Traum;
Oftmals wird sie genährt von gleichgestimmten Gemüthern,
Und mit jeglichem Jahr blühet sie wieder am Quell.
Sieh' und Manchem erschien Bad-Liebe zur tändelnden Kurzweil,
Was ein Moment gefügt, trennet der andre Moment;
Doch es finden sich da verschwisterte Seelen, die Heimath
Trennet nimmer den Bund, welchen die Ferne geknüpft.
Städtischer Stolz entweicht an des Landmanns traulicher Schwelle,
Einfalt bietet zugleich feinerer Sitte die Hand,
Drückende Bande sie fallen dann ab und sanftere knüpfet,
Aus den Blumen der Au'n, hier die gesellige Lust.
Glückliches Nichtsthun! du bist edler in freyer Natur hier,
Als unwürdiges Thun dort im Getreibe der Stadt.
Oefter tönet von selbst die lange vergessene Lyra,
Wenn der geflügelte Scherz leise die Saiten berührt.

Manche vergnügt, entschwundener Leiden zu denken: was Einem
Heilung gewähret, es regt Hoffnung im Anderen auf.
Bald durchspäh'n sie die Flur und saugen ein stärkendes Luftbad,
Bis der Najade Geräusch winket zum kühlen Gemach.
Doch sie folgen zuerst der Stimme befreundeter Musen,
Und erquicken den Geist an dem castalischen[1]) Quell.
Bald auch labet sie Ruh', auf stillumdämmertem Lager,
Leichter wallen sie dann hin mit erneueter Kraft.
Künstlich bilden sie noch mit dem Flugball schwebende Bogen,
Endlich rufet zum Mahl klingendes Glockengetön.
Manch lucullisch[2]) Gericht folgt jenem behaglichen Gaste,
Der die Stadt mit dem Land wohl zu vereinen versteht;
Froh mittheilend dem Badegenoß, erfreut es ihn zwiefach,
Selber, als Gastgeschenk, gab's ihm ein freundlicher Gott.
Plötzlich erschallet Getön' aus Geigen mit grellem Gewirbel,
Stimmend ein Volkslied an, tritt ein Rhapsode[3]) herein;
Und als Jude vermummt, Scherzlieder trillernd, entlockt er,
In Mißlaute versteckt, auch Harmonien der Brust.
Schau, die gefällige Freundschaft winkt zur Spende des theuren
Bräunlichen Labetranks, unter dem Schattengewölb.
Die das gute Geschick am Ziele der Leiden vereint hier,
Schließen dem ruhigen Sinn gerne der Freude nun auf.
Holdes Gefühl erwacht in der Kühlung-hauchenden Laube,
Dieser Gruppe gefällt Ruhe mit feinem Gespräch;
Jene weilt in der Zelle; zur hügelumschlungenen Wiese
Schweift der bewegte Freund, mit dem Genossen am Arm.
Jener besuchet sich selbst, gelagert am schattenden Fruchtbaum,
Oder zum Quellenspiel lockt ihn der röthliche Bach.
Andere wallen umher auf traurigen Pfaden und finden
Bald sich wieder, und neu bildet sich fröhlich ein Kreis.
Also wechselt zerstreuende Lust; — so will es Hygea,
Daß in Erholungen hier leicht sich erhole der Mensch.

Pflücke mit Mäßigung dir vom Baume die Gabe des Sommers,
Schone der Blüthe, sie giebt später die reifere Frucht.
Weise nicht kalt zurück, was willig die Stunde dir bietet,
Doch willkommener sey Wonne mit Grazie dir.
Eile hinaus, einathmend erfrischende Düfte des Feldes,
Wann der Himmel entwölkt lächelt im heiteren Blau.
Flüchte jedoch am trüberen Tag zum geselligen Heerde,
Wo der beflügelte Scherz eilt mit den Stunden dahin.
Dem nur waltet ein glücklicher Stern, wer zu den Penaten[4]),

Die, mit Flügel und Zaum, leitende Göttin gesellt.[1])
Seht die Siechlinge wandeln umher, von Hoffnung belebet,
Auf Sodenia's Flur, oder im schattigen Hain.
(Schau! es bestrahlt ihn die Sonn', er schimmert vom Reiz der Gefilde,
Wo die Erinnerung sich spiegelt im goldenen Licht.)
Froher nun kehren sie wieder, vom Schnittergesange begleitet,
Wann das Abendgeläut Höhen und Thäler durchhallt.
Weste mildern den Abend, und Scherze nun locken zum Mahle
Das dem scheidenden Tag Blumen der Freude noch streut.
Und das Gedankenspiel, das Spiel von Schenken und Wohnen,
Füllet die rege Brust, füllt den geselligen Kreis.
Leicht umgaukelt geflügelter Witz den dampfenden Punschnapf;
„Was wir lieben, was uns liebet" erklinget das Glas.
Auch ein Ständchen ertönt den gefühlvollhorchenden Schönen,
Rasch von des Nachthorns grellseufzendem Laute durchsauft.
Höher nun schlägt das Herz, von trauten Gesprächen erglühet;
Luna's dämmerndes Licht winket zum magischen Gang.
Freundschaft murmelt der Bach, und Liebe lispeln die Quellen,
Und Cytheren's[2]) Gestirn funkelt dem stillen Gefühl.
Heimchengesang schrillt sanft umher, und erheiternde Ruhe
Kehrt in des Einsamhinwallenden Seele zurück.
Bald entschwingt sich der Geist, von himmlischem Feuer entglühet,
Auf zum Sternegefild, tief in Betrachtung versenkt.

Sieh'! es wandelt sich nun zur Asklepiade[3]) der Sonntag;
Freundes-Besuch erscheint aus der geräuschigen Stadt.
Tafeln verlängen sich dann, es erweckt das Lied und der Walzer
Jedes versank'ne Gefühl; Tänze verfolgen den Tanz.
Lustige Städter sie hüpfen umher in bäurischer Kleidung,
Und der Dörflinge Schaar siehet verwundert ihr Bild.
Und ein beritt'ner Silen, vom Hochgehörnten getragen,
Trabet mit ernstem Schritt in die Versammlung hinein.
Froh begrüßt sie das Thier im langanhaltenden Triller,
Doch der lachende Schwarm dränget sich schüchtern zurück.
Sehet am Kirchweihfest kommt Saturnalisch[4]) Zeit auch,
Ungebundenen Flugs, wieder mit bäurischem Sinn.
Seht ein fröhlicher Zug, umschwirrt von Jugend und Alter,
Pflanzt die Tanne, sie trägt Kränze mit flatterndem Band.
Geigen schnarren, es klappert das Hackbrett munter zum Tanze,
Und den verlornen Tact stampfet ein rüstiger Fuß.
Buden stehen umher, gefüllt mit dörflicher Unzier:
Tassen scheckig bemalt, Gläser mit sinnigem Prunk;
Spiegel in rothem Papier, zum Sonntagsputze der Schönen;
Herzen von Zucker und Teig, kleine Trompeten von Holz;
Pfeifen mit gellendem Ton, Maultrommeln mit dumpfem Gemurmel,
Und die Kinder des Orts jubeln errungenen Preis.
Gaffendes Volk zieht hin und her zu dem rasselnden Glückstopf,
Und der Würfel gewinnt oft dem Verliebten sein Glück.
Weicht nun der heiße Tag dem sanftverglühenden Abend,
Wallen die Trautesten dann sinnend zur stilleren Flur;
Im Philosophengang vom lispelnden Bache begleitet,
Oder im funkelden Hain ernster Betrachtung geweiht.
Und mit geleitendem Blick zum sanftanlockenden Hügel:
Villa-Bella[5]) voreinst, Römern zum Danke genannt.

Tochter der Schöpfung, Natur! der Menschheit Leiden zu mildern,
Gab dein Soden auch uns Quellen von heilender Kraft;
Wo sich quälender Schmerz auflöset in lindernden Frohsinn,
Daß die Boten der Nacht fliehen, vom Leben verscheucht.

---

[1]) Die Quellen der Musen.
[2]) Lucullus, ein römischer Gastronom.
[3]) Ein Bänkelsänger.
[4]) Penaten, die Hausgötter.

[1]) Die Mäßigkeit, nach Raphael.
[2]) Venus, der Abendstern.
[3]) Asklepiade, Feier zur Ehre des Aesculap.
[4]) Saturnalien, römische Volksfeyer.
[5]) Der Völbel oder das Dach.

Frisch mit Rosen umblüht erscheint nun wieder die Jugend,
Noch im Alter verjüngt Körper und Seele sich hier.
Holde Sodenia! du giebst wieder dem Gatten die Gattin,
Giebst dem Freunde den Freund, Liebe der Liebe zurück.
Wer dich glücklich umwohnt, strebt nicht nach fernen Gestaden,
Fremdes zu suchen, und noch fremder zu werden sich selbst.
Du warst schmerzlicher Krankheit oft die geheiligte Lethe,[1])
Die dem Leidenden gern süßes Vergessen gebracht.
Spendest, dem Seebad gleich, wohlthätigen Thau der Genesung,
Belt und Ozean mißt hier der Umwohnende nicht;
Albions Brighton[2]) nicht, und Italia's blühende Küsten,
Und von Wogen umrauscht Doberan's[3]) nördliches Bad.
Kannte dich Arnstadt's Barde, so blühte dem Kranze der Quellen,[4])
Welchen er kunstreich wand, lieblich dein Name zugleich.

Nenn', o Muse! sie noch die holdanlächelnden Nymphen,
Welche die Brunnen umher schirmen mit zärtlicher Huld:
Schwalheim's Nymphe sie schöpft am ländlich-einsamen Stahlquell,
Gern den Medeischen[5]) Trank, welcher das Alter verjüngt.
Herrlich und weitberühmt als Labsal über das Weltmeer,
Schwimmt mit dem Schiffenden treu, Perlen Selteria's[6]) ihr,
Welche, die Wogen der Brust besänftigend, leicht mit Erfrischung
Durch das wallende Blut rollen im lindernden Hauch.
Nymphe Selteria![6]) dir auch töne begeistert mein Loblied,
Die so milde den Trank spendet mit reichlicher Huld.
Dich umschirmen, im länglichen Wiesengrund voll rauschender Bäche,
Sanfte Hügel, gesenkt von den Tauniden herab.
Festlich kündet dem Wanderer dich die erhabene Reihe
Schlanker Pappeln, zur Lust dir und der Quelle gepflanzt.
Unter Gelübden so nahet er dir und dem zierlichen Tempel,
Wählend zum Dankaltar deinen beseelenden Born.
Unsichtbare! du selbst erscheinst hier öfter dem Siechling,
Ihm in der Schaale nun darbietend Genesung und Kraft.
Oft betäubet ihn zwar die Fülle von deiner Umwallung,
Wenn er sich ungeprüft tauchte zur geistigen Fluth.
Doch wer dir mit Vertrau'n im Heiligthume genahet,
Ihn umarmest du, lohnst ihn mit Erquickungen dann.
Unter Gesängen so schöpfen den Heiltrank deine Najaden,
Denn er stimmt ja die Brust und das Gefühl zum Gesang.
Welch ein reges Gewühl! hier klingen gethürmte Gefäße,
Neben einander gereiht von dem geschäftigen Volk.
Siehe, der Fuhrmann harrt und schmaucht sein labendes Pfeifchen,
Und das wiehernde Roß will mit der Beute davon.
Selbst auch holt der Umwohnende sie; — dem Gefilde der Nachbarn
Bringt sie der Doppel-Korb auf dem geduldigen Thier.

Und es entsprudelt verjüngt auch Homburgs Auen ein Heilborn,
Selters Quelle verwandt, sinniger Pflege zum Lohn.

Füllet nicht Weilbachs Nymphe die Schwefelschale dem Weisen,
Welcher dem edleren Ruhm Nächte geopfert und Ruh?
Wer von dem Becher der Lust oft nippte, dem Leben zum Unheil,
Saugt mit balsamischer Fluth heilige Labungen hier.
Wer in berückender Fülle von Hochheims goldenem Trank sog,
Findet in Hochheims Thal auch den versöhnenden Born.
Feindlich dem Kupfer und Bley, so bannt er aus schwächlicher Hülle,
Schleichendes Gift hinweg, welches erzeuget den Tod.
Francofordia beut am Lindenumschatteten Grünborn,
Und im Gewühle der Stadt, Quellen sulphurischer Kraft.
Villa-Bella[1]) bewahrt an der Auen-umschlingenden Nidda,
Noch den sprudelnden Stahl, welcher den Römer gelabt.
Freundlich im Wiesengrund', umgürtet von altem Gemäuer,
Schließen sich Karbens Gesundbrunnen dem Krankenden auf.
Und Hanovia's[2]) Fluren erquickt die verschwisterte Nymphe,
Die mit der Taunischen sanft lächelt im holden Verein.
Dürftig an heilender Kraft, und reich an gefälligen Reizen,
Pflegt sie liebend und treu, bald in den Lauben umher,
Bald in gereiheten Hallen, im Ring-Wettrennen und Wurfspiel,
Noch im Taumel der Lust munteres Kattengeschlecht.
Wilhelmsbad, — so nannte den Born des Gefildes Umschaffer,
Dort auch glänzte voreinst Hassia's[3]) Name mit Ruhm!
Schweigend im Hainthal noch, und in manchem verborg'nen Geklüfte,
Rieselt so mancher Quell, froher Genesung geweiht.

Hier ist der Heilkraft heiliges Land, hier haben die Götter
Zu dem Schönen umher, heiter das Gute gesellt.
Siehe! da winken Bargilla's[4]) Höhn, wo friedlich der Weinstock
Ueber dem Heldengrab Teutscher und Gallier grünt.
Schaue! der Ubier[5]) Urland hier, im waldigen Thalgrund
Ragen die Gräber hervor unter den Hügeln gereiht.
Jammernd zog das entartete Volk auf schirmende Vesten,[6])
Seine Habe dahin flüchtend vor Suevengewalt;
Bis die rächenden Hasser der Römer, und ihrer Genossen
Nahten, und Jene hinabstürzten von felsigen Höh'n.
Also strafte sie selbst Untreu' am heimischen Lande,[7])
Feindes Boden zuletzt nahm die Verlassenen auf.
Weithin pranget Mönapien hier im gesegneten Maungau,
Milder Himmel umfließt hier das germanische Land.

---

[1]) Lethe, die Fluth der Vergessenheit.
[2]) Albion, England; Brighton, das dortige Seebad.
[3]) Doberan, ein Seebad an der mecklenburgischen Küste.
[4]) Neubeck und seine Gesundbrunnen.
[5]) Der Medea Zaubertrank.
[6]) Selteria, Selters.

[1]) Wilbel.
[2]) Hanovia, Hanau.
[3]) Hassia, Hessen.
[4]) Bargilla, Bergen.
[5]) Ubier, Bewohner der Wetterau.
[6]) Cäsar d. B. G. L. 6. C. 10.
[7]) Cäsar L. 1. C. 54.

Charlotte Eleonore Wilhelmine v. Gersdorf,

geborene von Gersdorf, ward am 28. October 1768 zu Oberbellmannsdorf in der Oberlausitz geboren, vermählte sich 1792 mit dem K. Sächsischen Kammerherrn von Gersdorf und lebte Anfangs zu Biesig bei Reichenbach, später in Bauzen und seit 1811 in Dresden.

Sie schrieb:

Die Armenierin. 2 Thle. Braunschweig 1829.
Aurora, Gräfin von Königsmark, 2 Thle. Quedlinburg 1817.
Der Eichwald, 2 Thle. Brünn 1819.
Emmerich Tököly, Fürst von Siebenbürgen. Celle 1834. 2 Thle.
Erzählungen. 24 Bde. Leipzig 1821—1830.
Eternelle oder die Blindgeborne, 2 Thle. N. A. Leipzig 1832.
Die Geschiedene. Braunschweig 1830. 2 Thle.
Die Himmelfahrtstage. Meißen 1818. 3 Thle.
Ritter Julian und die schöne Isolde. 2 Thle. Merseburg 1833.
Nectarine von Klarenfeld. Chemnitz 1818.

Ladislaus Posthumus, Erzherzog von Oestreich. Brünn 1818.
Mirabilis oder der Alte Ueberall und Nirgends. Leipzig 1822.
Mnemosyne oder meine Erinnerung. 2 Thle. Oschatz 1797—1798.
Mnemosyne die zweite. Leipzig 1812.
Mnemosyne die dritte. Halle 1822.
Nachtschatten. Berlin 1828.
Nachtviolen. Berlin 1828.
Renate. 2 Bdchen. Leipzig 1833.
Der belgische Ritter. Meißen 1830.
Ritter Robert Carre. Berlin 1828.
Die Rose von Rubinen. Görlitz 1821.
Selbstverblendung. Leipzig 1831.
Sensitiven. Merseburg 1833.
Sinn-Violen. Berlin 1830.
Der St. Valentins-Tag. Leipzig 1827.
Der Zigeunerraub. Meißen 1824.

Eine äußerst fruchtbare Erzählerin, die, nicht ohne Talent, sich ein zahlreiches, wenn auch untergeordnetes Publikum zu erwerben wußte, das ihren Leistungen Beifall und Aufmerksamkeit spendet.

Heinrich Wilhelm von Gerstenberg

ward am 3 Januar 1737 zu Tondern in Schleswig geboren, erhielt seine erste Bildung auf dem Christianeum in Altona und studirte dann kurze Zeit in Jena, gab aber nach dem Wunsche seines Vaters diese Laufbahn auf und trat in dänische Kriegsdienste. Während des Feldzuges gegen Rußland avancirte er bis zum Rittmeister, nahm jedoch nach dem Frieden seinen Abschied und erhielt eine Anstellung bei der deutschen Kanzlei zu Kopenhagen. Im Jahre 1775 begab er sich als dänischer Minister-Resident nach Lübeck und verweilte daselbst bis 1785 wo er als Mitdirector des Lottojustizwesens nach Altona berufen wurde. Dieses Amt verwaltete er bis 1820 und zog sich dann gänzlich von allen öffentlichen Geschäften zurück. Er starb am 1 November 1823.

Von ihm erschien:

Tändeleien. Leipzig, 1759 u. öfter.
Prosaische Gedichte. Altona, 1759.
Ariadne auf Naxos. Kopenhagen, 1767.
Gedicht eines Skalden, Kopenhagen, 1766.
Der Hypochondrist (gemeinschaftlich mit J. F. Schmidt.) Schleswig, 1767. 2 Bde. N. A. 1784.
Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur. Schleswig, 1766—1770. 4 Sammlungen.
Die Braut. Trauerspiel. Kopenhagen, 1765.
Ugolino. Trauerspiel. Hamburg, 1768.
Minona oder die Angelsachsen. Melodrama, Hamburg, 1785.
Die Theorie der Kategorieen. Altona, 1795.
Sendschreiben an Villers, das gemeinschaftliche Princip der theoretischen und practischen Philosophie betreffend. Altona, 1821.
Beattin's Versuch über die Natur und Unveränderlichkeit der Wahrheit. Aus dem Englischen. Kopenhagen und Leipzig, 1772. N. A. 1775.
Vermischte Schriften. 3 Bde. Altona. 1815—17.

Diesem geistreichen und scharfsinnigen Manne hat die deutsche Literatur nicht Geringes zu verdanken. Er war es, der zuerst mit Erfolg auf die Schätze nordischer und kritischer Poesie aufmerksam machte und in seinem Gedicht eines Skalden, in welchem er sich Klopstock anschloß, eine neue Bahn zu brechen und Kraft und Gewalt des Ausdrucks mit Innigkeit der Empfindung zu verbinden strebte. Höchst anmuthig und gewandt zeigte er sich dagegen in seinen Tändeleien, einem damals sehr beliebten Genre, das vor ihm noch nicht mit solcher Feinheit und Eleganz, so reichem Witz und so lieblich spielender Phantasie war behandelt worden. Noch bedeutender erschien er jedoch in seinem Drama „Ugolino", durch welches er die von Lessing mit so großem Erfolg aufgestellten und durchgeführten Principien practisch beförderte. Wenn auch die Wahl des aus der Hölle des Dante entlehnten Stoffes immer ein Mißgriff bleibt, so muß man doch über die Kühnheit und Kraft erstaunen, mit welcher G. denselben der von Lessing eingeführten Form des sogenannten bürgerlichen Trauerspieles unterwarf. Abgesehen von dem eben erwähnten Misgriffe der Wahl bleibt jenes Stück immer ein großartiges Meisterwerk, in welchem der Dichter die höchste Besonnenheit mit dem tiefsten Gefühl und einer seltenen Stärke und Macht des Ausdruckes zu verbinden verstand. Hier ist nichts überflüssig; Alles greift genau in einander und drängt seinem Ziele zu, und die Steigerung schreitet ohne Ermatten bis an den Schluß fort, ohne daß auf der anderen Seite die Spannung der Leidenschaft übertrieben und dadurch unnatürlich würde. — Man ist im Ganzen gegen dieses Werk ungerecht gewesen; der gesunde Sinn der Nation wandte sich, und zwar mit Recht, befremdet von einem Gegenstande ab, dessen innere Gräßlichkeit alle poetische Schönheit von vorn herein zerstört; aber man hätte dagegen auch bedenken und anerkennen sollen, daß dieses Trauerspiel das Erzeugniß eines seltenen und großartigen Dichtergeistes war, der selbst in seinen Verirrungen aufrichtige Bewunderung verdient.

Auch für die Verbreitung der Kantischen Philosophie wie für die Bildung des Geschmackes und namentlich für die richtige Würdigung Shakspears hat von Gerstenberg viel Lobenswerthes geleistet; sein Name wird daher immer gleich nach jenen großen Männern, denen unsere Literatur so Herrliches verdankt und die wir als Sterne erster Größe am Himmel unserer vaterländischen Poesie zu betrachten gewohnt sind, mit aufrichtiger und inniger Verehrung angeführt werden.

Vgl. eine autobiographische Skizze von Gerstenbergs, abgedruckt in Jördens Lexicon deutscher Dichter und Prosaisten, Th. 6. S. 171 fgde.

Ugolino.

Tragödie von W. v. Gerstenberg.

Vierter Aufzug.

Ugolino.

Bin ich endlich allein? (Er schiebt den Sargdeckel ab.) Hier war ich König! Hier war ich Freund und Vater! Hier war ich angebetet! Ich heischte mehr. Ich wollte Sklaven im Staube meines Fußtritts sehen; und so verlor ich alles, was das parteiische Verhängniß mir geben konnte. Wenn ich mir jetzt das goldne Gepränge, die Trophäen, den Stolz meiner kriegerischen Tage zurück erkaufen könnte, ach mit Entzücken gäb' ich sie alle die geprahlten Nichtswürdigkeiten, um ein dankbares Lächeln ihrer erröthenden Wangen, um einen belohnenden Blick ihrer Augen, um einen Ton ihrer Lippen, um einen Seufzer der Freude aus ihr Brust. Ach Ugolino, du warst glücklich! Kein Sterblicher war glücklicher! Und du hättest glücklich vollenden können! Da sitzt der Stachel! Ich bin der Mörder meiner Gianetta! Wider mich hebt sie ihr bleiches Antlitz zum Himmel! Auf ihren Ugolino ruft ihr unwilliger Schatten den Richter herab! Liebenswürdiger Geist! liebenswürdig in deinem Unmuth! Ist dein Antlitz ganz ernst? Ah! dein Antlitz ist ernst! Einst hab' ich dich gesehn, meine Gianetta; liebevoll und schüchtern sankst du in meine Arme. Ruggieri Ubaldini trat heran; das Gewand des Heuchlers

rauschte lauter; sein bleifarbigtes wasserichtes Angesicht tobte vom Sturm seiner Seele; er wälzte seine abrichten Augen weit hervor; Tücke und Verderben lauschten nicht mehr im Schleier der Nacht! Du aber lagst furchtsam athmend an meinem Halse. Da erhob sich mein Herz! Da erkannte Ruggieri noch einmal Gherardesca, den Mann! Da waren deine Blicke mild, wie der Morgenthau; und deine süßen Lippen, deine Nektarlippen, deine Wonnelippen (er küßt sie) nannten Pisa's Befreier, deinen Erretter! Nun bin ich gebeugt, meine Liebe! Mein Haar ist nun grau, und mein Bart ist fürchterlich, wie eines Gefangnen. Doch der große Morgen wird ja kommen! schrecklich, dunkelroth und schwül von Gewittern wird er ja kommen! In seinem schwarzen Strahle will ich erlöschen! In seiner gebärenden Wolke soll, wie Feuer vom Himmel, mein Geist über Pisa stehn! Dann erzittre ein Elender! aber nur einer. Feuer und Rache! ist meine Gianetta gefallen! (steht tiefsinnig) Mit Gift hingerichtet haben sie meine Gianetta? Gift sogen sie aus den Worten meiner Liebe? ah! aus den Worten meiner Liebe? Einsame Erde! ich traure! Was? mit Gift hingerichtet haben sie meine Gianetta? (geht stillschweigend.) Gern möcht' ich die Stimme des Abgrundes vergessen! o daß ich sie nie gehört hätte! Ein Gebeinhaus der Verhungernden! Ein Gebeinhaus der Verhungernden! denn der Thurm ist von dieser Stunde an verflucht! Ein Gebeinhaus der Verhungernden! Ha! wie er wüthet, der Gedanke! wie er sich in mir umkehrt! Ich kann ihn nicht ausdenken! und mag nicht! O pfui! pfui! Brandmal für die Menschlichkeit! ewiges Brandmal! Ich kann mich deiner nicht erwehren; du Wohnhaus des Schreckens! nicht mehr Kerker meiner Erniedrigung! Gruft! Gruft der Gebeine Gherardesca's! Gruft meiner Auferstehung! aber erst meiner Verwesung! ah! nicht nur meiner! Fürchterlich! hier hinsinken! hier mit dem Tode ringen! einsam! von keiner freundschaftlichen Hand unterstützt! ganz einsam! mein Weib, meine Kinder rings um mich gesammelt! dennoch ganz einsam! jeder Sinn voll ihrer Verwesung! fürchterlicher als einsam! Tod, wie keiner dich starb, o du bist fürchterlich! Ich will nicht, ich will dich nicht denken! (er sieht Gaddo.) Doch zwingt mich dieser Anblick. Ach! daß ich Vater und Mensch sein muß! Steh auf, armer Gaddo! Du antwortest nicht?

Gaddo. Ich bin gelähmt.

Ugolino. Aha, war das die Ursache?

Gaddo. Hilf mir, mein Vater!

Ugolino. So!

Gaddo. Lächle, trauter Vater, und hilf deinem Gaddo!

Ugolino. So!

Gaddo. Gott segne dich!

Ugolino (hebt ihn auf seinen Schooß). Wo schmerzt es dich, mein Gaddo? Sage mir's, armes Kind!

Gaddo (ihn sehr beweglich ansehend). Du wirst mich nicht Hungers sterben lassen, mein Vater!

Ugolino. Wo sitzt deine Krankheit?

Gaddo. Im Herzen, im Magen, im Kopf: ich kann's dir nicht sagen. O mich ekelt!

Ugolino. Ich habe dich nicht schreien gehört.

Gaddo. O der Hirnschädel wäre mir geborsten.

Ugolino. Deine Augen sind blau und geschwollen.

Gaddo. Sie wollen nicht weinen.

Ugolino. Gewiß, gewiß, es ist sehr bitter!

Gaddo. Liebt meine Mutter mich noch?

Ugolino. Sie liebt dich immer: wir lieben dich beide.

Gaddo. Hah! wenn dem so wäre! Es ist unglaublich.

Ugolino. Warum unglaublich, mein Gaddo! Sprich! Ich bin dein liebender Vater.

Gaddo. Sie hat mich an ihrem Busen genährt, jetzt läßt sie mich verschmachten. Doch sie kann mich verschmachten lassen, und doch lieben: denn du liebst mich, mein Vater; sagtest du nicht so?

Ugolino (küßt seine Augen). Habe Mitleid, Strafengel! o schone!

Gaddo (seufzt). Ach!

Ugolino. O nein! nein! lieber rede! daß Gott im Himmel dich höre! rede; strafe deinen Vater; girre nach deiner Mutter, Verlorner! Aermster! nur laß mich dich, süßes Kind, nie wieder seufzen hören!

Francesco (eilig). Es müssen Leute im Thurm sein: ich hörte Fußtritte.

Ugolino (bestürzt). Wie? was? (legt Gaddo hin.)

Anselmo (langsam). Du wolltest vermuthlich die Männer im Thurme sehen. Es sind dieselben, die ich vorher bat, mich und Gaddo mitzunehmen: Männer ohne Herz. Sie schlichen fort, da sie mich wahrnahmen, als fürchteten sie mich. Sie sind nicht mehr da.

Francesco. Horch! horch!

Anselmo. Auch die Oeffnung ist nicht mehr. St! St!

Francesco (erblaßt). Die Thurmthüre! Ha! (Man hört sie stark zuschlagen.)

Anselmo. Sie wird verschlossen. (Ein sehr langes und schreckenvolles Stillschweigen: worauf Anselmo seinen Bruder leise anstößt.) Du siehst den Geist an der Mauer, Francesco! Nein, sieh nicht dort hin; sieh unsern Vater. Erstarrt? Versteinert? Bleich war das Antlitz unsers Vaters; aber sieh, Francesco, jetzt ist's schrecklich. Weh mir! ihm in's rothe, in's unbewegliche Auge zu sehn, schaudert mich! Ach mein Vater! (küßt seine Hand.) Und auch du, Francesco? Du schweigst? seufzest? auch du, Francesco? und schluchzest? Mein Vater! (küßt seine Hand noch einmal, (steht auf, und erschrickt.) Auf dich wirft er einen schnell zurückgezognen Blick, und auf mich, und auf Gaddo! Blut strömt vom gewaltigen Biß seiner Lippen! Seine Gesichtsmuskeln stehn aufwärts gedrängt und starr! Mein Vater! (wirft sich ihm zu Füßen.)

Francesco. Sei ruhig, Anselmo, ich bitte dich! (er richtet ihn auf.)

Anselmo (mit Heftigkeit.) Mein Vater! mein Vater! (mit den Füßen stampfend.) Mein Vater! (ängstlich schreiend.)

Francesco. Was ängstigt dich, mein Anselmo? Was schreckt dich, Lieber? ach! laß unsern Vater nichts von dieser Heftigkeit sehen! sei gelassen! sei ruhig!

Anselmo. Gut, Mann! entferne dich nur! aber schnell, schnell aus meinen Augen! wenn dein Leben dir lieb ist, Mann!

Francesco. Ich darf ihn jetzt nicht verlassen, nein. Und mein Vater! o ewige Vorsicht.

Anselmo. Ich irrte mich. Dieser da ist keiner von ihnen. (sieht sich furchtsam nach allen Seiten um.) Ach! (indem er die Hände ringt.) Nun ist es gewiß. Weggeführt haben die Priesterklaven das Opfer! und die Reihe wird an mich kommen: aber desto besser.

Francesco. Gieb dich zufrieden, Anselmo! Kennst du mich nicht?

Anselmo. Dich? (mißt ihn mit den Augen.)

Francesco. Kennst du mich?

Anselmo. Ha! ha! ha! Wie sollt' ich dich nicht kennen. Du bist ja Er, der aus dem Abgrunde heraufkam. Ich sah dich aus deiner Grotte steigen: eine Grotte, wie ich mir keine wünsche, schmal und eckicht. Hatte sie keinen giftigen Einwohner, als dich?

Francesco. Er redet vom Sarge, und seine Geister scheinen sich zu sammeln. Beruhige dich, Anselmo; ich bin dein Bruder Francesco, und ich lebe.

Anselmo. Wohl dir, daß du lebst! Draußen, ach weh! drohn die Gefahren! man kann dir nicht Schuld geben, daß du ihnen nicht zeitig genug ausgewichen seist. Willkommen, Thurmspringer! Sicherheit ist die Blume des Lebens.

Francesco. Ich vergebe dir den Spott. Thurmspringer nennst du mich? Wollte Gott, ich hätte den unseligen Sprung nicht gewagt! Alles wäre gut gewesen! Keins unter euch hätte viel gehofft, noch viel gefürchtet! Wie wund muß euer Gefühl seyn! Wie sehr vergrößert sich meine Uebereilung! Vergieb mir, mein Bruder! o vergieb mir! die Absicht war nicht unedel.

Gaddo (ruft). Francesco!

Anselmo. Gut! sei gerichtet nach deinen Thaten! (er geht auf und ab, bald schnell, bald langsam.)

Gaddo. Francesco!

Francesco. Was verlangt mein Gaddo?

Gaddo. Sei mein Fürsprecher, Francesco! Ich bin dir auch gut.

Francesco. Bei wem, du geliebter Gaddo? Sprich!

Gaddo. Bin ich dein geliebter Gaddo? Ich frage nicht umsonst.

Francesco. Ja! Gott weiß es!

Gaddo. Ach! Jedermann liebt mich, und ich liebe jedermann, und doch hilft mir keiner. Hilf du mir, geliebter Francesco. Vertritt mich bei Anselmo; du giltst viel bei ihm.

Francesco. Worin, Gaddo, worin soll ich dich vertreten?

Gaddo. Erst bitt' ich dich, mir eine Zechine zu leihen.

Francesco. Eine Zechine? wozu die?

Gaddo. Ich habe viele Zechinen unter meinen Sparpfennigen: sie sollen alle dein sein. Ich bitte dich nur um eine.

Francesco. Hier hast du sie, Gaddo.

Gaddo. Nimm diese Zechine, und überrede Anselmchen, daß er mir ein einziges Ei aus den vielen Nestern gebe, die er mir kurz vorher schenken wollte: sollt's auch nur so viel sein, als ein Hänflingei.

Francesco. Du sprichst mir Räthsel.

Gaddo. Ich will die Auerhähne gerne entbehren, die uns dein Sprung vom Thurme verschafft hat: jetzt brauche ich nur ein einziges Hänflingei. Thu es, Francesco, aber bitte ihn höflich, daß er dir's nicht abschlage.

Francesco. Schöne Folgen des Sprungs vom Thurme!

Ich war nicht allein ein Thor, ich war auch ungehorsam: allein, o Himmel, die Strafe ist hart! Vergieb auch du mir mein Gaddo! Und doch mit welcher Stirne kann ich's wünschen?

Gaddo. Ein Ei würde mich retten! Ein Hänflingei! Bedenke, Francesco! Kannst du mir ein Hänflingei versagen? O lieber Gott! Gieb mir die Zechine zurück: ich will Anselmo selbst bitten. Ich wollt' ihm zu Füßen fallen, wenn ich könnte: allein ich kann mich nicht regen. (Francesco giebt ihm die Zechine, und geht mit aufgehobnen Augen ab.) Anselmo! großmüthiger Anselmo! mein Bruder!

Anselmo (auffahrend). So ist's recht! Laßt die Hörner tönen am hallenden Fels!

Gaddo (sanft bittend). Anselmo! mein Bruder Anselmo!

Anselmo (rauh). Wer ruft? Hei! wer ruft denn da? wer ruft? wer ruft?

Gaddo (erschrocken). Ich wenigstens bin hier der Rufende nicht!

Anselmo. Du da auf dem Stroh, ich habe zu thun!

Gaddo (streckt die Hände aus, und legt sich seitwärts).

Anselmo. Hinweg! (er pfeift) Hinweg! in meinem Kopf sollst du mir nicht spinnen! (pfeift wieder). Hinweg, ich verbanne dich auf ewig aus meinem Kopf! (macht eine Bewegung mit der Hand) Nun, wie steht's, ihr im silbernen Gewande, unsterbliche Töchter des hohen Oceanus! haben wir das Wild? Mit diesen Nägeln will ich's zerreißen; mit diesem Gebiß will ich's zermalmen; so, so, so will ich das Wonneblut trinken! Schnaubend stürzt der Tiger vom Abhang; sie haben ihm seinen Raub entwandt; springt zischend hoch auf, wittert in den Wind, zerstiebt mit langgestreckter Klaue den Fußtritt des Schnellen im glutrothen Sand, Grimm knirscht in seinen Zähnen, Hunger sprüht heiß im Aug: umsonst, Tiger, am Bart des Jägers glänzt's! Ich will mich an diesen Abhang setzen. Durch diese Felsritze kann ich die Tigerkatzen über mir, und von dieser Höhe die Marder unter mir spähen. So will ich euch den Fang ablauschen, ihr Räuber! Meine Hühnchen nisten am Sumpf, wo der Marder mit gesenkten Ohren hinabschleicht. Weg sind sie! Stoßt in's Horn, Müßige! stoßt in's Horn! stoßt in's Horn! (singt)

Der muntre Jagdzug schwebet
In blauer Luft!
Roß, Hund, und Jäger drängt sich
Daher, dem Himmel nah!

Hab ich den Dieb? Langsbrigter! laß deine Stimme hören! (er bellt) Ho! ho! ho! Dieb, siehst du den Pudel nicht?

Gaddo. Was ist das?

Anselmo. Sei gegrüßt, Endymion. Wir haben gute Weile. Kannst du einen Wettgesang singen?

Gaddo. Ich singe wenig, Anselmo.

Anselmo. Was schadet's? Wir wollen einen Wettgesang singen.

Gaddo. Ich kann kaum reden, Anselmo! und sollte singen?

Anselmo. Singe, Träger, oder bei jenem hinabhangenden Monde! ich zerstoße dich mit dem Felsbruche!

Gaddo. Wie Anselmo, du weißt, daß ich nicht singen kann.

Anselmo. Singe!

Gaddo. Ich singen?

Anselmo. Singe!

Gaddo. Ich, der ich weinen möchte, wenn ich könnte?

Anselmo. Singe weinend! Singe!

Gaddo. Nun dann, Anselmo, ich will singen: aber mein Hals ist roh und heiser Schenke mir, wenn ich bitten darf, ein kleines Hänflingei, wie es dir am nächsten zur Hand ist, um meine Stimme zu bereiten.

Anselmo (bei Seite). Was gilt's, dieß ist der Marder, der mir die Eier austrinkt! Durch seine Larve hindurch erkenn' ich den tücklichen Heuchler! Er ist's! bei meinem Leben! Ich will ihn ausfragen.

Gaddo. Aber schenke mir's bald, Lieber! meine Stimme ist vertrocknet.

Anselmo. Gut! gut! Du möchtest also ein Hänflingei haben?

Gaddo. Ich will's nicht läugnen.

Anselmo. Oder ein Zeisigei?

Gaddo. Ach ja!

Anselmo. Hem! wäre dir nicht mit einem Hühnerei gedient?

Gaddo. Das wäre zu viel Güte.

Anselmo. Ei ja, nimm ein Hühnerei.

Gaddo. Ich danke.

Anselmo. Es ist ein frisches Ei, eins von den besten die ich in meinem Stall habe. He?

Gaddo. Weil es von deiner Hand kommt, will ich's nicht ausschlagen.

Anselmo. Ich dachte es. (Faßt ihn an der Kehle.) Räuber, bekenne mir, wie lange hast du diesen heillosen Frevel verübt?

Gaddo. Weh mir!

Anselmo. Wie viele Eier hast du mir ausgetrunken? Sieh, dein Leben ist in meiner Hand. Bekenne, wie viel?

Gaddo. Ah! Du wirst mich nicht umbringen, Anselmo?

Anselmo. Ich, Marder! ich! ich! umbringen, Marder! Dich Marder! gieb Acht, Marder!

Gaddo. Hülfe! Hülfe!

Francesco (springt zu und befreit Gaddo). Entsetzlich! Anselmo schlägt seinen Bruder Gaddo?

Gaddo. Ah! ah!

Francesco. Seinen kranken, gelähmten, verschmachtenden Bruder schlägt Anselmo?

Anselmo. (giebt Francesco unvermuthet einen Stoß um sich loszureißen).

Gaddo. Halt ihn! ach halt ihn!

Francesco. Eine eiserne Hand!

Gaddo. Nach mir sieht er hin. Trauter Francesco, halt ihn!

Francesco. Ein Luchs blickt nicht wilder. Der Apfel quer, flammicht der Stern. Und es ist Tücke darin. Wie kann Tücke in ein Auge kommen, wo das Herz so gut, so brüderlich gut ist? O mein Anselmo! Er schweigt hartnäckig.

Gaddo. Ich aber sollte singen!

Francesco. Unser Vater wird gleich hier sein; er muß dich nicht sehn. Ich beschwöre dich, Anselmo, laß mich dich entfernen, daß unser Vater dich jetzt nicht sehe. Es würd' ihn tödten!

Gaddo. Schone seiner, Francesco. Ein Marder hat ihn wider mich aufgebracht; ich weiß selbst nicht, wie. Ah! nun schaut er schon wieder um sich.

Francesco. Er erschrickt. Es dämmert in seinem Auge. O Anselmo! wo bist du gewesen, Anselmo?

Gaddo. Das ging ihm an's Herz!

Francesco. Eine mildere Röthe umzieht seinen Blick. Seine Wangen glühn. Er schmilzt, er schmilzt wirklich. Fürchte dich nicht, mein Bruder Anselmo! Sein Auge weinet. Gottlob! da stürzt die Thräne! da stürzt die Thräne!

Anselmo. Ach Heerschaaren des Himmels! Welcher Segenvollste unter euch stellt sich zwischen mein Herz und die umspannende Kralle?

Francesco. Erbärmlicher Anblick!

Anselmo. Läuft die Natur im Kreise vor mir herum? Wohin, mein Bruder?

Francesco. Dir schwindelt, armer Anselmo. Es ist alles unbeweglich um Dich her. Unser Vater kommt. Um Gottes willen theuerster Anselmo, mäßige dich jetzt, da unser Vater kommt!

Anselmo. Wie könnt' er kommen? Er lebt ja nicht mehr!

Ugolino (sehr freundlich). Ihr guten Kinder!

Anselmo (fällt ihm um den Hals und schluchzt).

Ugolino (ihn küssend). So lieb' ich euch! meine Kinder. Euch in dieser reizenden Vertraulichkeit beisammen sehn, ist Erquickung zum Leben! Warum stutzt mein Anselmo? betrachtet mich so aufmerksam?

Francesco. Das Vergnügen, mein Vater, dich so heiter zu finden —

Ugolino. Wir wollen recht heiter sein, meine Kinder. Es ist eine heitre Stunde. (Er nimmt einen Stuhl und setzt sich.) Setze dich neben mich, Francesco, und du, Anselmo. Will Gaddo auf seines Vaters Schooß sitzen?

Gaddo. Ob ich will? (bewegt sich, um hinzukommen.)

Francesco (bringt ihn seinem Vater).

Ugolino. Wir haben viel fröhliche Tage gelebt, meine Söhne. Wollen wir nachrechnen? Es wird uns schwer fallen, sie alle zusammen zu rechnen.

Francesco. Das war ein schöner fröhlicher Tag, da Anselmo geboren ward. Ich erinnere mich's recht genau. Ich war damals sieben Jahre alt.

Ugolino. Ein schöner Tag; du hast Recht, Francesco. Ganz Pisa nahm daran Theil. Die Freudenfeier und die festlichen Tänze dauerten drei Tage, und darüber.

Gaddo. Da wird was rechts geschmauft worden sein, mein Vater! War ich auch dabei?

Francesco. Du warst noch nicht geboren, Gaddo.

Gaddo. Schade!

Ugolino. Wie so still, Anselmo?

Anselmo. (Nachdem er ihn starr angesehn hat.) So bist du's denn wirklich? Nun (blickt zum Himmel) ich danke dir!

Francesco. Anselmo wähnte, daß dir nicht wohl sei.

Auch das war ein schöner Tag, mein Vater, da die Mütter, Jungfrauen und Jünglinge dir nach dem großen Siege vor die Stadt entgegen kamen.

Ugolino. Ganz recht. Ihr Zuruf im Klange der Klappererze und Trompeten machte mir warm. Aber ich wollte, daß ihr mir auch einige von euren fröhlichen Tagen herrechnetet.

Anselmo. War das nicht ein schöner und ein fröhlicher Tag, ihr Brüder, da mich Ruggieri meinem Vater nachschickte? und —

Francesco. Und da wir, auf dem goldnen Kahne, unsrer Mutter entgegen segelten, als die dankbaren Pisaner sie im Triumphe den Arno hinaufführten bis zur Villa Gherardesca!

Ugolino. Du warst auch zugegen, Gaddo: was sagst du dazu?

Gadda. Mir wird ganz trübe vor den Augen.

Ugolino. Genug, meine Kinder! wir haben alle viel frohe Tage gelebt. Zu bedauern ist's, daß dieß Leben nicht immer fortwährt. Man ist auf der Welt so glücklich.

Gaddo (seufzend). Ach ja! das Leben ist so was süßes!

Francesco. Das dächt' ich nicht, mein Vater! Wenn man bei'm Tausch verlöre, da ließ ich's gelten. So aber gewinnt man ja in jeder Absicht.

Ugolino. Du hast's getroffen, Francesco. Das menschliche Leben ist zwar sehr glücklich; aber das höhere Leben nach dem Tode ist doch viel glücklicher: es hat keine Abwandlungen, es ist ein höheres Leben. Ach! von Vaterhuld floß das Herz unsers Schöpfers, da er Menschen schuf. Er setzte sie in einen irdischen Garten, und bereitete ihnen den Uebergang in einen Garten des Himmels.

Francesco. Mir fällt dabei das Sterbelied unsers Schutzheiligen, Sanct Stephans, ein, wie ich's einmal von einer sehr angenehmen Stimme gehört habe.

Ugolino. Sing' es.

Francesco. (singt).

Ich soll den Lichtquell trinken
Am himmlischen Gestad!
Ach! wo das Lied der Sterne strömt,
Am himmlischen Gestad,
Da strömt ihr Silberstrom
Unsterblichkeit!
Ihn soll ich schaun! Gedank'!
Unauszudenkender Gedank'!
Ach! ich verstumme dir!

Ugolino. Du hast's gut gesungen. (bei Seite) Herunter, mein Herz! So weit war's wohl gethan, Ugolino!

Anselmo (steht vom Stuhl auf). O Licht! Licht! o Salamis, heiliger Vaterlandsboden! Heerd meiner Väter! und du, ruhmvolles Athen! und du, mit mir auferzogenes Geschlecht! ihr Quellen, ihr Flüsse, ihr trojanischen Felder! euch ruf' ich! seid mir gesegnet, o ihr meine Pflegerinnen! Dieß letzte Wort ruft Ajax euch zu: das Uebrige will ich im Elysium den Schatten erzählen.

Ugolino. Was sagst du?

Francesco. Er hat die Rolle des Ajax Telamonius im Augustinerkloster gespielt. Dieß ist nichts, als eine plötzliche Regung seines Herzens.

Ugolino. Gut; ich verlasse euch, meine Kinder. Der Morgen naht heran, und keins von euch hat noch den balsamischen Schlaf genossen. Schlaft nun wohl, ihr Geliebten. (Legt Gaddo wieder hin) Wenn wir uns wieder sehn, so — (geht eilig ab).

Anselmo. Schläfert dich?

Francesco. Freilich; aber ohne meines Vaters Segen will ich nicht einschlummern! O mein Schlaf wird ein herzerquickender Schlaf sein.

Anselmo. Mein Vater soll mich auch segnen. (Gehn ab.)

Gaddo. Mich hat er gesegnet. Dennoch könnt' ich jetzt nicht einschlummern.

Fünfter Aufzug.

Anselmo.

Ich bin voller Erwartung.

Francesco. Er sprach die Worte: Es ist ein Gott, meine Kinder! mit großer väterlicher Gemüthsbewegung aus; er konnte keinen Ton mehr vollenden. O mein Anselmo! du weißt nicht, warum ich unsern Vater so schnell verließ.

Anselmo. Noch warum du mir winktest, dir zu folgen.

Francesco. Umarme mich, mein Bruder, daß ich dich fest an mein Herz drücke, Geliebter! Du bist doch nun völlig wieder Anselmo?

Anselmo. Ich bin mild, wie der Honig vom Hymettus.

Francesco. Ruggieri hat mir Gift gegeben, und ich werde sterben. Mein Vater wähnte, ich hätte mich betrogen; ich wähnt' es selbst. Mein Vater soll mich nicht sterben sehen. Mein Vater hat mich zum letztenmal gesehen. Du erblassest? Was ist dir, mein Werther?

Anselmo. Cithäron fällt, die erhabne Pallene zittert, und Tempe welkt!

Francesco. Noch immer diese hochfliegenden Phantome! Ach, wie quälst du mich, mein Anselmo!

Anselmo. Sprich es noch einmal aus, das geliebte tonvolle Wort. Wie war's? Sterben?

Francesco. In dieser Stunde. Daß ich euch jetzt schon zurücklassen soll, meinen niedergebeugten Vater, dich, mein Anselmo, dich, mein Gaddo (indem er Gaddo mitleidig ansieht), das, das thut mir weh. Doch, ihr Armen, ich gehe nicht lange voraus.

Anselmo. Ha!

Francesco. Anselmo, ich will dir etwas in's Ohr sagen, ehe ich sterbe. Ich fürchte unsers Vaters Stillschweigen. Er ist arm an Worten, schwer beladen mit Jammer, schwerer, als ein Mensch es vor ihm gewesen ist. Kann er seine Seele bis ans Ende behaupten, so ist er der größte Sterbliche der Erde, wie er der größte in Pisa war. Aber seine Leiden sind zu vielfach. Deswegen hab' ich gewünscht, ihn zu überleben, mein Bruder, um der Stab seines sinkenden Alters zu sein. Du bist ein Knabe von starker Seele, Anselmo! ja du bist mehr, als ein Knabe. Weine nicht, Liebster. Doch, weine nur. Ich verstehe den ganzen Sinn dieser Zähre.

Anselmo. Wie schwach ich mir jetzt vorkomme, du Goldzüngiger!

Francesco. Ein Wort sagte unser Vater: es gellt noch in meinen Ohren. Ach, Herr, bewahre mich vor Verzweiflung! So sagte unser Vater! So sagte Gherardesca! Er nannte sich den von Gott Verlassenen. Entsetzen fuhr durch meine Seele; aber ich hielt mich, daß ich nicht ausschrie. Bete für unsern Vater, Anselmo! (indem er ihm die Hand drückt.) Ich wollte dich auffordern — Nun vergeß ich, wozu ich dich auffordern wollte. Die Rede eines Sterbenden

Anselmo. Sprich nicht eines Sterbenden, ehrwürdiger Jüngling! Wie, Lichtheller, du wirst mich nicht in diesem engen Thurme, von der Welt und aller menschlichen Hülfe abgesondert, mit Gaddo allein lassen? Ueberdem ist mein Kopf zerstört. Ich schaudre, zurück, ich schaudre, vorwärts zu schauen.

Francesco. Recht so, das war's, wozu ich dich auffordern wollte. Laß Ruggieri nicht über die Seele eines Gherardesca triumphiren! Sei stärker als deine Jahre. Tritt mit Anstand in die Laufbahn. Wache über deine Vernunft! Ruggieri allein sei der Tobende, aber auch der Zähnklappernde! Er, der jetzt jauchzt, sei der Winselnde, der Kriechende, das Insekt! Stirb du deines Namens würdig, Anselmo. Stirb, daß ich dich an jenem Ufer umarmen könne, wie ich dich hier umarme. Gut! das Zittern deines Antlitzes verspricht viel! Dein stolzes Herz steigt sichtbar in deinen Mienen empor! Du bist mein Bruder!

Anselmo (fällt ihm in die Arme.) Ach!

Francesco. Meine Bitte hat ihre Deutung, Geliebter. Auch deines Vaters wegen wünsch' ich dich standhaft. Kränk' ihn nicht durch vergeblichen Kummer: er hat der Leiden genug. Laß mich keine Fehlbitte thun; gieb mir deine Hand darauf. Jetzt sterb' ich vergnügt. Ohne heilige Fürbitten zwar der Knechte Gottes! Keine Thräne fließt um mich in seinen Tempeln. Kein Edler im unedlen Pisa trägt meinen wandernden Geist auf den Flügeln seiner Andacht zum Himmel. Aber wo ihr seid, will ich sein. Auf dieser Grabinsel soll mein Geist verweilen, auf dieser schwanken Spitze hingeheftet ruhn, mit dem Winde Freudigkeit des Todes auf euch niederlispeln, bis ihr verklärt seid, wie ich.

Anselmo (Entschlossen.) Da hast du meine Hand, Kind der himmlischen Grazie, Erstgeborner des großen Gherardesca! Nimm sie, nimm sie zum zweitenmale. Er soll kriechen! er soll winseln! Ich bin eingedenk meines Schwurs, des Erstlingsgelübdes; und ich will's halten.

Francesco. Ah! deine Geister sind im Aufruhr! Sammle sie, geliebter, theurer Anselmo!

Anselmo. Rache! Rache!

Francesco. Es giebt nur eine. Verzeih ihm.

Anselmo. Wenn das Schwert meiner männlichen Hand ihn nicht erreichen kann, so treff' ihn das Gebet meiner Seele in der Todesstunde! —

Francesco. Das Gebet ihrer Großmuth und herablassenden Huld. So rächen die Beleidigten im Himmel!

Anselmo. O du! — ich kann deine Glorie nicht ertragen. Aber es sei, wie du gebietest.

Francesco. Ich fühl's, ich muß eilen. Nimm, mein Bruder, nimm meinen Abschiedskuß. Ich sollte Gaddo umarmen — Seltsam! meine Füße wollen mich nicht hintragen (lehnt sich auf Anselmo.)

Anselmo. Stehst du? ich bin stark, Francesco.

Francesco. Er schlummert.

Anselmo. Mächtig pocht das Herz des Knaben, wie meins pocht. Wie kann es pochen?

Francesco. Schon ist's seiner Wohnung zu groß. So ist Deins. Freue dich. Die Gekerkerten sind am Ziele ihrer Freiheit.

Anselmo. Wenn dies Schlummer ist, so ist's ein angstvoller.

Francesco. Die Stunde wird kommen. Fahre wohl, Unschuld! Für dich darf ich nicht beten? (macht das Kreuz über ihn.) Laß uns eilen. Jetzt! jetzt! Ich will am Sarge meiner Mutter sterben. Gute Nacht! Erde! du stiefmütterliche! (er legt sich in einiger Entfernung mit Bedacht an die Seite des Sargs. Anselmo hält ihn in seinen Armen.) Gute Nacht! Hier will ich besser ruhn. Jetzt verlaß mich! (indem er Anselmo mit der Hand winkt, wegzugehen.)

Anselmo. Nicht also! Ich habe noch nie einen Sterbenden gesehen. (nach einer kurzen Pause.) Ist das sterben? Betracht' es wohl, Anselmo! Ist das sterben? Gott sei mir gnädig!

Francesco. Er hat mich ergriffen — Gott! Gott!

Anselmo. Erbarmer! Erbarmer! Erbarmer! Noch windet der Wurm sich? Noch? Noch? Wehe mir! Sterben ist grauenvoll!

Francesco (streckt den Arm gegen Anselmo aus, und stirbt.)

Anselmo (schlägt sich vor die Brust, und entfernt sich schnell.) Er ist dahin! mit ihm meine Entschlossenheit. Sterben ist grauenvoll! Geboren werden ist auch grauenvoll! Dies Räthsel ist mir zu fein. (er betrachtet den Leichnam.) Wer nennt den Tod ein Gerippe? Ich hab' ihn gesehn: sein Fleisch ist Sehne, seine Knochen sind gegoßnes Erz. Ein vollblütiger, breitschultriger Mann. Francesco rang mit ihm, es ist wahr: aber Francesco ist der Kraftvollste der krotonischen Jugend. Francesco hat einen Stier an den Hörnern zu Boden gestürzt: allein dem erhabnen Fremdling erlag Francesco. Ich bewundre den Bau seiner Glieder. Wenn dieser Jüngling in der Schlacht gefallen wäre: welch ein Mahl für die Adler! Hier ist liebliche Speise! hier ist Vorrath! Jupiter ist parteiisch. Den Raubvögeln giebt er im Ueberfluß; Menschen darben. Husch! warum nenn' ich ihn parteiisch? Sorgt er nicht für mich, wie für die jungen Raben? Ladet er mich nicht ein? Nein, hier widersteht etwas! In meinem Herzen empört sich's, und ruft: Iß nicht Anselmo, iß nicht von diesem Fleisch. Ein guter Rath! Dis Fleisch könnte mir schaden; es ist vergiftet. Hieher winkt der Versorger. Ein offner Sarg, der einen weiblichen Körper voll himmlischer Schönheit für mich aufbewahrt! Soll ich? Glück, soll ich? Ich folge dir, Glück! Meine Zähne knirschen! Der Wolf ist in mir! Ha, verwünscht will ich sein, wenn ich dieser Weibsbrust schone! (Indem er sich über den Sarg erhebt, fällt der Deckel.)

Ugolino. Tiger! in deiner Mutter Busen wolltest du deine Zähne setzen? Du greifst? Du bist deiner Mutter Sohn nicht, du Ungeheuer!

Anselmo. Woher dieser Starke? Der Tod kann er nicht sein: er ist hager und bärtig.

Ugolino. Wenn Ruggieri dies sähe, dies hörte!

Anselmo. Er droht mir!

Ugolino. Der Mensch ist Mensch; mehr nicht, Herrscher im Himmel! deine Lasten sind zu schwer! Was hab' ich nicht erlitten! Könnt' ich, wie das morgenländische Weib, eine Marmorsäule dastehn, so wollt' ich zurückschaun! O nun beb', Erde! nun brüllt, Sturmwinde! nun wimmre, Natur! wimmre, Gebärerinn! wimmre! wimmre! die Stunde deines Kreisens ist eine große Stunde!

Anselmo. Dies Weib war meine Mutter!

Ugolino. Dies Weib war deine Mutter, du mit dem dreifachen Rachen!

Anselmo. (indem er sich mit geballter Faust vor die Stirne schlägt.) Dies Weib war meine Mutter!

Ugolino. Gorgo, was hast du gethan!

Anselmo. Hunger, Hunger! Ach er wüthet in meinem Eingeweide! er wüthet in meinem Gehirne!

Ugolino. Du Gräuel meiner Augen, der du wie ein bösartiger Krebs deiner Mutter Busen zernagst!

Anselmo. Unmenschlich! o unmenschlich!

Ugolino. Wenn der Sohn mit dem Gebiß einer Hyäne am Fleische zehrt, das ihn gebar: o ihr Elemente! so sei der Krieg allgemein. Sulphurisches Feuer zersprenge den Schooß der Mutter Erde! der Abend verschlinge den Morgen! die Nacht den Tag! ewiger chaotischer stinkender Nebel die heilige Quelle des Lichts! Hebe dich weg von mir, Abart! Du triefst von dem Blute deiner Mutter! sei unstät und flüchtig! Die Rache zeichne dich aus!

Anselmo. (wirft sich auf Francesco's Leichnam.) Verbirg du mich dem Grimme meines Vaters, brüderlicher Busen! Bei den Todten will ich Schutz suchen: denn ach! die Lebenden sind furchtbar!

Ugolino. (indem er Francesco's Leichnam sieht.) Sie ist da, die feierliche Stunde! die mächtige, die prüfende, sie ist da! Nun, Gherardesca! Nun, wenn du ein Mann bist, die entscheidende, feierliche Stunde ist da! Wann ward dieser erste Ast vom Stamme gerissen? Der Schrecken hat den unglücklichen Knaben getödtet. Warum zürnt ich? O Himmel! er wußte wohl nicht, was er that. Anselmo, mein Sohn Anselmo! du ängstigest mich. Sohn des Entsetzens! ach, bist du der dritte dieser Leichname?

Anselmo (seines Vaters Knie umfassend.) Sei milde! schone, schone!

Ugolino (ihn aufrichtend.) Betrübe mich nie wieder so!

Anselmo. Nie! oder du magst mich zertreten, wie einen Scorpion. Ein reißendes Thier brüllt in meinem Eingeweide! ich will mit ihm kämpfen; kämpfen will ich mit dem reißenden Thiere! Aber ach, mein Vater! warum muß Gaddo hungern? Dich hungert nicht, sagtest du: warum soll dein Gaddo hungern? Betrachte Gaddo, mein Vater!

Ugolino. Kann ich den Hülflosen sehn, den ich nicht zu retten weiß? Lieber will ich diesen Entbundnen sehn!

Anselmo. Dieser Entbundne ist Francesco.

Ugolino. Und diese im Sarge ist deine Mutter. Zween sind hier Leichname der Todten: drei tappen noch an ihrer Grabstätte. Francesco verließ mich schnell.

Anselmo. Er starb in meinem Arme.

Ugolino. Der Großmüthige! Ich sollt' ihn nicht sterben sehn! warum sah ich ihn gestorben! Hier ist keine Erquikkung! Nirgend ein Winkel, der mir nicht einen Gegenstand des Grauens darbeut. So weit die Schöpfung reicht, ist kein Ort, von dem der Erschaffende seinen Blick abwandte, als der Ort der ewigen Finsterniß, und dieser!

Anselmo. O sieh! sieh, mein Vater! Gaddo bewegt sich herwärts. Was ist dem Kinde?

Ugolino. Daß ich mit Blindheit geschlagen wäre! mein Auge nichts sähe, mein Ohr nichts hörte. Sind alle Leiden der Erde in eine einzige Stunde zusammengedrängt?

Gaddo. (kriecht zu seinem Vater hin, dessen Zipfel er faßt.) Nur ein Brosämchen, mein Vater! nur eins, oder ich sterbe zu deinen Füßen!

Ugolino. (zitternd.) O Gott!

Gaddo. Ach, Anselmo! hilf mir meinen Vater erbitten! Der Tod sitzt auf meinen Lippen: warum soll ich Hungers sterben?

Anselmo. (den andern Zipfel anfassend, und gleichfalls kniend.) Um deiner Liebe willen, laß Gaddo nicht Hungers sterben!

Gaddo. Schier verschmacht' ich! bin doch nicht vaterlos, noch mutterlos! Gieb mir, daß dein Vater im Himmel dir's wiedergebe!

Anselmo. Da dich selbst nicht hungert, o Versorger! gieb Gaddo von deinem Vorrathe! Laß den Wolf hungern. Der Wolf mag hungern. Laß den schändlichen Anselmo hungern. Der schändliche Anselmo mag hungern. Aber o du mit der finstern Stirne! warum dieses fromme, sanftmüthige, schweigende Lamm?

Gaddo. Schon ein halber Bissen wird mir das Leben retten! ja die Hälfte eines halben Bissens wird mich retten!

Anselmo. Als der Mangel ferne von uns war, strömten die Schätze des Gottes wie ein Sommerregen herab! herab auf den gierigen Adler! herab auf das idäische Ambrosia duftende Kind!

Gaddo (indem er kraftlos zurück sinkt). Hier will ich mein Leben ausschmachten! hier auf dieser Stelle. Den Trost soll man mir doch nicht nehmen, daß ich zu meines Vaters Füßen sterbe. (mit gebrochner Stimme) Gott segn' ihn!

Ugolino. Mark und Bein kann es nicht aushalten! (er sinkt bei seinen Kindern zu Boden.)

Anselmo. Jenseits, wo sie am Styx schweben, ist die Aussicht. So pflegte unsre theure Mutter zu sagen. Jenseits ist die Aussicht!

Gaddo. Engel Gottes! der du mich hier abfordern wirst, laß ein Blümchen unter meines Vaters Füßen aufblühen! (mit schwächrer Stimme) ein geknicktes kleines Blümchen! (küßt seines Vaters Füße) so blühe mein Leichnam!

Anselmo. Getrost, schöner Sterbender! Das Leben ist der Thränen nicht werth! Was sagte unsre Mutter Ops? Sicherheit blüht nicht unter der Sense des Göttervaters! Jenseits ist die Aussicht!

Ugolino. Ihr Mütter der Kinder und Säuglinge! Ihr Weiber mit zartfühlenden Herzen; Menschengeschlecht! heult zum Mond auf! heult zu ihm auf, der höher, als der Mond ist! zu ihm, der eure Wehklage hören kann! Klagt's dem Allwissenden, daß dieß Loos ein Loos der Kinder und Säuglinge ist! Und du, blasse Bewohnerin dieses Sarges! (kniet vor den Sarg hin.) Heilige unter den Heiligen! Verklärte am Throne! wenn du auf mich herabsiehst! durchschaue die Leiden deines Ugolino!

Anselmo. Armer neugeborner Unglücklicher! umsonst! der Alte hat seine Zähne gewetzt, und du mußt sterben!

Ugolino. Wenn er stirbt; wenn der Unschuldige stirbt! für eure Verbrechen stirbt! Hungers, Hungers! stirbt: o Ugolino! o Ruggieri! wo ist eine Verdammniß, die euch Grausamen, euch wider diese duldende Unschuld Verschwornen! nicht gebührt?

Anselmo. Mit Verwünschungen spricht er das Todesloos über dich aus! Aber deine gebrochnen weißschimmernden Augen reden eine Sprache! und wohl mir! daß ich sie verstehe!

Ugolino (nimmt Gaddo in seine Arme). Ich lasse dich nicht, Engel! nicht aus meinem Arme sollst du mir entschlüpfen! Ringender! willst du die Hölle auf deinen Vater ehrabrufen?

Anselmo. So! reiß ihm das Herz aus dem Leibe! Frisch! Nun hast du's! Dieß Zucken kenn' ich. Fahre wohl, schöner Knabe, fahre wohl!

Ugolino. Verderben komm über mein Haupt! (läßt Gaddo fallen, und tritt zurück.)

Anselmo. Frisch! du Vater deiner Kinder! wohlthätiger Saturnus! diesen hast du gewiß! Aber warum scheu? warum bleich und mit entstelltem Antlitze? warum wendest du deine gelben Blicke? warum nagst du deine Hände? Will er sein Fleisch von seinem Gebein abnagen, seinen Hunger zu stillen? Sieht er mich denn nicht? Ich bin ja der einzige Uebriggebliebene? Ich kann ihm nicht entschlüpfen, und ich will nicht! Er nagt an seinem Fleisch! Beim Styx! große Schweißtropfen fallen von der Stirn auf die zernagten Hände Saturns, des Niedergebeugten! Kann er mich nicht abmähen? Warum säumt er? Oder soll ich mein Fleisch ihm darbieten? So will's die kindliche Pflicht! Ich soll mein Fleisch ihm darbieten! Ich fühle mich von Mitleiden und Erbarmen durchdrungen, diesen Alten so ungewöhnlich hungern zu sehn. Ich weiß auch, was Hunger ist! Nein, ich kann's nicht ausstehn! (er hängt sich an seines Vaters Arm.) Mich! mich! mich verzehre, du eisgrauer Alter! Sieh, dein einziger Zurückgebliebener lebt! Mir laß das Verdienst, deinen Hunger zu stillen!

Ugolino (in einer Art von Betäubung). Ruggieri! Ruggieri! Ruggieri!

Anselmo. Schwer liegt die Hand des Schreckenden an meinem Nacken! Gott der Götter! Du, den ich in der Angst meines Todes — Es ist Ugolino! (er sträubt sich im Arme seines Vaters.)

Ugolino. O! hab' ich dich so in meinen Armen! Schuppichtes Ungeheuer! hab ich dich endlich in meinen Armen! Nun winde dich, Hyder! umflicht meine Schenkel! umflicht meine Arme! Gherardesca soll mit männlicher und mit nervichter Faust auf dich treffen! Schuppichtes vielköpfiches Ungeheuer! Siehst du? ha! siehst du? ha! siehst du?

Anselmo (flieht).

Ugolino (streckt den Arm nach ihm aus und schlägt ihn zu Boden). Also treffe dich —

Anselmo (jammert in seinem Blute).

Ugolino. Der Sterbenden Geschrei! der Kinder Wehklag' im Leichengefild! das Gewinsel der Weiber und ihrer Säuglinge! o Sieger Ugolino! Alles wieder still! Kein Hauch mehr in der Luft! Keine Kühlung um meine Schläfe! und mir ist besser! Doch meine Augen sind mit Blindheit geschlagen! Wo sind' ich meine Laute?

(Nachdem er einige Griffe auf der Laute gethan, wird eine sanfte traurige Musik gehört.)

Ist's Ruggieri, der Leichenbestatter? Diese Harmonien schweben nah um den Hungerthurm. Oder seid ihr's, ihr wenigen Rechtschaffnen, die ihr unter Ugolino's martervollem Kerker weinet?

(Die Musik fährt fort.)

Francesco ist am Gift gestorben, sagst du? was ist's mehr? Wär' er vom Schwert, vom Dolch, vom Beil gestorben, würd' er weniger todt sein? Lern' es, mein Sohn! Vergiften, Ermorden, Hinrichten ist ein heiliges Vergnügen: es ist ein bischöfliches Vergnügen! Wie ist das? Bin ich hier allein? Wer dieser Jüngling an der blutigen Mauer?

(Anselmo schreit, da sein Vater sich ihm nähert. Dieser fährt voll Entsetzen zurück.)

Verflucht sei das Weib, das mich gebar! Verflucht die Wehmutter, die das Wort aussprach: Der Knabe lebt.

Anselmo. Nur verzehre mich nicht, du hungernder Vater! nur mich Lebenden nicht!

Ugolino. Und hab' ich — O Furchtbarster in deiner Rache; hier liege, Mörder! (er wirft sich heftig neben Anselmo hin) Hier weihe dich der Erde auf ewig!

(Er spreizet seine Arme über den Boden aus. Die Musik fährt fort.)

Anselmo! (wehklagend) einst mein Anselmo! einst Freude und Labsal meiner Augen! Dein Vater ist's, der dich in's frühe Grab sandte. Die Klage des Mörders eilt von einer Leiche zur andern. Fluch ihm! Sie wird's ewig!

Anselmo. Dich, Hungertod, werd' ich nicht sterben. Heil ihm!

Ugolino. Auf mich rausche daher! Hungertod daher! Ich bin müde und Lebenssatt! Hier sollst du den morschen Gebeinbau finden. Hier zerstieb' er, bis die Gerichtsposaune diesen Staub, und diesen, und diesen erweckt! Hier vermisch' er sich mit der Verwesung der Unschuldigen, die hier, hier, und hier, und hier um mich her zerstreut liegen! Und Pestilenz, Pestilenz, du Verwesungsluft der Gherardesca's! sei jedem Pisaner, der dich eintrinkt! Mit diesem Vermächtniß —

Anselmo (indem sich die Musik entfernt).

Wonnegesang! Wonnegesang!
Ist am Ziel dann nicht Vollendung? *)
Nicht im Thale des Tod's Wonnegesang?

Ugolino. Ich hebe meine Augen zu Gott auf! Meine zerrißne Seele ist geheilt. Mit diesem Vermächtniß — mit diesem Vermächtniß — Himmel und Erde! eines Verhungernden! langsam, langsam, unter jeder Gewissensangst! Was? Tage und Nächte lang angestarrt von jenen weit offnen Augen deiner Erschlagnen und auch Verhungerten? was? Nein! nein! nein! bei allen Schauern des Abgrundes! nein! Ich will es nicht aushalten! beim allmächtigen Gott! ich will nicht! (er hebt sich gählings, wie um gegen die Mauer zu rennen) Du im Himmel! (fährt aber plötzlich zurück) Ha! (mit zum Himmel gehobnen Augen) Mein Herr und mein Richter! Ha, Ugolino! noch lebst du! noch — lebst du! klein zwar nun, und nun dir verächtlich, und nun unwürdig des Prüfungstodes! Aber ich lebe! Schwur ich's? bei dem allmächtigen Gott schwur ich's? O Schwur, wie ihn nie die Verzweiflung geschworen hat! Drei Tage dieser Dämmrung, Ugolino! drei Nächte dieser Dämmrung! Diese Felslast auf meinem Herzen? sie nicht abwälzen? Ja, es ist schwer! Oder Jahrtausende jenseits in der Finsterniß der Finsternisse? Jahrtausende lang an allen Wänden aller Felsen meine Stirne zerschmettern? Wehe mir! in jeder schamvollen Erinnerung meiner unsterblichen Seele sterben? und wieder leben? und wieder sterben? Ach! es ist graunvoll! Jahrtausende lang in der schwarzen Flamme des Reinigers? und neue Jahrtausende lang? und vielleicht eine Ewigkeit lang, hinzitternd vor dem furchtbaren Antlitze des Rächers? Und wie würde der mitverdammte Pisaner die Zähne blöcken! Wie würde der Mitverdammte die Zähne blöcken! Vergieb mir! vergieb mir, o mein Richter und Erbarmer! vergieb mir! Sind nicht meine arme unschuldige Kinder gefallen? Armer Gaddo! da wand er sich! da umher liegen die Leichname! armer Francesco! und meine Gianetta! meine Gianetta! und — und — (mit erstickter Stimme) Sie murrten nicht! So hingebeugt der Verwesung! So sie! Kein Murren in ihrer Seele! Ah! was wär's wenn sich der Verbrecher empörte!

(Er weint bitterlich, und verhüllt sich das Haupt. Die Musik wird klagender.)

Eine unmännliche Thräne (in edler Stellung) Kannst du die Bande der sieben Sterne zusammenbinden? Oder das Band des Orion auflösen? Kannst du den Morgenstern hervorbringen zu seiner Zeit? Oder den Wagen am Himmel über seine Kinder führen? Weißt du, wie der Himmel zu regieren ist? Oder kannst du ihn meistern auf Erden?

(Die Musik endigt erhaben.)

Ich will meine Lenden gürten, wie ein Mann. Ich hebe mein Auge zu Gott auf. Meine zerrißne Seele ist geheilt. Mit dir, Hand in Hand, du Nahverklärter! (Anselmo umfassend) Und dann seid mir gepriesen, die ihr diesen Leib der Verwesung hinwarft! Ganz nahe bin ich am Ziel.

*) Aus einer Strophe von Klopstock

Georg Friedrich Konrad von Gerstenbergk,

als Schriftsteller Friedrich Müller genannt, ward im Jahr 1780 zu Ronneburg geboren, wo sein Vater, der Herzogl. Sachsen-Altenburgische Justizrath Müller, lebte. Später, von seinem Oheim adoptirt, nahm er den Namen von G. an. Er studirte die Rechte in Jena und Leipzig, wurde anfangs Advocat, dann Syndicus in seiner Vaterstadt, trat jedoch 1812 in Herzogl. Sachsen Weimarische Dienste und stieg bis zur Würde eines Kanzlers der Landesregierung zu Eisenach. — 1836 nahm er Kränklichkeits halber seinen Abschied. —

Er gab heraus:

Kaledonische Erzählungen. Tübingen 1814.
Phaläen. Leipzig 1817.
Einzelne Erzählungen in Almanachen u. s. w.

Als Erzähler, besonders im Fach der sentimentalen Klasse dieser Gattung, hat v. G. Vorzügliches geleistet, und seine kaledonischen Erzählungen verdienen eine weit größere Verbreitung als sie gefunden haben, da sie sich durch Gedankenreichthum, Innigkeit der Empfindung, Phantasie und eine an das Herz redende Sprache auszeichnen. — Weniger glücklich ist er in seinen lyrischen Gedichten, in welchen der Gedanke zu oft durch die Form und den Ausdruck beeinträchtigt wird.

Raguhild und Audna*).

Geschichtliche Sage.

Noch über den schottischen Hochlanden liegt nördlich eine Gruppe von Inseln, die, wild wie ihre westlichern Schwestern, die Hebriden, doch weniger Naturschönheiten bieten, als diese, und daher fast nicht besucht werden. Herabgesunken zu ziemlich verbeten Eilanden, abhängig von der, nun selbst dienstbaren, schottischen Krone, wird man bald ihren Namen nur noch bei den Geographen finden.

So war es nicht immer. In jenen grauen Zeiten, wo überhaupt der höchste Norden an Macht wie an Poesie so reich war, als wir nur zum kleinsten Theile es wissen, behaupteten diese Inseln ihre Freiheit oft gegen die mächtigsten Invasionen schottischer, selbst norwegischer Könige. Schon ihr Name Orkaden, der in das hohe Alterthum reicht, bezeichnet ihre einstige Kraft. Orca bedeutet im Alt-Dänischen: Stärke: aus der im norischen Dialekte: Insel. Diese Orkneys verlieren sich bei den alten Geschichtschreibern unter den, rings um Großbritannien gelegenen, Inseln, welche von den Britten der alten Zeit, den Karthagern, oder, was noch ungewisser ist, von einer griechischen Kolonie zu Marseille aufgefunden seyn sollen. Pomponius Mela**), Isidor, Plinius***), und Tacitus †), aber nannten sie schon bestimmter. Spät erreichte sie die römische Universal-Gewalt ††), früh schüttelten sie das italische Joch ab. Piraten und Flüchtige von den nahen Küsten bevölkerten sie und eine dunkle Spur scheint darauf zu deuten, daß ihre Priester und Sänger von Irland kamen †††).

Noch besitzen diese Inseln Ruinen, die man Picts-houses nennt, völlig ähnlich denen bei Drontheim. Ueberall begegnen dem aufmerksamen Auge Spuren aus den Zeiten des Paganism. Wunderbar hoch aufgerichtete Steine ohne Inschriften und Zierde, die den öden Haiden und Bergen das Ansehen eines ungeheuern Kirchhofs geben, stehen noch da; theils einzeln, theils in Reihen, der Zeit zum Trotz. In den Hügeln, den Gräbern ihrer Helden, finden sich Urnen und Waffen der Verehrer Odins und der Namen dieses Gottes hat sich bis jetzt im Lande erhalten durch mehrere örtliche Benennungen*).

Es schien mir nicht uninteressant, bei der Geschichte und den Sagen dieser Inseln zu weilen. Vorzüglich aber zog mich das Geschick zweier Frauen an, welche in grauer Zeit hier herrschten. Um verständlicher darzustellen, führe ich zurück auf die Geschichte der Eilande unter den Grafen, aus dem norwegischen Stamm der Ronalds.

Frei und glücklich lebten die Orkader des neunten Jahrhunderts ein einfach-stilles, ruhiges Hirtenleben, als der nordische Eroberer Harald Harfager seine siegreichen Waffen bis zu ihrem fernen, friedlichen Aufenthalte trug. Das große Norwegen, welches er durch glückliche Kriege mit seinen Nachbarn bald ungetheilt besaß, war ihm zu klein. Er rüstete eine Flotte und landete nach mancher Eroberung auf den Orkaden**). Er brachte den Zwist auf diese stillen Eilande, wußte die Meinungen der Volks-Häupter zu entzweien und bald folgte Zerstörung, Verzweiflung, Knechtschaft. Was die Sklaverei nicht tragen konnte, floh westwärts, doch Harald Harfagers eiserne Hand erreichte auch diese Asyle. Als es nichts mehr zu rauben, zu verwüsten gab, rastete er nicht länger auf den Orkaden, doch um die gemachte Eroberung zu sichern und Ruhe in der unterworfenen Provinz zu erhalten, ernannte er einen seiner Vasallen zum Herrscher dieser Inseln. Ronald, Graf von Merca, war sein Name, sein Geschlecht eins der edelsten, seine Anhänglichkeit an den König erprobt. Von dieser Zeit an wüthete auf den Inseln ein ewiger Kampf zwischen diesen Grafen von Orkney und der Krone Norwegen, den orkadischen Earls (Grafen) und ihren Vasallen unter sich, zwischen Erben und Usurpatoren, den Pickten auf den Orkaden und in Schottland.

Ronald hatte zu schöne Besitzungen, zu theure Angehörige in Norwegen, er war zu sehr gewöhnt an das prächtige Hoflager, als daß ihn der stille Grafensitz auf Orkney fesseln konnte, wie unbedingt er auch hier gebot. Er gab daher die Herrschaft der Orkaden seinem Bruder Sigurd, reiste ab und bewog den König, daß er Sigurd zum Grafen bestätigte. Doch bald ward dieser ermordet, dessen Sohn, Gottorm, starb schnell nach und Ronald, an den die Grafschaft zurückfiel, sandte einen seiner Söhne zum Herrscher der Orkaden. Hallad war sein Name; doch er hatte vom Vater keine der Herrscher-Tugenden empfangen. Indolent und furchtsam zog er sich zurück auf das entlegene Rousay. Gleichgültig blieb ihm der Zustand der Unterthanen, thatenlos sah er den Räubereien fremder Piraten zu.

Als nun die Inselbewohner ihre beste Mannschaft bei diesen Kämpfen fallen, ihre Frauen und Reichthümer fortschleppen und bei all diesem Elende sich von dem nicht beschützt sahen, der wider ihren Willen sie zu beherrschen gekommen war, hielten die Männer von Orkney jene Indolenz für Einverständniß mit den Fremden und zwangen Hallad, zurück zu kehren nach Norwegen. Sein Vater, entrüstet, seinen Stamm durch Hallads Feigheit beschimpft zu sehen, rief seine übrigen Söhne vor sich und fragte sie: welcher unter ihnen den Platz ausfüllen wolle, den Hallad so schimpflich verlassen hatte? Zwei derselben wetteiferten um den Vorzug, die Ehre des Namens herzustellen. Einer, Rollo genannt, auf dem des Königs Zorn lag, segelte auf der Stelle nach den westlichen Inseln, wo sich die Blüthe des von Harald vertriebenen Adels gesammelt hatte. Gleich durstend nach Ruhm, wie nach Rache, folgten die Flüchtigen Rollo mit Freuden aus ihrer thatenlosen Verbannung zu einer Unternehmung auf ferne Küsten. Der Zug ging nach England, welches damals die Ketten der Dänen trug. Anstatt Beute und Ehre, die sie suchten, fanden sie aber hier, ganz unerwartet, die Britten versammelt unter den Fahnen Alfred des Großen, der eben aufgestanden war, um das Land aus den Händen seiner fremden Tyrannen zu retten. Er schlug die Norweger, wo er sie erreichte, und eilig suchten diese eine Küste, wo kein Alfred noch gekommen war. Sie fanden sie in Frankreich. Hier saß Karl der Einfältige auf dem Throne. Rollo ging die Seine hinauf, nahm Rouen, zwang den König, ihm mit seiner Tochter Gessa die Provinz Neustrien zu geben und wurde somit der erste Herrscher der Normandie. Orkney war ihm nun zu klein, er entsagte ihm, und Einar segelte dahin, um es zu erobern. Natürlicher Sohn von Ronald, entzog ihm der frühe Verlust eines Auges und eine unangenehme Gestalt die Liebe des Vaters, der seine Ent-

*) Aus Friedrich Müller's Kaledonischen Erzählungen. Tübingen 1814.

**) Lebte unter Klaudian, und nennt 30 orkadische, 9 ämodische (Shetlands) Inseln.

***) Setzt noch 10 Orkaden hinzu und erwähnt zuerst der Hebriden.

†) Incognitas ad id tempus insulas, quas Orcades vocant, invexit, domuitque.

††) Litora juverna promovimus et modo captas Orcades. Juvenalis.

†††) Pinkerton Introd. Hist. Scot.

*) Odinswik, Odinscar.

**) Mallet Einleitung in die Geschichte Dänemarks.

fernung gern sah. Unglück hatte ihm Erfahrung und Stärke des Geistes und Körpers gegeben. Er reinigte die Orkaden von Räubern, schützte ihre Bewohner vor äußerer Gewalt, gab ihnen Gesetze und Frieden im Innern, erklärte, daß er auf Orkney leben und sterben, nie in sein Vaterland zurückkehren wolle.

Die Orkader hörten auf, den Fremden zu hassen und verehrten ihn bald wie eine schützende Gottheit, als er auf diesen nördlichen, vom Holze entblößten, Eilanden den Gebrauch des Torfes lehrte, der sie nun schützte vor der Kälte. Er empfing vom Volke den Zunamen Torfeinar und die Barden erhoben ihn durch Gesänge, die zum Theil noch leben in der Tradition.

Der Ruf von dem blühenden Zustande der Orkaden, vom Ruhme ihres Herrschers, erreichte selbst Norwegen. Die Söhne des Königs, die eben in das Alter der Mannbarkeit getreten waren, fanden, daß solche Gewalt, solches Glück dem königlichen Stamme mehr gebühre, als der Familie des Vasallen Roland. Sie drangen in ihren Vater und bald empfingen sie die gebetene Erlaubniß, Einars friedliche Eilande mit dem Schwerte anzufallen. Die Unternehmung sollte so heimlich und schnell ausgeführt werden, als man sie beschlossen hatte. Die Prinzen überfielen daher zuerst den Greis Ronald auf Norwegen, erschlugen ihn und bemächtigten sich seiner Besitzung. Dann segelte einer derselben, Halfdan, schnell nach Orkney, um Ronalds Sohne den Herrscherstab zu entreißen, der längst der Gegenstand habsüchtiger Sehnsucht geworden war. Halfdan landete ohne Widerstand, denn der Graf war keines Ueberfalls gewärtig. Dieser verließ klug seine Residenz, zog sich zurück nach Caithneß, vereinigte seine Macht und wartete ruhig auf einen günstigen Augenblick. Halfdan drang vor und viel Orkneyer, — ob aus Wankelmuth oder Furcht vor dem siegenden, grausamen Eroberer — sammelten sich unter seinen Fahnen. Was treu hielt zu Einar Torfeinar, mußte sterben, kam es in Halfdans Gewalt, und bald ließ er sich zum Herrscher ausrufen, nicht zum Grafen — dies war ihm zu gering — sondern zum König der Orkadischen Inseln. Das Glück, welches ihm zu folgen schien, stürzte ihn bald in übermüthige Sicherheit. Was vor der Grausamkeit Halfdans floh, verstärkte Einars kleines Heer und die Treuen benachrichtigten ihn von jedem Ereignisse in dem eroberten Theile von Orkney. Die Priester erhöhten seinen Muth, Odin war diesen erschienen und hatte ihnen Sieg für Opfer versprochen. Liebe für Religion, Herd, Weib und Kind entflammten die wenigen Getreuen, und als Halfdan den glücklichen Erfolg mit Schwelgen feierte und vom Heere der Norweger Alles schlief, was nicht mehr trank, brach Einars Schaar, geführt von begeisterten Barden, herein in Halfdans Lager.

Wenig konnte entfliehen, fast Alles wurde erschlagen. Halfdan entkam; eine Felsenhöhle barg ihn vor dem mit Recht erzürnten Feinde, doch nicht lange. Hunger trieb seine wenigen Gefährten, Nahrung zu suchen. Sie wurden einzeln gefangen und einer derer, die abgefallen waren von Einar in der Zeit der Noth, bewies jetzt im Elende dem Königssohn nicht mehr Treue. Er verrieth die Höhle; man fand Halfdan bleich, ermattet vor Hunger und Gram. Der Findenden Jubel kündigte ihn im orkadischen Lager an, und die Priester forderten ihn zum Opfer. Als Torfeinar hörte, daß Halfdan es sey, von dessen blutigen Händen sein grauer Vater gefallen war, übergab er ihn den Priestern und diese opferten den vierwöchentlichen Orkaden-König unter schauderhaften Zeremonien ihrem Odin, dem sie zum Dank für den Sieg die Adern des Zerstückten am Odin-Steine*) darbrachten. Ein Gesang zu dem Feste, 890 gedichtet, ist in der Orkneyinga Saga erhalten worden und sagt: daß die Schicksals-Schwestern den Manen Ronalds die Reste Halfdans zum Sühnopfer bringen.

Nicht sobald hatte der Ruf den unglücklichen Ausgang von des Geopferten Unternehmung nach Norwegen gebracht, als Harald die Grausamkeit Einars zu strafen, den Tod des Sohnes zu rächen beschloß. Mit überwiegender Macht landete er auf Orkney. Abermals zog sich der Graf nach Caithneß zurück. Der nachfolgende König stieß überall auf Spuren der Verwüstung und Grausamkeit. Fragte er, so rührten sie von seinem geopferten Sohne her. Das minderte seinen Zorn, seine Rach-Begierde; er ließ sich auf Unterhandlungen ein und forderte 60 Mark Goldes zur Sühne für den getödteten Halfdan. Der Graf sandte das Geld aus eigenen Mitteln und nahm zur Entschädigung pfandweise die Ländereien seiner Vasallen, welche ihren Antheil nicht zahlen konnten. Mit Gold gesättigt, zog der König ab und die Inseln erlebten nun eine Reihe ruhiger, glücklicher Jahre, bis der weise Einar im hohen Alter starb.

*) Er steht noch auf Eherdsay, einer der Inseln.

Die zwei ältesten Söhne, Arnkel und Erlend, erhielten jetzt die Grafschaft, doch hatten auch diese sich nach Ruhm und Krieg. Der Tod von Harald Harfager hatte den bürgerlichen Krieg in Norwegen aufgeregt. Man stritt sich blutig um seine Krone, und der Prinz Eric Blodor mußte aus dem Reiche fliehen. England nahm ihn auf, doch bald verjagte es ihn wieder. Er schloß nun mit den zwei Grafen von Orkney Bündniß, um sich zu rächen. Diese ließen eine solche Gelegenheit, sich zu waffnen, nicht vorüber, landeten mit Eric Blodor in England und fielen mit ihm in einer Schlacht, einer an des andern Seite, den Tod der Helden.

Der dritte Bruder, Thorfin Hausaklinfurs, folgte in der Grafschaft, und wie Einar der Romulus der Orkaden war, so wurde dieser Graf der Numa derselben. Er ward begraben in Ronaldsay unter einem Hügel, damals Haugagerdum, jetzt How of Hoogsay genannt. Lange, ruhig und still war seine Regierung, die Geschichte weiß nichts von ihr, als daß sie glücklich war. Desto mehr Stoff bieten seine unglücklichen Söhne, Arnfin, Havard, Hlodver*), Liot, Sculius, und die Epoche ihrer Regierung umfaßt die Zeit, wo jene Frauen, deren der Eingang gedachte, hervortraten aus dem Dunkel der mythen-gleichen Geschichte.

Jener Eric Blodor war bestimmt, den Herrscher-Stamm der Ronalds auf den Orkaden auszutilgen. Nicht genug, daß die zwei tapfern Brüder Arnkel und Erlend ihr Leben für ihn in England verloren, auch des dritten Bruders Söhne, ob schon fünf an der Zahl, fanden Unglück und Tod durch seine Tochter Ragnhild, die Helena der Orkaden.

Der älteste Sohn Ronalds, Arnfin, warb um sie. Ragnhild war ihm wenig gewogen, doch die Herrscher-Krone, welche er trug, reizte ihre Jugend und so reichte sie ihm die Hand. Aus ihren blauen großen Augen strahlte ein herrlicher Geist und sie waren von so hoher Schönheit, daß Niemand widerstand, wer sich nahte. Havard, des Grafen zweiter Bruder, theilte dies allgemeine Loos. Er kam als der fremden Norwegin bittrer Feind, doch er war ihr Sklav von dem Augenblicke an, wo sie ihm in der väterlichen Halle freundlich entgegen trat. Sein wildes Gemüth kannte keine Grenze dessen, was er durfte; mit ganzer Gewalt überließ er sich einer Neigung, die schnell zur ungezügelten Flamme emporloderte und bald bemächtigte sich Locke**) seiner Sinne. Nicht leben wollte er fortan ohne den Besitz der Gräfin, die sein Flehen um Liebe mit einem Stolze zurückwies, der ihn ungewiß machte: ob Pflicht, oder Mangel einer Grafenkrone ihm im Wege stehe. Bald mußten die brüderlichen Gefühle einer Leidenschaft weichen, die unaufhaltsam vorschritt und Alles nieder trat, was sich entgegen setzen wollte. Der Graf ward das Opfer. Er endete schnell und gewaltsam. Verdacht fiel auf Havard, doch Niemand zieh Ragnhild der That; sie hatte nicht Theil an dem Frevel, der Havard zur Grafenkrone verhalf. Ragnhild ward später seine Gemahlin, doch schien auch diese Ehe ihr gleichgültig, wie es Arnfins Tod geblieben war. Als Havards Leidenschaft kühl wurde durch Besitz, regte sich in nächtlichen Stunden nicht selten das Gewissen. Der blutige Schatten des Bruders stieg oft aus seinem Todtenhügel zu Markle und scheuchte Havard vom Lager, welches er sich furchtbar gebettet hatte. Er suchte durch strenge Uebung seiner Herrscher-Pflicht, durch Opfer zu büßen. Umsonst. Schwarze Ahnungen, düsterer Sinn empfingen ihn und der Genuß des errungenen Besitzes erhöhte seine Schwermuth. Dies stieß auch die Gräfin von ihm ab, und ihr heftig aufwallender Sinn fand sich lästig beengt in dem alten Schlosse, dessen Mauern der Graf nur verließ, um auf die Jagd zu gehen. Kaum zwanzig Jahre alt, ohne Liebe, ohne Freuden, stand sie allein. Da nahte ihr Lotus, der vierte, jüngere Bruder ihres Gemahls, im ersten Schmuck der Jugend. Seine Haare glichen dem Amethyst***) an Farbe, seine Augen der Bläue des Himmels, seine Gestalt den Tannen des Waldes im Gebirge, und ausgestattet mit jeglicher Schönheit und kriegerischer Tugend, überstrahlte er an Glanz alle Edle seines väterlichen Hofes.

Eben kehrte er zurück von einer langen Fahrt nach feindlichen Küsten, und schon war für das nächste Frühjahr ein neuer Zug beschlossen, doch der Winter auf des Bruders Schlosse fesselte ihn hier auf immer. Ihm war in der Gräfin das Licht seines Lebens aufgegangen und, wie jede noch reine, jugendliche Seele, machte diese Liebe ihn nur besser, tapferer, edler. Er war auf Jagden, wie zu Hause, der Schatten Ra-

*) Auch Laudver (Ludwig).

**) Die fast einzige böse Gottheit der nordischen Mythologie.

***) Die nordischen Sänger verglichen die Farbe des Haares ihrer gepriesenen Schönheiten oft mit der Farbe dieses Edelsteins, welche nicht blos violett ist, sondern oft ganz ins Weiße fällt.

guhilds. Kein Wunder, wenn die Augen dieser bald mit Wohlgefallen auf Liot ruhten. Beide waren nur glücklich, wenn sie sich sahen, doch kein Laut verrieth ihre Wünsche. Auch Raguhild liebte jetzt wahr und ihre Seelen befleckte kein unreiner Gedanke. Zwischen ihre unschuldigen Freuden trat nun der Graf wie ein finsterer Geist. Auch sah dieser bald, wie sehr Liot die Liebe Raguhilds besitze, die ihn nie beglückt hatte, und als einst auf der Jagd der Geliebte sich mit höchster Gefahr des Lebens einem Rudel Bären entgegenwarf, die Raguhild anfielen, ließ er im stillen Grimm Liot allein kämpfen. Der Tapfere warf zwei der wilden Thiere nieder, die andern flohen. Jetzt aber wandte sich Liot und überhäufte den Grafen mit Vorwürfen. Der Graf rief: er werde dem nicht beistehen, den er hasse auf den Tod. Ein heftiger Streit folgte; beide warfen die Lanzen, Liot traf, Havard sank, und raste sterbend: ich sinke wie du Arnfin, doch Liot wird sterben wie ich. Der Streit fiel vor zu Stennis, auf der Stelle, die noch jetzt Havardgtuhar (Havards Mord) heißt.

In jenen Zeiten war ein solcher Kampf nicht Verbrechen. Der Sieg entschied für das Unrecht des Gefallenen, und so sah das Volk ruhig zu, wie späterhin Raguhild Liotus Gemahlin ward. Die Orkneyer huldigten ihm als Grafen ihrer Inseln, obschon Hlodver älter war. Dieser befand sich gerade in Island; doch desto lauter sprach der jüngste Bruder Sculius über die That. Er argwöhnte, sie sey Folge des bösen Vorsatzes und Grafschaft und Wittwe Eigenthum eines Brudermörders. Nicht lange genoß Liot daher der Ruhe. Sculius ließ ihm wissen: er komme, um den gefallenen Bruder zu rächen an Raguhild und ihm. Mehr mochte es jedoch des Sculius hohem, aber ehrsüchtigem Gemüthe um die Grafen-Gewalt seyn, und damit er diese desto sicherer erlange, ging er nach Schottland, nahm die Grafschaft der Orkaden zum Lehn vom schottischen Könige, der kein Recht sie zu vergeben hatte, und landete mit einer beträchtlichen Hülfs-Macht in Caithneß. Hier fand er viel Anhänger und bald sah ihn Orkney mit einem großen Heere. Doch auch Liot war nicht säumig gewesen, Sculius genau von ihm beobachtet worden. Er kannte dessen Bewegungen durch Kundschafter, und was in Orkney Waffen tragen konnte, war aufgestellt, um es zu vertheidigen. Wohl wußte er, daß er Alles zu verlieren, nichts zu gewinnen habe und so bot er Frieden an, den der zürnende Bruder mit Verachtung von sich wies. Eine Schlacht folgte. Von beiden Seiten Wunder der Tapferkeit. Endlich siegte das Feldherrn-Talent des Liot; Sculius mußte fliehen, woher er gekommen war. Der Graf verfolgte ihn, doch früher, als dieser die erschöpfte Macht zum Nachsetzen gesammelt hatte, war Sculius schon auf Caithneß. Auch hieher zog der Graf schnell nach, aber ehe er den Geschlagenen zu einem zweiten Treffen bringen konnte, hatte dieser frische Hülfstruppen von Schottland erhalten. Beide Heere beseelte ein ungewöhnlicher Muth, beide Feldherrn waren von erprobter Tapferkeit, und wenn Sculius seinen Bruder an dieser vielleicht noch übertraf, so siegte allein des letztern überwiegender Geist im Anordnen und Leitung der Schlacht. Durch jene Hülfstruppen verstärkt, verließ Sculius seine Höhen und es kam in den Thälern von Caithneß zu einer zweiten Schlacht, die so mörderisch war als entscheidend. Ehe sie begann, durchritt Liot die Reihen und befahl seinen Truppen auf das Strengste: ruhig zu stehen, die Angriffe der Feinde, ohne vom Platze zu wanken, mit Kälte abzuschlagen; wenn sie wichen, sie nicht zu verfolgen und erst dann mit dem höchsten Ungestüm auf sie zu stürzen, wenn sie erschöpft wären vom wiederholten Angriff. In jener Zeit kannten die Pikten fast nur den Kampf des Mannes gegen Mann, die Stärke entschied allein und ihre Schlachten waren, wie alle Angriffe ungeregelter Krieger gewöhnlich sind. Um so größer erscheint Liot, der zuerst Regeln in die Gefechte der Seinigen, Ordnung in ihre Reihen brachte. Die strenge Disziplin, die er handhabte, verschaffte seinen Befehlen unbedingten Gehorsam. Sein Heer hielt in geschlossener Ordnung den ersten gewaltigen Angriff ruhig aus, ein Wort von ihm fesselte es an seinen Platz, als es dem zurückziehenden Feinde doch folgen wollte und mochte es erst dann mit aller Kraft auf Sculius und seine Schotten stürzen, als diese ihre besten Kräfte auf fruchtlose Angriffe bereits gewendet hatten und nun den Ungestüm der Schaaren des Liot zu ertragen nicht vermochten. Liots Auge war überall und auch sein Arm. Er erfüllte mit den Pflichten des Anführers die des gemeinen Soldaten, unwiderstehlich drang er vor, schlug, verfolgte. Auch Sculius, angefeuert durch die Hoffnungen, die er mit dem heutigen Tage alle zu verlieren in Gefahr war, that seiner Seits Wunder der Tapferkeit, bat, ermahnte, sammelte, griff wieder an, und als er sah, daß Alles verloren sey, beschloß er: nicht unterthan zu seyn dem glücklichern Bruder, sondern zu sterben im Kampfe um das väterliche Erbe und für die Rache der geopferten Brüder. Er sammelte noch einmal, was er konnte, rief seine Getreuen an: einen ehrenvollen Tod vorzuziehen der Schande der Flucht. Sein Barde stimmte an den Todesgesang und so kämpften seine Wenigen gegen Liots ganzes Heer, bis der Tag sich neigte. Da fiel endlich der heldenmüthige Sculius. Seine Treuen nahmen ihn in die tapfere Mitte. Einer nach dem andern sank auf die Hügel der im Tode noch schützenden Waffengenossen und spät erst der letzte, Sculius Barde, die Seele des siegenden Liotus weihend den rächenden Schwestern.

Und diese zögerten nicht lange. Die Schotten, welche stückweis aus jener Schlacht ihre heimischen Berge erreichten, konnten den Schimpf nicht vergessen. Sie stellten ihrem Könige vor, daß ihre zu Tausenden auf Orkney gefallenen Brüder nur Ruhe finden könnten, wären sie gerächt; daß Liotus Macht gebrochen werden müsse, sollte er nicht selbst Schottland fürchterlich werden. Mit noch größerer Zahl fielen sie nun auf Orkney und der Bruder des Thans, welcher in der letzten Schlacht, die Schotten führend, neben Sculius gefallen war, verband sich mit hundert edlen Jünglingen, Liot im Treffen zu suchen, zu tödten.

Dieser hörte furchtlos, was da kommen würde, denn das unbedingte Vertrauen, die Anhänglichkeit seiner Krieger versprach ihm Schutz, nicht weniger verließ er sich auf seinen Arm. Desto ängstlicher war Raguhild. Sie beschwor ihn, das Treffen zu meiden, denn, kinderlos, stand sie ohne ihn allein, und das Volk haßte sie, die Fremde, die — wiewohl schuldlos — den innern Krieg gebracht hatte in dieses Eiland. Auch hegte sie Mißtrauen gegen die tiefe, theilnahmlose Stille, in welcher der ältere Bruder ihres Gatten, sie meidend, an dem westlichen Ende von Mainland zu Birsa*) lebte. Wie Liot, ihren Bitten taub, dennoch beschloß, seine Orkneyer gegen die Schotten selbst zu führen, nahm sie eine Rüstung und begleitete ihn. Er konnte sie nicht davon zurückhalten, wie sehr er auch in sie drang. Als es zur Schlacht kam, befahl er Tullach, einem Anführer seiner Garde, mit einem Trupp Tapferer seine Gemahlin zu schützen. Auch diesmal siegte er, doch die hundert Schotten, die sich dem Rache-Tod geweiht hatten und Liot in der Mitte der Garde vermutheten, stürzten auf Tullach und seine Schaar. Hier war Widerstand unmöglich; Tullach, der mit seinem Leben für das der Raguhild zu haften gelobt hatte, bezahlte dies Versprechen mit seinem Tode; was nicht fiel, floh, und Raguhild ward in glänzender Rüstung von den Schotten jubelnd davon geführt. Geschlagen selbst, glaubten sie sich Sieger, im Wahne: der Gefangene sey Liot; doch dieser erreichte sie, verfolgend, als er mit Blitzesschnelle herbei kam, Raguhild zu retten. Als diese Liot heransprengen sah, rief sie in der Angst seinen Namen und daß er sie lassen, sich nicht vermessen wahnen sollte. Die Schotten hörten nun: Liot sey es, der sie verfolge; ihres Schwures eingedenk, wandten sie sich und ein neues fürchterliches Blutbad begann. Keiner von den hundert Schotten sah sein Vaterland wieder. Raguhild ward gerettet, doch Liot schwer verwundet. Wenig Tage darauf starb er in den Armen seiner Gemahlin, die ihn in den Tod gestürzt hatte, wie drei seiner Brüder vor ihm. Liotus Körper ward verbrannt auf dem Felde, wo er die letzte Schlacht schlug, seinen Hügel thürmten die Gebeine der erschlagenen Schotten. Raguhild wollte seine Asche mit nach Norwegen nehmen, wohin sie, flüchtend vor Hlodver, ging; das Volk duldete es aber nicht. Scheu sah es sie einschiffen und hob die Hände dankend zu Odin, daß er Raguhild wieder dahin sende, woher sie kam, zu ihren Feinden, über die sie nach ihrer Meinung das Unheil nun bringen müsse, was ihren Fußtapfen auf Orkney unabwendbar gefolgt war.

Ein Sturm verschlug sie an die Küste von Irland; die Schiffer glaubten, Aeger*) sende seine neun Töchter**) und Rivd seine Winde und verfolge die Fräsin im Sturm; sie weigerten sich, mit ihr wieder ins Meer zu gehen. Wider ihren Willen mußte sie also landen und wider ihre Hoffnung fand sie Schutz und Aufnahme bei Audna, der Tochter Kiawalas, eines der vielen kleinen Könige, die damals Irland beherrschten.

Audna liebte einen jungen Orkader, welcher mit seinem Schiffe Irland zuweilen besuchte, doch ihr Vater wollte einen König zum Eidam, sie ihren Vater wider seinen Willen nicht verlassen und so zog sie vor, auf Irland ihr Geheimniß zu verbergen, anstatt mit Murdo zu fliehen, der dies oft von ihr begehrt hatte. Sie lebte, der Magie ergeben, in großem Ansehen unter ihrem Volke, welches sie als eine Seherin verehrte. Ueber Alles befragt, entschied sie oft Krieg und Frieden. Das väterliche Schloß lag ohnfern des Meeres. Es lehnte sich an

*) Birsa ist das gothische Wort für Jagen. Jene Gegend war reich an Wildpret und es wurde dort vorzüglich gejagt. (Siehe Ire, Gloss. Isigoth.) Daher der Jäger-Ausdruck: birschen.

**) Der Gott des Meeres.

***) Die Wellen des Meeres.

einen hohen Felsen, in welchem die Natur mehrere große Höhlen gebildet hatte. Diese waren nur ihr offen und einem alten Priester, der bei ihr lebte und die heiligen Gebräuche mit verrichten half, wenn die Sterne befragt wurden. Fast immer bewohnte sie eine Halle in diesen Felsen und Niemand durfte dieser ohne Erlaubniß nahen, auch der König nicht.

Willkommen war ihr das orkadische Schiff, welches Raguhild brachte, denn es trug Murdos Flagge. An Raguhilds Geschick nahm sie vielen Antheil, denn es war ja eine Vertriebene. Raguhilds noch immer hohe Schönheit, ihr strahlender Geist gewann ihr bald das Herz Audnas. Wenn jene von Siot erzählte und seiner Schönheit und seinem Heldensinn und seinem Unglücke, dann glaubte diese das Bild ihres Murdos zu sehen. Sie wurden bald beide unzertrennlich und selbst der Haß des Königs Kiawalas gegen die Orkadin schmolz, wenn ihre Augen ihn herrschend ansahen und sie erzählte von ihrem Schicksale, ihrer Flucht von dem Lande, das sie beherrscht hatte. Ein Räthsel blieb Raguhild übrig: sie kannte keinen Orkneyer, der Murdo hieß, und um so heißer ward dessen Ankunft jetzt auf Irland erwartet. Er kam lange nicht.

Es war Hlodver, welcher sich diesen Namen gegeben hatte, der letzte von Thorfins Söhnen, durch den Tod von Siotus nun Graf der Orkaden. Seine Geburt hätte ihn nach Havard vor Siotus und Sculius dazu gerufen, doch, ein edler Mensch, dem des bürgerlichen Krieges in seinem Vaterlande schon zu viel war, zog er, bei den Fehden der Brüder, das Glück der Inseln und eine stille Liebe seinem Ehrgeize vor. In früher Jugend kam er einst auf einem Zuge nach den benachbarten Inseln, die damals Jünglinge so häufig unternahmen, auch nach Irland. Ergeben der Magie, wie sein ganzes Zeitalter, ging er zu Audna, um sein Geschick zu erfragen. Erwartend stand er lange vor der Höhle der Seherin, da trat ihm endlich die reizende Königstochter aus ihrem Felsen entgegen und grüßte ihn mit Seher-Worten, die ihm unverständlich blieben. Er hörte nicht, er fragte nicht weiter, er sah nur die Wunder-Gestalt. Die schwarzen hohen Felsenwände, die ihn umschlossen, wurden beleuchtet von Fackeln, welche die seltsamsten Konturen an den Gesteinen in Licht und Schatten zeichneten. Eingetreten war er schon mit Ehrfurcht, der Gedanke zu hören sein Geschick aus Geister-Munde, hatte seine Sinne alle aufgeregt; erwartet hatte er eine bejahrte Magierin mit schneeigen Scheiteln, hoch an Jahren, und nun sprachen die Orakel aus dem rosigen Munde der Jugendblüthe. Inlla*) selbst schien von Walhalla herabgekommen zu seyn, um mit dem Zauber der höchsten Anmuth ihm das Göttliche zu verkünden. Strahlend ruhten auf ihm ihre wundervollen Augen; er sah und sah und blieb leblos. Auch sie stand lange, unverwandt blickend auf den Fremden, der ein Bild der Güte und Schönheit war wie Balder**), stand, als ob sie erwarte, daß er mehr fragen werde, doch endlich wandte sie sich.

Nächsten Abend kam er wieder und ging noch verwundeter zurück. So ging, so kam er immer wieder, bis Audna eines Abends endlich, als die Menge der Fragenden befriediget war, dem ängstlich Harrenden erschien ohne das magische Gewand, in einfacher Kleidung irischer Mädchen, und ihm die Gewißheit wurde: der Liebling der Götter fühle menschlich. Lange wollte er nicht glauben dies überschwengliche Glück, lange konnte er nicht begreifen sein wunderbares Geschick, doch es riß ihn hin zu ihren Füßen, er stürzte sich in die Arme, die sich ihm öffneten, ihn umschlangen und lebte fortan Stunden des Entzückens, die nur der kennt, welchem der Stern der Liebe aufging auf dieser dunkeln Lebensbahn. Ihr Geheimniß mußte dem Könige verborgen bleiben, denn dieser haßte unbedingt alle Orkneyer und seiner einzigen Tochter hatte er den Mann bestimmt, der ihm folgen würde im Reiche; aber um so süßer war ihr Verhältniß, der Reiz des Geheimnisses erhöhte die Freuden der Liebe. Audnas Kenntniß im Deuten der Sterne umgab sie mit einer heiligen Scheu, die das Volk vor ihr fühlte. Nur wenn sie es ausdrücklich gestattete, durfte man in die Druiden-Halle, und sie sah jetzt in der geweihten Höhle fast Niemand.

Diese streckte ihre schwarzen, felsigen Arme weit hinein in die Nacht des Gebirgs. Lange Gänge, gebnet, erleuchtet, führten zu Riesen-Bogen, aus diesen zu engen Schluchten immer fort, weit hinab, über schwärzliche Ströme, wieder zu gewölbten Pfaden, welche spät endeten in ein hohes Gemach, das heimlichen Ausgang hatte auf das Meer. Nur Audna kannte ihn und jener alte Druide. Von dieser Meer-Seite kam Murdo zu der Geliebten, wenn er vor den Augen Irlands geschieden war. Hier lebte er ein Leben voll stillen, aber unendlichen Glückes und nur kurze Zeit trennte er sich, um auf Orkney zu sehen, wie es hier stehe um seine Brüder, seine Inseln. Audna sagte ihm, sie wisse, daß er sich nicht nenne wie er auf seiner Insel heiße, und er verbarg ihr nicht einen Augenblick, daß er einen andern Namen trage, um der Gefahr auszubeugen, von ihrem Vater gefangen gehalten zu werden, doch als er aussprechen wollte, wer er sey und sein Geschlecht, fiel sie ihm ins Wort und bat und er mußte ihr versprechen: nie seinen Namen ihr zu nennen, wenn es nicht die Noth fordere. Murdo, rief sie, hieß mein Glück, meine erste Liebe, meine einzige. Jeder andere Name würde mich fürchten lassen, dieses Glück zu verlieren. Du bist mir nicht Fremder, nicht Orkneyer, du bist mir Murdo, bleibe es. Sie faßte ihn an der Hand und opferte mit ihm Widar, dem Gotte des glücklichen Schweigens, und ihr süßes Geheimniß fesselte nun der Eid zu dem Sohne Gridurs*).

An diesem sonderbaren Geschicke brachen sich also die wilden Wünsche Hlodvers, das hieß ihn schweigen nach dem Tode Howards, und die Wohnung der schönsten Liebe, die strahlenden Blicke Audnas, sie waren ihm mehr als jene Grafenkrone, die ihm gebührte und um deren Besitz der Boden seiner Eilande das brüderliche Blut in vollen Zügen trank. Wurde denn doch einmal sein innerer Drang zu mächtig — denn stets treiben unruhige, wilde, nie rastende Wünsche den Menschen aus dem stillen Hafen in die offne See — und wollte er dann Audnan erzählen, so umschlangen ihn ihre Arme und sein Mund verstummte unter ihren Küssen. Sie wiederholte, daß mit der Täuschung des Namens ihr wirkliches Glück dahin seyn würde und Hlodver schauerte vor dem Seherergeiste seines Weibes, denn dies war ihm Audna geworden vor dem Altare der Göttin Wara**), welche die Schwüre hört und die Geheimnisse der Liebenden, diese zum seligen Bunde weiht, wenn sie treu sind, und ewig zürnt, wenn sie brechen.

In dem langen Zwischenraume, wo Hlodver nicht kam, wo sein letzter Bruder gefallen und Raguhild geflohen war, wurde Audna krank. Ihr Vater Kiawala empfahl sie der Wartung einer alten Amme und der Pflege des alten Druiden, der die irischen Heilmittel kannte, während er und das Volk die himmlische Eira***) um Herstellung Audnas anflehten. Die Königstochter genas, doch Niemand als der alte Druide und ihre treue Amme wußte die wahre Ursache, sahen den Sohn Murdo's, den sie gebahr.

Hlodver, welchem ihr Zustand nicht verborgen geblieben war, konnte nichts auf Orkney halten, als der Tod des kinderlosen Siotus, der ihn, den einzigen, letzten Bruder, eben zum Grafen der Orkaden gemacht hatte und doch blieb, er nur mit unendlicher Angst. Einen Treuen abzuschicken, wagte er nicht, denn Audna hatte seinen Schwur des unbedingtesten Schweigens und doch fürchtete er Entdeckung, Zorn Kiawalas des Königs, Tod der Gattinn mit der Angst des Liebenden. Er konnte sich nicht freuen, als er auf dem alten Steine saß, wo die Grafen sitzen mußten, während die Vasallen unter freiem Himmel um ihn herstanden ihm zu huldigen, er dann opferte und den Unterthanen wiederum schwur nach nordischer Sitte. Der Felsen-Stuhl seiner Väter rauchte vom Blute der Seinigen und ihm war, als schwöre man Untergang seines Glückes. Nicht sogleich konnte er fort, denn der Feind war noch im Lande und die ewigen Fehden hatten die Gemüther verwildert. Krieg war das Handwerk geworden des Dutzdendes Bewohners, leicht konnte ein mächtiger Vasall sich der Herrschaft bemächtigen und die wollte er doch nicht fahren lassen, seit er das stolze Gefühl kannte, sich geduldigt zu sehen. Endlich war der Feind von den Inseln vertrieben, endlich konnte Hlodver seine Hauptstadt verlassen unter dem Vorwande, die Inseln zu durchstreifen. Von der westlichen, Horwells, ging er mit geringer, treuer Bedeckung nach Irland. Seine Begleiter mußten ihn auch jetzt noch Murdo nennen. Als er der Oeffnung, der wohlbekannten, die den Glücklichen oft aufgenommen hatte, vorüberfuhr, konnte er sich kaum halten. Doch er mußte vorüber, landen, wo andere Schiffe landeten und warten bis der dunkle Abend hereinbräche. Er hatte vergessen, daß in dieser Jahreszeit den Norden beinahe keine Nacht verhüllte; schnell bestieg er daher einen Nachen und ruderte zurück zu der freundlichen Bucht. Sie nahm ihn auf, heimlich und still, wie immer. Er griff sich fort in den dunkeln Gängen, dem Gesange des Alten nach, der aus dem Innern tönte. Angstvoll trat er rasch vorwärts, denn er hatte gemeint: seine Gattinn am Eingange harrend zu finden. Endlich an der Halle riß er die Pforten auf und Audna saß zu den Füßen des grauen Sängers und ihre Thränen fielen auf ihren Knaben.

*) Freias Vertraute, eine Jungfrau mit schönen über die Schultern herabfliegenden Locken und goldenem Stirnbande.

**) Sohn Odins und Freias.

*) Widars Mutter.

**) Göttin der Ehe.

***) Göttin der Arzneikunst.

Audna! rief er, warf sich auf den Boden zu der Geliebten, umfaßte sie, nahm das Kind auf mit leuchtenden Augen und in den seinen hingen Thränen der Freude. Er hatte wieder, was ihm das Leben schmückte und alle Orkaden waren vergessen und warum er kam. Audna drückte ihn an ihre volle Brust und rief mit ängstlicher Stimme: ich halte dich umfaßt und nie gehst du wieder ohne mich. Nie! sprach er. Er meinte, sie wüßte schon, daß er komme sie zu holen, sie aber ängstete ein Traumgesicht, welches ihr gesagt hatte: Murdo komme zum letztenmale. Darum weinte sie, als er kam, darum schlug ihm die Freude nicht entgegen nach so langer Trennung. Sie erzählte ihm nun, wie es ihr gegangen sey, wie sie die Sorge vor Entdeckung geängstet habe. Der Knabe heißt Sigurd, fügte sie hinzu, denn es entschlüpfte ihr einst: dein Ahn habe diesen Namen getragen, er sey dir lieb. Stumm sah Murdo vor sich nieder, denn er dachte über seine Pflicht nach, dem Knaben den geerbten Thron, sein eigentliches Vaterland zu geben, und er wollte eben beginnen und erzählen, was ihn so lange abgehalten habe zu kommen, als man klopfen hörte. Die Amme ging und kündigte Raguhild an. Raguhild! rief entsetzt Murdo, die Norwegin? Und hier? Und bei dir? Vor allen ihr verberge mich, wenn dir das Glück unserer Liebe heilig ist, ich beschwöre dich. Audna begriff ihn nicht, doch sie sah, wie bleiches Entsetzen sich auf seinen Geschichte malte und gab ihm versprechend die Hand. Er zog sich zurück, Raguhild trat ein. Sie kam so spät, um ihrer Freundin noch die freudige Botschaft zu bringen, daß sie unter den heut Angekommenen einen Edlen der Garde der Grafen von Orkney erkannt habe und daß dies zwar nicht Murdo seyn könne, denn sie erinnere sich, daß er Moddan heiße, daß er aber entweder Kunde bringe, oder doch geben könne von Audnas Geliebter. Gestört durch den diesmal unwillkommenen Besuch, erschreckt durch Murdos Entsetzen beim Hören des Namens Raguhild, vermochte Audna kaum zu antworten. Jener entging die Verlegenheit nicht, welche überall herrschte, und während Audnan der Gedanke marterte, irgend ein nahes Verhältniß mit Raguhild mache ihren Geliebten bangen vor dem Zusammentreffen mit dieser, sah Raguhild verwundert in der Halle umher. Ihre Augen fielen bald auf den Mantel Murdo's, der in der Verwirrung auf dem Lager Audnas liegen geblieben war. Er war von der Farbe der Mäntel der orkadischen Garden*), und, wie die Führer derselben trugen, mit Purpur umsäumt. Hlodver hatte ihn genommen, um unerkannt zu bleiben. Raguhild begriff das Schweigen der sonst offnen Freundin nicht, so viel aber sah sie, ihre Nachricht kam zu spät und Moddan war schon hier. Auf der Stelle verließ sie die Halle, nicht ohne Empfindlichkeit über das Mißtrauen der Freundin. Diese dagegen erblickte in dem schnellen Verlassen Bestätigung ihrer Furcht, daß Murdo Raguhild einst theuer gewesen sey. Sie vergaß, daß sie die Enthüllung der Geheimnisse selbst gefürchtet hatte und drang in den wieder hervortretenden Murdo, ihr zu sagen, warum er Raguhilds Anblick zu scheuen habe? Sie ist die Feindin meines Geschlechts, ihr sind die Meinen gefallen! rief er; wie kam sie dir nah, sie, an deren Ferse sich jedes fürchterliche Geschick hängt? Audna erzählte, wie unglücklich ihre Freundin sey, wie sie die Flüchtige aus Mitleid aufgenommen habe und diese wiederum ihr Trost geworden sey in einsamen Stunden. Der Verdacht, der so schnell gekommen war, wich eben so schnell der Versicherung des Geliebten und bald vergaßen die Glücklichen wieder Alles außer sich selbst.

Audna wiederholte: Murdo dürfe nicht wieder fort; denn sie schloß aus Raguhilds Erzählung auf seinen Stand als Satrap. Sie mahlte ihm ihre still verborgene glückliche Zukunft auf Irland, zeigte ihm in der Entfernung selbst Hoffnung zu dem Throne ihres Vaters, oder nach dessen Tode, wenigstens Aufhebung des Schleiers, der jetzt ihr Geheimniß bedecke, und Hlodver, theils hingerissen von diesen Hoffnungen, theils zu glücklich, um die ersten Stunden der Wiedervereinigung mit Erzählungen der blutigen Auftritte auf Orkney zu verbittern, verschob ein Gespräch, was er fürchtete. Er beschloß den folgenden Tag in der Höhle zu bleiben. Als nach süßer Nacht das Gestirn des Tages wieder heraufstieg, setzte sich Hlodver an das Lager der Gattin, und versicherte ihr, das Geschick zwinge ihn zu sprechen. Audna hob bittend ihre Augen zu ihm, hielt ihm mit flehender Miene das Kind entgegen, doch Hlodver schwur: er müsse reden. Siehe dann — sprach sie — wenn du mußt, den Schleier hinweg, der mein stilles Glück barg vor dem neidischen Geschick.

Audna hörte nun, daß sie die Gräfin der Orkaden sey. Zu einem Entschlusse kam es jedoch nicht, ob er auf Irland bleiben, sie ihm auf Orkney folgen solle.

Noch unruhiger wie hier, war es außerhalb der Halle. Als Raguhild Audnan verließ, wandelte Moddan, den sie in der Halle glaubte, mit dem purpurumsäumten Mantel wieder vor ihr. Sie faßte es nicht, und um sicher zu seyn, wollte sie ihn anreden. Moddan aber, entsetzt, den Geist der nach Norwegen gegangenen Raguhild hier in Irland vor sich zu sehen, wich scheu ihm aus und wandte sich schnell zu den Gefährten, denen er bleich erzählte, was er sah und die mit ihm fest glaubten: Raguhilds Schatten sey aus Norwegen gekommen, um ihren Grafen hier zu beunruhigen, zu verfolgen. Dieser Wahn stieg, als das Boot leer an die Küste geschwommen kam, worein ihr Gebieter Tags zuvor gestiegen war. In der frohen Hast, seine Gattin wieder zu sehen, hatte dieser vergessen, es ans Ufer zu befestigen und so trieb es die Fluth zurück. Die Angst der Gefährten Hlodvers um diesen ward zur Gewißheit seines Todes, als er auch den zweiten Tag nicht kam, weil er das Boot nicht fand, was ihn zurückbringen sollte. Die Orkneyer waren trostlos und wollten eben zur Seherin gehen, um zu fragen, wo ihr Geliebter sey? als sie Raguhild ansichtig wurden. Gefesselt blieben sie stehen, doch diese redete sie an, und als die Orkader sich überzeugt hatten, es sey kein Schatten, umringten sie ihre vormalige Herrscherin und forderten Hlodver von ihr. Raguhild meinte, auch dieser sey tod wie seine Brüder, ihre Gatten, und wollte sich flüchten vor den Schwertern der Wüthenden, doch diese hielten sie. Sie rief nach Hülfe, die herzueilenden Irländer bemächtigten sich nach kurzem Gefecht der kleinen Anzahl Orkneyer. Moddan fiel. Der König, erzürnt, daß die Fremden seine Gastfreundin auf seinem Gebiete angefallen hatten, ließ sie einkerkern und kündigte ihnen den folgenden Morgen den Tod an.

Als Audna dies Alles vernahm, rieth ihr Hlodver, sich vor allen Raguhilds zu bemächtigen, die Kiawalan Alles verrathen würde. Diese ihrer Seits scheute sich vor dem ersten Wiedersehen Audnas, im Wahne, Moddan sey deren Geliebter und dieser durch sie gefallen. So fürchtete eins des Andern Zorn und Rache. Daß aber Raguhild sich nicht blicken ließ, bestärkte Hlodver und Audna in ihrer Sorge und der Graf von Orkney bewies seiner Gattin, daß sie beide und das Kind unwiederbringlich verloren wären, flöhen sie nicht in der kommenden Nacht. Der Tochter schauerte es bei dem Gedanken, zu scheiden von Vater, Volk, Land; doch die Liebe, noch mehr die Angst um den Gemahl, das Kind, war stärker als alle Bande. Der Druide mußte für ein Schiff sorgen und es an den Ausgang der Höhle am Meer bringen lassen. Audna, deren mächtige Gegenwart die Wächter fesselte, ging in den Kerker der Orkader und löste ihre Bande. Durch die Befreiten ließ sie dann Raguhild in ihre Halle bringen. Diese wähnte: Audna komme, ihren Geliebten, Moddan, zu rächen. Wortlos folgte sie in die Halle, die sonst der Sitz der Freundschaft, der Liebe war.

Um Mitternacht nahm Audna wehmüthig Abschied von der geliebten Höhle, wo sie, begeistert, den Fragenden das Schicksal kündete, wo sie Murdo zuerst sah, wo sie in seliger Vergessenheit mit ihm auf schwellendem Lager von Moos saß und der Felsen sie schied von der alltäglichen Welt, wo sie Murdo's harrte mit liebender Sehnsucht, jauchzend in die Arme des Ersehnten stürzte, wo sie betete für ihn, wenn er ging, trauerte um den fernen Geliebten, die kommende Seligkeit nachrechnete an dem Zünden der Kerzen für die einsame Nacht, wo selbst heiliger Schwur die Treue für den Fremden besiegelte, wo sie Mutter wurde und Kind war, Gattin und Tochter, Seherin und Mädchen, Liebling der Menschen und der Götter. Still und nachsinnend folgte ihr Hlodver, den Knaben auf den Armen, die Amme Audnas mit dem liebsten Schmucke, dann Raguhild mit Hlodvers Begleitern, vor ihnen der alte, treue Gefährte Audnas. Dieser hatte die Felsen-Stirnen und Hallen noch einmal geschmückt. Ueberrascht traten die Fliehenden in das Innere, von Fackeln überall erleuchtet. Die düstern Flammen brachen sich an den fallenden Tropfen, an den Wänden der Riesengemächer, an den Gewölben über den Häuptern der Scheidenden. Langsamen Schrittes trat der Zug in die höchste Wölbung des Felsen. Es war die Grotte des Rache-Gottes. Die Natur hatte hier dem Gestein die Konturen einer mächtigen Riesengestalt aufgedrückt und rohe unbeholfne Kunst diese Andeutungen auszubilden gestrebt. In dem mit Finsterniß bedeckten Boden wurzelte, ein Klumpen von Quarz, der vorschreitende Fuß, auf ihm ruhte, als Körper des Mächtigen, ein gewaltiger Fels. Ueberhangende, tief herabreichende Granitadern bildeten die starken Arme, ein von Gewässer zerrissener Sienit stellte das Haupt dar, von dem die Schlangenhaare in grauslichem Moose und langen Flechten-Gewächsen herabhingen über das schreckenerregende Gesicht. Als Augen

*) Die Historia Islandica Niala erzählt uns, wie mächtig die Grafen der Orkaden damals waren. Selbst Isländer traten unter ihre Garden. (Satellites purpurati) unter Andern Grim und Helge, Söhne des berühmten Nials.

flammten zwei dort befestigte lodernde Fackeln: sie erleuchteten eine schwarze Felsenspalte, in welche der weit geöffnete Mund auslief. Unwillkürlich barg Hlodver den Knaben vor der Gestalt, um des Kindes geliebte Züge nicht vor die Augen des Schrecklichen zu bringen, denn leicht ist es, dieses Gottes Antlitz zu wenden auf das Haupt des Unschuldigen. Audna sank nieder vor dem Riesenbilde, umfaßte den vorschreitenden Felsen-Fuß des Schrecklichen und weihte ihm, was die Amme ihr reichen mußte, den liebsten Schmuck. Hinter ihr kniete der Druide und sang in tiefen Mollakkorden Worte des Flehens. Im hintersten Grunde athmeten die Uebrigen kaum, Entsetzen sträubte ihr Haar; sie schlichen bebend vorüber als der Alte aufstand, Audna sich erhob und diese den Zug weiter führte in die Halle der freundlichen Unsterblichen. Auch sie flammte von strahlenden Kerzen, doch leuchteten diese mild über den seligen Häuptern der Götter von den Schern versunkener Jahrhunderte in das Gestein gehauen mit roher, frommer Hand. Rings in magischen Kreis gestellt, umgaben sie die Eintretenden in kunstlosen Gebilden. Ihre Titanen-Gestalten sahen herrschend herab, doch nicht zürnend. Dem Gott ihrer Küsten gelobte Audna Wiederkehr, von den Gebieterinnen der Fluthen flehte sie Schutz vor den Wellen für die Geliebten ihres Herzens, dem Gotte der verschwiegenen Liebe brachte sie die köstlichsten Wohlgerüche und wandte sich thränenvoll von ihm. Dann umfaßte sie den Gatten, der mit ihr niedergesunken war, und den Knaben, erhob sich und schritt, die nassen Blicke zurückgewendet, weiter, die langen Gänge fort. Dumpf hallten die Schritte der Folgenden an den Felsen wieder, wo sich sonst selten ein menschlicher Laut brach. Sie kamen an das Gewässer, sie stiegen zum Theil in den schmalen Nachen. Die Felsen senkten sich und spärlich blickte die einzige Leuchte hinab in die schmale Fluth, die schwarz dahin rauschte wie der Strom der Unterwelt. Es war als ob es zum Tode ginge. Nur der Ruderschlag des Druiden zeigte vom Daseyn des Lebens in diesem Gemache ewiger Finsterniß. Die Fahrenden verhüllten sich vor Grauen; doch bald landeten sie wieder, nach und nach ruderte der Alte, des Weges kundig, Alle hinüber; sie wandelten wieder in Gängen, die, gleich denen jenseits des Wassers, von dem alten Priester erleuchtet waren. Endlich umfing sie eine weite Halle, wo die Leuchten matt nur brannten vor einem hellen Strahle, der von oben herein brach aus der Fülle des göttlichen Tages. Eine weite Spalte sendete dies Licht; es fiel auf einen einsamen Sitz. Hier sollst du mich wieder finden, Audna, rief der Greis, wenn du von Orkney kommst, lebend oder tod. Hier harre ich deiner, denn ich will das Land meiner Väter nicht verlassen. Bleibe! sprach Audna bewegt, bleibe in dem Lande meiner Kindheit, in der Halle meines Glücks. Sage meinem Vater: ich kehre wieder, erhalte Alles in der Höhle, daß ich die Stellen wieder finde, wo ich selig war. Das will ich, sprach der Greis, du kehrest wieder; Murdo, gib mir die Hand, fürchte die Götter. Hlodver reichte ihm stumm die Hand, hob tief bewegt Audnan in das Schiff, die Amme, Raguhild und Hlodvers Begleiter folgten. Der Druide setzte sich an den Ausgang der Höhle und sang zu seinen Göttern für Audna. Lange noch hörten sie die zitternde Stimme des Göttergeliebten Greises und als seine Töne sich brachen an dem Murmeln der Wellen und bald nun Wolken und Felsen ihn verhüllten dem rückblickenden Auge, da warf sich Audna an die Brust Hlodvers. Ihr Blick sagte ihm: Dir opferte ich Alles, weil Du allein mir Alles bist.

Audna! rief es hinter ihr, ich tödtete den Geliebten nicht! Wo führst du mich hin? Es war Raguhild, die verhüllt gefolgt war, wohin man sie leitete. Nach Orkney, antwortete der Graf, sein Gesicht wendend. Wie? Du lebst Hlodver? rufte verwundernd Raguhild, und bist Murdo? Sie ging auf Audna zu, umarmte sie und sprach: sey glücklich, Schwester! wie ich auf Orkney und seinem blutigen Thron. Freundlich lösten sich nun die Irrthümer von allen Seiten, und günstiger Wind brachte den Orkaden bald ihren Herrscher mit Weib und Sohn.

Auch Raguhilds Fuß berührte also diesen Boden unfreiwillig wieder, wo sie geherrscht hatte, geliebt und zerstört. Hlodver wollte sie sogleich nach Norwegen senden, doch Audna bat für sie. Unter ihrem Schutze lebte Raguhild einsam, denn scheu betrachteten die Orkneyer sie und ihre Beschäftigung, Weben, welche sie trieb, den luftigen geistigen Schwestern, den Walkyren gleich, die, nach der Skalden-Lehre, das Geschick der Krieger flechten, wie Odin es will.

Audna und Hlodver lebten das Leben der Glücklichen, selig, doch kurz; denn Hlodver starb mitten in der Beschäftigung, seinen Insulanern das Glück dauerhaften Friedens zu geben, sie dessen Früchte genießen zu lehren.

Der tiefste Schmerz faßte Audna. Bald gesellte sich ihm Sorge für den Knaben Sigurd, auf dessen zartem Haupte die Grafen-Krone unsicher ruhte. Ein Schotte, Graf Finlicus, wollte des Herrschers Jugend nützen und sandte ihm einen Fehdebrief, doch Audnas großer Geist ruhte auf dem Jüngling von sechzehn Jahren. Sie gab den Vasallen auf Orkney die Güter wieder, die deren Vorfahren dem Torfeinar verpfändet hatten, unter der Bedingung: ihren Sohn gegen den Schotten-Grafen zu schirmen mit all ihrer Macht. Dies brachte Sigurd tausend Arme ihn zu vertheidigen, und tausend Herzen, die ihn liebten.

Raguhild hatte in ihren einsamen Stunden für ihre verwittwete schwesterliche Freundin Audna eine Kriegs-Standarte gewoben. Ein großer schwarzer Rabe*) mit gebreiteten Schwingen in den Aether sich erhebend, war darauf abgebildet. Audna nahm sie, weihte sie mit wunderbaren Bräuchen und überreichte sie dem jungen Sigurd, mit den Worten: empfange diese Fahne, ihr folgen alle meine Wünsche, meine Sorgen, Raguhild wob drein all ihre Kunst. Sie wird, tödtlich Jedem, der sie trägt, den zum Siege führen, für den sie getragen wird; so sagen mir es die Sterne, die, mächtiger als Gefahren, unsrm Schicksale geboten. Muthig zog Sigurd nun in die Schlacht. Drei Jünglinge fielen, die das Panier trugen, so tödtlich war es, doch immer drängte sich ein anderer herbei und hob es wieder hoch für Sigurd und brachte diesem Sieg. Der gedrängte muthige Jüngling ward bald selbst angreifender Theil, und war die Todes-Fahne bisher getragen worden im Kampfe für die Hausgötter, so wehte sie nun bald auf fremden Küsten im Kriege der Eroberung, auf Sutherland, selbst bis nach Argyle, denn der Jüngling Sigurd machte sich furchtbar in den Gewässern der Nordsee. Doch auch immer fremder wurde er der Mutter, wenig blieb er auf Orkney und die Halle der Grafen stand beinah öde. Nur Audna und Raguhild lebten hier schwesterlich dem Andenken der geliebten Brüder, und erstere sehnte sich allgemach zurück nach der irischen Halle. Da kam ein Bote von dem vaterländischen Gestade. Rasch trat ihm Audna entgegen, doch mit Entsetzen sah sie an seiner Rüstung Zeichen der Trauer-Botschaft. Der Druide sandte ihn, und ließ ihr sagen: sie solle zurückkehren, sich vom Grabe des Gatten zu dem des Vaters wenden. Kiawalla war todt. Noch in der Nacht sagte sie auf immer Abschied von Raguhild. Sie haßte Orkney, dessen Herrschaft ihr den Gatten, die Nähe des Vaters, die süße, stille Ruhe in der Heimath gekostet hatte; nichts wollte sie mit sich nehmen, als die Asche ihres theuern Hlodvers. Sie that es im Stillen und bestieg mit diesen geliebten Ueberresten das irische Fahrzeug.

Treu saß der alte Druide am Eingange der Höhle auf Irland. Das Licht seiner Augen war matt geworden, doch als er, — seit zwei Tagen lauschend — das Fahrzeug in den Wellen daher rauschen hörte und den Gesang des Ruderers, breitete er die kraftlosen Arme nach der Gegend, woher Audna segelte und sang das Lied wieder, was dieser einst nachgeklungen hatte beim Abschiede. Audna hatte vor unaussprechlicher Rührung keinen Ton der Freude. Sie sah die Küste ihrer Kindheit wieder, die sie verlassen hatte im seligen Rausche, doch was sie liebte, war nun fern; der Gatte, dem sie gefolgt war, eine Hand voll Asche, die Amme todt auf den Orkneys, der Sohn im grimmigen Kriege, der Vater gestorben ohne sein Kind noch einmal zu sehen. Nur den Führer ihrer Kindheit hatten die Götter ihr gelassen. Von der Zeit berührt, nicht zerstört, fand sie ihn, die fast erblindeten Augen voll Thränen der Rührung, sitzend auf dem Steine, wo er ihr gelobt hatte: hier findest du mich lebend oder todt. Sie warf sich schluchzend in seine Arme, er drückte sie fest an sich. Dein Vater glaubte dich in Walhalla zu finden an dem bebenden Throne Odins, sprach er, er zürnte dir nicht. Habe Dank Ugan**), rief Audna, ich bringe Murdo mit. Verwundert erwiederte der Greis: lebt er? Die Sterne verkündeten mir seinen Tod. Da hielt Audna dem Greise die irdene Urne hin, die sie trug, und dieser, sie fassend, sprach: laß uns die Asche Hlodvers vereinen mit den Resten Kiawallas. Führe uns, Moddan! Befremdet sah Audna einen Unbekannten in Druiden-Tracht vor sich, und Ugan erzählte: man habe Moddan an dem Tage ihrer Flucht scheintodt in ihre Höhle gebracht; er habe ihn zum Leben gerufen und zum Seher-Dienst geweiht, um die Halle Audnas zu erhalten, wenn er stürbe und ihn zu begraben, wo er gelebt habe. Ugan reichte die Urne an Moddan, dieser drückte sie an sich und sagte traurig: ich war todt, drum mußtest du von hier, Hlodver, ich lebte auf, um dich todt hier wieder zu umfangen. Wunderbares Geschick. Mit gesenktem Haupt führte er den kleinen Zug, Audna leitete den Greis, der Bote schlich hinterdrein. Auch jetzt erhellten einzelne Fackeln die düstere Höhle. Die Zeit war vorwärt ge-

*) Reafan, dieß eine solche Feenfahne.

**) Name des Druiden, bedeutet auf erisch: Fels-Gestade. An letzterm wohnten die Seher gewöhnlich.

schritten auf der Erdfläche, innerhalb des Felsens stand noch Alles, wie es war, so lange Audna denken konnte. Sie erreichten das schwärzliche, rauschende Gewässer. Derselbe Kahn trug sie hinüber, wo die alten bekannten Gesteine die lang Entbehrte begrüßten. Da traten sie zu der hohen Halle der Götter-Gebilde. Ein blasser Geister-Tag lag in dieser Halle und nur von den Häuptern der Unsterblichen flossen die ewigen Schimmer und gossen Glanz auf die Stirnen der Seherin und der Druiden. Nieder warf sich Audna, ehrerbietig grüßend die Schutz-Gebilde der vaterländischen Inseln. Vor allen opferte sie dem Forsete, der jenseits die Schatten versöhnt, die sich auf Erden nicht liebten. Getröstet erhob sie sich und schritt aus der Wölbung weiter mit halbgewandtem Gesichte die Grotte des Rache-Gottes hindurch. Hier lag zu dem Fuße des Fürchterlichen das Opfer, was sie ihm einst gebracht hatte, unberührt. Sie erkannte im Leuchten der Edelsteine den Schmuck wieder, der einst um den Hals von Schnee sich schmiegte und auch verachtet von dem, dem er geweiht war, hell strahlte an dem dunkelgrauen Gesteine. Du verschmähtest meine Gabe, du hörtest mein Flehen nicht, Unerbittlicher! schluchzte Audna, ich trage den Staub mit mir, dessen blühendes Leben du den Flammen gabst dafür, daß ich mit ihm ging von den Göttern meiner Insel. Nun bringe ich ihn zurück, auf immer. Komm! rief Ugan, komm, zu der Asche deines Vaters. Da standen sie am Todtenhügel des Königs, errichtet in der Höhle, neben den Hügeln seiner Ahnen. Locker lag das graue Gestein um den irdenen Aschenkrug. Audna und die Druiden warfen die Felsenstücke auseinander, die sie noch nicht verbunden hatten zu einer freundlichen Decke voll Grüns. Da blickte die einfache Urne traurig hervor, immer mehr enthüllte sich der Name: Kiawalla, der einst mächtig gerufen hatte in der Schlacht und nun still sprach zu der gebeugten Tochter. Sie küßte ihn, lang hielt sie sprachlos den Aschenkrug umfaßt, dann nahm sie die Urne voll des Staubes von Hlodvers geliebter Hülle, stellte sie friedlich zu der des Vaters, umwand die Todtenkrüge mit den goldenen Ketten, die der Gott als Opfer verschmäht hatte und verband die im Tode, so sich unerkannt nah standen im Leben und doch so fern geblieben waren in der Feindschaft der Väter. Unter Todten-Gesängen warf sie dann das rollende Gestein wieder über den friedlichen Staub, immer weniger blickten die theuren Urnen hervor, bald verbargen sie sich ganz und hoch thürmte die Liebe und Treue den heiligen Hügel.

Dann erst begrüßte Audna die Stellen ihres jugendlichen Glückes, dann erst hüllte sie sich in das Seherin-Gewand und zeigte sich dem erstaunten Volke, das sie aus den Wolken zurückgekehrt wähnte, jubelnd sich herandrängte und laut sie erkannte als prophetische Herrscherin. Jetzt hatte sie alles Irdische abgestreift, lebte jetzt ganz den heiligen Gebräuchen, ihrem Schmerze, der Erinnerung und den Sternen.

Frohlockend wallte das Volk aufs Neue zu ihrem Sitze, ihm war sie, eine lang ersehnte, schmerzlich vermißte Erscheinung, und bald verließ sie ihre Halle nicht mehr, die ihre süßesten Freuden gesehen hatte, wie sie jetzt Zeuge war des nie endenden Schmerzes an dem Doppel-Grabe ihres Vaters, ihres Gatten. Der einzige Sohn ihrer Liebe, der ihres Daseyns Freude hätte werden können, verlebte sein ruhmvoll begonnenes Leben in ewigen Fehden. Sie hörte nur von ihm, wenn seine Boten kamen, sie zu fragen über den Ausgang seiner Unternehmungen. Tyr*) wollte ihm wohl, er hörte damals noch der Stimme der Mutter und so blieb ihm der Sieg treu. Doch bald ward er übermüthig, achtete die Götter nicht mehr wie sonst, und diese ahndeten den Frevel nur zu bald. Raguhild war auch hier das Werkzeug, dessen sie sich bedienten zu des Zwiefachen Fall.

Als Audna Orkney verlassen hatte, schützte des Liotus unglückliche Wittwe Niemand mehr. Die Orkader scheuten sie und sagten ihr den Schutz auf. Raguhild flüchtete nach Norwegen und das wilde Geheul des Frohlockens der rohen Menge war ihr Lebewohl, als das Schiff von der Insel stieß. Es zerriß ihr das Herz nicht, was groß geschlagen hatte unter dem tiefsten Schmerz. Nicht ihr Wille, nicht ein schuldbeflecktes Leben hatte das Unglück an ihre Schritte gebannt. Ein mächtigeres Geschick war es, was der rohe Haufe nie erkennt, der Die trägt mit dem Stolze der Unschuld. Nur eines war ihr heilig auf Orkney, Liotus Asche, und als man ihr diese weigerte, wandelte sie Thränenlos dem Strande zu, bestieg, die beleidigten Götter anrufend, das Schiff und fuhr ihrem Vaterlande zu mit der Ruhe, die uns ergreift, wenn wir schuldlos Alles verloren und darum nichts mehr zu verlieren haben.

*) Gott der Stärke, Kühnheit und Unerschrockenheit; den Kriegern hold, doch verschieden vom Gott des Krieges.

Durch sie erhielt Olaf, König von Norwegen, Kunde von der Macht der orkadischen Grafen. Olaf predigte damals dem Norden das Kreuz mit Feuer und Schwert. Was St. Servan nicht gelungen war auf Orkney, das wollte er vollbringen. Mit mächtiger Flotte ging er an die Ufer der Orkaden, und lud Sigurd, unter dem Vorgeben zu gemeinschaftlicher Kriegs-Unternehmung ein Bündniß zu schließen, auf die norwegischen Schiffe. Sigurd kam mit großem Gefolge, und Olaf, selbst das Schwert auf ihn zückend, ließ ihm nur die Wahl zwischen augenblicklichem Tode oder Aenderung des Glaubens. Sigurd mußte das Kreuz nehmen mit seinem ganzen Volke. Die Priester flohen auf die Berge, Alles lag unter dem Schrecken gefangen. Olaf behielt Geisseln. Doch als diese umgekommen, als die Norweger heim gekehrt waren, kehrten auch die alten Priester zurück in die Ebenen und mit ihnen die alten Götter.

Von Norwegen aus fürchtete Sigurd jetzt nichts; rasten konnte er nicht; so ging er nach Irland, Theil zu nehmen an einem Kriege, der zwischen mehrern kleinen Königen auszubrechen drohte.

Audna hatte ihn warnen lassen, denn die Nornen*) waren ihr erschienen und Skuld**) hatte ihr vertraut: Alfadur***) zürne ihrem Sohne, daß er die fremde Lehre des Norwegers vorgezogen einem rühmlichen Tode und habe den Walkyren†) Befehl gegeben, zu weben das Gewebe des Todes für Sigurds nächste Schlacht.

Sie sah im Geiste den Letzten des Stammes ihres Gemahls, ihren Einzigen sinken, sie konnte sein Leben nicht wünschen bei seinem Abfall und so war ihr der letzte Schimmer ihres einst glänzenden Glücks untergegangen.

Sie fürchtete Sigurd zu sehen, sie sehnte sich ihn zu umarmen, es graußte ihr vor dem Todtgeweihten, doch warnen mußte das Mutterherz, wahr sprechen die Seherin. Als sie einst dastand im Glanze ihrer Halle, um den Fragenden das dunkle Geschick zu deuten, trat ein Fremder ein in orkadischen Farben. Es war Hlodvers Gestalt, doch anstatt der milden Bläue der Augen blitzten zwei Flammen, drohend war sein Gang, stolz seine Haltung. Sigurd war es, der zu der Halle kam, die ihn gebahr. Kaum konnte Audna sich halten, schnell gebot sie den Fragenden, sich zu entfernen, dann eilte sie dem Sohne in die Arme. Vor Allem fragte sie nach dem fremden Glauben, scheu und leise, als ob die Gebilde der innern Halle es nicht hören sollten, und erst als sie vernahm, daß Sigurd wieder an den alten Göttern hange, zog sie ihn zu dem Todtenhügel seines und ihres Vaters. Bei der vereinigten Asche Beider bat sie den Sohn: in keine Schlacht zu gehen, bevor die Götter versöhnt seyen; sie erzählte ihm ihr Gesicht, sie beschwor ihn. Was ist ein Herrscher ohne Heer, antwortete er, ein Heer ohne Schlacht? In meinem Herzen entsagte ich dem Glauben der Väter nie, ich lebte, um mich zu rächen; erst ziehe ich gegen Brian, König von Dublin, dann gegen Olaf. Kommen die Walkyren zu tödten, so kommen sie auch, mich nach Walhalla zu geleiten, zu dem bebenden Throne††) Odins, ich werde dann bei meinen Vätern ehrenvoll sitzen. Auch schützt mich mein Reafan, den du mir gabst und Raguhild wob. Umsonst blieb so die Bitte der Mutter. Sein bisheriges Glück, Kriegslust und große Versprechungen des Königs Sercebards lockten Sigurd. Dieser König zog um der schönen Kormlod†††) willen gegen Brian und gelobte Sigurd, dann wiederum mit ihm gegen Olaf zu kriegen. Der Reiz war zu mächtig. Er riß sich aus den Armen der Mutter und brauchte nur die Vorsicht: seinen liebsten Freund Harcus zurück nach den Orkaden zu senden, um Hülfe zu bringen, wenn er Botschaft sende. Feierlich mußte er Harcus versprechen: dieser solle der erste seyn, der Nachricht erhalte vom Ausgange der Schlacht.

So kehrte Harcus zu den Orkaden, Sigurd zog gegen Brian, Audna hüllte sich in Trauer und versuchte es, Odin zu bewegen durch doppelte Opfer. Sie wußte als Seherin, daß der Sohn nimmer wiederkehre, doch die Liebe der Mutter widersprach und flehte laut. Ugan konnte sie nicht mehr trösten. Sterbend drückte er eben ihre Hand an seine matt schlagende Brust. Dann sprach er langsam: ich werde den kalten Erden-Hügel nicht sehen, der sich zwischen das Herz der Mutter und

*) Schicksals-Göttinnen.

**) Die jüngste derselben (Zukunft).

***) Der höchste Gott, Vater Odins.

†) Sie führten die dem Tode Bestimmten und tapfer Gefallenen nach Walhalla. Ihre Zahl findet sich bald auf 3, bald auf 12, 14 und sogar auf 24 angegeben. Sie waren sehr reizend, mit Schwanenfedern geschmückt, bewaffnet. Ihr Name kommt von Walur, tödten in der Schlacht, und Kyria (küren) wählen.

††) Die Skandinavier nannten ihn Hlidskialf.

†††) Der isländische Dichter Thorgils-Orraskald erwähnt ihrer.

des Sohnes legt. Mein Auge hüllt sich ein, folge mir bald dorthin, wo auch dein Auge sich schließt vor allen Thränen, wo lichte Gewölke den Kummer bedecken, und die Sterne den ewigen Tag umkränzen im strahlenden Glanze. Schlafe du wohl und wenn ich schlafe, gehe zu Darradus. — Er verschied sanft. Seine Seele war schon bei den Seligen, noch wie er lebte. Alles stirbt, sagte Audna voll Schmerz, und legte mit Möddan den Leichnam auf den heiligen Holzstoß. Herrlich stieg die Flamme zum Aether: rein, wie Ugans Daseyn war. Seinen Hügel häufte Audna am Ausgang der Höhle, wo das Tageslicht durch die Spalten der Felsen fiel und wo er stets gern im Leben geweilt hatte. Dann ging sie zu seinem Freunde Darradus, wie er gewollt hatte.

Entsetzt trat dieser aus seiner Felsen-Halle ihr entgegen, nahm sie schweigend bei der Hand und führte sie zu einem Berge. Durch einen ungeheuren Riß desselben erblickten sie im Innern einer nach der andern Seite sich öffnenden Höhle die schrecklichen zwölf Jungfrauen. Webend sangen sie. Es waren die Schwestern, die Odin gesendet hatte, um die Todes-Opfer der Schlacht zu erkiesen, die Sigurd eben schlagen wollte. Der Sturm raste in diesen Höhlen. Audna hörte Geklirr der Helme, Pfeile, Lanzen und Schwerter und mitten durch den fürchterlichen Gesang, der da verkündete, was sie einwoben in das Schicksal-Geflechte. Tradition und Geschichte*) haben ihn aufbehalten.

In unendlicher Ferne
Von erblassenden Sternen
Ziehen wir fürder mit gewaltiger Macht,
Wo Tag durch Wolken von Pfeilen wird Nacht.

Hier rüstet den Werkstuhl des Schicksals in Eile,
Wo die Windsbraut toset, die Sonne erblich,
In den Lüften rasselt so fürchterlich
Der eiserne Hagel todbringender Pfeile,
Hier trinken den blutigen Regen die Halden;
Auf, Schwestern! den Werkstuhl der Schlacht zu bereiten.

Herbei durch die Lüfte
Ihr Gespielen der Grüfte!
Dort treffen sich Helden in eiserner Schlacht
Und wen wir erwählen, versinket in Nacht.

Wir spannen, gemessen, auf blinkende Lanzen
Die dämmernden Fäden, wir wirken, wir weben
Der Krieger Verhängniß, im Tode, im Leben,
Indeß sie den klingenden Waffentanz tanzen.
Heut weben wir Tod auf blutigen Pfaden
Dir Sigurd; Verderben dem Land der Orkaden.

So wachse Gewebe, bei Zaubergesängen
Aus Eingeweiden von Menschen gemacht,
Die blut'gen Gewichte, die bebend dran hängen,
Sind zuckende Häupter vom Schlachtfeld gebracht.

Durch Fäden von Lanzen fahr hin, fahr zurücke
Du Schiffchen aus Dolchen mit Herzblut getränket;
Die zitternden eine, zum Tode gesenket;
Halt mächtig zusammen das düst're Gestricke,
Du Schwert, was Könige vor tausend Jahren,
In Schlachten trugen, eh' unser sie waren.

Komm Hildur, komm Schwipul,
Sángryd und Hörthrimul!
Jungfräuliche Schwestern, mit furchtbaren Händen,
Des Todes Zauber-Gewebe zu enden.

Horch! hoch durch die Lüfte sie kommen gezogen,
Es splittern die Lanzen, die Helme erklingen,
Die Schilde ertönen, die Panzer zerspringen,
Die Pfeile fliegen tödtend vom Bogen,
Sobald die Sonne blutroth versinkt
Und Odin gebietend aus Wolken uns winkt.

Mit höh'rer Gewalt dem sinkenden Feinde,
Der Unsrigen Schwerter durchbohren den Schild;
Wir aber schirmen auf Irlands Gefild
Vor tödtlichen Lanzen des Göttlichen Freunde.

Und webend das düst're Gewebe des Krieges,
Schwingen wir rasch die Flügel zur Haide,
Dorthin in's Getümmel, den Freunden zur Seite,
Und flechten und bringen die Krone des Sieges,
Den Todten öffnen wir goldene Hallen,
Wenn tapfer sie kämpfen, wenn tapfer sie fallen.

Auf des Geschickes Pfade weiter zu schreiten
Müssen wir fort und rufen euch laut
Gordula, Gunnur! die Schilde zu breiten
Ueber den König, euch sey er vertraut.

Es wächset furchtbar das Gewebe der Schlacht.
Doch können wir tödten, wir können auch wahren,
Der König muß leben, trotz allen Gefahren,
Wir führen die Zügel des Kampfes, der Macht.
Die tapferen Fremden, gekommen zum Streite,
Nie kehren sie heim, ihr Grab sey die Haide.

Es küssen den Staub, dem Tyr eine Beute,
Furchtlose Helden im Gewande von Stahl,
Doch größer noch fällt dem Tode wohl heute
Der feindliche Führer nach Odins Wahl.

Das Feld ist geröthet. Und Eirin berührt
Und Orkney nun bald unendliche Schmerzen;
Verloschen ihres Ruhms helleuchtende Kerzen,
Zerstreut sind die Heere, und der sie geführet,
Er wird mit all' seinen Helden erschlagen.
Den Tag wird Orkney auf immer beklagen.

Auf zertretener Haide ruht blutiger Schrecken,
Sein Wiederschein röthet der Wolken Gebild;
Die kehrende Sonne muß Dunkel bedecken
Daß unser prophetisches Wort sich erfüllt. —

Nun ist das Schlachten-Gewebe gewoben. —
Jetzt rastet, Schwestern! das Werk sey vollbracht.
Die unten versunken in düstere Nacht
Laßt tragen uns zu den Hallen dort oben;
Heil singen dem Sieger mit jubelnden Tönen,
Triumph dem König, dem jugendlich Schönen.

Ihr aber, die ihr lauschtet den Geister-Gesängen,
Und saht das Gewebe von höherer Hand,
Ihr sollt das Lied mit goldenen Klängen
Tragen in des Sanges ewiges Land.

Denn wir, wir zerreißen, was blutig gewoben,
Und müssen vollbringen in nächtlicher Schlacht,
Was hier wir, wirkend, im Zauber gemacht;
Sind bald in der Lüfte Bahnen zerstoben.
Auf! Jede besteige ihr rabenschwarz Pferd
Und schwinge zum Tödten das blitzende Schwert.

Während des Sanges blickten die Schwestern seitwärts nach den Lauschenden, und als sie geendet hatten, zerrissen sie mit fürchterlichen Tönen das entsetzliche Gewebe in Stücke. Jede von ihnen nahm ihren Theil, schwang sich auf ihr luftiges Roß, hin nach der Schlacht zu, um dort die Fäden des Geschickes zu entwirren, von ihnen gewoben mit unaufhaltbarem Arm.

Audna war tief erschüttert. Dem Tode des Sohnes galt das Gewebe. Ohne Laut wandte sie sich von Darradus, in Schmerz versunken erreichte sie ihre Halle, die sie schloß vor der Menge der Fragenden. Am dritten Tage sah sie in dem gesenkten Blicke Moddans die Bestätigung dessen, was sie aus dem Munde der Walkyren schon wußte. Sie zwang ihn zu erzählen.

Anfangs hatte Sigur die Dubliner vor sich her getrieben, wo er sie fand; doch das war nur versteckter Rückzug des Königs Brian, denn bei Clontarf stieß das vereinigte Heer auf die Stärke des Feindes und auf allen Bergen rings um sie her regte es sich auf einmal von Kriegern Brians. Sigurd und seine Verbündeten waren umringt. Er sammelte seine Krieger, zeigte ihnen selbst rings die Feinde und ihre Stärke, rief jenen zurück was sie gethan, entflammte ihren Muth, und ließ das Panier seiner Siege ihnen vortragen, was ihm stets zum Ruhme vorangegangen war. Er versicherte ihnen: das Glück sey an diese Standarte gefesselt, so lange sie wehe. Er selbst wählte sich den stärksten feindlichen Punkt, und so wie die Mitternacht sich herabgesenkt hatte mit ihren Grauen, begann die Schlacht, anfangs mit stillem Mord, dann mit lautem Geheul und unter dem Gesange der Barden.

Wo Sigurd kämpfte, wich Alles vor ihm, doch nicht alle Verbündeten stritten wie die Orkader und die Dunkelheit hatte verhindert zu sehen, daß jenes Panier, welches stets den Träger bald nach Walhalla sendete, gesunken war. Das Glück wendete sich. Die Tapferkeit der Schaaren Sigurds ward erdrückt in der Menge der von allen Seiten eindringenden Feinde. Zu spät vermißte er seine Fahne, sie wehte hoch in den Reihen der Dubliner, als der Tag dämmernd hereinbrach. Von ihrem Besitz hing Leben und Schicksal ab. Er sammelte noch einmal die Besten, die um ihn kämpften, und was er zusammen-

*) Der Dänische Geschichtschreiber Torfeus gibt ihn zum Theil in der Ursprache und lateinisch.

treffen konnte für den entscheidenden Moment. Mit der letzten Kraft stürzten sich die Orkader nach dem Haufen, wo tief in der Mitte der Feinde der schwarze Vogel Raguhild wehte. Die Barden sangen den Gesang des Todes und ermunterten, selbst kämpfend, zu Eroberung des Zauber-Paniers. Der Verzweiflung mußte weichen, sterben, was sich entgegen warf. Wunder der Tapferkeit verrichteten die orkadischen Satelliten, vor allen die Isländer Helge und Karius, der einen Speer, auf den Grafen gerichtet, im Fluge auffing und ihn, Tod bringend, auf seinen Besitzer Hundius zurückschleuderte. Sigurd selbst war der Erste, der die heilige Fahne erreichte. Seine Rechte hieb den Fahnenträger nieder, er faßte mit der Linken die sinkende tödtliche Fahne, doch in dem Augenblicke durchstieß auch König Brian mit seinem Speer die tapfere Brust Sigurds. Er sank und mit ihm die Fahne, die ihn deckte. Ihm folgten die Barden und Tapfersten in den Tod, auch der König, sein Verbündeter, blieb, und nur Wenige erreichten die Stadt Kiawalas.

So war ich bestimmt die letzte meines Stammes zu seyn! rief Audna, winkte Moddan zu gehen und verhüllte sich tief in ihr weites Gewand. Er ging, und ehe die Sonne des andern Tages die Gipfel der Felsen erhellte, weckte ihn die Ankunft einer Menge Orkaden, die Sigurd zu Hülfe ziehen wollten.

Dieser hatte seinem Waffengenossen Harcus Wort gehalten, denn als die Schlacht bei Clontarf auf Irland geschlagen wurde, erblickte Harcus auf Orkney seinen Grafen an der Spitze eines Haufens ohnfern seiner Wohnung geritten kommen. Schnell rief Harcus nach seinem Pferde, um zu Sigurd zu stoßen, saß auf in Hast und die er gerufen hatte, ihn zu begleiten, sahen ihn und den Grafen reiten, zusammen stoßen, sich umarmen, trennen, wieder vereinen, bis der ganze Trupp vor den Augen der Angehörigen des Harcus einen Berg hinaufsprengte und in den Lüften zerrann, daß keine Spur sich fand von Sigurd und Harcus und ihren Gefährten und Rossen.

Das verbreitete tödtliches Schrecken auf den Orkaden. Verstärkung ging auf der Stelle ab nach Irland und die Führer derselben traten eben in die Halle Audnas, um nach Nachrichten von Sigurd zu fragen. Moddan erzählte auch ihnen die Niederlage des verbündeten Heeres, den Tod des Grafen. Die Orkaden wollten jetzt wenigstens Audnan fragen: ob sie zurück kehren sollten? und hießen Moddan, sie vorzuführen. Doch dieser fand das Lager seiner Herrin leer; ihm ahnete das Schlimmste. Er rief den Orkaden, sie zündeten Fackeln an und suchten nach der Seherin. Vergebens setzten sie über das Gewässer, vergebens drangen sie an das Ende der Höhle. Sie mußten sich wenden. Als sie zurück fuhren über den dunkeln Strom, löschte ein leichter Luftzug, rauschend wie Gewand, ihre Leuchten. Eiskalter Schrecken überfiel sie und das Ruder entsank ihren Händen, als sie jenseits des Wassers Audnan stehen sahen. Ihr weites, schneeiges Gewand theilte glänzend die tiefe Finsterniß, ihre Augen strahlten mild, das weiße stille Angesicht sah freundlich über die dunkeln Wellen auf die entsetzten Gestalten, zu sich winkte langsam die bleiche rechte Hand, in der Linken hielt sie eine Fackel, abwärts gesenkt, doch leuchtend. Als sie wieder und immer wieder winkte, ging der Kahn, ruderlos, langsam von den Wellen getragen, vorwärts. Endlich faßte Moddan Muth. Er zuerst stieg aus dem Fahrzeug, dann die Gefähren. Lautlos schlichen sie der Lichtgestalt nach, die sie kundig den langen Weg führte durch alle die Hallen und Gänge. Die Grabgestalt nahm die Richtung nach dem Grabe zu, was die Urnen Kiawallas und Hlodvers vereinte. Als sie dies erreicht hatte, entfiel ihrer Hand die leitende Fackel, sie aber zerfloß in lichten Aether, die Leuchte noch verdunkelnd im Entschweben.

Matt glomm die Fackel auf dem Hügel. Bald erlosch auch sie. Niemals kehrte Audna wieder. Sie war zu den Ihren gegangen, spurlos. Am Hügel des Geliebten endete ihr Pfad, denn die schöne Ewigkeit ziehet alles Theure nach in ihren Aether, von Sternen berührt.

Salomon Geßner

ward am 1 April 1730 in Zürich geboren, wo sein Vater als Mitglied des großen Rathes und Begründer der Geßnerschen Buchhandlung lebte. Da er als Knabe hinter allen seinen Mitschülern zurück blieb, so ward er einem benachbarten Landprediger zur Erziehung übergeben. Bei der vortrefflichen Behandlung dieses wackeren Mannes, entwickelten sich seine glücklichen Fähigkeiten sehr schnell und erregten das Erstaunen Aller die ihn früher gekannt hatten. Nachdem er das gehörige Alter erreicht hatte, sandte ihn sein Vater nach Berlin, um dort die Buchhandlung zu erlernen; er zeigte jedoch einen entschiedenen Widerwillen gegen diesen Stand und beschäftigte sich so ausschließlich mit Malerei und Poesie, daß seine Eltern ihm endlich gestatteten, ganz seiner Neigung zu leben. Er kehrte nach längerem Aufenthalt in Berlin und Hamburg in seine Vaterstadt zurück, ward daselbst Mitglied des großen Rathes und lebte hochgeachtet als Maler, Dichter, Kupferstecher und Buchhändler bis an seinen am 2 März 1787 durch einen Schlagfluß bewirkten Tod.

Von ihm erschien:

Schriften. — Zürich, 1762. 4 Thle. — 1772. 5 Thle. — 1774. 5 Thle. — 1777. 2 Bde in 4. — 1782. 5 Thle. 1788. 2 Thle. 1789, 1795, 1801, 1810, 1818. 3 Thle.—

Dieselben enthalten:

Der Tod Abels in fünf Gesängen. — Der erste Schiffer, in 2 Ges. — Daphnis, in 3 Büchern. — Evander und Alcinna, ein Schäferspiel. — Erast. — Ein Gemälde aus der Sündfluth. — Der Wunsch. — Die Nacht. — Die Gegend im Grase. — Der Frühling. — Idyllen. — Vermischte Gedichte. — Brief über die Landschaftsmalerei. —

Geßner ist einer der wenigen deutschen Dichter, welche die Idylle mit Erfolg behandelten. Der Beifall, den er zu seiner Zeit, im Auslande verhältnißmäßig noch stärker als in seinem Vaterlande, fand, war überaus groß, und konnte unmöglich von Dauer seyn. Jetzt wird er bei uns kaum noch gelesen und viele Kunstrichter unserer Zeit haben sich entschieden gegen ihn ausgesprochen und betrachten sein Streben als ein gänzlich verfehltes. — Das Richtige liegt, wie immer, in der Mitte. Er war kein großer Dichter, aber er besaß ein angenehmes Talent der Nachbildung und würde in seinen Hirtenpoesieen weit mehr erreicht haben, wenn er eine tüchtige Wirklichkeit mit poetischem Sinn und Blick reproducirt hätte, statt eine ideale Unschuldswelt zu erfinden, der es an Kraft und Gehalt mangelte und die durch ihre beständige Zartheit und Feinheit auch den empfindendsten Leser zuletzt ermüden mußten. Es ist zu viel Oberflächlichkeit, zuviel Spielerei und zu wenig Mark in seinen Gestaltungen, obgleich er auf der anderen Seite Alles geleistet hat, was sich in dieser von ihm neu geschaffenen aber höchst beschränkten Gattung nur erdenklicherweise hervorbringen ließ. — Seine Sprache ist dem Inhalte seiner Leistungen angemessen, zart und elegant, aber beides Letztere zu sehr, um nachhaltig wirken zu können. Man kann mit Recht jenen geistreichen französischen Ausspruch auf ihn anwenden: Il est grand dans son genre, mais son genre est infiniment petit. —

Lycas,

oder

die Erfindung der Gärten.

Jetzt schließt uns der stürmende Winter ins Zimmer, und Wirbelwinde durchwühlen den silbernen Regen der Flocken. Jetzt soll mir die Einbildungskraft den Schatz von Bildern

*) Aus: S. Geßners Schriften. Zürich 1762.

öffnen, den sie in dem blumigen Lenz und in dem schwülen Sommer und in dem bunten Herbst sich gesammelt; aus ihnen will ich jetzt die schönsten wählen, und für dich, schöne Daphne! in Gedichte sie ordnen. So wählt ein Hirt seinem Mädchen zum Kranze nur die schönsten Blumen. O daß es dir gefalle! wenn meine Muse dir singt, wie in der Jugend der Tage ein Hirt der Gärten Kunst erfand.

Das ist der Ort, sprach Lycas, der schöne Hirt; hier unter diesem Ulmbaum ist's, wo gestern, als die Sonne wich, die schöne Chloe mir die ersten Küsse gab; hier stundst du und seufztest, als meine zitternden Arme dich umschlangen, als meine stockende Stimme meine Liebe dir sagte, und mein pochendes Herz und meine Thränen im Auge. O da, Chloe! da entsank dein Hirtenstab der zitternden Hand; da sankst du an meine bebende Brust. Lycas! so stammeltest du, o Lycas! ich liebe dich! Ihr stillen Büsche, ihr einsamen Quellen seyd Zeugen, euch hab' ich meine Liebe geklagt; und ihr, ihr Blumen, ihr tranket meine Thränen wie Thau!

O Chloe! wie bin ich entzückt! Welch unaussprechliches Glück ist die Liebe! Hier dieser Ort sey der Liebe geheiligt! Ich will um die Ulme her Rosenstauden pflanzen, und die schlanke Waldwinde soll sich an ihrem Stamm hoch hinaufschlingen, mit den weißen purpurgestreiften Blumen geschmückt. Ich will hieher den ganzen Frühling sammeln; die schöne Saatrose will ich hier bei der Lilie pflanzen. Ich will auf die Wiesen und auf die Hügel gehen, und will ihnen die blumigen Pflanzen rauben; die Viole und die Nelke, und die blaue Glockenblume, und die braune Scabiose, alles, alles will ich sammeln; dann soll es seyn wie ein Hain voll Gerüche; und dann will ich um den Blumenhain her die nahe Quelle leiten, daß er zur kleinen Insel wird; und rings umher will ich einen Zaun von Dorngebüschen und von wilden Rosen pflanzen, daß die Ziegen und die Schaafe die Blumen nicht verwüsten. O dann kommet, ihr, die ihr der Liebe lebt, seufzende Turteltauben! kommt dann im Wipfel der Ulme zu klagen; und ihr, ihr Sperlinge! verfolgt euch durchs Rosengebüsch, und singt von wiegenden Aesten; und ihr, ihr bunten Schmetterlinge! haschet euch im Blumenhain, und paart euch auf wankenden Lilien.

Dann sagt der Hirt, der vorübergeht, wenn ihm die Zephire die Gerüche weit her entgegentragen: Welcher Gottheit ist dieser Ort heilig? Gehört er der Venus, oder hat ihn Diana so schön geschmückt, um müde von der Jagd hier zu schlummern?

Palemon.

Wie lieblich glänzet das Morgenroth durch die Haselstaude und die wilden Rosen am Fenster! Wie froh singet die Schwalbe auf dem Balken unter meinem Dach, und die kleine Lerche in der hohen Luft! Alles ist munter, und jede Pflanze hat sich im Thau verjünget. Auch ich, auch ich scheine verjünget; mein Stab soll mich Greis vor die Schwelle meiner Hütte führen: da will ich mich der kommenden Sonne gegenüber setzen, und über die grünen Wiesen hinsehn. O wie schön ist alles um mich her! Alles, was ich höre, sind Stimmen der Freude und des Danks. Die Vögel in der Luft und der Hirt auf dem Felde singen ihr Entzücken; auch die Heerden brüllen ihre Freude von den grasreichen Hügeln und aus dem durchwässerten Thal. O wie lang, wie lang, ihr Götter! soll ich noch eurer Gütigkeit Zeuge seyn! Neunzigmal hab' ich jetzt den Wechsel der Jahreszeiten gesehn; und wann ich zurückdenke, von jetzt bis zur Stunde meiner Geburt — eine weite liebliche Aussicht, die sich am Ende, mir unübersehbar in reiner Luft verliert — o wie waltet dann mein Herz auf! Ist das Entzücken, das meine Zunge nicht stammeln kann — sind meine Freudenthränen, ihr Götter! nicht ein zu schwacher Dank? Ach! fließet, ihr Thränen! fließet die Wangen herunter! Wenn ich zurücksehe, dann ist's, als hätt' ich nur einen langen Frühling gelebt; und meine trüben Stunden waren kurze Gewitter; sie erfrischen die Felder, und beleben die Pflanzen. Nie haben schädliche Seuchen unsere Heerden gemindert; nie hat ein Unfall unsere Bäume verderbt, und bei dieser Hütte hat nie ein langwierig Unglück geruhet. Entzückt sah' ich in die Zukunft hinaus, wenn meine Kinder lächelnd auf meinem Arm spielten, oder wenn meine Hand des plappernden Kindes wankenden Fußtritt leitete. Mit Freudenthränen sah' ich in die Zukunft hinaus, wenn ich diese jungen Sprossen aufkeimen sah'. Ich will sie vor Unfall schützen, ich will ihres Wachsthums warten, sprach ich; die Götter werden die Bemühung segnen; sie werden emporwachsen und herrliche Früchte tragen, und Bäume werden, die mein schwaches Alter in erquickenden Schatten nehmen. So sprach ich, und drückte sie an meine Brust; jetzt sind sie voll Segen emporgewachsen, und nehmen mein graues Alter in erquickenden Schatten. So wuchsen die Aepfelbäume und die Birnenbäume, und die hohen Nußbäume, die ich als Jüngling um die Hütte her gepflanzt habe, hoch empor; sie tragen die alten Aeste weit umher, und nehmen die kleine Wohnung in erquickenden Schatten. Dieß, dieß war mein heftigster Gram, o Mirta! da du an meiner bebenden Brust in meinen Armen starbest. Zwölfmal hat jetzt schon der Frühling dein Grab mit Blumen geschmückt. Aber der Tag nahet, ein froher Tag! da meine Gebeine zu den deinen werden hingelegt werden; vielleicht führt ihn die kommende Nacht herbei! O! ich seh' es mit Lust, wie mein grauer Bart schneeweiß über meine Brust herunter wallet. Ja, spiele mit dem weißen Haar auf meiner Brust, du kleiner Zephir! der du mich umhüpfest; es ist es so werth, als das goldene Haar des frohen Jünglings, und die braunen Locken am Nacken des aufblühenden Mädchens. O dieser Tag soll mir ein Tag der Freude seyn! Ich will meine Kinder um mich her sammeln, bis auf den kleinen stammelnden Enkel und will den Göttern opfern. Hier vor meiner Hütte sey der Altar. Ich will mein kahles Haupt umkränzen, und mein schwacher Arm soll die Leier nehmen; und dann wollen wir, ich und meine Kinder, um den Altar her Loblieder singen. Dann will ich Blumen über meine Tafel streuen, und unter frohen Gesprächen das Opferfleisch essen.

So sprach Palemon, und hub sich zitternd an seinem Stab auf, und rief die Kinder zusammen, und hielt den Göttern ein frohes Fest.

Die Erfindung des Saitenspiels und des Gesanges.

In der ersten Jugend der Tage, da die wenigen Bedürfnisse der Unschuld und die Natur unter den noch unverdorbenen Menschen die jungen Künste erzeugten, da lebt' ein Mädchen; in denselben Tagen war keines so schön, keines war so zärtlich gebildet, die Schönheiten der Natur zu empfinden. Freudenthränen begrüßten das Morgenroth und die schöne Gegend, und Entzücken das Abendroth und den Schimmer des Monds. Damals war der Gesang noch ein regelloses Jauchzen der Freude. Sobald der frühe Hahn von der Hütte rief, daß der Morgen da sey — denn da hatten sie sich zur Freude schon gesellige Thiere mit Speise vor die Hütte gewöhnet — dann ging sie unter ihrem schützenden Dach hervor; ein Dach von Schilf und Tannenästen, an den Stämmen nahe stehender Bäume befestigt; da wohnte sie im Schatten, und über ihr, in den dichtbelaubten Aesten, die singenden Vögel. Sie ging dann hinaus, die Gegend zu sehn, wie sie im Thau glänzt, und den Gesang der Vögel im nahen Hain zu behorchen. Entzückt saß sie dann da und horchte, und suchte ihren Gesang nachzulallen. Harmonischere Töne flossen jetzt von ihren Lippen, harmonischer, als noch kein Mädchen gesungen hatte; was ihre liebliche Stimme von eines jeden Gesang nachahmen konnte, ordnete sie verschieden zusammen. Ihr kleinen frohen Sänger! (so sprach sie mit singenden Worten) Wie lieblich tönt euer Lied von hoher Bäume Wipfeln und aus dem niedern Strauch! Könnt' ich dem glühenden Morgen so lieblich wechselnde Töne entgegensingen! O! lehrt mich die wechselnden Töne, dann sing' ich mein sanftes Entzücken mit euch dem frühen Sonnenstrahl. So sang sie, und unvermerkt schmiegten ihre Worte sich harmonisch in sylbentönendem Maas nach ihrem Gesange; voll Entzücken bemerkte sie die neue Harmonie gemessener Worte. Wie glänzt der gesangvolle Hain! so fuhr sie erstaunt fort; wie glänzt die Gegend umher im Thau! O du, der dieses alles schuf! Wie bin ich entzückt! Jetzt kann ich mit lieblichern Tönen dich loben, als meine Gespielen. So sang sie, und die Gegend behorchte entzückt die neue Harmonie, und die Vögel des Haines schwiegen und horchten.

Alle Morgen ging sie jetzt, die neue Kunst zu üben, in den Hain. Aber ein Jüngling hatte sie schon lange in dem Haine behorcht; entzückt stund er dann im deckenden Busch, und seufzt' und ging tiefer in den Hain, und suchte ihr Lied nachzuahmen. Einstmals saß er staunend unter seinem Schilfdach, auf seinen Bogen gelehnt; denn er hatte die Kunst, den Bogen zu führen, erfunden, um die Raubvögel zu tödten, die seine Tauben ihm raubten, denen er auf dem nahen Stamm ein Haus von schlanken Weidenästen geflochten hatte. Was ist das, so sprach er, das aus meinem Busen heraufseufzt, das so bang in meinem Herzen sitzt? Zwar wechselt es ab mit Entzücken und mit Freudenthränen, wenn ich das Mädchen im Hain sehe, und seinen Gesang höre; aber wenn sie weg ist, o dann, dann sitzt Schwermuth in meinem Busen! Ach! was ist es, das aus meinem Busen heraufseufzt? Indeß spielte seine Hand mit der angespannten Saite des Bogens, und ein lieblicher Ton ging von der Saite, und der Jüngling horchte und

wiederholt' erstaunt den Ton. Dann staunt' er, und dacht', eine neue Erfindung zu entwickeln, tief nach, und dann spielt, er wieder mit der angespannten Saite des Bogens, von den Gedärmen der Raubvögel geflochten. Aber jetzt sprang er auf, und fing an, Stäbe zu schneiden; zwei lange Stäbe und zwei kürzere; und die zwei kürzern befestigt' er unten und oben gegen die zwei längern Stäbe, und spannte, zwischen den zwei längern, Saiten an die kürzern fest. Izt hub seine Hand an zu spielen; und da bemerkt' er die liebliche Verschiedenheit der Töne, der schwächern und stärkern Saiten; dann band er sie wieder los, und ordnete verschiednere Saiten in eine harmonischere Reihe, und jetzt hub er an zu spielen, und voll Freude zu hüpfen.

Jetzt ging der Jüngling, so oft der Morgen kam, die neue Kunst zu üben, in den dichten Hain, und suchte zu den Liedern, die er dem Mädchen im Hain abgehorchet hatte, harmonisch begleitende Töne auf seinen Saiten. Aber man sagt, er habe lange umsonst gesucht, und viele Töne haben den Gesang nicht begleiten wollen; aber ein Gott sey im Hain ihm erschienen, und habe die Saiten der Leyer harmonisch geordnet, und seine Lieder ihm vorgespielt. Bei jedem Morgenroth sucht' er jetzt das Mädchen im Hain, und lernte neue Lieder, und ging dann an die Quelle zurück, auf seiner Leyer sie nachzuspielen.

An einem schönen Morgen saß das Mädchen im Hain; mit Blumen bekränzt saß es da, und sang: Sey gegrüßt, liebliche Sonne! hinter dem Berg hervor; schon beglänzen deine Strahlen der Bäume Wipfel auf den hohen Hügeln, und der frohen Lerche hoch schwebendes Gefieder. 'Dir singen die Vögel des Hains entgegen, und — jetzt schwieg sie, und sah aufmerksam umher: Welche liebliche Stimme mischet sich in meinen Gesang? (so rief sie erstaunt) Sie begleitet jeden Ton meines Gesanges! Wo bist du? — Warum schweigest du, Lied? Singe, liebliche Stimme! Bist du ein gefiederter Bewohner dieses Hains, o so schwinge die Flügel hieher auf diesen Fichtenbaum, daß ich dich sehe und deinen Gesang höre! So sprach sie, und sah weit in den Wipfeln umher. Bist du schüchtern weggeflogen? Oder — diese Stimme hab' ich noch nie im Hain gehört — Wenn ich mich betrogen hätte? Mich täuscht doch kein Traum! ich will noch ein Lied singen: Seyd willkommen, liebliche Blümchen umher! Gestern waret ihr Knospen, jetzt stehet ihr offen da; euch grüßen die lieblichen Morgenlüfte, und die saugenden Bienchen, und der bunte Schmetterling; er flattert froh um euch her, und trinkt euern Thau. So sang sie, oft unterbrochen, und umherspähend; denn die Stimme hatte den Gesang wieder begleitet.

Jetzt stund sie schüchtern auf. Nein! ich habe mich nicht betrogen; jeden Ton hat die Stimme begleitet. So sprach sie, als der Jüngling aus dem Gebüsche hervortrat, mit Blumen bekränzt, die Leyer unter dem Arm. Lächelnd nahm er des schüchternen Mädchens Hand. O du schönes Mädchen! (sprach sein sanft lächelnder Mund mit lieblicher Stimme) Kein beflügelter Bewohner des Hains hat deinen Gesang nachgesungen. Ich war es, der deinen Gesang mit diesen Saiten begleitete. Alle Morgen ging ich in den Hain, deinen Gesang zu hören: und dann ging ich einsam tief in den Hain, die Lieder auf den Saiten zu singen. Und glaube, Mädchen! mich hat's ein Gott im Hain gelehrt. — Der flüchtige Blick des Mädchens stunde oft schüchtern über den Jüngling hin, und ruhete dann auf den Saiten. O schönes Mädchen! (fuhr der Jüngling fort, indem sein Auge schmachtend sie anblickte) wär' ich entzückt, wenn du mir vergönntest, mit dir in den Hain zu gehen, an deiner Seite sitzend, deinem Gesang mit diesen Saiten zu folgen! Jetzt sah' das Mädchen auf. Jüngling, so sprach es, such ihn ich, wenn dein Saitenspiel meine Lieder begleitet; lieblicher wird es seyn als der Wiederhall! Und jetzt komm mit mir unter mein schattiges Dach; denn die Mittagssonne brennet schon. Ich will in meinem düstern Schatten süße Früchte zum Mittagmahl dir auftischen, und frische süße Milch.

Jetzt ging der Jüngling mit dem Mädchen unter das Dach; und sie lehrten die Jünglinge und die Mädchen den Gesang und das Saitenspiel. Erst lange hernach ward es von der Flöte begleitet; denn Marsyas brachte die Flöte unter die Waldgötter, die die Erfinderin Minerva im gerechten Zorn über den Spott der Göttinnen in den Sand warf. Man pflanzte da zwei Bäume auf einem hohen Hügel dem Mädchen und dem Jüngling, und die spätern Enkel erzählten den Kindern in ihrem Schatten die Erfindung des Saitenspiels und des Gesanges.

Mirtil. Thyrsis.

Mirtil hatte sich in einer kühlen nächtlichen Stunde auf einen weit umsehenden Hügel begeben; gesammelte dürre Reiser brannten vor ihm in hellen Flammen, indeß daß er, einsam ins Gras gestrecket, mit irrenden Blicken den Himmel, mit Sternen besäet, und die vom Mond beleuchtete Gegend durchlief. Aber schüchtern sah' er sich jetzt um; denn es rauschte etwas im Dunkeln daher. Es war Thyrsis. Sey mir willkommen, sprach er; setze dich zum wärmenden Feuer; Wie kömmst du hieher; izt da die ganze Gegend schlummert?

Thyrsis. Sei mir gegrüßt! hätt' ich dich zu finden geglaubt, ich hätte nicht so lange gezaudert, den lodernden Flammen zu folgen, die im Dunkeln so schön ins Thal glänzen. Aber höre, Mirtil! jetzt, da des Mondes düstrer Schimmer und die einsame Nacht zu ernsten Gesängen uns locket, höre, Mirtil! ich schenke dir eine schöne Lampe, die mein künstlicher Vater aus Erde gebildet hat; eine Schlange mit Flügeln und Füssen, die den Mund weit aufsperrt, aus dem das kleine Licht brennt; den Schweif ringelt sie empor, bequem zur Handhabe. Dieß schenk' ich dir, wenn du mir die Geschichte des Daphnis und der Chloe singest.

Mirtil. Ich will dir die Geschichte des Daphnis und der Chloe singen, jetzt da die Nacht zu ernsten Gesängen lockt. Hier sind dürre Reiser; sieh du indeß, daß das wärmende Feuer nicht erlöschet.

Klaget mir nach, ihr Felsenklüfte! traurig töne mein Lied zurück, durch den Hain und vom Ufer!

Sanft glänzte der Mond, als Chloe am einsamen Ufer stund, sehnlich wartend; denn ein Nachen sollte den Daphnis über den Fluß bringen. Lange säumt mein Geliebter, so sprach sie; die Nachtigall schwieg und horchte die zärtlichen Accente. Lange säumt er: doch — horch' — ich höre ein Plätschern, wie Wellen, die wider einen Nachen schlagen. Kömmst du? Ja! — doch nein! — Wollt ihr mich noch oft betrügen, ihr plätschernden Wellen! O! spottet nicht des ungeduldigen Wartens des zärtlichsten Mädchens! Wo bist du jetzt, Geliebter? Beflügelt Ungeduld nicht deine Füße? wandelst du jetzt im Hain dem Ufer zu? O daß kein Dorn die eilenden Füße verletze, und keine schleichende Schlange deine Fersen! Du keusche Göttin, Luna oder Diana! mit dem nie fehlenden Bogen, streue von deinem sanften Glanz auf seinen Weg hin! O! wenn du aus dem Nachen steigest, wie will ich dich umarmen! — Aber jetzt, gewiß jetzt, jetzt trügt ihr mich doch nicht, ihr Wellen! O! schlaget sanft den Nachen! traget ihn sorgfältig auf euerm Rücken! Ach! ihr Nymphen! wenn ihr je geliebet habet! wenn ihr je wißt, was zärtliche Erwartung ist — Ich seh' ihn, sey mir gegrüßt! — Du antwortest nicht? Götter! — Jetzt sank Chloe ohnmächtig am Ufer hin.

Klaget mir nach, ihr Felsenklüfte! traurig töne mein Lied zurück, durch den Hain und vom Ufer!

Ein umgestürzter Nache schwamm daher, der Mond beschien die klägliche Geschichte. Am Ufer lag Chloe ohnmächtig, und eine schauernde Stille herrschte umher! Aber sie erwachte wieder, ein schreckliches Erwachen! Sie saß am Ufer! bebend und sprachlos, und der Mond verbarg sich hinter den Wolken; ihre Brust bebte von Schluchzen und Seufzen. Jetzt schrie sie laut, und die Echo wiederholte der trauernden Gegend ihr Geschrei, und ein banges Winseln rauschte durch den Hain und durch die Gebüsche; sie schlug die ringelnden Hände auf die Brust, und riß die Locken vom Haupt. Ach Daphnis, Daphnis! o ihr treulosen Wellen! ihr Nymphen! ach! ich Elende! ich zaudre, ich säume, den Tod in den Wellen zu suchen, die mir die Freude meines Lebens geraubt haben? So rief sie, und sprang vom Ufer in den Fluß.

Klaget mir nach, ihr Felsenklüfte! traurig töne mein Lied zurück, durch den Hain und vom Ufer!

Aber die Nymphen hatten den Wellen befohlen, sorgfältig sie auf dem Rücken zu tragen. Grausame Nymphen! rief sie, ach! zögert nicht meinen Tod! ach! verschlingt mich, Wellen! Aber die Wellen verschlangen sie nicht; sie trugen sie sanft auf dem Rücken, zum Ufer eines kleinen Eylandes. Daphnis hatte mit Schwimmen sich ans Eyland gerettet. Wie zärtlich sie ihm in die Arme sank und ihr Entzücken, o das kann ich nicht singen! zärtlicher als wenn die Nachtigall ihrem Gefängniß entfliegt; ihr Gatte hatte Nächte durch im Wipfel kläglich geseufzet; sie fliegt entzückt dem schauernden Gatten zu, sie seufzen und schnäbeln und umschlagen sich mit ihren Flügeln; aber jetzt tönt ihr Entzücken in Freudenliedern die stille Nacht durch.

Klaget jetzt nicht mehr, ihr Felsenklüfte! Freude töne jetzt vom Hain zurück und vom Ufer. Und du gieb mir die Lampe; denn ich habe dir die Geschichte des Daphnis und der Chloe gesungen.

Der Faun.

Nein für mich kein froher Tag! so rief der Faun, als er beim Morgenroth aus seinem Felsen taumelte. Seit mir die

schönste Nymph' entfloh', haß' ich den Schein der Sonne. Bis ich sie wieder finde, soll kein Epheukranz um meine Hörner sich winden, soll keine Blume rings um meine Höhle stehn; mein Fuß soll sie noch ehe sie blühen, zertreten; und meine Flöte soll — und diesen Krug soll er zertreten.

Sein Fuß zertrat, da kam ein andrer Faun; er hub den schweren Schlauch von seiner Schulter. Du rasest, du! rief er, und lachte; heut, an dem frohen Tag, Lyaeus Fest! Schnell wind' einen Epheukranz um deine Hörner, und komm zum Fest, dem besten Tag im Jahre!

Nein, für mich kein froher Tag, so sprach der Faun, ich schwöre! bis ich sie finde, soll kein Epheukranz um meine Hörner sich winden. O schwarze Stunde, da mir die Nymph' entfloh; sie floh' bis an den Fluß, der ihren Lauf jetzt hemmte. Unentschlossen stund sie da! ich bebte schon für Freude; schon glaubt' ich, das sträubende Mädchen mit starken Armen zu umfassen, als die Tritonen, o die verfluchten Räuber! sich aus dem Fluß erhoben, und die Nymph' um ihre Hüften faßten und dann, in die Hörner blasend, schnell mit ihr an das andre Ufer schwammen. Ich schwöre beim Styx! bis ich sie wieder finde, soll kein Kranz von Ephen um meine Hörner sich winden.

Und eine spröde Nymphe macht dir — so sagt der andre Faun, o ich muß lachen! — und eine spröde Nymphe macht dir so trübe Tage! Mir, Faun! mir soll die Liebe nicht eine trübe Stunde machen; nein, keine trübe Stunde! Versagt' mir diese den Kuß, dann hüpft' ich zu der andern hin. Ich schwör' es dir, Faun! meine Lippen sollen keine Nymphe mehr küssen, wenn mich Eine nur eine Stunde in ihren Armen behält, heut an dem frohen Fest; ich will sie alle lieben, alle will ich küssen. Kränke dich nicht, Faun! du bist noch jung und schön; schön ist dein braunes Gesicht, und wild dein großes schwarzes Aug', und dein Haar kräuselt sich schön um die krummen Hörner her; sie stehen aus den Locken empor, wie zwei Eichen aus dem wildesten Busch. Laß dich kränzen, Faun! hier ist das schönste Schoß, laß dich kränzen! Ich höre schon ferner ein wildes Geräusche von Thyrsusstäben, und Klapperschaalen und Flöten! Bücke dich her, das Geschrei kömmt schon nahe; schon kommen sie hinter dem Hügel hervor; laß dich kränzen! Wie stolz die Tiger den Wagen ziehn! O Lyaeus! sieh' die Faunen, die Nymphen, wie sie hüpfen! welch frohes Getöse! O Evan Evoe! — du bist bekränzt! schnell hebe den Schlauch mir auf die Schulter. O Evan Evoe!

Chloe.

Ihr freundlichen Nymphen, die ihr in diesem stillen Felsen wohnet, ihr habt dichtes Gesträuch vor die kühle Oeffnung hingepflanzt, daß stille Ruhe und sanfter Schatten euch erquicke; die ihr diese klare Quelle aus euern Urnen gießet, wenn ihr nicht jetzt im dichten Hain mit den Waldgöttern euch freut, oder auf dem nahen Hügel, oder wenn ihr auf euern Urnen schlummert, o dann störe meine Stimme nicht eure Ruhe! Aber höret meine Klagen, freundliche Nymphen! wenn ihr wachet. Ich liebe — ach! — ich liebe den Lycas mit dem gelben Haar! Habt ihr den jungen Hirten nicht gesehn, wenn er seine gefleckten Kühe und die hüpfenden Kälber hier vorübertreibt, und hinter ihnen hergehend auf seiner Flöte dem Wiederhall ruft? Habt ihr seine blauen Augen, sein sanftes Lächeln nicht gesehn? Oder habt ihr seinen Gesang gehört, wenn er vom frohen Frühling singt, oder von der frohen Erndte, oder vom bunten Herbst, oder von der Pflege der Heerde? Ach! ich liebe den schönsten Hirten; und er weiß es nicht, daß ich ihn liebe. O wie lang warest du, herber unfreundlicher Winter! der du von den Fluren uns scheuchest! Wie lang ist's, seit ich im Herbst ihn das letztemal sah! Ach! da lag er schlummernd im Busch! wie schön lag er da! Wie spielten die Winde mit seinen Locken, und der Sonnenschein streute schwebende Schatten der Blätter auf ihn hin! O! ich seh' ihn noch; sie hüpften auf seinem schönen Gesicht umher, die Schatten der Blätter, und er lächelte wie im frohesten Traum. Schnell sammelt' ich da Blumen, und wand sanft einen Kranz um des Schlafenden Haar und um seine Flöte; und da trat ich zurück. Ich will doch warten, sprach ich, bis er aufwacht; wie wird er lächeln, wie wird er sich wundern, wenn er sein Haupt umkränzt sieht, und seine Flöte. Hier will ich's erwarten; er muß mich wohl sehen, wenn ich hier stehe; und wenn er mich nicht sieht — dann will ich laut lachen. So sprach ich, und stund im nahen Busch, als meine Gespielen mich riefen. O wie war ich böse; ich mußt' jetzt gehen, und konnte sein Lächeln nicht und seine Freude nicht sehen, als er sein Haar und seine Flöte bekränzet sah. Wie froh bin ich! jetzt kommt der Frühling zurück; jetzt werd' ich ihn wieder auf den Fluren sehn! Ihr Nymphen! hier will ich Kränze an die Aeste der Gebüsche hängen, die eure Höhle beschatten; es sind die ersten Blumen, frühe Violen, und Mayblumen, und gelbe Schlüsselblumen, und röthlichte Maasslieben, und die ersten Blüthen. Seyd meiner Liebe gewogen, und wenn der Hirt an dieser Quelle schlummert, dann sagt im Traum ihm, daß es Chloe ist, die seine Flöte und sein Haar bekränzt hat; daß es Chloe ist, die ihn liebt.

So sprach Chloe, und umhing die noch unbelaubten Gebüsche mit den ersten Blumen, und ein sanftes Geräusch drang aus der Höhle, wie wenn die Echo den fernen Gesang einer Flöte nachsingt.

Tityrus. Menalkas.

Auf einem Hügel lag der Greis Menalkas, am mildern Sonnenstrahl, und sah durch die herbstliche Gegend hin, sanft staunend, als Tityrus, sein jüngster Sohn, unbemerkt schon lang an seiner Seite stund; voll sanften Entzückens seufzte der Greis, und der Sohn sah lang mit stiller Freude auf den Vater herunter. Vater! sprach er jetzt mit sanften Worten: wie süß muß dein Entzücken seyn! Lange schon seh' ich's wie dein Blick die herbstliche Gegend durchwandelt, und höre dein Seufzen. Vater! gewähre mir jetzt eine Bitte.

Menalkas. Sage deine Bitte, mein Lieber! und setze dich an meine Seite, daß ich die Stirne dir küsse; und Tityrus setzte sich an seine Seite und der Greis küßte zärtlich des Sohnes Stirne. Vater! so fuhr der Jüngling fort, mir erzählte mein ältester Bruder — denn oft, wenn wir im Schatten bei der Heerde sitzen, dann reden wir von dir, und dann fließen uns Thränen von den Augen, Freudenthränen — Er hat mir erzählt, dich habe weder die Gegend noch der besten Sänger genannt, und manche Ziege habest du im Wettgesange gewonnen. O wolltest du es versuchen, mir jetzt ein Lied zu singen, jetzt da die herbstliche Gegend dich entzückt? Gewähre mir, Vater! gewähre mir diese Bitte.

Sanft lächelnd sprach jetzt Menalkas: Ich will es versuchen, ob mich die Musen noch lieben, die so oft den Preis mir erringen halfen; ich will ein Lied dir singen.

Jetzt durchlief sein Blick noch einmal die Gegend; und jetzt hub er an:

Höret mich, Musen! höret mein heiseres Rufen. Im Frühling meiner Tage habt ihr an rauschenden Bächen und in stillen Hainen nie unerhört mich gelassen. Laßt mir dieß Lied gelingen, mir grauem Greise!

Was für ein sanftes Entzücken fließt aus dir mir jetzt zu, herbstliche Gegend! Wie schmückt sich das sterbende Jahr! Gelb stehn die Garbachen und die Weiden um die Teiche herz gelb stehn die Aepfel und die Birnbäume, auf bunten Hügeln und auf der grünen Flur, vom feurigen Roth des Kirschenbaums durchkreuzet. Der herbstliche Hain ist bunt, wie im Frühling die Wiese, wenn sie voll Blumen steht. Ein röthliches Gemische zieht von dem Berg sich ins Thal, von immergrünen Tannen und Fichten gefleckt. Schon rauschet gesunkenes Laub unter des Wandelnden Füßen, ernsthaft irren die Heerden auf welkem, blumenlosem Gras; nur steht die röthliche Zeitlose da, der einsame Bote des Winters. Jetzt kömmt die Ruhe des Winters, ihr Bäume! die ihr uns mild eure reifen Früchte gegeben, und kühlenden Schatten dem Hirt und der Heerde. O! so gehe keiner zur Ruhe des Grabes, er habe denn süße Früchte getragen, und erquickenden Schatten über den Rothleidenden gestreut. Denn, Sohn! der Segen ruhet bei der Hütte des Redlichen, und bei seiner Scheune. O Sohn! wer redlich ist, und auf die Götter traut, der wandelt nicht auf trügendem Sumpf. Wenn der Redliche opfert, dann steigt der Opferrauch hoch zum Olymp, und die Götter hören segnend seinen Dank und sein Flehen. Ihm singet die Eule nicht banges Unglück, und der traurig krächzende Nachtrabe; er wohnet sicher, und ruhet unter seinem friedlichen Dach; die freundlichen Hausgötter sehen des Redlichen Geschäfte, und hören seine freundlichen Reden, und segnen ihn. Zwar kommen trübe Tag' im Frühling, zwar kommen donnernde Wolken im segenvollen Sommer; aber, Sohn! murre nicht! wenn Zeus unter deine Hand voll Tage auch trübe Stunden mischet. Wer gib nicht meine Lehren, Sohn! ich gehe vor dir her zum Grabe. Schonet ihr Sturmwinde! schonet des herbstlichen Schmuckes; laßt sanftere Winde, spielend, das sterbende Laub langsam den Bäumen rauben, so kann mich die bunte Gegend noch oft entzücken. Vielleicht, wenn du wiederkömmst, schöner Herbst! vielleicht seh' ich dich dann nicht mehr. Welchem Baum entsinkt dann das sterbende Laub auf mein ruhiges Grab?

So sang der Greis; und Tityrus drückte weinend des Vaters Hand an seine Wangen.

Mirtil und Daphne.

Schon so frühe, meine Schwester! noch ist die Sonne nicht hinterm Berg' hervor; kaum hat die Schwalbe ihren Gesang angefangen, der frühe Hahn hat kaum noch den Morgen gegrüßt, und du bist schon in den Thau hinausgegangen. Was willst du heute für ein Fest bereiten, daß du so frühe dein Körbchen voll Blumen sammelst?

Daphne. Sey mir gegrüßt, geliebter Bruder! woher am feuchten Morgen? Was beginnest du in der stillen Dämmerung? Ich habe hier Veilchen gesucht und Mayblumen und Rosen, und will jetzt da unser Vater und unsere Mutter noch schlafen, sie auf ihre Betten hinstreun; dann werden sie unter lieblichen Gerüchen erwachen und sich freuen, wenn sie mit Blumen sich umstreuet sehn.

Mirtil. O du geliebte Schwester! mein Leben lieb' ich nicht so sehr, wie ich dich liebe! Und ich — Du weißest es, Schwester! gestern beim Abendroth, als unser Vater nach unserm Hügel hinsah, auf dem er oft ruhet: Lieblich wär' es, so sprach er, stünd' eine Laube dort die uns in ihren Schatten nähme — ich hört' es, und that als hört' ich's nicht gehört; eben früh vor der Morgensonne ging ich hin, und baute die Laube, und band die flatternden Haselstauden an ihren Seiten fest. O meine Schwester! sieh' hin, die Arbeit ist vollendet. Beruhe nichts, bis er es selbst sieht: der Tag soll uns voll Freude seyn!

Daphne. O mein Bruder! wie angenehm wird er erstaunen, wenn er die Laube von ferne sieht! Itzt geh' ich hin, schleiche leise zu ihrem Bette mich hin, und streue diese Blumen um sie her.

Mirtil. Wenn sie unter den lieblichen Gerüchen erwachen, dann werden sie mit freundlichem Lächeln sich ansehn, und sagen: das hat Daphne gethan! Wo ist sie, das beste Kind! Sie hat für unsre Freude vor unserm Erwachen gesorgt.

Daphne. Und Bruder! wenn er denn vom Fenster der die Laube sieht: Wie, trüg' ich mich? so sagt er dann; eine Laube steht dort auf dem Rücken des Hügels! Gewiß, die hat mein Sohn gebaut. Gesegnet sei er! Ihn hält die Ruhe der Nacht nicht ab, für unsers Alters Freude zu sorgen! Dann, Bruder! dann ist uns der ganze Tag voll Wonne. Denn wer am Morgen was Gutes beginnt, dem gelingt alles besser, und auf jeder Stunde wächst ihm Freude.

Milon.

Der junge Milon fing im Tannenhain schlau einen Vogel, der von Federn schön, doch schöner noch war sein Gesang. Er macht in hohlen Händen ihm ein luftig Nest, und bringt voll Freud' ihn dahin, wo sein Vieh im Schatten lag; und da legt' er den hohlen Strohhut auf den Boden hin, that den Gefangnen drunter; eilt schnell zu nahen Weiden, und suchet sich die schlanksten Aeste, denn er will ein schönes Käfichte bauen. Wann ich nun, so sprach der Hirt, das schöne Käfichte habe, dann trag' ich, Vogel! dich zu Chloen hin. Für dieß Geschenk begehr' ich dann von ihr, ach! einen süßen Kuß. Sie ist nicht unfreundlich, den giebt sie wohl; und giebt sie den, dann raub' ich schlau noch drei, wohl zwei noch dazu. O wär' der Bauer nur schon jetzt gebaut! So sprach er, und da lief er schnell, die Weidenschosse unter seinem Arm, zu seinem Strauß hin. Aber wie stund er traurig da! Der Hut lag umgekehrt durch einen bösen Wind, und mit dem Vogel waren seine Küsse weg.

Die übel belohnte Liebe.

Im Jagdnetze verwickelt lag der Satyr bis zu dem Morgenroth im Schlifs des Sumpfes; sein einer Ziegenfuß stack über sich aus dem Netze hervor; ermattet lag er da, unvermögend, ein einziges Glied loszuwickeln. Die Vögel, die um den Schilf flatterten, flogen herbey, und die quakenden Frösche hüpften furchtsam näher, über den wunderbaren Fang erstaunt. Jetzt will ich heulen, sprach er; was meine Kehle vermag, will ich heulen, bis jemand herbeikömmt. Und er heulte, daß es rings umher von Hügeln zu Hügeln durch Haine und Thäler durchs weite Land nachhenkte. Fünfmal heult' er, und fünfmal umsonst; da kam ein Faun aus dem Hain hervor. Woher kommt dieß häßliche Geschrei? so rief er. Laß die scheußliche Stimme noch einmal hören, daß ich den Ort deines Aufenthalts finde. Und der Satyr heulte noch einmal; und der Faun lief zum Sumpf, und fand den lächerlich Gefangenen. Um aller Götter Willen! rief der Satyr: Freund! wickle mich los aus dem verfluchten Netze. Schon seit dem frühen Mondschein lieg ich hier im Sumpf. Aber der Faun stund da, beide vor Lachen erschütterte Hüften unterstützt, da er die lächerlich zusammengewickelte Gestalt im Netze sah, das eine Bein unbeweglich emporgestreckt, mit halbem Leib im Sumpfe versunken. Jetzt hub er an, das Netz loszuwickeln, und stellt' ihn auf die Füße. So schläft sich's gut, sprach er, nicht wahr? Sag', um aller Götter willen! sag mir, durch was für ein Schicksal hast du die wunderbare Schlafstätte gefunden? O ihr Götter! so sprach der Losgewickelte, so wird die feurigste Liebe belohnt! O! verflucht sey die Stunde, da ich sie zum erstenmal sah! Aber laß uns dort auf die schlief überhangende Weide uns setzen; mich schmerzt das eine Bein. Sie setzten sich auf die Weide, und da hub er die traurige Geschichte an: Ein ganzes Jahr schon lieb' ich die Nymphe jenes Baches, der dort aus dem Gesträuche unter jenem Felsen hervorquillt, dort, wo die Tanne auf dem Felsen steht. Unerhört, immer unerhört, ein Jahr lang, stand ich halbe Nächte durch vor ihrer Höhle, und klagt' ihr meine Pein, stand unerhört da, und seufzt' und jammert', oder blies ihr zur Lust auf meiner Queerpfeife, oder sang ihr ein bewegliches Lied von meiner Liebe, daß die Felsen hätten weinen mögen: aber immer unerhört.

Das Lied möcht' ich wohl hören, sprach der Faun.

Sollt' ich's dir nicht singen? sprach der Satyr; es ist das beste, das ich in meinem Leben gemacht habe. Da hub er an, sein Lied zu singen:

O du! schönste Göttin! denn gegen dir ist Venus ein gemeines Weib. Willst du meine Liebe unerhört lassen? Immer taub seyn bei meinen Klagen, wie der Stein hier, auf dem ich sitze? O ich Elender, soll ich immer umsonst vor deiner Höhle pfeifen, und singen, und winseln und klagen, am heißen Mittag und in der kalten Nacht? Wüßtest du, wie süß es ist, einen jungen Gatten zu haben! Frage jene stille Eule, die hinter deinem Felsen im hohlen Stamme wohnt, und die des Nachts für Freude jauchzt, wie ich in meinen guten Tagen jauchzte, wenn ich trunken nach meiner Höhle ging. O! wüßtest du es, du würdest hervorhüpfen, mit deinen weißen Armen meinen braunen Rücken umschlingen, und mich freundlich in deine Wohnung führen; dann würd' ich für Freude hoch aufhüpfen, wie ein junges Kalb hüpft. O du Grausame! Wie oft hab' ich deine Höhle mit Tannenästen geschmückt, an denen die starkriechende Frucht hing, und mit Aesten von Eichen, damit, wenn du vom Tanz oder von den Spielen (ach! mit andern) nach Hause kömmst, du über der schönen Pracht erstaunest. Wie oft hab ich, du Unempfindliche! im jungen Frühling die ersten Brombeeren in großen Körben vor deine Höhle gestellt, oder was jede Jahreszeit gab, Haselnüsse und die besten Wurzeln. Hab ich dir nicht im Herbst in meinem größesten Gefäße gestoßene Trauben gebracht, die in ihrem schäumenden Most schwammen, und frischen Ziegenkäs'? Schon lange unterricht' ich einen schwarzen Ziegenbock für dich, und lehr' ihn Künste, die dich erfreuen sollen. Er steht, wenn ich ihn rufe, an mir auf, und küßt mich; und wenn ich auf meiner Queerpfeife blase, dann stellt er sich, das solltest du sehen, auf seine hintern Füße, und tanzt, wie ich tanze. O du Grausame! Seit meine Liebe mich so heftig plagt, seitdem schmeckt mir weder Speise noch Trank, und mein Weinschlauch liegt des Tages oft eine ganze Stunde uneröffnet da. Ehedem war mein Gesicht rund, wie eine Kürbisflasche; jetzt bin ich hager und entstellt; auch ist der süße Schlaf von mir gewichen. O wie süß schlief ich sonst, bis die heiße Mittagssonn' in meiner Höhle mich brannte, oder der Durst mich weckte! O Nymphe! quäle, ach quäle mich nicht länger! Viel lieber wollt' ich in Nesselstauden mich wälzen, lieber ohne einen Tropfen Wein eine Stunde lang im heißen Sand an der brennenden Sonne liegen. O komm, komm, du milchweiße Nymphe! komm aus deiner Einsamkeit mit mir in meine Höhle; sie ist die schönste im ganzen Hain. Ich habe weiche Ziegenfelle für dich und mich ausgebreitet; an ihren beiden Seiten hängen und stehen meine Trinkgefäße, groß und klein in zierlicher Ordnung, und ein herrlicher Geruch von Most und Wein kömmt dir von aussenher entgegen. O denke, denke, wie süß es ist, wenn einst die muntern Kinder um unsre Weinkrüge her sich jagen, oder auf dem Weinschlauch sitzen und lallen! Vor meiner Höhle steht eine hohe Eiche und in ihrem Schatten das Bildniß des Pans; ich hab' ihn selbst künstlich aus Eichenholz geschnitten, er weint über die Nymphe, die in Schilf ihm verwandelt ward. Sein Mund ist weit offen; du könntest einen ganzen Apfel drein legen, so stark hab' ich seinen Schmerz ausgedrückt; ja selbst die Thränen, die Thränen selbst hab' ich ins Holz geschnitten. Aber ach! du kommst nicht, du kommst nicht! Ich muß meine Verzweiflung wieder nach meiner einsamen Höhle tragen.

Jetzt schwieg der Satyr, und erstaunte über das spöttische Gelächter seines Retters. Aber sage mir, sprach der Faun, wie kamst du in das Netz?

Gestern, wie gewohnt, so sprach der Verliebte, stand ich der Höhle nahe, und sang mein Lied in den beweglichsten Accenten, wohl dreimal, mit lautem Seufzen unterbrochen; und da ich traurig zurückging, stack das eine meiner Beine in einem Netz, das schnell über mich geworfen ward. Ich sank zu Boden, und da ich mich losmachen wollte, verwickelt' ich mich immer mehr; ein lautes Gelächter entstund um mich her. Die Nymphe mit ihren Gespielen stunden um mich her, und schleppten mich immer mehr verwickelt in den Sumpf. „Hier bin ich, (sprach die Grausame und stand mit ihren Gespielen laut lachend am Sumpf.) Und du kommst nicht, daß ich deinen braunen Rücken umarme, und du hüpfest nicht wie ein junges Kalb, du Grausamer! So schlafe denn hier, und ich trage meine Verzweiflung in meine einsame Höhle zurück." Izt gingen sie zurück; weither hört' ich noch ihr spöttisches Gelächter. Aber mich sollen die wilden Thiere zerreißen, wenn ich je zu ihrer Höhle zurückgeh'!

Geh', sprach der Faun, ich hätte für deine beschwerliche Liebe dich früher gestraft; geh', tanze mit deinem Ziegenbock, und vergiß deiner Liebe oder schneide dein Abentheuer in Eichenholz.

Daphne. Chloe.

Daphne.

Sieh', schon steigt der Mond hinter dem schwarzen Berg' herauf, schon gränzt er durch die obersten Bäume. Hier dünkt es mich so anmuthsvoll, laß uns hier noch verweilen; indeß wird mein Bruder die Heerde wohlbesorgt nach Hause führen.

Chloe. Lieblich ist diese Gegend, lieblich des Abends Kühlung; laß uns hier verweilen.

Daphne. Sieh', da an der Seite des Felsens, da ist der Garten des jungen Aleris. Komm, laß uns über den Zaun sehn. Im ganzen Land ist dieß der lieblichste Garten; keiner so niedlich geordnet, keiner ist so gut gepflegt.

Chloe. Sey's denn, wir wollen.

Daphne. Kein Hirt weiß die Pflege der Pflanzen, wie er. Ist's nicht so?

Chloe. O ja!

Daphne. Sieh', wie alles mit gesundem Wuchse aufblühet, was an der Erde wächst, und was an Stäben sich emporhält. Dort rieselt Wasser vom Felsen; sieh' wie es, ein Bächlein, durch die Schatten des Gartens fließt. Sieh', auf dem Felsen, wo die Quelle sich stürzt, hat er von Geißblatt eine Laube gepflanzt, da muß man wohl ganz die weite schöne Gegend sehn.

Chloe. Mädchen! du lobest mit Hitze. Lieblich ist alles. Lieblicher der Garten des braunen Aleris, als alle Gärten des Landes; schöner seine Blumen als alle Blumen; so angenehm, wie diese, rieselt keine Quelle; kein Wasser ist so kühl, kein Wasser ist so süß.

Daphne. Aber du lachest, Chloe?

Chloe. Ei nicht doch! sieh', ich breche diese Rose; sage mir, ist ihr Geruch nicht süßer, als aller andern Rosen? Lieblich, als hätte Amor selbst sie gepflegt.

Daphne. Ach! sey nicht schalkhaft.

Chloe. Nun, aber — unterdrücke den Seufzer nicht, der deinen Busen hinaufdringt.

Daphne. Ach! du bist boshaft; komm, laß uns gehn.

Chloe. So plötzlich? Mir gefällt's hier so wohl, so wohl. Doch horche — Ich höre rauschen. Da unter dem Hollundergesträuch sieht man uns nicht. Ha! sieh', er ist es selbst. Still! sage mir in's Ohr, er ist doch wohl auch schöner als jeder andre Hirt?

Daphne. Ach! ich gehe.

Chloe. Ich lasse dich nicht: Sieh', er staunt er seufzt; gewiß ein Mädchen sizt ihm tief im Busen. Kind! deine Hand zittert. Fürchte dich nicht, es ist ja kein Wolf da.

Daphne. Laß mich, ach! laß mich.

Chloe. Still! horche —

Im Schatten des Hollundergesträuches stunden die Mädchen verborgen. Indeß hob Aleris, unbewußt daß er behorcht ist, mit lieblicher Stimme diesen Gesang an:

Du blasser stiller Mond, sey Zeuge meiner Seufzer; und ihr, ihr stillen Schatten! wie oft habt ihr: Daphne, mir nachgeseufzt. Ihr Blümchen, die ihr mich umduftet, Thau blinkt auf euern Blättern, wie der Liebe Thräne auf meinen Wangen blinkt! O dürft' ich's ihr sagen, daß ich sie liebe, mehr als die Biene den Frühling liebt! Jüngst fand ich am Brunnen sie, einen schweren Krug mit Wasser gefüllt. Laß mich die dir zu schwere Last des Kruges nach deiner Hütte tragen. So stammelt' ich: Wie bist du gütig! so sprach sie. Zitternd nahm ich den Krug, und blöde, und seufzend den Blick zur Erde geschlagen, ging ich an Daphnens Seite, und durft' ihr nicht sagen, daß ich sie liebe, mehr als die Biene den Frühling liebt. Wie hängst du traurig da, an meiner Seite, kleine Narzisse? diesen Mittag noch in frischer Blüthe, jezt verwelkt! Ach! so, so werd' ich junger Hirte verwelken, wenn Daphne meine Liebe verschmäht; dann werdet ihr, ihr Blumen, ihr mannigfaltigen Pflanzen, bisher meine Freude, meine süßeste Sorge, dann werdet ihr ungepflegt alle verwelken; denn für mich blüht keine Freude mehr. Wildes Unkraut wird euch dann ersticken, und verwachsne Dorngebüsche werden mit ungesundem Schatten euch decken. Ihr Bäume, die ihr die süßesten Früchte truget, von meiner Hand hier gepflanzt; von Laub und Früchten entblößt, werden eure todten Stämme traurig aus der Wildniß emporstehn, und hier werd' ich mein übriges Leben verseufzen. Mögest du denn, indeß meine Asche hier ruhet, mögest du in den Armen eines liebenswürdigern Gatten jedes süßeste Glück in vollem Maaße genießen! Doch nein! was plagt ihr mich, ihr Bilder schwarzer Verzweiflung? Noch blühet meine Hoffnung. Lächelt sie doch freundlich, wenn ich zögernd neben ihr vorübergehe. Jüngst blies ich am Hügel auf meinem Rohr, als sie durch die nahe Wiese ging; sie stund stille. Kaum hatt' ich sie erblickt, so zitterten meine Lippen und jeder meiner Finger; und blies ich gleich so schlecht, doch blieb sie stehn und horchte. O wenn ich einst sie als Braut in eure Schatten führe, dann sollen eure Farben höher glühen, ihr Blumen; dann düftet ihr jeden Wohlgeruch zu! dann bieget, ihr Bäume, bieget die schattigen Aeste zu ihr herunter, mit süßen Früchten behangen!

So sang Aleris. Daphne seufzte, und ihre Hand zitterte in ihrer Freundin Hand. Aber Chloe rief ihm: Aleris, sie liebt dich! Hier steht sie unter dem Hollunderbaum; komm, küsse die Thränen von ihren Wangen, die sie für Liebe weint. Schüchtern trat er hin; aber sein Entzücken kann ich nicht sagen, als Daphne, schamhaft an Chloens Busen geschmiegt, ihm gestund, daß sie ihn liebe.

Die Schifffahrt.

Es flieht, das Schiff, das Daphnen weg
Zu fernem Ufer führt!
Zwar dich umflattre Zephyr nur,
Nur Liebesgötter dich;

Ihr Wellen, hüpfet sanft um's Schiff!
Wenn nun ihr süßer Blick
Auf euern sanften Spielen ruht,
Ach! dann denkt sie an mich.

Ja's Ufers Schatten singe dir
Izt jeder Vogel zu;
Und Schilf und Sträuche winket ihr,
Von sanftem Wind bewegt.

Du glatter See bleib immer sanft!
Du trägst das schönste Kind,
Das je den Fluthen sich vertraut;
Rein, wie der Sonne Bild,

Das dort auf deinem Spiegel strahlt;
Schön wie die Venus einst,
Als sie aus weißem Schaum hervor,
Auf ihre Muschel stieg.

Die Wassergötter, die sie sah'n,
Vergaßen da entzückt
Ihr plätschernd Spiel, vergaßen da
Die schilfbekränzte Nymph'.

Sie sah'n der Eifersücht'gen Blick
Und lächelnd Winken nicht;
Die süße Göttin sahn sie nur,
Bis sie an's Ufer stieg.

Die Nelke.

Ein Nelkenstock ist in Daphnens Garten, am Zaun. Im Garten ging sie, und trat zum Nelkenstock; eine Nelke, rothgestreift, blühte da frisch auf. Izt bog sie lächelnd die Blume zu ihrem schönen Gesicht, und freute sich des süßen Geruches; die Blume schmiegte sich an ihre Lippen. Warme Röthe stieg auf meine Wangen; denn ich dachte: Könnt', o könnt' ich so die süßen Lippen berühren! Weg ging izt Daphne; da trat

ich an den Zaun. Soll ich, soll ich die Nelke brechen, die ihre Lippen berührten? Mehr würd' ihr Geruch mich erquicken, als Thau die Blumen erquickt. Begierig langt' ich nach ihr: Nein! so sprach ich, sollt' ich die Nelke rauben, die sie liebt? Nein! an ihrem Busen wird Daphne sie pflanzen; dann werden ihre süßen Gerüche zum schönen Gesicht aufwölken, wie ein süßer Geruch zum Olymp aufsteigt, wenn man der Göttin der Schönheit opfert.

Daphne. Micon.

Daphne.

Sage mir, mein Geliebter! was soll dieser kleine Altar hier? Welcher Gottheit ist er wohl heilig?

Micon. Dem Amor, meine Geliebte! dem Amor ist er heilig. Ach! wie süß ist's mir, an dieser Quelle zu ruhen, wo wir, du weißt es — kleine Kinder waren wir noch, nicht höher als diese Aglaye — manche Stunde in süßen unschuldigen Spielen verkürzten. Ich selbst, ich habe dem Amor diesen Altar geweiht: Denn da, süßes Andenken! da keimte die Liebe schon in unserm Busen.

Daphne. Weißt du was, ich will Myrthen und Rosen um diesen Altar pflanzen; dann soll sich's, schützet sie Pan, wie ein kleiner Tempel wölben: denn auch mir, mein Geliebter! ist jenes Andenken süß.

Micon. Weißt du noch? Wir machten Schalen von Kürbis, legten Kirschen und Brombeeren drein, und ließen im Bach wie Schiffe sie schwimmen.

Daphne. Weißt du noch? Kleine Schälchen von Haselnüssen, und Schälchen von Eicheln, und der gehöhlte Saamenkopf der Feuerblume, waren unser Hausgeräth: Wir tranken Tröpfchen Milch daraus, oder wir aßen Brosamen und kleine Rosinen draus. Du warst da spielweise mein Mann und ich dein Weib.

Micon. So ist es. Siehst du dieses Gesträuche? Noch wölbt sich's, aber nun ist es verwildert, das war unsre Wohnung; wir wölbten's so hoch wir reichen konnten. So klein war's, eine junge Ziege würde mit dem Hörnchen das oberste des Gewölbes getroffen haben. Von Aestchen und Weidenruthen flochten wir die Wände umher, und vorne schloß ein Gitterchen unser Haus. Ach! wie süß, wie süß war jede Stunde, die wir rauben konnten, um als Mann und Weib hier zu wohnen.

Daphne. Ein Gärtchen pflanzt' ich vor dem Haus, weißt du noch? Von Schilf pflanzten wir einen Zaun umher. In einem Augenblick würd's ein Schaaf ganz abgefressen haben, so groß war's.

Micon. Noch weiß ich's, die kleinsten Blümchen der Wiese und der Flur pflanztest du drein.

Daphne. Erfindsam warst du immer, mein Lieber! Aus der Quelle hast du einen Brunnen geleitet, in unsern Zaun hinein; durch hohlen Schilf führtest du das Wasser. In ein Bett fiel's, das du von Holz höhltest; ganz angefüllt wär's dem Durstigen ein guter Trunk gewesen. Doch sieh, da liegt es noch am Bache.

Micon. Ungesegnet ist das Haus, wo keine Kinder sind. Ein zerstümmelt Bildchen des Amor hattest du gefunden. Du pflegtest ihn, und zogest ihn, als eine treue Mutter. Eine Nußschaale war sein Bett; da schlief er bei deinem Gesang auf Rosenblättern und Blümchen.

Daphne. Ja, nun wird er uns die gute Pflege belohnen.

Micon. Einst macht' ich von Binsen ein kleines Käfich; ein Heupferdchen that ich drein, und gab dir das Geschenke. Du nahmst es heraus, mit ihm zu spielen. Du hieltest es; aber gewaltsam wollt' es entfliehen, und ließ ein Beinchen in deinen Fingern zurück. Vor Schmerzen zitternd saß es da auf einem Gräschen. Sieh', o sieh' das arme Thierchen! sieh', wie es zittert; es schmerzt dich; ach! ich hab', ich habe dir weh' gethan. So sagtest du, und weintest voll Mitleid. Ach! wie entzückend war es mir, so gütig dich zu sehn.

Daphne. Noch gütiger warst du wohl, mein Geliebter! da, als mein Bruder zwei Vögelchen aus dem Neste stahl! Gieb mir die Vögelchen, so sagtest du; aber er gab sie nicht. Dicken Stab will ich dir für die Vögelchen geben; sieh', mit Müh' und Fleiß hab' ich die braune Rinde geschnitten, daß Aestchen mit Laub um den sanft weißen Stab sich winden. Der Tausch war gemacht, die Vögelchen drin. In deine Hirtentasche thatest du sie, klommest schnell den Baum hinauf, und setzest sie in ihr Nest! Freudenthränen, mein Lieber! nagten da meine Wangen. Hätt' ich dich vorher nicht geliebt, so hätt' ich doch von da dich geliebt.

Micon. So waren die Tage unserer Kindheit honigsüße, da zum Spiel ich dein Mann war, du mein Weib.

Daphne. Auch mein graues Alter wird sie nicht vergessen.

Micon. Wie glücklich, meine Geliebte! werden unsre Tage seyn, wenn den kommenden Mond, so hat es deine Mutter geordnet, Hymen zum Ernst machet, was bisher nur süßes Kinderspiel war.

Daphne. Segnen die gütigen Götter uns, dann, mein Geliebter! war Mann und Weib nie glücklicher als wir.

Der Herbstmorgen.

Die frühe Morgensonne flimmerte schon hinter dem Berg herauf, und verkündigte den schönsten Herbsttag, als Micon ans Gitterfenster seiner Hütte trat. Schon glänzte die Sonne durch das purpurgestreifte, grün und gelb gemischte Reblaub, das, von sanften Morgenwinden bewegt, am Fenster sich wölbte. Hell war der Himmel; Nebel lag wie ein See im Thal, und die höchsten Hügel stunden, Inseln gleich, draus empor, mit ihren rauschenden Hütten, und ihrem bunten herbstlichen Schmuck, im Sonnenglanz; gelb und purpurn, wenige noch grün, stunden die Bäume, mit reifen Früchten überhangen, im schönsten Gemische. In frohem Entzücken übersah er die weit ausgebreitete Gegend, hörte das frohe Gebrüll der Heerden, und die Flöten der Hirten, nah und fern, und den Gesang der muntern Vögel, die bald hoch in heller Luft sich jagten, bald tiefer im Nebel des Thals sich verloren. Staunend stund er lange so; aber in frommer Begeisterung nahm er jetzt die Leyer von der Wand, und sang:

Möcht' ich, ihr Götter! Möcht' ich mein Entzücken, meinen Dank euch würdig singen. Alles, alles glänzt in reifer Schönheit, alles überströmt in vollem Segen; Anmuth herrschet überall und Freude und von Bäumen und vom Weinstock lächelt des Jahres Segen. Schön, schön ist die ganze Gegend, in des Herbstes feyerlichstem Schmucke.

Glücklich ist der, dessen unbeflecktes Gemüth keine begangene Bosheit nagt; der seinen Segen zufrieden genießt, und wo er kann, Gutes thut. Ihn weckt zur Freude der helle Morgen; der ganze Tag ist ihm voll Wonne, und sanft umfängt die Nacht ihn mit süßem Schlummer. Jede Schönheit, jede Freude genießt sein frohes Gemüthe; ihn entzückt jede Schönheit des wechselnden Jahres, jeder Segen der Natur.

Aber gedoppelt glücklich ist, der sein Glück mit einer Gattin theilt, die Schönheit und jede Tugend schmückt; einer Gattin, wie du bist, geliebte Daphne! Seit Hymen uns verband, ist jedes Glück mir süßer. Ja, seit Hymen uns verband, war unser Leben wie zwei wohlgestimmte Flöten, die in sanften Tönen das gleiche Lied spielen; kein Mißton stört die süße Harmonie, und wer es hört, wird mit Freud' erfüllt. War je ein Wunsch, den mein Auge verrieth, den du nicht erfülltest? War je eine Freude, die ich genoß, die du nicht durch deine Freude versüßtest? Hat ein Unmuth je mich bis in deine Arme verfolgt, der nicht, wie ein Frühlingsnebel vor der Sonne, verschwand? Ja, da ich als Braut dich in meine Hütte führte, folgte dir jede Anmuth des Lebens. Zu unsern freundlichen Hausgöttern setzten sie sich, um nimmer von uns zu weichen: wirthschaftliche Ordnung und Reinlichkeit, und Muth und Freude bei jedem Unternehmen; und alles, was du vollführest, ist von den Göttern gesegnet.

Seit du, o seit du der Segen meiner Hütte bist, seitdem ist mir Alles mit gedoppelter Anmuth geschmückt; gesegnet ist meine Hütte, gesegnet meine Heerde, und alles was ich pflanze, und alles was ich sammle. Freudig ist jeden Tages Arbeit; und komm' ich müde zurück unter mein ruhiges Dach, o wie entzücket mich da deine holde Geschäftigkeit, mich zu erquicken! Schöner ist mir der Frühling, schöner der Sommer und der Herbst; und, wenn der Winter um unsre Hütten stürmet, dann beim Feuerheerde, an deiner Seite, unter Geschäften und sanftem Gespräche, fühl' ich ganz die Anmuth häuslicher Sicherheit: Bei dir eingeschlossen mögen Winde wüthen, und Schneegestöber die ganze Aussicht rauben: Dann erst fühl' ich's, wie du mir alles bist.

Die Fülle meines Glückes seyd ihr, ihr anmuthsvollen Kinder, mit jedem Liebreiz der Mutter geschmückt; was für Segen blüht in euch uns auf! Die erste Silbe, die sie euch stammeln lehrte, war, mir zu sagen, daß ihr mich liebet. Gesundheit und Freude blühen in euch auf, und sanfte Gefälligkeit herrschet schon in jedem eurer Spiele. Die Freude seyd ihr unsrer Jugend, und euer Glück wird einst des Alters Freude seyn. Wenn ihr, komm' ich vom Felde oder von der Heerde zurück, an der Schwelle mit frohem Gewimmel mich rufet; an meinen Knieen hangend, mit kindischer Freude die

Gestern, wie gewohnt, so sprach der Verliebte, stand ich der Höhle nahe, und sang mein Lied in den beweglichsten Accenten, wohl dreimal, mit lautem Seufzen unterbrochen; und da ich traurig zurückging, stack das eine meiner Beine in einem Netz, das schnell über mich geworfen ward. Ich sank zu Boden, und da ich mich losmachen wollte, verwickelt' ich mich immer mehr; ein lautes Gelächter entstund um mich her. Die Nymphe mit ihren Gespielen standen um mich her, und schleppten mich immer mehr verwickelt in den Sumpf. „Hier bin ich, (sprach die Grausame und stand mit ihren Gespielen laut lachend am Sumpf.) Und du kommst nicht, daß ich deinen braunen Rücken umarme, und du hüpfest nicht wie ein junges Kalb, du Grausamer! So schlafe denn hier, und ich trage meine Verzweiflung in meine einsame Höhle zurück." Jetzt gingen sie zurück; weither hört' ich noch ihr spöttisches Gelächter. Aber mich sollen die wilden Thiere zerreißen, wenn ich je zu ihrer Höhle zurückgeh'!

Geh', sprach der Faun, ich hätte für deine beschwerliche Liebe dich früher gestraft; geh', tanze mit deinem Ziegenbock, und vergiß deiner Liebe oder schneide dein Abentheuer in Eichenholz.

Daphne. Chloe.

Daphne.

Sieh', schon steigt der Mond hinter dem schwarzen Berg' herauf, schon gränzt er durch die obersten Bäume. Hier dünkt es mich so anmuthsvoll, laß uns hier noch verweilen; indeß wird mein Bruder die Heerde wohlbesorgt nach Hause führen.

Chloe. Lieblich ist diese Gegend, lieblich des Abends Kühlung; laß uns hier verweilen.

Daphne. Sieh', da an der Seite des Felsens, da ist der Garten des jungen Alexis. Komm, laß uns über den Zaun sehn. Im ganzen Land ist dieß der lieblichste Garten; keiner so niedlich geordnet, keiner ist so gut gepflegt.

Chloe. Sey's denn, wir wollen.

Daphne. Kein Hirt weiß die Pflege der Pflanzen, wie er. Ist's nicht so?

Chloe. O ja!

Daphne. Sieh', wie alles mit gesundem Wuchse aufblühet, was an der Erde wächst, und was an Stäben sich emporhält. Dort rieselt Wasser vom Felsen; sieh' wie es, ein Bächlein, durch die Schatten des Gartens fließt. Sieh', auf dem Felsen, wo die Quelle sich stürzt, hat er von Geißblatt eine Laube gepflanzt, da muß man wohl ganz die weite schöne Gegend sehn.

Chloe. Mädchen! du lobest mit Hitze. Lieblich ist alles. Lieblicher der Garten des braunen Alexis, als alle Gärten des Landes; schöner seine Blumen als alle Blumen; so angenehm, wie diese, rieselt keine Quelle; kein Wasser ist so kühl, kein Wasser ist so süß.

Daphne. Aber du lachest, Chloe?

Chloe. Ei nicht doch! sieh', ich breche diese Rose; sage mir, ist ihr Geruch nicht süßer, als aller andern Rosen? Lieblich, als hätte Amor selbst sie gepflegt.

Daphne. Ach! sey nicht schalkhaft.

Chloe. Nun, aber — unterdrücke den Seufzer nicht, der deinen Busen hinaufdringt.

Daphne. Ach! du bist boshaft; komm, laß uns gehn.

Chloe. So plötzlich? Mir gefällt's hier so wohl, so wohl. Doch horche — Ich höre rauschen. Da unter dem Hollundergesträuch sieht man uns nicht. Ha! sieh', er ist es selbst. Still! sage mir in's Ohr, er ist doch wohl auch schöner als jeder andre Hirt?

Daphne. Ach! ich gehe.

Chloe. Ich lasse dich nicht: Sieh', er staunt er seufzt; gewiß ein Mädchen sitzt ihm tief im Busen. Kind! deine Hand zittert. Fürchte dich nicht, es ist ja kein Wolf da.

Daphne. Laß mich, ach! laß mich.

Chloe. Still! Horche —

Im Schatten des Hollundergesträuches stunden die Mädchen verborgen. Indeß hob Alexis, unbewußt daß er behorcht ist, mit lieblicher Stimme diesen Gesang an:

Du blasser stiller Mond, sey Zeuge meiner Seufzer; und ihr, ihr stillen Schatten! wie oft habt ihr: Daphne, mir nachgeseufzt. Ihr Blümchen, die ihr mich umduftet, Thau blinkt auf euern Blättern, wie der Liebe Thräne auf meinen Wangen blinkt! O dürft' ich's ihr sagen, daß ich sie liebe, mehr als die Biene den Frühling liebt! Jüngst fand ich am Brunnen sie, einen schweren Krug mit Wasser gefüllt. Laß mich die dir zu schwere Last des Kruges nach deiner Hütte tragen. So stammelt' ich: Wie bist du gütig! so sprach sie. Zitternd nahm ich den Krug, und blöde, und seufzend den Blick zur Erde geschlagen, ging ich an Daphnens Seite, und durft' ihr nicht sagen, daß ich sie liebe, mehr als die Biene den Frühling liebt. Wie hängst du traurig da, an meiner Seite, kleine Narzisse? diesen Mittag noch in frischer Blüthe, jetzt verwelkt! Ach! so, so werd' ich junger Hirte verwelken, wenn Daphne meine Liebe verschmäht; dann werdet ihr, ihr Blumen, ihr mannigfaltigen Pflanzen, bisher meine Freude, meine süßeste Sorge, dann werdet ihr ungepflegt alle verwelken; denn für mich blüht keine Freude mehr. Wildes Unkraut wird euch dann ersticken, und verwachsne Dorngebüsche werden mit ungesundem Schatten euch decken. Ihr Bäume, die ihr die süßesten Früchte truget, von meiner Hand hier gepflanzt; von Laub und Früchten entblößt, werden eure todten Stämme traurig aus der Wildniß emporstehn, und hier werd' ich mein übriges Leben verseufzen. Mögest du denn, indeß meine Asche hier ruhet, mögest du in den Armen eines liebenswürdigern Gatten jedes süßeste Glück in vollem Maaße genießen! Doch nein! was plagt ihr mich, ihr Bilder schwarzer Verzweiflung? Noch blühet meine Hoffnung. Lächelt sie doch freundlich, wenn ich zögernd neben ihr vorübergehe. Jüngst blies ich am Hügel auf meinem Rohr, als sie durch die nahe Wiese ging; sie stund stille. Kaum hatt' ich sie erblickt, so zitterten meine Lippen und jeder meiner Finger; und blies ich gleich so schlecht, doch blieb sie stehn und horchte. O wenn ich einst sie als Braut in eure Schatten führe, dann sollen eure Farben höher glühen, ihr Blumen; dann düftet ihr jeden Wohlgeruch zu! dann bieget, ihr Bäume, bieget die schattigen Aeste zu ihr herunter, mit süßen Früchten behangen!

So sang Alexis. Daphne seufzte, und ihre Hand zitterte in ihrer Freundin Hand. Aber Chloe rief ihm: Alexis, sie liebt dich! Hier steht sie unter dem Hollunderbaum; komm, küsse die Thränen von ihren Wangen, die sie für Liebe weint. Schüchtern trat er hin; aber sein Entzücken kann ich nicht sagen, als Daphne, schamhaft an Chloens Busen geschmiegt, ihm gestund, daß sie ihn liebe.

Die Schifffahrt.

Es flieht, das Schiff, das Daphnen weg
Zu fernem Ufer führt!
Zwar dich umflattre Zephyr nur,
Nur Liebesgötter dich;

Ihr Wellen, hüpfet sanft um's Schiff!
Wenn nun ihr süßer Blick
Auf euern sanften Spielen ruht,
Ach! dann denkt sie an mich.

An's Ufers Schatten singe dir
Jetzt jeder Vogel zu;
Und Schilf und Sträuche winket ihr,
Von sanftem Wind bewegt.

Du glatter See bleib immer sanft!
Du trägst das schönste Kind,
Das je den Fluthen sich vertraut;
Rein, wie der Sonne Bild,

Das dort auf deinem Spiegel strahlt;
Schön wie die Venus einst,
Als sie aus weißem Schaum hervor,
Auf ihre Muschel stieg.

Die Wassergötter, die sie sah'n,
Vergaßen da entzückt
Ihr plätschernd Spiel, vergaßen da
Die schilfbekränzte Nymph'.

Sie sah'n der Eifersücht'gen Blick
Und lächelnd Winken nicht;
Die süße Göttin sahn sie nur,
Bis sie an's Ufer stieg.

Die Nelke.

Ein Nelkenstock ist in Daphnens Garten, am Zaun. Im Garten ging sie, und trat zum Nelkenstock; eine Nelke, rothgestreift, blühte da frisch auf. Jetzt bog sie lächelnd die Blume zu ihrem schönen Gesicht, und freute sich des süßen Geruches; die Blume schmiegte sich an ihre Lippen. Warme Röthe stieg auf meine Wangen; denn ich dachte: Könnt', o könnt' ich so die süßen Lippen berühren! Weg ging jetzt Daphne; da trat

ich an den Zaun. Soll ich, soll ich die Nelke brechen, die ihre Lippen berührten? Mehr würd' ihr Geruch mich erquicken, als Thau die Blumen erquickt. Begierig langt' ich nach ihr: Nein! so sprach ich, sollt' ich die Nelke rauben, die sie liebt? Nein! an ihren Busen wird Daphne sie pflanzen; dann werden ihre süßen Gerüche zum schönen Gesicht aufduften, wie ein süßer Geruch zum Olymp aufsteigt, wenn man der Göttin der Schönheit opfert.

Daphne. Micon.

Daphne.

Sage mir, mein Geliebter! was soll dieser kleine Altar hier? Welcher Gottheit ist er wohl heilig?

Micon. Dem Amor, meine Geliebte! dem Amor ist er heilig. Ach! wie süß ist's mir, an dieser Quelle zu ruhen, wo wir, du weißt es — kleine Kinder waren wir noch, nicht höher als diese Aglaye — manche Stunde in süßen unschuldigen Spielen verkürzten. Ich selbst, ich habe dem Amor diesen Altar geweiht: Denn da, süßes Andenken! da keimte die Liebe schon in unserm Busen.

Daphne. Weißt du was, ich will Myrthen und Rosen um diesen Altar pflanzen; dann soll sich's, schützet sie Pan, wie ein kleiner Tempel wölben: denn auch mir, mein Geliebter! ist jenes Andenken süß.

Micon. Weißt du noch? Wir machten Schalen von Kürbis, legten Kirschen und Brombeeren drein, und ließen im Bach wie Schiffe sie schwimmen.

Daphne. Weißt du noch? Kleine Schälchen von Haselnüssen, und Schälchen von Eicheln, und der gehöhlte Saamenkopf der Feuerblume, waren unser Hausgeräth: Wir tranken Täpfchen Milch daraus, oder wir aßen Brosamen und kleine Rosinen draus. Du warst da spielweise mein Mann und ich dein Weib.

Micon. So ist es. Siehst du dieses Gesträuche? Noch wölbt sich's, aber nun ist es verwildert, das war unsre Wohnung; wir wölbten's so hoch wir reichen konnten. So klein war's, eine junge Ziege würde mit dem Hörnchen das oberste des Gewölbes zerrissen haben. Von Aestchen und Weidenruthen flochten wir die Wände umher, und vorne schloß ein Gitterchen unser Haus. Ach! wie süß, wie süß war jede Stunde, die wir rauben konnten, um als Mann und Weib hier zu wohnen.

Daphne. Ein Gärtchen pflanzt' ich vor dem Haus, weißt du noch? Von Schilf pflanzten wir einen Zaun umher. In einem Augenblick würd's ein Schaaf ganz abgefressen haben, so groß war's.

Micon. Noch weiß ich's, die kleinsten Blümchen der Wiese und der Flur pflanztest du drein.

Daphne. Erfindsam warst du immer, mein Lieber! Aus der Quelle hast du einen Brunnen geleitet, in unsern Zaun hinein; durch hohlen Schilf führtest du das Wasser. In ein Bett fiel's, das du von Holz höhltest; ganz angefüllt wär's dem Durstigen ein guter Trunk gewesen. Doch sieh', da liegt es noch am Bache.

Micon. Ungesegnet ist das Haus, wo keine Kinder sind. Ein zerstümmelt Bildchen des Amor hattest du gefunden. Du pflegtest ihn, und zogst ihn, als eine treue Mutter. Eine Muschaale war sein Bett'; da schlief er bei deinem Gesang auf Rosenblättern und Blümchen.

Daphne. Ja, nun wird er uns die gute Pflege belohnen.

Micon. Einst macht' ich von Binsen ein kleines Käfich; ein Heupferdchen that ich drein, und gab dir das Geschenke. Du nahmst es heraus, mit ihm zu spielen. Du hieltest es; aber gewaltsam wollt' es entfliehen, und ließ ein Beinchen in deinen Fingern zurück. Vor Schmerzen zitternd saß es da auf einem Gräschen. Sieh', o sieh' das arme Thierchen! sieh', wie es zittert; es schmerzt dich; ach! ich hab', ich habe dir weh' gethan. So sagtest du, und weintest voll Mitleid. Ach! wie entzückend war es mir, so gütig dich zu sehn.

Daphne. Noch gütiger warst du wohl, mein Geliebter! da, als mein Bruder zwei Vögelchen aus dem Neste stahl! Gieb mir die Vögelchen, so sagtest du; aber er gab sie nicht. Diesen Stab will ich dir für die Vögelchen geben; sieh', mit Mühe und Fleiß hab' ich die braune Rinde geschnitten, daß Ranken mit Laub um den sanft weißen Stab sich winden. Der Tausch war gemacht, die Vögelchen drin. In deine Hirtentasche thatest du sie, klommest schnell den Baum hinauf, und setztest sie in ihr Nest! Freudenthränen, mein Lieber! netzten da meine Wangen. Hätt' ich dich vorher nicht geliebt, so hätt' ich doch von da dich geliebt.

Micon. So waren die Tage unserer Kindheit honigsüße, da zum Spiel ich dein Mann war, du mein Weib.

Daphne. Auch mein graues Alter wird sie nicht vergessen.

Micon. Wie glücklich, meine Geliebte! werden unsre Tage seyn, wenn den kommenden Mond, so hat es deine Mutter geordnet, Hymen zum Ernst machet, was bisher nur süßes Kinderspiel war.

Daphne. Segnen die gütigen Götter uns, dann, mein Geliebter! war Mann und Weib nie glücklicher als wir.

Der Herbstmorgen.

Die frühe Morgensonne flimmerte schon hinter dem Berg herauf, und verkündigte den schönsten Herbsttag, als Micon ans Gitterfenster seiner Hütte trat. Schon glänzte die Sonne durch das purpurgestreifte, grün und gelb gemischte Reblaub, das, von sanften Morgenwinden bewegt, am Fenster sich wölbte. Hell war der Himmel; Nebel lag wie ein See im Thal, und die höchsten Hügel stunden, Inseln gleich, draus empor, mit ihren rauschenden Hütten, und ihrem bunten herbstlichen Schmuck, im Sonnenglanz; gelb und purpurn, wenige noch grün, stunden die Bäume, mit reifen Früchten überhangen, im schönsten Gemische. In frohem Entzücken übersah er die weit ausgebreitete Gegend, hörte das frohe Gebrüll der Heerden, und die Flöten der Hirten, nah und fern, und den Gesang der muntern Vögel, die bald hoch in heller Luft sich jagten, bald tiefer im Nebel des Thals sich verloren. Staunend stund er lange so; aber in frommer Begeisterung nahm er jetzt die Leyer von der Wand, und sang:

Möcht' ich, ihr Götter! möcht' ich mein Entzücken, meinen Dank euch würdig singen. Alles, alles glänzt in reifer Schönheit, alles überströmt in vollem Segen; Anmuth herrschet überall und Freude und von Bäumen und vom Weinstock lächelt des Jahres Segen. Schön, schön ist die ganze Gegend, in des Herbstes feyerlichstem Schmucke.

Glücklich ist der, dessen unbeflecktes Gemüth keine begangene Bosheit nagt; der seinen Segen zufrieden genießt, und wo er kann, Gutes thut. Ihn weckt zur Freude der helle Morgen; der ganze Tag ist ihm voll Wonne, und sanft umfängt die Nacht ihn mit süßem Schlummer. Jede Schönheit, jede Freude genießt sein frohes Gemüthe; ihn entzückt jede Schönheit des wechselnden Jahres, jeder Segen der Natur.

Aber gedoppelt glücklich ist, der sein Glück mit einer Gattin theilt, die Schönheit und jede Tugend schmückt; einer Gattin, wie du bist, geliebte Daphne! Seit Hymen uns verband, ist jedes Glück mir süßer. Ja, seit Hymen uns verband, war unser Leben wie zwei wohlgestimmte Flöten, die in sanften Tönen das gleiche Lied spielen; kein Mißton stört die süße Harmonie, und wer es hört, wird mit Freud' erfüllt. War je ein Wunsch, den mein Auge verrieth, den du nicht erfülltest? War je eine Freude, die ich genoß, die du nicht durch deine Freude versüßtest? Hat ein Unmuth je mich bis in deine Arme verfolgt, der nicht, wie ein Frühlingsnebel vor der Sonne, verschwand? Ja, da ich als Braut dich in meine Hütte führte, folgte dir jede Anmuth des Lebens. Zu unsern freundlichen Hausgöttern setzten sie sich, um nimmer von uns zu weichen: wirthschaftliche Ordnung und Reinlichkeit, und Muth und Freude bei jedem Unternehmen; und alles, was du vollführest, ist von den Göttern gesegnet.

Seit du, o seit du der Segen meiner Hütte bist, seitdem ist mir Alles mit gedoppelter Anmuth geschmückt; gesegnet ist meine Hütte, gesegnet meine Heerde, und alles was ich pflanze, und alles was ich sammle. Freudig ist jeden Tages Arbeit; und komm' ich müde zurück unter mein ruhiges Dach, o wie entzücket mich da deine holde Geschäftigkeit, mich zu erquicken! Schöner ist mir der Frühling, schöner der Sommer und der Herbst; und, wenn der Winter um unsre Hütten stürmet, dann beim Feuerheerde, an deiner Seite, unter Geschäften und sanftem Gespräche, fühl' ich ganz die Anmuth häuslicher Sicherheit: Bei dir eingeschlossen mögen Winde wüthen, und Schneegestöber die ganze Aussicht rauben: Dann erst fühl' ich's, wie du mir alles bist.

Die Fülle meines Glückes seyd ihr, ihr anmuthsvollen Kinder, mit jedem Liebreiz der Mutter geschmückt; was für Segen blüht in euch uns auf! Die erste Silbe, die sie euch stammeln lehrte, war, mir zu sagen, daß ihr mich liebet. Gesundheit und Freude blühen in euch auf, und sanfte Gefälligkeit herrschet schon in jedem eurer Spiele. Die Freude seyd ihr unsrer Jugend, und euer Glück wird einst des Alters Freude seyn. Wenn ihr, komm' ich vom Felde oder von der Heerde zurück, an der Schwelle mit frohem Gewimmel mich rufet; an meinen Knieen hangend, mit kindischer Freude die

kleinen Geschenke empfanget, süße Früchte, oder was ich, bei der Wartung der Heerde, kleines Feld- oder Gartengeräthe euch schnitzte, eure kleine Geschäftigkeit zu üben; o wie erquickt mich dann jede eurer unschuldvollen Freuden! Mit Entzücken eil' ich dann, o Daphne! in deine offnen Arme, und mit holder Anmuth küssest du die Thränen meiner Freude von meinen Wangen.

Aber jetzt kam Daphne, ein anmuthsvolles Kind auf jedem Arm; schön war sie wie der thaubenetzte Morgen, mit Freudenthränen auf den Wangen. O mein Geliebter, so schluchzte sie, o wie bin ich glücklich! Wir kommen, o wir kommen dir zu danken, daß du so uns liebst.

Jetzt schließt er alle drei in seine Arme. Sie redeten nicht, sie empfanden nur ihr ganzes Glück; und wer sie da gesehen hätte, würde, durch die ganze Seele gerührt, empfunden haben, daß Tugendhafte glücklich sind.

Das Gelübde.

Laßt, Nymphen, o laßt das Wasser eurer Quelle an mir gesegnet seyn, wenn von der Hüft' ich mein Blut wasche, das aus der Wunde floß! Laßt, o laßt mir's heilsam seyn, ihr Nymphen dieser Quelle! Nicht Zank, nicht Feindschaft ist die Schuld von diesem Blut. Amyntas Knabe schrie im Hain, von einem Wolf ergeiffen; er schrie, und schnell, den Göttern sey's gedanke! war ich zur Rettung da. Als unter meinen Streichen der Wolf noch rang, hat er mit scharfer Klaue die Hüfte mir verwundet! Ihr Nymphen, seyd nicht böse, wenn ich die reine Quelle trübe, mit Blut, das aus der Wunde floß! Ein junges Böckchen will ich morgen früh' euch hier am Ufer opfern, weiß wie der Schnee, der eben fiel.

Die Zephyre.

Erster Zephyr.

Was flatterst du so müßig hier im Rosenbusche? Komm, fliege mit mir in's schattige Thal; dort baden Nymphen sich im Teiche.

Zweiter Zephyr. Nein, ich fliege nicht mit dir. Fliege du zum Teich, umflattre deine Nymphen; ein süßeres Geschäft will ich verrichten. Hier kühl' ich meine Flügel im Rosenthau, und sammle liebliche Gerüche.

Erster Zephyr. Was ist denn dein Geschäft, das süßer ist, als in die Spiele froher Nymphen sich zu mischen?

Zweiter Zephyr. Bald wird ein Mädchen hier den Pfad vorübergehen, schön wie die jüngste der Grazien. Mit einem vollen Korbe geht sie bei jedem Morgenroth zu jener Hütte, die dort am Hügel steht; sieh', die Morgensonne glänzt an ihr bemoostes Dach. Dort reichet sie der Armuth Trost, und jedes Tages Nahrung. Dort wohnt ein Weib, fromm, krank und arm; zwei unschuldvolle Kinder würden hungernd an ihrem Bette weinen, wäre Daphne nicht ihr Trost. Bald wird sie wieder kommen, die schönen Wangen glühend, und Thränen im unschuldvollen Auge; Thränen des Mitleids, und der süßen Freude, der Armen Trost zu seyn. Hier wart' ich, hier im Rosenbusch, bis ich sie kommen sehe: Mit dem Geruche der Rosen, und mit kühlen Schwingen flieg' ich ihr dann entgegen; dann kühl' ich ihre Wangen, und küsse Thränen von ihren Augen. Sieh', das ist mein Geschäft.

Erster Zephyr. Du rührest mich: Wie süß ist dein Geschäft! Mit dir will ich meine Flügel kühlen, mit dir Gerüche sammeln, mit dir will ich fliegen, wenn sie kömmt. Doch — sieh'! am Weidenbusch herauf kömmt sie daher; schön ist sie wie der Morgen; Unschuld lächelt sanft auf ihren Wangen, voll Anmuth ist jede Geberde. Auf, da ist sie, schwinge deine Flügel; so schöne Wangen hab' ich noch nie gekühlt!

Micon.

Von Miletus kamen wir, Milon und ich, Apollen unser Opfer zu bringen. Schon sahn wir von Ferne den Hügel, wo der Tempel auf glänzenden Säulen aus dem Lorbeerhain hoch in die blaue Luft emporsteht und weiter hinaus flimmerte, dem Auge endlos, die Aussicht ins Meer. Mittag war's, und der Sand braunte unsre Sohlen, und die Sonne den Scheitel; so gerade stund sie über uns, daß die Locken an der Stirne ihre Schatten das ganze Gesicht herunterwarfen. Die Eidere schlich lechzend im Farrenkraut am Weg, und die Grille und die Heuschrecke zwitscherten unter dem Schatten der Blätter im gesengeten Grase. Von jedem Tritt flog heißer Staub auf, und brannte die Augen, und saß auf den gedörreten Lippen. So gingen wir schmachtend: Aber wir verlängerten die Schritte, denn vor uns sahn wir am Wege dicht emporstehende Bäume; schwarz war der Schatten unter ihnen, wie Nacht. Mit schauerndem Entzücken traten wir da in die lieblichste Kühlung. Entzückender Ort, der so plötzlich mit jeder Erquickung uns übergoß! Die Bäume umkränzten ein großes Bett, worein die reinste, die kühlste Quelle sich ergoß. Die Aeste hingen ringsum zu ihr herunter, mit reifen Aepfeln und Birnen behangen, und zwischen den Stämmen der Bäume flatterten fruchtbare Gesträuche, Krauselbeeren und Brombeeren, und die Erbsenstaude. Aber die Quelle rauschte aus dem Fuß eines Grabmahls hervor, das Geißblatt und die schlanke Winde, und schleichender Epheu umwanden. Götter! so rief ich, wie lieblich ist dieser Ort der Erquickung! Heilig und gesegnet sey mir, der diese Schatten so gutthätig gepflanzt hat; vielleicht ruht seine Asche hier. Hier, sprach Milon, hier an der Vorderseite des Grabmahls sehe ich, unter den Ranken von Geißblatt eingegrabene Züge; vielleicht sagen uns die, wer er ist, der so für des Wanderers Erfrischung sorgt. Und jetzt hob er die Ranken mit seinem Stab, und las:

Hier ruhet die Asche des Micon! Gutthätigkeit war sein ganzes Leben. Lange nach seinem Tode wollt' er noch Gutes thun, und leitete diese Quelle hierher, und pflanzte diese Bäume.

Gesegnet sey deine Asche, du Redlicher! so sprach ich; gesegnet die Deinen, die du zurückließest! Und da kam jemand unter den Bäumen hervor; ein schönes Weib war's, von schlanker Gestalt und edlem Ansehn. Einen Wasserkrug trug sie am Arm, und so kam sie zu der Quelle. Seyd mir gesegnet in diesen Schatten, so redete sie mit holder Freundlichkeit; ihr seyd Fremde, vielleicht hat ein zu weiter Weg bei der Sonnenhitze euch ermüdet. Sagt, kann zu eurer Erfrischung noch etwas euch dienen, als was ihr hier findet?

Sey uns gesegnet, so erwiederten wir, gutthätiges Weib! Wir bedürfen keiner andern Erfrischung; süß hat uns diese Quelle, süß diese Früchte und dieser Schatten erquickt. Ehrfurcht erfüllt uns für den Redlichen, dessen Asche hier ruhet, der so für die Bedürfnisse des Wanderers sorgte. Du bist von dieser Gegend, du kanntest den Mann; sag' uns, indeß dieser heilige Schatten uns kühlt, sag' uns, wer er war?

Jetzt stellte die Frau ihren Wasserkrug auf den Fuß des Grabmahls, lehnte sich drauf, und sprach mit freundlichem Lächeln:

Micon, so hieß er, der die Götter ehrte; dessen süßeste Wollust war, andern Gutes zu thun. In dieser ganzen Gegend wird kein Hirt seyn, der nicht mit Freundschaft und Dankbarkeit sein Andenken ehrt; keiner, der nicht Geschichten seiner Redlichkeit und seiner Güte mit Freudenthränen erzählt. Ich selbst, ich dank's ihm, daß ich das glücklichste Weib bin — hier glänzten Thränen in ihren Augen — das Weib seines Sohns. — Mein Vater war gestorben; in kummervoller Armuth ließ er ein redliches Weib und mich zurück. In häuslicher Stille, von unsrer Arbeit und frommer Gutthätigkeit genähret, lebten wir, und Tugend und Frömmigkeit war unser einziger Reichthum. Zwei Ziegen gaben uns ihre Milch, und ein kleiner Baumgarten seine Früchte. Nicht lange lebten wir in dieser Ruhe; auch meine Mutter starb, und hinterließ mich trostloses Kind. Aber Micon nahm mich in sein Haus, und übergab mir häusliche Geschäfte, und war mehr mein Vater als mein Herr. Sein Sohn, der beste und schönste Hirt der ganzen Gegend, sah meine redliche Geschäftigkeit, und meine aufmerksame Sorge, meines Glückes werth zu seyn; er sah' es und liebte mich und sagt' es mir, daß er mich liebte. Was in meinem Herzen ich empfand, wollt' ich mir selbst nicht gestehn. O Damon, Damon! vergiß deine Liebe! Ich armes Mädchen bin glücklich genug, die Dienstmagd deines Hauses zu seyn. So sieht' ich ihn immer; aber er vergaß seine Liebe nicht. Eines Morgens war ich eben im Vorhaus beschäftigt, die Wolle der Heerde zur Arbeit zu rüsten; da trat Micon herein und setzte sich neben mir an die Morgensonne. Lange sah' er mit freundlichem Lächeln mich an: Kind! so sprach er jetzt, deine Frömmigkeit, deine Geschäftigkeit, dein ganzes Betragen gefallen mir so wohl, du bist das beste Kind, und ich will, geben die Götter das Gedeihen! ich will dich glücklich sehn. Könnt' ich, mein bester Herr! könnt' ich glücklicher seyn, als wenn ich deiner Gutthaten würdig bin? So antwortete ich, und Thränen der Dankbarkeit flossen von meinen Augen. Kind! sprach er, ich möchte das Andenken deines Vaters und deiner Mutter ehren; ich möcht' in meinem Alter meinen Sohn und dich glücklich sehn. Er liebt dich; kannst du, sage mir's, kannst du durch seine Liebe glücklich seyn? Jetzt entsank die Arbeit meiner Hand; zitternd, erröthend stund ich vor ihm. Er nahm meine Hand; und kannst du, so sagte er, kannst du durch seine Liebe

glücklich seyn? Ich fiel vor ihm nieder, drückte im stummen Entzücken seine Hand an mein bethränktes Gesicht; und von selbigem Tag an bin ich das glücklichste Weib. Jetzt trocknete sie ihre Augen. Das war der Mann, der hier ruhet, so fuhr sie fort. Aber wie er diese Quelle hieher geleitet, und diese Schatten gepflanzt hat, das wünscht ihr noch zu wissen, und ich will's euch erzählen:

Gegen das Ende seines Lebens ging er oft, und setzte sich hier an der Straße, grüßte freundlich den Wandrer, und bot dem Armen und dem Müden Erquickung. Wie, wenn ich einen kühlen Schatten von fruchtbaren Bäumen hier pflanzte, und eine kühle Quelle in diesen Schatten leitete? Weither ist keine Quelle und kein Schatten; so erquick' ich, wenn ich lange nicht mehr bin, den Müden, und den, der in der Sonnenhitze schmachtet. So sprach er, und ließ vom Feld her die kühleste Quelle leiten, und pflanzte fruchtbare Bäume umher, die früher und später reifen. Die Arbeit war vollendet; und jetzt ging er zum Tempel des Apolls, opferte und bat: Laß, was ich pflanzte, gedeihen; so kann der Fromme, der ferner zu deinem Tempel geht, im kühlen Schatten sich erfrischen.

Der Gott hatte seine Bitte gnädig erhört. Den folgenden Morgen erwacht' er frühe, und sah' aus seinem Fenster nach der Straße. Da sah' er, wo er die Sprößlinge pflanzte, hochaufgewachsene Bäume. Götter, so rief er, was seh' ich! Kinder, sagt mir's, täuscht mich ein Traum? Ich sehe, was ich gestern gepflanzt, zu Bäumen emporgewachsen. Voll heiligen Erstaunens gingen wir jetzt unter den Schatten; im vollesten Wuchse stunden die Bäume da, und streckten die starken Aeste weit umher, die Bast der reifen Früchte bog sie herunter zum blumigten Gras. O Wunder! so rief der Greis, ich Alter soll selbst noch in diesen Schatten wandeln? Und wir dankten und opferten dem Gotte, der, so gnädig, noch mehr als seine Wünsche erfüllte. Aber, ach! er wandelte nicht lange mehr in diesen Schatten! er starb, und wir begruben ihn hier, daß der, welcher in diesen Schatten ruhet, dankbar seine Asche segne.

So erzählte sie. Gerührt segneten wir die Asche des Redlichen. Süß hat uns die Quelle, süß der Schatten erquickt; aber mehr noch, was du uns so freundlich erzähltest. Sey uns gesegnet! so sprachen wir, und gingen voll frommer Empfindung zum Tempel des Apolls.

Thyrsis.

Umsonst, so klagte Thyrsis seine Qual, für mich umsonst, ihr gütigen Nymphen, schwebt angenehme Kühlung in diesen Schatten, wo ihr eure Quellen im wölbenden Gesträuch ausgießet. Ich schmachte, ach! wie man an der Sommersonne schmachtet. Unten am kleinen Hügel, auf dem die Hütte der Chloe steht, saß ich, und blies der Echo ein sanftes Liedchen vor. Oben beschattet den Hügel der Baumgarten, den sie wartet und pflanzt, und neben mir plätscherte das Wasser herunter, das ihn durchschlängelt, an dessen blumigem Bord sie oft schlummert, oft ihre Hände und Wangen kühlt. Plötzlich hört' ich das Knarren des Riegels, der des Gartens Thüre schließt. Sie trat heraus; ein sanfter Wind flatterte in ihrem blonden Haar und im leichten Gewand. O wie schön, wie schön war sie! Ein reinliches Körbchen voll glänzender Früchte trug sie an der einen Hand; und schamhaft, auch da, wo sie keinen Zeugen vermuthet, hielt sie mit der andern das Gewand über den jungen Busen fest: denn ihn würde der Wind in seinem Spiel entblößet haben; aber es schmiegte sich um Hüften und Knie, und flatterte sanft rauschend rückwärts in die Luft. So ging sie auf der Höhe des Hügels vorüber. Aber zween Aepfel fielen vom Körbchen, und hüpften den Hügel hinunter, gerade auf mich, auf mich zu, als hätt' Amor selbst ihren Lauf gelenkt. Ich nahm sie von der Erde, und drückt' an meine Lippen sie; und so trug ich sie den Hügel hinauf, und gab sie dem Mädchen wieder. Meine Hand zitterte, ich wollte reden; aber ich seufzte nur. Aber Chloe blickte nieder, sanfte Röthe überhauchte ihre schönen Wangen; sanft lächelnd, und bebend, schenkte sie die schönen Aepfel mir. Jetzt stunden wir — ach was ich empfand! — schüchtern beyde; dann ging sie mit sanftem Schritt der Hütte zu. Mein unverwandter Blick sah' ihr nach; da sie hineintrat, sah' sie zögernd und freundlich noch einmal zurücke; sah' ich sie gleich nicht mehr, mein Blick war doch an die Schwelle der Thüre geheftet. Jetzt ging ich, Zittern war in meinen Knieen, den Hügel hinunter. Ach! stehe du mir bei, gütiger Amor! Was ich seither empfinde, wird nie wieder in meinem Busen erlöschen.

An den Amor.

Ach! Amor, lieber Amor!
Schon an dem ersten May
Baut' in des Gartens Ecke
Ich den Altar für dich,
Und pflanzte Rosenhecken
Und Myrthen drüber her;
Und lag nicht jeden Morgen
Thauvoll ein Blumenkranz
Auf deines Altars Mitte!
Ach! alles war umsonst.
Schon streifen Winterwinde
Das Laub von Baum und Strauch,
Und Phillis ist noch spröde,
Sprödʼ wie am ersten May.

Thyrsis und Menalkas.

Thyrsis.

Dem Amor hatt' ich ein Gelübde gebracht, im kleinen marmornen Tempel. Ein reinliches ganz neues Körbchen hing ich im Myrthenwäldchen auf, und einen frischen Kranz, und meine beste Flöte. O lieber Amor, sei, (so sieht' ich) sei meiner Liebe gewogen! Heute ging ich beim kleinen Tempel vorbei, trat in den Myrthenhain, und sah' nach meinem Körbchen. Und sieh', sieh', was ich da sah! Ein Vögelchen saß auf des Körbchens Rand, und sang. Da trat ich näher, da flog es weg; ich sah ins Körbchen, und sieh', ein wohlgebautes Nestchen war, und Eierchen waren drinnen; und das Weibchen schmiegte sorgsam sich drüber, und blickte mich an, als wollt es mich flehn: Zerstöre, junger Hirt! o zerstöre die kleine Wirthschaft nicht! der andre flatterte um meine Stirn' und Haare. Ich ging zurück, schnell war das Männchen wieder auf des Körbchens Rand; mit frohem Zwitschern freuten sie sich und sangen. Nun sage du mir, lieber Menalkas! der du alle Deutungen weißt, sage mir, was bedeutet das?

Menalkas. Glücklich werdet ihr, dein Mädchen und du, beisammen wohnen und fruchtbar wird eure Liebe seyn.

Thyrsis. Bei den Göttern! das dacht' ich auch; doch wollt' ich deine Weisheit hören. Sieh, dieses junge Zickchen schenk' ich dir; und diese Flasche voll Honig, süß wie meines Mädchens Lippen, und lauter wie die Luft. So sprach er, und hüpfte für Freude, wie eine junge Ziege im Maienthau hüpft.

Der Blumenstrauß.

Daphnen sah ich: Vielleicht, ach! vielleicht würd's mein Glück seyn, hätt' ich sie nicht gesehn! So reizend sah ich sie nie. An der heißen Mittagssonne lag ich im dunkeln Weidenbusch, am kühlen Bache, da wo er sanft rieselnd durch Steine fällt. Schatten wölbte sich über mir, und über dem kühlen Bache; da saß ich ruhig: Aber seitdem, ach! ist für mich keine Ruhe mehr. Nicht weit von mir rauschte das Gesträuche, und Daphne, Daphne kam durch des Bordes Schatten, herunter an den Bach. Reinlich zog sie ihr blaues Gewand von den kleinen weißen Füßen herauf und trat in die helle Fluth. Sie bückte sich, und wusch mit der rechten Hand ihr reizvolles Gesicht; mit der linken hielt sie ihr Gewand, daß nicht das Wasser es netzte. Aber nun stund sie still und wartete bis kein Tropfen von ihrer Hand mehr das Wasser bewegte. Still war's und jeder ihrer Reize schien ungefälscht ihr entgegen. Jetzt lächelte sie ihre eigne Schönheit an, und drückte das Geflechte der goldnen Haare zurechte, die sich in einen reizvollen Knoten verbanden. Für wen, so seufzt' ich, ach! für wen diese Sorgfalt? Wem, ach! wem will sie gefallen? Wer ist der Glückliche, um deßwillen sie mit zufriednem Lächeln sieht, daß sie so reizend ist? Indeß sie gebückt so über dem Bache stund, fiel der Blumenstrauß von ihrem Busen ins Wasser, und schwamm, indeß sie wegging, zu mir herunter. Ich fing ihn, ich küßt' ihn; für eine ganze Heerde hätt' ich ihn nicht gegeben. Aber, ach! der Blumenstrauß welkt, ach! er welkt, der, nur zween Tage sind's, mit der Quelle zu mir floß. Ach! wie ich ihn pflegte! In meiner Trinkschaale stund er, die ich im Frühling mit Gesang gewann. Amor sitzt künstlich drauf geschnitten, in einer Laube von Geißblatt; lächelnd versucht er die Schärfe seiner Pfeile mit der Spitze der Finger, und vor ihm schnäbeln sich zwo Tauben. Dreimal des Tages goß ich ihm frisch Wasser zu, und des Nachts stellt' ich ihn am Gitter meines Fensters in den Thau. Dann stund ich vor ihm und

athmete seine süßen Gerüche. Süßer waren die Gerüche, glühender waren die Farben, als aller Blumen des Frühlings denn, ach! an ihrem Busen haben sie geblüht! Staunend stund ich dann vor der Schaale. Ja, Amor! so seufzt' ich, sie sind scharf, deine Pfeile; wie sehr wie sehr, muß ich's fühlen! laß, o laß Daphnen nur die Hälfte so für mich empfinden; dann will ich diese Schaale dir weihn! Auf einem kleinen Altar soll sie stehn, und alle Morgen umwind ich sie mit einem frischen Blumenkranz, und, ist es Winter, mit einem Myrthenschoß. O möchtet ihr, kleine Tauben, möchtet ihr ein Bild meines künftigen Glückes seyn! Aber ach! der Blumenstrauß welkt, so sehr ich ihn pflege; traurig hängen die Blumen und blaß am Borde der Schaale herunter, hauchen keine Gerüche mehr, und ihre Blätter fallen. Ach! Amor, laß, ach laß ihr Welken für meine Liebe nicht von übler Deutung seyn.

Der Sturm.

Auf dem Vorgebürge, an dessen Seite der schilfreiche Tiſernus ins Meer fließet, saßen Lacon und Battus, die Hirten der Rinder. Ein schwarzes Gewitter stieg fernher auf, ängstliche Stille war in den Wipfeln der Bäume, und die Seevögel und die Schwalben schwirreten in banger Unruhe hin und her. Schon hatten sie die Heerden vom Gebürge nach ihrer Wohnung geschickt: sie aber blieben auf dem Gebürge zurück, die fürchterliche Ankunft des Gewitters, und den Sturm auf dem Meere zu sehn. Fürchterlich ist die Stille, so sagte Lacon: Sieh'! die untergehende Sonne verbirgt sich in jenen Wolken, die Gebürgen gleich am Saume des Meeres aufsteigen.

Battus. Schwarz liegt das unabsehbare Meer vor uns. Noch ruhig — aber eine bange Stille, die bald mit fürchterlichem Tumulte wechseln wird. Ein dumpfes Geräusche tönt fernher, wie das Geheul der Angst und eines allgemeinen plötzlichen Unglücks etwa von Ferne gehört wird.

Lacon. Sieh'! langsam steigen die Gebürge der Wolken; immer schwärzer, immer fürchterlicher heben sie ihre Schultern hinter dem Meer hinauf.

Battus. Immer fürchterlicher wird das dumpfe Geräusche; Nacht liegt auf dem Meere; schon hat sie die Diomedischen Inseln verschlungen, du siehst sie nicht mehr. Nur flimmert noch die Flamme des Leuchtthurms von jenem Vorgebürge in der schauervollen Dunkelheit. Aber jetzt, jetzt fängt das Geheul der Winde an; sieh'! sie zerreissen die Wolken — treiben sie wüthend empor: sie toben auf dem Meere, es schäumt.—

Lacon. Fürchterlich kömmt der Sturm daher. Doch gern will ich ihn wüthen sehn; mit Angst gemischte Wollust schwellt ganz meinen Busen. Wenn du willst, so bleiben wir; bald sind wir das Gebürge herunter in unsrer wohlverwahrten Hütte.

Battus. Gut! ich bleibe mit dir. Schon ist das Gewitter da! schon toben die Wellen an unserm Ufer, und die Winde heulen durch die gebogenen Wipfel.

Lacon. Ha! sieh', wie die Wellen toben, ihren Schaum in die Wolken emporspritzen, fürchterlich wie Felsengebürge sich heben, und fürchterlich in den Abgrund sich stürzen. Die Blitze flammen an ihren Rücken, und erleuchten die schreckenvolle Scene.

Battus. Götter! sieh', ein Schiff; wie ein Vogel auf einem Vorgebürge sitzt, sitzt es auf jener Welle. Ha! sie stürzt. Wo ist's nun, wo sind die Elenden? Begraben, im Abgrund.

Lacon. Trüg' ich mich nicht, so steigt's dort auf dem Rücken jener Welle wieder empor. Götter! Rettet, o rettet sie. Sieh'! sieh'! die näheste Welle stürzt mit ihrer ganzen Last auf sie her. O was suchtet ihr, daß ihr so, euer väterliches Ufer verlassend, auf ungeheuern Meeren schwebt! Hatte euer Geburtsland nicht Nahrung genug, euern Hunger zu sättigen? Reichthum suchtet ihr, und fandet einen jammervollen Tod.

Battus. Am väterlichen Ufer werden eure Väter und eure Weiber und eure Kinder vergebens weinen; vergebens für eure Rükkunft in den Tempeln Gelübde thun. Leer wird euer Grabmahl seyn; denn euch werden Raubvögel am Ufer fressen, verschlingen die Ungeheuer des Meeres euch nicht. O Götter, laßt immer mich ruhig in armer Hütte wohnen! Zufrieden mit wenigem, nähre mein Anger mich, und mein kleines Feld und meine Heerde.

Lacon. Strafet mich, Götter! wie diese, wenn je Unzufriedenheit in meinem Busen seufzt; wenn ich je mehr wünsche, als was ich habe; Ruhe und mäßige Nahrung!

Battus. Laß uns hinuntergehn; vielleicht daß die Wellen einige von diesen Elenden ans Ufer werfen. Leben sie noch, so haben wir den Trost sie zu retten; sind sie todt, so beruhigen wir doch ihren Geist, und geben ihnen ein ruhiges Grab.

Sie gingen hinunter an's Ufer, und fanden im Sand ausgestreckt einen schönen Jüngling todt. Mit Thränen begruben sie ihn am Ufer. Trümmer des Schiffes lagen im Sande zerstreut; und sie fanden unter den Trümmern eine Kiste, öffneten sie, und schwere Reichthümer von Gold waren darinnen. Was soll uns das, sagte Battus?

Lacon. Behalten wollen wir's; nicht um reich zu seyn, dafür bewahren mich die Götter! um's zurückzugeben, wenn's ein Eigenthümer sucht, oder einem, der's mehr nöthig hat als wir.

Ungenutzt, und ungesucht lag der Schatz lange bei den Beiden; da liessen sie draus am Ufer einen kleinen Tempel bauen. Sechs Säulen von weissem Marmor hielten den schattigen Vordergiebel empor, und in der Vertiefung stund die Bildsäule des Pans. Der Zufriedenheit war dieser Tempel geweiht, und dir, gütiger Pan!

Erythia.

Myrson.

Hier laß' uns im Bache gehn, das Wasser kühlt unsre Füße; über uns wölben sich Weiden und schlanke Eschen im Schatten.

Lycas. Sey's denn; bei dieser schwülen Hitze sucht jeder schmachtend die Kühlung.

Myrson. Laß uns gehen bis dahin, wo der Bach herunter sich stürzt; lieblich ist's dort und kühl, als schwämmst du beim Mondschein im Wasser.

Lycas. Horche, schon hör' ich des fallenden Wassers Geräusche. Es ist, als sucht' jedes Geschöpf in diesen Schatten seine Freude. Welch Gesumse, welch Schwirren, welch Zwitschern, welch frohes buntes Gewimmel flattert da im Schatten! Diese kleine Wasserstelze, will sie den Weg uns weisen? Sieh', wie sie vor uns her so munter von Stein zu Steine hüpft. Ha! Sieh' da, wie ein heller Sonnenstrahl in diesen hohlen Weidenstamm fällt, mit Winden und Epheu behangen. Sieh' doch, ein junges Böckchen schläft drinnen; wie schlau hat sich das die angenehme Ruhstatt gewählt!

Myrson. Du siehst alles; nur nicht, daß wir da sind, wo wir seyn sollen.

Lycas. Ha, ja! Pan! Ihr Götter! Welch angenehmer Ort ist das!

Myrson. Wie ein silberner Teppich, den ein sanfter Wind bewegt, deckt der stürzende Bach die hinter ihm sich wölbende Höhle; ein Kranz von Gesträuchen umfaßt ihn. Komm, laß uns hinter den Wasserfall in die Höhle gehn.

Lycas. Ha! mir schauerts von angenehmer Kühlung. Wie der Bach vor uns niederplätschert! Jeder stürzende Tropfen flimmert am Sonnenstrahl wie Feuer.

Myrson. Laß hier auf die höhern mit Moos bedeckten Steine uns sitzen; unsre Füße ruhen unbenezt auf denen, die in dem Wasser liegen, indeß daß der Wasserfall uns in die Höhle verschließt.

Lycas. So einen anmuthsvollen Ort hab' ich noch nie gesehn.

Myrson. Ja anmuthsvoll ist er, auch ist er dem Pan heilig. Am Mittag fliehn ihn die Hirten; man sagt, daß er dann oft da ruhet. Auch wird von der Quelle eine Geschichte gesungen; verlangest du das, so will ich sie singen.

Lycas. Hier sitzen wir bequem; auf diesem Polster von Moos lehn' ich mich an die Felsenwand hin, und höre mit Entzücken deinen Gesang.

Schön, du Tochter des Eridanus! schöner als alle von Dianens Gefolge, warst du, Erythia! War gleich ihre Schönheit noch im Aufblühn, halb Kind noch, war sie schon von schlanker Größe; kindische Unschuld lächelte noch im schönsten Gesichte, und Schüchternheit im glänzend blauen Auge; ihr junger Busen, nur sanft gewölbt, versprach erst noch den vollern Wuchs. Bei der Sonnenhitze hatte mit ihren Gespielen sie auf den Gebürgen die Rehe verfolgt; und müde und von Durst schmachtend lief sie zu einer Quelle. Sie kühlte die Hand, und wusch ihr schönes Gesicht; dann schöpfte sie einen kühlen Trunk, und schlürft' ihn mit kleinen Lippen. So beschäftigt, über den Bach gebückt, dachte sie an keine Gefahr; aber Pan hatte aus nahen Gesträuchen sie betrachtet, und Liebe flammete schnell in seinem Busen auf. Ihr unbemerkt schlich er herbei, bis das Geräusche des nähesten Grases an ihrem Rücken ihn verrieth. Erschrocken sprang sie auf, entwischte seinen nervigten für Verlangen zitternden Armen; schon fühlte seine Wärme sie an ihren Hüften; ein Rosenblatt hätt' ausgefüllt, was zwischen ihr und seiner Hand noch war. Schnell sprang sie über den Bach, leicht war sie wie ein Reh, Schrecken machte sie schneller; so lief sie; er lief ihr nach; so lief sie

über die Trift hin, wie ein schneller Wind über des Grases Spitzen streift. Aber plötzlich stand sie für Entsetzen still. Am äußersten Rand eines Felsens stand sie, bebte zurück, und sah erblassend ins tiefe Thal. Dann rief sie mit ängstlichem Geschrei: O Diana! Schützerin der Keuschheit, o rette,, rette mich, daß kein unkeuscher Arm meine Hüften umschlinge! Rette, o rette, Diana, Schützerin der Keuschheit! Aber der Gott war an ihrer Ferse schon — schon fühlt sie seinen Athem — und jetzt seinen umschlingenden Arm. Doch, die der Liebe ungewogene Göttin hört' ihr angstvolles Flehn. Wasser trieft von seinen umschlingenden Armen, und die an sie gedrückte Brust herunter; sie zerschmilzt in seiner Umarmung zur Quelle — schmilzt, wie Frühlingsschnee an einem braunen Felsen — schmilzt, trieft von seinen Armen — rieselt sein Knie herunter — rieselt durchs Gras — stürzt von der Felsenwand, und rieselt schon unten im Thal. Und so entstund Erythia, die reine Quelle.

Karl Heinrich Ludwig Giesebrecht

ward am 9. Juni 1782 zu Mirow in Mecklenburg geboren und lebte als Dr. phil. und erster Professor am Königlichen Gymnasium in Berlin.

Er gab heraus:

Armida. Tragödie. Penig 1804.
Sartorius. Tragödie. Bremen 1807.
Mnemosyne. Bremen 1807.

Deutsche Blätter. 1e Sammlung. Brandenburg 1822.

Ein schönes, gründlich durchgebildetes Talent, das besonders im Fache der romantischen Tragödie Ausgezeichnetes leistete, und bei dem es lebhaft zu bedauern ist, daß es die ruhmvoll angetretene Bahn schon so früh wieder verließ. —

Friedrich Christlieb Girardet

ward am 14. Februar 1789 zu Stettin geboren, studirte Theologie, erhielt darauf 1808 eine Anstellung am theologischen Seminar zu Berlin und 1811 das Amt eines Predigers bei der reformirten Gemeine zu Dresden, das er gegenwärtig noch bekleidet.

Seine Schriften sind:

Andachtsstunden. 3 Bde. Dresden 1823—1828.
Das Brautgeschenk. Leipzig 1819 N. A. 1824.
Gewissensfragen an und für die katholische Geistlichkeit zu Dresden. Dresden 1831.
Das Evangelium der Jesuiten. 2. A. Leipzig 1829.
Predigten über das Gebet des Herrn. Dresden 1818.
Die drei Scheidewege des Jugendlebens. Dresden 1826.
Der 4. September in seiner hohen Bedeutung. Dresden 1832.
Ein Wort zur Ehrenrettung der Presbyteren. Leipzig 1832.
Zwei Predigten am 3. Jubelfeste des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses; (mit J. H. Blaß). Dresden 1830.
Hebels allemannische Gedichte, in das Hochdeutsche übersetzt. — Dresden 1821.
Der Galeerensclave. Aus dem Französischen. Dresden 1829. 2 Thle.

G. erwarb sich einen gefeierten Namen durch die Herausgabe vortrefflicher religiöser, namentlich ascetischer Schriften, in welchen tiefes Gefühl mit einer klaren und wohlthuenden Ansicht von den höchsten Dingen verbunden und in einer edeln und würdigen, stets ihrem Gegenstande wie dem Publikum für das die einzelnen Schriften bestimmt wurden, angemessenen Sprache vorgetragen ist. —

Unser Osterfest oder unser Erwachen in der Ewigkeit*).

Text:
1. Kor. 6, 14.
„Gott aber hat den Herrn auferwecket, und wird uns auch auferwecken durch seine Kraft."

Ein schönes Fest hat uns heute an dieser heiligen Stätte vor dem Angesichte des Herrn versammelt — das Siegesfest des Lebens über den Tod, des Lichtes über die Finsterniß. Das Licht, das wir am Weihnachtsfeste mit den Weisen des Morgenlandes als einen neu aufgehenden Stern erblickten, und das wir an der Krippe des Heilandes mit Freude und Dank gegen Gott als die Morgenröthe eines schönern Tages begrüßten; das Licht, das wir im Kampfe mit der Finsterniß am Charfreitage wieder mit trauerndem Herzen und tiefer Wehmuth scheinbar erlöschen sahen, dringt heute wieder in siegender Herrlichkeit aus der Nacht hervor, und erhellt und erwärmt die ganze Welt wieder, wie eine unvergängliche Sonne. Das Leben, dessen erste Geburt aus Gott wir am Weihnachtsfeste mit dankbarem Herzen feierten, das am Charfreitage wieder zerknickt von der eisernen Hand des Todes in das Grab sank, geht heute wieder aus seiner scheinbaren Vernichtung hervor, und steht wieder in göttlicher Kraft und Herrlichkeit da als Sieger des Todes und der Finsterniß. Ja, m. Br., Christus ist erstanden: das ist die fröhliche Bothschaft, mit welcher uns dieses Osterfest begrüßt. Christus ist erstanden: das rufen heute Millionen und aber Millionen Lippen und Herzen mit Dank und Freude zum Himmel empor. Und wiederum scheint der Himmel uns Antwort zu geben auf diesen festlichen Gruß, und ihn nur mit der eben so tröstlichen Botschaft zu erwiedern: Auch ihr werdet so wieder aufstehen, auch ihr werdet so durch den Tod nur zu einem neuen Leben eingehen, und hier nur einschlummern, um dort in einer schönern Welt wieder zu erwachen! Aus jedem Ton der Glocken scheint uns in diesen festlichen Tagen dieser freudige Zuruf entgegenzuschallen; jedes wärmere Frühlingslüftchen scheint uns denselben zuzuwehen; aus jedem hervorstrebenden Keime scheint er zu uns herüberzudringen, die ganze neu erwachte Natur scheint ihn mit tausend und aber tausend Stimmen zu wiederholen und zu bestätigen.

Oder vereinigt sich nicht alles, um uns dieses Fest der Auferstehung des Herrn zu unserm eignen Osterfeste, zum Feste unsrer eignen Unsterblichkeit zu machen? Ist es nicht eine wunderbare Fügung der göttlichen Vorsehung, daß wir das Andenken an diese große Begebenheit gerade zu einer Zeit feiern müssen, wo die ganze irdische Schöpfung ihr Auferstehungsfest feiert, und uns die Hoffnung auf unsre eigne Wiederbelebung in tausend Sinnbildern und Gleichnissen vor Augen hält? Ist es nicht, als wenn der Allgütige dadurch unsrer Kleingläubigkeit zu Hülfe kommen, und uns durch unsre Sinne selbst die dunkeln Vorgefühle und Ahnungen unsers Herzens deutlicher und anschaulicher machen wollte? — Ja, gehe hinaus, o Mensch, in den heiligen Tempel der Natur, und sieh, wie dort überall neues Leben aufkeimt, wo noch vor Kurzem nichts als Tod und Verwesung war: wo könntest du deutlicher einsehen, daß alles nur stirbt, um durch den Tod selbst wieder zum Leben einzugehen, alles nur gesäet wird, um schöner und herrlicher wieder aufzublühen? wo könntest du eine bessere Erklärung zu den Worten des Apostels finden: „Es wird gesäet verweslich, und wird auferstehen unverweslich; es wird gesäet in Unehre, und wird auferstehen in Herrlichkeit; es wird gesäet in Schwach-

*) Aus: Fr. Girardet's Predigten. Dresden 1828.

heit, und wird auferstehen in Kraft; es wird gesäet ein natürlicher Leib, und wird auferstehen ein geistiger Leib."? — Gehe hinaus in den heiligen Tempel der Natur, und sieh, wie dort auf den Auferstehungsruf des Allmächtigen jetzt alles zu einem neuen Daseyn erwacht, wo vor Kurzem noch alles einen ewigen und eisernen Todesschlaf zu schlummern schien; wo könnte es dir deutlicher vor Augen treten, daß aller Tod nur ein Schlummer ist, der zu einem fröhlichen Erwachen führt? wo könntest du dich tiefer ergriffen fühlen von der Wahrheit, die uns der Apostel in den Worten unsers heutigen Textes vorhält: „Gott aber hat den Herrn auferwecket, und wird uns auch auferwecken durch seine Kraft?" —

Ja, m. Br., wie verschieden auch unser Erwachen von dem des Erlösers in so manchen Nebenumständen seyn möge, dort müssen wir es fühlen, daß es in der Hauptsache doch dasselbe seyn wird. Dieselbe allmächtige Kraft, die ihn aus dem Grabe herausführte, wird auch uns aus demselben erwecken. Und so können wir wohl mit vollem Rechte das Fest seiner Auferstehung als das Fest unsrer eignen Unsterblichkeit begehen; so können wir wohl, mit vollem Rechte, in dem Erwachen Christi zu einem neuen Leben das Vorbild unsers eignen Erwachens in der Ewigkeit sehen, wie es auch zu allen Zeiten geschehen ist, und die Worte unsers Textes beides auch nahe und deutlich genug zusammenstellen, um uns nicht den geringsten Zweifel darüber zu lassen. „Gott aber hat den Herrn auferwecket, und wird uns auch auferwecken durch seine Kraft." Auch unser wartet also ein Ostermorgen, wo die Kraft des Höchsten uns erwecken wird aus unserm Todesschlummer, wo wir neu belebt erwachen werden in der Ewigkeit. Laßt uns diesen Gedanken festhalten, und sehen, was er für unsern Geist, für unser Herz und für unser Gewissen ist. Für den Geist ist es ein großer und kühner Gedanke; für das Herz ist es ein großer und trostreicher Gedanke; für das Gewissen endlich ist es ein großer und ernster Gedanke. Das soll der dreifache Gegenstand unsrer Betrachtungen in dieser Stunde der Andacht seyn.

I. Ja allerdings, m. Br., scheint der Gedanke an ein Erwachen in der Ewigkeit ein großer und kühner Gedanke für den menschlichen Geist zu seyn, und fast zu groß und zu kühn, als daß der Mensch es wagen dürfte, ihn zu fassen, und sich dieser süßen Hoffnung hinzugeben. In ewig unerreichbarer Ferne scheint ihm dieser Gedanke zu liegen, wenn er am Sarge oder an den Gräbern seiner Brüder einen Blick in die geheime Werkstatt des Todes wirft, und sieht, wie sich hier unter seiner zerstörenden Hand alles auflöset und in grausende Vernichtung übergeht; und nur die Thorheit, nur die offenbarste Verblendung scheint da noch etwas hoffen, scheint da dem Augenscheine zum Trotz noch an eine Fortdauer, an ein Erwachen in der Ewigkeit denken und glauben zu können. Und doch kann es der Mensch nicht lassen, daran zu denken und darauf zu hoffen; doch glaubt er hier der Stimme seines Herzens noch mehr als seinen Augen, und läßt sich in diesem Glauben durch keinen Widerspruch der Sinne, durch keine Bedenklichkeiten des klügelnden Verstandes irre und wankend machen. Möge er sich auch zuweilen augenblicklich von diesem Widerspruch und diesen Bedenklichkeiten überwältigt, sich auch zuweilen augenblicklich von seinem Muthe und seiner Hoffnung verlassen fühlen: immer kehrt der eine und die andere doch wieder in sein Herz zurück; immer folgen auf solche Augenblicke des Zweifelns doch wieder Augenblicke der freudigsten Zuversicht, wo sein Geist sich wieder ermannnt und ermuthigt, einen Gedanken zu ergreifen, von dessen Riesengröße er sich augenblicklich erdrückt fühlte. Nur die irdische Hülle sieht er dann im Tode fallen, und wieder in den Staub zurückkehren, aus welchem sie genommen wurde; aber mit der unsterblichen Seele, die diese Hülle bewohnt, trotzt er der zerstörenden Gewalt des Todes und allen Schrecknissen des Grabes; durch sie fühlt er sich noch mit einer andern Welt verwandt und befreundet; sie ist ihm die Bürgschaft, daß er hier nur einschlummert, um dort wieder zu einem neuen Leben zu erwachen. O schon darin, daß des Menschen Geist diesen großen Gedanken zu fassen vermag, liegt auch der erste Beweis, daß er ihn mit vollem Rechte fassen und festhalten darf. Wäre er nicht für ein anderes Leben bestimmt, er würde auch nicht die Sehnsucht nach demselben empfinden, würde auch nicht die Möglichkeit desselben zu begreifen vermögen. Unsterblichkeit kann nur ein Wesen ahnen, das zur Unsterblichkeit geboren und berufen ist.

Freilich liegt dieser Gedanke auf einem Gebiete, das der schwache sterbliche Mensch nicht betreten kann, ohne sich von dem Lichte seiner Vernunft verlassen zu fühlen, und in welchem er alles nur „wie durch eine Scheibe an einem dunklen Orte sieht;" freilich erfaßt den menschlichen Geist ein Schwindel, so oft er in die bodenlose Tiefe hinabschaut, die sich ihm in diesem Gedanken aufthut; freilich stößt er hier auf so viel Räthselhaftes und Unbegreifliches, auf so viel scheinbare Widersprüche, daß es sich wohl erklären läßt, wie er hier oft nichts als die Traumbilder seiner eignen Einbildungskraft zu sehen meint, und alles für Täuschung und Selbstbetrug hält. Allein haben wir deshalb ein Recht, etwas zu bezweifeln oder gar zu verwerfen, weil es uns unerklärlich und räthselhaft ist? Würden wir, wenn das ein Recht dazu gäbe, nicht tausend Dinge in Zweifel ziehen müssen, deren Daseyn und Wirklichkeit anzutasten uns doch nie in den Sinn kommt? Oder sage mir doch, o Mensch, kannst du begreifen, wie aus dem verwesenden Saamenkorn sich der Keim eines neuen Lebens entwickelt? und würdest du dies nicht für eben so unmöglich halten, wenn es nicht eine so alltägliche Erscheinung wäre, daß sie gar nichts Wunderbares und Befremdendes mehr für dich hat? Kannst du begreifen, wie der Schmetterling aus der Hülle hervorgeht, in welcher die Raupe ihr Grab und das Ende ihres Daseyns fand? Kannst du tausend andere Räthsel lösen, tausend andere Wunder erklären, die dir die Natur überall vor Augen hält, und die dir so nahe liegen, daß sie nur eben deswegen dir gar nicht mehr auffallen und als Räthsel und Wunder erscheinen? — Und findest du denn auf der andern Seite nicht eben so viel und noch viel mehr Unerklärliches und Räthselhaftes? Verwickeltst du dich nicht noch in weit größere Widersprüche, indem du eine Fortdauer nach dem Tode leugnest, und die Hoffnung der Unsterblichkeit aufgiebst? Oder was willst du mir antworten, wenn ich dich frage, wie Gott uns nur mit so großen und herrlichen Anlagen und Fähigkeiten ausgestattet haben sollte, um sie in der ersten Blüthe ihrer Entwickelung wieder im Grabe vermodern zu lassen? Wie willst du es erklären, daß er uns hier in Wahrheit, Tugend und höherer Vollendung ein Ziel vor Augen hält, das wir auf diese Weise nimmer erreichen könnten, und das nach den ersten Schritten, die uns demselben näher brachten, unsern Augen so schön, für immer wieder verschwinden müßte? Wie sollte es dir nicht ganz undenkbar seyn, daß er uns diese heiße, glühende Sehnsucht nach Fortdauer und Unsterblichkeit gegeben hätte, wenn wir nimmer das Land finden sollten, wo sie gestillt und befriedigt werden kann? Wie solltest du keinen Widerspruch darin finden, daß er hier nur mit so festen Banden Herz an Herz, und Seele an Seele knüpfen sollte, um sie nach kurzer Zeit wieder für ewig zu trennen und aus einander zu reißen? Wie sollte dir so nicht das ganze Leben des Menschen als ein dunkles, unauflösliches Räthsel und als ein Gewebe von Widersprüchen erscheinen müssen? — Und können wir das nicht leugnen, so müssen wir ja auch in diesen Räthseln und Widersprüchen selbst noch einen zweiten Beweis finden, daß der Gedanke an ein Erwachen in der Ewigkeit mehr ist, als ein leeres Trugbild, durch welches wir uns nur gegen das uns bevorstehende Loos zu verblenden suchen, und daß wir uns nimmer irren können, wenn wir mit Glauben und froher Zuversicht dem Grabe nur als der Pforte eines neuen Daseyns entgegengehen.

Und ein dritter siegender Beweis dafür liegt gewiß auch noch darin, daß wir uns das Gegentheil fast gar nicht denken können, und daß es fast kein besseres Mittel giebt, uns die Hoffnung einer Fortdauer nach dem Tode recht klar und einleuchtend zu machen, als uns recht lebhaft in den schrecklichen Gedanken hineinzudenken, daß wir, gleich jedem andern Geschöpfe der Erde, durch den Tod nur in die ewige Nacht des Nichts zurücksänken. Oder wo ist der Mensch, der diesen Gedanken zu ertragen vermöchte, dessen ganzes Wesen sich nicht gegen denselben krampfhaft zusammenballte, der nicht sein Innerstes von demselben empört fühlen, und sich dabei nur mit desto festerer Ueberzeugung der Hoffnung eines bessern Lebens wieder in die Arme werfen müßte? — Siehe, o Mensch, ich will deine Zweifel und Bedenklichkeiten nicht bekämpfen, deine Gründe nicht widerlegen, deinen wankenden Glauben an Fortdauer und Unsterblichkeit nicht in deinem Herzen befestigen; nein, das Heiligthum desselben in deiner Brust will ich dir nur vollends zerstören und verwüsten helfen, befestigen will ich dich nur in deinen Zweifeln, Beifall geben allen deinen Scheingründen, zurufen will ich dir geradezu mit der Grausen erregenden Kälte und Ruhe des Gottesleugners: Nein, es giebt kein Jenseits, kein Erwachen in der Ewigkeit für dich; der Augenblick des Todes ist für dich auch der Augenblick gänzlicher Vernichtung; indem du stirbst, scheidest du auch für immer aus dem Daseyn, zu welchem dich der Odem des Schöpfers hervorrief, wirst du auch für immer ausgestoßen aus der Reihe lebender Wesen, und jenseits des Grabes umfängt dich nur die ewige Nacht des Nichts und der Bewußtlosigkeit! — — O nimmermehr, wirst du gewiß zusammenschaudernd bei diesem trostlosen Gedanken ausrufen müssen, nimmermehr kann das mein Loos und meine Be-

stimmung seyn, oder ich müßte ganz irre an Gott und an mir selbst werden! Wie könnte Gott das Meisterstück seiner Schöpfung nur aus dem Nichts hervorgerufen, und nach seinem Bilde geformt haben, um es nach wenigen Augenblicken wieder hohnlächelnd mit grausamer Hand zu zertrümmern? — Nein, o Gott, das wolltest du nicht, das kannst du nicht wollen; kühn berufen wir uns auf deine Weisheit, auf deine Gerechtigkeit, auf deine Vaterliebe, die nichts seyn würden, wenn Vernichtung unser Loos und unsere Bestimmung wäre; kühn strecken wir die Hand nach deinem Himmel aus, und fordern von dir, daß du uns dem Tode nicht zum Raube lassest, daß deine Kraft uns jenseits des Grabes wieder erwecke zu einem neuen Leben. Unser Geist beugt sich vor diesem großen Gedanken, aber er kann ihn nicht aufgeben, ohne sich und — dich aufzugeben! —

II. Wie groß und kühn der Gedanke der Unsterblichkeit und des Erwachens in der Ewigkeit daher auch immer für den Menschen zu seyn, in welcher unerreichbaren Ferne er ihm auch immer zu liegen scheine, dennoch kann ihn nichts verhindern, seinen Geist zu demselben zu erheben, und in ihm die Stütze zu suchen, deren sein Herz so sehr bedarf, und die er sonst nirgends zu finden vermag. Oder wie sollte das Herz jemals diesen großen, trostreichen Gedanken entbehren können, wenn das Leben auch ein ewig heiterer und unbewölkter Frühlingstag wäre, wenn sonst auch nichts hienieden die Glückseligkeit des Menschen störte und ihm sein Daseyn verbitterte, und alles sich nur vereinigte, um ihm die Erde zu einem blühenden Paradiese, zu einem Himmel voll Freude und Seligkeit zu machen; denn auch dann würde der Gedanke an die ihm bevorstehende Vernichtung ihm jeden Genuß des Lebens verkümmern, ihm jeden Tropfen Freude vergällen, und ihn mitten unter allen Gütern und Herrlichkeiten der Erde zum unglücklichsten und elendesten aller Geschöpfe machen. — Allein wie nun erst, da das Leben so reich an Wermuth und Dornen, an Jammer und Herzeleid ist? wie nun erst, da der Mensch hienieden so oft mit Mangel und Noth, mit Krankheiten und Schmerzen, mit tausend Leiden und Widerwärtigkeiten zu kämpfen hat, und in diesem immerwährenden Kampfe oft seines Daseyns kaum einen Augenblick froh werden kann? Woran sollte des Menschen Herz sich da in tausend trüben Augenblicken des Lebens halten? woran sich da halten, wenn der Tod es blutend von einem andern liebenden Herzen reißt? woran sich da halten, wenn es selbst nach und nach erstarrt und erkaltet, und ängstlich zwischen Seyn und Nichtseyn über den grausenden Abgründen des Todes schwebt? — Nein, da kannst nur du, Hoffnung eines bessern Lebens! die leidende, gequälte Seele, das zerrissene, brechende Herz halten und stützen, und vor dumpfer Verzweiflung bewahren; da kannst nur du, Gedanke der Unsterblichkeit! den Menschen Ersatz und Entschädigung, Trost und Beruhigung, Lebens- und Todesmuth geben!

O darum freue dich, o Mensch, daß du diesen großen Gedanken zu fassen vermagst; darum freuet euch, ihr, die ihr mühselig und beladen seid," daß der Gott, der an einem Tage wie der heutige, den Herrn auferweckte, auch euch durch seine Kraft auferwecken wird zu einem neuen Leben! Findet ihr sonst nirgends Ruhe für die matt und müde gequälte Seele, hier in diesem großen, trostreichen Gedanken findet ihr sie gewiß. Wohl ist das Leben nur ein mühseliges, freudenleeres Tagewerk für euch; wohl habt ihr hier so manches Leiden zu überwinden; aber blicket freudig und getrost zu dem bessern Jenseits hinauf, wenn das Kreuz, das euch der Himmel auflegte, euch zu schwer, der Leidensweg, den ihr wandeln müßt, euch zu lang wird, und ihr nimmer das Ende desselben abzusehen vermöget, nimmer wieder auf bessere und glücklichere Tage hoffen könnet! Denn sehet, über ein Kleines ist alles überstanden; sehet, wie die Sonne eures Lebens sich immer mehr und mehr zum Untergange neigt: bald ist der Abend da, der euch zur Ruhe ruft, bald drückt euch der Tod die müden und trüben Augen zu, und umfängt euch wie ein sanfter Schlummer nach des Tages Last und Hitze. Und ist die Nacht vergangen, dann wartet eurer ein neuer und schönerer Morgen; dann erwacht ihr erquickt und gestärkt in der bessern Heimath, in dem himmlischen Vaterhause, und der Vater nimmt liebend seine Kinder in seine treuen Vaterarme, und legt sie an sein Vaterherz, und trocknet ihre Thränen, heilt ihre Wunden, stillt ihre Schmerzen, und giebt ihnen tausendfachen Ersatz für alle ausgestandenen Drangsale ihrer Pilgrimschaft.

Allein möchte seine unendliche Liebe auch noch so viel geben, auch noch so viel gut machen: ein Schmerz würde doch bleiben, ein Thränenquell würde doch nicht versiegen, eine Wunde würde sich doch nicht schließen, und auch im Lande der Seligen noch fortbluten, wenn wir dort bei unserm Erwachen in der Ewigkeit nicht alle die Theuren wiederfänden, an denen unser Herz hienieden mit so unendlicher Liebe hing. Ist dieser Gedanke doch das Einzige, was uns bei ihrem Scheiden trösten und aufrichten kann; ist die Hoffnung des Wiedersehens doch das Einzige, was uns in solchen dunkeln Stunden bleibt, und ohne was unser liebendes Herz brechen und vergehen würde in seinem endlosen Gram und Kummer. Ach wie elend und trostlos würde der Mensch sonst mit seinem Herzen voll Liebe und Sehnsucht am Sterbebette oder am Grabe seiner Lieben stehen! Da sieht er alles vernichtet, was noch so eben die Wonne seines Lebens war; da bedeckt Todesnacht diese Augen, die ihm so oft liebend zulächelten; da schließen Todesriegel diese Lippen, von denen er so oft den süßen Gatten- und Kindes-, Vater- und Muttternamen hörte; da erfüllt Todeskälte die Hand, deren warmen Liebesdruck er so oft in der seinigen fühlte; da bricht im Todeskampfe das Herz, in welchem für ihn eine ganze Welt voll Liebe und Seligkeit untergeht; da ist nichts mehr, als die kalte, erstarrte, entseelte Hülle. Todt, verloren, verloren für immer! scheint ihm dabei alles zuzurufen; verloren für immer! wiederholt sein trostloses Herz im ersten Augenblicke des Schmerzes. — Nein, o Mensch, nicht verloren für immer, „nicht todt," ruft dir der Heiland entgegen, „sondern es schläft nur*)", ist nur hinübergeschlummert in die Ewigkeit, und hat dort schon seinen Ostermorgen gefunden, hat dort schon den neuen Tag erlebt, der auf die dunkle Nacht des Grabes folgt. Und kommt einst auch dein Ostermorgen herbei, erwacht auch du einst auf den Auferstehungsruf des Allmächtigen in jenen Lichtgefilden einer bessern Welt: dann fällt dein erster Blick wieder auf sie, die so lange und schmerzlich Vermißten, dann begrüßen dich wieder ihre Lippen, dann umschlingen dich wieder ihre Arme, dann schlägt nach so langer Trennung wieder Herz an Herz in der Wonne des Wiedersehens! —

III. Aber eben so trostreich, wie der Gedanke an ein Erwachen in der Ewigkeit für das Herz ist, eben so ernst ist er auch für das Gewissen, da die Stunde des Erwachens auch zugleich die Stunde des Gerichts ist, und da folglich so viel darauf ankommt, wie und in welchem Zustande wir dort erwachen werden. Der Todesschlummer kann uns nichts geben und nichts nehmen; sondern eben so wie wir hier eingeschlummert sind, werden wir dort auch erwachen; in demselben Zustande, in welchem uns hier die Nacht überfiel, werden wir dort auch den Morgen der Auferstehung sehen; mit demselben Bewußtseyn, das wir hier in das Grab mitnahmen, werden wir dort auch zu dem neuen Leben eingehen, zu welchem uns Gott wieder erwecken wird durch seine Kraft. Ja, wie uns am Morgen beim Erwachen die Begebenheiten und Handlungen des vorigen Tages erst recht klar und deutlich vor Augen stehen, und wir bei der ruhigen Ueberlegung, zu welcher uns seine Stille erweckt, erst so manches wahrnehmen, was uns im Getümmel des Tages und der aufgeregten Leidenschaften entging: so wird es auch mit dem großen Morgen der Auferstehung seyn. Auch dort wird dem zu neuem Daseyn erwachten Auge so manches in einem ganz andern Lichte erscheinen, als es uns hier im Gedränge der Welt und ihrer Geschäfte und Zerstreuungen immer vor Augen trat: auch dort wird der durch den Schlummer des Todes gestärkte und geschärfte Blick auf so manches fallen, was wir hier nicht sehen wollten, oder auch vor dem verdunkelten Schleier der Leidenschaften und der Eigenliebe nicht sehen konnten. Verhallt ist dann das Geräusch und Getümmel des irdischen Lebens, das unsere Aufmerksamkeit hier immer von uns abzog, und auf tausend fremdartige Dinge und Gegenstände hinlenkte; gelegt hat sich dann der Sturm der Leidenschaften in unserer Brust, in dessen lautem Toben hier so oft die Stimme des Gewissens verklang: tiefe Stille und Ruhe herrscht dann um uns und in uns, und nichts stört dann die Seele in dem Ueberblicke der Vergangenheit, und in der Rechnung, die sie mit sich selbst hält; nichts dämpft und übertäubt dann die Gottesstimme des richtenden Gewissens; nichts verhüllt uns dann den Zustand unsers Herzens, und das Thun und Treiben eines ganzen Lebens.

Und wir, o Mensch, wenn dein Gewissen dir dann nichts Tröstliches zu sagen hat, sondern nur zürnend und anklagend zu dir sprechen kann? Wie, wenn dein Blick dann überall nur auf verlorne und vergeudete Augenblicke, auf versäumte Gelegenheiten, auf gemißbrauchte Kräfte und Mittel, auf tausend Verirrungen und Werke der Finsterniß fällt? Wie, wenn das Leben, das dann wie ein aufgeschlagenes Buch vor deinen Augen liegt, dir überall nur leere oder schwarze Blätter zeigt, und dir in unauslöschlichen Flammenzügen nur vom Anfang bis zum Ende das lange Register deiner Sünden und Thorheiten vorhält? — Würdest du dann nicht lieber auf das süße Licht der Sonne, die dort jener bessern Welt scheinet, verzicht

*) Math. IX, 4.

leisten, als dich so von ihr nur in deiner Blöße und Schlechtigkeit beleuchten zu lassen? —

O wir dürfen nicht daran zweifeln, m. Br. Macht uns das Gefühl der Selbstverachtung doch hier schon oft das Daseyn zu einer unerträglichen Bürde, und nimmt uns alle Freude und alle Lust am Leben. Aber hier sind es nur Augenblicke, die uns dies fühlbar machen, da wir immer tausend Mittel zu finden wissen, dem Richter in unsrer Brust zu entrinnen, oder uns wenigstens gegen seine Stimme zu betäuben. Dort hingegen ist es eine ganze Ewigkeit, durch welche wir das drückende Gefühl unsrer Schlechtigkeit mit uns herumschleppen, und immer und ewig nichts, als die strafende Stimme desselben vernehmen sollen, bis das geläuterte Herz nach langer und schwerer Buße endlich den Frieden wiederfindet, den es hier leichtsinnig von sich stieß, und der allein uns die andere Welt zu einem Himmel voll Seligkeit machen kann.

O darum laßt uns bedenken, was zu unserm wahren Frieden dienet, „so lange es noch Tag ist, ehe denn die Nacht kommt" mit ihrem Todesschlummer und ihrem Erwachen in der Ewigkeit. Ruhig und freudig können wir sie nur kommen, und allmählig oder plötzlich über uns hereinbrechen sehen, wenn wir ruhig und freudig auf unser vollendetes Tagewerk zurückblicken können. Ruhig und freudig können wir sie nur enden, und den großen Morgen der Auferstehung anbrechen sehen, wenn unser Bewußtsein uns beim Erwachen sagt, daß wir hier auf Erden nicht vergebens lebten, sondern stets mit Ernst und Eifer darauf bedacht waren, uns durch Tugend und gemeinnützige Wirksamkeit der höhern Stelle würdig zu machen, die wir dort in den Reihen der Seligen und in einer höhern Weltordnung einnehmen sollen.

Wäre unser Erwachen in der Ewigkeit also auch noch so ungewiß, so würde schon die bloße Möglichkeit desselben, die wenigstens kein vernünftiger Mensch bestreiten und ableugnen wird, uns die heilige Pflicht auflegen, hier stets so zu leben und zu handeln, daß wir den Augenblick desselben nicht zu fürchten hätten, und daß wir mit Ruhe abwarten könnten, was Gott über uns beschlossen hat; denn auch die bloße Möglichkeit ist hier noch ein zu ernster Gedanke, als daß wir ihn leichtsinnig unberücksichtigt lassen könnten. Das haben auch von jeher alle redlichen Zweifler erkannt und gethan; das müssen auch wir erkennen und thun, wir mögen nun von einer Fortdauer nach dem Tode überzeugt seyn oder nicht. So können wir dann noch besorgen, uns über dieselben zu täuschen; aber so dürfen wir dann nie besorgen, die Möglichkeit derselben einst in schreckliche Gewißheit verwandelt zu sehen. Während wir sonst, wenn unsere Seele sich einst in einer andern Welt wiederfindet und zum Bewußtsein ihrer selbst erwacht, nur mit Schrecken und Reue ausrufen würden: „Also doch ein anderes Leben, also war es doch kein bloßer Traum, daß uns die Kraft des Höchsten einst wiedererwecken würde zu einem neuen Daseyn!" werden wir die andere Welt dann nur mit Freude und Frohlocken begrüßen, und das Wonnegefühl des neuen Lebens, zu welchem wir erwachten, durch nichts gestört und verbittert sehen, als durch den Rückblick auf die Kleingläubigkeit, mit welcher wir hier noch immer an der Kraft des Höchsten und den Verheissungen des Christenthums zweifelten. O darum können wir hier wohl sagen: „Selig sind die da nicht sehen, und doch glauben;" selig aber auch noch die da nicht glauben, aber doch leben und handeln, als wenn sie glaubten. Amen.

Gisander s. S. L. Schnabel.

Nicolaus Dietrich Giseke

hieß eigentlich Kószeghi, änderte aber diesen Namen ganz um in den obenangeführten. Er ward am 2. April 1724 zu Günz in Niederungarn, wo sein Vater als deutscher lutherischer Prediger lebte, geboren. Da er denselben bald nach seiner Geburt verlor, begab sich seine Mutter mit ihm zu ihren Verwandten nach Hamburg. Er erhielt hier eine vortreffliche Erziehung, studirte alsdann in Leipzig Theologie und lebte darauf mehrere Jahre als Hauslehrer in Hannover und Braunschweig. 1753 wurde er Prediger zu Trautenstein im Blankenburgischen und bereits das Jahr darauf Oberhofprediger in Quedlinburg. 1760 berief ihn der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen zu sich als Consistorialassessor und Superintendent. Er starb am 23. Februar 1765 in Sondershausen.

Von ihm erschien:

Das Glück der Liebe. Braunschweig 1760.
Predigten. 2 Thle. (der 2. Thl. herausgegeben von J. A. Schlegel). Leipzig 1780.
Poetische Werke (herausgegeben von K. C. Gärtner). Braunschweig 1767.

Einer der älteren deutschen Dichter, erwarb sich G. größeres Verdienst durch die Mühe die er sich gab, den guten Geschmack zu befördern, als durch seine Poesien, denen alle eigentliche Genialität abgeht, die sich aber doch durch Wärme des Gefühls und Correctheit der Sprache und der Form höchst vortheilhaft vor vielen gleichzeitigen Reimereien auszeichnen und das ihrige beitrugen, einer besseren und höheren Richtung die Bahn zu brechen.

Johann Christian Hermann Gittermann

ward am 27. Juli 1768 zu Dimum in Ostfriesland geboren, studirte von 1786 bis 1788 Theologie in Halle, erhielt darauf das Amt eines Predigers im Jahre 1790 zu Westerhofe, 1794 ein gleiches zu Neustadt Gödnes und 1807 die zweite Predigerstelle zu Emden.

Er gab heraus:

Pallas. Jahresschrift (mit J. G. Gerdes) Norden 1799—1802.

Die beste Welt (von Mercier). Norden 1799.

Zwei romantische Erzählungen (mit Seume). Frankfurt 1802.

Romantische Erzählungen. Berlin 1803. N. A. 1816.

Gedichte. Münster 1812.

Ostfriesisches Taschenbuch für 1813 — 1821; 1824. bis 26. D. D.

Religiöse Gedichte. Leipzig 1819.

Hosiannah. — Das Leben Jesu in Gesängen. Hannover 1821.

Christliche Lieder. Bremen 1833.

Jugendschriften; einzelne Predigten u. s. w.

Tiefes Gefühl, echte herzerhebende Frömmigkeit und ein seltener Wohlklang verleihen den Poesien dieses vortrefflichen Mannes einen hohen Werth.

Religion.*)

Des Menschen Herz umwogt ein Ocean
Abwechselnder, verworrener Gefühle;
Ein leichter Preis dem überlegnen Spiele
Des Schicksals, schwankt stets unsers Lebens Kahn.

Im Arm des Glücks lacht Heuchelei und Wahn,
Und Sinnlichkeit mit tobendem Gewühle.
Strebt wohl die Welt zu irgend einem Ziele?
Hat Menschenloos und Daseyn einen Plan?

Religion! Du ebnest jede Welle
Des Zweifels doch; vor deiner Sonnenhelle
Verstummt der Wahn, erblaßt der kühnste Spott.

Ob auch ein Anschein uns die Welt verstelle:
Durch die Vernunft entwickelt aus der Quelle
Des reinen Herzens sich — der Glaub' an Gott.

Worte des Glaubens.

Es ist ein Gott!
So strahlt es hoch vom Sternenhimmel;
So rauscht es durch das Weltgetümmel;
So steh'ts tief in des Menschen Brust,
Und mahnet ihn in Schmerz und Lust. —
Es ist ein Gott!

Und Gott regiert
Das ganze, große Weltgetriebe
Mit Allmacht und mit Vaterliebe.
Ob Wechsel auch den Wechsel drängt,
Doch Alles an dem Einen hängt,
Der es regiert.

Der Mensch ist frei!
Schwankt unser Daseyn auch und Wollen,
Wir wissen dennoch, was wir — sollen;
Und überall strahlt uns ein Licht,
Der nie verschwundne Strahl der Pflicht. —
Der Mensch ist frei!

Und ewig lebt
Die Seele! Mag der Leib verblühen!
Dort, wo die klaren Wolken ziehen,
Das Heer der ew'gen Sterne winkt, —
Dort ist's, wo, wenn der Körper sinkt,
Die Seele lebt.

Vereinigung mit Gott.

Empor mein Herz, zum höchsten aller Ziele,
Zu Gott, dem Quell der seligsten Gefühle!
Die Welt lacht Dir nur einen Augenblick;
Vereinigung mit Gott ist wahres Glück.

Wie süß ist es, o Gott, an dich zu denken;
In deinen Schooß sich betend zu versenken!
Fällt auch mit Macht auf mich der schwerste Schmerz:
Ich klag' es dir, und leicht wird mir das Herz.

Das Glück der Welt, ihr süßestes Entzücken,
Nach dem mit Sucht selbst ihre Weisen blicken,
Verglich ich es, o Gott! mit deiner Gunst —
Was ist es doch? Nichts als ein Nebeldunst.

Getäuscht vom Schein und äußerlichen Reizen,
Pflegt' ich nach dem Genuß der Welt zu geizen;
Ich rang nach Lob, ich suchte frohen Scherz;
Und nichts davon befriedigte mein Herz.

Mit dir jedoch in Licht und Luft zu schweben,
Mit dir vereint, o Gott! — nur das ist Leben.
Nur das erhebt die Brust mit Zuversicht,
Wenn einst das Herz im Kampf des Todes bricht.

Von dir getrennt, — was hilft im Weltgetümmel
Mir Armen, ach! was hilft mir Erd' und Himmel?
Mit dir vereint, verfliegt mir Raum und Zeit,
Und selig ruh' ich in Unendlichkeit.

Wenn im Gebet mein Herz zu dir sich schwinget,
Und große Kraft mein Innerstes durchdringet;
Wenn, Gott! dein Geist mich für dein Kind erklärt:
Was ist mir dann das ganze Weltall werth? —

Ja, Gott ist mein, und will mich ewig lieben!
Mein Name steht dort oben angeschrieben;
Und legt der Tod mich einst zur ew'gen Ruh,
Als Vater drückt mir Gott die Augen zu.

Erwach' ich dann zu einem neuen Leben,
So wird er in den Himmel mich erheben;
Und ewig schwimm' ich in der süßen Flut,
Wo rein und ganz das Seyn in Gott beruht.

An Gott.

Mit welchem Jubelton soll ich
Das Lob der höchsten Huld beginnen? —
Unendlicher! Du siehst auch mich;
Du siehst die leise Thräne rinnen,
Die aus dem Grunde meines Herzens dringt,
Das lobend dir sich selbst zum Opfer bringt.

Ich fühle mich in meinem Nichts;
Die Funken meiner Kraft verdunkeln
Sich vor dem Abglanz deines Lichts,
Worin die tausend Sonnen funkeln,
Die meinem Blick die wundervolle Nacht
Enthüllt in dem Gewölbe deiner Macht.

Mein Herz erbebt wie dürres Laub
Vor deiner Allgewalt, und senket
Sich stillanbetend in den Staub,
Indem es deine Größe denket. —
Vor deinem Blick, o Gott, wo eil' ich hin?
Ich fühle, daß ich nichts, als Thorheit bin.

Zum Trost indeß vernimmt mein Ohr
Von oben deine Vaterstimme;
„Empor, o Mensch — zu Gott! Empor
Durch Finsterniß zum Licht! Erklimme
Das höchste Glück! Dein Weg sey noch so steil:
Dich leitet Gott, er leitet dich zum Heil."

O könnt' ich mit der reinen Glut
Der Engel deine Huld erheben:
Wie du, o Gott, so weis' und gut
Mich leitetest in meinem Leben!
Mit welchen Worten dank' ich Armer dir?
O Heiligster! die Worte fehlen mir.

In stiller Andacht fühl' ich dich
In meinem Innern, trotz der Sünde.
Dein Geist umschwebe mich, daß ich
Dich immer inniger empfinde!
Dies glühende Gefühl, o Gott! von dir,
Wie wonnevoll, wie selig ist es mir!

In dir, o Vater, wohnet sie,
In ihrer wesentlichen Klarheit,
In ihrer himmlischen Magie
Und höchsten Kraft, — die reine Wahrheit.
Du haucheſt sie dem Sinn des Menschen ein;
Und alles Wahre, was er weiß, ist dein.

O Quell des Lichts, aus dem auch mir
Der Wahrheit Strom entgegen quillet!
Du siehst die Ehrfurcht, die vor dir,
O Gott, mein Innerstes erfüllet!
Siehst meinen heißen Durst, um fromm und rein
Und wahr vor dir, dem Heiligsten, zu seyn.

Woher kommt in die nackte Brust
Des Erdenwurms dies hohe Sehnen?
Woher die schauerliche Lust,
Woher die himmlisch süßen Thränen,
Die mit entzücktem Geist mein Auge weint,
Wenn mir in der Natur — dein Bild erscheint?

---

*) Aus: J. C. H. Gittermanns Religiösen Gedichten.

leisten, als dich so von ihr nur in deiner Blöße und Schlechtigkeit beleuchten zu lassen? —

O wir dürfen nicht daran zweifeln, m. Br. Macht uns das Gefühl der Selbstverachtung doch hier schon oft das Daseyn zu einer unerträglichen Bürde, und nimmt uns alle Freude und alle Lust am Leben. Aber hier sind es nur Augenblicke, die uns dies fühlbar machen, da wir immer tausend Mittel zu finden wissen, dem Richter in unsrer Brust zu entrinnen, oder uns wenigstens gegen seine Stimme zu betäuben. Dort hingegen ist es eine ganze Ewigkeit, durch welche wir das drückende Gefühl unsrer Schlechtigkeit mit uns herumschleppen, und immer und ewig nichts, als die strafende Stimme desselben vernehmen sollen, bis das geläuterte Herz nach langer und schwerer Buße endlich den Frieden wiederfindet, den es hier leichtsinnig von sich stieß, und der allein uns die andere Welt zu einem Himmel voll Seligkeit machen kann.

O darum laßt uns bedenken, was zu unserm wahren Frieden dienet, „so lange es noch Tag ist, ehe denn die Nacht kommt" mit ihrem Todesschlummer und ihrem Erwachen in der Ewigkeit. Ruhig und freudig können wir sie nur kommen, und allmählig oder plötzlich über uns hereinbrechen sehen, wenn wir ruhig und freudig auf unser vollendetes Tagewerk zurückblicken können. Ruhig und freudig können wir sie nur enden, und den großen Morgen der Auferstehung anbrechen sehen, wenn unser Bewußtsein uns beim Erwachen sagt, daß wir hier auf Erden nicht vergebens lebten, sondern stets mit Ernst und Eifer darauf bedacht waren, uns durch Tugend und gemeinnützige Wirksamkeit der höhern Stelle würdig zu machen, die wir dort in den Reihen der Seligen und in einer höhern Weltordnung einnehmen sollen.

Wäre unser Erwachen in der Ewigkeit also auch noch so ungewiß, so würde schon die bloße Möglichkeit desselben, die wenigstens kein vernünftiger Mensch bestreiten und ableugnen wird, uns die heilige Pflicht auflegen, hier stets so zu leben und zu handeln, daß wir den Augenblick desselben nicht zu fürchten hätten, und daß wir mit Ruhe abwarten könnten, was Gott über uns beschlossen hat; denn auch die bloße Möglichkeit ist hier noch ein zu ernster Gedanke, als daß wir ihn leichtsinnig unberücksichtigt lassen könnten. Das haben auch von jeher alle redlichen Zweifler erkannt und gethan; das müssen auch wir erkennen und thun, wir mögen nun von einer Fortdauer nach dem Tode überzeugt seyn oder nicht. So können wir dann noch besorgen, uns über dieselben zu täuschen; aber so dürfen wir dann nie besorgen, die Möglichkeit derselben einst in schreckliche Gewißheit verwandelt zu sehen. Während wir sonst, wenn unsere Seele sich einst in einer andern Welt wiederfindet und zum Bewußtsein ihrer selbst erwacht, nur mit Schrecken und Reue ausrufen würden: „Also doch ein anderes Leben, also war es doch kein bloßer Traum, daß uns die Kraft des Höchsten einst wiedererwecken würde zu einem neuen Daseyn!" werden wir die andere Welt dann nur mit Freude und Frohlocken begrüßen, und das Wonnegefühl des neuen Lebens, zu welchem wir erwachten, durch nichts gestört und verbittert sehen, als durch den Rückblick auf die Kleingläubigkeit, mit welcher wir hier noch immer an der Kraft des Höchsten und den Verheissungen des Christenthums zweifelten. O darum können wir hier wohl sagen: „Selig sind die da nicht sehen, und doch glauben;" selig aber auch noch die da nicht glauben, aber doch leben und handeln, als wenn sie glaubten. Amen.

Gisander s. S. L. Schnabel.

Nicolaus Dietrich Giseke

hieß eigentlich Köszeghi, änderte aber diesen Namen ganz um in den obenangeführten. Er ward am 2. April 1724 zu Günz in Niederungarn, wo sein Vater als deutscher lutherischer Prediger lebte, geboren. Da er denselben bald nach seiner Geburt verlor, begab sich seine Mutter mit ihm zu ihren Verwandten nach Hamburg. Er erhielt hier eine vortreffliche Erziehung, studirte alsdann in Leipzig Theologie und lebte darauf mehrere Jahre als Hauslehrer in Hannover und Braunschweig. 1753 wurde er Prediger zu Trautenstein im Blankenburgischen und bereits das Jahr darauf Oberhofprediger in Quedlinburg. 1760 berief ihn der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen zu sich als Consistorialassessor und Superintendent. Er starb am 23. Februar 1765 in Sondershausen.

Von ihm erschien:

Das Glück der Liebe. Braunschweig 1760.
Predigten. 2 Thle. (der 2. Thl. herausgegeben von J. A. Schlegel). Leipzig 1780.
Poetische Werke (herausgegeben von K. C. Gärtner). Braunschweig 1767.

Einer der älteren deutschen Dichter, erwarb sich G. größeres Verdienst durch die Mühe die er sich gab, den guten Geschmack zu befördern, als durch seine Poesien, denen alle eigentliche Genialität abgeht, die sich aber doch durch Wärme des Gefühls und Correctheit der Sprache und der Form höchst vortheilhaft vor vielen gleichzeitigen Reimereien auszeichnen und das ihrige beitrugen, einer besseren und höheren Richtung die Bahn zu brechen.

Johann Christian Hermann Gittermann

ward am 27. Juli 1768 zu Dimum in Ostfriesland geboren, studirte von 1786 bis 1788 Theologie in Halle, erhielt darauf das Amt eines Predigers im Jahre 1790 zu Westerhofe, 1794 ein gleiches zu Neustadt Gödnes und 1807 die zweite Predigerstelle zu Emden.

Er gab heraus:

Pallas. Jahresschrift (mit J. G. Gerdes) Norden 1799—1802.

Die beste Welt (von Mercier). Norden 1799.

Zwei romantische Erzählungen (mit Seume). Frankfurt 1802.

Romantische Erzählungen. Berlin 1803. N. A. 1816.

Gedichte. Münster 1812.

Ostfriesisches Taschenbuch für 1813 — 1821; 1824. bis 26. D. D.

Religiöse Gedichte. Leipzig 1819.

Hosiannah. — Das Leben Jesu in Gesängen. Hannover 1821.

Christliche Lieder. Bremen 1833.

Jugendschriften; einzelne Predigten u. s. w.

Tiefes Gefühl, echte herzerhebende Frömmigkeit und ein seltener Wohlklang verleihen den Poesien dieses vortrefflichen Mannes einen hohen Werth.

Religion.*)

Des Menschen Herz umwogt ein Ocean
Abwechselnder, verworrener Gefühle;
Ein leichter Preis dem überlegnen Spiele
Des Schicksals, schwankt stets unsers Lebens Kahn.

Im Arm des Glücks lacht Heuchelei und Wahn,
Und Sinnlichkeit mit tobendem Gewühle.
Strebt wohl die Welt zu irgend einem Ziele?
Hat Menschenloos und Daseyn einen Plan?

Religion! Du ebnest jede Welle
Des Zweifels doch; vor deiner Sonnenhelle
Verstummt der Wahn, erblaßt der kühnste Spott.

Ob auch ein Anschein uns die Welt verstelle:
Durch die Vernunft entwickelt aus der Quelle
Des reinen Herzens sich — der Glaub' an Gott.

Worte des Glaubens.

Es ist ein Gott!
So strahlt es hoch vom Sternenhimmel;
So rauscht es durch das Weltgetümmel;
So steh'ts tief in des Menschen Brust,
Und mahnet ihn in Schmerz und Lust. —
Es ist ein Gott!

Und Gott regiert
Das ganze, große Weltgetriebe
Mit Allmacht und mit Vaterliebe.
Ob Wechsel auch den Wechsel drängt,
Doch Alles an dem Einen hängt,
Der es regiert.

Der Mensch ist frei!
Schwankt unser Daseyn auch und Wollen,
Wir wissen dennoch, was wir — sollen;
Und überall strahlt uns ein Licht,
Der nie verschwundne Strahl der Pflicht. —
Der Mensch ist frei!

Und ewig lebt
Die Seele! Mag der Leib verblühen!
Dort, wo die klaren Wolken ziehen,
Das Heer der ew'gen Sterne winkt, —
Dort ist's, wo, wenn der Körper sinkt,
Die Seele lebt.

Vereinigung mit Gott.

Empor mein Herz, zum höchsten aller Ziele,
Zu Gott, dem Quell der seligsten Gefühle!
Die Welt lacht Dir nur einen Augenblick;
Vereinigung mit Gott ist wahres Glück.

Wie süß ist es, o Gott, an dich zu denken;
In deinen Schooß sich betend zu versenken!
Fällt auch mit Macht auf mich der schwerste Schmerz:
Ich klag' es dir, und leicht wird mir das Herz.

Das Glück der Welt, ihr süßestes Entzücken,
Nach dem mit Sucht selbst ihre Weisen blicken,
Vergleich ich es, o Gott! mit deiner Gunst —
Was ist es doch? Nichts als ein Nebeldunst.

Getäuscht vom Schein und äußerlichen Reizen,
Pflegt' ich nach dem Genuß der Welt zu geizen;
Ich rang nach Lob, ich suchte frohen Scherz;
Und nichts davon befriedigte mein Herz.

Mit dir jedoch in Licht und Luft zu schweben,
Mit dir vereint, o Gott! — nur das ist Leben.
Nur das erhebt die Brust mit Zuversicht,
Wenn einst das Herz im Kampf des Todes bricht.

Von dir getrennt, — was hilft im Weltgetümmel
Mir Armen, ach! was hilft mir Erd' und Himmel?
Mit dir vereint, verfliegt mir Raum und Zeit,
Und selig ruh' ich in Unendlichkeit.

Wenn im Gebet mein Herz zu dir sich schwinget,
Und große Kraft mein Innerstes durchdringet;
Wenn, Gott! dein Geist mich für dein Kind erklärt:
Was ist mir dann das ganze Weltall werth? —

Ja, Gott ist mein, und will mich ewig lieben!
Mein Name steht dort oben angeschrieben;
Und legt der Tod mich einst zur ew'gen Ruh,
Als Vater drückt mir Gott die Augen zu.

Erwach' ich dann zu einem neuen Leben,
So wird er in den Himmel mich erheben;
Und ewig schwimm' ich in der süßen Flut,
Wo rein und ganz das Seyn in Gott beruht.

An Gott.

Mit welchem Jubelton soll ich
Das Lob der höchsten Huld beginnen? —
Unendlicher! Du siehst auch mich;
Du siehst die leise Thräne rinnen,
Die aus dem Grunde meines Herzens dringt,
Das lobend dir sich selbst zum Opfer bringt.

Ich fühle mich in meinem Nichts;
Die Funken meiner Kraft verdunkeln
Sich vor dem Abglanz deines Lichts,
Worin die tausend Sonnen funkeln,
Die meinem Blick die wundervolle Nacht
Enthüllt in dem Gewölbe deiner Macht.

Mein Herz erbebt wie dürres Laub
Vor deiner Allgewalt, und senket
Sich stillanbetend in den Staub,
Indem es deine Größe denket. —
Vor deinem Blick, o Gott, wo eil' ich hin?
Ich fühle, daß ich nichts, als Thorheit bin.

Zum Trost indeß vernimmt mein Ohr
Von oben deine Vaterstimme;
„Empor, o Mensch — zu Gott! Empor
Durch Finsterniß zum Licht! Erklimme
Das höchste Glück! Dein Weg sey noch so steil:
Dich leitet Gott, er leitet dich zum Heil."

O könnt' ich mit der reinen Glut
Der Engel deine Huld erheben:
Wie du, o Gott, so weis' und gut
Mich leitetest in meinem Leben!
Mit welchen Worten dank' ich Armer dir?
O Heiligster! die Worte fehlen mir.

In stiller Andacht fühl' ich dich
In meinem Innern, trotz der Sünde.
Dein Geist umschwebe mich, daß ich
Dich immer inniger empfinde!
Dies glühende Gefühl, o Gott! von dir,
Wie wonnevoll, wie selig ist es mir!

In dir, o Vater, wohnet sie,
In ihrer wesentlichen Klarheit,
In ihrer himmlischen Magie
Und höchsten Kraft, — die reine Wahrheit.
Du hauchest sie dem Sinn des Menschen ein;
Und alles Wahre, was er weiß, ist dein.

O Quell des Lichts, aus dem auch mir
Der Wahrheit Strom entgegen quillet!
Du siehst die Ehrfurcht, die vor dir,
O Gott, mein Innerstes erfüllet!
Siehst meinen heißen Durst, um fromm und rein
Und wahr vor dir, dem Heiligsten, zu seyn.

Woher kommt in die nackte Brust
Des Erdenwurms dies hohe Sehnen?
Woher die schauerliche Lust,
Woher die himmlisch süßen Thränen,
Die mit entzücktem Geist mein Auge weint,
Wenn mir in der Natur — dein Bild erscheint!

*) Aus: J. C. H. Gittermanns Religiösen Gedichten.

Von dir, o Gott! Du ließest mich
In Liebe gegen Dich entbrennen;
Dein Licht erleuchtet mich, um dich
In deinem Glanze zu erkennen;
Ein Tempel wird durch dich mir die Natur,
Und ich erschau' im All den Einen nur.

Dein Wesen freilich hast du mir,
Dem armen Sterblichen, verhüllet;
Doch dies verwehrt mir nicht, daß dir
Mein ganzes Herz entgegen schwillet. —
Daß nicht der Glanz in deinem Wesen mich
Vernichtete, umschleiertest du dich,

Doch fühl' ich dich in jedem Sturm,
In jedem sanften Regenschauer.
Das starke Roß, der schwache Wurm
Erinnert mich an den Erbauer,
Nach dessen Plan, durch dessen Allmachtshand
Das große Werk des Weltsystems entstand.

Wer sonst bewirkt, wer sonst erhält
Den Umschwung der geheimen Räder
Des Lebens dieser großen Welt?
Wer sonst, als Gott, — die erste Feder,
Durch deren Kraft die ganze Schöpfung lebt,
Und alles ist, und alles wirkt und webt?

Wer bin ich Armer gegen Ihn,
Durch den die Millionen Flammen,
Die an des Himmels Wölbung glüh'n,
Auf Einen Wink ins Daseyn schwammen!
Ein Tropfen ich, der an dem Eimer klebt,
Vor dem, in dessen Hand das Weltall schwebt.

Dennoch ist dieser Tropfen auch,
Gleich jenen ungeheuren Sonnen,
Durch des Erschaffers Allmachtshauch
Aus seiner Urkraft Quell geronnen. —
Auf meinem Angesichte steht die Spur
Von deiner Hand, o Vater der Natur!

Den Menschen hast du zu der Zier
Des ganzen Erdballs auserlesen.
Dem Menschen gabst du Wißbegier
Und Liebeskraft vor allen Wesen
Im Erdenthal. Ein reiner Theil von dir,
Mein Schöpfer, denkt und fühlt und wirkt in mir.

Der Tropfen, der vom Himmel quoll,
Soll ewig nicht am Staube kleben;
Der hohe Himmelsfunken soll
Zurück zu seinem Urlicht schweben;
Soll einst, verjüngt, vom Staub der Erde rein,
In Ewigkeit mit Gott vereinigt seyn.

In Lieb' und Glauben hab' ich dich
Gesucht, o Gott, und dich gefunden!
In süßer Wonne fühl ich mich
In Ewigkeit mit dir verbunden;
Des Lebens Last, der Tod sogar ist mir
Ein leeres Wort, — ich leb' und sterbe dir!

Glanzow. s. Pustkuchen.

Adolph Glasbrenner

ward am 17. März 1816 zu Berlin geboren, entwickelte schon früh sehr glückliche Fähigkeiten und wandte sich mit besonderer Vorliebe poetischen Beschäftigungen zu. — Familienverhältnisse zwangen ihn jedoch, seiner Neigung zu den Wissenschaften zu entsagen und sich dem Kaufmannsstande zu widmen. Nachdem er sechs volle Jahre diesem Beruf gewidmet, riß er sich endlich los und lebt seit dieser Zeit als Privatmann, sich ganz der Ausbildung und Pflege seines Talentes widmend. Eine von ihm gestiftete Zeitschrift, „Don Quirote," welche sich namentlich in seiner Vaterstadt großer Theilnahme erfreute, mußte auf höheren Befehl wieder aufhören.

Seine übrigen Schriften sind:

Berlin wie es ist und trinkt Berlin und Leipzig 1832 — 1837, 12 Hefte, welche dreißig Auflagen erlebten.

Leben und Treiben der feinen Welt. Leipzig 1833.

Aus den Papieren eines Hingerichteten. Leipzig 1835.

Novellen Almanach. Leipzig 1835.

Bilder und Träume aus Wien. 2 Thle. Lpz. 1836.

Mehrere bis jetzt ungedruckte Lust- und Schauspiele.

Erzählungen und Gedichte in Journalen u.s.w.

Ein äußerst glückliches humoristisches Talent, das, mit der Gabe ausgerüstet, das Leben von der heitersten Seite aufzufassen und die komischen Eigenheiten desselben mit eben so viel Biegsamkeit als Witz zu reproduciren, nicht so geschätzt wird, wie es dasselbe im reichen Maaße verdient, weil es zuerst einem Genre der niedrig-komischen Literatur die Bahn brach, das von ungeschickten und geistlosen Nachahmern nur zu bald in die Gemeinheit hinab gezerrt wurde. — Glasbrenners Muse ist allerdings oft muthwillig, aber man kann ihr eben so wenig große Gewandtheit und inniges Gefühl, als dem Dichter selbst einen lebhaften Eifer für das Edle und Schöne absprechen. Sein Spott wird nie bösartig, sein Scherz nie gemein, und in guten Momenten weiß er sich zu einer Höhe des Humors und der Empfindung aufzuschwingen, welche in seinen reiferen Jahren, bei einem glücklichen Geschick, noch sehr Gelungenes von ihm hoffen lassen.

Der See.

Fischerknabe steht alleine
An dem dunklen See,
Klagt dem bleichen Mondenscheine
Seines Herzens Weh —
Und die stillen Trauerweiden
Ringsum werden wach,
Regen sich bei seinen Leiden
Und verstehn sein Ach!

Und er flieht mit herben Thränen
An dem Hügel hier:
Stille, Gott, mein heißes Sehnen,
Führe mich zu ihr! —
Und die Zeugen seiner Leiden
Neigen sich herab,
Diese stillen Trauerweiden
Stehn um Liebchens Grab.

Lösche meines Herzens Gluthen,
Lind're Du mein Weh!
Sprichts, und stürzt sich in die Fluthen,
In den dunklen See.
Und die kalten Wogen fühlen, —
Reißen ihn hinab,
Heben todt ihn auf und spühlen
Ihn auf Liebchens Grab. —

Das Posthorn.

Das Posthorn schmettert, die Peitsche knallt,
Mir wird so weh um's Herz!
Sie fahren dahin, der Ton verhallt,
Verhalle nun auch, mein Schmerz!
Sobald die linden Lüfte wehn,
Wirst du sie Alle wiedersehn,
Die ich geliebt,
Die mich geliebt.

Ich möchte wohl einst so begraben sein
Vom blasenden Postillon!
Nach jenem Lande so still und klein —
Sehn' ich mich lange schon!
Sobald die linden Lüfte wehn,
Werd' ich sie Alle wiedersehn,
Die ich geliebt,
Die mich geliebt.

Der deutsche Dichter am Hofe.

Er steht so ganz verlassen da,
Und Niemand sieht ihn an;
Von allen diesen großen Herrn,
Der einz'ge große Mann.

Ihr bückt euch rechts und bückt euch links
Vor dem, der hochgezeugt:
So beugt euch lieber doch vor dem,
Der nimmer sich gebeugt!

Ihr drängt euch voller Schmeichelei
An Kön'ge dieser Welt:
So drängt euch doch um jenen Mann,
Den Gott so hoch gestellt!

Meint ihr, daß er nicht mächtig sei,
So trügt euch nur der Schein:
Des Dichters Reich ist Gottes Reich,
Die ganze Welt ist sein!

Und achtet ihr ihn so gering,
Weil ihn kein Orden schmückt?
Weil dorten seine Brust so kahl,
Wohin ihr ewig blickt?

Schaut ihm nur tief in's Herz hinein,
Ihr großen, blanken Herrn:
Da hat er manches schwarze Kreuz
Und manchen gold'nen Stern.

Liebe.

Sie saß an seinem Hügel,
Und weinte bitterlich;
Die bunten Blumen, wie zum Trost,
Bewegten leise sich;
Tief in der Zweige Dunkel,
Da sang die Nachtigall,
Und Heil und süßer Friede
Lag auf dem weiten All.

Da kam mit langsam'n Schritten
Ein sehr gelehrter Mann,
Der sah das tiefbetrübte Kind
Mit ernster Miene an,
Und sprach: „Was fehlt Dir, Dirne,
Daß Du so bitter weinst,
Und Gottes schönen Frühling
Zu übersehen scheinst?"

„Was frommt mir doch der Frühling!"
Sprach sie und weinte zu:
„Nicht singt mir meinen heißen Schmerz
Die Nachtigall in Ruh'!
Hier unten liegt mein Liebster,
Wo meine Thräne fällt;
Den hab' ich doch geliebet
Ueb'r Alles in der Welt!"

„So weine fort, die Thräne,"
Sprach dumpf der weise Mann,
„Ist aus der Lethe Strom geschöpft,
Daß man vergessen kann." —
„Kann dies die Thräne?" fragte sie,
„Vergessen? Ihn? Den Freund?"
Drauf trocknet sie ihr Auge schnell,
Und hat nie mehr geweint.

Mikrokosmus.

Was buhlet und schaffet in dieser Welt,
Lockt neue Keime und Triebe?
Das Gottesblut durch das ganze All,
Gott selber, es ist die Liebe!

Drum drück' ich den Menschen an meine Brust,
Den ich finde im bunten Gewimmel:
Ich hab so unendlich viel Liebeslust,
Als wär' ich die Sonne am Himmel!

Du aber, Du süßes Mädchen mein,
Du, die ich nimmer verlasse,
Du sollst meine blühende Erde sein,
Die ich voll Liebe umfasse!

Fröhlichkeit.

Im Winter bin ich deshalb froh,
Weil noch die Mädchen blühen;
Im Herbste bin ich deshalb froh,
Weil dann die Trauben glühen;
Im Sommer, weil man wandern kann;
Im Frühling, weil es Frühling dann!
Und wär' noch eine Jahreszeit,
Ich fände Grund zur Fröhlichkeit!

Menschliches.

Ihr könnt mir's wahrlich glauben:
Ich bin ein eitler Mann!
Ich ziehe mir am liebsten
Den liebsten Menschen an;
Ich wälz' mich nicht im Schmutze,
Und aufrecht ist mein Gang;
An meiner Seele putze
Ich schon viel Jahre lang.

Ihr könnt mir's wahrlich glauben:
Ich bin sehr arrogant!
Ich weiß, ich hab' ein Herze
Und ziemlich viel Verstand;
Wenn Gutes mir gelungen,
So nenn' ich's immer gut,
Und wenn ich Unrecht sehe,
Kocht mir sogleich das Blut.

Ihr könnt mir's wahrlich glauben:
Ihr seid gewaltig dumm!
Ihr nehmt die meisten Dinge
Im Leben schief und krumm!
Mit neid'schen Wenn's und Aber's
Kratzt ihr Jahr aus, Jahr ein,
Die vollste, stärk'ste Seele,
Der euren gleich, so klein!

Betrogene Liebe.

Es flog ein schöner Schmetterling
Auf eine schöne Rose,
Und flüsterte manch süßes Wort
Mit schmeichelndem Gekose.

Die Rose athmet Frühlingsluft
Im warmen Strahl der Sonne,
Sie herzt und küßt den Schmetterling
Und duftet Lieb' und Wonne.

Der Schmetterling flog weiter fort,
Auf Tulpen und auf Nelken,
Die Rose sah ihm zitternd nach
Und ließ die Blätter welken.

Friedrich Gleich

ward am 24. November 1782 zu Vogelsdorf, in Schlesien, geboren, war längere Zeit Schauspieldirector in Erfurt, privatisirte darauf in Leipzig und zog dann nach Altenburg, wo er noch als Dr. phil., Verlagsbuchhändler und Herausgeber der Zeitschrift „Der Eremit" lebt.

Seine Schriften sind:

Paramythien. Leipzig 1815.
Jacob Reinhard. Leipzig 1816. 2 Thle.
Die Geschwister. Leipzig 1816.
Sehnsucht und Liebe. Leipzig 1816.
Der Zauberbrunnen. Leipzig 1816.
Anemonen. Leipzig 1817.
Gustav und Ida-Achmet. Leipzig 1817.
Neue Erzählungen. Leipzig 1818.
Nordlandsblumen. Leipzig 1818.
Das Leben Guido's. Frankfurt 1819. 2 Thle.
Ostern. Leipzig 1820.
Fürst Rudgar und die Seinen. Leipzig 1820.
Der Eheteufel auf Reisen. Leipzig 1821.
Leberechts Abentheuer. Leipzig 1821.
Die Verschwörung in Buchheim u. s. w. Leipz. 1821.
Maria Normont. Leipzig 1821.
Pater Klemens. Frankfurt 1826.
Romane und Erzählungen. 5 Thle. Leipzig 1830.
Viele Uebersetzungen, namentlich aus dem Französischen u. s. w.

Außerdem gab er noch heraus:

Allgemeine deutsche Zeitung. Erfurt 1816 — 1818.
Zeitblüthen. 1814—1817. Breslau, Leipzig und Berlin.
Der Eremit. Leipzig 1829 — 37 und ferner.

Ein talentvoller Erzähler, welcher große Gewandtheit sowohl in der Behandlung seiner, größtentheils dem täglichen Leben entlehnten Stoffe, als auch in den von ihm aus fremden Sprachen übertragenen Werken, beurkundet hat. — In der neuesten Zeit hat er sich fast ganz auf die Herausgabe seines Journals „Der Eremit" beschränkt, und hier gemäßigte liberale Ansichten mit Besonnenheit, Anstand und Würde aufzustellen und auszuführen gestrebt.

Johann Aloys Gleich

ward am 14. September 1772 in Wien geboren, war früher Beamter der K. K. Niederösterreichischen Regierungsbuchhalterei und wurde dann Theaterdichter bei der Josephstädter Bühne daselbst. — Als Schriftsteller nannte er sich auch della Rosa und Anton Blum.

Seine Schriften sind theils anonym, theils pseudonym, theils mit seinem wirklichen Namen folgende:

Romane.

Appel von Bitzthum.
Arbiger der graue Wanderer.
Biandetto.
Ad. Blum.
Dellarosa.
Edwin und Blanka.
Die Familie von Eichwalde.
Elise von Elsenthurn.
Emmerich von Wolfsthal.
Die Familie aus Peterswaldau.
Feinsteins Fall.
Die Findlinge.
Die edeln Flüchtlinge.
Idealische Gemälde.
Gelanor's Geist.
Gideon, der bedrängte Wanderer.
Guadrino's Schatten.
Die 300jährige Händlerin.
Harald oder der Kronenkrieg.
Jetta die schöne Zigeunerin.
Juliette von Luneville.
Kischtasy und Isyhendiet.
Mangolf von Rothenburg.
Erdmann Mühlenberg.
Mutter Irmentraut.
Drei Nächte außer dem Brautbette.
Graf Odomar.
Peter Schwalbe.
Das Räubermädchen von Baden.
Rinold, der Maler.
Der schwarze Ritter.
Runaldo.
Scenen aus dem menschlichen Leben.
Die beiden Spemer.
Die Brüder von Stauffenburg.
Ottfried von Tannenberg.
Die Todtenfackel.
Udo, der Stählerne.
Die Unbekannten im Tannenhain.
Der Graf von Barrennes.
Waldraf, der Wandler.
Wallrab von Schreckhorn.
Ritter Ubert's Wanderungen.
Lord John Watwort.
Wendelin von Höllenstein.
Werno der Kühne.
Edmund Westerhold.
Winfened oder der Zwerg.
Wippo von Königsstein.
Der warnende Zaubergürtel.
Die Zwillinge von Wolfsberg.

Sämmtlich zu Wien erschienen während der Jahre 1796 — 1830.

Schau- und Lustspiele u. s. w.

Komische Theaterstücke. 1 Bd. Brünn 1820.
Aragis von Benevent. Wien 1806.
Der Eheteufel auf Reisen. Brünn 1824.
Es ist Friede. Wien 1806.
Eppo von Gailingen. Wien 1806.
Die Fürsten der Longobarden. Wien 1808.
Geba. Wien 1807.
Die vier Heymonskinder. Wien 1809.
Hildegunde und Siegebertsky. Wien 1806.
Inde und Yoriko. Wien 1807.
Die eiserne Jungfrau. Wien 1806.

Kunz von Kaufungen. Wien 1808.
Die bezauberte Leyer. Wien 1809.
Lohn der Nachwelt. Wien o. J.
Die Löwenritter. Wien 1807.
Der brave Mann. Wien 1806.
Die beiden Marillo. Wien 1808.
Die Musikanten am hohen Markt. — Adam Kratzerl von Kratzerfeld. Zwei Possen. Wien 1806.
Der rothe Thurm in Wien. Wien 1806.
Die Vermählungsfeier Alberts von Oestreich. Wien o. J.
Albert der Bär. Wien 1806.
Der Hungerthurm. Wien 1806.
Die kleinen Milchschwestern. Wien 1806.
Der Mohr von Semegonda. Wien 1805.

Es möchte schwer werden zu entscheiden, ob dieses Verfassers Fruchtbarkeit, oder die Mittelmäßigkeit seiner Leistungen größer sei, jedenfalls war das Publicum, das er dabei im Auge hatte, ein sehr untergeordnetes.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim

ward am 2. April 1719 zu Ermsleben bei Halle geboren, erhielt seine gelehrte Vorbildung auf der Stadtschule zu Wernigerode und bezog dann die Universität Halle, um daselbst die Rechte zu studiren. Hier verband er sich mit Götz und Uz, mit denen er sich gemeinschaftlich für die deutsche Poesie auszubilden suchte; eine Folge dieser Bestrebungen waren seine mehrere Jahre nachher im Druck erschienenen scherzhaften Lieder. Im Jahre 1740 verließ er Halle und ward zu Potsdam Hauslehrer bei einem Obristen der preußischen Garde, entsagte jedoch bald wieder diesem Berufe und trat als Secretair in die Dienste des Prinzen Wilhelm von Brandenburg-Schwedt. Nach dem Tode dieses Fürsten kam er in gleicher Eigenschaft zu Leopold von Dessau, forderte aber, als er Zeuge der fast an Unmenschlichkeit streifenden Härte dieses ausgezeichneten Feldherrn hatte sein müssen, seine Entlassung (1746) und ging auf einige Zeit nach Berlin. Im Jahre 1747 wurde er Domsecretair zu Halberstadt, ein Amt, das er volle fünfzig Jahre bekleidete und mit welchem er später ein Canonicat des Stiftes Walbeck verband. — In angenehmen Verhältnissen verbrachte er, befreundet mit fast allen deutschen Dichtern und eifrig bemüht, jedes neu sich entwickelnde Talent zu fördern und nach besten Kräften zu unterstützen, ein sorgenfreies und behagliches Leben, dessen gleichförmige Heiterkeit erst gegen das Ende durch allmählig eingetretene Blindheit zerstört wurde. Er starb am 18. Februar 1803.

Seine Schriften sind:

Versuch in scherzhaften Liedern. Berl. 1744—1747.
Fabeln. Berlin 1756. u. ö.
Romanzen. Berlin 1756 u. ö.
Preußische Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier. Berlin 1758. N. A. Halberstadt 1778.
Preußische Kriegslieder im März und April 1778. Leipzig 1778.
Preußische Kriegslieder im Mai, Juni und Juli 1778. Halberstadt.
Preußische Soldatenlieder in den Jahren 1788 — 1790. Halberstadt.
Zeitgedichte. Leipzig 1793.
Lieder nach Anakreon. Berlin 1766.
Gedichte nach den Minnesingern. Berlin 1773.
Episteln. Leipzig 1783.
Der blöde Schäfer. Lustspiel. Berlin 1745 u. ö.
Philotas. Trauerspiel. Berlin 1760.
Der Apfeldieb. Dramat. Singgedicht. Berlin 1770.
Halladat, oder das rothe Buch. Hamburg 1775. N. A. Neustadt 1812.
Viele einzelne Sammlungen kleiner Gedichte, einzelne Gedichte u. s. w. enthalten in:
Sämmtliche Werke von J. W. L. Gleim. — Erste Originalausgabe aus des Dichters Handschriften durch Wilhelm Körte. Halberstadt 1811 — 1813. 7 Bde.
Briefe deutscher Gelehrten aus Gleims literarischem Nachlasse, herausgegeben von Wilhelm Körte. Zürich 1804 — 1806. 3 Bde.

Gleims poetische Leistungen wurden früher über ihr Verdienst gepriesen und sind dagegen in der neusten Zeit häufig zu sehr herabgesetzt worden. Wenn redlicher Wille und reiner lebendiger Eifer allein Anspruch auf den Namen eines Dichters geben könnten, so verdiente er unbedingt als einer der Ersten aufgeführt zu werden, denn nicht leicht hat bei irgend einem Volke ein Privatmann mit allen seinen Kräften die Poesie zu befördern gesucht, nicht leicht mit der zartesten und herzlichsten Uneigennützigkeit junge werdende Talente zu unterstützen und zu begünstigen gestrebt, wie er es gethan. Der Name Vater Gleim, den ihm die jüngern deutschen Dichter unter seinen Zeitgenossen in dankbarer Anerkennung gaben, ist sein schönster Titel und die uns hinterbliebenen Briefe dieses wackeren deutschen Mannes liefern die herrlichsten Beweise von seiner Güte und freundlichen Bereitwilligkeit, wenn uns Spätere auch gleich der nur zu oft zu einer süßlichen Sentimentalität sich hinneigende Ton derselben, obwohl er damals an der Tagesordnung war, befremdet.

Durch seine innige Theilnahme an allem Schönen und seinen unablässigen Eifer, es zu befördern und zu verbreiten, ist Gleim unserer Literatur von unberechenbarem Nutzen gewesen, denn er trug viel dazu bei, ihr alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, damit sie ihre Flügel desto freier entfalten könne. — Weniger hat er durch seine eigenen Dichtungen dafür gethan; auch vermochten diese nicht, ihm den früher erworbenen Ruf, zu dem die Zeitumstände sehr viel, ja das Meiste beigetragen, zu bewahren und zu erhalten. Streng genommen, besitzt er nur ein hübsches, gefälliges Talent für die Form, das daher in einer Periode, wo diese weit mehr Schwierigkeiten darbot, lebhafter anerkannt werden mußte, als es jetzt der Fall sein würde. Es fehlt ihm dagegen an Originalität, Tiefe und Phantasie und nur in einer Gattung, in welcher sein reiches und volles Herz, glühend von Patriotismus, die Stelle derselben vertrat, in den „Liedern eines Grenadiers" nämlich war es ihm vergönnt, sich auf eine Höhe zu schwingen, wie er sie früher nie erreicht hatte, später nie wieder erreichte. Diese Lieder werden, als der reine Abdruck eines für einen großen Gegenstand entflammten redlichen Gemüthes, daher auch immer ihren Werth behalten. Unbedeutend sind dagegen fast alle seine übrigen kleineren und größeren Gedichte und selbst sein Halladat überschreitet die Schranken oberflächlicher Gewöhnlichkeit nicht, und bietet dem Leser weder neue Gedanken noch eine kühne und überraschende Darstellung. — Glücklicher ist er in einigen Fabeln, zu deren Behandlung seine geringen Kräfte und sein gebildeter Verstand ausreichen; seine anakreontischen Lieder u. s. w. sind, obwohl sie sich einst einer freundlichen und günstigen Aufnahme aus den oben angegebenen Gründen erfreuten, weiter nichts als geringfügige Kleinigkeiten, niedliche Spielereien, oder alltägliches, in eine poetische Form gehülltes

Raisonnement, das, seiner Einkleidung beraubt, weiter nichts gewähren würde, als zwar gutgemeinte aber nüchterne und prosaische Gedanken.

Lieder des Preußischen Grenadiers*).

Am Geburtstage des Königs, 1778.

Der König lebe! denn er ist
Der bravste Mann im Reich!
An Kriegesmuth und Kriegeslist
Den alten Helden gleich!

Der König lebe! denn er heißt:
Der Eine große Mann,
Dem jeder seinen Heldengeist
Im Auge sehen kann!

Der König lebe! denn er war,
Wie noch kein and'rer Held,
In Thaten hehr und wunderbar,
Zum Staunen aller Welt!

Der König lebe! denn er geht
Auf seiner Heldenbahn'
Mit so bescheid'ner Majestät,
Als hätt' er nichts gethan!

Der König lebe! denn er ist
Der erste Patriot,
Der keine Vaterpflicht vergißt
In Kriegs- und Hungersnoth!

Er lebe, hochgefeiert, hoch!
Die längste Lebensfrist,
Bis Seines gleichen einmal noch
Auf Erden wieder ist!

Zur letzten Geburts-Feier des Königs.

Am 24. Jan. 1786.

Mit Pauken- und Trompetenton
Erschall's in alle Welt:
Ein Weiser stieg er auf den Thron,
Mein Friederich, mein Held!

War nur Monarch, war nicht Despot,
Macht ging ihm nie vor Recht;
War, unser erster Patriot,
Des Vaterlandes Knecht!

Knecht immer mehr, als alle wir,
In Arbeit Tag und Nacht;
Bei der hab' ich, der Grenadier,
Ihn hundertmal bewacht!

Und, was nicht zu vergessen ist,
Er liebte Tugend sehr;
War wenig nur in Worten Christ,
In Thaten desto mehr!

Hingehend seinen festen Gang
Auf seiner Sonnenbahn,
Hat er in Schicksals Sturm und Drang
Unglaubliches gethan!

Der Freuden hatt' er wenig hier,
War selten seiner froh;
Schlief oft, das weiß sein Grenadier,
Im Feld' auf Stein und Stroh!

Der du den hohen Himmel wölbst,
Du wirst ihn dort erfreu'n;
Er ließ uns alle Freiheit, selbst
Die Freiheit — dumm zu seyn!

*) Aus Gleims sämmtlichen Schriften.

Bei Friedrich's Todes-Feier.

Am 17. August 1786.

An Johannes Müller.

Ihn singen, Ihn, wie seine Schlachten?
Das kann ich nicht! — Der Grenadier
Sah neben seinem Feldpanier
Den Schlachtenmann, konnt' ihn betrachten,
Sang, ein Soldat, in Worten ohne Zier
Die Thaten, die unsterblich machten;
Sang, brauchte keinen Geist und keiner Worte Klang,
Die Thaten machten den Gesang!

Ihn selber muß ein Gottgerührter singen,
Der mehr den König als den Held,
Den Landesvater mehr, als nur den Herrn der Welt
Zu singen weiß: von wunderbaren Dingen
Nicht wunderbar, erhaben, schön und leicht!
Ein Sänger, welcher keinem
Von unsern Sängern weicht:
Ein Klopstock, ein Homer, ein Fenelon in Einem!

An unsre Dichter.

Singt Ihn, den Einzigen!
Den Unersetzlichsten!
Den Nichtgestorbenen!
Den Ewiglebenden!
Um welchen bang' uns ward, und bang' und immer bänger.

Singt Ihn, ihr Edelsten der Sänger,
Daß Er, wie in den Seinigen,
In Euren Liedern lebt
So lang' ein Leben lebet! Hebt
Euch hoch auf eures Geistes Schwingen! —
Ich kann nicht singen!

Marschlieder.

1.

Wach' auf, mein Herz, und singe
Dem Schöpfer aller Dinge;
Dem Geber aller Gaben,
Die wir Erschaffnen haben!

Ihm danken wir die Stärke
Zu jedem guten Werke,
Die guten Herzensgaben,
Und alles, was wir haben!

Aus seines Herzens Fülle,
Kommt uns der gute Wille,
Das Gute zu vollbringen,
Das Böse zu bezwingen!

Wenn wir mit uns in Kriegen
Uns selber nicht besiegen,
Dann wird's uns nicht gelingen,
Den andern Feind zu zwingen!

Darum, o Herr! verleihe,
Daß ich mit aller Treue
Das Gute gern vollbringe,
Das Böse gern bezwinge!

Dem lieben Vaterlande
Mach' ich dann keine Schande,
Für Vaterland und König
Thu' ich dann nicht zu wenig!

Dann schlag' ich seine Feinde,
Dann singen meine Freunde,
Gar lieblich anzuhören,
Ein Loblied mir zu Ehren!

Stolz soll's in mich nicht bringen,
Sie mögen's immer singen!
Nach Ehr' und Ruhm zu geizen,
Soll's nur noch stärker reizen!

2.

Leb wohl, du braves, gutes Weib!
Weil's doch nicht anders ist
Als Gott es haben will, und bleib
Was du gewesen bist:

Mein Auge, meine rechte Hand,
Mein Trost in aller Noth!
Ich denk' an dich, ans Vaterland,
Und denk' an keinen Tod!

Ich denk' an dich auf jedem Schritt,
O du mein Hab' und Gut!
Ich nehme dich im Herzen mit,
Und habe guten Muth!

Zurück bring' ich, von Liebe voll,
Ruhm und gesunden Leib!
Das ist mein Abschied! — Lebe wohl,
Du braves, gutes Weib!

3.

Am Abend des Ausmarsches.

Zum letztenmale küss' ich dich,
Mein liebes Kind! und du
Zum letzenmale küsse mich,
Und thu' die Aeuglein zu!

Wenn Jedermann, was ihm gehört,
Erst wieder hat mit Recht!
Und wenn der Friede wiederkehrt
Ins menschliche Geschlecht;

Wenn böse Feinde nicht mehr sind
Um Vaterland und mich,
Dann komm' ich wieder, liebes Kind,
Und herz' und küsse dich!

Und pflege dein und sehe dir
Im Blick den Vater an,
Und deine Mutter hat an mir
Den bravsten Kriegesmann!

4.

Gott, unser Gott, bewohnt kein Haus
Und sitzt auf keinem Thron,
Er geht nicht ein und geht nicht aus,
Wie sein Geschöpf von Thon!

Er ist, das ist genug! und wir
Sind alle, weil Er ist,
Der König und der Grenadier,
Der Türke, wie der Christ!

Der aber ist ihm angenehm,
Der jeden Feind besiegt,
In sich und außer sich, und dem
Sein Freund am Herzen liegt!

Darum ist der ein großer Held,
Der alles Böse flieht,
Und alles Gute, wie sein Zelt,
Um seine Seele zieht;

Und sorgt, daß Sturm der Leidenschaft
Ihr nimmer schädlich sei!
Dazu steh' uns, o Gott! mit Kraft
Von deinen Kräften bei!

5.

Ich singe Wahrheit, keinen Wahn:
Die Hölle hat sich aufgethan,
Die Zwietracht ist herausgeflogen,
Der Himmel hat sich schwarz bezogen!

Die Zwietracht fliegt von Thron zu Thron,
Man greift zu Mordgewehren schon,
Ich sehe schon die wilden Horden,
Der Bruder wird den Bruder morden!

O Vater, Vater, sieh darein!
Dein ist die Hülfe, Vater, dein!
Ein Wort, so stürzt sich mit Gebelle
Das Weib zurück in ihre Hölle!

So klärt die Himmelsburg sich auf,
Kein Kriegeshelden-Lebenslauf
Wird aufgesucht und schön beschrieben,
Weil sich die Menschen wieder lieben!

Sieh, ew'ger Vater! doch darein!
Dein ist die Hülfe, Vater, dein!
Dein sind die Mittel, sind die Wege,
Dein ist des edlen Friedens Pflege!

O Vater, sieh, o sieh darein!
Laß uns die Friedensstifter seyn!
Das beste Loos werd' uns beschieden,
Denn sieh, wir wollen nichts als
Frieden!

Soldatenlieder.

Das Lied vom braven Manne.

Der brave Mann ist braver Mann
In allem, was er thut,
Thut all' das Gute, das er kann,
Mit immer gutem Muth!

Geht nicht auf bösem Wege, geht
Gerade seinen Gang;
Und singt, wenn er am Ende steht,
Dem Himmel Lobgesang!

Und hängt an seinem Gott und Herrn,
So lang' er athmen kann!
Darum, wer wäre wohl nicht gern
Ein rechter braver Mann?

Das Lied von Sorgen.

Auf! Laßt uns singen! — Singen wir,
So fliehn die Sorgen, so
Wird Grenadier und Officier
Des Erdenlebens froh!

Gesang, du stehst ja vor der Thür
Seit gestern Abend schon;
Herein zu deinem Grenadier,
Und bring ihn in den Ton!

Wen singen wir? Den besten Mann,
Den Sonn und Mond bescheint,
Den tapfersten hernach, und dann
Zuletzt den besten Freund!

Klingt alle, liebe Gläser, klingt!
Die dreye segne Gott!
Und wer's nicht trinkt, nicht mit uns singt,
Der ist . . . ein Hottentott!

Das Lied vom Tode für's Vaterland.

Wir müssen alle fort von hier
An einen andern Ort;
Der Tod der klopft an jede Thür,
Wir müssen alle fort!

Da hilft kein Bitten und kein Flehn,
Kein Alter und kein Stand;
Das Best' ist, daß wir willig gehn
An unsers Führers Hand!

Der stirbt am Fieber, der an Gicht,
An Schwindsucht der und der!
„Willkommen Tod!" sagt keiner nicht;
Ist doch nichts kläglicher!

Sterbt alle, Menschen! ist Gebot,
In aller Welt bekannt!
Ich wüßte keinen schönern Tod,
Als den für's Vaterland!

Das Lied vom Zweikampf.

Laß, Bruder, ab, von dem Entschluß,
Im Herzen schon gefaßt;
Dem gibt kein Engel einen Kuß,
Der einen Menschen haßt!

Laß ab, und schlag' in Bruderhand!
Topp! wir sind Freunde, wir! —
Geh, schlage dich für's Vaterland,
Du braver Grenadier!

Abschied des alten Grenadiers. 1796.

Ich bin der alte Grenadier,
Der Kriegeslieder sang,
Nun aber einsam, sitz' ich hier
Im Hüttchen und bin krank!

Ich hör': in aller Welt ist Krieg,
Die Völker schlachten sich;
Gott gibt den Ungerechten Sieg,
Ihr „Ach und Weh!" hör' ich,

Und singe keine, denke die
Besung'nen und die Zeit
Der achtzig Jahre, nenne sie
Theil meiner Ewigkeit.

Im Selbstgespräche frag' ich still:
Was wird sie seyn nach mir? —
„Was der im Himmel haben will,
„Das wird sie seyn nach dir!

Die alten Freunde sind nicht mehr,
Die jungen sind nicht alt;
Ach, und von unserm Kriegesheer
Sterb' ich, der Letzte, bald!

Gestorben, hör' ich nichts von Blut,
Geflossen in den Rhein!
Gestorben, nichts von Uebermuth,
In Gottes Sonnenschein!

Folgt stolzer Menschen Hohn und Spott,
Mir nach ins kühle Grab,
Es schadet nichts! ich bin bei Gott,
Und seh' auf sie herab!

In jenem Leben sind wir gleich,
Die Stolzen schämen sich. —
Seht ihr ein Wölkchen über Euch?
Hochmüthler, das bin ich!

Sinngedichte.

An Aglaja.

Du lachst? o lache nicht, Aglaja! laute Freuden
Verstellen dein Gesicht!
Wie schön ist Niobe! sieh nur ihr stilles Leiden:
Sie leidet, aber weinet nicht.

Der Vater an die nicht schöne Tochter.

Du magst dich nicht, mein gutes Kind, betrüben,
Wenn eine Schöne nur der Herzen Heldin ist;
Denn, glaub', man wird auch dich wie eine Schöne lieben,
Wenn du die Grazie der schönen Kinder bist!

Als man mich des Schmeichelns beschuldigte.

Von meinem Friederich
Wär' ich ein Schmeichler? — Ich,
Aus dessen Munde sich
Kein Wort begeben darf, das nicht das Herz auch spricht? —
Bedenkt, mein Lob ist deutsch, und deutsches lies't er nicht!

Auf Herders Blumen.

Pyramiden liegen in Ruinen,
Marmor bricht der Zahn der Zeit:
Herders Blumen blüh'n und grünen
Bis in Ewigkeit!

Der Reisende.

Er kommt geflogen, wie ein Pfeil,
Fliegt unsre Städte durch, hört alles, was zu hören
Auf ihren Gassen ist, hört Meister, schnattert Lehren,
Denkt, billigt, tadelt, schreibt und — Alles in der Eil!

Bildung auf Reisen.

Als Herr von Quist von seinen Reisen
Zu Hause kam, erzählte Herr von Quist:
„Zu Frankfurt ist
„Im rothen Hause gut zu speisen!"

Der reiche Lutz.

Gott und Satan zu betrügen,
Ließ er den armen Lazarus
In seinem Jammer liegen,
Und gab der armen Lais — einen Kuß!

Lessing und Kunz und Klaus.

„Werde Licht!" sprach Er;
Licht ward um ihn her;
Aber Kunz und Klaus
Löschten's wieder aus!

An unsre Streit-Theologen.

Ihr streitet: ob der Geist vom hohen Himmelsthron
Ausgeh' in alle Welt, vom Vater oder Sohn?
Mit euch gelehrten Leuten
Ist nicht darob zu streiten;
Ihr habt Theologie, wir — nur Religion.

A.

Ob's christlich ist, zu Höllenflammen
Die frommen Heiden zu verdammen,
Den Socrates, den Seneca, den Marks-Aurel
und Hadrian?

B.

Wenn's christlich wäre, ganz gewiß, so hätt' es
Christus auch gethan.

Lalage.

„Ich gebe keinen Kuß!" spricht Lalage, die Rose
Der Mädchen, und empfängt
Von Damon hundert! Ha, weiß nicht die kleine Lose,
Daß Küsse giebt, wer sie empfängt?

Der sterbende Dichter.

Sein Maß der Sünden ist mit Liedern vollgemessen,
Nur Lieder quälen ihn, den sterbenden Arist:
Gott woll' in jener Welt die Lieder doch vergessen,
Wie man in dieser sie vergißt!

Amor und die Nymphen.

Als blöde Nymphen einst Cytherens losen Sohn
Aus Furcht vor seinen Waffen flohn,
Da warf der kleine Gott in Eil
Den Bogen weg, lief ohne Pfeil
Und ohne Kleid, in nackender Gestalt,
Den blöden Nymphen nach, in einen Myrtenwald!

Und da die Nymphen die den Knaben ohne Waffen
Und nackend sitzen sahn,
Nicht fürchteten ihn anzugaffen,
Nicht scheuten ihm zu nahn;
Da rief aus einem Busch Diana: „Nymphen, wißt:
„Er ist gefährlicher, je nackender er ist!"

Der Sieg.

Die Laster stritten, wer von ihnen
Am eifrigsten gewesen sey,
Dem Bösen in der Welt zu dienen:
Den Sieg erhielt, — die Heuchelei.

Des Pythagoras Statue.

Soll dieser Mann von Stein
Pythagoras, der Schweiger, seyn?
Pythagoras, der Schweiger, ist er nicht,
Denn seht, er spricht!

An Venus.

Ich weiß, o Göttin, daß dein Sohn
Von deinem Schooße dir entflohn,
Daß er vor dir sich hat versteckt,
Und daß du den, der ihn entdeckt,
Belohnen willst mit süßem Kuß; —
O schöne Göttin, sieh, ich muß
Verräther seyn, — gib mir den Lohn:
In meinem Herzen ist dein Sohn!

Gottschads Cato.

Wie dieser Sachse Cato spricht;
So sprach der Römer Cato nicht;
Hört' er die Reden des Poeten,
Er würde noch einmal sich tödten!

Nesseln.

1.

Den armen Bauer, der zu seinem Edelmann
Einst sagte: „Lieber Herr, seyd doch ein Mensch!"
den haben
Sein Pfarrer und der Edelmann,
Als einen Sünder hier begraben!

2.

Ich schlechter Sandstein, soll nicht sagen,
Wer unter mir begraben liegt!
Er ward mit großem Pomp in seine Gruft getragen,
Die Träger waren höchst vergnügt,
Und süßen Weines voll.
Geh', Wanderer, und lebe wohl!

Markolph.

„Ob Dichter fähig sind, Geschäfte gut zu treiben?"
Fragt Cäsar, fragt August, fragt Carl der Gwelfe nicht!
Markolph, der gar nichts kann, kaum lesen nur und
schreiben,
Der fragt's und schilt auf jegliches Gedicht!

Schmeichelei.

Herr, in Wahrheit, Euer Knecht
Stimmt in die Behauptung ein:
Reich an Golde, habt ihr Recht,
Arm an Geist zu seyn!

Unsers Gottes reiche Gaben,
Haben Griech' und Hottentott:
Einer kann nicht Alles haben,
Alles hat nur Gott!

Die Helden der Geschichte
Sind Gottes Werke;
Die Helden der Gedichte
Sind's auch: die Geistesstärke,
Mit welcher Klopstock und Homer
Sie schufen, kam von oben her!

Demosthenes.

Er war's, er öffnete die festverschloss'nen Pforten
Der Freiheit mit Verstand und Witz;
Er donnerte mit Worten,
Wie Zeus mit seinem Blitz!

Gleiche Gedanken.

Herr Nikolaus lag auf dem Sterbebette
Und tröstete die weinende Lisette,
Sein treues Weib: „Ach," sprach er, „Kind, ich hätte
„Wohl Eine Bitte noch an dich!" —
Und welche, Kind? — „Zum Mann' nach mir, bitt' ich,
„Nimm Herrn Arist;
„Mich däucht, er ist
„Ein guter, reicher Mann." —
Ach, Männchen! sagte sie, ich dacht' auch eben d'ran!

Die zwei letzten Blicke Friedrichs.

Zwei Blicke that er hin auf seine Lebenszeit,
Eh' er hinüberging in die Unsterblichkeit:
Die Todten aller seiner Schlachten
Sah er mit seinem einen Blick;
Mit seinem andern all' das Glück,
Das seine Lebenstage machten.
Der eine: furchtbar, starr, erfüllt mit Gram und Graus;
Der andre: löschend ganz das Bild des ersten aus!

Das Lied vom Tode für's Vaterland.

Wir müssen alle fort von hier
An einen andern Ort;
Der Tod der klopft an jede Thür,
Wir müssen alle fort!

Da hilft kein Bitten und kein Flehn,
Kein Alter und kein Stand;
Das Best' ist, daß wir willig gehn
An unsers Führers Hand!

Der stirbt am Fieber, der an Gicht,
An Schwindsucht der und der!
„Willkommen Tod!" sagt keiner nicht;
Ist doch nichts kläglicher!

Sterbt alle, Menschen! ist Gebot,
In aller Welt bekannt!
Ich wüßte keinen schönern Tod,
Als den für's Vaterland!

Das Lied vom Zweikampf.

Laß, Bruder, ab, von dem Entschluß,
Im Herzen schon gefaßt;
Dem gibt kein Engel einen Kuß,
Der einen Menschen haßt!

Laß ab, und schlag' in Bruderhand!
Topp! wir sind Freunde, wir! —
Geh, schlage dich für's Vaterland,
Du braver Grenadier!

Abschied des alten Grenadiers. 1796.

Ich bin der alte Grenadier,
Der Kriegeslieder sang,
Nun aber einsam, sitz' ich hier
Im Hüttchen und bin krank!

Ich hör': in aller Welt ist Krieg,
Die Völker schlachten sich;
Gott gibt den Ungerechten Sieg,
Ihr „Ach und Weh!" hör' ich,

Und singe keine, denke die
Besung'nen und die Zeit
Der achtzig Jahre, nenne sie
Theil meiner Ewigkeit.

Im Selbstgespräche frag' ich still:
Was wird sie seyn nach mir? —
„Was der im Himmel haben will,
„Das wird sie seyn nach dir!

Die alten Freunde sind nicht mehr,
Die jungen sind nicht alt;
Ach, und von unserm Kriegesheer
Sterb' ich, der Letzte, bald!

Gestorben, hör' ich nichts von Blut,
Geflossen in den Rhein!
Gestorben, nichts von Uebermuth,
In Gottes Sonnenschein!

Folgt stolzer Menschen Hohn und Spott,
Mir nach ins kühle Grab,
Es schadet nichts! ich bin bei Gott,
Und seh' auf sie herab!

In jenem Leben sind wir gleich,
Die Stolzen schämen sich. —
Seht ihr ein Wölkchen über Euch?
Hochmüthler, das bin ich!

Sinngedichte.

An Aglaja.

Du lachst? o lache nicht, Aglaja! laute Freuden
Verstellen dein Gesicht!
Wie schön ist Niobe! sieh nur ihr stilles Leiden:
Sie leidet, aber weinet nicht.

Der Vater an die nicht schöne Tochter.

Du magst dich nicht, mein gutes Kind, betrüben,
Wenn eine Schöne nur der Herzen Heldin ist;
Denn, glaub', man wird auch dich wie eine Schöne lieben,
Wenn du die Grazie der schönen Kinder bist!

Als man mich des Schmeichelns beschuldigte.

Von meinem Friederich
Wär' ich ein Schmeichler? — Ich,
Aus dessen Munde sich
Kein Wort begeben darf, das nicht das Herz auch spricht? —
Bedenkt, mein Lob ist deutsch, und deutsches lieft er nicht!

Auf Herders Blumen.

Pyramiden liegen in Ruinen,
Marmor bricht der Zahn der Zeit:
Herders Blumen blüh'n und grünen
Bis in Ewigkeit!

Der Reisende.

Er kommt geflogen, wie ein Pfeil,
Fliegt unsre Städte durch, hört alles, was zu hören
Auf ihren Gassen ist, hört Meister, schnattert Lehren,
Denkt, billigt, tadelt, schreibt und — Alles in der Eil!

Bildung auf Reisen.

Als Herr von Quist von seinen Reisen
Zu Hause kam, erzählte Herr von Quist:
„Zu Frankfurt ist
„Im rothen Hause gut zu speisen!"

Der reiche Lutz.

Gott und Satan zu betrügen,
Ließ er den armen Lazarus
In seinem Jammer liegen,
Und gab der armen Lais — einen Kuß!

Lessing und Kunz und Klaus.

„Werde Licht!" sprach Er;
Licht ward um ihn her;
Aber Kunz und Klaus
Löschten's wieder aus!

An unsre Streit-Theologen.

Ihr streitet: ob der Geist vom hohen Himmelsthron
Ausgeh' in alle Welt, vom Vater oder Sohn?
Mit euch gelehrten Leuten
Ist nicht darob zu streiten;
Ihr habt Theologie, wir — nur Religion.

A.

Ob's christlich ist, zu Höllenflammen
Die frommen Heiden zu verdammen,
Den Socrates, den Seneca, den Mark-Aurel
und Hadrian?

B.

Wenn's christlich wäre, ganz gewiß, so hätt' es
Christus auch gethan.

Lalage.

„Ich gebe keinen Kuß!" spricht Lalage, die Rose
Der Mädchen, und empfängt
Von Damon hundert! Ha, weiß nicht die kleine Lose,
Daß Küsse giebt, wer sie empfängt?

Der sterbende Dichter.

Sein Maß der Sünden ist mit Liedern vollgemessen,
Nur Lieder quälen ihn, den sterbenden Arist:
Gott woll' in jener Welt die Lieder doch vergessen,
Wie man in dieser sie vergißt!

Amor und die Nymphen.

Als blöde Nymphen einst Cytherens losen Sohn
Aus Furcht vor seinen Waffen flohn,
Da warf der kleine Gott in Eil
Den Bogen weg, lief ohne Pfeil
Und ohne Kleid, in nackender Gestalt,
Den blöden Nymphen nach, in einen Myrtenwald!

Und da die Nymphen die den Knaben ohne Waffen
Und nackend sitzen sahn,
Nicht fürchteten ihn anzugaffen,
Nicht scheuten ihm zu nahn;
Da rief aus einem Busch Diana: „Nymphen, wißt:
„Er ist gefährlicher, je nackender er ist!"

Der Sieg.

Die Laster stritten, wer von ihnen
Am eifrigsten gewesen sey,
Dem Bösen in der Welt zu dienen:
Den Sieg erhielt, — die Heuchelei.

Des Pythagoras Statue.

Soll dieser Mann von Stein
Pythagoras, der Schweiger, seyn?
Pythagoras, der Schweiger, ist er nicht,
Denn seht, er spricht!

An Venus.

Ich weiß, o Göttin, daß dein Sohn
Von deinem Schooße dir entflohn,
Daß er vor dir sich hat versteckt,
Und daß du den, der ihn entdeckt,
Belohnen willst mit süßem Kuß; —
O schöne Göttin, sieh, ich muß
Verräther seyn, — gib mir den Lohn:
In meinem Herzen ist dein Sohn!

Gottschads Cato.

Wie dieser Sachse Cato spricht;
So sprach der Römer Cato nicht;
Hört' er die Reden des Poeten,
Er würde noch einmal sich tödten!

Nesseln.

1.

Den armen Bauer, der zu seinem Edelmann
Einst sagte: „Lieber Herr, seyd doch ein Mensch!"
den haben
Sein Pfarrer und der Edelmann,
Als einen Sünder hier begraben!

2.

Ich schlechter Sandstein, soll nicht sagen,
Wer unter mir begraben liegt!
Er ward mit großem Pomp in seine Gruft getragen,
Die Träger waren höchst vergnügt,
Und süßen Weines voll.
Geh', Wanderer, und lebe wohl!

Markolph.

„Ob Dichter fähig sind, Geschäfte gut zu treiben?"
Fragt Cäsar, fragt August, fragt Carl der Welfe nicht!
Markolph, der gar nichts kann, kaum lesen nur und
schreiben,
Der fragt's und schilt auf jegliches Gedicht!

Schmeichelei.

Herr, in Wahrheit, Euer Knecht
Stimmt in die Behauptung ein:
Reich an Golde, habt ihr Recht,
Arm an Geist zu seyn!

Unsers Gottes reiche Gaben,
Haben Griech' und Hottentott:
Einer kann nicht Alles haben,
Alles hat nur Gott!

Die Helden der Geschichte
Sind Gottes Werke;
Die Helden der Gedichte
Sind's auch: die Geistesstärke,
Mit welcher Klopstock und Homer
Sie schufen, kam von oben her!

Demosthenes.

Er war's, er öffnete die festverschloss'nen Pforten
Der Freiheit mit Verstand und Witz;
Er donnerte mit Worten,
Wie Zeus mit seinem Blitz!

Gleiche Gedanken.

Herr Nikolaus lag auf dem Sterbebette
Und tröstete die weinende Lisette,
Sein treues Weib: „Ach," sprach er, „Kind, ich hätte
„Wohl Eine Bitte noch an dich!" —
Und welche, Kind? — „Zum Mann' nach mir, bitt' ich,
„Nimm Herrn Arist;
„Mich däucht, er ist
„Ein guter, reicher Mann." —
Ach, Männchen! sagte sie, ich dacht' auch eben d'ran!

Die zwei letzten Blicke Friedrichs.

Zwei Blicke that er hin auf seine Lebenszeit,
Eh' er hinüberging in die Unsterblichkeit:
Die Todten aller seiner Schlachten
Sah er mit seinem einen Blick;
Mit seinem andern all' das Glück,
Das seine Lebenstage machten.
Der eine: furchtbar, starr, erfüllt mit Gram und Graus;
Der andre: löschend ganz das Bild des ersten aus!

Kleist's Grab.

In diesem Grabe ruht der treuste Freund der Freunde!
Du, Rose, sollst allein auf seinem Grabe blühn.
Kleist ist sein Name, seine Feinde
Begruben und beweinten ihn!

Auf Betty's Stammbuchblatt.

Ein Wort auf dieses Blatt? — Nicht mehr nicht minder?
Ein Wort ist nicht genug für mich,
Ich bin zu sehr ein Freund der schönen Kinder,
Und schriebe gern: „Ich liebe dich!"

Musik.

Ist die Musik nur Spiel und Scherz,
Nur Scherz und Spiel,
Bewegt zum Guten sie nicht unser böses Herz:
Dann ist Musik nicht viel!

Der Witzling.

Witz auf Witz,
Auf nichts gegründet;
Blitz auf Blitz,
Und keiner zündet!

Ueber das Bild Friederichs.

Von diesem Einzigen wird man wie ein Gedicht
Einst die Geschichte lesen;
Denn wahr, was sie erzählt, ist alles zwar gewesen,
Wahrscheinlich aber nicht!

Pfarrer Kunz.

„Geht auf dem schmalen Weg, der euch zum Himmel führt!"
Sprach Kunz, der Pfarrer, zu den Leuten,
Die lieber gingen auf dem breiten,
Der in die Hölle sich verliert:
— „Gern," war die Antwort, „Herr, Sie sind ein braver Mann,
„Doch gehn Sie nur voran!"

Sprüche.

1.

Wer Samenkörner streut, der nehme sich in Acht,
Daß ihn einmal es nicht gereue. —
Welch Unglück haben in die Reihe
Der Dinge Worte nicht gebracht!

2.

An jeden Ort, wohin du gehest,
Nimm deinen Maßstab mit; zum Schmaus, zum Tanz, zum Spiel;
Und wenn du ruhend stille stehest,
Dann frage: War's zu viel?

3.

Der Mann, der stark sich dünkt, der trete zu den Schwachen;
Wer glaubt, er fehle nicht, der Mann der irret sich!
Hast aber du gefehlt, so rüste eilends dich,
Den Fehler wieder gut zu machen!

4.

Wer eines Menschen Freude stört,
Der Mensch ist keiner Freude werth!

5.

Der ist ein Ehrenmann, der eines Andern Fehler
Mehr als die eigenen entschuldigt und verschweigt,
Und And'rer Tugenden wie rechte Ehren-Mähler
Dem, der sie recht nicht sieht, im rechten Lichte zeigt.

6.

In unsers Gottes Welt sind wir an allen Enden,
Im Mond, im Sirius, in treuen Vater-Händen;
Darum, was kümmert's dich, ob unsers Gottes Welt
Heut noch in Trümmer fällt!

7.

Vernünft'le nicht, o Freund! Vernünfteln ist: zu weit
In's Allerheiligste der Wahrheit sehen wollen,
In welches wir nicht sehen sollen
Mit Augen dieser Zeit!

8.

Das Unglück ist ein Sturm, das Glück ein Sonnen-Blick.
Ertrage, wenn du kannst, das Unglück wie das Glück!

9.

Sprich nicht zu viel von deinen Pflichten;
Wir haben kurze Lebenszeit!
Die Zeit zum Ueben und Verrichten
Verschwindet unterdeß ins Meer der Ewigkeit!

10.

Wo man von Frömmigkeit mit vielen Worten spricht,
Da suche nur den Frommen nicht!

11.

Wer besser ist wie du, den schätze lieb und werth,
Den speis' an deinem Tisch, den wärm' an deinem Herd,
Er macht dir Ehre, dir! und wärest du ein Fürst,
Und lohnt dich, wenn du besser wirst!

12.

Die Glocke schlägt! Was hat's geschlagen?
Antworte, Zeit! — Die Zeit antwortet dir:
„Ich habe dich zu lieb, ich mag es dir nicht sagen;
„Der Kirchhof ist nicht weit von hier!"

13.

„Erkenne, suche, lieb' und ehre,
„Was gut und schön ist, und vermehre
„Nach Möglichkeit, mit weiser Wahl,
„Des Guten und des Schönen Zahl!"
Das ist die ganze Sittenlehre!

14.

Nur Thoren bauen all' ihr Glück
Auf eines Menschen Blick!

15.

Nicht mehr zu klagen, rath' ich dir,
Unglücklichster auf Erden;
Unglück wird Glück, wenn wir
Durch Unglück besser werden!

16.

Mahomet, im Koran, sagte:

Dem Menschen, welcher dich beleidigte, vergieb;
Hab' alle Menschen lieb,
Und bringe freveind nicht aus seiner Seelenruh
Den Mann, der minder weis' wie du!

Engel Gabriel erklärte diese Stelle:

Such' in den Wüsten auf den Mann, der dich verjagte;
Nimm in gerechten Schutz den Mann, der dich verklagte;
Dem gieb, der dir genommen hat!
Und in geheimster Herzens-Stille
Denk' an die gute That;
Denn siehe, das ist Gottes Wille!

17.

Wohin mit Deinem Blick? — Den Himmel durchzusehn,
Ist er nicht scharf genug! Lenk' ihn zur Erde nieder,
Und, nach so langer Zeit, sieh deine Blumen wieder,
Sie sind doch gar zu schön!

18.

Blühe, du Rose, du blühst dem Welt-Erschaffer zur Ehre,
Schönste der Blumen, du bist seinem Geschöpfe der Schmuck!
Dich, du Liebliche, dich in deinem Leben zu schützen
Vor dem häßlichen Stolz, gab er Vergänglichkeit dir!

19.

Die Tugend geht auf Dornenspitzen,
Und scheut nicht sich den Fuß zu ritzen!
Geht unverweilt
Und mit getrostem Muth
Auf ihrem Wege fort! Warum? sie weiß zu gut,
Daß droben Einer ist, der ihre Wunden heilt!

20.

Verdienst, das sich hervor, gesehn zu werden, drängt.
Und das für jede That, für Lied, für Lobgesänge,
Für jedes Lohn begehrt, und Gold und Band empfängt,
Ist auch Verdienst, o Freund! doch solchen gibt's die Menge!

Das aber, welches still, wie Gott, das Gute thut,
Aus wahrer Liebe, nicht zum Scheine;
Das etwa nur zu sich still saget: Das war gut!
Das ist das selt'ne, das ich meine!

21.

Was ist's, daß man dich lobt: „du habest keine Mängel,
„Seyst Held den Helden deiner Zeit!"
Was ist es, wenn dein Engel
Sich nicht des Lobes freut?

22.

Sey nicht der Stoa feind, doch fühle jeden Schmerz! —
Gleichgültigkeit legt Eis ums Herz!

23.

Darf eine Grazie durchaus dein Buch nicht lesen,
Und giebt's der Grazien in deiner Vaterstadt,
So wirf's in's Feuer, brenn's zu Pulver, nimm den Besen,
Und fege, wo's gelegen hat!

24.

Erzfeind von allem Heuchelschein,
Sey jedem Auge, was du bist;
Man muß in allen Augen seyn,
Was man in Gottes Augen ist!

25.

Auf böser Menschen Schimpf und Spott,
Und wär' er bitterer als Wermuth, achte nicht!
Thu' aber redlich deine Pflicht,
Das andere thut Gott!

26.

Auf Wunder warte nicht! — Sieh, deine Zeit fliegt hin,
Und läßt dir keine Spur
Dahier von ihrem Gleis!
Auf Wunder warte nicht, du hast deß nicht Gewinn:
Die Götter helfen nur
Durch Tugend und durch Fleiß!

27.

In Worten nichts, in Werken viel,
Bringt am geschwindesten zum Ziel!

28.

Den Preis des Wettlaufs zu gewinnen,
Darfst du nicht stehn und dich besinnen!

29.

Berechne jeden Tag, wie viel der Stunden du
Verwendet hast auf Mittagsruh,
Wie viel auf Schmauserei, wie viel
Auf Tanz und Spiel
Und auf Geschwätz, das nicht Gespräch gewesen ist:
Und dann, o Mensch, zieh' ab und sieh' wie alt du bist!

30.

Aurora, Schöpferin der Rosenfarbe, röthet
Die Dächer schon, und ihr, die Unbesorgten, tödtet
Noch schlafend eure schöne Zeit!
Auf, auf! es ist zu wachen,
Und edelnützlicher Gebrauch von ihr zu machen
Für Eures Daseyns Ewigkeit!

31.

Darf ich rathen, guter Mann?
Was dich quält, das klage Keinem,
Als dem Einen,
Der dir helfen kann!

32.

Die Menschen die du liebst, und die dich wieder lieben,
Bewahr' dir Gott vor Armuth und vor Neid!
Die schwerste Tugend auszuüben,
Ist die der Dankbarkeit!

33.

Vor Armuth fürchte dich fast sehr!
Vor Schande desto mehr!

34.

Wer Wohlthat dir erwies, sey deines Danks gewiß;
Die du erweisest, die vergiß!

35.

Gut seyn und weiter nichts, bei Gott, das ist nicht viel;
Man muß auch tapfer seyn, dem Bösen Trutz zu biethen,
Und, ist des Bösen nächstes Ziel,
Zu herrschen, — zu verhüten,
Daß es nicht herrsche! — Sey nur gut,
Nur wie ein Lämmchen fromm, und furchtsam wie ein Hase,
So nennt der Böse dich ein gutes treues Blut,
Und spielt dir auf der Nase!

Der gute Mann.

(Aus dem Halladat oder rothen Buche.)

Abdu Bedulla war ein guter Mann!
Zwar lebt' er Tage, Wochen, Jahre, wie
Die meisten Menschen leben, ohn' einmal,
Mit brünstiger erweckter Seele, Welt
Und Gott zu denken, aber jeden Tag,
Wenn schon die Sonne weggegangen war,
Ging er in eine kleine Kammer, die
Die Rechenkammer hieß, und zählte da
Sich alle seine Tagewerke vor;
Und, nicht die guten schrieb er auf, er schrieb
Die bösen auf, schrieb sie an eine Wand,
Und jeden Morgen, wenn die Sonne schon
Heraufgestiegen war, ging er, und las — —
Und, wenn er (selten war's geschehn, sich selbst
War er ein scharfer Rechenmeister) nichts
Zu lesen fand, dann stutzt' er, dachte nach:
Ob etwa gestern was vergessen sey?
Dacht's nach, und meistentheils fand er,
Daß was vergessen sey, und dann so schrieb's
Nicht er, von seinen Kindern eines schrieb's
An seine Wand, und sieben Tage ward's
Von ihm gelesen, siebenmal des Tags
Von ihm bedacht: durch welches Gute wohl,
Das Böse gut geworden sey? — Und dann,
Wenn er, ein scharfer Rechenmeister, sich's
Zu gute schrieb, dann endlich hört' er auf,
Es zu bedenken. Keine Sylbe sprach
Der gute Mann von seinen Werken, kein
Erforscher forschte Gutes aus; er that's,
Und nicht die kleinste Spur verrieth's. Er war
Ein guter Mann! — — Er starb, und schönes Lob
Ward nicht geredet, nicht gesungen, ward
Zu seinem Ruhm in Marmor nicht gehau'n;
Nach dreißig Jahren aber deckte Gott
Die Decken, die der gute Mann mit Fleiß
Vor alle seine guten Werke zog,

Aus Vatertreuer Wahrheitsliebe selbst
Den Menschen auf, den Menschen! Zweie sahn
Den guten Mann, wie er gewesen war:
Abudallott, der Bäcker, der mit ihm
Gereiset war, und: der Esudaboll,
Der's oft noch rühmt, daß er, ein armes Kind,
Auf seinem Schooß einmal gesessen sey.
Und sagten: ach! Er war ein guter Mann!

Hingegen Abnick Sabazalla, der
Sein Seelenpeiniger gewesen war,
Behauptete das Gegentheil und sprach:
Als wie ein seelenloses Thier hat er
Sein langes Menschenleben durchgelebt!
In keiner langen Winternacht hat er
Durchs blaue Sterngewölbe seinen Gott
Mit seinem Feuerauge scharf gesehn;
Mit seines Geistes Feuerauge nicht
Im Unermeßlichen gesehn, wie viel
Gott, unser Gott der Götter, größer ist,
Als andre Götter? Eingekerkert oft
In seinem Zulip*) hin zu sitzen, und
Mit angestrengter Feuer-Seelenkraft
Den Gott zu denken, welcher größer ist,
Als alle Götter, hab' ich Tag für Tag
Ihm angelegen, immer aber war
Ihm keine Zeit; er müsse Thaten thun,
Sprach der wahrhaftige Verkleinerer
Des großen Gottes! „Unser Gott," sprach er,
„Will eben nicht Betrachtung; Unser Gott
„Ist Meister, wir Gesellen! Unser Gott
„Ist immer gnädig!" Solch Geschwätze ging
Aus seinem Munde; Beta Millizoll
Und Bara Karababda hat's gehört!

Als aber Abnick Sabazalla schwieg,
Da redeten die Zweie, welchen Gott
Den guten Mann, wie er gewesen war,
In seinem Licht der Wahrheit sehen ließ.

Abudallot, der erste: „Wenn ein Trieb,
„Mit seinem Gott zu sprechen, seinen Geist
„Aufforderte, sein Herz, Christall und Gold,
„Geläutert scharf im Tiegel, war, dann schlich
„Der gute Mann (ich habe Morgens einst
„Und Abends einst stillschweigend ihn behorcht)
„In seinen Weinberg, und, verschlossen Thor
„Und Thür, rund umgesehen, Wand und Zaun,
„War er darin, mit seinem Gott, allein!"

Esudaboll, der andere: „Mich that
„Der gute Mann als eine Waise, die
„Nicht Mutter und nicht Vater hatte, hin
„Zu einem Weisheitslehrer, ohne daß
„Der gute Weisheitslehrer wußte, wer
„In seinem Herzen zum Erbarmer mir,
„Von meinem Gott gerufen sey, und erst
„Nach seinem Tode, Menschen! hab' ich's mir
„Mit Müh erforscht; ach! ganz gewiß war er
„Ein guter Mann! Und Sabazalla soll
„Vor seinem Gott entschuldigen, daß er
„Den guten Mann für einen guten Mann
„Nicht achten will! Er bring' uns etwas mehr,
„Als nur Geschwatztes, er, der ihn vor uns
„Und unserm Gott da so zur Rede stellt!"

Abudallot, der erste: „Mangel war
„In unserm Vaterlande damals nicht,
„Als seinen Segen unser guter Gott
„In seinen Wolken über unserm Haupt
„Wegtragen ließ, in fernes Land; der Fürst,
„Den unser Gott mit Weisheit und mit Macht
„Gesegnet hat, war wahrer Vater! Rund
„Um unser fattes Vaterland saß itzt
„Der Hungrige! da, Menschen, backte Brot
„In seinem Weinberg, Nachts, wenn alles schlief,
„Abdu Bedulla selbst, und trugs hinaus,
„Aus seinem Weinberg an die Grenze, wo
„Der Hungrige mit Weib und Kinde saß,
„Und gab's dem Kinde! Wahrlich, lieber Herr!
„Abdu Bedulla war ein guter Mann!"

*) In seinem Gebetzimmer.

Und alles Volk, aus einem Munde, rief:
Abdu Bedulla war ein guter Mann!

Aus Amor und Psyche.

1.

Amor kam mit einem Köcher,
Voll von Pfeilen, zu den Musen,
Und die Musen alle flohen!
Amor aber, winkend: „fliehet,"
Rief er, „fliehet nicht; ich bitte,
Diesen Pfeilgefüllten Köcher
Anzunehmen!" — Und geschäftig
Nahm ihn Amor von der Schulter,
Legt' ihn lächelnd hin auf Blumen,
Und entfloh dann. — Leise traten
Alle Musen hin zum Köcher!
Jede Muse nahm sich einen
Von den Pfeilen, und seit diesem
Herrscht die Lieb' in ihren Werken!

2.

Traurig klagend, fragte Amor
Einen seiner liebsten Brüder:

„Wo entzünd' ich meine Fackel
An dem allerreinsten Feuer?"
Und indem er fragte, sah er
Seiner Psyche lichte Augen!
„Willst du's leiden," sprach er, „Liebe?"
Hielt die Fackel sanft an ihre
Lichten Augen und die Fackel
Brannte sanft, wie Psychens Augen!

3.

Die Weisheit und die Liebe gingen
Lustwandeln ins Parnassus-Feld,
Und hörten Psychen leise singen:
„Mein Amor ist ein Kriegesheld!" —

„Sie weiß," sprach Pallas, „nichts vom Kriege,
Kennt seine kleinsten Gräuel nicht,
Hat nur gehört von Amors Siege,
Sie sing' ihm sonst kein Lobgedicht!

4.

„Willst du die Herrschaft haben?" fragte,
Nach der Vermählung, seine Psyche
Der Gott der Liebe. —

„Nein ich müßte
Mann seyn," sprach Psyche, „mir behaget
Dein Weib zu seyn, und deinen Willen
Zu spähen, glücklich dich zu machen!"

Du hast sie, diese Herrschaft; dachte
Der Gott der Liebe, und sah immer
In ihren Augen seinen Willen!

Vermischte Gedichte.

Unglaube und Aberglaube.

1758.

Unglaube, du bist nicht so sehr ein Ungeheuer,
Als Aberglaube, du!
Für deinen Aftergott gehst du mit Schwert und Feuer
Auf seine Feinde zu!

Streckst sie zu Boden, trinkst ihr Blut aus ihrem Schädel,
Wirst Märtyrer mit Prunk,
Bist grausam, dumm und stolz, dünkst tapfer dich und edel
Bei deinem Schädeltrunk!

Unglaube streitet nur mit Worten und wird müde;
Dir, Ungeheuer, brennt
Die ganze Seele! Dir ist nirgends Ruh und Friede,
Krieg ist dein Element!

Dir ist, o du Tyrann, den Hirten bei den Schafen
Ermorden, keine Pein.
Gott, will er eine Welt für ihre Sünden strafen,
So schickt er dich hinein!

Der Patient

Anekdote.

Ich lag gefährlich krank;
Gequält von Pillen und von Trank,
War, ach! mein Wunsch, mein Trost in dieser Noth,
Herr Doktor Markus und der Tod.
Die Beiden zankten sich
Wie unversöhnliche, geschwor'ne Feind' um mich.

„Ach!" seufzt' ich, „eh' ich lang' auf diesem Lager liege,
So gib, o Gott, daß Einer bald nur siege!"
Kaum war der Seufzer fort,
Da schallet in mein Ohr das Wort:
„Trink!" — Und es stand vor meinem Bett' ein Freund,
(Mehr Freund, als Doctor Tod und Doctor Markus meint)
Der reichte mir ein Glas Burgunder,
Und sprach: „Trink das!" — Ich trank, und o welch Wunder,
Der Magen, welcher Trank und Pillen
Nicht annahm, nahm den Wein
Gehorsam ein!
Ich bat, Ein Glas nur noch zu füllen:
Die Lebensgeister kommen wieder
In die schon halb erstorb'nen Glieder;
Frisch war mein Herz, und roth der Mund,
Mein Weinglas leer, und ich — gesund!
Herr Markus und der Tod sahn sich einander an,
Und fragten: „Du, wer ist der Mann?"

Als von Despoten gesprochen wurde.

Despoten mancher Art gibt's in der kleinsten Welt;
Der größte aber ist — und welcher denn? — das Geld!
Geld legt den freisten Mann in Ketten,
Giebt Sünden-Sklaven Schwanenbetten,
Macht klein den größten Geist, und schwach den stärksten Held!

Das Lied.

Den Odenschwung verschmäht das Lied;
Das Lied fließt aus dem Herzen,
Wie aus dem Felsen unbemüht
Ein klares Bächlein, das man sieht
Mit zarten Blumen scherzen!

Die drei Federn.

1802.

Drei Federn hat Olint: die eine gab ein Engel
Aus seinem Fittig ihm; mit dieser schreibt er Mängel
Der Menschen in Gelassenheit.

Die zweite Feder war in eines Adlers Flügel
Schwungfeder. Diese hält kein Zügel;
Mit ihr schreibt er in Groll die Mängel seiner Zeit.

Aus eines Amors leichten Schwingen
Zog er die dritte; die
Gebraucht er, Herzen zu bezwingen,
Und schreibt mit ihr an Sie:
„Bis in die Ewigkeit wird mein's getreu verbleiben!"

Möcht' er mit dieser Alles schreiben!

Meinung des Atheisten.

Sonne, Mond, Sterne,
Große, kleine, ferne,
Welche kein Vermesser mißt,
Sprangen aus dem kleinsten Stäubchen,
Meint der Atheist;
Und die Männchen und die Weibchen
Sprangen auch, meint er,
Aus der Erde leicht und schwer;
Und die schönen Schalle,
Tönend jetzt noch im Homer,
Sprangen alle
Schön in seinen Vers, aus der Luft, meint er!

Mein Hüttchen.

Lieb' und Freundschaft gingen beide,
Wie zwei Schwestern angefaßt,
Hinter ihnen ging die Freude; —
„Kinder" sprach die Freude, „laßt
„Mich in Eurer Mitte gehen,
„Was ihr heimlich etwa sprecht,
„Seht, das will ich nicht verstehen!" —
„Komm nur, das ist uns schon recht!"
Sprachen die umarmten Zweie.
Plötzlich war ein schönes Drei!
Und so gingen alle Dreie,
Meinem Hüttchen, ach, vorbei!

Wären sie herein gekommen,
Damals, wahrlich, hätt' ich sie
Offnen Armes aufgenommen,
Und bewirthet hätt' ich sie!

Angebetet hätt' ich ihre
Schöne Gottheit ganz allein,
Aber, aber! ach, für Viere
War das Hüttchen doch zu klein!

Te Deum Laudamus.

Herr Gott, dich loben wir!
Lob, Ehre, Preis und Dank
Sey, Gott der Welten, dir!

Dir, Vater, Sohn und Geist,
Dir schalle hoher Lobgesang
In aller Welt! Er schalle weit und breit
In Zeit und Ewigkeit!

Singt, Engel, singt ihn nach
Den göttlichen Gesang!
Singt, Sänger Gottes, Cherubim:
Singt ihm mit hoher Stimm',
Denn unsre Stimm' ist schwach!

Herr, Gott, dich loben wir!
Lob, Ehre, Preis und Dank
Sey, Gott der Welten, dir!

Hochheilig ist dein Nam', Herr, Zebaoth!
Allmächtig deine Macht,
Du starker, großer Gott!

Dein Himmel über uns verbreitet weit und breit,
Herr, deine Herrlichkeit,
Verbreitet Wunder ohne Zahl!
Wenn wir hinauf in deine Sonne sehn,
Dann singen wir in ihrem Strahl:
Wie groß ist Gott, und seine Welt so schön!

Die Cherubim alle vereinigen sich,
Verhüllen ihr Antlitz, verherrlichen dich,
Lobsingen dir, Herr, Zebaoth:
„Heilig, heilig, heilig, ist Gott!"

Die Heiligen alle vereinigen sich,
Auf ihren Knien anbeten sie dich,
Und singen dir, Herr, Zebaoth:
„Heilig, heilig, heilig ist Gott!"

Die Märtyrer alle vereinigen sich,
Die Kronen vom Haupte, anbeten sie dich;
Sie waren der Erde Verachtung und Spott;
Nun singen sie: „Heilig, heilig ist Gott!"

Die Christen der Erde vereinigen sich;
Gebückt im Staube bekennen sie Dich;
Sehn drohende Hölle, sehn Teufel und Tod,
Und singen erlöset: „Heilig ist Gott!“

Zu seiner Rechten saßest du,
Erlöser, Gottes Sohn!
Sahst hoch von deines Vaters Thron
Der Erde Sünden zu;
Sahst über ihr den ausgestreckten Arm
Des allzustrengen Rechts,
Erbarmtest dich des sündigen Geschlechts,
Verbluteteſt dein heilig Blut darauf,
Und schlossest uns den Himmel auf!

Du stiegst, ein Gott, herab
Von deinem hohen Thron,
Und wurdest eines Menschen Sohn,
Und wurdest an Gestalt, an Sünden nicht ihm gleich:
Stiegst in die Höll' hinab,
Zerstöreteſt ihr Reich,
Kamst im Triumph herauf,
Und schlossest uns den Himmel auf!

Zur Rechten Gottes sitzest du
In deines Vaters Reich,
An Herrlichkeit und Preis und Ehr' ihm gleich;
Bist aller Heiligen Anbetung, Heil und Ruh;
Bist deiner Erde Gnadensonne!
Ein Blick nach dir, Erlöser, lindert uns
Den größten Seelenschmerz,
Ein Blick von dir erquickt mit Freud' und Wonne
Das bängste Herz!

Wenn aber Erd' und Himmel fällt,
Dann, Heiland, sehn wir dich als Richter aller Welt;
Dann hören wir der schrecklichen Posaunen Ton
Und Donner unter deinem Thron!

Dann bitten wir, Erlöser! dich,
Wir tiefgebeugten Sünder bitten dich:
Erlöser, ach, erbarme dich!
Erbarme dich der Sünder auf den Knien,
Und derer, die in Felsenhöhlen fliehn
Und nach Erbarmung schrein!
Erlöse sie aus ihrer Höllen Glut,
Und führe sie in deinen Himmel ein:
Sie sind erlöst mit deinem Blut!

Dann, Heiland, dann vollenden wir
Den angefangnen Lobgesang,
Und loben ewig deinen Namen:

Herr, Gott, dich loben wir!
Lob, Ehre, Preis und Dank
Sey, Gott der Welten, dir!
Heil, Halleluja! Amen.

Gottes Liebe.

Ich zage nicht: Er ist die Liebe,
Sein Vaterauge fehlt mich nicht!
Und war's um mich auch noch so trübe,
So ward's um mich doch wieder Licht! —
Er ist die Lieb', ich zage nicht!

Er hat's gegeben, hat's genommen;
Sein ist ja Sturm und Sonnenschein!
Ich zage nicht, Er wird schon kommen,
Die rechte Zeit mag noch nicht seyn;
Die weiß nur Er, nur Er allein.

Wer Alles weiß, weiß auch das Beste
Zu meinem Besten zu erschau'n!
Auf Ihm, auf Ihm steht felsenfeste
Mein ganzes kindliches Vertrau'n:
Ich will auf Seine Hülfe bau'n!

Er hat noch keinmal mich verlassen,
Er läßt mich nicht in dieser Noth;
Er kommt, er kann sein Kind nicht lassen,
Ich sehe schon sein Morgenroth! —
Er läßt mich nicht in dieser Noth!

Gottes Güte.

Für wen schuf deine Güte,
Herr, diese Welt so schön?
Für wen ist Blum' und Blüthe
In Thälern und auf Höhn?
Für wen ist hohe Wonne
Da, wo das Saatfeld wallt?
Für wen bescheint die Sonne
Die Wiesen und den Wald?

Für wen tönt das Getümmel
Der Heerden auf der Au'?
Für wen wölbt sich der Himmel
So heiter und so blau?
Für wen sind Thal und Gründe
So lieblich anzusehn?
Für wen gehn kühle Winde?
Für wen ist Alles schön?

Uns gabst du ein Vermögen,
Die Schönheit einzusehn,
Uns Menschen, deinen Segen
Zu fühlen, zu verstehn;
Uns sollte all' die Wonne
Ein Ruf der Liebe seyn,
Mit jeder Morgen-Sonne
Dir unser Herz zu weihn!

Nun sieh, o Gott, wir weihen
Ein Herz voll Dankbarkeit
Dir, der uns liebt, und freuen
Uns deiner Gütigkeit!
Du hauchtest nicht vergebens
Ein fühlend Herz uns ein
Ein Vorhof jenes Lebens
Soll uns die Erde seyn!

Der Mensch ist eine Blume.

Die Blume blühet und verblüht,
Zu ihres Schöpfers Ruhme;
Wer heut' noch ihre Schönheit sieht,
Ist morgen schon, wie sie, verblüht:
Der Mensch ist eine Blume.

Und wie die Blume wieder blüht,
Wenn Gottes Auge nieder
Auf sie von seinem Himmel sieht,
Und unter ihr die Erde glüht:
So blüht der Mensch auch wieder!

Gottes Allgegenwart.

Allgegenwärtiger,
Du bist, bist dort und hier!
Und hier und überall,
Erhabner, wandelst du!
Du wandelst, Heiliger,
Auf einem Veilchen hier!
Auf einer Sonne dort!

Du bist in Hauch, in Sturm,
In Licht, in Finsterniß!

Erhabener du bist
Allgegenwärtig hier,
In meinem Hüttchen, bist's
In diesem Blumenthal,
Und hörst mein schwaches Lied,
Und hörst im Ocean
Der Welten um dich her
Eloa's Harfenklang;
Eloa's! — Steig hinauf,
O du Gedanke, — steig
Zu deinem Gott hinauf!

Der du Eloa's Gott
Und meiner bist, du hörst
Den nächsten dir und mich
Und diese Lerche, die
Zu deinem Himmel steigt,

Und diese Biene, die
Auf meiner Rose summt!

Allgegenwärtiger!
Erhöre mich, und gib,
Daß deine Gegenwart
In meinem Leben stets
Mir gegenwärtig sey!
Daß ich gestissentlich
Das alles was gedacht
In meiner Seele wird,
So denk', als denk' ich es
In deiner Gegenwart;
Und alles was ich thu',
So thu', als thu' ich es
In deiner Gegenwart.
Damit, Allmächtiger,
Wenn deine Geisterwelt
Vor ihrem Richter steht,
Und dann Eloa mich
Betrachtet, ich vor ihm
Und seinem Blick in Nacht
Nicht schwinden darf und nicht
Entfliehen darf vor dir,
Allgegenwärtiger,
In eine Felsenkluft!

Betty Gleim,

Tochter eines angesehenen Kaufmanns in Bremen, ward daselbst am 13. August 1781 geboren und widmete sich aus eigenem Antriebe dem Erziehungswesen. — Eine von ihr 1805 in ihrer Vaterstadt errichtete Töchterschule erfreute sich der lebhaftesten Anerkennung und ward von ihr bis zu ihrem Tode, der am 27. März 1827 erfolgte, verwaltet.

Sie gab heraus:

Kindermoral. 2 Thle. Bremen 1810 — 1815.
Erziehung und Unterricht des weiblichen Geschlechtes. Bremen 1810.
Erzählungs- und Bildungsbuch für Mütter. Bremen 1810.
Anweisung zur Kunst des Versbaues. Bremen 1814.
Grammatik. Bremen 1815.
Tellus oder Lehrbuch der allgemeinen Erdbeschreibung. Bremen 1816.
Anschauungslehre der Sprachformen. Heidelberg 1816.
Bremisches Kochbuch. 5. A. Bremen 1830.
Randzeichnungen zu dem Werke der Frau von Staël über Deutschland. Bremen 1814.
Einzelne Flugschriften u. s. w. —

Ein reichgebildeter Geist der mit einer bei Schriftstellerinnen im Ganzen selten vorkommenden Gründlichkeit und Tiefe seinen Gegenstand aufzufassen und zu behandeln verstand und ihn in einer reinen correcten und anmuthigen Sprache vortrug. —

Ernst August Anton von Göchhausen

ward am 12. Juni 1740 zu Weimar geboren, trat, nachdem er Page bei dem Prinzen Heinrich von Preußen gewesen, in preußische Kriegsdienste und avancirte bis zum Hauptmann. Im Jahre 1769 nahm er seine Entlassung und erhielt eine Anstellung als Assessor bei dem Kammercollegium zu Eisenach. Allmählig in dieser Laufbahn vorrückend ward er 1802 Director seines Collegiums so wie 1809 Geheimerath und Schloßhauptmann zu Eisenach. Im Jahre 1819 feierte er sein Dienstjubiläum. Er starb am 23. März 1824 als G. S. Geheimerath und Comthur des Falkenordens.

Seine Schriften, welche größtentheils anonym erschienen, sind:

M... R.... (Meine Reise) 1 Th. 1773. 3. A. 1776. 2r Thl. 1798. N. A. in 2 Abtheilungen. Leipzig 1807.
Enthüllung des Systems der Weltbürgerrepublik. Rom 1786.
Aufschluß des Systems der Weltbürgerrepublik. Leipzig 1787.
Fragment der Geschichte und Meinungen eines Menschensohns. Eisenach 1787.
Materialien zur Geschichte des Sokratismus. Eisenach 1788.
Gespräche über Gallicismen und Germanismen. Erfurt 1790.
Wanderung durch die Rhein- und Maingegenden. Frankfurt a. M. 1795.
Antoinette, ein Mährchen aus der andern Welt. Leipzig 1776.
Das Wertherfieber. Leipzig 1776.

Ein eigenthümlicher, mit Scharfsinn, Beobachtungsgabe und Laune ausgestatteter Geist, der in seinen Schriften stets den falschen Richtungen der Zeit, besonders der kränklichen und übertriebenen Sentimentalität kräftig entgegentrat. In dem Buche M.... R.... das ihm den meisten Ruf erwarb und in welchem sich viele interessante Mittheilungen über sein Leben finden, hat er besonders seine Ansichten niedergelegt. — Bei dem Mährchen, Antoinette, das indessen geringeren Beifall fand, war Wieland's Diogenes von Synope sein Vorbild.

Leopold Friedich Günther von Göckingk

ward am 13. Juli 1748 zu Gröningen, einem Dorfe im Halberstädtischen, geboren, in welchem sein Vater als Gutsbesitzer lebte, erhielt seine gelehrte Vorbildung auf der Domschule zu Halberstadt und dem Pädagogium zu Halle, wo Bürger, sein Freund und Schulgenosse wurde und studierte dann in Halle die Rechtswissenschaft. Nach beendigter akademischer Laufbahn wurde er 1768 Referendar bei der Königlichen Kriegs- und Domainenkammer zu Halberstadt und zwei Jahre später Kanzleidirector zu Ellrich. Dieses Amt ließ ihm hinreichende Muße, seiner Neigung zur Dichtkunst Folge zu leisten; namentlich erwarben ihm seine, während jener Zeit entstandenen Lieder zweier Liebenden, in denen er seine nachherige Gattin feierte, großen Ruf. Er

zeichnete sich indessen eben so sehr als Beamter durch seine Tüchtigkeit und Thätigkeit aus, und stieg im Laufe der nächsten Jahre von Stufe zu Stufe; 1768 ward er Kriegs- und Domainenrath zu Magdeburg, 1788 Land- und Steuerrath und preußischer Ortscommissair zu Wernigerode, 1789, wegen der Ordnung schwieriger Verhältnisse bei der fürstlichen Abtei zu Quedlinburg, von seinem Könige geadelt und 1793 als geheimer Oberfinanzrath nach Berlin berufen. Nach vielen vortrefflichen Leistungen im Staatsdienste erbat er sich seinen Abschied, den er mit Pension erhielt (1814) und lebte nun, theils in Berlin, theils auf seinen Gütern oder bei seinem Schwiegersohne in Schlesien, zuletzt auf Wartenberg bei Breslau, wo er am 18. Februar 1828 starb.

Er gab heraus:

Charaden und Logogryphen. Frankfurt 1817.
Gedichte. 4 Thle. Frankfurt 1780 — 82. 4. A. 1821.
Lieder zweier Liebenden. Leipzig 1777. — 3. A. 1819. 11. A. Wien 1824.
Prosaische Schriften. 1r Th. Frankfurt 1784.
Sinngedichte. Nordhausen 1772. N. A. in 3 Büchern. Leipzig 1778.
Ramlers Leben (vor Ramlers poetischen Werken).
Leben des d. A. J. la Bothillier de Rancé. Berlin 1820. 2 Thle.
Friedrich Nicolai's Leben. Berlin 1820.
Göttinger Musenalmanach 1776 — 77 und 1788.
Hamburger Musenalmanach (mit Voß).
Journal von und für Deutschland. Ellrich 1784. 13 Stück.

Ein reicher, feingebildeter, über die Interessen des Lebens und der Welt scharfsinnig reflectirender Geist, zeigte v. G. in seinen Poesieen große Wärme des Gefühls, Tiefe der Empfindung, Zartheit und Naivetät, und wußte ein schönes Talent der Darstellung, Reinheit und Correctheit damit zu verbinden. — Seine „Lieder zweier Liebenden" erwarben ihm einst den Beifall von ganz Deutschland und verdienen um der Wahrheit und Natürlichkeit willen, die sich in ihnen als ein Hauptcharakterzug ausspricht, noch jetzt dankbare Anerkennung; sie werden ihre Wirkung auf ein unverdorbenes, zärtliches Gemüth nie verfehlen, denn die Innigkeit, welche dieselben belebt, veraltet nicht. Noch glücklicher war er in seinen Episteln, einer Gattung, die er auf eine Höhe zu bringen wußte, wie man sie in Deutschland noch nicht gekannt, und in welchen er, obwohl er sich nach ausländischen Mustern in diesem Fach bildete, doch seine Nationalität treu und unvermischt zu bewahren verstand. Hier ist er noch nicht übertroffen worden. Er versuchte sich ferner in fast allen Arten der lyrischen Poesie und in keiner ohne Erfolg, namentlich sind einige seiner Elegien vortrefflich.

Lieder*)

zweier Liebenden

Nach dem ersten nächtlichen Besuche.

Bin ich nüchtern, bin ich trunken?
Wach' ich, oder träum' ich nur?
Bin ich aus der Welt gesunken?
Bin ich anderer Natur?
Fühlt' ein Mädchen schon so was?
Wie begreif' ich alles das?

Weiß ich, daß die Rosen blühen?
Hör' ich jene Raben schrein?
Fühl' ich, wie die Wangen glühen?
Schmeck' ich einen Tropfen Wein?
Seh' ich dieses Morgenroth? —
Todt sind alle Sinne, todt!

Alle seid ihr denn gestillet?
Alle? Habet alle Dank!
Könnt' ich so in mich gehüllet,
Ohne Speis' und ohne Trank,
Nur so sitzen Tag für Tag
Bis zum letzten Herzensschlag'.

In die Nacht der Freude fliehet
Meine Seele wieder hin!
Hört und schmeckt, und fühlt und siehet
Mit dem feinen inn'ren Sinn!
O Gedächtniß! schon in dir
Liegt ein ganzer Himmel mir!

Worte, wie sie abgerissen
Kaum ein Seufzer von ihm stieß,
Hör' ich wieder, fühl' ich küssen:
Welche Sprache sagt, wie süß?
Seh' ich Thränchen — Komm herab!
Meine Lippe küßt dich ab!

Wie ich noch so vor ihm stehe,
Immer spreche: Gute Nacht!
Bald ihn stockend wieder flehe:
Bleibe, bis der Hahn erwacht!
Wie mein Fuß bei jedem Schritt'
Wanket, und mein Liebster mit!

Wie ich nun, an seine Seite
Festgeklammert, küssend ihn
Durch den Garten ihn begleite!
Bald uns halten, bald uns ziehn!
Wie da Mond und Sterne stehn,
Unserm Abschied zuzusehn.

Ach da sind wir an der Thüre!
Bebend hält er in der Hand
Schon den Schlüssel. — 'Wart', ich spüre
Jemand gehen, Amarant!
Warte nur das Bischen doch!
Einen Kuß zum Abschied noch

Ich verliere, ich verliere
Mich in diesem Labyrinth!
Träumt' ich je, daß ich erführe,
Was für Freuden Freuden sind?
Wenn die Freude tödten kann,
Trifft du nie mich wieder an.

Der Frühlingsmorgen.

Dieser Tag ist gänzlich mein!
Und der Himmel ist so blau,
Und die Tröpfchen Morgenthau
Blinken so im Sonnenschein,
Und die Tauber laufen so
Hinter ihren Täubchen her,
Und die Spatzen närrisch froh,
Tanzen in die Kreuz und Quer,
Und die Hühner wälzen sich
In dem warmen Sand herum,
Und die Hähne fliegen mich,
Blind vor Freuden, um und um;
Alle Schnäbel, grad' und krumm,
Wetzen sich zum Streit und Kuß,
Und der Truthahn, stolz und dumm,
Steht da, ärgert, brüstet sich,
Wie ein junger Kritikus,
Und der Pfau, mit seinem Schweif,
Tritt einher so keck und steif,
Wie die hochgebornen Herrn
Mit erkrochnem Ordensstern.

Alles ziehet in die Brust
Neues Leben, neue Lust,
Mit der Frühlingsluft hinein!
Alles schenkt' ich heute hin,
So zufrieden wie ich bin!
Selbst der Bosheit Spötterei'n
Nähm' ich heute lachend hin,
So zufrieden wie ich bin:
Denn der schöne Tag ist mein.

*) Aus von Göcking's Gedichten. Frankfurt 1821. 4 Thle.

Heut ist alles möglich mir,
Was mir sonst unmöglich ist!
Willst du Lieder, Ruhmbegier?
Heute säng' ich Eins so schön,
Wie von Gleimen Nantchen küßt:
Aber, laß mich heute gehn!
Bringst du Akten, Dienstbegier?
Heute referirt' ich schier
Aus Geschmiere, bunt und kraus,
Etwas menschliches heraus:
Aber packe dich von hier!
Schade wär' es, diesen Tag
So verschleudern, so entweih'n.
Renn' um Ehre, wer da mag!
Wär' es auch mein Sterbetag,
Dennoch wollt' ich mich erfreu'n!

Sattelt! sattelt! ich muß hin
Zu der großen Königin
Meines Herzens! durch den Hain,
Ueber Graben, Stock und Stein
Reit' ich heute ohne Scheu,
Heut' einmal recht sorgenfrei
Mit der Sängerin zu sein.

An dem Riesenhöhlenbach'*)
Wollen wir uns lagern, ach!
Wollen da so fröhlich sein
Wie die Vögelchen im Hain;
Wollen da auf ihrem Schooß
Tafel halten, und du Moos
Sollst uns wiegen, und du Hain
Wollst ein Wiegenlied dazu
Singen, und du Linde du
Statt des Sonnenschirmes sein.

Zäumt den Rappen! ich muß hin
Zu der Liedersängerin!

Welt! wie bist du heute schön!
Was da stehet, starr't dich an,
Doch, wer Nantchen sehen kann,
Wird auf dich nicht lange seh'n;
Und, o Glück, ich bin der Mann?
Und die deutsche Sappho soll
Ruhn in diesem Arme hier?
Clive! tauschest du mit mir?
O gewiß, du tauschest wohl,
Aber ich nur nicht mit dir.
Hast Guineen Säcke voll,
Geh, und kaufe denn dafür
Ihre Freud' und ihren Scherz,
Ihre Lieder und ihr Herz!
Denk' einmal, das kostet mir
Nur ein wenig, wenig Schmerz.

Bringt den Rappen! ich muß hin
Zu der Freudengeberin!

Zwar ihr Herz ist immer mein:
Aber ach! die Hand! die Hand! —
Zwinge mind'stens in kein Band,
Liebes Glück sie sträubend ein!
Laß sie, laß sie mein noch sein!
Und, wo nicht, so bitt' ich dich,
Wiege heute Sie und mich,
Brust an Brust, zum Schlummer ein,
Aus dem Rausch der Freuden, ach!
Mit dem Morgenrothe, wach
In Elysium zu sein.

Flur und Wald.

Wer darum nur die Morgenröthe grüßet,
Nur darum gern durch Saat und Hecken streicht,
Weil's ihn ergötzt, wenn, durch sein Blei erreicht,
Ein Huhn die rothen Aeuglein schließet:

Wer darum nur zum reinen Himmel blicket,
Nur darum seufz't: Wo bleibt der Abendstern?
Weil er im Lerchengarne, ach! so gern!
Das Köpfchen voll Gesang zerdrücket;

Wer darum nur dem Lärm der Stadt entfliehet,
Nur darum in dem Rohr der Teiche ruht,
Weil er so gern den Hecht, betrieft mit Blut,
Am Widerhaken zappeln siehet:

Der biete nie mir seinen Arm zum Gange
Durch Flur und Wald, wo mir die Lerche singt,
Das Rebhuhn zirpt, der Hecht im Teiche springt;
Weg mit dem Mann! Er macht mich bange.

Nimm du, o Freund, mich auf in deine Arme!
Mit dir ging ich, ich wüßte nicht, wie weit!
Du freuest dich, wenn ein Geschöpf sich freu't,
Und härmst dich mit bei seinem Harme.

Alles, nur nicht die Ruhe.

An Nantchen.

Ein jeder Schurk ist Herr von meinem Leben,
Wie Ravaillac von Heinrichs Leben war;
Was sollt' ich denn vor dir, o Tod! noch beben?
Es ist mein Leib! — mein Geist — lacht der Gefahr!

Ein jeder Brand ist Herr von meinem Gute:
Was hinge sich mein Herz an diesen Tand?
Nur wenig Glück brauch' ich bei meinem Muthe,
Und diesen Muth setzt keine Flamm' in Brand.

Der König ist zwar Herr von meinem Range,
Allein zum Glück nur in der Körperwelt:
Was wär' ich viel für seinen Titel bange?
Wenn Weisen nur mein Name noch gefällt.

Drum, was du thun willst, Schicksal! nun das thue
Verfolgst du mich: ich bleibe willig steh'n;
Du, Nantchen, nur, bist Herr von meiner Ruhe,
Nimmst du mir die, dann ist's um mich gescheh'n!

Ist sie von Adel.

Auf meines Vaters Wappen steh'n
Nicht Helme oder Fahnen,
Allein sein Geist war engelschön,
Und meiner Mutter Ahnen:
Ein frommes Herz und guter Sinn:
Wohl mir, daß ich kein Fräulein bin!

Mein Vater scharr'te Thaten nur,
Nicht Louisd'or zusammen;
Sein Weib war mild wie die Natur,
Und rasch wie Feuerflammen
Zum Geben, langsam zum Gewinn:
Wohl mir, daß ich nicht reicher bin!

Ein schläfrig Auge, das bei dir
Zuerst sich aufgeschlossen,
Gab die Natur zur Mitgift mir,
Und tausend Sommersprossen
Statt eines Grübchens in dem Kinn:
Doch gut, daß ich nicht schöner bin.

Wär' ich ein Fräulein! Könnt' ich dich
So seh'n und Vetter nennen?
Und wär' ich reich! wie würd' um mich
Der Durst nach Golde rennen!
Und wär' ich schön; das Stutzerheer
Macht' endlich eine Närrin mehr.

Kein Fräulein, und nicht schön, nicht reich,
Ging Eigennutz und Adel
Und Stutzer mir vorbei, denn gleich
Sah jeder meine Tadel.
Nur du allein bleibst vor mir steh'n;
Bin ich nicht edel, reich und schön?

---

*) Eine Gegend bei Clettenberg, in der Grafschaft Hohenstein.

zeichnete sich indessen eben so sehr als Beamter durch seine Tüchtigkeit und Thätigkeit aus, und stieg im Laufe der nächsten Jahre von Stufe zu Stufe; 1768 ward er Kriegs- und Domainenrath zu Magdeburg, 1788 Land- und Steuerrath und preußischer Ortscommissair zu Wernigerode, 1789, wegen der Ordnung schwieriger Verhältnisse bei der fürstlichen Abtei zu Quedlinburg, von seinem Könige geadelt und 1793 als geheimer Oberfinanzrath nach Berlin berufen. Nach vielen vortrefflichen Leistungen im Staatsdienste erbat er sich seinen Abschied, den er mit Pension erhielt (1814) und lebte nun, theils in Berlin, theils auf seinen Gütern oder bei seinem Schwiegersohne in Schlesien, zuletzt auf Wartenberg bei Breslau, wo er am 18. Februar 1828 starb.

Er gab heraus:

Charaden und Logogryphen. Frankfurt 1817.
Gedichte. 4 Thle. Frankfurt 1780 — 82. 4. A. 1821.
Lieder zweier Liebenden. Leipzig 1777. — 3. A. 1819. 11. A. Wien 1824.
Prosaische Schriften. 1r Th. Frankfurt 1784.
Sinngedichte. Nordhausen 1772. N. A. in 3 Büchern. Leipzig 1778.
Ramlers Leben (vor Ramlers poetischen Werken).
Leben des d. A. J. la Bothillier de Rancé. Berlin 1820. 2 Thle.
Friedrich Nicolai's Leben. Berlin 1820.
Göttinger Musenalmanach 1776 — 77 und 1788.
Hamburger Musenalmanach (mit Voß).
Journal von und für Deutschland. Ellrich 1784. 13 Stück.

Ein reicher, feingebildeter, über die Interessen des Lebens und der Welt scharfsinnig reflectirender Geist, zeigte v. G. in seinen Poesieen große Wärme des Gefühls, Tiefe der Empfindung, Zartheit und Naivetät, und wußte ein schönes Talent der Darstellung, Reinheit und Correctheit damit zu verbinden. — Seine „Lieder zweier Liebenden" erwarben ihm einst den Beifall von ganz Deutschland und verdienen um der Wahrheit und Natürlichkeit willen, die sich in ihnen als ein Hauptcharakterzug ausspricht, noch jetzt dankbare Anerkennung; sie werden ihre Wirkung auf ein unverdorbenes, zärtliches Gemüth nie verfehlen, denn die Innigkeit, welche dieselben belebt, veraltet nicht. Noch glücklicher war er in seinen Episteln, einer Gattung, die er auf eine Höhe zu bringen wußte, wie man sie in Deutschland noch nicht gekannt, und in welchen er, obwohl er sich nach ausländischen Mustern in diesem Fach bildete, doch seine Nationalität treu und unvermischt zu bewahren verstand. Hier ist er noch nicht übertroffen worden. Er versuchte sich ferner in fast allen Arten der lyrischen Poesie und in keiner ohne Erfolg, namentlich sind einige seiner Elegien vortrefflich.

Lieder*)

zweier Liebenden

Nach dem ersten nächtlichen Besuche.

Bin ich nüchtern, bin ich trunken?
Wach' ich, oder träum' ich nur?
Bin ich aus der Welt gesunken?
Bin ich anderer Natur?
Fühlt' ein Mädchen schon so was?
Wie begreif' ich alles das?

Weiß ich, daß die Rosen blühen?
Hör' ich jene Raben schrein?
Fühl' ich, wie die Wangen glühen?
Schmeck' ich einen Tropfen Wein?
Seh' ich dieses Morgenroth? —
Todt sind alle Sinne, todt!

Alle seid ihr denn gestillet?
Alle? Habet alle Dank!
Könnt' ich so in mich gehüllet,
Ohne Speis' und ohne Trank,
Nur so sitzen Tag für Tag
Bis zum letzten Herzensschlag'.

In die Nacht der Freude fliehet
Meine Seele wieder hin!
Hört und schmeckt, und fühlt und siehet
Mit dem feinen inn'ren Sinn!
O Gedächtniß! schon in dir
Liegt ein ganzer Himmel mir!

Worte, wie sie abgerissen
Kaum ein Seufzer von ihm stieß,
Hör' ich wieder, fühl' ich küssen:
Welche Sprache sagt, wie süß?
Seh' ich Thränchen — Komm herab!
Meine Lippe küßt dich ab!

Wie ich noch so vor ihm stehe,
Immer spreche: Gute Nacht!
Bald ihn stockend wieder flehe:
Bleibe, bis der Hahn erwacht!
Wie mein Fuß bei jedem Schritt'
Wanket, und mein Liebster mit!

Wie ich nun, an seine Seite
Festgeklammert, küssend ihn
Durch den Garten ihn begleite!
Bald uns halten, bald uns ziehn!
Wie da Mond und Sterne stehn,
Unserm Abschied zuzusehn.

Ach da sind wir an der Thüre!
Bebend hält er in der Hand
Schon den Schlüssel. — Wart', ich spüre
Jemand gehen, Amarant!
Warte nur das Bischen doch!
Einen Kuß zum Abschied noch

Ich verliere, ich verliere
Mich in diesem Labyrinth!
Träumt' ich je, daß ich erführe,
Was für Freuden Freuden sind?
Wenn die Freude tödten kann,
Trifft du nie mich wieder an.

Der Frühlingsmorgen.

Dieser Tag ist gänzlich mein!
Und der Himmel ist so blau,
Und die Tröpfchen Morgenthau
Blinken so im Sonnenschein,
Und die Tauber laufen so
Hinter ihren Täubchen her,
Und die Spatzen närrisch froh,
Tanzen in die Kreuz und Quer,
Und die Hühner wälzen sich
In dem warmen Sand herum,
Und die Hähne fliegen mich,
Blind vor Freuden, um und um;
Alle Schnäbel, grad' und krumm,
Wetzen sich zum Streit und Kuß,
Und der Truthahn, stolz und dumm,
Steht da, ärgert, brüstet sich,
Wie ein junger Kritikus,
Und der Pfau, mit seinem Schweif,
Tritt einher so keck und steif,
Wie die hochgebornen Herrn
Mit erkrochnem Ordensstern.

Alles ziehet in die Brust
Neues Leben, neue Lust,
Weit der Frühlingsluft hinein!
Alles schenkt' ich heute hin,
So zufrieden wie ich bin!
Selbst der Bosheit Spötterei'n
Nähm' ich heute lachend hin,
So zufrieden wie ich bin:
Denn der schöne Tag ist mein.

*) Aus von Göcking's Gedichten. Frankfurt 1821. 4 Thle.

Heut ist alles möglich mir,
Was mir sonst unmöglich ist!
Willst du Lieder, Ruhmbegier?
Heute säng' ich Eins so schön,
Wie von Gleimen Nantchen küßt:
Aber, laß mich heute gehn!
Bringst du Akten, Dienstbegier?
Heute referirt' ich schier
Aus Geschmiere, bunt und kraus,
Etwas menschliches heraus:
Aber packe dich von hier!
Schade wär' es, diesen Tag
So verschleudern, so entweih'n.
Nenn' um Ehre, wer da mag!
Wär' es auch mein Sterbetag,
Dennoch wollt' ich mich erfreu'n!

Sattelt! sattelt! ich muß hin
Zu der großen Königin
Meines Herzens! durch den Hain,
Ueber Graben, Stock und Stein
Reit' ich heute ohne Scheu,
Heut' einmal recht sorgenfrei
Mit der Sängerin zu sein.

An dem Riesenhöhlenbach'*)
Wollen wir uns lagern, ach!
Wollen da so fröhlich sein
Wie die Vögelchen im Hain;
Wollen da auf ihrem Schooß
Tafel halten, und du Moos
Sollst uns wiegen, und du Hain
Wollst ein Wiegenlied dazu
Singen, und du Linde du
Statt des Sonnenschirmes sein.

Zäumt den Rappen! ich muß hin
Zu der Liedersängerin!

Welt! wie bist du heute schön!
Was da stehet, starr't dich an,
Doch, wer Nantchen sehen kann,
Wird auf dich nicht lange seh'n;
Und, o Glück, ich bin der Mann?
Und die deutsche Sappho soll
Ruhn in diesem Arme hier?
Clive! tauschest du mit mir?
O gewiß, du tauschest wohl,
Aber ich nur nicht mit dir.
Hast Guineen Säcke voll,
Geh, und kaufe denn dafür
Ihre Freud' und ihren Scherz,
Ihre Lieder und ihr Herz!
Denk' einmal, das kostet mir
Nur ein wenig, wenig Schmerz.

Bringt den Rappen! ich muß hin
Zu der Freudengeberin!

Zwar ihr Herz ist immer mein:
Aber ach! die Hand! die Hand! —
Zwinge mind'stens in kein Band,
Liebes Glück sie sträubend ein!
Laß sie, laß sie mein noch sein!
Und, wo nicht, so bitt' ich dich,
Wiege heute Sie und mich,
Brust an Brust, zum Schlummer ein,
Aus dem Rausch der Freuden, ach!
Mit dem Morgenrothe, wach
In Elysium zu sein.

Flur und Wald.

Wer darum nur die Morgenröthe grüßet,
Nur darum gern durch Saat und Hecken streicht,
Weil's ihn ergötzt, wenn, durch sein Blei erreicht,
Ein Huhn die rothen Aeuglein schließet:

Wer darum nur zum reinen Himmel blicket,
Nur darum seufz't: Wo bleibt der Abendstern?
Weil er im Lerchengarne, ach! so gern!
Das Köpfchen voll Gesang zerdrücket;

Wer darum nur dem Lärm der Stadt entfliehet,
Nur darum in dem Rohr der Teiche ruht,
Weil er so gern den Hecht, betrieft mit Blut,
Am Widerhaken zappeln siehet:

Der biete nie mir seinen Arm zum Gange
Durch Flur und Wald, wo mir die Lerche singt,
Das Rebhuhn zirpt, der Hecht im Teiche springt;
Weg mit dem Mann! Er macht mich bange.

Nimm du, o Freund, mich auf in deine Arme!
Mit dir ging ich, ich wüßte nicht, wie weit!
Du freuest dich, wenn ein Geschöpf sich freu't,
Und härmst dich mit bei seinem Harme.

Alles, nur nicht die Ruhe.

An Nantchen.

Ein jeder Schurk ist Herr von meinem Leben,
Wie Ravaillac von Heinrichs Leben war;
Was sollt' ich denn vor dir, o Tod! noch beben?
Es ist mein Leib! — mein Geist — lacht der Gefahr!

Ein jeder Brand ist Herr von meinem Gute:
Was hinge sich mein Herz an diesen Tand?
Nur wenig Glück brauch' ich bei meinem Muthe,
Und diesen Muth setzt keine Flamm' in Brand.

Der König ist zwar Herr von meinem Range,
Allein zum Glück nur in der Körperwelt:
Was wär' ich viel für seinen Titel bange?
Wenn Weisen nur mein Name noch gefällt.

Drum, was du thun willst, Schicksal! nun das thue
Verfolgst du mich: ich bleibe willig steh'n;
Du, Nantchen, nur, bist Herr von meiner Ruhe,
Nimmst du mir die, dann ist's um mich geschehn!

Ist sie von Adel.

Auf meines Vaters Wappen steh'n
Nicht Helme oder Fahnen,
Allein sein Geist war engelschön,
Und meiner Mutter Ahnen:
Ein frommes Herz und guter Sinn:
Wohl mir, daß ich kein Fräulein bin!

Mein Vater scharr'te Thaten nur,
Nicht Louisd'or zusammen;
Sein Weib war mild wie die Natur,
Und rasch wie Feuerflammen
Zum Geben, langsam zum Gewinn:
Wohl mir, daß ich nicht reicher bin!

Ein schläfrig Auge, das bei dir
Zuerst sich aufgeschlossen,
Gab die Natur zur Mitgift mir,
Und tausend Sommersprossen
Statt eines Grübchens in dem Kinn:
Doch gut, daß ich nicht schöner bin.

Wär' ich ein Fräulein! Könnt' ich dich
So seh'n und Vetter nennen?
Und wär' ich reich! wie würd' um mich
Der Durst nach Golde rennen!
Und wär' ich schön; das Stutzerheer
Macht' endlich eine Närrin mehr.

Kein Fräulein, und nicht schön, nicht reich,
Ging Eigennutz und Adel
Und Stutzer mir vorbei, denn gleich
Sah jeder meine Tadel.
Nur du allein bleibst vor mir steh'n;
Bin ich nicht edel, reich und schön?

---

*) Eine Gegend bei Clettenberg, in der Grafschaft Hohenstein.

Im Herbst.

Sieh', Amarant, wie werden an der Laube
Die Blätter gelb und roth!
Horch! wie da schon der Nord, zu seinem Raube
Sie abzuholen, droht!

Was wird uns nun im Vollmond' noch verstecken?
Kalt sei die Nacht; für mich
Ist's warm genug; doch wird kein Schnee entdecken,
Wer durch das Pförtchen schlich?

Wird nicht der Gänse Schnattern, nicht das Knarren
Der Thüren, das Gebell
Der Hunde, dich verrathen? Welch' ein Harren
Für mich, am Kammerschwell'?

Ein jeder Laut ruft da gewiß dem bangen,
Verzagten Herzen zu:
Horch', Nante! deine Mutter kommt gegangen,
Und, was sie sucht, bist du!

Doch, den sie finden wird, auf leisen Socken
Einschleichend, wie ein Dieb,
Der, — ha! wie steht sie staunend und erschrocken! —
War heut ihr noch so lieb!

Nein! lieber Mann! wo willst du sonst mich sprechen?
Und finden sollst du mich!
Nur solch ein schönes Mutterherz zu brechen —
Ich liebe sie — wie dich.

An ihr Halstuch.

Gleich ihr, so prunklos, so bescheiden!
Und doch — um Goldstoff tauscht' ich's nicht
Es weiß allein um ihre Leiden,
Und sah allein bei Mondenlicht
Des Mädchens stille Thränen rinnen,
Und fing sie im Verborgnen auf,
Und hört' allein ihr Seufzen: Weg von hinnen!
Hinauf! zu Gott hinauf!

Auch meine Thränen hat's getrunken,
Als ich — o Nacht des neunten März! —
An ihren Busen war gesunken
In Lieb', in Mitleid und in Schmerz.
Da stand der Puls der Adern stille,
Da schlossen Augen sich und Ohr,
Da hob nicht mehr selbst diese leichte Hülle
Ihr Busen noch empor.

Sie gab mir, wach aus diesem Schlummer,
Von unsern Thränen noch benetzt,
Dich, Zeuge sonst von meinem Kummer,
Und meiner Freude Zeuge jetzt.
Sei du durch's Leben mein Begleiter;
Mehr wirkst du, als ein Talismann.
Die dich mir gab, war selbst bei Schmerzen heiter,
Und duldet' als ein Mann.

Nach der Vorstellung von Romeo und Julie.

So kann denn selbst die fromme, treue Liebe
Der große Sturm zu Schiffbruch sein?
Ich träumte sonst, ihr leises Lüftchen triebe
Den leichten Nachen dieses Lebens
In deinen Port, o Ruh'! hinein?

Ach! seh' ich dich den Todesbecher trinken,
So will ich fort, Romeo, will ihn dir
Entringen, will dir hin zu Füßen sinken,
Mich um dich klammern, schluchzend bitten:
Bleib', große Seele, bleib' doch hier!

Doch, Julie! wenn du nicht einen Tropfen*)
Für dich hast, dann bewein' ich dich!
Muß nicht die Angst den Lebensquell verstopfen?
Dann laß ihn fließen, und er windet
Durch Sümpf' in's Thal des Todes sich.

Sieh, Amarant! auch mich kannst du verlieren.
Geschieht's, beweine du mich dann!
Doch auf den Pfad des Todes dich zu führen:
Das soll es nicht! denn Haß dem feigen,
Und Liebe dem beherzten Mann!

Das soll es nicht! Es könnt' uns ewig scheiden;
Und fliegt mein Geist zum Himmel hin
Schon jetzt voraus, die zweite meiner Freuden
Ist, dort auch, die: daß ich auf ewig
Bei deiner Liebe selig bin!

Das soll es nicht! des Herzens voller Güte,
Des Kopfs voll Geist ist diese Welt
Kaum werth, allein bedürftig; und was blühte
So frisch der Lorbeer, den die Ehre
Für dich in ihren Händen hält?

Wenn aber du den Kelch (dem Thoren — trübe,
Dem Weisen — klar), noch vor mir leerst —
Ach! bin ich nicht ein Mädchen? und voll Liebe?
O guter Gott! und all' ihr Engel!
Mir, mir den Todestrank zuerst!

An Nantchen.

Nach einem Brande.

Ich hatte diese Nacht mich kaum
Zum Schlummer hingestreckt,
Da ward ich, ach! aus süßem Traum
Schon wieder aufgeschreckt.

Die Trommel ging, die Glocke klang,
Der Wächter stieß in's Rohr,
Aus jeder Thür und Fenster sprang
Ein bloßes Hemd hervor.

Wie stob ich aus dem Bett heraus!
Mein süßer Traum verschwand,
Mein Muth dazu, des Nachbars Haus
Stand lichterloh in Brand.

Bild, Lock' und Lieder! bleibt nur mein!
Kommt! folgt mir bis in's Grab!
Und nun, mein Häuschen, muß es sein,
Nun wohl! so brenn' jetzt ab!

Auf unsern Kirchhof lief ich da
Mit meinem Schatz, und stand
Und küßte dein Portrait, und sah
Gelassen in den Brand.

Dein Schutzgeist, welcher über mir
Dein Bild mich küssen sah,
Sprach zu der Flamme: Stehe hier:
Und plötzlich stand sie da!

Als der erste Schnee fiel.

Gleich einem König, der in seine Staaten
Zurück als Sieger kehrt, empfängt ein Jubel dich!
Der Knabe balgt um deine Flocken sich,
Wie bei der Krönung um Dukaten.

Selbst mir, obschon ein Mädchen, und der Ruthe
Lang nicht mehr unterthan, bist du ein lieber Gast;
Denn siehst du nicht, seit du die Erde hast
So weich belegt, wie ich mich spute?

---

*) Aus Romeo's Giftbecher.

Zu fahren, ohne Segel, ohne Räder,
Auf einer Muschel, hin durch deinen weißen Flor,
So sanft, und doch so leicht, so schnell, wie vor
Dem Westwind eine Flaumenfeder.

Aus allen Fenstern, und aus allen Thüren,
Sieht mir der bleiche Neid aus hohlen Augen nach,
Selbst die Matrone wird ein leises Ach!
Und einen Wunsch um mich verlieren.

Denn der, um den wir Mädchen oft uns stritten,
Wird hinter mir, so schlank wie eine Tanne stehn,
Und sonst auf nichts mit seinen Augen sehn,
Als auf das Mädchen in dem Schlitten.

An Nantchen.

Dank für das Glück ihrer Liebe.

Daß mir diese Welt mit allen
Ihren Narren wohlgefällt;
Daß, vom Dummkopf angefallen,
Von dem Neider angebellt,
Rach' und Spott zurücke prallen:
Dafür nimm, du Zauberin,
Diesen Kuß zum Danke hin!

Daß ich keine Sorgen nähre,
Titel nicht erschmeicheln mag,
Bunt Gepränge gern entbehre,
Kurz, daß mir ein froher Tag
Mehr ist, als ein Jahr voll Ehre:
Dafür, holde Schmeichlerin!
Nimm dieß Lied zum Danke hin!

Daß in zärtlichen Gesängen
Deine Liebe sanften Schmerz
Mit der Freude weiß zu mengen,
So daß Schauer in mein Herz
Sich wie Meereswogen drängen:
Dafür nimm, du Sängerin,
Thränen statt des Dankes hin!

Daß ich oft zur Sternenhöhe
Bald mit heiterm Angesicht',
Bald mit stillen Thränen sehe;
Daß ich dann um Güter nicht,
Nur um dich und Weisheit flehe;
Dafür, du Bekehrerin!
Nimm mein Herz zum Danke hin!

Zum Gedächtniß des fünfzehnten Julius.

Bei deines Morgens erstem Sonnenstrahle,
Steh' ich, dich mit Gesang erwartend, dankbar da,
Dich, o du Tag, an dem zum ersten male
Ich Amaranten sah.

Die schwarzen Locken troffen noch von Regen,
Und hingen, wie sein Frack, im Wirrwar um ihn her:
Wir Mädchen alle waren zwar verlegen
Dabei, allein nicht er.

Mit seinen Augen, blau wie junge Veilchen,
Blickt' er uns lächelnd an. Als er so übersah
Den bunten Kreis, ruht' er auf mir ein Weilchen;
O Herz! wie schlugst du da!

Gleich aber wandt' er seine Adlerblicke
Von meiner Röthe weg, sucht einen Weisen sich,
War um ihn her, wie um ein Licht die Mücke
Und ach! vergessen ich.

So gleichen wir den Puppen denn im Schache,
Womit der Mann von Geist kaum zur Erholung spielt?
Und mehr bei dem Geschwätz von einem Bache
Als bei dem unsern fühlt?

Ha! sollte da mein Blut nicht stärker wallen?
Sagt, welches Mädchen nicht auch Eitelkeit besitzt?
O hätt' ihm nicht mein frohes Herz gefallen:
Was, Nante, wärst du jetzt?

So aber sitz' ich hier in einer Laube,
Die diesen Mann und mich in künft'ger Nacht versteckt,
Und dann in Deutschland, wie ich glaube,
Die Glücklichsten bedeckt.

An Nantchen.

Als es erfuhr, daß sie ihre Hand an einen Andern überlassen wolle.

Ha! nun kenn' ich endlich deine Tücke!
O du Falsche! o du Buhlerin!
Sieh! zerrissen hab' ich deine Stricke!
Dich verlieren ist für mich Gewinn!
Schande! Schande! daß durch deine Blicke
Jemals ich bezaubert worden bin!
Aber welches Aug' auf Erden ist
Scharf genug für deine Schlangenlist?

Hast du nicht bei Mondlicht manche Stunde
Ach! so gern an meiner Brust geruht?
Weggeküßt mit deinem Feuermunde
Meiner Augen milde Thränenfluth?
Und verließ, im Riesenhöhlengrunde,
Deine Tugend nicht zuerst der Muth?
Aber ich, du weißt es wohl, ich rang
Mit der Wollust, bis ich sie bezwang.

Und warum dieß Ringen? Sieh! gestehen
Will ich's dir, aus Tugend rang ich nicht!
Zwar ich höre willig auf ihr Flehen,
Aber in dem Tumult! — was ist Pflicht?
Nur, dich in voraus schon weinen sehen,
War für mich mehr als das Weltgericht.
Lieber mit den Tod, als dich betrübt:
Sage, wer hat zärtlicher geliebt?

Rede nun, wo bleiben deine Schwüre?
Schwurst du, sicher zu betrügen, sie?
Nicht genug, daß ich dein Herz verliere,
Sondern wie verlier' ich's, Falsche, wie?
Gibst du dich nicht einem wilden Thiere?
Denn was ist der sonst, der seine Knie
Mit Geschenken vor dir biegt,
Und, mit Brunst im Auge, Liebe lügt?

Geh' denn! hole Amarantens Lieder,
Die er oft um Mitternacht ersann;
Geh und gib ihm seine Briefe wieder;
Der sie schrieb, war ein bethörter Mann;
Und ein jeder Tropfen, der hernieder
Auf das Lob von einer Falschen rann,
Brenne nun in schlummerloser Nacht
In dem Auge, das der Treue lacht!

O! ihr Küsse! die sie meinen Wangen
In der Rebenlaube aufgedrückt,
Werdet so viel Bisse falscher Schlangen!
Wenn sie in dem Garten Veilchen pflückt!
O! du Druck der Hand! womit vergangen
Sie mich noch zum letzten mal berückt,
Presse doch ihr schwurvergeßnes Herz,
Wenn die Reu' erwacht, mit Folter-Schmerz!

Und ihr Tropfen Schweiß, die mir entfielen,
Wenn ich zu ihr eilt' in fremder Tracht,
Drohende Gefahren mir zu Spielen,
Nacht zum Tage, und den Tag zur Nacht,
Oder in dem hohen Schnee zu wühlen,
Zum Vergnügen, (ach! für wen?) gemacht:
O ihr Tropfen! badet feuerheiß
Ihre Stirn' dereinst im Todesschweiß!

Schrecklich macht sie dieser Lieb' ein Ende,
Welcher keine gleich an Freude zwar,
Aber auch, von einer Sonnenwende
Bis zur andern gleich an Untreu' war.
Doch, was ist das? Himmel! ich verschwende
Diese Thränen, Nante! noch sogar?
Strafe dich der Himmel nicht dafür!
Ja! dein eigen Herz vergebe dir!

An Nantchen.

Warnung vor ihren neuen Liebhaber.

Ach! gelassen, nicht mit Grimme,
Bitt' ich dich noch einmal um Gehör;
Oder kennst du meine Stimme,
Die dir sonst bezaubernd klang, nicht mehr?
Fürchtest du, der Schwermuth Klagen
Möchten dir am Herzen nagen?
Fürchte nichts! ich liebe dich zu sehr!

Kannst du jetzt dich noch besinnen,
Armes Mädchen, so besinne dich!
Glaube, meine Thränen rinnen
Mehr um deine Blindheit, als für mich.
Sei aus meinem Arm entronnen,
Stürze nur nicht unbesonnen
Ohn' Erretten in den Abgrund dich!

Welcher Trank hat deine Sinnen,
Deine Sklaven, wider dich empört?
Gibt es jetzt noch Zauberinnen,
Wie Ovid und Ariost sie lehrt?
Gab auch die Natur dem Weibe
Schwächern Geist, bei schönerm Leibe,
Dennoch ward so schwach er nicht genährt.

Zwar die Liebe trotzt Barbaren
Thränen für den Kuß der Hirtin ab,
Lehret den Verschwender sparen,
Oeffnet Geizigen des Goldes Grab;
Bricht, wie Glas, durch zarte Hände
Stäb' und Riegel; hohe Wände
Springt die Feigheit selbst durch sie herab.

Laß sie mit den Thoren scherzen,
Mit zwei edlen Seelen scherzt sie nicht!
Durch die Sympathie der Herzen
Lockt sie hier, und dort mit dem Gesicht.
Was den stillen Hirsch empöret,
Selbst was Täubchen girren lehret,
Das verdient den Namen Liebe nicht.

Nicht des Plato Schwärmereien,
Nicht Petrarchens süße Traurigkeit,
Nicht la Farre's Tändeleien,
Nicht der Wollust sei mein Herz geweiht.
Aber etwas von dem Allen
Mög' in meinem Blute wallen,
Wo die Tugend Ebb' und Flut gebeut.

Diese Mischung tränkt mit Freuden,
Die von Tausenden nur Einer kennt.
Aber hatte nicht uns beiden
Dieß Geheimniß die Natur gegönnt?
Wird — wie soll ich wohl ihn nennen? —
Wird auch der es jemals kennen,
Welchem jetzt dein Fuß entgegen rennt?

Wird sein Herz wie Wachs zerfließen?
Wenn er ja noch deine Liebe liest!
Wird sein Geist den Kuß versüßen,
Den sein Mund von deinem Munde küßt?
Wird vor deinen Melodien
Wohl sein Eigensinn entfliehen,
Wenn der Ekel seine Freuden frißt?

Wird er mit des Witzes Kerze
Je die Nacht auf deiner Stirn zerstreun?
Wird er deinem stummen Schmerze
Seine trostberedte Zunge leihn?
Wird er weinend auf dich blicken,
Seufzend dir die Hände drücken,
Wenn Clarissen Ungeheuer dräun?

Noch bei grauem Sternenhimmel
Wird er weg von deiner Seite fliehn,
In dem Hund- und Roßgetümmel
Froh und wild hinaus zum Morden ziehn,
Und bedeckt von Blut und Staube
Wird er stehn bei seinem Raube,
Ohn' um deinen Kuß sich zu bemühn!

Aberwitz des Lahmen Boten*)
Oeffnet ihm der Weisheit goldnes Thor,
Lieblicher als Hillers Noten
Dünket Caro's**) Bellen seinem Ohr;
Eine Volte seines Braunen
Hebt zu himmlischerm Erstaunen
Als der Flug von Klopstock ihn empor.

Wenn aus ahnenreichen Bauren
Sein Burgunder frechen Unsinn schreit,
O! wie wirst du heimlich trauren,
Wenn man so dein heilig Ohr entweiht;
Daß dein Blut heraufgegangen
Aus den Zehen in die Wangen,
Wie dein Auge jeden Anblick scheut.

Reize, die ich dann noch fände,
Wenn sie schon ein Raub der Jahre sind,
Nehmen schnell bei ihm ein Ende,
Denn sein Aug' ist für die Seele blind.
Willst du weinen? willst du zürnen?
Wenn ihn eine deiner Dirnen
Mit der Herrschaft über dich gewinnt?

Wagt' ich je den Stolz, zu sagen:
Ich verdiente dich, der Mädchen Preis?
Das Vergangne will ich tragen;
Kannst du mich nicht lieben? Nun, so sei's.
Ich will selbst zuerst dich preisen,
Schenke nur dich einem Weisen,
Der dich, so wie ich, zu schätzen weiß.

Als der Kummer über Nantchen's Wankelmuth ihm eine Krankheit zuzog.

Ganze Tage, ganze Nächte
Sitz' ich hier, auf meine Rechte
Dieses kummerschwere Haupt gestützt;
Sitze weinend, und betrübe
Meinen Geist, daß deine Liebe
Nun ein And'rer, falsches Herz! besitzt.

Thöricht such' ich da nach Gründen,
Wo die Hoffnung, Grund zu finden,
Wie so kühn sie immer sei, verzagt.
Kann ich mir begreiflich machen,
Was die Seele nie im Wachen,
Selbst im Traum zu denken nicht gewagt?

Sage mir, daß Vaterbitten,
Mutterthränen dich bestritten,
Daß dein Kummer deinen Muth verzehrt,
Daß sie unter Thränengüssen
Dir die Hand nur weggerissen,
Aber daß dein Herz noch mir gehört.

Sage das! ich will es glauben,
Will mir das Bewußtsein rauben,
Daß ich selbst den falschen Balsam gab;
Denn bei so viel tausend Schwüren,
Ungetreue! dich verlieren,
O! das foltert langsam mich in's Grab.

Oder kannst du jene Scenen,
Jenes Schmachten, dieses Sehnen,
Jene Seligkeit und diese Pein,
Kannst du die mit deinem Bilde
Tilgen in mir? Sei so milde!
Meine letzte Bitte soll es sein.

---

*) Ein politisches Blatt, sonst der hinkende Staatsbote genannt, das in der Gegend häufig von den Landedelleuten gelesen wurde.

**) Name eines Jagdhundes.

Kannst du das nicht, Ungetreue!
Nun wohlan! sieh her und freue
Deines Werkes, meiner Qualen dich!
Wen ein schleichend Gift verzehret,
Stirbt entsetzlich, doch verheeret
Nicht entsetzlicher der Kummer mich?

Glaube nicht, daß vor dem Grabe
Je dieß Herz gezittert habe;
Ohne Klopfen geht es noch dahin!
Gern verzeiht es deine Tücke,
Ließ' es dich nur nicht zurücke,
Und zurück — als eine Mörderin!

Als er seinem Tode entgegen sah.

Meine Thränen sind geweint!
Meine Seufzer sind verflogen!
Ruhig bin ich, keinem feind,
Selbst nicht der, die mich betrogen.
Zwar wie liegt die Müdigkeit
Schwer auf meinem ganzen Wesen!
Aber nur noch kurze Zeit,
Kranker! und du bist genesen!

O! dem Ekel sei es Dank,
Daß er gern den Gram begleitet,
Daß er gütig Speis' und Trank
Mir mit Wermuth zubereitet;
Denn in jedem Bissen Brod
Und in jedem Tropfen Weine
Nähm' und tränk' ich spätern Tod
In die schmachtenden Gebeine.

Ha! zum allerersten Mal
Seh' ich mich vergnügt im Spiegel;
Welch ein dürres weißes Thal
Sind jetzt diese Rosenhügel
Meiner Wangen? wie so klein,
Wie so düster diese Sonnen?
Suada, Scherz und Schmeicheleien
Sind von meinem Mund entronnen.

Nur noch wenig, wenig Fluth
Treibt des Herzens träge Mühle;
Bald, ihr müden Füße, ruht,
Ruht euch aus am nahen Ziele!
Ach! Gehirn! dein Feuer macht
Meines Lebens Abend schwüle.
Aber sieh! da kommt die Nacht!
Diese bringet mich in's Kühle.

Todesnacht! sollt' ich in dir,
Ungewiß, wie lange, schlafen?
O! wie könnte schon mich hier
Die Natur wohl härter strafen?
Schlafen oder nicht mehr sein,
Das ist Eins, eh' er's erfähret;
Ruhe werde dem Gebein'
Und Gefühl dem Geist gewähret.

Wieder wachen wirst du, Geist!
Zwar wie liegt die trockne Hülle,
Die der Schmetterling zerreißt,
Gleich als schlief' er noch, so stille?
Aber sieh! dort fliegt er schon
Auf die blaue Veilchen-Aue,
Sauget Honig aus dem Mohn,
Oder trinkt vom Rosenthaue.

Doch, o Seele! sei auch wach:
Wirst du diese Welt nicht missen?
Wirst du noch von Nantchen (ach!
Dort gewiß mein Nantchen) wissen?
Wirst du, oder wirst du nicht? —
Nicht? — Entsetzen! Tod! Erbarmen
Schone! sieh! mein Herz zerbricht!
Mörder! fort aus meinen Armen!

Ahnung? Traum? was ist es? wie?
Bleibt mein Nantchen in mir leben?
Bleib' ich hier? und werd' ich sie
Wie die dichte Luft umgeben?
Wann die Reu' in ihr erwacht,
Werd' ich Tröster sein, nicht Rächer?
Werd' ich? — Leben! gute Nacht!
Gib mir, Tod! den Schlummerbecher!

Zur Versöhnung.

Brause nicht mit deinen Flüchen länger
In des abgehärmten Mädchens Ohr;
Oeffne du nicht selbst, geliebter Sänger,
Ihr das Todesthor.

Denn vielleicht, nur eben durchgegangen,
Würd' es schon vor deinen Blicken klar,
Und du sähst zu späte, statt der Schlangen,
Lilien um mein Haar.

Steh' und poche dann! Wird er dich hören?
Lieg' und bettle deine Kniee wund:
Werd' ich darum jemals wiederkehren
Aus des Todes Schlund?

Mit Gewalt — ich kenne deine Hitze!
Sprengst du, mich zu suchen, wohl das Thor;
Aber ach! du dringst zu meinem Sitze
Mit Gewalt nicht vor.

In dem Lande, wo man nur die Treue
Und den Frieden, ihren Bruder, kennt,
Weiß man nicht, was dieser Erdball Reue
Oder Thränen nennt.

Hier, nur hier, ist's möglich, deinen Jammer
Umzuschaffen in der Liebe Ruh';
Führe denn, o Liebe! meiner Kammer
Heut' ihn wieder zu!

Antwort.

Noch immer dreht sich unter mir die Erde,
Noch lehn ich mit der Stirn' mich an die Wand;
Es ist zu viel, daß ich so glücklich werde,
Ich, der am Grabe stand.

So glücklich! und doch fang' ich an zu weinen?
So glücklich! und doch werd' ich so betrübt?
O Gott im Himmel! Nantchen hätte keinen,
Als mich allein geliebt?

Ha! jeder Bube mag mich jetzt verfluchen,
Und stumm will ich, versenkt in meinen Gram,
Ein Plätzchen nur zu meinen Füßen suchen,
Für meiner Augen Scham!

Um gegen die sie morgen aufzuschlagen,
Aus deren Arm muthwillig du entronnst,
Die morgen wird so sanft und zärtlich fragen:
„Liebst du mich noch wie sonst?"

O weh mir! Immer tiefer wird die Wunde!
Denn Jahre lang ertrüg' ich ihren Zorn;
Doch ihre Güte — ach! schon eine Stunde
Zermalmt mein Herz wie Korn.

Hier bin ich, liebes Mädchen! ein Gerippe,
Wie deine Hand mich aus dem Grabe zieht.
Doch einen Kuß auf die verblaßte Lippe,
Und dein Verwelkter blüht!

Elegien.

Auf Bürger's Tod, 1796.

Kaum vermocht' ich vor ihm mein schwimmendes Auge zu bergen,
Als ich, Jahre getrennt, endlich ihn wieder umfing!
Feuer im Auge, wohin? — Zu todter Asche verglommen!
Und du Stimme voll Klang? Tief in den Busen versenkt!

Thränen erpreßt mir der Sohn, den Kummer und Liebe
Mit einander gezeugt, zärtlich die Muse gestillt.
Als auch diese zuletzt, gleich einer alternden Amme,
Immer launichter ward, winkte der freundliche Tod.
Und ich traure nicht mehr, obgleich ich ihn scheiden gesehen,
Kehrt er gleich nimmer zurück, dieser mein ältester Freund.
Endlich hätte vielleicht mein lange vergebliches Streben
Ihn mit dem Boden vereint, dem er so lieblich entsproß.
Blüthen trieb er auf ihm, doch seine goldenen Früchte,
Wie sie der Himmel Petrarchs selten zu reifen vermag,
Trug er, — unglückliche Wahl! am fremden Ufer der Leine,
Aber ein zeitiger Herbst welkte die Blätter zu früh.
Doch ich traure nicht mehr, denn selbst an's Ufer der Spree,
Oder und Saale verpflanzt, hätt' er nicht länger gegrünt.
Vormals konnt' ich ja bloß mit meinen Thränen ihn netzen,
Jetzt kam aber zu spät freundliche Sorge für ihn*).
Nein! ich traure nicht mehr. Er windet aus bleiernem Schlafe
Nicht am Morgen sich noch mühevoll dehnend empor,
Ungewissen Erfolg im Auge des Arztes zu lesen,
Das an der Grenze der Kunst trübe zur Erde sich senkt.
Ihm verwandelt nicht mehr Bocazes betrogener Eh'mann,
Den ein Fremder belacht, plötzlich in Galle den Wein.
Und nun ruhet der Streit des Geistes, der immer nach Thaten,
Und des Körpers, der stets sich nach der Ruhe gesehnt.

So, so sank er dahin im schönsten männlichen Alter,
Den ich schon herzlich geliebt, als er dem Rehe noch glich,
Als sein kräftiger Arm den Federball über die Spitze
Jenes Denkmals trieb, das sich einst Franke gebaut**).
Warum kehrtest du nicht zurück zur wartenden Heimath?
Hofftest du leichtere Bahn, irgendwo größeren Preis?
Du! am Ufer der Lein' ein Fremdling! Hätte die Spree
Dem Verdienste vielleicht engere Schranken gesetzt?
Ach! dort ließest du dich mit Schnüren binden von Amorn,
Zwar aus Myrthen geknüpft, aber so haltbar wie Hanf.
Dennoch verziehen wir leicht dem ausgewanderten Freunde,
Denn der Gebundene war froher als nimmer zuvor.
Wie zufrieden er saß bei seinem ländlichen Mahle!
Denn mit eigener Hand hatt' er die Bohnen gelegt,
Selbst gebrochen das Obst, und selbst gewölbet die Laube,
Die dem brennenden Strahl Gattin und Freunde verbarg.
Wie so ruhig er schlief in seiner reinlichen Hütte!
Denn er hatte des Amts treulich am Tage gewahrt.
Konnt' er wohl glücklicher sein? Ein Landmann, Weiser und Dichter,
Einig mit Andern und sich: Konnt' er wohl glücklicher sein?

Jüngling! hüte dein Herz! Ach! dünke gegen die Schönheit
Nie dich weise genug, nimmer dich stärker als sie.
Lob verdienet die Flucht und Tadel der mißliche Zweikampf,
Der des biedersten Mannes Herzen den Untergang droht.
Hast der Kräfte du mehr als Bürger? Möchtest du wissen,
Welchen gewaltigen Kampf Jahre lang dieser bestand!
Doch, wenn nicht der Tod, so sieget am Ende die Liebe,
Wenn man sich ihrer Gewalt kecklich zu trotzen vermißt.
Sei es dem noch vergönnt, der, gleich dem germanischen Spieler,***
Seine Freiheit sogar setzet aufs trügliche Spiel.
Aber die hatte bereits der zärtliche Sänger verloren,
Und so ward es ein Kampf, Himmel! auf Leben und Tod!

Einem Stummen gleich saß er bei'm ländlichen Mahle,
Denn er hatte nicht mehr selber die Bohnen gelegt.
Jede Stunde der Nacht vernahm er das Krähen der Hähne,
Denn der vergangene Tag füllte mit Träumen die Nacht.
Gab um einen Preis, der ihm selbst Thränen erpreßte,
Gleich die verlorene Ruh Hymen ihm wieder zurück,
O so gab er doch nicht, (wie konnt' er?) den Frohsinn ihm wieder,
Dem, ein schweres Gewicht leichter zu fühlen, genügt.
Dennoch hätte vielleicht die zweite Pflegerin lange
Frei von Falten die Stirn ihm zu erhalten gewußt;
Sie, die ein hohes Lied selbst fremder Barden verdiente,
Tausendfach mehr noch seins, das ihr Unsterblichkeit gab?
Sie, die Alles für ihn erduldet, Alles geopfert,
Seine Freude zu sein! — wurde, verscheidend, sein Schmerz.
Mitten im frohen Gewühl der Jünglinge schwankte sein Leben,
Wenn ein düsterer Gram Leben zu heißen verdient.
Siehe! da bringet ein holdes Geschöpf, die Thräne des Mitleids
In dem Auge voll Geist, Lieder im rosigen Mund,
Ihm aus Schwaben ihr Herz, zufrieden, fände der Wittwer
Nur zur Hälfte darin seines Verlustes Ersatz.
Was bedurft' es denn mehr, die Seele des Dichters zu wecken,
Der, so dürftig er war, höher dieß schätzte als Gold?
Ach! es spornte so lange des Eremiten Entschlüsse,
Bis der gefährliche Sprung nicht mehr ein Wagestück schien,
Bis er, taumelnd, vergaß, ob eingefallene Wangen,
Und ein Auge, das kaum Sternengeflimmer noch glich,
Lange der Schwärmerin wohl auch da zu gefallen vermöchten,
Wo der Adonen ein Heer Augen und Ohren bestürmt.
Nein! ich traure nicht mehr. Er wandelt im Lande der Ruhe,
Frei von dem feurigen Blut, welches sein Treiber hier war.
Ein zu zärtliches Herz — was werfet, ihr kälteren Tadler,
Sonst dem Sänger noch vor, kanntet ihr anders sein Herz?
Aber ihr kennt vielleicht nur seiner Leier Gesänge?
Also — dieß schwöret sein Freund! — grade sein kleinstes Verdienst.

Marcus Herz,

gestorben den 20sten Januar 1803.

Tausenden, (und auch mir!) hat er das Leben verlängert,
Nur das seinige hat leider! sein Eifer verkürzt.
Und doch hätt' er so gern sich länger des Lebens gefreuet;
Aber federleicht wog es ihm gegen die Pflicht.
Lauschend mit spähendem Blick, erforscht' an der dunkeln Werkstatt
Der Natur sein Geist ihre verheimlichte Kraft.
Hofft' er, irgend den Kreis des menschlichen Wissens und Wohlseins
Noch erweitert zu sehn, um eine Linie nur:
Wie erheiterte sich sein Auge! Wie freut' er der Nachwelt
Glückes sich im voraus, gleich als genöß er es selbst.

Eine Gattin war sein, mit immer noch blühenden Reitzen,
Hatte der Lenze sie gleich zwanzig schon mit ihm verlebt.
Doch es konnt' ihr Reitz im ersten Frühlinge schwinden,
Klein war dieser Verlust, blieb ihr der schönere Geist,
Blieb der zarte Scherz nur immer in ihrem Gefolge,
Und lebendig der Wunsch, heiter den Gatten zu sehn,
Und der bescheidene Sinn, der alle Tugenden hebet,
Wie der Puder den Grund einer Auricel verschönt.
Welch ein liebender Kreis von weisen Freunden umgab ihn!
Jeder schätzte den Arzt, Denker und Spötter in ihm!
Aber alle noch mehr den Mann, deß Leben ein Einklang
Süßerer Töne war, als sie die Stoan noch gab.
Geich den Weisen Athens liebt' er die fröhlichen Zirkel
Seine Sorgen allein blieben im Herzen versteckt;
Alles opfert' er sonst auf dem Altare der Freundschaft,
Seinen Witz und Wein, seine Erfahrungen gern.

---

*) Der Verfasser hatte sich für Bürger verwendet, ihn als besoldeten Professor in Halle anzustellen, und große Hoffnung, dieß bei der ersten Vacanz erfüllt zu sehen, als Bürger starb.

**) Das Pädagogium zu Halle, auf dem Bürger und der Verfasser zu gleicher Zeit erzogen wurden.

***) Tacitus, von den Sitten Germaniens, im 23. Cap.

Von den Pfeilen, geschnellt von fremden Bogen, ging keiner
Je verloren für ihn; wie er behende sie fing!
Und wie schickt' er sie oft, bei lächelndem Munde, mit Rosen
Ihre Spitzen bedeckt, hurtig dem Schützen zurück!

Und so glich sein Lebensgenuß den schlängelnden Gängen
Eines englischen Parks, ja! noch verdoppelt sogar!
Denn die Armuth hatt' am kalten eisernen Arme
Ihn in früherer Zeit rauhere Pfade geführt.
Ach! drum hätt' er so gern sich länger des Lebens gefreut,
Aber federleicht wog es ihm gegen die Pflicht,
Und so verließ er uns früh! Ihn tadeln möchte die Freundschaft,
Nur die Bewunderung hält jeglichen Tadel zurück.

Christian Gottlieb August Goede

ward am 20. Februar 1774 zu Dresden geboren, studirte die Rechte zu Leipzig und lebte dann von 1802 bis 1805 als Begleiter des Legationsrathes von Blümner in England. Nach seiner Rückkehr ward er zuerst außerordentlicher Professor an der Universität zu Jena. 1807 aber ordentlicher Professor der Rechte zu Göttingen, wo er am 2. Juli 1812 starb.

Von ihm erschien:

England, Wales, Irland und Schottland. Erinnerungen an Natur und Kunst, aus einer Reise von 1802 und 1803. Dresden 1804—1805; 5 Thle. N. A. 1807.

Das so eben angeführte Werk, das einzige das der Verfasser uns hinterlassen, gehört noch immer zu den besten dieser Art, die wir in deutscher Sprache besitzen. — Gründlichkeit, feiner Geschmack, würdiger Ernst, ein treffender Blick, Anmuth und Würde der Darstellung und eine edle und gebildete Sprache vereinigen sich, um ihm den hohen Werth, dessen es sich erfreut, zu verleihn.

Karl Göppinger,

als Dichter Karl Geib genannt, ward 1781 in Halberstadt geboren, trat in preußische Militärdienste, rückte bis zum Oberstlieutenant auf und nahm dann seinen Abschied, den er sehr ehrenvoll mit einer Pension erhielt. Er privatisirte darauf, anfänglich am Rhein, später in Weißenfels.

Seine Schriften sind:

Handbuch der griechischen und römischen Mythologie. Erlangen 1832.

Die Volkssagen des Rheinlandes, in Romanzen und Balladen. 1s. Bdchen. Heidelberg 1828.

Anbriet, politische und militärische Lebensgeschichte des Fürsten Eugen, Vicekönig von Italien; deutsch von K. G., Speier 1826.

Neue Biographie der Zeitgenossen. Heidelberg 1821—1823. 3 Bde.

Des P. Ovidius Naso Festkalender. Erlangen 1828.

Barthelemy's Waterloo. Frankfurt 1830.

Malerische Reise an der Mosel von Coblenz nach Trier. Nebst der Mosella des Ausonius, übersetzt von K. G. Heidelberg. O. J. Quer Folio.

G. hat sich als Dichter, vorzüglich durch eine glückliche, ihrem Geiste angemessene poetische Behandlung der rheinischen Sagen, einen geschätzten Namen erworben. Seine übrigen Schriften beurkunden den durch ein bewegtes Leben gebildeten Mann von gründlichen Kenntnissen und feinem Geschmack.

Die Jungfrau vom Lurley.*)

Wie Flötenklang im Abendgold
Durch Auen und den Hain,
Tönt eine Stimme wunderhold
Von Lurley's Fels am Rhein.

Oft, wenn die Sonn' aus Osten wallt,
Wenn Mond beglänzt die Höh'n,
Läßt sich in lieblicher Gestalt
Dort eine Jungfrau seh'n.

Doch wer vom Wasser oder Land
Zur Jungfrau hebt den Blick,
Dem plötzlich sie wie Duft entschwand,
Läßt Wehmuth ihm zurück.

Auch horcht ihr Mancher auf dem Schiff,
Lenkt er den Strom hinab,
Wie träumend — stößt an's Felsenriff,
Und sinkt in's feuchte Grab.

Nur einem jungen Fischerpaar,
Das bey des Abends Gläh'n
Im Tagwerk noch geschäftig war,
Die holde Maid erschien.

Und vor die Scheuen trat mit Gruß
Sie leicht und mit Gesang,
Zeigt' ihnen dann im schnellen Fluß
Den allerreichsten Fang.

Bald hat in Thälern und auf Höh'n
Das Land die Sag' erfüllt,
Wie jene Fischer dort geseh'n
Das göttlich schöne Bild.

Es herrscht' ein Pfalzgraf an dem Rhein,
Hatt' einen edlen Sohn,
Der folgt' so gern durch Flur und Hain
Dem Wild beym Hörnerton.

Sein Lager hielt der junge Graf
In Freud' und Glanz allhier,
Wo manchen Hirsch sein Bogen traf
Im waldigen Revier.

Doch als auch ihm die Sag' erscholl,
Wie dort zum Strande kam
Das Kind der Felsen, ach! da schwoll
Sein Herz von Lust und Gram.

Und wie, umstrahlt von Silberlicht,
Die Fee'n im Morgenland,
So hold in manchem Nachtgesicht
Die Jungfrau vor ihm stand.

Ihn läßt die Sehnsucht nimmer ruh'n,
Er bietet Sassen auf:
Stromabwärts eilt gen Wesel nun
Der muth'gen Rosse Lauf.

*) Aus Karl Göppinger's Volkssagen des Rheinlandes, in Romanzen und Balladen. 1r. Bd. Heidelberg 1828.

Und dort besteigt er einen Kahn,
Und fährt dem Lurley zu:
Schon sinkt auf Berg und Wiesenplan
Die Nacht in stiller Ruh'.

Die goldnen Sterne leuchten hell:
„Ach! seht die Zauberin!
(So rufen ihm die Rudrer schnell;)
Doch fahren wir nicht hin!"

Da sieht der Jüngling die Gestalt;
Sie sitzt am Felsenhang
Im Schneegewand und jetzo schallt
Ihr himmlischer Gesang.

Dann lächelnd geht sie weiter vor,
Und flicht im Sternenglanz
Von Wasserblumen, Binsʼ und Rohr
Sich einen Lockenkranz.

„Ach, Herr! Wie lieblich (ruft die Schaar)
Ist diese Zauberin!
Welch Angesicht! welch goldnes Haar!
Doch fahrt, o fahrt nicht hin!"

Allein, wie Sturm die Wolke, drängt
Die süße Qual ihn fort,
Und er gebeut: „Ihr Schiffer, lenkt
Den Kahn zu jenem Ort!"

Schon will man sich dem Strande nah'n,
Wo jene freundlich winkt,
Als schnell der Graf, um sie zu fah'n,
Aus seinem Nachen springt.

Doch er erreicht das Ufer nicht,
Sinkt in den Strom hinab,
Der grollend sich am Felsen bricht —
Ihn deckt der Fluthen Grab.

Und bang, in rascher Eile, fährt
Der Knechte Schaar zurück,
Und meldet, als sie heimgekehrt,
Des Jünglings Mißgeschick.

Der Pfalzgraf hört's: o Trauerton!
Wie beugt der wilde Schmerz
Um den entriss'nen lieben Sohn
Das väterliche Herz!

An seine Reisigen voll Grimm
Erläßt er das Gebot:
„Auf! Bringet mir das Ungethüm
Lebendig oder todt!" —

„Herr! (spricht der Hauptmann) Euer Wort
In Ehren! Doch wär's gut,
Zu stürzen gleich die Hexe dort
Hinunter in die Fluth;

Sonst macht sie Euch der böse Feind
Aus Kett' und Banden frey." —
„Wohl! (sagt der Pfalzgraf) wohl, mein Freund!"
Ab zieht die Reiterey.

Die Sterne schwinden, bald erhellt
Der junge Morgenstrahl,
Der von der Berge Zinnen fällt,
Rings Auen, Strom und Thal.

Es fährt mit seinem Waffentroß
Der Ritter über'n Rhein,
Und Alle schließen schnell zu Roß
Den Lurleyfelsen ein.

Mit drey'n der Wackersten ersteigt
Der Hauptmann jetzt die Höh'n,
Als oben sich die Jungfrau zeigt,
Und ihre Locken weh'n:

Von Bernstein hält sie eine Schnur
In lilienweißer Hand:
„Wen sucht Ihr, Leute jener Flur,
An dieser steilen Wand?" —

Nur Dich! (versetzt der Führer) Halt!
Gefangen bist Du nun;
Drum sollst Du, Zauberin, alsbald
Den Sprung in's Wasser thun."

Sie lacht. „Das Wasser hole mich!"
Und wirft im leichten Gang
Die Schnur hinab, und schauerlich
Tönt ihrer Stimme Klang:

„Die weißen Rosse schicke mir,
O Vater, Deinem Kind,
Auf daß ich reite fort von hier
Mit Wogenlauf und Wind!"

Da braus't ein Sturm mit Regenguß,
Die Brandung schäumt empor:
Zwei Wellen wandeln aus dem Fluß,
Gleich Rossen, hoch hervor.

Hinan den Felsen steigen sie,
Und tragen blitzesschnell
Die Jungfrau in den Strom — und sieh'!
Umher ist's wieder hell. —

Dem Wunder staunt der Männer Schaar
Mit Beben, und erkennt,
Daß jene von den Geistern war,
Die man Undinen nennt.

Und als zu ihrem Herrn zurück
Sie mit der Kunde floh'n,
Da fand sich auch — o welch ein Glück! —
Der todtgewähnte Sohn.

Gehoben hatt' ihn dort hinan
Mit halb betäubtem Sinn
Das Wellenspiel, und trug ihn dann
Sanft an das Ufer hin. —

Nicht mehr ließ sich die Jungfrau seh'n;
Nur aus der Felsenkluft
Sie neckend noch, wenn Schiffe geh'n,
Der Segler Stimme ruft.

Die beiden Brüder.

Auf seiner Felsenburg am Rhein
Ruht endlich von des Lebens Mühen
Der Ritter Hans vom Liebenstein;
Oft sah man ihn zu Fehden ziehen:
Für Kaiser, Recht, und Vaterheerd
Trug er allein das tapfre Schwert.

Sein Weib verschied vor langer Zeit,
Doch ließ sie ihm zwei edle Kronen,
Zwei Söhne, die, voll Biederkeit
Und Muth, wie er, den Schmerz belohnen;
Man nennt ringsum, wo Thaten blühn,
Die Namen Richard, Balduin.

Mehr ernsthaft scheint der Erste nur;
In sich versunken weilt er gerne
Im stillen Thal auf heim'scher Flur;
Der Zweyte strebet nach der Ferne;
Zwar offen ist sein Herz und gut,
Jedoch zu leicht sein rasches Blut.

Da war auch eine schöne Maid
Zum Schlosse Liebenstein gekommen;
Es hat die junge Adelheid
Der greise Burgherr aufgenommen
Als Freund von ihrem Aelternpaar,
Das ihr zu früh' entrissen war.

Das Fräulein ist an Gütern reich,
Doch mehr an weiblich-holder Sitte,
Ihr Herz voll Tugend mild und weich,
Und wie wir in der Blumen Mitte
Die zarte Mayenrose schau'n,
So blüht sie unter andern Frau'n.

Der Vater denkt: „die Zeit vergeht,
Gereift zu Männern sind die Söhne!“
Darum in ihm der Wunsch entsteht:
„Wählt' einen doch die edle Schöne
Zum Gatten!“ Nichts belehret ihn,
Daß Beyde für die Jungfrau glüh'n.

So ist es. Aber Richard meint,
Daß, wenn sie ihm auch Huld erzeiget,
Sich Adelheid doch, wie es scheint,
Mehr zu dem jüngern Bruder neiget:
Der edle Mann bezwingt sein Herz,
Obwohl durchbohrt von Gluth und Schmerz.

Er geht — was auch sein Inn'res litt —
Zu bitten, daß sie sich erkläret
Für Balduin: welch herber Schritt!
Ach! sein Verlangen ist gewähret;
Er sieht ihr Glück ohn' allen Neid,
Doch stärker wachsen Lieb' und Leid.

Den Bund mit Freudenthränen weih'n
Sieht man, als Beyde sich verloben,
Den alten Herrn vom Liebenstein;
Doch ihre Trauung ist verschoben
Auf Monde, bis ein Waffenfreund,
Der ferne weilt, am Fest erscheint.

Nur Richard zieht mit düsterm Sinn,
Verhehlend das, was in ihm wohnet,
Nach Rense's Höh'n zum Fürsten hin,
Der herrlich dort auf Felsen thronet,
Und gern in sein Gefolg ihn nahm;
Doch bleibt auch hier der stille Gram.

Da kommt Sanct Bernhard in das Land,
Und hebt empor des Kreuzes Zeichen:
„Auf! (ruft er) von dem heil'gen Strand,
Entweih'nde Horden zu verscheuchen!“
Sein Feuerblick, sein kräftig Wort
Reißt Alles wie im Taumel fort.

Und an des Rheins Gestad' einher
Tönt schon der Kriegsdrommete Schallen;
Zu Roß und Fuß, mit Schwert und Speer,
Sieht man die Schaar zum Jordan wallen:
Auch Balduins entflammter Muth
Ist schnell gefaßt von dieser Gluth.

Der Alte hört es, und die Braut,
Und Schmerz ergreift die junge Schöne:
Vor dem Geliebten ohne Laut
Steht sie, und birgt die heiße Thräne,
Die floß vom holden Angesicht;
Jedoch der edle Vater spricht:

„O Sohn, es wird das heil'ge Grab
Genug der braven Streiter finden:
Du weile, meines Alters Stab,
Bey Deinem Weib in diesen Gründen!
Auch hier kann droh'n der Feinde Schwarm
Und Schutz verleih'n ein tapfrer Arm.“ —

Drauf Balduin: „Ach! Widersteh'n
Kann nichts dem Drang, der mich beseelet:
Wenn neu wir uns, Geliebte! seh'n,
Dann bin ich würdig Dir vermählet;
Kehrt, Vater! je Dein Sohn zurück,
So sey's mit Ehre, Ruhm und Glück.“ —

Schon eilet weg sein rascher Flug,
Ihm folgt die Schaar von wackern Mannen;
Gewappnet geht der Ritter Zug
Mit ihrem Fähnlein schnell von dannen
Zu Kaiser Konrad's Heer am Mayn,
Dann fort gen Süd' in stolzen Reih'n.

Auch Richard will sich ihrer Zahl
Gesellen; schon ist er gerüstet,
Im Kampf zu tilgen seine Qual:
Doch als er hört, wie's auch gelüstet
Den Bruder, wendet er sein Roß,
Und zieht auf's väterliche Schloß.

Er findet Balduin nicht mehr,
Und Pflicht gebeut ihm, hier zu bleiben;
Zwar kann den Dämon nichts, wie sehr
Er kämpft, aus seinem Herzen treiben;
Doch duldet fest der bied're Mann,
Und sieht die Maid als Schwester an.

Mit Adelheid ist er bemüht
Zu hellen seines Vaters Trübe.
Ach! Sie bemerkt, was in ihm glüht,
Und seufzet; „Werth ist er der Liebe!“
Doch denkt sie, daß es sündhaft sey,
Und bleibet dem Entfernten treu.

Dem Alten blinket Trost im Weh
Um Balduin; er will vertrauen,
Und läßt die Burg auf naher Höh',
Genannt der Sternfels, ihm erbauen:
Da stirbt der Greis, und Thränen weiht
Sein Sohn ihm dort mit Adelheid.

Zwey Jahr' in's Meer der Zeiten fliehn,
Da schallt zum Berg, zum Thal hernieder:
„Es kehret Ritter Balduin
Aus Palästina's Auen wieder;
Doch führt er an des Rheines Strand
Ein schönes Weib aus Griechenland.“

Wie blutet der Verlobten Herz!
Ach! Fast erliegt sie diesem Dorne,
Und Richard weint zu ihrem Schmerz;
Doch glüht er bald von edlem Zorne:
Dem Knecht, der naht mit dem Bericht,
Wirft er den Handschuh hin, und spricht:

„Dies Fehdezeichen trag' ihm hin!
Er hat ein heil'ges Wort gebrochen:
Was er entweiht mit frechem Sinn,
Wird auch durch höh're Macht gerochen;
Den kenn' ich nicht als mein Geschlecht,
Der so verletzet Lieb' und Recht.“

Schon zog auf Sternfels jener ein,
Sie nah'n sich täglich mit den Sassen,
Wo auf den Feldern ihre Reih'n
Das Blut im Streite fließen lassen;
Und jetzt entbieten feyerlich
Zum Zweykampf beyde Brüder sich.

Im Waffenkreise stehn bereit
Die Ritter mit gezog'ner Wehre —
Da zwischen sie tritt Adelheid
Mit ihren Frau'n, bleich, ohne Zähre:
„Des Vaters, nun im Himmelreich,
Gedenket, und versöhnet Euch!

Dir, Balduin, mag Gott verzeih'n,
Dir, Richard, schenk' er heit'res Leben!
Mich werd' ich heil'gem Dienste weih'n,
Im Schleyer, fern von eitlem Streben.“
Sie spricht's. Gehorchend ihrem Blick
Zieht jeder mit der Schaar zurück.

Auf Liebenstein herrscht Oede nur,
Auf Sternfels Prunk bey frohen Tönen,
Wo mancher Fant hin ritt und fuhr,
Und huldigte der neuen Schönen;
Sie nimmt es an mit leichtem Sinn,
Wie eine schnöde Buhlerin.

Da höret plötzlich ihr Gemahl,
Daß untreu sie an ihm geworden;
Er eilt voll Wuth, mit blankem Stahl,
Sie und den Buhlen zu ermorden:
Vergebens! Beyde waren schon
In ein entferntes Land entflohn.

Er klagt dem Bruder seinen Schmerz,
Und fleht: „Vergib mir alle Fehle!“
Und Richard schließt ihn an sein Herz:
„O! (ruft er) bey des Vaters Seele,
Bey ihr, die fromm, durch sich belohnt,
In trüben Klostermauern wohnt: —

Und dort besteigt er einen Kahn,
Und fährt dem Lurley zu:
Schon sinkt auf Berg und Wiesenplan
Die Nacht in stiller Ruh'.

Die goldnen Sterne leuchten hell:
„Ach! seht die Zauberin!
(So rufen ihm die Rudrer schnell;)
Doch fahren wir nicht hin!"

Da sieht der Jüngling die Gestalt;
Sie sitzt am Felsenhang
Im Schneegewand und jetzo schallt
Ihr himmlischer Gesang.

Dann lächelnd geht sie weiter vor,
Und flicht im Sternenglanz
Von Wasserblumen, Binse und Rohr
Sich einen Lockenkranz.

„Ach, Herr! Wie lieblich (ruft die Schaar)
Ist diese Zauberin!
Welch Angesicht! welch goldnes Haar!
Doch fahrt, o fahrt nicht hin!"

Allein, wie Sturm die Wolke, drängt
Die süße Qual ihn fort,
Und er gebeut: „Ihr Schiffer, lenkt
Den Kahn zu jenem Ort!"

Schon will man sich dem Strande nah'n,
Wo jene freundlich winkt,
Als schnell der Graf, um sie zu fah'n,
Aus seinem Nachen springt.

Doch er erreicht das Ufer nicht,
Sinkt in den Strom hinab,
Der grollend sich am Felsen bricht —
Ihn deckt der Fluthen Grab.

Und bang, in rascher Eile, fährt
Der Knechte Schaar zurück,
Und meldet, als sie heimgekehrt,
Des Jünglings Mißgeschick.

Der Pfalzgraf hört's: o Trauerton!
Wie beugt der wilde Schmerz
Um den entriss'nen lieben Sohn
Das väterliche Herz!

An seine Reisigen voll Grimm
Erläßt er das Gebot:
„Auf! Bringet mir das Ungethüm
Lebendig oder todt!" —

„Herr! (spricht der Hauptmann) Euer Wort
In Ehren! Doch wär's gut,
Zu stürzen gleich die Hexe dort
Hinunter in die Fluth;

Sonst macht sie Euch der böse Feind
Aus Kett' und Banden frey." —
„Wohl! (sagt der Pfalzgraf) wohl, mein Freund!"
Ab zieht die Reiterey.

Die Sterne schwinden, bald erhellt
Der junge Morgenstrahl,
Der von der Berge Zinnen fällt,
Rings Auen, Strom und Thal.

Es fährt mit seinem Waffentroß
Der Ritter über'n Rhein,
Und Alle schließen schnell zu Roß
Den Lurleyfelsen ein.

Mit drey'n der Wackersten ersteigt
Der Hauptmann jetzt die Höh'n,
Als oben sich die Jungfrau zeigt,
Und ihre Locken weh'n:

Von Bernstein hält sie eine Schnur
In lilienweißer Hand:
„Wen sucht Ihr, Leute jener Flur,
An dieser steilen Wand?" —

Nur Dich! (versetzt der Führer) Halt!
Gefangen bist Du nun;
Drum sollst Du, Zauberin, alsbald
Den Sprung in's Wasser thun."

Sie lacht. „Das Wasser hole mich!"
Und wirft im leichten Gang
Die Schnur hinab, und schauerlich
Tönt ihrer Stimme Klang:

„Die weißen Rosse schicke mir,
O Vater, Deinem Kind,
Auf daß ich reite fort von hier
Mit Wogenlauf und Wind!"

Da brauf't ein Sturm mit Regenguß,
Die Brandung schäumt empor:
Zwei Wellen wandeln aus dem Fluß,
Gleich Rossen, hoch hervor.

Hinan den Felsen steigen sie,
Und tragen blitzesschnell
Die Jungfrau in den Strom — und sieh'!
Umher ist's wieder hell. —

Dem Wunder staunt der Männer Schaar
Mit Beben, und erkennt,
Daß jene von den Geistern war,
Die man Undinen nennt.

Und als zu ihrem Herrn zurück
Sie mit der Kunde floh'n,
Da fand sich auch — o welch ein Glück! —
Der todtgewähnte Sohn.

Gehoben hatt' ihn dort hinan
Mit halb betäubtem Sinn
Das Wellenspiel, und trug ihn dann
Sanft an das Ufer hin. —

Nicht mehr ließ sich die Jungfrau seh'n;
Nur aus der Felsenkluft
Sie neckend noch, wenn Schiffe geh'n,
Der Segler Stimme ruft.

Die beiden Brüder.

Auf seiner Felsenburg am Rhein
Ruht endlich von des Lebens Mühen
Der Ritter Hans vom Liebenstein;
Oft sah man ihn zu Fehden ziehen:
Für Kaiser, Recht, und Vaterheerd
Trug er allein das tapfre Schwert.

Sein Weib verschied vor langer Zeit,
Doch ließ sie ihm zwei edle Kronen,
Zwei Söhne, die, voll Biederkeit
Und Muth, wie er, den Schmerz belohnen;
Man nennt ringsum, wo Thaten blühn,
Die Namen Richard, Balduin.

Mehr ernsthaft scheint der Erste nur;
In sich versunken weilt er gerne
Im stillen Thal auf heim'scher Flur;
Der Zweyte strebet nach der Ferne;
Zwar offen ist sein Herz und gut,
Jedoch zu leicht sein rasches Blut.

Da war auch eine schöne Maid
Zum Schlosse Liebenstein gekommen;
Es hat die junge Adelheid
Der greise Burgherr aufgenommen
Als Freund von ihrem Aelternpaar,
Das ihr zu früh' entrissen war.

Das Fräulein ist an Gütern reich,
Doch mehr an weiblich-holder Sitte,
Ihr Herz voll Tugend mild und weich,
Und wie wir in der Blumen Mitte
Die zarte Mayenrose schau'n,
So blüht sie unter andern Frau'n.

Der Vater denkt: „die Zeit vergeht,
Gereift zu Männern sind die Söhne!“
Darum in ihm der Wunsch entsteht:
„Wählt' einen doch die edle Schöne
Zum Gatten!“ Nichts belehret ihn,
Daß Beyde für die Jungfrau glüh'n.

So ist es. Aber Richard meint,
Daß, wenn sie ihm auch Huld erzeiget,
Sich Adelheid doch, wie es scheint,
Mehr zu dem jüngern Bruder neiget:
Der edle Mann bezwingt sein Herz,
Obwohl durchbohrt von Gluth und Schmerz.

Er geht — was auch sein Inn'res litt —
Zu bitten, daß sie sich erkläret
Für Balduin: welch herber Schritt!
Ach! sein Verlangen ist gewähret;
Er sieht ihr Glück ohn' allen Neid,
Doch stärker wachsen Lieb' und Leid.

Den Bund mit Freudenthränen weih'n
Sieht man, als Beyde sich verloben,
Den alten Herrn vom Liebenstein;
Doch ihre Trauung ist verschoben
Auf Monde, bis ein Waffenfreund,
Der ferne weilt, am Fest erscheint.

Nur Richard zieht mit düsterm Sinn,
Verhehlend das, was in ihm wohnet,
Nach Rense's Höh'n zum Fürsten hin,
Der herrlich dort auf Felsen thronet,
Und gern in sein Gefolg ihn nahm;
Doch bleibt auch hier der stille Gram.

Da kommt Sanct Bernhard in das Land,
Und hebt empor des Kreuzes Zeichen:
„Auf! (ruft er) von dem heil'gen Strand,
Entweih'nde Horden zu verscheuchen!“
Sein Feuerblick, sein kräftig Wort
Reißt Alles wie im Taumel fort.

Und an des Rheins Gestad' einher
Tönt schon der Kriegsdrommete Schallen;
Zu Roß und Fuß, mit Schwert und Speer,
Sieht man die Schaar zum Jordan wallen:
Auch Balduins entflammter Muth
Ist schnell gefaßt von dieser Gluth.

Der Alte hört es, und die Braut,
Und Schmerz ergreift die junge Schöne:
Vor dem Geliebten ohne Laut
Steht sie, und birgt die heiße Thräne,
Die floß vom holden Angesicht;
Jedoch der edle Vater spricht:

„O Sohn, es wird das heil'ge Grab
Genug der braven Streiter finden:
Du weile, meines Alters Stab,
Bey Deinem Weib in diesen Gründen!
Auch hier kann droh'n der Feinde Schwarm
Und Schutz verleih'n ein tapfrer Arm.“ —

Drauf Balduin: „Ach! Widersteh'n
Kann nichts dem Drang, der mich beseelet:
Wenn neu wir uns, Geliebte! seh'n,
Dann bin ich würdig Dir vermählet;
Kehrt, Vater! je Dein Sohn zurück,
So sey's mit Ehre, Ruhm und Glück.“ —

Schon eilet weg sein rascher Flug,
Ihm folgt die Schaar von wackern Mannen;
Gewappnet geht der Ritter Zug
Mit ihrem Fähnlein schnell von dannen
Zu Kaiser Konrad's Heer am Mayn,
Dann fort gen Süd' in stolzen Reih'n.

Auch Richard will sich ihrer Zahl
Gesellen; schon ist er gerüstet,
Im Kampf zu tilgen seine Qual:
Doch als er hört, wie's auch gelüstet
Den Bruder, wendet er sein Roß,
Und zieht auf's väterliche Schloß.

Er findet Balduin nicht mehr,
Und Pflicht gebeut ihm, hier zu bleiben;
Zwar kann den Dämon nichts, wie sehr
Er kämpft, aus seinem Herzen treiben;
Doch duldet fest der bied're Mann,
Und sieht die Maid als Schwester an.

Mit Adelheid ist er bemüht
Zu hellen seines Vaters Trübe.
Ach! Sie bemerkt, was in ihm glüht,
Und seufzet; „Werth ist er der Liebe!“
Doch denkt sie, daß es sündhaft sey,
Und bleibet dem Entfernten treu.

Dem Alten blinket Trost im Weh
Um Balduin; er will vertrauen,
Und läßt die Burg auf naher Höh',
Genannt der Sternfels, ihm erbauen:
Da stirbt der Greis, und Thränen weiht
Sein Sohn ihm dort mit Adelheid.

Zwey Jahr' in's Meer der Zeiten fliehn,
Da schallt zum Berg, zum Thal hernieder:
„Es kehret Ritter Balduin
Aus Palästina's Auen wieder;
Doch führt er an des Rheines Strand
Ein schönes Weib aus Griechenland.“

Wie blutet der Verlobten Herz!
Ach! Fast erliegt sie diesem Dorne,
Und Richard weint zu ihrem Schmerz;
Doch glüht er bald von edlem Zorne:
Dem Knecht, der naht mit dem Bericht,
Wirft er den Handschuh hin, und spricht:

„Dies Fehdezeichen trag' ihm hin!
Er hat ein heil'ges Wort gebrochen:
Was er entweiht mit frechem Sinn,
Wird auch durch höh're Macht gerochen;
Den kenn' ich nicht als mein Geschlecht,
Der so verletzet Lieb' und Recht.“

Schon zog auf Sternfels jener ein,
Sie nah'n sich täglich mit den Sassen,
Wo auf den Feldern ihre Reih'n
Das Blut im Streite fließen lassen;
Und jetzt entbieten feyerlich
Zum Zweykampf beyde Brüder sich.

Im Waffenkreise stehn bereit
Die Ritter mit gezog'ner Wehre —
Da zwischen sie tritt Adelheid
Mit ihren Frau'n, bleich, ohne Zähre:
„Des Vaters, nun im Himmelreich,
Gedenket, und versöhnet Euch!

Dir, Balduin, mag Gott verzeih'n,
Dir, Richard, schenk' er heit'res Leben!
Mich werd' ich heil'gem Dienste weih'n,
Im Schleyer, fern von eitlem Streben.“
Sie spricht's. Gehorchend ihrem Blick
Zieht jeder mit der Schaar zurück.

Auf Liebenstein herrscht Oede nur,
Auf Sternfels Prunk bey frohen Tönen,
Wo mancher Fant hin ritt und fuhr,
Und huldigte der neuen Schönen;
Sie nimmt es an mit leichtem Sinn,
Wie eine schnöde Buhlerin.

Da höret plötzlich ihr Gemahl,
Daß untreu sie an ihm geworden;
Er eilt voll Wuth, mit blankem Stahl,
Sie und den Buhlen zu ermorden:
Vergebens! Beyde waren schon
In ein entferntes Land entflohn.

Er klagt dem Bruder seinen Schmerz,
Und fleht: „Vergib mir alle Fehle!“
Und Richard schließt ihn an sein Herz:
„O! (ruft er) bey des Vaters Seele,
Bey ihr, die fromm, durch sich belohnt,
In trüben Klostermauern wohnt: —

Uns, welchen Gram die Liebe gab,
Laß ehelos, o Bruder, bleiben!"
Sie schwören's an des Edlen Grab:
So weit des Lebens Wogen treiben,
Ist jeder nun, im Bund vereint,
Dem Andern Hülfe, Trost und Freund. —

Seht dort am rebumkränzten Rhein,
Im Tagesglanz, im Mondenschimmer,
Den Sternfels und den Liebenstein!
Es schauen die bemoosten Trümmer
Herab auf waldbegrüntes Land,
Und sind die Brüder noch genannt.

Die Gräfin von Cleve.

Schön und hold vor allen Frau'n
Ist Beatrix anzuschau'n,
An des Stromes blüh'ndem Strand
Gräfin von dem Cleverland.

Mit des Kreuzes muth'gem Heer
Zog ihr Vater über's Meer;
Kund' erscholl, daß manche Noth
Er gefunden, Sieg und Tod.

Bald auch folgt die Mutter nach,
Weil ihr Herz in Kummer brach,
Und der Jungfrau letzter Stab
Deckt das kühle, dunkle Grab.

Auf dem Söller, trüb' und bang',
Saß die Holde tagelang,
Auf der Väter hohem Schloß,
Und die sanfte Thräne floß.

Oft, bey Sturm, bey Sonnenschein,
Blickt sie fern zum stolzen Rhein:
Segel auf den Fluthen nah'n,
Wandrer zieh'n hinab die Bahn.

Einst, als Sommerabend mild
Grüßt den Hain und das Gefild,
Weilt sie hier, doch Stille nur
Wohnt am Rhein und auf der Flur.

Einsam und verlassen denkt
Sich Beatrix, ach! und senkt
Nieder den bethauten Blick:
„Mutter, komm, o komm zurück!"

Als sie jetzt das Aug' erhebt
Zu dem Himmel — sieh! da schwebt
Her ein Schiff im raschen Lauf,
Spannend hoch die Segel auf.

Und sie sieht das Fahrzeug nah'n:
Auf dem Maste glänzt ein Schwan,
Unten hängt ein Ritterschild
Mit des Schwanes goldnem Bild.

An den Strand die Segler geh'n,
Und ein Ritter, stattlich-schön,
Fliegt herbey zu Rosse leicht;
Schüchtern sie vom Söller weicht.

Als am Schloß er fragend hält,
Ob der Herrin es gefällt,
Ein Gehör ihm zu verleih'n,
Pocht ihr Herz — man läßt ihn ein.

Und er spricht: „Ich heiß' Erlin
Von der Schwanenburg; zu zieh'n
In das Cleverland gebot
Mir der Graf; er ist nicht todt.

Ihm in Antiochia
Kämpft' ich, edle Gräfin! nah';
Aber des Gelübdes Band
Fesselt ihn an's heil'ge Land.

Darum auf der Heimath Fluß
Bring' ich Euch des Vaters Gruß." —
Ach! wie bebt in Freud' und Schmerz
Der erstaunten Jungfrau Herz!

Größer ist der Schmerz: nicht mehr
Kommt der theure Vater her!
Viel erzählen ihr jedoch
Muß von ihm der Fremde noch.

Auf des edlen Manns Gestalt
Ruht ihr Aug', der Busen wallt:
Daß der Liebe Funken schlich
In ihr Herz, verhehlt sie sich.

Als drey Tage sind entfloh'n,
Sagt er: „Trennung nahet schon;
Gräfin! Ob ich nun entweich'
Oder bleibe, steht bey Euch."

Jetzo reicht er ihr ein Blatt,
Das er von dem Grafen hat:
Ach! des Vaters Züge sind
Werth dem liebevollen Kind.

Und sie lies't: „Es soll Erlin,
Mein Genoss', nach Cleve ziehn;
Wird der Edle Dein Gemahl,
Freut mich Deines Herzens Wahl."

Und noch in derselben Stund'
Einet sich im schönsten Bund
Mit Erlin die junge Maid:
Glücklich schwindet ihre Zeit.

Auch entsproßt dem edlen Blut
Sind drey Söhne, brav und gut:
Dietrich, Gottfried, Konrad, weihn
Sich den Waffen, kühn und rein.

Als der Vater sie bewehrt,
Reicht dem Dietrich Schild und Schwert
Mit den Worten er: „Nach mir,
Sohn! gehört die Grafschaft Dir."

Gottfried hat sein Silberhorn,
Konrad aber Ring und Sporn;
Beyden er auch Land ertheilt,
Wo zum Rhein der Lahnfluß eilt.

Drauf, nach stiller Frühlingsnacht,
Als die Morgenröthe lacht:
Ist der Schwanenritter fort,
Niemand sah ihn geh'n von dort.

Zeilen doch läßt er zurück,
Und der Gattin Trauerblick
Lies't: „Mich ruft ein heil'ger Schwur
Neu in Palästina's Flur.

Dies dem Vater ich versprach;
Wack're Söhne lass' ich nach
Dir zum Trost; mein Herz erfüllt
Deine Liebe und Dein Bild!" —

Ach! vom Söller, trüb' und bang,
Schaut Beatrix tagelang,
Ob der Gatte wieder naht:
Oede bleiben Strom und Pfad.

Bald erstirbt des Lebens Licht,
Weil ihr Herz in Kummer bricht;
An der Mutter Seite ruht
Sie, beweint als mild und gut:

Doch das Schloß in jenem Land
Wird noch Schwanenburg genannt.
Golden strahlt, bey Sonn' und Sturm,
Noch der Schwan von Cleve's Thurm.

Kaiser Friedrich und Gela.

Friedrich Barbaroſſa nennet
Jeder gern, den Biedermann,
Ihn, der Minnelieder tönte,
Welchen Ehr' und Sieg bekrönte,
Der getrotzt dem Prieſterbann.

Zu der Laute ſey geſungen,
Was von ihm die Kund' enthüllt,
Als er, noch in Jünglingsjahren,
Wonn' und Schmerzen einſt erfahren
In der Wetterau Gefild.

Dorten hauſ't am Kinzigufer
Hohenſtaufens edler Sohn,
Auf der Jagd die Flur durcheilend,
Gern auch ſtill im Haine weilend
Bei der Nachtigallen Ton.

Doch was ſcheucht aus ſeinem Herzen
Bald die Ruh' und heitre Luſt?
Eine Jungfrau, die vor allen
Reiz und Anmuth ſanft umwallen,
Hauchet Lieb' ihm in die Bruſt.

Gela, ſeines Burgmanns Tochter,
Sieht er in dem Bogengang,
Und entglüht im heißen Triebe:
„Schönſtes Fräulein, ach! ich liebe
Euch!" ſo rief er leiſ' und bang.

Doch erröthend, mit geſenktem
Auge, ſteht die junge Maid.
„Zürne (flieht der Ritter), zürne
Nicht dem Kühnen, edle Dirne,
Wenn er deine Hand entweiht!"

Und er läßt die Hand, und eilet
Fort; doch Gela meidet ihn
Seit dem Tag: in ſich verſchloſſen,
Trübe, finſter und verdroſſen,
Schweift er durch die Wälder hin.

Langſam wandelt einſt am Abend
Friedrich an des Haines Bucht;
Da erſcheint im weißen Kleide
Sie, die Kräuter auf der Haide
Für die kranke Schweſter ſucht.

Grüßend ſie mit Ehrfurcht, wallet
Er vorüber — ach! der Saum
Des Gewands berührt ihn: ſtrebend,
Sich zu faſſen, wankt er bebend
An den nächſten Eichenbaum.

Tief wird Gela's Herz gerühret,
Lieb' auch fühlt die Maid in ſich:
Schüchtern ſagt ſie: „Ihr könnt finden
Morgen, wenn die Sterne ſchwinden,
In der Burgkapelle mich!" —

Früh' im feyerlichen Tempel,
Wo die heil'ge Stille wohnt,
Seh'n ſich Beyd' im letzten Scheine,
Den, beſtrahlend Flur und Haine,
Auf den Altar wirft der Mond.

Ihm zur Seite ſpricht die Holde:
„Höre, Friedrich, auf mein Wort:
Du bekannteſt deine Triebe,
Ich geſteh' auch meine Liebe
Hier am gottgeweihten Ort.

Doch Dir kann ich nimmer werden
Gattin; über Leut' und Land
Wirſt Du einſt zum Herrn erwählet,
Und ein Weib ſey Dir vermählet,
Aus der Fürſten hohem Stand!

Aber — fehl' ich, ſo vergebe
Die Erbarmungsreiche mir,
Deren Bild wir nahe ſtehen! —
Jeden Morgen kannſt Du ſehen
Mich in der Kapelle hier.

Aber ohne Zeugen nimmer
Darf ich anderswo Dich ſchau'n:
Rein ſey unſre Lieb' im Leben!
So mit mir hinüberſchweben
Soll ſie einſt in ſel'ge Au'n." —

„Ha! für Dich (ruft der Entbrannte)
Laß ich fahren Ruhm und Glanz,
Werd' ein Pflüger dieſer Erde,
Weid' als Hirt die kleine Heerde;
Denn mich lohnt der Liebe Kranz."

Aber Gela's ſanfte Worte
Gießen neue Kraft und Licht
In die Seele des Betrübten —
Ja, er folget der Geliebten,
Und gedenkt der herben Pflicht.

Jeden Tag im Zwielicht eilen
Beyde nach dem Tempel hin,
Ruh'n, im Wonnetraum gewieget,
Und an Gela's Wange ſchmieget
Er ſich, doch mit reinem Sinn.

Ein beglücktes Jahr entſchwindet,
Sieh! Da folgt des Kaiſers Ruf
Raſch ſein Heer nach fernen Landen
Wider Sarazen'ſche Banden.
Rings ertönt der Roſſe Huf.

Ehr' und Pflicht, und der Geliebten
Stimm', ermahnen Friedrich; fort
Eilend ruft er: „Ewig währet
Unſ're Lieb', und unverſehret!" —
„Ewig!" iſt ihr letztes Wort.

Fern geht er zum heilg'en Strande,
Kehrt zurück mit Sieg und Ruhm;
Schon in beſſ're Welt enteilet
Iſt ſein Vater, und ertheilet
Wird ihm Schwabens Herzogthum.

Und er ſucht am Kinzigufer
Seine Gela — doch es hat
In dem nahen Sitz der Frommen
Jüngſt den Schleier ſie genommen;
Traurig lieſ't er dieſes Blatt:

„Hohenſtaufen! Deiner Würde
„Ziemt ein Weib vom Fürſtenſtand.
„Froh ſah ich ein Jahr verſchweben;
„Dies genüget meinem Leben:
„Unſ're Lieb' iſt ew'ges Band!" —

Friedrich, als zum Kaiſerthrone
Er emporgeſtiegen, nahm
Eine Gattin, die er ehret,
Doch nicht liebt, und immer währet
Um die Jungfrau Lieb' und Gram.

An dem Hain, wo ihm begegnet
Einſt das holde Mädchenbild,
Läßt er eine Stadt erbauen —
Gela'shauſen — die wir ſchauen
In der Wetterau Gefild. —

Johann Joseph Görres

ward am 25. Januar 1776 zu Coblenz geboren, und studierte auf dem akademischen Gymnasium daselbst, als, in Folge des französischen Revolutionskrieges, seine Vaterstadt abwechselnd bald von dieser bald von jener Armee occupirt wurde. Er wandte sich den neuerweckten liberalen Ideen zu, zeigte sich mit Glück als Redner und gab ein politisches Journal heraus, welches um der Tüchtigkeit und Redlichkeit seines Verfassers willen allgemeinen Beifall fand, zwar auf höhere Veranlassung unterdrückt wurde, aber bald unter neuem Titel wieder erschien. (S. unten). 1799 ging er an der Spitze einer Deputation seiner Vaterstadt nach Paris, mußte aber unverrichteter Sache wegen wieder umkehren und ward nun als Lehrer bei der Secondairschule zu Coblenz angestellt. Hier blieb er bis 1806, wo er nach Heidelberg ging und dort fleißig besuchte Vorlesungen hielt, dann aber 1808 in seine alten Verhältnisse zurücktrat. In Folge des französisch-russischen Krieges von 1812 ward er Mitglied des Tugendbundes und gab seit 1814 den „Rheinischen Merkur" heraus, welcher jedoch schon 1816 verboten wurde. Er zog nun von Neuem nach Heidelberg, begab sich später wieder nach Coblenz zurück und floh, um der Gefangenschaft zu entgehen, die seine Schrift „Deutschland und die Revolution" ihm zu bereiten drohte, nach Frankreich (1819). In dem darauf folgenden Jahre lebte er in der Schweiz und nahm dann seinen Aufenthalt zu Frankfurt am Main. 1827 folgte er einem Rufe als Professor der allgemeinen und Literaturgeschichte nach München, wo er gegenwärtig sich noch befindet. —

Er gab heraus:

Das rothe Blatt. Coblenz 1797.
Der Rübezahl. — Coblenz 1798.
Aphorismen über Organonomie. Coblenz 1803.
Aphorismen über die Künste. Coblenz 1804.
Exposition der Physiologie. Coblenz 1805.
Glauben und Wissen. München 1805.
Die deutschen Volksbücher. Heidelberg 1807.
Mythengeschichte der asiatischen Welt. Heidelberg 1810. 2 Thle.
Rheinischer Merkur. 1814.
Deutschlands künftige Verfassung. Frankfurt 1816.
Altdeutsche Volks- und Meisterlieder. Frankfurt 1816.
Deutschland und die Revolution. 1819.
Das Heldenbuch von Iran. Berlin 1820. 2 Thle.
Europa und die Revolution. Stuttgart 1821.
In Sachen der Rheinprovinzen u. s. w. Stuttgart 1821.
Die heilige Allianz und die Völker auf dem Congreß zu Verona. Stuttgart 1822.
Standrede an König Ludwig. Frankfurt 1827.
Emanuel Swedenborg, seine Visionen und sein Verhältniß zur Kirche. Straßburg 1827.
Ueber die Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeschichte. Breslau 1830.
Einzelne Abhandlungen, Aufsätze u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

Ueber diesen reichbegabten, eigenthümlichen Denker, der sich in den mannigfachsten Richtungen versuchte und eben so viel Feinde als Bewunderer fand, ein Urtheil zu fällen, gestatten wir uns nicht, da wir bei entschieden anderer Sinnesart leicht ungerecht werden, oder uns selbst bei dem besten Willen nicht von einseitiger Befangenheit frei erhalten können. — Es muß Solches einer späteren Zeit aufbehalten bleiben. — So viel genüge hier zu sagen, daß Deutschland in Görres einen tiefen, feurigen Geist besitzt, dem es in mancher Hinsicht, und namentlich in den Jahren politischer Erniedrigung, viel verdankte und dessen Schriften eine Fundgrube köstlicher Gedanken sind, die in sich aufzunehmen und zu verarbeiten aber eben so viel Characterstärke als geistige Durchbildung erfordert wird — Sein Styl, im Ganzen zu bilderreich, ist voll gewaltiger Kraft und oft hinreißend schön. —

Johann Wolfgang von Goethe.

Die Lebensumstände dieses großen Dichters sind theils durch seine eigene Autobiographie, theils durch die Herausgabe seines Briefwechsels mit Verschiedenen und endlich durch die rastlosen Bemühungen seiner Freunde und Verehrer so allgemein bekannt und verbreitet, daß es uns, bei der Beschränktheit des uns gestatteten Raumes, unmöglich fallen würde, etwas Neues oder überhaupt mehr als eine kurze, chronologisch bestimmte Skizze seiner äußeren Lebensschicksale zu geben. Es scheint uns aus diesem Grunde zweckdienlicher, mit größerer Ausführlichkeit bei den mitzutheilenden kritischen und literärhistorischen Notizen über seine Schriften, welche sich in gewohnter Form den biographischen Darstellungen anreihen, zu verweilen, um so mehr, als wir hier überhaupt nur Andeutungen und Hülfsmittel zu gewähren vermögen, deren steter Zweck bleiben muß, dem Freunde unserer Nationalliteratur die genauere Bekanntschaft mit derselben zu erleichtern. Man erwarte demgemäß von dem Folgenden weiter nichts, als eine so gewissenhaft und genau wie möglich zusammengestellte lexicographische Notiz, wie sie die Verhältnisse dieses Werkes bestimmen und vorschreiben und stelle nicht Forderungen an eine solche, wie sie nur in einem eigenen Werke befriedigt und erfüllt werden können; wir unsererseits dürfen uns wenigstens hier nicht verbindlich machen, Ansprüchen dieser Art genügen zu wollen und verwahren uns streng und entschieden vor denselben.

Johann Wolfgang Goethe ward am 28. August 1749 zu Frankfurt am Main, wo sein Vater, ein eben so gebildeter als wohlhabender Mann, mit dem Charakter eines kaiserlichen Rathes im Privatstande lebte, geboren. Eine sorgfältige Erziehung ward dem Knaben, der, als sein jüngerer Bruder durch den Tod entrissen ward, der einzige Sohn blieb, im elterlichen Hause durch Privatunterricht zu Theil. Wie rasch und eigenthümlich sich seine glänzenden Fähigkeiten entwickelten, das hat uns der Dichter selbst in seiner Autobiographie (Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit, Bd. 1 und 2) erzählt. Nachdem die häusliche Vorbildung abwechselnd größere und geringere Störungen, wie z. B. durch den siebenjährigen Krieg, erlitten, aber dennoch den munter aufblühenden, vielversprechenden Knaben zum vorgesteckten Ziel geführt hatte, bezog der junge G., bereits erprobt durch schmerzliche Erfahrungen der ersten jugendlichen Liebe, die Universität Leipzig, um dort nach eigener Wahl und nach dem Willen seines Vaters die Rechte zu studieren. Weit mehr aber als dies in seinen Anfängen besonders trockene Studium zogen ihn die schönen Wissenschaften und Künste an und er widmete daher den Vorlesungen Ernesti's und Gellerts, so wie dem praktischen Unterrichte

Ofers und eigenen poetischen Versuchen, bei denen er jedoch, was die Theorie betraf, noch sehr unsicher und ungewiß war, seine Vorliebe und Aufmerksamkeit. Seine wohl etwas unregelmäßige Lebensweise, vorzüglich diätetische Fehler bei derselben, schwächten seine Gesundheit und führten ihn, zum großen Aerger seines Vaters, siech (1768) in das elterliche Haus zurück. Nachdem er hier geraume Zeit verweilt und seine Genesung abgewartet hatte, begab er sich nach Straßburg, wo er seine juristischen Studien fortsetzte und beendete und sich herkömmlich die Doctorwürde erwarb (1771). In Straßburg war es auch, wo er zuerst Herder kennen lernte, dessen Umgang in vielfacher Hinsicht anregend auf ihn wirkte. Er lebte darauf abwechselnd in Frankfurt am Main, Wetzlar und Offenbach und gab während dieser Zeit zuerst seinen Götz von Berlichingen (1773), dann seinen Werther (1773) heraus, mit welchen Beiden ein neuer Abschnitt in der Geschichte deutscher Literatur anhub und die Augen Aller auf ihn gerichtet wurden. Dies war auch die Veranlassung, daß ihn der Erbprinz von Weimar auf einer Reise in Frankfurt kennen lernte und ihn 1775, nachdem er die Regierung angetreten hatte, zu sich einlud. Goethe leistete dieser schmeichelhaften Aufforderung Folge und trat bald darauf (1776) als Geheimer Legationsrath mit Sitz und Stimme in die Dienste dieses unvergeßlichen Fürsten. Von nun an blieb das kleine, kunstsinnige Weimar sein dauernder Wohnsitz, von dem aus er zwar größere Reisen machte, das er aber mit Recht als sein zweites Vaterland betrachtete. Eben so unwandelbar war auch die Neigung seines hochsinnigen Fürsten, der ihn nicht allein von Würde zu Würde hob, sondern ihn wie seinen Freund behandelte und ihm vollkommene Freiheit und Muße gewährte. Was er für ihn gethan, hat Goethe selbst uns angedeutet, doch bei Weitem nicht genügend charakterisirt in den bekannten Zeilen:

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine,
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur was er vermag,
Wer so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder: da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.
Doch, was prieset du ihn, den Thaten und Werke verkünden?
Und bestochen erschien, deine Verehrung vielleicht;
Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren:
Neigung, Muße, Vertrau'n, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken als ihm, und Manches bedurft' ich,
Der ich mich auf dem Erwerb schlecht als ein Dichter verstand. u. s. w.

Im Jahre 1779 ward Goethe wirklicher Geheimerath, bereiste dann in Begleitung der Herzogin von Weimar die Schweiz und erhielt nach seiner Heimkehr 1782 das Amt eines Kammerpräsidenten. Zu gleicher Zeit wurde er in den Adelstand erhoben. 1786 ging er nach Italien, blieb daselbst, besonders in Rom, bis 1788 und besuchte es 1790 von Neuem. Zwischen diesen beiden Reisen entspann sich seine Bekanntschaft mit Schiller, die jedoch erst später ein dauernderes Verhältniß erhielt. Im Gefolge seines Fürsten machte er 1792 den Feldzug in der Champagne mit. Seit dieser Zeit verließ er Weimar nur für kürzere Reisen, und machte sich besonders verdient um das Aufblühen der dortigen Bühne, so wie in seiner amtlichen Stellung um die Belebung der Künste und Wissenschaften. Als 1806 die Stürme des Krieges verheerend über das Weimarische Land zogen, vermählte er sich mit Demoiselle Vulpius, mit der er schon eine Reihe von Jahren in vertrautem Umgang gelebt, und die ihm mehrere Kinder geboren hatte, von denen jedoch nur ein Sohn am Leben geblieben war. Leider sah er auch diesen in späteren Jahren in die Grube sinken, noch ehe er selbst das Ziel seiner Tage erreichte. 1815 ward er erster Weimarischer Staatsminister, zog sich aber 1828 nach dem Tode seines Fürstlichen Freundes von den Geschäften fast gänzlich zurück, allein noch die Verwaltung der wissenschaftlichen und Kunstanstalten des Großherzogthumes führend. Unausgesetzt thätig und bis zu seinem letzten Augenblicke Herr seiner Seele wie seines Leibes, im vollsten und schönsten Sinne, starb er, nach kurzer, schmerzloser Krankheit im 84. Jahre seines Alters, am 22. März 1833 zu Weimar. — Seine irdischen Ueberreste ruhen in der Fürstengruft daselbst, neben den Särgen seines erhabenen Gönners und des herrlichen Schiller.

Seine Schriften sind, in chronologischer Ordnung:

1) Parodie auf Clodius Medon (nur theilweise von ihm). Leipzig 1767.
2) Neue Lieder, componirt von Breitkopf. (Leipzig) 1768.
3) Von deutscher Baukunst D. M. Ervini a Steinbach. 1773, abgedruckt in der von Herder herausgegebenen Schrift: Von deutscher Art und Kunst. Hamburg 1773.
4) Briefe des Pastors zu... an den neuen Pastor zu ... Aus dem Französischen. O. O. 1773.
5) Götz von Berlichingen, ein Schauspiel. Hamburg 1773. (Selbstverlag).
6) Zwo wichtige bisher unerörterte biblische Fragen, zum ersten mal gründlich beantwortet von einem Landgeistlichen in Schwaben. O. O. 1773.
7) Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes. 1774. O. O.
8) Götter, Helden und Wieland, Eine Farce. Leipzig 1774.
9) Die Leiden des jungen Werther's. Leipzig 1774.
10) Clavigo. Ein Trauerspiel. Leipzig 1774.
11) Moralisch politisches Puppenspiel. Leipzig und Frankfurt 1774.
12) Erwin und Elmire, ein Singspiel. Frankfurt 1775.
13) Etwas aus Göthens Brieftasche, als Anhang zu Merciers Versuch über die Schauspielkunst. Leipzig 1776.
14) Stella, ein Schauspiel für Liebende. Berlin 1776.
15) Claudine von Villa Bella. Berlin 1776.
16) Schriften. Erster bis vierter Band. Leipzig 1787. (In diesen erschienen zuerst neu: Die Mitschuldigen, Iphigenia. 5. Bd. Leipzig 1788. Hierin neu: Egmont; 6. Bd. Leipzig 1790, neu: Lila, Torquato Tasso; 7. Bd. Leipzig 1790; neu: Jery und Bätely, Faust (Fragment). Scherz, List und Rache; 8. Bd. Leipzig 1790, neu: die Fastnachtspiele, und vermischte Gedichte.
17) Das römische Carneval. Weimar und Gotha 1798.
18) Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären. Gotha 1790.
19) Beiträge zur Optik, 2 St. Weimar 1791—92.
20) Der Großcophta, Lustspiel. Berlin 1792.
21) Der Bürgergeneral. Lustspiel. Berlin 1793.
22) Reinecke Fuchs. Berlin 1794.
23) Wilhelm Meisters Lehrjahre. Berlin 1794—96. 4 Bde.
24) Hermann und Dorothea. Berlin 1798. Braunschweig 1799.
25) Propyläen, eine periodische Schrift. Tübingen 1798—1800. 3 Bde.
26) Mahomet; ein Trauerspiel nach Voltaire. Tübingen 1802.
27) Tancred, ein Trauerspiel nach Voltaire. Tübingen 1802.
28) Was wir bringen. Vorspiel. Tübingen 1802.
29) Leben des Benvenuto Cellini. Tübingen 1803. 2 Thle.
30) Die natürliche Tochter. Trauerspiel. Tübingen 1804.
31) Rameau's Neffe, ein Dialog von Diderot. Leipzig 1805.
32) Winkelmann und sein Jahrhundert. Tübingen 1805.
33) Faust, eine Tragödie. Tübingen 1807.
34) Ideen über organische Bildung. Tübingen 1807

35) Sammlung zur Kenntniß der Gebirge von und um Karlsbad. Karlsbad 1807.
36) Die Wahlverwandtschaften, ein Roman. Tübingen 1809. 2 Bde.
37) Pandora. Wien 1810.
38) Zur Farbenlehre. Stuttgart 1810. 2 Bde.
39) Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Stuttgart 1811—22. 6 Bde.
40) Philipp Hackert. Tübingen 1811.
41) Die Höhen der alten und neuen Welt. Weimar 1813.
42) Des Epimenides Erwachen. Berlin 1815.
43) Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden. Stuttgart 1816 u. fg.
44) Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie. Stuttgart 1817—24. 2 Bde.
45) Maskenzug in Weimar. Stuttgart 1819.
46) Westöstlicher Divan. Stuttgart 1819.
47) Wilhelm Meisters Wanderjahre. Stuttgart 1821.

Gesammtausgaben seiner Schriften, in welchen sich Vieles findet, das nicht einzeln im Buchhandel erschien, sind, mit Ausnahme der bereits oben unter No. 16. angeführten:

a) Sämmtliche Schriften. Berlin 1776. 2 Thle. 3. A. 1779. 4 Bde. (ohne Goethe's Wissen gedruckt.)
b) Goethe's Werke. Tübingen 1806. 13 Bde.
c) Goethe's Werke. Stuttgart 1816 u. f. J. 20 Bde.
d) Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Stuttgart 1828—34. (mit den nachgelassenen Werken) 55 Bde. Ausgabe in 8. und in 12. — diese enthalten:

Bd. 1—4. Gedichte.
" 5. Westöstlicher Divan.
" 6. Noten und Abhandlungen zu demselben.
" 7. Die Laune des Verliebten, die Mitschuldigen, die Geschwister, Mahomet, Tancred.
" 8. Götz von Berlichingen. — Egmont.
" 9. Iphigenie auf Tauris. — Torquato Tasso. — Die natürliche Tochter.
" 10. Elpenor. — Clavigo. — Stella. — Claudine von Villa Bella — Erwin und Elmire.
" 11. Jery und Bätely. — Lila. — Die Fischerin. — Scherz, List und Rache. — Der Zauberflöte zweiter Theil. Paläophron und Neoterpe. — Vorspiel zur Eröffnung des Weimar. Theaters am 19. September 1807. Was wir bringen. — Fortsetzung desselben. — Theaterreden.
" 12. Faust, 1. Thl. — 2. Thl. s. Bd. 41.
" 13. Neueröffnetes moralisches Puppenspiel. — Fastnachtsspiel vom Peter Brei. — Satyros. — Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes. — Parabeln. — Legende. — Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung. — Auf Miedings Tod. — Künstler's Erdenwallen. — Künstler's Apotheose. — Epilog zu Schillers Glocke. — Die Geheimnisse. — Maskenzüge. — Die romantische Poesie. Stanzen. Im Namen der Bürgerschaft von Carlsbad. — Des Epimenides Erwachen.
" 14. Der Triumph der Empfindsamkeit. — Die Vögel. — Der Groß-Cophta. — Der Bürgergeneral.
" 15. Die Aufgeregten. — Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. — Die guten Weiber.
" 16. Leiden des jungen Werther. — Briefe aus der Schweiz. 1. Abth.
" 17. Die Wahlverwandtschaften.
" 18—20. Wilhelm Meisters Lehrjahre.
" 21—23. Wilhelm Meisters Wanderjahre. — Aus Makariens Archiv.
" 24—26. Aus meinem Leben.
" 27—28. Italienische Reise.
" 29. Zweiter römischer Aufenthalt.
" 30. Campagne in Frankreich.
" 31. Tages- und Jahreshefte von 1749—1806.
" 32. Tages und Jahreshefte von 1807—1822. — Zum Andenken der D. Herzogin Anna Amalia. — Zum Andenken Wieland's
Bd. 33. Recensionen. — Prometheus. — Götter, Helden und Wieland.
" 34—35. Benvenuto Cellini.
" 36. Rameau's Neffe. — Anmerkungen zu demselben. — Diderot's Versuch über die Malerei.
" 37. Winkelmann. — Philipp Hackert.
" 38. Einleitung in die Propyläen. — Ueber Laokoon. — Der Sammler und die Seinigen. — Ueber Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke. — Ueber Italien. — Fragmente eines Reisejournals. — Aeltere Gemälde. — Don Cipcio. — Neueste italienische Literatur.
" 39. Philostrat's Gemälde. — Abendmahl von Leonardo da Vinci. — Cäsar's Triumphzug. — Kupferstich nach Tizian. — Tischbein's Idyllen. — Handzeichnungen von Goethe. — Skizzen zu Kasti's redenden Thieren. — Blumen Malerei. — Gérard's historische Portraits. — Ruysdael als Dichter. — Altdeutsche Gemälde in Leipzig. — Bildhauerei. — Münzen, Medaillen, geschnittene Steine. — Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker. — Altdeutsche Baukunst.
" 40. Reinecke Fuchs. — Hermann und Dorothea. — Achilleis. — Pandora.
" 41—55. (Auch unter dem Titel: Nachgelassene Werke.)
" 41. (1). Faust, der Tragödie 2. Theil.
" 42. (2). Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand. Dramatisirt. — Götz von Berlichingen. Schauspiel, für die Bühne bearbeitet.
" 43. (3). Aus einer Reise in die Schweiz im Jahre 1797. — Aus einer Reise am Rhein in den Jahren 1814—15.
" 44. (4). Kunst.
" 45. (5). Theater und deutsche Literatur.
" 46. (6). Auswärtige Literatur.
" 47. (7). Jugendgedichte. — Lieder für Liebende. — Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten. — Vermischte Gedichte. — Original und Nachbildung. — Festgedichte. — Gedichte zu Bildern. — Zuschriften und Erinnerungsblätter. — Politica. — Zahme Xenien. — Der neue Alcious.
" 48. (8.) Aus meinem Leben. 4r Thl.
" 49. (9). Einzelnheiten, Maximen und Reflexionen.
" 50. (10.) Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen.
" 51. (11). Mineralogie, Geologie, Meteorologie.
" 52. (12) Zur Farbenlehre.
" 53—54. (13—14.) Geschichte der Farbenlehre.
" 55. (15) Nachträge zur Farbenlehre, zur Pflanzenlehre, zur Osteologie.

Goethe's Briefwechsel erschien in folgenden Sammlungen:

a) Briefe an Lavater. Aus den Jahren 1774—83. Herausgegeben von H. Hirzel. Leipzig 1833.
b) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794—1805. 6 Thle. Stuttgart 1828—1829.
c) Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796—1832. Herausgegeben von F. W. Riemer. Berlin 1833—34. 6 Thle.
d) Goethe's Briefe an ein Kind. (Bettina von Arnim geb. Brentano) Berlin 1835. 3 Thle. N. A. Berlin 1837.
e) Kurzer Briefwechsel zwischen Klopstock und Goethe im Jahre 1776. Leipzig 1833.

Einzelne Briefe Goethe's finden sich in:

Briefe an Johann Heinrich Merk von Goethe, Herder, Wieland u. A. Darmstadt 1835.
Theaterbriefe von Goethe u. s. w. Berlin 1835.
Vogel C., Goethe in amtlichen Verhältnissen. Jena 1834.

Sämmtliche bekannt gewordenen Briefe aber zusammengestellt in:

Goethe's Briefe in den Jahren 1768 bis 1832. Herausgegeben von D. Heinrich Döring. Leipzig 1837 1. Bd. in Lexiconformat.

So verschieden auch die Urtheile über Goethe im Allgemeinen, vorzüglich während der letzten Jahre, gewesen sind, und so schroff sich auch immer seine Verehrer und seine Gegner, auf beiden Seiten übertreibend, einander gegenüberstellten, so beginnen sie doch von Tage zu Tage mehr darin übereinzustimmen, daß er der reichste vielseitigste, ausgebildetste und somit der größte deutsche Dichter sei, und daß Jahrhunderte vergehen können, ehe wieder ein Mann, der ihm gleiche oder gar ihn übertrafe, unter uns ersteht. — Was in strengster Untersuchung von einem wahren Dichter gefordert werden darf: Tiefe des Gefühls, schöpferische Kraft, Reichthum der Anschauung, Gluth der Phantasie, Adel der Gedanken und Herrschaft über die Form in der ganzen Bedeutung dieses Ausdruckes, das besaß Goethe wie Keiner, und verband noch damit eine seltene Schärfe des Verstandes und den feinsten Geschmack. Die alte, zur Streitfrage gewordene, von einigen seiner Gegner aufgestellte Behauptung, daß er eigentlich nur Talent, aber kein Genie besessen, indem er nie gänzlich Neues hervorgebracht, sondern nur das schon Vorhandene sich angeeignet und in größter Vervollkommnung reproducirt habe, darf hier, obwohl ihr einige Wahrheit zu Grunde liegt, nicht in Betracht kommen, da sie auf die Schätzung der Leistungen des Dichters selbst keinen Einfluß haben kann. —

Mit diesen letzteren haben auch wir nur in diesem Werke zu thun, und werden daher uns überall, wo eine tiefere Verbindung es nicht unumgänglich nothwendig macht, gewissenhaft bemühen, Goethe den Menschen scharf von Goethe dem Dichter zu trennen und sein äußeres Leben als ein moralisches Ganze, das zu dem für sich bestehenden Ganzen seiner Werke in keiner directen Beziehung steht, durchaus unberührt lassen. Die Einwirkung, welche Goethe im Laufe eines langen Lebens nach mannichfachen Richtungen hin willkürlich oder unwillkürlich auf seine Nation ausübte, während er sich oft, mit dem vollsten Bewußtsein, wenigstens hinsichtlich der Wirkung nach außen, den höchsten Interessen derselben fern hielt, hat, da er der Gegenwart so lange angehörte und die verschiedenartigsten Bestrebungen in deutscher Literatur neben ihm auftauchten und wieder versanken, zu oft die Gemüther verleitet, bei der Betrachtung seiner Leistungen seine Individualität mit ihren eigenthümlichsten Verhältnissen diesen gegenüber zu stellen und, die eine zum Maßstabe bei der Würdigung der anderen nehmend, bald diese, bald jene mit Lob oder Tadel zu belegen. — Dadurch ist, weil ein so entwickeltes Urtheil nothwendig von den subjectiven Ansichten jedes Einzelnen bedingt wurde, eine Verwirrung der Begriffe in Allem was Goethe betrifft entstanden, welche erst von der ruhiger und nach allgemein gültigen und wahren Grundsätzen beurtheilenden Nachwelt wird beseitigt werden können. — Seine bleibende rechte und wahre Stellung in der Geschichte deutscher Literatur und Kunst erhält Goethe vielleicht kaum in hundert Jahren und noch später angewiesen; diese möge sich indessen gestalten wie sie wolle, darin müssen stets alle Nationen und alle Zeiten übereinstimmen, daß er sich den größten Dichtern aller Zeiten und aller Nationen als ihr würdiger Genosse anschließe, und als solcher stets bei einer Nennung derselben mit vollstem Rechte anzuführen sei. —

Länger denn ein halbes Jahrhundert hat sich Goethe als Dichter thätig bewiesen und in nie unterbrochener Folge poetische Werke geliefert. Wir haben es bereits gesagt, wie neben ihm die eigenthümlichsten Erscheinungen in diesem Gebiete auftauchten und versanken; setzen wir hier als Einleitung zu dem Folgenden noch hinzu, daß er stets mit unvermindertem Selbstbewußtsein auf dem Wege, den er als den rechten erkannt hatte, seinem vorgesteckten Ziele zuschritt, unbekümmert um die Gunst der Menge und weder mit ihr auf gutes Glück im Dunkel tappend, um das Rechte in günstigem Zufall zu ergreifen, noch mit den Einzelnen sich gewaltsam neue Bahnen brechend, um durch ungewohnten oder fremdartigen Glanz der Masse zu imponiren. Fassen wir seine sämmtlichen poetischen Werke als das Resultat seines Lebens und daher als ein Ganzes zusammen, so finden wir, daß durchgängig eine großartige Idee ihnen zu Grunde liegt und sich stets in der Schilderung der durch sie entspringenden Verhältnisse ausspricht; es ist der Kampf, den der Mensch als Einzelner, innerhalb der um ihn gezogenen Schranken und durch dieselben mit der sinnlichen wie mit der übersinnlichen Außenwelt, nach den verschiedensten Richtungen hin und in den mannichfaltigsten Erscheinungen zu bestehen hat; der Kampf des Subjectes mit den Objecten, des Mikrokosmus mit dem Makrokosmus. Wie Goethe in der Wirklichkeit in langer Jahresreihe ein ganzes, vollendetes Leben durchschritt, so durchschreitet er es innerhalb seiner Werke in der Darstellung dieses Kampfes, der in seinem Götz von Berlichingen nur die äußerste Seite seiner Verhältnisse zeigt, im Werther das feindliche Entgegenstehen des Inneren und Aeußeren hervorhebt, im Wilhem Meister und den Wahlverwandtschaften eine mögliche Ausgleichung des Zwiespaltes, in welchem sich der Einzelne zu der menschlichen Gesellschaft und ihren Gesetzen befinden kann, andeutet, und endlich im Faust die höchste Potenzirung im Conflict des Sinnlichen mit dem Uebersinnlichen offenbart, aber auch zugleich die höchste und schönste Aussöhnung, die der Liebe nämlich, mit sich führt. Dazwischen reihen sich die anderen Werke des Dichters als eben so viele Nuancirungen der Durchführung jener Aufgabe ein. — Diese ethische Seite der dichterischen Werke Goethe's, welche ihnen zu derselben die höchste moralische Würde verleiht, ist noch bei Weitem nicht scharf und bestimmt genug von den Kritikern hervorgehoben worden, und namentlich haben seine Gegner, sei es unbewußt oder gefliffentlich, sie fast gar nicht beachtet und so sehr oft Dinge zum Vorwurf gegen ihn gekehrt, die gerade die reinste und wärmste zwiefache, ästhetische wie ethische, Anerkennung verdienen, indem sie Aeußerungen und Erfindungen seinem subjectiven Menschen zur Last legten, welche dieser nur erschaffen, weil der Dichter in ihm sie objectiv, um der Vollendung seines Kunstwerkes willen für nothwendig hielt, theils aus einer poetischen Intuition, theils in Folge gewissenhaftester Erwägung; denn wir wissen und die Beweise dafür finden sich besonders in den Briefen Goethe's und den sie begleitenden Zeugnissen und Berichten der ihm näher stehenden Mitlebenden, daß kein Dichter mit solcher Strenge und mit solchem Fleiße arbeitete wie er. Es kann nicht genug darauf (auf jene ethische Bestrebungen nämlich) aufmerksam gemacht werden, und wir thun es hier von Neuem, obgleich wir uns darauf beschränken müssen, sie hier nur anzudeuten.

Es gibt fast keine Gattung der Poesie, in welcher Goethe nicht Bedeutendes geleistet hätte; da jedoch eine Charakteristik seiner Werke im Einzelnen zu weit führen würde, scheint es nothendig, seine Eigenthümlichkeit im Allgemeinen, so wie sie mehr oder weniger eben in jenen besondern Gattungen sich zeigte, hervorzuheben. — Wir müssen hier namentlich mehreres von uns bereits früher an anderen Orten Ausgesprochene, theils ganz so wiederholen, wie wir es dort äußerten, indem unsere Ansicht unverändert blieb, theils aber es ergänzend fortführen, damit der Leser hier eine vollständige Zusammenstellung erhalte. Wir glauben uns diese Anführung eigener Meinungen um so eher gestatten zu dürfen, als solche das Resultat jahrelanger ernster Beschäftigungen mit den

Werken des großen Dichters sind, das wir hier in genauem Zusammenhange dem Leser mitzutheilen uns durch Ziel und Aufgabe dieses Werkes verpflichtet fühlen.

Ueber die lyrischen Gaben, mit welchen er Deutschland erfreute und bereicherte, sprachen wir uns an anderem Orte *) bereits folgendermaßen aus: „Als Lyriker steht Goethe unendlich hoch und ist wohl als das Vorbild der Dichter aller Nationen zu betrachten, wenigstens könnte er es sein und wird es gewiß immer mehr, je mehr sich die Kenntniß seiner kleineren Gedichte im Auslande verbreitet. Sein eigenthümlichstes Talent, das Schöne aufzufassen und es so, wie es ist, ohne daß es in seinem Inneren, oder durch die Darstellung, Veränderung erleidet, hinzustellen, beurkundet sich nirgends so wie hier. — In allen diesen Gedichten ist Goethe immer was er sein will, nur nicht er selbst, oder vielmehr er ist ein Proteus, der sich nie in seiner wahren Gestalt zeigt, weil er eine bessere, schönere, unschuldigere im Reiche der Poesie fand. — Aber eben dies gewaltige Talent, das Einzelne so aufzufassen und darzustellen, wie es sich durchaus allgemein offenbart, und ihm nun durch die lyrische Weise den Reiz der subjectiven Empfindung zu geben, die stets eine Täuschung bei dem Leser hervorbringt, nimmt alle Gemüther so mächtig für ihn ein, jedes findet sein Selbst oder Theile seines Selbst, wie in einem Spiegel dort wieder. Dazu gesellt sich nun der herrliche Blick in die Natur, der ihm eigen ist, wie Keinem; er wählt nicht ängstlich die Farben aus zum Gemälde, sondern indem er die Empfindungen hinstellt, gesellt er auch schon, im richtigen Gefühl, die Umgebungen zu ihnen, in welchen sie sich am Vortheilhaftesten ausnehmen, und in denen sich eine solche Gemüthsstimmung vor Allem gefällt. — Andere Dichter beschwören gewaltig die Phantasie des Lesers durch ihre eigene herauf, damit sie ihnen diene; er thut das nicht, weil er es nicht nöthig hat, und doch wird sie, bei seinen Gedichten, unzertrennlich von dem Lesenden sein und sich bei der ersten Zeile, ja, ich möchte sagen, schon bei dem ersten Worte, als Begleiterin durch das Ganze einstellen. Nirgends vergißt man sich so gänzlich und fühlt und denkt, wie der Dichter es haben will, als bei Goethe. — Wir finden in seinen Liedern das Edelste und Eigenthümlichste des deutschen Charakters wieder, und nirgends tritt die reine und süße Jungfräulichkeit unserer Sprache so hervor, als bei ihm. Alles aber, was er bringt, zeigt sich in schöner Gestaltung, im vollendetsten Ebenmaß, im einschmeichelndsten Wohllaut. — In seinen späteren und spätesten Gedichten wurde Goethe leider theils zu conventionell, theils allegorisirte er zu sehr; (dies Letztere aus Altersschwäche: die schaffende Kraft erlahmte und er glaubte sie, in Selbsttäuschung, auf diese Weise zu ersetzen) und zerstörte daher die lyrischen Elemente, indem er nur zu häufig die ihm früher so eigenthümliche und nothwendige Klarheit der Gedanken zerstörte."

Was hier von Goethe als lyrischem Dichter gesagt wurde, das läßt sich auch in mehrfacher Hinsicht auf seine dramatischen Werke anwenden, vorzüglich in Hinsicht auf ihren Grundcharakter, die reine Wahrheit und treue Natürlichkeit der Handelnden in denselben. Er griff hier stets mit kräftiger Hand in das vollste Leben und stellte den von ihm erwählten Gegenstand in hellster Klarheit, zwar verschönt durch das nothwendige poetische Gewand, aber sonst in treffendster Wirklichkeit dar. Goethe zeichnete in seinen Dramen den Menschen wie er ist, Schiller dagegen denselben wie er sein sollte, kämpfend mit allen Schwächen seiner Natur, aber ihnen geistig nie erliegend; hierin besteht vor Allem die Verschiedenheit dieser beiden großen Männer, und wenn sie auch in den Endpunkten sich wieder begegneten, da alles rein Menschliche und Echte nothwendig zum Göttlichen führen muß, so wichen doch die Wege, welche sie dahin leiteten, gänzlich von einander ab und nahten sich nur am Ziele von Neuem, um sich hier zu vereinen. — Die hohe moralische Würde der Schiller'schen Charaktere ist daher denen Goethe's oft gegenüber gestellt und diesem, ganz mit Unrecht, zum Vorwurf gemacht worden, da die letzteren keinen ihrer Mängel verbergen sondern ihn sogar mitunter anmuthig zeigen und den Reiz des Ganzen dadurch vermehren. Dieser Tadel konnte aber nicht Goethe den Dichter, sondern nur Goethe den Menschen und zwar nur als Solchen treffen, wenn er wirklich, wie das behauptet wurde und auch von ihm theilweise hier und da zugegeben worden ist, in ihnen nur sich selbst zeichnete; allerdings erschien dann manches Unmoralische, wie an ihnen, so auch an ihm, aber der Tadel blieb ungegründet, denn es mußte doch erst erwiesen werden, daß er diese Immoralität nähre und pflege, anstatt sie zu bekämpfen und mit besten Kräften auszurotten. Wer aber außer der Gottheit vermöchte den hier erforderlichen Beweis zu führen?! Obendrein durfte die wahre Kritik sich um solche Beschuldigungen nicht kümmern; wie der Dichter den Charakter schuf, das ging eigentlich nur diesen an; sie hatte ganz allein zu untersuchen, ob derselbe poetisch wahr, das heißt, nach den gegebenen Verhältnissen als möglich denkbar, und ob er durch die ganze von ihm getragene oder durch ihn beförderte Handlung psychologisch richtig und consequent durchgeführt sei. Die nähere Betrachtung dieser Frage stellt aber die eigentliche Glanzseite der Goethe'schen Dramen in das hellste Licht und verwandelt allen Tadel in das entschiedene Lob, denn treuer, feiner und treffender als Goethe hat noch kein Dichter die Menschennatur in ihren mannichfachen Erscheinungen gezeichnet; in dem inneren Leben seiner handelnden Personen ist der genaueste Zusammenhang, nirgends zeigt sich eine Lücke oder ein Flickwerk, es ist ein und derselbe wohlgerathene Guß in schönster Vollkommenheit aller Formen. Dazu kommt noch, daß er ihnen gegenüber mit eben solcher Treue und Richtigkeit die Massen wie die Verhältnisse zu stellen und zu ordnen weiß, daß seine Motive, überall ihrer inneren Natur nach wahr und rein, die Folgen in strengster Nothwendigkeit herbeiführen, und daß durch das Gesammteinwirken aller Theile auf einander jedesmal das dramatische Ganze ein vollkommenes, harmonisches Kunstwerk wird, das selbst bei größter geistiger Freiheit die wahren Regeln und Forderungen der Kunst nie verletzt, sondern stets sich mit ihnen im Einklange zeigt. Keine Nation hat solche Vollendung der äußeren wie der inneren Form in Werken dramatischer Kunst aufzuweisen, wie wir sie in der Iphigenie, im Tasso, im Egmont besitzen.

Dasselbe Lob erstreckt sich auf die Romane Goethe's, namentlich auf Werther's Leiden, in welche er die ganze volle Gluth seiner jugendlichen Seele ausströmte, und auf Wilhelm Meisters Lehrjahre, in welchen der gereifte Mann seine Weltanschauung, umstellt von den Verhältnissen und Erscheinungen seiner Zeit, niederlegte. — Hinsichtlich der äußeren Form stehen vielleicht die Wahlverwandtschaften als Kunstwerk noch höher; doch wird man sich nie zu einer allgemeinen Stimme des Lobes über sie erheben können, da eine befriedigende Lösung der Frage, ob es nicht ein Mißgriff des Dichters sei, die gehässigsten Seiten menschlicher Verirrung und Lüge in den Verhältnissen der gebildetsten bürgerlichen Gesellschaft zur Aufgabe für ein Kunstwerk zu wählen, schwerlich gefunden werden kann. —

*) D. L. B. Wolff, die schöne Literatur Europa's in der neuesten Zeit, dargestellt nach ihren bedeutendsten Erscheinungen. Leipzig 1832. S. 659 folg.

Abgesehen von derselben, weicht dieses Werk an Tiefe der Gedanken und Empfindungen, an Vollendung der Form, an Treue und Eleganz der Darstellung, gewiß keiner anderen Leistung desselben Meisters. Wilhelm Meisters Wanderjahre endlich sind ein durch widrige Umstände hastig zusammengedrängtes Werk, und es fehlt ihnen die eigentliche Einheit; doch enthalten sie dagegen außerordentlich schöne Einzelnheiten und einen reichen Schatz erprobtester Lebensweisheit und Erfahrung. — Herrmann und Dorothea, nur der äußern Form nach ein Epos, in seinem ganzen inneren Wesen aber ein familiengeschichtlicher Roman, muß durch seine einfache Wahrheit und Treue, sein reines Gefühl, und die liebenswürdige Anspruchslosigkeit und Feinheit der Darstellung jedes unverdorbene, empfängliche Gemüth stets auf das Lebhafteste ergreifen und rühren, und wird sich daher immer als ein Liebling bei einem großen Theile unserer Nation erhalten. —

Was Goethe für die Kritik, die Wissenschaft und die Kunst geleistet hat, ist mit wenigen Worten angedeutet und findet sich wiedet ausgesprochen, wenn wir kurz zusammenfassen, was ihm Deutschland überhaupt verdankt. Er war es, der die deutsche Poesie und Literatur von den Abwegen, auf die sie gerathen war, zur Wahrheit und Natur zurückführte, der den Deutschen durch seine Werke zeigte, wie sie in ihrem innersten Wesen allein besäßen, was ihnen frommte und sie weiter zu bringen vermöchte, ohne daß sie von fremden Völkern Schmuck zu borgen brauchten, der allein bis dahin gedient hatte, um ihre Blößen nothdürftig zuzudecken; er endlich erschloß dem deutschen Geiste mit sicherer Hand neue reichbegabte Kreise und zeigte, indem er voraufwandelte, den Weg, der in dieselben führte; durch ihn zuerst gelang es uns, die Höhe zu erreichen, auf welcher sich andere Nationen bereits befanden, uns ihnen gleichzustellen und einen überaus würdigen Platz im Gebiete der Weltliteratur einzunehmen.

Vgl. J. Falk. Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt. Leipzig 1832.
J. P. Eckermann, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Leipzig 1836. 2 Bde.
H. Döring J. W. v. Goethe's Leben. Weimar 1828. (Hier finden sich die Schriften über Goethe's Leben und Werke bis zu 1828 am vollständigsten zusammengestellt, S 491—518.
Ferner als Stimme des entschiedensten und bedeutendsten Gegners von Goethe: W. Menzel. Die deutsche Literatur. Stuttgart 1828. Th. II. S. 219 fgde.

A) Gedichte.*)

An die Erwählte.

Hand in Hand! und Lipp' auf Lippe!
Liebes Mädchen, bleibe treu!
Lebe wohl! und manche Klippe
Fährt dein Liebster noch vorbei;
Aber wenn er einst den Hafen,
Nach dem Sturme, wieder grüßt,
Mögen ihn die Götter strafen,
Wenn er ohne dich genießt.

Frisch gewagt ist schon gewonnen,
Halb ist schon mein Werk vollbracht;
Sterne leuchten mir wie Sonnen,
Nur dem Feigen ist es Nacht.
Wär' ich müßig dir zur Seite,
Drückte noch der Kummer mich;
Doch in aller dieser Weite
Wirk' ich rasch und nur für dich.

Schon ist mir das Thal gefunden,
Wo wir einst zusammen gehn,
Und den Strom in Abendstunden
Sanft hinunter gleiten sehn.
Diese Pappeln auf den Wiesen,
Diese Buchen in dem Hain!
Ach, und hinter allen diesen
Wird doch auch ein Hüttchen seyn.

Nähe des Geliebten.

Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer
Vom Meere strahlt;
Ich denke dein, wenn sich des Mondes Flimmer
In Quellen malt.

Ich sehe dich, wenn auf dem fernen Wege
Der Staub sich hebt;
In tiefer Nacht, wenn auf dem schmalen Stege
Der Wandrer bebt.

Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauschen
Die Welle steigt.
Im stillen Haine geh' ich oft zu lauschen,
Wenn alles schweigt.

Ich bin bei dir, du seyst auch noch so ferne,
Du bist mir nah!
Die Sonne sinkt, bald leuchten mir die Sterne.
O wärst du da!

Willkommen und Abschied.

Es schlug mein Herz; geschwind zu Pferde!
Es war gethan fast eh' gedacht;
Der Abend wiegte schon die Erde
Und an den Bergen hing die Nacht:
Schon stand im Nebelkleid die Eiche
Ein aufgethürmter Riese da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsaus'ten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer;
Doch frisch und fröhlich war mein Muth;
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Gluth!

Dich sah ich, und die milde Freude
Floß von dem süßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und jeder Athemzug für dich.
Ein rosenfarb'nes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich — Ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach, schon mit der Morgensonne
Verengt der Abschied mir das Herz:
In deinen Küssen, welche Wonne,
In deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, du stand'st und sah'st zur Erden,
Und sah'st mir nach mit nassem Blick:
Und doch, welch' Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Neue Liebe, neues Leben.

Herz, mein Herz, was soll das geben?
Was bedränget dich so sehr?
Welch ein fremdes neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg ist alles, was du liebtest,
Weg warum du dich betrübtest,
Weg dein Fleiß und deine Ruh' —
Ach, wie kamst du nur dazu!

*) Aus J. W. v. Goethe's Werken.

Fesselt dich die Jugendblüthe,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick voll Treu' und Güte,
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich rasch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick,
Ach, mein Weg zu ihr zurück.

Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe lose Mädchen,
Mich so wider Willen fest;
Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise.
Die Veränd'rung, ach, wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich los!

Schäfers Klagelied.

Da droben auf jenem Berge
Da steh' ich tausendmal
An meinem Stabe gebogen
Und schaue hinab in das Thal.

Dann folg' ich der weidenden Heerde,
Mein Hündchen bewahret mir sie.
Ich bin herunter gekommen
Und weiß doch selber nicht wie.

Da stehet von schönen Blumen
Die ganze Wiese so voll.
Ich breche sie, ohne zu wissen,
Wem ich sie geben soll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpaß' ich unter dem Baum,
Die Thüre dort bleibet verschlossen;
Doch alles ist leider ein Traum.

Es stehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber ist weggezogen,
Und weit in das Land hinaus.

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber, ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer ist gar so weh.

Jägers Abendlied.

Im Felde schleich' ich still und wild,
Gespannt mein Feuerrohr.
Da schwebt so licht dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor.

Du wandelst jetzt wohl still und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach! mein schnell verrauschend Bild
Stellt sich dir's nicht einmal?

Des Menschen, der die Welt durchstreift
Voll Unmuth und Verdruß,
Nach Osten und nach Westen schweift,
Weil er dich lassen muß.

Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn;
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht wie mir geschehn.

Generalbeichte.

Lasset heut im edeln Kreis
Meine Warnung gelten!
Nehmt die ernste Stimmung wahr,
Denn sie kommt so selten.
Manches habt ihr vorgenommen,
Manches ist euch schlecht bekommen,
Und ich muß euch schelten.

Reue soll man doch einmal
In der Welt empfinden!
So bekennt vertraut und from,
Eure größten Sünden!
Aus des Irrthums falschen Weiten
Sammelt euch und sucht bei Zeiten
Euch zurechtzufinden.

Ja, wir haben, sey's bekannt,
Wachend oft geträumet,
Nicht geleert das frische Glas,
Wenn der Wein geschäumet;
Manche rasche Schäferstunde,
Flücht'gen Kuß vom lieben Munde,
Haben wir versäumet.

Still und maulfaul saßen wir,
Wenn Philister schwätzten,
Ueber göttlichen Gesang
Ihr Geklatsche schätzten;
Wegen glücklicher Momente,
Deren man sich rühmen könnte.
Uns zur Rede setzten.

Willst du Absolution
Deinen Treuen geben,
Wollen wir nach deinem Wink
Unabläßlich streben,
Uns vom Halben zu entwöhnen,
Und im Ganzen, Guten, Schönen,
Resolut zu leben.

Den Philistern allzumal
Wohlgemuth zu schnippen,
Jenen Perlenschaum des Weins
Nicht nur flach zu nippen,
Nicht nur liebeln leis' mit Augen,
Sondern fest uns anzusaugen
An geliebte Lippen.

Musen und Grazien in der Mark.

O wie ist die Stadt so wenig;
Laßt die Maurer künftig ruhn!
Unsre Bürger, unser König
Könnten wohl was bessers thun.
Ball und Oper wird uns tödten;
Liebchen, komm auf meine Flur,
Denn besonders die Poeten,
Die verderben die Natur.

O wie freut es mich, mein Liebchen,
Daß du so natürlich bist;
Unsre Mädchen, unsre Bübchen,
Spielen künftig auf dem Mist!
Und auf unsern Promenaden
Zeigt sich erst die Neigung stark.
Liebes Mädchen! laß uns waden,
Waden noch durch diesen Quark.

Dann im Sand uns zu verlieren,
Der uns keinen Weg versperrt!
Dich den Anger hin zu führen,
Wo der Dorn das Röckchen zerrt!
Zu dem Dörfchen laß uns schleichen,
Mit dem spitzen Thurme hier;
Welch ein Wirthshaus sonder gleichen!
Trocknes Brod! und saures Bier!

Sagt mir nichts von gutem Boden,
Nichts vom Magdeburger Land!
Unsre Samen, unsre Todten,
Ruhen in dem leichten Sand.
Selbst die Wissenschaft verlieret
Nichts an ihrem raschen Lauf,
Denn bei uns, was vegetiret,
Alles keimt getrocknet auf.

Geht es nicht in unserm Hofe
Wie im Paradiese zu?
Statt der Dame, statt der Zofe
Macht die Henne Glu! glu! glu!
Uns beschäftigt nicht der Pfauen,
Nur der Gänse Lebenslauf;
Meine Mutter zieht die grauen,
Meine Frau die weißen auf.

Laß den Wipfling uns bestricheln!
Glücklich, wenn ein deutscher Mann
Seinem Freunde Vetter Micheln
Guten Abend bieten kann.
Wie ist der Gedanke labend:
Solch ein Edler bleibt uns nah!
Immer sagt man: gestern Abend
War doch Vetter Michel da!

Und in unsern Liedern keimet
Sylb' aus Sylbe, Wort aus Wort.
Ob sich gleich auf Deutsch nichts reimet,
Reimt der Deutsche dennoch fort.
Ob es kräftig oder zierlich,
Geht uns so genau nicht an;
Wir sind bieder und natürlich
Und das ist genug gethan.

Der Sänger.

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten!

Gegrüßet seyd mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch' reicher Himmel, Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen.

Der Sänger drückt' die Augen ein,
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schoos die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Ein' goldne Kette reichen.

Die goldne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen.

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
O Trank voll süßer Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke.

Erlkönig.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht? —
Sieh'st, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif. —

„Du liebes Kind, komm, geh' mit mir!
„Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
„Manch' bunte Blumen sind an dem Strand!
„Meine Mutter hat manch' gülden Gewand."

Mein Vater, mein Vater und höreſt du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht? —
Sey ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern säuselt der Wind. —

„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
„Meine Töchter sollen dich warten schön;
„Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn,
„Und wiegen und tanzen und singen dich ein."

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau;
Es scheinen die alten Weiden so grau. —

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
„Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt." —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan! —

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
In seinen Armen das Kind war todt.

Der Fischer.

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Theilt sich die Fluth empor;
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesgluth?
Ach wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter wie du bist
Und würdest erst gesund.

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Thau?

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da war's um ihn geschehn:
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehn.

Der König in Thule.

Es war ein König in Thule
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er sah ihn stürzen, trinken,
Und sinken tief ins Meer.
Die Augen thäten ihm sinken;
Trank nie einen Tropfen mehr.

Die Braut von Korinth.

Nach Korinthus von Athen gezogen
Kam ein Jüngling, dort noch unbekannt
Einen Bürger hofft' er sich gewogen;
Beide Väter waren gastverwandt,
Hatten frühe schon
Töchterchen und Sohn
Braut und Bräutigam voraus genannt.

Aber wird er auch willkommen scheinen,
Wenn er theuer nicht die Gunst erkauft?
Er ist noch ein Heide mit den Seinen,
Und sie sind schon Christen und getauft.
Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb' und Treu
Wie ein böses Unkraut ausgerauft.

Und schon lag das ganze Haus im Stillen,
Vater, Töchter, nur die Mutter wacht;
Sie empfängt den Gast mit bestem Willen,
Gleich ins Prunkgemach wird er gebracht.
Wein und Essen prangt
Eh' er es verlangt:
So versorgend wünscht sie gute Nacht.

Aber bei dem wohlbestellten Essen
Wird die Lust der Speise nicht erregt;
Müdigkeit läßt' Speis' und Trank vergessen,
Daß er angekleidet sich auf's Bette legt;
Und er schlummert fast,
Als ein seltner Gast
Sich zur offnen Thür hereinbewegt.

Denn er sieht bei seiner Lampe Schimmer
Tritt, mit weißem Schleier und Gewand,
Sittsam still ein Mädchen in das Zimmer,
Um die Stirn ein schwarz und goldnes Band.
Wie sie ihn erblickt,
Hebt sie, die erschrickt,
Mit Erstaunen eine weiße Hand.

Bin ich, rief sie aus, so fremd im Hause,
Daß ich von dem Gaste nichts vernahm?
Ach, so hält man mich in meiner Klause!
Und nun überfällt mich hier die Scham.
Ruhe nur so fort
Auf dem Lager dort,
Und ich gehe schnell, so wie ich kam.

Bleibe, schönes Mädchen! ruft der Knabe,
Rafft von seinem Lager sich geschwind:
Hier ist Ceres, hier ist Bacchus Gabe;
Und du bringst den Amor, liebes Kind!
Bist vor Schrecken blaß!
Liebe, komm und laß,
Laß uns sehn, wie froh die Götter sind.

Ferne bleib', o Jüngling! bleibe stehen;
Ich gehöre nicht den Freuden an.
Schon der letzte Schritt ist, ach! geschehen,
Durch der guten Mutter kranken Wahn,
Die genesend schwur:
Jugend und Natur
Sey dem Himmel künftig unterthan.

Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat sogleich das stille Haus geleert.
Unsichtbar wird Einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt;
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.

Und er fragt und wäget alle Worte,
Deren keines seinem Geist entgeht.
Ist es möglich, daß am stillen Orte
Die geliebte Braut hier vor mir steht?
Sey die meine nur!
Unsrer Väter Schwur
Hat vom Himmel Segen uns erfleht.

Mich erhältst du nicht, du gute Seele!
Meiner zweiten Schwester gönnt man dich.
Wenn ich mich in stiller Klause quäle,
Ach! in ihren Armen denk' an mich,
Die an dich nur denkt,
Die sich liebend kränkt;
In die Erde bald verbirgt sie sich.

Nein! bei dieser Flamme sey's geschworen,
Gütig zeigt sie Hymen uns voraus;
Bist der Freude nicht und mir verloren,
Kommst mit mir in meines Vaters Haus
Liebchen, bleibe hier!
Feyre gleich mit mir
Unerwartet unsern Hochzeitschmaus.

Und schon wechseln sie der Treue Zeichen,
Golden reicht sie ihm die Kette dar,
Und er will ihr eine Schale reichen,
Silbern, künstlich, wie nicht eine war.
Die ist nicht für mich;
Doch, ich bitte dich,
Eine Locke gib von deinem Haar.

Eben schlug die dumpfe Geisterstunde
Und nun schien es ihr erst wohl zu seyn
Gierig schlürfte sie mit blassem Munde
Nun den dunkel blutgefärbten Wein;
Doch vom Weizenbrod,
Das er freundlich bot,
Nahm sie nicht den kleinsten Bissen ein.

Und dem Jüngling reichte sie die Schale,
Der, wie sie, nun hastig lüstern trank.
Liebe fordert er beim stillen Mahle;
Ach, sein armes Herz war liebekrank.
Doch sie widersteht,
Wie er immer fleht,
Bis er weinend auf das Bette sank.

Und sie kommt und wirft sich zu ihm nieder:
Ach, wie ungern seh' ich dich gequält!
Aber, ach! berührst du meine Glieder,
Fühlst du schaudernd, was ich dir verhehlt.
Wie der Schnee so weiß,
Aber kalt wie Eis,
Ist das Liebchen, das du dir erwählt.

Heftig faßt er sie mit starken Armen,
Von der Liebe Jugendkraft durchmannt:
Hoffe doch bei mir noch zu erwarmen,
Wär'st du selbst mir aus dem Grab gesandt!
Wechselhauch und Kuß!
Liebesüberfluß!
Brennst du nicht und fühlest mich entbrannt?

Liebe schließet fester sie zusammen,
Thränen mischen sich in ihre Lust;
Gierig saugt sie seines Mundes Flammen,
Eins ist nur im Andern sich bewußt.
Seine Liebeswuth
Wärmt ihr starres Blut,
Doch es schlägt kein Herz in ihrer Brust.

Unterdessen schleichet auf dem Gange
Häuslich spät die Mutter noch vorbei,
Horchet an der Thür und horchet lange,
Welch ein sonderbarer Ton es sey.
Klag- und Wonnelaut
Bräutigams und Braut,
Und des Liebestammelns Raserei.

Unbeweglich bleibt sie an der Thüre,
Weil sie erst sich überzeugen muß,
Und sie hört die höchsten Liebesschwüre,
Lieb' und Schmeichelworte, mit Verdruß —
Still! der Hahn erwacht! —
Aber morgen Nacht
Bist du wieder da? — und Kuß auf Kuß —

Länger hält die Mutter nicht das Zürnen,
Oeffnet das bekannte Schloß geschwind: —
Gibt es hier im Hause solche Dirnen,
Die dem Fremden gleich zu Willen sind? —
So zur Thür hinein
Bei der Lampe Schein
Sieht sie — Gott! sie sieht ihr eigen Kind.

Und der Jüngling will im ersten Schrecken
Mit des Mädchens eignem Schleierflor,
Mit dem Teppich die Geliebte decken;
Doch sie windet gleich sich selbst hervor.
Wie mit Geist's Gewalt
Hebet die Gestalt
Lang' und langsam sich im Bett empor.

Mutter! Mutter! spricht sie hohle Worte:
So mißgönnt ihr mir die schöne Nacht!
Ihr vertreibt mich von dem warmen Orte.
Bin ich zur Verzweiflung nur erwacht?
Ist's euch nicht genug,
Daß in's Leichentuch,
Daß ihr früh mich in das Grab gebracht?

Aber aus der schwerbedeckten Enge
Treibet mich ein eigenes Gericht.
Eurer Priester summende Gesänge
Und ihr Segen haben kein Gewicht;
Salz und Wasser kühlt
Nicht, wo Jugend fühlt;
Ach! die Erde kühlt die Liebe nicht.

Dieser Jüngling war mir erst versprochen,
Als noch Venus heitrer Tempel stand.
Mutter, habt ihr doch das Wort gebrochen,
Weil ein fremd, ein falsch Gelübd' euch band!
Doch kein Gott erhört,
Wenn die Mutter schwört,
Zu versagen ihrer Tochter Hand.

Aus dem Grabe werd' ich ausgetrieben,
Noch zu suchen das vermißte Gut,
Noch den schon verlornen Mann zu lieben
Und zu saugen seines Herzens Blut.
Ist's um den geschehn,
Muß nach andern gehn,
Und das junge Volk erliegt der Wuth.

Schöner Jüngling kannst nicht länger leben;
Du versiechest nun an diesem Ort.
Meine Kette hab' ich dir gegeben;
Deine Locke nehm' ich mit mir fort.
Sieh' sie an genau!
Morgen bist du grau,
Und nur braun erscheinst du wieder dort.

Höre, Mutter, nun die letzte Bitte:
Einen Scheiterhaufen schichte du;
Oeffne meine bange kleine Hütte,
Bring' in Flammen Liebende zur Ruh!
Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu.

Der Gott und die Bajadere.

Indische Legende.

Mahadöh, der Herr der Erde,
Kommt herab zum sechstenmal,
Daß er unsers gleichen werde,
Mit zu fühlen Freud' und Qual.
Er bequemt sich hier zu wohnen,
Läßt sich alles selbst geschehn.
Soll er strafen oder schonen,
Muß er Menschen menschlich sehn.

Und hat er die Stadt sich als Wandrer betrachtet,
Die Großen belauert, auf Kleine geachtet,
Verläßt er sie Abends, um weiter zu gehn.

Als er nun hinausgegangen,
Wo die letzten Häuser sind,
Sieht er, mit gemalten Wangen,
Ein verlornes, schönes Kind.
Grüß' dich, Jungfrau! — Dank der Ehre!
Wart', ich komme gleich hinaus —
Und wer bist du? — Bajadere,
Und dieß ist der Liebe Haus.
Sie rührt sich, die Cymbeln zum Tanze zu schlagen;
Sie weiß sich so lieblich im Kreise zu tragen,
Sie neigt sich und biegt sich, und reicht ihm den Strauß

Schmeichelnd zieht sie ihn zur Schwelle,
Lebhaft ihn in's Haus hinein.
Schöner Fremdling, lampenhelle
Soll sogleich die Hütte seyn.
Bist du müd', ich will dich laben,
Lindern deiner Füße Schmerz.
Was du willst, das sollst du haben,
Ruhe, Freuden oder Scherz.
Sie lindert geschäftig geheuchelte Leiden.
Der Göttliche lächelt; er siehet mit Freuden
Durch tiefes Verderben ein menschliches Herz.

Und er fordert Sklavendienste;
Immer heitrer wird sie nur,
Und des Mädchens frühe Künste
Werden nach und nach Natur.
Und so stellet auf die Blüthe
Bald und bald die Frucht sich ein;
Ist Gehorsam im Gemüthe,
Wird nicht fern die Liebe seyn.
Aber, sie schärfer und schärfer zu prüfen,
Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
Lust und Entsetzen und grimmige Pein.

Und er küßt die bunten Wangen,
Und sie fühlt der Liebe Qual,
Und das Mädchen steht gefangen,
Und sie weint zum erstenmal;
Sinkt zu seinen Füßen nieder,
Nicht um Wollust noch Gewinnst,
Ach! und die gelenken Glieder
Sie versagen allen Dienst.
Und so zu des Lagers vergnüglicher Feyer
Bereiten den dunklen behaglichen Schleier
Die nächtlichen Stunden das schöne Gespinnst.

Spät entschlummert unter Scherzen,
Früh erwacht nach kurzer Rast,
Findet sie an ihrem Herzen
Todt den vielgeliebten Gast.
Schreiend stürzt sie auf ihn nieder;
Aber nicht erweckt sie ihn,
Und man trägt die starren Glieder
Bald zur Flammengrube hin.
Sie höret die Priester, die Todtengesänge,
Sie raset und rennet und theilet die Menge.
Wer bist du? was drängt zu der Grube dich hin?

Bei der Bahre stürzt sie nieder,
Ihr Geschrei durchdringt die Luft:
Meinen Gatten will ich wieder!
Und ich such' ihn in der Gruft.
Soll zu Asche mir zerfallen
Dieser Glieder Götterpracht?
Mein! er war es, mein vor allen!
Ach, nur eine süße Nacht!
Es singen die Priester: wir tragen die Alten,
Nach langem Ermatten und spätem Erkalten,
Wir tragen die Jugend, noch eh' sie's gedacht.

Höre deiner Priester Lehre:
Dieser war dein Gatte nicht.
Lebst du doch als Bajadere,
Und so hast du keine Pflicht.
Nur dem Körper folgt der Schatten
In das stille Todtenreich;
Nur die Gattin folgt dem Gatten:
Das ist Pflicht und Ruhm zugleich.

Ertöne, Drommete, zu heiliger Klage!
O nehmet, ihr Götter! die Zierde der Tage,
O nehmet den Jüngling in Flammen zu euch!

So das Chor, das ohn' Erbarmen
Mehret ihres Herzens Noth;
Und mit ausgestreckten Armen
Springt sie in den beißen Tod.
Doch der Götter-Jüngling hebet
Aus der Flamme sich empor,
Und in seinen Armen schwebet
Die Geliebte mit hervor.
Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

Alexis und Dora.

Ach! unaufhaltsam strebet das Schiff mit jedem Momente
Durch die schäumende Fluth weiter und weiter hinaus!
Langhin furcht sich die Gleise des Kiels, worin die Delphine
Springend folgen, als flöh' ihnen die Beute davon.
Alles deutet auf glückliche Fahrt: der ruhige Bootsmann
Ruckt am Segel gelind, das sich für alle bemüht;
Vorwärts bringt der Schiffenden Geist, wie Flaggen und Wimpel;
Einer nur steht rückwärts traurig gewendet am Mast,
Sieht die Berge schon blau, die scheidenden, sieht in das Meer sie
Niedersinken, es sinkt jegliche Freude vor ihm.
Auch dir ist es verschwunden, das Schiff, das deinen Alexis,
Dir, o Dora, den Freund, ach! dir den Bräutigam raubt;
Auch du blickest vergebens nach mir. Noch schlagen die Herzen
Für einander, doch, ach! nun aneinander nicht mehr.
Einziger Augenblick, in welchem ich lebte! du wiegest
Alle Tage, die sonst kalt mir verschwindenden, auf.
Ach! nur im Augenblick, im letzten, stieg mir ein Leben,
Unvermuthet in dir, wie von den Göttern, herab.
Nur umsonst verklärst du mit deinem Lichte den Aether;
Dein alleuchtender Tag, Phöbus, mir ist er verhaßt.
In mich selber kehr' ich zurück; da will ich im Stillen
Wiederholen die Zeit, als sie mir täglich erschien.
War es möglich, die Schönheit zu sehn und nicht zu empfinden?
Wirkte der himmlische Reiz nicht auf dein stumpfes Gemüth?
Klage dich, Armer, nicht an! — So legt der Dichter ein Räthsel,
Künstlich mit Worten verschränkt, oft der Versammlung in's Ohr.
Jeden freuet die seltne, der zierlichen Bilder Verknüpfung.
Aber noch fehlet das Wort, das die Bedeutung verwahrt.
Ist es endlich entdeckt, dann heitert sich jedes Gemüth auf,
Und erblickt im Gedicht doppelt erfreulichen Sinn.
Ach, warum so spät, o Amor, nahmst du die Binde,
Die du um's Aug' mir geknüpft, nahmst sie zu spät mir hinweg!
Lange schon harrte befrachtet das Schiff auf günstige Lüfte;
Endlich strebte der Wind glücklich vom Ufer in's Meer.
Leere Zeiten der Jugend! und leere Träume der Zukunft!
Ihr verschwindet, es bleibt einzig die Stunde mir nur.
Ja, sie bleibt, es bleibt mir das Glück! ich halte dich, Dora!
Und die Hoffnung zeigt, Dora, dein Bild mir allein.
Oefter sah' ich zum Tempel dich gehn, geschmückt und gesittet,
Und das Mütterchen ging feierlich neben dir her.
Eiligst warst du und frisch, zu Markte die Früchte zu tragen;
Und vom Brunnen, wie kühn! wiegte dein Haupt das Gefäß.
Da erschien dein Hals, erschien dein Nacken vor allen,
Und vor allen erschien deiner Bewegungen Maß.
Oftmals hab' ich gesorgt, es möchte der Krug dir entstürzen;
Doch er hielt sich stets auf dem geringelten Tuch.
Schöne Nachbarin, ja, so war ich gewohnt dich zu sehen,
Wie man die Sterne sieht, wie man den Mond sich beschaut,
Sich an ihnen erfreut, und innen im ruhigen Busen
Nicht der entfernteste Wunsch, sie zu besitzen, sich regt.
Jahre, so gingt ihr dahin! Nur zwanzig Schritte getrennet
Waren die Häuser, und nie hab' ich die Schwelle berührt.
Und nun trennt uns die gräßliche Fluth! Du lügst nur den Himmel,
Welle! dein herrliches Blau ist mir die Farbe der Nacht.
Alles rührte sich schon; da kam ein Knabe gelaufen
An mein väterlich Haus, rief mich zum Strande hinab.
Schon erhebt sich das Segel, es flattert im Winde: so sprach er;
Und gelichtet mit Kraft, trennt sich der Anker vom Sand.
Komm, Alexis, o komm! Da drückte der wackere Vater,
Würdig, die segnende Hand mir auf das lockige Haupt;
Sorglich reichte die Mutter ein nachbereitetes Bündel:
Glücklich kehre zurück! riefen sie, glücklich und reich!
Und so sprang ich hinweg, das Bündelchen unter dem Arme,
An der Mauer hinab, fand an der Thüre dich stehn
Deines Gartens. Du lächeltest mir und sagtest: Alexis!
Sind die Lärmenden dort deine Gesellen der Fahrt?
Fremde Küsten besuchest du nun, und köstliche Waaren
Handelst du ein, und Schmuck reichen Matronen der Stadt.
Aber bringe mir auch ein leichtes Kettchen; ich will es
Dankbar zahlen: so oft hab' ich die Zierde gewünscht!
Stehen war ich geblieben, und fragte, nach Weise des Kaufmanns,
Erst nach Form und Gewicht deiner Bestellung genau.
Gar bescheiden erwogst du den Preis! da blickt' ich indessen
Nach dem Halse, des Schmucks unserer Königin werth.
Heftiger tönte vom Schiff das Geschrei: da sagtest du freundlich:
Nimm aus dem Garten noch einige Früchte mit dir!
Nimm die reifsten Orangen, die weißen Feigen; das Meer bringt
Keine Früchte, sie bringt jegliches Land nicht hervor.
Und so trat ich herein. Du brachst nun die Früchte geschäftig,
Und die goldene Last zog das geschürzte Gewand.
Oefters bat ich: es sey nun genug! und immer noch eine
Schönere Frucht fiel dir, leise berührt, in die Hand.
Endlich kamst du zur Laube hinan; da fand sich ein Körbchen,
Und die Myrte bog blühend sich über uns hin.
Schweigend begannest du nun geschickt die Früchte zu ordnen;
Erst die Orange, die schwer ruht, als ein goldener Ball,
Dann die weichliche Feige, die jeder Druck schon entstellet;
Und mit Myrte bedeckt ward und geziert das Geschenk.
Aber ich hob es nicht auf; ich stand. Wir sahen einander
In die Augen, und mir ward vor dem Auge so trüb.
Deinen Busen fühlt' ich an meinem! Den herrlichen Nacken,
Ihn umschlang nun mein Arm; tausendmal küßt' ich den Hals;
Mir sank über die Schulter dein Haupt; nun knüpften auch deine
Lieblichen Arme das Band um den Beglückten herum.
Amors Hände fühlt' ich: er drückt' uns gewaltig zusammen,
Und aus heiterer Luft donnert' es dreimal: da floß
Häufig die Thräne vom Aug' mir herab, du weintest, ich weinte,
Und vor Jammer und Glück schien uns die Welt zu vergehn.
Immer heftiger rief es am Strand; da wollten die Füße
Mich nicht tragen, ich rief: Dora! und bist du nicht mein?
Ewig! sagtest du leise. Da schienen unsere Thränen,
Wie durch göttliche Luft, leise vom Auge gehaucht.
Näher rief es: Alexis! Da blickte der suchende Knabe
Durch die Thüre herein. Wie er das Körbchen empfing!
Wie er mich trieb! Wie ich dir die Hand noch drückte! — Zu Schiffe
Wie ich gekommen? Ich weiß, daß ich ein Trunkener schien.
Und so hielten mich auch die Gesellen, schonten den Kranken;
Und schon deckte der Hauch trüber Entfernung die Stadt.
Ewig! Dora, lispeltest du; mir schallt es im Ohre
Mit dem Donner des Zeus! Stand sie doch neben dem Thron,
Seine Tochter, die Göttin der Liebe; die Grazien standen
Ihr zur Seiten! Er ist götterbekräftigt, der Bund!
O so eile denn, Schiff, mit allen günstigen Winden!
Strebe, mächtiger Kiel, trenne die schäumende Fluth!
Bringe dem fremden Hafen mich zu, damit mir der Goldschmied
In der Werkstatt gleich ordne das himmlische Pfand.
Wahrlich! zur Kette soll das Kettchen werden, o Dora!
Neunmal umgebe sie dir! locker gewunden, den Hals.
Ferner schaff' ich noch Schmuck, den mannichfaltigsten; goldne
Spangen sollen dir auch reichlich verzieren die Hand:
Da wetteifre Rubin und Smaragd, der liebliche Sapphir
Stelle dem Hyacinth sich gegenüber, und Gold
Halte das Edelgestein in schöner Verbindung zusammen.
O, wie den Bräutigam freut einzig zu schmücken die Braut!
Seh' ich Perlen, so denk' ich an dich; bei jeglichem Ringe
Kommt mir der länglichen Hand schönes Gebild' in den Sinn.
Tauschen will ich und kaufen; du sollst das Schönste von allem
Wählen; ich widmete gern alle die Ladung nur dir.
Doch nicht Schmuck und Juwelen allein verschafft dein Geliebter:
Was ein häusliches Weib freuet, das bringt er dir auch

Feine wollene Decken mit Purpursäumen, ein Lager
Zu bereiten, das uns traulich und weichlich empfängt;
Köstlicher Leinwand Stücke. Du sitzest und nähest und kleidest
Mich und dich, auch wohl noch ein Drittes darein.
Bilder der Hoffnung, täuschet mein Herz! O mäßiget, Götter,
Diesen gewaltigen Brand, der mir den Busen durchtobt!
Aber auch sie verlang' ich zurück, die schmerzliche Freude,
Wenn die Sorge sich kalt, gräßlich gelassen, mir naht.
Nicht der Erinnyen Fackel, das Bellen der höllischen Hunde
Schreckt den Verbrecher so, in der Verzweiflung Gefild,
Als das gelass'ne Gespenst mich schreckt, das die Schöne von fern mir
Zeiget: die Thüre steht wirklich des Gartens noch auf!
Und ein Anderer kommt! Für ihn auch fallen die Früchte!
Und die Feige gewährt stärkenden Honig auch ihm!
Lockt sie auch ihn nach der Laube? und folgt er? O macht mich, ihr Götter,
Blind, verwischet das Bild jeder Erinnrung in mir!
Ja, ein Mädchen ist sie! und die sich geschwinde dem Einen
Gibt, sie kehret sich auch schnell zu dem Andern herum.
Lache nicht dießmal, Zeus, der frechgebrochenenen Schwüre!
Donnere schrecklicher! Triff! — Halte die Blitze zurück!
Sende die schwankenden Wolken mir nach! Im nächtlichen Dunkel
Treffe dein leuchtender Blitz diesen unglücklichen Mast!
Streue die Planken umher, und gib der tobenden Welle
Diese Waaren, und mich gib den Delphinen zum Raub! —
Nun, ihr Musen, genug! Vergebens strebt ihr zu schildern,
Wie sich Jammer und Glück wechseln in liebender Brust.
Heilen könnet die Wunden ihr nicht, die Amor geschlagen;
Aber Linderung kommt einzig, ihr Guten, von euch.

Euphrosyne.

Auch von des höchsten Gebirgs beeisten zackigen Gipfeln
Schwindet Purpur und Glanz scheidender Sonne hinweg.
Lange verhüllt schon Nacht das Thal und die Pfade des Wandrers,
Der, am tosenden Strom, auf zu der Hütte sich sehnt,
Zu dem Ziele des Tags, der stillen hirtlichen Wohnung;
Und der göttliche Schlaf eilet gefällig voraus,
Dieser holde Geselle des Reisenden. Daß er auch heute,
Segnend, kränze das Haupt mir mit dem heiligen Mohn!
Aber was leuchtet mir dort vom Felsen glänzend herüber,
Und erhellet den Duft schäumender Ströme so hold?
Strahlt die Sonne vielleicht durch heimliche Spalten und Klüfte?
Denn kein irdischer Glanz ist es, der wandelnde, dort.
Näher wälzt sich die Wolke, sie glüht. Ich staune dem Wunder!
Wird der rosige Strahl nicht ein bewegtes Gebild?
Welche Göttin nahet sich mir? und welche der Musen
Suchet den treuen Freund, selbst in dem grausen Gekläft?
Schöne Göttin! enthülle dich mir, und täusche, verschwindend,
Nicht den begeisterten Sinn, nicht das gerührte Gemüth.
Nenne, wenn du es darfst vor einem Sterblichen, deinen
Göttlichen Namen, wo nicht: rege bedeutend mich auf,
Daß ich fühle, welche du seist von den ewigen Töchtern
Zeus, und der Dichter sogleich preise dich würdig im Lied.
„Kennst du mich, Guter, nicht mehr? Und käme diese Gestalt dir,
Die du doch sonst geliebt, schon als ein fremdes Gebild?
Zwar der Erde gehör' ich nicht mehr, und trauernd entschwang sich
Schon der schaudernde Geist jugendlich frohem Genuß;
Aber ich hoffte, mein Bild noch fest in des Freundes Erinnrung
Eingeschrieben, und noch schön durch die Liebe verklärt.
Ja, schon sagt mir gerührt dein Blick, mir sagt es die Thräne:
Euphrosyne: sie ist noch von dem Freunde gekannt.
Sieh, die Scheidende zieht durch Wald und grauses Gebirge,
Sucht den wandernden Mann, ach! in der Ferne noch auf;
Sucht den Lehrer, den Freund, den Vater, blicket noch einmal
Nach dem leichten Gerüst irdischer Freuden zurück.
Laß mich der Tage gedenken, da mich, das Kind, du dem Spiele
Jener täuschenden Kunst reizender Musen geweiht.
Laß mich der Stunde gedenken, und jedes kleineren Umstands.
Ach, wer ruft nicht so gern Unwiederbringliches an!
Jenes süße Gedränge der leichtesten irdischen Tage,
Ach, wer schätzt ihn genug, diesen vereilenden Werth!
Klein erscheinet es nun, doch ach! nicht kleinlich dem Herzen;
Macht die Liebe, die Kunst, jegliches Kleine doch groß.
Denkst du der Stunde noch wohl, wie, auf dem Breter-Gerüste,
Du mich der höheren Kunst ernstere Stufen geführt?
Knabe schien ich, ein rührendes Kind, du nanntest mich Arthur,
Und belebtest in mir brittisches Dichter-Gebild,
Drohtest mit grimmiger Gluth den armen Augen, und wandtest
Selbst den thränenden Blick, innig getäuschet, hinweg.
Ach! da warst du so hold und schütztest ein trauriges Leben,
Das die verwegene Flucht endlich dem Knaben entriß.
Freundlich faßtest du mich, den Zerschmetterten, trugst mich von dannen,
Und ich heuchelte lang', dir an dem Busen, den Tod.
Endlich schlug die Augen ich auf, und sah dich, in ernste,
Stille Betrachtung versenkt, über den Liebling geneigt.
Kindlich strebt' ich empor, und küßte die Hände dir dankbar,
Reichte zum reinen Kuß dir den gefälligen Mund.
Fragte: warum, mein Vater, so ernst? und hab' ich gefehlet,
O! so zeige mir an, wie mir das Bess're gelingt.
Keine Mühe verdrießt mich bei dir, und Alles und Jedes
Wiederhol' ich so gern, wenn du mich leitest und lehrst.
Aber du faßtest mich stark und drücktest mich fester im Arme,
Und es schauderte mir tief in dem Busen das Herz.
Mein! mein liebliches Kind, so riefst du, Alles und Jedes,
Wie du es heute gezeigt, zeig' es auch morgen der Stadt.
Rühre sie alle, wie mich du gerührt, und es fließen, zum Beifall,
Dir von dem trockensten Aug' herrliche Thränen herab.
Aber am tiefsten trafst du doch mich, den Freund, der im Arm dich
Hält, den selber der Schein früherer Leiche geschreckt.
Ach, Natur, wie sicher und groß in allem erscheinst du!
Himmel und Erde befolgt ewiges, festes Gesetz,
Jahre folgen auf Jahre, dem Frühlinge reichet der Sommer,
Und dem reichlichen Herbst traulich der Winter die Hand.
Felsen stehen gegründet, es stürzt sich das ewige Wasser,
Aus der bewölkten Kluft, schäumend und brausend hinab.
Fichten grünen so fort, und selbst die entlaubten Gebüsche
Hegen, im Winter schon, heimliche Knospen am Zweig.
Alles entsteht und vergeht nach Gesetz; doch über des Menschen
Leben, dem köstlichen Schatz, herrschet ein schwankendes Loos.
Nicht dem blühenden nickt der willig scheidende Vater,
Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft;
Nicht der Jüngere schließt dem Aelteren immer das Auge,
Das sich willig gesenkt kräftig dem Schwächeren zu.
Oefter, ach! verkehrt das Geschick die Ordnung der Tage;
Hülflos klaget ein Greis Kinder und Enkel umsonst,
Steht ein beschädigter Stamm, dem rings zerschmetterte Zweige
Um die Seiten umher strömende Schloßen gestreckt.
Und so, liebliches Kind, durchdrang mich die tiefe Betrachtung,
Als du zur Leiche verstellt über die Arme mir hingst;
Aber freudig seh' ich dich mir, in dem Glanze der Jugend,
Vielgeliebtes Geschöpf, wieder am Herzen belebt.
Springe fröhlich dahin, verstellter Knabe! das Mädchen
Wächst zur Freude der Welt, mir zum Entzücken heran.
Immer strebe so fort, und deine natürlichen Gaben
Bilde, bei jeglichem Schritt steigenden Lebens, die Kunst.
Sey mir lange zur Lust, und eh' mein Auge sich schließet,
Wünsch' ich dein schönes Talent glücklich vollendet zu sehn. —
Also sprachst du, und nie vergaß ich der wichtigen Stunde!
Deutend entwickelt' ich mich an dem erhabenen Wort.
O wie sprach ich so gerne zum Volk die rührenden Reden,
Die du, voller Gehalt, kindlichen Lippen vertraut!
O wie bildet' ich mich an deinen Augen, und suchte
Dich im tiefen Gedräng' staunender Hörer heraus!
Doch dort wirst du nun seyn, und stehn, und nimmer bewegt sich
Euphrosyne hervor, dir zu erheitern den Blick.
Du vernimmst sie nicht mehr, die Töne des wachsenden Zöglings,
Die du zu liebendem Schmerz frühe, so frühe! gestimmt.
Andere kommen und gehen; es werden dir Andre gefallen,
Selbst dem großen Talent drängt sich ein größeres nach.
Aber du, vergesse mich nicht! Wenn Eine dir jemals
Sich im verworrnen Geschäft heiter entgegen bewegt,
Deinem Winke sich fügt, an deinem Lächeln sich freuet,
Und am Platze sich nur, den du bestimmtest, gefällt;
Wenn sie Mühe nicht spart noch Fleiß, wenn thätig der Kräfte,
Selbst bis zur Pforte des Grab's, freudiges Opfer sie bringt;
Guter! dann gedenkest du mein, und rufest auch spät noch:
Euphrosyne, sie ist wieder erstanden vor mir!
Vieles sagt' ich noch gern; doch, ach! die Scheidende weilt nicht,
Wie sie wollte; mich führt streng ein gebietender Gott.

Lebe wohl! schon zieht mich's dahin in schwankendem Eilen.
Einen Wunsch nur vernimm, freundlich gewähre mir ihn:
Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod.
Denn gestaltlos schweben umher in Persephoneia's
Reiche, massenweis', Schatten vom Namen getrennt;
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt, gestaltet,
Einzeln, gesellet dem Chor aller Heroen sich zu.
Freudig tret' ich einher, von deinem Liede verkündet,
Und der Göttin Blick weilet gefällig auf mir.
Mild empfängt sie mich dann, und nennt mich; es winken die hohen
Göttlichen Frauen mich an, immer die nächsten am Thron.
Penelopeia redet zu mir, die treuste der Weiber,
Auch Euadne, gelehnt auf den geliebten Gemahl.
Jüngere nahen sich dann, zu früh herunter Gesandte,
Und beklagen mit mir unser gemeines Geschick.
Wenn Antigone kommt, die schwesterlichste der Seelen,
Und Polyxena, trüb' noch von dem bräutlichen Tod,
Seh' ich als Schwestern sie an und trete würdig zu ihnen;
Denn der tragischen Kunst holde Geschöpfe sind sie.
Bildete doch ein Dichter auch mich; und seine Gesänge,
Ja, sie vollenden an mir, was mir das Leben versagt."
Also sprach sie, und noch bewegte der liebliche Mund sich,
Weiter zu reden; allein schwirrend versagte der Ton.
Denn aus dem Purpurgewölk, dem schwebenden, immer bewegten,
Trat der herrliche Gott Hermes gelassen hervor.
Mild erhob er den Stab und deutete; wallend verschlangen
Wachsende Wolken, im Zug, beide Gestalten vor mir.
Tiefer liegt die Nacht um mich her; die stürzenden Wasser
Brausen gewaltiger nun neben dem schlüpfrigen Pfad.
Unbezwingliche Trauer befällt mich, entkräftender Jammer,
Und ein moosiger Fels stützet den Sinkenden nur.
Wehmuth reißt durch die Saiten der Brust; die nächtlichen Thränen
Fließen, und über dem Wald kündet der Morgen sich an.

Episteln.

Erste Epistel.

Jetzt da jeglicher lies't und viele Leser das Buch nur
Ungeduldig durchblättern und, selbst die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit seltner Fertigkeit pfropfen,
Soll auch ich, du willst es, mein Freund, dir über das Schreiben
Schreibend die Menge vermehren und meine Meinung verkünden,
Daß auch andere wieder darüber meinen und immer
So ins Unendliche fort die schwankende Woge sich wälze.
Doch so fähret der Fischer dem hohen Meer zu, sobald ihm
Günstig der Wind und der Morgen erscheint; er treibt sein Gewerbe,
Wenn auch hundert Gesellen die blinkende Fläche durchkreuzen.

Edler Freund, du wünschest das Wohl des Menschengeschlechtes,
Unserer Deutschen besonders und ganz vorzüglich des nächsten
Bürgers, und fürchtest die Folgen gefährlicher Bücher; wir haben
Leider oft sie gesehen. Was sollte man, oder was könnten
Biedere Männer vereint, was könnten die Herrscher bewirken?
Ernst und wichtig erscheint mir die Frage, doch trifft sie mich eben
In vergnüglicher Stimmung. Im warmen heiteren Wetter
Glänzet fruchtbar die Gegend; mir bringen liebliche Lüfte
Ueber die wallende Fluth süß duftende Kühlung herüber,
Und dem Heitern erscheint die Welt auch heiter, und ferne
Schwebt die Sorge mir nur in leichten Wölkchen vorüber.

Was mein leichter Griffel entwirft, ist leicht zu verlöschen,
Und wie viel tiefer präget sich nicht der Eindruck der Lettern,
Die, so sagt man, der Ewigkeit trotzen. Freilich an viele
Spricht die gedruckte Columne; doch bald, wie jeder sein Antlitz,
Das er im Spiegel gesehen, vergißt, die behaglichen Züge,
So vergißt er das Wort, wenn auch von Erze gestempelt.

Reden schwanken so leicht herüber, hinüber, wenn viele
Sprechen und jeder nur sich im eigenen Worte, sogar auch
Nur sich selbst im Worte vernimmt, das der Andere sagte.
Mit den Büchern ist es nicht anders. Lies't doch nur jeder
Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so lies't er
In das Buch sich hinein, amalgamirt sich das Fremde.
Ganz vergebens strebst du daher, durch Schriften des Menschen
Schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden;
Aber bestärken kannst du ihn wohl in seiner Gesinnung,
Oder wär' er noch neu, in dieses ihn tauchen und jenes.

Sag' ich, wie ich es denke, so scheint durchaus mir, es bildet
Nur das Leben den Mann und wenig bedeuten die Worte.
Denn zwar hören wir gern, was unsere Meinung bestätigt,
Aber das Hören bestimmt nicht die Meinung; was uns zuwider
Wäre, glaubten wir wohl dem künstlichen Redner; doch eile
Unser befreites Gemüth, gewohnte Bahnen zu suchen.
Sollen wir freudig horchen und willig gehorchen, so mußt du
Schmeicheln. Sprichst du zum Volke, zu Fürsten und Königen, Allen
Magst du Geschichten erzählen, worin als wirklich erscheinet,
Was sie wünschen, und was sie selber zu leben begehrten.

Wäre Homer von Allen gehört, von Allen gelesen,
Schmeichelt' er nicht dem Geiste sich ein, es sei auch der Hörer,
Wer es sei, und klinget nicht immer im hohen Palaste,
In des Königes Zelt, die Ilias herrlich dem Helden?
Hört nicht aber dagegen Ulyssens wandernde Klugheit
Auf dem Markte sich besser, da wo sich der Bürger versammelt?
Dort sieht jeglicher Held in Helm und Harnisch, es sieht hier
Sich der Bettler sogar in seinen Lumpen veredelt.

Also hört' ich einmal, am wohlgepflasterten Ufer
Jener Neptunischen Stadt, allwo man geflügelte Löwen
Göttlich verehrt, ein Mährchen erzählen. Im Kreise geschlossen,
Drängte das horchende Volk sich um den zerlumpten Rhapsoden.
Einst, so sprach er, verschlug mich der Sturm ans Ufer der Insel,
Die Utopien heißt. Ich weiß nicht, ob sie ein Andrer
Dieser Gesellschaft jemals betrat; sie lieget im Meere,
Links von Hercules Säulen. Ich ward gar freundlich empfangen;
In ein Gasthaus führte man mich, woselbst ich das beste
Essen und Trinken fand und weiches Lager und Pflege.
So verstrich ein Monat geschwind. Ich hatte des Kummers
Völlig vergessen und jeglicher Noth; da fing sich im Stillen
Aber die Sorge nun an: wie wird die Zeche dir leider
Nach der Mahlzeit bekommen? Denn nichts enthielte der Geckel,
Reiche mir weniger! bat ich den Wirth; er brachte nur immer
Desto mehr. Da wuchs mir die Angst, ich konnte nicht länger
Essen und sorgen, und sagte zuletzt: Ich bitte, die Zeche
Billig zu machen, Herr Wirth! Er aber mit finsterem Auge
Sah von der Seite mich an, ergriff den Knittel und schwenkte
Unbarmherzig ihn über mich her und traf mir die Schultern,
Traf den Kopf und hätte beinah mich zu Tode geschlagen.
Eilend lief ich davon und suchte den Richter; man holte
Gleich den Wirth, der ruhig erschien und bedächtig versetzte:

Also müss' es Allen ergehn, die das heilige Gastrecht
Unserer Insel verletzen und, unanständig und gottlos,
Zeche verlangen vom Manne, der sie doch höflich bewirthet.
Sollt' ich solche Beleidigung dulden im eigenen Hause?
Nein! es hätte fürwahr statt meines Herzens ein Schwamm nur
Mir im Busen gewohnt, wofern ich dergleichen gelitten.

Darauf sagte der Richter zu mir: Vergesset die Schläge,
Denn ihr habt die Strafe verdient, ja schärfere Schmerzen;
Aber wollt ihr bleiben und mitbewohnen die Insel,
Müßet ihr euch erst würdig beweisen und tüchtig zum Bürger.
Ach! versetzt' ich, mein Herr, ich habe leider mich niemals
Gerne zur Arbeit gefügt. So hab' ich auch keine Talente,
Die den Menschen bequemer ernähren; man hat mich im Spott nur
Hans Ohnsorge genannt und mich von Hause vertrieben.

O so sei uns gegrüßt! versetzte der Richter; du sollst dich
Oben setzen zu Tisch, wenn sich die Gemeine versammelt,
Sollst im Rathe den Platz, den du verdienest, erhalten.
Aber hüte dich wohl, daß nicht ein schändlicher Rückfall
Dich zur Arbeit verleite, daß man nicht etwa das Grabscheit
Oder das Ruder bei dir im Hause finde, du wärest
Gleich auf immer verloren und ohne Nahrung und Ehre.

Aber auf dem Markte zu sitzen, die Arme geschlungen
Ueber dem schwellenden Bauch, zu hören lustige Lieder
Unserer Sänger, zu sehn die Tänze der Mädchen, der Knaben
Spiele, das werde dir Pflicht, die du gelobest und schwörest.

So erzählte der Mann und heiter waren die Stirnen
Aller Hörer geworden und alle wünschten des Tages
Solche Wirthe zu finden, ja solche Schläge zu dulden.

Zweite Epistel.

Würdiger Freund, du runzelst die Stirn; dir scheinen die Scherze
Nicht am rechten Orte zu sein; die Frage war ernsthaft,
Und besonnen verlangst du die Antwort; da weiß ich, beim Himmel!
Nicht, wie eben sich mir der Schalk im Busen bewegte.
Doch ich fahre bedächtiger fort. Du sagst mir: so möchte
Meinetwegen die Menge sich halten im Leben und Lesen,
Wie sie könnte; doch denke dir nur die Töchter im Hause,
Die mir der kuppelnde Dichter mit allem Bösen bekannt macht.

Dem ist leichtet geholfen, versetz' ich, als wohl ein Andrer
Denken möchte. Die Mädchen sind gut und machen sich gerne
Was zu schaffen. Da gib nur dem einen die Schlüssel zum Keller,
Daß es die Weine des Vaters besorge, sobald sie, vom Winzer
Oder vom Kaufmann geliefert, die weiten Gewölbe bereichern.
Manches zu schaffen hat ein Mädchen, die vielen Gefäße,
Leere Fässer und Flaschen in reinlicher Ordnung zu halten.
Dann betrachtet sie oft des schäumenden Mostes Bewegung,
Gießt das Fehlende zu, damit die wallenden Blasen
Leicht die Oeffnung des Fasses erreichen, trinkbar und helle
Endlich der edelste Saft sich künftigen Jahren vollende.
Unermüdet ist sie alsdann zu füllen, zu schöpfen,
Daß stets geistig der Trank und rein die Tafel belebe.

Laß der andern die Küche zum Reich; da gibt es, wahrhaftig!
Arbeit genug, das tägliche Mahl, durch Sommer und Winter,
Schmackhaft stets zu bereiten und ohne Beschwerde des Beutels.
Denn im Frühjahr sorget sie schon, im Hofe die Küchlein
Bald zu erziehen und bald die schnatternden Enten zu füttern.
Alles was ihr die Jahrszeit gibt, das bringt sie bei Zeiten
Dir auf den Tisch und weiß mit jeglichem Tage die Speisen
Klug zu wechseln, und reift nur eben der Sommer die Früchte,
Denkt sie an Vorrath schon für den Winter. Im kühlen Gewölbe
Währt ihr der kräftige Kohl, und reifen im Essig die Gurken;
Aber die luftige Kammer bewahrt ihr die Gaben Pomonens.
Gerne nimmt sie das Lob vom Vater und allen Geschwistern,
Und mißlingt ihr etwas, dann ist's ein größeres Unglück,
Als wenn dir ein Schuldner entläuft und den Wechsel zurücklässt.
Immer ist so das Mädchen beschäftigt und reifet im Stillen
Häuslicher Tugend entgegen, den klugen Mann zu beglücken.
Wünscht sie dann endlich zu lesen, so wählt sie gewißlich ein Kochbuch,
Deren Hunderte schon die eifrigen Pressen uns gaben.

Eine Schwester besorget den Garten, der schwerlich zur Wildniß,
Deine Wohnung romantisch und feucht zu umgeben verdammt ist,
Sondern in zierliche Beete getheilt als Vorhof der Küche,
Nützliche Kräuter ernährt und jugend-beglückende Früchte.
Patriarchalisch erzeuge so selbst dir ein kleines gedrängtes
Königreich und bevölkre dein Haus mit treuem Gesinde.
Hast du der Töchter noch mehr, die lieber sitzen, und stille
Weibliche Arbeit verrichten, da ist's noch besser, die Nadel
Ruht im Jahre nicht leicht: denn noch so häuslich im Hause,
Mögen sie öffentlich gern als müßige Damen erscheinen.
Wie sich das Nähen und Flicken vermehrt, das Waschen und Bügeln,
Hundertfältig seitdem in weißer arkadischer Hülle
Sich das Mädchen gefällt, mit langen Röcken und Schleppen
Gassen kehret und Gärten, und Staub erreget im Tanzsaal.
Wahrlich! wären mir nur der Mädchen ein Dutzend im Hause,
Niemals wär' ich verlegen um Arbeit, sie machen sich Arbeit
Selber genug; es sollte kein Buch im Laufe des Jahres
Ueber die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher gesendet.

Aus den Epigrammen.

1.

Sarkophagen und Urnen verzierte der Heide mit Leben:
Faunen tanzen umher, mit der Bacchantinnen Chor
Machen sie bunte Reihe; der ziegengefüßete Pausback
Zwingt den heiseren Ton wild aus dem schmetternden Horn.
Cymbeln, Trommeln erklingen, wir sehen und hören den Marmor.
Flatternde Vögel! wie schmeckt herrlich dem Schnabel die Frucht!
Euch verscheuchet kein Lärm, noch weniger scheucht er den Amor,
Der in dem bunten Gewühl erst sich der Fackel erfreut.
So überwältiget Fülle den Tod; und die Asche da drinnen
Scheint, im stillen Bezirk, noch sich des Lebens zu freun.
So umgebe denn spät den Sarkophagen des Dichters
Diese Rolle, von ihm reichlich mit Leben geschmückt.

2.

Kaum an dem blaueren Himmel erblickt' ich die glänzende Sonne,
Reich, vom Felsen herab, Epheu zu Kränzen geschmückt,
Sah den emsigen Winzer die Rebe der Pappel verbinden,
Ueber die Wiege Virgils kam mir ein lautlicher Wind:
Da gesellten die Musen sich gleich zum Freunde; wir pflogen
Abgerissnes Gespräch, wie es den Wanderer freut.

3.

Immer halt' ich die Liebste begierig im Arme geschlossen,
Immer drängt sich mein Herz fest an den Busen ihr an,
Immer lehnet mein Haupt an ihren Knieen, ich blicke
Nach dem lieblichen Mund, ihr nach den Augen hinauf.
Weichling! schölte mich Einer, und so verbringst du die Tage?
Ach, ich verbringe sie schlimm! Höre nur, wie mir geschieht:
Leider wend' ich den Rücken der einzigen Freude des Lebens;
Schon den zwanzigsten Tag schleppt mich der Wagen dahin.
Vetturine trotzen mir nun, es schmeichelt der Kämm'rer,
Und der Bediente vom Platz sinnet auf Lügen und Trug.
Will ich ihnen entgehn, so faßt mich der Meister der Posten,
Postillone sind Herrn, dann die Dogane dazu!
„Ich verstehe dich nicht! du widersprichst dir! du schienest
Paradiesisch zu ruhn, ganz, wie Rinaldo beglückt."
Ach! ich verstehe mich wohl: es ist mein Körper auf Reisen,
Und es ruhet mein Geist stets der Geliebten im Schoos.

4.

Das ist Italien, das ich verließ. Noch stäuben die Wege,
Noch ist der Fremde gepreßt, stell' er sich, wie er auch will.
Deutsche Redlichkeit suchst du in allen Winkeln vergebens;
Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht;
Jeder sorgt nur für sich, mißtrauet dem Andern, ist eitel,
Und die Meister des Staats sorgen nur wieder für sich.
Schön ist das Land; doch ach! Faustinen sind' ich nicht wieder.
Das ist Italien nicht mehr, das ich mit Schmerzen verließ.

5.

In der Gondel lag ich gestreckt und fuhr durch die Schiffe,
Die in dem großen Canal, viele befrachtete, stehn.
Mancherlei Waare findest du da für manches Bedürfniß,
Weizen, Wein und Gemüs, Scheite, wie leichtes Gesträuch.
Pfeilschnell drangen wir durch; da traf ein verlorener Lorbeer
Derb mir die Wangen. Ich rief: Daphne, verletzest du mich?
Lohn erwartet' ich eher! Die Nymphe lispelte lächelnd:
Dichter sünd'gen nicht schwer. Leicht ist die Strafe. Nur zu!

6.

Seh' ich den Pilgrim, so kann ich mich nie der Thränen enthalten.
O, wie beseliget uns Menschen ein falscher Begriff!

7.

Eine Liebe hatt' ich, sie war mir lieber als alles!
Aber ich hab' sie nicht mehr! Schweig', und ertrag' den Verlust!

8.

Diese Gondel vergleich' ich der sanft einschaukelnden Wiege,
Und das Kästchen darauf scheint ein geräumiger Sarg.
Recht so! Zwischen der Wieg' und dem Sarg wir schwanken und schweben
Auf dem großen Canal sorglos durch's Leben dahin.

9.

Feierlich sehn wir neben dem Doge den Nuncius gehen;
Sie begraben den Herrn, einer versiegelt den Stein.
Was der Doge sich denkt, ich weiß es nicht; aber der Andre
Lächelt über den Ernst dieses Gepränges gewiß.

10.

Warum treibt sich das Volk so, und schreit? Es will sich ernähren,
Kinder zeugen, und die nähren, so gut es vermag.
Merke dir, Reisender, das, und thue zu Hause desgleichen!
Weiter bringt es kein Mensch, stell' er sich, wie er auch will.

11.

Wie sie klingeln, die Pfaffen! Wie angelegen sie's machen,
Daß man komme, nur ja plappre, wie gestern so heut!
Scheltet mir nicht die Pfaffen; sie kennen des Menschen Bedürfniß!
Denn wie ist er beglückt, plappert er morgen wie heut!

12.

Mache der Schwärmer sich Schüler, wie Sand am Meere — der Sand ist
Sand, die Perle sei mein, du, o vernünftiger Freund!

13.

Süß, den sprossenden Klee mit weichlichen Füßen im Frühling,
Und die Wolle des Lamms tasten mit zärtlicher Hand;
Süß, voll Blüthen zu sehn die neulebendigen Zweige,
Dann das grünende Laub locken mit sehnendem Blick.
Aber süßer, mit Blumen dem Busen der Schäferin schmeicheln;
Und dieß vielfache Glück läßt mich entbehren der Mai.

14.

Diesem Ambos vergleich' ich das Land, den Hammer dem Herrscher;
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte sich krümmt.
Wehe dem armen Blech! wenn nur willkürliche Schläge
Ungewiß treffen, und nie fertig der Kessel erscheint.

15.

Schüler macht sich der Schwärmer genug, und rühret die Menge,
Wenn der vernünftige Mann einzelne Liebende zählt.
Wunderthätige Bilder sind meist nur schlechte Gemälde:
Werke des Geist's und der Kunst sind für den Pöbel nicht da.

16.

Mache' zum Herrscher sich der, der seinen Vortheil verstehet:
Doch wir wählen uns den, der sich auf unsern versteht.

17.

Noth lehrt beten, man sagt's; will Einer es lernen, er geh
Nach Italien! Noth findet der Fremde gewiß.

18.

Welch ein heftig Gedränge nach diesem Laden! Wie emsig
Wägt man, empfängt man das Geld, reicht man die Waare dahin!
Schnupftabak wird hier verkauft. Das heißt sich selber erkennen!
Nieswurz holt sich das Volk, ohne Verordnung und Arzt.

19.

Jeder Edle Venedigs kann Doge werden; das macht ihn
Gleich als Knabe so fein, eigen, bedächtig und stolz.
Darum sind die Oblaten so zart im katholischen Welschland;
Denn aus demselbigen Teig weihet der Priester den Gott.

20.

Ruhig am Arsenal stehen zwei altgriechische Löwen;
Klein wird neben dem Paar Pforte, wie Thurm und Canal.
Käme die Mutter der Götter herab, es schmiegten sich beide
Vor den Wagen, und sie freute sich ihres Gespanns.
Aber nun ruhen sie traurig; der neue geflügelte Kater
Schnurrt überall, und ihn nennet Venedig Patron.

Mächtiges Ueberraschen.

Ein Strom entrauscht umwölktem Felsensaale,
Dem Ocean sich eilig zu verbinden;
Was auch sich spiegeln mag von Grund zu Gründen,
Er wandelt unaufhaltsam fort zu Thale.

Dämonisch aber stürzt mit einem Male —
Ihr folgten Berg und Wald in Wirbelwinden —
Sich Oreas, Behagen dort zu finden,
Und hemmt den Lauf, begränzt die weite Schale.

Die Welle sprüht, und staunt zurück und weichet,
Und schwillt bergan, sich immer selbst zu trinken;
Gehemmt ist nun zum Vater hin das Streben.

Sie schwankt und ruht, zum See zurückgedeichet;
Gestirne, spiegelnd sich, beschaun das Blinken
Des Wellenschlags am Fels, ein neues Leben.

Freundliches Begegnen.

Im weiten Mantel bis ans Kinn verhüllet
Ging ich den Felsenweg, den schroffen, grauen,
Hernieder dann zu winterhaften Auen,
Unruh'gen Sinns, zur nahen Flucht gewillet.

Auf einmal schien der neue Tag enthüllet:
Ein Mädchen kam, ein Himmel anzuschauen,
So musterhaft wie jene lieben Frauen
Der Dichterwelt. Mein Sehnen war gestillet.

Doch wandt' ich mich hinweg und ließ sie gehen
Und wickelte mich enger in die Falten,
Als wollt' ich trutzend in mir selbst erwarmen;

Und folgt' ihr doch. Sie stand. Da war's geschehen!
In meiner Hülle konnt' ich mich nicht halten,
Die warf ich weg. Sie lag in meinen Armen.

Kurz und gut.

Sollt' ich mich denn so ganz an Sie gewöhnen?
Das wäre mir zuletzt doch reine Plage.
Darum versuch' ich's gleich am heut'gen Tage,
Und nahe nicht dem vielgewohnten Schönen.

Wie aber mag ich dich, mein Herz, versöhnen,
Daß ich im wicht'gen Fall dich nicht befrage?
Wohlan! Komm her! Wir äußern unsre Klage
In liebevollen, traurig heitern Tönen.

Siehst du, es geht! Des Dichters Wink gewärtig,
Melodisch klingt die durchgespielte Leyer,
Ein Liebesopfer traulich darzubringen.

Du denkst es kaum und sieh! das Lied ist fertig;
Allein was nun? — Ich dächt' im ersten Feuer
Wir eilten hin, es vor ihr selbst zu singen.

Das Mädchen spricht.

Du siehst so ernst, Geliebter! Deinem Bilde
Von Marmor hier möcht' ich dich wohl vergleichen
Wie dieses gibst du mir kein Lebenszeichen;
Mit dir verglichen zeigt der Stein sich milde.

Der Feind verbirgt sich hinter seinem Schilde,
Der Freund soll offen seine Stirn uns reichen.
Ich suche dich, du suchst mir zu entweichen;
Doch halte Stand, wie dieses Kunstgebilde.

An wen von beiden soll ich mich nun wenden?
Sollt' ich von beiden Kälte leiden müssen,
Da dieser todt und du lebendig heißest?

Kurz, um der Worte mehr nicht zu verschwenden,
So will ich diesen Stein so lange küssen,
Bis eifersüchtig du mich ihm entreißest.

Wachsthum.

Als kleines art'ges Kind nach Feld und Auen
Sprangst du mit mir, so manchen Frühlingsmorgen.
„Für solch ein Töchterchen, mit holden Sorgen,
Möcht' ich als Vater segnend Häuser bauen!"

Und als du anfingst in die Welt zu schauen,
War deine Freude häusliches Besorgen.
„Solch eine Schwester! und ich wär' geborgen:
Wie könnt' ich ihr, ach! wie sie mir vertrauen!"

Nun kann den schönen Wachsthum nichts beschränken;
Ich fühl' im Herzen heißes Liebetoben.
Umfass' ich sie, die Schmerzen zu beschwicht'gen?

Doch ach! nun muß ich dich als Fürstin denken:
Du stehst so schroff vor mir emporgehoben;
Ich beuge mich vor deinem Blick, dem flücht'gen.

Johanna Sebus.

Zum Andenken der siebzehnjährigen Schönen Guten aus dem Dorfe Brienen, die am 13. Januar 1809 bei dem Eisgange des Rheins und dem großen Bruche des Dammes von Cleverham Hülfe reichend unterging.

Der Damm zerreißt, das Feld erbrauf't,
Die Fluthen spülen, die Fläche sauf't.
„Ich trage dich, Mutter, durch die Fluth,
Noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut."
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir sind,
Die Hausgenossin, drei arme Kind!
Die schwache Frau! . . . Du gehst davon!"
Sie trägt die Mutter durch's Wasser schon.
„Zum Bühle da rettet euch! harret derweil;
Gleich kehr' ich zurück, uns allen ist Heil.
Zum Bühl ist's noch trocken und wenige Schritt;
Doch nehmt auch mir meine Ziege mit!"

Der Damm zerschmilzt, das Feld erbrauf't,
Die Fluthen wühlen, die Fläche sauf't.
Sie setzt die Mutter auf sichres Land
Schön Suschen, gleich wieder zur Fluth gewandt.
„Wohin? Wohin? Die Breite schwoll;
Des Wassers ist hüben und drüben voll.
Verwegen in's Tiefe willst du hinein!" —
„Sie sollen und müssen gerettet seyn!"

Der Damm verschwindet, die Welle brauf't,
Eine Meereswoge, sie schwankt und sauf't.
Schön Suschen schreitet gewohnten Steg,
Umströmt auch gleitet sie nicht vom Weg,
Erreicht den Bühl und die Nachbarin;
Doch der und den Kindern kein Gewinn!

Der Damm verschwand, ein Meer erbraust's,
Den kleinen Hügel im Kreis umsaust's.
Da gähnet und wirbelt der schäumende Schlund
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;
Das Horn der Ziege faßt das ein',
Es sollten sie alle verloren seyn!
Schön Suschen steht noch strack und gut:
Wer rettet das junge, das edelste Blut!
Schön Suschen steht noch wie ein Stern;
Doch alle Werber sind alle fern.
Rings um sie her ist Wasserbahn,
Kein Schifflein schwimmet zu ihr heran.
Noch einmal blickt sie zum Himmel hinauf,
Da nehmen die schmeichelnden Fluthen sie auf.

Kein Damm, kein Feld! Nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Thurm den Ort,
Bedeckt ist alles mit Wasserschwall;
Doch Suschens Bild schwebt überall. —
Das Wasser sinkt, das Land erscheint
Und überall wird schön Suschen beweint.
Und dem sey, wer's nicht singt und sagt,
Im Leben und Tod nicht nachgefragt!

Das Göttliche.

Edel sey der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen, wie dem Besten,
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg,
Und ergreifen,
Vorüber eilend,
Einen um den andern.

Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unsres Daseyns
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche;
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Thäten im Großen,
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Mensch
Sey hülfreich und gut!

Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sey uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

Der Wandrer.

Wandrer.
Gott segne dich, junge Frau,
Und den säugenden Knaben
An deiner Brust!
Laß mich an der Felsenwand hier,
In des Ulmbaums Schatten,
Meine Bürde werfen,
Neben dir ausruhn.

Frau.
Welch' Gewerb treibt dich
Durch des Tages Hitze
Den staubigen Pfad her?
Bringst du Waaren aus der Stadt
Im Land herum?
Lächelst, Fremdling,
Ueber meine Frage?

Wandrer.
Keine Waaren bring' ich aus der Stadt:
Kühl wird nun der Abend.
Zeige mir den Brunnen,
Daraus du trinkest,
Liebes junges Weib!

Frau.
Hier den Felsenpfad hinauf.
Geh' voran! Durch's Gebüsche
Geht der Pfad nach der Hütte,
D'rin ich wohne,
Zu dem Brunnen,
Den ich trinke.

Wandrer.
Spuren ordnender Menschenhand
Zwischen dem Gesträuch!
Diese Steine hast du nicht gefügt,
Reichhinstreuende Natur!

Frau.
Weiter hinauf!

Wandrer.
Von dem Moos gedeckt ein Architrav!
Ich erkenne dich, bildender Geist!
Hast dein Siegel in den Stein geprägt.

Frau.
Weiter, Fremdling!

Wandrer.
Eine Inschrift, über die ich trete!
Nicht zu lesen!
Weggewandelt seyd ihr,
Tiefgegrabne Worte,
Die ihr eures Meisters Andacht
Tausend Enkeln zeigen solltet.

Frau.
Staunest, Fremdling,
Diese Stein' an?
Droben sind der Steine viel
Um meine Hütte.

Wandrer.
Droben?

Frau.
Gleich zur Linken
Durch's Gebüsch hinan,
Hier.

Wandrer.
Ihr Musen und Grazien!

Frau.
Das ist meine Hütte.

Wandrer.
Eines Tempels Trümmer!

Frau.
Hier zur Seit' hinab
Quillt der Brunnen,
Den ich trinke.

Wandrer.
Glühend wehst du
Ueber deinem Grabe,
Genius! über dir
Ist zusammengestürzt
Dein Meisterstück,
O du Unsterblicher!

Frau.
Wart', ich hole das Gefäß
Dir zum Trinken.

Wandrer.
Epheu hat deine schlanke
Götterbildung umkleidet.
Wie du emporstrebst
Aus dem Schutte,
Säulenpaar!
Und du einsame Schwester dort,
Wie ihr,
Düstres Moos auf dem heiligen Haupt,
Majestätisch trauernd herabschaut
Auf die zertrümmerten
Zu euern Füßen,
Eure Geschwister!
In des Brombeergesträuches Schatten
Deckt sie Schutt und Erde,
Und hohes Gras wankt d'rüber hin.
Schätzest du so, Natur,
Deines Meisterstücks Meisterstück?
Unempfindlich zertrümmerst du
Dein Heiligthum?
Säest Disteln d'rein?

Frau.
Wie der Knabe schläft!
Willst du in der Hütte ruhn,
Fremdling? Willst du hier
Lieber in dem Freien bleiben?
Es ist kühl! Nimm den Knaben,
Daß ich Wasser schöpfen gehe.
Schlafe, Lieber! schlaf!

Wandrer.
Süß ist deine Ruh!
Wie's, in himmlischer Gesundheit
Schwimmend, ruhig athmet!
Du, geboren über Resten
Heiliger Vergangenheit,
Ruh' ihr Geist auf dir!
Welchen der umschwebt,
Wird in Götterselbstgefühl
Jedes Tags genießen.
Voller Keim, blüh' auf,
Des glänzenden Frühlings
Herrlicher Schmuck,
Und leuchte vor deinen Gesellen!
Und welkt die Blüthenhülle weg,
Dann steig' aus deinem Busen
Die volle Frucht
Und reife der Sonn' entgegen.

Frau.
Gesegne's Gott! — Und schläft er noch?
Ich habe nichts zum frischen Trunk,
Als ein Stück Brod, das ich dir bieten kann.

Wandrer.
Ich danke dir.
Wie herrlich alles blüht umher
Und grünt!

Frau.
Mein Mann wird bald
Nach Hause seyn
Vom Feld. O bleibe, bleibe, Mann!
Und iß mit uns das Abendbrod.

Wandrer.
Ihr wohnet hier?

Frau.
Da, zwischen dem Gemäuer her.
Die Hütte baute noch mein Vater
Aus Ziegeln und des Schuttes Steinen.

Hier wohnen wir.
Er gab mich einem Ackersmann,
Und starb in unserm Armen. —
Hast du geschlafen, liebes Herz?
Wie er munter ist, und spielen will!
Du Schelm!

Wandrer.

Natur! du ewig keimende,
Schaff'st jeden zum Genuß des Lebens,
Hast deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbtheil ausgestattet, einer Hütte.
Hoch baut die Schwalb' an das Gesims,
Unfühlend, welchen Zierrath
Sie verklebt;
Die Raup' umspinnt den goldnen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut;
Und du flickst zwischen der Vergangenheit
Erhabene Trümmer
Für deine Bedürfniß'
Eine Hütte, o Mensch,
Genießest über Gräbern! —
Leb wohl, du glücklich Weib!

Frau.

Du willst nicht bleiben?

Wandrer.

Gott erhalt' euch,
Segn' euren Knaben!

Frau.

Glück auf den Weg!

Wandrer.

Wohin führt mich der Pfad
Dort über'n Berg?

Frau.

Nach Cuma.

Wandrer.

Wie weit ist's hin?

Frau.

Drei Meilen gut.

Wandrer.

Leb wohl!
O leite meinen Gang, Natur
Den Fremdlings-Reisetritt,
Den über Gräber
Heiliger Vergangenheit
Ich wandle.
Leit' ihn zum Schutzort,
Vor'm Nord gedeckt,
Und wo dem Mittagsstrahl
Ein Pappelwäldchen wehrt.
Und kehr' ich dann
Am Abend heim
Zur Hütte,
Vergoldet vom letzten Sonnenstrahl,
Laß mich empfangen solch ein Weib,
Den Knaben auf dem Arm!

Amor als Landschaftsmaler.

Saß ich früh auf einer Felsenspitze,
Sah mit starren Augen in den Nebel;
Wie ein grau grundirtes Tuch gespannet
Deckt' er alles in die Breit' und Höhe.

Stellt' ein Knabe sich mir an die Seite,
Sagte: Lieber Freund, wie magst du starrend
Auf das leere Tuch gelassen schauen?
Hast du denn zum Malen und zum Bilden
Alle Lust auf ewig wohl verloren?

Sah ich an das Kind und dachte heimlich:
Will das Bübchen doch den Meister machen!

Willst du immer trüb' und müßig bleiben,
Sprach der Knabe, kann nichts Kluges werden;
Sieh, ich will dir gleich ein Bildchen malen,
Dich ein hübsches Bildchen malen lehren.

Und er richtete den Zeigefinger,
Der so röthlich war wie eine Rose,
Nach dem weiten ausgespannten Teppich,
Fing mit seinem Finger an zu zeichnen:

Oben malt' er eine schöne Sonne,
Die mir in die Augen mächtig glänzte,
Und den Saum der Wolken macht' er golden,
Ließ die Strahlen durch die Wolken dringen;
Malte dann die zarten leichten Wipfel
Frisch erquickter Bäume, zog die Hügel,
Einen nach dem andern, frei dahinter;
Unten ließ er's nicht an Wasser fehlen,
Zeichnete den Fluß so ganz natürlich,
Daß er schien im Sonnenstrahl zu glitzern,
Daß er schien am hohen Rand zu rauschen.

Ach, da standen Blumen an dem Flusse,
Und da waren Farben auf der Wiese,
Gold und Schmelz und Purpur und ein Grünes,
Alles wie Smaragd und wie Karfunkel!
Hell und rein lasirt er drauf den Himmel
Und die blauen Berge fern und ferner,
Daß ich ganz entzückt und neu geboren
Bald den Maler, bald das Bild beschaute.

Hab' ich doch, so sagt' er, dir bewiesen,
Daß ich dieses Handwerk gut verstehe;
Doch es ist das schwerste noch zurücke.

Zeichnete darnach mit spitzem Finger
Und mit großer Sorgfalt an dem Wäldchen,
G'rad' an's Ende, wo die Sonne kräftig
Von dem hellen Boden wiederglänzte,
Zeichnete das allerliebste Mädchen,
Wohlgebildet, zierlich angekleidet,
Frische Wangen unter braunen Haaren,
Und die Wangen waren von der Farbe,
Wie das Fingerchen, das sie gebildet.

O du Knabe! rief ich, welch ein Meister
Hat in seine Schule dich genommen,
Daß du so geschwind und so natürlich
Alles klug beginnst und gut vollendest?

Da ich noch so rede, sieh, da rühret
Sich ein Windchen, und bewegt die Gipfel,
Kräuselt alle Wellen auf dem Flusse,
Fällt den Schleier des vollkommnen Mädchens,
Und was mich Erstaunten mehr erstaunte,
Fängt das Mädchen an den Fuß zu rühren,
Geht zu kommen, nähert sich dem Orte,
Wo ich mit dem losen Lehrer sitze.

Da nun alles, alles sich bewegte,
Bäume, Fluß und Blumen und der Schleier,
Und der zarte Fuß der Allerschönsten;
Glaubt ihr wohl, ich sei auf meinem Felsen,
Wie ein Felsen, still und fest geblieben?

Vorschlag zur Güte.

Er.

Du gefällst mir so wohl, mein liebes Kind,
Und wie wir hier bei einander sind,
So möcht' ich nimmer scheiden;
Da wär' es wohl uns beiden.

Sie.

Gefall ich dir, so gefällst du mir;
Du sagst es frei, ich sag' es dir.
Eh nun! heirathen wir eben!
Das übrige wird sich geben.

Er.

Heirathen, Engel, ist wunderlich Wort;
Ich meint', da müßt' ich gleich wieder fort.

Sie.

Was ist's denn so großes Leiden?
Geht's nicht, so lassen wir uns scheiden.

Schneider-Courage.

„Es ist ein Schuß gefallen!
Mein! sagt, wer schoß dadrauß'?"
Es ist der junge Jäger,
Der schießt im Hinterhaus.

Die Spatzen in dem Garten
Die machen viel Verdruß.
Zwei Spatzen und ein Schneider
Die fielen von dem Schuß;

Die Spatzen von den Schroten,
Der Schneider von dem Schreck;
Die Spatzen in die Schoten,
Der Schneider in den —.

Ballade.

Herein, o du Guter! du Alter herein!
Hier unten im Saale da sind wir allein,
Wir wollen die Pforte verschließen.
Die Mutter sie betet, der Vater im Hain
Ist gangen die Wölfe zu schießen.
O sing uns ein Mährchen, o sing es uns oft,
Daß ich und der Bruder es lerne;
Wir haben schon längst einen Sänger gehofft,
Die Kinder sie hören es gerne.

Im nächtlichen Schrecken, im feindlichen Graus
Verläßt er das hohe, das herrliche Haus,
Die Schätze die hat er vergraben.
Der Graf nun so eilig zum Pförtchen hinaus,
Was mag er im Arme denn haben?
Was birget er unter dem Mantel geschwind?
Was trägt er so rasch in die Ferne?
Ein Töchterlein ist es, da schläft nun das Kind. —
Die Kinder sie hören es gerne.

Nun hellt sich der Morgen, die Welt ist so weit,
In Thälern und Wäldern die Wohnung bereit,
In Dörfern erquickt man den Sänger,
So schreitet und heischt er undenkliche Zeit,
Der Bart wächst ihm länger und länger;
Doch wächst in dem Arme das liebliche Kind,
Wie unter dem glücklichsten Sterne,
Geschützt in dem Mantel vor Regen und Wind —
Die Kinder sie hören es gerne.

Und immer sind weiter die Jahre gerückt,
Der Mantel entfärbt sich, der Mantel zerstückt,
Er könnte sie länger nicht fassen,
Der Vater er sucht sie, wie ist er beglückt!
Er kann sich für Freude nicht lassen;
So schön und so edel erscheint sie zugleich,
Entsprossen aus tüchtigem Kerne,
Wie macht sie den Vater, den theuren, so reich! —
Die Kinder sie hören es gerne.

Da reitet ein fürstlicher Ritter heran,
Sie recket die Hand aus, der Gabe zu nahn,
Almosen will er nicht geben.
Er fasset das Händchen so kräftiglich an:
Die will ich, so ruft er, auf's Leben!
Erkennst du, erwiedert der Alte, den Schatz,
Erhebst du zur Fürstin sie gerne;
Sie sey dir verlobet auf grünendem Platz —
Die Kinder sie hören es gerne.

Sie segnet der Priester am heiligen Ort,
Mit Lust und mit Unlust nun ziehet sie fort,
Sie möchte vom Vater nicht scheiden.
Der Alte er wandelt nun hier und bald dort;
Er träget in Freuden sein Leiden.
So hab' ich mir Jahre die Tochter gedacht,
Die Enkelein wohl in der Ferne;
Sie segn' ich bei Tage, sie segn' ich bei Nacht —
Die Kinder sie hören es gerne.

Er segnet die Kinder; da poltert's am Thor,
Der Vater da ist er! Sie springen hervor;
Sie können den Alten nicht bergen —
Was lockst du die Kinder! du Bettler! du Thor!
Ergreift ihn, ihr eisernen Schergen!
Zum tiefsten Verließ den Verwegenen fort!
Die Mutter vernimmt's in der Ferne,
Sie eilet, sie bittet mit schmeichelndem Wort —
Die Kinder sie hören es gerne.

Die Schergen sie lassen den Würdigen stehn,
Und Mutter und Kinder sie bitten so schön;
Der fürstliche Stolze verbeißet
Die grimmige Wuth, ihn entrüstet das Flehn,
Bis endlich sein Schweigen zerreißet.
Du niedrige Brut! du vom Bettlergeschlecht!
Verfinsterung fürstlicher Sterne!
Ihr bringt mir Verderben! Geschieht mir doch Recht—
Die Kinder sie hören's nicht gerne.

Noch stehet der Alte mit herrlichem Blick,
Die eisernen Schergen sie treten zurück,
Es wächst nur das Toben und Wüthen.
Schon lange verflucht' ich mein ehliches Glück,
Das sind nun die Früchte der Blüthen!
Man läugnete stets, und man läugnet mit Recht,
Daß je sich der Adel entlerne,
Die Bettlerin zeugte mir Bettlergeschlecht —
Die Kinder sie hören's nicht gerne.

Und wenn euch der Gatte, der Vater verstößt,
Die heiligsten Bande verwegentlich löst;
So kommt zu dem Vater, dem Ahnen!
Der Bettler vermag, so ergraut und entblößt,
Euch herrliche Wege zu bahnen.
Die Burg die ist meine! Du hast sie geraubt,
Mich trieb dein Geschlecht in die Ferne;
Wohl bin ich mit köstlichen Siegeln beglaubt! —
Die Kinder sie hören es gerne.

Rechtmäßiger König er kehret zurück,
Den Treuen verleiht er entwendetes Glück,
Ich löse die Siegel der Schätze.
So rufet der Alte mit freundlichem Blick:
Euch künd' ich die milden Gesetze.
Erhole dich, Sohn! Es entwickelt sich gut,
Heut einen sich selige Sterne,
Die Fürstin sie zeugte dir fürstliches Blut —
Die Kinder sie hören es gerne.

Trauerloge.

An dem öden Strand des Lebens,
Wo sich Dün' auf Düne häuft,
Wo der Sturm im Finstern träuft,
Setze dir ein Ziel des Strebens.
Unter schon verloschnen Siegeln
Tausend Väter hingestreckt,
Ach! von neuen frischen Hügeln
Freund' an Freunden überdeckt.

Hast du so dich abgefunden,
Werde Nacht und Aether klar,
Und der ew'gen Sterne Schaar
Deute dir belebte Stunden,
Wo du hier mit Ungetrübten,
Treulich wirkend, gern verweilst,
Und auch treulich den geliebten
Ewigen entgegen eilst.

Aus dem westöstlichen Divan.

Wiederfinden.

Ist es möglich! Stern der Sterne,
Drück' ich wieder dich an's Herz!
Ach, was ist die Nacht der Ferne
Für ein Abgrund, für ein Schmerz!
Ja du bist es! meiner Freuden
Süßer, lieber Widerpart;
Eingedenk vergangner Leiden
Schaudr' ich vor der Gegenwart.

Als die Welt im tiefsten Grunde
Lag an Gottes ew'ger Brust,
Ordnet' er die erste Stunde
Mit erhabner Schöpfungslust,
Und er sprach das Wort: Es werde!
Da erklang ein schmerzlich Ach!
Als das All mit Machtgebärde
In die Wirklichkeiten brach.

Auf that sich das Licht: so trennte
Scheu sich Finsterniß von ihm,
Und sogleich die Elemente
Scheidend auseinander fliehn.
Rasch, in wilden wüsten Träumen
Jedes nach der Weite rang,
Starr, in ungemess'nen Räumen,
Ohne Sehnsucht, ohne Klang.

Stumm war alles, still und öde,
Einsam Gott zum erstenmal;
Da erschuf er Morgenröthe,
Die erbarmte sich der Qual;
Sie entwickelte dem Trüben
Ein erklingend Farbenspiel,
Und nun konnte wieder lieben
Was erst auseinander fiel.

Und mit eiligem Bestreben
Sucht sich was sich angehört;
Und zu ungemess'nem Leben
Ist Gefühl und Blick gekehrt.
Sey's Ergreifen, sey es Raffen,
Wenn es nur sich faßt und hält!
Allah braucht nicht mehr zu schaffen,
Wir erschaffen seine Welt.

So, mit morgenrothen Flügeln,
Riß es mich an deinen Mund,
Und die Nacht mit tausend Siegeln
Kräftigt sternenhell den Bund.
Beide sind wir auf der Erde
Musterhaft in Freud' und Qual,
Und ein zweites Wort: Es werde!
Trennt uns nicht zum zweitenmal.

In tausend Formen magst du dich verstecken.

In tausend Formen magst du dich verstecken,
Doch, Allerliebste, gleich erkenn' ich dich;
Du magst mit Zauberschleiern dich bedecken,
Allgegenwärt'ge, gleich erkenn' ich dich,

An der Cypresse reinstem, jungem Streben,
Allschöngewachs'ne, gleich erkenn' ich dich;
In des Canales reinem Wellenleben,
Allschmeichelhafte, wohl erkenn' ich dich.

Wenn steigend sich der Wasserstrahl entfaltet,
Allspielende, wie froh erkenn' ich dich;
Wenn Wolke sich gestaltend umgestaltet,
Allmannichfalt'ge, dort erkenn' ich dich.

An des geblümten Schleiers Wiesenteppich,
Allbuntbesternte, schön erkenn' ich dich;
Und greift umher ein tausendarm'ger Epheich,
O Allumklammernde, da kenn' ich dich.

Wenn am Gebirg der Morgen sich entzündet,
Gleich, Allerheiternde, begrüß' ich dich,
Dann über mir der Himmel rein sich ründet;
Allherzerweiternde, dann athm' ich dich.

Was ich mit äußerm Sinn, mit innerm kenne,
Du Allbelebrende, kenn' ich durch dich;
Und wenn ich Allah's Namenhundert nenne,
Mit jedem klingt ein Name nach für dich.

Berechtigte Männer.

Nach der Schlacht von Bedr, Unterm Sternenhimmel.

Mahomet spricht.

Seine Todten mag der Feind betrauern:
Denn sie liegen ohne Wiederkehren;
Unsre Brüder sollt ihr nicht bedauern:
Denn sie wandeln über jenen Sphären.

Die Planeten haben alle sieben
Die metallnen Thore weit gethan,
Und schon klopfen die verklärten Lieben
Paradieses Pforten kühnlich an.

Finden, ungehofft und überglücklich,
Herrlichkeiten, die mein Flug berührt,
Als das Wunderpferd mich augenblicklich
Durch die Himmel alle durchgeführt.

Weisheitsbaum an Baum cypresseragend,
Heben Aepfel goldner Zierd' empor,
Lebensbäume, breite Schatten schlagend,
Decken Blumensitz und Kräuterflor.

Und nun bringt ein süßer Wind von Osten
Hergeführt die Himmelsmädchenschaar;
Mit den Augen fängst du an zu kosten,
Schon der Anblick sättigt ganz und gar.

Forschend stehn sie, was du unternahmest?
Große Plane? fährlich blut'gen Straus?
Daß du Held seyst sehn sie, weil du kamest;
Welch ein Held du seyst? sie forschen's aus.

Und sie sehn es bald an deiner Wunden,
Die sich selbst ein Ehrendenkmal schreibt;
Glück und Hoheit, alles ist verschwunden,
Nur die Wunde für den Glauben bleibt.

Führen zu Chiosken dich und Lauben,
Säulenreich von buntem Lichtgestein,
Und zum edlen Saft verklärter Trauben
Laden sie mit Nippen freundlich ein.

Jüngling! mehr als Jüngling, bist willkommen!
Alle sind wie alle licht und klar;
Hast du eine dir an's Herz genommen;
Herrin, Freundin ist sie deiner Schaar.

Doch die allertrefflichste gefällt sich
Keineswegs in solchen Herrlichkeiten,
Heiter, neidlos, redlich unterhält dich
Von den mannichfalt'gen andrer Trefflichkeiten.

Eine führt dich zu der andern Schmause,
Den sich jede äußerst auserfinnt;
Viele Frauen hast und Ruh im Hause,
Werth daß man darob das Paradies gewinnt.

Und so schicke dich in diesen Frieden:
Denn du kannst ihn weiter nicht vertauschen;
Solche Mädchen werden nicht ermüden,
Solche Weine werden nicht berauschen.

Und so war das Wenige zu melden,
Wie der sel'ge Muselmann sich brüstet:
Paradies der Männer Glaubenshelden
Ist hiemit vollkommen ausgerüstet.

Höheres und Höchstes.

Daß wir solche Dinge lehren,
Möge man uns nicht bestrafen:
Wie das alles zu erklären,
Düft ihr euer Tiefstes fragen.

Und so werdet ihr vernehmen:
Daß der Mensch, mit sich zufrieden,
Gern sein Ich gerettet sähe,
So da droben wie hienieden.

Und mein liebes Ich bedürfte
Mancherlei Bequemlichkeiten,
Freuden, wie ich hier sie schlürfte,
Wünscht' ich auch für ew'ge Zeiten.

So gefallen schöne Gärten,
Blum' und Frucht und hübsche Kinder,
Die uns allen hier gefielen,
Auch verjüngtem Geist nicht minder.

Und so möcht' ich alle Freunde,
Jung und alt, in Eins versammeln,
Gar zu gern in deutscher Sprache
Paradieses-Worte stammeln.

Doch man horcht nun Dialekten
Wie sich Mensch und Engel kosen,
Der Grammatik, der versteckten,
Declinirend Mohn und Rosen.

Mag man ferner auch in Blicken
Sich rhetorisch gern ergehen,
Und zu himmlischem Entzücken
Ohne Klang und Ton erhöhen.

Ton und Klang jedoch entwindet
Sich dem Worte selbst verständlich,
Und entschiedener empfindet
Der Verklärte sich unendlich.

Ist somit dem Fünf der Sinne
Vorgesehn im Paradiese,
Sicher ist es, ich gewinne
Einen Sinn für alle diese.

Und nun dring' ich aller Orten
Leichter durch die ewigen Kreise,
Die durchdrungen sind vom Worte
Gottes rein-lebendigerweise.

Ungehemmt mit heißem Triebe
Läßt sich da kein Ende finden,
Bis im Anschaun ew'ger Liebe
Wir verschweben, wir verschwinden.

Aus Egmont.

[Erster Aufzug.]

Armbrustschießen.

Soldaten und Bürger (mit Armbrüsten.)

Jetter (Bürger von Brüssel, Schneider, tritt vor und spannt die Armbrust). Soest (Bürger von Brüssel, Krämer).

Soest.

Nun schießt nur hin, daß es alle wird! Ihr nehmt mir's doch nicht! Drei Ringe schwarz, die habt ihr eure Tage nicht geschossen. Und so wär' ich für dieß Jahr Meister.

Jetter. Meister und König dazu. Wer mißgönnt's euch? Ihr sollt dafür auch die Zeche doppelt bezahlen; ihr sollt eure Geschicklichkeit bezahlen, wie's recht ist.

Buyck
(ein Holländer, Soldat unter Egmont).

Jetter, den Schuß handl' ich euch ab, theile den Gewinnst, tractire die Herren: ich bin schon lange hier und für viele Höflichkeit Schuldner. Fehl' ich, so ist's als wenn ihr geschossen hättet.

Soest. Ich sollte drein reden: denn eigentlich verlier' ich dabei. Doch', Buyck, nun immerhin.

Buyck (schießt). Nun, Pritschmeister, Reverenz! — Eins! Zwei! Drei! Vier!

Soest. Vier Ringe? Es sey!

Alle. Vivat, Herr König, hoch, und abermal hoch!

Buyck. Danke, ihr Herren. Wäre Metzger zu viel! Danke für die Ehre.

Jetter. Die habt ihr euch selbst zu danken.

Ruysum
(ein Friesländer, Invalide und taub).

Daß ich euch sage!

Soest. Wie ist's, Alter!

Ruysum. Daß ich euch sage! — Er schießt wie sein Herr, er schießt wie Egmont.

Buyck. Gegen ihn bin ich nur ein armer Schlucker. Mit der Büchse trifft er erst, wie Keiner in der Welt. Nicht etwa wenn er Glück oder gute Laune hat; nein! wie er anlegt, immer rein schwarz geschossen. Gelernt habe ich von ihm. Das wäre auch ein Kerl, der bei ihm diente und nichts von ihm lernte. — Nicht zu vergessen, meine Herren! Ein König nährt seine Leute; und so, auf des Königs Rechnung, Wein her!

Jetter. Es ist unter uns ausgemacht, daß jeder —

Buyck. Ich bin fremd und König, und achte eure Gesetze und Herkommen nicht.

Jetter. Du bist ja ärger als der Spanier; der hat sie uns doch bisher lassen müssen.

Ruysum. Was?

Soest (laut). Er will uns gastiren, er will nicht haben, daß wir zusammenlegen, und der König nur das Doppelte zahlt.

Ruysum. Laßt ihn! doch ohne Präjudiz! Das ist auch seines Herrn Art, splendid zu seyn, und es laufen zu lassen wo es gedeiht.

(Sie bringen Wein.)

Alle. Ihro Majestät Wohl! Hoch!

Jetter (zu Buyck). Versteht sich Eure Majestät.

Buyck. Danke von Herzen, wenn's doch so seyn soll.

Soest. Wohl! Denn unserer Spanischen Majestät Gesundheit trinkt nicht leicht ein Niederländer von Herzen.

Ruysum. Wer?

Soest (laut). Philipps des Zweyten, Königs in Spanien.

Ruysum. Unser allergnädigster König und Herr! Gott geb' ihm langes Leben.

Soest. Hattet ihr seinen Herrn Vater, Karl den Fünften, nicht lieber?

Ruysum. Gott tröst' ihn! Das war ein Herr! Er hatte die Hand über den ganzen Erdboden, und war euch alles in allem; und wenn er euch begegnete, so grüßt' er euch wie ein Nachbar den andern; und wenn ihr erschrocken wart, wußt' er mit so guter Manier — Ja, versteht mich — Er ging aus, ritt aus, wie's ihm einkam, gar mit wenig Leuten. Haben wir doch alle geweint, wie er seinem Sohn das Regiment hier abtrat — sagt' ich, versteht mich — der ist schon anders, der ist majestätischer.

Jetter. Er ließ sich nicht sehen, da er hier war, als in Prunk und königlichem Staate. Er spricht wenig, sagen die Leute.

Soest. Es ist kein Herr für uns Niederländer. Unsre Fürsten müssen froh und frei seyn wie wir, leben und leben lassen. Wir wollen nicht verachtet noch gedrückt seyn, so gutherzige Narren wir auch sind.

Jetter. Der König, denk' ich, wäre wohl ein gnädiger Herr, wenn er nur bessere Rathgeber hätte.

Soest. Nein, nein! Er hat kein Gemüth gegen uns Niederländer, sein Herz ist dem Volke nicht geneigt, er liebt uns nicht; wie können wir ihn wieder lieben? Warum ist alle Welt dem Grafen Egmont so hold? Warum trügen wir ihn Alle auf den Händen? Weil man ihm ansieht, daß er uns wohl will; weil ihm die Fröhlichkeit, das freie Leben, die gute Meinung aus den Augen sieht; weil er nichts besitzt, das er dem Dürftigen nicht mittheilte, auch dem, der's nicht bedarf. Laßt den Grafen Egmont leben! Buyck, an euch ist's, die erste Gesundheit zu trinken! Bringt eures Herrn Gesundheit aus.

Buyck. Von ganzer Seele denn: Graf Egmont hoch!

Ruysum. Ueberwinder bei St. Quintin.

Buyck. Dem Helden von Gravelingen!

Alle. Hoch!

Ruysum. St. Quintin war meine letzte Schlacht. Ich konnte kaum mehr fort, kaum die schwere Büchse mehr schleppen. Hab' ich doch den Franzosen noch Eins auf den Pelz gebrennt, und da kriegt' ich zum Abschied noch einen Streifschuß an's rechte Bein.

Buyck. Gravelingen! Freunde! da ging's frisch! den Sieg haben wir allein. Brannten und sengten die wälschen Hunde nicht durch ganz Flandern? Aber ich mein', wir trafen sie! Ihre alten, handfesten Kerle hielten lange wieder, und wir drängten und schossen und hieben, daß sie die Mäuler verzerrten und ihre Linien zuckten. Da ward Egmont das Pferd unter dem Leibe niedergeschossen, und wir stritten lange hinüber und herüber, Mann für Mann, Pferd gegen Pferd,

Haufe mit Haufe, auf dem breiten flachen Sand' an der See hin. Auf einmal kam's, wie vom Himmel herunter, von der Mündung des Flusses, bav, bau! immer mit Kanonen in die Franzosen drein. Es waren Engländer, die unter dem Admiral Malin von ungefähr von Dünkirchen her vorbeifuhren. Zwar viel halfen sie uns nicht; sie konnten nur mit den kleinsten Schiffen herbei, und das nicht nah' genug; schossen auch wohl unter uns — Es that doch gut! Es brach die Wälschen und hob unsern Muth. Da ging's! Rick! rack! herüber, hinüber! Alles todt geschlagen, alles in's Wasser gesprengt. Und die Kerle ersoffen, wie sie das Wasser schmeckten; und was wir Holländer waren, gerad hinten drein. Uns, die wir beidlebig sind, ward es wohl im Wasser wie den Fröschen; und immer die Feinde im Fluß zusammengehauen, weggeschossen wie die Enten. Was nun noch durchbrach, schlugen euch auf der Flucht die Bauerweiber mit Hacken und Mistgabeln todt. Mußte doch die wälsche Majestät gleich das Pfötchen reichen und Friede machen. Und den Frieden seyd ihr uns schuldig, dem großen Egmont schuldig.

Alle. Hoch! dem großen Egmont hoch! und abermal hoch!

Jetter. Hätte man uns den statt der Margarete von Parma zum Regenten gesetzt!

Soest. Nicht so! Wahr bleibt wahr! Ich lasse mir Margareten nicht schelten. Nun ist's an mir. Es lebe unsre gnäd'ge Frau!

Alle. Sie lebe!

Soest. Wahrlich, treffliche Weiber sind in dem Hause. Die Regentin lebe!

Jetter. Klug ist sie, und mäßig in allem was sie thut; hielte sie's nur nicht so steif und fest mit den Pfaffen. Sie ist doch auch mit schuld, daß wir die vierzehn neuen Bischofsmützen im Lande haben. Wozu die nur sollen? Nicht wahr, daß man Fremde in die guten Stellen einschieben kann, wo sonst Aebte aus den Capiteln gewählt wurden? und wir sollen glauben, es sey um der Religion willen. Ja es hat sich. An drey Bischöfen hatten wir genug: da ging's ehrlich und ordentlich zu. Nun muß doch auch jeder thun als ob er nöthig wäre; und da setz's allen Augenblick Verdruß und Händel. Und je mehr ihr das Ding rüttelt und schüttelt, desto trüber wird's. (Sie trinken.)

Soest. Das war nun des Königs Wille; sie kann nichts davon, noch dazu thun.

Jetter. Da sollen wir nun die neuen Psalmen nicht singen; aber Scheltenlieder, so viel wir wollen Und warum? Es seyen Ketzereien drin, sagen sie, und Sachen, Gott weiß. Ich hab' ihrer doch auch gesungen; es ist jetzt was neues, ich hab' nichts drin gesehen.

Buyck. Ich wollte sie fragen! In unsrer Provinz singen wir was wir wollen. Das macht, daß Graf Egmont unser Statthalter ist; der fragt nach so etwas nicht. — In Gent, Ypern, durch ganz Flandern singt sie, wer Belieben hat. (Laut) Es ist ja wohl nichts unschuldiger, als ein geistlich Lied? Nicht wahr, Vater?

Ruysum. Ey wohl! Es ist ja ein Gottesdienst, eine Erbauung.

Jetter. Sie sagen aber, es sey nicht auf die rechte Art, nicht auf ihre Art; und gefährlich ist's doch immer, da läßt man's lieber seyn. Die Inquisitionsdiener schleichen herum und passen auf; mancher ehrliche Mann ist schon unglücklich geworden. Der Gewissenszwang fehlte noch! da ich nicht thun darf was ich möchte, können sie mich doch denken und singen lassen was ich will.

Soest. Die Inquisition kommt nicht auf. Wir sind nicht gemacht, wie die Spanier, unser Gewissen tyrannisiren zu lassen. Und der Adel muß auch bei Zeiten suchen ihr die Flügel zu beschneiden.

Jetter. Es ist sehr fatal. Wenn's den lieben Leuten einfällt in mein Haus zu stürmen, und ich sitz' an meiner Arbeit, und summe just einen Französischen Psalm, und denke nichts dabei, weder Gutes noch Böses; ich summe ihn aber, weil er mir in der Kehle ist; gleich bin ich ein Ketzer und werde eingesteckt. Oder ich gehe über Land, und bleibe bei einem Haufen Volks stehen, das einem neuen Prediger zuhört, einem von denen, die aus Deutschland gekommen sind; auf der Stelle heiß' ich ein Rebell, und komme in Gefahr meinen Kopf zu verlieren. Habt ihr je Einen predigen hören?

Soest. Wackre Leute. Neulich hört ich Einen auf dem Felde vor tausend und tausend Menschen sprechen. Das war ein ander Getöch', als wenn unsre auf der Kanzel herumtrommeln und die Leute mit lateinischen Brocken erwürgen. Der sprach von der Leber weg; sagte, wie sie uns bisher hätten bei der Nase herumgeführt, uns in der Dummheit erhalten und wie wir mehr Erleuchtung haben könnten. — Und das bewies er euch alles aus der Bibel.

Jetter. Da mag doch auch was dran seyn. Ich sagt's immer selbst, und grübelte so über die Sache nach. Mir ist's lang im Kopf herumgegangen.

Buyck. Es läuft ihnen auch alles Volk nach.

Soest. Das glaub' ich, wo man was Gutes hören kann und was Neues.

Jetter. Und was ist's denn nun? Man kann ja einen jeden predigen lassen nach seiner Weise.

Buyck. Frisch, ihr Herren! Ueber dem Schwätzen vergeßt ihr den Wein und Oranien.

Jetter. Den nicht zu vergessen. Das ist ein rechter Wall: wenn man nur an ihn denkt, meint man gleich man könne sich hinter ihn verstecken, und der Teufel brächte einen nicht hervor. Hoch! Wilhelm von Oranien, hoch!

Alle. Hoch! hoch!

Soest. Nun, Alter, bring' auch deine Gesundheit.

Ruysum. Alle Soldaten! Alle Soldaten! Es lebe der Krieg!

Buyck. Bravo, Alter! Alle Soldaten! Es lebe der Krieg!

Jetter. Krieg! Krieg! Wißt ihr auch was ihr ruft? Daß es euch leicht vom Munde geht, ist wohl natürlich; wie lumpig aber unser einem dabei zu Muthe ist, kann ich nicht sagen. Das ganze Jahr das Getrommel zu hören; und nichts zu hören, als wie da ein Haufen gezogen kommt und dort ein andrer, wie sie über einen Hügel kamen und dort bei einer Mühle hielten, wie viel da geblieben sind, wie viel dort, und wie sie sich drängen, und Einer gewinnt, der Andere verliert, ohne daß man sein Tage begreift, wer was gewinnt oder verliert. Wie eine Stadt eingenommen wird, die Bürger ermordet werden, und wie's den armen Weibern, den unschuldigen Kindern ergeht. Das ist eine Noth und Angst, man denkt jeden Augenblick: „Da kommen sie! Es geht uns auch so.“

Soest. Drum muß auch ein Bürger immer in Waffen geübt seyn.

Jetter. Ja, es übt sich, wer Frau und Kinder hat. Und doch hör' ich noch lieber von Soldaten, als ich sie sehe.

Buyck. Das sollt' ich übel nehmen.

Jetter. Auf euch ist's nicht gesagt, Landsmann. Wie wir die spanischen Besatzungen los waren, holten wir wieder Athem.

Soest. Gelt! die lagen dir am schwersten auf?

Jetter. Verir' Er sich.

Soest. Die hatten scharfe Einquartirung bei dir.

Jetter. Halt dein Maul.

Soest. Sie hatten ihn vertrieben aus der Küche, dem Keller, der Stube — dem Bette.

(Sie lachen.)

Jetter. Du bist ein Tropf.

Buyck. Friede, ihr Herren! Muß der Soldat Friede rufen? — Nun da ihr von uns nichts hören wollt, nun bringt auch eure Gesundheit aus, eine bürgerliche Gesundheit.

Jetter. Dazu sind wir bereit! Sicherheit und Ruhe!

Soest. Ordnung und Freiheit!

Buyck. Brav! das sind auch wir zufrieden!

(Sie stoßen an und wiederholen fröhlich die Worte, doch, daß jeder ein anderes ausruft, und es eine Art Canon wird. Der Alte horcht und fällt endlich auch mit ein.)

Alle. Sicherheit und Ruhe! Ordnung und Freiheit!

Fünfter Aufzug.

Gefängniß

durch eine Lampe erhellt, ein Ruhebett im Grunde.

Egmont (allein).

Alter Freund! immer getreuer Schlaf, fliehst du mich auch wie die übrigen Freunde? wie willig senktest du dich auf mein freies Haupt herunter und kühltest, wie ein schöner Myrtenkranz der Liebe, meine Schläfe! Mitten unter Waffen, auf der Woge des Lebens, ruht' ich leicht athmend, wie ein aufquellender Knabe, in deinen Armen. Wenn Stürme durch Zweige und Blätter sauf'ten, Ast und Wipfel sich knirrend bewegten, blieb innerst doch der Kern des Herzens ungeregt. Was schüttelt dich nun? was erschüttert den festen treuen Sinn? Ich fühl's, es ist der Klang der Mordart, die an meiner Wurzel nascht. Noch steh' ich aufrecht, und ein innrer Schauer durchfährt mich. Ja, sie überwindet, die verrätherische Gewalt; sie untergräbt den festen hohen Stamm, und eh' die Rinde dorrt, stürzt krachend und zerschmetternd deine Krone.

Warum denn jetzt, der du so oft gewalt'ge Sorgen gleich Seifenblasen dir vom Haupte weggewiesen, warum vermagst du nicht die Ahnung zu verscheuchen, die tausendfach in dir sich auf- und niedertreibt? Seit wann begegnet dir der Tod fürchterlich, mit dessen wechselnden Bildern, wie mit der

übrigen Gestalten der gewohnten Erde, du gelassen lebtest? — Auch ist Er's nicht, der rasche Feind, dem die gesunde Brust wetteifernd sich entgegen sehnt; der Kerker ist's, des Grabes Vorbild, dem Helden wie dem Feigen widerlich. Unleidlich ward mir's schon auf meinem gepolsterten Stuhle, wenn in stattlicher Versammlung die Fürsten, was leicht zu entscheiden war, mit wiederkehrenden Gesprächen überlegten, und zwischen düstern Wänden eines Saals die Balken der Decke mich erdrückten. Da eilt' ich fort, sobald es möglich war, und rasch auf's Pferd mit tiefem Athemzuge. Und frisch hinaus, da wo wir hingehören! in's Feld, wo aus der Erde dampfend jede nächste Wohlthat der Natur, und durch die Himmel wehend alle Segen der Gestirne uns umwittern; wo wir, dem erdgebornen Riesen gleich, von der Berührung unsrer Mutter kräftiger uns in die Höhe reißen; wo wir die Menschheit ganz, und menschliche Begier in allen Adern fühlen; wo das Verlangen vorzudringen, zu besiegen, zu erhaschen, seine Faust zu brauchen, zu besitzen, zu erobern, durch die Seele des jungen Jägers glüht; wo der Soldat sein angebornes Recht auf alle Welt mit raschem Schritt sich anmaßt, und in fürchterlicher Freiheit wie ein Hagelwetter durch Wiese, Feld und Wald verderbend streicht, und keine Gränzen kennt, die Menschenhand gezogen.

Du bist nur Bild, Erinnerungstraum des Glücks, das ich so lang besessen; wo hat dich das Geschick verrätherisch hingeführt? Versagt es dir, den nie gescheuten Tod im Angesicht der Sonne rasch zu gönnen, um dir des Grabes Vorgeschmack im ekeln Moder zu bereiten? Wie haucht er mich aus diesen Steinen widrig an! Schon starrt das Leben, vor dem Ruhebette wie vor dem Grabe scheut der Fuß. —

O Sorge, Sorge! die du vor der Zeit den Mord beginnst, laß ab! — Seit wann ist Egmont denn allein, so ganz allein in dieser Welt? Dich macht der Zweifel fühllos, nicht das Glück. Ist die Gerechtigkeit des Königs, der du lebenslang vertrautest, ist der Regentin Freundschaft, die fast (du darfst es dir gestehn), fast Liebe war, sind sie auf einmal, wie ein glänzend Feuerbild der Nacht, verschwunden? und lassen dich allein auf dunkelm Pfad zurück? Wird an der Spitze deiner Freunde Oranien nicht wagend sinnen? Wird nicht ein Volk sich sammeln und mit anschwellender Gewalt den alten Freund erretten?

O haltet, Mauern, die ihr mich umschließt, so vieler Geister wohlgemeintes Drängen nicht von mir ab; und welcher Muth aus meinen Augen sonst sich über *sie* ergoß, der kehre nun aus *ihren* Herzen in meines wieder. O ja, sie rühren sich zu Tausenden! sie kommen! stehen mir zur Seite! Ihr frommer Wunsch eilt dringend zu dem Himmel, er bittet um ein Wunder. Und steigt zu meiner Rettung nicht ein Engel nieder; so seh' ich sie nach Lanz' und Schwertern greifen. Die Thore spalten sich, die Gitter springen, die Mauer stürzt von ihren Händen ein, und der Freiheit des einbrechenden Tages steigt Egmont fröhlich entgegen. Wie manch bekannt Gesicht empfängt mich jauchzend! Ach, Clärchen, wärst du Mann; so säh' ich dich gewiß auch hier zuerst und dankte dir, was einem Könige zu danken hart ist, Freiheit.

Aus Iphigenie.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Iphigenie. Orest.

Iphigenie.

Unglücklicher, ich löse deine Bande
Zum Zeichen eines schmerzlichern Geschicks.
Die Freiheit, die das Heiligthum gewährt,
Ist, wie der letzte lichte Lebensblick
Des schwer Erkrankten, Todesbote. Noch
Kann ich es mir und darf es mir nicht sagen,
Daß ihr verloren seyd! Wie könnt' ich euch
Mit mörderischer Hand dem Tode weihen?
Und niemand, wer es sey, darf euer Haupt,
So lang' ich Priesterin Dianens bin,
Berühren. Doch verweigr' ich jene Pflicht,
Wie sie der aufgebrachte König fordert;
So wählt er eine meiner Jungfraun mir
Zur Folgerin, und ich vermag alsdann
Mit heißem Wunsch allein euch beizustehn.
O werther Landsmann! Selbst der letzte Knecht,
Der an den Heerd der Vatergötter streifte,
Ist uns in fremdem Lande hoch willkommen:
Wie soll ich euch genug mit Freud' und Segen
Empfangen, die ihr mir das Bild der Helden,
Die ich von Eltern her verehren lernte,
Entgegen bringet und das innre Herz
Mit neuer schöner Hoffnung schmeichelnd labet!

Orest.

Verbirgst du deinen Namen, deine Herkunft
Mit klugem Vorsatz? oder darf ich wissen,
Wer mir, gleich einer Himmlischen, begegnet?

Iphigenie.

Du sollst mich kennen. Jetzo sag' mir an,
Was ich nur bald von deinem Bruder hörte,
Das Ende derer, die von Troja kehrend
Ein hartes unerwartetes Geschick
Auf ihrer Wohnung Schwelle stumm empfing.
Zwar ward ich jung an diesen Strand geführt;
Doch wohl erinnr' ich mich des scheuen Blicks,
Den ich mit Staunen und mit Bangigkeit
Auf jene Helden warf. Sie zogen aus,
Als hätte der Olymp sich aufgethan
Und die Gestalten der erlauchten Vorwelt
Zum Schrecken Ilions herabgesendet,
Und Agamemnon war vor allen herrlich!
O sage mir! Er fiel, sein Haus betretend,
Durch seiner Frauen und Aegisthens Tücke?

Orest.

Du sagst's!

Iphigenie.

Weh dir, unseliges Mycen!
So haben Tantals Enkel Fluch auf Fluch
Mit vollen wilden Händen ausgesä't!
Und gleich dem Unkraut, wüste Häupter schüttelnd
Und tausendfält'gen Samen um sich streuend,
Den Kindeskindern nahverwandte Mörder
Zur ew'gen Wechselwuth erzeugt! Enthülle,
Was von der Rede deines Bruders schnell
Die Finsterniß des Schreckens mir verdeckte.
Wie ist des großen Stammes letzter Sohn,
Das holde Kind, bestimmt des Vaters Rächer
Dereinst zu sein, wie ist Orest dem Tage
Des Bluts entgangen? Hat ein gleich Geschick
Mit des Avernus Netzen ihn umschlungen?
Ist er gerettet? Lebt er? Lebt Elektra?

Orest.

Sie leben.

Iphigenie.

Goldne Sonne, leihe mir
Die schönsten Strahlen, lege sie zum Dank
Vor Jovis Thron! denn ich bin arm und stumm.

Orest.

Bist du gastfreundlich diesem Königs-Hause,
Bist du mit nähern Banden ihm verbunden,
Wie deine schöne Freude mir verräth:
So bändige dein Herz und halt es fest!
Denn unerträglich muß dem Fröhlichen
Ein jäher Rückfall in die Schmerzen seyn.
Du weißt nur, merk' ich, Agamemnons Tod.

Iphigenie.

Hab' ich an dieser Nachricht nicht genug?

Orest.

Du hast des Gräuels Hälfte nur erfahren.

Iphigenie.

Was fürcht' ich noch? Orest, Elektra leben.

Orest.

Und fürchtest du für Klytämnestren nichts?

Iphigenie.

Sie rettet weder Hoffnung, weder Furcht.

Orest.

Auch schied sie aus dem Land der Hoffnung ab.

Iphigenie.

Vergoß sie reuig wüthend selbst ihr Blut?

Orest.

Nein, doch ihr eigen Blut gab ihr den Tod.

Iphigenie.

Sprich deutlicher, daß ich nicht länger sinne.
Die Ungewißheit schlägt mir tausendfältig
Die dunkeln Schwingen um das bange Haupt.

Orest.

So haben mich die Götter ausersehn
Zum Boten einer That, die ich so gern
In's klanglos-dumpfe Höllenreich der Nacht
Verbergen möchte? Wider meinen Willen
Zwingt mich dein holder Mund! allein er darf
Auch etwas Schmerzlich's fordern und erhält's.
Am Tage, da der Vater fiel, verbarg
Elektra rettend ihren Bruder: Strophius,
Des Vaters Schwäher, nahm ihn willig auf,
Erzog ihn neben seinem eignen Sohne,
Der, Pylades genannt, die schönsten Bande
Der Freundschaft um den Angekommnen knüpfte.
Und wie sie wuchsen, wuchs in ihrer Seele
Die brennende Begier, des Königs Tod
Zu rächen. Unversehen, fremd gekleidet,
Erreichen sie Mycen, als brächten sie
Die Trauernachricht von Orestens Tode
Mit seiner Asche. Wohl empfängt sie
Die Königin; sie treten in das Haus.
Elektren gibt Orest sich zu erkennen;
Sie bläs't der Rache Feuer in ihm auf,
Das vor der Mutter heil'ger Gegenwart
In sich zurückgebrannt war. Stille führt
Sie ihn zum Orte, wo sein Vater fiel,
Wo eine alte leichte Spur des frech
Vergoss'nen Blutes oftgewaschnen Boden
Mit blassem ahndungsvollen Streifen färbte.
Mit ihrer Feuerzunge schilderte
Sie jeden Umstand der verruchten That,
Ihr knechtisch elend durchgebrachtes Leben,
Den Uebermuth der glücklichen Verräther,
Und die Gefahren, die nun der Geschwister
Von einer stiefgewordnen Mutter warteten. —
Hier drang sie jenen alten Dolch ihm auf,
Der schon in Tantals Hause grimmig wüthete,
Und Klytämnestra fiel durch Sohnes Hand.

Iphigenie.

Unsterbliche, die ihr den reinen Tag
Auf immer neuen Wolken selig lebet,
Habt ihr nur darum mich so manches Jahr
Von Menschen abgesondert, mich so nah
Bei euch gehalten, mir die kindliche
Beschäftigung, des heil'gen Feuers Gluth
Zu nähren, aufgetragen, meine Seele
Der Flamme gleich in ew'ger frommer Klarheit
Zu euern Wohnungen hinaufgezogen,
Daß ich nur meines Hauses Gräuel später
Und tiefer fühlen sollte? — Sage mir
Vom Unglückse'gen! Sprich mir von Orest! —

Orest.

O könnte man von seinem Tode sprechen!
Wie gährend stieg aus der Erschlagnen Blut
Der Mutter Geist
Und ruft der Nacht uralten Töchtern zu,
„Lass't nicht den Muttermörder entfliehn!
Verfolgt den Verbrecher! Euch ist er geweiht!"
Sie horchen auf, es schaut ihr hohler Blick
Mit der Begier des Adlers um sich her.
Sie rühren sich in ihren schwarzen Höhlen,
Und aus den Winkeln schleichen ihre Gefährten,
Der Zweifel und die Reue, leis' herbei.
Vor ihnen steigt ein Dampf vom Acheron;
In seinen Wolkenkreisen wälzet sich
Die ewige Betrachtung des Geschehnen
Verwirrend um des Schuld'gen Haupt umher,
Und sie, berechtigt zum Verderben, treten
Der gottbesä'ten Erde schönen Boden,
Von dem ein alter Fluch sie längst verbannte.
Den Flüchtigen verfolgt ihr schneller Fuß;
Sie geben nur um neu zu schrecken Rast.

Iphigenie.

Unseliger, du bist in gleichem Fall,
Und fühlst was er, der arme Flüchtling, leidet!

Orest.

Was sagst du mir? Was wähnst du gleichen Fall?

Iphigenie.

Dich drückt ein Brudermord wie jenen; mir
Vertraute dieß dein jüngster Bruder schon.

Orest.

Ich kann nicht leiden, daß du, große Seele,
Mit einem falschen Wort betrogen werdest.
Ein lügenhaft Gewebe knüpf' ein Fremder
Dem Fremden, sinnreich und der List gewohnt,
Zur Falle vor die Füße; zwischen uns
Sey Wahrheit!
Ich bin Orest! und dieses schuld'ge Haupt
Senkt nach der Grube sich und sucht den Tod;
In jeglicher Gestalt sey er willkommen!
Wer du auch seyst, so wünsch' ich Rettung dir
Und meinem Freunde; mir wünsch' ich sie nicht.
Du scheinst hier wider Willen zu verweilen;
Ersinnet Rath zur Flucht und lasst mich hier.
Es stürze mein entseelter Leib vom Fels,
Es rauche bis zum Meer' hinab mein Blut,
Und bringe Fluch dem Ufer der Barbaren!
Geht ihr, daheim im schönen Griechenland,
Ein neues Leben freundlich anzufangen.

(Er entfernt sich.)

Iphigenie.

So steigst du denn, Erfüllung, schönste Tochter
Des größten Vaters, endlich zu mir nieder!
Wie ungeheuer steht dein Bild vor mir!
Kaum reicht mein Blick dir an die Hände, die
Mit Frucht- und Segenskränzen angefüllt
Die Schätze des Olympus niederbringen.
Wie man den König an dem Uebermaß
Der Gaben kennt: denn ihm muß wenig scheinen
Was Tausenden schon Reichthum ist; so kennt
Man euch, ihr Götter, an gesparten, lang'
Und weise zubereiteten Geschenken.
Denn ihr allein wißt, was uns frommen kann,
Und schaut der Zukunft ausgedehntes Reich,
Wenn jedes Abends Stern- und Nebelhülle
Die Aussicht uns verdeckt. Gelassen hört
Ihr unser Flehn, das um Beschleunigung
Euch kindisch bittet; aber eure Hand
Bricht unreif nie die goldnen Himmelsfrüchte:
Und wehe dem, der ungeduldig sie
Ertrotzend saure Speise sich zum Tod'
Genießt. O lass't das lang' erwartete,
Noch kaum gedachte Glück nicht, wie den Schatten
Des abgeschiednen Freundes, eitel mir
Und dreyfach schmerzlicher vorübergehn!

Orest (tritt wieder zu ihr).

Rufst du die Götter an für dich und Pylades,
So nenne meinen Namen nicht mit eurem.
Du rettest den Verbrecher nicht, zu dem
Du dich gesell'st, und theilest Fluch und Noth.

Iphigenie.

Mein Schicksal ist an deines fest gebunden.

Orest.

Mit nichten! Laß allein und unbegleitet
Mich zu den Todten gehn. Verhülltest du
In deinen Schleier selbst den Schuldigen;
Du birgst ihn nicht vor'm Blick der Immerwachen,
Und deine Gegenwart, du Himmlische,
Drängt sie nur seitwärts und verscheucht sie nicht.
Sie dürfen mit den ehrnen frechen Füßen
Des heil'gen Waldes Boden nicht betreten;
Doch hör' ich aus der Ferne hier und da
Ihr gräßliches Gelächter. Wölfe harren
So um den Baum, auf den ein Reisender
Sich rettete. Da draußen ruhen sie
Gelagert; und verlass' ich diesen Hain,
Dann steigen sie, die Schlangenhäupter schüttelnd,
Von allen Seiten Staub erregend auf
Und treiben ihre Beute vor sich her.

Iphigenie.

Kannst du, Orest, ein freundlich Wort vernehmen?

Orest.

Spar' es für einen Freund der Götter auf.

Iphigenie.

Sie geben dir zu neuer Hoffnung Licht.

Orest.

Durch Rauch und Qualm seh' ich den matten Schein
Des Todtenflusses mir zur Hölle leuchten.

Iphigenie.

Hast du Elektren, Eine Schwester nur?

Orest.

Die Eine kannt' ich; doch die ält'ste nahm
Ihr gut Geschick, das uns so schrecklich schien,
Bei Zeiten aus dem Elend unsers Hauses.
O laß dein Fragen und geselle dich
Nicht auch zu den Erinnyen; sie blasen
Mir schadenfroh die Asche von der Seele,
Und leiden nicht, daß sich die letzten Kohlen
Von unsers Hauses Schreckensbrande still
In mir verglimmen. Soll die Gluth denn ewig,

Vorsätzlich angefacht, mit Höllenschwefel
Genährt, mir auf der Seele marternd brennen?

Iphigenie.

Ich bringe süßes Rauchwerk in die Flamme.
O laß den reinen Hauch der Liebe dir
Die Gluth des Busens leise wehend kühlen.
Orest, mein Theurer, kannst du nicht vernehmen?
Hat das Geleit der Schreckensgötter so
Das Blut in deinen Adern ausgetrocknet?
Schleicht, wie vom Haupt der gräßlichen Gorgone,
Versteinernd dir ein Zauber durch die Glieder?
O wenn vergoss'nen Mutterblutes Stimme
Zur Höll' hinab mit dumpfen Tönen ruft:
Soll nicht der reinen Schwester Segenswort
Hülfreiche Götter vom Olympus rufen?

Orest.

Es ruft! es ruft! So willst du mein Verderben?
Verbirgt in dir sich eine Rachegöttin?
Wer bist du, deren Stimme mir entsetzlich
Das Innerste in seinen Tiefen wendet?

Iphigenie.

Es zeigt sich dir im tiefsten Herzen an:
Orest, ich bin's! Sieh Iphigenien!
Ich lebe!

Orest.

Du!

Iphigenie.

Mein Bruder!

Orest.

Laß! Hinweg!
Ich rathe dir, berühre nicht die Locken!
Wie von Kreusa's Brautkleid zündet sich
Ein unauslöschlich Feuer von mir fort.
Laß mich! Wie Herkules will ich Unwürd'ger
Den Tod voll Schmach, in mich verschlossen, sterben.

Iphigenie.

Du wirst nicht untergehn! O daß ich nur
Ein ruhig Wort von dir vernehmen könnte!
O löse meine Zweifel, laß des Glückes,
Des lang' erflehten, mich auch sicher werden.
Es wälzet sich ein Rad von Freud' und Schmerz
Durch meine Seele. Von dem fremden Manne
Entfernet mich ein Schauer; doch es reißt
Mein Innerstes gewaltig mich zum Bruder.

Orest.

Ist hier Lyäens Tempel? und ergreift
Unbändig-heil'ge Wuth die Priesterin?

Iphigenie.

O höre mich! O sieh mich an, wie mir
Nach einer langen Zeit das Herz sich öffnet,
Der Seligkeit, dem Liebsten, was die Welt
Noch für mich tragen kann, das Haupt zu küssen,
Mit meinen Armen, die den leeren Winden
Nur ausgebreitet waren, dich zu fassen!
O laß mich! Laß mich! Denn es quillet heller,
Nicht vom Parnaß die ew'ge Quelle sprudelnd
Von Fels zu Fels in's goldne Thal hinab,
Wie Freude mir vom Herzen wallend fließt,
Und wie ein selig Meer mich rings umfängt.
Orest! Orest! mein Bruder!

Orest.

Schöne Nymphe,
Ich traue dir und deinem Schmeicheln nicht.
Diana fordert strenge Dienerinnen
Und rächet das entweih'te Heiligthum.
Entferne deinen Arm von meiner Brust!
Und wenn du einen Jüngling rettend lieben,
Das schöne Glück ihm zärtlich bieten willst,
So wende meinem Freunde dein Gemüth,
Dem würd'gern Manne, zu. Er irr't umher
Auf jenem Felsenpfade; such' ihn auf,
Weis' ihn zurecht und schone meiner.

Iphigenie.

Fasse
Dich, Bruder, und erkenne die Gefund'ne!
Schilt einer Schwester reine Himmelsfreude
Nicht unbesonnene, strafbare Lust.
O nehmt den Wahn ihm von dem starren Auge,
Daß uns der Augenblick der höchsten Freude
Nicht dreifach elend mache! Sie ist hier,
Die längst verlorne Schwester. Vom Altar
Riß mich die Göttin weg und rettete
Hierher mich in ihr eigen Heiligthum.
Gefangen bist du, dargestellt zum Opfer,
Und findest in der Priesterin die Schwester.

Orest.

Unselige! So mag die Sonne denn
Die letzten Gräuel unsers Hauses sehn!
Ist nicht Elektra hier? damit auch sie
Mit uns zu Grunde gehe, nicht ihr Leben
Zu schwererem Geschick' und Leiden friste.
Gut, Priesterin! ich folge zum Altar:
Der Brudermord ist hergebrachte Sitte
Des alten Stammes; und ich danke, Götter,
Daß ihr mich ohne Kinder auszurotten
Beschlossen habt. Und laß dir rathen, habe
Die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne;
Komm, folge mir in's dunkle Reich hinab!
Wie sich vom Schwefelpfuhl' erzeugte Drachen
Bekämpfend die verwandte Brut verschlingen,
Zerstört sich selbst das wüthende Geschlecht;
Kommt kinderlos und schuldlos mit hinab!
Du siehst mich mit Erbarmen an? Laß ab!
Mit solchen Blicken suchte Klytämnestra
Sich einen Weg nach ihres Sohnes Herzen;
Doch sein geschwung'ner Arm traf ihre Brust.
Die Mutter fiel! — Tritt auf, unwill'ger Geist!
Im Kreis geschlossen tretet an, ihr Furien,
Und wohnet dem willkommnen Schauspiel bei,
Dem letzten, gräßlichsten, das ihr bereitet!
Nicht Haß und Rache schärfen ihren Dolch;
Die liebevolle Schwester wird zur That
Gezwungen. Weine nicht! Du hast nicht Schuld.
Seit meinen ersten Jahren hab' ich nichts
Geliebt, wie ich dich lieben könnte, Schwester.
Ja, schwinge deinen Stahl, verschone nicht,
Zerreiße diesen Busen, und eröffne
Den Strömen die hier sieden einen Weg!
(Er sinkt in Ermattung).

Iphigenie.

Allein zu tragen dieses Glück und Elend
Vermag ich nicht. — Wo bist du, Pylades?
Wo find' ich deine Hülfe, theurer Mann?
(Sie entfernt sich suchend.)

Aus Tasso.

Vierter Aufzug.

Zweiter Auftritt.

Leonore. Tasso.

Leonore.

Was ist begegnet? Lieber Tasso, hat
Dein Eifer dich, dein Argwohn so getrieben?
Wie ist's geschehn? Wir alle stehn bestürzt.
Und deine Sanftmuth, dein gefällig Wesen,
Dein schneller Blick, dein richtiger Verstand,
Mit dem du jedem gibst was ihm gehört,
Dein Gleichmuth, der erträgt, was zu ertragen
Der Edle bald, der Eitle selten lernt,
Die kluge Herrschaft über Zung' und Lippe —
Mein theurer Freund, fast ganz verkenn' ich dich.

Tasso.

Und wenn das alles nun verloren wäre?
Wenn einen Freund, den du einst reich geglaubt,
Auf einmal du als einen Bettler fändest?
Wohl hast du recht, ich bin nicht mehr ich selbst,
Und bin's doch noch so gut als wie ich's war.
Es scheint ein Räthsel, und doch ist es keins.
Der stille Mond, der dich bei Nacht erfreut,
Dein Auge, dein Gemüth mit seinem Schein
Unwiderstehlich lockt, es schwebt am Tage
Ein unbedeutend blasses Wölkchen hin.
Ich bin vom Glanz des Tages überschienen,
Ihr kennet mich, ich kenne mich nicht mehr.

Leonore.

Was du mir sagst, mein Freund, versteh' ich nicht,
Wie du es sagst. Erkläre dich mit mir.
Hat die Beleidigung des schroffen Mann's
Dich so gekränkt, daß du dich selbst und uns
So ganz verkennen magst? Vertraue mir.

Tasso.

Ich bin nicht der Beleidigte, du siehst
Mich ja bestraft, weil ich beleidigt habe.
Die Knoten vieler Worte löst das Schwert
Gar leicht und schnell, allein ich bin gefangen.

Du weißt wohl kaum — erschrick nicht, zarte Freundin —
Du trifft den Freund in einem Kerker an.
Mich züchtiget der Fürst wie einen Schüler.
Ich will mit ihm nicht rechten, kann es nicht.

Leonore.

Du scheinest mehr als billig ist bewegt.

Tasso.

Hältst du mich für so schwach, für so ein Kind,
Daß solch ein Fall mich gleich zerrütten könne?
Das was geschehn ist kränkt mich nicht so tief,
Allein das kränkt mich, was es mir bedeutet.
Laß meine Neider, meine Feinde nur
Gewähren! Frei und offen ist das Feld.

Leonore.

Du hast gar manchen fälschlich in Verdacht,
Ich habe selbst mich überzeugen können.
Und auch Antonio feindet dich nicht an,
Wie du es wähnst. Der heutige Verdruß —

Tasso.

Den laff' ich ganz bei Seite, nehme nur
Antonio wie er war und wie er bleibt.
Verdrießlich fiel mir stets die steife Klugheit,
Und daß er immer nur den Meister spielt.
Anstatt zu forschen, ob des Hörers Geist
Nicht schon für sich auf guten Spuren wandle,
Belehrt er dich von Manchem, das du besser
Und tiefer fühltest, und vernimmt kein Wort
Das du ihm sagst, und wird dich stets verkennen.
Verkannt zu seyn, verkannt von einem Stolzen,
Der lächelnd dich zu übersehen glaubt!
Ich bin so alt noch nicht und nicht so klug,
Daß ich nur duldend gegenlächeln sollte.
Früh oder spät, es konnte sich nicht halten,
Wir mußten brechen; später wär' es nur
Um desto schlimmer worden. Einen Herrn
Erkenn' ich nur, den Herrn der mich ernährt,
Dem folg' ich gern, sonst will ich keinen Meister.
Frei will ich seyn im Denken und im Dichten;
Im Handeln schränkt die Welt genug uns ein.

Leonore.

Er spricht mit Achtung oft genug von dir.

Tasso.

Mit Schonung willst du sagen, fein und klug.
Und das verdrießt mich eben; denn er weiß
So glatt und so bedingt zu sprechen, daß
Sein Lob erst recht zum Tadel wird, und daß
Nichts mehr, nichts tiefer dich verletzt, als Lob
Aus seinem Munde.

Leonore.

Möchtest du, mein Freund,
Vernommen haben, wie er sonst von dir
Und dem Talente sprach, das dir vor Vielen
Die gütige Natur verlieh. Er fühlt gewiß
Das was du bist und hast, und schätzt es auch.

Tasso.

O glaube mir, ein selbstisches Gemüth
Kann nicht der Qual des engen Neids entfliehen.
Ein solcher Mann verzeiht dem andern wohl
Vermögen, Stand und Ehre; denn er denkt,
Das hast du selbst, das hast du wenn du willst,
Wenn du beharrst, wenn dich das Glück begünstigt.
Doch das was die Natur allein verleiht,
Was jeglicher Bemühung, jedem Streben
Stets unerreichbar bleibt, was weder Gold,
Noch Schwert, noch Klugheit, noch Beharrlichkeit
Erzwingen kann, das wird er nie verzeihn.
Er gönnt es mir? Er, der mit steifem Sinn
Die Gunst der Musen zu ertrotzen glaubt?
Der, wenn er die Gedanken mancher Dichter
Zusammenreiht, sich selbst ein Dichter scheint?
Weit eher gönnt er mir des Fürsten Gunst,
Die er doch gern auf sich beschränken möchte,
Als das Talent, das jene Himmlischen
Dem armen, dem verwaiſten Jüngling gaben.

Leonore.

O säheſt du so klar, wie ich es sehe!
Du irrst dich über ihn; so ist er nicht.

Tasso.

Und irr' ich mich an ihm, so irr' ich gern!
Ich denk' ihn mir als meinen ärgsten Feind,
Und wär' untröstlich, wenn ich mir ihn nun
Gelinder denken müßte. Thöricht ist's,
In allen Stücken billig seyn; es heißt
Sein eigen Selbst zerstören. Sind die Menschen
Denn gegen uns so billig? Nein, o nein!
Der Mensch bedarf in seinem engen Wesen
Der doppelten Empfindung, Lieb' und Haß.
Bedarf er nicht der Nacht als wie des Tags?
Des Schlafens wie des Wachens? Nein, ich muß
Von nun an diesen Mann als Gegenstand
Von meinem tiefſten Haß behalten; nichts
Kann mir die Luft entreißen, schlimm und schlimmer
Von ihm zu denken.

Leonore.

Willst du, theurer Freund,
Von deinem Sinn nicht lassen, seh' ich kaum
Wie du am Hofe länger bleiben willst.
Du weißt wie viel er gilt und gelten muß.

Tasso.

Wie sehr ich längſt, o schöne Freundin, hier
Schon überflüſſig bin, das weiß ich wohl.

Leonore.

Das bist du nicht, das kannst du nimmer werden!
Du weißt vielmehr, wie gern der Fürst mit dir,
Wie gern die Fürstin mit dir lebt; und kommt
Die Schwester von Urbino, kommt sie fast
So sehr um dein't- als der Geschwister willen.
Sie denken alle gut und gleich von dir,
Und jegliches vertraut dir unbedingt.

Tasso.

O Leonore, welch Vertraun ist das?
Hat er von seinem Staate je ein Wort,
Ein ernſtes Wort mit mir gesprochen? Kam
Ein eigner Fall, worüber er sogar
In meiner Gegenwart mit seiner Schwester,
Mit andern sich berieth, mich fragt' er nie.
Da hieß es immer nur: Antonio kommt!
Man muß Antonio schreiben! Fragt Antonio!

Leonore.

Du klagst anstatt zu danken. Wenn er dich
In unbedingter Freiheit lassen mag,
So ehrt er dich, wie er dich ehren kann.

Tasso.

Er läßt mich ruhn, weil er mich unnütz glaubt.

Leonore,

Du bist nicht unnütz, eben weil du ruhst.
So lange hegst du schon Verdruß und Sorge
Wie ein geliebtes Kind an deiner Bruſt.
Ich hab' es oft bedacht, und mag's bedenken
Wie ich es will: auf diesem schönen Boden,
Wohin das Glück dich zu verpflanzen schien,
Gedeihst du nicht. O Tasso! — Rath' ich dir's?
Sprech' ich es aus? — Du solltest dich entfernen!

Tasso.

Verschone nicht den Kranken, lieber Arzt!
Reich' ihm das Mittel, denke nicht daran,
Ob's bitter sey. — Ob er genesen könne,
Das überlege wohl, o kluge, gute Freundin!
Ich seh' es alles selbst, es ist vorbei!
Ich kann ihm wohl verzeihen, er nicht mir;
Und sein bedarf man, leider meiner nicht.
Und er ist klug, und leider bin ich's nicht.
Er wirkt zu meinem Schaden, und ich kann,
Ich mag nicht gegenwirken. Meine Freunde,
Sie lassen's gehn, sie sehen's anders an,
Sie widerstreben kaum, und sollten kämpfen.
Du glaubst, ich soll hinweg; ich glaub' es selbst —
So lebt denn wohl! ich werd' auch das ertragen.
Ihr seyd von mir geschieden — werd' auch mir,
Von euch zu scheiden, Kraft und Muth verliehn!

Leonore.

Auch in der Ferne zeigt sich alles reiner,
Was in der Gegenwart uns nur verwirrt.
Vielleicht wirst du erkennen, welche Liebe
Dich überall umgab, und welchen Werth
Die Treue wahrer Freunde hat, und wie
Die weite Welt die Nächſten nicht ersetzt.

Tasso.

Das werden wir erfahren! Kenn' ich doch
Die Welt von Jugend auf, wie sie so leicht
Uns hülflos, einsam läßt, und ihren Weg
Wie Sonn' und Mond und andre Götter geht.

Leonore.

Vernimmst du mich, mein Freund, so sollst du nie
Die traurige Erfahrung wiederholen.
Soll ich dir rathen, so begibst du dich
Erst nach Florenz, und eine Freundin wird
Gar freundlich für dich sorgen. Sey getrost,
Ich bin es selbst. Ich reise, den Gemahl
Die nächſten Tage dort zu finden, kann

Nichts freudiger für ihn und mich bereiten,
Als wenn ich dich in unsre Mitte bringe.
Ich sage dir kein Wort, du weißt es selbst,
Welch einem Fürsten du dich nahen wirst,
Und welche Männer diese schöne Stadt
In ihrem Busen hegt, und welche Frauen.
Du schweigst? Bedenk' es wohl! Entschließe dich.

Tasso.

Gar reizend ist, was du mir sagst, so ganz
Dem Wunsch gemäß, den ich im Stillen nähre;
Allein es ist zu neu; ich bitte dich,
Laß mich bedenken, ich beschließe bald.

Leonore.

Ich gehe mit der schönsten Hoffnung weg
Für dich und uns und auch für dieses Haus.
Bedenke nur, und wenn du recht bedenkst,
So wirst du schwerlich etwas Bessers denken.

Tasso.

Noch eins, geliebte Freundin, sage mir,
Wie ist die Fürstin gegen mich gesinnt?
War sie erzürnt auf mich? Was sagte sie? —
Sie hat mich sehr getadelt? Rede frei.

Leonore.

Da sie dich kennt, hat sie dich leicht entschuldigt.

Tasso.

Hab' ich bei ihr verloren? Schmeichle nicht.

Leonore.

Der Frauen Gunst wird nicht so leicht verscherzt.

Tasso.

Wird sie mich gern entlassen, wenn ich gehe?

Leonore.

Wenn es zu deinem Wohl gereicht; gewiß.

Tasso.

Werd' ich des Fürsten Gnade nicht verlieren?

Leonore.

In seiner Großmuth kannst du sicher ruhn.

Tasso.

Und lassen wir die Fürstin ganz allein?
Du gehst hinweg; und wenn ich wenig bin,
So weiß ich doch daß ich ihr etwas war.

Leonore.

Gar freundliche Gesellschaft leistet uns
Ein ferner Freund, wenn wir ihn glücklich wissen.
Und es gelingt, ich sehe dich beglückt,
Du wirst von hier nicht unzufrieden gehn.
Der Fürst befahl's, Antonio sucht dich auf.
Er tadelt selbst an sich die Bitterkeit,
Womit er dich verletzt. Ich bitte dich,
Nimm ihn gelassen auf so wie er kommt.

Tasso.

Ich darf in jedem Sinne vor ihm stehn.

Leonore.

Und schenke mir der Himmel, lieber Freund,
Noch eh' du scheidest, dir das Aug' zu öffnen:
Daß niemand dich im ganzen Vaterlande
Verfolgt und haßt, und heimlich drückt und neckt!
Du irrst gewiß, und wie du sonst zur Freude
Von andern dichtest, leider dichtest du
In diesem Fall ein seltenes Gewebe,
Dich selbst zu kränken. Alles will ich thun,
Um es entzwey zu reißen, daß du frei
Den schönen Weg des Lebens wandeln mögest.
Leb' wohl! ich hoffe bald ein glücklich Wort.

Aus dem ersten Theile des Faust.

Gretchens Stube.

Gretchen
am Spinnrade allein.

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Wo ich ihn nicht hab'
Ist mir das Grab,
Die ganze Welt
Ist mir vergällt.

Mein armer Kopf
Ist mir verrückt,
Mein armer Sinn
Ist mir zerstückt.

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Nach ihm nur schau' ich
Zum Fenster hinaus,
Nach ihm nur geh' ich
Aus dem Haus.

Sein hoher Gang,
Sein' edle Gestalt,
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt.

Und seiner Rede
Zauberfluß,
Sein Händedruck,
Und ach sein Kuß!

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer,
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Mein Busen drängt
Sich nach ihm hin.
Ach dürft' ich fassen
Und halten ihn!

Und küssen ihn
So wie ich wollt',
An seinen Küssen
Vergehen sollt'!

Marthens Garten.

Margarete. Faust.

Margarete.

Versprich mir, Heinrich!

Faust.

Was ich kann!

Margarete.

Nun sag', wie hast du's mit der Religion?
Du bist ein herzlich guter Mann,
Allein ich glaub', du hältst nicht viel davon.

Faust.

Laß das, mein Kind! Du fühlst, ich bin dir gut;
Für meine Lieben ließ ich Leib und Blut,
Will niemand sein Gefühl und seine Kirche rauben.

Margarete.

Das ist nicht recht, man muß d'ran glauben!

Faust.

Muß man?

Margarete.

Ach! wenn ich etwas auf dich könnte!
Du ehrst auch nicht die heil'gen Sacramente.

Faust.

Ich ehre sie.

Margarete.

Doch ohne Verlangen.
Zur Messe, zur Beichte bist du lange nicht gegangen.
Glaubst du an Gott?

Faust.

Mein Liebchen, wer darf sagen:
Ich glaub' an Gott?
Magst Priester oder Weise fragen,
Und ihre Antwort scheint nur Spott
Ueber den Frager zu sein.

Margarete.

So glaubst du nicht?

Faust.

Mißhör' mich nicht, du holdes Angesicht!
Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn.
Wer empfinden
Und sich unterwinden
Zu sagen: ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfasser,

Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht dadroben?
Liegt die Erde nicht hierunten fest?
Und steigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimniß
Unsichtbar sichtbar neben dir?
Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth.

Margarete.

Das ist alles recht schön und gut;
Ungefähr sagt das der Pfarrer auch,
Nur mit ein bißchen andern Worten.

Faust.

Es sagen's aller Orten
Alle Herzen unter dem himmlischen Tage,
Jedes in seiner Sprache;
Warum nicht ich in der meinen?

Margarete.

Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen,
Steht aber doch immer schief darum;
Denn du hast kein Christenthum.

Faust.

Lieb's Kind!

Margarete.

Es thut mir lang' schon weh,
Daß ich dich in der Gesellschaft seh'.

Faust.

Wie so?

Margarete.

Der Mensch, den du da bei dir hast,
Ist mir in tiefer inn'rer Seele verhaßt!
Es hat mir in meinem Leben
So nichts einen Stich in's Herz gegeben,
Als des Menschen widrig Gesicht.

Faust.

Liebe Puppe, fürcht' ihn nicht!

Margarete.

Seine Gegenwart bewegt mir das Blut.
Ich bin sonst allen Menschen gut;
Aber, wie ich mich sehne dich zu schauen,
Hab' ich vor dem Menschen ein heimlich Grauen,
Und halt' ihn für einen Schelm dazu!
Gott verzeih' mir's, wenn ich ihm Unrecht thu'!

Faust.

Es muß auch solche Käuze geben.

Margarete.

Wollte nicht mit seines Gleichen leben!
Kommt er einmal zur Thür herein,
Sieht er immer so spöttisch drein,
Und halb ergrimmt;
Man sieht, daß er an nichts einen Antheil nimmt;
Es steht ihm an der Stirn' geschrieben,
Daß er nicht mag eine Seele lieben.
Mir wird's so wohl in deinem Arm,
So frei, so hingegeben warm,
Und seine Gegenwart schnürt mir das Inn're zu.

Faust.

Du ahnungsvoller Engel du!

Margarete.

Des übermannt mich so sehr,
Daß, wo er nur mag zu uns treten,
Mein' ich sogar, ich liebte dich nicht mehr.
Auch wenn er da ist, könnt' ich nimmer beten,
Und das frißt mir in's Herz hinein;
Dir, Heinrich, muß es auch so sein.

Faust.

Du hast nun die Antipathie!

Margarete.

Ich muß nun fort.

Faust.

Ach kann ich nie
Ein Stündchen ruhig dir am Busen hängen
Und Brust an Brust und Seel' in Seele drängen?

Margarete.

Ach wenn ich nur alleine schlief'!
Ich ließ' dir gern heut Nacht den Riegel offen;
Doch meine Mutter schläft nicht tief:
Und würden wir von ihr betroffen,
Ich wär' gleich auf der Stelle todt!

Faust.

Du Engel, das hat keine Noth.
Hier ist ein Fläschchen! Drey Tropfen nur
In ihren Trank umhüllen
Mit tiefem Schlaf gefällig die Natur.

Margarete.

Was thu' ich nicht um deinetwillen?
Es wird ihr hoffentlich nicht schaden?

Faust.

Würd' ich sonst, Liebchen, dir es rathen?

Margarete.

Seh' ich dich bester Mann, nur an,
Weiß nicht was mich nach deinem Willen treibt;
Ich habe schon so viel für dich gethan,
Daß mir zu thun fast nichts mehr übrig bleibt.

ab.

Mephistopheles tritt auf.

Mephistopheles.

Der Grasaff'! ist er weg?

Faust.

Hast wieder spionirt?

Mephistopheles.

Ich hab's ausführlich wohl vernommen,
Herr Doctor wurden da katechisirt;
Hoff', es soll Ihnen wohl bekommen.
Die Mädels sind doch sehr interessirt,
Ob einer fromm und schlicht nach altem Brauch.
Sie denken, duckt er da, folgt er uns eben auch.

Faust.

Du Ungeheuer siehst nicht ein,
Wie diese treue, liebe Seele,
Von ihrem Glauben voll,
Der ganz allein
Ihr selig machend ist, sich heilig quäle,
Daß sie den liebsten Mann verloren halten soll.

Mephistopheles.

Du übersinnlicher sinnlicher Freier,
Ein Mägdelein nasführet dich.

Faust.

Du Spottgeburt von Dreck und Feuer!

Mephistopheles.

Und die Physiognomie versteht sie meisterlich.
In meiner Gegenwart wird's ihr sie weiß nicht wie,
Mein Mäskchen da weissagt verborgnen Sinn;
Sie fühlt, daß ich ganz sicher ein Genie,
Vielleicht wohl gar der Teufel bin.
Nun heute Nacht —?

Faust.

Was geht dich's an?

Mephistopheles.

Hab' ich doch meine Freude d'ran!

Am Brunnen.

Gretchen und Lieschen
mit Krügen.

Lieschen.

Hast nichts von Bärbelchen gehört?

Gretchen.

Kein Wort. Ich komm' gar wenig unter Leute.

Lieschen.

Gewiß, Sibylle sagt' mir's heute!
Die hat sich endlich auch bethört.
Das ist das Vornehmthun!

Gretchen.

Wie so?

Lieschen.

Es stinkt!
Sie füttert zwei, wenn sie nun ißt und trinkt.

Gretchen.

Ach!

Lieschen.

So ist's ihr endlich recht ergangen.
Wie lange hat sie an dem Kerl gehangen!

Das war ein Spazieren,
Auf Dorf und Tanzplatz Führen,
Mußt' überall die Erste seyn,
Curtesirt' ihr immer mit Pastetchen und Wein;
Bild't sich was auf ihre Schönheit ein,
War doch so ehrlos sich nicht zu schämen
Geschenke von ihm anzunehmen.
War ein Gekos' und ein Geschleck';
Da ist denn auch das Blümchen weg!

Gretchen.

Das arme Ding!

Lieschen.

Bedauerst sie noch gar!
Wenn unser Eins am Spinnen war,
Uns Nachts die Mutter nicht hinunterließ;
Stand sie bei ihrem Buhlen süß,
Auf der Thürbank und im dunklen Gang
Ward ihnen keine Stunde zu lang.
Da mag sie denn sich ducken nun,
Im Sünderhemdchen Kirchbuß' thun!

Gretchen.

Er nimmt sie gewiß zu seiner Frau.

Lieschen.

Er wär' ein Narr! Ein flinker Jung'
Hat anderwärts noch Luft genung,
Er ist auch fort.

Gretchen.

Das ist nicht schön!

Lieschen.

Kriegt sie ihn, soll's ihr übel gehn.
Das Kränzel reißen die Buben ihr,
Und Häckerling streuen wir vor die Thür!

ab.

Gretchen
nach Hause gehend.

Wie konnt' ich sonst so tapfer schmählen,
Wenn thät ein armes Mägdlein fehlen!
Wie konnt' ich über andrer Sünden
Nicht Worte g'nug der Zunge finden!
Wie schien mir's schwarz, und schwärzt's noch gar,
Mir's immer doch nicht schwarz g'nug war,
Und segnet' mich und that so groß,
Und bin nun selbst der Sünde bloß!
Doch — alles was dazu mich trieb,
Gott! war so gut! ach war so lieb!

Zwinger.

In der Mauerhöhle ein Andachtsbild der Mater dolorosa,
Blumenkrüge davor.

Gretchen
steckt frische Blumen in die Krüge.

Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Das Schwert im Herzen,
Mit tausend Schmerzen
Blickst auf zu deines Sohnes Tod.

Zum Vater blickst du,
Und Seufzer schickst du
Hinauf um sein' und deine Noth.

Wer fühlet,
Wie wühlet
Der Schmerz mir im Gebein?
Was mein armes Herz hier banget,
Was es zittert, was verlanget,
Weißt nur du, nur du allein!

Wohin ich immer gehe,
Wie weh, wie weh, wie wehe
Wird mir im Busen hier!
Ich bin ach kaum alleine,
Ich wein', ich wein', ich weine,
Das Herz zerbricht in mir.

Die Scherben vor meinem Fenster
Bethaut' ich mit Thränen, ach!
Als ich am frühen Morgen
Die diese Blumen brach,
Schien hell in meine Kammer
Die Sonne früh herauf,
Saß ich in allem Jammer
In meinem Bett schon auf.

Hilf! rette mich von Schmach und Tod!
Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Nacht.

Straße vor Gretchens Thür.

Valentin, Soldat, Gretchens Bruder.

Wenn ich so saß bei einem Gelag,
Wo mancher sich berühmen mag,
Und die Gesellen mir den Flor
Der Mägdlein laut gepriesen vor,
Mit vollem Glas das Lob verschwemmt,
Den Ellenbogen aufgestemmt
Saß ich in meiner sichern Ruh,
Hört' all' dem Schwadroniren zu,
Und streiche lächelnd meinen Bart,
Und kriege das volle Glas zur Hand
Und sage: Alles nach seiner Art!
Aber ist eine im ganzen Land,
Die meiner trauten Gretel gleicht,
Die meiner Schwester das Wasser reicht?
Top! Top! Kling! Klang! das ging herum!
Die einen schrieen: er hat Recht,
Sie ist die Zier vom ganzen Geschlecht!
Da saßen alle die Lober stumm.
Und nun! — um's Haar sich auszuraufen
Und an den Wänden hinauf zu laufen! —
Mit Stichelreden, Naserümpfen
Soll jeder Schurke mich beschimpfen!
Soll wie ein böser Schuldner sitzen,
Bei jedem Zufallswörtchen schwitzen!
Und möcht' ich sie zusammenschmeißen;
Könnt' ich sie doch nicht Lügner heißen.

Was kommt heran? Was schleicht herbei?
Irr' ich nicht, es sind ihrer zwei.
Ist er's, gleich pack ich ihn beim Felle,
Soll nicht lebendig von der Stelle!

Faust. Mephistopheles.

Faust.

Wie von dem Fenster dort der Sacristey
Aufwärts der Schein des ew'gen Lämpchens flämmert
Und schwach und schwächer seitwärts dämmert,
Und Finsterniß drängt ringsum bei!
So sieht's in meinem Busen nächtig.

Mephistopheles.

Und mir ist's wie dem Kätzlein schmächtig,
Das an den Feuerleitern schleicht,
Sich leis' dann um die Mauern streicht,
Mir ist's ganz tugendlich dabei,
Ein bißchen Diebsgelüst, ein bißchen Rammelei.
So spukt mir schon durch alle Glieder
Die herrliche Walpurgisnacht,
Die kommt uns übermorgen wieder,
Da weiß man doch warum man wacht.

Faust.

Rückt wohl der Schatz indessen in die Höh',
Den ich dorthinten flimmern seh'?

Mephistopheles.

Du kannst die Freude bald erleben,
Das Kesselchen herauszuheben.
Ich schielte neulich so hinein,
Sind herrliche Löwenthaler drein.

Faust.

Nicht ein Geschmeide? Nicht ein Ring?
Meine liebe Buhle damit zu zieren.

Mephistopheles.

Ich sah dabei wohl so ein Ding,
Als wie eine Art von Perlenschnüren.

Faust.

So ist es recht! Mir thut es weh,
Wenn ich ohne Geschenke zu ihr geh'.

Mephistopheles.
Es sollt' euch eben nicht verdrießen,
Umsonst auch etwas zu genießen.
Jetzt da der Himmel voller Sterne glüht,
Sollt ihr ein wahres Kunststück hören:
Ich sing ihr ein moralisch Lied,
Um sie gewisser zu bethören.

Singt zur Zither.
Was machst du mir
Vor Liebchens Thür
Kathrinchen hier
Bei frühem Tagesblicke?
Laß, laß es seyn!
Er läßt dich ein
Als Mädchen ein,
Als Mädchen nicht zurücke.

Nehmt euch in Acht!
Ist es vollbracht,
Dann gute Nacht
Ihr armen, armen Dinger!
Habt ihr euch lieb,
Thut keinem Dieb
Nur nicht's zu Lieb',
Als mit dem Ring am Finger.

Valentin tritt vor.
Wen lockst du hier? beim Element!
Vermaledeyter Rattenfänger!
Zum Teufel erst das Instrument!
Zum Teufel hinter drein den Sänger!
Mephistopheles.
Die Zither ist entzwei! an der ist nichts zu halten.
Valentin.
Nun soll es an ein Schädelspalten!
Mephistopheles zu Faust.
Herr Doctor nicht gewichen! Frisch!
Hart an mich an, wie ich euch führe.
Heraus mit eurem Flederwisch!
Nur zugestoßen! Ich parire.
Valentin.
Parire den!
Mephistopheles.
Warum denn nicht?
Valentin.
Auch den!
Mephistopheles.
Gewiß!
Valentin.
Ich glaub' der Teufel ficht!
Was ist denn das? Schon wird die Hand mir lahm.
Mephistopheles zu Faust.
Stoß zu!
Valentin fällt.
O weh!
Mephistopheles.
Nun ist der Lümmel zahm!
Nun aber fort! Wir müssen gleich verschwinden:
Denn schon entsteht ein mörderlich Geschrei.
Ich weiß mich trefflich mit der Polizei,
Doch mit dem Blutbann schlecht mich abzufinden.
Marthe am Fenster.
Heraus! Heraus!
Gretchen am Fenster.
Herbei ein Licht!
Marthe wie oben.
Man schilt und rauft, man schreit und ficht.
Volk.
Da liegt schon einer todt!
Marthe heraustretend.
Die Mörder, sind sie denn entflohn?
Gretchen heraustretend.
Wer liegt hier?
Volk.
Deiner Mutter Sohn.
Gretchen.
Allmächtiger! welche Noth!
Valentin.
Ich sterbe! das ist bald gesagt
Und bälder noch gethan.
Was steht ihr Weiber, heult und klagt?
Kommt her und hört mich an!
(Alle treten um ihn).
Mein Gretchen sieh! du bist noch jung,
Bist gar noch nicht gescheidt genung,
Machst deine Sachen schlecht.
Ich sag' dir's im Vertrauen nur:
Du bist doch nun einmal eine Hur';
So sei's auch eben recht.
Gretchen.
Mein Bruder! Gott! Was soll mir das?
Valentin.
Laß' unsern Herr Gott aus dem Spaß.
Geschehn ist leider nun geschehn,
Und wie es geh'n kann, so wird's gehn.
Du fingst mit einem heimlich an,
Bald kommen ihrer mehre dran,
Und wenn dich erst ein Dutzend hat,
So hat dich auch die ganze Stadt.

Wenn erst die Schande wird geboren,
Wird sie heimlich zur Welt gebracht,
Und man zieht den Schleier der Nacht
Ihr über Kopf und Ohren;
Ja, man möchte sie gern ermorden.
Wächst sie aber und macht sich groß,
Dann geht sie auch bei Tage bloß,
Und ist doch nicht schöner geworden.
Je häßlicher wird ihr Gesicht,
Je mehr sucht sie des Tages Licht.

Ich seh' wahrhaftig schon die Zeit,
Daß alle braven Bürgersleut',
Wie von einer angesteckten Leichen,
Von dir, du Metze! seitab weichen.
Dir soll das Herz im Leib verzagen,
Wenn sie dir in die Augen sehn!
Sollst keine goldne Kette mehr tragen!
In der Kirche nicht mehr am Altar stehn!
In einem schönen Spitzenkragen
Dich nicht bei'm Tanze wohlbehagen!
In eine finstre Jammerecken
Unter Bettler und Krüppel dich verstecken,
Und wenn dir denn auch Gott verzeiht,
Auf Erden sein vermaledeyt!
Marthe.
Befehlt eure Seele Gott zu Gnaden!
Wollt ihr noch Lästrung auf euch laden?
Valentin.
Könnt' ich dir nur an den dürren Leib,
Du schändlich kupplerisches Weib!
Da hofft' ich aller meiner Sünden
Vergebung reiche Maß zu finden.
Gretchen.
Mein Bruder! Welche Höllenpein!
Valentin.
Ich sage, laß die Thränen seyn!
Da du dich sprachst der Ehre los,
Gabst mir den schwersten Herzensstoß.
Ich gehe durch den Todesschlaf
Zu Gott ein als Soldat und brav.
(stirbt.)

Dom.
Amt, Orgel und Gesang.

Gretchen unter vielem Volke. Böser Geist hinter Gretchen.
Böser Geist.
Wie anders, Gretchen, war dir's,
Als du noch voll Unschuld
Hier zum Altar trat'st,
Aus dem vergriffnen Büchelchen
Gebete lalltest,
Halb Kinderspiele,
Halb Gott im Herzen!
Gretchen!
Wo steht dein Kopf?
In deinem Herzen,
Welche Missethat?
Bet'st du für deiner Mutter Seele, die
Durch dich zur langen, langen Pein hinüberschlief?
Auf deiner Schwelle wessen Blut?
— Und unter deinem Herzen
Regt sich's nicht quillend schon,
Und ängstet dich und sich
Mit ahnungsvoller Gegenwart?

Gretchen.

Weh! Weh!
Wär' ich der Gedanken los,
Die mir herüber und hinüber gehen
Wider mich!

Chor.

Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla.

Orgelton.

Böser Geist.

Grimm faßt dich!
Die Posaune tönt!
Die Gräber beben!
Und dein Herz,
Aus Aschenruh'
Zu Flammenqualen
Wieder aufgeschaffen,
Bebt auf!

Gretchen.

Wär' ich hier weg!
Mir ist als ob die Orgel mir
Den Athem versetzte,
Gesang mein Herz
Im Tiefsten löst'te.

Chor.

Iudex ergo cum sedebit,
Quidquid latet adparebit,
Nil inultum remanebit.

Gretchen.

Mir wird so eng'!
Die Mauern-Pfeiler
Befangen mich!
Das Gewölbe
Drängt mich! — Luft!

Böser Geist.

Verbirg' dich! Sünd' und Schande
Bleibt nicht verborgen.
Luft? Licht?
Weh dir!

Chor.

Quid sum miser tunc dicturus
Quem patronum rogaturus?
Cum vix justus sit securus.

Böser Geist.

Ihr Antlitz wenden
Verklärte von dir ab.
Die Hände dir zu reichen,
Schauert's den Reinen.
Weh!

Chor.

Quid sum miser tunc dicturus?

Gretchen.

Nachbarin! Euer Fläschchen! —
Sie fällt in Ohnmacht

Kerker.

Faust, mit einem Bund Schlüssel und einer Lampe, vor einem eisernen Thürchen.

Mich faßt ein längst entwohnter Schauer,
Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an.
Hier wohnt sie, hinter dieser feuchten Mauer,
Und ihr Verbrechen war ein guter Wahn!
Du zauderst zu ihr zu gehen!
Du fürchtest sie wieder zu sehen!
Fort! Dein Zagen zögert den Tod heran.

Er ergreift das Schloß. Es singt inwendig.

Meine Mutter, die Hur,
Die mich umgebracht hat!
Mein Vater, der Schelm,
Der mich gegessen hat!
Mein Schwesterlein klein
Hub auf die Bein,
An einem kühlen Ort;
Da ward ich ein schönes Waldvögelein;
Fliege fort, fliege fort!

Faust aufschließend.

Sie ahnet nicht, daß der Geliebte lauscht,
Die Ketten klirren hört, das Stroh das rauscht.
Er tritt ein.

Margarete sich auf dem Lager verbergend.

Weh! Weh! Sie kommen. Bittrer Tod!

Faust leise.

Still! Still! ich komme dich zu befreien.

Margarete sich vor ihm hinwälzend.

Bist du ein Mensch, so fühle meine Noth.

Faust.

Du wirst die Wächter aus dem Schlafe schreien!

Er faßt die Ketten, sie aufzuschließen.

Margarete auf den Knieen.

Wer hat dir Henker diese Macht
Ueber mich gegeben!
Du holst mich schon um Mitternacht.
Erbarme dich und laß mich leben!
Ist's morgen früh nicht zeitig genug?

Sie steht auf.

Bin ich doch noch so jung, so jung!
Und soll schon sterben!
Schön war ich auch, und das war mein Verderben.
Nah war der Freund, nun ist er weit; -
Zerrissen liegt der Kranz, die Blumen zerstreut.
Fasse mich nicht so gewaltsam an!
Schone mich! Was hab' ich dir gethan?
Laß mich nicht vergebens flehen,
Hab' ich dich doch mein Tage nicht gesehen!

Faust.

Werd' ich den Jammer überstehen!

Margarete.

Ich bin nun ganz in deiner Macht.
Laß mich nur erst das Kind noch kränken.
Ich herzt' es diese ganze Nacht.
Sie nahmen mir's, um mich zu kränken,
Und sagen nun, ich hätt' es umgebracht.
Und niemals werd' ich wieder froh.
Sie singen Lieder auf mich! Es ist bös von den Leuten!
Ein altes Mährchen endigt so,
Wer heißt sie's deuten?

Faust wirft sich nieder.

Ein Liebender liegt dir zu Füßen,
Die Jammerknechtschaft aufzuschließen.

Margarete wirft sich zu ihm.

O laß uns knien, die Heil'gen anzurufen!
Sieh! unter diesen Stufen,
Unter der Schwelle
Siedet die Hölle!
Der Böse,
Mit furchtbarem Grimme,
Macht ein Getöse!

Faust laut.

Gretchen! Gretchen!

Margarete aufmerksam.

Das war des Freundes Stimme!

Sie springt auf. Die Ketten fallen ab.

Wo ist er? Ich hab' ihn rufen hören.
Ich bin frei! Mir soll niemand wehren.
An seinen Hals will ich fliegen,
An seinem Busen liegen!
Er rief Gretchen! Er stand auf der Schwelle.
Mitten durch's Heulen und Klappen der Hölle,
Durch den grimmigen, teuflischen Hohn,
Erkannt ich den süßen, den liebenden Ton.

Faust.

Ich bin's!

Margarete.

Du bist's! O sag' es noch einmal!

Ihn fassend.

Er ist's! Er ist's! Wohin ist alle Qual?
Wohin die Angst des Kerkers? der Ketten?
Du bist's! Kommst mich zu retten!
Ich bin gerettet! —
Schon ist die Straße wieder da,
Auf der ich dich zum erstenmale sah.
Und der heitere Garten,
Wo ich und Marthe deiner warten.

Faust fortstrebend.

Komm mit! Komm mit!

Margarete.

O weile!
Weil' ich doch so gern wo du weilest.

Liebkosend.

Faust.

Eile!
Wenn du nicht eilest,
Werden wir's theuer büßen müssen.

Margarete.
Wie? du kannst nicht mehr küssen?
Mein Freund, so kurz von mir entfernt,
Und hast's Küssen verlernt?
Warum wird mir an deinem Halse so bang?
Wenn sonst von deinen Worten, deinen Blicken
Ein ganzer Himmel mich überdrang,
Und du mich küßtest als wolltest du mich ersticken.
Küsse mich!
Sonst küss' ich dich!
(Sie umfaßt ihn.)
O weh! deine Lippen sind kalt,
Sind stumm.
Wo ist dein Lieben
Geblieben?
Wer brachte mich drum?
(Sie wendet sich von ihm.)
Faust.
Komm! Folge mir! Liebchen, fasse Muth!
Ich herze dich mit tausendfacher Gluth!
Nur folge mir! Ich bitte dich nur dieß!
Margarete (zu ihm gewendet.)
Und bist du's denn? Und bist du's auch gewiß?
Faust.
Ich bin's! Komm mit!
Margarethe.
Du machst die Fesseln los,
Nimmst wieder mich in deinen Schoos.
Wie kommt es, daß du dich vor mir nicht scheust! —
Und weißt du denn, mein Freund, wen du befreist?
Faust.
Komm! komm! Schon weicht die tiefe Nacht.
Margarete.
Meine Mutter hab' ich umgebracht,
Mein Kind hab' ich ertränkt.
War es nicht dir und mir geschenkt?
Dir auch — Du bist's! ich glaub' es kaum.
Gib deine Hand! Es ist kein Traum!
Deine liebe Hand! — Ach aber sie ist feucht!
Wische sie ab! Wie mich däucht
Ist Blut dran.
Ach Gott! Was hast du gethan!
Stecke den Degen ein;
Ich bitte dich drum!
Faust.
Laß das Vergang'ne vergangen sein,
Du bringst mich um.
Margarete.
Nein, du mußt übrig bleiben!
Ich will dir die Gräber beschreiben.
Für die mußt du sorgen
Gleich morgen;
Der Mutter den besten Platz geben,
Meinen Bruder sogleich darneben,
Mich ein wenig bei Seit',
Nur nicht gar zu weit!
Und das Kleine mir an die rechte Brust.
Niemand wird sonst bei mir liegen! —
Mich an deine Seite zu schmiegen
Das war ein süßes, ein holdes Glück!
Aber es will mir nicht mehr gelingen;
Mir ist's als müßt' ich mich zu dir zwingen,
Als stießest du mich von dir zurück;
Und doch bist du's und blickst so gut, so fromm.
Faust.
Fühlst du, daß ich es bin, so komm!
Margarete.
Dahinaus?
Faust.
In's Freie.
Margarete.
Ist das Grab drauß',
Lauert der Tod, so komm!
Von hier in's ewige Ruhebett
Und weiter keinen Schritt —
Du gehst nun fort? O Heinrich, könnt' ich mit!
Faust.
Du kannst! so wolle nur! Die Thür steht offen.
Margarete.
Ich darf nicht fort; für mich ist nichts zu hoffen.
Was hilft es fliehn? Sie lauern doch mir auf.
Es ist so elend betteln zu müssen,
Und noch dazu mit bösem Gewissen!
Es ist so elend in der Fremde schweifen,
Und sie werden mich doch ergreifen!
Faust.
Ich bleibe bei dir.
Margarete.
Geschwind! Geschwind!
Rette dein armes Kind.
Fort! Immer den Weg
Am Bach hinauf,
Ueber den Steg
In den Wald hinein,
Links wo die Planke steht,
Im Teich.
Faß es nur gleich!
Es will sich heben,
Es zappelt noch!
Rette! rette!
Faust.
Besinne dich doch!
Nur Einen Schritt, so bist du frei!
Margarete.
Wären wir nur den Berg vorbei!
Da sitzt meine Mutter auf einem Stein,
Es faßt mich kalt bei'm Schopfe!
Da sitzt meine Mutter auf einem Stein
Und wackelt mit dem Kopfe;
Sie winkt nicht, sie nickt nicht, der Kopf ist ihr schwer;
Sie schlief so lange, sie wacht nicht mehr.
Sie schlief damit wir uns freuten.
Es waren glückliche Zeiten!
Faust.
Hilft hier kein Flehen, hilft kein Sagen,
So wag' ich's dich hinweg zu tragen.
Margarete.
Laß mich! Nein, ich leide keine Gewalt!
Fasse mich nicht so mörderisch an!
Sonst hab' ich dir ja alles zu lieb gethan.
Faust.
Der Tag graut! Liebchen! Liebchen!
Margarete.
Tag! Ja es wird Tag! der letzte Tag bringt herein;
Mein Hochzeittag sollt' es sein!
Sag niemand daß du schon bei Gretchen warst.
Weh meinem Kranze!
Es ist eben geschehn!
Wir werden uns wiedersehn;
Aber nicht beim Tanze.
Die Menge drängt sich, man hört sie nicht.
Der Platz, die Gassen
Können sie nicht fassen.
Die Glocke ruft, das Stäbchen bricht.
Wie sie mich binden und packen!
Zum Blutstuhl bin ich schon entrückt.
Schon zuckt nach jedem Nacken
Die Schärfe die nach meinem zückt.
Stumm liegt die Welt wie das Grab!
Faust.
O wär' ich nie geboren!
Mephistopheles (erscheint draußen.)
Auf! oder ihr seid verloren.
Unnützes Zagen! Zaudern und Plaudern!
Meine Pferde schaudern,
Der Morgen dämmert auf.
Margarete.
Was steigt aus dem Boden herauf?
Der! der! Schick' ihn fort!
Was will der an dem heiligen Ort?
Er will mich;
Faust.
Du sollst leben!
Margarete.
Gericht Gottes! Dir hab' ich mich übergeben!
Mephistopheles (zu Faust.)
Komm! komm! Ich lasse dich mit ihr im Stich.
Margarete.
Dein bin ich, Vater! Rette mich;
Ihr Engel! Ihr heiligen Schaaren,
Lagert euch umher, mich zu bewahren!
Heinrich! Mir graut's vor dir.
Mephistopheles.
Sie ist gerichtet!
Stimme (von oben).
Ist gerettet!

Mephistopheles (zu Faust.)
Her zu mir!
(Verschwindet mit Faust.)
Stimme (von innen, verhallend.)
Heinrich! Heinrich!

Aus dem zweiten Theile des Faust.

Schluß des vierten Acts.

Kaiser.

Es sei nun wie ihm sei! uns ist die Schlacht gewonnen,
Des Feind's zerstreute Flucht im flachen Feld zerronnen.
Hier steht der leere Thron, verrätherischer Schatz,
Von Teppichen umhüllt, verengt umher den Platz.
Wir, ehrenvoll, geschützt von eigenen Trabanten,
Erwarten Kaiserlich der Völker Abgesandten;
Von allen Seiten her kommt frohe Botschaft an:
Beruhigt sei das Reich, uns freudig zugethan.
Hat sich in unsern Kampf auch Gaukelei geflochten,
Am Ende haben wir uns nur allein gefochten.
Zufälle kommen ja den Streitenden zu gut,
Vom Himmel fällt ein Stein, dem Feinde regnet's Blut,
Aus Felsenhöhlen tönt's von mächtigen Wunderklängen,
Die unsre Brust erhöhn, des Feindes Brust verengen.
Der Ueberwundne fiel, zu stets erneutem Spott,
Der Sieger, wie er prangt, preis't den gewognen Gott.
Und alles stimmt mit ein, er braucht nicht zu befehlen,
Herr Gott dich loben wir! aus Millionen Kehlen.
Jedoch zum höchsten Preis wend' ich den frommen Blick,
Das selten sonst geschah, zur eignen Brust zurück.
Ein junger muntrer Fürst mag seinen Tag vergeuden,
Die Jahre lehren ihn des Augenblicks Bedeuten.
Deßhalb denn ungesäumt, verbind' ich mich sogleich
Mit euch Vier Würdigen für Haus und Hof und Reich.
(Zum Ersten.)
Dein war, o Fürst! des Heer's geordnet kluge Schichtung,
Sodann, im Hauptmoment, heroisch kühne Richtung;
Im Frieden wirke nun wie es die Zeit begehrt,
Erbmarschall nenn' ich dich, verleihe dir das Schwert.

Erbmarschall.

Dein treues Heer, bis jetzt im Inneren beschäftigt,
Wenn's an der Grenze dich und deinen Thron bekräftigt,
Dann sei es uns vergönnt, bei Festesdrang im Saal
Geräumiger Vaterburg, zu rüsten dir das Mahl.
Blank trag' ich's dir dann vor, blank halt' ich dir's zur Seite,
Der höchsten Majestät zu ewigem Geleite.

Der Kaiser (zum Zweiten).

Der sich, als tapfrer Mann, auch zart gefällig zeigt,
Du! sei Erzkämmerer, der Auftrag ist nicht leicht.
Du bist der Oberste von allem Hausgesinde,
Bei deren innerm Streit ich schlechte Diener finde;
Dein Beispiel sei fortan in Ehren aufgestellt,
Wie man dem Herrn, dem Hof, und Allen wohlgefällt.

Erzkämmerer.

Des Herren großen Sinn zu fördern bringt zu Gnaden,
Den Besten hülfreich seyn, den Schlechten selbst nicht schaden,
Dann klar sein ohne List, und ruhig ohne Trug!
Wenn du mich, Herr, durchschaust, geschieht mir schon genug.
Darf sich die Phantasie auf jenes Fest erstrecken?
Wenn du zur Tafel gehst, reich' ich das goldne Becken,
Die Ringe halt' ich dir, damit zur Wonnezeit,
Sich deine Hand erfrischt, wie mich dein Blick erfreut.

Kaiser.

Zwar fühl' ich mich zu ernst, auf Festlichkeit zu sinnen,
Doch sei's! Es fördert auch frohmüthiges Beginnen.
(Zum Dritten.)
Dich wähl' ich zum Erztruchseß! Also sei fortan,
Dir Jagd, Geflügel-Hof und Vorwerk unterthan;
Der Lieblingsspeise Wahl laß mir zu allen Zeiten
Wie sie der Monat bringt und sorgsam zubereiten.

Erztruchseß.

Streng Fasten sey für mich die angenehmste Pflicht,
Bis, vor dich hingestellt, dich freut ein Wohlgericht.
Der Küche Dienerschaft soll sich mit mir vereinigen,
Das Ferne beizuziehn, die Jahrszeit zu beschleunigen.
Dich reizt nicht Fern und Früh, womit die Tafel prangt,
Einfach und kräftig ist's, wornach dein Sinn verlangt.

Kaiser (zum Vierten.)

Weil unausweichlich hier sich's nur von Festen handelt,
So sei mir, junger Held, zum Schenken umgewandelt.
Erzschenke, sorge nun, daß unsre Kellerei
Auf's reichlichste versorgt mit gutem Weine sei.
Du selbst sey mäßig, laß nicht über Heiterkeiten,
Durch der Gelegenheit Verlocken, dich verleiten.

Erzschenk.

Mein Fürst, die Jugend selbst, wenn man ihr nur vertraut,
Steht, eh' man sich's versieht, zu Männern auferbaut.
Auch ich versetze mich zu jenem großen Feste;
Ein Kaiserlich Büffet schmück' ich auf's allerbeste
Mit Prachtgefäßen, gülden, silbern allzumal;
Doch wähl' ich dir voraus den lieblichsten Pokal.
Ein blank venedisch Glas, worin Behagen lauschet,
Des Weins Geschmack sich stärkt und nimmermehr berauschet.
Auf solchen Wunderschatz vertraut man oft zu sehr!
Doch deine Mäßigkeit, du Höchster, schützt noch mehr.

Kaiser.

Was ich euch zugedacht in dieser ernsten Stunde,
Vernahmt ihr mit Vertraun aus zuverlässigem Munde.
Der Kaisers Wort ist groß und sichert jede Gift,
Doch zur Bekräftigung bedarf's der edlen Schrift,
Bedarf's der Signatur. Die förmlich zu bereiten,
Seh' ich den rechten Mann zur rechten Stunde schreiten.

Der Erzbischof (tritt auf).

Kaiser.

Wenn ein Gewölbe sich dem Schlußstein anvertraut,
Dann ist's mit Sicherheit für ewige Zeit erbaut.
Du siehst vier Fürsten da! Wir haben erst erörtert,
Was den Bestand zunächst von Haus und Hof befördert.
Nun aber, was das Reich in seinem Ganzen hegt,
Sei, mit Gewicht und Kraft, der Fünfzahl auferlegt.
An Ländern sollen sie vor allen andern glänzen,
Deßhalb erweitr' ich gleich jetzt des Besitzthums Gränzen,
Vom Erbtheil jener die sich von uns abgewandt.
Euch Treuen sprech' ich zu so manches schöne Land,
Zugleich das hohe Recht, euch, nach Gelegenheiten,
Durch Anfall, Kauf und Tausch in's Weitre zu verbreiten;
Dann sei bestimmt vergönnt, zu üben ungestört,
Was von Gerechtsamen euch Landesherrn gehört.
Als Richter werdet ihr die Endurtheile fällen,
Berufung gelte nicht von euern höchsten Stellen.
Dann Steuer, Zins und Beth', Lehn und Geleit und Zoll,
Berg-, Salz- und Münzregal euch angehören soll.
Denn meine Dankbarkeit vollgültig zu erproben,
Hab' ich euch ganz zunächst der Majestät erhoben.

Erzbischof.

Im Namen aller sei dir tiefster Dank gebracht,
Du machst uns stark und fest und stärkest deine Macht.

Kaiser.

Euch Fünfen will ich noch erhöht're Würden geben.
Noch leb' ich meinem Reich und habe Lust zu leben;
Doch hoher Ahnen Kette zieht bedächtigen Blick
Aus rascher Strebsamkeit in's Drohende zurück.
Auch werd' ich, seiner Zeit, mich von den Theuren trennen,
Dann sei es eure Pflicht, den Folger zu ernennen.
Gekrönt erhebt ihn hoch auf heiligen Altar
Und friedlich ende dann was jetzt so stürmisch war.

Erzcanzler.

Mit Stolz in tiefster Brust, mit Demuth an Gebärde,
Stehn Fürsten dir gebeugt, die ersten auf der Erde.
So lang das treue Blut die vollen Adern regt,
Sind wir der Körper, den dein Wille leicht bewegt.

Kaiser.

Und also sei, zum Schluß, was wir bisher bethätigt,
Für alle Folgezeit durch Schrift und Zug bestätigt.
Zwar habt ihr den Besitz als Herren völlig frei,
Mit dem Beding jedoch, daß er untheilbar sei.
Und wie ihr auch vermehrt was ihr von uns empfangen,
Es soll's der ält'ste Sohn in gleichem Maaß erlangen.

Erzkanzler.

Dem Pergament alsbald vertrau' ich wohlgemuth,
Zum Glück dem Reich und uns, das wichtigste Statut;
Reinschrift und Sieglung soll die Kanzelei beschäft'gen.
Mit heiliger Signatur wirst du's, der Herr, bekräft'gen.

Kaiser.

Und so entlass' ich euch, damit den großen Tag,
Gesammelt, jedermann sich überlegen mag.

Die weltlichen Fürsten
(entfernen sich).

Der Geistliche
(bleibt und spricht pathetisch).

Der Kanzler ging hinweg, der Bischof ist geblieben,
Vom ernsten Warnegeist zu deinem Ohr getrieben!
Sein väterliches Herz von Sorge bangt um dich.

Kaiser.

Was hast du Bänglichs zur frohen Stunde? sprich!

Erzbischof.

Mit welchem bittern Schmerz find' ich, in dieser Stunde,
Dein hochgeheiligt Haupt mit Satanas im Bunde.
Zwar wie es scheinen will, gesichert auf dem Thron,

Doch leider! Gott dem Herrn, dem Vater Papst zum Hohn.
Wenn dieser es erfährt, schnell wird er sträflich richten,
Mit heiligem Strahl dein Reich, das sündige, zu vernichten.
Denn noch vergaß er nicht, wie du, zur höchsten Zeit,
An deinem Krönungstag, den Zauberer befreit.
Von deinem Diadem, der Christenheit zum Schaden,
Traf das verfluchte Haupt der erste Strahl der Gnaden.
Doch schlag' an deine Brust und gib vom frevlen Glück
Ein mäßig Schärflein gleich dem Heiligthum zurück.
Den breiten Hügelraum, da wo dein Zelt gestanden,
Wo böse Geister sich zu deinem Schutz verbanden,
Dem Lügenfürsten du ein horchsam Ohr geliehn,
Den stifte, fromm belehrt, zu heiligem Bemühn.
Mit Berg und dichtem Wald, so weit sie sich erstrecken,
Mit Höhen die sich grün zu steter Weide decken,
Fischreichen klaren Seen, dann Bächlein ohne Zahl,
Wie sie sich, eilig schlängelnd, stürzen ab zu Thal.
Das breite Thal dann selbst, mit Wiesen, Gauen, Gründen:
Die Reue spricht sich aus, und du wirst Gnade finden.

Kaiser.

Durch meinen schweren Fehl bin ich so tief erschreckt,
Die Gränze sei von dir nach eignem Maß gesteckt.

Erzbischof.

Erst: der entweihte Raum, wo man sich so versündigt,
Sei alsobald zum Dienst des Höchsten angekündigt.
Behende steigt im Geist Gemäuer stark empor,
Der Morgensonne Blick erleuchtet schon das Chor,
Zum Kreuz erweitert sich das wachsende Gebäude,
Das Schiff erlängt, erhöht sich zu der Gläubigen Freude,
Sie strömen brünstig schon durch's würdige Portal,
Der erste Glockenruf erscholl durch Berg und Thal,
Von hohen Thürmen tönt's, wie sie zum Himmel streben,
Der Büßer kommt heran, zu neugeschaffnem Leben.
Dem hohen Weihetag — er trete bald herein! —
Wird deine Gegenwart die höchste Zierde seyn.

Kaiser.

Mag ein so großes Werk den frommen Sinn verkünd'gen,
Zu preisen Gott den Herrn, so wie mich zu entsünd'gen.
Genug! Ich fühle schon wie sich mein Sinn erhöht.

Erzbischof.

Als Canzler fördr' ich nun Schluß und Formalität.

Kaiser.

Ein förmlich Dokument, der Kirche das zu eignen,
Du legst es vor, ich will's mit Freuden unterzeichnen.

Erzbischof

(hat sich beurlaubt, kehrt aber beim Ausgang wieder um).
Dann widmest du zugleich dem Werke, wie's entsteht,
Gesammte Landsgefälle: Zehnten, Zinsen, Beth',
Für ewig. Viel bedarf's zu würdiger Unterhaltung,
Und schwere Kosten macht die sorgliche Verwaltung.
Zum schnellen Aufbau selbst auf solchem wüsten Platz,
Reichst du uns einiges Gold aus deinem Beuteschatz.
Daneben braucht man auch, ich kann es nicht verschweigen,
Entferntes Holz und Kalk und Schiefer und dergleichen.
Die Fuhren thut das Volk, vom Predigtstuhl belehrt,
Die Kirche segnet den, der ihr zu Diensten fährt.
(Ab).

Kaiser.

Die Sünd' ist groß und schwer womit ich mich beladen,
Das leidige Zaubervolk bringt mich in harten Schaden.

Erzbischof

(abermals zurückkehrend mit tiefster Verbeugung).
Verzeih', o Herr! Es ward dem sehr verrufnen Mann
Des Reiches Strand verliehn; doch diesen trifft der Bann,
Verleihst du ewig nicht der hohen Kirchenstelle
Auch dort den Zehnten, Zins und Gaben und Gefälle.

Kaiser (verdrießlich).

Das Land ist noch nicht da, im Meere liegt es breit.

Erzbischof.

Wer's Recht hat und Geduld, für den kommt auch die Zeit.
Für uns mög' Euer Wort in seinen Kräften bleiben!

Kaiser (allein).

So könnt' ich wohl zunächst das ganze Reich verschreiben.

Fünfter Akt.

Offene Gegend.

Wanderer.

Ja! sie sind's die dunkeln Linden,
Dort, in ihres Alters Kraft.
Und ich soll sie wieder finden
Nach so langer Wanderschaft!
Ist es doch die alte Stelle,
Jene Hütte, die mich barg,
Als die sturmerregte Welle
Mich an jene Dünen warf!
Meine Wirthe möcht' ich segnen,
Hülfsbereit, ein wackres Paar,
Das, um heut mir zu begegnen,
Alt schon jener Tage war.
Ach! das waren fromme Leute!
Poch' ich? ruf' ich? — Seid gegrüßt!
Wenn, gastfreundlich, auch noch heute
Ihr des Wohlthuns Glück genießt.

Baucis.

(Mütterchen, sehr alt).
Lieber Kömmling! Leise! Leise!
Ruhe! laß den Gatten ruhn;
Langer Schlaf verleiht dem Greise
Kurzen Wachens rasches Thun.

Wanderer.

Sage, Mutter, bist du's eben,
Meinen Dank noch zu empfahn,
Was du für des Jünglings Leben
Mit dem Gatten einst gethan?
Bist du Baucis, die, geschäftig,
Halberstorbnen Mund erquickt?

(Der Gatte tritt auf.).

Du Philemon, der, so kräftig,
Meinen Schatz der Fluth entrückt?
Eure Flammen raschen Feuers,
Eures Glöckchens Silberlaut,
Jenes grausen Abenteuers
Lösung war euch anvertraut.

Und nun laßt hervor mich treten,
Schaun das gränzenlose Meer;
Laßt mich knieen, laßt mich beten,
Mich bedrängt die Brust so sehr.
(Er schreitet vorwärts auf der Düne).

Philemon zu Baucis.

Eile nur den Tisch zu decken,
Wo's im Gärtchen munter blüht.
Laß ihn rennen, ihn erschrecken,
Denn er glaubt nicht was er sieht.
(Ihm folgend).

Philemon

(neben dem Wanderer stehend).
Das euch grimmig mißgehandelt,
Wog' auf Woge, schäumend wild,
Seht als Garten ihr behandelt,
Seht ein paradiesisch Bild.
Aelter, war ich nicht zu Handen,
Hülfreich nicht wie sonst bereit;
Und, wie meine Kräfte schwanden,
War auch schon die Woge weit.
Kluger Herren kühne Knechte
Gruben Gräben, dämmten ein,
Schmälerten des Meeres Rechte,
Herrn an seiner Statt zu sein.
Schaue grünend Wies' an Wiese,
Anger, Garten, Dorf und Wald.
Komm nun aber und genieße,
Denn die Sonne scheidet bald. —
Doch! im Fernsten ziehen Segel!
Suchen nächtlich sichern Port —
Kennen doch ihr Nest die Vögel —
Denn jetzt ist der Hafen dort.
So erblickst du in der Weite
Erst des Meeres blauen Saum,
Rechts und links, in aller Breite,
Dichtgedrängt bewohnten Raum.

Im Gärtchen.

(Am Tische zu Drei).

Baucis

(zum Fremdling).
Bleibst du stumm? und keinen Bissen
Bringst du zum verlechzten Mund?

Philemon.

Möcht' er doch vom Wunder wissen,
Sprichst so gerne, thu's ihm kund.

Baucis.

Wohl! ein Wunder ist's gewesen!
Läßt mich heut noch nicht in Ruh;

Denn es ging das ganze Wesen
Nicht mit rechten Dingen zu.

Philemon.

Kann der Kaiser sich versündigen,
Der das Ufer ihm verliehn?
Thät's ein Herold nicht verkündigen
Schmetternd im Vorüberziehn?
Nicht entfernt von unsern Dünen
Ward der erste Fuß gefaßt,
Zelte, Hütten! — Doch im Grünen
Richtet bald sich ein Palast.

Baucis.

Tags umsonst die Knechte lärmten,
Hack' und Schaufel, Schlag und Schlag,
Wo die Flämmchen nächtig schwärmten,
Stand ein Damm den andern Tag.
Menschenopfer mußten bluten,
Nachts erscholl des Jammers Qual,
Meerab flossen Feuergluthen,
Morgens war es ein Canal.
Gottlos ist er, ihn gelüstet
Unsre Hütte, unser Hain;
Wie er sich als Nachbar brüstet,
Soll man unterthänig sein.

Philemon.

Hat er uns doch angeboten
Schönes Gut im neuen Land!

Baucis.

Traue nicht dem Wasserboden,
Halt' auf deiner Höhe Stand.

Philemon.

Laßt uns zur Capelle treten!
Letzten Sonnenblick zu schaun.
Laßt uns läuten, knieen, beten!
Und dem alten Gott vertraun.

Palast.

Weiter Ziergarten, großer gradgeführter Canal.

Faust (im höchsten Alter wandelnd, nachdenkend).

Lynceus der Thürmer
(durch's Sprachrohr).

Die Sonne sinkt, die letzten Schiffe
Sie ziehen munter hafenein.
Ein großer Kahn ist im Begriffe,
Auf dem Canale hier zu sein.
Die bunten Wimpel wehen fröhlich,
Die starren Masten stehn bereit,
In dir preis't sich der Bootsmann selig,
Dich grüßt das Glück zur höchsten Zeit.
(Das Glöckchen läutet auf der Düne).

Faust (auffahrend).

Verdammtes Läuten! Allzuschändlich
Verwundet's, wie ein tückischer Schuß;
Vor Augen ist mein Reich unendlich,
Im Rücken neckt mich der Verdruß,
Erinnert mich durch neidische Laute,
Mein Hochbesitz er ist nicht rein,
Der Lindenraum, die braune Baute,
Das morsche Kirchlein ist nicht mein.
Und wünscht' ich dort mich zu erholen,
Vor fremden Schatten schaudert mir,
Ist Dorn den Augen, Dorn den Sohlen,
O! wär' ich weit hinweg von hier!

Thürmer (wie oben).

Wie segelt froh der bunte Kahn,
Mit frischem Abendwind heran!
Wie thürmt sich sein behender Lauf
In Kisten, Kasten, Säcken auf!
(Prächtiger Kahn, reich und bunt beladen mit Erzeugnissen fremder Weltgegenden).

Mephistopheles. Die drei gewaltigen Gesellen.

Chorus.

Da landen wir,
Da sind wir schon.
Glück an! dem Herren,
Dem Patron.

(Sie steigen aus, die Güter werden an's Land geschafft).

Mephistopheles.

So haben wir uns wohl erprobt,
Vergnügt wenn der Patron es lobt,
Nur mit zwei Schiffen ging es fort,
Mit zwanzig sind wir nun im Port.
Was große Dinge wir gethan,
Das sieht man unserer Ladung an.
Das freie Meer befreit den Geist,
Wer weiß da was Besinnen heißt!
Da fördert nur ein rascher Griff,
Man fängt den Fisch, man fängt ein Schiff,
Und ist man erst der Herr zu drei,
Dann hakelt man das vierte bei.
Da geht es denn dem fünften schlecht,
Man hat Gewalt, so hat man Recht.
Man fragt um's Was? und nicht um's Wie?
Ich müßte keine Schifffahrt kennen:
Krieg, Handel und Piraterie,
Dreieinig sind sie, nicht zu trennen.

Die drei gewaltigen Gesellen.

Nicht Dank und Gruß!
Nicht Gruß und Dank!
Als brächten wir
Dem Herrn Gestank!
Er macht ein wi-
derlich Gesicht;
Das Königsgut
Gefällt ihm nicht.

Mephistopheles.

Erwartet weiter
Keinen Lohn,
Nahmt ihr doch euren
Theil davon.

Die Gesellen.

Das ist nur für
Die Langeweil,
Wir alle fordern
Gleichen Theil.

Mephistopheles.

Erst ordnet oben
Saal an Saal
Die Kostbarkeiten
Allzumal.
Und tritt er zu
Der reichen Schau,
Berechnet er alles
Mehr genau,
Er sich gewiß
Nicht lumpen läßt
Und gibt der Flotte
Fest nach Fest.
Die bunten Vögel kommen morgen,
Für die werd' ich zum Besten sorgen.
(Die Ladung wird weggeschafft).

Mephistopheles (zu Faust.)

Mit ernster Stirn, mit düsterm Blick
Vernimmst du dein erhaben Glück.
Die hohe Weisheit wird gekrönt,
Das Ufer ist dem Meer versöhnt,
Vom Ufer nimmt, zu rascher Bahn,
Das Meer die Schiffe willig an,
So sprich daß hier, hier vom Palast
Dein Arm die ganze Welt umfaßt.
Von dieser Stelle ging es aus,
Hier stand das erste Bretterhaus,
Ein Gräbchen ward hinabgeritzt
Wo jetzt das Ruder emsig spritzt.
Dein hoher Sinn, der Deinen Fleiß
Erwarb des Meers, der Erde Preis.
Von hier aus —

Faust.

Das verfluchte hier!
Das eben leidig lastet mir.
Dir Vielgewandtem muß ich's sagen,
Mir giebt's im Herzen Stich um Stich,
Mir ist's unmöglich zu ertragen!
Und wie ich's sage, schäm' ich mich.
Die Alten droben sollten weichen,
Die Linden wünscht' ich mir zum Sitz,
Die wenigen Bäume, nicht mein eigen,
Verderben mir den Welt-Besitz.
Dort wollt' ich, weit umher zu schauen,
Von Ast zu Ast Gerüste bauen,
Dem Blick eröffnen weite Bahn,
Zu sehn was alles ich gethan,
Zu überschaun mit einem Blick
Des Menschengeistes Meisterstück,

Bethätigend, mit klugem Sinn,
Der Völker breiten Wohngewinn.

So sind am härtsten wir gequält:
Im Reichthum fühlend was uns fehlt.
Des Glöckchens Klang, der Linden Duft
Umfängt mich wie in Kirch' und Gruft.
Des Allgewaltigen Willens-Kür
Bricht sich an diesem Sande hier.
Wie schaff' ich mir es vom Gemüthe!
Das Glöcklein läutet und ich wüthe.

Mephistopheles.

Natürlich, daß ein Hauptverdruß
Das Leben dir vergällen muß.
Wer läugnet's! Jedem edlen Ohr
Kommt das Geklingel widrig vor.
Und das verfluchte Bim-Baum-Bimmel,
Umnebelnd heitern Abendhimmel,
Mischt sich in jegliches Begebniß,
Vom ersten Bad bis zum Begräbniß,
Als wäre, zwischen Bimm und Baum,
Das Leben ein verschollner Traum.

Faust.

Das Widerstehn, der Eigensinn
Verkümmern herrlichsten Gewinn,
Daß man, zu tiefer, grimmiger Pein,
Ermüden muß gerecht zu sein.

Mephistopheles.

Was willst du dich denn hier genren,
Mußt du nicht längst colonisiren?

Faust.

So geht und schafft sie mir zur Seite!
Das schöne Gütchen kennst du ja,
Das ich dem Alten ausersah.

Mephistopheles.

Man trägt sie fort und setzt sie nieder.
Eh' man sich umsieht stehn sie wieder;
Nach überstandener Gewalt
Versöhnt ein schöner Aufenthalt.

(Er pfeift gellend).

Die Drei treten auf.

Mephistopheles.

Kommt! Wie der Herr gebieten läßt,
Und morgen giebt ein Flottenfest.

Die Drei.

Der alte Herr empfing uns schlecht,
Ein flottes Fest ist uns zu Recht.

Mephistopheles (ad Spectatores).

Auch hier geschieht was längst geschah,
Denn Naboths Weinberg war schon da.

(Regum 1. 21).

Tiefe Nacht.

Lynceus, der Thürmer (auf der Schloßwarte singend):

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Thurme geschworen
Gefällt mir die Welt.
Ich blick' in die Ferne,
Ich seh' in der Näh',
Den Mond und die Sterne
Den Wald und das Reh.
So seh' ich in allen
Die ewige Zier,
Und wie mir's gefallen,
Gefall' ich auch mir.
Ihr glücklichen Augen!
Was je ihr gesehn,
Es sei wie es wolle,
Es war doch so schön!

(Pause).

Nicht allein mich zu ergötzen
Bin ich hier so hoch gestellt;
Welch ein gräuliches Entsetzen
Droht mir aus der finstern Welt!
Funkenblicke seh' ich sprühen
Durch der Linden Doppelnacht,
Immer stärker wühlt ein Glühen
Von der Zuglüft angefacht.
Ach! die inn're Hütte lodert,
Die bemoos't und feucht gestanden,
Schnelle Hülfe wird gefodert,
Keine Rettung ist vorhanden.
Ach! die guten alten Leute,
Sonst so sorglich um das Feuer,
Werden sie dem Qualm zur Beute!
Welch ein schrecklich Abenteuer!
Flammt, flammet, roth in Gluthen
Steht das schwarze Moosgestelle,
Retteten sich nur die Guten
Aus der wildentbrannten Hölle!
Züngelnd lichte Blitze steigen
Zwischen Blättern, zwischen Zweigen;
Aeste, dürr, die flackernd brennen,
Glühen schnell und stürzen ein.
Sollt ihr Augen dieß erkennen!
Muß ich so weitsichtig sein!
Das Capellchen bricht zusammen
Von der Aeste Sturz und Last;
Schlängelnd sind, mit spitzen Flammen,
Schon die Gipfel angefaßt.
Bis zur Wurzel glühn die hohlen
Stämme, purpurroth im Glühn.

(Lange Pause, Gesang).

Was sich sonst dem Blick empfohlen
Mit Jahrhunderten, ist hin.

Faust

(auf dem Balkon, gegen die Dünen).

Von oben welch ein singend Wimmern?
Das Wort ist hier, der Ton zu spat,
Mein Thürmer jammert mich, im Innern,
Verdrießt die ungeduldige That,
Doch sei der Lindenwuchs vernichtet,
Zu halbverkohlter Stämme Graun,
Ein Luginsland ist bald errichtet,
Um in's Unendliche zu schaun.
Da seh' ich auch die neue Wohnung,
Die jenes alte Paar umschließt,
Das, im Gefühl großmüthiger Schonung,
Der späten Tage froh genießt.

Mephistopheles und die Drei (unten).

Da kommen wir mit vollem Trab.
Verzeiht! es ging nicht gütlich ab.
Wir klopften an, wir pochten an,
Und immer ward nicht aufgethan;
Wir rüttelten, wir pochten fort,
Da lag die morsche Thüre dort;
Wir riefen laut und drohten schwer,
Allein wir fanden kein Gehör.
Und wie's in solchem Fall geschieht,
Sie hörten nicht, sie wollten nicht,
Wir aber haben nicht gesäumt,
Behende dir sie weggeräumt.
Das Paar hat sich nicht viel gequält,
Vor Schrecken fielen sie entseelt.
Ein Fremder, der sich dort versteckt,
Und fechten wollte, ward gestreckt,
In wilden Kampfes kurzer Zeit
Entflammte Stroh. Nun lodert's frei,
Als Scheiterhaufen dieser drei.

Faust.

War't ihr für meine Worte taub!
Tausch wollt' ich, wollte keinen Raub.
Dem unbesonnenen wilden Streich
Ihm fluch' ich! theilt es unter euch.

Chorus.

Das alte Wort, das Wort erschallt:
Gehorche willig der Gewalt!
Und bist du kühn, und hältst du Stich,
So wage Haus und Hof und — Dich.

(Ab).

Faust (auf dem Balkon).

Die Sterne bergen Blick und Schein,
Das Feuer sinkt und lodert klein;
Ein Schauerwindchen fächelt's an,
Bringt Rauch und Dunst zu mir heran.
Geboten schnell, zu schnell gethan! —
Was schwebet schattenhaft heran?

Mitternacht.

Vier graue Weiber treten auf.

Erste.

Ich heiße der Mangel.

Zweite.
Ich heiße die Schuld.
Dritte.
Ich heiße die Sorge.
Vierte.
Ich heiße die Noth.
Zu drei.
Die Thür ist verschlossen, wir können nicht ein,
Drinn wohnet ein Reicher, wir mögen nicht 'nein.
Mangel.
Da werd' ich zum Schatten.
Schuld.
Da werd' ich zu nicht.
Noth.
Man wendet von mir das verwöhnte Gesicht.
Sorge.
Ihr Schwestern ihr könnt nicht und dürft nicht hinein;
Die Sorge sie schleicht sich durch's Schlüsselloch ein.
(Sorge verschwindet).
Mangel.
Ihr, graue Geschwister, entfernt euch von hier.
Schuld.
Ganz nah an der Seite verbind' ich mich dir.
Noth.
Ganz nah an der Ferse begleitet die Noth.
Zu drei.
Es ziehen die Wolken, es schwinden die Sterne!
Dahinten, dahinten! von ferne, von ferne,
Da kommt er, der Bruder, da kommt er der — — —
— — Tod.
Faust. (im Palast).
Vier sah ich kommen, drei nur gehn,
Den Sinn der Rede konnt' ich nicht verstehn.
Es klang so nach als hieß es — Noth,
Ein düstres Reimwort folgte — Tod.
Es tönte hohl, gespensterhaft gedämpft.
Noch hab' ich mich in's Freie nicht gekämpft.
Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zaubersprüche ganz und gar verlernen,
Stünd' ich, Natur! vor dir ein Mann allein,
Da wär's der Mühe werth ein Mensch zu sein.

Das war ich sonst, eh' ichs im Düstern suchte,
Mit Frevelwort mich und die Welt verfluchte.
Nun ist die Luft von solchem Spuk so voll,
Daß niemand weiß wie er ihn meiden soll.
Wenn auch Ein Tag uns klar vernünftig lacht,
In Traumgespinnst verwickelt uns die Nacht;
Wir kehren froh von junger Flur zurück,
Ein Vogel krächzt, was krächzt er? Mißgeschick,
Von Aberglauben früh und spat umgarnt.
Es eignet sich, es zeigt sich an, es warnt.
Und so verschüchtert, stehen wir allein;
Die Pforte knarrt und niemand kommt herein.
(Erschüttert).
Ist jemand hier?
Sorge.
Die Frage fordert Ja!
Faust.
Und du, wer bist denn du?
Sorge.
Bin einmal da.
Faust.
Entferne dich!
Sorge.
Ich bin am rechten Ort.
Faust (erst ergrimmt, dann besänftigt für sich).
Nimm dich in Acht und sprich kein Zauberwort.
Sorge.
Würde mich kein Ohr vernehmen,
Müßt' es doch im Herzen dröhnen;
In verwandelter Gestalt
Üeb' ich grimmige Gewalt.
Auf den Pfaden, auf der Welle,
Ewig ängstlicher Geselle;
Stets gefunden, nie gesucht,
So geschmeichelt wie verflucht.
Hast du die Sorge nie gekannt? —
Faust.
Ich bin nur durch die Welt gerannt;
Ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren,
Was nicht genügte ließ ich fahren,
Was mir entwischte ließ ich ziehn.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
Und abermals gewünscht, und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt; erst groß und mächtig;
Nun aber geht es weise, geht bedächtig.
Der Erdenkreis ist mir genug bekannt.
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Thor! wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken seines gleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!
Was er erkennt läßt sich ergreifen.
Er wandle so den Erdentag entlang;
Wenn Geister spuken geh' er seinen Gang;
Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er! unbefriedigt jeden Augenblick.
Sorge.
Wen ich einmal mir besitze,
Dem ist alle Welt nichts nütze,
Ewiges Düstre steigt herunter,
Sonne geht nicht auf noch unter,
Bei vollkommnen äußern Sinnen
Wohnen Finsternisse drinnen.
Und er weiß von allen Schätzen
Sich nicht in Besitz zu setzen.
Glück und Unglück wird zur Grille,
Er verhungert in der Fülle,
Sei es Wonne, sei es Plage,
Schiebt er's zu dem andern Tage,
Ist der Zukunft nur gewärtig,
Und so wird er niemals fertig.
Faust.
Hör' auf! so kommst du mir nicht bei!
Ich mag nicht solchen Unsinn hören.
Fahr' hin! die schlechte Litanei
Sie könnte selbst den klügsten Mann bethören.
Sorge.
Soll er gehen? soll er kommen?
Der Entschluß ist ihm genommen;
Auf gebahnten Weges Mitte
Wankt er tastend halbe Schritte.
Er verliert sich immer tiefer,
Siehet alle Dinge schiefer,
Sich und andre lästig drückend,
Athem holend und erstickend;
Nicht erstickt und ohne Leben,
Nicht verzweifelnd, nicht ergeben.
So ein unaufhaltsam Rollen,
Schmerzlich Lassen, widrig Sollen,
Bald Befreien, bald Erdrücken,
Halber Schlaf und schlecht Erquicken,
Heftet ihn an seine Stelle
Und bereitet ihn zur Hölle.
Faust.
Unselige Gespenster! so behandelt ihr
Das menschliche Geschlecht zu tausend Malen;
Gleichgültige Tage selbst verwandelt ihr
In garstigen Wirrwarr netzumstrickter Qualen.
Dämonen, weiß ich, wird man schwerlich los,
Das geistig-strenge Band ist nicht zu trennen;
Doch deine Macht, o Sorge, schleichend groß,
Ich werde sie nicht anerkennen.
Sorge.
Erfahre sie, wie ich geschwind
Mich mit Verwünschung von dir wende!
Die Menschen sind im ganzen Leben blind,
Nun Fauste werde du's am Ende! —
(Sie haucht ihn an).
Faust (erblindet).
Die Nacht scheint tiefer tief hereinzudringen,
Allein im Innern leuchtet helles Licht;
Was ich gedacht, ich eil' es zu vollbringen;
Des Herren Wort es gibt allein Gewicht.
Vom Lager auf, ihr Knechte! Mann für Mann!
Laßt glücklich schauen was ich kühn ersann.
Ergreift das Werkzeug, Schaufel rührt und Spaten!
Das Abgesteckte muß sogleich gerathen.
Auf strenges Ordnen, raschen Fleiß,
Erfolgt der allerschönste Preis;
Daß sich das größte Werk vollende,
Genügt Ein Geist für tausend Hände.

Legende.

Als noch, verkannt und sehr gering,
Unser Herr auf der Erde ging,
Und viele Jünger sich zu ihm fanden,
Die sehr selten sein Wort verstanden,
Liebt er sich gar über die Maßen,
Seinen Hof zu halten auf der Straßen,
Weil unter des Himmels Angesicht
Man immer besser und freier spricht.
Er ließ sie da die höchsten Lehren
Aus seinem heiligen Munde hören;
Besonders durch Gleichniß und Exempel
Macht' er einen jeden Markt zum Tempel.

So schlendert' er in Geistes Ruh
Mit ihnen einst einem Städtchen zu,
Sah etwas blinken auf der Straß,
Das ein zerbrochen Hufeisen was.
Er sagte zu St. Peter d'rauf:
Heb' doch einmal das Eisen auf!
Sanct Peter war nicht aufgeräumt,
Er hatte so eben im Gehen geträumt,
So was vom Regiment der Welt,
Was einem jeden wohlgefällt:
Denn im Kopf hat das keine Schranken;
Das waren so seine liebsten Gedanken,
Nun war der Fund ihm viel zu klein,
Hätte müssen Kron' und Scepter sein;
Aber wie sollt' er seinen Rücken
Nach einem halben Hufeisen bücken?
Er also sich zur Seite kehrt
Und thut als hätt' er's nicht gehört.

Der Herr, nach seiner Langmuth, d'rauf
Hebt selber das Hufeisen auf,
Und thut auch weiter nicht dergleichen.
Als sie nun bald die Stadt erreichen,
Geht er vor eines Schmiedes Thür,
Nimmt von dem Mann drei Pfennig dafür.
Und als sie über den Markt nun gehen,
Sieht er daselbst schöne Kirschen stehen,
Kauft ihrer, so wenig oder so viel,
Als man für einen Dreier geben will,
Die er sodann nach seiner Art
Ruhig im Aermel aufbewahrt.

Nun ging's zum andern Thor hinaus,
Durch Wies' und Felder ohne Haus,
Auch war der Weg von Bäumen bloß;
Die Sonne schien, die Hitz' war groß,
So daß man viel an solcher Stätt'
Für einen Trunk Wasser gegeben hätt.
Der Herr geht immer voraus vor Allen
Läßt unversehens eine Kirsche fallen.
Sanct Peter war gleich dahinter her,
Als wenn es ein goldner Apfel wär;
Das Beerlein schmeckte seinem Gaum.
Der Herr, nach einem kleinen Raum,
Ein ander Kirschlein zur Erde schickt,
Wornach Sanct Peter schnell sich bückt.
So läßt der Herr ihn seinen Rücken
Gar vielmal nach den Kirschen bücken.
Das dauert eine ganze Zeit;
Dann sprach der Herr mit Heiterkeit:
Thät'st du zu rechter Zeit dich regen,
Hätt'st du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Ding' wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht.

Novelle.

Ein dichter Herbstnebel verhüllte noch in der Frühe die weiten Räume des fürstlichen Schloßhofes, als man schon mehr oder weniger durch den sich lichtenden Schleier die ganze Jägerei zu Pferde und zu Fuß durch einander bewegt sah. Die eiligen Beschäftigungen der nächsten ließen sich erkennen: man verlängerte, man verkürzte die Steigbügel, man richtete sich Büchse und Patrontäschchen, man schob die Dachsranzen zurecht, indeß die Hunde ungeduldig am Riemen den Zurückhaltenden mit fortzuschleppen drohten. Auch hie und da geberdete ein Pferd sich muthiger, von feuriger Natur getrieben oder von dem Sporn des Reiters angeregt, der selbst hier in der Halbhelle eine gewisse Eitelkeit, sich zu zeigen, nicht verleugnen konnte. Alle jedoch warteten auf den Fürsten, der, von seiner jungen Gemahlin Abschied nehmend, allzulange zauderte.

Erst vor kurzer Zeit zusammen getraut, empfanden sie schon das Glück übereinstimmender Gemüther; beide waren von thätiglebhaftem Charakter, eines nahm gern an des andern Neigungen und Bestrebungen Antheil. Des Fürsten Vater hatte noch den Zeitpunkt erlebt und genutzt, wo es deutlich wurde, daß alle Staatsglieder in gleicher Betriebsamkeit ihre Tage zubringen, in gleichem Wirken und Schaffen, jeder nach seiner Art, erst gewinnen und dann genießen sollte.

Wie sehr dieses gelungen war, ließ sich in diesen Tagen gewahr werden, als eben der Hauptmarkt sich versammelte, den man gar wohl eine Messe nennen konnte. Der Fürst hatte seine Gemahlin gestern durch das Gewimmel der aufgehäuften Waaren zu Pferde geführt und sie bemerken lassen, wie gerade hier das Gebirgsland mit dem flachen Lande einen glücklichen Umtausch treffe; er wußte sie an Ort und Stelle auf die Betriebsamkeit seines Länderkreises aufmerksam zu machen.

Wenn sich nun der Fürst fast ausschließlich in diesen Tagen mit den Seinigen über diese zudringenden Gegenstände unterhielt, auch besonders mit dem Finanzminister anhaltend arbeitete, so behielt doch auch der Landjägermeister sein Recht, auf dessen Vorstellung es unmöglich war, der Versuchung zu widerstehen, an diesen günstigen Herbsttagen eine schon verschobene Jagd zu unternehmen, sich selbst und den vielen angekommenen Fremden ein eigenes und seltenes Fest zu eröffnen.

Die Fürstin blieb ungern zurück; man hatte sich vorgenommen, weit in das Gebirg hineinzudringen, um die friedlichen Bewohner der dortigen Wälder durch einen unerwarteten Kriegszug zu beunruhigen.

Scheidend versäumte der Gemahl nicht, einen Spazierritt vorzuschlagen, den sie im Geleite Friedrich's, des fürstlichen Oheims, unternehmen sollte; auch lasse ich, sagte er, dir unsern Honorio, als Stall- und Hofjunker, der für alles sorgen wird; und im Gefolg dieser Worte gab er im Hinabsteigen einem wohlgebildeten jungen Mann die nöthigen Aufträge, verschwand sodann bald mit Gästen und Gefolge.

Die Fürstin, die ihrem Gemahl noch in den Schloßhof hinab mit dem Schnupftuch nachgewinkt hatte, begab sich in die hinteren Zimmer, welche nach dem Gebirg eine freie Aussicht ließen, die um desto schöner war, als das Schloß selbst von dem Fuße herauf in einiger Höhe stand und so vor- als hinterwärts mannichfaltige bedeutende Ansichten gewährte. Sie fand das treffliche Teleskop noch in der Stellung wo man es gestern Abend gelassen hatte, als man, über Busch, Berg und Waldgipfel die hohen Ruinen der uralten Stammburg betrachtend, sich unterhielt, die in der Abendbeleuchtung merkwürdig hervortraten, indem alsdann die größten Licht- und Schattenmassen den deutlichsten Begriff von einem so ansehnlichen Denkmal alter Zeit verleihen konnten. Auch zeigte sich heute früh durch die annähernden Gläser recht auffallend die herbstliche Färbung jener mannichfaltigen Baumarten, die zwischen dem Gemäuer ungehindert und ungestört durch lange Jahre emporstrebten. Die schöne Dame richtete jedoch das Fernrohr etwas tiefer nach einer öden, steinigen Fläche, über welche der Jagdzug weggehen mußte; sie erharrte den Augenblick mit Geduld und betrog sich nicht: denn bei der Klarheit und Vergrößerungsfähigkeit des Instrumentes erkannten ihre glänzenden Augen deutlich den Fürsten und den Oberstallmeister; ja sie enthielt sich nicht, abermals mit dem Schnupftuche zu winken, als sie ein augenblickliches Stillhalten und Rückblicken mehr vermuthete als gewahr ward.

Fürst Oheim, Friedrich mit Namen, trat sodann, angemeldet, mit seinem Zeichner herein, der ein großes Portefeuille unter dem Arm trug. Liebe Cousine, sagte der alte rüstige Herr, hier legen wir die Ansichten der Stammburg vor, gezeichnet um von verschiedenen Seiten anschaulich zu machen, wie der mächtige Trutz- und Schutzbau von alten Zeiten her dem Jahr und seiner Witterung sich entgegen stemmte, und wie doch hie und da seine Gemäuer weichen, da und dort in wüste Ruinen zusammenstürzen mußten. Nun haben wir manches gethan, um diese Wildniß zugänglicher zu machen, denn mehr bedarf es nicht, um jeden Wanderer, jeden Besuchenden in Erstaunen zu setzen, zu entzücken.

Indem nun der Fürst die einzelnen Blätter deutete, sprach er weiter: Hier, wo man, den Hohlweg durch die äußern Ringmauern heraufkommend, vor die eigentliche Burg gelangt, steigt uns ein Felsen entgegen von den festesten des ganzen Gebirgs; hierauf nun steht gemauert ein Thurm, doch niemand wußte zu sagen, wo die Natur aufhört, Kunst und Handwerk aber anfangen. Ferner sieht man seitwärts Mauern

angeschlossen und Zwinger terrassenmäßig herab sich erstreckend. Doch ich sage nicht recht; denn es ist eigentlich ein Wald, der diesen alten Gipfel umgibt; seit hundert und fünfzig Jahren hat keine Axt hier geklungen und überall sind die mächtigsten Stämme emporgewachsen; wo ihr euch an den Mauern angedrängt, stellt sich der glatte Ahorn, die rauhe Eiche, die schlanke Fichte mit Schaft und Wurzeln entgegen; um diese müssen wir uns herumschlängeln und unsere Fußpfade verständig führen. Seht nur, wie trefflich unser Meister dieß Charakteristische auf dem Papier ausgedrückt hat, wie kenntlich die verschiedenen Stamm- und Wurzelarten zwischen das Mauerwerk verflochten und die mächtigen Aeste durch die Lücken durchgeschlungen sind. Es ist eine Wildniß wie keine, ein zufällig-einziges Local, wo die alten Spuren längst verschwundener Menschenkraft mit der ewig lebenden und fortwirkenden Natur sich in dem ernstesten Streit erblicken lassen.

Ein anderes Blatt aber vorlegend fuhr er fort: Was sagt Ihr nun zum Schloßhofe, der, durch das Zusammenstürzen des alten Thorthurmes unzugänglich, seit undenklichen Jahren von niemand betreten ward. Wir suchten ihm von der Seite beizukommen, haben Mauern durchbrochen, Gewölbe gesprengt und so einen bequemen aber geheimen Weg bereitet. Inwendig bedurft' es keines Aufräumens, hier findet sich ein flacher Felsgipfel von der Natur geplättet; aber doch haben mächtige Bäume hie und da zu Wurzeln Glück und Gelegenheit gefunden; sie sind sachte aber entschieden aufgewachsen; nun erstrecken sie ihre Aeste bis in die Galerien hinein, auf denen der Ritter sonst auf und abschritt: ja durch Thüren durch und Fenster in die gewölbten Säle, aus denen wir sie nicht vertreiben wollen; sie sind eben Herr geworden und mögen's bleiben. Tiefe Blätterschichten wegräumend haben wir den merkwürdigsten Platz geebnet gefunden, dessen Gleichen in der Welt vielleicht nicht wieder zu sehen ist.

Nach allem diesen aber ist es immer noch bemerkenswerth und an Ort und Stelle zu beschauen, daß auf den Stufen, die in den Hauptthurm hinaufführen, ein Ahorn Wurzel geschlagen und sich zu einem so tüchtigen Baume gebildet hat, daß man nur mit Noth daran vorbeidringen kann, um die Zinne, der unbegrenzten Aussicht wegen, zu besteigen. Aber auch hier verweilt man bequem im Schatten, denn dieser Baum ist es, der sich über das Ganze wunderbar hoch in die Luft hebt.

Danken wir also dem wackern Künstler, der uns so löblich in verschiedenen Bildern von allem überzeugt, als wenn wir gegenwärtig wären; er hat die schönsten Stunden des Tages und der Jahrszeit dazu angewendet und sich wochenlang um diese Gegenstände herumbewegt. In dieser Ecke ist für ihn und den Wächter, den wir ihm zugegeben, eine kleine angenehme Wohnung eingerichtet. Sie sollten nicht glauben, meine Beste, welch eine schöne Aus- und Ansicht er in's Land, in Hof und Gemäuer sich dort bereitet hat. Nun aber, da alles so rein und charakteristisch umrissen ist, wird er es hier unten mit Bequemlichkeit ausführen. Wir wollen mit diesen Bildern unsern Gartensaal zieren, und niemand soll über unsere regelmäßigen Parterre, Lauben und schattigen Gänge seine Augen spielen lassen, der nicht wünschte, sich dort oben in dem wirklichen Anschauen des Alten und Neuen, des Starren, Unnachgiebigen, Unzerstörlichen, und des Frischen, Schmiegsamen, Unwiderstehlichen seine Betrachtungen anzustellen.

Honorio trat ein, und meldete, die Pferde seien vorgeführt; da sagte die Fürstin, zum Oheim gewendet: Reiten wir hinauf und lassen Sie mich in der Wirklichkeit sehen, was Sie mir hier im Bilde zeigten. Seit ich hier bin, hör' ich von diesem Unternehmen, und werde jetzt erst recht verlangend, mit Augen zu sehen, was mir in der Erzählung unmöglich schien und in der Nachbildung unwahrscheinlich bleibt. — Noch nicht, meine Liebe, versetzte der Fürst; was Sie hier sahen, ist, was es werden kann und wird; jetzt stockt noch manches im Beginnen; die Kunst muß erst vollenden, wenn sie sich vor der Natur nicht schämen soll. — Und so reiten wir wenigstens hinaufwärts, und wär' es nur bis an den Fuß; ich habe große Lust, mich heute weit in der Welt umzusehen. — Ganz nach Ihrem Willen, versetzte der Fürst. — Lassen Sie uns aber durch die Stadt reiten, fuhr die Dame fort, über den großen Marktplatz, wo eine zahllose Menge von Buden die Gestalt einer kleinen Stadt, eines Feldlagers angenommen hat. Es ist als wären die Bedürfnisse und Beschäftigungen sämmtlicher Familien des Landes umher, nach außen gekehrt, in diesem Mittelpunkt versammelt, an das Tageslicht gebracht worden; denn hier sieht der aufmerksame Beobachter alles was der Mensch leistet und bedarf, man bildet sich einen Augenblick ein, es sei kein Geld nöthig, jedes Geschäft könne hier durch Tausch abgethan werden; und so ist es auch im Grunde. Seitdem der Fürst gestern mir Anlaß zu diesen Uebersichten gegeben, ist es mir gar angenehm zu denken, wie hier, wo Gebirg und flaches Land aneinander grenzen, beide so deutlich aussprechen, was sie brauchen und was sie wünschen. Wie nun der Hochländer das Holz seiner Wälder in hundert Formen umzubilden weiß, das Eisen zu einem jeden Gebrauch zu hämmern, so kommen jene drüben mit den vielfältigsten Waaren ihm entgegen, an denen man den Stoff kaum unterscheiden und den Zweck oft nicht erkennen mag.

Ich weiß, versetzte der Fürst, daß mein Neffe hierauf die größte Aufmerksamkeit wendet; denn gerade zu dieser Jahrszeit kommt es hauptsächlich darauf an, daß man mehr empfange als gebe; dieß zu bewirken ist am Ende die Summe des ganzen Staatshaushaltes, so wie der kleinsten häuslichen Wirthschaft. Verzeihen Sie aber, meine Beste, ich reite niemals gern durch Markt und Messe: bei jedem Schritt ist man gehindert und aufgehalten, und dann flammt mir das ungeheure Unglück wieder in die Einbildungskraft, das sich mir gleichsam in die Augen eingebrannt, als ich eine solche Güter- und Waarenbreite in Feuer aufgehen sah. Ich hatte mich kaum —

Lassen Sie uns die schönen Stunden nicht versäumen, fiel ihm die Fürstin ein, da der würdige Mann sie schon einigemal mit ausführlicher Beschreibung jenes Unheils geängstigt hatte, wie er sich nämlich, auf einer großen Reise begriffen, Abends im besten Wirthshause auf dem Markte, der eben von einer Hauptmesse wimmelte, höchst ermüdet zu Bette gelegt, und Nachts durch Geschrei und Flammen, die sich gegen seine Wohnung wälzten, gräßlich aufgeweckt worden.

Die Fürstin eilte, das Lieblingspferd zu besteigen, und führte, statt zum Hinterthore bergauf, zum Vorderthore bergunter ihren widerwillig-bereiten Begleiter; denn wer wäre nicht gern an ihrer Seite geritten, wer wäre ihr nicht gern gefolgt. Und so war auch Honorio von der sonst so ersehnten Jagd willig zurückgeblieben, um ihr ausschließlich dienstbar zu sein.

Wie voraus zu sehen, durften sie auf dem Markte nur Schritt vor Schritt reiten; aber die schöne Liebenswürdige erheiterte jeden Aufenthalt durch eine geistreiche Bemerkung. Ich wiederhole, sagte sie, meine gestrige Lection, da denn doch die Nothwendigkeit unsere Geduld prüfen will. Und wirklich drängte sich die ganze Menschenmasse dergestalt an die Reitenden heran, daß sie ihren Weg nur langsam fortsetzen konnten. Das Volk schaute mit Freuden die junge Dame und auf so viel lächelnden Gesichtern zeigte sich das entschiedene Behagen, zu sehen, daß die erste Frau im Lande auch die schönste und anmuthigste sei.

Untereinander gemischt standen Bergbewohner, die zwischen Felsen, Fichten und Föhren ihre stillen Wohnsitze hegten, Flachländer von Hügeln, Auen und Wiesen her, Gewerbsleute der kleinen Städte und was sich alles versammelt hatte. Nach einem ruhigen Ueberblick bemerkte die Fürstin ihrem Begleiter, wie alle diese, woher sie auch seien, mehr Stoff als nöthig zu ihren Kleidern genommen, mehr Tuch und Leinwand, mehr Band zum Besatz. Ist es doch als ob die Weiber nicht brauschig und die Männer nicht pausig genug sich gefallen könnten.

Wir wollen ihnen das ja lassen, versetzte der Oheim; wo auch der Mensch seinen Ueberfluß hinwendet, ihm ist wohl dabei, am wohlsten, wenn er sich damit schmückt und anputzt. Die schöne Dame winkte Beifall.

So waren sie nach und nach auf einen freien Platz gelangt, der zur Vorstadt hinführte, wo am Ende vieler kleiner Buden und Kramstände ein größeres Bretergebäude in die Augen fiel, das sie kaum erblickten, als ein ohrzerreißendes Gebrülle ihnen entgegen tönte. Die Fütterungsstunde der dort zur Schau stehenden wilden Thiere schien herangekommen; der Löwe ließ seine Wald- und Wüstenstimme auf's kräftigste hören, die Pferde schauderten und man konnte der Bemerkung nicht entgehen, wie in dem friedlichen Wesen und Wirken der gebildeten Welt der König der Einöde sich so furchtbar verkündige. Zur Bude näher gelangt durften sie die bunten kolossalen Gemälde nicht übersehen, die mit heftigen Farben und kräftigen Bildern jene fremden Thiere darstellten, welche der friedliche Staatsbürger zu schauen unüberwindliche Lust empfinden sollte. Der grimmig ungeheure Tiger sprang auf einen Mohren los, im Begriff ihn zu zerreißen; ein Löwe stand ernsthaft majestätisch, als wenn er keine Beute seiner würdig vor sich sehe; andere wunderliche bunte Geschöpfe verdienten neben diesen mächtigen weniger Aufmerksamkeit.

Wir wollen, sagte die Fürstin, bei unserer Rückkehr doch absteigen und die seltenen Gäste näher betrachten. — Es ist wunderbar, versetzte der Fürst, daß der Mensch durch Schreckliches immer aufgeregt sein will. Drinnen liegt der Tiger ganz ruhig in seinem Kerker, und hier muß er grimmig auf einen Mohren losfahren, damit man glaube, dergleichen inwendig ebenfalls zu sehen; es ist an Mord und Todtschlag noch

nicht genug, an Brand und Untergang; die Bänkelsänger müssen es an jeder Ecke wiederholen. Die guten Menschen wollen eingeschüchtert sein, um hinterdrein erst recht zu fühlen, wie schön und löblich es sei, frei Athem zu holen.

Was denn aber auch Bängliches von solchen Schreckensbildern mochte übrig geblieben sein, alles und jedes war sogleich ausgelöscht, als man, zum Thore hinausgelangt, in die heiterste Gegend eintrat. Der Weg führte zuerst am Flusse hinan, an einem zwar noch schmalen, nur leichte Kähne tragenden Wasser, das aber nach und nach als größter Strom seinen Namen behalten und ferne Länder beleben sollte. Dann ging es weiter durch wohlversorgte Frucht- und Lustgärten sachte hinaufwärts, und man sah sich nach und nach in der aufgethanen wohlbewohnten Gegend um, bis erst ein Busch, sodann ein Wäldchen die Gesellschaft aufnahm, und die anmuthigsten Oertlichkeiten ihren Blick begrenzten und erquickten. Ein aufwärts leitendes Wiesenthal, erst vor kurzem zum zweitenmale gemäht, sammetähnlich anzusehen, von einer oberwärts, lebhaft auf einmal reichentspringenden Quelle gewässert, empfing sie freundlich und so zogen sie einem höheren, freieren Standpunkt entgegen, den sie, aus dem Walde sich bewegend, nach einem lebhaften Stieg, erreichten, alsdann aber vor sich noch in bedeutender Entfernung über neuen Baumgruppen das alte Schloß, den Zielpunkt ihrer Wallfahrt, als Fels- und Waldgipfel hervorragen sahen. Rückwärts aber — denn niemals gelangte man hierher ohne sich umzukehren — erblickten sie durch zufällige Lücken der hohen Bäume das fürstliche Schloß links, von der Morgensonne beleuchtet; den wohlgebauten höhern Theil der Stadt von leichten Rauchwolken gedämpft, und sofort nach der rechten zu die untere Stadt, den Fluß in einigen Krümmungen, mit seinen Wiesen und Mühlen; gegenüber eine weite nahrhafte Gegend.

Nachdem sie sich an dem Anblick ersättigt, oder vielmehr, wie es uns bei dem Umblick auf so hoher Stelle zu geschehen pflegt, erst recht verlangend geworden nach einer weiteren, weniger begrenzten Aussicht, ritten sie eine steinige breite Fläche hinan, wo ihnen die mächtige Ruine als ein grüngekrönter Gipfel entgegen stand, wenig alte Bäume tief unten um seinen Fuß; sie ritten hindurch und so fanden sie sich gerade vor der steilsten unzugänglichsten Seite. Mächtige Felsen standen von Urzeiten her, jedem Wechsel unangetastet, fest, wohlbegründet voran, und so thürmte sich's aufwärts; das dazwischen Herabgestürzte lag in mächtigen Platten und Trümmern unregelmäßig übereinander und schien dem Kühnsten jeden Angriff zu verbieten. Aber das Steile, Jähe scheint der Jugend zuzusagen; dieß zu unternehmen, zu erstürmen, zu erobern ist jungen Gliedern ein Genuß. Die Fürstin bezeugte Neigung zu einem Versuch, Honorio war bei der Hand, der fürstliche Oheim, wenn schon bequemer, ließ sich's gefallen und wollte sich doch auch nicht unkräftig zeigen; die Pferde sollten am Fuß unter den Bäumen halten, und man wollte bis zu einem gewissen Punkte gelangen, wo ein vorstehender mächtiger Fels einen Flächenraum darbot, von wo man eine Aussicht hatte, die zwar schon in den Blick des Vogels überging, aber sich doch noch malerisch genug hintereinander schob.

Die Sonne, beinahe auf ihrer höchsten Stelle, verlieh die klarste Beleuchtung, das fürstliche Schloß mit seinen Theilen, Hauptgebäuden, Flügeln, Kuppeln und Thürmen erschien gar stattlich; die obere Stadt in ihrer völligen Ausdehnung; auch in die untere konnte man bequem hineinsehen, ja durch das Fernrohr auf dem Markte sogar die Buden unterscheiden. Honorio war immer gewohnt ein so förderliches Werkzeug überzuschnallen; man schaute den Fluß hinauf und hinab, diesseits das bergartig terrassenweis unterbrochene, jenseits das aufgleitende flache und in mäßigen Hügeln abwechselnde fruchtbare Land; Ortschaften unzählige; denn es war längst herkömmlich, über die Zahl zu streiten, wie viel man deren von hier oben gewahr werde.

Ueber die große Weite lag eine heitere Stille, wie es am Mittag zu sein pflegt, wo die Alten sagten, der Pan schlafe, und alle Natur halte den Athem an, um ihn nicht aufzuwecken.

Es ist nicht das erstemal, sagte die Fürstin, daß ich auf so hoher weitumschauender Stelle die Betrachtung mache, wie doch die klare Natur so reinlich und friedlich aussieht, und den Eindruck verleiht, als wenn gar nichts Widerwärtiges in der Welt sein könne; und wenn man denn wieder in die Menschenwohnung zurückkehrt, sie sei hoch oder niedrig, weit oder eng, so gibt's immer etwas zu kämpfen, zu strecken, zu schlichten und zurecht zu legen.

Honorio, der indessen durch das Sehrohr nach der Stadt geschaut hatte, rief: Seht hin! Seht hin! auf dem Markte fängt es an zu brennen. Sie sahen hin und bemerkten wenigen Rauch, die Flamme dämpfte der Tag. Das Feuer greift weiter um sich! rief man, immer durch die Gläser schauend; auch wurde das Unheil den guten unbewaffneten Augen der Fürstin bemerklich; von Zeit zu Zeit erkannte man eine rothe Flammengluth, der Dampf stieg empor und Fürst Oheim sprach: Laßt uns zurückkehren, das ist nicht gut, ich fürchtete immer das Unglück zum zweitenmale zu erleben. Als sie, herabgekommen, den Pferden wieder zugingen, sagte die Fürstin zu dem alten Herrn: Reiten Sie hinein, eilig, aber nicht ohne den Reitknecht, lassen Sie mir Honorio, wir folgen sogleich. Der Oheim fühlte das Vernünftige, ja das Nothwendige dieser Wörte und ritt so eilig als der Boden erlaubte, den wüsten steinigen Hang hinunter.

Als die Fürstin auffaß, sagte Honorio, reiten Ew. Durchlaucht, ich bitte, langsam! in der Stadt wie auf dem Schloß sind die Feueranstalten in bester Ordnung, man wird sich durch einen so unerwartet außerordentlichen Fall nicht irre machen lassen. Hier aber ist ein böser Boden, kleine Steine und kurzes Gras, schnelles Reiten ist unsicher, ohnehin bis wir hineinkommen wird das Feuer schon nieder sein. Die Fürstin glaubte nicht daran, sie sah den Rauch sich verbreiten, sie glaubte einen aufflammenden Blitz gesehen, einen Schlag gehört zu haben und nun bewegten sich in ihrer Einbildungskraft alle die Schreckbilder, welche des trefflichen Oheims wiederholte Erzählung von dem erlebten Jahrmarkts-Brande leider nur zu tief eingesenkt hatte.

Fürchterlich wohl war jener Fall, überraschend und eindringlich genug, um zeitlebens eine Ahnung und Vorstellung wiederkehrenden Unglücks ängstlich zurückzulassen, als zur Nachtzeit auf dem großen budenreichen Marktraum ein plötzlicher Brand Laden auf Laden ergriffen hatte, ehe noch die in und an diesen leichten Hütten Schlafenden aus tiefen Träumen geschüttelt wurden; der Fürst selbst, als ein ermüdet angelangter erst eingeschlafener Fremder, an's Fenster sprang, alles fürchterlich erleuchtet sah, Flamme nach Flamme, rechts und links sich überspringend, ihm entgegen züngelte. Die Häuser des Marktes, vom Widerschein geröthet, schienen schon zu glühen, drohend sich jeden Augenblick zu entzünden und in Flammen aufzuschlagen; unten wüthete das Element unaufhaltsam, die Bretер prasselten, die Latten knackten, Leinwand flog auf und ihre düstern an den Enden flammend ausgezackten Fetzen trieben in der Höhe sich umher, als wenn die bösen Geister in ihrem Elemente um und um gestaltet sich muthwillig tanzend verzehren und da und dort aus den Gluthen wieder auftauchen wollten. Dann aber mit kreischendem Geheul rettete jeder was zur Hand lag; Diener und Knechte mit den Herren bemühten sich, von Flammen ergriffene Ballen fortzuschleppen, von dem brennenden Gestell noch einiges wegzureißen, um es in die Kiste zu packen, die sie denn doch zuletzt den eilenden Flammen zum Raube lassen mußten. Wie mancher wünschte nur einen Augenblick Stillstand dem heranprasselnden Feuer, nach der Möglichkeit einer Besinnung sich umsehend, und er war mit aller seiner Habe schon ergriffen; an der einen Seite brannte, glühte schon, was an der andern noch in finsterer Nacht stand. Hartnäckige Charaktere, willenstarke Menschen widersetzten sich grimmig dem grimmigen Feinde und retteten manches, mit Verlust ihrer Augenbraunen und Haare. Leider nun erneuerte sich vor dem schönen Geiste der Fürstin der wüste Wirrwarr, nun schien der heitere morgendliche Gesichtskreis umnebelt, ihre Augen verdüstert, Wald und Wiese hatten einen wunderbaren bänglichen Anschein.

In das friedliche Thal einreitend, seiner labenden Kühle nicht achtend, waren sie kaum einige Schritte von der lebhaften Quelle des nahen fließenden Baches herab, als die Fürstin ganz unten im Gebüsche des Wiesenthals etwas Seltsames erblickte, das sie alsobald für den Tiger erkannte, heranspringend, wie sie ihn vor kurzem gemalt gesehen, kam er entgegen: und dieses Bild zu den furchtbaren Bildern, die sie so eben beschäftigten, machte den wundersamsten Eindruck. Flieht! gnädige Frau, rief Honorio, flieht! Sie wandte das Pferd um, dem steilen Berg zu, wo sie herabgekommen waren. Der Jüngling aber, dem Unthier entgegen, zog die Pistole und schoß, als er sich nahe genug glaubte; leider jedoch war gefehlt, der Tiger sprang seitwärts, das Pferd stutzte, das ergrimmte Thier aber verfolgte seinen Weg, aufwärts unmittelbar der Fürstin nach. Sie sprengte, was das Pferd vermochte, die steile, steinigte Strecke hinan, kaum fürchtend, daß ein zartes Geschöpf, solcher Anstrengung ungewohnt, sie nicht aushalten werde. Es übernahm sich, von der bedrängten Reiterin angeregt, stieß am kleinen Gerölle des Hanges an und wieder an, und stürzte zuletzt nach heftigem Bestreben kraftlos zu Boden. Die schöne Dame, entschlossen und gewandt, verfehlte nicht, sich stracks auf ihre Füße zu stellen, auch das Pferd richtete sich auf, aber der Tiger nahte schon, obgleich nicht mit heftiger Schnelle; der ungleiche Boden, die scharfen Steine schienen seinen Antrieb zu hindern und nur daß Honorio unmittelbar hinter ihm herflog, neben ihm ge-

mäßigt heraufritt, schien seine Kraft auf's neue anzuspornen und zu reizen. Beide Renner erreichten zugleich den Ort wo die Fürstin am Pferde stand; der Ritter beugte sich herab, schoß und traf mit der zweiten Pistole das Ungeheuer durch den Kopf, daß es sogleich niederstürzte und ausgestreckt in seiner Länge erst recht die Macht und Furchtbarkeit sehen ließ, von der nur noch das Körperliche übrig geblieben dalag. Honorio war vom Pferde gesprungen und kniete schon auf dem Thiere, dämpfte seine letzten Bewegungen und hielt den gezogenen Hirschfänger in der rechten Hand. Der Jüngling war schön; er war herangesprengt, wie ihn die Fürstin oft im Lanzen- und Ringelspiel gesehen hatte. Eben so traf in der Reitbahn seine Kugel im Vorbeisprengen den Türkenkopf auf dem Pfahl, gerade unter dem Turban in die Stirne, eben so spießte er, flüchtig heransprengend, mit dem blanken Säbel das Mohrenhaupt vom Boden auf. In allen solchen Künsten war er gewandt und glücklich, hier kam beides zu Statten.

Gebt ihm den Rest, sagte die Fürstin, ich fürchte er beschädigt Euch noch mit den Krallen. — Verzeiht! erwiederte der Jüngling, er ist schon todt genug, und ich mag das Fell nicht verderben, das nächsten Winter auf Eurem Schlitten glänzen soll. — Frevelt nicht! sagte die Fürstin; alles was von Frömmigkeit im tiefen Herzen wohnt, entfaltet sich in solchem Augenblick. — Auch ich, rief Honorio, war nicht frömmer als jetzt eben, deßhalb aber denke ich an's Freudigste, ich blicke dieses Fell nur an, wie es Euch zur Lust begleiten kann. — Es würde mich immer an diesen schrecklichen Augenblick erinnern, versetzte sie. Ist es doch, erwiederte der Jüngling mit glühender Wange, ein unschuldigeres Triumphzeichen, als wenn die Waffen erschlagener Feinde vor dem Sieger her zur Schau getragen werden. — Ich werde mich an Eure Kühnheit und Gewandtheit dabei erinnern, und darf nicht hinzusetzen, daß Ihr auf meinen Dank und auf die Gnade des Fürsten lebenslänglich rechnen könnt. Aber steht auf; schon ist kein Leben mehr im Thiere, bedenken wir das Weitere, vor allen Dingen steht auf! — Da ich nun einmal kniee, versetzte der Jüngling, da ich mich in einer Stellung befinde, die mir auf jede andere Weise untersagt wäre, so laßt mich bitten, von der Gunst, von der Gnade die Ihr mir zuwendet, in diesem Augenblick versichert zu werden. Ich habe schon so oft Euren hohen Gemahl gebeten um Urlaub und Vergünstigung einer weitern Reise. Wer das Glück hat an Eurer Tafel zu sitzen, wen Ihr beehrt Eure Gesellschaft unterhalten zu dürfen, der muß die Welt gesehen haben. Reisende strömen von allen Seiten her, und wenn von einer Stadt, von einem wichtigen Punkte irgend eines Welttheils gesprochen wird, ergeht an den Eurigen jedesmal die Frage, ob er daselbst gewesen sei? Niemanden traut man Verstand zu, als wer das alles gesehen hat; es ist als wenn man sich nur für andere zu unterrichten hätte.

Steht auf! wiederholte die Fürstin, ich möchte nicht gern gegen die Ueberzeugung meines Gemahls irgend etwas wünschen und bitten, allein wenn ich nicht irre, so ist die Ursache, warum er Euch bisher zurückhielt, bald gehoben. Seine Absicht war, Euch zum selbstständigen Edelmann herangereift zu sehen, der sich und ihm auch auswärts Ehre machte, wie bisher am Hofe, und ich dächte Eure That wäre ein so empfehlender Reisepaß, als ein junger Mann in die Welt mitnehmen kann.

Daß anstatt einer jugendlichen Freude eine gewisse Trauer über sein Gesicht zog, hatte die Fürstin nicht Zeit zu bemerken, noch er seiner Empfindung Raum zu geben, denn hastig den Berg herauf, einen Knaben an der Hand, kam eine Frau, geradezu auf die Gruppe los, die wir kennen, und kaum war Honorio sich besinnend aufgestanden, als sie sich heulend und schreiend über den Leichnam her warf, und an dieser Handlung, so wie an einer, obgleich reinlich anständigen, doch bunten und seltsamen Kleidung sogleich errathen ließ, sie sei die Meisterin und Wärterin dieses dahin gestreckten Geschöpfes, wie denn der schwarzaugige, schwarzlockige Knabe, der eine Flöte in der Hand hielt, gleich der Mutter weinend, weniger heftig, aber tief gerührt, neben ihr kniete.

Den gewaltsamen Ausbrüchen der Leidenschaft dieses unglücklichen Weibes folgte, zwar unterbrochen, stoßweise, ein Strom von Worten, wie ein Bach sich in Absätzen von Felsen zu Felsen stürzt. Eine natürliche Sprache, kurz und abgebrochen, machte sich eindringlich und rührend; vergebens würde man sie in unsere Mundarten übersetzen wollen; den ungefähren Inhalt dürfen wir nicht verfehlen. Sie haben Dich ermordet, armes Thier! ermordet ohne Noth! Du warst zahm und hättest Dich gern ruhig niedergelassen und auf uns gewartet; denn Deine Fußballen schmerzten Dich, und Deine Krallen hatten keine Kraft mehr! Die heiße Sonne fehlte Dir, sie zu reifen. Du warst der Schönste Deines Gleichen; wer hat je einen königlichen Tiger so herrlich ausgestreckt im Schlafe gesehen, wie Du nun hier liegst, todt um nicht wieder aufzustehen. Wenn Du des Morgens aufwachtest beim frühen Tagschein und den Rachen aufsperrtest, ausstreckend die rothe Zunge, so schienst du uns zu lächeln, und, wenn schon brüllend, nahmst du doch spielend Dein Futter aus den Händen einer Frau, von den Fingern eines Kindes! Wie lange begleiteten wir Dich auf Deinen Fahrten, wie lange war Deine Gesellschaft uns wichtig und fruchtbar! Uns! uns, ganz eigentlich kam die Speise von den Fressern, und süße Labung von den Stärken. So wird es nicht mehr sein! Wehe, wehe!

Sie hatte noch nicht ausgeklagt, als über die mittlere Höhe des Bergs am Schlosse heran Reiter heransprengten, die alsobald für das Jagdgefolge des Fürsten erkannt wurden, er selbst voran. Sie hatten, in den hinteren Gebirgen jagend, die Brandwolken aufsteigen sehen und durch Thäler und Schluchten, wie auf gewaltsam hetzender Jagd, den geraden Weg nach diesem traurigen Zeichen genommen. Ueber die steinige Blöße einhersprengend stutzten und starrten sie, nun die unerwartete Gruppe gewahr werdend, die sich auf der leeren Fläche merkwürdig auszeichnete. Nach dem ersten Erkennen verstummte man, und nach einigem Erholen ward, was der Anblick nicht selbst ergab, mit wenigen Worten erläutert. So stand der Fürst vor dem seltsamen unerhörten Ereigniß, einen Kreis umher von Reitern und Nachteilenden zu Fuße. Unschlüssig war man nicht was zu thun sei; anzuordnen, auszuführen war der Fürst beschäftigt, als ein Mann sich in den Kreis drängte, groß von Gestalt, bunt und wunderlich gekleidet wie Frau und Kind. Und nun gab die Familie zusammen Schmerz und Ueberraschung zu erkennen. Der Mann aber gefaßt, stand in ehrfurchtsvoller Entfernung vor dem Fürsten und sagte: Es ist nicht Klagenszeit; ach, mein Herr und mächtiger Jäger, auch der Löwe ist los, auch hier nach dem Gebirg ist er hin, aber schont ihn, habt Barmherzigkeit, daß er nicht umkomme, wie dieß gute Thier.

Der Löwe? sagte der Fürst, hast du seine Spur? — Ja Herr! Ein Bauer dort unten, der sich ohne Noth auf einen Baum gerettet hatte, wies mich weiter hier links hinauf, aber ich sah den großen Trupp Menschen und Pferde vor mir, neugierig und hülfsbedürftig eilt' ich hierher. „Also, — beorderte der Fürst — muß die Jagd sich auf diese Seite ziehen; ihr ladet Eure Gewehre, geht sachte zu Werk, es ist kein Unglück, wenn ihr ihn in die tiefen Wälder treibt; aber am Ende, guter Mann, werden wir Euer Geschöpf nicht schonen können; warum waret Ihr unvorsichtig genug sie entkommen zu lassen?" — Das Feuer brach aus, versetzte jener, wir hielten uns still und gespannt, es verbreitete sich schnell, aber fern von uns, wir hatten Wasser genug zu unserer Vertheidigung, aber ein Pulverschlag flog auf und warf die Brände bis an uns heran, über uns weg; wir übereilten uns und sind nun unglückliche Leute.

Noch war der Fürst mit Anordnungen beschäftigt, aber einen Augenblick schien alles zu stocken, als oben vom alten Schloß herab eilig ein Mann heranspringend gesehen ward, den man bald für den angestellten Wächter erkannte, der die Werkstätte des Malers bewachte, indem er darin seine Wohnung nahm und die Arbeiter beaufsichtigte. Er kam außer Athem springend, doch hatte er bald mit wenigen Worten angezeigt: oben hinter der höheren Ringmauer habe sich der Löwe im Sonnenschein gelagert, am Fuße einer hundertjährigen Buche und verhalte sich ganz ruhig. Aergerlich aber schloß der Mann: warum habe ich gestern meine Büchse in die Stadt getragen um sie ausputzen zu lassen, er wäre nicht wieder aufgestanden, das Fell wäre doch mein gewesen, und ich hätte mich dessen, wie billig, zeitlebens gebrüstet.

Der Fürst, dem seine militärischen Erfahrungen auch hier zu statten kamen, da er sich wohl schon in Fällen befunden hatte, wo von mehreren Seiten unvermeidliches Uebel herandrohte, sagte hierauf: welche Bürgschaft gebt Ihr mir, daß wenn wir Eures Löwen schonen, er nicht im Lande unter den Meinigen Verderben anrichtet?

Hier diese Frau und dieses Kind, erwiederte der Vater hastig, erbieten sich ihn zu zähmen, ihn ruhig zu erhalten, bis ich den beschlagenen Kasten heraufschaffe, da wir ihn denn unschädlich und unbeschädigt wieder zurückbringen werden.

Der Knabe schien seine Flöte versuchen zu wollen, ein Instrument von der Art, das man sonst die sanfte, süße Flöte zu nennen pflegte; sie war kurz geschnäbelt wie die Pfeifen; wer es verstand, wußte die anmuthigsten Töne daraus hervorzulocken. Indeß hatte der Fürst den Wärtel gefragt, wie der Löwe hinaufgekommen. Dieser aber versetzte: durch den Hohlweg, der, auf beiden Seiten vermauert, von jeher der einzige Zugang war, und der einzige bleiben soll; zwei Fußpfade, die noch hinaufführten, haben wir dergestalt entstellt, daß Niemand als durch jenen ersten engen Anweg zu

dem Zauberschlosse gelangen könne, wozu es Fürst Friedrichs Geist und Geschmack ausbilden will.

Nach einigem Nachdenken, wobei sich der Fürst nach dem Kinde umsah, das immer sanft gleichsam zu präludiren fortgefahren hatte, wendete er sich zu Honorio und sagte: Du hast heute viel geleistet, vollende das Tagwerk. Besetze den schmalen Weg, haltet Eure Büchsen bereit, aber schießt nicht eher als bis Ihr das Geschöpf nicht sonst zurückscheuchen könnt; allenfalls macht ein Feuer an, vor dem er sich fürchtet, wenn er herunter will. Mann und Frau möge für das Uebrige stehen. Eilig schickte Honorio sich an, die Befehle zu vollführen.

Das Kind verfolgte seine Melodie, die keine war, eine Tonfolge ohne Gesetz, und vielleicht eben deswegen so herzergreifend; die Umstehenden schienen wie bezaubert von der Bewegung einer liederartigen Weise, als der Vater mit verständigem Enthusiasmus zu reden anfing und fortfuhr:

Gott hat dem Fürsten Weisheit gegeben, und zugleich die Erkenntniß, daß alle Gotteswerke weise sind, jedes nach seiner Art. Seht den Felsen wie er fest steht und sich nicht rühret, der Witterung trotzt und dem Sonnenschein; uralte Bäume zieren sein Haupt und so gekrönt schaut er weit umher; stürzt aber ein Theil herunter, so will es nicht bleiben was es war, es fällt zertrümmert in viele Stücke und bedeckt die Seite des Hanges. Aber auch da wollen sie nicht verharren, muthwillig springen sie tief hinab, der Bach nimmt sie auf, zum Flusse trägt er sie. Nicht widerstehend, nicht widerspenstig, eckig, nein, glatt und abgerundet gewinnen sie schneller ihren Weg und gelangen von Fluß zu Fluß, endlich zum Ocean, wo die Riesen in Schaaren daher ziehen und in der Tiefe die Zwerge wimmeln.

Doch wer preist't den Ruhm des Herrn, den die Sterne loben von Ewigkeit zu Ewigkeit? Warum seht ihr aber im Fernen umher? betrachtet hier die Biene, noch spät im Herbst sammelt sie emsig und baut sich ein Haus, winkel- und wagerecht, als Meister und Geselle; schaut die Ameise da! sie kennt ihren Weg und verliert ihn nicht, sie baut sich eine Wohnung aus Grashalmen, Erdbröslein und Kiefernadeln, sie baut es in die Höhe und wölbet es zu; aber sie hat umsonst gearbeitet, denn das Pferd stampft und scharrt alles auseinander; seht hin! es zertritt ihre Balken und zerstreut ihre Planken, ungeduldig schnaubt es und kann nicht rasten; denn der Herr hat das Roß zum Gesellen des Windes gemacht und zum Gefährten des Sturms, daß es den Mann dahin trage, wohin er will und die Frau wohin sie begehrt. Aber im Palmenwald trat er auf, der Löwe, ernsten Schrittes durchzog er die Wüste, dort herrscht er über alles Gethier und nichts widersteht ihm. Doch der Mensch weiß ihn zu zähmen und das grausamste der Geschöpfe hat Ehrfurcht vor dem Ebenbilde Gottes, wornach auch die Engel gemacht sind, die dem Herrn dienen und seinen Dienern. Denn in der Löwengrube scheute sich Daniel nicht; er blieb fest und getrost, und das wilde Brüllen unterbrach nicht seinen frommen Gesang.

Diese mit dem Ausdruck eines natürlichen Enthusiasmus gehaltene Rede begleitete das Kind hie und da mit anmuthigen Tönen; als aber der Vater geendigt hatte, fing es mit reiner Kehle, heller Stimme und geschickten Läufen zu intoniren an, worauf der Vater die Flöte ergriff, im Einklang sich hören ließ, das Kind aber sang:

Aus den Gruben, hier im Graben,
Hör' ich des Propheten Sang;
Engel schwebten ihn zu laben,
Wäre da dem Guten bang?
Löw' und Löwin, hin und wieder,
Schmiegen sich um ihn heran;
Ja, die sanften frommen Lieder
Haben's ihnen angethan!

Der Vater fuhr fort die Strophe mit der Flöte zu begleiten, die Mutter trat hie und da als zweite Stimme mit ein.

Eindringlich aber ganz besonders war, daß das Kind die Zeilen der Strophe nunmehr zu anderer Ordnung durcheinanderschob, und dadurch, wo nicht einen neuen Sinn hervorbrachte, doch das Gefühl in und durch sich selbst aufregend erhöhte.

Engel schweben auf und nieder
Uns in Tönen zu erlaben,
Welch ein himmlischer Gesang!
In den Gruben, in dem Graben
Wäre da dem Kinde bang?
Diese sanften frommen Lieder
Lassen Unglück nicht heran:
Engel schweben hin und wieder
Und so ist es schon gethan.

Hierauf mit Kraft und Erhebung begannen alle Drei:

Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,
Ueber Meere herrscht sein Blick;
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück.
Blankes Schwert erstarrt im Hiebe;
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt;
Wunderthätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet enthüllt.

Alles war still, hörte, horchte und nur erst als die Töne verhallten, konnte man den Eindruck bemerken und allenfalls beobachten. Alles war wie beschwichtigt; jeder in seiner Art gerührt. Der Fürst, als wenn er erst jetzt das Unheil übersähe, das ihn vor kurzem bedroht hatte, blickte nieder auf seine Gemahlin, die, an ihn gelehnt, sich nicht versagte das gestickte Tüchlein hervorzuziehen und die Augen damit zu bedecken. Es that ihr wohl, die jugendliche Brust von dem Druck erleichtert zu fühlen, mit dem die vorhergehenden Minuten sie belastet hatten. Eine vollkommene Stille beherrschte die Menge, man schien die Gefahren vergessen zu haben, unten den Brand und von oben das Erstehen eines bedenklich ruhenden Löwen.

Durch einen Wink, die Pferde näher herbei zu führen, brachte der Fürst zuerst wieder in die Gruppe Bewegung, dann wendete er sich zu dem Weibe und sagte: Ihr glaubt also, daß Ihr den entsprungenen Löwen, wo Ihr ihn antrefft, durch Euren Gesang, durch den Gesang dieses Kindes, mit Hülfe dieser Flötentöne beschwichtigen und ihn sodann unschädlich, so wie unbeschädigt in seinen Verschluß wieder zurückbringen könntet? Sie bejahten es, versichernd und betheuernd; der Castellan wurde ihnen als Wegweiser zugegeben. Nun entfernte der Fürst mit Wenigen sich eiligst, die Fürstin folgte langsamer mit dem übrigen Gefolge; Mutter aber und Sohn stiegen, von dem Wärtel, der sich eines Gewehrs bemächtigt hatte, steiler gegen den Berg hinan.

Vor dem Eintritt in den Hohlweg, der den Zugang zu dem Schloß eröffnete, fanden sie die Jäger beschäftigt dürres Reißig zu häufen, damit sie auf jeden Fall ein großes Feuer anzünden könnten. — Es ist nicht Noth, sagte die Frau, es wird ohne das alles in Güte geschehen.

Weiter hin, auf einem Mauerstücke sitzend, erblickten sie Honorio, seine Doppelbüchse in den Schoos gelegt, auf einem Posten als wie zu jedem Ereigniß gefaßt. Aber die Herankomenden schien er kaum zu bemerken, er saß wie in tiefen Gedanken versunken, er sah umher wie zerstreut. Die Frau sprach ihn an mit der Bitte, das Feuer nicht anzünden zu lassen, er schien jedoch ihrer Rede wenig Aufmerksamkeit zu schenken; sie redete lebhaft fort und rief: „Schöner junger Mann, Du hast meinen Tiger erschlagen, ich fluche Dir nicht, schone meinen Löwen, guter junger Mann, ich segne Dich.“

Honorio schaute gerad vor sich hin, dorthin wo die Sonne auf ihrer Bahn sich zu senken begann — Du schaust nach Abend, rief die Frau, Du thust wohl daran, dort gibt's viel zu thun; eile nur, säume nicht, Du wirst überwinden. Aber zuerst überwinde Dich selbst. Hierauf schien er zu lächeln, die Frau stieg weiter, konnte sich aber nicht enthalten nach dem Zurückbleibenden nochmals umzublicken; eine röthliche Sonne überschien sein Gesicht, sie glaubte nie einen schönern Jüngling gesehen zu haben.

Wenn Euer Kind, sagte nunmehr der Wärtel, flötend und singend, wie Ihr überzeugt seyd, den Löwen anlocken und beruhigen kann, so werden wir uns desselben sehr leicht bemeistern, da sich das gewaltige Thier ganz nah an die durchbrochenen Gewölbe hingelagert hat, durch die wir, da das Hauptthor verschüttet ist, einen Eingang in den Schloßhof gewonnen haben. Lockt ihn das Kind hinein, so kann ich die Oeffnung mit leichter Mühe schließen, und der Knabe, wenn es ihm gut däucht, durch eine der kleinen Wendeltreppen, die er in der Ecke sieht, dem Thiere entschlüpfen. Wir wollen uns verbergen, aber ich werde mich so stellen, daß meine Kugel jeden Augenblick dem Kinde zu Hülfe kommen kann.

Die Umstände sind alle nicht nöthig, Gott und Kunst, Frömmigkeit und Glück müssen das Beste thun. Es sei, versetzte der Wärtel, aber ich kenne meine Pflichten. Erst führ' ich Euch durch einen beschwerlichen Steig auf das Gemäuer hinauf, gerade dem Eingang gegenüber, den ich erwähnt habe, das Kind mag hinabsteigen, gleichsam in die Arena des Schauspiels und das besänftigte Thier dort hereinlocken. Das geschah; Wärtel und Mutter sahen versteckt von oben herab, wie das Kind die Wendeltreppen hinunter in dem klaren Hofraum sich zeigte, und in der düstern Oeffnung gegenüber verschwand, aber sogleich seinen Flötenton hören ließ, der sich nach und nach verlor und endlich verstummte. Die Pause war ahnungsvoll genug, den alten mit Gefahr bekannten Jäger beengte der seltene menschliche Fall. Er sagte sich, daß

er lieber persönlich dem gefährlichen Thiere entgegen ginge; die Mutter jedoch, mit heiterem Gesicht, übergebogen horchend, ließ nicht die mindeste Unruhe bemerken.

Endlich hörte man die Flöte wieder, das Kind trat aus der Höhle hervor mit glänzend befriedigten Augen, der Löwe hinter ihm drein, aber langsam und wie es schien mit einiger Beschwerde. Er zeigte hie und da Lust sich niederzulegen, doch der Knabe führte ihn im Halbkreise durch die wenig entblätterten, buntbelaubten Bäume, bis er sich endlich in den letzten Strahlen der Sonne, die sie durch eine Ruinenlücke hereinsandte, wie verklärt niedersetzte und sein beschwichtigendes Lied abermals begann, dessen Wiederholung wir uns auch nicht entziehen können.

Aus den Gruben, hier im Graben,
Hör' ich des Propheten Sang;
Engel schweben ihn zu laben,
Wäre da dem Guten bang?
Löw' und Löwin hin und wieder,
Schmiegen sich um ihn heran;
Ja, die sanften frommen Lieder
Haben's ihnen angethan.

Indessen hatte sich der Löwe ganz knapp an das Kind hingelegt und ihm die schwere rechte Vordertatze auf den Schoos gehoben, die der Knabe fortsingend anmuthig streichelte, aber gar bald bemerkte, daß ein scharfer Dornzweig zwischen die Ballen eingestochen war. Sorgfältig zog er die verletzende Spitze hervor, nahm lächelnd sein bundseidenes Halstuch vom Nacken, und verband die gräuliche Tatze des Unthiers, so daß die Mutter sich vor Freuden mit ausgestreckten Armen zurückbog und vielleicht angewohnterweise Beifall gerufen und geklatscht hätte, wäre sie nicht durch einen derben Faustgriff des Wärtels erinnert worden, daß die Gefahr nicht vorüber sei.

Glorreich sang das Kind weiter, nachdem es mit wenigen Tönen vorgespielt hatte:

Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,
Ueber Meere herrscht sein Blick;
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück.
Blankes Schwert erstarrt im Hiebe,
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt;
Wunderthätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet enthüllt.

Ist es möglich zu denken, daß man in den Zügen eines so grimmigen Geschöpfes, des Tyrannen der Wälder, des Despoten des Thierreiches einen Ausdruck von Freundlichkeit, von dankbarer Zufriedenheit habe spüren können, so geschah es hier, und wirklich sah das Kind in seiner Verklärung aus wie ein mächtiger siegreicher Ueberwinder, jener zwar nicht wie der Ueberwundene, denn seine Kraft blieb in ihm verborgen, aber doch wie der Gezähmte, wie der dem eigenen friedlichen Willen Anheimgegebene. Das Kind flötete und sang so weiter, nach seiner Art die Zeilen verschränkend und neue hinzufügend:

Und so geht mit guten Kindern
Sel'ger Engel gern zu Rath,
Böses Wollen zu verhindern,
Zu befördern schöne That.
So beschwören, fest zu bannen
Lieben Sohn an's zarte Knie,
Ihn, des Waldes Hochtyrannen,
Frommer Sinn und Melodie.

Aus Wilhelm Meisters Wanderjahren.

Erstes Capitel.

Die Flucht nach Aegypten.

Im Schatten eines mächtigen Felsen saß Wilhelm an grauser, bedeutender Stelle, wo sich der steile Gebirgsweg um eine Ecke herum schnell nach der Tiefe wendete. Die Sonne stand noch hoch und erleuchtete die Gipfel der Fichten in den Felsengründen zu seinen Füßen. Er bemerkte eben etwas in seine Schreibtafel, als Felix, der umhergeklettert war, mit einem Stein in der Hand zu ihm kam. „Wie nennt man diesen Stein?" sagte der Knabe.

„Ich weiß nicht," versetzte Wilhelm.

„Ist das wohl Gold, was darin so glänzt?" sagte jener.

„Es ist kein's! versetzte dieser: und ich erinnere mich, daß es die Leute Katzengold nennen."

„Katzengold! sagte der Knabe lächelnd: und warum?"

„Wahrscheinlich weil es falsch ist und man die Katzen auch für falsch hält."

„Das will ich mir merken," sagte der Sohn, und steckte den Stein in die lederne Reisetasche, brachte jedoch sogleich etwas anderes hervor und fragte: „was ist das?" Eine Frucht, versetzte der Vater, und nach den Schuppen zu urtheilen, sollte sie mit den Tannenzapfen verwandt seyn. — „Das sieht nicht aus wie ein Zapfen, es ist ja rund". — „Wir wollen den Jäger fragen; die kennen den ganzen Wald und alle Früchte, wissen zu säen, zu pflanzen und zu warten, dann lassen sie die Stämme wachsen und groß werden wie sie können". — „Die Jäger wissen alles; gestern zeigte mir der Bote, wie ein Hirsch über den Weg gegangen sey, er rief mich zurück und ließ mich die Fährte bemerken, wie er es nannte; ich war darüber weggesprungen, nun aber sah ich deutlich ein Paar Klauen eingedrückt; es mag ein großer Hirsch gewesen seyn". — „Ich hörte wohl wie du den Boten ausfragtest." — „Der wußte viel und ist doch kein Jäger. Ich aber will ein Jäger werden. Es ist gar zu schön den ganzen Tag im Walde zu seyn und die Vögel zu hören, zu wissen wie sie heißen, wo ihre Nester sind, wie man die Eier aushebt oder die Jungen; wie man sie füttert und wenn man die Alten fängt; das ist gar zu lustig."

Kaum war dieses gesprochen, so zeigte sich den schroffen Weg herab eine sonderbare Erscheinung. Zwei Knaben, schön wie der Tag, in farbigen Jäckchen, die man eher für aufgebundene Hemdchen gehalten hätte, sprangen einer nach dem andern herunter, und Wilhelm fand Gelegenheit sie näher zu betrachten, als sie vor ihm stutzten und einen Augenblick still hielten. Um des Aeltesten Haupt bewegten sich reiche blonde Locken, auf welche man zuerst blicken mußte, wenn man ihn sah, und dann zogen seine klar-blauen Augen den Blick an sich, der sich mit Gefallen über seine schöne Gestalt verlor. Der zweyte, mehr einen Freund als einen Bruder vorstellend, war mit braunen und schlichten Haaren geziert, die ihm über die Schultern herabhingen, und wovon der Widerschein sich in seinen Augen zu spiegeln schien.

Wilhelm hatte nicht Zeit diese beiden sonderbaren und in der Wildniß ganz unerwarteten Wesen näher zu betrachten, indem er eine männliche Stimme vernahm, welche um die Felsecke herum ernst aber freundlich herabrief: „Warum steht ihr stille? versperrt uns den Weg nicht!"

Wilhelm sah aufwärts und, hatten ihn die Kinder in Verwunderung gesetzt, so erfüllte ihn das, was ihm jetzt zu Augen kam, mit Erstaunen. Ein derber, tüchtiger, nicht allzugroßer junger Mann, leicht geschürzt, von brauner Haut und schwarzen Haaren, trat kräftig und sorgfältig den Felsweg herab, indem er hinter sich einen Esel führte, der erst sein wohlgenährtes und wohlgeputztes Haupt zeigte, dann aber, die schöne Last, die er trug, sehen ließ. Ein sanftes, liebenswürdiges Weib saß auf einem großen, wohlbeschlagenen Sattel; in einem blauen Mantel, der sie umgab, hielt sie ein Wochenkind, das sie an ihre Brust drückte und mit unbeschreiblicher Lieblichkeit betrachtete. Dem Führer ging's wie den Kindern: er stutzte einen Augenblick, als er Wilhelm erblickte. Das Thier verzögerte seinen Schritt, aber der Abstieg war zu jäh, die Vorüberziehenden konnten nicht anhalten und Wilhelm sah sie mit Verwunderung hinter der vorstehenden Felswand verschwinden.

Nichts war natürlicher, als daß ihn dieses seltsame Gesicht aus seinen Betrachtungen riß. Neugierig stand er auf und blickte von seiner Stelle nach der Tiefe hin, ob er sie nicht irgend wieder hervorkommen sähe. Und eben war er im Begriff hinabzusteigen und diese sonderbaren Wandrer zu begrüßen, als Felix heraufkam und sagte: „Vater, darf ich nicht mit diesen Kindern in ihr Haus? Sie wollen mich mitnehmen. Du sollst auch mitgehen, hat der Mann zu mir gesagt. Komm! dort unten halten sie."

„Ich will mit ihnen reden," versetzte Wilhelm.

Er fand sie auf einer Stelle, wo der Weg weniger abhängig war, und verschlang mit den Augen die wunderlichen Bilder, die seine Aufmerksamkeit so sehr an sich gezogen hatten. Erst jetzt war es ihm möglich, noch einen und den andern besondern Umstand zu bemerken. Der junge rüstige Mann hatte wirklich eine Polirart auf der Schulter und ein langes schwankes eisernes Winkelmaß. Die Kinder trugen große Schilfbüschel, als wenn es Palmen wären; und wenn sie von dieser Seite den Engeln glichen, so schleppten sie auch wieder kleine Körbchen mit Eßwaaren und glichen dadurch den täglichen Boten, wie sie über das Gebirg hin- und herzugehen pflegen. Auch hatte die Mutter, als er sie näher betrachtete, unter dem blauen Mantel ein röthliches, zartgefärbtes Unterkleid, so daß unser Freund die Flucht nach Aegypten, die er

so oft gemalt gesehen, mit Verwunderung hier vor seinen Augen wirklich finden mußte.

Man begrüßte sich, und indem Wilhelm vor Erstaunen und Aufmerksamkeit nicht zu Wort kommen konnte, sagte der junge Mann: „Unsere Kinder haben in diesem Augenblick schon Freundschaft gemacht. Wollt Ihr mit uns, um zu sehen, ob auch zwischen den Erwachsenen ein gutes Verhältniß entstehen könne?“

Wilhelm bedachte sich ein wenig und versetzte dann: „Der Anblick Eures kleinen Familienzuges erregt Vertrauen und Neigung, und, daß ich's nur gleich gestehe, eben sowohl Neugierde und ein lebhaftes Verlangen Euch näher kennen zu lernen. Denn im ersten Augenblicke möchte man bei sich die Frage aufwerfen: ob Ihr wirklich Wanderer oder ob Ihr nur Geister seyd, die sich ein Vergnügen daraus machen, dieses unwirthbare Gebirg durch angenehme Erscheinungen zu beleben.“

„So kommt mit in unsere Wohnung,“ sagte jener. „Kommt mit!“ riefen die Kinder, indem sie den Felix schon mit sich fortzogen. „Kommt mit!“ sagte die Frau, indem sie ihre liebenswürdige Freundlichkeit von dem Säugling auf den Fremdling wendete.

Ohne sich zu bedenken, sagte Wilhelm: „Es thut mir leid, daß ich Euch nicht sogleich folgen kann. Wenigstens diese Nacht noch muß ich oben auf dem Gränzhause zubringen. Mein Mantelsack, meine Papiere, alles liegt noch oben, ungepackt und unbesorgt. Damit ich aber Wunsch und Willen beweise, Eurer freundlichen Einladung genug zu thun, so gebe ich Euch meinen Felix zum Pfande mit. Morgen bin ich bei Euch. Wie weit ist's hin?“

„Vor Sonnenuntergang erreichen wir noch unsere Wohnung,“ sagte der Zimmermann, „und von dem Gränzhause habt Ihr nur noch anderthalb Stunden. Euer Knabe vermehrt unsern Haushalt für diese Nacht; morgen erwarten wir Euch.“

Der Mann und das Thier setzten sich in Bewegung. Wilhelm sah seinen Felix mit Behagen in so guter Gesellschaft, er konnte ihn mit den lieben Engelein vergleichen, gegen die er kräftig abstach. Für seine Jahre war er nicht groß, aber stämmig, von breiter Brust und kräftigen Schultern; in seiner Natur war ein eigenes Gemisch von Herrschen und Dienen; er hatte schon einen Palmzweig und ein Körbchen ergriffen, womit er beides auszusprechen schien. Schon drohte der Zug abermals um eine Felswand zu verschwinden, als sich Wilhelm zusammennahm und nachrief: „Wie soll ich Euch aber erfragen?“

„Fragt nur nach Sanct Joseph!“ erscholl es aus der Tiefe, und die ganze Erscheinung war hinter den blauen Schattenwänden verschwunden. Ein frommer mehrstimmiger Gesang tönte verhallend aus der Ferne, und Wilhelm glaubte die Stimme seines Felix zu unterscheiden.

Er stieg aufwärts und verspätete sich dadurch den Sonnenuntergang. Das himmlische Gestirn, das er mehr denn einmal verloren hatte, erleuchtete ihn wieder, als er höher trat, und noch war es Tag, als er an seiner Herberge anlangte. Nochmals erfreute er sich der großen Gebirgsansicht, und zog sich sodann auf sein Zimmer zurück, wo er sogleich die Feder ergriff und einen Theil der Nacht mit Schreiben zubrachte.

Wilhelm an Natalien.

Nun ist endlich die Höhe erreicht, die Höhe des Gebirgs, das eine mächtigere Trennung zwischen uns setzen wird, als der ganze Landraum bisher. Für mein Gefühl ist man noch immer in der Nähe seiner Lieben, so lange die Ströme von uns zu ihnen laufen. Heute kann ich mir noch einbilden, der Zweig, den ich in den Waldbach werfe, könnte füglich zu Ihr hinabschwimmen, könnte in wenigen Tagen vor Ihrem Garten landen; und so sendet unser Geist seine Bilder, das Herz seine Gefühle bequemer abwärts. Aber drüben, fürchte ich, stellt sich eine Scheidewand der Einbildungskraft und der Empfindung entgegen. Doch ist das vielleicht eine vorellige Besorglichkeit: denn es wird wohl auch drüben nicht anders seyn als hier. Was könnte mich von dir scheiden! von dir, der ich auf ewig geeignet bin, wenn gleich ein wundersames Geschick mich von dir trennt und mir den Himmel, dem ich so nahe stand, unerwartet zuschließt. Ich hatte Zeit mich zu fassen, und doch hätte keine Zeit hingereicht, mir diese Fassung zu geben, hätte ich sie nicht aus deinem Munde gewonnen, von deinen Lippen in jenem entscheidenden Moment. Wie hätte ich mich losreißen können, wenn der dauerhafte Faden nicht gesponnen wäre, der uns für die Zeit und für die Ewigkeit verbinden soll. Doch ich darf ja von allem dem nicht reden. Deine zarten Gebote will ich nicht übertreten; auf diesem Gipfel sey es das letztemal, daß ich das Wort Trennung vor dir ausspreche. Mein Leben soll eine Wanderschaft werden. Sonderbare Pflichten des Wanderers habe ich auszuüben und ganz eigene Prüfungen zu bestehen. Wie lächle ich manchmal, wenn ich die Bedingungen durchlese, die mir der Verein, die ich mir selbst vorschrieb! Manches wird gehalten, manches übertreten; aber selbst bei der Uebertretung dient mir dieß Blatt, dieses Zeugniß von meiner letzten Beichte, meiner letzten Absolution, statt eines gebietenden Gewissens, und ich lenke wieder ein. Ich hüte mich, und meine Fehler stürzen sich nicht mehr wie Gebirgswasser einer über den andern.

Doch will ich dir gern gestehen, daß ich oft diejenigen Lehrer und Menschenführer bewundere, die ihren Schülern nur äußere, mechanische Pflichten auflegen. Sie machen sich's und der Welt leicht. Denn gerade diesen Theil meiner Verbindlichkeiten, der mir erst der beschwerlichste, der wunderlichste schien, diesen beobachte ich am bequemsten, am liebsten.

Nicht über drey Tage soll ich unter einem Dache bleiben. Keine Herberge soll ich verlassen, ohne daß ich mich wenigstens eine Meile von ihr entferne. Diese Gebote sind wahrhaft geeignet, meine Jahre zu Wanderjahren zu machen und zu verhindern, daß auch nicht die geringste Versuchung des Ansiedelns bei mir sich finde. Dieser Bedingung habe ich mich bisher genau unterworfen, ja mich der gegebenen Erlaubniß nicht einmal bedient. Hier ist eigentlich das erstemal, daß ich still halte, das erstemal, daß ich die dritte Nacht in demselben Bette schlafe. Von hier sende ich dir manches bisher Vernommene, Beobachtete, Gesparte, und dann geht es morgen früh auf der andern Seite hinab, fürerst zu einer wunderbaren Familie, zu einer heiligen Familie möchte ich wohl sagen, von der du in meinem Tagebuche mehr finden wirst. Jetzt lebe wohl und lege dieses Blatt mit dem Gefühl aus der Hand, daß es nur Eins zu sagen habe, nur Eines sagen und wiederholen möchte, aber es nicht sagen, nicht wiederholen will, bis ich das Glück habe, wieder zu deinen Füßen zu liegen und auf deinen Händen mich über alle das Entbehren auszuweinen.

Morgens.

Es ist eingepackt. Der Bote schnürt den Mantelsack und das Reff. Noch ist die Sonne nicht aufgegangen, die Nebel dampfen aus allen Gründen; aber der obere Himmel ist heiter. Wir steigen in die düstere Tiefe hinab, die sich auch bald über unserm Haupte erhellen wird. Laß mich mein letztes Ach zu dir hinübersenden! Laß meinen letzten Blick zu dir sich noch mit einer unwillkürlichen Thräne füllen! Ich bin entschieden und entschlossen. Du sollst keine Klagen von mir hören; du sollst nur hören, was dem Wanderer begegnet. Und doch kreuzen sich, indem ich schließen will, nochmals tausend Gedanken, Wünsche, Hoffnungen und Vorsätze. Glücklicherweise treibt man mich hinweg. Der Bote ruft und der Wirth räumt schon wieder auf in meiner Gegenwart, eben als wenn ich hinweg wäre, wie gefühllose unvorsichtige Erben vor dem Abscheidenden die Anstalten, sich in Besitz zu setzen, nicht verbergen.

Zweites Capitel.

Sanct Joseph der Zweyte.

Schon hatte der Wanderer, seinem Boten auf dem Fuße folgend, steile Felsen hinter und über sich gelassen, schon durchstrichen sie ein sanfteres Mittelgebirg und eilten durch manchen wohlbestandnen Wald, durch manchen freundlichen Wiesengrund, immer vorwärts, bis sie sich endlich an einem Abhange befanden, und in ein sehr sorgfältig bebautes, von Hügeln rings umschlossenes Thal hinabschauten. Ein großes, halb in Trümmern liegendes, halb wohlerhaltenes Klostergebäude zog sogleich die Aufmerksamkeit an sich. „Dieß ist Sanct Joseph,“ sagte der Bote: „Jammerschade für die schöne Kirche! Seht nur, wie ihre Säulen und Pfeiler durch Gebüsch und Bäume noch so wohl erhalten durchsehen, ob sie gleich schon viele hundert Jahre in Schutt liegt.“

„Die Klostergebäude hingegen,“ versetzte Wilhelm, „sehe ich, sind noch wohl erhalten.“ „Ja,“ sagte der andere, „es wohnt ein Schaffner daselbst, der die Wirthschaft besorgt, die Zinsen und Zehnten einnimmt, welche man weit und breit hieher zu zahlen hat.“

Unter diesen Worten waren sie durch das offene Thor in den geräumigen Hof gelangt, der, von ernsthaften, wohlerhaltenen Gebäuden umgeben, sich als Aufenthalt einer ruhigen Sammlung ankündigte. Seinen Felix mit den Engeln von gestern sah er sogleich beschäftigt um einen Tragkorb, den eine rüstige Frau vor sich gestellt hatte; sie waren im Begriff Kirschen zu handeln; eigentlich aber feilschte Felix, der immer etwas Geld bei sich führte. Nun machte er sogleich als Gast

den Wirth, spendete reichliche Früchte an seine Gespielen, selbst dem Vater war die Erquickung angenehm mitten in diesen unfruchtbaren Mooswäldern, wo die farbigen glänzenden Früchte noch einmal so schön erschienen. Sie trage solche weit herauf aus einem großen Garten, bemerkte die Verkäuferin, um den Preis annehmlich zu machen, der den Käufern etwas zu hoch geschienen hatte. Der Vater werde bald zurückkommen, sagten die Kinder, er solle nur einstweilen in den Saal gehen und dort ausruhen.

Wie verwundert war jedoch Wilhelm, als die Kinder ihn zu dem Raume führten, den sie den Saal nannten. Gleich aus dem Hofe ging es zu einer großen Thür hinein, und unser Wanderer fand sich in einer sehr reinlichen, wohlerhaltenen Capelle, die aber, wie er wohl sah, zum häuslichen Gebrauch des täglichen Lebens eingerichtet war. An der einen Seite stand ein Tisch, ein Sessel, mehrere Stühle und Bänke, an der andern Seite ein wohlgeschnitztes Gerüst mit bunter Töpferwaare, Krügen und Gläsern. Es fehlte nicht an einigen Truhen und Kisten, und so ordentlich alles war, doch nicht an dem Einladenden des häuslichen, täglichen Lebens. Das Licht fiel von hohen Fenstern an der Seite herein. Was aber die Aufmerksamkeit des Wanderers am meisten erregte, waren farbige, auf die Wand gemalte Bilder, die unter den Fenstern in ziemlicher Höhe, wie Teppiche, um drey Theile der Capelle herumreichten und bis auf ein Getäfel herabhingen und die übrige Wand bis zur Erde bedeckten. Die Gemälde stellten die Geschichte des heiligen Joseph vor. Hier sah man ihn mit seiner Zimmerarbeit beschäftigt; hier begegnete er Marien, und eine Lilie sproßte zwischen beiden aus dem Boden, indem einige Engel sie lauschend umschwebten. Hier wird er getraut; es folgt der englische Gruß. Hier sitzt er mißmuthig zwischen angefangener Arbeit, läßt die Axt ruhen und sinnt darauf, seine Gattin zu verlassen. Zunächst erscheint ihm aber der Engel im Traum, und seine Lage ändert sich. Mit Andacht betrachtet er das neugeborne Kind im Stalle zu Bethlehem und betet es an. Bald darauf folgt ein wundersam schönes Bild. Man sieht mancherlei Holz gezimmert; eben soll es zusammengesetzt werden, und zufälligerweise bilden ein paar Stücke ein Kreuz. Das Kind ist auf dem Kreuze eingeschlafen, die Mutter sitzt daneben und betrachtet es mit inniger Liebe, und der Pflegevater hält mit der Arbeit inne, um den Schlaf nicht zu stören. Gleich darauf folgt die Flucht nach Aegypten. Sie erregte bei dem beschauenden Wanderer ein Lächeln, indem er die Wiederholung des gestrigen lebendigen Bildes hier an der Wand sah.

Nicht lange war er seinen Betrachtungen überlassen, so trat der Wirth herein, den er sogleich als den Führer der heiligen Karavane wieder erkannte. Sie begrüßten sich auf's herzlichste, mancherlei Gespräche folgten; doch Wilhelms Aufmerksamkeit blieb auf die Gemälde gerichtet. Der Wirth merkte das Interesse seines Gastes und fing lächelnd an: „Gewiß, Ihr bewundert die Uebereinstimmung dieses Gebäudes mit seinen Bewohnern, die Ihr gestern kennen lerntet. Sie ist aber vielleicht noch sonderbarer, als man vermuthen sollte: das Gebäude hat eigentlich die Bewohner gemacht. Denn wenn das Leblose lebendig ist, so kann es auch wohl Lebendiges hervorbringen."

„O ja!" versetzte Wilhelm: „Es sollte mich wundern, wenn der Geist, der vor Jahrhunderten in dieser Bergöde so gewaltig wirkte und einen so mächtigen Körper von Gebäuden, Besitzungen und Rechten an sich zog, und dafür mannichfaltige Bildung in der Gegend verbreitete, es sollte mich wundern, wenn er nicht auch aus diesen Trümmern noch seine Lebenskraft auf ein lebendiges Wesen ausübte. Laßt uns jedoch nicht im Allgemeinen verharren, macht mich mit Eurer Geschichte bekannt, damit ich erfahre, wie es möglich war, daß ohne Spielerey und Anmaßung die Vergangenheit sich wieder in Euch darstellt, und das was vorüberging, abermals herantritt."

Eben als Wilhelm belehrende Antwort von den Lippen seines Wirthes erwartete, rief eine freundliche Stimme im Hofe den Namen Joseph. Der Wirth hörte darauf und ging nach der Thür.

Also heißt er auch Joseph! sagte Wilhelm zu sich selbst. Das ist doch sonderbar genug und doch eben nicht so sonderbar, als daß er seinen Heiligen im Leben darstellt. Er blickte zu gleicher Zeit nach der Thüre, und sah die Mutter Gottes von gestern mit dem Manne sprechen. Sie trennten sich endlich: die Frau ging nach der gegenüberstehenden Wohnung: „Marie!" rief er ihr nach: „nur noch ein Wort!" „Also heißt sie auch Marie: es fehlt nicht viel, so fühle ich mich achtzehnhundert Jahre zurückversetzt." Er dachte sich das ernsthaft eingeschlossene Thal, in dem er sich befand, die Trümmer und die Stille, und eine wundersam alterthümliche Stimmung überfiel ihn. Es war Zeit, daß der Wirth und die Kinder hereintraten. Die letztern forderten Wilhelm zu einem Spaziergange auf, indeß der Wirth noch einigen Geschäften vorstehen wollte. Nun ging es durch die Ruinen des säulenreichen Kirchengebäudes, dessen hohe Giebel und Wände sich in Wind und Wetter zu befestigen schienen, indessen sich starke Bäume von Alters her auf den breiten Mauerrücken eingewurzelt hatten, und in Gesellschaft von mancherlei Gras, Blumen und Moos kühn in der Luft hängende Gärten vorstellten. Sanfte Wiesenpfade führten einen lebhaften Bach hinan, und von einiger Höhe konnte der Wanderer nun das Gebäude nebst seiner Lage mit so mehr Interesse überschauen, als ihm dessen Bewohner immer merkwürdiger geworden, und durch die Harmonie mit ihrer Umgebung seine lebhafteste Neugier erregt hatten.

Man kehrte zurück, und fand in dem frommen Saal einen Tisch gedeckt. Oben an stand ein Lehnsessel, in den sich die Hausfrau niederließ. Neben sich hatte sie einen hohen Korb stehen, in welchem das kleine Kind lag; den Vater sodann zur linken Hand und Wilhelm zur rechten. Die drey Kinder besetzten den untern Raum des Tisches. Eine alte Magd brachte ein wohlzubereitetes Essen. Speise- und Trinkgeschirr deuteten gleichfalls auf vergangene Zeit. Die Kinder gaben Anlaß zur Unterhaltung, indessen Wilhelm die Gestalt und das Betragen seiner heiligen Wirthin nicht genugsam beobachten konnte.

Nach Tische zerstreute sich die Gesellschaft; der Wirth führte seinen Gast an eine schattige Stelle der Ruine, wo man von einem erhöhten Platze die angenehme Aussicht das Thal hinab vollkommen vor sich hatte, und die Berghöhen des untern Landes mit ihren fruchtbaren Abhängen und waldigen Rücken hintereinander hinausgeschoben sah. „Es ist billig," sagte der Wirth, „daß ich Ihre Neugierde befriedige, um so mehr als ich an Ihnen fühle, daß Sie im Stande sind, auch das Wunderliche ernsthaft zu nehmen, wenn es auf einem ernsten Grunde beruht. Diese geistliche Anstalt, von der Sie noch die Reste sehen, war der heiligen Familie gewidmet, und vor Alters als Wallfahrt wegen mancher Wunder berühmt. Die Kirche war der Mutter und dem Sohne geweiht. Sie ist schon seit mehreren Jahrhunderten zerstört. Die Capelle, dem heiligen Pflegevater gewidmet, hat sich erhalten, so auch der brauchbare Theil der Klostergebäude. Die Einkünfte bezieht schon seit geraumen Jahren ein weltlicher Fürst, der seinen Schaffner hier oben hält, und der bin ich, Sohn des vorigen Schaffners, der gleichfalls seinem Vater in dieser Stelle nachfolgte.

Der heilige Joseph, obgleich jede kirchliche Verehrung hier oben längst aufgehört hatte, war gegen unsere Familie so wohlthätig gewesen, daß man sich nicht verwundern darf, wenn man sich besonders gut gegen ihn gesinnt fühlte; und daher kam es, daß man mich in der Taufe Joseph nannte, dadurch gewissermaßen meine Lebensweise bestimmte. Ich wuchs heran, und wenn ich mich zu meinem Vater gesellte, indem er die Einnahme besorgte, so schloß ich mich eben so gern, ja noch lieber, an meine Mutter an, welche nach Vermögen gern ausspendete und durch ihren guten Willen und durch ihre Wohlthaten im ganzen Gebirge bekannt und geliebt war. Sie schickte mich bald da- bald dorthin, bald zu bringen, bald zu bestellen, bald zu besorgen, und ich fand mich sehr leicht in diese Art von frommem Gewerbe.

Ueberhaupt hat das Gebirgsleben etwas Menschlicheres als auf dem flachen Lande. Die Bewohner sind einander näher; wenn man will auch ferner; die Bedürfnisse gering, aber dringender. Der Mensch ist mehr auf sich gestellt, seinen Händen, seinen Füßen muß er vertrauen lernen. Der Arbeiter, der Bote, der Lastträger, alle vereinigen sich in Einer Person; auch steht jeder dem andern näher, begegnet ihm öfter und lebt mit ihm in einem gemeinsamen Treiben.

Da ich noch jung war und meine Schultern nicht viel zu schleppen vermochten, fiel ich darauf, einen kleinen Esel mit Körben zu versehen und vor mir her die steilen Fußpfade hinauf- und hinabzutreiben. Der Esel ist im Gebirg kein so verächtlich Thier als im flachen Lande, wo der Knecht, der mit Pferden pflügt, sich für besser hält als den andern, der den Acker mit Ochsen umreißt. Und ich ging um so mehr ohne Bedenken hinter meinem Thier her, als ich in der Capelle früh bemerkt hatte, daß es zu der Ehre gelangt war, Gott und seine Mutter zu tragen. Doch war diese Capelle damals nicht in dem Zustande, in welchem sie sich gegenwärtig befindet. Sie ward als ein Schuppen, ja fast wie ein Stall behandelt. Brennholz, Stangen, Geräthschaften, Tonnen und Leitern, und was man nur wollte, war übereinander geschoben. Glücklicherweise daß die Gemälde so hoch stehen und die Täfelung etwas aushält. Aber schon als Kind erfreute ich mich besonders, über alles das Gehölz hin und her zu klettern, und die Bilder zu betrachten, die mir niemand recht auslegen konnte. Genug, ich wußte, daß der Heilige, dessen Leben oben gezeichnet war, mein Pathe sey, und ich erfreute mich an ihm,

als ob er mein Onkel gewesen wäre. Ich wuchs heran, und weil es eine besondere Bedingung war, daß der, welcher an das einträgliche Schaffneramt Anspruch machen wollte, ein Handwerk ausüben mußte, so sollte ich, dem Willen meiner Eltern gemäß, welche wünschten, daß künftig diese gute Pfründe auf mich erben möchte, ein Handwerk lernen, und zwar ein solches, das zugleich hier oben in der Wirthschaft nützlich wäre.

Mein Vater war Böttcher und schaffte alles, was von dieser Arbeit nöthig war, selbst, woraus ihm und dem Ganzen großer Vortheil erwuchs. Allein ich konnte mich nicht entschließen, ihm darin nachzufolgen. Mein Verlangen zog mich unwiderstehlich nach dem Zimmerhandwerke, wovon ich das Arbeitszeug so umständlich und genau, von Jugend auf, neben meinem Heiligen gemalt gesehen. Ich erklärte meinen Wunsch; man war mir nicht entgegen, um so weniger als bei so mancherlei Baulichkeiten der Zimmermann oft von uns in Anspruch genommen ward, ja, bei einigem Geschick und Liebe zu feinerer Arbeit, besonders in Waldgegenden, die Tischler- und sogar die Schnitzerkünste ganz nahe liegen. Und was mich noch mehr in meinen höhern Aussichten bestärkte, war jenes Gemälde, das leider nunmehr ganz verloschen ist. Sobald Sie wissen, was es vorstellen soll, so werden Sie sich's entziffern können, wenn ich Sie nachher davor führe. Dem heiligen Joseph war nichts Geringeres aufgetragen, als einen Thron für den König Herodes zu machen. Zwischen zwey gegebenen Säulen soll der Prachtsitz aufgeführt werden. Joseph nimmt sorgfältig das Maß von Breite und Höhe und arbeitet einen köstlichen Königsthron. Aber wie erstaunt ist er, wie verlegen, als er den Prachtsessel herbeischafft: er findet sich zu hoch und nicht breit genug. Mit König Herodes war, wie bekannt, nicht zu spaßen: der fromme Zimmermeister ist in der größten Verlegenheit. Das Christkind, gewohnt ihn überall zu begleiten, ihm in kindlich demüthigem Spiel die Werkzeuge nachzutragen, bemerkt seine Noth und ist gleich mit Rath und That bei der Hand. Das Wunderkind verlangt vom Pflegevater: er solle den Thron an der einen Seite fassen; es greift in die andere Seite des Schnitzwerks und beide fangen an zu ziehen. Sehr leicht und bequem, als wär' er von Leder, zieht sich der Thron in die Breite, verliert verhältnißmäßig an der Höhe und paßt ganz vortrefflich an Ort und Stelle, zum größten Troste des beruhigten Meisters und zur vollkommenen Zufriedenheit des Königs.

Jener Thron war in meiner Jugend noch recht gut zu sehen, und an den Resten der einen Seite werden Sie bemerken können, daß am Schnitzwerk nichts gespart war, das freilich dem Maler leichter fallen mußte, als es dem Zimmermann gewesen wäre, wenn man es von ihm verlangt hätte.

Hieraus zog ich aber keine Bedenklichkeit, sondern ich erblickte das Handwerk, dem ich mich gewidmet hatte, in einem so ehrenvollen Lichte, daß ich nicht erwarten konnte, bis man mich in die Lehre that, welches um so leichter auszuführen war, als in der Nachbarschaft ein Meister wohnte, der für die ganze Gegend arbeitete und mehrere Gesellen und Lehrbursche beschäftigen konnte. Ich blieb also in der Nähe meiner Eltern und setzte gewissermaßen mein voriges Leben fort, indem ich Feyerstunden und Feyertage zu den wohlthätigen Botschaften, die mir meine Mutter aufzutragen fortfuhr, verwendete."

Die Heimsuchung.

„So vergingen einige Jahre," fuhr der Erzähler fort; „ich begriff die Vortheile des Handwerks sehr bald, und mein Körper, durch Arbeit ausgebildet, war im Stande alles zu übernehmen, was dabei erfordert wurde. Nebenher versah ich meinen alten Dienst, den ich der guten Mutter, oder vielmehr Kranken und Nothdürftigen leistete. Ich zog mit meinem Thier durch's Gebirg, vertheilte die Ladung pünktlich und nahm von Krämern und Kaufleuten rückwärts mit, was uns hier oben fehlte. Mein Meister war zufrieden mit mir und meine Eltern auch. Schon hatte ich das Vergnügen, auf meinen Wanderungen manches Haus zu sehen, das ich mit aufgeführt, das ich verziert hatte. Denn besonders dieses letzte Einkerben der Balken, dieses Einschneiden von gewissen einfachen Formen, dieses Eindrennen zierender Figuren, dieses Rothmalen einiger Vertiefungen, wodurch ein hölzernes Berghaus den so lustigen Anblick gewährt, solche Künste waren mir besonders übertragen, weil ich mich am besten aus der Sache zog, der ich immer den Thron Herodes und seine Zierrathen im Sinne hatte.

Unter den hülfsbedürftigen Personen, für die meine Mutter eine vorzügliche Sorge trug, standen besonders junge Frauen oben an, die sich guter Hoffnung befanden, wie ich nach und nach wohl bemerken konnte, ob man schon in solchen Fällen die Botschaften gegen mich geheimnißvoll zu behandeln pflegte. Ich hatte dabei niemals einen unmittelbaren Auftrag, sondern alles ging durch ein gutes Weib, welche nicht fern das Thal hinab wohnte und Frau Elisabeth genannt wurde. Meine Mutter, selbst in der Kunst erfahren, die so manchen gleich beim Eintrit in das Leben das Leben rettet, stand mit Frau Elisabeth in fortdauernd gutem Vernehmen, und ich mußte oft von allen Seiten hören, daß mancher unserer rüstigen Bergbewohner diesen beiden Frauen sein Daseyn zu danken habe. Das Geheimniß, womit mich Elisabeth jederzeit empfing, die bündigen Antworten auf meine räthselhaften Fragen, die ich selbst nicht verstand, erregten mir sonderbare Ehrfurcht für sie, und ihr Haus, das höchst reinlich war, schien mir eine Art von kleinem Heiligthume vorzustellen.

Indessen hatte ich durch meine Kenntnisse und Handwerksthätigkeit in der Familie ziemlichen Einfluß gewonnen. Wie mein Vater als Böttcher für den Keller gesorgt hatte, so sorgte ich nun für Dach und Fach, und verbesserte manchen schadhaften Theil der alten Gebäude. Besonders wußte ich einige verfallene Scheuern und Remisen für den häuslichen Gebrauch wieder nutzbar zu machen; und kaum war dieses geschehen, als ich meine geliebte Capelle zu räumen und zu reinigen anfing. In wenigen Tagen war sie in Ordnung, fast wie Ihr sie sehet; wobei ich mich bemühte, die fehlenden oder beschädigten Theile des Täfelwerks dem Ganzen gleich wieder herzustellen. Auch solltet Ihr diese Flügelthüren des Eingangs wohl für alt genug halten; sie sind aber von meiner Arbeit. Ich habe mehrere Jahre zugebracht, sie in ruhigen Stunden zu schnitzen, nachdem ich sie vorher aus starken eichenen Bohlen im Ganzen tüchtig zusammengefügt hatte. Was bis zu dieser Zeit von Gemälden nicht beschädigt oder verloschen war, hat sich auch noch erhalten und ich half dem Glasmeister bei einem neuen Bau, mit der Bedingung, daß er bunte Fenster herstellte.

Hatten jene Bilder und die Gedanken an das Leben der Heiligen meine Einbildungskraft beschäftigt, so drückte sich das alles nur lebhafter bei mir ein, als ich den Raum wieder für ein Heiligthum ansehen, darin, besonders zur Sommerzeit, verweilen, und über das was ich sah oder vermuthete, mit Muße nachdenken konnte. Es lag eine unwiderstehliche Neigung in mir, diesem Heiligen nachzufolgen; und da sich ähnliche Begebenheiten nicht leicht herbeirufen ließen, so wollte ich wenigstens von unten auf anfangen, ihm zu gleichen: wie ich denn wirklich durch den Gebrauch des lastbaren Thiers schon lange begonnen hatte. Das kleine Geschöpf, dessen ich mich bisher bedient, wollte mir nicht mehr genügen; ich suchte mir einen viel stattlichern Träger aus, sorgte für einen wohlgebauten Sattel, der zum Reiten wie zum Packen gleich bequem war. Ein paar neue Körbe wurden angeschafft, und ein Netz von bunten Schnüren, Flocken und Quasten, mit klingenden Metallstiften untermischt, zierte den Hals des langohrigen Geschöpfs, das sich nun bald neben seinem Musterbilde an der Wand zeigen durfte. Niemanden fiel ein über mich zu spotten, wenn ich in diesem Aufzuge durchs Gebirge kam: denn man erlaubt ja gern der Wohlthätigkeit eine wunderliche Außenseite.

Indessen hatte sich der Krieg, oder vielmehr die Folge desselben, unserer Gegend genähert, indem verschiedenemal gefährliche Rotten von verlaufenem Gesindel sich versammelten und hie und da manche Gewaltthätigkeit, manchen Muthwillen ausübten. Durch die gute Anstalt der Landmiliz, durch Streifungen und augenblickliche Wachsamkeit wurde dem Uebel zwar bald gesteuert; doch verfiel man zu geschwind wieder in Sorglosigkeit, und ehe man sich's versah, brachen wieder neue Uebelthaten hervor.

Lange war es in unserer Gegend still gewesen, und ich zog mit meinem Saumrosse ruhig die gewohnten Pfade, bis ich eines Tages über die frischbesä'te Waldblöße kam und an dem Rande des Hegegrabens eine weibliche Gestalt sitzend, oder vielmehr liegend, fand. Sie schien zu schlafen oder ohnmächtig zu seyn. Ich bemühte mich um sie, und als sie ihre schönen Augen aufschlug und sich in die Höhe richtete, rief sie mit Lebhaftigkeit aus: „Wo ist er? Habt Ihr ihn gesehen?" Ich fragte: „wen?" Sie versetzte: „meinen Mann!" Bei ihrem höchst jugendlichen Ansehen war mir diese Antwort unerwartet; doch fuhr ich nur um desto lieber fort ihr beizustehen und sie meiner Theilnahme zu versichern. Ich vernahm, daß die beiden Reisenden sich wegen der beschwerlichen Fuhrwege von ihrem Wagen entfernt gehabt, um einen nähern Fußweg einzuschlagen. In der Nähe seyen sie von Bewaffneten überfallen worden, ihr Mann habe sich fechtend entfernt, sie habe ihm nicht weit folgen können und sey an dieser Stelle liegen geblieben, sie wisse nicht wie lange. Sie bitte mich inständig sie zu verlassen und ihrem Manne nachzueilen. Sie richtete sich auf ihre Füße, und die schönste liebenswürdigste Gestalt stand

vor mir; doch konnte ich leicht bemerken, daß sie sich in einem Zustande befinde, in welchem sie die Beihülfe meiner Mutter und der Frau Elisabeth bald bedürfen möchte. Wir stritten uns eine Weile: denn ich verlangte sie erst in Sicherheit zu bringen; sie verlangte zuerst Nachricht von ihrem Manne. Sie wollte sich von seiner Spur nicht entfernen, und alle meine Vorstellungen hätten vielleicht nicht gefruchtet, wenn nicht eben ein Commando unserer Miliz, welche durch die Nachricht von neuen Uebelthaten rege geworden war, sich durch den Wald her bewegt hätte. Diese wurden unterrichtet, mit ihnen das Nöthige verabredet, der Ort des Zusammentreffens bestimmt und so für dießmal die Sache geschlichtet. Geschwind versteckte ich meine Körbe in eine benachbarte Höhle, die mir schon öfters zur Niederlage gedient hatte, richtete meinen Sattel zum bequemen Sitz und hob, nicht ohne eine sonderbare Empfindung, die schöne Last auf mein williges Thier, das die gewohnten Pfade sogleich von selbst zu finden wußte und mir Gelegenheit gab nebenher zu gehen.

Ihr denkt, ohne daß ich es weitläufig beschreibe, wie wunderlich mir zu Muthe war. Was ich so lange gesucht, hatte ich wirklich gefunden. Es war mir als wenn ich träumte, und dann gleich wieder als ob ich aus einem Traume erwachte. Diese himmlische Gestalt, wie ich sie gleichsam in der Luft schweben und vor den grünen Bäumen sich her bewegen sah, kam mir jetzt wie ein Traum vor, der durch jene Bilder in der Capelle sich in meiner Seele erzeugte. Bald schienen mir jene Bilder nur Träume gewesen zu seyn, die sich hier in eine schöne Wirklichkeit auflösten. Ich fragte sie manches, sie antwortete mir sanft und gefällig, wie es einer anständigen Betrübten ziemt. Oft bat sie mich, wenn wir auf eine entblößte Höhe kamen, stille zu halten, mich umzusehen, zu horchen. Sie bat mich mit solcher Anmuth, mit einem solchen tiefwünschenden Blick unter ihren langen schwarzen Augenwimpern hervor, daß ich alles thun mußte, was nur möglich war; ja, ich erkletterte eine freistehende, hohe, astlose Fichte. Nie war mir dieses Kunststück meines Handwerks willkommener gewesen; nie hatte ich mit mehr Zufriedenheit von ähnlichen Gipfeln, bei Festen und Jahrmärkten, Bänder und seidene Tücher heruntergeholt. Doch kam ich dieselmal leider ohne Ausbeute; auch oben sah und hörte ich nichts. Endlich rief sie selbst mir herabzukommen und winkte gar lebhaft mit der Hand; ja, als ich endlich beim Herabgleiten mich in ziemlicher Höhe losließ und herunterſprang, that sie einen Schrei, und eine süße Freundlichkeit verbreitete sich über ihr Gesicht, da sie mich unbeschädigt vor sich sah.

Was soll ich Euch lange von den hundert Aufmerksamkeiten unterhalten, womit ich ihr den ganzen Weg über angenehm zu werden, sie zu zerstreuen suchte. Und wie könnte ich es auch! denn das ist eben die Eigenschaft der wahren Aufmerksamkeit, daß sie im Augenblick das Nichts zu Allem macht. Für mein Gefühl waren die Blumen, die ich ihr brach, die fernen Gegenden, die ich ihr zeigte, die Berge, die Wälder, die ich ihr nannte, so viel kostbare Schätze, die ich ihr zuzueignen dachte, um mich mit ihr in Verhältniß zu setzen, wie man es durch Geschenke zu thun sucht.

Schon hatte sie mich für das ganze Leben gewonnen, als wir in dem Orte vor der Thüre jener guten Frau anlangten und ich schon eine schmerzliche Trennung vor mir sah. Nochmals durchlief ich ihre ganze Gestalt, und als meine Augen an den Fuß herabkamen, bückte ich mich, als wenn ich etwas am Gurte zu thun hätte, und küßte den niedlichsten Schuh, den ich in meinem Leben gesehen hatte, doch ohne daß sie es merkte. Ich half ihr herunter, sprang die Stufen hinauf und rief in die Hausthüre: Frau Elisabeth, Ihr werdet heimgesucht! Die Gute trat hervor und ich sah ihr über die Schultern zum Hause hinein, wie das schöne Wesen die Stufen hinaufstieg, mit anmuthiger Trauer und innerlichem schmerzlichem Selbstgefühl, dann meine würdige Alte freundlich umarmte, und sich von ihr in das bessere Zimmer leiten ließ. Sie schlossen sich ein und ich stand bei meinem Esel vor der Thür, wie einer der kostbare Waaren abgeladen hat und wieder ein eben so armer Treiber ist als vorher."

Der Lilienstengel.

„Ich zauderte noch mich zu entfernen, denn ich war unschlüssig was ich thun sollte, als Frau Elisabeth unter die Thüre trat und mich ersuchte, meine Mutter zu ihr zu berufen, alsdann umherzugehen und wo möglich von dem Manne Nachricht zu geben. „Marie läßt euch gar sehr darum ersuchen, sagt sie." „Kann ich sie nicht noch einmal selbst sprechen? versetzte ich." „Das geht nicht an," sagte Frau Elisabeth, und wir trennten uns. In kurzer Zeit erreichte ich unsere Wohnung; meine Mutter war bereit noch diesen Abend hinabzugehen und der jungen Fremden hülfreich zu seyn. Ich eilte nach dem Lande hinunter und hoffte bei dem Amtmann die sichersten Nachrichten zu erhalten. Allein er war noch selbst in Ungewißheit, und weil er mich kannte, hieß er mich die Nacht bei ihm verweilen. Sie ward mir unendlich lang und immer hatte ich die schöne Gestalt vor Augen, wie sie auf dem Thiere schwankte und so schmerzhaft freundlich zu mir heruntersah. Jeden Augenblick hofft' ich auf Nachricht. Ich gönnte und wünschte dem guten Ehemann das Leben, und doch mochte ich sie mir so gern als Witwe denken. Das streifende Commando fand sich nach und nach zusammen und nach mancherlei abwechselnden Gerüchten zeigte sich endlich die Gewißheit, daß der Wagen gerettet, der unglückliche Gatte aber an seinen Wunden in dem benachbarten Dorfe gestorben sey. Auch vernahm ich, daß nach der früheren Abrede einige gegangen waren diese Trauerbotschaft der Frau Elisabeth zu verkündigen. Also hatte ich dort nichts mehr zu thun, noch zu leisten, und doch trieb mich eine unendliche Ungeduld, ein unermeßliches Verlangen durch Berg und Thal wieder vor ihre Thüre. Es war Nacht, das Haus verschlossen, ich sah Licht in den Zimmern, ich sah Schatten sich an den Vorhängen bewegen, und so saß ich gegenüber auf einer Bank, immer im Begriff anzuklopfen und immer von mancherlei Betrachtungen zurückgehalten.

Jedoch was erzähl' ich umständlich weiter, was eigentlich kein Interesse hat. Genug, auch am folgenden Morgen nahm man mich nicht in's Haus auf. Man wußte die traurige Nachricht, man bedurfte meiner nicht mehr; man schickte mich zu meinem Vater, an meine Arbeit; man antwortete nicht auf meine Fragen; man wollte mich los seyn.

Acht Tage hatte man es so mit mir getrieben, als mich endlich Frau Elisabeth hereinrief. „Tretet sachte auf, mein Freund, sagte sie: aber kommt getrost näher!" Sie führte mich in ein reinliches Zimmer, wo ich in der Ecke durch halbgeöffnete Bettvorhänge meine Schöne aufrecht sitzen sah. Frau Elisabeth trat zu ihr, gleichsam um mich zu melden, hub etwas vom Bette auf und brachte mir's entgegen, in das weißeste Zeug gewickelt den schönsten Knaben. Frau Elisabeth hielt ihn gerade zwischen mich und die Mutter, und auf der Stelle fiel mir der Lilienstengel ein, der sich auf dem Bilde zwischen Maria und Joseph, als Zeuge eines reinen Verhältnisses aus der Erde hebt. Von dem Augenblicke an war mir aller Druck vom Herzen genommen; ich war meiner Sache, ich war meines Glücks gewiß. Ich konnte mit Freiheit zu ihr treten, mit ihr sprechen, ihr himmlisches Auge ertragen, den Knaben auf den Arm nehmen und ihm einen herzlichen Kuß auf die Stirn drücken.

„Wie danke ich euch für eure Neigung zu diesem verwaisten Kinde!" sagte die Mutter. — Unbedachtsam und lebhaft rief ich aus: „Es ist keine Waise mehr, wenn ihr wollt!"

Frau Elisabeth, klüger als ich, nahm mir das Kind ab und wußte mich zu entfernen.

Noch immer dient mir das Andenken jener Zeit zur glücklichsten Unterhaltung, wenn ich unsere Berge und Thäler zu durchwandern genöthigt bin. Noch weiß ich mir den kleinsten Umstand zurückzurufen, womit ich Euch jedoch, wie billig, verschone. Wochen gingen vorüber; Maria hatte sich erholt, ich konnte sie öfter sehen, mein Umgang mit ihr war eine Folge von Diensten und Aufmerksamkeiten. Ihre Familienverhältnisse erlaubten ihr einen Wohnort nach Belieben. Erst verweilte sie bei Frau Elisabeth; dann besuchte sie uns, meine Mutter und mir für so vielen freundlichen Beistand zu danken. Sie gefiel sich bei uns und ich schmeichelte mir, es geschehe zum Theil um meinetwillen. Was ich jedoch so gern gesagt hätte und nicht zu sagen wagte, kam auf eine sonderbare und liebliche Weise zur Sprache, als ich sie in die Capelle führte, die ich schon damals zu einem wohnbaren Saal umgeschaffen hatte. Ich zeigte und erklärte ihr die Bilder, eins nach dem andern, und entwickelte dabei die Pflichten eines Pflegevaters auf eine so lebendige herzliche Weise, daß ihr die Thränen in die Augen traten und ich mit meiner Bilderdeutung nicht zu Ende kommen konnte. Ich glaubte ihrer Neigung gewiß zu seyn, ob ich gleich nicht stolz genug war, das Andenken ihres Mannes so schnell auslöschen zu wollen. Das Gesetz verpflichtet die Witwen zu einem Trauerjahre, und gewiß ist eine solche Epoche, die den Wechsel aller irdischen Dinge in sich begreift, einem fühlenden Herzen nöthig, um die schmerzlichen Eindrücke eines großen Verlustes zu mildern. Man sieht die Blumen welken und die Blätter fallen, aber man sieht auch Früchte reifen und neue Knospen keimen. Das Leben gehört den Lebendigen an, und wer lebt, muß auf Wechsel gefaßt seyn.

Ich sprach nun mit meiner Mutter über die Angelegenheit, die mir so sehr am Herzen lag. Sie entdeckte mir darauf, wie schmerzlich Marien der Tod ihres Mannes gewesen und

wie sie sich ganz allein durch den Gedanken, daß sie für das Kind leben müsse, wieder aufgerichtet habe. Meine Neigung war den Frauen nicht unbekannt geblieben, und schon hatte sich Marie an die Vorstellung gewöhnt, mit uns zu leben. Sie verweilte noch eine Zeit lang in der Nachbarschaft, dann zog sie zu uns herauf und wir verlebten noch eine Weile in dem frömmsten und glücklichsten Brautstande. Endlich verbanden wir uns. Jenes erste Gefühl, das uns zusammengeführt hatte, verlor sich nicht. Die Pflichten und Freuden des Pflegevaters und Vaters vereinigten sich; und so überschritt zwar unsere kleine Familie, indem sie sich vermehrte, ihr Vorbild an Zahl und Personen, aber die Tugenden jenes Musterbildes an Treue und Reinheit der Gesinnungen wurden von uns heilig bewahrt und geübt. Und so erhalten wir auch mit freundlicher Gewohnheit den äußern Schein, zu dem wir zufällig gelangt, und der so gut zu unserm Innern paßt: denn ob wir gleich alle gute Fußgänger und rüstige Träger sind, so bleibt das lastbare Thier doch immer in unserer Gesellschaft, um eine oder die andere Bürde fortzubringen, wenn uns ein Geschäft oder Besuch durch diese Berge und Thäler nöthigt. Wie Ihr uns gestern angetroffen habt, so kennt uns die ganze Gegend, und wir sind stolz darauf, daß unser Wandel von der Art ist, um jenen heiligen Namen und Gestalten, zu deren Nachahmung wir uns bekennen, keine Schande zu machen."

Aus der italienischen Reise.

Bericht.

April.

Meine Correspondenz der letzten Wochen bietet wenig Bedeutendes; meine Lage war zu verwickelt zwischen Kunst und Freundschaft, zwischen Besitz und Bestreben, zwischen einer gewohnten Gegenwart und einer wieder neu anzugewöhnenden Zukunft. In diesen Zuständen konnten meine Briefe wenig enthalten; die Freude, meine alten geprüften Freunde wieder zu sehen, war nur mäßig ausgesprochen, der Schmerz des Loslösens dagegen kaum verheimlicht. Ich fasse daher in gegenwärtigem nachträglichen Bericht manches zusammen und nehme nur das auf, was aus jener Zeit mir, theils durch andere Papiere und Denkmale bewahrt, theils in der Erinnerung wieder hervorzurufen ist.

Tischbein verweilte noch immer in Neapel, ob er schon seine Zurückkunft im Frühling wiederholt angekündigt hatte. Es war sonst mit ihm gut leben, nur ein gewisser Tik ward auf die Länge beschwerlich. Er ließ nämlich alles was er zu thun vor hatte in einer Art Unbestimmtheit, wodurch er oft, ohne eigentlich bösen Willen, andere zu Schaden und Unlust brachte. So erging es mir nun auch in diesem Falle; ich wußte, wenn er zurückkehrte, um uns alle bequem logirt zu sehen, das Quartier verändern, und da die obere Etage unseres Hauses eben leer ward, säumte ich nicht sie zu miethen und sie zu beziehen, damit er bei seiner Ankunft in der untern alles bereit fände.

Die oberen Räume waren den unteren gleich, die hintere Seite jedoch hatte den Vortheil einer allerliebsten Aussicht über den Hausgarten und die Gärten der Nachbarschaft, welche, da unser Haus ein Eckhaus war, sich nach allen Seiten ausdehnte.

Hier sah man nun die verschiedensten Gärten regelmäßig durch Mauern getrennt, in unendlicher Mannichfaltigkeit gehalten und bepflanzt; dieses grünende und blühende Paradies in verherrlichten trat überall die einfach edle Baukunst hervor: Gartensäle, Balcone, Terrassen, auch auf den höheren Hinterhäuschen eine offene Loge, dazwischen alle Baum- und Pflanzarten der Gegend.

In unserm Hausgarten versorgte ein alter Weltgeistlicher eine Anzahl wohlgehaltener Citronenbäume, von mäßiger Höhe, in verzierten Vasen von gebrannter Erde, welche im Sommer der freien Luft genossen, im Winter jedoch im Gartensaale verwahrt standen. Nach vollkommen geprüfter Reife wurden die Früchte sorgfältig abgenommen, jede einzeln in weiches Papier gewickelt, so zusammengepackt und versendet. Sie sind wegen besonderer Vorzüge im Handel beliebt. Eine solche Orangerie wird als ein kleines Capital in bürgerlichen Familien betrachtet, wovon man alle Jahre die gewissen Interessen zieht.

Dieselbigen Fenster, aus welchen man so viel Anmuth beim klarsten Himmel ungestört betrachtete, gaben auch ein vortreffliches Licht zu Beschauung malerischer Kunstwerke. So eben hatte Kniep verschiedene Aquarellzeichnungen, ausgeführt nach Umrissen die er auf unserer Reise durch Sicilien sorgfältig zog, verabredetermaßen eingesendet, die nunmehr bei dem günstigsten Licht allen Theilnehmenden zu Freude und Bewunderung gereichten. Klarheit und luftige Haltung ist vielleicht in dieser Art keinem besser gelungen als ihm, der sich mit Neigung gerade hierauf geworfen hatte. Die Ansicht dieser Blätter bezauberte wirklich, denn man glaubte die Feuchte des Meers, die blauen Schatten der Felsen, die gelbröthlichen Töne der Gebirge, das Verschweben der Ferne in dem glanzreichsten Himmel wieder zu sehen, wieder zu empfinden. Aber nicht allein diese Blätter erschienen in solchem Grade günstig, jedes Gemälde, auf dieselbe Staffeley an denselben Ort gestellt, erschien wirksamer und auffallender: ich erinnere mich, daß einigemal als ich ins Zimmer trat mir ein solches Bild wie zauberisch entgegen wirkte.

Das Geheimniß einer günstigen oder ungünstigen, directen oder indirecten, atmosphärischen Beleuchtung war damals noch nicht entdeckt, sie selbst aber durchaus gefühlt, angestaunt, und als nur zufällig und unerklärbar betrachtet.

Diese neue Wohnung gab nun Gelegenheit, eine Anzahl von Gypsabgüssen, die sich nach und nach um uns gesammelt hatten, in freundlicher Ordnung und gutem Lichte aufzustellen, und man genoß jetzt erst eines höchst würdigen Besitzes. Wenn man, wie in Rom der Fall ist, sich immerfort in Gegenwart plastischer Kunstwerke der Alten befindet, so fühlt man sich, wie in Gegenwart der Natur, vor einem Unendlichen, Unerforschlichen. Der Eindruck des Erhabenen, des Schönen, so wohlthätig er auch seyn mag, beunruhigt uns, wir wünschen unsre Gefühle, unsre Anschauung in Worte zu fassen: dazu müßten wir aber erst erkennen, einsehen, begreifen; wir fangen an zu sondern, zu unterscheiden, zu ordnen, und auch dieses finden wir, wo nicht unmöglich, doch höchst schwierig, und so kehren wir endlich zu einer schauenden und genießenden Bewunderung zurück.

Ueberhaupt aber ist dies die entschiedenste Wirkung aller Kunstwerke, daß sie uns in den Zustand der Zeit und der Individuen versetzen, die sie hervorbrachten. Umgeben von antiken Statuen empfindet man sich in einem bewegten Naturleben, man wird die Mannichfaltigkeit der Menschengestaltung gewahr und durchaus auf den Menschen in seinem reinsten Zustande zurückgeführt, wodurch denn der Beschauer selbst lebendig und rein menschlich wird. Selbst die Bekleidung, der Natur angemessen, die Gestalt gewissermaßen noch hervorhebend, thut im allgemeinen Sinne wohl. Kann man dergleichen Umgebung in Rom tagtäglich genießen, so wird man zugleich habsüchtig darnach; man verlangt solche Gebilde neben sich aufzustellen, und gute Gypsabgüsse, als die eigentlichsten Facsimile's, geben hiezu die beste Gelegenheit. Wenn man des Morgens die Augen aufschlägt, fühlt man sich von dem Vortrefflichsten gerührt; alles unser Denken und Sinnen ist von solchen Gestalten begleitet, und es wird dadurch unmöglich in Barbarei zurückzufallen.

Den ersten Platz bei uns behauptete Juno Ludovisi, um desto höher geschätzt und verehrt, als man das Original nur selten, nur zufällig zu sehen bekam, und man es für ein Glück achten mußte, sie immerwährend vor Augen zu haben; denn keiner unsrer Zeitgenossen, der zum erstenmal vor sie hintritt, darf behaupten diesem Anblick gewachsen zu seyn.

Noch einige kleinere Junonen standen zur Vergleichung neben ihr, vorzüglich Büsten Jupiters und, um anderes zu übergehen, ein guter alter Abguß der Medusa Rondanini; ein wundersames Werk, das, den Zwiespalt zwischen Tod und Leben, zwischen Schmerz und Wollust ausdrückend, einen unnennbaren Reiz wie irgend ein anderes Problem über uns ausübt.

Doch erwähn' ich noch eines Hercules Anax, so kräftig und groß, als verständig und mild; sodann eines allerliebsten Mercur, deren beider Originale sich jetzt in England befinden.

Halberhobene Arbeiten, Abgüsse von manchen schönen Werken gebrannter Erde, auch die Aegyptischen, von dem Gipfel des großen Obelisk genommen, und was nicht sonst an Fragmenten, worunter einige marmorne waren, standen wohl eingereiht umher.

Ich spreche von diesen Schätzen, welche nur wenige Wochen in die neue Wohnung gereiht standen, wie einer, der sein Testament überdenkt, den ihn umgebenden Besitz mit Fassung, aber doch gerührt ansehen wird. Die Umständlichkeit, die Bemühung und Kosten und eine gewisse Unbehülflichkeit

in solchen Dingen hielten mich ab, das Vorzüglichste sogleich nach Deutschland zu bestimmen. Juno Ludovisi war der edlen Angelica zugedacht, weniges andere den nächsten Künstlern, manches gehörte noch zu den Tischbeinischen Besitzungen; anderes sollte unangetastet bleiben, und von Bury, der das Quartier nach mir bezog, nach seiner Weise benutzt werden.

Indem ich dieses niederschreibe, werden meine Gedanken in die frühesten Zeiten hingeführt und die Gelegenheiten hervorgerufen, die mich anfänglich mit solchen Gegenständen bekannt machten, meinen Antheil erregten, bei einem völlig ungenügenden Denken einen überschwenglichen Enthusiasmus hervorriefen, und die gränzenlose Sehnsucht nach Italien zur Folge hatten.

In meiner frühsten Jugend ward ich nichts Plastisches in meiner Vaterstadt gewahr; in Leipzig machte zuerst der gleichsam tanzend auftretende, die Cymbeln schlagende Faun einen tiefen Eindruck, so daß ich mir den Abguß noch jetzt in seiner Individualität und Umgebung denken kann. Nach einer langen Pause ward ich auf einmal in das volle Meer gestürzt, als ich mich von der Mannheimer Sammlung, in dem oben wohlbeleuchteten Saale, plötzlich umgeben sah.

Nachher fanden sich Gypsgießer in Frankfurt ein, sie hatten sich mit manchen Originalabgüssen über die Alpen begeben, welche sie sodann abformten und die Originale für einen leidlichen Preis abließen. So erhielt ich einen ziemlich guten Laokoons Kopf, Niobe's Töchter, ein Köpfchen später für eine Sappho angesprochen, und noch sonst einiges. Diese edlen Gestalten waren eine Art von heimlichem Gegengift, wenn das Schwache, Falsche, Manierirte über mich zu gewinnen drohte. Eigentlich aber empfand ich immer innerliche Schmerzen eines unbefriedigten, sich aufs Unbekannte beziehenden, oft gedämpften und immer wieder auflebenden Verlangens. Groß war der Schmerz daher, als ich aus Rom scheidend, von dem Besitz des endlich Erlangten, sehnlichst Gehofften mich lostrennen sollte.

Die Gesetzlichkeit der Pflanzenorganisation, die ich in Sicilien gewahr worden, beschäftigte mich zwischen allem durch, wie es Neigungen zu thun pflegen, die sich unsres Innern bemächtigen und sich zugleich unsern Fähigkeiten angemessen erzeigen. Ich besuchte den botanischen Garten, welcher, wenn man will, in seinem veralteten Zustande geringen Reiz ausübte, auf mich aber doch, dem vieles was er dort vorfand neu und unerwartet schien, einen günstigen Einfluß hatte. Ich nahm daher Gelegenheit manche seltenere Pflanzen um mich zu versammeln und meine Betrachtungen darüber fortzusetzen, so wie die von mir aus Samen und Kernen erzogenen fernerhin pflegend zu beobachten.

In diese letzten besonders wollten bei meiner Abreise mehrere Freunde sich theilen. Ich pflanzte den schon einigermaßen erwachsenen Pinienssprößling, Vorbildchen eines künftigen Baumes, bei Angelica in den Hausgarten, wo er durch manche Jahre zu einer ansehnlichen Höhe gedieh, wovon mir theilnehmende Reisende, zu wechselseitigem Vergnügen, wie auch von meinem Andenken an jenem Platze, gar manches zu erzählen wußten. Leider fand der, nach dem Ableben jener unschätzbaren Freundin eintretende neue Besitzer es unpassend, auf seinen Blumenbeeten ganz unörtlich Pinien hervorwachsen zu sehen. Späterhin fanden wohlwollende darnach forschende Reisende die Stelle leer und hier wenigstens die Spur eines anmuthigen Daseyns ausgelöscht.

Glücklicher waren einige Dattelpflanzen, die ich aus Kernen gezogen hatte. Wie ich denn überhaupt die merkwürdige Entwicklung derselben, durch Aufopferung mehrerer Exemplare, von Zeit zu Zeit beobachtete; die überbliebenen, frisch aufgeschossenen, übergab ich einem römischen Freunde, der sie in einen Garten der Sixtinischen Straße pflanzte, wo sie noch am Leben sind, und zwar bis zur Manneshöhe herangewachsen, wie ein erhabener Reisender mir zu versichern die Gnade hatte. Mögen sie den Besitzern nicht unbequem werden und fernerhin zu meinem Andenken grünen, wachsen und gedeihen.

Auf dem Verzeichnisse, was vor der Abreise von Rom allenfalls nachzuholen seyn möchte, fanden sich zuletzt sehr disparate Gegenstände, die Cloaca Maßima und die Catacomben bei S. Sebastian. Die erste erhöhte wohl noch den kolossalen Begriff, wozu uns Piranese vorbereitet hatte; der Besuch des zweiten Locals gerieth jedoch nicht zum besten, denn die ersten Schritte in diese sumpfigen Räume erregten mir alsobald ein solches Mißbehagen, daß ich sogleich wieder ans Tageslicht hervorstieg und dort, im Freien, in einer ohnehin unbekannten, fernen Gegend der Stadt, die Rückkunft der übrigen Gesellschaft abwartete, welche, gefaßter als ich, die dortigen Zustände getrost beschauen mochte.

In dem großen Werke: Roma sotterranea, di Antonio Bosio, Romano, belehrt' ich mich lange Zeit nachher umständlich von allem dem was ich dort gesehen, oder auch wohl nicht gesehen hätte, und glaubte mich dadurch hinlänglich entschädigt.

Eine andere Wallfahrt wurde dagegen mit mehr Nutzen und Folge unternommen: es war zu der Akademie Luca, dem Schädel Raphaels unsre Verehrung zu bezeigen, welcher dort als ein Heiligthum aufbewahrt wird, seitdem er aus dem Grabe dieses außerordentlichen Mannes, das man bei einer baulichen Gelegenheit eröffnet hatte, daselbst entfernt und hierher gebracht worden.

Ein wahrhaft wundersamer Anblick! Eine so schön als nur denkbar zusammengefaßte und abgerundete Schale, ohne eine Spur von jenen Erhöhungen, Beulen und Buckeln, welche, später an andern Schädeln bemerkt, in der Gallischen Lehre zu so mannichfaltiger Bedeutung geworden sind. Ich konnte mich von dem Anblick nicht losreißen, und bemerkte beim Weggehen, wie bedeutend es für Natur- und Kunstfreunde seyn müßte, einen Abguß davon zu haben, wenn es irgend möglich wäre. Hofrath Reifenstein, dieser einflußreiche Freund, gab mir Hoffnung, und erfüllte sie nach einiger Zeit, indem er mir wirklich einen solchen Abguß nach Deutschland sendete, dessen Anblick mich noch oft zu den mannichfaltigsten Betrachtungen aufruft.

Das liebenswürdige Bild von des Künstlers Hand, St Lucas, dem die Mutter Gottes erscheint, damit er sie in ihrer vollen göttlichen Hoheit und Anmuth wahr und natürlich darstellen möge, gewährte den heitersten Anblick. Raphael selbst, noch jung, steht in einiger Entfernung, und sieht dem Evangelisten bei der Arbeit zu. Anmuthiger kann man wohl nicht einen Beruf, zu dem man sich entschieden hingezogen fühlt, ausdrücken und bekennen.

Peter von Cortona war ehmals der Besitzer dieses Werks und hat solches der Akademie vermacht. Es ist freilich an manchen Stellen beschädigt und restaurirt, aber doch immer ein Gemälde von bedeutendem Werth.

In diesen Tagen jedoch ward ich durch eine ganz eigene Versuchung geprüft, die meine Reise zu verhindern und mich in Rom aufs neue zu fesseln drohte. Es kam nämlich von Neapel Herr Antonio Rega, Künstler und ebenfalls Kunsthändler, zu Freund Meyer, ihm vertraulich ankündigend: er sey mit einem Schiffe hier angekommen, welches draußen an Ripa grande liege, wohin er ihn mitzugehen hiedurch einlade, denn er habe auf demselben eine bedeutende antike Statue, jene Tänzerin oder Muse, welche in Neapel, im Hofe des Palasts Caraffa Colombrano, nebst andern in einer Nische seit undenklichen Jahren gestanden und durchaus für ein gutes Werk gehalten worden sei. Er wünsche diese zu verkaufen, aber in der Stille, und frage deshalb an: ob nicht etwa Herr Meyer selbst oder einer seiner vertrauten Freunde sich zu diesem Handel entschließen könnte? Er biete das edle Kunstwerk zu einem auf alle Fälle höchst mäßigen Preise von dreyhundert Zechinen, welche Forderung sich ohne Frage erhöhen möchte, wenn man nicht in Betracht der Verkäufer und des Käufers mit Vorsicht zu verfahren Ursache hätte.

Mir war die Sache sogleich mitgetheilt und wir eilten selbdritte zu dem von unsrer Wohnung ziemlich entfernten Landungsplatze. Rega hub sogleich ein Bret von der Kiste, die auf dem Verdeck stand, und wir sahen ein allerliebstes Köpfchen, das noch nie vom Rumpfe getrennt gewesen, unter freien Haarlocken hervorblickend, und nach und nach aufgedeckt eine lieblich bewegte Gestalt, im anständigsten Gewande, übrigens wenig versehrt und die eine Hand vollkommen gut erhalten.

Sogleich erinnerten wir uns recht gut, sie an Ort und Stelle gesehen zu haben, ohne zu ahnen, daß sie uns je so nah kommen könnte.

Hier nun fiel uns ein, und wem hätte es nicht einfallen sollen: gewiß, sagten wir, wenn man ein ganzes Jahr mit bedeutenden Kosten gegraben hätte und zuletzt auf einen solchen Schatz gestoßen wäre, man hätte sich höchst glücklich gefunden. Wir konnten uns kaum von der Betrachtung losreißen, denn ein so reines wohlerhaltenes Alterthum in einem leicht zu restaurirenden Zustande kam uns wohl niemals zu Gesicht. Doch schieden wir zuletzt mit Vorsatz und Zusage, baldigste Antwort vernehmen zu lassen.

Wir waren beiderseits in einem wahrhaften Kampf begriffen; es schien uns in mancher Betrachtung unrathlich diesen Ankauf zu machen; wir entschlossen uns daher den Fall

der guten Frau Angelica zu melden, als wohl vermögend zum Ankauf und durch ihre Verbindung zu Restauration und sonstigen Vorkommenheiten hinlänglich geeignet. Meyer übernahm die Meldung, wie früher die wegen des Bildes von Daniel von Volterra, und wir hofften deshalb das beste Gelingen. Allein die umsichtige Frau, mehr aber noch der ökonomische Gemahl lehnten das Geschäft ab, indem sie wohl auf Malereien bedeutende Summen verwendeten, sich aber auf Statuen einzulassen keineswegs den Entschluß fassen konnten.

Nach dieser ablehnenden Antwort wurden wir nun wieder zu neuer Ueberlegung aufgeregt; die Gunst des Glückes schien ganz eigen; Meyer betrachtete den Schatz noch einmal und überzeugte sich, daß das Bildwerk nach seinen Gesammtzeichen wohl als griechische Arbeit anzuerkennen sei und zwar geraume Zeit vor Augustus hinauf, vielleicht bis an Hiero II. geordnet werden könnte.

Den Credit hatte ich wohl, dieses bedeutende Kunstwerk anzuschaffen, Rega schien sogar auf Stückzahlung eingehen zu wollen, und es war ein Augenblick wo wir uns schon im Besitz des Bildnisses und solches in unserm großen Saal wohlbeleuchtet aufgestellt zu sehen glaubten.

Wie aber denn doch zwischen einer leidenschaftlichen Liebesneigung und einem abzuschließenden Heirathscontract noch manche Gedanken sich einzudringen pflegen, so war es auch hier, und wir durften ohne Rath und Zustimmung unsrer edlen Kunstverwandten, des Herrn Zucchi und seiner wohlmeinenden Gattin, eine solche Verbindung nicht unternehmen, denn eine Verbindung war es im idealpygmaleonischen Sinne, und ich leugne nicht, daß der Gedanke, dieses Wesen zu besitzen, bei mir tiefe Wurzel gefaßt hatte. Ja, als ein Beweis, wie sehr ich mir hierin schmeichelte, mag das Bekenntniß gelten, daß ich dieses Ereigniß als einen Wink höherer Dämonen ansah, die mich in Rom festzuhalten und alle Gründe die mich zum Entschluß der Abreise vermocht, auf das thätigste niederzuschlagen gedächten.

Glücklicherweise waren wir schon in den Jahren, wo die Vernunft dem Verstand in solchen Fällen zu Hülfe zu kommen pflegt, und so mußte denn Kunstneigung, Besitzeslust und was ihnen sonst beistand, Dialektik und Aberglaube, vor den guten Gesinnungen weichen, welche die edle Freundin Angelica, mit Sinn und Wohlwollen an uns zu wenden die Geneigtheit hatte. Bei ihren Vorstellungen traten daher aufs klarste die sämmtlichen Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten an den Tag, die sich einem solchen Unternehmen entgegen stellten. Ruhige, bisher den Kunst- und Alterthumsstudien sich widmende Männer griffen auf einmal in den Kunsthandel ein und erregten die Eifersucht der zu solchem Geschäft herkömmlich Berechtigten. Die Schwierigkeiten der Restauration seyen mannichfaltig, und es frage sich, inwiefern man dabei werde billig und redlich bedient werden. Wenn ferner bei der Absendung auch alles in möglichster Ordnung gehe, so könnten doch wegen der Erlaubniß der Ausfuhr eines solchen Kunstwerkes am Schluß noch Hindernisse entstehen und was alsdann noch wegen der Ueberfahrt und des Anlandens und Ankommens zu Hause alles noch für Widerwärtigkeiten zu befürchten seyen. Ueber solche Betrachtungen, hieß es, gehe der Handelsmann hinaus, sowohl Mühe als Gefahr setze sich in einem großen Ganzen ins Gleichgewicht, dagegen sey ein einzelnes Unternehmen dieser Art auf jede Weise bedenklich.

Durch solche Vorstellungen wurde denn nach und nach Begierde, Wunsch und Vorsatz gemildert, geschwächt, doch niemals ganz ausgelöscht, besonders da sie endlich zu großen Ehren gelangte; denn sie steht gegenwärtig im Museo Pio-Clementino in einem kleinen angebauten aber mit dem Museum in Verbindung stehenden Cabinet, wo im Fußboden die wunderschönen Mosaiken von Masken und Laubgewinden eingesetzt sind. Die übrige Gesellschaft von Statuen in jenem Cabinet besteht 1) aus der auf der Verse sitzenden Venus, an deren Base der Name des Bupalus eingegraben steht; 2) ein sehr schöner kleiner Ganymedes; 3) die schöne Statue eines Jünglings, dem, ich weiß nicht ob mit Recht, der Name Adonis beigelegt wird; 4) ein Faun aus Rosso Antico; 5) der ruhig stehende Discobolus.

Visconti hat im dritten, gedachtem Museum gewidmeten Bande dieses Denkmal beschrieben, nach seiner Weise erklärt und auf der dreyßigsten Tafel abbilden lassen; da denn jeder Kunstfreund mit uns bedauern kann, daß es uns nicht gelungen sie nach Deutschland zu schaffen und sie irgend einer vaterländischen Sammlung hinzuzugesellen.

Man wird es natürlich finden, daß ich bei meinen Abschiedsbesuchen jene anmuthige Mayländerin nicht vergaß. Ich hatte die Zeit her von ihr manches Vergnügliche gehört: wie sie mit Angelica immer vertrauter geworden und sich in der höhern Gesellschaft, wohin sie dadurch gelangt, gar gut zu benehmen wisse. Auch konnte ich die Vermuthung nähren und den Wunsch, daß ein wohlhabender junger Mann, welcher mit Zucchis im besten Vernehmen stand, gegen ihre Anmuth nicht unempfindlich und ernstere Absichten durchzuführen nicht abgeneigt sey.

Nun fand ich sie im reinlichen Morgenkleide wie ich sie zuerst in Castel Gandolfo gesehen; sie empfing mich mit offener Anmuth und drückte, mit natürlicher Zierlichkeit, den wiederholten Dank für meine Theilnahme gar liebenswürdig aus. „Ich werd' es nie vergessen, sagte sie, daß ich, aus Verwirrung mich wieder erholend, unter den anfragenden geliebten und verehrten Namen auch den Eurigen nennen hörte; ich forschte mehrmals, ob es denn auch wahr sey? Ihr setztet Eure Erkundigungen durch mehrere Wochen fort, bis endlich mein Bruder Euch besuchend für uns beide danken konnte. Ich weiß nicht, ob er's ausgerichtet hat wie ich's ihm auftrug; ich wäre gern mitgegangen, wenn sich's geziemte." Sie fragte nach dem Weg den ich nehmen wollte, und als ich ihr meinen Reiseplan vorerzählte, versetzte sie: „Ihr seyd glücklich, so reich zu seyn, daß Ihr Euch dieß nicht zu versagen braucht; wir andern müssen uns in die Stelle finden, welche Gott und seine Heiligen uns angewiesen. Schon lange seh' ich vor meinem Fenster Schiffe kommen und abgehen, ausladen und einladen; das ist unterhaltend, und ich denke manchmal woher und wohin das alles?" Die Fenster gingen gerade auf die Treppen von Ripetta, die Bewegung war eben sehr lebhaft.

Sie sprach von ihrem Bruder mit Zärtlichkeit, freute sich, seine Haushaltung ordentlich zu führen, ihm möglich zu machen daß er, bei mäßiger Besoldung, noch immer etwas zurück in einem vortheilhaften Handel anlegen könne; genug sie ließ mich zunächst mit ihren Zuständen durchaus vertraut werden. Ich freute mich ihrer Gesprächigkeit; denn eigentlich macht' ich eine gar wunderliche Figur, indem ich schnell alle Momente unsers zarten Verhältnisses, vom ersten Augenblick an bis zum letzten, mir wieder vorzurollen gedrängt war. Nun trat der Bruder herein, und der Abschied schloß sich in freundlicher mäßiger Prosa.

Als ich vor die Thüre kam, fand ich meinen Wagen ohne den Kutscher, den ein geschäftiger Knabe zu holen lief. Sie sah heraus zum Fenster des Entresols, den sie in einem stattlichen Gebäude bewohnten; es war nicht gar hoch, man hätte geglaubt sich die Hand reichen zu können.

„Man will mich nicht von Euch wegführen, seht Ihr," rief ich aus, „man weiß, so scheint es, daß ich ungern von Euch scheide."

Was sie darauf erwiederte, was ich versetzte, den Gang des anmuthigsten Gespräches, das, von allen Fesseln frei, das Innere zweyer sich nur halbbewußt Liebenden offenbarte, will ich nicht entweihen durch Wiederholung und Erzählung; es war ein wunderbares zufällig eingeleitetes, durch innern Drang abgenöthigtes lakonisches Schlußbekenntniß der unschuldigsten und zartesten wechselseitigen Gewogenheit, das mir auch deshalb nie aus Sinn und Seele gekommen ist.

Auf eine besonders feierliche Weise sollte jedoch mein Abschied aus Rom vorbereitet werden; drey Nächte vorher stand der volle Mond am klarsten Himmel, und ein Zauber, der sich dadurch über die ungeheure Stadt verbreitet, so oft empfunden, ward nun aufs eindringlichste fühlbar. Die großen Lichtmassen, klar, wie von einem milden Tage beleuchtet, mit ihren Gegensätzen von tiefen Schatten, durch Reflexe manchmal erhellt, zur Ahnung des Einzelnen, setzen uns in einen Zustand wie von einer andern, einfachern, größern Welt.

Nach zerstreuenden, mitunter peinlich zugebrachten Tagen, macht' ich den Umgang mit wenigen Freunden einmal ganz allein. Nachdem ich den langen Corso, wohl zum letztenmal, durchwandert hatte, bestieg ich das Capitol, das wie ein Feenpalast in der Wüste dastand. Die Statue Marc Aurels rief den Commandeur in Don Juan zur Erinnerung und gab dem Wanderer zu verstehen, daß er etwas Ungewöhnliches unternehme. Dem ungeachtet ging ich die hintere Treppe hinab. Ganz finster, finstern Schatten werfend, stand mir der Triumphbogen des Septimius Severus entgegen; in der Einsamkeit der Via Sacra erschienen die sonst so bekannten Gegenstände fremdartig und geisterhaft. Als ich aber den erhabenen Resten des Coliseums mich näherte und in dessen verschlossenes Innere durchs Gitter hineinsah, darf ich nicht läugnen, daß mich ein Schauer überfiel und meine Rückkehr beschleunigte.

Alles Massenhafte macht einen eignen Eindruck zugleich als erhaben und faßlich, und in solchen Umgängen zog ich gleichsam ein unübersehbares Summa Summarum meines ganzen Aufenthaltes. Dieses in aufgeregter Seele tief und

groß empfunden erregte eine Stimmung, die ich heroisch elegisch nennen darf, woraus sich in poetischer Form eine Elegie zusammenbilden wollte.

Und wie sollte mir gerade in solchen Augenblicken Ovids Elegie nicht ins Gedächtniß zurückkehren, der, auch verbannt, in einer Mondnacht Rom verlassen sollte. Dum repeto noctem! seine Rückerinnerung, weit hinten am schwarzen Meere, im trauer- und jammervollen Zustande, kam mir nicht aus dem Sinn, ich wiederholte das Gedicht, das mir theilweise genau im Gedächtniß hervorstieg, aber mich wirklich an eigner Production irre werden ließ und hinderte; die, auch später unternommen, niemals zu Stande kommen konnte.

Zu brüderlichem Andenken Wielands 1813.

Durchlauchtigster Protector,
Sehr ehrwürdige Meister,
Verehrungswürdigste Anwesende!

Ob es gleich dem Einzelnen unter keiner Bedingung geziemen will, alten ehrwürdigen Gebräuchen sich entgegen zu stellen, und das, was unsere weisen Vorfahren beliebt und angeordnet, eigenwillig zu verändern, so würde ich doch, stände mir der Zauberstab wirklich zu Gebote, den die Muse unserm abgeschiedenen Freunde geistig anvertraut, ich würde diese ganze düstere Umgebung augenblicklich in eine heitere verwandeln: dieses Finstere müßte sich gleich vor Augen erhellen, und ein festlich geschmückter Saal mit bunten Teppichen und munteren Kränzen, so froh und klar als das Leben unseres Freundes, sollte vor ihnen erscheinen. Da möchten die Schöpfungen seiner blühenden Phantasie Ihre Augen, Ihren Geist anziehn, der Olymp mit seinen Göttern, eingeführt durch die Musen, geschmückt durch die Grazien, sollte zum lebendigen Zeugniß dienen, daß derjenige, der in so heiterer Umgebung gelebt, und dieser Heiterkeit gemäß auch von uns geschieden, unter die glücklichsten Menschen zu zählen, und keineswegs mit Klage, sondern mit Ausdruck der Freude und des Jubels zu bestatten sey.

Was ich jedoch den äußern Sinnen nicht darstellen kann, sey den innern dargebracht. Achtzig Jahre; wie viel in wenigen Sylben! Wer von uns wagt es, in der Geschwindigkeit zu durchlaufen und sich zu vergegenwärtigen, was so viele Jahre, wohl angewandt, bedeuten? Wer von uns möchte behaupten, daß er den Werth eines, in jedem Betracht vollständigen, Lebens sogleich zu ermessen und zu schätzen wisse?

Begleiten wir unsern Freund auf dem Stufengange seiner Tage, sehen wir ihn als Knaben, Jüngling, Mann und Greis, so finden wir, daß ihm das ungemeine Glück zu Theil ward, die Blüthe einer jeden dieser Jahreszeiten zu pflücken; denn auch das hohe Alter hat seine Blüthe, und auch dieser auf das heiterste sich zu freuen war ihm gegönnt. Nur wenig Monate sind es, als die verbundenen Brüder ihre geheimnißvolle Sphinx für ihn mit Rosen bekränzten, um auszudrücken, daß, wenn Anakreon, der Greis, seine erhöhte Sinnlichkeit mit leichten Rosenzweigen zu schmücken unternahm, die sittliche Sinnlichkeit, die gemäßigte, geistreiche Lebensfreude unseres Edlen einen reichen, gedrängt gewundenen Kranz verdiene.

Wenige Wochen sind es, daß dieser treffliche Freund noch unsern Zusammenkünften nicht nur beiwohnte, sondern auch in ihnen thätig wirkte. Er hat seinen Ausgang aus dem Irdischen durch unsern Kreis hindurch genommen; wir waren ihm auch noch zuletzt die Nächsten, und wenn das Vaterland, so wie das Ausland, sein Andenken feyert, wo sollte dieß früher und kräftiger geschehen, als bei uns!

Den ehrwürdigen Geboten unserer Meister habe ich mich daher nicht entziehen dürfen, und spreche in dieser angesehenen Versammlung zu seinem Andenken um so lieber einige Worte, als sie flüchtige Vorläufer seyn können dessen, was künftig die Welt, was unsere Verbrüderung für ihn thun wird. Diese Gesinnung ist's, diese Absicht, um derentwillen ich mir ein geneigtes Gehör erbitten darf; und wenn dasjenige, was ich mehr aus einer fast vierzig Jahre geprüften Neigung, als aus rednerischer Ueberlegung, keineswegs in gehöriger Verbindung, sondern vielmehr in kurzen Sätzen, ja sprungweise vortrage, weder des Gefeyerten, noch der Feyernden würdig erscheinen dürfte, so muß ich bemerken, daß hier nur eine Vorarbeit, ein Entwurf, ja nur der Inhalt und wenn man will, Marginalien eines künftigen Werks zu erwarten seyen. Und so werde denn, ohne weiteres Zaudern, zu dem uns so lieben, werthen, ja heiligen Gegenstand geschritten!

Wieland war in der Nähe von Biberach, einer kleinen Reichsstadt in Schwaben, 1733 geboren. Sein Vater ein evangelischer Geistlicher, gab ihm eine sorgfältige Erziehung und legte bei ihm den ersten Grund der Schulkenntnisse. Hierauf ward er nach Kloster Bergen an der Elbe gesendet, wo eine Erziehungs- und Lehranstalt, unter der Aufsicht des wahrhaft frommen Abtes Steinmetz, in gutem Rufe stand. Von da begab er sich auf die Universität zu Tübingen, sodann lebte er einige Zeit als Hauslehrer in Bern, ward aber bald nach Zürich zu Bodmern gezogen, den man in Süddeutschland, wie Gleimen nachher in Norddeutschland, die Hebamme des Genie's nennen konnte. Dort überließ er sich ganz der Lust, welche das Selbsthervorbringen der Jugend verschafft, wenn das Talent unter freundlicher Anleitung sich ausbildet, ohne daß die höheren Forderungen der Kritik dabei zur Sprache kommen. Doch entwuchs er bald jenen Verhältnissen, kehrte in seine Vaterstadt zurück, und ward von nun an sein eigner Lehrer und Bildner, indem er auf das rastloseste seine literarisch poetische Neigung fortsetzte. Die mechanischen Amtsgeschäfte eines Vorstehers der Canzley raubten ihm zwar Zeit, aber nicht Lust und Muth, und damit ja sein Geist in so engen Verhältnissen nicht verkümmerte, wurde er dem in der Nähe begüterten Grafen Stadion, kurfürstlich Mainzischem Minister, bekannt. In diesem angesehenen, wohleingerichteten Hause wehte ihn zuerst die Welt- und Hoflust an; innere und äußere Staatsverhältnisse blieben ihm nicht fremd, und ein Gönner für das ganze Leben ward ihm der Graf. Hierdurch blieb er dem Kurfürsten von Mainz nicht unbekannt, und als unter Emmerich Joseph die Akademie zu Erfurt wieder belebt werden sollte, so berief man unsern Freund dahin, und bethätigte dadurch die duldsamen Gesinnungen, welche sich über alle christlichen Religionsverwandten, ja über die ganze Menschheit, vom Anfange des Jahrhunderts her verbreitet.

Er konnte nicht lange in Erfurt wirken, ohne der Herzogin Regentin von Weimar bekannt zu werden, wo ihn der für alles Gute so thätige Carl von Dalberg einzuführen nicht ermangelte. Ein auslangend bildender Unterricht ihrer fürstlichen Söhne war das Hauptaugenmerk einer zärtlichen, selbst höchst gebildeten Mutter, und so ward er herüber berufen, damit er seine literarischen Talente, seine sittlichen Vorzüge zum Besten des fürstlichen Hauses, zu unserm Wohl und zum Wohl des Ganzen verwendete.

Die ihm nach Vollendung des Erziehungsgeschäftes zugesagte Ruhe wurde ihm sogleich gegeben, und als ihm eine mehr als zugesagte Erleichterung seiner häuslichen Umstände zu Theil ward, führte er seit beinahe vierzig Jahren ein, seiner Natur und seinen Wünschen völlig gemäßes Leben.

Die Wirkungen Wielands auf das Publicum waren ununterbrochen und dauernd. Er hat sein Zeitalter sich zugebildet, dem Geschmack seiner Jahresgenossen so wie ihrem Urtheil eine entschiedene Richtung gegeben, dergestalt, daß seine Verdienste schon genugsam erkannt, geschätzt, ja geschildert sind. In manchem Werke über Deutsche Literatur ist so ehrenvoll als sinnig über ihn gesprochen; ich gedenke nur dessen, was Küttner, Eschenburg, Manso, Eichhorn von ihm gerühmt haben.

Und woher kam die große Wirkung, welche er auf die Deutschen ausübte! Sie war eine Folge der Tüchtigkeit und der Offenheit seines Wesens. Mensch und Schriftsteller hatten sich in ihm ganz durchdrungen, er dichtete als ein Lebender und lebte dichtend. In Versen und Prosa verhehlte er niemals was ihm augenblicklich zu Sinne, wie es ihm jedesmal zu Muthe sey, und so schrieb er auch urtheilend und urtheilte schreibend. Aus der Fruchtbarkeit seines Geistes entquoll die Fruchtbarkeit seiner Feder.

Ich bediene mich des Ausdrucks Feder nicht als einer rednerischen Phrase; er gilt hier ganz eigentlich, und wenn eine fromme Verehrung manchem Schriftsteller dadurch huldigte, daß sie sich eines Kiels, womit er seine Werke gebildet, zu bemächtigen suchte, so dürfte der Kiel, dessen sich Wieland bediente, gewiß vor vielen dieser Auszeichnung würdig seyn. Denn daß er alles mit eigener Hand und sehr schön schrieb, zugleich mit Freiheit und Besonnenheit, daß er das Geschriebene immer vor Augen hatte, sorgfältig prüfte, veränderte, besserte, unverdrossen bildete und umbildete, ja nicht müde ward, Werke von Umfang wiederholt abzuschreiben, dieses gab seinen Productionen das Zarte, Zierliche, Faßliche, das Natürliche elegante, welches nicht durch Bemühung, sondern durch heitere, geniale Aufmerksamkeit auf ein schon fertiges Werk hervorgebracht werden kann.

Diese sorgfältige Bearbeitung seiner Schriften entsprang aus einer frohen Ueberzeugung, welche zu Ende seines Schweizerischen Aufenthalts in ihm mag hervorgetreten seyn, als die Ungeduld des Hervorbringens sich in etwas legte, und der Wunsch, ein Vollendetes dem Gemeinwesen darzubringen, entschiedener und deutlicher rege ward.

Da nun bei ihm der Mann und der Dichter Eine Person ausmachten, so werden wir, wenn wir von jenem reden, auch diesen zugleich schildern. Reizbarkeit und Beweglichkeit, Begleiterinnen dichterischer und rednerischer Talente, beherrschten ihn in einem hohen Grade; aber eine mehr angebildete als angeborne Mäßigung hielt ihnen das Gleichgewicht. Unser Freund war des Enthusiasmus im höchsten Grade fähig, und in der Jugend gab er sich ihm ganz hin, und dieses um so lebhafter und anhaltender, als jene schöne Zeit, in welcher der Jüngling den Werth und die Würde des Vortrefflichsten, es sey erreichbar oder unerreichbar, in sich fühlt, für ihn sich durch mehrere Jahre verlängerte.

Jene frohen, reinen Gefilde der goldenen Zeit, jene Paradiese der Unschuld, bewohnte er länger als andere. Sein Geburtshaus, wo ein gebildeter Geistlicher als Vater waltete, das uralte, an den Ufern der Elbe lindenumgebene Kloster Bergen, wo ein frommer Lehrer patriarchalisch wirkte, das in seinen Grundformen noch klösterliche Tübingen, jene einfachen Schweizerwohnungen, umrauscht von Bächen, bespült von Seen, umschlossen von Felsen; überall fand er sein Delphi wieder; überall die Haine, in denen er, als ein schon erwachsener gebildeter Jüngling, noch immer schwelgte. Dort zogen ihn die Denkmale mächtig an, die uns von der männlichen Unschuld der Griechen hinterlassen sind. Cyrus, Araspes und Panthea und gleich hohe Gestalten lebten in ihm auf, er fühlte den Platonischen Geist in sich weben, er fühlte, daß er dessen bedurfte, um jene Bilder für sich und für andere wiederherzustellen, und dieses um so eher, als er nicht sowohl dichterische Schattenbilder hervorrufen, sondern vielmehr wirklichen Wesen einen sittlichen Einfluß zu verschaffen hoffte.

Aber gerade daß er so lange in diesen höheren Regionen zu verweilen das Glück hatte, daß er alles was er dachte, fühlte, in sich bildete, träumte, wähnte, lange Zeit für die vollkommenste Wirklichkeit halten durfte, eben dieses verbitterte ihm die Frucht, die er von dem Baum des Erkenntnisses zu pflücken endlich genöthigt ward.

Wer kann dem Conflict mit der Außenwelt entgehen? Auch unser Freund wird in diesen Streit hineingezogen; ungern läßt er sich durch Erfahrung und Leben widersprechen, und da ihm nach langem Sträuben nicht gelingen will, jene herrlichen Gestalten mit denen der gemeinen Welt, jenes hohe Wollen mit den Bedürfnissen des Tages zu vereinigen, entschließt er sich, das Wirkliche für das Nothwendige gelten zu lassen, und erklärt das ihm bisher Wahrgeschienene für Phantasterey.

Aber auch hier zeigte sich die Eigenthümlichkeit, die Energie seines Geistes bewundernswürdig. Bei aller Lebensfülle, bei so starker Lebenslust, bei herrlichen innern Anlagen, bei redlichen geistigen Wünschen und Absichten, fühlte er sich von der Welt verletzt und um seine größten Schätze bevortheilt. Nirgends kann er nun mehr in der Erfahrung wiederfinden, was so viele Jahre sein Glück gemacht hatte, ja der innigste Bestand seines Lebens gewesen war; aber er verzehrt sich nicht in eitlen Klagen, deren wir in Prosa und Versen von andern so viele kennen; sondern er entschließt sich zur Gegenwirkung. Er kündigt allem, was sich in der Wirklichkeit nicht immer nachweisen läßt, den Krieg an, zuvörderst also der Platonischen Liebe, sodann aller dogmatisirenden Philosophie, besonders den beiden Extremen, der Stoischen und Pythagoreischen. Unversöhnlich arbeitet er ferner dem religiösen Fanatismus und allem, was dem Verstande excentrisch erscheint, entgegen.

Aber sogleich überfällt ihn die Sorge, er möge zu weit gehn, er möge selbst phantastisch handeln, und nun beginnt er zugleich einen Kampf gegen die gemeine Wirklichkeit. Er lehnt sich auf gegen alles, was wir unter dem Wort Philisterey zu begreifen gewohnt sind, gegen stockende Pedanterey, kleinstädtisches Wesen, kümmerliche äußere Sitte, beschränkte Kritik, falsche Sprödigkeit, platte Behaglichkeit, anmaßliche Bürde, und wie diese Ungeister, deren Name Legion ist, nur alle zu bezeichnen seyn mögen.

Hierbei verfährt er durchaus genialisch, ohne Vorsatz und Selbstbewußtseyn. Er findet sich in der Klemme zwischen dem Denkbaren und dem Wirklichen, und indem er beide zu gewältigen oder zu verbinden Mäßigung anrathen muß, so muß er selbst an sich halten, und, indem er gerecht seyn will, vielseitig werden.

Die verständige reine Rechtlichkeit edler Engländer und ihre Wirkung in der sittlichen Welt, eines Addison, eines Steele, hatten ihn schon längst angezogen; nun findet er aber in dieser Genossenschaft einen Mann, dessen Sinnesart ihm weit gemäßer ist.

Shaftesbury, den ich nur zu nennen brauche, um jedem Gebildeten einen trefflichen Denker ins Gedächtniß zu rufen, Shaftesbury lebte zu einer Zeit, wo in der Religion seines Vaterlandes manche Bewegung vorging; wo die herrschende Kirche mit Gewalt die Andersgesinnten zu bezähmen dachte. Auch den Staat, die Sitten bedrohte manches, was einen Verständigen, Wohldenkenden in Sorge setzen muß. Gegen alles dieses, glaubte er, sey am besten durch Frohsinn zu wirken; nur das, was man mit Heiterkeit ansehe, werde man recht sehn, war seine Meinung. Wer mit Heiterkeit in seinen eigenen Busen schauen könne, müsse ein guter Mann seyn. Darauf komme alles an, und alles übrige Gute entspringe daher. Geist, Witz, Humor seyen die ächten Organe, womit ein solches Gemüth die Welt anfasse. Alle Gegenstände, selbst die ernstesten, müßten eine solche Klarheit und Freiheit ertragen, wenn sie nicht mit einer nur anmaßlichen Würde prunkten, sondern einen ächten, die Probe nicht scheuenden Werth in sich selbst enthielten. Bei diesem geistreichen Versuch, die Gegenstände zu gewältigen, konnte man nicht umhin, sich nach entscheidenden Behörden umzusehn, und so ward einerseits der Menschenverstand über den Inhalt, und der Geschmack über die Art des Vortrags zum Richter gesetzt.

An einem solchen Manne fand nun unser Wieland nicht einen Vorgänger, dem er folgen, nicht einen Genossen, mit dem er arbeiten sollte, sondern einen wahrhaften älteren Zwillingsbruder im Geiste, dem er vollkommen glich, ohne nach ihm gebildet zu seyn; wie man denn von Menächmen nicht sagen könnte, welcher das Original, und welcher die Copie sey.

Was jener, in einem höheren Stande geboren, an zeitlichen Mitteln mehr begabt, durch Reisen, Aemter, Weltumsicht mehr begünstigt, in einem weiteren Kreise, zu einer ernsteren Zeit, in dem meerumflossenen England leistete, eben dieses bewirkte unser Freund von einem anfangs sehr beschränkten Punkt aus, durch eine beharrliche Thätigkeit, durch ein stetiges Wirken in seinem, überall von Land und Bergen umgränzten Vaterlande, und das Resultat davon war, damit wir uns bei unserm gedrängten Vortrage eines kurzen, aber allgemein verständlichen Wortes bedienen, jene Popularphilosophie, wodurch ein praktisch geübter Sinn zum Urtheil über den moralischen Werth der Dinge, so wie über ihren ästhetischen zum Richter bestellt wird.

Diese, in England verbreitet und auch in Deutschland durch Umstände gefordert, ward also durch dichterische und gelehrte Werke, ja durchs Leben selbst, von unserm Freunde, in Gesellschaft von unzähligen Wohlgesinnten verbreitet.

Haben wir jedoch, insofern von Ansicht, Gesinnung, Uebersicht die Rede seyn kann, Shaftesbury und Wieland vollkommen ähnlich gefunden, so war doch dieser jenem an Talent weit überlegen; denn was der Engländer verständig lehrt und wünscht, das weiß der Deutsche, in Versen und Prosa, dichterisch und rednerisch auszuführen.

Zu dieser Ausführung aber mußte ihm die Französische Behandlungsweise am meisten zusagen. Heiterkeit, Witz, Geist, Eleganz ist in Frankreich schon vorhanden; seine blühende Einbildungskraft, welche sich jetzt nur mit leichten und frohen Gegenständen beschäftigen will, wendet sich nach den Feen- und Rittermährchen, welche ihm die größte Freiheit gewähren. Auch hier reicht ihm Frankreich in der Tausend und Einen Nacht, in der Romanbibliothek schon halb verarbeitete zugerichtete Stoffe, indessen die alten Schätze dieses Fachs, welche Deutschland besitzt, noch roh und ungenießbar dalagen.

Gerade diese Gedichte sind es, welche Wielands Ruhm am meisten verbreiteten und bestätigten. Ihre Munterkeit fand bei jedermann Eingang, und selbst die ernsteren Deutschen ließen sie sich gefallen: denn alle diese Werke traten wirklich zur rechten und günstigen Zeit hervor. Sie waren alle in dem Sinne geschrieben, den wir oben entwickelt haben. Oft unternahm der glückliche Dichter das Kunststück, ganz gleichgültigen Stoffen durch die Bearbeitung einen hohen Werth zu geben, und wenn es nicht zu läugnen ist, daß er bald den Verstand über die höheren Kräfte, bald die Sinnlichkeit über die sittlichen triumphiren läßt, so muß man doch auch gestehen, daß am rechten Ort alles, was schöne Seelen nur zieren mag, die Oberhand behalte.

Früher, wo nicht als alle, doch als die meisten dieser Arbeiten, war die Uebersetzung Shakespear's. Wieland fürchtete nicht, durch Studien seiner Originalität Eintrag zu thun, ja schon früh war er überzeugt, daß, wie durch Bearbeitung schon bekannter Stoffe, so auch durch Uebersetzung vorhandener Werke, ein lebhafter reicher Geist die beste Erquickung fände.

Shakespearn zu übersetzen, war in jenen Tagen ein kühner Gedanke, weil selbst gebildete Literatoren die Möglichkeit läugneten, daß ein solches Unternehmen gelingen könne. Wieland übersetzte mit Freiheit, erhaschte den Sinn seines Autors, ließ bei Seite, was ihm nicht übertragbar schien, und so gab er seiner Nation einen allgemeinen Begriff von

den herrlichsten Werken einer andern, seinem Zeitalter die Einsicht in die hohe Bildung vergangener Jahrhunderte.

Diese Uebersetzung, so eine große Wirkung sie in Deutschland hervorgebracht, scheint auf Wieland selbst wenig Einfluß gehabt zu haben. Er stand mit seinem Autor allzusehr in Widerstreit, wie man genugsam erkennt aus den übergangenen und ausgelassenen Stellen, mehr noch aus den hinzugefügten Noten, aus welchen die Französische Sinnesart hervorblickt.

Anderseits aber sind ihm die Griechen, in ihrer Mäßigung und Reinheit, höchst schätzbare Muster. Er fühlt sich mit ihnen durch Geschmack verbunden; Religion, Sitten, Verfassung, alles gibt ihm Anlaß, seine Vielseitigkeit zu üben, und da weder die Götter, noch die Philosophen, weder das Volk noch die Völker, so wenig als die Staats- und Kriegsleute sich unter einander vertragen, so findet er überall die erwünschteste Gelegenheit, indem er zu zweifeln und zu scherzen scheint, seine billige, duldsame, menschliche Lehre wiederholt einzuschärfen.

Zugleich gefällt er sich, problematische Charaktere darzustellen, und es macht ihm z. B. Vergnügen, ohne Rücksicht auf weibliche Keuschheit, das Liebenswürdige einer Musarion, Lais und Phryne hervorzuheben, und ihre Lebensweisheit über die Schulweisheit der Philosophen zu erhöhen.

Aber auch unter diesen findet er einen Mann, den er als Repräsentanten seiner Gesinnungen ausbilden und darstellen kann, ich meine Aristippen. Hier sind Philosophie und Weltgenuß durch eine kluge Begränzung so heiter und wünschenswerth verbunden, daß man sich als Mitlebender in einem so schönen Lande, in so guter Gesellschaft zu finden wünscht. Man tritt so gern mit diesen unterrichteten, wohldenkenden, gebildeten, frohen Menschen in Verbindung, ja man glaubt, so lange man in Gedanken unter ihnen wandelt, auch wie sie gesinnt zu seyn, wie sie zu denken.

In diesen Bezirken erhielt sich unser Freund durch sorgfältige Vorübungen, welche dem Uebersetzer noch mehr als dem Dichter nothwendig sind; und so entstand der Deutsche Lucian, der uns den Griechischen um desto lebhafter darstellen mußte, als Verfasser und Uebersetzer für wahrhafte Geistesverwandte gelten können.

Ein Mann von solchen Talenten aber, predige er auch noch so sehr das Gebührende, wird sich doch manchmal verflucht fühlen, die Linie des Anständigen und Schicklichen zu überschreiten, da von jeher das Genie solche Wagstücke unter seine Gerechtsame gezählt hat. Diesen Trieb befriedigte Wieland, indem er sich dem kühnen, außerordentlichen Aristophanes anzugleichen suchte, und die eben so verwegnen als geistreichen Scherze durch eigne angeborne Grazie gemildert überzutragen wußte.

Freilich war zu allen diesen Darstellungen auch eine Einsicht in die höhere bildende Kunst nöthig, und da unserm Freund niemals das Anschauen jener überbliebenen alten Meisterwerke gegönnt ward, so suchte er durch den Gedanken sich zu ihnen zu erheben, sie durch die Einbildungskraft zu vergegenwärtigen, dergestalt, daß man bewundern muß, wie der vorzügliche Geist sich auch von dem Entfernten einen Begriff zu machen weiß, ja es würde ihm vollkommen gelungen seyn, hätte ihn nicht eben seine lobenswerthe Behutsamkeit abgehalten, entschiedene Schritte zu thun; denn die Kunst überhaupt, besonders aber die der Alten, läßt sich ohne Enthusiasmus weder fassen noch begreifen. Wer nicht mit Erstaunen und Bewunderung anfangen will, der findet nicht den Zugang in das innere Heiligthum. Unser Freund aber war viel zu bedächtig, und wie hätte er auch in diesem einzigen Falle eine Ausnahme von seiner allgemeinen Lebensregel machen sollen?

War er jedoch mit den Griechen durch Geschmack nah verwandt, so war er es mit den Römern noch mehr durch Gesinnung. Nicht daß er sich durch republicanischen oder patriotischen Eifer hätte hinreißen lassen, sondern er findet, wie er sich den Griechen gewissermaßen nur andichtete, unter den Römern wirklich seines Gleichen. Horaz hat viel Aehnliches von ihm; selbst kunstreich, selbst Hof- und Weltmann, ist er ein verständiger Beurtheiler des Lebens und der Kunst; Cicero, Philosoph, Redner, Staatsmann, thätiger Bürger, und beide aus unscheinbaren Anfängen zu großen Würden und Ehren gelangt.

Wie gern mag sich unser Freund, indem er sich mit den Werken dieser beiden Männer beschäftigt, in ihr Jahrhundert, in ihre Umgebungen, zu ihren Zeitgenossen versetzen, um uns ein anschauliches Bild jener Vergangenheit zu übertragen, und es gelingt ihm zum Erstaunen. Vielleicht könnte man im Ganzen mehr Wohlwollen gegen die Menschen verlangen, mit denen er sich beschäftigt, aber er fürchtet sich so sehr vor der Parteylichkeit, daß er lieber gegen sie als für sie Partey nehmen mag.

Es gibt zwey Uebersetzungsmaximen: die eine verlangt, daß der Autor einer fremden Nation zu uns herüber gebracht werde, dergestalt, daß wir ihn als den unsrigen ansehen können; die andere hingegen macht an uns die Forderung, daß wir uns zu dem Fremden hinüber begeben und uns in seine Zustände, seine Sprachweise, seine Eigenheiten finden sollen. Die Vorzüge von beiden sind durch musterhafte Beispiele allen gebildeten Menschen genugsam bekannt. Unser Freund, der auch hier den Mittelweg suchte, war beide zu verbinden bemüht, doch zog er als Mann von Gefühl und Geschmack in zweifelhaften Fällen die erste Maxime vor.

Niemand hat vielleicht so innig empfunden, welch verwickeltes Geschäft eine Uebersetzung sey, als er. Wie tief war er überzeugt, daß nicht das Wort, sondern der Sinn belebe. Man betrachte, wie er in seinen Einleitungen uns erst in die Zeit zu versetzen und mit den Personen vertraut zu machen bemüht ist, wie er alsdann seinen Autor auf eine uns schon bekannte, unserm Sinn und Ohr verwandte Weise sprechen läßt, und zuletzt noch manche Einzelheit, welche dunkel bleiben, Zweifel erregen, anstößig werden könnte, in Noten auszulegen und zu beseitigen sucht. Durch diese dreyfache Bemühung sieht man recht wohl, hat er sich erst seines Gegenstandes bemächtigt, und so gibt er sich denn auch die redlichste Mühe, uns in den Fall zu setzen, daß seine Einsicht uns mitgetheilt werde, auf daß wir auch den Genuß mit ihm theilen.

Ob er nun gleich mehrerer Sprachen mächtig war, so hielt er sich doch fest an die beiden, in denen uns der Werth und die Würde der Vorwelt am reinsten überliefert ist. Denn so wenig wir läugnen wollen, daß aus den Fundgruben anderer alten Literaturen mancher Schatz gefördert worden und noch zu fördern ist, so wenig wird man uns widersprechen, wenn wir behaupten, die Sprache der Griechen und Römer habe uns bis auf den heutigen Tag köstliche Gaben überliefert, die an Gehalt dem übrigen Besten gleich, der Form nach allem andern vorzuziehen sind.

Die Deutsche Reichsverfassung, welche so viele kleine Staaten in sich begriff, ähnlichte darin der Griechischen. Die geringste, unscheinbare, ja unsichtbare Stadt, weil sie ein eignes Interesse hatte, mußte solches in sich hegen, erhalten und gegen die Nachbarn vertheidigen. Daher war ihre Jugend frühzeitig aufgeweckt und aufgefordert über Staatsverhältnisse nachzudenken. Und so war auch Wieland, als Canzleyverweser einer der kleinsten Reichsstädte, in dem Fall, Patriot und im bessern Sinne Demagog zu seyn; wie er denn einmal über einen solchen Gegenstand die zeitige Ungnade des benachbarten Grafen Stadion, seines Gönners, lieber auf sich zu ziehen, als unpatriotisch nachzugeben, die Entschließung faßte.

Schon sein Agathon belehrt uns, daß er auch in diesem Fache geregelten Gesinnungen den Vorzug gab, indeß gewann er doch Gegenständen so viel Antheil ab, daß alle seine Beschäftigungen und Neigungen in der Folge ihn nicht hinderten, über dieselben zu denken. Besonders fühlte er sich auf's neue dazu aufgefordert, als er sich einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung hoffnungsvoller Fürsten versprechen durfte.

Aus allen den Werken, die er in dieser Art geliefert, tritt ein weltbürgerlicher Sinn hervor, und da sie in einer Zeit geschrieben sind, wo die Macht der Alleinherrschaft noch nicht erschüttert war, so ist sein Hauptgeschäft, den Machthabern ihre Pflichten dringend vorzustellen und sie auf das Glück hinzuweisen, das sie in dem Glück der Ihrigen finden sollten.

Nun aber trat die Epoche ein, in der eine aufgeregte Nation alles bisher Bestandene niederriß und die Geister aller Erdbewohner zu einer allgemeinen Gesetzgebung zu berufen schien. Auch hierüber erklärt er sich mit umsichtiger Bescheidenheit und sucht durch verständige Vorstellungen, die er unter mancherlei Formen verkleidet, irgend ein Gleichgewicht in der bewegten Menge hervorzubringen. Da aber der Tumult der Anarchie immer heftiger wird, und eine freiwillige Vereinigung der Masse undenkbar erscheint, so ist er der erste, der die Einherrschaft wieder anräth und den Mann bezeichnet, der das Wunder der Wiederherstellung vollbringen werde.

Bedenkt man nun hiebei, daß unser Freund über diese Gegenstände nicht etwa hinterdrein, sondern gleichzeitig geschrieben, und als Herausgeber eines vielgelesenen Journals Gelegenheit hatte, ja genöthigt war, sich monatlich aus dem Stegreife vernehmen zu lassen, so wird derjenige, der seinem Lebensgange chronologisch zu folgen berufen ist, nicht ohne Bewunderung gewahr werden, mit welcher Aufmerksamkeit er den raschen Begebenheiten des Tages folgte und mit welcher Klugheit er sich als ein Deutscher und als ein denkender theilnehmender Mann durchaus benommen hat. Und hier ist es der Ort, der für Deutschland so wichtigen Zeitschrift, des Deutschen Mercurs, zu gedenken. Dieses Unternehmen war nicht das erste in seiner Art, aber doch zu jener Zeit neu und

bedeutend. Ihm verschaffte sogleich der Name des Herausgebers ein großes Zutrauen: denn daß ein Mann, der selbst dichtete, auch die Gedichte anderer in die Welt einzuführen versprach, daß ein Schriftsteller, dem man so herrliche Werke verdankte, selbst urtheilen, seine Meinung öffentlich bekennen wollte, dieß erregte die größten Hoffnungen. Auch versammelten sich werthvolle Männer bald um ihn her, und dieser Verein vorzüglicher Literatoren wirkte so viel, daß man durch mehrere Jahre hin sich des Mercurs als Leitfadens in unserer Literaturgeschichte bedienen kann. Auf das Publicum überhaupt war die Wirkung groß und bedeutend; denn wenn auf der einen Seite das Lesen und Urtheilen über eine größere Masse sich verbreitete, so ward auch die Lust, sich augenblicklich mitzutheilen, bei einem jeden rege, der irgend etwas zu geben hatte. Mehr als er erwartete und verlangte, floß dem Herausgeber zu; sein Glück weckte Nachahmer, ähnliche Zeitschriften entstanden, die erst monatlich, dann wochen- und tagweise sich ins Publicum drängten und endlich jene Babylonische Verwirrung hervorbrachten, von der wir Zeuge waren und sind, und die eigentlich daher entspringt, daß jedermann reden und niemand hören will.

Was den Werth und die Würde des Deutschen Mercurs viele Jahre durch erhielt, war die dem Herausgeber desselben angeborne Liberalität. Wieland war nicht zum Parteyhaupt geschaffen; wer die Mäßigung als Hauptmaxime anerkennt, darf sich keiner Einseitigkeit schuldig machen. Was seinen regen Geist aufreizte, suchte er durch Menschenverstand und Geschmack bei sich selbst in's Gleiche zu bringen, und so behandelte er auch seine Mitarbeiter, für die er sich keineswegs enthusiasmirte; und wie er die von ihm so hoch geachteten alten Autoren, indem er sie mit Sorgfalt übersetzte, doch öfters in den Noten zu bekriegen pflegte, so machte er auch oft geschätzte, ja geliebte Mitarbeiter durch mißbilligende Noten verdrießlich, ja sogar abwendig.

Schon früher hatte unser Freund wegen größerer und kleinerer Schriften gar manche Anfechtung leiden müssen, um so weniger konnte es ihm als Herausgeber einer Zeitschrift an literarischen Fehden ermangeln. Aber auch hier beweis't er sich als immer derselbe. Ein solcher Federkrieg darf ihm niemals lange dauern, und wie sich's einigermaßen in die Länge ziehen will, so läßt er dem Gegner das letzte Wort, und geht seines gewohnten Pfades.

Ausländer haben scharfsinnig bemerkt, daß Deutsche Schriftsteller weniger als die Autoren anderer Nationen auf das Publicum Rücksicht nehmen, und daß man daher in ihren Schriften den Menschen, der sich selbst ausbildet, den Menschen, der sich selbst etwas zu Danke machen will, und folglich den Charakter desselben, gar bald abnehmen könne. Diese Eigenschaft haben wir schon oben Wielanden besonders zugeschrieben, und es wird um so interessanter seyn, seine Schriften wie sein Leben in diesem Sinne zu reihen und zu verfolgen, als man früher und später den Charakter unseres Freundes aus eben diesen Schriften verdächtig zu machen suchte. Gar viele Menschen sind noch jetzt an ihm irre, weil sie sich vorstellen, der Vielseitige müsse gleichgültig und der Bewegliche wankelmüthig seyn. Man bedenkt nicht, daß der Charakter sich nur durchaus aufs Praktische beziehe. Nur in dem, was der Mensch thut, zu thun fortfährt, worauf er beharrt, darin zeigt er Charakter, und in diesem Sinne hat es keinen festern, sich selbst immer gleichern Mann gegeben als Wieland. Wenn er sich der Mannichfaltigkeit seiner Empfindungen, der Beweglichkeit seiner Gedanken überließ, keinem einzelnen Eindruck Herrschaft über sich erlauben wollte, so zeigte er eben dadurch die Festigkeit und Sicherheit seines Sinnes. Der geistreiche Mann spielte gern mit seinen Meinungen, aber, ich kann alle Mitlebenden als Zeugen auffordern, niemals mit seinen Gesinnungen. Und so erwarb er sich viele Freunde und erhielt sie. Daß er irgend einen entschiedenen Feind gehabt, ist mir nicht bekannt geworden. Im Genuß seiner dichterischen Arbeiten lebte er viele Jahre in städtischer, bürgerlicher, freundlichgeselliger Umgebung, und erreichte die Auszeichnung eines vollständigen Abdrucks seiner sorgfältig durchgelesenen Werke, ja einer Prachtausgabe derselben.

Aber er sollte noch im Herbst seiner Jahre den Einfluß des Zeitgeistes empfinden und auf eine nicht vorzusehende Weise ein neues Leben, eine neue Jugend beginnen. Der Segen des holden Friedens hatte lange Zeit über Deutschland gewaltet, unsere allgemeine Sicherheit und Ruhe traf mit den innern, menschlichen, weltbürgerlichen gar schön zusammen. Der friedliche Städter schien seiner Mauern nicht mehr zu bedürfen, man entzog sich ihnen, man sehnte sich auf's Land. Die Sicherheit des Grundbesitzers gab jedermann Vertrauen, das freie Naturleben zog jedermann an, und wie der gesellig geborne Mensch sich öfters den süßen Trug vorbilden kann, als lebe er besser, bequemer, froher in der Abgesondertheit, so schienen auch Wieland, dem bereits die höchste literarische Muße gegönnt war, sich nach einem noch musenhaft ruhigern Aufenthalt umzusehen; und als er gerade in der Nähe von Weimar sich ein Landgut zuzueignen Gelegenheit und Kräfte fand, faßte er den Entschluß, daselbst den Rest seines Lebens zuzubringen. Und hier mögen die, welche ihn öfters besucht, welche mit ihm gelebt, umständlich erzählen, wie er gerade hier in seiner ganzen Liebenswürdigkeit erschien, als Haus- und Familienvater, als Freund und Gatte, besonders aber, weil er sich den Menschen wohl entziehen, die Menschen ihn aber nicht entbehren konnten, wie er als gastfreier Wirth seine geselligen Tugenden am anmuthigsten entwickelte.

Indeß ich nun jüngere Freunde zu dieser idyllischen Darstellung auffordere, so muß ich nur kurz und theilnehmend gedenken, wie diese ländliche Heiterkeit durch das Hinscheiden einer theuern mitwohnenden Freundin und dann durch den Tod seiner werthen, sorgsamen Lebensgefährtin getrübt worden. Er legt diese theueren Reste auf eignem Grund und Boden nieder, und indem er sich entschließt, die für ihn allzusehr verflochtene landwirthschaftliche Besorgung aufzugeben, und sich des einige Jahre froh genossenen Grundbesitzes zu entäußern, so behält er sich doch den Platz, den Raum zwischen beiden Geliebten vor, um dort auch seine ruhige Stätte zu finden. Und dorthin haben denn die verehrten Brüder ihn begleitet, ja gebracht, und dadurch seinen schönen und anmuthigen Willen erfüllt, daß die Nachkommen seinen Grabhügel in einem lebendigen Haine besuchen und heiter verehren sollten.

Nicht ohne höhere Veranlassung aber kehrte der Freund nach der Stadt zurück; denn das Verhältniß zu seiner großen Gönnerin, der Herzogin Mutter, hatte ihm jenen ländlichen Aufenthalt mehr als einmal verdüstert. Er fühlte nur zu sehr, was es ihm koste, von ihr entfernt zu seyn. Er konnte ihren Umgang nicht entbehren, und desselben doch nur mit Unbequemlichkeit und Unstatten genießen. Und so, nachdem er seine Familie bald erweitert, bald verengt, bald vermehrt, bald vermindert, bald versammelt, bald zerstreut gesehen, zieht die erhabene Fürstin ihn in ihren nächsten Kreis. Er kehrt zurück, bezieht eine Wohnung ganz nahe der fürstlichen, nimmt Theil an dem Sommeraufenthalt in Tiefurt, und betrachtet sich nun als Glied des Hauses und Hofes.

Wieland war ganz eigentlich für die größere Gesellschaft geboren, ja die größte würde sein eigentliches Element gewesen seyn; denn weil er nirgends oben an stehen, wohl aber gern an allem Theil nehmen wollte, und über alles mit Mäßigung sich zu äußern geneigt war, so mußte er nothwendig als angenehmer Gesellschafter erscheinen, ja er wäre es unter einer leichtern, nicht jede Unterhaltung allzu ernst nehmenden Nation noch mehr gewesen.

Denn sein dichterisches, so wie sein literarisches Streben war unmittelbar auf's Leben gerichtet, und wenn er auch nicht gerade immer einen praktischen Zweck suchte, ein praktisches Ziel hatte er doch immer nah oder fern vor Augen. Daher waren seine Gedanken beständig klar, sein Ausdruck deutlich, gemeinfaßlich, und da er, bei ausgebreiteten Kenntnissen, stets an dem Interesse des Tages festhielt, demselben folgte, sich geistreich damit beschäftigte, so war auch seine Unterhaltung durchaus mannichfaltig und belebend; wie ich denn auch nicht leicht jemand gekannt habe, welcher das, was von andern Glückliches in die Mitte gebracht wurde, mit mehr Freudigkeit aufgenommen und mit mehr Lebendigkeit erwiedert hätte.

Bei dieser Art zu denken, sich und andere zu unterhalten, bei der redlichen Absicht, auf sein Zeitalter zu wirken, verargt man ihm nun wohl nicht, daß er gegen die neuern philosophischen Schulen einen Widerwillen faßte. Wenn früher Kant in kleinen Schriften nur von seinen größern Ansichten präludirte, und in heitern Formen selbst über die wichtigsten Gegenstände sich problematisch zu äußern schien, da stand er unserm Freunde noch nah genug; als aber das ungeheure Lehrgebäude errichtet war, so mußten alle die, welche sich bisher in freiem Leben, dichtend so wie philosophirend ergangen hatten, sie mußten eine Drohburg, eine Zwingfeste daran erblicken, von woher ihre heitern Streifzüge über das Feld der Erfahrung beschränkt werden sollten.

Aber nicht allein für den Philosophen, auch für den Dichter war, bei der neuen Geistesrichtung, sobald eine große Masse sich von ihr hinziehen ließ, viel, ja alles zu befürchten. Denn ob es gleich im Anfang scheinen wollte, als wäre die Absicht überhaupt nur auf Wissenschaft, sodann auf Sittenlehre und was hievon zunächst abhängig ist, gerichtet, so war doch leicht einzusehen, daß wenn man jene wichtigen Angelegenheiten des höhern Wissens und des sittlichen Handelns, fester als bisher geschehen, zu begründen dachte, wenn man dort ein strengeres, in sich mehr zusammenhängendes, aus den Tiefen der Menschheit entwickeltes Urtheil verlangte, daß man, sag' ich, den Geschmack auch bald auf solche Grundsätze

hinweisen, und deßhalb suchen würde, individuelles Gefallen, zufällige Bildung, Volkseigenheiten durchaus zu beseitigen, und ein allgemeines Gesetz zur Entscheidungsnorm hervorzurufen.

Dieß geschah auch wirklich, und in der Poesie that sich eine neue Epoche hervor, welche mit unserm Freunde, so wie er mit ihr in Widerspruch stehen mußte. Von dieser Zeit an erlebte er manches unbillige Urtheil, ohne jedoch sehr davon gerührt zu werden, und ich erwähne dieses Umstandes hier ausdrücklich, weil der daraus in der Deutschen Literatur entstandene Conflikt noch keineswegs beruhigt und ausgeglichen ist, und weil ein Wohlwollender, wenn er Wielands Verdienst schätzen und sein Andenken kräftig aufrecht erhalten will, von der Lage der Dinge, von dem Herankommen so wie der Folge der Meinungen, von dem Charakter, den Talenten der mitwirkenden Personen genau unterrichtet seyn, die Kräfte, die Verdienste beider Theile wohl kennen, und, um unparteyisch zu wirken, beiden Parteyen gewissermaßen angehören müßte.

Doch von jenen hieraus entsprungenen, kleineren oder größeren Fehden zieht mich eine ernste Betrachtung ab, der wir uns nunmehr zu überlassen haben.

Die zwischen unsern Bergen und Hügeln, in unsern anmuthig bewässerten Thälern viele Jahre glücklich angesiedelte Ruhe war schon längst durch Kriegszüge wo nicht verscheucht, doch bedroht. Als der folgenreiche Tag anbrach, der uns in Erstaunen und Schrecken setzte, da das Schicksal der Welt in unsern Spaziergängen entschieden ward, auch in diesen schrecklichen Stunden, denen unser Freund sorglos entgegenlebte, verließ ihn das Glück nicht; denn er ward, erst durch die Vorsorge eines jungen entschlossenen Freundes, dann durch die Aufmerksamkeit der Französischen Gewalthaber gerettet, die in ihm den verdienten weltberühmten Schriftsteller und zugleich ein Mitglied ihres großen wissenschaftlichen Instituts verehrten.

Er hatte bald hierauf mit uns allen den schmerzlichen Verlust Amaliens zu ertragen. Hof und Stadt waren eifrig bemüht, ihm jeden Ersatz zu reichen, und bald darauf ward er von zwey Kaisern mit Ehrenzeichen begnadet, dergleichen er in seinem langen Leben nicht gesucht, ja nicht einmal erwartet hatte.

Aber so wie am trüben, so auch am heitern Tage war er sich selbst gleich, und er bethätigt hiedurch den Vorzug zartgebildeter Naturen, deren mittlere Empfänglichkeit dem guten wie dem bösen Geschick mäßig zu begegnen versteht.

Am bewunderungswürdigsten jedoch erschien er, körperlich und geistig betrachtet, nach dem harten Unfall, der ihn in so hohen Jahren betraf, als er durch den Sturz des Wagens zugleich mit einer geliebten Tochter höchlich verletzt ward. Die schmerzlichen Folgen des Falles; die Langeweile der Genesung ertrug er mit dem größten Gleichmuth, und tröstete mehr seine Freunde als sich selbst durch die Aeußerung: es sey ihm niemals ein dergleichen Unglück begegnet, und es möge den Göttern wohl billig geschienen haben, daß er auch auf diese Weise die Schuld der Menschheit abtrage. Nun genaß er auch bald, indem sich seine Natur wie die eines Jünglings schnell wieder herstellte, und ward uns dadurch zum Zeugniß, wie der Zartheit und Reinheit auch eine hohe physische Kraft verliehen sey.

Wie sich nun seine Lebensphilosophie auch bei dieser Prüfung bewährte, so brachte ein solcher Unfall keine Veränderung in der Gesinnung noch in seiner Lebensweise hervor. Nach seiner Genesung gesellig wie vorher, nahm er Theil an den herkömmlichen Unterhaltungen des umgänglichen Hof- und Stadtlebens, mit wahrer Neigung und anhaltendem Bemühen an den Arbeiten der verbundenen Brüder. So sehr auch jederzeit sein Blick auf das Irdische, auf die Erkenntniß, die Benutzung desselben gerichtet schien — des Außerweltlichen, des Uebersinnlichen konnte er doch, als ein vorzüglich begabter Mann, keineswegs entbehren. Auch hier trat jener Conflict, den wir oben umständlich zu schildern für Pflicht gehalten, merkwürdig hervor; denn indem er alles abzulehnen schien, was außer den Gränzen der allgemeinen Erkenntnisse liegt, außer dem Kreise dessen, was sich durch Erfahrung bethätigen läßt, so konnte er sich doch niemals enthalten, gleichsam versuchsweise, über die so scharf gezogenen Linien, wo nicht hinauszuschreiten, doch hinüber zu blicken und sich eine außerweltliche Welt, einen Zustand, von dem uns alle angebornen Seelenkräfte keine Kenntniß geben können, nach seiner Weise aufzuerbauen und darzustellen.

Einzelne Züge seiner Schriften geben hiezu mannichfaltige Belege, besonders aber darf ich mich auf einen Agathodämon, auf seine Euthanasie berufen, ja auf jene schönen, so verständigen als herzlichen Aeußerungen, die er noch vor kurzem offen und unbewunden dieser Versammlung mittheilen mögen. Denn zu unserm Brüderverein hatte sich in ihm eine vertrauensvolle Neigung aufgethan. Schon als Jüngling mit demjenigen bekannt, was uns von den Mysterien der Alten historisch überliefert worden, floh er zwar nach seiner heitern, klaren Sinnesart jene trüben Geheimnisse, aber verläugnete sich nicht, daß gerade unter diesen, vielleicht seltsamen Hüllen zuerst unter die rohen und sinnlichen Menschen höhere Begriffe eingeführt, durch ahnungsvolle Symbole mächtige, leuchtende Ideen erweckt, der Glaube an einen über alles waltenden Gott eingeleitet, die Tugend wünschenswerther dargestellt, und die Fortdauer unsers Daseyns sowohl von frischen Schreckuissen eines trüben Aberglaubens, als von den eben so falschen Forderungen einer lebenslustigen Sinnlichkeit gereinigt worden.

Nun als Greis von so vielen werthen Freunden und Zeitgenossen auf der Erde zurückgelassen, sich in manchem Sinne einsam fühlend, näherte er sich unserm theueren Bunde. Wie froh er in denselben getreten, wie anhaltend er unsere Versammlungen besucht, unsern Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit gegönnt, sich der Aufnahme vorzüglicher junger Männer erfreut, unsern ehrbaren Gastmahlen beigewohnt, und sich nicht enthalten, über manche wichtige Angelegenheit seine Gedanken zu eröffnen, davon sind wir alle Zeugen, wir haben es freundlich und dankbar anerkannt. Ja wenn dieser altgegründete und nach manchem Zeitwechsel oft wieder hergestellte Bund eines Zeugnisses bedürfte, so würde hier das vollkommenste bereit seyn, indem ein talentvoller Mann, verständig, vorsichtig, umsichtig, erfahren, wohlwollend und mäßig, bei uns seines Gleichen zu finden glaubte, sich bei uns in einer Gesellschaft fühlte, die er, der besten gewohnt, als Vollendung seiner menschlichen und geselligen Wünsche so gern anerkannte.

Vor dieser so merkwürdigen und hochgeschätzten Versammlung, obgleich von unsern Meistern aufgefordert, über den Abgeschiedenen wenige Worte zu sprechen, würde ich wohl haben ablehnen dürfen, in der Betrachtung, daß nicht eine flüchtige Stunde, leichte, unzusammenhängende Blätter, sondern ganze Jahre, ja manche wohl überdachte und geordnete Bände nöthig sind, um sein Andenken rühmlich zu feyern, neben dem Monumente, das er sich selbst in seinen Werken und Wirkungen würdig errichtet hat. Auch übernahm ich diese schöne Pflicht nur in der Betrachtung: es könne das von mir Vorgetragene dem zur Einleitung dienen, was künftig, bei wiederholter Feyer seines Andenkens, von andern besser zu leisten wäre. Wird es unsern verehrten Meistern gefallen, mit diesem Aufsatz in ihre Lade alle dasjenige niederzulegen, was öffentlich über unsern Freund erscheinen wird, noch mehr aber dasjenige, was unsere Brüder, auf die er am meisten und am eigensten gewirkt, welche eines ununterbrochenen nähern Umgangs mit ihm genossen, vertraulich äußern und mittheilen möchten, so würde hiedurch ein Schatz von Thatsachen, Nachrichten und Urtheilen gesammelt, welcher wohl einzig in seiner Art seyn dürfte, und woraus dann unsere Nachkommen schöpfen könnten, um mit standhafter Neigung ein so würdiges Andenken immerfort zu beschützen, zu erhalten und zu verklären.

Bei Betrachtung von Schiller's Schädel.

Im ernsten Beinhaus war's wo ich beschaute
Wie Schädel Schädeln angeordnet paßten;
Die alte Zeit gedacht' ich, die ergraute.
Sie stehn in Reih' geklemmt die sonst sich haßten,
Und derbe Knochen, die sich tödlich schlugen,
Sie liegen kreuzweis, zahm allhier zu rasten.
Entrenkte Schulterblätter! Was sie trugen?
Fragt Niemand mehr; und zierlich thätige Glieder,
Die Hand, der Fuß zerstreut aus Lebensfugen.
Ihr Müden also lagt vergebens nieder;
Nicht Ruh' im Grabe ließ man euch, vertrieben
Seyd ihr herauf zum lichten Tage wieder,
Und niemand kann die dürre Schale lieben,
Welch herrlich edlen Kern sie auch bewahrte.
Doch mir Adepten war die Schrift geschrieben,
Die heiligen Sinn nicht jedem offenbarte,
Als ich in Mitten solcher starren Menge
Unschätzbar herrlich ein Gebild gewahrte,
Daß in des Raumes Moderkält' und Enge
Ich frei und wärmefühlend mich erquickte,
Als ob ein Lebensquell dem Tod entspränge.

Wie mich geheimnißvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur die sich erhalten!
Ein Blick der mich an jenes Meer entrückte,
Das fluthend strömt gesteigerte Gestalten.
Geheim Gefäß! Orakelsprüche spendend,
Wie bin ich werth dich in der Hand zu halten?
Dich höchsten Schatz aus Moder fromm entwendend,
Und in die freie Luft zu freiem Sinnen,
Zum Sonnenlicht andächtig hin mich wendend.
Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre.

Ueber Moses Leichnam stritten
Selige mit Fluch-Dämonen;
Lag er doch in ihrer Mitten
Kannten sie doch kein Verschonen!
Greift der stets bewußte Meister
Nochmals zum bewährten Stabe,
Hämmert auf die Pustrichs-Geister;
Engel brachten ihn zu Grabe. —

Zahme Xenie. Goethe's Werke Bd. IV. S. 374.

Friedrich Wilhelm Gotter.

Dieser um das Aufblühen der neuern Literatur Deutschlands höchst verdiente Dichter wurde geboren den 3. September 1746 zu Gotha und erhielt in diesem Sitze der Geistescultur und des guten Geschmacks und unter der obern Leitung seines allgemein geachteten Vaters, des nachmaligen Assistenzrathes G., eine weniger classische als humanistische und moralische Bildung. Um die Rechte zu studiren, ging er 1763 nach Göttingen, wurde 1766 zweiter geheimer Archivar zu Gotha, begleitete 1767 den Freiherrn von Flemmingen als Legationssecretair nach Wetzlar und 1768 zwei junge Edelleute als Führer nach Göttingen zurück, wo die mit seinem Freunde Boje begründete Herausgabe des „Musenalmanach's" ihm zuerst einen literarischen Namen und die Freundschaft Heyne's und Kästner's erwarb. Viel Einfluß auf ihn hatte damals die treffliche Ackermann'sche Schauspielergesellschaft und seine innige Verbindung mit Goethe und dem jungen Jerusalem, als er 1769 nach Wetzlar zurückgekehrt war. Eine Reise nach Lyon und zurück durch die Schweiz machte ihn mit dem französischen Theater so wie mit Geßner und Lavater genauer bekannt. Er starb als Geheimsecretär und Legationsrath zu Gotha den 18. März 1797. — Von Kindheit auf schwachen Körpers, aber lebendigen und frischen Geistes, belebte und fesselte er durch bewundernswürdige Declamationsgabe, ungemein leichte und meist geistreiche Impromptu's und hohe Liebenswürdigkeit jede Gesellschaft und war wegen seiner Kenntnisse und Moralität allgemein geehrt und von den Seinigen innigst geliebt.

Er schrieb:

Singspiele. Leipzig 1778 und 1779. 1 Bd. in 8.
Gedichte. Gotha 1787 und 1788. 2 Bde. in gr. 8.
Zum Andenken der Frau von Buchwald, nebst 2 ungedruckten Briefen des Herrn von Voltaire. Gotha 1790. gr. 8. Mit dem Bildniß der Fr. v. B.
Schauspiele. Leipzig 1795.
Gedichte. 3. Bd. oder: literarischer Nachlaß von Fr. Wilh. G., mit dessen Bildniß und Biographie, Gotha 1802 in 8. von seinen Freunden besorgt.

Einzeln haben wir dann noch von ihm:

Tom Jones. Eine Operette, aus dem Französischen. Mannheim 1772 in 8.
Die Dorfgala. Lustspiel. Gotha 1772 in 8. Neu aufgelegt. Ebendas. 1774 in 8.
Orest und Elektra. Gotha 1774 in 8.
Merope. Ein Trauerspiel. Gotha 1774 in 8.
Die falschen Entdeckungen. Lustspiel. Gotha 1774 in 8.
Medea. Ein Drama. Gotha 1775. 8.
Mariane. Ein Trauerspiel. Gotha 1776. 8. Das beliebteste und vorzüglichste von G.
Jeanette. Lustspiel nach Voltaire. Hamburg 1777. 8. Neue Auflage Ebendas. 1784 in 8.
Der Ehescheue. Lustspiel. 1777. 8.
Der Kobolt. Lustspiel. Ebendas. 1778. 8.
Der Faschingsstreich. Lustspiel. Ebendas. 1778. 8.
Der argwöhnische Ehemann. Lustspiel. Hamburg 1778 in 8. Wieder aufgelegt ebendas. 1785. 8.
Der Jahrmarkt. Leipzig 1778. 8.
Walder. Ländliches Schauspiel. Gotha 1778. 8.
Romeo und Julie. Leipzig 1779. 8. Neue Auflage 1785. 8.
Das tartarische Gesetz. Schauspiel. Ebendas. 1779. 8.
Trunkner Mund, wahrer Mund. Lustspiel. Leipzig 1779. 8.
Die unversehne Wette. Lustspiel. Leipzig 1781. 8.
Das öffentliche Geheimniß. Lustspiel. Ebendas. 1781. 8.
Adelaide oder Antipathie gegen die Liebe. Lustspiel. Ebendas. 1781. 8.
Zwei Onkel für einen. Lustspiel. Ebendas. 1781. 8.
Der Mann der seine Frau nicht kennt. Lustspiel. Ebendas. 1781. 8.
Die Mutter. Schauspiel. Ebendas. 1783. 8. dann: 1790 in 8.
Gesellschaftstheater. Aus dem Französischen der Frau von Genlis frei übersetzt. Leipzig 1783. in 8., erster Band.
Die Vetterschaft. Leipzig 1784. in 8.
Der schwarze Mann. Posse. Leipzig 1784. in 8.
Veit von Solingen. Lustspiel. Wien 1784. in 8.
Der Weise in der That. Lustspiel. Leipzig 1787. in 8.
Die Erbschleicher. Lustspiel. Leipzig 1789 in 8. Neue Auflage. Ebendas. 1798. 8.
Maria Theresia bei ihrem Abschied aus Frankreich. Leipzig 1796. gr. 4. Cantate.
Die Geisterinsel. Singspiel. Leipzig und Berlin, 2 mal aufgelegt 1799 in 4.
Andere Arbeiten in Journalen, Zeitschriften u. s. w.

Gotter's poetische Leistungen sind der getreueste Abdruck seiner französischen Bildung und eleganten Geschmacks in der deutschen Literatur. In seinen lyrischen Gedichten spricht eine zarte Innigkeit sanfter Gefühle, erhöht durch große Correctheit der Sprache und des Versbaues und eine anmuthige Wahl der Bilder den Leser wohlthuend an, namentlich zeichnete er sich dadurch im Liede und in der Epistel vortheilhaft aus. In seinen Lustspielen, welche er mehr oder weniger ausländischen Mustern nachgebildet hatte, herrschte eine glückliche Intrigue, gewandte Characterzeichnung und ein lebhafter und witziger Dialog vor; mehrere derselben waren lange Zeit Lieblinge des Publikums, wie z. B. die Erbschlei-

cher, der schwarze Mann, u. a. m. und haben sich auf der Bühne erhalten; seinen Trauerspielen fehlt es dagegen an Tiefe und Kraft, obwohl die Diction stets angemessen ist, und sich nicht, wie so oft geschieht, um diese Mängel zu verdecken, in rhetorischer Schwulst und Prunk verliert. Durch die Herausgabe des deutschen Musenalmanachs, eine Idee, welche von ihm ausging, erwarb er sich ein bleibendes Verdienst um das Wiederaufblühen unserer Literatur.

Ueber die Starkgeisterei. *)

(Bruchstück einer Epistel.)

Mit eignen Augen in die Welt zu gaffen,
Und in der Denkungsart nicht Affen,
Wie in dem Kleiderbrauch zu seyn;
Sich sein Systemchen selbst zu schaffen;
Des Aberglaubens Träumerey'n,
Der Vorurtheile Kinderey'n,
Und allen Schulpedanterey'n
Auf ewig gute Nacht zu sagen —
Wen nimmt der Vorsatz nicht mit edlem Eifer ein,
Sich muthig an das Werk zu wagen?
Doch Wahrheit wohnet nicht auf dem gebahnten Weg;
Man muß, der Göttin Schloß zu finden,
Durch manchen Dornenpfad sich winden,
Muß über manchen schmalen Steg,
Muß auf die steilsten Felsen klimmen;
Da wird zuletzt ein junges Herrchen schwach,
Verlieret die Geduld, und schleichet falschen Stimmen,
Die hier und dort im Walde schallen, nach.
„Was sucht ihr? rufen die Sirenen,
Die Wahrheit ist ein leerer Schall.
Wollt ihr in sich'rer Ruhe gähnen,
So glaubet nichts! der Erdenball
Sprang aus des blinden Zufalls Schooße;
Durch eben die Metamorphose
Kehrt er einst in sein Nichts zurück;
Das Leben ist ein Augenblick,
Der Mensch ein Hauch; der Zukunft Lohn und Strafen
Ersann die Politik; hielt, ohne diesen Traum,
Des Pöbels Ungestüm ihr schwacher Arm im Zaum?
Des Alterthumes Götter schlafen;
Der Neuern Gott ist ein Gedicht, wie sie;
Der Weise liebt aus Sympathie
Die Tugend, und bedarf nicht knechtischer Gesetze,
Um edel, groß, ein Menschenfreund zu seyn;
Doch hindert ihn auch kein Verbot, der Schätze,
Die die Natur ihm beut, sich sorgenlos zu freu'n,
Und jeden Augenblick der Sinnenlust zu weih'n." —

Der arme Thor! die Lehren kitzeln
Sein stolzes Herz, erhitzen ihm das Blut;
Er schlürft sie ein, geht weiter, faßt sich Muth,
Auf Kosten eines Spruchs zu witzeln,
Wird angehört, belacht; ihm wächst der Kamm;
Nun wagt er gar ein Epigramm;
Nun sammelt er die leichtesten Broschüren,
Bei denen Fabrikant und Trödler sich maskiren,
Und London oder Amsterdam,
Und dunkle Motto's, die den Titel zieren,
Verräther dessen sind, was sie im Schilde führen.
Nun will er selber laboriren,
Gießt ihren Geist in ein's, fängt an zu distilliren —
Ach, aber die Phiole springt! da liegt
Des Weisen Stein am Boden, und verfliegt!
Verdienter Spott lohn' ihm für die verlor'ne Mühe!

Dem Jüngling aber, welcher frühe,
Durch's Beispiel angesteckt, den rechten Pfad verlor,
Sein unerfahrnes Herz bethören ließ, sein Ohr
Verführern lieh, dem sey des Mitleids Zähre,
Dem sey der Wunsch geweiht, daß ihn sein Gott bekehre!
Er irrt in einem Labyrinth
Voll metaphysischer Sophismen, Hypothesen,
Die noch verworr'ner, als Mäanders Krümmen, sind:
Von unerschaffenem nothwendig freiem Wesen,
Von allgemeiner Kraft, von blindem Ungefähr,
Von todtem Urstoff — ewiger Bewegung
Im Kampf mit diesem Paradoxenheer,
Erlieget ihm die Kraft der Ueberlegung.
Der hält die Welt für Gott; ihm sind der Mond,
Die Luft, der Pavian, der Baum, die Marmorsäule,
Der vierte Heinrich und sein Mörder, alles Theile
Der Gottheit, die in ihm und um ihn wohnt.
„Wie thöricht! ruft ein And'rer, macht das Laffen,
Nicht Denkern weiß! Gott ist ein Geist voll Majestät;
Von Ewigkeit hat er die Welt erschaffen,
Und sitzt auf seinem Thron, der in den Wolken steht,
Und läßt sie gehen — wie sie geht."

Ein jeder preiset seine Waare,
Will seinem Nachbar in die Haare,
Und schlägt sich selber auf den Mund;
Ein jeder demonstrirt aus einem andern Grund,
Wie dieser Ball am Firmamente schwebe,
Ihm Sonn' und Mond die rechte Wärme gebe,
Und sich kein Rad aus seinem Gleise hebe.
Der glaubt, das Feuer sei der Geist,
Der die Natur von Pol zu Pol belebe;
Der spricht: das Wasser ist's! da doch ein Dritter dreist
Der Luft die Kraft ertheilt, und seinen Satz beweist.
Der malt die Tugend uns als eine sanfte Schöne,
Im Schooß der frommen Mutter aufgeblüht,
Voll Grazie, voll Reiz, die ihres Landes Söhne
Unwiderstehlich an sich zieht;
Die Tugend, der empfindungslose Herzen
Den Anstrich ihres schwarzen Blutes leih'n;
Indessen über sie die Hippiasse scherzen,
Und sie als Hirngespinnst verschrey'n.
„Den Himmel mögen Wolken schwärzen,"
Ruft Epikur, „laß uns stets heiter seyn.
Denn, wie das Blümchen auf der Aue,
Neigt unser Köpfchen sich, im kühlen Abendthaue;
Mein Seelchen, morgen bist du nichts!"
„Nein, Seele," ruft, vom Nektar trunken,
Freund Plato, „nein, du bist ein Götterfunken,
Und kehrst zurück zum Ocean des Lichts!"

Der Jüngling steht, im Widerspruch versunken.
„Wie glücklich war ich, seufzt er tief,
Wie glücklich, als ich noch im dunkeln Chaos schlief;
Wie elend nun! — Gibt's eine Gottheit? Rief
Sie mich zum Glück — zum Unglück? Darf ich wollen?
Bin ich ein Uhrwerk? Rollen
Die Räder unaufhaltsam mit mir hin?
Sind Lieb' und Haß Ausflüsse meiner Säfte?
Ist's eitle Müh' daß ich, bei jeglichem Geschäfte,
Bei jedem Schritt den Blick auf Tugend hefte,
Und sie zu meiner Führerin
Erflehe — da des Zufalls Eigensinn
Die Bahn mir zeichnete, die ich vom Anbeginn
Betreten mußte — da, im Buche
Des Schicksals, ich vielleicht zum Bösewicht, zum Fluche
Der Menschheit ausersehen bin? —
Ist meine Seele nur ein Sinn,
So stocket, mit der Nerven letztem Zücken,
Auch das Gedankenrad; die taube Masse ruht,
Kehrt in der Schöpfung Ebb' und Fluth
Zurück, fängt wieder an unmerklich fortzurücken —
Ein Wurm — dann eine Pflanze — dann ein Thier —
Dann wieder Mensch. Was hilf' es mir,
Daß ich, wie Cato, strenge lebte,
Vor Wallungen des Blutes bebte,
Gott suchte, den ich niemals fand? —

Ja, wenn dieß Erdenvolk, so zahllos, als der Sand
Am Meer, der Vorsicht vor den Augen schwebte?
Wenn sie das kleinste Körnchen, mich,
Auch kennte? — doch was nährst du dich
Mit einem süß beredten Wahne?
Warum verhängte sie Sturm, Fluthen, Hunger, Pest
Und jede Noth, die Thränen uns erpreßt?
Wie duldete sie Krieg und Raubgier, und Chicane?
Wie kämen die Domitiane
Zum Thron der Welt, zum Bettelstab
Der Menschenfreund, der Held zur Krücke?
Wie stürbe, lebensatt, in ungestörtem Glücke,
Der graue Bösewicht, indeß ein frühes Grab,
In ihrem Lenz, von Kind und Gatten
Die gute Hausfrau trennt? Wie sucht' ich meinen Freund
Schon in dem Aufenthalt der Schatten? —

---

*) Aus Friedr. Wilh. Gotter's Gedichten.

Doch Ewigkeit! — Ein Licht, das immer scheint!
Ein Tag, der das Verlor'ne wiederbringet,
Und das Geschiedene vereint,
Und Unrecht ausgleicht, und Verworrenheit entschlinget! —
Und o, dem Kämpfer, der hier standhaft ringet,
Die Siegeskrone dort; aus des Vergelters Hand! —
Wahn, neuer Wahn, so lieblich er auch klinget!
Ach, zeigt mir erst den Mann, der aus dem dunkeln Land
Die frohe Botschaft wiederbringet! —

Wo warst du, schwindelnder Verstand? —
Allvater, oder wie der Sphären Jubellieder
Dich nennen, ewiger, gerechter, weiser Geist,
Vergib — hier fall' ich reuig vor dir nieder —
Vergib mir, wenn ich irre! Herr, du weißt!
Ob ich nicht Tugend über Alles schätze!
Du zählst die Thränen, in verschwieg'ner Nacht,
Mit denen ich mein Lager netze!
Siehst, wie das Herz mir klopft, in deiner Pracht
Dich zu erkennen! Ach, enthülle
Mir deine Wege! Send' aus deines Lichtes Fülle
Nur einen Strahl herab, der mir den Ausgang zeigt
Aus diesem Abgrund von Gedanken! —
Ach, immer dunkler wird's um mich — der Boden weicht —
Die ungewissen Füße schwanken —
Unendlicher, erbarme dich der Schranken
Des Endlichen! Nur einen Strahl!" — Er schweigt;
Sein Blick erstarrt; die trübe Stirne neigt
Sich zu der Brust; Gehör und Sprache fehlen
Dem Staunenden. Die Krankheit edler Seelen,
Melancholey, nimmt stündlich in ihm zu.
Für jede Freude todt, nur sinnreich, sich zu quälen,
Unschlüssig zu verdammen, zu erwählen,
Wirft er Voltairen oder Baylen,
Voll Unmuth aus der Hand, und findet nirgends Ruh.

Auf! eile, Jüngling, in des Oehlbergs Schatten,
Eh' deiner Feinde Zahl sich häuft,
Eh' deinen Geist Fühllosigkeit ergreift,
Und Muth und Kraft in dir ermatten,
Eh' die Verzweiflung — Ach! welch' Angedenken faßt
Beim Schopfe mich, wirft mich an eine Klippe,
Daß das Gebein mir kracht, und meine Wang' erblaßt?
Nein! der geliebte Nam' entschlüpfe nie der Lippe,
Sei heilig meinem Schmerz in dunk'ler Einsamkeit,
Sey von dem Pöbel unentweiht!
Er hat die Ruhe nun, die er gesucht, gefunden *) —
Eh' die Verzweiflung, die in ihrer Opfer Wunden
Gift, statt des Balsams, gießt, bei zeugenloser Nacht
Den Dolch dir reicht, und in der schrecklichsten der Stunden
Dich ohne Rettung elend macht. —

Der Vorhang rauscht. — Weh' euch! Ich seh' die Frucht,
Ihr Neuerer, die euer Beispiel stiftet;
Jahrhunderte, durch eure Zweifelsucht
Und Spötterei und Tollkühnheit vergiftet.
Ich seh' die Bande der Natur
Zerrissen; Redlichkeit im Staube; Unschuld, Ehre,
Verbannt; zertrümmert die Altäre
Der Freundschaft; und gebrochen Pflicht und Schwur.
Ich seh' den Untergang der edelsten Geschlechter,
Verruchte Väter, Mütter ohne Scham,
Zu frechen Künsten auferzog'ne Töchter,
Und Männer ohne Bart, gebor'ne Haremswächter,
Zu denen nie der Mann zur Reife kam;
Ich seh' die Ruh' der schönsten Ehe
Durch einen Lovelace gestört;
Ein junges, schwaches Weib, durch Leidenschaft bethört,
Zu einem Augenblick von ihrer Tugend Höhe
Herabgestürzt, in Thränen schwimmen; sehe
Verführter Jungfrau'n Angst; sie schreien: Wehe! Wehe!
Und zücken einen Dolch, den Zeugen ihrer Schmach,
In ihrer Brust, im Schlafe, zu durchbohren.
Unwiederbringlich ist ein ganzes Volk verloren,
Vertrocknet seine Kraft, als wie ein Regenbach.
Die Tugend flieht, und seufzt noch Einmal: Ach!
Und steigt empor zu ihrer Freunde Chore,
Siegprangend zieht das Laster durch die Thore,
Und Elend, sein Gefolge, wimmelt nach.
Banditen, Phrynen, Räuber und Sitone
Sind nun ein freier Staat;
Den Thron entweih'n Nerone,
Narcisse den Senat.
Ich sehe Tonnen Gold's, wie Schnee im Lenz zerrinnen;
Ihr stolzer Herr seufzt in des Kerkers Staub,
Und seine Sclaven, seine Kupplerinnen
Bewohnen seine Schlösser, theilen seinen Raub,
Und stoßen seine hülfentblößten Kinder,
Die bleich um Brod nur fleh'n, mit ihren Füßen fort.
Der Freund erwürgt den Freund — dort fallen beide, dort —
In jedem Frevel ausgelernte Sünder!
Sie wälzen sich in Blut, und fluchen — fluchen sich,
Wie Teufel thun — verzweifeln — sterben. —
Wer brüllt zu meiner Linken fürchterlich
Auf kaltem Stroh? Tod und Verwesung färben
Schon seine Lippen; Gift, sein letzter Trost, durchwühlt,
Wie Feuer, sein Gebein; Er aber fühlt
Nicht diese Gluth; ihn tödten and're Qualen:
Furchtbare Hände fahren aus der Wand,
Die seine Thaten all' auf schwarzem Teppich mahlen;
Er schaudert vor dem Bild zurück — sinkt an den Rand
Der Ewigkeit — und schaudert wieder. — —
Grausame Phantasie, schwing' endlich dein Gefieder!
Und du, o Greuelvolle Gruft,
Schleuß' dich vor meinen Blicken wieder! —
Sie flieht. Der Vorhang wallet nieder,
Und die beklomm'ne Brust schöpft wieder frische Luft.

Wenn ich in meines Eifers Strenge
Den Pfuscher in der Kunst, den Meister, der sie kennt,
Auf einen Augenblick, dem Scheine nach, vermenge;
Verzeih' es mir, o weises Parlament!
Nein! weil, um zügelfreien Lüsten
Sich, sorglos, wie das Thier, zu weih'n,
Verderbte Menschen sich mit eurem Orden brüsten,
Und mißverstand'ne Grübelei'n
Ein tiefgelehrtes Ansehn leih'n,
Und vor den Strafen, die verstockten Frevlern dräu'n,
Sich in die Burg der Alleläug'ner retten:
Verkenn' ich eu'ren milden Einfluß nicht.
Und Ehrfurcht gegen Euch ist meine Lieblingspflicht.

Allein gesetzt, Adepten hätten
Bis in die Nacht, wo sich sein Quell verliert,
Der Wahrheit Lichte nachgespürt;
Die Knoten, die um uns're Wiegenbetten
Der Wärterinnen Einfalt flicht,
Wie Philipps Sohn, zerhau'n; den ersten Unterricht,
Der an uns hängen bleibt, wie Kletten,
Rein von sich abgeschüttelt; hätten
Mit Adlerblicken alles tief durchschaut,
Verschlungen, wiederkäu't, verdaut,
Was je auf diesem Erdenrunde
Ein Weiser seinen Zöglingen vertraut;
Und nun auf diesem Felsengrunde
Von Forschungsgeist, Natur- und Völkerkunde
Sich ihres Denkens Schloß erbaut;
Ist ihre Tugend aufgeklärter,
Ist ihre Redlichkeit bewährter,
Ihr Mitleid thätiger als unser Mitleid ist?
Sind sie getreu're Bürger, bess're Diener,
Im Unglück ruhiger, und in Gefahren kühner?
Sind sie versöhnlicher im Zwist?
Sind ihnen Weib und Kinder lieber?
Genießen froher sie des Lebens kurze Frist?
Und schlummern sie gelassener hinüber,
Als, in des Glaubens Arm, der Christ?
Gut mögt ihr seyn, ihr Herrn, doch besser bleibet besser;
Held Scipio war groß, Held Gustav Adolph größer.
Oft ist das Unglück nur, daß wir uns nicht versteh'n.
Ihr stoßt euch an die Schlacken — Laßt uns seh'n,
Ob in dem Tiegel sich das Gold bewähre!
O, kenntet ihr die reine Lehre,
Rein, wie sie von dem Lehrer ging,
Eh' Stolz und Eigennutz mit Lumpen sie behing,
Du, redlicher Jean Jaques, du beißender Voltaire,
Ihr gäbt ihr heute noch die Ehre,
Und eiltet ihrem Tempel zu!

Wohl dem, Geliebter, dessen Ruh'
Kein Zweifel unterbrach, seit, mit der Ammennahrung,
Er jenen milden Glauben in sich sog,
Der seine herzlichen Verehrer nie betrog!
Ach, auf dem Pfühl der Offenbarung

*) Beziehung auf einen hoffnungsvollen jungen Mann, dessen übertriebener Hang zu metaphysischen Speculationen mit Tiefsinn und Selbstmord endigte.

Schläft's sich so sanft! — Doch schränkt auf Mystik und Brevier
Sie nicht die Tugend ein, und schmeichelt nicht den Sinnen.
Zur Arbeit — ward der Mensch. Sophisten, wüßtet ihr,
Wie schnell die Stunden uns, bei regem Fleiß, entrinnen,
Wie rein die Freuden sind, die wir durch ihn gewinnen;
Ihr ketteten den Vorwitz an, wie wir!
Treibt euch der Müßiggang, Phantomen auszusinnen —
Sägt Holz! spornt euch der Hunger — lernet spinnen!

Hat sich das Auge dieser Welt
Durch einen Stoff vom blinden Chaos trennen,
Und so den Platz am Himmel nehmen können,
Daß es uns nicht verzehrt, nur wärmet und erhellt?
Wer hieß die Millionen Lichter brennen,
Die kühle Ruh' und sanften Wiederschein,
Von ihrem Thron, auf unf're Hütten streu'n?
Und wer gebot dem Mond, die Erde zu begleiten?
Und wer ist's, der den Ocean
Bezähmet, daß er nicht aus seinem Ufer gleiten
Und uns die Sündfluth wiederbringen kann?
Wer hatte Kraft, den Mantel auszubreiten,
Der tausendfarbig über unf'rem Haupte fließt,
Des Lenzes Hoffnung und des Herbstes Schätze
In seiner Falten Schooß verschließt?
Wer gab dem Wasser und der Luft Gesetze,
Daß keines in das and're sich verlor?
Wer schrieb den Winden ihre Laufbahn vor?

Ist euer Auge blind, verschlossen euer Ohr,
Daß ihr des Schöpfers noch nicht achtet,
So kehrt in euer Herz zurück!
Vielleicht entdeckt ihn euer Blick,
Wenn ihr euch selbst, vom Wahne frei, betrachtet.
Der Geist, der in euch wohnt, der nach Unsterblichkeit,
Voll unstillbaren Durstes, schmachtet;
Mit zitternder Begier die Dunkelheit,
Die euch umhüllet, zu durchbrechen trachtet;
Sich muthig in die Wolken schwingt,
Und Klarheit aus der Sonne trinkt;
Der alles um euch her zu eu'rem Dienste zwingt,
Und, Herr der Erde, selbst erfindet,
Zusammenträgt, erbaut, verbindet,
Verschönert, umschafft und zerstört;
Der Drang, den euer Herz bei fremdem Leid empfindet;
Die Wollust, die ihr oft in stillen Thränen findet;
Der Schauder, der durch euer Wesen fährt,
Wenn eure Jugendstärke schwindet,
Euch Alter oder Krankheit überwindet,
Und ihr den Tritt des Todes hört:
Ach! alle diese Stimmen klagen
Euch Himmelstürmer an; sie zwingen euch, zu zagen
Und vor dem Herrn von euren Tagen,
Und allem was da lebt, anbetend hinzuknien.
Noch herrlicher erblickt ihr ihn
In Männern, die sein Bild auf ihrer Stirne tragen,
In Newton und in Antonin.
Ja, lauter, als die Sonnenkreise,
Und der Planetentanz um sie,
Als der Kometen ungemess'ne Reise,
Des ganzen großen Baues Harmonie,
Und der Geschöpfe wunderbare Stufen,
Vom Wurme bis zum Behemoth,
Vom Schwamme bis zur Eiche — lauter rufen
Die Tugend, das Genie: Es ist ein Gott!
Ihr fühlt es, doch um neu, um sonderbar zu scheinen,
Treibt euch der Stolz, es zu verneinen,
Obgleich das Herz den Lippen widerspricht.
O! lernt erst dieß Gefühl bekämpfen,
Lernt des Gewissens Aufruhr dämpfen,
Sonst seid ihr Atheisten nicht.

War je ein Mensch, der keine Gottheit glaubte,
So wußt' er nichts von innerlichem Streit
Und grübelnder Spitzfindigkeit;
Er schwamm im Strom' der Dinge fort, erlaubte
Sich jeden Wunsch, blieb in der Freude kalt,
Und kalt im Schmerz. Vom heftigen Verlangen,
Der Wesen Triebwerk zu umfangen
Und jedes Rad zu seh'n, hat nie sein Blut gewallt;
Vertieft in traurige Chimären,
Schlich er dahin, vom Kitzel fern,
Sich im Marktschreierton zu lehren,
Und kleine Geister zu bekehren;
Sah ungerührt der Wissenschaften Kern
In Folianten eingetragen,
Die Narren, die sich bläh'n, und Narren, die verzagen,
Das Laster auf dem Thron, die Tugend auf dem Block;
Ihm galt sein Leben, wie sein Rock,
Er zog ihn aus, wenn er ihn drückte;
Kein Kummer nagte, keine Hoffnung jückte
Sein welkes Herz; nichts band ihn an die Welt;
Der gold'nen Feyenmährchen müde,
Mit denen sich die Jugend unterhält,
Umgab ihn todtenstiller Friede.
So glomm er langsam weg, erlosch und merkt' es kaum;
Sein Tod war, wie sein Leben, nur ein Traum.

Doch, Muse, halt! Zurück in deiner Kräfte Raum!
(Du, Schmetterling, wirst dir den Fittig sengen!)
Bin ich der Mann, den Unsinn zu verdrängen,
Der, von der Seine her, im Strom' der Mode kömmt,
Und unser Deutschland, ungehemmt,
Mit Wörterbüchern und Romanen und Gesängen,
Voll schalen Witzes, überschwemmt?
Umsonst hat Mancher schon entgegen sich gestemmt,
Die Schlüsse umgestürzt, geprüft die Anekdoten,
Entblößt des Spottes traurige Figur;
Umsonst hat man, weil keine Cur
Gelingen will, Fiscal und Henker aufgeboten.
Die Herr'n gefallen sich in der Carricatur,
Halb Skeptiker und halb Deisten,
Und wissen stets den Weg, sich tiefer einzunisten.
Sie lesen nichts, was ihren Kopf beschwert;
Und halten sie's der Müh', es durchzublättern werth,
(Statt Opiums, wenn ihnen Schuldenlisten
Durch's Köpfchen zieh'n,) so bringt ihr ausgelass'ner Hohn
Des Deutschen trock'nen Ernst, die Opponentenmiene,
Den feierlichen Kanzelton
Gleich parodirend auf die Bühne.
Wir ärgern uns, und schreiben noch einmal;
Logik, Metaphysik, Dogmatik und Moral
Wird ausgekramt; nun glaubt man sie zu haschen;
Sie drehen sich — weg war der Aal!
Ha! lieber wollt' ich Mohren waschen!

Sprich aber, Freund, was wollen nur
Die philosophischen Despoten?
Vertilget ist der falschen Eif'rer Spur,
Die der Vernunft mit Macht und Fesseln drohten,
Vertrocknet das vergoß'ne Blut,
Und ausgelöscht der Scheiterhaufen Glath.
Die orthodoxischen Scholasten,
Die, wie ein Priester, wild, wann Phöbus in ihm stürmt,
Sich über Dogmen, die sie selbst nicht faßten,
Und über Träumerei'n, auf Träumerei'n gethürmt,
Zum Aergerniß der Laien haßten,
Sich bis in's Grab verfolgten — ach, sie rasten,
Tief in des Lebens Strom getaucht!
Der Zinsendorfe Schwindel ist verraucht.
Die Fürsten weiden ihre Nationen,
Als gute Hirten, mit gelindem Stab;
Im Frieden werden wir geboren, wohnen
Im Frieden, sinken friedlich in das Grab.
Kein Bannstrahl aus dem Vaticane
Schreckt die Regenten, keine Kreuzesfahne
Ruft das betrog'ne Volk von seiner Pflugschar ab.
Der Bund, der, wie mit einem Talismane,
Von Rom bis Paraguay der Welt Gesetze gab,
Er ist zerstört; die trägern Tagediebe
Flieh'n scheu zurück zur Zelle, zum Altar.
Die Priester lehren einen Gott der Liebe,
Und zwingen nicht zum Glaubensformular.
Wer mild und gütig ist, wie einst ihr Meister war,
O, dem verzeihen sie des warmen Blutes Triebe.
Ruft einer unter ihnen noch:
„Streng ist sein Wille, hart sein Joch,
Und den trifft ewig Fluch, der weicht von den Gebothen!"
So spotten selbst die Weisern des Zeloten.

Und dennoch schrei'n die aberklugen Herr'n
Noch über Wahn und Blindheit, schicken gern
Ihr Licht zu uns herab, zu uns Lebendigtodten.
Nein! nein! behaltet nur die Fackel der Vernunft!
Wir scheuen allzugroße Helle;
Des Glaubens Lämpchen g'nügt für unf're kleine Zelle.

Genug von der Apostelzunft!
Laß uns, mein Freund, den Gott im Stillen lieben,

Der uns zuerst geliebt, der uns an Kindesstatt
Von Ewigkeit gewählet hat,
Von Ewigkeit uns in sein Herz geschrieben,
Und für ein grenzenloses Glück bestimmt;
Der gern das Schaf, das aus der Irre kehret,
Zur großen Heerde wieder nimmt;
Der sanfte Pflichten nur uns lehret:
Die Mäßigkeit, die durch sich selbst uns lohnt;
Die Menschenliebe, die (der unsichtbaren Güte
Statthalterin!) in edlen Seelen wohnt;
Und die Geduld, die bei zerschlag'ner Blüthe,
Bei Flammenraub, beim Sarg des Sohnes und der Braut,
In die entfloh'nen Tage schaut,
Und nicht vergißt, daß er, der ungern kränket,
Zum Besten stets die kurzen Leiden lenket;
Und ruhige Genügsamkeit;
Und himmlische Verträglichkeit,
Die dem Beleidiger verzeiht,
Und den nicht haßt, der irrig denket.

Ein guter Gott ist er, dem unerschrock'ner Muth
Und eines reinen Herzens Lallen
Mehr, als der jungen Rinder Blut
Und Hekatombenstolz, gefallen;
Dem unbewußt kein Haar von unsrem Haupte fällt;
Der meiner Thaten kleinste kennet,
Und jede Luft, die im Verborg'nen brennet,
Und jeden Wind, der meine Segel schwellt.
Wär' er zu groß, um mich sich zu bekümmern,
Ein Gott Homer's, der auf dem Ida schlief,
Indeß aus tiefer Noth das Heer der Teucrer rief;
Ließ, unter ihres Glückes Trümmern,
Er, ohne Trost, die Unschuld ewig wimmern;
Wo bliebe seine Macht? wo seine Gegenwart?
Hält den Unendlichen im Himmel wer gefangen?
Ist seinem Blick der kleinste Wurm entgangen?
Hat noch ein Mensch umsonst auf ihn geharrt?
Nur fordre nicht, du Thor, daß sich, auf deine Bitte,
Die Ordnung der Natur zerrütte,
Sich aus der Dinge Kett' ein Glied
Verdrehe; daß, erweicht durch eines Schwärmers Lied,
Auf dürre Flur der Himmel Regen schütte,
Die Pest verschwinde, die dein Volk verheert;
Und daß der Untergang verschone deine Hütte,
Wenn du sie selbst durch Schwelgerei zerstört!
Nur murre nicht, kurzsichtiger Bewohner
Des kleinsten Punets, wenn dir ein Plan mißlingt,
Wenn Undank triumphirt, Verdienst mit Mangel ringt,
Wenn, deinem Dünkel nach, der Schooner
Des Frevlers Stolz zu lange trägt!
Was bist du gegen den, der Recht und Unrecht wägt?
Du sieh'st dich um — und stirbst! der Wiege folgt die Bahre!
Ihm ist ein Tag, wie tausend Jahre,
Und tausend Jahre wie ein Tag.
Er sah den Keim der in der Erde lag —
Den Baum — den Blitz, der ihn zersplittert,
Mit einem Blick. Der Sturm, der hier ein ganzes Land
In seinem Mittelpunct' erschüttert,
Bringt dort ein hoffnungsloses Schiff zum Strand.
Vor ihm entwickelt sich, was ungleich und verschlungen
Hienieden scheint; des Lebens Dämmerungen
Zerfließen ihm in Licht.
Dein Auge folgt dem Flug der Lerche nicht,
Und will bis in den Himmel reichen?

Ein guter Gott ist er, der nicht von mir begehrt:
Du sollst in finst're Wüsten schleichen,
Von deiner Sündenlast beschwert,
Dich nähren, wie der Stier sich nährt!
Der nicht umsonst, so lieblich anzuschauen,
Das Weibchen und die Traube schuf;
Der Vater Noah'n den Beruf,
Der Sorgen Gegengift zu brauen,
Und mir den Trieb verlieh, mein Nestchen auch zu bauen;
Der Vögel für uns singen, Quellen rauschen, Auen
Im Lenze blühen heißt, und laue Weste weh'n;
Ach, der nicht sauer sieht, wenn wir mit frischen Kränzen
Des Frühlings Wiederkehr, der Ernte Fest begeh'n,
Und, unter Liedern, unter Tänzen,
Voll Dankes auf zu seinem Himmel seh'n;
Wenn wir der Tonkunst Reiz tief in der Seele fühlen,
Wenn Schweizers Zauber bald den wonnetrunk'nen Geist
Hinüber in das Land beglückter Schatten reißt*),
Bald, unsre Phantasie zu kühlen,
Ein Lied'chen aus der Jagd von Chloens Lippen fleußt;
Wenn wir, der Arbeit müde, mit Poeten,
Den edlen Söhnen der Natur,
Des Winters lange Weile tödten,
Und, aus Gesundheitsliebe nur,
Die trägen Geister zu erwärmen,
Mit weisen Freunden weise schwärmen;
Jetzt, bei der Journalisten Katzenwuth,
Nicht ohne Schadenfreude, kittern,
Und jetzt, bei Toby's Laun' und Trimm's gelass'nem Blut
Das Zwergfell heilsamisch erschüttern:
Denn Lachen schützt vor Spleen, begünstigt das Verdau'n,
Und riß sogar, darf man der Sage trau'n,
Den Mann, der Narrheit pries, einst aus des Todes Klau'n*).

Ein guter Gott ist er, der (wenn die Zunft von Götzen**)
Im Schauspiel nichts, als weit und breit
Des Satans Werbhaus, sieht), den Frevel gern verzeiht,
Daß wir uns an Zayrens Leid,
An Werner's guter Seel' ergötzen,
Und nicht dem Mann, der unser Herz erfreut,
Für seine Müh', aus Dankbarkeit,
Ein Stühlchen in der Hölle setzen.

Wer diesen Gott mir zu entzieh'n vermeint,
Sein theures Bild aus meinem Herzen
Mit Pfeilen der Satyre merzen,
Mich so erleuchten will, der ist mein Feind,
Und so gelehrt und klug er immer scheint,
Mir ist er nur ein gifterfüllter Schwätzer.

Ich lobe mir gesunden, schlichten Sinn,
Und danke Gott, daß ich kein Grübler bin.
Schlendr' ich auch dann und wann auf einen Abweg hin,
So sey's mit Nothanker, dem Ketzer,
Und seinen Brüdern in den Herrn;
Dem nachsichtsvollen, sanften Stern,
Und o! dem guten Wakefielder.
Ich hasse Fanatismus, der uns wilder
Als Cannibalen macht.
Mich schrecken Fabeln nicht, in öder Zellen Nacht,
Vom blöden Müßiggang erdacht!
Noch von der Barbarei in Holz geschnitzte Bilder
Des pferdefüßigen Monarchs vom Schwefelpfuhl.
Im Dunkel thront des Richters Stuhl,
Im Dunkel ruhen seine Blitze.
Weh' dem, der mit verweg'ner Hitze
Den Vorhang zu zerreißen wagt;
Den schwarzen Ausfluß seiner Galle
Der Gottheit unterschiebt; mit hohler Stimme Schalle
Furcht in die schwächern Seelen jagt;
Und rasch das Urtheil spricht, daß Socrates, der Weise,
Der, für die Wahrheit, unverzagt
Begann die ungewisse Reise,
Und Marc Aurel und Titus und Trajan
Für ihrer Großmuth gold'ne Thaten,
Nun ewig an dem Spieß und auf dem Roste braten,
Weil sie den Stern aus Morgenland nicht sah'n!
Streit, wie ihr wollt, mein Herz setzt sich dawider.
Naturalist, Deist, Papist und Protestant
Sind alle meine lieben Brüder,
Und nur auf den seh' ich voll Abscheu nieder,
Der Mechschenliebe nie empfand —
Auf euch, die ihr mit Feuer und mit Schwerte
(Wozu verführst du nicht, verfluchter Durst nach Gold!)
Die Bürger einer halben Erde,
Geschwinder, als der Donner rollt,
Von ihrem väterlichen Herde,
Von ihren Tempeln weggeschreckt,
Sie, wie des Waldes Thier', erschlagen,
Mit euren Seuchen, euren Lastern angesteckt,
Und über sie die schrecklichste der Plagen,
Die Sklaverei gebracht!
Ihr habt des Christen Ruhm, mit welchem ihr euch brüstet,
Zum Fluch der halben Welt gemacht.
Wie werd' ich gegen Euch entrüstet,

*) Alceste war um diese Zeit erschienen.

*) Anspielung auf die Anekdote von Erasmus Geschwür.

**) Der berühmte Orthodox dieses Namens hat sich selbst, in der bekannten Geschichte mit dem Pastor Schlosser, an die Spitze der Theaterfeinde gestellt.

Wenn Schwermuth meinen Geist auf jene Küsten bannt,
Wo ihr mit Menschenblut erkauft, was euch gelüstet;
Wo Menschen, so wie ihr, mit Thränen nach dem Land,
Aus dem ihr sie entführtet, schauen,
Mit Thränen eure Felder bauen,
Von Hunger abgezehrt, von Arbeit übermannt,
Gespenstern gleich, die Nachts um Gräber schleichen,
Entkräftet, wund, in ihrem Joche keuchen;
Wo für ein Nichts ihr sie auf Foltern spannt,
Und ihr Geschrei und eurer Peitsche Knallen
Erschrecklich mir von Felsen wiederhallen!

Philosophie — ich hab' es schon bekannt —
Philosophie lass' ich in ihrer Würde!
Sie zeuget Freiheit, Tugend, Muth; entflammt
Das Herz für Gott, von dem sie stammt;
Erleichtert menschenfreundlich uns die Bürde
Des Lebens; ist ein Quell in dürren Wüstenei'n;
Der Pharus, dessen sanfter Schein
Mein Schiffchen wahrt, daß es nicht strande.
Entweichet sie aus einem Lande,
So wankt der Thron, und der Monarch
Kann sich durch keine Schweizer schützen;
So läßt den Dolch, den er bisher verbarg,
Der Aberglaube wieder blitzen,
So wird die Freistatt der Vernunft — ein Sarg;
So steigen unzählbare Stimmen
Im Schlaf erwürgter Opfer himmelan;
Im blutbedeckten Bette schwimmen
Der Säugling und der Mann;
So sieht das Weib mit höllischfrohem Lächeln,
Des Gatten Scheiterhaufen glüh'n;
Der Vater hört entzückt des Sohnes Röcheln,
Er tödtete ja Gott zu Ehren ihn;
So schleichet, im Tartüffischen Gewande,
Das Laster frech von Haus zu Haus,
Und bringt in die Geschlechter Zwist und Schande
Und saugt das Mark des Landes aus;
So schließen Geld und Geißelung die Thore
Des Himmels auf, und moderndes Gebein
Befreit vom Kropf, vom Stein, vom Zipperlein;
So bebt das Volk vor einem Meteore,
Vor einer alten Frau, vor eines Raben Schrei;
Den Landmann treibet Schwärmerei,
Daß er in Wälder flieh', in Mauern sich versperre;
Todt liegt der Acker — eine Wüstenei;
Die Wissenschaft wird Barbarei,
Und die Religion — Geplärre.

So jammervoll, durch Glaubenszwang entstellt,
Gehüllt in öde Finsternisse,
Lag Deutschland einst. Daß aus den Chroniken der Welt
Ein Genius die schwarzen Blätter risse! —
Doch mit hellglänzendem Panier
Stieg Weisheit wieder von dem Himmel,
Mit ihr der Friede; das Gewimmel
Der Dummheit floh; die Nacht verschwand; die Thür
Des Elends wurde zugeriegelt! —
Dank sei ihr, ewig Dank dafür!
Nur wenn sie sich vermißt, sich ungezügelt
In's Meer der Gottheit stürzt, und klügelt,
Wo, tief anbetend, der Verstand
Der Leibnitze, der Haller stille stand,
Wo selbst der Seraph seinen Mund versiegelt —
Wird sie zum Schwert in eines Narren Hand.

So denk' ich, theurer Freund, und lasse
Die Geister von der höhern Klasse
Den alten Wein aus Rom und Griechenland
Mit ihres Witzes Schaum durchwässern,
Und uns're beste Welt regieren und verbessern.
Auch lass' ich gern den Unverstand,
Wie's ihm beliebt, die Scheidewand
Des Himmels und der Hölle setzen,
Und Erd' und Himmel wider den verhetzen,
Der Spott mit seinen Anathemen treibt.
Mich weiß Apoll und Freundschaft und Vergnügen
Um meine Muße zu betrügen,
Daß zu Sophisterei'n und Glaubensritterzügen
Kein Viertelstündchen übrig bleibt.
Ich lebe, frei von schwarzen Sorgen,
Gemächlich in den Tag hinein,
Und denke nur am frühen Morgen,
Ihn ganz mit Blumen zu bestreu'n.
Um mich des Augenblicks zu freu'n,
Ward mir der Zukunft Nacht verborgen.
Ja, Freund, haushält'risch mit der Zeit
Und mit der Freude karg verfahren,
Genießen die Gelegenheit,
Für trübe Stunden Heiterkeit,
Und Hoffnung, wenn ein Sturm uns dräut,
Und einen Wunsch für morgen sparen —
Hat keinen Weisen noch gereut,

Und daß ich nicht auf diesem Pfade wanke,
Verdank' ich Ihm, dem ich mein Leben danke.
Ach, welch ein Mann! Voll Menschenfreundlichkeit,
Voll echter, deutscher Redlichkeit!
Ihm gleich zu seyn — welch ein Gedanke!
Froh that er seine Pflicht, und fürchtete nur Gott,
Und dient' ihm ohne Falsch, und haßte frechen Spott.
Ein guter Vater, liebevoller Gatte,
War er vergnügt mit seinem Loos,
Im Leiden durch Geduld, im Glück durch Demuth groß;
Und fand, wenn er die Last des Tags getragen hatte,
Den süß'sten Lohn in treuer Freundschaft Schooß,
Und im Genusse häuslich stiller Freuden,
Die das Geräusch der großen Häuser meiden.
Ach, meine Brust bleibt ewig sein Altar!
Sein Beispiel, das mich früh zu gutem Muth gewöhnte,
Heil ihm, daß er's mit einem Tode krönte,
Der lehrreich, wie sein Leben war!
Ihn schreckte nicht die steigende Gefahr!
Sein Auge lächelte, da seine Lippe stöhnte,
Und schon Zerstörung ihm durch jede Nerve drang.
„Ich gehe, sprach er, meiner Väter Gang;
Was weinet ihr wenn ich mich freue?"
Weg mit der Feder! — Fließt, ihr Thränen, fließt auf's neue! —
Und, daß ich nie sein edles Bild entweihe,
Erinn'rung, stell' es mir so treu, so täuschend wahr,
Als es mich jetzt umschwebt, auf jedem Schritte dar! — —

Wenn auch mein Stundenglas gemach zum Ende rinnet,
Die Ewigkeit vor meinen Blicken tagt,
Das schreckliche Verhör beginnet,
Dem der verborgenste Gedanke nicht entrinnet —
Und dann kein Fluch verführter Unschuld mich verklagt,
Kein Haß in meinem Busen lodert,
Kein Mündel seiner Väter Schweiß, kein Freund
Das anvertraute Pfand von meinen Händen fodert,
Noch über mich des Armen Witwe weint;
Wenn der Gedank' an mit vergoss'ne Thränen,
An einen Wassertrunk, dem Dürstenden gereicht,
Allein mir übrig bleibt, indeß, vom Tod verscheucht,
Der eitlen Freuden Chor auf immer von mir weicht;
Wenn meines Lebens bunte Scenen,
Mit Schwachheit nur und Irrthum ausgefüllt,
Des Vaters Lieb' in ihren Schleier hüllt,
Des Vaters, der durch Reue sich versöhnen,
Und Gnade gern für Recht ergehen läßt;
Wenn um mein Ohr der Freundschaft Seufzer tönen,
Und ihre Hand nicht meine Hand verläßt —
Soll ich dann noch vor Menschendrohung zittern,
Und meiner Augenblicke Rest
Durch selbstgemachte Furcht verbittern?
Das gebe deine Huld nicht zu,
Du liebevoller Quell der Ruh'!
Erhöre mein Gebet, das mit dem Dank der Biene,
Das mit der Lerche Lied sich himmelan erhebt;
Verleih', daß diese leidende Maschine
Dem Geist, der immer aufwärts strebt
Und wieder niedersinkt und an dem Boden klebt,
Zu einem sanften Kerker diene,
Bis ihn dein Ruf zu deinem Throne hebt!

Geliebter, dessen holde Miene
Stilllächelnd mir vor Augen schwebt,
Wenn sich mein Geist, von Traurigkeit durchbebt,
Mit seinen Schlummernden begräbt;
Du, der itzt unter Engeln lebt,
Zu gut für eine Welt, wo zartgeschaff'nen Seelen,
Die, Mißtrau'ns unbewußt, oft nach dem Scheine wählen,
Auf jedem Tritt die Falschheit Netze webt,
Und eine Gruft für ihre Treue gräbt —
Mein Seebach*), der mich unter seinen Füßen

*) Er starb 1773 als Hofmeister zu Göttingen, seinen Freunden, wegen seines Herzens, unvergeßlich.

Verlassen irren sieht — komm' dann herabgeschwebt,
Den letzten Kampf mir zu versüßen,
Zu stärken den erschöpften Geist
Und ihn, wenn er sich los von seinen Banden reißt,
Mit Siegesliedern zu begrüßen.

Pflicht und Liebe.

Du, der ewig um mich trauert,
Nicht allein, nicht unbedauert,
Jüngling, seufzest du;
Wann vor Schmerz die Seele schauert,
Lüget meine Stirne Ruh.

Deines nassen Blickes Flehen
Will ich, darf ich nicht verstehen;
Aber zürne nicht.
Was ich fühle, zu gestehen,
Untersagt mir meine Pflicht.

Unbekannt mit Reu' und Leide,
Wie die Lämmchen auf der Weide,
Spielten ich und du.
Jeder Tag rief uns zur Freude,
Jede Nacht zur sanften Ruh.

Ewig sind wir nun geschieden!
Damon, liebst du Philaiden,
Fleuch ihr Angesicht!
Nimm ihr nicht der Tage Frieden,
Und der Nächte Schlummer nicht!

Freund, schweif' aus mit deinen Blicken!
Laß dich die Natur entzücken,
Die dir sanft gelacht;
Ach, sie wird auch mich beglücken,
Wenn sie dich erst glücklich macht.

Trauter Jüngling, lächle wieder!
Sieh, bei'm Gruße froher Lieder
Steigt die Sonn' empor!
Trübe sank sie gestern nieder;
Herrlich geht sie heut' hervor.

Die Trauer.

Romanze.

Die Schönen sind führwahr geplagt
In Tiefen und auf Höhen.
Weil ihnen Thränen, wie man sagt,
Leicht zu Gebote stehen,
Und weil Schmerz ihren Reiz erhöht,
Verfolgt des Schicksals Laune
Schnell, wie ein Wetterhahn sich dreht,
Die Blonde, wie die Braune.

Bald bricht ein kleiner Hund das Bein,
Bald stiegt ein Specht zum Henker,
Bald fällt zur Unzeit Regen ein,
Bald wird ein Mühmchen kränker,
Bald reist ein Schäfer über's Meer,
Bald hört er auf zu lieben,
Und was dergleichen Anlaß mehr,
Sich herzlich zu betrüben.

Doch Henriettens Unglücksstern
Ist keinem zu vergleichen.
Laßt es, ihr lieben Frau'n und Herr'n,
Zum Mitleid euch erweichen!
Ihr, die ihr Leidende beklagt,
Fühlbare, gute Seelen,
Euch wird es, wenn euch Kummer nagt,
Auch nicht an Trösten fehlen.

Denkt euch ein Mädchen, das jetzt hold,
Jetzt finster sich gestaltet,
Und ob es lacht, und ob es schmollt,
Stets neuen Reiz entfaltet;
Ein Mädchen, Meister im Talent
Die Herzen anzuketten,
Und schalkhaft, wie ihr wenig kennt,
So habt ihr Henrietten

Noch matt von einem Austerschmaus,
In weißer Morgenkutte,
Saß sie und dachte Masken aus
Zur kommenden Redoute.
Da pocht es an. — „Herein!" — Ein Brief!
Mit schwarzem Rand und Siegel!
Sie nahm ihn, wie im Traume, lief
Halbtaumelnd hin zum Spiegel;

Und rieb die Aeugelchen sich hell,
Und buchstabirte leise:
„Die arme Mutter! — gestern — schnell —
Erschrick nicht! — Du bist Waise!" —
Sie sinkt — so sinkt, von Orosman
Durchbohrt, Zayre nieder.
Mama! ruft sie, so laut sie kann,
Ma! schallt's im Zimmer wieder.

„Ey, hält nicht Abgang und Ersatz
Auf Erden gleiche Schritte?
Die Mutter macht der Tochter Platz,
War das nicht immer Sitte?"
So schreit vielleicht ein Philosoph
Aus weinerhitzter Kehle.
Allein gewebt aus feinerm Stoff
War meiner Heldin Seele.

Und dießmal floß ihr tiefes Leid
Aus zwei verschied'nen Quellen.
Halb galt es frommer Dankbarkeit,
Und halb den Maskenbällen.
O, werdet auch im Carneval
Zum Freudenhaß verpflichtet,
Dann setzet euch in ihren Fall,
Ihr Schönen, dann erst richtet!

Elise, die gern Thränen stillt,
Verirrte gerne leitet,
Und über kleine Schwächen mild
Der Liebe Mantel breitet;
Elise steht der Freundin bei
In dieser schwarzen Stunde,
Und gießt, gleich einer guten Fey,
Ihr Balsam in die Wunde.

Weil aber alles fruchtlos ist,
Trost, Bitten, Wangenstreicheln,
Ersinnt sie plötzlich eine List,
Um ihrem Schmerz zu schmeicheln.
Ein alt Rezeptchen fiel ihr ein;
(Es hilft, ihr könnts versuchen.)
Den Kindern, wenn sie trostlos schrei'n,
Gib Puppen oder Kuchen!

„Kind," spricht sie, „eine Stunde nur
Laß ab vom lauten Jammer!
Pariser Rock und Garnitur
Sind schon in deiner Kammer.
Wirf dich in Trauer! komm' bald nach!" —
Sie geht, und Henriette
Fand, was die Freundin ihr versprach,
Auf ihrer Toilette.

Sie drückt sie schluchzend an die Brust,
Die theuren Klaggewänder,
Und löset schon, sich unbewußt,
Des Nachtkleids Rosabänder.
Husch steht sie, wie Cornelia
Mit des Pompejus Urne,
So schwarz und majestätisch da,
Als trügen sie Cothurne.

Ihr glaubt nicht, wie durch diese Tracht
Farb' und Contour gewannen!
Ihr Busen glänzt, wie Schnee bei Nacht,
Die Taill' ist zu umspannen.
So reizt im Probeschleier nicht
Die jüngste Klosterschöne,
Und ein zerknirschteres Gesicht
Macht keine Magdalene.

Indessen war von Club zu Club
Die Trauerpost geflogen.
Schon kommt, nach liebem Brauch, ein Trupp
Visiten angezogen.

Man sieht sie, staunt, und prallt zurück,
Fängt an zu peroriren,
Und wünscht ihr zu der Trauer Glück,
Anstatt zu condoliren.

Ach, aber in der Dinge Lauf
Wird mancher Spaß verdorben.
Ihr Bruder schreibt den Tag darauf:
„Mama ist nicht gestorben."
Alsbald erlischt der Wange Roth,
Des blauen Auges Schimmer!
Sie rafft sich auf, und stürzt halbtodt
In ihrer Freundin Zimmer.

„Elise, theile meinen Schmerz —
Die Freude, wollt' ich sagen! —
Ach, dein Geschenk — mir bricht das Herz —
Ich darf's hinfort nicht tragen.
Ich kann nicht länger ohne Grund
Der Mutter Thränen zollen,
Und morgen geh' ich wieder bunt,
Weil es die Götter wollen.

Denn ach, gestorben ist sie nicht,
Ist wieder außer Bette —
Und dein Geschenk" — Elise spricht:
„Sey ruhig, Henriette!
Du hängst es hin. Ein schwarzes Kleid
Siegt über Zeit und Mode.
Man spart es auf ein and'res Leid,
Gleich einer Trauerode.

Doch hat ein alter Mann dereinst
Dir Tonnen Gold's verlassen;
Und weißt du dich, so sehr du weinst,
In den Verlust zu fassen;
Fühlst du im Wittwenflore schon
Den Hang zu süßern Banden;
Dann melde ja kein Postillon:
Der Mann ist auferstanden!"

Mütterliche Warnung.

Selbst die glücklichste der Ehen,
Tochter, hat ihr Ungemach;
Selbst die besten Männer gehen
Oefters ihren Launen nach.
Wer sich von dem gold'nen Ringe
Gold'ne Tage nur verspricht,
O, der kennt den Lauf der Dinge
Und das Herz des Menschen nicht!

Manche wirft sich ohne Sorgen
In des Gatten Arm, wie du,
Und beweint am andern Morgen
Ihre Freiheit, ihre Ruh.
Aus dem Sclaven ihrer Blicke
Wird ein mürrischer Tyrann;
Banger Kummer folgt dem Glücke,
Das mit ihrem Traum zerrann.

Doch dein Glück dir selbst zu schaffen,
Tochter, steht in deiner Hand:
Die Natur gab dir die Waffen,
Gab dir Sanftmuth und Verstand.
Lerne deines Gatten Herzen
Liebevoll entgegen geh'n,
Leichte Kränkungen verscherzen,
Kleine Fehler übersch'n.

Eckhof.

Die deutsche Bühne war der Nachbarn Hohn;
Verzerrung galt für Witz, Klopffechten und Gebelle
Für Leidenschaft; da sandt' Natur uns ihren Sohn.
Ein Proteus von Gestalt, ein Zauberer im Ton,
Stieß er den Unsinn vom entweihten Thron,
Und setzte Wahrheit an die Stelle.
Die ihr dem Heiligthum Melpomenens euch naht,
Ihm opfert dankbar an des Tempels Schwelle,
Ihm widmet Herz und Mund und That!
Wißt: Eckhof war es, der dem tiefen Britten,
Dem leichten Gallier den Lorberzweig entwand!
Wißt; Er schuf euch die Kunst, und adelte den Stand,
Orakel eures Spiels, und Vorbild eurer Sitten.

Weiberlist.

Weiberlist höhnt Schloß und Riegel;
Selbst ein Argus wird berückt,
Wenn nicht Zärtlichkeit das Siegel
Auf den Bund der Treue drückt.

Wilder schwärmet, hinter Gittern,
Die entbrannte Phantasie;
Die, wie Sclaven, vor ihm zittern,
Lieben ihren Gatten nie.

Oefter macht der Mangel Diebe,
Oefter, als Gelegenheit.
Liebe nur erzeuget Liebe,
Treue nur Beständigkeit.

Lied.

Wie der Tag mir schleichet,
Ohne dich vollbracht!
Die Natur erbleichet,
Rings um mich wird's Nacht.
Ohne dich hüllt alles
Sich in Schwermuth ein,
Und zur öden Wüste
Wird der grünste Hain.

Kommt der Abend endlich
Ohne dich heran,
Lauf' ich bang und suche
Dich bergab, bergan,
Hab' ich dich verloren.
Bleib' ich weinend steh'n,
Glaub', in Schmerz versunken,
Langsam zu vergeh'n.

Wie ich ahnend zitt're,
Wann dein Tritt mir schallt!
Wann ich dich erblicke,
Wie das Blut mir wallt!
Oeffnest du die Lippen,
Klopft mein ganzes Herz.
Deiner Hand Berühren
Reißt mich himmelwärts.

Glück und Unglück.

Erzählung.

Zwei Freunde, die sich lange nicht geseh'n,
Begegneten sich einst; (den Ort hab' ich vergessen).
Wie geht's? fragt' Einer — Wie soll's gehn?
Bald hoch, bald tief. Ich hab' indessen
Ein Weib genommen. — Nu! das hast du gut gemacht —
Nicht gar zu gut. Zwar hat's im Schlafe
Zwei hundert Pfund mir eingebracht —
Zwei hundert Pfund sind viel! — So gut wie nichts. Die Schafe,
Die ich dafür mir angeschaft,
Hat eine Seuche weggerafft. —
Ey! das ist ärgerlich. — So sehr nicht! Woll' und Häute
Verkauft' ich, setzt' in's Lotto, und gewann
Zwei tausend Pfund. — Fürwahr! das Glück neckt seine Leute.
Nun bist du ja ein reicher Mann!
Nichts weniger. Das Haus, in dem mein theuer
Erworb'ner Mammon lag, ging — denke dir den Streich! —
Ging gestern auf im Feuer — —
Das nenn' ich Unglück! — Oder Glück? das Feuer
Fraß Haus und — Weib zugleich.

Der Gratulant.

Der höfliche Kornar
Wünscht euch, an jedem Tag der zwei und fünfzig Wochen
Im lieben, langen Jahr
Zu Allem Glück; der höfliche Kornar!
Und hättet ihr das Bein gebrochen,
Er wünscht euch Glück, daß — es der Hals nicht war:
Der höfliche Kornar!

Die Eifersucht.

Eifersucht, der Liebe Hölle!
Elend, elend, wer dich fühlt.
Wem dein Dolch, getränkt mit Gifte,
Rastlos in dem Busen wühlt;

Wenn der Seele Tiefen zittern,
Wie die Fluthen in Gewittern;
Wenn kein Wort, kein Wort des Trostes
Deiner Marter Gluthen kühlt,
Eifersucht, der Liebe Hölle!
Elend, elend, wer dich fühlt!

Eifersucht, der Liebe Himmel!
Selig, selig, wer dich fühlt!
Wenn ein Wort, ein Wort des Trostes
Deiner Marter Gluthen kühlt;
Wenn der Reue Thräne fließet;
Wenn Versöhnung uns umschließet;
Und der Nektar ihres Kusses
Alle Spuren des Verdrusses
Aus der Seele Tiefen spühlt;
Eifersucht, der Liebe Himmel!
Selig, selig, wer dich fühlt!

Der künstliche Blumenstrauß.

Die Blumen, Daphne, die, zu deinem Feste
Dein Hylas auf des Winters Fluren fand,
Entfalteten sich nicht, gepflegt von Florens Hand,
Dem Lebenshauche lauer Weste.
Doch schwindet auch ihr sanfter Schimmer nicht
Mit eines Sommertages Wonne.
Sie blühen immer frisch — Dein Blick ist ihre Sonne —
Und trotzen dem Geschick, das ihre Schwestern bricht.
So blüht der Kranz, den uns die Freundschaft flicht,
Indeß der Liebe wilde Rosen
Ein Strahl versengt, ein Hauch verweht.
Er soll uns noch die weißen Schläfe schmücken,
Durch Götterduft uns noch erquicken,
Wann uns der Sensenschwinger mäht.

Die Nachcur.

Epistel,

an den Prinzen A. v. S. G.

Verdauen, Prinz, ist mehr werth, als Erfinden,
Und sanfter Schlaf mehr, als Gelehrsamkeit.
Was hilft die Kunde der Vergangenheit,
Was hilft die Weisheit seiner Zeit,
Was hilft ein Saitenspiel, von Phöbus selbst geweiht,
Dem Manne, dessen Kräfte schwinden,
Der Komus Freuden ängstlich sich versagt,
Und, wie vor Schierling, sich vor Evans Becher hütet,
Weil ihm ein Wurm, der gern in Lorbern brütet,
Hypochondrie, am Lebensfaden nagt?

O du, für dessen unschätzbare Tage
Die Menschheit jüngst, gebeugt im Staub,
Zum Himmel rief! laß dich erweichen! Jage
Gemächlicher den Musen nach! Der Raub,
So sehr auch seine Flitterseite blendet,
Lohnt oft des Athems nicht, den man um ihn verschwendet.
Denk' an den Mann, den Schalkheit, Laune, Witz,
In jenem schönen Land, (einst ihrem Lieblingssitz!)
Zu seinem Landsmann Flaccus heben *)!
Den Wink, den er dir gab, als vom Bestreben
Um Frauengunst und Minnesold
Die Rede war: (gern faßt' ich ihn in Gold)
„Die Schönen sind so lang, und ach, so kurz — das Leben!" —

Wend' ihn auf die neun Schwestern an!
Ja, länger sind und waren keine Schönen.
Wer ihnen huldigt, muß, so lang er athmet, fröhnen,
Und hat, am Ende seiner Bahn,
In ihren Augen nichts, als — seine Pflicht gethan.

Mit ihnen, Zephyrn gleich, die unter Blumen tändeln,
Zu scherzen, Prinz, ist süß, doch weg mit Herzenshändeln!
Wen das Geschick, wie dich, sie zu beschützen rief,
Der warte seines Amts! der sinke nicht so tief,
Zu ihrem Altar selbst zu dienen! —
Was thu' ich? Schlösse man aus meinem Ernste nicht,
Ich warnte dich aus Eifersucht vor ihnen?
Und doch ist's nur der reinsten Ehrfurcht Pflicht,
Ist's Freundschaft nur, (verzeih' das Wort,) die aus mir spricht.
O, daß die Hoffnung erst, die kaum durch Nebel bricht,
In hellen Mittag sich verkläre!
O, daß erst, gleich dem Lebenssaft
Der Eich' im Lenze, neue Kraft
In dein erschöpftes Triebwerk wiederkehre.
Daß erst dein blühendes Gesicht
Uns der Gesundheit Sieg verkünde!
Dann widerruf' ich und entbinde
Dich jauchzend jeder Krankenpflicht.

Wo stockt es noch? Dank, Lieb' und Ehre
Sey deinem Aesculap! Doch, wenn ich Sulzer wäre,
Ich ließe jetzt Hypocrates in Ruh,
Die Apotheke schlöss' ich zu,
Und Küch' und Keller auf. Du lächelst des Phantasten?
O, duldsam, wie du bist, versag' ihm nicht das Ohr!

Ich schriebe dir das strengste Seelenfasten
Zur Nachkur, schriebe dir ein klösterliches Rasten
Von Sorgen und Geschäften vor.
Du pflegtest, Domherrn gleich, bei immer frohem Muthe,
Vor allen Dingen deinen Bauch.
Das Werkzeug deiner Laune ruhte
Im trock'nen Tintenfaß, nach weiland Fürstenbrauch.
Und, weil das Feuer deiner Rede sich dem Blute
Schnell mittheilt, schränktest du auf karges Ja und Nein
Der Unterhaltung Zauber ein.
Du gäbst den müßigsten Geschwätzen,
Gesundheitsmärtyrer! dein Ohr am liebsten Preis,
Und suchtest, deinen Geist zu letzen,
(Ja nicht aus Augenlust!) der jüngsten Mädchen Kreis.
Selbstlesen taucht den Kopf in Gluth, die Füß' in Eis.
Ein Neuling in der Kunst zu lesen,
(Denn Ohrenkitzel selbst verspätet das Genesen)
Erbaute dich mit Büchern meiner Wahl.
Zwar braucht's mein vidit nicht zu Zeitung und Journal;
Denn diese Labeschriften stillen
Schlaflosigkeit und Krampf, trotz Opium und Pillen;
Doch läg' im siebenfachen Bann
Das Heer Aesthetiker, Sprachforscher, Philosophen —
Poeten selbst. Nur dann und wann
Gönnt' ich, zum Nachtisch, dir, großmüthig, ein Paar Strophen
Aus Oberon, der bald von tiefem Spleen entladen,
Bald in die tiefste Schwermuth wiegen kann;
Und zur Abkühlung, noch ein Tellerchen — Charaden.

Du siehst, dein neuer Arzt ist kein Tyrann.
Er weiß der Freuden mehr, die seinem Zweck nicht schaden.
Exempli gratia — Musik? Sie peitscht das Blut,
Spannt jede Nerve, schlägt dem Herzen Wunden;
Zu lebhaft hab' ich's oft bei Orpheus Schlick*) empfunden.
Schach? Das verhüt' Apoll! Schach hat, aus Uebermuth,
Ein Schach, der nichts bedurft' — als Arbeit, einst erfunden.
Nein, Prinz, nichts täuscht so sanft die Winterabendstunden,
Nichts setzt allmächtiger den Grillen Maß und Ziel,
Als, — was der Schwester Evens, was Pandoren,
Nebst andern Messern in der Hand des Thoren,
Aus der verbotn'en Schachtel fiel:
Als — frommes Kartenspiel!
Doch frommt's nur dann, wenn, (zürnet nicht, ihr strengen
Kunstrichterchen, daß, allzukühn vielleicht,
Die Muse Groß und Klein vergleicht!)
Wenn uns, nach Opernart, die Zeit bei'm Kartenmengen
So sanft, als dort bei'm Ritornell, verstreicht,
Und, wie dort Liedern und Gesängen
Verstand und Interesse weicht,
Auch hier die Handlung unter Episoden schleicht,
Und zwischen jedes Blatt sich Frag' und Antwort drängen.

O, möchtest du mein Recipe,
Statt Pulver, Tropfen, Kräuterthee,
Geliebter Prinz, zur Probe, wagen!
Was gilt's? Nach wenig ausgeharrten Tagen
Erschienest du (nicht bleich und abgezehrt,
Wie, bei der Fasten Schluß, Karthäuser in den Metten:)
Mein, wie ein Abt, der blühend, wohlgenährt,
Vom Fastnachtsschmaus zur Aschenweihe fährt.
Die Grazien und Scherz' und Amoretten
Umschlängen dich mit Blumenketten,
Und feierten, durch Tanz und durch Gesang,
Den Prinzen, den, zu vieler Heile,
Hygea der Gefahr entschwang,
Den Weisen, der sich selbst bezwang,
Und den Triumph der langen Weile!

*) Der Abbé Galliani in Neapel.

*) Violoncellist in des Prinzen Diensten.

Kaspar Friedrich Gottschalk

ward den 15. Juli 1772 zu Sondershausen geboren, erhielt eine gelehrte Erziehung und wurde 1793 an der herzoglich bernburgischen Kanzlei zu Ballenstedt als Archivar angestellt. 1796 wurde er Kanzleisecretär und fürstlicher Handbibliothekar daselbst, wo er gegenwärtig als Assistenzrath noch lebt. Der König von Sachsen ehrte sein Verdienst durch Ertheilung des sächsischen Civilverdienstordens.

Seine Schriften sind:

Wanderungen in einige Gegenden von Göttingen. Halle 1797.
Taschenbuch für Reisende in den Harz. Magdeburg 1806. Fernere Auflagen:
Die Bergschlösser und Ritterburgen Deutschlands. Halle 1810 — 1829. 7 Bde.
Das Chamounithal. Halle 1811.
Sagen und Volksmährchen der Deutschen. Halle 1815. Erstes Bändchen mit Kupfern.
Almanach der Ritterorden. Leipzig 1817 —.1819. 3 Abth.
Das Alexisbad. Halle 1819. Mit Dr. Kurze.

Ein in vielfacher Hinsicht verdienter Schriftsteller, welcher namentlich in seinem Werke über die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands gründliche Forschung mit anmuthiger und gefälliger Darstellung verband, und sich durch dasselbe großen Beifall erwarb.

Die Bergschlösser und Ritterburgen Deutschlands.

Kynast.

Verdient je ein Theil Deutschlands, daß man ihn bereise, so ist es Schlesien. Man könnte es eine vollständige Encyklopädie des Sehenswerthen auf dem Erdboden nennen, wenn es im Besitze eines glänzenden Hofes wäre, der durch die Werke der Kunst, die nur in seinem Gefolge aufblühen, die Lücken füllte, welche hier noch zu finden sind. Wer Schlesiens schöne Natur noch nicht erblickte, seines Riesengebirges wilde Massen — über welchen Rübezahl einst waltete — noch nicht durchstrich, von den hohen Felsenzinnen dieser gigantischen Bergkette noch nicht herabsah auf Landschaften, welche unbeschreiblich schöne Gemälde bilden, der kann auch nicht sagen, daß er die schönsten Theile unsers immer kleiner werdenden Vaterlandes gesehen habe. Wer es aber bereiste, der bestieg auch gewiß die sehenswerthen Ruinen der Burg Kynast, mit deren Beschreibung und Geschichte ich diese Gallerie deutscher Burgen eröffnen will.

Drei Viertelstunden von dem bekannten Badeorte Warmbrunn liegt das dem Grafen von Schafgotsch gehörige Dorf Hermsdorf. Es liegt dicht unter dem Berge, auf welchem die Ruinen des Kynasts stehen; und wer diese besteigen will, den führt der Weg erst durch dieses Dorf. Ueber der Thür eines Hauses findet man hier eine große Tafel befestigt, mit den Worten:

Wer den Kynast will beschauen,
Kann sich hier mir anvertrauen.

Der Bewohner davon ist nämlich der Geleitsmann der Fremden auf die alte Burg, und man muß sich schon an ihn wenden, da er den Schlüssel zu dem Häuschen vor den Ruinen, so wie zu der Stube im ehemaligen Wachtthurme hat, und zugleich der Wirth der Reisenden auf der Burg ist. Dies Aemtchen giebt ihm in Hermsdorf den glänzenden Titel eines Kommandanten des Kynasts.

Mit ihm steigt man einen bequemen, eine halbe Stunde langen Weg — der im Jahre 1800, wo die Königin von Preußen den Kynast besuchte, gemacht wurde — hinan. Wem er aber noch nicht bequem genug wäre, der kann sich auch in Sesseln, die zu dem Ende in Hermsdorf bereit stehen hinauftragen lassen. Auf diesem Wege trifft man eine sehenswerthe Naturmerkwürdigkeit an. Von über einander gestürzten Granitblöcken wird nämlich eine Kluft gebildet, die „der hohle Stein" heißt. Wenn man sich mit etwas Mühe durch ihren Eingang gedrängt hat, so kommt man, nach ungefähr dreißig Schritten, an einer andern Stelle des Berges wieder heraus. Das allmählige Entschwinden des Tageslichts beim Hineingehen, wo man zuletzt ganz im Finstern tappt, und das eben so allmählige Wiedererscheinen desselben, je mehr man sich dem Ausgange nähert, macht einen eben so seltenen als schönen Eindruck. Schon oft hat diese Höhle denen, die durch Uebermacht oder Unbilligkeit verfolgt wurden, in ältern und neuern Zeiten, zum sichern Schlupfwinkel gedient; und noch im Jahre 1807 verbarg sich eine Menge Soldaten des Freikorps des Prinzen von Anhalt-Pleß daselbst.

Von hier führt der Cicerone auf den „Wachtstein," von welchem er erzählt, daß hier sonst eine Wache gestanden habe, um die benachbarte Gegend zu übersehen, und Angriffe auf die Burg zu verrathen: und nun ist man vor dem Thore nach der alten Veste.

Das Aeußere derselben, zu deren Befestigung die Natur schon so viel durch Felsengebirge und Steinklüfte mitgewirkt hat, bestand aus zwei, durch hohe und starke Mauern von einander abgesonderten Basteien, mehrern Rundeln und Streichwehren, und einem sehr hohen Thurme. Im Innern befanden sich eine vortreffliche Kapelle, die zur öffentlichen Andacht bestimmt war, ein großes Wohnzimmer, vier kleinere Zimmer, neun Kammern, zwei Schüttböden, zwei Keller in Felsen gehauen, eine Küche, ein Backhaus, ein Stall für zwölf Pferde, ein Pulvermagazin, drei tiefe Brunnen und eine Waffen- oder Rüstkammer, ein Garten, und ein Gefängniß über und eins unter der Erde. Von allem diesem sieht man jetzt nur die Ueberreste, so wie auch eine steinerne Säule, an welcher die Arbeiter der Festung schwören mußten, nichts von ihrer innern Struktur zu verrathen. Von den drei Brunnen giebt der eine noch Wasser; der zweite ist verschüttet, und der dritte ist ungefähr noch zwanzig Fuß tief. Ein Franzose, der im Jahr 1807 den Kynast allein besuchte, fiel in diesen, arbeitete sich aber doch mit unsäglicher Mühe wieder heraus, ungeachtet der Brunnen oben trichterförmig zuläuft.

Nebst der äußern geräumigen Terrasse giebt es noch drei Hofräume oder freie Plätze im Innern des Schlosses. In dieses kommt man durch drei Thore. Die sehr hohen Mauern, welche es umgeben, sind ohne Dach, mit Bogen von Sandstein oder mit Zinnen ausgezackt. Ein hoher, runder Thurm an der Südseite krönt diese große Ruine, welche zum Theil mit Rasen bezogen und mit dazwischen aufgesproßten Bäumen und Gesträuch umgrünt ist. Habichte horsten in den Spalten, ob es gleich den ganzen Sommer hindurch von besuchenden Fremden selten leer wird.

Auf dem innern Hofraum ist zur Belustigung der Bauern aus den nahen Dörfern eine Kegelbahn angelegt worden, und jährlich wird noch einmal am Sonntage nach Pfingsten ein Pfefferkuchenmarkt, als Schatten eines ehemaligen Jahrmarkts, unter diesen Mauern gehalten, welcher eine große Menge Landleute aus den umliegenden Dörfern zusammenlockt.

Schön und über alle Beschreibung herrlich ist die Aussicht von dieser Höhe. Zwischen Morgen und Mittag zeigt sich in einer malerischen Ebene, welche durch alle Reize holder Ländlichkeit entzückt, die Sadt Schmiedeberg. Das nahe in Süden unmittelbar ansteigende Riesengebirge, auf welchem die Schneekoppe gleich einem Dome ruht, überrascht dagegen wieder durch den Ernst und die Größe seines Charakters. Nach dieser Seite hin hört man ein dreifaches vortreffliches Echo. Gewöhnlich veranstaltet der Kynast-Kommandant das Losbrennen eines Böllers, um es den Fremden hören zu lassen; und wirklich ahmt es alsdann das stärkste Rollen des Donners nach. Von Abend gegen Mitternacht sieht man über Felder und Wiesen nach Greifenstein, an dessen rechter Seite der sieben Meilen weit entfernte Grädizberg im Fürstenthum Liegnitz sich vorzüglich darstellt. Auf diesem stand vordem auch ein wichtiges Bergschloß, dessen Besatzung es mit der auf dem Kynast verabredet hatte, sich gegenseitig von der Ankunft des Feindes oder andern Gefahren durch Feuersignale Nachricht zu geben. Von Mitternacht gegen Morgen sieht man die Städte Hirschberg und Warmbrunn.

Eine kleine Hütte, am Eingange in die Burg erbaut, bewahrt einen großen Folianten, in den die Hiergewesenen ihren Namen schreiben. Seltsam ist es, als Titelblatt darin eine Handzeichnung zu sehen, die den Kynast und seine Umgebungen vor der Sündfluth darstellt.

Wahrscheinlich hat der Berg Kynast von Kienbäumen oder Kiefern den Namen, vielleicht auch von einem solchen Baume, der wegen seiner vorzüglichen Höhe merkwürdig gewesen, und in den ältesten Zeiten da gestanden haben soll, wo jetzt die Ruinen des Schlosses stehen.

Ueber den Kynast gehen mehrere Legenden, welche durch Urkunden zu widerlegen oder zu bestätigen die Mühe lohnte.

Zu diesen gehören vorzüglich die Prophezeihungen des Predigers Dühm in dem benachbarten Obergerstdorf. Dieser Mann wollte die Gabe besitzen, aus der Konstellation die Schicksale der Menschen vorherzusagen, wenn er die Stunde ihrer Geburt wüßte. Auf diese Kraft gestützt, deutete er auch dem unglücklichen, hernach in Regensburg enthaupteten Grafen von Schafgotsch, Besitzer vom Kynast, einen unnatürlichen Tod Jahre vorher an. Er that dies an dem Geburtstage des Grafen im Jahre 1634, zu dessen Feier eine große Gesellschaft auf dem Schlosse Kynast versammelt war. Der Saturn und der Mars hätten, sagte er, bei der Geburt des Grafen in dem vierten Hause der Sonne eine gefährliche Oppositon gehabt, und das deute auf einen gewaltsamen Tod durch ein kaltes Eisen. Dabei gerieth der Prophet selbst in ein so ernstes Erstaunen, daß er zu Gott betete, es zum Besten des Grafen zu kehren. Der Graf hatte zum Glück das Gesellschaftszimmer schon verlassen, hörte daher diese übel angebrachte Weisheitsäußerung nicht; aber die übrige Gesellschaft, welche aus dem Glase Fröhlichkeit geschlürft hatte, und sich durch diese Worte verstimmt fühlte, setzte den Herrn Pastor derb darüber zur Rede. Besonders erbittert war der Stallmeister des Grafen, welcher sagte: „er solle nicht so albernes Zeug sprechen, denn noch „wäre kein Fernglas geschliffen, womit man in das Kabinett „der göttlichen Geheimnisse sehen könne," und drohte zugleich, dem Grafen Alles zu erzählen. Die Uebrigen baten ihn zwar, nicht übel ärger zu machen; allein als sie fort waren, er den Grafen auskleidete, und dieser nach der Unterhaltung seiner Gäste fragte, war er schwach genug, ihm Alles zu erzählen. Der Graf lachte über den Pastor, schickte aber sogleich allen Gästen reitende Boten nach, mit dem Ersuchen, sich morgen wieder bei ihm einzufinden. Er war nämlich Willens, den Propheten durch eine neue Aufgabe vor allen Gästen aufs Bloße zu stellen. Was geschah? Als des andern Tages die Eingeladenen da waren, ließ er ein säugendes Lamm holen und sagte zum Prediger Dühm, er habe von seiner Weissagungsgabe gehört, und wünsche davon einen Beweis zu erhalten. Hier wäre ein Lamm, er möchte so gut seyn, und diesem die Nativität stellen. — Herr Dühm weigerte sich zwar, und meinte, daß ein großer Unterschied zwischen einem Thiere und einem Menschen sey; allein der Graf ließ nicht nach, in ihn zu dringen. Noch hätte der Prophet seine Tags zuvor gethane unüberlegte Aeußerung wieder gut machen und Unfähigkeit in diesem Falle vorschützen können, er wäre dann vielleicht ausgelacht, und das Ganze für einen Scherz gehalten worden; allein nicht also: er glaubte seinen Ruf begründen zu müssen, und bat daher, man möchte den Schäfer der Heerde, von welcher dies Lamm sei, kommen lassen. Diesen fragte er, in welcher Woche, an welchem Tage und in welcher Stunde das Lamm geboren sei. Nach erhaltener Antwort machte er seine astronomischen Berechnungen, und sagte dann: „dies Lamm wird der Wolf fressen!"

Alle lachten laut auf. Der Graf gab aber ins Geheim Befehl, das Lamm gleich zu schlachten, und es ganz zu braten, ohne jedoch dem Koche die Ursache davon zu sagen; und nun begab sich, bis zum Mittagsbrod, die Gesellschaft auf die Jagd.

Auf dem Schlosse lief nun schon seit zehn Jahren ein zahmer Wolf herum. Er ging, wie ein Hund, allerwärts hin, und auch in die Küche, wo er jedoch nie etwas angerührt hatte, was ihm nicht vorgeworfen war, und wo er sogar oft zum Drehen der Bratmaschine gebraucht wurde. Zufällig kam er in die Küche, als das Lamm am Spieße stak und schon halb gebraten war; und da den Koch ein Geschäft aus der Küche entfernt hatte, machte der Wolf sich über den Lammsbraten her und fraß ihn rein auf. Dem Koch war es zwar ärgerlich, als er bei seiner Rückkehr nur noch die Reste fand; er prügelte auch den Wolf tüchtig durch; da er aber die Wichtigkeit des Umstandes nicht kannte, so glaubte er, daß bei der Menge der übrigen Gerichte der Braten nicht vermißt werden würde, und war getröstet.

Die Jagdgesellschaft kam zurück, man setzte sich fröhlich zur Tafel, scherzte mit dem Pastor Dühm, und der Graf freute sich schon auf den Augenblick, wo er ihm das gebratene Lamm werde vorzeigen können. Aber das Lamm blieb aus. Der Graf ließ sich nach der Ursache erkundigen. Da trat der Mundkoch herein, warf sich zu seines Herrn Füßen, und erzählte das Geschehene zum Erstaunen aller Anwesenden. Der Graf legte ruhig und mit den Worten sein Messer auf den Tisch: „Der Wille des Herrn geschehe! Ich weiß, daß ich „jederzeit meinem Kaiser treu gedient und des Landes Beste „redlich gesucht habe! Herr du wirst meine Unschuld gewiß „an den Tag bringen!" Er mußte sich zu Bett begeben, da er sich nicht wohl fühlte, und die Gäste schlichen traurig nach Hause. Daß die Prophezeihung bald darauf an ihm wirklich in Erfüllung ging, wird nachher erzählt werden.

Eine weit ältere Sage aus der fabelhaften Vorzeit ist die von der spröden und schönen Kunigunde. Im Taschenbuche für Freunde des Riesengebirges findet man sie sehr anziehend bearbeitet, woraus ich sie, im Auszuge, hier wiedererzählen will.

Kunigunde, das einzige Kind eines der frühesten Besitzer des Kynasts, hatte von ihrem Vater, der mit dem Himmel haderte, daß er ihm keinen Sohn gegeben hatte, eine männliche Erziehung genossen. Wenn sie recht wild umhertobte, mit den Waffen spielte, Pferde bändigte, mit seinen Reisigen sich unterhielt, liebkos'te er sie am zärtlichsten. Sie liebte ihn aber auch höchst innig, und war daher ganz untröstlich, als er in der Trunkenheit mit dem Pferde in einen Abgrund stürzte, und an den Felsen den Kopf zerschellte. Sie ließ den Entseelten an dem fast unzugänglichen Orte, wo er gefallen war, beerdigen, und machte es sich nun zur Gewohnheit, täglich das Grab zu besuchen. Ihre vorige Lebensart setzte sie fort, nur daß ihre Wildheit noch rauher und düsterer war. Ihre Besuche beim Grabe des Vaters nährten ihren Haß gegen die Felsen, welche ihr, wie sie sagte, ihren Vater geraubt hatten; und doch wollte sie die Bergwohnung nicht verlassen, ob sie gleich mehrere Burgen in fruchtbaren Thälern hatte. Sie schien ihren Aufenthalt zu lieben, weil sie mit ihm zürnen konnte.

Nach ihres Vaters Tode fanden sich eine Menge stattlicher Ritter ein, die alle um die Hand des reichen Fräuleins buhlten. Keiner erhielt aber eine entscheidende Antwort, und keiner wußte woran er war, bis sie endlich erklärte, daß sie sich alle auf den nächsten Gertrudtag einfinden möchten, um das Ultimatum aus ihrem Munde zu hören. Der Tag erschien, und auf Kynast wimmelte es von Freiern, denn die sonderbare Bestellung Aller auf Einen Tag hatte auch Manchen aus bloßer Neugier herbeigeführt. An einer köstlich besetzten Tafel wurde wacker gezecht, und durch das Oel der Traube die Flamme der Hoffnung bei Allen lichterloh erhalten. Schon nahete der Abend, und noch hatte Kunigunde ihrer Erklärung nicht erwähnt. Mancher, durch den edeln Wein begeistert, stürmte auf sie ein, aber vergebens. Endlich fuhr sie, wie aus dem Traum erwachend, von der Tafel auf, und rief: „Nun ists Zeit, die so trotzig geforderten Bedingungen meiner Liebe und meiner Hand zu offenbaren. Wer sie hören will, folge mir."

Sie lief hinab in den Burghof, und das Freierheer folgte tobend nach. Sie trat aus dem Schloßthor, und eilte nun, auf einem neu gebahnten Wege, bei Fackelschein, zum Grabe ihres Vaters, wohin ihr die Menge nachtaumelte. Als sie angelangt war, riß sie dem Pater das Krucifix aus der Hand, hob es in die Höhe, und rief nun begeistert aus: „Hier ruht der Einzige, den ich liebte. Hier schwör' ichs, keinen zu lieben, keinen zu ehelichen, der nicht im ritterlichen Harnisch, zu Rosse sitzend, den obern Rand der Burgmauer umreitet, und so den Felsen trotzt, die mit meines Vaters Blute gefärbt sind!"

So sprach sie, wünschte den Gästen eine gute Nacht, und ließ sie fluchend, lachend, murmelnd und schweigend stehen.

Das Gerücht von der sonderbaren Heirathsbedingung verbreitete sich bald weit umher. So gefahrvoll es aber auch war, sie einzugehen, so gab es doch Wagehälse, die ihr Glück versuchen wollten. Um aber bloße Neugierige von sich abzuhalten, hatte Kunigunde am Wege auf den Berg eine Wache postirt, welche jeden Ritter von der Bedingung, und der damit verknüpften Gefahr unterrichten mußte. Wenn dieser nun versprach, sich ihr zu fügen, so wurde er hinauf bis zur Burg geleitet, dem Fräulein vorgestellt, durfte in ihrer Gesellschaft einen Tag ausruhen, und mußte dann, unter folgenden Ceremonien, das Abentheuer bestehen. Im Hofe bestieg er, unter dem Schalle der Trommete und dem Brüllen einiger Donnerbüchsen, das Roß; Kunigunde sah aus dem Erker auf ihn nieder, wiederholte ihre Versicherung, und wünschte ihm Glück. Er versprach ihr die Erfüllung der Bedingung, und nun ritt er, von seinem weinenden Gefolge begleitet, über die Zugbrücke und auf die Mauer. Die Trommeten blieben auf ihren Posten, die Büchsen wurden wieder geladen, um den Ritter, welcher die Aufgabe glücklich lösen werde, glorreich zu empfangen; aber nie ertönten sie zum zweiten Male, denn in den Abgrund hinab stürzten alle die Unglücklichen, die sich durch Eitelkeit oder Habsucht zu dem Wagestück entschlossen hatten.

Groß war die Zahl derer, die auf solche Art ihren Tod fanden und ein trauriges Opfer einer unmenschlichen Bedingung wurden. Weit umher verbreitete sich die Kunde davon, und nach und nach wurde es auf Kynast still und leer, denn jeden schreckte das Beispiel seiner Vorgänger zurück. Kunigundens Wuth darüber stieg von Woche zu Woche, aber die Landleute umher freueten sich, daß die Ritter endlich einmal klug geworden wären, und sich nicht mehr sichtlich in ihr Verderben stürzten.

So verging eine lange, lange Zeit, als plötzlich ein stattlicher Ritter, von einem einzigen Knappen begleitet, den Berg heraufgesprengt kam. Die fahrlässig gewordenen Knechte am Wege fuhren ob der ungewohnten Erscheinung erschrocken durch einander, wollten sich in Eil ordnen und den Ankommenden prüfen, aber ein trotziges: „Fort ihr Knechte" entwaffnete ihren Muth. Sie ließen ihn durch, sahen ihm verwundernd nach, sahen sich erstaunt an, und meinten, daß das nicht gut für sie ablaufen werde.

Kunigunde lachte laut auf, als man ihr meldete, daß sich wieder ein Ritter eingefunden habe, und sprang voll stolzer Freude ans Fenster. Aber eine nie gefühlte Empfindung bemächtigte sich ihrer. Mit steigender Aufmerksamkeit, mit einer ihr sonst gar nicht eigenen Verwirrung, betrachtete sie des schönen Fremdlings majestätsvollen Anstand und sein schönes blaues Auge, das fest und sicher zu ihr hinaufblickte. Ehe sie es glaubte, trat er schon in ihr Zimmer, grüßte sie höflich, und sie verneigte sich unwillkührlich tiefer als je vor einem seines Gleichen.

„Fräulein," so redete er sie an, „ich kenne die Aufgabe, die Ihr der ganzen Ritterschaft gemacht habt. Wenn mir das Glück wohl will, so bin ich der Letzte, der das Abentheuer besteht!"

Er betrug sich von diesem Augenblicke an mit einer edeln Unbefangenheit, sprach über vielerlei Gegenstände so eindringend, so räthselhaft, so entschieden und zuversichtlich, daß Kunigunde es gar nicht wagte, ihn, so wie andere seiner Vorgänger, auf die gewohnte Manier zu behandeln. Alles, was er sagte, klang ihr neu und reizend. Sein stolzer Trotz beleidigte sie nicht, seine gefühlvollen Schilderungen weckten fremde Empfindungen in ihr, aber seine ganze Art, sich zu benehmen und sie zu behandeln, machte sie verlegen, und ließ sie fühlen, daß sie eine alberne Rolle spiele.

Indem sie dies entdeckte, fiel ihr zugleich ein, daß sie noch gar nicht wisse, wer der Fremde sei. Gewohnt, hiervon immer schon vor der Ankunft jedes Ritters unterrichtet zu sein, ergrimmt sie heftig über diese Nachlässigkeit ihrer Diener. Sie verließ das Zimmer plötzlich, jenes zu erfragen und diese auszuschelten. Aber kein Mensch wußte ihr befriedigende Antwort zu ertheilen, und der Knappe des fremden Ritters war in seinen Antworten so lakonisch und räthselhaft, daß sie ihm voll Aerger eine Ohrfeige gab und nach dem Zimmer zurücklief, um von dem Unbekannten selbst den Namen zu erfragen. Sie wollte dies mit Ernst und Strenge thun; aber des Ritters neues Benehmen entwaffnete sie. Er hatte in ihrer Abwesenheit eine Laute ergriffen, auf welcher er eben phantasirte, als sie hastig eintrat. Die sanften Töne, durch welche fremde, wohlthuende Empfindungen auf sie einströmten, erweichten ihr ganzes Wesen. Der Zorn wich von ihrer Stirn. Sie setzte sich mit niedergesenktem Blick dem Ritter gegenüber, der ihr mit männlich schöner Stimme ein Lied vorsang, dessen Inhalt so mächtig auf sie wirkte, daß sie die Thränen nicht verbergen konnte.

So verging der Tag; und als die Nacht einbrach, verließ der Ritter das Zimmer mit der Nachricht, daß er morgen in aller Früh die Burg auf der Mauer umreiten werde. Mit ängstlichem Herzklopfen hörte es Kunigunde, suchte Aufschub zu bewirken, und wünschte, daß der Ritter davon abstehen möchte; aber er blieb bei seinem Vorsatze.

Mit dem Gefühl einer erwachenden Liebe und der Qual eines gebändigten Stolzes blieb Kunigunde allein. Sie warf sich auf ihr Lager; aber kein Schlaf erquickte sie, und erst nach längst gewichener Mitternacht versank sie in einen von wilden Träumen begleitenden Schlummer.

Beim ersten Anbrechen des Tages ließ sich der fremde Knappe das Thor öffnen und lief auf die Mauer. Und als der Himmel im Osten sich röthete, alle Gegenstände deutlich zu erkennen waren, ging er in den Burghof zurück, und zog die Rosse aus dem Stalle. Da kam der fremde Ritter in leichter Kleidung die Treppe herab, umarmte den Knappen, schwang sich auf sein Pferd, und ritt stolz zum Thor hinaus.

„Nun mache Alles im Schlosse wach," rief der Knappe dem zitternden Thorwächter zu, „aber laß niemanden der Mauer sich nähern."

Bis an den Aufgang der Mauer begleitete der Knappe seinen Herrn. Mit einem freundlichen Blick auf ihn ritt dieser hinauf, hob die Füße aus den Bügeln, und ließ nachlässig auf den Hals des Pferdes die Zügel hängen. Sichern Trittes ging es auf dem schmalen Pfade. Ruhig blickte der Ritter in das gräßliche Thal, wo noch finstere Nacht war. In Osten sprang die Sonne herauf, die Lerche erhob sich; aber er sah weder Sonne noch Lerche: nur auf den neben der Mauer her gehenden Knappen blickte er bisweilen freundlich hin.

Unterdessen war Alles im Schlosse wach geworden, und lief ängstlich und verwirrt durch einander. Kunigunde war auch erwacht. Kaum hörte sie, daß der Ritter auf der Mauer sei, als sie ein fieberhafter Schauder ergriff. „Er ist todt!" schrie sie, und flog hinab in den Burghof. „Wo ist sein Leichnam?" Niemand antwortete, Alle standen mit gefalteten Händen.

Als nun das ängstigende Gefühl Aller den höchsten Grad erreicht hatte, siehe, da schwebte der Ritter auf seinem mit Schweiß bedeckten Rosse um die Ecke des an das andere Ende der Mauer stoßenden Gebäudes und näherte sich dem Ende des furchtbaren Pfades. Kunigunde war einer Ohnmacht nahe, als er wohlbehalten von der Mauer herabritt und vom Pferde stieg. Die Knechte ergriff die lauteste Freude; sie jubelten, schrieen und tanzten. Auf dem Hofe schmetterten Trompeten, und das Geschütz donnerte es über die ganze Gegend hin, daß der Sieg errungen sei.

„Huldigt Eurem Herrn!" schrie Kunigunde, und wankte auf den Ritter los. „Ihr habt die Bedingungen erfüllt, edler Ritter," sprach sie; „Ihr habt den Geist meines Vaters versöhnt. Ich übergebe Euch diese Burg und ihr Gebiet, und bin bereit, Euch Gemahl zu nennen." Aufs neue schmetterten die Trompeten.

Mit Hoheit und Adel erwiederte der Ritter in ernstem Tone: „Fräulein, der schreckliche Zauber ist gelöst, der so vielen Edeln das Leben kostete. Ich freue mich, Eurem Stolze und Eurer Grausamkeit Grenzen gesetzt zu haben, und danke Gott für seinen mir geleisteten Schutz dabei. Fluch und ewige Schande dem, der nach mir das Wagestück nochmals beginnen wollte. Dies laut zu erklären, daß es durch alle Länder schalle, war der einzige Zweck meiner Erscheinung auf dieser Burg. Seit einem Jahre ist dieses Roß geübt worden, auf schmalen Pfaden zu gehen, und es war nicht das erste Mal, daß das edle Thier auf einem solchen Pfade ging; aber es war das letzte Mal. Und du, die du mit unmenschlichem Herzen das Loos des Verderbens über so viele unglückliche Jünglinge warfst, kehre zurück, laß das Gefühl der Natur und der Menschlichkeit in deinem Herzen erwachen. Verabscheuung und Fluch der stolzen Kunigunde, Ehre und Freundschaft der fühlenden, der freundlichen. Zerschlage die Rinde, die Dein Herz umgab, wecke Gefühle, die dem Weibe ziemen. Werde Weib und Gattin, und ersetze der Welt die Leben, die dein Stolz opferte."

„Ich kann dein Gatte nicht werden. Ich bin — Adalbert, Landgraf von Thüringen, den schon das edelste Weib liebt; aber ich beschwöre Euch, schenkt Euch der Welt und der Menschheit wieder. Und wollt Ihr einen Gehülfen in Eurem schönen Beginnen, so wählt meinen Freund, diesen Knappen, den biedern Hugo von Erbach."

„Ihr aber, die Ihr voll Staunen mich umringt, Ihr Zeugen des grausamsten Frevels, seid auch Zeugen der Reue und Besserung. Gehorcht Eurer Gebieterin; aber bedenkt stets, daß man Gott mehr als dem Menschen gehorchen müsse."

„Und nun lebt wohl, Fräulein! Verzeiht die Demüthigung, Ihr habt sie aber verdient. Wenn die Sichel des Mondes erscheint, kehrt mein Freund zurück, um Zeuge und vielleicht Theilnehmer Eurer veränderten Gesinnungen zu sein. Lebt wohl." Er schwang sich auf sein Roß, und ritt mit seinem Knappen den Berg hinab.

Kunigunde wurde ohnmächtig in ihr Gemach getragen. Sie lag acht Tage krank darnieder; dann betete und fastete sie in dumpfer Betäubung. Am Ende der vierten Woche erschien Ritter Hugo von Erbach mit einem glänzenden Gefolge vor dem Thore Kynasts. Kunigunde wurde seine Gattin. Die gefährliche Mauer ward abgebrochen, und für die Seelen der Geopferten stiftete sie reichliche Messen. Die Liebe Hugo's und die Freundschaft Adalberts milderten Kunigundens Reue, und ihr letztes Wort an ihre Kinder war die Bitte, nicht durch Trotz gegen die Natur Blutschulden auf sich und die Menschheit zu laden.

Wenn man auf den Kynast kommt, so bringen gewöhnlich die Kinder des Kommandanten ein ungestaltetes hölzernes weibliches Brustbild, mit Igelborsten statt der Haare. Dies soll die schöne Kunigunde vorstellen, die man zu küssen von ihnen eingeladen wird, oder sich durch ein Geschenk von dem Kusse befreien muß.

Jetzt zur Geschichte des Schlosses. Der schlesische Fürst Bolko I., Herzog von Schweidnitz, mit dem verdienten Zunamen „der Streitbare," erbaute im Jahre 1292 Kynast, diese in vorigen Zeiten wichtige Festung, auf der Höhe des Kynastberges, worauf noch vierzehn Jahre früher ein Jagdhaus stand. Bald nach vollendetem Bau, 1301, starb er, und wurde im Kloster Grüssau beerdigt. Sein Enkel Bolko II. war Erbe der großväterlichen Burg, und hatte eine Erzherzogin von Oesterreich zur Gemahlin. Da er in einer kinderlosen Ehe lebte, so vermachte er Kaiser Karl IV. seine beiden an-

schnlichen Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer, unter der Bedingung, daß, wenn er ohne leibliche Erben sterben sollte, seine Gemahlin bis an ihr Ende Regentin bliebe. Er starb ohne Erben im Jahre 1368, und seine Gemahlin vierundzwanzig Jahre nach ihm. Sein vertrautester Freund, Liebling und zugleich Waffenträger war Gotthard Schof, gewöhnlicher Gotsche-Schof genannt. Diesem schenkte er aus Dankbarkeit für die ihm geleisteten Dienste das Schloß Kynast nebst den umliegenden Dörfern.

Im Jahre 1377 begleitete dieser den Kaiser Karl IV. in einem seiner Feldzüge, und bewies seinen Heldenmuth auf eine ausgezeichnete Art bei der Belagerung der Stadt Erfurt. Der Kaiser, Augenzeuge seiner Tapferkeit, reichte ihm zum Beweise des Dankes und seiner Zufriedenheit die Hand. Gotthard Schof, dessen Rechte mit Blut beschmutzt war, wollte sie nicht so dem Kaiser hinreichen, konnte sie aber auch sogleich nicht anders reinigen, als daß er sie an den Küraß abwischte, wodurch vier blutige Streifen auf dessen blanker Fläche entstanden. Als ihn nun Karl zum Ritter schlug, erhielt er in sein Wappen vier rothe Streifen zum rühmvollen Andenken an diesen Tag. Diese Standeserhöhung war aber kein bloßer Titel. Karl gab ihm auch noch als Eigenthum die um den Kynast herum gelegenen Städte Friedeberg und Greifenberg, das Schloß Greifenstein und die dazu gehörigen Dorfschaften. Seinen Nachkommen blieb sein Name in so rühmlichem Andenken, daß sie seinen Taufnamen Gotsche (d. i. Gotthard) ihrem Geschlechtsnamen beifügten und sich seit der Zeit Schaffgotsch schrieben.

Kynast gehört unter die Zahl derjenigen Burgen, welchen die militärische Sprache das Beiwort „jungfräulich" giebt. Selbst die Hussiten, unter deren Streichen so manche Burg sank, mußten im Jahre 1426 eine langwierige Belagerung desselben unverrichteter Sache aufgeben. Dies jungfräuliche Vorrecht wurde hier in ältesten Zeiten den Fremden dadurch kund gemacht, daß sie an die oben erwähnte steinerne Säule durch ein Halseisen gefesselt, und so, wie man es nannte, mit der Burg vermählt wurden. Was aber menschlicher Kraft und Kunst unmöglich war, das zerstörte ein Blitzstrahl in wenigen Stunden. Am 31sten August 1674 war es, wo der Blitz in den vorzüglich hohen und schönen Thurm, an welchem sich eine Uhr befand, fuhr. Er zündete zugleich alle Gebäude an, und binnen zwei Stunden waren sie, nebst den darin befindlichen Kostbarkeiten und den Documenten, durch welche die Geschichte dieser Burg außer Zweifel zu setzen wäre, in Asche verwandelt. Das Unglück war um so größer, da gerade damals ein großer Theil der reichen Gebirgsbewohner, aus Furcht vor den Schweden, welche in die Mark Brandenburg eingefallen waren, ihre besten Sachen auf den Kynast in Sicherheit gebracht hatten, und dies alles die Flammen ihnen verzehrten. In ein Gewölbe, das mit sieben großen Pulverfässern angefüllt war, drang jedoch die wilde Glut nicht. Die eiserne Thür desselben war zwar schon glühend, die Reife der Fässer, welche der Thür zunächst waren, schon schwarz, aber dennoch blieben sie verschont. Wäre dieser Pulvervorrath aufgeschlagen, so würden wir jetzt nur noch wenige Spuren dieses Schlosses finden können.

Zum Schlusse will ich nun noch die merkwürdige Enthauptungsgeschichte des Grafen von Schaffgotsch, die Erfüllung der oben erwähnten Weissagung, mittheilen.

Hans Ulrich Graf von Schaffgotsch, dem seine Freunde und Untergebenen den Ruhm einer wahren ungeheuchelten Frömmigkeit, und selbst seine Feinde das Lob der Rechtschaffenheit geben mußten, wurde am 25sten Junius 1635 nach Regensburg gefordert, um sich vor den Reichsständen wegen einiger Punkte zu verantworten oder zu entschuldigen, und wegen der Verwaltung seines Amts (er war General der kaiserlichen Truppen in Schlesien) Rechenschaft zu geben. Seine Freunde baten ihn mit Thränen, seiner zu schonen, und wollten ihn von der Reise zurückhalten; aber er reiste doch. Kaum war er in Regensburg angelangt, so besetzte ein Dragonerhauptmann mit zwanzig Mann seine Wohnung, kündigte ihm Arrest an, und forderte im Namen des Kaisers Ferdinand II. ihm den Degen ab, den er ihm aber mit den Worten verweigerte: „Ich habe ihn immer rühmlich geführt, habe ihn „aus des Kaisers Händen empfangen, und werde ihn keinem „Kapitain übergeben!" Bald darauf kam ein Oberster, dem er ihn überreichte. Tags darauf führte man den Grafen aufs Rathhaus, und legte ihm folgende drei Fragen vor: Ob er nicht mit dem Feinde seiner Majestät nach Schweden geheime Korrespondenz gehalten? Ob er nicht die an das in Ungarn zu versorgen habende Detaschement zu zahlenden Gelder unterschlagen habe, um dadurch die Soldaten zu einer Revolte zu bringen? Ob er nicht seine lutherischen Unterthanen in Schlesien aufgewiegelt habe, sich zusammen zu rotten und die Katholiken zu vertilgen? — „Das Erste," erwiederte er, „habe ich nie im Sinne gehabt; an das Zweite nie gedacht; das Dritte darf ich nicht erst widerlegen, weil meine katholischen Bedienten wissen, daß dies nicht ist." Man legte ihm falsche untergeschobene Briefe vor, die er geschrieben haben sollte, woraus man ihm den Hochverrath beweisen wollte. „Wer diese „geschrieben," sagte er ganz gelassen, „mag den Inhalt vor Gott verantworten." Er wurde öfters wegen der genannten drei Punkte befragt, da er aber immer bei seiner vorigen Antwort blieb, so schickte man ihm den Scharfrichter zu, welcher ihn mit der Tortur bedrohen mußte. Nach einer harten Tortur, wodurch man aber auch nicht ein Wort erzwingen konnte, welches ihn etwa verdächtig gemacht hätte, kamen am 20sten Julius der Obrist Teufel und der Oberauditeur Götze von Wien zurück, welche dem Kaiser von dem Verlauf der ganzen Sache Nachricht gegeben und ihm die Prozeßakten vorgelegt hatten. Am 21sten Julius kamen einige Offiziers zu ihm aufs Rathhaus in sein Zimmer, entschuldigten sich mit bebender Stimme, daß sie ihm die traurige Nachricht brächten, daß er auf kaiserlichen Befehl sterben solle. „Ich weiß," sagte er, „daß „mein Blut schon lange eingeschenkt ist; es darf nur getrunken „werden! So gern ich sterbe, und lieber Unrecht leiden als „Unrecht thun will, so jammern mich doch meine Kinder. „Ich bitte nun um einen Prediger, mit dem ich mich unter„reden kann." Nach einer rührenden Unterhaltung fragten ihn die Abgeordneten: ob er in diesem Zimmer sterben wolle; man würde ihm dies nicht abschlagen? Er sagte: „Ich habe „so gelebt, daß dieser Schimpf und Spott zwar groß, mein „Gewissen aber doch rein ist; und wenn ich das für Gnade „halten soll, so bleibe es lieber bei der Ungnade! Ich will „lieber unter meines Gottes freiem Himmel sterben, als im „Dunkeln hingerichtet werden!" Die Abgeordneten und alle anwesenden Offiziers entfernten sich und nahmen mit vielen Thränen von ihm Abschied. Er wurde nie traurig, nur wenn er an seine Kinder gedachte. Nun kam der Superintendent M. Lenz zu ihm, der sich lange mit ihm unterhielt. Gleich nach ihm kamen mehrere Jesuiten, und ließen Herrn Lenz gehen. Sie blieben drei Stunden beim Grafen, redeten ihn hart an, und disputirten mit ihm. Er ließ während diesem Gespräch mit ihnen eine Bibel holen, worauf sie ihn sogleich verließen. An diesem Tage durfte Lenz beim Grafen nicht vorgelassen werden. Aber am 22sten Julius kam er und noch ein Prediger zu ihm, wo er mit der größten Andacht bei offenen Thüren beichtete und das heilige Abendmahl empfing, so daß er selbst vor den lauten Thränen und Klagen der Anwesenden kaum sprechen konnte. Nachdem die Geistlichen ihn verlassen hatten, schrieb er noch mehrere Abschiedsbriefe an die Seinigen, vertheilte seine Sachen unter die Bedienten, ließ sich den Sarg machen und bereitete sich zum Tode. Er brachte die letzte Nacht mit Gebet zu. Früh am 23sten Julius besuchten ihn noch einmal die Geistlichen, die er nach Versicherung des herzlichsten Danks mit den Worten entließ: „ich habe nun durch „Gott einen solchen Trost gefaßt, daß ich weiter keines Trostes „mehr bedarf!" Ein Offizier forderte ihn zur Richtstätte. Mit gelassenem Muthe und bewundernswürdiger Standhaftigkeit ging er mit ihm vom Rathhause und wurde auf den Platz zur Heide gebracht, wo in dem Gasthofe, zum Kreuz genannt, Standrecht über ihn gehalten und er dann zur Bühne auf einem Wagen geführt wurde. Es traten einige Jesuiten zu ihm, die ihn mit ihrer Fürsprache aber so beunruhigten, daß er sie gehen hieß. Er stieg mit heiterer Miene ab und die Bühne hinauf, wo er auf das Tuch kniete, welches er sich selbst hatte aufbreiten lassen, und betete. Er stand auf, segnete seine Kinder, seine Freunde, seine Bedienten, und zuletzt alle seine Unterthanen mit der herzlichsten Rührung. Hierauf wandte er sich zum Obersten, zum Auditeur und den Beisitzern, und fragte zum ersten Mal: „Weil ich sterben soll, so mag „man mir doch vor Gott und aller Welt sagen, welches die „Ursache meines Todes sei, damit nicht jemand meinen dürfe, „ich stürbe als ein Dieb oder Uebelthäter!" Der Richter gab ihm zur Antwort: Wir thun, was uns der Römische Kaiser befiehlt! Er fragte zum zweitenmal nach der Ursache seines Todes, und erhielt die vorige Antwort. Da er die Frage zum drittenmal wiederholte, ließ man die Trommeln rühren, um nicht mehr zu hören, was er sprach.

Nachdem ihm sein Kammerdiener den Oberrock ausgezogen und die Haare mit einem weißen Tuche hinaufgebunden hatte, sagte er: „nun so will ich mich hierher setzen, um meines Got„tes Willen, dem ich mich mit Leib und Seele übergeben habe, „und in Geduld seiner erwarten!" Er setzte sich auf den für ihn bereiteten Stuhl nieder, wo ihm durch den Scharfrichter der Kopf abgeschlagen wurde. Einige seiner Bedienten nahmen den Körper von dem Stuhle herunter, fielen nieder und beteten, legten ihn und den Kopf in den Sarg, und trugen ihn in Gegenwart vieler tausend Zuschauer in sein Zimmer. Noch an diesem Tage wurde er ohne alle Ceremonie auf den Kirch-

hofe zur heiligen Dreifaltigkeit in ein gewölbtes Grab gesetzt, welches er sich selbst hatte machen lassen, wohin ihn eine Menge Volks begleitete, die vor dem Sarge niederfielen und seinen Tod beweinten. Sein Leichnam wurde nicht abgewaschen, weil er dies selbst nicht haben wollte, sondern gesagt hatte: ich will so, wie ich nach meinem Tode seyn werde, vor dem Richterstuhl Christi erscheinen.

Dies ist die wahre Darstellung einer Begebenheit, welche ein immerwährendes Denkmal und merkwürdiges Beispiel des Religionshasses und Verfolgungsgeistes der Jesuiten bleiben wird. Denn nicht wegen einer geheimen Verschwörung gegen den Kaiser und einer Korrespondenz mit dem Könige von Schweden wurde der unschuldige Graf hingerichtet, sondern aus Religionshaß der Jesuiten.

In Hermsdorf unterm Kynast wird das Schwerdt, mit welchem er hingerichtet worden ist, noch aufbewahrt, aber nicht gezeigt.

* * *

Abbildungen von den Ruinen des Kynasts befinden sich in folgenden Werken:

1) In den malerischen Wanderungen durch das Riesengebirge in Schlesien, von Rathe. Weimar 1806 (10 Rthlr.) Zwei Blätter in Querfolio stellen den Eingang des Schlosses und die Ansicht der Ruinen von der Südseite dar. Sie sind in Aquatinta von Rathe, Ebner und Häßel brav gearbeitet, und auch einzeln ohne den Text zu haben.

2) Im Taschenbuche für Freunde des Riesengebirges sind zwei kleine Abbildungen in 8., jedoch von keinem großen Werthe.

3) Im Magazin der neuesten Reisebeschreibungen in Auszügen, Bd. 2. S. 214. Berlin 1808, ist ebenfalls eine Abbildung in 8.

4) Im ersten Hefte der malerischen Reise durch Schlesien, welche, der Ankündigung des Buchhändlers Salfeld in Berlin zu Folge, in diesem Jahre noch erscheinen soll, wird sich auch eine Abbildung, 9½ Zoll hoch, 1 Fuß 3 Zoll breit, befinden.

Bei Bearbeitung des Vorstehenden habe ich benutzt: Bemerkungen auf einer Reise durch einen Theil des schlesischen Gebirgs und der Grafschaft Glatz. Breslau 1793. 8. — Reise durch Schlesien im Jahr 1801. 1ster Bd. Berlin 1802. 8. — Das Riesengebirge, von Hoser. Wien, 2ter Bd. 1804. 8. — Morgenblatt, 208tes St. 1809. — Der Wintergarten von Arnim. Berlin 1809. 8.

Johann Christoph Gottsched,

der selbst in seinen Abgeschmacktheiten verehrungswürdige Begründer einer neuen Epoche der deutschen Literatur, ward den 2. Februar 1700 zu Juditenkirch in Preußen geboren und zuerst von seinem Vater, dem dasigen Prediger, wissenschaftlich und moralisch gebildet. Um Theologie zu studiren ging er 1714 nach Königsberg, wandte sich aber dort bald der Philosophie und den schönen Wissenschaften zu, wurde 1723 Magister und, um dem Militairdienst zu entgehen, 1724 Erzieher der Kinder des berühmten Polyhistor Menke in Leipzig. Nachdem er hier mit Beifall die Humaniora öffentlich gelehrt, 1729 Senior der dortigen poetischen Gesellschaft geworden war und auf einer Reise in sein Vaterland die Bekanntschaft seiner nachmaligen Gattin und der berühmtesten Gelehrten des Nordens gemacht hatte, wurde er 1730 außerordentlicher und 1734 ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik daselbst. Er starb als Decemvir der Universität, Senior der philosophischen Facultät und des Fürstencollegiums und Mitglied mehrerer auswärtiger Akademien den 12. December 1766. — Ein imposantes und schönes Aeußere, rastlose Thätigkeit, nicht gewöhnliche Kenntnisse, aber auch die Verdienste Andrer geringschätzende Eitelkeit und hartnäckige Anmaßung zeichneten ihn aus und waren die Quellen mancher Leiden für ihn.

Von ihm selbst haben wir in deutscher Sprache.

Pietschens gesammelte Schriften, mit Vorrede und Zugabe einiger Gedichte. Leipzig 1725. 8. Dabei die Uebersetzung von Le Clerc's Abhandlung von der Poesie.

Bernhard's von Fontenelle Gespräche, übersetzt mit Anmerkungen, Erläuterungen und Zugaben. Leipzig 1726, 1727, 1730, 1751; 4 Thle. 8. Des 1. Thls. 3. Aufl. ebendas. 1738. 8.; die des 4. ebendas. 1760.

Nachricht von der erneuerten deutschen Gesellschaft. Leipzig 1727. 8. Neue Auflage 1731. 8.

Grundriß zu einer vernunftmäßigen Redekunst. Hannover 1728. 8. Fernere Ausgaben mit verschiedenen Abänderungen und Erweiterungen 1735, 1739, 1750 und als: Ausführliche Redekunst 1759. 8. 2 Thle.

Versuch einer kritischen Dichtkunst. Durchgehends mit den Exempeln unserer besten Dichter erläutert. Anstatt der Einleitung Horazens Dichtkunst übersetzt und erläutert. Leipzig 1730. gr. 8. Dann ebendas. 1737, 1742, 1751 in 2 Theilen. — Ein Auszug daraus sind: Vorübungen der lateinischen und deutschen Dichtkunst, für Schulen. Leipzig 1756; ferner 1760 und 1775 sämmtlich in 8.

Der deutschen Gesellschaft in Leipzig gesammelte Reden und Gedichte. Leipzig 1732. 8.

Gedichte, gesammelt und herausgegeben von Johann Joachim Schwabe. Leipzig 1736. gr. 8. und 1751. 2 Thle. Mit G's Bildniß von Snfang.

B. Neukirchs auserlesene Gedichte, gesammelt und herausgegeben. Leipzig 1744. gr. 8.

Deutsche Sprachkunst, nach den besten Schriftstellern des vorigen und jetzigen Jahrhunderts. Leipzig 1748 gr. 8.; ferner ebendas. 1749, 1752, 1756, 1762 und durch Johann Gottlob Hofmann 1776, gr. 8., wurde ins Lateinische, Französische, Holländische, Ungarische und Russische übersetzt. Einen Auszug daraus bildet der Kern der deutschen Sprachkunst, zum Gebrauch der Jugend von ihm selbst ins Kurze gezogen. Leipzig 1753. 8. 5. Auflage besorgt durch J. G. Hofmann. Ebendas. 1777. 8.

Gesammelte neueste Gedichte, herausgegeben von der Königlich deutschen Gesellschaft. Königsberg 1750. 8.

Christph.-Ottens, Freiherrn von Schönaich, Herrmann oder das befreite Deutschland, ein Heldengedicht mit einer Vorrede ans Licht gestellt. Leipzig 1751. 4.

Heinrich's von Alkmar Reineke der Fuchs, nach der Ausgabe von 1498 ins Hochdeutsche übersetzt und mit einer Abhandlung von dem Urheber, wahren Alter und großen Werthe dieses Gedichts versehen. Leipzig und Amsterdam 1752. kl. Fol. Mit dem Grundtext als Anhang.

Vorübungen der Beredsamkeit, zum Gebrauch der Gymnasien und größern Schulen, Leipzig 1754. 8. Fernere Auflagen: Ebendas. 1756, 1764 und 1775 sämmtlich in 8.

Der sterbende Cato, ein Trauerspiel, mit Fenelon's Gedanken von den Trauerspielen und einem kritischen Anhange. Leipzig 1752. 10. Auflage besorgt von C. G. Köllner. Ebendas. 1757.

Auszug aus Batteux schönen Künsten, aus dem einzigen Grundsatze der Nachahmung hergeleitet; mit verschiedenen Zusätzen und Anmerkungen. Leipzig 1754. 4.

Historische Lobschrift Christians, Freiherrn von Wolf. Nebst des Hochsel. Kupferbilde. Halle 1755. gr. 4.

Geschichte der Stiftung der vormaligen fruchtbringenden Gesellschaft, Leipzig 1755. 4.

Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst. Leipzig 1757 — 1765. 8. 2 Thle.

Beobachtungen über den Gebrauch und Mißbrauch vieler deutschen Wörter und Redensarten. Straßburg und Leipzig 1758. 8.

Akademische Redekunst, zum Gebrauche der Vorlesungen auf hohen Schulen. Leipzig 1759. 8.

Freieslebens kleine Nachlese zu dem nöthigen Vorrathe zur Geschichte u. s. w. Leipzig 1760. 8. Auch als Anhang zu Letzterem. Ebend. 1765.

Der Prozeß, ein Scherzgedicht, im Jahre 1740 seiner theuersten Freundin Luise Adelgunde Viktorie G., geb. Kulmus gewidmet, als opus posthumus der Nachwelt geschenkt, 1774 8.

Unter Beihilfe seiner Gattin und seiner Freunde:

Die vernünftigen Tadlerinnen, eine moralische Wochenschrift. Halle und Leipzig 1725, 1726. gr. 8. Neue Auflage, Hamburg 1747. 8. 2 Thle. An deren Stelle trat: Der Biedermann, eine moralische Schrift. Leipzig 1727, 1728. 2 Bde.

Oden der deutschen Gesellschaft in Leipzig. Ebendas. 1728 und 1733. 8. 2 Thle.

Der deutschen Gesellschaft in Leipzig eigene Schriften und Uebersetzungen in gebundener und ungebundener Schreibart. Leipzig 1730 — 1739, 3 Thle. in 8. 2. Ausgabe 1742 in 8.

Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit. Leipzig 1732 — 1744. 8 Bde. in 8.

Baylens historisches und kritisches Wörterbuch, nach der Auflage von 1740 übersetzt, mit einer Vorrede und verschiedenen Anmerkungen. Nebst dem Leben des Herrn Bayle nach Desmaizeaux. Leipz. 1741 — 1744. 4 Thle. in Fol.

Die deutsche Schaubühne nach den Regeln der alten Griechen und Römer, mit Vorrede. Leipzig 1741 — 45. 6 Thle. in 8. 2. Auflag. Ebend. 1746 — 1750.

M. T. Cicero drei Bücher von der menschlichen Pflicht, übersetzt und mit Anmerkungen, wie auch des Cicero Leben erläutert von Joh. Adolph Hofmann, mit Vorrede von G. Hamburg 1742. 8.

Leibnitz Theodicee, das ist, Versuch von der Güte Gottes u. s. w., übersetzt und mit verschiedenen Zusätzen und Anmerkungen. Hannover 1744. gr. 8.

Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freien Künste. Leipzig 1745 — 1754 in 8. 10 Bde.

Lucian's von Samosata Auserlesene Schriften durch verschiedene Federn verdeutscht. Leipzig 1746. 8.

Gesammelte Reden in 3 Abtheilungen. Leipzig 1749. gr. 8. Mehrere darunter vorher einzeln. Ebendas. 1739 — 1746 in 4. und 8.

Geschichte der Königlichen Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris. Aus dem Französischen übersetzt von Luise Adelgunde Viktorie G. Mit einer Vorrede von J. Ch. G. Leipzig 1749. gr. 8.

Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit. Leipzig 1751 — 1762. 12 Bde. mit Kupfern in 8.

Sammlung einiger ausgesuchten Stücke der Gesellschaft der freien Künste zu Leipzig. Ebend. 1754 u. 1755. 3 Thle. in gr. 8.

Handlexikon oder kurzgefaßtes Wörterbuch der schönen Wissenschaften und freien Künste. Leipzig 1760. gr. 8.

Gottsched gehörte zu denjenigen Erscheinungen in der Geschichte der Literatur, welche das Unglück hatten, nie richtig gewürdigt zu werden, und deren eigentliche Stellung zu ihrer Zeit selbst die ruhiger und unbefangener urtheilende Nachwelt nicht genau zu bestimmen vermochte. Während er in der Periode seiner wirksamsten Thätigkeit von seinen Schülern und Anhängern als ein Licht der Welt gepriesen wurde, griffen ihn seine nicht minder befangenen Gegner auf das Schonungsloseste an und suchten, selbst das untergeordnete Verdienst, das er sich um deutsche Sprache und Wissenschaft erwarb, und das ihm durchaus nicht abzusprechen ist, als gänzlich nichtig darzustellen. — In späteren Tagen, in welchen unsere Literatur plötzlich einen so außerordentlichen Aufschwung nahm, und man ganz Anderes von einem Geschmacksrichter, für den er durchaus während eines langen Lebens gelten wollte, mit Recht verlangte, sank sein Name fast zu einem sprüchwörtlichen Gebrauche herab, um geistlose, breite und arrogante Pedanterie damit zu bezeichnen, und würde ganz vergessen und verschollen seyn, wenn seine unaufhörlichen und heftigen Streitigkeiten, welche damals so viele Federn in Bewegung setzten, ihn nicht nothwendig in den Annalen unserer Literatur hätten aufbewahren müssen. Um gerecht gegen ihn zu seyn, darf man nicht außer Acht lassen, daß er zu einer Zeit auftrat, in welcher die Poesie in unserem Vaterlande auf das Tiefste gesunken war, und durch die Unfähigkeit der geistlosen Nachahmer der Schule Hoffmannswaldau's und Lohenstein's eine höchst verderbliche Richtung genommen hatte. Dieser stemmte er sich mit allen Kräften entgegen und suchte, durch Lehre und Beispiel, Keuschheit, Regelmäßigkeit und Correctheit einzuführen. Hätte er sich hierauf beschränkt, so würde er seinen Zweck nicht verfehlt haben; aber er ging noch weiter, und wollte, durch Eitelkeit und Selbstüberschätzung verführt, eine neue Bahn brechen, und als das Haupt und der Mittelpunkt eines allein gültigen Strebens dictatorisch dastehn. Dazu fehlte ihm jedoch das Nothwendigste; wenn es ihm auch auf der einen Seite weder an bedeutenden vielumfassenden Kenntnissen und an gesundem Verstande gebrach, so ermangelte er doch dagegen aller philosophischen Tiefe, der Phantasie, des Witzes und eines reinen vorurtheilsfreien Geschmackes. Sein ganzes Treiben mußte dadurch höchst einseitig werden, um so mehr, als ihn eine fast unglaubliche Anmaßung fortwährend verblendete, und ihn zum Herolde einer Literatur (der französischen) machte, deren ganzes Wesen dem deutschen Geiste fast in allen Punkten widersprach.

Was sein rastloser Fleiß deshalb hervorbrachte, konnte nach den eben angedeuteten Verhältnissen daher auf keine Weise dauernde Früchte tragen; doch dürfen seine Leistungen für die Ausbildung unserer Sprache und die Kenntniß unserer Literatur keineswegs verkannt werden. Als Dichter ist er höchst unbedeutend, da er fast nichts besitzt als eine gewandte Herrschaft über die äußere Form; seine Poesien sind demzufolge auch weiter nichts als schaale Gelegenheitsreimereien, voll gezierter Wendungen, frostiger Bilder und unerschöpflicher breiter Geschwätzigkeit. Dieselbe Weitschweifigkeit herrschte in seinen prosaischen Leistungen, namentlich in seinen nach dem Muster der französischen gearbeiteten Reden und Lehrbüchern.

Trotz dem Allem geziemte es aber der späteren Generation nicht, das wirklich Lobenswerthe an Gottsched zu verkennen; dies war der wirklich echte Patriotismus, der ihn beseelte, für die Ehre und das Wohl der deutschen Nation und ihrer Literatur auf das Eifrigste zu streben.

Wir lassen der Vollständigkeit wegen hier einige der besten Gedichte, so wie eine Rede Gottsched's folgen.

V. Ode.

Bei widriger Schifffahrt über die Ostsee,

(auf der Höhe von Bornholm entworfen, 1729 im Juni.)

Andrer Vater deutscher Lieder,
Edler Flemming, Phöbus Sohn,
Komm, erneure doch den Ton
Deiner edlen Laute wieder!
Hast du Reußen und Circassen,
Und die wilde Tartarey,
Ja die Perser hören lassen,
Was die Kunst der Musen sei,
O so stimme, wie vorzeiten,
Meiner Zither schlaffe Seyten.

Stund nicht Liefland halb vernarret?
Stutzte nicht der kalte Belt?
War die halbe Norderwelt,
Bis zur Wolga, nicht erstarret?
Deines hohen Geistes Feuer
Schmelzte Rußlands tiefsten Schnee;
Ja das Eis ward endlich theuer
An der runden Caspersee.
O wo ist von deinen Trieben
Die verglimmte Glut geblieben.

Eben die beschäumten Wellen,
Deren Spiel ich itzo bin,
Sah ja dein gesetzter Sinn
Vormals zu den Wolken schwellen.
Aber wenn sie rauschend rollten,
Und durch ihrer Fluthen Fall
Deine Lieder dämpfen wollten,
Dämpfte Thetis ihren Schall;
Thetis, die das Sprudeln störte,
Wenn sie dich von weiten hörte.

Sagt, ihr blaulichten Tritonen!
Warum hört ihr mir nicht zu?
Warum wollt ihr meine Ruh
Nicht sowohl, als Flemmings, schonen?
Doch ich kann es leichtlich merken:
Könnt ich nur mein Seytenspiel
Recht nach seiner Laute stärken,
Die euch damals wohlgefiel;
Würdet ihr zu meinem Dichten
Williger die Ohren richten.

Raast denn, raast, ihr Wasserwogen!
Spritzt und schäumet noch so viel;
Mein verwerflich Seytenspiel
Ist mit eigner Hand bezogen.
Wälzt euch, ihr gesalznen Hügel
Schwemmt mein Schiff durch Sturm und Wind,
Dessen ausgespannte Flügel!
Eure nasse Nachbarn sind;
Aber endlich legt euch wieder,
Und vernehmt auch meine Lieder.

Ich besinge mit Vergnügen
Mein verlaßnes Vaterland,
Wo ich an Euterpens Hand
Den Parnaß zuerst bestiegen;
Odoacers Schloß und Brücken,
Albertinens Glanz und Pracht,
Der des Pregels breiter Rücken
Alle Länder zinshar macht;
Und wo mit geübten Zungen
Dach und Pietsch mir vorgesungen.

Dann erheb ich, außer Preußen,
Sachsens schöne Lindenstadt,
Leipzig, das nichts gleiches hat,
Und das glückerfüllte Meißen.
Leipzig, wo sich meine Flöten
Etwas besser ausgespielt,
Und im Chore der Poeten
Manches Kenners Lob erzielt:
Als von Friedrich Augusts Thaten
Mir ein Heldenlied gerathen.

Nebst der klugen Philurenen,
Wo ich mich bisher befand,
Rühm ich auch den Weichselstrand,
Und die Anmuth meiner Schönen;
Meiner dichtenden Louisen,
Welche mich so stark gerührt;
So viel Geist und Witz erwiesen,
Als ich irgendwo gespürt;
Und durch angenehme Sitten
Mir zuerst das Herz bestritten.

Theurer Opitz! dessen Schatten,
Dessen Gruft noch Danzig ehrt,
Hast du meinen Wunsch erhört,
So wirst du mir eins verstatten.
Sang dein süßes Rohr vorzeiten,
Von der langen Vandala:
O so rühr itzt meine Seyten,
Auf mein Licht, Victoria;
Auf mein Leben, Adelgunden,
Die mich neulich überwunden.

Sie verdients mit allem Rechte,
Sie, die Geist und Schönheit hat,
Daß sie dein unsterblich Blatt
Auf die späte Nachwelt brächte.
Doch was braucht sie fremder Werke
Zum Gewinnst der Ewigkeit?
Ihres eignen Griffels Stärke
Trotzt schon der Vergessenheit.
Könnt ich ihr nur auch entrinnen,
Fürstinn deutscher Castalinnen

Ist mir recht? die stolzen Wellen
Legen sich mit ihrer Wuth;
Und der Tiefen müde Fluth
Höret auf so sehr zu bellen.
Die begierigen Sirenen
Geben auf mein Singen acht,
Weil der Namen meiner Schönen,
Jeden Ton ganz lieblich macht.
Seht doch, wie sich die Najaden
Scherzend um mein Schifflein baden!

Ach! entzückst du auch die Winde,
Schönste! warum strafst du mich?
Warum zürnst du, daß ich dich
Witzig, schön und artig finde?
Soll ich, blinder als die Fluthen,
Tauber, als die Stürme, seyn?
Ist mir das wohl zuzumuthen?
Selbst die Wahrheit spricht ja: Nein.
Warum soll ich denn im Schreiben
Gegen dich ganz frostig bleiben?

Warum kannst du es nicht leiden,
Daß mein Schiff die Hoffnung heißt?
Soll denn mein getreuer Geist
Deinen Wohnplatz ewig meiden?
Warum soll ich doch nicht hoffen?
Steht entweder meinem Wort
Danzigs Hafen nicht mehr offen?
Oder sperrst du selbst den Port?
Nein! Die Hoffnung und mein Glücke
Führt mich doch dereinst zurücke.

Aendre künftig die Befehle,
Zwinge meine Regung nicht.
Schilt nicht, daß ich dich, mein Licht!
Unter große Seelen zähle.
Ueberlaß mich nur den Trieben,
Die du selbst in mir erweckt:
Denn soll ich den Werth nicht lieben,
Den dein Wesen mir entdeckt;
O so wird noch einst auf Erden
Alles Lieben strafbar werden.

Jubelode.

Seht! Babel wankt, und sinkt, und fällt,
Daß Grund und Catacomben beben;
Nun kann der Kreis der hart geplagten Welt
Sein sorgenfreyes Haupt erheben.
Der sieben Berge Glanz und Pracht
Versinkt in Schutt und Graus und Nacht,
Die Metze schmeißt den Zauberkelch in Stücken:
Ha! stolzes Weib, nun wirst du dich
Nicht mehr so frech und lästerlich
Durch den ergeizten Putz der reichsten Buhler schmücken.

O! welch ein Heulen und Getümmel
Erhebt das Reich der Finsterniß!
Dort fliegt ja noch der Engel durch den Himmel,
Der uns aus solchen Schatten riß.
Man hört die Jubelstimme schallen:
Sie fällt! sie fällt! sie ist gefallen;
Gefallen ist die große Wunderstadt!
Die durch den Wein der Hurereyen,
Bey List und Zwang und Schmäucheleyen,
Die Völker aller Welt bisher bezaubert hat.

Gestürztes Rom! Wo ist nunmehr
Des Thieres große Macht auf Erden?
Welch Königreich wird künftighin so sehr
Verführt, bestrickt, bezaubert werden?
Wer nimmt dein schnödes Zeichen an;
Da die den Schandfleck abgethan,
Die sonst dieß Maal mit Stolz und Eifer trugen?
Nur weg damit von Stirn und Hand!
Des Himmels Zorn ist schon entbrannt
Auf alle, die sich sonst zu deiner Rotte schlugen.

Wie dort vom Klange der Posaunen
Ganz Israel und Josua,
Bey Jericho, zwar froh, doch mit Erstaunen,
Schloß, Thurm und Bollwerk sinken sah;

Man läßt ein Feldgeschrey erschallen,
Und seht, so Thor als Mauren fallen;
Wiewohl kein Mensch die Hand daran gelegt:
So fällt auch Babels Pracht und Schöne,
Bloß durch ein kräftiges Getöne
Des ewigstarken Worts, das Erd und Himmel trägt.

Geht aus, aus der verbannten Stadt,
Erlöste! flieht aus Babels Thoren!
Des Gräuels Wust, dem sie geopfert hat,
Hat Ansehn und Gewalt verlohren.
Berühret nichts, was sie geweiht;
Es ist der Afterheiligkeit
Verworfne Frucht und Mißgeburt zu nennen;
Des Aberglaubens blinde Brut
Mag, wie sie gern im Dunkeln ruht,
Sich in Aegyptens Nacht von Gosens Sonne trennen.

Was siehst du doch in deinen Zimmern?
Was siehst du, finstrer Vatican?
Was hilft es dir, daß tausend Lampen schimmern,
Da keine dich erleuchten kann?
Wie lange soll auf den Altären
Das trübe Licht der Kerzen währen,
Das aller Welt des Irrthums Leitstern war?
Hinaus mit dem verwünschten Scheine!
Der Wahrheit heitrer Stral alleine
Vertreibt die Finsterniß und macht die Kirche klar.

Aus dir, gepriesnes Sachsenland!
Entspringt das Licht der reinen Lehre.
Du hast das Tocht des Glaubens angebrannt,
Das sonst fast gar erloschen wäre.
Aus deinen Mauren, Wittenberg!
Entsteht das unerhörte Werk:
Die Tyber selbst erstaunt vor deiner Elbe.
Die Engelsburg erbebt vor dir;
Der Riegel bricht, es springt die Thür;
Es wanket Grund und Dach und Pfeiler und Gewölbe.

Den Tag soll keine Zeit vergessen,
Als dort, auf seinem Kaiserthron,
Der fünfte Karl im Fürstenrath gesessen,
Karl, Deutschlands loberfüllter Sohn.
Die holde Majestät der Blicke
Verspricht Germanien ein Glücke,
Dem keines gleicht, davon es sonst geblüht;
Karl ist ein zwiefachgroßer Kaiser,
Indem er zwar auf Lorbeerreiser,
Doch auf den Glauben auch mit heiterm Geiste sieht.

Ihr Fürsten! auf! denn euer Mund
Muß itzt den ganzen Weltkreis lehren.
Hier thut getrost des Glaubens Inhalt kund;
Nord, Ost und Westen wird euch hören.
Seyd keck und voller Freudigkeit,
Ihr sprecht hier für die Christenheit;
Vollendet dann, wozu euch Gott erkohren.
Durch euch muß hier ein Werk geschehn,
Dazu die Vorsicht euch ersehn,
Bevor euch die Natur ans Licht der Welt gebohren.

Es schützt euch Ansehn, Stand und Würde,
Gewalt und Abkunft, Volk und Land;
Der Fürstenhut und die Regentenbürde
Hat euch ja nicht den Muth entwandt.
Das Schwert umgürtet euch die Lenden,
Ergreift es mit beherzten Händen,
Vertheidigt euch, dafern man euch verletzt.
Seyd fertig, Blut und Haupt zu wagen!
Denn hier sein Leben feil getragen,
Ist christlicher, als Gott der Ruhe nachgesetzt.

Ihr thuts. Die Wahrheit steht euch bey,
Ihr kämpft, und siegt, und triumphiret.
Der Feinde Wuth und wüste Raserey
Hat eure Großmuth nicht gerühret.
Euch dankt das frohe Lutherthum!
Euch giebt die halbe Welt den Ruhm!
Euch wird man noch nach tausend Jahren ehren!
Euch preiset auch dieß Lied; = = Doch nein!
Weil Ehre, Dank und Preis allein
Dem Vater alles Lichts im Himmel zugehören.

Wer kennt nicht Luthers Geist und Feuer,
Melanchthons sanfte Lindigkeit?
Die beyderseits, bey diesem Ungeheuer,
Ihr Haupt gewagt, und nichts gescheut.
Wenn jener brannte, dieser dämpfte,
Der eine löwenmüthig kämpfte,
Der andre stets auf Friedenspuncte sann:
Wer hats so weislich angefangen,
Erdacht, beschlossen und verhangen,
Daß ein so widrig Paar dennoch zuletzt gewann?

Dort trotzt ein fester Heldenmuth;
Hier bebt ein halbverzagter Glaube:
Dort spottet man der ärgsten Feinde Wuth;
Hier kriecht die Blödigkeit im Staube
Die Eintracht sah der Zwietracht gleich:
Sie störten beyde Babels Reich,
Theils durch Gewalt, theils durch ein kluges Weichen.
Gott selbst! Gott selbst hat das versehn!
Nur dergestalt konnt es geschehn,
Das vorgesteckte Ziel der Schlüsse zu erreichen.

Kein Mensch, so weit sein Witz auch langet,
Langt hier mit seiner Vorsicht zu.
Wer trieb das Werk, damit itzt Zion pranget,
O höchste Weisheit! sonst als du?
Aus tausend wundervollen Werken
War leichtlich Hand und Kraft zu merken,
Die alles trieb, bedacht, erhielt und that.
Beschämte Spötter! weicht zurücke,
Ihr seyd zu schwach; drum kehrt die Blicke
Auf eurer Einfalt Trost, den eiteln Bilderstaat.

Fallt nieder, murmelt, schlagt die Brust,
Zerstoßt die Stirn, erzwinget Zähren,
Zerpeitscht den Leib, dem Heiligen zur Lust;
Er wird sich schon geneigt erklären.
Küßt hundertmal ein faules Bein,
Den schnöden Raub vom Rabenstein,
Den der Betrug in Gold und Glas geschoben;
Vergöttert Lumpen, Asch und Koth,
Die man für Krankheit, Schmerz und Tod,
Zur Panacee bestimmt und heilig aufgehoben.

Hängt Kutten um, erhandelt Messen,
Zieht Glocken, räuchert, bethet an,
Schlagt Kreuzer vor, enthaltet euch vom Essen,
Zeigt, daß die Andacht hungern kann.
Noch mehr: manch Gaukelspiel erscheine,
Der Mutter Gottes Auge weine,
Es fließe dort das Blut vom Januar.
Was hilfts? bey tauber Götzen Ohren
Ist Seufzen und Gebeth verlohren;
Denn todtes Holz und Stein nimmt keiner Ehrfurcht wahr.

Sagt, läßt sich noch kein Helfer sehn?
Erscheint kein Heiliger auf Erden?
Will Nepomuck, durch euer heißes Flehn,
Noch nicht gerührt, nicht günstig werden?
Umsonst! Ein lahmer Lojola
Ist, statt der Himmelsbürger, da?
Iberien heckt seinen neuen Orden.
Der stützet Roms zerbrochnen Stuhl,
Der zeucht das Thier aus seinem Pfuhl,
In den es schon gestürzt und fast vergraben worden.

Wie sonst durch Sonnenschein und Regen,
Bey angebrochner Frühlingszeit,
Der Gärten Pest, die ganz erstarrt gelegen,
Die schnöde Raupenbrut gedeiht;
Sie kriecht aus ihrem engen Neste,
Und breitet sich durch Laub und Aeste
Auf jedes Blatt, auf alle Knospen aus,
Und kehrt durch ihr verwegnes Wüthen
Den Schmuck der hoffnungsvollen Blüthen,
Ja Stengel, Zweig und Stamm in Abscheu, Wust und Graus.

So wuchs auch die beschorne Schaar
Der kaum entstandnen Lojoliter;
Und fraß darauf, sobald sie zeitig war,
Der Königreiche Mark und Güter.
Europa wird ihr unterthan;
Ein Heer, das niemand zählen kann,

Beschwert den Kreis der überschwemmten Erden.
Nunmehr ist weder Hülf noch Rath!
Es haßt und scheut sie Fürst und Staat,
Wiewohl, es ist zu spät, davon befreyt zu werden.

Weh euch! ihr armen Protestanten,
Weh euch! denn die Gefahr ist groß.
Flieht Haab und Gut, gleich Mördern und Verbannten;
Wo nicht, so kehrt in Babels Schooß.
Auf euch ist ihre Wuth erhitzet,
Ihr tückerfülltes Auge blitzet,
Sie drohen euch mit Flammen, Strick und Stahl!
Der Untergang ist euch geschworen;
Ihr fleht umsonst, ihr seyd verlohren!
Es donnert schon in Rom des Bannes Wetterstral.

Nein! Zion soll und wird bestehn,
So lange Mond und Sonne scheinen.
Doch Babels Macht muß endlich untergehn;
Und sollten alle Mönche weinen.
Lucern droht ihm den neuen Fall,
Es droht ihm dort in Portugall
Ein weiser Held, der seine Rechte schützet.
Nur frisch gewagt! Das Lateran
Hat seinen Donner weggethan,
So daß kein Bannstral mehr auf Feind und Ketzer blitzet.

Dort, wo die Welt im Eise wohnet,
Blüht auch das Evangelium.
Da, wo der Dän' und Schwed' und Preuße thronet,
In Chur- und Liefland herrscht sein Ruhm.
Ein Theil der Reußen und Sarmaten,
Ein Theil von Stambols weiten Staaten,
Halb Deutschland, Schweiz und Holland nimmt es an.
Pannonien, die Britten, Schotten,
Virginier und Hottentotten,
Sammt Coromandels Volk sind ihm schon zugethan.

O! möchte seiner Lehren Blitz
Der Länder Ueberrest durchdringen;
Und überall der Pfaffen Aberwitz,
Des Aberglaubens Macht bezwingen!
O müßte noch der Theil der Welt,
Den Mahomet gefesselt hält,
Den hellen Glanz der Wahrheit einst erblicken!
O sollt auch jenes Südenland,
Das kein Columbus noch erfand,
Die Tempel durch den Dienst des wahren Gottes schmücken!

Wie ist mir? meiner blöden Blicke
Geschwächter Stral verstärket sich.
Wie wohl ist mir! ein günstiges Geschicke
Erhört den Wunsch und tröstet mich.
O welch ein Schauplatz läßt sich sehen!
Denn was noch künftig soll geschehen,
Wird mir entdeckt, und stellt sich völlig dar.
O süßer Anblick! schöne Zeiten!
Ich seh, ich sehe schon von weiten,
Was jedermann gewünscht, was kaum zu hoffen war.

Ich sehe schon den Tyberstrom
Die Herrschaft geistlicher Tyrannen
Mit Muth und Kraft aus dem gedrückten Rom,
Aus ganz Hesperien verbannen.
Ich sehe Tempel und Altar,
Und Mönch und Pfaffen in Gefahr,
Den Bilderdienst, das Fegefeuer schwinden.
Kein Pabst ist mehr, kein Cardinal;
Der Klöster ungeheure Zahl,
Die Wust und Staub bedeckt, ist gar nicht mehr zu finden.

Die Wahrheit herrscht und triumphiret,
Sie hat der Lügen Schwarm gedämpft;
Der Sonnenstral, der ihre Scheitel zieret,
Das Reich der Finsterniß bekämpft.
Man sieht bey ihren Reichsgenossen
Die schönsten Tugendzweige sprossen,
Die stetig blühn, stets voller Früchte stehn:
Der Thorheit Saamen ist verdorben,
Die Brut der Laster ausgestorben,
Und ihr erwünschter Thron soll niemals untergehn.

Erscheine bald, du güldne Zeit!
Beschleunigt euren Lauf, ihr Tage!
Daß einst die Welt, mit froher Dankbarkeit,
Von unsrer Wünsche Nachdruck sage.
O wäret ihr schon itzo da!
O! wären wir euch schon so nah,
Als unser Herz es wünschet und begehret!
Das Pabstthum wäre schon verbannt,
Der Muselmann ganz unbekannt,
Der Jud' und Heide selbst zu Zions Gott bekehret.

Vesuv und tausend Schwefelgrüfte,
Die Wälschland längst den Fall gedräut,
Verdoppelten die flammenreichen Düfte,
Bey Zions erster Jubelzeit.
Der Zunder tiefverborgner Schläuche
Zerriß der Erden hohle Bäuche,
Und öffnete der Berge wüsten Schlund;
Er drohte Babel zu verwüsten,
Und that dem Sitz des Antichristen
Schon dazumal die Glut der Rache Gottes kund.

Zwar itzo schont des Himmels Huld,
Auch seiner Wahrheit tolle Feinde.
Die Langmuth hat mit ihrem Trotz Geduld,
Und schützt indessen ihre Freunde.
Doch wacht dereinst sein Eifer auf,
So wird sein Arm der Bosheit Lauf,
Mit leichter Müh, durchaus zu hemmen wissen.
Alsdann wird Trotz und Widerstand
Vor solcher starken Allmachtshand,
Wie Dampf, in reiner Luft, gar bald verschwinden müssen.

Herr! der du einst das schnöde Toben
Des unbekehrten Sauls besiegt;
Durch Blitz und Ruf sein Schnauben aufgehoben,
Womit er dich zuvor bekriegt:
Ach! strale doch mit hellem Lichte
Auch Zions Feinden ins Gesichte,
Bis ihre Wuth von deiner Gnade weicht;
Bis Tyger, Lämmer, Scorpionen,
Und Tauben bey einander wohnen,
Und deiner Weisheit Schluß den vollen Zweck erreicht

Dort fängt bereits der Orient
Die Wissenschaften an zu lieben;
Die doch bisher nur bloß der Occident,
Europens bester Theil, getrieben.
Der Moscowit und die Türkey
Vergißt der alten Barbarey,
Und sucht und liebt den Flor der freyen Künste.
So gings auch hier, eh Luther kam.
Verstand und Witz macht Völker zahm,
Und jede Kunst gereicht dem Glauben zum Gewinnste.

Verschonet doch, ihr rauhen Zeiten!
Verschonet doch dieß schlechte Blatt,
Der späten Welt, wo möglich, anzudeuten,
Was man von ihr gehoffet hat.
Ihr neuen Völker! werft die Blicke
Auf unser Alterthum zurücke;
Ahmt unsrer Lust und Jubelfreude nach:
Ja übertrefft uns, wenn ihr könnet.
Vielleicht wird euch das Glück gegönnet,
Die Frucht gereift zu sehn, so itzt die Knospen brach.

Es herrscht itzt Karl, der Deutschen Lust,
Der selber Zions Rechte schützet.
In Pohlen herrscht ein sächsischer Auguſt,
Der Zions Mauren oft gestützet.
Der große Wilhelm, Friedrichs Sohn,
Besitzt der Preußen Königsthron,
Und Brandenburg, die Freystadt der Verbannten.
Hannovers Chur und Engelland
Regiert Georgs des andern Hand.
So stark ist euer Schutz, ihr sichern Protestanten!

Wie lob' ich Schwedens Haupt aus Hessen?
Wie Gothens weisen Friederich?
Wie Dänemark? und was ich fast vergessen,
Dich, Würtemberg, und Braunschweig, dich?
Genug; die müden Seyten schweigen.
Der Wahrheit sey dieß Lied ganz eigen,
Und allem dem, so ihren Fortgang liebt;
Dir, Herrscher dieser Welt, vor allen:
O welch ein Glück! wenn dirs gefallen,
Was hier die Poesie zum Jubelopfer giebt.

Die Pflichten eines Lehrers der Weltweisheit.

So geht und tretet denn auf die geweihten Stuffen,
Dahin euch Glück und Recht, ihr werthen Freunde! ruffen.
Empfanget nach Verdienst der Lorberzweige Schmuck.
Wer sie so würdig trägt, der trägt sie würdig gnug;
Dem darf auch Momus nicht den bittern Vorwurf dräuen,
Den andre sonst mit Recht bey neuen Titeln scheuen.

Allein, verzeihet mir, wenn euch dieß Blatt erklärt,
Was Pallas eurer Stirn für einen Kranz gewährt?
Und was es heißen soll, wenn sie von ihren Söhnen
Die Anstalt machen läßt, euch öffentlich zu krönen?
Wie mancher kennt dabey nicht sie, nicht seine Pflicht,
Ja selbst den hohen Werth von dieser Würde nicht;
Und geht und eilt und läuft, mit ungewaschnen Händen,
Minervens Heiligthum und Götterhayn zu schänden,
Doch, wenn es ihm gelingt, so bleibt er, wer er war.
Kein Werk, kein halbes Werk, kein einzig Wort so gar,
Entdeckt hernach von ihm, daß er im Lehrerorden,
Den er vergrößert hat, ein tüchtig Glied geworden.
Ihr, Freunde! wißt es zwar, und habt es längst bedacht,
Was euren blauen Hut so ehrenwürdig macht;
Ja selber euch gescheut, mit allzukühnen Sprüngen,
Euch auf den hohen Sitz der Lehrenden zu schwingen.
Ich weis es gar zu wohl. Doch hört mich dießmal an;
Weil das, was ihr schon wißt, doch andern nutzen kann.
Und wie? gefiel euch sonst mein treugesinntes Lehren,
So schämt euch heute nicht den Schluß davon zu hören.

Die Weisheit, der ihr hold, ja ganz ergeben seyd,
Ist nicht ein schnödes Spiel der Unbedachtsamkeit,
Ist nicht ein Tockenwerck der ungeübten Jugend:
Ihr Werk ist Wissenschaft, Gelehrsamkeit und Tugend.
Minerva gleicht fürwahr den frechen Dirnen nicht,
Die den gemahlten Gips auf ihrem Angesicht,
Mit unverschämter Stirn, den jüngsten Buhlern zeigen,
Und jedem, der es wünscht, ins geile Lager steigen.
Man haut kein prächtig Bild aus jedem Kieselstein:
Kein niederträchtig Herz kann ihre Wohnung seyn.
Es muß ein edler Geist von ungemeinen Gaben,
Von seltnen Kräften seyn, der sie zur Freundin haben,
Ihr Herz gewinnen will. Wer nicht die Wahrheit liebt,
Des Pöbels Thorheit haßt, der Einfalt Abschied giebt,
Vernunft und Klugheit mehr, als Geld und Wollust achtet,
Der Dinge Grund erforscht, den Bau der Welt betrachtet,
Sich selber ausstudirt; und dann auf dieser Spur
Den unumschränkten Geist, den Meister der Natur,
In seinen Werken sucht, ergründet und entdecket;
Wem nicht ein großes Herz in starken Brüsten stecket,
So sich der Tugend weiht, die Lüste niederschlägt,
Der Menschen Bestes sucht, zu allen Liebe trägt;
Vor keinem Unfall bebt, von keinem Mißvergnügen,
Verdruß und Kummer weiß, wer nicht nach Ehre strebt,
Die aus der Tugend kömmt, kurz, wer nicht denkt und lebt,
Wie weise Männer thun; der irrt bey offnen Sinnen,
Und schmäuchelt sich umsonst, die Göttinn zu gewinnen.

So, so war **Sokrates**, Minervens ächtes Kind,
So war auch **Epikur**, der große Mann, gesinnt;
Der darin nur gefehlt, daß er die weiten Bogen
Des Weltraums dem Geschick der Gottheit ganz entzogen.
So hat sich **Zeno** stets und **Plato** dargestellt;
So wies sich **Epiktet** als einen Tugendheld;
So war auch **Tullius** mehr in der Zahl der Weisen,
Als in der Rednerzunft, für ungemein zu preisen.
Dich, **Cato**, hat der Tod weit mehr, als ihn erschreckt,
Als er sein graues Haupt dem Mörder hingestreckt.
So ist ein **Seneca** in Pallas Dienst gestorben;
So hat sich **Antonin** ein ewig Lob erworben;
So hat **Boethius**, das Bild der Redlichkeit,
Nicht des Tyrannen Zorn, nicht Bann und Tod gescheut;
So haben andre mehr, die noch die Welt erhebet,
Der Tugend nachgejagt, der Weisheit nachgestrebet.
Ihr Ruhm verschwindet nicht, so lange Sonn und Mond
Die Zeiten theilen wird, der Mensch auf Erden wohnt.

Das sind die Helden nun, auf die euch Pallas führet,
Ihr Freunde! wenn sie euch die muntre Scheitel zieret.
Wie sie, als **Mentor** dort, dem jungen **Telemach**
Nur von **Ulyssens** Muth, Ulyssens Tugend sprach:
So reizt sie einen Geist, der von dem Himmel stammet,
In dem die edle Glut der Weisheitliebe flammet,
Der fast vergeßnen Spur der Alten nachzugehn,
Und sich, wie sie gethan, durch Tugend zu erhöhn:
Durch Tugend, die sich zeigt durch ein vernünftig Wissen,
Die Gott und Menschen dient, und sich dem Wahn entrissen.

Ihr Freunde, folgt ihr dann! ach folgt der Führerinn!
Ja, ja! ich kenne schon den ungemeinen Sinn,
Der eure Brust belebt. Ihr nehmt den Lehrertitel
Wohl nicht aus Pralsucht an: ihr braucht ihn, als ein Mittel,
Das andern zeigen soll, was ihr euch wünscht zu seyn.
Der Grund ist schon gelegt, ihr kennet Holz und Stein,
Und Marmor und Metall, die ein Gebäude zieren,
Minervens Tempelbau vollkommen aufzuführen.
Vollendet ihn beglückt, vermehrt die Wissenschaft:
Es fehlt euch nicht an Lust, es fehlt euch nicht an Kraft.
Begnügt euch daran nicht, was ihr von mir gehöret;
Forscht selber fleißig nach, was **Wolf** und **Leibnitz** lehret,
Was Holl- und Engelland, und Frankreich uns entdeckt,
Und was für Fleiß und Witz in Welschland selber steckt.
Die Kunst ist nicht erschöpft: wer kann sie ganz ergründen?
Wer eine Wahrheit weis, kann hundert andre finden.
Der Wunder sind wir selbst, Natur und Welt so voll,
Daß niemand ihre Zahl so leicht ergründen soll.
Drum laßt uns emsig seyn, und keine Mühe sparen!
Was man nicht heute lernt, das kömmt doch mit den Jahren.

Doch dient auch, wie ihr könnt, der Welt durch euren Fleiß,
Lehrt andre, was ihr wißt, und nicht ein jeder weis.
Wir müssen unser Pfund, das wir vom Himmel haben,
Nicht in den lockern Sand des Müßigganges graben.
Bestreitet überall das Vorurtheil der Welt,
Die Philosophen nur für Grillenfänger hält;
Und lasset künftighin in Worten, Schriften, Werken,
Ein philosophisch Thun und weises Wesen merken:
Denn wo nicht selbst die That von wahrer Weisheit spricht,
Da glaubt man Hut und Ring und allen Titeln nicht.

Lob- und Gedächtnißrede auf Martin Opitzen von Boberfeld.

Rector Academiae Magnifice,

Erlauchter,*) Hochgeborne, Hochwohlgeborne, Hochehrwürdiger, Hoch- und Wohledle, allerseits Hoch- und Werthgeschätzte Anwesende.

Wenn es heute zu Tage gewöhnlich wäre, die Verdienste großer Männer, die ihrem Vaterlande wichtige Vortheile verschaffet, ihren Mitbürgern viel Ehre gemacht; sich selbst aber, durch Verstand und Muth, über viele tausende empor geschwungen haben, durch ansehnliche Denkmäler und sonderbare Ehrenzeichen, dem Andenken der Nachwelt zu empfehlen: so würde ich jetzo diesen öffentlichen Rednerstuhl nicht betreten haben. Alsdann würde es ein Ueberfluß gewesen seyn, das hundertjährige Gedächtniß eines großen Mannes zu erneuern, dem das erkenntliche Deutschland bereits den gebührenden Dank abgestattet, welchem alle Liebhaber der freien Künste schon eine unauslöschliche Ehrfurcht und Hochachtung gewidmet hätten. Allein, dieses ist die Unempfindlichkeit unsers Jahrhunderts: daß es die Wohlthaten der vorigen, weder auf eine dankbare Art erkennet, noch ihrer rühmlich erwähnet, noch auch ihren Urhebern die geringste Vergeltung dafür zu Theil werden läßt.

Das dankbare Alterthum hat, unter unzähligen andern Vorzügen, die es vor unsern Zeiten besessen, auch diesen gehabt: daß es in Verehrung der Tugend und Geschicklichkeit gerechter, auf seine einheimische Ehre eifriger, gegen seine Wohlthäter erkenntlicher, und vom Neide freyer gewesen. Welchem Helden hat es wohl vormals, sonderlich in Griechenland und Italien, an Ehrenmälern und Denksäulen gefehlet? Welchen Erfinder nützlicher Dinge hat man nicht vergöttert? Und welchem vortrefflichen Manne, der sich nur einigermaßen durch Wissenschaft und Witz hervorgethan, hat man es an einem Grabmaale oder Ehrenbilde fehlen lassen? Diese scharfsinnige Kenner des menschlichen Herzens sahen es nur gar zu wohl ein: daß nichts so vermögend wäre, edle Gemüther zu lobwürdigen Thaten anzuspornen, als Ruhm und Ehre. Und da sie zugleich für die Wohlfahrt ihres Vaterlandes besorgt waren; da sie alle rechtschaffne Mitbürger aufmuntern wollten, das gemeine Beste nach Vermögen zu befördern: so mußten ihnen Marmor und Metall zur Vereewigung wohlverdienter Männer dienen; so muß-

*) Dieses waren Se. Excell. der Herr Cabinetsminister Graf von Manteufel, welchem ein Graf von Promnitz, ein Graf von Solms, und einige andre allhier damals studirende Grafen und Freiherrn Gesellschaft leisteten.

ten dauerhafte Bildsäulen und kostbare Gedächtnißmäler, die in den Herzen der Lebendigen verborgenen Funken der Ehrliebe anfachen, und sie zu löblichen Unternehmungen anfrischen, dadurch sie sich gleichfalls Bewunderung und Unsterblichkeit erwerben könnten.

So war das griechische und römische Alterthum gesinnet, gnädige und hochzuehrende Anwesende! Ganz anders aber verhält es sich mit unsern Zeiten. Zwar die Ueberreste der vormaligen Schnitzkunst, die durch Stein und Erzt der Tugend ihr Recht haben wiederfahren lassen, werden von uns noch sorgfältig aufgehoben. Wir bewundern und verehren dieselben noch jetzo, auf eine fast abergläubische Weise. Ja wir verabscheuen oftmals die Wuth unsrer barbarischen Vorfahren, derjenigen gothischen, vandalischen, normannischen und longobardischen Völker, die bey ihren Einfällen in Wälschland eine unzählbare Menge von marmornen, ehernen und andern noch wohl prächtigern Gedächtnißbildern der tapfersten, weisesten und tugendhaftesten Leute zu Boden geworfen, zermalmet und vernichtet haben. Allein, indem wir dieses thun, so treten wir selbst gleichwohl gewissermaßen in ihre Fußtapfen. So groß ist unsre Ungerechtigkeit! Wir loben an Athen und Rom dasjenige, was wir doch selbst nicht thun. Wir helfen, durch die sorgfältige Bewahrung und Erklärung der Alterthümer, einer ausländischen Tugend ihren Lohn ertheilen; sind aber zu gleicher Zeit gegen einheimische Verdienste unerkenntlich. Urtheilen sie selbst, hochzuehrende Anwesende, ob ich die Wahrheit sage? Wo sieht man doch unter uns die Ehrenmäler großer Leute, die unserm Vaterlande wichtige Dienste geleistet haben? Und werden wir hierinnen nicht fast von allen unsern Nachbarn beschämet? Wofern sich die Eitelkeit nicht selbst vergöttert; wofern sich der Stolz, als der beständige Gefährte des Ueberflusses, nicht bey lebendigem Leibe ein Andenken stiftet; oder es doch den Seinigen als eine theure Pflicht auferlegt, ihm ein Ehrenmaal zu bauen: so sieht man ja fast nichts von dieser Art zum Vorscheine kommen. Die Tugend muß nicht nur, so lange sie lebet, im Staube liegen: nein, sie kann auch sicher sterben, ohne zu besorgen, daß man jemals ihre Gebeine mit einer Last von Marmor beschweren; oder die Hand der Künstler mit Abbildung ihrer Gestalt, und mit Eingrabung ihres Namens, ermüden werde.

Verlangt man Beweise von dieser Unachtsamkeit unsers Vaterlandes: so gehe man in die Niederlande, und sehe wie Rotterdam seinen Erasmus in einer Bildsäule verewigt hat. Man gehe nach Wälschland, wo man vormals des Virgils, des Cicero, und des Catulls, und noch in neuern Zeiten des Fracastorius *), ja unzähliger andern gelehrten Männer Andenken, auf diese Weise verewigt hat. Man gehe nach Griechenland, wo vor Zeiten fast kein berühmter Redner, Dichter oder Weltweiser gewesen, denen nicht entweder ihre Geburtsstädte, oder andere ganz fremde Oerter dergleichen Ehre erwiesen haben: so gar, daß auch die Athenienser einem phrygischen Sklaven, dem Aesopus, aus reiner Hochachtung, eine Bildsäule aufgerichtet haben. Man gehe endlich nach Engelland, wo die Abtey zu Westmünster nicht nur die Gräber der Könige und Helden, sondern auch ihrer Weltweisen und Dichter, eines Newtons, Addisons und Steelens, in prächtigen Ehrenmälern und Denkschriften bewahret. Und alsdann sage man mir, warum nicht Leipzig seinem Stifter, Johann von Münsterberg, Augspurg seinem Celtes, das Frankenland einem Ulrich von Hutten, Wittenberg seinem Melanchton, Nürnberg seinem Pirkheimer, Thorn seinem Copernicus, Königsberg seinem Sabinus, Magdeburg seinem Guerike, Danzig seinem Hevelius; die Lausnitz ihrem Tschirnhaus, Berlin einem Leipnitz, und Halle seinem Thomasius, vieler andern voritzo zu geschweigen, eine gleiche Ehre haben wiederfahren lassen?

Doch, was sage ich? Du vor allen andern hättest es verdient, unsterblicher Opitz, daß dein Andenken, auf Veranstaltung deines ganzen Vaterlandes, durch ein prächtiges, und dauerhaftes Ehrenmaal wäre verewigt worden: du, der du Deutschland allein so viel Ehre gemacht hast, daß sich alle seine Landschaften um die Wette hätten bemühen sollen, dein Grabmaal unter sich zu haben. Gleichwohl bist du bis auf diese Stunde noch keiner solchen Ehre theilhaftig geworden. Deine Gebeine haben bisher in einer Gruft verwesen müssen, deren Grabstein auch nicht einmal deinen Namen hat aufweisen können. Dein Bildniß ist uns kaum durch ein einziges Gemälde, von der geschickten Hand des berühmten Strobels, und zwar in Danzig, aufbehalten worden, wo du dein ruhmvolles Leben beschlossen hast. Doch bey der allgemeinen Nachläßigkeit Deutschlandes ist dirs keine Schande, daß du bist vergessen worden; daß auch so gar diejenige Landschaft, die das meiste Recht hatte, auf dich stolz zu seyn, deine Verdienste nicht zu belohnen gesuchet hat. Vielmehr gereicht es dir zu einer besondern Ehre, daß auch eine fremde Stadt, darinnen du nicht gebohren worden, darinnen du nur als ein Fremder gestorben bist, dich dennoch in das vornehmste ihrer Gotteshäuser begraben hat; auch bey ermangelnder Aufschrift deiner Ruhekammer, den Ort noch jetzo zeigen kann, wo der Vater des deutschen Witzes, der unsterbliche Martin Opitz von Boberfeld, begraben liegt.

So stark, hochzuehrende Anwesende, ist die Kraft ausnehmender Verdienste, daß sie auch die natürliche Undankbarkeit der Menschen überwältigen kann. Sie nöthiget auch die Unempfindlichkeit selbst, erkenntlich zu werden; und da man hundert vergoldete Grabmäler solcher Todten nicht mehr zu finden weis, die sich, durch ihre Schätze, der Vergessenheit gern entrissen hätten: so zieht auch der leere Leichenstein eines großen Mannes, die Bewunderung und die Neubegierde der Nachkommen auf sich. So gewiß ist es, daß nicht das Grabmaal den Todten: sondern der Verstorbene sein Grabmaal ansehnlich und herrlich macht.

Ein redlicher Eifer für die Ehre unsers Vaterlandes, und eine tiefgewurzelte Liebe zu den freyen Künsten, gnädige, hochgeschätzte Anwesende, haben mich längst getrieben, ja so zu reden, gezwungen, denjenigen besonders hoch zu schätzen, dem wir es fast einzig und allein zu danken haben, daß sich der deutsche Witz vor dem Witze benachbarter Völker nicht schämen darf. Kaum war mir nunmehr schon vor fünf und zwanzig Jahren von einem meiner akademischen Lehrer der große Martin Opitz, als der Vater der deutschen Poesie, genennet worden, als ich schon begierig ward, die Schriften desselben zu lesen. Je mehr ich dieselben kennen lernte; je mehr mein Nachsinnen mit anwachsenden Jahren zunahm; je mehr ich aus den Exempeln und Regeln des Alterthums, mit den wahren Schönheiten der Natur bekannt ward: desto höher lernte ich einen Mann schätzen, der dieselben in unserer Muttersprache zuerst so glücklich nachgeahmet hat. Nunmehr ist es Zeit, dieser meiner alten Hochachtung einen öffentlichen Ausbruch zu gestatten. Heute, hochgeschätzte Anwesende, heute, sage ich, ist ein volles Jahrhundert verflossen, daß dieser deutsche Hesiodus, in dem Schooße meines geliebten Preußenlandes, die Welt verlassen hat. Ein solcher Tag ist mir viel zu denkwürdig vorgekommen, daß ich ihn mit einem kaltsinnigen Stillschweigen hätte übergehen können. Und wer will mir dieses verargen? Mußte doch ehedessen ein Cicero, nach Sicilien kommen, und den unachtsamen Syrakusanern das Grab eines großen Archimedes bekannt machen: welches sie, aus einer sträflichen Unbedachtsamkeit, nicht mehr zu finden wußten. Was wird es mir denn für einen Vorwurf abgeben, wenn ich gleichfalls, als Fremdling in Deutschland, den nähern Landsleuten des großen Opitz gleichsam das Grab dieses unsterblichen Dichters zeigen werde; welches ich zuerst vor zehn, und hernach vor vier Jahren, noch gesehen; und bey welchem ich, so zu reden, das Gelübde gethan habe, heute sein Andenken zu erneuern.

Gönnen sie mir nur, Magnifice, hochgebohrne, hoch- und wohlgebohrne, allerseits hochgeschätzte Anwesende, bey diesem meinem Vorhaben, dero gnädige und geneigte Aufmerksamkeit. Zeigen sie jetzo durch ihr rühmliches Exempel, daß es uns, weder an Liebhabern der freyen Künste, noch an Verehrern der Tugend und großer Verdienste; noch an ehrliebenden Deutschen fehle, die auch das Lob eines gelehrten und rechtschaffenen Mannes ertragen können, dem wir es fast allein zu danken haben, daß wir, in der Dicht- und Redekunst keinem einzigen heutigen Volke viel nachgeben dürfen. Dieser patriotische Eifer, den ich aus ihrer aller Augen lese, wird auch die Fehler meiner Rede ersetzen: als die ohnedieß allen ihren Werth, von der Gegenwart so vieler und so ansehnlicher Zuhörer, und von ihrem gnädigen und geneigten Beyfalle, wird erhalten müssen.

Es ist niemals ein Vorrecht großer und berühmter Städte gewesen, große Männer hervor zu bringen, die sich durch Verstand und Tugend in der Welt hervor gethan haben. Man hat es fast durchgehends angemerkt, daß die kleinsten Oerter, die geringsten Flecken, es fast zu allen Zeiten den prächtigsten Hauptstädten darinnen zuvor gethan haben. So sehr auch vormals, sieben der berühmtesten Städte um die Ehre gestritten haben, des göttlichen Homers Geburtsort zu seyn: so gewiß ist es ausgemacht, daß keine von ihnen recht gehabt; und daß ein unansehnliches Dorf, ja, vielleicht gar ein offenes Feld, oder das Ufer eines Flusses, diesem großen Dichter den ersten Athem gegeben hat. Ein kleiner Flecken bey Mantua hat der

*) Siehe des Herrn Hofrath Menkens Leben des Fracastorius. Eben dieser gelehrte Freund hat ein ganzes Werk von denen Bildsäulen unter Händen, die den Gelehrten zu Ehren an verschiedenen Orten aufgerichtet worden, darinn wir eine große Menge solcher Ehrenmäler, von verschiedenen Völkern beysammen antreffen werden.

Weltbeherrscherinn, Rom, den größten unter allen ihren Dichtern geliefert; und ein arpinatisches Dorf hat ihm den vortrefflichsten Redner geschenket, dessen Verstand und Geist der Größe des römischen Reiches gleich und würdig gewesen. Was ist es also Wunder, daß auch das kleine Bunzlau unserm großen Germanien einen Poeten geliefert hat, den auch die größten Residenz- und Handelsstädte noch durch keinen ihrer Söhne übertroffen haben. Ich verachte deswegen diese, wegen ihrer angenehmen Lage, und fruchtbaren Gegend, beliebte Stadt ganz und gar nicht. Ich gestehe, daß sie auch andrer gelehrten Männer wegen, die sie hervorgebracht hat, schon merkwürdig genug seyn würde. Ich preise sie vielmehr glücklich, daß sie es darinn allen andern Städten Deutschlands zuvor gethan, indem sie uns den unsterblichen Opitz zur Welt gebohren hat; der sie, wenn sie gleich sonst nichts merkwürdiges aufzuweisen hätte, bis auf die spätesten Zeiten in dem Andenken der Nachwelt erhalten könnte.

Doch, was halte ich mich bei der Vaterstadt unsers deutschen Ennius auf; da doch dieselbe mehr Glanz von ihrem Sohne erlanget hat, als sie demselben hat mittheilen können? Hätte man nicht dieselbe lieber gar mit Stillschweigen übergehen sollen; da es ohnedieß ein schlechtes Lob großer Leute ist, welches von der Geburtsstadt, oder von dem Vaterlande derselben hergenommen wird? Allerdings, Magnifice, gnädige, und hochzuehrende Anwesende, hätte man bey unserm vortrefflichen Dichter dasselbe gänzlich verschweigen können; und wenn es gleich ein berühmtes Athen, ein großes Rom, oder ein gelehrtes Alexandria, gewesen wäre. Allein, ich habe es mit gutem Vorbedachte angeführet, um in diesem besondern Falle desto deutlicher zu zeigen, daß unser Poet keines fremden Beystandes benöthiget, und durch sich selbst allein groß gewesen sey. Geht nur hin, und trotzet auf den Ruhm eurer Geburtsstädte, ihr unartigen Kinder! die ihr zwar eures Vaterlandes Ehre auf eure eigene Rechnung schreibet; selbst aber demselben lauter Schande machet. Geht hin, und brüstet euch nur mit den Verdiensten eurer vormaligen, oder jetzigen Mitbürger! Wisset aber auch, daß eure Vaterstadt euch schlechten Dank dafür wissen wird, daß ihr ihren Ruhm durch keine löbliche That zu erweitern bedacht seyd; und daß sie euch, als unwürdige Kinder, auch desjenigen Antheils an seiner Ehre unwürdig erklären wird, der euch irgend, bey einem guten Verhalten, zustatten gekommen wäre.

Eben in der Absicht, höchstzuehrende Anwesende, erwähne ich auch der rechtschaffenen Aeltern unsers Dichters allhier: nicht, weil etwa der große Sohn mit ihrem Geschlechte und Ansehen hat pralen können; sondern, weil sie, durch einen so würdigen Zweig, ihren ganzen Stamm gezieret haben. Man verehret zwar billig alle die berühmten Geschlechter, deren Stammtafeln fast eine unzertrennte Kette großer Leute darstellen; wo man fast eben so viel Helden, als Ahnen, zählet, und die Lorberreiser zu hunderten rechnen kann, die ihre Bilder und Helme vormals gekrönet haben. Allein, es bedünkt mich allemal viel rühmlicher zu seyn, wenn ein edler Sohn seine unberühmten Aeltern adelt, und denjenigen Stamm, so zu reden, krönet, dem er seine Geburt zu danken hat: als wenn sich ein fauler Ast mit denen Früchten breit machet, die andre fruchtbare Zweige seines Baumes getragen haben. Das fabelhafte Alterthum hat zwar die Ehrerbiethung gehabt, das Geschlecht großer Leute von den Göttern herzuleiten; und z. E. einem Musäus die Calliope zur Mutter, wie dem Orpheus den Apollo selbst zum Vater anzuweisen. Allein, mir ist es allezeit als ein schädliches Vorurtheil vorgekommen, dadurch die Tugend mehr unterdrückt und gehindert, als befördert wird. Denn, zu geschweigen, daß der Stolz eines Alexanders dadurch um ein merkliches vergrößert wird, wenn ihn die Schmäucheler zu einem Sohne Jupiters macht: so schlägt auch die falsche Einbildung, daß nur die Kinder berühmter Vorältern, Muth und Fähigkeit zu großen Dingen besitzen können, tausend edle Gemüther nieder. Sie würden sich auch, durch Verstand und Tugend, erhoben haben; wenn sie sich nur die dazu gehörigen Kräfte zugetrauet hätten. So aber ersticken sie gleichsam in dem Schlamme der Niedrigkeit, bloß, weil sie sich, aus verwerflicher Kleinmüthigkeit, für eine unedlere Art von Geschöpfen ansehen, welche zu edlen Thaten unfähig wären; und das Recht, große Dinge auszuüben, nur den Abkömmlingen gewisser Halbgötter überlassen müßten.

Wie wenig war doch unser Opitz von einem so schädlichen Vorurtheile eingenommen! Sein rechtschaffener Vater, Sebastian Opitz, war zwar nur ein ehrlicher Bürger; und seine Mutter, Martha Rothmanninn, die er in früher Jugend verlor, eine Tochter eines bunzlauischen Rathsherrn. Doch dieses schlug seinen Muth so wenig nieder, als vormals Sokrates dadurch kleinmüthig ward, daß sein Vater Sophroniskus nur ein armer Bildhauer war. Und gesetzt, daß man seine Aeltern gar nicht hätte nennen können; gesetzt, daß sie unbekannter, als Homers oder Amphions Aeltern, gewesen wären: der überaus muntre Geist, der sein Gemüth belebte, würde sich dennoch, durch eigene Kräfte zum Gipfel der Ehren erhoben haben. Und wie er dadurch dem abergläubischen Alterthume Gelegenheit gegeben hätte, ihn, wie den Orpheus, für einen Sohn des Phöbus zu halten: also ist er jetzo, bei anwachsenden Jahren, durch die Gnade, die er sich bei dem Herzoge zu Liegnitz erworben, seinem Vater zu einer Rathsherrenstelle in Bunzlau, beförderlich gewesen.

Bemerken sie doch hier, Magnifice Academiae Rector, hochgebohrne, gnädige und hochzuehrende Anwesende! das Sonderbare, welches in dieser Begebenheit vorkömmt. Ich weiß nämlich nicht, ob ich mehr denjenigen Sohn, der seinen Vater erhöhet, bewundern; oder diejenige Stadt rühmen soll, die um eines berühmten Sohnes halber, den Vater für ehrenwerth schätzet! Jener zwar, beschämt dadurch tausend Söhne, die von ihren Aeltern ihr ganzes Ansehen borgen; aber ihnen dasselbe niemals wiedergeben. Werden nun diese dergestalt denen feuchten Thälern ähnlich, die zwar von den Bergen die Ströme empfangen, dieselben aber niemals wieder zurücke senden: so ward hingegen unser Opitz selbst einer wohlthätigen Wolke gleich, die ihre heilsame Feuchtigkeit auch auf trockne Ländereyen fallen läßt, von welchen sie gar keine, oder doch sehr wenige Dünste empfangen hatte. Diese aber, nämlich die Vaterstadt unsers Dichters, hielt auf eine löbliche Art dafür, die Nachwelt würde es ihr einmal für eine Unerkenntlichkeit auslegen, wenn sie diejenige Quelle nicht verehret hätte, daraus ihr so viele Ströme der Ehren zugeflossen. Glückseliger Vater! der du deinem berühmten Sohne eine ansehnliche Ehrenstelle zu verdanken hattest. Aber, noch weit beglückterer Sohn! der du, auf eine besonders rühmliche Art, der Wohlthäter deines Vaters geworden bist.

Sie wissen es also, hochzuehrende Herren, wer unser Dichter, seiner Abkunft nach, gewesen ist. Soll ich ihnen denselben nunmehr auch in einer genauern persönlichen Abbildung vor die Augen malen? Soll ich ihnen seine muntere Jugend, seine angebohrne Lebhaftigkeit des Geistes, sein unvergleichliches Gedächtniß, seine unruhige Ehrliebe auf niedrigen und hohen Schulen vorstellen? Soll ich ihnen den geschickten Senftleben, der ihn in Bunzlau unterwiesen; oder die andern gelehrten Männer rühmen, unter welchen er im magdalenäischen Gymnasio studiret hat? Soll ich ihnen seinen unermüdeten Fleiß in Frankfurt an der Oder, in Heidelberg, in Straßburg und in Tübingen beschreiben? Oder soll ich ihnen seine Gönner und Freunde namhaft machen, die er sich in allen diesen Orten erworben hat? Soll ich ihnen seine Reisen in die vereinigten Niederlande, als den damaligen Sitz der gelehrtesten Männer, und nach Holstein, entwerfen; wohin er einem jungen dänischen von Adel gefolget ist, dem er zum Reisegefährten gedienet? Soll ich ferner sein Glück an den Höfen zu Liegnitz, in Siebenbürgen, in Anhaltköthen, in Dresden, ja in Wien und Paris beschreiben? Oder soll ich endlich den Antheil an den öffentlichen Staatsgeschäfften seiner Zeit vorstellig machen, den er, theils in des Königs Wladislaus Diensten, mit vielem Ruhme gehabt hat?

Was für ein Feld würde mir nicht hier überall offen stehen, unsern Dichter mit Nachdrucke zu loben? Bald würde ich ihnen, hochgeschätzte Anwesende, die unvergleichlichen Gaben abschildern müssen, womit ihn die Natur selbst ausgerüstet hatte. Bald würde ich ihnen den unermüdeten Fleiß seiner jungen Jahre entwerfen. Bald würde ich ihnen die Namen der gelehrtesten Männer, eines Lingelheims, eines Gruters, eines Frehers, eines Pareus, eines Pylanders, eines Venators und Berneggers nennen müssen, die damals in der Pfalz, im Elsaß und im Würtembergischen, ihn ihres Unterrichtes, ihres Umganges und ihrer Freundschaft gewürdiget haben. Bald würde ich ihnen die damaligen Lichter der Niederlande, einen Scriverius, einen Vossius, einen Barläus, einen Rutgersius, einen Heinsius und einen Grotius vor Augen malen, bey denen er sich gleichfalls mit Schätzen der Weisheit und Wißenschaft bereichert hat. Bald würde ich ihnen die arminianischen Religionsstreitigkeiten, und die dordrechtische Kirchenversammlung ins Gedächtniß bringen, die unser Opitz, als ein lebendiger Zeuge, mit angesehen hat. Bald würde ich ihnen die glücklichen Arbeiten unsers Dichters erzählen, wodurch er sich in benderlei Schreibart seinem Vaterlande gewiesen; und selbigem, als ein aufgehendes Gestirn, in die Augen geleuchtet hat. Endlich aber würde ich ihnen auch die Belohnungen aller dieser Verdienste zeigen müssen, da er bald von dem siebenbürgischen Fürsten, Gabriel Bethlem, zum Lehrer eines neuangelegten Gymnasii berufen, bald von dem liegnitzischen Herzoge reichlich versorget; bald am anhältischen Hofe mit Gnadenbezeugungen beehret worden; bald am kaiserlichen Hofe selbst, Adel und Wappen empfangen, und davon getragen hat. Und wie spät würde ich doch mit dem allen fertig werden? Wenn würde ich endlich

das Hauptwerk meiner Rede berühren können? Die getreuen Federn der Geschichtschreiber mögen also dasjenige ausführlich erzählen, was ich hier, gleichsam nur im Vorbeygehen, habe berühren können.

Meine Absicht ist auf etwas größers gerichtet. Ich werde von einer Sache reden, die, auch ohne alles übrige, was man von Opitzen rühmen kann, ihn ganz allein unsterblich gemacht haben würde. Seine Verdienste um unsere Muttersprache, Dichtkunst und Beredsamkeit sind es, die ich hauptsächlich entwerfen will. Diese ganz allein, werden ihnen, **Rector Academiae Magnifice**, hochgebohrne, gnädige und hochzuehrende Anwesende, diesen deutschen Petrarcha so groß vor Augen stellen, daß sie keiner fernern Abschilderung seiner übrigen Beschäfftigungen und Begebenheiten von mir verlangen werden. Deutschland hat seit zweyhundert Jahren unzählige gelehrte Männer von allerley Arten hervorgebracht, mit welchen es allen Ländern von Europa Trotz biethen kann. Aber es hat nur einen einzigen Opitz aufzuweisen, der, da er in allen übrigen Arten der Gelehrsamkeit hätte groß werden können, dennoch die Ehre seines Vaterlandes der seinigen vorgezogen, und seiner Muttersprache Dienste geleistet hat, die sie von niemanden anders so gut hätte erwarten können. Dieß, dieß ist das seltene Lob, welches unserm Dichter ganz eigen ist.

Hier setze ich es zum Voraus, daß derjenige seinem Vaterlande keinen geringen Dienst erweiset, der demselben durch nützliche und sinnreiche Schriften, und zwar in seiner Muttersprache, Ehre macht. Will man mir diesen Satz in Zweifel ziehen: so gehe man in die ältesten Zeiten, und zu den gescheidesten Völkern zurück. Man sage mir doch, wodurch denn das kleine Griechenland vor so vielen westlichen, nordischen, morgenländischen und mittäglichen Reichen, in den Augen aller Welt einen so großen Vorzug erhalten hat? Aegypten ist ihm an Alterthume seiner Weisheit und Jahrbücher, an prächtigen Gebäuden, und an seltsamen Wundern der Natur weit überlegen gewesen. Babylon hat ein kleines Athen an Weitläuftigkeit und Stärke seiner Mauren, an Menge seiner Unterthanen, ja an Macht und Dauer seines Reiches ungemein übertroffen. Persien ist ihm an Schätzen und zahlreichen Kriegsheeren; Phrygien aber, Scythien und die andern celtischen Völker, sind ihm an Tapferkeit und Aufrichtigkeit, um ein großes vorzuziehen gewesen. Aber alle diese Völker und Reiche sind von dem einzigen Griechenlande gleichsam verdunkelt, und, so zu reden, aus dem Andenken der Menschen vertilgt worden; außer in so weit Griechenland selbst mit ihnen zu thun gehabt. Eben das könnte von Italien in den alten Zeiten erwiesen werden, wenn man es gegen Carthago, Hispanien, Gallien und Germanien halten wollte. Denn, ob es gleich durch seine siegreiche Waffen sich alle diese Länder, das letzte nur ausgenommen, unterwürfig gemacht: so hat es doch damals mehr durch seinen Verstand und Witz, mehr durch Weisheit und Tugend, als durch eine blinde Gewalt, andere Völker besieget und beherrschet. Wem nun die Römer diesen ihren Verstand zu danken gehabt, dem haben sie ohne Zweifel auch ihren großen und unvergänglichen Ruhm zu danken gehabt. Wer sieht aber nicht von sich selbst, daß es bloß die geistreichen und witzigen Köpfe, die guten und scharfsinnigen Schriftsteller gewesen, die Rom zuerst aus seiner alten Barbarey gerissen, und seine Bürger zu einem gescheiden Volke gemacht haben?

Ich weiß wohl, was man mir hier einwenden wird. Man wird nämlich sprechen: dieses könnte zwar von den ersten Zeiten der Welt gelten, als noch gar keine witzige Völker vorhanden gewesen, die sowohl Weisheit als Wissenschaften in Schriften verfasset gehabt hätten: allein, nachdem wir bereits die Bücher der weisen Griechen und Römer in Händen gehabt; so wäre es gar nicht mehr nöthig gewesen, auch in unsern neuern Sprachen noch Gedichte und andere Sachen abzufassen. Man dörfte sich ja nur auf die alten Sprachen befleißen; wie man denn lange vor Opitzen, auch in Deutschland schon gethan hätte: so könnte man aller Scribenten in seiner Muttersprache gänzlich entbehren.

So lauten ungefähr, hochgeschätzte Anwesende! die Worte gewisser Liebhaber der Finsterniß; oder, daß ich sie bey ihrem rechten Namen nenne, wahrer Feinde ihres Vaterlandes: die uns bewegen wollen, daß wir unsere Landesleute in einer ewigen Unwissenheit und Barbarey sollen stecken lassen. Dieses sind die Gedanken derer, die uns überreden wollen, nach Art der alten Aegyptier, aus der Gelehrsamkeit und Wissenschaft ein Geheimniß zu machen; Vernunft und Witz als ein Handwerk anzusehen, und die Unstudierten, das ist, den größten und edelsten Theil eines Volkes, fast zu der Unwissenheit der Bestien hinunter zu stoßen. Denn, was kann wohl sonst die Meynung dieser Leute seyn? Oder was für Absichten können sie hegen, wenn sie es uns verbiethen wollen, in unsrer Muttersprache gute Schriften abzufassen; wenn sie alle, die solches thun, verspotten, und wenn sie auch diejenigen, die solches mit mehrerm Witze und mit größerer Schönheit ins Werk richten, als alle andere, gar keines Lobes würdig achten; bloß weil sie es in keiner alten und abgestorbenen Sprache thun? Allein, man erwäge nur die seichten Gründe, darauf dieses Vorurtheil beruhet; und betrachte hingegen die festen Säulen der Wahrheit, darauf unsre Meynung sich gründet. Wie viel griechische Scribenten haben denn ehemals in der Sprache der Brachmanen, der Phönizier, oder der ägyptischen Weisen geschrieben? Oder wie viele Römer haben uns ihre Gedichte und Schriften in der Mundart der Griechen abgefasset? Dichteten denn Homer und Hesiodus, Anakreon und Pindarus phönizisch oder schrieben Herodot und Pherecydes ägyptisch, um ihre Griechen klug zu machen? Schrieben nicht Ennius, Plautus, Terenz, Lucrez, Cicero und Cäsar, Virgil und Livius in ihrer Muttersprache; auch zu der Zeit schon, als das Latein noch keine gelehrte, sondern eine gemeine Sprache war? Und warum sollen wir es anders machen? Warum sollen wir uns diese großen Geister nur eben darinn nicht zu Mustern nehmen, wodurch sie am meisten ihrem Vaterlande genützet, ja sich und ihre Muttersprachen unsterblich gemacht haben?

Hier spricht man: die damaligen gelehrten Sprachen wären unter den gedachten Völkern nur sehr wenigen bekannt gewesen: heut zu Tage aber, da alle Gelehrten, und welch eine Menge derselben haben wir nicht? des Lateinischen mächtig wären: so würde es uns an Lesern nicht fehlen, wenn wir gleich die Sprache der Römer in unsern Schriften brauchten. Jedoch, auch dieser Einwurf ist nichtig. Was würde doch die kleine Anzahl der sogenannten Lateinischgelehrten dem großen Germanien für ein schlechtes Ansehen geben, wenn der ganze übrige Haufen der Einwohner unsers Vaterlandes, in einer wüsten Barbarey stecken bliebe? Mit was für Vergnügen würde man doch sein Leben unter einem so wüsten Volke zubringen können, welches weder Gott, noch sich selbst, noch seine Pflichten kennete; weder von den Geschichten, noch von den Wissenschaften, noch freyen Künsten das Geringste wüßte? Was für Anmuth würde man in der Welt genießen, wenn noch die viehische Wildheit und Unwissenheit unter unsern Bürgern und Landleuten herrschete, die vormals unsern Vorfahren so beschwerlich als schimpflich gewesen ist? Soll man denn aber allen Witz in die Wolken einer fremden Sprache verhüllen? Soll es sonst niemanden erlaubt seyn, einige Kenntniß der Vernunft und Tugend zu erlangen, als denen, die sich erst zwanzig Jahre auf alte Sprachen beflissen, und dieselben doch noch nicht halb erlernet haben? Weg, weg mit so abgeschmackten Forderungen, gnädige und hochzuehrende Anwesende! Wir lassen uns durch dergleichen seltsame Rathgeber nicht irre machen. Es bleibt vielmehr dabey: diejenigen verdienen viel Ruhm und Ehre, die ihrem Vaterlande mit nützlichen und erbaulichen Schriften in ihrer Muttersprache an die Hand gehen.

Ich muß noch eine Betrachtung hinzusetzen, hochgeschätzte Anwesende! Wenn alle Scribenten, die ihrem Vaterlande mit nützlichen Schriften dienen, Lob und Ehre werth sind: wie vielmehr werden nicht diejenigen einer besondern Hochachtung würdig seyn, die sich vor andern durch sinnreiche Schriften, voll witziger Gedanken, und durch eine geistreiche und lebhafte Schreibart hervorthun, Urtheilen sie selbst nach ihrer Einsicht. Ein nützliches Buch bringt seinem Urheber, und einem ganzen Volke, ohne Zweifel desto mehr Ehre, je mehr es gelesen wird. Nun werden aber sinnreiche Schriften in gebundener und ungebundener Rede ohne Zweifel sehr häufig gelesen, oft wiederholet, ja fast auswendig gelernet; indessen daß andere, die zwar auch nützliche Dinge in sich enthalten, aber keine anmuthige Schreibart haben, mit Würmern, Staub und Schimmel zu streiten haben. Wie sonst ein wohlangelegter Garten, voll bunter wohlriechender Blumen, und fruchtbarer Bäume, deren Aeste fast von der Last ihrer Früchte brechen, einem wilden Walde vorgezogen wird; ungeachtet vielleicht dieser seinem Besitzer weit mehr Holz und Schatten giebt: so ist auch ein geistreiches Buch, wo viel witzige Einfälle die nützlichsten Wahrheiten zieren, und wo die erbaulichsten Lehren in einer sinnreichen und schönen Schreibart vorgetragen werden, allen andern Schriften vorzuziehen, wo nur ein trockner Vortrag, ohne Lebhabtigkeit und Anmuth herrschet. Ja nicht nur das eine Land, wo solche Bücher geschrieben werden, vergnüget sich daran: selbst auswärtige Völker werden insgemein begierig darnach. Sie lernen oft, um solcher Schriften halber, die Sprachen, darinn dieselben geschrieben worden. Sie bewundern den Geist und Witz ihres Verfassers; und schöpfen eine gewisse Hochachtung gegen das kluge Volk, darinnen es solche Scribenten giebt. Dadurch wächst dann die Ehre einer solchen Nation, bey allen ihren Nachbarn; und so können ein Homer und Virgil, ein Pindar und Horaz ihrem Vaterlande vielmehr Ehre machen, als Aristoteles und Varro, als Euklides oder Vitruvius; deren Schriften nur von wenigen tiefsinnigen

Köpfen gelesen oder verstanden werden. Ja so sehen sich oft die Weltweisen selbst genöthiget, sich mit einem göttlichen Plato und beredten Cicero, mit dem Theophrast und Seneca, auch auf die Schönheit des Ausdrucks zu befleißen, und durch die Künste der Dichter und Redner, ihre an sich selbst trocknen Wahrheiten auszuschmücken.

Nunmehr wird es leicht seyn, die Deutung dieses feststehenden Grundsatzes, auf unsern unsterblichen Martin Opitz von Boberfeld zu machen. Doch, was darf ich solches allererst thun; da sie alle, Rector Academiae Magnifice, hochgebohrne, gnädige und hochzuehrende Anwesende! es unfehlbar schon in ihren Gedanken gethan haben? Sie sind mir ohne Zweifel darinnen schon zuvor gekommen, und ich werde ihnen, zum Lobe dieses großen Mannes, nicht viel sagen können, das ihnen nicht schon selber beygefallen wäre. Denn, wem sind wohl die so nutz- als anmuthsvollen, die sinnreichen, die geisterfüllten Schriften unsers Poeten unbekannt? Wer weis es nicht, zum mindesten aus dem gemeinen Rufe, daß dieser scharfsinnige Kopf, seit hundert Jahren, für den Vater aller guten deutschen Scribenten, beydes in gebundener und ungebundener Rede, gehalten worden? Alle witzige Köpfe seiner Zeit haben ihm mit einhälligem Munde, dieses Lob beygelegt. Der berühmte wittenbergische Lehrer, August Buchner*), der meißnische Schwan, Paul Flemming**), der patriotische Jul. Wilh. Zinkgräf ***), der scharfsinnige Bunzlauer, Tscherning*), der gelehrte Venator**), der gottselige Niedersachse, Johann Rist***), der an-

---

*) August Buchner hat folgendes Gedicht auf unsern Opitz verfertiget:

S C A Z O N.

Virtute et armis praestat hactenus Teuto,
Et tot meretur laureas triumphosque
Quot fulminante dextera patrat pugna.
Flos praeliorum, Martis igneum germen.
At nunc lepores Gratiasque venari.
Et vatibus quodcunque Phoebus indulget,
Potenter instans patriae sono linguae,
Quantus futurus! Opitl docet Musa,
Arguta, docta, dulcis Opitl Muse,
Cui tot resultant ora, quod canunt Musae.
Quicquid cothurnus detonat Sophocleus,
Quicquid Maronis entheum sonat carmen,
Et tu Calabras rite qui moves chordas,
Non aemulandi vatis aemulus vates,
Divine Horati: taque, tu tener Naso,
Cujus venusto vix venustior versu
Amathuntia ipsa est; quicquid usquam pangunt
Vates Pelasgi, Romulique cantores,
Et vos, Poetae, Celticique Tusciique,
(O rarum! o ingens! o sacrum ingenii monstrum!)
Id omne dulcis Opitii canit Musa.
Quod porro vincas, Teuto, nil tibi restat:
I, et supremum gloriae occupa culmen,
Bellator ante, nunc et optimus Vates.

**) Auf der 58 und 59sten Seite seiner Gedichte steht folgendes:

Miscenus mußte singen,
Sollt Hector lustig seyn. Wenn Schützens Lieder klingen,
So wächst des Sachsen Lust. Wenn Nauwach das Pandor
Läßt hören, und mit ihm den künstlichen Tenor:
Da wacht mein Opitz auf, daß er des Künstlers Stimmen
So hoch, wo über uns der Leyer Sterne klimmen,
Durch seinen ersten Fleiß die deutschen Vers empört,
Weil immer eine Kunst die andre liebt und ehrt.

Und auf der 97sten Seite heißt es:

Es hätte Maro nicht sein ewigs Buch vollführet,
Hätt ihn Augustus nicht mit Ehren so gezieret:
So hätte Flaccus auch es nicht so weit gebracht,
Wenn sein Mäcenas ihm nicht hätte Lust gemacht.
Bey uns gehts auch noch so. Der Fürst der deutschen Lieder,
Der Bunzlau Mutter heißt, legt seine Laute nieder,
Bis Hannibal ihm winkt; den er so hoch erhebt,
Daß er auch seinen Tod nun recht hat überlebt.

***) Siehe das schöne Sinngedichte, so er auf unsern Dichter verfertiget hat, welches so lautet:

In Effigiem.

Qualis in hoc spirat generosus Opitius aere,
In nostro talem pectore scripsit Amor,
Vnde ipsum non ulla aetas delebit; at olim
Tam pulchrum tabulam fors premet atra dies.
Caetera praeterent; divinae mentis imago
Vivet in aeternis, quos dedit ipse, modis.

Hactenus incultam pubes Germanica credens
Linguam hanc, externos est venerata sonos:
Quisquiliasque suo peregrinas praetulit auro;
Ergo peregrinus credidit omnis idem.
Vaicus ast patriam sermonis honore tuetur
Opitius nostrae gloria prima lyrae.
Nil mihi vobiscum, impuro qui liugitis ore
Romani faeces reliquiasque meri.
Cedite, dicam ipsis, Romani! cedite Grail!
Germanus, qui vos exsuperabit, adest.

*) Dieser schreibt auf der 74sten Seite seines Frühlings:

Wer kennt den Opitz nicht, die zehnte Pierinn,
Als der den Helikon durch seinen hohen Sinn
In Deutschland hat versetzt?

Und, nachdem er Opitzen den König der Poeten geheißen, liest man auf der 123sten Seite:

Lebt hierbey der Zuversicht,
Daß ein solcher Opitz nicht
Alle Jahre wird gebohren.

Auch auf der 229sten Seite heißt es:

Ich höre deinen Fleiß itzt noch die ganze Stadt erheben,
Bis zu den Sternen hin, in der mir Geist und Leben
Der Himmel hat verehrt: die nun so hoch und weit
Durch ihren Opitz steigt, als etwan vor der Zeit
Durch Maro Mantua.

**) Siehe das Glückwünschungsgedicht an Opitzen, so bey seinen Werken zu finden ist:

Res est perfacilis dolare versum
Dicit praecipitum genus Truonum,
Qui credunt satis hoc bono Poëtae,
Si possit numero ligare voces,
Et grandes calamo inquinare chartas,
Quantumvis sapiant suem peremptam.
Hoc plebe ut genios suos adorat,
Hos aequat titulis Maronianis;
Et pridem queritur Latina Musa,
Secum prostitui suas sorores.
Quo quis praestat ineptius Poëtam,
Tanto plus superat bonos Poëtas.
Rari indicii est, greges olorum
A nigris hodie expedire cervis.
At quid non patitur, vel ante passa est,
Felix ingenii, sed arte diepar,
Magnae Teutoniae jacens Poësis?
Quid si non aliquis sagax veniret
Gustator Viadri Silesiani?
Mansisset tenebris sepulta merces
Germanae decus aureum Thaliae.
Haec nobis redimit fides Opitl,
Quem meruit liquidas Apollo in undas,
Quas Peligous Opitius bibebat,
Cum nondum Dominam timebat iram.
Quisquis vult Latio tumere Phoebo,
Quisquis Teutonica lyra probari,
Nec credit tamen id laboris esse:
Is tentet numeros Opitianos,
An rursum temere, videbo, dicat:
Res est perfacilis dolare versum.

***) Dieser schreibt in der Vorrede zu seinem poetischen Lustgarten, der 1638 herausgekommen: Es hat uns zwar der edle und hochberühmte Poet, Martin Opitz, in seinen theils lustigen, theils nützlichen Schriften und Gedichten, genugsam Anleitung gegeben, wie wir unsrer fast verderbten, und durch so viel Fremdes in derselben, gleichsam vermummten deutschen Sprache, wieder auf die Beine helfen, ihr die unbekannten Larven wieder abziehen, und derselben Glanz, Zier und Reinlichkeit in Aufnehmen bringen könnten ꝛc. Und in seiner Musa Teutonica, die 1640 herausgekommen, heißt es gleichfalls in der Vorrede: Wir Deutschen, ob wir schon in den lateinischen und griechischen Sprachen so vortreffliche Poeten gehabt, und noch zur Zeit haben, daß wir auch keinen fremden Nationen in denselben etwas bevorgeben: so ist doch fast niemand gefunden, der sich um unsre so schöne und wortreiche Muttersprache hätte bekümmern, oder dieselbe durch göttliche Poesie hätte berühmt machen wollen; bis endlich vor wenig Jahren, der hochgelahrte OPITIVS hervorgekommen, der den Weg zur selbigen gebahnet, das Eis gebrochen, und uns Deutschen die rechte

genehme Kaldenbach*), diese alle sage ich, und noch unzählige andere, haben ihm dieses unparteyische Zeugniß gleichsam um die Wette gegeben. Und, was noch mehr ist, selbst Caspar Barth **), der berühmte Leipziger Polyhistor, der doch die Schönheiten gelehrter Sprachen so vollkommen einsah; selbst Daniel Heinsius ***), der große Kunstrichter damaliger Zeiten dem die Regeln und Exempel der Alten so vollkommen bekannt waren; selbst Hugo Grotius *), dessen Name allein genug ist, einen großen Geist anzuzeigen, der mit seinem durchdringenden Verstande, ungemeinen Witze, und fast göttlichen Gedächtnisse, zu einer allgemeinen Gelehrsamkeit gelanget war: diese drey große Zeugen, sage ich, treten für mich auf, unserm hochverdienten Opitz sein gebührendes Lob zu geben. Sie gestehen nämlich mit einem Munde, daß er die deutsche Poesie der alten griechischen und römischen, und die Sprache der Deutschen ihren Waffen gleich gemacht; daß er den tragischen Geist des Sophokles, den epischen des Virgil, die erhabene Leyer des Horaz, und die anmuthigen Seyten des Ovidius erreichet, ja allen neuern Wälschen und Franzosen nichts zuvor gegeben habe.

Es ist wahr, alle diese gelehrte Männer sind Freunde und Gönner unsers Poeten gewesen: ja, die beyden letzten haben ihm sogar, für die Uebersetzung verschiedener ihrer Werke zu danken gehabt. Allein, weit gefehlt, daß dieses ihr Zeugniß entkräften sollte; so erwächst ihm daraus vielmehr eine neue Stärke. Denn was war es doch immermehr, wodurch sich Opitz die Gunst und die Freundschaft so vieler sinnreichen Köpfe, so vieler Lichter unsers Deutschlandes, und der Niederlande erworben hat? Gewiß nichts anders, als der sonderbare Geist und Witz, den er in seinen unvergleichlichen Gedichten wies; nichts, als die vortrefflichen Muster der deutschen Schreibart, die er, schon in seinen jungen Jahren der Welt vor Augen gelegt hatte; nichts anders, als die glücklichen Uebersetzungen selbst, die er von den artigsten und nützlichsten Werken abgefasset hatte. Eine Freundschaft aber, die sich auf diesen Grund stützet, ist gewiß die allerreinste, die man wünschen kann. Wenn dorten der Poet Archias, nach dem Berichte Cicerons, Gönner und Freunde fand, so bald er nach Rom kam; bloß, weil der Ruhm von seinem Witze bereits vor ihm hergegangen war: oder wenn jener Spanier, nur um den großen Geschichtschreiber Livius zu sehen, nach Rom gekommen, und, so bald er ihn gesehen, vergnügt wieder an Bort gestiegen, und unter Segel gegangen; gerade als ob nichts merkwürdiges mehr in Rom zu sehen wäre: so hat man eine solche Zuneigung gewiß nur einem unstreitigen Verdienste dieser geschickten Männer zuzuschreiben gehabt. Und was hätte wohl sonst unsern Opitz bey Unbekannten so beliebt machen können; da ihm, weder eine hohe Geburt, noch eine ansehnliche Bedienung bey Hofe, noch ein großes Vermögen, Schmäuchler zuwege bringen konnte? Wie glücklich seyd ihr derowegen, ihr aufgeweckten Köpfe! ihr scharfsinnigen Scribenten! Eure Freundschaften allein sind ohne Argwohn! Eure Verdienste aber sind unstreitig, und erwerben euch aufrichtige Gönner und Freunde; indessen daß Hoheit und Reichthum gegen alles mistrauisch seyn müssen, was ihnen oft noch so viele Lobsprüche verschwendet.

Doch, nicht nur die damals lebenden Helden in der gelehrten Welt, haben unsern Dichter, für den Vater des deutschen Witzes erkläret. Selbst unter den Neuern haben ihn die größten Meister, Kenner und Richter sinnreicher Schriften, fast bis an den Himmel erhoben. Zu den ersten rechne ich den scharfsinnigen Rachelius, unsern deutschen Lucil **), und den

---

Art gezeiget, wie auch wir in unsrer Sprache Petrarchas, Ariostos und Ronsardos haben können ꝛc.

*) Dieser geschickte Dichter, der anfänglich in Königsberg, hernach in Tübingen gelebet, schreibt auf der 488sten Seite in seinem Gedichte:

Schaut, unsre Weichsel rinnt,
Gottlob! der Pregel auch, durch keinen Zwist entzündt!
Hier, wo der Bunzlers-Schwan, wiewohl auf kurze Zeiten,
Auch seine Ruh noch fand.

Und an den König Vladislaus schreibt er auf der 385sten Seite, so von ihm:

Der nie von Scham entfärbet,
Dein Stimmwerk selbst gerührt, Opitz der edle Schwan,
Den Bunzlau trug ans Licht, auf dessen hoher Bahn
Ich, Phöbus, setze nach, fand bey ihm Huld und Gnade;
Dem er sein schönes Lob, am baltischen Gestade
Auch rühmlich sang: hier, wo sein irdisches Gebein
Der weit geehrten Gruft noch steht gesenket ein.
Er gab ihm Raum und Fug, sein werthes Lob zu schreiben,
Hieß seiner Zeiten Lauf der Weisheit einverleiben,
Die auf die Nachkunft sieht. So lange man forthin
Der edlen Wiege Ruhm am Bober an wird ziehn,
Und das berühmte Grab hat Danzig aufzuweisen;
Wird auch dein süßes Volk den linden Purpur preisen,
Der ihm sich zugewandt.

**) Dieser hat auf Opitzens deutsche Gedichte folgendes Sinngedicht aufgesetzet:

Germanae tubicen novelle Peithus,
Qui plectrum rude Martiae loquelae
Priscis cedere non sinis Pelasgis;
Quis quicquid grave, sordidum, molestum,
Bellacis studiosior lacerti
Albis moribus àsonabat olim,
Nunc voto premat eloquente Teuto,
Nec praeconia gloriae superba
A victo petat impotenter hoste:
An longis tibi seculis nepotes
Dignas dicere gratiae valebunt,
Quod te vindice, literate Vates,
Maternae gravitas leposque linguae
Et Grajos premit, et premit Latinos?
Per te, qui bene dimicabat olim
Teuto, nunc bene non minus loquetur!

In Ejusdem Effigiem.

Potor Pegasei potens fluenti
Talem sese homines ferebat inter,
Ingens ingenii, lepore promtus,
Castis moribus aemulus poëtas,
Non isti modo qui probantur aevo,
Sed quos sanctior extulit vetustas:
Qualem mentis Opitium bearit
Natura favor, artiumque cultus,
Vitae dotibus, et decore linguae,
Rumori dare calculum caveto;
Ipsum, Lector, adi; videbis omnes
Tot laudum superare cantilenas,
O sacrum caput! o cor enthеatum!
Siren Teutona, Silesiana Peitho,
Quis verbis variare tot nitelas,
Tot morum joca possit innocentum!
Felices tabulae; sacrantur aera,
Tanti queis typus insidet Poëtae:
Illas postera dedicabit aetas.

***) Diesem, auch in holländischen Versen sehr geschickten Poeten, gesteht Opitz in einem Gedichte, auf desselben niederländische Gedichte, daß er von ihm die deutsche Poesie gelernet habe.

Ich auch, weil ihr mir seyd im Schreiben vorgegangen,
Was ich für Ehr und Ruhm durch Hochdeutsch werd erlangen,
Will meinem Vaterland eröffnen rund und frey:
Daß eure Poesie der meinen Mutter sey.

*) Auch dieser hat in einem kurzen Gedichte unserm Poeten seinen Beyfall öffentlich bezeuget:

Quod mihi misisti doctissime munus Opiti,
Ingratus, gratum ni foret, ipse forem.
Multum ego, sed multo tibi plus Germania debet,
Aonias quae jam te duce potat aquas.
Quantum Maeonidi facundo Graecia debet,
Patria Maeonidi Graecia tota sue;
Quantum grandiloquo regnatrix Roma Maroni;
Petrarchae quantum serior Italia;
Quantum floriferis Ronsardi Gallia Musis,
Vel mea Dousaeis patria carminibus:
Tantum Teutonici debet tibi nominis, et quod
Nunc viget, et quantum saecla futura dabunt.
Hoc habuit Rhenus: sed nunc, ne maximus Ister
Invident, clarum Dacia surgit opus.
Ergo novo, gens prisca, Getae, gaudete triumpho:
Ausonias vobis hic dabit unus opes.
Idem qui nasci teneris dedit ante Camoenis,
Ex orco veteres suscitat historias.

***) Dieser schreibt in seiner Satire, der Poet genannt:

Schreib wenig, wo nicht viel, doch das nach Arbeit schmecket:
Ein kleines Werklein hat oft großen Ruhm erwecket.
Zwo Zeilen oder drey, von Buchnern aufgesetzt.
Sind billig mehr, als dieß mein ganzes Buch geschätzt.

edlen Canitz*), unsern Horaz, zweene Meister in der satyrischen Schreibart der Deutschen. Zu den andern will ich gleichfalls nur zween, nämlich den beleſenen Morhof**), und den, fast in allen Theilen der Gelehrſamkeit gründlich gelehrten Leibnitz***), zählen. Alle dieſe bezeugen mit den nachdrücklichſten Worten, daß Opitz der erſte und größte unſerer Poeten geweſen, dem bis auf ihre Zeiten noch niemand zuvor, ja nicht einmal gleich, gekommen.

Und was für Zeiten waren es doch, darinn dieſer große Mann aufgeſtanden iſt? Waren es nicht ſolche, in welchen faſt noch nichts erträgliches in unſerer Sprache geſchrieben war? Nur die ungeſchickteſten Knittelreime herrſchten noch in ganz Deutſchland. Nur die Meiſterſänger, die würdigen Abkömmlinge jener alten Barden, die bey unſern Vorfahren, durch ihre rauhen Lieder, die Tugend verehret hatten, waren noch ganz allein die Muſter der deutſchen Dichtkunſt. Nur Hans Sachs war der große Geiſt, den Germanien damals bewunderte, und den man trotzig genug, den Homer der Deutſchen zu nennen pflegte. Nur ein Ringwald, nur ein Rollenhagen,

Nur eine Fliege wohl, und nachder Kunſt gemahlet,
Iſt ihres Lobes werth, und wird ſo wohl bezahlet,
Als noch des Lebens Maaß ein großer Elephant,
Den nur ein Sudler hat geſchlagen von der Hand.
Kannſt du kein Opitz ſeyn, kein theurer Flemming werden?
O! es iſt Raum genug vom Himmel bis zur Erden.

*) In ſeiner Satire von der Poeſie ſchreibt dieſer große Kenner:

Iſts möglich? Kann dir noch die Dichterkunſt gefallen?
Gib Achtung, bitt ich dich, wie unſre Lieder ſchallen,
Und was für eine Brut man allenthalben heckt,
So weit ſich das Gebieth des deutſchen Bodens ſtreckt.
Durch Opitz ſtillen Bach gehn wir mit trocknen Füßen ꝛc.

**) Dieſer ſchreibt in ſeinem Tractate von der deutſchen Sprache im IX Cap. gleich anfangs: Wir müſſen endlich auf die dritte Zeit der Deutſchen Poeterey kommen, da dieſelbe gleichſam aus dem Grabe wieder erweckt worden, und viel herrlicher als jemals hervorgekommen, unter des Herrn Opitzens Anführung. Es haben zwar einige vor ihm, ſich etwas darinne angenommen; aber es macht doch nichts, gegen ſeine Vollkommenheit. — Hübner, der des Barcas Schriften faſt um dieſelbe Zeit überſetzet, ſchreibet nichts, das mit Opitzen kann verglichen werden. Er ſelbſt hat in ſeinen erſten Verſen, die er geſchrieben, viel Arten zu reden und zu reimen von der alten Zeit. — Doch hat er nach dem Muſter des Herrn Ronſards in franzöſiſcher, und des Herrn Douſaa und Heinſii in niederländiſcher Sprache ſeine Poeterey und Schreibart viel verbeſſert. — Herr Opitz war ein gelehrter Mann, und in Hiſtorien griechiſcher und lateiniſcher Sprache wohl erfahren, wie ſeine variae lectiones, Commentaria in Diſticha Catonis, und andre Sachen zur Gnüge anzeigen. — Er war ſehr glücklich im Ueberſetzen, wie er denn viel Verſe aus dem Niederländiſchen und Franzöſiſchen ins Deutſche gebracht. — Von des Opitii Gedichten urtheilet Buchner, Epist. 51. Non potest ascendere altius Musa patria, et necesse est, ut acquiescat eo fastigio, quo tu collocasti. Interim te sequemur longe, et tua vestigia adorabimus: sie tamen non obscuri prorsus morituri. Ich gebe ihm Beyfall, daß zu ſeiner Zeit, er der vortrefflichſte Poet geweſen iſt ꝛc.

***) Dieſer große Polyhiſtor hat gewiß die Verdienſte unſers Dichters ſowohl, als alle übrige Kenner eingeſehen. In ſeinen unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbeſſerung der deutſchen Sprache, die in ſeinen Collectaneis etymologicis p. 255. und in dem erſten Bande der critiſchen Beyträge, anzutreffen ſind, hat er ſeiner zu vielen malen mit großem Ruhme gedacht. Denn auf der 273ſten Seite rühmet er ihn wegen der Erläuterung eines altdeutſchen Reimes. Hernach räth er auf der 291 S. denen, die deutſche Wörterbücher ſchreiben wollten; daß ſie eine Beſichtigung, Muſterung und Ausſchuß anſtellen, und dieſfalls in guten deutſchen Schriften ſich erſehen möchten, als ſonderlich in Opitzens Werken, welche nicht nur in Verſen herausgekommen, ſondern auch in freyer Rede, dergleichen ſeine Hercynia, ſeine Ueberſetzung der Argenis und Arcadia. Und endlich gehört vor allen Dingen der 97 §. p. 305 hieher, der alſo lautet: Es hat ja der treffliche Opitz, ſo bey uns, wie Virgilius bey den Römern, der erſte und letzte ſeines Schrots und Korns geweſen, kein Bedenken gehabt, dergleichen zu thun: als zum Exempel wenn er zu Heinſio ſagt:

Daß deine Poeſie der meinen Mutter ſey.

Damit hat er, meines Erachtens, dieß Wort Poeſie, aus habender ſeiner Macht, einmal für allemal, für deutſch erkläret, ſo gut und unwiderruflich, als ob ein Act of Parliament über eine engliſche Naturaliſirung ergangen. Woraus denn ſattſam erhellet, in wie hohem Werthe er unſern Dichter gehalten habe.

nur ein Vogel herrſchten damals auf dem Deutſchen Parnaß. In einer ſo trüben Zeit ſtand nun unſer Dichter auf. Er hatte keine Vorgänger, als die Alten: er ſelbſt aber ward allen ſeinen Landesleuten ein Vorbild, welchem ſie nachſtreben konnten. Sein ganzes Vaterland konnte ihm, in ſeiner Mutterſprache, kein gutes Muſter darſtellen, dem er hätte folgen können. Sein großer Geiſt mußte ſich ſelbſt eine Bahn brechen, die noch kein deutſcher Fuß betreten hatte.

Zwar Wälſchland wies ihm ſchon ſeinen Dante, Petrarcha und Taſſo: auch Frankreich wies ihm ſeinen Marot und Ronſard, ſeinen Deſportes und Malherbe. Allein, eines theils waren dieſe ſelbſt noch nicht gar zu weit in die Poeſie eingedrungen; theils war es auch ſo leicht nicht, in einer ziemlichen rauhen Sprache dem nachzuahmen, was ſie gutes geſchrieben hatten; theils aber hat unſer deutſcher Dichter, die meiſten darunter ſehr weit hinter ſich gelaſſen. Er ahmte ihnen anfangs nach, um ſie nachmals zu übertreffen: nicht anders, als vormals die Römer den griechiſchen Muſtern in der Dichtkunſt, Beredſamkeit, Baukunſt, und andern Künſten, zwar etwas ſpät, aber ſo glücklich nachgefolget ſind, daß ſie dieſelben weit übertroffen haben. Eben ſo iſt es mit unſern Nachbarn, den Wälſchen, Franzoſen, und Niederländern gegangen. Wir ſind allerdings etwas ſpäter mit den Muſen bekannt geworden als ſie; weil ſich kein mediceiſches Haus, kein Franciſcus, kein Richelieu, kein großer Ludewig bey uns gefunden hatten, die ſelbſt den Witz gekannt und geliebet, und durch eine königliche Freygebigkeit aufgemuntert haben. Aber getroſt, du ehrliebendes Germanien! Eben das, was dich unterdrücken und erniedrigen ſollte, das erhebet dich; das gereichet dir, zu deſto größerer Ehre. Träge Seelen werden nur durch Belohnungen und angebothene Vortheile, zu den Wiſſenſchaften aufgemuntert; deine Kinder ſind feurig genug, aus bloßer Ehrliebe darnach zu ſtreben. Ja ſie ſtreben nicht nur darnach, nein ſie werden auch vortrefflich darinnen; ja ſie laſſen alle andre Völker weit zurück. Wenn ſich nämlich unſre Deutſchen auf Künſte und Wiſſenſchaften befliſſen haben; ſo haben ſie es auch gemeiniglich, aus eignem Triebe, ihren Lehrmeiſtern und Vorgängern weit zuvor gethan.

In was für trübſeligen Umſtänden, hat nicht endlich unſer Opitz die deutſche Sprache und Dichtkunſt ſo hoch empor gebracht? Gehen ſie doch ein wenig mit mir zurück, gnädigſte und hochzuehrende Anweſende! Thun ſie doch einen Blick in die Geſchichte des vorigen Jahrhunderts. Erwägen ſie doch das traurige, das ſchreckliche Schickſal, welches unſer zerrüttetes Deutſchland damals betroffen hat. Dasjenige, welches die Quelle der menſchlichen Glückſeligkeit ſeyn ſollte, ward damals eine Quelle der Zwietracht, und des Verderbens. Der Aberglaube lag mit der Wahrheit zu Felde. Die Religion ſelbſt war der unglückſelige Zankapfel, um welches willen ſich Völker wider ihre Häupter empörten, und ihr Vaterland zu einem blutigen Schauplatze vieler erbärmlichen Trauerſpiele machten. Unzählige Städte wurden verwüſtet, unzählige Dörfer gingen im Rauche auf, und die fruchtbarſten Felder wurden mit Graus und Leichen beſäet. Die deutſchen Fürſten, die ſich wider den gemeinen Feind des chriſtlichen Namens hätten rüſten ſollen, riefen einander durch bürgerliche Kriege auf. Auch auswärtige Helden kamen der bedrängten Wahrheit auf deutſchem Boden zu Hülfe; und nordiſche Könige büßten an der Spitze ihrer Schaaren, zum Dienſte der guten Sache, das Leben ein. Die Geſetze ſchwiegen. Die Gottesfurcht gieng verlohren. Der Glaube ward oft einem blinden Religionseifer nachgeſetzt. Die Gelehrſamkeit ward vertrieben, oder doch verachtet. Die Tempel der Weisheit wurden verſchloſſen, oder doch von Lehrern und Zuhörern entblößet. Und die ſanfte Stimme der Muſen ward vor dem ängſtlichen Schwirren der Waffen, vor dem lärmenden Getöſe der Trummeln und Trompeten, und vor dem gräßlichen Knalle der Karthaunen, gar nicht mehr gehöret.

Du ſelbſt kannſt mir hier mit deinem Zeugniſſe zu ſtatten kommen, du ſo oft beſtürmtes, du ſo oft erobertes Leipzig! Du ſelbſt biſt oft genug ein Raub widriger Parteyen, und ein trauriger Schauplatz der blutigſten Schlachten und Belagerungen geweſen. Auch deine Muſen wurden dadurch oft erſchrecket und verſcheuchet. Dein ſinnreicher Sohn, der glücklichſte Nachfolger unſers großen Opitz, der berühmte Paul Flemming, verließ daher deine fruchtbare, deine anmuthige Fluren, wo er ſo oft durch ſeinen anmuthigen Geſang Wälder und Flüſſe bezaubert hatte, und entwich mit einer holſteiniſchen Geſandtſchaft, bis in die entfernten Gränzen Aſiens, wo das kaſpiſche Meer die perſianiſchen Ufer benetzet. So bekam Aſtrakan und Iſpahan zum erſtenmale einen deutſchen Dichter zu hören: der aber allezeit den Jammer und das Elend, des in ſeine Eingeweide wütenden Deutſchlandes beſeufzete. Niemand hat aber daſſelbe beſſer beſchrieben, ja ſo zu reden, mit lebendigen Farben abgeſchildert, als unſer patrio-

tischgesinnter Opitz, in seinem Trostgedichte von Widerwärtigkeit des Krieges, gethan hat. Und wer hätte dasselbe besser entwerfen können; da er selbst, diesen Ungewittern auszuweichen, die meiste Zeit seines Lebens in Deutschland herum irren, und bald in den Niederlanden, bald im Holsteinischen, bald in Siebenbürgen, bald endlich auch in Preußen, einen ruhigen Aufenthalt hat suchen müssen.

Aller dieser Unruhe ungeachtet, mitten unter dem Rasen der Waffen, vom 18ten bis zum 39sten Jahre des vorigen Jahrhunderts, hat unser unermüdeter Opitz dennoch die deutsche Sprache und Dichtkunst aus dem Staube gehoben, und sie fast auf einmal, sehr nahe an den Gipfel ihrer jetzigen Vollkommenheit erhöhet. Erhöhet hat er sie, durch seine reine Schreibart, die er so viel möglich, von aller Vermischung fremder Sprachen gesaubert hat. Erhöhet hat er sie, durch sein fließendes Sylbenmaß, welches er, nach Art der alten Römer, bey uns eingeführt; da die Franzosen bis auf diese Stunde nichts davon wissen. Erhöhet hat er sie, durch seine natürliche und vernünftige Art zu denken; dadurch er uns allein ein Muster des guten Geschmacks nachgelassen hat. Erhöhet hat er sie endlich, durch erhabene Gedanken, durch lebhafte Ausdrückungen, durch scharfsinnige Einfälle, durch artige Scherzreden, durch angenehme und nachdrückliche Gleichnisse, durch unzählige lehrreiche Sprüche, als so viele Schätze der Weisheit; und kurz, durch alles, was einen Scribenten beliebt, erbaulich, und edel machen kann.

Denn, welche Art der Gedichte hat unser Poet nicht versuchet? Ich sage noch zu wenig: in welcher Art der Gedichte hat er uns nicht Meisterstücke geliefert? Oden, Elegien, Briefe, Satiren, Lobgedichte, Lehrgedichte, Sinngedichte, Uebersetzungen, Sonnette, Schäferspiele, Trauerspiele, und kurz, fast alle und jede Arten, worinnen sich sonst viele Poeten kaum einzeln hervor gethan haben, sind von ihm allein, fast in gleicher Vollkommenheit verfertiget worden. Dieses, gnädige und hochgeschätzte Anwesende, dieß ist das rechte Merkmaal großer Geister. Ihre Fähigkeit läßt sich nicht in enge Gränzen einschließen. Alles was sie unternehmen, das gelingt ihnen. Wie ein reiner Spiegel alle sichtbare Dinge darstellet, die vor ihn gebracht werden: so nimmt auch der reiche Witz eines Dichters fast alle mögliche Gestalten an. Er erhebt sich wie ein Adler, wann er das hohe Lob der Tugend besinget. Er nimmt die Stimme einer zärtlich lockenden Nachtigall an, wann er eine verliebte Leidenschaft ausdrücken will. Er girret wie eine Taube, wann er den Verlust wichtiger Güter bedauert. Und wann er die Wohlthaten seines Schöpfers preiset: so wird sein Gesang von einer lieblichen Lerche die Kunst entlehnen, womit sie die heitre Sommerluft erfüllet, und einen aufmerksamen Landmann zur Dankbarkeit ermuntert. Wenn ich nun zu allen diesen Bildern, noch den herzhaften Klang einer schmetternden Feldtrompete hinzusetze, womit ein muthiger Tyrtäus seine Leser zu einem tapfern Schutze ihrer Rechte und Freyheiten anfeuert: so werde ich freylich sehr viel, aber dessen ungeachtet, noch nichts mehr angezeiget haben, als was unser großer Opitz seinem Vaterlande wirklich geleistet; was er allein unsern Deutschen, und zwar zuerst, und fast zu gleicher Zeit, in seinen Gedichten gewiesen hat.

Wo bleibt hier noch seine so wohlfließende, so reine, so nachdrückliche, und sinnreiche Schreibart in ungebundener Rede, darinnen er uns eben so vollkommene Proben, als in der gebundenen, gegeben hat? Er hat zuerst gezeiget, daß die Rauhigkeit, der Uebelklang, und das unförmliche Wesen, unsrer Muttersprache nicht so eigen sey, daß es nicht abgelegt werden könnte; und also den schändlichen Vorwurf von ihr abgelehnet, daß sie sich zu sinnreichen und anmuthigen Schriften gar nicht schicke. Ja nicht nur er selbst hat dieses gewiesen, auch seine gute Freunde wurden von ihm angefeuert, ein gleiches zu thun: wie Zinkgräfs treffliche Bücher von den sinnreichen Reden und klugen Sprüchen der Deutschen sattsam zeigen können. Wo bleibt endlich noch seine Wissenschaft der deutschen Alterthümer, seine Einsicht in die Regeln der Dichtkunst, und die kritische Kenntniß unsrer Sprache, die er in der Erläuterung und Ausgabe eines alten deutschen Gedichtes auf St. Anno erwiesen hat? In Wahrheit, gnädige und hochgeschätzte Anwesende! hier scheue ich mich nicht zu sagen, was ich bisher in Ansehung der Gedichte unsers Poeten, noch nicht habe wagen mögen: daß er nämlich alle Dichter des Alterthums übertroffen habe. Denn sind diese gleich in der gebundenen Schreibart geübt gewesen: so haben sie sich doch in der ungebundenen sehr schlecht, oder ganz und gar nicht zeigen können; vielweniger sind sie zugleich in der kritischen Einsicht ihrer Sprachen, und der Dichtkunst selbst stark gewesen. Unser Opitz hingegen, ist nicht nur ein Dichter, sondern auch ein Redner; nicht nur ein Redner, sondern auch ein Wortforscher; nicht nur ein Wortforscher, sondern auch ein Kunstrichter gewesen.

Wenn es nun dergestalt, gnädige und hochgeschätzte Anwesende, eine ausgemachte Sache bleibt, daß geistreiche Scribenten durch lehrreiche, witzerfüllte und anmuthige Schriften in ihrer Muttersprache, ihrem Vaterlande jederzeit viel Ehre machen, und also von ihren Landsleuten einen unsterblichen Ruhm und Dank verdienen; wenn es ferner ausgemachet ist, wie ich bisher gezeiget habe, daß unser großer Opitz seinem Vaterlande allerdings diesen so wichtigen Dienst, und zwar zu allererst, bey unzähligen Schwierigkeiten kriegerischer Zeiten, und fast in allen Arten sinnreicher Schriften, geleistet hat: wer wollte denn, wer könnte noch wohl den geringsten Zweifel tragen, ob er nicht bey allen redlichen Deutschen ein unsterbliches Andenken, und einen ewigen Dank verdienet habe?

Ich sehe nur ein einziges, welches man mir einwenden kann. Um eben die Zeit, als unser gepriesener Opitz sich mit seinen ersten Schriften hervorthat, entstund die so berühmte fruchtbringende Gesellschaft; die nichts anders zur Absicht hatte, als die Verbesserung der deutschen Sprache, Beredsamkeit und Poesie. Hat denn diese, (so wird man mich fragen) nicht viel mehr geleistet, als Opitz? Und wollen wir denn derselben alle ihre Ehre nehmen, um sie einem einzigen Manne allein beyzulegen?

Ferne sey es von mir, Magnifice, gnädige und hochgeschätzte Anwesende! ferne sey es, daß ich einer so patriotisch gesinnten Gesellschaft, ihre Ehre streitig machen sollte; einer Gesellschaft, die aus so vielen durchlauchten, gräflichen und adelichen Mitgliedern bestanden; die so eifrig für die deutsche Ehre gewesen, und weder Zeit, noch Fleiß, noch Kosten gescheuet, dieselbe zu befördern. Nein, ich verehre dieselbe mehr, als jemand; und glaube, daß man einen großen Theil des heutigen Reichthums und Glanzes unsrer Muttersprache derselben zu verdanken habe. Allein wer weis auch nicht, daß unser großer Opitz selbst, unter dem Namen des Gekrönten, ein Mitglied derselben gewesen ist? Wer muß es nicht gestehen, daß er eher ein großer Dichter gewesen, als er in dieselbe aufgenommen worden? Ohne Zweifel ist dieses allererst geschehen, als er dem damaligen Schutzherrn der fruchtbringenden Gesellschaft, dem durchlauchtigsten Fürsten, Ludwig, zu Anhaltköthen, die erste gute Auflage seiner gesammelten weltlichen Gedichte zugeeignet hatte. Damals war ja aber unser Opitz schon ein berühmter Dichter, ja ein solcher, dem in derselben Gesellschaft kein andrer zu vergleichen war. Und wen hat doch dieselbe auch nachmals aufzuweisen gehabt, der mit ihm um den Vorzug hätte streiten können? In Wahrheit keinen! Ein jeder unter diesen redlichen Männern hat unsern Dichter die Oberstelle sehr willig eingeräumet. Und es bleibt also wohl dabey, daß Opitz allein, als der Vater unsrer Dichtkunst, vor allen andern deutschen Schriftstellern, einer unauslöschlichen Hochachtung und Dankbarkeit würdig sey.

Auf! derowegen, du aufgeklärtes Deutschland! auf! und erzeige deinem würdigsten Sohne auch einmal die verdiente Ehre. Hast du vormals die rauhen Barden in Ehren gehalten; hast du Meistersänger und elende Reimschmiede hochgeschätzet, die dich doch nur mit einem einfältigen Geschwätze belustigten; das Lob deiner Helden aber, doch nicht bis auf unsere Zeiten haben bringen können: o so sey doch gegen einen wahren Dichter nicht unempfindlich, der deine Ehre gegen die Ausländer gerettet, deine Sprache aus der Barbarey gerissen, deine Kinder zur Tapferkeit angeflammet, deine Gottesfurcht durch Lieder angefeuert, und die Lehren der Weisheit in einer so lieblichen Tracht dargestellet hat, daß auch die Unweisen sie lieb gewonnen haben.

Auf! also, dankbares Germanien! verwirf die ungeschickten Nachfolger dieses großen Meisters, die dir durch ihr ausschweifendes Wesen, durch ihre regellose Einbildungskraft, durch ihren geilen Witz und ungesalzenen Scherz, mehr Schande gemacht, als jener dir Ehren erworben hatte. Verweise doch künftig deine lehrbegierige Jugend fleißiger, als du bisher gethan, auf den Vater deiner Poesie. Lehre sie denjenigen Geist bewundern und nachahmen, der so scharfsinnig als weise, so angenehm als tugendhaft, so fruchtbar als edel gewesen ist: und setze es künftig zu einer Grundregel, daß nur derjenige von deinen Dichtern das größte Lob verdiene, der dem gesunden, dem reinen, dem natürlich schönen Witze des großen Opitz am ähnlichsten geworden ist.

Du aber, vorjetzo höchst bekümmertes Bunzlau! das du durch ein sonderbares Schicksal, jetzo einem Steinhaufen ähnlicher bist, als einer Stadt; nachdem eine entsetzliche Feuersbrunst alle deine Gassen in die Asche geleget hat: vergiß doch bey deiner Erneuerung, auch deines großen Sohnes nicht. Erspare doch an deinen Baukosten nur so viel, daß du dem theuren Opitz ein Denkmaal bey dir aufrichtest. Diese Ehre haben vormals die Athenienser ihrem Euripides angethan, ob er gleich in Macedonien gestorben war, und sie also seinen Leichnam nicht zurücke bekommen konnten. Willst du aber unempfindlich bleiben,

willst du denjenigen Dichter, den alle witzige Köpfe seiner Zeit bewundert und geehret, den so viele Kunstrichter für den Vater der deutschen Sprache und guten Schreibart erkläret, den so viele große Leute mit ihrer Freundschaft beehret, den so viel hohe Häupter mit ihren Gnadenbezeugungen überhäufet, ja, gar des Adels würdig geachtet haben; willst du, sage ich, nebst deinen übrigen Landsleuten, einen solchen Mann, andern schwülstigen und hochtrabenden Geistern nachsetzen, welche die gute Bahn die ihnen Opitz gewiesen, wieder verlassen haben: so wirst du den Kindern ähnlich werden, die nur bunten Wasserblasen und vielfarbigten Schmetterlingen nachjagen; wohlriechende Blumen und gesunde Kräuter aber mit Füßen treten. Ja du wirst denen gleichen, die eine wilde Bergart, um eines betrüglichen Glanzes halber, allen reichhaltigen Goldstuffen vorziehen; und dich also durch deine üble Wahl, bey allen Kennern wahrer poetischer Schönheiten, verächtlich machen. Es werden sich aber andere Verehrer des großen Opitz finden, die, weit von seinem Vaterlande, seiner Asche diejenige Ehre erweisen werden, die du ihm nicht hast wiederfahren lassen.

Ich kehre zu ihnen zurück, Magnifice, gnädige und hochzuehrende Anwesende! und erkenne aus ihrer gnädigen und gütigen Aufmerksamkeit, daß mein poetischer Held noch jetzo Gönner und Freunde genug habe. Und was könnte wohl den Schriften dieses Vaters unsrer Dichtkunst rühmlicher seyn, als das geneigte Urtheil solcher Kenner und Liebhaber der wahren Poesie? Fahren sie fort, sich selbst und Opitzen diese Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen! Verehren sie die Weisheit unsers Dichters, die sich in seinen größern Gedichten in so edlen Bildern zeiget. Sein Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Krieges, sein Vielgut und Zlatna, sein Vesuvius, seine Lobgedichte auf hohe Häupter, seine vertrauliche Briefe an Zinkgrafen, Rüßlern, und Seufzuffen, und andre unzählige Stücke mehr, sind voll der vortrefflichsten Lehren und Wahrheiten, die jemals ein deutscher Mund ausgesprochen, ein deutscher Kiel zu Papiere gebracht hat. O daß doch diese fleißig gelesen! o daß sie doch unsrer Jugend, wie vormals in Griechenland die Schriften Homers, in die Hände gegeben würden! Wie viel gesunde Nahrung würden diese zarten Gemüther daraus nicht ziehen! Welch einen schönen Abriß der Tugend würden sie nicht in ihr wächsernes Herz drücken! Welch einen Schatz von Gelehrsamkeit und gutem Geschmacke, würden sie nicht daraus einsammeln!

Was ist noch übrig, als daß ich ihnen, Magnifice, hochgebohrne, und gnädigste Anwesende! sonderlich aber Eurer hochreichsgräflichen Excellenz, im Namen unsers gepriesenen Dichters; im Namen aller freyen Künste, die schon mehr als 300 Jahre her in diesem Hörsaale ihren Sitz und Tempel gehabt haben; ja endlich im Namen unsrer ganzen hohen Schule, auch hier öffentlich einen unterthänigen und ergebensten Dank abstatte, daß sie Dero Gnade gegen alle dieselben, durch Dero hohe Anwesenheit in dieser Gedächtnißrede, haben an den Tag legen wollen. So lange die Welt von dem wohlverdienten Lobe unsers großen Opitz etwas wissen wird, (und wenn wird sie dasselbe vergessen?) so lange soll sie es auch mit Dankbarkeit rühmen, daß heute der erlauchte Reichsgraf von Manteufel, ein rechter Mäcenas aller Wissenschaften und freyen Künste, daß auch die hochgebornen Reichsgrafen von Promnitz, von Solms, und von Pickler, diese Rede ansehnlich gemacht, und verherrlichet haben! O glückselige Zeiten! worinnen die Beredsamkeit und Dichtkunst, so viele und ansehnliche Gönner gefunden haben.

Louise Adelgunde Viktorie Gottsched,

Gattin des Vorigen und Tochter des bekannten polnischen Leibarztes Dr. Kulmus, ward den 11. April 1713 zu Danzig geboren und bei ihren natürlichen Talenten im Hause ihres Vetters, des Danziger Professor und Dr. Med. Adam Kulmus, von ihrer trefflichen Mutter mit einer über ihr Geschlecht hinausgehenden wissenschaftlichen Bildung ausgestattet. Besonders Talent und Neigung zur Poesie und Musik und Vorliebe für die deutsche Sprache erwarben ihr 1729 die genauere Bekanntschaft ihres nachmaligen Gatten, mit dem sie sich 1735 ehelich verband und dadurch eine treue Genossin seiner Arbeiten und Kämpfe wurde. Sie starb den 26. Juni 1762 zu Leipzig mit dem wohl verdienten Ruhme einer zärtlichen Tochter, tugendhaften Gattin, guten Hausfrau, treuen Freundin, liebenswürdigen Gesellschafterin, und eines Musters der Tugend und Frömmigkeit. Für ihre Gelehrsamkeit zeugt nicht nur die genaue Kenntniß der neuern Sprachen, der Geographie, Geschichte, Zeichnen- und Tonkunst, sondern auch ihre nicht gewöhnliche Bekanntschaft mit der Beredsamkeit, Dichtkunst, Philosophie und der lateinischen und griechischen Sprache.

Wir besitzen von ihr selbst:

Der Frau von Lambert Betrachtungen über das Frauenzimmer. aus dem Französischen — mit eignen Gedichten als Anhang. Leipzig 1731. in 8.

Der Sieg der Beredsamkeit, aus dem Französischen der Frau von Gomez. Leipzig 1735. 8.

Kato, ein Trauerspiel aus dem Englischen des Addison. Leipzig 1735. 8. Dann Ebendas. 1753. 8.

Die Pietisterei im Fischbeinrocke. Lustspiel und freie Nachahmung von Bougeants Komödie La femme Docteur u. s. w. Rostock, auf Kosten guter Freunde 1736. 8.

Triumph der Weltweisheit nach Art des französischen Sieges der Beredsamkeit. — Eine Satyre. Leipzig 1739. 8.

Horatii, als eines wohlerfahrnen Schiffers, beweglicher Zuruf an alle auf dem Meere der gesunden Vernunft schwimmende Wolfianer, von X. Y. Z. N N. 1740. 8. Eine vom General von Manteufel veranlaßte und auf seine Kosten gedruckte komische Predigt gegen den damaligen homiletischen Schlendrian. Text: Horatius Epodon 7: quo scelesti ruitis?

Zwei Schriften, der Frau Marquise von Chatelet und des Herrn von Mairan, das Maß der lebendigen Kräfte betreffend. Aus dem Französischen. Leipzig 1741. 8.

Popens Lockenraub, ein scherzhaftes Heldengedicht, aus dem Englischen in deutsche Verse übersetzt. Leipzig 1744 in 4. Zweite Ausgabe; dann 1772 in gr. 8.

Der Aufseher oder Vormund, aus dem Englischen des Addison übersetzt. Leipzig 1745. 2 Thle. in 8.

Die gestürzten Freimäurer, aus dem Französischen. Berlin und Leipzig 1747. 8.

Neue Sammlung auserlesener Stücke aus Popens, Eachards und Newtons Schriften. Leipzig 1749. 8.

Vollständige Sammlung aller Streitschriften über das vorgebliche Gesetz der Natur von der kleinsten Kraft in den Wirkungen der Körper. Leipzig 1752. 8. 2. Ausgabe. Ebendas. 1753. 8.

Cenie, oder die Großmuth im Unglück, aus dem Französischen. Leipzig 1753. 8.

Der kleine Prophet von Böhmischbroda, genannt Waldstörchel. Satyre gegen Weiße. Prag 1753. 8.

Der Königlichen Akademie der Aufschriften und schönen Wissenschaften zu Paris Ausführliche Schriften, aus dem Französischen. Leipzig 1753 — 1754. 2 Thle. gr. 8.

Gedanken über die Glückseligkeit u. s. w., aus dem Französischen. Berlin 1758. 8.

Sämmtliche kleinere Gedichte —, nebst dem Ehrendenkmale und ihrem Leben, herausgegeben von ihrem hinterbliebenen Gatten. Leipzig 1763. gr. 8. — Mit ihrem Bildnisse.

Briefe, herausgegeben von Dorothea Henriette von Runkel. Dresden 1771. 1772. 3 Thle. 8.

Außer diesen, theilweise schon in den Werken ihres Mannes enthaltenen Schriften einzeln:

Das glückliche Rußland am Geburtstage Ihro Kaiserlichen Majestät Anna Iwanowna. Eine Ode. Danzig 1733. 8.

Der beste Fürst, ein Vorspiel auf das Geburtsfest der Fürstin Johanna Elisabeth von Anhalt-Zerbst. Durch die Gräfin von Bentink 36 Abdrücke besorgt. Leipzig 1755. 4.

Ferner unter Mitwirkung ihres Mannes und ihrer Freunde:

Der Zuschauer, aus dem Englischen des Richard Steele und Joseph Addison. Leipzig 1739—1743. 9 Thle. 8. wieder aufgelegt 1757. 8.

Geschichte der Königlichen Akademie der Aufschriften und schönen Wissenschaften zu Paris. Aus dem Französischen. Leipzig 1749—1757. 11 Thle. gr. 8. Der 11. Thl. u. s. w. von Dr. Joh. Jacob Reiske.

Des Abt Terrasson Philosophie. Aus dem Französischen. Leipzig 1756. 8.

Nachrichten, zum Leben der Frau von Maintenon und des vorigen Jahrhunderts, aus dem Französischen. Leipzig 1757. 3 Bde. 8.

Wenn man dieser treuen Gehülfin ihres rastlos strebenden Gatten auch nicht das Zeugniß ertheilen kann, eine ausgezeichnete Schriftstellerin gewesen zu sein, woran eigentlich nur ungünstige Verhältnisse sie hinderten, so verdient sie dagegen mit vollem Rechte, eine vortreffliche Frau genannt zu werden, da sie tiefes religiöses Gefühl, moralische Würde, Sanftmuth und Herzensgüte, mit strenger Tugend verband. Ihr Schicksal war nicht das erfreulichste; alle jene Freuden, die einem reinen, weiblichen Wesen als die höchsten erscheinen, waren ihr versagt; ihre Ehe blieb kinderlos und die beständigen Streitigkeiten ihres Gatten, an welchen sie thätig Antheil nehmen mußte, ließen sie nicht zum Genuß der Ruhe kommen, deren sie sowohl aus eigener Neigung, wie für die Ausbildung ihrer schönen und bedeutenden Fähigkeiten so sehr bedurfte. Ein gebildeter Verstand, Geschmack und inniges Gefühl waren ihr eigen und sprechen noch immer, da Correctheit und Leichtigkeit des Ausdruckes sich damit verbinden, vorzüglich in ihren Lustspielen und noch mehr in ihren Briefen, die zu den besten aus jener Zeit zu rechnen sind, den Leser wohlthuend an.

Das Lob der Spielsucht. *)

Meine Herren,

Nichts ist billiger, als daß man dasjenige lobe, von dessen Vortrefflichkeit man überzeugt ist. Es ist nicht genug, daß ich die guten Eigenschaften, so ich an einem Dinge bemerke, für mich selbst betrachte: Die Pflicht eines jeden Patrioten erfordert es, daß er auch seine Mitbürger davon überzeuget. Hierdurch vermehret er ihre Glückseligkeit; indem er ihnen den innern Werth derer Sachen vor Augen stellet, die um sie sind, mit denen sie umgehen, und die sie vielleicht noch niemals so deutlich erkannt haben.

Verdienen nun auf diese Art überhaupt alle Lobredner Beyfall: so sind wohl gewiß diejenigen allen übrigen weit vorzuziehen, welche sich das Lob derer Dinge angelegen sein lassen, die in einer allgemeinen Verachtung stehen; ich meyne, gegen welche alle Welt mit Vorurtheilen eingenommen ist. So hat z. E. Virgil den Floh, Lucian die Fliege, Melanchthon, Agrippa und einige andere den Esel, Isokrates den berühmten Tyrannen Busiris, Cardanus den Nero, Plato die Ungerechtigkeit, Erasmus die Thorheit, Fabricius die Betteley, Ulrich von Hutten das Fieber, Dolet das Alter, Major die Lügen, und ein gewisser scharfsinniger Schriftsteller unserer Zeiten Briontes den Jüngern gelobet.

Habet Dank ihr vortrefflichen Männer! habet Dank für eure Bemühung! Ich sehe euch als ein besonderes Geschenke des Himmels an, welches dem menschlichen Geschlechte zur Erquickung gegeben ist. Es giebt leider! mehr als zu viel melancholische Seelen, welche den Erdkreis als ein rechtes Zuchthaus vorstellen; welche bey allen Dingen nur das Böse sehen, und allenthalben so viel Mangelhaftes finden, in allen Sachen so viel Unvollkommenheiten entdecken, ja, welche alles was in der Welt ist, und vorgeht, so jämmerlich beschreiben, daß ich mir, wer weis wie weit davon zu seyn, wünschen möchte. Solche Leute sind eine unerträgliche Last des Erdbodens. Man sollte sie aus der menschlichen Gesellschaft gänzlich verbannen. Ist es nicht vernünftig, daß ich mir alles dasjenige, wo nicht angenehm, doch wenigstens erträglich zu machen suche, dessen ich nicht entübrigt seyn kann? und müssen wir also denen Männern nicht ungemein verbunden seyn, welche uns nicht nur dasjenige anpreisen, gegen welches wir ohnedem schon mit guten Meynungen erfüllt sind; sondern welche uns die verborgene Schönheit dessen vor Augen legen, darinnen wir nimmermehr etwas gesucht hätten. Ja freylich sind wir euch, ihr großmüthigen Seelen! ungemeinen Dank schuldig, daß ihr euch der allgemeinen Wohlfahrt so uneigennützig angenommen habt. Denn was hattet ihr außer diesem von eurem Verfahren für Vortheile zu hoffen? Was kann man sich von der Thorheit, von einem Esel oder Narren, für eine Wiedervergeltung geleisteter Dienste versprechen? Nein, die bloße Vermehrung der menschlichen Glückseligkeit ist euer Endzweck gewesen. Darum habet ihr, die inneren Vortrefflichkeiten desjenigen zeigen wollen, womit wir umgehen, womit wir uns beschäfftigen, ja welches wir oft in unserem eigenen Busen tragen.

Die Anzahl derer, welche alles aufs beste auslegen, nimmt von Tage zu Tage ab. Ich weis nicht, was gewisse Leute davon haben, daß sie alles von seinem natürlichen Werthe abzusetzen trachten. Selbst diejenigen Sachen, welche schon längst in einem geruhigen Besitze des Ruhmes gestanden, sind heut zu Tage vor solchen feindlichen Anfällen nicht sicher. Wo denken doch solche Leute hin? Meynen sie denn, daß das menschliche Geschlecht seine Natur verändern, und diejenigen Dinge zu bewundern anfangen werde, welche man ihm als schändlich und schädlich vorstellet? Man wird bey der alten Mode bleiben; man wird sich nur an dem schönen und vollkommenen belustigen. Sie sehen also, meine Herren, wie billig es sey, denen angeführten wackern Männern, auch in ihren Gruben noch, für ihr edles Verfahren zu danken. Sie haben sich bemühet, das Vergnügen ihrer Zeiten zu befördern; sie haben alles auf der besten Seite angesehn: Das heißt: Sie haben die Glückseligkeit ihrer Mitbrüder vermehret.

Meine Herren, erlauben sie, daß ich heute in die Fußstapfen dieser wackern Leute treten dörfe; mit denen ich mich, außer der Liebe zu meinen Mitbürgern, in keinem Stücke vergleichen kann. Die beleidigte Unschuld geht mir viel zu nahe, als daß ich mich nicht einer Tugend annehmen sollte, welche bisher, wo nicht bey allen, dennoch bey den meisten, in einer sehr großen Verachtung gestanden. Es ist dieses die Spielsucht. Diese edle Tochter der langen Weile, hat bisher so viel Verfolgung ausstehen müssen, daß ich es unmöglich länger ansehen kann. Versagen sie mir nur die Ehre ihrer Aufmerksamkeit nicht: so will ich mich bemühen ihnen zu zeigen:

Daß die Spielsucht eine lobenswürdige Tugend sey.

Doch! die Unschuld selbst, meine Herrn, ersuchet sie um ein geneigtes Gehör. Die gerechte Sache selbst wird ihnen für diese Gewogenheit Dank wissen! Ich aber, werde keine andere Verdienste dabey haben, als daß ich mich der bedrängten Tugend angenommen habe: so wie ich auch keine andere Belohnung hoffe, als ein gütiges Nachsehen meiner Unvollkommenheiten.

Meine Herren! Ich halte es für nöthig, ihnen überhaupt zu melden, daß ich besonders von der Spielsucht reden werde, welche sich auf die Karten erstreckt. Ich weis zwar, daß es noch viel mehrere Arten der Spiele giebt, welche alle fähig sind, eine edle Seele vollkommner zu machen: Allein mich dünkt doch, daß das Kartenspiel hierinnen vor allen andern ein großes voraus habe; zumal da es von Personen beyderley Geschlechts getrieben werden kann, welches bey allen andern nicht allezeit möglich ist. Von dieser Art der Spielsucht rede ich: und diese ist eine Tugend, welche Ursache hat, alle andere Vollkommenheiten des Menschen, neben sich zu verachten. Ich kann nicht erachten, daß mein Verfahren vielen falschen Urtheilen unterworfen seyn werde. Man wird es nicht glauben, daß ich mich um die rechte Natur der Spielsucht jemals bekümmert hätte; sonst würde ich ihre Vertheidigung wohl nimmermehr übernehmen. Allein man irret sich. So viel Eigenliebe besitze ich noch nicht, daß ich mich unterfangen sollte, von einer Sache zu reden, ohne derselben vorhero nachgedacht zu haben. Erlauben sie also, meine Herren, daß ich, um diesen Vorwurf von mir abzulehnen, mit wenigen Worten sagen möge, was ich unter dem Namen der Spielsucht verstehe.

Ich verstehe dadurch die Leidenschaft gewisser Leute, wodurch sie angetrieben werden, die Karten, so oft es nur immermehr möglich ist, in Händen zu haben; und zwar so, daß sie sich durch keine andere Ursachen, als die bloße Unmöglichkeit, davon abhalten lassen. Kein Todesfall, keine gefährliche Krankheit naher Freunde, keine Zeiten, welche in der Religion zu einer allgemeinen Andacht bestimmet sind, kein Verdruß, den man wegen dieses Zeitvertreibes mit seinem Gatten, oder mit seinen

*) Aus: Louise Adelgunde Viktorie Gottsched's „Triumph der Weltweisheit."

Aeltern zu befürchten hat, keine Geschäffte, kein Wohlstand, keine Armuth, und am allerwenigsten die Vernunft, muß einige Fähigkeit haben, diesem edlen Zeitvertreibe Einhalt zu thun.

Ein Mensch, der von dieser edlen Art von Spielsucht eingenommen ist, muß seine ganze Glückseligkeit bey dem Spieltische suchen: Hier muß er allein zu leben, allein ein Mensch zu seyn scheinen. Die ganze Welt muß ihm als eine Wüste vorkommen, wofern er sich nicht dieselbe unter dem Bilde eines Spieltisches vorstellet. Er würde wünschen, lieber todt zu seyn, als ohne diesen Zeitvertreib zu leben. So lange ein Odem in ihm ist, verläßt er seine Karten nicht. Und sollte ihm gleich das Chiragra, oder ein Schlagfluß die Hände lähmen; so wird er sich viel lieber die Kartenblätter von seinem Diener vorhalten lassen, und dieselben mit den Zähnen ausziehen; als daß er sich entschließen sollte, der edlen Spielsucht untreu zu werden.

Sehen sie, meine Herren, so muß ein Mensch beschaffen seyn, welcher die Tugend besitzet, von der ich jetzo rede. Sein ganzer Zeitvertreib, alle seine Lust, muß in dieser edlen Arbeit bestehen.

Weg demnach, ihr Heuchler die ihr diese Vollkommenheit nicht in so hohem Grade besitzet. Ihr, die ihr euch derselben nur als einer Arzeney bedienet; die ihr nur die Karten in die Hände nehmet, um dadurch der Tadelsucht, als der gemeinsten Materie zu den Gesellschaftsunterredungen, zu entgehen: Oder, die ihr dieselben nur etwa solchen Gästen vorsetzet, von welchen ihr wisset, daß sie widrigenfalls euer Haus für ein Gefängniß ansehen würden, darinnen sie etliche Stunden in Verhaft gewesen wären. Erkühnet euch nur nicht, euch unter die Anzahl derjenigen zu rechnen, welche von der edlen Tugend der Spielsucht angeflammet werden, Nimmermehr werdet ihr in die Reihe wahrer Spielhelden kommen! Nimmermehr werdet ihr einiges Lob von mir erhalten können!

Ich rede also von der Spielsucht in keinem andern Grade, als in dem angeführten. Nach diesem allein ist sie eine Tugend, welche allen andern Trotz bieten kann; ja, welche, wie ich versichert bin, einen rühmlichen Sieg über dieselben davon tragen wird.

Sie wissen es, meine Herren, daß die Tugend eine Fertigkeit in Ausübung solcher Handlungen ist, welche die Glückseligkeit der handelnden Person und ihrer Mitbürger befördert. Dieser Begriff ist so gemein, und ihnen allerseits so bekannt, daß ich es für unnöthig halte, denselben weitläuftig zu erweisen. Ich eile vielmehr zu meinem Zwecke und bemühe mich ihnen zu zeigen, daß die Spielsucht wirklich die allgemeine und besondere Glückseligkeit befördert, und folglich eine Tugend ist.

Hätte ich für die ungemeine Spielsucht nicht eine so große Hochachtung: so könnte ich mich hier eines Hülfmittels bedienen, welches mir nicht nur zu einer beliebten Kürze verhelfen; sondern mir auch meine Arbeit um ein großes erleichtern würde. Ich dörfte nur, zum Beweise, daß die Spielsucht eine Tugend sey, sie allerseits versichern: daß sie es mir glauben könnten; daß ichs nicht sagen würde, wenn es nicht wahr wäre; daß es so viel andere Leute glaubten, die doch keine Narren wären. Ich weis gewiß, hochzuehrende Herren, sie haben zu viel Güte für mich, als daß sie mir diese Gefälligkeit abschlagen sollten. Ich hoffe nicht, daß sie mich schon auf so vielen Lügen betroffen haben: Und ich würde ohnedem hiermit nichts neues anfangen. Ich habe Leute vor mir, denen ich nicht das Wasser reiche, und welche sich wohl in wichtigern Dingen, als das Lob der Spielsucht zu seyn scheinet, keines gründlichern Beweises bedienet haben. Allein, ich will diesen Vortheil fahren lassen. Ich sehe Leute vor mir, welche vielleicht dadurch auf den Argwohn kommen möchten: meine Sache müßte doch wohl die beste eben nicht seyn; weil ich mich eines solchen Kunstgriffes bediente, den man nur bey den aller ungewissesten Dingen zu gebrauchen pflegt; und der auch von niemanden angenommen wird, welcher gewohnt ist, nichts ohne gnugsame Ueberzeugung zu glauben. Sie können leicht sehen, daß ich hier von den Philosophen rede. Dieses sind Leute, welche nichts glauben, was ihnen nicht unstreitig dargethan wird. Da sie nun einen Theil meiner Gegner ausmachen; so sehe ich mich genöthigt, aus Liebe zu meiner gerechten Sache, mich nach ihnen zu richten. Es ist wahr, sie können der Spielsucht so gar viel nicht schaden: Sie überzeugen die Leute nur durch Vernunft; und da hat man sich von ihnen keines großen Unheils zu befürchten. Es giebt Personen, welche durch ihr Ansehen bey dem Volke, meiner Sache in einer Stunde mehr schaden können, als alle Philosophen in zehn Jahren. Aber es ist besser, und wird mir mehr Ehre bringen, wenn ich alle meine Gegner überführe; als daß noch einige Ungläubige übrig bleiben sollten: Und wenn es auch nur diese Hand voll Leute, die Philosophen, wären.

Was die allgemeine Glückseligkeit befördern soll, das muß nicht nur niemanden schaden; sondern es muß auch Nutzen schaffen. Nun weis ich aber in Ewigkeit nicht, was der Welt daraus für ein Schade entstehen kann, daß sich eine gewisse Anzahl Leute täglich an einen Spieltisch setzet, und sich die beschwerliche Länge der Zeit mit einigen papiernen Blättern kürzet. Sind meine Gegner Leute, die nicht nur mit bloßen Schmähworten umgehen; so mögen sie es beweisen: Ich kann ihnen unwiderstehlich darthun, daß sie vielmehr Gutes stifte, und ungemeinen Nutzen schaffe.

Ist es nicht eine weise Einrichtung im gemeinen Wesen, daß das Vermögen reicher Leute, dem Mangel der Dürftigen zu statten kommen muß? daß es noch immer Personen giebt, deren Begierden auf solche Sachen fallen, von deren Verfertigung eine unzählige Menge armer Leute ihr Brodt hat? Diese bemühen sich; damit sie ihre Nahrung erwerben: Und jene bezahlen ihnen diese Bemühung. Auf diese Art wird beiden geholfen. Der Reiche genießet die Vortheile seines Reichthums; denn er kann dafür alles haben was er will: Und der Arme erlanget durch dessen Neugierigkeit dasjenige, ohne welches er nicht leben könnte. Gienge dieser Gebrauch ein; so würde der Reichthum keine Glückseligkeit, kein Segen des Himmels mehr genennet werden können. Er würde denen, die ihn besitzen, eben so wenig ans Herze gehen, als der Sand am Ufer des Meeres. Gegentheils würde auch der größte Theil des menschlichen Geschlechts in der äußersten Dürftigkeit leben. Die meisten Einwohner des Erdbodens würden Bettler seyn. Da würde sich niemand mehr über seinen Stand kleiden können, welches in wohlbestellten Städten doch gewiß was schönes ist. Nein, meine Herren, alle die Sachen, welche den Umlauf des Geldes im gemeinen Leben befördern, sind höchst löblich. Das Lob des Handels steht auf festem Fuße; und ich möchte in derjenigen Welt nicht leben, in welcher es unmöglich wäre, für einen deutschen Leib alle nur erfinnliche ausländische Kleider und Lebensmittel zu haben. Es ist wahr, man misbrauchet zuweilen diesen Vortheil; allein der Misbrauch hebt den rechten Gebrauch nicht auf. Und was rede ich von Misbrauch? Dieser ist bey meiner Spielsucht gar nicht anzutreffen! Denn eben das, was bey andern Dingen ein Misbrauch ist, das ist hier der rechte Gebrauch.

Doch ich komme von meinem Zwecke ab. Meine Spielsucht ist eine solche Uebung, dadurch viel tausend Menschen in der Welt erhalten werden. Gewiß, meine Herren, die edle Handthierung der Kartenmacher jammert mich, und ich möchte Blut weinen, wenn ich dran denke, daß man ihr den Untergang drohet. Ich weis, daß es gute ehrliche Leute sind. Sie nähren sich redlich; sie dienen ihrem Nächsten durch ihrer Hände Werk. Was will man denn von ihnen haben? Warum kann man sie nicht zufrieden lassen? Was sollten die guten Leute anfangen, wenn man ihnen ihr Handwerk legen wollte? Jedoch ich will nicht hoffen, daß es jemals so arg werden wird. Der Himmel wird das nimmermehr zulassen. Ihr Caffee und ihre Lerchen werden ihnen darum doch gut schmecken, wenn es gleich neidische Seelen giebt, die ihnen dieses Vergnügen misgönnen. Ja sie werden den Papiermüllern noch immer die Wage halten, auf deren weiße Blätter oftmals viel unverständlicheres und närrischeres Zeug geschmiert wird, als sie auf die ihrigen immermehr malen können.

Kinder, welche das Glück haben, die würdigen Abkömmlinge spielsüchtiger Aeltern zu seyn, haben sich vor allen andern eines besondern Vorzugs zu rühmen. Hiedurch werden sie schon in ihrer zarten Jugend zu derjenigen Vollkommenheit zubereitet, durch welche sie einmal in der Welt ihr Glück machen sollen. Die Stunden, welche ihre Aeltern beym Spieltische zubringen, vergehen ihnen in dem angenehmen Umgange mit dem Gesinde. Hier lernen gewiß, Personen beyderley Geschlechts manche schöne Eigenschaft, welche man in den vernünftigsten Gesellschaften vergeblich suchen würde. Hier wird in diesen zarten Gemüthern der Saame zu denjenigen Früchten ausgestreuet, welche bey ihren Aeltern in der größten Reife stehen; diesen armen Kindern aber, ich weis nicht, aus Eifersucht, oder aus falscher Blödigkeit, nicht von allen Aeltern persönlich beygebracht werden. Da gerathen nun diese zarte Seelen in einen unbezwinglichen Eifer, die edlen Fußtapfen ihrer Vorgesetzten zu betreten. Sie bekommen einen rechten Abscheu vor allen andern Tugenden, welche ihnen nicht in der allein tugendhaft machenden Schule des Gesindes beygebracht worden sind. Sie können die Zeit nicht abwarten, die sie in den Umgang erwachsener Leute ziehet; sie üben sich so lange in diesem engern Felde, und legen darinnen manche erstaunenswürdige Probe ihrer künftigen Geschicklichkeit ab: Bis ihnen endlich die Zeit erlaubet, ihre erlangte Fertigkeit vor den Augen der Welt zu zeigen, und die Bemühungen ihrer vorigen Lehrmeister auch andern Aeltern zur Nachfolge anzupreisen. Doch dieses ist nicht der einzige Vortheil, den die Kinder von der Spielsucht ihrer Aeltern erlangen. Nein, meine Herren, in vielen Häu-

sern ist das Kartenspiel ohne Zweifel das unschuldigste, welches die armen Kinder den ganzen Tag über zu sehen bekommen.

Das Gesinde wünschet gewiß der edlen Spielsucht ein unaufhörliches Gedeyen. Diese Art von Leuten hat ihren guten Nutzen von dem Spiele. Einestheils haben sie ihre Einkünfte von den liegenbleibenden Spielgeldern. Anderntheils aber sind die Spielstunden auch eine bequeme Zeit, allerley Sachen vorzunehmen, dazu in den andern Stunden des Tages keine Gelegenheit ist. Wie käme mancher Liebhaber dazu, diese oder jene schöne Tochter gewisser Häuser zu sprechen; wenn ihn nicht die Mägde, in währenden Spielstunden der Mutter, mit großer List dazu verhülfen? Wer nun weis, was dieses für eine starke Art der Einkünfte für die Mägde ist, der kann leicht denken, daß sich die Spielsucht, wenigstens auf dieser Seite, nichts böses zu versehen hat.

Die Männer haben der Spielsucht gewiß sehr viel zu verdanken. Wie müßte mancher Mann sich nicht den Kopf zerbrechen, wie er seine einträglichen Einkünfte auf eine anständige Art verthun wollte? Jetzo ist er dieser Mühe überhoben: Dafür sorgt seine Frau. Er kann getrost an seine Geschäffte gehen; er kann seine Lebensgeister den ganzen Tag unermüdet der Arbeit widmen. Seine Frau wird es sich schon angelegen seyn lassen, seinen Erwerb zu verwenden. Sie wird ihn mit den artigsten Edelleuten, mit den vornehmsten der Stadt verspielen. Sie wird auf die Gesundheit ihres Mannes manches unsichere Spiel eingehen: er aber wird dafür sein Haupt des Abends sanft niederlegen, und unbekümmert schlafen können. Er wird das Vergnügen haben, bey seiner Frauen allezeit lauter vornehme Gesellschaften zu sehen; oder vielmehr diese Zeitung zu hören: Denn so hoch steiget sein Verdienst noch nicht, daß er sich erkühnen sollte, in dieselben mitzukommen. Und was muß es ihm für eine Ehre und Freude seyn, wann ihm manche goldstückene Weste, manches verbrämte Kleid begegnet, welches sein Daseyn dem Spieltische seiner Frauen zu verdanken hat.

Doch dieses alles ist noch nichts, gegen denjenigen Vortheil, welchen die unverheiratheten Mannspersonen von der Spielsucht einziehen. In Wahrheit, dieser Theil des menschlichen Geschlechts, welcher sich um die Gunst der Schönen noch erstlich bewerben soll, hätte sich kein besseres Mittel hierzu erfinnen können, als das Kartenspiel. Wie viel Mühe, wie viel Fleiß auf hohen Schulen, wie viel Tapferkeit, wie viel edle Ehrliebe, Großmuth, Witz, Verstand; und kurz, wie viel Tugend ersparen sie nicht; seit dem die schöne Erfindung aufgekommen ist, daß man den Töchtern des Landes auch durch einige Thaler, die man sie gewinnen läßt, gefallen kann? Wahrlich dieses ist, unter allen feindlichen Anfällen, auf das Herze eines jungen Frauenzimmers, einer der gefährlichsten; ja, er hat wohl eher unüberwindliche Vestungen eingegeben. Es braucht keiner Verdienste, keiner Geschicklichkeit, keines Verstandes, keiner Treue, keiner Artigkeit, keiner Tugend mehr, dem schönen Geschlechte zu gefallen: Man braucht nur Geld, nur eine Kenntniß der Karten, die man allenfalls auch von einem Lackeyen erlernen kann. Dieses macht den ganzen Handel aus. Welch ein ungemeiner Vortheil! Wie wird doch das männliche Geschlecht immermehr der Spielsucht diesen wichtigen Dienst vergelten! Ist es nicht wahr, daß die Jungfern durch ihre Spielsucht deutlich zu verstehen geben, sie wollen keinem vernünftigen Manne gefallen? Und ist es nicht wahr, daß wenn dieses nicht wäre, mehr als drey Theile des männlichen Geschlechtes ihr Lebenlang Junggesellen bleiben müßten?

Jetzo, meine Herren, komme ich mit dem innigsten Vergnügen auf diejenigen Vortheile, welche die Spielsüchtigen selbst von ihrer Tugend haben. Und wie erstaune ich nicht, über das weite Feld, welches sich mir hier eröffnet! Wie weit ist doch die vortreffliche Spielsucht in Bearbeitung der Vollkommenheiten unserer Seele, allen andern Wissenschaften überlegen? Sie schärfet den Verstand; sie stärkt das Gedächtniß; sie vermehret den Witz; kurz, sie ist eine rechte Arzeney der Seelen. Urtheilen sie selbst, meine Herren, gehöret nicht eine große Scharfsinnigkeit dazu, meinen Mitspielern es gleich anzusehen, ob sie gerne gewinnen wollen, oder nicht? Ob es mir erlaubt ist, mit ihnen so zu spielen, wie es meine Karten erfordern; oder so wie es ihre Leidenschaften gerne haben wollen? Gehöret nicht eine große Gegenwart des Geistes dazu, mich durch alles Plaudern meiner Mitspieler, welches gemeiniglich nicht ohne alle Ursache unterhalten wird, nicht stören zu lassen? Gewiß ich glaube, hier würde mancher Archimedes zu kurz kommen. Wie viel Witz, wie viel Erfindungskraft gehöret nicht dazu, manches Spiel zu gewinnen, welches, menschlichem Ansehen nach, nicht gewonnen werden konnte? Hier legt gewiß die Scharfsinnigkeit meiner Spielhelden manche erstaunende Probe ab. Man sollte nicht denken, daß manche Eingänge nur einen mittelmäßigen Verlust nach sich ziehen würden; und siehe! man gewinnet noch ein ansehnliches dadurch. Dieses scheinet was ganz übermenschliches zu seyn: allein es scheinet auch denen nur so, welche noch nicht wissen, daß wohlgeübte Spieler endlich zum Gipfel einer gewissen Vollkommenheit gelangen, dessen sich kein anderer tugendhafter Mensch rühmen kann.

Ich glaube fast, meine Herren, daß ich etwas überflüssiges thun würde, wenn ich noch weitläuftig darthun wollte, daß die Spielsucht auch das Gedächtniß stärket. Gewiß! als ich einmal in meinem Leben das Glück hatte, hinter dem Spieltische gewisser unvergleichlichen Spielhelden zu stehen; so bin ich über die Stärke ihres Gedächtnisses recht erschrocken. Sie wußten alle Karten, die schon heraus waren; sie wußten alle, die noch kommen sollten. Aus zwey oder drey Spielen, hatten sie schon die Spielart eines jeden Mitspielers bemerkt, welches ihnen ein großes Licht gab. Sie wußten in währenden Mischen und Geben den ganzen Lebenslauf, wenn ich so reden darf, aller merkwürdigen Spiele zu erzählen, die sie ihr Tage ausgeführet hatten. Hier möchte man einwenden, daß diese Personen von Natur ein gutes Gedächtniß gehabt: Allein ich glaub es nicht. Denn kurz darauf fiel ein Gespräch bey Tische vor, dabey man sah, daß der Cavalier von diesen dreyen Spielern schon vergessen hatte, daß Paris nicht in Polen läge, und daß die lutherische Religion zu Julii Cäsaris Zeiten noch nicht Mode gewesen. Die eine Dame ließ es sich auch in ihren Tischreden merken, daß es ihr gänzlich entfallen wäre, daß das weibliche Geschlecht zu einer größern Bescheidenheit verbunden sey, als ein zwanzig oder dreyßigjähriger Dragoner. Und der andern merkte mans nach Tische, da sie sich mit einem gewissen jungen Offizier entfernte, gar deutlich an, wie sie es wohl vergessen haben müßte, daß sie nur vor kurzem verheirathet worden, und folglich ihrem Manne eine unverbrüchliche Treue schuldig wäre. Aus diesem schließe ich nun, daß diese Personen ohne Zweifel ihr Gedächtniß nur dem Lombretische zu verdanken hatten; weil es ihnen in allen andern Dingen so sehr versagte.

Allein das ist noch nicht genug, meine Herren. Bey einer mittelmäßigen Tugend würde ich hier stehen bleiben; ich würde zufrieden seyn, daß ich bewiesen hätte, wie meine Tugend den Verstand erweitere und vollkommener mache. Allein meine Spielsucht gehet weiter. Sie ist nicht nur eine Tugend, welche dem Gemüthe zu einem Firnisse dienet: Sie macht den Menschen wirklich tugendhaft! Ja man kann sie eine Mutter aller Tugenden nennen.

Die Gelassenheit ist eine ächte Tochter dieser unvergleichlichen Mutter. Wie sehr muß man nicht seine Gemüthsbewegungen im Zaume halten? Wie oft muß ich ein lächelndes Gesichte zeigen, wenn gleich mein ganzes Vermögen auf dem Teller stehet? Ja wenn es mir geht, wie ein gewisser Dichter sagt:

Man kann von ihm getrost, mehr als er hat, gewinnen.

Oftmals geräth mein Vermögen meinem Feinde in die Hände. Oftmals sehe ich den Verdruß schon vor Augen, den ich mit meinen nahen Freunden wegen dieses Verlustes haben werde! Oftmals fallen mir auf einmal alle Gläubiger ein, von denen ich das Geld bis zum Absterben meines reichen Vaters, oder Vetters, geliehen habe. Ich sehe, daß ihnen die Zeit bey seinem hartnäckigten Leben lang wird. Sie fürchten, meine Schulden würden endlich höher steigen, als mein zuhoffendes Erbgut. Oftmals gewinnet mein Feind mein schönes Geld; oftmals ein Frauenzimmer, welches mir dadurch etwas gewogener werden soll. Es fällt mir aber zum Unglücke ein; ob ich mich auch wohl in meinem Kaufe betrogen habe? Ob der Werth dieser Schönen auch wohl so gewiß sey; als der Werth meiner Ducaten! Ob auch keine Person vor mir schon eben dergleichen Einfall könne gehabt haben? Und ob es so ganz unmöglich sey, daß die, so heute eine Thais wäre, es schon vor fünf oder sechs Monaten hätte seyn können? Doch einen rechten Spielsüchtigen kann dieses alles nicht wankend machen. Er bleibt bey seiner Gelassenheit; oder, ist er ja anfangs ein wenig ungewiß; so stärket ihn doch die edle Spielsucht je mehr und mehr; und führet seine Standhaftigkeit endlich auf eine Höhe, da er allem Wankelmuthe überlegen ist.

Die Freygebigkeit hat noch niemals einen so hohen Grad erreicht, als in der Spielsucht. Wer ist freygebiger als der, welcher nicht nur ohne alle Hoffnung einiger Wiedervergeltung, sondern auch einiges Dankes, Wohlthaten ausübet? Wer verdienet aber mit seiner Freygebigkeit weniger Dank, als ein Spieler? Man lacht ihn zuweilen noch gar aus. Doch das ist auch eine Niederträchtigkeit, welche von erhabenen Spielsüchtigen niemals begangen wird: Denn diese wissen wohl, daß es dem unglücklichen Spieler eben so wenig eine Schande ist, daß er sein Geld verlohren hat, als es ihnen eine Ehre ist, daß sie es gewonnen haben.

Ich könnte hier noch viel mehrere Tugenden aus der

Spielsucht herleiten. Ich könnte sagen, doch was? ich könnte beweisen, daß die Großmuth, die Geduld, die Langmuth, die Sanftmuth, die Ehrliebe, alle ihren Ursprung aus der Spielsucht haben. Jedoch meine Herren, ich würde ihre Geduld misbrauchen. Ich bin versichert, daß sie aus dem angeführten schon sehen, daß es mir nicht unmöglich seyn würde, auch dieses noch erweislich zu machen. Erlauben sie mir also, daß ich mich anjetzo zu meinen Gegnern wende, und ihnen noch einige Einwürfe benehme, so sie wider mich und meine gute Sache aufbringen.

Sie setzen mir fürs erste die Armuth entgegen. Ist es nicht thöricht, sagen sie, daß man die Güter, so uns das Geschicke verliehen, so liederlich verschwendet? Ein Spieler kömmt durch seine Leidenschaft an den Bettelstab, und wird hernach andern Menschen zur Last. Allein, meine Herren, kömmt ihnen bey diesem elenden Einwurfe nicht das Lachen an? Gewiß, mich dünkt, er beweist nichts mehr, als die Bosheit meiner Gegner. Ist denn ein Mensch, der sein Geld im Spiele verlohren hat, wohl viel ärmer, als der Geizhals, welcher viele Tonnen Goldes im Kasten hat; aber sich nicht getrauet einen Heller davon zu nehmen? Ich glaube es nicht! Und wie kann man reichen Leuten vorschreiben, wie sie ihr Geld verthun sollen? Das Schicksal läßt einige Leute zu großem Vermögen gelangen; damit sie von diesem Vortheile ihr Vergnügen haben sollen. Der Spieler nun sucht seine Lust darinnen, daß er sein Geld verspielt: Warum sollte man denn dem guten Menschen diese Lust misgönnen? Ueberdieß so verschwindet doch das Geld durch die Spielsucht nicht aus der Welt: Was einer verspielt, das gewinnt der andere: Folglich haben meine Gegner unrecht. Die Spielsucht macht nicht arm; sondern reich. Daß aber derjenige, der sein Geld verspielt, arm wird, das geht weder mich, noch meine Widersacher an: Er ist sein eigner Herr, und wir können es ihm nicht wehren, sein Brod zu betteln wo er will. So viel ist doch gewiß, daß es zuweilen sehr gut ist, wenn geizige Väter mit etlichen spielsüchtigen Kindern beseliget werden: Denn wie geschähe sonst, was der berühmte Rachel, in einer von seinen Satyren, sagt:

> Zwey Scheime müssen seyn, zu lang erscharrtem Gut:
> Der eine ders erwirbt, der andre ders verthut.

Der andre Einwurf beziehet sich auf die Verabsäumung der Geschäffte. Meine Widersacher sagen, die Spieler sind auf ihre Karten so erpicht, daß sie den Dienst des Nächsten, den Wohlstand, die Kinderzucht, und alles drüber aus den Augen setzen. Hier will ichs meinen Gegnern zugeben, daß dieses ein unverantwortlicher Fehler sey: Wenn sie mir nur erstlich darthun werden, daß man von allen diesen angeführten Stücken auch einen gewissen Nutzen ziehe. Sie müssen mir also erweisen, daß die Dienste, so man dem Nächsten erzeiget, niemals mit Undank belohnet werden. Daß die Leute, welche den Regeln des Wohlstandes aufs fleißigste nachleben, auch aller Verläumdung entgehen. Daß alle Aeltern, welche sich in ihrer Kinderzucht alle erfinnliche Mühe geben, auch allemal wohlgerathene Kinder haben. Wenn sie mir das darthun werden; dann will ich ihnen in diesem Stücke recht geben, und mein Kartenspiel auf eine andere Zeit verlegen.

Meine Gegner wenden ferner ein, ein Spieler könnte wohl was bessers thun, als daß er spielet: allein, ich beklage die guten Leute, daß sie mit sehenden Augen blind seyn wollen. Eben darum spielt er ja, weil er nichts besseres zu thun weis. Und die Wahrheit zu sagen, wenn mich mein bester Freund fragte, wie er seine Zeit nützlicher anwenden sollte; so würde ich sehr bekümmert seyn, was ich ihm rathen könnte. Diejenigen Wissenschaften, welche die Vernunft bearbeiten, möchte ich ihm gewiß nicht in Vorschlag bringen: Mit dieser kömmt man heut zu Tage nicht weit: Man sieht in jetzigen Zeiten die Unbändigkeit dieser moralischen Löwin gar zu wohl ein. Man hütet sich in politischen Sachen, und in allen Ständen, so viel als möglich ist, vor derselben. Deswegen kommen diejenigen Personen auch zum höchsten Gipfel des Glücks, bey denen sie an einer kurzen Kette liegt, hundmager aussieht, und kaum das liebe Leben hat. Ja man erwartet nur noch einen moralischen Herkules, der diese Hydra ermorden, und den Erdboden von der unerträglichen Last dieses wilden Thieres befreyen wird. Ich sag es also gerade heraus; ich würde meinem Freunde anrathen, sich der Spielsucht zu ergeben: denn durch diese kann man in der Welt glücklich werden. Und wer kann es leugnen, daß nicht ein wohlausgeführtes Solo eine genugsame Anwendung einer vernünftigen Seele sey?

Ja! spricht man, was wird die Nachwelt von uns sagen? Wird man diejenigen Leute nicht verachten, deren ganze Glückseligkeit in vierzig papiernen Misgeburten bestanden? Sie sehen wohl, meine Herren, ich habe diesen Einwurf mit Fleiß so lange verschoben, damit sie zu guter letzt noch etwas zu lachen hätten. Gewiß, er ist der elendeste von allen, und ich hätte meinen Gegnern doch noch ein wenig mehr Ehrlichkeit zugetrauet. Ein anderer Redner möchte über das fürchterliche Wort Nachkommenschaft! erschrecken. Aber bey mir kömmt man so nicht an! Ich bin von meines Widerparts Argliſt gar zu sehr überzeugt; als daß man mich hiedurch fangen sollte. Nun könnte ich sie zwar kurz abfertigen; ich dörfte sie nur mit ihrem jämmerlichen Widerlegen auslachen; und wenn ich ein überflüssiges thun wollte; so würde ich noch ein wenig schimpfen. Allein weil ich gerne gründlich gehe; so will ich ihnen nur zwey Dinge zu beherzigen geben. Gesetzt erstlich, die Nachwelt lachte über uns: wer wollte denn so misgünstig seyn, und den guten Leuten nicht auch etwas zu lachen gönnen? Fürs andre aber so ist es mit unserer Kinderzucht doch so arg noch nicht bestellt, daß man sich einer gar zu klugen Nachkommenschaft zu befürchten hätte.

Dieses mag für meine Gegner genug seyn. Diejenigen unter ihnen, welche noch einiger Unpartheylichkeit fähig sind, werden schon aus dem angefürten schließen können, was sie von der edlen Spielsucht zu halten haben. Diejenigen aber, welche wider besser Wissen und Gewissen dennoch ihre Feinde seyn wollen, die mögen bey ihrer Meynung bleiben. Ich kann ihnen nicht helfen! ich habs ihnen gesagt! mehr kan ich nicht thun.

Doch habe ich noch ein halbes Wort mit den Mammelucken der Spielsucht zu reden. Hierunter verstehe ich alle diejenigen, welche sich öffentlich gleichsam scheuen, von einer Tugend den Namen zu führen, der sie doch im Herzen anhängen: Welche auch bey dieser Rede vielleicht aus einer übermäßigen Demuth bey sich selbst denken mögen, sie gehörten nicht zu den rechten Spielhelden; da sie doch wohl an die Spitze derselben kommen könnten. Bekehret euch, ihr Heuchler! Bedenket, daß die Ehre eurer Leidenschaft nunmehro gerettet ist! Wo nicht; so seyd versichert, daß noch ein Mittel vorhanden ist, den heimlichen Schwur, welchen ihr der Spielsucht gethan habt, öffentlich an den Tag zu legen. Man wird euch einen Monat lang die Karten wegnehmen! Ihr sollt den angenehmen Anblick der Spieltische vier ganze Wochen lang entbehren! Was gilts! dieses wird euch in solche Quaal setzen, daß ihr sofort euer Bekenntniß ablegen werdet.

Du aber, o unvergleichliche Spielsucht! schäme dich weiter nicht deiner Verspottung! Scheue dich nicht, deine Augen frey vor der Welt aufzuschlagen! Fürchte keine Lästerer mehr! Hier hast du meinen Arm! Richte dich auf! Deine entdeckte Trefflichkeit wird allen Widersachern das Maul stopfen! Sie werdens nun selbst gestehen müssen, daß sie sich übereilet haben. Versage du aber auch dem menschlichen Geschlechte deinen fernern Beystand nicht! Ein großer Theil desselben suchet alle seine Glückseligkeit in dir, und es ist sehr wahrscheinlich, daß es ohne dich in den größten Jammer gerathen würde. Du weißt, mit welcher Beständigkeit es dir anhänget: Deine Pflicht ist es auch, ihm diese Treue nicht übel zu nehmen.

Sie, hochzuehrende Herren, ersuche ich nunmehro allerseits, eifrige Verehrer der edlen Spielsucht zu werden. Lassen sie sich dadurch nicht abschrecken, daß sie es vielleicht bisher noch nicht gewesen sind. Ich war es vor diesem auch nicht. Ich habe in meinem Herzen allezeit die Spielsucht und ihre Anhänger ausgelacht. Allein das Lachen ist mir wohl vergangen, als ich der Sache einmal recht nachdachte. Ich faßte sofort den Entschluß, meine Bekehrung der ganzen Welt kund zu thun, und dieser vortrefflichen Tugend dasjenige öffentlich abzubitten, was ich heimlich wider sie gesündigt hatte. Ich bin ihnen ungemein verbunden, daß sie dieses Bekenntniß so geneigt angehöret haben. Lassen sie mich aber auch die Wirkung desselben in ihren Gemüthern erfahren. Ergeben sie sich der Spielsucht, meine Herren. Es ist durch dieselbe schon so mancher kleine Geist zu einem großen Manne geworden: Wie sollten sie nicht allerseits dadurch empor kommen, deren Verdienste mir schon seit langer Zeit zum innigsten Vergnügen Anlaß gegeben? Ja, meine Herren, die edle Spielsucht wird sie erheben! Sie wird ihren Beyfall nach Würden belohnen! Ich werde das Vergnügen haben, sie glücklich zu sehen! Ich bitte mir aber auch alsdann von ihnen die geneigte Erinnerung aus, daß ich dieselben zuerst dazu veranlasset habe.

Johann Nikolaus Götz

ward den 9. Juli 1721 in der alten Reichsstadt Worms geboren, und erhielt seine erste Bildung von seinem Vater und seit 1731 auf dem dortigen Gymnasium. Er studirte 1739 bis 1742 Theologie zu Halle und verband sich dort mit den gleichfühlenden Jünglingen Uz und Gleim zu inniger und lebenslänglicher Freundschaft. Nachdem er Hauslehrer bei dem Preußischen Kommandanten in Emden gewesen war und die wichtigsten holländischen Städte bereiset hatte, berief ihn die Gräfin von Strahlenheim als Schloßprediger nach Forbach in Lothringen, wobei er zugleich die Erziehung ihrer Enkel übernahm. Er begleitete diese auch 1746 auf die Ritteracademie nach Luneville, wurde mit ihrem Oheim, dem Französischen Feldmarschall, Graf von Sparre, und dadurch mit der französischen Literatur genau bekannt und als Feldprediger bei dem Französischen Regimente Royal Allemand angestellt. Doch bald kehrte er nach Lothringen zurück, wurde Pfarrer zu Hornbach im Zweibrückischen, 1754 Oberpfarrer und Inspector zu Meisenheim und endlich 1761 Pfarrer und Konsistorialassessor zu Winterburg in der hintern Grafschaft Sponheim, wo er den 4. November 1781 als protestantischer Superintendent des badenburlachschen Oberamtes Kirchberg und der Aemter Winterburg und Sprendlingen starb. Treue in seinem Berufe, ungezwungener Frohsinn, feines und gefälliges Betragen, Talent und Gemüth erwarben ihm aller Herzen, mit denen er in Berührung kam.

Von ihm erschienen:

Vermischte Gedichte, herausgegeben von K. W. Ramler. Mannheim 1785. 3 Thle. in 8. Neue Auflage, Ebendas. 1807. Mit G.s Portrait und selbstgefertigten von seinem Sohne, dem Buchhändler G. das. vervollständigtem Lebenslauf.

Einzeln und ohne seinen Namen:

Anakreons und der Sappho Oden, nebst einigen andern Gedichten. Frankfurt und Leipzig 1746 in 8.; wiederaufgelegt Karlsruhe 1760 in 8. Mit seinem Freunde Uz.

Der Tempel zu Gnid, nach dem Französischen des Montesquiou in Prosa übersetzt. Karlsruhe 1748. in 8. 2. Ausgabe. Ebendas. 1759 in 8.

Gedichte eines Wormsers (Karlsruhe) 1752

Paperle, Scherzgedicht auf den Tod eines Papagaien. Karlsruhe 1752 in 8.

Mehrere andre, worunter die berühmt gewordene „Mädcheninsel" in Journalen, Zeitschriften; Almanachen, Taschenbüchern u. s. w.

Götz ist der eleganteste Nachahmer jener leichten, tändelnden und witzigen Gattung lyrischer französischer Poesie, welche zu seiner Zeit so großen Beifall in Deutschland erhielt, und von manchem talentvollen Dichter mit glänzendem Erfolge cultivirt wurde. Geschmack, Grazie und gewandte, anmuthige Behandlung der Sprache wie der Form, zeichnen ihn besonders aus, da sie mit Innigkeit und echtem Gefühl Hand in Hand gehen. — Es war nur ein beschränkter Kreis, in welchem er sich, seine Fähigkeiten und Kräfte genau kennend, bewegte, aber innerhalb desselben leistete er Vortreffliches, das mit Recht darauf Anspruch machen kann, vor gänzlicher Vergessenheit bewahrt zu werden.

Vgl. Herder's Adrastea 1803. Bd. 5. St. 2.

Johann August Ephraim Götze

ward geboren den 28. Mai 1731 zu Aschersleben in der jetzt Preußischen Provinz Sachsen, studirte zu Halle Theologie, kam 1756 als Prediger an die Hospitalkirche und 1762 an die St. Blasienkirche zu Quedlinburg. 1747 wurde er Hofdiaconus an der dasigen Stiftskirche und starb als solcher den 27. Juni 1793 mit dem Ruhme eines höchst thätigen, lebhaften, scharfsinnigen und in den obschwebenden Streitigkeiten seines verketzerungsüchtigen Bruders durch Mäßigung ausgezeichneten Mannes,, der ein äußerst treues Gedächtniß besaß und als Naturforscher seinen Namen rühmlichst bekannt machte.

Schriften von ihm sind:

Versuch einer Naturgeschichte der Eingeweidewürmer. Dessau 1782.

Zeitvertreib und Unterricht für Kinder. Leipzig 1783 — 1785. 5 Thle.

Kleine Reisebeschreibung. Ebendas. 1784.

Geschichte Josephs. Ebendas. 1785.

Die Harzgegend. Ebendas. 1785 — 88. 6 Reisen.

Nützliches Allerlei. Ebendas. 1785 — 88. 6 Bchen. Neue Auflage 1788. 3 Thle.

Eine pure Dorfreise. Ebendas. 1788.

Natur, Menschenleben und Vorsehung. Ebendaselbst 1789 — 92. 6 Bde. Anhang. Ebendas. 1794.

Cornelius, ein Lesebuch fürs Volk. Ebendas. 1789—92. 3 Thle.

Außerdem, naturgeschichtliche und andre Schriften und Abhandlungen.

Durch eine höchst angemessene, echt populaire Darstellung, wußte G. einer Menge nützlicher Kenntnisse bei der Jugend und dem Volke Eingang zu verschaffen, und hat dadurch höchst segensreich gewirkt, da seine Schriften sich zu ihrer Zeit großen Beifalls und vieler, eifriger Leser erfreuten.

Christian Grabbe

ward am 11. December 1801 zu Detmold geboren, erhielt eine gute Schulbildung auf dem dortigen Gymnasium, und studirte dann die Rechte in Berlin und Leipzig. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt ward er als Fürstlich Lippe'scher Auditeur angestellt, gab indessen 1834 den Staatsdienst wieder auf und ging nach Düsseldorf, um daselbst ungestört seinen poetischen Beschäftigungen zu leben. Hier verweilte er jedoch nicht lange und begab sich 1836 in seine Vaterstadt zurück, wo er am 12. December desselben Jahres starb.

Von ihm erschien im Druck:

Dramatische Dichtungen, nebst einem Anhange über die Shakespearomanie. Frankfurt 1827. 2 Bde.

Don Juan und Faust. Eine Tragödie. Frankfurt 1829.

Kaiser Friedrich Barbarossa. Frankfurt 1829.

Kaiser Heinrich VI. Frankfurt 1830.

Napoleon oder die hundert Tage. Frankfurt 1831.

Hannibal. Tragödie. Düsseldorf 1835.

Aschenbrödel. Dramatisches Mährchen. Düsseldorf 1835.

Das Theater zu Düsseldorf, mit Rückblicken auf die deutsche Schaubühne. Düsseldorf 1835.

Es sei uns gestattet, hier ein Urtheil zu wiederholen, welches wir bereits vor einigen Jahren über diesen ausgezeichneten, leider zu früh und durch sein eigenes Selbst zerstörten Geist aussprachen, da wir nur wenig hinzuzufügen haben, um unsere sich treu bleibende Ansicht darzulegen. — Der genialste dramatische Dichter der jüngsten Zeit ist ohne Zweifel Grabbe; er hat in jedem neuen Werke Riesenfortschritte gemacht, allein er ist nicht zur Klarheit und zum rechten Bewußtsein in der Anwendung seiner außerordentlichen Kräfte gelangt, und wüthet im poetischen Wahnsinn zu häufig gegen sein eigenes Fleisch und Bein. — Aber welche reiche poetische Natur offenbart sich dagegen in allen seinen Leistungen, welcher Drang des Genius, welche Gluth und Fülle der Phantasie! Wie tritt Alles bei ihm in das Leben! Seine Geistesblitze sind nie kalte Schläge, sie treffen und zünden immer, nur weiß er den Donner nicht zu regieren und fulminirt zu oft, am unrechten Orte und zur unrechten Zeit. Dabei ist er noch so ganz ein poetisches Kind, das sich immer bei seinen Spielen vergißt, und hingerissen, sie nicht zu spielen, sondern als ernste Begebenheiten heiter zu durchleben meint.

Im Ganzen ist G. bis an seinen Tod so geblieben, nur daß er im inneren Drange stets heftiger der Erreichung seines Zieles zustrebte, und das rechte Wesen der Poesie falsch deutend, sich in der massenhaften, zusammendrängenden Darstellung des Stoffes namentlich durch schroff zu einander stehende Gegensätze zu sehr gefiel, so daß er die ruhigere Entwickelung und die Grazie der Form immer mehr zu vernachlässigen begann. — Ruhe ist es überhaupt, was ihm, im Leben, wie in der Dichtkunst, fehlte: alle seine Gestalten sind großartig gedacht, aber sie bleiben unvollendet und unklar in ihren Einzelnheiten, wie es seine Weltanschauung selbst war. Mit ihm ist ein erhabener Geist untergegangen, und wenn man es auch als ein Glück für ihn betrachten darf, daß ihn die Hand des Todes in seiner Jugendfülle fortriß, so hat Deutschland doch einen schweren Verlust zu betrauern, denn bei günstigeren äußeren wie inneren Verhältnissen, hätte er, der so außerordentlich Begabte, sich zu einer Stufe emporschwingen können, auf welcher er würdig neben den Ersten und Besten der Nation stand.

Heinrich's des Löwen Tod.

Aus Grabbe's Kaiser Heinrich der Sechste.

Dritter Act. Zweite Scene.

(Ein Vorsaal in dem Schlosse Heinrichs des Löwen zu Braunschweig. Nacht. Ein paar große Leuchter brennen.)

(Christoph und Wehrfried auf Wache.)

Christoph.

Ob der Herzog noch wach ist?

Wehrfried.

Gewiß. Ich glaube, er schläft gar nicht, so kränklich er auch ist. Sicher sitzt er wieder über den alten Chroniken, oder sieht dort nach dem Harze, oder wandert im Schlosse umher.

Christoph.

Horch, was war das?

Wehrfried.

Der Wind schlägt ein paar Thüren zu, die in rostigen Angeln gehn.

Christoph.

S' ist grauserlich!

Wehrfried.

Daß der Wind Thüren zuschlägt?

Christoph.

Spotte nicht — Der Herzog wird die Freude, wieder in Braunschweig zu seyn, nicht lange genießen. Bardewicks Eroberung wird wohl seine letzte That bleiben, und auch da schon machte ihn nur der Zorn so stark. — Es riecht im ganzen Schlosse nach Fichtenholz —

Wehrfried.

Das geht auf ihn nicht, denn er würde in einem zinnernen Sarg begraben. Wer weiß, welche Kammerkatze grade crepirt!

Christoph.

Gestern, bei hellem lichten Mittag, geht der Adolph die große Wendeltreppe hinunter, — was sieht er, da er auf den Flur kommt? Dich, mich, die ganze Dienerschaft in tiefster Trauer, mitten dazwischen einen großen Sarg, und darin der Löwe bleich und todt. Er will näher gehen — Weg ist alles.

Wehrfried.

Adolph ist guter Freund des Schloßkellermeisters, und trinkt wohl 'mal ein Tröpfchen.

Christoph.

Und — Gott sey mit uns, und uns und dem Herzoge gnädig — Schon drei Schildwachen haben Nachts um diese Zeit, gegen zwölf Uhr, die weiße Frau gesehen. — Da hängt ihr Bild — Wie sieht es aus! — Mich schaudert!

Wehrfried.

Schurken sind die Schildwachen gewesen, wenn sie die Canaille, die ihrem Herzoge Unheil verkünden will, sey's ein Geist, sey's ein Menschenkind, nicht angehalten haben.

Christoph.

Hör', mit wie lang aushallenden Tönen krähen über uns die Wetterhähne!

Wehrfried.

Der schlimmste Wetterhahn ist der Schnee auf des Löwen Haupte

Christoph.

Da kommt Jemand — Nun sey's die Hölle selbst, ich sterbe als ein ehrlicher Kerl auf dem mir angewiesenen Posten.

Wehrfried.

Du hast eben so viel Muth, als Aberglauben. — Doch, laß nur die Waffe ruh'n, — hörst du denn nicht, daß es der Herzog ist, der da naht? — Wir müssen uns zurückziehen Er ist gern allein.

(Zieht sich mit Christoph aus dem Saal zurück.)

Heinrich der Löwe

(tritt auf, im schlichten Gewande, einen aufgebrochenen Brief in der Hand. Er blickt noch einmal hinein. Dann:)

Wahr also,
Heinrich der Welfe ist vermählt mit Agnes
Der Hohenstaufin! — Zorn und Unmuth hätten
Vor Jahren mich darob ergriffen — Nun
Ist's anders — Mögen Ruh' und Frieden
Aus diesem Bündniß keimen — Ruhig möcht'
Ich sterben. Mich umweh'n die kühlen Lüfte

Johann Nikolaus Götz

ward den 9. Juli 1721 in der alten Reichsstadt Worms geboren, und erhielt seine erste Bildung von seinem Vater und seit 1731 auf dem dortigen Gymnasium. Er studirte 1739 bis 1742 Theologie zu Halle und verband sich dort mit den gleichfühlenden Jünglingen Uz und Gleim zu inniger und lebenslänglicher Freundschaft. Nachdem er Hauslehrer bei dem Preußischen Kommandanten in Emden gewesen war und die wichtigsten holländischen Städte bereiset hatte, berief ihn die Gräfin von Strahlenheim als Schloßprediger nach Forbach in Lothringen, wobei er zugleich die Erziehung ihrer Enkel übernahm. Er begleitete diese auch 1746 auf die Ritteracademie nach Luneville, wurde mit ihrem Oheim, dem Französischen Feldmarschall, Graf von Sparre, und dadurch mit der französischen Literatur genau bekannt und als Feldprediger bei dem Französischen Regimente Royal Allemand angestellt. Doch bald kehrte er nach Lothringen zurück, wurde Pfarrer zu Hornbach im Zweibrückischen, 1754 Oberpfarrer und Inspector zu Meisenheim und endlich 1761 Pfarrer und Konsistorialassessor zu Winterburg in der hintern Grafschaft Sponheim, wo er den 4. November 1781 als protestantischer Superintendent des badendurlachschen Oberamtes Kirchberg und der Aemter Winterburg und Sprendlingen starb. Treue in seinem Berufe, ungezwungener Frohsinn, feines und gefälliges Betragen, Talent und Gemüth erwarben ihm aller Herzen, mit denen er in Berührung kam.

Von ihm erschienen:

Vermischte Gedichte, herausgegeben von K. W. Ramler. Mannheim 1783. 3 Thle. in 8. Neue Auflage, Ebendas. 1807. Mit G.s Portrait und selbstgefertigten von seinem Sohne, dem Buchhändler G. das. vervollständigtem Lebenslauf.

Einzeln und ohne seinen Namen:

Anakreons und der Sappho Oden, nebst einigen andern Gedichten. Frankfurt und Leipzig 1746 in 8.; wiederaufgelegt Karlsruhe 1760 in 8. Mit seinem Freunde Uz.

Der Tempel zu Gnid, nach dem Französischen des Montesquiou in Prosa übersetzt. Karlsruhe 1748. in 8. 2. Ausgabe. Ebendas. 1759 in 8.

Gedichte eines Wormsers (Karlsruhe) 1752

Paperle, Scherzgedicht auf den Tod eines Papagaien. Karlsruhe 1752 in 8.

Mehrere andre, worunter die berühmt gewordene „Mädcheninsel" in Journalen, Zeitschriften; Almanachen, Taschenbüchern u. s. w.

Götz ist der eleganteste Nachahmer jener leichten, tändelnden und witzigen Gattung lyrischer französischer Poesie, welche zu seiner Zeit so großen Beifall in Deutschland erhielt, und von manchem talentvollen Dichter mit glänzendem Erfolge cultivirt wurde. Geschmack, Grazie und gewandte, anmuthige Behandlung der Sprache wie der Form, zeichnen ihn besonders aus, da sie mit Innigkeit und echtem Gefühl Hand in Hand gehen. — Es war nur ein beschränkter Kreis, in welchem er sich, seine Fähigkeiten und Kräfte genau kennend, bewegte, aber innerhalb desselben leistete er Vortreffliches, das mit Recht darauf Anspruch machen kann, vor gänzlicher Vergessenheit bewahrt zu werden.

Vgl. Herder's Adrastea 1803. Bd. 5. St. 2.

Johann August Ephraim Götze

ward geboren den 28. Mai 1731 zu Aschersleben in der jetzt Preußischen Provinz Sachsen, studirte zu Halle Theologie, kam 1756 als Prediger an die Hospitalkirche und 1762 an die St. Blasienkirche zu Quedlinburg. 1747 wurde er Hofdiaconus an der dasigen Stiftskirche und starb als solcher den 27. Juni 1793 mit dem Ruhme eines höchst thätigen, lebhaften, scharfsinnigen und in den obschwebenden Streitigkeiten seines verketzerungsüchtigen Bruders durch Mäßigung ausgezeichneten Mannes,, der ein äußerst treues Gedächtniß besaß und als Naturforscher seinen Namen rühmlichst bekannt machte.

Schriften von ihm sind:

Versuch einer Naturgeschichte der Eingeweidewürmer. Dessau 1782.

Zeitvertreib und Unterricht für Kinder. Leipzig 1783 — 1785. 5 Thle.

Kleine Reisebeschreibung. Ebendas. 1784.

Geschichte Josephs. Ebendas. 1785.

Die Harzgegend. Ebendas. 1785 — 88. 6 Reisen.

Nützliches Allerlei. Ebendas. 1785 — 88. 6 Bdchen. Neue Auflage 1788. 3 Thle.

Eine pure Dorfreise. Ebendas. 1788.

Natur, Menschenleben und Vorsehung. Ebendaselbst 1789 — 92. 6 Bde. Anhang. Ebendas. 1794.

Cornelius, ein Lesebuch fürs Volk. Ebendas. 1789 —92. 3 Thle.

Außerdem, naturgeschichtliche und andre Schriften und Abhandlungen.

Durch eine höchst angemessene, echt populaire Darstellung, wußte G. einer Menge nützlicher Kenntnisse bei der Jugend und dem Volke Eingang zu verschaffen, und hat dadurch höchst segensreich gewirkt, da seine Schriften sich zu ihrer Zeit großen Beifalls und vieler, eifriger Leser erfreuten.

Christian Grabbe

ward am 11. December 1801 zu Detmold geboren, erhielt eine gute Schulbildung auf dem dortigen Gymnasium, und studirte dann die Rechte in Berlin und Leipzig. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt ward er als Fürstlich Lippe'scher Auditeur angestellt, gab indessen 1834 den Staatsdienst wieder auf und ging nach Düsseldorf, um daselbst ungestört seinen poetischen Beschäftigungen zu leben. Hier verweilte er jedoch nicht lange und begab sich 1836 in seine Vaterstadt zurück, wo er am 12. December desselben Jahres starb.

Von ihm erschien im Druck:

Dramatische Dichtungen, nebst einem Anhange über die Shakespearomanie. Frankfurt 1827. 2 Bde.

Don Juan und Faust. Eine Tragödie. Frankfurt 1829.

Kaiser Friedrich Barbarossa. Frankfurt 1829.

Kaiser Heinrich VI. Frankfurt 1830.

Napoleon oder die hundert Tage. Frankfurt 1831.

Hannibal. Tragödie. Düsseldorf 1835.

Aschenbrödel. Dramatisches Mährchen. Düsseldorf 1835.

Das Theater zu Düsseldorf, mit Rückblicken auf die deutsche Schaubühne. Düsseldorf 1835.

Es sei uns gestattet, hier ein Urtheil zu wiederholen, welches wir bereits vor einigen Jahren über diesen ausgezeichneten, leider zu früh und durch sein eigenes Selbst zerstörten Geist aussprachen, da wir nur wenig hinzuzufügen haben, um unsere sich treu bleibende Ansicht darzulegen. — Der genialste dramatische Dichter der jüngsten Zeit ist ohne Zweifel Grabbe; er hat in jedem neuen Werke Riesenfortschritte gemacht, allein er ist nicht zur Klarheit und zum rechten Bewußtsein in der Anwendung seiner außerordentlichen Kräfte gelangt, und wüthet im poetischen Wahnsinn zu häufig gegen sein eigenes Fleisch und Bein. — Aber welche reiche poetische Natur offenbart sich dagegen in allen seinen Leistungen, welcher Drang des Genius, welche Gluth und Fülle der Phantasie! Wie tritt Alles bei ihm in das Leben! Seine Geistesblitze sind nie kalte Schläge, sie treffen und zünden immer, nur weiß er den Donner nicht zu regieren und fulminirt zu oft, am unrechten Orte und zur unrechten Zeit. Dabei ist er noch so ganz ein poetisches Kind, das sich immer bei seinen Spielen vergißt, und hingerissen, sie nicht zu spielen, sondern als ernste Begebenheiten heiter zu durchleben meint.

Im Ganzen ist G. bis an seinen Tod so geblieben, nur daß er im inneren Drange stets heftiger der Erreichung seines Zieles zustrebte, und das rechte Wesen der Poesie falsch deutend, sich in der massenhaften, zusammendrängenden Darstellung des Stoffes namentlich durch schroff zu einander stehende Gegensätze zu sehr gefiel, so daß er die ruhigere Entwickelung und die Grazie der Form immer mehr zu vernachlässigen begann. — Ruhe ist es überhaupt, was ihm, im Leben, wie in der Dichtkunst, fehlte: alle seine Gestalten sind großartig gedacht, aber sie bleiben unvollendet und unklar in ihren Einzelnheiten, wie es seine Weltanschauung selbst war. Mit ihm ist ein erhabener Geist untergegangen, und wenn man es auch als ein Glück für ihn betrachten darf, daß ihn die Hand des Todes in seiner Jugendfülle fortriß, so hat Deutschland doch einen schweren Verlust zu betrauern, denn bei günstigeren äußeren wie inneren Verhältnissen, hätte er, der so außerordentlich Begabte, sich zu einer Stufe emporschwingen können, auf welcher er würdig neben den Ersten und Besten der Nation stand.

Heinrich's des Löwen Tod.

Aus Grabbe's Kaiser Heinrich der Sechste.

Dritter Act. Zweite Scene.

(Ein Vorsaal in dem Schlosse Heinrichs des Löwen zu Braunschweig. Nacht. Ein paar große Leuchter brennen.)

(Christoph und Wehrfried auf Wache.)

Christoph.

Ob der Herzog noch wach ist?

Wehrfried.

Gewiß. Ich glaube, er schläft gar nicht, so kränklich er auch ist. Sicher sitzt er wieder über den alten Chroniken, oder sieht dort nach dem Harze, oder wandert im Schlosse umher.

Christoph.

Horch, was war das?

Wehrfried.

Der Wind schlägt ein paar Thüren zu, die in rostigen Angeln gehn.

Christoph.

S' ist grauserlich!

Wehrfried.

Daß der Wind Thüren zuschlägt?

Christoph.

Spotte nicht — Der Herzog wird die Freude, wieder in Braunschweig zu seyn, nicht lange genießen. Bardewicks Eroberung wird wohl seine letzte That bleiben, und auch da schon machte ihn nur der Zorn so stark. — Es riecht im ganzen Schlosse nach Fichtenholz —

Wehrfried.

Das geht auf ihn nicht, denn er würde in einem zinnernen Sarg begraben. Wer weiß, welche Kammerkatze grade crepirt!

Christoph.

Gestern, bei hellem lichten Mittag, geht der Adolph die große Wendeltreppe hinunter, — was sieht er, da er auf den Flur kommt? Dich, mich, die ganze Dienerschaft in tiefster Trauer, mitten dazwischen einen großen Sarg, und darin der Löwe bleich und todt. Er will näher gehen — Weg ist alles.

Wehrfried.

Adolph ist guter Freund des Schloßkellermeisters, und trinkt wohl 'mal ein Tröpfchen.

Christoph.

Und — Gott sey mit uns, und uns und dem Herzoge gnädig — Schon drei Schildwachen haben Nachts um diese Zeit, gegen zwölf Uhr, die weiße Frau gesehen. — Da hängt ihr Bild — Wie sieht es aus! — Mich schaudert!

Wehrfried.

Schurken sind die Schildwachen gewesen, wenn sie die Canaille, die ihrem Herzoge Unheil verkünden will, sey's ein Geist, sey's ein Menschenkind, nicht angehalten haben.

Christoph.

Hör', mit wie lang aushallenden Tönen krähen über uns die Wetterhähne!

Wehrfried.

Der schlimmste Wetterhahn ist der Schnee auf des Löwen Haupte

Christoph.

Da kommt Jemand — Nun sey's die Hölle selbst, ich sterbe als ein ehrlicher Kerl auf dem mir angewiesenen Posten.

Wehrfried.

Du hast eben so viel Muth, als Aberglauben. — Doch, laß nur die Waffe ruh'n, — hörst du denn nicht, daß es der Herzog ist, der da naht? — Wir müssen uns zurückziehen Er ist gern allein.

(Zieht sich mit Christoph aus dem Saal zurück.)

Heinrich der Löwe

(tritt auf, im schlichten Gewande, einen aufgebrochenen Brief in der Hand. Er blickt noch einmal hinein. Dann:)

Wahr also,
Heinrich der Welfe ist vermählt mit Agnes
Der Hohenstaufin! — Zorn und Unmuth hätten
Vor Jahren mich darob ergriffen — Nun
Ist's anders — Mögen Ruh' und Frieden
Aus diesem Bündniß keimen — Ruhig möcht'
Ich sterben. Mich umweh'n die kühlen Lüfte

Des Grabes schon, und sanft und sanfter schlägt
Das einst so wilde Herz. —
— Wie hab' ich nicht gekämpft,
Gesiegt, gelitten, um den großen Zwist
Der Welfen und Waiblinger zu beenden —?
Es war umsonst — Jetzt endet ihn 'ne Hochzeit! —
Wie auch der Mensch drauf losstürmt — Nie erreicht er
Das Ziel, führt Gott es ihm nicht zu — — Gebirge drängen,
Mit ihrer Föhrenwälder Brauen höhnisch
Und finster auf ihn niederschauend, sich
Um den verirrten Wanderer — Er klimmt
Und klimmt — ringt über Felsen, windet durch
Gebüsche sich — umsonst! — kein Ausweg — Er
Verzagt — Da setzt er seinen Fuß zufällig
Um eines Berges Ecke, und sieh' da: geschmückt
Und reich, wie eine offene Muschel mit
Der Perle, prangt vor ihm das Thal
Mit seiner Stadt, dem Endpunkt seiner Reise —
Im Sonnenstrahle blinken ihre Thürme,
Heerstraßen reißen Roß' und Wagen,
Die Ströme Schiffe brausend zu ihr hin,
Den Wanderer mit ihnen — Aber wird
Er auch da finden, was er dort
Zu finden hoffte? Wird der junge Bund
Der Welfen und Waiblinger lange währen? —
— Ich zweifle. — Alles was ich je erfahren, lehrt
Es anders. Auf der Erde Streit und Wuth,
Selbst unter Freunden, Ruhe nur im Grab. —
— — — Wie hold ist doch das Grab! Da auszuruh'n
Von all den heft'gen Aderschlägen, sicher
In ew'ger Stille vor den Stürmen allen
Des Lebens und des Hauptes — Nicht vertausch'
Ich es um meinen Herzogsthron — Man lernt
Des Todes Wollust schätzen, wenn man achtzig Jahr
Gelebt. —

(Er tritt an das Fenster:)

Dort liegt der Harz, hoch und gewaltig,
Und Wetter leuchten über seinen Scheiteln —
Ha, seyd ihr es, ihr glänzenden Gestalten
Der Kampfgenossen aus der Weserschlacht?
Blitzt ihr vom Himmel, winkt mich zu euch?
Wie flammt da Truchseß, funkelt Orla —
O Freunde, Freund', ich komme bald!
— Still ist dieß Schloß, ganz Braunschweig schläft, —
Die alte, treue Stadt, und weiß nicht, daß
Ihr Herzog stirbt. —
— In Deutschlands großen Fürstenhäusern
Wohnt nicht der Lebende allein, — nein, auch
Des Stammes Mutter wandelt durch sie hin,
Versagt sich selbst des Paradieses Freuden,
Und achtet auf der spät'sten Enkel Schicksal,
— So mächtig zieht es sie zu ihren Kindern! —
Der Pöbel fürchtet und belügt
Mit blut'gen Mährchen sie — Wir Fürsten wissen
Es besser —
Wie die Wachen flüstern,
Soll sie in diesem Hause jetzt umgehen.
Ich glaube, daß die Wachen sich nicht täuschen —
Es zielt auf mich! —
Ha — Thür auf — klanglos — Was
Befällt mich? Nie gebebt hab' ich im Kampfe,
Doch hier weht Geisterodem —

(Die Thür des Saales öffnet sich von selbst, — die weiße Frau kommt durch dieselbe, verweilt in der Mitte der Scene, und blickt den Herzog trüb an.)

O, Sie ist's — Grad'
Wie sie im Bild dort hängt — Das seid'ne Schleppkleid
Wallt weithin hinter ihr, die Schlüssel hält
Sie in der Hand — Werd' ich denn wieder Kind
Und zittre? — Herzog Sachsens und von Baiern,
Auch in dem Geisterreich erniedere
Dich nicht!

(zu der weißen Frau:)

Gegrüßt du Ahnin meines Stammes,
Du mir Verwandte, — und ich danke dir,
Daß du besorgt an mich in deiner Ruhe
Gedacht, und aus dem Sarge kommst, mir warnend
Den Tod zu künden! —
Ring' nicht so die Hände, wahrlich
Ich fürcht' ihn nicht. — Wann
Schlägt meine letzte Stunde?

Die weiße Frau.

Löwe, eben
Hört' ich in meinem Grabgewölb' die Domuhr
Zwölf schlagen, und die Räder rasseln noch —
Den Schlag von Ein Uhr hörst du nicht mehr.

Heinrich der Löwe.

Wohl —
Sie schlug — Aus denn! — Das Blatt, der Leib fällt ab! —
Es sey, — und doch ich könnte weinen —
Ist's mir doch fast als schied' ich nun auf immer
Von einem alten Freunde — Diese Brust,
Mit der ich oft so freudig athmete,
Und dieser Arm, der oft für mich so stark
Gekämpft — Nun Asche wieder?

Die weiße Frau.

Heinrich, seit
Jahrhunderten hab' ich geschwiegen, nur
Durch still Erscheinen deinem Hause sein
Geschick verkündet — Heute muß ich reden,
Denn Du, der Größte des Geschlechtes, sinkst
Dahin nun wie die Andern — Weh' der Mutter,
Die mir gleich, ewig ihre Enkel blühen
Und welken sieht — Tief in das Grab
Dringt wie ein Wurm zu ihr der Schmerz, und peinigt
Sie an das Licht!

Heinrich der Löwe.

Weswegen weilst du, Mutter,
Nicht mit den andern Geistern in den Höhn
Der Himmel, fern von allem Schmerz der Erde?

Die weiße Frau.

Ach,
Die Erde lieb' ich immer, immer, weil
Ich da zuerst geliebt — 'Ne andre Liebe
Begriff ich nie, und darum wandl' ich nun,
Zu meiner Freude und zu meiner Strafe,
So lang auf ihr, bis sie zertrümmert.

Heinrich der Löwe.

Arme!
Kein Schreckgespenst, wie Mancher hat gewähnt —
Vielmehr so mitleidswerth — Laß mich
An deinen Busen stürzen, denn ich kann
An keinem treueren verscheiden —!

Die weiße Frau.

Halt —
— Noch eine Freude sollst du fühlen — Weither
Durch Nacht und Sturm vernehm' ich Rosseshufen.
Ein Myrthenkranz umflicht die feindlichen
Geschlechter — Hohenstaufens holde Agnes,
Heinrich, dein Sohn, mit ihr vermählt, und zwischen ihnen
Der Kaiser, sprengen her, um deinen Segen
Zu ihrem Bündniß zu erfleh'n —
O
Auch dieser Bund vergeht mit seinen Myrthen,
Mit Braut und Bräutigam, wie alles Ird'sche —
Ich werd es sehen müssen!

Heinrich der Löwe.

Du Unsel'ge!
Nur ewig, um das Ende jedes Anfangs
Zu schau'n!

Die weiße Frau.

Fast ward ich der Vergänglichkeit,
Des Glückes wie des Unglücks schon gewohnt —
Wenn du die Blume pflückst, ist sie gebrochen,
Wenn du das Glück genieß'st, ist es verschwunden,
Und ist das Unglück erst nur da, so ist
Es auch bald überstanden.

Heinrich der Löwe.

Aber, aber
Sag' mir, ist's so auch in den Regionen,
Wo unser Heiland thront, der Welterlöser?
Du kennst sie doch?

Die weiße Frau.

Ganz anders, anders droben,
Als du dir denkst — Ich kann's — ich mag's — ich darf's
Nicht sagen — Weh mir!

(Sie verschwindet.)

Heinrich der Löwe.

Bleib' noch — Bleibe — Fort
Ist sie wie Nebelglanz — — Sie mag's nicht sagen! —

(Er sinkt in einen Sessel — — Christoph und Wehrfried kommen herein.)

Wehrfried.

Du sprichst schon lange sehr laut, — Befiehlst du etwas

Heinrich der Löwe.

Nein.

Christoph.

Vor dem Thor schallt eine Trompete. Oeffnen wir es?

Heinrich der Löwe.
Ja, öffnet es, und lasset meinen Sohn
Mit seiner Braut und Kaiser Heinrich ein.
Wehrfried.
Mit dem Kaiser?
Christoph.
Herzog, hast du ihn gelockt? Sollen wir ihn hier fangen und todtschlagen?
Wehrfried.
Nun weiß ich, warum du zugibst, daß Prinz Heinrich eine Hohenstaufin heirathet — Du ködertst mit ihr den schlimmsten Vogel in dein Netz.
Heinrich der Löwe.
Ihr irrt euch. Kaiser Heinrich ward mein Freund,
Wer ihm ein Haar verletzt, verletzt mich. — Oeffnet,
Und zeigt dabei ihm schuld'ge Ehrerbietung.
Christoph.
Sein Freund? Der Waiblinger? Rast er?
Wehrfried.
Die Beiden Freunde? Ein Thor, wer es glaubt.
Heinrich der Löwe.
Ich sage, öffnet, öffnet — führt sie zu mir.
(Christoph und Wehrfried ab.)
Mit Unrecht nicht erstaunen diese Knechte:
Der Kaiser, Friedrichs Sohn, in Braunschweigs Burg? —
Ihr welf'schen Säulen brecht ihr nicht zusammen?
Kaiser Heinrich
(mit Agnes und Prinz Heinrich, tritt ein:)
Gegrüßt mir, Haupt der Welfen.
Heinrich der Löwe.
Ha, schon da —
— Verzeih', ich bin zu matt um aufzustehen. —
Kaiser Heinrich.
Bleib ruhig — Wenn sich Welfen und Waiblinger
Versöhnen, gilt es nicht Formalitäten.
Weh' ihnen, wenn sie sich nach Höflingsart
Nur scheinbar grüßen, und sich wieder fliehen —
Gefährlich spielten sie mit ihrer Größe.
Nein, wie zwei Ströme, die dem Bergeshang
Entstürzen, ihrem Flußbett folgend, sich
Vereinen, selbst bei Nacht, (wie wir jetzt eben)
Sich finden müssen, und dann unzertrennlich,
Breit und gewaltig zu dem Meere fluthen,
Begegnen wir uns hier.
Heinrich der Löwe.
Sohn Friedrichs — Vieles
Hab' ich erfahren, lang gelebt — Unmöglich
Ist steter Friede zwischen unsern Stämmen.
Ob ein paar Blätter auch, wenn Sommerwind
Sie rührt, liebkosend sich entgegenflüstern —
Der Bäume Wurzeln sind in Finsterniß
Gepflanzt und ringen ewig mit einander,
Und nach der Wurzel biegt sich doch der Stamm.
Zwei Sonnen nicht am Himmel, und auf Erden
Nicht zwei Geschlechter wie die unsrigen.
Kaiser Heinrich.
Grad' weil wir so gewaltig sind, gelingt
Uns das unmöglich Scheinende vielleicht.
Nicht todte, wing'ge Blätter, die sich nur
Im Lüftchen regen, sind wir — Leu, es regt
In uns sich eigne Kraft, frier' auch die Wurzel
Tief in der Erde, — nah genug sind wir
Der Sonne, ihre Gluthen einzusaugen,
Und sie hinabzusenden zu der Tiefe,
Die Füße damit zu erwärmen! — Hoffe
Die schönste Zukunft!
Heinrich der Löwe.
Junger Fürst, wer oft
Gehofft hat, lernet — fürchten.
Kaiser Heinrich.
(deutet auf Agnes und den Prinzen Heinrich:)
Sollte
Dich dieser Kinder Anblick nicht noch einmal
Das Hoffen lehren?
Heinrich der Löwe.
Heinrich, o mein Sohn —
Doch Sie da —?
Kaiser Heinrich.
Agnes, meine Muhme, Erbin
Der Pfalz, Gemahlin deines Heinrichs — schön
Und liebenswürdig wie ein Engel —
Prinz Heinrich.
Ja
Als Friedensengel, Vater!
Agnes.
Sprecht nicht
Von Muhmen, Erbinnen und Engeln — Laßt
Mich seine Tochter seyn!
Heinrich der Löwe.
Selbst Welfen können
Nicht widersteh'n, wenn Hohenstaufen schmeicheln —
— Sey meine Tochter, Mädchen, — Gott beschütze
Und stärke dich — Denn, Rose, blühen mußt
Du zwischen Felsen!
Agnes.
Armer Löwe,
Besorgt um mich, und selbst so krank — O laß
Mich deiner pflegen, deine weißen Locken,
Mir theurer als das eigne Haar, mit Küssen
Bedecken.
Heinrich der Löwe.
Kommst zu spät, mein Kind. Todkündend
Erschien mir heute Nacht die weiße Frau.
Kaiser Heinrich (für sich:)
Der Arme stirbt. Er träumt schon Kindermährchen.
Heinrich der Löwe.
— Und eine Hohenstaufin pflegt mich — Das
Sind sichre Zeichen — 'S geht mit mir zu Ende.
— Wie, Kaiser, lautet unser Friedensschluß?
Kaiser Heinrich.
Sehr ehrenvoll für dich — Von Acht und Bann
Bist du befreit, und Sachsens Herzogthum
Empfängst du wieder.
Heinrich der Löwe.
Aber ich besaß
Ein andres Land noch — Flüsse schrien durch
Es hin mit Donnerstimmen — Nie vergeß'
Ich sie —
Kaiser Heinrich.
Du denkst an Baiern — Was verlangst
Du nach ihm? — Nie ist es dir treu gewesen,
Und Wittelsbach besitzt es längst.
Heinrich der Löwe.
Nie treu —
So fahr' es wohl — Es war vielleicht zu groß,
Um fest am Stamm zu hangen — Alle Größ'
Und Schwere trennt sich leicht von dem, woran
Man sie will ketten, sey's der Apfel von
Dem Baume, sey's der Freund vom Freunde, oder
Das Volk vom Fürsten, — Nur fällt sie dabei
Gewöhnlich auch zu Boden —
Wo mein Otto?
Prinz Heinrich.
Ich fragte schon nach ihm, — ich hört', er schliefe.
Heinrich der Löwe.
So stört ihn nicht, und tretet auf die Seite.
— Man winkt mir schon.
Kaiser Heinrich.
Wer winkt?
Heinrich der Löwe.
Dein Vater, Friedrich,
Und neben ihm die strahlende Mathildis —
— Er beugt sich zu mir nieder, gleich ihr lächelnd,
Der Freund, der Heldenjüngling wieder —
Die kaiserliche Krone, die elende
Sternschnuppe, welche uns so oft verwirrt,
Fällt ihm vom Haupte hin zur Hölle,
Und prachtvoll steigen auf die Dioskuren!
Kaiser Heinrich.
Er phantasirt, — ruft einen Arzt!
Heinrich der Löwe.
Nicht nöthig —
Ich bin gesund und meine Jugend kehrt zurück.
— Wie fließt der Rhein so stolz dahin — Wie spiegeln
Sich Schloß und Stadt in seinen grünen Wellen!
Heil Hochheim, Heil Johannisberg, König
Der Rebenhügel — Rechts da Rüdesheim, die Zier
Am Bergessaume — links kommt Bingen — o
Wie tobt das Binger Loch, doch lauter tönen
Des Osterdingen Saiten drein — Und dort
Hoch Ehrenbreitstein, Diadem des Felsens!
Dieß ist mein schönster Tag!
Kaiser Heinrich.
Er denkt der Rheinfahrt,
Die er mit meinem Vater und dem hehren Sänger
Der Niebelungen, Osterdingen, einst gemacht.
Heinrich der Löwe.
O trag' mich, Rhein, o reiß' mich fort — schön stürzt
Es sich mit dir zum Meer, zum Tode —

Kaiser,
Was sag' ich deinem Vater? Eben fragt
Er mich nach dir.

Kaiser Heinrich.
Sag ihm,
Der Hohenstaufe strebe noch so kühn wie immer,
Und wenn er auf des Aetna Gipfeln stände,
So würd' er sehnend über's Meer
Hinschauen!

Heinrich der Löwe.
(mit immer matterer, aber sehr bewegter Stimme:)
Lebe wohl, mein treues Sachsen —
Ein Trost ist mir: mein Leib wird doch ein Stückchen
Von deiner Erde — Weser, Ocker, fahret wohl —
Leb wohl du Harz mit deinen Felsenthalen, —
Wie gern verirrt' ich mich nur einmal noch
In dir — Lebt wohl, ihr Sterne — Ach —
(Er sinkt sterbend hin.)

Kaiser Heinrich.
So endet
Das Große, mit 'nem Seufzer — Er ist todt —
(zum Prinzen Heinrich:)
Heil dir,
Herzog der Sachsen.

Prinz Heinrich.
Du rufst Heil mir, und ich seh'
Ihn todt?

Kaiser Heinrich.
Betrau're ihn, — doch dann genieß',
Was er dir hinterlassen. Mir starb auch.
Erst jüngst der Vater — Schmerzlich war es — Doch
Genug nicht kann man's wiederholen:
Tod ist der Menschheit allgemeines Loos,
Und wen er schreckt, wird niemals groß. —
(Für sich:)
Der Löwe todt — frei kann ich nach Neapel.

Eberhard Gottlieb Graff,

ein achtungswerther deutscher Alterthumsforscher, dessen Geburt und Bildungsgeschichte noch nicht zur öffentlichen Kenntniß gekommen ist. Er war früher Professor zu Ahrensberg in Westphalen, kam als Preußischer Regierungsrath und Professor an die Universität nach Königsberg und sammelt seit 1830 theils in Halle theils an anderen Orten in den Bibliotheken Notizen für sein altdeutsches Wörterbuch.

Von ihm haben wir:

Diutiska. Denkmäler deutscher Sprache und Literatur aus alten Handschriften. Den Freunden der deutschen Vorzeit gewidmet. Stuttgart 1826—1830, gr. 8. wurde leider wegen Mangel an Absatz nicht fortgesetzt.

Otfried's Krist, das älteste, im 9. Jahrhundert verfaßte hochdeutsche Gedicht, nach den 3 gleichzeitigen Handschriften kritisch herausgegeben. Königsberg 1831, gr. 4. Mit Proben aus jeder Handschrift.

Altdeutscher Sprachschatz, (die ersten Lieferungen sind bereits erschienen. —

Ein ausgezeichneter und höchst gründlicher Kenner älterer deutscher Sprache und Literatur, dessen Verdienste nicht genug anerkannt werden können, da er mit dem seltensten Fleiße außerordentlichen Scharfsinn und Gewandtheit der Prüfung verbindet. Namentlich wird sein Sprachschatz, wenn es ihm vergönnt wird, denselben glücklich zu Ende zu führen, als ein Denkmal deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit von den Gelehrten aller Nationen anerkannt werden müssen.

Gerhard Anton Gramberg

ward geboren den 5. November 1744 zu Tetens im Großherzogthum Oldenburg, erwarb sich die Doctorwürde der Medicin und Chirurgie und war als Kanzleirath, Landphysikus, Hof- und Garnisonsarzt zu Oldenburg angestellt, wo er den 10. März 1817 starb.

Er gab heraus:

Ueber Schlegels Alarkos. Münster .... in 8.

Eine große Anzahl von Gedichten Gramberg's findet sich zerstreut in den Anthologien von Matthison, Weißer und Haug, in dem Theaterkalender, dem deutschen Museum, dem Musenalmanach, den oldenburgischen Anzeigen und in anderen Journalen, Zeitschriften, Taschenbüchern u. s. w.

Der ältere G. schloß sich in seinen poetischen Bestrebungen dem Göttinger Dichterverein an und lieferte in dessen Art und Weise manches wohlgelungene lyrische Gedicht.

Gerhard Anton Herrmann Gramberg,

der Sohn des Vorigen, wurde geboren den 18. September 1772 zu Oldenburg und nach beendigten Rechtsstudien zu Erlangen Advokat in seiner Vaterstadt und erster Landesgerichtsassessor. Während der französischen Occupation wurde er als Appellationsrichter nach Hamburg versetzt, von wo er 1815 als Justizkanzlei- und Konsistorialassessor nach Oldenburg zurückkehrte, aber schon den 10 Mai 1816 daselbst starb.

Als Dichter kennt ihn die Welt durch folgende Schriften:

Kränze, Oldenburg 1801—1805. 3 Bde. in 8.

Poetisches Taschenbuch. Berlin 1803. in 12. Mit Böhlendorff herausgegeben.

Sophonisbe, eine Tragödie. Oldenburg 1808. gr. 8.

Gedichte. Ebendaselbst 1816 u. 1817. 2 Thle. in 8.

Ein schönes lyrisches Talent, das sich besonders durch Tiefe, Innigkeit und Zartheit vortheilhaft auszeichnete und namentlich in idyllischen Darstellungen der Liebe sehr glücklich war. Mit gleichem Geschick ahmte es den Ton der altenglischen Balladen, so wie in früheren Versuchen Wieland's Art der Erzählung in gefälliger Weise nach.

Johann Baptist Graser,

ward im Juli 1768 zu Eltman im Würzburgischen geboren, widmete sich dem Erziehungswesen und wurde nach vollendeten Studien Doktor der Philosophie und Präfekt des Priesterseminar's zu Würzburg. Ein Ruf als Mitdirektor der erzbischöflichen Pagenanstalt und des virgilianischen Collegiums brachte ihn nach Salzburg, von wo er 1804 als kurpfälzischer Oberschulenkommissär in sein Vaterland zurückkehrte. Später wurde er bei der Oberstudienkommission zu Bamberg, 1810 aber als Baierscher Regierungs- und Kreisschulrath in Baireuth angestellt.

Seine Schriften sind:

Prüfung des katholisch-praktischen Religionsunterrichtes. Leipzig 1800. 8.
Moralisches Handbuch. Salzburg 1801. 2 Thle.
Andachtsübungen. Ebendas. 1801.
Archiv für Volkserziehung. Ebendas. 1803—1805. 2 Bde.
Beobachtungen und Vorschläge über Erziehung und Schulen, in Briefen. Ebendas. 1804. 1805. 2 Thle.
Bairisch fränkischer Schulmerkur. Bamberg 1805. und 1806. in 4.
Divinität oder das Princip der einzigen wahren Menschenerziehung. Baireuth 1813.
Der erste Kindesunterricht. Ebendas. 1819.
Die Elementarschule für's Leben. Ebendas. 3. Ausgabe 1821. 2. Thl. 1828.
Das Judenthum und seine Reformation. Ebendas. 1828.
Der durch Gesicht und Tonsprache der Menschheit wiedergegebene Taubstumme. Ebendas. 1829.

G. ist einer der geachtetsten und angesehensten pädagogischen Schriftsteller neuerer Zeit, da er gründliche Kenntniß, philosophische Tiefe und Klarheit, mit Kraft, edelem Eifer und Freisinnigkeit verbindet.

Friedrich David Gräter.

Dieser geschmackvolle, nordische Alterthumsforscher wurde den 22. April 1768 zu Schwäbisch-Hall geboren, studirte Philologie zu Tübingen, ward Doctor derselben, 1789 Lehrer und 1793 Konrektor am Gymnasium seiner Vaterstadt und 1804 Professor und Rektor des Kontuberniums daselbst. 1818 wurde er in gleicher Eigenschaft an das Gymnasium nach Ulm berufen, wobei ihm zugleich das Pädagogorat des Donaukreises übertragen wurde. Während auswärtige Akademien sein Verdienst durch Ertheilung der Mitgliedschaft ehrend anerkannten, stiftete er daselbst mit königlicher Genehmigung 1822 die „Gesellschaft der Dänenfreunde an der Donau" und wirkte in diesen verschiedenen Kreisen mit Nutzen bis 1827, wo er seine Staatsstellen aufgab und sich nach Schorndorf im Würtembergischen zurückzog. Dort starb er den 2. August 1830.

Er schrieb:

Nordische Blumen. Leipzig 1789.
Suhm, Geschichte der nordischen Fabelzeit, übersetzt. Leipzig 1804.
Lyrische Gedichte. Heidelberg 1809.
Sämmtliche Schriften über nordische Mythologie und Dichtkunst. Eßlingen 1812. 1. Thl.
Rektorats- und Ephoratsreden. Ebendas. 1815. 3 Hefte.
Zerstreute Blätter. Ulm 1822—1824. 2 Bde.

Mit Böckh, Häßlein, Münchhausen und Andern:

Bragur, literarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit. Leipzig 1791—1802. 7 Thle.
Bardenalmanach. Neustrelitz 1802.
Gymnasiastisches Museum. Leipzig 1804.
Odina und Teutona. Breslau 1812.
Idunna und Hermode, Alterthumszeitung. Ebendas. 1812—1816. 4 Bde.

Durch seinen Eifer für die Beförderung des Studiums skandinavischer und germanischer Literatur, hat sich G. große Verdienste um dasselbe erworben, und verdient die lebhafteste und dankbarste Anerkennung der Forscher auf diesem Gebiete, indem er, um hier nützlich zu wirken, kein Opfer scheute. Seine eigenen Leistungen zeichnen sich durch Fleiß, Gründlichkeit und angenehme Darstellung aus, so wie seine poetischen Arbeiten den in der besten Schule gebildeten Geist verrathen, wenn es ihm gleich hier an eigentlichem produktiven Talent fehlt und gewandte Nachahmung und Beherrschung der Form diesen Mangel ersetzen mußte.

Ueber das Alter und den Ursprung des teutschen Königstitels.*)

Ein Programm bei der zweiten Jahresfeier der Königswürde des Hauses Württemberg.
Den 1. Jenner 1808.

In dem Laufe des vierten Jahrhunderts nach Christi Geburt kannten unsre teutschen Voreltern den Titel König noch nicht. Bekanntlich hat man aus dieser Zeit eine, jetzt nur wenig mehr verständliche teutsche Uebersetzung der Evangelien, die auf Pergament mit Purpurgrunde und mit silbernen Buchstaben geschrieben, oder vielmehr eingebrannt war, und daher den Namen des „silbernen Codex" erhielt, aus Teutschland nach Schweden kam, und dort nunmehr der Verwitterung nahe ist.

Man schreibt sie allgemein dem Bischof Wulfila oder Wölflein zu, der nach dem Zeugniß glaubwürdiger Schriftsteller zu den Zeiten des Kaisers Valens, also zwischen 364 und 378 zum Arrianismus überging. Zu eben dieser Zeit ungefähr war er Bischof der christlichen Gothen in Dacien, Thracien und Mösien, das heißt, derjenigen Westgothen, die in Dacien das Christenthum angenommen hatten. Unter Fritigern und Ablavius wurde er im Jahr 376 mit 200,000 Mann seiner gothischen Landsleute in Mösien diesseits der Donau aufgenommen, und von dieser Zeit an nennt man jene Westgothen die Mösogothen, und ihre Sprache die Mösogothische Sprache.

Die Evangelien in dieser Sprache sind das älteste teutsche Buch, das wir besitzen, und die Charactere, mit denen sie geschrieben sind, die älteste teutsche Schrift.

In dem Evangelium Marci Cap. 15., da die Hauptbeschuldigung gegen Jesum vorkommt, daß er sich einen König der Juden geheißen habe, weswegen dieser Titel auch in verschiedenen Sprachen über das Kreuz geschrieben wurde, kommt durchaus noch der älteste teutsche Name der Könige, Thiudans, vor.

Pilatus fragt: bist du König der Juden? Dieß drücket der teutsche Uebersetzer also aus:

Thu is Thiudans Judaie?
Du bist Thiudans der Juden?

v. 18. Und fingen an ihn zu grüßen: Gegrüßet seist du, der Juden König!

Jah bigunnun goljan ina
Hails Thiudan Judaie.
Und begannen zu grüßen ihn:
Heil Thiudan der Juden.

v. 26. Und es war oben über ihm geschrieben, was man ihm schuld gab, ein König der Juden.

Dieß heißt:

Jah was ufarmeli Fairinos is ufarmelith:
Sa Thiudans Judaie.

*) Aus: Fr. D. Gräter's Bragur und Hermode. 6. Bd. Breslau 1812.

Und war Aufschrift Verbrechen seines darauf geschrieben:
Der Thiudans der Juden!

Dieser ältere Titel Thiudans kommt her von Thiuda, das Volk und thiudanon, ein Volk beherrschen; daher Thiudans, der Volksherrscher.

Auch in dem Wolfenbüttler handschriftlichen Fragmente der Römergeschichte, welche in ein späteres Alter zu setzen, in der Sprache wenigstens, nach der genauesten Vergleichung kein Grund ist, finden sich die beiden letztern Wörter, und wäre gerade in diesen Stellen von einem König die Rede, so würde der Ausdruck Thiudans ebenfalls stehen.

Zu gleicher Zeit war der Römische Titel (Caesar, Καισαρ) schon in der Sprache; so wie auch das Wort Queen, womit die Engländer ihre Königinn vorzugsweise bezeichnen.

In dem 3. Cap. des Evangel. Lucä v. 1. drückt der Gothe die Wörter: In dem funfzehnten Jahre aber des Kaiserthums des Kaisers Tiberii, da Pontius Pilatus Landpfleger in Judäa war, also aus:

In Jera than fimftataihund in Thiudinaffaus Teibairiaus Kaifaris, raginondin
Im Jahre dann funfzehnten (des) Volksherrschaft Tiberios des Kaisers, regierenden
Puntiau Peilatau Judaia.
Pontio Pilato Judäa.

und v. 19. Herodes aber, der Vierfürst, da er von ihm gestraft ward, um Herodias willen, seines Bruders Weib.

Ith Herodes fa Taitrarkes gafakans fram imma bi
(But) Aber Herodes der (the) Tetrarche gestraft von (krom) ihm (him) (by) wegen
Herodiadein Quen Brothrs is.
Herodiate Frau (Queen) Bruders seins (his).

Eben so auch Marci 6, v. 18. Es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib habest.

thatei ni Skuld ist thus haban Quen Brothrs theins.
das nicht Schuld (Recht) ist dir haben Frau Bruders deines.

Hier bei dem Evangelisten Lucas heißt Herodes stets der Vierfürst ὁ τετράρχης, bei dem Evangelisten Marcus aber durchaus König oder βασιλεὺς — dieß übersetzt auch der Gothe so wie jenes getreu:

v. 22. Da sprach der König zum Mägdlein.
Quath Thiudans du thizai Maujai.
Sprach der Thiudans zu diesem Mädchen.

v. 23. Was du wirst von mir bitten, will ich dir geben bis an die Hälfte meines Königreichs.
Und halba Thiudansgardja meina.
bis (zur) halben Thiudangard mein.

v. 26. Und der König ward betrübt.
Jah gaurs waurthans fa Thiudans.
Und traurig werdend der Thiudans u. s. w.

Und so durchaus, ohne eine einzige Ausnahme. Wo der Grieche βασιλεὺς, und der Lateiner rex gebraucht, da hat der Gothe Thiudans.

Beweise, und unbestreitbare Beweise genug, daß in dem vierten Jahrhundert, falls aus diesem die Gothische Bibelübersetzung herstammt*), der Königstitel noch nicht in der teutschen Sprache war.

Es könnte nun im Verfolg dieser Deduction die Anwendung geschehen, daß sich von der Mösogothischen auf die Fränkische und Allemannische Sprache eben so wenig ein Uebergang machen lasse, als auf die Sächsische und Angelsächsische, oder auf die Scandinavische, d. h. Dänische, Isländische und Schwedische. Hierüber fehlt es mir jetzt an Zeit und Raum zu streiten, und meine wenige Meinung, von der ich auch nach sechszehn Jahren abzuweichen, keinen Grund finde, ist bereits in der kritischen Uebersicht des teutschen Sprachstammes, Brogar 1. S. 287. u. f. von mir gesagt.

Allein ich werde auch diesen Gang nicht nehmen, sondern ich habe alle Sprachdenkmale aller Dialecte und aller Jahrhunderte vor mir, und werde nur zeigen, bei diesem Sprachstamme und in diesem Jahrhunderte war der Titel da, in jenem aber noch nicht. Dann läßt sich erst auch durch die Geschichte ein Licht anzünden. — Dieß scheint mir zur Gewißheit der einzige Weg zu sein.

Spätere Gothische Sprachdenkmale, wovaus sich noch etwas erweisen ließe, sind bis jetzt nicht aufgefunden, obgleich unstreitig noch dergleichen wenigstens in Spanien, wo die Westgothen sich schon im Jahr 412 niederließen und eigene Reiche stifteten, vorhanden seyn müssen**), — denn die vier Gothischen Quittungen zu Neapel, die ich in dem 7ten Bde von Bragur habe in Kupfer stechen lassen, und das kleine Arezzische Denkmal, beziehen sich auf keine Gegenstände, die den Ausdruck König erfordern.

Bei den Burgundern, versichert Ammianus Marcellinus**), ein Römischer Schriftsteller des 4ten Jahrhunderts, habe man den König Hendinos genannt: der gelehrte teutsche Sprachforscher Wachter glaubt, darin das Gothische Kindins zu finden, und der gelehrteste der schwedischen Sprachforscher, Ritter v. Ihre, gibt ihm darüber vollkommen Beifall.

Allein nach einer genauern Ansicht der Stelle muß ich bekennen, daß entweder Ammianus Marcellinus Unrecht hat, jenes Hendinos durch König zu übersetzen, oder daß die Anwendung Wachters und der Beifall Ihre's nur halb gegründet sind.

Die Stellen der Gothischen Evangelien, worauf sich diese Behauptung beziehet, sind Matth. 27, 2 und 11. und 2, 2. Beide Stellen gelten indessen für eine — denn in der ersten ist es der Landpfleger Pontius Pilatus, in der zweiten der Landpfleger Cyrenius, welchen der Titel Kindins beigelegt wird. Allein Luther hat nicht falsch übersetzt. Auch in der griechischen Urschrift steht nicht βασιλεὺς, König, sondern ἡγεμὼν, Befehlshaber und höchstens Regent einer besondern Provinz, aber nicht König.

Es gibt überdieß noch eine classische Stelle, die entscheidet. Diese ist Matth. 27, 11; daselbst heißt es:

„Jesus aber stund vor dem Landpfleger, und der Landpfleger (ἡγεμὼν) fragte ihn und sprach: Bist du der Juden König?"

Denn ganz unzweideutig setzt hier der Gothe selbst den Thiudans als König dem Kindins als bloßen Regenten einer Provinz oder Landpfleger entgegen.

Ith Jesus stoth faura Kindina.
Jah frah ina fa Kindins:
thu is Thiudans Judaie?
Aber Jesus stand vor dem Kindins:
Und es fragte ihn der Kindins:
Du bist Thiudans der Juden?

Woraus erhellet, daß Kindins keinesweges einer der ältern Titel der Könige war, und daß Ammianus Marcellinus das Burgundische und freilich sehr wahrscheinlich auch Gothische Hendinos oder Kindins nicht durch rex, sondern durch praeses oder praefectus hätte übersetzen sollen.

Hiemit sind nun die Gothischen und auswärtigen Nachrichten von dem einheimischen Königstitel bis ins 4te Jahrhundert erschöpft.

Die Denkmale der Franken und Sachsen fangen später an. Ich wende mich daher erst nach Norden.

Die ganze nordische Sprachliteratur kennt keine ältern Denkmale als die poetische Edda. Die poetische, denn wer sie mit der prosaischen, weit spätern des Snorre Sturlesons, der bloß einen mythologischen Auszug aus derselben machte, verwechselt, oder den allerdings würdigen Sammler derselben Sämund Sigfusson auch für ihren Verfasser hält, hat gewiß keine Kenntniß von Nordischer Sprache, Prosodie und Mythologie, und thut besser, über Nordische Literatur gar nicht zu schreiben, geschweige absprechen zu wollen; denn es verlohnt sich der Mühe nicht, solche Gegner zu widerlegen, oder wenn man sie

*) Die nähere kritische Untersuchung in einem folgenden Bande.

*) Mein Freund, der gelehrte reisende Däne, Baron Neergaard, welcher der gelehrten Welt bereits durch mehrere Schriften, vorzüglich aber durch sein Journal du dernier Voyage du Cit. Dolomieu dans les Alpes par T. C. Braun Neergaard. A Paris. An. X. — 1802. 8. merkwürdig und werth geworden ist, schrieb mir im Sommer 1802 aus Paris, daß er eben im Begriffe sei, nach Spanien zu reisen, und erbot sich zu jeder Nachforschung für mich im Escurial. Ich zögerte nicht, diese Gelegenheit zu benutzen, um von den Herrn Bibliothekaren des Escurials wenigstens darüber Auskunft zu erhalten, ob die Ephemerides linguae Longobardicae scriptae, welche nach dem Zeugniß des Angelo Rocha zu Rom in Neapolitanischen aufbewahrt, und nach der Vermuthung des Herrn Bassi von König Philipp II. nebst andern Schätzen nach Spanien abgeführt wurden, sich nicht in dieser Hauptbibliothek befinden, und hoffte, im Fall es wäre, eine diplomatische Abschrift oder Nachzeichnung davon zu erhalten. Allein Neergaard kam kaum an die Grenze von Spanien, als er zur Besitznahme seines Familienguts Svenstrup auf Seeland nach Dänemark zurückgerufen wurde. Damit war auch meine Hoffnung vereitelt. Aber möchten doch andere Sprach- und Geschichtfreunde sich Mühe geben, in Spanien und Italien über die vermoderndn Denkmale der Gothen nachzuforschen! Es ist Zeit, wenn sie nicht für immer verloren gehen sollen.

**) lib. XXVIII. c. 5. rex, qui apud eos appellabatur Berdinos.

widerlegte, würde die gelindeste Wahrheit gegen sonst verdiente Männer hart scheinen. Man fordert in der Griechischen und Römischen Literatur, daß man das verstehe, wovon man redet, und worüber man sich zu urtheilen herausnimmt — warum nicht in jeder Literatur? und warum nicht auch in der Nordischen?

Kurz, diese Edda enthält die ältesten Götter- und Heldenlieder des Nordens aus der Heiden- und Fabelzeit. Ihr Alter ist indessen bis jetzt mehr nach Gefühl und historischen Umständen, als nach den Mythen und der Sprache bestimmt. Doch läßt sich ziemlich absehen, daß sie (das Sonnenlied ausgenommen) insgesammt älter sind, als Regner Lodbrocks Todesgesang, und dann daß die Lieder, welche von den Göttern handeln, in der Regel älter sind, als diejenigen, welche die Heldenfabeln erzählen; und wieder, daß diejenigen Nordischen Lieder überhaupt älter sind, als diejenigen welche die Heldenfabeln erzählen; und wieder daß diejenigen Nordischen Lieder überhaupt älter sind, welche eine bloße Alliteration haben, und in der alten Versart Fornyrdalag gedichtet sind, als diejenigen, welche bereits die Vocalharmonie besitzen, und diese wieder älter als diejenigen, die bereits den benachbarten teutschen Reim angenommen haben.

Unter die ältesten gehören nun unstreitig die berühmte Wöluspaa, das eben so berühmte Haawamaal, die Thrymsquida, Wafthrudnismaal, Grimnismaal u. s. w.

In diesen alten Eddischen Liedern aber kommt der Titel König durchaus nicht vor, bis auf die Unterredung des blinden Gestürs mit dem König Heidrek.

Im Gegentheil heißt der Riesen- oder Thursen-König Thrym in Thrymsquida durchaus Thursa Drottinn, und selbst Snorre Sturleson behauptet in seiner Heimkringla, und zwar in seiner Geschichte der Ynglinger, des ältesten Nordischen Königsstammes c. XX., daß die ältesten Könige sich Diar oder Drottnar genannt, und daß Ring oder Rig der erste gewesen sei, den man in dänischer Sprache Konungr genannt habe.

„Hans Aattmenn hösdu aawallt sijdan konungs Nafn fyrir et aetzta tignar Nafn.“

Seine Nachfolger hielten stets hernach den Königstitel für einen ausgezeichneten Ehrennamen.

Hierauf fährt er fort:

Dyggwi war fyrstr Konungr kalladr sinna Ättmanna: enn aadr woru their Drottnar kalladir: enn konur theirra Drottningar enn Drott Hyrdsweitin. d. h. Dyggwe war zuerst unter seinem Geschlecht König genannt: denn ehedem wurden sie Drottnar genannt, und ihre Frauen Drottningar, aber die Hofleute Droot.

Nach der Snorrischen Chronologie war dieser König Dyggwe im Jahre 166 nach Christi geboren, welches ich jedoch dahin gestellet sein lasse. Wäre die Chronologie richtig, so würde der Ursprung des Königstitels im Norden schon in das Ende des zweiten oder den Anfang des dritten Jahrhunderts fallen. Allein allerdings sind in dieser ältesten Geschichte mehr Wahrscheinlichkeiten und Vermuthungen als Gewißheit. Ich halte mich daher abermals an die Sprachbeweise, und behaupte gegen den Ritter Ihre und alle bisherigen Glossatoren, so wie gegen Snorre selbst, daß das alte Drottinn keineswegs ein bestimmter Königstitel für die höchste Gewalt, sondern nur ein allgemeiner Herrscher-Name ist, und eigentlich unserm teutschen Herrn entspricht.

Dieser alte Ausdruck für Herr findet sich nämlich in allen alten Fränkischen, Allemannischen und Sächsischen Sprachdenkmalen ebenfalls, nur in den Gothischen nicht — da heißt ein Herr Frauja oder Frauga.

„Niemand kann zween Herren dienen,
übersetzt der Gothe;

„Nimanna mag twaim Fraugam skalkinon“ und Marci 12, 29. „Der Herr unser Gott ist ein einziger Gott! Frauja, Goth unsara, Frauja eins ist.“ Im Angelsächsischen Frea — womit die Namen der Nordischen Götter Freyer und Freya noch übereinstimmen, indem jener ursprünglich einen Herrn und dieser eine Herrin bedeutete.

Drottinn hingegen heißt bei den Franken und Allemannen Truhtin oder Druhtin, bei den Angelsachsen drithen. Allein dieser Ausdruck dauerte noch in der Sprache, während der Königstitel schon aufgekommen war, und kein Franke verwechselt in der Uebersetzung den Namen König und Herr.

In dem Ambrosianischen Gesang wird das
Heilig, heilig, heilig
Herr Gott Zebaoth (der Heere)
richtig übersetzt:
Wihet, wihet, wihet
Truhtin Cot Herro!
Hingegen:
Du König der Ehren, Jesu Christ!
Thu Thuninc thera Tiurido, Christ!
Daß er aber in den Nordischen Sprachen insbesondere keineswegs gleichbedeutend mit dem Titel eines Königs sei dieß läßt sich noch aus den ältesten Liedern der Edda selbst erweisen.

Denn der ursprüngliche alte Königstitel Thiudans kommt auch hier vor, und namentlich in dem berühmten Runa-Capitule, das ohne Zweifel älter ist, als alle Lieder von Thiodolf von Hwin, aus welchen Snorre Sturleson seine Urgeschichte der Ynglinger hauptsächlich geschöpft hat.

In der 9ten Strophe heißt es:

Liod eg than	Auch dieses Lied
Kann er kannat	Kann ich, was nicht kann
Thiódans Kona	Des Königs Frau
ogmanskis mögur.	Und keines Menschen Sohn.

Daß dieses Thiodans auch im Nordischen und hier richtig durch König übersetzt wird, beweisen die Stellen anderer und späterer Dichter, in welchen dieser Titel König vorkommt.

In der Hervararsaga, welche die Geschichte des von künstlichen Zwergen geschmiedeten Zauberschwerdts Tyrfing durch alle Abkömmlinge des Königs Swafurlams bis auf König Heidrek nach alten Liedern beschreibt, heißt es: Hlödr, der zweite Prinz des Königs Heidrek, sei nach dem Tode seines Vaters in das Reich gekommen, um von seinem Bruder Angantyr die Hälfte des Reichs als Erbschaft abzufordern.

Als er vor dem Pallast seines Bruders, des Königs abstieg, sandte er einen der Hofbedienten hinein, um ihn zu melden. Dieser trat vor die Tafel des Königs (geck inn fyrir Konungsbord) und sprach also:

Her er Hlödr komin	Hieher ist Hlödur gekommen.
Heidreks Arfthegi	Heidreks Erbe!
Broodr thin	Der Bruder dein
enn bed'skammt.	Und harret nicht lange.
Mikill er saa Madr	Groß ist der Mann
aa Mars Baki	Auf Rosses Rücken!
Willnu, Thioodann*)	Und will nun, o König!
Wid thik tala.	Mit dir sich besprechen.

Da übrigens das Zeitalter dieser Nordischen Gedichte noch nicht bestimmt ist, so entscheidet auch ihr Ansehen für die Zeitfolge nichts; im Gegentheil tragen vielmehr solche vergleichende Sprachuntersuchungen dazu bei, ihrem eigenen Alter die gehörigen Grenzen zu setzen.

Ein einziger Schluß für die Fränkischen und Allemannischen Sprachdenkmale und für das Alter des teutschen Königsnamens läßt sich jedoch aus dieser Vergleichung der Gothischen und Skandinavischen Sprache ziehen, nämlich dieser: „Daß, „da der Süd-Ost und der Norden, aus welchen wir noch „theils christliche theils heidnische Denkmale des vierten Jahrhunderts besitzen, einen ältern Titel für die höchste Gewalt „wirklich darbieten, und beide, so entfernt sie auch sind, selbst „in dem Ausdruck übereinstimmen, daß der höchsten Wahrscheinlichkeit nach

1) der Titel Thiudans wirklich nicht nur der Gothische und Nordische oder Skandinavische, sondern der allgemeine teutsche, ältere und vielleicht älteste teutsche Königsname wirklich ist, und
2) daß, wenn wir noch Fränkische und Allemannische Sprachdenkmale aus dem 4ten Jahrhundert besäßen, wie wir sie nicht besitzen, auch in ihnen der Königsname Thiudans sich finden würde.“
3) „Daß man nach dem Ulfilas annehmen darf, und daß die Eddischen Gedichte nicht widerstreiten: der jetzige teutsche Königsname sei überhaupt in dem 4ten Jahrhundert noch gar nicht in der teutschen Sprache gewesen.

Nach dieser nothwendigen Voruntersuchung entsteht nun erst die Frage: in welchem der folgenden Jahrhunderte der Titel König zuerst in der teutschen Sprache erscheine?

Ich antworte hierauf, im fünften wahrscheinlich, und im sechsten gewiß. Wir besitzen nämlich ein Bruchstück einer Fränkischen Evangelien-Harmonie, welche zuerst Hickes in seinem vortrefflichen Thesaurus mitgetheilt, und sein Alter nicht be-

*) S. Hervarar-Saga ok Heidreks Konga sumtibus P. F. de Suhm. Hafniae, 1785 4. c. XVI. p. 188. So lesen nämlich die Codices B. C. F. und G. Der Herausgeber aber folgte dem Codex M, und legte diesen zu Grunde, unerachtet er nur den Vorzug der Vollständigkeit, nicht der Critik für sich hat, und liest Thiód,-ás, populorum columen! sehr gezwungen und gesucht, da doch die Anrede: Thiodann! König! an seinen Bruder, den bereits ernannten König Angantyr so nahe liegt. Noch weniger beifallswerth ist Verelius Lesart: fa Thundur, welches der Schwede den Kapen vir strenuus (S. Ihre Glossar. p. 1041.) übersetzt, und das an sich nicht unpassend wäre, aber die poetische Prosopopöie, mit der sich Hlaudur plötzlich unmittelbar an den König wendet bei weitem nicht an Werth erreicht. Gr.

stimmt hat, daß aber der gründliche Kenner unserer ältesten Sprachdialecte, der würdige Michaeler, nach seinem kritischen Gefühl und durch wirkliche Zusammenstellung der Sprachdenkmale aus allen Jahrhunderten in das fünfte Jahrhundert zu setzen sich berechtigt glaubte.*)

In diesem Denkmale heißt Gott stets der König des Himmels, der Engel Gabriel des himmlischen Königs Bote; und Jesus des himmlischen Königs Sohn. Bei allen diesen drei Ausdrücken bedient sich aber der Franke nie des alten Thiudans, sondern zum erstenmale des Wortes Cuning — das erste heißt Hewan Cuning, das zweite Hewan Cuningas Bodon, und das dritte p. 56. Himil und p. 74. Hewan Cuninges Suno.

Eben so ist es nun mit allen folgenden Fränkischen, Sächsischen und Allemannischen Denkmalen, die ich den Kennern der Literatur nicht vorzuzählen brauche

Nach alle diesem scheint der Schluß unläugbar zu folgen, da im vierten Jahrhundert noch der Titel Thiudans statt König, und im fünften der Titel Cuning statt Thiudans vorkommt, daß der teutsche Königstitel zwischen dem fünften und sechsten Jahrhundert aufgekommen sein muß.

Und es ist mithin nur noch die dritte Frage übrig: „ob „sich denn wirklich in diesem Zeitraum ein Datum in der teut„schen Geschichte findet, welches diese Veränderung des teut„schen Königsnamens erklärlich und wahrscheinlich macht?"

Mich dünkt allerdings, und zwar vorzüglich zwei: 1) Im Jahr 450 drang Attila mit seinen Hunnen in Gallien ein, nachdem er denselben schon zuvor die Ostgothen, Gepiden und andere Völker jenseits der Donau einverleibt hatte. Er nahm seinen Zug durch Teutschland, und verstärkte sich noch mit den Thüringern, Bructerern, Franken, Markmännern, Quaden, Gueven und Herulern, und eroberte die Städte Trier, Straßburg, Speier, Worms und Mainz.

2) Im Jahr 486 nimmt der Fränkische Chlodowig (Ludwig) Gallien bis an die Loire in Besitz. Mit den andern Fränkischen Regenten ging er auf den letzten Römischen General Syagrius los, überwand ihn bei Soissons, und stürzte die Römische Macht für immer. Im Jahr 496 überwand er auch die Allemannen, machte sich dieselben unterwürfig, und bekehrte sich noch in diesem Jahre zum Christenthum.

Es sind daher zwei Fälle gedenkbar, entweder daß durch Attila und die Hunnen, welche beide eine große Rolle in den alten Sagen der Teutschen spielen, wie aus dem Heldenbuch leicht zu ersehen, und daher die Einbürgerung eines fremden Titels in die teutsche Sprache keineswegs unmöglich ist, der Tartarische Königsname (denn die Hunnen waren ein Tartarischer Volksstamm) in der Teutschen Sprache durch das Ansehen dieses Helden und Volks adoptirt, und aus dem Tartarischen Worte Chan oder Kan durch die Abwandlungssylben ing, ung, yng, ig u. s. w. das Fränkische, Nordische, Angelsächsische und Schwäbische Chuning, Konung, Cyng, Kunig, entstanden sei, oder dadurch, daß König Chlodowig, nachdem er sich zum unumschränkten Beherrscher erhoben hatte, nicht mehr nöthig fand, wie zuvor das Volk um Rath zu fragen, und nur Herrscher durch den Willen und das Ansehen des Volkes (Thiuda) mithin Thiudans, sondern durch seinen Rang und Geschlecht, so wie durch seinen Rang und Geschlecht, so wie durch seine Tapferkeit (Chune) und mithin Chuning, König zu sein; eine Erklärung, welcher auch die alte Nordische Schrift: Konunga og Höfdinga Styrelse beistimmt, und behauptet, daß der Titel Konung, Chuning, King von dem alten Nordischen Worte Kyn abstamme, welches zugleich den Begriff von hoher Geburt und von kühn, tapfer ausdrückt, so daß in dem Worte Kuning, König zugleich die Würde der Abstammung und eines kühnen und tapferen, zum Herrschen geborenen Gemüthes ausgedrückt ist.

*) S. s. Monimenta veteris linguae Teutonicae selectiora, in quibus non dialecti modo, sed et aetates accuratius atque ex ordine cognosci queant. p. 52.

Maximilian Karl Wilhelm Grävell

ward den 28. Aug. 1781 zu Belgard in Pommern geboren, wo sein Vater als Feldprediger stand. Seine Erziehung und wissenschaftliche Bildung erhielt er zu Kottbus, dann in der Kostschule des Rektors Engelmann zu Nieder-Wiese in Schlesien und auf dem Gymnasium zu Züllichau, worauf er in Halle die Rechte studirte. Nachdem er verschiedene Subalternenstellen im Preußischen bekleidet und häuslichen Unglücks wegen als Advokat wieder nach Kottbus gezogen war, ernannte ihn die sächsische Regierung zum dasigen Justizbeamten. 1811 trat er als Oberlandesgerichtsassessor und später als Rath bei dem Militärgouvernement wieder in Preußische Dienste, machte als Hauptmann und Adjutant des commandirenden Generals den Feldzug von 1813 und 1814 mit, und wurde dann als Bevollmächtigter nach Kottbus gesandt. Die dort gefundenen Schwierigkeiten veranlaßten 1816 seine Versetzung als Justitiar der Regierung nach Merseburg, wo sein rechtlicher Eifer seine baldige Entlassung aus dem Staatsdienste zur Folge hatte. Seitdem lebte er als Privatmann in Merseburg, seit 1823 aber auf seinem Gute bei Spremberg.

Von ihm erschien:

Antiplatonischer Staat. Berlin 1808. 2. Ausgabe Ebendas. 1812.
Der Landsturm. Elbingen 1813.
Commentar zu den Creditgesetzen des preußischen Staates. Berlin 1813 — 1820. 4 Bde.
Quellen des allgemeinen deutschen Staatsrechts. Leipzig 1813 — 1820.
Sachsens Wiedergeburt. Mainz 1814.
Der Mensch, Untersuchung für gebildete Leser. Berlin 1815. 3. Aufl. 1818. gr. 8.
Ueber Preßfreiheit und Volksgeist. Ebend. 1815.
Bedarf Preußen einer Constitution. Ebend. 1816.
Neueste Behandlung eines preußischen Staatsbeamten. Leipzig 1818. 2 Bde.
Wie darf Preußens Verfassung nicht werden! Ebendas. 1819.
Das Wiedersehen nach dem Tode. Ebendas. 1819.
Der Regent. Berlin 1819 u. Stuttgart 1824. 2 Bde.
Briefe an Emilie, über die Fortdauer unsrer Gefühle nach dem Tode. Leipzig 1822 in 8.
Generaltheorie der Verträge, nach preußischen Recht. Halle 1821.
Die Grundsteuer und das Kataster. Leipzig 1822.
Der Bürger. Berlin 1822.
Der Werth der Mystik. Merseburg 1822.
Praktischer Commentar zur allgemeinen Gerichtsordnung für die preußischen Staaten. Erfurt 1825 — 1828. 2 Bde.

Ein treuer, unermüdlicher Eifer für das, was ihm auf Wahrheit und Recht, nach strenger Prüfung begründet erscheint, spricht sich überall in Grävell's Schriften aus. Sie haben durch seine Freisinnigkeit, seinen Scharfblick und die Klarheit seines Geistes einen dauernden Werth erhalten, und verdienen, namentlich diejenigen Werke, in welchen er auf eine eben so eindringliche als allgemein verständliche Weise, philosophische, jeden Gebildeten interessirende Gegenstände behandelt, dankbare Anerkennung und Verbreitung, die ihnen indessen auch vielfach zu Theil geworden ist.

Wirnt von Gravenbergh, s. Minnesinger.

Georg Greflinger.

Von seinem Leben und Wirkungskreise weiß man nur, daß er zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Regensburg geboren wurde, als kaiserlicher gekrönter Poet und Notarius zu Hamburg lebte und dort um 1677 starb. Er schrieb unter dem Namen Seladon.

Von ihm haben wir:

Hellpolirter Spiegel aller christlichen Tugend nach dem Leben König Davids. Frankfurt 1643.
Lieder über die jährlichen Evangelien. Hamburg 1643.
Seladons Beständige Liebe. Frankfurt 1643.
Deutsche Epigrammata. Danzig 1645.
Die sinnreiche Tragicomödia, genannt Cid. Hamburg 1650.
Seladons weltliche Lieder. Frankfurt 1651.
Beschreibung der Hochzeit, zwischen Adam und Eva. Hamburg 1653.
Inbrünstige Seufzer, nach Anleitung der Evangelien. Hamburg 1655.
Poetische Rosen und Dörner, Hülsen und Körner. Hamburg 1655.
Seladonische Musen. Ebendas. 1663.

Eine ziemlich gewandte Sprache, Natürlichkeit, und ein derber, aber oft treffender Witz, heben G. vortheilhaft vor vielen seiner reimenden Zeitgenossen heraus. Folgende Proben mögen dies bestätigen.

An eine Gesellschaft.*)

Lasset uns scherzen,
Blühende Herzen!
Lasset uns lieben
Ohne Verschieben;
Lauten und Geigen
Sollen nicht schweigen;
Kommet zum Tanze,
Pflücket vom Kranze.

Drücket die Hände,
Reizet zum Ende,
Tretet die Füße,
Gebet euch Küsse;
Machet euch fröhlich,
Machet euch ehlich:
Lasset die Narren
Länger verharren.

Ehlich zu werden
Dienet der Erden;
Ledige Leute
Mangeln der Freude;
Jeder muß sterben;
Machet Euch Erben,
Euerem Gute,
Nahmen und Blute.

Lasset der Grauen
Murren und Schauen,
Rathen und Wissen,
Wenig ersprießen;
Unsere Kälber
Waren sie selber. —
Blühende Herzen!
Lasset uns scherzen.

*) Aus: Seladons Beständige Liebe. S. 32.

Der Ehehasser.*)

Schweiget mir vom Frauennehmen;
Es ist lauter Ungemach;
Geld ausgeben, wiegen, grämen
Einmal Ach und drei Mal Ach!
Ist sie reich, so will sie rechten;
Ist sie arm, wer schaffet Brod?
Ist sie jung, so will sie fechten:
Ist sie alt, so ist's der Tod.

Ich will drum nicht, daß man sage,
Daß ich nicht recht männlich bin,
Weil ich mich des Weib's entschlage;
Buhlen, buhlen ist mein Sinn.
Heute die, die andre morgen,
Das ist eine Lust vor mich;
So darf ich für keine sorgen,
Jeder sorget selbst für sich.

Denkt was auf die Hochzeit lauffet,
Was die Braut zur Kleydung frißt;
Wenn man uns ein Kindlein tauffet,
Das der nechste Hausrath ist,
Was die Amme, die es säuget,
Was das Mägdlein, das es stillt,
Daß es mir zu nachtes schweiget,
Mich nicht wecket, wann es brüllt.

Und was kosten Kasten, Kisten,
Schlüssel, Schüssel, Teller, Rost;
Mägde die uns kochen, misten,
Denket, was der Hauszins kost,
Was die Kannen, Tische, Bänke,
Handvaß, Handtuch, Tischtuch, Licht,
Stühle, Küchen, Küchenschränke,
Und was kost die Kleydung nicht.

Soviel Mäuler abzuspeisen,
Und was frißt der Hund, die Katz;
Und wann sich die Freunde weisen
Was für Geld bleibt auf dem Platz.
Aber Fische, Wein und Gritze
Bier und Wein und liebes Brodt;
Und wann erst die Frau nichts nütze,
Scheyde Gott die liebe Noth.

Wann die Frau will Hosen tragen
Und dem Manne widerspricht;
Dann so geht es an das Jagen:
Eine solche taugt mir nicht;
Denn so kommen ihre Freunde,
Rechten, schreyen wider mich,
Dann so werden Freunde Feinde,
Dann geht Alles hinter sich.

Dann so geht der Mann vom Hause
Suchet ihm was ihm geliebt,
Lebet Tag und Nacht im Sause,
Ob sich schon die Frau betrübt;
Sitzt zu Hause mit den Kleinen,
Hat nicht Bier, noch Brodt, noch Geld:
Er ist lustig mit den Seinen
Und fürwahr ein freyer Held.

Ich will keine so betrüben;
Ich will bleiben wer ich bin,
Ich will keine herzlich lieben;
Buhlen, buhlen ist mein Sinn:
Buhlen ist mir honigsüße,
Buhlen ist es was ich thu,
Und verbuhl ich schon die Füße,
So behalt' ich doch die Schuh.

*) Ebendaselbst. S. 63.

Katharina Regine von Greiffenberg

stammt aus der fränkischen Adelsfamilie von Seyßeneg und wurde in den ersten 20 Jahren des 17. Jahrhunderts geboren. Sie lebte zu Nürnberg als thätiges Mitglied der deutschgesinnten Genossenschaft, in welcher sie „die Tapfere" hieß, und als Präsidentin und Zunftmeisterin der dasigen poetischen Lilienzunft. Ihr Tod fand um 1660 statt.

Sie schrieb:

Teutsche Urania, Geistliche Lieder und Sonnette, herausgegeben von ihrem Vetter H. R. von Greiffenberg. Nürnberg 1662.
Passionsbetrachtungen. Nürnberg 1672.
Andächtige Betrachtungen von der Menschwerdung, Geburt und Jugend Jesu. Nürnberg 1678.
Betrachtungen von Jesu Lehren u. s. w. Nürnberg 1693. 2 Bde.

Eine für ihre Zeit nicht unbedeutende religiöse Dichterin, deren Styl zwar an allen Fehlern des damaligen Ungeschmacks leidet, aber doch kräftig und gewandt ist, auch beurkunden viele ihrer Leistungen eine würdige, tiefgefühlte Frömmigkeit.

Vgl. G. C. Lehm Teutschlands galante Poetinnen. Frankfurt 1715. S. 57.

Wir theilen folgendes Gedicht von ihr als Probe mit:

Die Gott lobende Frühlingslust.

(Aus der teutschen Urania).

Das schöne Blumen-Heer geht wiederum zu Feld,
Um Ruh und Farbenpracht recht in die Welt zu streiten;
Des Laubes Lorbeer-Strauch bekränzen's aller Seiten,
Dryaden schlagen auf die kühlen Schatten-Zelt.

Es ist mit Lieblichkeit vergoldet alle Welt;
Die Freuden-Geister sich ganz in die Luft ausbreiten.
Die Weltregierend Kraft will all's in Freud verleiten
Die süße Himmels-Füll sich etwas erdwärts hält.

Es weißt die Ewigkeit ein Fünklein ihrer Schöne,
Ein Tröpfleitn ihres Safts, ein Stäublein ihrer Zier.
Dies lieblich Kosten macht, daß ich mich erst recht sehne

Und lechz' mit dürrer Zung' und heißer Gier nach ihr.
O Frühling, Spiegel-Quell, du netzest und ergetzest;
Aus Erd' in Himmel-Luft die Seele schnell versetzest.

Samuel Greifenson. s. Simplicissimus.

Johann Christoph Greiling

ward den 21. December 1765 zu Sonnenberg im Saalfeldischen geboren, erhielt seine erste gelehrte Bildung auf dem Gymnasium zu Koburg, studirte in Jena Theologie und wurde 1797 als Prediger zu Schochwitz im Mannsfeldischen angestellt. 1798 kam er in gleicher Eigenschaft nach Neu-Gattersleben, wurde 1805 Superintendent und Oberpfarrer zu Aschersleben und 1828 vom König von Preußen durch Ertheilung des rothen Adlerordens dritter Klasse ausgezeichnet. Seit 1830 ist er Dr. der Theologie.

Seine Schriften sind:

Ueber den Entzweck der Erziehung. Schneeberg 1793.
Philosophische Briefe. Leipzig 1794
Populäre Abhandlungen aus dem Gebiete der praktischen Philosophie. Züllichau 1797.
Neue praktische Materialien zu Kanzelvorträgen. Magdeburg 1798 — 1804. 6 Bde.
Hieropolis. Ebendas. 1802.
Theorie der Popularität. Ebendas. 1805.
Amtsvorträge. Ebendas. 1805.
Andachtsreden. Halberstadt 1805.
Theophanien. Halle 1808.
Das Leben Jesu. Ebendas. 1813.
Die biblischen Frauen. Leipzig 1814 — 1815. 2 Thle.
Neueste Materialien. Magdeburg 1821 — 1826. 6 Thle.
Einzelne Predigten. Aschersleben 1830.

Ein klarer und lichtvoller Kanzelredner, der mit Kraft und Nachdruck die Herzen anzuregen und zu rühren weiß. — In seinen pädagogischen Schriften war er, zu ihrer Zeit mit vielem Erfolg, bemüht, die Grundsätze Kantischer Philosophie auf die Erziehungslehre anzuwenden. — Eins seiner vorzüglichsten durch geschmackvolle Darstellung, wie durch tiefes Gefühl und reiches Wissen gleich ausgezeichneten Werke ist: „Biblische Frauen."

Johann Dietrich Gries.

Dieser geistvolle Uebersetzer fremder Dichter wurde den 7. Februar 1775 zu Hamburg geboren. Obwohl von seinem Vater, dem dasigen Senator G. zum Kaufmann bestimmt, hatte er doch auf dem Johanneum bereits einen so guten wissenschaftlichen Grund gelegt, daß er nach einer Nachhülfe mit väterlicher Bewilligung 1795 — 1800 in Jena und Göttingen mit Erfolg die Rechte studiren konnte. Dabei fand er noch hinlängliche Muße, seiner damaligen Lieblingsneigung, der Dichtkunst, nachzuhängen, wodurch er in Jena mit A. W. Schlegel, Schiller, Wieland, Goethe, Herder und Schelling in freundschaftliche Verbindung kam. 1800 kehrte er von einigen kleinen Reisen nach Jena zurück, wurde daselbst Doctor der Rechte und ließ sich nach einem kurzen Aufenthalte in Weimar hier häuslich nieder. Von 1808 — 1810 bereiste er die Schweiz, Oberitalien und Baiern, lebte dann wieder eine Zeitlang in Stuttgart, kam darauf von Neuem wieder nach Jena und wurde 1827 vom Großherzog von Weimar zum Hofrathe ernannt.

Wir haben von ihm:

Tasso's befreites Jerusalem. Jena 1800 — 1803. 2 Bde. 4. Aufl. 1824. 5. Aufl. 1826.
Ariost's rasender Roland. Jena 1804 — 1808. 4 Bde. 2. Aufl. 1825. 5 Bde.
Calderon de la Barca's Schauspiele. Berlin 1815 — 1826. 7 Bde.

Gedichte und poetische Uebersetzungen. Stuttgart 1829. 2 Bde.
Fortiguerra's Richardet. Stuttgart 1831 — 1832. 3 Bde.
Bojardo's verliebter Roland. Stuttgart 1835 — 1837. 3 Bde.
Außerdem Uebersetzungen einzelner Stücke, so wie Gedichte in Zeitschriften, Almanachen u. s. w.

Feinheit des Geschmackes, Witz, Wohllaut und seltene Herrschaft über Sprache und Form charakterisiren G's lyrische Gedichte. Den größten Ruhm erwarb er sich jedoch durch seine Uebertragung von Meisterwerken südlicher Poesie, zu der ihn ein gründliches und ausgebreitetes Wissen vorzüglich befähigte. Hier hat er Außerordentliches geleistet, und indem er mit bewundernswürdigem Fleiße der strengsten Treue sich befließ, doch zugleich gezeigt, was die deutsche Sprache bei so geistreicher und gewandter Behandlung zu geben vermag. — Wenn auch alle übrigen Denkmäler deutscher poetischer Kunst verloren gingen, seine Uebersetzung des rasenden Roland allein würde den Nachkommen zu ihrem Erstaunen beweisen, auf welche bedeutende Höhe sich die deutsche Sprache und Literatur zu einer Zeit geschwungen haben mußte, in der es einem ausgezeichneten Manne gelang, auf solche Weise mit den herrlichsten Denkmälern fremder Dichtkunst in der Nachbildung derselben zu wetteifern.

Die Danaiden.*)

Danaos, Argiver König,
Führte seinen Scepter schwer.
Alles war ihm unterthänig
Vom Gebirge bis an's Meer.
Rudernd durch die Wogen,
War er hergezogen
Fern von Libyens heißem Strand
In das mildre Griechenland.

Doch wie seiner Heimat Sonne
Flammte wild des Königs Sinn.
Nur Gewalt war seine Wonne,
Herrschen nur war ihm Gewinn.
Endlich war's gelungen,
Argolis bezwungen;
Und nach langem, harten Krieg
Blieb ihm der gewisse Sieg.

Doch nicht ruhig konnt' er bleiben,
Argwohn haust' in seiner Brust;
Nimmer konnt' er den vertreiben,
Der vertrieb ihm jede Lust.
Denn an allem Orte
Hört er Phöbos Worte:
Aus des Bruders Stamme droht
Dir von Eidamshand der Tod.

Und er fühlt des Argwohns Flamme
Wilder stets im Busen glühn;
Aus Aegyptus reichem Stamme
Schrecken funfzig Helden ihn.
Seines Bruders Erben,
Kommen sie und werben,
Nach dem Bunde der bestand,
Um der funfzig Töchter Hand.

Aber seit Apollons Warnung
Sinnt er nur auf ihren Tod,
Sucht mit künstlicher Umgarnung
Abzuwenden, was ihm droht.
Endlich ist's ersonnen!
Wie der Tag begonnen,
Ruft die Töchter er zum Thron,
Redet mit verstelltem Ton:

Seht, so weit die Blicke reichen,
Ist das Land mir unterthan.
Meiner Macht muß Alles weichen,
Mein Gebot nimmt Alles an.
Doch mich freut es wenig,
Bin ich gleich der König,
Ließ' ich nur, ihr Töchter, euch,
Wenn ich sterbe, Kron' und Reich.

Wißt, in unsern eignen Mauern
Haust die Hyder, die euch droht.
Meines Bruders Söhne lauern
Lange schon auf meinen Tod;
Und wenn ich nun sterbe,
Nehmen sie das Erbe,
Rauben meinem theuern Blut
Frech das väterliche Gut.

Drum, zu mindern eure Sorgen,
Bin ich weislich nun bedacht.
Vor Gefahr seyd ihr geborgen,
Habt ihr meines Wortes Acht.
Doch vor allem schwöret,
Was ihr immer höret,
Eh ihr mein Gebot gethan,
Bräutlich keinem Mann zu nahn.

Und die Töchter alle schwören,
Wie der König es verlangt.
Heimlich muß nun jede hören,
Wessen ihr im Herzen bangt,
Doch den funfzig Helden
Läßt der König melden:
Heute sey, wie ihr begehrt,
Euch der Töchter Hand gewährt.

Rings von tausendfachem Scheine
Wird der Hochzeitsaal erhellt.
Jedem Jüngling wird die Seine.
Bei dem Mahle zugestellt.
Jetzt empfangen alle,
Bei Trommetenschalle,
Wie der König es befahl,
Von der Braut den Festpokal.

Was die Helden nimmer dachten,
Schlaferregend war der Trank;
Doch des Königs Augen wachten,
Als der Gatten Auge sank.
Höhnend rief er: Spüret
Ihr schon Schlaf? So führet
Denn die Braut in's Brautgemach;
Doch der Bräutigam sey wach!

Und es hörte mit Erröthen
Solchen Spott der Helden Schaar;
Und bei'm Klange süßer Flöten
Schlich hinweg sich jedes Paar.
Aber ach! vergebens
War die Macht des Strebens;
Der verrätherische Pokal
Siegte zu der Gatten Qual.

Würde sie der Schlaf berücken —
Also war des Königs Wort —
Sollten ihre Dolche zücken
Bräute zu der Gatten Mord
Und mit raschen Händen
Sie zum Orkus senden,
Um von seines Argwohns Pein
Den Tyrannen zu befrei'n.

Ungeduldig in der Halle
Wartete der König schon:
Haben denn die Frevler alle
Nun empfangen ihren Lohn?
Als die Töchter kamen
Und sie dies vernahmen,
Sprachen sie: Wie sich's gebührt,
Ist dein Wille, Herr, vollführt.

Und die blut'gen Dolche zählte
Der Tyrann mit späh'nder Hand.
Doch als ihrer Einer fehlte,
Neun und vierzig nur er fand,

*) Gedichte und poetische Uebersetzungen von J. D. Gries. Stuttgart 1829. 2 Bde.

Rief er, Wut im Blicke:
Welcher Schlange Tücke
Hat verspottet mein Gebot?
Treffe sie mit ihm der Tod!

Ach! der Töchter jüngste hatte
Nicht vollführt den grausen Spruch;
Denn es jammert sie der Gatte,
Und sie wagt des Vaters Fluch.
In den Schwestern brannte
Glut, die sie nicht kannte,
Noch von Libyens heißem Strand;
Doch sie zeugte Griechenland.

Hypermnestra hörte bebend,
Was der Vater grausam sprach.
Dem Gebote widerstrebend,
Trat sie in das Brautgemach,
Sah den Vater winken,
Sah den Jüngling sinken —
Und mit namenloser Qual
Faßt sie den gebotnen Stahl.

Zitternd hat sie ihn geschwungen,
Doch es sieget die Natur.
Götter, ruft sie, nur erzwungen
War des Mordes grauser Schwur!
Jene Libyerinnen,
Was sie auch beginnen:
In der Griechinn sanfter Brust
Wohnt nicht Mord-, nur Liebeslust.

Und der Dolch entsinkt den Händen,
Auf den Jüngling stürzt sie hin.
Statt den Frevel zu vollenden,
Ruft die holde Retterinn:
Mein Gemahl, erwache!
In dem Brautgemache
Harrt, statt Amors süßem Scherz,
Nur auf dich des Todes Schmerz.

Und der Jüngling dehnt die Glieder,
Wie der Schall sein Ohr berührt:
Ach! dein Trank, er macht mich müder,
Als dem Bräutigam gebührt.
Zärtlich, voll Verlangen,
Will er sie umfangen;
Doch mit grauenvollem Blick
Stößt den Jüngling sie zurück.

Nicht zu Hymens frohen Spielen
Sey die kurze Zeit verwandt!
Deine Brüder, ach! sie fielen
Schon durch meiner Schwestern Hand.
Doch des Vaters Willen
Konnt' ich nicht erfüllen —
Und noch eh sie enden kann,
Stürzt in's Zimmer der Tyrann.

Fürchterlich in seinem Grimme,
Hört er, was die Tochter spricht,
Ruft mit wuterstickter Stimme:
Uebst du so des Schwures Pflicht?
Ha! du hast gebrochen,
Was du kaum versprochen:
Geh denn auf des Orkus Bahn
Deinem Gatten, geh voran!

Und das Eisen hochgeschwungen,
Zielt der König, rachentbrannt;
Doch der Jüngling, eh's gelungen,
Schlägt das Schwert ihm aus der Hand.
Rächend seine Brüder,
Stößt er rasch ihn nieder
Und von dem verhaßten Ort
Reißt er die Geliebte fort.

Mit Entsetzen sonder Gleichen,
Als er sich der Halle naht,
Sieht er seiner Brüder Leichen,
Sieht des Wütrichs grause That.
Daß er umgekommen,
Wird entzückt vernommen;
Und dem Jüngling beut zum Lohn
Das befreite Volk den Thron.

Aber jene Falschen beben,
Denn es droht ein hart Gericht.
Doch die Schwester fleht ihr Leben,
Und der junge König spricht:
Wohl, trotz ihren Ränken,
Will ich's ihnen schenken;
Doch es heischt der Pflicht Gebot
Strafe für der Brüder Tod.

Schnell nach kunsterfahrnen Leuten
Schickt er jetzt im ganzen Reich,
Läßt ein hohes Faß bereiten,
Unten einem Siebe gleich.
Dieses ist mein Wille:
Eh dies Faß sich fülle,
Sey euch nimmer Ruh vergönnt;
Seht nun, ob ihr's füllen könnt;

Und sie tragen auf und nieder;
Doch wenn kaum das Wasser schwoll,
Rinnt es aus dem Siebe wieder,
Und das Faß wird nimmer voll.
Und des Volkes Sage
Wandelte zur Plage
In des Orkus ew'ger Nacht,
Was der König weis' erdacht.

Elegie.

Hat die düstre Fackel deines Lebens
Schon der stille Genius gesenkt?
War der Freundschaft frommes Flehn vergebens?
Deine dunkle Laufbahn so beschränkt?
Einsam weil' ich hier am Todeshügel,
Schweigend wölbt sich unter mir dein Grab;
Und mein Auge blickt, der Seele Spiegel,
Trüb' und thränenvoll hinab.

Wie die Lilie dort die frischen Blüthen
In Aurorens mildem Glanz erhebt!
Wie des Nordes unversehnem Wüten
Ihre Kraft noch mühsam widerstrebt!
Ach! er wirft die zarte Blume nieder;
Die Natur gab ihr nur schwache Wehr.
Morgen kommt der Wandrer suchend wieder —
Und er findet sie nicht mehr.

Gleich den Blüthen, die der Nord zerwehte,
Sinkt der Jüngling in der Erde Schooß;
Eng' und dumpf ist seine Schlummerstäte,
Bald verhüllet von des Hügels Moos.
Dieses Herz, das eine Welt umfaßte,
Drückt der Erde feindliche Gewalt;
O daß keine Sorge mehr es laste,
Ward es darum erst so kalt?

Wenig war der Freude dir gemessen,
Schnell vertilgt war ihre schwache Spur.
Ach! von allen Söhnen dein vergessen
Hatte die unzärtliche Natur.
Feindlich wog, mit ungerechter Wage,
Sie dein Erdtheil dir in Kummer hin;
Grausam blieb sie, bis zu jenem Tage,
Deines Lebens Schuldnerinn.

Was du hattest, hast du selbst errungen!
Was du warst, du warst es nur durch dich.
Doch was du dem Schicksal abgezwungen,
War ein Traum, der raschen Flugs entwich.
Köstliche Gesundheit, Schatz des Lebens,
Von der Erde letztem, ärmsten Sohn
Hätt' er gerne dich ertauscht — vergebens!
Ihm ward nie dein süßer Lohn.

Keine Ros' umblühte, frisch und labend,
Deines Lebens dornenvolle Bahn;
Freudeleer entfloh dir jeder Abend,
Freudeleer sahst du den Morgen nah'n.
Nur der Tod erschien dir minder trübe,
Kummerlösend traf dich sein Geschoß.
War es nicht die sanfte Hand der Liebe,
Die dein brechend Auge schloß?

Aus des Glückes weichem Schooß gerissen,
Fühlt der Mensch der Trennung bittern Schmerz;
Alles, was er hier besaß, zu missen,
Peinigt endlos sein verwöhntes Herz.
Doch er sieht die Hoffnung vor sich schweben,
Mild umschleiernd das Gesetz der Zeit;
Des verlängerten Genusses Streben
Nennt er gern Unsterblichkeit.

Aber wer auf Erden nichts besessen,
Was ihn fesselt an die Welt der Noth:
Daß er je gewesen zu vergessen,
Folgt er willig dem Befreier Tod.
Ach! zur Freude warst du nicht geboren;
Was du hattest, schwand schon hier dahin.
Dem, der alles, so wie du, verloren,
Ist Vernichtung noch Gewinn.

Ach! aus jenem unbekannten Lande,
Nie erspäht von eines Forschers Blick,
Undurchdringbar endlichem Verstande,
Kehrte nie ein Wanderer zurück.
Durch ein ewiges Gesetz geschieden,
Das des Menschen Lippe schaudernd nennt,
Ruht sie dort, die Freistatt aller Müden,
Denen keine hier gegönnt.

Aber dem, der treu mit reiner Feier
Folget ihrer unentweihten Spur,
Hob sie selbst den siebenfachen Schleier
Liebevoll, die göttliche Natur.
Thanatos verborgnes Graun zu mildern,
Zeigte sie mit mütterlichem Blick
Ihm in lichten, zartverhüllten Bildern
Sein zukünftiges Geschick.

Siehst du nicht die Erde sich verklären
Vor des jungen Lenzes Wonnehauch?
Dampfet nicht von tausend Weihaltären
Der verjüngten Schöpfung Opferrauch?
Alle Schaaren ihrer Kinder fallen
An der großen Mutter weites Herz;
Tausend neue Jubelhymnen wallen
Mit den Düften himmelwärts.

Was verschlungen ward vom Strom der Zeiten,
Kehret wieder in der Zeiten Strom;
Aus dem großen Reich der Wirklichkeiten
Schwindet keiner Ephemer' Atom.
Glänzend aus des Saamenkorns Verwesung
Steigt der goldgefüllte Halm hervor;
Aus der Raupenhülle zur Erlösung
Schwingt der Sylphe sich empor.

Und vergessen von der Mutter schliefe
Er, den sie ein Götterbild erschuf?
Nein! auch in des Grabes dumpfe Tiefe
Dringet laut der Auferstehung Ruf.
Dann, befreit von jedem Erdenbande,
Von des Schattenlebens Wahn und Trug,
Hebt zu seinem heimatlichen Lande
Siegend sich des Geistes Flug.

Der geraubte Eimer.

Schon hatten sich die Boten fortbegeben,
Und jede Friedenshoffnung schien dahin;
Denn nie den König aus der Hand zu geben,
Beschloß der Sieger übermüth'ger Sinn.
Allein der Nuntius hatt' ein andres Streben:
Zum großen Hirten Roms sollt' Enzio hin,
Damit der stärkre Feind ihn aufbewahre,
Und größre Kränkung Friederich erfahre.

Noch aber war der Stillstand nicht verflossen,
Da kam den Fluß herab, leicht und gewandt,
Ein Schifflein mit dem Strom dahergeschossen
Und setzte zwei Herolde hier ans Land.
Die Brück' erreichend, kamen die Genossen
Zum rechten dieser, der zum linken Strand,
Und forderten zum Zweikampf mit dem Speere
Die ganze Ritterschaft der beiden Heere.

Der Aufruf sagt: Ein Ritter, nach dem Kranze
Der Liebe strebend, den ein Fräulein hält,
Das wohl an Muth, an Sitt' und Reizesglanze
Die Herrschaft hat ob allen Frau'n der Welt,
Ruft jeden Ritter auf zum Kampf der Lanze,
Bis Einer sitzen bleibt und Einer fällt,
Des Gegners Schild begehrt er, sollt' er siegen,
Und giebt den seinen hin, sollt' er erliegen.

Die Fodrung wird von Allen angenommen,
Und hier wie dort macht Jeder sich bereit
Und denkt, sobald die Sonne neu entglommen,
Die jetzt sich senkt, kühn zu bestehn den Streit.
Kaum aber ist die Nacht herabgekommen
Und nimmt der Welt ihr buntes Farbenkleid,
Mit dem verschwiegnen Schleier sie bedeckend,
Da schallt vom Himmel die Trommete schreckend.

Verwirrt bewaffnen sich dreihundert Schaaren,
Bestürzt, erschreckt durch dieses Klanges Wut.
Da läßt sich schnell ein großes Schiff gewahren
Und schwimmt herab auf der geschwellten Flut,
Aus welchem Flammen und Raketen fahren;
Nie zeigt die Stadt des Dis so wilde Glut.
Erst schien's ein Schiff; zur Brücke dann gelangend,
Ist's Eiland, und ein Berg erhebt sich prangend.

Rauh ist der Berg, ein wildes Steingemenge,
Und eine Wiese zieht sich vor ihm her,
Die hundertzwanzig Schritte hält an Länge,
An Breite dreißig, minder oder mehr.
Der Brücke fügt das Vordertheil sich enge;
Dort sieht man eine Säule, hoch und hehr,
Aus welcher künstlich so die Flammen steigen,
Daß hellerleuchtet sich die Ufer zeigen.

Am Schafte hängt, mit Ketten festgebunden,
Ein goldnes Horn; und eine Schrift dabei
Läßt auf dem glatten Marmor dies erkunden:
Wer wagen will den Kampf, der blase frei!
Noch höher ward ein reicher Schild gefunden,
Und durch die Kunst der schönen Bildnerei
Ward schier der Werth des reinen Silbers minder.
Darüber stand die Schrift: dem Ueberwinder!

Hier bildete der Künstler nach dem Leben
Den Kampf des Ritters von Seleucia
Mit dem Martan; rings war das Feld umgeben
Vom Volk Damaskus, das ihn staunend sah.
Von Schaam und Schmerz betäubt, stand Gryph daneben
Und sah fast sinnlos an, was hier geschah.
Es lacht der Hof, und Norandin wird heftig;
Allein Martan entflieht und spornet kräftig.

Die Insel prangt im schönsten Grüngewande,
Und Myrten schatten am Gestad' umher.
Es sammeln sich der Ritter viel am Strande
Und wandeln auf der Wiese hin und her.
Doch da sie Niemand sehn im ganzen Lande,
Zieht Alles nach der Säule sich nunmehr;
Und unter ihnen wird ein Streit erhoben:
Wer soll zuerst das Abenteu'r erproben?

Sie loosen drum, und aus dem wackern Bunde
Wählt Galeotto'n itzt des Glückes Fall.
Er bringt sogleich das goldne Horn zum Munde
Und bläst, und Jeder wird betäubt vom Schall.
Die Insel bebt, es bebt im tiefsten Grunde
Strombett und Wog' und Ufer überall.
Das Feu'r erlischt, die Sterne selbst erblassen,
Der Himmel ist vom heitern Glanz verlassen.

Noch bebte rings der Grund, und plötzlich hüllte
Ein dichter Wolkenzug die Erd in Nacht.
Auf einmal blitzt' es, und zugleich erbrüllte
Ein Donnerschlag mit so gewalt'ger Macht,
Daß Todesgraun jedwedes Herz erfüllte
Und Jeder fast von Sinnen schien gebracht.

Und mit dem Donner traf ein Blitz zusammen,
Fuhr auf den Berg und setzt' ihn rasch in Flammen.

Fort loderte die Glut, unaufgehalten,
Der ganze Berg schien eine Feuerwelt;
Und während noch empor die Flammen wallten,
Erschien in ihrer Mitt' ein Purpurzelt.
So schien der edle Stoff, den einst die Alten
Aus unverbrennbarn Fäden dargestellt,
Im Morgenland, bei'm königlichen Prunken
Des Leichenfests, zu glühen in den Funken.

Der Berg verbrennt in wenigen Sekunden,
Und heiter wird der Himmel, wie zuvor.
Aus hundert von Trommeten schallt verbunden
Kriegslärm und süße Harmonie zum Ohr.
Das Licht, das von der Säule war verschwunden,
Kehrt nun zurück, und aus dem Zelt hervor
Ziehn hundert Pagen, und sie alle glänzen
In weißer Tracht, gestickt mit goldnen Kränzen.

Schwarz sind der Knaben Händ' und Angesichter,
Es scheint, daß Aethiopien sie gebar;
Und aus dem Stegreif spräche wohl ein Dichter:
Hier wird man Fliegen in der Milch gewahr.
Es zieht aus zweien Pforten, Fackellichter
In ihrer Hand, hervor die Doppelschaar,
Stellt sich in grader Reih' auf beide Seiten
Und läßt inmitten freie Bahn zum Streiten.

Indessen bracht' ein Knappe, wohlbedächtig,
Schon eine Menge Lanzen zum Turnier;
Und Galeott erschien, in Waffen, prächtig,
Grün waren Rüstung, Oberkleid und Zier.
Er lenkt' ein thracisch Roß, gewandt und mächtig;
Grau, mit drei weißen Füßen, war das Thier,
Das curbettirend, wenn's der Sporn berührte,
Auf ebner Bahn manch kühnen Sprung vollführte.

Bereit ist Alles, und zum Kampfgedränge
Fehlt nur der andre Rittersmann nunmehr.
Da schallen noch einmal Trommetenklänge,
Und plötzlich kommt er aus dem Zelt daher.
Weiß war sein Kleid, mit edler Steine Menge
Prachtvoll geschmückt, der Helmbusch weiß, die Wehr
Von Silberblech, unschätzbar für den Kenner;
Doch schwärzer als ein Rabe war sein Renner.

Der offne Helm ließ sein Gesicht gewahren,
Er schien ein Jüngling und kaum sechzehn alt,
Von Ansehn hold und schön, von blonden Haaren,
Und seine Tracht verlieblicht die Gestalt.
Anmuthig grüßt er rings umher die Schaaren;
Mit kräft'gem Zügel zwingt er die Gewalt
Des muth'gen Renners leicht zum raschen Tanze
Des stahlbeschlagnen Hufs, und packt die Lanze.

Er schließt den Helm und wartet mit Verlangen,
Bis der Trommete Zeichen tönt zum Ohr.
Und es erscholl; wie Sturm und Flammen drangen
Der Eine hier, der Andre dort hervor.
Sie trafen sich, und die gewalt'gen Stangen
Flohn, schnell zerstückt, in Splittern hoch empor.
Aus Beider Helm sprüht' eine Menge Funken,
Und glatt war Galeott vom Roß gesunken.

Dies schöne Schauspiel anzusehn, verbreiten
Sich beide Heere links und rechts am Strand;
Und unter'm Baldachine sahn dem Streiten
Die beiden Schöffen zu bei'm Fackelbrand.
Sie sehn den Galeott vom Sattel gleiten,
Und wie der Andre die großmüth'ge Hand
Nach seinem Zaume streckt mit edler Sitte
Und hemmt des Feindes Roß im flücht'gen Schritte.

Doch Galeott, beschämt ob solcher Schande,
Giebt scheidend seinen Schild dem Sieger her;
Und auf dem hellen, goldgeschmückten Rande
Liest man den Namen Galeott nunmehr.
Indeß, im blau und goldnen Kriegsgewande,
Senkt schon ein andrer Ritter seinen Speer
Und spornet rasch den schwarzgemähnten Tiger
Zum Kampfe los auf jenen fremden Krieger.

Die Lanze muß am Rand des Schildes brechen
Und splittert durch die dunkle Luft bei'm Stoß.
Dem Fremden glückt's, vom Sattel ihn zu stechen,
Und Jener fällt den Blumen in den Schooß.
Kaum hingestürzt, will er die Schande rächen,
Die er erlitt, und zieht den Degen bloß.
Der Andre weicht; ein Wind hat sich erhoben,
Und schnell ist jedes Licht wie weggestoben.

Die Insel bebt, und mitten aus den Auen
Steigt eine Flamm' empor, und Donner hallt.
Ein fürchterlicher Riese läßt sich schauen,
Der Erd' und Himmel schreckt durch die Gestalt.
Er naht dem Ritter, der ihm ohne Grauen
Entgegen tritt, und packt ihn mit Gewalt,
So wie ein Huhn; und in die dunkeln Wogen
Ist schnell der Ritter sammt dem Roß geflogen.

Kaum rettet er durch Schwimmen noch sein Leben;
Doch blieb sein Schild, auf dem Irneo stand.
Von neuem sah man jetzt die Insel beben;
Sie that sich auf, das Ungethüm verschwand,
Und alle Lichter, ausgelöscht so eben,
Entzünden sich und stehn in hellem Brand.
Nichts hört man mehr von Sturm und Ungewitter,
Und neuen Kampf begehrt der fremde Ritter.

Von einem Schweißfuchs leicht dahergetragen,
Erscheint als dritter Kämpfer Valentin;
Und als der vierte zeigt sich ohne Zagen,
Auf stolzem Africaner, Jacopin.
Mit feinem Silber ist sein Roß beschlagen;
Zaum, Sattel prangt mit Gold und mit Rubin.
Allein dem Einen geht es wie dem Andern,
Sie müssen schildlos aus der Insel wandern.

Der Herr von Livizzan, der fünfte Ritter,
War für Selindens stolzen Reiz entbrannt
Und sank für sie, von einem Lanzensplitter
Verwundet jetzt, fast in des Todes Hand.
Die Lanze brach, und durch des Helmes Gitter
Flog rasch ein Stücklein, und er fiel auf's Land.
Am rechten Auge war er schwer getroffen,
Und für sein Leben war nicht viel zu hoffen.

Zum Zacharies, der an der linken Seite
Des Potta sitzt, kehrt dieser sich und spricht:
Der Ritter wirft ja Alles hin im Streite,
Wohl Hexerei und Zauber übt der Wicht. —
Ei, sagt der Greis, ei der Vermaledeite!
Dasselbe glaub' ich auch, und sehe nicht,
Was nur die Leute für Behagen finden,
Mit Hexenwerk und Teufeln anzubinden.

Drum würd' ich, ständ's bei mir, den Schluß erlassen,
Ihm solle Keiner mehr zum Kampfe stehn. —
Gleich läßt der Potta ein Decret verfassen:
Nicht Einer soll mehr auf die Insel gehn!
Dann setzt er sich, ganz ruhig und gelassen,
Und denkt: Was wird vom Feinde nun geschehn?
Bald sieht er drauf, es kommen zwei Genossen,
In Braun und Gold, daher auf ihren Rossen.

Der Eine rennt; kaum trifft der Speer die Glieder,
Als er vom Sattel auf den Boden fährt.
Doch zeigt sein ganzes Ansehn, stark und bieder
Sey Arm und Herz, des besten Ritters werth.
Der Andre folgt, und über's Kreuz hernieder
Fliegt er sogleich, weit weg von seinem Pferd.
Auf steht der Erste schnell, und mit Verdrusse
Und stolzem Ton spricht er zu dem vom Flusse:

Bist du, o Krieger, nicht durch Zaubermächte
Stark mit dem Speer, so steig' herab einmal
Und löse mir nach gutem Kämpferrechte
Den Zweifel, den ich hege, mit dem Stahl.
Und fürchtest du, daß dieses Störung brächte
In dein Turnier, so sieht nach eigner Wahl.

Nur zwei Schwerdthiebe jetzt als wackrer Streiter;
Hier ist der Schild, und nichts verlang' ich weiter.

Der Ritter von der Insel spricht: ich bliebe
Verpflichtet wohl, zu tilgen den Verdacht,
Wenn mich der Rachsucht und des Hasses Triebe
Bewaffnet in dies Kampfgefild gebracht.
Zum Rennen kam ich, nur gelockt durch Liebe,
Und mein Begehr ist Allen kund gemacht.
Drum brauch' ich nicht den Kampf hier aufzugeben
Und andern einzugehn, nach deinem Streben.

Doch denke nicht, ich sey ein feiger Knabe,
Weil ich zum Schwerdterkampf mich nicht gestellt;
Wenn ich den Plan vollzogen, den ich habe,
Antwort' ich dir sogleich, wie dir's gefällt.
Den Schild, verlangst du ihn als Gunst und Gabe,
Ich dir gern; doch sonst nichts auf der Welt
Verschafft ihn dir, noch wird auf dein Verlangen
Der Kampf geändert, den ich angefangen. —

Du änderst ihn, und sey's dir noch so bitter,
Verruchter Zaubrer! ruft der zweite Mann
Und schlägt mit seinem Lanzenstumpf den Ritter
Stracks auf den Helm, und zieht das Schwerdt sodann.
Die Insel bebt; ein plötzlich Ungewitter
löscht jedes Licht, und Dunkel dringt heran.
Der Himmel blitzt, und aus dem Erdenbauche
Steigt eine Doppelwolk aus dichtem Rauche.

Es flammt der Rauch, und sieh! zwei Ungeheuer
Erscheinen flugs in wilder Stiergestalt;
Und ihrer Augen Glut, des Odems Feuer
Vertrocknet Gras und Blumen alsobald.
Nicht schreckt die Krieger dieses Abenteuer,
Sie ziehen beid' ihr Schwerdt und machen Halt.
Die Stiere nahn; es zittern rings die Schaaren,
Als sie der Augen Flammenblitz gewahren.

Der Inselritter, wohl den Ausgang kennend,
Zieht sich zurück und schaut des Kampfs Verlauf,
Der Stiere Paar, mit Pfeilesschnelle rennend,
Wühlt mit gespaltnem Huf den Boden auf.
Die Krieger lassen sie hindurch, sich trennend;
Das Zauberhorn verletzt sie nicht im Lauf.
Sie hauen zu, allein der Hiebe jeder
Fällt fruchtlos, wie auf Woll' und weiche Feder.

Die Stiere kehren um; die Ritter kommen
Und hau'n ergrimmt auf ihre Köpfe los,
Und wo sie treffen, ist ein Blitz entglommen;
Doch bleiben Macht und Wut nicht minder groß.
Die Ritter werden schnell auf's Horn genommen
Und liegen plötzlich in der Wellen Schooß.
Doch der Besiegten Schild bleibt auf dem Lande;
Perinth, Peritheus steht auf goldnem Rande.

Die Stiere warfen mit den beiden Rittern
Sich in den Fluß und kamen nicht hervor.
Nun droht nicht mehr der Himmel mit Gewittern,
Schnell kam das Licht zurück, das sich verlor.
Auch sah man nicht die Insel mehr erzittern,
Und hold und lieblich ward sie, wie zuvor.
Der Ritter auch (er hielt bis jetzt zur Seite)
Trat vor und bot sich dar zu neuem Streite.

Er harrt, doch lang' umsonst; denn solche Tücke
Hat Graun und Furcht in jeder Brust erregt.
Am Ende steigt ein Ritter von der Brücke,
Den stolz und kühn ein falber Renner trägt.
Von Silber ist der Zaum, und alle Stücke
Des reichen Zeugs sind dicht mit Gold belegt.
Dem fällt es ein, zu tauschen mit den Speeren;
Er sagt's, und man bewilligt sein Begehren.

Das Zeichen tönt, und wie, unaufgehalten,
Die Blitze fuhren durch die Luft daher
Und flammend Himmel, Land' und Meere spalten,
Mit Sturmwind und mit Hagel hinterher:
So brechen jetzt die Ritter los und halten
Ein Jeder auf des Feindes Helm den Speer;
Und Splitter, Funken fliegen auf zum Himmel,
Und jedes Herz erstarrt im Volkgewimmel.

Die Rosse kommen Stirn an Stirn gelaufen;
Allein des Inselritters stärkres Pferd
Wirft jenes sammt dem Herrn auf Einen Haufen,
Worauf es wie ein Pfeil vorüberfährt.
Gleich steht der Brückenritter auf mit Schnaufen,
Und weil er Rache für sein Roß begehrt,
Ruft er den Gegner kühn zur zweiten Lanze,
Und dieser zeigt sich gleich bereit zum Tanze.

Man bringt ein andres Roß von braunem Felle,
Auf welches rasch der Brückenheld sich schwingt.
Er strafft den Zaum und spornt es auf der Stelle,
So daß der Gaul sich bäumen muß und springt.
Dann kehrt er um, und nun, mit Blitzesschnelle,
Fliegt er zum wilden Angriff, wie beschwingt.
Doch ward er kaum berührt im Gegenfliegen,
So mußt' er rücklings auf der Erde liegen.

Hier ist mein Schild! — so rief er, aufgestanden —
Denn nun ist's klar, daß du ein Zaubrer bist.
Nicht werde meine Tapferkeit zu Schanden
Hinfort an dir und an des Teufels List.
Allein vielleicht ist noch ein Arm vorhanden,
Der Lohn dir zu ertheilen sich vermißt,
Zu deiner Schmach. So lange magst du leben,
Beschützt vom Satan, dem du dich ergeben.

Fort ging er von der Insel, dieses sagend,
Und auf dem Schild las man Tognon alsbald.
Nach diesem nun erschienen, herrlich ragend,
Zwei andre Ritter, edel von Gestalt;
Allein auch sie, sich an den Kämpfer wagend,
Erfuhren das Geschick der Andern bald.
Am glatten Silber ward der Speer zerbrochen
Un der wie dieser schnell vom Roß gestochen.

Paul, Sagramor, so las man auf dem Rande
Der beiden Schild'. Auf schwärzlich-grauem Pferd
Erschien ein Ritter jetzt am Inselstrande,
Den Helm mit roth- und weißem Busch beschwert,
In einem reichen Goldbrokat-Gewande,
Gestickt mit Perlen von dem größten Werth;
Und in der prächtigsten Livrei umgaben
Ihn rings umher die Reihn der Edelknaben.

Ein Ritter war's, von Namen nicht vorzüglich,
Sohn eines Schuftes aus dem Römer-Gau.
Der Vater, Trödler einst, trieb später klüglich
In Campo Merlo guten Ackerbau,
Verfälschte das Getraid' und Maaß genüglich
Und trug sich nun als großen Herrn zur Schau.
Und daß der Sohn des Stammes Glanz vermehre,
Schickt' er als Freipartisten ihn zum Heere.

Der kam nun, aufgeschwellt gleich einem Balle,
Und steif als ob ein Pfahl im Rücken sey.
An Wehr und Schmuck erkannten gleich ihn Alle,
Und an der reichen, prächtigen Livrei.
Wohl mehr als Hundert sind in gleichem Falle,
Und sie zu nennen stünde wohl mir frei;
Doch altes Uebel würd' ich dann beschädigen
Und alle Geckerei in Aufruhr predigen.

Erst tändelt' er mit seinem Roß gar lange
Und tummelt' es, so gut wie er's verstand;
Dann endlich trieb er's an zu rascherm Gange
Und nahm am Ziel der Rennbahn seinen Stand.
Das Zeichen tönt, und mit gesenkter Stange
Gehn Beide los; es zittert rings das Land,
Die Ufer hallen vom gewalt'gen Pralle,
Doch Keiner bringt den Andern jetzt zum Falle.

Der Erste, der im Kampfe nicht vertrieben
Vom Sattel ward, war dieser Römerheld.
Drob wundern sich wohl ihrer mehr als Sieben,
Die nimmer das von ihm sich vorgestellt.
Nachdenklich ist der Inselmann geblieben,
Worauf er mit den Seinen Zwiesprach hält.

Dann, zu den Schranken umgekehrt, empfangen
Zum zweiten Ritte sie noch stärkre Stangen.

Allein auch diese brachen bald und flogen
In kleinen Splittern auf zum Sternenheer.
Die beiden Ritter hatten sich gebogen
Und machten schon beinah die Sättel leer.
Dem Römer ward der Bügel Paar entzogen,
Und Funken sprühten aus der reichen Wehr;
Doch ihn ermuthigt, daß von tausend Rufern
Sein Name wiederhallt auf beiden Ufern.

Wie im Tyrrhenermeer bei'm Ost geschwinde
Die Welle schwillt und wogt und wallt mit Macht,
So schwillt des Römlings eitles Herz vom Winde
Des Pöbellobs, das schier ihn närrisch macht.
Rings späht er, wo er Blick' und Grüße finde,
Und bläht sich auf in seiner Pfauenpracht;
Und als er g'nug geprunkt mit seinem Glanze,
Verlangt er neuen Kampf und neue Lanze.

Perinth, Perintheus sind ergrimmt und toben,
Daß Dieser sich so lang im Sattel hält;
Da wird nochmals Trommetenschall erhoben
Von jener Seit', entgegen dem Gezelt.
Die Ritter kommen wüthend hergestoben
Indem ein jeder seine Lanze fällt.
Allein der Römer, stark am Helm getroffen,
Legt sich nun auch in's Grüne, wider Hoffen.

Wie rasend steht er auf und zieht den Degen,
Und stößt ihn in die Rippen seinem Roß;
Als hätt' es an dem armen Thier gelegen,
Daß er so plötzlich aus dem Sattel schoß.
Drauf kehrt er sich dem stolzen Feind entgegen
Und spricht: Wohl mußt du warten, mein Genoß,
Bis ich mit anderm Schilde dich ergötze;
Denn diesen geb' ich nicht um viele Schätze.

Mit Lächeln spricht der Held: Ich hab' im Rennen
Den mir erstegt, und deßhalb will ich ihn.
Mein Schild ist wohl von größerm Werth zu nennen
Doch siegtest du, ich hätt' ihn dir verliehn.
Der Römer spricht: Du sollst gar bald erkennen,
Nicht sey so leicht der Schild mir zu entziehn.
Er zückt das Schwerdt, und gleich erbebt, wie immer,
Der Erde Grund; doch nicht erlischt der Schimmer.

Ein Esel kommt, mit Stiefeln statt der Ohren,
Und statt des Schweifes wird ein Darm geschaut.
Die Ohren-Stiefel hau'n mit scharfen Sporen;
Des Schweifes Inhalt macht, daß Jedem graut.
Die Stimme schreckt und seine Ferfen bohren,
Und härter als ein Demant ist die Haut;
Und naht er sich dem Feinde — wie aus Flinten
Schießt er gesottne Kugeln ab von hinten.

Ein Pestgestank entsteht auf Meilenweite,
Nicht bloß am Ort, wohin die Kugel schlug.
Titta di Cola naht sich keck zum Streite
(Dies war der Name, den der Römer trug),
Und sein Gewand ward in der Läng' und Breite,
Mit Gold und Perlen nicht, verbrämt genug.
Er führt sein Schwerdt und haut mit Blitzesschnelle;
Doch trifft er auch, bleibt keine Spur am Felle.

Der Esel grüßt ihn mit den Klauen,
Rührt dann den Schweif mit schrecklicher Gewalt
Und macht zugleich durch sein Geschrei ihm Grauen;
Denn öffnet er das Maul, so bebt der Wald.
Auch sind die Ohren gar nicht träg' und hauen
Bald auf den Kopf, auf Seit' und Schulter bald.
Dann dreht er sich und blitzt und donnert plötzlich,
Und malt al fresco sein Gesicht ergötzlich.

So argen Sturm kann Titta nicht ertragen,
Wirft weg den Schild und giebt nun Fersengeld.
Unmäßig lacht der Sieger vor Behagen
Und stellt sich an die Schranken vor's Gezelt.
Doch schon gen Westen lenkt die Nacht den Wagen,
Und es erscheint kein Kämpfer mehr im Feld.

Er wendet sich, um in sein Zelt zu treten,
Da schon zum erstenmal die Hähne krähten.

Der Inselritter blieb in seinem Zelte
Am Tag verschlossen und kam nicht hervor.
Doch als der Mond bereits die Nacht erhellte,
Bewillkommt von der Käutz' und Eulen Chor,
Da zeigt' er sich, wie die Trommete gellte;
Doch schwarz war das Gewand, das er erkor,
Schwarz war der Busch und jede Zierde dunkel;
Allein sein Roß strahlt silberweiß Gefunkel.

Die Pagen dann, die Leuchterdienst verwalten,
Noch gestern schwarz wie aus der Negerei,
Erschienen heut als englische Gestalten
Und änderten Gesicht und Liverei.
Sie hatten sämmtlich schwarze Tracht erhalten,
Und Alles lief um sie zu sehn herbei.
Am meisten drängte sich längs den Gestaden
Das Volk, das gerne Torten ißt und Fladen.

Der Jüngling Averard, der bei den Proben
Des Inselkampfs bis jetzt nicht ward gesehn,
Erscheint zuerst, den Ritter zu erproben,
Und muß zuerst sich abgeworfen sehn.
Er giebt den Schild, und, das Visir erhoben,
Bleibt er ein Weilchen auf der Wiese stehn
Und spricht den Pagen zu, damit sie Thaten
Und Namen des Gebieters ihm verrathen.

Ein Fräulein kam indeß vom Inselstrande,
Umringt von Fackeln, ganz unzählig schier,
In weißem, doch fremdartigen Gewande,
Schön von Gesicht, anmuthig von Manier.
Sie kam mit Ehrfurcht zu Renoppia's Stande;
Zwei Knappen und zwei Pagen folgten ihr,
Beladen mit dem Schild-Gewinn des Siegers;
Sie aber sprach, im Namen jenes Kriegers:

Der hohe Ruhm Renoppia's, den die Ehre
Damals erkämpft, als sie am Flussesrand
Sich widersetzt des Feinds siegreichem Heere
Und ihm die Palme wiederum entwandt,
Hab' ihn hieher geführt, und ihr zur Ehre
Hab' er so muthig im Turnier gerannt.
Er bitte drum, daß sie die würd'ge Flamme,
Die ihm das Herz durchlodert, nicht verdamme.

Renoppia spricht, von Schaam und Zorn entglommen:
Schlecht, kleine Kupplerinn, ist euer Held
Bei mir mit seinen Künsten angekommen,
Weil alles Hexenwerk mir ganz mißfällt.
Doch ihr, so hübsch und jung, die unbekommen
Im Dunkeln bei ihm bleibt in seinem Zelt:
Vergönnet ihr, daß er in euern Rechten
Euch kränken darf und hier für Andre fechten?

Ich bin nur Magd, spricht Jene ganz gelassen,
Und solcher Preis ist nicht für mich gemacht.
Mein Herr kann nicht zu mir herab sich lassen,
Denn er besitzet Schlösser, Land und Macht.
Renoppia, schau wie schön, weiß sich zu fassen:
So sagt ihm denn, versetzt sie mit Bedacht,
Ich müsse mich dem Muth verbunden nennen,
Den er gezeigt, zu meiner Ehr', im Rennen.

Und wenn's auch lieber mir gewesen wäre,
Hätt' er im Ernst, die Waffen in der Hand,
Sich mir zu Lieb' erklärt für unsre Heere,
Ohn' allen Hexentrug und Zaubertand,
Doch nehm' ich's an und danke für die Ehre;
Und dieses sey ihm meinerseits gesandt.
Und von der Brust, im Reden noch begriffen,
Nahm sie ein Kreuzchen, aus Krystall geschliffen.

Drin war ein Zahn Sanct Geminians verschlossen,
Und Papst Honorius weihte diesen Zahn.
Dies reichte sie der Dirne, schnell entschlossen,
Als sollt's zum Lohn der Inselheld empfahn.
Doch Diese war wie leerer Traum zerflossen,
Kaum rührte nur das Kreuz die Botinn an.

Die Knappen und die Pagen auch verschwanden,
Und nur die Schilde waren noch vorhanden.

Die Namen liest Renoppia, und die Schilde
Befreundter Ritter giebt sie gleich zurück;
Doch jene, die gehört der Feindesgilde,
Bewahrt sie als Trophä' und Beutestück. —
Indeß verfolgt sein Werk im Kampfgefilde
Der Inselritter mit gewohntem Glück;
Da zeigt auf einer Seite sich am Strande
Ein fremder Mann im gelben Kriegsgewande.

Ein Panther schmückt den Helm; zwei Spannen weiter,
Als bei den andern Rittern, reicht sein Speer.
Allein man sieht, so zögernd kommt der Reiter,
Er geht mit Widerwillen nur hieher;
Und die Trommet', aufregend jeden Streiter,
Bewirkt bei ihm das Gegentheil vielmehr.
Nun rennt er, doch (dies zeigt die Angstgeberde)
Nicht fortgeführt vom Muthe, nur vom Pferde.

Doch schließt er fest, stemmt seine Lanze wider
Und beißt, indem er auf den Gegner dringt,
Die Zähne zu und senkt die Augenlieder,
Wie einer, den nur Schaam zum Kampfe zwingt;
Und wirft bei'm ersten Stoß den Feind danieder,
Und Alle staunen, daß ihm dies gelingt.
Da schallt vom Ufer rings, wie Ungewitter,
Der laute Ruf: Vivat der Pantherritter!

Bei diesem Schall voll Staunen um sich blickend,
Sieht er dahingestreckt den fremden Wicht;
Und in den Sieg mit Mühe nur sich schickend,
Schaut er ihn an und faßt sich selber nicht.
Allein der Feind, nicht mehr die Wut erstickend,
Die flammend schon aus allen Zügen bricht,
Steht plötzlich auf, mit Einem Fuße stampfend,
Und rings erbebt die Erde, wild sich krampfend.

Das Licht erlischt; mit Blitz und Donnerkrachen
Verschwindet Augenblicks das Purpurzelt,
Und aus dem Eiland wird ein großer Nachen,
Der Mist und Heu und Besenreis enthält.
Und in dem Kahne bleibt, von allen Sachen
Und allen Leuten, die sich dort gesellt,
Der Sieger nur sammt einem Zwerggebilde,
Das eine Leuchte hält nebst einem Schilde.

Der Zwerg, den Schild dem Ritter übergebend,
Sagt ihm dabei: Der Siegesdank ist dies,
Den mein Gebieter, sich von hinnen hebend,
Der Säul' entnahm und dir ihn hinterließ.
Nun wünscht er nur, ganz deiner Güte lebend,
Daß, wie sich ihm dein hoher Muth erwies,
Er so nun auch erfahre deinen Namen,
Und welches Land erzeugt so edlen Saamen.

Der Ritter bläht sich, als er dies vernommen,
Und sagt: Berichte deinem Herrn getrost,
Aus Spanien sey mein edler Stamm gekommen
Und hochberühmt bis über'n fernen Ost.
Der Don Quirot', in Waffen so vollkommen,
Der Helden Fürst, der Abenteurer Trost,
Erzeugt' im Bund mit einer hohen Schönen
Den Vater mir, Don Phlegethon den Schönen.

In Welschland mußten Land und Leut' ihm dienen;
Es ist kein Ort, wo nicht sein Name blieb.
Sein hoher Ruhm vermißte nur Turpinen,
Der so von ihm, wie von dem Roland schrieb,
Gleich war ihm keiner von den Paladinen,
Er wich allein vor dieses Schwerdtes Hieb.
Doch Alles wissen soll dein Herr, soll wissen,
Daß Graf Culagna ihn in's Gras geschmissen.

Doch da ich nun befriedigt dein Verlangen
(Denn was du wissen wolltest, sagt' ich dir),
Muß auch das meine jetzt Genüg' empfangen;
Drum seinen Stamm und Namen melde mir. —
Du sollst, versetzt das Zwerglein, Kund erlangen,
Verlassen wir nur erst des Stroms Revier;
Denn Alle dort in jenen Ritterchören
Verlangen auch, was du verlangst, zu hören.

Sie nahen sich demnach dem rechten Strande,
Wo eine große Schaar von Kriegern steht;
Und kaum befindet sich der Zwerg am Lande,
Dringt Alles auf ihn ein und fragt und späht.
Der Zwerg, von Zunge leicht, schlau von Verstande,
Bleibt stehn und spricht: Hier bin ich, wie ihr seht,
Um, was ihr Alle wissen wollt, zu sagen;
Und Keiner soll sich über mich beklagen.

Als einstens vor der Wut der Gibellinen
Die Algonen flohn aus Modena,
Entwich der Graf Vallestra auch mit ihnen,
Den man als Oberhaupt des Stammes sah.
Er fand durch die Dämonen, die ihm dienen,
Einst einen Schatz; und, seinem Schlosse nah,
Schuf er in Bergen eine Zaubergrotte;
Da haust er meistens mit der Geister Rotte.

Dort lebt bei ihm ein Sohn von zarten Jahren,
Der einz'ge, den er hat, Melind genannt;
Sein Edelsinn und seine Kühnheit waren
Des alten Vaters Lieb' und Hoffnungspfand.
Von einer Jungfrau hatte der erfahren,
Voll Sitt' und Schönheit, die an diesem Strand
Viel Muth bewies im kühnsten Abenteuer;
Und ihm entflammt' ein unauslöschbar Feuer.

Von seinem Flehn und Seufzen eingenommen,
Erlaubt der Vater ihm, hieher zu gehn.
So kam er mit der Insel angeschwommen,
Um hier das schöne Kampfspiel zu bestehn.
Doch der besorgte Vater sah vollkommen,
Er sey zu jung, um eurer Macht zu stehn;
Drum macht' er ihn durch seine Zauberwerke
Unüberwindlich gegen Muth und Stärke.

Nie konnte sein Melind zur Erde fallen
(Mit dieser Zauberkraft begabt' er ihn),
Wenn nicht der feigste Krieger, unter allen
Die auf der Erde sind, zum Kampf erschien.
Und um je stärker war das Gegenprallen,
Je sichrer ward dem Knaben Sieg verliehn:
Wie stets der Blitz nur wüthender zerspälte,
Was ihm die größte Härt' entgegenstellte.

Roß, Speere, Waffen, sammt dem ganzen Reste,
Kurz, was Melind umgab, war zauberhaft.
Zog man das Schwerdt — aus war es mit dem Feste;
Gleich ward man von der Insel fortgeschafft.
Ein Lanzentausch war eben noch das Beste;
Allein auch hiedurch ward kein Sieg verschafft,
Wenn nicht der Feind an Stärk' und Muth Melinden
Mehr weichen mußt', als alle, die zu finden.

So spricht der Zwerg, der Ritter Schaar belehrend,
Und wandelt schnell in Jubel ihre Wut.
Doch Graf Culagna, sich in Grimm verzehrend,
Kraust seine Stirn, und, heiß von Zornesglut,
Zieht er sein Schwerdt, sich zu dem Zwerge kehrend,
Der gar nicht zeigt, dies schrecke seinen Muth.
Das leugst du, ruft er aus, verlogner Bauer!
Und darthun soll mein Schwerdt es dir genauer.

Du mögtest gern mir meinen Sieg besiecken,
Doch kannst du's nicht, du mißgeschaffnes Thier!
Schon fliegt mein Ruhm weit durch der Erde Strecken,
Und rechtlich ward dein Herr besiegt von mir. —
Der Zwerg läßt sich nicht ein mit diesem Gecken,
Doch beugt er tief sich vor den Rittern hier
Und sagt zum Grafen, der noch schimpft' und keuchte,
Nur: Gute Nacht! und löschet aus die Leuchte.

Franz Grillparzer

ward 1790 zu Wien geboren und 1823 als systematisirter Hofconcipist bei der kaiserlichen Hofkammer daselbst angestellt. 1819 wurde er zum Privatsekretär der Kaiserin und 1832 zum Archivdirektor bei der oben genannten Behörde bestellt, nachdem er vorher mit dem Kaiser Italien bereist hatte.

Seine, meistens dramatische, Schriften sind:

Die Ahnfrau. Wien 1817. 3. Ausgabe 1819. 5. Ausg. 1832. gr. 8.

Sappho, Trauerspiel. Ebendas. 1819. 3. Ausgabe 1822. gr. 8.

Das goldne Vließ, dramatisches Gedicht. Ebendas. 1822. gr. 8.

Der Gastfreund, die Argonauten, Medea. Ebendas. 1822.

König Ottokar's Glück und Ende, Trauerspiel. Ebendas. 1824. gr. 8.

Der treue Diener seines Herrn. Ebendas. 1830. gr. 8.

Melusina, romantische Oper. Ebendas. 1833. in 8.

Dramatische und andere Gedichte in Lembert's Taschenbuch, den dramatischen Miscellen u. s. w.

Grillparzer trat zuerst mit vielem Erfolg als Anhänger des modernen Fatalismus auf, welchem Müllner durch seine Schuld die Bahn eröffnet hatte in der deutschen dramatischen Poesie, verließ aber diese Richtung wieder und wandte sich bei der Behandlung seiner Stoffe der Schiller'schen Form zu, der er im Allgemeinen treu geblieben ist. Tiefe des Gefühls, Reichthum der Phantasie, Besonnenheit und Herrschaft über Sprache und Gestaltung sind ihm eigenthümlich und weisen seinen Leistungen mit vollem Rechte einen hohen Rang an, der durch den Adel der Gesinnungen dieses Dichters würdig aufrecht erhalten wird. Wenn nicht eigentlich das lyrische Element in seinen Dramen, ihm selbst unbewußt, vorherrschend wäre und ihn nur zu häufig bei der Entwickelung und Feststellung der von ihm geschaffenen Charaktere zu Aeußerungen kränklicher Sentimentalität verlockte, die er dann wieder durch Theatereffekte zu verdecken sucht, ohne jedoch dieses irrige Bestreben selbst mit Klarheit zu erkennen, so würde Grillparzer sich den ersten Tragikern an die Seite schmiegen können, da ihm die Natur die herrlichsten Gaben verlieh, und er überall das gewissenhafteste Streben beurkundet, sie für das Schönste und Edelste auszubilden und zu verwenden. — Wie groß die Schuld sei, welche seine Zeit und seine Verhältnisse an jenen Hindernissen seiner vollkräftigen Entwickelung haben, das kommt nur ihm selbst, wenigstens für jetzt noch, zu erkennen und zu bestimmen zu; andeuten darf man aber wohl, daß ihnen manche Störung bei der Ausbildung dieses wahren Dichters zur Last fällt. —

Medea.*)

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Fünfter Aufzug.

(Vorhof von Kreons Burg, wie im vorigen Aufzuge; die Wohnung des Königs, im Hintergrund, ausgebrannt und noch rauchend. Mannigfach beschäftigtes Volk füllt den Schauplatz.)

(Morgendämmerung.)

(Der König schleppt Gora aus dem Pallaste. Mehrere Dienerinnen Kreusens hinter ihm her).

König.

Heraus mit dir! Du warst's, die meiner Tochter
Das Blutgeschenk gebracht, das sie verdarb!
O Tochter! O Kreusa, du mein Kind!
(Gegen die Dienerinnen.)
Die war's?

Gora.

Ich war's! Unbewußt
Trug ich den Tod in dein Haus.

König.

Unbewußt?
O glaube nicht der Strafe zu entgehn!

Gora.

Meinst du, mich schrecket deine Strafe?
Ich hab' gesehn mit diesen meinen Augen
Die Kinder liegen todt in ihrem Blut,
Erwürgt von der, die sie gebar,
Von der, die ich erzog, Medea:
Seitdem dünkt Scherz mir jeder and're Greu'l!

König.

Kreusa! O mein Kind! Du Reine! Treue! —
Erbebte dir die Hand nicht, Ungeheuer,
Als du den Tod hintrugst in ihre Nähe?

Gora.

Um deine Tochter klag' ich nicht; ihr ward ihr Recht!
Was griff sie nach des Unglücks letzter Habe?
Ich klag' um meine Kinder, meine Lieben,
Die ich gesehn, von Mutterhänden todt.
Ich wollt', ihr läget allesammt im Grab,
Mit dem Verräther, der sich Jason nennt,
Ich aber wär' in Kolchis mit der Tochter
Und ihren Kindern, hätt' euch nie gesehn,
Nie eure Stadt, die Unheil trifft mit Recht.

König.

Du legst den Trotz wohl ab, wenn ich dich treffe!
Allein ist's auch gewiß, daß todt mein Kind?
So viele sagen's, keine hat's gesehn!
Kann man dem Feuer nicht entrinnen?
Wächst Flamme denn so schnell? Nur langsam,
Nur zögernd kriecht sie an den Sparren fort.
Wer weiß das nicht? und dennoch wär' sie todt?
Stand erst so blühend, lebend vor mir da,
Und wäre todt? Ich kann's, ich darf's nicht glauben!
Die Augen wend' ich unwillkührlich hin,
Und immer glaub' ich, jetzt und jetzt und jetzt
Muß sie sich zeigen, weiß in ihrer Schönheit,
Herniedergleitend durch die schwarzen Trümmer.
Wer war dabei? Wer sah es? — Du? — So sprich!
Dreh' nicht die Augen so im Kopf herum!
Mit Worten tödte mich! — Ist sie dahin?

Magd.

Dahin!

König.

Du sahst's?

Magd.

Ich sah's. Sah, wie die Flammen,
Hervor sich wälzend aus dem Goldgefäß,
Nach ihr —

König.

Genug! — Sie sah's! — Sie ist nicht mehr!
Kreusa! O mein Kind! O meine Tochter! —
Einst — noch als Kind — verbrannte sie die Hand
Am Opferheerd', und qualvoll schrie sie auf.
Hin stürz' ich, fasse sie in meinen Arm,
Die heißen Finger mit den Lippen hauchend;
Da lächelt sie, trotz ihrer bittern Thränen,
Und leise schluchzend spricht sie: 's ist nicht viel,
Was thut der Schmerz? Nur brennen, brennen nicht!
Und nun —
(Zu Gora.)
Wenn ich das Schwert hier zwanzigmal
Dir stoß' in deinen Leib — was ist's dagegen?
Und wenn ich sie, die Gräßliche — Wo ist sie,
Die mir mein Kind geraubt?
Ich schüttle dir
Die Antwort mit der Seel' aus deinem Mund,
Wenn du mir nicht gestehst: wo ist sie hin?

Gora.

Ich weiß es nicht, und mag es auch nicht wissen,
Geh' unbegleitet sie in ihr Verderben.
Was weilt ihr? Tödtet mich! Ich mag nicht leben!

König.

Das findet sich, doch vorher noch gestehst du!

---

*) Aus: Franz Grillparzer's „das goldene Vließ. Medea.

Jason.
(hinter der Scene.)
Wo ist sie? Gebt sie mir heraus! Medea!
(Mit dem bloßen Schwerte in der Hand auftretend).
Man sagt mir, sie ward eingeholt! Wo ist sie?
Ha, du hier? Wo ist deine Herrinn?
Gora.
Fort!
Jason.
Hat sie die Kinder?
Gora.
Mein!
Jason.
So sind sie? —
Gora.
Todt!
Ja todt! du heuchelnder Verräther! — Todt!
Sie wollte sie von deinem Anschau'n retten,
Und da dir nichts zu heilig auf der Erde,
Hat sie hinabgeflüchtet sie in's Grab.
Steh' nur und starre nur den Boden an,
Du rufst es nicht herauf, das liebe Paar!
Sie sind dahin, und dessen freu' ich mich!
Nein, dessen nicht! Doch daß du drob verzweifelst,
Deß freu' ich mich! — Du heuchelnder Verräther!
Hast du sie nicht dahin gebracht? Und du,
Du falscher König mit der Gleisnermiene?
Habt ihr es nicht umstellt mit Jägernetzen
Des schändlichen Verraths, das edle Wild,
Bis ohne Ausweg, in Verzweiflungswuth,
Es, überspringend euer Garn, die Krone,
Des hohen Hauptes königlichen Schmuck,
Mißbraucht zum Werkzeug ungewohnten Mords?
Ringt nur die Hände, ringt sie ob euch selbst!
(Zum König).
Dein Kind, was sucht' es einer Andern Bett?
(Zu Jason).
Was stahlst du sie, hast du sie nicht geliebt?
Und liebtest du sie, was verstößt du sie?
Laß And're, mich laßt ihre That verdammen,
Euch Beiden widerfuhr nur euer Recht!
Ihr spottet nun nicht mehr der Kolcherinn, —
Ich mag nicht länger leben auf der Erde;
Zwei Kinder todt, das dritte hassenswerth.
Führt mich nur fort, und wollt ihr, tödtet mich:
Auf etwas Jenseits hoff ich nun gewiß,
Hab' ich gesehn doch, daß Vergeltung ist.
(Sie geht ab, von Einigen begleitet).
(Pause).
König.
That ich ihr Unrecht — bei den hohen Göttern,
Ich hab' es nicht gewollt! — Nun hin zu jenen Trümmern,
Daß wir die Reste suchen meines Kindes,
Und sie bestatten in der Erde Schooß.
(Zu Jason).
Du aber geh', wohin der Fuß dich trägt;
Befleckter Nähe, merk' ich, ist gefährlich.
Hätt' ich dich nie gesehn, dich nie genommen
Mit Freundestreue in mein gastlich Haus!
Du hast die Tochter mir genommen: geh!
Daß du nicht auch der Klage Trost mir nimmst!
Jason.
Du stößt mich fort?
König.
Ich weise dich von mir.
Jason.
Was soll ich thun?
König.
Das wird ein Gott dir sagen!
Jason.
Wer leitet meinen Tritt? Wer unterstützt mich?
Mein Haupt ist wund, verletzt von Brandes Fall!
Wie, alles schweigt? Kein Führer, kein Geleiter?
Folgt Niemand mir, dem einst so Viele folgten?
Geht, Schatten meiner Kinder, denn voran,
Und leitet mich zum Grab, das meiner harrt!
(Er geht).
König.
Nun auf, an's Werk! Dann Trauer ewiglich!
(Auf der andern Seite ab).

(Wilde, einsame Gegend, von Wald und Felsen umschlossen, mit einer Hütte).
(Der Landmann auftretend).

Landmann.
Wie schön der Morgen aufsteigt. Güt'ge Götter!
Nach all den Stürmen dieser finstern Nacht,
Hebt eu're Sonne sich in neuer Schönheit.
(Er geht in die Hütte).
(Jason kommt wankend auf sein Schwert gestützt).
Jason.
Ich kann nicht weiter! Weh! mein Haupt — es brennt,
Es glüht das Blut — am Gaumen klebt die Zunge!
Ist Niemand da? Soll ich allein verschmachten?
Hier ist die Hütte, die mir Obdach both,
Als ich, ein reicher Mann, ein reicher Vater,
Hierher kam, neuerwachter Hoffnung voll!
(Anpochend.)
Nur einen Trunk! Nur einen Ort zum Sterben!
(Der Landmann kommt heraus).
Landmann.
Wer pocht? — Wer bist du Armer? todesmatt!
Jason.
Nur Wasser! — Einen Trunk! — Ich bin der Jason,
Des Wunder-Vließes Held! Ein Fürst! Ein König!
Der Argonauten Führer, Jason ich!
Landmann.
Bist du der Jason? so heb' dich von hinnen!
Beflecke nicht mein Haus, da du's betrittst.
Hast meines Königs Tochter du getödtet,
Nicht ford're Schutz vor seines Volkes Thür.
(Er geht hinein, die Thüre schließend).
Jason.
Er geht und läßt mich liegen hier am Weg;
Im Staub, getreten von des Wand'rers Füßen!
Dich ruf' ich, Tod, führ' mich zu meinen Kindern!
(Er sinkt nieder).
(Medea tritt hinter einem Felsenstück hervor, und steht mit einemmahl vor ihm, das Vließ wie einen Mantel um ihre Schultern tragend).
Medea.
Jason!
Jason,
(halb emporgerichtet.)
Wer ruft? — Ha, seh' ich recht? Bist du's?
Entsetzliche! Du trittst noch vor mich hin?
Mein Schwert! Mein Schwert!
(Er will aufspringen, sinkt aber wieder zurück).
O weh mir! Meine Glieder
Versagen mir den Dienst! — Gebrochen! — Hin!
Medea.
Laß ab! Du triffst mich nicht! Ich bin ein Opfer
Für eines Andern Hand, als für die deine.
Jason.
Wo hast du meine Kinder?
Medea.
Meine sind's!
Jason.
Wo hast du sie?
Medea.
Sie sind an einem Ort,
Wo ihnen besser ist, als mir und dir.
Jason.
Todt sind sie, todt!
Medea.
Dir scheint der Tod das Schlimmste;
Ich kenn' ein noch viel Aerg'res: elend seyn.
Hätt'st du das Leben höher nicht geachtet,
Als es zu achten ist, uns wär' nun anders.
Drum tragen wir! Den Kindern ist's erspart!
Jason.
Das sagst du und stehst ruhig?
Medea.
Ruhig? Ruhig!
Wär' dir mein Busen nicht auch jetzt verschlossen,
Wie er dir's immer war, du sähst den Schmerz,
Der endlos wallend wie ein brandend Meer,
Die einzeln Trümmer meines Leids verschlingt,
Und sie, verhüllt in Greuel der Verwüstung,
Mit sich wälzt in das Unermeßliche.
Nicht traur' ich, daß die Kinder nicht mehr sind,
Ich traure, daß sie waren, und daß wir sind.
Jason.
O weh mir, weh!
Medea.
Du trage, was dich trifft,
Denn wahrlich, unverdient trifft es dich nicht!
Wie du vor mir liegst auf der nackten Erde,
So lag ich auch in Kolchis einst vor dir,

Und bat um Schonung; doch du schontest nicht!
Mit blindem Frevel griff'st du nach den Losen,
Ob ich dir zurief gleich: du greifst den Tod!
So habe denn, was trotzend du gewollt:
Den Tod. Ich aber scheide jetzt von dir
Auf immerdar. Es ist das letztemahl,
In alle Ewigkeit das letztemahl,
Daß ich zu dir nun rede, mein Gemahl.
Leb wohl! Nach all den Freuden früh'rer Tage,
In all' die Schmerzen, die uns jetzt umnachten,
Zu all' dem Jammer, der noch künftig droht,
Sag' ich dir Lebewohl, mein Gatte.
Ein kummervolles Leben bricht dir an,
Doch was auch kommen mag: Halt aus,
Und sey im Tragen stärker, als im Handeln!
Willst du im Schmerz vergeh'n, so denk' an mich,
Und tröste dich an meinem größern Jammer,
Die ich gethan, wo du nur unterlassen.
Ich geh' hinweg, den ungeheuern Schmerz
Fort mit mir tragend in die weite Welt.
Ein Dolchstoß wäre Labsal, doch nicht so!
Medea soll nicht durch Medeen sterben.
Mein früh'res Leben, eines bessern Richters
Macht es mich würdig, als Medea ist.
Nach Delphi geh' ich. An des Gottes Altar,
Von wo das Vließ einst Phryxus weggenommen,
Häng' ich, dem dunkeln Gott das Seine gebend,
Es auf, das selbst die Flamme nicht verletzt,
Und das hervorging, ganz und unversehrt,
Aus der Korintherfürstinn blut'gem Brande.
Dort stell' ich mich den Priestern dar, sie fragend:
Ob sie mein Haupt zum Opfer nehmen an,
Ob sie mich senden in die ferne Wüste,
In längerm Leben findend läng're Qual.
Erkennst das Zeichen du, um das du rangst?
Das dir ein Ruhm war, und ein Glück dir schien?
Was ist der Erde Glück? — Ein Schatten!
Was ist der Erde Ruhm? — Ein Traum!
Du Armer! Der von Schatten du geträumt!
Der Traum ist aus, allein die Nacht noch nicht.
Ich scheide nun, leb' wohl, mein Gatte!
Die wir zum Unglück uns gefunden,
Im Unglück scheiden wir. Leb wohl!

Jason.

Verwaist! Allein! O meine Kinder!

Medea.

Trage!

Jason.

Verloren!

Medea.

Dulde!

Jason.

Könnt' ich sterben!

Medea.

Büße!

Ich geh', und niemahls sieht dein Aug' mich wieder!
(Indem sie sich zum Fortgehen wendet, fällt der Vorhang).

Friedrich Melchior, Freiherr von Grimm

ward den 26. September zu Regensburg geboren und von seinen, obwohl armen Eltern, sorgfältig erzogen und gebildet. Nach beendigten Studien begleitete er den jungen Grafen von Schönburg als Führer nach Leipzig und Paris, und kam hier als Vorleser des Herzogs von Gotha mit den damals geistig und bürgerlich ausgezeichnetsten Personen Frankreichs in genaue Verbindung. Später erlangte er dadurch das Secretariat bei dem Herzog von Orleans (Egalité), wurde 1776 zum Baron ernannt und bevollmächtigter Minister des Herzogs von Gotha am französischen Hofe. Diese Stellen gab er jedoch nach Ausbruch der Revolution auf, ging nach Gotha zurück und wurde 1795 russischer Ministerresident in Hamburg. Der Verlust eines Auges nöthigte ihn, auch dieser Stelle zu entsagen, worauf er als kaiserlich russischer Staatsrath und Ritter des Wladimirordens bis zu seinem am 19. December 1807 erfolgten Tode in Gotha den Wissenschaften lebte.

Außer seinem deutschen vielfach verspotteten und getadelten Trauerspiele „Banise" (siehe Gottsched's Schaubühne), schrieb er in französischer Sprache:

Le prophète de Boehmischbroda. Paris 1753, existirte bereits 1752 in den französischen feinen Cirkeln.
Lettre sur la musique française. Ebendas. 1752.
Deux lettres sur la littérature Allemande. Paris 1753.
Correspondance littéraire, philosophique et critique. Paris 1812. 16 Bde. Supplementband von Alexander Barbier. Paris 1814. Neue vollständige Ausgabe Paris 1829 ff., 15 Bde. Deutsch im Auszuge, Brandenburg 1820—1823, 2 Bde.

Grimm's Schriften und Leben übten zu seiner Zeit nur einigen Einfluß auf das französische Volk und dessen Literatur; für Deutschland ist er im Allgemeinen völlig wirkungslos geblieben, weshalb wir uns auch, bei Anführung desselben, welche, um der Vollständigkeit willen, Statt fand, auf das so eben Mitgetheilte beschränken müssen.

Albert Ludwig Grimm.

Von dem Leben dieses interessanten Jugendschriftstellers weiß man nur, daß er 1786 zu Schluchtern bei Heilbronn geboren und nach vollendeten Studien zu Weinheim im Badischen als Rektor an der dasigen Stadtschule angestellt wurde, wo er noch lebt.

Er gab heraus:

Reise in die Gegend von Goldau und Lowerz. (Heidelberg) 1807. 8.
David's Erhöhung, Schauspiel. Karlsruhe 1811. gr. 8.
Kindermährchen. 2. Ausgabe Heidelberg 1817 in 12. Mit Kupfern.
Lina's Mährchenbuch. Ebendas. 1816.
Fabelbibliothek für die Jugend. Frankfurt 1816. 2 Thle.
Geschichten aus der heiligen Schrift. Heidelberg 1817. 2 Thle.
Mährchenbibliothek für Kinder. Frankfurt 1819—1826. 7 Bde. in 8. mit Kupfern.
Christblumen, Weihnachtsgabe. Ebendas. 1824. 2 Thle.
Vorzeit und Gegenwart an der Bergstraße, dem Neckar und im Odenwald. Darmstadt 1828. 2. Ausg.

G's Jugendschriften sind vortrefflich und dem Besten anzureihen, was die deutsche Literatur in dieser Gattung aufzuweisen hat, indem sie Gemüthlichkeit und Wärme mit einer lebhaften, anschaulichen und faßlichen Darstellung verbinden und, bei stets interessantem Inhalte, nie ihren Zweck verfehlen, die Aufmerksamkeit der kleinen Leser zu fesseln und bis zum Schlusse in Spannung zu erhalten. — Dieselbe Gemüthlichkeit offenbart sich auch in den anderen Schriften des geistvollen Verfassers.

Jacob Ludwig Karl Grimm

ward den 4. Januar 1785 zu Hanau geboren, auf dem Lyceum zu Kassel für die Universität vorbereitet und studirte von 1802—1805 die Rechte zu Marburg. Nach erlangter Doctorwürde des Rechts und später der Philosophie und einem kurzen Aufenthalte bei seinem Lehrer Savigny in Paris wurde er in Kassel bei dem Kriegskollegium und 1808 als Privatbibliothekar des Königs von Westphalen und Staatsrathsauditor daselbst angestellt. 1814 kam er als Sekretär des hessischen Gesandten mit dem verbündeten Heere wieder nach Paris, ging dann zum Congreß nach Wien und besorgte 1815 einige Privataufträge seines Fürsten und des Königs von Preußen in Paris. 1816 wurde er zweiter Bibliothekar in Kassel und folgte 1830 einem Rufe nach Göttingen als ordentlicher Professor der Philosophie und Bibliothekar, wo er mit seinem Bruder vorzüglich für die tiefere Kenntniß der Literatur des Mittelalters und der Volksdichtung thätig wirkt.

Er gab heraus in deutscher Sprache:

Ueber den altdeutschen Meistergesang. Göttingen 1811. gr. 8.
Lieder der Edda. Berlin 1815. 1. Thl.
Der arme Heinrich von Hartmann von der Aue. Ebendas. 1815.
Irmensäule und Irmenstraße. Kassel 1816.
Deutsche Grammatik. Göttingen 1819. (2. Ausgabe 1822). 1826. 1831. 3 Thle. gr. 8.
Zur Recension der deutschen Grammatik. Kassel 1826. gr. 8.
Deutsche Rechtsalterthümer. Göttingen 1828. 2 Thle.

In fremden Sprachen:

Hymnorum veteris ecclesiae XXVI interpretatio Theodisca. Programm. Göttingen 1830. gr. 4.
Silva de romances viejos españoles. Wien 1831. in 16.

Gemeinschaftlich mit seinem Bruder, Wilhelm Karl G.,:

Die beiden ältesten deutschen Gedichte. Kassel 1812.
Kinder- und Hausmährchen. Berlin 1812—1814. 2 Bde. Neue Ausgabe. Ebendas. 1819—1822. 3 Bdchn. Dasselbe, kleine Ausgabe. Ebendas. 1825. 2. verbesserte Aufl. 1833. in 16.
Altdeutsche Wälder. Frankfurt 1813—1816, 3 Bde. in gr. 8.
Deutsche Sagen. Berlin 1817—1818. 2 Bde. gr. 8.

G. hat sich namentlich durch seine grammatischen und historischen Forschungen, in denen die tiefste und gründlichste Gelehrsamkeit und Belesenheit von dem ausgezeichnetsten Scharfsinn und dem unermüdlichsten Fleiße unterstützt wird, unsterbliche Verdienste um die genauere Kenntniß deutscher Sprache und deutschen Lebens, namentlich im Mittelalter, erworben, indem er der Erste war, welcher auf historischem Wege den Grundbau und die Durchbildung des germanischen Sprachgebietes entwickelte, so wie durch seine übrigen Untersuchungen die Sitten und Verhältnisse unserer Vorfahren in klarer Beleuchtung hinstellte und vorzüglich für die bessere Entwickelung der Ansichten über das deutsche Recht wirkte. — Ueber die hohe Stellung, welche er in diesem Gebiete der Literatur einnimmt, ist daher in unserem Vaterlande auch nur eine Stimme vorherrschend, welche sich mit der lebhaftesten und dankbarsten Anerkennung vernehmen läßt. — Mit welchem Geiste er ferner die unserem Volke einwohnende ursprüngliche Poesie aufzufassen und wieder zu geben wisse, das beweisen die mit seinem Bruder gemeinschaftlich herausgegebenen deutschen Sagen und Mährchen, aus welchen wir hier Mehreres mittheilen.

Kinder- und Hausmährchen.*)

Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich.

Es war einmal eine Königstochter, die ging hinaus in den Wald und setzte sich an einen kühlen Brunnen. Sie hatte eine goldene Kugel, die war ihr liebstes Spielwerk, die warf sie in die Höhe und fing sie wieder in der Luft und hatte ihre Lust daran. Einmal war die Kugel gar hoch geflogen, sie hatte die Hand schon ausgestreckt und die Finger gekrümmt, um sie wieder zu fangen, da schlug sie neben vorbei auf die Erde, rollte und rollte und geradezu in das Wasser hinein.

Die Königstochter blickte ihr erschrocken nach, der Brunnen war aber so tief, daß kein Grund zu sehen war. Da fing sie an jämmerlich zu weinen und zu klagen: „ach! wenn ich meine Kugel wieder hätte, da wollt' ich alles darum geben, meine Kleider, meine Edelgesteine, meine Perlen und was es auf der Welt nur wär'." Wie sie so klagte, streckte ein Frosch seinen Kopf aus dem Wasser und sprach: „Königstochter, was jammerst du so erbärmlich?" — „Ach," sagte sie, „du garstiger Frosch, was kannst du mir helfen! meine goldne Kugel ist mir in den Brunnen gefallen." — Der Frosch sprach: „dein Perlen, deine Edelgesteine und deine Kleider, die verlang ich nicht, aber wenn du mich zum Gesellen annehmen willst, und ich soll neben dir sitzen und von deinem goldnen Tellerlein essen und in deinem Bettlein schlafen und du willst mich werth und lieb haben, so will ich dir deine Kugel wiederbringen." Die Königstochter dachte, was schwätzt der einfältige Frosch wohl, der muß doch in seinem Wasser bleiben, vielleicht aber kann er mir meine Kugel holen, da will ich nur ja sagen; und sagte: „ja meinetwegen, schaff mir nur erst die goldne Kugel wieder, es soll dir alles versprochen seyn." Der Frosch steckte seinen Kopf unter das Wasser und tauchte hinab, es dauerte auch nicht lange, so kam er wieder in die Höhe, hatte die Kugel im Maul und warf sie ans Land. Wie die Königstochter ihre Kugel wieder erblickte, lief sie geschwind darauf zu, hob sie auf und war so froh, sie wieder in ihrer Hand zu halten, daß sie an nichts weiter gedachte, sondern damit nach Haus eilte. Der Frosch rief ihr nach: „warte, Königstochter, und nimm mich mit, wie du versprochen hast!" aber sie hörte nicht darauf.

Am andern Tage saß die Königstochter an der Tafel, da hörte sie etwas die Marmortreppe heraufkommen, plitsch, platsch! plitsch, platsch! bald darauf klopfte es auch an der Thüre und rief: „Königstochter, jüngste, mach mir auf!" Sie lief hin und machte die Thüre auf, da war es der Frosch, an den sie nicht mehr gedacht hatte; ganz erschrocken warf sie die Thüre hastig zu und setzte sich wieder an die Tafel. Der König aber sah, daß ihr das Herz klopfte, und sagte: „warum fürchtest du dich?" — „Da draußen ist ein garstiger Frosch," sagte sie, „der hat mir meine goldene Kugel aus dem Wasser geholt, ich versprach ihm dafür, er sollte mein Geselle werden, ich glaubte aber nimmermehr, daß er aus seinem Wasser heraus könnte, nun ist er draußen vor der Thür und will herein." Indem klopfte es zum zweitenmal und rief:

„Königstochter, jüngste,
mach mir auf,
weißt du nicht was gestern
du zu mir gesagt
bei dem kühlen Brunnenwasser?
Königstochter, jüngste,
mach mir auf!"

Der König sagte: „was du versprochen hast, mußt du halten, geh und mach dem Frosch die Thüre auf. Sie gehorchte und der Frosch hüpfte herein, und ihr auf dem Fuße immer nach, bis zu ihrem Stuhl, und als sie sich wieder gesetzt hatte, da rief er: „heb mich herauf auf einen Stuhl neben dich." Die Königstochter wollte nicht, aber der König befahl es ihr. Wie der Frosch oben war, sprach er: „nun schieb dein goldenes Tellerlein näher, ich will mit dir davon essen." Das mußte sie auch thun. Wie er sich satt gegessen hatte, sagte er: „nun bin ich müd' und will schlafen, bring mich hinauf in dein Kämmerlein, mach dein Bettlein zurecht, da wollen wir uns hineinlegen." Die Königstochter erschrack, wie sie das hörte, sie fürchtete sich vor dem kalten Frosch, sie getraute

*) Aus: Jacob Ludwig Karl Grimm's „Haus- und Kindermährchen. Berlin 1812.

sich nicht ihn anzurühren und nun sollte er bei ihr in ihrem Bett liegen, sie fing an zu weinen und wollte durchaus nicht. Da ward der König zornig und befahl ihr bei seiner Ungnade, zu thun, was sie versprochen habe. Es half nichts, sie mußte thun, wie ihr Vater wollte, aber sie war bitterböse in ihrem Herzen. Sie packte den Frosch mit zwei Fingern und trug ihn hinauf in ihre Kammer, legte sich ins Bett und statt ihn neben sich zu legen, warf sie ihn bratsch! an die Wand; „da, nun wirst du mich in Ruh lassen, du garstiger Frosch!"

Aber der Frosch fiel nicht todt herunter, sondern wie er herab auf das Bett kam, da wars ein schöner junger Prinz. Der war nun ihr lieber Geselle, und sie hielt ihn werth wie sie versprochen hatte, und sie schliefen vergnügt zusammen ein. Am Morgen aber kam ein prächtiger Wagen, mit acht Pferden bespannt, mit Federn geputzt und goldschimmernd, dabei war der treue Heinrich des Prinzen, der hatte sich so betrübt über die Verwandlung desselben, daß er drei eiserne Bande um sein Herz legen mußte, damit es vor Traurigkeit nicht zerspringe. Der Prinz setzte sich mit der Königstochter in den Wagen, der treue Diener aber stand hinten auf, so wollten sie in sein Reich fahren. Und wie sie ein Stück Weges gefahren waren, hörte der Prinz hinter sich ein lautes Krachen, da drehte er sich um und rief;

„Heinrich, der Wagen bricht!" —
„Nein Herr, der Wagen nicht,
es ist ein Band von meinem Herzen,
das da lag in großen Schmerzen,
als ihr in dem Brunnen saßt,
als ihr eine Fretsche (Frosch) was't." (wart)

Noch einmal und noch einmal hörte es der Prinz krachen, und meinte: der Wagen bräche, aber es waren nur die Bande, die vom Herzen des treuen Heinrich absprangen, weil sein Herr erlöst und glücklich war.

Katz und Maus in Gesellschaft.

Eine Katze und eine Maus wollten zusammen leben und Wirthschaft zusammen haben; sie sorgten auch für den Winter und kauften ein Töpfchen mit Fett, und weil sie keinen bessern und sicherern Ort wußten, stellten sie es unter den Altar in der Kirche, da sollt' es stehen, bis sie sein bedürftig wären. Einstmals aber trug die Katze Gelüsten darnach, und ging zur Maus: „hör' Mäuschen, ich bin von meiner Base zu Gevatter gebeten, sie hat ein Söhnchen geboren, weiß und braun gefleckt, das soll ich über die Taufe halten, laß mich ausgehen und halt heut allein Haus." — „Ja, ja," sagte die Maus, geh hin, und wenn du was Gutes issest, denk an mich, von dem süßen rothen Kindbetterwein tränk ich auch gern ein Tröpfchen." Die Katze aber ging geradeswegs in die Kirche und leckte die fette Haut ab, spazierte darnach um die Stadt herum und kam erst am Abend nach Haus. „Du wirst dich recht erlustirt haben, sagte die Maus, wie hat denn das Kind geheißen?" — „Hautab, antwortete die Katze." — „Hautab? das ist ein seltsamer Name, den hab' ich noch nicht gehört."

Bald darnach hatte die Katze wieder ein Gelüsten, ging zur Maus und sprach: „ich bin aufs neue zu Gevatter gebeten, das Kind hat einen weißen Ring um den Leib, da kann ichs nicht abschlagen, du mußt mir den Gefallen thun und allein die Wirthschaft treiben." Die Maus sagte ja, die Katze aber ging hin und fraß den Fetttopf bis zur Hälfte leer. Als sie heim kam, fragte die Maus: „wie ist denn dieser Pathe getauft worden?" — „Halbaus" — „Halbaus? was du sagst! den Namen hab' ich gar noch nicht gehört, der steht gewiß nicht im Calender."

Die Katze aber konnte den Fetttopf nicht vergessen: „ich bin zum drittenmal zu Gevatter gebeten, das Kind ist schwarz und hat bloß weiße Pfoten, sonst kein weißes Haar am ganzen Leib, das trifft sich alle paar Jahr nur einmal, du läßt mich doch ausgehen?" — „Hautab, Halbaus, sagte die Maus, es sind so kuriose Namen, die machen mich so nachdenksam, doch geh nur hin." Die Maus hielt alles in Ordnung und räumte auf, dieweil fraß die Katze den Fetttopf rein aus und kam satt und dick erst in der Nacht wieder. „Wie heißt denn das dritte Kind?" — „Ganzaus" — Ganzaus! ei! ei! Das ist der allerbedenklichste Namen, sagte die Maus; Ganzaus? was soll der bedeuten? gedruckt ist er mir noch nicht vorgekommen!" damit schüttelte sie den Kopf und legte sich schlafen.

Zum viertenmal wollte niemand die Katze zu Gevatter bitten; der Winter aber kam bald herbei. Wie nun draußen nichts mehr zu finden war, sagte die Maus zur Katze: „komm wir wollen zum Vorrath gehen, den wir in der Kirche unter dem Altar versteckt haben." Wie sie aber hinkamen, war alles leer. — „Ach! sagte die Maus, nun kommts an den Tag, du hast Alles gefressen, wie du zu Gevatter ausgegangen bist, erst Haut ab, dann Halb aus, dann" — „Schweig still, sagte die Katze, oder ich freß dich, wenn du noch ein Wort sprichst" — „Ganz aus" hatte die arme Maus im Mund, und hatt' es kaum gesprochen, so sprang die Katz' auf sie zu und schluckte sie hinunter.

Marienkind.

Vor einem großen Walde lebte ein Holzhacker mit seiner Frau und seinem einzigen Kind, das war ein Mädchen und drei Jahr alt. Sie waren aber so arm, daß sie nicht mehr das tägliche Brod hatten und nicht wußten, was sie ihm sollten zu essen geben. Da ging der Holzhacker voller Sorgen hinaus in den Wald an seine Arbeit, und wie er da Holz hackte, stand auf einmal eine schöne große Frau vor ihm, die hatte eine Krone von leuchtenden Sternen auf dem Haupt und sprach zu ihm: „ich bin die Jungfrau Maria, die Mutter des Christkindleins, bring mir dein Kind, ich will es mit mir nehmen, seine Mutter seyn und für es sorgen." Der Holzhacker gehorchte und holte sein Kind und gab es der Jungfrau Maria, die nahm es mit sich hinauf in den Himmel. Da ging es ihm wohl, es aß bloß Zuckerbrod und trank süße Milch, und seine Kleider waren von Gold und die Englein spielten mit ihm. So war es vierzehn Jahre im Himmel, da mußte die Jungfrau Maria eine große Reise machen; eh sie aber weg ging, rief sie das Mädchen und sagte: „liebes Kind, da vertrau ich dir die Schlüssel zu den dreizehn Thüren des Himmelreichs, zwölf darfst du aufschließen und betrachten, aber die dreizehnte nicht, die dieser kleine Schlüssel öffnet." Das Mädchen versprach ihren Befehlen zu gehorchen; wie nun die Jungfrau weg war, öffnete es jeden Tag eine Thüre, und sah die Wohnungen des Himmelreichs. In jeder saß ein Apostel und war so viel Glanz umher, daß es sein Lebtag solche Pracht und Herrlichkeit nicht gesehen. Als es die zwölf Thüren aufgeschlossen hatte, war die verbotene noch übrig; lange widerstand es seiner Neugier, endlich aber ward es davon überwältigt und öffnete auch die dreizehnte. Und wie die Thüre aufging, sah es in Feuer und Glanz die Dreieinigkeit sitzen und rührte ein klein wenig mit dem Finger an den Glanz, da ward er ganz golden, dann aber schlug es geschwind die Thüre zu und lief fort; sein Herz klopfte und wollte gar nicht wieder aufhören. Nach wenigen Tagen aber kam die Jungfrau Maria von ihrer Reise zurück und forderte die Himmelsschlüssel von dem Mädchen, und wie es sie reichte, sah sie es an und sagte: „hast du auch nicht die dreizehnte Thüre geöffnet?" — „Nein," antwortete es. Da legte sie ihre Hand auf sein Herz, das klopfte und klopfte, da sah sie, daß es ihr Gebot übertreten und die Thüre aufgeschlossen hatte: „hast du es gewiß nicht gethan?" „Nein," sagte das Mädchen noch einmal. Da sah sie den goldenen Finger, womit es das himmlische Feuer angerührt hatte, und wußte nun gewiß, daß es schuldig war und sprach: „du hast mir nicht gehorcht und hast gelogen, du bist nicht mehr würdig im Himmel zu seyn."

Da versank das Mädchen in einen tiefen, tiefen Schlaf, und als es erwachte, war es auf der Erde und lag unter einem hohen Baum, der war rings mit dichten Gebüschen umzäunt, so daß es ganz eingeschlossen war, der Mund war ihm auch verschlossen und es konnte kein Wort reden. In dem Baum war eine Höhle, darin saß es bei Regen und Gewitter, und schlief es in der Nacht; Wurzeln und Waldbeeren waren seine Nahrung, die suchte es sich, so weit es kommen konnte. Im Herbst sammelte es Wurzeln und Blätter und trug sie in die Höhle, und wenn es dann schneite und fror, saß es darin. Seine Kleider verdarben auch und fielen ihm ab, da saß es in die Blätter ganz eingehüllt, und wenn die Sonne wieder warm schien, ging es heraus, setzte sich vor den Baum, und seine langen Haare bedeckten es von allen Seiten wie ein Mantel.

Einmal, als es so im Frühjahr vor dem Baume saß, drängte sich jemand mit Gewalt durch das Gebüsch, das war aber der König, der in dem Wald gejagt und sich verirrt hatte. Er war erstaunt, daß in der Einöde ein so schönes Mädchen allein saß, und fragte es: ob es mit auf sein Schloß gehen wollte. Es konnte aber nicht antworten, sondern nickte bloß ein wenig mit dem Kopf, da hob es der König auf sein Pferd und führte es mit sich heim und bald gewann er es so lieb, daß er es zu seiner Gemahlin machte. Nach Verlauf eines Jahres brachte die Königin einen schönen Prinzen zur Welt. In der Nacht erschien ihr die Jungfrau Maria und sprach: „sag' jetzt die Wahrheit, daß du die verbotene Thür

aufgeschlossen hast, dann will ich dir die Sprache wiedergeben, ohne die du doch nicht recht vergnügt leben kannst, bist du aber hartnäckig und willst es nicht gestehen, so nehm' ich dein Kind mit." Die Königin aber blieb dabei, sie habe die verbotene Thüre nicht geöffnet. Da nahm die Jungfrau Maria das kleine Kind und verschwand damit. Am andern Morgen aber, als das Kind fort war, ging ein Gemurmel, die stumme Königin sey eine Menschenfresserin und habe ihr eigen Kind gegessen. — Nach einem Jahr gebar die Königin wieder einen Prinzen, die Jungfrau Maria trat wieder vor sie und bat sie, nun die Wahrheit zu sagen, sonst verliere sie auch das zweite Kind. Die Königin aber beharrte darauf, sie habe die verbotene Thür nicht geöffnet, und die Jungfrau nahm das Kind mit sich fort. Am Morgen, als es fehlte, sagten des Königs Räthe laut, die Königin sey eine Menschenfresserin und drangen darauf, daß sie für ihre gottlose Thaten gerichtet werde; der König aber hieß sie stillschweigen und wollte es nicht glauben, weil er die Königin so lieb hatte. Im dritten Jahre brachte sie eine Prinzessin zur Welt, da erschien die Jungfrau Maria wieder, nahm sie mit in den Himmel und zeigte ihr da ihre zwei ältesten Kinder, die mit der Weltkugel spielten. Darauf bat sie noch einmal, sie mögte ihren Fehler gestehen und nicht länger bei der Lüge beharren. Aber die Königin war nicht zu bewegen, und blieb bei ihrer Aussage. Da verließ sie die Jungfrau Maria, und nahm das jüngste Kind auch mit sich.

Der König konnte nun seine Räthe nicht länger zurückhalten, sie behaupteten, die Königin sey eine Menschenfresserin, das sey gewiß, und weil sie stumm war, konnte sie sich nicht vertheidigen, da ward sie verdammt, auf dem Scheiterhaufen zu sterben. Wie sie nun darauf stand, angebunden war, und das Feuer rings schon zu brennen anfing, da ward ihr Herz bewegt und sie gedachte bei sich: „ach, wenn ich auch sterben müßte, wie gern wollt' ich der Jungfrau Maria vorher noch gestehen, daß ich die verbotene Thüre im Himmel aufgeschlossen habe, wie hab' ich so böß' gethan, das zu leugnen!" Und wie sie das gedachte, in dem Augenblick, da that sich der Himmel auf, und die Jungfrau Maria kam herunter, zu ihren Seiten die beiden ältesten Kinder, auf ihrem Arm das jüngste; das Feuer aber löschte sich von selbst aus, und sie trat zur Königin und sprach: „da du die Wahrheit hast sagen wollen, ist dir deine Schuld vergeben," und reichte ihr die Kinder, öffnete ihr den Mund, daß sie von nun an sprechen konnte, und verlieh ihr Glück auf ihr Lebtag.

Gut Kegel- und Kartenspiel.

Es war einmal ein alter König, der hatte eine Tochter, die war die schönste Jungfrau auf der Welt. Da ließ er bekannt machen: „wer drei Nächte in meinem alten Schloß wacht, soll die Prinzessin zur Gemahlin haben." Nun war ein junger Bursch, arm von Haus aus, der gedacht': ich will mein Leben daran wagen, nichts zu verlieren, viel zu gewinnen, was ist da lang zu besinnen! Also stellt' er sich vor den König und bot sich an, drei Nächte in dem Schloß zu wachen. „Du darfst Dir noch etwas ausbitten, das Du mitnimmst in das Schloß, aber von leblosen Dingen," sagte der König. — „So bitt' ich mir eine Schnitzbank mit dem Schnitzmesser aus, eine Drehbank und ein Feuer."

Das wird ihm alles in das alte Schloß getragen: darauf, wie es anfängt dunkel zu werden, geht er selbst hinein. Anfangs ist alles still darin, er macht sich sein Feuer an, stellt die Schnitzbank mit dem Messer daneben nnd setzt sich auf die Drehbank. Wie es aber gegen Mitternacht geht, fängt ein Gerümpel an, erst sachte, dann stärker, bif! baf! hehe! holla ho! immer ärger, dann ists ein klein bischen still, endlich kommt ein Bein den Schornstein herunter und stellt sich gerade vor ihn hin. „Heda, ruft der Bursch, noch mehr, eins ist zu wenig!" Da geht der Lärm von frischem an, dann fällt noch ein Bein herunter und noch eins und so fort, bis es neun sind. „Nun ists genug und die sind gut zum Kegelspiel, aber die Kugeln fehlen noch, frisch!" Da tobts entsetzlich und fallen zwei Köpfe herunter. Die setzt er in die Drehbank und dreht sie rund: „daß ihr gut schüppelt!" dann macht er die Beine gleich und stellt sie wie die Kegel auf: „Heida! nun gehts lustig!"

Da kamen zwei große schwarze Katzen, gingen ums Feuer herum und schrien: „au! miau! was uns friert! was uns friert!" — „Ihr Narren, was schreit Ihr, setzt euch ans Feuer und wärmt euch." Wie die Katzen sich gewärmt hatten, sagten sie: „Cammrad! wir wollen eins in der Karte spielen." „Ja, antwortete er, aber zeigt einmal eure Pfoten her, Ihr habt so lange Nägel, die will ich Euch erst abschneiden." Damit packte er sie am Kragen und hob sie auf die Schnitzbank da schraubte er sie fest und schmiß sie todt. Dann trug er sie hinaus und warf sie in einen kleinen Teich, dem Schloß gegenüber. Wie er die zur Ruh gebracht, und sich wieder zum Feuer setzen wollte und sich wärmen, da kamen viele schwarze Katzen und Hunde, bald aus allen Ecken und immer mehr und mehr, daß er sich nicht mehr bergen konnte, die schrien, traten ihm auf sein Feuer, zerrten es auseinander und machten es ganz aus. Da faßte er sein Schnitzmesser: „fort ihr Gesindel!" und hieb ein. Ein großer Theil lief weg, die andern schmiß er todt und trug sie auch hinaus in den Teich. Dann blies er sich das Feuer wieder an aus einem Funken und wärmte sich.

Als er sich gewärmt hatte, ward er müd' und legte sich in ein großes Bett, das in der Ecke stand. Und als er eben einschlafen wollte, fing das Bett an zu fahren und fuhr im ganzen Schloß herum. „Das geht gut so, nur besser zu!" sagte er. Da fuhr das Bett, als zögens sechs Pferde, über Schwellen und Treppen: hopp! hopp! warf es um, das unterst zu oberst und er drunter. Da schleudert' er Decken und Kissen in die Höh' und stieg heraus; „mag fahren, wer Lust hat!" legte sich zum Feuer und schlief bis es Tag war.

Am Morgen kam der König, und als er den jungen Burschen da liegen und schlafen sah, meint' er, der wäre auch todt, und sagte, es sey schade um ihn. Da erwachte der Bursch von den Worten, und wie er den König sah, stand er auf; der fragte ihn, wie es gegangen wäre in der Nacht? „Recht gut, eine wär' herum, die zwei werden auch noch herum gehn." Die andern Nächte gings ebenso, aber er wußte schon, wie es anzugreifen war, und am vierten Tag ward ihm die schöne Königstochter gegeben.

Der Wolf und die sieben jungen Geislein.

Eine Geis hatte sieben Junge, die sie gar lieb hatte und sorgfältig vor dem Wolf hütete. Eines Tags, als sie ausgehen mußte, Futter zu holen, rief sie alle zusammen und sagte: „liebe Kinder, ich muß ausgehen und Futter holen, wahrt euch vor dem Wolf und laßt ihn nicht herein, gebt auch Acht, denn er verstellt sich oft, aber an seiner rauhen Stimme und an seinen schwarzen Pfoten könnt ihr ihn erkennen; hütet euch, wenn er erst einmal im Haus ist, so frißt er euch alle miteinander." Darauf ging sie fort, bald aber kam der Wolf vor die Hausthüre und rief: „liebe Kinder, macht mir auf, ich bin eure Mutter und hab' euch schöne Sachen mitgebracht." Die sieben Geiserchen aber sprachen: „unsere Mutter bist du nicht, die hat eine feine liebliche Stimme, deine Stimme aber ist rauh, du bist der Wolf, wir machen dir nicht auf." Der Wolf ging fort zu einem Krämer und kaufte sich ein groß Stück Kreide, die aß er und machte seine Stimme fein damit. Darnach ging er wieder zu der sieben Geislein Hausthüre und rief mit feiner Stimme: „liebe Kinder, laßt mich ein, ich bin eure Mutter, jedes von euch soll etwas haben." Er hatte aber seine Pfote in das Fenster gelegt, das sahen die sieben Geiserchen und sprachen: „unsere Mutter bist du nicht, die hat keinen schwarzen Fuß, wie du; du bist der Wolf, wir machen dir nicht auf." Der Wolf ging fort zu einem Bäcker und sprach: „Bäcker, bestreich mir meine Pfote mit frischem Teig," und als das gethan war, ging er zum Müller und sprach: „Müller, streu mir fein weißes Mehl auf meine Pfote." Der Müller sagte nein. — „Wenn du es nicht thust, so freß ich dich." Da mußte es der Müller thun.

Darauf ging der Wolf wieder vor der sieben Geiserchen Hausthüre und sagte: „liebe Kinder, laßt mich ein, ich bin eure Mutter, jedes von euch soll etwas geschenkt kriegen." Die sieben Geiserchen wollten erst die Pfote sehen, und wie sie sahen, daß sie schneeweiß war und den Wolf so fein sprechen hörten, glaubten sie, es wäre ihre Mutter und machten die Thüre auf und der Wolf kam herein. Wie sie ihn aber erkannten, versteckten sie sich geschwind, so gut es ging, das eine unter den Tisch, das zweite ins Bett, das dritte in den Ofen, das vierte in die Küche, das fünfte in den Schrank, das sechste unter eine große Schüssel, das siebente in die Wanduhr. Aber der Wolf fand sie alle und verschluckte sie, außer das jüngste in der Wanduhr, das blieb am Leben.

Wie der Wolf seine Lust gebüßt, ging er fort; bald darauf kam die alte Geis nach Haus. Was für ein Jammer! der Wolf war da gewesen und hatte ihre lieben Kinder gefressen. Sie glaubte sie wären alle todt, da sprang das jüngste aus der Wanduhr, und erzählte, wie das Unglück gekommen war.

Der Wolf aber, weil er sich vollgefressen, war auf eine grüne Wiese gegangen, hatte sich in den Sonnenschein gelegt und war in einen tiefen Schlaf gefallen. Die alte Geis dachte

daran, ob sie ihre Kinder nicht noch erretten könnte, sagte darum zu dem jüngsten Geislein: „nimm Zwirn, Nadel und Scheere und folg' mir nach.“ Darauf ging sie hinaus und fand den Wolf schnarchend auf der Wiesen liegen: „da liegt der garstige Wolf,“ sagte sie und betrachtete ihn von allen Seiten, nachdem er zum Vieruhrenbrot meine sechs Kindlein hinunter gefressen hat; gieb mir einmal die Scheere her: „Ach! wenn sie noch lebendig in seinem Leibe wären!“ damit schnitt sie ihm den Bauch auf, und die sechs Geiserchen, die er in der Gier ganz verschluckt hatte, sprangen unversehrt heraus. Sie hieß sie gleich hingehen und große und schwere Wackersteine herbeitragen, damit füllten sie dem Wolf den Leib, nähten ihn wieder zu, liefen fort und versteckten sich hinter eine Hecke.

Als der Wolf ausgeschlafen hatte, so fühlt' er es so schwer im Leib und sprach: „es rumpelt und pumpelt mir im Leib herum! es rumpelt und pumpelt mir im Leib herum! was ist das? ich hab nur sechs Geiserchen gegessen.“ Er dacht, er wollt einen frischen Trunk thun, das mögt' ihm helfen und suchte einen Brunnen, aber wie er sich darüber bückte, konnte er vor der Schwere der Steine sich nicht mehr halten, und stürzte ins Wasser. Wie das die sieben Geiserchen sahen, kamen sie herzu gelaufen, und tanzten vor Freude um den Brunnen.

Von der Nachtigall und der Blindschleiche.

Es waren einmal eine Nachtigall und eine Blindschleiche, die hatten jede nur ein Aug' und lebten zusammen in einem Haus lange Zeit in Frieden und Einigkeit. Eines Tages aber wurde die Nachtigall auf eine Hochzeit gebeten, da sprach sie zur Blindschleiche: „ich bin da auf eine Hochzeit gebeten und mögte nicht gern so mit einem Aug' hingehen, sey doch so gut und leih mir deins dazu, ich bring dirs Morgen wieder.“ Und die Blindschleiche that es aus Gefälligkeit.

Aber den andern Tag, wie die Nachtigall nach Haus gekommen war, gefiel es ihr so wohl, daß sie zwei Augen im Kopf trug und zu beiden Seiten sehen konnte, daß sie der armen Blindschleiche ihr geliehenes Aug' nicht wiedergeben wollte. Da schwur die Blindschleiche, sie wollte sich an ihr, an ihren Kindern und Kindeskindern rächen. „Geh nur, sagte die Nachtigall, und such einmal:

ich bau mein Nest auf jene Linden,
so hoch, so hoch, so hoch, so hoch,
da magst du's nimmermehr finden!

Seit der Zeit haben alle Nachtigallen zwei Augen und alle Blindschleichen keine Augen. Aber wo die Nachtigall hinbaut, da wohnt unten auch im Busch eine Blindschleiche, und sie trachtet immer hinaufzukriechen, Löcher in die Eier ihrer Feindin zu bohren oder sie auszusaufen.

Von dem gestohlenen Heller.

Es saß ein Vater mit seiner Frau und seinen Kindern, und einem guten Freund, der ihn besuchte, Mittags am Tisch. Wie sie so saßen und es zwölf Uhr schlug, da sah der Fremde die Thüre aufgehen, und es kam ein schneeweiß gekleidetes blasses Kindlein herein: es blickte sich nicht um, sprach auch nichts, sondern ging still in die Kammer neben an. Bald darauf kam es zurück, und ging eben so still wieder fort. Am zweiten und dritten Tag kam dasselbige Kind wieder; da fragte der Fremde den Vater, wem das schöne Kind gehöre, das alle Mittag in die Kammer gehe. Der Vater antwortete, er wisse nichts davon, er hab' es auch noch nicht gesehen. Am andern Tage, als es zwölf Uhr schlug und es wieder hereintrat, so zeigte es der Fremde dem Vater, der sah aber nichts, und die Mutter und die Kinder alle sahen auch nichts. Der Fremde stand auf, ging zu der Thüre, öffnete sie ein wenig und guckte hinein. Da sah er das blasse Kindlein auf der Erde sitzen und emsig mit den Fingern in den Dielenritzen graben und wühlen, wie es aber den Fremden bemerkte, verschwand es. Darauf erzählte er, was er gesehen, und beschrieb das Kindlein genau, da erkannte es die Mutter und sagte: „ach! das ist mein liebes Kind, das vor vier Wochen gestorben ist.“ Da brachen sie die Dielen auf und fanden zwei Heller, die hatte das Kind einmal einem armen Manne geben sollen, es hatte aber gedacht, dafür kannst du dir einen Zwieback kaufen, die Heller behalten und in die Dielenritzen versteckt, und da hatte es im Grabe keine Ruh und mußte alle Mittage kommen und die Heller suchen. Sie gaben darauf das Geld einem Armen, und nachher ist das Kindlein nicht wieder gesehen worden.

Die Hand mit dem Messer.

Es war ein kleines Mädchen, das hatte drei Brüder, die galten bei der Mutter alles, und es wurde überall zurückgesetzt, hart angefahren und mußte tagtäglich Morgens früh ausgehen, Torf zu graben auf dürrem Haidegrund, den sie zum Kochen und Brennen brauchten. Noch dazu bekam es ein altes und stumpfes Geräth, womit es die sauere Arbeit verrichten sollte.

Aber das kleine Mädchen hatte einen Liebhaber, der war ein Elfe und wohnte nahe an ihrer Mutter Haus in einem Hügel, und so oft es nun an dem Hügel vorbei kam, so streckte er seine Hand aus dem Fels, und hielt darin ein sehr scharfes Messer, das von sonderlicher Kraft war und alles durchschnitt. Mit diesem Messer schnitt sie den Torf bald heraus, ging vergnügt mit der nöthigen Ladung heim, und wenn sie am Felsen vorbei kam, klopfte sie zweimal dran, so reichte die Hand heraus und nahm das Messer in Empfang.

Als aber die Mutter merkte, wie geschwind und leicht sie immer den Torf heimbrachte, erzählte sie den Brüdern, es müßte ihr gewiß jemand anders dabei helfen, sonst wäre es nicht möglich. Da schlichen ihr die Brüder nach und sahen, wie sie das Zaubermesser bekam, holten sie ein und drangen es ihr mit Gewalt ab. Darauf kehrten sie zurück, schlugen an den Felsen, als sie gewohnt war zu thun, und wie der gute Elf die Hand herausstreckte, schnitten sie sie ihm ab mit seinem selbeigenen Messer. Der blutende Arm zog sich zurück, und weil der Elf glaubte seine Geliebte hätte es aus Verrath gethan, so wurde er seitdem nimmermehr gesehen.

Die zwölf Brüder.

Es war einmal ein König, der hatte zwölf Kinder, das waren lauter Buben, er wollte auch kein Mädchen haben, und sagte zur Königin: „wenn das dreizehnte Kind, das du zur Welt bringst, ein Mädchen ist, so laß ich die zwölf andern tödten, ists aber auch ein Bube, dann sollen sie alle miteinander leben bleiben.“ — Die Königin gedachte es ihm auszureden. Der König wollte aber nichts weiter hören: „wenns so ist, wie ich gesagt habe, so müssen sie sterben, lieber hau' ich ihnen selber den Kopf ab, als daß ein Mädchen darunter wäre.“

Da war die Königin traurig, denn sie hatte ihre Söhne von Herzen lieb und wußte nicht, wie sie zu retten waren. Endlich ging sie zu dem jüngsten, den sie vor allen lieb hatte, offenbarte ihm, was der König beschlossen, und sagte: „allerliebstes Kind, geh du mit deinen elf Brüdern hinaus in den Wald, da bleibt und kommt nicht nach Haus, einer von euch aber halte immer Wacht auf einem Baum und sehe nach dem Thurm hier, wenn ich ein Söhnchen zur Welt bringe, will ich obenauf eine weiße Fahne stecken, ists aber ein Töchterchen eine rothe, und wenn ihr das seht, dann rettet euch, fliehet in die weite Welt, und der liebe Gott behüt euch. Alle Nacht will ich aufstehen und für euch beten; wenns kalt ist im Winter, daß ihr nicht friert und ein warmes Feuer vor euch brennt, und wenns heiß ist im Sommer, daß ihr in einem kühlen Walde ruht und schlaft.

So gesegnete sie die Kinder und sie gingen fort in den Wald. Oft guckten sie nach dem Thurm, und einer mußte beständig auf einer hohen Eiche sitzen und Acht haben. Bald auch wurde eine Fahne aufgesteckt, es war aber nicht die weiße, sondern die rothe Blutfahne, die ihnen den Untergang drohte. Wie die Buben sie erblickten, wurden sie alle zornig und riefen: „sollen wir eines Mädchens willen das Leben verlieren!“ da schwuren sie zusammen, mitten im Wald zu bleiben, und aufzupassen; wenn sich ein Mädchen sehen ließ, wollten sie es ohne Gnade tödten.

Darauf suchten sie eine Höhle, wo der Wald am dunkelsten war, wo sie wohnten. Alle Morgen zogen elf hinaus auf die Jagd, einer mußte aber zu Haus bleiben, kochen, und den Haushalt führen. Jedes Mädchen aber, das den elfen begegnete, war ohne Barmherzigkeit verloren; das dauerte viele Jahre.

Das Schwesterchen zu Haus aber ward groß und blieb das einzige Kind. Einmal hatte es große Wäsche, darunter waren auch zwölf Mannshemden. „Für wen sind denn diese Hemder, fragte die Prinzessin, meinem Vater sind sie doch viel zu klein,“ da erzählte ihr die Wäscherin, daß sie zwölf Brüder gehabt hätte, die wären heimlich fortgegangen. kein Mensch

wisse wohin, weil sie der König habe wollen tödten lassen, und diesen zwölf Brüdern gehörten diese zwölf Hemder. Das Schwesterchen verwunderte sich, daß ihm niemals von seinen zwölf Brüdern etwas zu Ohren gekommen und wie es Nachmittags auf der Wiese saß und die Wäsche bleichte, da fielen ihm die Worte der Wäscherin wieder ein, und es ward nachdenksam, und endlich stieg es auf, nahm die zwölf Hemder und ging in den Wald hinein, wo seine Brüder lebten.

Das Schwesterchen kam gerade zu der Höhle, wo sie ihre Wohnung hatten. Die eilf waren auf der Jagd und nur ein einziger daheim, der kochen mußte. Wie der das Mädchen erblickte, faßte er es gleich, und holte sein Schwert: „knie nieder, dein rothes Blut muß den Augenblick fließen.“ Das Mädchen aber bat ihn: „lieber Herr, laßt mich leben, ich will kochen und den Haushalt führen.“ Es war gerade der jüngste Bruder, den erbarmte die Schönheit des Mädchens und er schenkte ihr das Leben. Wie die eilfe nach Haus kamen und sich verwunderten, ein Mädchen lebendig in der Höhle zu finden, sagte er zu ihnen: „liebe Brüder, dies Mädchen ist in die Höhle gekommen, und wie ich es niederhauen wollte, da bat es so sehr um sein Leben, es wollt uns treu dienen und den Haushalt führen, daß ichs ihm geschenkt habe.“ Die andern gedachten, daß ihnen das vortheilhaft wäre und daß sie nun alle zwölf auf die Jagd ausgehen könnten, und warens zufrieden. Da zeigte es ihnen die zwölf Hemdlein und sagte, es wär' ihre Schwester; darüber freuten sie sich alle, und waren froh, daß sie es nicht getödtet hatten.

Das Schwesterchen übernahm nun den Haushalt, und wenn die Brüder auf der Jagd waren, sammelte es Holz und Kräuter, stellte zu am Feuer, deckte die Bettlein hübsch weiß und rein, und that alles unverdrossen und fleißig. Einmal geschah es, daß es fertig war mit aller Arbeit, da ging es in den Wald spazieren. Es kam an einen Platz, wo zwölf schöne hohe, weiße Lilien standen, und weil sie ihr so wohl gefielen, brach sie alle mit einander ab. Kaum aber war das geschehen, so stand eine alte Frau vor ihr: „ach meine Tochter, sagte sie, warum hast du die zwölf Studentenblumen nicht stehen lassen! das sind deine zwölf Brüder, die sind nun alle in Raben verwandelt worden und sind verloren auf ewig.“ Das Schwesterchen fing an zu weinen, „ach! sagte es, giebts denn kein Mittel sie zu erlösen?“ „Nein, es ist kein Mittel auf der Welt, als ein einziges, das ist so schwer, daß du sie nicht damit befreien wirst: du mußt zwölf ganzer Jahre stumm seyn; sprichst du nur ein einziges Wort, und es fehlt nur eine Stunde daran, so ist alles umsonst und deine Brüder sind in dem Augenblick todt.“

Das Schwesterchen setzte sich da auf einen hohen Baum im Wald und spann und wollte zwölf Jahre stumm sitzen, um seine Brüder zu erlösen. Es geschah aber, daß der König auf einer Jagd durch den Wald ritt, und als er an dem Baum vorbei kam, stand sein Hund still und bellte. Der König hielt nun, sah hinauf und war ganz verwundert über die Schönheit der Prinzessin. Er rief ihr zu, ob sie seine Gemahlin werden wollte. Sie schwieg aber still und nickte nur ein wenig mit dem Kopf. Da stieg der König selber hinauf und hob sie herunter, setzte sie vor sich auf sein Pferd und brachte sie heim in sein Schloß, wo die Hochzeit prächtig gehalten ward. Die Prinzessin sprach aber niemals ein Wort und der König glaubte sie sey stumm. Doch hätten sie vergnügt mit einander gelebt, wenn nicht die Mutter des Königs gewesen wäre, die fing an die Königin bei ihrem Sohn zu verläumden: „es ist ein gemeines Bettelmädchen, das du aus der Fremde mitgebracht hast, die hinter deinem Rücken die schändlichsten Dinge treibt.“ Weil die Königin nun sich nicht vertheidigen konnte, ließ sich der König verführen, und glaubte ihr endlich und verurtheilte sie zum Tod. Da ward ein grosses Feuer angemacht im Hof, da sollte sie verbrannt werden. Schon stand sie in den Flammen und die spielten an ihrem Kleide; da war eben die letzte Minute von den zwölf Jahren verflossen, man hörte in der Luft ein Geräusch, und es kamen zwölf Raben hergeflogen und ließen sich nieder. Wie sie die Erde berührten, waren es zwölf schöne Prinzen, die rissen das Feuer von einander und führten ihre Schwester heraus. Da sprach sie ihr erstes Wort wieder und sagte dem König alles, wie es zugegangen und sie die zwölf Brüder habe erlösen müssen; und sie waren alle vergnügt, daß es so wohl geworden war.

Was sollten sie mit der bösen Stiefmutter anfangen; sie ward in ein Faß gesteckt von siedendem Oehl und von giftigen Schlangen angefüllt, und starb da eines bösen Todes.

Das Lumpengesindel.

Hähnchen sprach zum Hühnchen: „die Nüsse sind reif, da wollen wir mit einander auf den Berg gehen, und uns einmal recht satt daran essen, eh sie das Eichhorn alle wegholt.“ Ja, antwortete das Hühnchen, „komm da wollen wir uns eine Lust miteinander machen.“ Sie gingen zusammen fort, und weil es ein heller Tag war, blieben sie bis zum Abend; nun weiß ich nicht, ob sie sich so dick gegessen oder ob sie so übermüthig geworden waren, sie wollten nicht zu Fuß nach Haus gehen, und das Hähnchen mußte einen kleinen Wagen von Nußschaalen bauen. Als er fertig war, setzte sich Hühnchen hinein und sagte zum Hähnchen: „du kannst dich nur immerhin vorspannen.“ — „Nein, sagte das Hähnchen, das wäre mir recht! lieber geh ich zu Fuß nach Haus, als daß ich mich vorspannen lasse, so haben wir nicht gewettet; Kutscher will ich wohl seyn und auf dem Bock sitzen, aber selbst ziehen, das thu ich nicht.“

Wie sie sich so stritten, schnatterte eine Ente daher: „ihr Diebsvolk, wer hat euch geheißen in meinen Nußberg gehen, das soll euch schlecht bekommen,“ ging damit auf das Hähnchen los. Aber Hähnchen war auch nicht faul, und stieg der Ente tüchtig zu Leib, endlich hackte es mit seinen Sporn so gewaltig, daß sie um Gnade bat und sich gern zur Strafe vor den Wagen spannen ließ. Hähnchen setzte sich auf den Bock und war Kutscher, und nun ging es fort, im Gallop: Ente lauf zu was du kannst! Als sie ein Stück Wegs gefahren waren, begegneten sie zwei Fußgängern, einer Stecknadel und einer Nähnadel. Die riefen halt und sagten, es werde gleich stichdunkel werden, da könnten sie keinen Schritt weiter, dabei wär es so schmutzig auf der Straße, ob sie nicht ein wenig einsitzen könnten; sie seyen auf der Schneiderherberge vor dem Thore gewesen und hätten sich beim Bier verspätet. Das Hähnchen, da es magere Leute waren, die nicht viel Platz einnahmen, ließ sie beide einsteigen, doch mußten sie versprechen, ihm nicht auf die Füße zu treten. Spät Abends kamen sie zu einem Wirthshaus, und weil sie die Nacht nicht weiter fahren wollten, die Ente auch nicht gut zu Fuß war und von einer Seite auf die andere fiel, kehrten sie ein. Der Wirth machte anfangs viel Einwendungen, sein Haus sey schon voll, gedachte auch wohl, es mögten keine vornehme Passagiere seyn; endlich aber, da sie süße Reden führten, er solle das Ei haben, welches das Hühnchen unterwegs gelegt hatte, auch die Ente behalten, die alle Tage eins lege, so gab er nach. Nun ließen sie sich wieder frisch auftragen und lebten in Saus und Braus. Früh Morgens, als es erst dämmerte und noch alles schlief, weckte Hähnchen das Hühnchen, holte das Ei, pickte es auf und sie verzehrten es zusammen, die Schalen aber warfen sie auf den Feuerheerd. Dann gingen sie zu der Nähnadel, die noch schlief, packten sie beim Kopf und steckten sie in das Sesselkissen des Wirths, die Stecknadel aber in sein Handtuch, darauf flogen sie, mir nichts dir nichts, über die Heide davon. Die Ente, die unter freiem Himmel schlafen wollte und im Hofe geblieben war, hörte sie fortschnurren, machte sich munter und fand einen Bach, auf dem sie hinunter schwamm, und das ging geschwinder als vor dem Wagen. Ein paar Stunden darnach stieg der Wirth aus den Federn, wusch sich und wollte sich am Handtuch abtrocknen, da zerriß er sich das Gesicht mit der Stecknadel, dann ging er in die Küche und wollte sich eine Pfeife anstecken, wie er aber an den Heerd kam, sprangen ihm die Eierschalen in die Augen. „Heute Morgen trifft Alles meinen Kopf,“ sagte er, und setzte sich ärgerlich in seinen Großvaterstuhl — auweh! da ward er noch schlimmer getroffen von der Nähnadel und nicht an den Kopf. Da ward er vollends bös' und hatte Verdacht auf die Gäste, die so spät gestern Abend gekommen waren, und wie er ging und sich nach ihnen umsah, waren sie fort. Da that er einen Schwur, kein Lumpengesindel mehr in sein Haus zu nehmen, das viel verzehrt, nichts bezahlt und obendrein zum Dank Schabernack treibt.

Brüderchen und Schwesterchen.

Brüderchen nahm sein Schwesterchen an der Hand und sagte: „seit die Mutter todt ist, haben wir keine gute Stunde mehr, die Stiefmutter schlägt uns alle Tage, und wenn wir zu ihr kommen, stößt sie uns mit dem Fuß fort; sie giebt uns auch nichts zu essen, als harte Brotkrusten; dem Hündlein unter dem Tisch gehts besser, dem wirft sie doch manchmal was Gutes zu; daß Gott erbarm, wenn das unsere Mutter wüßte! Komm laß uns miteinander fortgehen.“ Sie gingen zusammen fort und kamen in einen großen Wald, da waren sie so

traurig und so müde, daß sie sich in einen hohlen Baum setzten und da Hungers sterben wollten.

Sie schliefen zusammen ein, und wie sie am Morgen aufwachten, war die Sonne schon lange aufgestiegen und schien heiß in den hohlen Baum hinein. „Schwesterchen, sagte das Brüderchen nach einer Zeit, mich dürstet so gewaltig, wenn ich ein Brünnlein in der Nähe wüßte, ich ging hin und tränk einmal, es ist mir auch, als hörte ich eins rauschen.“ — „Was hilft das, antwortete das Schwesterchen, warum willst Du trinken, da wir doch Hungers sterben wollen.“ Brüderchen aber schwieg still und stieg heraus, und weil es das Schwesterchen immer fest mit der Hand hielt, mußte es mit heraussteigen. Die böse Stiefmutter aber war eine Hexe, und wie sie die zwei Kinder hatte fortgehen sehen, war sie ihnen nachgegangen und hatte ein klares Brünnlein in der Nähe des Baums aus dem Felsen springen lassen, das sollte durch sein Rauschen die Kinder herbeilocken und zum trinken reizen, wer aber davon trank, der ward in ein Rehkälbchen verwandelt. Brüderchen kam bald mit dem Schwesterchen zu dem Brünnlein, und als er es so glitzerig über die Steine springen sah, ward seine Lust immer größer, und er wollte davon trinken. Aber dem Schwesterchen war Angst, es meinte, das Brünnlein spräche im Rauschen und sagte: „wer mich trinkt, wird zum Rehkälbchen!“ da bat es das Brüderchen, nicht von dem Wasser zu trinken. „Ich höre nichts, sagte das Brüderchen, als wie das Wasser so lieblich rauscht, laß mich nur gehen!“ Damit legte es sich nieder, beugte es sich herab und trank, und wie der erste Tropfen auf seine Lippen gekommen war, da lag ein Rehkälbchen an dem Brünnlein.

Das Schwesterchen weinte und weinte, die Hexe aber war böse, daß sie es nicht auch zum Trinken hatte verführen können. Nachdem es drei Tage geweint, stand es auf und sammelte die Binsen in dem Wald, und flocht ein weiches Seil daraus. Dann band es das Rehkälbchen daran und führte es mit sich. Es suchte ihm auch eine Höhle, trug Moos und Laub hinein und machte ihm ein weiches Lager; am Morgen ging es mit ihm hinaus, wo zartes Gras war und sammelte das allerschönste, das fraß es ihm aus der Hand, und das Rehkälbchen war dann vergnügt und spielte auf den Hügeln. Abends aber, wenn Schwesterchen müde war, legte es seinen Kopf auf den Rücken des Rehkälbchens, das war sein Kissen, und so schlief es ein; und hätte das Brüderchen nur seine menschliche Gestalt gehabt, das wäre ein herrliches Leben gewesen.

So lebten sie lange Jahre in dem Wald. Auf eine Zeit jagte der König und verirrte sich darin. Da fand er das Mädchen mit dem Thierlein in dem Wald und war erstaunt über seine Schönheit. Er hob es zu sich auf sein Pferd und nahm es mit, und das Rehkälbchen lief an dem Seile nebenher. An dem königlichen Hofe ward ihm alle Ehre angethan, schöne Jungfrauen mußten es bedienen, doch war es selber schöner, als alle andern; das Rehkälbchen ließ es niemals von sich, und that ihm alles Gute an. Bald darauf starb die Königin, da ward das Schwesterchen mit dem König vermählt und lebte in allen Freuden.

Die Stiefmutter aber hatte von dem Glück gehört, das dem armen Schwesterchen begegnet; sie dachte es wäre längst im Wald von den wilden Thieren gefressen worden, aber die hatten ihm nichts gethan, und nun war es Königin im Reich. Die Hexe war so böse darüber, daß sie nur darauf dachte, wie sie ihr das Glück verderben konnte. Als im folgenden Jahr die Königin einen schönen Prinzen zur Welt gebracht hatte, und der König auf der Jagd war, trat sie in der Gestalt der Kammerfrau in die Stube, worin die Kranke lag. „Das Bad ist für euch bereitet, sagte sie, das wird euch wohlthun und stärken, kommt eh' es kalt wird.“ Sie führte sie darauf in die Badestube; wie die Königin hineingetreten war, schloß sie die Thüre hinter ihr zu, drin aber war ein Höllenfeuer angemacht, da mußte die schöne Königin ersticken. Die Hexe hatte eine rechte Tochter, der gab sie ganz die äußerliche Gestalt der Königin und legte sie an ihrer Stelle in das Bett. Der König kam am Abend heim, und wußte nicht, daß er eine falsche Frau habe. Aber in der Nacht — sah die Kinderfrau — trat die rechte Königin in die Stube, sie ging zur Wiege, nahm ihr Kind heraus, hob es an ihre Brust und gab ihm zu trinken, dann schüttelte sie ihm sein Bettchen auf, legte es wieder hinein und deckte es zu. Darauf ging sie in die Ecke wo das Rehkälbchen schlief und streichelte ihm über den Rücken. So kam sie alle Nacht und ging wieder fort, ohne ein Wort zu sprechen.

Einmal aber trat sie wieder ein und sprach:

„Was macht mein Kind? was macht mein Reh?
nun komm' ich noch zweimal und dann nimmermehr.“

und that alles wie in den andern Nächten. Die Kinderfrau weckte aber den König und sagte es ihm heimlich. Der König wachte die andere Nacht, und da sah er auch, wie die Königin kam und hörte deutlich ihre Worte:

„Was macht mein Kind? was macht mein Reh?
nun komm' ich noch einmal und dann nimmermehr.“

Aber er getraute sich nicht, sie anzureden. In der andern Nacht wacht' er wieder, da sprach die Königin:

„Was macht mein Kind? was macht mein Reh?
nun komm' ich noch diesmal her und dann nimmermehr.

Da konnte sich der König nicht länger halten, sprang auf und umarmte sie, und wie er sie anrührte, ward sie wieder lebendig, frisch und roth. Die falsche Königin ward in den Wald geführt, wo die wilden Thiere sie fraßen, die böse Stiefmutter aber ward verbrannt, und wie das Feuer sie verzehrte, da verwandelte sich das Rehkälbchen, und Brüderchen und Schwesterchen waren wieder beisammen und lebten glücklich ihr Lebenlang.

Rapunzel.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten sich schon lange ein Kind gewünscht und nie eins bekommen, endlich aber ward die Frau guter Hoffnung. Diese Leute hatten in ihrem Hinterhaus ein kleines Fenster, daraus konnten sie in den Garten einer Fee sehen, der voll von Blumen und Kräutern stand, allerlei Art, keiner aber durfte es wagen, in den Garten hineinzugehen. Eines Tages stand die Frau an diesem Fenster und sah hinab, da erblickte sie wunderschöne Rapunzeln auf einem Beet und wurde so lüstern darnach, und wußte doch, daß sie keine davon bekommen konnte, daß sie ganz abfiel und elend wurde. Ihr Mann erschrack endlich und fragte nach der Ursache; „ach wenn ich keine von den Rapunzeln aus dem Garten hinter unserm Haus zu essen kriege, so muß ich sterben.“ Der Mann, welcher sie gar lieb hatte, dachte, es mag kosten was es will, so willst du ihr doch welche schaffen, stieg eines Abends über die hohe Mauer und stach in aller Eile eine Hand voll Rapunzeln aus, die er seiner Frau brachte. Die Frau machte sich sogleich Salat daraus, und aß sie in vollem Heißhunger auf. Sie hatten ihr aber so gut, so gut geschmeckt, daß sie den andern Tag noch dreimal soviel Lust bekam. Der Mann sah wohl, daß keine Ruh wäre, also stieg er noch einmal in den Garten, allein er erschrack gewaltig, als die Fee darin stand und ihn heftig schalt, daß er es wage, in ihren Garten zu kommen und daraus zu stehlen. Er entschuldigte sich, so gut er konnte, mit der Schwangerschaft seiner Frau, und wie gefährlich es sey, ihr dann etwas abzuschlagen, endlich sprach die Fee: „ich will mich zufrieden geben und dir selbst gestatten Rapunzeln mitzunehmen, so viel du willst, wofern du mir das Kind geben wirst, womit deine Frau jetzo geht.“ In der Angst sagte der Mann alles zu, und als die Frau in Wochen kam, erschien die Fee sogleich, nannte das kleine Mädchen Rapunzel und nahm es mit sich fort.

Dieses Rapunzel wurde das schönste Kind unter der Sonne, wie es aber zwölf Jahr alt war, so schloß es die Fee in einen hohen hohen Thurm, der hatte weder Thür noch Treppe, nur bloß ganz oben war ein kleines Fensterchen. Wenn nun die Fee hinein wollte, so stand sie unten und rief:

„Rapunzel, Rapunzel!
laß dein Haar herunter.“

Rapunzel hatte aber prächtige Haare, fein wie gesponnen Gold, und wenn die Fee so rief, so band sie sie los, wickelte sie oben um einen Fensterhaken und dann fielen die Haare zwanzig Ellen tief hinunter und die Fee stieg daran hinauf.

Eines Tages kam ein junger Königssohn durch den Wald wo der Thurm stand, sah das schöne Rapunzel oben am Fenster stehen und hörte sie mit so süßer Stimme singen, daß er sich ganz in sie verliebte. Da aber keine Thüre im Thurm war und keine Leiter so hoch reichen konnte, so gerieth er in Verzweiflung, doch ging er alle Tage in den Wald hin, bis er einstmals die Fee kommen sah, die sprach:

„Rapunzel, Rapunzel!
laß dein Haar herunter.“

Darauf sah er wohl, auf welcher Leiter man in den Thurm kommen konnte. Er hatte sich aber die Worte wohl gemerkt, die man sprechen mußte, und des andern Tages, als es dunkel

war, ging er an den Thurm und sprach hinauf:

Rapunzel, Rapunzel,
laß dein Haar herunter!

da ließ sie die Haare los, und wie sie unten waren, machte er sich daran fest und wurde hinaufgezogen.

Rapunzel erschrack nun anfangs, bald aber gefiel ihr der junge König so gut, daß sie mit ihm verabredete, er solle alle Tage kommen und hinaufgezogen werden. So lebten sie lustig und in Freuden eine geraume Zeit, und die Fee kam nicht dahinter, bis eines Tages das Rapunzel anfing und zu ihr sagte: „sag' sie mir doch Frau Gothel, meine Kleiderchen werden mir so eng und wollen nicht mehr passen." Ach du gottloses Kind, sprach die Fee, was muß ich von dir hören, und sie merkte gleich, wie sie betrogen wäre, und war ganz aufgebracht. Da nahm sie die schönen Haare Rapunzels, schlang sie ein paar Mal um ihre linke Hand, griff eine Scheere mit der rechten und ritsch, ratsch, waren sie abgeschnitten. Darauf verwieß sie Rapunzel in eine Wüstenei, wo es ihr sehr kümmerlich erging und sie nach Verlauf einiger Zeit Zwillinge, einen Knaben und ein Mädchen gebar.

Denselben Tag aber, wo sie Rapunzel verstoßen hatte, machte die Fee Abends die abgeschnittenen Haare oben am Haken fest, und als der Königssohn kam:

Rapunzel, Rapunzel,
laß dein Haar herunter!

so ließ sie zwar die Haare nieder, allein wie erstaunte der Prinz, als er statt seines geliebten Rapunzels die Fee oben fand. „Weißt du was, sprach die Fee, Rapunzel ist für dich Böse-wicht auf immer verloren!"

Da wurde der Königssohn ganz verzweifelnd, und stürzte sich gleich den Thurm hinab, das Leben brachte er davon, aber die beiden Augen hatte er sich ausgefallen, traurig irrte er im Walde herum, aß nichts als Gras und Wurzeln, und that nichts als weinen. Einige Jahre nachher geräth er in jene Wüstenei, wo Rapunzel kümmerlich mit ihren Kindern lebte, ihre Stimme däuchte ihm so bekannt, in demselben Augenblick erkannte sie ihn auch und fällt ihm um den Hals. Zwei von ihren Thränen fallen in seine Augen, da werden sie wieder klar, und er kann damit sehen, wie sonst.

Sigismund Grimm, s. Meistersänger.

Wilhelm Karl Grimm,

der Bruder des oben erwähnten Göttinger Gelehrten, ward den 24. Februar 1786 zu Hanau geboren und mit seinem Bruder gemeinschaftlich auf dem Lyceum zu Kassel gebildet. Unter fortwährender Kränklichkeit studirte er seit 1804 gleichfalls die Rechte zu Marburg, erhielt nach seiner Genesung 1814 das Sekretariat an der Bibliothek zu Kassel und ging 1830 mit seinem Bruder als Unterbibliothekar nach Göttingen.

Von ihm selbst besitzen wir außer den mit seinem Bruder gemeinschaftlichen Schriften:

Altdänische Heldenlieder. Heidelberg 1811.
Drei altschottische Lieder. Original mit Uebersetzung. Ebendas. 1813.
Konrad's von Würzburg goldene Schmiede. Frankfurt 1816.
Irische Elfenmährchen, übersetzt. Leipzig 1826.
Ueber deutsche Runen. Göttingen 1827.
Deutsche Heldensage. Ebendas. 1829.
Grave Ruodolf. Ein altdeutsches Gedicht. Götting. 1828 in gr. 8.

und lateinisch:

De Hildebrando antiquissimi carminis teutonici fragmentum. Göttingen 1830. gr. Fol.

W. K. G. erwarb sich, in schönem Eifer seinem vortrefflichen Bruder nachstrebend, große Verdienste um die altdeutsche Literatur, welche von Kennern dankbar geschätzt werden, und ihm ebenfalls einen hohen Rang unter den Forschern in diesem Gebiete der Wissenschaft erworben haben.

Graf von Grimmenstein, s. Minnesinger.

Johann Grob

ward um 1632 zu Lichtensteeg geboren und lebte als kaiserlicher gekrönter Dichter und Mitglied des Rathes zu Herisau im Schweizercanton Appenzell, wo er 1697 starb. Etwas Näheres über seine Person und sein Leben kennt man nicht.

Seine Schriften sind:

Dichterische Versuchgabe. Basel 1678.
Reinhold's von Freienthal poetische Spazierwäldlein. Ebendas. 1700.

Ein nicht talentloser Dichter jener Zeit, der besonders in seinen Epigrammen Logau (S. d.) zum Muster nahm und sich nach ihm zu bilden suchte.

Otto Friedrich von der Gröben

stammte aus einem alten preußischen Adelsgeschlechte und ward im Jahre 1657 zu Pratten in Ermland geboren. Nachdem er auf längeren Reisen seine Bildung vervollständigt hatte, wurde er Kammerjunker am preußischen Hofe, Distriktshauptmann und kommandirte als Offizier in dem preußischen Hülfskorps gegen die Türken. Er starb 1722.

Er schrieb:

Orientalische Reisebeschreibung. Marienwerder 1694.

Lebens- und Liebesgeschichte Bergonans und seiner tugendhaften Aretee. Danzig 1700 in 4.

Seine Reisebeschreibung erfreut sich eines für ihre Zeit ziemlich fließenden Styles und einer ganz interessanten Darstellung, da es dem Verfasser keineswegs an Scharfblick und klarer Lebensansicht fehlte. Das andere Werk enthält eine mit Geschick durchgeführte Allegorie im damals herrschenden Geschmack, die jedoch trotz dem großen Aufwande von Poesie auf die Länge ermüdet.

Johann Gromann, genannt Polyander,

ward den 5. Juli 1487 zu Neustadt in Baiern geboren, wurde nach zu Leipzig vollendeten theologischen Studien daselbst Magister artium lib., Schulrektor und Amanuensis des Dr. Eck bei der bekannten Leipziger Disputation. Hierdurch mit Luther bekannt, ging er auf dessen freundschaftlichen Rath als Reformator nach Preußen und wirkte und starb dort als Dr. Theologiae und erster lutherischer Prediger an der altstädter Kirche zu Königsberg den 29. April 1541.

Von seinen mit allgemeinem Beifall aufgenommenen und in mehrere deutsche Gesangbücher übergegangenen geistlichen Liedern ist das bekannteste: Nun lob' meine Seele den Herrn u. s. w.

Karl Grosse

ward 1761 zu Magdeburg geboren, studirte nach daselbst erlangter Schulbildung Medicin, wurde Doctor und später Hof- und Forstrath bei dem Grafen von Stollberg zu Wernigerode und ging zufolge einiger Angaben in neuerer Zeit nach Spanien, wenigstens ist er seit 1797 ganz verschollen.

Unter den Namen „Graf von Vargas" und „Marquis von G." gab er heraus.

Der Genius, aus den Papieren des M. v. G. Halle 1790 — 1794. 4 Thle in 8.
Novellen. Braunschweig 1792. 2 Thle. in 8.
Vermischte Blätter. Braunschweig 1793. 2 Thle. in 16.
Erzählungen. Braunschweig 1793. 2 Thle. in 12.
Kleine Romane. Halle 1793, 1794. 4 Bde. in 8.
Der Dolch. Ein Roman. Berlin 1794, 1795. 4 Thle. in 8.
Spanische Novellen. Berlin 1794, 1795. 4 Thle. in 8.
Blumenkranz. Erzählungen. Zittau 1795. 2 Thle. in 8.
Kleine Aufsätze. Berlin 1795, 1796. 3 Thle. in 8.
Chlorinde. Ein Roman. Berlin 1796. in 8.
Liebe und Treue. Halle 1796, 1797. 2 Bde. in 8.
Dekameron, erster Theil. Berlin 1797. in 8.
Der zerbrochne Ring. Halle 1797. in 8. 2 Thle.
Versuche. Neue Ausgabe. Leipzig 1811. 2 Bde. in 8.

G. gefiel sich durchaus darin, ein mystisches Dunkel um seine Person zu verbreiten und bald als spanischer Grande, bald als Marquis dem gewöhnlichen Trosse geistloser Kritiker, die es mit einem so vornehmen Manne nicht verderben mochten, zu imponiren, wofür er dann, als sie später hinter das Geheimniß kamen, nicht wenig von ihnen erdulden mußte. Seine mit Phantasie und Darstellungstalent geschriebenen Romane erfreuten sich trotz dem eines großen Publicums, das sie mit Beifall aufnahm, sind aber doch von der Fluth der Zeiten mit fortgespült worden, und jetzt fast ganz vergessen.

Samuel Grosser

ward geboren den 8. Februar 1664 zu Paschkerwitz in Kursachsen und von seinem Vater, einem Prediger, zuerst wissenschaftlich gebildet. Er studirte dann zu Leipzig, wurde 1690 an der dasigen Nikolaischule Konrektor und Magister der Philosophie, 1691 Rektor zu Altenburg und 1695 zu Görlitz, woselbst ihn die preußische Societät der Wissenschaften auch noch zu ihrem Mitgliede ernannte. Er starb daselbst den 24. Juni 1736.

Er schrieb:

Die geängstete, aber endlich wiederum getröstete Charmosyne. Altenburg 1692 u. 1693. in Fol.
Die vornehmsten Weltverderber. Ebendas. 1694.
Der Ursprung des in der Welt herrschenden Zanks und Streits. Ebendas. 1695.

G. ist der Verfasser von Singspielen, die er namentlich für den Bedarf der von ihm verwalteten gelehrten Schulen schrieb, und welche sich, ganz in dem damaligen schlechten Geschmack gedichtet, durch Nichts vortheilhaft vor der Menge ähnlicher Produkte jener Tage auszeichnen.

Gustav Friedrich Wilhelm Großmann

ward den 30. November 1746 zu Berlin geboren und hatte während seiner Bildung auf der Schule und Universität als Sohn eines armen Schulhalters mit der bittersten Armuth zu kämpfen. Besser wurde sein Loos, als der preußische Resident zu Danzig ihn zu seinem Legationssecretär gemacht hatte. Darauf privatisirte er eine Zeitlang in Berlin und widmete sich von Lessing veranlaßt dem Theater, trat 1774 unter der Seylerschen Truppe zu Gotha wirklich als Schauspieler auf und übernahm nach seiner Verheirathung mit einer jungen Witwe selbst die Direction des Theaters zu Bonn, 1793 die der Bühne zu Mainz und endlich zu Frankfurt. Nachdem ein Theaterbrand ihm hier sein ganzes Vermögen geraubt hatte, übernahm er die Leitung des Theaters zu Hannover, Bremen und Pyrmont, welcher er jedoch wegen seiner im Geiste der französischen Revolutionärs auf der Bühne extemporirten Anzüglichkeiten auf höhere Staatsbeamte entsagen mußte. Die ebendeshalb erduldete sechsmonatliche Gefangenschaft wirkte auf seinen durch Trunksucht ohnedies zerrütteten Körper und Geist so heftig, daß er kurz darauf den 20. Mai 1796 starb.

Von ihm haben wir:

Singspiele nach ausländischen Mustern für die deutsche Bühne herausgegeben, erster Band, Frankfurt 1783 in 8.
Schauspiele. (Wittenberg) 1806 in 8.
Neue Schauspiele. Altenburg.

Einzeln:

Minna de Barnhelm, traduit de l'Allemand. à Berlin 1772. 8.
Die Feuersbrunst, Schauspiel. Halle 1773 in 8.
Briefe über die Seylersche Bühne. Dresden 1775. 8.
Wilhelmine von Blondheim, Trauerspiel. Gotha 1775 in 8.
Pygmalion, Lustspiel. Dresden 1776 in 8.
Der Barbier von Sevilla, nach dem Französischen des Beaumarchais. Dresden und Leipzig 1776. 8. Neue Ausgabe 1784. 8.
Henriette, Lustspiel. Leipzig 1783. 8. Neue Ausgabe Hamburg 1784 in 8.
Die Irrungen, Lustspiel. Frankfurt 1777. 8.
Nicht mehr als 6 Schüsseln, Familiengemälde. Bonn 1780. 8. 2. Auflage Frankfurt und Leipzig 1785. 8. Häufig nachgedruckt.
Dramaturgische Nachrichten. Bonn 1780. 8.
Adelheid von Veltheim, Schauspiel. Leipzig 1780. 8.
Eigensinn und Launen der Liebe, Singspiel. Frankfurt 1783.
Was einem Recht ist, ist dem andern billig, Singspiel. Ebendas. 1783.
An das Gerechtigkeitsliebende Publikum. 1787, 1788. 8. ohne Druckort.
Was vermag ein Mädchen nicht? Singspiel. Braunschweig 1789. 8.
Papa Harlekin, Schauspiel. Hannover 1791. 8.
Lessings Denkmal. Hannover 1791. 8.

Außerdem Epiloge, Prologe und Gedichte in Kalendern, Journalen, Almanach's u. s. w. und Aufsätze in dem gemeinschaftlich mit von Hagen herausgegebenen Magazin zur Geschichte des deutschen Theaters und der gleichfalls von ihm mit besorgten Cleviſchen Theaterzeitung.

G. erwarb sich zu seiner Zeit großen Beifall bei dem deutschen Publikum, indem er in seinen Lustspielen den herrschenden Meinungen, welche man nicht immer zu verlautbaren wagte, eine körnige und kräftige Sprache lieh. Namentlich war dies in seiner Henriette und noch mehr in seinem „Nicht mehr als sechs Schüsseln" in welchem er die Anmaßungen der untergeordneten, geistig wie weltlich verarmten Glieder einer privilegirten Kaste schonungslos geißelte, der Fall, so daß die darüber erfreute Menge ihm Beifall zujauchzte und ihm seine vielen Plattheiten und Rohheiten verzieh, oder dieselben gänzlich übersah. — Er ist keineswegs ohne Talent, und eine große Lebhaftigkeit des Dialogs und der Darstellung, so wie Erfindungsgabe und treffende, wenn auch übertreibende Zeichnung der Charaktere sind ihm nicht abzusprechen; sie erhielten seine Leistungen auf der Bühne, bis dieselben endlich durch gewandtere Lustspieldichter und größere Feinheit des Geschmackes bei den Zuschauern verdrängt wurden.

Johann Gottfried Gruber

ward am 29. November 1774 zu Naumburg geboren, studirte zu Leipzig und habilitirte sich daselbst als Privatdocent, vertauschte jedoch diese Universität mit der zu Jena im Jahre 1803 und folgte darauf 1811 einem Ruf als Professor der historischen Hülfswissenschaften nach Wittenberg. 1815 ging er als ordentlicher Professor der Philosophie nach Halle, wo er noch in vollster Thätigkeit wirkt.

Er gab heraus:

Amor und Hymen. Budissin 1794.
Hofkabale und Mädchenlist. Weißenfels 1794.
System der Erziehungswissenschaft. Leipzig 1794.
Anleitung vernünftig und gut zu werden. Leipzig 1795.
Susanne. Weißenfels 1795.
Judith. Weißenfels 1795.
Jesus und Sokrates. Leipzig 1796.
Die Bestimmung des Menschen. Zürich 1800.
Die Hölle auf Erden. Leipzig 1800.
Lehrbuchen. Leipzig 1800.
Der Pudel auf Reisen. Leipzig 1801.
Sitten und Gebräuche der merkwürdigsten Nationen. Leipzig 1803. 2 Thle.
Pragmatische Anthropologie. Leipzig 1803.
Geschichte des menschlichen Geschlechtes. Leipzig 1806. 2 Thle.
Wörterbuch zum Behuf der Aesthetik. Weimar 1810. Th. I.
Wörterbuch der altklassischen Mythologie. Weimar 1810.
Sophiens Lieblingsstunden. Leipzig 1811.
Vater Berthold. Leipzig 1812.
Wann hört ein Mädchen auf, ein Kind zu seyn? Leipzig 1812.
Herder's Leben. Leipzig 1805.
Sonnenberg's Leben. Halle 1807.
Wieland's Leben. Halle 1815. 2 Thle.

Vorzüglich durch seine wissenschaftliche Thätigkeit und durch seine ästhetischen und kritischen Forschungen hat sich G. große Verdienste um unsere Literatur erworben, indem er reiche Belesenheit und gründliche Kenntniß mit selbstständiger Klarheit und geistiger Schärfe verbindet, und es ist besonders zu bedauern, daß ungünstige Verhältnisse die Fortsetzung seines Wörterbuchs zum Behufe der Aesthetik hemmten. — Seine Leistungen im Gebiete der Erzählung sind dagegen unbedeutend und wohl nur als Versuche zur Erholung von ernsteren Arbeiten zu betrachten.

Beaumarchais.*)

Beaumarchais (Pierre Augustin Caron de, geb. zu Paris 1732, gest. das. 1799) war, wie Laharpe sich ausdrückt, „eine Composition der merkwürdigsten Sonderbarkeiten, selbst in seinem, an dem Sonderbaren so reichen Jahrhundert. Im Privatstand geboren und nie denselben verlassend, erwarb er große Reichthümer, ohne eine Stelle zu bekleiden; machte große Handelsunternehmungen, ohne in Paris etwas mehr als ein Weltmann zu seyn; hatte auf dem Theater ein Glück ohne Beispiel mit Werken, die nicht einmal die ersten vom zweiten Range sind (?); erhielt einen glänzenden Ruhm und machte ganz Europa von sich sprechen wegen dreier Prozesse, die bei jedem andern als ihm so unbekannt geblieben wären, als sie lächerlich waren; erwarb sich einen dauernden Ruf als Mann von Talent, und großem Talent, durch eine Gattung von Schriften, die man am schnellsten vergißt, durch Memoiren und Prozeßangelegenheiten; war lange Zeit beschimpft als ein grausamer und boshafter Mensch, ohne etwas Böses gethan zu haben. Ohne Zweifel war ein solches Leben sehr außerordentlich, nicht minder aber waren es die Eigenschaften, die sich in ihm vereinten, und besonders diese vollkommene Gleichstimmung seines Charakters und Geistes mit der Zeit, worin er lebte, und den Umständen, in denen er sich befand.

In der That wird man nicht leicht ein so interessantes Leben finden, als das von Beaumarchais, denn Geist, Charakter und Umstände sind hier so eigen, daß man mit gleicher Wahrscheinlichkeit von der einen Seite ein Ungeheuer und ein Gewebe von Abscheulichkeiten, von der andern einen Märtyrer des Guten und Wahren und ein rastlos edles Streben in ihm darstellen kann, und dies alles in so eigenthümlichen Gesichtspunkten, daß dadurch der feinste Scharfsinn des Psychologen und das moralische Urteil des Menschen nur um so mehr Reiz zur Untersuchung und Entscheidung erhält. Man halte nur die Anklagen gegen ihn als Dieb, als Giftmischer, Mörder zweier Weiber, Betrüger, Verräther, boshaften Intriguanten, Untergraber der Sittlichkeit und Tugend, gegen seine fast romanhafte Bruderliebe, seine Gutmütigkeit, Wohltätigkeit, Freimütigkeit, Offenheit, und denke der Zeugnisse, die man ihm gab als einem Mann von Gefühl und Herzlichkeit, als einem zärtlichen Gatten, liebevollem Vater, treuem Freunde, munterem Gesellschafter, als einem Menschen, der seinen Einfluß nie anders als zum Guten gebraucht hat, um einerseits die hier herschende Verwirrung, so wie von der andern Seite den Reiz nach Ergründung zu begreifen. Glücklicher Weise für Beaumarchais sind es die Guten, die ihm das letztere Zeugniß geben, und erfreulich muß jedem, der ihm frohe Stunden verdankt, der Umstand seyn, daß der rechtschaffene Laharpe mit siegenden Gründen jene Beschuldigungen von ihm wendet. Wenn nun aber auch die meisten derselben als Verläumdungen seiner Feinde erkannt sind, so hört doch das Interesse für die Geschichte seines Lebens nicht auf, sondern es findet sich vielmehr ein neues darin, zu erfahren, wie und wodurch er sich so wüthende Feinde gemacht habe.

Er war, wie Rousseau, eines Uhrmachers Sohn, und erlernte in früheren Jahren die Kunst seines Vaters, in welcher sein Genie sich zuerst hervorthat, denn er war der Erfinder einer neuen Art von Hemmung in den Uhren, die nicht unbedeutend gewesen seyn kann, weil sie ihm von einem berühmten Uhrmacher streitig gemacht ward. Die Akademie der Wissenschaften, welche die Werke beider untersuchte, entschied für den jungen Caron. Demungeachtet wälte er aus eignem Trieb andere Studien, und zum Glück für ihn fiel seine Neigung auf die Musik, die gewöhnlich eine Empfehlung in der Welt und ein Mittel zum Zutritt in die gute Gesellschaft ist, denn sie ist eine Vergnügung derselben. Er spielte mehrere Instrumente, vornehmlich die Harfe, die damals Mode zu werden anfing, und durch die er selbst, als ein sehr angenehmer Liebhaber, so sehr Mode wurde, daß die Prinzessinnen ihn zu hören wünschten. Die Zeichen der Gnade, die er von ihnen erhielt, weckten bald die Eifersucht. Er hatte natürliche und erworbene Vortheile für sich: dies waren Ansprüche, um Schutz zu erlangen, damit verdunkelte er aber auch die, die solchen suchten, und am Hofe kommt man, blos durch die Mittel zu gefallen, nie so weit, ohne denen, die nur durch ihre Stelle oder Rang dort sind, sehr zu mißfallen. Beaumarchais war bei Mesdames nicht mehr des Uhrmachers Sohn: er war und wolte seyn ein Mann von Welt, der sich durch seinen Geist, durch angenehme Talente und Geschmack geltend macht, was ihm auch nicht fehlschlug. Das ausgezeichnete Vertrauen, das man in ihn setzte, das Misverhältniß zwischen seiner Geburt und dem, was er geworden war, seine natürliche und hiedurch noch vermehrte Geschicklichkeit, welche den ihm zugedachten Verdruß immer mit guter Art auf den Urheber zurückwarf, seine Leichtigkeit in Ton und Betragen, die bisweilen bis zu Indiskretion ging und die Verachtung gar nicht verhehlte; alles das schürte eine Glut geheimen und glühenden Hasses gegen ihn, der auf nichts Geringeres ausging, als ihn gänzlich zu verderben, wenn er nicht gerüstet gewesen wäre, wie niemand hatte glauben können; denn alle seine Waffen ruhten in ihm, und er nur konnte sie führen. Hier war keineswegs ein Mann, den blos Eitelkeit trieb, in höheren Zirkeln eine Art von Glanz sich anzulügen, sondern sein Ehrgeiz suchte ganz andre Befriedigung, wobei ihn das Glück begünstigte und sein Verstand ihm seine Verbindungen treflich benutzen ließ. Während man ihn blos für einen Gesellschaftsmenschen hielt, der auch allenfals leidliche Verse mache, entwarf sein Geist die größten Handels-Projekte, öfnete ihm seine bloße Uiberredungsgabe das Kabinet des Ministers (Maurepas), so daß er, ohne eine öfentliche Stelle zu bekleiden, ein Mann von wichtigem Einfluß war, und ohne ein Handelshaus zu haben, die wichtigsten, verwickeltesten Handelsgeschäfte trieb. Nur das Glück, welches die meisten seiner Unternehmungen krönte, sah man, nicht aber die rastlose Thätigkeit, womit der feurige Mann alles betrieb, nicht die umsichtige Klugheit, womit er alles anordnete und einleitete, nicht den Muth, der an keinen Hindernissen erlahmte, und kurz, man ahnete in ihm nicht einen so überlegenen Geist. Diesen lernte man erst in seinem ganzen Umfang im Jahr 1770 kennen, wo ihn, nachdem man längst die abscheulichsten Verläumdungen über ihn ausgebreitet hatte, endlich ein Prozeß wegen einer Erbschaftsangelegenheit vernichten solte, welchem unmittelbar ein anderer wegen vorgeblicher Bestechung folgte, eines dritten, des Kornmannischen, nicht zu gedenken. Beide erste Prozesse verlor er auch wirklich bei dem Parlement Maupeau, er ward für bürgerlich ehrlos erklärt, ja es stand auf dem Punkt, daß er von dem Henker gebrandmarkt werden solte: allein obschon ein anderer Gerichtshof späterhin alle diese Sprüche kassirte und ihn in sein Vermögen wieder einsetzte, so war dies doch nicht der eigentliche Triumph, den er hiebei feierte, sondern dies war es, daß ganz Europa an ihm Anteil nahm, daß zu eben der Zeit, wo der Gerichtshof ihn für ehrlos erklärt hatte, die öffentliche Meinung ihn ehrte, daß an demselben Tage, wo der Spruch gegen ihn ergangen war, der Prinz Conti ihn im Triumph aufführte, und ganz Paris, dessen Beispiel folgend, wetteiferte, den vorher verschrienen und gehaßten Mann öffentlich zu ehren und zu lobpreisen. Und die Hauptursache zu einer so auffallenden Erscheinung? — Ist in eben der, vorher noch so wenig gekanten und kaum geahneten, Geisteskraft, in dem großen Talent des Verfolgten, die sich jetzt zum Schrecken seiner Feinde, so wie zum Vergnügen und zur Bewunderung des ganzen gebildeten Europa offenbarten, zu suchen, indem er in mehreren Mémoires den Gang seiner Rechtssache auf eine Art darstelte, daß alle nicht Verblendeten sagten: wenn Beaumarchais die Hälfte ihres Vermögens verlange, im Weigerungsfalle sie mit einem Mémoire bedrohend, so würden sie ihm sogleich die Foderung zugestehen; ja daß sogar Voltaire, von deren Lesung entzückt, nicht ohne Anwandlung von Eifersucht gegen den Verfasser blieb.

Wie fern Schriften dieser Art von einer Würdigung an diesem Orte scheinen könten, so muß ihrer hier doch gedacht werden, denn sie sind nicht blos Meisterstücke der Darstellungskunst, sondern zugleich als ein Schatz von Satyre, Witz, des feinsten dialektischen Scharfsinns, des naivsten Komischen zu betrachten, voll beständiger Abwechselung, immer regen Lebens und eines Feuers, das sich jedem Leser mittheilt; sie haben alles Anziehende eines geistreichen Romans, und mußten um so mehr anziehen, da sie Wahrheit enthielten, und der so geistreiche, interessante Darsteller immer in Gefahr schwebte, Ehre und Leben zu verlieren. Nicht aber blos als Schriftsteller, auch als Mensch erschien er darin von den interessantesten Seiten, und unvermerkt nahm der, dessen Geist man bewunderte, auch das Herz in Anspruch, welches er so sehr für sich gewann, daß er, trotz jedem Richterspruch, immer gerechtfertigt dastand. Besonders gewann er die Herzen durch die abgedrungene Episode von seiner Reise nach Spanien, die uns Teutschen durch Göthe's Trauerspiel Clavigo bekant genug ist, denn der darin auftretende Beaumarchais ist derselbe, von welchem wir hier sprechen, und man kann sich ungefähr von der Darstellung in jenen Memoiren einen Begrif machen, wenn ich sage, alles, was Göthe den Beaumarchais in der ersten Zusammenkunft mit Clavigo sagen und thun läßt, sey wörtlich aus diesen Memoiren genommen.

*) Aus Grubers Wörterbuch zum Behuf der Aesthetik Th. I. S. 531.

Laharpe urteilt über sie, er zeige in seinem Styl etwas von Montagne, von Rabelais und von Swift; von dem ersten den starken Ausdruck und die naive Wendung, von dem zweiten die drolligen, unerwarteten und originellen Einfälle, von dem letzten die Erfindung satyrischer Formen und Abbiegungen, die den Schlag lange Zeit erwarten lassen, damit er desto stärker treffe: alles dies auf die eigentümlichste Weise in ihm verschmolzen. Auch hier, sagt er, finde ich jene Einstimmung des Talents mit den Umständen, des Menschen mit den Dingen, welche das Prinzip großer Erfolge ist.

Werfen wir aber jetzt auch einen Blick darauf, wie er als Mensch nach Geist und Charakter darin erscheint, so finden wir eine feurige Einbildungskraft, die sich immer mit voller Energie ihres Gegenstandes bemächtigt, bei dieser aber so durchdringenden Verstand, so treffende Beurteilungskraft, so viel übersehende Klugheit, daß er seiner Einbildungskraft stets Herr bleibt. Neben diesen Eigenschaften wohnte in ihm ein so vollkommener Geschäftsgeist, daß das Verwickelteste ihn nur wie Spiel beschäftigte und vermöge seiner Einbildungskraft ihm vielleicht gerade am angenehmsten war, und eine so regsame Thätigkeit, die sich nie bei bloßen Entwürfen befriedigen konte, sondern immer alles aufbot, um den vorgesetzten Zweck zu erreichen. Bot ihm nun sein durchdringender Verstand die richtigen Mittel an die Hand, so sicherten ihm sein Muth und seine Kraft den Erfolg, zumal da seiner Ueberredungskunst nicht leicht jemand widerstand, seine Gleichheit der Laune ihn vor Zaghheit bewahrte, beständige Gegenwart des Geistes ihn den geltenden Augenblick ergreifen und Festigkeit ihn beharren ließ. Lebhaft ohne Hitze, empfindsam ohne weichherzige Schwäche, frölich ohne Unbesonnenheit, nie das Spiel seiner Leidenschaften, kalt in Gefahr, stark im Unglück, verlor er auch in der bedenklichsten Lage weder Gleichmut noch Geistesgegenwart, und konte seine Lage stets übersehen und ihr stehen. Zu diesem allen nun noch eine ausgebreitete Welt- und Menschenkentniß, Witz, List, Gewandheit, Streben nach Auszeichnung: wie viele Eigenschaften fehlen ihm denn noch zum großen Manne! Beaumarchais, wo er auch gestanden hätte, würde sich überall ausgezeichnet haben, und das Ministerium, das ihn öfters mit Schlichtung bedenklicher Expeditionen beauftragte, wußte dies sehr gut; allein er solte sich auf eine eigne Weise auszeichnen, und hier ist es, wo sich allererst die Eigentümlichkeit seines Wesens auf das deutlichste offenbart. Streben nach Vermögen und Ehrgeiz waren die Haupttriebfedern, die ihn in Bewegung setzten; aber auf welche Weise! Wäre sein Ehrgeiz mit schaler Eitelkeit befriedigt gewesen, so durfte er nur die Rolle des angenehmen Gesellschafters fortspielen; wäre Geiz die Triebfeder seines Strebens nach Vermögen gewesen, so hätte er nicht auf eine so glänzende Weise gewagt; hätte bloser Kaufmansgeist ihn beseelt gehabt, so hätte er nicht nach des Schriftstellers Ruhm gestrebt; zum blosen Schriftsteller geboren, hätte die merkantilische Spekulation keinen Reiz für ihn gehabt: dies alles aber vereinigte sich in ihm so innig, daß man nicht umhin kann, anzunehmen, sein noch so verschiedenartiges Streben habe überall nur Einen Grund in der eigentümlichen Organisation seines Geistes gehabt. Lebhafter Geist der Intrigue war es, der ihn beseelte, der ihn zu den gewagtesten Unternehmungen trieb, in den verwickeltesten am meisten sich gefallen, und, weil er selbst zweideutig ist, ihn auch zweideutig erscheinen ließ, indem die Grenzen, wo hier Witz und Bosheit, List und Tücke in einander laufen, sehr fein, und die Abwege, welche von dem einen zu dem andern führen, oft unmerklich sind. Gall, der den Diebssinn, das Savoir faire, die List so nahe zusammenstelt, daß er Cartouche, Pitt und Moliere verbrüdern könte, hat hier auch die bewährtesten psychologischen Beobachtungen für sich, und könte, da er in die Nähe jener Organe auch den Kunstsinn und das Organ der Poesie stelt, am leichtesten erklären, wie Beaumarchais auch zum Dichter wurde. Daß vornehmlich die dramatische Poesie ihn anzog, erklärte sich aus eben jener Eigentümlichkeit seines Geistes, so wie eine nähere Beachtung seiner dramatischen Werke diese selbst wieder näher zu erkennen giebt.

Beaumarchais hat der Bühne etliche Dramen der ernsteren Gattung, eine Oper und etliche Lustspiele in dieser Zeitfolge geschenkt: 1) *Eugenie*, Drama in 5 Akten in Prosa, 1767. 2) *Les deux amis, ou le Négociant de Lyon*, Drama in 5 Akt. in Prosa, 1770. 3) *Le Barbier de Séville*, Lustspiel in 4 Akten 1775. 4) *La folle Journée, ou le Mariage de Figaro*, Lustspiel in 5 Akten, 1785. 5) *Tarare*, Oper in 5 Akten, 1787. 6) *La mère coupable*, Drama in 5 Akten, in Prosa, 1797. — Alle diese Stücke sind auch auf der teutschen Bühne hinlänglich bekant, und wir alle erinnern uns eines so lebhaften Enthusiasmus für Figaro, daß auch unsre Damen Kopfzeuge à la Figaro und à la Suzanne trugen. In Paris war dieser Enthusiasmus so groß, daß das Stück hundertmal nach einander aufgeführt wurde, der Bühne 500,000, dem Verfasser 80,000 Livres eintrug. Wie wenig auch ein enthusiastischer Beifall bisweilen für den wahren Werth beweisen mag, so setzt er doch immer eine gewisse Auszeichnung voraus, gesetzt auch, daß diese nur in der Neuheit bestünde: entzückt aber ein Werk auch lange nachher noch, wenn die Neuheit ihm keinen Reiz mehr verleiht, so muß es wol wesentlichere Verdienste haben, und dies ist bei Figaro's Hochzeit gewiß der Fall. Bei diesem und dem ihm vorhergehenden Intriguenstück war Beaumarchais ganz in seiner Sphäre, und mußte daher auch einen glänzenden Erfolg haben.

Mancher könte sich vielleicht wundern, daß er diese Sphäre nicht sogleich fand, sondern mit dem ernsten Drama debutirte; allein das jugendliche Gemüt neigt immer ehe zum Rührenden hin als zum Lächerlichen, und es mag vielleicht Beaumarchais dem Menschen günstig angerechnet werden, daß er Gemüt zeigte, bevor er in eine Gattung kam, wo das Gemüt des Dichters sich verbirgt. Indeß auch dort ist ein Streben nach Intrigue sichtbar, wenigstens darin, daß immer auf Situationen und Imbroglio hingearbeitet ist, die in den beiden Freunden fehlerhaft werden, weil sie zu fein und mithin zu wenig natürlich angelegt sind. In diesen ernsten Dramen wetteiferte Beaumarchais mit Diderot; beiden mißiel das Etikettmäßige in den Theaterstücken ihrer Nation, beide suchten einen andern Weg einzuschlagen, gefielen darum aber auch nicht außerordentlich. Uiberhaupt ist das, daß Beaumarchais fast in Allem von dem Hergebrachten sich entfernte, ein Hauptgrund, warum er so vielfältig schief beurteilt wurde. Liest man die Urteile der Palissot's über ihn, so solte man meinen, es sey von einem nur mittelmäßigen Schriftsteller die Rede, und selbst Laharpe möchte ja die Dramen desselben kaum unter denen des zweiten Ranges als vorzügliche nennen. Da man nun, wenigstens bei diesem letzteren, keine feindselige Absicht voraussetzen kann; so weiß ich mir so auffallende Urteile in der That nicht anders zu erklären, als daß man dabei von zu einseitigen Ansichten französischer Kritik ausging. Wie sich aber in solch eines Mannes Kopf die Welt anders spiegeln mußte, als in gewöhnlichen Köpfen, so wollen auch seine Werke nicht nach gewöhnlichem Maasstab gemessen seyn. Wenn nun aber dieser Maasstab der richtige wäre? — Das aber ist eben das Problematische hiebei, und es komt erst darauf an, die Prinzipien der französischen Kritiker gegen die, welche Beaumarchais in zweien Abhandlungen vor seiner Eugenie und seinem Figaro aufgestelt hat, auszugleichen. Selbst jene haben diesen Abhandlungen den Vorzug vielen Geistes und Witzes nicht absprechen können, behaupten aber einstimmig, der Fehler schlechten Geschmacks sey darin nicht minder groß. Da fragt sich aber schon wieder, ob auch jedermann das für schlechten Geschmack halten wird, was ihnen solcher scheint. Richtiger dürfte vielleicht seyn, was Laharpe von diesen Abhandlungen sagt, ihr Verfasser habe darin eine Theorie für seine Stücke aufgestelt, weil er andere Theorieen nicht gekant habe. Dies sey dahin gestelt; denn er könnte ja wol auch eine neue entworfen haben, weil ihm die alten nicht gefielen. Warum hat man die seinige denn nicht auch geprüft? Man würde gewiß gefunden haben, daß Beaumarchais, wenn er auch nicht gerade das Rechte immer völlig traf, doch auf einem Wege war, der zu dem Rechten führt. Unter dem Artikel Aufzug haben wir schon der Einrichtung der Zwischenakte in seiner Eugenie gedacht; sie war nicht die glücklichste, die Idee davon aber zweckmäßig; vielleicht finden wir etwas Aehnliches in dem, was er in Ansehung des ernsten Drama und des Intriguenstücks gesagt hat Jenes aber können wir, nach unserer Einrichtung, erst unter Schauspiel, dieses unter Intriguenstück würdigen, wo wir Figaro's Hochzeit als Beispiel nehmen; und so bleibe denn einstweilen diese Angelegenheit auf sich beruhen. Nur was im Allgemeinen zur Charakteristik von Beaumarchais dient, suchen wir jetzt zu vollenden.

Gewiß war es nicht zu verwundern, wenn ein so angefeindeter Mann, als er, der vier volle Jahre dazu gebraucht hatte, um seinen Figaro auf die Bühne zu bringen, so daß Laharpe ihm einst sagte, wie viel Geist und Witz ihn auch die Verfertigung des Stücks gekostet haben möge, so müsse er doch ungleich mehr gebraucht haben, um dessen Aufführung zu bewirken; nicht zu verwundern, sag' ich, ist es, wenn solch ein Mann die verschiedensten Urteile über seine Werke eben so wol als über sich selbst mußte fällen sehen. Er konte indeß, wie er es auch war, ganz ruhig seyn, denn nie hat ein Unparteiischer leugnen können, daß wahrhaft komisches Genie, reiche Ader von Witz, eben so belustigende als kühne Satyre in seinen Stücken athme, und daß, während Scherz, Munterkeit und Laune die Phantasie zum gefälligsten Spiel einladen, der scharfe und tiefe Blick des Welt- und Menschenkenners den Verstand zu den wichtigsten Betrachtungen auffordern kann.

Als Künstler giebt ihm Bouterweck mit Recht das Zeugniß, daß er die raffinirteste Feinheit mit der schlauesten Kunst zur Verstärkung des komischen Effekts benutze, und jeder gesteht ihm Meisterschaft in der Intrigue zu. Das vorzüglichste seiner Theaterstücke ist nach Laharpe der Barbier von Sevilla, an welchem dieser Kunstrichter Zeichnung und Haltung der Charaktere lobt, die Mittel der Intrigue zwar schon gebraucht, allein durch Zwischenfälle und Dialog neu findet, und endlich sagt: „es ist kein Akt, in dem sich nicht eine sinnreich kombinirte Situation fände, pikant und lustig in ihrem Detail; das ganze Stück verwickelt sich von Akt zu Akt stärker, und entwickelt sich auf die glücklichste Weise im letzten." — Andere ziehen den Figaro vor, und ich pflichte gern dem teutschen Beurteiler bei, der dieses Lustspiel, wie es da ist, eine Schilderung der großen Welt zu Paris, ein Meisterstück der französischen Literatur nante. Gleichverteiltes Dichterfeuer belebt die entferntesten Punkte. Nie stockt die Handlung, welche wir in ächter Manier und Sprache des Plautus vorgehen sehen. Das Salz seiner Satyre dringt wie scharfe Lauge ein, und doch lieben wir den weisen Spötter.

Desto schlimmer nur, rufen hier die Gegner aus, denn je schöner, je reizender, desto verderblicher ist dieses verführerische, durchaus unmoralische Schauspiel. Dieses ist gewöhnlich die letzte und gehässigste Anklage, welche man gegen ein Kunstwerk vorbringt, und bei welchem Schriftsteller konte man diese Anklage scheinbarer vorbringen, als bei diesem seiner Unmoralität halber ohnehin so verschrieenen! Alles komt hier auf Beantwortung der Frage an, in wiefern der komische Dramatiker das Komische von der moralischen Seite zu nehmen habe; eine Frage, die erst unter dem Artikel Komisch in ihrem ganzen Umfange kann beantwortet werden, die wir aber doch hier nicht ganz übergehen wollen. Keiner von allen Kritikern hat sie, in Beziehung auf Figaro, schärfer gefaßt, als der schon erwähnte teutsche, und ich achte daher für gut, ihn einstweilen hierüber sprechen zu lassen, weil gerade das, was Er sagt, am besten dient, uns zur Vollendung unserer Charakteristik zu führen.

„Jedes Laster," sagt er, „straft sich durch das Gift, welches es erzeugt; dies recht heraus zu holen und sichtbar zu machen, darin — und nicht in Sentenzen, gezwungenem Tugendlohn und Strafe des Lasters — liegt die wirksamste Moral. Ist dies geschehen? Oder ist es gemindert? Gar versteckt? Bei der Beantwortung dieser Frage komt es auf die Bestimmung folgender an: wenn man, frei von Vorliebe jeder Art, ohne Pedanterie und ängstliche Foderung, ohne finstere Moral und steife Anhänglichkeit an irgend eine Nation, den Figaro ließt; wirkt er Heiterkeit, Drang zum Guten, Wohlwollen? Welche Empfindungen läßt er zurück? Fürwahr! man genießt die kraftvolle Arbeit einer blühenden Imagination; — aber doch — wenn es nun zu Ende gelesen ist — was bleibt? Alle Sinne sind gereizt, unser Herz, unser ganzes Wollen, ist ergriffen und nicht befriedigt. Die Sele gleicht in diesem Zustand einem öden Tanzsaale, den nach durchschwelgter Nacht der erste Sonnenstral beschämt. Welche abgenutzte Menschen überhaupt! Welche Sitten, mit denen es so weit herunter ist, daß der mindere Grad von Schändlichkeit — *Honnetteté* heißt! Nirgends Unbefangenheit! Uiberall gekünstelte Menschen! Selbst die, die hier die guten Menschen sind, — wie weit dürfte man sich wol ohne Gefahr mit ihnen einlassen? Dieser Figaro! — Man kann ihm nichts vorwerfen, freilich! Wie aber, wenn endlich die Gräfin ....? Susanne? — Sie steckt so schlau dem Grafen das Briefchen zu; viel zu schlau für eine Ungeübte. Wie wenn nun einst ... dürfen wir etwas garantiren? Wie? — Die Gräfin und Cherubin — was für Momente! Was für Schutzwehr? — Noch einmal, so wie wir sie sehen, d. h. so wie sie gegen uns gedreht sind, kann man ihnen nichts vorwerfen; wir wissen es wohl. Aber bei der nächsten Campagne zu Agnas Frescas! Wie da? Uiber welchem gefährlichen Abgrunde kämpft ihrer aller Tugend schon, wie sind sie an diesen Abgrund so wollüstig-interessant hingeführt! So — daß, wenn sie fallen, uns die Verzeihung erleichtert, schon abgedungen worden ist. Figaro, dieser Davus! freilich dies-mal für die gute Sache; wer aber unter Einem Dache mit ihm wohnt, kann er, wenn der Hausriegel innen vorgeschoben ist, sich nun ruhig in seinem Bette strecken? Was kann er nicht alles ertragen und verbergen! Eifersucht, diese unbändige Leidenschaft! Wie ist er ihr Herr und Meister zu allen Zeiten! Figaro ist der größte praktische Philosoph; denn ist er der nicht, was ist er denn? — — Man darf dem Verfasser den Vorwurf machen: er plaisantirt über das Verderben seiner Zeit so, daß das Verderben freundlicher aussieht, wie die Tugend. Was Mord und Tod in aller Welt verursacht, endigt hier in lauter Frölichkeit; wer solte sich hier nicht wünschen, so ewig zu leben! Und doch ist alles Blendung. Das Gemälde ist nicht treu! Den Uiberdruß des Wollüstlings, seine ekle Langeweile, den Kummer der Gräfin, ihr trostloses Verblühen, Figaro's Aerger, das mächtige Gefühl: ich werde undankbar verrathen! Dies alles hat der Dichter versteckt. Wäre es, ohne Sentenzen, in die Handlung verwebt, dann würde das Meisterstück Figaro Jahrhunderte leben: aber an die Stelle dieser Dinge kommen Ceremonien, die Menge zu locken und zu erhalten; Epigramme, welche die Resultate von Beaumarchais Erfahrung sind, deren Bitterkeit, uns unbewußt, vielleicht seitaus Revange giebt. Einige wenige erbittert der Stachel, der Haufe steht lachend vor dem Bilde des schrecklichsten Verlustes der Menschheit, der Abschwächung aller Kräfte (!), und heiter hingeführt gestehts die Nation ein: „Ja, so sind wir!"

Und solte selbst dieses eingestandene: So sind wir, nicht eine Rechtfertigung für den Dichter enthalten? Das Gemälde ist nicht blos von sprechender, es ist von schreiender Aehnlichkeit, und trotz aller Lustigkeit, mit der es gegeben ist, doch so wenig geschmeichelt, daß ich meine, eben in dieser Lustigkeit liege eine bis zum Tod verwundende Verachtung. Beaumarchais wenigstens war sich dessen recht wohl bewußt, denn — sein Figaro ist Er, sein Graf Almaviva der damaligen französischen Großen Repräsentant. Hierüber wollen wir uns zuvor verständigen.

Daß in dem Figaro Beaumarchais selbst dargestelt sey, hat Laharpe außer Zweifel gesetzt. Dieser Figaro ist ein Kammerdiener, allein das thut nichts, er ist Schriftsteller, Musikus, Dichter, hat seine Studien gemacht, ist bisweilen Philosoph und immer Intriguant, stolz auf seine Talente und Verdienste, und hat durch dies alles das sonderbarste Schicksal. „O wunderliche Reihe von Begebenheiten! Wie ist mir das alles begegnet? Warum gerade das und nichts anders? Wer hat dies Loos auf mein Haupt geheftet? Gezwungen, eine Bahn zu durchlaufen, die ich betreten habe, ohne es zu wissen, hab' ich sie mit so viel Blumen bestreut, als es meine Lustigkeit zuließ; und noch obendrein sag' ich da meine Lustigkeit, ohne zu wissen, was das Ich eigentlich ist, mit dem ich mich beschäftige; erst ein gestaltloses Gemisch unbekanter Bestandtheile; alsdann ein armseliges schwaches Wesen; ein kleines schäckerhaftes Thier; ein Jüngling, dürstend nach Vergnügen; mit allen Antrieben zum Genuß, alle Gewerbe treibend um nur zu leben; hier Herr, dort Knecht, wie es der Dame Fortuna einfällt! Ehrgeizig aus Eitelkeit, arbeitsam aus Noth, faullenzend mit der süßesten Wonne! Redner in der Gefahr, Dichter aus Muße, Musikus bei Gelegenheit." — Und was will dieser Mensch? Was soll er? — Einen Gedanken versinnlichen, den Beamarchais in seinem *Tarare* also ausdrückt:

Homme, ta grandeur sur la terre
N'appartient point à ton état;
Elle est toute à ton caractère.

Figaro erklärt sich hierüber deutlich genug: „Weil Sie ein großer Herr sind, bilden Sie sich ein, ein großer Geist zu seyn. — Adel, Vermögen, Rang, ansehnliche Posten, das macht alles sehr stolz! Aber womit haben Sie so viele Güter verdient? Sie haben sich die Mühe gegeben geboren zu werden; und weiter nichts: übrigens ein sehr gewöhnlicher Mensch! während daß ich, Sapperment! verloren in der dunkeln Menge, mehr Wissenschaft und Berechnung habe anwenden müssen, um nur mein Leben zu fristen, als man seit hundert Jahren gebraucht hat, um alle spanischen Provinzen zu regiren; und Sie wollen mit mir kämpfen?"

Nur zu deutlich ist hier die Tendenz des Stückes ausgesprochen: Opposition des Geistes gegen konventionelle Größe, Uibermacht der Klugheit über den Druck der Gewalt, Sieg der schlauberechnenden Beharlichkeit über dünkelhaft sichere Anmaßlichkeit. Darum glaube ich sehr gern, was Beaumarchais sagt, daß sein Zweck gewesen sey, den Grafen durchkreuzt, ermüdet, in allen seinen Absichten verhindert, gedemüthigt darzustellen; und dies ist die Hauptrevange, die man das lustigste Vorspiel zu dem blutigsten Trauerspiele, — der französischen Revolution, nennen könte. Hätten sie in diesem vorgehaltenen Spiegel doch ihre wahre Gestalt erkennen, und des Dichters Sarkasmus beherzigen wollen, jene Großen. „Ich bekenne," sagt er, „daß zwar das vergangne Menschengeschlecht meinem Stück sehr geglichen hat, daß das künftige Geschlecht ihm ebenfalls sehr gleichen wird; daß aber das jetzt lebende nicht die mindeste Aehnlichkeit damit hat." Wäre dies nicht tauben Ohren gepredigt gewesen, so hätten sie als Resultat dieses Lustspiels wahrscheinlich die heilsame Warnung gehabt: Wie könte es euch ergehen, wenn es dereinst denen, die jetzt, durch ihren Stand gezwungen, Gewalt durch List zurücktreiben, einfiele, sich gegen euch zu verschwören! Welche Figur würdet ihr dann machen! Welchen Halt habt ihr denn eigentlich? — In euch seyd ihr nichts, die euch helfen könten, habt ihr gegen euch erbittert, kaum werden die euch bleiben, die am festesten an euch hingen, denn euer Leichtsinn, eure

Vollästeln haben sie euch entfremdet; der Leerheit innen, der Verachtung von außen Preis gegeben, steht ihr euerm holen Nichts jämmerlich gegenüber.

So und nicht anders muß dieses Lustspiel angesehen werden, und ich sehe warlich nicht, wie sich ein Laster durch das selbst erzeugte Gift auffallender selbst strafen könne. Bedenkt doch nur die Situation genau, in der sich der Graf am Ende befindet. Bei Figaro unterliegend, Susannens Spielwerk, seiner Bedienten heimlicher Spott, bleibt ihm nichts übrig, als reuig der beleidigten Gemalin zu Füßen zu sinken. Gütig, wie sie ist, verzeiht sie; aber — es wird gar sehr darauf ankommen, ob er dieser Verzeihung sich würdig machen wird, denn schon hatte sein sträfliches Benehmen sie dahin gebracht, ihre Neigung an andere Wesen zu heften. Glücklicher Weise ist dies Wesen jetzt nur ein Kind, und es ist häufig der Fall, daß die volle Liebe der verschmähten Gattin sich auf ein Kind lenkt; die Neigung ist auch hier erst im Aufkeimen: allein ich will eben nicht für die nächste Campagne zu Agnas Frescas stehen; das Kind wird ein Jüngling, die Neigung kan zärtlicher und ernster seyn, — wofern der Herr Graf durch die bisherige Lektion noch nicht klug geworden sind. Bis auf diesen Punkt mußte alles geführt werden, und so könte es wol gar seyn, daß gerade das am strengsten getadelt worden wäre, was, genau besehen, ein Vorzug des Stückes mehr ist. Jedoch von hier an bleibe jedem die weitere Untersuchung einstweilen selbst überlassen.

Habe ich nun aber mit dieser Rechtfertigung des Stücks den Dichter selbst gerechtfertigt? Beaumarchais hat sich in seinem Figaro gemalt: Dieser Figaro aber, nimt er es etwa mit der Moral zu genau? Das möchte ich nun freilich nicht behaupten, denn seine Moral sieht jener Politik allzuähnlich, der die Mittel durch den Zweck heilig werden, und die den Egoismus der Tugend unterzuschieben versteht. So wie Figaro's Philosophie zum Materialismus, so neigt seine Moral zum Genuß hin, und wo ihm dieser entrückt wird, da hält er — aus Revange — sich manches erlaubt, was eine strengere Moral sich wol verbieten dürfte: indeß muß man hiebei doch so billig seyn, nicht zu vergessen, daß seine Wünsche weder übertrieben noch an sich tadelhaft sind, und daß man nichts der Lasterhaftigkeit Aehnliches an ihm bemerkt. Ist er nicht moralisch, so ist er doch auch nicht unmoralisch; er hat eine Moral, aber als ein kluger Mann, den die Welt polirt hat; der deswegen vor einer Intrigue sich eben nicht scheut, (die Welt selbst, meint er, zwingt ja zu Intriguen), allein der darum doch nicht boshaft ist. Mir ist es sehr wahrscheinlich, daß auch Beaumarchais moralischer Charakter diesem entworfenen Bilde wenigstens nicht sehr unähnlich könne gewesen seyn; er mochte lustiger Streiche fähig seyn und sich dieselben erlauben, allein daß er niederträchtig gewesen sey, bezweifle ich sehr. Laharpe weiß ihm nur zwei schlechte Streiche vorzuwerfen, ein Gedicht gegen die christliche Religion, das er kurze Zeit vor seinem Tode verfertigte, und daß er seinen würdigen Gegner im Kornmannischen Prozesse, Bergasse, unter dem Namen Bergeaß auf eine unwürdige Weise in der schuldigen Mutter, seinem letzten, nicht gleich vorzüglich gerathenen Drama auf die Bühne gebracht. Jenes war die Folge seiner enthusiastischen Bewunderung Voltaire's, die ihm in der zu Kehl von ihm veranstalteten Ausgabe von dessen Werken, mehrere Tausende kostete, dieses einer gereizten Empfindlichkeit; zweideutiger erscheint er in dem berüchtigten Streit mit der als Ritter so berühmten Demoiselle d'Eon, wo es scheint, daß er durch die, in London über das damals zweideutige Geschlecht des Ritters angestellten, großen Wetten einen betrüglichen Gewinn zu machen gedacht. Dieses konte ihm seine Moral wol erlauben, denn auf die Neugier und Narrheiten der Menschen zu spekuliren, schien ja der Handelsmoral von jeher erlaubt, und List zum Handwerk zu gehören. Solte er tückisch hiebei gehandelt haben, so hat er während der Revolution durch eine Jahre lange, oft schreckliche Todesgefahr und dem Verlust von dem größten Theile seines Vermögens dafür gebüßt. Daß ihn am Ende der Tod auf seinem Bett überraschte, ist wirklich das letzte Wunderbare in seinem Leben.

Anastasius Grün

soll nach allgemeinem Dafürhalten ein fingirter Name, und der wirkliche Verfasser der unter demselben erschienenen Werke Anton Alexander Graf von Auersperg (geboren zu Thurn am Hart in Krain am 11. April 1806 und abwechselnd daselbst oder in Wien lebend) seyn, doch hat sich dieser bisher nirgends öffentlich selbst dazu bekannt, und wenn auch Alles für diese Annahme spricht, so hat doch Niemand das Recht, es gewiß zu behaupten, wie das voreilig bereits zu wiederholten Malen geschehen ist.

Von Anastasius Grün ist erschienen:

Blätter der Liebe. Stuttgart 1830.
Der letzte Ritter. Romanzenkranz. Stuttgart 1830.
Schutt. Dichtungen. Leipzig 1835. N. A. 1836.
Gedichte. 8. Leipzig 1837. 340 S. 2 Thlr.
Einzelne Gedichte in Zeitschriften und Almanachen u. s. w.

Zugeschrieben werden demselben Verfasser die anonym herausgekommenen:

Spaziergänge eines Wiener Poeten. Hamburg 1831. N. A. 1832.

Mit Allem ausgerüstet, was Anspruch auf Dichterruhm geben kann, mit der redlichsten Gesinnung erfüllt, kämpfend und leidend für Wahrheit und Recht, hat Anastasius Grün doch einen Weg eingeschlagen, der, wenn ihn Viele nachahmend betreten, wie das bereits geschehen ist, zu großen Verirrungen führen muß. Der Schade, welcher dadurch der freien Ausbildung und Fortgestaltung der Poesie in Deutschland erwachsen kann, ist nicht zu berechnen und es scheint uns eine unerläßliche Pflicht, dies in einem Werke, welches der reinen, unbestechlichen Anerkennung alles Großen und Schönen in unserer Nationalliteratur gewidmet ist, unbeschadet der innigen und starken Verehrung, die wir der Individualität dieses Dichters zollen, wenigstens anzudeuten. Ehe wir es jedoch aussprechen, muß den vortrefflichen und seltenen Eigenschaften, wie sie Anastasius Grün in nicht geringem Maaße besitzt, ihr volles Recht widerfahren. Diese sind eine Tiefe und Wärme des Gefühls, wie sie nur einem Gemüthe eigen seyn können, welches einen unversieglichen Quell von Liebe in sich schließt; Reichthum der Phantasie, sich in den kühnsten, farbensattesten Bildern offenbarend und doch von ruhigster Besonnenheit verwaltet und angewendet, eine zauberhafte Anmuth der Sprache neben außerordentlicher Kraft und die durchgebildetste Vollendung der Form, die überall den vollkommenen Meister beurkundet; kurz was ein gütiges und günstiges Geschick dem Erdensohne, den es zum Dichter bestimmte, bei seiner Geburt nur in die Wiege legen kann, das ist ihm zu Theil geworden und er hat sich mit gewissenhaftem Eifer bemüht, alle jene Gaben auf das Pflichtgetreueste auszubilden. Das jetzige Deutschland hat daher vollkommen Recht, wenn es einen seiner bedeutendsten lyrischen Dichter in ihm erkennt und begrüßt.

Die Klage, welche Goethe einmal so entschieden über und gegen den Verfasser dieser Zeilen äußerte *), daß die jetzige Zeit an einer allgemeinen Krankheit, der Subjectivität leide und unsere Nation daher im Rückschreiten und in der Auflösung begriffen sey, muß bei diesem Dichter auf das Entschiedenste wiederholt und ausgesprochen werden. Er hat den Culminationspunkt dieser Richtung erreicht. Krank von dem Jammer unserer Tage, der sein großes, reiches Herz erfüllt und peinigt, giebt ihm die Welt der Objecte, die er mit dichterischem Auge in sich aufnimmt, mit dichterischer Hand ordnet und

*) S. Eckermann, Gespräche mit Goethe. Leipzig 1836. Th. I. S. 237 fgde.

zurecht stellt, nur Gelegenheit, sein Ich mit all dem ganzen Farbenspiel seiner Empfindungen, deren Mehrzahl trübe ist, in seinen Poesieen vorzuführen; daher schafft er, wie es der Poet soll, keine Welt, er reproducirt nur eine längst erschaffene, begränzte, einfarbige, von ihm selbst nicht mit voller Freiheit aufgefaßte, die seines leidenden Innern, und da er selbst bei seinem reichen Geiste das fühlen muß, so bietet er alle Schätze und Kräfte seiner Phantasie auf, um durch den schönsten äußeren Schmuck der Bilder, durch die Anmuth und Mannichfaltigkeit des Gewandes, in das er seine Gedanken hüllt, durch die überraschendsten Wendungen, mit denen er seine Ideen uns vorführt, diesen großen Mangel zu verdecken.

Seine Poesien ermangeln daher der Gesundheit; diese werden wir an ihm desto schmerzlicher vermissen, je mehr er uns zu gewähren vermag, je mehr er uns durch den Zauber seiner Rede zum Mitgefühl und Mitleid hinreißt. Wird aber diese Weise, diese Verhüllung der Krankheit durch Glanz, der gerade jetzt, wo Alles sich von der freien Natürlichkeit abzuwenden droht, leichter noch besticht, vorherrschend in der Geschmacksrichtung und von minder begabten Schülern, die sich um diesen eigenthümlichen Meister reihen, nachgeahmt, so müssen diese, um die Leere ihres Innern zu verdecken, Gegenstände und Gedanken in den Kreis der Poesie hineinziehn, welche der Natur derselben durchaus fern liegen und wir treten in der lyrischen Poesie einer Periode entgegen, die hinsichtlich ihrer Verirrungen und ihres falschen, unnatürlichen Geschmackes noch verderblicher wird, als es je die Periode der Hoffmannswaldau-Lohenstein'schen Unnatur gewesen seyn kann.

Der Thurm am Strande.*)

1.

Ich lag im weichen Gras, gelehnt auf Trümmer,
An Istriens vom Lenz umblühtem Strande;
Der Himmel quoll in abendros'gem Schimmer,
Das Meer erglomm im purpurrothen Brande.

Sie wollen flammend beyd' in Eines fließen,
Nicht sieht das Aug', wo Meer und Luft sich trennen,
Wie sich zwei Lippen an einander schließen
In Einem ew'gen Liebeskuß zu brennen.

Von Liebe wollen Flur und Hain erzählen,
Das ist rings ein Erröthen, Flüstern, Kosen!
Die Wellen hüpfen an's Gestad' und stehlen
Sich flüchtig Küsse von des Strandes Rosen.

Sie legen Nachts gar heimlich und behende
An's Land der Muscheln farbenreich Geschmeide,
Daß Morgens an der Liebe zarter Spende
Der Rosen Aug' sich beym Erwachen weide.

Doch du dort, alter Thurm, öd' und zerfallen,
Willst du nicht auch von Lieb' ein Wörtlein sagen?
Mich dünkt es, deine morschen Quadern lallen
Ein böses Lied aus alten, bösen Tagen!

Dein Antlitz blickt so ernst, als ob es zürne,
Und finstres Moos ist dämmernd drauf zu schauen,
Wie auf des Denkers tiefgefurchter Stirne
Die dunklen und gedankenschweren Brauen.

Wohl dämmert's in dir von Erinnerungen,
Wie Schuldbewußtseyn in des Sünders Herzen,
Du finsterer Geselle, rings umschlungen
Von ros'gen Schäkern und verliebten Scherzen!

Ob deinem Thor ein Wappen, moosumwoben!
Ein Löwe ist's, das Evangelium haltend!
Venedig, ha, dein Leu! Wohl muß ich loben
Des Sinnbild's Wahl, dein ganzes Seyn entfaltend!

Der Mähne Königsmantel schüttelnd, Leue,
Doch nicht verläugnend das Geschlecht der Katze!
Das heil'ge Buch des Glaubens und der Treue
Erhoben hoch, — doch in bekrallter Tatze!

Großmüthig, wenn gesättigt schon vom Morden,
Und sanft, wenn du gebändigt mußt erliegen,
Dein Thron die Kluft, drin nie es Tag geworden,
Und doch voll Glanz und Ruhm und Kraft und Siegen!

Sprich, und was wolltest du am Thurme dorten?
Ich ahn's, ein Kerker war's! Als Kerkermeister
Hat sich der Leu gelegt vor seine Pforten,
Denn gern in Haft hielt Leiber er und Geister!

Sieh hin jetzt: du zertreten, er zerschlagen!
Sieh selbst dein Werkzeug: Ketten, Eisenstangen
Im Purpurschmuck des Rost's, am Siegeswagen
Der Freiheit, als entthronte Zwingherrn prangen!

Selbst in die Quadern, die den Thurm dir trugen,
Ist einst der Freiheit frischer Hauch gefahren,
Daß sie in wilder Lust aus ihren Fugen,
Sich selbst entknechtend, taumelten in Schaaren!

Die Klagen, die sie hörten, tönen wieder
Aus ihrer Marmorbrust, der schmerzgeweihten;
Es senkte drauf sich dunkler Epheu nieder,
Die immergrüne Elegie der Zeiten.

Ein Oelbaum sprießt nicht fern, den Schutt verschönend,
Und Rosen rankten dran die jungen Triebe;
Zur Menschensaat des Hasses pflanzt versöhnend
Natur so gern den Frieden und die Liebe.

Doch wie die Lüfte flüstern heimlich leise,
Und wie die Wellen rauschen auf und nieder,
Wehn aus den Trümmern, still, in düstrer Weise,
Zu mir herüber des Gefangnen Lieder:

2.

„Ich war bescheidener Sonnettendichter,
Im Qualm Venedigs zündend Himmelslichter,
Gebundne Rede meisternd wohlbedächtig,
Gebundner Hände jetzo minder mächtig.

Da lieg' ich nun gleich einem schlechten Verse,
Verrenkt, gezwängt, vom Wirbel bis zur Ferse,
Die Ketten klappernd wie unreine Reime,
In übler Form verwischt die schönsten Keime!

Vor'm Thor San Marco's hielt ich Siesta gerne,
Betrachtend irdische und Himmelssterne;
Einst ungefähr, vertieft ganz in ihr Blitzen,
Blieb einer Prozession im Weg ich sitzen.

Einst in Venice's höchstem Logenrange
Sah ich ein schönes Kind mit heitrer Wange;
Ich flog empor, — da saß der alte Doge
In einem Winkel, ach, derselben Loge!

Zum Unglück reimt' ich einmal auf: Tyrannen
In einem Klinggedicht das Wort: von dannen!
Ein andermal fiel mir auf: Senatoren
Kein andrer Reim just ein, als: Midasohren!

Die Reime, traun, sind reine, regeltreue,
Ich brauchte gleich sie wieder ohne Reue;
Doch meinten drauf die Herrn, auf mein Sonnette
Gäb's keinen bessern Reim mehr, als: die Kette!"

3.

„An's Meer, gleich diesem, baut die Kerker alle!
Ringsum nur Meer, endloser Himmel drüber!
Setzt eures Sklaven enge, dunkle Halle
Der Freyheit und Unendlichkeit genüber!

Daß, wenn er schuldig, selbst der Wellen Kosen
Ihm Nachts und Tags von seiner Schuld erzähle,
Und fort und fort ihm laut der Brandung Tosen
Des Herrn Gerichte donnre in die Seele!

*) Aus: Schutt, Dicht. v. Anast. Grün.

Daß, wenn er schuldlos, nicht an's Ohr euch dringe,
Euch nicht den Schlummer störe seine Klage,
Daß sie des Meeres Rauschen ganz verschlinge,
Daß sie des Windes Flügel weiter trage!

Ich klimm' empor zum hohen Fensterbogen,
Und kralle fest mich an des Gitters Stäben!
Ha, endlos seh' den Ocean ich wogen,
Nur fern, gar fern ein weißes Segel schweben!

Ach, meiner Freyheit Bild! Nicht flieh so schnelle!
Es eilt mein Herz dir nach, nicht kann es rasten,
Es schwebt als Möwe über dunkler Welle
Und klammert schreyend sich an deine Masten!"

4.

„Ihr, denen in die Hände ward gegeben,
Wenn sich's die Händ' etwa nicht selbst genommen,
Das Recht, zu schalten über Menschenleben,
Kennt ihr des Menschenlebens Sinn und Frommen?

Ich rath' euch, wallt aus eurer goldnen Klause
Einmal hinaus in Frühlings Sonnenblicke,
Doch laßt mir fein den Doctorhut zu Hause,
Die grüne Brille, Codex und Perücke!

Und wenn, von all dem Licht und Glanz entborget
Ein leiser Abglanz schlich in eure Seele,
Dann ist es Zeit, dann weilet nicht, und sorget
Daß Flinte, Beil und Messer euch nicht fehle.

Seht dort den Rosenstrauch im Duftmeer fluthen!
Das Messer her, vom Stamme ihn zu trennen! —
Er liegt im Staub, und scheint nun zu verbluten
Aus so viel Wunden, als da Knospen brennen.

Seht ihr die Lerche hoch im Frühroth schwimmen?
Das Feuerrohr herbey, und streckt sie nieder! —
Vor euch im Rasengrün mit leisem Wimmern
Versiegt die holde Quelle süßer Lieder.

Seht dort der Linde Haupt die Wolken grüßen!
Die Axt herbei, den Stamm ihr zu zerklüften! —
Da liegt die Riesenleiche euch zu Füßen,
Ihr Sterberöcheln ist ein süßes Düften.

Und will euch Wehmuth nun in's Herz, so lenket
Heimwärts den Pfad, und nehmt an eurer Schwelle
Den Säugling aus der Gattinn Arm, und senket
Eu'r sinnend Haupt zu seiner Lockenhelle.

Und denkt des Baum's, zerspellt zu todten Trümmern,
Und denkt der Knosp', erblaßt im Todesbeben,
Und denkt des Liedes, aufgelöst in Wimmern,
Und ahnt es leise, was ein Menschenleben!"

5.

„Das graufe Königsspiel will ich nun spielen,
Und laden vor Gericht nun meine Richter!
Es drückt das goldne Zepter euch nur Schwielen,
Doch hoch empor das seine schwingt der Dichter!

Ihr könnt die Ebenbürtigkeit nicht tadeln
Des Geist's in mir, ihr stolzen Purpurträger!
Er wird zum Throne diesen Schemel adeln
Und vor die Schranken rufen eure Kläger!

Da sprach die Kette meines Arms: Bey Erzen
Schlief einst ich sanft und tief in ew'gen Nächten!
Was rißt ihr mich dem Berge aus dem Herzen,
Solch unbewehrte Arme zu umflechten?

Der Wölbung Quadern sprachen drauf: Wir trugen
Am Dom des Herrn einst mit als Felsensäulen!
Was habt ihr uns geschmettert aus den Fugen,
Zu hören dieses Armen Klage heulen?

Des Bettes Diele sprach: Ich ragt' als Eiche,
Auf grünen Höhn zu säuseln Gottes Ehre!
Was habt ihr mich gefällt mit frechem Streiche,
Daß ich dieß Herz jetzt an mich pochen höre!

Vor'm Fenster eine Lerche klagte bitter:
Was zeigt ihr mir, der Freyheitseelen einer,
Der Knechtschaft gelb Gesicht durch schwarzes Gitter,
Und eine Seele, ach, so frey, gleich meiner!

Es sprach mein Herz: Euch freut was mannigfaltig,
Doch ein Gepräg' nur wollt ihr für Gedanken!
Ihr liebt die Blumen, weil sie vielgestaltig,
Doch darf nicht frey das Herz Gefühle ranken!

In plumpe Fesseln wollt den Geist ihr schlagen,
Der gottgesandt, wie Wolk' und Regenbogen;
Die Wolke wettert, ihr könnt sie nicht jagen,
Und binden nicht könnt ihr den Regenbogen! —

Und nun vernehmt den Urtelsspruch des Richters:
Für Kett' und Schmach, die ihr ihm ließt bereiten,
Denn also richtet mild das Herz des Dichters,
Gibt euren Namen er Unsterblichkeiten!

Nur erst gesellt er seine Ketten alle
Zu Kron' und Stab in eures Wappens Rahmen;
Es rasseln weit durch des Jahrhunderts Halle
Wie seiner Ketten Klirren eure Namen."

6.

„Durch meines Kerkers Eisengitter rangen
Sich meine Blick' empor zum Himmel droben,
Den Ball des Mondes sah ich leuchtend prangen
Vom goldnen Kranz der Sterne rings umwoben.

Da klang's aus ihnen in mein Herz, und keimte
Gleichwie ein kindisch Märchen alter Tage,
Bevor der Götter Schaar die Erde räumte
Dem Menschenvolke von gemein'rem Schlage.

Es war ein Ries' einst, hochgewaltig, tüchtig,
Der sprach zum Mond: Dein Licht behagt mir eben,
Doch bist du mir zu wanderlustig, flüchtig,
Und solltest fein an festem Wohnsitz kleben.

Nicht übel ständest du mir über'm Bette
Als Abendlamp' in meinem Schlafgemache!
Er spricht's und schmiedet eine goldne Kette,
Und hängt den Mond dran auf am Himmelsdache.

Doch der rollt fort und fort unaufgehalten,
Und klingend riß die Riesenkette droben,
Daß in Millionen Trümmer rasch zerspalten
Weithin gesä't, die goldnen Splitter stoben!

Und sieh, als Sterne sind sie dort geblieben,
Da leuchten sie in's Herz mir ihre Kunde;
Als Freyheitshymn', in goldner Schrift geschrieben
Tief auf des Himmels dunklem, ew'gen Grunde. — —

Es flüchtet gern mit seinen stillen Schätzen
Das Menschenherz in die gestirnte Ferne;
Es will der Mann in Fesseln gern versetzen
Selbst seine Ketten in die ew'gen Sterne."

7.

„War einst ein König, der hielt liebumfangen
Den Leib der Königin, der schönen jungen!
Ob Aug' in Aug' und Hand in Hand auch hangen,
Er hätte gern noch fester sie umschlungen!

Des Gartens Rosen formt er da zur Kette,
Die hält ihr Haupt in süßer Haft umwunden.
So ward aus Rosen einst die erste Kette,
So ward von Liebe einst die Kett' erfunden.

Zwey Königskinder sind's, die dort zu Ringen
Der Wiesenblumen schlichte Halme runden,
Mit solchen Fesseln spielend sich umschlingen;
Und so hat Lieb' die Kette fortgewunden.

Den Tempel sieh, wo Priester um die Wette
Mit Myrt' und Ros' Altar und Säul' umwanden!
So hat die Liebe fest mit ihrer Kette
Den Himmel an die Erde schön gebunden.

Todt sind das Königspaar, die Kinder, Priester!
Doch Kränze ihren Aschenkrug umkosen!
So band den Staub des Grabes, welk und düster,
Der Liebe Kette an des Lebens Rosen.

Da sah der Haß, wie Lieb' erfand die Kette,
Das, was sie liebt, noch fester zu umwinden!
Er formt, — aus Erzesblüthen, — nach die Kette,
Noch fester, was er haßt, an sich zu binden!

Doch von Guirlanden scheint mein Arm umwunden,
Gleich Blumen flüsternd mir die schöne Mähre;
Wie selbst im Haß ein Fünkchen Lieb' entzunden,
Wie selbst der Haß bey Lieb' einst ging in Lehre."

8.

„Gebt mir ein Buch! — Sie wollen kein's mir gönnen!
So mag mein Aug' im Buch des Himmels blättern,
Das dem Gefangnen sie nicht rauben können,
Und lesen, Herr, in deinen ew'gen Lettern!

Ich seh' den Aether rein und leuchtend blauen,
Und seh' das Abendroth in Flammen zittern,
Draus mild der Englein Thränen niederthauen,
Ich seh's, — doch aus des Kerkers Eisengittern.

Seh' ziehn die Wolke mit der Brust voll Segen,
Des Mondes Kahn im Meer der Nächte prangen,
Die Sterne sich im goldnen Wirbel regen,
Ich seh's, — doch durch des Kerkers Eisenstangen.

Ich seh' die Morgenwolke leuchtend steigen,
Und mitleidsvoll der Rosen Bild und Reize,
Die längstentbehrten, meinem Auge zeigen!
Ich seh's, — doch durch des Gitters ehrne Kreuze.

Ich sah die Wetter, die nun ausgestritten,
Ich seh' den Regenbogen flammend schweben;
Des Himmels lichter Grund doch ist durchschnitten
Ach, von des Kerkergitters schwarzen Stäben!

Da dünkt es mich, im Buch des Himmels wären
Die schönsten Stellen, heiligsten Legenden,
Des Friedens und der Liebe Gotteslehren
Mit schwarzem Strich durchkreuzt von Menschenhänden."

9.

„Wie eine Rose aussieht, wüßt' ich gerne!
Wohl wußt' ich's einst, doch hab' ich's, traun, vergessen!
Denn zwischen mir und jenes Frühlings Ferne
Dehnt längst der Knechtschaft Nacht sich unermessen!

Ich sah die Rose einst in einem Garten,
Durch den die Spiele meiner Kindheit flogen;
Ich sah sie einst auf flatternden Standarten
Der Heere, die zum blut'gen Kampfe zogen.

Ich sah sie einst im Dom vor'm Brautaltare
An einer Jungfrau Herz sich zärtlich schmiegen;
Ich sah sie einst in meines Vaters Haare,
Als Tod ihn auf den Schragen streckte, liegen.

Ich sah, wie an der Brust der Mörder einer
Sie mit zur Richtstatt führt' im Sünderwagen;
Fürwahr, ich wollt' ich säß' im Karr'n statt seiner,
Daß ich die Rose könnt' am Herzen tragen!"

10.

„Ich zog aus meinem Strohbett eine Aehre
Und hielt sie lang vor's Aug' in meinen Händen;
Als ob in ihr ein stiller Zauber wäre
Konnt' ich die Blicke nimmer von ihr wenden.

Ein Feld voll Garben stieg vor meinen Blicken!
Ha, wie sie flüsternd durcheinander gaukeln,
Geschäftig mit den goldnen Häuptern nicken,
Und weithin ihres Meeres Wogen schaukeln!

Von blanken Sicheln, durch die Schwaden ringend,
Ist, Silberkähnen gleich, dieß Meer befahren,
Und Schnittermädchen, aus den Wogen springend,
Es sind der Meeresgöttinn Dienerschaaren.

Und blanke Dörfer rings und grüne Hügel,
Darüberhin der ew'ge Himmel blauend,
Und Lerchen drin, von Morgenroth die Flügel,
Und von Gesang die Kehlen überthauend!

Die Wälder säuseln und die Quellen klingen,
Dort um die Linde tönt's von Flöt' und Geigen,
Daß Bursch' und Dirne sich im Reigen schwingen,
Und selbst die Blüthen tanzen von den Zweigen!

Die Garben ruhn den Jungfraun nun zu Füßen,
Und auf den Garben farb'ge Kränze liegen;
Ich fasse einen, um in eines süßen,
Geliebten Hauptes Locken ihn zu schmiegen; —

Da rasselt mir am Arm die Kett' entgegen,
Der Hand, der bebenden, entsinkt die Aehre! — —
Du dürrer Halm, wie hätt' ich's denken mögen,
Daß ich durch dich noch einst so elend wäre!"

11.

„Sie haben aus der Erde mich gestoßen,
Und nur ein Stücklein Himmels mir gelassen,
Soviel vom Kerkerfensterlein umschlossen
In seinen Eisenrahmen wollte passen!

Des Menschen Blick und Wort darf mich nicht laben,
Ich seh' ein Antlitz nur auf weiter Erde,
Das deine, Graukopf, fütternd deine Raben,
Daß ihre Kette nicht zu locker werde!

Die Zeit hab' ich begraben und vergessen,
Ich zähle nicht der Knechtschaft bange Stunden!
Nur reinen Waitzen mag der Landmann messen,
Doch nicht das Unkraut, das er drin gefunden!

Ich weiß nicht, wann es Lenz! Ich darf nicht sehen
Die Rosen glühen und die Blüthen blinken,
Die grüne Wies' in duft'gen Halmen stehen,
Und in den Schooß ihr goldne Früchte sinken!

Ich seh' den Herbst nicht an den Blumen rütteln,
Ach, wie mich welke Blätter selbst erfreuten!
Ich seh' ihn nicht das Laub der Wälder schütteln
Als Sand in's Stundenglas der Jahreszeiten!

Ich sah die Zeit, den rüst'gen Falken, steuern
Einst hoch ob mir, mit klingendem Gefieder!
Doch mit durchschoss'nem Flügel, matt und bleyern,
Sank er vor meines Kerkers Pforten nieder."

12.

„Ich schaute Bilder einst von Sudlerhänden,
Da hatten Mond' und Sonnen Mund und Nasen,
Da sah den Sturm ich hinter Wolkenwänden
Als wind'gen Jungen volle Backen blasen.

Ein übler Maler ist der Schmerz, gleich ihnen,
Denn, blick' ich auf aus diesen Finsternissen,
Seh' ich nur fromme, heil'ge Menschenmienen
Als Sterne, Sonn' und Mond vom Himmel grüßen.

O Menschenantlitz! Wundervoller Spiegel,
Vom lauen Hauch der Gottheit leis umflossen!
Du heilig Buch, in dessen Purpursiegel
Des Himmels ew'ge Räthsel tief verschlossen!

Dein Antlitz nur blieb mir, mein Kerkermeister!
Doch ist der Spiegel unpolirt befunden,
Das schöne Buch verklebt mit schnödem Kleister,
Und, ach, in Fell unsaubren Thier's gebunden.

Und dennoch, was verloren ich mit Beben,
Ich les' es drin, in altem Glanze tagend!
All was ein Antlitz nur vermag zu geben
Gibt deines mir, wenn Alles gleich versagend!

Wie, als der Lava schwarze Krusten sprangen,
Das heitre Bild des Liebesgott's draus blickte,
So sind' im Furchenschutte deiner Wangen
Das Lächeln ich, deß Glanz mich einst entzückte.

Die Wolken deiner Stirne müssen sinken,
Ich lasse reinen, lichten Himmel tagen,
Drauf der Gedanken Stern' und Sonnen blinken
Und kühn gewalt'ge Regenbogen schlagen.

Die Augen dein, im Zauberschlaf seit Jahren,
Zween Bären gleich in busch'ger Höhle sitzend!
Den Bann lös' ich! Sie werden, was sie waren:
Zwey Königskinder, in Demanten blitzend!

Dein Mund, versperrt wie dieses Kerkers Pforte,
Er thut sich auf nun als Triumphesbogen,
D'raus die geharn'schten Sieger: Ernstesworte,
Bekränzte Jungfraun: Liebesworte, wogen.

Dein Busen, klanglos wie die dürre Scholle,
Wölbt sich zum Dom voll süßer Liedertöne;
Aus deines Leib's formloser Felsenrolle
Entsteigt der delph'sche Gott in ew'ger Schöne!

Selbst deiner eh'rnen Hand kann ich nicht zürnen,
Wenn sie die Fesseln prüft, ob sie nicht weichen;
Ich seh' sie Kron' und Lorber würd'gen Stirnen
Und mild ein labend Brod der Armuth reichen.

Du finstrer Schließer dieser ird'schen Hölle,
Wie jauchzt mein Herz bey deiner Schlüssel Klingen;
Du bist Sankt Peter mir, vor dem zur Stelle
Weitauf die Pforten meines Himmels springen!

O bleib', daß dir in's Antlitz still ich schaue,
Mein durstig Aug' am Quell des deinen labe,
Daß aus den Trümmern ich den Tempel baue,
Und aus dem Schutte meine Götter grabe."

13.

„Glückauf, ein Jahr der Haft vorbey! denn winken
Seh' ich ein grünes Blatt am Fensterrande;
Gottlob, 's ist wieder Lenz! Schon will mich's dünken,
Als schaut' ich weit in sonn'ge Blumenlande!

Ich höre klingen die krystall'nen Bronnen,
Den Sprosser flöten zwischen duft'gen Ranken!
In's Kerkerdunkel glänzen Frühlingssonnen!
Dir, stilles, grünes Blättlein, muß ich's danken!

Doch wehe, weh'! Des Epheu's starr Gewinde
Hab' ich gesehn statt saft'gem Lenzgesträuche,
Ach, statt des Frühlings ros'gem, frischen Kinde,
Nur seine Mumie, die immergleiche!

Des Epheu's Ranken grünen Fesseln gleichen,
Und mit dem Schergen steht er längst im Bunde;
Daß nicht des Kerkers Steine lockernd weichen,
Schlingt seine Arm' er um des Thurmes Runde!

Sein bittres Amt dem Wächter zu ersparen,
Nach mir zu schielen durch des Fensters Raine,
Kroch er heran, mühvoll, vielleicht seit Jahren!
Indeß nach einem einz'gen Lenz ich weine."

14.

„Frey, frey bin ich! Die Knechtschaft ist zu Ende!
Das offne Thor, ha, wie mich's fast erschreckte!
Wie ungelenk jetzt fesselfrey die Hände,
Die einst in Ketten leicht zu Gott ich streckte!

Frey, frey bin ich! Die Fesseln sind gefallen,
O Licht, wie blend'st du meine Augenlieder!
Frey darf ich durch den Garten Gottes wallen
Und stürzen an die Herzen meiner Brüder!

Reicht eure Hände mir! — doch, ach, wie sollen
Sie dringen durch der Gräber grüne Decken!
Und die Lebend'gen fliehn, denn nimmer wollen
Sie mit des Sklaven Handschlag sich bestecken!

Wohlan, so will ich selber denn erringen
Mir neue Liebe und ein neues Leben!
Noch fühl' ich Jugendkraft den Arm beschwingen,
Der Jugend Locken noch um's Haupt mir schweben!

Da nahm mein Todfeind schweigend mich am Arme,
Und stellte mich vor einer Quelle Spiegel:
O weh, mein Haupt eisgrau, daß Gott erbarme!
Auf Wang' und Stirn der Knechtschaft Furchensiegel! —

Und so ist ungesehn und ohne Grüße
Mein Lenz gewallt durch meines Kerkers Grauen;
Die Hülle tiefer, ew'ger Finsternisse
Ließ mich die leuchtende Gestalt nicht schauen!

Empfang', o Kerkerknecht, dieß Herz jetzt wieder,
Als Blume, die gewöhnt an deine Schatten!
In dich als Marmorurne leg' ich's nieder,
Im Grabgewölb' der Zeit euch zu bestatten."

15.

— Und still verklingen des Gefangnen Lieder,
Die Wellen wimmern, fahle Wolken reisen;
Da jauchzt es unfern mir, und jauchzet wieder,
Und singt, mir fast zur Unzeit, lust'ge Weisen.

Mir naht ein Greis mit silberweisen Haaren,
Doch Morgenroth des Frohsinn's auf der Wange;
Ey seltne Nachbarschaft! Wie Rosenschaaren
Umblühend Gletschereis am Alpenhange!

Willkommen Greis! Du mußt wohl Kunde wissen
Von diesem düstern, grauenvollen Hause,
Wer einst geächzt in seinen Finsternissen?
Weß Ketten klirrten durch die dunkle Klause?

„Geächzt hat Niemand als die Wetterfahne,
Wenn sie der Wind gedreht im spröden Gleise!
Geklirrt hat nichts hier, als von dem Altane
Die Becher all' in lust'ger Brüder Kreise!

„Ein Leuchtthurm war dieß Haus in alten Tagen,
Zerfallen nun, seit dort gebaut der neue;
Anstatt des Invaliden, lahmgeschlagen,
Trat der Rekrute in die offne Reihe.

„Ich war sein Wächtersmann, der wohlbestallte,
Gottlob, daß Pech und Wein dem Land nicht fehlen!
Ha, wie wenn Wind und Wetter pfiff und hallte
Geflammt die Leuchten und gejauchzt die Kehlen!"

So sprach der Greis; noch leuchtet des Gelages
Erinnerung um's Haupt dem alten Zecher,
Wie durch der Dämm'rung Grau Nachglanz des Tages,
Wie Reste Rebenblut's durch leere Becher. —

So sang ich in des Lichtes Heiligthumen
Von Finsternissen und verdorrten Lenzen!
Der Gärtner zieht zu Wonn' und Lust die Blumen,
Und, ach, verbraucht sie oft zu Todtenkränzen!

So war der Hain des Friedens und der Liebe
Mir überschattet von dem Baum der Schmerzen!
Mich dünkt's wohl gar, des dunklen Stammes Triebe,
Sie wurzeln nur in meinem eignen Herzen.

Verglommen mählich ist die Abendröthe,
Es senkt die Nacht des schwarzen Mantels Schwere
Rings um die Trümmer und die Blumenbeete,
Und über weites Land und ew'ge Meere.

Da läßt der Himmel Mond und Stern' erglimmen,
Da glühn am Golf empor des Leuchtthurms Flammen;
Licht! Licht! ihr Losungswort, das große, stimmen
Jetzt Erd' und Himmel, Gott und Mensch zusammen.

Karl Heinrich Grumbach

ward am 20. Januar 1790 zu Merseburg geboren, studirte nach erhaltener Vorbildung Theologie in Leipzig und verweilte dann einige Zeit als Privatlehrer in seiner Vaterstadt. Er erhielt darauf das Diakonat und Rektorat zu Ortrandt in der preußischen Oberlausitz, 1823 die Predigerstelle zu Staritz und 1831 das Amt eines Oberpfarrers zu Mühlberg, wo er sich gegenwärtig noch befindet.

Von ihm erschien:

Mnemosyne. Leipzig 1811—1813.
Anthodoron. Leipzig 1811.
Dichterische Proben. Merseburg 1818.
Darstellungen aus der Gemüthswelt. Leipzig 1820.
Der Führer durch das Thal. Leipzig 1826.
Glaube, Liebe, Hoffnung. Leipzig 1826.
Der Garten der Tugend. Leipzig 1827.
Kinderreisen. Leipzig 1827.
Gymnasion. Leipzig 1827.
Mittheilungen aus der Bilderwelt. Leipzig 1827.
Scherz und Ernst. Leipzig 1828.
Siona, der Weg zu Gott. Leipzig 1829.
Das Morgenstündchen. Meißen 1829.
Scherz und Ernst. Leipzig 1829.
Immortellen. Meißen 1830.
Kinderlieder. Meißen 1831.
Die Reisemappe. Meißen 1831.
Sulamith. Meißen 1832.
Einzelne Kinderschriften u. s. w.

Ein höchst gemüthlicher, von seinem Berufe begeisterter religiöser und ascetischer Schriftsteller, dessen Werke sich allgemeinen Beifalls zu erfreuen haben. — Seine Schriften für die Jugend sind eben so werthvoll und nicht minder verbreitet, da er zu seinen kleinen Lesern eben so anziehend und faßlich als nützlich und belehrend zu reden weiß. —

Justus, Freiherr von Gruner

ward am 28. Februar 1777 zu Osnabrück geboren, studirte zu Halle, verließ aber diese Universität in Folge von Zwistigkeiten mit dem in Halle commandirenden Prinzen von Braunschweig und begab sich auf Reisen. Im Jahre 1802 ward er Kammerrath in Oehringen, 1805 aber Director der Kriegs- und Domainenkammer in Posen, und 1809 Polizeipräsident in Berlin. Zum geheimen Staatsrath ernannt, jedoch durch seine Stellung den Franzosen verdächtigt, nahm er 1811 seine Entlassung und ging nach Böhmen, wo er Verbindungen zum Sturze Napoleons anknüpfte. Er ward deshalb in Prag arretirt und nach Peterwardein gebracht. Erst 1813 wieder frei gelassen, war er während des Befreiungskrieges längere Zeit Generalgouverneur am Rhein und dann Platzcommandant zu Paris. Im Jahre 1815 ward er von seinem Könige in den Freiherrnstand erhoben und als Gesandter (1816) nach der Schweiz geschickt. Er starb im Bade zu Wiesbaden am 8. Februar 1820.

Er gab heraus:

Versuch über Strafen. Göttingen 1799.
Leidenschaft und Pflicht. Berlin 1800.
Versuch über Sicherungsinstitute. Frankfurt 1801.
Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung. Frankfurt 1802.
Proclamationen an die Deutschen, während des Befreiungskrieges u. s. w.

Mehr als durch seine anderen, übrigens sehr geistreichen Schriften, zeichnete sich G. in schriftstellerischer Hinsicht durch seine vortrefflichen Proklamationen aus, in welchen er Kraft, Feuer und Fülle der Begeisterung verband und den wahren und einzig richtigen Ton zu treffen wußte, so daß sie sich einer außerordentlichen und nachhaltigen Wirkung erfreuten.

Otto Friedrich Gruppe

ward am 15. April 1804 in Danzig geboren, widmete sich Anfangs dem Handel, entsagte aber diesem Berufe wieder und begann jetzt seine Studien auf dem Danziger Gymnasium, die er dann auf der Universität zu Berlin fortsetzte und beschloß. — Seit dieser Zeit lebt er als Privatgelehrter zu Berlin mit poetischen und kunstphilosophischen Arbeiten beschäftigt.

Von ihm erschien:

Alboin, König der Longobarden. Berlin 1830.
Theudelinde, Königin der Longobarden. Berlin 1830.
Die Winde. Leipzig 1830. N. A. 1832.
Antäus, Briefwechsel über speculative Philosophie. Berlin 1831.
Ariadne, die tragische Kunst der Griechen u. s. w. Berlin 1834.
Gedichte. Berlin 1835.
Lyrisches Schatzkästlein. Berlin 1836.
Einzelne Aufsätze u. s. w. in Zeitschriften.

Ein schönes und reiches Talent, ausgerüstet mit Phantasie, Kraft, Fülle und Schärfe der Gedanken und Glanz der Darstellung, in zwiefachen Richtungen, der rein schaffenden, wie der kritischen, Bedeutendes versprechend und theilweise schon leistend: namentlich verdient die lebhafte und gewandte Weise seiner Kunstbetrachtungen, welche von guten Kenntnissen unterstützt und gehoben wird, die vollkommenste Anerkennung. —

Gedichte von Gruppe*).

Die guten Zeugen.

Gieb mir die Hand, den Berg zu steigen!
Sie gab sie, und so stiegen wir,
Umwölbt von dunkeln Buchenzweigen;
Mir schlug das Herz, das Herz schlug ihr.

Wir ruhten aus am stillsten Orte,
Wo Linden eine Laube baun:
Ach, mir versagten alle Worte,
Mir fehlte Muth sie anzuschaun.

*) Aus: O. Fr. Gruppe's Lyrisches Schatzkästlein.

Doch auf der Höhe, welche Wonne,
Im Angesicht von Land und Meer,
Des offnen Himmels und der Sonne,
Die Winde wehten frisch daher:

Da brachen wir das schwüle Schweigen,
Da ward umarmt, gedrückt, geküßt:
Ich meine, daß vor guten Zeugen
Dort unser Bund geschlossen ist.

Post im Walde.

Im Walde rollt der Wagen
Bei tiefer stiller Nacht;
Die Passagiere schlafen,
Der Postillion fährt sacht.

Beim Försterhaus im Walde
Was bläst der Postillion?
Die Passagier' erwachen
Und meinen, es wär' Station.

Er bläst so sanfte Lieder
Zum Fenster klar empor,
Es hallt der Wald sie wieder,
Und kommt der Mond hervor.

Ja scheine Mond in's Fenster
Des Liebchens hold herein:
Da zieht durch ihre Träume
Posthorn und Mondenschein.

Auf der Brücke.

Als ob es Wallfahrt wäre
In's off'ne Himmelreich,
So strömen Menschenheere,
Froh und geschmückt zugleich.

Sie ziehen auf der Brücke,
Sie ziehn zum Thor hinaus;
Ich geh' allein zurücke,
Ich geh' allein zu Haus.

Ich glaub' es wird noch regnen,
Der Himmel dunkelt sich —
Gott, muß ich ihr begegnen!
Gott, sie erblickte mich!

Schad' um die schönen Kleider,
Wenn Regen sie verfärbt —
Schad' um ein Herz, das leider
Der Plunder hat verderbt.

Ja fallt vom Himmel alle,
Ihr grauen Tropfen, her,
Daß keiner sieht, ob falle
Eine heiße Thräne mehr!

Gebrochnes Herz.

Die Rosen und die Nelken,
Und Flieder und Jasmin,
Die müssen wohl verwelken,
Und müssen wohl verblühn.

Die Lieb' ist Gab' und Güte,
Die Lieb' ist keine Pflicht,
Die Lieb' ist eine Blüte —
Verblüht und bleibet nicht!

Die Rosen und der Flieder,
Und Rosen und Jasmin,
Die kommen alle wieder
Und werden wieder blühn.

Nur nicht die Lieb' und Treue,
Wenn sie verloren ist!
Und keimt kein Herz auf's neue,
Das schon gebrochen ist!

Winter.

Die Morgennebel wallen nieder,
Es hebt der Wald sich aus dem Duft,
Kein Hälmchen wankt, am Halsgefieder
Des Vogels spielt kein Hauch der Luft.

Kein Laut erschallt: es würden fliegen
Die lockern Flocken von dem Baum,
Die auf den kleinen Aestchen liegen,
Und auf schlafmüder Vögel Flaum.

Nur schreitet einsam, scheu und leise
Und sieht sich um das junge Reh,
Behutsam auf des Waldbachs Eise,
Und drückt die Spur in dünnen Schnee.

Der Jäger, der weit trüben lauert,
Horcht nur der Waldesstille zu,
Und setzt, da's ihm zu lange dauert,
Den schon gespannten Hahn in Ruh.

Frühling.

O der blaue, blaue Himmel!
O das grüne, grüne Thal!
Gold'ner Würmchen bunt Gewimmel
In dem gold'nen, gold'nen Stral!

Und von allen Blütenbäumen
Woget süßer, süßer Duft,
Und in allen Himmelsräumen
Woget laue, laue Luft.

Offen stehn des Himmels Pforten,
Nieder strömet sel'ge Lust,
Ueberall und allerorten
Blüht's und blüht in jeder Brust.

Um die Wette.

Alles grünet um die Wette,
Alles blüht und keimt und strebt,
Alles paart sich, was da lebt:
Ja wer nur ein Liebchen hätte!

Bäumchen müht sich, daß es schatte,
Blümchen müht sich um zu blühn,
Sonne müht sich um zu glühn;
Alles spielt jetzt Weib und Gatte.

Alles paart sich und will keimen,
Dichtern keimet manch' Gedicht,
Alles, was der Dichter spricht,
Paart sich Wort mit Wort in Reimen.

Ja wer nur ein Liebchen hätte!
Mit der lauten Nachtigall,
Mit den Sängern überall
Säng' ich fröhlich um die Wette!

---

* * *

Die Trepp' hinunter geschwungen
Komm' ich in vollem Lauf,
Die Trepp' empor gesprungen
Kommt er und fängt mich auf:
Und wo die Treppe so dunkel ist,
Haben wir vielmal uns geküßt,
Und niemand hat's gesehen.

Ich komm' in den Saal gegangen,
Da wimmelt's von Gästen bunt,
Wohl glühten mir die Wangen,
Wohl glühte mir auch der Mund:
Ich meint' es säh' mir's jeder an,
Was wir da mit einander gethan —
Doch niemand hat's gesehen.

Ich mußt' hinaus in den Garten
Und wollte die Blumen sehn,
Ich konnt' es nicht erwarten
In den Garten hinaus zu gehn.
Da blühten die Rosen überall,
Da sangen die Vögel mit lautem Schall,
Als hätten sie's gesehen.

Das Mädchen spricht.

Schwalbe, sag' mir an,
Ist's dein alter Mann,
Mit dem du's Nest gebaut,
Oder hast du jüngst erst
Dich ihm vertraut?

Sag', was zwitschert ihr,
Sag', was flüstert ihr
Des Morgens so vertraut!
Gelt, du bist wohl auch noch
Nicht lange Braut?

Andreas Gryphius.

Dieser eigentliche Begründer des deutschen Drama's ward den 2. October 1616 zu Großglogau in Schlesien geboren und nach dem Tode seines Vaters, eines angesehenen dasigen Pfarrers, zu Fraustadt und Danzig wissenschaftlich erzogen. Er studirte zu Leyden die Rechtsgelehrsamkeit und Philosophie, disputirte daselbst und kam 1636 als Hauslehrer zu dem kaiserlichen Pfalzgrafen Schönborner in Fraustadt. Eine poetische Schilderung seines von den Gräueln des 30jährigen Krieges heimgesuchten Vaterlandes veranlaßte ihn zu längeren Reisen. Nachdem er 1637 von Schönborner zum Dichter gekrönt und in den Adelstand erhoben worden war, besuchte er also 1638 Holland und in Begleitung einiger junger Edelleute von 1644 — 1646 England, Frankreich und Italien, wodurch er in Bekanntschaft und Briefwechsel mit den größten Gelehrten seiner Zeit kam. Obwohl ihm in Folge dessen mehrere Professuren an Universitäten angeboten wurden, so nahm er doch lieber 1647 die Stelle eines Landsyndikus des Fürstenthums Glogau an, trat 1662 unter dem Namen der Unsterbliche in die fruchtbringende Gesellschaft und endete mitten in einer Versammlung der Landstände den 16. Junius 1664 sein thätiges und verdienstliches Leben am Schlagflusse.

Von ihm haben wir:

A. Gryphii teutsche Gedichte. Leiden 1639. Neue unächte Auflage Frankfurt 1650. 3. von ihm besorgte und vervollständigte Ausgabe Breslau 1657. 4. Ausgabe Breslau und Leipzig 1663. 5. und letzte Ausgabe vermehrt von Cristian Gryphius. Breslau und Leipzig 1698 in 8.

Mehrere der darin enthaltenen Dramen waren bereits früher einzeln erschienen, die Majuna auch wirklich öffentlich gegeben worden, die drei bei seinem Tode unvollendet vorgefundenen Trauerspiele aber, Heinrich der Fromme, die Gibeoniter und Ibrahim blieben ungedruckt. Kirchenlieder von ihm stehen in Cundusii „geistlichem Perlenschmuck" Nürnberg 1713 und in einigen alten Gesangbüchern.

Treffend bemerkt Bouterweck: (Geschichte der Poesie und Beredsamkeit Th. X. S. 143) Die Poesie des Gryphius trägt die Schuld ihres Jahrhunderts. Sie entfernt sich in allen ihren Aeußerungen so weit von dem Wege des guten Geschmackes, daß man in den sämmtlichen Werken dieses Dichters keine Stelle aufschlagen kann, ohne auf etwas zu stoßen, das auch von der mildesten Kritik nicht geduldet werden darf. Dessenungeachtet ist Gryphius mit allen seinen ungeheuern Fehlern in einem weit höhern Grade Dichter als Opitz. Ihm hatte die Natur die kühne und reiche Phantasie verliehen, die Opitz durch Verstand und Kunst zu ersetzen suchte. Zum dramatischen Dichter hatte Gryphius nicht nur allein unter allen deutschen Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts bis auf Lohenstein ein entschiedenes Talent; er hat auch in diesem Theile der deutschen Literatur eine solche Veränderung hervorgebracht, daß man ihn ohne Bedenken den Vater der neueren dramatischen Poesie der Deutschen nennen kann. Und doch konnte er keine Epoche machen, weil es ihm, bei allem Talent, an Selbstständigkeit des Geschmacks und an Feinheit des Geistes fehlte. So erfindungsreich er war, wandelte er doch fast immer in fremden Fußstapfen. Mit ungemeiner Geschicklichkeit ergriff er die Formen der Kunst, ohne sonderlich in ihr Wesen einzudringen. Seinen Styl bildete er im Allgemeinen nach Opitz. Dies konnte ihm um so leichter gelingen, da er auch einen Theil seiner Poesie aus denselben französischen und holländischen Quellen schöpfte, auf welche Opitz seine Zeitgenossen hingewiesen hatte.

Aus: Cardenio und Celinde.

Die erste Abhandlung.

Cardenio. Pamphilius.

Der Schauplatz bildet Cardenii Gemach ab.

Pamphil.

So ist der Vorsatz denn durch keine Macht zu wenden?

Carden.

Man halte mich nicht mehr in den verfluchten Enden:
Da ich in schnöder Lust, in toller Eitelkeit,
Und grimmer Angst verthan die beste Lebens-Zeit.
Wol dem, der nicht wie ich den Fuß hiehrr gesetzet;
Dem kein verfälschter Wahn den blinden Geist verletzet,
Dem vor die Weißheit nie ein thöricht Weib beliebt,
Der nie den hohen Sinn durch herbe Lust betrübt.
Wer war ich als an mir, sich mein Geschlecht erquickte?
Als mich ein Feind voll Neid nicht ohne Furcht anblickte?
Als die gelehrte Stadt mich mit Entsetzung hört!
Und meine Feder gleich der grossen Klingen ehrt.
Wer bin ich leyder! nun! ein Schimpf der alten Ahnen!
Ein Spott des nechsten Bluts: Was sind die Sieges-Fahnen
Die ich allhier erjagt: als immer neue Schmach!
Ein niemal friedlich Hertz und täglich wachsend Ach!
Viel besser wenn ich mich in gantzen Stahl beschlossen,
Und vor das Vaterland das frische Blut vergossen;
Viel besser wenn ich mich durch Thetis Schaum gewagt;
Und auf der wüsten See ein wüster Land erjagt.
Ich hätte mit mehr Ruhm Hand an den Pflug geschlagen;
Und dieses Feld gebaut das mich umsonst getragen.
Ja vor der fremden Thür ein schimmelnd Brodt begehrt,
Als hier mit Zeit und Gut die einig Ehr verzehrt.
Ade denn Stadt die ich mir zum Verderb geschauet.
Und du, dem ich mich selbst bey manchem Fall vertrauet,
Nimm doch mein letztes an: Die Rechnung ist gemacht:
Die Segel sind gespannt; Ich scheide, gute Nacht!

Pamphil.

Du scheidest zwar von hier: doch nicht aus meinem Hertzen
Dem nichts dich rauben wird; doch laß mir deiner Schmertzen
Nicht falsches Denckmal zu! und gönne mir zuletzt,
Die Nachricht, wie du hier die Jugend auffgesetzt.

Carden.

Die Nachricht, wie ich hier in Wahnwitz mich verwirret:
Wie fern ich von dem Pfad der Tugend ausgeirret?
Wol! wol! geschicht es zwar nicht sonder meine Pein!
So muß es dennoch dir ein Warnungs-Spiegel seyn!
Ich zehlte (wo mir recht) die zweymal eilften Aehren,
Als mich der Eltern Rath nach embsigen Begehren,
An diesen Ort verschickt, durch unerschöpften Fleiß
Zu kauffen Wissenschaft und nicht geschminkten Preiß
Durchaus gegründter Lehr! Ach freilich wol gemeinet!
Doch wie wenn uns zu Nacht ein falsches Irrlicht scheinet:
Man offt den Weg verläßt und in die Täuffen fällt,
In welchen man versinkt. So ists mit mir bestellt.
Zwar erstlich! weiß ich nichts als von berühmten Sachen,
Die Menschen, trotz der Grufft, unsterblich können machen,
Dafern Diane kam; gieng Phoebus über mir;
Sie funden bey mir nichts denn köstliche Papier!
Ich lehrt und ward gelehrt; und klüger vor den Jahren,
Manch greisser Bart erstarrt ob meinen gelben Haren,
Auch muntert ich den Leib zu allen Künsten auf,
Sprang auf ein hurtig Pferd, begab mich in den Lauff,
Begriff das Lauten-Spiel, gewohnte frisch zu singen,
Bewegte mich im Tantz, verstund die Art zu ringen;
Und (wo ich von mir selbst die Warheit melden kan)
Der Degen stand mir gleich der leichten Feder an.

Pamphil.

Ich hab es mehr denn offt gesehn und rühmen hören.

Carden.

Ach leider! diesen Ruhm den ließ ich mich bethören.
Du trifft den rechten Zweck! der Dünkel nam mich ein!
Ich glaubt es könte mir kaum einer gleiche seyn.
Diß war die erste Bahn die mich von gutem führte.
Das war die erste Gifft die meine Sinnen rührte.
Kam jemand mir die quer und gab sich etwa bloß;
So war die Faust bereit, so gieng die Klinge loß.
Hiedurch ward allgemach mein irrend Ehre kränker,
Man hieß mich hier und dar den unverzagten Zänker;
Ich selbst nam in der Brunst mein Laster nicht in acht
Biß mich mein eigen Sinn auf neue Sprünge bracht.
Biß hieher war ich frey und hatte nichts geliebet:
Doch daß mir diese Pein die Sinnen nie betrübet,
Kam nicht von Tugend her. Weil mich der Wahn verkehrt,
Schätzt ich aus Uebermuth, nicht eine, meiner werth.
Biß ich das Wunder-Bild Olympien beschauet:
Die mich vor dem ergetzt, ob der mir jetzund grauet,
Die als ein Wirbelwind mich hin und her gerückt,
Und mein zerscheitert Schiff in langem Sturm zustückt.
Ich sah sie und entbrand! sie fühlte neue Flammen!
Kurtz: Ihr und mein Gemüth die stimmten wol zusammen.
Mein Wahn, mein eigen Sinn, verlohr sich allgemach:
Und meine Wilde-Art gab ihren Sitten nach.

Pamphil.

Die Liebe, wenn sie will, verrichtet Wunder-Sachen:
Und kan die Wilden zahm, die Feigen kühne machen,
Sie meistert unsern Geist, und mustert den Verstand
Sie schärft den blöden Sinn, und starckt die schwache Hand,

Carden.

Wir waren gleich am Stand, wir waren eins von Sinnen.

Pamphil.

Kein ander Heyrath-Gut hab ich je schätzen können.

Carden.

Ihr tapfferes Geschlecht gab meinem nichts bevor,
So daß ich sie zur Braut, nach ihrem Wunsch, erkohr.
Ich ließ, als sie es stimmt, den schönsten Vater grüssen:
Und ihn von dieser Lieb' und treuem Anschlag wissen.
Er, wie mir kurtz hernach durch einen Freund entdeckt:
Ward von der Heyrath durch mein Rasen abgeschreckt.
Ihn, sprach er, kenn ich wol: Sein Stamm ist sonder Tadel.
Die hohe Wissenschafft vergrössert seinen Adel,
Die Tugend, der Verstand steht seiner Jugend an!
Er ist ein solcher Mensch als jemand wünschen kan.
Doch die zu freye Faust verdunkelt alle Sachen;
Die ihn in jeder Aug und Ohren herrlich machen,
Verzagten bin ich feind, und weiß der Ehre Ziel.
Jedoch Cardenio thut leider was zu viel!
Wolt ich Olympien ihm gleich von Hertzen geben!
Bald wagt er sich zu frech und bringt sich um sein Leben!
So ist sie sonder Eh: Vielleicht auch sonder Ehr.
Kennt er den andren tod; so schmertzt es noch vielmehr.
Fast ihn der Richter nicht: so muß er flüchtig bleiben
Und mir die Zeit in Angst und Bitterkeit vertreiben!
Drum besser was zu früh als gar zu spät beklagt,
Man meld ihm daß ich schon Olympien versagt.

Pamphil.

O mehr denn herber Schluß!

Carden.

Schluß der mit tausend Thränen,
Schluß der mit tausend Angst und unerschöpfftem Sehnen
Uns beiderseits betraurt. Ward ich hierdurch verführt:
So ward Olympie wol lebendig gerührt!
Wie (schry sie) bin ich denn, auch eh' ichs weiß, versprochen!
Kan diß ein Vater-Hertz! ist alle Treu gebrochen,
Gilt keine Liebe mehr! schlägt er sein werthes Kind,
Und dessen Wolfahrt denn so unbedacht in Wind?
Wer ists denn der mich kriegt: Werd ich auch lieben können:
Den der um meine Gunst kein Wort mir dörffen gönnen!
Bin ich so unversehns und als im Traum versagt;
Nicht als ein freyes Kind, als ein erkaufte Magd?
Diß sprach sie und noch mehr; sie bat voll heisser Schmertzen,
Setzt mich, Cardenio, setzt mich nicht aus dem Hertzen:
Wer weiß wo Zeit und Freund und Gott ein Mittel findt,
Das mich mir wieder giebt und gantz mit euch verbindt.
Wir schwuren denn auffs neu' einander keusche Treue:
In äusserster geheim ich gieng mit etwas Scheue
Vor ihrem Fenster um, und nicht als wenn die Nacht
Der Himmels-Fackeln Heer in ihre Reyhen bracht.
Ein unbefleckt Gespräch war diß was uns ergetzte.
Schau aber wie auch hier mein Unglück mich verletzte:
Der Jungfrau Bruder gab auf mein Besuchen acht,
Und zog die reine Lieb' in schändlichen Verdacht.
Diane sah' herab mit gantzem Angesichte,
Als er mich überfiel; die Nacht ist was zu lichte,
Rieff er, Cardenio zu deiner Missethat.
Ist mir der Weg nicht frey? Dir steht die weite Stadt
Gantz offen: Meide nur die, meiner Eltern, Gassen.
Und solt ich mir von dir die Bahn verbieten lassen?
Er auf das Wort-Gefecht griff mich mit Eisen an.
Ich wich gleich einem der den Arm nicht regen kan.
Der Schwester Liebe stieß mich jeden Tritt zurücke:
Er schriebs der Zagheit zu, und scherzte mit dem Glücke,
Wol! fleucht der alte Trotz! diß Wort war mir zu schwer,
Ich trat ihm auf den Leib und stieß die leichte Wehr
Recht unter seine Brust. Er sanck ich must entweichen,
Indem sein weinend Hauß ihn, gleich entseelten Leichen!
Aus seinem Blut aufhub, und Artzt und Balsam sucht
Indem Olympie dem rauhen Unfall flucht.

Pamphil.

Diß Schwerdt hat wie ich mein' der Liebe Band zerhauen.

Carden.

Wir Menschen irren stets. Wo wir uns sicher trauen,
Sinckt unser Schiff in Grund. Wenn mans verlohren hält,
Hat das Verhängniß offt das beste Glück bestellt.
Denn als Viren ermahnt den Stoß an mir zu rächen,
Begunt er: er wolt ehr selbst seiner Zeit abbrechen;
Als dem zuwider seyn, der, was er frech begehrt,
Ihm langsam, und getrotzt, hätt' ohne List gewehrt.
Was sag ich? er war kaum zu ersten Kräfften kommen,
Die Feindschafft, wie mans nennt, ward freundlich unternommen,
Er ändert allen Haß in unverfälschte Gunst.
Und wünscht Olympien werth meiner keuschen Brunst.

Pamphil.

So bricht die Sonn hervor nach rauhen Donnerschlägen,
Und dem mit Himmel-Feuer und Schloß vermischten Regen.

Carden.

Sie brach uns freylich vor, doch wie sie schöner steht
Im Fall der Tag verkürtzt und sie zu rasten geht,
Und schwartzen Nächten rufft. So lieff die schönste Wonne
In höchste Trübsal aus. Sie meine Seelen-Sonne,
Hätt' ander Hertzen auch in heissen Brand gesetzt,
Die sich unwissend ihr an ihrem Glantz verletzt.
Doch keiner war so kühn sein Angst ihr zu entdecken:
Und jeder fand vor sich was mächtig ihn zu schrecken.
Lysander nahm allein ein seltsam Mittel vor,
Und kauffte durch viel Gold der Kammer-Jungfer Ohr.
Die (o Verräther-Stück!) ihn in das Ruhe-Zimmer
Der keuschen Seele führt. Und (was unendlich schlimmer)
Sich gantz unwissend hielt. Wie nun die Nacht anbrach,
Und mein Olympie besucht ihr Schlaff-Gemach,
Und der Versteckte sich sie anzusprechen wittert,
Und ihr zu Fusse fällt; erstarrt sie und erzittert,
Und als das Schrecken ihr den Athem wiedergiebt,
Rennt sie hell schreyend' fort; Lysander laufft betrübt
Ob diesem Mißschlag durch: wird heimlich ausgelassen,
Durch die mit schuldig war. Er hatte schon die Gassen,
Als das entweckte Hauß sich ob der That bewegt,
Und mit Gericht und Licht durch alle Kammern regt.
Olympe die nicht recht bey Nacht den Feind erkennet:
Hat als sie ward befragt aus Argwohn mich genennet,
Die Meynung ward verstärckt, weil man mich ziemlich nah
Und bey noch offner Thür die Straß abwandeln sah.

Man hielt mich eilends fest, mir ward die That verwiesen.
Viren der anderwerts so trefflich mich geprieſen,
Zog dieſen Schimpff zu Muth, und eiferte beherzt
Daß ich ſein Hauß und Stamm und Schweſter ſo geſcherzt,
Ich wand mein Unſchuld vor, die man nicht hören wolte.
Weil der Beweiß zu viel nach ihrer Meinung golte.
Biß daß nach hartem Sturm, die Sorgen volle Nacht,
In Kummer, Unluſt, Angſt und Schwermuth durchgebracht.
Und der betrübte Tag uns all' aufs neue quälte,
Mich der Olympens Ehr vor gantz verlohren zehlte;
Die Eltern die im Zorn ſich über mich erhitzt;
Und den Verräther ſelbſt den ſein Gewiſſen ritzt,
Olympiens Geſchlecht trat bey dem Fall zuſammen:
Die meiſten ſuchten mich aus Eifer zu verdammen.
Die minder Anzahl doch geſtützt durch mehr Verſtand
Schlug beſſer Mittel vor und ſchloß daß meine Schand
Dem Ruhm Olympiens zu nahe lauffen könte.
Nichts beſſer denn: Als daß man mir die Jungfrau gönte.
Und dämpffte den zu weit ausbrechenden Verdacht.
Der Meinung fiel man bey: Es ward an mich gebracht.

Pamphil.

Diß ging nach deinem Wunſch.

Carden.

Es gieng hier gantz verkehrt.
Aus Eifer haſſt ich jetzt, was Lieb und Treu begehret.
Ich ſagt es klar heraus: Ich hätte ſie geehrt
Als ihre Keuſchheit nicht durch ſolchen Fall verſehrt,
Ich hätte ſie geliebt: Als ich ihr nur behaget.
Jetzt nun ſie fremde ſelbſt ins Schlaff-Gemach vertaget,
Acht ich mich was zu hoch vor eines andern Reſt.
Ich ſtellte Zeugen auf, die Sonnen-klar beſeſt;
Daß ich um ſelbte Stund' als mir Viren begegnet
Geſchieden von Panquet und nüchtern ſie geſegnet.
Daß weil bey ihnen Tag und Abend ich verzehrt;
Nicht möglich, daß durch Liſt ich heimlich eingekehrt,
In ein bewahrtes Haus das allerſeits beſchloſſen.
Wenn ſchon bey ſpäter Nacht die Riegel vorgeſchoſſen!
Sie zeugten! ich verfuhr. Der Vater ward beſtürtzt
Und hätt aus Hertzeleid ſchier ſeine Zeit verkürtzt;
Als auch Olympie die er auff ſchärff'ſt ausfragte
Ihm um die Füſſe fiel und naß von Thränen klagte:
Sie hätt in Furcht und Eil ſich nicht recht umgeſchaut
Und aus Vermuthung nur die That mir zugetraut.

Pamphil.

O wahres Ebenbild durchaus vermiſchter Dinge!
Wie ein erhitztes Roß durch ungewohnte Sprünge,
Den Ritter mit ſich reiſt: Und führt nicht wie er will,
So zeucht der Himmel uns von dem auf jenes Ziel.

Carden.

Als nun durch dieſen Sturm das Waſſer recht getrübet:
Giebt ſich Lyſander an; ſtreicht aus wie er geliebet,
Entdeckt auch ſeine Schuld und bittet zu der Eh,
Die durch ſein freveln iſt geſtürtzt in höchſtes Weh.
Nichts daß mehr unwerth ſey, als Jungfrau die die Zungen
Des unbedachten Volks begeyfert und beſchwungen.
Der Vater ſchlägt ſie zu. Sie die in Haß entbrannt
Giebt bloß, nur mir zu Trotz; Lyſandern ihre Hand,
Lyſandern auf den ſie aus heiſſer Rach erzittert;
Und mir zu Trotz! weil ſie mein Abſchlag höchſt erbittert.

Pamphil.

Und ſo verläufft ſie ſich in ungeheure Noth.

Carden.

Und mich noch zehnfach mehr in den gewiſſen Tod.
Gedenke wie die Seel' in Reu und Angſt gebrennet;
Als ich ihr Unſchuld und Lyſanders Tkug erkennet.
Wie ich den Eifer-Sinn, wie ich den Tag verflucht:
Da ich ſo frech verſchmäht was ich ſo ſteiff geſucht.
Ich fand Gelegenheit, doch nur zu meinen Schmertzen.
Da ich Olympien aus hochbetrübtem Hertzen
Tieff um Verzeihung bat, und, ob ſie unbewegt
Mir lange widerſtund; in neue Bande legt.
Wir trugen beiderſeits Mitleiden mit einander:
Und liebten mehr als vor. Wir ſchrieben dem Lyſander
Und dem Verhängniß zu was ſie und mich getrennt:
Und wünſchten ſeiner Lieb ein ſo entſetzlich End'
Als falſch der Anfang war! ſchau wie das Glücke ſpiele:
In dem ich in dem Wahn gantz neu Erquickung fühle
Und leſch in höchſter Gunſt Lyſanders Hoffnung aus:
Schreibt mir mein Vater zu und fordert mich nach Hauß,
Theils weil ſein alter Leib durch Seuchen hart beſchweret,
Theils weil er um Geſchäfft' ans Königs Hof begehret;
Wie rett' ich beyde nun! Er will getröſtet ſeyn:
Hier wünſcht Olympe ſich entbrochen ihrer Pein.
Er bittet: Sie noch mehr! doch auf ſein fünfftes Schreiben:
Schwer ich Olympien unendlich treu zu bleiben,
Und eh der zweyte Mond würd um den Himmel gehn,
Schwer ich vor ihrem Aug ohn alles falſch zu ſtehn.
Ich ſchwere durch Papier ſie wochentlich zu ehren;
Und ſie von meiner Reiß und Wiederkunft zu lehren:
Und mache mich von hier! ach! was ein Menſch gedacht;
Steht; was er immer thut doch nicht in ſeiner Macht!
Ich komme glücklich fort, des Vaters Seuche ſchwindet,
Indem er mich geſund in ſeinen Armen findet:
Der Hof ſteht ſeine Bitt' auf mein Erſuchen zu,
Ich ſetz in kurtzer Zeit mein gantzes Hauß in Ruh,
Hier kehr ich alles um. Ich ſchick unzehlig Schreiben,
Die leider auf der Poſt gehemmt und liegen bleiben:
Olympie die ganz nichts von mir wiſſen kann;
Klagt meinen Wankelmuth und doppelt Untreu an.
Mich, der kein Antwort könt' auf alle Brief empfangen;
Legt Kummer und Verdacht und Fieber-Hitz gefangen.
Doch richt ich mich zuletzt von meinem Siechbett auff,
Und mache, noch nicht recht erquickt, mich auff den Lauff.
Ach leider! viel zu ſpät. Alsbald ich an war kommen,
Und nach Olympien und meinem Heil vernommen,
Erfahr ich daß nunmehr Lyſander ſie ergetzt:
Ja daß ihr Heyraths-Tag beſtimmt und angeſetzt.
Ich hielts vor Phantaſey. Biß mir ein Freund erzehlet:
Es hab Olympie ſich lange Zeit gequälet,
Ob meinem Auſſenſeyn. Daß keinerley Bericht,
Kein Schreiben je erſetzt: Lyſanders Angeſicht
Wär ihr zwar wie vorhin unangenehm geweſen!
Lyſander hätte ſelbſt aus ihrer Stirn geleſen
Sein Ungunſt, ihren Haß! auch hätt er ſich betrübt,
Daß er aus Unvernunft ſo freventlich geliebt,
Und unbedacht geſucht was er erbitten ſollen:
Doch hab er ſich ſelb ſelbſt auffs höchſte zwingen wollen
Zu der Verlobten Dienſt: Die letzlich ihn beklagt,
Daß er ſein Glück um ſie, die ihm doch feind, gewagt,
Sie hätte die Gedult Lyſanders müſſen loben,
Und allgemach mich gantz aus ihrem Sinn verſchoben:
Lyſander hätte diß genommen ſtracks in acht,
Und ihr mitleidend ſeyn zu höchſter Liebe bracht,
Sie wären denn nun zwey, doch zwey mit einem Hertzen,
Und ſelte wenig Zeit zu ihren Hochzeit-Kertzen.
Ich nahm die rauhe Poſt mit ſolchem Schrecken an;
Als kein verdammter Menſch ſein Urtheil hören kan.
Noch unterließ ich nichts (wie kurtz die Zeit) zu wagen,
Ich ſucht ihr meine Treu durch Schrifften vorzutragen.
Sie nam kein Schreiben mehr, und ſchickt auffs letzte mir,
Statt Antwort ein verwahrt doch ledig Blatt Papier.
Ich ließ mich, als ein Weib, durch meine Freund anlegen:
Und trat ihr ins Geſicht auf öffentlichen Wegen;
Und zog mein Unſchuld an, ſie wegerte Gehör,
Und nahms als ſtünd ich ihr nach ihrer reinen Ehr.
Der Himmel, ſprach ſie, hat mir eine Seel gegeben,
Ich bin Lyſanders Braut, Cardenio mag leben,
Der Himmel hat von ihm mich gäntzlich abgeſchreckt:
Der mir ein falſches Hertz zum zweytenmahl entdeckt.
Mit dieſem ging ſie durch: und ließ mich ſonder Sinnen,
Wie wenn in Sterbens-Angſt die Geiſter uns zerinnen.
Mein Fieber griff mich an und hielt mich im Gemach,
Biß daß ihr Heurath-Feſt (O trüber Tag) anbrach!
Da hab ich mich erkühnt mit dreymal drey Geſellen,
Bey ihrem Luſt-Panquet ein Tantzen anzuſtellen,
Wir traten in den Saal in ſchwartzer Trauer-Pracht,
Verhüllt und gantz vermummt: Ich ſprang in ſolcher Tracht
Wie der verliebte Printz: der den Verſtand verlohren,
Als ſeine Luſt vor ihn den Medor auserkohren.
Lyſander der uns nicht in dieſer Volck erkannt,
Danckt uns mit höchſter Ehr. Olympie entbrannt'
Vor Ungeduld und ſcham. Und ließ ſich doch nicht merken,
Um meine Hoffnung nicht durch ihr Geſicht zu ſtärcken.
Celinde hat allein ich weiß nicht was erblickt,
Dadurch ſie mich entdeckt, ſie ſchaute mich entzückt
Mit heiſſen Seufftzen an, die fruchtloß abgegangen,
Weil mich Olympie noch gar zu feſt gefangen.

Pamphil.

Olympie die ſchon Lyſanders eigen war?

Carden.

Die Liebe wächſt in Noth und ſtärckt ſich durch Gefahr.
Und wünſcht, durch was nicht iſt, und unerhörte Sachen
Und nie gebahnte Weg' ihr Anſchläg auszumachen.
Lyſanders Hochzeit-Feur war ſchon in Aſch verkehrt,
Doch meine Flamme nicht die heimlich mich verzehrt.
Ich dacht auf neue Stück, und als er einſt verreiſet:
Hat ein erkauffte Magd mich in ſein Hauß geweiſet,
Ich kam denn als ein Weib die Frücht und Aepffel tr
Als ſich Olympie zur Mittags-Ruh gelegt.

Es war gleich eins bey ihr, erblicken und erkennen:
Ich sah ihr Angesicht vor Zorn und Zittern brennen,
Und eh' ich reden könnt' ach! sprach sie! ach zu viel
Zu viel Cardenio! ein Ende mit dem Spiel!
Ich bin von Edlem Stamm; bin unbefleckt gebohren;
Und wie du weißt, zu Ehr und keuscher Eh' erkohren.
Die drey verbieten mir dich ferner anzusehn:
Cardenio von hier! ist nicht zu viel geschehn,
Daß du mein Hochzeit-Fest mit dem verstellten Rasen
Ohn alle Scheu entweyht: Und Funcken auffgeblasen,
Die, wenn mein Sittsam seyn, mit schweigen nicht bedeckt,
Ein unauslöschlich Feur in Haus und Haus entsteckt.
Cardenio von hier: Wo nicht so magst du wissen:
Daß man dir auf mein Wort wird beide Lichter schliessen.
Von hier, und glaube diß, daß die dich ehrlich liebt;
Die jetzt dich tödten kan, und dir das Leben gibt,
Wie? Sprach ich, laß ich mir mein Rasen hier verweisen,
Da man um Langmuth mich, wo nach Vernunfft, sol preisen!
Laß ich Olympien in dieses Räubers Hand,
Der sie durch List erhält, der nie was Lieb erkant.
Hat meine lange Treu so rau' Ade verdienet?
Ich ras' Olympie! Ich habe mich erkühnet?
Zu einem Trauer-Spiel! ich komm in dein Gesicht,
(Ade Olympie) von dieser Stund' an nicht,
Als mit Lysanders Blut und meinem Blut gezihret.
So sprach ich; und lieff stracks wo mich mein Sinn hinführet,
Schloß auch denselben Tag zu enden meine Noth,
Zu dämpffen meine Lieb' ins Feindes Blut und Tod.

Pamphil.

Doch ward der rauhe Schluß nicht schleunig fortgesetzet.

Carden.

Weil das Verhängniß mich mit neuer Glut verletzet.
Ich hatt aus jener Hof kaum heimwärts mich gekehrt
Als von Celinden mir ein Schreiben ward gewehrt.
Die bat, daß ich bey ihr wolt eine Nymfe schauen;
Die mir ein wichtig Stück gesonnen zu vertrauen.
Ich, als ich ihren Brief in etwas nachgedacht,
Begab mich bey ihr Haus nicht viel vor Mitternacht.
Ich hört' um ihre Thür Viol' und Lauten klingen
Doch mehr zu Schimff als Ehr', ich hört ein Liedlein singen
Von ihrem Wanckelmuth, das gieng mir bitter ein,
Ich fiel den Hauffen an, schlug mit dem Eisen drein.
Sie setzten sich zu Wehr. Und musten doch erliegen.
Man sah Pandor und Hut, und Kling' und Harffe fliegen.
Biß ich, und unverletzt, die Thür allein einnam
Da mir Celinde selbst erschreckt entgegen kam.
Sie dancte, daß ich sie bey dieser Zeit ersuchte:
Daß ich die Schaar verjagt: die ihrer Tugend fluchte
Und ihren Ruhm verletzt, (wo dieß ein Schmach-Lied kan):
Und bot zur Danckbarkeit sich mir zu eigen an.
Wir traten ins Gemach, da keine sonst zu finden:
Celind' umfing mich und vertraute mir Celinden:
Entdeckt ihr heisse Lieb' und wündscht sie möchte mein
Vor viel Olympien und strenge Buhlen seyn.
Ich schied eh Titan kam die Sternen zu verschliessen.
Als ich den Tag hernach sie wolt' auffs neu begrüssen;
Kam sie mir schöner vor und freyer denn vorhin:
Und fieng halb seufftzend an. Cardenio ich bin,
Ich bin, Cardenio, die nur durch ihn kan leben:
Und die sich selbst vor ihn wolt' in die Flammen geben,
Doch wil er meiner Lieb' ohn Leiden theilhafft seyn:
So lern' er wer ich sey, und geh den Rathschlag ein.
Ich, die von alten Stamm' und edlen Blut gebohren:
Hab Eltern in den Glantz der ersten Zeit verlohren.
Bin durch nicht treue Freund' um meiner Mutter Pracht,
Und um des Vatern Gut durch Anverwandte bracht.
Krieg, Mangel, Haß und Noth hat mich so weit gerissen:
Daß ich der Keuschheit Blum zuletzt auffsetzen müssen.
Zwar einem, der durch Gold und Ansehn mich besprang,
Doch durch nicht minder Lieb in dieses Hertze drang,
Und einig mich betrübt: Auch wär ich ihm vermählet,
Wenn er nicht zimlich jung den Ritter-Stand erwählet,
Der ihm die Eh verbeut. Er hält mich noch allhier
Mit höchsten Kosten auf, und schicket für und für,
Was zu ersinnen ist. Sein übergroß Vermögen
Kehrt in die Zimmer ein! wo nun ihm nicht entgegen
Cardenio, daß ich dem zu Gebote steh,
Der uns so prächtig nährt, so leb ich sonder Weh,
Zwar von Marcellus Gut, doch lieb ich ihn alleine,
Cardenio mein Licht: Den ich auf ewig meyne!
Sie schloß mit einem Kuß! und ich gab alles nach,
So schwimmt der Ulmen-Baum wenn ihn die strenge Bach
Aus seinem Grunde reist. So fiel ich mit Celinden,
Durch Reitzen schnöder Lust in vor verhaffte Sünden,
Ich der ein keusches Bild so Eiffer-voll geliebt,
Ward durch befleckte Gunst in heisser Brunst betrübt.

Pamphil.

Ich zitter! ists Marcell der unlängst um ist kommen?

Carden.

Ja freylich; hör itzt an wie ihm der Geist benommen?
Hör itzt den fremden Fall, den ausser mir kein Mann,
Umständlich (wer er auch), vor Augen stellen kan,
Wir zwey, Celind und ich, erbrant in gleichen Flammen:
Verfügten uns zwar offt doch sehr verdeckt zusammen,
Und wären Zweiffels ohn noch lange nicht erwischt.
Wenn nicht mein Unverstand Marcellus Geist erfrischt,
Mich daucht es nicht genung daß mich Celind' erwählet:
Wenn ich nicht dieses Glück den Wäldern hätt' erzehlet,
Und in Gedichte bracht die sie mit Anmuth sang,
Wenn die geschickte Faust auf ihrer Laut' umsprang,
Hier rührt sein Unfall her, denn als er einmahl kommen
Und in Celindes Hand ein lang Papier vernommen,
Beschwärzt durch meine Brunst, erstarrt er und begehrt
Zu wissen, welcher ihr so heissen Brief gewährt.
Sie gibt zwar lachend vor doch zitternd im Gewissen,
Sie hätt es Sylvien nechst aus der Faust gerissen.
Er zweiffelt, und verbarg den Eyfer der ihn nagt,
Und noch dieselbte Stund aus ihrer Wohnung jagt.
Kaum war Marcellus fort als ich bey ihr erschienen.
Er wollte sich der Zeit zu seiner Spur bedienen,
Und wie ich noch nicht recht beschritten ihr Gemach,
Kommt er von Zorn erhitzt mir auf der Fersen nach.
Hilff Gott! wie haben wir uns alle drey befunden.
Die Zungen waren uns von Grimm und Furcht gebunden.
Er fiel Celinden an, die Alabaster bleich,
Und plötzlich ward gefärbt durch seinen Backenstreich.
Eh' ihr noch warmes Blut von Antlitz abgeflossen:
Kam seines durch mein Schwert aus seiner Brust geschossen.
Er taumelt und vergieng. Ich rieff: Celind' auff! auff!
Hier ist nicht lange Frist! wer leben wil der lauff!
Er, als wir in der Eil den besten Schmuck einpackten:
Und Gold, Geschmeid, und Stein in seidne Tücher stackten,
Erhub, wie schwach er war, sein sterbend Angesicht,
Und rieff mit schwacher Stimm: Ich bitt entweichet nicht.
Cardenio ich wil dir meinen Tod verzeihen:
Wo du mir wilt dein Ohr und Faust und Beystand leihen.
Ich red ohn alle List: Komm führe mich von hier
Ich schwere bey dem Thron des Richters über mir,
Daß ich auff's minste nicht durch Rache dich will kräncken,
Ich suche nur mein End und Elend zu bedencken,
Ich bitte: daß ich mich versöhnen kan mit Gott,
Daß ich mein Haus befrey von dem so herben Spott:
Als ob ich meinen Stand so schlecht in acht genommen,
Daß ich sey durch ein Weib in diesem Ort umkommen.
Auch werdet ihr dadurch erlöst von Furcht und Flucht,
Wenn niemand meinen Tod von euren Händen sucht.
Sieht jemand meine Wund' im Weg' und Hause bluten,
Dem wil ich, weil ich kan, einpflantzen diß Vermuthen,
Ich sey durch fremde Feind umbringet bey der Nacht,
Und durch dich aus der Noth zu meiner Wohnung bracht.
Ich bitte schlag nicht ab mein äusserstes Begehren,
Komm führe mich von hier und von Celindens Zähren,
Und liß aus meinem Blut wie groß ihr Undanck sey:
Wie leicht ihr Wanckelmuth! wie: Aber ich verzeih!
So viel, und lehnte sich an meine rechte Seiten.

Pamphil.

Und hast du dich erkühnt nach Haus ihn zu begleiten?

Carden.

Ich thats, als der mir selbst und meinem Leben gram!
Doch hielt er redlich Wort als er ins Zimmer kam,
Und durch der Diener Fleiß entkleidet und geleget;
Hat sein der Artzt umsonst, wie weis' er auch, gepfleget,
Er schlug die Mittel aus: und sucht in heisser Reu
Des höchsten Königs Gunst und unerschöpffte Treu.
Und gab den zweyten Tag den Geist in meinen Armen;
Nachdem er kurtz zuvor gerühmet mein erbarmen,
In aller Gegenwart, und so das Werck beschönt,
Das anderwerts mich, ihn und sein Geschlecht verhönt:

Pamphil.

Ist diß Marcellus Fall! O heisser Durst der Ehren!
Den nicht die Rach-Lust kan und nicht der Tod versehren!
Der vor des Feindes Angst, des Himmels Ruh begehrt!
O Seele beßren Glücks und andren Abschieds wehrt.

Carden.

Wän glaub: Ich hab ihn offt geehrt mit meinen Thränen
Mit innerlicher Reu und Kummer-vollem Sehnen,
Sein sterbendes Geberd' ermuntert mich die Nacht,
Und nimmt Celinden mir und alles aus der Acht.

Wer jetzt! wo werd ich doch! wenn werd ich doch genesen!
Ach wo verfiel ich hin! Wer bin ich vor gewesen!
Was flihst Olympie, was flihst du strenge mich!
Was hab ich auffgesetzt? Doch hat ein andrer dich!
Auff! last uns denn von hier; du über treu Gemüthe!
Verzeihe daß ich noch mißbrauche deiner Güte,
Verrichte was ich bat und sey nach Mitternacht,
Wo meine Wohnung ist zu suchen mich bedacht.

Cadenio, Diener.

Geh werther Freund, geh hin, was ich dir noch verborgen;
Mein letztes Abschied-Stück entdecke dir der Morgen.
Die Reiß ist zwar bestimmt Doch eh ich kom ins Feld.
Muß durch gerechten Zorn Lysander aus der Welt.
Ist dieß mein Diener? Recht! wie? Hast du was vernommen?

Diener.

Lysander wird gewiß noch diese Nacht ankommen.
Er ist nicht fern von hier, ich hab ihn sebst gesehn
Und rennt alsbald voran! Carden. So ists um ihn geschehn.
Ich wil das falsche Blut vor Morgen noch vergiessen,
Und durch gewünschte Rach ein langes Leid beschliessen.
Der ist Olympie nicht deiner Liebe werth:
Der dich dem Räuber läst, dem du durch List beschert.

Reihen.

Der hohe Geist, der in der Sterblichkeit,
Unsterblich herrscht, der seines Fleisches Kleid
Als eine Last, (so bald die Stunde schlägt
Die scheiden heist,) gantz unerschreckt ablegt;

Der hohe Geist würd' alles was die Welt,
Was Lufft und See in ihren Schranken hält;
Was künfftig noch, und was vorlängst geschehn;
Mit Lachen nur und Mißpreiß übersehn.

Dem Vogel Troz! der in die Lufft sich schwingt,
Ob schon der Schall der harten Donner klingt,
Und ob der Sonn' auf die er einig harrt,
Mit steiffem Aug sich wundert und erstarrt.

Der hohe Geist würd über alles gehn,
Und bey dem Thron der höchsten Weißheit stehn;
Wenn beyde Flügel ihm nicht fest gehemmt,
Und Füß und Leib mit schwerer Last beklemmt.

Alsbald er auf den Kreyß der Dinge trat;
Erschrack der Fürst der zu gebieten hat
Der Untern-Welt, der wenn er um sich blickt,
List, Haß und Grimm in unser Licht ausschickt.

Er schüttelte dreymahl sein Schlangen Haar,
Die Höll erbebt; was um und um ihn war
Versank in Furcht, die Gluth schloß einen Ring,
Als er entsteckt von heissen Neid anfieng;

Auff! Götter auff! die mit mir von dem Thron
Hieher gebannt: Es steht nach jener Cron
Die ich besaß, ein hoch-glückselig Bild,
Das leyder mehr bey seinem Schöpffer gilt!

Man ging zu Rath: Es ward ein Schluß erkiest,
Zu dämpffen was in Menschen Himmlisch ist,
Mit Macht und Trug! bald drungen aus der Nacht
Geiz, Hochmuth, Angst, Einbildung, Wahn und Pracht,

Doch allen flog erhitzte Brunst zuvor,
Die voll von List den Nahmen ihr erkohr;
Von steter Lieb, und unter ihrem Schein
Die Hertzen nahm mit Gifft und Gallen ein.

Ihr bot alsbald die Rach-Lust treue Hand,
Die leider! jetzt der allgemeine Tand
Auff dem Altar der tapffern Ehren ehrt,
Indem die Burg der Ehren wird zerstört.

Die Rasereyen pochen was man schätzt,
Und heilges Recht auf festen Grund gesetzt;
Sie stecken Reich und Land mit Flammen an,
Die auch kein Blut der Völcker dämpffen kan.

Sie färben See und Wellen Purpur-roth,
Sie stürtzen Stühl und Cronen in den Koth,
Und treten was auf Erden sterbens-frey,
Und Ewig, mit entweyhtem Fuß entzwey.

Sie reissen (ach!) des Menschen reine Seel
Von ihrem Zweck in des Verderbens Höl'!
Und ziehen die, den Gott gab Himmel ein,
Aus stiller Ruh, in immer strenge Pein.

Christian Gryphius,

der älteste Sohn des Vorigen, wurde den 29. September 1649 zu Fraustadt geboren und zuerst von seinem Vater in den gewöhnlichen Schulwissenschaften unterrichtet. Nach dessen Tode kam er auf das Gymnasium zu Gotha, studirte 1668 — 1670 schöne Wissenschaften und die Rechte in Jena, dann nach kurzem Aufenthalte in seiner Vaterstadt bis 1673 in Straßburg, worauf er nach Schlesien zurückging und 1674 die Professur der griechischen und lateinischen Sprache am Elisabethen-Gymnasium zu Breslau übernahm. 1686 wurde er Rektor und Professor des dasigen Magdalenen-Gymnasiums, um 1699 Bibliothekar der Magdalenenkirche. Er starb daselbst den 6. März 1706 in Folge eines Schlagflusses.

Seine Schriften sind:

Poetische Wälder. Frankfurt 1698. Neue Aufl. Frankfurt und Leipzig 1708 in 8. 3. Auflage. Breslau und Leipzig 1718 in 8., leztre mit einem Anhange von 2 Leichenreden.

Einzeln erschienen:

Kurzer Entwurf der geistlichen und weltlichen Ritterorden. Leipzig 1697 in 8. Neue vermehrte Ausgabe, von Christian Stief herausgegeben, Leipzig und Breslau 1709 in 8.

Gedächtnißschriften, das ist Lebensbeschreibungen. Leipzig 1702 in 8.

Der deutschen Sprache unterschiedene Alter und nach und nach zunehmendes Wachsthum u. s. w. Breslau 1708 in 8.

und die lateinischen:

Lusuum ingenii ex praestantissimorum poetarum recentiorum rarioribus scriptis excerptorum fasciculi duo. Vratislaviae 1699.

Vitae selectorum — virorum. Vratislaviae 1703, 8. Neue Auflage 1739. 8.

Apparatus — de scriptoribus historiam seculi XVII illustrantibus. Lipsiae 1710.

Der jüngere Gryphius war ein ernster, redlicher, gewissenhafter Mann, dem aber alles eigentliche poetische Talent fehlte, und der mühsam nur die Form beherrschen gelernt hatte. Er bildete sich nach Hoffmannswaldau (S. d.), obwohl er dessen Leichtfertigkeit verabscheute. Seine poetischen Leistungen, deren größter Theil aus Gelegenheitsgedichten besteht, haben demzufolge nur geringen Werth und sind, wenn gleich correct nach den damaligen Forderungen, doch schwülstig, kalt und alltäglich.

Seufzer unter währender Wienerischen Belagerung.

Ach Gott, die gantze Christenheit
Schwimmt izt in Blut und Thränen;
Der Feinde Schwarm ist schon bereit
Sich einen Weg zu bähnen
In unser armes Vaterland,
Man hört die Post von Raub und Brand
An allen Orten schallen;
Die edle Stad, der Käyser-Sitz,
Sol durch des Achmets schnellen Blitz
In Asch' und Graus verfallen.

Dort zeucht ein ander Hauffen auf,
Mit hunderttausend Horden,
Und setzet den geschwinden Lauf
Biß an den kalten Norden.
Man greift, o ungeheurer Schmertz!
Uns mit Gewalt biß an das Hertz,
Man spannt das Volck in Ketten
Und wil mit deinem Heiligthum,
O Herr, auch deines Nahmens Ruhm
Mit Macht zu Boden tretten.

Nun müssen wir es wol gestehn,
Es sind verdiente Strafen;
Kommt, last uns nur zurücke gehn,
Wie haben wir geschlafen,
Als uns der Wächter angeruft?
Umbsonst: Der Schall flog in die Luft,
Wir schimpften die Propheten.
Wir scheuten weder Pest noch Tod,
Befahrten uns vor keiner Noth,
Und lachten der Cometen.

Izt geht der Thon des Jammers an,
Der Weh und Ach verkündigt,
Da heißts, wir haben es gethan,
Wir haben so gesündigt;
Da kommt uns erst der Frevel ein,
Wenn mancher unter Lust und Wein,
Und unter tollen Possen,
In die vorhin entbrannte Glutt
Durch seinen stoltzen Frevel-Mutt
Noch heisses Oel gegossen.

Ich bin auch einer aus der Zahl,
Die Holtz zum Feur getragen;
Ich hab' aus toller Narren-Wahl
Den Segen ausgeschlagen,
Und den verdammten Fluch beliebt,
Izt aber, da uns Gott betrübt,
Bereu' ich meine Sünden,
Und ruff in dieser Krieges-Noth,
Wo sol man unter Glutt und Tod
Gewünschte Rettung finden?

Wird aber auch des Höchsten Huld
Die späte Reu belieben?
Zwar trägt er jederzeit Gedult,
Und pflegt biß zu verschieben,
Was sein gerechtes Urtheil dräut,
Wenn der bekehrte Sünder schreyt;
Wo aber Falschheit wohnet,
Wo nur Betrug im Schwange geht,
Und Heucheley das Haupt erhöht,
Da hat er nie geschonet.

Izt weinen wir, weil Mechmet wacht,
Sind aber zehnmal schlimmer,
So bald der goldne Friede lacht;
Wie ein verwegner Schwimmer,
Der, wo das meiste Volck ertrinckt,
Sich dennoch durch die Wellen schwingt,
Und mit den Wogen spielet,
Biß er in gleiche Noth verfinckt,
Und wenn ihn Flutt und Tod bezwingt,
Zu spät den Frevel fühlet.

Ach Herr, soll deiner Gnaden-Glantz
Sich über uns erheben;
Sol endlich der Oliven-Krantz
Einst wieder ob uns schweben,
So müssen wir mit ernster Reu
Den Saurteig schlimmer Heucheley
Aus unsern Hertzen fegen.
Wo diß nicht alsobald geschiht,
So wird der Brand, der itzo glüt,
Uns in die Asche legen.

Herr, gönn' uns doch den rechten Geist,
Der uns zum Gutten leite,
Den Geist, der kräftig beten heißt,
Damit er vor uns streite,
Der alles, was nach Sünde schmeckt,
Und unser Feyer-Kleid befleckt,
In tiefften Abgrund werffe.
Der uns mit Eifer aus der Höh
Beständig an der Seiten steh,
Und unsre Seufzer schärffe.

Erlangen wir nur dieses Pfand,
So wird sich alles geben;
Das izt-betrübte Vaterland
Wird bald sein Haupt erheben.
Des Achmets ungeheurer Schwarm
Wird durch des Höchsten starcken Arm
In einem Hui verstiegen;
Wir werden unter Gottes Schutz
Der ungeheuren Feinde Trutz
Mit starker Hand besiegen.

Friedrich Wilhelm Gubitz

ward den 27. Februar 1786 zu Leipzig geboren, entsagte, von Familienverhältnissen gezwungen, seinem Lieblingsgedanken, dem Studium der Theologie und ergriff die Holzschneidekunst. Frühere Beschäftigung mit dieser und verwandten Künsten unter der Leitung seines geschickten Vaters, des trefflichen Stahlschneider's G., und unermüdlicher Eifer erwarben ihm bald Ruf und 1805 eine Anstellung als Professor der Form- und Holzschneidekunst und später als ordentliches Mitglied der Akademie der Künste in Berlin. Die Vertheidigung seiner Kunst und die drangvollen Jahre der französischen Invasion machten ihn auch zum Schriftsteller, als welcher er sich in der dramatischen Dichtkunst (nicht geringe) Auszeichnung erwarb.

Er gab heraus:

Das Vaterland, eine Zeitschrift. Berlin 1807—1809.

Gaben der Milde. Ebendas. 1815. 6 Bde.

Schriften. Ebendas. 1815 und 1816. 2 Bde. der 1. Bd. führt den Titel: „Was mir einfiel"; der 2. „Theaterspiele" u. s. w.

Der Gesellschafter. Ebendas. 1817 und ff. Eine von ihm herausgegebene, noch bestehende, vielgelesene Zeitschrift.

Einzeln:

Die Talentprobe, Lustspiel. Berlin 1813, dann 1823. in 12.

Die Siegesgöttin der Deutschen. Ebendas. 1814.

Liebe und Versöhnen, Schauspiel. Ebendas. 1816. Neue Ausgabe. Ebendas. 1817. in 8.

Sappho, Monodram. Ebendas. 1816. in 8.

Die Prinzessin, Lustspiel. Ebendas. 1816. in 8.

Aprillaunen des Gesellschafters. Ebendas. 1819.

Und brauchst die Keule nur zum Schützen,
Die Sanfftmuth crönt dich mehr als Gold;
Denn, wenn du straffen must und sollt,
So willst du nur dem Sünder nützen.

Hört, Frevler! die ihr weder Rath,
Noch Trost, noch Schutz, noch Ablaß findet,
Und nach vollbrachter Missethat
Die Zuflucht an die Fersen bindet;
Faßt, sucht ihr Rettung und Erhör,
Die Hörner des Altars nicht mehr!
Auch Joab kan nicht sicher flüchten.
Kommt, faßt des sanfften Käysers Knie!
Hier liegt sein Hertz, hier giebt sich Müh,
Die Thorheit mit Gedult zu richten.

Verwegne Feder! halt doch ein,
Und schone Carls vollkommne Gaben!
Sonst werden wir die ersten seyn,
Die diese Freystad nöthig haben,
Die Wahrheit haßt die Mahlerey,
Dein Lob macht doch kein Conterfey;
O trag' ein ehrerbietig Schweigen,
Und weis' in Habspurg Ahnen-Saal,
Und sprich: Carl faßt sie allzumahl;
So kannst du seine Grösse zeigen.

Zurück, ihr Musen, in das Feld!
Dort sproßt der Oel-Zweig aus den Lantzen,
Irene flicht ein Zauber-Zelt;
Geht, springt mit ihr auf Wall und Schantzen!
Die Schwerter werden Sichel krumm,
Das Glücke schmelzt die Kugeln um,
Und geußt den Helden Ehren-Seulen,
Die Freuden-Gluth frißt Kraut und Loth,
Das Stücke wirfft mehr Lust als Tod,
Und darff nicht mehr gefährlich heulen.

Schläfft Naso noch um jenen Ort,
Wohin ihn das Geschrey begraben;
So wünscht' ich mir ein Allmachts-Wort,
Nur ihn dadurch erweckt zu haben.
Jetzt dächt' er nie ans Vater-Land,
Jetzt würde sich so Harff' als Hand
In Carls Person und Ruhm verlieben;
Jetzt wär' Eugen sein Lob-Gesang;
Jetzt sprächt' er: Cäsar, habe Dank!
So glücklich hast du mich vertrieben.

Die Freude zieht sich weit herein,
Und wächst mit Meilen und in Städten,
Die unter Thau und Sonnen-Schein
Vor Leopolds Geschlechte bethen.
Der Tempel raucht von heilger Pflicht,
Die Priester tragen Recht und Licht,
Und liegen vor den Dank-Altären.
Vornehmlich sieht das hohe Wien
Die Opffer-Flammen aufwerts ziehn,
Und von der Türcken Beuthe zehren.

Die Regung macht mich ungeschickt,
Das frohe Teutschland abzureissen;
Wohin des Adlers Aufsicht blickt,
Da muß dieß Jahr ein Hall-Jahr heissen.
Des Friedens-Herold bläst und jagt,
Und wird von Groß und Klein gefragt;
Der Greiß läßt Stock und Schwachheit fallen;
Die Jugend spielt, die Kindheit singt;
Und das, was noch aus Brüsten trinckt,
Erklärt sich durch ein holdes Lallen.

Hier kommt ein junger Ritter an,
Und findet in dem nächsten Garten,
Der alle Strassen zeigen kan,
Sein schönes Kind mit Schmertzen warten.
Da geht es an ein zärtlich thun;
Da läßt der Kuß den Mund nicht ruhn;
Da stockt das zitternde Willkommen;
Da wird, was immer schmeicheln mag,
Als wär' ein andrer Hochzeit-Tag,
Mit Hand und Mienen vorgenommen.

Dort spitzt ein voller Tisch das Ohr,
Und horcht, wie Nachbar Hanns erzehle:
Hanns ißt und schneidet doppelt vor,
Und schmiert sich dann und wann die Kehle:
Da, spricht er, Schwäger; seht nur her,
Als wenn nun dieß die Donau wär,
(Hier macht' er einen Strich von Biere,)
Da streifften wir, da stund der Feind,
Da gieng es schärffer, als man meynt;
Gott straff! Ihr glaubt mir ohne Schwüre.

Dort muß ein tapffrer Wittben-Sohn
Der Mutter neuen Trost erwerben,
Und schlieffe nicht der Vater schon,
So müßt er jetzt vor Freude sterben.
Das gute Weib ist froh, und rennt,
Und ändert gleich ihr Testament,
Und flucht dem falschen Todten-Scheine,
Und denckt: nun hab ich einen Stab,
Und weiß, wer einmal um mein Grab
Aus Treu und reinem Hertzen weine.

So sah der Griechen Jubel aus,
Als dort nach zehn Belagrungs-Jahren
Der Dardaner verwünschtes Haus
In geilem Feuer aufgefahren.
Corinth und Argos und Athen
Ließ Kampff-Platz, Stall und Schulen stehn,
Und lieff die Schiffe zu empfangen;
Weib, Kind und Kegel drang an Port,
Und keins verstund sein eigen Wort,
Vor Jauchzen, Fragen und Verlangen.

Mich deucht, die Zeitung nährt so gar
Auch unbeseelte Creaturen:
Der Hunds-Stern brennt und eyfert zwar;
Und doch erquickt der Lentz die Fluren;
Wald, Förste, Thäler, Berg und Häyn
Gehn hier und dar ein Bündniß ein,
Die süße Nachricht auszubreiten;
Die Nymphen scherzen um den Sand,
Und sprützen mit geübter Hand
Viel Bogen nasser Lustbarkeiten.

So weit die Donau, wie sie soll,
In Christlichem Gehorsam fliesset,
Und mehr Begierd- als Wasser-voll
Sich unter Carls Geboth ergiesset;
So weit vermehrt sie ihre Lust,
(Denn Freude zieht das Blut zur Brust)
Durch Beytrag aus den kleinen Flüssen,
Die jetzt den stündlichen Tribut,
Weil grosse Freude viel verthut,
Geschwind und doppelt liefern müssen.

Dort kommen Drave, Sau und Theiß,
Und bringen ihr viel starke Fluthen;
Hier wächst sie durch des Sieges Schweiß,
Und durch der Janitscharen Bluten;
Damit so fleucht ihr schneller Lauff,
Und hält die Wellen nirgends auf,
Als wo sie sich mit Fleiß verweilen,
Um, wo ich also reden mag,
Dem Ister einigen Geschmack
Von unsrer Freyheit mitzutheilen.

Nun sieh doch, wo du etwas stehst,
Du böses Ismaels Geschlechte!
Du kommst, so offt du auswerts ziehst,
Dem Donner allemal zu rechte.
Dein toller Hund, dein stumpffer Zahn
Fällt Reich und Adler krafftlos an,
Und muß so Blut als Haare lassen;
Dein Einbruch ist so gut als Flucht:
So gehts, wer fremde Schläge sucht,
Kriegt meistens Spott und Strick zu fassen.

Du sündigst auf Vergebung los,
Und außer Carls Verdienst und Glücke;
Er sieht die Sonne nicht so groß,
Als deines Hochmuths Schwäch' und Tücke;
Dein Frevel kämpfft mit eigner Quaal
An Vorzug, Länge, Stärk und Zahl,

Und siegt sich selber zum Gehöhne.
Geh, trag nun den verwürckten Hals,
Ja gär den Aufschub deines Falls
Von Oesterreichs Geduld zum Lehne.

Nur glaube nicht, verschnittner Schwarm!
Dein Meineyd sey so durchgekommen,
Nachdem sein gantz zerschellter Arm
Zehn Jahr zur Heilungs-Frist genommen.
Der Friede, der die Noth nur faßt,
Und den du halb erbettelt hast,
Erlöst dich nicht vom Zorn-Gerichte;
Nein! nein! verstockter Pharao,
Die Langmuth lacht und thut nur so,
Damit sie deine Boßheit sichte.

Zerreiß den falschen Alcoran,
Er hat dich lang genug betrogen;
Dein letzter Fall rückt endlich an,
Und steigt mit unsern Sieges-Bogen.
Die Rach' ist kein vergeßlich Weib,
Sie dringt zwar langsam auf den Leib,
Allein mit desto schärfferm Streiche.
Dein angemaßter Kayser-Thron
Erschrickt und wankt und wittert schon
Die Eitelkeit gestohlner Reiche.

Du, dem zu Lieb' Eugenius
Des Aufgangs Untergang verschoben;
Du, dem des Allerhöchsten Schluß
Sein hohes Straff-Amt aufgehoben,
Komm fort, und eil aus Blut und Schooß!
Komm, eil auf unsre Zeiten loß!
Komm, komm aus Carls geweihten Lenden!
Es hält sich Asien gefaßt,
Dir ehstens, angenehmer Gast!
Sein reiches Erb-Land zuzuwenden.

Was zieht sich vor ein Vorhang weg?
Ich seh den Schauplatz später Zeiten:
Dort hör' ich einen Scanderbeg,
Dort seh' ich einen Gottfried streiten,
Die Palmen grünen um sein Haupt,
Man heult, man jauchzt, man schlägt, man raubt;
Kein Creutz-Zug macht ein solches Lärmen:
Der Erden gröst- und dritter Theil
Zerreißt der Saracenen Heyl,
Und würgt den Hund mit seinen Därmen.

Der Nil erschrickt, Damascus brennt,
Es raucht auf Ascalons Gebürgen,
Und durch den gantzen Orient
Herrscht Unruh, Hunger, Pest und Würgen.
Der Jordan steht, wie Mauern da,
Als käm' ein andrer Josua;
Er kommt auch, doch aus Teutschem Saamen;
Wie heißt Er? Ja die Schickung winckt,
Und raubt mir, weil der Vorhang sinckt,
Stadt, Vorwitz, Schauplatz, Held und Nahmen.

Was macht in Ungern der Soldat
Vor grausam-klägliche Geberden?
Er dringt sich vor den Krieges-Rath,
Und hört mit Unruh Friede werden.
Er murrt, er zörnt, er schilt den Bund,
Wodurch der abgewiesne Hund
Der heurigen Gefahr entgangen;
Und ehrt' er nur nicht den Eugen,
So solt' er sich wol unterstehn,
Den Krieg von frischem anzufangen.

Sein Eyfer hat auch ziemlich Recht:
Es muß die Tapfferkeit verdriessen,
Wenn Kleinmuth ihren Fortgang schwächt,
Und Thränen statt des Blutes fliessen.
Sie sucht nur Weh und Wiederstand,
Sie sucht mehr Ruhm, als Leut und Land,
Und giebt nur ein verbittert Lachen,
Wenn, eh ihr Degen Wunder thut,
Feind, Zelt, Geschütz und Haab und Guth
Den Sieges-Wagen enge machen.

Ihr guten Teutschen! laßts nur seyn,
Und sprecht den tapffern Zorn zufrieden!
Die Lorbeern gehn gleichwohl nicht ein,
Sie grünen mitten in dem Frieden.
Der Palm-Baum ist nicht schlimm versetzt,
Wofern ihn fettes Ufer netzt:
Das hofft man auch von euch zu schreiben.
Geht! zieht ans Meer, und kämpfft und sucht
Iberiens verlohrne Frucht
In Wälschlands Gärten aufzutreiben.

Hält hier der Stillstand euren Muth,
So kan er dort mit Nachdruck blitzen;
Nicht anders pflegt der Adern Blut
Nach kurtzer Stemmung scharff zu sprützen.
Dort spannt ein neuer Friedens-Bruch
Ein neu und feindlich Segel-Tuch!
Geht, geht und zeigt dem Niedergange
Ein schwartz und blutig Abendroth,
Damit die Flotte, so euch droht,
Den Port in Charons Kahn erlange!

Wo schweiff ich hin? wo bleibt mein Held?
Entzieht er sich vielleicht der Erde?
Wie! oder hebt sich nur sein Zelt,
Damit es nicht entheiligt werde?
Ja, ja ich seh die Ewigkeit,
Sie webt und stickt sein Ehren-Kleid,
Umgibt sein Bildniß mit den Sternen,
Und führt es zum Vergöttern auf:
Nun mag der Enckel Lebens-Lauff
Den Vorzug unsrer Tage lernen.

O Printz! o grosser Printz! wie weit,
Wie weit entfernst du dich dem Neide,
Und auch sogar der Möglichkeit,
Daß etwas deinen Krantz beschneide?
Homer behalt' dir den Achill!
Aeneas bleibe, wo er will!
Sie sind am längsten groß gewesen;
Sie weichen doch mit Ehren aus;
Denn dieß ist auch ein Lorbeer-Strauß,
Dem stärksten Palmen nachzulesen.

Die Seele weiß von keiner Ruh,
Sie zeigt Gedanken aus Gedanken:
So, theurer Held! verfährst auch du
In deinen weiten Lebens-Schrancken;
Dein Eyfer braucht Gelassenheit;
Das Wesen seiner Tapfferkeit
Besteht in lauter klugen Siegen;
Dein Alter blitzt so spät als früh!
Was wolte wol die Poesie,
O Held! zu deinen Ehren lügen?

Genung! genung vor deinen Ruhm!
Genung mit blutigen Geschäfften!
Trag Helm und Schild ins Heiligthum,
Und laß es an die Cedern hefften!
Auch Großmuth macht dem Alter Raum,
Es blüht ja schon der Mandel-Baum
Auf deinen Lorbeer-reichen Haaren,
Geneuß doch einmal deine Ruh,
Und sieh nunmehr auch andern zu,
Wie viel sie unter dir erfahren?

Carl ist allein geschickt und werth,
Getreue Dienste zu belohnen;
Carl der wie Gott nichts mehr begehrt,
Als daß die Völker sicher wohnen.
Carl, dessen Ohr vom Himmel nimmt,
Was sein Befehl der Welt bestimmt,
Die kein Verhängniß mehr vergnüget;
Carl, dessen Geist den Thron erhöht,
Und noch so weit darüber geht,
Als Feind und Ehr-Furcht drunter lieget.

Ihr, die ein glücklich Feuer treibt,
Dem hohen Maro nachzukommen,
Was macht es, daß ihr sitzen bleibt?
Ihr habt nicht rechten Stoff genommen,
Ihr sinnt, ihr schreyt mit Angst und Müh
Reimt Fabeln, und vergeht wie sie;
Kommt! wollt ihr hoch und ewig leben,
Kommt setzt die göldnen Federn an,
Und schreibt, was Gott und Carl gethan!
Der Adler wird euch mit erheben

Ja schreibt nur was ihr hört und sieht,
Hier gilt Erzehlen mehr als Dichten.
Europa jauchzt, und Stambol flieht;
Wer weist mir dieses in Geschichten?
Die Vorsicht, so das Reich bewacht,
Erklärt den Zwiespalt in die Acht,
Und lehrt uns mit versöhnten Blicken:
Es werde dies sein mächtig Haupt,
Was Unrecht, List und Neid geraubt,
Den Barbarn aus den Klauen rücken.

Das Erbtheil Josephs lebt in Ruh,
Und nährt sich von des Bruders Glücke;
Der Schäfer lacht, sein Vieh nimmt zu,
Die Lämmer werden feist und dicke:
Elysiens gelobtes Land
Treibt Handel, bringt das Feld in Stand,
Und baut so Korn- als Weisheits-Häuser;
In Welschland blüht ein neuer Sieg;
So lehren beydes Fried' und Krieg:
Der sechste Carl, der größte Kayser.

Der Sechst' an Zahl, der Erst' an Ruhm;
Ihr Zeiten, lernt den Titul fassen!
Er zieret noch kein Alterthum,
Er stiegt allein in unsern Gassen;
Er giebt der Fama Geist und Schall,
Verewigt Felsen und Metall,
Und heiligt die geritzten Bäume;
Ja, was das größte Wunder schafft,
So stärckt des grossen Nahmens Krafft
Die Ohnmacht meiner schlechten Reime.

Herr! so vermögend würckt dein Geist
In kalt und schläffrige Gemüther.
Ich den nur Wind und Hoffnung speist,
Besitze weder Kunst noch Güther:
Ich leyr' im Winkel, Noth und Staub,
Und bin ein eingetheilter Raub
Von so viel ungeneigten Fällen,
Die, hab ich gleich die Pallas lieb,
Und käm' auch offt ein guter Trieb,
Mir dennoch Fleiß und Lust vergällen.

Und sieh, o Herr! auff einmal reißt
Mich deines Purpurs Anblick höher,
So schnell, daß nichts geschwinder heißt;
Was red' ich; siegt Eugen nicht eher:
Dein Scepter führt mich auf die Spur;
Drum troz' ich Schwachheit und Natur,
Du nimmst sie, wie den Feind, gefangen.
Herr! wächst dein Alter, wie dein Reich,
So hoff ich mir noch viel von euch,
Ihr Teutschen Schwäne! zu erlangen.

Den welcken Lorbeer hab' ich schon,
Nun mangeln noch Verdienst und Leben;
Dieß muß ein Mäcenaten-Sohn,
Und jenes Carls Regierung geben.
Die Allmacht lasse nur dein Haupt,
Wofern es unsre Sünd' erlaubt,
Nicht eher Stern' und Himmel zieren,
Als bis ein Alexander weint,
Dem eine Welt zu enge scheint,
Des Vaters Thaten auszuführen.

Ich, Herr! dein tiefster Unterthan,
Will, blieb ich auch im Staube sitzen,
Noch mehr auf deiner Ehren-Bahn,
Als vor dem Elends-Ofen schwitzen.
Verstoß mich an den kalten Bär,
Ich geh' und gern, und find' ein Meer,
Dein Lob in ewig Eis zu schreiben;
Denn weil mir Augen offen stehn,
Soll Carl und Tugend und Eugen
Die Vorschrifft meiner Musen bleiben

Den Unwillen eines redlichen und getreuen Vaters suchte durch diese Vorstellung bey dem Abschiede aus seinem Vater-Lande zu besänfftigen ein gehorsamer Sohn.

Im Nahmen eines andern.

Quid feci? Quid commerui aut peccavi Pater?

Und wie lange soll ich noch, dich, mein Vater! selbst zu sprechen,
Mit vergeblichen Bemühn, Hoffnung, Glück und Kräfte schwächen?
Macht mein Schmertz dein Blut nicht rege; o so rege dich dieß Blat,
Das nunmehr die letzte Stärcke kindlicher Empfindung hat!

Fünffmal hab ich schon gesucht, nur dein Antlitz zu gewinnen:
Fünffmal hast du mich verschmäht: O was sind denn dies vor Sinnen!
Dencke nach, wie scharff es beisse! Dencke nach, wie nah es geh,
Daß ein Sohn durch seinen Vater zwischen Furcht und Unruh steh!

Hab ich dich nicht überall treu gerühmt und froh gepriesen?
Hat sich ein verstockter Sinn gegen deine Zucht gewiesen?
Hab ich nicht mit Lust studieret, dich nur einmal zu erfreun,
Und mit wohlgerathnen Früchten deines Kummers Trost zu seyn?

Such' ich auf der Erden mehr, als ein still- und weises Leben?
Wollt' ich nicht so gar mein Blut vor des Nächsten Wohlseyn geben?
Steckt mir Bosheit in der Seele, brennt mir Rachgier in der Brust,
Oder hat mein frechs Spotten an des Feindes Schaden Lust?

Ja, verführt die Heucheley mein entschuldigtes Gewissen,
Dich allhier um neue Gunst bloß aus Eigennutz zu küssen;
O so werden meine Glieder mit der Hiobs-Quaal geplagt,
Und mein Fuß mit Cains Schrecken in der Welt herum gejagt!

Adams Erb-Schuld nehm ich aus: Mängel sind uns angeboren,
Und ich habe tausenmal mich auch ausser mir verloren.
Schlüge Gott mit Blitz und Ketten gleich auf solchen Fehl-Tritt zu,
O wie wenig würden Greise! und wo blieben ich und du!

Daß du mich gezeugt, ernährt, unterrichtet und geführet,
Ist ein Lorbeer, der dein Haupt auch noch auf der Bahre zieret;
Ich erkenn es in der Stille, obgleich ängstlich und betrübt,
Weil mir weder Zeit noch Glücke Mittel zur Vergeltung giebt.

Wenn der Morgenröthe Glantz an dem grauen Himmel blickt,
Und der frühe Garten-Bau dir so Hertz als Aug' entzückt,
Machte mir dein muntres Schertzen Feder und Papier bequem,
Und dein rüstiges Exempel Kiel und Bücher angenehm.

O wie mancher Abend-Stern sah mich unter deinen Lehren!
Damals lernt' ich als ein Kind Rom und Griechenland verehren,
Wenn mein Ohr an deinem Munde mit erhitzter Sehnsucht hieng,
Und der Nachdruck beyder Sprachen lustig ins Gedächtniß gieng.

Alles konnt' ich nach und nach, so zu reden, spielend fassen,
Was die Knaben sonst bewegt, daß sie Buch und Feder hassen,
Weil der Schul-Fuchs Lust und Liebe mit der Ruthe niederschlägt,
Und durch so viel tolle Regeln, auf die strengste Folter legt.

Um nur hinter den Bestand meiner Neigung recht zu kommen,
Hast du mir offt selbst das Buch als zur Straffe weggenommen:
Diese wohl-gemeynte Klugheit mehrte sonderlich in mir
(Kinder thun verbothne Sachen), Fleiß und Eyfer und Begier.

Laß doch nun nicht erst den Neid dich in mir so arg verlachen,
Laß dir doch nicht so viel Müh durch sein Maul zu Schanden machen!

Trau doch deinem Fleisch und Blute, gönne mir Gedult und Ohr:
Bin ich ja mit Recht verklaget, warum läßt man mich nicht vor?
Was ich dann und wann versehn, ist die Hitze junger Jahre:
Dann wo wird wol einer alt, der nicht offt den Fall erfahre?
O! warum bestrafft die Länge meine Menschlichkeit so scharff?
Welcher Richter ist so grausam daß man gar nicht bitten darff?
Muß man doch wol offt aus Noth wider Willen was beschliessen,
Was wir ohne starken Zwang offtmals unterwegens liessen:
Schwachheit laufft gar gern mit unter, und der Mangel nebst der Schmach,
Die man unverdient erduldet, zieht viel schlimme Folgen nach.
Bekrung, Busse, Fleiß und Ernst weiß viel Scharten auszuwetzen,
Die mich bey den Redlichen ohne Grund in Argwohn setzen.
Läßt man doch verdorrten Bäumen zum Erhohlen etwas Zeit:
Gilt ein Mensch nicht mehr als Bäume? noch ein Kind als fremder Neid?
Und was sind es denn auch nun vor so grob und schwere Sünden,
Die so mühsam und so spät Ablaß und Errettung finden?
Sagt, was sind sie? Meistens Lügen, junge Thorheit, viel Verdacht,
Und mit einem Worte, Mücken, die man zu Kameelen macht.
Sieht man etwan darum scheel, daß mein aufgeräumt Gemüthe
Andern wie sich selbst getraut, und nach angebohrner Güte
Sich zum öfftern bloß gegeben? Freunde! schaut, es ist geschehn;
Dieses Laster, ists ein Laster? sollt ihr nicht mehr von mir sehn.
Die so groß und altklug thun, und von viel Erfahrung sprechen,
Wollen durch den Polter-Geist meinen Sinn zur Unzeit brechen;
Aber allzuscharff macht schärtig, und Affecten bey der Zucht
Reitzen feurige Gemüther, und erhalten schlechte Frucht.
Einmal ist und bleibt mein Zweck, bloß der Wahrheit nachzustreben
Und, so viel nur an mir ist, als ein nützlich Glied zu leben:
Drum verehrt mein Geist die Lehrer, die in unsern Tagen blühn,
Und das Licht der rechten Weisheit endlich aus dem Nebel ziehn.
Daß mich Haß und Pöbel schilt, als vertiefft ich mich in Grillen,
Die den Beutel und den Kopf mit gelehrtem Winde füllen,
Das verzeih ich seiner Einfalt, die im Aberglauben steckt,
Und die Wissenschaft verachtet, weil sie ihren Kern nicht schmeckt.
Daß Verläumder böser Art auch mein Christenthum vernichten,
Mag der Herr, der alles sieht, doch nur mit Erbarmen richten;
Mich befestigt bey den Stürmen die gewisse Zuversicht,
Daß die Liebe des Erlösers ganz was anders von mir spricht.
Dieß gesteh ich ohne Furcht, daß ich manch verwirrt Geschwätze;
Das in Glaubens-Sachen schwärmt, vor geringe Possen schätze;
Ich gesteh auch, daß michs ärgert, wenn Alazon schreyt und kracht,
Und sein Jahr-Gang offt mehr Ketzer als bekehrte Sünder macht.
Wär es mir nicht selbst geschehn, wollt ich hier kein Wort verlieren;
Aber, da er mich verdammt, hab ich Recht, es anzuführen,
Weil er aus dem Leichen-Reime, der von Gottes Liebe singt,
Eine Gifft der Pietisten, und ich weiß nicht was, erzwingt.
Und wie so? Man höre nur, wie genau sein Vorwurff schlüsse:
Weil ich mich damals erklärt, daß den Tod nichts mehr versüsse,
Als die Liebe vor den Heyland, die das letzte Schrecken schwächt;
Soll ich dieß geleugnet haben: Nur der Glaube macht gerecht.
Sagt mir, wo die Folge steckt? Nirgends, als im blinden Dünkel;
Ist das nicht ein schöner Schluß von dem Prügel auf den Winckel!
Wenn ich ohngefehr nun spräche: Unser Nachbar baut ein Haus;
Schlöß' ich denn darum den Meister und den Werk-Gesellen aus?
Etwas muß ich doch noch hier bey Gelegenheit erwegen:
Mancher meynt, ich solte mich auf die Brod-Kunst besser legen,
Und beredet dich, mein Vater! viel Verachtung sey daher,
Weil ich nicht mit rechtem Eyffer Meditrinen dienstbar wär.
Glaube, da du mich so früh zu der edlen Kunst erzogen,
Da ich auch nicht ohne Frucht deine Warnung eingesogen.
Da ich sie von dir schon kenne; da ich ihren Vorzug weiß,
Geb ich ihr vor andern Künsten Neigung, Hertze, Krantz und Preiß.
So viel übersehʼ ich auch, daß wir, etwas recht zu wissen,
Und von Grund-aus zu verstehen, keine Sprünge machen müssen:
Laß mich also kürzlich mercken, was des Arztes Pflichten seyn;
Denn der Anfang seines Amtes schließt fürwahr nicht wenig ein.
Mit dem Doctor kaum zwey Jahr flüchtig durch den Sennert lauffen,
Hunde würgen, Feuer sehn, Pillen drechseln, Kräuter rauffen,
Auf gerathe-wohl verschreiben, andre neben sich verschmähn,
Und sich bei dem Sterbe-Bette in der Staats-Perüque blähn,
Ist so thöricht als gemein, thut auch selten große Wunder:
Bücher, Tiegel, Glaß und Ring sind zusammen nichts als Plunder,
Wenn man die Gesundheitz-Regeln nicht vorher in Kopff gebracht,
Noch auch durch vernünfftig Schliessen die Erfahrung brauchbar macht.
Will man nun, den Stümpern gleich, nicht an ieder Klippe scheitern,
So bemüh man sich zuerst, Sinnen und Verstand zu läutern;
Man erforsche die Gesetze, die der Bau-Herr schöner Welt
Ehmals zwischen Geist und Cörper ewiglich und fest gestellt.
Dieß erfordert etwas mehr, als in alten Schwarten wühlen,
Und mit Knochen, Stein und Kraut oder heissem Ertze spielen:
Wer die Wissenschafft der Gröffe und der Kräffte nicht versteht,
Kan den Leib unmöglich kennen, der wie Wasser-Uhren geht.
Was vor Klugheit, was vor Müh fliesset nicht aus diesen Gründen?
Eh wir iedes Cörpers Art, den wir vor uns haben, finden;
Eh man Neigung und Gewohnheit, Krankheit, Sitz und Ursach trifft:
Unzeit, Eckel, Ort und Menge macht auch Mithridat zu Gifft
In wie weit ich nun gedacht, dieser Vorschrifft nachzuleben,
Davon mag die Zeit einmahl ein gerechtes Urtheil geben:
Bin ich nur bey mir versichert, daß ich nach Vernunfft gethan,
Hör ich andrer stoltzes Bellen mit gelaßner Demuth an.
Was die Poesie betrifft, muß ich frey heraus bekennen;
Ich empfand schon als ein Kind ihren Trieb im Hertzen brennen;
Da mich nun die blinde Neigung ihr schon damals zugeführt,
Schenk ich ihr auch noch die Liebe, die anietzt Vernunfft regiert.
Will man sie nur obenhin nach gemeiner Art betrachten,
Hat man freylich den Parnaß vor ein Grillen-Nest zu achten.

Hochzeit-Träume, Todten-Flüche, und ein buntes Quodlibet.
Nebst erfrornen Buhler-Flammen heissen zwar galant und nett;
Doch ein solcher Reimen-Spruch, den die Nahmen erst verbrämen;
Den auch Klingsohr, Frauenlob, und Hans Sachsens Kunst beschämen,
Schickt sich wol dahin am besten, wo man Schöps und Kofent schenckt,
Oder auf den Musen-Tröbel, wo Theranders Leyer henckt.

Dichter, sind sie, was sie sind, müssen Feuer-reiche Gaben,
Witz, Verstand, Gelehrsamkeit, Tugend und Erfahrung haben,
Und die Menschen, derer Augen die entblößte Wahrheit fliehn,
Durch die Weisheit in den Bildern nur mit Lust zum Guten ziehn.

Was Homer und Maro schreibt, was auch Fenelon gesungen,
Ist ein Muster, dessen Werck die Vergänglichkeit bezwungen;
Dieß versteht kein Phoebus-Pritscher, der nur an der Schalen klaubt,
Und der Schönheit durch Erklären allen Geist und Nachdruck raubt.

Doch damit vor iezt genug! Du, mein Vater! magst nun schätzen,
Ob und was und auch wie viel meinen Musen auszusetzen.
Scheint dir auch die Art und Weise meines Lebens wunderlich,
Ach! dem ist bald abgeholffen; und womit? Versöhne dich!

Dencke, was der Unmuth thu, wenn uns Freund und Feinde kräncken,
Wenn sie uns den nahen Weg zu der Gönner Hertz verschräncken;
Wenn man kranck und in der Fremde bey Verfolgung und Verdruß,
Wegen andrer Groll und Zwietracht, alles Unrecht leiden muß;

Wenn uns inwerliche Reu, äusserlicher Mangel dränget;
Wenn sich Anverwandter Haß unter unsre Feinde menget:
Wenn der Schmertz getreuer Eltern in der Grüfter Asche sitzt;
Wenn ein Bruder vom Gemüthe ohne Schuld sein Blut verspritzt;

Wenn die Busse nichts erhält; wenn die besten Stützen weichen;
Wenn ein unverhoffter Freund nach viel seltnen Gnaden-Zeichen
Unser Glück im Leben gründet, und gleichwol des Vaters Geist,
Uns aus Eyfer dahin bringet, daß man untreu scheint und heißt.

Da verliehrt sich die Gedult, da vergißt man sich und alles,
Läßt es durch einander gehn, strauchelt offt aus Furcht des Falles;
Man getraut sich nichts zu wagen; man verfällt von Zeit zu Zeit,
Und gewöhnt sich gantz gelassen zu der Niederträchtigkeit.

O! wie offt hat Fleisch und Blut durch ein ungeduldig Schmollen,
Weil kein Retter kommen will, der Verzweifflung ruffen wollen!
Doch ein Strahl von höherm Lichte und die kämpffende Vernunfft
Stärckten mich im größten Wetter mit des Trostes Wiederkunfft.

Straffe nehm ich willig an; man erinnre nur bescheiden,
Und so redlich als geheim. Dieß Volck kan ich nur nicht leiden,
Das uns fast auf alle Mienen eine Sitten-Predigt hält,
Und alsdann am ärgsten dencket, wenn es sich am frömmsten stellt.

Jene sind es, die da stracks Donner, Blitz und Höll' erwecken,
Die, so ein verirrtes Schaf mit der gröbsten Keule schrecken;
Jene sind es, die den Mägdgen, die nur einen Blick versehn,
Alle Schlüssel zu dem Himmel ohne den Beruff verdrehn;

Jene sind es, die sich selbst vor gerecht und heilig halten,
Mit Verachtung andrer stehn, die befleckten Hände falten,
Mit den kläglichsten Geberden aller Augen an sich ziehn,
Mit Gebethen Wucher treiben, und nur Schein, nicht Sünde fliehn.

Gott! du kennst und zeichnest sie, untersuchest Hertz und Wercke:
Stummer Hochmuth, Geitz und Neid ist der gantzen Andacht Stärcke;
Kommt es zu der Nächsten-Liebe, zum Vergessen, zum Verzeihn,
Oder soll man Schwache tragen, wird kein Christ zu Hause seyn.

Zorn-Lust, Haß und Eigensinn soll aus keiner Zucht erscheinen,
Und die Ruthe so da schlägt, muß der Kinder Bestes meynen;
Wo hingegen Straff' und Schärffe das Verbrechen übersteigt,
Wird das edelste Gemüthe mehr gebrochen als gebeugt.

Wilder Frevel ist es werth, daß ihn Draht und Geissel schwäche,
Und die Boßheit braucht Gewalt, daß man ihr den Starrkopf breche;
Aber Irrthum, Fall und Schwachheit, fällt ein Mensch auch noch so offt,
Fordert billig nichts als Liebe, die auch stets das Beste hofft.

Sucht' ich mich auch noch so wohl unter Leuten aufzuführen,
Muß ich dennoch überall Glauben, Müh und Freund verlieren,
Wenn man hört, daß selbst der Vater, den ein gut Gerüchte schmückt,
Mich sein Kind nicht hören wolle. Sieh, mein Vater! was mich drückt?

Dadurch fällt mein zeitlich Wohl und das Heyl des gantzen Lebens;
Alles, was ich denck und thu, wird durch deinen Zorn vergebens:
Sage mir, wem soll mein Hertze auf der Welt wohl weiter traun?
Bin ich meiner Eltern Greuel, muß auch Fremden vor mir graun.

Stünd' es mir auch zehnmal frey, einen Vater zu erwählen,
Würd' ich dich doch in der That alle zehnmal nicht verfehlen;
Würdest du mir auch im Kittel vom Verhängniß vorgestellt,
Käm' ich doch aus deinen Lenden mit Vergnügen auf die Welt,

Daraus stelle dir nun vor, welche Last mich nächtlich presse,
Wenn ich deinen harten Sinn und des Kummers Angst ermesse,
Der dir iezo meinetwegen Hertz und Marck und Bein zufrißt,
Weil mein Bild mit falschen Farben dir so schlimm geschildert ist.

Wenn du ja nicht anders willt, will ich mich gern schuldig nennen;
Dir zu Liebe will ich mehr, als ich selber weiß, bekennen;
Aber gehe doch zurücke, und erinnre dich der Zeit,
Da ich als ein Kind voll Hoffnung dein und vieler Aug' erfreut.

Mein Gehorsam, wie du weißt, hat dir zwantzig Jahr gefallen;
Was ich dann und wann verbrach, das geschicht von mir und allen:
Furcht, Gesellschaft, Uebereilung, und des grünen Alters Gluth
Machen, daß man unterweilen wider besser Wissen thut.

Bin ich doch gestrafft genung, daß der Zorn von höhern Schlüssen
Unter so viel Ungemach meiner Jugend Blühr' entrissen,
Daß mir so viel Gram und Wachen Krafft und Leben abgekürtzt,
Und der Lästrer bittres Schäumen jeden Bissen Brodt verwürtzt.

Stieß mir offt ein Glücke vor, konnt' ich solches doch nicht fassen,
Weil die Noth kaum einen Tag mein Gemüthe frey gelassen,
Und der äusserliche Mangel, den ein schlechtes Kleid bewieß,
Bey der Mode, Wind zu machen, mich beschämt entweichen hieß.

Was ich in das sechste Jahr überstanden und gelitten,
Wie ich offt mit Wind und Schnee, Hunger, Hitz und Frost gestritten,
Das wird der am besten wissen, dessen reiche Vater-Hand
Mir noch immer einen Seegen unvermuthet zugewandt.

Alles Schadens ungeacht't, den mein Leib dadurch bekommen,
Hab' ich, ohne Ruhm gesagt, an Erfahrung zugenommen:

So viel Creutze, so viel Schulen, die mich wahrlich mehr gelehrt,
Als man im Pedanten-Stande von den Maul-Gelehrten hört.

Darum dank' ich vor den Haß, den mir Freund und Feind erzeiget;
Denn er hat den Muth gestählt, und der Jugend Stoltz gebeuget,

Doch ihr Väter, du im Himmel, und auch du in dieser Welt,
Schont doch endlich, weil mein Alter noch in etwas Krafft behält!

Jetzo beth' ich Tag vor Tag bey so überhäuffter Plage:
Nimm mich doch mein Gott! nicht weg in der Helffte meiner Tage!

Führe mich durch Creutz zur Weisheit; gieb mir aber auch dabey,
Daß ich klug, getreu, geduldig, und der Welt noch nützlich sey.

Welchen meine Stachel-Schrifft ohne Grund zu nah getreten,
Denen sey es öffentlich und von Hertzen abgebethen;

Scherz und Feuer und Exempel bringen offt den freyen Kiel
Durch den Ehr-Geitz zu gefallen auf ein kühnes Dichter-Spiel.

Andre, die mir hier und dar nur vom Hören-sagen fluchen,
Werden so vernünfftig seyn, und es besser untersuchen,

Eh sie einen Mensch verdammen, welcher das, was er begehrt,
Nemlich Mitleid, Wunsch und Liebe, iedem, der sie braucht gewährt.

Ihr hingegen, die ihr euch in verborgnen Lastern wältzet,
Ruhm in fremder Schande sucht, und aus Unrecht Silber schmeltzet,

Die ihr Argliſt, Geitz und Feindschafft so abscheulich schön versteckt,
Und die Angeln eurer Boßheit stets mit Blumen überdeckt,

Mögt die Unart eurer Brust noch so fein und künstlich schmücken,
Und mich, der ich liegen muß, noch so klug und sinnreich drücken,

Nur, damit nicht eure Schande, käm ich etwa in die Höh,
Aus den mir bekannten Winckeln einmal auf den Schau-Platz geh;

Thut es! aber wißt zugleich, daß die Billigkeit der Rache,
Die sich niemals spotten läßt, schon die Strigel schärffer mache,

Die euch einmal zum Gelächter den verlarvten Kopff zerreißt,
Ob mich gleich die Zeit noch warten und die Klugheit schweigen heißt.

Trotzt nur auf mein Ungemach; seyd ihr doch noch nicht hinüber:
Hat euch gleich dem Anschn nach Stern und Glücke fast noch lieber,

Als den Samischen Tyrannen, der den Ring umsonst verschmiß;
So versetzt euch doch noch endlich seines Bades gantz gewiß!

Du, bescheidnes Vater-Hertz! zwinge dich, noch dieß zu hören:
Nicht, weil du mein Vater bist: nein! der Wahrheit bloß zu Ehren

Thu ich hier ein frey Bekäntniß, daß das Kleinod deiner Treu
Und der längst-erkannten Liebe, auf der Welt mein Glücke sey.

Ja ich setze dieß noch zu: Wüst' ich dir durch holdes Schmeichelu
Auch das reichste Vater-Theil noch im Leben abzuheucheln;

Wäre deine zarte Regung gegen mich auch noch so groß;
Gäbst du sie mir zum Verschwenden in gemünzter Menge bloß;

Wär es alles doch zu schwach, meinen Mund dahin zu bringen,
Dir ein unverdientes Lob eigennützig abzuzwingen;

Wie ich mich und andre straffe, also stäch' ich dir den Schwär,
Wenn dein Hertz, wie manches Vaters, voller Tück' und Bosheit wär.

Aber so getrau ich mir ohne Selbstbetrug zu glauben,
Daß, wofern mir Zeit und Kunst auf dem Pindus Platz erlauben,

Einst die Wahrheit deines Ruhms (mach' ihn durch Versöhnung voll!)
Unter allen meinen Liedern noch am schönsten klingen soll.

Sonder Hochmuth sag' ich noch: Was ich ja noch auf der Erde
An Verdienst, Gefälligkeit und am Glück erhalten werde,

Das verdanck' ich deinen Scenen und der Sorgfalt im Erziehn,
Die mir zu dergleichen Früchten vollen Saamen dargeliehn,

Deiner Eltern Dürfftigkeit lehrte dich bey zeiten darben;
Was sie ehrlich, obgleich schwer und mit Sparsamkeit erwarben,

Warff dir bey so viel Geschwistern wenig zum Studieren ab,
Dem gleichwol dein Wohlverhalten nicht geringes Wachsthum gab.

Was vor Kummer hatte nicht deinen Vater stets gebunden,
Bis er unverhofft den Sitz in der armen Stadt gefunden,

Die dich nun bey dreyßig Jahren in der Stille mäßig nährt,
Und dir bey so schweren Zeiten, was du nöthig brauchst, beschert.

Hätten Ehrsucht, Geitz und List die Begierden eingenommen,
Vor wie vielen wärest du da und dort ans Brett gekommen?

Hättest du mit krummen Räncken nach des Nachbars Guth geschnappt,
Hättest du auch wol wie mancher Nabaths Weinberg leicht ertappt.

Deine Kunst thut in der Still mit geringem gröſsre Curen,
Als ein Prahler öffentlich, der mit theuren Gold-Tincturen

Und berühmten Polychresten Grufft und Beutel täglich füllt,
Und bey denen, die bald glauben, mehr als Paracelsus gilt.

Ach, ach! was hast du viel von der Ehrlichkeit im Heilen?
Pflegt man sonst zur Perlen-Milch gantze Schnuren mitzutheilen?

Bringen deine schwartze Tropffen, ob sie noch so kräfftig sind,
Dir wie andern gelbe Raben? Nein! Was fehlt? Du machst nicht Wind.

Mache Wind, und schwöre drauf; schneide, weil das Fieber währet;
Gieb den Bade-Müttern Recht, tröste, bis die Seel entfähret;

Koche fremde Tränck' und Säffte, kostets auch die letzte Ruh;
Röchelt schon der Tod im Munde, setz' ihm nur mit Julep zu,

Säume, daß sich die Gefahr nur so spät als möglich lege;
Ist sie aber noch nicht da, gut! so bringe sie zuwege;

Schreib den Bezoar von Eyern vor ein Wunder-Pulver an,
Und versprich der jungen Frauen ehstens einen bessern Mann.

Diese göldne Practica baut auch Pfuschern Haus und Wagen,
Diese macht, daß Jung und Alt nach dem großen Doctor fragen,

Welcher in dem nassen Zeichen Lung und Leber schwimmen sieht,
Und mit seinem Bracatabra Würmer aus den Nieren zieht.

Nein! dein allzuehrlich Hertz flucht auf solche Klugheits-Streiche,
Und begehrt nur, daß sein Brod ohne Schulden täglich reiche.

Hast du doch wol eh den Armen, die dein Fleiß umsonst geheilt,
Nicht mit Pharisäer-Händen Brodt und Wasser mitgetheilt,

Freude, Demuth, Nüchternheit sind dir angebohrne Gaben;
Wenn der Magen und der Soff manchen in die Federn graben,

Stehst du schon bey deinen Bäumen mit gesund und starcker Lust,
Bis du dann die Patienten auch noch früh besuchen must.

Und da sinckt dein wüster Kopff niemals bey dem Kranken-Bette,
Wie ich weiß, daß Calidor noch bis heut zu lauffen hätte,

Wenn er nicht mit trunknen Händen vor den Pulß das Kinn berührt,
Noch des Apotheckers Unschuld mit berauschter Schrifft verführt.

Dein Verstand, dein Christenthum und dein unverletzt Gewissen
Werden dich zwar ohne mich in dem Jammer trösten müssen;

Dennoch kan dir mein Erinnern auch wohl etwas Trost verleihn;
Fällt doch offt den gröſsten Weisen in der Angst nicht alles ein.

Da du stets und überall recht geglaubt und wohl gehandelt,
Und, so viel ein Mensch vermag, dem Gesetze nachgewandelt;

Hochzeit-Träume, Todten-Fläche, und ein buntes Quodlibet.
Nebst erfrornen Buhler-Flammen heissen zwar galant und nett;
Doch ein solcher Reimen-Spruch, den die Nahmen erst verbrämen;
Den auch Klingsohr, Frauenlob, und Hans Sachsens Kunst beschämen,
Schickt sich wol dahin am besten, wo man Schloß und Kosent schenckt,
Oder auf den Musen-Tesbel, wo Theranders Leyer henckt.

Dichter, sind sie, was sie sind, müssen Feuer-reiche Gaben,
Witz, Verstand, Gelehrsamkeit, Tugend und Erfahrung haben,
Und die Menschen, derer Augen die entblößte Wahrheit fliehn,
Durch die Weisheit in den Bildern nur mit Lust zum Guten ziehn.

Was Homer und Maro schreibt, was auch Fenelon gesungen,
Ist ein Muster, dessen Werck die Vergänglichkeit bezwungen;
Dieß versteht kein Phoebus-Pritscher, der nur an der Schalen klaubt,
Und der Schönheit durch Erklären allen Geist und Nachdruck raubt.

Doch damit vor iezt genug! Du, mein Vater! magst nun schätzen,
Ob und was und auch wie viel meinen Musen auszusetzen.
Scheint dir auch die Art und Weise meines Lebens wunderlich,
Ach! dem ist bald abgeholffen; und womit? Versöhne dich!

Dencke, was der Unmuth thu, wenn uns Freund und Feinde kräncken,
Wenn sie uns den nahen Weg zu der Gönner Hertz verschräncken;
Wenn man kranck und in der Fremde bey Verfolgung und Verdruß,
Wegen andrer Groll und Zwietracht, alles Unrecht leiden muß;

Wenn uns innerliche Reu, äusserlicher Mangel dränget;
Wenn sich Anverwandter Haß unter unsre Feinde menget:
Wenn der Schmertz getreuer Eltern in der Güther Asche sitzt;
Wenn ein Bruder vom Gemüthe ohne Schuld sein Blut verspritzt;

Wenn die Busse nichts erhält; wenn die besten Stützen weichen;
Wenn ein unverhoffter Freund nach viel seltnen Gnaden-Zeichen
Unser Glück im Lieben gründet, und gleichwol des Vaters Geist,
Uns aus Eyfer dahin bringet, daß man untreu scheint und heißt.

Da verliehrt sich die Gedult, da vergißt man sich und alles,
Läßt es durch einander gehn, strauchelt offt aus Furcht des Falles;
Man getraut sich nichts zu wagen; man verfällt von Zeit zu Zeit,
Und gewöhnt sich gantz gelassen zu der Niederträchtigkeit.

O! wie offt hat Fleisch und Blut durch ein ungeduldig Schmollen,
Weil kein Retter kommen will, der Verzweiffelung ruffen wollen!
Doch ein Strahl von höherm Lichte und die kämpffende Vernunfft
Stärckten mich im größten Wetter mit des Trostes Wiederkunfft.

Straffe nehm ich willig an; man erinnre nur bescheiden,
Und so redlich als geheim. Dieß Volck kan ich nur nicht leiden,
Das uns fast auf alle Mienen eine Sitten-Predigt hält,
Und alsdann am ärgsten dencket, wenn es sich am frömmsten stellt.

Jene sind es, die da stracks Donner, Blitz und Höll' erwecken,
Die, so ein verirrtes Schaf mit der gröbsten Keule schrecken;
Jene sind es, die den Mägdgen, die nur einen Blick versehn,
Alle Schlüssel zu dem Himmel ohne den Beruff verdrehn;

Jene sind es, die sich selbst vor gerecht und heilig halten,
Mit Verachtung andrer stehn, die befleckten Hände falten,
Mit den kläglichsten Geberden aller Augen an sich ziehn,
Mit Gebethen Wucher treiben, und nur Schein, nicht Sünde fliehn.

Gott! du kennst und zeichnest sie, untersuchest Hertz und Wercke:
Stummer Hochmuth, Geitz und Neid ist der gantzen Andacht Stärcke;
Kommt es zu der Nächsten-Liebe, zum Vergessen, zum Verzeihn,
Oder soll man Schwache tragen, wird kein Christ zu Hause seyn.

Zorn-Lust, Haß und Eigensinn soll aus keiner Zucht erscheinen,
Und die Ruthe so da schlägt, muß der Kinder Bestes meynen;
Wo hingegen Straff' und Schärffe das Verbrechen übersteigt,
Wird das edelste Gemüthe mehr gebrochen als gebeugt.

Wilder Frevel ist es werth, daß ihn Draht und Geissel schwäche,
Und die Boßheit braucht Gewalt, daß man ihr den Starrkopff breche;
Aber Irrthum, Fall und Schwachheit, fällt ein Mensch auch noch so offt,
Fordert billig nichts als Liebe, die auch stets das Beste hofft.

Sucht' ich mich auch noch so wohl unter Leuten aufzuführen,
Muß ich dennoch überall Glauben, Müh und Freund verlieren,
Wenn man hört, daß selbst der Vater, den ein gut Gerüchte schmückt,
Mich sein Kind nicht hören wolle. Sieh, mein Vater! was mich drückt?

Dadurch fällt mein zeitlich Wohl und das Heyl des gantzen Lebens;
Alles, was ich denck und thu, wird durch deinen Zorn vergebens:
Sage mir, wem soll mein Hertze auf der Welt wohl weiter traun?
Bin ich meiner Eltern Greuel, muß auch Fremden vor mir graun.

Stünd' es mir auch zehnmal frey, einen Vater zu erwählen,
Würd' ich dich doch in der That alle zehnmal nicht verfehlen;
Würdest du mir auch im Kittel vom Verhängniß vorgestellt,
Käm' ich doch aus deinen Lenden mit Vergnügen auf die Welt,

Daraus stelle dir nun vor, welche Last mich nächtlich presst,
Wenn ich deinen harten Sinn und des Kummers Angst ermesse,
Der dir iezo meinetwegen Hertz und Marck und Bein zufrißt,
Weil mein Bild mit falschen Farben dir so schlimm geschildert ist.

Wenn du ja nicht anders willt, will ich mich gern schuldig nennen;
Dir zu Liebe will ich mehr, als ich selber weiß, bekennen;
Aber gehe doch zurücke, und erinnre dich der Zeit,
Da ich als ein Kind voll Hoffnung dein und vieler Aug' erfreut.

Mein Gehorsam, wie du weißt, hat dir zwantzig Jahr gefallen;
Was ich dann und wann verbrach, das geschicht von mir und allen:
Furcht, Gesellschaft, Ueberellung, und des grünen Alters Gluth
Machen, daß man unterweilen wider besser Wissen thut.

Bin ich doch gestrafft genung, daß der Zorn von höhern Schlüssen
Unter so viel Ungemach meiner Jugend Blühte entrissen,
Daß mir so viel Gram und Wachen Krafft und Leben abgekürtzt,
Und der Lästrer bittres Schäumen jeden Bissen Brodt verwürtzt.

Stieß mir offt ein Glücke vor, konnt' ich solches doch nicht fassen,
Weil die Noth kaum einen Tag mein Gemüthe frey gelassen,
Und der äusserliche Mangel, den ein schlechtes Kleid bewich,
Bey der Mode, Wind zu machen, mich beschämt entweichen hieß.

Was ich in das sechste Jahr überstanden und gelitten,
Wie ich offt mit Wind und Schnee, Hunger, Hitz und Frost gestritten,
Das wird der am besten wissen, dessen reiche Vater-Hand
Mir noch immer einen Seegen unvermuthet zugewandt.

Alles Schadens ungeacht't, den mein Leib dadurch bekommen,
Hab' ich, ohne Ruhm gesagt, an Erfahrung zugenommen:

So viel Creutze, so viel Schulen, die mich wahrlich mehr gelehrt,
Als man im Pedanten-Stande von den Maul-Gelehrten hört.

Darum dank' ich vor den Haß, den mir Freund und Feind erzeiget;
Denn er hat den Muth gestählt, und der Jugend Stoltz gebeuget,

Doch ihr Väter, du im Himmel, und auch du in dieser Welt,
Schont doch endlich, weil mein Alter noch in etwas Krafft behält!

Jetzo beth' ich Tag vor Tag bey so überhäuffter Plage:
Nimm mich doch mein Gott! nicht weg in der Helffte meiner Tage!

Führe mich durch Creutz zur Weisheit; gieb mir aber auch dabey,
Daß ich klug, getreu, geduldig, und der Welt noch nützlich sey.

Welchen meine Stachel-Schrifft ohne Grund zu nah getreten,
Denen sey es öffentlich und von Hertzen abgebethen;

Scherz und Feuer und Exempel bringen offt den freyen Kiel
Durch den Ehr-Geitz zu gefallen auf ein kühnes Dichter-Spiel.

Andre, die mir hier und dar nur vom Hören-sagen fluchen,
Werden so vernünfftig seyn, und es besser untersuchen,

Eh sie einen Mensch verdammen, welcher das, was er begehrt,
Nemlich Mitleid, Wunsch und Liebe, iedem, der sie braucht gewährt.

Ihr hingegen, die ihr euch in verborgnen Lastern wältzet,
Ruhm in fremder Schande sucht, und aus Unrecht Silber schmeltzet,

Die ihr Argliſt, Geitz und Feindschafft so abscheulich schön versteckt,
Und die Angeln eurer Boßheit stets mit Blumen überdeckt,

Mögt die Unart eurer Brust noch so fein und künstlich schmücken,
Und mich, der ich liegen muß, noch so klug und sinnreich drücken,

Nur, damit nicht eure Schande, käm ich etwa in die Höh,
Aus den mir bekannten Winckeln einmal auf den Schau-Platz geh;

Thut es! aber wißt zugleich, daß die Billigkeit der Rache,
Die sich niemals spotten läßt, schon die Strigel schärffer mache,

Die euch einmal zum Gelächter den verlarvten Kopff zerreißt,
Ob mich gleich die Zeit noch warten und die Klugheit schweigen heißt.

Trotzt nur auf mein Ungemach; seyd ihr doch noch nicht hinüber:
Hat euch gleich dem Anschn nach Stern und Glücke fast noch lieber,

Als den Samischen Tyrannen, der den Ring umsonst verschmiß;
So versetzt euch doch noch endlich seines Bades gantz gewiß!

Du, bescheidnes Vater-Hertz! zwinge dich, noch dieß zu hören:
Nicht, weil du mein Vater bist: nein! der Wahrheit bloß zu Ehren

Thu ich hier ein frey Bekänntniß, daß das Kleinod deiner Treu
Und der längst-erkannten Liebe, auf der Welt mein Glücke sey.

Ja ich setze dieß noch zu: Wüst' ich dir durch holdes Schmeichelin
Auch das reichste Vater-Theil noch im Leben abzuheucheln;

Wäre deine zarte Regung gegen mich auch noch so groß;
Gäbst du sie mir zum Verschwenden in gemünzter Menge bloß;

Wär es alles doch zu schwach, meinen Mund dahin zu bringen,
Dir ein unverdientes Lob eigennützig abzusingen;

Wie ich mich und andre straffe, also stäch' ich dir den Schwär,
Wenn dein Hertz, wie manches Vaters, voller Tück' und Bosheit wär.

Aber so getrau ich mir ohne Selbstbetrug zu glauben,
Daß, wofern mir Zeit und Kunst auf dem Pindus Platz erlauben,

Einst die Wahrheit deines Ruhms (mach' ihn durch Versöhnung voll!)
Unter allen meinen Liedern noch am schönsten klingen soll.

Sonder Hochmuth sag' ich noch: Was ich ja noch auf der Erde
An Verdienst, Gefälligkeit und am Glück erhalten werde,

Das verdanck' ich deinen Scenen und der Sorgfalt im Erziehn,
Die mir zu dergleichen Früchten vollen Saamen dargeliehn,

Deiner Eltern Dürfftigkeit lehrte dich bezeiten darben;
Was sie ehrlich, obgleich schwer und mit Sparsamkeit erwarben,

Warff dir bey so viel Geschwistern wenig zum Studieren ab,
Dem gleichwol dein Wohlverhalten nicht geringes Wachsthum gab.

Was vor Kummer hatte nicht deinen Vater stets gebunden,
Bis er unverhofft den Sitz in der armen Stadt gefunden,

Die dich nun bey dreyßig Jahren in der Stille mäßig nährt,
Und dir bey so schweren Zeiten, was du nöthig brauchst, beschert.

Hätten Ehrsucht, Geitz und List die Begierden eingenommen,
Vor wie vielen wärest du da und dort ans Brett gekommen!

Hättest du mit krummen Räncken nach des Nachbars Guth geschnappt,
Hättest du auch wol wie mancher Nabaths Weinberg leicht ertappt.

Deine Kunst thut in der Still mit geringem gröſre Curen,
Als ein Prahler öffentlich, der mit theuren Gold-Tincturen

Und berühmten Polychresten Grufft und Beutel täglich füllt,
Und bey denen, die bald glauben, mehr als Paracelsus gilt.

Ach, ach! was hast du viel von der Ehrlichkeit im Heilen?
Pflegt man sonst zur Perlen-Milch gantze Schnuren mitzutheilen?

Bringen deine schwartze Tropffen, ob sie noch so kräfftig sind,
Dir wie andern gelbe Raben? Nein! Was fehlt? Du machst nicht Wind.

Mache Wind, und schwöre drauf; schneide, weil das Fieber währet;
Gieb den Bade-Mättern Recht, tröste, bis die Seel entfähret;

Koche fremde Tränck' und Säffte, kostets auch die letzte Ruh;
Röchelt schon der Tod im Munde, setz' ihm nur mit Julep zu,

Säume, daß sich die Gefahr nur so spät als möglich lege;
Ist sie aber noch nicht da, gut! so bringe sie zuwege;

Schreib den Bezoar von Eyern vor ein Wunder-Pulver an,
Und versprich der jungen Frauen ehstens einen bessern Mann.

Diese göldne Practica baut auch Pfuschern Haus und Wagen,
Diese macht, daß Jung und Alt nach dem großen Doctor fragen,

Welcher in dem nassen Zeichen Lung und Leber schwimmen sieht,
Und mit seinem Bracatabra Würmer aus den Nieren zieht.

Nein! dein allzuehrlich Hertz flucht auf solche Klugheits-Streiche,
Und begehrt nur, daß sein Brod ohne Schulden täglich reiche.

Hast du doch wol eh den Armen, die dein Fleiß umsonst geheilt,
Nicht mit Pharisäer-Händen Brodt und Wasser mitgetheilt,

Freude, Demuth, Nüchternheit sind dir angebohrne Gaben;
Wenn der Magen und der Soff manchen in die Federn graben,

Stehst du schon bey deinen Bäumen mit gesund und starcker Lust,
Bis du dann die Patienten auch noch früh besuchen must.

Und da sinckt dein wüster Kopff niemals bey dem Kranken-Bette,
Wie ich weiß, daß Calidor noch bis heut zu lauffen hätte,

Wenn er nicht mit trunknen Händen vor den Pulß das Kinn berührt,
Noch des Apotheckers Unschuld mit berauschter Schrifft verführt.

Dein Verstand, dein Christenthum und dein unverletzt Gewissen
Werden dich zwar ohne mich in dem Jammer trösten müssen;

Dennoch kan dir mein Erinnern auch wohl etwas Trost verleihn;
Fällt doch offt den größten Weisen in der Angst nicht alles ein.

Da du stets und überall recht geglaubt und wohl gehandelt,
Und, so viel ein Mensch vermag, dem Gesetze nachgewandelt;

Kan der Vorwitz nicht begreiffen, welcher Grund des Höchsten Macht,
Der doch stets die Seinen schützet, wieder dich in Zorn gebracht.

Vor so viel getreuen Fleiß, den du allzeit angewendet,
Da du offt den besten Schlaff auf so vieler Ruh verschwendet,
Ist dein Vortheil ziemlich mager, und der Arbeit selten gleich;
Unterdessen schien der Schickung dieß dein Armuth noch zu reich.

Den durch ein und dreyßig Jahr schlecht genung erworbnen Seegen
Muste kaum ein halber Tag plötzlich in die Asche legen;
Da doch wol kein Scherff mit Unrecht Kalck und Stein zusammen hielt.
Welche die geschwinde Flamme fast bis auf den Grund durchwühlt.

Hebe dein betrübtes Haupt, und ermuntre das Gesichte,
Und vertieffe dich nur nicht in die heimlichen Gerichte,
Die der Rath der heil'gen Wächter täglich zu bewundern giebt;
Sondern laß es dir gefallen, weil Gott auch im Schlagen liebt.

Das Verhängniß ist ja nichts, als der Schluß vom höchsten Wesen.
Der die Fälle würklich macht, die die Weisheit schon erlesen,
Als sie unter allen Dingen durch den ewigen Verstand
Diesen Welt-Bau, den wir schauen, überhaupt vor gut befand.

Freylich sah Gott auch vorher, was vor Schmertzen, Last und Bürden,
Elend, Sünden, Wunsch und Flehn in die Reiche kommen würden:
Freylich sah' Er dieses alles, und erwog so gleich dabey,
Daß der Mangel in den Theilen zu dem Ganzen nöthig sey.

Und so hat Er auch dein Creutz vorgesehn und zugelassen,
Nach der weisen Gütigkeit, die gewiß nicht alle fassen.
Durch dergleichen scharffe Proben, die Er nur den Frommen gönnt,
Macht Er, daß die Liebes-Flamme nach dem Himmel stärcker brennt.

Laß die Spötter immerhin deine Gottes-Furcht verlachen,
Laß sie sich vollauf erfreun und in Sodom lustig machen:
Die Gefahr verfolgt ihr Schweigen, Fall und Tod sind ihr Gewinn
Und mit diesen Wollust-Knochen ist ihr gantzer Lohn dahin.

Naht sich doch das Ende schon, und dieß nehmen sie mit Schrecken:
Gott! was wird dein grosser Tag dort vor Unterscheid entdecken?
Gott! was wird bey solchen Thoren, die so blind in Abgrund gehn,
Vor Verwundrung, Angst und Zagen und verlohrne Reu entstehn?

Des Gerechten Freudigkeit, den sie hier so grausam plagen,
Wird ihr höhnisch Angesicht wie der Blitz zur Erde schlagen;
Und die Seligkeit der Frommen nebst der Klarheit um ihr Haupt,
Wird den Narren endlich zeigen, was sie nimmermehr geglaubt.

Freue dich der Herrlichkeit, die den auserwählten Seelen
Glantz und Unschuld wiedergiebt, wenn sie in der Marter-Hölen
Die Gedult genug bewiesen, und mit viel Gebeth und Flehn
Hier aus Babels Sclaven-Haus dort nach Salem hingesehn.

Dorthin, treues Vater-Hertz! spart mein unverfälscht Gemüthe
Das verdiente Wieder-Geld vor die Treue vor die Güte.
Vor Ermahnung, Rath und Straffe, vor Gedult, vor manche Nacht,
Die ich auch der liebsten Mutter in der Kindheit lang gemacht.

Ach! mit was vor Zärtlichkeit, Ehr-Furcht, Jauchzen und Verlangen
Will ich dort euch beyderseits vor des Lammes Stuhl empfangen,
Und im Chore vieler Tausend, die in weissen Kleidern stehn,
Als der Erstling eurer Liebe Gottes Lob an euch erhöhn;

Kümmre dich nun weiter nicht, wenn mich Haß und Neid verschwärtzen;
Mein Gemüthe bleibet starck, und behält die Ruh im Hertzen,
Weil es auf die Wissenschaften mehr als Stand und Reichthum hält,
Und ihm nichts als Gott und Wahrheit und des Nächsten Wohl gefällt.

Vater! willt du noch an mir deines Alters Stab zerbrechen?
Vater! Ach bedenck es doch! Ach was wird die Langmuth sprechen;
Vater! denckt denn deine Liebe gar an keine Wiederkehr?
Ach! ich bitte deinetwegen, mach uns nicht das Sterben schwer!

Laß den Demuths-vollen Kuß die Versöhnung wieder bringen:
Denn darauf, ich weiß gewiß, wird mir alles wohlgelingen;
Ich verspreche dir die Freude, die der Eltern Creutz versüßt,
Wenn das Wachsthum guter Kinder ihres Nachruhms Spiegel ist.

Deinen Segen, dein Gebeth schätz' ich über grosse Güther;
Dieser Beyfall, dieser Ruhm, den die ehrlichsten Gemüther
Deiner Frömmigkeit ertheilen, ist ein Vorzug der dich ehrt,
Und auch mir, als deinem Sohne, durch das Erb-Gangs-Recht gehört.

Es ist niemals mein Gebrauch, grosse Dinge zu begehren,
Noch des Himmels mildes Ohr mit viel Wünschen zu beschweren;
Weiß doch dieser selbst am besten, was die Nothdurfft haben will:
Giebt er mir dein Hertz bald wieder, schweig ich gern zu allem still.

Schertzhafte Gedancken über die Rosen.

An Rosen such' ich mein Vergnügen!
An Rosen, die die Hertzen ziehn:
An Rosen, die den Frost besiegen,
Und hier das gantze Jahr durch blühn;
An Rosen, die wir bey den Linden,
Sonst nirgends leicht so reitzend finden.

Man lobt die bräunlichen Violen,
Sie sind auch ihres Lobes werth;
Doch, weil sie nur die Kinder hohlen,
So bin ich nicht vor sie erklärt;
Und wähle mir die holden Strahlen,
Womit die vollen Rosen prahlen.

Erhebt mir nicht die Käyser-Cronen,
Die sonder Krafft und Balsam sind:
Entfernt euch mit den Anemonen,
Ihr Nahm' und Ruhm ist nichts als Wind.
Narcissen sind im besten Lande
Ein Abriß von dem Unbestande.

Die Rose trägt das Blut der Götter,
Und ist der Blumen Königin;
Ihr Antlitz sticht das schönste Wetter
Und selbst Aurorens Wangen hin.
Sie ist ein Stern der milden Erden,
Und kan von nichts verfinstert werden.

Die Ros' erquickt die blöden Sinnen,
Und hat das beste Zucker-Rohr;
Ihr göldner Umfang bricht von innen,
So wie die Sonn' aus Nacht hervor.
Die Rose nährt die süssen Triebe
Und reitzt die Liebe selbst zur Liebe.

Mit Rosen schmück' ich Haupt und Haare;
Die Rosen tauch ich in den Wein;
Die Rose soll vor meine Jahre
Die allerbeste Stärckung seyn;
Die Rose zieret meine Flöthen,
Und crönt mich mächtigen Poeten.

Auf Rosen mach' ich gute Reime;
Auf Rosen schläffet meine Brust;
Auf Rosen hab' ich sanffte Träume,
Von still- und warm- und weicher Lust;

Und wenn ich einst von hinnen fahre,
So wünsch' ich Rosen auf die Bahre.

O dörfft' ich nur bey einer Rose
Wie Bienen Honig-naschen gehn!
Ich liesse warlich unserm Bose
Den schön- und theuren Garten stehn;
Und wollt es mir bald angewöhnen,
Mich nie nach fremder Kost zu sehnen.

Mit dieser Rose will ich scherzen,
Und hier erschreckt mich nicht der Dorn.
Denn bey vierliebt- und schönen Hertzen
Ergetzt uns oft ein kleiner Zorn;
Und so viel Anmuth abzubrechen,
Verachtet man ein kurzes Stechen.

An seine Leonore.

Hier hast du nun den dritten Schwur,
Wodurch ich Himmel und Natur
Zu Zeugen unsers Bundes setze:
Bleib treu, getrost und achte nicht,
Wenn manche Läster-Zunge sticht,
Der falschen Freunde Mord-Geschwätze.

Das Glücke hält uns freylich auf,
Drum laß' ihm nur den faulen Lauff!
Es sucht sein langsam auszurasen:
So starck der Nord sich hören läßt,
So zärtlich wird auch bald der West
In unsre Liebes-Flaggen blasen.

Die Welt-Lust zeigt mir nichts mehr an,
Worein ich mich verlieben kan,
Als dein Gesicht und meine Bahre;
Bekomm' ich nun das Erste nicht,
So laß ich freudig Tag und Licht
Auch mitten um die besten Jahre.

Ich fühl' am besten innerlich
So manchen tieffen Hertzens-Stich,
Und bin schon ziemlich umgetrieben;
Doch will mir Gott genädig seyn,
So läßt er mich nach aller Pein
Dich einmal nah und sicher lieben.

Vertrau' der Vorsicht, liebster Schatz!
Sie wird uns einen Ruhe-Platz,
Es sey auch wo es will, bereiten:
Alsdann belachen wir mit Lust
Aus froh- und Eintrachts-voller Brust
Die Thorheit unsrer bösen Zeiten.

Besinne dich, was Schweidnitz wieß:
Von innen zwar ein Paradies,
Von aussen Unruh, Zank und Plagen;
Und kommt dir Roschkwitz in den Sinn,
So denck auch dort nach Borau hin,
Wo mich dein Abschied wund geschlagen.

So bald des Bruders Hochzeit-Fest
Dich bei der Tafel lachen läßt,
So trinck mein Wohlseyn in Gedancken,
Und wenn dir der Verlobten Kuß
Zu stiller Reitzung dienen muß,
So wisse: Günther kan nicht wancken.

Es hat mich innerlich ergetzt,
Daß Lorchen meine Lieder schätzt,
Und dann und wann noch Verse fodert.
Dein Name soll auch gantz allein
Die Zierrath meiner Reime seyn,
In welchen meine Liebe lodert.

Mein Engel! nimm es selbst aus dir,
Wie schwer, wie scharff und ängstlich mir
Dein drittes Abschieds-Küssen falle;
Jedoch Gedult, Vernunfft und Zeit
Crönt endlich die Beständigkeit,
Und schenckt uns Zucker auf die Galle.

Nun gute Nacht, du treues Kind!
Es wird noch mancher saurer Wind
Mir kräftig in das Antlitz streichen;
Doch darum mache dir nicht Schmertz,
Dein Angedencken stärkt mein Hertz,
Und bleibt mein festes Hoffnungs-Zeichen.

An Leonoren.

Gedenck an mich und sey zu frieden
Mit dem, was Glück und Zeit beschehrt;
Wir werden noch einmal geschieden,
Und scheinen solcher Prüfung werth.
Die wahre Treu erinnert dich:
Halt an, halt aus, und denck' an mich!

Gedencke der vergangnen Tage!
Wie manches Creutz, wie manche List,
Wie manche Lust, wie manche Plage
Bereits dadurch vergangen ist?
Gedenck an Altan, Hof und Herd,
Wobey sich dir mein Hertz erklärt.

Gedenck an unser Abschied-nehmen,
Insonders an die letzte Nacht,
In der wir mit Gebeth und Grämen
Die kurtzen Stunden hingebracht!
Gedenck auch an den alten Schwur,
Der dort aus deinen Lippen fuhr.

Gedenck an mich an iedem Morgen,
Und wenn die Sonne täglich weicht!
Gedenck an mich bey Fleiß und Sorgen,
Mein Bildniß macht sie süß und leicht!
Verletzt dich auch der Mißgunst-Stich;
Der beste Trost: Gedenck an mich.

Gedenck auch an die frohen Zeiten,
Die noch in Wunsch und Zukunfft sind!
Die Vorsicht wird uns glücklich leiten,
Bis Lieb und Treu den Kranz gewinnt.
Ein Augenblick vergnügter Eh
Bezahlt ein Jahr voll Angst und Weh.

Gedenck auch an mein heutig Küssen!
Es giebt der Hoffnung frische Krafft;
Es wird mein Warten trösten müssen;
Es nährt die alte Leidenschafft:
Doch denck auch endlich, liebst du mich,
Allzeit und überall an dich.

Nikolaus Hieronymus Gundling.

Dieser gründlich gelehrte Polyhistor ward geboren zu Kirchen-Sittenbach bei Nürnberg den 25. Februar 1671. Er studirte zu Altorf, Jena und Leipzig Theologie und widmete sich dann in Halle unter Thomasius der Jurisprudenz, wurde 1703 daselbst Doctor und Privatdocent, seit 1705 außerordentlicher und ordentlicher Professor der Beredsamkeit, des Natur- und Völkerrechts und starb als preußischer Geheimerath den 9. December 1729.

Von ihm erschienen:

Lobreden in Lunigs Reden großer Herren. Hamburg 1732. 12 Thle.

Historie der Gelahrtheit. Frankfurt und Leipzig 1734 — 1736 in 4. 5 Bde. Herausgegeben von Hempel. Die Fortsetzung davon ebendas. 1746 in 4.

Satyrische Schriften. Jena 1738.

Gundlingiana, Sammlung kleiner Schriften vermischten Inhalts. Halle 1751.

In seinen deutschen Schriften leistete G. nicht das, was man in Folge seiner vielen Kenntnisse und seiner geistigen Gewandtheit hätte von ihm erwarten können; sie sind steif und unbeholfen, oder matt, schwülstig und gesucht.

Johannes Gottfried Gurlitt

ward den 13. März 1754 zu Leipzig geboren und auf der dasigen Thomasschule und seit 1773 auf der Universität zu dem gründlichen Philologen und christlichen Philosophen herangebildet, als welchen sein späteres Leben ihn zeigt. Durch den Abt Resewitz zu Klosterbergen bei Magdeburg erhielt er 1778 die Stelle eines Oberlehrers am dasigen Pädagogium, wurde 1780 Conventsmitglied und 1797 Rector desselben. Vorhergegangene Verdrießlichkeiten und die Aussicht auf eine größere Wirksamkeit vermochten ihn aber 1802 einem ehrenvollen Rufe als Direktor und erster Professor des Johanneums nach Hamburg zu folgen, wo er die ihm anvertraute Anstalt bald zu einer der blühendsten Deutschlands erhob, zum Professor der orientalischen Sprachen am academischen Gymnasium und 1806 von der Universität Helmstädt zum Doctor der Theologie ernannt wurde. Er starb daselbst allgemein verehrt den 14. Juni 1827.

Seine Schriften sind:

Maurerreden. Magdeburg 1785.
Geschichte der Philosophie. Leipzig 1785.
Abriß der Philosophie. Magdeburg 1788.
Biographie Winkelmanns. Ebendas. 1797.
Ueber die Mosaik. Leipzig 1798.
Allgemeine Einleitung in das Studium der schönen Künste des Alterthums. Magdeburg 1799.
Versuch über die Büstenkunde. Leipzig 1800.
Schulschriften. Magdeburg 1801.
Geschichte der Bettelmönchsorden. Hamburg 1823.
Spittlers Geschichte der Hierarchie und der Kreuzzüge. Ebendas. 1827, herausgegeben aus seinem Nachlasse von Müller.
Geschichte der Jesuiten. Ebendas. 1828.

Außerdem Uebersetzungen aus dem Catull, Pindar, Ossian u. s. w. und einzelne Schulreden, welche theils in Programmen, theils in seinen Schulschriften, in Zeitschriften u. s. w., theils einzeln herauskamen.

G. hat mehr durch mündliche Lehre und durch menschliches Beispiel im Leben als durch seine Schriften gewirkt, welche zum größten Theil nur gelegenheitliche Programme sind. Seine Reden zeichnen sich besonders durch Klarheit, Schärfe und Kraft aus. Er war ein vortrefflicher, wohlwollender, gründlich durchgebildeter, tiefgelehrter und freisinniger Mann, der in seiner Stellung überaus segensreich wirkte und eine große Anzahl bedeutender Schüler bildete, welche mit der innigsten nie ersterbenden Dankbarkeit sein Andenken ehren.

Ulrich von Gutenberg, s. Minnesinger.

Johann Christian Friedrich Guts-Muths

ward den 9. August 1759 zu Quedlinburg geboren, auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt in den Wissenschaften unterrichtet, studirte von 1779 — 1782 zu Halle Theologie und Pädagogik und wurde dann Erzieher bei dem Leibarzt Ritter in Quedlinburg. Die Aufnahme von Ritters drittem Sohne in die Salzmannsche Anstalt zu Schnepfenthal erwarb ihm die Bekanntschaft und Gunst Salzmann's, der den ausgezeichneten Pädagogen in ihm erkannte, ihn als Lehrer für seine Anstalt engagirte und seit 1786 ihm besonders die Leitung der Gymnastik ausschließend überließ. Seitdem wirkte er noch, zum fürstlich-Neuwiedischen Hofrath ernannt, durch Schrift und Beispiel höchst wohlthätig auf die physische Erziehung in Schnepfenthal und in ganz Deutschland, verlegte seinen Wohnort aber auf ein von ihm erkauftes Landgütchen im Dorfe Ibenhain bei Schnepfenthal, wo er sich 1797 verheirathete und am 1. Juni 1835 sein 50jähriges Lehrerjubiläum unter allgemeiner Theilnahme feierte.

Seine meist gymnastischen Schriften sind:

Gymnastik für die Jugend. Schnepfenthal 1793. 2. Auflage 1804.
Spiele zur Uebung und Erholung des Körpers und Geistes für die Jugend. Schnepfenthal 1796. 3. Auflage 1802.
Lehrbuch der Schwimmkunst. Weimar 1798. Zugabe zur Gymnastik.
Bibliothek für Pädagogik, Schulwesen und die gesammte pädagogische Literatur Deutschlands. Gotha 1800 — 1819; dann unter verschiedenen Titeln bis jetzt fortgesetzt.
Mechanische Nebenbeschäftigungen für Jünglinge und Männer. Altenburg 1801. 2. Auflage. Leipzig 1818.

Handbuch der Geographie. Leipzig 1810. Neue Ausgabe 1818 u. 1819. 4. Auflage 1826.

Elementarbuch. Frankfurt 1814 und öfter.

Mit Gaspari, Hassel, Jacobi und Andern:

Vollständiges Handbuch der neuesten Erdbeschreibung. Von ihm der 19. u. 20. Band. Weimar 1827 — 1830.

Deutsches Land und deutsches Volk. Gotha 1820 — 1828. 2 Thle. in 8.; von ihm der 1. und 2. Band. Gotha 1820.

Außerdem eine Menge kleinere Schriften über Turnkunst, Spiele und Beiträge zu Salzmanns Unterhaltungen und Reisen, welche theils in letztern, theils in vorgenannten Werken bereits mitgetheilt sind.

Gutsmuths Verdienste um eine bessere physische Erziehung der deutschen Jugend und besonders um eine günstigere Ausbildung ihrer körperlichen Fähigkeiten fanden allgemeine Anerkennung, schon lange vorher ehe dieser so wichtige Zweig der Pädagogik durch Zeitverhältnisse zur Parteisache geworden war und eben so gehässige Anfeindungen als eifrige und begeisterte Vertheidiger gefunden hatte. Seine geographischen Schriften haben ebenfalls großen Werth, indem sie mit ausgebreiteter Kenntniß und gründlicher Genauigkeit abgefaßt sind.

Karl Gutzkow

ward am 17. März 1811 in Berlin geboren, besuchte das dortige Friedrichswerder'sche Gymnasium, wo er sich durch höchst glückliche Anlagen auszeichnete, und studirte dann Theologie und Philologie auf der Universität seiner Vaterstadt, wo er den Preis für eine mythologische Abhandlung gewann. Im Winter 1831 verließ er Berlin, und lebte, einer Einladung Menzel's folgend, eine Zeitlang in Stuttgart; hier arbeitete er besonders für das Literaturblatt des Morgenblattes und gab die Briefe eines Narren an eine Närrin heraus. Nach Berlin zurückgekehrt, ward er daselbst Doctor der Philosophie und ging dann nach Heidelberg, um nochmals und zwar die Rechte zu studiren, so wie zu gleichem Zwecke später von dort nach München. Eine Sommerreise durch Oestreich und Oberitalien unterbrach diese Bestrebungen; er verweilte dann in Leipzig, Berlin, Hamburg und Frankfurt am Main, redigirte das Literaturblatt der Zeitschrift Phoenix und gab die bekannten Schriften heraus, welche ihm die Angriffe Menzels und die Untersuchungen der Regierungen zuzogen. Nachdem er zwölf Wochen zu Mannheim im Gefängnisse zugebracht, reiste er nach Frankfurt am Main, wo er sich vermählte und für's Erste häuslich niederließ. Das Verbot, welches von den Regierungen über seine Schriften ausgesprochen worden, ist zum Theil wieder aufgehoben.

Er gab heraus:

Forum der Journalliteratur. 1r Bd. 1 — 3. Berlin 1831.

Briefe eines Narren an eine Närrin. Hamburg 1832.

Baba-Guru. — Geschichte eines Gottes. Stuttgart 1833. 2 Thle.

Novellen. Hamburg 1834. 2 Thle.

Nero. Stuttgart 1835. 2 Thle.

Oeffentliche Charaktere. Hamburg 1835. 1r. Th.

Soireen. Frankfurt 1835. 2 Thle.

Wally die Zweiflerin. Mannheim 1835.

Zur Philosophie und Geschichte. Hamburg 1836.

Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur. Stuttgart 1836. 2 Thle.

Goethe, im Wendepunkte zweier Jahrhunderte. Berlin 1836.

Aufsätze in Journalen, Flugschriften u. s. w.

Wir haben bereits, zu einer Zeit, wo dieser kühne und reichbegabte Geist durch seine gewaltigen Angriffe auf das Bestehende die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, unsere Meinung über ihn ausgesprochen*) und wiederholen sie hier, da wir derselben im Ganzen durchaus treu geblieben sind, nur Weniges ändernd oder ergänzend. Gleich einem Springer im Schachspiele, der mit wenigen unregelmäßigen Sätzen das ganze Feld ästhetischer, politischer und ethischer Discussion durcheilt, erscheint Karl Gutzkow, ein Mann von reichen Kenntnissen aber wunderlicher Art, mehr rhetorisch als eigentlich poetisch producirend, da ihn das drängende innere Bedürfniß, neue unbetretene Bahnen in der Literatur zu brechen, irre führt, und ihn zu anscheinenden Verirrungen gegen die Sittlichkeit wie gegen das Schöne verleitet, welche subjectiv gewiß nicht aus unreiner Quelle, sondern aus dem Bewußtseyn der Kraft und des besten Willens entspringen, objectiv aber durchaus verwerflich sind. Ihm steht seine große Jugend im Wege, die ihn an ruhiger Prüfung hindert und ihn stets zu Uebertreibungen hinreißt, da sie ihm bei der Menge der Dinge, welche auf ihn einstürmen, keine Zeit gewährt, dieselben vollkommen in sich zu verarbeiten. Mit außerordentlicher Kühnheit, mit einem Muthe, der auf den ersten Anblick der Mehrzahl wie Frechheit erscheinen muß, mit einer unbegrenzten Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst, wie gegen Andere, bekämpft er Alles, was ihm als Vorurtheil erscheint, und fast alles Bestehende erscheint ihm so. Seine Art Krieg zu führen wird um so verletzender, als er nirgends weder das von der Menge Verehrte, noch die Persönlichkeit des Einzelnen schont, und so in dem ruhigeren, still prüfenden Leser Mistrauen gegen seine Gesinnungen erregt, welche gewiß ursprünglich das Rechte und Gute wollen, aber bei dem Ungestüm Gutzkow's meist sich anders zeigen, als sie wirklich sind.

Gutzkow's größter Irrthum beruht darin, daß er Dinge, welche allein durch wissenschaftliche Untersuchung die Feststellung ihres Werthes oder Unwerthes finden können, in den Kreis der schönen Literatur hinüberzog und sie als Streitfragen, welche nie ganz erledigt werden, in Darstellungen des Lebens durch Bilder und Figuren erscheinen ließ. Dadurch verrückte er ihnen und sich selbst den einzig richtigen Standpunkt der Beurtheilung, indem er, was den wenigen wissenschaftlichen Forschern allein zugänglich seyn sollte, einem Publicum zuspielte, dessen größter Theil aus Unmündigen und Schwachen bestand, welche, unfähig ihn zu fassen und seine kühnen Behauptungen zu untersuchen, seine Leistungen entweder mit Abscheu von sich werfen oder wahnwitzig sich aneignen mußten. Hier gab es keine Mitte, und da die Zahl der Unreifen, Leichtsinnigen und liederlich Gesinnten, die statt religiöser oder philosophischer gründlicher Durchbildung, nur oberflächliche Halbheit einer falschen Lebensphilosophie besitzen, eine sehr starke war, so mußten die Regierungen eingreifen und den Verkauf dieses Giftes, so gut wie den einer jeden anderen schädlichen Substanz, welche in

*) S. Minerva, ein Journal historischen und politischen Inhalts von D. F. Bran. Jena 1835. Octoberheft. S. 142.

den Händen Unerfahrener und Unberufener verderblich werden kann, strenge verbieten.

Fragt man wie es kommt, daß ein so scharfsinniger und reicher Geist sich so vergreifen konnte, so wird die Antwort dahin ausfallen müssen: Seine Jugend und die Zeit, in der er zum Bewußtseyn seiner Kräfte kam, tragen die Schuld. — Politische Studien führten ihn zur Literatur, die er eigentlich nicht um ihrer selbst willen cultivirte; sie mußte ihm als Vehikel dienen, seine Ansichten auszusprechen, und da der Glanz ihn blendete, vergriff er sich in den Mitteln.

Seine Erlebnisse und die Zeit werden ihn ruhiger machen. Er besitzt Alles, was man nur von dem glücklichsten Talente verlangen kann, und außerdem einen Reichthum an Wärme und Liebe, der aber vor seiner Heftigkeit und dem Hasse, mit dem er gegen seine sichtbaren wie unsichtbaren Gegner auftrat, in den Hintergrund treten mußte und sich nur dem schärferen Blicke offenbart. Der wahre Freund der deutschen Literatur, dem nie die Person, nur die Sache gilt, wird daher nimmer die Hoffnung aufgeben, daß Gutzkow, wenn ihn die Verhältnisse begünstigen, dereinst Ausgezeichnetes und Bedeutendes leisten werde, und falls dies nicht geschehen könne, stets der Ansicht seyn, daß das Vaterland einen großen Verlust in ihm zu beklagen habe.

Martinez de la Rosa.

Die leichtfertigen Franzosen übertreiben, wenn sie in Don Franzisco Martinez de la Rosa nichts gelten lassen wollen, als die Talente eines Theaterkostümiers. Es ist wahr, er lieferte ein lächerliches Meisterstück der Poesie, als er das Kostüme entwarf, in welchem die Veteranen, die jungen Helden und die Tartüffes der spanischen Freiheit ihre Rolle als Deputirte spielen sollen. Ein Anzug der Art, wie er ihn vorschrieb, mit seinen feudalen Schleifen, seinen idyllischen Bärtchen, dem Peruanischen Falbala, kostete mehrere Tausend Franks; die Deputirten waren unfähig, in dem Augenblicke einen solchen Aufwand zu machen, zögerten zu erscheinen, und es hätte leicht geschehen können, daß durch die Rücksicht auf die Schneider von Madrid die ganze spanische Konstitution auf Monate eine Täuschung geworden wäre. Doch besitzt Martinez de la Rosa ehrenwerthe Eigenschaften, Talente und Präzedentien, welche den Novellisten und Dichter für das Parterre vergessen machen. Nur kann man nicht läugnen, daß Martinez de la Rosa sich eine große Aufgabe gestellt hat. Das Beispiel, welches er giebt, ist nicht einzig, aber doch selten. Die Geschichte sträubte sich immer, Männern, welche gewohnt sind, im Reiche der Phantasie zu leben, ein irdisches Portefeuille anzuvertrauen. Ich besinne mich in diesem Augenblicke nur auf König David, Arthur von Nordstern und Chateaubriand. Selbst Alcäus von Mytilene und Goethe gehören nicht hierher. David, der Sohn Isai's, sang schon als Minister Sauls. Er vertauschte frühe die Schleuder und den Flitzbogen mit der Leyer, der kleine Held, und verstand, im Palaste wie in den Höhlen der Gebirge so den Dichter mit dem Premierminister zu verbinden, daß es zweifelhaft geblieben ist, ob er mehr durch jenen oder diesen auf den finstern, tragischen Saul wirkte. Ein herrliches Vorbild! Der Dichter mit dem Fürsten „auf der Menschheit Höhen!" Doch war David ein antiker Dichter. Damals war Alles noch einfach; die Sprache, die Sitte, die Poesie kostete kein Studium, Alles war Instinkt. Die Bilder waren noch nicht verbraucht; wenn man nach ihnen jagte, traf man selten auf solche, welche schon angeschossen waren. Es ist wahr, David kämpfte zwar auch wie jeder Dichter mit Philistern: aber eine ganze Völkermasse von Prosa ist leichter zu besiegen, als wenn sich die Alltäglichkeit vereinzelt oder wohl gar die Maske der Kritik vornimmt. Kurz, einen Dichter der Vorwelt kostete sein Ruhm keine Mühe, seine Zukunft keine Gegenwart, seine Unsterblichkeit nicht, wie den Romantiker, den Tod. Der poetische Minister Sauls durfte nur einen Blick in die Morgenröthe werfen, einen Blick, der ihn nichts von seinen Geschäften versäumen ließ, und das einfache Bild, das bloße Wort reichte hin, alles das auszudrücken, woran ein zeitgenössischer Dichter einen Tag, und Alles, was sich in einem Tage versäumen läßt, setzen muß. Dies hat unsre Zeit so mißtrauisch gegen Minister gemacht, welche mit dichterischen Talenten begabt sind. Eine Ungerechtigkeit ist eingerissen gegen Etwas, was sich doch mit unwiderstehlichem Drange in die Seele wirft, was der schönste Begleiter einer dornenvollen Laufbahn ist, und auch einen Minister trösten kann, nach den sauern Stunden, welche eine Ständesitzung, ein theilnahmloser Blick des Monarchen, ein plötzliches Defizit ihn kostet. Warum soll dem ersten Staatsmanne die aufgehende Sonne keine Empfindung entlocken? Warum soll er kalt bleiben, wenn die Lerche ihr Morgenlied singt? Warum soll ihm überhaupt der Himmel verschlossen seyn? Die grausamen Franzosen! Sie machen Martinez den Vorwurf, daß er Dichter ist! Wir wollen, indem wir die flüchtigen Schatten seines Lebens reißen, in ihm den redlichen, patriotischen und talentvollen Mann erkennen lassen. Geboren wurde Martinez de la Rosa im Anfang der achtziger Jahre zu Grananada. Wenn Ihr den Vorzug, Deutsche zu seyn, auf einen Moment vergessen könnt, so beneidet ihn darum! Beneidet ihn um die Olivenwälder, die am Fuße der Sierra Nevada stehen, beneidet ihn um den goldhaltigen Genil, in dem er baden konnte, und jenen zweiten Fluß, dessen Name mir entfiel, der aber gediegenes Silber mit seinen Wellen führt! Welche zaubervolle Jugend! Die alten maurischen Sagen umflüsterten den Knaben, wenn er beim Spiele seinen Ball in die Trümmer des Alhambra warf. Er hörte in der wunderbaren Löwenhalle, wie sich die großen Emire der Wüste aus dem weisheitsvollen Koran die Sprüche vorlesen ließen, welche an die Mäßigung im Glück und die Barmherzigkeit des Siegers des Paradieses schönste Freuden knüpften. Er trank aus dem Brunnen im schweigsamen Hofe und fühlte, wie sich frühe die Gabe der Weissagung und schönen Rede auf seine Lippen legte. Aber nicht Alles ist verschwundene Herrlichkeit in Granada. Auf den Trümmern der maurischen Erinnerung pflanzte das Ritterthum' und die Weltmonarchie Karls V. die Trophäen ihrer großen Siege. Auf dem Platze Bivarambla konnte Martinez keinen Wettlauf mit seinen Gespielen anstellen, ohne daß jene die Zegris, diese die Abencerragen retten wollten. Er wurde älter, und in den ungeheuern Dimensionen des Palastes Karls V. lernte er die Geschichte des Vaterlandes, die Universalträume des spanischen Habsburgs, an dem Grabmale Ferdinands und Isabellens, wie Amerika entdeckt und die Inquisition eingesetzt wurde. Hier konnte sich früh die Seele an einen mächtigen Flügelschlag gewöhnen, so daß die mönchische Erziehung des spätern Alters zwar Vieles dem Wissensdurste verweigern durfte, aber nichts nehmen, was schon da war. Martinez war reicher und angesehener Eltern Kind. Er benutzte alle Bildungsmittel, welche ihm Spanien darbot, und gab sich zuletzt dem Studium der Rechte und der Staatswirthschaft hin. Das System der Reformen Karls III. ließ sich in Spanien durch eine Herrschaft der Günstlinge und Ehebrecher nicht sogleich aufhalten. Es blieb von der encyklopädischen Aufklärung, von dem philosophischen Enthusiasmus des achtzehnten Jahrhunderts, welcher auch Spanien mannichfach berührt hatte, Vieles übrig, was sich nach unten hin verbreitete, und genährt von den Grundsätzen der französischen Revolution, die Hauptquelle der Bildung wurde, die späterhin in der Gestalt des Liberalismus als eine politische Macht auftrat. Martinez warf sich in diesen Strom der Tendenzen und ließ sich von ihm tragen, bis er in Begebenheiten endete. Die Revolution von Aranjuez, die Abtretungen von Bayonne und Madrid, die neue Dynastie der Napoleoniden warfen Spanien in einen anarchischen Kampf von Interessen, wie sie auf einem kleinen Terrain in Europa niemals widerstreitender gewesen sind. Doch machte sich die gute Natur durch diese Verwirrung Platz, der Instinkt des Patriotismus ließ alle Differenzen vergessen, und von zahllosen sich durchkreuzenden Leidenschaften blieb nichts übrig, als der Haß gegen die Franzosen. Die Cortes von 1808 traten zusammen, und Martinez de la Rosa nahm unter ihnen den Platz ein, der seinen Talenten und Kenntnissen gebührte. Er theilte die Schicksale dieser Cortes in Madrid, Sevilla und Cadiz. Ob er sich zu irgend einer Nüance dieser patriotischen Versammlung bekannt hat, wissen wir nicht, glauben aber, daß ihn die Liebe zur Freiheit immer da hintreten hieß, wo ihre beredtesten Fürsprecher standen. Noch gab es keine Doktrinairs, noch hatte die Exaltation durch gescheiterte Plane sich nicht in Mißkredit gebracht: es gab keine andre Gefahr, als die, welche eine edle Seele immer übersteht, den Servilismus. Martinez reihte sich den glorreichen Rednern dieser Periode an, welche durch ihre glänzende Beredsamkeit, ein Talent, welches in keine Schule gegangen war, ganz Europa zur Bewunderung zwang. Die Restauration Ferdinands machte allen diesen Dingen ein Ende. Die Cortes waren zersprengt, der Rückkehrende begrüßte sein treues Volk mit Schaffotten und Proscriptionen. Martinez de la Rosa

*) Aus: K. Gutzkow's „Oeffentliche Charaktere."

wurde nach der afrikanischen Küste verbannt und in Ceuta wie ein Gefangener gehalten. Er scheint sich während dieser Zeit vielen Reflexionen hingegeben zu haben. Er mag sich bemüht haben, Spaniens Schicksal in ein Resultat zusammenzufassen, und philosophirte vielleicht über Dinge, die uns entmuthigen, wenn wir uns über sie stellen wollen. Welchen Eindruck mochte Porliers und Lascys Schicksal in ihm machen? Er beweinte es, aber nannte es vielleicht eine Thorheit, zu konspiriren. Fesseln entnerven: man sage nicht, daß man nach einer vierjährigen Gefangenschaft noch für sich gut steht! Martinez wandte sich verzweifelnd von den politischen Kombinationen ab, und dichtete seinen Morayma. Die Sehnsucht des Verbannten trug seine Phantasie in die poetischen Erinnerungen Granada's, aber so gefesselt waren seine Gedanken an die Schicksale des Vaterlandes, daß sein Drama eher den Namen einer Allegorie verdiente. Er läßt einen der letzten maurischen Könige nach Ermordung der Abencerragen den Thron besteigen. Die Erbitterung der Parteien umgiebt ihn. Persönliches Interesse schürt die Leidenschaft, hier Intrigue und Verläumdung, dort Gewaltthätigkeiten und Tumulte. Der Castilianer steht vor den Thoren. Der König ist schwach und weil er zwischen beiden Parteien in der Mitte stehen will, wird er Tyrann und undankbar gegen die, welchen er seine Krone verdankt. Hier sind die Cortes, hier Ferdinand, die Franzosen. Hier aber auch schon der Gefangene von Ceuta mit seinen Grillen, die er mit den Muscheln am afrikanischen Strande auffliest; denn er sieht in Allem, was der Hebel seines Drama's ist, persönliche Leidenschaft, fürchtet die rohe Gewalt, auch da, wo sie zum Siege seiner Partei unerläßlich ist, und haßt den Tumult der Masse. Wir sehen ihn befangen nach Madrid, in die Cortes von 1820 zurückkehren. Er, der auf einem, fast möchte man sagen, geschichtlichen Wege unter die Opposition gekommen ist, findet sich jetzt umringt von Männern, die erst durch eine Betrachtung liberal wurden, von Männern, die dem einreißenden Carbonarismus verwandter waren, als den constitutionellen Erinnerungen Spaniens. Martinez mochte erstaunen, daß die Liebe zur Freiheit ein System geworden war, daß es ein Wörterbuch des Liberalismus gab. Inzwischen trug ihn eine hohe Verehrung empor, und gleich die erste Sitzung machte ihn zum Sekretair der Kammer, welche Spanien dem kühnen Muthe Riego's verdankte.

Von 1820 bis zur Katastrophe des Julius 1822 fällt Martinez de la Rosa's glänzendste Periode. In den drei Cortessessionen dieser Zeit galt er als einer der vorzüglichsten Redner, der mit Galiano und Augustin Arguelles, dem Göttlichen, wetteiferte. Sein erster Antrag stand noch unter den Eindrücken seiner Gefangenschaft; denn er wollte, daß Spanien die afrikanische Küste aufgäbe, und sie an den Kaiser von Marocco gegen einen Tribut abträte. Dann forderte er die Minister auf, Maßregeln gegen die Räuberbanden, welche Spanien durchstreiften, zu nehmen. Er wollte nicht, daß die Pfarrer zwei Pfründen besäßen, ein Antrag, den Graf Toreno unterstützte, und ziemlich reformatorisch zu einem rein politischen machte. Ja, er sprach sogar für die Geschwornen, welche ihm in einer neulichen Sitzung der Prokuratoren ein zu frühes Geschenk waren. Er nahm sich lebhaft der Josephinos an und bewirkte eine Amnestie für sie, kurz, es gab mannichfache Gelegenheit, wo er sein Talent und seinen Patriotismus zeigen konnte. Doch sprach sich seine späterhin prononzirte politische Nüance gleichfalls allmählich aus. Viele seiner Meinungen waren gegen die politischen Klubbs gerichtet, und als am 5. September 1820 diese Frage aufs neue zur Sprache kam, treffen wir auf eine merkwürdige Allianz zwischen Martinez de la Rosa, Moscoso, Garely und Toreno, die sich in unsern Tagen wieder erneuert hat. Martinez sagte damals: „Es ist nothwendig, zum Vortheile der natürlichen Freiheit der bürgerlichen und politischen Schranken zu setzen;" ein Satz, der erst dann wahr ist, wenn man ihn umkehrt. Der doktrinaire Pedantismus, der seine jetzigen Reden auf der Ministerbank so unverkennbar charakterisirt, zeigte sich auch damals schon: Martinez distinguirte gern und zog sich, wie alle politisch Zaghaften, auf die Phrase zurück, daß man die Dinge auch von der andern Seite ansehen müsse. Sein Widerstand gegen eine Entschädigung, welche Riego verlangte, machte ihn unpopulair, noch mehr die Debatte über die unter dem Namen „die Perser" bekannten meineidigen Deputirten, und am Schlusse der Sitzung von 1821 das Repressivgesetz Toreno's, welches er eifrig unterstützte. Das Volk stürzte Toreno's Wagen um, und belagerte nach des Grafen Hause auch das des erschrockenen Dichters, der hier Scenen aus seinen Tragödien wiederkehren sah. Nichts destoweniger erhielt er mit Anfang der Sitzung von 1822, im Februar, das Portefeuille des Auswärtigen. Die Zusammensetzung dieses neuen Ministeriums war unpopulär genug: es war aus der Majorität der entlassenen Cortes gebildet, die sich durch ihren Servilismus dem Volke so verhaßt gemacht hatten. Die neue Kammer galt für unabhängiger, als alle früheren; Riego war im Anfange ihr Präsident. Martinez, der sich schon lange an die ministerielle Physiognomie gewöhnt hatte, fand in seiner neuen Würde, für die seine Uneigennützigkeit sich nicht bezahlen ließ, einen schwierigen Stand. Der Kongreß saß drohend in Verona, die Glaubensarmee organisirte sich in den Gebirgen, die Camarilla Ferdinands konspirirte, in Valenzia und Pampeluna brachen royalistische Tumulte aus. Und dennoch schien dem Ministerium diese Gefahr geringer, als die, welche im Lager selbst drohte. Es glaubte keinen andern Feind bekämpfen zu müssen, als den Jakobinismus der Klubbs. Die Reden in der Fontana d'Oro, die Aufsätze der Zuriaga und des Terzerols beschäftigten die Minister mehr, als die Fortschritte, welche die Insurrektion der Misa, Jaimes, Zabala und Quesada machte. Man kann das Ministerium des Martinez de la Rosa von jener Zeit das Direktorium der spanischen Revolution nennen: der Moderantismus desselben, welcher nicht durch vorangegangene, sondern parallele Ausschweifungen gerechtfertigt werden konnte, brachte unter Spaniens damaligen Umständen nichts zuwege, als eine Kecheit des Royalismus, der immer mehr um sich griff. Der Moderantismus war, wenn nicht offene Verrätherei, was wir nicht glauben, doch jedenfalls die verfehlteste Maßregel, um die spanische Freiheit zu retten. Wenn er die Demokratie kurz am Zügel fassen wollte, so arbeitete er der Reaktion in die Hände. Auch war die Demokratie nie mächtiger, als damals. Die Klubbs, die Communeros donnerten, die Cortes machten die Beschlüsse derselben gesetzlich. Riego rauchte mit Ferdinand Cigarren zum Zeichen ihres Einverständnisses, und seine Hymne, mit der er das Heer von Isla de Leon führte, wurde, wie es damals hieß, für ordonnanzmäßig erklärt. Unter solchen Umständen war der Moderantismus ein Fehler. Wir wiederholen nochmals, daß es unglaublich scheint, wenn das Ministerium mit Aranjuez unterhandelt haben und in seinem Hasse gegen die Demokratie so weit gegangen sein sollte, daß es mit dem Feinde innerhalb und außerhalb Iliums jene besiegen wollte. Das würde geheißen haben, ein kleineres Uebel durch ein größeres heilen. Auch unterließ Martinez nicht, Einiges zu thun, was für seinen guten Willen zeugte. Er sandte seinen Freund Toreno (Toreno ist Porliers Schwager) nach Paris, um die dortige Botschafterstelle zu übernehmen, und auf das Kabinet der Tuilerien, mehr aber noch auf den Pavillon Marsan, die ultraroyalistische Coterie des Grafen Artois, und das Asyl aller spanischen Verräther, einzuwirken. Er unterhandelte viel mit dem französischen Gesandten Lagarde in Madrid, den man beschuldigte, der Vendée in den Gebirgen Vorschub zu leisten. Ja als das feindselige Benehmen der französischen Regierung, die Unterstützung, welche sie den Insurgenten angedeihen ließ, immer offenkundiger wurde, verbreitete sich im Mai das Gerücht, Lagarde habe nach einem heftigen Wortwechsel mit Martinez seine Pässe verlangt. Auch hielt der Minister darauf eine heftige Rede vor den Cortes, worin er Frankreich Vorwürfe machte, welche einer Kriegserklärung gleich kamen. Dies ist der einzige energische Akt während seines Amtes, der aber am deutlichsten seine Schwäche zeigte, da er ohne Folgen blieb. Die Entscheidung des 7. Julius rückte heran. Man weiß, daß die Demokratie an diesem Tage ihren Triumph feierte. Die eben entlassenen Cortes wurden vom Magistrate Madrids, dem Ayuntamiento, welcher die Rolle des Stadthauses aus der französischen Revolution übernahm, ersetzt. Die aufrührerischen Garden mußten im Pardo nach einem hartnäckigen Kampfe mit der Nationalgarde (wenn uns Martinez erlaubt, die milicia urbana so zu nennen) das Gewehr strecken. Auch das Ministerium war gesprengt. Es ist kaum glaublich, daß dasselbe mit dem Aufruhre in Verkehr gestanden habe. Es war von diesem Ereignisse so überrascht, wie die Nation, ein Beweis für seine Schwäche. Es hatte weniger Antheil daran als der Schlächter Amerika's, Morillo, der damals eine so zweideutige Rolle spielte. In der Nacht vom 7. zum 8. saßen die Minister wie gefangen im Palaste, alle Ausgänge waren besetzt, und in dieser Verlegenheit mag Martinez die politische Laufbahn verwünscht, und sich nach dem stillen Umgange mit den Musen gesehnt haben. Sein Leben war in Gefahr; die siegtrunkene Partei, welche viele Opfer zu betrauern hatte, wollte anfangs die Minister für das Geschehene verantwortlich machen; doch da Spanien wiederum das Unglück hatte, ein abgenutztes Ministerium aus alten Trümmern früherer, die schon gescheitert waren, zu bekommen, so fiel die Anklage, und Martinez zog es vor, sich allmählich ganz vom Schauplatze des Tages zurückzuziehen. Bald wurde auch der Absolutismus in Spanien zum Zweitenmale restaurirt. Die französischen Bajonnette setzten Ferdinand in ein plein pouvoir ein, das er auch zunächst gegen die Anhänger der Konstitution, die er so oft falsch beschworen hatte, in blutige und konfiskatorische Anwendung brachte. Martinez

de la Rosa fürchtete die Tage von Ceuta und zog mit den Proscribirten über die Pyrenäen.

Die sieben Jahre der Verbannung brachte Martinez zum großen Theile in Paris zu. Er gab sich literarischen Beschäftigungen hin, welche immer politische Leiden am leichtesten vergessen machen. Mit seinen Landsleuten gespannt, schloß er sich selbst von ihren Konspirationen aus, dichtete, ästhetisirte und sammelte seine Schriften, welche mit vieler Eleganz bei Didot gedruckt worden sind. Er kam nach Frankreich, noch ganz voll von Verehrung des tragischen Kothurns eines Corneille und Racine. Man würde sich täuschen, suchte man bei ihm die farbenglühende Grandezza des alten spanischen Theaters. Er ist als Dichter mehr Storch, als Flamingo. Seine Gefühle gehen auf Stelzen, sein Dialog sind Wechselreden nach den Grundsätzen der Rhetorik. Er war, als er die Witwe des Padilla schrieb, den Morayma und Edipo, ein Dichter der drei Einheiten, mit moralischen, kalten Tendenzen, steifer als Alfieri, ärmer als Arnault. Statt daß seine Personen handeln, erzählen sie; sie reflektiren über das, was sie thun sollten, und lieben es, alles bis auf den fünften Akt zu verschieben, welcher der Unthätigkeit endlich ein Ende macht. In seinen Untersuchungen über die spanische Poesie findet er es lächerlich, wenn Lope de Vega den Columbus von Madrid nach Granada, von dort nach Amerika, und von hier wieder zurück nach Barcelona versetzt. Er sieht darin eine Verletzung aller Regeln, wenn derselbe Dichter in ein Drama drei Handlungen verflicht, und wiederholt gegen Shakespeare die Vorwürfe, welche vor ihm schon Voltaire machte. Nichtsdestoweniger brachte der Aufenthalt in Paris auf Martinez poetische Ader eine neue Wirkung hervor. Der Kampf des Romanticismus und der Klassiker konnte ihm nicht fremd bleiben, und seine spätern Produkte bezeugen, daß er in seiner alten Stellung wankend gemacht wurde. Victor Hugo, welch' ein Beispiel! Martinez mochte seine Extravaganzen hassen, aber vielleicht ließen ihn die Lorbeeren des Dichters nicht schlafen, vielleicht quälte ihn ein unerklärliches Etwas aus seinen alten Ansichten heraus. Welcher wahrhafte Dichter gäbe sich so bald zur Ruhe! Er wird niemals mit sich zufrieden werden, und von seinem Nächsten immer die Hoffnung haben, daß es das Vorangegangene übertreffen werde. Martinez kam mit dem französischen Theater in Berührung, Scribe übersetzte ein Lustspiel von ihm, er war nun in die Bewegung hineingerissen und versuchte, ob ihm bei verändertem Glaubensbekenntnisse die Muse heißere Umarmungen gönnen würde. Sein Aben Humeya gelang ihm ungleich besser: er hat hier den Kothurn abgeworfen und tritt in leichter, freier Prosa auf. Die Sprache ist frisch, leidenschaftlich, bilderreich; die Scenen sind nicht übermäßig ausgemalt, sondern sie brechen plötzlich ab, wenn ein Ereigniß dem andern folgt. In der Verschwörung von Venedig, demselben Drama, das in Madrid mit einem Applaus aufgenommen wurde, der den Dichter als Minister in Verlegenheit setzte, geht Martinez in der Verehrung des französischen Theaters sogar noch weiter. Er verschmäht nicht mehr den Pomp und die Kunst der Scenerie, er füllt einen ganzen Akt mit Schaustücken der Art, von denen Schlegel sagt, sie würden ihm gefallen, wenn nicht Worte dabei wären. Und nun ich Schlegel nenne, so wolle man wissen, daß Martinez de la Rosa auch diesen kannte, und ihn öffentlich einer geringen Kenntniß des spanischen Theaters bezüchtigt hat. Es thut mir leid, hievon Erwähnung thun zu müssen. Inzwischen zogen sich nach dem Jahre 1829 durch eine Heirath einige Wolken von dem spanischen Horizonte weg. Die Herrschaft des Beichtstuhls wurde durch die des Alkovens zerstört. Ferdinand stürzte durch demagogische Umtriebe das falsche Gesetz, und er sah sich nach Menschen um, die seine Handlungen billigten. Die Erbitterung gegen die Emigranten legte sich, und die am wenigsten kompromittirt waren, durften es in Hoffnung der allgemeinen Amnestie wagen, über die Pyrenäen zurückzukehren. Ferdinand hatte wie Karl V., aber wider Willen, bei Lebzeiten schon seine Exequien gehalten, er hörte mit scheintodtem Ohre, wie ihn Calomarde an Karl verrieth, wie man sich in die Herrschaft theilte, und in der öffentlichen Meinung von ganz Europa sein Todtengericht hielt. Er hatte seinen wahren Feind kennen gelernt, und eilte jetzt, mit seinen alten Gegnern Friede zu schließen, um sie gegen den Carlismus zu verwenden. Der Name Martinez de la Rosa war in keinem der Komplotte gehört worden, welche die Sicherheit der zweiten Restauration gestört hatten; er wurde zwar nicht gerufen, aber zugelassen. Weder Mina's noch Torrijos Expedition ließ man ihn entgelten; man wußte, wenn man den Dichter fallen hörte, daß es nicht den Ketten Spaniens, sondern seinen Werken galt. Marie Christine liebte an Martinez Auge den lebhaften Ausdruck, sie bewunderte die kleine weiße Hand, die so artige Reime und Gedanken zusammenfügte, sie hörte gern die duftenden Blüthenflocken der Rede aus seinem Munde fallen, sie ließ sich von ihm Aesthetik vortragen, und hatte nichts dagegen, wenn er zuweilen von dieser auf die Politik übersprang. Es bildete sich allmählich ein Kreis um die Königin, den das Vertrauen gezogen hatte; man berieth sich über die Zukunft, während links der kranke König an der Magengicht stöhnte, rechts die kleine Isabella in ihren Windeln schrie. Marie Christine von Neapel ist keine Heroine, sie fürchtet sich vor dem Ereigniß; sie hat nichts, als einige kleine Leidenschaften, etwas Schwärmerei und will zart behandelt seyn. Sie würde genug gethan zu haben glauben, wenn sie Rizio Munnoz beglückte, und soll bald das Testament Ferdinands vollziehen, Minister wählen, Takt haben, die Garde defiliren lassen, und kriegerische Operationen unterzeichnen. Sie würde alles untereinander geworfen haben, wie auf einem Nähtisch, wenn nicht Martinez de la Rosa mit sanfter Rede, milden Vorwürfen und bildlichen Vergleichen neben ihr stünde. Marie Christine ist durch ihn eine schöne Seele geworden. Er liest ihr die Dekrete wie Stellen aus seinen Dramen vor, er wirft um alles ein phantastisches Kleid, er macht die Zusammenberufung der Cortes zu einer Aufgabe des Garderobiers, und hat zu dem Saale derselben ihr so viel architektonische Risse vorgelegt, daß sie durch Auswahl des schönsten ihren Geschmack vor ganz Madrid bewähren konnte. Wie artig sind die Reglements, welche Martinez bei Feierlichkeiten der Königin vorschrieb! Sie erschien mit ihrem Kinde, wie einst Fredegunde mit Clothar vor den Franken; sie hatte in ihrer Rolle wenige und gefühlvolle Worte vorgeschrieben; alle diese Dinge arrangirte Martinez. Als die Cholera ausbrach, ließ sie nur Rizio und Martinez in la Granja ein, sie beschied sich, nichts als das Unentbehrlichste um sich zu haben; ja Martinez, der Dichter, wurde kein Geschichtschreiber der französischen Revolution, kein Thiers, und machte la Granja nicht zu Blanc und setzte keine Preise aus, um eines Judas Ischariot Dreiwillen. Dies ist das enge Bündniß, welches die Regentin mit Martinez de la Rosa geschlossen hat. Inzwischen übernahm der Dichter vor den Augen der Nation seine ministerielle Mission. Einige Splitter, welche von dem Schiffbruch Zea's noch übrig geblieben waren, hemmten seinen ersten Lauf, doch entledigte er sich ihrer bald. Sein eigner Name wurde für das Werdende verantwortlich. Die neue Konstitution, das Estatuto real ist sein Werk. Er versuchte es, den Zwiespalt Spaniens zu versöhnen, die Zukunft an die Vergangenheit zu knüpfen, ja er hoffte so viel von seinem guten Willen, daß er selbst das Arcanum, welches Ludwig Philipp anbot, das Juste Milieu abwies. Allein der gute Wille hat in dem Staatskredit einen schlechten Cours, er ist eine Illusion in Zeiten, wo alle Lebensäußerungen mit scharfen Rändern und Kanten gezeichnet sind. Der gute Wille war keine Garantie für ein mißhandeltes Volk, das gezwungen ist, nur in seinen Erinnerungen, d. h. in seiner Rache zu leben. Man hat für Alles in Spanien gleich einen Namen, jede Partei kann die andre mit einem kurzen Kohlenumriß an die Mauer zeichnen: Worte, Abstimmungen, alte Fehler, da ist nichts vergessen. Die Männer des Ringes, die Anilleros, welche Martinez in seine Nähe zog, waren bald erkannt, der Moderantismus ist eine Stereotype, die nur genannt zu werden braucht, um jede Befürchtung auszudrücken. Zu den alten Namen hat die jüngste französische Geschichte noch neue gestellt, und allgemein wird das gegenwärtige Ministerium doktrinär genannt. Vor der Zusammenberufung der Cortes sagte man, Martinez würde seine Entlassung nehmen; allein dies Gerücht drückte nur das aus, was man wünschte. Vielmehr war Toreno's Ernennung ein Hülfedekaschement; denn Toreno ist Martinez alter Leidensgefährte, nur ist er schneller, eifriger, etwa das, was Lord Durham unter den Whigs. — Wir sind am Ende unsrer Darstellung, da der gegenwärtige Kampf der Parteien in Spanien außer ihren Grenzen liegt. Nur zwei Dinge erlauben wir uns noch, ein Urtheil und ein Prognostikon. Selbst die Opposition läßt der parlamentarischen Fähigkeit des Ministers Gerechtigkeit werden. Es ist wahr, seine Reden zeichnen sich durch Schwung und Rundung aus, und wenn gar, was in Spanien nicht anstößig zu sein scheint, Deklamation und Gesten zu diesen Worten hinzukommen, so müssen sie in dem Saale eine großartige Wirkung hervorbringen. Doch seine Zwischenreden, seine Einwände, das, was man den parlamentarischen Dialog nennen könnte, sind pedantisch, mit Logik bestäubt, sie sind peinlich, und verrathen den Kleinmeister. Martinez de la Rosa ist immer zur Hand, wo es eine Distinktion gilt, er liebt es, am Unwesentlichen zu klauben, und auf Dinge Werth zu legen, die die Untersuchung gar nicht weiter bringen. Aber was ihn stürzen muß, ist zuletzt weniger die Form, als der Inhalt seiner Diskurse. Ich glaube, er ist in seinen Handlungen weniger vorsichtig als in seinen Reden. Er gleicht den deutschen Pedanten, welche die Freiheit lieben würden, wenn sie nicht für alles gleich Beispiele hätten und gewohnt wären, die Dinge immer vom verkehrten Standpunkte anzusehen. Martinez de la Rosa

hat sich aus der Geschichte der Revolutionen so viel Erfahrungen, kleine Sätze und Maximen abstrahirt, daß er ohne Citat keinen Schritt vorwärts setzen kann. Bald schwebt ihm der Konvent vor, bald die französische Journalistik, bald weist er auf Mirabeau, bald auf Burke hin; es ist eine Gelehrsamkeit, die ihn ersticken muß. Wäre die Kammer nicht selber so naiv, träte in ihr die Revolution nicht mit so vieler Angst, so scheu und besorglich auf, so müßte der Pedantismus des Ministers längst durchgefallen sein. Wir wissen auf die Länge nicht, was Martinez de la Rosa ohne Majorität für Spanien thun will. Es ist wahr, die Petition der Rechte mag eine Formalität gewesen sein, in welcher es gleichgültig war, zu unterliegen; aber wird die Finanzfrage sich günstiger beantworten? Wird die Kammer in ihrer wahrhaft originellen, leidenschaftlosen Revolution fortschleudern, und nicht bald den Sturmschritt schlagen lassen? Wird endlich die Insurrektion, dieser unerträgliche Widerspruch gegen Spaniens Glück und Wohlfahrt, nicht durch außerordentliche Maaßregeln ausgerottet werden müssen? Außerordentlicher Maßregeln ist das jetzige Ministerium aber nicht fähig. Es muß zu einer allgemeinen Bewaffnung kommen; denn Frankreich beweist, daß die Vendée ohne Nationalmiliz nicht getilgt werden kann. Diese praktische Freiheit aber kann Martinez de la Rosa, an die Freiheit der Koulissen, an das Phantom gewöhnt, nicht ertragen. Er wird noch einmal in den Palast der Regentin treten, das königliche Kind mit seinen Thränen benetzen, und dann die Olivenwälder von Granada aufsuchen, um in ihrem Schatten die flüsternden Laute der Natur zu belauschen, welche nur ein Dichter versteht.

H.

Herr Habart, s. Minnesinger.

Johann Friedrich Haberfeld

ward geboren den 14. September 1770 in Sachsen und nach vollendeten Studien Pfarrer zu Neukirch in der Lausitz, von wo er 1806 als Superintendent nach Eckartsberga versetzt wurde. Seine Gelehrsamkeit und Rednergabe veranlaßten 1807 seine Berufung nach Eisenach, wo er den 6. April 1816 als Konsistorialrath und Generalsuperintendent starb.

Von ihm haben wir:

Vorlesungen über die klassischen Dichter der Römer. Leipzig 1800 und 1802. 4 Thle. in 8. Gemeinschaftlich mit dem Pfarrer P. F. A. Nitsch, von H. ist der 3. u. 4. Thl.

Baruch, oder über die Dorologien der heiligen Schrift. Leipzig 1806 in 8.

Predigten. Eisenach 1810 u. 1814. 2 Thle.

H. zeichnete sich vorzüglich als Kanzelredner durch die Innigkeit, Klarheit, Tiefe und echt christliche Milde, mit denen er in seinen Vorträgen das Wort des Herrn verkündete, sehr vortheilhaft aus, und wirkte, besonders in seinem letzten Amte, wo ihm ein größerer Kreis erschlossen war, höchst segensreich.

Franz Dominikus Häberlin

ward den 31. Januar zu Grimmelfingen bei Ulm geboren und bildete sich auf den gelehrten Anstalten seines Vaterlandes und zu Göttingen für den academischen Lehrberuf. Nachdem er zu Göttingen Dr. der Philosophie geworden war und 1746 eine außerordentliche Professur der Philosophie erhalten hatte, folgte er 1747 einem Rufe nach Helmstädt als ordentlicher Professor der Geschichte, wurde dort Dr. der Rechte, Geheimer Justizrath und 1751 ordentlicher Professor des Staatsrechts. Er starb daselbst den 20. April 1787.

Er schrieb:

Allgemeine Weltgeschichte. Ein bloß das deutsche Reich betreffender Auszug aus dem englischen Werke. Halle 1767 — 1773 in 8. 12 Bde.

Entwurf der politischen Historie des 18. Jahrhunderts. Hannover 1746 u. 1748.

Entwurf einer pragmatischen deutschen Reichsgeschichte. Helmstädt 1763.

Neueste deutsche Reichsgeschichte. Halle 1774 — 1786. 21 Bde. in 8.

Fleiß, Kritik und Genauigkeit verliehen Häberlin's historischen Leistungen keinen geringen Werth, dagegen fehlt es seinem Styl durchaus an Kraft, Anmuth und Comision.

Karl Ludwig Häberlin,

Sohn des als Geheimer Justizrath und Professor 1808 zu Helmstädt verstorbenen Karl Friedrich H., ward den 25. Juli 1784 zu Erlangen geboren und erhielt von seinem Vater den ersten gelehrten Unterricht. Nach zu Helmstädt vollendeten Studien 1808 bei dem dasigen westphälischen Friedensgerichte und 1809 am Tribunal angestellt, wurde er 1814 nach der Zurückkunft des Herzogs von Braunschweig zum Kreisamtmann von Hasselfelde ernannt, 1828 aber entlassen und im Gefängniß zu Gandersheim festgehalten, bis er in der letzten Zeit seine Freiheit wieder erhielt. Seitdem lebt er als Privatmann im Braunschweigischen.

Unter den Namen: Avenella, von Häfeli, Belani, Melindor gab er heraus:

Die Harzreisen, oder Herrmann und Rosamunde. Leipzig 1815.
Schriften. Braunschweig 1825 — 1832. 18 Thle. in 8. von Belani.
Die Raubritter. Leipzig 1826. 3 Thle. in 8. — von Melindor.
Scherz und Ernst auf einer Badereise. Ebendas. 1826. — von Melindor.
Die Demagogen. Leipzig 1829. 2 Thle. — von Belani.
Zwei Tage auf dem Brocken. Braunschweig 1830. — von Belani.
Die Kreolin. Ebendas. 1830. 3 Thle. in 8. — von Belani.
Räuberleben. Neuhaldensleben 1832. 2 Bde.
Blutrache im Hause Anjou. 2 Thle. Ebend. 1832.
Erzählungen. Braunschweig 1832.
Galanterieen August's des Starken. Neuhaldensleben 1833.
Der arme Joseph, Neuhaldensleben 1834.
Romantische Erzählungen aus Portugal. Frankfurt 1834.
Der Heimathlose. Frankfurt 1834.
Der Geächtete, Frankfurt 1836.
Liebe und Berufstreue. Breslau 1836.
Tyrol 1809. 4 Bde. Leipzig 1837.

Auch nennt man ihn als den Verfasser der unter C. Niedmann's bald wirklichem, bald in Mandien" und „Niemand" anagrammatisirten Namen herausgekommenen Romane:

Der Kaisermörder. Quedlinburg 1826 — Mandien.
Heinrich der Löwe. Leipzig 1827 — 1828. 4 Thle. in 8. — Niedmann.
Das Schicksalskätzchen. Ebendas. 1827. — Derselbe.
Napoleons Novellen. Ebendas. 1827. 2 Thle. — Derf.
Memoiren des Herrn de la Folie. Braunschw. 1827. — Niemand.
Saint-Hippolyt. Quedlinburg 1828. 3 Thle. — Mandien.
Zilia. Ebendas 1828. — Derselbe.
Krähwinkel wie es ist. Wolfenbüttel 1828. — Niemand.
Der Jesuitenspiegel. Stuttgart 1828. 2 Thle. — Derselbe.

Ein fleißiger und phantasiereicher Romandichter, dessen Leistungen sich gewandter Erfindung, rascher und anziehender Darstellung, gelungener Charakterzeichnung und eines glücklichen Humors erfreuen. Würde er sich mehr sammeln und concentriren, so müßte es ihm ein Leichtes seyn, neben den Besten seiner Gattung einen hohen Rang zu behaupten, woran ihn jetzt die Flüchtigkeit, mit der er arbeitet, nothwendig hindern muß. Freilich mag sie wohl in den Verhältnissen ihre Entschuldigung finden.

Johann von Habsburg, s. Meistersänger.

Joachim Bernhard Nikolaus Hacker

ward den 11. November 1760 zu Dresden geboren und zu Grimma und Wittenberg wissenschaftlich gebildet, worauf er in seiner Vaterstadt eine Zeitlang eine Hauslehrerstelle bekleidete. Er wurde dann Doctor der Philosophie und 1786 Rektor und Diakonus in Gommern, 1790 Pfarrer zu Haseloff, 1796 zu Straacha, 1805 zu Brück und 1812 zu Zscheyla, wo ihm zugleich die Adjunktur der Meißner Ephorie übertragen ward. Hier starb er am 4. October 1817.

Von ihm erschien:

Geistliche Gesänge. Pirna 1783.
Ueber die menschlichen Leiden. Dresden 1786.
Die Aufklärung, Gedicht. Wittenberg 1788.
Thanatologie. Leipzig 1795 — 1799. 4 Thle. 2. Ausgabe. 1819 ff.
Jesus der Weise von Nazareth. Ebendas. 1800 — 1805. 2 Thle.
Der Schulmeister Anton. Ebendas. 1809 — 1811. 2 Thle.
Der Unsichtbare oder Menschenschicksale und Vorsehung. Ebendas. 1811. 2 Thle.
Meine Vorbereitungen zum Tode, nebst der Jugendgeschichte des Verfassers von J. G. Trautschold. Ebendaselbst 1818.

Ein nicht eben ausgezeichneter geistlicher Liederdichter, der zwar den besten Willen reiner Frömmigkeit, aber nicht die geistigen Mittel besaß, auf diesem Felde Bedeutendes zu leisten. Besser sind seine Erbauungsschriften, namentlich seine Thanatologie, in der sich viel Gutes findet.

Johann Georg August Hacker,

ein Vetter des Vorigen, ward den 24. Januar 1762 zu Dresden geboren, studirte Philosophie und Theologie zu Wittenberg, wurde 1784 als Prediger und Katechet am Zuchthause zu Torgau, 1790 als Substitut und 1795 als wirklicher Garnisonsprediger in seiner Vaterstadt angestellt und 1796 zum zweiten, 1797 zum ersten Hofprediger daselbst ernannt, als welcher er am 21. Februar 1823 starb.

Er gab heraus:

Morgen- und Abendgebete für Zuchthausgefangene. Torgau 1789.
Abendmahlsreden. Freiberg 1801. 2 Thle. Neue Ausgabe 1810 — 1816.
Ausführlichere Predigtentwürfe. Leipzig 1804 — 1813.
Formulare und Materialien zu Amtsreden. Ebendaselbst 1806 — 1813. 6 Thle. Neue Ausgabe 1818.
Kommunionbuch. Stuttgart 1812. Neue Ausgabe 1821.
Religiöse Amtsreden. Leipzig 1816 — 1820. 6 Thle.

Ein ausgezeichneter Kanzelredner aus Reinhard's Schule, der sich durch klaren, lichtvollen und herzlichen Vortrag großen Ruhm erwarb.

Meister Johann Hadlaub (Hadloub), s. Minnesinger.

Johann Kaspar Häfeli

ward den 1. Mai 1754 zu Basadingen im Thurgau geboren und zu Zürich wissenschaftlich gebildet, woselbst er denn auch nach einem kurzen Vikariat zu Elsau 7 Jahre als Privatgelehrter lebte. 1784 brachte ihn ein Ruf als Hofkaplan nach Wörlitz, 1792 als Konsistorialrath nach Dessau und 1793 als 3. Prediger der Ansgariigemeinde nach Bremen. Nachdem er hier 1802 Professor am Gymnasium und 1804 zweiter Prediger an derselben Kirche geworden war, folgte er 1805 der Aufforderung des Herzogs von Bernburg und starb als Dr. der Theologie, Konsistorialrath, Superintendent und Oberpfarrer zu Bernburg den 4. April 1811.

Seine Schriften sind:

Predigten und Predigtfragmente. Winterthur 1778 — 1783. 4 Bde.

Vermischte Predigten. St. Gallen 1784.

Drei Predigten über die Reformation. Leipzig 1790.

Predigten über den eigentlichen Grund und Zweck der göttlichen Gebote. Ebendas. 1794.

Die weise Benutzung des Vergangnen und der beste Entschluß für die Zukunft. Bremen 1801.

Ueber die christlich-protestantische Freiheit. Predigten. Ebendas. 1804.

Nachgelassene Schriften, herausgegeben von J. J. Stolz. Winterthur 1813 — 1815. 3 Thle.

Ein trefflicher Kanzelredner, der vorzüglich durch die Gewalt seiner Rede auf das Gefühl der Zuhörer zu wirken strebte, und, durch einen äußerst blühenden Vortrag unterstützt, selten sein Ziel verfehlte.

Christian Ludwig von Hagedorn.

Dieser Liebling der Grazien ward geboren zu Hamburg den 14. Februar 1712, genoß mit seinem Bruder eine treffliche Erziehung und wurde wie dieser eine Zeitlang ohne Ruhe vom Schicksal in der Welt herumgetrieben, bis er 1764 in Dresden eine Anstellung als Sächsischer Legationssekretär, Geheimer Legationsrath und Generaldirektor der Kunstacademien zu Dresden und Leipzig erhielt. Er starb daselbst den 24. Januar 1780 mit dem Ruhme eines rechtschaffnen gefälligen Mannes, und eines thatkräftigen und bei allen Talenten höchst bescheidenen Förderers der schönen Künste.

Wir haben von ihm:

Lettre à un amateur de la Peinture etc. Dresde 1755 in 8.

Betrachtungen über die Malerei. Leipzig 1762 in 8. 2 Thle. — von M. Huber ins Französische übersetzt.

Briefe über die Kunst von und an Ch. L. v. H., herausgegeben von Baden. Leipzig 1797. gr. 8.

Außerdem noch Aufsätze, gründliche Recensionen u. s. w. in Almanachs und Zeitschriften seiner Zeit.

H. erwarb sich besonders durch seine Betrachtungen über die Malerei den Ruf eines eben so geschmackvollen als geistreichen Kunstkenners, dessen Schreibart lange als ein Muster des pittoresken Styls galt, bis man in späteren Zeiten einsah, daß diese Art und Weise doch eigentlich eine verfehlte, ein Zwitter von Poesie und Prosa zu nennen und, am wenigsten bei kritischen und speculativen Arbeiten anzuwenden sei.

Friedrich von Hagedorn,

der ältere Bruder des Vorigen und Sohn des 1722 zu Hamburg verstorbenen königl. Dänischen Conferenzrathes und Residenten Hans Stats v. H., ward den 23. April 1708 zu Hamburg geboren und entwickelte unter dem Einflusse seines gebildeten und gelehrten Vaters, seiner vortrefflichen Mutter und der geschicktesten Lehrer früh den großen Reichthum seines Geistes. Besonders war es die Dichtkunst, welche ihn schon als Knaben unwiderstehlich anzog und um deretwillen er auf dem blühenden Hamburgischen Gymnasio, wohin ihn nach ihres Mannes frühem Tode seine von äußeren Unfällen sehr gebeugte Mutter gebracht hatte, unter der Leitung ausgezeichneter Lehrer mit seltenem Fleiße die schönsten Erzeugnisse der Alten und Neuern studirte. Mehr als seinen Berufsstudien, den Rechten, gab er sich daher auch jenen Lieblingsgenüssen während seines 3jährigen Aufenthaltes in Jena hin und ging darauf 1729 als Privatsekretär des Dänischen Gesandten, Freiherrn von Söhlenthal, nach London. Nachdem er von hier, aus den angenehmsten Verhältnissen, über Brabant und Holland nach Hamburg zurückgekehrt war, zwang ihn die Täuschung in seinen schönsten Erwartungen, die Noth seiner Familie und der 1732 erfolgte Tod seiner Mutter, 1733 eine Sekretärsstelle bei dem sogenannten Englischen Court, einer im 13. Jahrhundert zu Hamburg gegründeten Handelsgesellschaft, zu übernehmen. Hierdurch erreichte er Sicherung seiner Bedürfnisse und behielt auch noch Muße genug, der Literatur, Dichtkunst und Freundschaft, welchen sein ferneres Leben bis zu seinem den 28. October 1754 erfolgten Tode hauptsächlich gewidmet war, zu leben. — Mit den ausgezeichnetsten unter sich harmonisch verbundenen Geistestalenten, einer lebhaften Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne und einem höchst ausgebildeten Geschmacke vereinigte H. wahre Humanität, die einnehmendste Bescheidenheit, Liebe zur Unabhängigkeit und Freiheit, die zarteste Mildthätigkeit und seltene Genügsamkeit. War daher sein Leben allseitig theuer, so empfanden auch nicht allein seine Freunde, sondern auch seine entfernteren Bekannten seinen Tod gleich schmerzlich.

Von ihm haben wir:

Versuche einiger Gedichte, oder erlesene Proben poetischer Nebenstunden. Hamburg 1729 in 8.

Versuch in poetischen Fabeln und Erzählungen. Ebendas. 1738 u. 1752. 2 Bde. in 8.

Sammlung neuer Oden und Lieder, in 5 Büchern. Hamburg 1747 in 8. 2. verm. Aufl. Ebendas. 1754. Mit Abhandlungen von den Liedern der alten Griechen. 3. Aufl. Ebendas. 1756. 3 Thle. in 4.

Moralische Gedichte. Hamburg 1750. 2. Aufl. Ebendaselbst 1752 u. 1753; enthält zugleich die erste Sammlung seiner Sinngedichte. 4. Ausgabe. Ebendaselbst 1771. gr. 8.

Lieder. Hamburg 1751. 2. Aufl. Ebendas. 1754, mit einer neuen Sammlung der Sinngedichte.

Sämmtliche poetische Werke. Hamburg 1756. 3 Thle. gr. 8. mit Vignetten (schlecht) und H's sehr ähnlichem Porträt. 2. Ausgabe. Ebendas. 1769. — Dieselben Ebendaselbst 1757. 3 Thle. in kl. 8. ohne Vignetten. 4. Ausgabe 1771. — Dann dasselbe als:

Poetische Werke, mit Lebensbeschreibung, Charakteristik und Auszügen seines Briefwechsels — von J. J. Eschenburg. Hamburg 1800. 5 Thle. in gr 8. Neueste wohlfeile Ausgabe. Ebendas. 1825.

Außerdem viele einzeln gedruckte oder in Zeitschriften u. s. w. (Hamburgischer Patriot, die Matrone, Poesie der Niedersachsen) enthaltene Schriften, welche in den vorgenannten Werken gesammelt sich finden.

Das treffendste und geistreichste Urtheil, das je über diesen liebenswürdigen und geschmackvollen, aber mehr talentreichen als genialen Dichter gefällt wurde, giebt der feinsinnige und belesene Bouterweck, in seiner Geschichte der Poesie und Beredsamkeit Th. XI. S. 60 fgde. — Wir lassen es in seinen Hauptzügen hier folgen: Nachdem B. bemerkt hat, wie sich Hagedorn gleich seinem berühmten Zeitgenossen Haller durch Nachahmung englischer Muster zu bilden versucht und sich eben so fern von der phantastischen und witzelnden Manier der Hoffmannswaldauischen und Lohensteinischen Schule als von der nüchternen Reimerei der Gottschedianer gehalten und sogar später seine Jugendarbeiten, in denen er die niedersächsischen Dichter nachgeahmt, streng verworfen habe, fährt er fort: Die Klarheit, Leichtigkeit, Bestimmtheit und Feinheit der französischen Dichter schien ihm eben so nachahmungswerth, als die kräftige Natürlichkeit und die Gedankenfülle der englischen. Auf diese Weise bildete er sich selbst einen Geschmack, der zwischen dem französischen und englischen in der Mitte liegen sollte; aber bis zu Hallers selbstständiger Energie konnte er es nicht bringen, weil seine Poesie zu fest an seiner Lectüre hing und er überhaupt lieber mit kritischer Besonnenheit französische und englische Muster nachahmte, als aus sich selbst schöpfte. Originalität muß man daher bei Hagedorn nicht suchen. Aber die natürliche Heiterkeit seines Geistes theilte sich allen seinen Gedichten mit. Sie bewirkte, daß bei ihm die Moral, welcher er übrigens aufrichtig huldigte, nicht wie bei Haller, zur Unzeit und auf eine drückende Art in die Geschäfte der Poesie sich einmischt. — Das Verdienst, das Hagedorn sich um die deutsche Literatur erworben hat, beruht vorzüglich auf seinen Liedern, Epigrammen, Fabeln und Erzählungen. In seinen Liedern erscheint er ganz als Dichter der Freude und des Scherzes; und der war er von Natur. Da alle Schwärmerei, auch die schöne ihm gänzlich fremd war, konnten auch die Lieder, in denen bald sein Gefühl, bald sein Witz sich aussprechen, keinen sentimentalen Zug erhalten. An die Stelle schwärmerischer Liebe mit der sein heiterer Geist sich nicht vertrug, traten in seinen Liedern leichtere Gefühle, die das Leben verschönern, ohne es zu trüben. Die meisten derselben sind ihm eigen, aus der Natur, seinem Herzen und seiner Laune geschöpft. Seine lyrischen Scherze sind, wenn auch nicht überall ganz so fein, wie ein neuerer Geschmack es verlangt, doch feiner als Alles, was man von Geistesspielen dieser Art bis dahin in der deutschen Literatur gekannt hatte. — Hagedorn's Epigramme sind nicht gerade die witzigsten, aber in Sprache und Styl die correctesten, die damals in der deutschen Literatur zu finden waren. — Durch seine poetischen Erzählungen wurde in der deutschen Literatur endlich wieder eine Art von Gedichten hergestellt, die seit Hans Sachsen's Zeit den Deutschen beinahe fremd geworden war. Seine Fabeln sind größtentheils anderen Fabulisten nacherzählt, aber auch in einem so correcten und feinen Style, wie keine früheren in der deutschen Literatur. — Am Wenigsten glänzt sein Verdienst in der didactischen Poesie.

Horaz.*)

Horaz, mein Freund, mein Lehrer, mein Begleiter,
Wir gehn aufs Land. Die Tage sind schon heiter;
So wie anjetzt die Furcht der blinden Nacht
Ein heller Mond uns minder nächtlich macht,
Es herrscht das Licht, und alle Lüfte geben
Der frohen Welt das eigentliche Leben.
Die rechte Lust kömmt mit der Frühlingszeit.
Natur und Mensch sind voll Gefälligkeit.
Ihr unerkauften, unerfochtnen Freuden!
Sucht keine Pracht: die Pracht muß euch beneiden.
Des Daseyns Trost, das Recht vergnügt zu seyn,
Der Kenner Glück macht Lenz und Witz gemein.

Ja, auch der Witz! Die Einfalt kann nicht sehen;
Ihr lachen nicht die Thäler und die Höhen.
Sie hört auch grob, und in der Melodie
Der Nachtigall erschallt kein Ton für sie.
Wie schmeichelhaft und mit verjüngten Flügeln
Der Zephyr kühlt; wie auf begrasten Hügeln
Die Anmuth grünt; wie Pflanze, Staud' und Baum
Sich edler färbt: das alles merkt sie kaum.
Sie suchet nur die Schatten, wie die Herden,
Wann schwüle Tag' ihr unerträglich werden.

Wer denkt und schreibt, zumal der Dichter Chor,
Zieht Busch und Wald den schönsten Städten vor.[2])
Wie läßt sich dort, wenn wir noch das erwägen,
Der Freund der Stadt, dein Fuscus,[3]) widerlegen!
Hat nicht Tarent dir oft den Scherz gewährt,
Den du in Rom, selbst beym Mäcen,[4]) entbehrt?
Ein lautrer Fluß, der Auen und Gefilde
Befruchtend ziert, ward deiner Kunst zum Bilde,
Die, stark und rein, ihr Feld erfrischt und schmückt,
Und Sprach' und Witz bereichert und beglückt.[5])
Du sahest oft an hoffnungsvollen Bäumen,
Um Rind' und Stamm, das Moos zu häufig keimen,
Und dachtest dann vielleicht an ein Gedicht,
Und ließest ihm den fremden Anwachs nicht,
Den Ueberfluß, den wir nicht dulden sollen,
So ungern auch die Wörter weichen wollen.[6])

---

*) Aus; Friedrich von Hagedorn's Poetische Werke. 1. Th.

2) Scriptorum Chorus omnis amat nemus, et fugit urbes. *Horat.* Lib. II. Ep. II. 77.

3) v. L. I. Ep. X. ad Fuscum Aristium.

4) Horaz nennet den Mäcen scherzhaft, *Joeosum* L. V. Carm. III. 20. conf. J. H. *Meibomii* Maecen. Cap. V. p. 38.

5) At qui legitimum cupiet fecisse poëma,
Vehemens et liquidus, puroque similliimus amni,
Fundet opes, Latiumque beabit divite lingua.
L. II. Ep II 109. 120. 121.

6) Audebit, quaecunque parum splendoris habebunt,
Et sine pondere erunt, et honore indigna ferentur,
Verba movere loco, quamvis invita recedant, etc.
Ibid. v. 111.
ambitiosa recidet
Ornamenta. A. P. v. 447.

Mein Meyerhof! so mäßig wünschtest du,
Wann seh ich dich, in Stunden freyer Ruh,
Beym Schlaf am Bach, aus Büchern kluger Alten,
Vergessenheit der Mühe zu erhalten,
Der öftern Last, die in der Stadt mich drückt,
Und meine Luft in enger Luft erstickt?
Wann werd' ich mich in jenen kühlen Gründen,
An jenem Quell, verneuert, wieder finden? [1])

Arell [2]), der Filz, des Wuchers blasser Knecht,
Zieht auf das Land, vergnügt sich; aber schlecht.
So wie ein Sklav, den Furcht und Kette lähmen,
Mehr kriecht, als geht, wann wir sie von ihm nehmen.

Was sichtbar ist, sey nur dem Pöbel schön!
Die Geisterwelt entzücket den Menen. [3])
Wie Demokrit, [4]) vertieft er sich in Träume,
Sitzt in dem Wald, und sucht im Walde Bäume.

Nasidien, der Komus unsrer Zeit,
Rollt durch das Thor in stolzer Herrlichkeit,
Erreicht sein Gut, mit neun und zwanzig Gästen,
Wie in der Stadt, sich stundenlang zu mästen.

Es eilt Quadrat, er, seines Roms Tribun,
Zu Gärten hin, wie seine Nachbarn thun.
Der Blüthen Duft, der Blumen Reiz zu fühlen?
Nein; ungestört und vortheilhaft zu spielen.

Hephästion verläßt die Majestät,
Besucht sein Lehn, wo er das Schloß erhöht,
Guckt in sein Feld; das Feld ergetzt ihn wenig.
Allein warum? Dort sieht er keinen König.

Du bist es werth, der Landlust Freund zu seyn,
Horaz, mit dir hab ich den Trieb gemein.
Uneingedenk der Stadt und ihrer Sorgen,
Empfind' ich hier die Freyheit und den Morgen.
Wir bleiben hier, nun uns kein Schwätzer trennt,
Und Harpstehud' ist heute mein Tarent.

Oft gränzt die Lust, unwissend, an dem Leide;
Doch nicht allhier, doch nicht an jener Weide,
An diesem Fluß. Wohin mein Blick sich kehrt,
Ist alles schön, ist alles sehenswerth.
Verleiht der Glanz der unumwölkten Sonne
Auch Felsen Reiz und rauhen Bergen Wonne,
Wie sehr entzückt uns ihre holde Pracht,
Wenn sie, wie jetzt, das Schöne schöner macht,
Wenn, da sie sich den fetten Aeckern zeiget,
Der Hufner singt, und auch sein Vieh nicht schweiget!

Es war vorlängst der schattenreiche Wald,
Der Auen Schmelz, der Weisen Aufenthalt.
Wo wohnt so gern die Feindin banger Schranken,
Die Einsamkeit, die Mutter der Gedanken,
Wenn der Verstand, weil ihn kein Amt bezirkt,
Uneingesperrt und ungefesselt wirkt?

Wo Muße lehrt, wo Lust und Einfall reifen,
Verführt uns Nichts, voll Unruh, auszuschweifen.
Hier störet uns nicht der Geschäfte Ruf;
Hier lernet man, wie schön die Allmacht schuf;
Hier wird man, froh, von Wahn und Zwang entbunden,
Herr seiner Zeit, und König seiner Stunden.

Ein Thor eilt stets auf neue Wirbel los: [1])
Ein Weiser ist, auch in der Stille, groß.
Ein Thor bedarf der Aemter und Geschäfte:
Der Wand-Uhr gleich, giebt das Gewicht ihm Kräfte:
Sonst kaum bemerkt, von eignen Trieben leer,
Blieb er ein Thor; durch Würden wird er mehr.

Wie sehnt Servil sich nach Berufsbeschwerden,
Beträchtlicher und hochbestallt zu werden!

Was schützt das Zeug, das Battus täglich spricht?
Sein neues Amt, sein altklug Amtsgesicht,
Sein Heldenton, sein Recht zu höhern Stellen,
Des Scheinglücks Stolz, und dieses Stolzes Schellen.

Ja, Gelasin! dein Herz ist falsch und klein,
Und nur dein Stand zwingt dich, ein Mann zu seyn.
So stellt der Krieg die Feinde seiner Hitze,
Die Friedlichsten, recht an des Heeres Spitze,
Und Manchem wird das Ruder anvertraut,
Dem, viel zu früh, vor Wind und Wellen graut.

Vor Tausenden war Celsus zu beneiden:
Er hatte gnug zur Wohlfahrt und zu Freuden,
Nur nicht Verstand; und dieses Loos allein
Hat er noch jetzt mit tausenden gemein:
Jetzt, da der Hof den Titelknecht erhandelt,
Und seine Ruh in Müh und Rang verwandelt,
Ihm den Genuß zur Eitelkeit und Pracht,
Und seinen Schlaf zum kurzen Schlummer macht;
Ja, wann er sich zum milden Regen dränget,
Ihn mit dem Thau der Hoffnung nur besprenget.
O Sklavengeist, der sich mit Stolz verstrickt,
Heiß endlich groß! sonst warst du fast beglückt.

Glück und Genuß sind, in dem Mittelstand,
Zu klein dem Neid, und viel zu groß der Schande,
Und krönen den, der, dienstfrey und vergnügt, [2])
Der Väter Feld mit eignen Rindern pflügt,
Nicht leiht, noch borgt; nach Art der ersten Sitten
Der Hirtenwelt, die keinen Wucher litten,
Den nicht, zur Schlacht, die Kriegstrompete weckt,
Den keine Wuth erzürnter Meere schreckt.
Er hört den Zank nicht vor Gerichten bellen,
Er naht sich nie der Großen stolzen Schwellen.
Durch ihn vermählt, in einem trocknen Raum,
Die Rebe sich dem hohen Pappelbaum.
Er propft, er pflanzt, er freut sich seiner Triften.
Kein schnöder Wunsch wird seine Ruh vergiften.
Wie unschuldvoll ist, was ihn fröhlich macht!
Der Schafe Schur, der Vogelfang, die Jagd,
Die Taubenzucht, die Wartung seiner Bienen,
Das frische Bad, der stille Schlaf im Grünen.
An Kriegsgeräth besitzt er nur ein Zelt,
In welchem er mit Freunden Tafel hält.
Sein Vieh, sein Land, sein Garten giebt Gerichte,
Die Milch, den Fisch, den Braten und die Früchte,
Sein Weinberg Wein, den kein Verkäufer mischt,
Den ihm sein Knecht im nahen Bach erfrischt,
Im Teich, im Strom, wo Schley und Karpe springen,
Forell' und Schmerl durch Sand und Kiesel dringen,
Der Frösche Feind, der Krebs, geharnischt laicht,
Und, ganz vertieft, die bärtge Barbe streicht,
Und was er sonst bald mit beglückten Händen
Zu angeln pflegt, bald in der Netze Wänden
Gefangen führt, bald, wie den fetten Aal,
In Reusen lockt zum frohen Mittagsmahl.

---

[1]) O rus, quando ego te aspiciam? quandoque licebit,
Nunc veterum libris, nunc somno, et inertibus horis
Ducere sollicitae jucunda oblivia vitae?
L. II. Sat. VI. 60.

Illud haere quidem, jucundum tamen, *nihil agere, nihil esse.* *Plin.* L. VIII. Ep. IV.

— prope rivum somnus in herba.
Hor. L. I. Ep. XIV. 34.

Hoc erat in votis: modus agri non ita magnus. L. II. Sat. VI.

— mihi me reddentis agelli.
L. I. Ep. XIV.

[2]) — nam, si quis laudat Arelli
Sollicitas ignavus opes, etc.
L. II. Sat. VI. 78.

[3]) — foecunda in gente Meneni.
L. II. Sat. III. 287.

[4]) Miramur, si Democriti pecus edit agellos
Cultaque, dum peregre est animus sine corpore velox.
L. I. Ep. XII. 12.

[1]) Hier erklärt mich Niemand besser, als Montagne, *L. III. Ch. X. de menager sa volonté*; und es dienen zu lebendigen Beweisen alle in gleichem Maaße unfähige und unruhige Personen, die nichts seyn würden, wenn sie nicht geschäftig wären.

[2]) v. L. V. Carm. II.

So kann er leicht auch der Murän entbehren:
Ein Kraſſus nur betrauert ſie mit Zähren.[1])
Er findet auch ſein Birkhuhn ungemein,
Erſtickt es gleich nicht in Falerner Wein.[2])
Den, der, beſchwitzt, von ſeinem Jagdgaul ſteiget,
Reizt Hausmannskoſt, und was ſein Kohlfeld zeuget.[3])
Dort ſchmeckt dir Brod, wie ſonſt kein Kuchen that,[4])
Denn alles ſchmeckt, wo man Bewegung hat.

Die, auf dem Land', an trägen Sitzen kleben,
Sind lächerlich in ihrem Pflanzenleben.
Inſekten ſind lebendiger, als ſie.

So faul und ſchwach ſind meine Dichter nie.
Dort ſchleicht Tibull durch die geſunden Haine:[5])
Hier ſchaufelſt du durch Schollen und durch Steine.
Dein Nachbar gafft, und ſieht, mit Lächeln, an,
Wie ein Poet ſo bäuriſch graben kann.[6])

Da flehſt du nicht, dein Gütchen zu vermehren:
O möchte mir der nächſte Fleck gehören!
Es würde dann mein Acker ſchnurgleich ſeyn.
O räumteſt du, Mercur, mir dieſes ein!
O könt' auch ich, durch Herculs Gunſt und Fügen,
Wie jener Knecht, mir einen Schatz erpflügen!
(Der Kerl war ſchlau, als er den Geldtopf fand,
Erkauft' er ſich das herrſchaftliche Land.)[7])
Ein mäßig Feld, daran ein Garten ſchließet,
Ein ſteter Quell, der nah am Hauſe fließet,
Ein klein Gehölz war meiner Wünſche Zug.
Der Himmel gabs: ich habe mehr als gnug.
Nun fleh ich nur, durch würdiges Verwalten
Mir den Genuß des Glückes zu erhalten.
Hat noch kein Grif der Unerſättlichkeit
Dieß dein Geſchenk vergrößert und entweiht;
Laſſ' ich es nie, durch ſträfliches Beginnen,
Durch eigne Schuld, vermindern und zerrinnen,[8])

Bin ich vergnügt und dankbar für mein Glück:
So zieh von mir nie deinen Schutz zurück,
So gieb Gedeihn;[1]) laß Acker, Weid' und Herden,
Den Witz nur nicht, ſonſt alles feiſter werden!

Du biſt vergnügt, und, war dein Vater gleich
Nicht aus dem Rath, nicht angeſehn, nicht reich,[2])
Kein Edelmann vom pontiſchen Geſtade,
Kein Flavius, den des Lukullus Gnade,
Als Mithridat ihm kümmerlich entkam,
Am Leben ließ, und mit nach Welſchland nahm;[3])
So läſſeſt du dich nie den Vorwurf quälen,
Und würdeſt dir nur ihn zum Vater wählen.[4])
Als ſeinem Sohn iſt vieles dir vergönnt.
Nun bringet dich ein Maulthier nach Tarent.

---

[1]) Fuit autem (*Sergius Orata*) aetate L. Crassi, qui quam gravis et serius habitus sit, etiam Cicero docet. Is tamen Crassus, vir censorius (nam cum Cn. Domitio censor fuit) cum supra ceteros disertus haberetur, essetque inter clarissimos cives princeps, tamen muraenam in piscina domus suae mortuam atratus, tanquam filiam, luxit. Neque id obscurum fuit, quippe collega Domitius, in senatu hoc ei quasi deforme crimen objecit; neque id confiteri Crassus erubuit, sed ultro etiam, si Dis placet, gloriatus est censor, piam affectuosamque rem fecisse se jactitans. *Macrobius*, Saturnal. L. III. Cap. XV.

[2]) Si vespertinus subito te oppresserit hospes,
Ne gallina malum responset dura palato,
Doctus eris vivam musto mersare Falerno.
Hoc teneram faciet.
Horat. Lib. II. Sat. IV. 17.

[3]) —— leporem sectatus, equove
Lassus ab indomito.
Lib. II. Sat. II. 9.
Quum labor extuderit fastidia, siccus, inanis,
Sperne cibum vilem. v. 14.
—— Tu pulmentaria quaere
Sudando. v. 20.

[4]) Pane egeo, jam mellitis potiore placentis.
Lib. I. Ep. X. 11.
Rure meo possum quidvis perferre patique etc.
Lib. I. Ep. XV. 17.

[5]) —— tacitum sylvas inter reptare salubres.
Lib. I. Ep. IV. 4.

[6]) Rident vicini glebas et saxa movetem.
Lib. II. Ep. XIV. 39.

[7]) Si veneror stultus nihil horum: O si angulus ille
Proximus accedat, qui nunc denormat agellum!
O si urnam argenti fors quae mihi monstret (ut illi,
Thesauro invento qui mercenarius agrum
Illum ipsum mercatus aravit, dives amico
Hercule!)
L. II. Sat. VI. 8 — 1.

[8]) Hoc erat in votis: modus agri non ita magnus,
Hortus ubi, et tecto vicinus jugis aquae fons,
Et paulum sylvae super his foret, auctius atque
Dii melius fecere. bene est. nihil amplius oro,
Maja nate, nisi ut propria haec mihi munera faxis:
Si neque majorem feci ratione mala rem,
Nec sum facturus vitio culpave minorem.
L. II. Sat. VI. 1 — 7.

---

[1]) — si, quod adest, gratum juvat: hac prece te ero,
Pingue pecus domino facias, et cetera, praeter
Ingenium. *) v. 12 — 14.

[2]) Nunc ad me redeo, libertino patre natum,
Quem rodunt omnes, libertino patre natum.
L. I. Sat. VI. 45.
pater — — marco pauper agello. v. 71.
Non ego me claro natum patre, non ego circum
Me Satureiano vectari rura caballo,
Sed quod eram, narro. v. 58.

[3]) „Patrem habuit Horatius Flavium Flaccum, *ex generosis Ponto stirpe* oriundum. Is Flavius in Mithridatis exercitu honesto stipendio militabat; quo tempore rex Mithridates cum omnibus copiis fusus fugatusque est a L. Lucullo, apud Cabirae civitatem, A. U. C. 681. captusque est cum plerisque dignitate conspicuis, (quippe quibus solis parcendum praedixerat Lucullus, quum reliquos mactari captivos juberet) et Romam aliquanto post perductus, a quaestore Venusino inter servitia emtus est. Verum quum quaestor ex eleganti cultu egregiaque servi sui institutione suspicatus esset, magno eundem apud suos esse genere, idque tandem verum esse comperisset, liberum eundem esse jussit, ipsique paulo post filiam, quam habebat unicam, elocavit." *Du Hamel.* Sanadon, der dieſe Stelle anführet, ſetzet hinzu: Si l'on demande à ce commentateur la preuve d'une si rare découverte, il n'en produit point d'autre que l'ode *O navis, referent*, où il prétend que Flavius Flaccus appelle figurément son fils *Pontica pinus, silvae filia nobilis.*

[4]) —— nam si natura juberet
A certis annis aevum remeare peractum
Atque alios legere ad fastum quoscunque parentes,
Optaret sibi quisque: meis contentus, honestos
Fascibus ac sellis nollem mihi sumere.
L. I. Sat. VI. 92 — 96.

---

*) Man weiß, und es iſt inſonderheit von Baxter bemerkt worden, wie gewöhnlich es dem Horaz war, mit Dilogien zu ſpielen: als Lib. I. Sat. VIII. 35. cur non hunc *Regem* jugulas, welche Baxter, in ſeiner erſten Ausgabe, Dilogiam pestiferam nennet, Lib. II. Sat. I. 82. *mala* carmina, Lib. I. Ep. XIX. 28. *mascula* Sappho. Hier iſt gar von drey Dingen die Rede, auf welche alle das *pingue* ſich beziehet. Man wird im Deutſchen ſchwerlich ein Wort finden, das, wenn es, wie in dieſer Stelle, zugleich den Aeckern, den Herden und dem Verſtande zugeeignet wird, von den beyden erſtern eine gute, und von dem letztern eine ſchlechte Beſchaffenheit hinlänglich zu erkennen giebt. Wollte man aber den Gedanken des Horaz, auf eine in unſerer Sprache mögliche Weiſe, ausdrücken; ſo würden, nach dem Erachten eines Freundes, deſſen Geſchmack nicht geringer iſt, als ſeine Gelehrſamkeit, vielleicht dieſe zwey Zeilen dazu dienen können:

Mach alles feiſt: laß Garten, Feld und Herden,
Nur nicht den Witz des Herrn, böotiſch werden!

oder!

Nur nicht den Herrn im Witz böotiſch werden.

„Das Land (Böotien) iſt zum Theil bergigt, insbeſondere des „eigentliche Aonien: das übrige iſt niedrig und eben, und hat „an vortrefflicher Weide einen Ueberfluß; die Luft daſelbſt aber „iſt ſo dick und nebligt, daß es Horaz (Epist. L. II. Ep. I. „v. 144.) für die Veranlaſſung gehalten, daß die Einwohner „berühmte Büffel **) geweſen." Die allgemeine Welthiſtorie, im fünften Theile, S. 55. v. Erasmi etc. Adagia: (Francof. 1670.) *Boeotica sus* p. 670. conf. p. 401. 402.

**) famous dunces.

Den Mantelſack ſchnürſt du ihm auf den Rücken,
So wund ihn auch ſein Herr und Bündel drücken.[1])
Der Aufzug iſt für Edle viel zu ſchlecht,
Doch deinem Stand' und deinem Sinn gerecht.
Dir iſt der Stat, auf deinen kleinen Reiſen,
Gleichgültiger, als Seneka, dem Weiſen,[2])
Und auch daheim, bey deinem irdnen Krug,
Sind Kichern, Lauch und Pflanzen dir genug.[3])

Doch biſt du Wirth an deinem Freudenfeſte,[4])
So wählſt du dir erkannte, gleiche Gäſte,
Nur wenige, nur die ſich gerne ſehn.
O möchte doch Biber die Kunſt verſtehn!
Durch dieſe Kunſt verbrüdern ſich die Herzen:
Kein falcher Freund verräth von unſern Scherzen
Wort' oder Treu. Was man beim Weine ſpricht,
Muß heilig ſeyn, und dient für Klätſcher nicht.
Soll einem Mahl nur Zwang und Ekel fehlen,
So muß Torquat zum Schaffer dich erwehlen.
Bey dir, wo nichts die Naſe runzlicht macht,
Verlängert ihr, beredt, die Sommernacht:
Wo Reinlichkeit den Tiſch beſtellt und decket,
Kein Schmutz, kein Staub den Spiegelglanz verſtecket,
Der Tiſchgeſchirr und Trinkgefäße ſchmückt,
In welchen man ſich, ungeſucht, erblickt:
Wo Treu und Luſt, ihr Bündniß recht zu ſchließen,
Falerner Wein[5]) in kleine Becher gießen.

So ſehr, Horaz, es dir Vergnügen bringt,
Wenn Phyllis dir den ſchwarzen Gram verſingt,[6])
Und doch dein Ruf, ein Lob, daß du gefallen,
Dir reizender, als alle Lieder, ſchallen.[7])
So giebt und nährt nur die Zufriedenheit
Dein ſchönſtes Glück, das täglich dich erfreut,
Der Freiheit Frucht, die nur den Weiſen rühret,
Der herrſchen kann, und würdig ſich regieret.[8])
Was in der Welt iſt von ſo hohem Werth,
Als Freyheit iſt, die jede Luſt vermehrt?

Und iſt nicht ſie dem Golde vorzuziehen?
Wer knechtiſch lebt, dem Mangel zu entfliehen,
Entbehret ſtets, im Kleinen, den Genuß.[1])
Wer immer wünſcht, und folglich fürchten muß,
Heißt dir nie frey.[2]) Wird dich die Habſucht nagen,
So hat Ariſt Erlaubniß, dirs zu ſagen:
Dein Auftrag wills.[3]) Es nimmt ein weiſer Mann,
Der Lehren giebt, noch lieber Lehren an,
Jedoch kein Geiz darf deine Luſt beſchweren:
Dir iſt es leicht, ihn männlich abzuwehren.
Den Werth des Glücks, das dir dein fruchtbar Feld,
Dein Wald, dein Bach, ohn' andrer Neid, erhält,
Kann kein Regent, kein König großer Staaten,
Kein Held im Sieg, und kein Auguſt errathen.[4])

Du biſt vergnügt: dich liebet dein Mäcen.
Wer weiß, wie er, die Menſchen einzuſehn?[5])
Wer wählt ſo wohl? Dein Herz bleibt ihm ergeben,
Und ſolchen Freund willſt du nicht überleben.[6])
Allein, ſo ſehr der Großen Beyſpiel rührt,
Und ihr Geſchmack oft Klügere verführt,
So durfteſt du dir treu und ähnlich bleiben,
Und nicht mit ihm zu unnatürlich ſchreiben.[7])

Der iſt beglückt, der ſeyn darf, was er iſt,[8])
Der Bahn und Ziel nach eignen Augen miſſt,
Nie ſklaviſch folgt, oft ſelbſt die Wege weiſet,
Ununterſucht nichts tadelt und nichts preiſet,
Und, wenn ſein Witz zum Dichter ihn beſtimmt,
Natur und Zeit zu ſeinen Führern nimmt.

Du biſt vergnügt, und lehreſt das Vergnügen,
Wie Dichter thun, die Geiz und Gram beſiegen:
Denn ein Poet, den auch ſein Herz erhebt,[9])
Beklagt das Volk, das nur nach Schätzen ſtrebt.
Der Welt zur Luſt, zum Dienſt und Unterrichte,
Sinnt er auf nichts, als ewige Gedichte.
Er macht ſich nicht durch Ränke, Zwiſt, Vergleich,
Als Mitgenoſſ', auch nicht als Vormund, reich,
Beruft ihn nicht Naſidien[10]) zu Schmäuſen,
So weiß er auch, wie dein Ofell,[11]) zu ſpeiſen:
Und ficht er nicht achilliſch in der Schlacht,
So iſt er doch auf andrer Wohl bedacht.

---

[1]) —— nunc mihi curto
Ire licet mulo, vel, si libet, usque Tarentum,
Mantica cui lumbos onere ulceret, atque eques armos.
v. 104.

[2]) Interim hoc me iter docuit, quam multa haberemus supervacua, et quam facile judicio possemus deponere, quae si quando necessitas abstulit, non sentimus ablata. ———— Vehiculum, in quod impositus sum, rusticum est. Mulae vivere se ambulando testantur, mulio excalceatus, non propter aestatem. Vix a me obtineo, ut hoc vehiculum velim videri meum. Durat adhuc perversa recti verecundia. Quoties in aliquem comitatum lautiorem incidimus, invitus erubesco: quod argumentum est, ista, quae probo, quae laudo, nondum habere certam fidem et immobilem. Qui sordido vehiculo erubescit, pretioso gloriatur. Parum adhuc profeci: nondum audeo frugalitatem palam ferre: etiam nunc curo opiniones viatorum. *Seneca*, Epist. LXXXVII.

[3]) Inde domum me
Ad porri et ciceris refero, laganique catinum etc.
L. I. Sat. VI. 117.

[4]) Haec ego procurare et idoneus imperor, et non
Invitus: ne turpe toral, ne sordida mappa
Corruget nares: ne non et cantharus et lanx
Ostendat tibi te: ne fidos inter amicos
Sit qui dicta foras eliminet: ut coeat par
Jungaturque pari.
L. I. Ep. V. ad Torquatum,
v. 21 — 26.

Impune licebit
Aestivam sermone benigno tendere noctem.
L. I. Ep. V. v. 10.

[5]) Vina bibes iterum Tauro diffusa, palustres
Inter Minturnas Sinuessanumque Petrinum.
v. 4. 5.

[6]) Condisce modos, amanda
Voce quos reddas: minuentur atrae
Carmine curae.
L. IV. Carm. XI. ad Phyllidem.

[7]) —— famae, quae carmine gratior aurem
Occupet humanam.
L. II. Sat. II. 94.

[8]) Quisnam igitur liber? Sapiens, sibi qui imperiosus: etc.
L. II. Sat. VII. 83.

Animum rege, qui, nisi paret,
Imperat: hunc frenis, hunc tu compesce catena.
L. I. Ep. II. 62.

[1]) qui pauperiem veritus, potiore metallis
Libertate caret — — — — atque
Serviet aeternum, quia parvo nesciet uti
L. I. Ep. X. 39.

[2]) qui cupiet, metuet quoque porro;
Qui metuens vivet, liber mihi non erit unquam.
L. I. Ep. XVI. 65. (cf. Ep. VI.)

[3]) Laetus sorte tua vives sapienter, Aristi,
Nec me dimittes incastigatum, ubi plura
Cogere quam satis est, ac non cessare videbor.
L. I. Ep. X. 44.

[4]) Purae rivus aquae, silvaque jugerum
Paucorum, et segetis certa fides meae,
Fulgentem imperio fertilis Africae
Fallit sorte beatior.
L. III. Carm. XVI. 29 — 32.

[5]) quia non ut forsit honorem
Jure mihi invideat quivis, ita te quoque amicum:
Praesertim cautum dignos assumere, prava
Ambitione procul.
L. I. Sat. VI. 49.

paucorum hominum, et mentis bene sanae.
L. I. Sat. IX. 44.

[6]) v. L. II. Carm. XVII.

[7]) v. *Meibomii* Maecenat. Cap. XXIII. p. 141.

[8]) Rarement un Esprit ose être ce qu'il est.
Boileau, Epitre IX. 74.

[9]) Vatis avarus
Non temere est animus: versus amat, hoc studet unum:
—— —— —— ——
Non fraudem socio, puerove incogitat ullam
Pupillo: vivit siliquis et pane secundo:
Militiae quamquam piger ac malus, utilis urbi.
L. II. Ep. I. 120.

[10]) v. L. II. Sat. VIII.

[11]) v. L. II. Sat. II.

Denn ist es wahr, daß man durch Kleinigkeiten
Dem Großen hilft; und wer wird dieß bestreiten?
So bildet er der Kindheit zarten Mund,
Und macht ihr früh der Sprache Wohllaut kund,
Gewöhnt das Ohr, der Wörter Wahl zu lernen,
Im Ausdruck sich vom Pöbel zu entfernen:
Dann giebt er auch dem Herzen die Gestalt,
Durch treuen Rath, durch freundliche Gewalt.
Die Rauhigkeit der Sitten, die verwildern,
Den Neid, den Zorn weiß seine Kunst zu mildern.
Ein Dichter lehrt das menschliche Geschlecht
Der Tugend Reiz und ihrer Thaten Recht.
Ein Dichter stellt für Zeiten, die entstehen,
Exempel dar, den Mustern nachzugehen,
Erleichtert oft des Armen Last und Hohn,
Und mäßiget des Kranken Klageton. [1])
Die den Homer, wie du, mit Einsicht lesen,
Sehn, daß schon er ein Menschenfreund gewesen. [2])

Du bist es auch, und selbst Petrarch gestand, [3])
Wie sehr er sich durch dich veredelt fand.
Dein weiser Rath lehrt Vorurtheile hassen,
Erhellt den Witz, und macht das Herz gelassen.
Zufriedenheit besänftigt unsern Muth,
Und sie allein nennt jede Fügung gut.
Selbst im Palast, wie in beschilften Häusern,
Ist keine Zeit ihr golden oder eisern.

Du bist daher, in Rom und in Athen, [4])
Ein Aristipp, [5]) und nicht ein Diogen.
Den Größesten, [6]) den Schönsten [7]) zu gefallen
Die Gabe schenkt das karge Glück nicht allen.

Wie deren Ruhm die Ewigkeit gewinnt,
Die Weisen hold und Dichtern günstig sind,
So wird nicht der zum Thron der Ehre dringen,
Den Weise scheun, und Dichter nie besingen.

Doch was sie mehr als aller Beyfall ehrt.
Mein Freund Horaz, das ist ihr eigner Werth:
Mit eignem Werth, als einem Schirm umgeben,
Heißt jeder Tag dich, sonder Aufschub, leben. [*])

Wann werd' ich einst, in unbelauschter Ruh,
Nicht so berühmt; nur so vergnügt, wie du?

Phantas.

Es schreibt, mit leichter Hand, der leere Phantas,
Bey ungeduldgem Müßiggang,
Ohn' Achtsamkeit, Beruf und Zwang,
Ohn' Ordnung und Zusammenhang,
In eines Buchs Gestalt, geschwind ich weiß nicht was.
Ist dieß nicht stets erlaubt gewesen?
Er schreibt ja, wie die meisten lesen.

Geschenke.

„Wer nur zu schenken hat, ist wie ein Edelstein:
„Wohin er sich auch kehrt, strahlt seiner Klugheit Schein." [**])
Wie leicht ists Reichen, klug zu seyn!

Vorzug dieses Jahrs.
1752.

Was nimmt jetzt ab? Das Silber und die Treue.
Was nimmt jetzt zu? Das Gold und der Verstand.
Nichts ist so wahr: nichts ist so sehr bekannt,
Und jeder Tag beweiset es aufs neue.
Unzählbar sind, zu unsrer güldnen Zeit,
Erleuchtete, beredte, theure Männer:
Selbst Jünglinge. Nicht die Erfahrenheit,
Die Zaubernde, schon die Natur verleiht
Statisten, Philosophen, Kenner.

An Omphus.
1754.

Erdichte stets; man gönnt dir das Vergnügen.
Doch nur der Witz bringt der Erfindung Lob,
Du täuschest dich, statt andre zu betrügen.
Nimm Unterricht: dein Mährchen ist zu grob;
Beehre mich mit einer feinern Lügen.

Rath.

Ihr, die ihr wagt, und stets geschäftig seyd,
Durch Vortheil reich, durch Knechtschaft groß zu werden,
Begebt euch ja des Vorzugs voll Beschwerden,
Den Geist, Geschmack und Wissenschaft verleiht,
Erhebet euch! doch nie in Witz und Wissen:
Witz bringt Gefahr, und Zweifel geben Qual.
O kenntet ihr die Sorgfalt edler Wahl;
Was würd' euch nicht verächtlich werden müssen?

---

[1]) Si das hoc, parvis quoque rebus magna juvari;
Os tenerum pueri balbumque poëta figurat:
Torquet ab obscoenis jam nunc sermonibus aurem:
Mox etiam pectus praeceptis format amicis,
Asperitatis et invidiae corrector et irae;
Recte facta refert; orientia tempora notis
Instruit exemplis: inopem solatur et aegrum.
v. 125 — 131.

[2]) v. L. I. Ep. II.

[3]) *Franciscus Petrarcha*, sui seculi vir doctissimus, dicere solitus est, se ex nullo poëta latino evasisse meliorem, quam ex *Horatio:* quod dictum *Lazarum Bonamicum* audivi mirifice praedicantem. *Georg. Fabricius*, in Praefat. Horatii, Francofurti, apud heredes Andreae Wechelii, editi 1600.

[4]) Vorzügliche Eigenschaften müssen, schon in Athen, den etwa drey und zwanzigjährigen Horaz gefällig gemacht haben, weil dort der strenge und philosophische Brutus den jungen Venusiner, quem tenues decuere comae, nitidique capilli, so lieb gewann, daß er ihn, obwohl nicht mit der glücklichsten Wahl, den würdigsten Obristen seiner Legionen an die Seite stellte. S. *Masson*, in vita Horatii, p. 45.

[5]) Er selbst erkläret car sit Aristippi potior sententia.
L. I. Ep. XVII.
Omnis Aristippum decuit color, et status, et res.
Tentantem majora, fere praesentibus aequum.
22. 23.
Nunc in Aristippi furtim praecepta relabor
Et mihi res, non me rebus submittere conor.
L. I. Ep. I. 18. 19.
Zwey Schriften machen dieses verständlicher; Aristippus Philosophus Socraticus, die in Halle, 1719, und Forresters Polite Philosopher, die in Edinburg, 1734, heraus gekommen ist. S. Bibliotheque Britannique, Tom. V. p. 206. 215.

[6]) Principibus placuisse viris, non ultima laus est.
L. I. Ep. XVII. 35.
Quicquid sum ego, quamvis
Infra Lucili censum ingeniumque, tamen me
Cum magnis vixisse invita fatebitur usque
Invidia.
L. II. Sat. I. 74.
Me primis urbis belle placuisse domique.
L. I. Ep. I. 23.

[7]) Quem scis immunem Cynarae placuisse rapaci.
L. I. Ep. XIV. 38. conf. L. I.
Carm. XIII. 21.
Ipsum me melior cum peteret Venus,
Grata detinuit compede Myrtale
Libertina etc.
L. I. Carm. XXXIII. 13.

[*]) Ille potens sui
Laetusque deget, cui licet in diem
Dixisse: VIXI.
Lib. III. Carm. XXIX. 41.
mea
Virtute me involvo, probamque
Pauperiem sine dote quaero.
v. 54.

[**]) S. Sprüchw. Salom. XVII. 8.

An Hygin, einen gesunden Alten.

Hygin, du bist von sechzig Jahren
Und nur im Kränkeln unerfahren.
Das Podagra, der Krampf, die Gicht
Verbittern dir den Steinwein nicht.
Dich kann kein Arzt zu Elixiren,
Zum Lebensöl, zum Salz verführen:
Macht er dir Aphorismen kund,
So lachst du, bist und bleibst gesund.
Ein andrer zähle seine Tage,
Und rechne nicht die Zeit der Plage,
Noch was vom Leben überhaupt
Schmerz, Krankheit oder Kummer raubt;
So scheinen ihm die Jahre minder:
Wir heissen alt, und sind noch Kinder.
Dem, der mir Nestors Dauer preist,
Und Priams Alter trefflich heisst,
Dem werd' ich nimmer Beyfall geben:
Nur die Gesundheit ist das Leben.

Mops und Hektor.*)

Der beste Freund in unsrer Welt,
Mops, war mit Hektor auferzogen,
Und blieb ihm immer unverstellt,
Mit wahrer Hundetreu gewogen.

Ihm ging es recht nach seinem Sinn;
Wo Möpschen war, da gab es Freude;
Doch Hektor zog nach Norden hin,
Und fand Verfolgung, Frost und Räude.

Wahr ist es: Hektors Unverstand
Giebt Anlaß oft ihn zu verlästern:
Er ist zu munter, zu galant,
Und lebte dort bey keuschen Schwestern.

Kaum finden sich die Brüder ein,
Und seufzen brünstig an der Schwelle,
Vom Nachbar recht gehört zu seyn,
So übertäubt sie sein Gebelle.

Er wedelt, wenn den Andachtbund
Gebet und Wink und Kuß beleben!
Er wedelt! O der Höllenhund,
Der Unschuld Aergerniß zu geben!

Er nimmt sich endlich mehr in Acht,
Damit sein Thun unsträflich scheine.
Doch Hektorn drückt schon der Verdacht;
Er ist kein Thier für die Gemeine.

Bald soll ein wohlgewählter Stein
Den ungezognen Hund ertränken;
Nur ist die Strafe fast zu klein;
Der Hunger kann noch länger kränken.

Man stößt, und schlägt, und nennt ihn toll,
Zum Vorschmack härtrer Züchtigungen:
Doch alles dient zu seinem Wohl,
Und zielt auf nichts, als Besserungen.

Der Brüderschaft ergrimmte Zucht
Häuft täglich die gewohnte Tücke.
Zuletzt dringt ihn die Noth zur Flucht,
Und halberstarrt kehrt er zurücke.

Von Mopsen wird er kaum erkannt!
So dürftig kommt er angekrochen.
Allein, so bald er sich genannt,
Wird er aufs zärtlichste berochen.

Mops spricht: Mein Freund, du jammerst mich,
Ich werde dich zu trösten wissen,
Ich lebe hier fast königlich,
Mich mästen lauter Leckerbissen.

Madame giebt mir manchen Kuß,
Manch Schmätzchen, dem kein Nachdruck fehlet.
Mir kommen sie in Ueberfluß,
Dem Manne werden sie gezählet.

Wer will, was Höhere gewollt,
Dem wird die Ehrfurcht zum Ergetzen.
Mir sind die meisten Schönen hold,
Mich lieben zwanzig junge Betzen.

Mich lobt das ganze Haus; warum?
Ich kann die Treue klüglich üben:
Ich bleibe dem Geliebten stumm,
Und belle Bettlern oder Dieben.*)

Der Hase und viele Freunde.

Wo soll man echte Freundschaft finden?
Das Lockwort klingt doch gar zu fein,
Und kann, die Herzen zu verbinden,
Der Anlaß schönster Hoffnung seyn.
Man pflegt den milden Stein der Weisen
Uns, als ein Wunder, anzupreisen.
Man lehrt, er mache mehr, als reich:
Fürwahr, ihm ist die Freundschaft gleich.

Ein jeder, der in diesen Jahren
Mir ohne Lachen widerspricht,
Ist glücklich, falls er nicht erfahren,
Wie oft man Treu und Glauben bricht.
Wird er den Vorzug nur erwerben,
In diesem süßen Wahn zu sterben;
So soll einst seines Grabes Stein
Der Welt ein seltnes Denkmal seyn.

Ein Häschen von beliebten Sitten,
Ein kleines Thier von schneller Kunst,
Erhielt durch Schmeicheln und durch Bitten
Verschiedner Thiere Lob und Gunst.
Die Hasen hatten ja vorzeiten
Weit mehr als jetzo, zu bedeuten.
Als keiner unsern Stutzern glich,
Da war auch keiner lächerlich.

Er wandte sich zu allen Freunden,
Um ihren Beytritt zu erflehn,
Den Hunden, seinen ärgsten Feinden,
Zu steuren, oder zu entgehn.
Man sprach: dein Leben zu erhalten
Soll unser Eifer nie erkalten;
Der deinem Balg ein Häutchen krümmt,
Dem ist von uns der Tod bestimmt.

Der muntre Hänsel ist zufrieden,
Und schätzt sich großen Hansen gleich.
Die Sicherheit, die ihm beschieden,
Vertauscht er um kein Königreich.
Ihn will so mancher Beystand schützen.
Was darf er nun in Aengsten sitzen?
Mein, unter vieler Starken Hut
Fehlt es auch Hasen nicht an Muth.

Er lebet ohne Noth und Sorgen,
So unverzagt, als ungestört,
Weil sich mit jedem schönen Morgen,
Mit jedem Thau sein Frühstück mehrt.
Sein rascher Lauf verläßt die Wälder,
Durchstreift die Triften und die Felder,
Wo in beglückter Sicherheit
Ihn Gras und Laub und Frucht erfreut.

Wie oft vergällt erwünschte Stunden
Verhaßter Stunden Ungemach!
Ein Jäger eilt mit schlauen Hunden
Der Spur des armen Hänsels nach.
Hier ist kein Freund, ihm jetzt zu rathen:
Er fährt, er läuft durch Busch und Saaten,
Er drückt sich oft, so gut er kann;
Doch alle Hunde schlagen an.

---

*) Der Beschluß dieser Fabel enthält zum Theil den Gedanken des du Bellay, in seiner bekannten Grabschrift eines Hundes; Latratu fures excepi etc. welche von A. Arnauld verändert, aber nicht verbessert worden. S. die *Menagiana*, im dritten Theile der pariſischen Auflage, (von 1729.) p. 268. 270. und was hierüber in den *Ducatianis* T. II. p. 267. 268. angemerkt worden.

Er rennt, und setzt durch Forst und Stege;
Sein Absprung aber hilft ihm nicht.
Doch endlich kömmt, auf einem Wege,
Sein Freund, das Pferd, ihm zu Gesicht.
Er sagt: dieß tolle Hetzenreuten
Scheint meinen Tod mir anzudeuten.
Doch nimmt mich nur dein Rücken auf,
So spürt kein Stöber meinen Lauf.

Das Pferd versetzt: Mein Herr, ich sehe
Des Unfalls Größe noch nicht ein.
So mancher Freund ist in der Nähe,
Und jeder wird behülflich seyn.
Die Treu erleichtert Müh und Bürde;
Sie wissen, wie ich dienen würde:
So aber wohnt nicht weit von hier
Ein ungleich stärkrer Freund, der Stier.

Er eilt durch Heide, Busch und Hecken,
Und fleht den Stier um Rettung an.
Der spricht: Ich will nur frey entdecken,
Warum ich dir nicht helfen kann.
Du kennest meiner Freundschaft Triebe;
Jedoch die Freundschaft weicht der Liebe.
Dort läßt sich meine Schöne sehn.
Du mußt zu jener Ziege gehn.

Die Ziege hört des Hasen Klagen,
Mit angenommner Traurigkeit,
Und hält, ihm alles abzuschlagen,
Sich zu der Ausflucht schon bereit.
Sie meckert: Dich jetzt aufzunehmen,
Wird jenes Schaf sich bald bequemen.
Dir ist ja seine Gutheit kund.
Mir, leider! ist der Rücken wund.

Der Arme flieht mit bangen Schritten,
Sucht, und erreicht das ferne Schaf,
Das, unbewegt bey seinen Bitten,
An Furcht den Flüchtling übertraf.
Es klagt: Vor Feinden dich zu schützen,
Wird meine Schwäche wenig nützen.
Ich zittre ja so sehr, als du;
Doch eile jenem Füllen zu.

Das sprach: Wenn wir jetzt Beystand hätten,
So trotzt' ich gerne die Gewalt.
Ich bin zu jung, dich zu erretten,
Und mein Herr Vater ist zu alt.
Ich sehe schon die Hunde kommen:
Nur frischen Muth und Lauf genommen!
Doch, wenn dein Tod uns trennen soll;
Geliebter Hänsel, fahre wohl!

Der Falk.

Wem ist dein Ruhm, dein Vorzug unbekannt,
Hetrurien, der Künstler Vaterland,
Wo die Natur, das Auge zu entzücken,
Recht sinnreich ist, Berg, Thal und Busch zu schmücken,
Und Wahl und Kunst, durch edelmüthgen Fleiß,
Der Schöpferin klug nachzuahmen weiß?
Der Arno sah hier sonst an seinem Schilfe
Den Pan voll Muth und Nymphen ohne Hülfe,
Und noch erblickt sein reizendes Revier
Der Schönen Schar und Lieb' und Lust mit ihr.

Dort, in Florenz, verehrte man vorzeiten
Ein schönes Weib, voll Stolz, und Trefflichkeiten.
Es war nur sie dem Wunder aller Welt,
Der Venus gleich, die Cosmus *) aufgestellt.
Sie war es nur, die Aller Sehnsucht übte,
Geliebet ward, und keinen wieder liebte:

*) Die mediceische Venus stand ehemals im mediceischen Palaste zu Rom, von wo sie, zu Zeiten des Pabstes Innocenz XI. auf des Großherzogs Cosmo III. Befehl, nach Florenz gebracht, und in dem kostbaren Zimmer, La Tribuna, aufgestellet worden. S. Keyßlers Reisen, im ersten Theile, S. 499.

Frau Silvia, *) für die so manche Nacht
Der Stutzer Volk geseufzet und gewacht,
Und, schlief es ja, mehr als ihr Ehegatte,
Zum langen Traum nur sie gewünschet hatte.

An Zärtlichkeit und an Verehrung glich
Kein Einziger dem edlen Friederich. **)
Nicht nur sein Gut, er hätte selbst sein Leben,
Um einen Kuß, bezaubert, hingegeben.
Er wußte wohl, das Geld erkauft den Sieg
Unzweifelhaft, sowohl in Lieb', als Krieg,
Sprengt Schlösser auf, kann Wall und Burg ersteigen,
Wiegt Wächter ein, macht Knecht und Mägde schweigen,
Und wiederum, schnell wie das Spiel sich dreht,
Den Knecht, die Magd verführerisch beredt.
Nichts lockt so sehr von Allem, was wir kennen;
Nichts auf der Welt ist freundlicher zu nennen.
Avidien! ***) dir lacht in der Natur
Nichts, als das Geld: sonst alles lächelt nur.
Nichts gleicht, für dich, an Liebreiz, und an Freude,
Dem Sonnen-Erz, der besten Augenweide.
Doch Friedrich war kein Avidien:
Nur Silvia war ihm auf Erden schön.
Er glaubte sich glückselig im Verschwenden,
Für Silvien auch Alles aufzuwenden.
Allein umsonst, wie viel er auch erfand;
Ein trockner Kuß auf Handschuh oder Hand,
Ein kurzer Dank, womit sie ihn beehrte,
Der ihren Stolz durch Pracht und Knechtschaft mehrte,
Ein karges Lob, ein seltner Seitenblick,
Das war sein Lohn, das war sein ganzes Glück.

So ward er arm, weit früher, als er dachte,
Weil er noch stets aus Hufen Barschaft machte.
Dieß Rittergut und jenes Markisat
Versilberten noch immer seinen Staat;
Doch nur ein Jahr. Anselmo, sein Verwalter,
Ist insgeheim sein jüdischer Erhalter,
Kauft einen Hof; bar, doch für halbes Geld,
Zu diesem Hof' ein großes Ackerfeld,
Zu diesem Feld' ein Vorwerk, und die Pflege,
Die Fischerey, die Jagd, und das Gehäge,
Und, weil Pandolf, ein Wechsler, Vorschuß thut,
Zum vorigen das Schloß, das Rittergut,
Der Erbschaft Kern. Sein Herr läßt sich betriegen,
Und jedes Gut in fremde Hände fliegen.
Die Lieb' ist schlau; allein sie rechnet schlecht,
Und gegen sich ist sie oft ungerecht,
Sie sammlet nicht. Die milde Kunst zu lieben
Gleicht nie der Kunst, die Xenophon beschrieben. †)

Für Friederich verblieb nur dreyerley:
Ein Pferd, ein Falk, und eine Meyerey.
Sonst hatt' er nichts, als taube, falsche Freunde.
Die Freunde gieb, o Himmel, meinem Feinde!
Doch, Himmel, nein! so hab' ich nie gehaßt,
Und diesen Fluch hat nicht mein Herz verfaßt.
Kein einziger war willig, ihm zu dienen.
Sie ließen ihn, als einen Baum, vergrünen,
Der Schatten gab, dem man noch helfen kann:
Ihm half man nicht, ihn sah man nicht mehr an.
Ein Tischfreund sprach: Er ist recht zu beklagen;
Der andre: Ja! das wollt' ich eben sagen.
Der dritte schwieg, und jeglicher vergaß,
Was er zuvor allein in ihm besaß,
Der, wenn er nur der Freunde Mangel wußte,
Voll Ungeduld, ihn hilfreich heben mußte,
Der jeder Kunst, der Tonkunst, Poesie,
Und Malerey, weit mehr als Lob verlieh,
Und Silvien, zum Vortheil vieler Leute,
Turniere, Ball und Lustbarkeiten weihte.

*) Monna Giovanna, beym Boccaz und Sanfovin: Madame Clitie beym La Fontaine.

**) Un giovane chiamato *Federigo* di Messer Phillippo *Alberighi*, in opera d'arme et in cortesia pregiato sopra ogn' altro donzel di Toscana. *Boccaccio*, Giorn. V. Nov. 9. Istoria del Decamerone scritta da D. M. *Manni* (in Firenze, 1742.) P. II. c. LII. p. 363.

***) —— Avidienus,
Cui Canis ex vero ductum cognomen adhaeret etc.
Hor. Sat. II. 2.

†) Die Haushaltungskunst.

Wie hätten sonst Stand, Jugend, Aufwand, Pracht
Ihm in Florenz die Schönen hold gemacht!
Sie gönnten nicht der Silvien ihr Glücke.
Der Wink zur Lust, die Sprache schlauer Blicke,
Der Seufzer Ruf, der schmeichelhafte Scherz
Verfolgten ihn, und buhlten um sein Herz.
Doch ward sein Herz von keinem Reiz bemeistert;
Es ward allein von Silvien begeistert.
Was er gedacht, empfand, und hört', und sah,
Und sprach, und schrieb, ward alles Silvia.
In diesem Wahn und eingenommnen Sinnen
Sah er sein Gut, wie lockern Schnee, zerrinnen,
Der sternend glänzt, das Auge blendend rührt,
Doch allgemach in Tropfen sich verliert.
So mußt' er bald der schönen Markisaten,
Die er besaß, bey neuer Noth, entrathen,
Und, weil die Reih' auch bald die Grafschaft traf,
So floh die nach; nun war er nicht mehr Graf.
Wie kränkt' ihn das! Die Wollust stolzer Ohren,
Des Namens Schmuck, der Titel ging verlohren.

In Frankreich ist Markis von hohem Ton,
In Welschland Graf, und anderswo Baron.
So heißt man gern: auch lernet diese Namen
Manch Bürgerkind, auf Reisen, nachzuahmen;
Daher ihm auch die Wirthin und der Wirth
Gehorsamst dient, und, sich zum Vortheil, irrt.

Der Silvia Gemahl und Herr und Hüter
Hatt' um Florenz viel angestammte Güter,
War reich und groß; und Friedrichs Göttin nahm
Nichts von ihm an, wenn er zu opfern kam.
Es war ihr Herz zu edel, zu erhaben.
Sie duldete den Geber, nicht die Gaben,
Und stellt' ihm nur den steten Aufwand frey,
Den öftern Ball, die öftre Mummerey,
Das Ritterspiel, das rauschende Gepränge,
Der Ehrenmahl' und Freudenfeste Menge,
Womit er ihr Geburts- und Namenstag,
Und manchen mehr, stolz zu verschönern pflag.
Doch auch kein Kuß vergnügte seine Triebe.
Er ist und bleibt ein Märtyrer der Liebe.
Die Hoffnung selbst versüßt nicht sein Bemühn.
Er muß nunmehr die Mevcrey beziehn.
Er muß die Stadt, den Sitz gewohnter Freuden,
Er muß auch sie, die er vergöttert, meiden.
Betrübter Trost, daß ihn ein Dach versteckt,
Ein Dach von Rohr, das halb sein Haus bedeckt,
Das wüste Haus, wo in der Mauer Ritzen
Ein Marder wirft, und Kauz und Eule sitzen,
Und Licht und Tag, grausamer als die Nacht,
An jeder Wand nur Elend sichtbar macht!

Hier wohnt er nun; beschämt, daß seine Treue
Sein Unglück ist; doch immer ohne Reue.
Er klagt nur sich, nur sein Verhängniß an,
Daß Silvia ihn nimmer lieb gewann.
Er klaget nur, daß er so stolz gewesen,
Zur Schönen sich die Schönste zu erlesen.
Er hatte hier, im öden Aufenthalt,
Ein greises Weib von widriger Gestalt,
Von trägem Dienst, voll Husten, Gicht und Jammer:
Die Küche glich der leeren Speisekammer.
Im alten Stall stand traurig und allein
Ein gutes Pferd, doch nicht von Knochen fein,
Und unterm Dach saß einsam, auf der Stange,
Sein edler Falk. Dem war im Hühnerfange
Kein andrer gleich. Mit dem ritt er ins Land,
Und opferte dem Gram, den er empfand,
Manch Rebhuhn auf, als ob es büßen sollte,
Daß Silvia ihn nicht erhören wollte.
So lebte hier der gute Friederich,
Durch eigne Schuld, verlassen, kümmerlich,
Und stets verliebt. Der Unmuth, der ihn plagte,
Stieg mit zu Pferd, und trieb ihn, wann er jagte.
Sein zärtlich Herz war seine größte Qual.

Indessen starb der Silvia Gemahl,
Und hinterließ nur einen Sohn zum Erben,
Ein schwaches Kind, und, sollte der versterben,
So hatt' er sie im Testament bedacht,
Und diesem Sohn zur Erbin sie gemacht.
Sie wollte nun, um ruhiger zu leben,
Sich auf das Land und in ein Schloß begeben;
Von Friedrichs Hof lag es fünf hundert Schritt;
Und nahm dahin den kleinen Junker mit.
Dort wird er krank. Was sie erleiden müssen,
Da Arzt und Tod ihr ihren Herrn entrissen,
Traf nicht so sehr ihr eheliches Herz,
Als dieses Weh, und ihres Söhnchens Schmerz.
Den ganzen Tag sitzt sie vor seinem Bette,
Und forscht, und fragt, was er doch gerne hätte,
Ob dieß? ob das? was ihrem Kleinen fehlt?
Was er zur Lust, was er zur Speise wählt?
Sie will sich gern nach seinem Sinn bequemen.
Er weigert sich, was sie ihm giebt, zu nehmen.
Er weist es ab, schreyt, lärmt, ist nimmer still.
Nur jener Falk ist was er haben will.
Sonst will er nichts. Seit dem man ihm erzählet,
Daß dieser Falk noch nie den Raub verfehlet,
Daß er so scharf von Aug' und Klauen *) sey,
Sonst lustig, zahm, nicht falsch, nicht menschenscheu,
Seit dieser Zeit war es einmal geschehen,
Daß er ihn selbst und seinen Herrn gesehen,
Der dieses Kind an seinen Busen drückt,
Und einen Kuß, durch ihn, der Mutter schickt.
Den Falken nun, den will er, und sonst keinen.
Sonst ruht er nicht: sonst kann er nichts, als weinen.
Die Mutter seufzt. Sie wußte freylich wohl,
Wie sehr man oft den Kindern fügen soll.
Doch kann sie sich, ja darf sie sich entschließen,
Den Friederich um etwas zu begrüßen,
Das ihn vielleicht oft vor dem Hunger schützt,
Das Einzige, das er zur Jagd besitzt,
Das Einzige, was ihm das Glück gelassen?
Hat er nicht Recht, nunmehro mich zu hassen?
Erwies ich ihm, als er sich mir geweiht,
Nur mich verehrt, die mindste Dankbarkeit?
Wie kann ich nun ihm unter Augen gehen?
Wie, unbeschämt, um seinen Falken flehen?
Ich, deren Stolz ihn in sein Elend stürzt,
Ihn, dessen Noth gewiß sein Leben kürzt!
Doch kann mein Sohn nicht sterben, und nicht leben.
Ich soll, ich muß ihm diesen Falken geben.
Wie quält er sich! er schlummert keine Nacht,
Als bis man ihm zum Falken Hoffnung macht.
Es sey gewagt! mein Freund läßt sich erbitten:
Ich kenne ja sein Herz und seine Sitten.

Am nächsten Tag', als nur der Morgen scheint,
Eilt sie zum Hof, und sucht den treuen Freund,
Und findet ihn in seinem kleinen Garten.
Er war bemüht, die Sprößlinge zu warten.
Sie geht zu ihm, unangemeldt, hinein.
Bald sieht er sie. Wie kann es möglich seyn,
Spricht er entzückt, daß ich dich hier verehre?
Ich glaub' es kaum, da ich dich seh', und höre.
So bin ich dir doch heute nicht verhaßt!
O nein, mein Herr! zu dir komm ich als Gast. . . .
Als Gast? zu mir? Erblicke mit Erbarmen
Den Liebenden, den Flüchtling, und den Armen,
Und höhn' ihn nicht. Was hat dich hergebracht?
Denn dein Besuch war mir nicht zugedacht. . . .
Mein Freund, du irrst. Das will ich dir beweisen.
Ich bleibe hier, und kam, mit dir zu speisen . . . .
Was hätt' ich wohl! an allem leid' ich Noth.
Was tisch' ich auf! . . . Wie? Hast du denn kein Brod?
Versetzte sie. Gleich geht er aufzusuchen,
Ob noch vielleicht ein guter Honigkuchen,
Ob frisches Speck, ein unverächtlich Ey,
Ob etwas sonst zum Mahl vorhanden sey.
Da flieget ihm sein schöner Falk entgegen,
Sein treuer Falk. Ohn' alles Ueberlegen
Erwürgt er ihn, rupft ihm die Federn aus,
Und hackt ihn klein, und eilt, und läuft durchs Haus.
Selbst ist der Mann; er selbst will alles holen.
Doch wird der Tisch der Alten anbefohlen.
Ihr Herz verwünscht den plötzlichen Besuch!
Doch langt sie bald das Tisch- und Tellertuch,
Mit Wahl, hervor, setzt in das Zimmer Manen,
Pflückt Quendel ab, die Tafel zu bestreuen,
Holt Rosmarin; dem wird der Majoran,
Die Ringelblum', und mehr hinzugethan.

*) Sonst heißt der Fuß des Falken und des Habichts bey den Falknern Hand, und sie nennen seine Klauen Finger.

Man sitzt, man ißt; und, um ihn zu verbinden,
Scheint Silvia hier alles schön zu finden.
Noch kein Gericht hat ihr so gut geschmeckt.
Warum sie kam, wird ihm nach Tisch entdeckt.

Vergönnst du mir, mich dir zu offenbaren?
Wo fang' ich an? Wie weiß ich fortzufahren?
Ich fordre dir, mit Unrecht, alles ab,
Was noch bisher dir Trost und Freude gab.
Doch könntest du die Mutterliebe kennen,
Du würdest mich beklagenswürdig nennen.
Erbarme dich! Ach Freund, betrachte nur
Die Regungen der Pflicht und der Natur.
Mein Sohn ist krank; ihn nagt ein innrer Kummer,
Der seltsam ist, und raubt ihm Kraft und Schlummer:
Denn dieser Sohn, mein einzig Kind, erstirbt,
Falls nicht mein Flehn den Falken ihm erwirbt;
So heftig ist sein einziges Begehren.
Du seufzest schon; ach glaube meinen Zähren.
Ach hätte mir mein langer Widerstand,
Mein spröder Stolz nicht ganz dein Herz entwandt!
Dein edles Herz! doch wolltest du ermessen. . .

Der Falk ist hin: du hast davon gegessen,
Spricht Friederich; und seine Herrscherin
Fragt ihn bestürzt: Was hör ich? ist er hin?
Der Arme sagt: ach hätt' ich dir, mein Leben,
Vergieb diß Wort, dafür mein Herz gegeben!
Zum Unglück nur treibt mich mein Schicksal an:
Ich soll nichts thun, das dich gewinnen kann,
Dich, Silvia. Dir etwas vorzusetzen,
War dein Geheiß, und ward mir zum Ergetzen.
Ich suchte nach: ich sah den Boden leer,
Und auch mein Falk fand kaum noch Aetzung mehr.
Ihn würgt' ich ab, gleichgültig, ohne Reue:
Ihn opfert' ich der Schönheit, und der Treue.
Wie? seufzest du? Ist etwas uns zu werth,
Wenn die erscheint, die unsre Brust verehrt?
Doch hör' jetzt auf, die deinige zu quälen.
Es soll dir nicht an einem Falken fehlen.
Ich schaff' ihn dir von starkem Muth und Flug.

Die Wittwe sagt: o nein; es ist genug!
Du giebst mir jetzt das größte Liebeszeichen,
Mein bester Freund! Es mag mein Sohn erbleichen,
Der Himmel mag ihn länger mir verleihn;
So dank' ich dir. Kehr' oftmals bey uns ein.
Versprich es doch: versprich es, bald zu kommen.
Du wirst gewiß erkenntlich aufgenommen.
Sie reicht ihm selbst die Rechte lächelnd dar,
Die weisse Hand, die sonst so furchtsam war.
Nun darf er sich mit tausend Küssen rächen.
Sein Mund verstummt, und seine Thränen sprechen.

Der kranke Sohn folgt bald dem Vater nach.
Der zweyte Tag fand ihn geschröpft und schwach,
Der dritte todt; und, über sein Erblassen,
Will Silvia sich gar nicht trösten lassen.
Allein der Bund der Liebe mit der Zeit
Ist viel zu stark für ihre Traurigkeit.

Nicht bloß aus Dank; auch weil ihr Herz ihn wählet,
Wird Friederich mit Silvien vermählet.

Der verliebte Bauer.*)

Rühmt mir des Schulzens Tochter nicht;
Nein, sagt nur, sie ist reich.
Im ganzen Dorf ist kein Gesicht
Der flinken Hanne gleich.
Dis Mensch gefällt, auch ungeputzt,
Ich sag' es ohne Scheu,
Trotz mancher, die in Flittern stutzt;
Sie sey auch wer sie sey.

Wie frey und weiß ist ihre Stirn
Und roth und frisch ihr Mund!
Wie glatt der Haarzopf meiner Dirn
Und ihre Brust wie rund!
Ihr Aug' ist schwarz wie reifer Schlee:
Schier komm' ich auf den Wahn,
Wann ich ihr lang' ins Auge seh,
Sie hat mirs angethan.

Ihr wißt, wie wir im Rosenmond
Die Mayen hier gepflanzt;
Da ward der Füße nicht geschont,
Da hat sichs gnug getanzt.
Des Schaffers Tenne knarrte recht,
Wir schäkerten uns satt,
Der Hüfner Heins und Hans, der Knecht,
Und Hartwig aus der Stadt.

Den Vorreihn, Nachbarn, ließ man ihr:
Flugs rief sie mich herbey.
Beym Element! wie flogen wir
Nach Kilians Schallmey.
Wenn Hanne nur in Schaukeln schwebt,
Wie muthig steigt ihr Schwung!
Und wenn sie sich im Tanzen hebt,
Wie schön ist jeder Sprung!

Allein beym Kehraus glitschte sie;
Doch ich ergriff sie stracks,
Und dafür sah ich auch ein Knie,
Das war so weiß als Wachs.
Des Pfarrers Muthe schimpft' aus Neid
Und zwackte mich gar an.
Ich sprach: Mensch, laßt mich ungeheyt
Und kneipt den Leyermann'.

Mein Liebchen ging mit mir ins Feld:
Ich half ihr übern Zaun.
Da hab ich mich nicht mehr verstellt,
Sie war bey guter Laun.
Wir lagerten uns drauf ins Gras
Wie Nachbarskinder thun;
Doch ich empfand, ich weiß nicht was,
Das ließ mich gar nicht ruhn.

Gnug, daß sie mich ihr Bübchen hieß,
Mir Hand und Guschel reicht'
Und mir ein saftig Schmätzchen ließ,
Dem auch der Most nicht gleicht.
Ihr schmunzelt! Denket, was ihr wollt.
Glaubt, daß sie euch nur neckt,
Und daß ihr nicht erfahren sollt,
Was Hannens Mieder deckt.

Die Edelfrau ist zart und fein;
Mein Mensch ist wohl so schön.
Sollt' ich nur ihr Leibeigner seyn,
Den Dienst wollt ich versehn.
Ihr, die ihr gern was neues wißt,
Das euch die Ohren kraut,
Hört, was ihr alle wissen müßt:
Sie ist schon meine Braut.

Der Herr Magister merkt schon was;
Bring' ich den Decem hin,
So fragt er mich ohn Unterlaß,
Ob ich verplempert bin?
Und wann sie in die Kirche tritt,
So singt er, glaubt es mir,
Noch weniger als sonsten mit,
Und schielt und gafft nach ihr.

Die Hochzeit soll auch bald geschehn,
Noch vor der Ernte Zeit.
Da sollt ihr manchen Luftsprung sehn,
Der Leib und Seel erfreut.
Die ganze Dorfschaft komme mir,
Sie soll willkommen seyn;
Und ich versprech' euch Kirmißbier
Und guten Firnewein.

Der Morgen.

Und lockt die Morgenröthe
In Busch und Wald.
Wo schon der Hirten Flöte
Ins Land erschallt.
Die Lerche steigt und schwirret
Von Lust erregt;
Die Taube lacht und girret,
Die Wachtel schlägt.

*) Fr. v. Hagedorn's poet. Werke. Th. III.

Die Hügel und die Weide
Stehn aufgehellt,
Und Fruchtbarkeit und Freude
Beblümt das Feld.
Der Schmelz der grünen Flächen
Glänzt voller Pracht,
Und von den klaren Bächen
Entweicht die Nacht.

Der Hügel weiße Bürde,
Der Schafe Zucht,
Drängt sich aus Stall und Hürde
Mit froher Flucht.
Seht, wie der Mann der Herde
Den Morgen fühlt,
Und auf der frischen Erde
Den Buhler spielt!

Der Jäger macht schon rege
Und hetzt das Reh
Durch blutbetriefte Wege,
Durch Busch und Klee.
Sein Hifthorn giebt das Zeichen;
Man eilt herbey;
Gleich schallt aus allen Sträuchen
Das Jagdgeschrey.

Doch Phyllis Herz erbebet
Bey dieser Luft!
Nur Zärtlichkeit belebet
Die sanfte Brust.
Laß uns die Thäler suchen,
Geliebtes Kind,
Wo wir von Berg und Buchen
Umschlossen sind!

Erkenne dich im Bilde
Von jener Flur!
Sey stets, wie dieß Gefilde,
Schön durch Natur;
Erwünschter als der Morgen,
Hold wie sein Strahl;
So frey von Stolz und Sorgen
Wie dieses Thal!

Die verliebte Verzweiflung.

Gewiß, der ist Beklagens werth,
Den seine Göttin nicht erhöret,
Dem alle Seufzer nichts erwerben.
Er muß fast immer schlaflos seyn,
Und weinen, girren, winseln, schreyn,
Sich martern, und dann sterben.

Grausame Laura! rief Pedrill,
Grausame! die mein Unglück will,
Für dich muß ich noch heut' erblassen.
Stracks rennet er in vollem Lauf
Bis an des Hauses Dach hinauf,
Und guckt dort in die Gassen.

Bald, als er Essen sah und roch,
Befragt' er sich: Wie! leb' ich noch?
Und zog ein Messer aus der Scheiden.
O Liebe! sagt' er, deiner Wuth
Weih ich den Mordstahl und mein Blut:
Und fing an — Brod zu schneiden.

Nach glücklich eingenommnem Mahl
Erwägt er seine Liebesqual,
Und will nunmehr durch Gift erbleichen.
Er öffnet eine Flasche Wein,
Und läßt, des Giftes voll zu seyn,
Sich noch die zweyte reichen.

Hernach verflucht er sein Geschick,
Und holet Schemel, Nagel, Strick,
Und schwört, nun soll die That geschehen.
Doch, ach! was kann betrübter seyn?
Der Strick ist schwach, der Nagel klein,
Der Schemel will nicht stehen.

Er wählt noch eine Todesart,
Und denkt: Wer sich erstickt, der spart,
Und darf für Gift und Strick nicht sorgen.
Drauf gähnt er, seufzet, eilt zur Ruh,
Kriecht in sein Bett und deckt sich zu,
Und schläft bis an den Morgen.

Friedrich Gustav Hagemann

ward 1760 zu Oranienbaum geboren, widmete sich der Bühne und betrat dieselbe zuerst 1785 bei der Großmann'schen Gesellschaft zu Hannover, dann ward er Mitglied des Theaters zu Altona und später zu Breslau, wo er, unverbürgten Nachrichten zufolge, noch als Privatmann leben soll.

Er gab heraus:

Franz von Sassenheim und Adelheit v. Baar. Lübeck 1785.
Vermischte Gedichte. Leipzig 1788
Kleine Stücke für die deutsche Schaubühne. Lübeck 1784.
Neue Schauspiele. 2 Thle. Eisenach 1792—1810.
Neuester Beitrag zum deutschen Theater. Breslau 1810.

Davon einzeln:

Die Eroberung von Valenciennes. Hannover 1793.
Die Favoritin. Breslau 1801.
Der Fremdling. Hannover 1793.
Friedrich von Oldenburg. Hannover 1794.
Zwei Vorspiele: Die Georgsinsel; So opfern Herzen. Hannover 1791.
Die Hessin. Hannover 1794.
Ludwig der Springer. Hannover 1793.
Die Luftkugel. Hamburg 1784.
Die Martinsgänse. Eisenach 1798. N. A. 1804.
Der Maitag. Schwerin 1793.
Otto der Schütz. Kassel 1791. N. A. 1794.
Der Rekrut. Hamburg 1783.
Die Rothköpfe Breslau 1801.
Seliko und Berissa. Eisenach 1796.
Der Todtenkopf. Breslau 1801.
Vetter Paul. Eisenach 1810.
Der Weihnachtsabend. Eisenach 1798.
Die glückliche Werbung. Hannover 1793.
Der Fürst und sein Kammerdiener (erschien anonym). Schwerin 1792.
Leichtsinn und gutes Herz. Wismar 1791. (gleichfalls).
Prosit das neue Jahr. Lübeck 1784 (gleichfalls).

H's dramatische Leistungen wurden zu ihrer Zeit nicht ungünstig aufgenommen, da es ihm nicht an Bühnenkenntniß fehlte, und er besonders durch äußere Hülfsmittel namentlich in seinen Ritterschauspielen auf die Masse zu wirken verstand. Später wandte er sich dem Familiengemälde zu, fand aber nicht dieselbe Theilnahme und nur einige seiner Lustspiele und Possen, die mit derber Laune und nicht ohne Witz ausgestattet waren, haben sich etwas länger erhalten; im Ganzen gehört er jedoch nur zu den mittelmäßigen Naturen, welche das Talent besitzen, Zeit und Gelegenheit zu benutzen und ephemeren Beifall zu gewinnen.

Johann Gottfried Hagemeister

ward 1762 zu Greifswalde geboren und studirte nach beendigter Schulbildung in seiner Vaterstadt und zu Halle, vorzüglich Philologie, lebte seit 1783 als Privatgelehrter zu Berlin und bekleidete dort auch eine Zeit lang ein Amt am Schindlerschen Waisenhause. Hierauf erhielt er 1788 das Rektorat am Gymnasium zu Anklam, ward 1797 Konrektor und starb daselbst den 4. August 1807.

Seine meist dramatischen Schriften sind:

Die Jesuiten, Schauspiel. Berlin 1787.
Die Vorurtheile und Der Prüfstein, 2 Schauspiele. Ebendas. 1787.
Schauspiele. Berlin 1791—1795 in 8.
Johann von Procida, Schauspiel. Ebendas. 1791 in 8.
Das große Loos, Lustspiel. Ebendas. 1791.
Dramaturgie für Berlin und Deutschland. Berlin 1792, 2 Bde. in 8.
Woldemar, Schauspiel. Ebendas. 1798.
Römische Dichtungen. Ebendas. 1794, in 8.
Das Gelübde, Trauerspiel. Ebendas. 1795.
Der Prüfstein für Künstler, Schauspiel. Ebendas. 1795.
Der Tod des Pausanias, Trauerspiel. Ebendas. 1795.
Gustav Wasa. Ebendas. 1795. Neue Ausgabe. Ebendas. 1802. 2 Thle. in 8.
Scenen aus der portugiesischen Geschichte. Ebendas. 1795.
Die Uhren und Minos von Kreta, Lustspiel. Ebendas. 1795.
Don Juan de Braganza, historisches Gemälde. Ebendas. 1796. 2. Ausgabe Ebendas. 1802. in 8.
Der Graf aus Deutschland. Ebendas. 1802.
Waldemar, Markgraf von Schleswig. Ebendas. 1802.

Lebhafte Einbildungskraft, Streben nach dem Höheren und gewissenhafter Fleiß in der Ausführung des Einzelnen zeichneten namentlich seine ersten Leistungen aus und man hegte die schönsten Hoffnungen von diesem emporstrebenden Talent, das sich jedoch in der Form seiner dramatischen Werke, da es hier eine Mittelart von poetischer Prosa gewählt hatte, vergriff. H. zog sich indessen sehr bald von aller Oeffentlichkeit zurück und starb früh. — Als seine gelungensten Arbeiten sind die beiden Schauspiele: die Jesuiten und Johann von Procida, zu betrachten.

Friedrich Heinrich von der Hagen

ward den 19. Februar 1780 zu Schmiedeberg im Brandenburgischen geboren und im Lyceum zu Prenzlau wissenschaftlich erzogen. Als Student der Rechte zu Halle von den Vorträgen des genialen Wolf über die Humaniora besonders angezogen und für die Literatur der deutschen Vorzeit gewonnen, widmete er seine nun folgenden Reisen vorzüglich diesen Studien. Zurückgekehrt, bekleidete er bei dem Berliner Stadtgericht, später der Kammer, die Stelle eines Referendar's, gab aber 1806 in Folge der damaligen Wirren im preußischen Staate, dieses Amt auf, und privatisirte seitdem in Berlin, bis er 1810 als Dr. der Philosophie und außerordentlicher Professor der deutschen Sprache und Literatur daselbst angestellt wurde. 1811 kam er als ordentlicher Professor und Bibliothekar an die Universität zu Breslau, wurde aber 1824 in gleicher Eigenschaft nach Berlin zurückgerufen, und lebt hier in thätigster Wirksamkeit.

Er gab heraus:

Der Nibelungen Lied. Berlin 1807; und dasselbe in der Ursprache. Ebendas. 1810. 3. Aufl. 1820.
Lieder der ältern Edda. Ebendas. 1810.
Narrenbuch. Halle 1811.
Die Eddalieder. Berlin 1814.
Nordische Heldenromane. Ebendas. 1814—1820, 5 Bde. in 8.
Das Buch der Helden. Berlin 1816, erster Theil.
Niederdeutsche Psalmen aus der Karolinger Zeit. Breslau 1816.
Irmin. Breslau 1817.
Die Nibelungen und ihre Bedeutung. Ebendas. 1819.
Briefe in die Heimath. Ebendas. 1819—1821. 4 Thle. in 8. m. Kupfern.
Heldenbilder aus den Sagenkreisen Karls, Arthurs, der Tafelrunde u. s. w. Ebendas. 1820—1823, 2 Thle. in 8.
G. von Straßburgs Werke. Berlin 1823, 2 Thle.
Denkmale des Mittelalters. Ebendas. 1824.
Erzählungen und Mährchen. Prenzlau 1825 und 26. 2 Bde. in 8.
Tausend und ein Tag. Prenzlau 1826, 10 Thle.

Mit seinen Freunden: Büsching, Docen, Hundeshagen, Primisser, Habicht und Schall:

Sammlung deutscher Volkslieder. Berlin 1807.
Altdeutsche Gedichte des Mittelalters. Berlin 1808—1820, 2 Thle. in 4.
Das Buch der Liebe. Berlin 1809.
Museum für altdeutsche Literatur und Kunst. Ebendas. 1809 u. 1810, 2 Thle.
Literarischer Grundriß der Geschichte der deutschen Poesie. Halle 1812.
Sammlung für altdeutsche Kunst und Literatur. Breslau 1812.
Der Helden Buch, in der Ursprache. Berlin 1820—1824, 2 Thle.
Tausend und eine Nacht. Breslau 1825 ff. 15 Thle. in 8.

v. d. H. erwarb sich durch seine umfangreichen, gründlichen und scharfsinnigen Arbeiten außerordentliche Verdienste um die nähere Kenntniß der deutschen mittelalterlichen Literatur und deren Verbreitung. In seinen eigenen Schriften hat er sich von jeher als ein Mann von Geschmack und Geist bewährt. — Seit einer Reihe von Jahren mit der Herausgabe der deutschen Minnesinger beschäftigt, wird er durch dieses Werk, das sich allmählig seinem Schlusse nähert und nächstens vollendet seyn dürfte, seinen Leistungen die Krone aufsetzen.

Der Heilige drei Königs-Abend. *)

Um den Niederrhein, wo die heiligen drei Könige endlich ihre Ruhestatt und stäte Verehrung fanden, im dadurch hochbegünstigten Köln, ward auch ihr fröhliches Fest unter mancherlei geselligen Lustbarkeiten und Spielen begangen; wie es noch wohl hie und da geschieht, oder erneut wird, seitdem ihre durch die Revolution gestörte Ruhe hergestellt ist.

Zu diesem Tage hatte sich vor mehren Jahren auch in dem Dorfe Etterbek unweit Brüssel, bei einem wohlhabenden Landmanne eine fröhliche Gesellschaft Männer und Frauen jedes Alters versammelt, und nach dortiger Gewohnheit war durch das Loos jeder Person eine Rolle zugetheilt, welche sie für den

*) Aus: Fr. Heinr. von der Hagen's Erzählungen und Mährchen. Prenzlau 1825.

Abend durchführen sollte. Der König mußte Alle bewirthen, und beherrschte sie dafür. Alle hatten sich ihren Rollen gemäß kostümirt, meist travestirt. Da war der Narr neben dem Könige, das Kind neben dem weisen Rathe, der Schlächter neben dem Doktor, der Aufschneider neben dem Koche, der Vogt neben dem Bruder Liederlich, der Prahler mit dem Zahler, der Kaufer mit dem Mauser; ja bis zur Thierverwandlung ging's, und Hund und Katze wurden in diesem Schlaraffenstaate mit repräsentirt. Der Widerspruch des Geschlechts und des Alters mit der Rolle belustigte mannigfaltig. Geschick und Ungeschick, beides gab zu lachen; der Possen, Fehler und Bußen war kein Ende. Freiheit und Gleichheit herrschte aber wieder an der reich und schwer besetzten Tafel, obgleich mancher mitten im höchlichsten Genusse, zu seinem Dienst entboten, abbrechen mußte, oder sonst darin gestört wurde. Ein guter Trunk besonders hielt Alles fortwährend in Fluß, würziges Doppelbier, Lambick genannt, und dampfender Punsch waren geistreiche Essüre zu diesem Extempore. Das ganze gab ein heiteres Bild des Lebens, welches mit diesem Tage, wo die Weisen und Kinge vor dem Gotteskinde knieten, wie die Hirten auf ähnliche Weise von neuem begann.

So war es bis zur Mitternachtsstunde hingegangen, da gedacht man, von den schweren Thaten auszuruhen, und dem Geschichterzähler oder Reichshistoriographen wurde geboten, sein Amt zu verwalten. Nachdem so mancherlei Geister losgelassen umschwärmten, auch die Stunde der Geister gekommen war, welche zumal in dieser geheimnißvollen Nacht von jeher ihren Spuk treiben, seitdem sie dadurch den Weisen des Morgenlandes ihren leitenden Stern vergeblich zu verdunkeln strebten, so fanden auch hier Alle, besonders die Kinder, Lust am Grauen, und grauliche Geschichten sollten in der Runde erzählt werden. Der Erzähler begann:

„Vor einigen Tagen saßen auch einige lustige Gesellen beisammen, und spät in der Nacht und vom Trunke befeuert, erzählten sie einander ihre Großthaten und überboten sich in Herzhaftigkeit. Zuletzt vermaß sich einer, dem kürzlich gehengten Missethäter ein Stück von dem Sterbekittel abzuschneiden und es als Wahrzeichen zu bringen. Er nimmt ein Messer, geht hin auf den Rabenstein, und schneidet wirklich dem Galgenschwengel einen Zipfel vom Kittel ab. Indem er aber wieder herabsteigt, so springt ihm eine Gestalt auf den Rücken, und als der vom Schreck ergriffene sie abschütteln will, klammert sie sich immer fester um seinen Hals, überschreit sein Angstgeschrei und ruft „nun sollst du mich nach Hause bringen!" und so sporut sie den besinnungslos Laufenden, bis er an der Thüre für todt hinfällt. Er kam wieder ins Leben zurück, war aber wahnsinnig, und hielt den abgeschnittenen Rockzipfel in der vom Krampfe geschlossenen Faust. Das Gespenst war aber ebenfalls ein Wahnwitziger, der sich gewöhnlich nachts am Rabenstein oder auf Kirchhöfen und in Beinhäusern umher zu treiben, und auf solche Art heim zu reiten pflegte. Und einer von den Zechgesellen war ich."

Mehrere bestätigten die Geschichte, und die Meisten tadelten den bestraften Fürwitz. Der Schulmeister, welchen das Loos zum Lustigmacher gemacht hatte, wollte die ernste Lehre durch ein neues Beispiel bestärken, und sprach:

„Ich war früher zum Mönchsleben bestimmt und Noviz im Brigittinen-Kloster, als einer der Mönche plötzlich in den besten Jahren starb. Nach der Klosterordnung sollte ich mit einem andern Novizen, einem muntern und furchtlosen Jüngling, abwechselnd bei der Leiche wachen: wir aber, als gute Gesellen, wollten die ganze Zeit bei einander bleiben. Es war eine kalte Winternacht, und ich kam auf den Gedanken, uns einen erwärmenden Punsch zu bereiten; ich ging deshalb nach der abgelegenen Küche, und jener blieb allein bei der Leiche. Als ich mit dem Getränke zurückkam, fand ich ihn am Tische über einem Buche sitzen; er antwortete nicht auf meinen frühlichen Zuruf, ich frage ihn: „schläfst du?" keine Antwort. „Du willst mich wohl grauen machen?" Er sitzt hartnäckig stumm und unbeweglich. Nun spritze ich ihm von dem heißen Getränke an den Kopf, und stoße ihn an. Er stürzt vom Stuhle, liegt anfangs starr, regt sich dann allgemach und richtet sich auf: und ich erkenne nun die im Sarge gelegene Leiche, und laufe vor Schrecken hinaus. Bald darauf kömmt auch der auferstandene Mönch in die Zelle; es wird Lärm, und wir geben nach der Leichenkammer zurück. Da lag der junge Noviz todt im Sarge. Er hatte aber, um mich zu erschrecken, mit der Scheinleiche die Stelle gewechselt, und als diese durch die heiße Besprengung und den schweren Fall wieder lebendig ward, erstarrte er und wurde vom Schlage gerührt. Alle Versuche, ihn ins Leben zurückzurufen, waren vergebens, und so wurde der wirklich Gestorbene in dem Sarge und Grabe des Scheintodten beerdigt. Ich aber konnte nun auch nicht länger im Kloster bleiben."

Diese Geschichte machte Einige von der Gesellschaft schon etwas nachdenklich, und die Kinder drängten sich näher an die Aeltern. Andere aber priesen die belebende Kraft des Punsches, griffen wieder zu den Gläsern und ließen sie tapfer an einander klingen. Dann wurden die Erzählungen fortgesetzt, und der Gerichtshalter des Ortes, welcher gerade in Geschäften aus der Stadt anwesend und eingeladen war, nahm das Wort. Er war ein stattlicher Mann, in den blühendsten Jahren, trug aber schon, nachdem er sich bequem gemacht und die Staatsperücke an den Nagel über ihm gehängt hatte, ganz schneeweisses Haar, bei rabenschwarzen starken Augenbraunen und langen Wimpern: was ihm ein wundersames Ansehn gab. Auf seinen Kopf zeigend, begann er:

„Dieses frühe Grauhaar zeugt auch von einer ähnlichen Geschichte. Als ich, kaum achtzehn Jahr alt, noch Student zu Löwen war, saß ich gewöhnlich tief in die Nacht auf und studirte eifrig. Meinen Genossen in dem großen Kollegiengebäude war solches unbequem, und sie spielten mir gern allerlei Kobold streiche, welche ich aber stets furchtlos abwehrte.

Es war Winter, und sie wußten, daß ich oft noch spät aus einer Kammer, am Ende eines langen, von einer Lampe erhellten Ganges, mir selber Holz zu holen pflegte, ohne ein Licht mitzunehmen. Solches benutzten sie zu einem boshaften Possen. Von der Dienerschaft des Kollegiums war jemand gestorben, und lag, zu den Vorlesungen über die Anatomie bestimmt, in dem anatomischen Theater. Diesen Leichnam nahmen sie, und setzten ihn auf den Holzstoß: und als ich um Mitternacht, unbekümmert, mir einige Scheite davon nehmen will, fällt das Gespenst mir leichenschwer und eiskalt über den Hals. Anfangs erstarrt vor Schreck, raffe ich mich doch wieder zusammen, erkenne durch Tasten und beim matten Lampenschimmer durch die geöffnete Thür, das Gräßliche, stürze hinweg, und begrabe mich in mein Bette. Im fürchterlichsten Grauen und Fieberschauer lag ich die Nacht, und am Morgen war mein Haar schneeweiß, wie es noch ist. Ich schwieg zwar, und ließ mir nichts merken, aber mein ergrauter Kopf verrieth bald den unweisen Streich, wodurch man mich zu jung der Weisheit in die Arme geworfen hatte."

Damit nahm er die Mütze ab, und Alle verwunderten sich über den jugendlichen Greis. Er sagte darauf: „Ich trage noch andere seltsame Zeichen an mir, welche mich zeitlebens an einen wunderbaren Vorfall erinnern, den ich mir nimmer genügend erklären kann." Alle waren neugierig, und er fuhr fort:

„Vor einigen Jahren weilte ich eines Abends, bei munterer Gesellschaft und gutem Weine, länger als gewöhnlich in meiner Stamine*) ohne jedoch etwa übermäßig zu trinken. Es war ein Gewitter heraufgezogen, welches endlich an das Heimgehen mahnte. Ich ging, anstatt des gewohnten Weges, durch die enge Kirch-Gasse, welche über den Kapellen-Kirchhof kürzer zu meinem Hause am kleinen Sablon-Platze führte. Dennoch ereilte mich das vom Sturme herauf gejagte Gewitter, und schon folgte fast Schlag auf Blitz. Als ich ans Ende der Gasse bei der Kirche komme, sehe ich beim Wetterleuchten, daß ein großer, quervor stehender Wagen sie versperrt. Ich schelte und schimpfe über das Ungeschick, und versuche auf der andern Seite durchzukommen. Ein großer schwarzer Hund hat sich zu mir gefunden, und sucht mit mir einen Durchgang; aber vergebens. Nun entschließe ich mich, über den Wagen weg zu klettern; der Hund überall mir nach: aber, was ich mich mühe und steige, alle Anstrengung ist umsonst: der Wagen scheint immer höher zu werden, die Angst wird immer größer, und das Gewitter immer furchtbarer. Blitze zucken rings umher, ein Stral fährt auf mich selber herab, und ich stürze für todt zu Boden. Wohl nach geraumer Zeit erhole ich mich von der Betäubung, und raffe mich wieder auf. Ich fühle heftigen Schmerz an der Brust, und lösche mein wie Zunder glimmendes Gewand. Das Gewitter tobte noch fort, Wagen und Hund war aber verschwunden, und die Straße ganz frei. Ich rannte nun mit langen Schritten über den Kirchhof, und kam, vom Regen gepeitscht, und von Blitzen heimgeleuchtet, athemlos nach Hause. Hier fand ich unter dem versengten Kleide die blauen Brandmale des Blitzes, welche natürlich genug waren. Was es aber mit dem Wagen für eine Bewandniß hat, habe ich nie ausmitteln können, so eifrig ich auch sogleich am folgenden Morgen darnach forschte. Niemand wollte etwas davon wissen."

Diese Geschichte, so natürlich ihre Zeichen waren, welche auch von Einigen beschaut wurden, hob die Einbildung der Zuhörer noch mehr in das Reich des Wunderbaren, und man fing an, sich in ähnlichen Geschichten zu überbieten. Nach manchem unheimlichen Hin- und Herreden, und nachdem man-

*) So heißen dort die Wein- und auch Bierstuben. Französisch Estaminet.

sich durch neue Herzstärkung der Gegenwart wieder versichert hatte, gab der Wirth und König selber auch eine Erzählung zum Besten:

„Ihr wißt Alle, wie die Christnacht, welche mit unserm heutigen Feste in so genauer Verbindung steht, in der Stadt gefeiert, und in derselben die Christ-Messe gehalten wird, und mancher von uns ist auch wohl in der jüngst vergangenen Christnacht dort gewesen. Das Gedränge nach der St. Gudula-Kirche, besonders auch von dem Landvolke, ist gewöhnlich, bei leidlichem Wetter, sehr groß, und gibt auch nur zu viel Anlaß zu mancherlei Muthwillen und Unordnung. Dieses und die Neugier reizte vor manchen Jahren auch zween Fremde, einen Engländer und einen Deutschen, mit einem einheimischen Bekannten dorthin zu gehen, nachdem sie in einem Weinhause noch Oel ins Feuer gegossen hatten. Sie trieben in der Kirche, im Gewühl, allerlei ärgerlichen Unfug, steckten und nähten die Frauen unvermerkt mit den Röcken zusammen, hefteten Andern allerlei lächerliche Zeichen auf, kurz, betrugen sich ganz, wie auf einem ausgelassenen Maskenballe. Die Andacht war wohl überhaupt nicht groß an diesem Freudenfeste, doch wurde sie selten so frevelhaft gestört. Vergeblich warnte sie ein großes Bild, das, wie ihr wißt, mit mehren andern ähnlichen, in der großen Kapelle des Heiligen Sakraments hängt: wie scheußliche Juden um einen Tisch sitzen und mit Messern und Dolchen in eine Hostie stechen, aus welcher Blut fließt, während ein gräulicher Höllenhund mit glutfunkelnden Augen unter dem Tische hervorglotzt, und schon gierig den Rachen aufsperrt. Die gottlosen Gesellen trieben auch damit ihren Spott, zerrten den Hund und lockten ihn hinter sich her. Endlich wurden sie auch dieses Spaßes in der Kirche überdrüßig, und sie gingen nun auf andere Abenteuer hinaus. In den Gängen des Parks finden sie bald zwo lustwandelnde Schönen, welche sich nach einigen Weigerungen willig finden lassen, sie zu begleiten. Alle fünf gehen in der kalten Nacht in den Gasthof des Engländers, ein helles Kaminfeuer wird sogleich angemacht, und ein starker Punsch bereitet. Die Mädchen sehen beim Lichte gar reizend aus, und sind nicht minder lustig, und es wird mit ihnen gejubelt, gesungen und gespielt. Es wird aber bald Ernst daraus, weil sich die Drei um die Zwei nicht vereinigen können; vergeblich wirft einer mehr Geld auf, als der andere, ein heftiges Gezänke und Geschrei erhebt sich, und droht in Schlägerei auszubrechen. Auf den Lärmen kommt nun der Wirth herbei und sucht Frieden zu stiften. Als er sie etwas besänftigt hat, leuchtet er nach den herabgefallenen Geldstücken auf dem Boden umher: und da erblickt er unter dem Tische die Pferde- und Hahnenfüße der beiden Mädchen. Vor Schrecken läßt er das Licht fallen, eilt sogleich hinaus, läuft zum nahen Karmeliter-Kloster, und ruft um Hülfe. Zween als Teufelsbeschwörer berufene Mönche gehen sogleich hin, wo die teuflische Gesellschaft noch hadernd beisammen ist, und fangen ihre Beschwörungen an; sie werfen den bösen Geistern ihre Skapuliere über und bespritzen sie tüchtig mit dem Weihwedel: da wandeln sich die Mädchen in scheußliche Ungethüme mit glühaugigen Eulenköpfen und Fledermausflügeln, und packen mit ihren Klauen die Ketzer an; aber stärker und stärker beschworen, müssen sie endlich weichen, und fliegen zum Fenster hinaus, einen höllischen Gestank nachlassend. Den beiden Fremden war dies eine heilsame Lehre; sie bekehrten sich, reisten bald ab, und stifteten daheim Gotteshäuser, so wie unser Landsmann in der Stadt ein Kloster stiftete, welches ihr auch wohl kennt."

Die zwar aufgeregte Gesellschaft hatte jedoch nicht viel Lust, diese Erzählung so ganz zu glauben, und erklärte sie zum Theil für eine der vielen ähnlichen frommen Legenden. Es wird darüber mannigfältig disputiert, dazwischen getrunken und gescherzt. Die jungen Bursche rühmen sich ihrer Herzhaftigkeit, und im tollen Uebermuthe vermißt sich der Sohn des Schulzen, ein kecker vorlauter Gesell und halber Freigeist, jetzo in der Geisterstunde, den größten Todtenkopf aus dem Beinhause zu holen. Einige mahnen davon ab, aber von andern widersprochen, wettet er mit ihnen auf einen Anker Lambick-Bier, und tritt das Abenteuer an. Er nimmt Mantel und Laterne, und geht in die dunkle von Sternen und Schnee funkelnde Winternacht hinaus. Furchtlos schreitet er über den Kirchhof, tritt in das Beinhaus, und sucht sich den größten und glänzendsten Schädel aus, bringt ihn, freilich auch wohl nicht ganz ohne innern Frost und Schauer, in die unterdeß schon etwas verminderte Gesellschaft, zieht ihn schweigend unter dem Mantel hervor, und setzt ihn zu aller Grauen und Bewunderung auf den Tisch, wo der Todtenkopf unter allen Gläsern und Schüsseln fürchterlich hervorgrinste und augenblicklich fast wie das Haupt der Medusa wirkte. Bald sollte es jedoch noch ärger werden. Der, welchem die Rolle des Narren zugefallen war, hatte sich mit einigen Andern verabredet, den ruhmredigen Helden dennoch grausig zu machen. Er klopft behutsam und abgemessen an die Thür, und alle, selbst die Wissenden, fahren zusammen, und herein tritt eine lange satanische Gestalt mit schwarzem Gesichte, und mit einem Stierfelle angethan. Aber kaum hat man Zeit zu erschrecken; denn in demselben Augenblicke bewegt sich, zu Aller haarsträubendem Schrecken, der der Thür gegenüberstehende Todtenkopf auf dem Tische, fällt herab und rollt auf dem Boden fort. Das auf Stelzen hereingetretene Gespenst stürzt lang in der Stube hin, und Alle stiehen zu allen Thüren hinaus, daß die Tische mit Gläsern und Lichtern klirrend über einander fallen. Wenige bleiben betäubt zurück. Nachdem man sich wieder erholt, und Andere zu Hülfe herbei gekommen waren, wagte man sich endlich an die Untersuchung der Wahlstatt. Der Todtenkopf bewegte sich noch immer; aber eine dreiste Hand ergriff ihn, und man schaute hinein: da sah man, daß ein Rattennest oder Rattenkönig davon Besitz genommen hatte, und die bewegende Unruhe darin war. Nun besorgte man die auf dem Platze Gebliebenen. Der Freigeist, welcher den Schädel geholt hatte, lag starr und stumm da, und zur harten Strafe für den Frevel, erhielt er die Sprache nie wieder. Der Narr, welcher den Teufel gespielt hatte, kam mit einem hitzigen Fieber davon. Der gegenseitige Schreck hatte fast beide tödtlich getroffen.

Ich war selber, als Kind des Hauses, bei diesen Auftritten zugegen, und bei dem Kamine sitzend hatte ich mich zuletzt mit einem Gespielen daneben niedergeworfen, und blieb ohne aufzuschauen liegen, bis Hülfe kam. Das merkte ich aber wohl aus den Erzählungen und Vorfällen dieses Heiligen drei Königs-Abends, daß man den Teufel nicht an die Wand malen soll.

Karl Hahn

ward 1773 zu Berlin geboren und nach vollendeten Studien zuerst als Rektor der dasigen Garnisonschule angestellt, übernahm 1805 das Amt eines Erziehers des Prinzen von Solms-Braunfels, wurde 1810 mecklenburgischer Hofrath, dann Regierungs- und Schulrath zu Erfurt und endlich 1826 in gleicher Eigenschaft nach Magdeburg versetzt.

Er gab heraus:

Sprachlehre. Berlin 1803. 8. Aufl. Ebendas. 1819.
Stoff zur Bildung des Geistes und Herzens. Berlin 1803, neue Ausgabe ebendas. 1804 u. 1810, 8 Thle.
Die Familie Bendheim. Berlin 1804, 2 Thle.
Kinderfreuden. Berlin 1805, 2 Thle.
Theresens Hülfsbuch. Ebendas. 1808.
Wilhelmine. Ebendas. 1809, 2 Thle.
Parabeln. Elberfeld 1811.
Meine Reisen. Ebendas. 1812.
Der Sylvesterabend in der Familie Helwan. Berlin 1812.
Omar, Erbauungsbuch. 2. Ausg. Elberfeld 1820.
Die beiden Freunde. Schauspiel. Leipzig 1819.

Ein ausgezeichneter Schulmann und Jugendschriftsteller, der den rechten Ton vor Allem zu treffen weiß, und seine kleinen Leser eben so dauernd durch Unterhaltung zu fesseln, als durch den leichten und doch gründlichen Vortrag gemeinnütziger Kenntnisse zu belehren versteht; namentlich gehört seine „Familie Bendheim" zu den besten Werken dieser Gattung, nicht bloß in Deutschland, sondern überhaupt, und kann durchgehends als vortreffliches Muster empfohlen werden.

Ludwig Philipp Hahn

ward den 22. März 1746 zu Trippstadt in der Pfalz geboren, erhielt in den vaterländischen gelehrten Anstalten seine wissenschaftliche Bildung und studirte dann die Rechte zu Göttingen, wo er auch Mitglied des dasigen Dichter-Bundes wurde. Dann wurde er als Kammersekretär und Rechnungsrevisor zu Zweybrücken angestellt, und starb 1813 als Präfekturesekretär daselbst.

Seine Schriften sind:

Der Aufruhr zu Pisa, Trauerspiel. Ulm 1776.

Graf Karl von Adelsberg, Trauerspiel. Leipzig 1776.

Robert von Hohenecken, Trauerspiel. Ebend. 1778.

Siegfried, Operette. Straßburg 1782.

Wallrad und Evchen, Operette. Ebendas. 1782.

Lyrische Gedichte. Zweybrücken 1786.

Ein keinesweges talentloser, aber doch unklarer Dichter, der, von der Sturm- und Drangperiode in der deutschen Literatur fortgerissen, auch mit dieser verschollen ist.

Johann Christian Ludwig Haken

ward den 25. März 1767 zu Stolpe in Hinterpommern geboren und wurde, nach wohlvollendeten Studien, an dasiger Kadettenschule als Lehrer angestellt. Darauf kam er als Pfarrer nach Konickow bei Köslin, 1801 in gleicher Eigenschaft nach Simbow bei Stolpe und wurde später Superintendent zu Treptow an der Rega, wo er, kurz zuvor mit den Insignien des rothen Adlerordens III. Classe beehrt, den 5. Juni 1835 starb.

Seine Schriften sind:

Die graue Mappe. Berlin 1790—1793. 4 Thle. Neue Ausgabe Magdeburg 1812.

Romantische Ausstellungen. Danzig 1797. 1798. 2 Thle. Neue Ausgabe Leipzig 1815.

Amaranthen. Magdeburg 1802—1806. 4 Thle.

Phantasus des Morgenlandes. Berlin 1802. 3 Thle. Neue Ausgabe 1819.

Xenophon und die 10,000 Griechen, historischer Versuch. Magdeburg 1805. 2 Thle.

Neue Amaranthen. Ebendas. 1808—1811. 2 Thle.

Gemälde der Kreuzzüge. Frankfurt 1808—1820 3 Thle.

Die Inquirauer. Chemnitz 1810.

Meißner's Julius Cäsar. Frankfurt 1811. 1812. 3. und 4. Theil.

Friedrich von Schill. Leipzig 1824. 2 Thle.

Als gewandter und talentvoller Erzähler, ausgezeichnet durch glückliche Erfindung und Innigkeit und Anmuth der Darstellung bei großer Einfachheit, erwarb sich H. zu seiner Zeit einen bedeutenden Ruf und ward gern und viel gelesen. Trefflicher jedoch als seine novellistischen Arbeiten, sind noch seine historischen Leistungen, in denen er Kraft und Würde der Gedanken mit gründlicher Forschung und Eleganz des Ausdrucks zu verbinden wußte.

Die Britten auf Tinian*).

Nicht bloß für die müßige Neugier, der leicht jede, zum Spiel hingeworfene Tonne (auch wenn sie leer seyn sollte) für ihre Befriedigung hinreicht, sondern selbst für den denkenden Beobachter giebt es kaum ein interessanteres Schauspiel, als den Menschen selbst im Kampf mit widrigen Verhältnissen, die seine volle Kraft zum Handeln oder zum Dulden in Anspruch nehmen. Der Stoff der Odyssee, die Irrfahrten des herrlichen Dulders von Ithaka — sie sind es ohne Zweifel ebensowohl, was uns an den Gesang des Mäoniden fesselt, als die hohe epische Kunst, womit sein unerreichter Genius denselben ausgestattet hat.

Einen Odysseus indessen könnt' uns auch das kaum abgelaufne Jahrhundert aufstellen, dessen Thaten und Leiden wohl nur ein dreitausendjähriges Alter fehlt, um uns ein würdiger Stoff für einen künftigen Homer zu dünken. Denn, wer, der in dem Alter einer noch ungeschwächten Empfänglichkeit je die Erzählung von des Britten Anson Erdumseglung zur Hand nahm, hat nicht, durch seinen eignen Enthusiasmus, die allgemeine Theilnahme erklärbar gefunden, womit diese Berichte von seinen Zeitgenossen empfangen wurden, und welche selbst durch die glücklichern Nachfolger auf seiner kühnen Bahn späterhin nicht ganz hat können verdrängt werden! Allein wer möchte auch läugnen, daß dieses hohe Interesse hauptsächlich durch die Aehnlichkeit erzeugt und unterhalten wird, welche der nautische Kriegszug des englichen Seehelden mit den Abentheuern des Helden der Odyssee von mehr als Einer Seite aufzustellen vermag, und wodurch derselbe sich zu einer modernen Epopöe eignet — Eine Odyssee, in welcher auf die Fesselung und Erschütterung des Hörers die nemlichen dichterischen Hebel wirken, wie in dem homerischen Gesange?

In der That dürfen die Punkte zur Vergleichung zwischen Beiden nicht erst mühsam aufgesucht werden. Hier, wie dort, strahlt durch das Ganze die Gestalt des herrlichen Dulders hell hervor; hier, wie dort, gilt es den großen Kampf einer männlichen Seele gegen sein Schicksal. Der Plan der Ansoniade — wenn der Name gewagt werden darf — wäre schon an sich selbst durchaus episch. — Es ist die fortschreitende Ausführung eines großen Zwecks im Konflikt mit entgegenstrebenden Kräften, mit den Elementen der Natur, den feindseligen Vorkehrungen des Gegners und selbst den Thorheiten der mitwirkenden Theilhaber, welche durch die ganze Handlung mit eisernem Finger hindurch greifen.

Auch die zufälligern Momente der Aehnlichkeit werden wir hier nicht ganz vermissen. Stürme und Windstillen, Scyllen und Charybden dekoriren, nach Erforderniß, unsern epischen Schauplatz. Die Gärten des Alcinous finden wir auf Juan Fernandez — Circens Zauberinsel auf Tinian wieder. Oder begegnen wir auf letzterem Eilande lieber den seligen Schatten Elysiums, so stoßen uns, zum Gegenstück, als Verdammte des Tartarus, gleich einer Schatten- oder Marionettenwelt, die flachen seelenlosen Schinesen entgegen. Ebensowenig mangelt es an interessanten Episoden, die, von Zeit zu Zeit die Handlung unterbrechend, dennoch mit ihr fortlaufen und den Effekt des Ganzen verstärken. So erinnert Pizarro's vergebliches Bestreben, das Südmeer zu erreichen, an Sysiphus Felslast; so wird der einsiedlerische Ziegenhirt Selkirk auf Juan Fernandez des Polyphemus Genosse; und Byron, sammt seinen schiffbrüchigen Gefährten, irrt die ganze lange Reihe seiner Drangsale hindurch, bis spät sein Unstern versöhnt ist.

Doch, bis er erscheint, der göttliche Sänger, der uns den brittischen Mann singt,

— den Vielgewandten, der vielfach
Umgeirrt —
Auch im Meere so viel herzkränkende Leiden erduldet,
Strebend für seine Seele zugleich und der Freunde Zurückkunft,

sey es dem bescheidnern Rhapsoden erlaubt, ihn uns in einer einzelnen Lage seines wechselvollen Lebens vor's Auge zu führen, wo das Geschick es mit allen Kräften seines Geistes aufnahm, um den Muth des Helden, sammt dem edelsten Manns-trotz, sichtbarlicher in ihm zu bewähren*).

---

*) Aus: Joh. Christ. Ludw. Haken's „Amaranthen, Magdeburg 1805.

*) Um diese einleitende Rhapsodie über den poetischen Werth von „Ansons Reise" verzeihlich zu finden, müßte, wie der Verf.

Die Spanier im trägen Besitz ihrer Goldländer am Südmeer aufzuschrecken, und sie empfindlich am Herzen ihres politischen Lebens zu verwunden, war im Anbeginn des vierten Jahrzehends der Kommodore Anson von seiner Regierung abgesandt worden. Der Entwurf zu diesem Unternehmen vereinigte die besonnenste Kühnheit mit der glücklichsten Berechnung; und wahrscheinlich wäre dasselbe allein hinreichend gewesen, den eben entglommenen Krieg zwischen den beiden Kronen schnell zu endigen, wenn die Mittel der Ausführung den Ideen des ersten Urhebers, oder den fruchtlos wiederholten Forderungen des dazu ersehenen Anführers entsprochen hätten. Der Seeheld schwamm aus den Häfen Britanniens mit einem Geschwader, das so unbedeutend an Stärke und so nothdürftig bemannt mit brauchbaren Bootsleuten und Soldaten war, daß er nur die unglückliche Wahl hatte, entweder durch Zurückgabe seines Kommando seinen Muth verdächtigt, oder durch eine mangelhafte Ausführung die gespannten Erwartungen seiner Mitbürger, so wie die Wünsche seines eignen patriotischen Herzens, vereitelt zu sehen.

Allein eben dieser Sinn voll glühender Liebe für die Ehre und das Wohl seines Mutterlandes entschied ihn, den Kampf selbst mit der Unmöglichkeit nicht von sich zurückzuweisen. Und sogar dann noch verließ ihn seine Entschlossenheit nicht, als, eh' er noch den Schauplatz erreichte, wo seine Thaten ihn zur Geißel des Feindes machen sollten, Stürme und Krankheiten die Zahl seiner Schiffe, wie seiner Mannschaften, schon bis auf die Hälfte verringert hatten. Mit den Trümmern seiner Macht beunruhigte er beinahe ein Jahr lang die Küsten von Chili, Peru und Meriko; lähmte den ganzen Seehandel und das wechselseitige Verkehr dieser Provinzen; trotzte jedem Versuch des Widerstandes; trug die zerstörende Kriegsflamme in die Wohnungen von Payta, und zwang gleichwohl durch redende Proben seines Edelmuths und seiner Menschlichkeit die erstaunten Spanier, ihn zu bewundern, und Achtung gegen den drittischen Namen zu fassen.

Ohne Aussicht, den wahren Zweck seiner Sendung, der nicht, wie es verabredet worden, aus mehrern Punkten unterstützt wurde, in diesen Meeren zu erfüllen, und mit neuen kühnen Entwürfen im Busen entschloß sich Anson endlich, die lange und gewagte Fahrt quer über das mit Unrecht durch seinen Namen geschmeichelte stille Meer zu unternehmen; lang, weil die Küsten zweier Welttheile hier um das Drittel des ganzen Umfangs der Erde von einander fliehen; — gewagt für ihn, weil sich mit der Unkunde seines Laufes der Mangel an den wesentlichsten Bedürfnissen des nunmehr auf zwei Schiffe herabgeschmolzenen Geschwaders vereinigte, ihm diesen Weg zu erschweren. Widrige Winde dehnten die Fahrt, ohne einigen Zwischenpunkt von Ruhe, auf die nicht erwartete Dauer von drei Monden aus. Stürme und Meerströme verschlugen zuletzt die Schiffe so weit von ihrem Wege, und richteten sie zugleich so zu, daß die traurige Nothwendigkeit eintrat, den zum rettungslosen Wrack gewordenen Glocester, ein Schiff von funfzig Kanonen, mit seiner erbeuteten reichen Ladung mitten auf dem Weltmeere zu verbrennen, und die Mannschaft in das größere Schiff, den Centurion, herüber zu nehmen.

Doch, noch furchtbarer wüthete unter den kaum geborgenen Resten dieser nun vereinigten Mannschaften ein Widersacher, den sie bereits aus einer frühern höchst traurigen Erfahrung kannten. Es war der Skorbut, dieser damals noch durch keine Maaßregel der Vorsicht zu entfernende Begleiter jeder längern Seereise. Kaum ließ er am Ende des dritten Monats noch so viel gesunde Hände übrig, als zur Regierung des Schiffs und zur Arbeit an den, wegen eines entstandenen Lecks, nie feiernden Pumpen unumgänglich erfordert wurden. Bei jedem Schritt zwischen den Verdecken stieß man auf Kranke oder Sterbende; und es genügt, um sich von dieser trostlosen Lage einen Begriff zu machen, an dem Zusatze, daß von etwa drittehalbhundert Menschen — den traurigen Ueberresten einer Zahl von beinahe tausend Köpfen, die England verließen! — täglich acht, zehn und zuweilen gar zwölf Kranke an dieser gräßlichen Seuche den Geist aufgaben.

Nur eine einzige Hoffnung konnte die Unglücklichen in diesem Gedränge der Noth vor Zaghaftigkeit und Verzweiflung schützen — die Hoffnung, bald einen freundlichen Hafen zu finden, wo sie im Genuß der erquickenden Landluft und frischer Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche das bewährte Mittel gegen den verheerenden Krankheitsstoff gefunden haben würden. Diesen Zufluchtsort konnten ihnen allein die Ladronen gewähren; und mit banger Sehnsucht steuerten sie dieser nahe geglaubten Inselgruppe entgegen. Wirklich auch entdeckten sie einige Küsten, oder vielmehr Klippen, die zur Zahl derselben gehörten. Aber diese unwirthbaren, ja nicht einmal zukömmlichen Felsen zerstörten durch ihre bloße Ansicht unbarmherzig den so lange gepflegten Traum von einer nahen Errettung. Gleichwohl mußten sie diese hier finden: oder binnen wenig Tagen trieb der Centorion als ein von Menschen ausgestorbenes Wrack zum Spiel des Windes und der Wogen im offnen Meere!

So war es denn in Wahrheit ein Glücksfall, auf den sich um so weniger rechnen ließ, als den Unglücklichen diese Weltgegend zu den unbesuchtesten und fremdesten Winkeln der Erde gehörte, daß ein stürmischer Wind sie bei Nacht aus dem Gesicht der entdeckten Felsen trieb, und drei größern Eilanden entgegenführte, unter denen Tinian, die mittelste, ihnen am nächsten lag, und nach welcher sie unverzüglich die Segel richteten. Unter dieser Bemühung entfaltete sich allmählig die Küste dieser Insel immer deutlicher vor ihren Augen. In ihrer hoffnungslosen Lage würde jede rauhe Wildniß ihnen ein Paradies gedäuchtet haben: um wieviel mehr denn mußte der Anblick eines Landes sie bezaubern, welches in allen seinen Theilen ein von Menschenhand gepflegter Garten voll romantischer Mannichfaltigkeit schien: wo grasreiche Ebenen mit waldumkränzten Höhen wechselten, und zahlreiche Rinderheerden am Ufer weideten, während ein Amphitheater bläulicher Berge, das sich stufenweise in der Ferne erhob, immer neue Reize und immer reichere Genüsse in seinen Thälern aufzudecken versprach.

Jedes Herz richtete sich allgemach wieder zu Lebens-Muth und -Hoffnung empor. Selbst die durch ihre sonderbare Lage erzeugte Sorge, daß dies goldne Eyland bewohnt von Menschen seyn könnte, war bereits verschwunden, nachdem sie sich einer feindlichen Barke bemächtigt, von deren Besatzung sie den Namen der Insel, zugleich mit der Nachricht, erfuhren, daß die Spanier von ihren Besitzungen auf der benachbarten Insel Guaham nur zuweilen dergleichen Fahrzeuge hieher sendeten, um Jagd auf das Hornvieh zu machen, und Vorräthe solches Fleisches zu bukanieren*).

Verschiedene Hütten standen zu diesem Geschäft am Ufer aufgerichtet. Dies ersparte der zuerst ans Land geschickten englischen Mannschaft die Mühe, Gezelte für ihre Kranken aufzuschlagen. Die Menschlichkeit forderte den Befehlshaber dringend auf, für diese Unglücklichen zuerst und vor jedem andern Geschäft liebreiche Sorgfalt zu beweisen. Weit über hundert an der Zahl, waren sie größtentheils so entkräftet, daß ihre Füße nicht mehr vermochten, sie in das für sie eingerichtete Hospital zu tragen. Aber rasch und ohne Bedenken lud der Kommodore und luden die geringeren Officiere die Schwächsten auf ihre Schultern, sie mit edlem Wetteifer aus den Booten in die Krankenhütten zu führen**).

Neue Kraft des Lebens und des Gesundens wehte die aufgemergelten Siechlinge mit dem ersten Athemzuge der elastischen und durchwürzten Landluft an, die sie auf diesem glücklichen Boden schöpften, und mit den mannichfaltigen Früchten, die ihnen von jedem Ast entgegenwinkten. Wie dem Grabe entstiegen, richteten sie sich in unglaublich kurzer Zeit empor aus ihrer Ohnmacht. In weniger, als einer Woche, gab es kaum Einen mehr unter Allen, der nicht genesen, seine Krücke von sich geworfen hätte. Ein und zwanzig Todte waren die beiden letzten Tage ihrer Seereise in die Sterbelisten eingezeichnet worden: nicht mehr als Zehn der Erschöpftesten fanden nicht

---

allerdings begreift, der Leser sich mit ihm in dem nemlichen Falle befinden: d. h. — Jenes Werk müßte ebensowohl seine erste und unzählig oft wiederholte Lektüre gewesen seyn, an welche, im Blüthenalter des Lebens, sein sich entwickelnder Geist mit allen Fühlfäden sich innig festgeschlungen. Freilich haben spätere Reiseberichte auch bey dem Schreiber Dieses einen großen Theil der Magie wieder zerstört, womit insonderheit das liebliche Gemählde von Tinian so unwiderstehlich auf seine Imagination einst wirkte. Doch glaubte er, diese Korrekturen von späterer Hand in dem folgenden Aufsatz wohl ignoriren zu dürfen

*) Die bekannte und in Westindien zuerst erfundne Weise, frisches Fleisch, ohne die Zuthat des Salzes, durch bloßes Trocknen in der Sonne, oder durch Rösten für einen längern Gebrauch aufzubewahren.

**) Ein reizendes Seitenstück zu Schillers schönem Wort über den Orden der Johanniter:

„Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beschützt,
Durch die syrische Wüste den bangen Pilgrim geleitet
Und mit der Cherubim Schwerdt steht vor dem heiligen Grab.
Aber ein schönerer Schmuck umgiebt euch, die Schürze des Wärters.
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamms,
Dient an des Kranken Bett, den Lechzenden Labung bereitet,
Und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt."

rend der beiden folgenden Monate auf Tinian das Grab, dem sie bereits zu nahe standen.

Tinian, das Land der Genesung für die Kranken, war aber nicht minder auch ein Tempe für die wenigen Gesunden, die an seinen Ufern landeten, und mit jedem Fußtritte auf neue genußvolle Reize stießen. Ein leichter Boden setzte an diesem seligen Erdenfleck der geilen Vegetation jener heißern Zone so glückliche Schranken, daß nirgend die Ueppigkeit der Schönheit den Rang ablief. Weite natürliche Wiesen prangten mit dem frischen sammetnen Graswuchs eines englischen Rasenplatzes. Mitten durch zogen sich bald lichte, bald dunklere Haine hochwüchsiger Laubwipfel, durch kein Gestrüpp und keine Schlingpflanzen dem Schritt des Wandrers unwegsam gemacht. Ueberall Frucht- und Waldbäume in der lieblichsten Mischung; überall die Hand der freiwaltenden Natur unverkennbar, und doch ein so täuschender Anschein bedächtiger Kunst über ihre reichen Scenen ausgebreitet! Jede sanfte Erhöhung des Bodens, jeder Vorsprung des Gehölzes überraschte mit einer neuen idyllischen Aussicht. Man war sich's jeden Augenblick gewärtig, auf die glücklichen Bewohner dieses Arkadiens zu stoßen: denn schwer ließ sichs träumen, daß Menschen verschmäht haben sollten, sich in diesen segensreichen Fluren anzusiedeln.

Und in der That waren sie nicht von jeher so öde, als unsre Weltumsegler sie fanden. Noch vor weniger, als einem Menschenalter, lebte ein harmloses Völkchen, dreißigtausend Köpfe stark, auf dieser seligen Erde. Da lagerte sich eine verderbliche Seuche über Tinian und ihre Schwesterinseln her, und drohte, sie sämmtlich zu entvölkern. Vor allen war Guaham, mit ihren spanischen Anpflanzungen, wie ausgestorben. Den trägen Kastilianern gebrach es plötzlich an Sclaven, für sie zu arbeiten, und ihren Tyrannenlaunen zum Ziel zu dienen. Sie halfen sich, wie ihre grausame Politik es von jeher gewohnt war, — Sie rissen die sparsamen Reste der Eingebornen auf Tinian hinweg vom väterlichen Heerde, und schleppten sie nach Guaham hinüber. Dort zehrte der Wurm des Grams und eines sehnsüchtigen Heimwehs so unablässig an den unglücklichen Verbannten, daß sie in wenig Jahren dahinwelkten, und durch ihr allgemeines Aussterben die Absicht ihrer gefühllosen Treiber vereitelten. Ihre abgeschiednen Geister gesellten sich zu den hundert Millionen Gemißhandelter, Entmenschter, Hingewürgter, die einst den großen Vergelter tausendstimmig anrufen werden, ihre gemordete Seligkeit an diesen goldhungrigen Entdeckern neuer Welten zu rächen.

Noch sprachen die einstmaligen Bewohner Tinians den Wandrer aus überall zerstreuten Ruinen eines nicht ganz kunstlosen Gemäuers an, dessen ursprüngliche Bestimmung zu religiösen Gebäuden nicht verkannt werden mochte. Noch waren ihre zurückgebliebenen Rinderheerden bei einer ungestörten Vermehrung nicht in dem Maaße verwildert, daß es sonderlicher Mühe bedurft hätte, sie einzufangen. Schneeweiß von Farbe, bis auf die dunkel gezeichneten Ohren, weideten sie zu Tausenden auf den grasreichen Fluren, und belebten durch ihren Anblick die keinesweges todte Landschaft. Denn auch eine Menge eben so zahmen Geflügels trat und schwärmte zutraulich durch die beschatteten Wälder; und ihr Geschrei unterhielt die liebliche Täuschung, daß man sich stets in der Nähe eines wohlbesetzten Meierhofs glaubte. Nur die Schweine, deren es in dem finstersten Dickigt gab, forderten durch ihre Scheu und grimmige Wildheit das Geschick und den Muth des Waidmanns auf, sie zu erlegen. Aber auch hierbei gesellten sich ihm einige Koppeln starker Hunde zu, die den gefangnen Spaniern auf der Barke gehörten und zu dieser Jagd mit Fleiß abgerichtet waren.

Hier auch fanden die erschöpften Seefahrer mit freudiger Ueberraschung zum Erstenmal auf ihrem fernen Wege die hoche gepriesene Brodtfrucht, die Schöpferinn und Gefährtinn einer niederen Menschheit. Ueber ihrer Süßigkeit liefen sie Gefahr, ungerecht gegen den Kokos, den Palmkohl, die Guavas, die Bananas und die säuerlich erfrischende Limone zu seyn, die sich von allen Seiten ihnen zum Genusse anlieferten. Ungerecht waren sie in der That gegen den Reichthum an Fischen, welche das Meer an dieser Küste ihnen vergebens darbot, seitdem der Genuß einiger Arten derselben ihnen Unbequemlichkeiten zugezogen hatte, welche wahrscheinlich nur die Folgen ihrer Unmäßigkeit waren.

Was endlich dies Gemählde einer Unschuldswelt vollenden, und was zugleich in seinem eigentlichen Werth nur funfzehn Grade von der Linie weit empfunden werden mag — Ein beständiges abkühlendes Wehen der Seeluft, von Zeit zu Zeit abwechselnd mit kleinen erfrischenden Regengüssen — vergönnte in dieser glücklichen Jahreszeit, den ganzen Segen dieser hochbegünstigten Natur mit ungestörter Wollust zu genießen, und erschuf zugleich eine durchgängige Eßlust, der es keineswegs an Befriedigung fehlte

Doch, um nicht ausschweifend im Lobe dieses Eilands zu scheinen, gebietet die Billigkeit, auch die Unannehmlichkeiten nicht zu verschweigen, welche jenen Reizen in den Augen des glücklichen Finders nur zusehr die Wage halten. Nicht die Schwärme von Moskiten und anderm stechenden Ungeziefer, die zu Zeiten den Spaziergänger belästigten; nicht der Mangel lebendiger fließender Quellen, welche diesem Boden gänzlich abgehn, so sehr sie auch seinen mahlerischen Scenen erst die höchste Vollendung geben würden, und welche durch einige Brunnen und ein paar stehende Weiher nur unvollkommen ersetzt werden: sondern die Unbequemlichkeit und Unsicherheit des einzigen Ankerplatzes an den Gestaden dieser Feeninsel ist es, was den Ankömmling des Genusses ihrer Annehmlichkeiten nicht froh werden läßt, da dieser Genuß jeden Augenblick mit allen Schrecknissen des Zerscheiterns oder des Hinwegtreibens erkauft werden muß. Allen Winden bloßgestellt, die hier oft mit plötzlichen Stößen ungestüm rasen; bedroht von jedem Wechsel der Fluth, die sich täglich mit hohen und schnellen Wogen furchtbar heranwälzt — nagt noch an des Schiffes ausgeworfnen Ankertaun heimlich ein mit scharfgespitzten Korallen-Felsen bedeckter Meeresgrund; und so trifft Alles und Jedes hier zusammen, den Muth des Seemans von einem längern Verweilen zurückzuschrecken.

Nur zubald sollte denn auch dieser Muth auf eine grausame Probe gestellt werden! Denn noch vor dem Verlauf eines vollen Monats rückte die Herbstnachtgleiche heran, welche in diesem, wie in andern Meeren, von den furchtbarsten Stürmen begleitet zu seyn pflegt. Der Kommodore hatte die Zwischenzeit mit dem glücklichsten Fortgang dazu benutzt, seine Kranken durch den Aufenthalt auf dem Lande wiederherzustellen. Ein anderweitiger Versuch, dem Leck des Schiffes beizukommen und ihn zu verstopfen, war zwar nicht von dem erwünschten Erfolg: doch ward derselbe wenigstens gemindert; die Kabeltaue wurden einer Schau unterworfen und neu versichert; die Segelstangen aufs Verdeck herniedergelassen, und überhaupt jede Vorsicht getroffen, um den gefürchteten Sturm vor Anker auszuhalten.

Er blieb nicht aus! Doch nur dann erst erhob er sich, als, nach Verfluß der drohenden Periode, Niemand mehr auf sein Erscheinen rechnete. Die eingestellten Arbeiten des Wasserfüllens am Lande hatten darum bereits auf's neue begonnen, die hergestellten Kranken aber zum Theil sich wieder an Bord begeben, um den täglichen Dienst zu verrichten und die Gesunden abzulösen, die sich nun ihrerseits auf dem Lande ein wenig zu erfrischen hofften. Der Kommodore selbst, der seine Anfälle von Skorbut bisher nicht geachtet hatte, um ganz der Sorge für seine hülfsbedürftigen Gefährten zu leben, gab endlich der Nothwendigkeit nach, das Schiff auf einige Tage zu verlassen, um durch den ländlichen Aufenthalt den beunruhigenden Fortschritten seines Uebels zu wehren.

Unter diesen Umständen stand ein frischer Wind aus Osten auf, der sich so schnell und überraschend zum Sturm verstärkte, daß die empörten Wogen bald jede Gemeinschaft zwischen dem Centurion und der am Ufer befindlichen Mannschaft unterbrachen: denn jedes Boot, daß sich in die schäumende Brandung gewagt hätte, wäre rettungslos verloren gewesen. Vergebens sann der Befehlshaber auf Mittel, sein Schiff wieder zu bestegen, welches er als den Posten betrachtete, wo jede Gefahr ihn finden müßte. Vergebens wünschte er, die Besatzung desselben durch den Kern der Bootsleute, die sich mit ihm in gleicher Lage befanden, zu verstärken, und dann ohne Zeitverlust in See zu gehen. Es waren nicht weniger, als hundert und dreizehn Menschen am Lande, und nur hundert und acht, die unfähigere und kaum genesene Hälfte, wurden am Borde gezählt. Gleichwohl hätte ein Schiff dieses Ranges wenigstens das Vierfache an Köpfen bedurft, um für völlig ausgerüstet zu gelten.

Diese Trennung der Kräfte erlaubte dem Centurion keine andre Maaßregel, als es auf die Gunst des Schicksals ankommen zu lassen, wieviel Widerstand seine Kabeltaus dem Orkan entgegensetzen würden, um nicht von der Ankerstelle hinweggetrieben zu werden. Bald schien diese Frage entschieden. Denn ehe noch die Sonne sank, brach der kleinere Anker von den Beiden, vor welchem das Schiff befestigt lag, in Stücken; und die Verlassenen am Ufer sahen es mit starrem Beben sich auf den besten Buganker schwingen; — sahen bei eintretender Fluth den Centurion, durch die unwiderstehliche Gewalt derselben übermannt, dem Sturm gerade entgegentreiben; — sahen die wälzenden Wogen das lange Boot, welches hinter dem Schiffe befestigt schwamm, wie einen Ball auf das Hinterdeck desselben emporschleudern und zertrümmern; — und mußten zuletzt diese herzdurchbohrenden Beobachtungen gezwungen aufgeben, da das zweifelhafte Tageslicht bald der schwärzesten nächtlichen Finsterniß wich, welche die gesammte grause Scene in ihren Mantel hüllte. Immer aber noch verstärkte sich das Toben der Winde mit jeder Minute. Ihr pfeifendes Heulen, und das

Rauschen der brandenden Welle, und das Rollen des Donners betäubten jedes Ohr, während der Regen in Strömen niederschoß und kreuzende Wetterstrahlen unaufhörlich durch den entbrannten Himmel zuckten.

Träg schwand den Bekümmerten diese Nacht des Entsetzens dahin! Noch wüthete der Sturm, als der trübe Tag von neuem aufstieg; und schnell flogen ihre Augen seewärts nach dem Horizont hinaus, und suchten den Centurion auf seiner alten Ankerstelle. Er war fort! er war verschwunden! Das weite Meer bot ihnen nichts, als den öden Anblick einer tausendfach durchpflügten Wasserfläche dar.

Ein ungeheurer Schmerz klammerte sich an jede Brust! Mit dem verlornen Schiffe hatte Jeder seine Hoffnung und jedes Heil des Lebens verloren! Eine dumpfe Bestürzung schloß ihrer Aller Mund; Jeder scheute sich, die Bestätigung seines Verderbens dem Andern abzufragen. Doch schmerzlicher, als sie insgesammt, war durch diese Katastrophe der wackere Befehlshaber gebeugt, dem diese Schreckensnacht mit dem Schiffe, das er, wie jeder Seemann, als das Seinige, aus langer Gewohnheit mit Zärtlichkeit liebte — zugleich die ganze Frucht seiner erduldeten Gefahren, den Lohn seiner Thaten, die Heimkehr ins theure Vaterland und Alles raubte!

Auf ihn indessen war in dieser bedrängten Lage jedes Auge seiner Gefährten allein gerichtet. Von ihm erwarteten sie, daß sein an Hülfsmitteln nie erschöpfter Geist zu ihrer Aller Rettung sich bewähren sollte; und sobald das Entsetzen ihre erstarrten Zungen wieder losgab, bestürmten sie ihn mit Vorstellungen, wie nur die muthloseste Verzweiflung sie einzugeben vermag. Hier drang ein Theil, der den Untergang des Schiffs für entschieden hielt, in ihn, daß er das Boot rings um die Insel schicken solle, um die gescheiterten Trümmer aufzusuchen. Dort wieder klagten Andre, die an eine Möglichkeit seiner Erhaltung glaubten, daß es dennoch ohne einige Hoffnung der Wiederkehr von der Insel abgetrieben seyn möchte, da es sich unter der Windseite derselben befunden. Sie erinnerten ihn an die Schwäche der Besatzung und an die Untüchtigkeit des lecken Centurion selbst, nachdem er schon so lange Monden die See gehalten, nun noch mit diesen stürmischen Winden zu kämpfen. Beide Theile aber jammerten, daß — welches nun auch sein Schicksal gewesen seyn möchte — die Unmöglichkeit, diese Insel jemals wieder zu verlassen, gleich sehr entschieden bliebe.

In Wahrheit auch vereinigte sich nur zu vieles, um diesem Zweifel das Wort zu reden. Wenigstens sechshundert Seemeilen war Makao, der nächste freundschaftliche Hafen, den sie hätten erreichen müssen, entlegen; und um dahin zu gelangen, war kein Fahrzeug in ihren Händen, als jene kleine spanische Barke, die sie gleich bei ihrer ersten Landung auf Tinian hinweggenommen hatten. Diese aber würde höchstens den vierten Mann aus ihrer Anzahl haben aufnehmen können: und was war alsdann das Loos der Zurückbleibenden auf dieser wüsten Erde, wo vor dem Centurion vielleicht noch nie ein europäisches Schiff geankert hatte, und wo sich auch in mehreren Generationen kein ähnlicher Glücksfall wieder erwarten ließ? Diese trostlose Aussicht entkleidete die zauberische Insel plötzlich aller ihrer bisherigen Reize. Auch in einem Paradiese konnten sie nicht froh bleiben, sobald es ihnen zum Kerker ward, der sie ewig von Freunden, Verwandten und allen Freuden der vaterländischen Heimath trennte.

Noch aber war diese lebenslängliche Verbannung nicht das muthmaaßliche höchste Ziel ihres Ungemachs. Guaham, die spanische Niederlassung, lag ihnen zu nahe, als daß sie hätten hoffen dürfen, von dorther unangefochten zu bleiben. Sobald ihre Feinde erfuhren, in welcher mißlichen Lage sie sich befänden, war nichts gewisser, als daß der Befehlshaber dieser Kolonie eine hinreichende Macht herübersenden würde, um sie zu überwältigen, und auf Zeitlebens als Kriegsgefangene von der Insel hinwegzuführen. Denn die Eifersucht und grausame Willkühr der Spanier in diesen fernen Erdstrichen war zu bekannt, als daß eine Auswechselung jemals sich hätte hoffen lassen. Ja, es stand sogar zu fürchten, daß die Feinde aus den eben erwähnten Gründen geneigt seyn möchten, gegen sie als Seeräuber zu verfahren. Und wie wollten sie diese entsetzliche Gefährdung ihrer Ehre und ihres Lebens abwenden, da ihre sämmtlichen Bestallungen am Borde des Centurion zurückgeblieben waren?

Mitten unter diesen niederschlagenden Betrachtungen stand Anson, größer als sein Schicksal, mit unerschütterlicher Fassung da. Vollwichtiger, als irgend einer aus der Zahl der muthlos Jammernden, empfand er den Druck jener Gründe: allein sie beugten die hohe Ruhe seines Gemüthes nicht, womit er unter den sparsamen Mitteln wählte, sich und die Seinen aus dem Gedränge zu ziehen. Sobald er auch nur, einig mit sich selber, seinen schnell gebohrnen Entwurf den verständigern Freunden um ihn her entwickelt und zu dessen Thunlichkeit ihre Stimmen vereinigt hatte, versammelte er auch die gesammte Zahl der Unglücksgenossen zu sich, um seinen Muth und sein kühnes Feuer zur Ausführung in sie überzutragen.

„Freunde," sprach er — „Zum Erstenmale seit zwei Jahren, da uns der Ruf des Vaterlandes und der Ehre vereinigt, lauf' ich heute Gefahr, den Geist brittischer Männer in euch zu verkennen! Wie? Den Centurion haltet ihr für verloren! Hab' ich's denn nicht mehr mit versuchten alten Seeleuten zu thun, daß eine so kindische eitle Sorge euer Herz beengt? Oder habt ihr denn so gar nicht erwogen, wieviel ein Schiff, wie das Unsrige, zu ertragen vermag? Wie hätt' es uns denn wohl bis hieher gebracht, wär' es so übel zusammengefügt, als der Centurion sein müßte, um diesem Sturme nicht zu trotzen? — Er gesunken? er zertrümmert? — Glaubt es nie! Hofft getrost mit eurem Führer, daß wir in wenigen Tagen sein Segel, auf uns hergerichtet, wieder erblicken werden!

„Doch sey es auch sogar, daß wir umsonst nach ihm ausehen! Das Schlimmste was ihm begegnet seyn könnte, wär' doch immer nur, daß die Gewalt des Windes ihn zu weit nach Westen abgetrieben, um sich wieder zu uns heranzuarbeiten. Dann hat er ohne Zweifel seinen Lauf nach der Küste von China fortgesetzt, und es liegt nur an uns, ihn in Makao wieder zu erreichen. Auf dieses Aergste laßt uns also, als Männer, gefaßt seyn. Nach Makao und unserm Centurion hin laßt uns unsre Bestrebungen richten! Sie werden nicht fruchtlos seyn: wir werden diese Insel hinter uns schwinden sehen, wenn ihr, wie ich hoffe, zu dem Anschlag eure Hände bieten wollet, den ich mit reifer Ueberlegung ersonnen habe.

„Ihr habt Recht, — Wir besitzen nur diese kleine Barke, um uns von hier zu entfernen: allein was hindert uns, sie ans Land zu ziehen, sie queer durch in ihrer Mitte aus einander zu sägen, und Kiel und Borde um zwölf Fuß zu verlängern? Statt zwölf Tonnen Last wird sie dann vierzig fassen — wird fähig seyn, die hohe See zu halten, und geräumig genug, uns Alle bis auf den Letzten aufzunehmen. Dieser Vorschlag stützt sich auf die einmüthige Versicherung unsrer anwesenden Zimmerleute, welche ihn für leicht und ausführbar erklären. Allein er fordert auch unsern vereinigten Entschluß zur That, und nimmt den angestrengtesten Fleiß jedes Einzelnen unter uns in Anspruch. Freiwillig also und mit voller Kraft seiner Seele bietet Jeder seinen Beistand zum gemeinsamen Werke dar; und ich selbst, wie beschwerlich die Arbeit seyn möge, werde willig und redlich Hand an sie legen.

„Ist dies euer Wille — Wohlan! So laßt uns ungesäumt zur Ausführung schreiten! Unsre Verfassung und die günstige Jahreszeit müssen uns jeden Augenblick kostbar machen; müssen uns treiben, als ob die Hoffnung, den Centurion hier wieder vor Anker zu sehn, ein Unding wäre, damit wir, wenn er nun dennoch erscheint, nichts, als die vergebliche Arbeit einiger wenigen Tage, zu bereuen haben mögen."

Ansons zuversichtlicher Ton verfehlte auch seiner Wirkung auf die versammelten Hörer nicht; — wirkte sogar kräftiger, als seine Absicht war, da er ihre Erwartung, sich mit dem Schiffe nächstens wieder zu vereinigen, bis zu einer solchen Lebendigkeit erhöhte, daß es sie zu der beschloßnen Arbeit lässiger machte, als das Bedürfniß erlaubte. Die vorgeschlagene Erweiterung des spanischen Fahrzeugs war allerdings ein Werk, das nur durch eine nicht gemeine Anstrengung vollführt werden konnte; und je deutlicher sie dies begriffen, je geneigter wurden sie, es viel lieber auf die Gunst eines Zufalls ankommen zu lassen, auf welchen der Kommodore bei sich selbst ungleich weniger zu rechnen wagte, als seine Versicherungen anzudeuten schienen.

Dieser Ausflucht, welche der Arbeitsscheu der trägen Gemüther nur zu erwünscht kam, war es hauptsächlich beizumessen, wenn verschiedne Tage hingingen, bevor die Hände der Menge so rasch und willig und mit so vollem Gemeinsinn an die Ausführung gingen, als doch nothwendig vorausgesetzt werden mußte, wofern das beabsichtigte Werk erreicht werden sollte. Bald aber kehrten die Blicke, die so oft und so sehnsüchtig den Rand des fernen Gesichtskreises musterten, zu den nähern Gegenständen zurück, die zu ihren Füßen lagen, und ihrer Art oder ihrer Säge warteten. Je tiefer ihre zu leichtsinnige Hoffnung sank, je allgemeiner kehrte der Geist der Emsigkeit und der Anstrengung bei ihnen ein, und ermunterte sie, nunmehr bloß ihren eignen Kräften zu vertrauen. Die Frühsonne fand jeden Arbeiter bereits auf seinem angewiesenen Sammelplatz; und das Abendroth überraschte sie bei ihren verschiedenen Verrichtungen noch eben so wacker, als sie begonnen hatten.

Nur einen einzelnen Augenblick gab es seitdem noch, wo die alten Hoffnungen sich wieder hervorwagten, um dann schnell desto grausamer getäuscht zu werden. Es war wenig Tage nach dem Sturme, der sie auf Tinian eingesperrt, als plötzlich unter den Arbeitern der fröhliche Ausruf laut ward: „Ein

Schiff!" und Aller Blicke mit unwiderstehlicher Kraft nach dem Seeufer hinzog. Ein trunkner Jubel tönte von jeder Lippe: denn Niemand zweifelte, daß es nicht sein Schiff seyn sollte. Während noch der Kommodore eilte, sein Fernrohr herbeizuholen, riefen aber schon mehrere Stimmen, daß noch ein zweites Segel sich erhebe. So war es denn freilich der Centurion nicht, auf den sich die Menge gefreut: aber nur um so weniger ließ sich muthmaaßen, was für eine Bewandniß es mit diesen Fahrzeugen haben könnte?

Unter der Zeit hatte Anson selbst mit pochendem Herzen die beiden kaum erkenndaren Punkte durch seine Gläser beobtet. Ach! Er sah keinen Centurion! Selbst nicht einmal Schiffe ward er gewahr; wohl aber zwei Gegenstände, die er, ihrem Bau und der Form des Segels nach, nur für Boote halten konnte. Gütiger Gott! Wenn es nun die Boote seines Schiffes waren, die mit dem geborgnen Volke wiederkehrten, nachdem der Centurion seinen letzten unglücklichen Tag erlebt? Jetzt — jetzt, unter diesem plötzlichen Gedanken, brachen Muth und Hoffnung in seiner starken Seele zusammen! Der Sturm seiner Empfindungen mahlte sich in seinen Zügen. Stumm und seinem Schmerze hingegeben, wankte er in sein Gezelt zurück, und es brauchte mehrere Minuten der stillen Verborgenheit, bis der Unglückliche seinen Mannsinn wiederfand, um, neu entschlossen, dem verfolgenden Schicksal die Stirne zu bieten.

Gottlob! Seine Ahndung war diesmal zu schwarz gewesen. Als er wieder hervortrat, und die Blicke von neuem auf das Meer hin richtete, überzeugte er sich bald, daß, was er für Schiffsboote zu erkennen geglaubt, nur zwei indianische Proen*) waren, die sich dem Lande zu nähern schienen. Es konnte ihre Absicht seyn, die Insel und ihre neuen Bewohner auszukundschaften. Hurtig ließ er also jeden Gegenstand aus dem Gesichte räumen, der ihnen hätte Argwohn geben, oder die Anwesenheit fremder Gäste verrathen können. Zugleich aber versteckte er verschiedene Hinterhalte in das Dickicht zunächst am Ufer, und jede Vorsicht war genommen, um sich der Proen im Augenblick ihrer Landung zu bemächtigen, und so den feindlichen Anschlag auf die Sicherheit der Mannschaft zu vereiteln. Allein sey es, daß diese Fahrzeuge dennoch Verdacht geschöpft, oder daß sie ihrem Auftrag aus der Ferne eine hinlängliche Genüge zu thun geglaubt, oder endlich, daß sie weit einen andern Zweck verfolgt, als den ihre Erscheinung voraussetzen ließ: — genug, sie hielten in einigem Abstand vom Ufer plötzlich an; lagen zwei Stunden lang unbeweglich still, und gingen dann, ohne weitere Unternehmung, seitwärts unter Segel.

Ungestört, und mit wetteifernder Thätigkeit, ließen seitdem die ausgesetzten Insulaner die Verlängerung ihrer Barke sich angelegen seyn, ohne der sich täglich mehrenden Erschwernisse zu achten. Freilich aber gehörte auch ein nicht geringerer Grad von Enthusiasmus, als wirklich in ihnen lebte, dazu, um dadurch nicht abgeschreckt und derselben durch immer neue Erfindungen der Noth und des Zufalls Meister zu werden. Selbst auf einem englischen Schiffswerft, und im Besitz jeder Bequemlichkeit und jedes verlangten Werkzeugs, würde jene Verwandlung für ein Kunststück gegolten haben: um wieviel mehr denn nicht an diesem wüsten Platze, wo beinahe jedes Werkzeug erst erschaffen werden mußte; bei jedem Schritte der Mangel irgend eines großen oder kleinen Materials sich offenbarte, und das Genie unablässig aufgeboten werden mußte, diese Entbehrnisse durch ungewöhnliche Mittel und Handgriffe zu ersetzen.

Gleichwohl war mit Besiegung dieser Hindernisse immer erst der geringste Theil derselben überstiegen. Auch wenn der Rumpf der erweiterten Barke fertig dastand, blieb noch die Gründung des dazu nöthigen Tauwerks und der Segel übrig. Ehe man dann in See zu gehen vermochte, fragte sichs noch, woher die zur See ausdaurenden Lebensmittelvorräthe für mehr als hundert Köpfe bezogen werden sollten? Und auch mit dieser Sorge im Rücken, galt es immer noch die Kunst, sich den Weg von dreißig Graden der Länge durch ein Meer voller Inseln, Klippen und Gefahren hindurchzutasten — einen Weg, den Niemand aus der Gesellschaft zuvor versucht, und den zu treffen, es ihnen ebensowohl an Seecharten, als an astronomischen Werkzeugen fehlte. Führwahr, wenn nicht Glück und Zufall — und wer durft' es wagen, sich auf sie zu verlassen? — diese Unmöglichkeiten wieder ausglichen, so hatt' auch diesmal der Enthusiasmus sich verrechnet, und nur zur Verzweiflung konnt' er aus seinen luftigen Träumen erwachen!

Glück und Zufall hatten gleichwohl dafür gesorgt, daß die Zimmerleute, welche sich unter den Zurückgebliebenen befanden, ihre Rüst- und Werkkasten mit sich ans Land genommen hatten. Einen ähnlichen Bedacht hatte auch der Schmidt getragen. Seine Schmiede war aufgeschlagen: nur fehlte es an den Blasebälgen, die ihrer Unbehülflichkeit wegen am Borde zurückgeblieben waren. Seine Kunst in Thätigkeit zu setzen, gehörte unter die wesentlichsten Bedingungen des entworfenen Rettungsplanes. „Schafft mir meine Bälge!„ rief er kleinlaut — „und ich will mit Freuden vor meiner Esse schwitzen!"

Sie wurden ihm geschafft! An Häuten von den erlegten Rindern mangelte es nicht; und die Spanier in der Barke hatten zu eignem Gebrauch einen Vorrath von Muschelkalk bereitet. Schnell legte man eine Gerberei an, deren Produkte zwar die Nase ein wenig beleidigten, übrigens aber doch gefügsam genug ausfielen, um zu ein Paar Blasebälgen verbraucht zu werden, an denen ein Flintenlauf die Stelle der Röhre vertrat. Der erstaunte Schmidt schürte freudig seine Kohlen an, und seine Kunst hielt Wort. Ein jedes Eisengeräth, das die Noth erforderte, gieng rasch und brauchbar aus seinen schöpferischen Händen hervor.

Zu gleicher Zeit war eine andre Abtheilung der Gesellschaft angestellt, Bauholz zu fällen, und Planken daraus zu schneiden. Diese Arbeit war allerdings die mühsamste; bei ihr, vor Allen, mußte die Macht des Beispiels zur Ermuntrung wirken, und edel entschloß sich der Kommodore, sich an ihre Spitze zu stellen. Die Art erklang in seiner Hand, wie in der Faust des Geringen: wer hätte sich ferner weigern mögen, und dahinten bleiben?

Die vorhabende Vergrößerung des Fahrzeugs erforderte, daß es an Land auf den hiezu bereiteten Stapel gezogen würde. Man war einig geworden, daß dies, in Ermangelung bequemer Maschinen, am füglichsten durch Anwendung untergestreckter Walzen geschehen könnte, wozu die glatten und zirkelrunden Stämme der Kokosbäume sich ohne mühsame Zurichtung benutzen ließen. Demnächst verlangte die Zerstückung des Gebäudes eine besondere Vorsicht, damit die zersägten Planken in keine Risse splitterten: dies Uebel wurde glücklich vermieden. Noch bedenklicher war die Sorge, welche eine genauere Berechnung nunmehr ergab, daß, selbst nach wirklich ausgeführter Erweiterung der Barke, ihre Geräumigkeit für die starke Menschenzahl und deren Bedürfnisse dennoch unzureichend seyn werde. Nur die Eine Hälfte der Gesellschaft ließ sich dann unter dem Verdecke unterbringen, während die Andre den Einflüssen der Witterung schutzlos ausgesetzt bliebe. Allein diese Ungemächlichkeit litt keinen Wandel, da jene Verlängerung bereits die äußerste Gränze des Möglichen erreichte.

Hiernächst erwog man auch, daß das neue Gebäude, zur Abwehr des eindringenden Wassers, in seinen Fugen kalfatert werden müsse. Dazu fehlte es freilich an Theer: aber man hatte Talg und Kalk im Ueberfluß; und es war eine bekannte Erfahrung, daß ein Gemisch von Beiden die Stelle des Schiffspeches nicht unglücklich zu vertreten pflegt. Endlich mußte man auch noch auf das nöthige Tau- und Segelwerk sinnen. Man hatte zwar einigen Vorrath auf der Barke selbst gefunden; was jedoch noch ferner abgieng, ließ sich aus der Leinwand von des Befehlshabers Gezelt und einigen vergeßnen Tauen des Centurion ergänzen.

Für den täglichen Bedarf an frischen Lebensmitteln wechselte eine bestimmte Anzahl in ihrer Ordnung ab, welche angewiesen war, Vieh zu erlegen und Früchte einzusammlen. Allein man mußte ebensowohl auch auf einen hinlänglichen Reisevorrath für länger als Einen Monat bedacht sein: und hier thürmte sich Verlegenheit auf Verlegenheit. Nicht Ein Faß Mehl — nicht ein einziger Zwieback war aufzubringen, da Jedermann, seit der ersten Landung, die wohlschmeckendere Brodtfrucht vorgezogen hatte, die aber, abgepflückt, nach wenig Tagen, dem Verderben ausgesetzt war, und darum für keine lange Seereise taugte. Der Mangel an Salz machte allen vorhandnen Ueberfluß von frischem Fleische eben so unbrauchbar; abgesehen auch sogar von den Schwierigkeiten, die dem Geschäft des Einpökelns in den heißen Himmelsstrichen entgegen zu stehen pflegen.

So beschränkte sich denn ihr ganzes Proviantmagazin auf die wenigen Stücke bukanirten Rindfleisches, welche sie von der Besatzung der Barke erbeutet hatten, und auf die Erndte von Kokosnüssen, welche sie vor ihrer Abfahrt noch zu halten gedachten. Dem Brodtmangel aber sollte durch einen Vorrath von Reis gesteuert werden, welchen sie sich, im Vorüberfahren auf der nahe liegenden Insel Rota, mit gewaffneter Hand von den Spaniern zu ertrotzen hofften, die, nach den Berichten der Gefangenen, hier durch die Indianer weite Felder dieses Getreides anbauen ließen. Zugleich gab dieser Anschlag die Veranlassung, ihre Streitkräfte und den Bestand ihrer Ammunition näher zu Rathe zu ziehen. Leider wurden nicht mehr als neunzig Ladungen Pulver zusammengebracht! Nicht einmal also jeder Kopf in der Gesellschaft sollte seine Flinte los-

*) Eine besondre Art schnell segelnder Kanots, die in diesen Gegenden, so wie auf den nächsten Inselgruppen des stillen Meeres, üblich sind.

drücken können! Desto mehr aber wurde auf eines Jeden persönlichen Muth gerechnet, um sich den Spaniern dennoch furchtbar zu machen.

Wie abschreckend jedoch diese Aussichten im Ganzen seyn mochten, so ließ sich gleichwohl hoffen, daß sie durch Entschlossenheit, durch Selbstverläugnung und ruhiges Dulden zu erleichtern seyn würden. Allein Bekümmernisse von ungleich ernstlicherer Art stahlen dem Kommodore den Schlaf seiner Nächte und den Frieden in seiner Brust. Während die gesammte Menge mit Vertrauen zu ihm, als ihrem Piloten durch diese unbeschifften Meere, emporsah, und ihr Heil als Pfand in seine Hände legte, rang er im Stillen mit der Unfähigkeit, dieser Verpflichtung nach Würden zu entsprechen, wofern er, ohne Kompaß, ohne Quadranten und andre Handleistungen der Kunst, die Regierung des Fahrzeugs nicht bloß auf ein glückliches Ohngefähr sollte ankommen lassen. Keines der genannten Instrumente war auf der Insel aufzufinden, so sorgfältige Nachfrage auch insgeheim (denn laut durfte dieser bange Zweifel vor der Gesellschaft nicht werden!) darnach geschehen mochte; und acht schmerzliche Tage drückte jene Sorge, gleich einem Alp, auf seiner Seele, bis endlich der Zufall sich auf eine wunderähnliche Weise ins Mittel schlug, ihn davon zu befreien.

Denn an ein Wunder gränzte es wahrlich, daß Jemand beim Durchsuchen einer Kiste, die zu der spanischen Barke gehört hatte, auf einen kleinen Taschenkompaß stieß, der an sich freilich nur als ein nürnberger Spielland, aber dennoch unter diesen Umständen als ein unschätzbares Kleinod zu betrachten war. Ein paar Tage später hob ein zweiter glücklicher Entdecker am Meeresufer einen hölzernen Quadranten auf, den die Wellen ausgeworfen hatten, und der vorlängst, als Nachlaß eines Verstorbenen, sammt anderm unnützen Geräthe, über Bord gewandert seyn mochte.

Wie nach einer Krone, griff Anson nach dem dargereichten Werkzeuge, das seinen brünstigsten Wunsch erfüllte. Allein wie schnell sank seine Freude, als er auf den zweiten Blick die dazu nöthigen Dioptern vermißte, deren Mangel es für den Gebrauch ohne Nutzen machte! Jetzt mußte ein neues Wunder bald darauf die Neugier eines Dritten anreizen, daß er das Schubfach eines alten wurmstichigen Tisches herauszog, der gleichfalls an Land getrieben war, und diesen Versuch durch den Fund von — den vermißten Dioptern belohnte. Ob sie zu dem Quadranten passen möchten, ward auf der Stelle entschieden. Die Breite von Tinian war bekannt, und das Resultat des Instruments stimmte leidlich mit den früheren Beobachtungen überein. — So waren denn also die Wegweiser durch Nacht und Wellen gefunden.

Mit allen diesen unerläßlichen Vorbereitungen war man endlich, binnen dem Zeitverlauf von vierzehn Tagen, so weit gediehen, daß die Zusammenfügung der Barke wirklich zur Hand genommen werden konnte. Bei der regelmäßigen Vertheilung aller Arbeiten ließ sich's sogar mit Zuversicht bestimmen, wann das Werk vollendet dastehen müßte; und das Ende der sechsten Woche seit ihrem einsiedlerischen Aufenthalte auf Tinian war unwiderruflich zur Abreise festgesetzt. Man konnte dies mit um so mindrer Gefahr, sich zu betrügen, da Ein Sinn und Ein Entschluß die Arbeit belebte. Wahrscheinlich hatte man diesen Geist der Ordnung und Folgsamkeit dem gänzlichen Mangel an starkem Getränk zu danken, denn der Saft der Kokosnüsse, welcher ihnen die Stelle des Rums vertreten mußte, war zwar wohlschmeckend, aber doch nicht geistig genug, den Trinker zu berauschen.

Mitten aber in dieser regen, wimmelnden Geschäftigkeit — Es war am neunzehnten Tage seit ihrem großen Unfall — wechselte plötzlich die Scene duch eine Erscheinung, welche nunmehr auch der kühnste Prophetenglaube sich nicht träumen ließ. Ein Bootsmann, der auf die Jagd nach wildem Geflügel ausgeschickt war, befand sich am hellen Mittage auf einer der erhabensten Anhöhen der Insel, und blickte zufällig ins hohe Meer hinaus. Klar und deutlich fiel ihm ein heransegelndes Schiff in die Augen, und sein aufwallendes Herz weissagte ihm, es müsse der wiederkehrende Centurion seyn. In wilder Hast stürzte er sich die Berge herunter, bis Einige seiner Kameraden ihm aufstießen, denen er in hervorbrechender Fröhlichkeit schon aus der Ferne entgegenjubelte: „Das Schiff! — Freunde, das Schiff! Mit vollen Segeln steuert es gegen die Insel!“

Der Ausdruck seiner Freude war zu unverkennbar ächt, als daß seine Zeitung hätte Mißtrauen erwecken können; — sie war zu erfreulich, diese Zeitung, als daß der früheste Bote derselben nicht auch den vollen Dank des Kommodore hätte verdienen sollen. Rasch also warf sich der Leichtfüßigste unter den staunenden Hörern den Weg hinab, und es gelang ihm unschwer, dem athemlosen ersten Verkündiger zuvorzueilen. „Freude! Freude!“ schrie er, als er den Platz erreichte, wo Anson mit seinen Arbeitern am Bau geschäftig war — „Der Centurion kömmt wieder! Unsre Noth hat ein Ende!“

„So liege da, und habe Feierabend!“ stammelte der Kommodore, und warf, vom seligsten Entzücken überwältigt, seine Art zu Boden. Dem Kummer und der schwarzen Sorge hatt' er männlich Stand gehalten: doch gegen die Ueberraschung der Freude war seine Seele minder gepanzert. Wer aber fände den Edlen darum nicht nur noch näher seiner Liebe und verwandter seinem eignen Herzen!

Ansons Gefährten auf dem Zimmerplatze waren auch um nichts mäßiger in ihrem freudigen Enthusiasmus. Sie fielen einander in die Arme; sie tanzten; sie warfen die Hüte in die Luft; sie taumelten vom Werft hinweg, und rannten, ihre Arbeit vergessend, an den Strand hinab, um ihre schwimmenden Augen am Centurion, wie an einer wiedergefundenen Braut, zu erlaben; indeß Andre wieder den erhabnern Hügel hinaneilten, um von diesem Punkt der ersten Entdeckung aus des lieblichen Anblicks desto gewisser froh zu werden.

Gegen Abend war das Schiff, der gemeinsame Gegenstand des Verlangens, so nahe herangeschwommen, daß Niemand mehr den Centurion in demselben verkennen konnte. Anson schickte den Wiederkehrenden ein Boot mit achtzehn Mann zu ihrer Verstärkung und einen Vorrath von frischen Lebensmitteln zur Erquickung entgegen. Dennoch gelang es ihnen, des schwachen Windes wegen, erst am folgenden Tage, sich an der alten Stelle vor Anker zu legen. Im gleichen Augenblick trat auch der Kommodore an Bord und mitten unter sie. Sie empfingen ihn mit einem unverabredeten Freudengeschrei, wie Freunde, die sich einander auf immer entrissen geglaubt, sich gegenseitig in die Arme fliegen.

Auch ihm aber brannte ein unnennbar seliges Gefühl durch alle Pulse. Er fühlte ja wieder den Boden unter seinen Füßen, den er sein nennen durfte! Seine Hoffnungen, seine tief berechneten Entwürfe zu Sieg und Ehre waren ihm wiedergegeben! Als glücklicher Weltumsegler, als Ueberwinder des spanischen Stolzes sollt' er nun bald seinen Wimpel im Angesicht der vaterländischen Dünen wieder können wehen lassen!

Jetzt, nun alle Schrecken, alle Plagen, alle Anstrengungen der letzten drei Wochen nichts als ein schwerer Traum gewesen zu seyn schienen, hatte man denn endlich auch die ruhige Muße, einander den Bericht von diesem Allen an das theilnehmende Herz zu legen. Hatten die Zurückgelassenen auf Tinian angstvolle Tage durchlebt, so war andrerseits auch das Loos der Davongeführten um nichts beneidenswerther gewesen.

Als jene unselige Nacht sie und ihre Drangsale dem Blick der trostlosen Gefährten am Ufer entzog, und das Rasen des Sturms mit jeder Minute sich verstärkte, war bald ihr zweiter Anker eben so unvermögend, als der schon gebrochene, sie länger zu halten. Das Kabeltau brach, und zagend kappten sie die Seile, die ihren letzten Nothanker am Borde hielten. Zwar faßten seine Arme den Grund, allein sie schwebten bereits so nahe am Rande der Sandbank, daß der erste erneuerte Windstoß ihn wieder lösen, und das Schiff vollends in die hohe See treiben mußte.

Der erste Schiffslieutenant, dem jetzt das Kommando auf demselben anheimfiel, ließ in dieser bedenklichen Lage angezündete Laternen ausstecken, und von Zeit zu Zeit einige Kanonen abfeuern, um dadurch seine Noth zu erkennen zu geben. Von Beidem aber vernahm Anson und seine Gefährten am Lande nicht das Mindeste. Der Donner des Himmels und der Wogen übertäubte des Geschützes Donner; und die durch einander fahrenden Wetterstrahlen verdunkelten den schwachen Schein der Leuchten und selbst den Blitz der abgebrannten Stücke. Um Mitternacht endlich brach der gefürchtete Augenblick ein. Der Pflichtanker wühlte sich aus dem Seegrunde hervor, und ein Ball der Wellen, flog das Schiff, vom Sturme gepeitscht, über die Abgründe dahin.

Alles, was eine solche Lage Trostloses haben kann, schien nunmehr wider die Unglücklichen zu ihrem Verderben mit einander im Bunde. In einem lecken Schiffe; zwei Anker verloren, und den einzigen noch übrigen mehr, als hundert Klaftern, im Grunde schleppend; keine einzige Kanone gehörig befestigt, keine Luke geschlossen; das Tauwerk in Verwirrung, und mit Mühe nur Meister eines einzigen Segels — sollte eine außer allem Verhältniß geringe Bemannung dem Sturme Trotz bieten, ohne zugleich eine einzige Minute von den Pumpen zu weichen. Ihren Muth noch mehr zu lähmen, standen sie in der schrecklichen Vermuthung, gerade gegen die Felsenriffe der benachbarten Insel Aguigan getrieben zu werden. Was für übermenschliche Anstrengungen sie immerhin anwenden mochten, dieser Gefahr des Untergangs durch Beisetzung der Segel zu entweichen; — es war umsonst! Vom Ersten bis zum Letzten, ohne Unterschied des Ranges, keuchten sie an der harten Arbeit. — Sie erbeuteten damit nichts, als die traurige Einsicht ihres Unvermögens, das Schiff zu wenden! Nur ein

der folgende Morgen befreite sie von dieser entsetzlichen Angst. Sie sahen die drohenden Felsen weit hinter sich schäumen. Ein starker Meerstrom hatte sie seitwärts abgetrieben und unwissend gerettet.

Allein diese Meerströme waren es auch, welche nachgehends, da der Sturm endlich schwieg, eben so unerwartet ihre Rechnung täuschten, die Höhe von Tinian in wenig Tagen wieder zu erreichen. Erst am neunzehnten Tage fanden sie das Ziel ihrer Mühen, wie ihrer Trennung, da Tinian, die Ersehnte, ihnen die blauen Bergspitzen in Osten entgegenhob. Die harte Prüfung war überstanden; und Beide, die Verlassenen wie die Verlassenden, fühlten inniger das Band, das zum gemeinsamen Heile sich durch sie Alle schlang, und sanken mit verstärkter Liebe einander in die Arme.

Bald darauf, nach minder wichtigen Erlebnissen, verließen sie das romantische Eiland, um unter ihrem heldenmüthigen Führer neuen Gefahren und kühnen Thaten entgegen zu schwimmen.

Albrecht von Halberstadt, s. Minnesinger.

Halb Suter, s. Meistersänger.

Gerhard Anton von Halem

ward den 2. März 1752 zu Oldenburg geboren und bezog nach vorhergegangener classischer Bildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt zum Behuf des Studiums der Rechte nach einander die Universitäten Frankfurt an der Oder, Straßburg und Kopenhagen. Darauf wurde er zum Landesgerichtsassessor, Kanzlei- und Regierungsrath zu Oldenburg ernannt, unter der französischen Regierung aber 1812 als Appellationsrath nach Hamburg versetzt. Als jedoch Hamburg von den verbündeten Truppen bedroht wurde, ging er zu seinem vaterländischen Fürsten nach Eutin und zog später mit ihm als sein erster Rath wieder in Oldenburg ein, wo er noch zum Präsident der Landesregierung ernannt wurde und den 5. Januar 1819 starb.

Wir haben von ihm:

Gesammelte poetische und prosaische Schriften. Hamburg 1787. 1r Bd. in gr. 8.
Poesie und Prosa. Hamburg 1789 in gr. 8. m. 1 Kpfr.
Blicke auf einen Theil Deutschlands, der Schweiz und Frankreich. Ebendas. 1791, 2 Thle. in 8.
Dramatische Werke. Rostock 1794 in 8.
Irene. Monatsschrift. 1800 — 1805.
Schriften. Münster und Hannover 1803 — 1810, 9 Thle. in 8.
Lyrische Gedichte. Leipzig 1807.
Kleine historische Schriften. Ebendas. 1808.
Töne der Zeit. Bremen 1814. 1r Band in gr. 8.
Erzählungen und Geschichten. Münster (Leipzig) 1825 in 8.

Einzeln:

Trudelinde, Schauspiel. Hamburg 1780.
Aeschylos Agamemnon. Leipzig 1785.
Wallenstein, Schauspiel. Göttingen 1786.
Geschichte des Herzogthums Oldenburg. Oldenburg 1794 — 1797, 3 Bde. in 8.
Blüthen aus Trümmern. Berlin 1798.
Leben des Grafen Münnich. Oldenburg 1803.
Leben Peters des Großen. Münster und Leipzig 1803 — 1805, 3 Bde. in 4.
Sammlung der wichtigsten Aktenstücke der neuesten Zeitgeschichte. Oldenburg 1806 — 1807, mit Runde herausgegeben.
Jesus der Stifter des Gottesreichs. Hannover 1810, 2 Bde.
Vernunft aus Gott. Lübeck 1818.

v. H. war ein geistreicher, freisinniger und vielseitig gebildeter Mann, der, mit Gewandtheit und Talent der Form begabt, der Poesie seine Mußestunden widmete, sich auf diesem Gebiete jedoch nur, da es ihm an wahrer Productivität und Phantasie fehlte, durch Korrectheit und Anmuth der Darstellung auszeichnete. Weit bedeutender sind dagegen seine historischen und biographischen Leistungen, namentlich seine Geschichte des Herzogthums Oldenburg.

Die Mähr*)

von Aucaßin und Colette.

Es dämmert! Setzt euch um mich her,
Ihr Liebenden alle! Horcht der Mähr,
Wie unsre Väter liebten:
Denn Mähr und Sang aus alter Zeit
Erhöht des Frohen Fröhlichkeit,
Und heitert den Betrübten.
Und wär' er krank und litt' er sehr,
Es würde, hört' er meine Mähr,
Schon wohler ihm zu Sinne.
Denn Liebe gönnt, o glaubt mir, glaubt!
Wohl Balsam über jedes Haupt. —
So horcht denn! ich beginne.

Nicht fern von den Ufern der Rhone erheben sich auf einem schönen Hügel der Languedoc, nur dürftig noch die bemooseten Trümmer einer Burg. Sechshundert Jahre sind's, da wohnt' und herrschte hier Graf Garins von Beaucaire. Einst ein mannhafter Ritter, war er lang' in gewaltigen Fehden das Schrecken seiner Nachbarn. Gern hätt' er jetzt bei herannahendem Alter in Frieden sein Leben beschlossen. Aber sein noch rüstiger Feind, Graf Bongars von Valence, vergönnt' ihm nicht die Ruhe, nach der er sich sehnte. Kein Tag verging, daß Bongars nicht mit seinen Reisigen bis vor die Thore der Burg streifte, Garins Land verheerte und seine Vasallen tödtete. Schwach war des alten Garins Arm. Sein Sohn Aucaßin — wohl hätt' er mit Ruhm den Feind zu bestehen vermocht: denn er war jung und stark und schön zum Bewundern. Aber Schalk Amor, der von je her mit den Menschen sein Spiel treibt, hielt gefesselt die Jugendkraft.

„Um's Himmels Willen," sagten oft Vater und Mutter zu ihm, „lieber Sohn! wirf Dich auf's Pferd, ergreif die Waffen und hilf Deinen Vasallen! Sehn sie Dich an ihrer Spitze, tapfrer vertheidigen sie ihre Mauern, ihr Gut und ihr Leben." —

„Lieber Vater!" antwortete dann der Jüngling, „Ihr wißt ja meinen Entschluß. Gern fecht' ich für Euch; doch Vater! gebt mir Colette, die milde, so lieb mir, so lieb! — Besteig' ich eher das Roß, umgürt' ich eher das Schwert, misch' ich mich eher in Kampf und Turnier, dann —! ja! dann erfülle Gott nie einen Wunsch meines Herzens! Vater, gieb mir Colette, die milde, so lieb mir, so lieb!" —

*) Aus: G. A. v. Halem „Kleine prosaische Schriften."

„Wie kann ich?“ sprach dann der Vater; „das Mädchen ist nicht für Dich. Da kauft ein Vasall ein Sarazenenkind, läßt's taufen, und nun soll' es Dein werden? Irgend ein Ackersmann, den seiner Hände Arbeit nährt, führt einst sie heim. Du — willst Du ein Weib nehmen, so sey sie adeliges Blutes. Schau in Frankreich umher und wähle! Da ist kein Sasse des Reichs, der Dir auf Dein Bitten seine Tochter versagt.“ —

„Ach! Vater!“ fiel Aucaßin ein,“ das Blut giebt nicht adeligen Sinn. Colette ist so gut, so gut. Als Hirtin würde sie die Flur beglücken, wo ihr Schäferstab weilte. Setze sie auf den Thron, und glücklich ist das Reich, wo sie Königin ist.“ —

Umsonst drang der Vater stärker in ihn. Umsonst vereinte die Mutter ihre Bitten mit der Drohung des Gatten. Aucaßins Antwort blieb: „So mild ist Colette, so gut. Mich hat besiegt ihr liebliches Wesen, und leb' ich, so leb' ich für sie.“

Unwillig ging der Alte zu Colettens Pflegevater. „Euer Mädel da macht mir Verdruß. Mein Sohn hat sich in sie vergafft. Lieber! laßt sie von euch!“ —

Tief neigte sich der Vasall vor seinem strengen Gebieter. „Fort soll sie,“ sprach er, „in fernes Land, und nimmer vernehm' er Kunde von ihr.“

Doch der Vasall war gut und liebte Colette! „Wie könnt' ich,“ dacht' er, „das schuldlose Ding so streng behandeln? Aber ich muß Dich verbergen, Colette! vor den Augen Deiner Verfolger, bis ein günstiger Augenblick Dich befreiet.“

Ein Kämmerlein auf dem Thurme seiner Wohnung nahm das arme Geschöpf in seine Einsamkeit auf. Ueberflüssig ward sie mit allem Nöthigen versorgt; aber Licht gab ihr nur ein kleines Fenster, das den Blick nach dem Garten gewährte. Da schmachtete nun das süße Mädchen mit den braunen Locken, die, hinab die Schulter sich ringelnd, die schlanke Gestalt umwallten. Niemandem lächelte ihr helles blaues Augenpaar, mit den langen seidnen Wimpern. Keinem hob sich der volle Lilienbusen. Neidisch stahl sich nur des Mondes Licht hinein zu dem Mädchen und trank ihre Reize. Süße Wehmuth erfüllte dann das Herz der lieben Gefangnen. Oft horchte sie dem Abendliede der Nachtigall, und oft wetteiferte sie so mit ihr im Gesange:

Du Sängerin im Mondenlicht!
Was ist es, was Dich trübt?
Bist du nicht frei und darfst du nicht
Ihn lieben, der dich liebt?

Du klagst wol sie, die jammert hier
Im Thurm, vom Liebchen fern.
Sie stürbe funkelte nicht ihr
Der Hoffnung Wonnestern.

Sie stürbe, wär' es Liebe nicht,
Die Kraft zu dulden giebt!
Du Sängerin im Mondenlicht!
Was ist es, was dich trübt?

Indessen ward Colette vermißt von allen, die sich ihrer Lieblichkeit gefreut hatten. Sie ist entflohn! sagte dieser; ermordet ist sie von Graf Garins! sagte jener. Gleichgültig blieb keiner; aber Aucaßin war untröstlich. Hastig ging er zum Vasallen: „Gieb sie mir wieder, die theurer mir ist, als die Schätze der Erde; mir wieder Colette, die Milde, ohne die mir verhaßt das Leben ist!“

Der arme Aucaßin that so kläglich, daß der Vasall es ihm endlich entdeckte, er hab' auf des Grafen Geheiß Colette entfernen müssen. Doch, wo sie verwahrt sey, das verschwieg er. Verzweifelnd schied Aucaßin, schloß sich ein auf sein Kämmerlein, hing ganz seinem Schmerze nach, und nur seine Harfe gab ihm Trost:

Wo find' ich dich, o meine Taube?
Wo tönt, Colette, meine Braut!
Wie Maigeflüster durch die Laube
Nun deiner süßen Stimme Laut?

An dir, du Milde, wollt' ich hangen.
Du flohst — mein armes Herz ist wund.
Ein Kuß auf deine Rosenwangen,
Dein Lächeln nur macht mich gesund.

Tönt Saiten! wem ward sie zum Raube?
Wem schallt der süßen Stimme Laut?
Wo ist Colette, meine Taube?
Wo ist Colette, meine Braut?

Als Aucaßin so zur Harfe sang, da trat kaum athmend sein Vater herein:

„Du verbirgst Dich hier, der Eule gleich, und lächelst, indeß wir ein Raub des Feindes sind. Graf Bongars umringt mit seiner ganzen Macht die Burg, um uns mit Einem Schlage zu vertilgen. Unsre Ritter und Knappen stehen gerüstet zur Vertheidigung der Mauern und Thore, indeß die Bürger von den Zinnen Pfeile und gespitzte Pfähle auf die Feinde herab regnen. Aber an Anführung fehlts, und wem ziemt sie anders, als Dir. Lieber Sohn! geh' in Dich! Stelle Dich an die Spitze der Vasallen! Deine Gegenwart giebt ihnen Muth und Kraft zum Widerstande, — zum Siege. Auf! schütze Dein Erbtheil! Was bleibt Dir übrig, wenn die Burg Dir genommen wird?“ —

„Lieber Vater!“ erwiederte Aucaßin, „soll ich wiederhohlen, was ich schwur? Bei Gott! ich kämpfe nicht, du bewilligst mir dann Colette, die Milde.“

„Mag dann alles verloren gehen! Nie geb' ichs zu,“ rief der Graf; und zornig ging er von dannen.

Aucaßin folgt' ihm. „Vater!“ sprach er, „wohl, ich will mich bewaffnen und gegen den Feind ziehn. Aber, bringt Gott mich gesund und als Sieger zurück, darf ich dann ein einziges, einziges mal noch sehn Colette, die Milde, so lieb mir, so lieb! Darf ich zwei Worte ihr sagen und einen Kuß auf ihren Rosenmund drücken? Darf ich Vater?“

„Es sey darum!“ sprach der Graf. „Du hast mein Wort.“

Den Augenblick ward Aucaßin wie umgebildet. „Gebt mir Panzer und Schild!“ Er rief's, rüstete sich, schwang sich auf's Roß und flog mit eingelegter Lanze zum Thor' hinaus, wannetrunken von dem Gedanken, bald die Freundin seiner Seele wieder zu schaun und überglücklich in dem Vorgefühle des verheißenen Kusses. Die Liebe war sein Panier. Einzig beschäftigt mit Colette, der Milden, sah' er nicht, hört' er nicht, spornte nur immer sein Pferd und fand sich auf einmal umringt von feindlichen Haufen. Aucaßin zuckte sein Schwert, hieb um sich gewaltiglich und streute rings das Feld mit Leichen der Feinde. So bahnt' er sich muthig den Weg durch's Gedränge. Schon naht' er in vollem Galop den Thoren der Burg. Da sah er einen Reiter stolz ihm zur Seite dahin sprengen. Graf Bongars war's. Vernommen hatt' er den Ruf der Seinen: „Aucaßin ist gefangen!“ Nun eilt' er herzu, seines Triumphs zu genießen. Aucaßin erkannt' ihn am goldnen Helm, wandte sein Pferd und wagt' einen wüthenden Angriff auf ihn. Ein gewaltiger Hieb auf den Helm warf den taumelnden Bongars herab zur Erde. Aucaßin faßt' ihn mit gesammelter Kraft am Visir, schleppt' ihn zur Stadt und stellt' ihn vor seinen Vater.

„Hier ist der Feind, der Euch und den Euren Jahre lang Kummer und Unglück brachte. Ich gebe ihn in Eure Hand.“

„Recht so!“ rief der alte Garins, „recht so! mein Aucaßin! durch solche Thaten muß man in Deinem Alter sich Namen machen und nicht durch thörigte Liebschaften.“ —

„Verschont mich, Vater! Ich hielt mein Wort. Die Reih' ist an Euch.“ —

„Wovon sprichst Du, lieber Sohn?“ —

„Ei Vater! hab' ich nicht Euer Wort, mir solle nach der Rückkehr aus der Schlacht Colettens Blick, Colettens Kuß vergönnt seyn? Vergaßet Ihrs, o so vergaß doch ich es nicht.“

„Und dennoch mußt Du's vergessen. Mein Sohn, es kann nicht seyn!“ —

„Und das ist Euer letztes Wort, Vater?“ —

„Bei Gott! das ist es!“

Stracks wandte sich Aucaßin zum Gefangenen. „Graf Bongars! Du bist frei, von nun an frei! folge mir!“

Bongars folgte; und schon war er von Aucaßin mit gewaltigem Arm aus der Burg geführt, ehe die nachgesandten Ritter es zu hindern vermochten. Aber hoch flammte nun des Vaters Zorn. Ergriffen ward Aucaßin und auf des Zürnenden Geheiß in's Gefängniß der Burg geworfen. So traf gleiches Schicksal die unglücklich Liebenden, und keiner erfuhr von des andern Noth.

Aber Gott Amor wallte über seine Geweihten. Er gab Coletten den Gedanken der Flucht ein. Der Thurm war hoch und kühn der Gedanke, sich herab zu lassen von seiner Höhe. Aber jeder Tag machte Coletten vertrauter mit der Gefahr: und endlich däucht' ihr das Unternehmen gar leicht. Wohin sie nach der Flucht sich wenden, wo sie Aucaßin sehen würde, das kümmerte sie wenig. Aber fliehen, fliehen, das wollte, das mußte sie.

In einer schönen Mondnacht, da sie, voll des Gedankens, sich auf's Lager geworfen hatte und unruhig schlummerte, da war's, als umtönte sie leiser Gesang:

Auf! lasse dein Bette!
Was weilst du, Colette?
Vernimmst du die Stimme des Liebenden nicht?

Sie tönt dir nicht ferne:
Wohl flimmern die Sterne,
Wohl strahlt der Mond dir so freundliches Licht.

Drum lasse dein Bette!
Was weißt du, Colette?
Lang tönt' dir die Stimme des Liebenden nicht.

Halb träumend sprang Colett' empor, zerschnitt ihre Betttücher, knüpfte sie zusammen, festigte das Ende an den Pfeiler des Fensters, und ließ sich den Thurm herab. Im weißen Nachtgewande, wie sie war, hatte sie nur ein leichtes Röckchen um sich geworfen, und nicht einst ihre Füßchen bedeckt. Amoretten umgaukelten das zerbrechliche Seil. Einige hielten die Knoten und gaben der Bebenden Kraft; andere spielten um ihren schwellenden Busen und umscherzten bescheiden die niedlichen Füßchen, so weit es die oft muthwilligen Weste vergönnten. Erst wie sie glücklich zur Erde gelangte, und ihr zarter Fuß das thaubenetzte Gras berührte, da erst ward sie der Blöße gewahr und schauerte drob. Fort schlüpfte die Schüchterne nun durch die Pforte des Gartens. Leise Ahndung leitete den Pfad zu den Mauern, die den Freund ihrer Seele umschlossen. Ihr deucht's, als tön' ihr Klagelaut. Sie neigt' ihr Ohr zu einem Risse, den mitleidig die Zeit in's Gemäuer gebrochen hatte. Himmel! wie ward ihr, da sie die Stimme des Geliebten erkannte! Er sang:

O nicht um mich,
Ich klag' um dich,
Colette meine Braut!

Warum mußt' ich dich sehn und lieben?
Wo irrst du nun, umher getrieben
Vom Sturm des Schicksals, auf dem Meer?
Wer leiht dir Muth und Kräfte? wer?

Da nahte Colette die Rosenlippen dem bemooßten Risse des Gemäuers, und sang in gleichen Tönen:

Die Liebe half dem Sturm' entfliehen.
Könnt' ich dich, Trauter, nach mir ziehen!
Die Lieb' ist der Gefahren werth!
Dank dir! du hast sie mich gelehrt.

O nicht um sich,
Es klagt um dich
Colette, deine Braut!

Der nahe Fußtritt der Runde, welche rufend die Mauer der Burg umkreis'te, verscheuchte die Liebende. Doch schnitt' sie in Eil' eine Locke ihres braunen Haars von der Scheitel, warf sie durch die Oeffnung und floh, von Furcht gejagt, mit erneuerter Kraft nun von dannen. Selbst der Graben der Burg hielt sie nicht auf. Sie empfahl sich ihm, der schützet die Unschuld, und begab sich entschlossen hinein. Zum Glück war von der Dürre der Jahreszeit das Wasser meist versiegt. Mühselig erreichte sie das gegenseitige Ufer; aber wund waren die zarten Händ' und Füße vom Streben durch die steinige Tiefe. Schmerzbesiegt und kraftlos sank sie am Ufer nieder und weint', und vermochte lange nicht, den Weg zu verfolgen. Da lag sie, die Schönste der Schönen, im Anblick der schrecklichen Mauern, die den Freund ihrer Seele faßten. Ihr war's, als sehe sie, wie er die Locke seiner Colette an sein Herz drückte, und benetzt mit seinen Thränen in den Busen barg; als vernehme sie einen Ruf: Colette, Du Milde! so lieb mir, so lieb! o säume nicht! fliehe! o rette Dich mir! —

Colette raffte sich auf, und wie vom Zauber getrieben, flog sie, eine neue Atalante, über Hügel und Thal, bis sich endlich ein dicker Wald vor ihr schwärzte.

Elfen, so hieß es, hauseten im Walde, und giftige Thiere schadeten dem Wanderer, der sich hinein wagte. Colette schauerte zurück und sank erschöpft hinter eine Hecke, die den Wald einhegte. Ein süßer Schlaf überraschte sie hier, und erst um die Mittagsstunde ward sie von nahen Gesprächen geweckt.

Die Schäfer der Flur hatten in die Gegend ihre Heerden getrieben, und indeß die Schaafe zwischen dem Wald' und dem Flusse graseten, sammelten sich die Hirten am Ufer des nahen Baches, breiteten ein Tuch über's Wiesengrün und begannen ihr Mittagsmahl. Fröhlichkeit und Lachen waren ihre Gäste bei leichtem Mahle von Milch und Brod und Trauben. Auch erzählten sie mitunter sich Geschichten von den Ebentheuern des Waldes, und einer hatte noch mehr des Wunderbaren gesehen, als der andre. Colette horchte dem allen, und, der Harmlosigkeit der Versammelten gewiß, trat sie, schön wie sie war, aus ihrem Gebüsch hervor.

„Siehe da!" so flüsterten ängstlich die Schäfer, „siehe da, die Fee des Hains!"

Sie wollten fliehen: doch hielt sie Colettens traulicher Blick und Wink. „Gott grüß euch, lieben Freunde!" sprach sie. „Saht ihr je den Jüngling Aucaßin?"

„Wie sollten wir nicht?" riefen alle. „Wenn er jagend durch unsere Gefilde streift, o dann umringen wir ihn oft, und streuen ihm Blumen und singen ihm ländliche Lieder des Preises. Denn er ist so gut, wie schön, und unsers Grafen Sohn."

„Ihr Lieben!" sprach Colette, „wenn ihr wieder den Herrlichen seht, dann wird er traurig seyn; aber ich will euch sagen, wie ihr ihn froh machen könnt. Umringt ihn dann, und streut ihm junge Myrthen und singt:

Wir sahen wohl eine Hindin weiß
Zum Zauberwalde eilen:
Erjage sie! es wird zum Preis
Dich Liebe, Liebe heilen."

Sie sang's mit unbeschreiblicher Anmuth, wandte sich grüßend, und floh in den Wald. Die Schäfer wagten nicht, ihr zu folgen. Lange schauten sie der weißen Gestalt, die je und je noch zwischen den Stämmen durchschimmerte, in stillem Entzücken nach.

„Erschienen ist uns die Fee des Hains!" so frohlockten sie endlich laut im Chor, wiederholten sich den Gesang, den die Schöne sie lehrte, und harrten sehnlich der Stunde, da sie Aucaßin begrüßen konnten.

Colettens Hüter hatt' indeß am selbigen Morgen seine schöne Gefangene vermißt. Der bekümmerte Vasall gab sie verloren, und überzeugte nun seinen Gebieter durch falsche Briefe, daß sie in der Fremde gestorben sey. Graf Garins, froh, durch Colettens Tod nun seiner Sorg' entledigt zu seyn, gab bald dem Sohne die Freiheit. Aber was war dem Liebenden die Freiheit ohne Colette? Sein Leben war ein Gedank' an sie, und keine Vergnügungen des Hofes vermochten ihn zu zerstreuen.

Schon hatt' er heimlich in der Gegend umhergestreift, geforscht nach dem Mädchen mit den braunen Locken und dem blauen Augenpaar, und keiner hatte Kunde geben können. Endlich führt' ihn an einem schönen Morgen sein gutes Geschick dem Walde nah auf die Schäferflur. Fern schon erblickten die Hirten ihn, wie er heran streifte, den Bogen und den Jagdspieß in der Hand, und die sonnigen Locken herab über die Schultern verstreut. Schnell versammelten sie sich und verkannten nicht den Kummer, der des Nahenden Antlitz umwölkte. Froh umringten sie ihn im Reihetanz, streuten Myrthen, und sangen von der weissen Hindin die Weise, wie sie Colette gelehrt hatte.

Die Melodie schon, welche dem lieblichen Jäger einst aus Colettens Munde Freud' in's Herz tönte, regte seine Aufmerksamkeit auf; süße Ahndung durchschauert' ihn beim wiederholten Hören des Sanges:

Wir sahn wohl eine Hindin weiß
Zum Zauberwalde eilen.
Erjage sie! es wird zum Preis
Dich Liebe, Liebe heilen.

Und als nun die Hirten ihm in frohem Gewirre die Geschichte von der Fee des Hains erzählten; erzählten, wie sie nach dem Sange von ihnen weg in den Wald geflüchtet sey, da hielt er sich nicht vor Wonne. Viel Goldes streuet' er unter die dankenden Hirten. „Colette! du Milde! so lieb mir, so lieb!" Er rief's und stürzte muthig in den Zauberwald.

Vom goldnen Sterne der Liebe geleitet, fand er den Weg durch's verwachsene Gebüsch. Allenthalben wähnt' er Colettens Tritt zu sehen; zu hören das Rauschen ihres Gewandes. Aber er fand sie nicht. Schon neigte sich die Sonne. Schon webte sich die Dämmerung aus westlichen Wolken ihr Purpurgewand. Verzweifelnd lehnte sich der ermüdete Jäger an einen Pappelbaum:

Wo sind ich dich, o meine Taube?
Wo tönt, Colette! meine Braut,
Wie Maigeflüster durch die Laube,
Nun deiner süßen Stimme Laut?

Er sang's bewegt, indeß der Abendwind melodisch durch's Laub der Pappel rauschte. Da war's, als würden seine Augen aufgethan. Nicht fern erblickt' er eine herrliche Laube. Wonnebebend naht' er sich und fand beim Eintritt — nicht sie, die er suchte; aber die Gewißheit, daß Colette die Bewohnerin sey.

Mit einfachem Schmucke war die Laube gebildet. Der wilde Rosenstrauch schlang seine rothe Blume um die zitternden

Arme der weißen Pappel, und das Geißblatt, das sich gern durch die Lauben der Liebenden windet, duftete Wohlgeruch. Allenthalben fand er, von Mirthenlaub künstlich geflochten und mannigfaltig verschlungen, die Namen Aucaßin und Colette; auf einem hangenden Täfelchen standen geätzt die Worte:

Erjagt ist die Hindin weiß:
Wollst lieber Jäger weilen!
Die Liebe schließt den Zauberkreis;
Kann sie den Jäger heilen?

Er las es entzückt, und sieh'! ihm nahe stand die Heilende. Ihrer Hand entsank die frisch gepflückte Blume und sie — in des Glühenden Arm. — Still feierte rings die Natur, und die Sängerin der Nacht flötete dem liebenden Paare das Brautlied. —

„Laß uns hier weilen!" sprach Colette am Morgen. „Ich suche Dir Wurzeln und Kräuter, und Geflügel giebt uns Dein Geschoß." Lächelnd entküßte Aucaßin die Worte den Lippen der süßen Träumerin. „Glaubest Du denn, meine Colette! daß nur wir in den Wald dringen können? „Glaubest Du, daß man unsrer Spur nicht folgen wird? Fort müssen wir, und jetzt," — „Wohin, mein Aucaßin? Doch, was kümmert's mich? Aucaßin ist mein Geleiter."

Hand in Hand verließen sie mit bethräntem Blick die Laube, verließen den Zauberwald, durchkreuzten manche Städte und Flecken, um einen Hafen zu erreichen; und waren hoch erfreut, da sie endlich in Marseille am Strande des Meers die tausend Wimpel wehen sahn.

Eine Flotte lag gerade bereit, den heiligen Ludewig mit der Blüthe der französischen Ritter und einer gewaltigen Heeresmacht nach Palästina zu führen, wo sie, gleich den Hunderttausenden ihrer Vorgänger, Gut und Blut zur Befreiung des heiligen Landes aufzuopfern bereit waren. Der Glanz des Zuges und der Muth, der aus Aller Blicken strahlte, wirkte mächtig auf Aucaßin.

„Warum," sprach Colette zu ihm, „warum wolltest Du nicht dem Rufe Deines Innern folgen? Nur, Lieber! nimm mich mit Dir! Glaubst Du, daß Colette, die sich ohne Dich vom Thurm herab ließ, die ohne Dich in den Zauberwald drang, nicht mit Dir geharnischt wider die Sarazenen fechten könne?"

Der Schluß war schnell gefaßt. Colette trug Helm und Panzer, als wäre sie längst daran gewöhnt. König Ludewig freute sich der beiden Streiter, die sein Heer vermehrten, und in wenig Tagen ging die Flotte unterm Zujauchzen der ströhmenden Menge in See. Sie landeten zunächst in Cypern, wo das Heer überwinterte, und erst im nächsten Frühling ward der Feldzug in Egypten eröffnet. Glänzend begann er. König Ludewig eroberte die Stadt Damiate mit dem Degen in der Faust. Aber als er zu kühn den Sieg verfolgte, und weiter den Nil hinaufzog, um Kairo, die Hauptstadt des Reichs, zu erobern, da ward er umringt von der Uebermacht der Sarazenen. Das ungewohnte Griechische Feuer, welches sie aus ehernen Röhren unter die Christen spritzten, richtete gewaltige Verheerung an, und die Versuche, es zu löschen, vergrößerten es nur. König Ludewig mußte sich nach den äußersten Anstrengungen der Tapferkeit mit seinem ganzen Heere dem Sultan ergeben: Damiate kam wieder in Feindes Hand, und war der Kerker der Christen-Gefangenen.

Aucaßin und Colette wurden getrennt, so daß keiner von des andern Schicksal erfuhr. König Ludewig befreite sich bald durch großes Lösegeld, und versprach auch seine Ritter zu lösen. Er that's. Doch vermocht' er nur allmählig seine Zusage zu erfüllen. Aucaßin hatte das Glück, unter den ersten Befreiten zu seyn. Er suchte seine Colette, aber alle Nachforschungen waren vergebens.

Traurig verließ er Damiate, und nur die Hoffnung, seine Geliebte unter den Gelösten im Vaterlande zu finden, konnt' ihn stärken. Nach zweijähriger Abwesenheit kam er nach Marseille zurück, aber ohne Colette. Hier vernahm er den Tod seines Vaters. Er eilte, Besitz von seinem Erbtheil zu nehmen. Seine Unterthanen erkannten ihren Gebieter und führten ihn in frohem Gepränge zur Burg. Aucaßin war Herr von Beaucaire, aber ohne Colette. Es kamen von Zeit zu Zeit gelöste Gefangene zurück aus Egypten. Colette war nicht unter ihnen. Es kamen Waller vom heiligen Grabe. Sie vermochten nicht Kunde zu geben von ihr, die er liebte.

So verfloß ein langes Jahr, und Aucaßin begann zu verzweifeln, daß er je wieder sehe Colette, die Milde. Umsonst doch drangen seine Vasallen in ihn, sich des Kummers zu entschlagen, und eine Gattin zu wählen. „Ich habe gewählt," sprach er; „wird Colette nicht mein, so gewinnt keine je mein Herz."

Einst saß er an einem schönen Sommernachmittage mit seinen Baronen auf dem hochgestuften Söller der Burg. Sein Blick war auf den Wald gerichtet, wo er einige Jahre zuvor Colette, die Milde, gefunden hatte. Das süße Andenken drängte tiefe Seufzer aus seiner Brust und eine volle Thräne, die er zu bergen suchte, rann die Wange herab.

Indeß Aucaßin so in Gedanken verloren war, rief einer der Baronen: „Da kommt ein Leiermann! Der muß uns durch ein Lied erfreuen. Komm näher, guter Freund! was kannst Du singen?" Der Leiermann nahte sich, in einen Mantel gehüllt und das Haar über's Gesicht geringelt, der Marmortreppe. „Ist's gefällig, gnädige Herrn! so sing' ich schlecht und recht zu meiner Geige die Liebschaft von Aucaßin und Colette." Und schon begann er:

Ich sing zu meiner Fidel:
Natur hat mich's gelehrt.
Ihr Herren, hört mein Liedel!
Das Liedel ist's wohl werth.

Nun sang er, wie das Paar sich so innig geliebt, wie Colette sich aus dem Thurme gerettet, wie sie ihren Geliebten wieder gefunden habe; die ganze Geschichte sang er, bis zu der Liebenden Gefangenschaft in Damiate. Dann fuhr er fort:

Colette war am Orte,
Der ihr das Leben gab.
Sie hütete die Pforte
Des Bassen Amadat.

Und gut war der Gebieter,
Er hegte milden Sinn.
Schon wollt' er wohl dem Hüter,
Doch mehr der Hüterin.

Denn ach! sie war verrathen,
Und ihr verhehlter Stand
Entdeckt dem Damiaten,
Vor dem sie Gnade fand.

Einst wurde sie vom Bassen
Gedrängt mit Schmeichelein,
Das Christenthum zu lassen,
Und ganz sich ihm zu weihn.

Doch hielt sie fest am Bunde,
Dacht' Aucaßin, nur ihn,
Und schwur zur selben Stunde,
Wohl über Meer zu fliehn;

Zum Lieblichen zu wallen,
Der Hand und Herz ihr bot,
Und sollt' ihm sie mißfallen,
Zu sinken in den Tod.

Er, der in Höhn und Tiefen
Sie schützte, er entwand,
Als ihre Hüter schliefen,
Sie auch des Bassen Hand.

Zum Strande floh Colette
Im athemlosen Lauf.
Laut rief sie: „rette! rette!"
Ein Schiffer nahm sie auf.

„Wohin, wohin?" — „Ich wohne,"
Sprach mild der Schiffermann,
„Am fernen Strand der Rhone."
„O," rief sie, „wohl mir dann!

Dort harret mein Getreuer.
Wie Gott mich ihm bewahrt
Das sing' ich euch zur Leier,
Zu kürzen unsre Fahrt!"

Gern war ich ihr Gefährte:
Sie sang zu meinem Spiel.
Mit sang ich, was sie lehrte.
Wohl mir, wenn's euch gefiel.

Wer beschreibt Aucaßin's Empfindungen beim Hören der Geschichte? Er bebte die Marmorstufen hinab. „Colette, Du Milde, Du bist's!"

„Aucaßin! Du liebst mich noch!"

Sie riefen's, und sanken sich Freudeweinend in die Arme.

Ludwig Halirsch

ward 1802 zu Wien geboren, widmete sich dem Studium des Rechts und dem Verwaltungswesen und wurde bei dem Militärdepartement des Kaiserlich-Königlichen Hofraths zu Wien angestellt. Später nach Italien versetzt starb er am 19 März 1832 zu Mailand.

Er gab heraus:

Novellen und Geschichten. Brünn 1827 in 8.
Balladen und lyrische Gedichte. Leipzig 1829. gr. 12.
Dramaturgische Skizzen. Ebendas. 1829. 2 Thle. in gr. 12.

Einzeln:

Petrarka, dram. Gedicht. Leipzig 1823. 8.
Die Demetrier, Trauerspiel. Leipzig 1824. 8.
Der Morgen auf Capri. Dramatisches Gedicht. Leipzig 1829 in gr. 12.
Erinnerungen an den Schneeberg in 40 Reisebildern. Wien 1831 in 16.

Außerdem Romane (die beiden Bilder), Schauspiele (Hans Sachs) und ähnliche Sachen in Sammelwerken (Originalromane 7. Thl., Originaltheater, 1. Bdchen, Dramatische Miscellen), Almanachs u. s. w.

Ein schönes, blühendes, vielversprechendes, mit reicher Phantasie ausgestattetes Talent, das gewiß noch Bedeutendes geleistet hätte, wäre ihm von dem Schicksal längeres Leben und größere Reife verstattet worden. — Am glücklichsten war H. in der Ballade; auch seine Novellen zeichnen sich durch gewandte Erfindung und gute Darstellung aus.

Theobald Schreier's Passions-Tage.*)

Wir reiten in die Kreuz und Quer
Nach Freuden und Geschäften;
Doch immer kläfft es hinterher
Und billt aus allen Kräften.
So will der Spitz aus unserm Stall
Uns immerfort begleiten,
Und seines Bellens lauter Schall
Beweist nur — daß wir reiten.

Kläffer.

Aergerlich warf Theobald den Hut auf den Tisch und sich in den alten Lehnstuhl, als er wieder die vier aschgrauen Wände seines Dachstübchens erblickte, die von einem dünnen Lichtstumpf in einem Flaschenhalse eben nicht prächtig erleuchtet wurden. Wild saß er da, den Kopf in die Faust gestemmt, in tiefen Gedanken. — „Hol' der Teufel" — rief er endlich, indem er aufsprang und auf den Tisch schlug — „hol' der Teufel all' die Stuben-Philosophie und engherzige Geckenhaftigkeit, die sich schwarz auf weiß hübsch genug ausnimmt, aber in die Welt nicht taugt, außer allenfalls auf einem elastischen Sopha, bei einer Flasche Wein, schöne Sermone darüber zu halten! Damit komm' ich in meinem Leben nicht weiter. Ich könnte abzehren, um ja was Rechtes zu leisten, eh' die Welt wüßte, daß je ein Erdensohn Schreier geheißen hat. — S' ist entsetzlich! Alle meine Bekannten schreiben und lassen drucken und sind bekannte und angesehene Leute und leben flott. Der Eine arbeitet an allen Zeitschriften des weiland heiligen römischen Reiches, der Andere hat gar Gedichte heraus gegeben; Jener ist als Recensent der Schrecken aller Welt, und Dieser hat sich zum Ueberfluß selbst vor dem Spiegel gemalt, mit fliegenden Haaren und offener Halskrause, wie er einmal in Kupfer gestochen seyn will — und ich allein — weiß ich nicht so viel, als alle diese Kerls zusammen, hab' ich umsonst zwei Monate lang wie ein Philister Tag und Nacht gesessen über dem Kant und Ast und Krug und wie sie Alle heißen?" —

Der Odem verging ihm; er maß mit großen Schritten das kleine Stübchen. Endlich begann er wieder resolut: „Schreiben will ich! Gedruckt will ich mich seh'n! Recensiren will ich! Fort mit all' dem Zeug!" Und somit flog der unschuldige Ast, der ihm gerade zunächst lag, mit Gewalt an den Boden. — Der Sturm seiner Seele hatte sich in diesem Ausbruch entladen und die ganze Bänglichkeit seiner Lage fiel ihm hart auf's Herz. — Von dem benachbarten Dache heulten einige Katzen das Accompagnement zu seiner Wehmuth und neu wurden Pläne auf Pläne gemacht, und rastlos an den Ikarus-Flügeln gearbeitet, die ihn zur Sonne des Ruhms hinauf tragen sollten. — Am nächsten Morgen packte er seine Aesthetika alle zusammen, und wie eine lüsterne Braut ohne Seufzer Vater und Mutter verläßt, auf daß sie dem Manne nachziehe, hatte er die herrlichen Schriften schnell genug mit innigem Behagen bei dem nächsten Antiquar gegen klingende Weisheit vertauscht. — Noch einmal so stolz schritt er nun durch die Gassen, denn er fühlte den magnetischen Lebensstrom in seiner Tasche und eilte ohneweiters in ein Kaffehhaus, um dort das Wesen des Recensenten-Handwerks, das heißt: „den rechten Ton, den feinen Takt" — aus dem Grunde zu studiren.

Glücklicher Weise, wie denn Glück und Genie im ewigen Bunde stehen, fiel ihm gerade das rechte Zeitungsblatt in die Hände, wo Stück und Darstellung auf eine feine Weise mit den Worten des Kalenders: „Regen mit Sonnenschein oder Sonnenschein mit Regen" abgefertigt wurden. Die Nähe der Pallas hatte den Diomedes nie mit so gewaltigem Muthe entflammt, als dieser Unsinn den schreib-, druck- und honorarlustigen Schreier. In der Freude seines Herzens beschloß er sogleich sein Talent nach dem vorliegenden großen Muster zu versuchen, und da er nachgesehen, was im Theater gegeben werde, fing er flugs eine Recension der künftigen Darstellung im Kaffeehause an. Sieh', es gelang ihm wunderbar; — der gewandte Ton, die allgemeinen tiefen Bemerkungen, die für Hamburg und Wien, für Manheim und Lemberg passen — das mystische Halbdunkel, das große ästhetische Geheimnisse erwarten läßt — Alles, Alles gelang ihm wunderbar!

Aber lassen wir den Begeisterten seinen Prüfungsakt vollenden und betrachten wir einstweilen das Gewicht, das auf einmal in die Wage fiel und den demüthigen Schreier zum hoffährtigen Recensenten herab schnellte. Er war, um die Anforderungen seines Magens zu betäuben, zu einem seiner Freunde gegangen, und wie in der Welt nichts ohne Ursache geschieht, wollte zum Heil der Residenz das Glück, daß gerade die vierteljährige Lieferung der Zeitungsblätter und ein Röllchen Dukaten den jungen Autor begrüßten, als Schreier bei ihm eintrat. Solch einen Reichthum hatte der arme Kautz sein Lebtag nicht beisammen gehabt, und als er nun hörte, daß dies nur einige Tropfen aus dem reichen Goldstrom seyen, der seinem Freunde alljährlich zufließe, als dieser mit triumphirender Miene die Menge Einladungs-Schreiben und Honorars-Offerten vor ihm ausbreitete, die er von allen Seiten erhalten: da flammte der Funke des Schriftstellerberufs in der Brust des Neulings auf.

Schreier war entzückt über sein Werk: er laß es dreimal noch im Kaffeehause durch und deklamirte es laut auf der Straße. Aber der Bann seiner Wände glich einem Zauberkreise, der, wie dicker Kohlendampf, seinen Autor-Spiritus niederschlug. Trotz allem gediegenen Raisonnement und der mächtigen Beredsamkeit aller zu hoffenden Dukaten, wenn er erst seine Ritterspornen durch irgend einen siegenden Angriff verdient hätte, regte sich doch sein Gewissen, und alle Zweifel und Sorgen kehrten, gleich dem Teufel im Evangelium, mit siebenfach erneuerter Kraft in seine Seele zurück. Er trat an's Fenster, durchbohrte mit seinem Blicke den leuchtenden Thurmknopf, der ihm, hoch über die lange Reihe von Dächern, entgegenflammte, bis die Nägel und reimte ein Sonett vor sich hin, aus dem er ermessen konnte, daß die Fluth der Erbärmlichkeit hoch genug in ihm gestiegen sey für seine Pläne.

Dies Sonett nun, worin eigentlich nichts gesagt war, als daß die Sonne untergegangen, wurde, nebst ähnlicher Waare, dem Herausgeber eines beliebten Blattes übersendet und — schon in einigen Tagen hatte er eine sehr schmeichelhafte Antwort und die Bitte um fernere Beiträge, mit der unendlichen Freude, sich gedruckt zu sehen. — Wie in einer warmen Frühlingsnacht schossen nun die Blüthen seiner Autorschaft üppig empor. Gleich die erste Recension ward, versteht sich mutatis mutandis, für eine neue Darstellung zugeschnitten, und nun folgten Gedichte, Erzählungen, Charaden, Anekdoten, Alles im buntesten Gewimmel auf einander: der Klang der Dukaten, an dem es sein Mäcenas nicht fehlen ließ, stimmte die Lyra, und schwerlich hat ein Preisbewerber je mit

*) Aus: L. Halirsch „Novellen und Geschichten. Leipzig 1829.

so entschlossener Stirne die Bahn betreten. — Mußte gleich vor der Hand jedes Stück nur eingepascht werden, um einem noch erbärmlicheren Machwerke den Platz zu nehmen, so erschien doch jedes neue bedruckte Quartblatt Schreiern als eine neue Stufe zu der Pyramide seines künftigen Ruhmes.

Der gütige Dämon, der die Aufsicht über die Almanache und Zeitungsblätter, und so gewaltig führt, daß er mit entschiedenem Erfolge die geschmacklose Folianten- und Quartanten-Gelehrsamkeit zu niedlichen Duodez-Bonbons umzugestalten berechtigt ist: der, wie ein warmer Sonnenblick Mücken und Fliegen, Autoren und Dichter ins Leben ruft: derselbe Gott, zu dessen Ehre täglich Millionen Fidibusse dampfen, wußte dem stolz emporstrebenden Genius Schreier's bald den gehörigen Wirkungskreis zu geben. Er erhielt die bedeutende Stelle eines Recensions-Sekretärs, da die Dienstgeschäfte des Hofraths (vulgo Redakteurs) sich so gehäuft hatten, daß dieser nicht im Stande war, die Aktenstücke alle zu erledigen, wenn er auch nur die Titel der Bücher und die Comödienzettel lesen wollte. So aber geschah es, daß sich Schreier plötzlich in seinem eigenthümlichsten Elemente befand und sein Glück begründet ansehen durfte.

Den gewaltigen Abstich der neuen Periode, die nun in Schreier's Leben eintritt, mit der Qual der vorigen zu vergleichen, wäre überflüssig, da gar Viele entweder diesen Lebens-Aequator selbst passirt, oder wenigstens halbe oder ganze Bekannte haben, von welchen sie das Nähere leicht erfahren können. Wir halten uns also nicht auf, die Seligkeit des jungen Autors zu beschreiben, als er aus seinem schwarzen dunstigen Kämmerchen plötzlich als glänzender Tagfalter der Sonne des Ruhms entgegen flog, sondern wir wollen sogleich zu wichtigeren und dringenderen Begebenheiten eilen.

Zu den interessantesten Erscheinungen des schöngeistigen Lebens in der Residenz gehörten offenbar die Thee-Zirkel der Madam N., ja, sie waren gewissermaßen der Focus, welcher die durch alle Straßen verbreiteten poetischen Strahlen an sich zog und vereinigte. Da ihre Jugend verblüht war, und der Spätherbst auch ihren theatralischen Ruhm entblättert hatte, so war sie bedacht, durch gelehrte Lorbeern die Mängel zu verdecken, und das beste Mittel hierzu schien ihr, die Madam Stael der Residenz zu werden, da sie keine Ninon seyn konnte. Was Anspruch auf die leichte Schule der gelehrten Oberflächlichkeit machte, die wir in der deutschen Sprache sehr passend Bildung zu nennen belieben, versammelte sich bei Madam N. — April-Herrchen, die, Horazens Ausspruch gemäß, die goldene Mittelstraße der Moden von London und Paris rastlos zu halten bemüht waren, stellten sich ein, nachdem sie aus dem Conversations-Lexikon sich in der Eile mit dem nöthigen Materiale versehen hatten, den Sauerteig der gelehrten Unterhaltung zu kneten; galante Dichter kamen von der Abend-Toilette ihrer Musen herbeigeflogen; Damen, welche Ruf und Bewunderung durch ihre Romane erworben, und also doppelte Gunst, von ihren eigenen und von den Anbetern ihrer Werke zogen: endlich der ganze Priesterchor Melpomenen's und Thalia's stieg von der Höhe des Lebens, dem Theater, in diese Versammlung herab. Daß die Recensenten nicht fehlten, läßt sich denken. Sie waren hier, wie im Staate die Polizei dem Kläger, wie die Advokaten dem Beklagten, unentbehrlich. Und wer die freundliche Güte, die Innigkeit und Herzlichkeit sah, mit welcher diese Herren hier empfangen wurden, ward klar überzeugt von der Milde des menschlichen Herzens, das nur den Fernen haßt, und den Teufel nicht entbehren kann, wenn er einen Scheffel Salz mit ihm genossen, wie das Sprüchwort sagt.

Sehr natürlich ward auch Schreier bald in die Geheimnisse dieser literarischen Mysterien eingeweiht und wie leicht man jede bittere Bemerkung vergesse, davon erhielt er durch die Zartheit, mit der er behandelt wurde, die sprechendsten Beweise. — Als er zum zweiten Male Theil nahm an diesem Musen-Zirkel, wurde er auf die angenehmste Weise überrascht. Er hatte zwei Tage vorher eine Parodie auf das neueste Produkt eines Dichters, der nicht so glücklich war, zu dem Zirkel zu gehören, gedichtet und diese einem Freunde mitgetheilt, der sie zur Abschrift verlangte. Wie fühlt' er sich gerührt, wie ward seine ganze Seele aufgefordert zur Dankbarkeit, als Dem. Eugenie ihn beim Eintritte — er hatte sich etwas verspätet — mit der Deklamation dieses sinnigen Produktes empfing. Trotz ihrer artigen Gestalt hatte er sie bisher sowohl auf dem Theater als hier gänzlich übersehen. Aber jetzt — wie erstaunte er, diese zarte schlanke Gestalt, dieses welche biegsame Organ, diese seelenvolle Blicke, diese Grazie der Bewegung, diesen ganzen reichen Zauber ihres Wesens, dieses tiefe Gefühl, diese besonnene Wahrheit ihrer Haltung nicht bemerkt zu haben! — Er dankte ihr in den verbindlichsten Ausdrücken, und konnte sich in dem Feuer seiner Begeisterung nicht enthalten, ihre Hand zu fassen. Sein Druck ward auf eine so schalkhafte Weise erwiedert, daß er plötzlich ganz entzückt war von dieser neuen Erscheinung, von der Munterkeit der Madam N., — von dem Witze der ganzen Gesellschaft und fest beschloß, seine Dankbarkeit sollte kein leeres Wort seyn. Mancher Embryo einer Apologie bildete sich augenblicklich in seinem rezensionenschwangeren Hirne; vorzüglich beschloß er das Unrecht, das seine unbegreifliche Unachtsamkeit der Dem. Eugenie zugefügt, auf das glänzendste zu vergüten. Angestrengt sann er auf neue Ausdrücke und Bilder, die der hohen Künstlerinn auch nur einigermaßen würdig wären, und die schlaflose Nacht, die er nach diesem verhängnißvollen Abend zubrachte, empfing in ihrem Schooße die ewige Morgenröthe des Ruhmes, welche von nun an Dem. Eugenie umstrahlen sollte.

Der Erzähler befindet sich hier in der That in der unangenehmen Lage, den interessanten Roman, der sich zwischen beiden Liebenden entspann — und wer zweifelt, daß er sie liebte von dem Augenblicke, da er sie bemerkte; und hätte sie ihn nicht früher geliebt, wie hätte sie auf eine so zarte Weise ihm ein so schmeichelhaftes Compliment gemacht? — Also: der Erzähler befindet sich wirklich in der höchst unangenehmen Lage, den interessanten Roman dieser beiden Liebenden nur in allgemeinen Umrissen bezeichnen zu dürfen. Denn da unsere Zeit, man will's nur nicht recht anerkennen, überall auf Kürze und auf das Wesen der Sache dringt, Abschweifungen aber, wenn sie auch noch so anziehend wären, haßt, so sieht er sich genöthigt, sich bloß auf das zu beschränken, was Schreier, den Rezensenten, angeht, und das Uebrige einem künftigen Biographen zu überlassen. — Doch so viel gehört unumgänglich zur Sache, daß der ganze Roman, der in dem Blicke der Dem. Eugenie, als sie Schreiern die Hand drückte, gleichsam im Keime lag, sich auf das Schönste entwickelte, und daß Beide das Ziel der Vollendung zu erreichen strebten, indem sie die zwei Seiten der Menschen-Natur, die sich so schroff entgegenstehen, antike Plastik und romantische Schwärmerei, auf das Geistreichste zu vermählen wußten.

Es begab sich zur selbigen Zeit, daß ein fremder Künstler in der Residenz anlangte, um daselbst Gastrollen zu geben. Schreier blieb täglich eine Stunde länger zu Hause, um den Künstler zu empfangen, wenn er komme seine Bekanntschaft zu machen. Vergebens! — Daß diese Vernachlässigung keine vortheilhafte Ahnung von dem feinen Anstandsgefühl des Fremden erweckte, war natürlich, und wie mag ohne dies Gefühl auf der Bühne etwas geleistet werden, das der Rede werth wäre? — vorzüglich in unsern Tagen, wo die plumpe Rohheit so gänzlich vom Theater verbannt ist, daß der Verzweifelnde selbst nicht nur mit Anstand verzweifelt, sondern mit besonnener Ruhe ermordet; denn wie käme er ohne diese ruhige Besonnenheit zu dem schön ausgeführten Bilde, mit welchem er sein Leben aushaucht? — Wie gesagt, es erweckte keine gute Meinung von dem Fremden, daß Schreier ihn erst in dem Zirkel der Madam N. kennen lernte, und diese leise Ahnung ward nur zu sehr bestätigt, indem er auch hier von Schreier so wenig Notiz nahm, als ob er gar nicht in der Welt wäre. Ist es möglich, kann die Verblendung so weit gehen! Ahnt er nicht, welche richterliche Gewalt in diesem Inkognito sich verberge? Aber er war so ruhig und unbefangen, daß ich ihn nicht besser zu vergleichen weiß, als mit einem Menschen, der lächelnd im Grase schläft, indeß eine Schlange schon den tödtlichen Zahn an ihn setzt. Uebrigens ist dieses Gleichniß schon etwas veraltet; da man aber heut zu Tage ohne Bilder keine Speisezettel drucken läßt und da die Tragödien-Dichter selbst nicht genug alte Bilder einschieben können, wenn sie nur passend sind und schön in die Anschauung fallen, so mag man diesen kleinen Mangel vergeben, wenn man ein altes, gutes Gleichniß nicht lieber für einen Vorzug halten will.

Mit einem Worte, der Fremde erschien als ein Ignorant, der von dem altfränkischen Glauben — als wenn Verdienst allein, ohne Protektion, hinreichend sey, in der Welt sein Glück zu machen — weder durch Geschichts-Studium, noch durch Erfahrung, befreit worden war. Indeß, so sehr Schreier sich von Augenblick zu Augenblick von der gänzlichen Verwahrlosung des Menschen überzeugte, so schien er doch auf die übrige Gesellschaft einen durchaus verschiedenen Eindruck zu machen. Besonders war Dem. Eugenie seit langer Zeit nicht so munter, geistreich und liebenswürdig gewesen, als heute, und sie wurde nicht müde, dem Gaste zu Ehren die Leuchtkugeln ihres Witzes und die Feuerräder sprechender Bilder los zu brennen. Vor Allem aber erwarb ihm eine Liebes-Scene aus einem bekannten Schauspiel, die er mit Dem. Eugenie darstellte und wobei es nicht zu verkennen war, daß von beiden Seiten recht con amore gespielt wurde, den entschiedensten Beifall. Schreier allein stand mit verschränkten Armen da, und sein bittersüßes

Lächeln machte nicht den angenehmsten Commentar zu den Lobeserhebungen, die er in dem allgemeinen Triumphsturm nicht umhin konnte, dem Fremden Anstandshalber zu zollen. Im Grunde hatte er durch diese Scene den gänzlichen Mangel an Talent von Seiten desselben nur zu deutlich erkannt, und die Recension seines Debüts war so gut als fertig.

Als die Mitternacht der geselligen Freude ihre Gränzen setzte, war das gegenseitige Behagen und die gute Laune der Gesellschaft so allgemein, daß man beschlossen, nächstens sie genial zu wiederholen und den heutigen Abend gleichsam für die Wurzelgröße der unendlichen Freudenpotenz gelten zu lassen, die man in einigen Tagen zu erschwingen hoffte. — Es war gerade ein überaus schneeiger, kalter Winter, weshalb man auch einen Thés dansant in einem, einige Stunden entfernten Gasthofe verabredete, wohin die ganze Gesellschaft einen lauten und klingenden Schlitten-Triumph-Zug zu halten beschloß. Daß Schreier auch von der Partie war, versteht sich von selbst.

Der festliche Tag erschien. Auf dem großen Platze vor dem Hause der Madam N., wo sich die ganze Gesellschaft versammeln wollte, um zugleich nach dem Ziele der Freudenbahn auszulaufen, hatten sich die Rennschlitten bereits in zierlicher Reihe aufgestellt, und die bunten Federbüsche der muthigen Rosse, das Knallen der gewaltigen Peitschen, das helle Geklingel unzähliger Schellen, stellte sich gefühlvollen Gemüthern als ein friedliches Bild des idyllischen Alpenlebens dar. — Damen und Herren arrangirten sich jetzt, und Schreier — o Musen! — Schreier, der den nagenden Kummer und Verdruß des letzten Abends diesmal, als Führer seiner Geliebten, durch einen langen Kuß von ihren schönen Lippen, welchen er ihr, dem Schlittenrechte gemäß, vor der ganzen Versammlung zu rauben gedachte, weggehaucht zu sehen hoffte, Schreier — daß es ein Wort gäbe, seinen Schmerz, seine Erbitterung, seine Wuth, seine Raserei zu schildern! — ward zum Führer der Madam N. ernannt. Der fremde Satan aber schwang sich hinter die holde Eugenie und fuhr wie ein Sturm mit ihr davon. Ja, was das Schwert, das seine Seele durchschnitt, noch mehr schärfte, Eugenie erwiederte den Blick, worin seine ganze Seele lag, so ruhig und heiter, als wäre Alles in der Ordnung, als könne es gar nicht anders seyn. Mit verbissener Wuth und eingekniffener Lippe machte er das Schlittenrecht bei Madam N. geltend, welche, seine Verzweiflung aufs Aeußerste zu treiben, sich noch jüngferlich sträubte, so daß er sanfte Gewalt gebrauchen mußte.

Aber er beschloß, sich zu rächen! — Der Fremde kam den ganzen Abend nicht von Eugenien's Seite; er war ihr erklärter Tänzer und die Gesellschaft schien anzunehmen, daß die Beiden zusammen gehörten.

Dem armen Schreier geschah wie Einem, der im Traume von dem Teufel verfolgt wird, fliehen will und fest steht, schreien will und keinen Laut hervorbringt. Er leerte ein Glas Limonade, den Ingrimm zu kühlen, aber dieser brannte, wie griechisches Feuer, von Minute zu Minute glühender und stechender. — Als man gegen Morgen unter dem tiefblauen reinen Sternenhimmel, in der schönen funkelnden Schneedämmerung, nach Hause fuhr, als durch die allgemeine tiefe Stille die melodischen Schellen erklangen, und nur zuweilen ein lautes fröhliches Gelächter aus einem Schlitten in den andern hinüber tönte, wie ward da Schreiern zu Muthe, wenn er sich dachte, welche königlichen Momente ihm der Fremde auf ewig raubte. Vergebens hatte er sich bemüht, wenigstens hinter ihren Schlitten zu kommen. Madam N. führte den Zug. Statt auf den Weg zu achten, zwang es ihn stets, mit seinem Opernglucker rückwärts zu schauen, ob er nicht seine Angebetete bemerken könnte. Lange vergebens! Aber jetzt — jetzt, da die Straße eine Wendung nahm, erblickte er sie! Der Fremde hatte sich in den Schlitten gesetzt, er schien im heftigen Gespräch mit ihr, und eben — verdammter Anblick! — beide schmiegten ihre Lippen in einem langen Kusse sich zusammen, da — lag Schreier's Schlitten in einem Graben; er selbst flog weit in's Feld hinein. Madam N., welche, in Pelz, Kusse und Fußsäcke eingepreßt, augenblicklich bis über die Ohren im tiefen weichen Schnee saß, war durchaus nicht im Stande, ihre Lage im geringsten zu verändern, konnte nur durch lauten Jammer und Hülferuf ihrer Verzweiflung Luft machen. — Mit einer Wuth, die kein Dichter zu beschreiben vermöchte, eilte Schreier herbei, riß seine Dame auf und warf sie, nicht eben auf das sanfteste, in den Schlitten zurück, gleich darauf wie rasend durch die Nacht dahin sprengend, um wenigstens für den Augenblick den spöttischen Bemerkungen der Gesellschaft zu entrinnen, und sich so bald als möglich seiner jammernden Gefährtinn zu entledigen, die Vapeurs und Migraine, Gicht und den bleichen Tod als unausweichlich vor sich sah.

Mit einer Eile ohne Gleichen lud er endlich die schöne feure Last ab, warf noch einen wüthenden Blick auf seine reizende Ungetreue, durchbohrte gleichzeitig mit ihm den fremden Störefried und stürzte ohne Abschied nach Hause.

Beschämt, zerknirscht, im Innersten der Seele vernichtet, kam er zu Hause an. Bisher hatte er nur die beseligende Wonne seiner Berühmtheit genossen; nun fiel zum ersten Male ihre drückende Last auf seine Seele. Selbst die Gabe der Dichtung, die ihm die Welt mit ihren Kränzen umwunden, kehrte nun alle ihre stechenden Dornen heraus, sein zerrissenes Herz noch mehr zu zerreissen. Die Flammen seiner Phantasie mahlten ihm mit dem entsetzlichsten Leben das Gelächter, die spöttelnden Mienen und Bemerkungen, welche nun in jedem literarischen Zirkel seine tragische Begebenheit bekrittelten. Er dachte sich zurück in die stillen ruhigen Tage, wo er noch unbekannt und unangefochten sich aus der Ferne an der bunten Theaterwelt der Autorschaft ergötzte, ohne selbst als Mitspielender Applaus und Pochen zu fühlen. Wie Rousseau, der verfolgte und gebeugte, hätte er seinen Ruhm hingegeben für das stille Glück ehemaliger Unberühmtheit. Aber wie Cäsar in seiner verewigten Schlacht nur einen Augenblick niedergedonnert ward von der Centnerwuth des Mißgeschickes, dann jedoch seinen Riesengeist bald mit neuer, durch Rache potenzirter Federkraft empor schnellte, so riß sich auch Schreier mannhaft und muthig aus der Tiefe seiner Verzweiflung. — „Rache! Rache!" rief er aus, und Muth und Kraft kehrten verdoppelt in seine Seele zurück, so daß er keinen Augenblick zweifelte, den glänzendsten Sieg dennoch davon zu tragen.

Am nächsten Abend begannen die Debüts des Fremden. Schreier war seit langer Zeit zum ersten Mal wieder früher da, ehe der Vorhang aufflog, und die gerunzelte Stirn, das satyrische Lächeln, die ganze nachlässig stolze Haltung, mit der er Gallerieen und Parterre und endlich selbst seine Nachbarn musterte, ließen Jedermann in ihm den gefürchteten Rezensenten ahnen oder erkennen. — Das Orchester schwieg endlich und die Vorstellung begann. Schon der erste Auftritt des Fremden bewies, wie wenig er die tiefe Bedeutung seiner Rolle gefaßt hatte. Die Ruhe, beinahe Kälte, mit welcher er manche Rouladen-Donner leicht überging, wo ein Anderer mit galvanischen Schlägen das Publikum ergriffen hätte, gaben nur zu deutlich ein ganz unkünstlerisches Streben nach Effekt zu erkennen: denn er schickte doch offenbar diese Windstille nur voraus, um die volle Sturmesgewalt seiner Stimme auf einzelne Momente zu versparen; er zog nur darum mit entschiedener Selbstverläugnung diesen Nebel um sich her, um endlich mit desto feierlicherem Triumphe, wie Aeneas, daraus hervor zu glänzen, und mit diesen Finten die schwachsinnige Kritik zu täuschen und zu entwaffnen. — Ein an sich so nichtiges Bestreben konnte dennoch bei dem großen Haufen seine Wirkung nicht verfehlen. Aber dreifaches Erz umgab, wie eine erstarrende Aegide, Schreier's Brust, daß alle Pfeile dieser theatralischen Effektjagd davon abprallten und alle Wogen des Entzückens, in denen das Haus aufschäumte, nichtig daran brandeten. Unter dem Jubel der allgemeinen Bewunderung stand er kalt und giftig lächelnd da, wie das böse Verhängniß unter dem Hochzeit-Jubel, der sich am nächsten Morgen zur Leichenfeier verwandeln soll.

Der Fremde suchte die falsche Auffassung seiner Rolle durch scheinbare Einheit so geschickt zu verdecken, daß jeder weniger Unparteiische dadurch hintergangen werden mußte. Aber Schreier blieb consequent. Die Bewunderung des Publikums, die so weit ging, daß Jener in der Mitte des Stückes hervor gerufen ward, bestach das Urtheil der umsichtigsten Männer; aber Schreier blieb consequent. Er sah darin nur den tiefen Verfall des Geschmacks und verzehrte, mitleidig die Achsel zuckend, eine Masse Eis, indem er mitunter das Glas seines Opernguckers putzte.

Der Vorhang fiel; der Fremde ward noch einmal gerufen und dankte in einfachen Worten, die nur die Affektation beurkundeten, durch etwas Neues, ganz aus der Mode gekommenes, durch die ungeschminkte Wahrheit nämlich, wirken zu wollen. Ein allgemeines freudiges Murmeln, das zuweilen schöner lohnt, als das lauteste Toben des Beifalls, wogte durch die hinausströmenden Zuschauer. Schreier stand noch immer lächelnd da. Endlich zog er behaglich den Mantel dicht zusammen, das ganze Gesicht ward eine einzige bittere Ironie, deutlich sagend: „Sachte! 's ist noch nicht aller Tage Abend!"

Langsam ging er nach Hause, durchmusterte noch einmal die ganze Folterkammer der kritischen Inquisition, glühte die Daumschrauben des Hohns in den Flammen seiner Boßheit, setzte sich, schnitt die Feder spitz, und schrieb mit scharfen deutlichen Buchstaben die Recension. — „Dixi!" sagte er behaglich, indem er den letzten Zug machte, in sich hinein, und stand, re bene gesta, wichtig und stolz da, wie Apollo, nachdem er die Pythia getödtet.

so entschlossener Stirne die Bahn betreten. — Mußte gleich vor der Hand jedes Stück nur eingepascht werden, um einem noch erbärmlicheren Machwerke den Platz zu nehmen, so erschien doch jedes neue bedruckte Quartblatt Schreiern als eine neue Stufe zu der Pyramide seines künftigen Ruhmes.

Der gütige Dämon, der die Aufsicht über die Almanache und Zeitungsblätter, und so gewaltig führt, daß er mit entschiedenem Erfolge die geschmacklose Folianten- und Quartanten-Gelehrsamkeit zu niedlichen Duodez-Bonbons umzugestalten berechtigt ist: der, wie ein warmer Sonnenblick Mücken und Fliegen, Autoren und Dichter ins Leben ruft: derselbe Gott, zu dessen Ehre täglich Millionen Fidibusse dampfen, wußte dem stolz emporstrebenden Genius Schreier's bald den gehörigen Wirkungskreis zu geben. Er erhielt die bedeutende Stelle eines Recensions-Sekretärs, da die Dienstgeschäfte des Hofraths (vulgo Redakteurs) sich so gehäuft hatten, daß dieser nicht im Stande war, die Aktenstücke alle zu erledigen, wenn er auch nur die Titel der Bücher und die Comödienzettel lesen wollte. So aber geschah es, daß sich Schreier plötzlich in seinem eigenthümlichsten Elemente befand und sein Glück begründet ansehen durfte.

Den gewaltigen Abstich der neuen Periode, die nun in Schreier's Leben eintritt, mit der Qual der vorigen zu vergleichen, wäre überflüssig, da gar Viele entweder diesen Lebens-Aequator selbst passirt, oder wenigstens halbe oder ganze Bekannte haben, von welchen sie das Nähere leicht erfahren können. Wir halten uns also nicht auf, die Seligkeit des jungen Autors zu beschreiben, als er aus seinem schwarzen dunstigen Kämmerchen plötzlich als glänzender Tagfalter der Sonne des Ruhms entgegen flog, sondern wir wollen sogleich zu wichtigeren und dringenderen Begebenheiten eilen.

Zu den interessantesten Erscheinungen des schöngeistigen Lebens in der Residenz gehörten offenbar die Thee-Zirkel der Madam N., ja, sie waren gewissermaßen der Focus, welcher die durch alle Straßen verbreiteten poetischen Strahlen an sich zog und vereinigte. Da ihre Jugend verblüht war, und der Spätherbst auch ihren theatralischen Ruhm entblättert hatte, so war sie bedacht, durch gelehrte Lorbeern die Mängel zu verdecken, und das beste Mittel hierzu schien ihr, die Madam Stael der Residenz zu werden, da sie keine Ninon seyn konnte. Was Anspruch auf die leichte Schule der gelehrten Oberflächlichkeit machte, die wir in der deutschen Sprache sehr passend Bildung zu nennen belieben, versammelte sich bei Madam N. — April-Herrchen, die, Horazens Ausspruch gemäß, die goldene Mittelstraße der Moden von London und Paris rastlos zu halten bemüht waren, stellten sich ein, nachdem sie aus dem Conversations-Lexikon sich in der Eile mit dem nöthigen Materiale versehen hatten, den Sauerteig der gelehrten Unterhaltung zu kneten; galante Dichter kamen von der Abend-Toilette ihrer Musen herbeigeflogen; Damen, welche Ruf und Bewunderung durch ihre Romane erworben, und also doppelte Gunst, von ihren eigenen und von den Anbetern ihrer Werke zogen: endlich der ganze Priesterchor Melpomenen's und Thalia's stieg von der Höhe des Lebens, dem Theater, in diese Versammlung herab. Daß die Recensenten nicht fehlten, läßt sich denken. Sie waren hier, wie im Staate die Polizei dem Kläger, wie die Advokaten dem Beklagten, unentbehrlich. Und wer die freundliche Güte, die Innigkeit und Herzlichkeit sah, mit welcher diese Herren hier empfangen wurden, ward klar überzeugt von der Milde des menschlichen Herzens, das nur den Fernen haßt, und den Teufel nicht entbehren kann, wenn er einen Scheffel Salz mit ihm genossen, wie das Sprüchwort sagt.

Sehr natürlich ward auch Schreier bald in die Geheimnisse dieser literarischen Mysterien eingeweiht und wie leicht man jede bittere Bemerkung vergesse, davon erhielt er durch die Zartheit, mit der er behandelt wurde, die sprechendsten Beweise. — Als er zum zweiten Male Theil nahm an diesem Musen-Zirkel, wurde er auf die angenehmste Weise überrascht. Er hatte zwei Tage vorher eine Parodie auf das neueste Produkt eines Dichters, der nicht so glücklich war, zu dem Zirkel zu gehören, gedichtet und diese einem Freunde mitgetheilt, der sie zur Abschrift verlangte. Wie fühlt' er sich gerührt, wie ward seine ganze Seele aufgefordert zur Dankbarkeit, als Dem. Eugenie ihn beim Eintritte — er hatte sich etwas verspätet — mit der Deklamation dieses sinnigen Produktes empfing. Trotz ihrer artigen Gestalt hatte er sie bisher sowohl auf dem Theater als hier gänzlich übersehen. Aber jetzt — wie erstaunte er, diese zarte schlanke Gestalt, dieses welche biegsame Organ, diese seelenvolle Blicke, diese Grazie der Bewegung, diesen ganzen reichen Zauber ihres Wesens, dieses tiefe Gefühl, diese besonnene Wahrheit ihrer Haltung nicht bemerkt zu haben! — Er dankte ihr in den verbindlichsten Ausdrücken, und konnte sich in dem Feuer seiner Begeisterung nicht enthalten, ihre Hand zu fassen. Sein Druck ward auf eine so schalkhafte Weise erwiedert, daß er plötzlich ganz entzückt war von dieser neuen Erscheinung, von der Munterkeit der Madam N., — von dem Witze der ganzen Gesellschaft und fest beschloß, seine Dankbarkeit sollte kein leeres Wort seyn. Mancher Embryo einer Apologie bildete sich augenblicklich in seinem rezensionenschwangeren Hirne; vorzüglich beschloß er das Unrecht, das seine unbegreifliche Unachtsamkeit der Dem. Eugenie zugefügt, auf das glänzendste zu vergüten. Angestrengt sann er auf neue Ausdrücke und Bilder, die der hohen Künstlerinn auch nur einigermaßen würdig wären, und die schlaflose Nacht, die er nach diesem verhängnißvollen Abend zubrachte, empfing in ihrem Schooße die ewige Morgenröthe des Ruhmes, welche von nun an Dem. Eugenie umstrahlen sollte.

Der Erzähler befindet sich hier in der That in der unangenehmen Lage, den interessanten Roman, der sich zwischen beiden Liebenden entspann — und wer zweifelt, daß er sie liebte von dem Augenblicke, da er sie bemerkte; und hätte sie ihn nicht früher geliebt, wie hätte sie auf eine so zarte Weise ihm ein so schmeichelhaftes Compliment gemacht? — Also: der Erzähler befindet sich wirklich in der höchst unangenehmen Lage, den interessanten Roman dieser beiden Liebenden nur in allgemeinen Umrissen bezeichnen zu dürfen. Denn da unsere Zeit, man will's nur nicht recht anerkennen, überall auf Kürze und auf das Wesen der Sache dringt, Abschweifungen aber, wenn sie auch noch so anziehend wären, haßt, so sieht er sich genöthigt, sich bloß auf das zu beschränken, was Schreier, den Rezensenten, angeht, und das Uebrige einem künftigen Biographen zu überlassen. — Doch so viel gehört unumgänglich zur Sache, daß der ganze Roman, der in dem Blicke der Dem. Eugenie, als sie Schreiern die Hand drückte, gleichsam im Keime lag, sich auf das Schönste entwickelte, und daß Beide das Ziel der Vollendung zu erreichen strebten, indem sie die zwei Seiten der Menschen-Natur, die sich so schroff entgegenstehen, antike Plastik und romantische Schwärmerei, auf das Geistreichste zu vermählen wußten.

Es begab sich zur selbigen Zeit, daß ein fremder Künstler in der Residenz anlangte, um daselbst Gastrollen zu geben. Schreier blieb täglich eine Stunde länger zu Hause, um den Künstler zu empfangen, wenn er komme seine Bekanntschaft zu machen. Vergebens! — Daß diese Vernachläßigung keine vortheilhafte Ahnung von dem feinen Anstandsgefühl des Fremden erweckte, war natürlich, und wie mag ohne dies Gefühl auf der Bühne etwas geleistet werden, das der Rede werth wäre? — vorzüglich in unsern Tagen, wo die plumpe Robheit so gänzlich vom Theater verbannt ist, daß der Verzweifelnde selbst nicht nur mit Anstand verzweifelt, sondern mit besonnener Ruhe ermordet; denn wie käme er ohne diese ruhige Besonnenheit zu dem schön ausgeführten Bilde, mit welchem er sein Leben aushaucht? — Wie gesagt, es erweckte keine gute Meinung von dem Fremden, daß Schreier ihn erst in dem Zirkel der Madam N. kennen lernte, und diese leise Ahnung ward nur zu sehr bestätigt, indem er auch hier von Schreier so wenig Notiz nahm, als ob er gar nicht in der Welt wäre. Ist es möglich, kann die Verblendung so weit gehen! Ahnt er nicht, welche richterliche Gewalt in diesem Inkognito sich verberge? Aber er war so ruhig und unbefangen, daß ich ihn nicht besser zu vergleichen weiß, als mit einem Menschen, der lächelnd im Grase schläft, indeß eine Schlange schon den tödtlichen Zahn an ihn setzt. Uebrigens ist dieses Gleichniß schon etwas veraltet; da man aber heut zu Tage ohne Bilder keinen Speisezettel drucken läßt und da die Tragödien-Dichter selbst nicht genug alte Bilder einschieben können, wenn sie nur passend sind und schön in die Anschauung fallen, so mag man diesen kleinen Mangel vergeben, wenn man ein altes, gutes Gleichniß nicht lieber für einen Vorzug halten will.

Mit einem Worte, der Fremde erschien als ein Ignorant, der von dem altfränkischen Glauben — als wenn Verdienst allein, ohne Protektion, hinreichend sey, in der Welt sein Glück zu machen — weder durch Geschichts-Studium, noch durch Erfahrung, befreit worden war. Indeß, so sehr Schreier sich von Augenblick zu Augenblick von der gänzlichen Verwahrlosung des Menschen überzeugte, so schien er doch auf die übrige Gesellschaft einen durchaus verschiedenen Eindruck zu machen. Besonders war Dem. Eugenie seit langer Zeit nicht so munter, geistreich und liebenswürdig gewesen, als heute, und sie wurde nicht müde, dem Gaste zu Ehren die Leuchtkugeln ihres Witzes und die Feuerräder sprechender Bilder los zu brennen. Vor Allem aber erwarb ihm eine Liebes-Scene aus einem bekannten Schauspiel, die er mit Dem. Eugenie darstellte und wobei es nicht zu verkennen war, daß von beiden Seiten recht con amore gespielt wurde, den entschiedensten Beifall. Schreier allein stand mit verschränkten Armen da, und sein bittersüßes

Lächeln machte nicht den angenehmsten Commentar zu den Lobeserhebungen, die er in dem allgemeinen Triumphsturm nicht umhin konnte, dem Fremden Anstandshalber zu zollen. Im Grunde hätte er durch diese Scene den gänzlichen Mangel an Talent von Seiten desselben nur zu deutlich erkannt, und die Recension seines Debüts war so gut als fertig.

Als die Mitternacht der geselligen Freude ihre Gränzen setzte, war das gegenseitige Behagen und die gute Laune der Gesellschaft so allgemein, daß man beschlossen, nächstens sie genial zu wiederholen und den heutigen Abend gleichsam für die Wurzelgröße der unendlichen Freudenpotenz gelten zu lassen, die man in einigen Tagen zu erschwingen hoffte. — Es war gerade ein überaus schneeiger, kalter Winter, weshalb man auch einen Thés dansant in einem, einige Stunden entfernten Gasthofe verabredete, wohin die ganze Gesellschaft einen lauten und klingenden Schlitten-Triumph-Zug zu halten beschloß. Daß Schreier auch von der Partie war, versteht sich von selbst.

Der festliche Tag erschien. Auf dem großen Platze vor dem Hause der Madam N., wo sich die ganze Gesellschaft versammeln wollte, um zugleich nach dem Ziele der Freudenbahn auszulaufen, hatten sich die Rennschlitten bereits in zierlicher Reihe aufgestellt, und die bunten Federbüsche der muthigen Rosse, das Knallen der gewaltigen Peitschen, das helle Geklingel unzähliger Schellen, stellte sich gefühlvollen Gemüthern als ein friedliches Bild des idyllischen Alpenlebens dar. — Damen und Herren arrangirten sich jetzt, und Schreier — o Musen! — Schreier, der den nagenden Kummer und Verdruß des letzten Abends diesmal, als Führer seiner Geliebten, durch einen langen Kuß von ihren schönen Lippen, welchen er ihr, dem Schlittenrechte gemäß, vor der ganzen Versammlung zu rauben gedachte, weggehaucht zu sehen hoffte, Schreier — daß es ein Wort gäbe, seinen Schmerz, seine Erbitterung, seine Wuth, seine Raserei zu schildern! — ward zum Führer der Madam N. ernannt. Der fremde Satan aber schwang sich hinter die holde Eugenie und fuhr wie ein Sturm mit ihr davon. Ja, was das Schwert, das seine Seele durchschnitt, noch mehr schärfte, Eugenie erwiederte den Blick, worin seine ganze Seele lag, so ruhig und heiter, als wäre Alles in der Ordnung, als könne es gar nicht anders seyn. Mit verbissener Wuth und eingekniffener Lippe machte er das Schlittenrecht bei Madam N. geltend, welche, seine Verzweiflung aufs Aeußerste zu treiben, sich noch jüngferlich sträubte, so daß er sanfte Gewalt gebrauchen mußte.

Aber er beschloß, sich zu rächen! — Der Fremde kam den ganzen Abend nicht von Eugenien's Seite; er war ihr erklärter Tänzer und die Gesellschaft schien anzunehmen, daß die Beiden zusammen gehörten.

Dem armen Schreier geschah wie Einem, der im Traume von dem Teufel verfolgt wird, fliehen will und fest steht, schreien will und keinen Laut hervorbringt. Er leerte ein Glas Limonade, den Ingrimm zu kühlen, aber dieser brannte, wie griechisches Feuer, von Minute zu Minute glühender und lechzender. — Als man gegen Morgen unter dem tiefblauen reinen Sternenhimmel, in der schönen funkelnden Schneedämmerung, nach Hause fuhr, als durch die allgemeine tiefe Stille die melodischen Schellen erklangen, und nur zuweilen ein lautes fröhliches Gelächter aus einem Schlitten in den andern hinüber tönte, wie ward da Schreiern zu Muthe, wenn er sich dachte, welche königlichen Momente ihm der Fremde auf ewig raubte. Vergebens hatte er sich bemüht, wenigstens hinter ihren Schlitten zu kommen. Madam N. führte den Zug. Statt auf den Weg zu achten, zwang es ihn stets, mit seinem Opernglucker rückwärts zu schauen, ob er nicht seine Angebetete bemerken könnte. Lange vergebens! Aber jetzt — jetzt, da die Straße eine Wendung nahm, erblickte er sie! Der Fremde hatte sich in den Schlitten gesetzt, er schien im heftigen Gespräch mit ihr, und eben — verdammter Anblick! — beide schmiegten ihre Lippen in einem langen Kusse sich zusammen, da — lag Schreier's Schlitten in einem Graben; er selbst flog weit in's Feld hinein. Madam N., welche, in Pelz, Kuffe und Fußsäcke eingepreßt, augenblicklich bis über die Ohren im tiefen weichen Schnee saß, war durchaus nicht im Stande, ihre Lage im geringsten zu verändern, konnte nur durch lauten Jammer und Hülferuf ihrer Verzweiflung Luft machen. — Mit einer Wuth, die kein Dichter zu beschreiben vermöchte, eilte Schreier herbei, riß seine Dame auf und warf sie, nicht eben auf das sanfteste, in den Schlitten zurück, gleich darauf wie rasend durch die Nacht dahin sprengend, um wenigstens für den Augenblick den spöttischen Bemerkungen der Gesellschaft zu entrinnen, und sich so bald als möglich seiner jammernden Gefährtinn zu entledigen, die Vapeurs und Migraine, Gicht und den bleichen Tod als unausweichlich vor sich sah.

Mit einer Eile ohne Gleichen lud er endlich die schöne theure Last ab, warf noch einen wüthenden Blick auf seine reizende Ungetreue, durchbohrte gleichzeitig mit ihm den fremden Störefried und stürzte ohne Abschied nach Hause.

Beschämt, zerknirscht, im Innersten der Seele vernichtet, kam er zu Hause an. Bisher hatte er nur die beseligende Wonne seiner Berühmtheit genossen; nun fiel zum ersten Male ihre drückende Last auf seine Seele. Selbst die Gabe der Dichtung, die ihm die Welt mit ihren Kränzen umwunden, kehrte nun alle ihre stechenden Dornen heraus, sein zerrissenes Herz noch mehr zu zerreissen. Die Flammen seiner Phantasie mahlten ihm mit dem entsetzlichsten Leben das Gelächter, die spöttelnden Mienen und Bemerkungen, welche nun in jedem literarischen Zirkel seine tragische Begebenheit bekrittelten. Er dachte sich zurück in die stillen ruhigen Tage, wo er noch unbekannt und unangefochten sich aus der Ferne an der bunten Theaterwelt der Autorschaft ergötzte, ohne selbst als Mitspielender Applaus und Pochen zu fühlen. Wie Rousseau, der verfolgte und gebeugte, hätte er seinen Ruhm hingegeben für das stille Glück ehemaliger Unberühmtheit. Aber wie Cäsar in seiner verewigten Schlacht nur einen Augenblick niedergedonnert ward von der Centnerwuth des Mißgeschickes, dann jedoch seinen Riesengeist bald mit neuer, durch Rache potenzirter Federkraft empor schnellte, so riß sich auch Schreier mannhaft und muthig aus der Tiefe seiner Verzweiflung. — „Rache! Rache!" rief er aus, und Muth und Kraft kehrten verdoppelt in seine Seele zurück, so daß er keinen Augenblick zweifelte, den glänzendsten Sieg dennoch davon zu tragen.

Am nächsten Abend begannen die Debüts des Fremden. Schreier war seit langer Zeit zum ersten Mal wieder früher da, ehe der Vorhang aufflog, und die gerunzelte Stirn, das satyrische Lächeln, die ganze nachlässig stolze Haltung, mit der er Gallerieen und Parterre und endlich selbst seine Nachbarn musterte, ließen Jedermann in ihm den gefürchteten Rezensenten ahnen oder erkennen. — Das Orchester schwieg endlich und die Vorstellung begann. Schon der erste Auftritt des Fremden bewies, wie wenig er die tiefe Bedeutung seiner Rolle gefaßt hatte. Die Ruhe, beinahe Kälte, mit welcher er manche Rouladen-Donner leicht überging, wo ein Anderer mit galvanischen Schlägen das Publikum ergriffen hätte, gaben nur zu deutlich ein ganz unkünstlerisches Streben nach Effekt zu erkennen: denn er schickte doch offenbar diese Windstille nur voraus, um die volle Sturmesgewalt seiner Stimme auf einzelne Momente zu versparen; er zog nur darum mit entschiedener Selbstverläugnung diesen Nebel um sich her, um endlich mit desto feierlicherem Triumphe, wie Aeneas, daraus hervor zu glänzen, und mit diesen Finten die schwachsinnige Kritik zu täuschen und zu entwaffnen. — Ein an sich so nichtiges Bestreben konnte dennoch bei dem großen Haufen seine Wirkung nicht verfehlen. Aber dreifaches Erz umgab, wie eine erstarrende Aegide, Schreier's Brust, daß alle Pfeile dieser theatralischen Effektjagd davon abprallten und alle Wogen des Entzückens, in denen das Haus aufschäumte, nichtig daran brandeten. Unter dem Jubel der allgemeinen Bewunderung stand er kalt und giftig lächelnd da, wie das böse Verhängniß unter dem Hochzeit-Jubel, der sich am nächsten Morgen zur Leichenfeier verwandeln soll.

Der Fremde suchte die falsche Auffassung seiner Rolle durch scheinbare Einheit so geschickt zu verdecken, daß jeder weniger Unparteiische dadurch hintergangen werden mußte. Aber Schreier blieb consequent. Die Bewunderung des Publikums, die so weit ging, daß Jener in der Mitte des Stückes hervor gerufen ward, bestach das Urtheil der umsichtigsten Männer; aber Schreier blieb consequent. Er sah darin nur den tiefen Verfall des Geschmacks und verzehrte, mitleidig die Achsel zuckend, eine Masse Eis, indem er mitunter das Glas seines Opernguckers putzte.

Der Vorhang fiel; der Fremde ward noch einmal gerufen und dankte in einfachen Worten, die nur die Affektation beurkundeten, durch etwas Neues, ganz aus der Mode gekommenes, durch die ungeschminkte Wahrheit nämlich, wirken zu wollen. Ein allgemeines freudiges Murmeln, das zuweilen schöner lohnt, als das lauteste Toben des Beifalls, wogte durch die hinausströmenden Zuschauer. Schreier stand noch immer lächelnd da. Endlich zog er behaglich den Mantel dicht zusammen, das ganze Gesicht ward eine einzige bittere Ironie, deutlich sagend: „Sachte! 's ist noch nicht aller Tage Abend!"

Langsam ging er nach Hause, durchmusterte noch einmal die ganze Folterkammer der kritischen Inquisition, glühte die Daumschrauben des Hohns in den Flammen seiner Boßheit, setzte sich, schnitt die Feder spitz, und schrieb mit scharfen deutlichen Buchstaben die Recension. — „Dixi!" sagte er behaglich, indem er den letzten Zug machte, in sich hinein, und stand, re bene gesta, wichtig und stolz da, wie Apollo, nachdem er die Pythia getödtet.

Am nächsten Morgen betrieb Schreier den Druck des Blattes so eifrig als nur möglich, um das durchgreifende Gelächter aller Schadenfrohen baldigst auf seiner Seite zu haben. Als es endlich erschien, eilte er in dasselbe Kaffeehaus, wo wir ihn vor einigen Monaten das Wesen der neuen Profession studieren sahen, um in langen Zügen sich an dem Strome seines Witzes zu erfreuen; und in der That: kein wunderthätiges Elixier einer gütigen Fee hätte die noch frische Wunde, die der Fremde ihm vor zwei Tagen geschlagen, heilsamer kühlen können, als diese schwarzen Zauber-Charaktere es thaten. — Noch überließ er sich mit kindlichem Entzücken seiner unschuldigen Freude, als ein bejahrter ernster Mann neben ihm Platz nahm, und sich das Blatt erbat, wenn er es gelesen. Schnell überreichte ihm Schreier das Verlangte, denn es gehörte mit zu seinen höchsten Genüssen, insgeheim die Kraft zu belauschen, mit der seine Produkte auf fremde Gemüther einwirkten. Lauernd saß er da, den Augen des Unbekannten ängstlich folgend, die flüchtig über das Ganze hinwegflogen und endlich — endlich auf seinem galligen Extrakt festwurzelten. Finster runzelte der Fremde die Stirne, warf endlich das Journal auf den Tisch und rief ärgerlich: „Abscheulich — das sind Gehässigkeiten und keine Belehrungen!"

Schreier horchte hoch auf, und der Fremde, welcher ihn jetzt erst erblickte, wandte sich zu ihm und fragte: ob er das Blatt gelesen? Der Angesprochene bejahte mit möglichster Unbefangenheit. „Nun denn" — fuhr Jener fort — „was sagen Sie zu der hämischen Recension über den neuen Schauspieler?" — „Je nun," — stotterte Schreier verlegen: „sie ist allerdings — wie sag ich nur! etwas stark — allein der Verfasser scheint es zu verstehen, den Leuten cum grano salis die Wahrheit zu sagen, wie man das jetzt verlangt. Zudem ist auch sein Styl fließend und das Ganze mit vieler Gewandtheit geschrieben!" — „Sagen Sie lieber zusammen geflickt!" entgegnete der Fremde; „ich kenne diese Art Urtheile, welche aus hundert andern fabrizirt und dann mit einer Unverschämtheit ohne Gleichen für eigene ausgegeben werden. Uebrigens scheint hier noch obendrein Persönlichkeit mit im Spiel; ich sah den Schauspieler und er ist ohne Zweifel ein braver Routinist!" — „Ein braver Routinist!" — fiel Schreier verächtlich ein, und nicht wenig aufgebracht über die Freimüthigkeit des Fremden — „das wird ihm, glaub ich, auch sein Recensent, den ich demungeachtet doch für einen sehr geistreichen Mann halte, zugestehen; aber Routinist und Künstler ist zweierlei, das werden Sie mir denn doch zugeben?" — „Conceditur!" lächelte der Fremde, — „doch wer wird jetzt so strenge Anforderungen machen! Wo, überhaupt, finden Sie gegenwärtig so leicht einen Schauspieler, der den Namen Künstler verdiente, obwohl ihn alle sich anmaßen, während sie in der Mehrzahl erst auf den Bretern ein Paar Kunstgriffe erlernen, womit sie die Enthusiasten blind machen, ohne selbst sehend zu werden. — Den Meisten fehlt die Basis aller Kunst, Produktivität, und ihr einziges Verdienst besteht darin, daß sie den Charakter des Dichters mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit nachzeichnen, wie er ihnen bereits schon vorgezeichnet daliegt. Die größere Geschicklichkeit in diesem Nachzeichnen aber gibt die Routine, d. h. die langjährige Erfahrung, die Gewandtheit auf den Bretern und das Studium gewisser Einzelnheiten und Nüanzirungen, die auf die Menge nie ihren Eindruck verfehlen." Der Fremde hielt hier ein, um seine Pfeife anzuzünden; Schreier aber traute sich kaum Athem zu holen, um ja kein Wort von seiner Weisheit zu verlieren, die für ihn eben so neu als brauchbar schien. — „Deswegen," — fuhr der Sprecher fort, — „ist es ein wahrer Ekel zu sehen, welch' ein Aufheben unsere Zeit mit der Schauspielerei macht, und wie sie darüber ihre eigene Größe und Kraft vergißt, gleich dem Herkules am Spinnrocken. — Auf der einen Seite die thörichte Menge, die nichts sehen, hören und lesen will, als vom Theater; auf der andern Seite steht die Jämmerlichkeit so vieler Journale, die aus dieser Sucht ihren Vortheil zu ziehen strebt, statt mit Ernst und Würde sich ihr entgegen zu stemmen. Die Resultate dieses unlauteren Treibens liegen am Tage. Theater-Correspondenzen und Kritiken füllen alle Blätter; Kleinlichkeiten werden zu Haupt- und Staats-Aktionen empor gehoben, Lob und Tadel bis zur Unverschämtheit getrieben, der Sinn für das Große, Schöne verflacht sich, und selbst zu Besserem und Tüchtigerem geschaffene Geister werden gewaltsam mit in diesen Strudel von Erbärmlichkeiten gezogen. Wehe der deutschen Kunst, wenn das kein Ende nimmt! Der Histrione wird auf den Bretern und im wirklichen Leben den ächten Künstler verdrängen, und die Gemeinheit, von der das Comödien-Wesen nie frei ist — weil ein Jeder, der seine zwölf Kreuzer zahlen kann, das Recht hat, es zu verhöhnen — wird die Idee des Göttlichen beklecksen!"

Der Fremde schwieg hier und Schreier fiel ihm entzückt um den Hals. „Ganz aus meinem Herzen gesprochen!" rief er; „ganz aus meinem Herzen! Sehen Sie, eben darum —." Er konnte nicht weiter sprechen, denn gewaltsam riß sich Jener aus seinen Armen los und unterbrach ihn heftig: „Zwei Schritte vom Leibe, mein Herr, wir sind noch nicht so vertraut! Glauben Sie, ich hatte es auf den ersten Blick weg, daß Sie selbst der Verfasser jener Recension sind, und ich bewundre Ihre Keckheit. Doch das ist die Frucht, wenn man derlei Dinge zum Handwerk macht. Man tritt mit eiserner Stirne der ganzen Welt entgegen. Alles Gefühl wird erdrückt, jede schöne Regung geht unter, das Blut wird zur Galle, die Phantasie vertrocknet, der Verstand zerbröckelt sich in leeren Phrasen, oder, wenn's hoch kommt, in giftigen Ausfällen, und jeder Ehrenmann kehrt dem vertrockneten Skelette den Rücken. Glauben Sie nicht, daß ich Ihnen durch meine Ansicht über den Schauspielerstand das Wort geredet habe. Es trifft nicht Alle, und so lange selbst die Uebrigen dort bleiben, wohin sie gehören, zwischen die Coulissen, lasse ich sie unangetastet; doch vordrängen sollen sie sich nicht, nicht die Aufmerksamkeit verlangen, die für Ernsteres und Größeres erforderlich ist. Wer aber bleibt bei allen diesen Dingen ihr Herold, als eben der Recensent, er mag ihnen nun Lorbeer- oder Dornenkränze flechten. Herr, Sie sind noch jung, Sie können sich noch empor reißen aus dem Schlamm, in welchen Sie freilich auch schon tief genug versunken, Sie können noch ein tüchtiger Mensch im Leben werden; darum Herz gefaßt! Brechen Sie die Ketten, in die Sie sich selbst gefesselt, und glauben Sie mir, Sie werden mir einst den Augenblick danken, in welchem ich Sie, wenn auch etwas unsanft, aus Ihrer unseligen Nichtigkeit gerüttelt habe!" —

Hiermit warf er dem Marqueur ein Silberstück zu und eilte fort. Schreier aber saß wie vernichtet da, in seinem innersten Leben angegriffen, bis er endlich stumm und still seinen Kaffee bezahlte und mit den widersprechendsten Gefühlen nach Hause schlich.

Heim gekommen dachte Schreier lange über die Worte des Fremden nach. Ihm war es wie dem Nachtschwärmer, den die Strahlen der Mittagssonne wecken; er fühlte die tiefe Wahrheit des Gehörten. —

Jetzt flog die Thüre seines Zimmers mit Gewalt auf, und das bewußte Zeitungsblatt zu den Füßen des Recensenten. „Haben Sie den Wisch geschrieben?" donnerte ihm das sonore Organ des fremden Schauspielers in die Ohren, das neulich seine unparteiische Seele so wenig gerührt, aber dessen Gewalt nun einen eisigen Schauer über seinen ganzen Körper jog. „Haben Sie den Wisch geschrieben?" donnerte die furchtbare Stimme zum zweiten Mal dem Erschrockenen zu, der in seiner ersten Bestürzung verstummt war. — „Ja!" wollte er dem stürmischen Frager mit dem entschiedensten Ton antworten — stotterte aber nicht ohne Mühe ein demüthiges und leises: „Allerdings!" — Tausend Element!" so begann dieser nun eine Rede, die wir mitzutheilen billigen Anstand nehmen. Erstens, weil beleidigtes Ehrgefühl und zu große Heftigkeit des Temperaments den Fremden seine Worte eben nicht allzu fein wählen ließen: zweitens und besonders, weil wir hier nicht im geringsten etwa jenen Histrionen das Wort reden wollen, die, mit Fug und Recht getadelt, einem würdigen und erfahrnen Mann ihren groben Knittel zwischen die Füße werfen, und arm an Geisteswaffen, thätlich zu Werke gehen wollen. Glücklicher Weise bleibt es nur beim Wollen; denn wir haben Gott sey Dank nicht lauter Schreier, und an den wahren Kunstrichter wagt sich ein in Eitelkeit aufgeblasenes Gesindel nicht, dem die Bretter nur der Pranger sind, auf welchem es täglich ausgestellt wird. — „Herr, ich fordere Genugthuung. Solche Recensionen wandern in ihrem Incognito sicher durch die Straßen, während man auf mich mit den Fingern weist. Haben Sie so scharfe Federn, so will ich einmal erproben, ob Ihr Degen auch geschliffen sey. Morgen um diese Zeit bin ich bei Ihnen — auf Wiedersehn!" — „Aber mein Gott — was wird — Freundchen — Schatz! Engel! so hören Sie doch — wollen Sie nicht einen Augenblick Platz nehmen?" — rief Schreier im herzzerreißendsten Jammerton dem Fremden noch: aber umsonst! — ehe Schreier den Nebel, der um seine Augen schwamm, wegrieb, ehe er die Schweißtropfen trocknete, die ihm über die Stirn rannen, war Jener verschwunden.

Sein Auge erstarrte, seine Kniee brachen, er sank halb ohnmächtig in einen Stuhl und alles drehte sich um mit ihm. Schwer ist ein großer Geist aus der Fassung zu bringen; doch geschieht es einmal, so brechen um so grauenhafter alle Fugen auseinander. Mechanisch griff Schreier nach einer halben Stunde, die alles Entsetzen der Hölle vereinigte, nach seiner Feder, die mit wahrer Freundschaft so manchen Kummer wie ein Blitzableiter neben ihm herab auf Andere geleitet hatte.

Aber sollte sie ihm jetzt helfen? Der Degen war ein Gegenzauber, vor welchem alle kleine Hausteufelchen die Flucht

ergriffen. Heiße Thränen drängten sich nun in seine Augen, aber er konnte nicht weinen, seine Brust war voll zum Zerspringen. Mit schnellem Blick durchflog er das ganze Gebiet der Möglichkeiten: ob nicht in dem unscheinbarsten Winkel irgend ein Mittel liege, der drohenden Schande und dem noch furchtbareren Duell zu entgehen. Aber wie Noah's Rabe kehrte er trostlos zurück, und fand keinen Oehlzweig, der Frieden in diesen Streit gebracht hätte.

Ohne einen Bissen zu genießen, ohne mit einem Tropfen die dürre Zunge zu laben, bereitete er sich mit Fasten und frommer Ergebung zu den großen Ereignissen des folgenden Tages. Hörbar maß sein Puls die lange und doch wieder so schrecklich kurze Zeit: er hatte vor Hitze die Fenster geöffnet, so kalt auch der Wind die Schneeflocken herein trieb, und er fing endlich in der steigenden Angst wie Franz Moor zu beten an: „Höre mich, mein Herr Gott! Ich bin kein gemeiner Recensent!"

Da schlug die Glocke der Thurmuhr seine Sterbestunde. Schreier's Blut gefror, die Thür öffnete sich und in seinen Mantel gehüllt trat der Fremde ein. Wie Faust bei dem Anblick des Teufels, wenn dieser den Arm ausstreckt, so schrack Schreier zusammen, als jener den Mantel öffnete und zwei blanke Pistolen und ein Paar eben so blanke Degen ihm entgegen blitzten. Ihm schwindelte, er hörte die Stimme seines unbekannten Warners, er fühlte wie das letzte Fünkchen Muth in seinem kalten Herzen erlosch und mit kraftloser Resignation rief er seinem Peiniger entgegen: „Wohlan, stoßen Sie zu — hier ist meine Brust!" — Doch dieser schlug ein helles Gelächter auf, und maß ihn lange verächtlich. Endlich rief er: „Armer Teufel! 's ist doch wohl kaum der Mühe werth, Dir den Hals zu brechen! Weißt Du was, stelle mir eine Erklärung aus, daß Du ein Schuft seyst, und wir sind quitt!" — „Ein Schuft!" lallten die bleichen Lippen des Zitternden — „nein — eher" — — „Du zögerst noch? — Kannst Du Deine Ehre nicht retten, so bist Du nichts besser, das weiß ich so gut als Du! Schreibst Du also auch einmal die Wahrheit, so hast Du ja Zeit genug, den Teufel mit neuen Lügen zu besänftigen. Uebrigens bleibt es unter uns, darauf mein Wort!" — Eine flüchtige Schamröthe färbte die blassen Wangen Schreier's, als er aufstand und zum Schreibtisch wankte. Schmüthig besah er noch einmal die schlanke Feder, die ihn wie ein Schwanen-Fittig zum Olymp getragen hatte, und jetzt — es stand geschrieben mit unsicheren Zügen, aber vollgültig, schwarz auf weiß.

„Brav, armer Sünder, aus Dir kann noch etwas werden!" rief der Fremde, indem er den Zettel zerriß und vor seine Füße warf. „Dem Tode bist Du entgangen, doch wir sind nicht fertig. Ich spiele noch vier Gastrollen; hier sind vier Dukaten, dafür lobst Du mich — nicht wie ich es verdiene, denn davon verstehst Du nichts — aber Du lobst mich! — Ja oder Nein?" — „Ich — Sie — loben?" stammelte Schreier, mehr krampfhaft als muthig und fuhr dann viel gelinder fort — „Herzensfreund, wie können Sie zweifeln, daß ich — mit größtem Vergnügen — aber — sehen Sie — bedenken Sie nur!" — „Was ist da viel zu bedenken! Die Dukaten und Du lobst, oder —" Schreier fuhr zusammen. „Wie Sie sich auch gleich erhitzen! Sollen wir um einer solchen Kleinigkeit willen streiten? — Ich meinte nur, da ich — nachdem, was ich bereits über Sie geschrieben — was wird man sagen?" — „Was man will! Und zudem bist Du ja nicht der Erste, der sein tiefsinniges gelehrtes Urtheil zurücknimmt und sich mit unterschriebenem Namen vor aller Welt für einen — Pinsel erklärt. Also: Ja oder Nein!" — „Ja!" lispelte nun Schreier mit einem tiefen Seufzer. „Da ich so unglücklich war, durch ein bloßes Mißverständniß Ihr tiefes Talent zu übersehen, wie sollte ich nicht auf jede Weise bemüht seyn, diesen Fehler gut zu machen? — Uebrigens darf ich mir schmeicheln, daß mein Urtheil nicht ganz ohne Gewicht sey, und nach unserem jetzigen Uebereinkommen wird der Erfolg gewiß ganz Ihren Wünschen entsprechen!" — Er drückte ihm hiermit die Hand, indem er durch diese Wendung schnell die Miene eines Protectors anzunehmen suchte. Der Fremde nickte mit dem Kopfe, warf die Dukaten auf den Tisch und ging.

Wie Einer, der den Teufel gesehen, aber durch einen kräftigen Bann sich seiner noch glücklich erwehrte, saß Schreier da, den starren Blick auf die Stelle geheftet, wo sein Quälgeist gestanden.

Kaum vermochte seine todtenbleiche Hand die Dukaten zu erfassen, und sich zu überzeugen, daß die unbeschnittenen Holländer kein Spuk seyen, sondern ächte Tropfen des Nervengeistes, der das Leben überall zusammen hält. —

Er nahm fürerst rothes Pulver und etwas Kräuterwein, worauf er sich bald in dem behaglichen Zustande der Reconvalescenz nach einer schweren Krankheit fühlte.

Die beiden Tage, bis zum zweiten Debüt des Fremden, waren für die gelehrte Welt so gut als verloren. Sein Vorfall glich einem Gifte, dem zwar durch schleuniges Gegengift alle tödtliche Kraft benommen ist, das aber immer noch fortwirkt, und wie die Drei die geheimnißvollste der Zahlen ist, so brach auch jene Wirkung erst am dritten Tage vollkommen aus. Schreier konnte bei dem besten Willen nicht das Bett verlassen, um den zweiten Triumph des Fremden zu sehen. Doch er war auf Alles gefaßt und entwarf mit christlicher Selbstverleugnung den ersten Panegyricon für seinen furchtbaren Freund, der bald genug aus der Druckerei in alle Kaffeehäuser und aus diesen durch die Straßen der erstaunten Stadt wanderte. —

Der entsetzliche Wendepunkt seines Glückes war gekommen, der mühsam empor gewälzte Sisyphus-Felsen seines Ruhmes stürzte um so schneller herab, je gewaltiger die Höhe war, die er bereits erreicht hatte. — Der ungewöhnlich kalte Winter und die Unvorsichtigkeit des Fremden hatten diesem eine plötzliche Heiserkeit zugezogen, welche sich gegen Abend so vermehrte, daß es ihm völlig unmöglich war, zu spielen. Man entschuldigte ihn, gab ein anderes Stück, und während Schreier tiefsinnig und gründlich bewies, daß Iffland und Schröder ihren Genius in der Kraft *eines* Menschen vereinigt, lag eben dieser Mensch, gefoltert wie sein Lobredner, auf dem Krankenbette.

Schreier wurde in dem Kaffeehause, in welches er sich bei seinem ersten Ausgange — es war gerade der Tag, wo das Blatt erschienen — begab, mit lautem Gelächter empfangen. Er sah sich plötzlich wieder in seinem Zimmer, ohne zu begreifen, wie er dahin gekommen. Zugleich öffnet sich die Thür, der Diener seines Redakteurs tritt stumm, mit kaltem höhnischen Lächeln ein, überreicht ihm einen Brief, verbeugt sich tief und geht. —

Armer Schreier! es war deine Abdankung in kurzen kräftigen Worten! — Zum zweiten Male öffnet sich die Thür; ein Diener der Madame N. tritt stumm, mit kaltem höhnischen Lächeln ein, überreicht einen Brief, verbeugt sich tief und geht; — sie verbittet sich alle ferneren Besuche im Namen der ganzen Gesellschaft. — Zum dritten und letzten Male öffnet sich die Thür; der Diener des Fremden tritt stumm, mit kaltem höhnischen Lächeln ein, überreicht einen Brief, verbeugt sich tief und geht. — Dieses letzte Schreiben enthielt nichts, als die kurzen Worte:

„Ich danke Ihnen, Sie gaben mir die eclatanteste Genugthuung."

Werfen wir den Vorhang christlicher Liebe über diese Scenen, welche sich die Phantasie des Lesers genugsam ausmalen wird. — Am nächsten Tage fuhr der fremde Schauspieler mit Eugenien zu einem — Schreier mit seinem unbekannten Warner, in dessen offene Freundes-Arme er sich warf, zum andern Thore hinaus. Vielleicht hat dieser die Keime, die ohne Zweifel in ihm lagen, aber zu früh vom wuchernden Unkraut erstickt wurden, entwickelt; so viel darf der Erzähler schließlich versichern: Schreier schrieb keine Recension mehr und legte jedes Blatt zitternd weg, wo ihm aus den ersten Zeilen seine ehemaligen Gemeinplätze entgegen grinzten; — so kann er denn freilich nur wenige der jetzigen Zeitungen und Zeitschriften lesen.

Friedrich Andreas Hallbauer

ward den 13. September 1692 zu Allstedt im Weimarischen geboren, studirte zu Jena Philosophie und Theologie, promovirte 1715 zum Magister artt. lib. und wurde 1721 zum Adjunkt der philosophischen Fakultät an der Landesuniversität ernannt. 1731 wurde er daselbst Professor der Beredsamkeit, 1738 außerordentlicher Professor der Theologie und 1740 Dr. und ordentlicher Professor dieser Wissenschaft. Später erhielt er das Diplom als Eisenachscher Kirchenrath und wurde mit der Beaufsichtigung über die gothaischen und altenburgischen Landeskinder an der Universität Jena beauftragt. Er starb daselbst den 1. März 1750.

Er schrieb:

Anleitung zur verbesserten deutschen Oratorie. 3 Thle. Jena 1725.

Anleitung zur politischen Beredsamkeit Jena 1730.

H's Lehrbücher der Beredsamkeit fanden zu ihrer Zeit großen Beifall und wurden vielfach benutzt, doch bei den Fortschritten in dieser Wissenschaft bald von zeitgemäßen, wenn auch nicht eben besseren Arbeiten verdrängt.

Albrecht von Haller.

Dieser als Anatom, Physiolog, Botaniker, Literator und Dichter gleich ausgezeichnete Mann, ward den 16. October 1708 zu Bern von patricischen Eltern geboren und verrieth schon in seinem frühesten Kindesalter die gewaltigen Seelenkräfte, die in dem schwächlichen, beständig in sich gekehrten Knaben schlummerten. Denn schon im 4. Jahre hielt er, mit einer schwarzen Schürze statt des Priesterrockes angethan, vom Ofen des Kinderzimmers herab vor seinem Auditorium, dem Hausgesinde seiner Eltern, mit Erstaunen gehörte Predigten, zeichnete und schrieb unter den Spielen seiner 3 ältern Brüder, hatte bereits im 6. Jahre ein ganzes Lexicon von lateinischen Wörtern und Redensarten gefaßt und durch seltene Ausdauer bei dem Niederschreiben alles Merkwürdigen, was er gehört oder gelesen hatte, sich schon als Knabe eine für einen Gelehrten von Fach nicht unbedeutende Masse von Kenntnissen gesammelt. Selbst die deswegen von den Seinigen und seinem kenntnißreichen, aber der alten pedantischen Lehrmethode anhängenden Privatlehrer nicht selten erlittenen Demüthigungen konnten diese unbezwingliche Wißbegierde nicht auslöschen, vielmehr boten Lohensteins Gedichte, die ihm als 10jährigem Schüler zu Bern in die Hände fielen, ihm ein neues Feld seines Fleißes und die Mittel zum Scherzen über seine wissenschaftliche Erziehung dar. Mehr Freiheit erhielt er, als, nach seines Vaters Tode, seine Verwandten ihn auf das Gymnasium zu Biel brachten, wo die Cartesianische Philosophie seinem Geiste Licht und das Studium alter Dichter wie eigne Versuche in der Dichtkunst seinem durch die dasige Schulzucht verwundeten Herzen Trost und Beruhigung gewährten. Der Aufenthalt daselbst bei einem Arzte bestimmte ihn zum Studium der Medicin, um dessentwillen er 1723 die Universität Tübingen bezog. Dort widmete er sich der Anatomie und Botanik mit vorzüglichem Fleiße und ohngeachtet seiner Kurzsichtigkeit und Geruchsschärfe mit großem Erfolge. Das damalige tolle Treiben auf dieser Hochschule und Verdrießlichkeiten mit seinen Commilitonen vermochten ihn 1725 auf die damals in ärztlicher Hinsicht vorzüglich berühmte Universität Leyden zu gehen, wo die gefeierten Aerzte Boerhave und Albinus, wie der auf einer Reise nach Amsterdam ihm befreundet gewordene berühmte Anatomiker Ruysch seinem ungemeinen Fleiße hinlängliche Nahrung gaben. Auf einer 1726 durch Deutschland unternommenen Reise stärkte er dann seine geschwächte, angegriffene Gesundheit wieder, wurde nach Vertheidigung einer gegen die Hypothese des Loschwitzischen Speichelganges gerichteten Schrift Dr. medicinae und bereiste dann London, Oxford und Paris, wodurch er mit dem Ritter Hans Sloane und den beiden größten Anatomikern seines Jahrhunderts, Douglas und Winslow, in genauere Verbindung kam. Die spätere Bekanntschaft mit dem großen Mathematiker Johann Bernoulli zu Basel machte ihn zugleich mit den höchsten Aufgaben der höhern Mathematik vertraut, wie die in Erinnerung an den großen schweizerischen Botaniker Kaspar Bauchin mit dem Zürcher Chorherrn Joh. Geßner in die Alpen unternommene Reise ihm die genaue Kenntniß der Schweizerpflanzen erwarb. Endlich ließ er sich 1729 zu Bern als praktischer Arzt nieder, heirathete eine vermögende liebenswürdige Patricierin, Mariane Wyß, und machte sich durch eine glückliche Praxis, Humanität und allseitig vollendete Schriften so rühmlich bekannt, daß die Schwedische Societät der Wissenschaften zu Upsala ihn bereits 1733 zu ihrem Mitgliede ernannte. Mit Mühe verstattete ihm dagegen seine Vaterstadt, an dem neu errichteten anatomischen Theater öffentliche Gratisvorlesungen zu halten und stellte ihn endlich 1735 als Hospitalarzt und Bibliothekar an. Aber schon 1736 rief ihn der nachherige Schauplatz seiner Größe, die Universität Göttingen, als Professor der Medicin, Anatomie und Botanik zu sich. Nachdem er 1739 auf einer Reise in seine Vaterstadt seinen verwaisten Kindern eine zweite Mutter geholt und nach deren Tode sich 1741 zum dritten Male verheirathet hatte, verwandte er seine ganze Kraft auf den Anbau der Wissenschaften. Auch wurden seine Verdienste nun bald anerkannt. Die Akademien zu London, Stockholm, Wien, Bologna, Paris und Berlin und die deutsche Gesellschaft zu Leipzig, wie die botanische Societät zu Florenz, ernannten ihn rasch nach einander zu ihrem Mitgliede, sein König 1739 zum Leibmedicus, 1743 zum Hofrath und endlich zum Staatsrath, nachdem ihn Kaiser Franz bereits 1749 mit sammt seiner Nachkommenschaft in den Reichsadelstand erhoben hatte. Auch seine Vaterstadt Bern hatte nun seinen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihn 1745 zum Mitglied des großen Raths erhoben, was seinen Wunsch, dort seine letzten Tage zu verleben, befestigte und der Erfüllung näher führte. Daher lehnte er kurz darauf zwei Rufe nach London und Utrecht ab und schlug später, als er 1753 mit Beibehaltung seiner Würden und seiner akademischen Pension nach Bern zurückgekehrt und daselbst zum Ammann, Director der Salzwerke zu Ber und

Aigle und Mitglied des Sanitätskollegiums und anderer hoher Staatsbedienungen mit einem ansehnlichen Gehalte ernannt worden war, die vortheilhaften Anerbietungen der Kanzlerstelle 1755 zu Halle, 1767 zu Petersburg und 1770 zu Göttingen standhaft aus. Seinem Vaterlande widmete er nun seine ganze segensreiche Amtswirksamkeit, der Welt aber seine reichen literarischen Schätze. Denn fortwährend stand er mit dieser durch seine folgenden Schriften, seine Recensionen in den Göttinger gelehrten Zeitungen und seine in alle Gegenden Europa's sich erstreckende deutsche, lateinische, englische, französische und italienische Correspondenz in der genauesten Berührung. Daher erlebte er kurz vor seinem Tode auch noch die Freude, 1776 zum Ritter des Nordsternordens ernannt, 1777 vom Kaiser Joseph II. besucht und mit der größten Verehrung unterhalten zu werden. Wegen seiner Schmerzen übermäßig gebrauchtes Opium endete endlich den 12. December 1777 sein glanzvolles, verdienst- und segensreiches Leben.

Groß und schön wie sein Geist, war auch sein Körper, edel und majestätisch sein Ansehen, scharf und feurig sein Auge, sowie, zwar nach der Schwäche seiner Leibeskonstitution oft wechselnd, doch gewöhnlich unwiderstehlich hinreißend seine Haltung und sein Benehmen. Mit an Wunder grenzender Originalität des Gedächtnisses, des Verstandes und der Phantasie verband er rastlose und ausdauernde Thätigkeit, war ein kluger aber redlicher Freund, ein zärtlicher Gatte und Vater, ein höchst gewissenhafter Beamter und bei allem Enthusiasmus für Ruhm und Ehre ein wahrer Philosoph und frommer Christ.

Von ihm besitzen wir:

Versuch schweizerischer Gedichte. Bern 1732 in 8. (anonym). Fernere vermehrte Ausgaben. Ebendas. 1734 und 1743. Dann: Göttingen 1748, 1749, 1751, 1753, 1758, 1760, 1762, 1768. 11. verm. und verbess. Ausg. Bern 1777 in 8. mit Haller's Portrait und Vignetten, von H. selbst durchstilt. 12. verm. u. vielverb. Aufl. von seinem Verwandten Rud. Wyß. Bern 1828 in gr. 8. Wurde häufig nachgedruckt und in fremde Sprachen übersetzt. Französisch: von Tscharner. Göttingen 1750 in 8. (in Prosa). Zürich 1750 in 8. (m. deutsch. Texte). Lyon 1752 in 12. Zürich 1758 in 8. (verm. u. verbess.) Bern 1760 in 12. Paris 1760 in 8. Bern 1775 in 8. (mit neuen Vignetten). Italienisch: vom Abbé Sorsi. Yverdun 1768 in 8. (nicht alle aber in guten Versen). Englisch: von Frau Howard. London 1793 in 12. (ebenfalls nur das Beste).

Sammlung kleiner Schriften. Bern 1756 in 8. 2. verm. u. verb. Aufl. Ebendas. 1772. 3 Thle. in 8.

Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und sich selbst u. s. w. Herausgegeben von J. G. Heinzmann. Bern 1787, 2 Thle. in 8.

Einzeln:

Ueber die Ehre. Lehrode. Schwedisch: Stockholm 1753. Hebräisch: Wien 1794 in 8.

Usong. Morgenländische Geschichte in 4 Büchern. Bern 1771 in kl. 8. Leipzig 1771, 8. Bern 1772, 8. Ebendas. 1774, 8. vermehrt und verb. Ebendas. 1778, 8. m. K. Wurde übersetzt ins Französische: Lausanne 1772, 8. Frankfurt a. M. 1772, 8. Paris 1772, 8. Englische: London 1772, 12. Ebendas. 1773, 8. Ungarische: Presburg 1792, 8. Holländische: Rotterdam 1773, 8. Italienische: Firenze 1776, 8.

Alfred, König der Angelsachsen. Göttingen und Bern 1773. kl. 8. 2. Aufl. Göttingen 1774, 8. Französisch: Lausanne 1775, 8.

Fabius und Kato. Bern und Göttingen 1774, kl. 8.

Von den letztern 3 Schriften finden sich Nachdrücke zu Reutlingen und Karlsruhe. Ferner:

Die Alpen. Bern 1774. gr. 4. Prachtausgabe m. Kupf. Neueste Aufl. mit Vignetten und franz. Uebersetzung. Ebendas. 1795, gr. 4. Französisch: Avignon 1770. 4. Holländisch: Utrecht 1800, gr. 8.

Außerdem eine Menge Recensionen (gegen 12000) und kleinere Schriften in Zeitschriften, Magazinen und m. a. Werken.

Haller's Leistungen als Dichter sind am vorzüglichsten von Bouterweck (Geschichte der Poesie und Beredsamkeit Th. XI. S. 50 fgde.) gewürdigt worden; wir geben daher das Urtheil dieses feinen und geistreichen Kritikers hier in den Hauptzügen wieder. — Die Grundlage von Haller's Poesie ist didactisch. Mit moralischer Strenge über sich selbst und die Welt reflectirend, suchte er seinen Betrachtungen über die Würde und die Bestimmung der menschlichen Natur eine Form zu geben, die dem Gefühle nicht weniger als dem ernsten und ruhigen Verstande angehörte. Kräftig und wahr dichtete er wie er dachte. Alltägliche Gedanken in wohlklingenden Versen hatten keinen Reiz für ihn. Zwischen dem Excentrischen und dem Gemeinen erhielt er sich in einer glücklichen Mitte, um so leichter, da seine Liebe zu den Naturstudien ihn auch in der Poesie von dem Unnatürlichen entfernte. Der religiöse Sinn, der ihn bei den Naturstudien begleitete, gab auch seinen poetischen Gemälden eine unerkünstelte Feierlichkeit; das gewöhnliche Geschäft seiner Phantasie, wenn er dichtete, war aber nur dieses, die kräftige Sprache seines Verstandes und seines Gefühls durch Bilder zu beleben. Alle Gedichte Haller's sind geistvoll; alle haben einen edeln Ton; aber das moralische Interesse ist in ihnen auf eine solche Art vorherrschend, daß das ästhetische dadurch geschwächt wird. — Die lyrischen Gedichte Haller's sind reich an Wahrheit, Stärke und Tiefe des Gefühls. Kräftige und treffende Gedanken springen überall hervor. — Aber der feierliche Ernst dieser Herzensergießungen wird zuweilen trocken. Die strenge Moral, die immer das Gewissen rührt, hemmt die Phantasie und stört die ästhetische Wirkung. — Die politischen Romane, mit denen Haller seine Laufbahn durch das Gebiet der schönen Literatur beschloß, enthalten treffliche Resultate einer langen Erfahrung und eines fleißigen Studiums der Staaten- und Sittengeschichte. Aber auch nur um der Belehrung mehr Eingang zu verschaffen, gab ihr Haller diese ästhetische Form.

Fügen wir noch hinzu, daß mit Haller eine neue Periode in der Geschichte der deutschen Poesie beginnt, indem er zuerst von der Geschmacklosigkeit der damals herrschenden Schulen sich völlig lossagte und durch Adel der Gesinnungen und des Ausdruckes dieselben weit hinter sich ließ; eigentliche Nachfolger und Nachahmer seiner Weise fand er jedoch nicht.

Die Alpen.*)

Versuchts, ihr Sterbliche, macht euren Zustand besser,
Braucht was die Kunst erfand, und die Natur euch gab;
Belebt die Blumen-Flur mit steigendem Gewässer,
Theilt nach Korinths Gesetz gehaune Felsen ab;
Umhängt die Marmor-Wand mit Persischen Tapeten,
Speist Tunkins Nest aus Gold, trinkt Perlen aus Schmaragd;
Schlaft ein beym Saitenspiel, erwachet bey Trompeten,
Räumt Klippen aus der Bahn, schließt Länder ein zur Jagd;
Wird schon, was ihr gewünscht, das Schicksal unterschreiben,
Ihr werdet arm im Glück, im Reichthum elend bleiben.

Die Seele macht ihr Glück, ihr sind die äussern Sachen
Zur Lust und zum Verdruß nur die Gelegenheit:
Ein wohlgesetzt Gemüth kan Galle süsse machen,
Da ein verwehnter Sinn auf alles Wermuth streut!
Was hat ein Fürst bevor, das einem Schäfer fehlet?
Der Zepter eckelt ihm, wie dem sein Hirten-Stab:
Weh ihm, wann ihn der Geitz, wann ihn die Ehrsucht quälet,
Die Schaar, die um ihn wacht, hält den Verdruß nicht ab:

*) Aus Albr. v. Hallers „Versuch Schweizerischer Gedichte.

Wann aber seinen Sinn gesetzte Stille wieget,
Entschläft der minder sanft, der nicht auf Eidern lieget?

Beglückte güldne Zeit, Geschenk der ersten Güte,
O daß der Himmel dich so zeitig weggerückt!
Nicht, weil die junge Welt in süssem Frühling blühte,
Und nie ein scharfer Nord die Blumen abgepflückt:
Nicht, weil freywillig Korn die falben Felder deckte,
Und Honig mit der Milch in dicken Strömen lief;
Nicht weil kein kühner Löw die schwachen Hürden schreckte,
Und ein verirrtes Lamm bey Wölfen sicher schlief;
Nein, weil der Mensch zum Glück den Ueberfluß nicht zählte,
Ihm Nothdurft Reichthum war, und Gold zum sorgen fehlte.

Ihr Schüler der Natur, ihr kennt noch güldne Zeiten!
Nicht zwar ein Dichterreich voll fabelhafter Pracht,
Wer misst den äussern Glanz scheindarer Eitelkeiten,
Wann Tugend Müh zur Lust, und Armuth glücklich macht?
Das Schicksal hat euch hier kein Tempe zugesprochen,
Die Wolken, die ihr trinkt, sind schwer von Reif und Strahl;
Der lange Winter kürzt des Frühlings späte Wochen,
Und ein verewigt Eis umringt das kühle Thal;
Doch eurer Sitten Werth hat alles das verbessert,
Der Elementen Neid hat euer Glück vergrössert.

Wohl dir vergnügtes Volk! Dir hat ein hold Geschicke
Der Laster reichen Quell, den Ueberfluß versagt;
Dem, den sein Stand vergnügt, dient Armuth selbst zum Glücke,
Da Pracht und Ueppigkeit der Länder Stütze nagt.
Als Rom die Siege noch bey seinen Schlachten zählte,
War Brey der Helden Speis, und Holz der Götter Haus;
Als aber ihm das Maaß von seinem Reichthum fehlte,
Trat bald der schwächste Feind den feigen Stolz in Graus.
Du aber, hüte dich, was grössers zu begehren,
So lang die Einfalt daurt, wird auch der Wohlstand währen.

Zwar die Natur bedeckt dein hartes Land mit Steinen,
Allein dein Pflug geht durch, und deine Saat errinnt;
Sie warf die Alpen auf, dich von der Welt zu zäunen,
Weil sich die Menschen selbst die grösten Plagen sind;
Dein Trank ist reine Flut, und Milch die meisten Speisen,
Doch Lust und Hunger legt auch Eicheln Würze zu;
Der Berge tiefer Schacht giebt dir nur schwirrend Eisen,
Wie sehr wünscht Peru nicht, so arm zu seyn als du!
Dann, wo die Freyheit herrscht, wird alle Mühe minder,
Die Felsen selbst beblühmt, und Boreas gelinder.

Glückseliger Verlust von schadenvollen Gütern!
Der Reichthum hat kein Gut, das eurer Armuth gleicht;
Die Eintracht wohnt bey euch in friedlichen Gemüthern,
Weil kein beglänzter Wahn euch Zweytrachtsäpfel reicht:
Die Freude wird hier nicht mit banger Furcht begleitet,
Weil man das Leben liebt, und doch den Tod nicht haßt;
Hier herrschet die Vernunft von der Natur geleitet,
Die, was ihr nöthig, sucht, und mehrers hält für Last:
Was Epictet gethan, und Seneca geschrieben,
Sieht man hier ungelehrt und ungezwungen üben.

Hier herrscht kein Unterschied, den schlauer Stolz erfunden,
Der Tugend unterthan, und Laster edel macht;
Kein müßiger Verdruß verlängert hier die Stunden,
Die Arbeit füllt den Tag, und Ruh besetzt die Nacht:
Hier läßt kein hoher Geist sich von der Ehrsucht blenden,
Des Morgens Sorge frißt des Heutes Freude nie,
Die Freiheit theilt dem Volk, aus milden Mutterhänden,
Mit immergleichem Maaß, Vergnügen, Ruh und Müh.
Kein unzufriedner Sinn zankt sich mit seinem Glücke,
Man ißt, man schläft, man liebt, und danket dem Geschicke.

Zwar die Gelehrtheit feilscht hier nicht papierne Schätze,
Man mißt die Strassen nicht von Rom und von Athen,
Man bindet die Vernunft an keine Schulgesätze,
Und niemand lehrt die Sonn' in ihren Kreysen gehn:
O Witz! des Weisen Tand, wann hast du ihn vergnüget?
Er kennt den Bau der Welt, und stirbt sich unbekannt:
Die Wollust wird bey ihm vergällt, und nicht besieget,
Sein künstlicher Geschmack beeckelt seinen Stand;
Und hier hat die Natur die Lehre recht zu leben
Dem Menschen in das Herz, und nicht ins Hirn gegeben.

Hier macht kein wechselnd Glück die Zeiten unterschieden,
Die Thränen folgen nicht auf kurze Freudigkeit:
Das Leben rinnt dahin in ungestörtem Frieden,
Heut ist wie gestern war, und morgen wird wie heut.
Kein ungewohnter Fall bezeichnet hier die Tage,
Kein Unstern mahlt sie schwarz, kein schwülstig Glücke roth.
Der Jahre Lust- und Müh ruhn stets auf gleicher Waage,
Des Lebens Staffeln sind nichts als Geburt und Tod.
Nur hat die Fröhlichkeit bisweilen wenig Stunden,
Dem unverdroßnen Volk nicht ohne Müh entwunden.

Wann durch die schwüle Luft gedämpfte Winde streichen,
Und ein begeistert Blut in jungen Adern glüht;
So sammelt sich ein Dorf im Schatten breiter Eichen,
Wo Kunst und Anmuth sich um Lieb' und Lob bemüht.
Hier ringt ein kühnes Paar, vermählt den Ernst dem Spiele,
Umwindet Leib um Leib, und schlinget Hüft um Hüft,
Dort fliegt ein schwerer Stein nach dem gesteckten Ziele,
Von starker Hand beseelt, durch die zertrennte Luft.
Den aber führt die Lust, was edlers zu beginnen,
Zu einer muntern Schaar von jungen Schäferinnen.

Dort eilt ein schnelles Bley in das entfernte Weisse,
Das blizt, und Luft und Ziel im gleichen Jetzt durchbohrt;
Hier rollt ein runder Ball in dem bestimmten Gleisse,
Nach dem erwählten Zweck mit langen Sätzen fort.
Dort tanzt ein bunter Ring mit umgeschlungnen Händen
In dem zertretnen Gras bey einer Dorf-Schallmey;
Und lehrt sie nicht die Kunst sich nach dem Tacte wenden,
So legt die Fröhlichkeit doch ihnen Flügel bey.
Das graue Alter selbst setzt hin in langen Reihen,
An seiner Kinder Lust, sich neidlos zu erfreuen.

Denn hier, wo die Natur allein Gesetze giebet,
Umschließt kein harter Zwang der Liebe holdes Reich.
Was liebenswürdig ist, wird ohne Scheu geliebet,
Verdienst macht alles werth, und Liebe macht es gleich.
Die Anmuth wird hier auch in Armen schön gefunden,
Man wiegt die Gunst hier nicht für schwere Kisten hin,
Die Ehrsucht theilet nie, was Werth und Huld verbunden,
Die Staatssucht macht sich nicht zur Unglücks-Kupplerin:
Die Liebe brennt hier frey, und scheut kein Donner-Wetter,
Man liebet für sich selbst, und nicht für seine Vätter.

So bald ein junger Hirt die sanfte Glut empfunden,
Die leicht ein schmachtend Aug in muntern Geistern schürt,
So wird des Schäfers Mund von keiner Furcht gebunden,
Ein ungeheuchelt Wort bekennet, was ihn rührt;
Sie hört ihn, und, verdient sein Brand ihr Herz zum Lohne,
So sagt sie, was sie fühlt, und thut, wornach sie strebt:
Dann zarte Regung dient den Schönen nicht zum Hohne,
Die aus der Anmuth fließt, und durch die Tugend lebt.
Verzüge falscher Zucht, der wahren Keuschheit Affen,
Der Hochmuth hat euch nur zu unsrer Qual geschaffen.

Die Sehnsucht wird hier nicht mit eitler Pracht belästigt,
Er liebet Sie, Sie ihn, dieß macht den Heurath-Schluß.
Die Ey wird oft durch nichts, als beyder Treu, befestigt,
Für Schwüre dient ein Ja, das Siegel ist ein Kuß.
Die holde Nachtigall grüßt sie von nahen Zweigen,
Die Wollust deckt ihr Bett auf sanft-geschwollnes Moos,
Zum Vorhang dient ein Baum, die Einsamkeit zum Zeugen,
Die Liebe führt die Braut in ihres Hirten Schooß.
O dreymal selig Paar! Euch muß ein Fürst beneiden,
Dann Liebe balsamt Gras, und Eckel herrscht auf Seiden.

Hier bleibt das Ehbett rein; man dinget keine Hüter,
Weil Keuschheit und Vernunft darum zu Wache stehn:
Ihr Vorwitz spähet nicht auf unerlaubte Güter,
Was man geliebet, bleibt auch beym Besitze schön.
Der keuschen Liebe Hand streut auf die Arbeit Rosen,
Wer für sein liebstes sorgt, findt Reitz in jeder Pflicht,
Und lernt man nicht die Kunst, nach Regeln liebzukosen,
So klingt auch Stammeln süß, ists nur das Herz, das spricht.
Der Eintracht hold Geleit, Gefälligkeit und Scherzen,
Belebet ihre Küß', und knüpft das Band der Herzen.

Entfernt vom eiteln Tand der mühsamen Geschäfte,
Wohnt hier die Seelen-Ruh, und flieht der Städte Rauch:
Ihr thätig Leben stärkt der Leiber reiffe Kräfte,
Der träge Müßiggang schwellt niemals ihren Bauch.
Die Arbeit weckt sie auf, und stillet ihr Gemüthe,
Die Lust macht sie gering, und die Gesundheit leicht,
In ihren Adern fließt ein unverfälscht Geblüte,
Darinn kein erblich Gift von siechen Vätern schleicht,
Das Kummer nicht vergällt, kein fremder Wein befeuret,
Kein geiles Eiter fäult, kein welscher Koch versäuret.

So bald der rauhe Nord der Lüfte Reich verlieret,
Und ein belebter Saft in alle Wesen dringt,
Wann sich der Erde Schooß mit neuem Schmucke zieret,
Den ihr ein holder West auf lauen Flügeln bringt;
So bald flieht auch das Volk aus den verhaßten Gründen,
Woraus noch kaum der Schnee mit trüben Strömen fließt,
Und eilt den Alpen zu, das erste Gras zu finden,
Wo kaum noch durch das Eiß der Kräuter Spitze sprießt:
Das Vieh verläßt den Stall, und grüßt den Berg mit Freuden,
Den Frühling und Natur zu seinem Nutzen kleiden.

Wenn kaum die Lerchen noch den frühen Tag begrüssen,
Und uns das Licht der Welt die ersten Blicke giebt,
Entreißt der Hirt sich schon aus seiner Liebsten Küssen,
Die seines Abschieds Zeit zwar haßt, doch nicht verschiebt:
Er treibt den trägen Schwarm von schwer-beleibten Kühen,
Mit freudigem Gebrüll, durch den bethauten Steg,
Sie irren langsam um, wo Klee und Muttern blühen,
Und mäh'n das zarte Gras mit scharfen Zungen weg:
Er aber setzet sich bey einem Wasser-Falle,
Und ruft mit seinem Horn dem lauten Widerhalle.

Wann der entfernte Stral die Schatten dann verlängert,
Und nun das müde Licht sich senkt in kühle Ruh,
So eilt die satte Schaar, von Ueberfluß geschwängert,
Mit schwärmendem Gedröck gewohnten Ställen zu.
Die Hirtin grüßt den Mann, der sie mit Lust erblicket,
Der Kinder froh Gewühl frolockt und spielt um ihn.
Und, ist der süße Schaum der Euter ausgedrücket,
So sitzt das matte Paar zu schlechten Speisen hin.
Begierd und Hunger würzt, was Einfalt zubereitet,
Bis Schlaf und Liebe sie umarmt ins Bett begleitet.

Wann von der Sonne Macht die Wiesen sich entzünden,
Und in dem falben Gras des Volkes Hofnung reift;
So eilt der muntre Hirt nach den bethauten Gründen,
Eh' noch Aurorens Gold der Berge Höh durchstreift.
Aus ihrem holden Reich wird Flora nun verdränget,
Den Schmuck der Erde fällt der Sense krummer Lauf,
Ein lieblicher Geruch aus tausenden vermenget,
Steigt aus der bunten Reyh gehäufter Kräuter auf,
Der Ochsen schwerer Schritt führt ihre Winter-Speise,
Und ein frolockend Lied begleitet ihre Reise.

Bald, wann der trübe Herbst die falben Blätter pflücket,
Und sich die kühle Luft in graue Nebel hüllt,
So wird der Erde Schooß mit neuer Zier geschmücket,
An Pracht und Blumen arm, mit Nutzen angefüllt;
Des Frühlings Augen Lust weicht grösserem Vergnügen,
Die Früchte funkeln da, wo vor die Blüthe stund,
Der Aepfel reifes Gold, durchstriemt mit Purpur-Zügen,
Beugt den gestützten Ast, und nähert sich dem Mund.
Der Birnen süß Geschlecht, die Honig-reiche Pflaume.
Reizt ihres Meisters Hand, und wartet an dem Baume.

Zwar hier bekränzt der Herbst die Hügel nicht mit Reben,
Man preßt kein jährend Naß gequetschten Beeren ab.
Die Erde hat zum Durst nur Brünnen hergegeben,
Und kein gekünstelt Saur beschleunigt unser Grab.
Beglückte klaget nicht; Ihr wuchert im verlieren,
Kein nöthiges Getränk, ein Gift verlieret ihr.
Die gütige Natur verbietet ihn den Thieren,
Der Mensch allein trinkt Wein, und wird dadurch ein Thier.
Für euch, o Selige! will das Verhängniß sorgen,
Es hat zum Untergang den Weg euch selbst verborgen.

Allein es ist auch hier der Herbst nicht leer an Schätzen,
Die List und Wachsamkeit auf hohen Bergen findt.
Eh sich der Himmel zeigt, und sich die Nebel setzen,
Schallt schon des Jägers Horn, und ruft dem Felsen-Kind:
Da setzt ein schüchtern Gems, beflügelt durch den Schrecken,
Durch den entfernten Raum gespaltner Felsen fort:
Dort eilt ein künstlich Bley nach schwergehörnten Böcken,
Hier flieht ein leichtes Reh, es schwankt und sinket dort.
Der Hunde lauter Kampf, des Erztes tödtlich Knallen
Tönt durch das krumme Thal, und macht den Wald erschallen.

Indessen, daß der Frost sich nicht entblößt berücke,
So macht des Volkes Fleiß aus Milch der Alpen Meel.
Hier wird auf strenger Glut geschiednr Ziger dicke,
Und dort gerinnt die Milch, und wird ein stehend Oel:
Hier preßt ein stark Gewicht den schweren Satz der Molke,
Dort trennt ein jährend Saur das Wasser und das Fett:
Hier kocht der zweyte Raub der Milch dem armen Volke,
Dort bildt den neuen Käß ein rund geschnitten Brett.

Das ganze Haus greift an, und schämt sich leer zu stehen,
Kein Sclaven-Handwerk ist so schwer, als müssiggehen.

Wann aber sich die Welt in starrem Frost begraben,
Der Berge Thäler Eiß, die Spitzen Schnee bedeckt,
Wann das erschöpfte Feld nun ruht für neue Gaben,
Und ein krystallner Damm der Flüsse Lauf versteckt;
Dann zieht sich auch der Hirt in die beschneyten Hütten,
Wo fetter Fichten Dampf die dürren Balken schwärzt,
Hier zahlt die süsse Ruh, die Müh, die er erlitten,
Der Sorgen-lose Tag wird freudig durchgescherzt,
Und wenn die Nachbarn sich zu seinem Heerde setzen,
So weiß ihr klug Gespräch auch Weise zu ergetzen.

Der eine lehrt die Kunst, was uns die Wolken tragen,
Im Spiegel der Natur vernünftig vorzusehn,
Er kann der Winde Strich, den Lauf der Wetter sagen,
Und sieht in heller Luft den Sturm von weitem wehn:
Er kennt die Kraft des Monds, die Würkung seiner Farben,
Er weiß, was am Gebürg ein früher Nebel will:
Er zählt im Merzen schon der fernen Erndte Garben,
Und hält, wenn alles mäht, bey nahem Regen still;
Er ist des Dorfes Rath, sein Ausspruch macht sie sicher,
Und die Erfahrenheit dient ihm vor tausend Bücher.

Ein junger Schäfer stimmt indessen seine Leyer,
Dazu er ganz entzückt ein neues Liedgen singt,
Natur und Liebe gießt in ihn ein heimlich Feuer,
Das in den Adern glimmt, und nie die Müh erzwingt;
Die Kunst hat keinen Theil an seinen Hirten-Liedern,
Im ungeschmückten Lied mahlt er den freyen Sinn;
Auch wann er dichten soll, bleibt er bey seinen Widern,
Und seine Muse spricht wie seine Schäferinn:
Sein Lehrer ist sein Herz, sein Phöbus seine Schöne,
Die Rührung macht den Vers, und nicht gezählte Töne.

Bald aber spricht ein Greiß, von dessen grauen Haaren
Sein angenehm Gespräch ein neu Gewichte nimmt,
Die Vorwelt sah' ihn schon, die Last von hundert Jahren
Hat seinen Geist gestärkt, und nur den Leib gekrümmt:
Er ist ein Beyspiel noch von unsern Helden-Ahnen,
In deren Hand der Blitz, und Gott im Herzen war:
Er mahlt die Schlachten ab, zählt die erfiegten Fahnen,
Umschanzt der Feinde Wall, und nennet jede Schaar.
Die Jugend hört erstaunt, und zeigt in den Gebärden
Die edle Ungeduld noch löblicher zu werden.

Ein andrer, dessen Haupt mit gleichem Schnee bedecket,
Ein lebendes Gesätz, des Volkes Richtschnur ist;
Lehrt wie die feige Welt ins Joch den Nacken strecket,
Wie eitler Fürsten Pracht den Mark der Länder frist:
Wie Tell mit kühnem Muth das harte Joch zertretten,
Das Joch, das heute noch Europens Hälfte trägt;
Wie um uns alles darbt, und hungert in den Ketten,
Und Welschlands Paradies nur nackte Bettler heat:
Wie Eintracht, Treu und Muth, mit unzertrennten Kräften,
An eine kleine Macht des Glückes Flügel heften.

Bald aber schließt ein Kreiß um einen muntern Alten,
Der die Natur erforscht, und ihre Schönheit kennt;
Der Kräuter Wunder-Kraft und ändernde Gestalten
Hat längst sein Witz durchsucht, und jedes Mooß benennt;
Er wirft den scharfen Blick in unterirrdsche Grüfte,
Die Erde deckt vor ihm umsonst ihr falbes Gold,
Er dringet durch die Luft, und sieht die Schwefel- Düfte,
In deren feuchter Schooß gefangner Donner rollt:
Er kennt sein Vaterland, und weiß an dessen Schätzen
Sein immerforschend Aug am Nutzen zu ergetzen.

Dann hier, wo Gotthards Haupt die Wolken übersteiget,
Und der erhabnen Welt die Sonne näher scheint,
Hat, was die Erde sonst an Seltenheit gezeuget,
Die spielende Natur in wenig Lands vereint:
Wahr ists, daß Lybien uns noch mehr neues giebet,
Und jeden Tag sein Sand ein frisches Unthier sieht:
Allein der Himmel hat dieß Land noch mehr geliebet,
Wo nichts, was nöthig, fehlt, und nur was nutzet, blüht:
Der Berge wachsend Eiß, der Felsen steile Wände,
Sind selbst zum Nutzen da, und tränken das Gelände.

Wenn Titans erster Strahl der Felsen Höh' vergüldet,
Und sein verklärter Blick die Nebel unterdrückt,
So wird, was die Natur am prächtigsten gebildet,
Mit immer neuer Lust von einem Berg erblickt

Wann aber seinen Sinn gesetzte Stille wiegét,
Entschläft der minder sanft, der nicht auf Eidern lieget?

Beglückte güldne Zeit, Geschenk der ersten Güte,
O daß der Himmel dich so zeitig weggerückt!
Nicht, weil die junge Welt in ssätem Frühling blühte,
Und nie ein scharfer Nord die Blumen abgepflückt:
Nicht, weil freywillig Korn die falben Felder deckte,
Und Honig mit der Milch in dicken Strömen lief;
Nicht weil kein kühner Löw die schwachen Hürden schreckte,
Und ein verirrtes Lamm bey Wölfen sicher schlief;
Nein, weil der Mensch zum Glück den Ueberfluß nicht zählte,
Ihm Nothdurft Reichthum war, und Gold zum sorgen fehlte.

Ihr Schüler der Natur, ihr kennt noch güldne Zeiten!
Nicht zwar ein Dichterreich voll fabelhafter Pracht,
Wer misst den äussern Glanz scheinbarer Eitelkeiten,
Wann Tugend Müh zur Lust, und Armuth glücklich macht?
Das Schicksal hat euch hier kein Tempe zugesprochen,
Die Wolken, die ihr trinkt, sind schwer von Reif und Strahl;
Der lange Winter kürzt des Frühlings späte Wochen,
Und ein verewigt Eis umringt das kühle Thal;
Doch eurer Sitten Werth hat alles das verbessert,
Der Elementen Neid hat euer Glück vergrössert.

Wohl dir vergnügtes Volk! Dir hat ein hold Geschicke
Der Laster reichen Quell, den Ueberfluß versagt;
Dem, den sein Stand vergnügt, dient Armuth selbst zum Glücke,
Da Pracht und Ueppigkeit der Länder Stütze nagt.
Als Rom die Siege noch bey seinen Schlachten zählte,
War Brey der Helden Speis, und Holz der Götter Haus;
Als aber ihm das Maaß von seinem Reichthum fehlte,
Trat bald der schwächste Feind den feigen Stolz in Graus.
Du aber, hüte dich, was grössers zu begehren,
So lang die Einfalt daurt, wird auch der Wohlstand währen.

Zwar die Natur bedeckt dein hartes Land mit Steinen,
Allein dein Pflug geht durch, und deine Saat errinnt;
Sie warf die Alpen auf, dich von der Welt zu zäunen,
Weil sich die Menschen selbst die grössten Plagen sind;
Dein Trank ist reine Flut, und Milch die meisten Speisen,
Doch Lust und Hunger legt auch Eicheln Würze zu;
Der Berge tiefer Schacht giebt dir nur schwirrend Eisen,
Wie sehr wünscht Peru nicht, so arm zu seyn als du!
Dann, wo die Freyheit herrscht, wird alle Mühe minder,
Die Felsen selbst beblühmt, und Boreas gelinder.

Glückseliger Verlust von schadenvollen Gütern!
Der Reichthum hat kein Gut, das eurer Armuth gleicht;
Die Eintracht wohnt bey euch in friedlichen Gemüthern,
Weil kein beglänzter Wahn euch Zweytrachtsäpfel reicht:
Die Freude wird hier nicht mit banger Furcht begleitet,
Weil man das Leben liebt, und doch den Tod nicht haßt;
Hier herrschet die Vernunft von der Natur geleitet,
Die, was ihr nöthig, sucht, und mehrers hält für Last:
Was Epictet gethan, und Seneca geschrieben,
Sieht man hier ungelehrt und ungezwungen üben.

Hier herrscht kein Unterschied, den schlauer Stolz erfunden,
Der Tugend unterthan, und Laster edel macht;
Kein müßiger Verdruß verlängert hier die Stunden,
Die Arbeit füllt den Tag, und Ruh besetzt die Nacht:
Hier läßt kein hoher Geist sich von der Ehrsucht blenden,
Des Morgens Sorge frißt des Heutes Freude nie.
Die Freiheit theilt dem Volk, aus milden Mutterhänden,
Mit immergleichem Maaß, Vergnügen, Ruh und Müh.
Kein unzufriedner Sinn zankt sich mit seinem Glücke,
Man ißt, man schläft, man liebt, und danket dem Geschicke.

Zwar die Gelehrtheit feilscht hier nicht papierne Schätze,
Man mißt die Strassen nicht von Rom und von Athen,
Man bindet die Vernunft an keine Schulgesätze,
Und niemand lehrt die Sonn' in ihren Kreysen gehn:
O Witz! des Weisen Tand, wann hast du ihn vergnüget?
Er kennt den Bau der Welt, und stirbt sich unbekannt:
Die Wollust wird bey ihm vergällt, und nicht besieget,
Sein künstlicher Geschmack beeckelt seinen Stand;
Und hier hat die Natur die Lehre recht zu leben
Dem Menschen in das Herz, und nicht ins Hirn gegeben.

Hier macht kein wechselnd Glück die Zeiten unterschieden,
Die Thränen folgen nicht auf kurze Freudigkeit:
Das Leben rinnt dahin in ungestörtem Frieden,
Heut ist wie gestern war, und morgen wird wie heut.
Kein ungewohnter Fall bezeichnet hier die Tage,
Kein Unstern mahlt sie schwarz, kein schwülstig Glücke roth.
Der Jahre Lust und Müh ruhn stets auf gleicher Waage,
Des Lebens Staffeln sind nichts als Geburt und Tod.
Nur hat die Fröhlichkeit bisweilen wenig Stunden,
Dem unverdroßnen Volk nicht ohne Müh entwunden.

Wann durch die schwüle Luft gedämpfte Winde streichen,
Und ein begeistert Blut in jungen Adern glüht;
So sammelt sich ein Dorf im Schatten breiter Eichen,
Wo Kunst und Anmuth sich um Lieb' und Lob bemüht.
Hier ringt ein kühnes Paar, vermählt den Ernst dem Spiele,
Umwindet Leib um Leib, und schlinget Hüft um Huft,
Dort fliegt ein schwerer Stein nach dem gesteckten Ziele,
Von starker Hand beseelt, durch die zertrennte Luft.
Den aber führt die Lust, was edlers zu beginnen,
Zu einer muntern Schaar von jungen Schäferinnen.

Dort eilt ein schnelles Bley in das entfernte Weisse,
Das blizt, und Luft und Ziel im gleichen Jetzt durchbohrt;
Hier rollt ein runder Ball in dem bestimmten Gleisse,
Nach dem erwählten Zweck mit langen Sätzen fort.
Dort tanzt ein bunter Ring mit umgeschlungnen Händen
In dem zertretnen Gras bey einer Dorf-Schallmey;
Und lehrt sie nicht die Kunst sich nach dem Tacte wenden,
So legt die Fröhlichkeit doch ihnen Flügel bey.
Das graue Alter selbst setzt hin in langen Reihen,
An seiner Kinder Lust, sich neidloß zu erfreuen.

Denn hier, wo die Natur allein Gesetze giebet,
Umschließt kein harter Zwang der Liebe holdes Reich.
Was liebenswürdig ist, wird ohne Scheu geliebet,
Verdienst macht alles werth, und Liebe macht es gleich.
Die Anmuth wird hier auch in Armen schön gefunden,
Man wiegt die Gunst hier nicht für schwere Kisten hin,
Die Ehrsucht theilet nie, was Werth und Huld verbunden,
Die Staatssucht macht sich nicht zur Unglücks-Kupplerin:
Die Liebe brennt hier frey, und scheut kein Donner-Wetter,
Man liebet für sich selbst, und nicht für seine Vätter.

So bald ein junger Hirt die sanfte Glut empfunden,
Die leicht ein schmachtend Aug in muntern Geistern schürt,
So wird des Schäfers Mund von keiner Furcht gebunden,
Ein ungeheuchelt Wort bekennet, was ihn rührt;
Sie hört ihn, und, verdient sein Brand ihr Herz zum Lohne,
So sagt sie, was sie fühlt, und thut, wornach sie strebt:
Dann zarte Regung dient den Schönen nicht zum Hohne,
Die aus der Anmuth fließt, und durch die Tugend lebt.
Verzüge falscher Zucht, der wahren Keuschheit Affen,
Der Hochmuth hat euch nur zu unsrer Qual geschaffen.

Die Sehnsucht wird hier nicht mit eitler Pracht belästigt,
Er liebet Sie, Sie ihn, dieß macht den Heyrath-Schluß.
Die Ey wird oft durch nichts, als beyder Treu, befestigt,
Für Schwüre dient ein Ja, das Siegel ist ein Kuß.
Die holde Nachtigall grüßt sie von nahen Zweigen,
Die Wollust deckt ihr Bett auf sanft-geschwollnes Mooß,
Zum Vorhang dient ein Baum, die Einsamkeit zum Zeugen,
Die Liebe führt die Braut in ihres Hirten Schooß.
O dreymal selig Paar! Euch muß ein Fürst beneiden,
Dann Liebe balsamt Gras, und Eckel herrscht auf Seiden.

Hier bleibt das Ehbett rein; man dinget keine Hüter,
Weil Keuschheit und Vernunft darum zu Wache stehn:
Ihr Vorwitz spähet nicht auf unerlaubte Güter,
Was man geliebet, bleibt auch beym Besitze schön.
Der keuschen Liebe Hand streut auf die Arbeit Rosen,
Wer für sein liebstes sorgt, findt Reitz in jeder Pflicht,
Und lernt man nicht die Kunst, nach Regeln liebzukosen,
So klingt auch Stammeln süß, ists nur das Herz, das spricht.
Der Eintracht hold Gelelt, Gefälligkeit und Scherzen,
Belebet ihre Küß', und knüpft das Band der Herzen.

Entfernt vom eiteln Tand der mühsamen Geschäfte,
Wohnt hier die Seelen-Ruh, und flieht der Städte Rauch:
Ihr thätig Leben stärkt der Leiber reiffe Kräfte,
Der träge Müßiggang schwellt niemals ihren Bauch.
Die Arbeit weckt sie auf, und stillet ihr Gemüthe,
Die Lust macht sie gering, und die Gesundheit leicht,
In ihren Adern fließt ein unverfälscht Geblüte,
Darinn kein erblich Gift von siechen Vätern schleicht,
Das Kummer nicht vergällt, kein fremder Wein befeuret,
Kein geiles Eiter fäult, kein welscher Koch versäuret.

So bald der rauhe Nord der Lüfte Reich verlieret,
Und ein belebter Saft in alle Wesen dringt,
Wann sich der Erde Schooß mit neuem Schmucke zieret,
Den ihr ein holder West auf lauen Flügeln bringt;
So bald flieht auch das Volk aus den verhaßten Gründen,
Woraus noch kaum der Schnee mit trüben Strömen fließt,
Und eilt den Alpen zu, das erste Gras zu finden,
Wo kaum noch durch das Eiß der Kräuter Spitze sprießt:
Das Vieh verläßt den Stall, und grüßt den Berg mit Freuden,
Den Frühling und Natur zu seinem Nutzen kleiden.

Wenn kaum die Lerchen noch den frühen Tag begrüssen,
Und uns das Licht der Welt die ersten Blicke giebt,
Entreißt der Hirt sich schon aus seiner Liebsten Küssen,
Die seines Abschieds Zeit zwar haßt, doch nicht verschiebt:
Er treibt den trägen Schwarm von schwer-beleibten Kühen,
Mit freudigem Gebrüll, durch den bethauten Steg,
Sie irren langsam um, wo Klee und Muttern blühen,
Und mäh'n das zarte Gras mit scharfen Zungen weg:
Er aber setzet sich bey einem Wasser-Falle,
Und ruft mit seinem Horn dem lauten Widerhalle.

Wann der entfernte Stral die Schatten dann verlängert,
Und nun das müde Licht sich senkt in kühle Ruh,
So eilt die satte Schaar, von Ueberfluß geschwängert,
Mit schwärmendem Geblök gewohnten Ställen zu.
Die Hirtin grüßt den Mann, der sie mit Lust erblicket,
Der Kinder froh Gewühl frolockt und spielt um ihn.
Und, ist der süße Schaum der Euter ausgedrücket,
So sitzt das matte Paar zu schlechten Speisen hin.
Begierd und Hunger würzt, was Einfalt zubereitet,
Bis Schlaf und Liebe sie umarmt ins Bett begleitet.

Wann von der Sonne Macht die Wiesen sich entzünden,
Und in dem falben Gras des Volkes Hofnung reift;
So eilt der muntre Hirt nach den bethauten Gründen,
Eh' noch Aurorens Gold der Berge Höh durchstreift.
Aus ihrem holden Reich wird Flora nun verdränget,
Den Schmuck der Erde fällt der Sense krummer Lauf,
Ein lieblicher Geruch aus tausenden vermenget,
Steigt aus der bunten Reyh gehäufter Kräuter auf,
Der Ochsen schwerer Schritt führt ihre Winter-Speise,
Und ein frolockend Lied begleitet ihre Reise.

Bald, wann der trübe Herbst die falben Blätter pflücket,
Und sich die kühle Luft in graue Nebel hüllt,
So wird der Erde Schooß mit neuer Zier geschmücket,
An Pracht und Blumen arm, mit Nutzen angefüllt;
Des Frühlings Augen Lust weicht grösserem Vergnügen,
Die Früchte funkeln da, wo vor die Blüthe stund,
Der Aepfel reifes Gold, durchstriemt mit Purpur-Zügen,
Beugt den gestützten Ast, und nähert sich dem Mund.
Der Birnen süß Geschlecht, die Honig-reiche Pflaume.
Ritzt ihres Meisters Hand, und wartet an dem Baume.

Zwar hier bekränzt der Herbst die Hügel nicht mit Reben,
Man preßt kein jährend Naß gequetschten Beeren ab.
Die Erde hat zum Durst nur Brünnen hergegeben,
Und kein gekünstelt Saur beschleunigt unser Grab.
Beglückte klaget nicht; Ihr wuchert im verlieren,
Kein nöthiges Getränk, ein Gift verlieret ihr.
Die gütige Natur verbietet ihn den Thieren,
Der Mensch allein trinkt Wein, und wird dadurch ein Thier.
Für euch, o Selige! will das Verhängniß sorgen,
Es hat zum Untergang den Weg euch selbst verborgen.

Allein es ist auch hier der Herbst nicht leer an Schätzen,
Die List und Wachsamkeit auf hohen Bergen findt.
Eh sich der Himmel zeigt, und sich die Nebel setzen,
Schallt schon des Jägers Horn, und ruft dem Felsen-Kind:
Da setzt ein schüchtern Gems, beflügelt durch den Schrecken,
Durch den entfernten Raum gespaltner Felsen fort:
Dort eilt ein künstlich Bley nach schwergehörnten Böcken,
Hier flieht ein leichtes Reh, es schwankt und sinket dort.
Der Hunde lauter Kampf, des Erztes tödtlich Knallen
Tönt durch das krumme Thal, und macht den Wald erschallen.

Indessen, daß der Frost sich nicht entblößt berücke,
So macht des Volkes Fleiß aus Milch der Alpen Meel.
Hier wird auf strenger Glut geschiedner Ziger dicke,
Und dort gerinnt die Milch, und wird ein stehend Oel:
Hier preßt ein stark Gewicht den schweren Satz der Molke,
Dort trennt ein jährend Saur das Wasser und das Fett:
Hier kocht der zweyte Raub der Milch dem armen Volke,
Dort bildt den neuen Käß ein rund geschnitten Brett.

Das ganze Haus greift an, und schämt sich leer zu stehen,
Kein Sclaven-Handwerk ist so schwer, als müssiggehen.

Wann aber sich die Welt in starrem Frost begraben,
Der Berge Thäler Eiß, die Spitzen Schnee bedeckt,
Wann das erschöpfte Feld nun ruht für neue Gaben,
Und ein krystallner Damm der Flüsse Lauf versteckt;
Dann zieht sich auch der Hirt in die beschneyten Hütten,
Wo fetter Fichten Dampf die dürren Balken schwärzt,
Hier zahlt die süsse Ruh, die Müh, die er erlitten,
Der Sorgen-lose Tag wird freudig durchgescherzt,
Und wenn die Nachbarn sich zu seinem Heerde setzen,
So weiß ihr klug Gespräch auch Weise zu ergetzen.

Der eine lehrt die Kunst, was uns die Wolken tragen,
Im Spiegel der Natur vernünftig vorzusehn,
Er kann der Winde Strich, den Lauf der Wetter sagen,
Und sieht in heller Luft den Sturm von weitem wehn:
Er kennt die Kraft des Monds, die Würkung seiner Farben,
Er weiß, was am Gebürg ein früher Nebel will:
Er zählt im Merzen schon der fernen Ernde Garben,
Und hält, wenn alles mäht, bey nahem Regen still;
Er ist des Dorfes Rath, sein Ausspruch macht sie sicher,
Und die Erfahrenheit dient ihm vor tausend Bücher.

Ein junger Schäfer stimmt indessen seine Leyer,
Dazu er ganz entzückt ein neues Liedgen singt,
Natur und Liebe gießt in ihn ein heimlich Feuer,
Das in den Adern glimmt, und nie die Müh erzwingt;
Die Kunst hat keinen Theil an seinen Hirten-Liedern,
Im ungeschmückten Lied mahlt er den freyen Sinn;
Auch wann er dichten soll, bleibt er bey seinen Widern,
Und seine Muse spricht wie seine Schäferinn:
Sein Lehrer ist sein Herz, sein Phöbus seine Schöne,
Die Rührung macht den Vers, und nicht gezählte Töne.

Bald aber spricht ein Greiß, von dessen grauen Haaren
Sein angenehm Gespräch ein neu Gewichte nimmt,
Die Vorwelt sah' ihn schon, die Last von hundert Jahren
Hat seinen Geist gestärkt, und nur den Leib gekrümmt:
Er ist ein Beyspiel noch von unsern Helden-Ahnen,
In deren Hand der Blitz, und Gott im Herzen war:
Er mahlt die Schlachten ab, zählt die ersiegten Fahnen,
Umschanzt der Feinde Wall, und nennet jede Schaar.
Die Jugend hört erstaunt, und zeigt in den Gebärden
Die edle Ungeduld noch löblicher zu werden.

Ein andrer, dessen Haupt mit gleichem Schnee bedecket,
Ein lebendes Gesätz, des Volkes Richtschnur ist;
Lehrt wie die feige Welt ins Joch den Nacken strecket,
Wie eitler Fürsten Pracht den Mark der Länder frißt:
Wie Tell mit kühnem Muth das harte Joch zertretten,
Das Joch, das heute noch Europens Hälfte trägt;
Wie um uns alles darbt, und hungert in den Ketten,
Und Welschlands Paradies nur nackte Bettler heat:
Wie Eintracht, Treu und Muth, mit unzertrennten Kräften,
An eine kleine Macht des Glückes Flügel heften.

Bald aber schließt ein Kreiß um einen muntern Alten,
Der die Natur erforscht, und ihre Schönheit kennt;
Der Kräuter Wunder-Kraft und ändernde Gestalten
Hat längst sein Witz durchsucht, und jedes Mooß benennt;
Er wirft den scharfen Blick in unterirrdsche Grüfte,
Die Erde deckt vor ihm umsonst ihr falbes Gold,
Er dringet durch die Luft, und sieht die Schwefel-Düfte,
In deren feuchter Schooß gefangner Donner rollt:
Er kennt sein Vaterland, und weiß an dessen Schätzen
Sein immerforschend Aug am Nutzen zu ergetzen.

Dann hier, wo Gotthards Haupt die Wolken übersteiget,
Und der erhabnen Welt die Sonne näher scheint,
Hat, was die Erde sonst an Seltenheit gezeuget,
Die spielende Natur in wenig Lands vereint:
Wahr ists, daß Lybien uns noch mehr neues giebet,
Und jeden Tag sein Sand ein frisches Unthier sieht:
Allein der Himmel hat dieß Land noch mehr geliebet,
Wo nichts, was nöthig, fehlt, und nur was nutzet, blüht:
Der Berge wachsend Eiß, der Felsen steile Wände,
Sind selbst zum Nutzen da, und tränken das Gelände.

Wenn Titans erster Strahl der Felsen Höh' vergüldet,
Und sein verklärter Blick die Nebel unterdrückt,
So wird, was die Natur am prächtigsten gebildet,
Mit immer neuer Lust von einem Berg erblickt

Durch den zerfahrnen Dunst von einer dünnen Wolke,
Eröffnet sich zugleich der Schauplatz einer Welt,
Ein weiter Aufenthalt von mehr als einem Volke,
Zeigt alles auf einmahl, was sein Bezirk enthält:
Ein sanfter Schwindel schließt die allzuschwachen Augen,
Die den zu breiten Kreis nicht durchzustrahlen taugen.

Ein angenehm Gemisch von Bergen, Felß und Seen,
Fällt nach und nach erbleicht, doch deutlich ins Gesicht,
Die blaue Ferne schließt ein Kranz beglänzter Höhen,
Worauf ein schwarzer Wald die letzten Strahlen bricht:
Bald zeigt ein nah Gebürg die sanft erhobnen Hügel,
Wovon ein laut Geblök im Thale widerhallt:
Bald scheint ein breiter See ein Meilen langer Spiegel,
Auf dessen glatter Flut ein zitternd Feuer wallt:
Bald aber öffnet sich ein Strich von grünen Thälern,
Die, hin und her gekrümmt, sich im entfernen schmälern.

Dort senkt ein kahler Berg die glatten Wände nieder,
Den ein verjährtes Eiß dem Himmel gleich gethürmt,
Sein frostiger Krystall schickt alle Strahlen wieder,
Den die gestiegne Hitz im Krebs umsonst bestürmt.
Nicht fern von diesem streckt, voll Futter-reicher Weide,
Ein fruchtbares Gebürg den breiten Rücken her;
Sein sanfter Abhang glänzt von reiffendem Getreide,
Und seine Hügel sind von hundert Heerden schwer.
Den nahen Gegenstand von unterschiednen Zonen,
Trennt nur ein enges Thal, wo kühle Schatten wohnen.

Hier zeigt ein steiler Berg die Mauer- gleichen Spitzen,
Ein Wald-Strom eilt hindurch, und stürzet Fall auf Fall.
Der dick-beschäumte Fluß dringt durch der Felsen Ritzen,
Und schießt mit gäher Kraft weit über ihren Wall:
Das dünne Wasser theilt des tiefen Falles Eile,
In der verdickten Luft schwebt ein bewegtes Grau,
Ein Regenbogen strahlt durch die zerstäubten Theile,
Und das entfernte Thal trinkt ein beständig Thau.
Ein Wandrer sieht erstaunt im Himmel Ströme fliessen,
Die aus den Wolken fliehn, und sich in Wolken giessen.

Doch wer den edlern Sinn, den Kunst und Weißheit schärfen,
Durchs weite Reich der Welt, empor zur Wahrheit schwingt;
Der wird an keinen Ort gelehrte Blicke werfen,
Wo nicht ein Wunder ihn zum stehn und forschen zwingt.
Macht durch der Weißheit Licht, die Gruft der Erde heiter,
Die Silber-Blumen trägt, und Gold den Bächen schenkt;
Durchsucht den holden Bau der buntgeschmückten Kräuter,
Die ein verliebter West mit frühen Perlen tränkt;
Ihr werdet alles schön, und doch verschieden finden,
Und den zu reichen Schatz stäts graben, nie ergründen.

Wann dort der Sonne Licht durch flücht'ge Nebel strahlet,
Und von dem nassen Land der Wolken Thränen wischt,
Wird aller Wesen Glanz mit einem Licht gemahlet,
Das auf den Blättern schwebt, und die Natur erfrischt:
Die Luft erfüllet sich mit lauen Ambra-Dämpfen,
Die Florens bunt Geschlecht gelinden Westen zollt,
Der Blumen scheckicht Heer scheint um den Rang zu kämpfen,
Ein leichtes Himmel-Blau beschämt ein nahes Gold;
Ein ganz Gebürge scheint, gefirnißt von dem Regen,
Ein grünender Tapet, gestickt mit Regenbögen.

Dort ragt das hohe Haupt am edlen Enziane
Weit übern niedern Chor der Pöbel-Kräuter hin:
Ein ganzes Blumen-Volk dient unter seiner Fahne,
Sein blauer Bruder selbst bückt sich, und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Thürmt sich am Stengel auf, und krönt sein grau Gewand;
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Strahlt mit dem bunten Blitz von feuchtem Diamant:
Gerechtestes Gesätz! daß Kraft sich Zier vermähle,
In einem schönen Leib wohnt eine schöne Seele.

Hier kriecht ein niedrig Kraut, gleich einem grauen Nebel,
Dem die Natur sein Blat in Kreutze hingelegt;
Die holde Blume zeigt die zwey vergüldten Schnäbel,
Die ein von Amethyst gebildter Vogel trägt.
Dort wirft ein glänzend Blat, in Finger ausgekerbet,
Auf eine helle Bach den grünen Wiederschein;
Der Blumen zarter Schnee, den matter Purpur färbet,
Schließt ein gestreifter Stern in weisse Strahlen ein:
Smaragd und Rosen blühn, auch auf zertretner Heide,
Und Felsen decken sich mit einem Purpur-Kleide.

Allein wohin auch nie die milde Sonne blicket,
Wo ungestörter Frost das öde Thal entlaubt,
Wird hoher Felsen Gruft mit einer Pracht geschmücket,
Die keine Zeit verzehrt, und nie der Winter raubt.
Im nie erhellten Grund von unterird'schen Pfühlen
Wölbt sich der feuchte Thon mit funkelndem Krystall,
Ein Fels von Edelstein, wo tausend Farben spielen,
Blitzt durch die düstre Luft, und strahlet überall.
O Reichthum der Natur! verkriecht euch, welsche Zwerge,
Europens Diamant blüht hier und wächst zum Berge.

Im Mittel eines Thals von Himmel-hohem Eise,
Wohin der wilde Nord den kalten Thron gesetzt;
Entsprießt ein reicher Brunn mit siedendem Gebräuse,
Raucht durch das welke Gras, und sänget, was er netzt.
Sein lauter Wasser rinnt mit flüßigen Metallen,
Ein heilsam Eisensalz vergüldet seinen Lauf:
Ihn wärmt der Erde Gruft, und seine Flutten wallen
Vom innerlichen Streit vermischter Salze auf:
Umsonst schlägt Wind und Schnee um seine Flut zusammen,
Sein Wesen selbst ist Feu'r, und seine Wellen Flammen.

Dort aber, wo im Schaum der Strudel-reichen Wellen
Die Wuth des Avançons gestürzte Wälder welzt,
Rinnt der Gebürge Gruft mit unterird'schen Quellen,
Wovon der scharfe Schweiß das Salz der Felsen schmelzt.
Des Berges holer Bauch, gewölbt mit Alabaster,
Schließt zwar dieß kleine Meer in tiefe Schachten ein;
Allein sein etzend Naß zermalmt das Marmor-Pflaster,
Dringt durch der Klippen Fug, und eilt gebraucht zu seyn:
Die Würze der Natur, der Länder reichster Segen,
Beut selbst dem Volk sich an, und strömet uns entgegen.

Aus Schreckhorns kaltem Haupt, wo sich in beyde Seen
Europens Wasser-Schatz mit starken Strömen theilt,
Stürzt Nächtlands Aare sich, die durch beschäumte Höhen,
Mit schreckendem Geräusch und schnellen Fällen eilt;
Der Berge reicher Schacht vergüldet ihre Hörner,
Und färbt die weisse Flut mit Königlichem Erzt,
Der Strom fließt schwer von Gold, und wirft gediegne Körner,
Wie sonst nur grauer Sand gemeines Ufer schwärzt:
Der Hirt sieht diesen Schatz, er rollt zu seinen Füssen,
O Beyspiel für die Welt, er siehts, und läßt ihn flüssen.

Verblendte Sterbliche! die, bis zum nahen Grabe,
Geitz, Ehr' und Wollust stäts an eitlen Namen hält,
Die ihr der kurzen Zeit genau gezählte Gabe
Mit immer neuer Sorg und leerer Müh vergällt,
Die ihr das stille Glück des Mittelstands verschmähet,
Und mehr vom Schicksal heischt, als die Natur von euch,
Die ihr zur Nothdurft macht, worum nur Thorheit flehet,
O glaubts, kein Stern macht froh, kein Schmuck von Perlen reich.
Seht ein verachtet Volk bey Müh und Armuth lachen,
Die mäßige Natur allein kan glücklich machen.

Elende! rühmet nur den Rauch in grossen Städten,
Wo Bosheit und Verrath im Schmuck der Tugend gehn,
Die Pracht, die euch umringt, schließt euch in güldne Ketten,
Erdrückt den, der sie trägt, und ist nur andern schön.
Noch vor der Sonne reißt die Ehrfurcht ihre Knechte
An das verschloßne Thor geehrter Bürger hin,
Und die verlangte Ruh der durchgeseufzten Nächte
Raubt euch der stäte Durst nach nichtigem Gewinn.
Der Freundschaft himmlisch Feu'r kann nie bey euch entbrennen,
Wo Neid und Eigennutz auch Brüder-Herzen trennen.

Dort spielt ein wilder Fürst mit seiner Diener-Rümpfen,
Sein Purpur färbet sich mit lauem Bürger-Blut:
Verläumdung, Haß und Spott, zahlt Tugenden mit Schimpfen,
Der Gift-geschwollne Neid nagt an des Nachbarn Gut:
Die geile Wollust kürzt die kaum gefühlten Tage,
Um deren Rosen-Bett ein naher Donner blitzt:
Der Geitz bebrütet Gold, zu sein und andrer Plage,
Das niemand weniger, als wer es hat, besitzt:
Dem Wunsche folgt ein Wunsch, der Kummer zeuget Kummer,
Und euer Leben ist nichts als ein banger Schlummer.

Bey euch, vergnügtes Volk, hat nie in den Gemüthern
Der Laster schwarze Brut den ersten Sitz gefaßt,
Euch sättigt die Natur mit ungesuchten Gütern,
Die macht der Wahn nicht schwer, noch der Genuß verhaßt:
Kein innerlicher Feind nagt unter euren Brüsten,
Wo nie die späte Reu mit Blut die Freude zahlt:
Euch überschwemmt kein Strom von wallenden Gelüsten,
Dawider die Vernunft mit eiteln Lehren prahlt.

Nichts ist, das euch erdrückt, nichts ist, das euch erhebet,
Ihr lebet immer gleich, und sterbet wie ihr lebet.

O selig! wer wie Ihr mit selbst gezognen Stieren
Den angestorbnen Grund von eignen Aeckern pflügt:
Den reine Wolle deckt, belaubte Kränze zieren,
Und ungewürzte Speis' aus süßer Milch vergnügt:
Der sich bey Zephirs Hauch, und kühlen Wasser-Fällen,
In ungesorgtem Schlaf, auf weichen Rasen streckt:
Den nie in hoher See das Brausen wilder Wellen,
Noch der Trompeten Schall in bangen Zelten weckt.
Der seinen Zustand liebt, und niemals wünscht zu bessern,
Gewiß der Himmel kann sein Glücke nicht vergrössern.

Die verdorbenen Sitten.

Genug und nur zu viel hab ich die Welt gescholten,
Was zeigt die Wahrheit sich? Wann hat sie was gegolten?
Seht einen Juvenal der Vorwelt Geisel an,
Was hat sein Schmählen guts der Welt und ihm gethan?
Ihn brachte in Lybien das Gift der scharfen Feder,
Ein Land wie Tomos fern, und trauriger, und öder.
Rom las, so viel er schrieb, es las, und schwelgte fort.
Was damals Rom gethan, thut jetzt ein jeder Ort.
Seit Boileau den Parnaß von falschem Geist gereinigt,
Hat Reimen und Vernunft in Frankreich sich vereinigt?
Lebt nicht ein Nadal noch? Reimt nicht ein Pelegrin?
Drängt nicht sich ganz Paris zu Scapins Possen hin?
Ich aber, dem sein Stern kein Feuer gab zum Dichten,
Was hab ich für Beruf der Menschen Thun zu richten?
Stellt Falschmund, wann ers liebt, sein heimlich Lästern ein?
Sein Haß wird giftiger, sein Herz nicht besser seyn;
Und stünde Thessals Bild gestochen auf dem Titel,
Noch dünkt er sich gelehrt, und schilt' auf andrer Mittel.

Ja rühmen will ich itzt, wofern ich rühmen kan,
Und lache nur mein Geist, du must gewiß daran.
Ein kluger Despreaux hat Dichter nur getadelt,
Und Ludwigs Uebergang mit gleichem Muth geadelt,
Sonst hätt er auf dem Stroh von Gram und Frost gekrümmt,
Zuletzt mit Saint Amand ein Klaglied angestimmt.

Wo aber findet sich der Held für meine Lieder?
Ich geh die Namen durch, ich blättre hin und wieder,
Und finde, wo ich seh, vom Zepter bis zum Pflug
Zum Schelten allzu viel, zum Rühmen nie genug;
Zählt selber, wie August, das Alter und die Jugend,
Fürs Laster ist kein Raum, kein Anfang für die Tugend.

Sag' an Helvetien, du Helden-Vaterland!
Wie ist dein altes Volk dem jetzigen verwandt?
Wars oder wars nicht hier? wo Biderbs Degen strahlte,
Der das erhaltne Fahn mit seinem Blute mahlte?
Wo fließt der Muhleren, der Budenberge Blut?
Der Seelen ihres Staats, die mit gesetztem Muth
Fürs Vaterland gelebt, fürs Vaterland gestorben,
Die Feind und Gold verschmäht, und uns den Ruhm erworben,
Den kaum nach langer Zeit der Enkel Abart löscht;
Da Vieh ein Reichthum war, und oft ein Arm gedrescht,
Der sonst den Stab geführt; da Weiber, derer Seelen
Kein heutig Herz erreicht, erkauften mit Juweln
Den Staat vom Untergang, den Staat, des Schatz uns heut
Zum ofnen Wechsel dient, und Trost der Ueppigkeit.
Wo ist die Ruhm-Begier, die Rom zum Haupt der Erden
Uns groß gemacht aus nichts, Gefahren und Beschwerden
Für Lust und Schuld erkennt, fürs Glück der Nachwelt wacht,
Stirbt, wann der Staat es heischt, die Welt zum Schuldner macht.
Wo ist der edle Geist, der nichts sein eigen nennet,
Nichts wünschet für sich selbst, und keinen Reichthum kennet,
Als den des Vaterlands, der für den Staat sich schätzt,
Die eignen Marchen kürzt, der Bürger weiter setzt?
Ach! sie vergrub die Zeit, und ihren Geist mit ihnen,
Von ihnen bleibt uns nichts, als etwas von den Minen.

Doch also hat uns nicht der Himmel übergeben,
Daß von der güldnen Zeit nicht theure Reste leben,
Die Männer, deren Rom sich nicht zu schämen hat,
Ihr Eifer zeigt sich noch im Wohlseyn unsrer Stadt.
Ein Steiger stützt die Last der wohlerlangten Würde
Auf eigne Schultern hin, und hat den Staat zur Bürde;
Er hat, was herrschen ist, zu lernen erst begehrt,
Nicht, wie die Grossen thun, die ihre Stelle lehrt,

Er sucht im stillen Staub von halbverwesnen Häuten
Des Staates Lebenslauf, die Ebb und Flut der Zeiten;
Sein immer frischer Sinn, in stäter Müh gespannt,
Wacht, weil ein Jüngling schläft, und dient dem Vaterland;
Er läßt des Staates Schatz sich übers Land ergiessen,
Wie aus dem Herzen sonst der Glieder Kräfte fliessen:
Von seinem Angesicht geht niemand traurig hin,
Er liebt die Tugend noch, und auch die Tugend ihn.

Ein Cato lebet noch, der den verdorbnen Zeiten
Sich setzt zum Widerspruch, und kann mit Thaten streiten.
Zwar Pracht und Ueppigkeit, die alles überschwemmt,
Hat das Gesetz und er bißher zu schwach gehemmt:
Doch wie ein fester Damm den Sturm gedrungner Wellen,
Wie sehr ihr Schaum sich bläht, zurücke zwingt zu prellen,
Und nie dem Strome weicht, wann schon der wilde Schwall
Von langem Wachsthum stark, sich stürzet übern Wall:
So hat Helvetien der Durchbruch fremder Sitten
Mit Lastern angefüllt, und Cato nichts gelitten:
Die Einfalt jener Zeit, wo ehrlich höflich war,
Wo reine Tugend Ehr, auch wann sie nackt, gebahr,
Herrscht in dem rauhen Sinn, den nie die List betrogen,
Kein Grosser abgeschreckt, kein Absehn umgebogen:
Hart, wanns Gesetze zürnt, mitleidig, wann er darf,
Gut, wann das Elend klagt, wann Boßheit frevelt, scharf,
Vom Wohl des Vaterlands entschlossen nie zu scheiden,
Kann er das Laster nicht, noch ihn das Laster leiden.
O bleib, unschätzbarer! dein Geist sey stäts bei dir,
Steh' unsern Söhnen einst, wie unsern Vätern für.

Wer kennt die andern nicht? sie sind so leicht zu zählen;
Doch wann einst zugedrückt die werthen Augen fehlen,
Wer ists, auf den man dann den Grund des Staates legt?
Der Wissenschaft im Sinn, im Herzen Tugend trägt?
Der thut, was sie gethan, und die geleerten Plätze,
Auch mit den Tugenden, nicht mit der Zahl ersetze?

Gewiß kein Appius, die prächtige Gestalt,
Ein Wort, ein jeder Blick zeigt Hoheit und Gewalt;
Des großen Mannes Thor steht wenig Bürgern offen,
Und einen Blick von ihm kan nicht ein jeder hoffen.
Sein Ansehn dringt durchs Recht, sein Wort wird uns zur Pflicht,
Er ist fast unser Herr, und seiner selber nicht.
Doch fällt der Glanz von ihm, so wird der Held gemeiner,
Der Unterscheid von uns ist in dem innern kleiner,
Den aufgehobnen Geist stützt ein gesetzter Sinn,
Ein prächtiger Pallast und leere Säle drinn.

Gewiß kein Salvius, der Liebling unsrer Frauen,
Dem ersten Geschmack kan jeder Käufer trauen;
Wer ists, der so wie er, durch alle Monat weiß
Der Mode Lebenslauf, und jedes Bandes Preiß?
Wer haschet listiger der Kleider neuste Arten?
Wer nennt so oft Paris? wer theilt wie er die Karten
Auf Griechisch hurtig aus? wer stellt den Fuß so quer?
Wer weiß so manches Lied? wer flucht so neu als er?
O Säule deines Staats! wo findet sich der Knabe,
Der sich so mancher Kunst dereinst zu schämen habe?
Auch kein Democrates, der Erbe seiner Stadt,
Der sonst kein Vaterland als seine Söhne hat;
Der jeden Stammbaum kennt, der alle Wahlen zählet,
Die Stimmen selber theilt, und keiner Kugel fehlet;
Der Mund und Hand mir heut', und morgen andern schätzt,
Und zwischen Wort und That nur einen Vorhang setzt;
Der Recht um Freundschaft spricht, der Würde tauscht um Würde,
Und, wann er sein Geschlecht dem Staate macht zur Bürde,
Kein Mittel niedrig gläubt, durch alle Häuser rennt,
Droht, schmeichelt, fleht, verspricht, und alles Wetter nennt.

Gewiß kein Rusticus, der von den neuen Sitten
Noch alles ruhiger, als nüchtern seyn, gelitten,
Der Mann von altem Schrot, dem neuer Witz mißdünkt,
Der wie die Vorwelt spricht, und wie die Vorwelt trinkt,
Im Keller prüft den Mann, was wird er dort nicht kennen?
Er wird im Glase noch den Berg und Jahrgang nennen:
Was aber Wissenschaft, was Vaterland und Pflicht,
Was Kirch und Handlung ist, die Grillen kennt er nicht:
Die Welt wird, wann sie will, und nicht sein Kopf sich ändern:
Was fragt er nach dem Recht, der Brut von fremden Ländern?
Recht ist was ihm gefällt, gegründet, was er faßt,
Das schmählen Bürger-Pflicht, ein fremder, wen er haßt.

Gewiß auch kein Sicin, der Sauerteig des Standes,
Der Meister guten Raths, der Pachter des Verstandes,

Der nichts vernünftig glaubt, wann es von ihm nicht quillt,
Und seine Meinung selbst in fremdem Munde schilt:
Bald straft man ihm zu hart, bald laufen Laster ledig,
Heut ist der Staat ein Zug, und morgen ein Venedig:
Wer herrscht, der ihm gefällt? vor ihm ist alles schlecht,
Belohnen unverdient, Versagen ungerecht.
So läßt der Frösche Volk sein Quacken in den Röhren,
Noch eh beym Sonnenschein, als wann es wittert, hören.

Auch kein Heliodor, verliebt in Frankreichs Schein,
Der sich zur Schande zählt, daß er kein Sclav darf seyn,
Mißkennt sein Vaterland, des Königs Bildniß spiegelt,
Was unsrer Ahnen Muth, mit Carols Blut versiegelt,
Die Freyheit hält vor Tand, verhöhnt den engen Staat,
Gesätze Bauren läßt, und schämet sich im Rath.
Flieh Sclav! ein freyer Staat bedarf nur freyer Seelen,
Wer selber dienen will, soll Freyen nicht befehlen.

Gewiß kein Härephil, der allgemeine Christ,
Der aller Glauben Glied, uns keines eigen ist;
Der Retter aller Schuld, der Schutz-Geist falscher Frommen,
Der, was den Staat verstört, zu schützen übernommen.
Der Bosheit Einfalt nennt, und Heucheln Andacht heißt,
Und dem erzürnten Recht das Schwert aus Händen reißt;
Der Kirch und Gottesdienst mit halben Reden schwärzet,
Und niemals williger als über Priester scherzet
Ein andrer Zweck ist oft an wahrer Liebe statt,
Ein Absehn dringet weit, das Gott zum Fürwort hat;
Sein Gut das er verschmäht, wird nicht vergessen werden,
Im Himmel ist der Sinn, die Hände sind auf Erden.

Wer ists dann? ein Zelot, der Kirchen-Cherubin,
Bereit den Strick am Hals in Himmel mich zu ziehn:
Ein murrender Suren, der nie ein Ja gesprochen,
Und selten sonst gelacht, als wann der Stab gebrochen:
Der leichte Franzen-Af, der Schnupfer bey der Wahl,
Der bey den Eiden scherzt, und pfeift im großen Saal:
Ein wankender Saufel, dem nie das Rathhaus stehet,
Der von dem Tisch in Rath, vom Rath zu Tische gehet:
Der nie sich selber zeigt, der kluge Larvemann,
Der alle Bürger haßt, und alle küssen kann:
Ein reicher Agnoet, der Feind von allem lernen,
Der Sonnen viereckt macht, und Sterne zu Laternen:
Ein Unselbst, reich an Ja, der seine Stimme ließt,
Und dessen Meynung stets vorher eröfnet ist:
Und so viel andre mehr, der Grossen Leib-Trabanten,
Die Ziffern unsers Staats, im Rath die Consonanten.

Bey solchen Herrschern wird ein Volk nicht glücklich seyn;
Zu Häuptern eines Stands gehöret Hirn darein.
Laßt zehen Jahr sie noch, sich recht zu unterrichten,
In jenem Schatten-Staat gemeßne Sachen schlichten.

Wer aber sich dem Staat zu dienen hat bestimmt,
Und nach der Gottheit Stell' auf Tugend-Staffeln klimmt,
Der würkt am Wohl des Volks, und nicht an seinem Glücke,
Und ist zum Heil des Lands ein Werkzeug vom Geschicke,
Er setzet seiner Müh die Tugend selbst zum Preiß,
Er kennet seine Pflicht, und thut auch, was er weiß.
Fürs erste lerne der, der groß zu seyn begehret,
Den innerlichen Stand des Staates, der ihn nähret;
Wie Ansehn und Gewalt sich, mit gemeßner Kraft,
Durch alle Staffeln theilt, und Ruh und Ordnung schaft?
Wie zahlreich Volk und Geld? Wie auf den alten Bänden,
Dem Erbe bessrer Zeit, sich Fried und Freundschaft gründen?
Wodurch der Staat geblüht? Wie Macht und Reichthum stieg?
Des Kriegers erste Glut, den wahren Weg zum Sieg,
Die Fehler eines Staats, die innerlichen Beulen,
Die nach und nach das Mark des sichern Landes fäulen;
Was üblich und erlaubt, wie Ernst und männlichs Recht,
Den angelaufnen Schwall des frechen Lasters schwächt?
Wie weit dem Herrscher ziemt der Kirche zu gebieten?
Wie Glaubens-Einigkeit sich schützet ohne Wüten?
Was Kunst und Boden zeugt? was einem Staat erspriest?
Wodurch der Nachbarn Gold in unsre Dörfer fließt?
Auch was Europa regt? wie die vereinten Mächten
In stätem Gleichgewicht sich selbst zu halten trachten?
Wodurch die Handlung blüht? wie alle Welt ihr Gold
Dem zugelaufnen Schwarm verbannter Bettler zollt?
Was Frankreich schrecklich macht? wodurch es sich entnervet?
Wie Kunst und Wissenschaft der Britten Waffen schärfet?
Auch Rom und Sparta hat, was nützlich werden kan,
Die Tugend nimmt sich leicht bey ihrem Beyspiel an.
Bild' aber auch dein Herz, selbst in der ersten Jugend,
Sieh auf die Weisheit viel, doch weit mehr auf die Tugend,
Lern, daß nichts selig macht, als die Gewissens-Ruh,
Und daß zu deinem Glück dir niemand fehlt als du;
Daß Geld auch Weise ziert, verdient durch reine Mittel,
Daß Tugend Ehre bringt, und nicht erkaufte Titel,
Daß Maaß und Weisheit mehr, als leere Rahmen sind,
Und daß man auf dem Thron noch jetzt George findt.
Kein Reitz sey stark genug, der deine Pflicht verhindert,
Kein Nutz sey groß genug, der Nächtlands Wohlfahrt mindert
Such in des Landes Wohl, und nicht beym Pöbel Ruhm,
Sey jedem Bürger hold, und niemand's Eigenthum,
Sey billig und gerecht, erhalt auf gleicher Waage
Des Großen drohend Recht, und eines Bauren Klage.
Bey Würden sieh den Mann, und nicht den Gegen-Dienst,
Mach Arbeit dir zur Lust, und Helfen zum Gewinst.
Thu dieß, und werde groß! liegt schon dein Glück verborgen,
Der Himmel wird für dich, mehr als du selber, sorgen:
Und wann er künftig dich in hohen Aemtern übt,
Und deiner Bürger Heil in deine Hände giebt,
So lebe, daß dich einst die späten Enkel preisen,
Dein Tod den Staat betrübt, und macht dein Volk zum Waisen;
Und schlössen schon dein Land die engsten Schranken ein,
So würdest du mir doch der Helden erster seyn;
In dir zeigt sich der Welt der Gottheit Gnaden-Finger,
Du bist ein gröſſrer Mann als alle Welt-Bezwinger.

Ueber den Ursprung des Uebels.

Erstes Buch.

Auf jenen stillen Höhen,
Woraus ein milder Strom von stäten Quellen rinnt,
Bewog mich einst ein sanfter Abend-Wind,
In einem Busche still zu stehen.
Zu meinen Füssen lag ein ausgedähntes Land,
Durch seine Gröss' umgränzet,
Worauf das Aug kein Ende fand,
Als wo Juraſſus es mit blauen Schatten kränzet.
Die Hügel deckten grüne Wälder,
Wodurch der falbe Schein der Felder
Mit angenehmen Glanze bricht;
Dort schlängelt sich durchs Land, in unterbrochnen Stellen,
Der reinen Aare wallend Licht;
Hier liegt Nüchtlands Haupt in Fried und Zuversicht,
In seinen nie erstiegnen Wällen.
So weit das Auge reicht, herrscht Ruh und Ueberfluß,
Selbst unterm braunen Stroh bemoßter Bauren-Hütten
Wird Freyheit hier gelitten,
Und nach der Müh Genuß.
Mit Schaafen wimmelt dort die Erde,
Davon der bunte Schwarm in Eile frißt und bleckt;
Wann dort der Rinder schwere Heerde
Sich auf den weichen Rasen streckt,
Und den geblümten Klee im Kauen doppelt schmeckt.
Dort springt ein freyes Pferd, mit Sorgen-losem Sinn,
Durch neu-bewachsne Felder hin,
Woran es oft gepflüget:
Und jener Wald, wen läßt er unvergnüget?
Wo dort im rothen Glanz halb-nackte Buchen glühn,
Und hier der Tannen fettes Grün
Das bleiche Moos beschattet:
Wo mancher heller Strahl, auf seine Dunkelheit,
Ein zitternd Licht durch rege Stellen streut,
Und in verschiednen Dichtigkeit,
Sich grüne Nacht mit güldnem Tage gattet.
Wie angenehm ist doch der Wälder Stille,
Wie angenehm ihr Wiederhall!
Wann sich ein Heer glückseliger Geschöpfe,
In Ruh und unbesorgter Fülle,
Vereint in einen Freudenschall;
Und jenes Baches Fall,
Der schlängelnd durch den grünen Rasen,
Die schwachen Wellen murmelnd treibt,
Und plötzlich aufgelöst, in Schnee- und Perlen-Blasen,
Durch gähe Felsen rauschend stäubt.
Auf jenem Teiche schwimmt der Sonne funkelnd Bild,
Gleich einem diamantnen Schild,
Da dort das Urbild selbst, vor irrdischem Gesichte,
In einem Strahlen-Meer sein flammend Haupt versteckt,
Und, unsichtbar vor vielem Lichte,
Mit seinem Glanz sich deckt.

Dort streckt das Wetterhorn den nie beflognen Gipfel,
Durch einen dünnen Wolken-Kranz;
Bestrahlt mit rosenfarbem Glanz,
Beschämt sein graues Haupt, das Schnee und Purpur schmücken,
Gemeiner Berge blauen Rücken.
Ja, alles was ich seh, des Himmels tiefe Höhen,
In dessen lichtem Blau die Erde grundlos schwimmt;
Die in der Luft erhabnen weissen Seen,
Worauf durchsichtig Gold und flüchtig Silber glimmt;
Ja alles was ich seh, sind Gaben vom Geschicke:
Die Welt ist selbst gemacht zu ihrer Bürger Glücke,
Ein allgemeines Wohl beseelet die Natur,
Und alles trägt des höchsten Gutes Spur.

Ich sann in sanfter Ruh dem holden Vorwurf nach,
Bis daß die Dämmerung des Himmels Farben brach,
Die Ruh der Einsamkeit, die Mutter der Erfindung,
Hielt der Begriffe Reyh' in schliessender Verbindung,
Und nach und nach verknüpft, kam mein verwirrter Sinn,
Uneinig mit sich selbst, zu diesen Worten hin:
Und dieses ist die Welt, worüber Weise klagen,
Die man zum Kerker macht, worinn sich Thoren plagen!
Wo mancher Mandewil des Guten Merkmahl mißt,
Die Thaten Bosheit würkt, und Fühlen Leiden ist.
Wie wird mir? Mich durchläuft ein Ausguß kalter Schrecken,
Der Schauplatz unsrer Noth beginnt sich aufzudecken.
Ich seh' die innre Welt, sie ist der Hölle gleich:
Wo Quaal und Laster herrscht, ist da wohl Gottes Reich?
Hier eilt ein schwach Geschlecht, mit immer vollem Herzen
Von eingebildter Ruh, und allzu wahrem Schmerzen,
Wo nagende Begier, und falsche Hofnung wallt,
Zur ernsten Ewigkeit. Im kurzen Aufenthalt
Des nimmer ruhigen und ungefühlten Lebens
Schnappt ihr betrogner Geist nach echtem Gut vergebens.
So wie ein fetter Dunst, der aus dem Sumpfe steigt,
Dem irren Wandersmann sich zum Verführen zeigt:
So lockt ein flüchtig Wohl, das Wahn und Sehnsucht färben,
Von Weh zu grösserm Weh, vom Kummer zum Verderben.
Nie mit sich selbst vergnügt sucht jeder ausserher
Die Ruh, die niemand ihm verschaffen kan als er;
Getrieben vom Gespenst stäts hungriger Begierden,
Sucht er in Arbeit Ruh, und Leichterung in Bürden:
Umsonst hält die Vernunft das schwache Steuer an,
Der Lüste wilde See spielt mit dem leichten Kahn,
Bis der auf seichtem Sand, und jener an den Klippen,
Ein untreu Ufer deckt mit trocknenden Gerippen.
Wer ists, der einen Tag von tausenden erlebt,
Den nicht in seine Brust die Reu mit Feuer gräbt?
Wo ist in seltnem Stern ein seliger gebohren,
Den dem Verdruß sein Recht auf einen Tag verlohren?
Was hilfts, daß Gott die Welt aufs angenehmste schmückt,
Wann ein verdeckter Feind uns den Genuß entrückt?
Aus unserm Herzen fließt des Unmuths bittre Quelle,
Ein unzufriedner Sinn führt bey sich seine Hölle.
Noch selig, wäre noch der Tage kurze Zahl
Für uns zugleich das Maaß des Lebens und der Quaal!
Ach Gott und die Vernunft giebt Gründe gröbrer Schrecken,
Vor jenem Leben kan kein Grabstein uns bedecken.
Nachdem der matte Geist die Jahre seiner Acht,
Verbannt in einen Leib, mit Elend zugebracht,
Schlägt über ihm die Noth mit voller Wuth zusammen,
Verzweiflung brennt in ihm mit nie geschwächten Flammen,
Und die Unsterblichkeit, das Vorrecht seiner Art,
Wird ihm zum Henker-Trank, der ihn zur Marter spart:
Im Haß mit seinem Gott, mit sich selbst ohne Frieden,
Von allem, was er liebt, auf immer abgeschieden,
Gepreßt von naher Quaal, geschreckt von ferner Noth,
Verflucht er ewig sich, und hoffet keinen Tod,

Elende Sterbliche! zur Pein erschaffne Wesen,
O daß Gott aus dem Nichts zum Seyn euch auserlesen!
O daß der wüste Stoff einsamer Ewigkeit,
Noch läg im öden Schlund der alten Dunkelheit!
Erbarmensvoller Gott! in einer dunkeln Stille,
Regiert der Welten Kreiß dein unerforschter Wille,
Dein Rathschluß ist zu hoch, sein Siegel ist zu fest,
Er liegt verwahrt in dir, wer hat ihn aufgelöst?
Dieß weiß ich nur von dir, dein Wesen selbst ist Güte,
Von Gnad und Langmuth wallt dein liebendes Gemüthe,
Du Sonne wirfest ja, mit gleichem Vater-Sinn,
Den holden Lebens-Strahl auf alle Wesen hin.
O Vater! Rach und Haß sind fern von deinem Herzen,
Du hast nicht Lust an Quaal, noch Freud an unsern Schmerzen,
Du schufest nicht aus Zorn, die Güte war der Grund,
Bewegen eine Welt vor nichts den Vorzug fand.
Du warest nicht allein, dem du Vergnügen gönntest,
Du hiessest Wesen seyn, die du beglücken könntest,
Und deine Seligkeit, die aus dir selber fließt,
Schien dir noch seliger, so bald sie sich ergießt.
Wie daß, o Heiliger! du dann die Welt erwählet,
Die ewig sündiget, und ewig wird gequälet?
War kein vollkommner Riß im göttlichen Begriff,
Dem der Geschöpfe Glück nicht auch entgegen lief?

Doch wo gerath ich hin? wo werd ich hingerissen?
Gott fodert ja von uns zu thun, und nicht zu wissen,
Sein Will ist uns bekannt, er heißt die Laster fliehn,
Und nicht warum sie sind, vergebens sich bemühn.
Indessen, wann ein Geist, der Gottes Wesen schändet,
Die Einfalt, die ihm traut, mit falschem Licht verblendet,
Und aus der Oberhand des Lasters und der Pein
Lehrt schließen, wie die Welt, so muß der Schöpfer seyn;
Soll Manes im Triumph Gott und die Wahrheit führen?
Soll Gott verläumdet seyn, und uns kein Eifer rühren?
Ist stummer Glauben gnug, wann Irrthum kämpft mit Witz,
Und ihm zu widerstehn erwarten wir den Blitz?
Nein, also hat sich noch die Wahrheit nicht verdunkelt,
Daß nicht ihr reiner Strahl durch Dampf und Nebel funkelt:
So schwach ihr Glanz auch ist, kein Irrwisch bleibt vor ihr,
Ihr Stammeln hat mehr Kraft, als aller Lügen Zier.

O daß die Wahrheit selbst von ihrem Licht mir schenkte!
Daß dieses Himmels-Kind den Kiel mir selber lenkte!
Daß ihr sieghafter Schall, der durch die Herzen dringt,
Beseelte, was mein Mund ihr jetzt zu Ehren singt.

Zweytes Buch.

Im Anfang jener Zeit, die Gott allein beginnet,
Die ewig ohne Quell und unversiegen rinnet,
Gefiel Gott eine Welt, wo nach der Weisheit Rath,
Die Allmacht und die Huld auf ihren Schauplatz trat.
Verschiedner Welten Riß lag vor ihm ausgebreitet,
Und alle Möglichkeit war ihm zur Wahl bereitet:
Allein die Weisheit gieng auf die Vollkommenheit,
Der Welten trefflichste gewann die Würklichkeit.
Befruchtet mit der Kraft des Wesen-reichen Wortes
Gebiehrt das alte Nichts; den Raum des öden Ortes
Erfüllt verschiedner Zeug' die regende Gewalt
Erlieset, trennet, mischt, und schränkt ihn in Gestalt.
Das Dichte zog sich an, das Licht und Feuer ronnen,
Es nahmen ihren Platz die neugebohrnen Sonnen,
Die Welten welzten sich, und zeichneten ihr Gleiß,
Stäts flüchtig, stäts gesenkt, in dem befohlnen Kreiß.
Gott sah und fand es gut, allein das stumme Dichte,
Hat kein Gefühl von Gott, noch Theil an seinem Lichte;
Ein Wesen fehlte noch, dem Gott sich zeigen kan,
Gott bließ, und ein Begrif nahm Kraft und Wesen an.
So ward die Geister-Welt. Verschiedne Macht und Ehre
Vertheilt, nach Stuffen Art, die unzälbaren Heere,
Die, ungleich satt vom Glanz des mitgetheilten Lichts,
In langer Ordnung stehn von Gott zum öden Nichts.
Nach der verschiednen Reyh von fühlenden Gemüthern,
Vertheilte Gott den Trieb nach angemeßnen Gütern:
Der Art Vollkommenheit ward als zum Ziel gesteckt,
Wohin der Geister Wunsch aus eignem Zuge zweckt:
Doch hielt den Willen nur das zarte Band der Liebe,
So daß zur Abart selbst das Thor geöfnet bliebe,
Und nie der Sinn so sehr zum Guten sich bewegt,
Daß nicht sein erster Wink die Wagschal überschlägt.
Dann Gott liebt keinen Zwang, die Welt mit ihren Mängeln,
Ist besser als ein Reich von Willen-losen Engeln;
Gott hält vor ungethan, was man gezwungen thut,
Der Tugend Uebung selbst wird durch die Wahl erst gut.
Gott sah von Anfang wohl, wohin die Freyheit führet,
Daß ein Geschöpf sich leicht bey eignem Licht verlieret,
Daß der verbundne Leib zu viel vom Geiste heischt,
Und das Gewühl der Welt den schwachen Sinn berauscht,
Und ein gemeßner Geist nicht stäts die Kette findet,
Die den besondern Satz an den gemeinen bindet.
Zu Gottes Freund' ersehn, zu edel für die Zeit,
Vergißt er allzu leicht den Wehrt der Ewigkeit:
Des äußern Zauberglanz verdeckt die inn're Blösse,
Die stärkre Gegenwart erdrückt des fernern Grösse;
Wer ists, der allemal der Neigung Stuffe mißt,
Wo nur das Mittel gut, sonst alles Laster ist?
Kein endlich Wesen kennt das Mitseyn aller Sachen,
Und die Allwissenheit kan erst unfehlbar machen.

Gott sah dieß alles wohl, und doch schuf er die Welt,
Kan etwas weiser seyn, als das, was Gott gefällt?
Gott, der im Reich der Welt sich selber zeigen wollte,
Sah daß, wann alles nur aus Vorschrift handeln sollte,
Die Welt ein Uhrwerk wird, von fremden Trieb beseelt,
Und keine Tugend bleibt, wo Macht zum Laster fehlt.
Gott wollte, daß wir ihn aus Kenntniß sollen lieben,
Und nicht aus blinder Kraft von ungewählten Trieben:
Er gönnte dem Geschöpf den unschätzbaren Ruhm,
Aus Wahl ihm hold zu seyn, und nicht aus Eigenthum.
Der Thaten Unterschied wird durch den Zwang gehoben,
Wir loben Gott nicht mehr, wann er uns zwingt zu loben;
Gerechtigkeit und Huld, der Gottheit Arme ruhn,
So bald Gott alles würkt, und wir nichts selber thun.
Drum überließ auch Gott die Geister ihrem Willen,
Und dem Zusammenhang, woraus die Thaten quillen,
Doch so, daß seine Hand der Welten Steur behielt,
Und der Natur ihr Rad muß stehn, wann er befiehlt.

So kamen in die Welt die neu-erschaffnen Geister,
Vollkommenes Geschöpf von dem vollkommnen Meister;
In ihnen war noch nichts, das nicht zum Guten trieb,
Kein Zug, der an die Stirn nicht ihren Ursprung schrieb:
Ein jedes Einzle war in seiner Art vollkommen.
Dem war wohl mehr verliehn, doch jenem nichts benommen.

Der einen Wesen ward vom Irrdischen befreyt,
Sie blieben näher Gott' an Art und Herrlichkeit.
Euch kennt kein Sterblicher ihr himmlischen Naturen!
Von eurer Trefflichkeit sind in uns wenig Spuren:
Nur dieses wissen wir, daß, über uns erhöht,
Ihr auf dem ersten Platz der Reyh der Wesen steht.
Vielleicht empfangen wir, bey trüber Dämmrung Klarheit,
Nur durch fünf Oefnungen den schwachen Strahl der Wahrheit;
Da ihr, bey vollem Tag, das heitere Gemüht
Durch tausend Pforten füllt, und alles an euch sieht.
Daß, wie das Licht für uns erst wird mit unsern Augen,
Ihr tausend Wesen kennt, die wir zu sehn nicht taugen;
Und wie sich unser Aug am Kleid der Dinge stößt,
Vor eurem scharfen Blick sich die Natur entblößt.
Vielleicht findt auch bey uns der Eindruck der Begriffe,
Im allzuseichten Sinn, nicht gnug Gehalt und Tiefe,
Da bey euch alles haft, und, sicher vor der Zeit
Sich die lebhafte Spur, so oft ihr wünscht, verneut.
Vielleicht, wie unser Geist, gesperrt in enge Schranken,
Nicht Platz genug enthält zugleich für zwey Gedanken,
In euch der ofne Sinn des vielen fähig ist,
Und den zu breiten Raum kein einzler Eindruck mißt.
Doch unser Wissen ist hierüber nur Vermuthen,
Genug der Engel Sinn war ausgerüst zum Guten,
Ihr Trieb zur Tugend war so stark als ihr Verstand,
Sie sehnten sich nach Gott als ihrem Vaterland,
Und ewiglich bemüht mit Loben und Verehren,
War all ihr Wunsch, ihr Licht zu Gottes Ruhm zu mehren.

Fern unter ihnen hat das sterbliche Geschlecht,
Im Himmel und im Nichts, sein doppelt Bürgerrecht.
Aus ungleich festem Stoff hat Gott es auserlesen,
Halb zu der Ewigkeit, halb aber zum Verwesen:
Zweydeutig Mittelding von Engeln und von Vieh,
Es überlebt sich selbst, es stirbt und stirbet nie.

Auch wir, ach! waren gut: der Welt beglückte Jugend
Sah nichts, so weit sie war, als Seligkeit und Tugend;
Auch in uns prägte Gott sein majestätisch Bild,
Er schuf uns etwas mehr, als Herren vom Gewild.
Er legte tief in uns zwey unterschiedne Triebe.
Die Liebe für sich selbst, und seines Nächsten Liebe.

Die eine niedriger, doch damals ohne Schuld,
Ist der fruchtbare Quell von Arbeit und Gedult:
Sie schwingt den Geist empor, sie lehrt die Ehre kennen,
Sie flammt das Feuer an, womit die Helden brennen,
Und führt im steilen Pfad, wo Tugend Dornen streut,
Den Welt-vergeßnen Sinn nach der Vollkommenheit.
Sie wacht für unser Heil, sie lindert unsern Kummer,
Versöhnt uns mit uns selbst, und stört des Trägen Schlummer.
Sie zeiget uns, wie heut für morgen sorgen muß,
Und speiset ferne Noth mit altem Ueberfluß.
Sie dämpft des Kühnen Wuth, sie waffnet die Verzagten;
Sie macht das Leben werth im Auge der Geplagten;
Sie sucht im rauhen Feld des Hungers Gegengift;
Sie kleidet Nackende vom Raub der fetten Trift;
Sie bahnete das Meer zur Beyhülf unsres Reisens;
Sie fund den ersten Brand im Zweykampf Stein und Eisens;
Sie grub ein Erzt hervor, das alle Thiere zwang;
Sie kocht aus einem Kraut der Schmerzen Leichterung;
Sie spähte der Natur verborgne Eigenschaften;
Sie wafnete den Sinn mit Kunst und Wissenschaften.
O daß sie doch so oft, vor zartem Eifer blind,
In eingebildtem Glück ein würklich Elend findt!

Viel edler ist der Trieb, der uns für andre rühret,
Vom Himmel kömmt sein Brand, der keinen Rauch gebiert;
Von seinem Ebenbild, das Gott den Menschen gab,
Drückt deutlicher kein Zug sein holdes Urbild ab:
Sie, diese Liebe, war der Menschen erste Kette,
Sie macht uns bürgerlich, und sammelt uns in Städte;
Sie öfnet unser Herz beym Anblick fremder Noth,
Sie theilt mit Dürftigen ein gern gemisset Brodt,
Und würkt in uns die Lust, vom Titus oft verlanget,
Wann ein verwandt Geschöpf von uns sein Glück empfanget.
Die Freundschaft stammt von ihr, der Herzen süsse Kost,
Die Gott, in so viel Noth, uns gab zum letzten Trost:
Sie steckt die Fackeln an, bey deren holdem Scheinen,
Zu beyder Seligkeit, zwey Seelen sich vereinen;
Das innige Gefühl, der Herzen erste Schuld,
Ist ein besondrer Zug der allgemeinen Huld.
Sie ist, was tief in uns für unsre Kinder lodert,
Sie macht die Müh zur Lust, die ihre Schwachheit fodert,
Sie ist des Blutes Ruf, der für die Kleinen steht,
Und unser innerstes, so bald er spricht, umdreht.
Ja auch dem Himmel zu gehn ihre reinen Flammen,
Sie leiten uns zu Gott, aus dessen Huld sie stammen,
Ihr Trieb zieht ewiglich dem liebenswürd'gen zu,
Und findt erst im Besitz des Höchsten Gutes Ruh.

Noch weiter wollte Gott für unsre Schwachheit sorgen:
Ein wachsames Gefühl liegt in uns selbst verborgen,
Das nie dem Uebel schweigt, und immer leicht versehrt,
Zur Rache seiner Noth den ganzen Leib empört.
Im zärtlichen Gebäu von wunderkleinen Schläuchen,
Die jedem Theil von uns die Kraft und Nahrung reichen,
Bräch alles Uebermaaß den schwachen Faden ab,
Und die Gesundheit selbst führt unvermerkt zum Grab.
Allein im weichen Mark der zarten Lebens-Sehnen
Wohnt eine geheimer Reitz, der zwar ein Brunn der Thränen,
Doch auch des Lebens ist, der wider einen Feind
Der sonst wohl unerkannt uns auszuhölen meint,
Uns zwingt zum Widerstand; er schließt die regen Nerven
Vor Frost und Salze zu, verstöpselt alle Schärfen
Durch Zufluß süssen Safts, und kühlt gesalznes Blut
Durch Zwang vom heissen Durst, mit Strömen dünner Flut.
In allen Arten Noth, die unsre Glieder fäulet,
Ist Schmerz der bittre Trank, womit der Leib sich heilet.

Weit nöthiger liegt noch, im innersten von uns,
Der Werke Richterin, der Probstein unsers Thuns:
Vom Himmel stammt ihr Recht; er hat in dem Gewissen,
Die Pflichten der Natur den Menschen vorgerissen:
Er grub mit Flammenschrift in uns des Lasters Scheu,
Und ihren Nachgeschmack die bittre Kost der Reu.
Ein Geist, wo Sünde herrscht, ist ewig ohne Frieden,
Sie macht uns selbst zur Höll' und wird doch nicht gemieden!

Versehn zu Sturm und See, in allem wohl bestellt,
Betraten wir nunmehr das weite Meer der Welt.
Die Werkzeug unsers Glücks sind allen gleich gemessen,
Jedweder hat sein Pfund, und niemand ist vergessen.
Zwar in der Seele selbst herrscht Maaß und Unterscheid,
Das Glück der Sterblichen will die Verschiedenheit;
Die Ordnung der Natur zeugt minder Gold als Eisen,
Der Staaten schlechtester ist der von eitel Weisen:
Der eingetheilte Witz ist nirgend unfruchtbar,
Und jeder füllt den Ort, der für ihn ledig war.

Dort würkt ein hoher Geist, betrogen vom Geschicke,
Nur um sich selbst besorgt, an seines Landes Glücke:
Wann hier ein niedrer Sinn, mit Schweiß und Brod vergnügt,
Des Grossen Unterhalt im heissen Feld erpflügt.
Hier sucht ein weiser Mann, bey Nacht und stillem Oele,
Des Körpers inn're Kraft, das Wesen seiner Seele,
Wann dort mit schwächrem Licht, gleich nützlich in der That,
Ein Weib sein Hauß beherrscht, und Kinder zieht dem Staat.

Doch nur im Herrath herrscht der Unterschied der Gaben,
Was jedem nöthig ist, muß auch ein jeder haben:
Kein Mensch verwildert so, dem eingebohrnes Licht,
Nicht, wann er sich vergeht, sein erstes Urtheil spricht.

Die Kraft von Blut und Recht erkennen die Huronen,
Die dort an Mitschigans beschneyten Ufern wohnen,
Und unterm braunen Süd fühlt auch der Hottentott
Die allgemeine Pflicht und der Natur Gebott.

Drittes Buch.

O Wahrheit! sage selbst, du Zeugin der Geschichte!
Wer machte Gottes Zweck und unser Glück zu nichte?
Wer war's, der wider Gott die Geister aufgebracht,
Und uns dem Laster hold, uns selber feind gemacht?

Verschieden war der Fall verschiedner Geister Orden:
Der einen Trefflichkeit ist ihr Verderben worden,
Die Kenntniß ihres Lichts gebahr ihr Finsterniß,
Sie hielten ihre Kraft für von sich selbst gewiß,
Und voll von ihrem Glanz, verdrüßlich aller Schranken,
Mißkannten sie den Gott, dem sie ihn sollten danken.
Ihr allzu starker Trieb nach der Vollkommenheit
Ward endlich zum Gefühl der eignen Würdigkeit:
Ihr Stolz fieng an in Haß die Furcht vor Gott zu kehren,
Als ohne den sie selbst der Wesen erste wären.
So wich ihr Schwarm von Gott, dem Ursprung seines Lichts,
Ihr Glanz, entlehnt von Gott, fiel bald ins eigne Nichts;
Nichts blieb an ihnen gut. Gott hatten sie verlassen,
Der Liebe wahren Zweck verschwuren sie zu hassen,
Des höchsten Guts Genuß war ewiglich verscherzt,
Der Sinn wurd mißvergnügt, des Urtheils Licht geschwärzt.
In ihrem Wesen selbst, worinn sie sich versiegen,
Fand sich kein inn'rer Quell von stätigem Vergnügen,
Ihr Aufruhr rächte Gott, ihr Hochmuth ward zur Schmach,
Das Böse war gewählt, das Uebel folgte nach;
Bis daß Reu ohne Buß, Verzweiflung an dem Heile,
Und Mißgunst ohne Macht den Frevlern ward zum Theile,
Da dort die treue Schaar, die niemals Gott verließ,
In seiner Gegenwart, der Geister Paradieß
Und Tag fand ohne Nacht, da ewig hoh und steigend
Ihr Stand der Gottheit nah't, und keinen Eckel zeugend
In der Begierd genießt, und im Genuß begehrt,
Und ihren Geist mit Licht, das Herz mit Wollust nährt,

Das Uebel, dessen Macht den Himmel konnte mindern,
Fand wenig Widerstand bey Adams schwachen Kindern.
Ein stäter Bilder-Kreiß schwebt spielend vor dem Sinn,
Der wählt zur Gegenwart, behält und sendet hin:
Bald hatte Lust und Zier das ernstliche verdrungen,
Der Müh und Tugend Bild schien trocken und gezwungen,
Die Seele hängte sich an Ruh und Lustbarkeit,
Der Tugend Kraft nahm ab durch die Abwesenheit
Auch lockt der Leib zur Lust mit zärtlicher Verbindung,
Bedacht wich dem Genuß, und Kenntniß der Empfindung;
Zudem was endlich ist, kan nicht unfehlbar seyn,
Das Uebel schlich sich auch in uns durch Irrthum ein.
Der schwache Geist verlohr der Neigungen Verwaltung,
Wir wendeten in Gift die Mittel der Erhaltung,
Die Triebe der Natur mißkennten Ziel und Maaß,
Bis das, was himmlisch war, sein hoh Geschick vergaß.
Der Schönheit Liebe trieb zu unerlaubten Lüsten,
Die Sorg' um Unterhalt zu Haß und bittren Zwisten;
Der Ehre rege Sucht schwoll in den Herzen auf.
Gewissen und Vernunft hemmt zwar des Uebels Lauf,
Doch ihr verhaßter Mund, voll unberedter Lehren,
Lehrt allein das Recht, zu tadeln, nicht zu wehren.

Wir alle sind verderbt, der allgemeine Gift
Ist beyde Welten durch den Menschen nachgeschift.
Geld, Ehr und Wollust herrscht, so weit der Mensch gebietet,
Und alles was ein Herz, von diesen schwanger, brütet:
Betrug mit falschem Blick, die Lust an andrer Leid,
Verachtung fremden Werths, Verläumdung, Brut vom Neid,
Verführung schwacher Zucht, der Gottesdienst des Bauches,
Fruchtloser Müssiggang, der Hunger eitlen Rauches,
Und so viel Seuchen mehr, von denen undurchwühlt,
Kein Herz mehr übrig bleibt, das echte Frucht erzielt.
Verschiedene Gestalt bedeckt die Ungeheuer,
Die Kunst der Ehrbarkeit leyht manchen ihren Schleyer,
Wann andrer, die die Scheu mit keiner Larve deckt,
Erbohrne Häßlichkeit die Augen trotzt und schreckt.
Geringer Unterschied! der auf der Haut nur liget,
Nicht in das innre dringt, und niemand mehr betrieget:
Noch Zeit, noch Land, noch Schwung vermag auf die Natur,
Der Quell fließt überall, der Auslauf ändert nur.

Vergebens rühmt ein Volk die Unschuld seiner Sitten,
Es ist nur jünger schlimm, und minder weit geschritten:
Der Lappen ewig Eiß, wo, allzu tief geneigt,
Die Sonne keinen Reitz zur Ueppigkeit erzeugt,
Schließt nicht die Laster aus, sie sind wie wir hinlässig,
Geil, eitel, geitzig, träg, mißgünstig und gehässig,
Und was liegt dann daran, bey einem bittren Zwist,
Ob Fisch-Fett oder Gold des Zweyspalts Ursach ist?

Wer von der Tugend weicht, entsaget seinem Glücke:
Und beugt sein Engels-Recht zu eines Thiers Geschicke.
Die Pflichten sind der Weg, den Gott zur Wohlfahrt giebt,
Ein Herz, wo Laster herrscht, hat nie sich selbst geliebt.
Von aussen fließt kein Trost, wann uns das inn're quälet,
Uns eckelt der Genuß, so bald die Nothdurft fehlet:
Die Schätze dieser Welt sind nur des Leibes Heil,
Der wahre Mensch, der Geist, nimmt daran keinen Theil,
So bleibt der müde Geist bey falschen Gütern öde,
Der Eckel im Genuß entdeckt das inn're Blöde,
Nie froh vom itzigen, stäts wechselnd, keinem treu,
Erfährt der Glücklichste, wie nichtig alles sey.
Vergebens übertrift das Schicksal unsre Bitten,
Die Welt hat Philipps Sohn, und nicht die Ruh erstritten:
Ein Thor rennt nach dem Glück, kein Ziel schließt seine Bahn,
Wo er zu enden meint, fängt er von neuem an.

Doch auch das Schatten-Glück erfreut den Menschen selten,
Weil Gold und Ehre nichts als durch den Vorzug gelten:
Die Güter der Natur sind endlich und gezählt,
Die einen werden groß von dem, was andern fehlt:
Ein Sieger wird berühmt durch tausend andrer Leichen,
Und ganzer Dörfer Noth macht einen ein'gen Reichen:
Der Schönen holdes Ja, die einem sich ergiebt,
Verurtheilt die zur Qual, die da, wo er geliebt.

Wir streiten in der Welt um diese falschen Güter,
Der Eifer, nicht der Werth, erhitzet die Gemüther;
Wie Kinder (wer ist nicht in einem Stück ein Kind)
Oft um ein streitig Nichts sich in den Haaren sind,
Bald dieß bald jenes siegt, und trotzet mit dem Ballen,
Bey keinem bleibt die Lust, und der Verdruß bey allen.
Wir schwitzen, kümmern, flehn, verschwenden Zeit und Blut,
Was wir von Gott erpreßt, ist endlich keinem gut.

So findt man wahre Noth, wo man Vergnügen suchet,
Der Zepter wird so oft, als wie der Pflug, verfluchet.
Die Furcht, der Seele Frost, der Flammenstrom, der Zorn,
Die Rachsucht ohne Macht, des Kummers tiefer Dorn,
Die wache Eifersucht, bemüht nach eignem Leide,
Erhitzte Ungeduld, der theure Preiß der Freude,
Der Liebe Folter-Bett, der öden Stunden Last,
Fliehn von der Hütten Stroh, und herrschen im Pallast.
Noch stärker peitscht den Geist das zornige Gewissen,
Noch Macht, noch Haß von Gott befreyt von seinen Bissen;
Sein fürchterlicher Ruf dringt in der Fürsten Saal,
In Gold und Purpur bebt Octaviens Gemahl,
Und siehet, wo er geht, so sehr er sucht zu schlafen,
Vor ihm den ofnen Schlund voll unfehlbarer Strafen.

Der Leib, das Meisterstück der körperlichen Pracht,
Folgt seinem Gaste bald, und fühlt des Uebels Macht.
Vollkommen hatt' er einst, geschickt zu Gottes Bilde,
Die Unschuld noch zum Arzt, und Einigkeit zum Schilde,
Dem Tode minder nah, und vielleicht frey davon,
Nahm er Theil an der Lust, und nimmt itzt Theil am Lohn:
Die Zeit muß seit dem Fall ihr Sandglas gäher stürzen,
Die Mordsucht grub ein Erzt, die kurze Frist zu kürzen,
Tod, Schmerz und Krankheit wird ergraben und erschifft,
Und unsre Speise macht der Ueberfluß zum Gift.
Der Sorgen Wurm verzehrt den Balsam unsrer Säfte,
Der Wollust gäher Brand verschwendt des Leibes Kräfte,
Gefaulet, abgenutzt, und nur zum Leiden stark
Eilt er zur alten Ruh, und sinket nach dem Sark.

Der Geist von allem fern, womit er sich bethöret,
Sieht sich in einer Welt, wovon ihm nichts gehöret,
Nur geht mit ihm ins Reich der öden Dunkelheit,
Ein unerträglich Bild der eignen Häßlichkeit.
Geld, Ehre, Wollust, Tand, wornach er sich gesehnet,
Verblendung, Selbstbetrug, worauf er sich gelehnet,
Witz, Anspruch, Wissenschaft, der Eigenliebe Spiel,
Von allem bleibt ihm nichts, als des Verlusts Gefühl.

Der Sachen Unterschied ist bey ihm umgedrehet,
Er hasst was er geliebt, und ehrt was er verschmähet,
Und brächte, könnt es seyn, jedweden Augenblick
Worinn er sich versäumt, mit Jahren Pein zurück.
Die Wahrheit, deren Kraft der Welt Gewühl verhindert,
Findt nichts, das ihr Gefühl in dieser Wüste mindert,
Ihr fressend Feu'r durchgräbt das Inn're der Natur,
Und sucht im tiefsten Mark des Uebels mindste Spur:
Das Gute, das versäumt, das Böse, so begangen,
Die Mittel, die verscherzt, sind eitel Folter-Zangen,
Von späterNachreu heiß. Er leidet ohne Frist,
Weil er gepeiniget, und auch der Henker ist.
O selig jene Schaar, die von der Welt verachtet,
Der Dinge wahren Werth, und nicht den Wahn betrachtet,
Und treu dem inn'ren Ruf, der sie zum Helle schreckt,
Sich ihre Pflicht zum Ziel von allen Thaten steckt.
Gesetzt, daß Welt und Hohn, und Armuth sie mißhandeln,
Wie angenehm wird einst ihr Schicksal sich verwandeln,
Wann dort, beym reinen Licht, ihr Geist sich selbst gefält,
Das überwundne Leid zu seiner Wollust hält,
Und innig hold mit Gott, dem Urbild ihrer Gaben,
Sie Gott, das höchste Gut, in späterNähe haben.

Indessen ist die Welt, die Gott zu seinem Ruhm,
Und unserm Glücke schuf, des Uebels Eigenthum;
In allen Arten ist das Loos des Guten kleiner,
Wo tausend gehn zur Qual, entrinnt zur Wohlfahrt einer,
Und für ein zeitlich Glück, daß keiner rein genießt,
Folgt ein unendlich Weh, das keine Ruh beschließt.
O Gott voll Gnad' und Recht, darf ein Geschöpfe fragen,
Wie kan mit deiner Huld sich unsre Qual vertragen?
Vergnügt o Vater dich der Kinder Ungemach?
War deine Lieb' erschöpft? war deine Allmacht schwach?
Und konnte keine Welt des Uebels ganz entbehren,
Wie liessest du nicht eh ein ewig Unding währen?

Verborgen sind o Gott! die Wege deiner Huld,
Was in uns Blindheit ist, ist in dir keine Schuld.
Vielleicht, daß dermaleinst die Wahrheit, die ihn reinigt,
Den umgegoßnen Geist durch lange Qualen reinigt,
Und, nun dem Laster feind, durch dessen Frucht gelehrt,
Der Willen, umgewandt, sich ganz zum Guten kehrt:
Daß Gott die späte Reu sich endlich läßt gefallen,
Uns alle zu sich zieht, und alles wird in allen.
Dann seine Güte nimmt, auch wann sein Mund uns droht,
Noch Maaß noch Schranken an, und hasset unsern Todt.
Vielleicht ersetzt das Glück vollkommener Erwählten
Den minder tiefen Grad der Schmerzen der Gequälten;
Vielleicht ist unsre Welt, die wie ein Körnlein Sand
Im Meer der Himmel schwimmt, des Uebels Vaterland!
Die Sterne sind vielleicht ein Sitz verklärter Geister,
Wie hier das Laster herrscht, ist dort die Tugend Meister,
Und dieses Punct der Welt von minder Treflichkeit
Dient in dem grossen All zu der Vollkommenheit:
Und wir, die wir die Welt im kleinsten Theile kennen,
Urtheilen auf ein Stück, das wir von Abhang trennen.

Dann Gott hat uns geliebt, wem ist der Leib bewußt?
Sagt an, was fehlt daran zur Nutzbarkeit und Lust?
Seht den Zusammenhang, die Eintracht in den Kräften,
Wie jedes Glied sich schickt zu menschlichen Geschäften,
Wie jeder Theil für sich, und auch für andre sorgt,
Das Herz vom Hirn den Geist, dieß Blut von jenem borgt:
Wie im bequemsten Raum sich alles schicken müssen,
Wie aus dem ersten Zweck noch andre Nutzen fliessen,
Der Kreiß-Lauf uns belebt, und auch vor Fäulung schützt,
Der ausgebrauchte Theil von uns sich selbst verschwitzt,
Und unser ganzer Bau ein stätes Muster scheinet
Von höchster Wissenschaft, mit höchster Huld vereinet.
Soll Gott, der diesen Leib, der Maden Speis' und Wirth,
So väterlich versorgt, so prächtig ausgeziert,
Soll Gott den Menschen selbst, die Seele nicht mehr schätzen?
Dem Leib sein Wohl zum Ziel, dem Geist sein Elend setzen?

Nein, deine Huld, o Gott! ist allzu offenbar,
Die ganze Schöpfung legt dein liebend Wesen dar:
Die Huld, die Raben nährt, wird Menschen nicht verstossen,
Im Kleinen ist er groß, unendlich groß im Grossen.

Wer zweifelt dann daran? ein undankbarer Knecht:
Drum werde was du willst, dein Wollen ist gerecht.
Noch Unrecht noch Versehn kan vom Allweisen kommen,
Du bist an Macht, an Gnad, an Weißheit ja vollkommen.
Wann unser Geist gestärkt, deinlust dein Licht verträgt,
Und sich des Schicksals Buch vor unsre Augen legt,
Wann du der Thaten Grund uns würdigest zu lehren,
Dann werden alle dich, o Vater! recht verehren,
Und kündig deines Raths, den blinden Spötter schmähn,
In der Gerechtigkeit nur Gnad und Weißheit sehn.

Trauer-Ode,

beym Absterben seiner geliebten Mariane,*) Nov. 1736.

Soll ich von deinem Tode singen?
O Mariane! welch ein Lied!
Wann Seufzer mit den Worten ringen,
Und ein Begriff den andern flieht.
Die Lust, die ich an dir gefunden,
Vergrössert letzund meine Noth;
Ich öffne meines Herzens Wunden,
Und fühle nochmals deinen Tod.

Doch meine Liebe war zu heftig,
Und du verdienst sie allzu wohl,
Dein Bild bleibt in mir viel zu kräftig,
Als daß ich von dir schweigen soll.
Es wird, im Ausdruck meiner Liebe,
Mir etwas meines Glückes neu;
Als wann von dir mir etwas bliebe,
Ein zärtlich Abbild unsrer Treu.

Nicht Reden, die der Witz gebieret,
Nicht Dichter-Klagen fang ich an;
Nur Seufzer, die ein Herz verlieret,
Wann es sein Leid nicht fassen kan.
Ja, meine Seele will ich schildern,
Von Lieb' und Traurigkeit verwirrt,
Wie sie, ergetzt an Trauer-Bildern,
In Kummer-Labyrinthen irrt.

Ich seh dich noch wie du erblaßtest,
Wie ich verzweifelnd zu dir trat,
Wie du die letzten Kräfte fastest,
Um noch ein Wort, das ich erbat.
O Seele voll der reinsten Triebe!
Wie ängstig warst du für mein Leid?
Dein letztes Wort war Huld und Liebe,
Dein letztes Thun Gelassenheit.

Wo flieh ich hin? in diesen Thoren
Hat jeder Ort, was mich erschreckt!
Das Haus hier, wo ich dich verlohren;
Der Tempel dort, der dich bedeckt;
Hier Kinder . . . Ach! mein Blut muß lodern
Beym zarten Abdruck deiner Zier,
Wann sie dich stammelnd von mir fodern;
Wo flieh ich hin? ach! gern zu dir.

O soll mein Herz nicht um dich weinen!
Hier ist kein Freund dir nah als ich.
Wer riß dich aus dem Schooß der deinen?
Du liessest sie, und wählest mich.
Dein Vaterland, dein Recht zum Glücke,
Das dein Verdienst und Blut dir gab,
Die sind's, wovon ich dich entrücke,
Wohin zu eilen? in dein Grab.

Dort in den bittern Abschieds-Stunden,
Wie deine Schwester an dir hieng,
Wie, mit dem Land gemach verschwunden,
Sie unserm letzten Blick entging;
Sprachst du zu mir, mit holder Güte,
Die mit gelaßner Wehmuth stritt;
Ich geh mit ruhigem Gemüthe,
Was fehlt mir? Haller kömmt ja mit.

Wie kan ich ohne Thränen denken
An jenen Tag, der dich mir gab?
Noch jetzt mischt Lust sich mit dem Kränken,
Entzückung löst mit Wehmuth ab.

---

*) Aeltester Tochter des Hrn. Samuel Wyß, Herrn zu Mathod und la Mothe, und Marien von Dießbach, die der Verfasser den 19. Febr. 1731 geheyrathet, und den 30. Oct. 1736 durch den Tod verlohren hat, da er eben einen Monat vorher in Göttingen angekommen war.

Wie zärtlich war dein Herz im Lieben,
Das Schönheit, Stand und Gut vergaß,
Und mich, allein nach meinen Trieben,
Und nicht nach meinem Glücke maß.

Wie bald verliessest du die Jugend,
Und flohst die Welt um mein zu seyn;
Du miedst den Weg gemeiner Tugend,
Und wareſt schön für mich allein.
Dein Herz hing ganz an meinem Herzen,
Und sorgte nicht für dein Geschick;
Voll Angſt, bey meinem kleinſten Schmerzen,
Entzückt auf einen frohen Blick.

Ein nie am Eiteln foſter Wille,
Der ſich nach Gottes Fügung bog;
Vergnüglichkeit und ſanfte Stille,
Die weder Muth noch Leid bewog;
Ein Vorbild klüger Zucht an Kindern,
Ein ohne Blindheit zartes Herz;
Ein Herz, gemacht mein Leid zu lindern;
War meine Luſt, und iſt mein Schmerz.

Ach! herzlich hab ich dich geliebet,
Weit mehr als ich dir kund gemacht,
Mehr als die Welt mir Glauben giebet,
Mehr als ich ſelbſt vorhin gedacht.
Wie oft, wann ich dich innigſt küßte,
Erzitterte mein Herz und ſprach!
Wie! wann ich Sie verlaſſen müßte!
Und heimlich folgten Thränen nach.

Ja, mein Betrübniß ſoll noch währen,
Wann ſchon die Zeit die Thränen hemmt:
Das Herz kennt andre Arten Zähren,
Als die die Wangen überſchwemmt.
Die erſte Liebe meiner Jugend,
Ein innig Denkmahl deiner Huld,
Und die Verehrung deiner Tugend,
Sind meines Herzens ſtäte Schuld.

Im dickſten Wald, bey finſtern Buchen,
Wo niemand meine Klagen hört,
Will ich dein holdes Bildniß ſuchen,
Wo niemand mein Gedächtniß ſtört.
Ich will dich ſehen, wie du giengeſt
Wie traurig, wann ich Abſchied nahm;
Wie zärtlich, wann du mich umfiengeſt;
Wie freudig, wann ich wieder kam.

Auch in des Himmels tiefer Ferne,
Will ich im Dunkeln nach dir ſehn,
Und forſchen, weiter als die Sterne,
Die unter deinen Füſſen drehn.
Dort wird jetzt deine Unſchuld glänzen
Vom Licht verklärter Wiſſenſchaft:
Dort ſchwingt ſich aus den alten Gränzen,
Der Seele neu entbundne Kraft.

Dort lernſt du Gottes Licht gewöhnen,
Sein Rath wird Seeligkeit für dich;
Du miſcheſt, mit der Engel Tönen,
Dein Lied, und ein Gebet für mich.
Du lernſt den Nutzen meines Leidens,
Gott ſchlägt des Schickſals Buch dir auf:
Dort ſteht die Abſicht unſers Scheidens,
Und mein beſtimmter Lebens-Lauf.

Vollkommenſte! die ich auf Erden
So ſtark, und doch nicht gnug geliebt;
Wie liebens-würdig wirſt du werden!
Nun dich ein himmliſch Licht umgiebt,
Mich überfällt ein brünſtig Hoffen,
O! ſprich zu meinem Wunſch nicht nein
O! halt die Arme für mich offen!
Ich eile, ewig dein zu ſeyn.

Doris.

Des Tages Licht hat ſich verdunkelt,
Der Purpur, der im Weſten funkelt,
Erblaſſet in ein falbes Grau;
Der Mond erhebt die Silber-Hörner,
Die kühle Nacht ſtreut Schlummer-Körner,
Und träuft die trockne Welt mit Thau.

Komm, Doris, komm zu jenen Buchen,
Laß uns den ſtillen Grund beſuchen,
Wo nichts ſich regt, als ich und du.
Nur noch der Hauch verliebter Weſte
Belebt das ſchwanke Laub der Aeſte,
Und winket dir liebkoſend zu.

Die grüne Nacht belaubter Bäume,
Lockt uns in Anmuths-volle Träume,
Worein der Geiſt ſich ſelber wiegt:
Er zieht die ſchweifenden Gedanken
In angenehm verengte Schranken,
Und lebt mit ſich allein vergnügt.

Sprich Doris! fühlſt du nicht im Herzen
Die zarte Regung ſanfter Schmerzen,
Die ſüſſer ſind, als alle Luſt?
Strahlt nicht dein holder Blick gelinder?
Rollt nicht dein Blut ſich ſelbſt geſchwinder,
Und ſchwellt die Unſchulds-volle Bruſt?

Ich weiß, daß ſich dein Herz befraget,
Und ein Begriff zum andern ſaget:
Wie wird mir doch? Was fühle ich?
Mein Kind! du wirſt es nicht erkennen,
Ich aber werd es leichtlich nennen,
Ich fühle mehr als das für dich.

Du ſtaunſt; es regt ſich deine Tugend,
Die holde Farbe keuſcher Jugend
Deckt dein verſchämtes Angeſicht:
Dein Blut wallt von vermiſchtem Triebe,
Der ſtrenge Ruhm verwirft die Liebe,
Allein dein Herz verwirft ſie nicht.

Mein Kind erheitre deine Blicke,
Ergieb dich nur in dein Geſchicke,
Dem nur die Liebe noch gefehlt.
Was willſt du dir dein Glück mißgönnen?
Du wirſt dich doch nicht retten können,
Wer zweifelt, der hat ſchon gewählt.

Der ſchönſten Jahre friſche Blüthe
Belebt dein aufgeweckt Gemüthe,
Darein kein ſchlaffer Kaltſinn ſchleicht;
Der Augen Glut quillt aus dem Herzen,
Du wirſt nicht immer fühllos ſcherzen,
Wen alles liebt, der liebet leicht.

Wie? ſolte dich die Liebe ſchrecken!
Mit Schaam mag ſich das Laſter decken,
Die Liebe war ihm nie verwandt;
Sieh deine freudigen Geſpielen,
Du fühleſt, was ſie alle fühlen,
Dein Brand iſt der Natur ihr Brand.

O könnte dich ein Schatten rühren
Der Wolluſt, die zwey Herzen ſpüren,
Die ſich einander zugedacht,
Du forderteſt von dem Geſchicke
Die langen Stunden ſelbſt zurücke,
Die dein Herz müßig zugebracht.

Wann eine Schöne ſich ergeben
Für den, der für ſie lebt, zu leben,
Und ihr Verweigern wird ein Scherz:
Wann, nach erkannter Treu des Hirten,
Die Tugend ſelbſt ihn kränzt mit Myrten,
Und die Vernunft ſpricht wie das Herz;

Wann zärtlich Wehren, holdes Zwingen,
Verliebter Diebſtal, reizends Ringen
Mit Wolluſt beyder Herz berauſcht;
Wann der verwirrte Blick der Schönen,
Ihr ſchwimmend Aug, voll ſeichter Thränen,
Was ſie verweigert, heimlich heiſcht.

Wann sich = = = allein, mein Kind, ich schweige;
Von dieser Lust, die ich dir zeige,
Ist, was ich sage, kaum ein Traum;
Erwünschte Wehmuth, sanft Entzücken!
Was wagt der Mund euch auszudrücken?
Das Herz begreift euch selber kaum.

Du seufzest, Doris! wirst du blöde?
O selig! flößte meine Rede
Dir den Geschmack des Liebens ein;
Wie angenehm ist doch die Liebe?
Erregt ihr Bild schon zarte Triebe,
Was wird das Urbild selber seyn?

Mein Kind, genieß des frühen Lebens,
Sey nicht so schön für dich vergebens,
Sey nicht so schön für uns zur Qual:
Schilt nicht der Liebe Furcht und Kummer,
Des kalten Gleichsinns eckler Schlummer,
Ist unvergnügter tausendmal.

Zu dem, was hast du zu befahren?
Laß andre nur ein Herz bewahren,
Das, wers besessen, gleich verläßt:
Du bleibst der Seelen ewig Meister,
Die Schönheit fesselt dir die Geister,
Und deine Tugend hält sie fest.

Erwähle nur von unsrer Jugend,
Dein Reich ist ja das Reich der Tugend,
Doch, darf ich rathen, wähle mich.
Was hilft es lang sein Herz verhehlen?
Du kannst von hundert edlern wählen,
Doch keinen, der dich liebt, wie ich.

Ein andrer wird mit Ahnen prahlen,
Der mit erkauftem Glanze strahlen,
Der mahlt sein Feuer künstlich ab:
Ein jeder wird was anders preisen,
Ich aber habe nur zu weisen
Ein Herz, das mir der Himmel gab.

Trau nicht, mein Kind, jedwedem Freyer,
Im Munde trägt er doppelt Feuer,
Ein halbes Herz in seiner Brust:
Der, liebt den Glanz, der dich umgiebet,
Der, liebt dich, weil dich alles liebet,
Und der, liebt in dir seine Lust.

Ich aber liebe, wie man liebte,
Eh sich der Mund zum Seufzen übte,
Und Treu zu schwören ward zur Kunst:
Mein Aug ist nur auf dich gekehret,
Von allem, was man an dir ehret,
Begehr' ich nichts als deine Gunst.

Mein Feuer brennt nicht nur auf Blättern
Ich suche nicht dich zu vergöttern,
Die Menschheit ziert dich allzusehr:
Ein andrer kan gelehrter klagen,
Mein Mund weiß weniger zu sagen,
Allein mein Herz empfindet mehr.

Was siehst du furchtsam hin und wieder,
Und schlägst die holden Blicke nieder?
Es ist kein fremder Zeuge nah:
Mein Kind, kan ich dich nicht erweichen?
Doch ja, dein Mund giebt zwar kein Zeichen,
Allein dein Seufzen sagt mir Ja.

Karl Ludwig von Haller,

der Enkel des großen H., ward den 1. August 1768 zu Bern geboren, und schon 1795 als Sekretär des großen Rathes in seiner Vaterstadt angestellt, wanderte aber in Folge der politischen Umgestaltung seines Vaterlandes 1800 nach Deutschland aus und lebte hier meist in Erlangen und Weimar, seit 1803 aber als Kaiserlicher Hofkriegssekretär zu Wien. Ein Ruf als Professor der Geschichte an der Universität, führte ihn 1806 nach Bern zurück, wo er 1814 noch zum Mitglied des kleinen Stadtraths und des großen Kantonrathes ernannt wurde. Diese Aemter behielt er auch, obwohl nach seinem eignen Bekenntniß seit 1808 im Herzen katholisch und seit seinem am 17. October 1820 wirklich erfolgten geheimen Uebertritt zu der genannten Kirche auch auf wirkliche Verbreitung seines neuen Glaubens bedacht bis Anfangs 1821. In diesem Jahre entsetzte ihn die Berner Regierung in Berücksichtigung seines durch den Schwur des protestantischen Amtseides im December 1820 kund gewordenen Meineides aller seiner Würden und Rechte, bevor noch die gleich darauf folgende öffentliche Erklärung seines Uebertritts von seinem dermaligen Aufenthaltsorte, Paris, aus angelangt war. Seitdem lebte er in Paris, wo er 1824 eine Anstellung im Departement des Auswärtigen und das französische Bürgerrecht erhielt. Kurz vor 1830 wandte er sich nach Solothurn, ward dort ebenfalls mit dem Bürgerrecht beschenkt, kehrte aber bald nach Paris zurück und blieb dort als Professor an der école de chartes, bis die Juliusrevolution ihn nach Solothurn zurücktrieb. Hier verweilt er seitdem mit seinen Planen beschäftigt und 1834 zum Mitglied des kleinen Raths ernannt.

Seine Schriften sind:

Ueber den Patriotismus. Rede. Bern 1794.

Geschichte der Wirkungen und Folgen des östreichischen Feldzugs in der Schweiz. Weimar 1801. 2 Thle.

Denkmal der Wahrheit auf Lavater. Ebend. 1801.

Handbuch der allgemeinen Staatenkunde. Winterthur 1808.

Restauration der Staatswissenschaft. Ebendas. 1816 — 1820. 6. Band. Ebendas. 1825, der 5. Band noch nicht erschienen.

Ueber die Konstitution der spanischen Kortes. Ebendas. 1820.

Lettre à sa famille, pour lui déclarer son retour à l'église catholique, apostolique et romaine. Paris 1821. Französisch und deutsch mit Anmerkungen von Paulus. Stuttgart 1821. Deutsch von Studer. Bern 1821.

Da ein Urtheil über die Schriften dieses Mannes nicht gefällt werden kann, ohne seine Persönlichkeit und seine Handlungen scharf zu beleuchten, wir also jedenfalls die uns gezogenen Schranken überschreiten müßten und als Mitlebender keineswegs unpartheiisch zu bleiben vermöchten, so enthalten wir uns desselben durchaus, der strengen aber unbestechlich richtenden Nachwelt überlassend, denn die Acten über ihn, so viele Gegner und Ankläger sich auch fanden, sind noch nicht geschlossen, und unsere Zeit ist noch viel zu aufgeregt, als daß sie selbst den nach Unpartheilichkeit Strebenden vor Irrungen bewahren könnte.

Johann Christian Hallmann

ward 1650 in Schlesien geboren, studirte nach beendigter Schulbildung zu Breslau und Jena die Rechte, ließ sich darauf in Breslau als Advocat nieder und gerieth durch seinen Uebertritt zur katholischen Kirche in mancherlei unangenehme dauernde Verhältnisse mit seinen Gönnern und Verwandten. Er starb daselbst im Jahre 1704.

Von ihm hat man:

Trauer-, Freuden- und Schäferspiele. Breslau 1672. Ebendas. 1684.

Einige Schauspiele und Kleinigkeiten in damaligen Zeitschriften u. s. w.

Ein durchaus mittelmäßiger Jünger der Hoffmannswaldau-Lohensteinischen Schule.

Christian Gottlob Haltaus

ward 1702 zu Leipzig geboren, studirte auf den gelehrten Anstalten seiner Vaterstadt Philologie, ward Mag. derselben und vielleicht durch Mitwirkung seines besondern Gönners, des Hofraths Menke, 1734 zum Tertius an der dasigen Nikolaischule ernannt, stieg 1746 zum Konrektor und 1751 zum Rektor derselben und starb daselbst, wegen seiner Redlichkeit allgemein geliebt und betrauert, den 11. Februar 1758.

In lateinischer Sprache erschien von ihm:

Calendarium medii aevi, praecipue germanicum. Lipsiae 1729. Deutsch m. Zusätzen u. Berichtigungen v. Scheffer. Erlangen 1797, in 4.

Glossarium germanicum medii aevi cum praefatione J. G. Böhmii. Lipsiae 1759, 2 Vol. fol.

Wenn auch nicht als deutscher Schriftsteller, machte er sich doch als Forscher und Sammler sehr verdient um die gründlichere Kenntniß unserer Sprache und ihrer Bildung.

Johann Georg Hamann.

Dieser bei seinem Leben nicht ohne eigne Schuld so häufig verkannte originelle Denker und Magus des Nordens, wie er sich als Schriftsteller richtig bezeichnete, ward den 27 August 1730 zu Königsberg geboren und widmete sich anfangs, dem Wunsche seines Vaters gemäß, auf der dasigen Universität der Theologie. Aber Schwerfälligkeit der Zunge, schwaches Gedächtniß und Vorliebe für Kritik, Poesie und Philologie vermochte ihn, sich vorzüglich mit diesen Wissenschaften zu beschäftigen und die Rechte wenigstens dem Namen nach zu seinen Berufsstudien zu machen. Nach Vollendung derselben kam er als Hofmeister 1752 in das Haus der Baronin von Budberg in Kurland, 1753 in das des Generals von Witten und 1755 zu einer Kaufmannsfamilie in Riga, wo die Gelegenheit ihn mit der Politik und den Handlungswissenschaften so vertraut machte, daß er 1756 zu commerciellen Zwecken Reisen nach Berlin, Lübeck, Holland und England unternehmen konnte. Der ungünstige Erfolg derselben versetzte ihn in London in tiefen Mißmuth, führte ihn aber auch zur Religion und Sittlichkeit zurück, worauf er bis 1759 ruhig in Riga lebte. Nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt widmete er bis 1762 seine Muße der alten Literatur und den orientalischen Sprachen und trat zur Sicherung seiner Zukunft als unbesoldeter Schreiber in die Dienste der Stadt und des Staats. Allein 1764 entsagte er dieser seinen Körper und Geist erdrückenden Beschäftigung, machte eine Reise durch Deutschland, Elsaß und die Schweiz und ging als Hofmeister mit seinem kurländischen Principal nach Warschau. Nach seiner 1767 erfolgten Zurückkunft nach Königsberg wurde er bei der dasigen Zolldirection 1777, auch als Packhofverwalter bei dem königlichen Licent daselbst angestellt und hätte, 1784 durch einen wohlwollenden Gönner in eine sorgenfreie Lage versetzt, sich mit Ruhe seinen Studien widmen können, wenn nicht seine zerrüttete Gesundheit eine neue Reise gefordert hätte. Er nahm daher 1787 seinen Abschied und starb nach öfterem Wechsel seines Aufenthaltes endlich bei seinem Wohlthäter zu Münster den 21. Juni 1788.

Von ihm erschien:

Schriften. Herausgegeben von Friedrich Roth. Berlin 1821—25. 7 Bde. in 8.

(Die vollständigste Sammlung der schriftstellerischen Leistungen Hamann's, von denen viele, da sie meist als Brochüren erschienen, äußerst selten geworden sind, zudem da H. meist pseudonym auftrat, und sich bald Epagathus Vetius, bald Telonarcha oder der Magus des Nordens u. s. w. nannte.)

Einzeln:

Golgatha und Scheblimini! Von einem Prediger in der Wüste. Dresden 1784. Neue verbesserte Ausgabe mit Vorrede und Anmerkungen von Jaschem (J. Fr. W. Meyer). Ebendas. 1816. in 8.

Sybillinische Blätter des Magus im Norden. Von Fried. Cramer. Leipzig 1819. m. H's Portrait.

Ein eigenes Schicksal waltete über den Leistungen dieses merkwürdigen und genialen Mannes, und erst lange nach seinem Tode fing man allmählig an, ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; doch bedurfte es dazu wiederholter Anregung von Seiten bedeutender Stimmführer in unserer Literatur, wie z. B. Herder's, Jacobi's, Jean Paul Friedrich Richter's und Goethe's. — Während seines Lebens galt er für einen Sonderling und Mystiker, und doch war er das Erstere nur durch eine scharf ausgeprägte Eigenthümlichkeit, so wie das Letztere durch eine feste Anhänglichkeit an das biblische Christenthum; seine originale Schreibart voll tiefer Gedankenblitze, seltnem Wissen aber auch seltsamen Wendungen und Bildern, bot der Masse der Leser zu große Schwierigkeiten dar, so daß diese ihn lieber als unverständlich von vorn herein erklärte, als daß sie sich bemüht hätte, mit Ernst und Eifer in den Geist derselben einzudringen. Was Hamann hier leistete, das wird am Treffendsten von Herder (Fragmente zur deutschen Literatur I, 11) mit folgenden Worten charakterisirt: Der Kern seiner (Hamann's) Schriften enthält viele Saamenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und einer merkwürdigen Belesenheit; die Schaale derselben ist ein mühsam geflochtenes Gewebe von Kernau sdrücken, Anspielungen und Wortblumen. Der Philolog hat, damit ich mich

seines eigenen Zeugnisses bediene, und seine Manier gleichsam nach seiner Manier schildere: gelesen und allerdings viel, weitläuftig und mit Geschmack gelesen (multum et multa legit), allein die Balsamdüfte vom ätherischen Tisch der Alten, mit einigen Vapeurs der Gallier und dem Brodem der brittischen Laune vermischt, sind um ihn zu einer Wolke geworden u. s. w.; beobachtet: Seine Bemerkungen vereinigen eine ganze Aussicht in einen Gesichtspunkt; hier stehe aber ein Leser, der diesen Punkt treffe, oft auf einem Wortspiel hafte, der sein Auge, seine Laune zu diesen Beobachtungen hat — sonst sieht er verzogene Stellungen, und Schimmel statt eines mikroskopischen Wäldchens; gedacht: wie es scheint, über Schriften, die ihm ein Aergerniß oder eine Augenweide gewesen — und über Vorfälle, dazu er allein den Schlüssel behält. Weil er aber die Spinnengewebe der Systeme hat: so ist jeder Gedanke eine unaufgefädelte Perle; jeder Gedanke ist in ein Wort eingekleidet, ohne welches er ihn nicht denken und sagen konnte; angenehme Worte gesucht und gefunden: seine Annehmlichkeiten sind keine Folgen von gelernten Regeln, seine Fehler sind sogar, bis auf die Einkleidungen, Anspielungen, und Licht und Schatten bei ihm regelmäßige Fehler. Erfindung und Zeichnung sind Früchte der Denk- und Sehart u. s. w.

Vgl. Ueber H's Leben seine eigene Schrift in der Sammlung Th. I. S. 149, so wie die in den folgenden Bänden befindlichen Briefe desselben.

Neue Apologie des Buchstabens h*).

Zu gegenwärtigen Betrachtungen über die Orthographie giebt mir ein außerordentlicher Religionslehrer, mit den ersten Buchstaben C. T. D. Anlaß, „der von sich „sagt, er sey von der allgemeinen, gesunden und praktischen „Menschenvernunft bevollmächtigt, unsern deutschen Köpfen „neuerlich zu sagen, wie der Buchstabe h, der nie aus„gesprochen wird, von unachtsamen, undenkenden „Brodschreibern und sogenannten Kanzelisten zwischen „die Sylben eingeschoben worden sey, und daß diese Schreib„art desselben Buchstabens h als eine unnütze, ungegründete, „in den Augen aller Ausländer barbarisch erscheinende und „unserer Nation schimpfliche Gewohnheit abgeschafft wer„den müsse."

Bey aller Sanftmuth seiner ächten Religion, bey aller Gründlichkeit, womit er die Beschuldigung einer Enthusiasterey zu widerlegen sucht, schilt er alle deutsche Köpfe, die ein nie ausgesprochenes h in der Mitte und am Ende einer Sylbe oder Worts schreiben, für Sclaven! — Ja, er beschließt seine zufälligen, zur Hauptsache sich passenden Gedanken mit dem Orakelspruche: „Wer in der „Orthographie des kleinen Buchstabens h nicht treu ist, der ist „auch in den großen Offenbarungen und Geheimnissen der „allgemeinen, gesunden und praktischen Menschenreligion gerne „untreu und ungerecht."

Der Verfasser giebt sich zwar selbst das rühmliche Zeugniß, „daß er überall auf die bestimmteste Deutlichkeit der Ge„danken dringe, jedes Wort ganz genau erkläre, mit keiner „Satzung was zu thun habe, deren Grund sich nicht absehen „ließe, von keinen unmöglichen und übertriebenen „Postulaten was wissen wolle u. s. w." Aller dieser Selbstruhm ist aber desto unverschämter, da er die ganze Last seiner Methode in der obwaltenden Sache des Buchstabens h nicht mit einem Finger berührt. Eine so handgreifliche Untreue und schreyende Ungerechtigkeit bey einer orthographischen und beynahe kindischen Pedanterie, wird die verständigsten Personen in der ganzen Nation überzeugen, was der ausserordentliche Religionslehrer für ein armer Sünder in den Augen seiner eigenen sogenannten allgemeinen, gesunden und geübten Menschenvernunft sey, und wie wenig Gnade er selbst vor ihrem barmherzigen Richterthrone sich zu versprechen habe.

Wenn ein Enthusiast auf deutsch ein Begeisterter heißt: so scheint der Verfasser der zufälligen, zur Hauptsache sich passenden Gedanken über den Buchstaben h „aus der Eingebung seiner hochgelobten Menschenvernunft die „ungewöhnlichsten und undeutlichsten Sprüche her„vorzubringen, und in einem allzustarken Triebe eines Affects „oder in einer übertriebenen Vorstellung" das Crucifix gegen einen unschuldigen Hauch zu predigen, den einige Sprachgrübler nicht einmal für einen Buchstaben haben erkennen wollen.

Geneigter Leser! ich bin kein abgedankter noch abgesetzter, wiewohl ein bereits ziemlich bejahrter Schulmeister. Aus einigen flüchtigen Blättern, die ich als ein der Jugend wahres Bestes suchender Lehrer habe abdrucken lassen, ist es jedermänniglich bekannt, wie es immer mein einziges Augenmerk gewesen, meine Schüler, deren Anzahl sich gegenwärtig auf 120 beläuft, zu einer anständigen Rechtschreibung in unserer Muttersprache anzuführen. Von meiner lieben Ehefrau und ältesten Tochter in meinem Schweiß- und Blutsauren Amte unterstützt, esse ich mein Salz- und Brod mit Freuden, und trinke, nach verrichteter Arbeit, mein Kännchen Bier mit gutem Muth. Der liebe Vater in der Höhe wolle mich auf meine alten Tage vor der dreyfachen Versuchung bewahren, „mir durch außerordentliches Büchermachen Lebensmittel zu „verschaffen, in ein fleischliches und pharisäisches Vertrauen auf „die Orthodoxie meiner Orthographie zu fallen und eine solche „Buchstabenmengerey, als der ausserordentliche Religionslehrer „unter die Nationen Deutschlands einzuführen im Schilde trägt, „bey der mir anvertrauten Heerde beyderley Geschlechts zu „verstatten."

Ich kenne den Namen meines Gegners bloß nach seinen drey Anfangsbuchstaben. Dem geneigten Leser, der ihn noch weniger kennen mag, will ich aus der vor mir liegenden Urkunde einen kleinen Auszug von desselben Leben und Meinungen mittheilen, um mich zu rechtfertigen, wenn ich ihn für einen Mann halte, mit dem ich mich hoffentlich nicht schämen darf, ein paar gedruckte Bogen zu wechseln oder mich in einen orthographischen Zweykampf mit ihm einzulassen.

„Herr C. T. D. hat vor etlichen 40 bis 50 Jahren auf „einer etwas verdächtigen Universität, wie es scheint, etwas „kümmerlich studirt. — Er hat, bey frehern Umständen, die „Schriften eines unsterblichen Wolf in deutscher und latei„nischer Sprache, einige Jahre hindurch, in einer der besten „und dazu unverändert bestimmten Tagesstunden mit mecha„nischem Bedacht durchgegangen, um zur Erkenntniß dessen„gen zu kommen, was Begriffe, was Zusammenhang „der Gedanken, was denken heiße — Er hat viel hun„dertmal wider sein besser Wissen und Gewissen, wie er gegen„wärtig schreibt, damals öffentlich gepredigt; ausser einigen „griechischen und lateinischen Büchern, das neue Testament „und einige Stücke desselben mehr als einmal übersetzt und er„läutert" — Ist es nicht Jammer und Schade, daß ein so rühmlich angewandtes Leben durch die ärgste Verrätherey gegen einen unschuldigen Buchstaben verdunkelt werden soll?

Ungeachtet nach dem eigenen Geständnisse des Verfassers seine Meinungen weder neu noch unbekannt sind, so scheinen sie doch alle ziemlich der Würde eines ausserordentlichen Religionslehrers und dem Geschmack seines erleuchteten Jahrhunderts angemessen zu seyn. Er hält seine Seele „für eine „Eigenschaft seines äußerst künstlich und weise eingerichteten „Leibes," der aber ehester Tagen, wie ein wüstes, unbewohntes „altes Haus einfallen wird. Eine abstammende Eigenschaft jener „leiblichen Eigenschaft ist seine Vernunft," groß wie die Diana der Epheser, wunderthätig wie ihr vom Himmel gefallenes Bild, und eine eben so unbefleckte heilige Jungfrau. „In einer „sorgfältigen Ausübung des dunkelsten Instincts besteht seine „allgemeine, gesunde praktische Religion und der klare Rath „wille GOttes über alles Ungeziefer und Unkraut „der Erde" — Unter allen unbegreiflichen, sich einander widersprechenden und unfruchtbaren Betrachtungen über seine Menschenreligion ist die seltsame Erscheinung eines orthographischen Kanons, ein wahrer Gott ex machina, dem meine gegenwärtigen Betrachtungen eigentlich gewidmet sind.

Weil Buchstaben nicht nur Zeichen articulirter Töne sind, sondern auch oft Sylben und bisweilen Wörter, ja sogar den Namen eines ausserordentlichen Religionslehrers vorstellen können: so ist leicht zu erachten, daß sein philosophischer Begriff von einem Buchstaben allgemein genug seyn wird, auch auf einen bloßen Hauch oder Spiritus zu passen.

Nun laßt uns zur Hauptsache schreiten und versuchen, ob es uns gelingen wird, den zureichenden Grund des Satzes abzusehen, daß der Buchstabe h weder in der Mitte noch am Ende einer Sylbe geschrieben werden müsse.

---

*) Aus: J. G. Hamann's Schriften. Herausgegeben von Friedrich Roth. 4. Theil. Berlin 1823.

Erste mögliche Antwort: weil er nicht ausgesprochen wird.

Ich gebe diese Antwort für nichts als möglich aus, ohne solche meinem Gegner wirklich aufzubürden, damit ich mich nicht zu früh seiner zu schämen anfangen müßte, wenn er es im Ernst für einen Grundsatz unserer Orthographie und der allgemeinen Menschenvernunft ausgeben wollte; „daß kein „Buchstabe, der nicht ausgesprochen wird, geschrieben werden, „und folglich die Aussprache der Buchstaben die einzige und „höchste Schiedsrichterin der Rechtschreibung für deutsche Köpfe „seyn müßte."

Wenn das h in der Mitte und am Ende der Sylben deswegen ausgelassen werden soll, weil es nicht ausgesprochen wird: so müßte noch vielmehr jede Verdoppelung eines Mitlauters am Ende jeder Sylbe wegfallen. Ist es wohl einer noch so allgemeinen, gesunden und geübten Menschenzunge möglich, ein ll, ß, tt, mm, nn, auszusprechen? Demungeachtet bedient sich der Verfasser einer aufferordentlichen ihm eigenen Verdoppelung in dem Vorwörtchen ann, ohne daß ich ihm ein anderes Wunder in der Aussprache dieses doppelten Mitlauters als durch die Modification des Selbstlauters zutraue. Sollte aber zu einer etwanigen Modification in der Aussprache der Selbstlauter nicht das Zeichen der Aspiration geschickter seyn, als die für die Zunge eben so unmögliche Verdoppelung eines bestimmten articulirten Tons?

Der Kanon, keinen Buchstaben, welcher nicht ausgesprochen wird, zu schreiben, ist das unmöglichste und übertriebenste Postulat in der Ausübung. Wozu ist der Verfasser selbst, nicht nur in Ansehung aller übrigen Buchstaben, sondern sogar des h, seinen eigenen Satzungen untreu, und warum schreibt er nicht in anstatt thn und inn anstatt in oder ir anstatt ihr und tun anstatt thun, um wenigstens dem Schein einer Analogie Genüge zu leisten? Welcher Grund läßt sich aber absehen von seiner parteyischen Ausnahme aller übrigen Buchstaben und seiner ungerechten Strenge gegen einen Hauch, der kein artikulirter Ton ist?

Sollte die Aussprache der Buchstaben auf einen so allgemeinen Richterthron über die Rechtschreibung erhoben werden, als sich die sogenannte Menschenvernunft über die Religion unter dem Deckmantel der Freyheit anmaßt: so läßt sich das Schicksal unserer Muttersprache absehen. Welche Spaltungen! welche Babylonische Verwirrung! welche Buchstabenmengerey! Alle Mannigfaltigkeit der Dialecte und Mundarten und ihrer Sibolethe würde sich in die Bücher jeder Provinz ergießen, und welcher Damm würde dieser orthographischen Sündfluth widerstehen können? Das aus der rauhen Mitternacht Deutschlands verstoßene h würde sich in den Schriften größerer und milderer Nationen des heiligen römischen Reichs mit solcher Ueppigkeit vervielfältigen thuen, die mit der weisen Freygebigkeit eines berühmten Uebersetzers heiliger Pergamentrollen in sehr einzelnen Fällen, sich gar nicht vergleichen ließe. — Kurz, alles gesellschaftliche Band der Litteratur würde unter den Nationen Deutschlands in wenig Jahren zerrissen werden, zum größten Nachtheil der ächten, allgemeinen praktischen Religion, ihrer Ausbreitung und des durch sie verheißenen Friedens — —

Mit was für Gewissen aber kann ein Mann, der so sehr auf die bestimmteste Deutlichkeit der Gedanken und eine sorgfältige Treue in Kleinigkeiten dringt, die kleinen orthographischen Hilfsmittel zur Deutlichkeit und besseren Bestimmung der Begriffe aus dem Wege räumen? — Ein deutscher Kopf, mit dessen Kalbe Wolf sich unsterblich gepflügt, hielt alle Wurzeln unserer Muttersprache für einsylbig und die Befehlsweise für die Wurzel der Zeitwörter. Führ ist also der Stamm des Zeitwortes führen. Warum sollte die etymologische Eigenschaft der Buchstaben, welche der Verfasser noch gar nicht scheint verläugnet oder abgeschworen zu haben, nicht dem h vorzüglich zu statten kommen, um den Unterschied in nachstehenden zwo Zeilen eines alten Kirchenliedes sinnlich und augenscheinlich zu machen:

Der du für mich gestorben.
Führ auch mein Herz und Sinn.

Bestimmt aber die Aussprache der bloßen Buchstaben schon die Aussprache eines Worts? wie sollte die bloße Aussprache der Buchstaben die Rechtschreibung bestimmen können? Kann denn ein Kind lesen, sobald es mit dem Abc fertig ist? Ja, kann es einem außerordentlichen Religionslehrer seines erleuchteten Jahrhunderts unbekannt seyn, daß alle Kinder buchstabiren müssen, ehe sie lesen lernen, und eben so gut unterrichtet werden, Sylben als Buchstaben gehörig auszusprechen? —

Geneigter Leser! Ungeachtet meines ernstlichen Vorsatzes, mich aller zufälligen, sich zur Hauptsache noch so passenden Gedanken zu entschlagen, und ihnen als so viel leidigen Versuchungen dunkler Vorstellungskräfte ritterlich zu widerstehen, muß ich nur dieses eine mal im Vorbeygehen anführen, daß ich willens bin, meinem Gegner weit mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als er von gewissen politischen Thorschreibern der deutschen Litteratur in ihren allgemeinen, kaltsinnigen und gleichgültigen Recensionen erwarten darf; welche zu ihrer privilegirten Untreue und Ungerechtigkeit im Urtheilen noch den gröbsten Undank gegen den aufferordentlichen Religionslehrer ihres erleuchteten Publici häufen, unterdessen sie mit dem Nierenfette seiner Meinungen ihre Romane, Wörterbücher, Provincialbriefe und Versuche betreufen, um alle Heiden und Thoren in Deutschland zum Freytische ihres neuen Himmels einzuladen, und sämmtliche Weisen nach dem Fleisch, sämmtliche Gewaltigen, sämmtliche Edlen so selig im Geist zu machen, als, nach einem bekannten Liederdichter ihrer allgemeinen Kirche, der weiland unverdrossene Hercules bey der Freudentafel seines jovialischen Vaters sich es schmecken läßt. *)

Es ist allerdings nicht ohne, daß das kleine h ein großer Stein des Anstoßes ist, und daß überhaupt das mühselige Joch des Buchstabirens durch den Kanon der Auslassung aller Buchstaben, die nicht ausgesprochen werden, besonders aber des kleinen unbedeutenden h unsäglich erleichtert werden möchte. Ein Schriftsteller, der, wie unser Verfasser, keinen Buchstaben ohne Nachdenken und Ueberlegung geschrieben, hat diese Schwierigkeit für Buchstabierschützen im starken Lichte der Menschenvernunft deutlicher und lebhafter empfunden, als es undenkende Brodschreiber nöthig haben und fähig sind. Daher ist er auf den gutherzigen Einfall gerathen, diesen Fels der Aergerniß seinen Lesern, so gut er gekonnt, aus dem Wege zu räumen.

Meine Absicht ist es gar nicht, auf irgend eine Art unsern deutschen Köpfen zu nahe zu treten; wiewohl ich in Einfalt glaube, daß es weder allen Schriftstellern, noch selbst Kunstrichtern unsers erleuchteten Jahrhunderts gelingen dürfte, den zureichenden Grund deutlich abzusehen, warum man o-ha buchstabiret und dennoch ein bloßes o ausspricht und warum man s-i-e-ha durch ein bloßes si verlauten läßt?

Es würde daher eine sehr würdige Unternehmung eines für die allgemeine, gesunde, praktische Menschenvernunft patriotisch gesinnten Verlegers seyn, eine neue Ausgabe der Betrachtungen über die Religion durch C. T. D. im strengsten Geiste des neuen orthographischen Kanons und mit gänzlicher Auslassung aller nicht ausgesprochenen Buchstaben, ohne Ansehen der Person eines Selbst- oder Mitlauters, zum allgemeinen Schuldbuche auszuarbeiten. Durch eine solche Ausgabe würde das bisherige Joch der Lehrer und Schüler, und alle Ceremonien der Buchstabirung überflüssig werden.

Einer bereits vom weisen Aristoteles **) gemachten Beobachtung zufolge, wird der erste Same des verderblichen Glaubens, ohne Einsicht des zureichenden Grundes, beim Buchstabiren ausgestreut, wo ein Kind auf guten Glauben eine Sylbe von drey Buchstaben z. E. i-e-ha wie ein einziges i aussprechen lernt. Hier wird also der Anfang gemacht, die unbegreiflichsten, aller Kindervernunft widersprechenden und zugleich unfruchtbarsten, Satzungen blindlings nachbeten zu lehren, und sie Schülern einzubläuen.

Ferner bekommt die Seele eines Kindes mit dem Lurus der Buchstaben die allererssten Eindrücke des schädlichen Ueberflusses und der Ueppigkeit in Moden des künstlichen Fleisses und Witzes, die der allgemeinen, gesunden und praktischen Menschenvernunft, Religion und Orthographie leider! ins Fäuschen lachen.

Eine solche, im strengsten Geiste des orthographischen Kanons von der Aussprache, mit Sorgfalt in Ansehung der Rechtschreibung ausgearbeitete, neue Ausgabe der Betrachtungen würde bald alle Nationen Deutschlands über den wahren Namen und Character des aufferordentlichen Religionslehrers vereinigen. Alle bisherigen Spaltungen und Schismen: „ob der Mensch ein gläubiger oder ungläubiger — ore — „aner — iste oder ein bloßer quod dicere nolo sey? würde auf einmal entschieden und gleichsam abgeschnitten seyn. Ganz Deutschland würde mit einmüthiger Stimme das Mahlzeichen der allgemeinen, gesunden, praktischen Vernunft in der bloßen Orthographie ihres Propheten erkennen, ihn laut segnen und sein aufferordentliches Verdienst durch ein mildthätiges Prytaneum verewigen für ihn und seine warmen Brüder im Geist, welche das System der allgemeinen Menschenvernunft durch Romane, Wörterbücher, Provinzialbriefe und kleine Versuche zu beschneiden, zu schnäuzen,

*) — — Sic Jovis interest
— — epulis impiger Hercules.

**) *ΔΕΙ γαρ πιςεύειν τὸν μανθάνοντα. Περὶ σοφιςικῶν ελέγχων.* I. 2.

zu läutern und zu erbauen unermüdet sind, um die enge Pforte und den schmalen Weg zum Leben weit und breit, ja selbst ein heiliges Ministerium, wider die ganze Bestimmung seiner Natur gemeinnützig zu machen, sämmtlichen Heiden und Thoren unter den Nationen Deutschlands — —

Doch ich will zehnmal lieber mit einem Blindgebornen vom ersten und vierten Tagewerk der mosaischen Schöpfungsgeschichte, oder mit einem Taubgebornen von der Harmonie einer winzigen Nachtigall und eines welschen Verschnittenen mich aus dem Othem in den Wind reden, als länger mit meinem Gegner mich überwerfen, der nicht einmal fähig ist einzusehen, daß eine allgemeine, gesunde, praktische Menschensprache, und Menschenvernunft und Menschenreligion ohne willkührliche Grundsätze sein eigener Backofen von Eis sind. Ich eile daher zur

zwoten wirklichen Antwort:

„das nie ausgesprochene h ist von unachtsamen Schreibern zwischen die Sylben eingeschoben worden. Es ist der Gebrauch der sogenannten Kanzellisten und die Gewohnheit undenkender Brodschreiber. Ein Mensch, der mit Gedanken schreibt, soll sich nach solchen Leuten nicht richten. Es ist eine ungegründete, in den Augen der Ausländer barbarisch erscheinende, also unserer Nation schimpfliche Gewohnheit, deren Fesseln sich nicht schicken für die Freyheit deutscher Köpfe, Augen und Finger."

Geneigter Leser! ich kenne einen Menschen — Ob er ein Böswicht oder ein bloßer Geck sey, weiß der allwissende Herzenskündiger besser als ich und du — Dieser Mensch hat auf zwo Kanzleyen einen Monat und sechs Monate umsonst gedient — Er konnte zu dem bescheidenen Glück, in seinem Vaterlande ein ehrlicher Thorschreiber zu werden, nicht gelangen, vor überlegener Concurrenz invalider Schuhputzer und Brodtdiebe. Gegenwärtig ist er ein der Jugend wahres Bestes suchender Schulmeister, welches im Grunde venerabler ist, als, ein wohlbestallter Landplacker, Stuttenmäckler und Jordan Mamamuschi von drey Schlafmützen ohne Kopf, außer zur Geldfüchserey zu seyn — —

Unsere deutschen Köpfe auch zu rühmen: so bleiben selbst die Kanzellisten und Schönschreiber der allgemeinen Menschenvernunft und Religion, noch bis auf den heutigen Tag dem Sprachgebrauch in der Schreibart des kleinen Buchstabens h treu, und schämen sich mehr der orthographischen Freyheit, als aller übrigen außerordentlichen Meynungen ihres lahmen Meister Martin — —

Wenn aber nach seinem eigenen Glaubensbekenntniß sich die Sprache und ihre Rechtschreibung „auf den Gebrauch der „verständigsten Personen in der ganzen Nation gründet" wie hat es in aller Welt einigen undenkenden Brodschreibern und sogenannten Kanzellisten gelingen können, eine solche barbarische und schimpfliche Plusmacherey des Buchstabens h allgemein zu machen? War denn kein einziger gewissenhafter Kanzleyrath oder Kanzleydirector, der diesem Unfuge steuerte? Waren die Augen aller Leser so bezaubert als die Finger einiger undenkenden Brodschreiber? Bestand der ganze Staat aus Philosophen à la Turque? Eine poetische Erzählung dieser Begebenheit ohne Zeit und Ort würde für die historische Andacht unsers politischen Jahrhunderts ungemein unterhaltend seyn — —

Welche Ausländer meynt aber der außerordentliche Prophet? Wozu redet er nicht deutlich und bestimmt? Meynt er die Franzosen? — — Ich habe mich von Jugend auf vor ihrer Sprache wegen des verhaßten zweydeutigen Namens gefürchtet — — Meynt er die Engländer? — — Als Schulmeister habe ich die englische Krankheit, doch Gott Lob! an keinem meiner leiblichen Kinder, kennen gelernt; aber ihre Sprache war zu meiner Zeit auch nicht Mode.

Ich weiß also freylich nicht, ob diese beiden Nationen in der That so gewissenhaft seyn mögen, jedes geschriebene h mit bestimmter Deutlichkeit und alta voce distincte, wie jener lustige Lateiner, auszusprechen; gleichwohl habe ich in meinem armen Vaterlande ungemein viel große und kleine Franzosen deutsch sprechen gehört, die eben so unverantwortlich, wie der außerordentliche Religionslehrer, unser deutsches h gemißhandelt haben, und überhaupt habe ich gegen beide Nationen zu viel Vortheil, daß ich sie mit unsern deutschen Köpfen gar nicht vergleichen mag.

Sind es also etwa Holländer, die uns wegen eines kleinen Buchstabens für Barbaren schelten? — —

Geneigter Leser! so ein großer Freund ich noch bis auf den heutigen Tag von Tabagien bin: so habe ich doch ein für allemal das Gelübde gethan, mich in keine holländischen Streitigkeiten, sie mögen die Orthographie oder Orthodoxie betreffen, jemals in meinem Leben einzulassen — Es hat mir leider! mehr als ein blaues Auge gekostet. Diese Barbaren verstehen weder Scherz noch Christenthum; sondern sind mit einem Worte Holländer! Ihre Zunge ist ein blankes Messer — Ich komme nunmehro mit gerührter Feder zur

letzten blos wahrscheinlichen Beantwortung der Frage: „wie der außerordentliche Religions„lehrer auf die orthographische Ketzerey „verfallen, das h, weil es nicht ausgespro„chen wird, in der Mitte und am Ende der „Sylben (alle ausländische Wörter und „einige willkührliche Kleinigkeiten ausge„nommen) auszulassen und die Rechtschrei„bung seiner Muttersprache durch eine so „ungegründete als unbefugte, den Augen „aller verständigen Leser abgeschmackt er„scheinende, und selbst den Fingern des Ver„fassers schimpfliche Untreuung und „Unterdrückung eines kleinen Buchstabens „zu verhunzen?

Meinen bisherigen Betrachtungen und dem Anhange von den Wirkungen dunkler Vorstellungen zu folge, ist nicht anders zu vermuthen, als daß ein so außerordentlicher Verfolgungsgeist in Ansehung eines unschuldigen Buchstabens, eine Wirkung der gröbsten Unwissenheit und possierlichsten Eitelkeit seyn müße.

Es giebt eine Art von Unwissenheit im Willen, welche weder durch Christian-Wolfische Verdienste in lateinischer und deutscher Sprache, noch durch die sorgfältigsten Uebersetzungen und Erläuterungen heiliger Schrift geheilt werden kann. Diese Art von Unwissenheit „dünkt sich „rein und ist doch von ihrem Kothe nicht gewaschen." „Sie „trägt ihre Augen hoch und hält ihre Augenlieder empor," anstatt sich ihrer Schande zu schämen. Diese Art von Unwissenheit bläht sich und spricht mit paußenden Backen: „Unsere Vernunft ist allgemein, gesund und genugsam geübt!" ohne zu wissen, „daß sie ist elend und jämmerlich, arm, blind „und bloß." Ist es, menschlich zu reden, wohl möglich, daß ein solcher jemals zum klaren Bewußtseyn eines seiner Seele vermuthlich beym ersten Daseyn, ja vielleicht schon in der Gebährmutter seines künstlichen Leibes eingepflanzten Idiotismus gelangen könne, ungeachtet sich selbiger so augenscheinlich in seinem ganzen Leben als in den von ihm an Kindesstatt angenommenen Meynungen offenbaren mag; aber seinen eigenen Augen ist er verborgen. — —

Die gröbste Unwissenheit und frechste Eitelkeit! Kräftige Irrthümer und ein mehr als wunderthätiger Aberglaube an Lügen und Geheimnisse der Finsterniß und Bosheit! — — Halsstarrige Stupidität in pallio philosophico und eine reissende Brutalität in Schafskleidern gegen den allein wahren Gott und das Ebenbild seines unsichtbaren Wesens in menschlicher Natur! — — Stumme Gräuel und Seelenmord! — — Ein Taumelkelch — — trunkener, ködmet Vernunft, der, wegen ihres verdorbenen Magens oder Herzens, das Blut der Zeugen JESU, die Kraft ihrer Beweise, in den Scheitel gestiegen. — — —

O du unwissender Schmäher göttlicher Vorsehung und allgemeiner Menschenvernunft! sieh es nicht für ein blindes Spiel des Zufalls an, daß die Orthographie des außerordentlichen Religionslehrers sich eben so sehr zur Hauptsache paßt, als zum Geiste seines erleuchteten Jahrhunderts, dessen philosophische und politische Geschichte ein wahrer Dithyramb für den historischen Glauben jener altvetterlischen Geschöpfe ist, welche zittern! und deren Daseyn, ungeachtet des handgreiflichen Einflusses ihrer Eingebung, der Prediger ihres historischen Glaubens bloß deshalb läugnete, weil der graue Wolfianer damals eben in Gedanken schrieb. — —

Geneigter Leser! Meine drey Classen warten auf mich, und ich muß von dir Abschied nehmen ohne einige Hoffnung dein Antlitz jemals wieder zu sehen. Mein Geschlechtsname wird aus dem Buche des Lebens bald genug ausgestrichen werden, und mit der verjährten lutherischen Bibelübersetzung zugleich untergehen, wo du ihn noch, wenn dir was daran gelegen, in den Weissagungen des Jeremia gegen

Moab XLVIII. 12. finden kannst. Der kleine Buchstabe h, mit dem sich mein guter Taufname Heinrich anfängt, mag für sich selbst reden, wenn ein Othem in seiner Nase ist. Ich will mich weder um sein künftiges Schicksal, noch um die ganze Welt, die im Argen liegt, weiter bekümmern, und sehe jeden Abend dem Schlaf und seinem Bruder bey meinem Pfeifchen und Kännchen entgegen. Mein Vater in der Höhe wird schon für meine arme Wittwe und unmündigen Kinder sorgen, ohne daß sie nöthig haben werden, vor Baal und seinen Ministern und Pfaffen das Knie zu beugen, oder außerordentliche Buchstaben-Vernunft- und Religionsmenger zu werden — Lebe wohl! ja ewig wohl!

Neue Apologie des Buchstabens h von ihm selbst.

Ihr kleinen Propheten von Böhmisch-Breda! Wundert euch nicht, daß ich mit Menschenstimme, gleich jenem stummen lastbaren Thiere, zu euch rede, um eure Uebertretung zu strafen. Euer Leben ist das, was ich bin — ein Hauch. Denkt also nur nicht, daß ich vor euch kriechen, um meine Erhaltung winseln oder es bejammern soll, aus euren Schriften ganz und gar verbannt oder ausgerottet zu seyn. Ich sehe es für eine Ehre und Wohlthat an, dem Dienst eurer Eitelkeit weniger als meine selbst- und mitlautenden Brüder unterworfen zu seyn.

Mein Daseyn und meine Erhaltung ist die Sache desjenigen, der alle Dinge trägt mit seinem kräftigen Worte, und der geschworen und gesagt: „Bis daß Himmel und Erde zergehen, wird nicht zergehen der kleinste Buchstab noch ein Tüttel. —

Ihr kleinen Propheten von Böhmisch-Breda! ich sehe auch, daß ihr in allen Stücken allzuabergläubisch seyd. Der unsichtbare und folglich euch unbekannte GOtt ist freylich der Vater der Vernunft und Religion, die aber Geist und Wahrheit, euren Sinnen daher eben so verborgen sind, als der unsichtbare und folglich euch unbekannte GOTT.

„Das kein Auge gesehen hat, das kein Ohr gehört hat „und in keines Menschen Herz gekommen ist" — Hierin besteht die einzige Religion, die eines höchsten Wesens würdig und ihm anständig ist, und die GOtt für diejenigen bereitet hat, welche Ihn lieben.

Ist aber wohl menschliche Liebe ohne Bekanntschaft und Sympathie möglich? — Ihr rühmt euch, Gott zu kennen; wie seyd ihr zu dieser rühmlichen Erkenntniß gekommen? — Durch Betrachtung seiner Werke — Woher wißt ihr, daß diese Werke ihn besser kennen als ihr selbst, und sind sie nicht weit unfähiger, als ihr selbst, dieser hohen Offenbarung, und euch solche mitzutheilen? Um einen bloßen Menschen — und den vertraulichsten von allen — euch selbst kennen zu lernen, würdet ihr euch wohl auf äußerliche Werke verlassen? Wie wenig ähnlich, wie entfernt und fremd, ja wie widersprechend sind selbige nicht den Tiefen des inwendigen im Herzen verborgenen Menschen!

Lügt also nicht gegen die Wahrheit mit eurer pralerischen Kenntniß von GOtt; denn Lügen gehören zur Beisheit, die irdisch, menschlich und teuflisch ist. Lügen sind alle Satzungen eurer sogenannten allgemeinen, gesunden und geübten Vernunft — unbegreiflicher, widersprechender und unfruchtbarer als alle Geheimnisse, Wunder und Zeichen des alttheiligsten Glaubens, den ihr eben so umsonst verfolget, als der außerordentlichste Religionslehrer eures Jahrhunderts in seinen zufälligen zur Hauptsache passenden Gedanken mich, der ich mit euch rede, gleich jenem stummen lastbaren Thier, um der Thorheit des Propheten zu wehren, den es trug, und das er schlug im Affect seines Unglaubens oder seiner noch übertriebeneren Leichtgläubigkeit.

Ihr kleinen Propheten von Böhmisch-Breda! um die Erkenntniß des höchsten Wesens auf eurem kleinen Irrstern, wie ihr ihn selbst nennt, wirklich hervorzubringen, bleibt wohl kein natürlicheres und vernünftigeres Mittel übrig, als daß einer eurer Brüder selbst hinauf gen Himmel fahre, und wieder hinabfahre in den Abgrund der Todten; denn GOtt ist nicht ein GOtt der Todten, sondern der Lebendigen. Ihr aber seyd lebendig todt und eure wahre Bestimmung ist, durch den Tod erst zum Leben hindurch zu dringen.

Lästert nicht mit falscher Zunge, die von der Hölle entzündet den ganzen künstlichen Mechanismum eures Wandels schwarz macht. Euer Haß gegen GOtt ist, wie sein Zorn über euch, unendlich; jener Wurm, unsterblich und dieses Feuer unauslöschlich. Denn, denn erst redet von natürlicher Liebe zu GOtt, wenn alle Körper eurer Erde die Kraft ihrer Trägheit und die Gründgesetze der Schwere verläugnen werden durch die Schnur eurer Wunderstimme.

Der Hang aller eurer Neigungen, das Dichten und Trachten eures Herzens von Jugend auf zielt zum Mittelpunkt der Erde. Eine ungehinderte Aeußerung eurer Wirksamkeit würde euch ins unendliche Leere vom Vater des Lichts entfernen, ohne seine höhere, gnädige, unmittelbare Anziehungskraft von oben; weil alles was in der Welt ist, nicht vom Vater, sondern von der Welt ist. Ihr aber gehört zur Welt, und wer nicht von der Welt ist, dessen Sprache kennt ihr nicht, und könnt seine Worte nicht hören.

Ihr kleinen Propheten von Böhmisch-Breda! der Gegenstand eurer Betrachtungen und Andacht ist nicht GOtt, sondern ein bloßes Bildwort, wie eure allgemeine Menschenvernunft, die ihr durch eine mehr als poetische Licenz zu einer wirklichen Person vergöttert, und dergleichen Götter und Personen macht ihr durch die Transsubstantiation eurer Bildwörter so viel, daß das gröbste Heidenthum und blindeste Pabstthum in Vergleichung eurer philosophischen Idolatrie am jüngsten Gerichte gerechtfertigt und vielleicht losgesprochen seyn wird.

Ist denn die Eigenschaft jener Bildwörter euch eben so unbekannt, als der eifersüchtige GOTT, an dessen Namen und Ehre ihr euch, wie Diebe und Mörder, vergreift? Ist eure ganze Menschenvernunft etwas anderes als Ueberlieferung und Tradition, und gehört denn viel dazu, das Geschlechtregister eurer abgedroschenen kahlen und zweymal erstorbenen Meynungen bis auf die Wurzel des Stammbaums nachzuweisen? Ist eure Menschenvernunft kein unbestimmtes Organ, keine wächserne Nase, kein Wetterhahn, dem wenigstens der einmal geschriebene und bis jetzt gebliebene Buchstabe eines heiligen Kanons vorzuziehen ist? Ist das berühmte *Principium coincidentiae oppositorum* euch gänzlich unbekannt? Der Geist ist es, der lebendig macht; der Buchstabe ist Fleisch und eure Wörterbücher sind Heu!

Ihr kleinen Propheten von Böhmisch-Breda! Wer verlangt von euch Brief und Siegel, daß ihr euch um Nachwelt und Wahrheit nicht einen Pfifferlingswerth bekümmert, und daß die Mehrheit der Stimmen und Heller euer Herz und höchstes Gut sey. Ihr sprecht: „Unsere Väter lehrten den Schlendrian ihrer Zeit; uns „jucken die Ohren, die wir kützeln müssen." Ihr Heuchler! gebt ihr nicht selbst Zeugniß, daß ihr Kinder seyd eurer Väter, und brecht den Stab über sie und euch selbst! — —

Ein Flügelmann seines Seculi, wie Saul — und ein ihm ähnliches Parterre, mögen sich immerhin mit dem Puppenspiel eines todten Propheten und alten Weibes abspeisen lassen; aber einem so kleinen Buchstaben, wie ich bin, eine so neue Apologie, als meine, einzuhauchen, ist, wahrlich! gar nicht euer Ding, ihr großen Propheten von Böhmisch-Breda!

Christian von Hameln, s. Minnesinger.

Joseph von Hammer,

einer der ausgezeichnetsten Kenner des Orients, ward den 9. Juni 1774 zu Grätz in Steiermark geboren, wo sein vom Kaiser Joseph hochgeschätzter Vater später als Gubernialrath angestellt war. Im Barbarastift zu Wien, wohin der mit ausgezeichneten Sprachfähigkeiten begabte Knabe 1787 kam, entwickelte sich sein Geist so schnell, daß er bereits 1788 in die dasige orientalische Akademie aufgenommen, kurz darauf als Referent bei der Section des Orients im Ministerium des Auswärtigen angestellt und von seinem Chef, dem Freiherrn von Jenisch, selbst bei Herausgabe des arabisch-persisch-türkischen Lexikons von Meninsky zugezogen wurde. 1796 wurde er wirklicher Sekretär des Freiherrn von Jenisch, schloß 1798 mit Johannes Müller eine genaue Freundschaft und kam 1799 zu dem gelehrten Internuncius, Freiherrn von Herbert als Sprachknabe nach Konstantinopel. Von diesem nach der Convention der Franzosen von El-Arisch mit Aufträgen nach Aegypten gesandt, machte er dort als Dolmetsch und Sekretär gegen Menou den Feldzug mit und kam nach Beendigung desselben mit reicher literarischer und antiquarischer Ausbeute über Malta, Gibraltar und England 1802 in Wien wieder an. Doch schon im August desselben Jahres ging er als Legationssekretair mit dem österreichischen Gesandten, Baron von Stürmer, von neuem nach Konstantinopel und erwarb sich 1806 als Consularagent in der Moldau die Hochachtung des dasigen französischen Gesandten, Graf Reinhardt. Seit 1807 blieb er in Wien angestellt, wurde 1811 wirklicher Rath und Hofdolmetsch bei der Hof- und Staatskanzlei und 1815 nach glücklicher Widererlangung der von den Franzosen geraubten orientalischen Schätze der kaiserlichen Hofbibliothek daselbst zum ersten Custos desselben, 1817 aber zum kaiserlichen wirklichen Hofrath ernannt. Sein großes Verdienst wurde noch ehrend anerkannt durch die Ertheilung des russischen St. Annen-, östreichischen Leopolds-, dänischen Danebrog- und konstantinischen St. Georgsordens und der Mitgliedschaft mehrerer Akademien und gelehrten Gesellschaften, wozu 1834 der Schah von Persien die Insignien des Sonnen- und Löwenordens fügte. — Nach dem Aussterben eines Zweiges der Purgstall'schen Familie ward er Erbe derselben, nahm den Namen von Hammer-Purgstall an und ist in neuester Zeit zum Erbland-Vorschneider von Steyermark erhoben worden.

Seine Schriften sind:

Die Befreiung von Akri, ein historisches Gedicht. Wien 1796 in 4.

Die Posaune des heiligen Krieges. Herausgegeben von Johann Müller. Leipzig 1806.

Schirin. Morgenländisches Gedicht. Ebend. 1809. 2 Thle. 8.

Fundgruben des Orients. Mit Graf Wenzel Rzewuski. Wien 1810 — 1819. 6 Bde.

Topographische Ansichten. Wien 1811.

Des Hafiz Divan, aus dem Persischen übersetzt. Tübingen 1812 u. 1813. 2 Thle. in 8.

Dschafer, oder der Sturz des Barmegiden. Historisches Trauerspiel. Wien 1813 in 8.

Rosenöl, oder Sagen und Kunden des Morgenlandes. Stuttgart 1814 u. 1815. 2 Bdchen in 8.

Des osmanischen Reichs Staatsverfassung und Staatsverwaltung. Tübingen 1816. 2 Bde. in 8.

Spensers Sonnette. Ebendas. 1816.

Geschichte der schönen Redekünste Persiens. Nach persischen Werken mit einer persischen Anthologie. Wien u. Tübingen 1818. gr. 4.

Umblick auf einer Reise von Konstantinopel aus. Tübingen 1818.

Geschichte der Assassinen. Stuttgart 1818.

Morgenländisches Kleeblatt, aus persischen, arabischen und türkischen Gedichten. Wien 1818. kl. 4. mit Kupfern u. Vignetten.

Konstantinopel und der Bosporus, örtlich und geschichtlich beschrieben. Pesth 1822. 2 Bde.

Memnons Dreiklang. Wien, 1823.

Motenebbi, aus dem Arabischen übersetzt. Ebendas. 1823.

Mohammed, oder die Eroberung von Mekka. Historisches Schauspiel. Berlin 1823. in 8.

Tausend und eine Nacht. Stuttgart 1824. 3 Thle.

Bakis Divan, aus dem Arabischen übersetzt. Wien 1825.

Berichtigung der orientalischen Namen Schillbergers. München 1825. gr. 4.

Geschichte des osmanischen Reichs. Pesth 1827 — 1834. 10 Bde. 2. verb. Aufl. Pesth 1834, 1 — 6 Dst.

Wiens erste türkische Belagerung. Wien 1830.

Italia, in 101 Ständchen. Darmstadt 1830. gr. 8.

Betrachtungen des Mark Aurel, ins Persische übersetzt. Wien 1831. Zugleich Griechisch.

Wamik und Asra. Das älteste persische romantische Gedicht. Wien 1833. gr. 8.

Fesli's Gül und Bulbül. Türkisch-romantisches Gedicht ins Deutsche übersetzt. Pesth 1834. in kl. 8. m. Vignetten.

Samachschari's goldene Halsbänder. Arabisch und deutsch. Wien 1835. in 8.

Einzelne Abhandlungen, Recensionen, Aufsätze u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

Die ausgebreitete Belesenheit, das vielseitige Wissen und der feine dichterische Geschmack, die die Bemühungen begleiten, durch welche dieser geistreiche Mann sich ausgezeichnete Verdienste um die genauere und allgemeinere Kenntniß der morgenländischen Literatur und Geschichte in Deutschland erwarb, werden stets, so groß die Fortschritte auch seyn mögen, die wir auf diesem Felde der Wissenschaft machen, die dankbarste Anerkennung finden.

Karl Hammerdörfer

ward 1758 zu Leipzig geboren und bildete sich auf den gelehrten Anstalten seiner Vaterstadt für den philosophischen Beruf. Nachdem Schriftstellerei sein Leben bis dahin gefristet hatte, wurde er 1787 als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Jena berufen, starb aber 1794 den 17. April daselbst in der größten Armuth und ohne eine Vorlesung gehalten zu haben.

Er gab heraus:

Juliens und Karls gesammelte Briefe. Leipzig 1780.

Geographisches Lesebuch. Ebendas. 1784 — 1788. 4 Thle.

Leben Friedrichs des Großen. Ebendas. 1786. Neue Ausg. 1787.

Gallerie von Menschenhandlungen. Ebendas. 1786 u. ff. 4 Thle.

Allgemeine Weltgeschichte. Halle 1789 — 1791. 4 Thle.

Die Liebe. Leipzig 1791. 2 Thle.

Geschichte der Reformation und des deutschen Krieges. Halle 1791. 1r. Thl.

Die Familie Wendelheim. Leipzig 1792.

Geschichte des Königreichs Polen. Dresden 1792 — 1794. 8 Thle.

Neuer sächsischer Robinson. Leipzig 1793.

Ein fleißiger und talentvoller Mann, der aber leider um des Broderwerbes willen schreiben mußte, und dem es daher mehr um eine fließende und anmuthige Darstellung als um gründliche, genaue Forschung zu thun war.

Gottfried Benjamin Hanke.

Von ihm weiß man nur, daß er gegen Ende des 17. Jahrhunderts zu Breslau geboren wurde, von seinem Vater, dem dasigen Philologen und Inspektor, Martin H., und auf den gelehrten Anstalten seiner Vaterstadt seine wissenschaftliche Bildung erhielt und in Dresden als Accisesekretär angestellt wurde, wo er an dem Grafen von Sporck einen großen Gönner fand und gegen 1750 starb.

Von ihm hat man:

Geistliche und moralische Gedichte. Schweidnitz 1723. Neue Ausg. Dresden 1731 — 1735. 4 Bde.
Cantica sacra, ex germana in latinam linguam translata. Ebendas. 1728 in 12.

Ein höchst mittelmäßiger Reimer, der zwar seiner Zeit der Menge gefiel, aber auch sehr schnell wieder vergessen wurde.

Henriettte Wilhelmine Hanke,

die Tochter des Kaufmanns Arndt zu Jauer, wurde den 24. Juni 1783 zu Jauer geboren und verweilte bis zu ihrer Verheirathung mit dem Prediger H. zu Oehrnfurth, wo sie bei der Ministerin von Hoym mit dem Leben der höhern Stände bekannt wurde, im beschränkten Kreise ihrer Familie. Dahin zog sie sich nach dem 1819 erfolgten Tode ihres Mannes zurück und war seitdem mit der Pflege ihrer Mutter und als Schriftstellerin beschäftigt

Ihre Schriften sind:

Die Pflegetochter. Liegnitz 1821. 2. umgearbeitete Aufl. Ebendas. 1832. gr. 12.
Die 12 Monate des Jahres. Ebendas. 1821, 2 Thle. 2. verb. Aufl. Ebendas. 1832. gr. 12.
Das Jagdschloß Diana und Wallys Garten. Ebendas. 1822. gr. 12.
Bilder des Herzens und der Welt. Ebendas. 1822 — 1825. 4 Bdchen. in 12.
Klaudie. Ebendas. 1823. 3 Thle. in gr. 12.
Der Christbaum. Ebendas. 1824. gr. 12.
Die Freundinnen. Ebendas. 1825 — 1826. 3 Thle. gr. 12.
Blumenkranz für Freundinnen der Natur. Hannover 1826, 1827. 2 Thle. in 8.
Die Familie Jacobi. Liegnitz 1827. 2 Thle. in gr. 12.
Erholungsstunden. Ebendas. 1828 u. 1829. 2 Bdchen in gr. 12.
Die Perlen. Hannover 1828. 2 Thle. in gr. 8. 2 Aufl. Ebendas. 1836.
Die Vergeltungen. Berlin 1829 u. 1830. 2 Thle.
Die Schwiegermutter. Hannover 1830. 2 Thle.
Der letzte Wille. Liegnitz 1830.
Die Schriftstellerin und der Schutzpatron. Liegnitz 1831. gr. 12.
Die Schwester. Hannover 1831. 8.
Tante und Nichte. Und: Die 3. Frau. Liegnitz 1832. gr. 12.
Elisabeth. Berlin 1833. in 8.
Die Wittwen. Hannover 1833. 2 Thle. in gr. 12.
Die Schwägerinnen. Ebendas. 1835 u. 1836. 2 Thle. in gr. 12.
Der Colibri und die Ruine. Liegnitz 1835. gr. 12.
Einzelne Erzählungen u. s. w.

Eine leichte und anmuthige Darstellung, Einfachheit, Lebenskenntniß und ein warmes und tiefes religiöses Gefühl geben den Leistungen dieser trefflichen Frau bleibenden Werth und haben ihr mit Recht die Liebe und Achtung der lesenden Welt, besonders des weiblichen Theils derselben erworben.

Gottfried August Ludwig Hanstein

ward den 7. September 1761 zu Magdeburg geboren, studirte in seiner Vaterstadt und zu Halle Theologie und wurde später als Prediger zu Tangermünde angestellt. Von hier kam er als Superintendent nach Brandenburg an der Havel und 1805 als Dr. der Theologie, Probst zu Köln an der Spree, Oberconsistorial- und Schulrath nach Berlin. Nachdem der König sein Verdienst noch durch Ertheilung des rothen Adlerordens III. ausgezeichnet hatte, starb er daselbst den 25. Februar 1821.

Von ihm erschienen:

Predigten. Einzeln und in Sammlungen. Berlin 1787 ff.
Christliche Belehrungen und Ermunterungen. Berlin 1808.
Die ernste Zeit. Magdeburg 1815.
Erinnerungen an Jesus Christus, mit 4 Fortsetzungen. Neue Ausg. Berlin 1815 — 1820.
Gott und Vorsehung. Berlin 1819.

In Gemeinschaft mit Sucro, Pischon, Dräseke und Eylert:

Homiletisch-kritische Blätter. Stendal 1791 ff.
Neue homiletisch-kritische Blätter. Ebendas. 1803 — 1805.
Neuestes Magazin von Fest-, Gelegenheits- und andern Predigten. Magdeburg 1816 ff.

Außer mehrern kleinern Schriften auch einzelne Gedichte in den genannten und andern Sammelwerken, Zeitschriften u.s.w.

Ein eben so gründlicher Gelehrter, als klarer, tieffühlender und begeisterter Kanzelredner, dessen Vorträge sich besonders noch einer sehr anschaulichen, lichtvollen, reinen und correcten Sprache erfreuen.

Auch Mißgeschick und Noth kann nachtheilig auf Frömmigkeit und Tugend wirken.*)

Am Sonntage Sexagesimä 1806.

An dem göttlichen Worte, an den Belehrungen der Religion selbst kann es wohl nicht liegen, wenn dadurch nicht so allgemein gewirkt wird, was man davon erwarten sollte. Das Wort der Wahrheit spricht überall, dringt zu aller Zeit mit gleicher Kraft und Wärme an die Gewissen und in die Gemüther der Menschen, und kann der göttlichen Kraft, selig zu machen, Alle, die es hören, und die daran glauben, nie und nirgend ermangeln. Zweyerley nur muß man dabey voraussetzen dürfen, daß es nämlich würdig ausgesprochen, und willig aufgenommen werde.

*) Aus: G. A. L. Hanstein's „Predigten." Berlin 1808.

Allerdings kommt immer schon Vieles auf die Art an, wie man das Wort Gottes mittheilt und ausspricht. Wer es mit kalter Herzlosigkeit, oder mit falschberühmter Kunst thut, und die so einfachen und verständlichen Wahrheiten der Religion in einer Sprache ausdrückt, die Niemand oder nur ein kleiner Theil versteht, sie in einen Schleier hüllt, den Niemand oder nur allenfalls der Weise und Gelehrte durchschauet, wie kann der Eindruck auf die Gemüther, Segen für die Herzen und für das Leben der Zuhörer auch nur erwarten! Aber die Einfalt wird sich jedem schlichten gesunden Menschenverstande offenbaren, und auch dem Weisen willkommen seyn; die Kraft und Wärme und Herzlichkeit wird an jedes unverdorbene Herz ansprechen, und oft selbst den Leichtsinnigen erschüttern, selbst den kaltsinnigen erwärmen und rühren.

Das Meiste indeß kommt immer an auf die Annahme Dessen, was dem Menschen, im Namen Gottes und der Religion gegeben und verkündiget wird. — Sey der Saame, der ausgestreut wird, auch noch so rein und gut, der Säemann, der ihn ausstreuen soll, auch noch so erfahren und gewissenhaft in seinem Geschäft, es wird nun immer noch die Frage seyn, ob der Boden, der Acker, der den Saamen aufnehmen und zur Frucht entwickeln soll, dafür empfänglich und geeignet, dazu bearbeitet und angebauet ist, und ob der Himmel sein Gedeihen giebt durch Regen und fruchtbare Zeiten. Streue den herrlichsten Saamen auf ein hartes, unaufgelockertes, festgetretenes Ackerfeld — er wird liegen bleiben, und von den Vögeln des Himmels gefunden werden; oder in einen steinigten Boden — er wird zwar eindringen, zwar schnell aufgehen, aber, weil er unmöglich tief wurzeln, und von allen Seiten her Nahrungssaft ziehen kann, eben so schnell wieder dahin welken, so bald die Hitze des Tages, und die Unfreundlichkeit der Witterung ihn trifft; oder in ein Feld voll Unkrautsamen, und — er wird aufgehen, aber das Unkraut mit ihm, und dieß wird nur zu bald die gute Saat überwältigen, und die Frucht ersticken, welche nur da gedeihet und wuchert, wo das Land, gereinigt von Steinen und Unkraut, wohlangebauet und fleißig bearbeitet, den Saamen empfieng.

Sehet da das Gleichniß, dessen sich Jesus Christus, der gewaltig predigte, und mit unwiderstehlicher Einfalt und Kraft an die Gemüther sprach, sich nach dem heutigen Evangelium bediente, um die so verschiedene Aufnahme und Wirkung des göttlichen Worts erklärlich und begreiflich zu machen.

An dem Worte selbst kann es nicht liegen, wenn es so häufig nicht wirkt, was es wirken soll. Der Saame ist gut und rein. Aber der Boden, das Menschenherz, welches ihn aufnimmt — freylich: ist Das verhärtet, unzugänglich, unempfindlich gegen die Antriebe und Belehrungen der Religion; ist Das wankelmüthig und unbeständig, sobald die Wahrheit Opfer fordert, und die Tugend Kampf kostet; ist Das vereitelt in den Genüssen des Lebens, oder betäubt durch die Sorgen der Zeit; so läßt sich das Ausbleiben der reifen und schönen Frucht erklären! Diese gedeihet nur in dem frommen, redlichen, guten Herzen, welches das Wort willig höret und treu bewahret.

Es würde uns über die Grenzen der angewiesenen Zeit hinausführen, wenn wir die Hindernisse alle erwägen wollten, auf welche Jesu treffliche Gleichnißrede uns aufmerksam macht. Lasset uns daher dieses Mal nur bey dem Einen Umstande verweilen, daß so häufig Anfechtung und Trübsale, Sorgen und Leiden dieser Zeit daran Schuld sind, wenn das Wort der Religion unwirksam bleibt, oder „daß so Viele zur Zeit der Anfechtung abfallen", und die Saat des Guten unter der Hitze der Leiden und Sorgen hinwelkt und verdorrt.

Evangelium Lukas 8, 4 — 15.

4. „Da nun viel Volk bey einander war, und aus den
„Städten zu ihm eileten, sprach er durch ein Gleich-
5. „niß: Es ging ein Säemann aus zu säen seinen
„Saamen; und indem er säete fiel etwas auf den
„Weg, und ward vertreten, und die Vögel unter
6. „dem Himmel fraßen es auf. Und etliches fiel auf
„den Fels; und da es aufging, verdorrte es, darum,
7. „daß es nicht Saft hatte. Und etliches fiel mitten
„unter die Dornen; und die Dornen gingen mit auf
8. „und erstickten es; und etliches fiel auf ein gutes
„Land; und es ging auf, und trug hundertfältige
„Frucht. Da er das sagte, rief er: Wer Ohren hat,
9. „zu hören, der höre! Es fragten ihn aber seine
„Jünger und sprachen, was dieses Gleichniß wäre?
10. „Er aber sprach: Euch ist es gegeben, zu wissen, das
„Geheimniß des Reichs Gottes; den andern aber in
„Gleichnissen, daß sie es nicht sehen, ob sie es schon
„sehen, und nicht verstehen, ob sie es schon hören. Das
11. „ist aber das Gleichniß: der Saame ist das Wort
12. „Gottes. Die aber an dem Wege sind, das sind, die
„es hören; darnach kommt der Teufel, und nimmt
„das Wort von ihrem Herzen, auf daß sie nicht glau-
13. „ben und selig werden. Die aber auf dem Fels sind
„die, wenn sie es hören, nehmen sie das Wort mit
„Freuden an; und sie haben nicht Wurzel, eine Zeit-
„lang glauben sie, und zu der Zeit der Anfechtung
14. „fallen sie ab. Das aber unter die Dornen fiel, sind
„die, so es hören, und gehen hin unter den Sorgen,
„Reichthum und Wohllust dieses Lebens, und ersticken,
15. „und bringen keine Frucht. Das aber auf dem guten
„Lande, sind die das Wort hören und behalten in
„einem feinen guten Herzen, und bringen Frucht
„in Geduld."

Es ist der dreyzehnte Vers in dieser lehrreichen Gleichnißrede Jesu Christi, welcher dieses Mal unsere Andacht beschäftigen soll. So mancher fällt zur Zeit der Anfechtung ab, wenn er auch das Wort mit Freuden aufnahm und eine Zeitlang glaubte. So welkt die Saat, welche auf steinigtem Boden schnell hervorgieng, weil sie nicht tief lag, zur Zeit der Hitze dahin, weil sie nicht Wurzel hatte. Also:

Auch Mißgeschick und Noth kann, so unglaublich Das auch scheint, auf unsere Frömmigkeit und Tugend sehr nachtheilig wirken.

1. Kaum sollte man Das glauben, vielmehr im Gegentheil erwarten, daß Leiden und Trübsal den Menschen weiser und frömmer, tugendhafter, besser machen müßten; allein:
2. Es ist dennoch wahr, daß auch Mißgeschick und Noth der frommen und tugendhaften Gesinnung oft hinderlich wird.

Uns dieß zu erklären, und daraus einige wichtige Folgerungen für unser Urtheil und Verhalten abzuleiten, sey das Geschäft unserer Andacht, welche Gott segnen möge zum bleibenden Guten!

Kaum sollte man von der Noth und dem Mißgeschick des Lebens nachtheilige Wirkungen auf unsere Frömmigkeit und Tugend erwarten; vielmehr unbedenklich glauben, daß Leiden und Trübsale den Menschen weiser und besonnener, gottesfürchtiger und frömmer, tugendhafter und besser machen würden.

So scheint es wenigstens, meine Zuhörer, und so sollte es billig nach dem Rathe des großen Erziehers und Vaters der Menschen seyn! Denn, wie auch Regentage und unfreundliche Witterung, wie auch Sturm und Gewitter zur Befruchtung des Bodens, zur Entwickelung der Saat, zur Reifung der Frucht des Ackers heilsam, so gar unentbehrlich sind, so soll auch der Saame des göttlichen Worts, diese Saat der Weisheit, Frömmigkeit und Tugend, unter den Stürmen des Lebens — den Leiden und Sorgen — gedeihen, und nur desto reifere und reichere Früchte treiben. So sollte, und — es scheint in der That — so müßte es seyn!

Was kann nämlich, dem ersten Anscheine nach, zuvörderst bedächtiger und besonnener machen, als das Gefühl der Noth; was fürs Andere näher zu Gott hintreiben, als die Empfindung der Verlassenheit und des Bedürfnisses der Hülfe; was endlich mehr in der Tugendübung stärken, als die mannichfache Gelegenheit, welche an bösen Tagen dazu auffordert!

Was kann zuvörderst, dem ersten Anscheine nach, besonnener und bedächtiger machen, als das Gefühl der Noth! Wenn Krankheit und körperlicher Schmerz den Einen in die Stille führt; wenn harter Verlust, drückender Gemüthskummer, wenn bedeutendes Unglück Andere aus dem gewohnten Geräusch der Zerstreuungen, des Weltgenusses, der lärmenden Ueppigkeiten und schwelgerischen Mahle herausreißen, und gleichsam zu sich selbst bringen: — wer sollte nicht glauben, daß dieser Stillstand, den die Noth erzwingt, nun auch die vielleicht lange schon leichtsinnig-vergessene Besonnenheit und Bedachtsamkeit wieder einmal begünstigen; daß, wer so gewaltsam aufgehalten wird auf dem Wege des Taumels und der Verwilderung, nun endlich einmal in sich selbst zurückkehren, und sich fragen werde: wer er sey — wohin er wolle

— wohin der gewohnte Gang ihn führen werde? Zumal, wenn nun das Leiden, das ihn traf, selbst verschuldet war, wenn er sich selbst durch ein wüstes, regelloses Leben in diese Verlegenheiten verwickelt, in dieses Unglück gestürzt, sich selbst diese Krankheit, dieses Schmerzgefühl, diese Schmach vor der Welt zugezogen hatte? O es ist, als müsse man es dem menschlichen Gefühl zutrauen, es werde der Noth, zumal der selbst verschuldeten, gelingen, das Gewissen des Unbesonnenen anzuregen, die Gedanken des Leichtsinnigen zu sammeln, den ins Verderben Eilenden auf seinem Wege aufzuhalten, dem Verblendetern die Augen zu öffnen, und auf das, bis dahin verwilderte und verhärtete, Gemüth einen heilsamen Eindruck zu machen!

Und doch lehrt nun die Erfahrung leider so häufig das gerade Gegentheil; doch raubt gerade die Ueberraschung durch ein Unglück, das man nicht ahnen konnte, durch einen Verlust, auf den man sich nicht bereit hielt, durch einen Schlag des Schicksals, den man nicht erwartete, sehr häufig alle Besonnenheit und Geistesgegenwart, betäubt das Gemüth, hemmt die Ueberlegung so ganz und gar, daß es an Fassung und gesundem Entschlusse nur zu sichtbar mangelt.

Ein anders scheint es zu seyn, wenn von Gewissensregung, von moralischer Besonnenheit oder Besinnung, von dem Stillstand auf dem Wege des Leichtsinns, oder wohl gar des Lasters, die Frage ist. Allein auch da, meine Zuhörer, ist der Mensch nur zu oft blind gegen sich selbst, gegen seine eigene Verschuldung, gegen die Fehler seines Temperaments und seines Herzens, welche ihm Noth und Unglück zuzogen. Ehe er sich selbst nach Gebühr anklagen sollte, beklagt er sein Schicksal, macht er der Vorsehung Vorwürfe, bricht er in murrende Unzufriedenheit mit seinem, wie er es nennt, ungünstigen, unverdienten Geschick aus, und ist weit davon entfernt, seinen Gang zu ändern, damit sein Schicksal anders werde, sein Leben zu bessern, damit ihm nichts noch Aergeres widerfahre.

Gemüther dieser Art, anstatt durch Leidenserfahrungen sich weiser und besonnener machen zu lassen, betäuben gerade dann, wenn sich die Sünde an ihnen rächt, und das Gewissen zu ihnen reden will, die Stimme dieses innern Zeugen und Richters; werfen gerade dann, wenn sie die Einsamkeit suchen, und sich mit Selbstbeschämung vor Gott und sich selbst beugen sollten, sich in den Tumult des Lebens hinein, um in dem üppigen Genusse der Welt ihrer selbst zu vergessen, ihr Schicksal sich aus dem Sinne zu schlagen, und das schon gefühllose Herz nur immer mehr zu verhärten, bis endlich der Saame der guten Gedanken und frommen Gefühle — gleich jenem, der auf hartgetretenes Land fiel — gar nicht mehr in dasselbe eindringen kann.

Eine ähnliche Erscheinung, meine Zuhörer, wird uns entgegen kommen, wenn wir fürs andere nach dem Eindruck fragen, den Noth und Leiden, in Absicht der eigentlich frommen Gedanken und gottesfürchtigen Gefühle auf das menschliche Gemüth zu machen pflegen. Man sollte auch da wiederum nichts für natürlicher halten, als, daß Mißgeschick und Lebensnoth zu Gott hintreiben, an den Allmächtigen wenigstens erinnern werden, in dessen Händen das Schicksal unseres Lebens ruhet; daß das Gefühl der Verlassenheit, das Bedürfniß der Hülfe, die so oft in unserer Nähe nicht gefunden, von Menschen nicht geleistet werden kann, jenes fromme Gottvertrauen und jene heilige Gottergebung in uns erwecken und anregen werde, woher allein dem Dulder Trost und Friede, Hoffnung und Ruhe gesichert wird. Sagt es doch auch unser heiliges Buch in jenen bekannten Stellen: „Anfechtung lehret aufs „Wort merken.“ „Wenn Trübsal da ist, Herr, „so sucht man dich, wenn du sie züchtigst, so ru„fen sie ängstlich um Hülfe.“ Heißt es doch in dem Buche Hiob, dieses Mannes, der selbst durch Anfechtung bewährt wurde: (Hiob 36. 15.) „Im Trübsal öffnest du „den Armen das Ohr,“ zur Leidenszeit machst du den Unglücklichen geneigt, auf deine Stimme zu hören.

Ja, kaum scheint etwas natürlicher, als daß Der, welcher leichtsinnig und ohne Gott — als bedürfe er des hohen Schutzes und der allwaltenden Gnade nicht — seinen glücklichen Lebensgang bis dahin gemacht hatte, ernster zum Himmel blickt, auf Gott und Gottes Leitung aufmerksamer wird, und des lange vielleicht vergessenen Gebets zu ihm, des lange vielleicht versäumten Kirchenbesuchs sich wieder erinnert, wenn irgend ein Mißgeschick, ein Kummer des Gemüths, eine Sorge des Lebens, ein häusliches Leiden die Freude in Traurigkeit verwandelt, und die Sonne des Glücks in Wolken hüllt. Denn, gerade, wenn es uns nicht nach Wunsch geht, wenn unsere schönen Hoffnungen vereitelt, unsere Lieblingsentwürfe vernichtet werden, — gerade dann fällts ja wohl auch dem blödesten Verstande ins Auge, daß eine verborgene Hand das Leben regiert, daß die Gedanken dieser höheren Regierung sehr oft nicht unsere Gedanken, und unsere Wege und Anschläge oft nicht die Ihrigen sind. Denn gerade dann, wenn um Trost uns bange ist, wir um Hülfe verlegen sind und um Rettung, sollten wir billig und natürlich unsere Zuflucht zu dem Gott nehmen, der da hilft, zu dem Herrn, der auch vom Tode errettet; sollten wir uns billig und natürlich an sein Wort erinnern: „Rufe mich an „in der Noth, so will ich dich erretten, und du „wirst mich preisen!“

Aber wie täuschet uns hier wieder in so vielen Fällen unsere Erwartung; wie ganz anders spricht auch hier die gemeine Erfahrung unter den Menschen! o nur zu leicht fällt zur Zeit der Anfechtung selbst Der von Gott ab, der eine Zeit lang glaubte. Eine Zeitlang, so lange ihm nämlich ward, was sein Herz sich wünschte; so lange er in der günstigen Lage stand, deren er werth zu seyn glaubte; so lange noch das Glück ihm wohlwollte, sein Vermögensstand blühend war, die Ehre ihm lächelte, die Freude des Lebens seine Begleiterinn und Freundinn war. Aber lasset nun das wechselnde Glück ihn auch einmal verlassen, die Ehre vor Menschen ihm geschmälert, das Vermögen gefährdet, die Freude gekränkt, die ganze äußere Lage verschoben werden — und, siehe da! der sich so fest an Gott zu halten schien, vergißt seiner, weil er sich von ihm vergessen glaubt; wirft das Vertrauen weg, weil er meint, der Herr habe ihn verlassen, der im Himmel achte seiner nicht; wird zaghaft und muthlos, verzweifelt an Gottes Nähe und Obhut, Vatergüte und Allmacht, Weisheit und Vorsehung, und läßt mit diesem Glauben auch die Ruhe und den Frieden fahren, der höher ist, als alle Vernunft, auch den Trost und die Hoffnuug aus dem Herzen weichen, wodurch der sinkende Muth gestützt, und die schwach werdende Freudigkeit gestärkt wird unter Sorgen und Noth, selbst in Gefahr und im Tode. Ja nicht mit Unrecht sagt Jesus: Eine Zeitlang glauben sie, und zur Zeit der Anfechtung fallen sie ab. So welkt die Blume in der Sonnenhitze, wenn es ihr an Saft und Wurzel fehlt; so verdorret die Saat auf dem Fruchtacker zur Zeit der Dürre, wenn die Wurzel nicht Tiefe und Haltung fand!

Und eben so nun, meine Zuhörer, werden die Menschen durch Noth und Widerwärtigkeit auch nicht immer besser und tugendhafter. Zwar sollte man auch Das — und nicht ohne Grund erwarten. Denn nicht genug, daß die Noth des Lebens so manche Art von Versündigung unmöglich macht, sie öffnet auch so mancher bewährten Tugend erst die Gelegenheit und Veranlassung. Es ist nicht mehr möglich, in dem Geräusch des Lebens Gottes und seiner Selbst, seiner Pflicht und seines Berufs zu vergessen, und wüsten Ausschweifungen und Lüsten sich hinzugeben, wenn uns die Krankheit auf das Lager wirft, und von der Menschengesellschaft trennt; nicht mehr möglich, durch Geiz und Härte Andern beschwerlich und überlästig zu werden, wenn unser Vermögen zusammenschmolz, und unsere Gewalt gelähmt ward. Es ist die Zeit der Noth, welche den Mißbrauch der Ehre und des Geldes, den Mißbrauch der Kräfte und des Lebens, und das Uebermaaß der Freuden und Genüsse beschränkt und hemmt; und so zwingt oft die Noth dahin, wohin Gewissen und Ueberlegung nicht zu führen vermogten.

Aber, wie? meine Zuhörer, ist eine erzwungene Enthaltsamkeit, eine durch äußere Nöthigung erzwungene Mäßigung der Leidenschaften und Begierden, oder vielleicht nur die Unmöglichkeit, diese immer noch wachen und lebendigen Leidenschaften und Begierden zu stillen, ist das auch Tugend? Tugend beruht auf dem freyen Entschlusse und auf dem eigenen festen Willen des Menschen und ist nie und in keinem Falle das Werk der Nöthigung und des Zwanges! Wer den Sünden der Jugend abstarb, weil er alt oder siech ward, wer nicht mehr verschwenden kann, weil ihm das Unglück die Macht dazu nahm, Der ist darum nicht tugendhaft!

Und wie? wenn auf der andern Seite die Noth des Lebens vielleicht eben so mannichfaltige Gelegenheit zum Bösesthun darböte Dem, der sie sucht und benutzt? Ward nicht mancher aus Noth zum Betrüger, und vergriff sich aus Mangel der Nothdurft an dem ihm vertrauten Erbe der Wittwen und Waisen? Fachte nicht unverschuldete Verlästerung, böser Leumund, Verrätherey des Freundes vielleicht den ersten Gedanken der Rache in dem Gemüthe des schuldlos Verrathenen und Verlästerten an? Bewaffnete nicht mehr als Einen das Gefühl des unerträglichen Schmerzes, oder der unüber-

windlichen Schmach, oder der Verlegenheit, woraus er keinen Ausgang und keine Rettung vor sich sah, die Hand, sie gegen sich selbst zu richten? Entschuldigt nicht Mancher sogar das Uebelsthun, das Stehlen und Rauben, das Plündern und Morden mit der Noth und dem Elende, welches Krieg und Bedrückung und theure Zeit in so mancher Gegend herbeyführt?

Allerdings, meine Zuhörer, ist es dagegen wieder das Leiden des Lebens, welches so manche liebenswürdige Tugend uns erst recht nahe bringt und möglich macht. Wer kennt, wer ehrt, wer preiset nicht die Tugenden der Geduld und Stille, des Vertrauens zu Gott, der Hoffnung auf das Ewige, der dankbaren Freundlichkeit gegen unsere Wohlthäter, Freunde, Aerzte, Helfer in der Noth! Nun ist es ja aber Trübsal, welche Geduld lehrt, weil es Geduld nöthig macht, Trübsal, welches die Menschen zusammenführt, und hier zu den Erweisungen der Liebe, der Anhänglichkeit, der Sorge, der Treue, zu Verleugnungen und Aufopferungen, da zu den Aeußerungen der Freundlichkeit, der Dankbarkeit, der Hingebung und Gegenliebe auffordert und drängt!

Aber, wie? meine Freunde, wenn nicht alle Dulder, nicht alle Kranken, nicht alle Unglücklichleidenden diese Stimme zur Tugendübung vernähmen und achteten? Zeigt uns nicht die Erfahrung auch der Ungeduldigen, der Unfreundlichen, der Undankbaren, der Unverträglichen, Derer, die Gottes vergessen, und die ihren Getreuesten zur Last und Qual leben, eine große Zahl unter den Kranken und Leidenden aller Art? Ist nicht hier das Temperament, dort der Schmerz, da eine üble Gewöhnung Schuld daran, daß das Leiden das Gegentheil von Dem wirkt, was es wirken sollte: Ungeduld statt der Geduld; Erschwerung der Last, die wir Andern machen, statt der Erleichterung und des Danks?

O, meine Zuhörer, nur zu häufig sind auch Mißgeschick und Noth, so sehr sie auch dazu geschickt und dazu bestimmt sind, den Menschen weiser und besonnener, gottergebener und frömmer, tugendhafter und besser zu machen, dennoch im Gegentheil der Weisheit, der Frömmigkeit und der Tugend hinderlich. Ihrer Viele fallen zur Zeit der Anfechtung ab, und auch unter den Sorgen des Lebens erstickt so manche gute Saat und bringt keine Frucht.

Es ist sehr wichtig, meine Zuhörer, daß wir zum Schlusse dieser Betrachtung unserem Herzen die Folgerungen recht tief einprägen, welche wir zur Berichtigung unseres Urtheils und zur Leitung unseres Verhaltens daraus zu entnehmen haben.

Zuerst eine Bemerkung, die unser Urtheil leiten, und wo es noth thut, berichtigen und befestigen möge. Wir sahen, daß unter Anfechtung und Leiden, unter den Einflüssen der Noth und des Elends die Menschen beydes werden konnten, bedächtiger oder leichtsinniger, gottergebener oder gottvergessener, tugendhafter und besser, oder lasterhafter und schlimmer! Die eigentliche Schuld, die eigentliche Ursache davon kann also unmöglich in dem ungünstigen äußern Geschick selbst, in den Leiden und Uebeln des Lebens selbst liegen. Denn wenn es den Einen zu Gott und zur Tugend hin, den Andern davon abführt, den Einen verbessert, den Andern verschlimmert, so muß — daß nun Dieses oder Jenes erfolgt, seinen Grund anderswoher haben, als in der Widerwärtigkeit und dem Trübsal! Und woher nun? Was ist es, daß die Noth den Einen besser und frömmer, den Andern böser und gottvergessener macht?

Was ist, wenn derselbe gute Saame hier aufgeht, und dort zurückbleibt, hier kärglich, dort reichlich Frucht treibt, hier in aller Pracht der Blüthe prangt, dort vor der Zeit hinwelkt und erstirbt, — was ist von dieser widersprechenden Erscheinung die Schuld? Der Saame nicht — aber der Boden, der ihn empfieng! Was ist, wenn Einem Felde jegliche Witterung zusagt, Sonnenschein und Regen, Sturm und Gewitter — dem andern jeder heiße Tag Gefahr droht, jeder Sonnenstrahl Verdorrung bereitet, — was ist die Schuld? Der Saame nicht, aber der Boden! Wo die Saat nicht tief genug wurzelte, nicht Saft genug an sich zog, nicht auf wohlbebautes, bereitetes, gereinigtes Ackerland ausgestreuet ward — ja da wird sie von der Hitze versengt, von dem Unkraut überwältigt!

Jetzt ohne Bild: Es ist das Herz, es ist der Sinn des Menschen, an dem es einzig liegt, ob die Leiden und Sorgen Gutes oder Böses auf sein Gemüth und Verhalten bewirken. Das fromme, gute Herz bewahrt den Saamen der Frömmigkeit und Tugend und Weisheit unter allen Stürmen des Lebens; trägt Frucht, gute, schöne Frucht der Tugend unter allen Sorgen und Bekümmernissen dieser Zeit! Das fromme, gute Herz, das heißt der redliche, gewissenhafte, fromme Sinn! O wo Der einmal da ist, da, meine Freunde, kann weder Freude noch Leid, weder Glück noch Unglück, weder der Sonnenglanz des günstigen Geschicks, noch die Hitze des Mißgeschicks, der Tugend und Gottesfurcht auf die Dauer gefährlich werden. Erschüttert kann auch dein fester, edler, frommer, gerechter, menschenfreundlicher, heiliger Sinn werden, du Freund der Tugend und Gottes, — erschüttert, aber nicht untergraben, nicht umgestürzt. Es ist das Herz, welches gegen die Gefahren der Tugend, auch gegen die, welche in Gefolge der Noth sind, fest macht. Welch ein Gewinn dann, und welch ein köstliches Ding, daß das Herz fest werde!

Und damit es Das werde und auch im Leiden bleibe, so lasset uns (Das ist die Folgerung, die wir zur Leitung unseres Verhaltens aus der angestellten Betrachtung entnehmen,) nie vergessen, daß der eigentliche Zweck der Leiden kein anderer seyn könne und dürfe, als Der, die Menschen weiser und besser und frömmer zu bilden! O wie könnte sie sonst der Weise, der Gütige, der unser Vater ist und Erzieher seiner Kinder, über uns verhängen? „Gleich wie das Gold durchs „Feuer, sagt die heilige Schrift, (Sir. 2. 5.) also werden „Die, so Gott gefallen, durchs Feuer der Trüb„sal bewähret." — „Ihr seyd traurig unter mancherley Anfechtung", spricht Petrus (I, 1, 7.) „auf „daß euer Glaube rechtschaffen und viel köstlicher erfunden werde, denn das vergängliche „Gold, das durch das Feuer geläutert wird." — „Freude, erfreulich dünkt uns die Züchtigung nicht, „wenn sie da ist," heißt es, Hebräer 12, 11., „sondern „Traurigkeit und betrübend; aber darnach wird sie „geben eine heilsame Frucht der Gerechtigkeit „und der Tugend, Denen, die dadurch geübet sind."

Also Uebungsschule, Erziehungsmittel, Gelegenheit zur Tugendübung, Geduldsprüfung und Glaubensprobe soll uns die Noth des Lebens seyn, damit wir besser werden, damit auch an bösen Tagen die Frucht der Heiligung bey uns gedeihe. Das ist der Wille Gottes!

Den, den laßt uns im Auge behalten, auch wenn der Weg unseres Schicksals rauh und dunkel wird. Rein und fest laßt unser Herz uns bewahren, auch wenn uns Lebenskummer drückt, und Schmerz und Unglück uns beugte.

Dann wird auch das Uebel uns zum Heile gereichen; dann wird Trübsal Geduld bringen, Geduld Erfahrung wirken, Erfahrung Hoffnung geben, — und Diese läßt nimmer zu Schanden werden.

Dann, o dann sind wir selig, wenn wir zur Zeit der Anfechtung erdulden. Denn, wer dadurch geläutert und bewähret ward, Der wird empfahen die Krone des Lebens, welche Gott verheißen hat Denen, die ihn lieb haben! Amen.

Ernst Werner Happel.

Vom Leben dieses Mannes wissen wir nur, daß er 1649 zu Marburg geboren wurde, nach vollendeten Studien sich in Hamburg niederließ und dort wie Francisci zuerst sich von Schriftstellerei ernährte. Er starb daselbst den 15. Mai 1690.

Seine Schriften sind:

Der sächsische Wittekind.
Der asiatische Quogambo.
Der italienische Spinelli.
Der schwäbische Arioviſt.
Der deutsche Carol.
Der insularische Mandorell.
Der spanische Quintana.
Der baierische Maximilian.
Der engelländische Eduard.
Der afrikanische Tarnolast.
Der ottomannische Bajazeth.
Der französische Cormantin.
Der europäische Toroan.
Der ungarische Kriegsroman.
Akademischer Roman.
Christlicher Potentaten Kriegsroman u. s. w. Fast alle 4 Bände stark, und in den Jahren von 1680 bis 1692 zu Ulm oder Freiberg erschienen.
Relationes curiosae. Hamburg 1683, 5 Bde. in 4.

Happel's Romane fanden zu ihrer Zeit großen Beifall. Da es ihnen nicht an Wechsel und Reichthum der Erfindung, so wie an Fülle des Stoffes fehlte, indem ihr Verfasser zugleich die Spiele seiner oft ausschweifenden Phantasie durch den bedeutenden Vorrath seiner ausgebreiteten Belesenheit zu unterstützen und zu würzen verstand, so daß sein Publikum sich durch ihn ergötzt und belehrt sah. — Seine Darstellung ist dagegen matt und breit, seine eingestreuten Reflexionen sind alltäglich und schaal, und da es ihm an wahrer geistiger Gediegenheit und poetischer Tiefe fehlte, da er ferner eben durch seine Vielschreiberei seine Kräfte nicht zu concentriren verstand, so erlosch bald nach seinem Tode sein Ruhm eben so schnell wieder, als derselbe sich rasch während seines Lebens gebildet hatte.

Das dritte Haupt-Stück*).

Ein grosses Turnir wird gehalten, wo Herr Wallach das beste Kleinod erlanget. Es ward eine weitläuffige Rede vom Ursprung des Turnirs und andern Sachen geredet.

Nachdeme sie nun so eine Zeitlang mit einander geredet, ward es Zeit zur Tafel zu gehen, und musten beede Herrn Ritter, Herr Livorno und Herr Wallach, (der nun nicht mehr Herrn Livorno Hofmeister, sondern von dem Groß-Hertzog an sich genommen ward,) an die oberste Tafel nechst dem Groß-Hertzogen, beneben den vornehmsten Hofbedienten zu Tisch sitzen, und kennet den Herrn Livorno kein Mensch, weil er sich in den 5. Jahren, seit er ausgewesen, sehr verändert, und noch darzu ein falsch Haar trug, der gantze Hof aber verwunderte sich über Herrn Wallach demüthige Sitten und Geschicklichkeit, daß ihm jederman am Hof, sonderlich aber der Groß-Hertzog sehr hold war, der war auch willens ihn mit einem Schloß und 4. Dörffern in Hetrurien zu verehren, und eine vornehme Gräfin zuzuheurathen. Unterdessen machte sich jederman auf das künfftige Fürstl. Beylager, und beym verordneten Turnir fertig, und wolte jeder das beste Kleinod erhalten, keinen auswärtigen Ritter davon tragen lassen, sie übeten sich an Hof auf der Renn-Bahn gar offt im Turniren, aber Herr Livorno und Herr Wallach nahmen sich nicht an, als ob sie etwas von Turniren wüsten, ritten derowegen niemalen mit, sondern sahen mit angenommener Verwunderung denselben zu, und kam da einer da, der andere dort, und wolten sie bereden, sie möchten sich doch auch in diesen Sachen üben, das würde ihnen ein grosses Lob seyn, aber diese antworteten, sie getraueten es mit ihnen nicht anzugehen, in Betrachtung, daß sie schon gar fertig darinn wären, und besorgten sich, man möchte sie es mit grossem Schaden lehren, dann sie wol wüsten, und mehr gesehen hätten, wie mancher so künstlich aus dem Sattel gehoben, und auf den Erdboden geworffen, daß ihm wol eine Rippe davon zersprungen: jene aber verlachten diese, sagende, man müsse solchen geringen Rauch sich nicht beissen lassen, und das schiene gar verzagt, daß man sich vor Fallen entsetzen wolte, man wüste wohl daß keiner kein Meister gebohren würde, sie hätten auch dergleichen Gefahr müssen ausstehen, aber nicht umsonst, massen sie nun so weit kommen, daß sie keinem einzigen einen Ritt zu turniren versagen wolten, hätten auch manches Kleinod davon getragen. Herr Livorno und Herr Wallach stelleten sich immer gar fremde dazu. Unterdessen spatzirten beede Ritter nebenst ihren Dienern in die Stadt, und besahen die herrliche Gebäu, prächtige Gassen und Märkte, samt den stoltzierenden Palästen, dann man dafür hält, daß Florentz die allerzierlichste und schönste Stadt unter allen Städten nicht allein in Italien, sondern fast in der gantzen Welt sey, sie giengen aber auch des Herrn Cantzlers Herrn Joan de Livorno sein Hauß vorbey, und als sie nahe dabey, sehen sie daß er selbsten in der Thür stehet, nebenst seinem jüngsten Töchterlein, so etwa 14. Jahr hinter sich möchte geleget haben, kehrete sich derowegen Herr Livorno der Ritter eilend zu Hn. Wallach, und bath ihn, weil dieses sein Herr Vatter, er möchte Gelegenheit nehmen, und mit ihm von allerhand Sachen reden, er selber wolte aber nicht reden, weil er besorgte, die Sprach möcht ihn verrathen, er wolte aber doch bey ihm bleiben; als sie nun nahe hinzu kamen, sprach Herr Wallach und Herr Livorno dem Herrn Cantzler freundlich zu, der ihnen auch gar tief danckete, dann er hielte sie, sonderlich Herrn Wallach, vor einen vornehmen Herren, wegen seiner Schönheit, und daß er einen schwartzen Africaner hinter sich hatte hergehen, fragte derowegen nach gebetener Vergebung, wie ihnen dieser Ort gefiele, weil er sehe, daß sie fremd allhier, und die Stadt besehen, dem Herr Wallach antwortete: In Wahrheit mein Herr wisse, daß ich jederzeit dafür gehalten, mein Vatterland Neapolis hätte ihres gleichen nicht, aber ich befinde das Gegentheil, weil mir diese Stadt in vielen Sachen schöner gefällt; so sind die Herren, sagte der Cantzler, Neapolitaner, ja sagte Herr Wallach, ich zwar bin auch aus Neapolis, mein Gefehrt aber ist in Calabrien bürtig, und weil der Herr Groß-Hertzog ein allgemeines Turnir ausschreiben lassen, sind wir auch kommen demselben zu zusehen, und etwas dabey zu lernen, worauf der Cantzler sagte, es wird gewiß eine zimliche Ritterschafft zusammenkommen, massen sich schon etliche hundert die nechste Tage her allhier eingefunden, und ich hab meinem Sohn, so vor 5. Jahren in Frankreich allda zu studiren gereiset, auch beschrieben bey diesem Fürstl. Beylager und dem Turnir zu seyn, massen ich auch deßwegen ein zimliches an ihn gehengt. Herr Wallach sprach hierauf, wir möchten wünschen mit jemand bekannt zu seyn, der uns die Turnir-Gesetze und dabey gebräuchliche Sitten in etwas bekannt machete, und wenn deß Herrn Sohn kommt, werden wir Gelegenheit suchen denselben zu besprechen, und sich an ihn zu halten, um die zierliche Manier bei ihm zu erfahren. Ja, antwortete der Herr Cantzler, ich hoffe er werde sich wo nicht diesen Abend, doch morgen gewiß, laut seines Schreibens herbey machen, dann können sich die Herren seiner nach Nothdurfft gebrauchen. Hierauf nahmen sie Abschied, und giengen weiter, kamen auch zu dem Rathhause, so einem Fürstlichen Schloß sehr ähnlich, da über der Gassen-Thür folgende Wort in alter München-Schrift zu lesen waren: Heilig Rom, Edel Neapolis, schön Florenz, reich Venedig, hoffärtig Genua, groß Mayland, feist Bononien, alt Ravenna. Von dannen giengen sie weiter, und besahen ein zimlich Stück, massen die Stadt fast groß, und in einem Tage nicht wol kan durch alle Gassen besehen werden, sie kehreten wieder nach Hof, und verwunderte sich Hr. Livorno, daß ihn weder sein Vatter noch sein kleineste Schwester kennet, doch kam ihm dieses nicht so fremd vor, weil seine Schwester bey seinem Abzug nur 9. Jahr alt war, und seine Gestalt leichtlich entfallen lassen können. Als sich nun jederman auf den folgenden Tag, als an welchem das Fürstl. Beylager und Turnir solte gehalten werden, gefaßt gemachet, beredeten sich unsere beyde Ritter auch, wie sie sich zu diesem allem geschickt machen möchten, und sagte Herr Wallach, weil er Herr Livorno ein Stadt-Kind, möchte er auch das Kleinod und dieselbe Ehr erhalten, sofern kein Erfahrner als er, das er doch nicht hoffen wolte, von der Stadt-Ritterschafft dabey seyn würde, hergegen antwortete Herr Livorno, so müste er vor

*) Aus Eu. Gv. Happelii Portugalische Clara und Afrikanischer Tarnolast. Ulm 1780. Buch I. S. 58. folgende.

den Hof stehen, und von wegen deß Groß-Hertzogen Ritterschafft den besten Preiß davon tragen, dann ich weiß, sagte er, daß ihm keiner am gantzen Hofe überlegen, ob sie sich zwar ein weit anders überreden. Als nun der folgende Tag anbrach, erschienen die Gesandten in grosser Menge, dem Fürstl. Beylager beyzuwohnen, und denen beeden jungen Gesponsten Glück zu wünschen, als nemlich Julius Rusinus Legatus Apostolicus, ein Gesandter von Rom, Monsieur de Lion, aus Frankreich, Don Ferdinandus Tortoas, aus Hispanien, Graf Theobald, von Hanau, von wegen des Kaisers, als welcher mit dem Groß-Hertzog in grosser Freundschafft stunde, und andere unzehlich viel Gesandten mehr, und unter diesen führeten die Fürstliche Braut der Römische und Käiserliche Gesandte, und da das Beylager mit grosser Solennität verrichtet, ward sobald ein köstliches Banquet, und eine offene Tafel gehalten, da jederman, wer der auch seyn mochte, zugelassen ward, nach diesem allen wurde um 2. Uhr die Renn-Bahn eröffnet, und zum Turnir geblasen, und erschien der Groß-Hertzog samt allen Gesandten und vielem Frauenzimmer, auf einer künstlich aufgeführten Schaubühne, denen Rittern zu zusehen, nach diesem folgten auf 280. wackere und wolgeharnischte Ritter, so sich aus fernen Orten zusammen geworffen, und turniren wolten, denen wurden etliche Leges offentlich vorgelesen, und darauf forderten je zwey und zwey zum Turnir aus, da gab es nun lustige Kurtzweil, da sahe man wie ungleiche Meister es in der Welt giebt, bald stürtzte das Pferd, bald der Mann, bald Mann und Pferd zugleich. Als nun des Groß-Hertzogen seine Hof-Bursch und Vornehmsten sich auch einfunden, und diese Ritter Herrn Livorno und Vallach in köstlichem Harnisch auf der Renn-Bahn sahen, meineten jene, diese müsten thöricht seyn, daß sie sich (wie jene glaubten,) als Unerfahrne in dieses Spiel dörfften einmengen, warneten also unsere beede Ritter, sie möchten sich vorsehen, daß sie nicht von einigen zum Kampff ausgefördert würden, und müsten sie alsdann wie Butter an der Sonnen bestehen: denen aber Herr Vallach gar bescheidentlich antwortete: Sie hätten sich ja müssen schämen, daß sie allein zu Hauß bleiben, und nicht diese Kurtzweil mit ansehen sollen, und wann sie schon von einem andern zum Speer-Rennen ausgefordert würden, so wolten sie sich schon so viel schützen, als sie könnten. Es hatte nun eine zimliche Zahl turniret, als zwey fast mit den köstlichsten Harnischen angethane Ritter herfür stachen, und waren beede mit den Spanischen Gesandten kommen, und fast von den Vornehmsten am Hof, der eine Don Lacus, ein gebohrner Graff, und in dem Spanischen Hof in grossem Ansehen, der ander Don Ernibas, mit in gleichem Stand und Ansehen, und weil sie an dem Spanischen Hof jederzeit den Vorzug im Turnir-Rennen gehabt, waren sie nur herkommen ihre Kunst sehen zu lassen, dann sie beständig meineten, es könnte ihnen keiner bastandt seyn. Diese nun stachen als hochtrabende Ritter herfür, tummelten ihre Spanische Klepper aufs zierlichste sie möchten, und war doch geringe Anmuth; sie forderten also unsere beede Ritter vor den Speer, und das um deßwegen, weil der eine von jenen Namens Lacus, zugehöret, als des Groß-Hertzogen Ritter einer mit unsern beeden Rittern ihrer Künheit halben geredt, und dieselbige gewarnet, so meineten nun diese ihre Tapfferkeit an unsern Rittern sehen zu lassen, und wolte jeder seinen Gegentheil im ersten Ritt abheben, aber es war unsern Herren ein gemachter Handel, und sehr lieb, daß sie etwas Rechtschaffenes antroffen, ritten derowegen gantz freudig herfür, und tummelten ihre Pferde mit sonderlicher Zierlichkeit, und sonderlich sahen sie alle auf Herrn Vallach mit Verwunderung, wie der seinen Klepper auf Mauritanische Lehr herum arbeitete. Als sie nun ihre Schrancken eingenommen, stunde der Spanische Gesandte von seinem Sessel auf, um seinen Rittern recht zuzusehen, und weil er sie kennete, zeigte er sie dem Groß-Hertzog, und erzehlete dabey, daß sie vor die besten Ritter in gantz Hispanien gehalten würden, der Hertzog aber kante sobald ihre Gegentheile, Herrn Livorno und Herrn Vallach, und war ihm leid, daß diese eben an die tapfferste Ritter gerathen wären, dann er besorgete sich, sie möchten abgehoben werden, stunde derowegen um diesem Kampff zuzusehen, auch vom Sessel auf, und als die andern Herrn auf der Schaubühne sahen, daß sich diese gestellet, muthmasseten sie, daß diese Ritter etwas Vornehmes, und vor andern tapffer würden seyn, sahen deßwegen mit allem Fleiß, wohin der Sieg sich wolte lencken, auch diese gantze Ritterschafft wusten wol was diese Spanischen vor einen Namen hatten in allen umligenden Ländern, und taurete sie alle da unsere Ritter von den ruhmräthigen Hispaniern solten angegriffen werden, sonderlich war es des Hertzogen Rittern sehr leid, daß sie, wie sie meineten, Schande damit an ihrem Hof bekämen. Als derowegen die beede stoltze Ritter sahen, daß jedermann fleissig acht auf diesen Ritt geben wolte, wolten sie sich überaus tapffer sehen lassen, und nahmen beyderseits ihre Schrancken ein, so daß Vallach auf Lacus, und Livorno auf Ernibas, der wol Kopffs grösser als sein Gegentheil, traffen, da nun jeder seinen Widerpart vor sich sahe, ritten sie beederseits mit Gebühr aufeinander loß, daß Herr Vallach den Lacus mit samt seinem Sattel von seinem Wallachen stieß, Vallach aber blieb unbeweglich sitzen, Ernibas aber ward von seinem Gegenpart gantz hinten an deß Pferdts Platz geschickt, daß er sich an die Mähne zu fassen und zu halten gezwungen ward, Herr Livorno passirte ihn annoch steiff sitzend vorbey, das verdroß nun die Spanier dermassen, daß sie so von den ungeübten, und wie sie meineten, jungen Maulaffen solten überwunden seyn, daß auch Herr Lacus ausdrücklich protestirte, als er aufstund, nicht er, sondern sein Jung wäre schuldig, daß er abgestochen, weil derselbe die Sattelgurte nicht recht verwahret, und hätte er also mit dem unfest angemachten Sattel leicht stürtzen müssen; als dieses der Groß-Hertzog und der Spanische Gesandte, nebenst allen andern vornehmen Herrn angehöret, rieff der Hertzog selber von der Schaubühne herunter diesen sämtlichen Herren zu, wann sie allerseits rechtschaffene Ritter wären, solten sie noch einen Ritt miteinander wagen; das aber war ihnen allen ein gemachter Handel, und muste sich Herr Vallach ein andern Speer reichen lassen, weil der vorige an seines Gegentheils Harnisch einen Bruch bekommen, sie machten sich derowegen einer dem andern noch eines Beschid zu thun fertig, und ehe sie noch ihre Schrancken wiederum einnahmen, rieff der Hertzog dem Cantzler, Herrn Livorno, daß er zu ihm käme, als derselbe nun bald für ihn kam, sagte er zu ihm, ob er diesen Ritt gesehen, und wie er ihm gefallen, derselbe nun sagte, wie er von andern gehöret, so wären die Abgesetzte vor die vornehmsten und tapffersten Ritter auf diesen Platz ausgeschrien worden, und hätten sich alle Ritter mit ihnen zu turniren gescheuet, weil er aber nun sehe, daß sie von diesen, die ihm noch unbekannt, überwunden, hielte er gäntzlich davor, daß es wol diesen beeden Uberwündern so leichtlich keiner würde bevor thun, und weiß auch gewislich, sprach er weiter, sie werden sich in diesem zweyten Ritt, gleich wie im ersten, gar nicht beschimpffen lassen, sondern den Sieg nochmalen davon tragen, und geschichts wie ich gesagt, wüste ich nicht, wie man, meinem geringen Verstand nach, diesen beeden die beste Kleinod solte vorenthalten; Wolan sagte der Hertzog, bleibet bey uns allhier, und sehet diesem zweiten Ritt recht zu, daß ihr zeugen könnt, wie sie sich verhalten, dann sie sind mir nahe angewandt, hierauf nahme nun ein jeder seine Schrancken wie zuvor wiederum ein, und traffen die Spanischen aus lauter rachgierigem Muth, unsere Ritter aber aus grosser Tapfferkeit dermassen nochmal aufeinander, daß Herr Livorno seinen Gegenpart ohne einige Mühe zur Erden stürtzte, und in einer harten Ohnmacht liegen ließ, der dann bald von seinen Dienern abgeholet und erquicket ward. Als aber Herr Vallach auf den Lacus gerieth, traff er ihn so künstlich, daß Mann und Roß, gleich wären sie von dem Blitz getroffen, zur Erden stürtzeten, und blieb das Pferd sobald ohne Zückung eines Fusses todt, Herr Lacus aber hatte den rechten Schenckel verrenckt, auch war er im Fallen auf das Schild gestürtzt, daß ihm die lincke Seite sehr schmertzete, doch hätte er dieses alles nicht geachtet, wann ihm nur der Schimpff nicht so wehe gethan, und als er nun hinweg getragen samt dem Pferde, waren unsere Ritter mit grossem Ruhm von den andern absolvirt, begaben sich derowegen an ihren vorigen Stand, die andern Ritter aber an des Groß-Hertzogs Hofe waren auch annoch daselbst, die hatten sich nun am meisten verwundert, und da diese wieder zu ihnen sich begaben, wünscheten sie ihnen Glück zu den besten Kleinodien; der Spanische Gesandte zog ihm aber diesen Schimpff so sehr zu Hertzen, daß er mit den Zähnen knirrete, weil er nicht gehoffet, daß einer seinen Rittern bestandt seyn könte, wie er dann auch wol wuste, daß sie in gantz Hispanien den Vorzug bisher gehabt. Der Groß-Hertzog fieng unterdessen zu seinem Cantzler an, und sagte? wie düncket euch nun um diese Obsieger, sind sie nicht grosser Ehren werth, weil sie, wie ich hoffen will, den besten Ruhm auf diesem Turnir davon tragen: Ja, antwortete jener, daran ist nicht zu zweifeln, und möchte ich wol die Gnade haben mit diesen Rittern zu sprechen; wol sagte der Hertzog, ihr sollet wol mit ihnen zu reden kommen, ehe sie noch von dannen scheiden. Nach diesem kamen noch viel Ritter herfür, die sich auch sehen liessen, und gab noch viel wunderliche Bocks-Sprünge, unter diesen folgenden ließ sich sonderlich sehen ein Venetianer, so auf einen von den Teutschen Rittern traff, da sie sich dann beederseits im ersten Ritt so verhielten, daß man keinen vor den Uberwinder halten kunte. Sie hielten aber nochmalen einen Ritt, da traff der Venetianer den von Hohenlohe in ein Gewerb am Harnisch durch und durch, daß man den todten Cörper sobald muste zur Renn-Bahn hinaus tragen lassen, der aber von Venedig ritte wiederum an seinen Ort. Diesem folgete ein Oesterreicher und Burgundier, und ward dieser von jenem mit grosser Belustigung deß Umstands abgehoben. Nach diesen tur-

nirten noch viel andere, aber es begab sich nichts erhebliches darinnen, biß endlich die Sonne sich neigete, und die Renn-Bahn zu verlassen sie sämtlichen anmahnete, da ließ der Groß-Hertzog durch etliche Trompeter zum Abzug blasen, und wurde der gantzen Ritterschafft angezeiget, morgenden Tag zu acht Uhren wieder zu erscheinen, und nach Belieben sich zu üben, und weil über hundert gar nicht turniret, wurden dieselben sonderlich auf Morgen wiederum eingeladen. Alsobald begab sich jederman nach seiner Herberge, auch ward der Groß-Hertzog mit den frembden Herren Gesandten und einer zierlichen Suite Diener nach Hof begleitet, und wurde denselben Abend ein köstlich Mahl gehalten, da machten sich nun die Hof-Ritter zu Florentz erst recht bekannt mit den beeden Fremdlingen, doch gab sich Herr Livorno noch zur Zeit niemand zu erkennen, und wunderten sich diese, daß sie sich so frembd zum Turnir gestellet, daß jederman gemeinet, diese einfältige Schäflein wüsten nichts von solchen Sachen. Jederman nun, der ihre Thaten auf der Renn-Bahn gethan, gesehen oder davon gehöret, ehrte diese beede Ritter, und wurden von dem gantzen Hof so sehr geliebet und hoch gehalten, daß sich sonderlich Herr Vallach, als welcher gleich einem Grafen am Hof gehalten, und geehret ward, nicht darein zu schicken wuste, massen er, seit er sein Vatterland verlassen, solche Ehre noch nie gehabt, doch konte er sich leicht als einer von Jugend auf darinn erzogen, wol darein schicken, und hatte ihn sein Diener Tassibal so lieb, daß er sich offt verlauten ließ, wann er gleich wüste ein grosser Herr in Algir zu werden, und solte auch wieder frey gelassen nach Hause ziehen, so wolt er doch lieber bey seinem Herrn bleiben, und sein Leben vor denselben zu wagen, sich vor eine sonderliche Ehre schätzen, derowegen hielte auch Vallach viel auf ihn, über das waren sie auch angräntzende Landes-Leut. Viel Ritter nun so mit denen Abgesandten ankommen waren, wurden zu Hofe gespeiset, und musten Herr Livorno und Herr Vallach dißmal mit ihnen zur Tafel gehen, da suchte nun jeder sich bekannt und zu Freunde mit diesen zu machen, ohne die stoltze Spanier, welche aus Haß und Verdruß, ja Schimpff so sie von ihnen bekommen und erlitten, sich ihrer gar nichts annehmen wolten, wornach die Unsern auch nicht groß fragten. Über der Tafel gab es noch viel Reden, und ward sonderlich von den Hertzogen discurrirt, wo sie ihren Ursprung her hätten, und warum dieser Hertzog zu Florentz ein Groß-Hertzog genennet würde? Worunter ein Frantzösischer Ritter Namens Claude Fauchet, und noch ein ander, Levinus Lemnius de Zelandia genannt, in der Meinung stunden, der Nam Hertzog sey ein zusammen gesetzt Wort, und hätte seinen Ursprung von dem Wörtlein Heer, das ist, ein Krieges-Heer, und Zog, gleich als hätten die Hertzogen vor Alters die Krieges-Heer ziehen, oder (besser) führen müssen, und davon sey der Name noch übrig, und in eine gewisse Würde und Stand nach und nach verwandelt. Ein ander aber Namens Besold wolte, das Wort Hertzog käme von dem alten Wort Heer her, dann er sagte Heer, wäre so viel als eine Gemeinschafft, als wie noch auß den Worten Heerberg, und Heerweg, oder eine Landstrasse zusehen, darinn und darauf jederman einkehren und wandern kunte, weil sie beede gemein, und daher, sagte er, hielte er davor, sey auch Hertzog, das ist, ein Herr der Gemeinschafft. Etliche andere aber, worunter ein Ritter Liptus, ein Römer, wolte, das Wort Hertzog hätte seinen Ursprung von den Römern, bei denen Dux oder Hertzog ein gewisses Amt gewesen, und waren die Duces bey denselben noch über die Tribunos, aber unter den Gesandten gewesen, Molineus ein Spanischer Ritter sagte, daß in Hispanien der Nam Hertzog, nicht auf die Kinder geerbet würde, wann schon ihr Vatter ein Hertzog gewesen, es sey dann, daß sie es auch bey dem Könige erlanget. Als aber die Ursach erfraget ward, warum man die Hertzoge zu Florentz Groß-Hertzoge nennete, antwortete Herr Livorno, als der wol studirt, und in gelehrten Discursen sich sehr beliebt machen, sagend: Die Groß-Hertzogen von Florentz wären vor diesem Grafen gewesen, der jetzige Käiser Carolus der V. hätte Alexandrum Mediceum zum Fürsten oder Hertzogen, der Pabst Pius V. aber zum Groß-Hertzogen gemacht: Wie ingleichem auch der Groß-Hertzog aus Moscau vergebens nicht Widikuezi, das ist Groß-Hertzog, so dann auch die Groß-Hertzoge von Littau, mit eben diesem vermehrten Hertzogs-Namen genennet werden, weil sie, wie jederman weiß, an Ehr und Macht allen andern angräntzenden Hertzogen weit überlegen. Als Herr Livorno ausgeredt, und seinen Hertzog bester massen defendiret, fieng einer von den Teutschen Rittern an, so mit dem Römischen Gesandten ankommen, und sagte: Ich glaube zwar, und weiß gar wol, daß die Groß-Hertzoge denen andern gemeinen Hertzogen allezeit vorgehen, ob sie aber denen Ertzhertzogen vorgehen, befinde ich nicht bey mir, dann wann man nach dem Namen Ertz-Hertzog gehen will (als welchen die Hertzoge von Oesterreich von dem Römischen Käiser Friderich, dem Dritten, bekommen und damit begnädiget seyn:) so werden solche ohne allen Zweifel von Rechtswegen über alle, und gar über die Groß-Hertzoge gehen, dann das Wörtlein Ertz, wann es mit einem andern zusammen gesetzt, heisset es den Vornehmsten unter denselben, als ein Ertzbischoff, welcher ohne Zweifel allen gemeinen Bischöffen vorgehet. Diesem konte keiner widersprechen, doch wolte sich ein Venetianer, Namens Joseph Mattheaccius, wider Herrn Livorno setzen, und den Venetianischen Hertzog dem Florentiner vorziehen, dann sagte er: Der Hertzog zu Venedig kan unter die gröffeste Könige gezehlet werden, nicht allein weil er das Haupt in Venedig, als welche ein Beherrscherin vieler Provintzien und Reiche, wie auch deß gantzen Adriatischen Meers, und die von ihrem Ursprung an frey ist, und sich mit ihren Waffen und Klugheit wol gegen die Feinde zu erhalten getrauet, sondern auch, weil selbiger Hertzog mit Königlichem Zierrath bekleidet, und weiß ich keinen andern Unterscheid zwischen ihm und den Königen, als daß seine Kinder diese Ehre nicht erben, sondern er wird von seiner Tugend erwehlet, und ich weiß auch nicht, warum er nicht allen andern Hertzogen billich solte vorgehen, in Betrachtung, daß er viel älter als alle Hertzogen, Marggraffen und Grafen, dann er ist gewesen schon vor 1100. Jahren, und wann man aus den Tituln von Macht und Ehren etwas erhalten und beybringen kan, erinnere ich mich, daß ein Venetianischer Hertzog sich also nennete: Johannes von GOttes Gnaden, Hertzog zu Venedig, Dalmatien und Croatien, Herr des vierdten, und des halben Theils des gantzen Römischen Reichs. Hierauf antwortete ein anderer von deß Groß-Hertzogen von Florentz seiner Rittern einer, genannt Nolde, und sprach: Ich habe mehrmalen gehöret, daß der Hertzog von Venedig in Pracht und seinem Aufzug zwar ein Fürst sey, auf dem Rathhauß aber nur ein Rathherr, ausserhalb der Stadt Venedig könne er von jederman verklagt werden, in der Stadt seye er gleich einem Gefangenen, dann er dürffe ohne Verlaubnüß nicht aus der Stadt ziehen.

Mit dergleichen Reden nun ward die gantze Mahlzeit vollbracht, biß es Zeit war, ein jeder seinen Ort einzunehmen, und sich zu Ruhe zu begeben, jederman aber verlangete biß auf den folgenden Tag, bis man wieder turniren möchte, sonderlich aber waren zwey Ritter, so den vorigen Tag noch nicht turnirten, deren einer aus Genua, Namens Grandesse, der ander aus Padua, Sallon genannt; diese beede waren einander nahe verwandt, massen sie sich beede Leerat schrieben, sie waren aber zu ihrer Zeit vor die tapfferste Ritter in ihrer Gegend gehalten, daß sich jederman verwundert, warum sie sich nicht hätten sehen lassen, diese nun, weil sie sahen, daß Herr Vallach und Livorno grossen Ruhm von ihrem Turniren bekommen, wolten sie ihnen nichts nachlassen, noch im geringsten weichen, sondern ein Turnir mit ihnen wagen, und sie den folgenden Tag ausfordern, und verlangte sie über alle massen sehr, biß man den Tag wieder scheinen sahe. Als sie nun derowegen die herfürbrechende Sonne den Federn zu entgehen, miteinander aufmahnete, machte man sich allenthalben fertig und geschickt, um gegen acht Uhr dem Turnir wiederum beyzuwohnen, kaum aber hatte der Hammer sieben abgezehlet, als alle Ritter zu Hofe schon in vollem Harnisch spatzirten, und als solches der Groß-Hertzog auß seinem Fenster oben herab sahe, rieff er Herrn Vallach und Livorno zu sich auf sein Gemach, dieselbe waren kaum eingetretten, als er sie also anredete: Einen guten Morgen, mein liebste Herrn Ritter, es wird bald Zeit seyn auf die Rennbahn zu marchiren, und wiederum wie gestern zu chargiren, derowegen habe ich euch zu mir geruffen, weil ich gestern mit höchster Vergnügen gesehen, daß ihr beede euch sowol, sonderlich gegen die hochtrabende Spanier, verhalten, und viel von den Rittern gestern noch nicht, und also heute turniren werden, dieselben aber haben gesehen, wie ihr euch gestern verhalten, so werden sich ohne Zweiffel die tapffersten unter ihnen heut an euch wiederum machen, und nicht zugeben wollen, daß wir den Ruhm an unserm Hof behalten, so hab ich euch nun erinnern wollen, heut als gestern euch nochmal tapffer zu halten, damit die Ehre an unserm Hof behalten werden möge, so hab ich nicht allein Gefallen, und alle andere Ritter Verwunderung daran, sondern euer wird die gröste Ehre nicht ohne Nutzen seyn. Herr Vallach antwortete hierauf in Eil also: Unserm gnädigsten Herrn sind wir in allen auch in den geringsten Sachen seine Ehre zuhandhaben schuldig, und möchten wir wünschen, daß wir uns jederzeit auch tüchtig hierzu befinden: daß aber Eure Durchl. uns eben alleine noch vor allen andern Rittern den Ruhm geben, geschicht meines Erachtens mehr auß Schertz, als Ernst, unterdessen wollen wir doch diese Erinnerung für ein steiffes Gebot annehmen, und nach Möglichkeit bewerckstelligen, worzu wie wir hoffen, Eure Durchl. uns allen Vorschub gnädigst thun werden, und scheue ich mich nicht an dieselben um ein wolgeübtes Pferd zu bitten, wann meines so ich von gegenwärtigem Herrn Livorno bekommen, etwas bey Jahren, und von Jugend

an kein Schul-Klepper gewesen: last euch, sagte der Groß-Hertzog, einen auß meinem Marstall geben, und habt die Wahl unter allen: worauf sich Herr Vallach gantz zierlich bedanckete, nebst Herrn Livorno Abschied nahm, und ward dem Stallmeister alsbald befohlen, Herrn Vallach in den Stall zu führen, und einen Caball aussehen zu lassen, trat derowegen in den Stall, und nahm sich einen lang-beinichten Grauschimmel mit gläsern Augen auß, worauf, weil er wuste daß dieser sehr geübt, er sich nun besser getrauete sehen zu lassen. Die achte Stunde hatte sich nun hören lassen, sasse derowegen jederman zu Pferd, und begab sich auf die Turnir-Bahn, der Groß-Hertzog aber nahm nebst den Herren Gesandten und allen Frauen-Zimmer die Schau-Bühne wiederum ein, auch muste der Vice-Cantzlar Herr Livorno zu nächst hinter dem Groß-Hertzog stehende zu sehen, wie er dann dessen außtrücklichen Befehl hatte. Unterdessen turnirten ihrer viel ohne sonderliche Begebenheit, ohne daß eines Lombardischen Ritters auß Mayland sein Pferd mit einem Speer durch und durch gestossen, seinen Geist sobald auffgab, er aber hatte sobald ein anders zur Seite, wagte noch eins mit seinem Gegentheil, weil er sich der Revanche gebrauchen wolte, wurde aber im zweyten Ritt, doch ohne einige Verletzung seiner und deß Pferds abgehoben, das dann einem seiner gegenwärtigen Verwandten, weil sie beede von vornehmen Geschlecht waren, dermassen verdroß, daß er unversehens auf seines Vetters Gegenpart zurennete, ehe er aber vollends denselben erreichet, wurd dieser jenes gewahr, stellete sich zur Wehr, und nachdem beederseits Speere zerstücket und untüchtig gemacht, geriethen sie mit Schwerdtern aneinander, doch ward deß Mayländischen sein Pferd in den Halß so starck verwundet, daß es stürtzet, und weil der Groß-Hertzog diese Unbilligkeit wolte straffen lassen, und kein Gebot diesen Streit aufzuheben, außgehen ließ, stieg dieser auch vom Pferd, und hielten den Schwerd-Streit vollends zu Fuß, biß der Mayländer todt auf dem Platz blieb, sein Gegentheil aber welcher von Pisa war, und Hallo hieß, begab sich wieder zu Pferde, und mengte sich der Ritterschafft ein, und ward wegen seiner Thaten gelobet, weil er nemlich diesem wider Ritter-Gesetz handelend, seinen verdienten Lohn mitgetheilet. Nach diesen kamen zween Ritter, tummelten in dem Platz einer dem andern zu Hohn, und weil sie die ärgsten Feinde, massen der eine von Spoletto Namens Sebulon, der ander auß Ancona, Ilhas genannt, hatten sie sich auß Eyffer und Rache einander herauß gefordert, und begegnet einer dem andern so, daß jederman sahe daß sie nicht als tapffere Ritter, sondern vielmehr als Desperate einander begehrten, und dieser seine Lust an des andern Blut sehen wolte, traffen auch mit solchem Eyffer auf einander, daß deß Ilhas sein Pferd darnider gerennet, und zu Boden todt ligen blieben, Sebulon aber war auch in die lincke Flemen getroffen, daß ihm noch einen Ritt zu thun unmöglich war: ward derowegen von seinem Diener zu Pferd abgeholet, dem Ilhas aber auch ein frischer Klepper untergezogen, und begaben sich beede dem Turnir vollends ein Ende abzuerwarten, in der Zuseher Gesellschafft, vortrugen sich auch nach gehaltenem Turnir, und wurden solche Freunde, daß einer deß andern Schwester, Sebulon deß Ilhas, und dieser jenes zur Ehe genommen, und hätte sich einer vor den andern dem Tod zu überlieffern vor das grösseste Glück gerechnet. Hierauf nun kamen Grandesse der Genueser und Sallon, der Ritter von Padua, auf den Plan, tummelten als wolerfahrne Ritter ihre Pferde dermassen, daß jederman Verlangen trug, zu sehen, welche diese zum Kampff ausfordern würden, auch wurde dem Groß-Hertzoge und allen Gesandten von denen bey sich habenden Dienern angesagt, daß diese von denen ihrer Zeit in ihrem Vatterland und den angräntzenden Landen gesessenen Rittern sehr gescheuet, und vor die tapfferste gehalten würden, das den die gantze Schaubühne zu fleissiger Anmerck- und Zusehung veranlassete. Als sie nun in dem Tummeln sowol ihre als der Pferde Geschicklichkeit guten Theils sehen lassen, kehreten sie sich beede um, und winckete dieser dem Herrn Livorno, der ander aber Herrn Vallach zum Kampff auß, die darauf dann, als welche sich auf allen Fall noch einmal gefaßt gemacht, und mit zimlichen Speeren versehen, den jenigen zu willen zu seyn, heraus gestochen kamen, und ihre Pferde noch viel zierlicher als jene tummelten, sonderlich Herr Vallach wuste des Groß-Hertzogen Grauschimmel dergestalt zu lencken, daß der Groß-Hertzog nicht wuste wie er es verstehen solte, und was er endlich aus ihm machen solte, massen er seinem Bereuter darinn weit überlegen. Sie nahmen ihre Schrancken sämtlichen ein, und bekam Herr Vallach den Grandesse von Genua, Livorno aber Sallon vor sich. Sie ritten aber mit zimlicher vorsichtiger Krafft aufeinander, und als Herr Vallach auf seinen Gegentheil stieß, sprangen beeder Speere so bald in Stücker, und ward keiner verletzt, ohne daß der Ritter Grandesse etwas hinter sich wancken muste, Herr Livorno aber und sein Gegenpart traffen einander, daß diesem sein Speer zerscheitert dahin sprang, und von jenem gezwungen ward den Sattel-Knopff zu fassen, sich deß Falls zu enthalten, und als sie diesen Ritt allerseits ohne Schaden enthalten, waren sie sobald willens noch eines miteinander zu versuchen, und kame also zum zweyten mal Herr Livorno auf seinen Gegentheil mit solcher Stärck, daß sich Sallon bis auf seinen Rücken zurücke auf sein Pferd werffen muste lassen, doch enthielt er sich, wiewol schwerlich, deß Fallens, Herr Livorno aber wanckete im geringsten nicht; die beeden anderen aber geriethen mit ungleicher Stärcke aneinander, dann Herr Vallach hub den Ritter Grandesse mit grosser Behendigkeit, gleich wie er ein Vogel, aus dem Sattel, doch bekam der Genueser trinen Schaden, wiewol er unsanfft darnieder fiel, er war aber bald wieder auf seinem Pferd, und begab sich mit grosser Schamröthe der Compagnie wieder ein, dem unser Herr auch folgte, und jeder seinen Ort einnahm. Der Groß-Hertzog aber und die übrige Gesellschafft konten sich dieser Ritter (Herren Vallach und Livorno nemlich,) Hurtigkeit nicht genug verwundern, sonderlich fieng der Paduanische Gesandte an, und sagte: Ana Sallon, du hast doch einmal deinen Herrn funden, dann zu Padua und daselbst herum hast du eine Zeithero jederman den Trotz gebotten, und die Kleinod noch allezeit davon getragen.

Nach diesen nun tummelten die übrigen, worunter ein Edelman aus Calabrien auf einen Ritter aus der Marck Ancona stieß, und weil keiner den andern mit dem Speer traf, ergriff einer den andern bey dem Leib, und wurffen sich beede von ihren Pferden, weil aber der aus Ancona in dem Steigreiff behangen blieb, ward ihm das Bein verwundet, und von seinen Dienern aufgehoben, der Ritter aus Calabrien aber kam unbeschädiget davon. Als nun alles vorüber, und das Turnir ein Ende bekommen, wurden die Kleinodien ausgetheilet unter die so sich am besten und tapfferstẽ hatten sehen lassen, diese wurden durch einen Herold zu dem Groß-Hertzogen vor die Schaubühne gefordert, und war der Erste Herr Vallach, dem nicht allein der Groß-Hertzog, sondern alle Gesandten und Herren den besten Preiß, auf Befragung, mittheilten; Dieser nun hatte sich dessen nicht versehen, tantzete derowegen mit seinem Grauschimmel in vollen Freuden, und hinter ihm sein Diener Taffibal, biß ohngefehr 30. Schritt von der Schaubühne, da stieg er von seinem Pferde, ließ es dem Diener an der Hand, und gieng mit aufgeschlagenem Helm in demüthigen Gebärden unten an die Schaubühne, er wolte allda fernerer Resolution gewärtig seyn, aber ward sobald zu dem Groß-Hertzogen und andern Fürstl. Personen gefordert, und als er oben hinauf kommen, tritt ihm Fräulein Eleonora, des Groß-Hertzogen Fräulein Schwester, welche Herr Vallach und Herr Livorno vor wenigen Tagen von denen Räubern erlöset, entgegen, setzet ihm einen Lorbeer-Krantz mit köstlichen Edelgesteinen versetzt, auf seinen Helm, und präsentiret ihm einen köstlichen Zaum mit silbernen Stangen, mit diesen Worten: Da nehmet ihr, tapfferer und tapfferster Ritter, diesen Zaum, und zugleich das hierzu verordnete Pferd, so hierunten eurer wartet, ein mehrers zwar verdienen, und haben schon verdienet eure ritterliche Thaten, in Betrachtung, daß ihr auch euer Leben vor mich zu lassen, ohnlängst willig gewesen, aber nehmet jetzt mit diesem geringen Geschenck, und unserm jederzeit geneigten Willen, vor dißmal vorlieb, und last euch vielmehr an der Ehre, so ihr dißmal fast unter drey hundert Rittern davon traget, begnügen. Hierauf nahm Vallach dem Fräulein den köstlichen Zaum ab, und bedanckte sich also: Wann ich mich, gnädigste Fräulein, jemalen stumm hätte wünschen wollen, so hätte ich jetzund die gröffeste Ursach, dann ich fast ohne diß nicht weiß, was meine blöde und erschröckte Zung auf dieses mir unverdiente Geschenck und Lob, vor Entschuldigungs- und Bedanckens-Wort, noch erdencken soll, so kan ich mich auch nicht recht besinnen, warum man mir diese beste Kleinod vor andern zustellet, der ich mich doch nach wie vor, einen Schüler vor allen erfahrnen Rittern freywillig bekenne, doch nehme ich dieses alles zu einem Zeichen eines gnädigen gegen mich gesinnten Willens an, bittende, denselben fürters, wie bißher, fortzupflantzen, so werden Eure Gnaden also leichtlich sehen, daß ich Tag und Nacht um einige Gelegenheit, wie ich mich dieser Geschencken und deß gnädigen Willens in etwas möchte thätig hafftig machen, inständig bitten werde. Hierauf küssete er dem Fräulein ihre Hand, (die ihm aber lieber die Leffzen gebotten,) und nach tieff genommenem Abschied, begab er sich noch mit dem Zaum zu seinem gezeigten Kleinod, als er aber vor die Schaubühne unten hinkam, führete der Bereuter einen köstlich geschmückten schönen Hengst daher, an einer seidenen Halfter, der Bereuter nahm sobald den Zaum vom Herrn Vallach, und thäte ihn dem Pferd an, der Sattel auf dem Pferd war von Scharlaken mit Gold verbremet, und mit Perlen und Edelgesteinen durch und durch gestücket, so daß das Pferd mit dem Sattel, Zaum und silbernen Steigreiffen, wie auch dem köstlich besetzten Lorbeer-Krantz, auf vier tausend Cronen geschätzet ward: so bald aber das Pferd Herrn Vallach gesehen vor

Schaubühne kommen, fieng es an zu wieheren, und gab seine Liebe zu ihm zu verstehen. Herr Wallach nun bedanckte sich gegen dem Bereuter, und schwung sich hurtig auf den Blancken, und als das Pferd seinen Herrn auf ihn fühlete, tantzete es dermassen zierlich, als wolte es mit seinem Herrn prangen, und verwunderte sich der Groß-Hertzog, und sprach zu denen Gesandten, nun hat sich mein Bereuter diesen Blancken zu reuten, jederzeit gescheuet, weil er sich nicht allein nicht gern besteigen lassen, sondern auch jederzeit darnach getrachtet, wie er seinen Besitzer abheben möchte, jetzund aber thut er deren keines: daß ich also schliesse, das Pferd müsse eine sonderliche Zuneigung zu diesem Ritter tragen, die es auch mit seine Wiehern zu verstehen geben, als aber Herr Wallach ein weil turniret, begab er sich unter die Ritter-Gesellschafft mit seinem Diener und dem Blancken. Nach ihm ward Herr Livorno das zweyte Kleinod zu empfangen gefordert, der ihn im Anfang ein solches nicht träumen lassen, massen er sich schon übrig vergnügt befand, daß Herr Wallach, als welchen er mehr dann seinen Bruder liebte, den besten Preiß und Gabe davon getragen, doch tummelte er seinen Kesten-braunen Wallachen, und hinter ihm sein Page auf einem Rappen, stieg aber als er bald die Bühn erreichet ab, und gieng mit aufgeschlagenem Helm die Stieg hinauf zu den Fürstlichen Personen, und weil der Groß-Hertzog wuste daß ihn sein Vatter noch nicht kante, muste der Vice-Cantzlar Herr Livorno seinem unbekannten Sohn Ritter Livorno entgegen gehend mit einem auch köstlich-gezierten Kräntzlein bekrönen, und überlieffert ihm hierauf einen Schild so Himmel-blauer Farben, und mit güldenen und silbernen eingesätzten Rößlein sehr künstlich außgearbeitet, und auf 3200. Cronen geschätzet ward, mit diesen Worten: Nehmet hin Edler Ritter von meiner unwürdigen Hand, was euch euer Tugend zu wegen gebracht, und wisset daß ihr euch neben diesem wenigen unsers allerseits gnädigsten Groß-Hertzogs Gnaden und beharrlichen Gunst hiermit versichern sollet, werdet auch euch ferner ritterlich in Tugend, und sonderlich der in Tapfferkeit zu üben hiermit ernstlich vermahnet, damit ihr euren Vatterlande zur Zeit der Noth mit mächtiger Hand beispringen, und wider alle unrechte Gewalt schützen helffen könnet. Als der Vice-Cantzlar noch also redet, schickte der Groß-Hertzog einen Page zu dem jungen Herren Livorno und ließ ihm sagen, er solte sich nun seinem Vatter zu erkennen geben. Der antwortete nun dem Vice-Cantzlar seinem Herrn Vatter also: Gegen meinen gnädigsten Groß-Hertzog, wehrtester Herr, bedanket sich dessen Diener mit schuldigster Demuth, denn daraus spüret er, daß gedachter Groß-Hertzog von Florentz ihn seiner Gnaden jederzeit werde anbefohlen seyn lassen, weiß aber unterdessen nicht die geringste Ursach, warum mein hochgeehrter Herr sich seines Sohns gar entschlägt, daß er denselben nicht einmal seinen Sohn sondern mit dem Namen eines unbekannten Ritters begrüsset. Der Vice-Cantzlar wuste nicht mehr was er hierauf antworten solte, stunde derowegen gleich als entzucket biß der Groß-Hertzog selbst hinzu trat, und den Ritter Livorno bey der Hand ergreiffend, seinem Herren Vatter mit diesen Worten zu führete: Was besinnet ihr euch noch lang, mein lieber Cantzlar, wolt ihr dann euren Sohn nicht erkennen, der euch und unserm Hof vor dißmal so grosse Ehre und Ruhm erhalten, ich hab ihm mit Fleiß verbotten, er solte sich seinen Eltern nicht zu erkennen geben, biß zu guter Gelegenheit, nehmet derowegen diesen tapffern Ritter vor einen Sohn, welcher vor 5. Jahren verreiset, und vor etlichen Tagen zu meiner Fräulein Schwester grossem Glück wieder ankommen, und nebst ihm Herr Wallach der auch ein tapfferer Held, so mit seinem hertzhafften Muth und Hurtigkeit allewil den geschmückten Blancken zum Kleinod erhaltet; dann ihr wisset, daß mein Fräulein Schwester Eleonora auf 3. Tag zu meiner Verlagerigen Frau Mutter auf ihren Wittib-Sitz und Schloß Flack dieselbe zu besuchen, und wann es möglich mit auf mein Verlager anhero zu bringen, nebst etlichen Dienern gefahren, als sie aber auf der Rück-Reyse ein Meil oder 5. von hier in einen tieffen Thal kommen, stossen etliche Africanische See-Räuber auf sie, so sich von Padua, allwo sie außgestiegen, in das feste Land gemacht, und etliche Zeit mit morden grassirt, sie haben auch ihr Vorhaben desto besser zu bewerckstelligen, und weil sie schwach an Mannschafft, etliche Italiänische Banditen um ihren Sold gedinget, welche ihnen treulich beygestanden, die vier vornehmsten Führer aber unter diesen sind geharnischt gewesen, und als sie unsre der Fräulein Reuter, als welchen sie an Mannschafft zimlich überlegen gewesen, biß aufs Haupt, ja alle gantz darvon ermordet, sprungen gedachte vier geharnischte als Obersten von den Pferden, um sich deß Raubs in der Kutschen zu bemächtigen: und wäre meine Fräulein Schwester samt ihren zwey bei sich habenden Kammer-Jungfern ihren Klauen und schändlichen Muthwillen gewißlich nicht entkommen, wann nicht euer gegenwärtiger Sohn und Herr Wallach als beyde tapffere Cavallier, mit ihren zween Dienern durch Gottes Engel den Meinen zur mercklichen Hülff geschicket, und sie durch ihre mächtige Faust und scharffe Schwerdter dem Feinde widerstanden, dann wie Uns unsere Fräulein Schwester hernach selber erzehlet, so haben sie vor allen Dingen die vier geharnischte Obersten nicht zu Pferde kommen lassen, und unterdessen in dero ungeharnischte Diener dermassen grassiret, daß hier ein Kopff, dort ein Arm gefallen, und hier ein Mann, dort ein Pferd gestürtzet, da diese zwey Ritter nebst den zween Dienern noch endlich den kürtzern ziehen, und die Flucht, wegen der Menge des Feindes hätten nehmen müssen, wann nicht ihre sonderliche Vorsichtigkeit sie erinnert, ehe sie Unserm Fräulein Schwester zu Hülffe kommen, und sich von dem Feinde sehen lassen, ein Diener in das nechstgelegene Dorff, selbige Bauern in unserm Namen mit Gewehr zu folgen, und den Unsern beyzuspringen, abzuschicken, denn es kamen ihnen noch 24. mit Gabeln, Hacken und Karsten versehene Bauern zu Hülffe, wodurch die Mörder vollends in die Flucht geschlagen, 3. aber von den Obersten sind auch durch ihr Läster-Maul ums Leben kommen, der Vierdte aber ist demüthig gewesen, und weil er um Gnade und das Leben gebeten, auch Verbesserung seines Lebens, und dessen allen zur gewissen Versicherung das Christenthum anzunehmen sich erboten und verheissen, ist er dem Tod entrissen, und hat ihn Herr Wallach zu einem Diener angenommen. Als dieses der Groß-Hertzog erzehlete, verwunderte sich nicht allein der Herr Vice-Cantzlar, sondern alle anwesende Gesandten, sowol über diese unerhörte mörderische That, als auch und zwar noch mehr über dieser Ritter Tapfferkeit, auch wurde Ritter Livorno nunmehr von seinem Vatter als ein Sohn bewillkommet, und mit Freuden angenommen, dann, sagte er, ich hätte ihn nimmermehr nicht erkennet, so sehr hat er sich in den fünff Jahren verändert, wiewol ich mich nun der Sprache etwas kundig befinde: hierauf nahm der Ritter seinen Abschied, und trat mit seinem Kleinod wieder zu seinem Pferd, und als er sich selbst besteigreiffet, tummelt er mit demselben Trupp-ein. Hierauf kam wieder ein Herold, und fordert den Ritter Hohenlohe, ein Kleinod von dem Groß-Hertzogen zu empfangen; und weil derselbe den Preiß allein unter den Teutschen hatte, tummelte er mit Begierde auß dem Trupp hervor, und als gleich den andern nahe der Schau-Bühne, ließ er dem Diener sein Pferd, und trat mit aufgeschlagenem Helm die Bühne hinauf, dem ein Gräflich Fräulein einen silbernen und mit Perlen wol-besetzten Helm, der auf 2183. Cronen geschätzet ward, überliefferte, sagend: Eure Tapfferkeit, hochgeborner Ritter, habt ihr in diesem Turnir vor vielen mercken lassen, und nun zur Anreitzung daß ihr in diesem Ritter-Stand euch je mehr und mehr tapffer und eurem Lande nützlich erzeigen möchtet, ist euch diß geringe Kleinod zu einem Recompens präsentiret worden: worauf der Graf von Hohenlohe den köstlichen Helm nahme, und sich also bedanckete: Die Ehre, werthes Fräulein, die ich von ihr und vielmehr durch sie von Ihrer Durchl. dem Groß-Hertzog erlange, ist mit meiner That und Tapfferkeit weit nicht zu vergleichen, und halte ich davor, wann man sie recht auf einer richtigen Waagen wigen wolte, würde diese wie eine Feder gegen jener zu halten seyn, doch nehme ich dieses liebe Kleinod von meiner hochgebornen Fräulein lieben Händen zu tiefffsten Danck an, hoffende, dieselbe werde ihrem Diener mit Affection zugethan bleiben, und bei dem Groß-Hertzog derenthalben bestermassen recommendiren: küssete darauf ihre Hand, neigte sich gegen dem Groß-Hertzog und den Fürstlichen Gesandten biß auf die Erde, und trat also wieder von der Schau-Bühne, allwo er seinem Diener seinen Helm überliefferte, und den zum Kleinod verehrten aufsetzte, tummelte darauf wieder zur Compagnie. Bald hierauf als Hohenlohe in den Trupp kam, erhebt sich ein Streit zwischen Hallo dem Ritter von Pisa, und dem Mayländischen, welche zuvor mit einander gekämpffet, und dieser von jenem abgehoben worden, der Mayländische aber als welcher ein rachgieriger Geist, wolte sein Leben ehe hundertmal verlieren, als diesen Schimpff auf sich sitzen lassen, und als einer dem andern mit harten Worten scharff zugeredet, kamen sie endlich von den Worten zu Waffen, stachen unter dem Haussen hervor, und rennet einer auf den andern wie die Löwen loß, und wurde der Mayländer noch einmal mit grosser Schande abgehoben, dennoch wolte er nicht nachlassen, sondern den Schwerdt-Streit zu Fuß vollziehen, dem der Pisaner, weil ihm schon von dem Groß-Hertzog diese Bestie recht abzustraffen vergönnet, zu Gefallen auch abstieg, und gingen also nun mit den Schwerdten so verzweiffelt loß, daß jederman meynet, der Mayländer würde obsiegen, weil er die stärcksten Streiche auf sein Gegentheil führete, dieser aber ließ ihn immer toben, und gebrauchte sich mehrentheils seines Schildes, die harten Streich damit aufzufangen, bis sie fast eine viertel Stunde an einander gewesen, da ließ der Mayländer auß Mattigkeit seine Streiche etwas geringer fallen, und weil Hallo noch seine Kräffte alle beysammen hatte, dann er keinen rechten Streich auf jenen

geführet, fänget er nun an sich seines Schwerdts offensive auch recht zu gebrauchen, und schlug damit sehr tapffer zu, daß er dem Mayländer den lincken Arm abhauet, worvon der auch zur Erden stürtzete, und wolte ihn Hallo pardonniren, aber jener erachtete sich deß Lebens unwürdig, massen, weil er sein Schild, als er schon lag, nach Herrn Hallo zuwarff, und denselben die Scheibe dermassen traff, daß das Blut hernach trang, und hinter sich stürtzete, und als dieses der Verwundete sahe, er geschwind über ihn her wolte, aber Hallo kam ihm auch zuvor, und schlug ihm auß wolverdienten Lohn den Kopff ab, sagend: also muß man unbändige Kälber schlachten, sonsten verführen sie eine gantze Heerde: nimmt hernach den Kopff und eilt damit zu der Schau-Bühne, und als er hinzukommt, redet er den Groß-Hertzog also an: Nun gnädigster Hertzog, stelle ich mich zur Straffe hin, weil nunmehr der Wütherich gefallen, und durch mein Schwerdt umkommen, ich weiß wol der Turnir-Gesetze und Regeln, daß man sich auf dem hierzu geordneten Platz auß Eyffer und Zorn zu keinem Duell außfordern, viel weniger einer dem andern das Leben mit Muthwillen nehmen darff, ich aber habe dem zuwider leben müssen, dannoch hoffe ich in Ansehung und fleissiger Erwegung, daß ich mich meines Gegentheils mit Ehren nicht können enthalten, weßwegen mir die gantze Ritterschafft warhafft Zeugniß geben wird, und dann auch, weil das Recht der Natur zulässet, der unbillichen Gewalt mit Gewalt zu widerstreben, als hoffet dieser Schuldige ein gnädiges Urtheil, und weil er sich selbst schuldig erkennet, demnach nach Ritters-Manier vom Leben zum Tode gebracht zu werden. Als nun der Hertzog seine Entschuldigung angehöret, auch gesehen, wie er gezwungen gewesen zu diesem Kampff, und daß er nicht ohne Verletzung der Ehren, so bey den Rittern mehr als das Leben ist, vorbey gekönnt, über das auch, daß er Herrn Hallo zu gesprochen, diese Bestie recht abzustraffen, antwortete er ihm selbst von oben herab also: Nicht so, tapfferer Ritter, wer wolte euch euer Leben, als welches ihr allewei mit grosser Gefahr erretten müssen, so unverschuldeter Sachen nehmen? Meynet ihr, wir wären willens, auß Gerechtigkeit Rachgierigkeit zu machen? das sey ferne, und weil ihr eure Ehre und Leben zuschützen verbunden, und von Rechtswegen daran gehalten seyd, wie kan man denn diß, was das Recht zulässet, straffen, trettet vielmehr herauf und empfanget von unß das vierdte Ritter-Kleinod, als zu welchem ihr nun mit gutem Fug der nächste seyd. Als dieses Hallo höret, warff er deß Mayländers Kopff auf die Bahn, schlug seinen Helm auf, und ging mit grosser Freude auf die Schau-Bühne, und da er nahe bey den Fürstlichen Personen, schickete ihm der Groß-Hertzog mit seinen Leib-Pagen einem vornehmen Freyherren ein paar silberne Sporen mit güldenen Rädlein, und Rücken, die waren wegen der künstlichen Arbeit auf 1360. Gronen gehalten, und redet der Groß-Hertzog weiter zu ihm; Weil ihr nun, tapfferer Ritter, mehr Anfechtung, als einige andere auf diesem Turnir gehabt, deme doch eure Tapfferkeit jederzeit überlegen, und allen Unfall überwunden, so habt ihr nicht unbillich bey diesem geringen Kleinod unsern geneigten Willen und beharrliche Gnade spühren sollen, versichert euch dessen und verharret ferner, wie bißhero, so wird die grosse Ehre und Nutzen euer eigen seyn, und seyd hiermit von dem vergossenen Blut erlediget und loßgesprochen. Hierauf nahm Herr Hallo die Sporen an, mit diesen wenigen Worten: So sollen denn auch Euere Durchl. eines willigsten Dieners an mir versichert seyn, nahm auch deßwegen dieses wiewol unverdiente Kleinod zu einem Zeichen und Pfande dero beharrlichen Gnaden an: hierauf wolte er den Hertzog den Rock küssen, der ihm aber die Hand bott, und trat also wieder auf den Platz, da ihm sein Diener das Pferd entgegen brachte, und als er sich besteigreifft, zog er mit höchster vergnügender Freude zu der Ritterschafft, und ward von ihr hoch geehret. Bald waren vier Herolden abgeordnet vom Groß-Hertzog, die musten vor die gantze Ritterschafft auf den Platz reuten, und unter ihnen das Turnir auffündigen, und den Abzug anmelden, und nachdem sie dieses mit zimlicher Wolredenheit vorbracht, forderte er die 4. Ritter heraus, und redet sie also an; Unser allerseits gnädigster Groß-Hertzog lässet die Herren Ritter auß grosser Zuneigung und Gunst diesen Abend mit ihm zur Fürstlichen Tafel zu gehen, bitten, welches denn auch keiner abschlagen kunte, in Betrachtung, der vorstehenden grossen Gnade, so ihn hierdurch geschahe, und zogen also nun alle Ritter wieder nach ihrer Herberg, der Groß-Hertzog machte sich mit den Fürstl. Herren Gesandten, auch einem grossen Hauffen Diener wieder gen Hofe, und ward auf den Abend ein sehr köstlich Panquet angestellet, der Herr Vice-Cantzlar aber nahm seinen Sohn, Herrn Livorno samt dem Ritter Vallach mit nach Hause, um seinen Sohn allda recht zu bewillkommen, und der Mutter samt seinen Geschwistern ihren respectiven Sohn und Bruder mit Freude wieder einzulieffern, deßwegen beede Ritter Herr Vallach und Livorno nach abgelegten Hornischen köstliche Kleider anlegten, und muste des Livorno Leib-Page den köstlichen Schild so ihm zum Kleinod eingehändigt, samt dem zierlichen Lorbeer-Krantz ihm nachtragen. Als sie nun in das Haus kommen, und die Mutter der Ritter ansichtig worden, erschrickt sie sehr, und weil sie ihr noch unbekannt, meynet sie ihr Herr Cantzlar hätte sie etwa zu Gast gebeten, dannoch empfänget sie selbige gar höflich, und fragte der Cantzlar so bald nach den übrigen Kindern, die so bald herbey kamen, und muste sich Herr Livorno zu erkennen geben, da erhub sich nun eine solche Freude, ob seiner glücklichen Ankunfft, daß sie nicht zu beschreiben; und als sie noch darzu vernahmen, wie daß 4. Ritter, worunter er der andere gewesen, die besten Kleinodien im Turnir erhalten, ward die Freude noch gröser: die Cantzlerin war geschäfftig wie die Martha, und wolte ein Gastmahl anstellen, weil aber der Vice-Cantzlar auch zur Fürstlichen Taffel gebeten, ward sie ihrer Ungelegenheit vor dißmal überhoben, unterdessen verbrachten sie die Zeit im Brett, biß sie die Eß-Stund nacher Hof forderte, ward also der Vice-Cantzlar vom Herrn Vallach zur Rechten, wie er sich zwar dessen wegerte und Herrn Livorno die Ehre lassen wollte, dieser aber wiche ihm willig, weil Herr Vallach nunmehr am Hof und vom Groß-Hertzog angenommen, deßwegen er auch die lincke Seite seines Herren Vatters beschloß, begleitet biß sie in den Hof kamen, und die Herren Gesandten schon alle in dem Eß-Saal, eileten sie daß man ihrer nicht länger warten muß, zum Saal, allwo der Herr Vice-Cantzlar zu nächst nach den Gesandten, nebst dem Herren Vallach, darnach Herr Livorno, diesem nach der Graf von Hohenlohe und zuletzt Ritter Hallo gesetzet wurden, und ward die Taffel mit einer zierlichen Music belustiget, und fielen allerley Gespräch unter den Gästen vor, worinn ein jeder seine Wissenschafft sehen ließ, sonderlich aber kam man auf das annoch im frischen Gedächtniß schwebende Turniren, woher das nemlich seinen Anfang, und wolte der Käiserliche Teutsche Gesandte, Namens Cuspinianus, der Käiser Henricus Aucep hätte dem Turnir seinen Anfang gegeben: dem aber (weil sonst niemand darzu redete,) der Grave von Hohenlohe widersprach und sagte: Ich habe in einem Turnir-Buch gelesen, daß hochgedachter Käiser Henricus Aucep mit seinem Cantzlar Phillippo geredet, daß man das Turniren so er bey andern Nationen gesehen, auch am Käiserlichen Hof einführen möchte, hätte man es nun bey andern Nationen gesehen, so könte dieser Käiser wol nicht unbillich ein Einführer in Teutschland, aber nicht ein Erfinder, und Anfänger des Turnirens genennet werden: eben dieser Meynung war auch der Frantzösische Gesandte Andrè Faceym genannt, der diesem also beyfiel: Es ist meiner Meynung nach ein gemeiner Irrthum, der auf keinem gewissen Fundament stehet, daß man will sagen, das Turniren habe seinen Ursprung aus Teutschland, und zwar von Henrico Aucupe, dann ich habe in denen Teutschen Historien gelesen, als gedachter Käyser auf Hungarn im Jahr nach Christi Geburt 930. wiederkommen, (wohin er wider die Hunnos mit Krieges-Macht ausgezogen, die seine Grentze sehr anfochten:) habe er sich so bald auf Mittel bedacht, wie er die Teutschen zum Krieg und Reuten etwas geschickter machen möchte, und damit er seines Vorhabens Zweck erreichen möchte, habe er den Fürsten und Herren im Römischen Reich vorgehalten, daß sie sich durch das Turniren im Krieg erfahren machten, als aber dieses ein vornehmer am Käiserlichen Hof gehöret, habe er gesagt, das wäre unmöglich, massen sie sämtliche sothane Ubungen in Teutschland nicht gesehen, noch ihnen bekannt, ja es wären auch in Teutschland solche niemalen gehalten worden, in Franckreich aber und Engelland hätten sie ihren ordentlichen Fortgang. Worauß dann klärlich zu sehen daß dieser Kayser das Turniren von andern Nationen erlernet, dann er hat ein offentlich Edict an alle ein grentzende grosse Herrschafften, Fürsten, Grafen und Freyherren lassen außgehen, daß er nemlich ein öffentlich Turnir halten wolte, und das thät er nur darum, daß die Teutsche Fürsten und Herren von den Außländischen Rittern das Turniren lernen, und hinführo sich auch fleissig darinn üben könten. Ein ander Venetianischer Gesandter Pancirollus genannt wolte behaupten, daß das Turnieren seinen Anfang vom Emanuele Comneno einem Constantinopolitan. Käyser habe, da er sagte er, ich habe bey dem Niceta Chromata, welcher jetzt gemeldten Constantinopolitanischen Käysers Thaten am beschrieben, unter andern gelesen diese Wort: Als aber der Käyser gesehen, wie die Welschen Soldaten mit ihren hurtigen Speeren und Spiessen stoltzierend sich sehen liessen, hat er ein Turnir mit Speeren angestellet, und als der Tag des Turnirens kam, hat er seine Verwandten mit zum Kampff angeredet und vermahnet, er selber der Käyser Comnenus begab sich seiner Gewohnheit nach mit lächelndem Munde in ein grosses flaches Feld, allwo schon alle Ritter versammlet waren, hielte seinen Speer aufgericht, und hatte einen langen Schild an, welcher auf der rechten Achsel angenesselt war, auf

der Arm desto freyer seye: Saß auf einem muthigen Hengst der köstlich gezieret, daß er seinem Besitzer an Zierath und Edelgesteinen nichts nachgab, der Hengst hielte seinen Kopff gleich den Ungarn in die Höhe, und schaarrete mit einem fördern Fuß, gab damit seine Lust zum lauffen zu verstehen: Der Käyser befahl auch seinen Rittern die mit den Welschen tümpffen wolten, daß sie ihre köstlichen Kleider anlegten, und machte sich auch der Printz Gotthardus selbst herbey, der saß auf einem schneeweissen Caballen, hat einen mit Gold gestickten Rock an, so ihm biß an die Füsse reichete, hatte einen vergüldeten Hut auf seinem Haupte, so nach Art einer Bischoffs-Mütze gebogen, er hatte einen zimlichen Hauffen Ritter bey sich, die waren alle schöne erwachsene und tapffere Kerl; Endlich ging der Kampff an, da gingen ihrer viel mit allen Kräfften aufeinander, da solte man gesehen haben, wie etliche auf dem Rücken ligend, die Beine in die Höhe kehreten, etliche lagen auf dem Bauch, dieser wurde auß dem Sattel gehoben, jener gab Versen-Geld, etliche erschracken für den Speeren, und verbargen sich hinter ihre Schilde, andere waren frölich, weil sie sahen, daß sich ihre Gegentheile für ihnen entsetzeten. Die Lufft wurde bewegt durch dieses Rennen und Lauffen der Pferde, so daß die Fahnen sich schwenckten, und nicht still hangen kunten, daß man daher wol hätte sagen können, Venus und Mars, ja Bellona und die Gratien hätten mit einander gestritten, eine solche Verwechselung und Zierlichkeit war da zu sehen. Hierauf als Pancirollus aufhöret, fing der Herr Graf von Hohenlohe abermal an und sagte: Das alles laß ich auf seinem Werth beruhen, und ob ich gleich aus keiner Historien weiß, daß man jemals vor Comenti Zeiten mit Speeren gestritten, so unterstehe ich mich doch nicht, etwas gewisses hiervon zu sagen, dann man kan gar schwerlich von so alten Sachen den Ursprung haben. Und ist uns ja auch so hoch nicht dran gelegen, ob wir der Turnir Ursprung wissen oder nicht, gnug ists, daß wir wissen daß hochgedachter Käyser Henricus Aucups dieselbe nach erhaltenem Hunnischen Sieg zum erstenmal in Teutschland eingeführet, dann wie mir bewust, so ist das Erste im Jahr nach Christi Geburt 935. zu Magdeburg gehalten worden, das Andere zu Rotenburg, Anno 942. das Dritte zu Costnitz, Anno 948. das Vierdte zu Martisburg, Anno 969. das Fünffte zu Braunschweig, Anno 996. das Sechste zu Trier, A. 1019. das Siebende zu Hall in Schwaben, Anno 1042. das Achte zu Augspurg Anno 1080. das Neundte zu Göttingen, Anno 1119. das Zehende zu Zürch, Anno 1165. das Eilffte zu Cölln, Anno 1179. das Zwölffte zu Nürnberg, Anno 1198, das Dreyzehende zu Wormbs, Anno 1209. das Vierzehende zu Würtzburg, Anno 1235. das Funffzehende zu Regenspurg, Anno 1284. das Sechszehende, zu Schweinfurt, Anno 1296. das Siebendzehende zu Ravenspurg, Anno 1311. das Achtzehende zu Ingelheim, Anno 1337. das Neunzehende zu Bamberg, Anno 1362. das Zwantzigste zu Eßlingen, Anno 1374. das Ein und Zwantzigste zu Schaafhausen, Anno 1392. das Zwey und zwantzigste zu Regenspurg, Anno 1396. das Drey und Zwantzigste zu Darmstadt, Anno 1403. das Vier und Zwantzigste zu Heilbrunn, 1408. das Fünff und Zwantzigste zu Regenspurg, Anno 1412. das Sechs und Zwantzigste zu Stutgart, Anno 1436. das Sieben und Zwantzigste zu Landshut, Anno 1534. das Acht und Zwantzigste zu Würtzburg, Anno 1479. das Neun und Zwantzigste zu Metz, Anno 1480. das Dreyssigste zu Heidelberg, Anno 1481. das Ein und Dreyssigste zu Stutgart, Anno 1484. das Zwey und Dreyssigste zu Ingelstadt, Anno 1484. Das Drey und Dreyssigste zu Anspach, Anno 1485. das Vier und Dreyssigste zu Bamberg, Anno 1486. das Fünff und Dreyssigste zu Regenspurg, Anno 1487. das Sechs und Dreyssigste zu Wormbs, Anno 1487. und nach diesen noch sehr viel andere, welche mir aber alle zu erzehlen lang fallen würde. Jederman verwunderte sich nun über diesen Grafen von Hohenloh, daß er solche Wissenschafft von dem Turniren hatte, ward deßwegen auch sehr geehrt: mit diesen und dergleichen Reden ward die Mahlzeit vollbracht, und nach derselben ein Fürstl. Tantz gehalten, worinn jeder seine Hurtigkeit sehen liesse.

Der Hardegger, s. Minnesinger.

Friedrich Ludwig von Hardenberg.

Dieser unter dem Namen Novalis bekannte Dichter ward den 2. März 1772 zu Wiederstedt im Mannsfeldischen geboren, studirte zu Jena, Leipzig und Wittenberg bis 1794 Philosophie und Staatswirthschaft und wurde 1795 als Salinenauditeur zu Weißenfels angestellt. Der Wunsch einer gründlichen Bergwerkskunde führte ihn 1797 nach Freiberg, worauf er 1799 als Salinenassessor nach Weißenfels zurückkehrte. Schon in Jena mit Fichte und F. Schlegel bekannt geworden, kam er nun auch mit A. W. Schlegel, Tieck, J. P. Richter und Schelling in nähere freundschaftliche Berührung. 1800 wurde er zum Amtshauptmann über Thüringen erhoben, starb aber schon den 25. März 1801.

Von ihm erschienen;

N's Schriften. Herausgegeben von Fr. Schlegel und Ludwig Tieck. Berlin 1802, 2 Bde. in 8. 4. Ausgabe. Ebendas. 1826.

Der Richtung der sogenannten ersten romantischen Schule in der deutschen Poesie mit vollster Liebe und Hingebung sich zuwendend, galt F. v. H., oder wie er als Schriftsteller (nach einem seiner Familie zugehörigen Gute) allgemein genannt wurde, Novalis bald als eine der wirksamsten und bedeutendsten Stützen derselben, da er nächst Tieck unbedingt das meiste poetische Talent besaß, und, wäre ihm ein längeres Leben vergönnt gewesen, gewiß, in seiner Eigenthümlichkeit ausgebildet, Vorzüglichstes geleistet haben würde. — Reichthum der Anschauung, Tiefe und Innigkeit des Gefühls, religiöse Begeisterung, wie sie der wahre Mystiker besitzen muß, Anmuth in Behandlung der Formen und Wohllaut der Rede waren ihm wie nur Wenigen gegeben, und wurden durch ein sehr ernstes Streben nach Universalität trefflich gehoben. — Leider ist das Meiste von ihm, besonders sein Roman Heinrich von Ofterdingen, unvollendet geblieben; nur eine Reihe geistlicher Lieder und Hymnen steht abgeschlossen da, und gehört in jeder Hinsicht zu dem Vollendetsten, was wir in dieser Gattung aufzuweisen haben.

Bergmanns-Leben.*)

Der ist der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt,
Und jeglicher Beschwerde
In ihrem Schooß vergißt.

Wer ihrer Felsen-Glieder
Geheimen Bau versteht,
Und unverdrossen nieder
Zu ihrer Werkstatt geht.

Er ist mit ihr verbündet,
Und inniglich vertraut,
Und wird von ihr entzündet,
Als wär' sie seine Braut.

*) Aus dem „Musenalmanach" für das Jahr 1802. Herausgegeben von A. W. Schlegel u. L. Tieck. Tübingen 1802.

Sie sieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu,
Und scheut nicht Fleiß und Plage;
Sie läßt ihm keine Ruh.

Die mächtigen Geschichten
Der längst verflossnen Zeit
Ist sie ihm zu berichten
Mit Freundlichkeit bereit.

Der Vorwelt heil'ge Lüfte
Umwehn sein Angesicht.
Und in die Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ew'ges Licht.

Er trifft auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt sie entgegen
Den Werken seiner Hand.

Ihm folgen die Gewässer
Hülfreich den Berg hinauf,
Und alle Felsenschlösser
Thun ihre Schätz' ihm auf.

Er führt des Goldes Ströme
In seines Königs Haus,
Und schmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

Zwar reicht er treu dem König
Den Glückbegabten Arm,
Doch fragt er nach ihm wenig,
Und bleibt mit Freuden arm.

Sie mögen sich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld,
Er bleibt auf den Gebürgen
Der frohe Herr der Welt.

Lob des Weins.

Auf grünen Bergen wird gebohren,
Der Gott, der uns den Himmel bringt,
Die Sonne hat ihn sich erkohren,
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Lust empfangen,
Der zarte Schooß quillt still empor,
Und wenn des Herbstes Früchte prangen,
Springt auch das goldne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen
Ins unterirdische Geschoß.
Er träumt von Festen und von Siegen,
Und baut sich manches luft'ge Schloß.

Es nahe keiner seiner Kammer,
Wenn er sich ungeduldig drängt,
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt.

Denn unsichtbare Wächter stellen,
So lang er träumt, sich um ihn her;
Und wer betritt die heil'gen Schwellen,
Den trifft ihr Luftumwundner Speer.

So wie die Schwingen sich entfalten,
Läßt er die lichten Augen sehn,
Läßt ruhig seine Priester schalten,
Und kommt heraus, wenn sie ihm flehn.

Aus seiner Wiege dunkelm Schooße
Erscheint er im Krystallgewand,
Verschwiegner Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.

Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hocherfreut,
Und tausend frohe Zungen stammeln
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.

Er spritzt in ungezählten Strahlen
Sein innres Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus seinen Schaalen
Und bleibt ihm ewig zugesellt.

Er nahm, als Geist der goldnen Zeiten,
Von jeher sich des Dichters an,
Der immer seine Lieblichkeiten
In trunknen Liedern aufgethan.

Er gab ihm, seine Treu zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübschen Mund,
Und daß es keine darf ihm wehren,
Macht Gott durch ihn es Allen kund.

Geistliche Lieder.

1.

Was wär ich ohne dich gewesen?
Was würd' ich ohne dich nicht seyn?
Zu Furcht und Aengsten auserlesen,
Ständ' ich in weiter Welt allein.
Nichts wüßt' ich sicher, was ich liebte,
Die Zukunft wär ein dunkler Schlund;
Und wenn mein Herz sich tief betrübte,
Wem thät' ich meine Sorge kund?

Einsam verzehrt von Lieb' und Sehnen,
Erschien' mir nächtlich jeder Tag;
Ich folgte nur mit heißen Thränen
Dem wilden Lauf des Lebens nach.
Ich fände Unruh im Getümmel,
Und hoffnungslosen Gram zu Haus.
Wer hielte ohne Freund im Himmel,
Wer hielte da auf Erden aus?

Hat Christus sich mir kund gegeben,
Und bin ich seiner erst gewiß,
Wie schnell verzehrt ein lichtes Leben
Die bodenlose Finsterniß.
Mit ihm bin ich erst Mensch geworden;
Das Schicksal wird verklärt durch ihn,
Und Indien muß selbst in Norden
Um den Geliebten fröhlich blühn.

Das Leben wird zur Liebesstunde,
Die ganze Welt spricht Lieb' und Lust.
Ein heilend Kraut wächst jeder Wu
Und frey und voll klopft jede Brust.
Für alle seine tausend Gaben
Bleib' ich sein demuthvolles Kind,
Gewiß ihn unter uns zu haben,
Wenn zwey auch nur versammelt sind.

O! geht hinaus auf allen Wegen,
Und holt die Irrenden herein.
Streckt jedem eure Hand entgegen,
Und ladet froh sie zu uns ein.
Der Himmel ist bey uns auf Erden,
Im Glauben schauen wir ihn an;
Die Eines Glaubens mit uns werden,
Auch denen ist er aufgethan.

Ein alter, schwerer Wahn von Sünde
War fest an unser Herz gebannt;
Wir irrten in der Nacht wie Blinde,
Von Reu und Lust zugleich entbrannt.
Ein jedes Werk schien uns Verbrechen,
Der Mensch ein Götterfeind zu seyn,
Und schien der Himmel uns zu sprechen,
So sprach er nur von Tod und Pein.

Das Herz, des Lebens reiche Quelle,
Ein böses Wesen wohnte drinn;
Und wards in unserm Geiste helle,
So war nur Unruh der Gewinn.
Ein eisern Band hielt an der Erde
Die bebenden Gefangnen fest;
Furcht vor des Todes Richterschwerdte
Verschlang der Hoffnung Ueberrest.

Da kam ein Heiland, ein Befreyer,
Ein Menschensohn, voll Lieb' und Macht;
Und hat ein allbelebend Feuer
In unserm Innern angefacht.
Nun sahn wir erst den Himmel offen
Als unser altes Vaterland,
Wir konnten glauben nun und hoffen,
Und fühlten uns mit Gott verwandt.

Seitdem verschwand bey uns die Sünde,
Und fröhlich wurde jeder Schritt;
Man gab zum schönsten Angebinde
Den Kindern diesen Glauben mit;
Durch ihn geheiligt zog das Leben
Vorüber, wie ein sel'ger Traum,
Und ew'ger Lieb' und Lust ergeben,
Bemerkte man den Abschied kaum.

Noch steht in wunderbarem Glanze
Der heilige Geliebte hier,
Gerührt von seinem Dornenkranze
Und seiner Treue weinen wir.
Ein jeder Mensch ist uns willkommen,
Der seine Hand mit uns ergreift,
Und in sein Herz mit aufgenommen
Zur Frucht des Paradieses reift.

2.

Fern in Osten wird es heller,
Graue Zelten werden jung;
Aus der lichten Farbenquelle,
Einen langen tiefen Trunk!
Alter Sehnsucht heilige Gewährung,
Süße Lieb' in göttlicher Verklärung.

Endlich kommt zur Erde nieder
Aller Himmel sel'ges Kind,
Schaffend im Gesang weht wieder
Um die Erde Lebenswind,
Weht zu neuen ewig lichten Flammen
Längst verstiebte Funken hier zusammen.

Ueberall entspringt aus Grüften
Neues Leben, neues Blut,
Ew'gen Frieden uns zu stiften,
Taucht er in die Lebensfluth;
Steht mit vollen Händen in der Mitte,
Liebevoll gewärtig jeder Bitte.

Lasse seine milden Blicke
Tief in deine Seele gehn,
Und von seinem ewgen Glücke
Sollst du dich ergriffen sehn.
Alle Herzen, Geister und die Sinnen
Werden einen neuen Tanz beginnen.

Greife dreist nach seinen Händen,
Präge dir sein Antlitz ein,
Mußt dich immer nach ihm wenden,
Blüthe nach dem Sonnenschein;
Wirst du nur das ganze Herz ihm zeigen,
Bleibt er wie ein treues Weib dir eigen.

Unser ist sie nun geworden,
Gottheit, die uns oft erschreckt,
Hat im Süden und im Norden
Himmelskeime rasch geweckt;
Und so laßt im vollen Gottesgarten
Treu uns jede Knosp' und Blüthe warten.

3.

Wer einsam sitzt in seiner Kammer,
Und schwere, bittre Thränen weint,
Wem nur gefärbt von Noth und Jammer
Die Nachbarschaft umher erscheint;

Wer in das Bild vergangner Zeiten
Wie tief in einen Abgrund sieht,
In welchen ihn von allen Seiten
Ein süßes Weh hinunter zieht; —

Es ist, als lägen Wunderschätze
Da unten für ihn aufgehäuft,
Nach deren Schloß in wilder Hetze
Mit athemloser Brust er greift.

Die Zukunft liegt in öder Dürre
Entsetzlich lang und bang vor ihm —
Er schweift umher, allein und irre,
Und sucht sich selbst mit Ungestüm.

Ich fall ihm weinend in die Arme:
Auch mir war einst, wie dir, zu Muth,
Doch ich genas von meinem Harme,
Und weiß nun, wo man ewig ruht.

Dich muß, wie mich ein Wesen trösten,
Das innig liebte, litt und starb;
Das selbst für die, die ihm am wehsten
Gethan, mit tausend Freuden starb.

Er starb, und dennoch alle Tage
Vernimmst du seine Lieb' und ihn,
Und kannst getrost in jeder Lage
Ihn zärtlich in die Arme ziehn.

Mit ihm kommt neues Blut und Leben
In dein erstorbenes Gebein —
Und wenn du ihm dein Herz gegeben,
So ist auch seines ewig dein.

Was du verlohrst, hat er gefunden;
Du trifft bey ihm, was du geliebt:
Und ewig bleibt mit dir verbunden,
Was seine Hand dir wiedergiebt.

4.

Unter tausend frohen Stunden,
So im Leben ich gefunden,
Blieb nur eine mir getreu;
Eine, wo in tausend Schmerzen
Ich erfuhr in meinem Herzen,
Wer für uns gestorben sey.

Meine Welt war mir zerbrochen,
Wie von einem Wurm gestochen
Welkte Herz und Blüthe mir;
Meines Lebens ganze Habe,
Jeder Wunsch lag mir im Grabe,
Und zur Qual war ich noch hier.

Da ich so im Stillen krankte,
Ewig weint' und wegverlangte,
Und nur blieb vor Angst und Wahn:
Ward mir plötzlich, wie von oben,
Weg des Grabes Stein gehoben,
Und mein Innres aufgethan.

Wen ich sah, und wen an seiner
Hand erblickte, frage Keiner,
Ewig werd' ich dieß nur sehn;
Und von allen Lebensstunden
Wird nur die, wie meine Wunden
Ewig heiter, offen stehn.

5.

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt:
Weiß ich nichts von Leide,
Fühle nichts, als Andacht, Lieb' und Freude.

Wenn ich ihn nur habe,
Laß' ich alles gern,
Folg' an meinem Wanderstabe
Treugesinnt nur meinem Herrn;
Lasse still die Andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.

Wenn ich ihn nur habe,
Schlaf' ich fröhlich ein,
Ewig wird zu süßer Labe
Seines Herzens Fluth mir seyn,

Die mit sanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.

Wenn ich ihn nur habe,
Hab' ich auch die Welt;
Selig, wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleyer hält.
Hingesenkt im Schauen
Kann mir vor dem Irdischen nicht grauen.

Wo ich ihn nur habe,
Ist mein Vaterland;
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbtheil in die Hand;
Längst vermißte Brüder
Find' ich nun in seinen Jüngern wieder.

6.

Wenn alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu;
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sey.
Für mich umfing dich Leiden,
Vergingst für mich in Schmerz;
Drum geb' ich dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz.

Oft muß ich bitter weinen,
Daß du gestorben bist,
Und mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen
Hast du so viel gethan,
Und doch bist du verklungen,
Und keiner denkt daran.

Du stehst voll treuer Liebe
Noch immer jedem bey,
Und wenn dir keiner bliebe,
So bleibst du dennoch treu;
Die treuste Liebe sieget,
Am Ende fühlt man sie,
Weint bitterlich und schmieget
Sich kindlich an dein Knie.

Ich habe dich empfunden,
O! lasse nicht von mir;
Laß innig mich verbunden
Auf ewig seyn mit dir.
Einst schauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts,
Und sinken liebend nieder,
Und fallen dir ans Herz.

7.

Hymne.

Wenige wissen
Das Geheimniß der Liebe,
Fühlen Unersättlichkeit
Und ewigen Durst.
Des Abendmahls
Göttliche Bedeutung
Ist den irdischen Sinnen Räthsel;
Aber wer jemals
Von heißen, geliebten Lippen
Athem des Lebens sog,
Wem heilige Gluth
In zitternde Wellen das Herz schmolz,
Wem das Auge aufging,
Daß er des Himmels
Unergründliche Tiefe maß,
Wird essen von seinem Leibe
Und trinken von seinem Blute
Ewiglich.
Wer hat des irdischen Leibes
Hohen Sinn errathen?
Wer kann sagen,
Daß er das Blut versteht?
Einst ist alles Leib,
Ein Leib,
In himmlischem Blute
Schwimmt das selige Paar. —
O! daß das Weltmeer
Schon erröthete,
Und in duftiges Fleisch
Aufquölle der Fels!
Nie endet das süße Mahl,
Nie sättigt die Liebe sich.
Nicht innig, nicht eigen genug
Kann sie haben den Geliebten.
Von immer zärteren Lippen
Verwandelt wird das Genossene
Inniglicher und näher.
Heißere Wollust
Durchbebt die Seele.
Durstiger und hungriger
Wird das Herz:
Und so währet der Liebe Genuß
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.
Hätten die Nüchternen
Einmal gekostet,
Alles verließen sie,
Und setzten sich zu uns
An den Tisch der Sehnsucht,
Der nie leer wird.
Sie erkennten der Liebe
Unendliche Fülle,
Und priesen die Nahrung
Von Leib und Blut.

Georg Anton von Hardenberg,

als Dichter Sylvester genannt, ward den 28. Juli 1773 zu Schlöben im Altenburgischen geboren und wurde nach vollendeten Studien als Königlich Preußischer Oberkammerherr und Landrath zu Oberwiederstedt bei Eisleben in der Nähe seines vorgenannten Bruders angestellt. Er starb daselbst den 10. Juli 1825.

Er lieferte:

Beiträge zu Rostorf's Dichtergarten. G. A. v. Hardenberg.

G. A. v. H. folgte der Richtung seines Bruders, F. v. H. (Novalis), nicht ohne Talent, aber ohne Tiefe, und zeigte sich mit Geschick in lyrischen Poesien, lies es indessen bei diesen Jugendversuchen bewenden.

Karl Gottlieb Andreas von Hardenberg,

Bruder und Liebling des Dichters Novalis, ward den 13. März 1776 zu Oberwiederstedt im Mansfeldischen geboren, besuchte wie sein Bruder zum Behuf des Studiums der Rechte die gelehrten Anstalten Sachsens und wurde bei des Letztern Tode zum Königlich Sächsischen Amtshauptmann zu Weißenfels ernannt. Er starb daselbst den 28. Mai 1813. Als Dichter nannte er sich Rostorf.

Seine Schriften sind:

Die Pilgrimschaft nach Eleusis. Ein Roman. Berlin 1804 in 8.

Rostorf's Dichtergarten. Würzburg 1807 in 12. Gemeinschaftlich mit G. Anton v. H. verfaßt und von K. G. A. v. H. herausgegeben.

K. G. A. v. H. folgte ebenfalls der von seinen Brüdern eingeschlagenen Richtung, und lieferte vorzüglich gelungene lyrische Poesien, von denen die hier mitgetheilte eine der glücklichsten ist.

Die Wellen.

Die Woge spielt in tausend klaren Wellen
Und leiser eilt sie fort zum stillen See;
Der Tropfen will sich gern zum Strom gesellen,
Die Sehnsucht macht ihn auf und nieder schwellen!
Er geht und eilt und schläft im stillen See.

Dem Ufer möcht' er gern noch Manches sagen,
Er schleicht und flüstert ihm die Worte zu;
Und leis und still als dürft' er es nicht wagen,
Vertraut er ihm die süß'ten Liebesklagen
Und plaudert fort bis in die sanfte Ruh.

Am Felsen brechen sich die hellen Wogen;
Sie reden dort mit wildem Jugend-Sinn;
Und immer weiter werden sie gezogen,
Und immer schöner glänzt der blaue Bogen,
Sie schwimmen zu dem Silber-Meere hin.

Dort schlafen ihre schönen Jugendträume,
Voraus ereilten sie das stille Grab;
Doch daß das Aethergold sie stets umsäume
Und ew'ge Jugend ihrem Schooß entkeime,
So steigen sie und stürzen tief hinab.

Konrad Harder, s. Meistersänger.

Arnold von Harffe, s. Meistersänger.

Georg Wilhelm Heinrich Häring,

als Schriftsteller unter dem Namen Willibald Alexis bekannt, ward den 29. Juni 1788 zu Breslau geboren, erwarb sich nach daselbst vollendeten Studien die Würde eines Dr. der Philosophie und wurde zuerst als Kammergerichtsreferendar zu Berlin angestellt. Später gab er diese Anstellung auf, privatisirte daselbst, sich belletristischen Beschäftigungen widmend, und übernahm nach Kuhn's Tode die Redaktion des Freimüthigen, die er jedoch später, nachdem diese Zeitschrift mehrere Schicksale erlitten, wieder aufgab.

Er schrieb unter dem Namen Willibald Alexis:

Die Treibjagd, scherzhaftes idyllisches Epos. Berlin 1820. gr. 12.

Die Schlacht bei Torgau und der Schatz der Tempelherren. 2 Novellen. Berlin 1823 in 8.

Scotts Jungfrau vom See. Zwickau 1822. Neue Ausgabe 1827, 2 Bde.

Scotts Lied des letzten Minstrels. Ebendas. 1824. 2 Bde.

Heer- und Querstraßen, aus dem Englischen. Berlin 1824 — 1827, 5 Thle. 8

Waladmor. Frei nach dem Englischen des W. Scott. 2. verb. Aufl. Berlin 1824, 3 Bde. in 16, mit 1 Steindr.

Die Geächteten. Novelle. Berlin 1825 in gr. 12.

Schloß Avalon. Frei nach dem Englischen des W. Scott. Leipzig 1827. 3 Bde.

Herbstreise durch Scandinavien. Berlin 1828, 2 Thle. in 8.

Wanderungen im Süden. Berlin 1828 in 8.

Novellen. Berlin 1830 u. 1831, 4 Bde. in 8.

Der Freimüthige. Berliner Conversationsblatt, 27. — 32. Jahrgang. Berlin 1830 — 1835 in gr. 4.

Cabanis. Roman in 6 Büchern. Berlin 1832, 6 Bde. 8.

Wiener Bilder. Leipzig 1833 in gr. 12.

Schattenrisse aus Süddeutschland. Berlin 1834 in 8.

Das Haus Düsterweg. Eine Geschichte aus der Gegenwart. Leipzig 1835, 2 Bde. in 8.

Außerdem Schriften geringern Umfangs in Jahrbüchern (z. B. die Sonnette und Aennchen von Tharau im Jahrbuch deutscher Bühnenspiele Jahrg. 7. u. 8.) und andern Zeitschriften, mehrere dramatische Arbeiten u. A. m.

Bei großer Gewandtheit der Darstellung, leichter und gefälliger Schilderung und einem schönen Talent der Beobachtung und Auffassung, fehlt es diesem vorzüglichen und vielseitigen Romandichter doch an Originalität, productiver Kraft und Tiefe, und seine Leistungen sind sämmtlich mehr Erzeugnisse des combinirenden und berechnenden Verstandes, als echter Phantasie und Schöpfung. Er hat daher auch bis jetzt noch keine eigentlich feste Stellung gewonnen, und seine Arbeiten bleiben in höherem oder geringerem Grade stets (vielleicht unbewußte) Nachahmungen bedeutender Vorbilder. — Wo er dies absichtlich erzielt, ist er demzufolge auch am Glücklichsten, wie dies sein Roman Walladmor beweist, der für ein Werk Walter Scott's ausgegeben, auch eine Zeitlang wirklich dafür galt, sogar die Aufmerksamkeit des großen englischen Dichters, dessen Weise er so treu copirte, auf sich lenkte, und, als Nachahmung betrachtet, wirklich die trefflichste Leistung ist, welche die deutsche Literatur in dieser Gattung aufzuweisen hat. — W. A. ist, besonders um seiner politischen Ansichten willen, in der letztern Zeit vielfach angegriffen und angefeindet worden; seine Gegner haben aber nicht bedacht, daß er hier aus vollster Ueberzeugung schreibt und handelt, und wie überhaupt als Schriftsteller, so auch in dieser Hinsicht die größte Achtung verdient. — Seine sämmtlichen Leistungen werden ihm, wie seiner Nation, stets Ehre machen.

Die ehrlichen Leute*).

Aus einer frühern Einleitung des Autors, welche Zeitereignissen angehörte, stehe hier nur Folgendes enthoben.

Eines Abends klopfte es an, und ein junger Mensch trat ein. Er mochte zwischen zwanzig und vier und zwanzig Jahr alt seyn, hatte ein blühendes, offenes Gesicht, obgleich ein schielender Zug zwischen den Augen mir seltsam vorkam. Während er mit der Hand in die Tasche griff, und eine Papier-Rolle zu betasten schien, drehte er verlegen das Gespräch im

*) Aus: W. Alexis „Gesammelte Novellen." 2. Band. Berlin 1830.

Kreise, ohne zum Ziele zu kommen. Endlich brachte er sein Gesuch zugleich mit der Rolle zum Vorschein. Es bestand in nichts anderm, als der Bitte, seine Lebensgeschichte, etwa in Form einer Novelle, zu schreiben, und zu diesem Behufe sein eigenes Memoriale durchzulesen. Auf meine über das Sonderbare dieses Antrages geäußerte Verwunderung, erklärte er, ein besonderes Zutrauen zu mir zu hegen, und bat mich, auf der Stelle sein Manuscript durchzublättern.

Nachdem dieß geschehen, erwiederte ich ihm: „Ich muß mich wundern, mein Herr, wie Sie irgend Jemanden anmuthen können, Ihr Leben zu schreiben?"

„Nicht irgend Jemanden, sondern Ihnen," erwiederte er.

„Ihr Leben taugt ganz und gar nicht, um durch den Druck verherrlicht zu werden. Weshalb soll ich nun zu der Ehre kommen, Sie zum Helden einer Novelle zu machen?"

„Weil die Helden Ihrer bisherigen Novellen auch nichts taugen," erwiederte er kaltblütig.

Es war ein schlagendes Argument.

Durch die breiten Straßen der schönen und großen Residenz ging zögernden Schrittes ein junger Mensch. Während er sich der Prachtgebäude und reichen Läden freute, schien sein eigener freundlicher Anblick, der schlanke Wuchs, die frischen Wangen und die regelmäßigen Züge manchen Vorübergehenden ebenso zu erfreuen. Des Weges ungewiß, sah er sich jetzt um nach Jemanden, der ihm antworten könnte, als ein hübsches junges Mädchen, seine Noth errathend, ihn anredete:

„Der Herr ist wol auch noch nicht lange hier?"

„Seit einer halben Stunde — antwortete der Gefragte — gehe ich nun schon durch die Stadt, und glaubte mit jedem Schritte zum andern Thore hinauszukommen, aber immer gerade ich in eine neue Straße, die wo möglich länger ist, als alle vorigen. Das hatte man mir in London nicht gesagt. Sie meinten dort, eine deutsche Stadt könne man in die Pauls-kirche stecken."

„Gott bewahre! von London kommen der Herr! Das ist wol erschrecklich weit?"

„Ja, mein schönes Kind. Viel hundert Meilen weit über die See."

Das freundliche Mädchen schüttelte den Kopf, und sah den jungen Menschen nun noch freundlicher an.

„Ich komme nur von Meißen her seit 'nem halben Jahre, und wie muß nun Einem zu Muthe seyn, der hundert Meilen kommt über die See. 'S ist hier nicht so wie zu Hause, das wird Er bald merken."

Der junge Mensch lächelte mit einem fragenden Blicke.

„'S ist ganz was Apartes in der Stadt; ein ehrlicher Mensch weiß nicht, wie er dran ist. Hübsch und häßlich ist Alles durcheinander."

„Mir ist doch nur Hübsches begegnet," sagte der Fremde mit einer feinen Bewegung.

„Nein, nein, nein!" rief das Mädchen, „so ist's nicht gemeint. Wenn, was honette Leute sind, auch recht polirt aussieht, so glaub' Er mir, die Leute sind so grob, und wenn man fragt, so antworten sie nicht, und 'nen Fremden lachen sie aus. Ich weiß, wie mir's ging vor sechs Monaten mit den schnippischen Antworten. Drum, wenn ich jetzt 'nen Fremden auf den Straßen sehe, ist's mir immer, als müßt' ich ihn fragen und zurecht weisen, daß Er nicht solch 'nen groben Straßenjungen braucht anzureden."

Der Fremde sah höchst verwundert die hübsche Sächsin an, denn seinem Kennerblick entging es nicht, daß er sich in ihr getäuscht hatte. Als sie ihn noch einmal vor den Buben gewarnt, die nichts im Sinne hätten, als ehrliche Leute foppen, erhielt er auf die etwas beleidigend gestellte Frage:

„Was thust Du, meine Schöne?" — eine so derbe Zurechtweisung, daß er jeden Verkehr für abgebrochen halten mußte. Aber noch einmal, als sie schon einige Schritte um die Ecke war, kehrte sie um, und faßte ihn freundlich bei der Hand, zutrauliche Besorglichkeit im Blicke:

„Er ist ein junges, unschuldiges Blut, das sieht man Ihm an; drum nehm Er sich ja recht in Acht. Ich weiß nicht, ob sie in London auch stehlen, aber bei uns müßte man sich die Taschen zuhalten, so arg ist's. Man sieht's ihnen oft gar nicht an, die's thun, den schlechten Menschen; aber eh' Er sich's versieht, haben sie's weg, und an ein Wiederkriegen ist nicht zu denken."

Der Fremde aus Britannien stand so betroffen, und glotzte dem Mädchen so nach, daß kein Gilray und kein Crunkshank ein besseres Original zu einer Karrikatur gefunden hätte, wenn er einmal seine Landsleute zeichnen wollte, wie wir sie uns auf dem Continent denken. Noch stand er so da, mit offenem Munde, was sein hübsches Gesicht sehr entstellte, als ein junger, anständig gekleideter Mann, der schon geraume Zeit dem Paare gefolgt war, mit der Frage an ihn herantrat: „Sie kommen von London, mein Herr? und zu Fuße? Das heißt, für einen Engländer, sich über große Vorurtheile wegsetzen."

Der Jüngling erröthete. Der Andere, es bemerkend, fuhr sogleich fort: „Sie brauchen sich dessen nicht zu schämen. Ich selbst bin ein leidenschaftlicher Verehrer der Fußwanderungen, und freue mich herzlich, wenn ein gebildeter Mann sich über thörige Ansichten wegsetzt. Zudem liebe ich Alles, was Englisch heißt, bis auf die englischen Diebe. Sie sind ohne Zweifel ein Literatus, und auf einer wissenschaftlichen Reise begriffen?" Der Fremde nickte bescheiden. Jener fuhr fort: „Es heißt, Walter Scott würde nach Deutschland kommen."

„So heißt es," antwortete der Jüngling.

„Ich bin sehr neugierig, ihn zu sehen," sagte der Deutsche, und fuhr in einem angenehmen Flusse von Fragen fort, welche den Anglomanen verriethen. Er behauptete, der große Schotte würde auch in Deutschland Stoff finden, namentlich zu seinen Diebes- und Schmugglerscenen, wenn er nur eine Reise durch die Gefängnisse und Criminalgerichte unternähme. Wenige ahneten, welche Schätze dort verborgen lägen. — Er ließ sich aus über die Deutschlands Dieben eigenthümliche Rothwälsche Sprache, und klagte, daß der Dialect im Norddeutschen weniger cultivirt sey. Er sprach über das Verhältniß zwischen christlichen und jüdischen Dieben und Raubmördern, wie in dem Unterschiede doch etwas liege, was als Surrogat zu brauchen für Schottlands Hochländer und Niedersachsen.

Der Fremde, der beiläufig gesagt, das Deutsche recht gut, aber mit einem ausländischen Dialect sprach, hörte ihm aufmerksam, doch in stummer Verwunderung zu. Den Engländer hätte man auch darin erkannt, daß er weniger als die Deutschen redete. Erst als der junge Einwohner sich nach den Politicis und dem Zustande der Freiheit in London erkundigte, antwortete er mit einem Stoßseufzer:

„Alles verloren, Alles vorbei! Die Tyrannen haben uns niedergemetzelt. Castlereagh oder Canning! Es läuft Alles auf eins heraus. Alle verschworen gegen die Armen. Mit Alt-England ist's aus!"

„Sie gehören zu den Reformern. Hüten Sie sich."

„God dam!" sagte der Engländer, und blieb einen Augenblick auf der langen Brücke stehen, indem er mit Lust auf das von der herbstlichen Abendsonne beschienene Schloß hinsah. Der Deutsche sagte: „Dieß ist das einzige schöne und alte Gebäude in der Stadt. Aber wenn Sie ein Reformer sind, haben Sie wol wenig Sinn für gothische Alterthümer?"

„Es kommt drauf an — entgegnete der Andere mit einem verfänglichen Blicke — ob sie nur vergoldet sind, oder echt. In dem Altfränkischen ist gewöhnlich mehr Reelles. Wo man wählen muß, ohne zu prüfen, greife ich lieber zum Antiken."

„Sie sind ein würdiger Kunstjünger," sagte der Einwohner, der als Herr Pomponius von einem Vorübergehenden gegrüßt wurde, mit Bedeutung; — und mit eben solcher Bedeutung entgegnete der Fremde:

„Nun nennen Sie mir ein Wirthshaus, wo ich meines Gleichen treffe?"

„Ihres Gleichen, das wird schwer halten, denn wir haben keine Reformer. Aber in sofern die Reformer Mäßigkeit und Luxus verschmähen, möchte ich Ihnen jenes Wirthshaus empfehlen — Sie gehen rechts am Wasser lang, biegen links ein" —

„Ich weiß zu finden," unterbrach ihn lächelnd der Fremde, und rückte etwas am Hut. Aber er wußte nicht zu finden, denn mit seinem richtigen Blick ward er sogleich inne, daß dieß nicht das Haus sey, welches er suchte.

„Sonderbar," sprach er, sich in das Gewühl einer benachbarten Straße mischend, „daß mich in meiner Vaterstadt Niemand verstehen will, oder ich sie nicht verstehe!"

Bald erscholl hier aus der Menge der in der Volkssprache der Residenz wohlbekannte Ruf: „Halt den Dieb!" — Die Leute sprengten auseinander. In wilder Verwirrung lief man die Straße hinauf. „So unverschämt zu seyn, — schrie eine stämmige Bürgersfrau — bei hellerlichtem Tage einem die volle Börse aus der Hand zu reißen!" — „Hier ist der Dieb!" — rief noch lauter der Reisende aus Britannien. Er überlieferte dabei einen jungen Menschen, den er am Kragen gefaßt, der Masse, welche gar nicht geneigt war, auf die Betheurungen seiner Unschuld zu achten. Eine herbeieilende Polizei schützte indessen den Gefangenen vor ihren Mißhandlungen.

Der Fremde entfernte sich, noch ehe ihn die Polizei als Zeugen befragen und seinen Namen notiren konnte. Bald hätte man ihn in einem entlegenen Theile der Stadt sehen können, wo er wohlgefällig im langsamen Spazirengehen murmelte: „Dank meinem seligen Vormunde! Hier kann ich doch mein

Glück machen." Aber als er in einem Winkel-Conditorladen seine Börse nachzählte, schüttelte er den Kopf: „Lauter schlechte Silbermünze! Diese Groschen drücken schwerer die Taschen, als sie werth sind. Indessen, der Continent will einen andern Maaßstab, als das großherzige Albion."

Der Abend kam heran, und fand den Jüngling noch immer ohne Obdach auf den Straßen umherirrend. Wol fand er bald, daß die hübsche Sächsin ihm Wahrheit berichtet hatte. Denn je zerlumpter die Buben auf der Straße aussahen, um so ungezogener betrugen sie sich gegen den Fremden, wenn er nach ihnen wohlbekannten Dingen fragte. Der Witz vergnügte sich, ihn irre zu führen. Und bei dem Spott war doch keine Lustigkeit.

Der Mond ging auf, und die Straßen wurden leer. Endlich bemerkte der Reisende aus Britannien nur einen einzigen Menschen, außer sich, auf dem geräumigen Lustgarten umherspaziren. Nachdem Beide eine Weile schweigend in den Pappelalleen auf und nieder gegangen waren, trat der Andere, eine schlanke jugendliche Gestalt in einem grünen abgetragenen Ueberrocke, an ihn heran, zog mit höflicher Schelmerei den Hut ab, und fragte:

„Ew. Gnaden geht es vielleicht, wie mir? Unsre Equipage läßt uns im Stich."

„Errathen! Ich hatte bestimmt beordert. Aber ist wol Kutschern zu trauen," sagte der Fremde, der in den Ton einging.

„Sagen Sie lieber, all' dem Domestiquenpack. Kutscher, Bediente, alles unter einer Decke, den Herrn zu betrügen. Erst heute habe ich den Kammerdiener fortgejagt, weil er mich mit zwei Löchern auf den Elbogen ausgehen ließ. Es ist eine Schande. Sind die Stiefeln wol geputzt?"

„Auf Ehre nicht! In London würde man sogar meinen, sie wären mit Thran geschmiert."

„Man muß selbst Hand anlegen, Gnaden, selbst! ich glaube, ich habe sie mir heut eigenhändig geschmiert, wenn's überall geschehen ist."

„Schmieren ist überall gut," sagte der Britannier, an eine Pappel gelehnt.

„'S kommt nur drauf an, wer's bekommt und wer's gibt," entgegnete der Einwohner. „Wo wohnen Ew. Gnaden?"

„Ich bin ein Fremder, weiß aber jetzt auf Ehre nicht, wie mein Hotel heißt, und wo es liegt."

„Was ist angenehmer für einen freien Mann! Wer ein Haus hat, kann nichts für sich thun. Tausend Leute, die einem auf die Finger sehen. Vom Dach bis zum Keller, sie rechnen uns Alle nach."

„Sie haben also kein Logis; ich wollte sagen Palais?"

„Ew. Gnaden werden lachen, wenn ich sage, daß ich es selbst nicht weiß. Ich halte mich meistens in den Provinzen auf, und bin eigentlich nur während des Carnevals in der Residenz. Zu der Zeit hat man's doch immer nur mit der Nacht zu thun. Alle echte Feten um Mitternacht. Wahrhaftig, ich habe seit drei Monaten keine Straße im Tageslicht gesehen. Unsereiner muß des Tages schlafen, um die Kräfte zu sammeln."

„Sie kommen aus der Provinz, mein Herr, wo liegen denn Ihre Güter? Denn um Geschäfte zu machen, wie Männer, die es verstehen, dazu, meinte ich, wäre hier allein die Residenz tauglich."

„Wo ich herkomme, habe ich auch nicht eigentlich Geschäfte abgemacht. Nur einige Rechnungen abgeschlossen, oder Reste abgetragen. Es ist ein großer, schöner Palast — nicht eigentlich mein Eigenthum. Er gehört dem Staate; indessen werden alle Freigesinnten dort gastfrei aufgenommen, wenn sie an den Gerichten ein Attest einreichen, daß sie würdig sind. Dazu gehört wirklich nicht viel. Und wenn man's auch noch nicht recht wäre, da in der Gesellschaft wird man's. Sie ist immer auserlesen. Alles, was man wünscht, findet man. Ich war sechs Monat dort, und es gefiel mir so wohl, daß ich nur ein einziges Mal während der Zeit ausgegangen bin. Ew. Gnaden sind fremd hier — werden aber mit der Zeit sich schon in Spandow bekannt werden."

„Es frägt sich doch," sagte der Britannier, an dem Halstuch rückend. „Mein Vormund hat mir zwar viel Gutes von dem Orte gesagt. — Doch, wo bringt man die Nacht zu? Giebt es hier keine Gelegenheit?"

„Hält schwer, Ew. Gnaden! für einen Fremden des Nachts."

„Nimmt man vielleicht einen Fiacre?"

„Zu den Droschken würde ich nicht rathen, Gnaden. Mit ihnen holt man nichts ein."

„Gut, so bleiben wir im Freien. Die Nacht ist mondhell. Ich bin ein Freund der Natur — wer kommt da?"

„Gnaden! Polizei mit dem Nachtwächter. Folgen Sie mir."

Beide waren in einem Satze über das eiserne Geländer des Lustgartens gesprungen, und liefen durch das Schloß in die eigentliche Stadt, bis sie in einer der dunkelsten Nebengassen athemlos still standen. „Ist hier das Palais?" fragte betonend der Britannier. „Nein, Bester, doch hoffe ich Freunde anzutreffen, die uns sagen, wo was los ist. Geben Sie mir etwas klein Geld, für den Nothfall Victualien anzuschaffen. Denn wahrhaftig, sie haben mir in Spandau nichts auf den Weg gegeben, als vier gute Groschen." Der Britannier zahlte einige Groschen, und bald kam der Andere mit einigen Semmeln und einer breiten Flasche zurück. Aber schon aus der hellen Glasthüre des Brandweinladens winkte er dem Gefährten Stille zu, und flüsterte ihm, am Arm ihn fortziehend, in's Ohr: „Es ist aber Alles verdächtig." Beide durchstreiften noch eine halbe Stunde die entlegneren Straßen, bis sie in die Vorstadt kamen, wo die einzeln stehenden Häuser durch große Gärten und Felder getrennt liegen.

„Es ist kein Obst mehr auf den Bäumen," sagte der Einheimische, „und die Wächter sind nicht mehr in den Gärten. Hier ist der Zaun nicht hoch. Steigen Ew. Gnaden auf meine Schultern, und klettern hinüber, ich folge nach." Der Reisende aus Britannien folgte leicht dem Rathe, und sprang mit einem Satze in den Garten hinunter. Kaum aber war er dort auf den Beinen, als ein Bullenbeißer laut klaffend ihn anfiel. Er griff umher und zum Glück eine Bohnenstange, mit welcher er sich so trefflich in der Dunkelheit vertheidigte, daß ein Stoß in den Rachen das Thier für einen Augenblick stumm machte. Es war aber auch die höchste Zeit, denn schon hörte er die Stimme der Knechte, welche auf das Klaffen des Hundes herbei eilten. Der junge Mensch versuchte umsonst sich auf den Zaun zu schwingen. Den Freund draußen hörte er sein Heil in den Hacken suchen. Nur ein Ausweg blieb dem Verrathenen übrig, der gefährlichste. Er schlich den nahenden Knechten im Schatten einer Hecke entgegen, legte sich platt auf den Boden, bis sie vorüber waren, und rannte dann dem erleuchteten Punkte zu, von dem sie ausgegangen. Das Gartenthor eines großen Hauses stand offen. Er ging gerade durch den Flur, aber die Hausthür nach der Straße war verschlossen. Kühn trat er seitwärts in die erleuchtete Küche, wo nur eine Köchin beim Heerde Hühner pflückte. Schon hatte er die Magd mit einem katzenähnlichen Seitensprunge, ehe sie ihn bemerkte, in den Nacken gefaßt, als er die hübsche Meißnerin erkannte. Sein Griff war so fest, daß sie nur mit gepreßter Stimme: „Mord! Erbarmen!" rufen konnte. Da fühlte sie sich schnell losgelassen, und sah, wer es war.

„Um des Himmels willen, was macht Er hier? will Er mein Leben?" sprach die Erschrockene, schwer aufathmend.

„Nur Deinen Hausschlüssel, Engelskind."

„Wofür sieht Er mich an?"

„Für ein gutes Mädchen, das mich nicht an den Galgen bringen will."

„Galgen!" rief das leichenblasse Mädchen, und sah willenlos zitternd den jungen Menschen an, jetzt erst ahnend, was es bedeuten könne.

Man hörte die Knechte, die Hunde draußen. Aber im nächsten Augenblicke drehte sich der Hausschlüssel in der Thüre, und die Sächsin schob ihn hinaus. Ihren letzten Blick konnte er nicht sehen, aber als die Thür wieder verschlossen war, hörte er ihr Schluchzen. Es kam ihm vor, als wolle es sagen: „Daß der junge Mensch auch ein Dieb ist!"

Zwei Momente blieb er auf der Rinnsteinbrücke stehen, gerade so lange, als nöthig war, um: „Sonderbar!" für sich auszurufen, und sich das Haus zu merken; dann eilte er mit hastigen Schritten in die dunkle Nacht.

Er war, von Müdigkeit und Hunger begleitet, durch die Stadt schon wieder nach einer andern Vorstadt durchgedrungen, als es mit einemmale von der Seite dem Verirrten zurief: „Pst! Ew. Gnaden! — Hinter einem niedrigen Zaune hob Jemand seinen Kopf auf: es war der Freund vom Lustgarten. Schnell war der junge Mann hinübergesetzt. „Hier ist mein Sommerpalast, Ew. Gnaden." Einige Schritte entfernt, lag, halb in die Erde gegraben, mit Stroh bedeckt, eine verlassene Wächterhütte. Kaum konnten zwei Personen darin bequem liegen, noch schwieriger aufrecht sitzen. Der aus Britannien meinte, es wäre ein sehr schlechter Palast; der Deutsche aber versicherte, hier verbringe er im Frühjahr und Herbste oft ganze Wochen, und könne innerhalb der Ringmauern einer Stadt kein besseres Sanssouci sich denken. Jener bequemte sich, und beide krochen in die Hütte, nachdem sie den Boden, so gut es sich thun ließ, mit welken Blättern ausgepolstert hatten. Dann stopften sie noch mit Stroh und Gras die Oeffnung zu und bald empfand der Britte die Wohlthat dieser sorgenfreien warmen Hütte, während draußen der Herbstreif fiel, und ein kalter Wind blies. Der Deutsche bot ihm Semmel und Brand-

wein an; er nahm aber nur von der erstern, indem er versicherte, Männern von ihrer Lage zieme die höchste Besonnenheit und Klarheit. Seinen unvergeßlichen Vormund habe er noch vor dessen ernstem Tode erklären gehört, wie geistige Getränke die Moralität untergrüben. Ein Glas Brandwein habe schon oft die kühnsten Unternehmungen zu Schanden gemacht. Der Andere, welcher dafür desto eifriger der Flasche zusprach, fragte ihn, was das für ein Vormund sey, der so nüchterne Grundsätze gepredigt hätte? „Es war einer der tüchtigsten Männer seiner Zeit," antwortete der Jüngling. „Und Dank sey es der vorsorgenden Liebe meines Vaters, meine Erziehung diesem vielseitigen Manne anvertraut zu haben. Er hat redlich Wort gehalten. Seinen eigenen Vortheil hintansetzend, zog er mit mir dahin, wo ich am meisten lernen konnte. Seine Rathschläge waren Gold, seine Worte gediegene Wahrheit, sein Beispiel unerreichbar." —

„Was treibst Du denn für ein Handwerk?" fragte der Andere.

„Eine Kunst — sagte der Britte etwas ärgerlich — eine Kunst, nicht getrennt von der Wissenschaft. Mit Recht prägte mir mein Vormund beständig ein, die rohe Empirik, das bloße Naturalisiren zu verabscheuen, und, immer die Idee vor Augen behaltend, wissenschaftlich an jedes Werk zu gehn."

„Das mag ein rechter kluger Kerl gewesen seyn," sagte der Einheimische mit parodischem Tone.

„Nein, Alles, was er sagte, hat sich als Wahrheit bewährt. Ach, und der Edle hat sich für mich aufgeopfert, für mich ging er nach England — wir Beide sind deutscher Abkunft — und für mich mußte er dort sterben. Aber sein Name wird nicht untergehn, denn selbst die neidischen Engländer mußten zuletzt den vollendeten Künstler, ja, den Meister in ihm erkennen. Zehnmal stand er vor der Jury, und wurde zehnmal freigesprochen. Seine Grundsätze waren ganz rein. Freiheit und Gleichheit sein Lebensprincip. Obgleich selbst für die Grundsätze der Reformer eingenommen, wenn er in seinem Berufe arbeitete, waren sie ihm nicht mehr nicht weniger, als ein gleißnerischer Whig oder ein selbstischer Tory. Er kannte nicht allein, wie wir Alle, keinen Unterschied zwischen dem Mein und Dein, sondern auch zwischen dem Dein allein. Ich erinnere mich noch, daß er am Tage der Hinrichtung des unvergeßlichen Arthur Thistlewood zugleich dem Lord Oberrichter eine goldne Dose, und dem einen Gefangenen seine Apfelsine entwandte. So war vor seiner großen Seele kein Unterschied der Parthei, des Glaubens, des Reichthums. Schon hatte er ein bedeutendes Vermögen zurückgelegt, schon brauchte er die Kunst nicht mehr als Erwerb auszuüben; er beschäftigte sich damit, junge Engländer, die von den besten Familien als Pensionaire ihm zuströmten, zu unterrichten, als zwei boshafte Irländer, deren Schulen er durch seinen Ruf leer von Schülern gemacht, bei einem großen Unternehmen am Krönungstage ihn in die Hände des Constables führten. Er ergab sich, und rief uns nur zu: entflieht! Nichts half ihm seine genaue Kenntniß der Gesetze, nichts, daß ihn Englands erste Rechtskundige vertheidigten, die Jury sprach das Schuldig. Dennoch glaubte halb London, die Begnadigung eines so ausgezeichneten Kopfes könne nicht fehlen; man ging Wetten ein, selbst der Hof war getheilt. Da kam der Recorder aus Windsor zurück, er las die Liste der Begnadigten — mein Vormund war nicht darunter. Er ward hinausgeschleppt unter gemeinen Verbrechern. Die Gnade war ausgeblieben; an seinem letzten Ehrentage blieben auch seine Freunde aus. Solche Verkennung des Verdienstes, eine solche Undankbarkeit kränkte ihn tief. Der Schmerz siegte über seine Liebe für Alt-Englands Gesetze, und er sprach zu mir, von der letzten Staffel herab, diese Worte, die mir unvergeßlich bleiben werden, obgleich sie nicht mit in seiner last dying speech aufgenommen sind: „Junge! Bei Deinem guten todten Vater sage ich Dir, verlaß dieß undankbare Eiland, das große Männer erzeugt, sie aber nicht achtet. Die Gesetze, aus den Zeiten der Barbarei, kosten Deinem zweiten Vater das Leben. Geh' in Dein Vaterland zurück, dort herrschen humane Gesetze, und wenn auch weniger zu lernen und zu verdienen ist, so ist doch weniger Gefahr!" — Kaum hatte er diese bittern Worte, traurige Reste eines frühern Materialismus, welche nur der äußerste Unmuth seiner sonst so kühnen Seele auspressen konnte, gesprochen, als das Brett fortgezogen wurde, und mein Wohlthäter in den Lüften schwebte."

„Wo ist denn aber sein Geld geblieben?" fragte der Andere.

„Das ist sein geringster Nachlaß. Es wird von Obervormundschafts wegen für die minorennen Kinder des Verblichenen verwaltet. Sein besserer, seine Kenntniß, ist auf seine Schüler übergegangen."

Der Einheimische kraute sich im Kopfe: „Ueberlief mich's doch ordentlich, wie Du vom Galgen sprachst, als könnte mir selbst so was passiren, und 's ist doch puter Aberglaube. Ich bin siebenmal vor Gericht gewesen, und komme vielleicht noch zwanzigmal vor, aber gehangen werde ich in meinem Leben nicht."

„Es läßt sich viel dafür und dagegen sagen, ob es nicht besser wäre," bemerkte der aus Britannien; — aber da es schon nach Mitternacht war, kamen Beide überein, lieber zu schlafen und die Disputation auf ein andermal zu verschieben.

Als der Fremde am andern Morgen erwachte, war sein Kamerad verschwunden. Und mit ihm des Britten gestern erworbene Börse, alle Wäsche, die er in der Tasche trug; ja sogar sein Halstuch hatte der Schurke ihm im Schlafe abgebunden. Weniger der Verlust, als die Art desselben, kränkte ihn; denn er rief aus: „Wenn Diebe nicht ehrlich sind, wer soll es seyn? — Glücklicher Weise fand er das Bildniß seines seligen Vaters noch in der Tasche. Er küßte es, und gelobte, nach der nächsten gelungenen That ihm eine würdigere Einfassung zu geben. Im Morgennebel ging er in der Stadt spaziren, und schon um zehn Uhr, als er bei'm Konditor frühstückte, war er mit dem Nöthigen und einer weit größern Summe Geldes versehen. Er kaufte sich elegantere Kleider, brachte das Portrait zu einem Juwelier, und suchte auf Promenaden und Kaffeehäusern Lokalität und Menschen kennen zu lernen. Sein geübtes Auge unterschied bald die Diebe von den Nichtdieben. Unendliches Mitleid, ja Widerwillen bemächtigte sich des Jünglings, wenn er sah, wie tief hier ein Stand herabgesunken war, den er aus vollem Beruf ergriffen, und wie die öffentliche Meinung über einen Beruf urtheilte, welcher einst Männer begeistert, deren Namen jetzt in Englands Geschichte und Poesie glänzen. Bettlerarmuth, Verworfenheit, Dummheit charakterisirten in seiner Meinung die, welchen er sich anschließen sollte. Dagegen bemerkte er mit Vergnügen, daß die Beamten der Polizei oft so humane als charmante Leute waren.

Am Abende des ersten Tages kannte er von der Residenz und ihren Bewohnern mehr, als ein Gelehrter, welcher sein Leben hier zugebracht hat. Er wollte eben das Theater besuchen, als er vor der schönen Fronte desselben einen Mann bemerkte, der, ruhig in dem wogenden Gewühle stehend, mit gefalteten Händen nach der Säulenhalle seine Blicke richtete. Er war in mittleren Jahren, schlicht gekleidet, und trug gescheiteltes Haar. Mit dem Gedanken, hier ein Geschäft zu machen, näherte sich ihm der Jüngling. Als Menschenkenner taxirte er nicht nach der äußern Erscheinung; die fast demüthige Stellung, die freundlich sichern Blicke des Mannes sprachen von einem tiefern Werth, als ihn die Augen des Neulings zu tariren wissen. Aber der Mann ließ sich auch nicht so leicht angehen. Der aus Britannien lernte hier zuerst Einen von einer Secte kennen, wie sie freilich über die ganze nördliche Welt verbreitet ist, in jedem Lande jedoch einen andern Ausdruck gewinnt. Er legte die freundlich unschuldigste Miene an, indem er den andern zu sondiren begann.

„Was ist das für ein schönes, großes Haus?" fing er das Gespräch an.

„Ein großes Sündenhaus!" seufzte der Andere.

„Ich bin fremd in der Stadt."

„Wohl denen, die fremd sind in Sodom und Gomorrha! Aber Sodom und Gomorrha, mein lieber junger Mann, waren doch nicht so arg, denn sie hatten noch kein Theater. Und hier sind sie nicht mit einem zufrieden; die Weltstadt ist geschäftig und wird ein zweites aufbauen. Herr, vergieb der Obrigkeit, denn sie weiß nicht, was sie thut."

„Also ein Theater!" seufzte der Britannier, die Hände faltend, „so viel Steine und so viel Luft zu einem Theater. Und wie viel Fenster zum Hineinsehen!"

„Zum Heraussehen," rief der Andere, „und hinter jedem Loche schielt der Erbfeind, und aus jeder Scheibe guckt ein Bockshorn. Er ist geschäftig und läßt sich Tempel bauen von den Weltmenschen, die da meinen in ihrer Arglosigkeit, es sey Alles Lust und Freude, wo unten schon die rothe Flamme leckt und die leichte Decke unter ihren Füßen einstürzt zum ewigen Grundpfuhl."

„Eine Stadt voll reicher Weltmenschen!" sagte der Fremde.

Der Andere fuhr in seinem predigenden Jargon fort: „Sardanapalus war reicher als der Großtürke, und mußte doch verderben! Ja, wie das alte Lied sagt: „„Wollen wir, Herre, Dich preisen im Stillen, sagt man, es sey das nur eigener Willen!"" Alle Menschen wollen wir lieben. Aber wo thun sie's denn, die leidigen Seelenhändler? Der Mammon ist ihr Gott, und Lucifer ihre Freude, und ihre Himmelsbraut kennen sie nicht, wenn sie vor ihnen steht im silberblauen Kleide, und ihnen die Hand reicht. Sind das Prediger, sind das Priester, denen das Weltvolk und die gepuzten Weiber

bilder nachkaufen, und um die Kanzel das Maul aufsperren, als würde ein Bärentanz aufgeführt. Der verkrüppelte Höllenbrand! Schwarz ist er, weil er durch und durch verbrannt ist. Ja, wäre er noch von einem christlichen Satanas besessen; aber durch und durch spukt ein leidiger heidnischer Platonius, wie ihn unser Herr Pastor nennt."

Der Britannier hatte mit Theilnahme die Hand des Biedermannes gedrückt, und während er die gerührten Blicke zu Boden senkte, die Tiefe seiner Taschen gemessen. Er klagte über die Schlechtigkeit der Welt, und so gewann sein einfach herzlicher Ton den Aeltern, daß dieser ihn an die Brust drückte und ihm zuflüsterte: „Es giebt noch ein Häuflein Gerechte hier, ihretwillen steht die sündige Weltstadt noch eine Weile." Und eine Weile lagen Beide einander in den Armen und weinten, von Rührung überwältigt. Als sie von einander abließen, hatte der Held dieser Geschichte aus der Rocktasche des ältern Freundes zwei Tabaksdosen und drei Schnupftücher zum Andenken gezogen.

Mit seiner Beute eilte er schnell in das Gewühl der Theatergänger. Der Andere verfolgte ihn nicht. Dagegen fesselte ihn an der Kasse ein Wortwechsel. Ein Jüngling von zärtlicher Natur stritt sich mit dem robustern Pomponius, welcher ihn einst bei'm Eintritt in die Residenz so seltsame Fragen stellte. Man war uneinig, ob man die letzten Parquet- oder Parterre-Plätze zu nehmen habe. Der Feinere, für jenes gestimmt, sagte, sich sträubend: „Bester Pomponius, bedenke meine ausgebreitete Familie! Wenn mich eine Seele im Parterre erblickte! Es giebt Rücksichten, die man nicht immer mit Genialität überwinden darf." —

„Bist Du von Perlemutter oder indianischem Vogelnest?" — fragte Pomponius erbittert. — „Für einen Mann, der Bildung und Urtheilskraft haben will, ist nur das Parterre ein schicklicher Ort. Da bewegt sich frei der Freie, da findet der Gesinnte den Gleichgesinnten, da entsteht allein ein wahres Publikum, eine öffentliche Meinung, da herrscht keine Polizei, ganz wie in England; es bildet sich eine vox populi, eine vox dei, ein nationaler Geschmack!"

„Alles recht gut, lieber Pomponius, aber wozu ist der Geschmack nöthig? Laß doch den den Recensenten, und uns Bequemlichkeit und Anstand im Sperrsitz."

„Sperr' Dich ein, sperr' Dich los, sperr' Dich ab, und der Dämon der Langenweile spinne sich um Dein Colibri-Gehirn."

„Es ist nur Achtung für meine Familie. Ich selbst würde mich ja gern —"

„In einen Backofen setzen — unterbrach ihn der pistolisirende Pomponius — und aushecken lassen von der Mama und den Cousinen zu einem Societätsstehaufmännchen mit Bleipedal und Hollandermark, Laß Dich braten, brüten, brennen, brauchen; aber ein Mann im Theater ist nur der, der im Parterre steht und Herr seiner Füße ist, wenn's Noth thut."

„Und wenn's die Polizei erlaubt. Und dann — flüsterte der zarte Cajus dem Freunde in's Ohr, — aber der Reisende hatte für solche Zuflüsterungen auch Ohr — dann, meine Brieftasche mit den Tresorscheinen! Du weißt aus Erfahrung, daß im Parterre —"

„Ein Parterrebillet!" schrie Pomponius an der Kasse.

Cajus bat um das eine Parquetbillet; das letzte wurde für seinen Gulden dem aus Britannien zugeschlagen. Beide fanden neben einander Platz. Der Britte suchte die Belehrung des Andern über Kunstangelegenheiten, und nicht ohne Früchte, denn als er nach dem zweiten Akte das Theater verließ, war er um eine Brieftasche und funfzig Tresorscheine reicher.

Unter der Laterne in einem der Kirchenwinkel besah er die Beute des Tages, und packte die Schnupftücher, Tabaksdosen, die Brieftasche u. s. w. zusammen. Bis jetzt hatte ihm nur etwas gefehlt, eine Trödlerin von geprüften Grundsätzen. In diesem Augenblicke vermißte er mehr — das neugefaßte Bild seines Vaters. Seine Taschen hatten keine Löcher, und war doch fort. Er war mit Niemanden in Berührung kommen, als dem Frommen und dem Zarten, und es war doch fort. „Dummkopf!" rief er, sich vor die Stirn schlagend, daß Du nicht beachtetest, als Cajus den linken Arm um Deine Schulter legte, einen Freund zu begrüßen, daß Du auf die Versicherung von seiner ausgezeichneten Familie etwas gabst! Wer wer hätte in dieser unveränderlich gutmüthigen, in dieser phlegmatischen Miene nicht einen ehrlichen Mann vermuthen dürfen!"

Aber er hatte doch funfzig Tresorscheine, und ehe funfzig Stunden vergangen, ein anderes Gesicht, wenigstens anders war es das demüthig dumme, unter dem ihn der bestohlene Cajus fand. So saß er am Abende mit gespitzten Ohren im ersten Kaffehause, wo er seine Residenzstudien fortzusetzen pflegte. Was ihn dazu vermocht, weiß er nicht, aber er brummte für sich eine spanische Romanze, deren englische Uebersetzung in London sehr gebräuchlich ist. Sie wird auf den Gassen gesungen, und schon an der Melodie erkennen sich Leute vom Metier:

Nach Sevilla, nach Sevilla,
An des stolzen Flusses Wogen,
Nach Sevilla möcht' ich pilgern,
Wo einst stolze Mohren wohnten.
Jetzo wandeln durch Sevilla
Schlaue Mädchen, kühne Burschen.

In Sevilla, in Sevilla,
In der Straße nach dem Ufer.
In der nächtlich tiefen Stille
Schreitet auf und ab bedächtig,
Tief verhüllt in der Mantilla,
Immer nach des Mondes Strahlen
Und der Giebel Schatten blickend,
Immer lauschend, ob kein Fenster
Auf der dunkeln Seite klirret;
Also schleicht der kühnste Majo,
In den Händen keine Zither,
Sondern eine lange Leiter.

Aus Sevilla, aus Sevilla!
Ruft ihm aus dem Giebelfenster
Eine wohlbekannte Stimme,
Donna Marcia, Don Antonio,
Esteban, der lange Lümmel,
Auch der Hausknecht Guachareros
Und die kalfende Sibylle;
Alle steh'n mit Bohnenstangen
Und mit Knitteln, dich zu grüßen.
Ob's der Teufel ihnen sagte,
Mag der Teufel selber wissen,
Aber, Cochadillo, los ist
Ach des Teufels ganze Sippschaft,
Und du bist auf's Haar bekannt ja.

Aus Sevilla, aus Sevilla,
Andalusiens bester Majo!
Auch in Malaga giebt's Kisten,
Und viel reich're noch in Cadix.
Alles altkatholischen Christen,
Wohl erworben, zugehörig,
Und mein Herr ist, mußt Du wissen,
Enkel von getauften Juden.
Wenn Du ausräumst Judenkisten,
Weißt Du, ob's Dein Heiliger gern sieht,
Daß Du, Sohn, von alten Christen,
Schleppst Dich mit beschnitt'nen Schätzen!

Aus Sevilla, aus Sevilla,
Cochadillo, bester Majo!
Schlimm ist, mußt Du längst ja wissen,
Mit der Polizei zu spaßen.

Er hatte nicht geglaubt, als er das Lied bei sich brummte, daß die Melodie auch hier bekannt wäre. Aber das „Guten Abend!" eines Stutzers, dessen flüchtige Bekanntschaft er heut Morgen gemacht, überzeugte ihn davon. Der Incomparable, dessen Gesicht in der gethürmten Halsbinde versank, eine, wie er längst anerkannt, sehr nützliche Tracht für Leute seines Standes, klopfte ihm freundlich nickend auf die Schulter.

„Versteh' ich gleich nicht spanisch," sagte er, „habe ich doch lange die Melodie nicht so eindringlich singen hören. Wenn Sie, Verehrtester, sie auch deutsch können, so begleiten Sie mich in eine Gesellschaft, wo das hingehört. Ihr Lied soll Wunderdinge thun, und ich schätze mir's zum Vergnügen, einen solchen Fremden bei unsern Bekannten einzuführen."

Das war eine Einladung in bester Form. Der aus Britannien drückte die Hand des Stutzers mit dem Zeichen, das am Guadalquivir wie an der Themse für die vom Handwerk gilt. Endlich hoffte er Männer zu sehen, die er Brüder nennen durfte; endlich glaubte er, auch in Deutschland die Ehre zu finden, an die ihn die zerlumpten Straßendiebe bis jetzt hatten zweifeln lassen. In der Droschke sprachen Beide von gleichgültigen Dingen, wie es unter Männern von Welt stillschweigendes Uebereinkommen ist, um nicht den roheren Antheil des Enthusiasmus zu verrathen.

Die Droschke hielt. Sie traten ein — ein in ein hellerleuchtetes Haus — ein in einen brillanten Saal. Astrallampen, Kronleuchter, Kreise von Damen in Sammt, Seide, Feder-

hüten; schwarze Herren in gedankenvollen Winkeln ambulirend. Der Fremde aus Britannien, leichthin als Erfinder, als Verbesserer der Dampfmaschinen, der Dame des Hauses, dem Wirthe vorgestellt, war aufgenommen, war hineingezogen in die Kreise liebenswürdiger und ernster Unterhaltung, ehe er wußte, wo seine Sinne geblieben. War sein Vaterland in der Cultur so fortgeschritten, daß die glänzendsten Assembleen seiner Standesgenossen in London gegen diese Versammlung wie ein Dorfball gegen ein Hoffest erschienen!

Warum drückte man ihm nicht wieder die Hand? Verstand man ihn nicht? Warum sprachen die ernsten Herren so ungläubig vom Dampfwesen, warum äußerten sie sich so entschieden gegen allen Dunst und Dampf? Warum schäkerten die Damen um so ganz gleichgültige Gegenstände? Warum war eine solche Verstellung in einem solchen Kreise nöthig? Einmal glaubte er, daß das Gespräch zur Wissenschaftlichkeit, zum Berufe zurückkehren werde, als man mit allgemeiner Theilnahme die Anekdote von einem Hausschlüssel besprach. Es kam aber nichts weiter heraus, als daß ein Ecossaisentänzer beim gestrigen Balle den langen, schweren Hausschlüssel in der Rocktasche vergessen. Man lachte nur über die komische Figur des fliegenden Rockzipfels bei'm Herauf- und Hinuntertanzen. Jede ernste Anwendung unterblieb. Er war abermals getäuscht.

Man forderte ihn zu einer Bostonpartie auf. Aber unbegreifliche Angst faßte den Jüngling, als er sich niedersetzen wollte. Der erste Zweifel. Man hatte silberne Marken gelegt. Sein Beruf trieb ihn, jetzt nachdem er wußte, wo er sich befand, sie einzustecken; eine andere Stimme sagte ihm: dies wäre hier unschicklich. Dem tödtlichen Kampfe zwischen einer doppelten Pflicht zu entgehen, riß er sich los, vorgebend, die englischen Bostongesetze wären verschieden von den deutschen.

Es ward Musik gemacht und gesungen. Leicht wäre es ihm gewesen, die Taschen der aufmerksamen Hörer zu visitiren; aber auch hier rief ihm die innere Stimme unbegreiflicher Weise zu: „Du darfst nicht." In dieser Höllenpein wurde er beständig um seine Meinung gefragt. Er mußte loben, ohne das Geringste zu verstehen, und die Angst wuchs mit jedem Momente, wenn er die um sich her erkannte. „Bravo, bravo!" klatschte ein zierlicher Discantmann, und hob sich auf den Zehen. Der Britte erkannte in ihm Einen, dem er gestern eine Uhr genommen. Eine Dame ging vorüber, er hatte ihr einen Pompadur entrissen. Die Thür ging auf, und Cajus trat mit dem Notenblatt herein. Cajus hatte ihm zwar, wie er vermuthete, das Portrait des Vaters, aber hatte er ihm nicht funfzig Tresorscheine entliehen! Kaum hielt er sich mehr auf den Füßen. Da sang man:

Nach Sevilla, nach Sevilla —

und es brauste ihm durch das siedende Hirn. Man klatschte, man überhäufte den Sänger mit Lob. Aber der Sänger, derselbe Stutzer, der ihn eingeführt, flüsterte denen um ihn etwas in's Ohr, und Aller Augen richteten sich auf den hocherröthenden Jüngling. „Nach Sevilla! Nach Sevilla!" tönte es von allen Seiten. Die jungen Damen faßten ihn bei der Hand, die Herren eilten, ihnen beizustehen. „Das ist der wahre Sänger des spanischen Sevillaliedes!" scholl es durch den ganzen Saal. Da sank ein Schleier über die Augen des Fremden, der Boden unter ihm wankte, eine helle Flamme zischte durch den Saal, das Bild eines vaterländischen Galgens stieg aus dem Gluthmeer auf; er riß sich gewaltsam aus den Händen der erschreckten Schönen, und sprang in's Nebenzimmer, wie ein Rasender. Dort erschreckte er ein Dienstmädchen, daß sie ein Brett mit Punschgläsern fallen ließ. Aber ehe die Gäste ihn fassen konnten, hatte der Fremde, zu ihrem unendlichen Erstaunen, das Fenster aufgerissen, und war mit einem Satz hinuntergesprungen in die dunkle, regnigte Nacht.

„Warum denn nicht? Warum denn nicht?" rief der Jüngling, gepeitscht, zerrissen von innerer Angst. So lief er durch die Gassen, unachtsam, daß er sich von unten bis oben besprützte. „Woher dieser Zweifel, woher diese Ungewißheit? Will mein Dämon mich versuchen? Ist denn meine Ueberzeugung erschüttert? Hab' ich meinen Beruf verkannt? — Mit nichten. Und woran scheiterte ich? — An den Regeln, den elenden Gesetzen einer oberflächlichen Convenienz. Manneskraft, reife Plane, tief Gefühltes, an der dürftigen Sitte eines dürftigen Lebens, ohne moralische Kraft."

Lange raisonnirte er gegen die usurpirte Macht der sogenannten geselligen Rücksichten, und doch fühlte er, daß ihm, selbst das einemal, als er vor der Jury gestanden, nicht so beklommen zu Muthe gewesen, als in dieser Gesellschaft. Und er lief mit bloßem Kopfe, ohne Mantel, im Dunkel umher. Da wuchs in ihm der Ingrimm, er rief die Schlauheit zu Hülfe. Die Rache erschien. Er erinnerte sich, daß eine Schönlächelnd zum eleganten Discantmanne geäußert hatte: „Und Sie tragen heute einen Schatz bei sich, Herr Doctor?" Der Elegante hatte erröthend sich verbeugt, und die Schöne darauf gesagt: „Hüten sie sich, daß er Ihnen nicht gestohlen wird, ich sah ihn draußen aus Ihrer Manteltasche vorblicken." Der Britte beschloß, dem Doctor aufzulauern. Er wartete zwei Stunden, bis der reiche Mann, die Gesellschaft verlassend, mit leicht umgehängten Mantel nach Hause eilte. Er ihm nach. Im Augenblicke, wo er den Hausschlüssel umdrehte, entriß ihm der Britte von hinten den Mantel, und floh windschnell um die Ecke. Bei mitternächtlichem Laternenscheine zog er den Schatz heraus — „ein Trauerspiel in fünf Akten von Doctor N. N. Manuscript." Aergerlich warf er die Rolle in den Kanal, und suchte sein gestriges Nachtlager auf. Beim Hineinkriechen fühlte er, daß es schon besetzt sey. Der Schlummernde erwachte, es war der junge Freund vom Lustgarten.

„Ha, Schändlichen!" rief der Britte. „Wo ist mein Geld!"

„In alle Welt verflogen," lachte der Andere.

Der Britte wollte zürnen, die trockne Gleichgültigkeit löschte den Zorn. Der Einheimische theilte mit ihm die letzte Semmel und die letzte Wurst, denn den Fremden mahnte die Mitternacht, daß er nur Thee und Zuckerwerk genossen, und der Friede war geschlossen. Der Engel desselben breitete seinen Fittig über die Häupter der Schlummernden aus.

Nach einer kalten Nacht standen Beide frierend und hungrig auf. „Ich will verdammt seyn, schlaf' ich hier noch eine Nacht, — sagte der Einheimische — willst Du mit mir kommen, verschaff' ich Dir ein gut Quartier und warmes Frühstück." —

„Wo denn?"

„Ich stehle aus einem offenen Laden etwas weg, laß mich greifen und gleich auf die Polizei bringen."

„Bist Du wahnsinnig?"

„Au contraire! sehr nüchtern. Das thun viele von uns, wenn sie nichts Besseres gefunden haben. Was können sie mir thun um 'ne. Gießkanne oder 'nen Kamm? Während der Wochen Untersuchung eine warme Stube, warmes Essen, gar nichts zu arbeiten und gute Gesellschaft — nachher müssen sie mich doch einmal los lassen. Lebe wohl. Viel Vergnügen!"

Es geschah, wie er es angegeben.

„Elender Bube!" sprach der aus Britannien für sich. „Heißt: nichts liegen lassen, stehlen! Dann wäre es sträflich leicht, zu Ruf zu kommen. Und unter diesem Gesindel, das weder Ruf noch Beruf kennt, nicht Sitte, nicht Gemeinsinn, soll ich meine Tage verbringen! Keine Ehre winkt, keine Gefahr schreckt. — Wie oft verklagten wir in den Tavernen der City die Barbarei der altbrittischen Gesetze. Heil ihnen, denn die Aussicht des Galgens macht dort Diebe zu Männern."

So monologisirte er, als ihn plötzlich Jemand mit gedämpfter Stimme anredete:

„Wie können Sie denn hier stehlen?"

Erschreckt blickte er sich um, zu sehen, nach welcher Seite er der Polizei am besten entkommen dürfte. Es war aber nur ein trotziger Straßenbube. „Ich weiß nicht, wer hier ein Recht hat, sich um mich zu bekümmern? Ich bin doch ein Mann, der über den Verdacht hinaus ist."

„Doch haben Sie gestern und heute so viel gestohlen, als nie Sitte und Recht war bei uns."

„Sind Sie von der geheimen Polizei?"

„Nein. Aber wenn Sie das Stehlen nicht unterlassen, könnte es Ihnen schlimm gehn."

„Wer will mir denn meine Kunst verbieten?"

„Unser Altmeister legt jedem Pfuscher das Gewerk."

„Was! Ist Stehlen hier keine freie Kunst? Ist es ein Handwerk geworden, dem Zunftzwange unterworfen? Herrscht nicht im Lande Gewerbefreiheit?"

„Hat Alles seine Richtigkeit. Ein Patentmeister ist aber hier noch nie auf den grünen Zweig gekommen, und ich wollte's Ihnen nicht rathen."

„Weshalb nicht? Was profitirt man als Zunftgenosse?" —

„Das kann ich Ihnen nicht so genau auseinandersetzen. Meine Sache ist's nur, Achtung in diesem Viertel zu geben auf Alles, was vorgeht. Aber kommen Sie zur Frau Drachen."

Der Bube führte ihn in einen entlegenen Trödelladen. Als er die schmutzigen Stufen durch eine Masse alter Kleidungstücke hinuntergestiegen war, kam ihm ein Satan von Weib entgegen. Klein, mit zwei Höckern, schmutzig, fast ohne Haar, und mit einem Gesichte, auf dem alle Leidenschaften Spuren hinterlassen hatten. Mit aller Heftigkeit, deren eine gedämpfte Stimme fähig ist, redete sie den Eintretenden an:

Aber Goldjüngelchen, bei allem Kreuzmohrenelement und der Trompete von Jerusalem, — wie kannst Du solch' Zeug hier aufstellen, daß wir Alle in puren Ruin kommen möchten, und honetter Erwerb aus ist? — Hat doch der Kicksindiewelt zusammengetragen und gestohlen, als lägen in der Residenz die Schätze von drei Mohrenreichen! — Was bist Du denn für ein Satanskind? — Kommt vorgestern splitternackt her, und denkt, er sey ein Potentat. Modestie, Modestie, Jüngelchen! Laß Andern auch was. — Glaube, Er hat noch kein einzig Mal gesessen, und will solche Apartität hier anfangen! — War doch alle Polizei wie toll. Dreimal haben sie meinen Keller visitirt, und nichts gefunden, und die Drachen hat gezittert und gelacht. — Das, Musje, unterstehe' Er sich nicht wieder. Manches hab' ich erlebt, aber zuviel ist zuviel. So ein Brausekopf möchte die ganze Welt gleich umstoßen, aber warte, Er stößt sich den eigenen Kopf an der nächsten Mauer." —

Der Britte antwortete der Hexe mit gleich hohem Tone, trotzend auf das Recht der Freiheit. Doch fragte er, welche Vortheile der Zunftzwang gewähre?

„Goldjüngelchen, nimmst Du Vernunft an? — antwortete sie — So ist's recht. Du mußt nicht denken, daß unsere Polizei wie Eure in England ist. — Wo solch' ein Blaurock ehrliche Leute wittert, — und er wittert immer fort — da kriegt er's auch mal 'raus. Probiers, und lauf' noch zwei Tage 'rum, so fangen sie Dich, nicht um's Metier, sondern weil Du 'rumläufst. Bei uns aber hilft Einer dem Andern, und da läßt sich wol Sand den Spitzbuben in's Auge werfen. Zweitens, wenn Du nun attrapirt wirst, wer hilft Dir aus der Schlinge? He? Für den Patentmeister zeugt keine Seele. Und wenn sich das ruchlose Volk gegen uns verschwören thut, dann müssen die ehrlichen Leute auch zusammenstehn. Verstanden?"

Nachdem der Britte seinen Willen erklärt, und die Frau versprochen hatte, ihn nach Alsthe in die Versammlung einzuführen, bestand sie vor Allem darauf, daß er den vornehmen Rock ausziehe, denn solche Kleider lockten nur den Teufel an, und die Polizei wäre ihm schon auf der Spur. Unser Held folgte nicht ungern der Anweisung, da er gestern ein Haar am vornehmen Leben gefunden hatte. Als es dämmerte, sprang der wachthabende Straßenjunge hastig in den Keller hinunter, und verkündete: die Meister wären zusammen, und der Fremde möchte kommen. „Nun nimm Dich zusammen — sagte die Drachen — das sind Dir kluge Herren, die werden Dich in's Gebet nehmen, aber sey dreist, so lernst Du was, wenn Du nicht in's Criminal kommst" —

In einem Hinterhause der engsten Quergasse mußte der Zögling warten. Ueberall sah es verdächtig aus. Nach Verlauf einer halben Stunde kam die Drachen freudig zurück: „Geh' hinein, Goldjüngelchen, Alles ist richtig, der Doctor ist sehr gnädig. Sie haben viel Gutes von Dir gesprochen. Sey dreist." — Es öffnete sich eine Thür, und der Britte trat in ein ziemlich geräumiges, doch niedriges Zimmer. Es schien eine Spinnstube zu seyn, wenigstens saßen ringsumher schmutzige Weibsbilder am Rocken. Aeltliche Männer und einige jüngere Kerle standen, meist in zerrissenen Kitteln, Wenige in abgetragenen Ueberröcken in den Winkeln und in der Nähe der Fenster. Nur Einer von jenen, eine Art Vorsteher, saß an einem Tische. Sein widriges, heimtückisch grinsendes Gesicht wurde durch die rothe Nase und verrostete Brille noch mehr entstellt. Er schrieb, ohne auf den Eintretenden zu achten, und die Anwesenden schienen solchen Respekt vor ihm zu haben, daß sie nur leise einander zuflüsterten. Endlich legte er die Feder nieder, räusperte sich und hub an:

Es muß hier einmal bemerkt werden, daß der Doctor, nach der Angabe des Helden dieser Geschichte, seine Worte wenniger an die ganze Versammlung, als an einen Ausschuß derselben richtete, daher gewählter und gelehrter sprechen konnte; genug aber, daß wir die Rede nur aus dem Berichte eben des Helden kennen, dessen wissenschaftlich gebildeter Sinn vielleicht mehr hineingelegt hat, als der sogenannte Doctor, ein Winkelmatulent, anderwärts Straßenschreiber, für die Genossenschaft für passend achtete.

„Verehrte Freunde! Bei diesem Erinnerungsfeste einer löblichen Zunft laßt uns mit Ernst eingedenk seyn unseres Berufes. Nichts will ich sagen von jenen philosophischen Erklärungen, als wäre es ein Stand der Nothwehr, eine Verbindung der Armen zur Einsammlung milder Beiträge von den Reichen, ein Aderlaß für den Uebermuth; nichts sage ich von jenen nichtigen Theorien; ich sage, unser Stand ist der älteste in der Welt, er hat sich überall gezeigt, und wird nie ausgehn; damit ist er vor Gott und Menschen gerechtfertigt. Womit kamen Adam und Eva auf die Welt? Mit nichts. Sie nahmen, was sie fanden. Womit fängt die alte Geschichte an? Mit Raub. Fürsten und Völker haben sich Länder geraubt, und sie werden nicht abgehn von dieser alten Gewohnheit. Wurde nicht in einem alten heidnischen Staate der Dieb von Staats wegen belohnt? Gab es je einen Staat ohne Diebe? Alles, was ist, das kommt von oben. Ich berufe mich auf das natürliche Gefühl. Ist dem Kinde, dem Wilden die Lust nicht angeboren, das Fremde zu nehmen? Warum den Instinkt unterdrücken? Haben wir nicht reiche Leute gesehn, die aus bloßer Leidenschaft stahlen? Ist es eine Schande, zu seyn, was wir heißen? Wie weit greife die Schande über die Welt! Wie Viele, die vor unserm Namen zurückschaudern, übertreffen uns durch die That! Wir tragen die Schande, sie ernten. Aber es wird anders werden. Die Zeit der Restauration wird kommen, wo man uns wird ehrliche Leute nennen, und die Kinder sich nach unseren Schulen drängen! Aber es ist die Aufgabe unseres Standes, aus wilden Herumläufern, aus unwillkürlichen Räubern gesittete Künstler zu machen; es ist der Zweck der Zunft, zu berechnen, wie mit den geringsten Mitteln das Größte gefördert werde. Verehrte Freunde! alle Welt eifert jetzt gegen die Zünfte, es sind die schlimmen Zeiten der Neuerungen eingerissen. Wir aber wollen festhalten am Alten. — Noch etwas. Nicht, wer da spricht: ich will, der kann, sondern wer dazu geboren ist. Geboren wird die Kunst, und geboren wird der Beruf. Nur wem dieser laut im Busen schlägt, der kann ein ehrlicher Mann werden. Darum tritt auch Du, Jüngling, uns näher, uns um so werther, je ferner Du herkommst."

Der Redner netzte sich die Kehle mit einem Glase Brandwein, und fuhr in minder pathetischem Tone fort: „Uns ist sehr viel von Deiner Geschicklichkeit berichtet worden, aber wem große Kräfte gegeben sind, der muß sie nicht als sein betrachten, sondern für das allgemeine Wohl verwenden. Darum muß, wer unter uns aufgenommen ist, einen Theil seines Gewinnstes in die Gemeinkasse werfen, von welcher wir Vorsteher gebührende Rechnung legen. Mein Sohn, wie heißest Du, und woher bist Du gebürtig?" —

„Eduard Walter, und hier aus der Residenz."

„Walter!" rief der Doctor aus, und rieb sich die Stirn. „Walter, Eduard! Welche Erinnerungen erwachen da!"

„Unmöglich!" sagte der aus Britannien, „schon als Knaben führte mein Vormund mich nach England, denn mein Vater starb —"

„Im Arbeitshause" — fuhr der Doctor entzückt auf.

„Zu Straußberg," fiel Eduard ein, „vor zwei und zwanzig Jahren; ich ließ nur in London das Attest des Inspectors zurück."

„Sohn des großen Mannes, an mein Herz!" rief, überwältigt von freudigen Gefühlen, der Vorsteher, und schloß ihn in seine Arme. „O, wenn Du dies noch sähest, würdiger Freund! Ja, Sohn des Verklärten, Dein Vater war ein feiner, edler Mann in jener rohen Zeit. Er strebte dahin, die Gesetzlichkeit in unserm Stande einzuführen, aber, ach! er mußte, kaum mit Hoffnung einer bessern Zukunft, dahin gehn, und ließ mich als Erben seiner großen Gedanken. Du hast ihm Ehre gemacht, Du hast Dich brav gebildet, wenn auch im Auslande. Ich bin gegen ausländische Erziehung, aber Heil ihr, wenn sie uns solche unverdorbene Gemüther zurückschickt. Freunde, es hat wohl keinen Zweifel, daß wir dem Sohne des großen Walter, abgesehen von der eigenen, von uns kaum erblickten Geschicklichkeit im Taschendiebstahl, die Probejahre schenken und ihn gleich zum Gesellen machen? Hier ist wahrer Adel, was die heidnischen Dichter nannten: paterna virtus!"

Eduard erröthete, denn er mußte sich gestehen, daß jenes Lob ihm nicht gebühre, da er selbst in dem Taschendiebe Cajus einen Meister gefunden. Es ging ein Murmeln durch den Saal, der Vorsteher fuhr fort:

„Somit spreche ich Dich, Eduard Walter, vom Lehrburschen los, und nehme Dich auf als Gesellen in die Innung der ehrlichen Leute. Deine Fähigkeiten, mein Bruder, sind groß, aber mit ihnen steigen Deine Verpflichtungen. Nicht erst brauche ich Dir Achtung für eine Kunst einzuflößen, die Du aus wahrem Beruf ergriffen. Redlichkeit sey die Basis Deiner Handlungen, denke immer an die Gesetze der Ehre und des Staates, verwechsle nie diese Kunst mit dem rohen Handwerk eines Räubers und Mörders. Nur die Noth hat Entschuldigungen dafür, der Kunst gehören sie nicht mehr an. Uebrigens sey standhaft im Unglück, und nicht außer Dir, wenn Du von der Polizei ertappt wirst, was einmal über kurz oder lang geschehen muß. Die Strafen sind mild und menschlich, wie es in einem civilisirten Staate seyn muß. Und nun schlage ein, daß Du die Gesetze halten und keinen Bruder verrathen willst."

Kaum war dieser Aktus vorbei, als ein stämmiger, zerlumpter Kerl ohne Anmeldung hereinstürzte. „Herr Gott! — Ludwig Pritzke — Ludewig!" rief man von allen Seiten. „Wo kommst Du her?" schrie eine Schöne, und fiel ihm um

den Hals. „Wir glaubten, Du wärst auf sechs Jahre nach Spandau.“

„Verurtheilt war ich's auch.“

„Und Du bist doch nicht entsprungen, gegen Deine gesetzliche Obrigkeit, um uns in Ruin zu stürzen?“ sagte bestürzt der Meister.

„Ne, Doctor, ich habe appellirt, und da bin ich freigesprochen; wie's kam, weiß ich noch nicht.“

„Siehst Du, Ludewig, — sagte jener mit gewichtiger Miene — wie das gut ist mit Protokollen und Gesetzen und Schriften, worauf Du Ungelehrter immer so schimpftest? Hätte's nicht drin so gestanden, möchtest Du noch sitzen.“ —

„Der Teufel, Doctor, hat doch die Schriften erfunden, um ehrliche Leute zu verderben. Und Ihm werden sie auch noch auf's Dach steigen, Doctor, wegen seines Consulirens und Schriftsetzens. Das merk' Er sich. Haben die Gerichte 'nen ehrlichen Kerl 'mal in der Schlinge, so schreiben sie nach aller Welt Enden, und wenn die Gerichte und fremden Länder sich auch spinnefeind sind, die Akten schicken sie einander ellenhoch zu, denn einen ehrlichen Kerl zu verderben, sind sie Alle gut Freund. Der Teufel hol's Schreiben, und Ihn dazu.“

Der Vorsteher fluchte, schlug auf den Tisch und gebot dem Eisenfresser, augenblicklich sich zu entfernen, da seine Nähe immer gefährlich werde. Ludewig — von dem es hieß, daß ihm kein Schloß zu fest sey, und wär' es mit Ketten am Himmel genagelt — hatte aber eine Parthei, besonders unter den Schönen; er fluchte nicht minder, und Reden flogen umher, wie: „Winkelschreiber! Tintenkleckser! der viel spricht und schreibt, sich aber hinter'm Weiberrock verkriecht, wenn's gilt.“ Die gesetzten Männer fluchten mit dem Doctor. Die Drachen schimpfte auf beide Theile. Endlich kam es von Worten zu Schlägen, und der allgemeine Tumult hätte zum Schlimmsten führen können, wären nicht zwei große Männer eingetreten. Trotz den abgetragenen Ueberröcken und den ausgeblichenen Hüten schienen sie doch von großer Bedeutung, und nicht allein der Militairkreuze wegen, welche sie an langen Bändern auf der Rockklappe trugen. Mit zurückgeworfenem bedecktem Haupte, den rechten Arm in der Brusttasche unter dem Orden haltend, traten sie zwischen die Streitenden, und geboten in vornehmem Tone Ruhe. Man flüsterte: „die Herren sind da!“ und gehorchte. In wenigen Minuten war Alles in Ordnung. Ohne sich unter der Menge umzusehn oder nach der Ursache des Streites zu erkundigen, äußerte nur der Eine: „Seyd Ihr toll? Draußen ging die Patrouille vorüber. Hätten wir nicht unser Ansehn interponirt, wären sie 'rein gekommen. Wir wollen Geld haben.“ — Der Vorsteher beeilte sich, ihnen zu zahlen. Sie strichen das Silbergeld ein, und entfernten sich, ohne den Hut zu berühren, oder zu danken.

„Sind das auch Diebe?“ — fragte Eduard die Drachen. — „Bei Leibe nicht! — war die Antwort — das sind reputable Herren. Gewaltige Haudegen. Denen kann Niemand was anhaben. Sie möchten Dich todt stechen, wenn Du ihnen so was in's Gesicht sagtest. Aber wie sie ehrlichen Leuten helfen, wirst Du schon noch erfahren.“

Hierauf wurde über die Thaten der vorigen Woche Bericht abgestattet. Namentlich mußten die Bezirkswächter über die Patents- oder Freimeister referiren. Unter den wenigen war auch der vorige Schlafkamerad unseres Helden. Der Vorsteher nannte ihn einen feigen, nichtsnutzigen Gesellen, den seine Trägheit vom Guten zurückhalte, einen schlaffen Menschen ohne Begriff, dem das Stehlen nur zur andern Natur geworden. Unfähig, jemals in der Gemeinschaft aufgenommen zu werden, gleich jedem, der nicht so viel Geisteskraft besitze, sie zu sparen zu einem Unternehmen. Unzuverlässig sey er in Privatfreundschaft wie in den Angelegenheiten der Allgemeinheit. Weil er nichts liegen lassen könne, sey er eigentlich unfähig, zu stehlen. Denn auf dem Wege zu einem Einbruch, der Tausende bedeute, müsse er den Zahnstocher, der ihm in die Hände fällt, mitnehmen. Er fange immer an, ohne je zum Ende zu kommen, und sey eben so unfähig zum Besitz als zum Erwerb, kurz ein verlorenes Subjekt, dessen Umgang jedem ehrlichen Manne Gefahr bringe. Dieses Resumé des Präsidenten wurde so ausführlich, um den jugendlichen Gemüthern in der Versammlung zur Warnung zu dienen. Zuletzt fragte der Doctor noch, ob irgend jemand sonst von einer gesetzlosen That etwas wisse, worauf Eduard die kühne und schlaue Entwendung seines Portraits durch Cajus erzählte.

Der Vorsteher fragte sehr aufgebracht: „Wer hatte gestern die Wache im Parquet?“ Eine Schöne stand auf. — „Was ist gestern dort entfernt worden?“

„Außer einigen Schnupftüchern und einem Perspektive durch unsere Leute nichts.“ —

„Aber wer hat sonst gestohlen, frag ich?“ —

Das Mädchen versicherte, Niemanden bemerkt zu haben. Der Doctor, der ein Glas nach dem andern getrunken hatte, gerieth in die äußerste Wuth: „Wozu hast Du Augen, Du Haderwisch? Ich muß ihn wissen. Das ist ein gefährlicher Dieb. Seit Menschengedenken ist so was nicht passirt. Du mußt es wissen, oder ich lasse Dich gerben wie Deine Schwester. Du mußt es wissen, ich will es wissen.“ Er warf das Dintenfaß dem Mädchen vor die Füße, und stieß den Tisch um. Als er mit einem Stocke auf sie losstürzen wollte, kam aber athemlos ein kleiner Junge hereingestürzt, und rief: „die Polizei!“ — Ein elektrischer Schlag durchfuhr die Anwesenden. Man sprang zu Fenster und Thüre hinaus und zerstreute sich über die Felder und durch die Quergassen. Eduard wollte nach dem Keller der Frau Drachen, als ihn Jemand am Rockschoß faßte. Es war seine Freundin selbst: „Goldjüngelchen, hier ist ein Brief, den gieb morgen ab, und merk' Dir's, daß Du Niemand kennen mußt, der nicht will gekannt seyn.“ —

Am frühen schönen Herbstmorgen stand er vor der Stubenthür des Nadlermeisters Bidermann, an welchen seine Adresse lautete. Er klopfte, aber der Einwohner ließ sich in seinem Morgenliede nicht stören, und erst, nachdem er das ganze:

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein stilles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Seinen Wegen ab.

gesungen hatte, öffnete der fromme Mann dem Diebe die Thür:

„Herein, mein Freund! Der Gerechte tritt über die Schwelle des Sünders.“ Mit Schrecken erkannte Eduard den schlichten Mann, welchen er vor dem Theater bestohlen hatte; indessen war an Umkehren nicht mehr zu denken, und der Nadlermeister schien ihn nicht mehr zu kennen. Nachdem er den Brief gelesen, faltete er die Hände und sprach:

„Mein Sohn kommt aus einer gar ruchlosen Gesellschaft, wo der Brandwein mehr gilt, als des Herren Wort!“

„Sind Sie auch mit den Herrn dort verwandt, Herr Bidermann?“ —

„So wie Abel Kain's Bruder war und Joseph von den elf Andern, und Loth Bürger von Sodom. — Die achten nichts da, für die giebt's keinen Sonntag und keinen Werktag, kein Gebot und keine Strafe, kein Gesetz und keine Liebe, keinen Wandel und keine Erbauung. Sie leben in den Tag hinein und saufen.“

„Aber der Herr Doctor hält doch auf Gesetz und Ordnung!“ —

„Aber er rebellirt gegen die hohe Obrigkeit, und fügt sich nie in die Gesetze des Herren. Ein Winkelconsulent, der friedliche Bürger zu Processen hetzt. Schriften verfertigt er gegen die Regierung und Gerichte, voller Gift und Galle, läßt sich bezahlen und drückt die Armen. Und der saubere Ludewig Prizke! Der ist mit keinem Bescheid, mit keiner Strafe von der Obrigkeit zufrieden, der muß immer appelliren und Recht haben, bis er sich an den Leibhaftigen selbst verappellirt hat. Und wo mag das mit unserer Kasse zugehn? Ob sie wol ein Schärflein den Armen geben? — Ich glaube, keinen rothen Heller. Ich werfe alle Sonntag meinen Zehnten in den Klingelbeutel, gebe obenein drei Wettlern Almosen, und an jedem ersten Feiertage an sieben. Wir sind alle sündige Menschen, aber der Gerechte bittet nicht umsonst. — Doch es ist gut, mein lieber junger Mensch, daß sie Dich zu mir geschickt haben, denn Du kommst aus einem Lande, wo es noch stille Leute giebt und scheinst mir selbst noch nicht so verdorben, daß das Weizenkorn bei Dir Unkraut trüge. Heute bleibe Du mein im Dachkämmerlein, am Abend wollen wir sehn, was uns beschеert ist.“

Er faltete die Hände und führte ihn hinauf in das still verschlossene Kämmerlein, wo unser Held volle Muße zum Nachdenken fand. Wie reizten hier den Künstler die Gerätschaften des Nadlers. Er erkannte Hauptschlüssel, Dietriche, Hakenstöcke, um Abends die Fenster des Erdgeschosses einzudrücken und Sachen herauszufischen, alles in musterhafter Ordnung. Gegen Abend holte ihn sein Wirth herunter und führte ihn durch mehrere Straßen in ein großes Haus, wo sich Beide auf einem Heuboden verbargen. „Das Haus ist leer, und Alle sind auf dem Ball“ — flüsterte er ihm nach einer Stunde zu. Sie schlichen hinaus, und die Drachen führte Beide zur Thüre einer Parterrewohnung. Leise probirte man die Schlüssel, und schon der zweite schloß. Noch aber widerstand die Thüre dem Drucke. „Was ist das? — rief der Nadler bestürzt — das muß zugeriegelt seyn.“ — Er versuchte nochmals. — „Ja, ein Riegel!“ — rief er erblassend aus und ließ die Hand sinken.

Die Drachen fluchte und wiederholte den Spruch der Diebe: „Die Schlösser hat Gott gemacht, aber der Teufel die Riegel.“ —

„Alles, Frau Drachen — sagte Bidermann — hat Er gemacht, und auch die Riegel sind von ihm. Er läßt die Seinen nicht im Stiche. Eduard, mein Sohn, klettre durch's Hoffenster.“

Eduard, kunstgeübt, schwang sich empor, drückte eine Scheibe ein, öffnete das Fenster, stieg hinein, und öffnete von innen die Thür. In der reichen, verlassenen Wohnung fand man vieles Nehmenswerthe, doch wurde fast nur Geld und Geldeswerth zusammengepackt, und letzteres einem auf der Straße harrenden Mädchen zugeworfen. In einer halben Stunde war Alles in Ordnung, und die Drei kletterten nach einander auf die Straße hinaus. Kaum aber fühlte der letzte das Pflaster unter seinen Füßen, als es hinter ihnen rief: „Diebe! Diebe! O les maudits!“ Im Rennen blickte sich Eduard um, und bemerkte ein ältliches Weib, die hageren Arme aus den Fenstern der kaum beraubten Wohnung ausstreckend, und nach Gott, Polizei und Nachtwächtern rufend. Als er des Nadlers Wohnung erreichte, fand er diesen in der entsetzlichsten Angst. Er rang die Hände, und beschwor Eduard, ihn nicht zu verrathen. Eduard konnte sich des Lächelns nicht erwehren über die Muthlosigkeit des immer Gefaßten, als auch seine Miene sich verzog. Die Polizei trat ein und arretirte Beide. Bidermann wurde schnell wieder der Heilige. Mit den Worten: „Was meine hohe Obrigkeit befiehlt, ist gut und recht; that Gutes und fürchte Niemand“ — folgte er in das Gefängniß.

In England tragen die Richter hohe Perüken und feierliche Amtskleidung, wenn sie Gericht halten. Auch soll die Stimme der Meisten so furchtbar tönen, daß sie durch ganz London gehört wird. Eine solche Herkulesgestalt, mit Donnerkeilen im Mund, mit Blitzen in den Augen, mit Staubwolken zu beiden Seiten, wenn sie den Kopf bewegt, kurz das Schrecken aller ehrlichen Leute, — erwartete Eduard zu sehen, als ihn der Gefangenwärter nach drei Tagen in die Verhörstube rief: „Dort sitzt der Referendarius!“ — Eduard blickte auf, und sah einen zarten, elegant gekleideten jungen Mann die Feder schneiden, einen Bogen falten, eintauchen, und sich mit der sanftesten Stimme zu ihm wenden: „Wie heißen Sie?“ — Die donnerndste Anrede hätte den Jüngling nicht so überraschen können; aber größer wurde sein Schreck, als er in dem inquirirenden Referendarius seinen Nachbar im Theater, jenen Cajus erkannte, der ihm das Portrait gestohlen hatte. Er wurde blaß, aber auch Cajus warf einen ungewiß schüchternen Blick auf den schweigenden Inquisiten. Er fuhr indessen mit milder, langsamer Stimme fort: — „Lieber Freund! Nicht hinter'm Berge gehalten. Wir wissen schon Alles; gestehen Sie lieber, und die Strafe wird leichter. Sie haben in der — straße die Shawls entfernt. Erzählen Sie, wie es dabei zuging?“ —

So unerwartet ihm der Anfang dieser Inquisition erschien, ließ der Britte sich doch nicht aus der Fassung bringen, und rief mit lauter Stimme, und keck den Inquirenten anblickend:

„Beweisen Sie mir's!“

Der Referendarius ließ vor Schreck die Feder fallen, welche einen großen schwarzen Fleck auf das Protokoll machte. Sein Mund stand halb geöffnet, seine kleinen, sanften Augen wurden größer. Solche Frechheit war ihm noch nie vorgekommen.

„Schaffen Sie Zeugen,“ fuhr der Inquisit fort, „so will ich Ihnen Alles erzählen. Eher keine Sylbe, Foltern giebt's nicht.“

Aus der steigernden Verlegenheit riß den Inquirenten sein Kollege, der, rasch eintretend, die Thüre hinter sich zuwarf. Cajus, mit leichtem Anflug von Roth auf der Stirn, schob das Protokoll bei Seite, und streckte ihm die Hand entgegen:

„Wie geht es Dir, Pomponius?“

„Schlecht! Mordschlecht! In der ganzen Woche ist nichts Ordentliches vorgefallen. Lumpereien! Ein gestohlener Regenschirm, höchstens eine Uhr! — So groß die Residenz ist, könnten wir doch Jahre lang auf was Großes warten. Ein bedeutender Einbruch, Straßenraub, Mord, Brandstiftung — wo findet man die? — Nur die Traditionen aus bessern, originelleren Zeiten. Cultur raubt alle Kraft zum Zeugen von Männern. Wer sich recht anstrengt, bringt's höchstens zu 'nem Hunderttinde; um Franz und Karl Moors zu produciren, sind wir gleich schwach. — Könnt' ich nur den Menschen treffen, der Dir neulich im Parquet die Brieftasche stahl! Es war wenigstens ein schlauer Taschendieb, an denen es hier auch fehlt. Aber was hast Du hier zu inquiriren?“

Eduard erröthete über das ihm gespendete Lob. Indessen blätterte Pomponius in Cajus' Akten, und rief plötzlich:

„Glückseliger! Wie — Der schönste Einbruch seit sieben Wochen, den hast Du gekriegt? — Läuft's gleich auch nur auf Diebstahl 'raus, es könnte doch eine Probearbeit werden. Wenn ich nur einmal das Glück hätte, irgend auf eine Bande zu stoßen; aber bei uns sind die seltener als ein vierblätteriges Kleeblatt.“ Dann unsern Helden musternd, fuhr er fort: „Ist dieß Einer der Thäter? — Wie! — Seh' ich recht — Sie, Sie? — O das thut mir wehe. — Ich hatte eine bessere Idee von Ihnen, vor acht Tagen.“

„Ja, lieber Pomponius,“ sagte Cajus, „obgleich der Mensch hartnäckig schweigt, ist er doch ganz gewiß dabei gewesen, denn die französische Mamsell hat ihn und den Nadlermeister erkannt.“

„Ach, Du verstehst mich nicht, Cajus,“ rief Pomponius; *dabei* möchte er gewesen seyn, aber, aber —“

„Daß er so hartnäckig läugnet,“ unterbrach Cajus.

„Nein, da thut er recht dran. Er ist ein Engländer, er handelt ganz nach seinen Gesetzen. Ein Selbstgeständniß ist nichts, es muß ihm bewiesen werden. Der englische Richter warnt selbst jeden Inquisiten, sich nicht gefangen zu geben. Als ob bei einer Hetzjagd der Hirsch gleich Anfangs umkehrte, niederkniete, und die Brust hinhielte zum Todesstoß! Pfui, es wäre keine Ehre und keine Lust. — Aber das thut mir leid, junger Mann, daß Sie bei Ihrer einnehmenden Physiognomie sich nicht über den Dieb emporgeschwungen haben. Ein gemeiner — Spitzbube, der furchtsam, nächtlich heranschleicht, und feig mit der Beute entflieht. Ein Räuber, das ist was anderes. Da gilt Kraft. Da ist gewissermaßen eine Wette — wer obsiegt, der gewinnt. La bourse, ou la vie, wie Schiller sagt. Er hat immer den Rabenstein vor Augen, und das adelt sein Leben zur Tragödie und zum Heroismus. Die englische Vorzeit hat große und gefeierte Räuber, wie den Robin Hood und seine Schaar. Aber auch Ihre *Highwaymen* sind eine nicht zu verachtende Erscheinung. Auf abgetriebenen Rennern, selbst durch Hunger, Durst und Strapazen halbe Skelette, fliegen sie über die Landstraßen, fordern, gleich den Rittern des Mittelalters, nach Faustrecht den Zoll von den Reisenden, und beobachten doch alle Gesetze der Ehre. Ja, wenn es so etwas bei uns gäbe!“ —

Der junge Mann hat mich versichert, in seinem ganzen Leben sey ihm nie etwas Kränkenderes widerfahren, als diese Anrede des Referendarius Pomponius. Bis in die Fingerspitzen habe es ihn gebrannt, diese rohe, materialistische Ansicht seiner Kunst, mit aller Begeisterung eines jungen Künstlers, zu widerlegen. Nur das Gefühl der Schicklichkeit hätte ihn zurückgehalten. Er habe sich aber damals vorgenommen, sobald er durch redlichen Erwerb zu einiger Selbstständigkeit gelangt wäre, eine Universität zu beziehen, und nach dem, dann gerade neuesten philosophischen Systeme ein Werk zu schreiben: „Der Diebstahl, wissenschaftlich begründet, oder die Kunst, ein Spitzbube zu seyn.“ — Hierin sollten die rohen Vertheidiger der romantischen Räuberei seine Geissel fühlen. Er hat aber den Vorsatz, der Censur wegen, wieder aufgegeben.

Da Cajus dem Inquisiten kein Geständniß ablocken konnte, wurde er dem Inquisitionsrath Zeibig übergeben, einem ebenfalls noch jungen und zarten, aber ernsteren Mann. Er trug gescheiteltes, glatt heruntergekämmtes Haar, und sprach mit einiger Salbung, aber auch auf diese Art wurde Eduard zu keinem Bekenntniß gebracht, und der schlaue Held entdeckte bald aus den Fragen, daß auch seine Mitschuldigen mußten reinen Mund gehalten haben.

Als er nach einigen Tagen vorgelassen wurde, stand schon die Drachen im Verhörzimmer. Der Rath fragte: „Kennt Sie jenen Menschen dort?“ — Mit ihrem widrigen Trotze entgegnete das Weib:

„Da müßte die Drachen älter seyn, als alle Spittelweiber, wenn sie jeden Maulaffen, der's Pflaster tritt, kennen sollte. Ich habe ihn nie gesehn, und seh' ihn nicht, ich werde ihn nicht sehn, und wenn mir die Justizien eine Brille auf die Nase nageln: ehrlich währt am längsten!“

„Frau Drachen, Sie hat einen gottlosen Mund, und es sind so viel Akten über Sie geschrieben, als Sterne am Himmel sind.“

„Was? — fuhr die Hexe auf — stämmte die Arme in die Seiten, und durchbohrte mit ihren Blicken den Richter. — Akten haben sie über mich geschrieben — höher, wie der Marienthurm, als der Herr Justiz noch in den Windeln lag — Akten werden sie schreiben, so lange die Ungerechtigkeit regiert und 's Gänse giebt zu Federbesen und Justizien. Funfzigmal hab' ich vor der Justiz gestanden — und versteh' den Rummel so gut, als ein Dintenklecker am grünen Tische, aber Recht

muß doch Recht bleiben, — wie der große Friedrich sagt — und die Zeit kann kommen, wo sich die ehrlichen Leute freuen. — He! Wie war's denn vor vierzig Jahren, als die Drachen vor'm Criminal stand! — In Ketten und Eisen haben sie mich gelegt, und ich habe gelacht und geweint, aber nicht gestanden. Die Herren wurden schwarz, wie Zunder, und kriegten rothe Perücken, aber ich lachte doch noch. — Holla! Wie wurd's mit dem Criminale da? — Der Müller hat kein Wasser und soll doch mahlen. He, womit soll er denn mahlen? womit soll er denn zahlen? — Holla, hoppei! Das ganze Hoppeichen kam auf die Festung — das ganze Criminal wurde leer, und ich unschuldig. Es lebe der König!"

Der Richter legte, aufgebracht über die Ruchlosigkeit, die Feder fort, und entließ die Gefangene. Bald nach ihr trat aber ein anderer Bekannter unseres Helden ein. Der Nadlermeister wischte sich die Stirn, verbeugte sich tief, und faltete die Hände. Der Richter fragte ihn mild: „Kennst Du diesen Menschen?"

„Kennen, Herr Inquisitionsrath? — Ich kenne ihn nicht — aber ich liebe ihn, weil er mein Bruder ist, wie alle durch den Einen meine Brüder sind. Ich habe ihn nie gesehn, bis er den Abend bei mir eintrat, und die Polizei nachkam."

„Bidermann! aber man hat Dich gesehen, wie Du mit ihm in der — schen Wohnung die Koffer erbrachst" —

Der Nadler blickte zum Himmel, weinte einige Augenblicke, und sprach dann sehr sanft und milde:

„Ich gehe nie nach 7 Uhr aus meinem Kämmerlein — da bete ich still für die sündige Welt. — Hat mich aber Jemand gesehn, wie ich einen Koffer erbrach, so war's der Leibhaftige, der mächtig ist über die Sünder. Was muß ich es seyn, wenn Einer ausfieht durch ihn, wie ich? Ja, mein hoher und gerechter Herr Richter, Bidermann hat viel Feinde, und der Versucher ist nicht der Geringste unter ihnen, aber der schlichte Bidermann hat auch hohe Freunde, die ihn nicht werden zu Schanden kommen lassen."

Der Rath klingelte, und aus einer Nebenthür trat einer der beiden bekreuzten Bravo's, welche wir in der Versammlung der ehrlichen Leute sahen, fast so trotzig wie dort, blickte den Nadler an, und erklärte dem Richter: „Das ist der Mensch, welchen ich Sonnabend vor 8 Tagen um 9 Uhr Abends in seiner Wohnung traf."

Der andere Bravo beschwor, daß er die ganze Zeit über bei ihm in der Stube gesessen. Bidermann hörte die Aussagen, ohne eine Bewegung zu verrathen, an. Erst als die beiden Männer mit einem Blick auf Eduard, wobei sie dem Richter zunickten, das Zimmer verlassen, und der Inquisitionsrath, des Nadlers Hand ergreifend, sprach: „Sie haben nicht mehr gesagt, als was mein Herz längst gesprochen," hub er an, die Arme über dem Kopf zusammenschlagend:

„O mein Herr Inquisitionsrath — was mein Herr Richter sagt, das geschehe! Wenn meine hohe Obrigkeit sagt: Gehe in's Gefängniß! so gehe ich gern hin, denn was hilft es vor dem, der Alles sieht, wenn der Sünder sagt: Ich bin unschuldig! Ich appellire nicht, ich habe keinen Willen, ich dulde gern, und bitte nur, daß ich mir aus meinem Hause Schmolke's Wegweiser darf holen lassen, der in jenes Jerusalem führt, von dem kein Gitter trennt, keine Mauer scheidet."

„Nein, mein Bruder," erwiederte der Inquirent, wie paßte solcher Sinn zu Ketten und Banden! Es ist sehr wahrscheinlich, daß die französische Mamsell, die Hauptzeugin gegen Euch, den Diebstahl selbst begangen hat, denn eine Trödlerin erkennt sie für diejenige Person, welche ihr von der gestohlenen Waare angeboten und sich darauf schnell wieder entfernt hat. Bei der auffallenden körperlichen Entstellung dieser Person ist an eine Verwechselung nicht gut zu denken. Zudem wurde uns angezeigt, daß der gottlose Ludwig Pritzke wieder hier ist und von der gestohlnen Waare am Leibe trägt. Er ist eingezogen, Alles wird sich auflösen — indessen habe ich Macht, Dich wieder in Freiheit zu setzen. Möge gegen jeden ehrlichen Mann so der Verdacht verschwinden, wie ich im Herzen längst von Deiner Unschuld überzeugt war.

„Amen, Amen!" sagte Bidermann.

„Auch von diesem jungen Menschen," fuhr der Rath fort, „ist das Alibi beinahe erwiesen. Aber welche Verstocktheit in dem Herzen, das ein so freundlich Schild im Gesichte trägt! Er giebt ja selbst nicht einmal an, wo er am Abende gewesen. Wie kann ich ihn da frei lassen, wo er durch sein hartnäckig Schweigen den stärksten Verdacht auf sich ladet."

„Mein Herr Richter, überlassen Sie ihn mir nur drei Minuten, und ich will sehn, ob der Geist nicht auch bei ihm stärker ist, als das Fleisch."

Nach einem stillen Gespräch von drei Minuten zwischen Bidermann und Eduard, ging der letztere in sich. Er weinte heftig und anhaltend, und bekannte darauf dem Richter unter Schluchzen, wie er an dem verhängnißvollen Abend auf einem Tanzboden sich herumgetrieben.

„Richtig!" sagte der Rath mit bedenklicher Miene, „aber warum weint Er bei dem Bekenntnisse, warum kostet es Ihn so viel Mühe, es auszusprechen?"

„Die Moralität, Herr Inquisitionsrath," sagte Bidermann, „Er schämt sich des liederlichen Ortes. Ueberlassen Sie mir den jungen Menschen; aus ihm kann noch etwas werden."

Sie waren frei, und zwei Ecken um das Gefängniß, als Eduard Walter stehn blieb, und, die Hände in beide Hüften gestemmt, ganz gegen den britannischen Ernst, aus voller Brust an zu lachen fing. Bidermann sah sich bedenklich um:

„Ist das in England Mode, mein junger Herr, zu lachen, wenn uns die Vorsehung aus der Schlinge herausgezogen hat?"

„Nein, wahrhaftig nicht, denn da thät sie's niemalls. Mir wenigstens ist das noch nicht passirt, daß ich gehangen, und sie mich noch bei Zeiten abgeschnitten hätten. Das heißt dem Gericht eine Nase gedreht, und der Zufall hat gut gespielt."

„Eine gottlose Rede! Da hat kein Mensch geholfen, keine Schulweisheit, kein heidnischer Zufall — sondern das Gebet frommer Menschen. Wie würde ich's mit meinen schwachen Kräften, mit meinem schlichten Kopfe so lange vor dem hochgelehrten Richter ausgehalten haben, hätte mir nicht ein Höherer geholfen."

„Zum Leugnen!" parodirte Eduard.

„Du sündiger Weltmensch! Ich habe wol gebetet um Deinem Dünkel. Aufgebläht von Schulgelehrtheit, will sich ein junger Herr Alles erklären und ergründen und besser machen. Dünkel kommt vor'm Falle, aber die Demuth ist die Wurzel alles Guten. Geh' in Dich, mein Sohn."

„Noch etwas, Meister, — sagte Eduard — ich bin zwar für die Aufklärung, aber es geht doch über alle Begriffe, daß selbst Diebe hier zu Gericht sitzen. Der Referendarius, welcher mich verhörte, war derselbe, welcher an jenem Tage, wo ich Euch zuerst sah, mir das Portrait meines Vaters aus der Tasche entwandte." — Der Meister lächelte:

„Ist das all' Deine Klugheit? Geht die Weisheit Deiner Bücher nicht weiter? — Da siehst Du, mein Sohn, wie der Herr Einen geblendet hat, der sehen wollte und nicht glauben. Ich selbst, mit schwachen Kräften, aber vertrauend, zog Dir, als wir einander in den Armen lagen, das goldgefaßte Bild aus der Rocktasche. Du kannst es bei mir einlösen. Gott befohlen!"

Mit mancherlei Gedanken schlenderte Eduard am Abende durch die Straßen. Er suchte nach einem gelegentlichen Nachtquartiere. Aus seinen Träumereien erwachte er beim Anblick eines Kellerhalses, — es war die Trödlerbude der Drachen. Er stieg die dunklen Treppen hinunter, und fand, zu seiner Verwunderung, die Bewohnetin zu Hause:

„Wie! Mutter Drachen, entsprungen?"

„Goldfingelchen! Entspringen ist Thorheit, denn die Polizei hat Fallstricke, die über Meer und Berg reichen, und sie holt den Vogel aus der Luft zurück. Aber durchgebissen hat' ich mich, und ohne Zähne — Worte schneiden mehr. Doch Mühe hat's gekostet, Euch, rare Brut, los zu kriegen. Thut nichts, der französischen Mamsell mit der garstigen Kehle gönn' ich das freie Quartier."

„Also die Unschuldige muß leiden?"

„Damit die Unschuldigen unter uns unschuldig bleiben können. Um jeden Sperling machen wir nicht solche Fuß. Aber der Bidermann hat Reputation und Gönner, und kann uns helfen; darum mußte dran gesetzt werden, was da war. Meine Muhme, die von einer alten Liebschaft etwas französisch abgekriegt hat, stopfte sich vorn und hinten aus, und wackelte mit den Shawls zur Judenfrau, und that so furchtsam, just wie die Mamsell, und es gelang ehrlichen Leuten auch 'mal was. Den Ludwig Pritzke aber, der nichts mehr verlieren kann, zeigte der Altmeister im synonymen Briefe, wie sie's heißen, wo man verkehrt schreibt, — nämlich das hat er weg — an's Gericht an, und die beiden Herren haben geschworen, und der Meister hat dem Richter vorgeweint, und ich ihm die Hölle heiß gemacht." —

„Und so sind wir gerettet — sagte Eduard — und können sicher seyn."

„Wenn nicht das Kind, die Mine, die unten mit der Schürze am Fenster stand und auffing, was uns der liebe Herrgott beschert hatte, wenn die mir nur nicht weich wird. 'S ist ein liebes Ding, kann keinem was abschlagen, und wenn sie hört, daß wir den Ludwig Pritzke in's Prison gebracht haben, ist sie capabel, Alles zu verrathen. Sie sitzt noch, und wenn sie die recht in die Klemme nehmen, da steh' ich für nichts."

„Da ist's in England besser," dachte der Jüngling bei sich, als er auf dem einsamen Nachtlager saß; „der Spruch

der Jury: „Nicht schuldig!“ ist ein Triumph für den Freigesprochenen, ein Trompetenstoß, der die Nebel vor der Zukunft fortweht, daß sie hinter uns sich zu einem dichten Schleier über die Vergangenheit zusammenziehen. Alles ist vergessen und vergeben, während hier das ganze, lange, vergangene Leben mit allen seinen Unglücksfällen wie eine bleierne Schleppe dem Menschen nachzieht, und ihn am freien Fluge, am frohen Genusse des Augenblickes und an der Aussicht in die Zukunft hindert!“

Ernst und Betriebsamkeit fördern das Glück des Menschen. Auch unser Held verscheuchte bald durch rastloses Wirken in seinem Berufe jene Sorgen. Es verging kein Tag, von dem er hätte sagen müssen, er sey verloren. So blieb er durch angestrengte Thätigkeit und immer frohen Muth in beständigem Erwerben. Aber Reichthum ist nicht das höchste Gut des Lebens. Es giebt höhere, die nicht mit Diamanten beider Indien erkauft werden.

Drei Betrachtungen nagten an seiner Zufriedenheit. — Er war abgegangen vom Pfade der Wahrheit. Er hatte gelogen, geflissentlich gelogen, als er dem Richter angegeben, er sey während des Diebstahls auf dem Tanzboden gewesen. Es war die erste Lüge in seinem Leben. Die Erinnerung verwundete ihn tief. — Im Verlauf der Zeit kam sein früherer Schlafcamerad, der Zunftlose, wieder frei. Zerlumpt, unthätig trieb er sich im Sonnenschein und Nebel umher, und in der Erzählung seines Schicksals erkannte Eduard das traurige Loos Aller, die sich in diesem Staate seiner Kunst widmen. Ein Kreislauf von Niederträchtigkeit und Elend; keine Pläne, keine Aussicht. Wer zehn Jahr im Zuchthause gelebt, tritt wieder in die Welt, seine Freunde sind todt, seine Connexionen gelöst, selbst die Schlösser der Häuser sind abgeändert, wie erst die Ansichten und Vorsichtsmaaßregeln! Nichts hat er, als vier gute Groschen, zum Zehrgeld bei'm Abschiede erhalten, und damit steht er einer feindlichen Welt und tausend Vorurtheilen gegenüber. Von jeder Thür zurückgewiesen, bleibt ihm nichts übrig, als von der nächsten Hecke die trocknenden Lumpen zu stehlen, um den Rückweg zum vorigen Unterkommen zu finden. Der Zunftlose hatte gar kein Hehl, daß er es nie weiter zu bringen denke, als wieder bis zum Zuchthause. Er hüte sich nur, allzuviel auf einmal zu stehlen, damit er nicht allzu lange hintereinander sitzen müsse. Mit gelegentlichen Freilassungen sey dieß das bequemste Leben. —

Ein dritter Gedanke griff tiefer ein. Er liebte. — Wie er auch mit aller Gewalt sich dessen zu entschlagen suchte, immer kehrte er mit verstärkter Macht wieder. Es überschlich ihn, daß die hübsche Meißnerin ihn verabscheuen müsse, wenn sie ihn ganz kennte. Wie konnte er hoffen, sie von diesem eingewurzelten Vorurtheil zu überzeugen. Er fühlte, Liebe und Kunst waren unvereinbar, und es kostete ihn alle Anstrengung seiner Jugendkraft, der süßen Wehmuth zu widerstehen, und treu zu bleiben dem, was er als Beruf erkannte.

Der Winter nahte, die Nächte wurden kälter, und noch immer hatte Eduard fast kein anderes Obdach, als jene Hundes- und Wächterhütte, wo er unter Stroh und welkem Rasen seine Ersparnisse verbarg. Zu spät bereuete er, ohne Paß oder Legitimation hergereiset zu seyn. Ohne alle Documente war es ihm unmöglich, für die Dauer eine Wohnung zu finden, und zu häufiges Uebernachten in den Gasthöfen durfte ihn verrathen. Zwar wäre bei seiner Geschicklichkeit es ihm leicht geworden, irgend ein Document sich zu verfertigen, aber mit edlem Unwillen verwarf er den kaum aufgestiegenen Gedanken. Er hatte nie betrogen. Aber sein Unmuth, wie eine giftige Unkrautstaude in feuchtem Boden, wuchs. In einer kalten, nassen Nacht, als der Frost an Händen und Füßen ihm den Schlaf verwehrte, hielt er folgendes Selbstgespräch, worin er zusammenfaßte, was ihn längst an Zweifeln gequält, und was er auch hie und da schon im Einzelnen ausgesprochen.

„Glückseliges Albion! lustiges Alt-England! warum verließ ich Dich? — Um die Gesellschaft von Gentlemen zu fliehen und unter Lumpengesindel der Einzige zu seyn, der mit Bewußtseyn lebt und handelt? Kann Stehlen Kunst seyn, wo es so entsetzlich leicht gemacht wird durch die Unerfahrenheit der Bestohlenen? Kann es Ehre seyn, wenn der Dieb sich vor den milden Gesetzen nicht zu fürchten hat? — Ohne Opposition bleibt nichts Gutes. Wahrheit muß durch Feuer und Schwert hindurch. Selbst praktische Fertigkeit verliert sich, wo Alles in die Hände getragen wird. Weichlichkeit reißt ein, wo keine Gefahr droht. Alt-Englands hölzerne Galgen stählten den Muth. Was giebt es hier dafür? — Eine Zunft — einen unkenen Rabulisten — einen Frömmler, beide ohne Geist der Wissenschaftlichkeit. Gelingt es doch kaum, die einfachste Assecuranzgesellschaft einzuführen! Und was wird für alle Nachtheile geboten? Brandmarkung! Die öffentliche Meinung wird nie den Dieb in Deutschland adeln.“

Sein Beschluß war gefaßt. Er wollte die Residenz verlassen. Noch einmal schlenderte er über den bunten Markt, der so oft Zeuge seiner ungewöhnlichen Thaten war, als er einen Zettel von hinten in die Hand gedrückt fühlte. Es war eine Bestellung auf heut Abend zur Versammlung der ehrlichen Leute: „Ed. W. soll sein Meisterstück machen“ stand unterstrichen am Ende.

Alles ist verloren, nur die Ehre nicht, rief Franz I. nach der Schlacht bei Pavia. Alles hätte auch Eduard im Stiche gelassen, um sich von den Dieben hier zu trennen, nur die Ehre nicht. „Ich will Meister unter den ehrlichen Leuten, und dann ehrlich unter den Anderen werden“ schrieb er in sein Tagebuch, und betrat am Abende die Versammlung.

Hier herrschte gewaltiger Lärm und große Bestürzung. Der Altmeister drohte und flehte, die Weiber mit ihm; die Männer suchten einen aus ihrer Mitte zu beschwichtigen. Nur nach vielem Fragen erfuhr Eduard, daß Ludwig Pritzke, aus dem Gefängniß entsprungen, Rechenschaft für den begangenen Verrath fordere. Kein Zureden, durch längeres Verweilen die Gesellschaft nicht in Gefahr zu bringen, half. Selbst dargebotenes Geld konnte den Tobenden nicht besänftigen. „Ich will keine Vernunft, ich will kein Geld, ich will keinen Trost — schrie er — ich will Euch Alle in's Unglück bringen. Daran ist mir gerade gelegen, das will ich partout, das freut mich, das hilft mir, das soll geschehen!“

Jetzt brauchte man andere Mittel. Zwei freundliche Schwestern aus der Gesellschaft mußten den Unbändigen durch Schmeichelreden und Liebkosungen beschwichtigen, und seine wilde Kraft beugte sich in so weit vor der Schönheit, daß er in gemäßigterem Tone fortfuhr:

„'S ist nicht das allein. Das ganze Criminal hätt' ich mögen erwürgen, und Euch dazu. Als ich saß, unschuldig wie ein neugeborn Kind von wegen dem, entdeckten sie bei der Gelegenheit, daß ich drei Tage vorher, am Mittage, in 'nen Geldladen gebrochen war, indeß der Wechsler auf der Börse saß. Das gab ein Leben, die Lumperei nannten sie 'ne entsetzliche Frechheit, und — hört doch die Unverschämtheit an — nachdem sie mir tausendmal im Urtel eine härtere Strafe darum gedikttirt hatten, weil ich des Nachts gestohlen, schärften sie dießmal die Strafe, weil's am hellen Mittage geschehen. Das machte mich toll, und ich fragte sie: „Wann soll man denn stehlen?“

Der Erzählende wurde hier so wüthend, daß er mit den Fäusten um sich schlug, und selbst die zarten Mädchen nicht schonte. Es gab kein anderes Mittel mehr, den Rasenden zu beruhigen, als vermöge künstlicher Steigerung der einmal gereizten Leidenschaft, sie durch Uebermaaß zu vernichten. Man reichte ihm so viel Brandwein, bis er taumelte, und endlich ohne Besinnung auf dem Boden lag, um wie ein Stein des Anstoßes leicht gehoben zu werden.

„Es gilt heut, meine Freunde — sagte der Altmeister, als sich die Versammelten um ihn drängten — das große Unternehmen. Die längst gehoffte Stunde erscheint, wo die — schen Eheleute zusammen im Theater sind. Im ganzen zweiten Stocke ist Niemand zu Hause, drinnen aber liegt aufgeschachtelt und aufgehäuft eine Erbschaft, welche die Tausende überschreitet. Je gefährlicher das Unternehmen ist, um so nöthiger wird es, daß wir Alle mitwirken. Alle für Einen! — Einer für Alle! Jedermann wird als Wächter, als Leiter, als Auffänger, wie es ist, gebraucht, ja, wenn es zum Schlimmsten käme, sind unserer so viel, um gleichsam einen Volksauflauf zu bilden, durch welchen der, den die Polizei ergreift, entkommen mag. Aber Einer allein muß die Hauptthat ausführen. Da es unmöglich ist, durch Hausthüre und Treppen in die Wohnung einzubrechen, muß der Kühne über Dächer fort, durch einen Schornstein sich hinunterlassen in die Schatzgrube. Ihm allein wird das Aufbrechen der Koffer, das Sondiren, das Wählen und das Hinauswerfen auf die Staße übertragen. Er fühle, der Eine, welches Vertrauen in seine Redlichkeit, in seine Kenntnisse, in seinen Geschmack die Genossenschaft setzt. Nur einem ausgezeichneten Kopfe, nur einem äußerst geschickten und schon bewährten Bruder konnte solche Ausführung überlassen werden, und, Eduard Walter, die versammelten Väter haben Dir dieß Geschäft als Probearbeit zugedacht.“

Ein Gemurmel ging durch den Saal, der Jüngling erröthete, denn solche Anerkennung des Verdienstes war ihm noch nie geworden. „Muthig, mein junger Freund,“ sagte der Nadler; — „wem Viel gegeben ist, von dem wird auch Viel gefordert.“

Man theilte das Losungswort aus: „Ehrlich währt am längsten.“ Es war keine Zeit zu verlieren. Mit speciellen Anweisungen der Vorsteher und unter den Gebeten des Nadlers ward Eduard in die Wohnung einer seiner Schwestern geführt. Nachdem er vier Treppen bis in das Bodenkämmerlein der Schönen gestiegen, öffnete sie das kleine schräge Fenster; der muthige Jüngling schwang sich hinaus und klomm bis auf die Spitze des hohen Daches.

In alten Zeiten war es eine Strafe, auf dem scharfen Rücken eines hölzernen Esels zu reiten. Eine größere wäre es gewesen, gleich unserm Helden, reitend auf der äußersten Kante der, nach alter Bauart, spitzen Dächer, über drei Häuser hinweg zu rutschen, um zu dem bestimmten Schornsteine zu gelangen. Aber über alle Gefahren siegt das Ehrgefühl. — Eduard war nicht unbewandert in der neuesten deutschen Literatur geblieben. Sein praktischer Scharfblick erinnerte sich aller Derer, welche über Dächer und was dahin gehört, geschrieben hatten. Er dachte an Hoffmann's Kater Murr und wünschte sich die Geschicklichkeit dieses edlen Thieres, als er mit Angst und Schweiß, balancirend, den schweren Ritt begann. — „Allerliebster Junge! nur nicht gefallen!“ flüsterte die Schöne aus dem Dachfenster ihm herauf. Irdische Rücksichten konnten ihn nicht mehr fesseln.

Aber plötzlich strahlte der Mond hinter einer Wolke vor, und übergoß mit seinem Silberlichte den reitenden Jüngling und die Scenerie ringsum. Mit Schrecken bemerkte ersterer, daß er von mehreren Häusern aus gesehen werden könne, und die Gegend war eine der bewohntesten in der Residenz. Er rutschte und rutschte weiter, und gelangte auf das zweite noch höhere Haus. Der Mond und er waren jetzt die erhabensten Gegenstände. Beide deutsche Männer sahen sich bei'm Rendezvous groß an. Feindlich, dürfte man sagen, denn niemals herrschte ein gutes Verständniß zwischen Merkurs Schützlingen und der keuschen Luna. Aber der Mond ist aus der Mode gekommen. Alles schien in dem Geisterlichte freier zu athmen. Welche Hieroglyphenschrift in den erleuchteten Giebeln! Plötzlich tönten die Glocken auf den hohen, schwarzen Kirchthürmen, denen der aufsteigende Mond nur allmählig ein weißes Hemde überwarf. Es schlug Sieben. Raubvögel flogen krächzend, durch den Klang aufgeschreckt, von den Thurmspitzen, und ein Habicht streifte, Raub suchend, die Haare des einsamen Pilgers. Die Kälte, die Nachtluft erstarrten seine Finger. Er blickte in die Tiefe, wie viel tausend flimmernde Lichter zeugten vom Gewerbsfleiß der Bürger. Er blickte aufwärts in den klaren Vollmond, und fuhr erschreckt zurück, denn das Gesicht darin warf ihm einen verwundenden Blick zu. Es zückte ihm etwas durch's Herz, als sey er nicht auf rechten Wegen, und er war doch, durch eine gute Erziehung, frei von Aberglauben. Da glücklicher Weise pfiff es von der Straße herauf, ein Zeichen, daß seine Helfershelfer heranrückten; da rief er sich ermannend zu: „Die Pflicht gebeut!“ und rutschte weiter, bis er an den verhängnißvollen Schornstein kam. Wie der Jüngling Caledoniens auf der Eiderjagd rückwärts jähe Felswände emporklimmt, so stieg Eduard beherzt den Rauchfang hinauf, warf einige Ziegelsteine von der Bedeckung ab, und fuhr in den Schlot hinein, bis sein Gefühl ihm sagte, daß er im zweiten Stocke sey. Hier hielt er an. Doch rief ihm plötzlich die Stimme des Zweifels, immer geschäftig bei großen Unternehmungen, zu: „Ist dieß auch der rechte Schornstein?“ Er tappte umher, fühlte das bezeichnete Ofenloch, kroch hindurch, und stand zu seiner Freude aufrecht in einem Ofen. Er horchte. Es regte sich Niemand in dem Zimmer, und er drückte mit fester Hand eine Ofenkachel nach außen ein, so daß sein ganzes Gesicht einen freien Ueberblick des Zimmes gewann.

Versetze Dich, geneigter Leser, in Eduards Lage. Wenn Dir nun, wie jenem, ein heller Lichtschein entgegen gedrungen wäre, und Du bei'm Nähtisch jemand emsig arbeitend gesehen, was hättest Du gethan? Das junge Mädchen ließ erschreckt das feine Kleid ihrer Herrschaft fallen, und sah sich um, woher der Knall käme. Mit dem Licht an den Ofen tretend, gewahrte sie den Kopf des Diebes, und fuhr im ersten Augenblick entsetzt zurück. In solchen Lagen allein bewährt sich der Mann. Weniger auf dem Schlachtfelde; — da zeigt sich, was Entschlossenheit vermag, wie Geistesgegenwart von keiner Widerwärtigkeit zu überwinden ist.

„Um Vergebung, Mamsell,“ fragte Eduard, „wo komme ich nach der verlornen Gasse?“ —

An allen Gliedern zitternd, aber eine zweite Johanna, setzte das Mädchen das Licht nieder, und suchte nach einer Waffe. Sie fand nur ihre Nähnadel, und fuhr, in entsetzlicher Wuth die Furcht verbergend, auf das Gesicht des unglücklichen Abenteurers los. Stich auf Stich folgte, und es war beim engen Raume des Ofens dem Helden unmöglich, sich zurückzubiegen, oder schnell unterzutauchen. Er schrie:

„Aber, Röschen! Röschen! Ich bin's ja. Kennst Du mich denn nicht, Röschen?“ —

Das Mädchen hielt inne, und erkannte den Jüngling. Ein heller Schrei nach der ersten Pause des geisterhaften Erstaunens machte ihren Gefühlen Luft.

„Bösewicht!“ schrie sie heraus, und es war kein Böseswicht eines freudig erschrockenen Mädchens, das der lauernde Schalk im Dunkeln gefangen hält.

„Dienst Du jetzt hier? Das ist mir ja lieb zu wissen,“ sagte er umherforschend.

„Seit meine vorige Herrschaft mich auf die Gasse stieß, weil ich Dir aufgeschlossen,“ rief sie schluchzend.

„Liebes, gutes Kind! wenn ich das gewußt hätte! Ich glaubte, Du wärest im Freischützen. Aber ich errathe, es wird gewiß zu voll gewesen seyn. Hättest Du Dich nur an mich gewandt. Das nächste Mal gehst Du mit mir hinein. Versprich mir das.“

Aber das Mädchen hatte sich ermannt. Rüstig ging sie auf die Sache los, und fragte mit geschwungener Nadel: „Du unverschämter Spitzbube! Warum steigst Du hier ein?“ —

Es wäre ihm leicht geworden, durch den Vorwand eines heimlichen Besuches bei der Geliebten sich zu entschuldigen; seine Situation wäre dann natürlich, seine Rettung wahrscheinlich gewesen. Doch, wie schon erwähnt, Unwahrheit war der Seele des Jünglings fremd. Er verstummte. Das Mädchen brach in helle Thränen aus.

„Ach, Du bist ein Dieb, ein gottloser Dieb, wie ich gleich dachte — und ich habe manche Nacht um Dich geweint, weil Du auf immer verloren bist.“

„Liebes Röschen! Du hast um mich geweint? — Hilf mir nur diesmal wieder aus der Klemme heraus, dann wollen wir zusammen weinen.“

„Nein, Patron, nicht zum zweiten Mal. Dießmal geh' ich Dich an, denn Du kannst durch Strafe vielleicht noch gebessert werden.“

„Aber, liebes Röschen, habe ich denn eine Sünde begangen?“

„Was? hast Du nicht die Bibel gelesen? Steht nicht in den Geboten: „„Du sollst nicht stehlen?““

„Einige Gelehrten meinen, das könnte eine falsche Lesart seyn.“ —

„O Du Gotteslästerer! Versteht sich's denn nicht schon von selbst, daß die Menschen ehrlich sollen seyn, denn wozu wären denn sonst die Galgen? Und wozu sind Schlösser und Riegelwacher? Und wie kann man denn fromm seyn, wenn man nicht ehrlich ist!“

Eine innere Wuth, ähnlich dem Fanatismus der Sekte, die sich selbst martert, durchzuckte das Mädchen. Sie weinte bitterlich, und fuhr mit der feinen Nadel in den kleinen Fingern auf ihn los. Ihn immer in's Gesicht stoßend, rief sie: „Willst Du wol ehrlich werden?“

Er schwieg, bis sein stummer Schmerz die Peinigerin tiefer schmerzte, als den Gestochenen.

„Bestes Röschen,“ sagte er, als sie inne hielt, „Du weißt in Deiner Unschuld nichts von der Spanischen Inquisition; aber Gewalt kann keine Ueberzeugung widerlegen, Ueberzeugung fordert zur Widerlegung Ueberzeugung.“

„Dann werde ich Leute rufen, und der Richter wird Dich überzeugen.“

„Röschen! ruf nicht die Leute, — zeige mich nicht an. Du bist so hübsch, Du wirst mich selbst überzeugen können, gieb mir Unterricht.“

Indem hörte Eduard von der Straße herauf dreimal pfeifen, ein Zeichen, daß die Einwohner sich näherten. Er fand sich in der schlimmsten Lage, denn an einen Rückzug durch den Schornstein war nicht zu denken. — „Röschen, Röschen! laß mich durch, laß mich entschlüpfen, ich will gewiß besser werden, ich will ehrlich werden, was Du darunter verstehest. Ich fürchte mich nie vor dem Richter, aber ich schäme mich vor ihn zu treten. — Röschen, laß mich nur diesmal los.“

„Nein, so leicht wird Dir's nicht. Du dauerst mich zwar sehr, aber ich traue Dir noch nicht. Ich will Dich jetzt nicht verrathen, aber Du magst hier eingesperrt bleiben zur Strafe und bis Du Dich überzeugst. Morgen Abend um diese Zeit frage ich wieder nach.“ Es pfiff jetzt viermal, ein Zeichen, daß die Einwohner in's Haus getreten waren.

„Grausame! — rief der Jüngling — mein ganzes Glück, meine Hoffnung liegt nur in Deiner Hand. Gieb mir eine Ofenkachel. Ich verspreche Dir, mich zu bessern, und nicht zu entfliehn.“ —

„O dafür ist gesorgt,“ sagte das Mädchen, „die Thür verschließe und verriegle ich in der Nacht, und durch die eisernen Fenstergitter entspringt kein Dieb.“

Kaum war die Kachel eingesetzt, als die Herrschaft aus dem Theater zurückkehrte. Herr und Frau unterhielten sich über den Freischützen. Sie gehörten zu den Aufgeklärten und waren der Meinung, daß die öffentliche Darstellung solches Aberglaubens verderblich für das Volk sey. Was Eduard mehr Freude machte, war Röschens musterhaftes Benehmen auf die Fragen ihrer Herrschaft. Ohne zu lügen, verbarg sie ihr Geheimniß, und Eduard schwur bei sich: „Dieses Mädchen will ich heirathen und glücklich machen!

Aber die Leute unterredeten sich so langweilig, und Eduard wollte in seinen Gedanken nicht gestört werden. Jugendlicher Muthwille wurde auch von dieser gepreßten Lage nicht unterdrückt. Gerade während die alternden Eheleute über die Thörigkeit des Spukes sich weitläufig ausließen, fing er zu spuken an. Er war ein Menschenkenner. Sein Seufzen, Röcheln, Stöhnen, sein ferner Wehruf verscheuchte die Aufgeklärten, und um Mitternacht war Eduard mit sich und seinen Gedanken allein; die Thüre aber war fest verschlossen. — Doch die Nacht war lang, und er müde vom Stehen. Er versuchte sich niederzukauern, es war unmöglich in dem engen Gefängnisse. Die Qual der Langeweile vermehrte, daß durch den offenen Schornstein jeder Glockenschlag ihm in's Ohr gellte. Wie viel Schläge sollten noch tönen bis zu seiner Befreiung! Am Morgen gegen drei Uhr weckte ihn ein Geräusch aus einem leichten Schlummer. Es schien, als spräche Jemand in großer Entfernung zu ihm. Doch, aller Anstrengung ungeachtet, konnte er nichts verstehen. Jetzt rasselte etwas den Schornstein herab und fiel neben ihm nieder. Eduard, welcher alle Präparate bei sich trug, zündete mittelst seiner Phosphorflasche ein Wachsende an, und sah nach. In der Schornsteinöffnung lag ein Papier, an einem Steinchen durch eine Schnur befestigt, welche in die Höhe reichte. Eduard entfaltete den Zettel und las folgende Worte:

„Bruder! wir wissen Deine Noth. Zwei Bursche werden Dir vom Dache herab ein Seil zuwerfen, durch welches Du leicht den Schornstein hinaufklimmst. Vertrau! — Ehrlich währt am längsten."

Ohne sich zu besinnen, schrieb Eduard auf den Zettel mit Bleistift: „Ein Ehrenwort hält mich gefangen, und die Ueberzeugung zwingt mich, hier zu bleiben. Schont Eure Kräfte. E. W."

Er schnellte den Bindfaden in die Höhe, und war froh. Man zog die Schnur hinauf, und kaum fühlte auf viele Stunden der edle Gefangene die unbequeme Lage seines Körpers, Durst und Hunger. Sein Geist war frei.

Um 8 Uhr am folgenden Abend öffnete Röschen die kleine Ofenthür, und rief hinein: „Willst Du nun ehrlich und fromm werden?" — Der Gefangene erwiederte: „Alles will ich werden und thun, liebes Röschen! nur nichts gegen meine Ueberzeugung." Schnell klappte das Mädchen die Thüre wieder zu, indem sie rief: „Dann bleibe nur noch vier und zwanzig Stunden bis die Ueberzeugung fort ist."

Acht und vierzig Stunden hungern, dürsten, mit zerstoßenen Gliedern auf scharfen Ecken ruhen, und dazu noch fürchten und lieben, hat wol schon eifernere Ueberzeugungen, als die unseres Helden, überwältigt. Als am nächsten Abende Röschen fragte: „Was ist Stehlen?" so antwortete eine sehr klägliche Stimme: „Stehlen ist eine Sünde, welche ich mir nie mehr will zu Schulden kommen lassen, wie ich Dir, liebes Röschen, feierlich an diesem feierlichen Orte verspreche."

„Dann magst Du 'rauskommen" — sagte sie. Mit dem Sagen war es indessen nicht allein gethan, sie mußte selbst Hand anlegen, um dem fast Verkommenen durch die kleine Ofenthüre herauszuhelfen. Als er nun vor ihr stand, hätte sie weinen mögen über die klägliche Gestalt des hübschen Jungen, und sie fiel ihm mit Thränen in den Augen um den Hals, indem sie fragte: „Und Du wirst doch gewiß auch nicht mehr stehlen?" — „Ein Wort ist ein Wort," antwortete er.

Röschen erquickte mit ersparten Leckerbissen den Verhungerten, und nachdem sich Beide ewige Treue gelobt, ließ ihn die hübsche Sächsin zur Flurthür hinaus, und er rannte, glücklicher als der entkommene Galeerensclave, in's Freie.

Nach einem erquickenden Schlafe eilte er zum Versammlungsorte der ehrlichen Leute, um auf offene, redliche Weise von ihnen zu scheiden. Zu seiner Verwunderung fand er Niemand im ganzen Hause, wo sonst wenigstens drei bis vier alte Weiber Wache hielten. Auch begegnete ihm kein Bezirkswächter. Der Nadlermeister war der erste Bekannte, den er zu Hause traf. Wie verwunderte ihn aber dessen Anrede:

„Ich kenne Sie nicht; was wollen Sie bei mir?"

„Ich bin Eduard Walter, Ihr Zögling."

„Fort, fort," rief Bidermann, „sündige Erinnerung."

„Bist Du nicht der Nadlermeister Bidermann?" fragte Eduard.

„Ja, Kind, das war ich. Jetzt bin ich ein neuer Mensch."

„Kein Dieb mehr?" —

„Pfui, das bin ich nie gewesen; nur aufbewahrt habe ich dann und wann, was man zu mir trug. Ich habe meinem Nächsten geholfen. Wenn das Sünde war, so war ich mit Blindheit geschlagen."

„Und wo sind die andern Diebe?"

„Die Polizei hat sie abgeführt, ich kenne keinen mehr."

„Wie kam das?"

„Weil Satanas Macht hatte durch's sündige Fleisch über den unsterblichen Geist, — das sündige Weibsbild, die Mine, mit den rothen Backen und freundlichen Augen, hinter welchen die Schlange lauerte, die immer dem Saufbold Pritzke anhing — die vergaffte sich in die hohe Obrigkeit, als sie inquirirte, in das zarte Gesicht des Referendarius Cajus, und da redete er ihr denn zu, bis sie Alles ausplauderte, — Alle verrieth, und die Polizei uns bei den Haaren griff. Kaum rettete mich mein unbescholtener Lebenswandel. Es war eine schlimme Zeit — lieber Eduard — aber Alles war vielleicht nur Trug und List. Steh' mal, weiß doch der Mensch kaum, wenn er wacht, ob er nicht träumt, und wenn er träumt, ob er nicht wacht. So beschleicht uns die Sünde in unserer Schwachheit. Wir wissen nicht was wir thun. Da kommt mir so der Gedanke, ob ich nicht von der gottlosen Gesellschaft nur geträumt habe, und daß die lieben Engel mich vielleicht nur in süßen Schlaf gewiegt haben, um mich recht von der Schändlichkeit des Diebsgesindels zu überzeugen! Nun bin ich aufgewacht!"

„Ueberzeugen? — fiel Eduard ein — à propos ich bin auch überzeugt, daß Stehlen nicht ganz recht ist, und will künftig ehrlich werden, wie sie's in der Welt verstehn."

Bidermann schlang die Hände um den Wiedergewonnenen: „So stehen hier zwei Ueberzeugte, die ein neues Leben anfangen wollen."

Er reichte ihm das Portrait seines Vaters, ermahnte aber noch den Scheidenden, daß, wenn auch, was sie bisher darunter verstanden, keine Ehrlichkeit gewesen, doch auch die Ehrlichkeit, was die Welt darunter versteht, nicht über alle Zweifel erhaben sey.

Eduard, als ich ihn zuletzt sah, war im Begriff, aller Verfolgungen ledig, ein ordentliches Leben zu führen und das schöne Röschen, seine Bekehrerin, zu heirathen. Er hoffte auf eine Anstellung bei'm Theaterwesen, wozu ihn einerseits seine Geschicklichkeit im Maschinerieswesen, andererseits der Umstand berechtigte, daß er das Manuscript jenes Trauerspiels vernichtet, ein Dienst, den die General-Intendantur ihm sehr hoch anschlägt.

Emilie Harms,

Abkömmling der adelichen Familie von Oppel, ward 1757 zu Gotha geboren, heirathete den durch seine Streitigkeiten mit Hannover bekannten 1818 zu Erfurt erstorbenen Landrichter von Berlepsch, ließ sich aber von ihm scheiden und gab im Jahre 1801 ihre Hand dem Amts- und Domänenrath Harms zu Redirin bei Schwerin. Nachdem sie seit 1807 bis 1813 auf dem Gute Erlebach am Zürcher-See gelebt hatte, kehrte sie nach Schwerin zurück, begab sich von dort 1828 nach Lauenburg und starb daselbst am 27. Juli 1830.

Von ihr haben wir:

Sammlung kleiner Schriften und Poesien. Göttingen 1787. 1 Thl.

Sommerstunden 1r. (einziger) Band. Zürich 1794. Neue Ausg. Zürich 1811.

Kaledonia. Hamburg 1802—1804, 4 Bde. in 8.

Einige Bemerkungen zur richtigen Beurtheilung der erzwungenen Schweizer-Revolution u. s. w. Leipzig 1799.

Einzelne Gedichte, Aufsätze u. s. w. in Zeitschriften.

Eine edle und treffliche Frau, deren Andenken in jeder Hinsicht verdient, vor der Vergessenheit bewahrt zu

werden. Als Schriftstellerin zeichnet sie sich besonders durch die Feinheit und Reife ihrer Ansichten, einen äußerst gebildeten Styl und eine sehr hübsche und gewandte Darstellungsgabe aus. — Ihre poetischen Leistungen sind correct und fließend aber nicht eben bedeutend: ihr größeres Werk Kaledonia gehört dagegen noch jetzt zu den besten und unterhaltendsten Beschreibungen dieses eben so merkwürdigen als interessanten Landes.

Klaus Harms,

ward den 25. Mai 1778 zu Fahrstedt im Holsteinschen geboren, wurde bis zu seiner Confirmation in der dasigen Elementarschule und von dem Prediger seines Geburtsortes in den Anfangsgründen der lateinischen und griechischen Sprache unterrichtet und unterstützte dann erst seinen Vater und zuletzt seine Mutter bis 1797 in der Mühlen- und Landwirthschaft. Nun aber erwachte mächtiger als je in ihm die Neigung für wissenschaftliche Studien, weshalb er nach Verkauf der Mühle die Schule zu Meldorf bezog und seit 1799 zu Kiel Theologie studirte. Nach Absolvirung seiner Studien und Bekleidung einer Hauslehrerstelle wählte ihn die Gemeinde zu Lauden in Norderdithmarschen 1806 zu ihrem Diakonus, worauf er 1816 als Archidiakonus nach Kiel kam. Die Universität ertheilte ihm später die Würde eines Doctors der Theologie, und die Regierung ernannte ihn an des gestorbenen Consistorialraths Fock Stelle 1835 zum Kirchenpropst und Hauptpastor zu St. Nicolai daselbst.

Er gab heraus:

Winterpostille. Kiel 1808. 4. Aufl. 1820.
Sommerpostille. Ebendas. 1815, 2 Thle. Neue Aufl. 1826.
Die 95 Theses Luthers mit andern 95 Sätzen begleitet. Kiel 1817. (Ein Anschlag an die dasige Universitätskirche zur Feier der Reformation und als Rüge der Gebrechen der protestantischen Kirche.)
Vermischte Aufsätze. Kiel 1817.
Zwei Reformationspredigten. Ebendas. 1817.
Briefe, meine Theses betreffend. Ebendas. 1818.
Christologische Predigten. Ebendas. 1821.
Predigten über das Abendmahl. Ebendas. 1822.
Neue Winterpostille. Ebendas. 1822.
Neue Sommerpostille. Ebendas. 1827.
Gesänge für die Andacht. Schleswig 1829.
Pastoraltheolgie. Kiel 1830—1831. 2 Bde.
Von der Heiligung. — In neun Predigten. Kiel 1833.

Außerdem einzeln:

Daß es mit der Vernunftreligion nichts ist. Kiel 1819.
Von der Erlösung. Ebendas. 1830.
Einzelne Predigten, Controversschriften u. s. w.

Streng orthodox aber echt fromm hat Harms einen großen Theil seines Lebens dem Kampfe für die Reinheit des Glaubens und der Kirche nach seinen Ansichten geweiht, und ist, wenn auch nicht stets siegreich, doch stets höchst ehrenwerth aus demselben hervorgegangen. Was er auf diesem Felde geleistet, kommt uns zu beurtheilen nicht zu, da es über die Grenzen dieses Werkes hinausgeht. — Als Kanzelredner aber zeichnet er sich aus durch echt religiöse Begeisterung, Wärme, Innigkeit, Reichthum der Anschauung und gewaltige Kraft der Sprache.—

Wilhelm Harnisch

ward den 28. August 1786 zu Wilsnack im Brandenburgischen geboren, widmete sich nach vorhergegangener wissenschaftlicher Vorbereitung dem Studium der Philosophie und Pädagogik, wurde Dr. der Philosophie und Director des Schullehrerseminars zu Breslau, von wo er in gleicher Eigenschaft nach Weißenfels versetzt wurde.

Seine Schriften sind:

Der Schulrath an der Oder. Breslau 1814 ff. mit Daniel Krüger.
Leben des 50jährigen Hauslehrer's Felix Kaskorbi. Breslau 1817. 2 Thle.
Erstes und zweites Sprachbuch. Ebendas. 1818. N. 1832.
Die Aufsatzlehre. Ebendas. 1819.
Handbuch für's deutsche Volksschulwesen. Leipzig 1820. 2. Ausgabe 1829.
Land- und Seereisen für die Jugend. Ebendas. 1821 ff.
Der Volksschullehrer, Fortsetzung. Halle 1823 f.
Die Weltkunde. Breslau 1817; 4. Aufl. Breslau 1837, 3 Thle.
Das preußische Sachsenland. Weißenfels 1827, 2 Thle.
Der Himmelsgarten. Ebendas. 1827.
Sonntagerzählungen des Grafen Ruggenroth. Ebendas. 1827.
Anweisung zum Unterricht im Christenthum. Halle 1828.
Die deutsche Bürgerschule. Halle 1830.
Vollständiger Unterricht im evangelischen Christenthum. Halle 1831. 2 Thle.

Ein sehr tüchtiger Schulmann, der durch That wie Schrift ausgezeichnet wirkte; namentlich ist sein Leben des Hauslehrers Kaskorbi ein, auch für das größere Publikum höchst beachtenswerthes Werk.

Johann Georg Karl Harrys.

Von ihm ist bloß bekannt, daß er den 19. Januar 1781 zu Hannover geboren wurde, größere Reisen machte und dann in seiner Vaterstadt eine Anstellung als Hospitalinspektor erhielt, wo er jetzt nach erfolgter Pensionirung seinen belletristischen Neigungen lebt.

Er schrieb:

Politisches Quodlibet oder musikalische Probekarte. Schwank. Hannover 1814 in gr. 8, mit 37 Holzschnitten.
Das Guckkästchen. Ebendas. 1814.
Taschenbuch militärischer Gesänge. Ebendas. 1822.
Blitzableiter für melancholische Gewissensschauer. Ebendas. 1823 in 8.
Taschenbuch dramatischer Blüthen. Ebendaselbst 1825—1827. 3 Jahrg. in 16.
Das Buch mit 4 Titeln. Leipzig 1826. in 8.
Zur bunten Lachtaube. Ebendas. 1829, 2 Bde. in gr. 12.

Gift gegen Lange-Weile. Celle 1834. 2 Thle. in 8.
Die Posaune. Zeitschrift. Hannover 1834. Fgde.

Ein hübsches, gefälliges, harmloses Talent, das sich besonders in kleinen Lustspielen und dramatischen Possen, meist nach dem Französischen, mit Erfolg versuchte.

Georg Philipp Harsdörfer,

Sprößling eines böhmischen Adelsgeschlechtes, das sich schon seit dem 13. Jahrhundert in Schwaben ausgebreitet und in den dortigen Reichsstädten die höchsten Aemter bekleidet hatte, ward den 1. November 1607 zu Nürnberg geboren. Von seinem durch Gelehrsamkeit und auf vieljährigen Reisen gesammelte Menschenkenntnisse ausgezeichneten Vater erhielt er bei eignen Talenten eine so treffliche Erziehung, daß er schon 1623 mit Nutzen die Universität zu Altorf und 1626 die zu Straßburg besuchen konnte. Nachdem er dann durch 5jährige Reisen in Frankreich, England, Holland und Italien sich sprachlich, wissenschaftlich und für die Welt ausgebildet, sandte ihn der Rath seiner Vaterstadt 1631 mit deren Abgeordneten nach Frankfurt, wo er sich des ihm geschenkten Vertrauens so würdig bewies, daß er zuerst Assessor beim Untergericht und kurz darauf Mitglied des hohen Rathes zu Nürnberg wurde. Seinem vielseitigen nützlichen Wirken als Staatsmann, Mitglied des Palmordens, der deutschgesinnten Genossenschaft und der von ihm 1644 mit seinem Freunde Johann Klaj (Clajus) gestifteten Gesellschaft der Pegnitzschäfer setzte sein früher Tod ein Ziel. Er starb den 22. September 1658 geschätzt und gepriesen von seinen Mitbürgern und Fremden, Fürsten und Untergebenen, wegen seiner ungewöhnlichen, vielseitigen sprachlichen, wissenschaftlichen und humanistischen Kenntnisse und geliebt wegen seiner Humanität, Rechtschaffenheit und Tugend.

Wir haben von ihm:

Diana, aus dem Spanischen. Nürnberg 1634 in 8.
Frauenzimmergesprächspiele. Ebendas. 1641. 2 Thle. Neu und vermehrt herausgegeben als Gesprächspiele. Nürnberg 1642—1649, 8 Thle. in 12.
Der schönen Diana 3. Theil, aus dem Spanischen. Nürnberg 1646 in 12.
Der königliche Katechismus, aus dem Französischen. Nürnberg 1648 in 8.
Herzbewegliche Sonntagsandachten nach den Evangelien ꝛc. Nürnberg 1649 in 8.
Poetischer Trichter, die deutsche Dicht- und Reimkunst in 6 Stunden einzugießen. Ebendas. 1650—1653. 3 Thle. in 8.
Großer Schauplatz Lust- und lehrreicher Geschichten. Frankfurt 1650. 1651. 2 Thle. in 12. Hamburg 1669 in 8, Holländisch. Utrecht 1670 in 8.
Nathan, Jotham und Simson. Nürnberg 1650 u. 1651, 2 Thle. in 8.
Herzbewegliche Sonntagsandachten nach den Epistelerten ausgemahlet ꝛc. Ebendas. 1651 in 8.
Die Fortpflanzung der hochlöblichen fruchtbringenden Gesellschaft. Ebendas. 1651 in 4.
Philosophische und mathematische Erquickstunden. Nürnberg 1651 und 1653, 2. und 3. Thl. in 4. (der 1. Theil war Ebendas. 1636 in 4. von Daniel Schwenter herausgegeben worden.)
Grosser Schauplatz jämmerlicher Blut- und Mordgeschichten. Frankfurt 1652. 8 Thle in 12. Hamburg 1666. Holländisch. Utrecht 1670 in 8.
Historisches Fünfeck des Herrn von Bellay ꝛc., aus dem Französischen. Frankfurt 1682 in 12.
Heraklitus und Demokritus ꝛc. Nürnberg 1652 in 12.
Groß Tricinir- oder Vorlegebuch, zum 2. Mal vermehrt und mit neuen Kupfern gezieret. Ebendas. 1652. in 8.
Die Offenbarung der verborgenen Wohlthaten Gottes. Frankfurt 1653, 12.
Der Mäßigkeit Wohlleben und der Trunkenheit Selbstmord. Ulm 1653 in 12.
Geschichtspiegel oder hundert denkwürdige Begebenheiten. Nürnberg 1654 in 12.
Refuge's kluger Hofmann. Nürnberg 1655 in 8.
Ars apophthegmatica, oder Kunstquelle denkwürdiger Lehrsprüche und ergötzlicher Hofreden. Nürnberg 1655. 1656, 2 Thle. in 8.
Deutscher Secretarius. Nürnberg 1656, 2 Thle. in 8. Vermehrte neue Aufl. Ebendas. 1659. in 8.
Die hohe Schule geist- und sinnreicher Gedanken, vorgestellt durch Dorotheum Eleutherum Meletephilum. Nürnberg 1656 in 12.
Hundert Andachtsgemälde. Ebendas. 1656 in 4. Unter dem Namen Strefon mit Clajus.
Pegnitzisches Schäfergedicht. Ebendas. 1644 in 4.

Seine wichtigsten lateinischen Schriften sind:

Cato Noricus, in obitum J. F. Löffelholzii. Norimbergae 1604. 4.
Porticus virtutis. Ibidem 1641. 4.
Specimen philologiae Germanicae. Ibidem. 1646. 12.
Sophista sive Pseudopolitica et Logica sub schemate Comoediae repraesentata. Ibidem 1647. 12.
De quadratura Circuli. Ibidem 1652. 4.

Harsdörfer's Wesen und Leistungen werden von Bouterwek (Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit. Th. 10. S. 180. folgde.) treffend mit folgenden Worten characterisirt: Für einen vortrefflichen Dichter wurde H. zu seiner Zeit, eben so allgemein als für einen großen Gelehrten, gehalten. Er war weder das Eine noch das Andere; denn seine Gelehrsamkeit bestand nur in einer sehr ausgebreiteten, aber auch sehr oberflächlichen Belesenheit, von der er als gewandter Schriftsteller reichlichen Vortheil zu ziehen wußte; und seine poetischen Schriften sind, ein Paar Liedchen ausgenommen, nur Versuche, gemeinnützige Wahrheiten, nach seinem Geschmacke, auf eine sinnreiche Art einzukleiden. Ueberhaupt galt diesem lebhaften Kopfe das Sinnreiche nächst dem Gemeinnützigen über Alles. In jedem seiner poetischen sowohl als prosaischen Producte sollte sich eine besondere Art von Witz zeigen. Seine Muster waren die damals glänzenden, schönen Geister aus den witzelnden Schulen des Marino und Loredano. Aber ungeachtet der vielen, oft kleinlichen, oft ganz geschmacklosen Spielereien, denen Harsdörfer, um immer geistreich zu erscheinen, sich hingab, blieb er ein verdienstvoller Mann von kräftigem und gesundem Verstande.

Vergl. — Ueber Harsdörfer's Leben und Schriften in Meißner's Quartalschrift für ältere Literatur und neuere Lecture, Jahrgang 1783. St. II.

Die verliebte Selbst-Mörderin*).

Die Liebes-Neigung bey der Jugend kan mit Fug blind genennet werden, indem der Verstand dardurch so geblendet und verdunckelt wird, daß ein solcher auch wieder sich selbsten zu wüten und zu rasen pfleget, daher Sirach recht ermahnet, man solle doch in allen Sachen das Ende bedencken, so werde uns solches von den Sünden abhalten. Wann man aber dollkühn durchbrechen will, so setzet man sich unbedacht in Leibs und Seelen Gefahr, wie unter andern, auch auß folgender Geschichte zu ersehen seyn wird.

2. Ein Rechtsgelährter zu Orleans hatte eine sehr schöne

*) Aus G. P. Harsdörfer's großem Schauplatz jämmerlicher Mordgeschichte. Hamburg 1666. S. 511 fgde.

Tochter, Namens Margarita, welcher höffliche und holdselige Sitten über alle massen liebte ein Student, Wilhelm genannt, dessen Jugend gute Geberden und Verstand der Jungfrauen nicht entgegen waren. Einsten, als sie mit andrer Gesellschafft spatzierten, und dem Studenten zu singen auffgeleget wurde, sein Pfand in dem Gesprächspiele wieder zu lösen, hat er ein Liedlein folgendes Innhalts von dem Irrgarten, bey welchem sie waren, hören lassen.

1.

Meine Sinne sind verwirret,
und auff jedem Weg verirret,
mehr als dieser Labyrinth.
Ich pfleg' hin und her zu wallen,
bald zu stehen, bald zu fallen,
folgend einem blinden Kind.

2.

Ich bin Theseus welcher irret,
den der Zweiffel-Gang verwirret;
aber auß dem Labyrinth,
werd' ich durch den Faden wallen,
Arjadne zu gefallen,
den ich an den Eingang bind.

4. Nach deme nun unter diesen zweyen auß der Kundschafft Freundschafft, auß der Freundschafft Vertraulichkeit, auß der Vertraulichkeit brünstige Liebe worden, sind sie bey einer Basen der Margareta vielmals zusammen gekommen, weil ihr Vatter ein ernstlicher Mann, und die Studenten in seinem Hause nicht gerne gesehen, sondern als unverschämte Mucken von dem Honig-War verjaget. Beeder Verliebten Absehen war der H. Ehestand, und hetten lieber tausend Tod gewünschet, als sich sündlich zu vergreiffen. Auff einem Abend sange er in sein Lautenspiel folgende Verßlein.

Sonnet oder Klingreimen.

Du bist mein treuer Zeug, O finstre Schatten Nacht!
Du weist was ich erdult' in meinem jungen Hertzen.
Du hörest meine Klag' indem ich bin erwacht,
und weist wie mich der Traum pflegt in dem Schlaff zu schertzen.
Ich spüre fort und fort der Liebe starcke Macht,
ich schau, als mich bedünckt, Cupido Flammen Kertzen.
Wann ich die schöne Sonn' entschlaffend hab betracht,
so brennet mich die Glut mit angenehmen Schmertzen.
Wann kommet doch der Tag, der meine Plage heilet?
Wann kommet doch die Zeit, die meinen Sinn vergnüget?
Was mir das Liecht versagt, der Schatten Traum ertheilet,
und mit der Liebsten Bild erfreuet und betrüget.
Wann kommet doch die Stund, das Monat oder Jahr,
Daß dieser falsche Traum im Wercke werde wahr.

5. Hierdurch wurde auch anders theils die Liebes-Neigung ausgewürcket, daß diese beede je mehr und mehr entbrannten durch die Poetischen Gedichte (welche jener mit Fug der Liebe Zunder und Schwefel-Holtz genennet) gleichsam angezündet. Diese papierene Waare, ich sage die Verse, sind dem Studenten unschwer gefallen, und hat er keine Begebenheit unterlassen, solche anzubringen. Als sie auff eine Zeit mit einander spatzierten, und Margareten Rößlein angetroffen, hat er ohne vorsinnen, folgendes Innhalts gesungen.

1.

Mir behaget lieb zu kosen
diese Margariten Rosen.
aller Blumen Ruhm und Preiß.
Ich betrachte mit verlangen
ihre Farbe roth und weiß
wie der Margariten Wangen.
Dieser holden Blumen Ruch',
ist mein allerliebstes Buch.

2.

Eine Musa mir beliebet,
die mich in den Versen übet.
Was die andren mögen seyn,
laß ich in der Schule stehen,
als gemalter Göttin-Stein:
Diese pflegt mit mir zu gehen.
Sie erfreuet meinen Mut,
mit der Schönheit Heurat-Gut.

3.

Mir behaget ihre Tugend,
ihr Verstand und ihre Jugend,
ihre Stimm und roter Mund,
ihre Lippen und Geberden
weisen ihres Hertzen Grund,
dem Verliebsten auff der Erden,
doch verlang' ich nichts nicht mehr,
als was willigt Zucht und Ehr.

7. Also hat sich dieser, beeden jungen Leuten Liebe wohl angefangen, und wie wir melden wollen, sehr übel geendet. Ich sage junge Leute, dann die Jungfrau nicht über 18. der Student aber bey 20. Jahren auff sich hatte. Als sie nun fast täglich miteinander Sprache zu halten pflegten, ist den vielen so sie gesehen, ungleicher Verdacht' entstanden, daß die Base, in welcher Behausung sie zusammen gekommen, Margaritam gewarnet, sie solte zu böser Nachrede nicht Ursach geben, und gedencken, daß solche ihrem Herrn Vattern zu Ohren, und sie dardurch in grosse Ungunst kommen konte. Die Jungfrau antwortete, daß ihre Liebe zu ehlicher Verbündniß zielte, und in den Schrancke der Erbarkeit verbleibe, daß sie sich also dieses Studenten nicht zu schämen. Diese Base verwunderte sich, über diesen Schluß, und wiese sie auff ihre Eltern Einwilligen, unter welcher Gewalt sie were, und nicht leicht geschehen lassen würden, daß sie ein Fremder solte auffer Land führen ꝛc.

8. Nachdem ihr nun die Base versprochen, mit ihrem Bruder von ihrer Verehlichung zu reden, fügte sich, daß der alte Mousson, der Margarita Vatter im verbeygehen seine Tochter in deß Studenten Armen ersihet, deßwegen er sich zwar sehr erzörnet, doch vorbey gegangen und seinen Grimm außzuschütten andre Gelegenheit erwartet. Als er nun nachgefraget, wer dieses Studenten Eltern, und erfahren daß es eine anständige Heurat für seine Tochter, hat er doch verschworen, sie ihme nicht zu lassen, weil er ihn nicht ansprechen, und wie gebräuchlich, die Werbung bey ihme eh angebracht, als er zu ungleichen Gedancken und bösen Nachreden Ursach gegeben.

9. So bald nun Margareta nach Hause kommet, verbietet ihr Vatter, daß sie ohne Gesellschafft ihrer Mutter nicht mehr auß dem Hause gehen solte, bei Verlust seiner Gunsten, und Enterbung seiner Güter. Hierauff antwortete sie gar sehr verständig, daß ihme, als einem Vatter gebühre Gesetze fürzuschreiben, ihr als seine Tochter demselben zugehorsamen. Der Mutter hatte er auch Befehl gethan, sie solte dieser den Zaum nicht mehr so lang lassen, daß die Freyheit der Jugend ein rechter Irrgarten, darinnen sie sich leichtlich verlieren könne.

10. Was nun vorgegangen, berichtete Margareta an ihren Studenten, und sendete ihm den Brief durch ihre vertraute Magd zu, benebens Versicherung, daß sie in ihrer Liebe beständig bleiben wolte, und keinen, oder ihn zu einem Ehegatten haben. Er hingegen verschriebe sich zu ihrem leibeigenen Knecht, der biß in den Tod der ihrige verbleiben würde, ꝛc. So bald sie solches verstanden, hat sie sich endlich entschlossen, lieber zu sterben, als einen andern zu freyen, und ein Denckmal zu hinterlassen, daß die Eltern der Kinder Willen nicht tyranniſiren, und ohne genugsame Ursachen, zwingen und gewaltigen sollen.

11. Der Vatter hatte sie nun einem andern versprochen, deme sie nicht wiedersprechen dörffen, und wurde der Tag ihrer Trauung benennet, darauff sie sich auch gefaßt machte, und die Nacht darvor an ihren Vatter und an ihren Liebsten Briefe geschrieben, in welchen sie von ihnen mit erbärmlichen Worten Urlaub nahme, und in ihren schönsten Kleidern, als eine Braut geschmücket in dem Hof auff- und abspatziret, und sich nach etlichen vermeintlich andächtigen Gebetlein, von dem bösen Geist so verblenden lassen, daß sie sich in den Brunnen zu stürtzen gewillet, und als sie ihre Magd von sich geschicket ein Bethuch zu holen, hat sie gesagt: Mein Liebster, weil ich mit dem Munde gewilliget, einen andern als dich zu lieben, so will ich auch mit dem Munde büssen, und dardurch mein Leben enden.

12. Nach diesen Worten wendet sie sich gegen ihres Vatters Schlaffkammer, und schrye mit lauter Stimme: Komm nun du tyrannischer Kinder-Mörder, schaue an das Opfer deiner einigen Tochter! Wann du meinen Tod bereuest, so soltu wissen, daß deine Grausamkeit dergleiche verdienet hat. Mit diesen Worten, weil sie ein Gerausch in der Kammer gehört, und ihre Magd wider kommen, hat sie sich in den Brunnen gestürtzet. Die Magd und der Vatter sind zwar fast unbekleidet zugelauffen, haben ihr zugeruffen, und sie gebetten, sie solte sich an die Brunnen Eimer halten und versprochen, alles zu thun was sie wolte, solte doch nur sich selbsten nicht vmb das Leben bringen. Sie aber hat geschryen: Mein Gott erbarm dich meiner! und so starck sich an dem Brunnen Seil gehalten, daß der Vatter und die Magd sie widerumb herauß gezogen.

13. Weil sie sich nun zerstossen und zerfallen hatte, war

zwar der Vatter widerumb ein wenig getröstet, liesse sie in ihr Kammer tragen, und verhoffte ihre Genesung; sie aber erkennte ihre Sünde die sie wider Gott, ihre Eltern, und wider sich selbst begangen, begehrte deßwegen ihren Beichtvatter, der sie nach wahren Zeichen der Busse, Gottes Barmhertzigkeit versichert, und hat sie also mit anbrechendem Morgen ihren Geist auffgegeben. Der Vatter hat den hinderbliebenen Brief gelesen, und bitterlich darüber geweinet, wie auch ihre Mutter, die doch an der That nicht schuldig ware, und ihrem Mann vielmals gesagt, daß er in seinem hohen Alter noch nicht studiret, wie einer verliebten Jungfrauen umb das Hertz sey. Über diesen Todesfall hat sich am meisten betrübet der Student, welcher auß den hinderlassenen Briefflein verstanden, daß sie wegen seiner lieber sterben, als einem andern zu theil werden wollen, darüber er folgende Grabschrifft gestellet.

14. Unter den berühmten Frauen,
hat Lucretia die Ehr:
so der reinen Keuschheit Lehr,
durch den Selbstmord lassen schauen.
Aber unter den Jungfrauen
hat die Margaris den Preiß
die beständig ohn Geheiß,
ihr den Tod selbst wollen trauen.

Johann Hartlieb. s. Meistersänger.

Andreas Hartmann.

Von ihm weiß man bloß, daß er gegen Mitte des 17. Jahrhunderts zu Leipzig geboren wurde und als Geheimsekretär des Herzogs Moritz von Sachsen-Zeitz starb.

Er schrieb unter dem Namen Hylas:

Lustiger Schauplatz von einer hindischen Gesellschaft. Hamburg 1650,

eine Sammlung von komischen Poesieen, die nicht ohne Talent gedichtet sind.

Anton Theodor Hartmann

ward 1765 zu Düsseldorf geboren, studirte Philologie und Theologie und wurde 1797 am Gymnasium zu Soest als Konrektor angestellt. 1799 erhielt er den Ruf als Prorektor des Friedrichsgymnasium zu Herford und kam von hier 1811 als Dr. der Theologie und ordentlicher Professor der Theologie nach Rostock, wo er 1815 zum Konsistorialrath und Universitätsbibliothekar ernannt wurde.

Er schrieb:

Das Ideal weiblicher Schönheit bei den Morgenländern. Düsseldorf 1798 in 8., mit 1 Titelkupfer.

Asiatische Perlenschnur. Berlin 1800. 2 Thle. in 8.

Richa, übersetzt. Lemgo 1800.

Morgenländische Blumenlese. Berlin 1802. Neue Aufl. Leipzig 1806 in 8. mit 1 Kupfer.

Die hellstrahlenden Plejaden am arabischen poetischen Himmel. Münster 1802, in 8.

Früchte des asiatischen Geistes. Ebendas. 1803. 2 Thle. in 8.

Aufklärung über Asien. Oldenburg 1806. 2 Thle.

Die Hebräerin am Putztische und als Braut. Amsterdam 1809. 1810. 3 Thle. in 8. mit 9 Kupf.

Oluf Gerhard Tychsen. Bremen 1818 u. 1819. 2 Thle. mit 1 Beilage.

H. erwarb sich ausgezeichnete Verdienste um die nähere Kenntniß des Orients und der Literatur desselben, die er nicht bloß dem Gelehrten vom Fach, sondern jedem Gebildeten zugänglich zu machen suchte; er entwickelte bei diesen Bestrebungen eben so gründliche Gelehrsamkeit als feinen Geschmack.

Johann David Hartmann

ward den 1. Juni 1761 zu Aschersleben geboren, studirte zu Helmstädt und Halle Philologie und Theologie und wurde, nachdem er mehrere Jahre als untergeordneter Lehrer an ähnlichen Anstalten zu Halberstadt und Berlin angestellt gewesen war, 1790 Direktor des Gymnasiums zu Bielefeld, 1794 wurde er zum Prior von Melungborn und Direktor und Professor der vereinigten Closter- und Stadtschule zu Holzminden ernannt und starb daselbst den 4. December 1801.

Seine Schriften sind:

Komische Erzählungen in Versen. Berlin 1785.

Der Patriot am Grabe Friedrichs. Ebendas. 1786.

Merkwürdige Geschichte eines niedersächsischen Edelmannes. Ebendas. 1789. 2 Thle.

Handbuch für Deutschlands Söhne und Töchter. Ebendas. 1790.

Kulturgeschichte der vornehmsten Völker Griechenlands. Lemgo 1796—1800. 2 Thle.

Versuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie von den ältesten Zeiten an. Leipzig 1797, 1798. 2 Bde. in gr. 8.

Ein geistreicher, gründlich gebildeter Schriftsteller, wußte sich H. zu seiner Zeit die Gunst des Publikums, namentlich durch seinen „Patrioten am Grabe Friedrichs II." zu erwerben. Seine historischen Schriften sind dagegen zwar die Früchte tiefer und mannichfaltiger Studien, es fehlt ihnen aber an gewandter Anordnung und klarer Zusammenstellung. —

Gottlieb David Hartmann

ward 1752 zu Ludwigsburg geboren, studirte zu Tübingen Philosophie und Theologie und wurde durch Vermittlung Sulzers am Gymnasium zu Mitau in Kurland als Professor der Philosophie angestellt. Er starb daselbst den 5. November 1775.

Seine Schriften sind:

Gedichte. Pförthen 1777. 2 Thle.

Hinterlassene Schriften, herausgegeben von C. J. Wagenseil. Gotha 1779 in 8.

Hartmann's Gedichte beurkunden Talent und Kraft, namentlich im Gebiete der Ode; leider aber verhinderte sein frühzeitiger Tod die Entwickelung und Reife seiner glücklichen Anlagen.

Lorenz Leopold Haschka

ward den 1. September 1749 zu Wien geboren, wurde Jesuit und nach Aufhebung dieses Ordens Kustos an der kaiserlich königlichen Bibliothek und Professor an der theresianischen Ritteracademie zu Wien. Er starb daselbst als Pensionär den 3. August 1827.

Er gab heraus:

Gedicht auf Ritter Gluck. Wien 1775 in 4.
Am Huldigungstage den 6. April. Ebendas. 1790 in 4.
Laudon besungen. Ebendas. 1790.
Das gerettete Deutschland. Ebendas. 1795.
Epinikion auf Stark. Ebendas. 1789.
Ehrenrettung des Kaisers und Klopstocks. Ebendas. 1782.
Aufruf der deutschen Schriftsteller wider Nicolai. Ebendas. 1787. Außerdem mehrere Gedichte in Zeitschriften, Almanachs u. s. w.

Ein unbeholfener und geistloser Nachahmer der Odendichter Mastalier und Denis, seiner Landsleute, ist H. schon bei seinen Lebzeiten wieder in Vergessenheit gesunken, und wird nur noch genannt, wenn Literär-Historiker die Dichter und neben diesen auch die Verskünstler aufzählen, welche das vorige Jahrhundert in Oesterreich hervorbrachte.

Friedrich Traugott Hase

ward den 16. Februar 1754 zu Steinbach im Schönburgischen geboren und studirte, nachdem er auf der Schule zu Altenburg sich classisch vorbereitet hatte, zu Leipzig die Rechte. Er wurde dann als Registrator und Viceaktuar beim Justizamte zu Dresden angestellt, erhielt 1788 eine Geheimsekretärstelle im Domestiquen-Departement, wurde 1807 Kriegsrath, 1808 geheimer Kabinetssekretär und starb daselbst den 9. Februar 1823.

Von ihm erschien:

Die ehrsüchtige Stiefmutter, Trauerspiel aus dem Englischen. Frankfurt und Leipzig 1773.
Der Mißverstand, Lustspiel nach dem Englischen. Dresden 1779.
Gustav Aldermann, dramat. Roman. Leipzig 1779. 2 Thle.
Friedrich Mahler. Ebendas. 1781. 2 Thle.
Musenalmanach, herausgegeben von. Leipzig 1776–1778.

Seine unbedeutenden poetischen Leistungen, die einen sehr niederen Rang einnehmen, geriethen noch vor dem Tode ihres Verfassers bereits in völlige Vergessenheit.

Karl Hase

wurde am 25. August 1800 zu Steinbach im Königreich Sachsen, wo sein Vater Pfarrer war, geboren. Er studirte in Leipzig, Erlangen und Tübingen, ward auf der letzteren Universität 1823 Privatdocent, 1829 aber außerordentlicher Professor der Philosophie zu Leipzig und 1830 außerordentlicher Professor der Theologie in Jena. Nach dem Tode des Geh. Kirchenrath Schott trat er hier 1836 als ordentlicher Professor in die theologische Facultät und lehrt fortwährend mit großem Beifall.

Seine Schriften sind:

Des alten Pfarrers Testament. Tübingen 1824.
Lehrbuch der evangelischen Dogmatik. Stuttgart 1826.
Vom Justizmorde, ein Votum der Kirche. Leipzig 1826.
Gnosis oder Glaubenslehre für die Gebildeten in der Gemeinde. Leipzig 1827—1829. 3 Bde.
Die Leipziger Disputation. Leipzig 1827.
Hutterus redivivus oder Dogmatik der evangelischen Kirche. Leipzig 1829. 3. A. Ebendas. 1836.
Das Leben Jesu. Lehrbuch für akademische Vorlesungen. Leipzig 1829. 2. A. Ebendas. 1835.
Sachsen und seine Hoffnungen, von Karl von Steinbach. Leipzig 1830.
Theologische Streitschriften. Leipzig 1834—37. 3 Hefte.
Kirchengeschichte. Leipzig 1834. 3. A. Ebendas. 1837.

In seiner theologischen Bildung hat sich H. zunächst an Herder angeschlossen: seine Richtung ist vorzugsweise eine zwischen Geschichte und Philosophie, Glauben und Wissen, alter und neuer Zeit, versöhnende, wobei ihm doch geschehen ist, daß er mit den Häuptern der einander entgegengesetzten theologischen Schulen in einen offen und würdig geführten literarischen Streit gerieth. — Scharfsinn, Klarheit, Kraft der Rede und ein dem behandelten Gegenstande stets angemessener, oft begeisterter und bilderreicher Styl sind seinen Schriften eigenthümlich und machen sie auch für Laien zu einer eben so belehrenden als anziehenden Lecture.

Von der heiligen Schrift*).

Den Hauptgegensatz wider die katholische Auctorität der Kirche, und wider die Hingabe der Mystiker an den dunkeln Trieb einer vermeinten wunderbaren Erleuchtung, enthält der altprotestantische Grundsatz von der höchsten Auctorität der Schrift, sowohl zur Feststellung von Glaubensartikeln, als zur Entscheidung bei Streitigkeiten über dieselben. In dieser ursprünglichen Bedeutung eines Gegensatzes steht er unverrückt, innerhalb der Kirche aber mußte seine Bedeutung, die in ihrer Unbedingtheit auch allezeit mehr dem Worte als der That nach gegolten hat, mit dem Zweifel an wörtlicher Eingebung der Schrift sich eigenthümlich gestalten: denn unbedingt in seinem Glauben kann sich ein freies Wesen nur der göttlichen und unfehlbar überlieferten Wahrheit hingeben, und auch ihr nur darum, weil sie der Wahrheit in seinem eignen Gemüthe entspricht. Daher dürfte man wohl fragen, ob denn dieser Grundsatz vom alleinigen Ansehn der H. Schrift in ihr selbst ausgesprochen sey? wie er es nicht ist, und nach den geschichtlichen Verhältnissen der Abfassung ihrer einzelnen Bestandtheile nicht seyn kann. Wenn aber nicht, so hat ihn noch weniger die Kirche dictiren können, denn dieses wäre ja eben ihre unbedingte Machtvollkommenheit, daß sie das höchste Gesetz des Glaubens willkürlich aufstellte. Seine bestimmte Geltung kann also nur durch die Macht der Intelligenz selbst aus innerer Nothwendigkeit anerkannt werden, und diese besteht darin, daß wir kein andres Denkmal haben, in welchem uns das ursprüngliche Christenthum sicher überbracht worden wäre, als die H. Schrift. Da nun das Christenthum einestheils die Religion selbst, anderntheils eine bestimmte historisch von Christo ausgegangne Religion ist: so kann sich ein christlicher Glaubenssatz nach seiner innern und religiösen Beziehung allerdings im religiösen Gemüthe allein als wahr erweisen, nach seiner äußern und historischen Seite aber nur durch seine bestimmte Verbindung mit dem im Neuen Testamente verbürgten Christenthume. Eine unbedingte Ewigkeit der Höllenstrafen z. B. wird jetzt unter den Zeitgenossen allgemein bezweifelt kraft des religiösen Gemüthes, das dieselbe weder mit dem Glauben an menschliche Freiheit, noch an göttliche Barmherzigkeit zu vereinigen weiß; forschen wir aber in der Schrift, so entscheidet diese zwar nicht durchaus in genauen Ausdrücken, aber in alle Weise mehr für, als gegen die Ewigkeit. Dagegen die Verehrung Mariae kann im religiösen Gemüthe nirgends als nothwendig erwiesen werden. Fragen wir wegen ihrer historischen Beziehung beim Neuen Testamente an, so finden wir in demselben, erst eine in sich gekehrte jungfräuliche Herrlichkeit, dann ein treues Mutterherz; eine Himmelskönigin nirgends: und verwerfen daher jene Verehrung mit gutem Rechte. Solches bedingte Ansehn der H. Schrift ist schon früher als eine historische Nothwendigkeit dargethan worden; *) in seiner Unbedingtheit aber, wie es von einigen Kirchenlehrern eigentlich nur gegen Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts, bei der Verzweiflung an der Kirchenlehre, geltend gemacht wurde, war es doch nur eine Erstarrung, wenn auch in einer schönen Vergangenheit, während das Christenthum eine starke und lebendige Gegenwart seyn will, nicht beschlossen in der Schrift, sondern lebendig in jedem Christenherzen. Wenn wir aber in diesem die höchste Entscheidung über religiöse Wahrheit suchen, so ist zu bedenken, daß es ja nicht der vereinzelte menschliche Geist ist, sondern der im Christenthume erzogne, vom christlichen Geiste erfüllte, sonach das Christenthum oder der H. Geist selbst in seiner individuellen Wirklichkeit, der über den christlichen Glauben entscheidet; entscheidet eben für seinen individuellen Glauben und für alle diejenigen, die sich von der Wahrheit seines Wortes überzeugen, also frei entscheiden gleich ihm. Und so hat es Christus verheißen, nicht daß die Schrift, sondern daß der Geist uns in alle Wahrheit führen solle. **)

Das herrlichste Denkmal dieses Geistes aber ist die H. Schrift. Der Sieg unsrer Kirche ist großentheils auf die Macht der Einsicht und öffentlichen Meinung gegründet, welche Luther durch die deutsche Bibelübersetzung gewann. Der Abfall des Papstthums vom wahren Christenthume wurde dadurch allem Volke klar. Deßhalb ist in unsrer Kirche vom Anfange üblich gewesen, das Lesen in der Schrift auf alle Weise zu begünstigen, und wir behaupten in dieser Beziehung die **Wirksamkeit** derselben zur Lehre, Besserung und Beruhigung. Die katholische Kirche dagegen hat seit den Zeiten des Papstes Innocenz III. mehrmals **Bibelverbote** erlassen; denn früher wo den Kirchenvätern wurde das Lesen der H. Schrift vielfach empfohlen und befördert, wenn es schon bei dem hohen Preise geschriebner Exemplare und bei der Seltenheit literarischer Bildung überhaupt nicht verbreitet seyn konnte. Das katholische Verbot bezieht sich aber weder auf den Grundtext, noch auf die alte lateinische Uebersetzung, welche unter dem Namen der **Vulgata** in der römischen Kirche herkömmlich ist, und nach dem Concilium von Trident über dem Grundtexte steht, nach den neuern gelehrteren Theologen demselben nur als die beste von den vorhandnen Uebersetzungen beigeordnet ist: sondern es betrifft Uebersetzungen in die Volkssprache, und macht das Lesen derselben für Laien von dem Ermessen ihres Beichtvaters abhängig. Es wird gerechtfertigt, oder entschuldigt, dadurch, daß die Bibel für die Kirche, nicht für den Einzelnen bestimmt sey, und zum rechten Verständnisse der kirchlichen Auslegung bedürfe. Den katholischen Bischöfen ist in der That eine gewisse Scheu vor der H. Schrift nicht ganz zu verdenken, denn sie ist allezeit die treue Bundesgenossinn des Protestantismus gewesen, und wie damals in der großen Volksbewegung der Reformation, so hat noch oft im kleinen Kreise eine Bibel, die in ein Haus kam, uns Freunde geworben: dennoch, nachdem durch die Sitte der deutschen und gallicanischen Kirche Bibelübersetzungen allgemein in die Hände des Volkes gekommen sind, mußte es für eine sonst der römischen Curie nicht gewöhnliche Unklugheit gehalten werden, daß in unsern Tagen Pius VII. noch einmal wagte, ein Bibelverbot ausgehen zu lassen. Denn, mögen dergleichen Maßregeln noch so sehr aus dem Grundsatze dieser Kirche gerechtfertigt werden, so ist es doch für den gesunden Volksverstand anstößig, daß Gottes Wort zu lesen verboten seyn soll. Zumal ist unklug, gehässige Maßregeln zu ergreifen, wenn ihre Ausführung unmöglich ist, wie diese gegen den Einfluß der **Bibelgesellschaft**. Wir aber mögen uns ihrer freuen, die das Evangelium verkündet, wie einst am ersten Pfingstfeste, in allen Sprachen der Völker mit den feurigen Zungen der Presse. Mehr zwar, als daß die brittischen Secretäre dieser Gesellschaft vom Pfennige des Armen reiche Gehalte ziehen, ist zu bedauern, daß nicht zugleich durch Einleitungen und kurze Anmerkungen für das Verständniß der Schrift gesorgt wird, da, wenn man früge: Verstehest du auch, was du lieset? wohl mehr als ein Aethiopier antworten würde: Wie kann ich, so mich nicht jemand anleitet? *) Jedenfalls ist die gewöhnliche Ausflucht der Bibelgesellschaft, daß zu Gottes Wort keine Menschenzuthat kommen solle, nur eine fromme Redensart. Denn, was man auch unter Gottes Wort verstehe, wenn nicht Menschenzuthat hinzukommt, d. h. wenn nicht Menschen es in sich aufnehmen, verstehen und einander erläutern: so liegt das Gotteswort, bei aller Ehrfurcht, unter der Bank. Indeß bei dem Zwiespalte der theologischen Meinungen würde ohne dieses Aufgeben einer jeden Zuthat allerdings unmöglich seyn, daß die Bibelgesellschaft die Kräfte der verschiedensten Parteien für ihren welthistorischen Zweck vereinte; daher unbillig wäre, über dem Wunsche des Bessern das Gute zu verkennen. Mögen sie das Wort verbreiten, zu seiner Zeit wird's auch erklärt werden.

Durch das gemeine Christenrecht, die ganze Schrift zu lesen, ist aber der Nutzen von **Bibelauszügen** keineswegs aufgehoben, wenn sie nur gemacht werden in eben so großartigen, als der Weise unsers Volkes vertrautem Sinne. Zwar hat **Reinhard** mit Recht behauptet, daß kein Jota in der H. Schrift vergeblich stehe, die Geister sind verschieden, den Einen ergreift das Erhabene: „Gott sprach, es werde Licht, und es ward Licht; oder: Gott ward Fleisch; Gott ist die Liebe;" den Andern das Kleinliche, wenn Paulus schreibt: „Trink nicht mehr Wasser, sondern brauch ein wenig Weines um deines Magens willen:" es kommt ihm rührend vor, daß der Apostel, mit dem Blicke, der nur gen Himmel gewandt ist, und der hoch über Leben und Tod um kein Heil sich kümmert, als um das ewige, doch mit so freundlichem Sinne auch das kleine irdische Bedürfniß seines jungen Freundes beachtet. Dennoch enthält das Alte Testament Sitten des Morgenlandes und Verbrechen eines hartnäckigen Volkes in einer nackten Darstellung, die dem Geschichtsforscher von hohem Werthe, aber für ein Volksbuch ungeeignet ist. Man hat Bibeln in die Gefängnisse vertheilt: die Verbrecher haben sich an jene anstößigen Geschichten gehalten, und mit hochgefeierten Personen des Alten Testamentes, die sie als Genossen ihrer Thaten aufgespürt hatten, ihre Richter in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Das Alte Testament ist nur in einem Auszuge zu verbreiten, der nicht übergeht, was als Denkmal einer wahren Frömmigkeit und als Bild des hebräischen Volkslebens angesehen werden kann. Das Neue Testament hingegen ist nach Abfassung und Inhalt für die ganze Christenheit geeignet; nur der Brief an die Hebräer und die Offenbarung Johannis, so schön und bedeutungsvoll in ihrem wahren Verständnisse sie stehen als Säulen der Vergangenheit und der Zukunft, sind doch wegen ihres

*) Aus Hase's Gnosis Bd. III.
**) B. I. §. 34.
***) Joh. XVI 15.

*) Apost. Gesch. VIII; 30 f.

naheliegenden Mißverständnisses schon in den ersten Jahrhunderten vom kirchlichen Gebrauche meist ausgeschlossen worden.

Es ist aber eine große Sache um dieses bibelfeste Wesen, wie es noch heutzutage auf dem Lande ist, und allgemein unter unsern Vätern war. Unsers Volkes edelste Bildung ist davon ausgegangen. Die Griechen achteten mit Recht für ein großes Glück, daß ihr ganzes Volk mit dem Heldengedichte Homers vertraut war, denn das ganze Volk wurde dadurch aufgenommen in einen Kreis gleichmäßiger Bildung, innerhalb dessen jede Beziehung, so geistreich sie auch war, verstanden wurde. Ich halte es für ein größeres Glück, daß unser Volk vertraut ist mit dem Heldengedichte Gottes und der Menschheit, jeder Anklang an dasselbe klingt wieder in des Volkes Herzen, und ein Mann des Volkes, der seine Bibel recht versteht, kann es darauf wagen, für jedes Verhältniß des Lebens durch biblische Beziehungen ein sicheres Verständniß zu finden. Darum wer wissen will, was die H. Schrift ist, Lehre, Trost, Beruhigung, Strafe, Weisheit, der gehe in die Häuser unsers Volkes, oder wo irgend 2 oder 3, wären es auch Separatisten, in Jesu Namen versammelt sind. Mancher hat mit dem kleinen Bereiche seiner Dorferfahrung und dem großen seiner Bibelfestigkeit, so weise gesprochen, so edel gehandelt, und ist so heiter gestorben, als mancher Weltweise. Da ist keine Frage, die nicht eine Antwort in der Schrift, keine Lage, die nicht ein Beispiel und in demselben ihre milde Lösung fände. Wie viele Jünglinge hat nicht Joseph bewahrt, wie viele Dulder Hiob gestärkt, und der barmherzige Samariter hat eine Nachkommenschaft, so groß als sie Abraham verheißen war. Denn das ist dem Volksverstande, der Leben und Begriff nicht zu scheiden liebt, eigenthümlich, daß nicht die allgemeine Lehre ihn ergreift im Augenblicke der Entscheidung, wohl aber der lebensfrische Spruch und das lebendige Beispiel. Eine Glaubenslehre ist ein Herbarium vivum, d. h. eine wohlgeordnete Sammlung eingelegter, vertrockneter Blumen; in der H. Schrift ist der ganze Frühling. Man könnte dieß als eine fast wunderbare Art der Deutlichkeit beschreiben, daß jeder Grad eines nur irgend gesunden Menschenverstandes und Herzens sein höchstes Maß von Verständniß und Erbauung in der H. Schrift finde, wenn nicht Aehnliches auch bei andern guten Büchern vorkäme, daß in den Tagen unsrer ersten Jugend sie unser ganzes Herz erfüllten, wir meinten ihnen genug zu thun, weil sie uns genug thaten: als wir aber nach Jahren sie wieder lasen, da waren sie groß gewachsen mit uns, ihr Gesichtskreis hatte sich erweitert wie der unsre; und das sind wohl eigentlich die rechten Bücher. Es ist mit der Bibel vielleicht jedem, der eine Weile mit ihr gelebt hat, geschehen, daß er mit irgend einem Spruche recht eigentlich vertraut war, und dennoch als ihm selbst ein neues Gefühl und eine neue Beziehung des Lebens aufging, offenbarte auch der Spruch eine ungekannte Tiefe, dadurch das erste Verständniß nicht falsch, aber doch nicht allseitig erschien, und dahinter liegt's noch ahnungsreich. Die H. Schrift ist wie der Himmel, von dem sie stammt, oder doch zeugt: das blödeste Auge sieht hinauf, sieht Sterne, sie leuchten auch durch das Auge in's Herz und reden von der Unendlichkeit; der Adlerblick sieht dieselben Sterne, nur mehr, nur klarer; und das mit aller Kunst der Wissenschaft geschärfte Auge sieht wiederum Sterne, erkennt ihre Gesetze, mißt ihre Bahnen, trägt neue und neue Gestirne ein in unsre Himmelskarte, steigt höher und höher, aber darüber liegt immer noch das Unendliche.

Ueber das Verhältniß von Kirche und Staat.

Betrachten wir den Staat blos als Sicherungsanstalt des Rechts durch Gewalt, so ist seine Unterscheidung von der Kirche vollkommen klar: er gewährt und beschützt, nach der Ansicht unsrer Vorfahren, die leiblichen, sie die geistigen Güter. Allein offenbar hat das wirkliche Staatsleben diese Theorie bereits überschritten, welche allein noch von einigen liberalen Lehrern des Staatsrechts vertheidigt wird, aus Sorge, einem tyrannischen Einfluße des Staates auf alle Verhältnisse des Lebens das Wort zu reden, indem sie nicht bedenken, daß, wenn der Zweck des Staates über die bloße Rechtssicherung hinaus geht, seine Wirksamkeit auch durch ihre Gegenstände eigenthümlich bedingt wird und nicht in bloßer Zwangsgewalt bestehn kann. So wird die Beförderung des Handels und der Wissenschaft, ohne die ein Staat in unsrer Zeit seinem Untergange entgegengeht, aus blos rechtlichem Gesichtspunkte nur künstlich und unzureichend als Staatspflicht erwiesen, aber ihrer Natur nach schließt sie auch jeden Zwang aus. Daß nun ein Staat nicht blos durch Gewalt bestehe, sondern vielmehr ursprünglich auf sittlichen Kräften ruhe, durch die, wenn ein Heer vernichtet ist, ein Volk in den Waffen steht, das hat die Geschichte, und zumal die unsre, mit großem Ernste erwiesen. Wenden wir uns dagegen zur neuern und idealen Ansicht des Staates als einer Gemeinschaft für die gesammte menschliche Bildung, so ist offenbar auch die Kirche im Staate begriffen. Aber der Staat ist seiner Natur nach auf bestimmte Landesgränzen und Völkerscheiden beschränkt, eine Weltmonarchie ist sinnlos, jedes Streben darnach verderblich; die Kirche kennt solche Gränzsteine nicht, das Reich Gottes ist seiner Natur nach Weltmonarchie, der christliche Bruderbund hebt alle Völkerscheiden auf. Der Staat kann unter gewissen historischen Verhältnissen nur als Monarchie seine volle Kraft entwickeln; die Kirche ist ihrem Wesen nach demokratisch, vor Gott d. h. in religiösen Dingen ist jeder gleich und frei, darum Christus das monarchische Princip im Kirchenregimente ohne weitres verworfen hat. *) Wie hier die Kirche im Großen, so scheiden sich im Kleinen mannigfache Zwecke und Gemeinschaften aus dem allgemeinen Zwecke des Staats, der in jener Allthätigkeit sich selbst und jede heitre Regsamkeit des Privatlebens verstören würde. Wir werden daher in der rechten Mitte zwischen jenen engen Gränzen und dieser vagen Allgemeinheit, in idealer Herrlichkeit und doch in der rechten Wirklichkeit, den Staat darstellen, wenn wir ihn beschreiben als das geordnete Volksleben, seinen Zweck als die Erreichung alles desjenigen, was ein Volk durch gemeinsame Kraft zu erreichen hat. Der Staat ist daher keine bloße Rechts- und Polizei-Anstalt, der willig oder unwillig die Sporteln bezahlt werden, nach eine allgemein menschliche Gesellschaft, die man andrer Orten auch finden kann, sondern er ist das Vaterland, dem Gut und Blut gehört. Der fortwährende Mittelpunkt des Staatszweckes ist allerdings Sicherung des Rechtszustandes, als der Bedingung alles bürgerlichen Lebens, aber wechselnd nach der Bildung und Geschichte des Volkes werden mannigfache Zwecke des Gemeinwesens hierzu sich reihn. Manches kann auch dem ganzen Volke zu Nutz und Frommen seyn, auf das aber dennoch die ordnende Kraft des Staates, die Regierung, öffentliche Mittel nicht zu verwenden hat, weil es durch Privatmittel ausgeführt wird. Ein Staat bedarf z. B. einer Universität: finden sich Privatmänner, die, angemessen den Bedürfnissen der Zeit, aus eignen Mitteln sie gründen, wie jezt in London geschah, so wird eine weise Regierung nicht einschreiten. In der Nationalökonomie ist allgemein anerkannt, daß die größten Unternehmungen der Landescultur durch Privatgesellschaften vollbracht wurden und am glücklichsten vollbracht werden können; ein Staat ist um so blühender, jemehr der Volksgeist die Privaten zu solchen Unternehmungen veranlaßt. Ein Land, größer und reicher als England, wird von einer Compagnie von Kaufleuten regiert, die Minister Sr. Majestät, zufrieden mit einem mäßigen Einfluße, haben nie daran gedacht, daß die Macht oder Ehre des Staates hierdurch verlezt werde. Es verhält sich auf ähnliche Weise mit der Kirche. Ein Staat, der keine religiösen Anstalten vorfände, müßte sie gründen. Denn wie ein weiser Heide einst schrieb: „Wenn du die Erde durchwandelst, magst du Städte ohne Mauern, ohne König, ohne Theater und ohne Gymnasium finden, aber nie wirst du erblicken eine Stadt ohne Gott, ohne Gebet, ohne Orakel, ohne Opfer. Ehe mag eine Stadt ohne Boden stehn, als ein Staat ohne den Glauben an Götter sich erhalten. Dieser ist das Bindemittel aller Gemeinschaft und die Stütze aller Gesetzgebung." Wo aber der Staat eine Religionsanstalt bereits vorfindet als eine weit über seine Gränzen hinausreichende Gemeinschaft, eigenthümlich in ihrem Ursprunge und ihrer Geschichte, höchstens hie und da in Gefahr, dem Staate unterworfen zu werden: da fragt sich blos, ob der Staat in dieser Unterwerfung und Auflösung der Kirche fortfahren, oder ob er vielmehr ihre Selbstständigkeit anerkennen und sichern solle? Nach dem bereits angedeuteten wesentlichen Unterschiede beider Institutionen behaupten wir das Letztere ebensosehr um der Kirche als um des Staats willen.

Religiöse und politische Interessen sind, nicht im Großen und Allgemeinen, aber im einzelnen Falle oft verschieden. Man nur, statt des Nahen und Verletzenden, des Entfernten zu gedenken: nach ihrem religiösen Interesse wünschen alle christlichen Nationen die Befreiung Griechenlands, nach ihrem politischen Interesse fürchten sie einige. Es kann nicht fehlen, daß, wenn die Verwaltung der religiösen Angelegenheiten unmittelbar von der Staatsbehörde ausgeht, das politische Interesse vorwalte. Es giebt Staatsmänner, die weiter oder vielmehr höher sehen, aber auf dem gewöhnlichen Standpunkte wird ihnen die Religion das sicherste Mittel zur Bezähmung der Volksleidenschaft, die Kirche eine höhere Polizeianstalt seyn. Diese aber, wenn auf dem Standpunkte unsrer Bildung dem Volke eine solche Ansicht nie verborgen bleibt, wird ihre Gewalt über die Herzen verlieren, durch welche sie allerdings, aber nur in mäßiger Selbständigkeit, auch in dieser Hinsicht den Staatszweck befördern kann. Grade diejenige Seite der Religion, welche

*) Matth. XX. 25 ff. XXIII. 8 ff.

geheimnißvoller Scheu vor der Gottheit besteht, war in Rom so ausgebildet als je in einem Volke: dennoch wurde sie in der Verwaltung durch Staatsbehörden zur Grimasse entwürdigt, so daß ein Augur dem andern nicht ohne Lächeln begegnete; das Mittel hatte durch seinen Mißbrauch sich selbst vernichtet. Vorzüglich zwei Fälle sind in unsrer Zeit möglich. Entweder die Regierung ist der Religion des Volkes, im Ganzen, oder zum Theile, fremd: dann wäre die Verwaltung dieser Religion durch den Staat eine unnütze Tyrannei; selbst der Sultan hat keine bischöflichen Rechte über die griechische Kirche verlangt, und die unbedingtesten Vertheidiger des Majestätsrechtes in Kirchensachen mußten zugestehn, daß ein katholischer Fürst nicht Bischof einer protestantischen Kirche seyn könne; worin freilich als in einem klaren Exempel das Unhaltbare dieses ganzen Systemes erscheint: denn ist das Kirchenregiment dem Staatsregenten wesentlich, so gehört es ihm unter jeder Bedingung und durch Verzichtung darauf ist die Staatsgewalt wesentlich verlezt. Oder die Regierung bekennt sich zum Glauben des Volkes, die Religion wird Staatsreligion, als solche Bedingung des vollkommnen Staatsbürgerrechts, und wie es dann nicht wohl anders möglich ist, auf ein bestimmtes Bekenntniß begründet. Diesen glänzenden Zustand erkauft die Kirche durch eine Abhängigkeit von der Politik, deren Folgen bereits dargestellt sind; durch die Unbeweglichkeit, mit der sie an ihr Bekenntniß, als an einen bürgerlichen Vertrag, gebunden ist, und durch die Heuchler in ihrer Mitte, die, wo der Vortheil an den Glauben geknüpft ist, niemals fehlen, verliert sie die Kraft, um diese Folgen abzuwenden, und überhaupt dem Staate durch ihre geistige Kraft dasjenige zu leisten, was dieser von ihr zu erwarten hat. Daher ist die Selbstständigkeit der Kirche auch der Vortheil des Staats. Meine niemand, daß seine wahrhafte Kraft durch ihre Unterwerfung oder Verschmelzung erhöht werde: es giebt Erwerbungen, die kein Heil bringen. Denn vorerst ist es nun einmal im Volke altergebrachte Ansicht, die, gesezt wir suchten sie auch in Verborgenheit zu bringen, durch die Stellung der katholischen Kirche uns allezeit in Erinnerung gebracht wird, daß der Regierung eine Macht gebühre über kirchliche Einrichtungen: daher jede Verordnung über dieselben, die von diesem Quelle ausgeht, ist ungünstigem Vorurtheile angesehn wird; und weit entfernt, daß dem Staate dadurch eine wirkliche Macht d. h. eine Gewalt über die Geister zuwüchse, denn alle andre Macht ist nur scheinbar und vorübergehend, werden die Herzen vielmehr von ihm entfernt. Sodann, gesezt die Regierung vergäße nie, daß Kirchengesetze ihrer Natur nach nicht mit der zwingenden Gewalt andrer Gesetze durchgesezt werden können; gesezt sie vergäße nicht einmal, daß der gewöhnliche ministerielle Einfluß durch Geschenke, Orden und andre bürgerliche Begünstigungen nur dienen könne, die Geistlichen, die dadurch bewegt würden gegen die eigne oder gegen die Ueberzeugung ihrer Gemeinde eine Einrichtung durchzuführen, mit ihren Gemeinden zu entzweien, und so das kirchliche Leben zu zerrütten: gesezt eine Regierung vergäße dieß nie, obwohl es, bei der steten Versuchung dazu, fast zu viel gefordert scheint: so wird sie doch selbst bei dem besten Willen und der klarsten Einsicht durch ihre Einmischung in Religionsangelegenheiten unnöthigerweise sich die Gemüther entfremden. Denn meint sich eine Partei durch eine Verordnung dieser Art irgendwie in ihrem Glauben verlezt, so hält ein jeder sich berechtigt zum innern oder äußern Widerstande, und glaubt sich in seinem Gewissen verpflichtet, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen, so sehr es auch blos sein Vorurtheil sey, daß die Verordnung wider Gottes Gesez streite. Nicht sie aber aus von einer rein kirchlichen Behörde, so findet anstheils schon ein größeres Vertraun zur christlichen Einsicht derselben statt, das um so größer ist, jemehr das christliche Volk in dieser Behörde eine Stellvertretung seiner selbst anzuerkennen gewohnt ist; anderntheils, wenn der Zwiespalt mit seinen Beschlüssen dennoch hervortritt als Unzufriedenheit, die sich bis zum Separatismus fortschreiten kann, so wird dadurch nicht der Staat nicht berührt. Weil aber fast alle Kirchengesetze in entfernter Beziehung auf den Glauben stehn, wie denn schon jede Ordnung über den äußern Gottesdienst religiöse Ansichten berühren muß, so kann die Regierung, zumal in unsrer Zeit, wo die Gegensätze der Lehrmeinungen hart wider einander getreten sind, sich dem Kampfe der Parteien gar nicht entziehn, sobald sie einmal in die innern Beziehungen des Kirchenwesens sich eingelassen hat. Die furchtbaren Bewegungen, welche das römische Reich vom 4. bis zum 7. Jahrhunderte erschütterten, zunächst deßhalb, weil die Kaiser Bischöfe spielen wollten, und sich einließen in die Glaubensstreitigkeiten der Theologen, geben dem Staate für alle Zeiten eine ernste Lehre. Daher ist es auch irrig zu meinen, daß die Majestät der Fürsten durch die bischöfliche Hoheit erhöht werde. Was den Geistlichen ehrwürdig macht, ist die Predigt und die unmittelbare Verwaltung der Heiligthümer. Beides ziemt einem Fürsten nicht, er müßte denn wie die griechischen Kaiser mit dem Volke katechisiren wollen. Durch die kirchliche Gesetzgebung aber, wenn sie unmittelbar von ihm selbst ausgehn sollte, würde ein Fürst die Erbitterung der Parteien unmittelbar auf seine Person ziehn, und noch dazu seine Arbeiten mit einem gewissen Scheine des Rechtes, weil sie theologische Kenntniße erfordern, von den Theologen beurtheilt sehn müssen. Justinian, dieser theologische Kaiser, der umfassende Einsichten besaß, es mit der Kirche sehr wohl meinte, und dennoch mit seinen theologischen Edicten Staat und Kirche beunruhigte, ist ein warnendes Exempel für alle Fürsten. Nicht also darin besteht der wahre Vortheil eines Monarchen, daß er eine unheilvolle Herrschaft über die Kirche behauptet, sondern darin, daß er als ihr getreuer Sohn vor Gott mit allen andern Gliedern der Gemeinde seine vollkommne Gleichheit anerkennt. Denjenigen sieht das Volk mit Vertrauen erhaben über alle menschliche Gesetze, der seine Unterwerfung unter das göttliche Gesetz öffentlich anerkennt, und dadurch seinem Volke die sicherste Bürgschaft leistet, die er äußerlich zu leisten vermag. Schutzherr also, nicht Herr der Kirche, was Christus sich allein vorbehalten hat, soll ein christlicher Fürst seyn, d. h. sie schützen in allen ihren wohlerworbnen Rechten und Gütern, wie jede andre rechtliche Corporation im Staate; er selbst wird als Mensch und Christ ihren Ordnungen sich unterwerfen, als Fürst muß er klar und unbewegt stehn über allen Bewegungen innerhalb der Kirche und über allen Streitigkeiten der verschiedenen Religionsgesellschaften des Reichs. Denn darin hat der Souverän ohne weitres die höchste Zwangsgewalt, zu verhüten, daß niemand in seinen bürgerlichen Rechten durch die Kirche verlezt werde; und dieß ist das wahrhafte, unveräußerliche Majestätsrecht, zuzusehn, daß weder der Staat, noch der einzelne Bürger durch die Kirche beschädigt werde. Diese dagegen hat das Recht, zu fordern, daß in allen aus der Religion hervorgehenden Verhältnissen, die den Staat nicht beeinträchtigen, ihre Freiheit unbedingt geehrt werde; und grade in dieser freisten Entwicklung vermag sie's, jene sittliche und geistige Kraft zu erhalten, auf der allein der Staat wahrhaft gegründet ist, sichrer, als auf seinem Heere, sichrer selbst, als auf seiner Constitution; dadurch allein vermag sie's, dem Staate als einer göttlichen Satzung, und dem Fürsten, als dem Gesalbten des Herrn, eine aufopfernde Liebe zu gewinnen als um Gottes Willen, wie kein Staatsgesetz sie zu erzwingen vermag. Der Altar kann nicht fallen ohne den Thron, d. h. nicht, wie man es neuerlich komisch gnug übersezt hat: die Bourbonen können nicht bestehen ohne die Jesuiten! sondern, wie Frankreich, nachdem es den größten seiner Siege, den über sich selbst gewonnen hat, dieses heut mit uns versteht: der Staat muß untergehn, wenn er nicht auf sittlich-religiösen Grundvesten ruht. Auf diese Weise, in gegenseitiger Freiheit und Förderung, die allerdings durch Herkommen oder Vertrag weit bestimmter ausgesprochen seyn kann, gewähren beide Institutionen, grade in ihrer Trennung einig, der Menschheit die höchsten Güter, und der alte heilige Grundsatz, daß Gott zwischen weltliche und geistliche Gewalt alles Regiment vertheilt habe, findet auch in dieser rein natürlichen Betrachtung seine volle Wahrheit.

Friedrich Christian August Hasse

ward den 4. Januar 1773 zu Rehfeld im ehemaligen sächsischen Kurkreise geboren, studirte die Rechte und Philosophie zu Wittenberg und verwaltete darauf die Aemter eines Notars, Advocaten, Amtsaccessisten und Repetenten daselbst. Nachdem er seit 1795 Erzieher der schönburgischen Prinzen zu Waldenburg gewesen war, 1798 eine außerordentliche und seit 1803 eine ordentliche Professur der Moral und Geschichte an der Ritteracademie zu Dresden bekleidet hatte, wurde er 1828 als Dr. und ordentlicher Professor der Philosophie nach Leipzig berufen.

Er schrieb:

Tharand's Umgebungen. Meißen 1801.
Dresden und die umliegende Gegend, Pirna 1801. Neue Ausg. Dresden 1804, 2 Thle.

Rede am Grabe des Generals Christiani. Dresden 1804.
Ueber das militärische Verdienst. Ebendas. 1805.
Notizen für Reisende nach Warschau. Ebendaselbst 1808.
Politisches Gemählde von Europa nach der Schlacht bei Leipzig. Deutschland 1814.
Deutsche Taschen-Encyclopädie. Leipzig 1816—1820. 4 Thle.
Johann Viktor Moreau. Dresden 1816.
Arthur von Wellington. Leipzig 1817.
Gestaltung Europa's seit dem Ende des Mittelalters. Leipzig 1818.
Leben Gerhard's von Kügelchen. Ebendas. 1824.
Die Zeitgenossen, biographisches Magazin. Ebendas.
Allgemeine historische Taschenbibliothek. Dresden 1825 ff.

Einzelne Aufsätze, Abhandlungen u. s. w.

H. hat sich als Historiker, namentlich aber als Biograph große Verdienste erworben, da er mit gründlichen Studien und scharfem Blicke in Welt und Leben, eine sehr anmuthige und dem von ihm behandelten Gegenstande stets angemessene Darstellung verbindet. Seine Biographie des genialen Malers von Kügelchen, die mit eben so viel Sachkenntniß als Humanität und Wahrheitsliebe geschrieben worden, ist vor Allem als ein höchst vorzügliches Werk zu empfehlen.

Johann Heinrich Hassel.

Dieser fleißige Statistiker wurde am 30. December 1770 zu Wolfenbüttel geboren, und erhielt durch seinen Vater, den dasigen Consistorialrath H., eine gute Erziehung. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt classisch gebildet, bezog er 1789 die Universität Helmstädt, wo er neben seinen juristischen Berufsstudien, besonders denen der Geschichte und Geographie mit vorzüglichem Eifer oblag. Nach Aufgabe seiner deshalb erhaltenen Anstellung als Amtsactuar zu Wolfenbüttel, lebte er seit 1806 in Nürnberg, Göttingen und Weimar nur diesen Lieblingswissenschaften, bis der westphälische Minister, Graf von Wolfradt ihn als Divisionschef im Bureau des Departement des Innern anstellte. Nach Auflösung dieses Königreichs ging er 1815 als braunschweigischer Kommissär nach Paris und zog sich 1816, bei dem Herzog verläumdet, nach Weimar zurück. Hier führte er wegen eines 1806 erhaltenen Rufes nach Rußland den Professortitel und lebte bis an seinen den 18. Januar 1829 erfolgten plötzlichen Tod mit statistischen und andern literarischen Arbeiten beschäftigt.

Er gab heraus:

Statistischer Umriß sämmtlicher europäischer Staaten. Braunschweig 1805, 2 Hefte in Fol.
Statistischer Abriß von Oestreich. Nürnberg und Leipzig 1807.
Statistischer Abriß von Rußland. Ebendas. 1807.
Geographisch-statistischer Abriß von Westphalen. Weimar 1809.
Statistischer Abriß von Holland. Ebendas. 1809.
Lehrbuch der Statistik der europäischen Staaten. Weimar 1812.
Statistischer Abriß von Frankreich. Ebendas. 1819.
Statistischer Abriß von Hannover, Braunschweig und Oldenburg. Ebendas. 1819 ff.
Vollständiges Handbuch der neusten Erdbeschreibung und Statistik. Berlin 1816. 1817. 2 Abth.
Allgemeines geographisch-statistisches Lexikon. Weimar 1817. 1818. 2 Thle.
Allgemeines europäisches Staats- und Adreßhandbuch. Ebendas. 1817. 1818. 4 Bde.

Mit andern Gelehrten und mit seinen Freunden:

Geographisch-statistische Beschreibung der Fürstenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg. Braunschweig 1802. 2 Bde. mit Justizamtmann Bege zu Helmstädt.
Vollständiges Handbuch der neuesten Erdbeschreibung. Weimar 1819 ff. 24 Thle. mit Gaspari, Cannabich, Gutsmuths u. Uckert.
Genealogisch-historisch-statistischer Almanach. Ebendas. 1825 — 1829.

Außerdem hatte er großen Antheil an den: „Geographischen Ephemeriden," der: „Allgemeinen Encyclopädie" von Ersch und Gruber und andern hierher gehörigen Schriften.

Ein äußerst fleißiger, aber nicht immer gründlicher und genauer Statistiker und Geograph, dessen Schriften früher sehr viel gebraucht wurden, allmählig aber von besseren und exacteren Leistungen verdrängt werden.

Johann Heinrich Häßlein

ward den 21. Februar 1737 zu Nürnberg geboren und gelangte, obwohl früh genöthigt, sein Leben durch Abschreiben zu fristen, auf ungewöhnlichem Wege zu wissenschaftlicher Bildung und Ansehen. Er wurde Registrator und Rechnungssyndikus im Departement der Finanzen der Reichsstadt Nürnberg und starb daselbst den 24. October 1796.

Von ihm haben wir:

Hans Sachs Gedichte in einem Auszuge mit Worterklärungen. Nürnberg 1781 in 8.

Gemeinschaftlich mit Gräter:

Bragur, literarisches Magazin für Deutschland u. Leipzig und Breslau 1794, 3. Band.

Als Literärhistoriker und fleißiger Sammler hat H. manches Verdienst um die genauere Kenntniß älteren deutschen Literatur erworben.

Wilhelm Hauff

ward den 29. November 1802 zu Stuttgart geboren und nach seines Vaters frühem Tode seit 1809 von seiner Mutter in Tübingen erzogen, wo er bereits durch kleine Erzählungen sein Talent auszubilden begann. Nach gehöriger Vorbildung in der Klosterschule zu Blaubeu bezog er 1820 als Student der Theologie die Universität Tübingen, ward hierauf Hauslehrer bei dem Kriegsrath präsidenten von Hügel in Stuttgart und privatisirte da

daselbst, mit seinen belletristischen Studien beschäftigt. Nach einer Reise nach Paris und durch Norddeutschland übernahm er 1827 die Redaction des Morgenblattes, starb aber schon den 17. November 1827 zu Stuttgart.

Von ihm erschien:

Sämmtliche Schriften, geordnet und mit einem Vorworte versehen von G. Schwab. Stuttgart 1830. 1831. 36 Bdchen in kl. 16. mit H's. Portrait.

Einzeln:

Mittheilungen aus den Memoiren des Satan. Stuttgart 1826 — 1829. 3 Thle. in 8. Der 3. Theil von Wit, genannt van Dörring herausgegeben. 2. Ausg. der beiden ersten Theile. Ebendas. 1827.

Märchenalmanach für Söhne und Töchter gebildeter Stände. Stuttgart 1826 — 1828, 3 Jahrgänge in 12. 2. Aufl. Ebendas. 1832 — 1833 in 12. m. Kupfern.

Controverspredigt über H. Clauren und den Mann im Monde, gehalten vor dem deutschen Publikum. Ebendas. 1826 in 8.

Lichtenstein. Romantische Sage aus der Würtembergischen Geschichte. Ebendas. 1826. 3 Bde. gr. 12.

Phantasien im Bremer Rathskeller. Ebend. 1827.

Novellen. Ebendas. 1827 — 1828. 3 Bde. in 8.

Phantasien und Skizzen. Stuttgart 1828. gr. 12.

Unter dem Namen: H. Clauren:

Der Mann im Monde, oder der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme. Stuttgart 1825.

Ein begabtes, gewandtes Talent, mit reicher, gefälliger Phantasie, Geschmeidigkeit und glücklicher Laune neben echter, deutscher Innigkeit ausgestattet, wußte H. sehr schnell die Gunst des lesenden Publicums zu gewinnen, und schritt auf der eingeschlagenen Bahn mit um so größerm Erfolge weiter, als er einen hellen und klaren Blick für die poetische Seite der Zeitinteressen hatte, und diese in seinen Dichtungen wohl zu benutzen wußte. Leider entriß ihn der Tod zu früh seinen Freunden und Verehrern, die mit Recht noch manches Schöne von ihm hoffen durften, da jede seiner späteren Leistungen deutliche Beweise seiner Fortschritte lieferte. Zu seinen gelungensten Arbeiten gehören: „Lichtenstein": „das Bild des Kaisers" und vor Allem die echt deutschen originellen „Phantasien im Bremer Rathskeller"; — seine lyrischen Poesieen sind dagegen unbedeutend.

Das Bild des Kaisers*).

Erstes Bändchen.

1.

In dem Cabriolet des Eilwagens, der zweimal in der Woche von Frankfurt nach Stuttgart geht, reisten vor einigen Jahren an einem der schönsten Tage des Septembers zwei junge Männer. Der Eine von ihnen war erst eine Station hinter Darmstadt eingestiegen und hatte dem früheren Passagier schon beim ersten Anblick durch sein schmuckes Aeußere und den freundlichen Gruß, womit er sich neben ihn setzte, die Furcht, der Zufall möchte ihm eine unangenehme Nachbarschaft geben, völlig benommen. Der Fortgang der Reise bewies, daß er nicht unrichtig geurtheilt hatte, wenn er seinen Reisegefährten für einen wohlgezogenen, anständigen Mann hielt. Was er sprach, war, wenn nicht gerade heiter, doch offen und verständig; nicht selten sogar überraschten den Reisenden leicht hingeworfene Aeußerungen, Gedanken seines Nachbars, auf von seiner Bildung, gesellschaftlicher Erfahrung und einer Gelehrtheit zeugten, die er denn doch hinter dem etwas groben Jagdrock und der unscheinbaren Ledermütze nicht gesucht hätte. Ueberhaupt däuchte es diesem Reisenden, er müsse, je öfter er nach Süden vordrang, desto öfter und nicht ohne Beschämung im Lande und den Bewohnern Vorurtheile abbitten, die man in der Ferne vom Hörensagen, besonders in einem Alter von kaum zwanzig Jahren, so leicht annimmt.

Wie anders war ihm dieses Land im Brandenburgischen geschildert worden! Manche Reisende hatten zwar diese Bergstraße, dieses Neckarthal gelobt, doch erschien dann ihre Beschreibung matt und klein gegen die Wunder der Schweiz, zu welcher sie auf dieser Straße geeilt waren. Ueber die Bewohner war aber in seiner Heimath nur eine Stimme. Hier, bald hinter Darmstadt, fangen die Schwaben an, erzählte man dem jungen Reisenden in Berlin mit einem mitleidigen Blick auf die Karte, mit einem noch mitleidigeren auf ihn, der diese Länder besuchen wolle. Da geht alles gesellschaftliche Leben, alle Bildung aus; ein rohes, ungesittetes Volk, das nicht einmal gutes Deutsch sprechen kann. Und leider! nicht nur die untersten Klassen leiden an diesem Mangel, auch die besseren Stände haben einen Anstrich von eingeschränktem, ungalantem Wesen und reden so elendes Deutsch, daß sie vor Fremden, um nicht erröthen zu müssen, französisch sprechen. Das war der Reisepfennig, den man ihm nach Schwaben mitgab, und in dem jungen und romantischen Kopf des jungen Brandenburgers hatten diese Sagen sich endlich während der schönen Muße, die ihm die Sandkunststraßen und die schnapsenden Postillons seines Vaterlandes gönnten, so sonderbar gestaltet, daß er sich selbst wie einer jener wohlerzogenen jungen Herren in einem Scottischen Roman erschien, die von den wehmüthigen Erinnerungen an die feinsten Zirkel, an Theater und alle Genüsse der großen Welt erfüllt, von London ausreisen, um das Hochland und seine barbarischen Bewohner zu besuchen.

Doch, als die herrliche Welt jener Berge voll Obst und Wein und jene gesegneten Thäler sich vor seinen Blicken aufthaten, als die schönen Dörfer mit ihren rothen Dächern, mit ihren reinlichen, fröhlichen Menschen seinem erstaunten Auge sich zeigten, als da und dort zwischen prachtvollen Buchenwäldern eine alte Burg und ein Schloß mit schimmernden Fenstern auftauchte, da fiel er beinahe in das andere Extrem; er strömte über von Lob und Bewunderung und bemitleidete die arme, flache Mark, ihren kahlen Sandboden, ihre mageren Tannen und ihre bleichen Bewohner, von welchen vielleicht Tausende aus dem Leben gingen, ohne nur eine jener üppigen Trauben gesehen zu haben, die hier in unendlicher Fülle durch das grüne Laub schimmerten, und ein schwacher Trost für seinen Patriotismus war, daß die Natur seine Landsleute durch höhere Einsicht, eine wohllautendere Sprache und feinere Bildung in Etwas wenigstens entschädigt habe.

Der junge Mann an seiner Seite schien übrigens, obgleich man seiner Sprache den südlichen Accent anfühlte, die Gesetze des Anstandes nicht minder gut zu verstehen als der Brandenburger; zum mindesten verrieth keine seiner Fragen Neugierde, über dessen Stand, Vaterland und Reisezweck etwas zu erfahren, er benahm sich zuvorkommend, aber würdig, schien geneigter zu antworten als zu fragen, und übernahm es, ohne sich dadurch belästigt zu fühlen, den Fremden über Namen und Geschichte der Burgen und Städte, die ihm auffielen, zu unterrichten.

So ruhig und kalt übrigens der junge Mann im Jagdkleid über diese Dinge Aufschluß gab, so waren es doch zwei Punkte, über welche er wärmer und länger sprach. Einmal, als sein Nebensitzer über die gute Gesellschaft in Schwaben einige seiner sonderbaren Begriffe preisgab, sah ihn der Grüne mit Verwunderung an, fragte ihn auch, ob er vielleicht auf einem andern Wege schon früher in Schwaben gewesen sey, und als jener es verneinte, erwiederte er:

„Ich weiß, man macht sich hin und wieder, besonders in Norddeutschland, sonderbare Begriffe von uns. Ob mit Recht, mögen Sie selbst entscheiden, wenn Sie einige Zeit in unserer Mitte verweilt haben. Doch möchte ich Ihnen rathen, zuvor etwas unbefangener die mögliche Quelle solcher Urtheile zu betrachten. Ich gebe zu, daß eine gewisse nachtheilige Ansicht über mein Vaterland seit Jahrhunderten besteht; zum mindesten sind die Schwabenstreiche nicht erst in unseren Tagen bekannt geworden. Doch scheint ein großer Theil dieser überwitzigen Dinge aus einer gewissen Eifersucht der Volksstämme hervorzugehen, und aus der Kleinstädterei, die von jeher in unserem lieben Deutschland herrschte. In Schwaben z. B. erzählt man alle jene Sonderbarkeiten, die Andere uns aufbürden, von den Oestreichern; daß aber dieses Vorurtheil selbst in neueren Zeiten, selbst durch die Fortschritte der Kultur und das regere gesellige Leben nicht geschwächt wurde, hat zwei wichtige Gründe, die größere Schuld aber liegt nicht auf der Seite von Süddeutschland."

„Bitte!" rief der Brandenburgische Reisende etwas ungläubig, „ich sollte doch nicht denken —"

„Man beurtheilt unsere Sitten nach meinen Landsleuten, die man in Norddeutschland sieht. Wenn nun diese auch die vernünftigsten Menschen wären, es würden ihnen doch zwei Mängel anhängen, die sie in Ihren Augen in Nachtheil setzen. Einmal die Sprache —"

*) Aus: Wilhelm Hauff's sämmtlichen Schriften. 14. Bdchen. Stuttgart 1830.

„Bitte!“ erwiederte sein Gefährte verbindlich. „Nicht alle, Sie zum Beispiel drücken sich allerliebst aus.“

„Ich drücke mich aus, wie ich denke, und so macht es ein guter Theil meiner Landsleute auch; weil wir aber die Diphthongen anders aussprechen als ihr, die Endsylben entweder nach unserer alterthümlichen Form ändern, oder im Sprechen übereilen, klingt euch unsere Sprache auffallend, hart, beinahe gemein. Die meisten Schwaben, die Sie bei sich sehen, sind junge Männer, die von der Universität kommen und die Anstalten in Norddeutschland besuchen, oder Kaufleute, die ihr Handelsweg dahin führt. Diesen Menschen legen nun Ihre Landsleute durchaus ihren eigenen Maasstab an und thun sehr Unrecht daran. In Ihrem Lande wird den äußern Formen und dem Benehmen des Knaben und des Jünglings einige geschenkt, er wird sehr bald in die geselligen Kreise gezogen; bei uns findet dieß vielleicht erst um acht oder zehen Jahre später statt.“

„Nun das ist es ja gerade, was ich sagte,“ entgegnete jener; „diese Formen gewinnt Keiner durch sich selbst, und dies ist also ein Fehler Ihrer Erziehung —“

„Vorausgesetzt, daß jene Formen wirklich so trefflich, daß sie das sind, was dem zukünftigen Bürger eines Staates vor Allem als nützlich und nothwendig einzuimpfen ist.“

„Das soll es ja nicht! aber so auf dem Wege mitnehmen kann er sie doch wohl,“ meinte der Fremde.

„Wenn er sie nur so mitnimmt, verliert er sie auch gelegentlich,“ erwiederte der Schwabe. „Doch das ist nicht der Punkt, wovon wir sprechen. Ich behaupte nur, man hat in Norddeutschland Unrecht, unsere Sitten und unsere Gesellschaft nach Leuten zu beurtheilen, die der Gesellschaft eigentlich noch nicht angehört hatten, die vielleicht in die Welt geschickt wurden, um ihre Sitten abzuschleifen. Oder wollten Sie nach einigen jungen Gelehrten, die gerade aus der Studierstube zu Ihnen kamen und sich vielleicht ungeschickt in Sprache und Manieren zeigten, die Landsleute dieser Menschen beurtheilen?“

„Gewiß nicht, aber gestehen Sie selbst, man hört doch selbst von der guten Gesellschaft in Schwaben so sonderbare Gerüchte, von ihren Sitten und Gebräuchen, von ihren Frauen und Mädchen.“

„Vielleicht kaum so sonderbar,“ versetzte der Jäger lächelnd, „als man bei uns von den Sitten Ihrer Damen hört; denn unsere Mädchen stellen sich die norddeutschen Damen gewiß immer mit irgend einem gelehrten Buch in der Hand vor. Die zweite Quelle des Irrthums über mein Vaterland sind aber Ihre reisenden Landsleute und die eigenthümlichen Verhältnisse unseres Familienlebens. In Norddeutschland fällt es nicht schwer, in Familienkreisen Zutritt zu bekommen, durch einen Bekannten zehn zu erwerben. In Schwaben ist das anders: man ist heiter, gesellig unter sich, der Fremde wird als etwas Fremdes angestaunt, aber eher vermieden als eingeladen, doch werden Sie für diese scheinbare Kälte immer eine Entschädigung finden. Ihre Landsleute öffnen die Thür, aber selten das Herz; meine Schwaben sind vorsichtiger, aber sie schließen sich an den, welchen sie liebgewonnen, mit einer Herzlichkeit an, die Sie bei künstlichen verfeinerten Sitten umsonst suchen.“

„Und also liegt eine zweite Quelle unserer Vorurtheile,“ fragte der Fremde „darin, daß meine Landsleute eigentlich gar nicht in Ihren Kreisen einheimisch wurden?“

„Gewiß!“ sagte der Nachbar. „Lernen Sie, wenn Ihnen das Glück wohl will, in die Kreise unserer bessern Stände zu kommen, lernen Sie uns näher kennen, lassen Sie sich nicht durch Ihre eigenen Ansichten über Leben und Sitte durchaus leiten, und Sie werden ein gutes, herzliches Völkchen finden, gebildet genug, um, wenn man nur die rechte Saite anschlägt, sich mit den Gebildetsten zu messen, vernünftig genug, um die Gränzen guter Sitten fest zu halten, und das Lächerliche der Unsitte zu belächeln.“

Der Fremde aus der Mark lächelte. „Er liebt sein Land,“ dachte er, „und er vertheidigt es mit Wärme, weil er es nicht sinken lassen will oder Besseres nie gesehen hat.“ Er entschuldigte bei sich die warme Vertheidigung des Schwaben, aber dennoch konte er es sich nicht versagen, einen kleinen Triumph über jenen zu feiern. Er machte ihn mit der Geläufigkeit der Zunge und jener Uebung, über ein Nichts schnell und vieles zu sprechen, — die man im Norden unseres Vaterlandes häufiger als im Süden treffen soll — auf andere große Vorzüge aufmerksam, welche die nördlichen Provinzen Deutschlands vor den südlichen voraushaben. Er zählte immer zwanzig Schriftsteller und Dichter seiner Heimath gegen einen im Süden, und der Schwabe konnte endlich dem Schwall seiner Beredsamkeit nur dadurch Einhalt thun, daß er, als sie um eine Ecke der Landstraße bogen, auf die erhabenen Ruinen von Heidelberg hinwies; der Fremde betrachtete sie staunend und mit Entzücken. Ihre röthlichen Steinmassen waren von der flutenden Herbstsonne noch höher geröthet, und der Abend ließ die Bäume und Gesträuche, die in den verfallenen Mauern wachsen, im dunkelsten, wundervollsten Grün erscheinen. Durch die hohen, offenen Fensterbogen blickte der schwärzliche Wald hervor, den Gipfel des Berges umzog jener duftige Schleier, welcher allen Gegenständen so eigenen geheimnißvollen Reiz verleiht, und von oben herab spiegelten sich die röthlichen Abendwölkchen und der dunkelblaue Himmel in den Fluthen des Neckars.

„Und haben Sie solche Poesie in der Mark?“ fragte der Jäger mit gutmüthigem Lächeln.

Der Fremde schien es nicht zu hören, unverwandt hingen seine Blicke an diesem reizenden Schauspiel, er mochte fühlen, daß es sich an solchen Stellen über Poesie nicht gut streiten lasse.

Nach diesem Vorfall kehrte übrigens auf dem Gesicht des Jägers die vorige Ruhe und Unbefangenheit zurück; er stritt über keinen Gegenstand, schien sogar über manche Dinge sich behutsam auszudrücken.

Als aber das Gespräch unter den beiden Reisenden, da die hereinbrechende Nacht ihre Aufmerksamkeit auf die Gegend hemmte, auf einige neuere Ereignisse und auf Politik kam, schien es dem jungen Mann aus der Mark, obgleich er die Züge seines Nachbars nicht mehr gut unterscheiden konnte, sein Athem gehe schneller, seine Rede werde wärmer, kurz, man habe einen Punkt der Unterredung getroffen, welcher für den Schwaben von hohem Interesse sey. Man sprach von der Gestalt und der innern Kraft Deutschlands. Mit einer gewissen Erbitterung zog jener eine Parallele zwischen Jetzt und Sonst, die nicht gerade zum Vortheil der neueren Zeit ausfiel. Der Fremde, dessen Grundsätze im Ganzen nicht mit diesen Ansichten übereinstimmen mochten, gab ihm dennoch, nicht ohne einiges Selbstgefühl, die letzten Sätze zu. Unglücklicher Weise sing er seinen Satz: „Ich bin ein Preuße“ an, und trieb dadurch unwillkührlich den Unmuth des jungen Mannes noch mehr auf. Denn dieser vergaß nun jede Rücksicht der Klugheit; mit einer Beredsamkeit, die an jedem andern Orte dienlich gewesen wäre, suchte er seine Meinung durchzuführen, und Nichts war ihm zu hoch, das er nicht mit seinem eigenen Maasstab gemessen hätte. Der Preuße, der solche Leute nur vom Hörensagen und unter dem gefährlichen Namen „Köpenicker“ kannte, erschrak über diese Aeußerungen. Konnte nicht der Postillon, konnte nicht ein Passagier im Bauch des Wagens diese Reden vernommen haben! Spandau, Köpenick, Jülich und alle möglichen feſten Plätze schwebten vor seiner aufgeregten Phantasie, und das beste Mittel, seinen Nachbar zum Stillschweigen zu bringen, schien ihm, wenn er sich in die Ecke drückte und sich schlafend stellte.

2.

Als die beiden Reisenden am Morgen nach dieser gefährlichen Nacht erwachten, sahen sie in geringer Entfernung die Thürme von Heilbronn aus dem Nebel tauchen. „Hier endet meine Fahrt,“ sagte der Herr im grünen Rock, indem er auf die Stadt deutete, „und Ihnen danke ich es,“ setzte er mit einem freundlichen Blick auf seinen Nachbar hinzu, „daß ich dießmal diesen Wagen ungern verlasse. Wie angenehm wäre mir noch ein Tag in Ihrer Gesellschaft vergangen!“

„Dies ist mein Loos schon seit vierzehn Tagen gewesen,“ erwiederte der Brandenburger. „Der enge Raum macht nachbarlich; Menschen, welche vielleicht in einer größern Stadt, selbst wenn sie Zimmernachbarn gewesen wären, Jahre lang unter sich kein Wort gewechselt hätten, treten sich nahe durch den so natürlichen Drang nach Mittheilung. Der Platz an meiner Seite wechselte öfter, als in einer Schlacht, doch darf ich mir Glück wünschen, Sie wenigstens so lange zu meinem Nachbar gehabt zu haben, denn so bin ich auf die angenehmste Weise in Ihr Vaterland eingeführt worden.“

„Werden Sie länger in Würtemberg verweilen?“

„Ich besuche Verwandte meiner Mutter,“ erwiederte der Fremde; „je nachdem sie und die Residenz mir gefallen, werde ich länger oder kürzer verweilen.“

„Wir werden uns schwerlich wieder sehen,“ sagte der Grüne, „ich wüßte wenigstens nicht, was mich nach Stuttgart treiben sollte. Vergessen Sie aber nie, was ich Ihnen über den Charakter meiner Landsleute sagte. Können Sie nach ihrer Denkungsart, nach ihren Sitten sich ein wenig richten, so werden Sie überall gesucht und willkommen seyn. Unsern Damen sind Sie dann als Fremder nur um so interessanter und unsern Männern — nun da kömmt es immer auf den Zirkel an, in welchem Sie leben; nur müssen Sie,“ setzte er mit einem Lächeln hinzu, das zwischen Ironie und gutmüthiger Freundlichkeit schwebte, „nie zu deutlich und fühlbar machen — —“

„Nun?“ rief der Fremde erwartungsvoll, als jener innehielt

„Daß Sie kein Deutscher, sondern ein Preuße sind.“

Das schmetternde Horn des Postillons und das Rasseln des schweren Wagens auf dem Steinweg übertönte die Antwort des Fremden. Den Passagieren ward in dieser Stadt eine kleine Rast vergönnt, und der Fremde wollte seinen Nachbar vom Eilwagen noch einmal zum Frühstück einladen. Doch schon unter der Thüre des Posthauses überreichte diesem ein alter Reitknecht mehrere Briefe; er riß den einen hastig, erröthend auf, und sein Reisegefährte bemerkte im Vorübergehen, daß es die Handschrift einer Dame sey. Der Fremde trat etwas verstimmt in dem Wirthshaus an's Fenster; er sah den Jäger angelegentlich mit seinem Diener sprechen und bald darauf führte man zwei schöne Pferde vor. In demselben Augenblick trat der grüne Herr eilends in den Saal, seine Augen suchten und fanden den Reisegefährten, er trat zu ihm, doch nur um schnell, aber herzlich von ihm Abschied zu nehmen; und so konnte ihn der Brandenburger zu seinem großen Verdruß nicht einmal nach dem Haus und der Familie Käthchens von Heilbronn fragen, eine Frage, die er sich unter seinen Reisenotizen aufgezeichnet und doppelt unterstrichen hatte. Doch der Anblick des Jägers, wie er sich so leicht in den Sattel des schönen, stolzen Pferdes schwang, wie er so majestätisch über den Markt hinsprengte, söhnten ihn mit der beinahe unhöflichen Hast aus, womit jener von ihm Abschied genommen hatte. Er gestand sich, selten eine so wohlgebaute Gestalt mit einem so schönen, ausdrucksvollen Gesicht vereint gesehen zu haben.

„Wer war dieser Herr im grünen Kleid?“ fragte er den Kellner, der am andern Fenster dem Reiter nachblickte.

„Mit dem Namen kann ich nicht dienen,“ antwortete jener; „ich weiß nur, daß man ihn „Herr Baron“ nennt, daß sein Vater einige Stunden von hier am Neckar Güter hat, und daß sie sehr reich seyn sollen; in die Stadt kömmt er selten.“

Nicht ganz zufrieden mit dieser Erklärung setzte sich der junge Mann wieder in den Wagen. Sein Vater, der früher einmal in diesem Lande gewesen war, hatte ihm so viel Sonderbares von schwäbischen Baronen erzählt, daß er in seinem liebenswürdigen und gewandten Reisegefährten keinen solchen vermuthet hätte. Sein neuer Nachbar, der ihm in der ersten Viertelstunde vertraute, daß er ein Hopfenhändler aus Baiern sey, machte ihm den Verlust, den er erlitten, nur um so fühlbarer, und da er am Hopfenbau wenig Unterhaltung fand, beschäftigte er sich damit, über den Charakter des jungen Mannes, der ihn verlassen hatte, nachzudenken, und dann noch einmal alle Erwartungen und Hoffnungen zu durchlaufen, die er sich von seinen Verwandten, zu welchen er reiste, gemacht hatte. Von dem Oheim versprach er sich für seine Unterhaltung wenig; er mußte nach seiner Berechnung ein vorgerückter Sechziger seyn; mürrisch, ungesellig und eigensinnig hatte ihn sein Vater schon vor fünf und zwanzig Jahren gekannt, und solche Eigenschaften pflegen sich im Alter nicht zu verbessern. Desto mehr versprach sich der junge Mann von Fräulein Anna, seiner Cousine. Von einem seiner Freunde, der längere Zeit in Schwaben gelebt hatte, war sie ihm als eine Zierde dieses Landes genannt worden. Ein angenehmes, trauliches Verhältniß von fünf bis sechs Wochen schien ihm ganz wünschenswerth, und so eifrig war seine Berechnung der Mittel, die ihm zu Gebot standen, sich liebenswürdig zu zeigen, so gewiß war er sich des Eindrucks bewußt, den seine Person, sein Wesen unfehlbar machen müsse, für so leicht zu erobern hielt er das Herz eines Fräuleins in Schwaben, daß ihm nicht einmal der Gedanke kam, die schöne Cousine Anna könne sich vielleicht schon versehen haben.

Er ließ sich, in der Residenz angekommen, sogleich nach dem Hause führen, wo sein Oheim sonst gewohnt hatte,

> aber mit dem Donnerworte
> ward ihm aufgethan:
> die Du suchest —

wohnen schon seit langer Zeit auf einem Landgut, sie werden auch im nächsten Winter nicht zurückkehren, und selbst dieß Haus gehört ihnen nicht mehr eigen.

Der Reisende aus Brandenburg war schnell entschlossen. Er benützte diesen Tag, um sich die freundliche Stadt zu betrachten, und eilte dann denselben Weg, welchen er hergekommen war, zurück, nach dem untern Neckarthal, wo der Landsitz seines Oheims lag.

Je näher er dieser reizenden Gegend kam, desto angenehmer war es ihm, daß er einige Wochen auf dem Lande zubringen sollte. Er wußte aus eigener Erfahrung, daß man auf dem Lande, abgeschnitten von den Zerstreuungen der Stadt und jener Formen enthoben, die man dort für schön und nothwendig, hier für überflüssig und lästig hält, schnell bekannt und befreundet wird, daß man sich, auf eine kleine Gesellschaft beschränkt, schneller nahe rückt. — Etwa eine Stunde von dem Gut bog der Weg von der Hauptstraße ab. Der Kutscher, den er gemiethet hatte, deutete auf einen Fußpfad, der in den Wald lief; der Fahrweg wende sich um den ganzen Berg her, sagte er, doch auf diesem Pfad könne man zu Fuß in bei weitem kürzerer Zeit zum Schloß Thierberg hinaufgelangen. Der junge Mann stieg aus; er war bisher auf einem Bergrücken gefahren, sah nun eine mäßige, mit Wald bewachsene Anhöhe vor sich, und schloß, weil er gehört hatte, das Schloß seines Oheims liege im Neckarthal, man müsse von dieser Höhe eine weite Aussicht in das Thal genießen. Er ließ den Wagen weiter fahren und stieg den Seitenpfad hinan. Ein Wald von prachtvollen Buchen nahm ihn auf. Nie hatte er diesen Baum so kräftig, so majestätisch gesehen, zwischen durch erblickte er hie und da Eichen und schöne Eschen und zu seiner nicht geringen Verwunderung Waldkirschbäume von ungewöhnlicher Höhe. Nach und nach wurde ihm das Steigen schwerer; der Berg schien sich auf einmal steiler zu erheben, und er war oft versucht, die unbequeme Eleganz zu verwünschen, in welche ihn sein Berliner Schneider gekleidet hatte. Endlich hatte er den Gipfel erreicht, aber noch öffnete sich keine Aussicht. Die Bäume schienen dichter zu werden, je mehr sich der Pfad wieder senkte, und als sich, um seine Ungeduld zu vermehren, der kleine Pfad in zwei noch kleinere theilte, die nach verschiedenen Richtungen liefen, schmähte er auf den Kutscher und auf seine eigene Thorheit, die ihn verleitet hatten, in einem fremden Wald sich zu verirren. Er schlug endlich den Weg rechts ein und sah, nachdem er einige hundert Schritte gegangen war, zu seiner großen Freude ein buntes Kleid durch das Laub schimmern.

Er verdoppelte seine Schritte und war nicht wenig betroffen, als er plötzlich vor einer jungen Dame stand, die im Schatten einer alten Eiche auf einer Bank saß. Sie hatte ein Buch in der Hand, von welchem sie, als sein Schritt in den abgefallenen Blättern rauschte, langsam und ruhig ihre schönen Augen erhob; doch auch sie schien betroffen, als es ein junger, städtisch gekleideter Herr war, den sie in dieser Einsamkeit vor sich sah; sie erröthete flüchtig, aber sie senkte ihren Blick nicht, der fragend an dem unerwarteten Besuch hing. Der junge Mann verbeugte sich einigemal, ehe er recht wußte, was er sagen sollte. „Ist wohl das schöne Mädchen Cousine Anna?“ war Alles, was er in diesem Augenblick zu denken und sich zu fragen vermochte, und erst als er sich diese Frage schnell bejaht hatte, trat er näher zu der jungen Dame, die indessen ihr Buch schloß und von ihrem Bänkchen aufstand. „Bitte um Vergebung,“ sagte er, „wenn ich Sie gestört haben sollte; ich fürchte, von dem Wege abgekommen zu seyn. Kann ich hier nach dem Schloß des Herrn von Thierberg kommen?“

„Auf diesem Fußpfad nicht wohl, wenn Sie hier nicht bekannt sind,“ erwiederte sie mit einer klangvollen Stimme; „Sie haben oben einen Fußpfad links gelassen, der nach dem Schloß führt.“ Sie verbeugte sich nach diesen Worten, und der junge Mann ging seinen Weg zurück; doch kaum hatte er einige Schritte gemacht, so zog ihn ein unwiderstehliches Gefühl zurück. Das schöne Mädchen stand noch einmal von ihrem Sitz auf, als sie ihn zurückkehren sah, doch dießmal schien Bestürzung ihre Wangen zu färben, und eine gewisse Aengstlichkeit blickte aus ihren großen Augen. Auf die Gefahr hin, für unbescheiden zu gelten, fragte der Reisende, ob er vielleicht die Ehre gehabt habe, mit Fräulein von Thierberg zu sprechen?

„Ich heiße so,“ antwortete sie etwas befangen.

„Eh bien, ma chère cousine!“ sagte er lächelnd, indem er sich artig verbeugte; „so habe ich das Vergnügen, Ihnen Vetter Rantow vorzustellen.“

„Wie, Vetter Albert!“ rief sie freudig, „so haben Sie endlich doch Wort gehalten? Wie wird sich der Vater freuen! Und was macht Onkel und die liebe Tante, und wie sind Sie gereist?“ So drängte sich eine Frage nach der andern über die schönen Lippen, und Vetter Rantow fand, verloren in sein Glück, eine schöne Muhme zu besitzen, keine Worte, alle nach der Reihe zu beantworten. Wie reizend, wie naiv klang ihm die Sprache! Er konnte nicht sagen, daß sie gegen irgend eine Regel des Styls gesündigt hätte, und doch däuchte es ihm, es seyen ganz andere Worte, ganz andere Töne, als die er in seinem Vaterland gehört hatte. Er fühlte, er sey zu schnell gereift, als daß er allmählig auf diesen Kontrast vorbereitet worden wäre.

„Dieß ist mein Lieblingsspaziergang,“ sagte sie, indem sie langsam neben ihm herging. „Zwar ist der Weg im Thal noch angenehmer, der Neckar macht schöne Windungen, alte Burgen schmücken die Höhen — und die unsrige spielt dabei nicht die schlechteste Rolle, wenigstens was das Alterthum betrifft — Dörfer und sogar ein Städtchen sieht man Thal auf und ab; aber der Rückweg in's Schloß hinauf ist dann so steil

und mühsam, und auf der Straße gehen mir zu viel Leute. Der Wald hier liegt nicht höher als das Schloß, in einem halben Stündchen geht man herüber und ist dann so köstlich einsam, als säße man in seinem Boudoir bei verschlossenen Thüren."

„Bis dann der Zufall einen Vetter aus Preußen hereinwehen muß, der die köstliche Einsamkeit stört," unterbrach sie Rantow.

„Im Ganzen genommen," fuhr sie fort, „ist es im Schloß gerade auch nicht geräuschvoll. Es ist so einsam als irgend ein bezaubertes Schloß in Tausend und eine Nacht. Außer der Dienerschaft und im hintern Flügel dem Amtmann, den man nie zu sehen bekömmt, sind wir, der Vater und ich, die einzigen Bewohner; ja die Einsamkeit im Schloß ist oft so schrecklich und traurig, daß ich mich lieber in die Waldeinsamkeit flüchte, wo das Rauschen der Bäume und der Gesang der Vögel doch noch einiges Leben verkünden."

3.

Ueberrascht stand der junge Mann stille, als sie aus dem dichten Holz durch eine Wendung des Weges auf einmal dem Schloß gegenüberstanden. Die Bewohner des südlichen Deutschlands sind von Jugend auf an Anblicke dieser Art gewöhnt. Man trifft in Franken und Schwaben selten ein Thal von der Länge einiger Stunden, in welches nicht eine Burg oder zum mindesten ein gebrochener Thurm und ein halbes Thor herabschauten. Die natürliche Beschaffenheit des Landes, die vielen Berge und kleinen Flüsse, überdieß die eigenthümliche Verfassung des zahlreichen Landadels begünstigten oder nöthigten in früherer Zeit zu diesen befestigten Wohnungen. Aber der Norden unseres Vaterlandes trägt weniger Spuren dieser alten Zeit; die weiten Ebenen boten keine so natürliche Befestigung, wie die Felsen und Gebirgsausläufer des Süden, und hatte auch hier und dort eine solche Veste im platten Land gestanden, so war sie nur desto schneller dem Verfall und der Zerstörung preisgegeben. Die Nachbarn theilten sich brüderlich in die theuren Steine, und ihr Gedächtniß verwehte der Wind, der über die Ebene hinstrich. Darum war es dem jungen Mann aus der Mark ein so überraschender Anblick, sich in solcher Nähe einer dieser alterthümlichen Burgen gegenüberzusehen, um so überraschender, da er durch diese düsteren, tiefen Thore als Gast einziehen, in jenem alterthümlichen Gemäuer wohnen sollte. Doch bald erfüllte kein anderer Gedanke mehr als der malerische Anblick, der sich ihm darbot, seine Seele. Der alte schwärzlich graue Wartthurm war auf der Mittagsseite von oben bis in den Graben hinab mit einem Mantel von Epheu umhängt. Aus den Ritzen der Mauer sproßten Zweige und grüne Ranken, und um das Thor zog sich ein breites Rebengeländer, dessen zarte Blätter und Fasern sich mit sanfter Gewalt um die rostigen Angeln und Ketten der Zugbrücke geschlungen hatten. Zur rechten Seite des Schlosses hinderte der dunkle Wald die Aussicht, aber links, an den hohen Mauern vorüber tauchte das Auge hinab in die Tiefe des schönen fruchtbaren Neckarthals, schweifte hinauf, den Fluß entlang, zu Dörfern und Weilern und weit über die Weinberge hin nach fernen blauen Gebirgen.

„Das ist unser Thierberg," sagte das Fräulein; „es scheint, die Gegend habe einigen Reiz für Sie, Vetter, und ich möchte Ihnen wahrlich rathen, recht oft aus dem Fenster zu sehen, um vor unserer Einsamkeit und diesem häßlichen alten Gemäuer nicht zu erschrecken!"

„Ein häßliches Gemäuer nennen Sie diese alte Burg?" rief der Gast; „kann man etwas Romantischeres sehen, als diese Thürme mit Epheu bewachsen, diesen Thorweg mit den alten Wappen, diese Zugbrücke, diese Wälle und Graben? Glaubt man nicht das Schloß von Bradwardine oder irgend ein anderes aus Scottischen Romanen zu sehen? Erwartet man nicht, ein Sickingen, ein Götz werde uns jetzt eben aus dem Thor entgegentreten —"

„Für dießmal höchstens ein Thierberg," erwiederte das Fräulein lachend, „und auch von diesen spuckt nur noch einer in den fatalen Mauern. Dergleichen Thürme und Zinnen liebe ich ungemein in einem Roman oder in Kupfer gestochen, aber zwischen diesen Mauern zu wohnen, so einsam, und Winters, wenn der Wind um diese Thürme heult und das Auge nichts Grünes mehr sieht, als jenen Eppich dort am Thurme — Vetter! mich friert schon jetzt wieder, wenn ich nur daran denke. Doch kommt, Herr Ritter, das Burgfräulein will Euch selbst einführen."

Der düstere, schattenreiche Hof, in welchen sie traten, kühlte etwas die warme Begeisterung des Gastes. Er sah sich flüchtig um, als sie hindurchgingen, und bemerkte, daß der Platz für ein Turnier denn doch nicht groß genug gewesen seyn müsse, erschrack vor einem halb zerstörten Thurm, dessen Rudera drohend über die Mauer hereingingen, erstaunte über den scharfen Zahn der Zeit, der in die dicke Mauer mächtige Risse genagt und dem Auge eine freie Aussicht in das Thal hinab geöffnet hatte, und gab in seinem Herzen schon auf den ausgetretenen Stufen der Wendeltreppe, wo ein heftiger Zugwind durch schlecht verwahrte Fenster blies, der Bemerkung seiner Cousine über die Wohnlichkeit des Hauses vollkommen Beifall. Sechs bis acht Hunde begrüßten in einer großen, mit Backsteinen gepflasterten Halle das Fräulein mit freundlichem Klaffen und Wedeln, und ein gefesselter Raubvogel, der in einer Ecke auf der Stange saß, stieß ein unangenehmes Geschrei aus und schwenkte die Flügel. „Das ist nun unsere Antichambre, unser Hofgesinde," sagte Anna, indem sie lächelnd auf die Thiere zeigte; „verwünschte Prinzen und Prinzessinnen, die Sie entzaubern können. Doch lassen Sie uns jetzt eintreten," setzte sie nach einer Weile ernster hinzu, „in diesem Zimmer ist der Vater."

Sie öffnete eine hohe, schwere Flügelthüre, und durch das altfränkisch ausstaffirte Gemach fiel der Blick des Jünglings auf einen alten Mann, der in einer tiefen Fensterwölbung saß, wie es schien, in ein Zeitungsblatt vertieft. Bei dem Gruß seiner Tochter sah er sich um, und als er den Fremden erblickte und Anna seinen Namen nannte, stand er auf und ging ihm langsam, aber festen Schrittes entgegen. Mit Bewunderung sah sein Neffe die hohe, gebietende Gestalt, die ihn unwillkührlich an jenen Wartthurm dieser Burg erinnerte, den so viele Jahre nicht einzustürzen vermochten, und dessen Alter nur der Epheu anzeigte, der sich an ihm emporgeschlungen hatte. Zwar hatte die Zeit in diese fünfundsechzigjährige Stirn Furchen gegraben, um die Schläfe fielen dünne graue Haare und der Bart und die Augenbrauen waren silberweiß geworden, aber das Auge leuchtete noch ungetrübt, und der Nacken trug den Kopf noch so aufrecht, wie in jugendlicher Kraft, und die Hand gab einen beinahe kräftigeren Druck, als der Neffe zu erwiedern vermochte.

„Bist willkommen in Schwaben," sagte er mit tiefer, kräftiger Stimme; „'s war ein vernünftiger Einfall meiner Frau Schwester, daß sie dich heraus schickte; mach Dir's bequem; setz' Dich zu mir an's Fenster, und Du, Anna, bringe Wein."

So war der Empfang auf Thierberg; so herzlich und offen er aber auch seyn mochte, so konnte doch der junge Mann mehrere Stunden lang ein gewisses unbehagliches Gefühl nicht verdrängen. Er hatte sich den Oheim ganz anders gedacht; er glaubte nach der Beschreibung, die ihm sein Vater gemacht hatte, einen rauhen, aber fröhlichen alten Landjunker zu finden, der seine Hasen hetzt, mit Laune die Händel seiner Bauern schlichtet, von seinen Kleppern gerne erzählt und zuweilen mit seinen Freunden und Nachbarn ein Glas über Durst trinkt; er bedachte nicht, wie fünfundzwanzig Jahre und eine so verhängnißvolle Zeit, wie die, welche dazwischen lag, auf diesen Mann gewirkt haben konnten. Das ruhige, ernste Auge des Oheims, das prüfend auf seinen Zügen zu ruhen schien, die ungesuchten, aber gründlichen Fragen, womit er den Neffen über sein bisheriges Leben und Treiben in's Gebet nahm, das ironische Lächeln, das hie und da bei einer Aeußerung des jungen Mannes um seinen Mund blitzte, dieß Alles, und der ganze gewichtige Wesen des Alten imponirten ihm auf eine Weise, die ihm höchst unbequem war; er konnte sich kein Herz fassen, den Oheim eben so traulich zu behandeln, wie jener ihn, er kam sich vor wie ein angehender Staatsdiener, dem ein Minister Audienz giebt, und es war dieß zu seinem nicht geringen Verdruß das zweite Mal, daß er sich über die Landjunker in Schwaben getäuscht sah.

Auch seine Base erschien ihm ganz anders, als er sie gedacht hatte. Er fand zwar alle jene liebenswürdige Natürlichkeit, jenes unbefangene, ungesuchte Wesen, was man ihm an den Töchtern dieses Landes gerühmt hatte, aber diese Unbefangenheit schien nicht aus Unwissenheit, sondern aus einem feinen, sichern Takt hervor zu gehen, und was sie sprach, zeugte von einem so vortrefflich gebildeten Geist, daß ihre Natürlichkeit nur darin zu bestehen schien, daß sie alles Geistreiche, sey es witzig oder erhaben, wie etwas Natürliches, Angebornes vorbrachte, daß es nie als etwas Erlerntes, als etwas Gesuchtes erschien. Am ärgerlichsten war es ihm, daß sie ihn schon nach den ersten Stunden zu durchschauen schien; die ausgesuchten Artigkeiten, die er ihr sagte, zog sie in's Komische, den feineren Komplimenten wich sie auf unbegreifliche Art aus, wollte er ihr nur den zarten, in Berlin gebildeten jungen Mann zeigen, so nannte sie ihn gewiß immer Herrn von Rantow. Und dennoch mußte er sich gestehen, daß er nie so viel Harmonie der Bewegung, der Miene, der Geste und der Stimme gesehen habe; ihr ganzes Wesen erschien ihm wie das Hauskleid, das sie jetzt eben trug. Es war einfach und von bescheidenen Farben, und dennoch kleidete es ihre feine,

schlanke Gestalt mit jener geschmackvollen Eleganz, die auch dem anspruchlosesten Gewand einen geheimnißvollen Zauber verleiht; ein Toilettengeheimniß, worüber, so viel der junge Mann sich erinnerte, noch nie ein Modejournal Aufschluß gab, und das ihm mehr das Zeichen und Symbol einer harmonischen Seele, als die Folge einer sorgfältigen Erziehung zu seyn schien.

Dieselbe Uebereinstimmung glaubte er zwischen dem alten Herrn und dem Gemach zu finden, in welches er zuerst geführt worden war. Es war der verblichene Glanz eines früheren Jahrhunderts, was ihm von den Wänden und Hausgeräthen entgegen blickte. Die schweren gewirkten Tapeten, mit Leisten befestigt, die einst vergoldet waren und deren Farbe jetzt in's Dunkelbraune spielte; die breiten Armstühle mit ausgeschweiften, zierlich geschnitzten Beinen, die Polster, mit grellen Farben künstlich ausgenäht, mit Papageyen, Blumentöpfen und den Bildern längst begrabener Schooshündchen geziert. Wie manchen Wintertag mochten seine Ahnfrauen über dieser mühsamen Arbeit gesessen seyn, die ihnen vielleicht einst für das Vollendetste galt, was der menschliche Geschmack je ersonnen, und die jetzt ihrem Urenkel geschmacklos, schwerfällig, und hätten sich nicht so ehrwürdige Erinnerungen daran geknüpft, beinahe lächerlich erschien. Und doch kam ihm dieß alles, der ehrwürdigen Gestalt seines Oheims gegenüber, wie durch Alterthum und langjährige Gewohnheit geheiligt vor. Er sah, man sey in Thierberg erhaben über den Wechsel der Mode, und wenn er hinzufügte, was ihm sein Vater über die mancherlei Unglücksfälle und die mißlichen Umstände, worin sich der Oheim befand, gesagt hatte, so fühlte er sich beschämt, daß er diese Umgebung nur einen Augenblick habe grotesk und sonderbar finden können: er fühlte, daß er unverschuldeter Armuth, wenn sie sich in so ernstem und würdigem Gewande zeige, seine Achtung nicht versagen könne; ja, vor diesen Wänden, diesem Geräthe, und vor dem unscheinbaren, groben Hausrock des Oheims erschien er sich selbst, wenn er einen Blick auf seine modische und höchst unbequeme Tracht warf, wie ein Thor, beherrscht von einem Phantom, das ein Weiser lächelnd an sich vorüber gleiten läßt.

Dieß waren die Eindrücke, welche der erste Abend in Thierberg auf die Seele des jungen Rantow machte. So ernst sie aber am Ende auch seyn mochten, so konnte er doch ein Lächeln nicht unterdrücken, als mit dem Schlag acht Uhr, den die alte Schloßuhr zögernd und zitternd angab, eine Flügelthüre am Ende des Zimmers aufsprang, ein kleiner Kerl in einem verschossenen, bortirten Rock, der ihm weit um den Leib hing, hereintrat, sich dreimal verbeugte und dann feierlich sprach: „le souper est servi.“

„S'il vous plait?“ sagte der Alte mit ernsthaftem Gesicht und einer Verbeugung zu seinem Neffen, reichte seinen Arm der schönen Anna und ging langsamen Schrittes dem Speisezimmer zu.

4.

Mit den Flügelthüren des Speisesaals und dem ersten Blick, den er hinein warf, hatte sich übrigens dem Gast aus Brandenburg ein weites Feld der Erinnerung geöffnet. Von diesem gemalten Plafond, der die Erschaffung der Welt vorstellte, von dem schweren Kronleuchter, den der Engel Gabriel als Sonne aus den Wolken herabhängen ließ, von den gelben Gardinen von schwerer Seide hatte ihm seine Mutter oft gesprochen, wenn sie von ihrem väterlichen Schloß in Schwaben und von dem ungemeinen Glanz erzählte, welcher einst durch ihre hochselige Frau Großmutter, die Tochter eines reichen Ministers, in die Familie und in die schöneren Appartements zu Thierberg gekommen sey. Schon seine Mutter hatte in ihrer Kindheit diese Prachtstücke mit großer Ehrfurcht vor ihrem Alterthum betrachtet, und seit dieser Zeit hatten sie zum mindesten dreißig bis vierzig Jahre gesehen.

„Das ist der Familiensaal,“ sagte während der Tafel der alte Thierberg, als er die neugierigen Blicke sah, womit sein Neffe dieses Gemach musterte. „Vor Zeiten soll man es die Laube genannt haben, und meine Ahnherrn pflegten hier zu trinken. Mein Großvater selig ließ es aber also einrichten und schmücken; er war ein Mann von vielem Geschmack, und hatte in seiner Jugend mehrere Jahre am Hof Ludwigs XIV. zugebracht. Auch meine Frau Großmutter war eine prächtige Dame, und sie beide haben das Innere des Schlosses auf diese Art eingetheilt und dekorirt.“

„Am Hofe Ludwigs XIV.!“ rief der junge Mann mit Staunen. „Das ist eine schöne Zeit her; wie mancherlei Gäste mag dieser Saal seit jener Zeit gesehen haben!“

„Viele Menschen und wunderbare Zeiten,“ erwiederte der alte Herr. „Ja, es ging einst glänzend zu auf Thierberg, und unsere Gäste befanden sich bei uns nicht schlimmer, als bei jedem Fürsten des Reichs. Man konnte kein fröhlicheres Leben finden, als das auf diesen Schlössern, so lange unsere Ritterschaft noch blühte. Da galt noch unser Ansehen, unsere Stimme; man war ein Edelmann so gut als der König von Frankreich, und ein Freiherr war ein freier Mann, der Nichts über sich kannte als seinen gnädigen Herrn, den Kaiser, und Gott; jetzt —“

„Vater!“ unterbrach ihn Anna, als sie sah, wie die Ader auf seiner Stirne anschwoll, und wie eine dunkle Röthe, ein Vorbote nahenden Sturmes, auf seinen Wangen aufzog. „Vater!“ rief sie mit zärtlichen Tönen, indem sie seine Hand ergriff, „Nichts mehr über dieß Thema; Sie wissen, wie es Sie immer angreift!“

„Thörigtes Mädchen!“ erwiederte der alte Herr, halb unwillig, halb gerührt von der bittenden Stimme seiner schönen Tochter; „warum sollte ein Mann nicht stark genug seyn, nach Jahren von dem zu sprechen, was er zu dulden und zu tragen stark genug war? Der Vetter kennt nur unsere Verhältnisse, wie sie jetzt sind. Er ist geboren zu einer Zeit, wo diese Stürme gerade am heftigsten wütheten, und aufgewachsen in einem Lande, wo die Ordnung der Dinge längst schon anders war; er kann sich also nicht recht denken, was die Vorfahren seiner Mutter waren, und deßhalb will ich ihn belehren.“

Der Freiherr nahm nach diesen Worten sein großes Glas, auf dessen Deckel die Wappenschilde seines Hauses, aus Silber getrieben, angebracht waren, und trank, um Kraft zu seiner Belehrung zu sammeln, einen langen, tüchtigen Zug. Doch Fräulein Anna sah an ihm vorüber den Gast mit besorglichen, bittenden Blicken an; er verstand diesen Wink und suchte den Oheim von dieser Materie abzubringen.

„Es ist wahr,“ fiel er ein, noch ehe jener das Glas wieder auf den Tisch gesetzt hatte, „in Preußen sind die Verhältnisse anders und sind seit langer Zeit anders gewesen. Aber sagen Sie selbst, kann man ein Land in Europa finden, das meinem Vaterlande gliche? Ich gebe zu, daß andere Länder, an Flächeninhalt, an Seelenzahl uns bei weitem überwiegen aber nirgends trifft man auf so kleinem Raum eine so kräftige, durch innere Tugend imponirende Macht: es ist das Sparta der neuen Zeit. Und nicht ein glücklicher Boden oder ein milder Himmel bewirken so Großes; sondern der Genius großer Männer hat ein Preußen geschaffen, weil sie es verstanden, die schlummernden Kräfte zu wecken, und dem Volke selbst zeigten, welche Stellung es einnehmen müsse; weil sie Preußen geworden sind, ist auch ein Preußen erstanden.“

Der alte Herr hatte seinem Neffen ruhig zugehört, bei den letzten Worten aber zog sich sein Gesicht zu solcher Ironie zusammen, daß der Brandenburger erröthete. „Der Sohn meines Nachbars, des Generals von Willy, würde sagen, wenn er Dich hörte: „O Deutschland, Deutschland, da sieht man, wie dein Elend aus deiner eigenen Zersplitterung hervorgeht! sie wollen nicht mehr Griechen, sondern Platäer, Korinther, Athener, Thebaner und gar — Spartaner heißen! „Ich wünsche nur,“ setzte er lächelnd hinzu, „daß die Spartaner nicht zum zweiten Mal einen Epaminondas im Felde finden mögen. Die Schlacht bei Leuktra war kein Meisterstück der Kriegskunst unserer modernen Spartaner.“

„Unser Unglück bei Jena,“ sagte der junge Mann verdrießlich, „kann man weder dem Volk, noch dem Könige zuschreiben, und ich glaube, wir haben uns an Napoleon hinlänglich gerächt; wir haben nicht nur Deutschland wieder frei gemacht, sondern ihn selbst entthront.“

„So? Das seyd ihr gewesen?“ fragte der Oheim; „Gott weiß, ich that bis jetzt sehr Unrecht, daß ich dieses Ereigniß der halben Million Soldaten zuschrieb, die man aus ganz Europa gegen ihn zusammenhetzte. Warst Du vielleicht selbst mit dabei, Neffe? Du kannst wahrscheinlich als Augenzeuge reden?“

Der Neffe erröthete und schickte einen ängstlichen Blick nach Anna, die ihr Lächeln kaum unterdrücken konnte. „Ich war damals noch auf der Schule,“ antwortete er, „und es hat mich nachher oft geärgert, daß ich nicht dabei war. Ich gebe zu, daß die Andern auch mitgeholfen haben, aber in allen Schlachten waren es nur die Preußen, die entschieden haben; denken Sie nur an Waterloo.“

„Seyd überzeugt, ich denke daran,“ erwiederte der alte Herr mit großem Ernst, und denke mit Vergnügen daran. Wenn einer ein Feind jenes Mannes ist, so bin ich es; denn er hat uns und Alles unglücklich gemacht, und das alte schöne Reich umgekehrt wie einen Handschuh. Aber das mit Deinen Landsleuten weißt Du denn doch nicht recht. Ich glaube schwerlich, daß eure jungen Soldaten, wenn sie auch wirklich so begeistert waren, wie man sagte, so viele Stöße auf ihr Centrum ausgehalten hätten, als am achtzehnten Juni jene Engländer, die schon in allen Welttheilen gedient hatten.“

„Nicht die Jahre sind es," sagte jener, „die in solchen Augenblicken Kraft geben, sondern das Selbstbewußtseyn, der Stolz einer Nation und die Begeisterung des Soldaten für seine Sache; und die hat der Preuße vollauf."

„Ich habe in meiner Jugend auch ein paar Jahre gedient," entgegnete der Oheim; „Anno 85 bei den Kreistruppen. Damals waren die Soldaten noch nicht begeistert, darum kenne ich das Ding nicht. Nächstens wird mich aber mein Nachbar, der General, besuchen, mit diesem mußt Du darüber sprechen."

„Wie dem auch sey," fuhr der Gast fort, „es freut mich innig, daß Sie über den Hauptpunkt, über den Unwillen gegen die Franzosen und im Haß gegen diesen Corsen, mit mir übereinstimmen. Bei uns zu Hause behauptet man, daß er in Süddeutschland leider noch immer als eine Art Heros angesehen, und es ist lächerlich zu sagen, von Vielen sogar als ein Beglücker der Menschheit verehrt werde."

„Sprich nicht zu laut, Freund," erwiederte der alte Herr, „wenn Du es nicht mit dieser jungen Dame hier gänzlich verderben willst. Sie ist gewaltig Napoleonisch gesinnt."

„Sie werden darum nicht schlechter von mir denken," sagte Anna hocherröthend, „weil ich einen Mann nicht geradehin verdammen mag, dessen unverzeihlicher Fehler der ist, daß er ein großer Mensch war."

„Großer Mensch!" rief der Alte mit blitzenden Augen, „den Teufel auch, großer Mensch! was heißt das? Daß er den rechten Augenblick erspähte, um wie ein Dieb eine Krone zu stehlen? Daß er mit seinen Bajonetten ein treffliches Reich über den Haufen warf, seine herrliche natürliche Form zertrümmerte, ohne etwas Besseres an die Stelle zu setzen! großer Mensch!"

„Sie sprechen so, weil —"

„Anna, Anna!" fiel er seiner Tochter in die Rede, „meinst Du, ich spreche nur darum so, weil er uns elend machte? weil er dieses Thal und den Wald mir entriß, weil er diese Menschen, die mir und meinen Ahnen als ihren Herren dienten, an einen Andern verschenkte? weil die ungebetenen Gäste, die er uns schickte, das Bißchen aufzehrten oder einsteckten, was mir noch geblieben war? Es ist wahr, an jenem Tage, wo man ein fremdes Siegel über das alte Wappen der Thierberge klebte, wo man mein Vieh zählte und schätzte, meine Weinberge nach dem Schuh ausmaß, meine Wälder lichtete und die erste Steuer von mir eintrieb, an jenem Tage sah ich nur mich und den Fall meines Hauses; aber ging es der ganzen Reichsritterschaft besser, mußten wir nicht sogar erleben, daß ein Mann von der Insel Corsika erklärte, es gebe keinen deutschen Kaiser und kein Deutschland mehr?"

„Gott sey es geklagt!" sagte der junge Rantow, „und uns wahrhaftig hat er es nicht besser gemacht."

„Ihr, gerade ihr seyd selbst Schuld daran," fuhr der alte Herr immer heftiger fort. „Ihr hattet euch längst losgesagt vom Reich, hattet kein Herz mehr für das Allgemeine, wolltet einen eigenen Namen haben und thatet euch viel darauf zu gut. Ihr sahet es vielleicht sogar gern, daß man uns Schaft für Schaft entzwei brach, weil man uns fürchtete, so lange die übrigen Speere ein Band umschlang. Habt ihr nicht gesehen, wie weit es kam, als man in Sparta jeden Griechen einen Fremden nannte? Verdammt sey dieses Jahrhundert der Selbstsucht und Zwietracht, verdammt diese Welt von Thoren, welche Eigenliebe und Herrschsucht Größe nennt!"

„Aber lieber Vater —" wollte das Fräulein besänftigend einfallen, doch der alte Herr war bei seinen letzten Worten schnell aufgestanden, und der kleine Mensch in der thierbergischen Livree eilte auf seinen Wink mit zwei Kerzen herbei.

„Gute Nacht," wandte er sich noch einmal zu seinem Neffen; „stoße Dich nicht daran, wenn Du mich zuweilen heftig siehst; 's ist so meine Natur. Schlafet wohl, Kinder!" setzte er ruhiger hinzu, „wenn die Gegenwart schlecht ist, muß man von besseren Zeiten träumen." Anna küßte ihm gerührt die Hand, und die erhabene Gestalt des alten Herrn schritt langsam der Thüre zu. Rantow war so betroffen von Allem, was er gehört und gesehen, daß es ihm sogar entging, welche komische Figur der Diener machte, der seinem Herrn zu Bette leuchtete. Die weite Staatslivree, die er trug, hing beinahe bis zum Boden herab, und die langen bortirten Aufschläge bedeckten völlig die Hände, welche die silbernen Leuchter trugen. Er war anzusehen wie ein großer Pilgrim, der einen Calvarienberg hinan auf den Knieen rutscht. Um so erhabener war der Contrast des Mannes, der ihm folgte; er erschien, als er durch den altfränkischen Saal unter den Familiengemälden seiner Ahnen vorbei schritt, wie ein wandelndes Bild der guten alten Zeit.

Als der alte Herr das Gemach verlassen hatte, stand das Fräulein mit einer Verbeugung gegen ihren Gast auf und trat in ein Fenster. Der junge Mann fühlte an ihrem Schweigen, daß er diesen Abend Saiten berührt haben müsse, die man anzutasten sonst vielleicht sorgfältig vermied. Sie blickte hinaus in die Nacht und Rantow trat an ihre Seite; er hatte oft erprobt, wie sich Mißverständnisse leichter lösen, wenn man sie in einen Scherz kehrt, als wenn man mit Ernst oder Wehmuth darüber spricht. Mit solch einem Scherz wollte er Anna versöhnen; doch als er zu ihr an's Fenster trat, war der Anblick, der sich ihm darbot, so überraschend, daß kein heiteres Wort über seine Lippen schlüpfen konnte. Das tiefe, schwärzliche und doch so reine Blau, das nur ein südlicher Himmel im Mondlicht zeigt, hatte er noch nie gesehen. Ueber Wald und Weinberge herab goß der Mond seltsame Streiflichter und im Thal schimmerten seinen Glanz nur die zitternden Wellen des Neckars und die Spitze des dunklen Kirchthurms zurück. Der falbe Schein dieses Lichtes der Nacht hatte Anna's Züge gebleicht und in ihren schönen Augen schwamm eine Thräne. Jetzt erst, als Alles so still und lautlos war, vernahm man aus der Ferne die gehaltenen Töne einer Flöte, und diese Klänge verbanden sich so sanft mit dem milden Schimmer des Mondes, daß man zu glauben versucht war, es seyen seine Strahlen, die so melodisch sich auf die Erde niedersenkten. Ein seliges Lächeln zog über Anna's Gesicht; ihr glänzender Blick hing an einer Waldspitze, die weit in das Thal vorsprang und ihre tieferen Athemzüge schienen der Flöte zu antworten.

„Wie prachtvoll ist selbst die Nacht in Ihrem Thal!" sprach nach einer Weile der Gast. „Wie schön wölbt sich der Himmel darüber hin, und der Mond scheint nur für diesen stillen Winkel der Erde geschaffen zu seyn."

Anna öffnete das hohe Bogenfenster. „Wie warm und mild es noch draußen ist!" sagte sie, indem sie freundlich in das Thal hinabschaute. „Kein Lüftchen weht."

„Aber die Bäume neigen sich doch her und hin," erwiederte er, „sie rauschen gewiß vom Wind bewegt."

„Kein Lüftchen weht!" wiederholte sie, und hielt ihr weißes Tuch hinaus. „Sehen Sie, nicht einmal dieses leichte Tuch bewegt sich. Und kennen Sie denn nicht die alte Sage von den Bäumen? nicht der Nachtwind ist es, der ihre Blätter bewegt, sie flüstern jetzt und erzählen sich, und wer nur ihre Sprache verstünde, könnte manches Geheimniß erfahren."

„Vielleicht könnte man dann auch erfahren, wer der Flötenspieler ist," sagte der Vetter, indem er Anna schärfer ansah; denn schon war er so eifersüchtig auf seine schöne Base geworden, daß ihm die süßen Töne vom Wald her und ihr Tuch, das sie noch immer aus dem Fenster hielt, in Wechselwirkung zu stehen schienen.

„Das kann ich Ihnen auch ohne die Bäume verrathen," erwiederte sie lächelnd, indem sie das Tuch zurücknahm. „Das ist ein munterer Jägerbursche, der seinem Mädchen einen guten Abend spielt."

„Dazu ist aber die Entfernung doch beinahe zu groß," fuhr er fort, „manche Töne werden nicht ganz deutlich."

„Im Dorf unten hört man es besser als hier oben," sagte sie gleichgültig und schloß das Fenster; „überdieß sagt ja das Sprichwort: das Ohr der Liebe hört noch weiter als das des Argwohns."

„Schön gesagt," rief der junge Mann, „doch das Auge des Argwohns sieht weiter, als das der Liebe."

„Sie haben Recht," entgegnete sie, „aber nur bei Tag, nicht bei Nacht."

Diese, wie es schien, ganz absichtlos gesagten Worte überraschten den jungen Mann so sehr, daß er beschämt die Augen niederschlug. Er warf sich seine Thorheit vor, daß er nur einen Augenblick glauben konnte, es sey ein Liebhaber dieses arglosen Kindes, der dort im Walde musicire.

„Und nun gute Nacht, Vetter," fuhr Anna fort, indem sie eine Kerze ergriff. „Träumen Sie etwas recht Schönes, man sagt ja, der erste Traum in einem Hause werde wahr; Hans! leuchte dem Herrn Baron in's rechte Thurmzimmer! Und dieß noch," setzte sie auf Französisch hinzu, als der Diener näher trat; „vermeiden Sie mit meinem Vater über Dinge zu sprechen, die ihn so tief berühren. Er ist sehr heftig, doch gilt sein Zorn nie der Person, sondern der Meinung. Es war meine Schuld, daß ich Sie nicht zuvor unterrichtet habe, morgen will ich nähere Instruktionen ertheilen. — Gute Nacht!"

Sinnend über dieses sonderbare und doch so liebenswürdige Wesen folgte der Gast dem Diener, und die dumpfhallenden Gänge und Wendeltreppen, das vieleckige, in wunderlichen Spitzbogen gewölbte Gemach, das alterthümliche Gardinenbette, so manche Gegenstände, die er sonst so aufmerksam betrachtet hätte, blieben dießmal ohne Eindruck auf seine Seele, die nur eifrig beschäftigt war, den Charakter und das Benehmen Anna's zu prüfen und zu mustern.

5.

Als der Gast am folgenden Morgen nach einer sorgfältigen Toilette hinab ging, um mit seinen Verwandten zu frühstücken, konnte er sich anfänglich in dem alten Gemäuer nicht zurecht finden. Ein Diener, auf welchen er stieß, führte ihn dem Saal zu, und an den Gängen und Treppen, die er durchwandern mußte, bemerkte er erst, was ihm gestern nicht aufgefallen war, daß er im entlegensten Theile dieser Burg geschlafen habe. Auf sein Befragen gestand ihm der Diener, daß sein Gemach das einzige sey, das man auf jener Seite noch bewohnen könne, und außer dem Wohnzimmer mit den gewirkten Tapeten, dem Schlafzimmer des alten Herrn, dem Saal, dem kleinen Zimmerchen in einem andern Thurm, wo Fräulein Anna wohne, sey nur noch das ungeheure Bedienzimmer, das früher zu einer Küche gedient habe, und die Wohnung des Amtmanns einigermaßen bewohnbar; die übrigen Gemächer seyen entweder schon halb eingestürzt, oder werden zu Fruchtböden und dergleichen benützt. Der stolze Sinn des Oheims und die fröhliche Anmuth seiner Tochter standen in sonderbarem Widerspruch mit diesen öden Mauern und verfallenen Treppen, mit diesen sprechenden Bildern einer vornehmen Dürftigkeit. Der junge Mann war, wenn nicht an Pracht, doch an eine gewisse reinliche Eleganz in seiner Umgebung selbst an den Treppen und Wänden gewöhnt, und er konnte daher nicht umhin, seine Verwandten, die in so großer, augenscheinlicher Entbehrung lebten, für sehr unglücklich zu halten. Das romantische Interesse, das der erste Anblick dieser Burg für ihn gehabt hatte, verschwand vor dieser traurigen Wirklichkeit, und wenn er sich dachte, wie die Mauerrisse und Spalten, durch welche jetzt nur die warme Morgensonne herein fiel, den Stürmen des Winters freien Durchgang lassen müßten, war ihm Anna's Furcht vor dieser Jahrszeit wohl erklärlich.

„Und ein so zartes Wesen diesen rauhen Stürmen ausgesetzt," sagte er zu sich, „ein so reicher und gebildeter Geist ohne Umgang, vielleicht ohne Lektüre, einen ganzen Winter lang in diesen Mauern vom Schnee und Wetter gefangen gehalten, einsam bei dem ernsten, feierlichen, alten Mann! Und dieser ehrwürdige Alte, der einst bessere Tage gesehen, durch die Ungunst der Zeit in unverschuldete Dürftigkeit und Entbehrung versetzt!" Von so gutmüthiger Natur war das Herz des jungen Mannes, daß er vor der Thüre des Saales bald und halb den Entschluß faßte, um die schöne Anna zu freien, sie in die Mark zu führen, und wenn ihm das Leben in Schwaben besser gefallen sollte, mit ihr in die Residenz zu ziehen und für den Sommer Thierberg wieder in Stand setzen zu lassen.

Der Alte empfing ihn mit einem herzlichen Morgengruß und derben Händedruck, und Anna erschien ihm heute noch freundlicher und zutraulicher, als gestern. Das Tagewerk der Knechte wurde in seiner Gegenwart angeordnet und mit Wonne sah er Anna eine Geschäftigkeit im Hauswesen entfalten, die er der feingebildeten jungen Dame nicht zugetraut hätte. Auch über ihre eigenen Geschäfte sprachen die Bewohner des Schlosses. Der Alte wollte Vormittags mit seinem Verwalter rechnen, Anna den Gast unterhalten und einen Spaziergang mit ihm in's Thal hinab machen. Nach Tisch wollte sie bei einigen Damen in der Nachbarschaft Besuche abstatten, der Alte das Stück Wald, das ihm noch eigen gehörte, mustern und Albert sollte ihn begleiten. Der Abend sollte sie alle zum Spiel vereinigen. So angenehm dem jungen Mann die Aussicht war, einen ganzen Vormittag mit der schönen Cousine zu verleben, so erschreckte ihn doch ein so langer Spaziergang mit dem rüstigen Onkel, der alle Augenblicke die sonderbarsten, vielseitigsten Kenntnisse verrieth, und in so hohem Alter noch ein Wortgedächtniß hatte, vor welchem jenem graute. „Wie wenn er dich den ganzen Nachmittag ausfragte, was du gelernt hast!" sagte er zu sich. „Wie schnöde wird es dann an den Tag kommen, welche Lehrstühle und Säle in Berlin du nicht besucht, und wie schnell wird er ahnen, welche du besucht hast." Einziger Trost für ihn war seine geläufige Zunge und ein wenig Disputirkunst, das Einzige, was ihm von seinem Hofmeister übrig geblieben war. Doch wie einen zum Galgen Verdammten das Henkermahl noch erfreut, das ihm der Nachrichter zu- und anrichten muß, so richtete sich seine geängstigte Seele an der schönen Gegenwart auf. Und welcher Himmel fing ihm erst auf, als der Onkel, nachdem er schon Hut und Stock ergriffen hatte, sich noch einmal zu seinem Neffen wandte. „Noch Etwas!" sagte er zu ihm; „so lange Thierberg steht, ist es Sitte, daß die nächsten Verwandten gleicher Linie mit Du unter sich reden; ich denke, Du wirst mit Anna keine Ausnahme machen, weil Du hundert Meilen nördlicher geboren bist."

Anna lächelte und schien es ganz in der Ordnung zu finden, aber mit freudeglühenden Wangen sagte der junge Mann zu; dankbar blickte er dem alten Oheim nach, der ihm in diesem Augenblick wie ein Bote der Liebe erschien. Leider vergaß er dabei, daß dieses Du nicht das süße, heimliche Du der Liebe sey, und daß ein so nahes Verhältniß zwar der Freundschaft förderlich, für die entstehende Liebe aber ein Hinderniß seyn könnte.

„Und Du wolltest mir gestern Abend noch Instruktionen geben," sagte er, indem er sich in das Fenster zu dem Fräulein setzte. „Es ist mir angenehm, wenn Du mir recht viel vom Onkel sagst, ich habe ihn mir durchaus anders gedacht, und daher kam nun wohl gestern Abend mein Mißgriff."

„Wie hast Du Dir ihn denn gedacht?" fragte Anna.

„Nun, ich setzte mir aus dem, was Mutter und Vater erzählten, ein Bild zusammen, das nun freilich nicht paßt. Seit mein Vater Kammerjunker an eurem Hofe war und nachher die Mutter nach Preußen heimführte, mögen es doch etwa dreißig Jahre seyn. Damals war wohl Onkel etwa fünf- bis sechsunddreißig Jahre alt, und man nannte ihn noch immer den Junker, denn der Großvater Thierberg lebte noch. Mein Vater beschreibt ihn nun gar komisch, wenn er auf ihn zu sprechen kommt. Er war hier im Schloß aufgewachsen, unter der Aufsicht seines Herrn Papa und seiner Frau Mama. Die guten Großeltern könnte ich malen. Sie müßten in den geblümten und ausgenähten Fauteuils sitzen, aufrecht und anständig frisirt; die Großmama in einem blauseidenen Reifrock, der Großpapa in einem verschossenen Hofkleid. Sie sind die regierende Familie in ihrem Land, der Amtmann und der Pastor ihr Hofstaat. Der Erbprinz lernte hier nicht viel mehr, als sich anständig verbeugen, die Hand küssen, reiten und jagen, und die Prinzessinnen sollen ihn an Bildung weit übertroffen haben. Die zwei Jahre Garnisonsleben bei den Reichstruppen hatten ihn nicht gerade verfeinert, und so soll er immer zur größten Lust der Verwandten gedient haben, wenn er um die Zeit, da man alljährlich die Remontepferde von Leipzig brachte, in die Residenz kam. Meine Mutter wurde damals bei Onkel Wernau erzogen und mein Vater kam täglich in das Haus. Wenn dann Dein Vater im Herbst zu Besuch kam, verhehlte er nicht, daß er nur gekommen sey, um die schönen Remontepferde zu betrachten, zog den ganzen Tag bei Bereitern und in den Ställen umher, freute sich, mit seiner großen Pferdekenntniß glänzen zu können, und unterhielt Abends die glänzende Gesellschaft bei Wernau's durch sein sonderbares Wesen, das zwar nie linkisch oder unanständig, aber im höchsten Grad naiv, ungezwungen und komisch war. Mein Vater sagte oft: „er war ein Bild der guten alten Zeit, nicht jener steifen Zeit, wo man den Hofton und die Reifröcke in jedem Winkel des Landes affektirte, sondern einer viel früheren. Er war das Muster eines schwäbischen Landjunkers."

Der junge Mann hielt inne in seiner Beschreibung, als er sah, daß seine Zuhörerin lächelte. „Du findest vielleicht diese Züge unwahr," sagte er, „weil sie auf heute nicht mehr passen, und doch versichere ich —"

„Mir fiel nur," erwiederte sie, „als Du dies das Bild eines schwäbischen Landjunkers nanntest, jenes Buch ein, das beinahe mit denselben Zügen einen Landjunker in — Pommern schildert. Du versetzst nun dieses Bild in mein Vaterland, in dieses Schloß sogar; sonderbar ist es übrigens, daß beinahe kein Zug mehr zutrifft. In dem gutgemalten Bild eines Jünglings muß man sogar die Züge des Greisen wieder erkennen, doch hier —"

„Das wollte ich ja eben sagen; ich fand den Onkel so ganz und durchaus anders, daß ich selbst nicht begreifen konnte, wie er einst jener muntere, naive Junge habe seyn können."

„Ich spreche ungern mit Männern über Männer, ich meine, es passe nicht für Mädchen," nahm Anna das Wort; „über meinen Vater vollends habe ich nie — beinahe nie gesprochen," setzte sie erröthend hinzu, „doch mit Dir will ich eine Ausnahme machen. Ich zwar kenne den Vater nicht anders, als wie er jetzt ist; es ist möglich, daß er vor dreißig Jahren etwas anders war, aber bedenke, Vetter Albert, durch welche Schule er ging! Alles, Alles, was ihm einst lieb und werth war, hat diese furchtbare Zeit niedergewühlt. Oder meinst Du, jene Verhältnisse, so sonderbar und unnatürlich sie vielleicht erscheinen, seyen ihm nicht theuer gewesen? Wie oft, wenn die alten Herren von der vormaligen Reichsritterschaft im Saal waren und sich besprachen über die gute alte Zeit, wie oft hätte ich da weinen mögen aus Mitleid mit den Greisen, die sich nun so schwer in diese neuen Gestaltungen finden!"

„Aber ging es ganz Europa besser? denke an Spanien, Frankreich, Italien, Polen und das ganze Deutschland," erwiederte der Gast.

„Ich weiß, was Du sagen willst," fuhr sie eifrig fort; „man soll über dem Unglück und der Umwühlung eines Welttheils so kleine Schmerzen vergessen; aber wahrlich, so weit

sind wir Menschen noch nicht. Auf diesen Standpunkt erhebe sich wer kann, und ich meine, er wird auch in seiner Großherzigkeit wenig Trost, weder für sich noch für das Allgemeine finden. Und ich möchte überdieß noch behaupten, daß unter Allen, die überall gelitten haben, vielleicht gerade diese Ritterschaft nicht am wenigsten litt. Andere Wunden, die man nur dem Vermögen schlägt, heilen mit der Zeit, doch wo, nicht durch Revolution, sondern im Namen gesezlicher Gewalt, so alte, lang gewöhnte Bande zersprengt, und Formen, die auf ewig gegründet schienen, zertrümmert werden, das eine Stück hierhin das andere dorthin gerissen, — werden die theuersten Interessen in innerster Seele verwundet. Wenn so die alten Hauptleute und Räthe der Ritterschaft, einige Komthure und deutsche Ritter um die Tafel sitzen, so glaubt man oft Gespenster, Schatten aus einer andern Welt zu sehen. Doch wenn man dann bedenkt, daß dieß alles, was sie einst erfreute, so lange vor ihnen zu Grabe ging, und diese Titel von der jungen Welt nicht mehr verstanden werden, so kann man mit ihnen recht traurig werden."

„Es ist wahr," bemerkte der Gast, „und man muß gerecht seyn; sie wurden von früher Jugend in der Achtung und im ritterlichen Eifer für jene alten Formen erzogen, glänzten vielleicht eben im ersten Schimmer einer neuen Amtswürde, als das Unglück hereinbrach und Alles auflöste; und wie schwer ist es, alten Gewohnheiten zu entsagen, alte Vorurtheile abzulegen!"

„Um so schwerer," setzte Anna hinzu, „wenn man ein Recht und gesetzliche Ansprüche darauf zu haben glaubt. Hätte man jene Bande sanft gelöst, man würde sich nach und nach gewöhnt haben; so aber war es das Werk eines Augenblicks. Vermögen, Ansehen und Würden gingen zugleich verloren und Mancher wurde geflissentlich gekränkt. So wurde der Unmuth über die Veränderungen zur Erbitterung. Der Vater hat oft erzählt, wie sie ihm an einem Tage alle Familienwappen von den Wänden gerissen, das Vieh geschätzt, Pferde weggeführt, die Braupfannen versiegelt und für Staatseigenthum erklärt haben; die Mutter war krank, der Vater außer sich gebracht durch höhnische Behandlung der neuen Beamten, und um das Unglück vollkommen zu machen, legten sie fünf und siebenzig Franzosen in dieses Schloß, die nicht plündern, aber ungestraft stehlen durften, und wenn sie weiter zogen, nur eben so viel neuen Gästen Platz machten."

„Wahrhaftig!" rief Albert, „ein solches Schicksal hätte wohl auch den fröhlichsten Junker ernst machen müssen!"

„Wie es ging, weiß ich nicht; nur so viel nahm ich mir aus Gesprächen ab, daß er seit jener Zeit ganz verändert sey. Er hielt sich meistens zu Hause, las viel und studirte Manches. Er gilt jetzt in der Gegend für einen Mann, der viel weiß, und muß in manchen Fällen Rath geben. Doch um auf die Instruktionen zu kommen, die ich Dir ertheilen wollte, so kannst Du sie aus dem, was ich Dir erzählte, selbst abnehmen. Berühre nie die früheren politischen Verhältnisse, wenn Du ihn nicht wehmüthig machen willst, sprich nie von dem Kaiser —"

„Von welchem Kaiser?" unterbrach sie der Vetter.

„Nun von Napoleon, wollte ich sagen; er sieht ihn als den Urheber aller seiner Leiden an, und wenn etwa der General in diesen Tagen kommen sollte, laß Dich in keinen politischen Diskurs ein; sie sind schon so heftig an einander gerathen."

„Wer ist denn der General?" fragte Albert, „hat nicht Dein Vater mich gestern aufgefordert, mit ihm über die neuere Kriegszucht zu sprechen?"

„Der General Willi ist unser Nachbar," erwiederte Anna, „und wohnt eine halbe Stunde von hier, den Neckar abwärts. Er gehört so sehr der neueren Zeit an, als der Vater der alten, und ich kann ihm seine Art zu denken eben so wenig verargen, als meinem Vater. Er machte in den früheren Feldzügen eine sehr schnelle Carriere, und der Kaiser selbst soll ihn im Feldzuge von 1809 beredet haben, unsern Dienst zu verlassen und in die Garde zu treten. Er war mit in Rußland, wurde bei Chalons gefangen und zog sich nachher gänzlich zurück. Hier hat er nun ein Gut gekauft, ist ein sehr vermöglicher Mann und lebt im Stillen seinen Erinnerungen. Du kannst Dir denken, daß ein Mann, der in solchen Verhältnissen seine schönsten Jahre lebte, wohl auch noch heute von der Sache, für welche er einst focht, eingenommen ist; er ist, was man so nennt, ein eigensinniger Napoleonist, und hat wenigstens so gut als irgend einer Grund dazu."

„Wenn er ein Franzose wäre," entgegnete Albert, „dann möchte es ihm hingehen. Aber für einen Deutschen schickt es sich doch wahrhaftig nicht. Es war keine Sache, für welche er focht, sondern ein Phantom."

„Streiten wir nicht darüber," fiel ihm Anna in's Wort. „Ich bin überzeugt, wenn Du diesen liebenswürdigen, edlen Mann kennen lernst, wirst Du ihm seinen Enthusiasmus vergeben."

„Wie alt ist er denn?" fragte jener befangen.

„Ein guter Fünfziger," erwiederte Anna lächelnd. „Mir aber scheint er, wie gesagt, für seine Gesinnungen ein so gutes Recht zu haben als der Vater. Wurde ja doch auch, was ihm groß und erhaben deuchte, zerstört und verhöhnt, und Du weißt, daß dieß nicht der Weg ist, die Menschen mit dem Neueren auszusöhnen. Die beiden Herren haben große Zuneigung zu einander gefaßt, obgleich sie in ihren Meinungen so schroff einander gegenüber stehen. Oft kömmt es unter ihnen zu so heftigem Streit, daß ich immer einmal einen wirklichen Bruch der nachbarlichen Verhältnisse voraussehe. Ich glaube, wenn mehr Damen zugegen wären, würde es nie so weit kommen, aber leider hat auch der General vor einigen Jahren seine Frau verloren. Sie war eine treffliche Frau, und meine Mutter schätzte sie sehr; der Vater konnte es ihr aber nie vergeben, daß sie eine Bürgerliche war, und seine Schwester, die jetzt eben bei ihm ist, pflegt immer nur auf kurze Zeit einzukehren."

Der alte Thierberg, der in diesem Augenblick von seinem Amtmann zurückkam, unterbrach dieses Gespräch, das der junge Mann noch lange hätte fortsetzen mögen; denn Base Anna erschien ihm, wenn sie lebhaft sprach, wenn ihre Augen während ihrer Rede immer heller glänzten, und ihre zarten Züge jede ihrer Empfindungen abspiegelten, immer reizender, liebenswürdiger zu werden, und er glaubte aus dem Vergnügen, das ihr die Unterhaltung mit ihm zu gewähren schien, nicht mit Unrecht einen günstigen Schluß für sich ziehen zu dürfen.

6.

Von allen seinen früheren reichsfreiherrlichen Rechten war dem alten Thierberg nur die Ernennung, oder wie man es dort nannte, die Präsentation des Schulmeisters übrig geblieben, und er verwünschte auch diesen letzten Rest ehemaliger Größe und Gewalt, als er Nachmittags zwei Schulamtskandidaten mit dem Thierberger Prediger in's Schloß treten sah. Er hieß seinen Neffen allein in den Wald vorausgehen und versprach bald zu folgen. Der junge Mann wanderte langsam jenen Weg hinan, welchen ihn Anna zuerst geführt hatte. Oft stand er stille und sah zurück auf diese alterthümliche Burg, und gerne verweilte sein Auge auf jenem Thurm, in dessen Zimmerchen Anna wohnte. Wie liebte er dieses klare, ruhige, natürliche Wesen, gepaart mit so viel Anstand und mit so feiner Bildung! Er konnte sich auf nichts Aehnliches besinnen. Oft wollten zwar in seiner Erinnerung die Damen der Residenz diesem Schwabenkind den Vorrang streitig machen. Es deuchte dem jungen Mann, er habe elegantere Formen gesehen, gewandter, zierlicher sprechen gehört, er rief sich jede einzelne Schönheit, die ihn sonst bezauberte, zurück, aber er bekannte, daß es gerade diese Unbefangenheit, diese Ruhe sey, was ihn so überraschend, so neu, so liebenswürdig erschien. „Sie ist zu verständig, zu ruhig, zu klar, um jemals recht lieben zu können," fuhr er in seinen Gedanken fort, „aber schätzen wird sie mich, sie wird Interesse an mir finden. Und gerade diese Klarheit, diese Art, über das Leben zu denken, muß ihr andere, bessere Verhältnisse längst wünschenswerth gemacht haben. Bequeme, elegante Wohnung, eine geschmackvolle Garderobe, Wagen, Pferde, Bediente, eine ausgesuchte Bibliothek, das sind die Dinge, welche in einem solchen kalten Herzen die Liebe ersetzen; so unbefangen sie ist, so weiß sie doch in ihrer Unbefangenheit die Dame recht wohl zu spielen, und wirklich — es muß ihr als Frau von Rantow allerliebst stehen!"

Der junge Mann war unter diesen Träumen einer schönen Zukunft auf einer Höhe angelangt, wo er einen Theil des reizenden Neckarthales überschauen konnte. Vorwärts zu seiner Linken gewahrte er eine Waldspitze, die weit vorsprang und ihm die Aussicht auf den andern Theil des Thales verdeckte. Er verglich sie mit der Lage des Schlosses und fand, es müsse dieselbe Bergspitze seyn, von welcher gestern jene süßen Flötenklänge herüber tönten. Von dort aus, hatte ihm Anna gesagt, könne man einen weiten, freien Blick über das ganze Thal genießen, und rasch beschloß er, nicht erst den Oheim abzuwarten, sondern im Genuß einer herrlichen Aussicht auf jener Waldecke seinen Gedanken nachzuhängen. Er hatte sich die Richtung gut gemerkt, und nicht lange, so trat er auf diesen reizenden Platz heraus. Das Thal schwenkte sich in einem schönen Bogen an Thierberg vorüber um diese Bergecke Rechts und bei weitem näher, als Albert gedacht hatte, lag die Burg, durch eine breite Waldschlucht von dieser Ecke getrennt. Man konnte mit einem guten Fernglas deutlich die Fenster von Thierberg sehen, und der junge Mann ergötzte sich eine Zeitlang an den Zügen des Pastors und sei-

Oheims, die in eifrigem Gespräch an der Fensterbrüstung standen. Auch Anna's Thurmfenster war geöffnet, aber statt ihrer holden Züge sah man nur einen kleinen Orangenbaum, den sie an die Sonne gestellt hatte. In der Mitte des Thales zog in kleineren Bogen der Neckar hin, viele freundliche Halbinseln bildend, und in kleiner Entfernung entdeckte das Auge des jungen Mannes ein neues Schloß, in dessen Fenstern sich die Mittagssonne spiegelte. Es war in gefälligem, italienischem Styl aufgebaut, die Säulen und der Balkon, schlank und zierlich, machten einen sonderbaren Kontrast mit den dunkeln schweren Mauern des Thierbergs zu seiner Rechten, und wie diese Burg auf der Nordseite des Gebirges auf einem steilen Waldberg hing, so ruhte jenes schöne Lustschloß auf der Südseite gegenüber einem sanften Rebhügel, dessen reinlich und nett angelegten Geländer und Spaliere sich bis an den Fluß herabzogen. Albert war in diesen reizenden Anblick versunken und dachte nach über diesen Gegensatz, welchen die beiden Schlösser, wie Bilder der alten und neuen Zeit, hervorbrachten, als feste Männertritte hinter ihm durch das Gebüsch rauschten und ihn aus seinen Betrachtungen weckten. Er wandte sich um, und war vielleicht nicht weniger erstaunt, als der Mann, der jetzt durch die letzten Büsche brach und vor ihm stand. — Es war sein Gefährte vom Eilwagen. Er hatte eine Jagdtasche übergeworfen, trug eine Büchse unter dem Arm, und zwei große Windhunde stürzten hinter ihm aus dem Gebüsch.

„Wie! ist es möglich!" rief der Jäger, und blieb verwunderungsvoll stehen; „ich hätte mir noch eher einfallen lassen, hier auf einen Adler, denn auf Sie zu stoßen!"

„Sie sehen, ich benütze Ihren Rath," erwiederte der junge Mann, „ich durchspühre jeden Winkel Ihres Landes nach schönen Aussichten —"

„Aber wie kommen Sie hieher?" fuhr jener fort, indem er ihn aufmerksamer betrachtete, „und Sie sind auch nicht auf der Reise, wie ich sehe; haben Sie sich in der Nähe eingemiethet?"

Albert deutete lächelnd auf die alte Burg hinüber. „Dort — und gestehen Sie," sagte er, „ich hätte keinen schönern Punkt wählen können."

„In Thierberg?" rief der Jäger mit steigendem Erstaunen, indem er auf einen Augenblick leicht erröthete; „wie ist es möglich, in Thierberg? oder sind vielleicht gar Thierbergs die Verwandten, die —"

„Die ich in der Stadt besuchen wollte und hier auf ihrem Landsitz traf. Ich segne übrigens diesen Geschmack meines Oheims," setzte Albert mit einer Verbeugung hinzu, da er mich auf's Neue in die Nähe meines angenehmen Reisegesellschafters führte."

„So wären Sie vielleicht ein Rantow aus Preußen?" fragte der Jäger auf's Neue.

„Allerdings," antwortete der Gefragte, „aber wie folgern Sie dieß? sind Sie vielleicht mit meinem Oheim bekannt?"

„Ich besuche ihn zuweilen," sagte jener mit einem langen Seitenblick auf das alte Schloß, „ich bin gerne dort; doch beinahe hätte ich das Glück gehabt, Ihre Bekanntschaft noch früher zu machen; ich reiste vor einem Jahr in Ihre Heimath, und auf den Fall, daß mich meine Straße über Fehrbellin geführt hätte, war ich mit einem Brief an Ihre Eltern versehen, mit einem Brief von Ihrem Oheim selbst. — Aber habe ich zu viel gesagt, wenn ich von den Reizen unseres Neckarthales sprach? Finden Sie nicht Alles hier vereinigt, was man immer für das Auge wünschen kann?"

„Ich dachte schon vorhin darüber nach," versetzte Rantow, „wie verschieden ist der Charakter dieser beiden Berge zur Seite des Thales! Hier dieser dunkle Wald, mit Schluchten und Felsenrissen, durch welche sich Bäche herabgießen, die alte Burg, halb Ruine, auf diese jäh abbrechende Wand hinausgerückt. Jenseits die sanften, wellenförmigen Rebhügel, mit bläulichrother Erde und dem sanften Grün des Weinstocks. Und diese Kontraste durch das lieblichste Thal, durch den Fluß vereinigt, der bald hierhin bald dorthin zu den Bergen sich wendet! Wahrhaftig, es müßte nichts Angenehmeres seyn, als auf einer dieser grünen Halbinseln ein einsames Idyllenleben zu führen!"

„Ja," entgegnete der Jäger lächelnd, „wenn der Fluß nicht in jedem Frühjahre austräte, und Damon, die Hütte und — seine Daphne zu entführen drohte! Aber waren Sie schon unten im Thal?"

„Noch nicht, und wenn etwa Ihr Weg hinabführt, werde ich Sie gerne begleiten."

Der Jäger lockte seine Hunde und schlug dann einen Seitenpfad ein, der in die Tiefe führte. Rantow, der hinter ihm ging, bewunderte den schlanken Bau, den kräftigen Schritt und die gewandten Bewegungen des jungen Mannes. Er war einigemal versucht zu fragen, wer er sey, wo er wohne; aber es lag etwas so Bestimmtes, Ueberwiegendes in seinem ganzen Wesen, daß er diese Frage immer wieder auf eine bequemere Zeit verschob. Im Thal wandte sich der Jäger stromabwärts; Kinder und Alte, die ihnen begegneten, grüßten ihn überall freundlich und zutraulich; Manche blieben wohl auch stehen und schauten ihm nach. Oft stand er stille und machte den Fremden auf jeden schönen Punkt aufmerksam, erzählte ihm von der Lebensart der Leute, von ihren Sitten und ländlichen Festen.

Der Weg bog jetzt um den Berg, und plötzlich standen sie dem neuen Schloß gegenüber, das Albert von der Höhe herab gesehen hatte. „Welch' herrliches Gebäude!" rief er, „wie malerisch liegt es in diesen Weinbergen! Wem gehört dieses Schloß?"

„Meinem Vater," erwiederte der Jäger freundlich. „Ich denke, Sie setzen mit mir über und versuchen den Wein, der auf diesen Hügeln wächst."

Gerne folgte der junge Mann dieser einfachen Einladung; sie gingen an's Ufer, wo der Jäger einen Kahn losband; er ließ seinen Gast einsteigen und ruderte ihn leicht und kräftig über den Fluß. Auf reinlichen, mit feinem Kies bestreuten Wegen, durch hohe Spaliere von Wein gingen sie dem Schloß zu, dessen einfach schöne Formen in der Nähe noch deutlicher und angenehmer hervortraten, als aus der Ferne betrachtet. Unter dem schattigen Portal, das vier Säulen bildeten, saß ein Mann, der aufmerksam in einem Buche las. Als die jungen Männer näher kamen, stand er auf und ging ihnen einige Schritte entgegen. Er war groß, aufrecht und hager, und etwa zwischen fünfzig und sechzig Jahre alt. Ein schwarzes, blinzendes Auge, eine kühn gebogene Nase, die dunkelbraune Gesichtsfarbe und eine hohe, gebietende Stirne, wie seine ganze Haltung, gaben ihm etwas Auffallendes, Ueberraschendes. Er trug einen einfachen militärischen Ueberrock, ein rothes Band im Knopfloch, und noch ehe er ihm vorgestellt wurde, wußte der junge Rantow aus diesem Allem, daß es der General Willi sey, vor welchem er stand. Ihn selbst stellte der junge Willi als Vetter der Thierbergs und als seinen Reisegefährten vor.

Der General hatte eine tiefe, aber angenehme Stimme; er antwortete: „Mein Sohn hat mir von Ihnen gesagt; Ihre Mutter kenne ich wohl, habe sie früher in der Residenz gesehen. Als wir nach Schlesien marschirten, wurde ich nach Berlin geschickt; ich blieb vier Wochen bei der Feldpost dort, und ritt während dieser Zeit mehrere Mal nach Fehrbellin hinüber, Ihre Eltern zu besuchen."

„Wahrhaftig!" rief der junge Mann; „ich erinnere mich, mehrere französische und deutsche Offiziere damals in unserem Haus gesehen zu haben; es müßte mich Alles täuschen, Herr General, oder ich kann mich noch Ihrer erinnern. Ihre Uniform war grün und schwarz, und einen großen grünen Busch trugen Sie auf dem Hut. Sie ritten einen großen Rappen."

„Ach ja, die alte Leda!" sagte der General; „sie hat treu ausgehalten bis an die Berezina; dort liegt sie zwanzig Schritte von der Brücke im Sumpf. Es war ein gutes Thier, und in der Garde nannte man sie le diable noir. — Grüne Büsche sagen Sie? — richtig, ich diente damals unter den schwarzen Jägern von Würtemberg. Ein braves Corps, bei Gott! Wie haben sich diese Leute bei Linz geschlagen!"

„War es damals," bemerkte Rantow, „als Marschall Vandamme, den Gott verdamme, äußerte: ces bougres là se battent comme nous?"

„Sie haben da eine sonderbare Uebersetzung des Namens Vandamme, doch — ach! Sie sind ein Preuße, gut! ich gebe zu, der General Vandamme war verhaßt, besonders in der süddeutschen Armee; er wußte es auch recht gut; seine Bewunderung über die Bravour jener Soldaten hätte er vielleicht artiger, aber nie mit mehr Wahrheit ausdrücken können."

Sie waren unter diesen Worten bis unter das Portal des Hauses getreten; ein Buch lag dort aufgeschlagen, der junge Willi sah es lächelnd an und sagte: „Zum sechsten Mal, mein Vater?"

„Zum sechsten Mal," erwiederte jener, indem auch durch seine ernsten Züge ein leichtes Lächeln ging. „Sie sehen, Herr von Rantow, man zieht oft die Kinder nur dazu auf, daß sie ihre Eltern nachher wieder aufziehen. So kann er es nicht recht leiden, daß ich gewisse Bücher oft lese; und doch ist es ein guter Grundsatz, nicht vielerlei Bücher, aber wenige gute öfter zu lesen."

„Sie haben Recht," erwiederte Rantow, „und darf ich wissen, welches Buch Sie zum sechsten Mal lesen?" Der General bot es ihm schweigend.

„Ah! die schöne Fabel von 1812," rief Albert, „der Feldzug des Grafen Segur! Nun, ein Gedicht wie dieses darf man immer wieder lesen, besonders wenn man wie Sie den Gegenstand kennen gelernt hat."

„Sie nennen es Gedicht?“ fragte der General. „Da Sie nicht aus Erfahrung sprechen können, ist wohl General Gourgaud Ihr Gewährsmann. Aber ich kann Sie versichern, in diesem Buch ist so furchtbare Wahrheit, so traurige Gewißheit, daß man das Wenige, was Dichtung ist, darüber vergessen kann. Die Figuren in diesem Gemälde leben, man sieht ihren schwankenden Marsch über die Eisfelder, man sieht brave Kameraden im Schnee verscheiden, man sieht ein Riesenwerk, jene große, kampfgeübte Armee, durch die Ungunst des Schicksals in viele Tausend traurige Trümmer zerschlagen. Aber ich liebe es, unter diesen Trümmern zu wandeln, ich liebe es, an jene traurigen, über das Eis hinschwankenden Männer mich anzuschließen, denn ich habe ihr Glück und — ihr Unglück getheilt.“

„Ich bewundere nur Deine Geduld, Vater,“ erwiederte der Sohn; „Du kannst diese französischen Tiraden, die, wenn man sie in nüchternes Deutsch auflöst, beinahe lächerlich erscheinen, lesen und immer wieder lesen! Ich erinnere mich aus diesem berühmten Buch einer solchen Stelle, die im Augenblick das Gefühl besticht, nachher, mich wenigstens, lächeln machte. Die Armee hat sich in größter Unordnung hinter Wilna zurückgezogen. Die Russen sind auf den Fersen. Eine Zeitlang imponirt ihnen noch die Nachhut des Heeres, aber bald löset sich auch diese auf, und die Ersten der Russen, indem sie einen Hohlweg heraufdringen, mischen sich schon mit den Letzten der Franzosen. Segur schließt seine Periode mit den Worten: „Ach! es gibt keine französische Armee mehr!“ — „Doch es gibt noch eine,“ fährt er fort; „Ney lebt noch; er reißt dem Nächsten das Gewehr aus der Hand, u. s. w.“ Kurz, der edle Marschall thut in übertriebenem Eifer noch einige Schüsse auf den Feind und repräsentirt gleichsam in sich selbst die halbe Million Soldaten, die Napoleon gegen Rußland in's Feld führte. Ist dieß nicht mehr als dichterisch, ist dieß nicht lächerlich übersteigen?“

„Ich erinnere mich noch recht wohl jenes Moments, und so grausam unser Schicksal, so gedrängt unser Rückzug war, so ließ er uns doch einige Augenblicke frei, diesem Krieger und seiner wahrhaft antiken Größe unsere Bewunderung zu zollen. Wenn Du bedenkst, wie es von großer Wichtigkeit war, daß er mit wenigen Tapferen jenes Defilé eine Zeitlang gegen den Feind behauptete, daß er und die Seinen allerdings in diesem Augenblick noch die einzigen wirklichen Combattanten waren, die den Russen die Spitze boten, so wird Dich jener Ausdruck weniger befremden; ich wenigstens danke es Segur, daß er auch jenem erhabenen Moment einen Denkstein setzte.“

„Also ist jene Scene wahr?“ fragte Rantow.

„Gewiß! und eine schöne, großartige Idee liegt darin, daß man weiß, wer von der großen Armee zuletzt gegen die Russen schlug, daß es Ney war, welchen jener hohe Ruhm, der ihm sogar aus diesem Rückzug sprosste, die Handgriffe des gemeinen Soldaten nicht vergessen ließ. Er war, wie Hannibal, der Letzte beim Rückzug.“

„Was sagen Sie aber über jenen, welcher der Erste in der Armee und der Erste beim Rückzug war?“ bemerkte Rantow. „Ich glaube, zwanzig Jahre früher hätte er jeden Schritt mit seinen Garden vertheidigt —“

„Und zwanzig Jahre später vielleicht auch,“ fiel ihm der General in's Wort, und wäre vielleicht als Greis eines schönen Todes mit seinen Garden gestorben. Anno 13, werden Sie aber wohl wissen, war er Kaiser eines Landes, von welchem er, ohne Nachricht, ohne Hülfe, auf so viele hundert Meilen getrennt war. Was hielt ihn bei der Armee, nachdem unser Unglück entschieden war? Glauben Sie nicht, daß er etwas Aehnliches, wie den Abfall Ihres York, geahnt hat! Mußte er nicht in Frankreich frische Mannschaft holen?“

„Warum zog er gegen Asien zu Feld, der neue Alexander,“ sagte Rantow spöttisch lächelnd, „wenn er ahnte, daß das Preußenvolk in seinem Rücken nur darauf laure, ihm den Todesstreich zu geben? War dieß die gerühmte Klugheit des ersten Mannes des Jahrhunderts!“

„Glauben Sie, junger Mann,“ erwiederte der General, „der Kaiser war erhaben über einen solchen Verdacht. Er wußte, daß Ihr König ein Mann von Ehre sey, der ihn im Rücken nicht überfallen werde; er wußte auch, daß Preußen zu klug sey, um à la Don Quixote die große Armee allein anzugreifen.“

„Preußen war ihm nichts schuldig,“ rief der junge Mann erröthend; „man weiß, wie Buonaparte selbst seine Friedensbündnisse gehalten hat; man war nicht schuldig, zu warten, bis es dem großen Mann gefällig sey, die Kriegserklärung anzunehmen. Der Gefesselte hat das Recht, in jedem günstigen Augenblicke seine Fesseln zu zerreißen, und sollte er auch den damit zertrümmern müssen, der sie ihm anlegte.“

„Nun, Vater,“ setzte der junge Willi hinzu, „das ist es ja, was ich schon lange sagte, wenn ich den Aufstand des ganzen Deutschlands in Schutz nahm. Wer gab den Franzosen das Recht, uns in Ketten und Bande zu schlagen? Unsere Thorheit und ihre Macht! Wer gab uns das Recht, ihnen das Schwert zu entwinden und die Spitze gegen sie selbst zu wenden? Ihre Thorheit und unsere Macht.“

„Ich gebe zu,“ antwortete der General mit Ruhe, „daß man im Volk, vielleicht auch unter Politikern, also spricht und sprechen darf. Niemals aber darf der Soldat diese Sprache führen, um eine schlechte That zu beschönigen. Es gibt manche glänzende Verräthereien in der Geschichte; die Zeiten, wo sie begangen wurden, waren vielleicht mit der Gegenwart so sehr beschäftigt, daß man die Verräther gepriesen hat; aber die Nachwelt, welche die Gegenstände in hellerem Lichte sieht, hat immer gerecht gerichtet und manchen glänzenden Namen in's schwarze Register geschrieben. Auch die Sache des Kaisers wird die Nachwelt führen. So viel ist aber gewiß, daß zu allen Zeiten, wo es Soldaten gibt, einer, der seine Fahne verläßt, immer für einen Schurken gelten wird.“

„Ich gebe dieß zu,“ erwiederte Rantow, „nur sehe ich nicht ein, wie dies den übereilten Zug nach Rußland entschuldigen könnte.“

„Meinen Sie denn, der Zustand Preußens sey uns so unbekannt geblieben?“ fragte der General; „man wußte so ziemlich, wie es dort aussah. Ich war von Mainz bis Smolensk im Gefolge des Kaisers und namentlich in deutschen Provinzen oft an seiner Seite, weil ich die Gegenden kannte, und manchmal in seinem Namen Fragen an die Einwohner thun mußte. In den preußischen Stammprovinzen fiel ihm und uns Allen die Haltung und das Ansehen der jungen Leute auf. Das ganze Land schien von Beurlaubten angefüllt, und doch waren es immer nur die jungen Männer, die hier geboren und erzogen waren. Die Haare waren ihnen militärisch verschnitten, ihre Haltung war aufgerichtet, geregelt; sie standen selten wie faule, müßige Gaffer da, wenn der Kaiser und sein Gefolge vorüberzog. Nein, sie machten Front, wenn sie ihn sahen, die Füße standen eingewurzelt, der linke Arm straff angezogen und an die Seite gedrückt, das Auge hatte die regelrechte Richtung und die rechte Hand machte ihren Soldatengruß. Es waren dies keine Bauerbursche mehr, sondern Soldaten, und der Kaiser wußte wenigstens, daß nicht die ganze preußische Armee mit ihm ziehe.“

„Er ließ einen gefährlichen, beleidigten Feind in seinem Rücken,“ bemerkte Rantow.

„Ein gefährlicher Feind, Herr von Rantow, ist eine eine beleidigte Schlange, aber nicht eine Armee, nicht Männer von Ehrgefühl. Das preußische Heer hatte sich mit der großen Armee vereinigt, und sobald dies geschehen war, stand sie unter dem Oberbefehl des ersten Kriegers dieser Armee; in dieser Eigenschaft hatten wir weder von ihnen noch von den Zurückgebliebenen etwas zu fürchten; die Unterge benen band ihr Eid an ihre Fahnen, und die Generale, die Repräsentanten dieser Fahnen, band ihre Ehre. Wenn Sie die Sache aus diesem natürlichen Gesichtspunkt betrachten wollen, so werden Sie am Betragen des Kaisers bei Beginn dieses unglücklichen Feldzuges nichts Uebereiltes oder Unkluges finden.“

„Das preußische Heer, das gezwungen mit ausrückte,“ erwiederte der junge Mann, „gehörte nicht diesem Kaiser der Franzosen, sondern seinem rechtmäßigen König, und in demselben Augenblick, als dieser sie ihrer Pflichten gegen jenen ersten Krieger entband —“

„Konnten sie gegen uns selbst die Waffen richten,“ fiel der General ein; „da haben Sie vollkommen Recht; sie konnten ihre Quarrés bilden, uns den Gehorsam weigern, und im Fall des Zwanges, Feuer auf unsere Colonnen geben, sie konnten sich im Angesicht der Armee mit den Russen vereinigen, sie durften dies Alles thun —“

„Nun ja — das war es ja eben, was ich meinte. —“

„Nein, Herr! das war es nicht,“ fuhr jener eifrig fort. „Nur erst, verstehen Sie wohl, nur dann erst, wann ihr König sie ihres Eides entband, konnten sie den Gehorsam verweigern, sie mußten es sogar, auch auf die Gefahr hin, zu Grunde zu gehen. So lange dies nicht der Fall war, handelten sie, wenn sie feindlich auftraten, als Verräther an ihrer Ehre und sogar an ihrem König; denn die Ehre des Königs, der die Befehlshaber gewählt hatte, bürgte gleichsam für ihr Betragen.“

„Nun, wenn ich auch dies von den Befehlshabern zugebe,“ erwiederte Rantow, „so hat wenigstens die Armee immerhin ihre Pflicht gethan.“

„In diesem Fall nimmermehr!“ rief der General; „wenn der Chef keinen Befehl seines Herrn vorweisen kann, um seine Schritte zu entschuldigen, und dennoch seine Schuldigkeit nicht thut, oder sogar zum Verräther wird, und zum Verräther, nicht für sich allein, sondern mit einem ganzen Corps, so hat jeder Offizier, jeder Soldat das Recht, ihn vor der Front vom Pferd zu schießen!“

„Ey, Vater! —" rief der junge Willi.

„Mein Gott, dies denn doch nicht," rief zugleich der Fremde; „einen Général en chef vom Pferde zu schießen!"

„Und wenn man es unterlassen hat," fuhr jener mit blitzenden Augen fort, „so hat man seine Pflicht versäumt. Aber ich kenne noch recht wohl jene schändliche Zeit und die Motive, die damals die Handlungen der Menschen lenkten; Wölfe und Tiger waren sie geworden, die menschliche Natur hatte man ausgezogen, Treue, Ehre, Glauben, Alles verloren, und für Heroismus galt damals, was sonst für eine Schandthat gegolten hätte!"

„Nun, etwas Herrliches und Erhabenes, was sich damals offenbarte, werden Sie doch nicht läugnen können," sprach der Märker; „der allgemeine Enthusiasmus, womit das ganze Volk aufstand, war doch wirklich erhaben, ergreifend!"

„Das ganze Volk? — aufstand?" rief der General bitter lachend, „da müßte Deutschland erst auferstehen, ehe die Deutschen aufständen. Es war bei Manchem ein schöner, aber unkluger Eifer, bei Einigen Haß, bei Vielen Uebermuth, bei den Meisten war es Sache der Mode; und Sie vergessen, daß Oestreich, Bayern, Würtemberg, daß Schwaben und Franken nicht, was Sie sagen, aufstanden, und denn doch auch zu Deutschland gehörten. Und Ihre Enthusiasten selbst! vor diesen wären wir gewiß nie aus Sachsen gewichen!"

„Wenn es ihnen auch an jenen gerühmten Eigenschaften eines alten, gedienten Soldaten gebrach, wahrhaftig, ihr Wille war schön, ihre Thaten groß, und ihre Einheit, ihre Aufopferung ersetzte Vieles —"

„Einheit? Aufopferung? Wir nahmen, es war schon auf französischem Boden, einmal ein solches Individuum gefangen. Es war ein junger, schön gepuzter Mann. Der Kaiser hatte von diesen Volontärs sprechen gehört, man hatte ihm ihre Kleidung, ihre Haltung überaus komisch beschrieben; er ließ daher den Gefangenen vortreten. Als dieser den Kaiser erblickte, gerieth er in augenscheinliche Verwirrung, dachte nicht mehr daran, daß er selbst Soldat geworden sey und gegen den größten Krieger zu Feld ziehe, sondern er nahm seinen Tschako am Schild, riß ihn nach gewöhnlicher, bürgerlicher Weise vom Kopf, daß der schöne Federbusch elendiglich in den Koth hing, und krazte mit dem Fuß hinten aus. Der Kaiser ließ ihn durch mich fragen, ob er unter den deutschen Freiwilligen diene? Jener aber verbeugte sich noch einmal und sagte: „Ich bin vom Frankfurter Corps der Rache." Der Kaiser konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, und als er weiter ritt, wandte er sich noch einmal um. Der Sohn der Rache stand noch immer ganz verblüfft unter einem Haufen von Franzosen, und jetzt erst schien er aus einem Traum zu erwachen, er mochte sich auf die schöne Zeile zurückwünschen. Der arme Teufel sah aus, als wäre er ein Volontaire malgré lui, als hätte er nur seinem Schatz zu Gefallen sich in dem Corps der Rache einschreiben lassen. Und dieser Rächer kehrte nicht mehr hinter den Ladentisch seines Vaters heim. Ich sah ihn sechs Tage nachher, ohne Beine, sterbend wieder, seine eigenen Landsleute hatten ihn in unsern Reihen getödtet. Und von solchen Menschen verlangen Sie Einheit, Aufopferung?"

Der Preuße hatte dem General unmuthig zugehört; es kam ihm vor, als liege in den Zügen dieses Mannes Spott und Verachtung einer Sache, die er immer als etwas Ungeheures, Welthistorisches, Großartiges zu betrachten gewöhnt gewesen war. Der junge Willi sah diese unangenehmen Gefühle, die mit der Ehrfurcht vor dem General in Rantows Brust zu kämpfen schienen. Er nahm daher schnell das Wort und sagte: „Du warst damals auf feindlicher Partei, lieber Vater, Du sahst Alles in einem andern Lichte, und ich zweifle, ob nicht eure jungen Conscribirten sich auf ähnliche Weise benommen hätten. Aber wahr bleibt es immer, und jedem unbefangenen Auge noch jetzt sichtbar, daß damals ein erhabener, ungewöhnlicher Geist unter dem Volke, hauptsächlich im Norden webte; die Mittelstände vorzüglich haben gezeigt, daß sie einer bewunderungswürdigen Kraftäußerung fähig seyen, und darauf, so schlecht auch die Zeiten sind, kann man noch immer einige Hoffnung gründen."

Rantow sah den jungen Mann bei den letzten Worten befremdet an, als wüßte er sich diesen Satz nicht zu erklären; doch erfreut, seine eigenen Gesinnungen wiederholt zu hören, wandte er sich wieder an den General. „Er hat Recht," sagte er, „auf feindlicher Seite konnten Sie das rührende Bild dieser Aufopferung nicht so genau kennen lernen. Aber die großen Worte unserer Redner, die feurigen, aufrufenden Lieder unserer Sänger, die begeisternde Aufopferung unserer Frauen, sie gaben, verbunden mit dem Muth, der frommen Kraft und der gottgeweihten Hingebung unserer Jünglinge und Männer, Scenen, die eben so erhaben als unvergeßlich sind."

„Und wofür denn dieses Alles?" fragte der alte Soldat, „wozu so große Aufopferungen, was hat man damit erreicht und errungen? ließ sich dies Alles nicht voraussehen?"

„Und was haben denn Sie, Herr General, auf jener Seite erreicht und errungen? Das ist einmal das Schicksal alles menschlichen Lebens und Treibens, daß man kämpft, sich hingibt, aufopfert, um am Ende Nichts, oder Wenig zu erreichen. Zwanzig Jahre haben Sie jenem Mann geweiht, jenem Eigensüchtigen, der nur sich und immer nur sich bedachte! Jetzt liegt er auf einem öden Felsen, seine Genossen sind zerstreut aufgerieben — was, was haben denn Sie gewonnen?"

„Ein Endchen rothes Band und die Erinnerung," antwortete er lächelnd, indem er mit einer Thräne im Auge auf seine Brust herabsah. Es lag etwas so Ergreifendes, Erhabenes in dem Wesen des Mannes, als er diese Worte sprach, daß Rantow, erröthend, als hätte er eine Thorheit gesagt, seine Augen von ihm abwandte und betreten den Sohn ansah. Doch dieser schien nicht auf das Gespräch zu merken, er blickte unverwandt und eifrig auf ein kleines Gebüsch am Fluß, von welchem man eben das Plätschern eines Ruders vernahm: jetzt theilten sich die Zweige der Weiden, und ein schöner Mädchenkopf bog sich lächelnd daraus hervor.

Johann Christoph Friedrich Haug

ward den 19. März 1761 zu Niederstolzingen im Würtembergischen geboren und von seinem Vater, dem nachmaligen Pfarrer in Magstatt, so wie auf den Gymnasien zu Ludwigsburg und Stuttgart wissenschaftlich gebildet. Um die Rechte zu studiren kam er dann auf die hohe Karlsschule zu Stuttgart, wo er mit Schiller und Andern in freundschaftliche Verbindung trat und durch Lesen von Epigrammen sein eigenes epigrammatisches Talent ausbildete. 13 Preismedaillen, die er in den dort stattfindenden Prüfungen als Auszeichnung seines Genies gewann, erwarben ihm den academischen Orden und die Gunst des Herzogs, in Folge deren er 1783 zum Sekretär im geheimen Kabinet, 1791 zum Kaiserlichen Hof- und Pfalzgraf, 1794 zum Geheimsekretär und 1817 zum Hofrath und Bibliothekar zu Stuttgart ernannt wurde. Er starb daselbst am 30. Januar 1829.

Wir haben von ihm:

Taschenbuch für Geist und Herz aufs Jahr 1801. Ludwigsburg 1800 in 16.

Epigrammen und vermischte Gedichte. Berlin 1805. 2 Bde. in 8.

Epigrammatische Spiele. Zürich 1807 in 8.

Epigrammatische Anthologie. Zürich 1807—1809, 10 Bdchen in 12. mit C. F. Weißer.

Poetischer Lustwald. Tübingen 1819, gr. 8. mit 1 Kupfer.

Panorama des Scherzes. Brünn 1820, 2 Bdchen. in 12.

Bachus, Antimomus, Jocus und Sphynx. Ulm. 1823 in 8.

200 Fabeln für die gebildete Jugend. Ulm 1823 in 8. 2. Aufl. Brünn 1823 in 16.

Spiele der Laune und des Witzes. Tübingen 1826 in 8.

Gedichte. Leipzig 1827, 2 Bde. in gr. 8.

Fabeln für Jung und Alt. Heidelberg 1828 in 16. mit 1 Titelkpf.

Unter dem Namen Friedrich Hophthalmos.

Sinngedichte. Tübingen 1791 in 8.

200 Hyperbeln auf Herrn Wahls ungeheure Nase, in erbauliche hochdeutsche Reime gebracht. Stuttgart 1804. 2. Aufl. Brünn 1822 in 16.

Huldigung des würdigsten und schönen Geschlechts. Stuttgart 1817 in 12.

Magische Laterne. Brünn 1820 in 12.

Neujahrsbüchlein für das Arbeitskästchen holder Frauen und Jungfrauen. Brünn 1820 in 12. m. Kupf.

Auserlesene Sammlung der besten deutschen Gesellschaftslieder. Neue sehr verm. Aufl. Heidelberg 1828, m. Titelkupf. Auch unter dem Titel; Allgemeines Heidelberger Commersbuch. 2. Aufl.

100 Epigramme für Aerzte die keine sind. Zürich 1820 in 8.

Charaden und Logogryphen. Eine Centurie. Stuttgart o. J. 12.

Taschenbuch, dem Bachus und Jocus geweiht. Stuttgart in 12. o. J.

Auch hatte er Theil an den von Grillparzer u. s. w. herausgegebenen dramatischen Miscellen (Wien 1830 in 12.).

Haug ist mit Recht als der talentvollste und fruchtbarste unter den neueren deutschen Epigrammendichtern zu betrachten; er war unerschöpflich an witzigen und komischen aber stets harmlosen Einfällen, die Niemanden verletzten, sondern Jedem durch die glückliche und geschickte Verbindung von Inhalt und Form Vergnügen machten. Auch im Liede, besonders in der Nachahmung des alten deutschen Minnegesanges hat er sich mit Erfolg versucht.

An Wahl.

In Marmor Dich zu hau'n, vermag der Künstler nicht:
Es fehlt an Stein, an Raum, an Zeit, am Gleichgewicht.

Warnung.

Lasst euch nicht fahen, ihr Ratten und Mäuse:
Weil er barbarisch das Leben euch kürzt,
Und, wie Verbrecher, nach römischer Weise,
Euch von dem Wahlischen Nasengehäuse,
Dem zweiten tarpejischen Felsen, stürzt.

Rüge.

Er trägt — wie frech und sittenlos!
Den größten Theil des Körpers blos.

Nothhülfe.

Wenn Feinde Dich um Arm' und Beine brächten,
Du könntest noch mit Deiner Nase fechten!

Notiz.

Hör' Einen seiner klügsten Streiche,
Du, schönste neue Welt!
Herr Wahl errichtet eine Bleiche
Auf seinem Nasenfeld.

Mondsteine.

Kund sey den Physikern und Antiquaren allen,
Daß, wenn vom Monde Lavasteine fallen,
Herr Wahl mit seinem Nasenspieß
Muthwillig sie herunterstieß.

An Wahl.

Die Ewigkeit — Ohne Periphrase —
Dau'rt etwas länger, als Deine Nase.

Optischer Betrug.

Als Du jüngsthin schlummertest im Grase,
Ragte himmelan die Wundernase,
Und die Dorfbewohner weit umher
Zählten staunend einen Kirchthurm mehr.

Wahls Aerger.

Ich ärg're mich und rase —
Mich hindert meine Nase,
Die Wälder zu beschau'n,
Ja, nur darin zu gehen,
Es wären denn Alleen
Gerade durchgehau'n.

Anecdote.

Ich sah heraus
Aus meinem Haus!
Ein Schiffer spähte,
Was oben sey,
Und rief: Ei ei?
Zwei umgedrehte
Kanonenböte!

Bitte.

Verbirg vor jedem schwanger'n Weibe
O Freund! aus Menschenliebe Dich!
Denn wie Dein Zöpfchen sich zum Leibe,
Verhält Dein Leib zur Nase sich.

Rath.

Willst Du, wie die Braminen pflegen,
Auf Deine Nasenspitze seh'n,
So kann es, der Entfernung wegen,
Nur durch ein Teleskop geschehn.

Kostspielige Plan.

Laß, willst Du den festlichen Tag im Jahr,
Der Dein holdes und liebes Weibchen gebar,
Groß und verschwenderisch celebriren,
Dein Nasen-Münster illuminiren!

Glosse.

Wenn Luft für Wasser gilt, ist nach dem äußern Schein
Die Nase Wahls der größten Inseln Eine.

List.

Dir hat zum Glücke jüngst ein Dieb,
Der schlau sein Gaunerwesen trieb,
Die Dose vor der Nase weggenommen.
Der Vorsprung war zu groß. Er mußt' entkommen.

Rath.

Freund! Deine Nas' ist halb im Ausland. Sey kein Thor!
Behalt ihr den Regreß in patriam bevor!

Redliche Vorstellung.

So reich Du bist — der Aufwand käme doch
Für einen Nasen-Parapluie zu hoch.

Terrorismus.

Wie vor der Kinder Israel Schar
Die Wolkensäule perpendikular,
So schwebt vor Deinen Kindern, o Wahl!
Die Nasensäule, nur horizontal.

Täuschung.

Er stand, und sprach vor seinem Haus;
Da hielt ein Güterwagen an.
„Heh! rief der trunk'ne Fuhrmann aus,
„Den neuen Schlagbaum aufgethan!"

Kunstnase.

Die Nase, vor welcher uns Endlichen graut,
Ist, wenn man sie Gegendenweise beschaut,
Oft griechisch, oft jüdisch, oft römisch gebaut.

Dannecker an Wahls Gattinn.

Das Nasenprodigium Deines Manns —
Darstellen soll ich's in Marmor Dir.
Zwar scheint's unmöglich; allein ich kann's,
Verschreibest Du ganz Carrara mir.

Schauerscene.

Mit einem geschleuderten Stein
Wußt oben am Nasenbein
Ein Böswicht Dich zu versehren.
Wie schmerzlich, wie fürchterlich schön,
Die Blutkataracte zu sehn,
Und ihr wildes Gebrause zu hören!

Wie bequem.

Was die Registratur enthält,
Könnt' alles füglich d'rauf steh'n,
Und wenn er auf die Nase fällt,
So darf er gar nicht aufsteh'n.

Erfüllte Weissagung eines Griechen. *)

Seines Nasen-Unholds Ende
Steht so ferne vom Gesicht' —
Unerreichbar ist's für seine Hände;
Wenn er niest, so hört er's nicht.

*) S. die griechische Anthologie, B. II. Cent. 8. Epigr. 15.

Ein Wunder, und doch keines.

Von Wahls Geburt hat mir die Base
Des Accoucheurs erzählt:
Zwei Tage lang kam seine Nase,
Am dritten Er zur Welt.

Geruchsfülle.

Deine Wohlgeruchsertase
Muß beneidenswürdig seyn;
Denn Du schnüffelst mit der Nase
Husch! den ganzen Frühling ein.

An die Künstler.

Wahl's Nasen-Ungethüm mit seiner grellen
Unübersehbarkeit uns in Modellen
Und Mahlerei'n vollendet darzustellen,
Vermögt Ihr nicht in dieser Spanne Zeit.
Vielleicht erreicht Ihr's in der Ewigkeit.

Unabwendbar.

Wer ungeseh'n, wer ungescheut
Dich ärgern will, mein Lieber,
Entfernt sich heimlich meilenweit,
Und gibt Dir Nasenstüber.

Ursprung der Wahlischen Nase.

Als die Natur uns Lilliputern grollte,
Und ihrer Hand, die Riesen schaffen wollte,
Schon eine Polyphemusnas' entrollte,
Gereute sie der liebelose Plan;
Doch mochte sie die Nasigste der Nasen
Zu Staube nicht mehr gern zerblasen,
Und — flickte Dein Körperchen an.

Gesuch um eine Viceseele.

„Nein!" rief die Seele Wahls. „So eifervoll ich bin —
„Bis zu den ganz entlegensten Revieren
„Von seinem Nasenlandstrich hin
„Kann meine Kraft nicht emaniren.
„O setze, Zevs, dieß Monstrum zu regieren,
„Dort eine Amtsverweserinn!"

Luise, Gräfin von Haugwitz,

Tochter des preußischen Hauptmanns von Rohr, ward den 5. Juni 1782 zu Daber bei Stettin geboren, auf dem Gute ihres Vaters in Mecklenburg-Schwerin erzogen und 1804 mit dem preußischen Forstrath, Graf Karl von Haugwitz zu Twerczimirke in Schlesien vermählt, der ebenfalls durch dichterische Versuche bekannt geworden ist.

Von ihr erschienen, theilweise unter dem Namen Arminia:

Nanny und Adelinde, oder die Macht der Sympathie. Breslau 1808 in 8.

Waldblumen, in Tannenheims Thälern gesammelt. Breslau 1809 in 8.

Bergblumen, gepflückt in den Trümmern des Kynast's. Ebendas. 1812 in 8.

Der Veilchenkranz. Ebendas. 1815 in 8.

Der goldene Schleier. Sage aus dem Riesengebirge. Hirschberg 1821. 2. wohlf. Ausg. Leipzig 1824 in 8.

Weltsinn und Gemüth. Erzählung. Liegnitz 1823. 12.

Die Stiefmutter. Erzählung. Leipzig 1826.

Das Dreiblatt. Erzählungen. Ebendas. 1827 in 8.

Eine talentvolle Erzählerin, deren Schriften den Leser durch glückliche Erfindung, anmuthige Darstellung und Innigkeit des Gefühls anziehen und vorzüglich den Frauen als eine angenehme und bildende Lectüre zu empfehlen sind.

Kora und Minona.*)

Altwasser.

Ein lauer friedlicher Augustabend hüllte das Bergumschloßne Altwasser schon in tiefere Schatten, als der Doktor Ahlfeld die Anhöhe zu seiner Wohnung hinanstieg. Er hatte eine Fußreise gemacht, mit welcher er die Absicht verband, ein anmuthig gelegenes ländliches Besitzthum zu besehen, das feilgeboten ward, und das er zu einem künftigen Sommeraufenthalt zu erstehen gedachte. Vor der Thüre saß Elise, seine Gattin, die ihn, als er ihren freundlichen Gruß erwiedert hatte, sogleich um Alles befragte, was der Zweck seiner dreitägigen Wanderung gewesen war.

Ich habe, entgegnete ihr der Doktor, besonders in Hinsicht meines Kaufplans, die Umstände fast alle erwünscht gefunden. Die kleine Besitzung, von welcher wir schon so viel Angenehmes hörten, liegt wirklich in einem der anmuthigsten Thäler; das Haus ist wohnlich und sauber, der Garten wohlangelegt, nur jetzt etwas vernachläßigt, und das Ganze wird, wie man glaubt, um einen billigen Preis veräußert werden. Ja, wir können sogar, wenn das Geschick uns wohl will, auch freundliche Nachbaren bekommen, denn auf der einen Seite grenzt mit unserm künftigen Lustschloß, eine ähnliche, etwas größere Besitzung, die ebenfalls verkauft werden soll, und auf der andern, fast dicht an die dunklen Berge gelehnt, liegt so romantisch und lieblich ein kleines zierliches Haus, daß ich unwillkührlich im Vorübergehen stehen blieb, von der bezaubernden Umgebung gefesselt. Ein üppiger Blumenreichthum, besonders eine Menge von Rosen und weißen Lilien, schmückten den Garten, der sich weiter hin an den nahen Berg hinaufzog. Als ich die anmuthige Anlage betrachtete, hörte ich Guitarrentöne im Innern des Hauses erklingen, und eine schöne Tenorstimme sang dazu des Jägers Nachtlied von Göthe. Später erfuhr ich, daß ein junger Mann hier wohne, von dem man mir aber nicht viel mehr sagen konnte, als daß er eingezogen lebe, und von irgend einem Kummer gedrückt zu werden scheine. Auf dem Rückwege, der mich wieder dort vorüberführte, sah ich den Einsiedler selbst im Garten. Er saß auf einer Bank, hielt ein aufgeschlagnes Buch in der Hand, und beugte das schwarzumlockte Haupt zu einem Hunde herab, der vor ihm stand, weshalb ich sein Gesicht nicht sehen konnte. Doch schien mir etwas sehr Edles in seiner Gestalt und seinen Geberden zu liegen.

Du hast den künftigen Nachbar anziehend genug geschildert, lächelte Elise, denn er steht schon so liebenswürdig vor meinen geistigen Augen, daß es nur Deine Schuld ist, wenn ich mich täusche.

Ein vorwitziger Schluß, nach — Frauenart! neckte der Doktor.

Daß ich nicht wüßte, vertheidigte sich Elise, denn mein Urtheil unbekannterweise ruhet auf Gründen, die Dir selbst einleuchten müssen. Rosen und Lilien umblühen die Wohnung des namenlosen Mannes — das deutet auf Geschmack und Schönheitssinn; Guitarrentöne und Gesang ließ er vernehmen, ein Buch trug er in der Hand — dadurch spricht er Sinn für Dichtkunst und Musik aus; er liebkos'te seinen Hund — darin offenbart sich ein wohlwollendes freundliches Gemüth — was kannst Du also dagegen einwenden, wenn ich den Unbekannten zu den guten Nachbaren zu zählen mich bewogen fühle?

Natürlich gar nichts, denn die Frauen behalten ja am Ende immer Recht, und sind beneidenswerth um den Zauberspiegel ihrer Einbildungskraft, der ihnen Alles im Rosenlicht zeigt, und ihnen nicht selten den bösen Dämon zum Engel verklärt, scherzte der Doktor, der sich hier unterbrechend, Elisen nach dem kleinen Albert fragte, und zu wissen begehrte, wie sie mit ihm während seiner Abwesenheit gelebt habe?

Er schläft schon, entgegnete Elise, und war nach seiner Gewohnheit größtentheils folgsam und gut. Was mich jedoch anbetrifft, fuhr sie fort, so habe ich während Deiner Abwesenheit lauter stille Erinnerungsfeste gefeiert, indem ich mir die Zeit zurückrief, wo wir vor neun Jahren uns zum Erstenmal hier befanden. Da wurde denn so manches liebe Bild aus jenen Tagen wieder frisch und lebendig in meinem Gemüth, was ich anschaute und mich daran ergötzte; aber freundlicher als Alle trat mir Asta's holde Gestalt entgegen, und ein inniges Sehnen nach ihr ergriff mich, das zur Ahnung eines Wiedersehens ward, als ich der vielen Beispiele gedachte, wo Badegäste Getrenntes wieder vereinten.

*) Aus „das Dreiblatt Erzählungen von Arminia." Leipz. 1827.

Kora.

Elise hatte eben die letzten Worte gesprochen, als der laute Ausruf: Klothar! und die Erwiederung: Emil! ihre Blicke hinabwärts zog, wo sie nicht fern zwei hohe, wie es schien, noch jugendliche Männergestalten, einander umfassen sah.

Sieh da, meine Rede verwirklicht sich, ein Wiedersehen wird dort gefeiert, sagte Elise.

Nicht wahr, das ist ein günstiges Vorzeichen für Deine Sehnsucht und Ahnung? lächelte der Doktor.

Allerdings! versicherte Elise, als eben ihre Dienerin erschien, die mit der Meldung, daß der Thee bereit stehe, das Gespräch unterbrach, worauf das Paar ins Haus trat.

Die beiden jungen Männer aber giengen nach den ersten freudigen Grüßen, Arm in Arm den Fichtengang hinab und wieder hinauf, was sie noch mehrmals wiederholten, bis sie sich endlich unfern vom Tanzsaal auf eine Bank niederließen. Beide waren auf der hohen Schule vertraute Freunde gewesen, aber seitdem vom Geschick weit auseinander geworfen worden, so daß schon seit mehreren Jahren einer von dem Andern nichts mehr wußte, da Emils Unlust am Schreiben gar keine regelmäßigen schriftlichen Mittheilungen in den Gang kommen ließ. Es war daher natürlich, daß jetzt jeder von dem bisherigen Ergehen des Freundes etwas zu erfahren begehrte, weshalb denn auch, wie das gewöhnlich nach langen Trennungen der Fall zu seyn pflegt, der wechselseitige Redestrom sich aufs Lebendigste ergoß. Um so mehr mußte es daher Emil auffallen, daß, als sich Beide gesetzt hatten, Klothar sichtlich zerstreut und wortarm ward, und alle Theilnahme an den Erzählungen seines Freundes aufzugeben schien. Vergebens bestrebte sich jener, dem plötzlich so schweigsam gewordenen wieder Aufmerksamkeit abzugewinnen, und als ihm das nicht gelingen wollte, nahm er sich, nach seiner gewohnten geraden Weise, ohne Umstände die Freiheit, ihn nach der Ursache seiner Verstimmung zu fragen.

Warum sollte ich es Dir verbergen, entgegnete Klothar, daß mich hier an diesem Platz eine meiner liebsten Erinnerungen befängt — ja daß ich eigentlich heute hierher kam, um die Stelle zu begrüßen, wo die unvergeßlichste Erscheinung meines Lebens mir zum Erstenmal flüchtig vorüberschwebte.

Laß hören die Geschichte, forderte Emil, der das Bedürfniß des Freundes, von seinen Erinnerungen zu sprechen, empfand.

Recht gerne, wenn Du sie wissen magst, entgegnete Klothar, und Du geduldig genug bist, Dich mit mir zuvor noch auf einige Augenblicke auf die hohe Schule zurückzubegeben, damit ich den Faden meiner Erzählung dort so recht ordentlich anknüpfen und fortspinnen kann, wie Du es von jeher gerne hattest.

Du erinnerst Dich gewiß noch der lieblichen Eveline, die damals der Inbegriff all meines Wünschens, Hoffens und Sehnens war, aber Du warest bereits abgegangen, als ich unerwartet aus meinen Himmeln herabgestürzt ward. Evelinens Eltern entdeckten unsere Liebe, als eben ein reicher Freier sich um diese bewarb, und zwangen das Mädchen, demselben ihre Hand zu geben. Dir, der Du die ganze Gluth dieser Liebe kanntest, darf ich nicht erst meinen damaligen Gemüthszustand beschreiben, als ich von einer Ferienreise zurückkehrend Evelinen vermählt fand. Ein hitziges Fieber war die erste Folge dieser Begebenheit, und kaum fühlte ich mich genesen, als ich auch, so schnell es sich thun ließ, die hohe Schule zu H. mit der zu B. vertauschte, da ich es nicht ertragen zu können glaubte, Evelinen als die Gattin eines Andern zu sehen.

Als ich in B. einheimisch geworden war, überredeten mich einige neue Freunde, sie in den nächsten Sommerferien auf einer Fußreise ins Gebirge zu begleiten, was denn auch zur bestimmten Zeit geschah.

An einem schönen Abend — gerade heute vor acht Jahren, langten wir hier an. Meine Gefährten waren ermüdet, aber ich fühlte mich noch kräftig genug, nach dem eingenommenen erquicklichen Abendessen, ins Freie zu gehen. Dieser dunkle Fichtengang, durch dessen verschlungne Zweige die Sterne gleichsam verstohlen auf mich niederschauten, die tiefe Stille, nur vom leisen Geschwirr der Feldgrillen unterbrochen, zog mich wundersam an, und versenkte mich in ein tiefes träumerisches Sinnen, dem ich mich von jeher gerne mit einer ganz eigenen stillen Lust hingab. Als ich bis hierher gekommen war, weckte mich jedoch der Klang einer frischen fröhlichen Tanzmusik, die aus dem Gesellschaftssaal erklang, aus meinen Träumen. Unwillkührlich blieb ich stehen, und sah die geschmückten Gestalten an den Fenstern vorüberschweben, als hier über die Brücke, die nach dem Oberbrunnen führt, zwei schlanke Frauengestalten nebst einem jungen Mann herschritten. Die eine derselben, weiß gekleidet mit Blumen im Haar, was mir der Lichtschein der Fenster verrieth, gehörte sichtlich der frohen Versammlung des Saals an, die andere, dunkel gekleidet und etwas kleiner, schmiegte sich an sie an.

Hier müssen wir scheiden! sprach jetzt eine sanfte Stimme,

und Beide umschlangen einander innig und lange, unter leisem Geflüster.

Lebe wohl, meine einzige Erwina! erklang es nun wieder vernehmlich, aber von einer andern in Wehmuth erbebenden Stimme.

Lebe wohl — ach vielleicht auf immer! ertönte die Erwiederung, aber wenn ich Dich auch nie wieder sehen sollte — Dein Bild scheidet nicht von mir, und wo der Name Kora mir unter irgend einer lieblichen Dichtung entgegenleuchtet, wirst Du geistig mir immerdar nahe seyn!

Beide trennten sich unter leisen, halberstickten Scheidegrüßen. Die weiß gekleidete schlüpfte in die Thüre des Ballhauses, die dunkle kehrte mit dem Begleiter über die Brücke zurück.

Während dieß geschah, ward im Saal ein schöner langsamer Walzer gespielt, der in schmelzenden, zärtlichen Tönen in die stille Nacht hinaushallte, gleichsam als wolle er Trost zusprechen den Scheidenden, und ein fernes Wiedersehen verheißen. Ich blieb stehen, bis der letzte Ton desselben verklang, worauf ich mich zu meinen Gefährten in den Gasthof begab, die ich alle schon schlafend fand, ein Beispiel, dem ich zu folgen nun auch nicht länger säumte.

Hoffentlich wirst Du von mir nicht glauben, daß ich mich in eine der nächtlichen Erscheinungen auf der Stelle verliebt hatte, und gleich einem schmachtenden Schäfer, die Nacht durchseufzte — daher brauche ich Dir wohl kaum zu sagen, daß ich gut schlief, und am folgenden Morgen meine Reise durchaus nicht schwermüthiger fortsetzte, als ich sie begonnen hatte.

Bald nach dieser Reise, bei deren weiterer Beschreibung ich jetzt nicht verweilen will, verließ ich die hohe Schule, von wo ich zu meinem Vater zurückkehrte, der seit einiger Zeit kränkelnd, meines Beistandes bei seinen vielen Geschäften höchst nöthig bedurfte. Da mein Vater ein ansehnliches Vermögen besaß, so ward nicht eben ernstlich darauf gedacht, eine Anstellung für mich zu suchen, und es war noch nichts in dieser Angelegenheit geschehen, als nach einigen Jahren das Handelshaus, wo das Erwähnte stand, plötzlich zu zahlen aufhörte. Dieser Schlag endete zugleich das Leben meines Vaters, das ohnehin dem Erlöschen schon nahe war, und ich mußte es unter diesen Umständen für ein besonderes Glück achten, als ich einem Landrath — den ich von Wiburg nennen will — zum Geheimschreiber empfohlen ward.

Viel früher, als dieß Letzte geschah, traf ich einst in einer Zeitschrift auf ein Gedicht, von welchem ich mich so wunderbar angesprochen fand, daß mein Innerstes in nieempfundener Rührung davon erbebte. Alles was seit der Trennung von Evelinen in mir geglühet hatte — aller Schmerz der Entsagung — das hoffnungslose und doch so heiße Sehnen, was seitdem meine Brust erfüllte, und ich noch in keinem Liede mir selbstgenügend hatte wiedergeben können — das war hier aufs Zarteste und Innigste in den wohlklingendsten Versen ausgesprochen, die so rein und lieblich dahinflossen, wie ein sanftrauschender Bergquell. Erst als ich das Gedicht zum Zweitenmal durchgelesen hatte, fiel es mir auf, dasselbe mit dem Namen Kora unterzeichnet zu finden, was mich an die nächtlichen Erscheinungen in Altwasser erinnerte, deren ich lange nicht mehr gedacht hatte. Höchstwahrscheinlich war eine von diesen die Dichterin, und da Du, guter Emil, meine Liebe zur Dichtkunst kennst, so wirst Du Dich nicht wundern, wenn ich Dir gestehe, daß ich viel darum gegeben hätte, um es mit Bestimmtheit zu wissen, welche von beiden die Verfasserin des Liedes war, das mir wie der schönere Nachhall meiner eignen Gefühle vorkam.

Es geschah nun öfter, daß ich in Zeitschriften Gedichte von Kora suchte und fand. Alle sprachen mich an, wie zarte Grüße aus der Heimath meiner Seele, und entzündeten, mir selbst fast unbewußt, ein tiefes, namenloses Sehnen in mir, dessen Bedeutung mir erst klar ward, als ich meinen geheimen Wunsch erfüllt sah.

Ich war erst einige Wochen in dem Hause des Landraths, und beiläufig gesagt, mit meiner neuen Lage wohlzufrieden, als ich denselben zum Erstenmal in eine Gesellschaft begleitete, wo es so bunt und lustig hergieng, daß endlich der jüngere Theil derselben von einer unwiderstehlichen Tanzlust angewandelt ward. Frau von Wiburg, eine noch jugendlich heitre Frau in den ersten Dreißigen, die überall jede gesellige Freude gern befördern half, bat mich sogleich, einige Tänze auf dem Flügel zu spielen. Ohne Säumen begann ich mit dem Walzer, den ich an dem erwähnten Abend hier vernommen hatte, dessen Musik mir später in die Hände fiel, und den ich bei allen Gelegenheiten immer mit einer gewissen Vorliebe hören ließ. Bald reihte sich neben mir die ganze fröhliche Jugend der Versammlung, selbst die Gesetzteren mischten sich, von den lieblichen Tönen gelockt, in den Tanz, und es mußte mir daher wohl einigermaßen auffallen, als ich einen zufälligen Blick in das offenstehende Nebenzimmer warf, dort eine holde Frauengestalt wahrzunehmen, die emsig schreibend an einem Tisch saß. Sie schien, sehr vertieft in ihre Beschäftigung, für die lustige Umgebung wenig Sinn zu haben. Bald jedoch schien sie fertig zu seyn, denn sie überlas das Geschriebene, aber in dem Augenblick stand auch Frau von Wiburg neben ihr. Schöne Streiche! rief sie ihr scherzend zu, ich glaube, Kora dichtet hier, während wir eine Tänzerin vermissen, denn einer unserer tanzbaren Herren sitzt noch unversorgt im Winkel, weshalb denn die Erwähnte für heute förmlich aus der Gesellschaft verwiesen wird in ihr einsames Kämmerlein, wo niemand als der keusche Mond sie belauscht — indem ich das sittige Fräulein auf den Tanzplatz führe! Sie hatte während dem den übrigen Herren gewinkt, nahm der Freundin ohne Umstände das beschriebene Blatt weg, und gab es, als auch sie nach einigen Augenblicken aufgefordert ward, mir zum Aufheben. Desselben ward nun unter dem fröhlichen Getümmel aber nicht weiter gedacht, und auch mir fiel der ganze Vorgang erst wieder ein, als ich es am andern Morgen in meiner Westentasche, und folgende flüchtig darauf geschriebene Verse fand:

Was spricht zu mir im zarten Saitenklang?
Was kömmt von fernen Bergen hergezogen,
Mild rauschend, wie des Stromes Silberwogen,
Süß flüsternd, wie der Quelle Nachtgesang?

Das sind die Laute aus dem Sehnsuchtland,
Die Geistergrüsse aus verblühten Tagen —
Das sind der Stunde bange Scheideklagen,
Wo sich Erwina meinem Arm entwand!

Es dämmert auf aus trüben Nebelfernen —
Die stolzen Höh'n, umstrahlt von hellen Sternen,
Sie steigen in den Tönen mir empor!

Und während mich Erinnerungen mahnen,
Durchklingt's die Brust, wie schaurig süßes Ahnen:
Dort find' ich wieder, was ich einst verlor!

Als Klothar die Verse gesprochen hatte, ward beiden Freunden ein leises Geräusch hörbar, worauf sie, sich umsehend, eine dunkle Gestalt wahrnahmen, die aber sogleich unsichtbar ward.

Wir sind, wie es scheint, belauscht worden, bemerkte Klothar.

Und gestört, entgegnete Emil, was für den Augenblick nicht übel ist; denn ich gestehe, ich hatte über Deine Mittheilungen fast des Freundes vergessen, mit welchem ich hierhergekommen bin, und der wahrscheinlich schon meiner wartet, um den Rückweg anzutreten. Gehab Dich also wohl, auf Wiedersehn, denn nächstens siehst Du mich bei Dir, wo ich mir die Fortsetzung Deiner Erzählung ausbitten werde. Damit schieden die Freunde.

Hofrath.

Als am folgenden Morgen das Ahlfeldsche Ehepaar in den Brunnen trat, ward es von dem Hofrath Blume begrüßt, der in Altwasser der Hausgenosse desselben, aber am vorigen Tage abwesend gewesen war.

Sie sind wohl recht spät von Salzbrunn zurückgekehrt, sagte Elise, denn wir haben nichts mehr von Ihnen gehört, obgleich wir erst lange nach zehn Uhr zu Bette giengen.

Das Schauspiel in Salzbrunn währte etwas lange, entgegnete der Hofrath.

Was ward denn gestern gegeben? fragte Elise.

Was gegeben ward — besann sich der Hofrath — nun das — ja das habe ich wirklich schon vergessen!

Schon vergessen! wunderte sich Elise, und der Doktor lachte.

Sie werden das so unnatürlich nicht finden, entschuldigte sich der Hofrath, wenn ich Ihnen die angenehme Ueberraschung mittheile, die mir noch gestern Abend nach meiner Rückkehr wiederfuhr — denn was kann wohl leicht so süß überraschen, als den Gegenstand unserer Liebe nach Verdienst gewürdigt und bewundert zu finden!

Also ein solches Heil geschah Ihnen? lächelte Elise.

Allerdings, und zwar im Finstern, denn der, welcher von meiner Erwählten sprach, wußte nichts von meiner Gegenwart, und war noch obendrein so gefällig, ein zartes himmlisches Gedicht von ihr herzusagen: Ich bedaure nur, daß ich den Anfang des Gesprächs nicht vernahm, und daß ein Geräusch, was ich durch mein Nähertreten verursachte, dasselbe unterbrach.

Sie erregen in uns den Wunsch, mehr von Ihrer Liebe und Ihrem gestrigen Abentheuer zu erfahren, äußerte, nicht ohne Schalkheit, der Doktor.

Derselbe ließe sich wohl noch erfüllen, entgegnete der beglückte Hofrath, der mit Entzücken die Gelegenheit ergriff, sein volles Herz auszuschütten.

Haben Sie, fuhr er fort, schon von der Dichterin Concordia Thal gehört? Es ist bekannt, daß sie ein sehr ausgezeichnetes Talent für die Dichtkunst besitzt, aber sich aus zu zarter Bescheidenheit unter einem angenommenen Namen verbirgt, der bisher aller Welt, und mir selbst unbekannt war. Gestern nun ward es mir auf einmal klar, daß dieser Name kein anderer als Kora ist, was aus dem erwähnten Gespräch hervorgieng.

Also die lieblichen Lieder, die mit dem Namen Kora unterzeichnet sind, hat Ihre Braut gedichtet? fragte Elise.

Braut — nun das wohl für den Augenblick noch so eigentlich nicht — aber in einigen Tagen oder Wochen höchstwahrscheinlich, erläuterte der Hofrath, der nun dahin gelangt, wo er eigentlich seyn wollte, sich in eine so tiefsinnige und entzückte Schilderung von Concordiens hohem Geist und himmlischem Gemüth verlor, daß er jetzt gar nicht mehr Worte genug dafür finden konnte, weshalb denn der Doktor, um seine Verlegenheit zu enden, ihn wieder an sein gestriges Abentheuer erinnerte.

Ja so, das hätte ich bald vergessen, erinnerte sich der Begeisterte, worauf er sehr umständlich berichtete, wie er am vorigen Abend, spät von Salzbrunn zurückkehrend, zufällig ein Zeuge des Gesprächs zweier Unbekannten ward, treulich wiederholend, was ihm von demselben in dem Sinn geblieben war.

Aber mich dünkt, bemerkte der Doktor, aus dem Gespräch gienge hervor, daß Kora dem Erzählenden nicht gleichgültig war, und Sie haben am Ende einen Nebenbuhler, vielleicht gar einen glücklichen?

Das fürchte ich kaum, entgegnete süßlächelnd der Hofrath, denn ich kenne sie seit Jahren, wo sie sich mir immer hold und freundlich erzeigte. Ueberdem glaube ich nicht, daß ihr leicht ein Glück geboten werden kann, wie ich es ihr bieten zu können mit Grund hoffen darf, was doch bei ihr nothwendig in Betracht kommen muß, da sie als Dichterin, nur dem Reich des Schönen angehörend, natürlich streben wird, sich in eine Lage zu versetzen, die sie der drückenden Sorgen des Lebens, und der niedern Geschäfte des Haushalts überhebt.

Sie haben gewiß das große Loos gewonnen! scherzte Elise, die es von dem Hofrath selbst wußte, daß seine gegenwärtige Lage durchaus nicht glänzend war.

Ich werde es gewinnen, entgegnete dieser, obwohl nicht in der Lotterie, sondern durch die Anwendung meiner geistigen Kräfte. Ich arbeite nehmlich, fuhr er fort, an einer Abhandlung, über die erneuerte Eröffnung der verschütteten Goldgruben in unserm Gebirge, in welcher ich eine Art der Bearbeitung derselben zeige, auf die man noch gar nicht verfallen ist. Glauben Sie mir, man wird nicht genug eilen können, in meine Vorschläge einzugehen, und mich sogleich bei den neueröffneten Bergwerken anstellen, um die Geschäfte nach meiner Einsicht zu leiten, woraus mir natürlich ein bedeutender Gewinn erwachsen muß. Außerdem aber schreibe ich noch an einem vielumfassenden Werk von mehreren Bänden, über die nothwendige allgemeine Sittenverbesserung — eine Schrift, wie wir bis jetzt noch keine haben, die ungeheures Aufsehen erregen, und mir leicht 30 bis 40000 Thaler einbringen kann.

Ich bewundere Ihre Thätigkeit, die sich neben Ihren Berufsgeschäften noch ein so weites Feld zu ihrer Wirksamkeit sucht, versetzte der Doktor.

Erzeigen Sie derselben keine zu große Ehre, entgegnete der Hofrath, denn ich habe vor Kurzem meine Stelle niedergelegt, um mich, ganz ungestört von allem Fremdartigen, der Bearbeitung der erwähnten Gegenstände widmen zu können, da ich besonders die Abhandlung über die Goldgruben der Presse zu übergeben eile, denn über ein Jahr muß der neue Bau schon begonnen —

Und Kora die Königin des neuentdeckten Peru seyn! fiel ihm der Doktor in die Rede, indem Elise ein kleines muthwilliges Lächeln geschickt unter ihrem Strohhut versteckte.

Einige Bekannte, die jetzt hinzutraten, unterbrachen hier das Gespräch.

Leier.

Väterchen, hörst Du wohl die schöne Leier? schmeichelte der kleine Albert; laß uns doch noch ein wenig spazieren gehen, fuhr er fort, damit wir sie näher hören! Es ist ja noch so hübsch und der Himmel glänzt, als wenn er von Gold wäre komme doch, Väterchen!

Nun, da Du heute so fleißig und artig gewesen bist, so will ich Dir den Gefallen schon thun, wenn anders die Mutter nichts dagegen hat; entgegnete der Doktor, indem er einen fragenden Blick an Elisen richtete, und freundlich nickte diese ihre Zustimmung mit dem Zusatz: daß sie selbst schon diesen Vorschlag im Sinn getragen habe, weil der Abend so angenehmend warm und lieblich sey.

Alle giengen hinaus, Albert lustig vor den Eltern daherhüpfend, bis sie auf den Platz vor dem Löwenhause kamen, wo der Leiermann sich vernehmen ließ.

Ach sieh, Vater, der arme Mann hat nur einen Fuß — rief Albert, auf denselben hinweisend — und sieh — o sieh, Mutter, die Dame mit den schönen Blumen auf dem Hut, die warf ihm ein blankes Stück Geld in die Mütze — nun der wird sich freuen!

Da hast Du auch etwas für ihn, sagte der Doktor, Albert eine Gabe reichend, der nun in vollen Sprüngen zu dem Leiermann flog, aber sich so übereilte, daß er dort anlangend, der erwähnten Dame seiner ganzen Länge nach zu Füßen fiel. Während diese ihm aufhalf, war Elise herbeigeeilt, die, der Fremden ins Antlitz schauend, mit dem Ausruf: Asta! in ihre Arme fiel.

Was sagst Du nun zu meinen Ahnungen und Vorzeichen? rief Elise scherzend dem Doktor entgegen, der eilig herzugekommen war, um an der heitern Ueberraschung Theil zu nehmen.

Es ist einmal mein Verhängniß, den Frauen immer Recht geben zu müssen, entgegnete er eben so, worauf er sich zu Asta wandte, die, wie es sich ergab, erst vor einigen Stunden angekommen war, und jetzt ihre Freude über das unerwartete Wiederfinden so werther Bekannten aufs Lebhafteste aussprach. Alle wandelten nun unter mancherlei Mittheilungen den dunklen Fichtengang miteinander auf und ab, bis die späte Abenddämmerung endlich für heute den freundlichen Verein trennte.

Perückenstock.

Als am folgenden Morgen der Doktor mit Elisen in den Brunnen kam, trat ihnen Asta schon entgegen, und der Erste fand sich veranlaßt, ihr zu sagen, daß die Jahre, die zwischen ihrer ersten Bekanntschaft und heute lägen, durchaus keine Veränderung in ihren Zügen und ihrer Gestalt hervorgebracht hätten, ja daß ihr Antlitz recht füglich mit diesem heitern Morgen zu vergleichen sey, so hell und freundlich leuchte es ihm entgegen.

Das Letzte will ich allenfalls glauben, entgegnete Asta, denn was die erste gütige Bemerkung anbetrifft, so kann ich mich von deren Richtigkeit nicht recht überzeugen, da man in dem Alter von acht und zwanzig Jahren nothwendig doch anders aussehen muß, als damals, wo man erst neunzehn zählte. Aber, um zu Ihrer letzten Beobachtung zurückzukehren, fuhr sie fort, so mag dieselbe wohl gegründet seyn, denn ich fühle mich recht innerlich heiter, was sich natürlich auch auf meinem Gesicht ausdrücken mag — mir ist, als hätte die frische Bergluft, die ich so lange nicht athmete, alle Nebel der Schwermuth hinweggehaucht, die mein Leben in den letzten Jahren oft mehr verfinsterten, als ich zu sagen vermag. Ich weiß selbst nicht recht, wie mir geschieht, aber ich fühle mich in eine Stimmung versetzt, in welcher ich mich an den unbedeutendsten Gegenständen ergötzen könnte, und Sie würden lachen, wenn ich Ihnen mittheile, was mich vor wenig Augenblicken belustigte.

Lassen Sie es mich daher wissen, bat der Doktor, denn ich rechne ein heitres Lachen mit unter meine Lebensgenüsse.

Es war, sagte Asta, der Mann im braunen Ueberrock, der sich eben wieder dort am Fenster zeigt. Ich sah ihn vorhin einen Perückenstock mit einer schön gelockten Perücke auf demselben hinstellen, sich damit beschäftigen, dann ihn wieder wegnehmen, und bald darauf ihn selbst mit der Perücke auf dem Kopf und dem Spiegel in der Hand wieder erscheinen. Er betrachtete sich mit sichtbarem Wohlgefallen, indem er bemüht schien, sein eignes Haar sorgfältig unter das Lockennetz zu verbergen. Mir fiel der Hofrath Schnippel in dem Mädchen aus der Fliedermühle ein, denn der Perückenmann hat wirklich in seinem lichtbraunen Rock eine auffallende Aehnlichkeit mit einem Zimmtstengel, und es würde mir schwer werden, ihn anders, als mit: Herr Hofrath! anzureden.

Ich muß Ihr Ahnungsvermögen bewundern, erwiederte der lachende Doktor, denn der Mann dort ist wirklich Hofrath und heißt Blume. Obwohl kaum erst ein Vierziger, erlebt er schon die Kränkung, daß unter seinen schwarzen Haaren schon hie und da ein graues Häärchen sich zeigt, weshalb er denn sein Haupt mit falschen Locken bedeckt, um durch die erwähnten grauen Sprößlinge das Auge seiner Geliebten nicht zu verletzen.

Ist diese auch hier anwesend? fragte Asta.

Nein, entgegnete Elise, aber sie ist nicht fern. Es ist nehmlich Concordia Thal, der wir, wie der Hofrath in Er-

fahrung gebracht hat, die artigen Gedichte verdanken, die sich, mit dem Namen Kora unterzeichnet, in mehr als einer Zeitschrift finden.

Also eine Liebe unbekannterweise? sagte Asta, die eine kleine Betroffenheit nicht gänzlich verbergen konnte.

O nein, zu einer solchen Liebe ist der gute Hofrath doch wohl nicht poetisch genug, berichtigte der Doktor, denn er kennt nicht allein den Gegenstand seiner Wünsche schon lange, sondern wird auch in wenig Tagen zu einer förmlichen Bewerbung ausziehen, wozu er bereits schon eine wohlgesetzte Rede abgefaßt hat.

So muß ich ihn bedauern, bemerkte Asta, denn er wird mit einem unwillkommenen Geschenk zurückkehren.

Wie können Sie das so zuversichtlich behaupten? äußerte etwas befremdet Elise.

Weil ich Concordien kenne, versetzte Asta, und es von ihr selbst weiß, daß sie nie eine Verbindung schließen wird, denn sie fühlt es wohl, daß solche nur zerstörend auf ein so zartes Gemüth, wie das ihre, einwirken kann. Von ihrer frühesten Kindheit an nur gewohnt, in Milde und Liebe zu athmen, nur Gutes und Schönes zu üben, hat sie es nicht gelernt, Männern zu trotzen, Mägde zu schelten, und sich in alle die übrigen anmuthigen Kraftäußerungen und würdigen Beschäftigungen, die der ehrsame Hausstand mit sich führt, mit dem gehörigen edlen Anstand zu schicken. Dazu sind recht eigentlich nur die guten derben Wesen geboren, die nichts fühlen, wenig denken, und jede ihnen zugefügte Unbilde eben so gleichmüthig abschütteln, wie den Staub von ihrem Mantel.

Nun, diese Ansicht vom Ehestande ist keineswegs poetisch, bemerkte der Doktor, der nicht ohne Staunen die Bitterkeit wahrnahm, mit der Asta den Schluß ihrer Rede sprach, indem einer trüben Wolke gleich, der Ausdruck eines tiefen Weh's sichtlich über ihr heitres Antlitz flog.

Nur ihnen, entgegnete Asta, und Elisen darf ich sagen, was ich sagte, da es nicht meinem Gedächtniß entschwunden ist, daß Sie die Würde und die Rechte der Frauen zu ehren, und den Geist und das Gemüth Ihrer Gattin zu würdigen wissen, was nur sehr Wenige Ihres Geschlechts verstehen.

Asta ist wohl gar eine Männerfeindin geworden? lächelte Elise.

Das nicht, denn der Umgang mit gebildeten Männern gewährt mir so viel Vergnügen, und beschäftigt meinen Geist so anziehend, daß die Feindschaft keinen Raum findet, gab Asta unbefangen zurück.

Und mit diesen Ansichten finden Sie dennoch keinen Mann Ihrer Liebe und Ihrer Hand werth? sagte Elise.

Ueber die Liebe der Frauen waltet oft ein unseliges Verhängniß, erwiederte Asta, und sie wird selten dem Würdigen zu Theil, wie ich, setzte sie hinzu, das aus einer sehr trüben Erfahrung weiß, weshalb ich es denn auch frey gestehe, daß ich die Ehe scheue, und sie, in den meisten Fällen, geradezu für das Grab der Liebe erkläre.

Ich hätte wohl Lust — denn ich bin durch Elisen ein Verehrer der Ehe geworden — gegen Ihre Meinung ins Feld zu rücken, aber dazu müßte ich zuvor mit der Erfahrung bekannt werden, die so seltne Ansichten in Ihnen entwickelt hat; versetzte der Doktor.

Nicht wahr, Sie möchten wohl am liebsten seltsame oder gar abentheuerliche Ansichten sagen? entgegnete Asta.

Das läßt meine Unbekanntschaft mit den erwähnten Erfahrungen nicht zu, deren Mittheilung ich mir nicht erbitten, sondern nur als freiwilliges Geschenk von Ihnen empfangen dürfte; äußerte der Doktor.

Asta schaute einige Augenblicke sinnend vor sich hin. Ich wüßte nicht, wendete sie sich dann wieder zu den Freunden, was mich hindern könnte, Ihnen einige kleine Begebenheiten aus meinem Leben mitzutheilen, wenn Sie es wünschen, und ich will es daher gerne thun, wenn wir einmal ungestört beisammen sind. Vielleicht, setzte sie hinzu, werden Sie, Herr Doktor, dann meine Ansichten weniger seltsam finden, wenn Sie mich auf dem Wege begleiten, der mich zu meinem jetzigen Standpunkt führte.

Hier erschien der Hofrath, und nachdem der Doktor ihn und Asta einander vorgestellt, und in dieser ihm eine Freundin Concordiens genannt hatte, ward sie im Lauf des Gesprächs auch alsbald die Mitvertraute aller seiner Pläne, Wünsche und Hoffnungen.

Berg.

Nachmittags hatte Elise Asta eingeladen, mit ihr auf einem nahgelegnen Berg Kaffee zu trinken. Der schöne Tag begünstigte das Vorhaben, und so erstieg man bald nach beendetem Mittagsmahl die Höhe, wo man sich durch eine sehr anmuthige Aussicht und ein freundliches Schattenplätzchen erfreut fand.

Sehen Sie doch, sprach der Doktor, der zufällig einer frisch und kräftig grünenden Buche näher getreten war — eine Inschrift!

Asta trat zu ihm, und fand die Buchstaben A. v. B. und K. St. in die glatte Rinde des Stammes zierlich eingeschnitten. Um beide Namenzüge zogen sich, gleich einem Kranz, die Worte: Getrennt — aber unzertrennlich!

Die Schrift kann noch kein Jahr alt geworden seyn, denn sie ist noch nicht verwachsen, bemerkte der Doktor, dem der rege Antheil nicht entgieng, mit welchem Asta dieselbe betrachtete.

Ist es, sagte diese endlich, wohl mehr als ein schöner Wahn, daß Getrenntes dennoch unzertrennlich bleibt, wenn auch Raum und Zeit sich zwischen die vereinten Seelen legen, und das Leben uns mit sich fortreißt, immerdar sein buntes Wechselspiel mit uns treibend, und zahllose neue Bilder an uns vorüberführend — wie das besonders den Männern fast immer geschieht, die vielleicht schon deshalb kein geliebtes Bild festzuhalten vermögen?

Sie war während dieser Worte sehr ernst geworden, und wendete den Kopf seitwärts, um dem Doktor den feuchten Schimmer ihrer Augen zu entziehen. Diesem war derselbe jedoch nicht entgangen, und schweigend folgte er mit ihr dem Ruf Elisens, die während dem den Kaffee bereitet und aufgestellt hatte.

Still leerte Asta die ihr dargereichte Tasse, ihre Blicke unwillkührlich auf die Buche mit den Namenzügen richtend. Elise wunderte sich im Stillen über die veränderte Stimmung der Freundin, und als der Doktor einige mißlungene Versuche gemacht hatte, ein heiteres Gespräch einzuleiten, hielt er es für das Beste, Asta an ihr gegebenes Versprechen zu erinnern.

Flinsberg.

Sie haben die rechte Stunde getroffen, entgegnete Asta, mich zu mahnen, denn so wird es mir am ersten gelingen, eine Anwandlung von Wehmuth zu unterdrücken, die nur der Einsamkeit angehörend, nicht die gesellige Heiterkeit unterbrechen sollte.

Ich glaube Ihnen schon gesagt zu haben, fuhr sie fort, daß ich das Jahr darauf, als ich Sie hier kennen lernte, abermals mit meiner Tante Altwasser besuchte, wo ich auch dießmal recht heitre Tage verlebte, indem ich hier ein holdes Wesen fand, das Ihnen, meine Elise, ähnelte, und welches sich mit der innigsten Neigung mir anschloß. Auf die Gesundheit meiner Tante wollte jedoch unser damaliger Aufenthalt hier nicht so erwünschten Einfluß gewinnen, als es das Jahr vorher den Anschein hatte. Sie befand sich nach unserer Heimkehr durchaus nicht besser, weshalb ihr der Arzt im folgenden Sommer Flinsberg antieth, dessen reinere Luft ihr, wie er sich versprach, besser zusagen würde.

Nie werde ich des Tages vergessen, an welchem wir in Flinsberg anlangten. Ich war noch nie dort gewesen, und fand mich wunderbar angesprochen von diesen Thälern und Höhen, als wir langsam durch die Thalschlucht fuhren, wo das freundliche Dorf hineingebauet ist. Der Quels rauschte neben dem Wege frisch und lebendig durch das Gestein, Rosen blüheten noch in allen Gärten, und als wir endlich die freie Anhöhe hinanfuhren, von der uns die Badegebäude entgegenleuchteten, hinter denen die wild romantischen Iserberge emporsteigen, da war es mir, als begrüße ich eine liebe wiedergefundene Heimath, nach der ich mich lange gesehnt habe.

Wir wurden in wenig Tagen unter der kleinen, aber wirklich auserlesenen Badegesellschaft bekannt und einheimisch, so daß fast kein Abend vergieng, wo wir uns nicht im Gesellschaftssaal versammelt fanden, und kein heitrer Tag, an welchem nicht gemeinschaftliche Spaziergänge unternommen wurden.

Der grüne Hirt.

Einer der beliebtesten derselben ist der Weg zum grünen Hirten. Der grüne Hirt wird nehmlich ein Forellenfischer genannt, der ehemals unter den grünen Husaren dient, zu welchem die Flinsberger Badegäste fleißig luftwandeln, um dort Forellen zu essen. Auch wir wurden bald eingeladen, an solch einer Wanderung Theil zu nehmen.

Es war ein höchst anmuthiger Tag, als dieß geschah, und nicht leicht mag eine fröhlichere Gesellschaft als die unsrige unter den Bäumen vor der Fischerhütte gesessen haben. Unsere Mahlzeit hatte schon begonnen, als zwei Fremde erschienen, die grüßend an uns vorüber ins Haus giengen. Ihrer Kleidung

Derselbe ließe sich wohl noch erfüllen, entgegnete der beglückte Hofrath, der mit Entzücken die Gelegenheit ergriff, sein volles Herz auszuschütten.

Haben Sie, fuhr er fort, schon von der Dichterin Concordia Thal gehört? Es ist bekannt, daß sie ein sehr ausgezeichnetes Talent für die Dichtkunst besitzt, aber sich aus zu zarter Bescheidenheit unter einem angenommenen Namen verbirgt, der bisher aller Welt, und mir selbst unbekannt war. Gestern nun ward es mir auf einmal klar, daß dieser Name kein anderer als Kora ist, was aus dem erwähnten Gespräch hervorgieng.

Also die lieblichen Lieder, die mit dem Namen Kora unterzeichnet sind, hat Ihre Braut gedichtet? fragte Elise.

Braut — nun das wohl für den Augenblick noch so eigentlich nicht — aber in einigen Tagen oder Wochen höchstwahrscheinlich, erläuterte der Hofrath, der nun dahin gelangt, wo er eigentlich seyn wollte, sich in eine so tiefsinnige und entzückte Schilderung von Concordiens hohem Geist und himmlischem Gemüth verlor, daß er jetzt gar nicht mehr Worte genug dafür finden konnte, weshalb denn der Doktor, um seine Verlegenheit zu enden, ihn wieder an sein gestriges Abentheuer erinnerte.

Ja so, das hätte ich bald vergessen, erinnerte sich der Begeisterte, worauf er sehr umständlich berichtete, wie er am vorigen Abend, spät von Salzbrunn zurückkehrend, zufällig ein Zeuge des Gesprächs zweier Unbekannten ward, treulich wiederholend, was ihm von demselben in dem Sinn geblieben war.

Aber mich dünkt, bemerkte der Doktor, aus dem Gespräch gienge hervor, daß Kora dem Erzählenden nicht gleichgültig war, und Sie haben am Ende einen Nebenbuhler, vielleicht gar einen glücklichen?

Das fürchte ich kaum, entgegnete süßlächelnd der Hofrath, denn ich kenne sie seit Jahren, wo sie sich mir immer hold und freundlich erzeigte. Ueberdem glaube ich nicht, daß ihr leicht ein Glück geboten werden kann, wie ich es ihr bieten zu können mit Grund hoffen darf, was doch bei ihr nothwendig in Betracht kommen muß, da sie als Dichterin, nur dem Reich des Schönen angehörend, natürlich streben wird, sich in eine Lage zu versetzen, die sie der drückenden Sorgen des Lebens, und der niedern Geschäfte des Haushalts überhebt.

Sie haben gewiß das große Loos gewonnen! scherzte Elise, die es von dem Hofrath selbst wußte, daß seine gegenwärtige Lage durchaus nicht glänzend war.

Ich werde es gewinnen, entgegnete dieser, obwohl nicht in der Lotterie, sondern durch die Anwendung meiner geistigen Kräfte. Ich arbeite nehmlich, fuhr er fort, an einer Abhandlung, über die erneuerte Eröffnung der verschütteten Goldgruben in unserm Gebirge, in welcher ich eine Art der Bearbeitung derselben zeige, auf die man noch gar nicht verfallen ist. Glauben Sie mir, man wird nicht genug eilen können, in meine Vorschläge einzugehen, und mich sogleich bei den neueröffneten Bergwerken anstellen, um die Geschäfte nach meiner Einsicht zu leiten, woraus mir natürlich ein bedeutender Gewinn erwachsen muß. Außerdem aber schreibe ich noch an einem vielumfassenden Werk von mehreren Bänden, über die nothwendige allgemeine Sittenverbesserung — eine Schrift, wie wir bis jetzt noch keine haben, die ungeheures Aufsehen erregen, und mir leicht 30 bis 40000 Thaler einbringen kann.

Ich bewundere Ihre Thätigkeit, die sich neben Ihren Berufsgeschäften noch ein so weites Feld zu ihrer Wirksamkeit sucht, versetzte der Doktor.

Erzeigen Sie derselben keine zu große Ehre, entgegnete der Hofrath, denn ich habe vor Kurzem meine Stelle niedergelegt, um mich, ganz ungestört von allem Fremdartigen, der Bearbeitung der erwähnten Gegenstände widmen zu können, da ich besonders die Abhandlung über die Goldgruben der Presse zu übergeben eile, denn über ein Jahr muß der neue Bau schon begonnen —

Und Kora die Königin des neuentdeckten Peru seyn! fiel ihm der Doktor in die Rede, indem Elise ein kleines muthwilliges Lächeln geschickt unter ihrem Strohhut versteckte.

Einige Bekannte, die jetzt hinzutraten, unterbrachen hier das Gespräch.

Leier.

Väterchen, hörst Du wohl die schöne Leier? schmeichelte der kleine Albert; laß uns doch noch ein wenig spazieren gehen, fuhr er fort, damit wir sie näher hören! Es ist ja noch so hübsch und der Himmel glänzt, als wenn er von Gold wäre komme doch, Väterchen!

Nun, da Du heute so fleißig und artig gewesen bist, so will ich Dir den Gefallen schon thun, wenn anders die Mutter nichts dagegen hat; entgegnete der Doktor, indem er einen fragenden Blick an Elisen richtete, und freundlich nickte diese ihre Zustimmung mit dem Zusatz: daß sie selbst schon diesen Vorschlag im Sinn getragen habe, weil der Abend so ausnehmend warm und lieblich sey.

Alle giengen hinaus, Albert lustig vor den Eltern daherhüpfend, bis sie auf den Platz vor dem Löwenhause kamen, wo der Leiermann sich vernehmen ließ.

Ach sieh, Vater, der arme Mann hat nur einen Fuß — rief Albert, auf denselben hinweisend — und sieh — o sieh, Mutter, die Dame mit den schönen Blumen auf dem Hut, die warf ihm ein blankes Stück Geld in die Mütze — nun der wird sich freuen!

Da hast Du auch etwas für ihn, sagte der Doktor, Albert eine Gabe reichend, der nun in vollen Sprüngen zu dem Leiermann flog, aber sich so übereilte, daß er dort anlangend, der erwähnten Dame seiner ganzen Länge nach zu Füßen fiel. Während diese ihm aufhalf, war Elise herbeigeeilt, die, der Fremden ins Antlitz schauend, mit dem Ausruf: Asta! in ihre Arme fiel.

Was sagst Du nun zu meinen Ahnungen und Vorzeichen? rief Elise scherzend dem Doktor entgegen, der eilig herzugekommen war, um an der heitern Ueberraschung Theil zu nehmen.

Es ist einmal mein Verhängniß, den Frauen immer Recht geben zu müssen, entgegnete er eben so, worauf er sich zu Asta wandte, die, wie es sich ergab, erst vor einigen Stunden angekommen war, und jetzt ihre Freude über das unerwartete Wiederfinden so werther Bekannten aufs Lebhafteste aussprach. Alle wandelten nun unter mancherlei Mittheilungen den dunklen Fichtengang miteinander auf und ab, bis die späte Abenddämmerung endlich für heute den freundlichen Verein trennte.

Perückenstock.

Als am folgenden Morgen der Doktor mit Elisen in den Brunnen kam, trat ihnen Asta schon entgegen, und der Erste fand sich veranlaßt, ihr zu sagen, daß die Jahre, die zwischen ihrer ersten Bekanntschaft und heute lägen, durchaus keine Veränderung in ihren Zügen und ihrer Gestalt hervorgebracht hätten, ja daß ihr Antlitz recht füglich mit diesem heitern Morgen zu vergleichen sey, so hell und freundlich leuchte es ihm entgegen.

Das Letzte will ich allenfalls glauben, entgegnete Asta, denn was die erste gütige Bemerkung anbetrifft, so kann ich mich von deren Richtigkeit nicht recht überzeugen, da man in dem Alter von acht und zwanzig Jahren nothwendig doch anders aussehen muß, als damals, wo man erst neunzehn zählte. Aber, um zu Ihrer letzten Beobachtung zurückzukehren, fuhr sie fort, so mag dieselbe wol gegründet seyn, denn ich fühle mich recht innerlich heiter, was sich natürlich auch auf meinem Gesicht ausdrücken mag — mir ist, als hätte die frische Bergluft, die ich so lange nicht athmete, alle Nebel der Schwermuth hinweggehaucht, die mein Leben in den letzten Jahren oft mehr verfinsterten, als ich zu sagen vermag. Ich weiß selbst nicht recht, wie mir geschieht, aber ich fühle mich in eine Stimmung versetzt, in welcher ich mich an den unbedeutendsten Gegenständen ergötzen könnte, und Sie würden lachen, wenn ich Ihnen mittheile, was mich vor wenig Augenblicken belustigte.

Lassen Sie es mich daher wissen, bat der Doktor, denn ich rechne ein heitres Lachen mit unter meine Lebensgenüsse.

Es war, sagte Asta, der Mann im braunen Ueberrock, der sich eben wieder dort am Fenster zeigt. Ich sah ihn vorhin einen Perückenstock mit einer schön gelockten Perücke auf demselben hinstellen, sich damit beschäftigen, dann ihn wieder wegnehmen, und bald darauf ihn selbst mit der Perücke auf dem Kopf und dem Spiegel in der Hand wieder erscheinen. Er betrachtete sich mit sichtbarem Wohlgefallen, indem er bemüht schien, sein eignes Haar sorgfältig unter das Lockennetz zu verbergen. Mir fiel der Hofrath Schnippel in dem Mädchen aus der Fliedermühle ein, denn der Perückenmann hat wirklich in seinem lichtbraunen Rock eine auffallende Aehnlichkeit mit einem Zimmtstengel, und es würde mir schwer werden, ihn anders, als mit: Herr Hofrath! anzureden.

Ich muß Ihr Ahnungsvermögen bewundern, erwiederte der lachende Doktor, denn der Mann dort ist wirklich Hofrath und heißt Blume. Obwohl kaum erst ein Vierziger, erlebt er schon die Kränkung, daß unter seinen schwarzen Haaren sich hie und da ein graues Häärchen sich zeigt, weshalb er dann sein Haupt mit falschen Locken bedeckt, um durch die ernsthaften grauen Sprößlinge das Auge seiner Geliebten nicht zu verletzen.

Ist diese auch hier anwesend? fragte Asta.

Nein, entgegnete Elise, aber sie ist nicht fern. Es ist nehmlich Concordia Thal, der wir, wie der Hofrath in Er-

fahrung gebracht hat, die artigen Gedichte verdanken, die sich, mit dem Namen Kora unterzeichnet, in mehr als einer Zeitschrift finden.

Also eine Liebe unbekannterweise? sagte Asta, die eine kleine Betroffenheit nicht gänzlich verbergen konnte.

O nein, zu einer solchen Liebe ist der gute Hofrath doch wohl nicht poetisch genug, berichtigte der Doktor, denn er kennt nicht allein den Gegenstand seiner Wünsche schon lange, sondern wird auch in wenig Tagen zu einer förmlichen Bewerbung ausziehen, wozu er bereits schon eine wohlgesetzte Rede abgefaßt hat.

So muß ich ihn bedauern, bemerkte Asta, denn er wird mit einem unwillkommenen Geschenk zurückkehren.

Wie können Sie das so zuversichtlich behaupten? äußerte etwas befremdet Elise.

Weil ich Concordien kenne, versetzte Asta, und es von ihr selbst weiß, daß sie nie eine Verbindung schließen wird, denn sie fühlt es wohl, daß solche nur zerstörend auf ein so zartes Gemüth, wie das ihre, einwirken kann. Von ihrer frühesten Kindheit an nur gewohnt, in Milde und Liebe zu athmen, nur Gutes und Schönes zu üben, hat sie es nicht gelernt, Männern zu trotzen, Mägde zu schelten, und sich in alle die übrigen anmuthigen Kraftäußerungen und würdigen Beschäftigungen, die der ehrsame Hausstand mit sich führt, mit dem gehörigen edlen Anstand zu schicken. Dazu sind recht eigentlich nur die guten derben Wesen geboren, die nichts fühlen, wenig denken, und jede ihnen zugefügte Unbilde eben so gleichmüthig abschütteln, wie den Staub von ihrem Mantel.

Nun, diese Ansicht vom Ehestande ist keineswegs poetisch, bemerkte der Doktor, der nicht ohne Staunen die Bitterkeit wahrnahm, mit der Asta den Schluß ihrer Rede sprach, indem einer trüben Wolke gleich, der Ausdruck eines tiefen Weh's sichtlich über ihr heitres Antlitz flog.

Nur ihnen, entgegnete Asta, und Elisen darf ich sagen, was ich sagte, da es nicht meinem Gedächtniß entschwunden ist, daß Sie die Würde und die Rechte der Frauen zu ehren, und den Geist und das Gemüth Ihrer Gattin zu würdigen wissen, was nur sehr Wenige Ihres Geschlechts verstehen.

Asta ist wohl gar eine Männerfeindin geworden? lächelte Elise.

Das nicht, denn der Umgang mit gebildeten Männern gewährt mir so viel Vergnügen, und beschäftigt meinen Geist so anziehend, daß die Feindschaft keinen Raum findet, gab Asta unbefangen zurück.

Und mit diesen Ansichten finden Sie dennoch keinen Mann Ihrer Liebe und Ihrer Hand werth? sagte Elise.

Ueber die Liebe der Frauen waltet oft ein unseliges Verhängniß, erwiederte Asta, und sie wird selten dem Würdigen zu Theil, wie ich, setzte sie hinzu, das aus einer sehr trüben Erfahrung weiß, weshalb ich es denn auch frey gestehe, daß ich die Ehe scheue, und sie, in den meisten Fällen, geradezu für das Grab der Liebe erkläre.

Ich hätte wohl Lust — denn ich bin durch Elisen ein Verehrer der Ehe geworden — gegen Ihre Meinung ins Feld zu rücken, aber dazu müßte ich zuvor mit der Erfahrung bekannt werden, die so seltne Ansichten in Ihnen entwickelt hat; versetzte der Doktor.

Nicht wahr, Sie möchten wohl am liebsten seltsame oder gar abentheuerliche Ansichten sagen? entgegnete Asta.

Das läßt meine Unbekanntschaft mit den erwähnten Erfahrungen nicht zu, deren Mittheilung ich mir nicht erbitten, sondern nur als freiwilliges Geschenk von Ihnen empfangen dürfte; äußerte der Doktor.

Asta schaute einige Augenblicke sinnend vor sich hin. Ich wüßte nicht, wendete sie sich dann wieder zu den Freunden, was mich hindern könnte, Ihnen einige kleine Begebenheiten aus meinem Leben mitzutheilen, wenn Sie es wünschen, und ich will es daher gerne thun, wenn wir einmal ungestört beisammen sind. Vielleicht, setzte sie hinzu, werden Sie, Herr Doktor, dann meine Ansichten weniger seltsam finden, wenn Sie mich auf dem Wege begleiten, der mich zu meinem jetzigen Standpunkt führte.

Hier erschien der Hofrath, und nachdem der Doktor ihn und Asta einander vorgestellt, und in dieser ihm eine Freundin Concordiens genannt hatte, ward sie im Lauf des Gesprächs auch alsbald die Mitvertraute aller seiner Pläne, Wünsche und Hoffnungen.

Berg.

Nachmittags hatte Elise Asta eingeladen, mit ihr auf einem nahgelegnen Berg Kaffee zu trinken. Der schöne Tag begünstigte das Vorhaben, und so erstieg man bald nach beendetem Mittagsmahl die Höhe, wo man sich durch eine sehr anmuthige Aussicht und ein freundliches Schattenplätzchen erfreut fand.

Sehen Sie doch, sprach der Doktor, der zufällig einer frisch und kräftig grünenden Buche näher getreten war — eine Inschrift!

Asta trat zu ihm, und fand die Buchstaben A. v. B. und K. St. in die glatte Rinde des Stammes zierlich eingeschnitten. Um beide Namenzüge zogen sich, gleich einem Kranz, die Worte: Getrennt — aber unzertrennlich!

Die Schrift kann noch kein Jahr alt geworden seyn, denn sie ist noch nicht verwachsen, bemerkte der Doktor, dem der rege Antheil nicht entgieng, mit welchem Asta dieselbe betrachtete.

Ist es, sagte diese endlich, wohl mehr als ein schöner Wahn, daß Getrenntes dennoch unzertrennlich bleibt, wenn auch Raum und Zeit sich zwischen die vereinten Seelen legen, und das Leben uns mit sich fortreißt, immerdar sein buntes Wechselspiel mit uns treibend, und zahllose neue Bilder an uns vorüberführend — wie das besonders den Männern fast immer geschieht, die vielleicht schon deshalb kein geliebtes Bild festzuhalten vermögen?

Sie war während dieser Worte sehr ernst geworden, und wendete den Kopf seitwärts, um dem Doktor den feuchten Schimmer ihrer Augen zu entziehen. Diesem war derselbe jedoch nicht entgangen, und schweigend folgte er mit ihr dem Ruf Elisens, die während dem den Kaffee bereitet und aufgestellt hatte.

Still leerte Asta die ihr dargereichte Tasse, ihre Blicke unwillkührlich auf die Buche mit den Namenzügen richtend. Elise wunderte sich im Stillen über die veränderte Stimmung der Freundin, und als der Doktor einige mißlungene Versuche gemacht hatte, ein heiteres Gespräch einzuleiten, hielt er es für das Beste, Asta an ihr gegebenes Versprechen zu erinnern.

Flinsberg.

Sie haben die rechte Stunde getroffen, entgegnete Asta, mich zu mahnen, denn so wird es mir am ersten gelingen, eine Anwandlung von Wehmuth zu unterdrücken, die nur der Einsamkeit angehörend, nicht die gesellige Heiterkeit unterbrechen sollte.

Ich glaube Ihnen schon gesagt zu haben, fuhr sie fort, daß ich das Jahr darauf, als ich Sie hier kennen lernte, abermals mit meiner Tante Altwasser besuchte, wo ich auch dießmal recht heitre Tage verlebte, indem ich hier ein holdes Wesen fand, das Ihnen, meine Elise, ähnelte, und welches sich mit der innigsten Neigung mir anschloß. Auf die Gesundheit meiner Tante wollte jedoch unser damaliger Aufenthalt hier nicht so erwünschten Einfluß gewinnen, als es das Jahr vorher den Anschein hatte. Sie befand sich nach unserer Heimkehr durchaus nicht besser, weshalb ihr der Arzt im folgenden Sommer Flinsberg anrieth, dessen reinere Luft ihr, wie er sich versprach, besser zusagen würde.

Nie werde ich des Tages vergessen, an welchem wir in Flinsberg anlangten. Ich war noch nie dort gewesen, und fand mich wunderbar angesprochen von diesen Thälern und Höhen, als wir langsam durch die Thalschlucht fuhren, wo das freundliche Dorf hineingebauet ist. Der Queis rauschte neben dem Wege frisch und lebendig durch das Gestein, Rosen blüheten noch in allen Gärten, und als wir endlich die freie Anhöhe hinanfuhren, von der uns die Badegebäude entgegenleuchteten, hinter denen die wild romantischen Iserberge emporsteigen, da war es mir, als begrüße ich eine liebe wiedergefundene Heimath, nach der ich mich lange gesehnt habe.

Wir wurden in wenig Tagen unter der kleinen, aber wirklich auserlesenen Badegesellschaft bekannt und einheimisch, so daß fast kein Abend vergieng, wo wir uns nicht im Gesellschaftssaal versammelt fanden, und kein heitrer Tag, an welchem nicht gemeinschaftliche Spaziergänge unternommen wurden.

Der grüne Hirt.

Einer der beliebtesten derselben ist der Weg zum grünen Hirten. Der grüne Hirt wird nehmlich ein Forellenfischer genannt, der ehemals unter den grünen Husaren diente, zu welchem die Flinsberger Badegäste fleißig luftwandeln, um dort Forellen zu essen. Auch wir wurden bald eingeladen, an solch einer Wanderung Theil zu nehmen.

Es war ein höchst anmuthiger Tag, als dieß geschah, und nicht leicht mag eine fröhlichere Gesellschaft als die unsrige unter den Bäumen vor der Fischerhütte gesessen haben. Unsere Mahlzeit hatte schon begonnen, als zwei Fremde erschienen, die grüßend an uns vorüber ins Haus giengen. Ihrer Kleidung

Derselbe ließe sich wohl noch erfüllen, entgegnete der beglückte Hofrath, der mit Entzücken die Gelegenheit ergriff, sein volles Herz auszuschütten.

Haben Sie, fuhr er fort, schon von der Dichterin Concordia Thal gehört? Es ist bekannt, daß sie ein sehr ausgezeichnetes Talent für die Dichtkunst besitzt, aber sich aus zu zarter Bescheidenheit unter einem angenommenen Namen verbirgt, der bisher aller Welt, und mir selbst unbekannt war. Gestern nun ward es mir auf einmal klar, daß dieser Name kein anderer als Kora ist, was aus dem erwähnten Gespräch hervorgieng.

Also die lieblichen Lieder, die mit dem Namen Kora unterzeichnet sind, hat Ihre Braut gedichtet? fragte Elise.

Braut — nun das wohl für den Augenblick noch so eigentlich nicht — aber in einigen Tagen oder Wochen höchstwahrscheinlich, erläuterte der Hofrath, der nun dahin gelangt, wo er eigentlich seyn wollte, sich in eine so tiefsinnige und entzückte Schilderung von Concordiens hohem Geist und himmlischem Gemüth verlor, daß er jetzt gar nicht mehr Worte genug dafür finden konnte, weshalb denn der Doktor, um seine Verlegenheit zu enden, ihn wieder an sein gestriges Abentheuer erinnerte.

Ja so, das hätte ich bald vergessen, erinnerte sich der Begeisterte, worauf er sehr umständlich berichtete, wie er am vorigen Abend, spät von Salzbrunn zurückkehrend, zufällig ein Zeuge des Gespräches zweier Unbekannten ward, treulich wiederholend, was ihm von demselben in dem Sinn geblieben war.

Aber mich dünkt, bemerkte der Doktor, aus dem Gespräch gienge hervor, daß Kora dem Erzählenden nicht gleichgültig war, und Sie haben am Ende einen Nebenbuhler, vielleicht gar einen glücklichen?

Das fürchte ich kaum, entgegnete süßlächelnd der Hofrath, denn ich kenne sie seit Jahren, wo sie sich mir immer hold und freundlich erzeigte. Ueberdem glaube ich nicht, daß ihr leicht ein Glück geboten werden kann, wie ich es ihr bieten zu können mit Grund hoffen darf, was doch bei ihr nothwendig in Betracht kommen muß, da sie als Dichterin, nur dem Reich des Schönen angehörend, natürlich streben wird, sich in eine Lage zu versetzen, die sie der drückenden Sorgen des Lebens, und der niedern Geschäfte des Haushalts überhebt.

Sie haben gewiß das große Loos gewonnen! scherzte Elise, die es von dem Hofrath selbst wußte, daß seine gegenwärtige Lage durchaus nicht glänzend war.

Ich werde es gewinnen, entgegnete dieser, obwohl nicht in der Lotterie, sondern durch die Anwendung meiner geistigen Kräfte. Ich arbeite nehmlich, fuhr er fort, an einer Abhandlung, über die erneuerte Eröffnung der verschütteten Goldgruben in unserm Gebirge, in welcher ich eine Art der Bearbeitung derselben zeige, auf die man noch gar nicht verfallen ist. Glauben Sie mir, man wird nicht genug eilen können, in meine Vorschläge einzugehen, und mich sogleich bei den neueröffneten Bergwerken anstellen, um die Geschäfte nach meiner Einsicht zu leiten, woraus mir natürlich ein bedeutender Gewinn erwachsen muß. Außerdem aber schreibe ich noch an einem vielumfassenden Werk von mehreren Bänden, über die nothwendige allgemeine Sittenverbesserung — eine Schrift, wie wir bis jetzt noch keine haben, die ungeheures Aufsehen erregen, und mir leicht 30 bis 40000 Thaler einbringen kann.

Ich bewundere Ihre Thätigkeit, die sich neben Ihren Berufsgeschäften noch ein so weites Feld zu ihrer Wirksamkeit sucht, versetzte der Doktor.

Erzeigen Sie derselben keine zu große Ehre, entgegnete der Hofrath, denn ich habe vor Kurzem meine Stelle niedergelegt, um mich, ganz ungestört von allem Fremdartigen, der Bearbeitung der erwähnten Gegenstände widmen zu können, da ich besonders die Abhandlung über die Goldgruben der Presse zu übergeben eile, denn über ein Jahr muß der neue Bau schon begonnen —

Und Kora die Königin des neuentdeckten Peru seyn! fiel ihm der Doktor in die Rede, indem Elise ein kleines muthwilliges Lächeln geschickt unter ihrem Strohhut versteckte.

Einige Bekannte, die jetzt hinzutraten, unterbrachen hier das Gespräch.

Leier.

Väterchen, hörst Du wohl die schöne Leier? schmeichelte der kleine Albert; laß uns doch noch ein wenig spazieren gehen, fuhr er fort, damit wir sie näher hören! Es ist ja noch so hübsch und der Himmel glänzt, als wenn er von Gold wäre komme doch, Väterchen!

Nun, da Du heute so fleißig und artig gewesen bist, so will ich Dir den Gefallen schon thun, wenn anders die Mutter nichts dagegen hat; entgegnete der Doktor, indem er einen fragenden Blick an Elisen richtete, und freundlich nickte diese ihre Zustimmung mit dem Zusatz: daß sie selbst schon diesen Vorschlag im Sinn getragen habe, weil der Abend so angenehmend warm und lieblich sey.

Alle giengen hinaus, Albert lustig vor den Eltern hüpfend, bis sie auf den Platz vor dem Löwenhause kamen, wo der Leiermann sich vernehmen ließ.

Ach sieh, Vater, der arme Mann hat nur einen Fuß — rief Albert, auf denselben hinweisend — und sieh — o sieh, Mutter, die Dame mit den schönen Blumen auf dem Hut, die warf ihm ein blankes Stück Geld in die Mütze — nun der wird sich freuen!

Da hast Du auch etwas für ihn, sagte der Doktor, Albert eine Gabe reichend, der nun in vollen Sprüngen zu dem Leiermann flog, aber sich so übereilte, daß er dort anlangend, der erwähnten Dame seiner ganzen Länge nach zu Füßen fiel. Während diese ihm aufhalf, war Elise herbeigeeilt, die, der Fremden ins Antlitz schauend, mit dem Ausruf: Asta! in ihre Arme fiel.

Was sagst Du nun zu meinen Ahnungen und Vorzeichen? rief Elise scherzend dem Doktor entgegen, der eilig herzugekommen war, um an der heitern Ueberraschung Theil zu nehmen.

Es ist einmal mein Verhängniß, den Frauen immer Recht geben zu müssen, entgegnete er eben so, worauf er sich zu Asta wandte, die, wie es sich ergab, erst vor einigen Stunden angekommen war, und jetzt ihre Freude über das unerwartete Wiederfinden so werther Bekannten aufs Lebhafteste aussprach. Alle wandelten nun unter mancherlei Mittheilungen den dunklen Fichtengang miteinander auf und ab, bis die späte Abenddämmerung endlich für heute den freundlichen Verein trennte.

Perückenstock.

Als am folgenden Morgen der Doktor mit Elisen in den Brunnen kam, trat ihnen Asta schon entgegen, und der Erste fand sich veranlaßt, ihr zu sagen, daß die Jahre, die zwischen ihrer ersten Bekanntschaft und heute lägen, durchaus keine Veränderung in ihren Zügen und ihrer Gestalt hervorgebracht hätten, ja daß ihr Antlitz recht füglich mit diesem heitern Morgen zu vergleichen sey, so hell und freundlich leuchte es ihm entgegen.

Das Letzte will ich allenfalls glauben, entgegnete Asta, denn was die erste gütige Bemerkung anbetrifft, so kann ich mich von deren Richtigkeit nicht recht überzeugen, da man in dem Alter von acht und zwanzig Jahren nothwendig doch anders aussehen muß, als damals, wo man erst neunzehn zählte. Aber, um zu Ihrer letzten Beobachtung zurückzukehren, fuhr sie fort, so mag dieselbe wohl gegründet seyn, denn ich fühle mich recht innerlich heiter, was sich natürlich auch auf meinem Gesicht ausdrücken mag — mir ist, als hätte die frische Bergluft, die ich so lange nicht athmete, alle Nebel der Schwermuth hinweggehaucht, die mein Leben in den letzten Jahren oft mehr verfinsterten, als ich zu sagen vermag. Ich weiß selbst nicht recht, wie mir geschieht, aber ich fühle mich in einer Stimmung versetzt, in welcher ich mich an den unbedeutendsten Gegenständen ergötzen könnte, und Sie würden lachen, wenn ich Ihnen mittheile, was mich vor wenig Augenblicken belustigte.

Lassen Sie es mich daher wissen, bat der Doktor, denn ich rechne ein heitres Lachen mit unter meine Lebensgenüsse.

Es war, sagte Asta, der Mann im braunen Ueberrock, der sich eben wieder dort am Fenster zeigt. Ich sah ihn dorthin einen Perückenstock mit einer schön gelockten Perücke auf demselben hinstellen, sich damit beschäftigen, dann ihn wieder wegnehmen, und bald darauf ihn selbst mit der Perücke auf dem Kopf und dem Spiegel in der Hand wieder erscheinen. Er betrachtete sich mit sichtbarem Wohlgefallen, indem er bemüht schien, sein eignes Haar sorgfältig unter das Lockennetz zu verbergen. Mir fiel der Hofrath Schnippel in den Mädchen aus der Fliedermühle ein, denn der Perückenmann hat wirklich in seinem lichtbraunen Rock eine auffallende Aehnlichkeit mit einem Zimmtstengel, und es würde mir schwer werden, ihn anders, als mit: Herr Hofrath! anzureden.

Ich muß Ihr Ahnungsvermögen bewundern, erwiederte der lachende Doktor, denn der Mann dort ist wirklich Hofrath und heißt Blume. Obwohl kaum erst ein Vierziger, erlebt er schon die Kränkung, daß unter seinen schwarzen Haaren schon hie und da ein graues Häärchen sich zeigt, weshalb er denn sein Haupt mit falschen Locken bedeckt, um durch die erwähnten grauen Sprößlinge das Auge seiner Geliebten nicht zu verletzen.

Ist diese auch hier anwesend? fragte Asta.

Nein, entgegnete Elise, aber sie ist nicht fern. Es ist nehmlich Concordia Thal, der wir, wie der Hofrath in Er-

fahrung gebracht hat, die artigen Gedichte verdanken, die sich, mit dem Namen Kora unterzeichnet, in mehr als einer Zeitschrift finden.

Also eine Liebe unbekannterweise? sagte Asta, die eine kleine Betroffenheit nicht gänzlich verbergen konnte.

O nein, zu einer solchen Liebe ist der gute Hofrath doch wohl nicht poetisch genug, berichtigte der Doktor, denn er kennt nicht allein den Gegenstand seiner Wünsche schon lange, sondern wird auch in wenig Tagen zu einer förmlichen Bewerbung ausziehen, wozu er bereits schon eine wohlgesetzte Rede abgefaßt hat.

So muß ich ihn bedauern, bemerkte Asta, denn er wird mit einem unwillkommenen Geschenk zurückkehren.

Wie können Sie das so zuversichtlich behaupten? äußerte etwas befremdet Elise.

Weil ich Concordien kenne, versetzte Asta, und es von ihr selbst weiß, daß sie nie eine Verbindung schließen wird, denn sie fühlt es wohl, daß solche nur zerstörend auf ein so zartes Gemüth, wie das ihre, einwirken kann. Von ihrer frühesten Kindheit an nur gewohnt, in Milde und Liebe zu athmen, nur Gutes und Schönes zu üben, hat sie es nicht gelernt, Männern zu trotzen, Mägde zu schelten, und sich in alle die übrigen anmuthigen Kraftäußerungen und würdigen Beschäftigungen, die der ehrsame Hausstand mit sich führt, mit dem gehörigen edlen Anstand zu schicken. Dazu sind recht eigentlich nur die guten derben Wesen geboren, die nichts fühlen, wenig denken, und jede ihnen zugefügte Unbilde eben so gleichmüthig abschütteln, wie den Staub von ihrem Mantel.

Nun, diese Ansicht vom Ehestande ist keineswegs poetisch, bemerkte der Doktor, der nicht ohne Staunen die Bitterkeit wahrnahm, mit der Asta den Schluß ihrer Rede sprach, indem einer trüben Wolke gleich, der Ausdruck eines tiefen Weh's sichtlich über ihr heitres Antlitz flog.

Nur ihnen, entgegnete Asta, und Elisen darf ich sagen, was ich sagte, da es nicht meinem Gedächtniß entschwunden ist, daß Sie die Würde und die Rechte der Frauen zu ehren, und den Geist und das Gemüth Ihrer Gattin zu würdigen wissen, was nur sehr Wenige Ihres Geschlechts verstehen.

Asta ist wohl gar eine Männerfeindin geworden? lächelte Elise.

Das nicht, denn der Umgang mit gebildeten Männern gewährt mir so viel Vergnügen, und beschäftigt meinen Geist so anziehend, daß die Feindschaft keinen Raum findet, gab Asta unbefangen zurück.

Und mit diesen Ansichten finden Sie dennoch keinen Mann Ihrer Liebe und Ihrer Hand werth? sagte Elise.

Ueber die Liebe der Frauen waltet oft ein unseliges Verhängniß, erwiederte Asta, und sie wird selten dem Würdigen zu Theil, wie ich, setzte sie hinzu, das aus einer sehr trüben Erfahrung weiß, weshalb ich es denn auch frey gestehe, daß ich die Ehe scheue, und sie, in den meisten Fällen, geradezu für das Grab der Liebe erkläre.

Ich hätte wohl Lust — denn ich bin durch Elisen ein Verehrer der Ehe geworden — gegen Ihre Meinung ins Feld zu rücken, aber dazu müßte ich zuvor mit der Erfahrung bekannt werden, die so seltne Ansichten in Ihnen entwickelt hat; versetzte der Doktor.

Nicht wahr, Sie möchten wohl am liebsten seltsame oder gar abentheuerliche Ansichten sagen? entgegnete Asta.

Das läßt meine Unbekanntschaft mit den erwähnten Erfahrungen nicht zu, deren Mittheilung ich mir nicht erbitten, sondern nur als freiwilliges Geschenk von Ihnen empfangen dürfte; äußerte der Doktor.

Asta schaute einige Augenblicke sinnend vor sich hin. Ich wüßte nicht, wendete sie sich dann wieder zu den Freunden, was mich hindern könnte, Ihnen einige kleine Begebenheiten aus meinem Leben mitzutheilen, wenn Sie es wünschen, und ich will es daher gerne thun, wenn wir einmal ungestört beisammen sind. Vielleicht, setzte sie hinzu, werden Sie, Herr Doktor, dann meine Ansichten weniger seltsam finden, wenn Sie mich auf dem Wege begleiten, der mich zu meinem jetzigen Standpunkt führte.

Hier erschien der Hofrath, und nachdem der Doktor ihn und Asta einander vorgestellt, und in dieser ihm eine Freundin Concordiens genannt hatte, ward sie im Lauf des Gespräches auch alsbald die Mitvertraute aller seiner Pläne, Wünsche und Hoffnungen.

Berg.

Nachmittags hatte Elise Asta eingeladen, mit ihr auf einem nahgelegnen Berg Kaffee zu trinken. Der schöne Tag begünstigte das Vorhaben, und so erstieg man bald nach beendetem Mittagsmahl die Höhe, wo man sich durch eine sehr anmuthige Aussicht und ein freundliches Schattenplätzchen erfreut fand.

Sehen Sie doch, sprach der Doktor, der zufällig einen frisch und kräftig grünenden Buche näher getreten war — eine Inschrift!

Asta trat zu ihm, und fand die Buchstaben A. v. B. und K. St. in die glatte Rinde des Stammes zierlich eingeschnitten. Um beide Namenzüge zogen sich, gleich einem Kranz, die Worte: Getrennt — aber unzertrennlich!

Die Schrift kann noch kein Jahr alt geworden seyn, denn sie ist noch nicht verwachsen, bemerkte der Doktor, dem der rege Antheil nicht entgieng, mit welchem Asta dieselbe betrachtete.

Ist es, sagte diese endlich, wohl mehr als ein schöner Wahn, daß Getrenntes dennoch unzertrennlich bleibt, wenn auch Raum und Zeit sich zwischen die vereinten Seelen legen, und das Leben uns mit sich fortreißt, immerdar sein buntes Wechselspiel mit uns treibend, und zahllose neue Bilder an uns vorüberführend — wie das besonders den Männern fast immer geschieht, die vielleicht schon deshalb kein geliebtes Bild festzuhalten vermögen?

Sie war während dieser Worte sehr ernst geworden, und wendete den Kopf seitwärts, um dem Doktor den feuchten Schimmer ihrer Augen zu entziehen. Diesem war derselbe jedoch nicht entgangen, und schweigend folgte er mit ihr dem Ruf Elisens, die während dem den Kaffee bereitet und aufgestellt hatte.

Still leerte Asta die ihr dargereichte Tasse, ihre Blicke unwillkührlich auf die Buche mit den Namenzügen richtend. Elise wunderte sich im Stillen über die veränderte Stimmung der Freundin, und als der Doktor einige mißlungene Versuche gemacht hatte, ein heiteres Gespräch einzuleiten, hielt er es für das Beste, Asta an ihr gegebenes Versprechen zu erinnern.

Flinsberg.

Sie haben die rechte Stunde getroffen, entgegnete Asta, mich zu mahnen, denn so wird es mir am ersten gelingen, eine Anwandlung von Wehmuth zu unterdrücken, die nur der Einsamkeit angehörend, nicht die gesellige Heiterkeit unterbrechen sollte.

Ich glaube Ihnen schon gesagt zu haben, fuhr sie fort, daß ich das Jahr darauf, als ich Sie hier kennen lernte, abermals mit meiner Tante Altwasser besuchte, wo ich auch diesmal recht heitre Tage verlebte, indem ich hier ein holdes Wesen fand, das Ihnen, meine Elise, ähnelte, und welches sich mit der innigsten Neigung mir anschloß. Auf die Gesundheit meiner Tante wollte jedoch unser damaliger Aufenthalt hier nicht so erwünschten Einfluß gewinnen, als es das Jahr vorher den Anschein hatte. Sie befand sich nach unserer Heimkehr durchaus nicht besser, weshalb ihr der Arzt im folgenden Sommer Flinsberg anrieth, dessen reinere Luft ihr, wie er sich versprach, besser zusagen würde.

Nie werde ich des Tages vergessen, an welchem wir in Flinsberg anlangten. Ich war noch nie dort gewesen, und fand mich wunderbar angesprochen von diesen Thälern und Höhen, als wir langsam durch die Thalschlucht fuhren, wo das freundliche Dorf hineingebauet ist. Der Queis rauschte neben dem Wege frisch und lebendig durch das Gestein, Rosen blüheten noch in allen Gärten, und als wir endlich die freie Anhöhe hinanfuhren, von der uns die Badegebäude entgegenleuchteten, hinter denen die wild romantischen Iserberge emporsteigen, da war es mir, als begrüße ich eine liebe wiedergefundene Heimath, nach der ich mich lange gesehnt habe.

Wir wurden in wenig Tagen unter der kleinen, aber wirklich auserlesenen Badegesellschaft bekannt und einheimisch, so daß fast kein Abend vergieng, wo wir uns nicht im Gesellschaftssaal versammelt fanden, und kein heitrer Tag, an welchem nicht gemeinschaftliche Spaziergänge unternommen wurden.

Der grüne Hirt.

Einer der beliebtesten derselben ist der Weg zum grünen Hirten. Der grüne Hirt wird nehmlich ein Forellenfischer genannt, der ehemals unter den grünen Husaren diente, zu welchem die Flinsberger Badegäste fleißig luftwandeln, um dort Forellen zu essen. Auch wir wurden bald eingeladen, an solch einer Wanderung Theil zu nehmen.

Es war ein höchst anmuthiger Tag, als dieß geschah, und nicht leicht mag eine fröhlichere Gesellschaft als die unsrige unter den Bäumen vor der Fischerhütte gesessen haben. Unsere Mahlzeit hatte schon begonnen, als zwei Fremde erschienen, die grüßend an uns vorüber ins Haus giengen. Ihrer Kleidung

nach waren es Fußreisende, die über das Gebirge kamen, und die ausgezeichnet edle Gestalt des einen erregte sogleich eine allgemeine Aufmerksamkeit. Nach wenig Augenblicken traten sie wieder heraus, von der Fischerin begleitet, die in einiger Entfernung einen kleinen Tisch für sie deckte. Sie nahmen an demselben Platz, und ließen es sich wohl schmecken, ohne sich um uns weiter zu bekümmern, zum großen Verdruß einiger neugierigen jungen Mädchen, die gern die neuen Erscheinungen ein wenig näher ins Auge gefaßt hätten.

Blaue Augen.

Mit uns zugleich endeten die Fremden ihr Abendessen. Ich muß ihn doch in der Nähe sehen, seiner unerlaubten Sprödigkeit zum Trotz; sagte ein muthwilliges Mädchen, als wir eben unsre Sachen zusammennahmen, um den Rückweg anzutreten, und indem sie ihre Arbeit aufzuheben bemüht schien, ließ sie mit bewundernswürdiger Gewandtheit ihren Strickknaul den Berghang hinunterrollen, den eben die Fremden hinabstiegen. Das Erwartete geschah. Der, auf den sie vorzüglich ihr Augenmerk gerichtet hatte, hob den Knaul auf, und kehrte damit zurück. Auch ich packte eben mein Strickzeug zusammen, was ihn zu dem Irrthum veranlaßte, daß mir das Verlorne entfallen sey, was ich jedoch nicht früher bemerkte, als bis er mit den Worten: Hier ist Ihr verlornes Eigenthum, vor mir stand. Ueberrascht schaute ich von meiner Beschäftigung empor, fast erschreckend vor dem Glanz, den ein Paar wunderherrliche blaue Augen mir entgegenstrahlten. Nicht ohne eine sonderbare, nie zuvor empfundene Befangenheit, vermochte ich ihn über seinen Irrthum aufzuklären, indem die kleine Muthwillige herzutrat, die sich, während sie ihm eine sehr förmliche und wortreiche Danksagung abstattete, volle Zeit nahm, den schönen Fremdling zu betrachten. Artig, aber flüchtig endete dieser das Gespräch, und entschwand bald unsern Blicken, da er mit seinen Gefährten einen andern Weg als den unsrigen einschlug.

Hündchen.

Die hohe Gestalt und die anmuthigen Züge des Fremden waren das allgemeine Gespräch auf dem Rückwege. Ich sagte nur wenig dazu, aber ich empfand um so tiefer den mir noch ganz neuen Eindruck dieser Erscheinung, da früher noch nie Männerschönheit mein Herz gerührt hatte. Während die andern Mädchen mich mit meiner Kälte neckten, ahnete ich nur dunkel, daß in den Strahlen seiner Augen mir eine neue Welt aufgegangen war.

Als wir vor unserer Wohnung ankamen, bemerkte ich erst, daß sich mein Hündchen verloren hatte, das sich, so oft und laut ich auch seinen Namen rief, nicht wieder zu mir finden wollte, weshalb ich mich schnell entschloß, es auf dem zurückgelegten Wege zu suchen. Vergebens machte mich meine Tante auf die Gewitterwolken aufmerksam, die sich über die Berge heraufdrängten, ich versprach ihr, den Rückweg durch das Dorf zu nehmen, wo ich im Nothfall immer ein Obdach finden konnte, und eilte davon. Ich war, ohne meinen Liebling zu finden, bis zum grünen Hirten zurückgegangen, und eilte nun — denn es fieng an sehr stark zu donnern — noch immer suchend ins Dorf hinab. Als ich an die Försterwohnung kam, erhob sich der Sturm, und der Regen stürzte herab. Mir blieb nichts übrig, als hier einzutreten. Ein erfreuliches: Herein! beantwortete mein Klopfen, und ich trat in ein reinliches hübsches Gemach, das von einem Kaminfeuer erleuchtet ward, wo Förster und Försterin mich freundlich begrüßten. Am Kamin aber erhob sich bei meinem Eintritt der schöne Fremde, und von seinen Knien herab sprang mir mein Hündchen entgegen. Freudig überrascht, aber von namenloser Verwirrung befangen, stand ich wortlos dem Staunenden gegenüber, der sich solch eine Erscheinung im Gewittersturm nicht füglich erklären konnte. Nur mit Anstrengung gelang es mir, der Försterin — denn an ihn vermochte ich die Rede nicht zu richten — die Ursache meines späten Umherirrens mitzutheilen. Der Fremde mischte sich nun in das Gespräch. Er sagte mir, daß er, weil im Bade alle Wohnungen besetzt wären, hier mit seinem Gefährten — der einer Unpäßlichkeit wegen schon zur Ruhe gegangen sey — ein Unterkommen gesucht und gefunden habe. Auf dem Wege hierher, fuhr er fort, gesellte sich das Hündchen zu uns, das wir mitnahmen, um es dem Förster anzuvertrauen, damit er es sicher in die rechten Hände zurückstelle.

Während ich dem Unbekannten für die freundliche Sorge dankte, die er für meinen Liebling getragen hatte, trug die Försterin einen Stuhl für mich an den Kamin, wo ich nach wenig Augenblicken ihm gegenüber saß, und mich in eben so kurzer Zeit in ein anziehendes Gespräch verwickelt fand. Das Alles fügte sich so leicht und natürlich, daß ich gar nicht beachten konnte, wie es geschah, daß unsere Unterredung immer heitrer und lebendiger ward, und wir staunten beide, als wir hörten, daß das Gewitter schon eine ganze Weile vorüber sey. Ich sandte nun sogleich einen Boten zu meiner Tante, die ich bitten ließ, mir einen Wagen zu senden. Wunderbar aber erschreckte es mich, als derselbe ziemlich spät endlich ankam. Mit einem Gefühl, als solle ich von Licht und Leben scheiden, reichte ich dem Fremden meinen Arm, um mich von ihm zum Wagen führen zu lassen. Als er mich hineingehoben hatte, und mir mein Hündchen nachreichte, sagte er scherzend: er hoffe, daß ich seiner freundlich gedenken werde, denn er habe meinem kleinen Liebling aufgetragen, mich zuweilen an ihn zu erinnern.

Noch jetzt, meine Freunde, unterbrach Asta ihre Erzählung, erröthe ich bei dem Geständniß, daß ich mich sehr geneigt fand, in dieser Scherzrede eine tiefere Bedeutung zu suchen, so sehr ich auch von jeher die thörichte Eitelkeit haßte, die in jedem unbefangnen Wort und in jedem flüchtigen Blick eines liebenswerthen Mannes einen Sinn zu finden strebt, der ihr schmeichelt. Doch, fuhr sie fort, muß ich es mir auch zum Ruhm nachsagen, daß ich mich dieser Anwandlung schon von Herzen schämte, als ich vor meiner Wohnung ankam.

Am andern Tage suchten meine Augen überall, wohin ich kam, fast unwillkührlich den schönen Fremdling, doch er war und blieb in der Außenwelt mir entschwunden; in meiner innern stillen Welt aber lebte allgegenwärtig sein Bild, mit aller Schönheit des Gemüths und aller Herrlichkeit des Geistes geschmückt, die eine glühende Einbildungskraft nur erfinden kann, um sich den Gegenstand ihrer Träume zu verklären.

Sie erlassen mir gewiß, meine Freunde, sprach Asta weiter, die nähere Schilderung meiner kleinen Liebesthorheiten und Schwärmereien — das Alles ist alt und bekannt, aber es erneuert sich in jedem liebenden Herzen. Mir selbst erschien, als ich plötzlich von der Krankheit des meinigen mich geheilt fand, mein damaliger Zustand wie ein Fieberwahn, der uns schöne bunte Bilder und liebliche Täuschungen vorgaukelt, wofür, wenn sie verschwinden, uns aber oft das volle Gefühl der zurückgekehrten Gesundheit keinen gänzlichen Ersatz zu geben vermag.

Wohl, unterbrach hier der Doktor die Redende, mag die Liebe mit Recht ein Traum genannt werden, aber mit eben so vielem Recht muß sie auch unseres Lebens schönster Traum heißen — ja sie ist mehr als das, sie ist die Sonne, an der die Blüthe des Geistes sich entfaltet — in deren milden Strahlen sich das Gemüth bildet und veredelt, und die äußere Liebenswürdigkeit sich anmuthiger gestaltet.

Ich will dieser Behauptung nicht widersprechen, versetzte Elise, wenn Du mir zugiebst, daß diese Sonne nur in edlen Seelen ihre verklärenden Strahlen sendet — denn ich gestehe, daß ich schon manche Liebe zu beobachten Gelegenheit fand, die mir langweilig, lächerlich und abgeschmackt vorkam.

Solcherlei Tändeleien pflege ich auch nicht mit dem Namen Liebe zu beehren, entgegnete der Doktor — doch, wandte er sich zu Asta, entschuldigen Sie die Unterbrechung, und erlauben Sie mir, Sie daran zu erinnern, daß Sie vorher von der Heilung Ihrer Herzenskrankheit sprachen — und daß wir gar nicht gesonnen sind, Ihnen die Geschichte derselben zu erlassen.

Zu dieser aber, versetzte Asta, gelangen wir erst auf einem Umwege.

Schlagen Sie denselben nur ungesäumt ein, wir begleiten Sie gern, sagte Elise.

Bild.

Ich glaube, nahm Asta wieder das Wort, Ihnen schon gesagt zu haben, daß nach dem frühen Tode unserer Eltern, die beiden Schwestern unseres Vaters die Sorge für meine Schwester und mich übernahmen, so daß jede von ihnen eine der Verwaiseten an Kindesstatt annahm. Die ältere unserer Tanten, die tief in Preußen reich verheirathet war, wählte für sich Melanie, so hieß meine Schwester, die sie als Kind gesehen und liebgewonnen hatte, als ich noch nicht geboren war.

Die Ehe dieser Tante war kinderlos geblieben, sie selbst ward bald nach Melaniens Aufnahme Wittwe, und diese öffentlich für ihre künftige alleinige Erbin erklärt.

Ein junger, wenig begüterter Mann lernte Melanie kennen, und es gelang ihm um so leichter, die Einwilligung der Tante zu erhalten, als er sich um die Hand meiner Schwester bewarb, da diese zur Verwaltung ihrer Güter eines männlichen Beistandes bedurfte.

Melaniens Gatte gefiel sich nicht in Preußens öden Wildern — er war als ein Fremdling dahin gekommen, und wünschte sich in die freundlichere Heimath zurück. Als daher nach einigen Jahren die Tante starb, war es sein erstes Geschäft, Mela-

niens Besitzungen zu verkaufen, und sich in Sachsen anzusiedeln.

Dieß war eben geschehen, als ich mit meiner Tante nach Flinsberg reisete. Als wir von dort zurückkamen, fanden wir einen Brief meines Schwagers, in welchem er uns meldete, daß er uns vergebens in unserm Wohnort aufgesucht habe. Er schloß mit der Bitte um unsern baldigen Besuch.

Der folgende Frühling ward zu diesem bestimmt — doch meiner guten Tante war diese Freude nicht mehr beschieden — sie starb während dem Lauf des Winters.

In Asta's Augen glänzte bei diesen Worten der Schimmer einer wehmüthigen Erinnerung, aber die trübe Regung bekämpfend, sprach sie schnell weiter:

Als ich meiner Schwester unsern Verlust gemeldet hatte, kam sie selbst, um mich für immer zu sich abzuholen. Ihre Erscheinung überraschte mich aufs Angenehmste. In früher Kindheit von Melanien getrennt, die zehn Jahre mehr zählte, als ich, war mir kein bestimmtes Bild von ihr im Gedächtniß geblieben. Jetzt trat mir eine edle Gestalt mit einem höchstanziehenden Antlitz entgegen, und kündigte sich mir mit herzgewinnender Innigkeit als meine Schwester an. Wenige Tage des Beisammenseyns reichten hin, ein festes Band der Liebe zwischen uns zu weben, so daß wir bald so vertraut und einig waren, als hätten wir alle Spiele der Kindheit, und alle Freuden der Jugend miteinander getheilt. Wie im Triumph führte sich mich endlich mit sich fort, indem sie mit zarter Milde unabläßlich bemüht war, den Schmerz zu mildern und zu zerstreuen, der bei dem Abschied von der Heimath mein Innerstes durchdrang, und allen Abwechselungen einer angenehmen Reise nicht gänzlich weichen wollte.

Es war später Abend, als wir nach einigen Tagen auf dem Landgut meines Schwagers anlangten, der gerade in Geschäften abwesend war. Am folgenden Morgen ließ Melanie mich bitten, mit ihr vor ihrem Bette zu frühstücken, das sie einer kleinen Unpäßlichkeit wegen noch nicht verlassen wollte. Man wies mich durch einige Zimmer, die ich Abends vorher noch nicht betreten hatte. Als ich die Thüre des einen öffnete, fiel mir sogleich ein großes Oelgemälde an einer Wand desselben auf und ich trat unwillkührlich näher und erkannte das Bild des schönen Fremden aus Flinsberg.

Meine Füße wurzelten an den Boden — ich kam mir vor, als sey ich, und Alles um mich her, verzaubert — und in einer, mir selbst noch unverständlichen schrecklichen Ahnung, starrte ich vor mich hin, als die Jungfer eintrat, die, mir die Thüre in Melaniens Schlafzimmer zeigend, mit einem Blick auf das Bild hinzusetzte: das ist unser gnädiger Herr! —

Ein Ausruf des Entsetzens erstarb zum Glück auf meinen Lippen, aber betäubt an allen Sinnen schritt ich in Melaniens Gemach, wo ich blaß und zitternd auf dem Stuhl vor ihrem Bette hinsank, unvermögend, auch nur den Morgengruß auszusprechen. Melanie hielt meinen Zustand natürlich für eine Anwandlung von Uebelseyn, und unter ihren ängstlichen Erkundigungen nach meinem Befinden, kam mir allgemach die Besinnung wieder, und ich fand so viel Worte, meiner Schwester sagen zu können, daß das ein, bei mir nicht ungewöhnlicher Zufall sey, der aber in der Regel ohne weitere böse Folgen vorübergehe, worauf ich, mich mit Gewalt zusammennehmend, das Frühstück besorgte und genoß, so wenig ich auch in diesen Augenblicken das Verlangen nach Speise und Trank empfand. Nie aber war mein Sehnen nach Einsamkeit heißer als diesen Morgen.

Wie soll ich es aber beschreiben, mit welchem Gefühl ich einem Wiedersehen entgegenbebte, das mir noch vor wenig Stunden, wenn ich es mir als möglich gedacht hätte, als die schönste Gabe des Schicksals erschienen wäre! — Wie vermag ich es zu schildern, wie mir bangte vor meinem schwachen Herzen — wie ich meiner unseligen Neigung zürnte, die ich nicht zu besiegen vermochte, und wie ich vor der Möglichkeit erschauderte, daß vielleicht eine Regung von Mißgunst gegen die geliebte, überglückliche Schwester in mir aufwallen könnte! — Was ich damals empfand, läßt sich nicht in Worte fassen, und in der schmerzlichen Verwirrung meines Innern ward mir für jetzt nichts weiter klar, als der Entschluß, mein unseliges Geheimniß fest in meiner Brust zu verschließen, und lieber den Tod zu erleiden, als auch nur durch einen Blick es ahnen zu lassen.

Mein Schwager kam Abends zu Hause. Er erkannte mich sogleich, und scherzte über unser Zusammentreffen in Flinsberg, indem er mir auf eine artige Weise andeutete, daß es ihn freue, in mir die nahe Verwandte zu begrüßen, die er damals vergebens in der Heimath gesucht, ohne zu wissen, daß er sie schon gesehen habe. Ich gewann es über mich, in den Scherz einzustimmen, und noch außerdem allerlei heitres Geschwätz auf die Bahn zu bringen, wodurch es mir glücklich gelang, den Schmerz zu betäuben, der mit verzehrender Gluth in den Tiefen meiner Brust brannte. Wir bildeten einen heitern Familienkreis, und als wir spät auseinandergegangen waren, durfte ich es mir gestehen, daß ich Ursache hatte, mit mir zufrieden zu seyn.

Sie haben sich, bemerkte hier der Doktor, so gut im ersten Kampf gehalten, daß ich Ihnen auf der Stelle ein Lorbeerblatt brechen würde, wenn hier auf diesen Bergen ein so edles Reis grünte.

Damit könnten Sie sich doch ein wenig übereilt haben, lächelte Asta, denn nicht immer bestand ich in der Folge so glorreich in der Prüfung, und so achtsam ich auch über mein Betragen, und über die Regungen meines Herzens wachte, so lockte mich doch nicht selten die Stimme des Geliebten ans Fenster, wenn ich dieselbe im Hof oder Garten vernahm, recht oft glaubte ich da, wo er sich eben befand, etwas zu thun, oder zu holen zu haben, und mehr als einmal, wenn er von einem Besuch oder einem Geschäft zurückerwartet ward, befand ich mich auf dem Wege, auf welchem er heimkehren mußte, ohne so recht zu wissen, wie ich dahin gekommen war — kurz, ich gedachte öfter erst dann meiner Vorsätze, wenn ich sie eben übertrat.

Während ich mich jedoch unabläßig bestrebte, froh und unbefangen zu erscheinen, drang sich mir die schmerzliche Ueberzeugung auf, daß Melaniens Gemüth an einer mir unerklärbaren Verstimmung litt, ja daß sie keinen Sinn für ihr Glück, und keine Fähigkeit zum Genuß desselben hatte. Fast immer lag eine Wolke des Mißmuths auf ihrem reizenden Antlitz, die niemand als ich zuweilen zu verscheuchen vermochte, denn es war sichtlich, daß sie oft nur mir zu gefallen sprach, oder an einem geselligen Vergnügen Theil nahm. Ich versuchte es, sie auf die Annehmlichkeiten ihrer Verhältnisse aufmerksam zu machen, aber ich erhielt bei solchen Gelegenheiten nur ein trübes Lächeln, oder eine wehmüthige Liebkosung zur Antwort.

Haubenschachtel.

Mir waren nun schon einige Wochen an meinem neuen Wohnort verflossen, als wir von einem Verwandten meines Schwagers zu einem Fest eingeladen wurden, das dieser Melanien zu Ehren veranstaltet hatte, die in der Familie ihres Gemahls überall mit Auszeichnung aufgenommen ward. Da das Schloß des Erwähnten mehrere Meilen von uns entfernt war, so sollte unser Aufenthalt daselbst einige Tage dauern, und machte mancherlei kleine Anstalten nöthig, die zu meiner Verwunderung von Melanien mit einer Eile und Aengstlichkeit betrieben wurden, die ich von ihr, so wie überhaupt von keiner verständigen Frau erwarten konnte. Sie schien jedoch die Befremdung nicht zu bemerken, die ihr Benehmen in mir erweckte, indem sie nur bemüht war, mich zu einem gleichen Eifer zu ermuntern, und mich mehr als einmal so dringend, als hienge des Reiches Wohlfahrt davon ab, zu bitten: doch ja zur bestimmten Stunde fertig zu seyn. Ich that nach ihrem Wunsch, und mit dem festgesetzten Glockenschlage begann ganz gemüthlich unsere Reise. Kaum aber waren wir eine halbe Stunde gefahren, als Melaniens Haubenschachtel, die unter den Rücksitz geschoben und schlecht befestigt war, vorwärts rückte, und meines Schwagers Füßen zu nahe kam. Also doch wieder eine verfluchte Schachtel, rief dieser, nachdem ich schon so oft gesagt habe, daß ich dergleichen nicht dulden will? — Melanie erblaßte, und bewies ihm mit sanften Worten, daß sie durchaus zu der bevorstehenden Festlichkeit eines Aufsatzes bedürfe, da sie, wie er wisse, sich nach einer Krankheit das Haar habe abschneiden müssen. Das gilt mir gleich, Du kannst Dich eben so gut als vor zehn Jahren mit einem Tituskopf zeigen, wenn Du nicht thöricht nur der Mode fröhnen und mich ärgern wolltest; entgegnete rauh der Zürnende, indem er ohne Umstände die Schachtel aus dem Wagen und geradesweges in den Teich schleuderte, an welchem wir eben vorbeifahren.

Seltsam betäubt gedachte ich in diesem Augenblick nur Melaniens Verlegenheit, wenn sie den neuen Aufsatz entbehren mußte, den sie erst zu der bevorstehenden Gelegenheit sich aus der Hauptstadt kommen ließ, und rief deshalb dem Kutscher ein lautes: Halt! zu. Ist nicht von Nöthen — fahr zu! befahl mein Schwager, und der Kutscher gehorchte. Melanie saß leichenblaß vor innerlichem Verdruß an meiner Seite, aber kein Wort gieng über ihre Lippen. Ich werde Dir, nahm mein Schwager nach einem kurzen Stillschweigen das Wort, den Werth Deines Verlustes ersetzen, aber ich werde es jedesmal so machen, wie heute, wenn ich Dich wieder auf der Ungezogenheit ertappe, Schachteln mitzuschleppen. Melanie erwiederte nichts, aber sie warf einen Blick auf ihren Gemahl, vor dem ich erschauderte. Was mich betraf, ich wußte nicht, wie mir geschehen war, aber als die Betäubung des Schreckens

und Unwillens von mir wich, und ich wieder zu klarer Besonnenheit gelangte, fand ich mich plötzlich genesen von der Krankheit meines Herzens.

Wahrlich, unter allen Mitteln gegen die Liebe, wäre mir die Haubenschachtel wohl zuletzt eingefallen, unterbrach der Doktor die Erzählerin.

Mögen Sie immerhin das etwas lächerlich finden, entgegnete diese, es giebt dergleichen zwar seltsame, aber dennoch unfehlbare Heilmittel mehr als Sie glauben, und eine Menge liebewunder Mädchenherzen würden gleich dem meinigen aus dem Grunde geheilt werden, wenn die verblendeten Augen nur Zeit und Gelegenheit hätten, ihre Götzenbilder im häuslichen Leben zu beschauen. Ich wenigstens entdeckte, nachdem der Vergötterte mir auf eine so rauhe Art Amors Binde abgerissen hatte, noch mancherlei liebenswürdige Schwachheiten und schöne Fehler an ihm, die mir aber durchaus weder schön noch liebenswürdig erscheinen mochten, und mich nur mit einer tiefen wehmüthigen Theilnahme an Melaniens trübem Geschick erfüllten. Oft wollte es mir fast scheinen, als fände mein Schwager einen eigentlichen Genuß darin, diese zu quälen, denn ich hatte niemals Kleinigkeiten so wichtig behandeln sehen als von ihm. Bei jeder Ausfahrt, wo Melanie nicht mit dem bestimmten Stundenschlage im Wagen saß, bei jedem Mittag- oder Abendessen, was einige Augenblicke zu spät aufgetragen ward, fuhr er sie an, und über Alles, was ohne ihre Schuld Ungehöriges im Hause geschah, zog er sie stürmisch zur Rechenschaft, während er sich gegen seine andern Umgebungen fast immer nachsichtig und gütig bezeigte, selbst da, wo ernstliche Rügen erforderlich gewesen wären. Nur über Melanie ergoß er seine bösen Launen, ohne sie jemals mit seinen liebenswertheren Eigenschaften zu erfreuen, die alle nur für Fremde vorhanden waren, und nicht selten hatte er kurze Zeit zuvor wie ein Orkan getobt, wenn er, in eine Gesellschaft eingetreten, durch Geist und Witz Alles ergötzte, und durch freundliche Gutmüthigkeit Alles an sich zog.

Aber wie war es möglich, daß Ihr Schwager die arme Melanie so bitter hassen konnte, wenn sie ihm keine erhebliche Veranlassung dazu gegeben hatte? unterbrach die staunende Elise Asta's Rede.

Glauben Sie ja nicht, daß sein Benehmen aus Haß entstand, erläuterte diese, denn dieß war keineswegs der Fall, er hatte sogar eine Art von Zuneigung für Melanie, aber er hielt es unter seiner Würde, ihr anders zu begegnen, weil er sich fast kindisch fürchtete, daß die Welt glauben könne, er stehe unter der Herrschaft seiner Frau, wenn er dieser freundlich und gefällig begegne, Dagegen verlangte er aber von dieser, daß ihr für ihn kein Opfer zu groß, keine Mühwaltung zu schwer seyn sollte. Ueberhaupt waren die Frauen in seinen Augen nur untergeordnete Geschöpfe, für die er keine höhere Bestimmung anerkannte, als den Männern das Leben recht bequem und angenehm zu gestalten.

Doch, unterbrach sich Asta, ich habe wohl genug von den Wunderlichkeiten eines, übrigens allgemein als rechtlich und geistreich anerkannten Mannes gesprochen, um Sie zu überzeugen, daß mein Mißtrauen gegen die Männer, und meine Abneigung gegen einen Stand, den man sehr fälschlich einen heiligen nennt, nicht ein leeres Wahngebilde meiner Einbildung ist. Was Melanie anbetrifft, so ertrug sie die Launen ihres Gatten mit äußerer Geduld, aber mit einer heißen innerlichen Erbitterung, die sichtlich an ihrem Leben nagte. Als ich ihr Verhältniß klar erkannt hatte, mit welchem sie mich nicht früher bekannt machen wollte, als es der Zufall mir darstellen würde, war mein eifrigstes Streben darauf gerichtet, ihre Leiden zu erleichtern, und es gehörte unter meine innigsten Freuden, wenn ich ihr eine heitre Stunde bereiten, oder ein häusliches Ungewitter von ihr abwenden konnte. Nach einiger Zeit gieng auch ein neues schönes Licht meinem Leben auf, und in dem Umgang mit der geliebten Schwester und einem mit uns gleichgestimmten Freund, verfloß mir eine lange Reihe glücklicher Tage, wie mir solche nie wiederkehren werden.

Hier endete Asta, mit der Bemerkung, daß es schon kühl zu werden beginne, und die scharfe Bergluft Elisen schädlich werden könne, schnell abbrechend, ihre Erzählung.

Sehr richtig bemerkt, gab der Doktor zurück, aber ich glaube auch richtig zu bemerken, wenn ich vermuthe, daß unsere Freundin uns das schöne Licht nicht enthüllen will, was ihr Leben so lieblich umstrahlte.

Woran sie vielleicht auch wohl thun würde, da es doch sehr möglich ist, daß es nur ein Irrlicht war, versetzte Asta erröthend.

Aber, fragte Elise, sich zum Aufbruch bereitend, wie ist es denn mit der armen Melanie geworden — ist es ihr nicht möglich, sich von ihrem Quälgeist zu trennen, und so den Frieden wiederzufinden, den er ihr so grausam raubt?

Ach, entgegnete Asta erglühend, Sie kennen die unmenschliche Härte unserer Gesetze nicht — Sie wissen nicht, daß der Gatte das Leben seiner Gattin zur Hölle machen kann, wenn er nur kein öffentliches Verbrechen begeht! Melanie aber wußte das sehr wohl und schwieg, bis sich ein höherer Richter ihrer erbarmte und ihr den Befreier sandte. Sie ist todt! — setzte sie mit schmerzlicher Anstrengung hinzu.

Todt! wiederholte Elise bewegt, und das traurige Klageblatt stieg in wehmüthiger Stille die Höhe hinab.

Tabakspfeife.

Vor des Doktors Wohnung anlangend, begegnete die kleine Gesellschaft dem Hofrath, der eben von einer Luftfahrt nach Charlottenbrunn zurückkam.

Sehen Sie einmal, was ich gefunden habe! rief er dem Doktor entgegen, und zeigte ihm eine Tabakspfeife, deren Kopf mit einer vorzüglich schönen Malerei geziert war.

Unwillkührlich hatte Asta ihm denselben aus der Hand genommen, ihn genau betrachtend, indem sie merklich die Farbe wechselte.

Entschuldigen Sie, flüsterte sie, sich besinnend, indem sie dem Hofrath seinen Fund zurückgab, das kleine Blumengemälde ist ausgezeichnet schön! — Die wenigen Worte schienen ihr jedoch allen Athem gekostet zu haben, denn sie schwieg und wandte sich abwärts, um die tiefe Bewegung zu verbergen, die dem scharfblickenden Doktor schon sichtbar geworden war.

Dieser fragte daher, Asta's stillen Wunsch errathend, den Hofrath: wo er die Tabakspfeife gefunden habe? worauf dieser erzählte, daß dieselbe auf dem Wege von Charlottenbrunn nach Tannhausen seitwärts im Grase gelegen habe, was er so ausführlich beschrieb, daß Asta Zeit genug gewann, sich von ihrer Verwirrung zu erholen, und in das Gespräch eingehen konnte.

Tannhausen.

So lächerlich es mir auch oft schon vorgekommen ist, die Unterhaltung mit dem Wetter zu beginnen, sagte Asta, als sie am folgenden Morgen mit dem Doktor und Elisen zusammentraf, so erscheint mir doch heute das reine, tiefe Himmelsblau so herrlich, der Sonnenschein so erquickend, und der stille Frieden, der heute so recht fühlbar in der ganzen Natur waltet, so anziehend, daß ich der Versuchung nicht widerstehen kann, Sie darauf aufmerksam zu machen.

Auch wird das Wetter nur dann ein unwichtiger und lächerlicher Gegenstand des Gesprächs, gab der Doktor zurück, wenn ein Einfaltspinsel uns damit langweilt; aber recht gerne kann es, besonders hier in einem Brunnenort, zuweilen besprochen werden, wo ein so großer Theil des Wohlseyns auf der Erheiterung davon abhängt. Um so mehr, fügte er hinzu, gönne ich einem schönen Tage dieses Recht, wenn ein Naturliebendes Gemüth seine Milde und Klarheit in sich aufnimmt, und ein freundliches Auge sie abspiegelt, wie heute das Ihrige, mein Fräulein, den lieblichen Morgen zurückzustrahlen scheint.

Du hast sehr Recht, sagte Elise, und es scheint mir, als müßten wir diesen holden Tag billig durch mehr als kein Lobsprüche ehren, denn wir können wohl keine mildere Luft und keine freundlichere Stimmung zu unserer vorhabenden Fahrt nach Tannhausen erwarten, wenn nehmlich, setzte sie hinzu, Asta und Du, meiner Meinung beipflichten.

Der Doktor bemerkte, daß Asta's Augen bei diesem Vorschlage noch freudiger als vorher strahlten, ja es wollte ihm sogar vorkommen, als habe sie nicht ganz absichtlos den heitern Morgen gepriesen, weshalb er sich denn veranlaßt fand, sich sogleich nach einem Kutscher umzusehen.

Unter heiterm Geplauder legte man Nachmittags den Weg bis Charlottenbrunn zurück, wo man am Brunnen ausstieg, um sich durch einen Trank aus dem kühlen Quell zu erquicken. Asta fragte die Brunnenmeisterin, welche geschäftig die Gläser füllte, mit sichtlichem Eifer nach den anwesenden Brunnengästen, und gab zur Rechtfertigung ihrer Wißbegier an, daß unter denselben sehr wahrscheinlich sich ein Verwandter einer ihrer Freundinnen befinde, den sie zu sprechen wünsche. Wirklich fand es sich auch so, aber es schien dem Doktor doch, als ob sie nicht ganz befriedigt den Brunnen verließe, nachdem sie die Brunnenmeisterin gebeten hatte, dem Erfragten ihre Anwesenheit in Altwasser, und ihren Wunsch, ihn zu sehen, so bald als möglich zu melden.

In Tannhausen verfloß unter dem Genuß einer frischen Milch, und einem langen Spaziergang durch das rotzende Thal, der übrige Theil des Tages. Als die kleine Gesellschaft, um abzufahren, in den Gasthof zurückkehrte, berichtete die Wirthin: es sey unterdessen ein Herr zu Pferde dagewesen, der sich sehr angelegentlich nach derselben erkundigt habe, und darauf eilig wieder fortgesprengt sey, um sie zu suchen.

Unfehlbar der Vetter meiner Freundin; bemerkte Asta, mit einer Gluth auf den Wangen, die sie in den Verdacht brachte, daß sie einen viel innigern Antheil an demselben nehme, als der Vetter einer Freundin in der Regel einzuflößen pflegt. Was jenen Verdacht noch bestätigte, waren die trüben Wolken, die sich während der Rückfahrt auf ihrer Stirne sammelten, und die sie nicht gänzlich verscheuchen konnte, so sehr sie sich auch bestrebte, den Freunden ein heitres Antlitz zu zeigen.

Haarbeutel.

Ich muß Dir doch vor allen Dingen einen seltsamen Vorfall mittheilen, der mir gestern begegnete, sagte Klothar zu Emil, der ihn besuchte, als beide an dem Kaffeetisch Platz nahmen, den Klothars alte Muhme geschäftig in die Laube getragen hatte.

Du weißt, ich bin ohnehin als einfordender Schuldner hier, scherzte Emil, daher denke ernstlich an die Zahlung.

Immer noch Deine alte Sucht nach Liebesgeschichten, mit der wir Dich schon auf der hohen Schule immer neckten, murrte Klothar; an Dir ist der Lesewelt ein tüchtiger Romanschreiber verloren gegangen.

Wer weiß, was noch geschieht, wenn Du mich mit einem artigen Stoff versorgst, was ich allerdings noch hoffen kann, da man von jeher eine gute Anlage zu einem Romanhelden an Dir wahrnahm — doch zuerst Dein gestriges Abentheuer, wenn ich bitten darf, entgegnete Emil.

Ein kleines Geschäft, begann Klothar, führte mich gestern nach Altwasser, wo ich einen Bekannten antraf, der mich zu einer Flasche Wein in der Dir bekannten Trinkanstalt einlud. Wir fanden dort schon einige Herren, unter welchen sich Einer durch eine Lebhaftigkeit auszeichnete, die es sogleich verrieth, daß er sich schon einen kleinen Haarbeutel angetrunken hatte. Ich merkte Anfangs nicht auf ihn, aber denke Dir mein Erstaunen, als ich vernahm, wie er seine beiden Gesellschafter von seiner nahen Bewerbung um die Dichterin Kora unterhielt, wovon er in einem Ton sprach, der es nur zu deutlich verrieth, daß er seiner Sache fast vollkommen gewiß war. Lange mochte ich meinen Ohren nicht trauen, und wollte mir dann mit Gewalt einbilden, es müsse noch eine andere Kora geben. Aber der verhaßte Mensch säumte nicht, auch diesen Wahn zu zerstören, denn er zog ein beschriebenes Blatt aus seiner Brusttasche, und las ein mir wohlbekanntes Gedicht von Kora seinen Gesellschaftern so vernehmlich vor, daß ich jedes Wort verstand. Darauf sprach er von höchst glänzenden Aussichten, die sich ihm eröffneten, und schilderte mit wortreicher Begeisterung sein künftiges Glück als Kora's Gatte. Ich wußte wirklich kaum, ob ich wachte, oder ob ein böser Traum mir die Sinne verwirrte — Schmerz und Zorn preßten mir die Brust zusammen, so daß ich keines Wortes mächtig blieb, und indem ich bewußtlos ein Glas nach dem andern leerte, nur damit umging, dem widerwärtigen Unbekannten etwas anzuhaben, um ich am liebsten mit dem Degen in der Hand gegenüber gestanden hätte. Doch derselbe verließ nun die Laube, wo wir tranken; er trat auf den Weg hinaus, wo eben ein Wagen vorüberfuhr, in welchen er zierliche Grüsse sandte. Die Fahrenden erwiederten dieselben, und ich vernahm ein: guten Abend, Herr Hofrath! das, wie mich dünkte, keine andern als Kora's Lippen so lieblich und wohlklingend aussprechen konnten. Bis ins Innerste erschüttert stürzte ich hinaus, aber der Wagen rollte schon fern, und der Verhaßte folgte demselben mit Sturmschritten.

Laß sie fahren, wenn ihre Treue so wankend ist! Das ist der beste Rath, den ich Dir geben kann, versetzte Emil.

Treue? wiederholte Klothar, die habe ich von ihr nicht zu fordern, denn sie hat mir keine gelobt; aber ich Thor schmeichelte mir mit dem albernen Wahn, daß sie mein Bild still im Herzen tragen würde, wie ich das ihre in mir bewahre, daß sie und ich Eins wären, fest und unzertrennlich, wie endlich auch Raum und Zeit sich zwischen uns stellen mochten! Es war ein Irrthum! setzte er bitter hinzu, finster vor sich hinausschauend in die abendhelle Ferne.

Das mag ein ziemlich wunderliches Verhältniß gewesen sein zwischen Dir und Kora, wozu ein Ungeweihter natürlich nicht viel Vernünftiges zu sagen vermag, entgegnete Emil, der zahle lieber, ohne dem Mahner zu zürnen, Deine Schuld ab es kann sich, wenn man genau unterrichtet ist, vielleicht noch Alles zu einem erwünschten Ende führen lassen.

Nicht wahr, das wäre wieder einmal ein würdiges Feld für Deine Thätigkeit! erwiederte Klothar, der sich mitten im Verdruß des Lachens nicht erwehren konnte, als er den Freund noch seiner alten Lieblingsneigung nachhängen sah, die von jeher darin bestand, den freundlichen Vermittler zwischen entzweiten Liebenden zu machen. Du wirst Dich aber dießmal doch verrechnen, setzte er hinzu, so wie Du Dich auch in der Hoffnung auf eine lange und breite abentheuerliche Liebesgeschichte täuschest, was Dir ganz klar werden wird, so bald ich Deinem Verlangen genügen werde, welches jedoch, um Dir wenigstens den guten Willen zu zeigen, ohne Säumen geschehen soll.

Sternenpaar.

Du erinnerst Dich wohl noch, fuhr er darauf fort, wie und wo ich das Wesen wiederfand und erkannte, nach dessen Anschauen ich mich schon lange mit einer, mir selbst unerklärbaren Innigkeit gesehnt hatte. Du kannst es Dir daher leicht denken, wie erfreulich ich überrascht ward, als ich am folgenden Tage durch Frau von Wiburg erfuhr, daß Kora einem nahe benachbarten Hause angehöre, welches mit dem ihrigen fast in beständigem Verkehr stehe, der nur seit einigen Wochen durch eine Unpäßlichkeit der Hausfrau unterbrochen worden sey.

Unter solchen Verhältnissen konnte es mir nicht an Gelegenheit fehlen, mich Kora zu nähern, und wir beide empfanden bald unsere geistige Verwandtschaft, deren wir uns immer klarer bewußt wurden, da fast jedes unserer Gespräche die Bande derselben fester knüpfte, denn jedes meiner Gefühle fand in ihrer Brust das verschwisterte, und jeden meiner Gedanken gaben ihre Worte mir zarter und anmuthiger zurück. Vergebens jedoch würde ich es versuchen, Dir den stillen Seelenverein zu schildern, der sich, ohne irgend ein Wort der Erklärung, zwischen uns gebildet hatte — vergebens würde ich streben, Dir die schönen Stunden gegenseitiger Mittheilung vorüberzuführen, die uns aus dieser innern Uebereinstimmung erblühten, aber das Leben hat nichts mehr, was mich so gänzlich befriedigen, so reich beseligen könnte, als der Umgang mit Kora. Das Bild, das ich einst mit stürmischer Jugendgluth umfaßt hätte, war in die Schatten der Ferne zurückgetreten vor dem reineren Gefühl, das nun meine Brust erfüllte, und Kora's Augen waren das freundliche Sternenpaar, das mild und heilverheißend meinem Leben leuchtete.

Kora lebte im Hause eines Verwandten, den ich Eberhard nennen will — denn Du vergönnst mir wohl, seinen und Kora's eigentlichen Namen für mich zu behalten — dessen Gattin oft unpäßlich, und deshalb an dem häufigen Besuch geselliger Versammlungen verhindert war. Kora leistete ihr alsdann fast immer Gesellschaft, wo mir, wenn ich wollte, der Zutritt zu den Frauen gestattet war, eine Vergünstigung, die ich jeder andern Zerstreuung vorzog, da auch die holde Kranke ein geist- und gemüthvolles Wesen war, die oft recht sinnig und anmuthig an unserer Unterhaltung Theil nahm.

So waren fast zwei Jahre verflossen, als diese plötzlich starb. Kora erlag fast dem Schmerz, denn die Verstorbene war ihr unendlich theuer, und die einzige nahe Verwandte, die sie noch besaß. Sie fand sich durch dieß Ereigniß veranlaßt, Eberhards Haus mit einem andern Aufenthalt zu vertauschen, weshalb ihr Wiburgs das ihrige anboten, ein Vorschlag, den sie freundlich anzunehmen nicht lange säumte.

Nach einigen Monaten, während denen sich Kora's Schmerz in milde Wehmuth aufgelöset hatte, bemerkten wir alle, daß Eberhard das Wiburgsche Haus öfter noch, als es bisher geschehen war, zu besuchen und Kora auszuzeichnen begann. Daneben warf er mir oft finstere Blicke, oder bittere Worte zu, und bezeigte sich fast eben so trocken und schroff gegen mich, als er mir früher wohlwollend und freundlich entgegenkam. Es ging damit so weit, daß sein Bestreben mich zu beleidigen sichtbar ward, und es gewiß zwischen uns zu unangenehmen Erklärungen gekommen wäre, wenn der Landrath es nicht immer auf eine geschickte Art abzuwenden gewußt hätte. Bald erzählte sich die ganze Gegend, daß Eberhard um Kora's Hand zu werben gedenke, was mir sein Benehmen schon früher deutlich verrathen hatte.

Für den Zeitraum von einigen Jahren, bemerkte hier Emil, ist, was die Begebenheiten anbetrifft, Deine Geschichte eben nicht reich ausgestattet.

Sagte ich es Dir doch vorher, lächelte Klothar, daß Du Deine Rechnung nicht finden würdest, und ich bedaure Dich wirklich, wenn Dir das Ende meiner Erzählung eben so wenig, als der Anfang, gefallen sollte. Doch, setzte er hinzu, vielleicht darf ich noch hoffen, daß jenes Dich mehr befriedigt — denn es kommt darin wenigstens eine Begebenheit vor, der wir unser dießmaliges Wiedersehen verdanken.

So laß mich dieselbe ungesäumt vernehmen, da sie schon als die Ursache dieses erfreulichen Ereignisses meine Theilnahme in Anspruch nimmt, entgegnete Emil.

[illegible] wieder loslassen zu können. Sie ließ es ver-
[illegible] geschehen.

[illegible] Sie unaussprechlich! flüsterte ich ihr zu.
[illegible] aber sie senkte die Augen zu Boden,
[illegible] meinen Händedruck. In diesem Augenblick
[illegible] Wagen vor der Thüre, in welchen sie und
[illegible] Bedienten dringend berufen wurde.
[illegible] was geschehen ist? fragte mich der
[illegible] fortfuhren. Ich verneinte. So be-
[illegible] Trauriges zu erfahren, wandte er sich
[illegible] Sie mit Fassung ertragen müssen;
[illegible] als möglich, mit dem Vorgefal-
[illegible]

[illegible] je weiter er sprach, vernahm
[illegible] seinen Bericht. Was nun
[illegible] nach der Beendigung desselben
[illegible] Sie mir wohl, ohne viele
[illegible] daß es mir weh thut, Ihnen be-
[illegible] wie mein Haus ferner kein Auf-
[illegible] und wie Sie nur durch schnelle
[illegible] von Unannehmlichkeiten — der in
[illegible] nicht einmal zu gedenken —
[illegible] nach unser Aller Ermessen —
[illegible] — gefährlich verwundet, ja ihr
[illegible] Eberhards Arm, so daß der-
[illegible] Es ist Ihnen bekannt, mit welcher abgöt-
[illegible] Sohne hängt, weshalb es
[illegible] wenn er, wie das wirklich der
[illegible] wüthet. Ja ich darf Ihnen
[illegible] verhehlen: Eberhard will Absicht-
[illegible] That wahrnehmen, und sucht
[illegible] zu erregen, daß der unglückliche
[illegible] gewesen sey, und nur zufällig
[illegible] habe. Was scheinbar für seine
[illegible] Ihre fortgesetzte — ich möchte fast
[illegible] des Hundes, den Sie, wie man
[illegible] der noch, wie Sie wußten, vor we-
[illegible] der Bewunderung der Jagdge-
[illegible] von welchem man Ihnen wiederholt
[illegible] und der ganze blinde Lärm nur
[illegible] Bauerburschen erregt sey. Als Eberhard,
[illegible] des ersten Schreckens, wieder zur Besin-
[illegible] Umstände vernahm, ergriff er
[illegible] Sie seiner Rache zu opfern, was na-
[illegible] verhindert ward.

[illegible] Seil, setzte der Landrath mit einem Blick
[illegible] Eberhard gegen Sie hegt, wird Ihnen
[illegible] die Ursache desselben Ihnen gleichfalls klar
[illegible] weswegen Sie die triftigsten Gründe haben,
[illegible] des furchtbar Gereizten schleunigst zu ent-
[illegible]

[illegible] will ich nicht! entgegnete ich heftig; da meine un-
[illegible] mich um das höchste, einzige Heil meines Lebens
[illegible] möge mir immerhin Alles widerfahren, was Groll
[illegible] mir zufügen können! Möge der Rasende mich in
[illegible] Wuth ermorden, mir gilt es gleich, denn von hier
[illegible] setzte ich rücksichtslos hinzu, wird mich, wohin ich
[illegible] eine verödete Wüste, eine sternlose Nacht um-
[illegible]

[illegible] bleich und regungslos mir gegenüber saß,
[illegible] Wenn mein Wort — wenn meine Ruhe
[illegible] meines Lebens Ihnen etwas gilt,
[illegible] Stimme, so beschwöre ich Sie: ent-
[illegible] Ihrer Unbesonnenheit!

[illegible] von diesen Tönen der Liebe
[illegible] nicht zu antworten.

[illegible] — soll noch mehr Schreckliches
[illegible] von Neuem.

[illegible] Ihrem Willen! entgegnete ich, al-
[illegible] Wohnung hielt. Der Landrath
[illegible] er mich folgen hieß. Fräulein,
[illegible] zu Kora, überzeugen Sie sich
[illegible] zu müssen. Eberhard ver-
[illegible] mit Recht, Ihre Pflege für
[illegible] verwandten Knaben, ein Be-
[illegible] nicht zurückweisen werden. Mein
[illegible] sogleich in Eberhards Haus zu
[illegible] vergessen dürfen, daß die Aeußerun-
[illegible] verbessern, wohl aber Vieles ver-
[illegible] Sie daher jetzt Abschied von
[illegible] hinausgehend hinzu, denn Sie werden
[illegible] wiedersehen.

[illegible] Kora zum ersten und letzten Mal
[illegible] meine glühenden Abschiedsküsse, riß
[illegible] ein Wort zu sagen vermocht hatten,

ndlich los, und stürzte hinaus in den Wagen, der auf ihren Befehl rasch mit ihr dahinflog.

Der Landrath kehrte zu mir zurück. Sein Wohlwollen für mich, und seine Freundschaft für Eberhard, dem er noch überdem große Verbindlichkeiten hatte, bewogen ihn, meine Abreise aufs Schnellste zu befördern. Höchst freundlich und großmüthig stattete er mich mit allen Reisebedürfnissen aus, und gab mir Empfehlungsbriefe an einige in Schlesien wohnende Freunde, im Fall ich vielleicht einer Verwendung bedürfen sollte. So war ich denn nach einer durchreiseten Nacht schon am folgenden Morgen über die Landesgränze hinaus.

Da ich, wie Du weißt, keine andern nahen Verwandten mehr habe, als meine Muhme, die Du vorhin gesehen hast, so beschloß ich, bei ihr fürs Erste meinen Aufenthalt zu nehmen. Sie empfieng mich mit vieler Liebe und Freude, und verlangte, daß ich für immer bei ihr bleiben, und ihr kleines Besitzthum, welches sie zu meinem Erbe bestimmt hat, verwalten sollte. Ich mochte ihr dieß nicht geradezu abschlagen, und bald sagte diese liebliche Einsamkeit meiner trüben Gemüthsstimmung so zu, daß ich mich bis heute noch zu keiner Veränderung meiner Lage habe entschließen können.

Nach einigen Monaten machte mir der Landrath, einer getroffenen Verabredung gemäß, in einem öffentlichen Blatt, und in Ausdrücken, die nur mir verständlich waren, die Genesung des durch mich verwundeten Knaben bekannt. So tröstlich mir jedoch diese längst ersehnte Nachricht auch war, so vermochte sie mir doch den heitern Sinn nicht zurückzugeben, der mich sonst beglückte, und obwohl nun schon zwei Jahre seit einer unglücklichen Begebenheit verflossen sind, so gelange ich dennoch mit jedem Tage mehr zu der Ueberzeugung, daß ohne Kora mein Leben nie wieder Werth und Gehalt gewinnen wird.

Und hast Du seitdem nichts weiter von ihr erfahren? fragte Emil, der mit großer Aufmerksamkeit zugehört hatte.

Nein, entgegnete Klothar, denn ich hatte dem Landrath versprechen müssen, weder an ihn selbst, noch an Kora zu schreiben. Nur in der Zeitschrift, wo sie zuweilen Gedichte einrücken läßt, fand ich einige Lieder, die eine tiefe Wehmuth aussprachen, worauf auch ich einige ähnliche Dichtungen unter meinem, nur ihr bekannten Dichternamen, in dieselbe aufnehmen ließ, in der Hoffnung, daß diese stillen Boten den sichersten Weg zu ihr finden würden. Ja, ein Lied von ihr, was ich bald darauf fand, machte es mir wahrscheinlich, daß sie meine Gedichte gelesen und verstanden hatte, aber seitdem — es ist fast ein Jahr verflossen — empfieng ich kein solches Zeichen ihres Andenkens mehr.

Aber wie kömmt es, bemerkte Emil, daß Du Dich nicht in eine Lage zu versetzen suchst, die es Dir erlaubt, Kora Deine Hand zu bieten? Oder besitzt sie selbst nicht so viel Vermögen, um — wie ja die Liebe das gewöhnlich thut — Alles gehörig ausgleichen zu können?

Was sie besitzt, versetzte Klothar, reicht nur für sie selbst hin, und eine Anstellung, wie sie mir werden kann, setzt mich nicht in den Stand, Kora ein Loos anzubieten, wie es ihrer würdig ist. Meine Gattin müßte ich in ein wohleingerichtetes Haus führen können, und nur als die freundliche Beherrscherin desselben, als die verständige Vorsteherin des Ganzen würde ich sie sehen mögen, da es mich verletzen würde, wenn sie sich zu unwürdigen Geschäften erniedrigte. Bei diesen Ansichten wirst Du es ganz natürlich finden, daß unerreichbare Wünsche mir fern blieben. Ich habe ihrem Besitz entsagt — und glaube mir, guter Emil, zum Entsagen gehört mehr Kraft als zum Erwerben — aber ich bin nicht stark genug, den Schmerz von mir zu werfen, der seit der Trennung von ihr mein ganzes Seyn und Wesen durchdrungen hat, und der zum finstersten Lebensüberdruß werden würde, wenn nicht Freiheit, Naturgenuß und Dichtkunst mir immer die frischen Lindrungsquellen darböten.

Klothars Muhme, die das Abendessen ankündigte, unterbrach hier das Gespräch.

Pudel.

Dein Pudel, sprach, als man bei Tische saß, die Muhme zu Klothar, hat vorhin, wie ich glaube, eine alte Bekanntschaft erneuert. Ich war nehmlich zu den Flachsarbeitern gegangen, wohin er mich begleitet hatte, und sah, als ich bei diesen stand, eine Gesellschaft von zwei Herren und zwei Damen in geringer Entfernung vorübergehen. Dein Pudel lief derselben bellend nach, aber als er näher kam, sprang er mit lauten Freudensbezeigungen an die eine Dame hinauf, die einen lauten Schrei ausstieß. Mir war bange, daß sie erschreckt seyn möchte, aber zu meinem Trost streichelte sie den Hund, und die Uebrigen lachten. Man schien die Dame mit ihrer Furcht zu necken, denn ich vernahm deutlich, daß der Eine von den Herren ihr versicherte, sie sey blaß geworden, und der Andere behauptete, ihr Antlitz glühe noch feuriger als die eben untergehende Sonne.

Wohin sind sie gegangen? unterbrach Klothar die Erzählende, indem er unwillkührlich aufsprang.

Nicht weit, entgegnete die staunende Muhme, denn dort unten am Erlengebüsch stand ein Wagen, in den sie sämmtlich einstiegen und davon fuhren.

Langsam ließ Klothar sich wieder auf seinen Sitz nieder, aber auf seiner Stirne lagerten sich während der Mahlzeit immer trübere Wolken, indem es ihm nur mit Mühe gelang, ein leidliches Gespräch im Gang zu erhalten.

Als er nach Tische mit Emil sich wieder allein befand, sagte dieser: Es macht meinem Scharfsinn wenig Ehre, die Ursache Deiner heftigen Bewegung vorhin errathen zu haben; Du glaubst, Kora ist Dir nahe.

Ja, entgegnete Klothar, es ist mir fast gewiß geworden; aber so leicht es Dir seyn mußte, dieß zu errathen, so schwer möchte es Dir dagegen werden, den Kampf zwischen Schmerz und Freude zu ermessen, mit welchem ihre Nähe mein Innerstes erfüllt und verwirrt, besonders wenn ich mir die seltsame Erscheinung von gestern zurückrufe, und es mir vorstelle, wie ich ruhig zusehen müßte, wenn jener Verhaßte die kühne Hand nach meinem höchsten Glück ausstreckte, und es ungehindert von mir heimführen dürfte — ich kann den Gedanken kaum denken!

Aber Du wunderlicher Mensch, fiel Emil dem Freund in die Rede, wie kann Dich diese Vorstellung so erschüttern, da Du jedem Streben nach ihrem Besitz entsagt hast?

Diesem Streben zu entsagen, entgegnete Klothar, gebot mir die Vernunft und meine Liebe, die mir die Kraft gab, lieber jede Hoffnung auf Glück zu opfern, als die Geliebte in meinen eingeschränkten Lebenskreis herabzuziehen. Aber den Glauben an ihren und meinen innigen und unauflöslichen Seelenverein vermag ich nicht aufzugeben, ohne den Rest meiner Ruhe — ohne mich selbst zu verlieren!

Es ist auch, tröstete Emil, vielleicht ganz anders, als Du es Dir nach dem gestrigen Auftritt denkst. Du gestehst ja selbst, daß jener Mensch, der Dich so gewaltig ärgerte, einen leichten Rausch hatte, und es ist weltbekannt, daß man in diesem glücklichen Zustand oft Luftschlösser baut, ohne sich eben sehr darüber zu verwundern, wenn dieselben bei nüchternem Muthe wieder zusammenstürzen. Suche daher, wenn Du gutem Rath folgen willst, Dich der Geliebten wieder zu nähern, was, wie ich glaube, nicht eben schwer seyn dürfte, da sie sich vermuthlich gegenwärtig in einem der naheliegenden Brunnenörter befindet — und prüfe dann selbst die Kraft und Innigkeit des erwähnten Seelenvereins. Es wird mich freuen, wenn derselbe sich als ächt bewährt.

Damit schüttelte er treuherzig Klothars Hand, und bestieg sein Pferd, das schon eine kleine Weile ungeduldig vor der Gartenpforte gescharrt hatte.

Vetter Michel.

Der Doktor, Elise und Asta saßen nach dem Brunnentrinken noch im Freien gemüthlich beisammen, als der Hofrath, mit einem großen Stockschirm gerüstet, zu ihnen trat. Sein Antlitz war sichtlich von einem ungewöhnlichen Entzücken verklärt, und er eilte, Asta die Nachricht mitzutheilen, daß Concordia, die eben auf einer kleinen Gebirgsreise sich befand, diesen Nachmittag einige Stunden in Salzbrunn verweilen werde, wohin, um sie dort zu begrüßen, er selbst sich zu begeben, im Begriff sey. Anstatt aber, wie alle glaubten, sogleich den Weg anzutreten, blieb er stehen, da, wenn einmal diese Saite angeschlagen war, er sich den Genuß nicht versagen konnte, von dem Gegenstand seiner Wünsche zu sprechen. Die Erfüllung derselben ward ihm, je öfter und ausführlicher er dieß that, immer gewisser, und so verlor er sich denn auch jetzt in eine so begeisterte Schilderung seines künftigen häuslichen Glücks, daß seine andächtigen Zuhörer nur mit Mühe eine starke Anwandlung von Lachlust unterdrücken konnten. Ja, er ging endlich so weit in seinem Eifer, den einige Einwendungen des Doktors immer mehr anregten, daß er geradehin behauptete, man könne, der ganzen Welt und allen Verhältnissen zum Trotz, mit dem geliebten Gegenstand selbst in einem Maulwurfhaufen glücklich seyn.

Was sagen Sie zu dem Allen? wandte sich der Doktor zu Asta; sollte es der Beredsamkeit unseres Freundes nicht gelingen, Sie von Ihrer Freigeisterei zu bekehren, und Ihnen die Ehe in einem andern Licht darzustellen, als das ist, in welchem Sie sich gewöhnt haben, dieselbe zu betrachten?

Ach, lächelte Asta, ich bin eine arge, verstockte Ketzerin, denn die rührenden Schilderungen, die ich eben vernommen habe,

lassen dennoch mein Gemüth unbewegt. Was ich auch Schönes über diesen Gegenstand hören und lesen mag — die Ehe erscheint mir im besten Fall nur als ein langweiliges, geisttödtendes Verhältniß, denn die Gewohnheit raubt dem immerwährenden Beisammenseyn allen Reiz, und dieses offenbart immer mehr gegenseitige Mängel, an denen, wie an einem langsamen Gift, auch die heißeste Liebe endlich sterben muß. Auch ist wohl an kein zartes Begegnen der Herzen, an kein freundliches Werben der Neigung um Neigung mehr zu denken, weil der Mann Herr geworden ist, und alle Opfer, alle Liebesbeweise der Gattin nur als einen ihm gebührenden Zoll empfängt, wofür er sich nicht einmal zu einem kalten Dank verpflichtet glaubt. Solche Herrschaft aber vermag eben so wenig ein edles Frauenherz zu fesseln, als die demüthige Unterwürfigkeit, mit welcher sich wohl zuweilen ein Schwachkopf vor der ehelichen Gebieterin beugt, und nur, wo weder von Beherrschen noch Gehorchen die Rede ist, kann ein freies schönes Verständniß verwandter Seelen sich gestalten.

Ihre Bemerkungen enthalten im Ganzen viel Wahrheit, versetzte der Doktor, und ich trete Ihrer Meinung bei, so bald Sie mir Ausnahmen zugeben wollen, zu denen ich meine Ehe gerne gerechnet wissen möchte.

Diese beweiset schon an und für sich die Möglichkeit solcher Ausnahmen, an die ich gerne glauben will, die ich jedoch für sehr selten halte, entgegnete Asta.

Das kann ich leider nicht bestreiten, sagte der Doktor, aber, fuhr er fort, wollen Sie uns wohl auch erklären, wie Sie sich das glückliche Verhältniß zweier Liebenden denken, da Sie den Begriff eines solchen von der Ehe trennen?

Setzen Sie zum Beispiel den Fall, begann Asta nach einem kurzen Besinnen, ich lebte in einer anmuthigen ländlichen Gegend, und nicht ferne wohnte ein liebenswerther Mann, der Gemüth und Geist genug besäße, mein Herz einzunehmen und meinen Verstand anzuziehen — denn etwas Geist gehört nun einmal zu jeder ordentlichen Liebe, wenn sie sich nicht bald in den großen Urstoff auflösen soll, aus welchem die Welt entstanden ist. Dieser erwähnte freundliche Nachbar findet nun eben so viel Wohlgefallen an meiner Gesellschaft, als ich an der seinigen, und besucht mich oft, wiewohl nicht täglich, weil er wohl mitunter von irgend einer Veranlassung daran gehindert wird. Da sitze ich nun in der trüben Dämmerung des Winterabends, und während der rauhe Nordwind die Schneeflocken vor dem Fenster wirbelt, frage ich mich selbst: ob der Freund heute wohl noch kommen wird? und recht innerlich betrübt antworte ich mir: daß es bei solchem Wetter wohl schwerlich geschehen dürfte. Aber dennoch lausche ich immerfort, ob nicht die Hausthüre geöffnet wird? Mehr als einmal geschieht das wirklich, aber nicht durch die Hand des Ersehnten, und ich fürchte mich nun immer ernstlicher vor den langen einsamen Abendstunden. Aber horch! da öffnet sich noch einmal die Hausthüre — ein wohlbekannter Gang wird hörbar — eine wohlbekannte Stimme grüßt den heraustretenden Diener — Er ist es! jubelt mein Herz, und der süße Schreck bebt durch mein ganzes Wesen. Er hat Sturm und Schneegestöber nicht gescheut, um mich zu sehen, weshalb ich ihm noch freudiger entgegentrete, als sonst. Während wir die ersten, an sich unbedeutenden Reden wechseln, wird das Theezeug gebracht. Bald sitzen wir nun an dem traulichen Tisch, wo das siedende Wasser lieblich singt, und der Thee Wohlgeruch duftet. Mein Freund hat ein neues Buch mitgebracht, oder findet ein solches bei mir vor, und wir lesen abwechselnd und sprechen über das Gelesene. Ist kein Buch da, so nimmt er auch wohl die Guitarre, und begleitet damit einige unserer Lieblingslieder. Auch geschieht es zuweilen, daß er ein Gedicht mitbringt, was er selbst verfaßt hat — denn mein Freund muß nothwendig auch ein Dichter seyn, weil die Poesie die höchste und feinste Würze eines zärtlichen Verhältnisses ist — und welches er mir zur Beurtheilung vorlegt. Nun prüfe ich sein Werk, so scharf ich es nur vermag, bin freigebig mit Lob und Tadel, und necke ihn wohl zum Scherz eine ganze Weile mit einem einzigen kleinen Fehler, wenn ich einen solchen entdecke, bis er endlich in seiner Dichtung die Abänderung trifft, die mir passend scheint, oder bis er mir mit hinreichenden Gründen beweiset, daß ich Unrecht habe. So, und auf ähnliche Weise fliegt der lange Abend so schnell dahin, daß wir uns oft nicht wenig wundern, wenn der Wächter die Trennungsstunde verkündet. Aber auch in den Gesellschaften, die ich besuche, treffe ich den Freund und freue mich seines geistreichen Gesprächs. Er ist es, dessen zarte Neigung jedes Verhältniß meines Lebens verschönert, jeden Kunst- und Naturgenuß mir erhöhet, indem er ihn mit mir theilt. Die Flur grünt frischer, die ich an seiner Seite durchwandle, die blühende Laube haucht mir lieblichere Düfte entgegen, wenn er in ihren erquickenden Schatten tritt, und die Blumen entfalten sich schöner, wenn unsere vereinten Blicke sie grüßen! — Wo wir uns auch finden, wir haben uns immer etwas mitzutheilen, was unsern Geist und unser Gemüth beschäftigt. Wir haben also immer etwas zu wünschen, zu hoffen und zu fürchten, weil wir auch oft mancherlei kleine Hindernisse bekämpfen müssen, um zu einer ungestörten Unterredung zu gelangen. So gleicht im Ganzen ein Tag dem andern, aber fast ein jeder bringt irgend etwas Erfreuliches mit. Jeden Abend beschließe ich mit dem heitern Rückblick auf einige schön verlebte Stunden, und jeden Morgen erwache ich mit der neuen Hoffnung auf irgend ein Ereigniß, das mir den Freund wieder zuführen wird.

Asta schwieg, wie in süße Erinnerungen versinkend, und der Doktor sang:

O wie tröstend, o wie labend!
Solch ein Edler bleibt uns nah!
Immer heißt es: gestern Abend
War doch Vetter Michel da!

Wie muthwillig Sie mich auch necken mögen, und wie leichtfertig auch Göthe in diesen Versen gescherzt hat, sagte Asta, die sich eines Lächelns nicht erwehren konnte, so erscheint mir doch in diesem Augenblick der Sinn derselben anmuthiger als je, indem ich mir im Vetter Michel den erwähnten geistreichen und liebenswerthen Freund denke, den ich eben zu schildern versuchte.

Ich kann Ihnen da wieder nicht Unrecht geben, entgegnete der Doktor, aber, fuhr er fort, wie wird es diesem nur im Geist vereinten Paar ergehen, wenn irgend ein Geschick den Freund in die weite Ferne schleudert, und die Freundin still daheim bleiben muß, während es der Gattin gestattet ist, dem Gatten zu folgen?

Ein solches Geschick ist freilich härter, als das geprüfte Herz es ermessen kann, gab Asta zurück, indem ein düsterer Ernst ihr Antlitz verschattete, aber, setzte sie mit leise bebender Stimme hinzu, der Einsamen bleibt dennoch ein Trost: die schöne Erinnerung an einen reinen, unentweihten Seelenverein! —

Der Hofrath unterbrach hier das Gespräch mit der Bemerkung, daß es Zeit für ihn sey, sich auf den Weg zu begeben, wenn er zur rechten Stunde in Salzbrunn anlangen wolle; worauf er seinen großen Sonnenschirm aufspannte, wie ein Segel, und mit fliegenden Schritten davoneilte.

Irre ich nicht, nahm Elise das Wort, so haben Sie, liebe Asta, uns jetzt einige Strahlen des einst erwähnten schönen Lichtes enthüllt, und uns in dem von Ihnen gesetzten Fall eine Fortsetzung Ihrer Lebensbeschreibung gegeben — den fehlenden Theil, wie es mir scheint, dem nur die Schlußzeilen fehlen.

So ist es wirklich, gestand Asta, aber die Schlußzeilen füge ich heute nicht hinzu, um mir den Nachmittag in Fürstenstein nicht durch trübe Erinnerungen zu verderben, denn die Geschichte endet traurig.

Kann aber nicht vielleicht noch ein dritter Theil folgen, in welchem sich Alles in Wohlgefallen auflöset? scherzte der Doktor, indem er Asta mit einem durchdringenden Blick ins Auge schaute.

Das müssen wir dem Zufall überlassen, entgegnete sie, leicht erröthend, und erinnerte die Freunde an den herannahenden Mittag, worauf sie sich trennten, um nach dem Essen sich zu einer Fahrt nach Fürstenstein wieder zu vereinen.

Kühleborn.

Es war fast schon dunkel, als die kleine Gesellschaft von Fürstenstein zurückkehrte, und der tiefblaue Himmel, an dem noch in Westen ein mattglühender Goldsaum leuchtete, weckte sich, schon mit seinen hellsten Sternen geschmückt, klar und rein über die waltigen Berge. Die milde Herrlichkeit des Abends veranlaßte die Zurückgekehrten, noch einmal den düstern Fichtengang hinabzuwandeln, den Asta vorzugsweise liebte. Diese war seit mehreren Stunden erst jetzt wieder recht unbefangen heiter geworden, da sie den Nachmittag hindurch, noch sichtlich angeregt von dem Morgengespräch, sich manche kleine Zerstreuung zu Schulden kommen ließ, mit welcher der Doktor sie lächelnd necke, denn weder ihm noch Elisen war es entgangen, mit tiefsinnig sie oft in die Ferne hinausschaute, mit welcher gespannten Erwartung sie einigemale Fremden entgegensah, die ihnen begegneten, und wie sie gewöhnlich den Schleier über das Gesicht zog, bis dieselben vorüber waren. Jetzt schien sie jedoch die Spannung gelöset zu haben, die früher ihr Wesen befangen hielt, und sie wandelte im lebhaften Gespräch neben den Fremden hin.

Kühleborn hier! erklang jetzt nicht fern eine wohltönende Männerstimme, und heftig zusammenschaudernd verstummte Asta mitten in der Rede.

Ei, wer citirt uns doch da den muthwilligen Quellengeist? scherzte der Doktor. Wir wollen es uns doch verbitten, daß er nicht etwa, hier dem Mittelbrunnen entsteigend, uns, nach seiner unlieblichen Weise, mit einem tüchtigen Wasserguß bedient.

Wirklich, sagte Elise, stellen wir jetzt ungefähr den Kupferstich dar, wo Undine und Bertalda mit dem Ritter Huldbrand an dem Springbrunnen lustwandeln, und es fehlt nur noch der eben heraufbeschworne Schadenfroh, der Dich für den erwähnten Ritter ansieht, wo Du dann natürlich die nächste Aussicht auf eine nasse Ueberraschung hast.

Asta wollte in den Scherz einstimmen, aber dieß Bestreben mißlang ihr so sehr, daß sie nur wenig unzusammenhängende Worte über die Lippen brachte, wobei ihre Stimme bemerkbar zitterte.

Was fehlt Ihnen, liebe Asta? Sie sind unwohl! unterbrach sie Elise.

Nichts — nicht das Geringste — der laute Ruf erschreckte mich nur so seltsam, denn ich habe die üble Gewohnheit, leicht zu erschrecken; versicherte Asta.

Der Doktor, der nicht leicht den Anwandlungen einer ihm angebornen Schalkheit widerstehen konnte, neigte sich fast unwillkührlich zu Asta's Ohr, indem er ihr leise zuflüsterte: ist Vetter Michel da?

Wie meinen Sie das? entgegnete sie zerstreut.

Ich meine — wenn Sie nehmlich meiner kühnen Meinung nicht zürnen wollen, versetzte der Doktor, daß hier der bewußte zweite Theil einer bewußten Geschichte sich erwünscht schließen, oder der dritte auf eine erfreuliche Weise beginnen könnte. Eines von Beiden würde vielleicht in diesem Augenblick einem lauteren Gespräch gelingen, in welchem Ihre Stimme erkannt werden könnte.

Um keinen Preis, versicherte die Ueberraschte, möchte ich in solcher Absicht einen hörbaren Laut über die Lippen senden! Gefunden zu werden — das könnte mich, unter gewissen Voraussetzungen erfreuen — aber kund zu geben vermag ich mich nicht!

Wie soll Sie aber suchen, wer Ihre Nähe vielleicht nicht ahnen kann, und ist es unter solchen Umständen nicht hart, Ihrem eignen und dem Freundesherzen die Freude des Wiedersehens zu versagen? warf ihr der Doktor ein.

Wohl vermag ich Ihnen nicht Unrecht zu geben, sprach Asta, aber wer verbürgt es mir, daß ich nach langer Trennung dem Freundesherzen noch theuer bin? Wie kann ich, darüber ungewiß, es wagen, mich dem absichtlich zu zeigen, der sich vielleicht nicht mehr nach mir sehnt? Nein, ich muß hier nur den Zufall walten lassen, wie er bisher gewaltet hat, denn ich wußte nichts davon, daß der Freund meiner Vergangenheit in dieser Gegend lebte, bis mir, bei der von uns bemerkten Inschrift in den Baumstamm, die erste Ahnung seiner Nähe aufgieng, die fast zur Gewißheit ward, als der Hofrath uns die gefundene Tabakspfeife zeigte, die ich an einem kleinen Merkmal als das Eigenthum des Erwähnten erkannte.

Und jetzt glaubten Sie seine Stimme zu vernehmen? fragte Elise.

Mir bleibt darüber fast kein Zweifel, gestand Asta, weil er seinen Hund Kühleborn nannte.

Darüber waren alle vor Asta's Wohnung angelangt, wo sie für dießmal von einander schieden.

Mondschein.

Klothar war nach Altwasser gekommen, um die dortige Badeliste durchzusehen, die jedoch für den Augenblick nicht zu haben war, weil ein neuangekommener Brunnengast sie hatte holen lassen. Man vertröstete den Ungeduldigen, der in derselben den Namen der Geliebten vielleicht zu finden hoffte, von einer Viertelstunde zur andern, bis es sich zuletzt ergab, daß der erwähnte Brunnengast ins Schauspiel gegangen war und die Badeliste in seinem Zimmer verschlossen hatte. Mißmuthig wandelte nun Klothar den Fichtengang auf und ab, jeden Schlag der Uhr ungeduldig zählend, bis endlich die zehnte Stunde ertönte, wo es alsbald lebendig um ihn ward, da die versammelten Zuschauer nun, Thaliens bretternem Tempel entströmend, sich nach allen Richtungen zerstreuten. Klothar hatte sich, um denselben auszuweichen, auf eine der Bänke gesetzt, die seitwärts im Gebüsch standen, und schaute verdrossen in das Gewühl, als er jetzt im hellen Mondschein eine Frauengestalt vorüberwandeln sah, die er zu erkennen glaubte. Seinen Augen nicht trauend, durchbebte dennoch die Ahnung sein Innerstes, und in demselben Augenblick überraschte ihn auch die Ueberzeugung, denn er vernahm die unvergeßne Stimme der Geliebten. Rasch sprang er auf, um der Erscheinung nachzueilen, aber bestürzt blieb er stehen, als er wahrnahm, daß Kora am Arm eines Mannes ging, der angelegentlich mit ihr sprach. Vorsichtig folgte er dem Paar, indem er unwillkührlich auf das Gespräch desselben lauschte, von welchem er jedoch nur einzelne Worte vernehmen konnte. Bald glaubte er zu bemerken, daß der Unbekannte Kora's Hand in die seine geschlossen hielt, er sah, wie derselbe sich mehr als einmal traulich zu ihr beugte, wenn er leiser sprach, er vernahm deutlich, daß Beide heimlich lachten — und sah sie endlich vor einem nahen Hause stehen bleiben. Ich sehe Sie doch morgen! sagte Kora, die jetzt in der hellsten Mondbeleuchtung stand, so daß Klothar, der in den nahen Schatten getreten war, ihre Züge erkennen konnte. Allerdings ist es mein Vorsatz, Ihnen meinen Besuch abzustatten, denn ich rechne zuversichtlich auf Ihre Erlaubniß, und habe Ihnen noch viel zu sagen; entgegnete der Fremde.

Schön, ich erwarte Sie mit Vergnügen, und deßhalb gute Nacht, auf Wiedersehen! sagte Kora, ihm freundlich die Hand reichend.

Nicht doch, so kommen Sie nicht davon! scherzte der Fremde, indem er sie ohne Umstände in die Arme schloß und küßte, was sie so unbefangen geschehen ließ, als müßte es so seyn, worauf sie mit dem Zuruf: morgen nach dem Brunnentrinken erwarte ich Sie! ins Haus schlüpfte.

Klothar blieb erstarrt stehen — er hätte sich gerne abgeleugnet, was er sah, was ihm jedoch unmöglich war, denn er hatte Kora zu deutlich erkannt — er hatte eben so deutlich gesehen, daß ihr Begleiter ein ganz Anderer war, als der Begeisterte, der ihn vor wenig Tagen in der Trinklaube so schwer geärgert, und sich wahrscheinlich, wie er selbst, in seinen stolzen Hoffnungen getäuscht hatte, denn dieser Fremde — das war ihm ganz klar — konnte Niemand anders als ihr Verlobter seyn.

So fahre denn hin, du mein letzter schöner Traum — du stiller Trost meines verödeten Lebens, du seliger Glaube an die Treue ihres Herzens, und an die Dauer unseres Geisterbundes — fahre hin! flüsterte er dumpf vor sich hin, indem er unwillkührlich zu dem erleuchteten Fenster emporschaute, an welchem jetzt auf einen Augenblick die Gestalt der Geliebten sichtbar ward. Aber mit sich selbst zürnend, schlug er, sich wegwendend, die Hand auf die widerspenstigen Augen, die ungehorsam seinem Willen, von heißen Tropfen überflossen.

Seine heftige Bewegung vergebens bekämpfend, schritt er hastig den dunklen Gang wieder hinab, ohne Emil früher zu bemerken, als bis dieser dicht vor ihm stand, mit lauten Worten seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmend. Dieser hatte nemlich vor zwei Tagen eine schnelle Reise nach Breslau unternommen, und war jetzt auf der Rückkehr nach Charlottenbrunn begriffen.

Endlich, rief er fast athemlos Klothar entgegen, habe ich Dich, nachdem ich schon über eine Stunde fast alle Winkel nach Dir vergebens durchsucht habe. Laß Dir erzählen, fuhr er fort, den Freund auf eine Bank niederziehend.

Verschone mich! bat dieser; ich habe heute durchaus keinen Sinn für Neuigkeiten oder Geschäftsberichte.

Diesmal kann ich Dir nicht helfen, versetzte Emil, aber ich selbst bin müde und matt, weshalb ich mich auch der löblichsten Kürze befleißigen will, wenn Du mir nur aufmerksam zuhören willst.

Du kennst, fuhr er darauf fort, mein Geschäft in Breslau, das mich an mehrere Orte, und endlich auch zum Präsidenten führte, wo ich in ein Zimmer gewiesen, und auf denselben zu warten gebeten ward. Dies Warten währte etwas lange, weshalb ich zu meiner Unterhaltung das neuste Zeitungsblatt ergriff, das ich auf einem Tisch liegen sah. Dein Name, lieber Klothar, war das Erste, was mir bei dem einen Blick auf dasselbe in die Augen fiel, und ich fand eine förmliche Aufforderung an Dich, in welcher Du dringend ersucht wirst, Dich bei dem Kaufmann B. zu melden, um von demselben eine wichtige Nachricht zu empfangen. Du kannst leicht denken, daß ich nach der Beendigung meines Geschäfts sogleich zu dem Erwähnten eilte, um die Sache genauer zu erforschen, und ich erfuhr von ihm alsbald, daß jenes Handelshaus, bei welchem Deines Vaters Vermögen stand, durch günstige Ereignisse wieder emporgekommen, und bereit sey, Dir dreißigtausend Thaler durch den Kaufmann B. auszuzahlen, sobald Du Dich in der gehörigen Form als den Sohn des verstorbenen Justizrath Sternwald ausweisen kannst.

Was sagst Du nun zu meinem Bericht? schloß Emil seine Rede.

Nichts weiter, entgegnete Klothar finster, als daß ich vor wenig Augenblicken die Fähigkeit verloren habe, mich eines Ereignisses zu freuen, das mich, wie ich gern gestehe, unter andern Umständen unsäglich beglückt hätte.

Emil staunte, und Klothar machte ihn mit Allem bekannt, was ihm am heutigen Abend begegnet war.

Dieser wußte darauf wenig zu erwiedern, als daß er dem Freund bemerklich machte, wie eine ehrsame Jungfrau füglich einen Oheim, Vetter oder Freund haben, und von demselben geküßt werden könne, ohne daß die Sittsamkeit oder der Geliebte etwas dagegen einwenden könne; worauf er ihn ermahnte, mit ihm in den Gasthof und zur Ruhe zu gehen, da man morgen bei Tageslicht vielleicht genauere Beobachtungen anstellen, und Erfreulicheres entdecken könnte. Klothar jedoch, tief im Innersten verletzt, hatte für solche Tröstungen keinen Sinn, weshalb er, dem Freunde eine bessere Nacht wünschend, als ihm selbst bevorstand, sogleich den einsamen Rückweg antrat.

Herminens Fall.

In der Frühe des lieblichsten Morgens wandelten Asta und Elise dem Oberbrunnen zu, während sich der Doktor von beiden getrennt hatte, um sich mit einem neuen Bekannten zu unterhalten, den er zufällig in geringer Entfernung wahrnahm. Als er nach Beendigung des Gesprächs wieder zu den Frauen zurückkehrte, sagte er: das war der junge Mann, den ich vor einigen Tagen in Charlottenbrunn kennen lernte, und dessen Namen mir entfallen war. Er heißt, wie ich mich jetzt erinnert habe, Klingsberg.

Das ist er, den ich suche! rief Asta — aber, setzte sie lächelnd hinzu, nicht etwa Vetter Michel, sondern der wirkliche Vetter meiner Freundin Hermine, um dessentwillen ich hier bin, weshalb ich Sie, lieber Doktor, ersuchen muß, mir denselben ungesäumt zuzuführen, damit ich seine Bekanntschaft erneuern kann, denn ich habe ihn schon vor mehreren Jahren, obwohl nur einen Abend hindurch, gesehen.

Der Doktor erfüllte sogleich Asta's Wunsch, die bald von Klingsberg mit sichtlicher Freude begrüßt ward, und beide schritten nun, mehr als einmal, den langen Fichtengang im angelegentlichen Gespräch auf und ab. Als sie sich endlich getrennt hatten, suchte Asta das Ahlfeldsche Ehepaar wieder auf, das sich vorher entfernt hatte.

Sie haben mir, sprach sie zum Doktor, durch die Zuführung Klingsbergs eine höchsterfreuliche Gefälligkeit erwiesen, denn dieser, der vielleicht eben so sehr mich zu sprechen wünschte, als ich ihn, hat mich schon einigemal verfehlt, wo er mich suchte. Es gilt hier, fuhr sie fort, zwei getrennte Herzen wieder zu vereinen, die sich im Stillen zu einander sehnen, und doch nicht ihre Wünsche frei bekennen mögen. Wenigstens befindet sich meine Freundin Hermine in diesem Fall. Diese und ihr Vetter Klingsberg liebten sich, als der Letztere noch auf der hohen Schule war. Herminens Vater konnte jedoch die Verbindung der Liebenden nicht billigen, da Klingsberg kein Vermögen besaß, und er seiner Tochter nichts hinterlassen konnte. Er wünschte daher, daß Hermine die Bewerbung eines zwar schon ältlichen, aber reichen Mannes annehmen möchte, der ihr seine Hand antrug, und sie war verständig genug, nach einem schweren Kampf mit ihrem Herzen, sich in des Vaters Wünsche zu fügen.

Klingsberg aber betrauerte Jahrelang die Verlorne, bis er sich nach Männerweise tröstete, das will heißen, er ward Bräutigam. Wenig Wochen nach der Verlobung, vor ungefähr drei Jahren, starb seine Braut, und vor sechs Monaten ward auch Hermine Wittwe, und Erbin des großen Vermögens ihres Gemahls. Seitdem dringt ihr Vater in sie, Klingsberg, dem er von jeher, wenn die Umstände es erlaubt hätten, lieber als jedem Andern, seine Tochter gegönnt hätte, jetzt ihre Hand zu geben. Sie findet sich um so mehr geneigt, seine Wünsche zu erfüllen, da ihr eignes Herz noch für den Jugendfreund spricht. Aber bevor sie sich diesem zu nähern vermag, wünscht sie zu ergründen, ob auch sie ihm werth geblieben ist! So geschah es, daß sie sich entschloß, eine Reise in diese Gegend zu unternehmen, da sie vor Kurzem erfahren hatte, daß Klingsberg sich in Charlottenbrunn befand, und sich bei einem ihrer Bekannten, mit welchem er zufällig zusammengetroffen war, angelegentlich nach ihr erkundigt hatte. Hermine bestimmte mich leicht, sie auf dieser Reise zu begleiten, und während ich meinen Aufenthalt hier nahm, verbirgt sie sich unter einem angenommenen Namen in einem der umliegenden Dörfer. Ich war mit einem Auftrag an Klingsberg von einem Bekannten versehen, der es vollkommen rechtfertigte, wenn ich eine Zusammenkunft mit ihm herbeiführte. Dies gelang mir zwar erst heute, da mancherlei wunderliche Zufälle es bisher verhinderten, aber ich hatte auch das Vergnügen, daß, sobald ich mich jenes gleichgültigen Auftrags entledigt hatte, Klingsberg sogleich, ohne mein Zuthun, das Gespräch selbst dahin leitete, wo ich es haben wollte. Nun säumte ich keineswegs, die Gelegenheit zu benutzen, und erfuhr genug, um mit Sicherheit ermessen zu können, daß er Herminen nur sehen darf, wenn seine Jugendliebe ihr Auferstehungsfest feiern soll. Aber nicht so leicht ward es mir, mich von dem zu unterrichten, was Hermine durchaus wissen will, bevor sie aus ihrer Verborgenheit hervortritt. Sie wünscht nehmlich zu erfahren, ob Klingsberg seine verstorbene Braut aus Liebe oder aus Vernunft wählte? Ist das Erste geschehen, so wird sie ihm mit ihrer Hand reichen. Mir über diesen Gegenstand die genügende Auskunft zu verschaffen, fuhr Asta fort, wird mir jedoch sehr schwer, und ich gestehe gern, daß ich nicht recht weiß, wie ich es anfangen soll, denn Klingsberg ist mir wohl viel zu fremd, um mit Anstand eine so zarte Saite anschlagen zu können. Zu solchen Herzenseröffnungen bringen Männer gegen Männer es immer viel leichter — weshalb ich Sie, lieber Doktor, eigentlich am liebsten bitten möchte, einen solchen Versuch mit Klingsberg zu wagen.

Gerne, versetzte der Doktor, würde ich mich Ihnen und Ihrer Freundin gefällig erweisen, wenn es zu dem Glück derselben nothwendig wäre; aber es will mir fast bedünken, als wenn es hier besser wäre, die Todten ruhen zu lassen, und eine schön beginnende Gegenwart froh zu genießen. Doch, setzte er hinzu, da mögen Sie selbst entscheiden, indem Sie mir offen bekennen, was Sie thun würden, wenn Sie sich in Herminens Fall befänden?

Gerade so handeln, wie Hermine, versicherte Asta mit besonderem Eifer, denn niemals würde ich einem Manne, der nach mir eine Andere geliebt hätte, ein volles Vertrauen schenken können, was doch wohl ein Haupterforderniß zu einer zufriedenen Ehe ist.

Hermine hat Recht, bekräftigte Elise, wenn es ihr auch die Männer nicht geben wollen; sie fühlt und handelt ächt weiblich.

So überstimmt muß ich mich wohl ergeben, und alsbald eine Gelegenheit aufsuchen, wo ich ohne Schwert und Lanze Ihrer Freundin einen Ritterdienst leisten kann, scherzte der Doktor.

O thun Sie das! bat Asta, indem sie eilend die Freunde verließ, um einen ihr angekündigten Besuch zu erwarten.

Asta war schon beinahe eine Stunde zu Hause, als der Hauptmann Reichhorn eintrat, der als der Gemahl einer ihrer liebsten Jugendfreundinnen ihr vorzugsweise werth war. Freundlich zürnend empfieng sie ihn mit der Frage: warum er so lange habe auf sich warten lassen?

Das unerwartete Wiederfinden eines Bekannten, der einst mein Verwandter werden sollte, veranlaßte die Verspätung, versetzte der Hauptmann. Es war, fügte er hinzu, der Assessor Klingsberg, den Sie kennen, und der einmal eine nahe Verwandte von mir heirathen sollte, die kurz vor dem angesetzten Hochzeittage starb.

Ich habe schon von dieser traurigen Begebenheit gehört, sagte Asta, und den Erwähnten heute früh gesprochen, wo ich mich, frei gestanden, über seine Heiterkeit gewundert habe. Mich dünkt, nach einem solchen Verlust, als Klingsberg erlitt, müßte sich auf immerdar ein wehmüthiger Ernst in unsern Innersten befestigen, und in dem Klange jedes Wortes nachtönen.

Wohl uns, daß es nicht immer so ist, entgegnete der Hauptmann, und daß Freude und Schmerz sich wechselweis verdrängen, wie es zur Bildung unseres Gemüths nöthig ist.

Also nur für Bildungsmittel halten Sie beide? versetzte Asta.

Und mit Recht, gab der Hauptmann zurück, denn der Schmerz löset alle Härte in Milde auf, und reine Freude ist die wahre Lebenssonne, an der das Schönste und Beste in uns reift, weshalb wir uns dies holde Licht nicht gestissentlich mit trüben Thränenwolken verhüllen sollen.

Sie mögen im Ganzen Recht haben, sagte Asta, aber doch kann ich mich nicht mit dem leichten Sinn ihres Geschlechts versöhnen, der das Geliebteste, wenn es einmal verloren ist, so bald der Vergessenheit überantwortet, so daß man nach wenig Jahren auch nicht mehr die kleinste Spur von der tiefsten Wunde wahrnimmt — wie das bei Klingsberg der Fall ist.

Woher, entgegnete der Hauptmann, wissen Sie aber auch, daß Klingsberg in seiner Braut das Geliebteste verlor? Wie, wenn das nicht so war?

Dann, versetzte Asta, der das Herz vor gespannter Erwartung fast hörbar schlug, würde ich ihm seine Heiterkeit verzeihen, aber — fügte sie hinzu — ich kann mir das nicht denken, und verstehe eigentlich nicht recht, was Sie damit sagen wollen?

Ich dächte, das wäre doch so schwer nicht, lächelte der Hauptmann, den Asta glücklich dahin geführt hatte, wo sie ihn haben wollte. Klingsberg, fuhr er fort, stand mit dem Vater seiner nachherigen Braut in Geschäftsverbindung, und hatte dadurch in dem Hause desselben freien und häufigen Zutritt. Es fiel ihm dabei nicht ein, das Herz der Tochter erobern zu wollen, die zwar nicht hübsch, aber da man den Reichthum ihres Vaters kannte, den sie nur mit einem einzigen Bruder zu theilen hatte, doch von zahlreichen Bewerbern umgeben war. Keiner von diesen war jedoch so glücklich, das Ziel seines Strebens zu erreichen, denn das Mädchen wies Einen nach dem Andern ab, und versank dabei in einen tiefen, stillen Gram. Endlich entdeckten die bekümmerten Eltern, die den Gemüthszustand ihrer Tochter mit reger Aufmerksamkeit beobachteten, daß Klingsberg ohne sein Wissen und Wollen, die Neigung derselben gewonnen habe, weshalb sie nicht säumten, diesem ihre Hand antragen zu lassen. Klingsberg war tief bewegt, und gestand den Eltern frei, daß er zwar keine leidenschaftliche Zuneigung für ihre Tochter empfinde, aber mit allen Kräften streben wolle, sie glücklich zu machen, wenn sie ihm dieselbe zur Gattin geben wollten. Nach dieser Erklärung erfolgte bald die Verlobung, aber die von dem langen stillen Gram erzeugte abzehrende Krankheit, die schon früher die beklagenswerthe Braut ergriffen hatte, war schon unheilbar geworden, und sie starb, nachdem alle Mittel zu ihrer Rettung umsonst aufgeboten waren.

So ward ihr, bemerkte Asta, deren Innerstes bei dem Schluß dieser Erzählung von Wehmuth und Freude zugleich erbebte, vielleicht ein besseres Loos, als ihr an Klingsbergs Hand zu Theil geworden wäre, denn ein Herz, das sich nur aus Mitleid uns entgegenneigt, vermag ein wahrhaft liebendes Gemüth nicht zu befriedigen.

Der Hauptmann, der Asta verstimmt zu haben glaubte, lenkte jetzt mit der ihm eigenen Gewandtheit das Gespräch auf heitere Gegenstände, und schied endlich nach einer fröhlich verplauderten Stunde. Asta aber flog, als er die Thüre geschlossen hatte, ungesäumt an den Schreibtisch, um Herminen mitzutheilen, was sie so eben erfahren hatte.

In der lieblichen Abendstunde dieses Tages wandelte Asta einsam neben dem Teich vorüber, den Gang nach den Kohlengruben. Der Doktor war mit Elisen abwesend. Sein Handel um das früher erwähnte kleine Besitzthum war richtig geworden, und er hatte dasselbe heute übernommen. Der Hofrath aber, der sich gerne sonst zu ihr gesellte, um recht viel von Concordien sprechen zu können, war dieser, die heute Kynau besuchte, abermals in süßen Hoffnungsträumen nachgezogen.

Seit ihrer Ankunft in Altwasser war Asta noch nicht so einsam gewesen, als in dieser Stunde, und alle frohen und trüben Erinnerungen ihres Lebens traten ihr näher in dem Schleier der abendlichen Dämmerung. Aber zwischen allen den vielfachen Bildern, die sie in der Vergangenheit anschaute, trat bald die Gestalt des verlornen Freundes als das einzige hervor, vor dem die übrigen zurückwichen. Er war ihr jetzt nahe, das wußte sie gewiß, sie hatte seine Stimme gehört, und doch — sie sagte es sich mit namenlosem Schmerz — mußte sie vielleicht die Gegend, wo er athmete, wieder verlassen, ohne daß sein Blick sie gefunden, sein Wort sie begrüßt hatte! In unendlicher Sehnsucht erglühend, fühlte sie dennoch, daß der bange Zweifel an der Treue seines Herzens sie immerdar zwingen werde, sich vor ihm zu verbergen, wo ein Laut ihrer Stimme vielleicht hinreichte, ihr den Verlorenen wiederzugeben. Heiß weinend, aber fest entschlossen, Alles dem Spiel des Zufalls zu überlassen, schritt sie immer weiter fort, ohne die zunehmende Dunkelheit zu bemerken, bis endlich das laute Gespräch und Gelächter naher Männerstimmen sie aufschreckte. Widerwärtig gestört, und mit sich selbst zürnend über ihre Verspätung, flog sie den Weg zurück. Eine wunderliche Besorgtigung hatte sich ihrer bemächtigt — ihr war, als werde sie in ihrer Behausung etwas Besonderes, Wichtiges versäumen, weshalb sie noch immer ihre Schritte beflügelte, als sie längst in unangenehmes Zusammentreffen mehr zu besorgen hatte. Als sie endlich in ihrer Wohnung angelangt, athemlos die Thüre ihres Zimmers öffnete, flog Hermine in ihre Arme.

Diese hatte schon eine gute Weile hier ihrer Rückkehr geharrt, und reichte nach den ersten Begrüßungen der Freundin ein versiegeltes Päckchen dar, das, wie sie sagte, vor Kurzem ein Bote gebracht habe, der sogleich wieder fortgegangen wäre, ihr durchaus nicht sagen wollte, von wem er gesandt sey?

Gluth und Blässe wechselten auf Asta's Antlitz, als sie die Aufschrift auf dem erwähnten Päckchen erblickte. Mit bebender Hand löste sie die Siegel, und was sie zuerst hervorzog, war ein loses Gedicht — die noch beiliegenden Papiere aber waren Handschriften von allerlei Dichtungen, die der verlorne Freund von ihr einst erhalten hatte.

Das erwähnte Gedicht: Abschied an Asta, überschrieben, lautete so:

Nimm zurück die mir vertrauten Lieder,
Der Erinn'rung einst so theures Pfand. —
Ach! sie tönten aus den Tagen wieder,
Wo sich innig Geist mit Geist verband!

Nimmer soll mein Auge mehr sie schauen,
Denn das zarte Seelenband zerriß!
Nimmer tön' ihr Klang mehr durch das Grauen
Meiner öden, bangen Finsterniß!

Nimm, ich kann sie länger nicht bewahren, —
Sie verwunden schärfer nur die Brust,
Seit durch Dich ich bittern Schmerz erfahren,
Tiefer Kränkung ich mir ward bewußt!

Ach! und dennoch — dennoch — kann ich's fassen?
Dunkel bleibt das trübe Räthsel mir —
Dennoch — dennoch kann ich Dich nicht hassen,
Ohne Schmerzen scheiden nicht von Dir!

Freudezitternd möcht' ich zu Dir eilen —
Finstergrollend will ich von Dir fliehn,
Und in den zerrißnen Busen theilen
Sehnsucht sich, und bittern Zorns Erglühn!

Doch dem Schicksal will ich still mich weihen,
Das so fest mir meine Fesseln spann;
Nimm die Lieder — nimm, ich will verzeihen,
Was ich nie, ach! nie vergessen kann!

Schwankend zwischen Freude und Schmerz, hielt Asta das Blatt in der bebenden Hand. Es war klar, er liebte sie noch, aber er glaubte das Band ihrer Herzen zerrissen durch sie! Wie kam er aber zu solchem Wahn, und was konnte sie thun, um ihn von demselben zu heilen? Jetzt hätte sie ihm Antwort senden können, denn er hatte sie entdeckt, und obwohl zürnend, ihr doch das erste Zeichen treuer Neigung gegeben. Wo war er aber verborgen, da die Badelisten von Charlottenbrunn und Salzbrunn seinen Namen nicht enthielten? — Alle diese Fragen drängten sich ihr in den Sinn, und noch nie war es ihr schwerer geworden, als in diesem Augenblick, ihr aufgeregtes Gefühl niederzukämpfen, und ihre Gedanken auf die kleinen häuslichen Sorgen zu richten, welche der Besuch der Freundin erforderte. Dennoch gelang es ihr so gut damit, daß Hermine, die fast nur von Klingsberg sprach, nichts davon wahrnahm, obwohl einem richtig beobachtenden Auge die Zerstreuung nicht entgangen wäre, in der sie mehr als einmal das Unrechte ergriff, oder das Naheliegende suchte, und mit der es so weit ging, daß sie selbst das erhaltene Gedicht zu verschließen vergaß.

Spät erst giengen beide Freundinnen zur Ruhe, und Asta, fast bis zur Betäubung erschöpft von den Ereignissen dieses Tages und dem langen Wachen, schloß unwillkührlich die müden Augen so fest, daß sie sich selbst über ihren sanften Schlaf wunderte, als am folgenden Morgen ihr Mädchen sie zum Brunnentrinken weckte.

Leise, um Herminen nicht zu stören, verließ sie das Zimmer, und war noch nicht bis in den Brunnen gelangt, als zu ihrer frohen Ueberraschung Klingsberg sie begrüßte, der am Abend zuvor zum Schauspiel nach Altwasser gekommen war, und daselbst übernachtet hatte. Asta säumte nicht, ihn alsbald von Herminens Anwesenheit zu unterrichten, wobei sie ihn zugleich einlud, nach dem Brunnentrinken mit derselben bei ihr zu frühstücken. Die lebhafte, halb verhehlte Freude, mit welcher Klingsberg die Einladung annahm, die Gluth, die bei dem Klang ihres Namens sein Antlitz überflog, und seinen Augen entstrahlte, verkündete deutlicher, als Worte es vermocht hätten, wie theuer ihm die Jugendfreundin geblieben war. Er blieb an Asta's Seite, bis diese ihren Brunnen getrunken hatte, und ihn in den Garten ihres Wirths führte, wo sie in einer kleinen Laube das Frühstück auftragen ließ, zu welchem sich nun auch Hermine einfand. Die Langgetrennten begrüßten einander mit sichtlicher Verwirrung, und einer zarten, fast schüchternen Innigkeit, die nur nach und nach unbefangener ward, während Asta, die scheinbar ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihr Geschäft richtete, mit wirthlicher Emsigkeit Kuchen aufschnitt und Kaffee einschenkte. Als sie diesen versüßen wollte, bemerkte sie jedoch, daß ihr der nöthige Zucker fehlte, weshalb sie ihrer Jungfer befahl, welchen zu bringen. Diese trug sogleich denselben in einem Papier herbei, das sie achtlos fallen ließ, als sie es in die Zuckerdose ausgeschüttet hatte. Klingsberg hob es auf, indem er überrascht seine Blicke scharf und fest auf die Schrift richtete, die er auf demselben wahrnahm — worauf er es, scheinbar unbefangen, auf den

Tisch legte, wo es alsbald von Asta bemerkt, und beseitigt ward. Nach dem Frühstück begab sich diese auf ihr Zimmer, und als sie nach einer Stunde in die Laube zurückkehrte, fand sie in Klingsberg und Herminen ein glückliches Brautpaar. Sie hatte das erwartet, und durch ihre Entfernung das Einverständniß der Liebenden befördern wollen — um so mehr aber mußte sie sich wundern, daß dieselben durchaus nicht von ihrer Liebe und ihrem Glück sprachen, sondern Klingsberg von dem gestrigen und vorgestrigen Schauspiel und von dem Hauptmann Reichborn zu reden begann, welche Gegenstände er so breit und umständlich abhandelte, als ob gar keine Hermine in der Welt sey. Diese schien jedoch von der Achtlosigkeit ihres Neuverlobten durchaus nicht verletzt zu werden, sondern lächelte ihn vielmehr von Zeit zu Zeit schalkhaft an, während Asta, nicht ohne einen kleinen heimlichen Verdruß, dem Gespräch mehr als einmal eine andre Wendung zu geben versuchte. Dieß gelang ihr jedoch nicht früher, als bis, Allen unerwartet, der Hofrath in die Laube trat, um Asta Grüße und Bestellungen von Concordien zu überbringen, mit welchen diese ihren hoffnungsvollen Verehrer Tags zuvor in Kynau beauftragt hatte.

Adersbach.

Spät am Abend dieses Tages trat noch Emil in Klothars Gemach. Dieser war eben mit den Briefen fertig geworden, die er nothwendig hatte schreiben müssen, um zu dem Besitz seines Vermögens zu gelangen. Er siegelte den letzten, bitter lächelnd über das unerfreuliche Geschäft, das er unter andern Verhältnissen mit seliger Herzensfreude würde vollbracht haben. Mit der einzigen angenehmen Empfindung: nun endlich fertig zu seyn, stand er bei Emils Eintritt auf, und bot diesem schweigend in trüber Wehmuth die Hand.

Wundre Dich nicht, daß ich so spät noch komme, begann Emil; es geschieht, um Dich freundlich zu bitten, mich morgen früh nach Adersbach zu begleiten, nachdem Du vorher ein gutes Wort bei Deiner Muhme für mich einlegst, damit sie mich bis dahin beherbergt. Vor allen Dingen aber fügte er hinzu, dem Freund ins verdüsterte Antlitz schauend, möchte ich Dich auch ersuchen, die finstern Wolken, die auf Deiner Stirne lagern, hübsch daheim zu lassen, denn ich habe mir vorgenommen, morgen froh wie ein Gott zu seyn, welches löbliche Vorhaben ich nicht in seinem ganzen Umfange zu vollbringen vermag, wenn Du mir ein so trübseliges Angesicht zuwendest, als eben jetzt.

Dann thust Du wirklich am besten, mich zu Hause zu lassen, entgegnete Klothar, denn, obwohl Du mich gefaßt und entschlossen findest, das Unabänderliche so zu ertragen, wie es dem Manne geziemt, so kann und mag ich Dir doch nicht verhehlen, daß ich viel Zeit und Kraft brauchen werde, um den Schmerz zu besiegen, der wie ein verzehrendes Gift mein ganzes Wesen durchdrungen hat. Mit dem Glauben an Kora's Treue ist auch der Friede aus meiner Brust entwichen, und Liebe und Haß, Sehnsucht und Erbitterung zerreißen im gräßlichen Zwiespalt mein Innerstes.

Laß es gut seyn, und uns davon schweigen für heute, versetzte Emil. Die Zeit hat manchem wunden Gemüth schon Heilung gebracht, und wird auch an Dir nicht trostlos vorübergehen. Sorge nur jetzt, daß Deine gute Muhme mich nothdürftig speiset und bettet; ich für mein Theil will Sorge tragen, daß unsre Fahrt nach Adersbach Dich zerstreue und erheitre, wozu ich mir schon heute die köstlichste Laune angeschafft habe — denn es ist doch ausgemacht, daß Du mitfährst?

Du weißt schon von lange her, erwiederte Klothar, daß ich Dir nicht gut etwas abschlagen kann, weshalb denn auch dießmal Dein Wille geschehen mag.

Emil begleitete, erfreut über des Freundes Einwilligung, diesen zu der alten guten Muhme, die den späten Gast mit hausmütterlicher Freundlichkeit empfieng. Dieser aber schien es darauf anzulegen, den verstimmten Freund zu erheitern, denn er sprach und scherzte sich immer tiefer in die ungebundenste Lustigkeit hinein, und trieb es damit so bunt und kraus, daß der wider Willen lachende Klothar ihm versicherte, ihn so ungescheidt als heute selbst auf der hohen Schule nicht gesehen zu haben. Endlich suchte der Ausgelassene denn doch die Ruhe, um sich auf den morgenden Tag zu stärken, wo er, wie er versicherte, viel Wichtiges zu vollbringen denke; aber noch einmal an der Thüre seines Schlafgemaches umkehrend, rief er dem Freunde zu: was ich bald vergessen hätte, der dritte in unserm Bunde, Hofrath Blume, ein neuer Bekannter von mir, kömmt morgen früh mit dem Wagen, um uns abzuholen.

Schon gut, versetzte Klothar, dem Geschwätzigen so schnell als möglich enteilend.

Der folgende Morgen, vom schönsten Licht verklärt, war noch nicht lange angebrochen, als der Hofrath erschien, in welchem Klothar, nicht wenig überrascht, den Unbekannten wiederfand, der ihn vor mehreren Tagen in der Weinlaube so bitter gekränkt hatte, ein Umstand, der Emil nicht mehr fremd zu seyn schien, wie sein schalkhafter Blick bezeugte, als er seinem Freunde den Hofrath vorstellte. Auch wußte derselbe, der schon unter die zahlreichen Vertrauten des Letzteren gehörte, sobald man miteinander im Wagen saß, es so einzurichten, daß auch Klothar alsbald diese Weihe empfieng. Dieser jedoch wußte nicht, was er zu den Mittheilungen des hoffnungsvollsten aller Sterblichen eigentlich sagen und denken sollte. Ihm war vorgestern Alles ganz anders, jener Mann, an dessen Arm Kora damals wandelte, als ein viel besser für sie passender Bewerber vorgekommen, und die Sicherheit, mit welcher der Hofrath von der Nähe und Gewißheit seines Glückes sprach, ward ihm zum Räthsel, das er mit all seinem Scharfsinn nicht zu lösen vermochte.

Der Hofrath aber, der von Emil erfahren hatte, daß Klothar den Musen mit Glück huldige, näherte sich diesem immer zutraulicher, und bat ihn endlich nach einigen schicklichen Vorbereitungen, seine Wünsche in Verse zu fassen, weil er dieselben auf diese Weise der Geliebten am zartesten und sinnigsten aussprechen könne, was er selbst, leider vergebens, versucht habe, da die Gabe der Dichtkunst ihm nicht verliehen sey.

Das ist doch wahrlich zu toll, raunte der gereizte Klothar seinem Freunde zu, ich will nicht hoffen —

Freund, hoffe nichts, und fürchte nichts auf Erden
Mit Leidenschaft, und Du wirst glücklich werden!

fiel ihm Emil mit spaßhafter Würde in die Rede, so daß ein halbes Lächeln über Klothars finstres Antlitz flog.

Ich sehe wohl, man muß die Rückkehr Deiner Vernunft mit Geduld erwarten, entgegnete er dem Scherzenden, und wandte sich dann, seinen Mißmuth aufs Möglichste bekämpfend, zu dem Hofrath, um ihm zu versichern, daß er sich durchaus zur Erfüllung seiner Wünsche unfähig finde, da die eigensinnigen neun Schwestern ihm seit einiger Zeit alle ihre Huld und Gunst entzogen hätten. Dieser Versicherung schien jedoch der Hofrath keinen vollen Glauben beizumessen, und man gerieth in ein langes Gespräch über das wunderbare Sein und Wesen der Dichtkunst, das erst abgebrochen ward, als man in Adersbach ankam.

Wir müssen noch mit unserm Gang in die Steine vielleicht ein Weilchen warten, erklärte hier Emil, da sich vorher noch eine kleine Gesellschaft zu uns finden wird, die ihn gemeinschaftlich mit uns unternehmen will. — Doch — setzte er in die Ferne blickend hinzu — irre ich nicht, so sehe ich dieselbe schon kommen.

Wirklich rollte auch alsbald ein großer Planwagen vor den Gasthof, aus welchem das Ahlfeldsche Ehepaar, Asta, Hermine und der Hauptmann Reichborn stiegen. Asta ihr hastig den Schleier über das Gesicht, als sie die drei Herren wahrnahm, die den Kommenden entgegen eilten, während Klothar mit einem fast zürnenden Staunen den Hauptmann anstarrte, in welchem er den Fremden erkannte, den er vor Kurzem im Mondschein, und in einer Gesellschaft sah, die er ihm, wie wir wissen, von ganzer Seele mißgönnte.

Fasse Dich, flüsterte jetzt Emil dem Zerstreuten zu, die Verschleierte ist Asta — oder wenn Du lieber willst Kora, denn daß Beide nur eine sind, ist mir kein Geheimniß mehr.

Wie von einem Blitzstrahl berührt, erbebte Klothar bei dieser Kunde, und mit allen seinen Kräften nach Fassung ringend, schritt er an des Freundes Arm der Gesellschaft nach, die bereits in den Gasthof getreten war.

Als beide im Zimmer anlangten, stand Asta entschleiert in der Mitte desselben. Freundlich erwiederte sie Klothars hastigen Gruß, indem sie ihm einige Schritte entgegen trat, und ein leichtes, heitres Erstaunen über dieß unerwartete Zusammentreffen aussprach. Es gelang ihr vollkommen, sich unbefangen zu zeigen, und nur die Gluth ihrer Wangen und das leise Zittern ihrer Stimme verriethen dem nahestehenden Emil ihre tiefe innere Bewegung. Auch Klothar fand, obwohl mühsam, passende Worte, und es entspann sich ein Gespräch zwischen Beiden, das für solche Augenblicke, wie die gegenwärtigen, leidlich genug anzuhören war. Dennoch drohete die schwererungene Fassung Klothar zu verlassen, als der Hauptmann Asta im Vorübergehen ein Paar heimliche, wie es schien, scherzende Worte zuflüsterte, die diese mit einem freundlichen Kopfnicken beantwortete, und es wäre ihm vielleicht nicht gelungen, sich gänzlich zu bemeistern, wenn nicht Emil, der hinausgegangen war, jetzt zu seinem Trost herbeigekommen wäre. Dieser hielt ein geschliffenes Glas in der Hand, das er dem Hauptmann zeigte. Sehen Sie einmal, sprach er zu diesem, die

tößliche Schleifferei! Ich müßte mich sehr irren, wenn dieß Glas nicht gerade so ist, wie Sie gestern in Altwasser vergebens eines zum Geschenk für Ihre Frau Gemahlin suchten. Ich fand es eben im Glasladen, und erbat mir die Erlaubniß, es zeigen zu dürfen. Glauben Sie nicht auch, setzte er, zu Asta sich wendend, hinzu, daß es Ihrer Freundin gefallen wird?

Der Haß, den Klothar bisher gegen den Hauptmann empfand, verschwand nach diesen Worten aus seiner Brust, und verwandelte sich, im Lauf eines heitern Gesprächs mit demselben, bald in ein aufrichtiges Wohlwollen, was dieser sich durch Herzensgüte, Witz und frohe Laune überall in einem so hohen Grade erwarb, daß er sogar bei den Frauen deshalb mehrere kleine Vorrechte genoß, die Andern versagt bleiben. Als dem Gemahl einer ihrer liebsten Freundinnen, verzieh ihm Klothar sogar jetzt den Kuß, den der Hauptmann auf Asta's Stirn gedrückt hatte, und vermochte es ohne Erbitterung zu denken, daß derselbe wahrscheinlich weder der erste noch der letzte gewesen sey, den sie von dem scherzlustigen Freunde empfieng. Mit um so finsterern Blicken betrachtete er aber jetzt den Hofrath, der sich, während er selbst mit dem Hauptmann sprach, Asta genähert hatte, mit welcher er sich sehr angelegentlich unterhielt. Diese, die sich Klothar gegenüber noch immer nicht ganz von ihrer Ueberraschung erholen konnte, spann, um ihre Verwirrung zu verbergen, den Faden des Gesprächs mit sichtlichem Wohlbehagen fort, bis ein vorfahrender Wagen dasselbe unterbrach.

Asta und der Hofrath eilten den Kommenden entgegen, und die Erste führte nach wenig Augenblicken eine zarte Frauengestalt herein, die sie der Gesellschaft als Fräulein Thal vorstellte, die nebst zwei sie begleitenden Freundinnen dies Zusammentreffen mit Asta schriftlich verabredet hatte. Die Gesellschaft war nun vollzählig, und trat nach einem kurzen Frühstück den Gang in die Steine an.

So laut und fröhlich derselbe aber auch begann, so fühlten sich doch Alle, als sie in die sogenannte Festung einschritten, von einem unwillkührlichen Staunen ergriffen. Die lebendige Unterhaltung stockte, und was noch vor Kurzem die Gemüther der heitern Versammlung angeregt hatte, ward gleichsam in ihre Tiefen niedergedrückt von der stillen, aber mächtigen Gewalt der wunderbaren Naturgestaltungen, die sich überall dem überraschten Auge darboten. Aber fast wie von geheimen Zaubermächten befangen, standen Alle im regungslosen Anschauen versunken, als sie in die dämmernde Höhle getreten waren, wo auf den Ruf des Führers der rauschende Wasserfall herabstürzte, der mit gewaltigem Brausen jedes ausgesprochene Wort verschlang, so daß man nur durch Blicke zu einander reden konnte. Asta war bei dem Eintreten zufällig in Klothars Nähe gekommen, und ihr Auge traf jetzt das seine, das mit dem unverkennbaren Ausdruck inniger Sehnsucht sie suchte. Beide empfanden in diesem Augenblick, von süßen unnennbaren Schauern durchbebt, daß ihre Seelen sich wiedererkannten, und als sie endlich aus dem Halbdunkel wieder hinaustraten in den blauen sonnigen Tag, war ihnen fast, als wenn sie aus einem Tempel zurückkehrten, wo ihr stiller Herzensbund eine neue Weihe empfangen habe. Auf dem Rückwege sprachen sie wieder zu einander, aber ganz anders als vorher, und sagten sich Worte voll tiefen innigen Sinns, die zwar von Allen gehört, deren Bedeutung jedoch von Niemand verstanden ward. Ihr Gespräch ward, als die Gesellschaft aus der Festung zwischen die einzeln stehenden Felsen zurückgekehrt war, von dem Doktor unterbrochen, der den Vorschlag that, sich hier ein Weilchen auf dem Rasen zu lagern, und ein Gedicht anzuhören, das Adersbach zum Gegenstand habe. Alle priesen den glücklichen Gedanken, und Jedes hatte bald im Schatten eines mächtigen Felsenstückes einen erwünschten Platz gefunden, worauf der Doktor aus einem Taschenbuch das Gedicht vorlas, was die Gesellschaft so angenehm unterhielt, daß man, nach dessen Beendigung, noch um eine kleine Zugabe bat.

Recht gern, entgegnete der Doktor, im Buche blätternd, und ich treffe hier eben zufällig auf ein Gedicht von Kora, das mir des Vortrags wohl würdig erscheint.

Der Doktor hatte sich nicht geirrt, das liebliche Lied gefiel allgemein, und entzückte vor Allen den Hofrath, der es bis über die Sterne erhob, und Asta wiederholt aufforderte, in sein begeistertes Lob einzustimmen.

Ich glaube, sagte diese, indem sie das Taschenbuch aus des Doktors Hand nahm, daß sich vielleicht noch etwas Vorzüglicheres hier auffinden läßt, als zum Beispiel gleich hier eine Elegie, mit dem Namen Minona unterzeichnet, den ich schon mehrere Male unter Dichtungen von entschiedenem Werth fand.

Auf die Bitte der Gesellschaft las Asta die erwähnte Elegie, deren ungemeine Zartheit und schönes wohltönendes Sylbenmaaß die ganze Versammlung zum ungetheiltesten Beifall hinriß, über welchen Kora's Lied fast vergessen worden wäre, wenn es der Hofrath nicht in die Erinnerung der Zuhörer zurückgerufen hätte. Dieser aber trat förmlich in die Schranken, um demselben den höchsten Preis der Vollendung zu erkämpfen, woraus sich ein höchst belustigender Streit entspann, der immer lebhafter und ergötzlicher ward, je länger man ihn fortführte. Was man dem muthigen Kämpfer auch Alles entgegensetzen mochte, er wollte das Feld nicht räumen, und trieb seinen Eifer so weit, daß er endlich die Elegie, mit dem Liede von Kora verglichen, für ein ganz unbedeutendes, mühsam zusammengestümpertes Machwerk erklärte. Emil, der aus guter Quelle seit gestern mehr wußte, als alle Uebrigen, lachte unmäßig mit dem Hauptmann um die Wette, während Concordia und Asta bedeutende Blicke wechselten, und der Doktor, in seiner gewohnten schalkhaften Manier, noch ausdauernd gegen den Hofrath focht.

Von Beiden Anfangs nicht beachtet, klangen jetzt, vom Wiederhall der Felsen vielfach zurückgegeben, einzelne Hörnertöne aus geringer Entfernung herüber, und bald ertönte ein schöner vollständiger Chor von blasenden Instrumenten, der die Gesellschaft aufs Anmuthigste überraschte. Es war nehmlich ein Trupp böhmischer Musikanten, den Emil Tags vorher in Altwasser angetroffen, hierher und hinter eine Felsenwand beschieden hatte. Dieser erhob sich jetzt von seinem Sitz und trat mit Herminen vor. Friede sey Euch geboten! rief er den Streitenden zu, denn Ihr sollt wissen, daß ich hier an der Seite meiner Braut vor Euch stehe, und meine Verlobung feiern will. Dieß Ereigniß, fuhr er zu Klothar gewendet fort, mag Dir meine gestrige frohe Laune erklären, die von Dir wohl nicht mit Unrecht für Ausgelassenheit erklärt ward. Es war mir ein Bedürfniß, die Fülle meiner Seligkeit auf irgend eine Weise ausströmen zu lassen, und ich mag mich dabei wohl um so wunderlicher gebehrdet haben, da ich mir durchaus vorgenommen hatte, Dir nichts von meinem unverhofften Glück zu verrathen, weil ich den heutigen Tag einmal zu allerlei ergötzlichen Ueberraschungen bestimmt hatte.

Emil wechselte nach diesen Worten mit Herminen die Verlobungsringe und empfieng unter dem Forttönen der versteckten Musik die Glückwünsche der fröhlichen Versammlung. Der Hofrath hatte sich während dem Concordien genähert, die er, auf dem Rückwege nach dem Gasthof, in gedrängter Kürze von seiner Liebe und seinen Wünschen unterhielt, wogegen ihm in gleicher gedrängter Kürze ein überaus zierliches Körbchen geflochten ward, was aber von Concordiens Zartheit und Milde mit so lieblichen Redeblumen umwunden war, daß es für den Empfänger fast gänzlich seine widerwärtige Gestalt verlor. Er konnte es sich durchaus nicht als wahrscheinlich denken, daß ein Mädchenherz seiner Liebenswürdigkeit und seinen glänzenden Aussichten in die Zukunft widerstehen könne, weshalb er denn jetzt sein unsichtbares Geschenk mit freundlichem Antlitz heimtrug, fest überzeugt, daß es nur einer kurzen Beharrlichkeit bedürfe, um die Geliebte bald für immer in seine Luftschlösser heimzuführen. Da er mit dem innigen Einverständniß zwischen Concordien und Asta bekannt war, so schien es ihm zweckdienlich, sich um die Gunst und Fürsprache der letzten zu bewerben, von deren Einfluß auf die erste er viel hoffen zu können glaubte. In dieser Absicht suchte er ihre Nähe, was ihm auch so gut gelang, daß er bei der im Gasthof bereiteten Tafel den Platz an ihrer Seite gewann, wo er es sich zum angelegentlichsten Geschäft machte, sie mit so vielen Aufmerksamkeiten zu überschütten, daß Klothar es nicht ohne innerliche Erbitterung ansehen konnte. Aufs Neue von bangen Zweifeln ergriffen, fürchtete er jetzt, die Blicke und Worte der Geliebten mißverstanden zu haben, und schaute düster sinnend auf seinen Teller nieder, während Asta umsonst die freundlichen Strahlen ihrer Augen zu ihm hinübersandte, und die Ursache seiner Verstimmung zu enträthseln strebte.

Als das Mittagsmahl beendet war, hatte sich bereits der Abend schon so weit genähert, daß die Rückfahrt ungesäumt angetreten werden mußte, wenn man noch zu rechter Zeit an dem Ort seiner Bestimmung eintreffen wollte, wodurch sich Asta besonders unangenehm überrascht fand, da sie gehofft hatte, noch einige Worte mit dem Freunde zu wechseln. Ihr ward jedoch im Augenblick ihrer getäuschten Erwartung ein unverhoffter Trost, denn der Doktor lud die ganze Gesellschaft ein, ihn am folgenden Tage in seiner neu erkauften Besitzung zu besuchen, was, Concordie und ihre beiden Begleiterinnen, die ihre Reise fortsetzten, ausgenommen, alle Uebrigen gerne versprachen.

Letztes Mittel.

Aber sage mir, Emil, redete Klothar den Freund an, als dieser, der Verabredung gemäß, erschien, um ihn zu Ahlfelds

abzuholen, war es Zufall oder Deine Veranstaltung, was mich gestern in Adersbach mit der zusammenführte, die ich wohl besser niemals hätte wiedersehen sollen, obwohl ich einige Augenblicke lang glaubte, sie wirklich wiedergefunden zu haben! —

Gerne gestehe ich Dir, daß ich die Hand im Spiel hatte, erklärte Emil, denn ein Gedicht, was Du vor einigen Tagen an Asta sandtest, und auf welchem ihre unpoetische Kammerjungfer Zucker geschlagen hatte, durch welchen Umstand es mir vor die Augen kam, erregte meine Aufmerksamkeit. Es bedurfte kaum noch der Mittheilungen meiner Braut, um mich zu überzeugen, daß ihre Freundin Asta niemand anders als Deine Kora war, deren wahren Namen Du mir, wie ich leicht errathen konnte, nur deshalb verschwiegst, weil Du wußtest, daß ich sie kannte, und meine unzarte Einmischung in Dein zartes Verhältniß fürchtetest. Durch einige geschickte Kreuz- und Querfragen brachte ich denn auch glücklich und bald heraus, daß der Hauptmann Reichborn, wie Du jetzt weißt, ein ehrsamer Eheherr, es war, der Asta so traulich aus dem Schauspiel begleiteten, und daß der Hofrath ein gefährlicher Nebenbuhler sey, wollte mir nun einmal gar nicht einleuchten. So kam ich denn sehr natürlich zu der Ueberzeugung, daß ein Zusammentreffen mit Asta Dich aufs Neue und auf immer mit ihr vereinen werde, weshalb ich nicht säumte, ein solches herbeizuführen. Der Erfolg desselben hat mich indeß zu meinem Verdruß gelehrt, wie sehr ein verständiger Mann sich irren kann, wenn er von männlicher Eifersucht und weiblicher Zartheit eine so schnelle Rückkehr zur Wahrheit und Klarheit erwartet.

Du hast es gut gemeint, ehrlicher Emil, sagte Klothar, seinem Freund die Hand bietend, aber nenne es immerhin eine thörichte Eifersucht, das Gefühl, was mich so peinigt, vermag ich nicht von mir zu schütteln — besonders wenn ich mir die Unbefangenheit zurückrufe, mit welcher sie mich begrüßte, als ich in Adersbach in das Zimmer trat — recht wie man einen ehemaligen guten Bekannten begrüßt, der uns eben nichts weiter war, als ein guter Bekannter.

Das macht ihrem Verstande Ehre, versetzte Emil, und trotz diesem Empfang warst Du mit ihr schon auf dem Wege zum erneuerten Einverständniß —

Wenigstens wähnte ich es, und gebe Dir jetzt die Erlaubniß, mich auszulachen! fiel Klothar mit ausbrechender Bitterkeit dem Freund in die Rede.

Dazu habe ich jetzt keine [illegible] mehr, denn man erwartet uns, entgegnete trocken Emil, indem er, Klothars Arm ergreifend, den halb Widerstrebenden mit sich fortführte.

Unfern von Klothars Wohnung, nur durch einen kurzen Spaziergang, der sich anmuthig durch Gehölz und Wiesen hinzog, getrennt, lag des Doktors Besitzthum, ein kleines artiges Landhaus mit einem Garten. In einer Laube desselben saß die Gesellschaft um einen wohlbesetzten Kaffeetisch, als die beiden Freunde hinzutraten. Emil fand sogleich seinen Platz an Herminens Seite, und neben Asta saß bereits der Hofrath, der ihr eben gestand, daß er von Concordien unerhört geblieben sey, was jedoch seinen Muth noch nicht gänzlich niederschlage, da bekanntlich treue Ausdauer und freundliche Fürsprache schon manches Frauenherz überwunden habe. Er bat sie darauf, sich bei Concordien für seine Wünsche zu verwenden, wobei er zu Klothars bitterstem Verdruß ihre Hand mehr als einmal aufs Innigste an seine Lippen drückte.

Jetzt ward dem Doktor ein Fremder gemeldet, den dieser mit besonderer Freude zu empfangen eilte, und welchen er bald darauf der Gesellschaft als einen seiner werthesten Freunde vorstellte.

Herr Graßheim, so nannte sich derselbe, war der Lesewelt seit mehreren Jahren als der Herausgeber einer beliebten Zeitschrift bekannt, und jetzt auf einer kleinen Reise begriffen, deren Hauptzweck mehrere Besuche waren, die er theils alten Freunden, theils den Mitgehülfen an seinen Wochenblättern abstatten wollte. Er hatte in dieser Absicht auch den Weg durch Concordiens Wohnort genommen, wo er Tags zuvor gewesen war, und sie nicht angetroffen hatte, welches er nach den ersten Begrüßungen sogleich dem Doktor mittheilte. Dieß war mir, fuhr er fort, um so unangenehmer, da mir sehr daran gelegen war, Concordien zu bewegen, die Beiträge, mit denen sie meine Zeitschrift schmückt, künftig mit ihrem wahren Namen zu unterzeichnen.

Warum das? sagte der Doktor; ich finde die Bescheidenheit, mit welcher sie sich verbirgt, um so liebenswürdiger, da ihr wirklich ausgezeichnetes Talent schon allgemein anerkannt ist.

Du hast Recht, erwiederte Graßheim, aber es ist vor Kurzem einer angehenden Schriftstellerin eingefallen, ihre noch sehr mangelhaften Versuche gleichfalls mit dem Namen Minona zu unterzeichnen, dessen sich Concordia bisher bediente — ein Umstand, der allerlei Irrthümer veranlassen dürfte, die dieser nachtheilig werden müßten, und ich ehre Concordiens Ruhe zu sehr, um dieß ruhig dulden zu können.

Sie täuschen sich wohl, stammelte der bestürzte Hofrath, denn so wie ich zu glauben mich veranlaßt finde, unterzeichnet Fräulein Thal ihre Dichtungen mit dem Namen Kora.

Entschuldigen Sie meinen Widerspruch, versetzte Graßheim, aber hier kann bei mir um so weniger von einer Täuschung die Rede seyn, da ich unter meine Mitgehülfinnen allerdings auch eine Kora zähle, denn Asta von Bergen, die ich persönlich noch nicht kenne, unterzeichnet mit diesem Namen die Beiträge, mit denen sie mich erfreut.

So erlaube mir, Dich sogleich mit ihr bekannt zu machen, sprach der Doktor, indem er seinen Freund zu Asta führte, die dessen Gruß und Anrede mit um so innigerem Antheil erwiederte, jemehr sie sich von Klothars Gegenwart und sichtlichem Trübsinn befangen fühlte.

Also — Concordia — Minona? stammte der Hofrath, dem ein schreckliches Licht aufgegangen war, indem er sich mit Entsetzen des gestrigen Wortgefechtes erinnerte.

Ja, ja, es ist nicht anders, versicherte Emil, ich wußte das Alles schon gestern durch meine Braut, durfte es aber nicht offenbaren, weil ich ihr Verschwiegenheit gelobt hatte.

Der Hofrath, der durchaus Jemand haben mußte, dem er sein Mißgeschick klagen konnte, richtete jetzt seine Mittheilungen an Klothar, an welchem er auch wirklich den aufmerksamsten Zuhörer fand, mit dem, als er die Auflösung der bisher obwaltenden Mißverständnisse vernommen hatte, eine so auffallende Veränderung vorgieng, daß Emil ihm schon nach einer Stunde das Zeugniß gab: er sey nun wieder ein umgänglicher, geistreicher und höchst liebenswürdiger junger Mann geworden, dessen Gegenwart vollkommen geeignet sey, eine gebildete Gesellschaft zu beleben und zu erfreuen.

Als der Hofrath auf diese Weise sein Herz ausgeschüttet hatte, betrug er sich, zum Erstaunen aller Anwesenden, ganz gefaßt und heiter, und versicherte Jedem, der es hören wollte, solche wunderliche Vorfälle, wie ihn eben einer betroffen habe, kämen öfter im menschlichen Leben vor, und wären zu geringfügig, um die Seelenruhe eines weisen Mannes stören zu dürfen. Die Quelle, aus welcher ihm die gepriesene Seelenruhe strömte, war jedoch die Ueberzeugung, daß er sein Kränchen nur Concordiens gekränkter Eitelkeit verdanke, da er gerade zu seiner Erklärung den ungünstigen Augenblick gewählt habe, wo er unbewußt ihr anerkannt schönes Gedicht so tief als möglich herabzusetzen sich bestrebt hatte. Eine solche Aufwallung des beleidigten Selbstgefühls aber mußte sich, so schloß er, in einem so sanften Gemüth als dem ihrigen, leicht und schnell wieder in die demselben eigenthümliche Milde auflösen und dann — das bunte Heer seiner stolzen Pläne und Hoffnungen zog aufs Neue heran, und umgaukelte in mancherlei ergötzlichen Gestaltungen, nach wie vor, den selig Träumenden.

Als die Gesellschaft später einen Spaziergang unternahm, sahen bald Klothar und Asta, durch eine geschickte Veranstaltung Emils, sich auf einem lieblichen Schattenpfade allein. Beide erschraken fast, als sie es wahrnahmen, daß ihre Begleiter sich aus ihrer Nähe verloren hatten, aber nicht lange, so strahlten ihre Blicke wieder ineinander, wie in der Adersbacher Höhle, ihre Hände verschlangen sich unwillkührlich, und ein tiefes Schweigen feierte die ersten Augenblicke ihres glücklichen Wiederfindens. Neben einander fortwandelnd fanden sie jedoch auch bald Worte, die sich immer mehr und mehr zum innigsten Gespräch verflochten, in dessen weiterem Verfolg Klothar nicht unterließ, seiner Freundin das glückliche Ereigniß mitzutheilen, was ihn wieder in den Besitz seines väterlichen Vermögens gesetzt hatte, worauf er mit glühender Innigkeit sie um ihre Hand bat.

Asta blieb stehen. Sie haben es wohl nicht geahnet, sprach sie mit mildem Ernst, aber nicht ohne sichtliche innerliche Bewegung, wie weh Sie mir mit dieser Bitte thun, die ich Ihnen, einer innern Nothwendigkeit zu Folge, durchaus und für immer abschlagen muß. Daß ich Sie liebe, wissen Sie, obwohl ich es Ihnen in diesem Augenblick zum Erstenmal sage — wie ich Sie liebe — das ermessen Sie vielleicht nicht, denn ich liebe Sie mit allen Kräften meiner Seele, wahrhaft unaussprechlich, fuhr sie immer inniger fort; aber um Sie recht lange — so lange, als es dem armen Menschenherzen nur vergönnt ist, so lieben zu können, will ich Ihre Gattin nicht werden! Was ich für Sie fühle, soll nicht so bald untergehen in der schaalen Einförmigkeit der Ehe, denn es ist zu gut dazu, zu rein, und mir selbst zu heilig.

Asta, hören Sie auf! unterbrach Klothar erschüttert die Redende. Wie ist es möglich, daß Sie mich lieben, und doch die schönste Hoffnung meines Herzens — das höchste Glück meines Lebens so grausam zerstören können, weil einst ein zweiter Ehemann eine Haubenschachtel aus dem Wagen wird

Sie werden bitter, mein Freund! sagte Asta verletzt.

Verzeihen Sie das meiner Liebe, entgegnete Klothar, verzeihen Sie es mir, daß ich es nicht begreife, wie solch ein widriger Eindruck so fest wurzeln konnte in Ihrem milden, klaren Gemüth! Asta, setzte er mit bebender Stimme hinzu, werden Sie mein — ich schwöre es, Sie sollen an meinem Herzen genesen von Ihrem trüben Wahn!

Nein, o nein, mein Freund, sprechen Sie nicht öfter ein solches Wort aus, das mein Innerstes verwundet, sagte Asta, und lassen Sie den Wahn fahren, daß nur die Ehe liebende Gemüther beglückt und befriedigt — er ist unserer beider unwürdig! Lieben Sie mich, wie in den vergangenen glücklichen Tagen, rein und zart, ohne den Wunsch des Besitzes — bleiben Sie mir, was Sie mir bisher waren, der Freund meiner Seele, der Einziggeliebte meines Herzens, dem, so lange ich zu fühlen und zu denken vermag, meine innigsten Gefühle und meine besten Gedanken angehören werden — aber sagen Sie mir nie, nie ein solches Wort mehr, wenn meine Liebe Werth für Sie hat! —

Und haben Sie schon daran gedacht, daß Sie in wenig Tagen oder Wochen wieder fortziehen müssen — und der Freund Ihnen trostlos nachschauen muß in ewig unbefriedigter Sehnsucht, versetzte Klothar, während die Arme des Gatten Sie festhalten dürften für immerdar?

Und wäre es nicht besser, muthig zu entsagen und mit Schmerzen zu scheiden, entgegnete Asta, als einander alltäglich und gleichgültig zu werden? Ich kann und mag es mir, fuhr sie fort, nicht ohne Grauen denken, daß eine Zeit kommen könnte, wo nur noch das Band der Gewohnheit, oder andere weltliche Rücksichten, uns aneinander knüpften — daß der Augenblick kommen könnte, wo ich ohne vor Freude zu erbeben, nur Ihre Stimme vernehmen würde — wo ich nicht mit glühender Sehnsucht auf Ihre Schritte lauschte, wenn ich Sie erwartete — wo wir uns eben nichts weiter mehr wären, als Mann und Frau — o Klothar, können Sie sich das alles denken, und sich nicht mit Widerwillen von dem häßlichen Bilde der Alltäglichkeit abwenden?

Asta, sagte Klothar, der einige Augenblicke tief sinnend geschwiegen hatte, glauben Sie mir, dieß Bild erfüllt mich mit Entsetzen, und ich weiß sehr wohl, daß viel Schönes und Zartes in solch einem Alltagsleben untergeht — aber was bleibt dem Liebenden für ein Mittel übrig, das Geliebte sich unverlierbar anzueignen, als die Ehe? Er muß es ergreifen, weil es das einzige ist, seiner bessern Ueberzeugung zum Trotz, wenn er sein Leben nicht in trübem Entsagen verseufzen will. Ich würde Ihrem Besitz entsagen können — aber der Gedanke, abermals zu leben, wie ich diese zwei langen öden Jahre hindurch lebte, ohne Sie, Asta, der mein ganzes Wesen, all mein Sinnen, Dichten und Träumen angehört — o Sie können diese Qual nicht ermessen! —

Ich ermesse sie, erwiederte Asta bewegt, an Allem, was ich diese Zeit hindurch empfand, aber wie wir uns geistig nahe blieben, so werden wir es auch künftig; denn was uns verbindet, ist ja nicht ein flüchtiger Liebesrausch, es ist die Verschmelzung unserer Seelen, die Verwandtschaft aller unserer Neigungen und Gefühle, unseres ganzen Wesens — unser Verein bedarf keiner äußern Form.

Klothar drückte Asta's Hände an seine glühenden Lippen. Ich kämpfe vergebens gegen Deine Entschlossenheit, sprach er mit bebender Stimme, aber ich bin Dein, ewig nur Dein, wie Du auch unser Verhältniß gestalten willst!

Nun, o nun haben wir uns erst wahrhaft wiedergefunden, nun erst erkenne ich den Freund meiner schönsten Vergangenheit ganz und klar, und ihm reiche ich die Hand zum reinen, unauflöslichen Geisterbund! sagte Asta in seliger Rührung.

Klothar nahm die dargebotene Hand und zog die Geliebte an seine Brust, indem seine Lippen auf ihrer Stirn brannten. Asta ließ es geschehen, sie ruhete einige Augenblicke an dem theuren Herzen, und entwand sich dann sanft den Armen des Freundes, um mit ihm die Gesellschaft wieder aufzusuchen.

Ist es gelungen? flüsterte, als sie bei derselben anlangten, Emil seinem Freunde zu; seyd Ihr eins?

Wir sind es, entgegnete dieser, aber ganz anders, als Du es meinst.

Die Lustwandelnden kamen bald darauf an einer sehr reizend gelegenen Besitzung vorüber, ähnlich derjenigen, die der Doktor an sich gebracht hatte. Man sprach davon, daß dieselbe gleichfalls verkauft werden solle, und Elise wünschte sich, bald freundliche Nachbaren in diesem, dem ihrigen nahgelegenen Hause einziehen zu sehen. Asta hatte aufmerksam zugehört, und führte bald darauf ein abgesondertes Gespräch mit dem Hauptmann und dem Doktor. Als sie nach der Beendigung desselben sich zur Abfahrt anschickte, versprach sie Klothar, ihm zu schreiben, wenn und wo sie ihn zu sehen wünsche.

Nach wenig Tagen war die erwähnte Besitzung durch des Doktors und des Hauptmanns Verwendung um einen so billigen Preis Asta's Eigenthum, daß diese mit ihrem kleinen Vermögen auf derselben, wenn auch beschränkt, doch bequem und angenehm leben konnte. Ein Theil des Hausgeräths war mit in den Kauf eingeschlossen, so daß die neue Besitzerin in wenig Stunden einige Zimmer artig einrichten konnte. Auf ihre Bitte veranlaßte Emil an einem schönen Nachmittag seinen Freund, ihm in ihre Wohnung zu folgen, indem er vorgab, dieselbe für einen kauflustigen Bekannten besehen zu wollen. Wer beschreibt aber Klothars seliges Staunen, als die Thüre eines heitern Gemachs sich vor ihm öffnete, und er, im Kreise der uns wohlbekannten Freunde, Asta als Wirthin walten sah, und diese ihm von Emil als seine neue Nachbarin vorgestellt ward. Mit sprachlosem Entzücken drückte er ihre Hand an seine Lippen, aber sein schönes dunkles Auge sagte ihr mehr, als diese ihr hätten offenbaren können, als sie ihm leise zuflüsterte: sehen Sie nun wohl, daß es noch ein anderes und besseres letztes Mittel gab, uns für immer zu vereinen, als die Ehe? —

Im Lauf eines allgemeinen Gespräches, das sich jetzt entspann, machte Emil der Versammlung bekannt, daß er ein nahgelegenes Landgut zu kaufen entschlossen, und deshalb schon in Unterhandlungen getreten sey, die einen günstigen Erfolg hoffen ließen. Diese Mittheilung erhöhete noch um Vieles die allgemeine Heiterkeit, und Alle erfreuten sich wechselsweise daran, sich die Bilder eines künftigen freundlichen Beisammenlebens auf das Anmuthigste auszumalen, wozu auch der Hofrath seinen Beitrag lieferte, indem er nicht undeutlich zu verstehen gab, daß er den schönen Kreis, der sich hier zu bilden beginne, zuweilen mit Concordia zu vergrößern gedenke, und er trieb seine kühnen Hoffnungen so weit, Asta zu versprechen, ihr über ein Jahr dieselbe ganz gewiß als seine Gattin zuzuführen. Der Doktor nahm ihn zu seiner unaussprechlichen Freude sogleich mit scheinbarem Ernst beim Wort, und versprach ihm, wenn er den verheißenen Besuch abstatte, Concordien ein ländliches Fest zu geben. Dann ergötzte er sich eine Weile an dem zarten geistigen Einverständniß Klothars und Asta's, und sang darauf, die letzte neckend:

O wie tröstend, o wie labend!
Immer bleibt er nun Dir nah!
Immer heißt es: gestern Abend
War doch Vetter Michel da!

O möge es lange, lange so heißen, und Einigkeit, Frohsinn und Scherz mit uns unser holdes Thal immerdar bewohnen! entgegnete Asta dem Leichtfertigen.

Und Vetter Michel, der getreue Nachbar, wird uns Allen willkommen seyn, wenn und wo er auch unter uns erscheinen mag! sagte, Klothars Hand schüttelnd, Emil.

Und den Hauptmann Reichborn wird man doch auch nicht aus dem frohen Kreis verweisen, wenn er sich einmal als freundlicher Gast einstellt? scherzte dieser.

Er wird immer freudig empfangen werden, aber mir doppelt angenehm seyn, wenn er seine holde Gattin mitbringt, versetzte Asta, denn diese, fuhr sie zu Klothar sich wendend fort, ist eben die Erwina, von der Sie mich einst in Altwasser scheiden sahen.

Nach einigen Tagen, in welchen Emils beabsichtigter Ankauf noch zu Stande kam, begleitete derselbe, um sein Hochzeitfest dort zu feiern, Hermine und Asta in die Heimath. Nach wenig Wochen kamen jedoch alle zurück, und bezogen ihre neuen Wohnörter. Asta brachte ein artiges, etwa achtjähriges Mädchen, die Tochter eines kürzlich in großer Dürftigkeit verstorbenen Schriftstellers, mit sich, durch deren sorgsame Ausbildung sie der Mitwelt die Schuld einer nützlichen Wirksamkeit abzutragen gedachte, die diese mit Recht an uns zu fordern hat. Klothar, der während Asta's Abwesenheit sein Vermögen ausgezahlt erhalten hatte, und sich nach würdiger Thätigkeit sehnte, folgte nach einiger Zeit dem Beispiel seiner Freundin, indem er zwei arme verwaiſete, aber höchst fähige Knaben aufnahm, deren Erziehung einen großen Theil seiner Zeit befriedigend ausfüllte. Die spätern Stunden des Tages brachte er jedoch fast immer bei Asta zu, und so erblühete beiden das seltene Glück, eine schöne Gegenwart an eine gleiche Vergan-

genheit knüpfen zu können. Wie vormals lauschte Asta nun wieder am trüben Winterabend auf die Schritte des nahenden Freundes — wie vormals verfloß derselbe Beiden, durch Bücher und Gespräch, Musik und Gesang verkürzt. Nicht selten auch fanden sie sich mit Emil und Hermine zusammen, und der Frühling führte das Ahlfeldsche Ehepaar auf mehrere Monate in ihre Nähe. Auch der Hauptmann kam im Sommer mit Erwina zum Besuch, aber Concordia erschien allein, denn sie hatte dem Hofrath auf seine zweite Bewerbung abermals die geflochtene Erwiederung ertheilt, und dieser tröstete sich, so gut es gehen wollte, mit seinem Lieblingsplan einer gänzlichen Weltverbesserung. Klothar und Asta aber hoffen noch viele glückliche Tage, da eine reine geistige Neigung, die aus inniger Seelenverwandtschaft erblühet, die längste Dauer verspricht.

Otto, Graf von Haugwitz

ward 1767 zu Pischkowitz in der schlesischen Grafschaft Glatz geboren und lebte nach vollendeten Studien in angenehmer Muße belletristischen Beschäftigungen zu Breslau oder auf seinem Gute Falkenau in Schlesien so wie als königlich preußischer Kammerherr später zu Rauschwasser in Schlesien.

Von ihm erschienen:

Gedichte. Breslau 1790 in 8.
Blumen aus der lateinischen Anthologie. Ebendas. 1805 in 8.
Juvenals Satyren im Versmaße des Originals. Leipzig 1818.
Einhundert Epigramme. Breslau 1828 in 8.

G. v. H. hat sich besonders durch geschmackvolle Uebersetzungen einen geachteten Namen in der deutschen Schriftstellerwelt erworben. Seine eigenen poetischen Leistungen beurkunden ebenfalls reiche Phantasie, Anmuth der Form und gewandte Herrschaft über Sprache und Vers.

Markus Theodor von Haupt

ward den 2. Februar 1782 zu Mainz geboren, lebte nach geendigten juristischen Studien seit 1802 als practicirender Advocat zu Aschaffenburg, 1805 in der Grafschaft Erbach und zog 1807 nach Darmstadt, von wo er als Tribunalrichter nach Düsseldorf berufen wurde. Später vertauschte er dieses Amt mit der Stelle eines Oberlandesgerichtsrathes zu Trier.

Er gab heraus:

Blüthen aus Italien. Frankfurt 1808, 2 Thle. in 8.
Tasso's Nächte, übersetzt. Ebendas. 1808.
Chateaubriand's Märtyrer, oder der Triumph des Christenthums. Uebersetzt. Ebendas. 1810, 2 Thle.
Blüthenkränze. Hamburg 1811 in 8.
Monatsrosen. Düsseldorf 1817.
Aehrenlese aus der Vorzeit. Elberfeld 1817 in 8.
Skizzen. Düsseldorf 1819.
Mechtilde. Historisch-romantisches Gemälde deutscher Vorzeit. Köln 1821 in gr. 8.
Epheukränze. Trier 1824 in 8.
Schauspiele. Mainz 1825, 2 Thle. in 8.
Unsere Vorzeit. Frankfurt 1828, 4 Bde.
Tell, historisch-romantische Oper. Mainz 1829.
Die Freiensteiner, Novelle. Ebendas. 1830 in 8.

Reichthum der Phantasie, Wärme der Empfindungen und Kraft und Wahrheit bei innerer Lebendigkeit, sprechen den Leser besonders in v. H's Schriften an und haben ihrem Verfasser einen geachteten Namen in der literarischen Welt erworben.

Karl Renatus Hausen

ward den 18. März 1740 zu Leipzig geboren, studirte daselbst die Humaniora und kam nach seiner Promotion zum M. der Philosophie als Professor dieser Wissenschaft nach Halle, von wo ihn 1781 ein Ruf alsordentlicher Professor der Geschichte und Bibliothekar nach Frankfurt an der Oder führte. Er wurde auch Präses der dortigen gelehrten Gesellschaft und starb daselbst den 20. September 1805.

Die Welt kennt von ihm:

Pragmatische Geschichte des 18. Jahrhunderts. Halle 1766.
Vermischte Schriften. Ebendas. 1766.
Vermächtnisse für alle Stände. Halle 1767, 2. Ausgabe. Ebendas. 1778.
Allgemeine Bibliothek der Geschichte. Ebendas. 1767. 1768. 2 Bde.
Versuch einer Geschichte des menschlichen Geschlechts. Ebendas. 1771 — 1781, 4 Thle.
Leben Klotzens. Ebendas. 1772.
Biographie des Herzogs Leopold von Braunschweig. Frankfurt a. d. O. 1785.
Geschichte der Universität und Stadt Frankfurt. Ebendas. 1800.

H. gehört noch den älteren deutschen Historikern an, die die Geschichte pedantisch wie eine Wissenschaft behandelten, deren Hauptzweck sich darauf beschränke, die einzelnen Begebenheiten chronologisch an einander zu reihen. — Seine Werke zeichnen sich daher weder durch tiefe Forschung, noch durch Geist oder treffliche Darstellung aus, sind aber wegen des Reichthums von Materialien, den sie darbieten, für den Historiker von Fach häufig sehr brauchbar.

Martin Hayneccius

ward den 10. August 1544 zu Borna in Sachsen geboren, studirte Philologie zu Leipzig, wurde daselbst Magister und kurz nach einander Lehrer an den Schulen zu Leißnig, Chemnitz, Grimma und Amberg. Hierauf kam er, nachdem er einige Zeit zu Rochlitz privatisirt hatte, 1585 als Rektor der Martinsschule nach Braunschweig und von da 1588 als Rektor der Landesschule nach Grimma. Bereits seit 1608 emeritirt, starb er daselbst den 28. April 1611.

Von seinen Lustspielen sind auf uns gekommen:

Hans Pfriem oder Meister Keck, Komödie. Leipzig 1582. Neue Ausg. Ebendas 1603; ferner Magdeburg 1606.

Der Kinder Schulspiegel. Ebendas. 1582 und in neuer Ausg. unter dem Titel:

Schulteuffel. Ebendas. 1603, welche beide unter den Titeln: Hansoframea und Almansor auch lateinisch erschienen.

Es fehlte H. nicht an komischem Talent und glücklicher Laune, aber von dem schlechten Geschmack seiner Zeit verleitet, artet er zu leicht in Plattheit und Plumpheit aus und seine Komödien sind daher zum größten Theile ungenießbar.

Johann Peter Hebel.

Dieser zarte und gemüthvolle Dichter ward den 11. Mai 1760 zu Hausen im Badischen von armen Eltern geboren, studirte zu Lörrach und Karlsruhe und auf der Universität Erlangen Theologie und kam 1782 als Pfarrvikar nach Hertingen. 1783 wurde er Lehrer am Pädagogium zu Lörrach, 1791 Subdiakonus und 1798 Professor am Gymnasium zu Karlsruhe, worauf er 1805 zum Kirchenrath, so wie 1808 zum Direktor des dasigen Gymnasiums erwählt wurde. 1809 ernannte ihn sein Fürst zum Mitglied der evangelischen Kirchen- und Prüfungskommission, 1814 bei der evangelischen Kirchenministerialsektion und beförderte ihn 1819 zum Prälaten. Er starb auf einer Reise zu Schwetzingen den 22. September 1826, nachdem er noch 1820 durch die Verleihung des Komthurats des Zähringer Löwenordens ausgezeichnet worden war.

Von ihm haben wir:

Sämmtliche Werke. Karlsruhe 1832—1834, 8 Bde. in 8.

Einzeln:

Allemannische Gedichte. Karlsruhe 1803; 6. vollst. Originalausgabe Aarau 1831 in 8. mit 3 Kupf. und Titelvignette. Wohlfeilere Originalausg. Aarau 1828 in 12. Hiervon erschienen viele Nachdrücke. Dieselben übersetzt in hochdeutsche Mundart von Scheffner, Königsberg 1811; 2. Aufl. 1817 in 12.; von Fr. Girardet Leipzig 1821 in 16.; von Valentin Adrian Stuttgart 1824 in 8.; vom Freiherrn v. Buchberg metrisch übersetzt Heidelberg 1827 in gr. 12.

Rheinländischer Hausfreund. Karlsruhe 1808—1811 in 4; 3. Aufl. Stuttgart 1827.

Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. Tübingen 1811. 3. Aufl. Stuttgart 1827. Neue Aufl. Ebendas. 1833 in gr. 8.

Rheinischer Hausfreund. Karlsruhe 1814 u. 1815 in 4.

Biblische Geschichten. Stuttgart 1822. 2. Auflage. Ebendas. 1824, 2 Bde.

Hebel erwarb sich vorzügliche Verdienste um die Bildung und Aufklärung des Volkes, welche sich bei der Nation in bleibendem Andenken erhalten werden, selbst wenn er nicht der Verfasser der trefflichen allemannischen Gedichte wäre, die sich weit über die Gauen, für welche sie eigentlich geschrieben wurden, ausbreiteten und sich selbst im höchsten Norden Deutschlands, durch die Herzlichkeit, Innigkeit und Natürlichkeit, welche in ihnen vorwaltend sind, Freunde und Verehrer erwarben. Zwar hat der Dichter nicht überall den wahren Volkston in denselben getroffen, indem er sich theils zu Zeiten in der Form vergriff, theils den Figuren, die er handelnd und redend einführt, Aeußerungen und Gefühle giebt, welche ihnen unmöglich in dieser Weise eigen sein können und die daher gesucht und gemacht erscheinen, theils endlich mitunter zu sehr irgend eine Absichtlichkeit durchblicken läßt, welche dem Wesen des Volkes sowohl insbesondere, wie der lyrischen Poesie im Allgemeinen durchaus zuwider ist. — Im Ganzen finden sich solcher verfehlter Versuche jedoch nur wenige in der Sammlung, dagegen wahrer Meisterwerke, in denen echtes, warmes Gefühl, Treuherzigkeit und wahrhaft dichterische Anschauung den angemessensten Ausdruck finden, erhöht durch die musterhafte Behandlung eines Dialectes, der zwar große Anmuth besitzt, doch auch fast unüberwindliche Schwierigkeiten darbietet, recht viele, welche Hebels Namen verdienter Weise bis auf die späteste Nachwelt bringen werden.

Die Irrlichter*).

Es wandlen in der stille dunkle Nacht
wohl Engel um, mit Sterneblume b'chrönt,
uf grüne Matte bis der Tag verwacht,
und do und dört e Betzit-Glocke tönt.

Sie spröche mitenander deis und das,
sie machen öbbis mitenander us;
's sin geheimi Sache, niemes rothet, was?
Druf göhn sie wieder furt, und richte's us.

Und stoht ke Stern am Himmel und ke Mon,
und wemme nümme sieht, wo d'Nußbäum stöhn,
mü'en selli Marcher usem Füür an d'Frohn,
sie müen den Engle zünde, wo sie göhn.

Und jedem hangt e Bederthalben a,
und wenn's em öd wird, lengt er ebe dri,
und blißt e Stückli Schwefelschnitten a,
und trinkt e Schlückli Treber-Brentewi.

Druf putzt er d'Schnören amme Tschäubli ab,
Hui, flackerets in lichte Flammen uf,
und, hui, gohts wieder d'Matten uf und ab,
mit neue Chräfte, d'Matte ab und uf.

's isch chummliger so, wenn eim vorem Fuß
und vor den Auge d'Togge selber rennt,
aß wemme sie mit Hände trage muß,
und öbbe gar no d'Finger dra verbrennt.

Und schritet spot e Mensch dur d'Nacht derher,
und sieht vo witem scho die Kerli goh,
und betet lisli: „Das walt Gott der Her" —
„Ach bleib bei uns" — im Wetter sin sie do.

*) Aus: J. P. Hebels „Allemannischen Gedichten."

Worum? Sobald der Engel bete hört,
se heimelets en a, er möcht derzu.
Der füürig Marcher blieb io lieber dört,
und wenn er chunnt, so hebt er d'Ohre zu.

Und schritet öbsch e trunkne Ma dur d'Nacht,
er fluecht und sappermentet: „Chrütz und Stern"
und alli Zeichen, aß der Bode chracht,
sell hörti wohl der füürig Marcher gern.

Doch wirds em nit so gut. Der Engel seit:
„Furt, weidli furt! Do magi nüt dervo!"
Im Wetterleich, sen isch der wiit und breit
kei Marcher me, und au kei Engel do.

Doch goht me still si Gang in Gottis G'leit,
und denkt: „Der chönnet bliben oder cho,
„ne jede weiß si Weg, und 's Thal isch breit,"
sell isch's vernünftigst, und sie lön ein go.

Doch wenn der Wundervitz ein öbbe brennt,
me lauft im Uhverstand den Engle no,
sel isch ene wie Gift und Poperment;
im Augenblick se lön sie alles stoh.

Z'erst sage sie: „Denkwol es isch si Weg,
„er goht verbei, mer wen e wenig z'ruck!
So sage sie, und wandle still us Weg.
und sider nimmt der füürig Ma ne Schluck.

Doch folgt me witers über Steg und Bort,
wo nummen au der Engel goht und stoht,
se seit er z'letzt: „Was gilt, i find en Ort,
„du Lappi, wo di Weg nit dure goht!"

Der Matcher muß vora, mit stillem Tritt
der Engel hinterher, und lauft me no,
se sinkt men in e Sülle, 's fehlt si nit.
Jez weisch di B'richt, und iez chasch wieder goh!

Nei, wart e wenig, 's chunnt e guti Lehr!
Vergiß mers nit, schribs lieber in e Buch!
Zum Erste sagi: Das walt Gott der Her,
isch allwil no besser, als e Fluch.

Der Fluch jagt d'Engel mittem Heil dervo:
ne christli Gmüeth und 's Bette zieht sie a;
und wemme meint, me seh ne Marcher cho,
's isch numme so d'Laterne vorne dra.

Zum Anderen, und wenn ein Ehre-Ma
ne Gschäft für ihn ellei z'verrichte het,
se loß en mache, was gohts di denn a?
Und los nit, wemme mittem Nochber redt!

Und goht me der us Weg, so lauf nit no!
Gang deiner Wege furt in Gottis G'leit!
's isch Uhverstand, me merkts enanderno,
Und 's git en Unehr. Sag, i heig ders gseit.

Der Schmelzofen.

Jez brennt er in der schönsten Art,
und 's Wasser ruuscht, der Blosbalg gahrt,
und biß aß d'Nacht vom Himmel fallt,
se würd die ersti Maßle chalt.

Und 's Wasser ruuscht, der Blosbalg gahrt;
i ha druf hi ne Gulde g'spart.
Gang Chüngli, lengis alte Wi,
mer wen e wengli luftig sy!

Ne Freudestund isch nit verwehrt;
me g'nießt mit Dank, was Gott bischert,
me trinkt e frische frohe Mueth,
und druf schmeckt wieder 's Schaffe gut.

E Freudestund, e guti Stund!
's erhaltet Lib und Chräfte gsund;
doch muß es in der Ordnig goh,
sust het me Schand und Leid dervo.

E frohe Ma, ne brave Ma!
Jez schenket i und stoßet a:
„Es leb der Marggrof und si Huus!"
Ziehnt d'Chappen ab, und trinket us!

Ne bessre Her treit d'Erde nit,
's isch Sege, was er thut und git,
i cha's nit sage, wieni sott,
vergelts em Gott! Vergelts em Gott!

Und 's Bergwerch soll im Sege stoh!
's het menge Burger 's Brod dervo.
Der Her Inspekter lengt in Trog,
und zahlt mit Freud, es isch kei Frog.

Drum schenket i, und stoßet a!
Der Her Inspekter isch e Ma,
mit üsers Gattigs Lüte g'mei,
und fründli gege groß und chlei.

Er schafft e gute Wi ufs Werk,
er holt en über Thal und Berg,
er stellt en luter üffe Tisch,
und mißt, wie's recht und billig isch.

Sell isch verbei, der Ma am Füür
muß z'trinke ha, wärs no so thür.
Es rieslet menge Tropfe Schweiß,
und wills nit go, men ächzet eis.

Me streift der Schweiß am Ermel ab,
me schnufet, d'Bälg verstumme drab,
und mengi liebi Mitternacht
wird so am heiße Herd verwacht.

Der Schmelzer isch e plogte Ma,
drum bringem's ein, und stoßet a:
Gsegott! Vergiß di Schweiß und Ach!
's het jeden andre au si Sach.

Am Zahltag theiltisch doch mit kei'm,
und bringsch der Lohn im Nastuch heim,
se luegt di d'Marei fründli a,
und seit: „I ha ne brave Ma!"

Druf schlacht sie Eiern-Anken i,
und sträut e wenig Imber dri;
sie bringt Salat und Grüebe dra,
und seit: „Jez iß, du liebe Ma!"

Und wenn e Ma si Arbet thut,
se schmeckt em au si Esse gut.
Er tauschti nit in Leid und Lieb
mit mengem riche Galge-Dieb.

Mer sitze do, und 's schmecktis wohl
Gang, Chüngeli, leng no nemol,
wil doch der Ofe wieder goht,
und 's Erz im volle Chübel stoht!

So brenn er denn zu guter Stund,
und Gott erhalt ich alle gsund,
und Gott bewahr ich uf der Schicht,
aß niemes Leid und Unglück gschicht,

Und chunnt in strenger Winters-Zit,
wenn Schnee uf Berg und Firste lit,
en arme Bub, en arme Ma,
und stoht ans Füür, und wärmt si dra,

Er bringt e paar Grumbireli,
und leits ans Füür, und brotet sie,
und schloft by'm Setzer uffem Erz —
schlof wohl, und tröst der Gott di Herz

Dört stoht so ein. Chumm, arme Ma
und thunis Bscheid, mer stoßen a!
Gsegott, und tröst der Gott di Herz!
me schloft nit lieblig uffem Erz.

Und chunnt zur Zeit e Biderma
ans Füür, und zündet 's Pfifli a,
und setzt si näumen ane mit,
se schmecks em wohl, und — brenn di nit!

Doch fangt e Büebli z'rauchen a,
und meint, es chönns, as wie ne Ma,
se macht der Schmelzer churze Bricht,
und zieht em's Pfifli usem Gsicht,

Er keits ins Füür, und balgt derzu:
„Hesch au scho glehrt, du Lappi du!
„Sug ammi Störzli Habermark,
„Weisch? Habermark macht d'Bube stark!"

's isch wohr, 's git mengi Churzwil mehr
am Suntig no der Kinderlehr,
und strömt der füürig Ise-Bach
im Sand, es isch e schöni Sach.

Frog menge Ma: „Sag, Nochber, he!
„hesch au scho Ise werde seh
„im füür'ge Strom de Forme no?
Was gilts, er cha nit sage: Jo!

Mir wüsse, wie me 's Ise macht,
und wie's im Sand zu Massle bacht,
und wiemes druf in d'Schmidte bringt,
und d'Luppen unterm Hammer zwingt.

Jez schenket i, und stoßet a:
Der Hammermeister isch e Ma!
Wär Hammer-Schmid und Zeiner nit,
do läg e Sach, was thät me mit?

Wie giengs im brave Hamberchs-Ma?
's muß jede Stahl und Ise ha;
und muß der Schnider d'Nodle ge,
sen isch's au um si Nahrig gscheh.

Und wenn im früethe Morgeroth
der Buur in Feld und Fuhre stoht,
se muß er Charst nud Haue ha,
sust isch er e verlohrne Ma.

Zum Broche braucht er d'Wägese,
zum Meihe braucht er d'Sägese,
und d'Sichle, wenn der Weize bleicht,
und 's Messer, wenn der Trübel weicht.

So schmelzet denn, und schmiedet ihr,
und dankich Gott der Herr derfür!
Und mach en andre Sichle drus,
und was me braucht in Feld und Hus!

Und numme keini Säbel meh!
's het Wunde gnug und Schmerze ge.
's hinkt mengen ohni Fuß und Hand,
und menge schloft im tiefe Sand.

Kei Hurlibaus, ke Füsi meh!
Mer hen 's Lamento ööde gseh,
und ghört, wie's in de Berge chracht,
und Aengste gha di ganzi Nacht.

Und glitte hemmer, was me cha;
drum schenket i, und stoßet a:
Uf Völker-Fried' und Einigkeit
von nun a bis in Ewigkeit!

Jez zahlemer! Jez göhmer hei,
und schaffe hüt no allerley,
und dengle no bis tief in d'Nacht,
und meihe, wenn der Tag erwacht.

Der Morgen-Stern.

Woher so früeih, wo ane scho,
Her Morge-Stern enanderno,
in diner glitzrige Himmels-Tracht,
in diner guldige Locke Pracht,
mit dinen Auge chlor und blau
und sufer g'wäschen im Morge-Thau?

Hesch gmeint, de seisch elleinig do?
Nei weger nei, mer meihe scho!
Mer meihe scho ne halbi Stund;
früeih ufsto isch de Glieder gsund,
es macht e frische frohe Muth,
und d'Suppe schmeckt eim no so gut.

's git Lüt, sie dose frili no,
sie chönne schier nit use cho.
Der Mähder und der Morge-Stern
stöhn zitli uf, und wache gern,
und was me früeih um Vieri thut,
das chunnt eim z'Macht um Züni gut.

Und d'Vögeli sin au scho do,
sie stimmen ihri Pfifli scho,
und uffem Baum und hinterm Hag
seit eis im andre gute Tag!
Und 's Turtel-Tübli ruukt und lacht,
und 's Betzit-Glöckli isch au verwacht.

„Se helfis Gott, und gbis Gott
„e gute Tag, und bhütis Gott!
„Mer beten um e christlig Herz,
„es chunnt eim wohl in Freud und Schmerz.
„wer christli lebt, het frohe Muth:
„der lieb Gott stoht für alles gut."

Weisch, Jobbli, was der Morge-Stern
am Himmel sucht? Me seits nit gern!
Er wandlet imme Sternli no,
er cha schier gar nit vonnem lo.
Doch meint si Muetter, 's müeß nit sy,
und thut en wie ne Hüenli i.

Drum stoht er uf vor Tag, und goht
si'm Sternli no dur's Morgeroth.
Er sucht, und 's wird em windeweh,
er möcht em gern e Schmützli ge,
er möcht em sagen: I bi der hold!
es wär em über Geld und Gold.

Doch wenn er schier gar bynem wär,
verwacht si Muetter handumcher,
und wenn sie rüeft enanderno,
sen isch mi Bürstli niene do.
Druf flicht sie ihre Chranz ins Hoor,
und lueget hinter de Berge vor.

Und wenn der Stern si Muetter sieht,
se wird er todesbleich und flieht,
er rüeft si'm Sternli: Bhüdi Gott!
es isch, as wenn er sterbe wott.
Jez, Morge-Stern, hesch hohi Zit,
di Müetterli isch nümme wit.

Dört chunnt sie scho, was hani gseit,
in ihrer stille Herlichkeit.
Sie zündet ihre Strahlen a,
de Chilch-Thurn wärmt si au scho dra,
und wo sie fallen in Berg und Thal,
se rüehrt si 's Leben überal.

Der Storch probiert si Schnabel scho,
„de chaschs perfekt, wie gester no!"
und d'Chemi rauchen au alsgmach;
hörsch 's Mühli-Rad am Erle-Bach,
und wie im dunkle Buche-Wald
mit schwere Streiche d'Holz-Ax fallt?

Was wandelt dört im Morge-Strahl
mit Tuch und Chorb dur's Matte-Thal?
's sind d'Meidli jung, und flink und froh,
sie bringe weger d'Suppe scho,
und 's Anne Meidli vornen a,
es lacht mi scho vo witem a.

Wenn ich der Sunn ihr Büebli wär,
und 's Anne Meidli chäm ung'fähr
im Morgeroth, ihm giengi no,
i müeßt vom Himmel abe cho,
und wenn au d'Muetter balge wott,
i chönnts nit lo, verzeih mers Gott!

Das Herlein.

Und woni uffem Schnid-Stuhl sitz
für Wasseltang, und Liechtspohn schnitz,
se chunt e Herli wohlgimuth,
und frogt no frey; „Haut's Messer gut?"

Und seit mer frey no Gute Tag!
und woni lueg, und woni sag:
„'s chönnt besser go, und Große Dank!"
se wird mer's Herz uf einol chrank.

Und uf, und furt enanderno,
und woni lueg, ischs nümme do,
und woni rüef: „Du Herli he!"
so gits mer scho kei Antwort meh.

Und sieder schmeckt mer's Esse nit;
stell umme, was de hesch und witt,
und wenn en anders schlofe cha,
se hört alli Stunde schlah.

Und was i schaff, das g'rothet nit,
und alli Schritt und alli Tritt,
se chunnt mim Sinn das Herli für,
und was i schwetz, isch hinterfür.

's isch wohr, es het e Gsichtli gha,
's verluegti si en Engel dra,
und 's seit mit so 'me freie Muth,
so lieb und süß: „Haut's Messer gut?"

Und leider hani's ghört und gseh,
und sellemols und nümme meh.
Dört ischs am Hag und Hurst verbey,
und weiters über Stock und Stei.

Wer spöchtet mer mi Herli us,
wer zeigt mer siner Muetter Hus?
I lauf no, was i laufe cha,
wer weiß, se triffi's doch no a!

I lauf no alli Dörfer us,
i such und frog vo Hus zu Hus,
und würd mer nit mi Herli chund,
se würdi ebe nümme g'sund.

Der Sommerabend.

O, lueg doch, wie isch d'Sunn so müed,
lueg, wie sie d'Heimeth abezieht!
O lueg, wie Stral um Stral verglimmt,
und wie si 's Fazenetli nimmt,
e Wülkli, blau mit roth vermüscht,
und wie sie an der Stirne wüscht.

's isch wohr, sie het au übel Zit,
im Summer gar, der Weg isch wit,
und Arbet findt sie überal,
in Hus und Feld, in Berg und Thal.
's will alles Liecht und Wärme ha,
und spricht sie um e Segen a.

Meng Blümli het sie ausstaffiert,
und mit scharmante Farbe ziert,
und mengem Immli z'trinke gc,
und gseit: Hesch gnug und witt no meh?
und 's Chäferli het hinteno
doch au si Tröpfli übercho.

Meng Some-Chöpfli het sie gsprengt,
und 's zitig Sömli use g'lengt.
Hen d'Vögel nit bis z'allerletzt
e Bettles gha, und d'Schnäbel g'wetzt?
Und keis goht hungerig ins Bett,
wo nit si Theil im Chröpfli het.

Und wo am Baum e Chriesi lacht,
se het sie'm rothi Bäckli gmacht;
und wo im Feld en Aehri schwankt,
und wo am Pfohl e Rebe rankt,
se het sie eben abe glengt,
und het's mit Laub und Bluest umhengt.

Und uf der Bleichi het sie gschaft
hütie und ie us aller Chraft.
Der Bleicher het si selber g'freut,
doch hätt' er nit, vergelts Gott, gseit.
Und het e Frau ne Wöschli gha,
se het sie trochnet druf und dra.

's isch weger wohr, und überal,
wo d'Sägesen im ganze Thal
dur Gras und Halme gangen isch,
se het sie geheuet froh und frisch.
Es isch e Sach, by meiner Treu,
am Morge Gras und z'Obe Heu!

Drum isch sie iez so fölli müed,
und bruucht zum Schlof kei Obe-Lied;
ke Wunder, wenn sie schnuuft und schwitzt.
Lueg wie sie dört uf's Bergli sitzt!
iez lächelt sie zum letzte mol.
Jez seit sie: Schlofet alli wohl!

Und d'unten isch sie! Bhüt di Gott!
Der Guhl, wo uffem Chilchthurn stoht,
het no nit gnug, er bschaut sie no.
Du Wundervitz, was gaffsch denn so?
Was gilts, sie thut der bald derfür,
und zieht e rothen Umhang für!

Sie duuret ein, die guti Frau,
sie het ihr redli Hus-Chrutz au.
Sie lebt gwiß mittem Ma nit gut,
und chunnt sie heim, nimmt er si Hut;
und was i sag, iez chunnt er bald,
dört sitzt er scho im Fohre-Wald.

Er macht so lang, was tribt er echt?
Me meint schier gar, er traut nit recht.
Chum numme, sie ist nümme do,
's wird alles sy, se schloft sie scho.
Jez stoht er uf, und luegt ins Thal,
und 's Mühnli grüeßt en überal.

Denkwohl, mer göhn iez au ins Bett,
und wer kei Dorn im G'wisse het,
der bruucht zum Schlofen au kei Lied;
me wird vom Schaffe selber müed;
und öbbe hemmer Schöchli gmacht,
drum gebis Gott e guti Nacht!

Die Mutter am Christ-Abend.

Er schloft, er schloft! Do lit er, wie ne Gros!
Du lieben Engel, was i bitt,
by Lib und Lebe verwach mer nit,
Gott gunnts mi'm Chind im Schlof!

Verwachmer nit, verwachmer nit!
Di Muetter goht mit stillem Tritt,
sie goht mit zartem Muetter-Sinn,
und holt e Baum im Chämmerli d'inn.

Was henkt der denn dra?
Ne schöne Lebchueche-Ma,
ne Gitzeli, ne Mummeli
und Blüemli wiß und roth und gel,
vom allerfinsti Zucker-Mehl.

's isch gnueg, du Muetter-Herz!
Viel Süeß macht numme Schmerz,
Gib's sparsam, wie der liebi Gott,
nit all' Tag helfet er Zucker-Brod.

Jez Rümmechrüsliger her,
die allerschönste, woni ha,
's isch nummen au kei Möseli dra.
Wer het sie schöner, wer?

's isch wohr, es isch e Pracht,
was so en Oepfel lacht;
und isch der Zucker-Beck e Ma,
se mach er so ein, wenn er cha.
Der lieb Gott het en gmacht.

Was hani echt noch meh?
Ne Fazenetli wiß und roth,
und das eis vo de schöne.
O Chind, vor bittre Thräne
biwahr di Gott, biwahr di Gott!

Und was isch meh do inn?
ne Büechli, Chind, 's isch au no di.
I leg der schöni Helgli dri,
und schöni Gibetli sin selber drin.

Jez chönnti, traui, goh;
es fehlt nüt meh zum Gute —
Potz tausig, no ne Ruthe!
Do isch sie scho, do isch sie scho!

's cha sy, sie freut di nit,
's cha sy, sie haut der 's Bädeli wund;
doch witt nit anderst, sen ischs der gsund:
's mueß nit sy, wenn d' nit witt.

Und willschs nit anderst ha,
in Gottis Name seig es drum!
Doch Muetter-Lieb isch zart und frumm,
sie windet rothi Bendeli dri,
und macht e Letschli dra.

Jez wär er usstaffiert,
und wie ne Mai-Baum ziert,
und wenn bis früeih der Tag verwacht,
het 's Wienecht-Chindli alles gmacht.

De nimmschs und dankschs mer's nit;
Drum weisch nit, wer der's git.
Doch machts der numme ne frohe Muth,
und schmeckts der numme, sen ischs scho gut.

Bym Bluest, der Wächter rüeft
scho Helfi! Wie doch d'Zit verrinnt,
und wie me si vertieft,
wenn 's Herz an näumis Nahrig findt!

Jez bhüetdi Gott der Her!
En andri Cheri mehr!
Der heilig Christ isch hinecht cho,
het Chindes Fleisch und Blut ag'no;
Wärsch au so brav, wie er!

Der Käfer.

Der Chäfer fliegt der Zilge zu,
es sitzt e schönen Engel dört!
er wirthet gwis mit Blumesaft,
und 's chostet nit viel, hani ghört.

Der Engel seit: „Was wär der lieb?" —
„Ne Schöpli Alte hätti gern!" —
Der Engel seit: „Sell cha nit sy,
sie hen en alle trunke fern." —

„Se schenk e Schöpli Neuen i!" —
„Do hesch eis!" het der Engel gseit.
Der Chäfer trinkt, und 's schmeckt em wohl
er frogt: „Was isch mi Schuldigkeit?"

Der Engel seit: „He, 's chostet nüt:
„Doch richtsch mer gern e Gfallen us,
„weisch was, se nimm das Blumemehl,
„und tragmers dört ins Nochbers Hus!"

„Er het zwor selber, was er bruucht,
„Doch freuts en, und er schickt mer au
„mengmol e Hämpfeli Blumemehl,
„mengmol e Tröpfli Morgethau."

Der Chäfer seit: „Jo frili, io!
„Vergelts Gott, wenn de z'friede bisch."
Druf treit er's Mehl ins Nochbers Hus,
wo wieder so en Engel isch.

Er seit: „I chumm vom Nochber her,
„Gott grüeß di, und er schick der do
„an Blumemehl!" Der Engel seit:
„Da hättisch nit chönne luster cho."

Er ladet ab; der Engel schenkt
e Schöpli gute Neuen i.
Er seit: „Do trink eis, wenn de magsch!"
Der Chäfer seit: „Sell cha scho sy!"

Druf fliegt er zu si'm Schätzli heim,
's wohnt in der nöchste Haselhurst.
Es balgt und seit: „Wo blibsch so lang?
Er seit: „Was chani für mi Durst?

Jez luegt ers a, und nimmts in Arm,
er chüßts, und isch bym Schätzli froh.
Druf leit er si ins Todtebett,
Und seit zum Schätzli: „Chumm bal no!"

Gell Seyli, 's dunkt di ordeli?
De hesch au so ne lustig Bluet.
Je, so ne Lebe, liebe Fründ,
es isch wohl für e Thierli gut.

Hans und Verene.

Es gfallt mer nummen eini,
und selli gfallt mer gwis!
O wenni doch das Meidli hätt,
es isch so flink und dundersnett,
so dundersnett,
i wär im Paradies!

's isch wohr, das Meidli gfallt mer,
und 's Meidli hätti gern!
's het alliwil e frohe Mueth,
e Gsichtli hets, wie Milch und Bluet,
wie Milch und Bluet,
und Auge wie ne Stern.

Und wenni 's sieh vo weitem,
se stigt mer's Bluet ins Gsicht;
es wird mer übers Herz so chnapp,
und 's Wasser lauft mer d'Backen ab;
wohl d'Backen ab;
i weiß nit, wie mer gschicht.

Am Zistig früeih bym Brunne,
se redt 's mi frei no a:
„Chumm, lüpf mer, Hans! Was fehlt der echt?
„Es isch der näume gar nit recht,
nei gar nit recht!"
I denk mi Lebtig dra.

I ha 's em solle sage,
und hätti 's numme gseit!
und wenni numme richer wär,
und wär mer nit mi Herz so schwer,
mi Herz so schwer,
's gäb wieder Glegeheit.

Und uf und furt, iez gangi,
's wird lätten im Salat,
und sag em's, wenni näume cha,
und luegt es mi nit fründli a,
nit fründli a,
so bini vorm Soldat.

En arme Kerli bini,
arm bini, sell isch wohr.
Doch hani no nüt Unrechts tho,
und sufer gwachse wäri io,
das wäri scho,
mit sellem hätts ke G'fohr.

Was wisplet in de Hürste,
was rüehrt si echterst dört?
Es visperlet, es ruuscht im Laub.
O bhüetis Gott der Her, i glaub,
i glaub, i glaub,
es het mi näumer ghört.

„Do bini io, do hesch mi,
„und wenn de mi denn witt!
„I ha's scho fiederm Spöthig gmerkt;
„am Zistig hesch mi völlig bstärkt,
io, völlig bstärkt.
„Und worum seischs denn nit?

„Und bisch nit rich an Gülte,
„und bisch nit rich an Gold,
„en ehrli Gmüth isch über Geld,
„und schaffe chasch in Hus und Feld,
in Hus und Feld,
„und lueg, i bi der hold!"

O Vreneli, was seisch mer,
o Vreneli, isch so?
De hesch mi usem Fegfüür gholt,
und länger hätti 's nümme tolt,
nei, nümme tolt.
Jo, frilli willi, io!

Der Winter.

Isch echt do obe Bauwele feil?
Sie schütten eim e redli Theil
in d'Gärten aben und ufs Hus;
es schneit doch au, es isch e Gruus;
und 's hangt no menge Wage voll
am Himmel obe, merki wol.

Und wo ne Ma vo witem lauft,
so het er vo der Bauwele ghauft;
er treit sie uf der Achsle no,
und uffem Hut, und lauft dervo.
Was lauffsch denn so, du närsche Ma?
De wirsch sie doch nit gstohle ha?

Und Gärten ab, und Gärten uf,
hen alli Scheie Chäpli uf.
Sie stöhn wie groß Here do;
sie meine, 's hätigs sust niemes so.
Der Nußbaum het doch au si Sach,
und 's Here-Hus und 's Chilche-Dach.

Und wo me luegt, isch Schnee und Schnee,
me sieht ke Stroß und Fueß-Weg meh.
Meng Some-Chörnli, chlei und zart,
lit unterm Bode wohl verwahrt,
und schnei's so lang es schneie mag,
es wartet uf si Ostertag.

Meng Summer-Vögli schöner Art
lit unterm Bode wohl verwahrt;
es het kei Chummer und kei Chlag,
und wartet uf sie Ostertag;
und gangs au lang, er chunnt emol,
und flieder schlofts, und 's isch em wohl.

Doch wenn im Frühlig 's Schwälmli singt
und d'Sunne-Wärmi abedringt,
Poz tausig, wacht's in iedem Grab,
und streift sie Todte-Hemdli ab.
Wo nummen au ne Löchli isch,
schliest 's Leben use iung und frisch. —

Do fliegt e hungrig Späßli her!
e Brösli Brod wär si Begehr.
Es luegt ein so erbärmli a;
's het flieder nechte nüt meh gha.
Gell Bürstli, sel isch andri Zit,
wenn 's Chorn in alle Fuhre lit?

Do hesch! Loß andern au dervo!
Bisch hungerig, chasch wieder cho! —
's muß wohr sy, wie 's e Sprüchli git:
„Sie seihe nit, und ernde nit;
„sie hen kei Pflug, und hen kei Joch,
„und Gott im Himmel nährt sie doch."

Sonntagsfrühe.

Der Samstig het zum Sunntig gseit:
„Jez hani alli schlofe gleit;
„sie sin vom Schaffe her und hi
„gar sölli müed und schlöfrig gsi,
„und 's goht mer schier gar selber so,
„i cha fast uf kei Bei meh stoh."

So seit er, und wo's Zwölfi schlacht,
se sinkt er aben in d'Mitternacht.
Der Sunntig seit: „Jez ischs an mir!"
Gar still und heimli bschließt er d'Thür.
Er düselet hinter d' Sterne no,
und cha schier gar nit obsi cho.

Doch endli ribt er d'Augen us,
er chunnt der Sunn an Thür und Hus;
sie schloft im stille Chämmerli;
er pöpperlet am Lädemli;
er rüeft der Sunne: „d'Zit isch do!"
Sie seit: „I chumm enanderno." —

Und Hesli uf de Zeeche goht,
und hetter uf de Berge stoht
der Sunntig, und 's schloft alles no:
es sieht und hört en niemes goh;
er chunnt ins Dorf mit stillem Tritt,
und winkt im Guhl: „Verroth mi nit!"

Und wemmen endli au verwacht,
und gschlofe het die ganzi Nacht,
so stoht er do im Sunne-Schi',
und luegt eim zu de Fenstern i
mit sinen Auge mild und gut,
und mittem Meyen uffem Hut.

Drum meint ers treu, und was i sag,
es freut en, wemme schlofe mag,
und meint, es seig no dunkel Nacht,
wenn d'Sunn am heit're Himmel lacht.
Drum isch er au so lisli cho.
drum stoht er au so liebli do.

Wie glitzeret uf Gras und Laub
vom Morgethau der Silberstaub!
Wie weiht e frische Maveluft,
voll Chriesi-Bluest und Schleeche-Duft!
und d'Immli sammle flink und frisch,
sie wüsse nit, aß 's Sunntig isch.

Wie pranget nit im Garte-Land
der Chriesi-Baum im Maye-Gwand,
Gel-Veieli und Tulipa,
und Sterneblume neben dra,
und gfüllti Zinkli blau und wiß,
me meint, me lueg ins Paradies!

Und 's isch so still und heimli do,
men isch so rüehig und so froh!
Me hört im Dorf kei Hüst und Hott;
e Gute Tag, und Dank der Gott,
und 's git gottlob e schöne Tag,
isch alles, was me höre mag.

Und 's Vögeli seit: „Frili io!
„Poz tausig, io, do isch er scho!
„Er bringt io in si'm Himmels-Glast
„Dur Bluest und Laub in Hurst und Nast!"
Und 's Distelzwigli vorne dra.
het 's Sunntig-Röckli au scho a.

Sie lüte weger 's Zeiche scho,
der Pfarer, schint's, well zitli cho.
Gang, brech mer eis Aurikli ab,
verwüschet mer der Staub nit drab;
und Chüngeli, leg di weidli a,
de muesch derno ne Meye ha!

Auf einem Grabe.

Schlof wohl, schlof wohl im chüele Bett
De ligsch zwor hert uf Sand und Chies;
doch spürts die müede Rucke nit.
Schlof sanft und wohl!

Und 's Deckbett litt der, dick und schwer
in d'Höchi gschüttlet, uffem Herz.
Doch schlofsch im Friede, 's druckt di nit.
Schlof sanft und wohl!

De schloffsch und hörsch mi Bhütdi Gott,
de hörsch mi sehnli Chlage nit.
Wärs besser, wenn de's höre chönntsch?
Nei, weger nei!

O 's isch der wohl, es isch der wohl!
Und wenni numme by der wär,
se wär scho alles recht und gut.
Mer tolten is.

De schlofsch und achtisch 's Unrueih nit
im Chilche-Thurn die langi Nacht,
und wenn der Wächter Zwölfi rüeft
im stille Dorf.

Und wenns am schwarze Himmel blitzt,
und Gwülch an Gwülch im Donner chracht,
se fahrt der 's Wetter übers Grab,
und weckt di nit.

Und was di früeih im Morgeroth
bis spot in d'Mittnacht b'chümmeret het,
Gottlob, es sicht di nümmen a
im stille Grab.

Es isch der wohl! o 's isch der wohl!
und alles was de g'litte hesch,
Gott Lob und Dank, im chüele Grund
thuts nümme weh.

Drum, wenni numme by der wär,
so wär io alles recht und guet.
Jez sitzi do, und weiß kei Trost
mi'm tiefe Schmerz.

Doch ühe bald, wenns Gottswill isch,
se chunnt mi Samstig z'Oben au,
und druf, se grabt der Nochber Chlaus
mir au ne Bett.

Und wenni lig, und nümme schnuuf,
und wenn sie 's Schloflied gsunge hen,
se schüttle sie mer 's Deckbett uf,
und — Bhütdi Gott!

I schlof derno so sanft wie du,
und hör im Chilch-Thurn 's Unrueih nit.
Mer schlofe, bis am Sunntig frueih
der Morge thaut.

Und wenn emol der Sunntig tagt,
und d'Engel singe 's Morgelied,
se stöhn mer mit enander uf,
erquickt und gsund.

Und 's stoht e neui Chilche do,
se funklet hell im Morgeroth.
Mer göhn, und singen am Altar
Halleluja!

Der Jenner.

Im Aetti setzt der Oeldampf zu.
Mer chönnte 's Aempeli use thue,
und d'Läden uf. Der Morge-Schi
blickt scho zum runde Rastloch i —
O lueget doch, wie chalt und roth
der Jenner uf de Berge stoht.

Er seit: „I bi ne b'liebte Ma,
„der Stern am Himmel lacht mi a!
„Er glitzeret vor Luft und Freud,
„und mueß er furt, sen ischs am Leid,
„er luegt mi a, und cha's nit lo,
„und würd byzite wieder cho."

„Und unterther in Berg und Thal,
„wie flimmerets nit überal!
„An allen Ende Schnee und Schnee:
„'s isch alles mir zu Ehre g'scheh,
„und woni gang im wite Feld,
„sin Stroße bahnt, und Brucke gstellt."

Er seit: „I bi ne frische Ma,
„i ha ne luftig Tschöpli a,
„und rothi Backe bis ans Ohr,
„e helter Aug und Duft im Hoor,
„ke Wintergfrist, ke Gliederweh,
„und woni gang, se chracht der Schnee."

Er seit: „I bi ne gschickte Ma,
„lueg, wieni überzuckere cha!
„I chuuch, und an de Hürste hangts,
„und an de zarte Birche schwankts.
„Der Zuckerbeck mit gschickter Hand,
„mit Geld und Gut wär's nit im Stand.

„Jez lueg au dini Schiben a,
„und wieni Heigli chrizli cha!
„Do hesch e Blüemli, wenns der gfallt,
„do hesch e ganze Tannewald!
„Der Früehlig chönnts nit halber so,
„'s isch mit der Farb nit alles tho."

Er seit: „I bi ne starche Ma,
„und zwing mi näumer, wenn er cha!
„Der Forster gstablet uf der Jacht,
„Der Brunntrog springt, der Eichbaum chracht.
„O Frau Sunne, mittem Gsichtli rund,
„het's Herz nit, aß sie füre chunnt."

's isch wohr, me weiß nit, was sie tribt,
und wo sie alli Morge blibt.
Wie länger Nacht, wie spöter Tag,
wie besser aß sie schlofe mag,
und blieb es bis um Zehni Nacht,
se chäm sie erst, wenns Oelfi schlacht.

Nei, het sie's ghört? Dört chunnt sie io,
Me meint, 's brenn alles lichterloh! —
Sie stoht im chalte Morgeluft,
sie schwimmt im rothe Nebelduft.
Zeig, chuuch e wenig d'Schiben a,
's isch, aß me besser luege cha!

Der Nebel woget uf und ab,
und d'Sunne chämpft, sie loßt nit ab.
Jez het sie gunne. Wit und breit
strahlt ihri Pracht und Herrlichkeit.
O lueg, wie's über d'Dächer wahlt,
am Chilche-Fenster, lueg, wies strahlt.

Der Jenner setzt si Arm in d'Huft,
er ruckt am Hut, und schnellt in d'Luft.
Der Jenner seit: „I förch di nit.
„Chumm, wenn de mit mer baschge witt!
„Was gilts, de würsch byzite goh,
„und rüehmsch dim Büebli nüt dervo!"

Je, 's wär wohl hübsch und liebli so,
im warme Stübli gfallts eim scho.
Doch mengi Frau, das Gott erbarm,
sie nimmt ihr nackig Chind in d'Arm,
sie het em nüt um d'Gliedli z'thue,
und wicklet's mittem Fürtuech zu.

Sie het kei Holz, und het kei Brod,
sie sitzt und chlagts im liebe Gott.
G'friert Stei und Bei, wohl thaut der Schmerz
no Thränen uf im Mutterherz.
Der Jenner isch e ruuche Ma,
er nimmt si nüt um d'Armeth a.

Gang, bring der arme Fischer-Leis'
e Säckli Mehl, e Hemdli wiß,
nimm au ne Wellen oder zwo,
und sag, sie soll au zuenis cho,
und Weihe hole, wenn i bach,
und decket iez der Tisch alsgmach.

Die Ueberraſchung im Garten.

„Wer ſprützt mer alli Früeih mi Rosmeri?
„Es cha doch nit der Thau vom Himmel ſy;
„ſuſt hätt der Mangeld au ſi Sach,
„er ſtoht doch au nit unterm Dach.
„Wer ſprützt mer alli Früeih mi Rosmeri?

„Und wenn i no ſo früeih ins Gärtli ſpring,
„und unterwegs mi Morgeliedli ſing,
„iſch näumis g'ſchafft. Wie ſtöhn iez reihewis
„die Erbſe wieder do am ſchlanke Ris
„in ihrem Blueſt! I chumm nit us dem Ding.

„Was gilts, es ſin die Jumpferen uſem See!
„Me meint zwor, 's chömm, wie lang ſcho, keini meh.
„Suſt ſin ſie in der Mitternacht,
„wenn niemes meh als d'Sterne wacht,
„in d'Felder uſe g'wandlet uſem See.

„Sie hen im Feld, ſie hen mit frummer Hand
„de brave Lüte g'ſchafft im Garteland,
„und iſch me früeih im Morgeſchimmer cho,
„und het iez welle an ſi Arbet go,
„iſch alles ferig gſi — und wie ſcharmant

„Du Schalk dört hinte, meinſch, i ſeh di nit?
„Jo, duck di numme nieder, wie de witt!
„I ha mers vorgſtellt, du würſch's ſy.
„Was falle der für Jeſten i? —
„O lueg, vertritt mer mini Setzlig nit!"

„O Kätterli, de heſch's nit ſolle ſeh!
„Jo, dine Blueme hani z'trinke ge,
„und wenn de wotſch, i gieng für di dur's Füür
„und um mi Lebe wär mer di's nit z'thüür,
„und 's iſch mer o gar ſölli wohl und weh."

So het zum Kätterli der Fridli g'ſeit,
er het e ſchweri Lieb im Herze treit,
und hets nit chönne ſage iuſt,
und es het au in ſiner Bruſt
e ſchüüchi zarti Lieb zum Fridli treit.

„Lueg, Fridli, mini ſchöne Blüemli a,
„'s ſin numme alli ſchöne Farbe dra.
„Lueg, wie eis geg'nem andre lacht,
„in ſiner holde Früehligs-Tracht,
„und do ſitzt ſcho ne flißig Immli dra."

„Was helfe mer die Blüemli blau und wiß?
„O Kätterli, was hilft mer's Immlis Flis?
„Wärſch du mer hold, i wär im tiefſte Schacht,
„i wär mit dir, wo au kei Blüemli lacht
„und wo kei Immli ſummſt, im Paradies."

Und d'rüber hebt ſi d'Sunne ſtill in d'Höh,
und luegt in d'Welt, und ſeit: „Was muß ich ſeh
„in aller Früeih?" — Der Fridli ſchlingt ſi Arm
um's Kätterli, und 's wird em wohl und warm.
Druf het em 's Kätterli e Schmüßli ge.

Das Gewitter.

Der Vogel ſchwankt ſo tief und ſtill,
er weiß nit, woner ane will.
Es chunnt ſo ſchwarz, und chunnt ſo ſchwer,
und in de Lüfte hangt e Meer
voll Dunſt und Wetter. Los, wie's ſchallt
am Blauen, und wie's wiederhallt.

In große Wirble fliegt der Staub
zum Himmel uf, mit Halm und Laub,
und lueg mer dört ſel Wülkli a!
I ha ke große G'falle dra;
lueg, wie mers uſenander rupft,
wie üſer eis, wenns Wulle zupft.

Se helfis Gott, und b'hüetis Gott!
Wie zuckts dur's G'wülch ſo füürigroth
und 's chracht und toost, es iſch e Grus,
aß d'Fenſter zitteren und 's Hus.
Lueg 's Büebli in der Waglen a!
Es ſchloft, und nimmt ſi nüt drum a.

Sie lüte z'Slienge druf und druf,
ie, und 's hört ebe doch nit uf.
Sel bruucht me gar, wenns dundre ſoll
und 's lütet eim no d'Ohre voll. —
O, helfis Gott! — Es iſch e Schlag!
Dört, ſiehſt im Baum am Gartehag?

Lueg, 's Büebli ſchloft no allewil
und us dem Dundre machts nit viel.
Es denkt: „Das ficht mi wenig a,
„er wird io d'Auge bynem ha."
Es ſchnüfelet, es dreht ſi hott
uf's ander Oehrli. Gunn ders Gott!

O, ſiehſch die helle Streife dört?
O los! heſch nit das Raßle g'hört?
Es chunnt. Gott wellis gnädig ſy!
Göhnt weidli, hänket d'Läden i!
's wieder akurat wie fern.
Gut Nacht, du ſchöni Weizen-Ern.

Es ſchettert uffem Chilche-Dach;
und vorem Hus, wie gäutſcht's im Bach
und loßt nit no — das Gott erbarm.
Iez ſimmer wieder alli arm. —
Zwor hemmer au ſcho gmeint, 's ſeig ſo,
und doch iſch 's wieder beßer cho.

Lueg, 's Büebli ſchloft no allewil,
und us dem Hagle machts nit viel!
Es denkt: „Vom Briegge loßt's nit no,
„er wird mi Theil ſcho übrig lo."
He io, 's het au, ſo lang i's ha,
zu rechter Zit ſi Sächli gha.

O gebis Gott e Chinderſinn!
's iſch große Troſt und Sege drinn.
Sie ſchlofe wohl und traue Gott,
wenns Spieß und Nägel regne wott,
und er macht au ſi Sprüchli wohr
mit ſinen Englen in der G'fohr. —

Wo iſch das Wetter ane cho?
D'Sunn ſteht am heitre Himmel do.
's iſch ſchier gar z'ſpot, doch grüeß di Gott!
„He, ſeit ſie, „nei, 's iſch no nit z'ſpot,
„es ſtoht no menge Halm im Bah'
„und menge Baum, und Oepfel dra." —

Potz tauſig, 's Chind iſch au verwacht,
Lueg, was es für e Snüfli macht!
Es lächelt, es weiß nüt dervo.
Siehſch, Friderli, wie's usſieht do? —
Der Schelm het no ſi G'falle dra.
Gang, richt em eis ſi Päppli a! —

Der Schwarzwälder im Breisgau.

Z'Müllen an der Post,
Tausigsappermost!
Trinkt me nit e gute Wi!
Goht es nit wie Baumöl i,
z'Müllen an der Post!

Z'Bürglen auf der Höh,
nei, was cha me seh!
O, wie wechsle Berg und Thal,
Land und Wasser überal,
z'Bürglen uf der Höh!

Z'Staufen uffem Märt
hen sie, was me gert,
Tanz und Wi und Lustbarkeit,
was eim numme 's Herz erfreut,
z'Staufen uffem Märt!

Z'Friburg in der Stadt
suser ischs und glatt,
richi Here, Geld und Guet,
Jumpfere wie Milch und Bluet,
z'Friburg in der Stadt.

Woni gang und stand,
wärs e lustig Land.
Aber zeig mer, was de witt,
numme näumis findi nit
in dem schöne Land.

Meinen Auge g'fallt
Herischried im Wald.
Woni gang, se denki dra,
's chunnt mer nit uf d'Gegnig a
z'Herischried im Wald.

Imme chleine Huus
wandlet i und us —
gelt, de meinsch, i sag der, wer?
's isch e Sie, es isch kei Er,
imme chleine Huus.

Der Abendstern.

De bisch au wieder zeitli do
und lauffsch der Sunne weidli no,
du liebe, schönen Obestern!
Was gilts, de hättsch di Schmützli gern!
Es trippelt ihre Spure no,
und cha sie doch nit überho.

Wo alle Sterne groß und chlei
isch er der liebst und er ellei,
si Brüderli, der Morgestern,
si het en nit uns halb so gern;
und wo sie wandlet us und i,
se meint sie, müeß er um sie sy.

Früeih wenn sie hinterm Morgeroth
wohl ob dem Schwarzwald use goht,
sie führet ihr Bübli an der Hand,
sie zeigt em Berg und Strom und Land,
sie seit: „Thue g'mach, 's pressirt nit so!
„Di Gumpe wird der bald vergoh."

Er schwätzt und frogt sie das und deis,
sie git em B'richt, so guet sie 's weiß.
Er seit: „O Muetter, lug doch au,
do unte glänzts im Morgethau
so schön wie in di'm Himmelssaal!"
„He, seit sie, drum ich's Wiesethal."

Sie frogt en: „Heisch bald alles gseh?
„Jez gangi, und wart nümme meh."
Druf springt er ihrer Hand devo,
und mengen wiße Wülkli no;
doch wenn er meint, iez han i di,
verschwunden isch's, weiß Gott, wohi.

Druf wie si Muetter höcher stoht,
und alsg'mach geg'nem Rhistrom goht,
se rüeft sie 'm: „Chumm und fall nit do!"
Sie führt en fest am Händli no:
„De chönntsch verlösche, Handumcher,
„Nimm, was mers für e Chummer wär!"

Doch, wo sie überm Elsaß stoht,
und alsg'mach ehnen abe goht,
wir nootno 's Büebli müed und still,
's weiß nümme, was es mache will;
's will nümme goh, und will nit goh,
's frogt hundertmol: „Wie wit ischs no?"

Druf, wie sie ob der Berge stoht,
und tiefer sieht ins Oberoth,
und er afange matt und müed
im rothe Schimmer d'Heimeth sieht,
se loßt er sie am Fürtuch goh,
und zottlet alsg'mach hinte no.

In d'Heimeth wandle Heerd und Hirt,
Vogel sitzt, der Chäfer schwirrt;
und 's Heimli betet dört und do
si luten Obedsege scho.
Jez, denkt er, hani hochi Zit,
Gottlob und Dank, 's isch nümme wit.

Und sichtber, wiener nöcher chunnt,
umstrahlt si au si Gsichtli rund.
Drum stoht si Muetter vorem Hus:
„Chumm, weidli chumm, du chleini Maus!"
Jez sinkt er freudig niederwärts —
iez ischs em wohl am Muetterherz.

Schlof wohl, du schönen Obestern!
's isch wohr, mer hen di alli gern.
Er luegt in d'Welt so lieb und guet,
und b'schaut en eis mit schwerem Mueth,
und isch me müed, und het e Schmerz,
mit stillem Frieden füllt er's Herz.

Die anderen im Strahleg'wand,
he, frili io, sin au scharmant.
O lueg, wöd 's flimmert wit und breit
in Lieb und Freud und Einigkeit;
's macht kein em andre 's Lebe schwer;
wenns doch donieden au so wär!

Es chunnt e chüele Obedluft
und an de Halme hangt der Duft.
Denkwol, mer göhn iez au alsg'mach
im stille Frieden unter Dach!
Gang, Liseli, zünd 's Nempli a!
Mach kei so große Dochte dra!

Arnold Herrmann Ludwig Heeren

ward den 27. October 1760 bei Bremen geboren und von seinem Vater, dem Prediger H. zu Arbergen so wie auf der Bremer Domschule für die Universität wissenschaftlich vorbereitet. Er studirte seit 1779 in Göttingen die Rechte und die Geschichte und machte, nachdem er daselbst 1784 Doctor der Philosophie und Assessor der Societät der Wissenschaften geworden war, von 1785 — 87 eine gelehrte Reise durch Frankreich und Italien. Bei seiner Rückkehr wurde ihm eine außerordentliche, 1795 aber eine ordentliche Professur der Philosophie übertragen, womit er seit 1801 die der Geschichte verband. Seine durch die mit Tychsen unternommene Herausgabe der Bibliothek der Literatur und Kunst, der Göttinger Anzeigen und andrer wichtiger Schriften bewährte Gelehrsamkeit erwarb ihm 1806 den Charakter eines Hofraths und, nachdem er bereits 1815 Ritter des hannöverschen Guelphenordens geworden war, 1828 die Ertheilung des schwedischen Nordsternordens. Er feierte in diesem Jahre das Jubelfest seiner Professur.

Seine Schriften sind:

Kleine historische Schriften. Göttingen 1803—1808, 3 Bde.

Historische Werke. Göttingen 1821 — 1826, 5 Bde. Sie wurden ins Holländische (von Dorn-Seissen) und ins Englische (von Bancroft) übersetzt.

Einzeln:

Entwurf zu Vorlesungen über Geschichte und Literatur der schönen Wissenschaften. Göttingen 1788 in gr. 8.

Ideen über Politik, Verkehr und Handel der vornehmsten Völker des Alterthums. Göttingen 1793 — 1805, 3 Bde. 5. Aufl. Ebendas. 1824 — 1826. 5 Bde.

Geschichte des Studiums der klassischen Literatur seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften. Ebendas. 1797—1802. 2 Bde.

Handbuch der Geschichte der Staaten des Alterthums Ebendas. 1799. 5. Aufl. Ebendas. 1826.

Handbuch der Geschichte des europäischen Staatensystems. Ebendas. 1809; 4 Aufl. Ebendas. 1822.

Versuch einer Entwicklung der Folgen der Kreuzzüge. Göttingen 1808.

Johannes von Müller. Leipzig 1809 8.

Spittlers Leben und Wirken. Berlin 1822.

Heyne. Göttingen 1813.

Der deutsche Bund. Ebendas. 1817.

Geschichte der europäischen Staaten, Gotha 1829 ff. mit Ukert.

Außerdem besorgte er, wie schon oben bemerkt, mit Tychsen die Herausgabe der „Bibliothek der alten Literatur und Kunst," nach Eichhorns Tode seit 1827 allein die der „Göttinger gelehrten Anzeigen," der Schrift des Rhetors Menander „De encomiis (Göttingen 1786), der „Eclogae physicae et ethicae" von Stobäus (Göttingen 1792 — 94, 2 Bde.) u. A. m.

H. hat sich durch eben so scharfsinnige als gründliche und tiefe historische Forschungen vorzüglich über die Politik und den Handel der Alten eine fast europäische Berühmtheit erworben. Seine Hand- und Lehrbücher zeichnen sich ferner durch klare, methodische Zusammenstellungen und lichtvolle Uebersichten aus, so wie sich überhaupt in allen seinen Schriften der ruhig, fein blickende, stets ohne Schwanken und Irrung dem vorgesteckten Ziele zuschreitende Denker beurkundet.

Johannes Müller der Historiker *).

Was von einem großen Mann für die Nachwelt erheblicher sey zu wissen, was er war und wie er es ward? ist schwer zu entscheiden; gewiß aber daß nichts wünschenswerther sey, als beydes darlegen zu können. Wenn vielleicht bey Männern, die in weiten Geschäftskreisen standen, das erste das wichtigere ist; so wird dagegen der große Schriftsteller durch die Geschichte seiner Bildung den Nachkommen nicht weniger nützlich, als durch die Werke des Geistes, die er ihnen hinterläßt. Indem er dadurch die Bahn bezeichnet, welche er ging, öffnet er sie zugleich für Andere; besonders in solchen Fächern, wo das Genie nicht alles vermag, weil es nicht blos aus sich selber schöpfen kann; wo das Studium sein Begleiter seyn muß, weil der Stoff gegeben ist; wo die Methode der Vorbereitung meist über das Gelingen selber entscheidet. Mag daher vielleicht der Dichter, aus eigener innerer Fülle schöpfend, keines Wegweisers bedürfen, anders ist es bey dem Historiker. Seiner wartet ein langer oft dornenvoller Pfad, leicht ermüdend, und reich an Abwegen. Wie große Meister vor ihm, alle Hindernisse bekämpfend, ihr Ziel erreichten, ist ihm Noth zu wissen; nicht um ängstlich in ihre Fußstapfen zu treten, aber um nicht leichtsinnig eine Bahn zu beginnen, auf der so viele ermatteten; oder gar zu glauben dem Ziele schon nahe zu seyn, wenn Irrwege ihn davon abführten.

Der Unvergeßliche, **) dem diese Blätter geweiht sind, steht in vielfachem Sinn als Muster der Historie für die Nachwelt da. Er hinterließ ihr Werke, mächtig auf sein Zeitalter wirkend, vielleicht noch mehr auf künftige Geschlechter. Aber er entzog auch ihnen die Geschichte seines Werdens nicht. Hat er sie gleich nicht ausführlich dargelegt, welcher reiche Stoff dazu fände sich in jener einzigen Sammlung von Briefen; ***) und aus dem reifern Alter, welche Winke wenigstens in dem kurzen Abriß seines Lebens? †) Welchen würdigern Kranz könnten wir um seine Urne winden, als wenn es uns gelänge, ihn darzustellen, wie er war und ward! Einfach muß diese Darstellung seyn, wenn sie treu seyn soll; aber sie kann auch nur kurz und beschränkt seyn. Die Beschreibung seines Lebens, seines Handelns, bleibt seinen Freunden überlassen, die eine lange und genaue persönliche Bekanntschaft an ihn knüpfte. Nur den Geschichtschreiber aus seinen Werken darzustellen, zu bestimmen, was er durch diese der Wissenschaft ward, ist hier der Zweck.

Was Johann von Müller aber der Wissenschaft wurde, das ward er ganz durch seine Liebe für sie. Aus dieser einzigen Quelle, der reinsten von allen, oder vielmehr der einzig reinen, floß seine ganze Wirksamkeit. Diese reine Liebe, frei von allen Nebenzwecken, den einzigen ausgenommen, durch sie sich wohlverdienten Ruhm zu erwerben, entzündete sich bey dem Jüngling, erhielt sich bey dem Mann, und würde erst, hätte er dies Alter erreicht, mit dem Greise gestorben seyn. Liebe für Geschichte ist bey einer zahlreichen Klasse von Menschen nur Liebe zu einer vernünftigen Unterhaltung; bey andern Streben nach Belehrung. Wer mag auch das eine oder das andere tadeln? Bei Müller erhielt sie früh einen höhern Charakter, den des feurigsten Enthusiasmus; und dieser Enthusiasmus ging hervor aus dem lebendigsten Gefühl ihrer Würde.

*) Von A. H. L. Heeren. Leipzig 1809.

**) Johann von Müller war geboren zu Schaffhausen am 2. Jan. 1752, studierte zu Göttingen 1769 — 74. Lebte in Genf 1774 — 80. War Professor am Karolinum in Kassel 1781 — 83. Lebte wieder in Genf und Bern 1784 — 86. War Bibliothekar und geheimer Staatsrath in Mainz 1786 — 93. War Hofrath und Custos an der Bibliothek in Wien 1793 — 1804. Geheimer Kriegsrath, Historiograph und Mitglied der Akademie in Berlin 1804 — 1807. Trat darauf in Königl. Westphälische Dienste als Minister Staatssekretair; welchen Platz er aber mit dem eines Staatsraths und General-Direktors der Studien vertauschte. Er starb den 29. May 1809.

***) Briefe eines jungen Gelehrten an seinen Freund. Tübingen, 1802.

†) Lowe Bildnisse jetzt lebender Berliner Gelehrten mit ihren Selbstbiographien. Berlin 1806. Erstes Heft. Beyde sind die Hauptquellen für das folgende.

Sie war ihm die erste der Wissenschaften, die Aufbewahrerin alles Großen und Herrlichen, die Heroldin und zugleich die Bildnerin der Staatsmänner und Helden. Mit dem Eintritt in ihren Tempel öffnete sich ihm zugleich dieser geweihte Kreis; voll lebendigen Sinns für das Große, fühlte der Jüngling sich hier in seiner Welt; er hatte seine Gottheit gefunden; und das Gelübde ihrem Dienst sein Leben zu weihn war auf immer gethan. Aber dieses Gefühl der Würde der Geschichte ward auch zugleich die Quelle hoher Forderungen an sich selbst. „Ein Geschichtschreiber bedarf einer freyen Seele, und fast „aller Kenntnisse eines großen Königs. Jene muß er haben, „nach diesen muß er streben *)." Worte tiefen Sinns, in ihrem ganzen Umfange vielleicht nur den Eingeweihten verständlich, mit denen er den Anfang seines Werks der Welt übergab. Sein Leben war der Commentar dazu.

Jene Liebe für Geschichte ward bey Müllern schon in den Knabenjahren entzündet; die Sammlungen seines Großvaters für Schweizergeschichte lehrten ihn gleichsam seine Bestimmung ahnen. Bereits im neunten Jahre versuchte er es die Schicksale seiner Vaterstadt zu beschreiben; während bald darauf die erste, gleichsam verstohlene, Kenntniß der römischen Klassiker, eine unaussprechliche Verehrung großer Männer und die Liebe für die Freyheit in ihm entzündete, nachmals die Seele seiner Werke. So waren schon in des Knaben Brust die Keime gelegt, die einst in dem Mann sich entfalten sollten.

Unterricht in der gewöhnlichen Form scheint für Müller wenig gepaßt zu haben. Was er von andern lernte, lernte er nur durch Unterhaltung. Er mußte mit denken und mit sprechen, wenn für ihn Belehrung entstehen sollte. Höchst wohlthätig war es daher für ihn, daß er auf der Vorbereitungsanstalt zu der Akademie zwey Jahre hindurch bey sieben bis acht Professoren der einzige Schüler war. Hier konnte kein Unterricht, wobey der Schüler unthätig gewesen wäre, Statt finden. Aber was der Jüngling dem lehrreichen Gespräch verdankte, erkennt auch der Mann mit dankvoller Erinnerung. So war das Selbstdenken geweckt und hatte Nahrung gefunden.

Nicht anders war es auf der Universität, die er im achtzehnten Jahre bezog. Allerdings ward sein Aufenthalt in Göttingen, wohin er gegangen war, für sein künftiges Leben entscheidend wichtig; da er mit dem Vorsatz kam, Theologie zu studieren, und es mit dem Vorsatz verließ, diesem Studium entsagend sich blos der Geschichte zu widmen: aber seine Bildung ging auch hier nicht den gewöhnlichen Weg. Welche Vorlesungen er besuchte, ist meist ungewiß; die Nahrung für den Geist, deren Er bedurfte, scheint Er zu wenig in ihnen gefunden zu haben. Auch berühmte Namen konnten ihn nicht reizen. Die geschmacklose Behandlung hebräischer Dichter durch J. D. Michaelis schreckte ihn von der Exegese zurück, wie sie auch Andere davon zurückgeschreckt hat. Aber der persönliche Umgang ausgezeichneter Männer ersetzte ihm auch hier, was ihn der öffentliche Vortrag vielleicht vermissen ließ. Viel war er bey dem gelehrten Kirchenhistoriker Walch, viel bey Heyne, viel bey von Schlözer. Was historische Kritik und Quellenstudium sey, war schwerlich irgend wo mehr als bey Walch zu lernen; er lebte und webte nur in den Quellen seiner Kirchengeschichte. Das klassische Alterthum war der gewöhnliche Gegenstand der Unterredungen mit Heyne. Den ersten Ueberblick über Weltgeschichte im Großen verdankte er Schlözern; hier ward ihm der Orient und der Norden eröffnet; hier der Sinn für Völker- und Länderkunde, dies unentbehrliche Organ des Universalhistorikers, geschärft. Den größten Einfluß auf ihn hatte hier jedoch ein Mann, dessen Name, einst der Lieblingsname der Erzieher und der deutschen Jugend, jetzt fast vergessen ist, Dr. Johann Peter Miller, dessen Hausfreund er war. Wenn ihm das Verdienst gebührt, zuerst den Funken in Müllers Brust erzeugt zu haben, so ist dadurch seine Erwählung mehr als gerechtfertigt. Man muß diesen würdigen Gottesgelehrten, Mosheims Zögling, persönlich gekannt haben **), um sich seine Einwirkung auf Müllers Bildung zu erklären. Dr. Johann Peter Miller, ohne glänzende Talente des Umgangs und des Vortrags, war bey ausgebreiteten litterarischen Kenntnissen einer der bescheidensten Männer. Sanftmuth und Milde war der Charakter seines Gesprächs und seines ganzen Wesens; zugleich eine seltene Bereitwilligkeit zu rathen und zu helfen, wo Rath und Hülfe gefordert ward. So erklärt es sich leicht, wie der Jüngling sich an einen Mann anschließen mußte, den er weit an Talenten übertraf, aber mit dessen Neigungen er übereinstimmte. Miller lohnte diese Anhänglichkeit durch den Rath, ein seiner würdiges Lebensgeschäft sich zu wählen, und die Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft zu beschreiben. Schwerlich konnte er es ahnen, welches Werk davon die Frucht werden würde; und hätte der Schüler es selber nicht gesagt, wer wüßte das Verdienst des Lehrers?

Der Entschluß, die Theologie zu verlassen, stand jetzt fest; mit seiner ersten Schrift: daß unter Christus die Kirche nichts zu fürchten habe *), nahm er zugleich von ihr Abschied. Aber noch in Göttingen hatte er auf Schlözers Rath den Entwurf zu einer Schrift gemacht, mit der er seine historische Laufbahn eröffnete. Es war sein Versuch über die Cimbern **); ein Gegenstand, der wegen der Widersprüche in den Nachrichten der Alten bekanntlich große Dunkelheiten hat.

Müllers Versuch über die Cimbern interessirt mehr in Beziehung auf den Verfasser als auf den Gegenstand. Er erkannte ihn selber für einen unreifen Versuch; (schlimm, wenn der zwanzigjährige Jüngling auch schon seine volle Reife gehabt hätte;) aber er zeigt uns die Stufe der Bildung, auf welcher der Verfasser nach der Beendigung seiner akademischen Laufbahn stand. Ueber Wesen und Behandlung der Geschichte war er mit sich selber noch nicht einig. So viel sieht man, daß der Sinn für Quellenstudium bey ihm erwacht war; aber wie das, was diese Quellen lieferten, zu verarbeiten sey, war ihm noch nicht klar. Die erste Hälfte des Buchs enthält einen Abriß der Geschichte der Cimbern nach den Angaben der alten Schriftsteller meist mit ihren eigenen Worten. In der zweyten findet sich die Sammlung aller Stellen der Alten über das Volk, ganz abgedruckt. Wichtiger als das Buch selbst ist für die Beurtheilung ihres Verfassers die Vorrede; (eine thörichte Vorrede, nannte er sie nachmals selber; unstreitig zu hart über sich urtheilend.) Sie soll seine damaligen Ansichten von historischer Kritik, von Entwerfung einer kritischen Geschichte der Menschheit darlegen. Man erkennt darin den feurigen Jüngling, der fremde Ideen mit Lebendigkeit aufgefaßt hatte, aber der noch der eigenen Uebung seiner Kräfte bedurfte, um ihnen Festigkeit und Bestimmtheit zu geben.

So weit vorbereitet, mit dem Plan, der Geschichtschreiber seines Vaterlandes zu werden, kehrte Müller in seine Vaterstadt Schafhausen zurück ***); wo eine Lehrstelle der griechischen Sprache seiner wartete. Aber nun kam der Zeitraum, wo dieser herrliche Geist sich entfalten sollte; das nächste Quinquennium ist ohne Zweifel die eigentliche Periode seiner Bildung. Viel that er dabey selbst: und wenn das Geschick ihn zugleich begünstigte, so möge man nicht vergessen, daß dies nur dadurch geschehen konnte, daß er sich seiner Begünstigungen werth zu machen wußte.

Er hatte die Bestimmung, der er sein Leben widmen wollte, gefunden. Aber noch ein achtjähriger Zeitraum verfloß, ehe er es wagte, mit dem ersten Versuch seiner Schweizergeschichte (nachmals ihm selber dennoch nicht genügend,) aufzutreten. Ein langer Zeitraum also der Vorbereitung! Die seltene Stärke des Geistes, die dazu gehört, so lange einer Idee zu leben, ihr die Aussicht zu Beförderung, häuslichem Glück, aufzuopfern, in den Jahren, wo der gewöhnliche Mensch nur diese Wünsche kennt, bezeichnet den außerordentlichen Mann.

Kaum war auch die Nachricht bekannt geworden, daß er die Geschichte der Schweiz von Grund aus bearbeiten wolle, als sich hier Alles beeiferte, ihn zu unterstützen. Mehrere der ersten Männer des Staats öffneten ihm ihre Sammlungen; die Archive von Klöstern und Städten standen ihm zu Gebot; ja, der Rath seiner Vaterstadt erwarb sich das bleibendste Verdienst, über die gewöhnliche Form sich wegsetzend, ihm zu vergönnen, auswärts zu leben, indem er viele Jahre seine Stelle ihm dennoch offen ließ. Konnte es für einen edlen, für das Große empfänglichen Geist eine größere Aufmunterung geben? Wenn Beweise der öffentlichen Achtung nach geleisteten Diensten hohe Vergeltung sind, welche Aufmunterung müssen nicht die Beweise der öffentlichen Erwartung vor denselben seyn? Aber welche ausgezeichnete Eigenschaften mußte nicht auch der Jüngling besitzen, der diese so früh erregen konnte?

Wenn in der Geschichte der Meister Herr seines Stoffs seyn muß, so ist es doch gewiß nicht weniger wahr, daß zuerst der Stoff den Meister bildet. In einem ganz ausgezeichneten Grade war dieses aber bey dem Stoff der Fall, den Müller sich wählte. Der Staat, dessen Geschichte er behandeln wollte, hatte nicht die politische Einheit großer Monarchien oder Republiken. Es war ein Aggregat verbündeter Staaten, nicht auf einmal, sondern allmählich entstanden; selbst ohne bleibende

*) Die Geschichte der Schweizer. 1780. Vorrede Seite XVI.

**) Der Verfasser, ein Decennium später gleichfalls Millers Mitgenosse, befand sich in diesem Fall.

*) Christo rege nihil esse ecclesiae metuendum. Göttingen 1770.

**) Helium Cimbricum, Zürich 1772. 8.

***) Im Jahr 1771.

Centralregierung für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten. Die einzelnen Glieder dieses Bundes sich höchst ungleich, in ihren Verfassungen, wie in ihrem Umfange; aber auch nicht weniger in ihren Verhältnissen. Des Allgemeinen war wenig, des Besondern desto mehr. Das Studium mußte also nothwendig von dem Einzelnen ausgehen. Eben darum aber war hier der Stoff so ganz dazu geeignet, den Geschichtforscher zu bilden, indem er allmählig Herr desselben wurde. Historisches Studium findet seine eigentliche Nahrung in dem Studium des Einzelnen. Je tiefer es eindringt in dieses, um desto mehr Befriedigung. Wer ohne dieses sich befriedigt fühlt, ist kein Geschichtforscher; wenn gleich auch der Geschichtforscher bald die Gränzen erblickt, über die er nicht hinaus gehen kann. Von der Erforschung des Einzelnen sich zur Ansicht des Allgemeinen zu erheben, ist die Sache des Genies; wer mit dem Allgemeinen anfängt, erbauet ein Gebäude ohne Grund. Wahrheiten, wie es scheint, jedem von selbst einleuchtend; aber bedürfen nicht gerade die einleuchtendsten Wahrheiten gegenwärtig am meisten der Wiederholung?

So war es also die Specialgeschichte der einzelnen Bestandtheile der Eidgenossenschaft, von denen Müllers Studien ausgehen mußten; die Schicksale kleiner Völkerschaften, meist aber von Oertern und Städten. Kein anderer Theil der Geschichte führt in ein so tiefes Detail; kein anderer gewährt in den meisten Fällen dem Forscher so viele Befriedigung. Was in dem Innern der Kabinette verhandelt wurde, läßt meist sich nur aus den Folgen errathen; die Berathschlagungen selber, ihr Gang, die Ansichten der Rathgebenden, zeichnete gewöhnlich kein Schreiber auf. Das Entstehen, der Wachsthum, die Blüthe und das Sinken der Gemeinwesen blieben dagegen meistentheils keine Geheimnisse. Die Chronikenschreiber verzeichneten ihre Schicksale und Veränderungen; und die Archive bewahrten die Urkunden davon auf. So eröffnete sich dem Forscher, selbst bey einem beschränkten Staat, dennoch ein unermeßliches Feld für seinen Fleiß. Die Studien, denen er sich widmen mußte, waren, im gewöhnlichen Sinne des Worts, größtentheils trockene Studien; nur durch das lebendige Interesse, das er selber für sie gefaßt hatte, konnten sie wiederum Leben gewinnen. Auf der andern Seite — wie unerläßlich auch diese Forschungen sind, so sind sie doch zugleich von der Beschaffenheit, daß sie den Geist nicht nur ermüden, sondern auch erdrücken können. Viele vortreffliche Köpfe verloren durch stete Beschäftigung mit dem Einzelnen, jede größere und freyere Ansicht, ohne welche kein großer Geschichtschreiber sich bildet.

Vor diesen Gefahren wußte sich Müller allerdings durch sich selber zu schützen; aber die Umstände begünstigten ihn zugleich. Während er sich in Chroniken und Urkunden begrub, genoß er immer daneben des Umgangs der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, und lebte zugleich mit den ersten Köpfen des Alterthums. Ein günstiges Geschick führte ihn nach Genf, nur dem Namen nach als Erzieher der Söhne von Jacob Tronchin, weit mehr als Freund des Vaters, der viel Sinn für Müllers Lieblingsstudien hatte. Dazu kam bald eine enge Verbindung mit einem der ehrwürdigsten Männer, Bonnet, ihm mehr Vater als Freund, in dessen Hause er leben konnte, ohne eine der Sorgen des Lebens zu fühlen. Aber der Aufenthalt in Genf überhaupt gewährte Vortheile, wie kaum ein anderer Ort in Europa sie gewähren konnte. Es gab schwerlich eine andere Stadt, selbst die großen Hauptstädte nicht ausgenommen, die ein solcher Sammelplatz ausgezeichneter Männer gewesen wäre. Mehrere hatten hier ihren Wohnsitz auf immer, andere auf einige Zeit. Dazu das immer rege innere politische Getreibe dieses kleinen Freystaats! Wo hätte also ein ähnlicher Umlauf von Ideen Statt finden können? Müllern ward aber das Glück zu Theil, hier auch im Umgange mit auswärtigen praktischen Staatsmännern zu stehen; mit Alleyn Fitzherbert, nachmaligen Lord St. Helens, mit Thomas Boone, gewesenen Gouverneur von Süd-Carolina, demnächst Direktor des Londner Zollhauses, mit dem er in eine enge Verbindung trat, die eine lange Reihe von Jahren nicht hat schwächen können.

Es war ein unterscheidender Zug in Müllers Charakter, daß der Sinn für praktische Politik sich früh bei ihm entwickelte. Als er sich den historischen Studien widmete, geschah es nicht bloß mit dem Vorsatz, gelehrter Forscher und Schriftsteller zu werden; sondern in der Hoffnung, vielleicht dadurch sich den Eingang in die politische Laufbahn zu eröffnen. In welchem Umgange konnte aber jener Sinn für praktische Staatskunst mehr Nahrung finden, als in dem, in welchem er hier stand? Aber welche Vorbereitung zugleich für den Geschichtschreiber! Was ist er ohne Sinn für das wirkliche Leben; ohne Kenntniß von dem Gange und der Behandlung der Geschäfte; er, der das große Gemälde von diesem allen entwerfen soll? Auch in spätern Jahren ward Müllern das Glück zu Theil, nicht bloß auf seinem Studierzimmer zu leben, sondern zugleich durch seinen Aufenthaltsort und seine Stellen in Verbindung mit Geschäftsmännern zu stehen, selbst nicht ohne Einfluß auf Staatsgeschäfte zu bleiben; aber diese Verhältnisse des männlichen Alters waren natürlich von anderer Art als die des Jünglings mit Männern, die zu seiner Bildung halfen, weil sie seine Talente erkannten. So ward dieser Aufenthalt in Genf für ihn entscheidend wichtig, und machte ihn ohnedem völlig zum Meister derjenigen Sprache, ohne welche der Eintritt in die politische Bahn jetzt verschlossen bleibt.

Aber wenn der Umgang mit den Lebenden ihn bildete, so that es in eben diesem Zeitraum noch weit mehr der Umgang mit den Todten. Es war dies die Periode, wo sein Geist die Reife erhalten hatte, die für Lektüre nothwendig ist. Sichtbar hat, was er damals las, auf seine nachmalige Ausbildung am meisten gewirkt; und glücklicherweise finden sich eben über diesen Gegenstand in seinen Briefen die gnügendsten Aufschlüsse. Er verdient es aber um so viel mehr, daß wir bei ihm etwas länger verweilen, da Müller auch in der Einrichtung seiner Lektüre ein Muster aufgestellt hat, das jungen Männern nicht genug zur Nachahmung empfohlen werden kann.

Müller hat sehr viel, aber in einem gewissen Sinn auch wenig gelesen. Für Unterricht und Belehrung war seine Lektüre unermeßlich; für praktische und ästhetische Bildung blieb sie in engen Schranken. Für diese las er nur Meisterwerke; für jene viel zu lesen forderten schon seine Vorarbeiten zu der Schweizergeschichte; noch weit mehr aber seine nachmaligen Studien der Universalhistorie. Allein dieses viele Lesen blieb doch bey ihm sehr weit von zweckloser Vielleserey entfernt. Von dieser Pest der neuern Zeit erhielt sich Müller in der entscheidenden Periode seines Lebens ganz rein; und eben diese Herrschaft über sich selbst ist es, der er den nachmaligen Charakter seiner Geistesbildung verdankte. Für den schon gereiften Mann kann Vielleserey vielleicht unschädlich seyn; für den Jüngling ist sie durchaus verderblich. Bey ihm tödtet sie alles lebendige und bleibende Interesse, und damit zugleich die ganze Knospe der künftigen Entwicklung. Nur das Neue hat für ihn Reiz, weil es neu ist; und wie bald wird nicht jedesmal das Neue durch das Neuere verdrängt? Der Umgang mit Büchern ist wie der Umgang mit Menschen. Das Anschließen und die Bekanntschaft mit einzelnen edlen Männern ist es, die uns veredelt; das Umhertreiben unter einer Schaar stets wechselnder Freunde gewährt höchstens einen Zeitvertreib.

Welche Schriftsteller Müller zu seiner Bildung las, hat er uns selber gesagt. Es waren sowohl alte als neue; blinde Vorliebe für die Litteratur irgend eines Volks blieb ihm ganz fremd; er ergriff das Vortreffliche, wo er es fand. Aber ein Charakter mußte dem Schriftsteller eigen seyn, der ihn fesseln sollte; er mußte ihn denken lehren. So wurde daher das Lesen solcher Schriftsteller zugleich für ihn selbst wahres Studium; er las, er dachte, er commentirte. Griechen und Römer standen freylich bey ihm oben an; aber die Neuern wurden darum nicht vergessen. Unter den griechischen Prosaikern waren es vor allen Thucydides und Polybius, die ihn fesselten. Sie waren ihm die Lehrer der Staatskunst, die sie nicht in Büchern, die sie durch eigene Theilnahme an den Geschäften, die sie als Anführer, oder auch als Freunde und Vertraute der großen Männer ihrer Zeiten erlernt hatten.

Daß unter den römischen Geschichtschreibern Tacitus vor andern Müllern beschäftigen würde, ließ sich erwarten, eben weil er ihm am meisten zu denken gab. Die Liebe zu ihm wuchs aus eben dem Grunde bey wiederholter Lektüre, weil er fortdauernd reichere Nahrung für seinen Geist fand. „Ich las „Tacitus zum andernmal, aber es ist nicht der gleiche Tacitus. „So oft ich ihn lese, erscheint er mir als über den, welchen ich „gelesen hatte.“*) Diese Vorliebe, und diese steigende Bewunderung hatte Müller mit andern, vielleicht mit allen, Denkern gemein, die sich mit dem Römer beschäftigen. Aber was sie über diese erhebt, was uns das rühmlichste scheint, das wir in der Geschichte seiner Bildung von ihm zu sagen wissen, ist dieses, daß selbst dieser gewaltige Geist ihn nicht zu blenden vermochte. Es war unmöglich, daß er sich nicht an ihn angeschlossen hätte; aber fesseln ließ er sich nicht von ihm. Er sah gleichsam, daß die Manier des Tacitus, ganz aus der Persönlichkeit des Schriftstellers hervorgehend, nicht das allgemeine Muster sey; aber ganz ward dieses erst bey ihm zur Klarheit gebracht, durch Cäsars Commentarien. Nicht auf einmal, weil sie nichts haben das blendet, aber allmählich ward ihm Gefühl bey ihm zur Ueberzeugung, daß die Schriften des edlen der Feldherrn auch zugleich die ersten Muster der historischen Schreibart und Behandlung seyen. „Ich gestehe, daß mir „Cäsar dem Tacitus untreu macht. Zierlicher und reiner

*) Briefe S. 61.

schreiben ist unmöglich; in ihm ist die wahre Präcision; indem er alles Nöthige und nichts weiter sagt; er schreibt als ein Staatsmann von allem ohne Eifer. Tacitus als Philosoph und Redner, und als ein Mann, welcher das menschliche Geschlecht liebte, wird bisweilen eifrig. Wenn ich mich an ihn halte, so kann ich zu Ausschweifungen verführt werden; mein Cäsar kann mich nie verführen." *) Der zwanzigjährige Jüngling, der so urtheilen konnte, beurkundete eben dadurch, daß der nahe Geistesverwandte der Männer sey, über die er urtheilte. Seinen vollen Werth jedoch erhält dies Urtheil nicht blos durch sich selber, sondern noch mehr durch die Quelle, aus der es floß. Denn diese Quelle, was ist sie anders, als jener eine durchaus unbestechliche Wahrheitssinn; diese erste und letzte Forderung an den Historiker, ohne welche alle blendende Vorzüge, aller Glanz des Neuen, alle Kunst der Darstellung wenig oder gar keinen Werth haben?

Unter den neuern Historikern waren es vor allen Italiäner, Guicciardini und Davila, welche Müllern fesselten; hauptsächlich weil sie nicht blos Schriftsteller, sondern zugleich Staatsmänner waren. Guicciardini mußte ohnedem durch die große Detail, in welches er hineingeht, Müllern am meisten befriedigen. Schwerlich lernt man auch aus einem andern Geschichtschreiber den Geist der italienischen Politik richtiger beurtheilen; und ist gleichwohl diese Kenntniß nicht die Einleitung zu der Geschichte des neuern Europas überhaupt? Der große Name von Hume, auch die Anerkennung seiner Vorzüge, konnten Müllern nicht bestechen, sein natürliches Gefühl zu verläugnen. „Wir lesen Hume; ein großer Geschichtschreiber; aber er ist entsetzlich gedehnt!" **) Ein inniges Anschließen an Hume war freylich bey Müllern unmöglich. Sie stehen sich gleichsam als Extreme einander gegenüber; die sprudelnde Lebendigkeit des Schweizers paßte nicht zu der fast phlegmatischen Ruhe des Britten, die nicht wie bey Cäsar aus der Herrschaft über die Leidenschaften, sondern aus ihrer Abwesenheit hervorging.

Mehr jedoch als diese eigentlichen Historiker waren es zwey andern nahe verwandte politische Schriftsteller, welche auf die Bildung von Müller den entschiedensten Einfluß erhielten: Montesquieu und Machiavelli; letzterer nicht sowohl durch seine Geschichte und durch seinen Fürsten, als vielmehr durch seine Discorsi). „Ich lese Machiavelli, und werde in meinem Entzücken über diesen großen Geist gestärkt. Wie viel besser ist hier der Commentar, als der Text!" ***) Das so oft wiederholte Lob Montesquieu's braucht nicht durch einzelne Stellen bestätigt zu werden. Warum gerade diese Schriftsteller am stärksten auf Müllern wirkten, erklärt sich aus dem obigen von selbst. Sie sind es, die vor andern denken lehren; sie waren es, in denen unter den Neuern der Geist des historischen Raisonnements sich entwickelt hat. Wenn Machiavelli nicht so stark und so allgemein wirkte als Montesquieu, so geschah es theils weil sein Stoff, theils weil die Sprache, in der er schrieb, weniger allgemein war. Auch ist an Reichthum der Gedanken ihm Montesquieu überlegen; wenn auch an politischer Wahrheit der Italiäner vorangeht. Das Werk von Montesquieu ist unter allen politischen Werken der beste Wegzehr für den Geist. So ward es auch von Müllern gebraucht; nur konnte er es brauchen ohne Beeinträchtigung seiner Selbstständigkeit.

Ueber die großen Prosaiker wurden die Dichter nicht vergessen; aber sie blieben ihnen untergeordnet. „Ich gestehe, jetzt es einmal, daß ich in schönen Wissenschaften fast nichts lese; die alten Geschichtschreiber und Redner nehme ich aus. Mir däucht allezeit, das vornehmste sey der Umgang der großen Staatsmänner, des Polybius, des Demosthenes, des Davila u. a." †) Aber daß dies nicht so streng zu nehmen sey, daß vielmehr nur von dem damaligen Zeitpunkt gelte, zeigen die andere Stellen seiner Briefe. Kann sich ohne Sinn für Poesie, ohne Bekanntschaft mit ihr, ein großer Geschichtschreiber bilden? Diese Frage scheint nicht leicht im Allgemeinen beantwortet werden zu können. Gleichwohl scheint sie in eins mit der mehrumfassenden zusammen zu fließen: welchen Einfluß Einbildungskraft und Gefühl auf die historische Komposition haben sollen? Ohne Zweifel kann diese ihr erstes Verlangen, Wahrheit der Fakten haben, ohne daß Imagination und Gefühl daran Antheil nehmen; ja sie können dieser leicht selbst gefährlich werden. Und gleichwohl ohne sie — was bleibt der historische Komposition? Ein nacktes Gerippe, ohne inneres Leben, ohne Wirkung auf den Leser. Soll die historische Komposition das Verdienst der Darstellung haben, so kann sie nicht ohne sie seyn; und weit entfernt, daß sie geradezu dem historischen Geiste entgegen wären, sind sie vielmehr wesentliche Bestandtheile desselben. Aber der Historiker muß eine Herrschaft über sie auszuüben wissen, die weit unumschränkter als die des Dichters ist. Der Dichter räumt ihnen ungestraft den Schein der Herrschaft über sich ein; der Historiker darf nie so viel sich vergeben; die Gränzlinie zwischen historischer und poetischer Komposition läuft hier gewiß sehr fest und bestimmt; sie genau zu ziehen erforderte aber eine eigene Abhandlung. Dichterlektüre ist daher dem Geschichtschreiber nicht blos für seine Jugendbildung nöthig; er bedarf ihrer auch im reifern Alter; sie bleibt ihm das Mittel, seinem Geist jene Frische zu erhalten, die allein seinen Werken ein lebendiges Kolorit geben kann. Virgil und Homer, die Aeneide und die Iliade waren es, an welchen Müller sein poetisches Gefühl erwärmte. „Ich habe „die Iliade geendigt, unwillig, daß der göttliche Homer nicht „240 Rhapsodien statt 24 gesungen." *) Daß die Epiker am meisten den Historiker fesselten, mag natürlich scheinen; aber der Grund dieses Wohlgefallens lag dennoch nicht in der Form der Poesie. Denn mehr als diese Epiker scheint ihn ein Tragiker ergriffen zu haben; und zwar der, dessen ganzen Werth nur der sehr gebildete Geist zu fassen vermag. „Als ich den „Oedipus auf Colonus des Sophokles gelesen hatte, stand „ich auf; ich empfand ein Gefühl, welches mir ganz ungewöhnlich war, da ich sah, daß in einer menschlichen Sprache für „die Leidenschaften solche Ausdrücke seyen!" **) So erklärt sich „sein Ausruf an einer andern Stelle: „Lesen ist nichts, lesen „und denken etwas; denken und fühlen die Vollkommenheit!" ***)

Mit diesen Studien verband Müller in eben diesen Zeiten ein anderes von nicht geringerer Wichtigkeit. Er empfand es früh, wie unentbehrlich Bildung der Rede sey. Rousseau war es, nach seinem eigenen Geständniß, der ihn dies fühlen lehrte. „Dieser Rousseau zeigt mir eine einige, sehr große, nicht „genug von mir bedachte Wahrheit — die große Wichtigkeit und „Allmacht der Kunst zu reden. Hat er nicht das ganze denkende „Europa entzückt; sind sie nicht Alle, seine Mitbürger ausgenommen, zu seinen Füßen; und lernen — Nichts; beten ihn an, „nur weil er die Sprache so allmächtig führt wie Gott Jupiter „seine Donner! So will ich denn auch dieses großen Instruments mich bemächtigen. Von der Völkerwanderung bis auf „Erasmus hat man gestammelt; von Erasmus bis auf Leibnitz „geschrieben; von Leibnitz und Voltaire bis hierher raisonnirt; so „will denn ich sprechen. In unsern Alpen rollt der Donner, „und widerhallt durch ganze Kantone; aus ihren Eingeweiden „ergießen sich der Rhein und die Rhone; sie stürzen von den „Felsen der Eidgenossen mit majestätischem Brausen in die niedern Flächen der Germanen und Belgen; warum denn, o „Freund, gleicht die Sprache, selbst unserer schönen Geister, „nur dem Staubbach; spritzt blos nassen Staub in die Augen, „reißt nicht die Herzen fort?" †) Wer so sprechen konnte, hatte freylich schon seine Rede gebildet! Aber wenn Rousseau ihm die Wichtigkeit davon zeigte, so waren es doch die Alten, die er zum Muster nahm. „Ich lese Rousseau nicht mehr, ich „lese den Orator, de claris oratoribus, und de legibus." ††) Allein auf die Bildung seiner Sprache wirkten noch andere Studien ein; wir werden Gelegenheit finden darauf zurück zu kommen.

Waren es aber auch nicht eben diese Briefe, aus denen wir mehrere Stellen als Belege mitgetheilt haben, welche auf die Kunst des Ausdrucks seiner Ideen einen so wesentlichen Einfluß hatten? In eben den Jahren, wo er ganz dieser seiner Bildung lebte, ward ihm das Glück zu Theil, den Mann zum Freunde zu erhalten, an den diese Briefe gerichtet sind. Mit welcher schwärmerischen Liebe er an diesem Freunde seiner Jugend hing, sagt jeder derselben zu laut, als daß es einer Wiederholung bedürfte; nur darauf muß hier aufmerksam gemacht werden, welchen Einfluß diese Art von Briefwechsel, wenn wir ihn so nennen dürfen, (denn er schrieb weit mehrere als er erhielt;) auf seinen Geist hatte. In sie ergossen sich seine Gedanken, seine Gefühle; sie sind ihr lebendigster Ausdruck; der wahre Spiegel seines Ich Was Mittheilung in dieser Periode des Lebens für jeden empfindenden Menschen ist, weiß zwar jeder aus eigner Erfahrung; aber dieser schriftlichen Mittheilung waren doch nur wenige fähig. Sie steht aber, in Rücksicht des Einflusses auf die Bildung des Geistes, weit über der mündlichen. Was gesprochen wird im Tausch der Ideen, bleibt leicht unbestimmt, und läßt selten tiefe Spuren zurück; das Geschriebene

*) Briefe S. 163. 168.
**) Briefe S. 116.
***) Briefe S. 101.
†) Briefe S. 131.

*) Briefe S. 116.
**) Briefe S. 251.
***) Briefe S. 113.
†) Briefe S. 26.
††) Briefe S. 93.

muß wenigstens einmal bestimmt gedacht werden, und steht für immer fest. Der Entschluß über das Gelesene Rechenschaft abzulegen führt nothwendig zum Nachdenken darüber; so bilden sich feste Urtheile; und gewiß viele derselben hätte Müller nie so gefällt, wäre er sich ihrer auch selber nicht so bewußt geworden, hätte er sie nicht für einen andern niedergeschrieben.

In eben dieser Periode aber, während seines Aufenthalts in Genf, ward Müllern ein Geschäft übertragen, das einen bedeutenden Einfluß auf seine historische Ausbildung hatte; er mußte einem Kreise junger Leute Vorlesungen über die Geschichte halten.

Was es heißt, einen Vortrag über seine Wissenschaft halten, kann nur der ganz schätzen, der selber die Erfahrung davon gemacht hat. Es ist hier nicht von den Vorträgen die Rede, welche eine lange Zeit hindurch jährlich, oder gar halbjährlich, wiederholt werden. Diese häufige Wiederholung kann eben so leicht zum Stillstande in der Wissenschaft führen, als sie das Fortschreiten befördern kann; und das erstere wird vielleicht öfter als das letztere der Fall seyn. Wir sprechen von dem Vortheil, den ein einmaliger, oder doch nur wenige Male, (viermal geschah es von Müller, denn er ermüdete bald;) wiederholter Vortrag über die Wissenschaft giebt; und wir tragen kein Bedenken, diesen als das Hauptmittel zu betrachten, sich zum Meister derselben zu machen. Wer über eine Wissenschaft sprechen muß, ist genöthigt sie in ihrem ganzen Umfange, nicht weniger als in ihren einzelnen Theilen zu überblicken. Aber indem er das Einzelne durchgeht, lernt er die Lücken in seinen Kenntnissen bemerken, und ist gezwungen sie auszufüllen. Noch mehr! der mündliche Vortrag nöthigt ihn, sich jeden Gegenstand wenigstens einmal klar zu denken, weil er ihn klar aussprechen muß. So tritt alles bei ihm aus dem Dunkel hervor, in dem es bisher lag, und zum Theil gewiß geblieben wäre. Wer je in dem Falle war, zum erstenmale einen Vortrag dieser Art gemacht zu haben, wird es sich selber bewußt seyn, wie viel heller er das Gebiet der Wissenschaft nach der Beendigung desselben als vorher übersah.

Der Vortrag, den Müller zu thun hatte, sollte die ganze Geschichte umfassen. Fast mit Schrecken nahm er jetzt die Lücken wahr, die in seinen historischen Kenntnissen sich fanden. Lebhaft fühlte er aber zugleich die innige Verbindung, die unter den einzelnen, noch so entfernten, Theilen der Weltgeschichte — wäre es auch nur durch die Vergleichung — Statt findet. Mit Einem Wort, er fühlte das Bedürfniß Universalhistoriker zu werden. „Dies Geschäft nöthigt mich zu einem Studium, ohne „welches nicht leicht auch nur die Historie von Geusau gut geschrieben werden mag, zum Studium aller Jahrhunderte und „aller Welt; welches die Begriffe erweitert, und allen besondern Geschäften Licht mittheilt. Ueber dieses ist beiden, dem „Geist und auch den physischen Kräften, dieses abwechselnde „Schauspiel sehr gesund; weil die Mannichfaltigkeit unserer Arbeiten uns hindert, über einer einigen zu ermüden; und ich „habe neulich wahrgenommen, daß, nachdem ich den Abulfeda „gelesen hatte, ich die Schweiz mit andern Augen ansah." *)

Bedarf es mehr um den entschiedenen Einfluß darzulegen, den diese Vorträge auf Müllers damalige historische Bildung hatten? Aber sie führten ihn weiter; sie zeichneten ihm den Gang seiner Forschungen für das ganze Leben vor. Der Entschluß befestigte sich bei ihm, alle Theile der Geschichte so viel immer möglich in ihren Quellen durchzuarbeiten, und sich auf diesem Wege zum Universalhistoriker im vollen Sinne des Worts zu bilden. Angelangt am Ziel sollte eine Weltgeschichte die Frucht dieser Studien seyn. Das Schicksal hat nicht gewollt, daß diese Frucht reifen sollte. Aber der Gedanke daran füllte immer mehr die Seele des Forschers aus, je mehr er dem Ziele sich näherte. Er ward ihm gleichsam ein Pharus auf der Bahn des Lebens, der ihm, trügerisch den Hafen zeigend, wo er einst zu landen hoffte, gerade in den Stürmen der letzten Zeiten am wohlthätigsten leuchtete.

Wir glauben bisher die Hauptmomente herausgehoben zu haben, welche auf die Bildung des Historikers bedeutenden Einfluß hatten. Vielleicht ist nicht Alles gesagt; aber in den Hauptsachen konnten wir nicht irren, da seine eigenen Nachrichten unsere Wegweiser blieben. Viel mußte sich vereinigen um diese Bildung zur Reife zu bringen; auf welchem Punkte sie damals stand, davon giebt jene Briefsammlung den unwidersprechlichsten Beweis. Sie bleibt die wahre Blüthe seines Geistes, wenn auch die Früchte erst später reifen sollten; und ob die Briefe des jungen Gelehrten, oder die Geschichten der Schweiz mehr auf die Nachwelt wirken werden, kann erst die Nachwelt entscheiden. Der Enthusiasmus für die Wissenschaft, den jede Zeile athmet; die richtige Würdigung der Gegenwart; die ahnungsvollen Blicke in die Zukunft, oft einer Inspiration ähnlich; *) dies genialische des Jünglings, schon verbunden mit einer Reife und Festigkeit des männlichen Urtheils, das durch keinen Namen noch falschen Schein zu blenden ist — machen sie zu einer einzigen Erscheinung im Gebiet der Literatur. Ewigen Dank bleibt die Nachwelt der weiblichen Hand schuldig, die sie aus dem Dunkel hervorzog. Aber vielleicht war es gut für Müllers Ruhm, daß sie erst spät erschienen; die Erwartungen die sie früher hätten erregen können, wären desto schwerer zu erfüllen, vielleicht unmöglich zu übertreffen gewesen.

Im Jahre 1780 erschien der erste Versuch seiner Schweizergeschichte. **) Seitdem Müller mit den Vorarbeiten dazu sich beschäftigt hatte, war es ihm am schwersten geworden über den Plan des Werks mit sich selber einig zu werden. Wo sollte er beginnen? Erst mit der Entstehung des Bundes? oder schon mit den frühesten Zeiten, wo die Länder, welche der Bund nachmals umfaßte, zuerst aus dem Dunkel langsam hervortraten? Es hing sehr viel von dieser Frage ab. Er konnte sich viele Arbeiten ersparen in dem ersten Falle; er mußte vielen und sehr ausgedehnten sich unterziehen in dem andern.

Wie der Plan seines Werks sich zuerst bey ihm entwickelte, sagt er selber in seinen Briefen. Nachdem er zuerst von den frühesten Zeiten hat anfangen wollen, änderte er seinen Entwurf bereits im Jahre 1776. „Meiner Materialien ist eine unglaubliche Menge. Meinen Plan habe ich geändert. 1) Weil „der Leser nicht die abgestorbenen Herren des Landes, sondern „die Konföderation kennen will. 2) Weil es besser ist Ein Gemälde geschickt zu mahlen, als auf zwanzig Tafeln zu verschmieren. 3) Weil unsere Historie vor dem Bunde niemand interessirt." ***) Daß Müller diesem Plan bey der Ausarbeitung bis zu der Erscheinung seines ersten Versuchs treu blieb, ist aus diesem selber klar geworden; aber die nachmalige Umarbeitung beweist auch, daß er selber von jenen Ideen zurückkam. Jener erste Versuch ist der Anfang eines Gebäudes ohne feste Grundlage. Der erste Schweizerbund war an und für sich selbst gar keine solche Begebenheit, daß mit ihr eine neue Ordnung der Dinge plötzlich begonnen hätte. Es war nichts weniger als eine Revolution; ein so oft gemißbrauchter Name! Das von Alters her bestehende dauerte hier fort, und sollte erhalten werden; nur dem Druck der Neuerungen widersetzte man sich. Wie ließ also die Geschichte des Bundes sich geben, wenn man das Alte nicht kennen lernte? Wie ließ aber die Kenntniß des Alten sich geben, ohne in die frühesten Zeiten zurückzugehen, aus denen es herstammte? Müller fühlte dies Bedürfniß; und glücklicher Weise hatte er von Anfang an so vorgearbeitet, als wollte er diesen Plan befolgen. Er entschloß sich also zu der Umarbeitung, ehe er die Fortsetzung jenes Anfangs gab; und so erschienen seit dem Jahre 1786 seine Geschichten der schweizerischen Eidgenossenschaft in derjenigen Form, welche nachmals ihnen eigen geblieben ist. Allein dieser veränderte Plan hatte ihn in die Nothwendigkeit gesetzt, eine große Reihe von Untersuchungen anzustellen, von denen er zum Theil nur die Resultate geben konnte. Die Theile des Schweizerbundes hatten durch ihre geographische Lage alle die Schicksale theilen müssen, welche die sie umgebenden Länder trafen. Sie waren eine Provinz des römischen Reichs; sie wurden, als dieses fiel, durch die Völkerwanderung überschwemmt; sie bildeten meist das alte Reich der Burgunder; sie wurden mit diesem ein Theil der großen fränkischen Monarchie; sie wurden, als dieses zerfiel, ein Stück des neuburgundischen Reichs, und kamen endlich mit diesem zum deutschen Staatskörper; von dem sie auch selbst nach der Errichtung ihrer Verbindung weit entfernt waren sich sofort trennen zu wollen. Wie war es möglich ihre Schicksale darzustellen, ohne tiefe Kenntniß aller dieser Staaten, und wenn gleich ihre Geschichte nicht die allgemeine Geschichte dieser Staaten war, so war sie doch zu tief darin verflochten, besonders in Rücksicht der innern Verhältnisse, daß sie in einem gewissen Grade es werden mußte. Wie mochte der Geschichtschreiber als nicht für seinen Zweck passend verschweigen; aber die Aufgabe die Schweizergeschichte zu schreiben war für ihn nicht geringer, und konnte auch nicht geringer seyn, als die, die Geschichte des ganzen deutschen Mittelalters in allen ihren Hauptbeziehungen zu ergründen. So führte also das Studium des partiellen Theils der Geschichte, das sein Hauptzweck war, ihn auf das Studium der allgemeinen Geschichte, dessen Bedürfniß er schon früher gefühlt hatte. Beyde verschmolzen sich unter einander; und daraus ging jene schöne Harmonie hervor, die ein so wesentlicher Vorzug seines Werks ist.

*) Briefe S. 290.

*) Wie z. B. Briefe S. 16. „Die Encyklopädie sehe ich als eine Quelle des Umsturzes der französischen Monarchie an." — Das konnte ein Jüngling im Jahre 1774 schreiben!

**) Unter dem Titel: die Geschichte der Schweizer, durch J. Müller; das erste Buch. Boston. (Bern.) 1780.

***) Briefe S. 62.

Nach 6 Jahren erschien also der erste Theil der umgearbeiteten Schweizergeschichte; dem allmählich die übrigen bis zum Schluß der ersten Hälfte des fünften folgten. *) Erst jetzt war er ab blieb der Meister selber mit seinem Werk zufrieden; denn auch in der neuen Ausgabe, welche die drey ersten Theile erlebten, ward nur in Nebendingen, nichts aber in dem Plan und dem Ganzen geändert. So giebt dies Werk also auch den Maßstab mit dem man Müller den Historiker mißt. Seine zahlreichen kleinen Schriften, meist, wo nicht alle, ohne seinen Namen erschienen, haben durchgehends Beziehung auf die Geschichte des Tages. Sie sind mehr oder weniger politische Gelegenheitsschriften, von der Darstellung des Fürstenbundes an, (der wichtigsten unter ihnen;) bis zu den kleinen, zum Theil schon vergessenen, Aufsätzen hinab. Sie sind eben deshalb nicht rein historisch. Wichtig als Belege für die Geschichte seiner persönlichen Ansichten der ihn umgebenden Welt, wie sich diese mit ihr veränderten, — und mit ihr änderten. Dieser Theil der Geschichte seines Geistes bleibt seinem künftigen Biographen überlassen.

Ein großer Zug, der gleichsam alles übrige schon in sich faßt, glänzt zuerst in dem Charakter von Johann von Müller dem Historiker hervor: seine reine und feste Ansicht von dem Wesen der Geschichte. Früh hatte er diese gefaßt; nie ist er ihr untreu geworden. Sie war und blieb ihm, was sie seinen großen Mustern Cäsar und Polybius war, treue Erzählerin des Geschehenen. Diese Hauptansicht mußte allerdings bei ihm von selbst durch die Natur seines Stoffs gefaßt werden Es war ein Gegenstand durchaus der Forschung, über den der Geschichtschreiber gar nichts vermochte, wenn nicht der Geschichtforscher vorangegangen war. Diese Beschaffenheit des Stoffs hatte den großen Nutzen, die doppelte Rolle, die er übernehmen mußte, in das wahre Verhältniß unter einander zu setzen; nie hat Müller den Geschichtschreiber über den Geschichtforscher gesetzt; nie diesen über jenen vergessen. Die Beobachtung des wahren Verhältnisses zwischen Beiden ist es aber ohne Zweifel, welche die Grundlage des großen Historikers bildet. So bald einmal jene Ansicht bey ihm fest stand, entging er leicht den Verirrungen seines Zeitalters. Denn welches Zeitalter hat es mehr versucht, die Begriffe über das Wesen der Geschichte zu verdrehen als das seinige? Der schwankende Begriff des historischen Pragmatismus führte auch große Köpfe auf Abwege, von denen sie nicht immer zurückgekommen sind. Die Ansicht von einer stets fortschreitenden Bildung des Menschengeschlechts war schon früher gegeben, als die große philosophische Gährung hinzukam, die ihre Wirkungen auch auf das Gebiet der Geschichte erstrecken wollte. Hatte man vorher sich begnügt den Stoff, den die Geschichte darbot, zu der Ziehung gewisser Lieblingsresultate zu benutzen, so ging man nun so weit — wird es die Nachwelt glauben? — den Stoff selber erfinden zu wollen, um aufgestellte Hypothesen zu begründen. Wenn Müller von diesen seltsamen Verirrungen des menschlichen Geistes sich frey erhielt, so kann es ihm freylich kaum zum Verdienst angerechnet werden; aber auch jene zuerst erwähnte blendende Ansicht von dem Fortschreiten der Menschheit vermochte nichts über ihn. Weder sein großes historisches Werk, noch seine kleinen Schriften, so weit wir sie kennen, tragen die mindeste Spur davon, daß er ihr huldigte. Er konnte seine Gründe haben, nicht geradezu öffentlich dawider zu sprechen; **) wie er darüber dachte, kann nur wenigen seiner Freunde unbekannt seyn.

Diese Heilighaltung des wesentlichen Charakters der Geschichte erzeugte bey ihm jene Wahrheitsliebe, die unentbehrlichste und die seltenste aller Eigenschaften des Historikers. Nicht von der Wahrheitsliebe ist hier die Rede, die sich blos hätte wissentlich Unwahrheiten zu verbreiten; wir reden von der, um vieles höhern, welche nichts sagen will, was sie nicht selber als wahr erkannte. Jene kann der Vorzug des bloßen Nachschreibers seyn; diese ist der des Forschers. Allerdings war es auch hier wieder der Stoff seines Werks, der Müllern zu statten kam. Er konnte ihn nicht zu leidenschaftlicher Ansicht verführen; es waren die Begebenheiten der entfernten Vergangenheit, die er zu erzählen unternahm. Und wenn auch das geliebte Vaterland ihm stets in jenem milden Schimmer erschien, worin der gute Bürger so gern es erblickt, — was konnte die Wahrheit der Darstellung darunter leiden, so bald er nur deshalb die Schatten nicht übersah? Je tiefer er aber die Wahrheit suchen mußte, je mühsamer und umfassender die Forschungen waren, aus denen sie ihm hervorging, desto mehr gewann er sie lieb. Eben darin liegt ein großer Lohn des treuen historischen Studiums, daß es den Sinn für Wahrheit schärft: und wenn schwerlich ein neuerer Historiker genannt werden kann, der tiefer forschte, so kann auch schwerlich einer genannt werden, dessen Werk jenen Sinn reiner ausspräche, als die Geschichte der Schweiz. Ihr Verfasser konnte irren, in so fern Irrthum das Loos der Sterblichen ist; aber welcher Schriftsteller hat mehr gethan um den Irrthum zu vermeiden; oder wenn er ja darin verfiel, es dem Leser mehr erleichtert ihn zu entdecken? Die Litteratur besitzt kein Geschichtswerk, in welchem die Beweise mit so großer Sorgfalt angeführt wären. Auch davon erkannte Müller nicht die Wichtigkeit auf einmal. Als er die erste Ausgabe seiner Schweizergeschichte begann, gab er sie ohne Citate. Ein allgemeines Verzeichniß der Quellen schien ihm hinreichend. Allein er fühlte bald das Unzulängliche dieser Verfahrungsart; er empfand das Bedürfniß, bei jeder Angabe die Nachwelt zum Schiedsrichter zwischen sich und der Wahrheit zu machen. Indem so jedes Faktum auch seine Beweisstelle erhielt; indem so der Leser keinen Schritt that ohne zu wissen daß er auf festem Boden ging, machte er gleichsam die Kritik verstummen. Sie hat es nicht gewagt, sein Werk von dieser Seite anzugreifen; und schwerlich wird sich auch jemand zu dieser — wahrscheinlich sehr undankbaren — Mühe berufen fühlen. Wer könnte es thun, ohne Müllern vorher nachstudirt zu haben? Und wer dies that, that es wohl zu höhern Zwecken, als um die Kritik seines Vorgängers zu machen.

Als Muster tiefer und gründlicher Geschichtforschung steht also die Geschichte der Eidgenossenschaft für die Nachwelt da! Möge sie als solches wirken; möge sie den Geist der historischen Forschung, diesen dem deutschen Charakter so eigenthümlichen Geist, nie unter uns ersterben lassen! Aus ihr lerne der Verehrer der historischen Muse vor allem zuerst das Schwere seiner Kunst! Wie viele Urkunden und Schriften wurden durchsucht und ausgezogen, wie viele Nächte durchwacht, um nur den Stoff zu gewinnen, den das Genie demnächst verarbeiten sollte!

Die Anordnung, die Behandlung, die Belebung dieses Stoffs, überhaupt das Geschäft des Geschichtschreibers, schien keine geringeren Schwierigkeiten darzubieten.

Allerdings giebt es in der Geschichte der Schweiz seit dem Ursprunge des Bundes Einen Hauptpunkt, um den das Ganze sich dreht: zu zeigen wie die Verfassung bestand, und die Freyheit erhalten wurde. Kein anderer läßt sich denken als allgemeiner Mittelpunkt; auch die Verhältnisse mit Oesterreich nicht; sie treten nur in gewissen Zeiträumen hervor, und bleiben deshalb von selber jenem untergeordnet. Allein dieser Centralpunkt lag mehr in dem Gemüth des Geschichtschreibers, als daß er klar hingestellt werden durfte. Ihn klar hinstellen hätte geheißen die Geschichte verderben; indem man sie entweder beschränkte oder gar verdrehte. Aber dem Geschichtschreiber mußte dieser Gesichtspunkt stets vor Augen bleiben, während der Leser ihn mehr ahnete als sah; weil daraus der innere Zusammenhang des Ganzen, der Pragmatismus der Geschichte, wie ihn die Kunstsprache nennt, hervorgehen mußte. So wurde der Gesichtskreis keineswegs dadurch beengt; denn fast alle Begebenheiten hatten darauf Beziehung. Hing nicht darin die Geschichte der Verfassung? die Geschichte der meisten Kriege vor den Söldnerkriegen? Wurde nicht so die Schilderung der Sitten, der Religion, der Aufklärung, sonst mit der Politik immer in einer anscheinend so schwachen Verbindung, hier ein Hauptstück des Gemäldes? Von diesem Standpunkt betrachtet wird uns also, was sonst nicht so seyn würde, die Geschichte der Schweiz als ein in sich vollendetes Ganze erscheinen können. Ein äußeres Band, das dies Ganze umschlungen und zusammen gehalten hätte, war hier weiter nicht vorhanden; es mußte ein inneres Band seyn, wenn auch meist dem Leser unsichtbar, darum nicht minder fest und ununterbrochen fortlaufend.

Aber auch bei diesem allgemeinen Gesichtspunkt mußte doch die Anordnung des Mosaiks der Schweizergeschichte, dieses so zerstückelten Stoffs, mit großen Schwierigkeiten verbunden bleiben. Das ganze Gewicht davon kann nur derjenige fühlen, der damit zu ringen hat. Es könnte Anmaßung scheinen, den Meister meistern zu wollen; wenn es uns auch dünkt, daß diese Seite die weniger glänzende seines Werks sey. Der große Zweck der historischen Anordnung soll seyn, dem Leser stets den Ueberblick des Ganzen gegenwärtig zu erhalten; aber welche Schwierigkeiten hatte dies bei einem Stoff, wo das Ganze aus so lose verknüpften und zugleich so ungleichartigen Theilen bestand? Die Geschichte der Eidgenossenschaft ist sehr arm an Begebenheiten, die für den ganzen Bund allgemein Epoche machend gewesen wären; nicht einmal die Schlachten und Siege waren es; denn gewöhnlich erfocht man sich dadurch nicht mehr, als die Fortdauer des Alten. Es war daher schwer diese Geschichte in

*) Unter dem Titel: der Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft; 1stes Buch Leipzig 1786. 2tes Buch 1786. 3tes Buch 1te Hälfte 1788. 2te Hälfte 1795. Neue verbesserte und vermehrte Auflage dieser 3 Theile. Leipzig 1806. 4ter Theil 1805. 5ten Theils 1ste Abtheilung 1808. 8. Die Geschichte ist darin herunter geführt bis zum Jahr 1489.

**) Man sehe vor allem seine Vorrede zum ersten Theil der Herderschen Schriften.

[illegible] durch einen richtigen Blick in der Po- [illegible] zum praktischen, die so früh sich bey ihm [illegible] ganzes Leben hindurch in seiner persönlichen [illegible] fand, spricht sich allenthalben in seinen [illegible] die alte Geschichte des Vaterlandes [illegible]; sondern stets den Blick auf die [illegible] Zeitalter sehr richtig auf- [illegible] Theile seines Werks noch [illegible] von Europa, so ließ er sich [illegible] nicht täuschen. Die Zeiten [illegible] Stürme sich Schutz zu [illegible] Dieser richtige politische [illegible] geleitet, hergenommen [illegible] mehr aus der Vergangen- [illegible] der Völker und Reiche [illegible] und ihres Welkens [illegible] der verschiedenen Ver- [illegible] auf die Gegen- [illegible] zum Universalhistoriker [illegible] die seinem Werke einen [illegible] Wer mit freiem Geiste und [illegible] mehr als Ein Volk, mehr [illegible] Wie sollte er das [illegible] er nicht mit andern [illegible] Blieb nicht deshalb die [illegible] weil die Publicisten [illegible] So nicht Müller, [illegible] Nicht im engen Grunde, [illegible] er herunter das uner- [illegible] schrieb er die der [illegible] Zeiträume, lagen immer [illegible] Männer der Vorwelt [illegible] den Helden seines Vater- [illegible] bey der ausgebreitetsten [illegible] Geistes, die dazu erforder- [illegible] gleichsam anzueignen, [illegible] aufzufassen und zu beur- [illegible] was er uns schon oben sagte: [illegible] Augen ansieht, wenn man [illegible] den Charakter einer freyen [illegible] als wenn man im Stande ist, [illegible] gegenüber zu stellen? So er- [illegible] ihres beschränkten Stoffs, [illegible] Anstrich; nicht weil sie [illegible] Geschichte, aber weil sie die [illegible] Geist aus ihr gezogen hatte. [illegible] Gemüths zu seinem Werke [illegible] hinaus zu gehen. Eine [illegible] Sinn für Freyheit; [illegible] Größe. Wie hätte er unter [illegible] Alter, wo er schrieb, eine andere [illegible] können? Er blickte in [illegible] in düstere Wolken gehüllt; [illegible] Sonnenlicht liegende Landschaft. [illegible] der spätern Jahre auch [illegible] Gegenwart änderten; so suchte [illegible] Ansicht der Vergangenheit [illegible] Theil seiner Schwei- [illegible] davon. Der Sinn für poli- [illegible] Erziehung genährt, war mit [illegible] daß ohne ihn dieser kaum [illegible] Aber die Begriffe darüber hat- [illegible] sich so fest bestimmt, daß er nach- [illegible] des Zeitalters gesichert blieb. Den [illegible] Ansichten der Geschichte hatte [illegible] mit der höchsten Metaphysik [illegible] Er ist ein wichtiges Beyspiel für mich; [illegible] Empyreum vertrabe, sondern [illegible] populair schreibe; und wie die Alten [illegible] Es ahnet mir, (setzte er pro- [illegible] da es in der Historie Schola- [illegible] Philosophie. Gott bewahre mich [illegible] der vergangenen Zeit soll [illegible] Politik leiten; ich will für die eure- [illegible] für die Völker denken!" *) Daher [illegible] von Geburt, doch gar [illegible] Republiken. Die Weltgeschichte [illegible] daß dieselbe Verfassung [illegible] das Glück der Völker keineswegs [illegible] am wenigsten an Formen, ge- [illegible] des Jahrhunderts, der Glanz seiner [illegible] Geistesfreyheit mit autokratischen For-

*) [illegible]

men gepaart war, wirkte außerdem mächtig auf ihn ein; so daß er es selbst wünschenswerther finden konnte, unter Friedrichs Scep'er, als im freyen Vaterlande zu leben. Stets ehrte und achtete er die Einrichtungen der Staaten, deren Bürger er war; wie sehr er auch bis zum letzten Athemzuge an dem geliebten Vaterlande hing. Indem er so sich die freye Ansicht von dem Werth der Verfassungen erhielt, konnte auch die Würdigung großer Männer nicht darunter leiden. Er pries sie, wo die Geschichte oder die Gegenwart sie ihm zeigte; sie zogen ihn an, gleichsam mit magnetischer Kraft; einen aufrichtigern Bewunderer als ihn haben sie nicht gehabt und können sie nicht haben. Doch war es politische Größe, der er diese Bewunderung am ersten und am bereitwilligsten zollte; vielleicht selbst da, wo sie nicht mit dem moralischen Adel verbunden war, ohne welchen das unverdorbene Gefühl ihr nur ungern huldigen mag. Politisch-groß aber war in seinen Augen Alles, was die Völker und die Staaten hebt; groß und herrlich vor allem jedes ihrer Verbindung durch Unterricht und Bildung gewidmete Bestreben; groß die Schöpfer und Beförderer von diesen; bey deren Lobe er so oft mit Vorliebe verweilt.

Diese Hoheit des Gefühls, die dem Ganzen seines Werks einen erhabenen Charakter gab, ward bey Müller von einer lebendigen Imagination unterstützt. Sie vergegenwärtigte ihm die Scenen, die er beschrieb; und auch von der Seite der Darstellung gebührt seiner Geschichte ein hoher Platz. Müllers Imagination war bei aller ihrer Lebhaftigkeit dennoch ganz die des Historikers; nicht die des Dichters. Sie war mehr stark und wahr, als üppig und verschönernd. Er blieb ganz Herr; nie hat sie bey seinen Schilderungen ihn weder zum Schwulst noch zur Künsteley verführt. Das ist das Eigenthümliche der historischen Schilderung, wodurch sie sich von der poetischen unterscheidet, daß nie geschildert werde, um zu schildern, sondern um deutlicher zu belehren. Ist und bleibt Belehrung Hauptzweck der Geschichte, so muß auch die Darstellung als Hülfsmittel derselben ihr untergeordnet bleiben. Wer darüber hinaus geht, straft unfehlbar sich selbst, indem er das Vertrauen des Lesers verliert; der es bald empfindet, daß sein Führer aus seinem Charakter fiel. Aus diesen Bemerkungen folgt ein ewiges Gesetz für den Geschichtschreiber als Darsteller zuvor: er folge seinem Stoff. Mit ihm hebe, mit ihm senke sich der Vortrag. Nur vergesse der Historiker nie, was der Zweck seiner Schilderung seyn soll: Vergegenwärtigung des Geschehenen, so wie es geschah. Die Geschichte der Schweiz ist nicht arm an Gegenständen für die historische Mahlerey. Müller hat sie nicht ängstlich gesucht; aber wo er auf sie stieß, sie nicht verschmäht. Auch ist es nicht Eine Art von Schilderungen, die ihm vorzugsweise gelänge; sein Werk ist gleich reich an Idyllenstücken, wie an Schlachtstücken. Man kann nicht sagen, der Geschichtschreiber habe bey diesen letzteren mit Vorliebe verweilt. Bemerken müssen wir aber auch hier seinen tiefen Wahrheitssinn. Als er sich zum Historiker bildete, empfand er es früh, wie unentbehrlich ihm Kenntniß der Kriegskunst sey; um mit Gerechtigkeit würdigen und mit Treue darstellen zu können. *) Er strebte sich diese zu verschaffen, so weit seine Lage erlaubte. Die Schlachten, die er uns schilderte, erbeten freylich nicht die Kunde der neuern Taktik. Sie fallen sich ins Mittelalter; mehr den Homerischen ähnlich; wo nicht die Masse, sondern der Mann galt. Welche Muster dieser Schilderungen giebt nicht in seinem letzten Theile die Geschichte des Burgunder Kriegs? Aber wie gern sein Geist bey den stillern und friedlichern Scenen verweilte, wie die sonst so kühne und kurze Manier, wo patriarchalische Scenen sich darboten, sich fast der Herodotischen Redseligkeit nähert, zeigen es nicht eben diesem Theile jene Schilderungen der wechselseitigen Freudenbesuche der Kantone; jenes Gemälde des frommen Einsiedlers Claus, des Friedensstifters, der mit verdienter Glorie umstrahlt, jetzt durch ihn seinen Platz im Tempel der Geschichte hat?

Wer kann von dem Mahler sprechen ohne seiner Farben, wer von dem Geschichtschreiber ohne seiner Sprache zu gedenken? Müllers Sprache ist ihm eigen. Sie ist dieses in einem gewissen Sinne jedem großen Schriftsteller; aber Müllern in einem höhern Grade. Er fand sich in der Nothwendigkeit sich selber seine Sprache zu bilden. Als er als deutscher Geschichtschreiber in die Laufbahn trat, war zwar die deutsche Literatur schon reich an Werken der Forschung; aber durchaus arm an Werken des historischen Styls. Er mußte sich diesen also zugleich mit seinem Werke schaffen. Kürze und Gediegenheit sind sein Charakter; Neuheit und Kühnheit in der Wortstellung; oft nicht ohne Gefahr der Härte, und selbst der Dunkelheit. Es ist schon sonst gesagt, *) daß man diesen Styl schwerlich kürzer und richtiger charakterisiren kann, als wenn man ihn einen veredelten Chronikenstyl nennt. Weit entfernt, dadurch Tadel auszudrücken — denn was ist Chronikenstyl anders als der Styl der einfachen Erzählung? — schließt es vielmehr das Lob in sich, daß dieser Styl in einer innern Harmonie mit dem Stoff stand, den der Geschichtschreiber behandelte. Das Mittelalter wollte er schildern; ist es zu tadeln, wenn auch seine Sprache die Farben davon trug? Aber sichtbar ist zugleich dieser Styl lateinischen Schriftstellern nachgebildet. Die römische Kürze und Bestimmtheit des Ausdrucks auf die deutsche Sprache zu übertragen, so weit es möglich schien ohne offenbare Gewalt, ist sein Streben. Wer mag leugnen, daß ihm dieses oft herrlich gelungen sey? Wer mag leugnen, daß er unsere Sprache, den historischen Styl von der Weitschweifigkeit und Schwäche zu der Kürze und Kraft zurückführend, auf eine höhere Stufe hob? Wie oft reißt er dadurch uns mächtig mit sich fort? Ueberrascht, erschüttert, und eilt schon weiter, während wir noch halb bewegt, halb betäubt ihm nachsehen? Aber hätte er das gekonnt, wäre seine Sprache bloße Nachbildung gewesen? Wäre sie neben dem Studium nicht zugleich aus seinem Innern hervorgegangen? Nur dadurch, nur durch die ihm selber inwohnende Kraft ward es ihm möglich, in der selbstgewählten Rüstung, wenn nicht mit Leichtigkeit, doch mit Würde und freyem Anstande einherzugehen. Seine Sprache nachbilden wollen, ohne gleiche Eigenthümlichkeit mit dazu zu bringen, führt zur Einförmigkeit, zum Zwang, und zur Künsteley. Will man aber gar sie als das einzige Muster aufstellen, will man die Werke Anderer, die ihrem Genius folgend, auch ihre Schreibart sich bilden, darnach messen; — so ist es geschehen um unsern historischen Styl. Es gibt nicht Eine Norm der historischen Schreibart; nur der historische Styl taugt nichts, der nicht der Styl der Belehrung ist. Aber der belehrende Vortrag läßt viele Verschiedenheiten des Styls zu; und mehr im Allgemeinen darüber zu sagen ist beynahe unmöglich. Schrieb denn Thucydides wie sein Vorgänger Herodot? Schrieb Cäsar wie Sallust; Livius wie Tacitus? Und wer wird aufstehen und sagen, einer von ihnen habe schlecht geschrieben?

In vielfachem Sinn wird also Johann von Müller ein Muster der Hystorie genannt! Er schrieb einen Theil der deutschen Geschichte; in deutscher Zunge; und mit deutschem Gemüth. Alle edlen Grundzüge des deutschen Charakters, reiner Wahrheitssinn, Freyheitsliebe mit Ordnung, tiefes und inniges Gefühl für alles Herrliche und Große sprechen sich laut darin aus. So steht es da, ein Nationalwerk im höhern Sinn; eine deutsche Eiche auf deutschem Boden. Laut und dankbar nahm es — selbst mitten in ihren Verirrungen über das Wesen der Geschichte, gleichsam sich selbst widersprechend, — die Mitwelt auf; daß die kommenden Geschlechter es nicht vergessen, dafür hat der Geschichtschreiber gesorgt!

*) Briefe S. 377.

*) Man sehe unsere Beurtheilung der neuen Ausgabe seines Werks in: Göttingische gelehrte Anzeigen 1807. 19tes Stück.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel.

Dieser ruhmvolle Begründer einer neuen philosophischen Schule ward den 27. August 1770 zu Stuttgart geboren und studirte, nachdem er sich auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, durch Privatlehrer und im theologischen Stifte zu Tübingen dazu vorbereitet hatte, auf letzterer Universität die Philosophie, Naturwissenschaften und besonders Mathematik und Physik. Ein kleines von seinem Vater ererbtes Vermögen setzte ihn in den Stand, dem bis dahin gefolgten Berufe eines Hauslehrers zu Bern und später zu Frankfurt am Main zu entsagen und sich 1801 in Jena als Privatdocent zu habilitiren. Hier begann er im Hinblick auf den ihm befreundeten Schelling sein System auszubilden, ward 1806 außerordentlicher Professor der Philosophie, gab aber noch in demselben Jahre seine Stelle auf und ging als Redacteur der politischen Zeitung nach Bamberg und von da 1803 als Rector und Professor des Gymnasiums nach Nürnberg. 1816 führte ihn ein Ruf als Professor der Philosophie nach Heidelberg und 1818 in gleicher Eigenschaft an Fichte's Stelle nach Berlin, wo er noch mit den Insignien des rothen Adlerordens III. Classe beehrt wurde. Er starb daselbst den 14. November 1831 an der zu jener Zeit dort herrschenden Cholera.

Von ihm haben wir:

Sämmtliche Werke. Berlin 1832—1834, 1. — 5. Lief., von seinen Schülern und Freunden besorgt.

Einzeln:

Ueber die Differenz des Fichte'schen und Schelling'schen Systems. Jena 1801.

Kritisches Journal der Philosophie. Tübing. 1802, 2 Stücke, mit Schelling.

System der Wissenschaft. Bamberg und Würzburg 1807, 1. Bd.

Wissenschaft der Logik. Nürnberg 1812—1816, 3 Bde.

Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften. Heidelberg 1817. 2. Aufl. Ebendas. 1827. 3. Aufl. Das. 1830.

Grundlinien der Philosophie des Rechts, oder Naturrecht und Staatswissenschaft. Berlin 1821.

Lateinisch:

De orbitis planetarum.

Auch gab er mit seinen Schülern die 1828 begründeten „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" heraus.

Ueber Hegel's philosophisches System und dessen Einwirkung auf Leben und Wissenschaft gründlich und frei zu urtheilen, muß der Nachwelt anheim gestellt bleiben, da jeder Urtheilende unter den Mitlebenden nothwendig Parthei nehmen muß. — Eine Darstellung der H'schen Philosophie aber liegt außer dem Bereich dieses Werkes, dessen Herausgeber sich hier auf eine ehrfurchtsvolle Anerkennung des großen Denkers und vortrefflichen Mannes und Lehrers allein zu beschränken hat, um so mehr, als sich seine tiefen, streng wissenschaftlichen Schriften nicht zu einem allgemein verständlichen und dem Zweck dieses Unternehmens entsprechenden Auszuge eignen.

Dietrich Herrmann Hegewitsch

ward den 15. December 1740 zu Quäckenbrück im Hannöverschen geboren und sollte dem Wunsche der Seinigen zu Folge sich dem Studium der Rechte widmen, studirte aber zu Göttingen Theologie und besonders Geschichte, von welcher er sich sehr angezogen fühlte. Nach kurzem Aufenthalte kehrte er als Legationssekretär des Grafen Schimmelmann nach Hamburg zurück und privatisirte von 1775 — 1780 daselbst. In diesen Jahren erhielt er aber eine außerordentliche und 1782 eine ordentliche Professur der Philosophie zu Kiel, ward 1805 Etatsrath, 1809 Ritter des Danebrogordens und starb daselbst den 4. April 1812.

Von ihm erschien:

Geschichte Karls des Großen. Leipzig 1772.

Geschichte der fränkischen Monarchie vom Tode Karls bis zum Abgang der Karolinger. Hamburg und Kiel 1779.

Geschichte der Deutschen von Konrad I. bis zum Tode Heinrichs II. Hamburg 1781.

Geschichte der Regierung Kaiser Maximilians I. Ebendas. 1782. 1783. 2 Bde. Neue Ausg. Leipzig 1818.

Charaktere und Sittengemälde aus der deutschen Geschichte des Mittelalters. Leipz. 1786.

Allgemeine Uebersicht der deutschen Kultur geschichte bis Maximilian I. Ebendas. 178[illegible] Neue Aufl. 1818.

Geschichte der Regierung Kaiser Karls d[illegible] Großen. Hamburg 1791. Neue Aufl. Leipzig 1818.

Geschichte Kaiser Friedrichs II. Züllichau 1792.

Historische, philosophische und literari[illegible] Schriften. Hamburg 1793. 2 Bde.

Christiani's Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein. Kiel 1801 u. 1802. 3. u. 4. Bd.

Geschichte der englischen Parlamentsbered[illegible] samkeit. Altona 1804.

Historischer Versuch über die römischen Finan[illegible] zen. Altona 1804.

Geographische und historische Nachrichten, [illegible] Colonien der Griechen betreffend. Altona 1808. [illegible] trag dazu. Ebendas. 1811.

H's historische Leistungen zeichnen sich durch Gr[illegible] lichkeit, Geist und elegante Darstellung aus und ver[illegible] teten durch die Forschungen, deren Resultate er in [illegible] selben niederlegte, Licht und Klarheit über manches [illegible] eigniß, über welchem vor seiner Zeit noch tiefes Du[illegible] geschwebt hatte.

Ulrich Hegner

ward 1759 zu Winterthur geboren und von seinem Vater, dem dasigen Stadtphysikus zur Vorbereitung auf das Studium der Medicin den Schulen seiner Vaterstadt und dem Privatunterricht eines Anverwandten übergeben. 1776 bezog er deshalb die Universität Straßburg, erwarb sich daselbst 1781 die Doctorwürde, machte dann eine Kunstreise durch Deutschland und beschäftigte sich nach seiner durch den Tod seines Vaters nöthig gewordnen Rückkehr besonders mit Malerei, bis er zum Landschreiber der Grafschaft Kyburg ernannt wurde. Die Revolution von 1798 enthob ihn dieser Stelle und machte ihn als Appellationsrath nach Zürich, wo er bis zu Lavaters Tode blieb. Dann gab er diese Stelle auf und reiste nach Paris, übernahm aber 1805 wieder eine Rathsstelle in seiner Vaterstadt, ward Friedensrichter und sieben Jahre darauf Mitglied der Regierung in Zürich. Weil seine Stellung ihm aber nicht zusagte, kehrte er bald nach Winterthur zurück und lebte blos seinen literarischen Beschäftigungen.

Er gab heraus:

Gesammelte Schriften. Berlin 1828, 5 Bde. in 8.

Einzeln:

Auch ich war in Paris. Winterthur 1804. 3 Bde. 8.
Die Molkenkur. Zürich 1812. 8. Ausg. Ebendas. 1827. 3 Thle. in 12. mit Vignetten.
Saly's Revolutionstage. Winterthur 1814 in 8. mit 1 Kupf.
Berg-, Land- und Seereisen. Zürich 1818 in 12.
Suschens Hochzeit. Zürich 1819, 2 Bde. Fortsetzung der Molkenkur.
Hans Holbein der Jüngere. Berlin 1827 in gr. 8. mit Bildniß desselben.

Ein einfacher und angenehmer Erzähler, der durch Wärme des Gefühls, Anspruchslosigkeit und lebendige Darstellung die Aufmerksamkeit des Lesers zu spannen und belohnend festzuhalten weiß. Seine glücklichste Leistung ist die „Molkenkur," die um ihrer Erfindung wie um ihrer Behandlung willen als ein Meisterwerk ihrer Gattung nicht genug empfohlen werden kann.

Gedanken, Meynungen Urtheile.*)

Aus frühern Papieren gezogen.

Man pflegt oft Gewohnheiten für willkührliche Handlungen anzusehen, und so die Leute für schlimmer zu halten als sie sind. Manches kann ehemals Affectation an einem Menschen gewesen seyn, das jetzt nur noch Gewohnheit oder auch angeerbt ist; es gibt auch sittliche Erbübel.

* * *

Gemeine Seelen, die sich selbst aber mehr Verstand zutrauen als andern Leuten, machen sich gewöhnlich durch Affectation lächerlich; besonders Frauen.

* * *

Es kann viele Menschen geben die groß wären, wenn sich ein Anlaß zeigte. Die wirklich großen aber sind die, welche selbst den Anlaß machen.

* * *

Es ist leicht sich zu verbünden, aber schwer das Bündniß treu zu halten.

* * *

Wer in einer allgemeinen gefährlichen Lage kleinliche Späße sagt, und unzeitig lacht, der verstellt eine große Furcht.

* * *

Gott braucht als Werkzeuge zu großen Dingen oft Menschen die schlecht sind, und ganz was anders im Sinne hatten als sie bewirkten.

* * *

Es giebt Leute die sich nicht nach denen so stehen messen, sondern nach denen so gefallen sind, und sich dann was rechtes einbilden.

* * *

Der Aufenthalt in kleinen Städten ist darum langweilig, weil man weniger Vergleichungen anstellen kann, als in großen.

* * *

Viele ziehen es jetzt noch vor, lieber Spießbürger als Staatsbürger zu seyn, und haben nicht ganz unrecht.

* * *

Man hätte erwarten dürfen daß die Deutschen, nachdem das heilige römische Reich untergegangen, und so vieles andre neu geformt worden, auch an eine gemeinsame bessere Norm in ihrem Titelwesen gedacht, und statt der abgeschmackten Hoch- und Wohlgeborenheiten ꝛc. kürzere Anreden und Aufschriften, wie andre gebildete Nationen eingeführt hätten.

* * *

Der Duc de Richelieu so wie wir ihn kennen, und wie ihn auch Chamfort mahlt, gehört unter die antiprovidentiellen Erscheinungen. Von früher Jugend an wollüstig, lasterhaft, grausam, eitel und egoistisch im höchsten Grad, lebte er in beständigem Glück, befriedigte alle Lüste bis an sein Ende, und starb ohne Schmerzen und ohne Todesangst über neunzig Jahre alt.

* * *

Die Menge unter Vornehmen und Geringen ist dem Aberglauben an Ahnungen, Visionen, geheime Kräfte, Sympathie, Träume und dergleichen im geheimen mehr ergeben als im öffentlichen Leben; aus Eitelkeit und Menschenfurcht stellt sich mancher an, einem freysinnigen Urtheile beyzustimmen, wovon er für sich eher das Gegentheil glauben möchte, oder glaubt. Man will vom Verstande doch noch den Schein haben.

* * *

Favor juris — ein guter Ausdruck für eine Sache, wodurch mehr in der Welt geschieht, als durch das Jus selbst.

* * *

Gemeinköpfe laben sich an Gemeinörtern.

* * *

Ein Zuschauer kann oft besser den wahren Grund der Handlung angeben, als der Handelnde selbst.

* * *

Was ich gerne sehe, sind kleine Kinder die zur Schule gehen, und Unmündige die bethen.

* * *

Der größte Reiz zum Stolz liegt für einen braven Mann in den Demüthigungen die ihm große Herren widerfahren lassen.

---

*) Aus Hegner's Werke. V. Band.

Wer seine Pflicht gegen das Vaterland thut, ist der wahre Patriot; nicht der so andre zu seinen Begriffen von Vaterlandsliebe überreden will. (1798.)

* * *

Das ist die vernünftigste Vernunft, die im Dunkel stille zu stehen und auf das Licht zu warten weiß.

* * *

Clavicula Salomonis etc. — Rechtthun ist die kräftigste Magie. Ein reiner und unsträflicher Mensch wirkt ausgebreiteter in jedem Sinn, und hat, ohne daß er's weiß, mehr dienstbare Geister, die seinen Willen thun, als der kundigste Magus, dem seine Kunst nur Unruhe und nie befriedigten Vorwitz bereitet, wodurch sein bestes Wirken gehemmt wird.

* * *

Fühle ich mich niedergeschlagen oder verlassen, so schickt mir Gott einen Menschen oder einen Brief zu, der mich aufmuntert. Gerathe ich in Eitelkeit oder Stolz, so weiß Er mich auf ähnliche Art zu demüthigen.

* * *

Nil praeter nubes et coeli numen adorant, sagten die Römer von den Juden; und das ist noch jetzt die Sprache aller stolzen Spötter einer demüthigen Sache — Etwas von der Wahrheit mit einem absurden Zusatze.

* * *

Griechen und Römer waren bey ihrem Gottesdienste nur für die zeitliche Gegenwart besorgt, und sehr gleichgültig gegen die Zukunft. Hingegen Geringschätzung des Irdischen und festes Vertrauen auf das Ewige unterschied die ersten Christen von den Heyden. Welche Gottesverehrung ist die bessere?

* * *

Für hypochondrische Menschen ist der Aufenthalt auf Bergen von weiter Aussicht nicht so anziehend und heilsam, wie in einem lieblichen beschränkten Thale; denn ein hypochondrischer Blick haftet lieber am kleinen und engen, als am großen und mannigfaltigen.

* * *

Mit wenigen und kleinen Ideen kann man oft viel Wohlredenheit verbinden, ohne damit viel Wirkung hervorzubringen, eben weil die Ideen klein sind. Ein andres aber ist Beredsamkeit. Bey der Aristokratie (auch in der Schweiz) findet man mehr Wohlredenheit, bey der Demokratie mehr Beredsamkeit.

* * *

Gewisse Leute, sagte Simonides, sind zu dumm als daß sie betrogen werden könnten.

* * *

Man muß sich in Acht nehmen, es gibt der Leute, die den Widerspruch nicht ertragen können, mehr als man glaubt; sie finden sich gleich persönlich beleidigt. Die einen, weil sie glauben, man trete ihrer Ehre, die andern, man trete ihrem Verstande zu nahe. Doch sind diejenigen welche den Widerspruch nicht vertragen können, noch erträglicher, als die welche immer widersprechen. Oft sind es auch ebendieselben.

* * *

Unter der Mittelklasse giebt es am meisten Reputationsnarren — auch in der Schriftstellerwelt.

* * *

Ein Mann war heute bey mir, dem in Zeit von sechs Wochen fünf seiner nächsten Anverwandten am Faulfieber gestorben sind, nämlich Frau, Vater, Kind, Schwiegermutter und Schwägerin; Er selbst war eine Zeit lang dem Tode nah. Der Eindruck den dieses Unglück auf ihn gemacht zu haben schien, war eine große Weichheit des Gefühls und kindliches Annähern zu denen, die er für seine Freunde hielt. Uebrigens hatte er die Ruhe des unverschuldeten Unglücks; die Ruhe in der Nothwendigkeit, welche mit der Ruhe in Gott Eins ist.

* * *

Es ist ein Fehler gewöhnlicher Geschichtschreiber, daß sie über Krieg und andre die Menschheit zerstörende Uebel sich so weitläuftig herauslassen, und über das Glück des Friedens und seine häuslichen Freuden so kurz sind. Auch Gibbon macht sich dessen schuldig. Wenn er in der Geschichte des Falles des römischen Reiches nur das abschreiben wollte, was diesen Fall beförderte, so hatte er einen traurigen Plan, und kein Menschenfreund wird gern die Reise durch diese schrecklichen Zeitumstände mit ihm machen. Hatte er aber, wie es sich ergibt, die Absicht, die Geschichte des römischen Reichs in seiner Abnahme zu schreiben, so gab er seinem Buch einen unrechten Titel, und was hätte ihn gehindert, die lichten Zwischenzeiten, den Zustand der Ruhe, die Beschaffenheit der Künste und Wissenschaften etwas näher zu beleuchten; er hätte sich dafür bey mancher Beschreibung von Kriegsanstalten und mörderischen Treffen kürzer fassen können. So hätte er, statt der stillschweigenden Verachtung, womit er die Neuplatoniker belegt, von ihrem unläugbaren Einfluß auf ihre Zeitverwandten, von ihrem Scharfsinn und friedlichen Wandel etwas sagen dürfen, das dem Leser mehr Erholung verschafft hätte, als die rohen Handlungen so mancher gothischen Heerführer. Eben so hätte er auch, statt nur das politische Treiben so vieler christlicher Bischöffe zu tadeln, der Wahrheit die Ehre anthun, und das vortreffliche häusliche und ächtchristliche Leben so mancher andrer ins Licht stellen sollen.

* * *

Man hat ein Gemählde der Stadt Lyon in den Revolutionsjahren 1793 und 94, von Mr. Delandine, Bibliothekar daselbst, wo unerhörte Beyspiele von Muth, List, Grausamkeit, Edelmuth, Gleichgültigkeit und Todesverachtung vorkommen. — Auch hier zeigt es sich daß der Wille des Menschen viel Einfluß auf sein Schicksal habe; und daß vollkommner Ernst und reifer Entschluß bey einer Unternehmung schon ein großer Schritt zu ihrer Vollendung sey. So wie auch die, freylich schwer zu erlangende, Gleichgültigkeit, die aus der Ergebung in das Schicksal entspringt, wunderbare Kraft hat, eben weil sie das Einerley eines vollkommenen Entschlusses ist.

* * *

Unschuldiges Leiden entsündigt uns; geht es bis zum Tode, desto wirksamer ist das Söhnopfer.

* * *

Das Evangelium Infantiae hat ein kleines Märchen, das wenigstens Stoff zu einer artigen Legende gäbe:

Jesus habe als ein kleiner Knabe aus Lehm Vögel gemacht am Sabbath, und als ihm die Juden solches verwiesen, habe er die Vögel angeblasen und gerufen: Lebet, flieget, und seyd meiner eingedenk!

* * *

Man sollte nicht so geschwind mit seinen religiösen Muthmaßungen herausrücken, um sie der Welt bekannt zu machen, wie Heinrich Stilling, denn es wird immer viele geben, die daran glauben, und meist stärker als der Autor selbst; hieraus gereicht es dann zu einem großen Nachtheil an ihrem Glauben überhaupt, wenn sich jene Muthmaßungen nicht erweisen, oder gar das Gegentheil geschieht; sie werden bewogen auch das Glaubwürdige zu verwerfen.

* * *

Encyclopädie

der

)eutſchen Nationalliteratur

oder

biographiſch-kritiſches

LEXICON

der deutſchen

Dichter und Proſaiſten

ſeit den früheſten Zeiten;

nebſt

Proben aus ihren Werken.

Bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. O. L. B. Wolff,

Profeſſor an der Univerſität zu Jena.

Vierter Band.

Heidenreich bis **K.**

Leipzig,

Otto Wigand's Verlags-Expedition.

1839.

David Elias Heidenreich

ward den 21. Januar 1638 zu Leipzig geboren, studirte daselbst alte Sprachen und die Rechte und wurde darauf Herzoglich Sachsen-Weißenfelsischer Hof-Appellations- und Konsistorialrath, wie auch geheimer und Lehnssecretair zu Weißenfels. Er starb daselbst den 6. Juni 1688. In der fruchtbringenden Gesellschaft hatte er seit 1643 das Amt eines Secretairs bekleidet.

Er schrieb:

Rache zu Gibeon oder die 7 Brüder aus dem Hause Sauls. Trauerspiel nach dem Holländischen des Vondel. Leipzig 1662.

Oden und andere Gedichte (geistlichen Inhaltes). Leipzig 1680.

Ein frommer gelehrter Mann, aber ein mittelmäßiger Dichter, cultivirte er mit Vorliebe die geistliche Poesie und strebte in Allem den Holländer Vondel, den er sich als Vorbild gewählt, zu erreichen.

Karl Heinrich Heidenreich

ward den 19. Februar 1764 zu Stolpen geboren, studirte zu Leipzig Philologie und Philosophie, wurde 1789 Dr. und Professor der Philosophie daselbst, mußte aber wegen seines unordentlichen Lebens 1798 seine Stelle niederlegen. Er zog sich nach Burgwerben bei Weißenfels zurück, wo er bis an seinen, den 26. April 1801 erfolgten, Tod seinen Neigungen und literarischen Beschäftigungen lebte.

Von ihm erschien:

Gemälde aus dem goldnen Zeitalter. Aus dem Französischen. Leipzig 1788.

Kritische Uebersicht der neuesten schönen Literatur. Leipzig 1788. 1789. 2 Bde. in gr. 8.

System der Aesthetik. Ebendas. 1790. 1 Bd. in 8.

Gedichte. Ebendas. 1792 — 1800, 2 Thle. in 8., mit 3 Kupf., herausgegeben von A. H. C. Heydenreich.

Aesthetisches Wörterbuch über die bildenden Künste. Ebendas. 1793 — 1795, 4 Thle. in gr. 8.

Der Zuschauer im häuslichen Leben. Ebendas. 1795, 1796, 2 Thle.

Worte einer Mutter an den Geist und das Herz ihrer Tochter. Ebendas. 1796.

Kleine Schriften zur Kritik des Geschmacks. Leipzig 1797 in 8. Auch unter dem Titel: „Grundsätze der Kritik des Lächerlichen mit Hinsicht auf das Lustspiel."

Mann und Weib. Ebendas. 1798. in 8.

Vesta. Ebendas. 1798 — 1801, 5 Bde. in 8.; 5r Band von Fr. Bouterweck.

Darstellung der feinen Lebensart für junge Leute vom Stande. Leipzig 1800 in 8. 2. Auflage.

Ueber die Würde des Menschen. Ebendas. 1802.

Heidenreich's poetische und philosophische Leistungen erfreuten sich zu ihrer Zeit einer günstigen Aufnahme. Doch erhielten sie sich nicht lange in der Gunst der Menge und schon bei Lebzeiten des Verfassers wurde von bedeutenden Richtern ein Verdammungsurtheil über dieselben ausgesprochen; namentlich griffen Goethe und Schiller ihn unbarmherzig in folgender Xenie an:

Klingklang
In der Dichtkunst hat er mit Worten herzlos geklingelt,
In der Philosophie treibt er es pfäffisch so fort;

welche bald großen Anklang in Deutschland fand, denn H. hatte durch seinen Versuch bei seiner Aesthetik den Kantischen Formalismus in Uebereinstimmung mit einem gewissen Sentimentalismus oder wie er es nannte, einem Princip der Empfindsamkeit zu bringen, viele Gegner gefunden und war vorzüglich von den strengen Kantianern heftig angefeindet worden. Große Leichtigkeit der Darstellung und Herrschaft über die Form besitzt er allerdings, aber als Dichter ist er zu sehr Rhetor, als Philosoph, wenn auch selbstforschend und verarbeitend, nicht tief und gründlich genug, sondern zu häufig seicht und geschwätzig, anstatt eindringend und entwickelnd zu sein. Seine Darstellung verdient indessen, sowohl wegen ihrer Anmuth, als wegen ihrer Correctheit, großes Lob und galt lange mit Recht als ein Muster des Styls.

Graf Albrecht von Heigerloch, s. Minnesinger.

Nikolaus Leonhard Heilmann.

Von seinen Lebensumständen ist bloß bekannt, daß er den 9. December 1776 zu Krefeld in der preußischen Provinz Jülich-Cleve-Berg geboren wurde, nach vollendeter Schulbildung Theologie studirte und dann, nachdem er mehrere geistliche Aemter bekleidet, als Consistorialpräsident und Oberpfarrer in seiner Vaterstadt angestellt wurde.

Wir haben von ihm:

Gedichte. Essen und Duisburg 1817 in 8.

Vesperklänge. Ebendas. 1826 in 8., diese auch als 2. Bändchen der erstern.

H. hat sich besonders durch vortreffliche und überaus liebliche Parabeln ausgezeichnet, wie überhaupt seine lyrischen Gedichte Wärme und Innigkeit, Reichthum des Gefühls und eine edle, milde, in schöner Form zur Darstellung gebrachte Weltanschauung beurkunden.

David Elias Heidenreich

ward den 21. Januar 1638 zu Leipzig geboren, studirte daselbst alte Sprachen und die Rechte und wurde darauf herzoglich Sachsen-Weißenfelsischer Hof-Appellations- und Konsistorialrath, wie auch geheimer und Lehnssecretair zu Weißenfels. Er starb daselbst den 6. Juni 1688. In der fruchtbringenden Gesellschaft hatte er seit 1643 das Amt eines Secretairs bekleidet.

Er schrieb:

Rache zu Gibeon oder die 7 Brüder aus dem Hause Sauls. Trauerspiel nach dem Holländischen des Vondel. Leipzig 1662.

Oden und andere Gedichte (geistlichen Inhaltes). Leipzig 1680.

Ein frommer gelehrter Mann, aber ein mittelmäßiger Dichter, cultivirte er mit Vorliebe die geistliche Poesie und strebte in Allem den Holländer Vondel, den er sich als Vorbild gewählt, zu erreichen.

Karl Heinrich Heidenreich

ward den 19. Februar 1764 zu Stolpen geboren, studirte zu Leipzig Philologie und Philosophie, wurde 1789 Dr. und Professor der Philosophie daselbst, mußte aber wegen seines unordentlichen Lebens 1798 seine Stelle niederlegen. Er zog sich nach Burgwerben bei Weißenfels zurück, wo er bis an seinen, den 26. April 1801 erfolgten, Tod seinen Neigungen und literarischen Beschäftigungen lebte.

Von ihm erschien:

Gemälde aus dem goldnen Zeitalter. Aus dem Französischen. Leipzig 1788.

Kritische Uebersicht der neuesten schönen Literatur. Leipzig 1788. 1789. 2 Bde. in gr. 8.

System der Aesthetik. Ebendas. 1790. 1 Bd. in 8.

Gedichte. Ebendas. 1792 — 1800, 2 Thle. in 8., mit 3 Kupf., herausgegeben von A. H. C. Heydenreich.

Aesthetisches Wörterbuch über die bildenden Künste. Ebendas. 1793 — 1795, 4 Thle. in gr. 8.

Der Zuschauer im häuslichen Leben. Ebendas. 1795, 1796, 2 Thle.

Worte einer Mutter an den Geist und das Herz ihrer Tochter. Ebendas. 1796.

Kleine Schriften zur Kritik des Geschmacks. Leipzig 1797 in 8. Auch unter dem Titel: „Grundsätze der Kritik des Lächerlichen mit Hinsicht auf das Lustspiel."

Mann und Weib. Ebendas. 1798. in 8.

Vesta. Ebendas. 1798 — 1801, 5 Bde. in 8.; 5r Band von Fr. Bouterweck.

Darstellung der feinen Lebensart für junge Leute vom Stande. Leipzig 1800 in 8. 2. Auflage.

Ueber die Würde des Menschen. Ebendas. 1802.

Heidenreich's poetische und philosophische Leistungen erfreuten sich zu ihrer Zeit einer günstigen Aufnahme. Doch erhielten sie sich nicht lange in der Gunst der Menge und schon bei Lebzeiten des Verfassers wurde von bedeutenden Richtern ein Verdammungsurtheil über dieselben ausgesprochen; namentlich griffen Goethe und Schiller ihn unbarmherzig in folgender Xenie an:

Klingklang
In der Dichtkunst hat er mit Worten herzlos geklingelt,
In der Philosophie treibt er es pfäffisch so fort;

welche bald großen Anklang in Deutschland fand, denn H. hatte durch seinen Versuch bei seiner Aesthetik den Kantischen Formalismus in Uebereinstimmung mit einem gewissen Sentimentalismus oder wie er es nannte, einem Princip der Empfindsamkeit zu bringen, viele Gegner gefunden und war vorzüglich von den strengen Kantianern heftig angefeindet worden. Große Leichtigkeit der Darstellung und Herrschaft über die Form besitzt er allerdings, aber als Dichter ist er zu sehr Rhetor, als Philosoph, wenn auch selbstforschend und verarbeitend, nicht tief und gründlich genug, sondern zu häufig seicht und geschwätzig, anstatt eindringend und entwickelnd zu sein. Seine Darstellung verdient indessen, sowohl wegen ihrer Anmuth, als wegen ihrer Correctheit, großes Lob und galt lange mit Recht als ein Muster des Styls.

Graf Albrecht von Heigerloch, s. Minnesinger.

Nikolaus Leonhard Heilmann.

Von seinen Lebensumständen ist bloß bekannt, daß den 9. December 1776 zu Krefeld in der preußischen Provinz Jülich-Cleve-Berg geboren wurde, nach vollendeter Schulbildung Theologie studirte und dann, nachdem er mehrere geistliche Aemter bekleidet, als Consistorialpräsident und Oberpfarrer in seiner Vaterstadt angestellt wurde.

Wir haben von ihm:

Gedichte. Essen und Duisburg 1817 in 8.

Vesperklänge. Ebendas. 1826 in 8., diese auch als 2. Bändchen der erstern.

H. hat sich besonders durch vortreffliche und überaus liebliche Parabeln ausgezeichnet, wie überhaupt seine lyrischen Gedichte Wärme und Innigkeit, Reichthum des Gefühls und eine edle, milde, in schöner Form zur Darstellung gebrachte Weltanschauung beurkunden.

---

muß wenigstens einmal bestimmt gedacht werden, und steht für immer fest. Der Entschluß über das Gelesene Rechenschaft abzulegen führt nothwendig zum Nachdenken darüber; so bilden sich feste Urtheile; und gewiß viele derselben hätte Müller nie so gefällt, wäre er sich ihrer auch selber nicht so bewußt geworden, hätte er sie nicht für einen andern niedergeschrieben.

In eben dieser Periode aber, während seines Aufenthalts in Genf, ward Müllern ein Geschäft übertragen, das einen bedeutenden Einfluß auf seine historische Ausbildung hatte; er mußte einem Kreise junger Leute Vorlesungen über die Geschichte halten.

Was es heißt, einen Vortrag über seine Wissenschaft halten, kann nur der ganz schätzen, der selber die Erfahrung davon gemacht hat. Es ist hier nicht von den Vorträgen die Rede, welche eine lange Zeit hindurch jährlich, oder gar halbjährlich, wiederholt werden. Diese häufige Wiederholung kann eben so leicht zum Stillstande in der Wissenschaft führen, als sie das Fortschreiten befördern kann; und das erstere wird vielleicht öfter als das letztere der Fall seyn. Wir sprechen von dem Vortheil, den ein einmaliger, oder doch nur wenige Male, (viermal geschah es von Müller, denn er ermüdete bald;) wiederholter Vortrag über die Wissenschaft giebt; und wir tragen kein Bedenken, diesen als das Hauptmittel zu betrachten, sich zum Meister derselben zu machen. Wer über eine Wissenschaft sprechen muß, ist genöthigt sie in ihrem ganzen Umfange, nicht weniger als in ihren einzelnen Theilen zu überblicken. Aber indem er das Einzelne durchgeht, lernt er die Lücken in seinen Kenntnissen bemerken, und ist gezwungen sie auszufüllen. Noch mehr! der mündliche Vortrag nöthigt ihn, sich jeden Gegenstand wenigstens einmal klar zu denken, weil er ihn klar aussprechen muß. So tritt alles bei ihm aus dem Dunkel hervor, in dem es bisher lag, und zum Theil gewiß geblieben wäre. Wer je in dem Falle war, zum erstenmale einen Vortrag dieser Art gemacht zu haben, wird es sich selber bewußt seyn, wie viel heller er das Gebiet der Wissenschaft nach der Beendigung desselben als vorher übersah.

Der Vortrag, den Müller zu thun hatte, sollte die ganze Geschichte umfassen. Fast mit Schrecken nahm er jetzt die Lücken wahr, die in seinen historischen Kenntnissen sich fanden. Lebhaft fühlte er aber zugleich die innige Verbindung, die unter den einzelnen, noch so entfernten, Theilen der Weltgeschichte — wäre es auch nur durch die Vergleichung — Statt findet. Mit Einem Wort, er fühlte das Bedürfniß Universalhistoriker zu werden. „Dies Geschäft nöthigt mich zu einem Studium, ohne „welches nicht leicht auch nur die Historie von Geusau gut ge„schrieben werden mag, zum Studium aller Jahrhunderte und „aller Welt; welches die Begriffe erweitert, und allen beson„dern Geschäften Licht mittheilt. Ueber dieses ist beiden, dem „Geist und auch den physischen Kräften, dieses abwechselnde „Schauspiel sehr gesund; weil die Mannichfaltigkeit unserer Ar„beiten uns hindert, über einer einigen zu ermüden; und ich „habe neulich wahrgenommen, daß, nachdem ich den Abulfeda „gelesen hatte, ich die Schweiz mit andern Augen ansah.“ *)

Bedarf es mehr um den entschiedenen Einfluß darzulegen, den diese Vorträge auf Müllers damalige historische Bildung hatten? Aber sie führten ihn weiter; sie zeichneten ihm den Gang seiner Forschungen für das ganze Leben vor. Der Entschluß befestigte sich bei ihm, alle Theile der Geschichte so viel immer möglich in ihren Quellen durchzuarbeiten, und sich auf diesem Wege zum Universalhistoriker im vollen Sinne des Worts zu bilden. Angelangt am Ziel sollte eine Weltgeschichte die Frucht dieser Studien seyn. Das Schicksal hat nicht gewollt, daß diese Frucht reifen sollte. Aber der Gedanke daran füllte immer mehr die Seele des Forschers aus, je mehr er dem Ziele sich näherte. Er ward ihm gleichsam ein Pharus auf der Bahn des Lebens, der ihm, trügerisch den Hafen zeigend, wo er einst zu landen hoffte, gerade in den Stürmen der letzten Zeiten am wohlthätigsten leuchtete.

Wir glauben bisher die Hauptmomente herausgehoben zu haben, welche auf die Bildung des Historikers bedeutenden Einfluß hatten. Vielleicht ist nicht Alles gesagt; aber in den Hauptsachen konnten wir nicht irren, da seine eigenen Nachrichten unsere Wegweiser blieben. Viel mußte sich vereinigen um diese Bildung zur Reife zu bringen; auf welchem Punkte sie damals stand, davon giebt jene Briefsammlung den unwidersprechlichsten Beweis. Sie bleibt die wahre Blüthe seines Geistes, wenn auch die Früchte erst später reifen sollten; und ob die Briefe des jungen Gelehrten, oder die Geschichten der Schweiz mehr auf die Nachwelt wirken werden, kann erst die Nachwelt entscheiden. Der Enthusiasmus für die Wissenschaft, den jede Zeile athmet; die richtige Würdigung der Gegenwart; die ahnungsvollen Blicke in die Zukunft, oft einer Inspiration ähnlich; *) dies genialische des Jünglings, schon verbunden mit einer Reife und Festigkeit des männlichen Urtheils, das durch keinen Namen noch falschen Schein zu blenden ist — machen sie zu einer einzigen Erscheinung im Gebiet der Literatur. Ewigen Dank bleibt die Nachwelt der weiblichen Hand schuldig, die sie aus dem Dunkel hervorzog. Aber vielleicht war es gut für Müllers Ruhm, daß sie erst spät erschienen; die Erwartungen die sie früher hätten erregen können, wären desto schwerer zu erfüllen, vielleicht unmöglich zu übertreffen gewesen.

Im Jahre 1780 erschien der erste Versuch seiner Schweizergeschichte. **) Seitdem Müller mit den Vorarbeiten dazu sich beschäftigt hatte, war es ihm am schwersten geworden über den Plan des Werks mit sich selber einig zu werden. Wo sollte er beginnen? Erst mit der Entstehung des Bundes? oder schon mit den frühesten Zeiten, wo die Länder, welche der Bund nachmals umfaßte, zuerst aus dem Dunkel langsam hervortraten? Es hing sehr viel von dieser Frage ab. Er konnte sich viele Arbeiten ersparen in dem ersten Falle; er mußte vielen und sehr ausgedehnten sich unterziehen in dem andern.

Wie der Plan seines Werks sich zuerst bey ihm entwickelte, sagt er selber in seinen Briefen. Nachdem er zuerst von den frühesten Zeiten hat anfangen wollen, änderte er seinen Entwurf bereits im Jahre 1776. „Meiner Materialien ist eine un„glaubliche Menge. Meinen Plan habe ich geändert. 1) Weil „der Leser nicht die abgestorbenen Herren des Landes, sondern „die Konföderation kennen will. 2) Weil es besser ist Ein Ge„mälde geschickt zu mahlen, als auf zwanzig Tafeln zu verthei„len. 3) Weil unsere Historie vor dem Bunde niemand interes„sirt.“ ***) Daß Müller diesem Plan bey der Ausarbeitung bis zu der Erscheinung seines ersten Versuchs treu blieb, ist aus diesem selber klar geworden; aber die nachmalige Umarbeitung beweist auch, daß er selber von jenen Ideen zurückkam. Jener erste Versuch ist der Anfang eines Gebäudes ohne feste Grundlage. Der erste Schweizerbund war an und für sich selbst gar keine solche Begebenheit, daß mit ihr eine neue Ordnung der Dinge plötzlich begonnen hätte. Es war nichts weniger als eine Revolution; ein so oft gemißbrauchter Name! Das von Alters her bestehende dauerte hier fort, und sollte erhalten werden; nur dem Druck der Neuerungen widersetzte man sich. Wie ließ also die Geschichte des Bundes sich geben, wenn man den Alte nicht kennen lernte? Wie ließ aber die Kenntniß des Alten sich geben, ohne in die frühesten Zeiten zurückzugehen, aus denen es herstammte? Müller fühlte dies Bedürfniß; und glücklicher Weise hatte er von Anfang an so vorgearbeitet, als wollte er diesen Plan befolgen. Er entschloß sich also zu der Umarbeitung, ehe er die Fortsetzung jenes Anfangs gab; und so erschienen seit dem Jahre 1786 seine Geschichten der schweizerischen Eidgenossenschaft in derjenigen Form, welche nachmals ihnen eigen geblieben ist. Allein dieser veränderte Plan hatte ihn in die Nothwendigkeit gesetzt, eine große Reihe von Untersuchungen anzustellen, von denen er zum Theil nur die Resultate geben konnte. Die Theile des Schweizerbundes hatten durch ihre geographische Lage alle die Schicksale theilen müssen, welche die sie umgebenden Länder trafen. Sie waren eine Provinz des römischen Reichs; sie wurden, als dieses fiel, durch die Völkerwanderung überschwemmt; sie bildeten meist das alte Reich der Burgunder; sie wurden mit diesem ein Theil der großen fränkischen Monarchie; sie wurden, als dieses zerfiel, ein Stück des neuburgundischen Reichs, und kamen endlich mit diesem zum deutschen Staatskörper; von dem sie auch selbst nach der Errichtung ihrer Verbindung weit entfernt waren sich sofort trennen zu wollen. Wie war es möglich ihre Schicksale darzustellen, ohne tiefe Kenntniß aller dieser Staaten, und wenn gleich ihre Geschichte nicht die allgemeine Geschichte dieser Staaten war, so war sie doch so tief darin verflochten, besonders in Rücksicht der innern Verhältnisse, daß sie in einem gewissen Grade es werden mußte. Wie mochte der Geschichtschreiber als nicht für seinen Zweck passend verschweigen; aber die Aufgabe die Schweizergeschichte zu schreiben war für ihn nicht geringer, und konnte auch nicht geringer seyn, als die, die Geschichte des ganzen deutschen Mittelalters in allen ihren Hauptbeziehungen zu ergründen. So führte also das Studium des partiellen Theils der Geschichte, das sein Hauptzweck war, ihn auf das Studium der allgemeinen Geschichte, dessen Bedürfniß er schon früher gefühlt hatte. Beyde verschmolzen sich unter einander; und daraus ging jene schöne Harmonie hervor, die ein so wesentlicher Vorzug seines Werks ist.

*) Briefe S. 290.

*) Wie z. B. Briefe S. 16. „Die Encyklopädie sehe ich als eine Quelle des Umsturzes der französischen Monarchie an.“ — Das konnte ein Jüngling im Jahre 1774 schreiben!

**) Unter dem Titel: die Geschichte der Schweizer, von J. Müller; das erste Buch. Boston. (Bern.) 1780.

***) Briefe S. 62.

Nach 6 Jahren erschien also der erste Theil der umgearbeiteten Schweizergeschichte; dem allmählich die übrigen bis zum Schluß der ersten Hälfte des fünften folgten. *) Erst jetzt war und blieb der Meister selber mit seinem Werk zufrieden; denn auch in der neuen Ausgabe, welche die drey ersten Theile erlebten, ward nur in Nebendingen, nichts aber in dem Plan und dem Ganzen geändert. So giebt dies Werk also auch den Maßstab mit dem man Müller den Historiker mißt. Seine zahlreichen kleinen Schriften, meist, wo nicht alle, ohne seinen Namen erschienen, haben durchgehends Beziehung auf die Geschichte des Tages. Sie sind mehr oder weniger politische Gelegenheitsschriften, von der Darstellung des Fürstenbundes an, (der wichtigsten unter ihnen;) bis zu den kleinen, zum Theil schon vergessenen, Aufsätzen hinab. Sie sind eben deshalb nicht rein historisch. Wichtig als Belege für die Geschichte seiner persönlichen Ansichten der ihn umgebenden Welt, wie sich diese mit ihr formten, — und mit ihr änderten. Dieser Theil der Geschichte seines Geistes bleibt seinem künftigen Biographen überlassen.

Ein großer Zug, der gleichsam alles übrige schon in sich faßt, glänzt zuerst in dem Charakter von Johann von Müller dem Historiker hervor: seine reine und feste Ansicht von dem Wesen der Geschichte. Früh hatte er diese gefaßt; nie ist er ihr untreu geworden. Sie war und blieb ihm, was sie seinen großen Mustern Cäsar und Polybius war, treue Erzählerin des Geschehenen. Diese Hauptansicht mußte allerdings bei ihm von selbst durch die Natur seines Stoffs gefaßt werden. Es war ein Gegenstand durchaus der Forschung, über den der Geschichtschreiber gar nichts vermochte, wenn nicht der Geschichtforscher vorangegangen war. Diese Beschaffenheit des Stoffs hatte den großen Nutzen, die doppelte Rolle, die er übernehmen mußte, in das wahre Verhältniß unter einander zu setzen; nie hat Müller den Geschichtschreiber über den Geschichtforscher gesetzt; nie diesen über jenen vergessen. Die Beobachtung des wahren Verhältnisses zwischen Beiden ist es aber ohne Zweifel, welche die Grundlage des großen Historikers bildet. So bald einmal jene Ansicht bey ihm fest stand, entging er leicht den Verirrungen seines Zeitalters. Denn welches Zeitalter hat es mehr versucht, die Begriffe über das Wesen der Geschichte zu verdrehen als das seinige? Der schwankende Begriff des historischen Pragmatismus führte auch große Köpfe auf Abwege, von denen sie nicht immer zurückgekommen sind. Die Ansicht von einer stets fortschreitenden Bildung des Menschengeschlechts war schon früher gegeben, als die große philosophische Gährung hinzukam, die ihre Wirkungen auch auf das Gebiet der Geschichte erstrecken wollte. Hatte man vorher sich begnügt den Stoff, den die Geschichte darbot, zu der Ziehung gewisser Lieblingsresultate zu benutzen, so ging man nun so weit — wird es die Nachwelt glauben? — den Stoff selber erfinden zu wollen, um aufgestellte Hypothesen zu begründen. Wenn Müller von diesen seltsamen Verirrungen des menschlichen Geistes sich frey erhielt, so kann es ihm freylich kaum zum Verdienst angerechnet werden; aber auch jene zuerst erwähnte blendende Ansicht von dem Fortschreiten der Menschheit vermochte nichts über ihn. Weder sein großes historisches Werk, noch seine kleinen Schriften, so weit wir sie kennen, tragen die mindeste Spur davon, daß er ihr huldigte. Er konnte seine Gründe haben, nicht geradezu öffentlich dawider zu sprechen; **) wie er darüber dachte, kann nur wenigen seiner Freunde unbekannt seyn.

Diese Heiligthaltung des wesentlichen Charakters der Geschichte erzeugte bey ihm jene Wahrheitsliebe, die unentbehrlichste und die seltenste aller Eigenschaften des Historikers. Nicht von der Wahrheitsliebe ist hier die Rede, die sich blos hütet wissentlich Unwahrheiten zu verbreiten; wir reden von der, um vieles höhern, welche nichts sagen will, was sie nicht selber als wahr erkannte. Jene kann der Vorzug des bloßen Nachschreibers seyn; diese ist der des Forschers. Allerdings war es auch hier wieder der Stoff seines Werks, der Müllern zu statten kam. Er konnte ihn nicht zu leidenschaftlicher Ansicht verführen; es waren die Begebenheiten der entfernten Vergangenheit, die er zu erzählen unternahm. Und wenn auch das geliebte Vaterland ihm stets in jenem milden Schimmer erschien, worin der gute Bürger so gern es erblickt, — was konnte die Wahrheit der Darstellung darunter leiden, so bald er nur deshalb die Schatten nicht übersah? Je tiefer er aber die Wahrheit suchen mußte, je mühsamer und umfassender die Forschungen waren, aus denen sie ihm hervorging, desto mehr gewann er sie lieb. Eben darin liegt ein großer Lohn des treuen historischen Studiums, daß es den Sinn für Wahrheit schärft: und wenn schwerlich ein neuerer Historiker genannt werden kann, der tiefer forschte, so kann auch schwerlich einer genannt werden, dessen Werk jenen Sinn reiner ausspräche, als die Geschichte der Schweiz. Ihr Verfasser konnte irren, in so fern Irrthum das Loos der Sterblichen ist; aber welcher Schriftsteller hat mehr gethan um den Irrthum zu vermeiden; oder wenn er ja darin verfiel, es dem Leser mehr erleichtert ihn zu entdecken? Die Litteratur besitzt kein Geschichtswerk, in welchem die Beweise mit so großer Sorgfalt angeführt wären. Auch davon erkannte Müller nicht die Wichtigkeit auf einmal. Als er die erste Ausgabe seiner Schweizergeschichte begann, gab er sie ohne Citate. Ein allgemeines Verzeichniß der Quellen schien ihm hinreichend. Allein er fühlte bald das Unzulängliche dieser Verfahrungsart; er empfand das Bedürfniß, bei jeder Angabe die Nachwelt zum Schiedsrichter zwischen sich und der Wahrheit zu machen. Indem so jedes Faktum auch seine Beweisstelle erhielt; indem so der Leser keinen Schritt that ohne zu wissen daß er auf festem Boden ging, machte er gleichsam die Kritik verstummen. Sie hat es nicht gewagt, sein Werk von dieser Seite anzugreifen; und schwerlich wird sich auch jemand zu dieser — wahrscheinlich sehr undankbaren — Mühe berufen fühlen. Wer könnte es thun, ohne Müllern vorher nachstudirt zu haben? Und wer dies that, that es wohl zu höhern Zwecken, als um die Kritik seines Vorgängers zu machen.

Als Muster tiefer und gründlicher Geschichtforschung steht also die Geschichte der Eidgenossenschaft für die Nachwelt da! Möge sie als solches wirken; möge sie den Geist der historischen Forschung, diesen dem deutschen Charakter so eigenthümlichen Geist, nie unter uns ersterben lassen! Aus ihr lerne der Verehrer der historischen Muse vor allem zuerst das Schwere seiner Kunst! Wie viele Urkunden und Schriften wurden durchsucht und ausgezogen, wie viele Nächte durchwacht, um nur den Stoff zu gewinnen, den das Genie demnächst verarbeiten sollte!

Die Anordnung, die Behandlung, die Belebung dieses Stoffs, überhaupt das Geschäft des Geschichtschreibers, schien keine geringeren Schwierigkeiten darzubieten.

Allerdings giebt es in der Geschichte der Schweiz seit dem Ursprunge des Bundes Einen Hauptpunkt, um den das Ganze sich dreht: zu zeigen wie die Verfassung bestand, und die Freyheit erhalten wurde. Kein anderer läßt sich denken als allgemeiner Mittelpunkt; auch die Verhältnisse mit Oesterreich nicht; sie treten nur in gewissen Zeiträumen hervor, und bleiben deshalb von selber jenem untergeordnet. Allein dieser Centralpunkt lag mehr in dem Gemüth des Geschichtschreibers, als daß er klar hingestellt werden durfte. Ihn klar hinstellen hätte geheißen die Geschichte verderben; indem man sie entweder beschränkte oder gar verdrehte. Aber dem Geschichtschreiber mußte dieser Gesichtspunkt stets vor Augen bleiben, während der Leser ihn mehr ahnete als sah; weil daraus der innere Zusammenhang des Ganzen, der Pragmatismus der Geschichte, wie ihn die Kunstsprache nennt, hervorgehen mußte. So wurde der Gesichtskreis keinesweges dadurch beengt; denn fast alle Begebenheiten hatten darauf Beziehung. Hing nicht darin die Geschichte der Verfassung? die Geschichte der meisten Kriege vor den Söldnerkriegen? Wurde nicht so die Schilderung der Sitten, der Religion, der Aufklärung, sonst mit der Politik immer in einer anscheinend so schwachen Verbindung, hier ein Hauptstück des Gemäldes? Von diesem Standpunkt betrachtet wird uns also, was sonst nicht so seyn würde, die Geschichte der Schweiz als ein in sich vollendetes Ganze erscheinen können. Ein äußeres Band, das dies Ganze umschlungen und zusammen gehalten hätte, war hier weiter nicht vorhanden; es mußte ein inneres Band seyn, wenn auch meist dem Leser unsichtbar, darum nicht minder fest und ununterbrochen fortlaufend.

Aber auch bei diesem allgemeinen Gesichtspunkt mußte doch die Anordnung des Mosaiks der Schweizergeschichte, dieses so zerstückelten Stoffs, mit großen Schwierigkeiten verbunden bleiben. Das ganze Gewicht davon kann nur derjenige fühlen, der damit zu ringen hat. Es könnte Anmaßung scheinen, den Meister meistern zu wollen; wenn es uns auch dünkt, daß diese Seite die weniger glänzende seines Werks sey. Der große Zweck der historischen Anordnung soll seyn, dem Leser stets den Ueberblick des Ganzen gegenwärtig zu erhalten; aber welche Schwierigkeiten hatte dies bei einem Stoff, wo das Ganze aus so lose verknüpften und zugleich so ungleichartigen Theilen bestand? Die Geschichte der Eidgenossenschaft ist sehr arm an Begebenheiten, die für den ganzen Bund allgemein Epoche machend gewesen wären; nicht einmal die Schlachten und Siege waren es; denn gewöhnlich erfocht man sich dadurch nicht mehr, als die Fortdauer des Alten. Es war daher schwer diese Geschichte in

*) Unter dem Titel: der Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft; 1stes Buch Leipzig 1786. 2tes Buch 1786. 3tes Buch 1ste Hälfte 1788. 2te Hälfte 1795. Neue verbesserte und vermehrte Auflage dieser 3 Theile. Leipzig 1806. 4ter Theil 1805. 5ten Theils 1ste Abtheilung 1808. 8. Die Geschichte ist darin herunter geführt bis zum Jahr 1489.

**) Man sehe vor allem seine Vorrede zum ersten Theil der Herderschen Schriften.

Perioden abzutheilen, die sich selbst gemacht hätten; und eine einfache chronologische Anordnung blieb das einzige Mittel. Auch bleibt es das größte Lob des Geschichtschreibers in dieser Rücksicht, daß er der Natur folgte, ohne dem Stoffe Gewalt anzuthun. Was wäre aus der Schweizergeschichte geworden, hätte ihr Verfasser sie als ein abgerundetes Kunstwerk drechseln wollen? Wie vieles würde schief gestellt, wie vieles weggefallen seyn? Vor solchen Mißgriffen bewahrte ihn sein gesunder Blick. Was in den Begebenheiten der Schweiz merkwürdiges gewesen sey zu erzählen, immer in Beziehung auf das Haupt-Thema, Bildung und Erhaltung der Freiheit, war seine Absicht. Darum nannte er sein Werk die Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft; das Detail mußte ihm das Interesse geben. Dabey konnte es nicht fehlen, daß manches erzählt werden mußte, was fast unmöglich eine allgemeine Wichtigkeit haben konnte. Die Geschichten einzelner Geschlechter, einzelner wenig bedeutender Oerter und Herrschaften. Auch ist vermuthlich — mag jeder Leser zuerst sich selber fragen — Müllers Schweizergeschichte viel weniger ganz gelesen worden, als man gewöhnlich annimmt. Aber jedes einzelne Kapitel ist fähig den Geist zu erheben, wie ein einzelner Gesang der Iliade es thut.

Woraus geht denn aber jenes Interesse hervor, das die Geschichte der Schweiz, wenn auch ungleich in den einzelnen Theilen, uns einflößet? Unstreitig zuerst aus dem eigenen lebendigen Interesse des Verfassers für seinen Stoff. Es giebt keine andere Quelle, aus der die Theilnahme des Lesers zunächst fließen könnte, als aus dieser; wenn es auch vielleicht durch manche Nebenmittel erhöht werden kann. Jenes eigene lebendige Interesse des Schriftstellers aber, woraus entspringt es als aus dem tiefen Studium seines Gegenstandes? Indem er seine ganze Geisteskraft aufbietet sich seiner zu bemächtigen, erhält er in seinen Augen eben dadurch eine immer höhere Wichtigkeit. Er spricht davon mit der Theilnahme, mit der Wärme, die er nach seinem eigenen Gefühl verdient; und so gelingt es ihm auch, diese Theilnahme bey seinen Lesern zu erregen. Wenn Müllern dieses vor andern gelang, so lag eine Haupturſache davon in seiner Art zu arbeiten. Vorarbeit und Ausarbeitung standen bey ihm in einem engen und unzerstörbaren Verhältniß; es war nicht seine Sitte, erst dann ans Ausarbeiten zu gehen, wenn die Vorarbeiten schon lange vollendet waren. So bald er des jedesmaligen Stoffs Herr zu seyn glaubte, zauberte er auch nicht mit der Ausarbeitung. „Ich arbeite täglich sechs bis sieben „Stunden an der Schweizergeschichte; drey Stunden ordne und „komponire ich; drey Stunden setze ich die Folianten, die Chro„niken, Zwingli u. a. fort." *) Ist es nicht während der Vorarbeiten, wo nicht nur von selbst die Ideen sich entwickeln, sondern wo sie auch ihre volle Lebendigkeit haben? Wie vieles geht verloren, wenn man mit dem Ausarbeiten zaudert; nicht nur an Ideen, sondern auch an der Frische des Kolorits! Nur jenes Ausarbeiten ist daher auch hoher Genuß; und Müller empfand ihn nach seinem ganzen Werth! „Wenn Sie, schreibt er seinem „Freunde, das höchste Vergnügen des Geistes empfinden wollen, „so müssen Sie komponiren. Wenn Sie Ihre Begriffe bestim„men, Ihre Schreibart vervollkommnen, Sich die reizendste „Beschäftigung und Ihrem Geiste die würdigste Richtung geben „wollen, so müssen Sie komponiren; nicht für Ihr Schreibpult; „nicht allein für mich; sondern für das Publikum." **) Nur eigene Erfahrung kann die ganze Wahrheit dieser Bemerkung bestätigen; welchen höhern Genuß kann es für den schöpferischen Geist geben, als schaffen? Müller konnte damit noch einen Vortheil verbinden, den das Lokal der Schweiz ihm darbot. Es ist ein beschränktes Lokal; aber alles in der Geschichte hängt daran. In den glücklichen Jugendjahren, wo das meiste seines Werks gearbeitet ward, hinderte ihn nichts, sich diese Kenntniß zu verschaffen. Er brauchte deshalb nicht erst Reisen wie Polybius zu machen; kurze Wanderungen reichten hin; auch kannte er den Schauplatz seiner Geschichte, wie Homer den seiner Iliade. Es war Sitte bei ihm, die Geschichte der einzelnen Theile immer dann zu beschreiben, wann er sie gesehen hatte. „Seit „meinem letzten Briefe habe ich Kyburg und die alten Baronen „geschildert, Thun, Burgdorf, Winterthur haben nun ihre „Historie, bey Rapperswyl bin ich auf eine Anhöhe gestiegen, „habe das schöne Grüninger Land übersehen; heut habe ich Ga„ster eingenommen; übermorgen ziehe ich ins Rheinthal; dann „schiffe ich auf dem Constanzer See, lande im Thurgau, dann „wieder den Untersee herab, den Rhein herunter zu den Rhein„fällen; und da kömmt die Historie von Schafhausen." ***)

Ein eigenthümlicher Vorzug von Müller, wodurch das Interesse seines Werks nicht wenig gehoben wird, ist ein gewisser praktischer Geist, geleitet durch einen richtigen Blick in der Politik. Jene Vorliebe zum praktischen, die so früh sich bey ihm entwickelte, und sein ganzes Leben hindurch in seiner persönlichen Lage ihre Nahrung fand, spricht sich allenthalben in seinen Werken aus. Er schrieb die alte Geschichte des Vaterlandes nicht als Chronikenschreiber; sondern stets den Blick auf die Gegenwart gerichtet. Er hatte sein Zeitalter sehr richtig aufgefaßt. Erschienen gleich die ersten Theile seines Werks noch vor dem Anfange der Umwälzung von Europa, so ließ er sich doch durch die anscheinende Sicherheit nicht täuschen. Die Zeit der Ruhe zu nutzen, um gegen künftige Stürme sich Schutz zu verschaffen, war immer sein Rath. Dieser richtige politische Blick ward durch Erfahrungen bey ihm geleitet, hergenommen zum Theil aus der Gegenwart, weit mehr aus der Vergangenheit. Hatte er nicht dazu die Geschichte der Völker und Reiche studiert, die innern Ursachen ihres Aufblühens und ihres Verfalls kennen zu lernen? Das eigenthümliche der verschiedenen Verfassungen zu ergründen; davon die Anwendung auf die Gegenwart zu machen? deshalb hatte er sich zum Universalhistoriker gebildet; und diese Bildung war es, die seinem Werke einen großen Theil seines Werths gab. Wer mit freiem Geiste und Blick die Geschichte schreiben will, muß mehr als Ein Volk, mehr als Einen Staat kennen gelernt haben. Wie sollte er das Wesen des einen ergründen können, wenn er nicht mit andern ihn zu vergleichen im Stande ist? Blieb nicht deshalb die Ansicht der deutschen Geschichte so beschränkt, weil die Publicisten meist nur ihren Staatskörper kannten? So nicht Müller, als er die Schweizergeschichte schrieb! Nicht im engen Grunde, sondern auf dem Gipfel stehend, von dem er herunter das unermeßliche Gebiet der Weltgeschichte überblickte, schrieb er die der Schweiz. Andere Staatsformen, andere Zeiträume, lagen immer zugleich vor seinen Augen da. Die großen Männer der Vorwelt waren ihm gegenwärtig, wenn er von den Helden seines Vaterlandes sprach. Besaß er auch vielleicht bey der ausgebreitetsten Kenntniß nicht die Biegsamkeit des Geistes, die dazu erforderlich ist, sich das Entfernte und das Fremde gleichsam anzueignen, so vermochte er es doch im Ganzen aufzufassen und zu beurtheilen. Es ist wörtlich wahr, was er uns schon oben sagte: daß man die Schweiz mit andern Augen ansieht, wenn man den Abulfeda gelesen hat. Was kann den Charakter einer freien Verfassung mehr herausheben, als wenn man im Stande ist, ihn dem Despotismus des Orients gegenüber zu stellen? So erhielt seine Schweizergeschichte, trotz ihres beschränkten Stoffs, doch einen gewissen universalhistorischen Anstrich; nicht weil sie die Begebenheiten der allgemeinen Geschichte, aber weil sie die Resultate enthält, die ein überlegener Geist aus ihr gezogen hatte. Was Müller aus dem Innern seines Gemüths zu seinem Werke brachte scheint uns auf drey Punkte hinaus zu gehen. Eine heitere Ansicht der Welt; einen lebendigen Sinn für Freyheit; und nicht weniger für politische Größe. Wie hätte er unter den Umgebungen und in dem Alter, wo er schrieb, eine andere als heitere Ansicht der Welt gewinnen können? Er blickte in sie hinein, nicht wie Tacitus als in düstere Wolken gehüllt; sondern wie in eine offene, im Sonnenlicht liegende Landschaft. Und wenn manche bittere Erfahrungen der spätern Jahre auch bey dem Mann die Ansichten der Gegenwart änderten; so suchte der Schriftsteller sich doch die heitere Ansicht der Vergangenheit zu erhalten. Noch der letzte unvollendete Theil seiner Schweizergeschichte giebt reiche Beweise davon. Der Sinn für politische Freiheit, durch Geburt und Erziehung genährt, war mit dem Stoffe selbst so eng verbunden, daß ohne ihn dieser kaum hätte behandelt werden können. Aber die Begriffe darüber hatten schon bey dem Jüngling sich so fest bestimmt, daß er nachmals vor den Verirrungen des Zeitalters gesichert blieb. Den Widerwillen gegen die spekulativen Ansichten der Geschichte hatte er schon damals gefaßt. „N. irrt mit der höchsten Metaphysik „in der Historie herum. Er ist ein wichtiges Beyspiel für mich; „damit ich mich nicht im gleichen Empyreum verzehre, sondern „zu den Sinnen spreche; populair schreibe; und wie die Alten „den praktischen Nutzen erwäge. Es ahnet mir, (setzte er pro„phetisch hinzu;) die Zeit kommt, da es in der Historie Scholastiker geben wird wie in der Philosophie. Gott bewahre mich „nur vor Träumen! Die Erfahrung der vergangenen Zeit soll „mich im Labyrinthe der Politik leiten; ich will für die exis„tirende Freyheit leben, und für die Völker denken!" *) Daher war Müller, wenn gleich Republikaner von Geburt, doch gar nicht blinder Bewunderer von Republiken. Die Weltgeschichte führte ihn früh zu der Ueberzeugung, daß dieselbe Verfassung nicht für Alle tauge; und das Glück der Völker keineswegs an Eine Form, wie überhaupt am wenigsten an Formen, gebunden sey. Der Held des Jahrhunderts, der Glanz seiner Monarchie, in der hohe Geistesfreyheit mit autokratischen For-

*) Briefe S. 85.

**) Briefe S. 112.

*** Briefe S. 135.

*) Briefe S. 95. 136.

men gepaart war, wirkte außerdem mächtig auf ihn ein; so daß er es selbst wünschenswerther finden konnte, unter Friedrichs Scepter, als im freyen Vaterlande zu leben. Stets ehrte und achtete er die Einrichtungen der Staaten, deren Bürger er war; wie sehr er auch bis zum letzten Athemzuge an dem geliebten Vaterlande hing. Indem er so sich die freye Ansicht von dem Werth der Verfassungen erhielt, konnte auch die Würdigung großer Männer nicht darunter leiden. Er pries sie, wo die Geschichte oder die Gegenwart sie ihm zeigte; sie zogen ihn an, gleichsam mit magnetischer Kraft; einen aufrichtigern Bewunderer als ihn haben sie nicht gehabt und können sie nicht haben. Doch war es politische Größe, der er diese Bewunderung am ersten und am bereitwilligsten zollte; vielleicht selbst da, wo sie nicht mit dem moralischen Adel verbunden war, ohne welchen das unverdorbene Gefühl ihr nur ungern huldigen mag. Politisch-groß aber war in seinen Augen Alles, was die Völker und die Staaten hebt; groß und herrlich vor allem jedes ihrer Verbindung durch Unterricht und Bildung gewidmete Bestreben; groß die Schöpfer und Beförderer von diesen; bey deren Lobe er so oft mit Vorliebe verweilt.

Diese Hoheit des Gefühls, die dem Ganzen seines Werks einen erhabenen Charakter gab, ward bey Müller von einer lebendigen Imagination unterstützt. Sie vergegenwärtigte ihm die Scenen, die er beschrieb; und auch von der Seite der Darstellung gebührt seiner Geschichte ein hoher Platz. Müllers Imagination war bei aller ihrer Lebhaftigkeit dennoch ganz die des Historikers; nicht die des Dichters. Sie war mehr stark und wahr, als üppig und verschönernd. Er blieb ganz der Herr; nie hat sie bey seinen Schilderungen ihn weder zum Schwulst noch zur Künsteley verführt. Das ist das Eigenthümliche der historischen Schilderung, wodurch sie sich von der epischen unterscheidet, daß nie geschildert werde, um zu schildern, sondern um deutlicher zu belehren. Ist und bleibt Belehrung Hauptzweck der Geschichte, so muß auch die Darstellung als Hülfsmittel derselben ihr untergeordnet bleiben. Wer darüber hinaus geht, straft unfehlbar sich selbst, indem er das Vertrauen des Lesers verliert; der es bald empfindet, daß sein Führer aus seinem Charakter fiel. Aus diesen Bemerkungen folgt ein ewiges Gesetz für den Geschichtschreiber als Darsteller vor: er folge seinem Stoff. Mit ihm hebe, mit ihm senke sich der Vortrag. Nur vergesse der Historiker nie, was der Zweck seiner Schilderung seyn soll: Vergegenwärtigung des Geschehenen, so wie es geschah. Die Geschichte der Schweiz ist nicht arm an Gegenständen für die historische Mahlerey. Müller hat sie nicht ängstlich gesucht; aber wo er auf sie stieß, nicht verschmäht. Auch ist es nicht Eine Art von Schilderungen, die ihm vorzugsweise gelänge; sein Werk ist gleich reich an Idyllenstücken, wie an Schlachtstücken. Man kann nicht sagen, der Geschichtschreiber habe bey diesen letzteren mit Vorliebe verweilt. Bemerken müssen wir aber auch hier den tiefen Wahrheitssinn. Als er sich zum Historiker bildete, fand er es früh, wie unentbehrlich ihm Kenntniß der Kriegskunst sey; um mit Gerechtigkeit würdigen und mit Treue darstellen zu können. *) Er strebte sich diese zu verschaffen, so weit seine Lage erlaubte. Die Schlachten, die er uns schilderte, ertten freylich nicht die Kunde der neuern Taktik. Sie fallen ins Mittelalter; mehr den Homerischen ähnlich; wo nicht Masse, sondern der Mann galt. Welche Muster dieser Schilderungen giebt nicht in seinem letzten Theile die Geschichte des Burgunder Kriegs? Aber wie gern sein Geist bey den ernsten und friedlichern Scenen verweilte, wie die sonst so kühne und kurze Manier, wo patriarchalische Scenen sich darboten, fast der Herodotischen Redseligkeit nähert, zeigen es nicht schon diesem Theile jene Schilderungen der wechselseitigen Landesuche der Kantone; jenes Gemälde des frommen Einsiedlers Claus, des Friedensstifters, der mit verdienter Glorie umstrahlt, jetzt durch ihn seinen Platz im Tempel der Geschichte hat?

Wer kann von dem Mahler sprechen ohne seiner Farben, wer von dem Geschichtschreiber ohne seiner Sprache zu gedenken? Müllers Sprache ist ihm eigen. Sie ist dieses in einem gewissen Sinne jedem großen Schriftsteller; aber Müllern in einem höhern Grade. Er fand sich in der Nothwendigkeit sich selber seine Sprache zu bilden. Als er als deutscher Geschichtschreiber in die Laufbahn trat, war zwar die deutsche Literatur schon reich an Werken der Forschung; aber durchaus arm an Werken des historischen Styls. Er mußte sich diesen also zugleich mit seinem Werke schaffen. Kürze und Gediegenheit sind sein Charakter; Neuheit und Kühnheit in der Wortstellung; oft nicht ohne Gefahr der Härte, und selbst der Dunkelheit. Es ist schon sonst gesagt, *) daß man diesen Styl schwerlich kürzer und richtiger charakterisiren kann, als wenn man ihn einen veredelten Chronikenstyl nennt. Weit entfernt, dadurch Tadel auszudrücken — denn was ist Chronikenstyl anders als der Styl der einfachen Erzählung? — schließt es vielmehr das Lob in sich, daß dieser Styl in einer innern Harmonie mit dem Stoff stand, den der Geschichtschreiber behandelte. Das Mittelalter wollte er schildern; ist es zu tadeln, wenn auch seine Sprache die Farben davon trug? Aber sichtbar ist zugleich dieser Styl lateinischen Schriftstellern nachgebildet. Die römische Kürze und Bestimmtheit des Ausdrucks auf die deutsche Sprache zu übertragen, so weit es möglich schien ohne offenbare Gewalt, ist sein Streben. Wer mag leugnen, daß ihm dieses oft herrlich gelungen sey? Wer mag leugnen, daß er unsere Sprache, den historischen Styl von der Weitschweifigkeit und Schwäche zu der Kürze und Kraft zurückführend, auf eine höhere Stufe hob? Wie oft reißt er dadurch uns mächtig mit sich fort? Ueberrascht, erschüttert, und eilt schon weiter, während wir noch halb bewegt, halb betäubt ihm nachsehen? Aber hätte er das gekonnt, wäre seine Sprache bloße Nachbildung gewesen? Wäre sie neben dem Studium nicht zugleich aus seinem Innern hervorgegangen? Nur dadurch, nur durch die ihm selber inwohnende Kraft ward es ihm möglich, in der selbstgewählten Rüstung, wenn nicht mit Leichtigkeit, doch mit Würde und freyem Anstande einherzugehen. Seine Sprache nachbilden wollen, ohne gleiche Eigenthümlichkeit mit dazu zu bringen, führt zur Einförmigkeit, zum Zwang, und zur Künsteley. Will man aber gar sie als das einzige Muster aufstellen, will man die Werke Anderer, die ihrem Genius folgend, auch ihre Schreibart sich bilden, darnach messen; — so ist es geschehen um unsern historischen Styl. Es gibt nicht Eine Norm der historischen Schreibart; nur der historische Styl taugt nichts, der nicht der Styl der Belehrung ist. Aber der belehrende Vortrag läßt viele Verschiedenheiten des Styls zu; und mehr im Allgemeinen darüber zu sagen ist beynahe unmöglich. Schrieb denn Thucydides wie sein Vorgänger Herodot? Schrieb Cäsar wie Sallust; Livius wie Tacitus? Und wer wird aufstehen und sagen, einer von ihnen habe schlecht geschrieben?

In vielfachem Sinn wird also Johann von Müller ein Muster der Hystorie genannt! Er schrieb einen Theil der deutschen Geschichte; in deutscher Zunge; und mit deutschem Gemüth. Alle edlen Grundzüge des deutschen Charakters, reiner Wahrheitssinn, Freyheitsliebe mit Ordnung, tiefes und inniges Gefühl für alles Herrliche und Große sprechen sich laut darin aus. So steht es da, ein Nationalwerk im höhern Sinn; eine deutsche Eiche auf deutschem Boden. Laut und dankbar nahm es — selbst mitten in ihren Verirrungen über das Wesen der Geschichte, gleichsam sich selbst widersprechend, — die Mitwelt auf; daß die kommenden Geschlechter es nicht vergessen, dafür hat der Geschichtschreiber gesorgt!

*) Briefe S. 377.

*) Man sehe unsere Beurtheilung der neuen Ausgabe seines Werks in: Göttingische gelehrte Anzeigen 1807. 19tes Stück.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel.

Dieser ruhmvolle Begründer einer neuen philosophischen Schule ward den 27. August 1770 zu Stuttgart geboren und studirte, nachdem er sich auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, durch Privatlehrer und im theologischen Stifte zu Tübingen dazu vorbereitet hatte, auf letzterer Universität die Philosophie, Naturwissenschaften und besonders Mathematik und Physik. Ein kleines von seinem Vater ererbtes Vermögen setzte ihn in den Stand, dem bis dahin gefolgten Berufe eines Hauslehrers zu Bern und später zu Frankfurt am Main zu entsagen und sich 1801 in Jena als Privatdocent zu habilitiren. Hier begann er im Hinblick auf den ihm befreundeten Schelling sein System auszubilden, ward 1806 außerordentlicher Professor der Philosophie, gab aber noch in demselben Jahre seine Stelle auf und ging als Redacteur der politischen Zeitung nach Bamberg und von da 1808 als Rector und Professor des Gymnasiums nach Nürnberg. 1816 führte ihn ein Ruf als Professor der Philosophie nach Heidelberg und 1818 in gleicher Eigenschaft an Fichte's Stelle nach Berlin, wo er noch mit den Insignien des rothen Adlerordens III. Classe beehrt wurde. Er starb daselbst den 14. November 1831 an der zu jener Zeit dort herrschenden Cholera.

Von ihm haben wir:

Sämmtliche Werke. Berlin 1832—1834, 1. — 5. Lief., von seinen Schülern und Freunden besorgt.

Einzeln:

Ueber die Differenz des Fichte'schen und Schelling'schen Systems. Jena 1801.

Kritisches Journal der Philosophie. Tübing. 1802, 2 Stücke, mit Schelling.

System der Wissenschaft. Bamberg und Würzburg 1807, 1. Bd.

Wissenschaft der Logik. Nürnberg 1812—1816, 3 Bde.

Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften. Heidelberg 1817. 2. Aufl. Ebendas. 1827. 3. Aufl. Das. 1830.

Grundlinien der Philosophie des Rechts, oder Naturrecht und Staatswissenschaft. Berlin 1821.

Lateinisch:

De orbitis planetarum.

Auch gab er mit seinen Schülern die 1828 begründeten „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" heraus.

Ueber Hegel's philosophisches System und dessen Einwirkung auf Leben und Wissenschaft gründlich und frei zu urtheilen, muß der Nachwelt anheim gestellt bleiben, da jeder Urtheilende unter den Mitlebenden nothwendig Parthei nehmen muß. — Eine Darstellung der H'schen Philosophie aber liegt außer dem Bereich dieses Werkes, dessen Herausgeber sich hier auf eine ehrfurchtsvolle Anerkennung des großen Denkers und vortrefflichen Mannes und Lehrers allein zu beschränken hat, um so mehr, als sich seine tiefen, streng wissenschaftlichen Schriften nicht zu einem allgemein verständlichen und dem Zweck dieses Unternehmens entsprechenden Auszuge eignen.

Dietrich Herrmann Hegewitsch

ward den 15. December 1740 zu Quackenbrück im Hannöverschen geboren und sollte dem Wunsche der Seinigen zu Folge sich dem Studium der Rechte widmen, studirte aber zu Göttingen Theologie und besonders Geschichte, von welcher er sich sehr angezogen fühlte. Nach kurzem Aufenthalte kehrte er als Legationssekretär des Grafen Schimmelmann nach Hamburg zurück und privatisirte von 1775 — 1780 daselbst. In diesen Jahren erhielt er aber eine außerordentliche und 1782 eine ordentliche Professur der Philosophie zu Kiel, ward 1805 Etatsrath, 1809 Ritter des Danebrogordens und starb daselbst den 4. April 1812.

Von ihm erschien:

Geschichte Karls des Großen. Leipzig 1772.

Geschichte der fränkischen Monarchie vom Tode Karls bis zum Abgang der Karolinger. Hamburg und Kiel 1779.

Geschichte der Deutschen von Konrad I. bis zum Tode Heinrichs II. Hamburg 1781.

Geschichte der Regierung Kaiser Maximilians I. Ebendas. 1782. 1783. 2 Bde. Neue Ausg. Leipzig 1818.

Charaktere und Sittengemälde aus der deutschen Geschichte des Mittelalters. Leipz. 1786.

Allgemeine Uebersicht der deutschen Kultur geschichte bis Maximilian I. Ebendas. 178 Neue Aufl. 1818.

Geschichte der Regierung Kaiser Karls d Großen. Hamburg 1791. Neue Aufl. Leipzig 181

Geschichte Kaiser Friedrichs II. Züllichau 179

Historische, philosophische und literari Schriften. Hamburg 1793. 2 Bde.

Christiani's Geschichte der Herzogth Schleswig und Holstein. Kiel 1801 u. 1 3. u. 4. Bd.

Geschichte der englischen Parlamentsbe samkeit. Altona 1804.

Historischer Versuch über die römischen Fi zen. Altona 1804.

Geographische und historische Nachrichten, Colonien der Griechen betreffend. Altona 1808. trag dazu. Ebendas. 1811.

H's historische Leistungen zeichnen sich durch Gr lichkeit, Geist und elegante Darstellung aus und verd teten durch die Forschungen, deren Resultate er in selben niederlegte, Licht und Klarheit über manches eigniß, über welchem vor seiner Zeit noch tiefes Du geschwebt hatte.

Ulrich Hegner

ward 1759 zu Winterthur geboren und von seinem Vater, dem dasigen Stadtphysikus zur Vorbereitung auf das Studium der Medicin den Schulen seiner Vaterstadt und dem Privatunterricht eines Anverwandten übergeben. 1776 bezog er deshalb die Universität Straßburg, erwarb sich daselbst 1781 die Doctorwürde, machte dann eine Kunstreise durch Deutschland und beschäftigte sich nach seiner durch den Tod seines Vaters nöthig gewordnen Rückkehr besonders mit Malerei, bis er zum Landschreiber der Grafschaft Kyburg ernannt wurde. Die Revolution von 1798 enthob ihn dieser Stelle und brachte ihn als Appellationsrath nach Zürich, wo er bis zu Lavaters Tode blieb. Dann gab er diese Stelle auf und reiste nach Paris, übernahm aber 1805 wieder eine Rathsstelle in seiner Vaterstadt, ward Friedensrichter und sieben Jahre darauf Mitglied der Regierung in Zürich. Weil seine Stellung ihm aber nicht zusagte, kehrte er bald nach Winterthur zurück und lebte blos seinen literarischen Beschäftigungen.

Er gab heraus:

Gesammelte Schriften. Berlin 1828, 5 Bde. in 8.

Einzeln:

Auch ich war in Paris. Winterthur 1804. 3 Bde. 8.
Die Molkenkur. Zürich 1812. 8. Ausg. Ebendas. 1827. 3 Thle. in 12. mit Vignetten.
Saly's Revolutionstage. Winterthur 1814 in 8. mit 1 Kupf.
Berg-, Land- und Seereisen. Zürich 1818 in 12.
Suschens Hochzeit. Zürich 1819, 2 Bde. Fortsetzung der Molkenkur.
Hans Holbein der Jüngere. Berlin 1827 in gr. 8. mit Bildniß desselben.

Ein einfacher und angenehmer Erzähler, der durch Wärme des Gefühls, Anspruchslosigkeit und lebendige Darstellung die Aufmerksamkeit des Lesers zu spannen und belohnend festzuhalten weiß. Seine glücklichste Leistung ist die „Molkenkur," die um ihrer Erfindung wie um ihrer Behandlung willen als ein Meisterwerk ihrer Gattung nicht genug empfohlen werden kann.

Gedanken, Meynungen Urtheile.*)

Aus frühern Papieren gezogen.

Man pflegt oft Gewohnheiten für willkührliche Handlungen anzusehen, und so die Leute für schlimmer zu halten als sie sind. Manches kann ehemals Affectation an einem Menschen gewesen seyn, das jetzt nur noch Gewohnheit oder auch angeerbt ist; es gibt auch sittliche Erbübel.

* * *

Gemeine Seelen, die sich selbst aber mehr Verstand zutrauen als andern Leuten, machen sich gewöhnlich durch Affectation lächerlich; besonders Frauen.

* * *

Es kann viele Menschen geben die groß wären, wenn sich ein Anlaß zeigte. Die wirklich großen aber sind die, welche selbst den Anlaß machen.

* * *

Es ist leicht sich zu verbünden, aber schwer das Bündniß treu zu halten.

* * *

Wer in einer allgemeinen gefährlichen Lage kleinliche Späße sagt, und unzeitig lacht, der verstellt eine große Furcht.

* * *

Gott braucht als Werkzeuge zu großen Dingen oft Menschen die schlecht sind, und ganz was anders im Sinne hatten als sie bewirkten.

* * *

Es giebt Leute die sich nicht nach denen so stehen messen, sondern nach denen so gefallen sind, und sich dann was rechtes einbilden.

* * *

Der Aufenthalt in kleinen Städten ist darum langweilig, weil man weniger Vergleichungen anstellen kann, als in großen.

* * *

Viele ziehen es jetzt noch vor, lieber Spießbürger als Staatsbürger zu seyn, und haben nicht ganz unrecht.

* * *

Man hätte erwarten dürfen daß die Deutschen, nachdem das heilige römische Reich untergegangen, und so vieles andre neu geformt worden, auch an eine gemeinsame bessere Norm in ihrem Titelwesen gedacht, und statt der abgeschmackten Hoch- und Wohlgeborenheiten ꝛc. kürzere Anreden und Aufschriften, wie andre gebildete Nationen eingeführt hätten.

* * *

Der Duc de Richelieu so wie wir ihn kennen, und wie ihn auch Chamfort mahlt, gehört unter die antiprovidentiellen Erscheinungen. Von früher Jugend an wollüstig, lasterhaft, grausam, eitel und egoistisch im höchsten Grad, lebte er in beständigem Glück, befriedigte alle Lüste bis an sein Ende, und starb ohne Schmerzen und ohne Todesangst über neunzig Jahre alt.

* * *

Die Menge unter Vornehmen und Geringen ist dem Aberglauben an Ahnungen, Visionen, geheime Kräfte, Sympathie, Träume und dergleichen im geheimen mehr ergeben als im öffentlichen Leben; aus Eitelkeit und Menschenfurcht stellt sich mancher an, einem freysinnigen Urtheile beyzustimmen, wovon er für sich eher das Gegentheil glauben möchte, oder glaubt. Man will vom Verstande doch noch den Schein haben.

* * *

Favor juris — ein guter Ausdruck für eine Sache, wodurch mehr in der Welt geschieht, als durch das Jus selbst.

* * *

Gemeinköpfe laben sich an Gemeinörtern.

* * *

Ein Zuschauer kann oft besser den wahren Grund der Handlung angeben, als der Handelnde selbst.

* * *

Was ich gerne sehe, sind kleine Kinder die zur Schule gehen, und Unmündige die bethen.

* * *

Der größte Reiz zum Stolz liegt für einen braven Mann in den Demüthigungen die ihm große Herren widerfahren lassen.

---

*) Aus Hegner's Werke. V. Band.

Wer seine Pflicht gegen das Vaterland thut, ist der wahre Patriot; nicht der so andre zu seinen Begriffen von Vaterlandsliebe überreden will. (1798.)

* * *

Das ist die vernünftigste Vernunft, die im Dunkel stille zu stehen und auf das Licht zu warten weiß.

* * *

Clavicula Salomonis etc. — Rechtthun ist die kräftigste Magie. Ein reiner und unsträflicher Mensch wirkt ausgebreiteter in jedem Sinn, und hat, ohne daß er's weiß, mehr dienstbare Geister, die seinen Willen thun, als der kundigste Magus, dem seine Kunst nur Unruhe und nie befriedigten Vorwitz bereitet, wodurch sein bestes Wirken gehemmt wird.

* * *

Fühle ich mich niedergeschlagen oder verlassen, so schickt mir Gott einen Menschen oder einen Brief zu, der mich aufmuntert. Gerathe ich in Eitelkeit oder Stolz, so weiß Er mich auf ähnliche Art zu demüthigen.

* * *

Nil praeter nubes et coeli numen adorant, sagten die Römer von den Juden; und das ist noch jetzt die Sprache aller stolzen Spötter einer demüthigen Sache — Etwas von der Wahrheit mit einem absurden Zusatze.

* * *

Griechen und Römer waren bey ihrem Gottesdienste nur für die zeitliche Gegenwart besorgt, und sehr gleichgültig gegen die Zukunft. Hingegen Geringschätzung des Irdischen und festes Vertrauen auf das Ewige unterschied die ersten Christen von den Heyden. Welche Gottesverehrung ist die bessere?

* * *

Für hypochondrische Menschen ist der Aufenthalt auf Bergen von weiter Aussicht nicht so anziehend und heilsam, wie in einem lieblichen beschränkten Thale; denn ein hypochondrischer Blick haftet lieber am kleinen und engen, als am großen und mannigfaltigen.

* * *

Mit wenigen und kleinen Ideen kann man oft viel Wohlredenheit verbinden, ohne damit viel Wirkung hervorzubringen, eben weil die Ideen klein sind. Ein andres aber ist Beredsamkeit. Bey der Aristokratie (auch in der Schweiz) findet man mehr Wohlredenheit, bey der Demokratie mehr Beredsamkeit.

* * *

Gewisse Leute, sagte Simonidès, sind zu dumm als daß sie betrogen werden könnten.

* * *

Man muß sich in Acht nehmen, es gibt der Leute, die den Widerspruch nicht ertragen können, mehr als man glaubt; sie finden sich gleich persönlich beleidigt. Die einen, weil sie glauben, man trete ihrer Ehre, die andern, man trete ihrem Verstande zu nahe. Doch sind diejenigen welche den Widerspruch nicht vertragen können, noch erträglicher, als die welche immer widersprechen. Oft sind es auch ebendieselben.

* * *

Unter der Mittelklasse giebt es am meisten Reputationsnarren — auch in der Schriftstellerwelt.

* * *

Ein Mann war heute bey mir, dem in Zeit von sechs Wochen fünf seiner nächsten Anverwandten am Faulfieber gestorben sind, nämlich Frau, Vater, Kind, Schwiegermutter und Schwägerin; Er selbst war eine Zeit lang dem Tode nah. Der Eindruck den dieses Unglück auf ihn gemacht zu haben schien, war eine große Weichheit des Gefühls und kindliches Annähern zu denen, die er für seine Freunde hielt. Uebrigens hatte er die Ruhe des unverschuldeten Unglücks; die Ruhe in der Nothwendigkeit, welche mit der Ruhe in Gott Eins ist.

* * *

Es ist ein Fehler gewöhnlicher Geschichtschreiber, daß sie über Krieg und andre die Menschheit zerstörende Uebel sich so weitläuftig herauslassen, und über das Glück des Friedens und seine häuslichen Freuden so kurz sind. Auch Gibbon macht sich dessen schuldig. Wenn er in der Geschichte des Falles des römischen Reiches nur das abschreiben wollte, was diesen Fall beförderte, so hatte er einen traurigen Plan, und kein Menschenfreund wird gern die Reise durch diese schrecklichen Zeitumstände mit ihm machen. Hatte er aber, wie es sich ergibt, die Absicht, die Geschichte des römischen Reichs in seiner Abnahme zu schreiben, so gab er seinem Buch einen unrichtigen Titel, und was hätte ihn gehindert, die lichten Zwischenzeiten, den Zustand der Ruhe, die Beschaffenheit der Künste und Wissenschaften etwas näher zu beleuchten; er hätte sich dann bey mancher Beschreibung von Kriegsanstalten und mörderischen Treffen kürzer fassen können. So hätte er, statt der stillschweigenden Verachtung, womit er die Neuplatoniker belegt, von ihrem unläugbaren Einfluß auf ihre Zeitverwandten, von ihrem Scharfsinn und friedlichen Wandel etwas sagen dürfen, das dem Leser mehr Erholung verschafft hätte, als die rohen Handlungen so mancher gothischen Heerführer. Eben so hätte er auch, statt nur das politische Treiben so vieler christlicher Bischöffe zu tadeln, der Wahrheit die Ehre anthun, und das vortreffliche häusliche und ächtchristliche Leben so mancher andrer ins Licht stellen sollen.

* * *

Man hat ein Gemählde der Stadt Lyon in den Revolutionsjahren 1793 und 94, von Mr. Delandine, Bibliothekar daselbst, wo unerhörte Beyspiele von Muth, List, Geistesgegenwart, Edelmuth, Gleichgültigkeit und Todesverachtung vorkommen. — Auch hier zeigt es sich daß der Wille des Menschen viel Einfluß auf sein Schicksal habe; und daß vollkommner Ernst und reifer Entschluß bey einer Unternehmung schon ein großer Schritt zu ihrer Vollendung sey. So wie auch die, freylich schwer zu erlangende, Gleichgültigkeit, die aus der Ergebung in das Schicksal entspringt, wunderbare Kraft hat, eben weil sie das Einerley eines vollkommenen Entschlusses ist.

* * *

Unschuldiges Leiden entsündigt uns; geht es bis zum Tode, desto wirksamer ist das Sühnopfer.

* * *

Das Evangelium Infantiae hat ein kleines Märchen, das wenigstens Stoff zu einer artigen Legende gäbe:

Jesus habe als ein kleiner Knabe aus Lehm Vögel gemacht am Sabbath, und als ihm die Juden solches verwiesen, habe er die Vögel angeblasen und gerufen: Lebet, flieget, und seyd meiner eingedenk!

* * *

Man sollte nicht so geschwind mit seinen religiösen Muthmaßungen herausrücken, um sie der Welt bekannt zu machen, wie Heinrich Stilling, denn es wird immer viele geben, die daran glauben, und meist stärker als der Autor selbst; dieß gereicht es dann zu einem großen Nachtheil an ihrem Glauben überhaupt, wenn sich jene Muthmaßungen nicht erweisen, oder gar das Gegentheil geschieht; sie werden bewogen auch das Glaubwürdige zu verwerfen.

* * *

Encyclopädie

der

)eutſchen Nationalliteratur

oder

biographiſch-kritiſches

LEXICON

der deutſchen

Dichter und Proſaiſten

ſeit den früheſten Zeiten;

nebſt

Proben aus ihren Werken.

Bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. O. L. B. Wolff,

Profeſſor an der Univerſität zu Jena.

Vierter Band.

Heidenreich bis K.

Leipzig,

Otto Wigand's Verlags-Expedition.

1839.

David Elias Heidenreich

ward den 21. Januar 1638 zu Leipzig geboren, studirte daselbst alte Sprachen und die Rechte und wurde darauf Herzoglich Sachsen-Weißenfelsischer Hof-Appellations- und Konsistorialrath, wie auch geheimer und Lehnssecretair zu Weißenfels. Er starb daselbst den 6. Juni 1688. In der fruchtbringenden Gesellschaft hatte er seit 1643 das Amt eines Secretairs bekleidet.

Er schrieb:

Rache zu Gibeon oder die 7 Brüder aus dem Hause Sauls. Trauerspiel nach dem Holländischen des Vondel. Leipzig 1662.

Oden und andere Gedichte (geistlichen Inhaltes). Leipzig 1680.

Ein frommer gelehrter Mann, aber ein mittelmäßiger Dichter, cultivirte er mit Vorliebe die geistliche Poesie und strebte in Allem den Holländer Vondel, den er sich als Vorbild gewählt, zu erreichen.

Karl Heinrich Heidenreich

ward den 19. Februar 1764 zu Stolpen geboren, studirte zu Leipzig Philologie und Philosophie, wurde 1789 Dr. und Professor der Philosophie daselbst, mußte aber wegen seines unordentlichen Lebens 1798 seine Stelle niederlegen. Er zog sich nach Burgwerben bei Weißenfels zurück, wo er bis an seinen, den 26. April 1801 erfolgten, Tod seinen Neigungen und literarischen Beschäftigungen lebte.

Von ihm erschien:

Gemälde aus dem goldnen Zeitalter. Aus dem Französischen. Leipzig 1788.

Kritische Uebersicht der neuesten schönen Literatur. Leipzig 1788. 1789. 2 Bde. in gr. 8.

System der Aesthetik. Ebendas. 1790. 1 Bd. in 8.

Gedichte. Ebendas. 1792 — 1800, 2 Thle. in 8., mit 3 Kupf., herausgegeben von A. H. C. Heydenreich.

Aesthetisches Wörterbuch über die bildenden Künste. Ebendas. 1793 — 1795, 4 Thle. in gr. 8.

Der Zuschauer im häuslichen Leben. Ebendas. 1795, 1796, 2 Thle.

Worte einer Mutter an den Geist und das Herz ihrer Tochter. Ebendas. 1796.

Kleine Schriften zur Kritik des Geschmacks. Leipzig 1797 in 8. Auch unter dem Titel: „Grundsätze der Kritik des Lächerlichen mit Hinsicht auf das Lustspiel."

Mann und Weib. Ebendas. 1798. in 8.

Vesta. Ebendas. 1798 — 1801, 5 Bde. in 8.; 5r Band von Fr. Bouterweck.

Darstellung der feinen Lebensart für junge Leute vom Stande. Leipzig 1800 in 8. 2. Auflage.

Ueber die Würde des Menschen. Ebendas. 1802.

Heidenreich's poetische und philosophische Leistungen erfreuten sich zu ihrer Zeit einer günstigen Aufnahme. Doch erhielten sie sich nicht lange in der Gunst der Menge und schon bei Lebzeiten des Verfassers wurde von bedeutenden Richtern ein Verdammungsurtheil über dieselben ausgesprochen; namentlich griffen Goethe und Schiller ihn unbarmherzig in folgender Xenie an:

Klingklang

In der Dichtkunst hat er mit Worten herzlos geklingelt,
In der Philosophie treibt er es pfäffisch so fort;

welche bald großen Anklang in Deutschland fand, denn H. hatte durch seinen Versuch bei seiner Aesthetik den Kantischen Formalismus in Uebereinstimmung mit einem gewissen Sentimentalismus oder wie er es nannte, einem Princip der Empfindsamkeit zu bringen, viele Gegner gefunden und war vorzüglich von den strengen Kantianern heftig angefeindet worden. Große Leichtigkeit der Darstellung und Herrschaft über die Form besitzt er allerdings, aber als Dichter ist er zu sehr Rhetor, als Philosoph, wenn auch selbstforschend und verarbeitend, nicht tief und gründlich genug, sondern zu häufig seicht und geschwätzig, anstatt eindringend und entwickelnd zu sein. Seine Darstellung verdient indessen, sowohl wegen ihrer Anmuth, als wegen ihrer Correctheit, großes Lob und galt lange mit Recht als ein Muster des Styls.

Graf Albrecht von Heigerloch, s. Minnesinger.

Nikolaus Leonhard Heilmann.

Von seinen Lebensumständen ist bloß bekannt, daß den 9. December 1776 zu Krefeld in der preußischen Provinz Jülich-Cleve-Berg geboren wurde, nach vollendeter Schulbildung Theologie studirte und dann, nachdem er mehrere geistliche Aemter bekleidet, als Consistorialpräsident und Oberpfarrer in seiner Vaterstadt angestellt wurde.

Wir haben von ihm:

Gedichte. Essen und Duisburg 1817 in 8.

Vesperklänge. Ebendas. 1826 in 8., diese auch als 2. Bändchen der erstern.

H. hat sich besonders durch vortreffliche und überaus liebliche Parabeln ausgezeichnet, wie überhaupt seine lyrischen Gedichte Wärme und Innigkeit, Reichthum des Gefühls und eine edle, milde, in schöner Form zur Darstellung gebrachte Weltanschauung beurkunden.

Heinrich Heine.

Dieser eben so heftig angefeindete, als von seinen Verehrern in den Himmel erhobene, jedenfalls höchst bedeutende Dichter ward im Jahre 1797 zu Düsseldorf geboren, erhielt dort eine sehr sorgfältige Erziehung und ging dann, dem Willen seiner Verwandten folgend, nach Hamburg, um sich dem Kaufmannsstande zu widmen. Seine vorherrschende Neigung für die Wissenschaften trug jedoch den Sieg davon: er begab sich, nachdem er schon eine Zeit lang in merkantilischer Hinsicht thätig gewesen, nach Göttingen und von dort nach Bonn und Berlin, wo er die Rechte studirte und nach vollendeter akademischer Laufbahn als Dr. juris promovirte. Er lebte nun als Privatgelehrter (kurze Zeit gemeinschaftlich mit Murhard bei der Redaction der politischen Annalen beschäftigt) abwechselnd in Berlin, München und Hamburg, machte Reisen nach Oberitalien und England und ging dann 1830 nach Paris, das er, kürzere Sommerausflüge abgerechnet, seitdem nicht wieder verlassen hat.

Von ihm erschien:

Gedichte. Berlin 1822. 1 Bd. in 8.

Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo. Berlin 1823.

Reisebilder. Hamburg 1826—1831. 2 A. 1830—33. 4 Bde. in 8.

Buch der Lieder. Hamburg 1827. 3. A. 1837.

Beiträge zur Geschichte der neueren schönen Literatur. Paris 1833. 2 Bde. in gr. 12.

Französische Zustände. Hamburg 1833 in 8.

Der Salon. 3 Bde. Hamburg 1834—1837.

Die romantische Schule. Hamburg 1836. Neue Ausgabe der Beiträge.

Einzelne Gedichte und Aufsätze in Zeitschriften, wie z. B. dem Gesellschafter, dem Morgenblatt u. s. w.

Es sei uns um so mehr gestattet, das Urtheil, welches wir bereits vor mehreren Jahren über Heine aussprachen, hier zu wiederholen, als unsere Ansichten, das Resultat langer Prüfung und Betrachtung, durchaus unverändert geblieben sind. Heine ist am größten als lyrischer Dichter; hier hat er sich eine neue Bahn gebrochen. Er machte den Humor zu dem Hauptelemente seiner Lyrik, im Gefühl der Jämmerlichkeit der Verhältnisse um ihn her und seiner Stellung zu diesen. In diesem Gefühle aber mußte er sich als die Hauptperson betrachten und daher Alles nur nach dem Verhältniß, in welchem es zu seinem Selbst stand, behandeln. Sein Leben ist ihm Vergangenheit und Gegenwart, das All seine Umgebung, seine Welt. Die Zukunft gilt ihm nicht, denn er faßt nur den Tag auf; was vor ihm da war, ist nicht für ihn da, theils weil er Viel davon selbst zerstörte, indem er es mit seiner Subjectivität nicht in Einklang zu bringen wußte, theils weil er poetisch Alles in sich zu concentriren strebt, und daher immer durch seine Ansichten und Empfindungen in Opposition zu dem objectiven Element treten muß. Der Kampf gegen die unabweisbare Gewalt desselben verleitet ihn zu jenem schneidenden Spott, der sich so oft in ihm offenbart und dem er sich um desto lieber hingiebt, je schwächer er sich im Innern jener Macht gegenüber fühlt. Daß Heine übrigens einer der begabtesten lebenden Dichter sei, leidet wohl keine Frage; seine Phantasie hat eine unendliche Kraft, einen wunderbaren Zauber und mitunter eine seltene Zartheit; sein Witz ist glänzend und schlagend, seine Sprache erfreut sich, wann er es will, des anmuthigsten Wohllautes; aber alle diese Gaben achtet er nicht, sie sind ihm nicht jungfräuliche Begleiterinnen seiner Muse, sondern gefesselte Sclavinnen seines Hohnes, die dieser selbst mißhandelte, wo es gilt, der Gegenwart weh zu thun, weil diese dem Dichter weh that und er sich rächen will. Heine's Dichtungen haben daher nur selten etwas Erhebendes, Begeisterndes und Versöhnendes, da sie meist allein seinen Zwiespalt mit der Gegenwart schildern, die ihm dennoch Alles gilt. Diese Grundempfindungen seines Seins weiß er übrigens wie ein geschickter Tonkünstler unendlich zu variiren, indem er den Mißklang seines Wesens bald in Grauen, bald in starre Verzweiflung, bald in wilde Sinnlichkeit oder frazenhaften Spott kleidet. Er ist zu sehr Kind der Zeit und der harte Tadel, der ihm in vielfacher Hinsicht geworden ist, trifft eigentlich diese mehr als ihn. So ist auch die Frechheit, die er dem Gemeinen entgegensetzt als Zuchtruthe, nicht sein ursprüngliches Eigenthum, er hat sie dem Leben um ihn her abgeborgt, und stellt sie um desto treuer dar, als er sie stets in den curstrenden Wendungen des Tages reden läßt. Deshalb scheint auch diese Weise Manier; sie ist es aber nicht, sie ist nur der eigenthümlichste Ausdruck seines Hasses, wie der Mensch im Zorne überhaupt, das, was ihn ärgert, übertreibend nachäfft, um dadurch recht bitter den zu kränken, der es seiner Meinung nach verdient, weil dieser die Ursache des Aergers ist. Daher auch Heine's innere Gesetzlosigkeit, die man als seinen größten Feind betrachten muß, da sie seinen Leistungen möglichste harmonische Vollendung, nach der doch jeder Dichter vor Allem streben soll, verwehrt. Hieraus erklärt sich denn auch die anscheinend leichte Kunst, in seiner Denk- und Sinnesweise zu dichten, welche so viele Nachahmer hervorlockte.

Wir beschränken uns auf diese kurze Characteristik Heine's als Dichters und enthalten uns jedes Urtheils über seine Leistungen als politischer und polemischer Schriftsteller sowohl, wie über seine Stellung zu den Parteien der Zeit, da, so lange Heine lebt und wirkt, die Acten darüber nicht geschlossen werden können, um so mehr, als die neuesten Vorgänge ihn an die Spitze einer Schule stellten, die er keineswegs mit Bewußtsein bildete und deren einzelne Mitglieder ihre besonderen Wege gehen. Es möchte dem gründlichsten und gewissenhaftesten Richter schwer werden, zu entscheiden, was in Heine's Handlungsweise dem Menschen, was dem Dichter beizumessen sei; den Maßstab der Gewöhnlichkeit aber an einen außergewöhnlichen Geist legen zu wollen, zumal wenn dieser noch unaufhaltsam im Fortschreiten begriffen ist, kann keinem Vernünftigen und Redlichen in den Sinn kommen.

Die Harzreise *).

Schwarze Röcke, seid'ne Strümpfe,
Weiße, höfliche Manschetten,
Sanfte Reden, Embrassiren —
Ach, wenn sie nur Herzen hätten!

Herzen in der Brust, und Liebe,
Warme Liebe in dem Herzen —
Ach, mich tödtet ihr Gesinge
Von erlog'nen Liebesschmerzen.

*) Aus: Heine's „Reisebilder." 1. Thl. Hamburg 1826.

Auf die Berge will ich steigen,
Wo die frommen Hütten stehen,
Wo die Brust sich frei erschließet,
Und die freien Lüfte wehen.

Auf die Berge will ich steigen,
Wo die dunkeln Tannen ragen,
Bäche rauschen, Vögel singen,
Und die stolzen Wolken jagen.

Lebet wohl, ihr glatten Säle,
Glatte Herren! Glatte Frauen!
Auf die Berge will ich steigen,
Lachend auf Euch niederschauen.

Die Stadt Göttingen, berühmt durch ihre Würste und Universität, gehört dem Könige von Hannover, und enthält 999 Feuerstellen, diverse Kirchen, eine Entbindungsanstalt, eine Sternwarte, einen Karzer, eine Bibliothek und einen Rathskeller, wo das Bier sehr gut ist. Der vorbeifließende Bach heißt „die Leine," und dient des Sommers zum Baden; das Wasser ist sehr kalt und an einigen Orten so breit, daß Lüder wirklich einen großen Anlauf nehmen mußte, als er hinübersprang. Die Stadt selbst ist schön, und gefällt einem am besten, wenn man sie mit dem Rücken ansieht. Sie muß schon sehr lange stehen; denn ich erinnere mich, als ich vor fünf Jahren dort immatrikulirt und bald darauf consiliirt wurde, hatte sie schon dasselbe graue, altkluge Ansehen, und war schon vollständig eingerichtet mit Schnurren, Pudeln, Dissertationen, Theedansants, Wäscherinnen, Compendien, Taubenbraten, Guelfenorden, Promotionskutschen, Pfeifenköpfen, Hofräthen, Justizräthen, Relegationsräthen, Prosaren und anderen Faxen. Einige behaupten sogar, die Stadt sei zur Zeit der Völkerwanderung erbaut worden, jeder deutsche Stamm habe damals ein ungebundenes Exemplar seiner Mitglieder dartu zurückgelassen, und davon stammten all die Vandalen, Friesen, Schwaben, Teutonen, Sachsen, Thüringer u. s. w., die noch heut zu Tage in Göttingen hordenweis, und geschieden durch Farben der Mützen und der Pfeifenquäste, über die Weenderstraße einherziehen, auf den blutigen Wahlstätten der Rasenmühle, des Ritschenkrugs und Bovdens sich ewig unter einander herumschlagen, in Sitten und Gebräuchen noch immer wie zur Zeit der Völkerwanderung dahinleben, und theils durch ihre Duces, welche Haupthähne heißen, theils durch ihr uraltes Gesetzbuch, welches Commerc heißt und in den legibus barbarorum eine Stelle verdient, rezipirt werden.

Ausführlicheres über die Stadt Göttingen läßt sich sehr bequem nachlesen in der Topographie derselben von K. F. H. Marx. Obzwar ich gegen den Verfasser, der mein Arzt war und mir viel Liebes erzeigte, die heiligsten Verpflichtungen hege, so kann ich doch sein Werk nicht unbedingt empfehlen, und ich muß tadeln, daß er jener falschen Meinung, als hätten die Göttingerinnen allzugroße Füße, nicht streng genug widerspricht. Ja, ich habe mich sogar seit Jahr und Tag mit einer ernsten Widerlegung dieser Meinung beschäftigt, ich habe deshalb vergleichende Anatomie gehört, die seltensten Werke auf der Bibliothek excerpirt, auf der Weenderstraße stundenlang die Füße der vorübergehenden Damen studirt, und in der grundgelehrten Abhandlung, so die Resultate dieser Studien enthalten wird, spreche ich 1° von den Füßen überhaupt, 2° von den Füßen bei den Alten, 3° von den Füßen der Elephanten, 4° von den Füßen der Göttingerinnen, 5° stelle ich Alles zusammen, was über diese Füße auf Ullrichs Garten schon gesagt worden, 6° betrachte ich diese Füße in ihrem Zusammenhang, und verbreite mich bei dieser Gelegenheit auch über Waden, Knie u. s. w., und endlich 7°, wenn ich nur so großes Papier auftreiben kann, füge ich noch hinzu einige Kupfertafeln mit dem Facsimile göttingischer Damenfüße. —

Es war noch sehr früh, als ich Göttingen verließ, und der gelehrte ** lag gewiß noch im Bette und träumte wie gewöhnlich: er wandle in einem schönen Garten, auf dessen Beeten lauter weiße, mit Citaten beschriebene Papierchen wachsen, die im Sonnenlichte lieblich glänzen, und von denen er hier und da mehrere pflückt, und mühsam in ein neues Beet verpflanzt, während die Nachtigallen mit ihren süßesten Tönen sein altes Herz erfreuen.

Vor dem Weender Thore begegneten mir zwei eingeborne kleine Schulknaben, wovon der Eine zum Andern sagte: „Mit dem Theodor will ich gar nicht mehr umgehen, er ist ein Lumenkerl, denn gestern wußte er nicht mal wie der Genitiv von Mensa heißt." So unbedeutend diese Worte klingen, so muß ich sie doch wieder erzählen, ja ich möchte sie als Stadt-Motto gleich auf das Thor schreiben lassen; denn die Jungen piepen, wie die Alten pfeifen, und jene Worte bezeichnen ganz den engen, trocknen Notizenstolz der hochgelahrten Georgia Augusta.

Auf der Chaussee wehte frische Morgenluft, und die Vögel sangen gar freudig, und auch mir wurde allmählig wieder frisch und freudig zu Muthe. Eine solche Erquickung that Noth. Ich war die letzte Zeit nicht aus dem Pandektenstall herausgekommen, römische Casuisten hatten mir den Geist wie mit einem grauen Spinnweb überzogen, mein Herz war wie eingeklemmt zwischen den eisernen Paragraphen selbstsüchtiger Rechtssysteme, beständig klang es mir noch in den Ohren wie „Tribonian, Justinian, Hermogenian und Dummerjahn," und ein zärtliches Liebespaar, das unter einem Baume saß, hielt ich gar für eine Corpus-juris-Ausgabe mit verschlungenen Händen. Auf der Landstraße fing es an lebendig zu werden. Milchmädchen zogen vorüber; auch Eseltreiber mit ihren grauen Zöglingen. Hinter Weende begegneten mir der Schäfer und Doris. Dieses ist nicht das idyllische Paar, wovon Geßner singt, sondern es sind wohlbestallte Universitätspedelle, die wachsam aufpassen müssen, daß sich keine Studenten in Bovden duelliren, und daß keine neuen Ideen, die noch immer einige Decennien vor Göttingen Quarantaine halten müssen, von einem speculirenden Privatdocenten eingeschmuggelt werden. Schäfer grüßte mich sehr collegialisch; denn er ist ebenfalls Schriftsteller, und hat meiner in seinen halbjährigen Schriften oft erwähnt; wie er mich denn auch außerdem oft citirt hat, und, wenn er mich nicht zu Hause fand, immer so gütig war, die Citation mit Kreide auf meine Stubenthür zu schreiben. Dann und wann rollte auch ein Einspänner vorüber, wohlbepackt mit Studenten, die für die Ferienzeit, oder auch für immer wegreisten. In solch einer Universitätsstadt ist ein beständiges Kommen und Abgehen, alle drei Jahre findet man dort eine neue Studentengeneration, das ist ein ewiger Menschenstrom, wo eine Semesterwelle die andere fortdrängt, und nur die alten Professoren bleiben stehen in dieser allgemeinen Bewegung, unerschütterlich fest, gleich den Pyramiden Egyptens — nur daß in diesen Universitätspyramiden keine Weisheit verborgen ist.

Aus den Myrthenlauben bei Rauschenwasser sah ich zwei hoffnungsvolle Jünglinge hervorreiten. Ein Weibsbild, das dort sein horizontales Handwerk treibt, gab ihnen bis auf die Landstraße das Geleit, klätschelte mit geübter Hand die mageren Schenkel der Pferde, lachte laut auf, als der eine Reiter ihr hinten auf die breite Spontaneität einige Galanterien mit der Peitsche überlangte, und schob sich alsdann gen Bovden. Die Jünglinge aber jagten nach Nörten, und johlten gar geistreich, und sangen gar lieblich das Rossini'sche Lied: „Trink Bier, liebe, liebe Lise!" Diese Töne hörte ich noch lange in der Ferne; doch die holden Sänger selbst verlor ich bald völlig aus dem Gesichte, sintemal sie ihre Pferde, die im Grunde einen deutsch langsamen Charakter zu haben schienen, gar entsetzlich anspornten und vorwärtspeitschten. Nirgends wird die Pferdeschinderei stärker getrieben, als in Göttingen, und oft, wenn ich sah, wie solch eine schweißtriefende, lahme Kracke, für das Bischen Lebensfutter, von unsern Rauschenwasserrittern abgequält ward, oder wohl gar einen ganzen Wagen voll Studenten fortziehen mußte, so dachte ich auch: „O du armes Thier, gewiß haben deine Vorältern im Paradiese verbotenen Hafer gefressen!"

Im Wirthshause zu Nörten traf ich die beiden Jünglinge wieder. Der eine verzehrte einen Heringsalat, und der andere unterhielt sich mit der gelbledernen Magd, Fusia Canina, auch Tritvogel genannt. Er sagte ihr einige Anständigkeiten, und am Ende wurden sie handgemein. Um meinen Ranzen zu erleichtern, nahm ich die eingepackten blauen Hosen, die in geschichtlicher Hinsicht sehr merkwürdig sind, wieder heraus und schenkte sie dem kleinen Kellner, den man Kolibri nennt. Die Bussenia, die alte Wirthin, brachte mir unterdessen ein Butterbrot, und beklagte sich, daß ich sie jetzt so selten besuche; denn sie liebt mich sehr.

Hinter Nörten stand die Sonne hoch und glänzend am Himmel. Sie meinte es recht ehrlich mit mir und erwärmte mein Haupt, daß alle unreifen Gedanken darin zur Vollreife kamen. Die liebe Wirthshaussonne in Nordheim ist auch nicht zu verachten; ich kehrte hier ein, und fand das Mittagessen schon fertig. Alle Gerichte waren schmackhaft zubereitet, und wollten mir besser behagen, als die abgeschmackten akademischen Gerichte, die salzlosen, ledernen Stockfische mit ihrem alten Kohl, die mir in Göttingen vorgesetzt wurden. Nachdem ich meinen Magen etwas beschwichtigt hatte, bemerkte ich in derselben Wirthsstube einen Herrn mit zwei Damen, die im Begriff waren, abzureisen. Dieser Herr war ganz grün gekleidet, trug sogar eine grüne Brille, die auf seine rothe Kupfernase einen Schein wie Grünspan warf, und sah aus, wie der König Nebukadnezar in seinen spätern Jahren ausgesehen hat, als er, der Sage nach, gleich einem Thiere des Waldes, nichts als Salat aß. Der Grüne wünschte, daß ich ihm ein Hotel

zu Göttingen empfehlen möchte, und ich rieth ihm, dort von dem ersten besten Studenten das Hotel de Brühbach zu erfragen. Die eine Dame war die Frau Gemahlin, eine gar große, weitläuftige Dame, ein rothes Quadratmeilen-Gesicht mit Grübchen in den Wangen, die wie Spucknäpfe für Liebesgötter aussahen, ein langfleischig herabhängendes Unterkinn, das eine schlechte Fortsetzung des Gesichtes zu sein schien, und ein hochaufgestapelter Busen, der mit steifen Spitzen und vielzackig festonirten Krägen, wie mit Thürmchen und Bastionen umbaut war, und einer Festung glich, die gewiß eben so wenig wie jene anderen Festungen, von denen Philipp von Macedonien spricht, einem mit Gold beladenen Esel widerstehen würde. Die andere Dame, die Frau Schwester, bildete ganz den Gegensatz der eben beschriebenen. Stammte jene von Pharaos fetten Kühen, so stammte diese von den magern. Das Gesicht nur ein Mund zwischen zwei Ohren, die Brust trostlos öde, wie die lüneburger Haide; die ganze ausgekochte Gestalt glich einem Freitisch für arme Theologen. Beide Damen fragten mich zu gleicher Zeit: ob im Hotel de Brühbach auch ordentliche Leute logirten. Ich bejahte es mit gutem Gewissen, und als das holde Kleeblatt abfuhr, grüßte ich nochmals zum Fenster hinaus. Der Sonnenwirth lächelte gar schlau und mochte wohl wissen, daß der Carzer von den Studenten in Göttingen Hotel de Brühbach genannt wird.

Hinter Nordheim wird es schon gebirgig und hier und da treten schöne Anhöhen hervor. Auf dem Wege traf ich meistens Krämer, die nach der braunschweiger Messe zogen, auch einen Schwarm Frauenzimmer, deren jede ein großes, fast häuserhohes, mit weißem Leinen überzogenes Behältniß auf dem Rücken trug. Darin saßen allerlei eingefangene Singvögel, die beständig piepsten und zwitscherten, während ihre Trägerinnen lustig dahinhüpften und schwatzten. Mir kam es gar närrisch vor, wie so ein Vogel den andern zu Markte trägt.

In pechdunkler Nacht kam ich an zu Osterode. Es fehlte mir der Appetit zum Essen und ich legte mich gleich zu Bette.

Erwachend hörte ich ein freundliches Klingen. Die Heerden zogen auf die Weide und es läuteten ihre Glöckchen. Die liebe, goldene Sonne schien durch das Fenster und beleuchtete die Schildereien an den Wänden des Zimmers. Es waren Bilder aus dem Befreiungskriege, worauf treu dargestellt stand, wie wir alle Helden waren, dann auch Hinrichtungsscenen aus der Revolutionszeit, Ludwig XVI. auf der Guillotine, und ähnliche Kopfabschneidereien, die man gar nicht ansehen kann, ohne Gott zu danken, daß man ruhig im Bette liegt, und guten Kaffee trinkt und den Kopf noch so recht comfortabel auf den Schultern sitzen hat.

Nachdem ich Kaffee getrunken, mich angezogen, die Inschriften auf den Fensterscheiben gelesen, und alles im Wirthshause berichtigt hatte, verließ ich Osterode.

Diese Stadt hat so und so viel Häuser, verschiedene Einwohner, worunter auch mehrere Seelen, wie in Gottschalk's „Taschenbuch für Harzreisende" genauer nachzulesen ist. Ehe ich die Landstraße einschlug, bestieg ich die Trümmer der uralten osteroder Burg. Sie bestehen nur noch aus der Hälfte eines großen, dickmaurigen, wie von Krebsschäden angefressenen Thurms. Der Weg nach Clausthal führte mich wieder bergauf, und von einer der ersten Höhen schaute ich nochmals hinab in das Thal, wo Osterode mit seinen rothen Dächern aus den grünen Tannenwäldern hervorguckt, wie eine Moosrose. Die Sonne gab eine gar liebe, kindliche Beleuchtung. Von der erhaltenen Thurmhälfte erblickt man hier die imponirende Rückseite.

Nachdem ich eine Strecke gewandert, traf ich zusammen mit einem reisenden Handwerksburschen, der von Braunschweig kam und mir als ein dortiges Gerücht erzählte: der junge Herzog sei auf dem Wege nach dem gelobten Lande von den Türken gefangen worden, und könne nur gegen ein großes Lösegeld freikommen. Die große Reise des Herzogs mag diese Sage veranlaßt haben. Das Volk hat noch immer den traditionell fabelhaften Ideengang, der sich so lieblich ausspricht in seinem „Herzog Ernst." Der Erzähler jener Neuigkeit war ein Schneidergesell, ein niedlicher, kleiner junger Mensch, so dünn, daß die Sterne durchschimmern konnten, wie durch Ossian's Nebelgeister, und im Ganzen eine volksthümlich barocke Mischung von Laune und Wehmuth. Dieses äußerte sich besonders in der drollig rührenden Weise, womit er das wunderbare Volkslied sang: „Ein Käfer auf dem Zaune saß, summ, summ!" Das ist schön bei uns Deutschen; Keiner ist so verrückt, daß er nicht einen noch Verrückteren fände, der ihn versteht. Nur ein Deutscher kann jenes Lied nachempfinden, und sich dabei todtlachen und todtweinen. Wie tief das Goethe'sche Wort ins Leben des Volks gedrungen, bemerkte ich auch hier. Mein dünner Weggenosse trillerte ebenfalls zuweilen vor sich hin: „Leidvoll und freudvoll, Gedanken sind frei!" Solche Corruption des Textes ist beim Volke etwas Gewöhnliches. Er sang auch ein Lied, wo „Lottchen bei dem Grabe ihres Werthers" trauert. Den Schneider zerfloß vor Sentimentalität bei den Worten: „Einsam wein' ich an der Rosenstelle, wo uns oft der späte Mond belauscht; jammernd irr' ich an der Silberquelle, die uns lieblich Wonne zugerauscht." Aber bald darauf ging er in Muthwillen über und erzählte mir: „Wir haben einen Preußen in der Herberge zu Cassel, der eben solche Lieder selbst macht; er kann keinen seligen Stich nähen; hat er einen Groschen in der Tasche, so hat er für zwei Groschen Durst, und wenn er im Thran ist, hält er den Himmel für ein blaues Camisol, und weint wie eine Dachtraufe, und singt ein Lied mit der doppelten Poesie!" Von letzterem Ausdruck wünschte ich eine Erklärung, aber mein Schneiderlein, mit seinen ziegenhainer Beinchen, hüpfte hin und her und rief beständig: „Die doppelte Poesie ist die doppelte Poesie!" Endlich brachte ich es heraus, daß er doppelt gereimte Gedichte, namentlich Stanzen im Sinne hatte. — Unterdeß durch die große Bewegung und durch den contraren Wind war der Ritter von der Nadel sehr müde geworden. Er machte freilich noch einige große Anstalten zum Gehen und bramarbasirte: „Jetzt will ich den Weg zwischen die Beine nehmen!" Doch bald klagte er, daß er sich Blasen unter die Füße gegangen, und die Welt viel zu weitläuftig sei; und endlich, bei einem Baumstamme, ließ er sich sachte niedersinken, bewegte sein zartes Häuptlein wie ein betrübtes Lämmerschwänzchen, und wehmüthig lächelnd rief er: „Da bin ich armes Schinludelchen schon wieder marode!"

Die Berge wurden hier noch steiler, die Tannenwälder wogten unten wie ein grünes Meer, und am blauen Himmel oben schifften die weißen Wolken. Die Wildheit der Gegend war durch ihre Einheit und Einfachheit gleichsam gezähmt. Wie ein guter Dichter, liebt die Natur keine schroffen Uebergänge. Die Wolken, so bizarr gestaltet sie auch zuweilen erscheinen, tragen ein weißes, oder doch ein mildes, mit dem blauen Himmel und der grünen Erde harmonisch correspondirendes Colorit, so daß alle Farben einer Gegend wie leise Musik in einander schmelzen, und jeder Naturanblick krampfstillend und gemüthberuhigend wirkt. — Der selige Hoffmann würde die Wolken buntscheckig bemalt haben. — Eben wie ein großer Dichter, weiß die Natur auch mit den wenigsten Mitteln die größten Effekte hervorzubringen. Da sind nur eine Sonne, Bäume, Blumen, Wasser und Liebe. Freilich, fehlt letztere im Herzen des Beschauers, so mag das Ganze wohl einen schlechten Anblick gewähren, und die Sonne hat dann blos so und so viel Meilen im Durchmesser, und die Bäume sind gut zum Einheizen, und die Blumen werden nach den Staubfäden classificirt, und das Wasser ist naß.

Ein kleiner Junge, der für seinen kranken Oheim im Walde Reisig suchte, zeigte mir das Dorf Lerrbach, dessen kleine Hütten mit grauen Dächern sich über eine halbe Stunde durch das Thal hinziehen. „Dort," sagte er, „wohnen dumme Kropfleute und weiße Mohren," — mit letzterem Namen werden die Albinos vom Volke benannt. Der kleine Junge stand mit den Bäumen in gar eigenem Einverständniß; er grüßte sie wie gute Bekannte, und sie schienen rauschend seinen Gruß zu erwiedern. Er pfiff wie ein Zeisig, ringsum antworteten zwitschernd die andern Vögel, und ehe ich mich dessen versah, war er mit seinen nackten Füßchen und seinem Bündel Reisig ins Walddickigt fortgesprungen. Die Kinder, dacht' ich, sind jünger als wir, können sich noch erinnern, wie sie ebenfalls Bäume oder Vögel waren, und sind also noch im Stande, dieselben zu verstehen; unsereins aber ist schon alt und hat zu viel Sorgen, Jurisprudenz und schlechte Verse im Kopf. Jene Zeit, wo es anders war, trat mir bei meinem Eintritt in Clausthal wieder recht lebhaft ins Gedächtniß. In dieses nette Bergstädtchen, welches man nicht früher erblickt, als bis man davor steht, gelangte ich, als eben die Glocke zwölf schlug und die Kinder jubelnd aus der Schule kamen. Die lieben Knaben, fast alle rothbäckig, blauäugig und flachshaarig, sprangen und jauchzten, und weckten in mir die wehmüthig heitere Erinnerung, wie ich einst selbst, als ein kleines Bübchen, in einer dumpfkatholischen Klosterschule zu Düsseldorf den ganzen lieben Vormittag von der hölzernen Bank nicht aufstehen durfte, und so viel Latein, Prügel und Geographie ausstehen mußte, und dann ebenfalls unmäßig jauchzte und jubelte, wenn die alte Franziskanerglocke endlich zwölf schlug. Die Kinder sahen an meinem Ranzen, daß ich ein Fremder sei, und grüßten mich recht gastfreundlich.

In der „Krone" zu Clausthal hielt ich Mittag. Ich bekam frühlingsgrüne Petersilienſuppe, veilchenblauen Kohl, einen Kalbsbraten, groß wie der Chimborasso in Miniatur, so wie auch eine Art geräucherter Heringe, die Bückinge heißen, nach dem Namen ihres Erfinders, Wilhelm Bücking, der 1447 gestorben, und um jener Erfindung willen von Carl V. so verehrt wurde, daß derselbe anno 1556 von Middelburg nach Vlieslied in Seeland reiste, blos um dort das Grab dieſes

großen Mannes zu sehen. Wie herrlich schmeckt doch solch ein Gericht, wenn man die historischen Notizen dazu weiß und es selbst verzehrt! Nur der Kaffee nach Tische wurde mir verleidet, indem sich ein junger Mensch discutirend zu mir setzte und so entsetzlich schwadronirte, daß die Milch auf dem Tische sauer wurde. Es war ein junger Handlungsbeflissener mit fünfundzwanzig bunten Westen und eben so viel goldenen Petschaften, Ringen, Brustnadeln u. s. w. Er sah aus wie ein Affe, der eine rothe Jacke angezogen hat und nun zu sich selber sagt: Kleider machen Leute. Eine ganze Menge Charaden wußte er auswendig, so wie auch Anekdoten, die er immer da anbrachte, wo sie am wenigsten paßten. — Nach Tische machte ich mich auf den Weg, die Gruben, die Silberhütten und die Münze zu besuchen.

In den Silberhütten habe ich, wie oft im Leben, den Gesichtspunkt verfehlt. In der Münze traf ich es schon besser, und konnte zusehen, wie das Geld gemacht wird. Freilich, weiter hab ich es auch nie bringen können. Ich hatte bei solcher Gelegenheit immer das Zusehen, und ich glaube, wenn mal die Thaler vom Himmel herunter regneten, so bekäme ich davon nur Löcher in den Kopf, während die Kinder Israel die silberne Manna mit lustigem Muthe einsammeln würden. Mit einem Gefühle, worin gar komisch Ehrfurcht und Rührung gemischt waren, betrachtete ich die neugebornen, blanken Thaler, nahm einen, der eben vom Prägstocke kam, in die Hand, und sprach zu ihm: junger Thaler! welche Schicksale erwarten dich! wie viel Gutes und wie viel Böses wirst du stiften! wie wirst du das Laster beschützen und die Tugend flicken, wie wirst du geliebt und dann wieder verwünscht werden! wie wirst du schwelgen, kuppeln, lügen und morden helfen! wie wirst du rastlos umherirren, durch reine und schmutzige Hände, Jahrhundertelang, bis du endlich, schuldbeladen und sündenmüde, versammelt wirst zu den Deinigen im Schooße Abraham's, der dich einschmelzt und läutert und umbildet zu einem neuen besseren Sein.

Das Befahren der zwei vorzüglichsten clausthaler Gruben, der „Dorothea" und „Carolina," fand ich sehr interessant und ich muß ausführlich davon erzählen.

Eine halbe Stunde vor der Stadt gelangt man zu zwei großen schwärzlichen Gebäuden. Dort wird man gleich von den Bergleuten in Empfang genommen. Diese tragen dunkle, gewöhnlich stahlblaue, weite, bis über den Bauch herabhängende Jacken, Hosen von ähnlicher Farbe, ein hinten aufgebundenes Schurzfell und kleine grüne Filzhüte, ganz randlos, wie ein abgeklappter Kegel. In eine solche Tracht, bloß ohne Hinterleder, wird der Besuchende ebenfalls eingekleidet, und ein Bergmann, ein Steiger, nachdem er sein Grubenlicht angezündet, führt ihn nach einer dunkeln Oeffnung, die wie ein Kaminfegeloch aussieht, steigt bis an die Brust hinab, giebt Regeln, wie man sich an den Leitern festzuhalten habe, und bittet angstlos zu folgen. Die Sache selbst ist nichts weniger als gefährlich; aber man glaubt es nicht im Anfang, wenn man gar nichts vom Bergwerkswesen versteht. Es giebt schon eine eigene Empfindung, daß man sich ausziehen und die dunkle Delinquentenkracht anziehen muß. Und nun soll man auf allen Vieren hinabklettern, und das dunkle Loch ist so dunkel, und Gott weiß, wie lang die Leiter sein mag. Aber bald merkt man doch, daß es nicht eine einzige, in die schwarze Ewigkeit hinablaufende Leiter ist, sondern daß es mehrere von funfzehn bis zwanzig Sprossen sind, deren jede auf ein kleines Brett führt, worauf man stehen kann, und worin wieder ein neues Loch nach einer neuen Leiter hinableitet. Ich war zuerst in die Carolina gestiegen. Das ist die schmutzigste und unerfreulichste Carolina, die ich je kennen gelernt habe. Die Leitersprossen sind kothig naß. Und von einer Leiter zur andern geht's hinab, und der Steiger voran, und dieser betheuert immer: es sei gar nicht gefährlich, nur müsse man sich mit den Händen fest an den Sprossen halten, und nicht nach den Füßen sehen, und nicht schwindlicht werden, und nur bei Leibe nicht auf das Seitenbrett treten, wo jetzt das schnurrende Tonnenseil heraufgeht, und wo vor vierzehn Tagen ein unvorsichtiger Mensch hinuntergestürzt und leider den Hals gebrochen. Da unten ist ein verworrenes Rauschen und Summen, man stößt beständig an Balken und Seile, die in Bewegung sind, um die Tonnen mit geklopften Erzen, oder das hervorgesinterte Wasser herauf zu winden. Zuweilen gelangt man auch in durchgehauene Gänge, Stollen genannt, wo man das Erz wachsen sieht, und wo der einsame Bergmann den ganzen Tag sitzt und emsam mit dem Hammer die Erzstücke aus der Wand herausarbeit. Bis in die unterste Tiefe, wo man, wie Einige behaupten, schon hören kann, wie die Leute in Amerika „Hurrah Lafayette!" schreien, bin ich nicht gekommen; unter uns gesagt, dort, bis wohin ich kam, schien es mir bereits tief genug. Immerwährendes Brausen und Sausen, unheimliche Maschinenbewegung, unterirdisches Quellengerieseln, von allen Seiten triefendes Wasser, qualmig aufsteigende Erddünste, und das Grubenlicht immer bleicher hineinflimmernd in die einsame Nacht. Wirklich, es war beklemmend, das Athmen wurde mir schwer, und mit Mühe hielt ich mich an den glitschrigen Leitersprossen. Ich habe keinen Anflug von sogenannter Angst empfunden, aber, seltsam genug, dort unten in der Tiefe erinnerte ich mich, daß ich im vorigen Jahre, ungefähr um dieselbe Zeit, einen Sturm auf der Nordsee erlebte, und ich meinte jetzt, es sei doch eigentlich recht traulich angenehm, wenn das Schiff hin und her schaukelt, die Winde ihre Trompetenstückchen losblasen, zwischen drein der lustige Matrosenlärmen erschallt, und Alles frisch überschauert wird von Gottes lieber, freier Luft. Ja, Luft! — Nach Luft schnappend stieg ich einige Dutzend Leitern wieder in die Höhe, und mein Steiger führte mich durch einen schmalen, sehr langen, in den Berg gehauenen Gang nach der Grube Dorothea. Hier ist es lustiger und frischer, und die Leitern sind reiner, aber auch länger und steiler als in der Carolina. Hier wurde mir auch besser zu Muthe, besonders da ich wieder Spuren lebendiger Menschen gewahrte. In der Tiefe zeigten sich nämlich wandelnde Schimmer; Bergleute mit ihren Grubenlichtern kamen allmählig in die Höhe, mit dem Gruße „Glück auf!" und mit demselben Wiedergruße von unserer Seite stiegen sie an uns vorüber; und wie eine befreundet ruhige, und doch zugleich quälend räthselhafte Erinnerung, trafen mich, mit ihren tiefsinnig klaren Blicken, die ernstfrommen, etwas blassen, und vom Grubenlicht geheimnißvoll beleuchteten Gesichter dieser jungen und alten Männer, die in ihren dunkeln, einsamen Bergschachten den ganzen Tag gearbeitet hatten, und sich jetzt hinaufsehnten nach dem lieben Tageslichte und nach den Augen von Weib und Kind.

Mein Cicerone selbst war eine kreuzehrliche, pudeldeutsche Natur. Mit innerer Freudigkeit zeigte er mir jene Stolle, wo der Herzog von Cambridge, als er die Grube befahren, mit seinem ganzen Gefolge gespeist hat, und wo noch der lange hölzerne Speisetisch steht, so wie auch der große Stuhl von Erz, worauf der Herzog gesessen. Dieser bleibe zum ewigen Andenken stehen, sagte der gute Bergmann, und mit Feuer erzählte er: wie viele Festlichkeiten damals statt gefunden, wie der ganze Stollen mit Lichtern, Blumen und Laubwerk verziert gewesen, wie ein Bergknappe die Zitter gespielt und gesungen, wie der vergnügte liebe, dicke Herzog sehr viele Gesundheiten ausgetrunken habe, und wie viele Bergleute, und er selbst ganz besonders, sich gern würden todtschlagen lassen für den lieben, dicken Herzog und das ganze Haus Hannover. — Innig rührt es mich jedesmal, wenn ich sehe, wie sich dieses Gefühl der Unterthanstreue in seinen einfachen Naturlauten ausspricht. Es ist ein so schönes Gefühl! Und es ist ein so wahrhaft deutsches Gefühl! Andere Völker mögen gewandter sein, und witziger und ergötzlicher, aber keines ist so treu, wie das treue deutsche Volk. Wüßte ich nicht, daß die Treue so alt ist, wie die Welt, so würde ich glauben, ein deutsches Herz habe sie erfunden. Deutsche Treue! sie ist keine moderne Adressenfloskel. An Euren Höfen, Ihr deutschen Fürsten, sollte man singen und wieder singen das Lied von dem getreuen Eckart und dem bösen Burgund, der ihm die lieben Kinder tödten lassen, und ihn alsdann doch noch immer treu befunden hat. Ihr habt das treueste Volk.

Wie die deutsche Treue, hatte uns jetzt das kleine Grubenlicht, ohne viel Geflacker, still und sicher geleitet durch das Labyrinth der Schachten und Stollen; wir stiegen hervor aus der dumpfigen Bergnacht, das Sonnenlicht strahlt' — Glück auf!

Die meisten Bergarbeiter wohnen in Clausthal und in dem damit verbundenen Bergstädtchen Zellerfeld. Ich besuchte mehrere dieser wackern Leute, betrachtete ihre kleine häusliche Einrichtung, hörte einige ihrer Lieder, die sie mit der Zitter, ihrem Lieblingsinstrumente, gar hübsch begleiten, ließ mir alte Bergmährchen von ihnen erzählen, und auch die Gebete hersagen, die sie in Gemeinschaft zu halten pflegen, ehe sie in den dunkeln Schacht hinuntersteigen, und manches gute Gebet habe ich mitgebetet. Ein alter Steiger meinte sogar, ich sollte bei ihnen bleiben und Bergmann werden; und als ich dennoch Abschied nahm, gab er mir einen Auftrag an seinen Bruder, der in der Nähe von Goslar wohnt, und viele Küsse für seine liebe Nichte.

So stillstehend ruhig auch das Leben dieser Leute erscheint, so ist es dennoch ein wahrhaftes, lebendiges Leben. Die steinalte zitternde Frau, die, dem großen Schranke gegenüber, hinterm Ofen saß, mag dort schon ein Vierteljahrhundert lang gesessen haben, und ihr Denken und Fühlen ist gewiß innig verwachsen mit allen Ecken dieses Ofens und allen Schnitzeleien dieses Schrankes. Und Schrank und Ofen leben, denn ein Mensch hat ihnen einen Theil seiner Seele eingeflößt.

Nur durch solch tiefes Anschauungsleben, durch die „Unmittelbarkeit" entstand die deutsche Mährchenfabel, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, daß nicht nur die Thiere und Pflanzen, sondern auch ganz leblos scheinende Gegenstände sprechen

zwölf zu schlagen. Zwischen dem vorletzten und letzten Glockenschlage schlug noch eine andere Uhr, sehr rasch, fast keifend gell, und vielleicht ärgerlich über die Langsamkeit ihrer Frau Gevatterin. Als beide eiserne Zungen schwiegen, und tiefe Todesstille im ganzen Hause herrschte, war es mir plötzlich, als hörte ich auf dem Corridor, vor meinem Zimmer, etwas schlottern und schlappen, wie der unsichere Gang eines alten Mannes. Endlich öffnete sich meine Thür, und langsam trat herein der verstorbene Doctor Saul Ascher. Ein kaltes Fieber rieselte mir durch Mark und Bein, ich zitterte wie Espenlaub, und kaum wagte ich das Gespenst anzusehen. Er sah aus wie sonst, derselbe transcendentalgraue Leibrock, dieselben abstrakten Beine, und dasselbe mathematische Gesicht; nur war dieses etwas gelblicher als sonst, auch der Mund, der sonst zwei Winkel von 22½ Grad bildete, war zusammengekniffen, und die Augenkreise hatten einen größern Radius. Schwankend, und wie sonst sich auf sein spanisches Röhrchen stützend, näherte er sich mir, und in seinem gewöhnlichen mundfaulen Dialekte sprach er freundlich: „Fürchten Sie sich nicht, und glauben Sie nicht, daß ich ein Gespenst sei. Es ist Täuschung ihrer Phantasie, wenn Sie mich als Gespenst zu sehen glauben. Was ist ein Gespenst? Geben Sie mir eine Definition! Deduciren Sie mir die Bedingungen der Möglichkeit eines Gespenstes? In welchem vernünftigen Zusammenhange stände eine solche Erscheinung mit der Vernunft? Die Vernunft, ich sage die Vernunft —." Und nun schritt das Gespenst zu einer Analyse der Vernunft, citirte Kant's „Kritik der reinen Vernunft," 2. Theil, 1. Abschnitt, 2. Buch, 3. Hauptstück, die Unterscheidung von Phänomena und Noumena, construirte alsdann den problematischen Gespensterglauben, setzte einen Syllogismus auf den andern, und schloß mit dem logischen Beweise: daß es durchaus keine Gespenster giebt. Mir unterdessen lief der kalte Schweiß über den Rücken, meine Zähne klapperten wie Kastagnetten, aus Seelenangst nickte ich unbedingte Zustimmung bei jedem Satze, womit der spuckende Doctor die Absurdität aller Gespensterfurcht bewies, und derselbe demonstrirte so eifrig, daß er einmal in der Zerstreuung, statt seiner goldenen Uhr, eine Hand voll Würmer aus der Uhrtasche zog, und seinen Irrthum bemerkend, mit possirlich ängstlicher Hastigkeit wieder einsteckte. „Die Vernunft ist das Höchste —" da schlug die Glocke Eins und das Gespenst verschwand.

Von Goslar ging ich den andern Morgen weiter, halb auf Gerathewohl, halb in der Absicht, den Bruder des Clausthaler Bergmanns aufzusuchen. Wieder schönes, liebes Sonntagswetter. Ich bestieg Hügel und Berge, betrachtete wie die Sonne den Nebel zu verscheuchen suchte, wanderte freudig durch die schauernden Wälder, und um mein träumendes Haupt klingelten die Glockenblümchen von Goslar. In ihren weißen Nachtmänteln standen die Berge, die Tannen rüttelten sich den Schlaf aus den Gliedern, der frische Morgenwind frisirte ihnen die herabhängenden, grünen Haare, die Vöglein hielten Betstunde, das Wiesenthal blitzte wie eine diamantenbesäete Golddecke, und der Hirt schritt darüber hin mit seiner läutenden Heerde. Ich mochte mich wohl eigentlich verirrt haben. Man schlägt immer Seitenwege und Fußsteige ein, und glaubt dadurch näher zum Ziele zu gelangen. Wie im Leben überhaupt, gehts uns auch auf dem Harze. Aber es giebt immer gute Seelen, die uns wieder auf den rechten Weg bringen; sie thun es gern, und finden noch obendrein ein besonderes Vergnügen daran, wenn sie uns mit selbstgefälliger Miene und wohlwollend lauter Stimme bedeuten: welche große Umwege wir gemacht, in welche Abgründe und Sümpfe wir versinken konnten, und welch ein Glück es sei, daß wir so wegkundige Leute, wie sie sind, noch zeitig angetroffen. Einen solchen Berichtiger fand ich unweit der Harzburg. Es war ein wohlgenährter Bürger von Goslar, ein glänzend wampiges, dummkluges Gesicht; er sah aus, als habe er die Viehseuche erfunden. Wir gingen eine Strecke zusammen, und er erzählte mir allerlei Spuckgeschichten, die hübsch klingen konnten, wenn sie nicht alle darauf hinaus liefen, daß es doch kein wirklicher Spuck gewesen, sondern daß die weiße Gestalt ein Wilddieb war, und daß die wimmernden Stimmen von den eben geworfenen Jungen einer Bache (wilden Sau), und das Geräusch auf dem Boden von der Hauskatze herrührte. Nur wenn der Mensch krank ist, setzte er hinzu, glaubt er Gespenster zu sehen; was aber seine Wenigkeit anbelange, so sei er selten krank, nur zuweilen leide er an Hautübeln, und dann kurire er sich jedesmal mit nüchternem Speichel. Er machte mich auch aufmerksam auf die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit in der Natur. Die Bäume sind grün, weil grün gut für die Augen ist. Ich gab ihm Recht, und fügte hinzu, daß Gott das Rindvieh erschaffen, weil Fleischsuppen den Menschen stärken, daß er die Esel erschaffen, damit sie den Menschen zu Vergleichungen dienen können, und daß er den Menschen selbst erschaffen, damit er Fleischsuppen essen und kein Esel sein soll. Mein Begleiter war entzückt, einen Gleichgestimmten gefunden zu haben, sein Antlitz erglänzte noch freudiger, und bei dem Abschiede war er gerührt.

So lange er neben mir ging, war gleichsam die ganze Natur entzaubert, sobald er aber fort war, fingen die Bäume wieder an zu sprechen, und die Sonnenstrahlen erklangen, und die Wiesenblümchen tanzten, und der blaue Himmel umarmte die grüne Erde. Ja, ich weiß es besser; Gott hat den Menschen erschaffen, damit er die Herrlichkeit der Welt bewundere. Jeder Autor, und sei er noch so groß, wünscht, daß sein Werk gelobt werde. Und in der Bibel, den Memoiren Gottes, steht ausdrücklich: daß er die Menschen erschaffen zu seinem Ruhm und Preis.

Nach einem langen Hin- und Herwandern gelangte ich zu der Wohnung des Bruders meines clausthaler Freundes, übernachtete alldort, und erlebte folgendes schöne Gedicht:

I.

Auf dem Berge steht die Hütte,
Wo der alte Bergmann wohnt;
Dorten rauscht die grüne Tanne,
Und erglänzt der goldne Mond.

In der Hütte steht ein Lehnstuhl,
Reich geschnitzt und wunderlich,
Der darauf sitzt, der ist glücklich,
Und der Glückliche bin ich!

Auf dem Schemmel sitzt die Kleine,
Stützt den Arm auf meinen Schooß;
Aeuglein wie zwei blaue Sterne,
Mündlein wie die Purpurrose.

Und die lieben, blauen Sterne
Schau'n mich an so himmelgroß,
Und sie legt den Lilienfinger
Schalkhaft auf die Purpurrose.

Nein, es sieht uns nicht die Mutter,
Denn sie spinnt mit großem Fleiß,
Und der Vater spielt die Zitter
Und er singt die alte Weis'.

Und die Kleine flüstert leise
Leise, mit gedämpftem Laut;
Manches wichtige Geheimniß
Hat sie mir schon anvertraut.

„Aber seit die Muhme todt ist,
Können wir ja nicht mehr geh'n
Nach dem Schützenhof zu Goslar,
Und dort ist es gar zu schön."

„Hier dagegen ist es einsam,
Auf der kalten Bergeshöh',
Und des Winters sind wir gänzlich
Wie vergraben in dem Schnee."

„Und ich bin ein banges Mädchen
Und ich fürcht' mich wie ein Kind
Vor den bösen Bergesgeistern,
Die des Nachts geschäftig sind."

Plötzlich schweigt die liebe Kleine,
Wie vom eignen Wort erschreckt,
Und sie hat mit beiden Händchen
Ihre Aeugelein bedeckt.

Lauter rauscht die Tanne draußen,
Und das Spinnrad schnarrt und brummt,
Und die Zitter klingt dazwischen,
Und die alte Weise summt:

„Fürcht' dich nicht, du liebes Kindchen,
Vor der bösen Geister Macht;
Tag und Nacht, du liebes Kindchen,
Halten Englein bei dir Wacht!"

II.

Tannenbaum, mit grünen Fingern,
Pocht an's nied're Fensterlein,
Und der Mond, der gelbe Lauscher,
Wirft sein fahles Licht herein.

Vater, Mutter schnarchen leise
In dem nahen Schlafgemach,
Doch wir Beide, selig schwatzend,
Halten uns einander wach.

„Daß du gar zu oft gebetet,
Das zu glauben wird mir schwer,
Jenes Zucken deiner Lippen
Kommt wohl nicht vom Beten her."

„Jenes böse, kalte Zucken,
Das erschreckt mich jedesmal,
Doch die dunkle Angst beschwichtigt
Deiner Augen frommer Strahl."

„Auch bezweifl' ich, daß du glaubest,
Was so rechter Glauben heißt,
Glaubst wohl nicht an Gott den Vater,
An den Sohn und heil'gen Geist?"

Ach, mein Kindchen, schon als Knabe,
Als ich saß auf Mutters Schooß,
Glaubte ich an Gott den Vater,
Der da waltet gut und groß;

Der die schöne Erd' erschaffen,
Und die schönen Menschen d'rauf,
Der den Sonnen, Monden, Sternen
Vorgezeichnet ihren Lauf.

Als ich größer wurde, Kindchen,
Noch vielmehr begriff ich schon,
Und begriff, und ward vernünftig,
Und ich glaub' auch an den Sohn;

An den lieben Sohn, der liebend
Uns die Liebe offenbart,
Und zum Lohne, wie gebräuchlich,
Von dem Volk gekreuzigt ward.

Jetzo, da ich ausgewachsen,
Viel gelesen, viel gereist,
Schwillt mein Herz, und ganz von Herzen
Glaub ich an den heil'gen Geist.

Dieser that die größten Wunder,
Und viel größ're thut er noch;
Er zerbrach die Zwingherrnburgen,
Und zerbrach des Knechtes Joch.

Alte Todeswunden heilt er,
Und erneut das alte Recht:
Alle Menschen, gleichgeboren,
Sind ein adliges Geschlecht.

Er verscheucht die bösen Nebel,
Und das dunkle Hirngespinst,
Das uns Lieb' und Lust verleidet,
Tag und Nacht uns angegrinst.

Tausend Ritter, wohl gewappnet,
Hat der heil'ge Geist erwählt,
Seinen Willen zu erfüllen,
Und er hat sie muthbeseelt.

Ihre theuern Schwerter blitzen,
Ihre guten Banner weh'n!
Ei, du möchtest wohl, mein Kindchen,
Solche stolze Ritter seh'n?

Nun, so schau mich an, mein Kindchen,
Küsse mich und schaue dreist;
Denn ich selber bin ein solcher
Ritter von dem heil'gen Geist.

III.

Still versteckt der Mond sich draußen
Hinter'm grünen Tannenbaum,
Und im Zimmer unsre Lampe
Flackert matt und leuchtet kaum.

Aber meine blauen Sterne
Strahlen auf in heller'm Licht,
Und es glüht die Purpurrose,
Und das liebe Mädchen spricht:

„Kleines Völkchen, Wichtelmännchen,
Stehlen unser Brot und Speck,
Abends liegt es noch im Kasten,
Und des Morgens ist es weg."

„Kleines Völkchen, unsre Sahne
Nascht es von der Milch, und läßt
Unbedeckt die Schüssel stehen,
Und die Katze säuft den Rest."

„Und die Katz' ist eine Hexe,
Denn sie schleicht, bei Nacht und Sturm,
Drüben nach dem Geisterberge,
Nach dem altverfall'nen Thurm."

„Dort hat einst ein Schloß gestanden,
Voller Lust und Waffenglanz;
Blanke Ritter, Frau'n und Knappen
Schwangen sich im Fackeltanz."

„Da verwünschte Schloß und Leute
Eine böse Zauberin,
Nur die Trümmer blieben stehen,
Nur die Eulen nisten d'rin."

„Doch die sel'ge Muhme sagte:
Wenn man spricht das rechte Wort,
Nächtlich zu der rechten Stunde,
Drüben an dem rechten Ort;"

„So verwandeln sich die Trümmer
Wieder in ein helles Schloß,
Und es tanzen wieder lustig
Ritter, Frau'n und Knappentroß;"

„Und wer jenes Wort gesprochen,
Dem gehören Schloß und Leut',
Pauken und Trompeten huld'gen
Seiner jungen Herrlichkeit."

Also blühen Mährchenbilder
Aus des Mundes Röselein,
Und die Augen gießen drüber
Ihren blauen Sternenschein.

Ihre gold'nen Haare wickelt
Mir die Kleine um die Händ',
Giebt den Fingern hübsche Namen,
Lacht und küßt, und schweigt am End'.

Und im stillen Zimmer Alles
Blickt mich an so wohlvertraut;
Tisch und Schrank, mir ist, als hätt' ich
Sie schon früher mal geschaut.

Freundlich ernsthaft schwatzt die Wanduhr
Und die Zitter hörbar kaum,
Fängt von selber an zu klingen,
Und ich sitze wie im Traum.

Jetzo ist die rechte Stunde,
Und es ist der rechte Ort;
Staunen würdest du, mein Kindchen,
Sprach' ich aus das rechte Wort.

Sprech' ich jenes Wort, so dämmert
Und erbebt die Mitternacht,
Bach und Tannen brausen lauter,
Und der alte Berg erwacht.

Zitterklang und Zwergenlieder
Tönen aus des Berges Spalt,
Und es sprießt, wie'n toller Frühling,
D'raus hervor ein Blumenwald;

Blumen, kühne Wunderblumen,
Blätter, breit und fabelhaft,
Duftig bunt und hastig regsam,
Wie gedrängt von Leidenschaft.

Rosen, wild wie rothe Flammen,
Sprüh'n aus dem Gewühl hervor;
Lilien, wie krystall'ne Pfeiler,
Schießen himmelhoch empor.

Und die Sterne, groß wie Sonnen,
Schau'n herab mit Sehnsuchtgluth;
In der Lilien Riesenkelche
Strömet ihre Strahlenfluth.

Doch wir selber, süßes Kindchen,
Sind verwandelt noch viel mehr;
Fackelglanz und Gold und Seide
Schimmern lustig um uns her.

Du, du wurdest zur Prinzessin,
Diese Hütte ward zum Schloß,
Und da jubeln und da tanzen
Ritter, Frau'n und Knappentroß.

Aber Ich, ich hab' erworben
Dich und Alles, Schloß und Leut';
Pauken und Trompeten huld'gen
Meiner jungen Herrlichkeit!

Die Sonne ging auf. Die Nebel flohen, wie Gespenster beim dritten Hahnenschrei. Ich stieg wieder bergauf und bergab, und vor mir schwebte die schöne Sonne, immer neue Schönheiten beleuchtend. Der Geist des Gebirges begünstigte mich ganz offenbar; er wußte wohl, daß so ein Dichtermensch viel Hübsches wieder erzählen kann, und er ließ mich diesen Morgen seinen Harz sehen, wie ihn gewiß nicht Jeder sah. Aber auch mich sah der Harz, wie mich nur Wenige gesehen, in meinen Augenwimpern flimmerten eben so kostbare Perlen, wie in den Gräsern des Thals. Morgenthau der Liebe feuchtete meine Wangen, die rauschenden Tannen verstanden mich, ihre Zweige thaten sich von einander, bewegten sich herauf und herab, gleich stummen Menschen, die mit den Händen ihre Freude bezeigen, und in der Ferne klang's wunderbar geheimnißvoll, wie Glockengeläute einer verlornen Waldkirche. Man sagt, das seien die Heerdenglöckchen, die im Harz so lieblich, klar und rein gestimmt sind.

Nach dem Stande der Sonne war es Mittag, als ich auf eine solche Heerde stieß, und der Hirt, ein freundlich blonder junger Mensch, sagte mir: der große Berg, an dessen Fuß ich stände, sei der alte, weltberühmte Brocken. Viele Stunden ringsum liegt kein Haus, und ich war froh genug, daß mich der junge Mensch einlud, mit ihm zu essen. Wir setzten uns nieder zu einem déjeûner dinatoire, das aus Käse und Brot bestand; die Schäfchen erhaschten die Krumen, die lieben, blanken Kühlein sprangen um uns herum, und klingelten schelmisch mit ihren Glöckchen, und lachten uns an mit ihren großen, vergnügten Augen. Wir tafelten recht königlich; überhaupt schien mir mein Wirth ein ächter König, und weil er bis jetzt der einzige König ist, der mir Brot gegeben hat, so will ich ihn auch königlich besingen.

König ist der Hirtenknabe,
Grüner Hügel ist sein Thron,
Ueber seinem Haupt die Sonne
Ist die schwere, goldne Kron'.

Ihm zu Füßen liegen Schafe,
Weiche Schmeichler, rothbekreuzt;
Kavaliere sind die Kälber,
Und sie wandeln stolzgespreizt.

Hofschauspieler sind die Böcklein,
Und die Vögel und die Kühe,
Mit den Flöten, mit den Glöcklein,
Sind die Kammermusici.

Und das klingt und singt so lieblich,
Und so lieblich rauschen drein
Wasserfall und Tannenbäume,
Und der König schlummert ein.

Unterdessen muß regieren
Der Minister, jener Hund,
Dessen knurriges Gebelle
Wiederhallet in der Rund'.

Schläfrig lallt der junge König:
„Das Regieren ist so schwer,
Ach, ich wollt', daß ich zu Hause
Schon bei meiner Kön'gin wär'!

„In den Armen meiner Kön'gin
Ruht mein Königshaupt so weich,
Und in ihren lieben Augen
Liegt mein unermeßlich Reich:"

Wir nahmen freundschaftlich Abschied, und fröhlich stieg ich den Berg hinauf. Bald empfing mich eine Waldung himmelhoher Tannen, für die ich, in jeder Hinsicht, Respect habe. Diesen Bäumen ist nämlich das Wachsen nicht so ganz leicht gemacht worden, und sie haben es sich in der Jugend sauer werden lassen. Der Berg ist hier mit vielen großen Granitblöcken übersäet, und die meisten Bäumen mußten mit ihren Wurzeln diese Steine umranken oder sprengen, und mühsam den Boden suchen, woraus sie Nahrung schöpfen können. Hier und da liegen die Steine, gleichsam ein Thor bildend, über einander, und oben darauf stehen die Bäume, die nackten Wurzeln über jene Steinpforte hinziehend, und erst am Fuße derselben den Boden erfassend, so daß sie in der freien Luft zu wachsen scheinen. Und doch haben sie sich zu jener gewaltigen Höhe emporgeschwungen, und mit den umklammerten Steinen wie zusammengewachsen, stehen sie fester als ihre bequemen Collegen im zahmen Forstboden des flachen Landes. So stehen auch im Leben jene großen Männer, die durch das Ueberwinden früher Hemmungen und Hindernisse sich erst recht gestärkt und befestigt haben. Auf den Zweigen der Tannen kletterten Eichhörnchen und unter denselben spazierten die gelben Hirsche. Wenn ich solch ein liebes, edles Thier sehe, so kann ich nicht begreifen, wie gebildete Leute Vergnügen daran finden, es zu hetzen und zu tödten. Solch ein Thier war barmherziger als die Menschen, und säugte den schmachtenden Schmerzenreich der heiligen Genovefa.

Allerliebst schossen die goldenen Sonnenlichter durch das dichte Tannengrün. Eine natürliche Treppe bildeten die Baumwurzeln. Ueberall schwellende Moosbänke; denn die Steine sind fußhoch von den schönsten Moosarten, wie mit hellgrünen Sammetpolstern bewachsen. Liebliche Kühle und träumerisches Quellengemurmel. Hier und da sieht man, wie das Wasser unter den Steinen silberhell hinrieselt und die nackten Baumwurzeln und Fasern bespült. Wenn man sich nach diesem Treiben hinabbeugt, so belauscht man gleichsam die geheime Bildungsgeschichte der Pflanzen und das ruhige Herzklopfen des Berges. An manchen Orten sprudelt das Wasser aus den Steinen und Wurzeln stärker hervor und bildet kleine Kaskaden. Da läßt sich gut sitzen. Es murmelt und rauscht so wunderbar, die Vögel singen abgebrochene Sehnsuchtslaute, die Bäume flüstern wie mit tausend Mädchenzungen, wie mit tausend Mädchenaugen schauen uns an die seltsamen Bergblumen, sie strecken uns aus die wundersam breiten, drollig gezackten Blätter, spielend flimmern hin und her die lustigen Sonnenstrahlen, die sinnigen Kräutlein erzählen sich grüne Mährchen, es ist Alles wie verzaubert, es wird immer heimlicher und heimlicher, ein uralter Traum wird lebendig, die Geliebte erscheint — ach, daß sie so schnell wieder verschwindet!

Je höher man den Berg hinaufsteigt, desto kürzer, zwergshafter werden die Tannen, sie scheinen immer mehr und mehr zusammen zu schrumpfen, bis nur Heidelbeer- und Rothbeerensträuche und Bergkräuter übrig bleiben. Da wird es auch schon fühlbar kälter. Die wunderlichen Gruppen der Granitblöcke werden hier erst recht sichtbar; diese sind oft von erstaunlicher Größe. Das mögen wohl die Spielbälle sein, die sich die bösen Geister einander zuwerfen in der Walpurgisnacht, wenn hier die Hexen auf Besenstielen und Mistgabeln einhergeritten kommen, und die abentheuerlich verruchte Lust beginnt, wie die glaubhafte Amme es erzählt, und wie es zu schauen ist auf den hübschen Faustbildern des Meister Retzsch. Ja, ein junger Dichter, der auf einer Reise von Berlin nach Göttingen in der ersten Mainacht am Brocken vorbeiritt, bemerkte sogar, wie einige belletristische Damen auf einer Bergecke ihre ästhetische Theegesellschaft hielten, sich gemüthlich die „Abendzeitung" vorlasen, ihre poetischen Ziegenböckchen, die meckernd den Theetisch umhüpften, als Universalgenies priesen, und über alle Erscheinungen in der deutschen Literatur ihr Endurtheil fällten; doch, als sie auch auf den „Ratkliff" und „Almansor" geriethen, und dem Verfasser alle Frömmigkeit und Christlichkeit abspra-

ren, da sträubte sich das Haar des jungen Mannes, Entsetzen griff ihn — ich gab dem Pferde die Sporen und jagte vorher.

In der That, wenn man die obere Hälfte des Brockens ersteigt, kann man sich nicht erwehren, an die ergötzlichen Blocksbergsgeschichten zu denken, und besonders an die große, mystische, deutsche Nationaltragödie vom Doctor Faust. Mir war immer, als ob der Pferdefuß neben mir hinaufkletterte, und Jemand humoristisch Athem schöpfe. Und ich glaube, auch Mephisto muß mit Mühe Athem holen, wenn er seinen Lieblingsberg ersteigt; es ist ein äußerst erschöpfender Weg, und ich war wohl, als ich endlich das langersehnte Brockenhaus zu Gesicht bekam.

Dieses Haus, das, wie durch vielfache Abbildungen bekannt ist, bloß aus einem Parterre besteht, und auf der Spitze des Berges liegt, wurde erst 1800 vom Grafen Stollberg-Wernigerode erbaut, für dessen Rechnung es auch, als Wirthshaus, verwaltet wird. Die Mauern sind erstaunlich dick, wegen des Windes und der Kälte im Winter; das Dach ist niedrig, in der Mitte desselben steht eine thurmartige Warte, und bei dem Hause liegen noch zwei kleine Nebengebäude, wovon das eine in frühern Zeiten den Brockenbesuchern zum Obdach diente.

Der Eintritt in das Brockenhaus erregte bei mir eine etwas ungewöhnliche, mährchenhafte Empfindung. Man ist nach dem langen, einsamen Umhersteigen durch Tannen und Klippen plötzlich in ein Wolkenhaus versetzt; Städte, Berge und Wälder blieben unten liegen, und oben findet man eine wunderlich zusammengesetzte, fremde Gesellschaft, von welcher man, wie es an dergleichen Orten natürlich ist, fast wie ein erwarteter Genosse, halb neugierig und halb gleichgültig, empfangen wird. Ich fand das Haus voller Gäste, und wie es einem klugen Manne geziemt, dachte ich schon an die Nacht, an die Unbehaglichkeit eines Strohlagers; mit hinsterbender Stimme verlangte ich gleich Thee, und der Herr Brockenwirth war vernünftig genug, einzusehen, daß ich kranker Mensch für die Nacht ein ordentliches Bett haben müsse. Dieses verschaffte er mir in einem engen Zimmerchen, wo schon ein junger Kaufmann, ein junges Brechpulver in einem braunen Oberrocke, sich etablirt hatte.

In der Wirthsstube fand ich lauter Leben und Bewegung. Studenten von verschiedenen Universitäten. Die Einen sind erst vorher angekommen und restauriren sich, Andere bereiten sich zum Abmarsch, schnüren ihre Ranzen, schreiben ihre Namen ins Gedächtnißbuch, erhalten Brockensträuße von den Hausmädchen, da wird in die Wangen gekniffen, gesungen, gesprungen, gezahlt, man fragt, man antwortet, gut Wetter, Fußweg, Frost, Adieu. Einige der Abgehenden sind auch etwas angeheitert, und diese haben von der schönen Aussicht einen doppelten Genuß, da ein Betrunkener Alles doppelt sieht.

Nachdem ich mich ziemlich recreirt, bestieg ich die Thurmwarte, und fand daselbst einen kleinen Herrn mit zwei Damen, einer jungen und einer ältlichen. Die junge Dame war sehr schön. Eine herrliche Gestalt, auf dem lockigen Haupte ein zimmetartiger, schwarzer Atlashut, mit dessen weißen Federn die Winde spielten, die schlanken Glieder von einem schwarzseidenen Mantel so fest umschlossen, daß die edlen Formen hervortraten, und das freie, große Auge ruhig hinabschauend in die freie, große Welt.

Als ich noch ein Knabe war, dachte ich an nichts als an Ammen- und Wundergeschichten, und jede schöne Dame, die Straußfedern auf dem Kopfe trug, hielt ich für eine Elfenkönigin, und bemerkte ich gar, daß die Schleppe ihres Kleides naß war, so hielt ich sie für eine Wassernixe. Jetzt denke ich anders, seit ich aus der Naturgeschichte weiß, daß jene symbolischen Federn von dem dümmsten Vogel herkommen, und daß die Schleppe eines Damenkleides auf sehr natürliche Weise naß werden kann. Hätte ich mit jenen Knabenaugen die erwähnte junge Schöne, in erwähnter Stellung, auf dem Brocken gesehen, so würde ich sicher gedacht haben: das ist die Fee des Berges, und sie hat eben den Zauber ausgesprochen, wodurch vor unten Alles so wunderbar erscheint. Ja, in hohem Grade wunderbar erscheint uns Alles beim ersten Hinabschauen vom Brocken, alle Seiten unseres Geistes empfangen neue Eindrücke, und diese, meistens verschiedenartig, sogar sich widersprechend, verbinden sich in unserer Seele zu einem großen, noch unentwickelten, unverstandenen Gefühl. Gelingt es uns, dieses Gefühl in seinem Begriffe zu erfassen, so erkennen wir den Charakter des Berges. Dieser Charakter ist ganz deutsch, sowohl in Hinsicht seiner Fehler, als auch seiner Vorzüge. Der Brocken ist ein Deutscher. Mit deutscher Gründlichkeit zeigt er uns, klar und deutlich, wie ein Riesenpanorama, die vielen Hundert Städte, Städtchen und Dörfer, die meistens nördlich liegen, und ringsum alle Berge, Wälder, Flüsse, Flächen, unendlich weit. Aber eben dadurch erscheint Alles wie eine scharfgezeichnete, fein illuminirte Specialkarte, nirgends wird das Auge durch eigentlich schöne Landschaften erfreut; wie es denn immer geschieht, daß wir deutschen Compilatoren, wegen der ehrlichen Genauigkeit, womit wir Alles und Alles hingeben wollen, nie daran denken können, das Einzelne auf eine schöne Weise zu geben. Der Berg hat auch so etwas Deutschruhiges, Verständiges, Tolerantes; eben weil er die Dinge so weit und klar überschauen kann. Und wenn solch ein Berg seine Riesenaugen öffnet, mag er wohl noch etwas mehr sehen, als wir Zwerge, die wir mit unsern blöden Aeuglein auf ihm herumklettern. Viele wollen zwar behaupten, der Brocken sei sehr philiströse, und Claudius sang: „Der Blocksberg ist der lange Herr Philister!“ Aber das ist Irrthum. Durch seinen Kahlkopf, den er zuweilen mit einer weißen Nebelkappe bedeckt, giebt er sich zwar einen Anstrich von Philiströsität; aber, wie bei manchen andern großen Deutschen, geschieht es aus purer Ironie. Es ist sogar notorisch, daß der Brocken seine burschikosen, phantastischen Zeiten hat, z. B. die erste Mainacht. Dann wirft er seine Nebelkappe jubelnd in die Lüfte, und wird, eben so gut wie wir Uebrigen, recht ächtdeutsch romantisch verrückt.

Ich suchte gleich die schöne Dame in ein Gespräch zu verflechten, denn Naturschönheiten genießt man erst recht, wenn man sich auf der Stelle darüber aussprechen kann. Sie war nicht geistreich, aber aufmerksam sinnig. Wahrhaft vornehme Formen. Ich meine nicht die gewöhnliche, steife, negative Vornehmheit, die genau weiß, was unterlassen werden muß; sondern jene seltnere, freie, positive Vornehmheit, die uns genau sagt, was wir thun dürfen, und die uns, bei aller Unbefangenheit, die höchste gesellige Sicherheit giebt. Ich entwickelte, zu meiner eigenen Verwunderung, viele geographische Kenntnisse, nannte der wißbegierigen Schönen alle Namen der Städte, die vor uns lagen, suchte und zeigte ihr dieselben auf meiner Landkarte, die ich über den Steintisch, der in der Mitte der Thurmplatte steht, mit ächter Docentenmiene ausbreitete. Manche Stadt konnte ich nicht finden, vielleicht weil ich mehr mit den Fingern suchte, als mit den Augen, die sich unterdessen auf dem Gesicht der holden Dame orientirten, und dort schönere Partien fanden, als „Schierke“ und „Elend.“ Dieses Gesicht gehörte zu denen, die nie reizen, selten entzücken, und immer gefallen. Ich liebe solche Gesichter, weil sie mein schlimmbewegtes Herz zur Ruhe lächeln.

In welchem Verhältniß der kleine Herr, der die Damen begleitete, zu denselben stehen mochte, konnte ich nicht errathen. Es war eine dünne, merkwürdige Figur. Ein Köpfchen, sparsam bedeckt mit grauen Härchen, die über die kurze Stirn bis an die grünlichen Libellenaugen reichten, die runde Nase weit hervortretend, dagegen Mund und Kinn sich wieder ängstlich nach den Ohren zurückziehend. Dieses Gesichtchen schien aus einem zarten, gelblichen Thone zu bestehen, woraus die Bildhauer ihre ersten Modelle kneten; und wenn die schmalen Lippen zusammenkniffen, zogen sich über die Wangen einige tausend halbkreisartige, feine Fältchen. Der kleine Mann sprach kein Wort, und nur dann und wann, wenn die ältere Dame ihm etwas Freundliches zuflüsterte, lächelte er wie ein Mops, der den Schnupfen hat.

Jene ältere Dame war die Mutter der jüngeren, und auch sie besaß die vornehmsten Formen. Ihr Auge verrieth einen krankhaft schwärmerischen Tiefsinn, um ihren Mund lag strenge Frömmigkeit, doch schien mir's, als ob er einst sehr schön gewesen sei, und viel gelacht und viele Küsse empfangen und viele erwiedert habe. Ihr Gesicht glich einem Codex palympsestus, wo, unter der neuschwarzen Mönchsschrift eines Kirchenvatertextes, die halberloschenen Verse eines altgriechischen Liebesdichters hervorlauschen. Beide Damen waren mit ihrem Begleiter dieses Jahr in Italien gewesen, und erzählten mir allerlei Schönes von Rom, Florenz und Venedig. Die Mutter erzählte viel von den Raphael'schen Bildern in der Peterskirche; die Tochter sprach mehr von der Oper im Theater Fenice.

Derweilen wir sprachen, begann es zu dämmern; die Luft wurde noch kälter, die Sonne neigte sich tiefer, und die Thurmplatte füllte sich mit Studenten, Handwerksburschen und einigen ehrsamen Bürgerleuten, sammt deren Ehefrauen und Töchtern, die alle den Sonnenuntergang sehen wollten. Es ist ein erhabener Anblick, der die Seele zum Gebet stimmt. Wohl eine Viertelstunde standen Alle ernsthaft schweigend und sahen, wie der schöne Feuerball im Westen allmählig versank; die Gesichter wurden vom Abendroth angestrahlt, die Hände falteten sich unwillkührlich; es war, als ständen wir, eine stille Gemeinde, im Schiffe eines Riesendomes, und der Priester erhöbe jetzt den Leib des Herrn, und von der Orgel herab ergösse sich Palestrina's ewiger Choral.

Während ich so in Andacht versunken stehe, höre ich, daß neben mir Jemand ausruft: „Wie ist die Natur doch im Allgemeinen so schön!“ Diese Worte kamen aus der gefühlvollen Brust meines Zimmergenossen, des jungen Kaufmanns. Ich gelangte dadurch wieder zu meiner Werkeltagsstimmung, war jetzt im Stande, den Damen über den Sonnenuntergang recht

viel Artiges zu sagen, und sie ruhig, als wäre nichts passirt, nach ihrem Zimmer zu führen. Sie erlaubten mir auch, sie noch eine Stunde zu unterhalten. Wie die Erde selbst, drehte sich unsre Unterhaltung um die Sonne. Die Mutter äußerte: die in Nebel versinkende Sonne habe ausgesehen, wie eine rothglühende Rose, die der galante Himmel herabgeworfen in den weitausgebreiteten, weißen Brautschleier seiner geliebten Erde. Die Tochter lächelte und meinte, der öftere Anblick solcher Naturerscheinungen schwäche ihren Eindruck. Die Mutter berichtigte diese falsche Meinung durch eine Stelle aus Goethe's Reisebriefen, und frug mich, ob ich den Werther gelesen? Ich glaube, wir sprachen auch von Angorakatzen, etruskischen Vasen, türkischen Shawls, Makaroni und Lord Byron, aus dessen Gedichten die ältere Dame einige Sonnenuntergangsstellen, recht hübsch lispelnd und seufzend, recitirte. Der jüngern Dame, die kein Englisch verstand, und jene Gdichte kennen lernen wollte, empfahl ich die Uebersetzungen meiner schönen, geistreichen Landsmännin, der Baronin Elise von Hohenhausen; bei welcher Gelegenheit ich nicht ermangelte, wie ich gegen junge Damen zu thun pflege, über Byron's Gottlosigkeit, Liebllosigkeit, Trostlosigkeit, und der Himmel weiß, was noch mehr, zu eifern.

Nach diesem Geschäfte ging ich noch auf dem Brocken spazieren; denn ganz dunkel wird es dort nie. Der Nebel war nicht stark, und ich betrachtete die Umrisse der beiden Hügel, die man den Hexenaltar und die Teufelskanzel nennt. Ich schoß meine Pistolen ab, doch es gab kein Echo. Plötzlich aber höre ich bekannte Stimmen und fühle mich umarmt und geküßt. Es waren meine Landsleute, die Göttingen vier Tage später verlassen hatten, und bedeutend erstaunt waren, mich ganz allein auf dem Blocksberge wiederzufinden. Da gab es ein Erzählen und Verwundern und Verabreden, ein Lachen und Erinnern, und im Geiste waren wir wieder in unserem gelehrten Sibirien, wo die Cultur so groß ist, daß die Bären in den Wirthshäusern angebunden werden, und die Zobel dem Jäger guten Abend wünschen.

Im großen Zimmer wurde eine Abendmahlzeit gehalten. Ein langer Tisch mit zwei Reihen hungriger Studenten. Im Anfange gewöhnliches Universitätsgespräch: Duelle, Duelle und wieder Duelle. Die Gesellschaft bestand meistens aus Hallensern, und Halle wurde daher Hauptgegenstand der Unterhaltung. Die Fensterscheiben des Hofraths Schütz wurden exegetisch beleuchtet. Dann erzählte man, daß die letzte Cour bei dem König von Cypern sehr glänzend gewesen sei, daß er einen natürlichen Sohn erwählt, daß er sich eine lichtenstein'sche Prinzessin ans linke Bein antrauen lassen, daß er die Staatsmaitresse abgedankt, und daß das ganze gerührte Ministerium vorschriftsmäßig geweint habe. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß sich dieses auf Halle'sche Bierwürden bezieht. Hernach kamen die zwei Chinesen aufs Tapet, die sich vor zwei Jahren in Berlin sehen ließen, und jetzt in Halle zu Privatdocenten der chinesischen Aesthetik abgerichtet werden. Nun wurden Witze gerissen. Man setzte den Fall: ein Deutscher ließe sich in China für Geld sehen; und zu diesem Zwecke wurde ein Anschlagzettel geschmiedet, worin die Mandarinen Tsching-Tschang-Tschung und Hi-Ha-Ho begutachteten, daß es ein ächter Deutscher sei worin ferner seine Kunststücke aufgerechnet wurden, die hauptsächlich in Philosophiren, Tabakrauchen und Geduld bestanden, und worin noch schließlich bemerkt wurde, daß man um zwölf Uhr, welches die Fütterungsstunde sei, keine Hunde mitbringen dürfe, indem diese dem armen Deutschen die besten Brocken wegzuschnappen pflegten.

Ein junger Burschenschafter, der kürzlich zur Purification in Berlin gewesen, sprach viel von dieser Stadt; aber sehr einseitig. Er hatte Wisotzki und das Theater besucht; beide beurtheilte er falsch. „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort u. s. w." Er sprach von Garderobeaufwand, Schauspieler- und Schauspielerinnenscandal u. s. w. Der junge Mensch wußte nicht, daß, da in Berlin überhaupt der Schein der Dinge am meisten gilt, was schon die allgemeine Redensart, „man so duhn," hinlänglich andeutet, dieses Scheinwesen auf den Brettern erst recht floriren muß, und daß daher die Intendanz am meisten zu sorgen hat für die „Farbe des Barts, womit eine Rolle gespielt wird," für die Treue der Costüme, die von beeidigten Historikern vorgezeichnet, und von wissenschaftlich gebildeten Schneidern genäht werden. Und das ist nothwendig. Denn trüge mal Maria Stuart eine Schürze, die schon zum Zeitalter der Königin Anna gehört, so würde gewiß der Banquier C. G. sich mit Recht beklagen, daß ihm dadurch alle Illusion verloren gehe; und hätte mal Lord Burleigh aus Versehen die Hosen von Heinrich IV. angezogen, so würde gewiß die Kriegsräthin v. S. diesen Anachronismus den ganzen Abend nicht aus den Augen lassen. Solche täuschende Sorgfalt der Generalintendanz erstreckt sich aber nicht bloß auf Schürzen und Hosen, sondern auch auf die darin verwickelten Personen. So soll künftig der Othello von einem wirklichen Mohren gespielt werden, den Professor Lichtenstein schon zu diesem Behufe aus Afrika verschrieben hat; in Menschenhaut und Reue soll künftig die Eulalia von einem wirklich verlassenen Weibsbilde, der Peter von einem wirklich dummen Jungen, und der Unbekannte von einem wirklich geheimen Hahnrei gespielt werden, die man alle drei nicht erst aus Afrika zu verschreiben braucht. Hatte nun obenerwähnter junger Mensch die Verhältnisse des berliner Schauspiels schlecht begriffen, so merkte er noch viel weniger, daß die Spontini'sche Janitscharenoper, mit ihren Pauken, Elephanten, Trompeten und Tamtams, ein heroisches Mittel ist, um unser erschlafftes Volk kriegerisch zu stärken, ein Mittel, das schon Plato und Cicero staatspolitisch empfohlen haben.

Während solcherlei Gespräche hin und her pflogen, vergaß man doch das Nützliche nicht aus den Augen, und den großen Schüsseln, die mit Fleisch, Kartoffeln u. s. w. ehrlich angefüllt waren, wurde fleißig zugesprochen. Jedoch das Essen war schlecht. Dieses erwähnte ich leichthin gegen meinen Nachbar, der aber, mit einem Accente, woran ich den Schweizer erkannte, gar unhöflich antwortete: daß wir Deutschen wie mit der wahren Freiheit, so auch mit der wahren Genügsamkeit unbekannt seien. Ich zuckte die Achseln und bemerkte: daß die eigentlichen Fürstenknechte und Leckerkramverfertiger überall Schweizer sind und vorzugsweise so genannt werden, und daß überhaupt die jetzigen schweizerischen Freiheitshelden, die so viel Politisch-Kühnes ins Publikum hineinschwatzen, mir immer vorkommen wie Hasen, die auf öffentlichen Jahrmärkten Pistolen abschießen, alle Kinder und Bauern durch ihre Kühnheit in Erstaunen setzen, und dennoch Hasen sind.

Der Sohn der Alpen hatte es gewiß nicht böse gemeint, „es war ein dicker Mann, folglich ein guter Mann," sagt Cervantes. Aber mein Nachbar von der andern Seite, ein Greifswalder, war durch jene Aeußerung sehr piquirt; er behauptete, daß deutsche Thatkraft und Einfältigkeit noch nicht erloschen sei, schlug sich dröhnend auf die Brust und leerte eine ungeheure Stange Weißbier. Der Schweizer sagte: „Nu! Nu!" Doch, je beschwichtigender er dieses sagte, desto eifriger ging der Greifswalder ins Geschirr. Dieser war ein Mann aus jenen Zeiten, als die Läuse gute Tage hatten und die Friseure zu verhungern fürchteten. Er trug herabhängend langes Haar, ein ritterliches Barett, einen schwarzen, altdeutschen Rock, ein schmutziges Hemd, das zugleich das Amt einer Weste versah, und darunter ein Medaillon mit einem Haarbüschel von Blücher's Schimmel. Er sah aus wie ein Narr in Lebensgröße. Ich mache mir gern einige Bewegung beim Abendessen, und ließ mich daher von ihm in einen patriotischen Streit verflechten. Er war der Meinung, Deutschland müsse in 33 Staaten getheilt werden. Ich hingegen behauptete: es müßten 45 sein, weil man alsdann ein systematischeres Handbuch über Deutschland schreiben könne, und es doch nothwendig sei, das Leben mit der Wissenschaft zu verbinden. Mein Greifswalder Freund war auch ein deutscher Barde, und, wie er mir vertraute, arbeitete er an einem Nationalheldengedichte zur Verherrlichung Hermanns und der Hermannsschlacht. Manchen nützlichen Wink gab ich ihm für die Anfertigung dieses Epos. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß er die Sümpfe und Knüppelwege des teutoburger Waldes sehr onomatopöisch durch wäßrige und holprige Verse andeuten könne, und daß es eine patriotische Zierheit wäre, wenn er den Varus und die übrigen Römer lauter Unsinn sprechen ließe. Ich hoffe, dieser Kunstkniff wird ihm, eben so erfolgreich wie andern berliner Dichtern, bis zur undenklichsten Illusion gelingen.

An unserem Tische wurde es immer lauter und traulicher, der Wein verdrängte das Bier, die Punschbowlen dampften, es wurde getrunken, gmollirt und gesungen. Der alte Landsvater und herrliche Lieder von W. Müller, Rückert, Uhland u. s. w. erschollen. Schöne Melthfessel'sche Melodien. Am allerbesten erklangen unseres Arndt's deutsche Worte: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte!" Und draußen brauste es, als ob der alte Berg mitsänge, und einige schwankenden Freunde behaupteten sogar, er schüttle freudig sein kahles Haupt und unser Zimmer werde dadurch hin und her bewegt. Die Flaschen wurden leerer und die Köpfe voller. Der Eine brüllte, der Andere fistulirte, ein Dritter deklamirte aus der „Schuld," ein Vierter sprach Latein, ein Fünfter predigte von der Mäßigkeit, und ein Sechster stellte sich auf den Stuhl und docirte: „Meine Herren! Die Erde ist eine runde Walze, die Menschen sind einzelne Stiftchen darauf, schicksalergeben zerstreut; aber die Walze dreht sich, die Stiftchen stoßen hier und da an und tönen, die einen oft, die andern selten, das giebt eine wunderbare, complicirte Musik, und diese heißt Weltgeschichte. Wir sprechen also erst von der Musik, dann von der Welt und endlich von der Geschichte; letztere aber stellen wir ein in Positiv und spanische Fliegen —" Und so ging's weiter mit Sinn und Unsinn.

Ein gemüthlicher Mecklenburger, der seine Nase im Punsch-
als hatte, und selig lächelnd den Dampf einschnupfte, machte
e Bemerkung: es sei ihm zu Muthe, als stände er wieder
r dem Theaterbüffet in Schwerin! Ein Anderer hielt sein
einglas wie ein Perspectiv vor die Augen und schien uns
ifmerksam damit zu betrachten, während ihm der rothe Wein
er die Backen ins hervortretende Maul hinablief. Der
reifswalder, plötzlich begeistert, warf sich an meine Brust und
uchzte: „O, verständest Du mich, ich bin ein Liebender, ich
n ein Glücklicher, ich werde wieder geliebt, und, Gott ver-
mm' mich! es ist ein gebildetes Mädchen, denn sie hat volle
rüste, und trägt ein weißes Kleid und spielt Klavier!" —
ber der Schweizer weinte, und küßte zärtlich meine Hand und
immerte beständig: „O Bäbeli! O Bäbeli!"

In diesem verworrenen Treiben, wo die Teller tanzen und
e Gläser fliegen lernten, saßen mir gegenüber zwei Jünglinge,
ön und blaß wie Marmorbilder, der Eine mehr dem Adonis,
r Andere mehr dem Apollo ähnlich. Kaum bemerkbar war
r leichte Rosenhauch, den der Wein über ihre Wangen hin-
arf. Mit unendlicher Liebe sahen sie sich einander an, als
an Einer lesen könnte in den Augen des Andern, und in
ren Augen strahlte es, als wären einige Lichttropfen hinein-
fallen aus jener Schaale voll ladernder Liebe, die ein from-
er Engel dort oben von einem Stern zum andern hinüber-
ägt. Sie sprachen leise, mit sehnsuchtbebender Stimme, und
waren traurige Geschichten, aus denen ein wunderschmerz-
cher Ton hervorklang. „Die Lore ist jetzt auch todt!" sagte
r Eine und seufzte, und nach einer Pause erzählte er von
nem hallenschen Mädchen, das in einen Studenten verliebt
ar, und als dieser Halle verließ, mit Niemand mehr sprach,
d wenig aß, und Tag und Nacht weinte, und immer den
anarienvogel betrachtete, den der Geliebte ihr einst geschenkt
atte. „Der Vogel starb, und bald darauf ist auch die Lore
storben!" so schloß die Erzählung, und beide Jünglinge schwie-
n wieder und seufzten, als wollte ihnen das Herz zerspringen.
ndlich sprach der Andere: „Meine Seele ist traurig! Komm
it hinaus in die dunkle Nacht! Einathmen will ich den
auch der Wolken und die Strahlen des Mondes. Genosse
einer Wehmuth! ich liebe Dich, Deine Worte tönen wie Rohr-
flüster, wie gleitende Ströme, sie tönen wieder in meiner
Brust, aber meine Seele ist traurig!"

Nun erhoben sich die beiden Jünglinge, Einer schlang den
rm um den Nacken des Andern, und sie verließen das tosende
immer. Ich folgte ihnen nach und sah, wie sie in eine dunkle
ammer traten, wie der Eine, statt des Fensters, einen großen
leiderschrank öffnete, wie Beide vor demselben, mit sehnsüchtig
ausgestreckten Armen, stehen blieben und wechselweise sprachen.
Ihr Lüfte der dämmernden Nacht!" rief der Erste, wie er-
uickend kühlt ihr meine Wangen! Wie lieblich spielt Ihr mit
einen flatternden Locken! Ich steh' auf des Berges wolkigem
Gipfel, unter mir liegen die schlafenden Städte der Menschen,
nd blinken die blauen Gewässer. Horch! dort unten im Thale
auschen die Tannen! Dort über die Hügel ziehen, in Nebel-
estalten, die Geister der Väter. O, könnt' ich mit Euch ja-
en, auf dem Wolkenroß, durch die stürmische Nacht, über die
ollende See, zu den Sternen hinauf! Aber ach! ich bin be-
aden mit Leid und meine Seele ist traurig!" — Der andere
Jüngling hatte ebenfalls seine Arme sehnsuchtsvoll nach dem
Kleiderschranke ausgestreckt, Thränen stürzten aus seinen Augen,
nd zu einer goldgestickten Hose, die er für den Mond hielt,
prach er mit wehmüthiger Stimme: „Schön bist du, Tochter
es Himmels! Holdselig ist deines Antlitzes Ruh! Du wandelst
icher in Lieblichkeit! Die Sterne folgen deinen blauen Pfaden
m Osten. Bei deinem Anblick erfreuen sich die Wolken, und
s lichten sich ihre düstern Gestalten. Wer gleicht dir am Him-
el, Erzeugte der Nacht? Beschämt, in deiner Gegenwart,
ind die Sterne, und wenden ab die grünfunkelnden Augen.
Wohin, wenn des Morgens dein Antlitz erbleicht, entfliehst du
on deinem Pfade? Hast du gleich mir deine Halle? Wohnst
u im Schatten der Wehmuth? Sind deine Schwestern vom
Himmel gefallen? Sie, die freudig mit dir die Nacht durchwall-
ten, sind sie nicht mehr? Ja, sie fielen herab, o schönes Licht,
nd du verbirgst dich oft, sie zu betrauern. Doch einst wird
ommen die Nacht, und du, auch du bist vergangen, und hast
eine blauen Pfade dort oben verlassen. Dann erheben die
Sterne ihre grünen Häupter, die einst deine Gegenwart be-
chämt, sie werden sich freuen. Doch jetzt bist du gekleidet in
einer Strahlenpracht und schaust herab aus den Thoren des
Himmels. Zerreißt die Wolken, o Winde, damit die Erzeugte
er Nacht hervor zu leuchten vermag, und die buschigen Berge
glänzen und das Meer seine schäumenden Wogen rolle in
Liebe!"

Ein wohlbekannter, nicht sehr magerer Freund, der mehr
getrunken als gegessen hatte, obgleich er auch heute Abend, wie
gewöhnlich, eine Portion Rindfleisch verschlungen, wovon sechs
Gardelieutenants und ein unschuldiges Kind satt geworden wä-
ren, dieser kam jetzt in allzugutem Humor, d. h. ganz en
Schwein, vorbeigerannt, schob die beiden elegischen Freunde
etwas unsanft in den Schrank hinein, polterte nach der Haus-
thüre, und wirthschaftete draußen ganz mörderlich. Der Lärm
im Saale wurde auch immer verworrener und dumpfer. Die
beiden Jünglinge im Schranke jammerten und wimmerten, sie
lägen zerschmettert am Fuße des Berges; aus dem Halse strömte
ihnen der edle Rothwein, sie überschwemmten sich wechselseitig,
und der Eine sprach zum Andern: „Lebe wohl! Ich fühle, daß
ich verblute. Warum weckst du mich, Frühlingsluft? Du buhlst
und sprichst: ich bethaue dich mit Tropfen des Himmels. Doch
die Zeit meines Welkens ist nahe, nahe der Sturm, der meine
Blätter herabstört! Morgen wird der Wanderer kommen,
kommen der mich sah in meiner Schönheit, ringsum wird sein
Auge im Felde mich suchen, und wird mich nicht finden. —"
Aber Alles übertobte die wohlbekannte Baßstimme, die draußen
vor der Thüre, unter Fluchen und Jauchzen, sich gottesläster-
lich beklagte: daß auf der ganzen dunkeln Weenderstraße keine
einzige Laterne brenne, und man nicht einmal sehen könne, bei
wem man die Fensterscheiben eingeschmissen habe.

Ich kann viel vertragen — die Bescheidenheit erlaubt mir
nicht, die Bouteillenzahl zu nennen — und ziemlich gut con-
ditionirt gelangte ich nach meinem Schlafzimmer. Der junge
Kaufmann lag schon im Bette, mit seiner kreideweißen Nacht-
mütze und safrangelben Jacke von Gesundheitsflanell. Er schlief
noch nicht und suchte ein Gespräch mit mir anzuknüpfen. Er
war ein Frankfurt-am-Mainer, und folglich sprach er gleich
von den Juden, die Alles Gefühl für das Schöne und Edle
verloren haben, und die englischen Waaren 25 Procent unter
dem Fabrikpreise verkaufen. Es ergriff mich die Lust, ihn etwas
zu mystificiren; deshalb sagte ich ihm: ich sei ein Nachtwandler,
und müsse im Voraus um Entschuldigung bitten, für den Fall,
daß ich ihn etwa im Schlafe stören möchte. Der arme Mensch
hat deshalb, wie er mir den andern Tag gestand, die ganze
Nacht nicht geschlafen, da er die Besorgniß hegte, ich könnte
mit meinen Pistolen, die vor meinem Bette lagen, im Nacht-
wandlerzustande ein Malheur anrichten. Im Grunde war es
mir nicht viel besser als ihm gegangen, ich hatte sehr schlecht
geschlafen. Wüste, beängstigende Phantasiegebilde. Ein Clavier-
auszug aus Dante's „Hölle." Am Ende träumte mir gar,
ich sähe die Aufführung einer juristischen Oper, die Fakcidia
geheißen, erbrechtlicher Text von Gans, und Musik von Spon-
tini. Ein toller Traum. Das römische Forum leuchtete prächtig, Serv. Asinius ** als Prätor auf seinem Stuhle, die
Toga in stolze Falten werfend, ergoß sich in polternden Reci-
tativen, Marcus Tullius ** als Prima Donna begataria, all'
seine holde Weiblichkeit offenbarend, sang die liebeschmelzende
Bravourarie quicunque civis romanus; ziegelroth geschminkte
Referendarien brüllten als Chor der Unmündigen, Privatdocen-
ten, als Genien in fleischfarbigen Tricot gekleidet, tanzten ein
antejustinianeisches Ballet und bekränzten mit Blumen die zwölf
Tafeln, unter Donner und Blitz stieg aus der Erde der beleidigte Geist der römischen Gesetzgebung, hierauf Posaunen, Tam-
tam, Feuerregen, cum omni causa.

Aus diesem Lärmen zog mich der Brockenwirth, indem er
mich weckte, um den Sonnenaufgang anzusehen. Auf dem
Thurme fand ich schon einige Harrende, die sich die frierenden
Hände rieben, Andere, noch den Schlaf in den Augen, taumel-
ten herauf; endlich stand die stille Gemeinde von gestern Abend
wieder ganz versammelt, und schweigend sahen wir, wie am
Horizonte die kleine, carmoisinrothe Kugel emporstieg, eine win-
terlich dämmernde Beleuchtung sich verbreitete, die Berge wie
in einem weißwallenden Meere schwammen, und bloß die Spitzen
derselben sichtbar hervortraten, so daß man auf einem kleinen
Hügel zu stehen glaubte, mitten auf einer überschwemmten Ebene,
wo nur hier und da eine trockene Erdscholle hervortritt. Um
das Gesehene und Empfundene in Worten fest zu halten, zeich-
nete ich folgendes Gedicht:

Heller wird es schon im Osten
Durch der Sonne kleines Glimmen,
Weit und breit die Bergesgipfel
In dem Nebelmeere schwimmen.

Hätt' ich Siebenmeilenstiefel,
Lief ich mit der Hast des Windes,
Ueber jene Bergesgipfel,
Nach dem Hauf' des lieben Kindes.

Von dem Bettchen, wo sie schlummert,
Zög' ich leise die Gardinen,
Leise küßt' ich ihre Stirne,
Leise ihres Mund's Rubinen

Und noch leiser wollt' ich flüstern
In die kleinen Lilien-Ohren:
Denk' im Traum, daß wir uns lieben,
Und daß wir uns nie verloren.

Indessen, meine Sehnsucht nach einem Frühstück war ebenfalls groß, und nachdem ich meinen Damen einige Höflichkeiten gesagt, eilte ich hinab, um in der warmen Stube Kaffee zu trinken. Es that Noth; in meinem Magen sah es so nüchtern aus, wie in der goslar'schen Stephanskirche. Aber mit dem arabischen Tranke rieselte mir auch der warme Orient durch die Glieder, östliche Rosen umdufteten mich, süße Bulbullieder erklangen, die Studenten verwandelten sich in Kameele, die Brockenhausmädchen, mit ihren Congreviſchen Blicken, wurden zu Houris, die Philisternasen wurden Minarets u. s. w.

Das Buch, das neben mir lag, war aber nicht der Koran. Unsinn enthielt es freilich genug. Es war das sogenannte Brockenbuch, worein alle Reisende, die den Berg erstiegen, ihre Namen schreiben, und die Meisten noch einige Gedanken, und in Ermangelung derselben, ihre Gefühle hinzunotiren. Viele drücken sich sogar in Versen aus. In diesem Buche sieht man, welche Greuel entstehen, wenn der große Philistertroß bei gebräuchlichen Gelegenheiten, wie hier auf dem Brocken, sich vorgenommen hat, poetisch zu werden. Der Palast des Prinzen von Pallagonia, enthält keine so großen Abgeschmacktheiten, wie dieses Buch, wo besonders hervorglänzen die Herren Acciseeinnehmer mit ihren verschimmelten Hochgefühlen, die Comptoirjünglinge mit ihren pathetischen Seelenergüssen, die altdeutschen Revolutionsdilettanten mit ihren Turngemeinplätzen, die berliner Schullehrer mit ihren verunglückten Entzückungsphrasen u. s. w. Herr Johannes Hagel will sich auch mal als Schriftsteller zeigen. Hier wird des Sonnenaufgangs majestätische Pracht beschrieben; dort wird geklagt über schlechtes Wetter, über getäuschte Erwartungen, über den Nebel, der alle Aussicht versperrt. „Benebelt heraufgekommen und benebelt hinuntergegangen!" ist ein stehender Witz, der hier von Hunderten nachgerissen wird.

Das ganze Buch riecht nach Käse, Bier und Tabak; man glaubt einen Roman von Clauren zu lesen.

Während ich nun besagtermaßen Kaffee trank und im Brockenbuche blätterte, trat der Schweizer mit hochrothen Wangen herein, und voller Begeisterung erzählte er von dem erhabenen Anblick, den er oben auf dem Thurme genossen, als das reine, ruhige Licht der Sonne, Sinnbild der Wahrheit, mit den nächtlichen Nebelmassen gekämpft, daß es ausgesehen habe, wie eine Geisterschlacht, wo zürnende Riesen ihre langen Schwerter ausstrecken, geharnischte Ritter, auf bäumenden Rossen, einherjagen, Streitwagen, flatternde Banner, abentheuerliche Thierbildungen aus dem wildesten Gewühle hervortauchen, bis endlich Alles in den wahnsinnigsten Verzerrungen zusammenkräuselt, blasser und blasser zerrinnt und spurlos verschwindet. Diese demagogische Naturerscheinung hatte ich versäumt, und ich kann, wenn es zur Untersuchung kommt, eidlich versichern: daß ich von nichts weiß, als vom Geschmack des guten braunen Kaffee's. Ach, dieser war sogar Schuld, daß ich meine schöne Dame vergessen, und jetzt stand sie vor der Thür, mit Mutter und Begleiter, im Begriff, den Wagen zu besteigen. Kaum hatte ich noch Zeit, hin zu eilen und ihr zu versichern, daß es kalt sei. Sie schien unwillig, daß ich nicht früher gekommen; doch ich glättete bald die mißmüthigen Falten ihrer schönen Stirn, indem ich ihr eine wunderliche Blume schenkte, die ich den Tag vorher, mit halsbrechender Gefahr, von einer steilen Felsenwand gepflückt hatte. Die Mutter verlangte den Namen der Blume zu wissen, gleichsam als ob sie es unschicklich fände, daß ihre Tochter eine fremde, unbekannte Blume vor die Brust stecke — denn wirklich, die Blume erhielt diesen beneidenswerthen Platz, was sie sich gewiß gestern auf ihrer einsamen Höhe nicht träumen ließ. Der schweigsame Begleiter öffnete jetzt auf einmal den Mund, zählte die Staubfäden der Blume und sagte ganz trocken! sie gehört zur achten Classe.

Es ärgert mich jedesmal, wenn ich sehe, daß man auch Gottes liebe Blumen, eben so wie uns, in Casten getheilt hat, und nach ähnlichen Aeußerlichkeiten, nämlich nach Staubfäden-Verschiedenheit. Soll doch mal eine Eintheilung stattfinden, so folge man dem Vorschlage Theophrast's, der die Blumen mehr nach dem Geiste, nämlich nach ihrem Geruche, eintheilen wollte. Was mich betrifft, so habe ich in der Naturwissenschaft mein eigenes System, und demnach theile ich Alles ein: in dasjenige, was man essen kann, und in dasjenige, was man nicht essen kann.

Jedoch, der ältern Dame war die geheimnißvolle Natur der Blumen nichts weniger als verschlossen, und unwillkührlich äußerte sie: daß sie von den Blumen, wenn sie noch im Garten oder im Topfe wachsen, recht erfreut werde, daß hingegen ein leises Schmerzgefühl, traumhaft beängstigend, ihre Brust durchzittere, wenn sie eine abgebrochene Blume sehe — da eine solche doch eigentlich eine Leiche sei, und so eine gebrochene, zur Blumenleiche ihr welkes Köpfchen recht traurig herabhängen lasse, wie ein todtes Kind. Die Dame war fast erschrocken über den trüben Wiederschein ihrer Bemerkung, und es war meine Pflicht, denselben mit einigen Voltaire'schen Versen zu verscheuchen. Wie doch ein Paar französische Worte uns gleich in die gehörige Conventionsstimmung zurück versetzen können! Wir lachten, Hände wurden geküßt, huldreich wurde gelächelt, die Pferde wieherten und der Wagen holperte, langsam und beschwerlich, den Berg hinunter.

Nun machten auch die Studenten Anstalt zum Abreisen, die Ranzen wurden geschnürt, die Rechnungen, die über alle Erwartung billig ausfielen, berichtigt, die empfänglichen Hausmädchen, auf deren Gesichtern die Spuren glücklicher Liebe brachten, wie gebräuchlich ist, die Brockenstubenschen, halfen solche auf die Mützen befestigen, wurden dafür mit einigen Küssen oder Groschen honorirt, und so stiegen wir Alle den Berg hinab, indem die Einen, wobei der Schweizer und Greifswalder, den Weg nach Schierke einschlugen, und die Andern, ungefähr zwanzig Mann, wobei auch meine Landsleute und ich, angeführt von einem Wegweiser, durch die sogenannte Schneelöcher hinabzogen nach Ilsenburg.

Das ging über Hals und Kopf. Ehe ich mich dessen versah, war die kahle Partie des Berges mit den darauf zerstreuten Steingruppen schon hinter uns, und wir kamen durch einen Tannenwald, wie ich ihn den Tag vorher gesehen. Die Sonne goß schon ihre festlichsten Strahlen herab und beleuchtete die humoristisch-buntgekleideten Burschen, die so munter durch das Dickicht drangen, hier verschwanden, dort wieder zum Vorschein kamen, bei Sumpfstellen über die quergelegten Baumstämme liefen, bei abschüssigen Abfesen an den rankenden Wurzeln kletterten, in den ergötzlichsten Tonarten emporjodelten, und eben so lustige Antwort zurückerhielten von den zwitschernden Waldvögeln, von den rauschenden Tannen, von den unsichtbar plätschernden Quellen und von dem schallenden Echo. Wenn frohe Jugend und schöne Natur zusammenkommen, so freuen sie sich wechselseitig.

Je tiefer wir hinabstiegen, desto lieblicher rauschte das unterirdische Gewässer, nur hier und da, unter Gestein und Gestrüppe, blinkte es hervor, und schien heimlich zu lauschen, ob es ans Licht treten dürfe, und endlich kam eine kleine Welle entschlossen hervorgesprungen. Nun zeigt sich die gewöhnliche Erscheinung: ein Kühner macht den Anfang, und der ganze Troß der Zagenden wird plötzlich, zu seinem eigenen Erstaunen, von Muth ergriffen, und eilt, sich mit jenem Ersten zu vereinigen. Eine Menge anderer Quellen hüpfen jetzt hastig aus ihrem Versteck, verbanden sich mit der zuerst hervorgesprungenen und bald bildeten sie zusammen ein schon bedeutendes Bächlein, das in unzähligen Wasserfällen, und in wunderlichen Windungen, das Bergthal hinabrauscht. Das ist nun die Ilse, die liebliche, süße Ilse. Sie zieht sich durch das Ilsenthal, an dessen beiden Seiten sich die Berge allmählig höher erheben, und diese sind, bis zu ihrem Fuße, meistens mit Buchen, Birkchen und gewöhnlichem Blattgesträuche bewachsen, nicht mehr mit Tannen und anderm Nadelholz. Denn jene Baumart wird vorherrschend auf dem „Unterharze," wie man die Ostseite des Brockens nennt, im Gegensatz zur Westseite desselben, die der „Oberharz" heißt, und wirklich viel höher ist, und also auch viel geeigneter zum Gedeihen der Nadelhölzer.

Es ist unbeschreibbar, mit welcher Fröhlichkeit, Keckheit und Anmuth die Ilse sich hinunterstürzt über die abenteuerlich gebildeten Felsstücke, die sie in ihrem Laufe findet, so daß das Wasser hier wild empor zischt oder schäumend überläuft, bald aus allerlei Steinspalten, wie aus vollen Gießkannen, in feinen Bögen sich ergießt, und unten wieder über die kleinen Steine hintrippelt, wie ein munteres Mädchen. Ja, die Sage ist wahr, die Ilse ist eine Prinzessin, die lachend und hüpfend zu Berg hinabläuft. Wie blinkt im Sonnenschein ihr weißes Schaumgewand! Wie flattern im Winde ihre silbernen Busenbänder! Wie funkeln und blühen ihre Diamanten! Die alten Buchen stehen dabei gleich ernsten Vätern, die verständig lächelnd dem Muthwillen des lieblichen Kindes zusehen; die weißen Birken bewegen sich kindisch vergnügt, und beugen sich gleich ängstlich über die gewagten Sprünge der steile Eichbaum schaut drein wie ein verdrüßlicher Oheim, der das schöne Wetter bezahlen soll; die Vögelein in den Lüften jubeln ihren Beifall, die Blumen am Ufer flüstern zärtlich: O, nimm uns mit, nimm uns mit, lieb' Schwesterchen! — aber das lustige Mädchen springt unaufhaltsam weiter, und plötzlich erfaßt sie den taumelnden Dichter, und es strömt auf mich herab ein Blumenregen von klingenden Strahlen und strahlenden Klängen, und die Sinne vergehen mir vor süßer Herrlichkeit, und ich höre nur noch die flötensüße Stimme:

Ich bin die Prinzessin Ilse,
Und wohne im Ilsenstein;
Komm mit nach meinem Schlosse,
Wir wollen selig sein.

Dein Haupt will ich betten
Mit meiner klaren Well',
Du sollst deine Schmerzen vergessen,
Du sorgenkranker Gesell!

In meinen weißen Armen,
An meiner weißen Brust,
Da sollst du liegen und träumen
Von alter Mährchenlust.

Ich will dich küssen und herzen,
Wie ich geherzt und geküßt,
Den lieben Kaiser Heinrich,
Der nun gestorben ist.

Es bleiben todt die Todten,
Und nur der Lebendige lebt;
Und ich bin schön und blühend;
Mein lachendes Herze bebt.

Und bebt mein Herz dort unten,
So klingt mein krystallenes Schloß.
Es tanzen die Fräulein und Ritter,
Es jubelt der Knappentroß.

Es rauschen die seidenen Schleppen,
Es klirren die Eisenspor'n,
Die Zwerge trompeten und pauken,
Und fideln und blasen das Horn.

Doch dich soll mein Arm umschlingen,
Wie er Kaiser Heinrich umschlang;
Ich hielt ihm zu die Ohren,
Wenn die Trompet' erklang.

Unendlich selig ist das Gefühl, wenn die Erscheinungswelt mit unserer Gemüthswelt zusammenrinnt, und grüne Bäume, Gedanken, Vögelgesang, Wehmuth, Himmelsbläue, Erinnerung und Kräuterduft sich in süßen Arabesken verschlingen. Die Frauen kennen am besten dieses Gefühl, und darum mag auch so holdselig ungläubiges Lächeln um ihre Lippen schweben, wenn wir mit Schulstolz unsere logischen Thaten rühmen, wie wir Alles so hübsch eingetheilt in objectiv und subjectiv, wie wir unsere Köpfe apothekenartig mit tausend Schubladen versehen, wo in der einen Vernunft, in der andern Verstand, in der dritten Witz, in der vierten schlechter Witz, und in der fünften gar nichts, nämlich die Idee, enthalten ist.

Wie im Traume fortwandelnd, hatte ich fast nicht bemerkt, daß wir die Tiefe des Ilsethales verlassen, und wieder bergauf stiegen. Dies ging sehr steil und mühsam, und mancher von uns kam außer Athem. Doch wie unser seliger Vetter, der zu Zellerfeld begraben liegt, dachten wir im Voraus an's Bergabsteigen, und waren um so vergnügter. Endlich gelangten wir auf den Ilsenstein.

Das ist ein ungeheurer Granitfelsen, der sich lang und schmal aus der Tiefe erhebt. Von drei Seiten umschließen ihn die hohen, waldbedeckten Berge, aber die vierte, die Nordseite, ist frei, und hier schaut man das unten liegende Ilsenburg und die Ilse, weit hinab ins niedere Land. Auf der thurmartigen Spitze des Felsens steht ein großes, eisernes Kreuz, und zur Noth ist da noch Platz für vier Menschenfüße.

Wie nun die Natur, durch Stellung und Form, den Ilsenstein mit phantastischen Reizen geschmückt, so hat auch die Sage ihren Rosenschein darüber ausgegossen. Gottschalk berichtet: „Man erzählt, hier habe ein verwünschtes Schloß gestanden, in welchem die reiche, schöne Prinzessin Ilse gewohnt, sich noch jetzt jeden Morgen in der Ilse bade; und wer so glücklich ist, den rechten Zeitpunkt zu treffen, werde von ihr in den Felsen, wo ihr Schloß sei, geführt und königlich belohnt!" Andere erzählen von der Liebe des Fräuleins Ilse und des Grafen von Westenberg eine hübsche Geschichte, die einer unserer bekanntesten Dichter romantisch in der „Abendzeitung" besungen hat. Andere wieder erzählen anders: es soll der altsächsische Kaiser Heinrich gewesen sein, der mit Ilse, der schönen Wasserfee, in ihrer verzauberten Felsenburg die kaiserlichen Freuden genossen. Ein neuerer Schriftsteller, Herr Niemann, schlägt, der ein Harzreisebuch geschrieben, meint, er die Gebirgshöhen, Abweichungen der Magnetnadel, Schulden der Städte und dergleichen mit löblichem Fleiße und genauen Zahlen angegeben, behauptet indeß: „was man von der schönen Prinzessin Ilse erzählt, gehört dem Fabelreiche an." So sprechen alle diese Leute, denen eine solche Prinzessin niemals erschienen ist, wir aber, die wir von schönen Damen besonders begünstigt werden, wissen das besser. Auch Kaiser Heinrich wußte es. Nicht umsonst hingen die altsächsischen Kaiser so sehr an ihrem heimischen Harze. Man blättere nur in der hübschen lüneburger Chronik, wo die guten, alten Herren, in wunderlich treuherzigen Holzschnitten, abenteuerlich sind, wohl geharnischt, hoch auf ihrem gewappneten Schlachtroß, die heilige Kaiserkrone auf dem theuren Haupte, Scepter und Schwert in festen Händen; und auf den lieben, knebelbärtigen Gesichtern kann man deutlich lesen, wie oft sie sich nach den süßen Herzen ihrer Harzprinzessinnen und dem traulichen Rauschen der Harzwälder zurücksehnten, wenn sie in der Fremde weilten, wohl gar in dem citronen- und giftreichen Welschland, wohin sie und ihre Nachfolger so oft verlockt wurden von dem Wunsche, römische Kaiser zu heißen, einer ächtdeutschen Titelsucht, woran Kaiser und Reich zu Grunde gingen.

Ich rathe aber Jedem, der auf der Spitze des Ilsensteins steht, weder an Kaiser und Reich, noch an die schöne Ilse, sondern bloß an seine Füße zu denken. Denn als ich dort stand, in Gedanken verloren, hörte ich plötzlich die unterirdische Musik des Zauberschlosses, und ich sah, wie sich die Berge ringsum auf die Köpfe stellten, und die rothen Ziegeldächer zu Ilsenburg anfingen zu tanzen, und die grünen Bäume in der blauen Luft herumflogen, daß es mir blau und grün vor den Augen wurde, und ich sicher, vom Schwindel erfaßt, in den Abgrund gestürzt wäre, wenn ich mich nicht, in meiner Seelennoth, an's eiserne Kreuz festgeklammert hätte. Daß ich, in so mißlicher Stellung, dieses letztere gethan habe, wird mir gewiß Niemand verdenken.

Die „Harzreise" ist und bleibt Fragment, und die bunten Fäden, die so hübsch hineingesponnen sind, um sich im Ganzen harmonisch zu verschlingen, werden plötzlich, wie von der Scheere der unerbittlichen Parze, abgeschnitten. Vielleicht verwebe ich sie weiter in künftigen Liedern, und was jetzt kärglich verschwiegen ist, wird alsdann vollauf gesagt. Am Ende kommt es auch auf Eins heraus, wann und wo man etwas ausgesprochen hat, wenn man es nur überhaupt einmal ausspricht. Mögen die einzelnen Werke immerhin Fragmente bleiben, wenn sie nur in ihrer Vereinigung ein Ganzes bilden. Durch solche Vereinigung mag hier und da das Mangelhafte ergänzt, das Schroffe ausgeglichen und das Allzuherbe gemildert werden. Dieses würde vielleicht schon bei den ersten Blättern der Harzreise der Fall sein, und sie könnten wohl einen minder sauern Eindruck hervorbringen, wenn man anderweitig erführe, daß der Unmuth, den ich gegen Göttingen im Allgemeinen hege, obschon er noch größer ist, als ich ihn ausgesprochen, doch lange nicht so groß ist, wie die Verehrung, die ich für einige Individuen dort empfinde. Und warum sollte ich es verschweigen, ich meine hier ganz besonders jenen viel theueren Mann, der schon in frühern Zeiten sich so freundlich meiner annahm, mir schon damals eine innige Liebe für das Studium der Geschichte einflößte, mich späterhin in dem Eifer für dasselbe bestärkte, und dadurch meinen Geist auf ruhigere Bahnen führte, meinem Lebensmuthe heilsamere Richtungen anwies, und mir überhaupt jene historischen Tröstungen bereitete, ohne welche ich die qualvollen Erscheinungen des Tages nimmermehr ertragen würde. Ich spreche von Georg Sartorius, dem großen Geschichtsforscher und Menschen, dessen Auge ein klarer Stern ist in unserer Zeit, und dessen gastliches Herz offen steht für alle fremde Leiden und Freuden, für die Besorgnisse des Bettlers und des Königs, und für die letzten Seufzer untergehender Völker und ihrer Götter. —

Ich kann nicht umhin, hier ebenfalls anzudeuten: daß der Oberharz, jener Theil des Harzes, den ich bis zum Anfang des Ilsethales beschrieben habe, bei weitem keinen so erfreulichen Anblick, wie der romantisch malerische Unterharz gewährt, und in seiner wildschroffen, tannendüstern Schönheit gar sehr mit demselben contrastirt; so wie ebenfalls die drei, von der Ilse, von der Bode und von der Selke gebildeten Thäler des Unterharzes gar anmuthig unter einander contrastiren, wenn man den Charakter jedes Thales zu personificiren weiß. Es sind drei Frauengestalten, wovon man nicht so leicht zu entscheiden vermag, welche die Schönste sei.

Von der lieben, süßen Ilse und wie süß und lieblich sie mich empfangen, habe ich schon gesagt und gesungen. Die düstere Schöne, die Bode, empfing mich nicht so gnädig, und als ich sie im schmiededunkeln Rübeland zuerst erblickte, schien sie gar mürrisch und verhüllte sich in einen silbergrauen Regenschleier: aber mit rascher Liebe warf sie ihn ab, als ich auf die Höhe der Roßtrappe gelangte, ihr Antlitz leuchtete mir entgegen

in sonnigster Pracht, aus allen Zügen hauchte eine kolossale Zärtlichkeit, und aus der bezwungenen Felsenbrust drang es hervor wie Sehnsuchtseufzer und schmelzende Laute der Wehmuth. Minder zärtlich, aber fröhlicher, zeigte sich mir die schöne Nelke, die schöne liebenswürdige Dame, deren edle Einfalt und heitre Ruhe alle sentimentale Familiarität entfernt hält, die aber doch durch ein halbversteckteres Lächeln ihren neckenden Sinn verräth; und diesem möchte ich es wohl zuschreiben, daß mich im Selkethal gar mancherlei kleines Ungemach heimsuchte, daß ich, indem ich über das Wasser springen wollte, just in die Mitte hineinplumpste, daß nachher, als ich das nasse Fußzeug mit Pantoffeln vertauscht hatte, einer derselben mir abhanden, oder vielmehr abfüßen kam, daß mir ein Windstoß die Mütze entführte, daß mir Walddorne die Beine zerfetzten, u. leider s. w. Doch all dieses Ungemach verzeihe ich gern der schönen Dame, denn sie ist schön. Und jetzt steht sie vor meiner Einbildung mit all ihrem stillen Liebreiz, und scheint zu sagen: wenn ich auch lache, so meine ich es doch gut mit Ihnen, und ich bitte Sie, besingen Sie mich. Die herrliche Bodetritt ebenfalls hervor in meiner Erinnerung, und ihr dunkles Auge spricht: du gleichst mir im Stolz und im Schmerze, und ich will, daß du mich liebst. Auch die schöne Ilse kommt hergesprungen, zierlich und bezaubernd in Miene, Gestalt und Bewegung; sie gleicht ganz dem holden Wesen, das meine Träume beseligt, und ganz, wie Sie, schaut sie mich an, mit unwiderstehlicher Gleichgültigkeit und doch zugleich so innig, so ewig, so durchsichtig wahr — Nun, ich bin Paris, die drei Göttinnen stehen vor mir, und den Apfel gebe ich der schönen Ilse.

Es ist heute der erste Mai, wie ein Meer des Lebens ergießt sich der Frühling über die Erde, der weiße Blüthenschaum bleibt an den Bäumen hängen, ein weiter, warmer Nebelglanz verbreitet sich überall, in der Stadt blitzen freudig die Fensterscheiben der Häuser, an den Dächern bauen die Spatzen wieder ihre Nestchen, auf der Straße wandeln die Leute und wundern sich, daß die Luft so angreifend und ihnen selbst so wunderlich zu Muthe ist, die bunten Vierländerinnen bringen Veilchensträußer, die Waisenkinder, mit ihren blauen Jäckchen und ihren lieben, unehelichen Gesichtchen, ziehen über den Jungfernstieg und freuen sich, als sollten sie heute einen Vater wiederfinden, der Bettler an der Brücke schaut so vergnügt, als hätte er das große Loos gewonnen, sogar den schwarzen, noch ungehängten Makler, der dort mit seinem spitzbübischen Manufakturwaaren-Gesicht einherläuft, bescheint die Sonne mit ihren tolerantesten Strahlen, — ich will hinauswandern vor das Thor.

Es ist der erste Mai, und ich denke deiner, du schöne Ilse — oder soll ich dich „Agnes" nennen, weil dir dieser Namen am besten gefällt? — ich denke deiner, und ich möchte wieder zusehen, wie du leuchtend den Berg hinabläufst. Am liebsten aber möchte ich unten im Thale stehen und dich auffangen in meine Arme. — Es ist ein schöner Tag! Ueberall sehe ich die grüne Farbe, die Farbe der Hoffnung. Ueberall, wie holde Wunder, blühen hervor die Blumen, und auch mein Herz will wieder blühen. Dieses Herz ist auch eine Blume, eine gar wunderliche. Es ist kein bescheidenes Veilchen, keine lachende Rose, keine reine Lilie, oder sonstiges Blümchen, das mit artiger Lieblichkeit den Mädchensinn erfreut, und sich hübsch vor den hübschen Busen stecken läßt, und heute welkt und morgen wieder blüht. Dieses Herz gleicht mehr jener schweren, abentheuerlichen Blume aus den Wäldern Brasiliens, die, der Sage nach, alle hundert Jahre nur einmal blüht. Ich erinnere mich, daß ich als Knabe eine solche Blume gesehen. Wir hörten in der Nacht einen Schuß, wie von einer Pistole, und am folgenden Morgen erzählten mir die Nachbarskinder, daß es ihre „Aloe" gewesen, die mit solchem Knalle plötzlich aufgeblüht sei. Sie führten mich in ihren Garten, und da sah ich, zu meiner Verwunderung, daß das niedrige, harte Gewächs, mit den närrisch breiten, scharfgezackten Blättern, woran man sich leicht verletzen konnte, jetzt ganz in die Höhe geschossen war, und oben, wie eine goldene Krone, die herrlichste Blüthe trug. Wir Kinder konnten nicht mal so hoch hinaufsehen, und der alte, schmunzelnde Christian, der uns lieb hatte, baute eine hölzerne Treppe um die Blume herum, und da kletterten wir hinauf, wie die Katzen, und schauten neugierig in den offenen Blumenkelch, woraus die gelben Strahlenfäden und wildfremden Düfte mit unerhörter Pracht hervordrangen.

Ja, Agnes, oft und leicht kommt dieses Herz nicht zum Blühen; so viel ich mich erinnere, hat es nur ein einziges Mal geblüht, und das mag schon lange her sein, gewiß schon hundert Jahr. Ich glaube, so herrlich auch damals seine Blüthe sich entfaltete, so mußte sie doch aus Mangel an Sonnenschein und Wärme elendiglich verkümmern, wenn sie nicht gar von einem dunkeln Winterſturme gewaltsam zerstört worden. Jetzt aber regt und drängt es sich wieder in meiner Brust, und hörst du plötzlich den Schuß — Mädchen! erschrick nicht! ich hab' mich nicht todt geschossen, sondern meine Liebe sprengt ihre Knospe, und schießt empor in strahlenden Liedern, in ewigen Dithyramben, in freudigster Sangesfülle.

Ist dir aber diese hohe Liebe zu hoch, Mädchen, so mach es dir bequem, und besteige die hölzerne Treppe, und schau von dieser hinab in mein blühendes Herz.

Es ist noch früh am Tage, die Sonne hat kaum die Hälfte ihres Weges zurückgelegt, und mein Herz duftet schon so stark, daß es mir betäubend zu Kopfe steigt, daß ich nicht mehr weiß, wo die Ironie aufhört und der Himmel anfängt, daß ich die Luft mit meinen Seufzern bevölkere, und daß ich selbst wieder zerrinnen möchte in süße Atome, in die unerschaffene Gottheit; — wie soll das erst gehen, wenn es Nacht wird, und die Sterne am Himmel erscheinen, „die unglückſel'gen Sterne, die dir sagen können — —"

Es ist der erste Mal, der lumpigste Ladenschwengel hat heute das Recht sentimental zu werden, und dem Dichter wolltest du es verwehren?

Don Ramiro*).

„Donna Clara! Donna Clara!
Heißgeliebte langer Jahre,
Hast beschlossen mein Verderben
Hast beschlossen ohn' Erbarmen.

Donna Clara! Donna Clara'
Ist doch süß die Lebensgabe!
Aber unten ist es grausig,
In dem dunkeln, kalten Grabe.

Donna Clara! Freu' dich, morgen
Wird Fernando, am Altare,
Dich als Eh'gemahl begrüßen.
Wirst du mich zur Hochzeit laden?"

„Don Ramiro! Don Ramiro!
Deine Worte treffen bitter,
Bitt'rer als der Spruch der Sterne,
Die da spotten meines Willens.

Don Ramiro! Don Ramiro!
Rüttle ab den dumpfen Trübsinn;
Mädchen giebt es viel auf Erden,
Aber uns hat Gott geschieden.

Don Ramiro! Ueberwinder
Vieler tausend Mohrenritter!
Ueberwinde nun dich selber, —
Komm' auf meine Hochzeit, Lieber."

„Donna Clara! Donna Clara!
Ja, ich schwör' es, ja ich komme!
Will mit dir den Reihen tanzen;
Gute Nacht, ich komme morgen."

„Gute Nacht!" — Das Fenster klirrte.
Seufzend stand Ramiro unten,
Stand noch lange wie versteinert;
Endlich schwand er fort im Dunkeln. —

Endlich auch nach langem Ringen,
Muß die Nacht dem Tage weichen;
Wie ein bunter Blumengarten
Liegt Toledo ausgebreitet.

Prachtgebäude und Paläste,
Schimmern hell im Glanz der Sonne;
Und der Kirchen hohe Kuppeln
Leuchten stattlich wie vergoldet.

Dumpfig und wie Bienensummen
Klingt der Glocken Festgeläute,
Lieblich steigen Betgesänge
Aus den frommen Gotteshäusern.

Aber dorten, siehe! siehe!
Dorten aus der Marktkapelle
Im Gewimmel und Gewoge,
Strömt des Volkes bunte Menge.

---

*) Aus Heine's „Buch der Lieder." 2. Aufl. Hamburg 18[illegible]

Blanke Ritter, schmucke Frauen,
Hofgesinde festlich blinkend,
Und die hellen Glocken läuten,
Und die Orgel rauscht dazwischen.

Doch mit Ehrfurcht ausgewichen,
In des Volkes Mitte wandelt
Das geschmückte junge Eh'paar
Donna Clara, Don Fernando.

Tausend Augen schaun nach ihnen,
Tausend frohe Stimmen rufen:
Heil Kastiliens Mädchensonne!
Heil Kastiliens Ritterblume!

Bis an Bräutigams Palastthor
Wälzet sich das Volksgewühle;
Dort beginnt die Hochzeitfeier,
Prunkhaft und nach alter Sitte.

Ritterspiel und frohe Tafel
Wechseln unter lautem Jubel;
Rauschend schnell entfliehn die Stunden
Bis die Nacht herabgesunken.

Und zum Tanze sich versammeln
Dort im Saal die Hochzeitgäste;
Alle funkeln buntbeleuchtet
Von dem Lichterheer der Kerzen.

Don Fernando strahlt wie'n König
In dem güldnen Purpurmantel;
Clara wie die junge Rose,
Blüht im weißen Brautgewande.

Auf erhabne Ehrensitze
Rings von Dienerschaft umwoget,
Ließen sich die beiden nieder,
Und sie tauschten süße Worte.

Und im Saale braust es dumpfig,
Wie ein Meer von Sturm beweget!
Und die lauten Pauken wirbeln,
Und es schmettern die Trommeten.

„Doch warum, o schöne Herrin,
Sind gerichtet deine Blicke
Dorthin nach der Saalesecke?"
So verwundert sprach der Ritter.

„Siehst du denn nicht, Don Fernando,
Dort den Mann im schwarzen Mantel?"
Und der Ritter lächelt freundlich:
„Ach das ist ja nur ein Schatten."

Doch es nähert sich der Schatten,
Und es war ein Mann im Mantel;
Und Ramiro schnell erkennend,
Grüßt ihn Clara, gluthbefangen.

Und der Tanz hat schon begonnen,
Munter drehen sich die Tänzer
In des Walzers wilden Kreisen,
Und der Boden dröhnt und bebet.

„Wahrlich gerne, Don Ramiro,
Will ich dir zum Tanze folgen,
Doch im nächtlich schwarzen Mantel
Hättest du nicht kommen sollen."

Mit durchbohrend stieren Augen
Schaut Ramiro auf die Holde,
Sie umschlingend spricht er düster:
„Spracheſt ja ich sollte kommen!"

Und in's wirre Tanzgetümmel
Drängen sich die beiden Tänzer;
Und die lauten Pauken wirbeln,
Und es schmettern die Trommeten.

„Sind ja schneeweiß deine Wangen!"
Flüstert Clara heimlich schauernd.
„Spracheſt ja ich sollte kommen!"
Schallet dumpf Ramiro's Stimme.

Und im Saal die Kerzen blinzeln
Durch das fluthende Gedränge;
Und die lauten Pauken wirbeln,
Und es schmettern die Trommeten.

„Sind ja eiskalt deine Hände!"
Flüstert Clara, schauerzuckend.
„Spracheſt ja ich sollte kommen!"
Und sie treiben fort im Strudel.

„Laß mich, laß mich! Don Ramiro!
Leichenduft ist ja dein Odem!"
Wiederum dieselbe Antwort:
„Spracheſt ja ich sollte kommen!"

Und der Boden raucht und glühet,
Lustig fidelen die Geiger;
Wie ein tolles Zauberweben,
Schwindelt alles im Gekreisel.

„Laß mich, laß mich! Don Ramiro!"
Wimmert's immer im Gewoge.
Don Ramiro stets erwiedert
Seine dumpfen, dunklen Worte.

„Nun so geh' in Gottes Namen!"
Clara rief's mit fester Stimme,
Und dies Wort war kaum entfahren,
Und verschwunden war Ramiro.

Clara starret, Tod im Antlitz,
Kaltumflirret, nachtumwoben;
Ohnmacht hat das lichte Bildniß
In ihr dunkles Reich gezogen.

Endlich weicht der Nebelschlummer,
Endlich schlägt sie auf die Wimper;
Aber Staunen will auf's neue
Ihre holden Augen schließen.

Denn derweil der Tanz begonnen,
War sie nicht vom Sitz gewichen,
Und sie sitzt noch bei dem Bräut'gam,
Und der Ritter sorgsam bittet:

„Sprich, was bleichen deine Wangen?
Sprich, was wird dein Aug' so dunkel?—"
„Und Ramiro? — — —" stottert Clara,
Und Entsetzen lähmt die Zunge.

Doch mit tiefen, ernsten Falten
Furch't sich jetzt des Bräut'gams Stirne:
„Herrin, forsch' nicht blut'ge Kunde, —
Heute Mittag starb Ramiro."

Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht,
Ewig verlor'nes Lieb! ich grolle nicht.
Wie du auch strahlst in Diamantenpracht,
Es fällt kein Strahl in deines Herzens Nacht.

Das weiß ich längst. Ich sah dich ja im Traum,
Und sah die Nacht in deines Herzens Raum,
Und sah die Schlang', die dir am Herzen frißt,
Ich sah mein Lieb, wie sehr du elend bist.

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andern erwählt:
Der Andre liebt eine Andre
Und hat sich mit dieser vermählt.

Das Mädchen heirathet aus Aerger
Den ersten besten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen;
Der Jüngling ist übel dran.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu;
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

Es fällt ein Stern herunter
Aus seiner funkelnden Höh';
Das ist der Stern der Liebe,
Den ich dort fallen seh'.

Es fallen vom Apfelbaume
Der weißen Blätter viel;
Es kommen die neckenden Lüfte,
Und treiben damit ihr Spiel.

Es singt der Schwan im Weiher,
Und rudert auf und ab,
Und immer leiser singend,
Taucht er in's Fluthengrab.

Es ist so still und so dunkel!
Verweht ist Blatt und Blüth',
Der Stern ist knisternd zerstoben,
Verklungen das Schwanenlied.

Nacht lag auf meinen Augen,
Blei lag auf meinem Mund,
Mit starrem Hirn und Herzen
Lag ich im Grabesgrund.

Wie lang kann ich nicht sagen,
Daß ich geschlafen hab';
Ich wachte auf und hörte
Wie's pochte an mein Grab.

„Willst du nicht aufstehn, Heinrich?
Der ew'ge Tag bricht an,
Die Todten sind erstanden,
Die ew'ge Lust begann."

Mein Lieb, ich kann nicht aufstehn,
Bin ja noch immer blind;
Durch Weinen meine Augen
Gänzlich erloschen sind.

„Ich will dir küssen, Heinrich,
Vom Auge fort die Nacht;
Die Engel sollst du schauen,
Und auch des Himmels Pracht."

Mein Lieb ich kann nicht aufstehn,
Noch blutet's immerfort,
Wo du in's Herz mir stachest
Mit einem spitz'gen Wort.

„Ganz leise leg' ich, Heinrich,
Dir meine Hand auf's Herz;
Dann wird es nicht mehr bluten,
Geheilt ist all sein Schmerz."

Mein Lieb, ich kann nicht aufstehn,
Es blutet auch mein Haupt;
Hab' ja hineingeschossen,
Als du mir wurdest geraubt.

„Mit meinen Locken, Heinrich,
Stopf' ich des Hauptes Wund',
Und dräng' zurück den Blutstrom,
Und mache dein Haupt gesund."

Es hat so sanft, so lieblich,
Ich konnt' nicht widerstehn;
Ich wollte mich erheben,
Und zu der Liebsten gehn.

Da brachen auf die Wunden,
Da stürzt' mit wilder Macht
Aus Kopf und Brust der Blutstrom
Und sieh! — ich bin erwacht.

Wie der Mond sich leuchtend dränget
Durch den dunkeln Wolkenflor,
Also taucht aus dunkeln Zeiten
Mir ein lichtes Bild hervor.

Saßen all' auf dem Verdecke,
Fuhren stolz hinab den Rhein,
Und die sommergrünen Ufer
Glühn im Abendsonnenschein.

Sinnend saß ich zu den Füßen
Einer Dame, schön und hold;
In ihr liebes, bleiches Antlitz
Spielt' das rothe Sonnengold.

Lauten klangen, Buben sangen,
Wunderbare Fröhlichkeit!
Und der Himmel wurde blauer,
Und die Seele wurde weit.

Mährchenhaft vorüberzogen
Berg und Burgen, Wald und Au';
Und das Alles sah ich glänzen
In dem Aug' der schönen Frau.

Nun ist es Zeit, daß ich mit Verstand
Mich aller Thorheit entled'ge;
Ich hab' so lang als ein Comödiant
Mit dir gespielt die Comödie.

Die prächt'gen Coulissen, sie waren bemalt,
Im hochromantischen Style,
Mein Rittermantel hat goldig gestrahlt,
Ich fühlte die feinsten Gefühle.

Und nun ich mich gar säuberlich
Des tollen Tands entled'ge,
Noch immer elend fühl' ich mich,
Als spielt' ich noch immer Comödie.

Ach Gott! im Scherz und unbewußt
Sprach ich, was ich gefühlet;
Ich hab' mit dem Tod in der eignen Brust
Den sterbenden Fechter gespielet.

Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein;
Ich schau' dich an, und Wehmuth
Schleicht mir in's Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Auf's Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und schön und hold.

Wer zum ersten Male liebt,
Sei's auch glücklos, ist ein Gott;
Aber wer zum zweiten Male
Glücklos liebt, der ist ein Narr.

Ich, ein solcher Narr, ich liebe
Wieder ohne Gegenliebe!
Sonne, Mond und Sterne lachen,
Und ich lache mit — und sterbe.

Mir träumt': ich bin der liebe Gott,
Und sitz' im Himmel droben,
Und Englein sitzen um mich her,
Die meine Verse loben.

Und Kuchen eſſ' ich und Confekt
Für manchen lieben Gulden,
Und Kardinal trink' ich dabei,
Und habe keine Schulden.

Doch Langeweile plagt mich ſehr,
Ich wollt', ich wär' auf Erden,
Und wär' ich nicht der liebe Gott,
Ich könnt' des Teufels werden.

Du langer Engel Gabriel,
Geh', mach' dich auf die Sohlen,
Und meinen theuren Freund Eugen
Sollſt du herauf mir holen.

Such' ihn nicht im Collegium,
Such' ihn beim Glas Tokaier;
Such' ihn nicht in der Hedwigskirch,
Such' ihn bei Mamſell Meyer.

Da breitet aus ſein Flügelpaar
Und fliegt herab der Engel,
Und packt ihn auf, und bringt herauf
Den Freund, den lieben Bengel.

Ja, Jung', ich bin der liebe Gott,
Und ich regier' die Erde!
Ich hab's ja immer dir geſagt,
Daß ich was Rechts noch werde.

Und Wunder thu' ich alle Tag,
Die ſollen dich entzücken,
Und dir zum Spaße will ich heut
Die Stadt Ix-Ix beglücken.

Die Pflaſterſteine auf der Straß',
Die ſollen jetzt ſich ſpalten,
Und eine Auſter, friſch und klar,
Soll jeder Stein enthalten.

Ein Regen von Citronenſaft
Soll thauig ſie begießen,
Und in den Straßengöſſen ſoll
Der beſte Rheinwein fließen.

Und biſt du erſt mein eh'lich Weib,
Dann biſt du zu beneiden,
Dann lebſt du in lauter Zeitvertreib,
In lauter Plaiſir und Freuden.

Und wenn du ſchiltſt und wenn du tobſt,
Ich werd' es geduldig leiden;
Doch wenn du meine Verſe nicht lobſt,
Laß ich mich von dir ſcheiden.

Die Wallfahrt nach Kevlaar.

I.

Am Fenſter ſtand die Mutter,
Im Bette lag der Sohn.
„Willſt du nicht aufſtehn, Wilhelm,
Zu ſchau'n die Proceſſion?" —

„Ich bin ſo krank, o Mutter,
Daß ich nicht hör' und ſeh';
Ich denk' an das todte Gretchen,
Da thut das Herz mir weh." —

„Steh' auf, wir wollen nach Kevlaar,
Nimm Buch und Roſenkranz;
Die Mutter Gottes heilt dir
Dein krankes Herze ganz."

Es flattern die Kirchenfahnen,
Es ſingt im Kirchenton;
Das iſt zu Cölln am Rheine,
Da geht die Proceſſion.

Die Mutter folgt der Menge,
Den Sohn, den führet ſie,
Sie ſingen beide im Chore:
Gelobt ſei'ſt du Marie!

II.

Die Mutter Gottes zu Kevlaar
Trägt heut' ihr beſtes Kleid;
Heut' hat ſie viel zu ſchaffen,
Es kommen viel' kranke Leut'.

Die kranken Leute bringen
Ihr dar, als Opferſpend',
Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel wächſerne Füß' und Händ'.

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund';
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß geſund.

Nach Kevlaar ging Mancher auf Krücken,
Der jetzo tanzt auf dem Seil',
Gar Mancher ſpielt jetzt die Bratſche,
Dem dort kein Finger war heil.

Die Mutter nahm ein Wachslicht,
Und bildete d'raus ein Herz.
„Bring das der Mutter Gottes,
Dann heilt ſie deinen Schmerz."

Der Sohn nahm ſeufzend das Wachsherz,
Ging ſeufzend zum Heiligenbild;
Die Thräne quillt aus dem Auge,
Das Wort aus dem Herzen quillt:

„Du Hochgebenedeite,
Du reine Gottesmagd,
Du Königin des Himmels,
Dir ſei mein Leid geklagt!

„Ich wohnte mit meiner Mutter
Zu Cöllen in der Stadt,
Der Stadt, die viele Hundert
Kapellen und Kirchen hat.

„Und neben uns wohnte Gretchen,
Doch die iſt todt jetzund —
Marie, dir bring' ich ein Wachsherz,
Heil' du meine Herzenswund'.

„Heil' du mein krankes Herze,
Ich will auch ſpät und früh'
Inbrünſtiglich beten und ſingen:
Gelobt ſeiſt du, Marie!"

III.

Der kranke Sohn und die Mutter,
Die ſchliefen im Kämmerlein;
Da kam die Mutter Gottes
Ganz leiſe geſchritten herein.

Sie beugte ſich über den Kranken,
Und legte ihre Hand
Ganz leiſe auf ſein Herze,
Und lächelte mild und ſchwand.

Die Mutter ſchaut Alles im Traume,
Und hat noch mehr geſchaut;
Sie erwachte aus dem Schlummer,
Die Hunde bellten ſo laut.

Da lag dahingeſtrecket
Ihr Sohn, und der war todt;
Es ſpielt auf den bleichen Wangen
Das lichte Morgenroth.

Die Mutter faltet die Hände,
Ihr war, sie wußte nicht wie;
Andächtig sang sie leise:
Gelobt seist du, Marie!

Sonnenuntergang.

Die glühend rothe Sonne steigt
Hinab in's weitaufschauernde,
Silbergraue Weltmeer;
Luftgebilde, rosig angehaucht,
Wallen ihr nach, und gegenüber,
Aus herbstlich dämmernden Wolkenschleiern,
Ein traurig todtblasses Antlitz,
Bricht hervor der Mond,
Und hinter ihm, Lichtfünkchen,
Nebelwelt, schimmern die Sterne.

Einst am Himmel glänzten,
Eh'lich vereint,
Luna, die Göttin, und Sol, der Gott,
Und es wimmelten um sie her die Sterne,
Die kleinen, unschuldigen Kinder.

Doch böse Zungen zischelten Zwiespalt
Und es trennte sich feindlich
Das hohe, leuchtende Eh'paar.

Jetzt, am Tage, in einsamer Pracht,
Ergeht sich dort oben der Sonnengott,
Ob seiner Herrlichkeit
Angebetet und vielbesungen
Von stolzen, glückgehärteten Menschen.
Aber des Nachts
Am Himmel wandelt Luna,
Die arme Mutter
Mit ihren verwaisten Sternenkindern,
Und sie glänzt in stiller Wehmuth,
Und liebende Mädchen und sanfte Dichter
Weihen ihr Thränen und Lieder.

Die weiche Luna! Weiblich gesinnt
Liebt sie noch immer den schönen Gemahl.
Gegen Abend, zitternd und bleich,
Lauscht sie hervor aus leichtem Gewölk,
Und schaut nach dem Scheidenden, schmerzlich,
Und möchte ihm ängstlich rufen: „Komm!
Komm! die Kinder verlangen nach Dir." —
Aber der trotzige Sonnengott,
Bei dem Anblick der Gattin erglüht' er
In doppeltem Purpur,
Vor Zorn und Schmerz,
Und unerbittlich eilt er hinab
In sein fluthenkaltes Wittwerbett.

* * *

Böse, zischelnde Zungen
Brachten also Schmerz und Verderben
Selbst über ewige Götter.
Und die armen Götter, oben am Himmel
Wandeln sie, qualvoll,
Trostlos, unendliche Bahnen,
Und können nicht sterben,
Und schleppen mit sich
Ihr strahlendes Elend.

Ich aber, der Mensch,
Der niedriggepflanzte, der todtbeglückte,
Ich klage nicht länger.

Meergruß.

Thalatta! Thalatta!
Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Sei mir gegrüßt zehntausendmal
Aus jauchzendem Herzen
Wie einst dich begrüßten
Zehntausend Griechenherzen,
Unglückbekämpfende, heimathverlangende,
Weltberühmte Griechenherzen.

Es wogten die Fluthen,
Sie wogten und brausten,
Die Sonne goß eilig herunter
Die spielenden Rosenlichter,
Die aufgescheuchten Mövenzüge
Flatterten fort, lautschreiend,
Es stampften die Rosse, es klirrten die Schilde,
Und weithin erscholl es, wie Siegesruf:
Thalatta: Thalatta!

Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer,
Wie Sprache der Heimath rauscht mir dein Wasser,
Wie Träume der Kindheit seh' ich es flimmern
Auf deinem wogenden Wellengebiet,
Und alte Erinn'rung erzählt mir auf's neue,
Von all dem lieben, herrlichen Spielzeug,
Von all den blinkenden Weihnachtsgaben,
Von all den rothen Corallenbäumen,
Goldfischchen, Perlen und bunten Muscheln,
Die du geheimnißvoll bewahrest
Dort unten im klaren Krystallhaus.

O! wie hab' ich geschmachtet in öder Fremde!
Gleich einer welken Blume
In des Botanikers blecherner Kapsel,
Lag mir das Herz in der Brust;
Mir ist, als saß ich winterlange,
Ein Kranker, in dunkler Krankenstube,
Und nun verlaß ich sie plötzlich,
Und blendend strahlt mir entgegen
Der smaragdene Frühling, der sonnengeweckte,
Und es rauschen die weißen Blüthenbäume,
Und die jungen Blumen schauen mich an,
Mit bunten, duftenden Augen,
Und es duftet und summt, und athmet und lacht,
Und im blauen Himmel singen die Vöglein —
Thalatta! Thalatta!

Du tapferes Rückzugherz!
Wie oft, wie bitterost
Bedrängten dich des Nordens Barbarinnen!
Aus großen, siegenden Augen
Schossen sie brennende Pfeile;
Mit krummgeschliffenen Worten
Drohten sie mir die Brust zu spalten,
Mit Keilschriftbillets zerschlugen sie mir
Das arme, betäubte Gehirn —
Vergebens hielt ich den Schild entgegen,
Die Pfeile zischten, die Hiebe krachten,
Und von des Nordens Barbarinnen
Ward ich gedrängt bis an's Meer,
Und freiaufathmend begrüß' ich das Meer,
Das liebe, rettende Meer,
Thalatta! Thalatta!

Die Götter Griechenlands.

Vollblühender Mond! In deinem Licht,
Wie fließendes Gold, erglänzt das Meer;
Wie Tagesklarheit, doch dämm'rig verzaubert,
Liegt's über der weiten Strandesfläche;
Und am hellblau'n, sternlosen Himmel
Schweben die weißen Wolken,
Wie coloſſale Götterbilder
Von leuchtendem Marmor.

Nein, nimmermehr, das sind keine Wolken!
Das sind sie selber, die Götter von Hellas,
Die einst so freudig die Welt beherrschten,
Doch jetzt, verdrängt und verstorben,
Als ungeheure Gespenster dahinziehn
Am mitternächtlichen Himmel.

Staunend, und seltsam geblendet, betracht' ich
Das luftige Pantheon,
Die feierlich stummen, grau'nhaft bewegten
Riesengestalten.
Der dort ist Kronion, der Himmelskönig,
Schneeweiß sind die Locken des Haupts,
Die berühmten, olymposerschütternden Locken.
Er hält in der Hand den erloschenen Blitz,
In seinem Gesichte liegt Unglück und Gram,
Und doch noch immer der alte Stolz.

Das waren beſſere Zeiten, o Zeus,
Als du dich himmliſch ergötzteſt
An Knaben und Nymphen und Hekatomben!
Doch auch die Götter regieren nicht ewig,
Die jungen verdrängen die alten,
Wie du einſt ſelber den greiſen Vater
Und deine Titanen-Oehme verdrängt haſt,
Jupiter Parricida!
Auch dich erkenn' ich, ſtolze Here!
Trotz all deiner eiferſüchtigen Angſt,
Hat doch eine andre das Scepter gewonnen,
Und du biſt nicht mehr die Himmelskön'gin,
Und dein großes Aug' iſt erſtarrt,
Und deine Lilienarme ſind kraftlos,
Und nimmermehr trifft deine Rache
Die gottbefruchtete Jungfrau
Und den wunderthätigen Gottesſohn.
Auch dich erkenn' ich, Pallas Athene!
Mit Schild und Weisheit konnteſt du nicht
Abwehren das Götterverderben?
Auch dich erkenn' ich, auch dich, Aphrodite,
Einſt die goldene, jetzt die ſilberne!
Zwar ſchmückt dich noch immer des Gürtels Liebreiz;
Doch graut mir heimlich vor deiner Schönheit,
Und wollt' mich beglücken dein gütiger Leib,
Wie andere Helden ich ſtürbe vor Angſt;
Als Leichengöttin erſcheinſt du mir,
Venus Libitina!
Nicht mehr mit Liebe ſchaut nach dir,
Dort, der ſchreckliche Ares.
Es ſchaut ſo traurig Phöbos Apollo,
Der Jüngling. Es ſchweigt ſeine Leier,
Die ſo freudig erklungen beim Göttermahl.
Noch trauriger ſchaut Hephäſtos,
Und wahrlich, der Hinkende! nimmermehr
Fällt er Hebe'n in's Amt,
Und ſchenkt geſchäftig, in der Verſammlung,
Den lieblichen Nektar. — Und längſt iſt erloſchen
Das unauslöſchliche Göttergelächter.

Ich hab' Euch niemals geliebt, Ihr Götter!
Denn widerwärtig ſind mir die Griechen,
Und gar die Römer ſind mir verhaßt.
Doch heil'ges Erbarmen und ſchauriges Mitleid
Durchſtrömt mein Herz,
Wenn ich Euch jetzt da droben ſchaue,
Verlaſſene Götter,
Todte, nachtwandelnde Schatten,
Nebelſchwache, die der Wind verſcheucht —
Und wenn ich bedenke, wie feig und windig
Die Götter ſind, die Euch beſiegten,
Die neuen, herrſchenden, triſten Götter,
Die ſchadenfrohen im Schafspelz der Demuth —
O da faßt mich ein düſterer Groll,
Und brechen möcht' ich die neuen Tempel,
Und kämpfen für Euch, Ihr alten Götter,
Für Euch und Eu'r gutes, ambroſiſches Recht,
Und vor Euren hohen Altären,
Den wiedergebauten, den opferdampfenden
Möcht' ich ſelber knien und beten,
Und flehend die Arme erheben. —

Denn, immerhin, Ihr alten Götter,
Habt Ihr's auch eh'mals, in Kämpfen der Menſchen,
Stets mit der Partei der Sieger gehalten,
So iſt doch der Menſch großmüth'ger als Ihr,
Und in Götterkämpfen halt' ich es jetzt
Mit der Partei der beſiegten Götter.

* * *

Alſo ſprach ich, und ſichtbar erröthneten
Droben die blaßen Wolkengeſtalten,
Und ſchauten mich an wie Sterbende,
Schmerzenverklärt, und ſchwanden plötzlich.
Der Mond verbarg ſich eben
Hinter Gewölk, das dunkler heranzog;
Hochauf rauſchte das Meer,
Und ſiegreich traten hervor am Himmel
Die ewigen Sterne.

Im Hafen.

Glücklich der Mann, der den Hafen erreicht hat,
Und hinter ſich ließ das Meer und die Stürme,
Und jetzo warm und ruhig ſitzt
Im guten Rathskeller zu Bremen.

Wie doch die Welt ſo traulich und lieblich
Im Römerglas ſich wiederſpiegelt,
Und wie der wogende Mikrokosmus
Sonnig hinabfließt in's durſtige Herz!
Alles erblick' ich im Glas,
Alte und neue Völkergeſchichte,
Türken und Griechen, Hegel und Gans,
Citronenwälder und Wachtparaden,
Berlin und Schilda und Tunis und Hamburg,
Vor allem aber das Bild der Geliebten,
Das Engelköpfchen auf Rheinweingoldgrund.

O, wie ſchön! wie ſchön biſt du, Geliebte!
Du biſt wie eine Roſe!
Nicht wie die Roſe von Schiras,
Die hafisbeſungene Nachtigallbraut!
Nicht wie die Roſe von Saron,
Die heiligrothe, prophetengefeierte;
Du biſt wie die Roſ' im Rathskeller zu Bremen!
Das iſt die Roſe der Roſen,
Je älter ſie wird, je lieblicher blüht ſie,
Und ihr himmliſcher Duft, er hat mich beſeligt,
Er hat mich begeiſtert, er hat mich berauſcht,
Und hielt mich nicht feſt, am Schopfe feſt,
Der Rathskellermeiſter von Bremen,
Ich wäre gepurzelt!

Der brave Mann! wir ſaßen beiſammen
Und tranken wie Brüder,
Wir ſprachen von hohen, heimlichen Dingen,
Wir ſeufzten und ſanken uns in die Arme,
Und er hat mich bekehrt zum Glauben der Liebe,
Ich trank auf das Wohl meiner bitterſten Feinde,
Und allen ſchlechten Poeten vergab ich,
Wie einſt mir ſelber vergeben ſoll werden;
Ich weinte vor Andacht, und endlich
Erſchloſſen ſich mir die Pforten des Heils,
Wo die zwölf Apoſtel, die heil'gen Stückfäſſer,
Schweigend pred'gen, und doch ſo verſtändlich
Für alle Völker.

Das ſind Männer!
Unſcheinbar von außen, in hölzernen Röcklein,
Sind ſie von innen ſchöner und leuchtender
Denn all die ſtolzen Leviten des Tempels,
Und des Herodes Trabanten und Höflinge,
Die goldgeſchmückten, die purpurgekleideten —
Hab' ich doch immer geſagt
Nicht unter ganz gemeinen Leuten,
Nein, in der allerbeſten Geſellſchaft,
Lebte beſtändig der König des Himmels.

Hallelujah! Wie lieblich umwehen mich
Die Palmen von Beth El!
Wie duften die Myrrhen von Hebron!
Wie rauſcht der Jordan und taumelt vor Freude! —
Auch meine unſterbliche Seele taumelt,
Und ich taum'le mit ihr und taumelnd
Bringt mich die Treppe hinauf, an's Tageslicht,
Der brave Rathskellermeiſter von Bremen.

Du braver Rathskellermeiſter von Bremen!
Siehſt du, auf den Dächern der Häuſer ſitzen
Die Engel und ſind betrunken und ſingen;
Die glühende Sonne dort oben
Iſt nur eine rothe, betrunkene Naſe,
Die Naſe des Weltgeiſt's,
Und um die rothe Weltgeiſt-Naſe
Dreht ſich die ganze, betrunkene Welt.

Christoph Gottlob Heinrich

ward den 14. August 1748 zu Dahlen in Sachsen geboren, widmete sich dem Studium der Philosophie auf der Universität Leipzig, ward daselbst Doctor und später ordentlicher Professor der Geschichte zu Jena, wo er als Sachsen-Weimarischer Hofrath den 24. Mai 1810 starb.

Er gab heraus:

Geschichte des deutschen Reichs. Leipzig 1787 — 1805, 9 Theile.

Sächsische Geschichte. Ebendas. 1780 — 1782, 2 Bde.

Geschichte von Frankreich. Ebendas. 1802 — 1804, 3 Thle.

Geschichte von England. Ebendas. 1806 — 1810, 4 Bde.

Handbuch der sächsischen Geschichte. Ebendas. 1810 ff. 2 Bde., fortgesetzt von Pölitz.

Ein überaus fleißiger und gründlicher, aber keineswegs durch Geschmack und edle Darstellung ausgezeichneter Historiker.

Kaiser Heinrich VII., s. Minnesinger.

Heinrich von Schwaben und Prinzessin Amalberg, s. Minnesinger.

Johann Christian August Heinroth

ward den 17. Januar 1773 zu Leipzig geboren, studirte in seiner Vaterstadt Philologie und Medicin, wurde daselbst Doctor beider Wissenschaften und habilitirte sich dann als Privatdocent an der Universität. Im Jahre 1811 rückte er zum außerordentlichen und 1819 zum ordentlichen Professor der Medicin vor und ward später mit dem Character eines königlich sächsischen Medicinal- und Hofrathes beehrt. Er schrieb auch unter dem Namen Treumund Wellentreter.

Von ihm erschien:

Grundzüge der Naturlehre des menschlichen Organismus. Leipzig 1807.

Lehrbuch der Störungen des Seelenlebens. Ebendas. 1818, 2 Bde.

Gesammelte Blätter von Treumund Wellentreter. Ebendas. 1818 ff. 4 Bde.

Lehrbuch der Anthropologie. Ebendas. 1822.

Psychologie als Selbsterkenntnißlehre. Ebendas. 1827.

Von den Grundfehlern der Erziehung und ihren Folgen. Ebendas. 1828.

Ueber die Hypothese der Materie. Ebendas. 1828.

Pisteodicee oder Resultate freier Forschung über Geschichte, Philosophie und Glauben. Ebendas. 1829.

Der Schlüssel zu Himmel und Hölle im Menschen ꝛc. Ebendas. 1830.

H. hat sich den Ruhm eines eben so tiefen Denkers als erfahrenen und gelehrten Arztes erworben, und wenn auch seine Schriften wegen seiner Hinneigung zu einem eigenthümlichen Mysticismus, manchen entschiedenen Gegner fanden, so wird sein Name dennoch von allen Parteien, nach vollem Verdienst, mit großer Anerkennung und Verehrung genannt, da die Ausbildung der psychischen Heilkunde so segenbringend von ihm gefördert wurde. Bei Gelegenheit seiner kleineren, unter dem Namen Treumund Wellentreter's erschienenen prosaischen und poetischen Schriften, urtheilte ein sehr befähigter Richter, F. G. Wetzel, in einer Kritik derselben für die Jenaische Literaturzeitung über ihn: „Gleich entfernt von der todten Abstraction eines in die nichtige Erscheinung festgebannten Verstandes, wie von jener modischen, sündhaften Nebelmystik, die nur Sodomfrüchte trägt, außen roth und innen faul, redet der Verfasser von dem, welches unser Aller Gedanken und Strebungen letztes Ziel sein sollte, als Einer, der nicht mehr auf der Schwelle des Heiligthumes steht, sondern dem sich ein Blick in das Innere des Tempels schon beseligend erschlossen; überall deutet er mit Ernst und Liebe nach dem Einen, Dauernden und Bleibenden, was in den Stürmen dieser mitbewegten Zeit allein das Auge wecken, das Herz aufrecht zu erhalten vermag."

Gottlob Heinrich Heinse,

ein gelehrter Buchhändler, ward den 8. April 1766 zu Gera geboren, betrieb eine Zeit lang in Zeitz und Naumburg sein Geschäft, legte dasselbe aber 1798 nieder und lebte seitdem abwechselnd als privatisirender Literat zu Wittenberg, Gera, Basel und Zeitz.

Seine Schriften sind:

Adolph Sellwart. Gera 1786. 2 Bde.
Rambolt und Marianne. Gera 1787. 4 Bde.
Erzählungen. Gera 1788.
Heinrich der Eiserne. 2 Thle. Leipzig 1790.
Ludwig der Springer. 2 Thle. Leipzig 1791.
Siegfried der Däne. 2 Thle. Leipzig 1791.
Dietrich der Bedrängte. 2 Thle. Gotha 1791.
Adolph IV. Leipzig 1791.
Eva Trottin. 2 Thle. Leipzig 1792.
Kanut der Heilige. 2 Thle. Leipzig 1793.
Albrecht der Weise. Leipzig 1793. n. A. Altona 1816.
Herzog Othelrich. 2 Thlr. Zeitz 1795.
Ludwig Helberg. 2 Thle. Hamburg 1798 — 99.
Ehestandsgeheimnisse. 2 Thle. Circassien (Leipzig) 1799.
Franz Flammer. Sitten 1804.
Geister und Gespenster. Basel 1810. 2 Bde. u. s. w.

Talentloser Verfasser einer großen Zahl von Romanen im Modegeschmacke seiner Zeit.

Johann Jakob Wilhelm Heinse,

einer der eigenthümlichsten Schriftsteller des 18ten Jahrhunderts, ward den 16. Februar 1749, nach Anderen schon 1746 zu Langenwiesen bei Ilmenau geboren, studirte nach vorhergegangener Schulbildung die Rechtswissenschaft zu Jena, ohne jedoch für seinen Beruf sonderlich eingenommen zu sein, und ging dann nach Erfurt, wo, wie kurz darauf Jacobi in Düsseldorf, Wieland und Gleim sein frisches Talent auf die Poesie richteten und ihn öffentlich aufzutreten veranlaßten. Von Düsseldorf reiste er 1780 in das Land seiner heißesten Wünsche, Italien, und fand, nachdem er 3 Jahre dort mit großem Genuß verlebt hatte, in Mainz eine Anstellung als Vorleser des Kurfürsten Friedrich Karl Joseph. 1783 wurde er Hofrath und Privatbibliothekar desselben, und nach Joseph's Tode kurfürstlicher Bibliothekar. Er starb den 22. Juli (Juni) 1803 in Aschaffenburg, wo er seine letzten Tage verlebt hatte.

Seine Schriften sind:

Sinngedichte. Halberstadt 1771 in 8.

Begebenheiten des Enkolp, aus dem Satyrikon des Petron. Rom (Schwabach) 1773, 2 Bde. in 8.

Die Kirschen. Berlin 1773 in 8.

Laidion, oder die eleusinischen Geheimnisse. Lemgo 1774. Neue Ausg. Ebendas. 1799 in 8.

Erzählungen für junge Damen und Dichter. Lemgo 1775 in gr. 8.

Tasso's befreites Jerusalem. Mannheim 1781 — 1783, 4 Bde. in 8. (in Prosa). Nachdruck Zürich 1782 in 8.

Ariost's wüthender Roland. Hannover 1782 — 1785, 4 Thle. in gr. 8. (ebenfalls in Prosa).

Ardinghello. Lemgo 1787, 2 Thle. 2. Aufl. Ebendas. 1794 in kl. 8. 3. Aufl. 1821 in 8.

Hildegard von Hohenthal. Berlin 1795 — 1796. 2 Bde. in 8. neue Aufl. 1804. Mit Kupfern.

Anastasia. Frankfurt a. M. 1803, 2 Bde. in 8. Neue Aufl. Ebendas. 1820. 3. Aufl. Ebendas. 1831, 2 Bde. in 8.

Fiormona. Berlin 1806. 3. Aufl. Ebendas. 1829. in 8.

Briefe zwischen Gleim, H. und Müller. Zürich 1805 — 1806. 2 Bde. in 8., aus Gleim's Nachlasse herausgegeben von Körte.

Sämmtliche Schriften, herausgegeben von Heinrich Laube. Leipzig 1838. 8 Bde.

Außerdem noch mehrere andere Aufsätze und Gedichte in Journalen, Taschenbüchern u. s. w.

Heinse fand zu seiner Zeit eben so eifrige Bewunderer als heftige Gegner seiner Schriften, namentlich seiner Romane, in denen Viele nur die Ausgeburten einer ungeregelten, zügellosen, der Sinnlichkeit auf das heftigste zugeneigten Phantasie sehen wollten, und darüber das wirklich Schöne und Gute, das sie enthalten, ganz aus den Augen verloren. Andere dagegen, bestochen durch die Gluth und Ueppigkeit seiner Darstellung, so wie durch die Freiheit in seiner Weltansicht, setzten ihn den ersten Dichtern gleich und bedachten nicht, daß es ihm, um einen so hohen Rang mit vollem Rechte einnehmen zu können, an Besonnenheit, Klarheit und Ruhe fehlte. Sehr treffend und wahr charakterisirt ihn in dieser Hinsicht der neueste Herausgeber seiner Schriften, indem er, in der dieselben begleitenden, meisterhaft geschriebenen Einleitung (Th. I. S. LXXX. und fg.) von ihm sagt: Es fehlt in Heinse ein Prozeß, welchen stets die Vollendung fordert. Auf dem Wege zu einer Vollendung müssen sich Neigung, Studien, Erfahrung, Blick und Ueberblick eben und in einander drängen; — das ist Alles reichlich bei ihm vorhanden und deshalb sind diese beiden Bücher (Ardinghello und Hildegard von Hohenthal) lebhafter Theilnahme werth. Aber der letzte Act fehlt; dieser Act besteht darin, daß sich aus all den Befähigungen und dem gewählten Stoffe ein unabhängiges Drittes als Resultat ergiebt, beim Denker das geschlossene System, beim Dichter die fertige und geweihte Welt der poetischen Erfindung. Bei Heinse steht Studie und Erfindung noch nebeneinander, der Leser hat nach der Lectüre erst alles Zeug in der Hand, um die Romanwelt nun zu einer Einheit durchzuringen. Der schmale, wenn auch brausende Romanbach in diesen Büchern Heinse's erfüllt nicht, durchdringt nicht, große Strecken bleiben unberührt von ihm, ja selbst das Murmeln desselben dringt nicht bis zu ihnen. — — Heinse ist zu träg oder wirklich nicht erfinderisch genug gewesen, um voll zu erfinden. Seine Erfindung ist meist nur Sympathie des eigenen Wesens, Gemälde ohne Schatten — der Romantiker aber muß Gegensatz, Halbbefreundetes, Mögliches und Zufälliges beibringen, damit eine interessant webende, in sich und gegenseitig wirkende Welt, damit eine wahrhaft volle Welt entstehe.

Ferner ist er zu träg, oder zu wenig erfinderisch, oder zu einseitig im Ideal einer alten Welt befangen, um einen individuellen und charakteristischen Ausgang seiner Figuren zu erschaffen. Er setzt einen phantastischen hinzu, und ersinnt plötzlich Alles, während er sich vorher in einer Welt fester Bedingungen herumbewegt hat. Das ist nicht Reichthum, sondern Armuth; solche Phantasie ist für den Roman zu vag, das feste, organische Talent thut mehr: es erhebt sich über den Boden, den es einmal zum Grunde gelegt, aber es verläßt ihn nicht; Ausbildung und Ende, obwohl poetisch und höher, bleibt diesem Boden und der einmal eingegangenen Bedingung des Verhältnisses angemessen. Die Klippen sind eben Trivialität und Phantasterei — — —. Dies, sei's Willens- oder Vermögensschwäche, hat ihn nicht in der ersten Reihe der Klassiker zugelassen, mit denen er in Blick und Kraft so viel Einzelnes gemeinschaftlich hatte, ja diese Schwäche hat manches geringere aber durchgearbeitete Talent ihm überlegen gezeigt.

Ist man darüber einmal auf dem Reinen, so wird man das quellenreiche, schöne Land, welches in Heinse's Büchern geboten ist, um so aufmerksamer und genußreicher betrachten; — man weiß dann, daß man sich an prächtigen Partieen erquicken muß und nicht die geschlossenen Totalansichten einer Goethe'schen Welt erwarten darf, wenigstens nicht die ausgearbeiteten und bevölkerten. Denn an großer Geschlossenheit fehlt es eigentlich Heinse nicht; er zeichnet sich darin höchst vortheilhaft vor hundert Anderen aus, daß er, ein ächter Dichter, ringsum greift, an Himmel und Erde, und allen möglichen Bezug des Menschen in seine Hand und seinen Willen zieht. Nur weil er dies gewaltsamer, springender thut, als Goethe, so wird seine Welt und sein Styl wüster, der Stempel Goethe'scher Aechtheit und Nothwendigkeit fehlt, und die stürmische Bewegung soll die sichere ersetzen.

Ardinghello*).

Demetri ist ein wackrer Mann, viel Kern mit wenig Schale; der Mensch ist bei ihm recht durchgearbeitet und ins Reine gebracht. Er herrscht in Rom über die Geister, mehr als irgend ein andrer, genießt hohe Glückseligkeit, und ist der Leithammel von einer Menge junger Leute. Unter diesen habe

*) Aus Heinse's sämmtlichen Schriften, herausgeg. von Laube. Th. II. S. 88 fg.

ich nicht wenig gefunden voll Lebensmuth und den größten Fähigkeiten, genaue Bekanntschaft mit ihnen errichtet, und unbeschreibliches Vergnügen in ihrem Umgange genossen. Wie jammert's mich, daß so viel herrliche Kraft wegen schlechter Regierungsverfassung ungenutzt versauern soll!

Im Neugriechischen bin ich bei ihm noch sehr gewachsen. Auch hat er mir manche dunkle Stelle der griechischen dramatischen Dichter, besonders in den Chören, ins klarste Licht gesetzt, und meisterhaften Unterricht über den unendlichen Reiz ihrer Sylbenmaße gegeben. Bei seinem Brotgeschäfte mit alten Handschriften sind ihm eine Menge besserer Lesarten aufgestoßen, und er könnte wie ein andrer Herkules die Aldinischen und Juntischen Ausgaben ausmisten, wenn ihm der Sylbenkrieg am Herzen läge.

Ueberhaupt aber hält er Ruhm für ein nothwendig Uebel, wobei man leicht selbst zur Bildsäule auf dem Markte werden, und sich endlich fast nicht mehr regen und bewegen könne. Wirken, frei und mächtig handeln nach Art seiner Natur, dies sei die allererste und ursprünglichste Glückseligkeit. Der Kernmensch gebrauche Ruhm als Hülfstruppen, und stoße den einen von sich, wenn es sein müßte, sobald er in eine andre Sphäre schreite.

Nur einen Fehler kenne ich an ihm; und dieser ist, daß er in dem heillosen Labyrinthe der Methaphysik herumkreuzt. Du sollst hier in der Unterredung mit mir eine starke Probe davon sehen, obgleich ihn noch nicht in seinem ganzen Wesen; weil er sich nach mir richten mußte, der ich hierin blos meiner eignen Vernunft folge, ohne mich mit Andrer Hypothesen viel zu plagen. Wenn er muthwillig ist, spricht er keinen Tag wie den andern. Mich trieb er vorzüglich nur in dem angegebnen System herum, und sagte zuweilen verwirrte hochtrabende Dinge, um auszuweichen, oder vorzubereiten, und zu sehen, was ich damit anfing. Wenig Auserwählten reicht er zuletzt den Faden der Ariadne, den er andern, wegen der heiligen Inquisition, bedächtlich zu verbergen weiß, die ihm die einzige esoterische Philosophie vielleicht der alten Kirche bald mit langsamer Gluth ausbraten würde; an dessen Sicherheit er aber selbst noch zu zweifeln scheint.

Vielleicht macht Dir eine und die andre komisch ernsthafte Behauptung gerade das meiste Vergnügen, da Du wohl weißt, daß man hier nur meinen kann, weil unsre Sinne nicht bis dahin dringen.

„Jetzt ist wenig hier zu schauen, sprach er, wie er zu mir kam; aber zu mancher andern Zeit möcht' ich da gestanden haben!"

Wir setzten und legten uns bald in die Sonne, die das Dach angenehm erwärmt hatte, und sagten erst dieses und jenes über alte und neuere Architektur. Der Schluß war, daß der Zweck der vom Plan und den großen Massen an, bis aufs geringste Einzelne und die Verzierungen, aus allem rein hervorleuchte, die alten von den neuern Gebäuden unterscheide, wo oft bloße nachgeahmte Kunst und leere Schönheit sei, auch bei den besten, sonder Absicht und Nutzen. Uebrigens ließen wir doch dem Bramante, Antonio da San Gallo, Michel Angelo, Palladio, und den andern großen Meistern ihr gebührend Lob völlig angedeihen; und waren der Meinung, daß kein alter Architekt vielleicht einen heroischern Palast dem Cäsar, als der Palast Farnese, und einen lieblichern glänzenden der Kleopatra, als der Palast von Cornaro zu Venedig, würde haben erbauen können.

„Bei unsern Kirchen, fügte Demetri hinzu, worauf wir das Meiste wenden, haben wir die reizende Mannigfaltigkeit nicht der Alten; Tempel des Jupiter, Apollo, Mars, Bacchus: Tempel der Juno, Pallas, Diana, Venus. Jeder machte ein eigen Ganzes in Plan, Verzierung und Ausschmückung, und Gegend."

Die Meisten sollten sich mehr nach den Heiligen richten, versetzte ich, denen die Kirchen geweiht werden. Der Papst, welcher die Rotunda hier allen Heiligen einweihte, so wie sie ehemals allen Göttern geweiht war, scheint so etwas im Sinne gehabt zu haben.

Es ist doch sonderbar, entfuhr mir hierbei, daß die Griechen, das aufgeheiterte Volk, sich mit den Fabeln über die Gottheit so ernsthaft und zuweilen so abergläubisch grausam beschäftigen konnten, da sie, der vielen andern Weisen nicht zu gedenken, eigen Anaxagoras hatten.

„Grausam, versetzte er, sind sie in Vergleichung mit uns zu ihren guten Zeiten nur wenigemal gewesen. Und dann lassen sich Meinungen, wo nicht offenbare Widersprüche sind, und das Gewisse tief verborgen steckt, nicht so leicht wegarbeiten. Es hält bei den ausgemachtesten Dingen schwer, den großen Haufen unter einen Hut zu bringen, wenn er sich mit eingewurzelten Vorurtheilen dagegen sträubt."

„Mit den griechischen Gottheiten ging es gewissermaßen wie mit vielen Wörtern in jeder Sprache; wir haben einen deutlichen oder dunkeln Sinn dabei, wissen aber ihren ersten Ursprung nicht, noch wo sie herstammen; und jene waren schon vor Mosen und den Propheten in der ägyptischen Zeitrechnung, ehe noch ein Trismegist unter den Sterblichen die Buchstaben erfand. Homer hat damit seine Iliade ausgeziert wie mit Edelsteinen, Gold und Perlen, und zuweilen lauter Schmutz gemacht, wie den Kampf des Skamander mit dem Vulkan."

„Religion wurde, dünkt mich, in der bürgerlichen Gesellschaft zuerst bestimmt eingeführt, um den Streit über verschiedne Verehrung der Gottheit bei Familien zu verhüten *). Jeder Staat oder Gesetzgeber ergriff eine Partei der Ordnung wegen, und ließ andern Republiken und Selbstköpfen natürlicher Weise ihre Freiheit, über das Weltall zu denken, was sie wollten, wenn sie nicht mit Fackel und Schwert seine Verfassung störten."

„Bei den Griechen mußte es einer sehr arg machen, dem Richter und Volk Meinungen dagegen ahnden sollten. Was hat nur Aristophanes nicht für Witz über die Götter ausgegossen? Wir im heiligen Rom erschrecken noch nach Jahrtausenden über seinen Muthwillen, wenn wir uns einmal mit der Phantasie in dessen Zeiten gedacht haben. Das Scherzen über die Bewohner des Olymp mochten die Griechen, scheint es, sehr wohl leiden; nur durfte sie einer nicht mit Stumpf und Stiel ausrotten wollen, und als Schwärmer deren Bildsäulen zerschlagen, ohne ihnen dafür andre Freuden, andern Zeitvertreib zu gewähren. Jeder begriff an sich selbst, daß sich das Gefühl der Wahrheit und Falschheit nicht so ganz bändigen läßt, wenn man den Bürger nicht als bloßen Sclaven haben will. Bürgerliche Ordnung soll nur Gewaltthätigkeit hemmen, und nicht den freien Gebrauch der Seelenkräfte: sonst bleibt der Mensch nicht Mensch mehr, und wird zum Thier der Heerde, verliert seine eigenthümliche Glückseligkeit und allen Wetteifer, wie wir in den tyrannischen Staaten sehen, wo die Natur auch ihre geistigsten Gaben am reichlichsten ausspendet, in den Gefilden der Wahrheit und Schönheit nach Lust immer weiter zu schreiten, und hienieden die höchsten Gipfel zu ersteigen, wo er Meer und Land überschaut."

„Die meisten Streitigkeiten über Gott kommen davon her, daß Laien selten wissen, was sie wollen, und Philosophen mindestens für den eingeführten Glauben, sei's unter Heiden, Juden, Christen, sich von ihm ein Ideal bilden, und ihn nicht annehmen und zu ergründen suchen, wie er in Natur sich befindet; als ob er sich bei der Menge verächtlich machte, wenn er wäre, was er ist."

„Anaxagoras unter den Griechen gab mit seinem Verstandwesen für die folgenden Zeiten hauptsächlich dazu Anlaß. Das System des Lehrers des Perikles und Euripides hat durch ihr sinnliches und glückliches Zeitalter geherrscht, trotz den schulwidrigen Behauptungen vielleicht größrer Geschichtkünstler, erhielt sich bis in die christlichen Jahrhunderte, und herrscht gewissermaßen trüb und dunkel wieder jetzt, obgleich die erste Quelle nun unbekannt geworden ist. Er nahm eine Weltseele an, die alle Materie der Elemente durchdringt, und über sie Gewalt hat, in dem in der Erde Tiefen verborgnen Wurm und himmelhöchsten Adler dieselbe **)."

„Sokrates verwarf alles System, ahnete nur, und betete an in heiligem Stillschweigen nach seinem tiefsten Forschen; verehrte übrigens die Gottheit nach den Landesgesetzen unter mancherlei Namen, ohne sie näher zu bestimmen, und riet seinen Freunden dasselbe."

„Dem Plato, Aristoteles, und andern Denkern aber war damit wenig gedient, und sie gingen so weit als sie nur vermochten. Jener sprach über den allgemeinen Verstand in erhabnen Dichtungen; und der kühne Titan von Stagira lagerte regelmäßig endlich nach den feinsten Erfindungen der scharfsinnigsten Taktik, und seine Anhänger behaupten, er sei in die innerste Festung eingedrungen. Darauf und deren war der Herrliche, der in so vielem Andern an der Spitze der Menschheit stand, gewiß gewesen sein."

„Plato schreibt noch am Ende seiner Tage den Geistern den höchsten Verstand zu. Anfangs bedachte er sich lang über die Sonne, und konnte nur damit nicht ins Reine kommen, wie sie belebten und so hell im Geiste sähen, wenn sie untergingen und es Nacht wäre ***). Daß alles Lebendige erfrieren, zu todten Klum-

---

*) Religion selbst kömmt nach dem Cicero her von relegere, dem fleißigen Lesen dessen, was über den Götterdienst festgesetzt worden. Die dies thaten, hießen religiosi.

*) Seine Lehre findet man kurz beisammen in folgenden Worten des Plato: την των αλλων απαντων φυσιν, ου μονον Αναξαγορας, νουν και ψυχην ειναι την διακοσμουσαν και εχουσαν. Kratylos.

***) Siehe eben seinen Kratylos.

ren erstarren müßte, wenn nichts von ihren Strahlen zurückbliebe, wird ihm wohl einmal im Winter die Bedenklichkeit gehoben haben. Vielleicht schloß er gar noch ferner, daß alles Licht und alles Feuer und alle Wärme auf unserm kleinen Erdboden blos in Materie gefahrene Strahlen der göttlichen und der Gestirne sind, die jene, von nichts gehemmt, durchdringen, regen, richten, — woher denn alles einzelne Lebendige Bildung, Form und sein Recht hat; bis sie wieder von andern aufgenommen werden, oder sich selbst absondern in Rückerinnerung der alten überschwenglichen Wonne, — und daß die Massen und Körper, die deren am meisten enthalten, die lebendigsten sind. Wenigstens ist dies der Grundstoff zu seinem glänzenden theologischen Systeme, worüber Julian noch abtrünnig wurde."

„Ueberhaupt hielten die meisten alten Philosophen das Feuer für das Göttlichste in der Natur."

„Die großen Dichter dieser hohen Zeiten für die Menschheit, fiel ich ein, hatten um eine Stufe natürlichere Metaphysik, und nahmen das sinnlichere und nähere. Sie meinten, wir schöpften die bewegende Kraft mit dem Athem, und sie sei in der Luft befindlich, und nannten sie Zeus, nach dem wörtlichen Sinn, wodurch sie lebten; und einige Philosophen schlugen sich zu ihrer Partei."

„Sophokles sagt: „Zeus, der alles faßt, in alles dringt, uns näher verwandt ist, als Vater, Mutter, Bruder, Schwester." Und an einem andern Orte: „Welcher Menschen Uebermuth, o Zeus, hemmt Deine Macht, die der uralte Schlaf nicht ergreift, und die unermüdlichen Monden! Unalternd durch der Jahre Wechsel nimmst Du Herrscher den strahlenden Glanz vom Olymp ein; Dir ist der Augenblick, die Zukunft und Vergangenheit unterthan."

„Und Euripides sagt geradezu: „Siehst Du über und um uns den unermeßlichen Aether, der die Erde mit frischen Armen rund umfängt? Das ist Gott!"

„Und Aristophanes, sein Antagonist, ruft eben so aus: „Unser Vater Aether, heiligster, aller Lebengeber!"

„Und Pindar ging schon vorher noch weiter, und singt stolz in lyrischer Begeisterung: „Eins das Geschlecht der Menschen! Eins das der Götter! Alle beide athmen von Einer Mutter."

„Nach der ältesten Meinung seines Volks glaubte Thales das Göttliche im Wasser zu finden, weil alles Lebendige sich davon nährt, und aller Same feucht ist. Die Erde aber blieb immer nur Pflanzstätte, die das Himmlische durch Wind und Regen empfängt, und Thiere und deren Nahrung damit gebiert; obgleich Mutter Aller, selbst ohne Geist und Leben. Manche hielten sie nicht einmal für Element, sondern wie Hesiodus nur für ersten Körper."

„Alles kehrte zurück, wo es herkam was von der Erde entsproß, zur Erde: das Himmlische wieder in die luftschwebenden ätherischen Zärtlichkeiten.

„Doch, gestehen wir es nur, wir tappen damit noch in Nacht und Ungewißheit! wie die Alten selbst; von denen nur einer mehr oder weniger als der andre dreist war mit seinen Behauptungen. Ein bestimmtes deutliches System hierüber darf man bei keinem Sterblichen suchen; die größten Weisen haben für sich keins gehabt, und nicht klar gesehen, wie kein Mensch die ganze Welt klar durchschauen kann. Sie nahmen gewisse Sätze an und bauten darauf hin, und wurden immerwährend von der Natur wieder in Verwirrung gesetzt."

„Eines jeden Gefühl muß ihm sagen, daß er etwas getrenntes von einem Ganzen ist, und daß er sucht, sich wieder mit demselben zu vereinigen. Als Menschen suchen wir dies am ersten bei andern Menschen zu bewerkstelligen: die Natur leitet den Mann zum Weibe, und das Weib zum Manne. Beide finden alsdann doch noch nicht dies in sich allein, und suchen ihr Ganzes bei mehrern ihres Gleichen. Wo dieser Trieb lauter wirkt: die glückseligste Republik. Aber auch hier wird der Mensch endlich seine freie Vollkommenheit, sein Ganzes nicht finden. Es ist also klar, daß uns entweder der Tod mit diesem vereinigt, oder doch nähert; oder nach mancherlei Durchwanderungen von Körpern wieder dahin bringen muß. Aus diesem Gefühle stirbt eine Alkeste für ihren Gatten, als der minder edle Theil des Ganzen, und übergiebt sich ein Regulus freiwillig Schmach und Leiden. Aus diesem Grunde sieht man mehrere Menschen, jeden von demselben Schlag und Gehalt, zusammen für verständiger an, und ein ganzes Volk für die klare ausgemachte Weisheit; und wir kommen oft mit der sichersten Gewißheit von dem Gegentheil und dem stärksten Vorsatz nicht auf gegen die Macht der Täuschung."

„O wie liebe ich das, rief Demetri mir mit lebendigern Augen froh lächelnd zu, wenn so einer aus dem andern Funken schlägt! O könnten wir uns Licht machen, und einander einen Pharos anzünden in diesem nächtlichen Meere, wo Boreas und Süd und Ost und West verschiedner Meinungen stürmisch ungestüme Wogen wälzen, — wenigstens einer den andern wie ein noch scheues edles Roß vor den fürchterlichen Einbildungen auf allen Seiten herumführen!"

„Welches der König der Elemente ist: Luft oder Feuer? wäre also der Streit bei den griechischen Dichtern und Philosophen. Um das Höchste und Edelste zu sein, muß er die Massen aller andern durchdringen, Gewalt darüber haben, sie an sich ketten, und nach seiner eignen Natur formen und bewegen. Nach diesem Grundsatze würden die Dichter wohl den Philosophen nachgeben, und alle lebendigen Wesen eine Art von Flamme sein; Feuer so über Luft, wie Bewegung des Lichts gegen Schall."

„Auch war das Wesentliche zweier der ältesten Religionen des menschlichen Geschlechts in der Mitte der zwei größten Welttheile, Asien und Amerika, Verehrung der Sonne und des Feuers; und ihre Frommen bemitleideten die so mit geistiger Blindheit geschlagenen, daß sie in Finsterniß nach Gespenstern herumtappen, vom Lichte der Natur, durch alle Himmel dasselbe, lieblich und freundlich und erwärmend hell lebendig umstrahlt. Selbst in Rom, da edle Weisheit und Tapferkeit in seinem Senate noch den Erdboden regierte, bewahrten jungfräuliche Hände dessen Gluth als das Allerheiligste."

„Lassen wir aber auch noch einen Priester des Zeus mit seinem Pomp in diese Versammlung treten, und die Religion seines Volkes behaupten, weil wir einmal im erfreulichen Schwärmen der Phantasie darüber sind."

„Thoren Ihr alle! rief er aus; die Welt macht nur ein Ganzes, und Ihr haltet Euch an den Theil. Alle verschiedenen Urwesen in der Natur sind göttlich, jedes so ewig als das andere, und keins kann von dem andern herkommen und geworden sein."

„Rein abgesondert nennen wir sie Elemente, unter einander vermengt, für uns ohne Ordnung und Schönheit, nennen wir sie Materie."

„Wie alle diese Kräfte zusammengekommen sind, sich verbinden und scheiden, und allerlei Erscheinungen hervorbringen, hat noch kein menschlicher Kopf für Sinn und Verstand erklärt."

„Thun wir den äußersten Flug menschlicher Einbildungskraft, und nehmen Anfang an, wo es nur immer möglich ist."

„Stellt Euch das Chaos vor, das alle Götter, Menschen, Thiere, Pflanzen, Metalle und Steine gebar, wie einen unermeßlichen heißen Nebel im unendlichen Raume, worin Sonnen und Planeten noch zerstäubt schwimmen mit den Meeren, Erden und Lüften!"

„Es begann die Zeit: Feuer und Lüfte, und Wasser und Erden schieden sich, und ein gleichartiges Wesen gesellte sich seiner ewigen Natur nach zu dem andern. Die jungen Sonnen wälzten sich und wuchsen, bis jede sich aus ihrer Sphäre, gleich ewigen blendenden Gewittern von lauter Blitzen und Wetterstrahlen (wovon wir an unsern Wolken zuweilen nur winzige dunkle Schatten sehen) zusammengesammelt hatte, und besäeten die Himmel. Die gröbern Massen sanken unter, jede nach ihrem verschiedenen Grade, und machen nun die Planeten aus, die immer schwebend herumtanzen, sich wieder mit dem holden Lichte zu vereinigen, aber wegen ihrer Schwere nicht zum Aufflug gelangen."

„Und die Liebe ward geboren, der süße Genuß aller Naturen für einander, der schönste, älteste und jüngste der Götter, von Urania, der glänzenden Jungfrau, deren Zaubergürtel das Weltall in tobendem Entzücken zusammenhält. Und alle lebendigen Geschöpfe erhaschten in diesem Getümmel ihren Anfang, und vermehren sich nach alter Art immer wieder aus einem kleinen neuen Chaos von Elementen, nach Anzahl, Maß und Form der ersten Zusammensetzung."

„Das Element, das alles füllt, das sich am freiesten und ungebundensten durch das Unermeßliche breitet, ohne welche nichts bestehen kann, was lebt, selbst das Feuer nicht, ist die Luft. Wir Trismegisten und Orpheuse gaben ihm den Namen Zeus, und stellten diesen den Völkern in Wolken auf einem Donnerwagen mit dem flammichten zackichten Keil voll furchtbarer Majestät als dessen Regenten vor, weil sie nicht bis zu dem Unsichtbaren gelangen, und Gestalt für den Sinn haben müssen."

„Sein erstgeborner Sohn, Licht und Feuer, ist Apollo, der Sonnengott."

„Der Beherrscher der Wasser, Zeus Bruder, Neptun."

„Den Erden, den Sammlungen unzählbarer andrer Elemente, setzten wir das Heer der übrigen Götter vor, und ertheilten dem dritten Bruder Pluto in den Unterwelten den höchsten Scepter."

„Eure Großväter, die Pythagoraste und Homere, haben hernach unsre kühnen großen Erfindungen angenehm und lieblich und erfreulich ausgearbeitet, und die Phidiasse und Polyklete denselben das Siegel aufgedrückt. Und so waren die Urkräfte der Natur für die Phantasie geordnet, und jeder von

ihren Lieblingskindern, den Menschen, schöne Tempel aufgestellt."

Verwundert Euch nicht, Freund, fuhr Demetri fort, über die astronomischen Ketzereien, die ich meinen Priester sagen lasse! Es wird eine Zeit kommen, und nach der Freiheit, womit die großen Geister schon anfangen ihre Flügel zu schwingen, kann sie nicht mehr fern sein, wo die Sonne und die Fixsterne auch bei den Menschen ihren erhabnen Posten behaupten werden, wie in der Natur, und unsre kleine Erde mit den andern Planeten um ihre Lebendigmacherin herumrollen wird*); es wird die Zeit kommen, wo der kleinste Nebelstern Sonne sein wird, und ein helleres Morgen in unsern Kerker einbrechen; bis wir uns endlich alle Bande abstreifen, und des ewigen Daseins, unsers Eigenthums, als ächte Kinder Gottes genießen, in unaussprechlicher Wonne, sondern Grausen vor dem armseligen Schreckwörtern Tod und Zerstörung.

Es war besser, daß Millionen Sonnen sind, um nur Zahl zu nennen, als eine, die zu ungeheuer gewesen sein würde! Die Billionen Planeten hätten sich zu oft darum her einander verfinstert, und die rasende Masse von Feuer sie verzehrt.

Alles Wesen besteht aus unergründlich Kleinem. Was unendlich klein ist, kann nur wenig Kraft und Bewegung haben. Um freier und gewaltiger zu sein, paart es sich mit Seinesgleichen, und vermehrt sich bis zu Sonnen und Planetensphären, die sich durch die Himmel wälzen, und schweben für uns in unbegreiflicher Fülle von Wonne; paart sich mit Seinesgleichen und Anderem, was es wie zum Fuhrwerk, oder gleichsam Reitthier brauchen kann. Und dies hat's auch wieder gut, indem es an der Lust des edlern Theil nimmt, und für seinen Dienst reichlich versorgt wird.

Das Zusammengesetzte aber aus Verschiedenem ist in Betrachtung des Einfachen eine wahre Kleinigkeit. Was sind alle Vögel, Thiere und Fische gegen die unermeßliche Luft, das blendende Gewimmel der Gestirne, und gegen Meer und Erden in ihrer ursprünglichen Reinheit? Zusammengerottete winzige Sonderlinge! Die großen Massen allein leben und schweben in ewiger angestammter Wonne und Glückseligkeit: nur wir Heterogenen leiden und sind elend, und plagen uns mit unsrer Erhaltung, immer in der jämmerlichen Furcht zu vergehen. Mittelding zwischen Sein und Nichtsein! Zusammengeballte Grenzen des Verschiednen! Die sich mit Träumen plagen, und ihre eigentliche Natur nicht finden können, und auf das kranke Gewinsel zerrütteter Creaturen horchen, da uns das ewige Licht in die Augen blitzt, Meere in die Ohren rauschen, und alles augenblicklich in uns strebt, sich mit dem Großen, Mächtigen wieder zu vereinigen.

Die Thoren glauben sie kämen einmal in eine ganz andre Welt, wo keine Sonne wäre, weder Mond noch Sterne, noch Meer und Land, wie bei uns; und sie hätte vielleicht dort doppelte goldne Hüften, wie hier nur eine Pythagoras hatte.

Unsre Philosophen nehmen sich sehr in Acht, wenn sie von Seele reden, auf Erde, Wasser, Luft und Feuer zu kommen; vermuthlich, um sich nichts zu vergeben. Nicht also die Griechen! Wir zucken die Achseln deswegen über sie? Je erhabner der Mann, desto eher der Kinder Spott!

Demetri's Wangen wurden röther in diesem lyrischen Taumel; ich rief ihm zu: „mäßigt Euren Schwung, wenn ich nachfolgen soll."

„Etwas besonders, Adler oder Mensch, und zum Beispiel Alexander zu sein nach gewonnenen Schlachten, fügte ich leise hinzu, macht doch auch große Freude, und kommt einem angenehmer vor, als wenn man sich zu unendlich kleinen Theilchen von Erde, Luft und Wasser und Feuer denkt. Jedes einzelne Wesen wird seine Existenz bloß durch andre gewahr; je reiner es sich damit vereinigt, desto größer wahrscheinlich seine Glückseligkeit. Alles in der Natur strebt deswegen sich in Anderes zu verbreiten."

Demetri. Bei solchem Einfachen giebt's kein Theilchen; jedes, wenn man sich es auch denkt, gehört so zum Ganzen, daß das Ganze zusammengenommen nichts Besseres ist. Das Theilchen ist wie das Ganze, und das Ganze wie das Theilchen; Eins wirkt und regt sich wie das Andre, jedes Gefühl blitzt durch das ganze All. Was das Eine angeht, das geht auch das Andre an; es ist Eins so mächtig, so ungeheuer und unermeßlich groß, wenn man eine solche Größe annehmen will, wie das Andre. Die Meere und Tiefen von ursprünglichen Elementen sind es, woraus wir immer neu strömen und zusammenrollen, und unsre Urnatur ist unendlich göttlicher und erhabner, als das augenblicklich zusammengeballte Eins verschiedner Kräfte; nach dem hohen Plato nur eine Stufung in unsterblichen Flusse der Glückseligkeit.

Ardinghello. Aber daß etwas sein muß, was das Weltall zusammenhält, ist wohl klar genug! Eine unbekannte Ursache an und für sich, doch bekannt in ihren Wirkungen; ein Wesen, das die andern Elemente zusammenbändigt vor ihrem Schlafe zum Leben, zur Existenz, zur Harmonie und Einheit.

Wenn ich meinen Körper betrachte, und bedenke, daß ich ihn selbst soll zusammengearbeitet und gebildet haben, und doch nichts davon weiß; oder welches einerlei ist, daß das erste Menschenpaar dies soll gethan haben: so dünkt mir augenscheinlich, daß ich nicht von mir selbst abhange, und daß eine unbekannte Ursache im Spiel ist. Anfang und Ende ist für keines Menschen Kopf; und eben so unbegreiflich, wie Verschiednes ein lebendiges Eins macht. Unsre offenbare Willkür, der nicht bestimmte Endzweck aller unsrer Sinne zum Beispiel, das Zuerhalten der Gattungen, bleibt unerklärlich und überstieg die feinste Philosophie.

Demetri. Vielleicht wird sich dies noch aufhellen.

Wir erkennen uns bloß als Zusammensetzung, als Wirkung und nicht als Ursache. Bei uns ist sie mit unserm Bestande eins, und es findet da kein Zweites statt; bei andern Dingen läßt sie vielleicht den Sonnenstrahl, so wie ihn unser grobes Auge blickt, nicht in ihre Verborgenheit. Kein Eines sie blos in ihrer ursprünglichen Vortrefflichkeit, schwelgt im Genuß ihrer selbst, und vermischt, erkennt sie nur die Vermischung.

Liebe und Krieg ist ewig auf den Grenzen verschiedner Natur; jene nennen wir Ordnung, Leben, Schönheit, und wie die Namen alle lauten. Wie Kinder scheuen wir Tod und Vergehen; wir würden bei beständiger Dauer in immer einerlei Zusammensetzung vor Langweile endlich auf ewiger Zeit liegen in unsrer kleinen Eingeschränktheit. Die Natur hat sich aus eignen Grundtrieben dies Spiel von Werden und Auflösen so zubereitet, um immer in neuen Gefühlen selig fortzuschweben; und unser Beruf ist, dies zu erkennen, und glückselig zu sein. Pythagoras hatte Recht: die Welt ist eine Musik! Wo die Gewalt der Konsonanzen und Dissonanzen am verflochtensten ist, da ist ihr höchstes Leben, und der Trost aller Unglücklichen muß sein, daß keine Dissonanz in der Natur ewig bleiben kann. Die höchsten Granitfelsen der Alpen und des Kaukasus zermalmen endlich die Regen des Himmels, und die Kataraкten der Eisdecken auf ihren Gipfeln, und unser Jahrtausende sind Momente der Ewigkeit. Kommen wir einmal zum Theil in den Mittelpunkt des Oceans und der Erdkugel, so kommen wir auch in Sonnen und Gestirne, und werden eins damit.

Jedes Element hat nach höheren und minderen Graden an Regsamkeit die Eigenschaft zu leben, zu empfinden; und die mancherlei Proportion giebt jedem einzelnen Dinge seinen besondern Urcharakter. Dem Affen ein wenig Licht und Luft mehr im Urton: und er stände auf der Leiter der Schöpfung über den Homeren und Zenonen, freilich alsdann auch in einer andrer Gestalt. Unser Gehirn scheint der hohe Rath der Natur zu sein, sich augenblicklich zu bewegen, und die neuen Erschütterungen und Gefühle der Sinne aufzunehmen, und darnach für das kleine Ganze zu sorgen.

Wer hat die Elemente so untersucht, daß er einem allein das Leben und Denken zuschreiben will? Warum sollen nicht alle mehr oder minder dazu fähig sein, und die ganze Natur leben, denken und empfinden?

Der Mensch macht ein Ganzes aus, und es ist alle Pedanterie denselben nur in zwei ganz entgegengesetzte unsichtbare Hälften zu theilen, wie man hernach bei allen Thieren und der kleinsten Mücke thun muß. Aber Gewohnheit zwingt alles unter ihre eiserne tyrannische Herrschaft, bis auf die sich selbst blendensten philosophischen Häupter, die davon nichts träumen.

Ardinghello. Auf einen Hieb fällt kein Baum, ich schweige eine Zeder, die so viele Jahrhunderte, durch alle bekannte Zeitalter steht, und mit ihrem immer grünenden Haupt jedem Sturme trotzt. Die Menschen werden heut zu Tag schwerlich glauben, daß das Beste von ihnen nur Sonne und die Planeten erleuchtete; sie sind zu stolz dazu geworden. Geschweige, daß ihre Körper nur eine gewisse Ordnung für Wohnungen, Gasthöfe der Elemente, die augenblicklich und sie reisten, sich nur Momente aufhielten, sie lebendig, und kommner und bequemer für die nachfolgenden machten.

Demetri. Und doch muß auch dem Dünkelhaften einfallen, daß er alle Wochen wenigstens andre Fleisch und Blut hat; daß ihn sein Magen jeden Tag ein paarmal an neuen Ersatz erinnert; daß er stündlich stirbt und wieder aufersteht, immer etwas Anderes ist, immer ist wie das Meer, das fließt und einathmet. Und was wollt Ihr mit allen diesen Zeitaltern? Habt Ihr vielleicht den Aristoteles gelesen?

Ardinghello. Seine metaphysischen Schriften zur Hälfte

*) Das System des Kopernikus wurde am spätesten im Kirchenstaate angenommen; und Galilei war zu dieser Zeit kaum geboren. Man kann das folgende als eine Prophezeihung auf ihn halten.

ittert! Theils, weil sie mir zu weitläufig, und gleich anfangs it Fleiß dunkel und räthselhaft geschrieben schienen, und theils, eil ich für wahr hielt was Xenophon beim Eingange der nwürdigkeiten vom Sokrates meldet; nehmlich: die Meaphysiker wären ihm vorgekommen wie Rasende, da die beenheften derselben schnurstracks sich entgegenstehende Meinungen haupten. Die ganze Wissenschaft sei zu nichts nütze, und er tte sich verwundert, wie es ihnen nicht offenbar wäre, daß ser Verstand darüber nichts Gewisses erfinden könnte. Die enschlichen Dinge allein machten uns genug zu schaffen.

Demetri. Auch beim Sokrates ist nicht alles Gold! ies war zuverlässig in die Luft gesprochen, ohne hinlängliche berlegung. Das Allgemeine können wir wissen, aber nicht s Besondere. Ohne Arbeit und Muth wird dem Menschen chts Großes verliehen. Wer weiß, wie viele Jahrhunderte ch dazu gehören, ehe wir in Erkenntniß der Natur so weit langen, als unser Verstand reicht, und das höchst Ziel berühn! Viele verzweifeln daran, nur etwas Wahres zu finden, d wollen immer im Finstern herumtappen; aber es kommen ugenblicke, wo sie erschrecken, ein bloßes Nichts zu sein, ohne ch mit der Natur zusammen zu denken. Harmonie mit dem eltall ist das höchste Gut! und welcher gute Kopf will sein helang zu dem Gesindel gehören, das die Wetterfahne aller einungen ist? Jeder muß hier endlich so weit als er kann, d es hilft da kein Sträuben. Unsre Bestimmung, wenn wir e haben sollen, kann keine andre sein, als die verschiedenen aturen des Weltalls in der Zusammensetzung zu fassen woraus ir bestehen. Der Mensch selbst ist gleichsam eine herumwandende Metaphysik; wer wollte sich nicht damit beschäftigen? ie ist die erste und höchste aller Wissenschaften.

Wenn es wahr ist, wie es denn allen Schein der Wahrit trägt, was Alkibiades vom Sokrates in Platon's astmahl erzählt, so hat auch hierin der, den das Orakel ielleicht hauptsächlich deswegen, was Ihr eben aus den nwürdigkeiten von ihm angeführt habt), zum Weisesten klärte, doch auch hierin seine Schuldigkeit beobachtet. Er nd einst im freien Felde vom Morgen an, den ganzen Tag er und die Nacht durch, unbeweglich auf einem Fleck in dem ertiefsten Nachdenken versunken und verloren: und betete die onne an, als ihre reine volle Feuersphäre über die östlichen ipfel Strahlen des Lebens wehte.

In den geringsten Wissenschaften und Künsten herrschen rschiedene Meinungen, und es ist natürlich, daß in der höchn die meisten herrschen, weil Alle zum steilen Gipfel wollen, d nur äußerst Wenige dazu genug Athem in der Brust, tärke in den Knochen, und ausdaurenden Muth und Verund gegen alle die Gefahren haben, die in den halsbrechenden faden auf sie lauern.

Nutzen? Soll man denn Alles des Nutzes und Nas wegen thun? Und macht Erkenntniß der Wahrheit cht schon an und für sich glückselig? Ist sie nicht die höchste lückseligkeit? Gehört das Vergnügen, die Freude nicht zu utzen?

Freilich muß jeder den Weg endlich selbst machen. Es uß erst einer wissen wo der Aetna liegt, ehe er hinauf will. nd dann ist für uns die Reise durch die Scylla und Charybs die kürzeste; und durchaus zu Pferde ist nicht möglich. der: man muß ungefähr so weit sein als sie selbst waren, e man die Systeme großer Philosophen vollkommen versteht, nd ferner sie nicht auf den ersten Seiten vollkommen begreien wollen; man muß sie erst ganz kennen, ehe man nur etas von ihnen in allem seinen Verhältnisse einsieht.

Das System des Aristoteles liegt, es ist wahr, noch m Theil da im Chaos; aber binnen zweitausend Jahren hat ch kein besserer Architekt gezeigt. Er trug allen philosophischen eichthum jener glücklichen Zeiten zusammen, und brütete darüber wie ein Gott. Seine physischen und metaphysischen Werke nd ein langwieriges Studium, und es läßt sich in einem Geräche davon kein Auszug machen. Ihr müßt sie selbst lesen, nd es wird Euch Lust sein, zu sehen, wie er die Natur herumdeutet und bis auf ihre kleinsten Bestandtheile zergliedert, ann Ihr auch nur den Tiefsinn des Menschen an ihm bewundern solltet.

Für jetzt nur noch einige Rhapsodien nach ihm und gegen n, und Launen und Einfälle. Stellt Euch das Universum le eine Laute vor, worauf ich Euch nach augenblicklicher Lust n Liede vorphantasire. O nichts ist reizender und lockender ur! es ist der schönste Gegenstand meiner Poesie in der Einsamkeit. O es macht mich glücklich, und mich überläuft wieder zuweilen ein menschlicher Schauder, wenn ich bedenke as ich vielleicht schon war, und ferner sein werde, was) jetzt bin und den folgenden Morgen, die folgende Stunde von vom neuem anfange zu sein! Uebrigens genieße ich jeden oment der Spanne meines gegenwärtigen Lebens so gut ich kann, und ergebe mich Kleinigkeit in die Umwälzungen der ungeheuern Massen.

Was Demetri darauf ferner sagte, davon mehr nur den Inhalt als seine Worte, in so weit ich denselben gefaßt habe. Ich blieb bis jetzt noch immer der Meinung des Sokrates, daß auch die beste Metaphysik ein schönes Gebäude sei, welches blos in der Luft schwebt, und daß man sich nur damit beschäftigen müsse, um sich nichts weiß machen zu lassen, und seinen Vergnügen in dieser Rücksicht ungestört nachzuhängen.

Die Sinne allein zeigen uns, begann er von neuem *), daß etwas außer uns da ist; Verstand selbst ist die Wurzel der Sinne. Von Sinn und Verstand alle unsre Erkenntniß; und was finden wir da?

In uns gekehrt, die wunderbare Sicherheit, daß wir Wirkliches und kein Nichts sind, und allen Grund zu denken und zu handeln. Außer uns, Sonne, Mond und Sterne im unermeßlichen Aether, und Luft und Meer und Land voll unzählbarer lebendiger Dinge.

Doch solche Menge Verschiedenheiten entdeckt nur das Auge, unser reichster, aber auch flachster Sinn; wir haben einen andern, der tiefer dringt und zu Einfacherem kömmt, das Gefühl. Kein Thier kann ohne dasselbe, aber ohne die andern Sinne bestehen.

Und dieser Sinn erkennt?

Warm und Kalt und Feucht und Trocken.

Nichts weiter! denn alles Uebrige fällt in Eins von diesen; daraus besteht die unendliche Mannigfaltigkeit des Weltalls.

Doch werden wir auch mit diesem so mächtig ergreifenden Sinne nur Oberflächen gewahr; allein tiefer in die Natur der Dinge können wir nicht eindringen, wenn wir nicht sie selbst werden. Und dann hört aller Sinn auf; wir sind es selbst, und schweben im Genuß ohne alle wissentliche Unterscheidung.

Warm und trocken ist das Feuer. Warm und feucht die Luft. Kalt und trocken die Erde. Kalt und feucht das Wasser. Mit Flamme und Eis fängt Stockung und Zerstörung an, daraus keine Zeugung.

Wenn Feuer sich in Luft verwandelt, braucht es nur die Feuchtigkeit anzunehmen; und so wenn Wasser sich in die Erde: nur die Trockenheit. Wasser wird Luft durch die Wärme; Luft wird Wasser durch die Kälte. Feuer verwandelt sich in Erde durch die Kälte; Erde in Feuer durch die Wärme. Leicht ist dann der Uebergang einer Natur in die andere, und leicht Werden und Zeugen. Wenn aber Feuer Wasser werden soll, und Wasser Feuer, Luft Erde, und Erde Luft: dann ist ein doppelter Damm durchzustürmen; allein der Schleichweg ist bald gefunden. Feuer wird erst entweder Luft oder Erde; und so bleibt der Uebergang auch bei den andern immer leicht.

Daraus alle die sonderbaren Erscheinungen! Und so verändert sich ewig in sich die Welt, begattet sich mit sich selbst, und bringt neue Geschöpfe hervor, und Blumen und Früchte.

Dies sind die vier Elemente, die der gemeine Menschenverstand durch alle Zeiten anerkannt hat; und sie sind die Grundverschiedenheiten nicht nur für das Gefühl, sondern auch für die übrigen Sinne, die alle verschiedene Abarten desselben sind, und darauf beruhen.

Daß die Luft wieder so verschieden sein könne als wir die Erde erkennen, wer will dies leugnen? Und so das Wasser, und vielleicht noch das Feuer; wer hat die Elemente so untersucht? Und wie wenig wissen wir noch von den Erden? Genug, daß der Uebergang eines Elementes in das andere gefunden ist.

Doch, warum suchen wir Vervielfältigung der Elemente! Es hat Philosophen gegeben, die behaupteten, daß das Weltall, welches wir zusammen mit einem Namen Natur nennen, durchaus Eins und dasselbe sei; die alle Evidenz leugneten, um ihren Verstand an einem Mutterwesen zu weiden, das bloß reiner Stoff, und nichts von allem anderen ist, was wir kennen, sondern alles zugleich in jedem Punkte; andern Menschen eben so undenkbar, wie Alles aus Nichts, und Nichts aus Allem das es auch bedeutet.

Die ältesten der Art blieben jedoch noch bei einem Elemente. Heraklit meinte, das Feuer sei der gemeinschaftliche Quell aller Dinge: und Thales das Wasser; beide aus dem heitern Jonien, von den Griechen, sonderbarlich! für

*) Ich habe dieses jugendliche Gespräch, eine Streiferei in die Metaphysik damaliger Zeit, wo Aristoteles noch auf dem Throne saß, des Zusammenhanges wegen nicht ausgelassen. Wohl uns, wenn wir ein paar Jahrhunderte höher stehen! Ein Barbar aus Preußen, einer von der Themse hätte schon den tiefsinnigsten Griechen viel vergebliches Kopfbrechen ersparen können.

die frühesten ächten philosophischen Köpfe anerkannt, und der erste als Stammvater aller eigentlichen Weisheit zum Sprichwort bei ihnen durch alle Zeiten geworden. Das organische Wasser, zum Beispiel der Mensch, ersaufe in dem einfachen Wasser, und das organische Feuer verbrenne in dem Feuer, das die Luft verliert, etwas Anderes zu sein. Feuer, Luft und Erde sei Wasser, und Wasser sei Erde, Luft und Feuer und alles Eins und Dasselbe. Feuer sei heiß und kalt, und Wasser sei naß und trocken.

Andre suchten in der Folge den Widerspruch wenigstens im Ausdrucke zu vermeiden, und setzten für irgend ein Element überhaupt: Eins ist Alles, und Alles Eins.

Nach dem Aristoteles war Xenophanes der erste, der dem Wesen seine eigentliche Reinheit gab, aber auch nichts weiter darüber bestimmte, sondern nur mit erhabner Stirn in den unermeßlichen Aether hin schaute, und sagte: das Eins ist Gott.

Parmenides, sein Schüler, brütete nach ihm mehr darüber, und suchte zu beweisen, daß Wesen der Vernunft nach nothwendig nur Eins sein könne; für die Sinne aber müsse man zwei Ursachen: Kalt und Warm annehmen. Kalt sei das Unwesen, und Warm das Wesen. Andere setzten dafür das Dicke und Dünne; nehmlich das Wesen dehne sich aus, und ziehe sich ein; und daraus alles Werden und Zeugen, alle Erscheinungen. Wenn es sich verdünne, werde es Luft und Feuer, und verdickt sei es Erde und Wasser; aber alles im Grunde Eins und Dasselbe.

Ardinghello. Wenn also die unendliche Ausdehnung außer den einzelnen Bewegungen, durchaus sich einmal recht einzöge, so würden wir vielleicht alle zusammen mit ihr den allergrößten Stein ausmachen, und die Welt als ein Diamant im leeren Raume hangen.

Demetri. (Ein ander Gesicht annehmend.) Wer weiß, was geschehen kann! Zeit hat sie nun in der Ewigkeit genug dazu, zur Kurzweil sich in allerlei Gestalten zu verwandeln.

Diese Philosophen gaben übrigens keine Ursache der Veränderung an, und ließen noch Ruhe und Bewegung unerörtert.

Wer beweisen will, daß aus Einem Alles sei, muß erst darthun, daß aus Allem Eins werde; und so weit hat es noch keine Chemie gebracht.

Wenn bloß Eins ist, so muß es in Ruhe sein; denn ohne Reiz keine Bewegung, und das Gleichförmige reizt nicht. —

In den Elementen liegen die Quellen der Bewegung. Sie ist allen eigen, und keins hat sie als einen besondern Vorzug; nur scheint das Feuer einen weit höheren Grad von Reizbarkeit dazu zu haben als Erde, Luft und Wasser. Alles in der Natur regt sich von selbst und hat Freiheit, Erkenntniß und Begierde. Jeder Theil den wir von einem ihrer unvermischten Ganzen annehmen, hat alle innerliche Eigenschaften des Ganzen; ihre Wesen sind unendlich zart, verbreiten und verlieren sich in einander, unergründlich allen unsern Sinnen. Je mehr das Kleine einerlei Art beisammen, desto größer seine Macht und Stärke; und so kann Erde, Luft, oder Wasser das Feuer überwältigen, und so unterliegt beim Menschen der sogenannte Geist der Materie. Doch nur im Einzelnen kann dies geschehen; denn im Weltall herrscht Geist unermeßlich und ohne Schranken. Geist bringt die Welt in Ordnung und Schönheit nach seiner Natur, und selbst in uns fuhr er deswegen; und dadurch hat der Mensch Gewalt über den Erdboden.

Bewegung ist Wirksamkeit der Kraft auf einen Gegenstand. Wo Kraft und Gegenstand ist, ist auch Bewegung. Wo doppelte Kraft auf einander wirkt: Liebe oder Krieg, Neueswerden, oder Abprallung.

Gedanke ist Anfang und Ziel der Bewegung; Anfang, und Mittel und Ende der Bewegung zusammen Handlung. Alles in der Natur hat das Vermögen zu denken und zu empfinden, und das Selbstgefühl ist Grund und Boden; denn alles was ist, hat Kraft, wodurch es ist, was es ist.

Und folglich hat das System des Anaragoras seinen guten Grund in der Natur. Verstand hat die Welt gebildet: nur in allem auf seine eigne Art. Verstand ist prüfende und unterscheidende Fassung des Ganzen; Verstand, in der Zusammensetzung, das Meer, wohin alle Empfindungen laufen, sich begegnen und sich läutern, und besteht selbst nur aus empfindender Kraft. Es ist der eigentliche Kern jedes einzelnen Lebendigen, jedes Ganzen, das schlechterdings an und für sich mit einer ersten Empfindung beginnen, und sich mit gleichartigen und andern Wesen paaren und hernach zusammenschaffen und bilden mußte. Wenn nun Verstand ursprüngliche Empfindung ist, so ist er auch der Schöpfer von allem Individuellen.

Der erste Trieb in jedem Lebendigen ist das Vergnügen, oder nicht allein und vereinzelt zu sein. Der zweite, weitere Erkenntniß und größere Kraft zugleich; dadurch erhob sich die vereinzelte Natur vom Wurm an bis zum erhabnen, freien, vielfassenden und verbindenden klaren Menschen, der deswegen die Sprache und alle Künste erfand. Der dritte ungeborne, der alles unglücklich macht, die ganze Welt zu erkennen, und sie sein zu wollen; und in der That todt immer das dunkle Gefühl in uns auf, sie einmal gewesen zu sein, und wieder zu werden.

Ardinghello. Ich erstaune über Eure kühnen Behauptungen, und es wird mir vieles Nachdenken kosten, deren Wahrheit oder Falschheit zu finden.

Wenn Feuer sich in Luft verwandelt, bleibt es Feuer oder nicht? Und ferner: so wie nur eine gewisse Materie ist, die Licht hat, und eine, die Ton hat, so kann es ja auch eine geben, wenn man das Wort hierbei brauchen darf, die nur denkt und Verstand hat, Ursache der Bewegung ist, immer wirkt und nie leidet, bis das ganze Gebäude um sie her zusammenfällt.

Demetri. Wenn Feuer sich in Luft verwandelt, so entsteht eben ein neues Ganze aus Luft und Feuer. Und so sind wir selbst ein Ganzes aus verschiedenen Elementen, so rein und harmonisch verschmolzen, daß wir in uns bei gesundem Zustande durch das feinste Bewußtsein nichts unterscheiden.

Wenn nicht jede Art von Element sich selbst regte und bewegte, so würde jeder Leichnam ewige Mumie sein, und der Wind immer von Osten her wehen.

Was den Verstand betrifft, so nimmt Aristoteles selbst, wie Plato, nach dem Anaxagoras, dessen Meinung ich freilich nach meinem eigenen Begriffe erklärte, eine eigene Materie für den Verstand an, und unterscheidet sie von aller andern, und sogar von der Seele, die, wie er sagt, im ganzen Körper sich befindet. Die Seele des Auges ist das Sehen; die Seele des Ohres das Hören, und so die des Gefühles das Fühlen. Die Seele des Baumes ist, daß er wächst und seine Nahrung mit den Wurzeln einsaugt. Sie ist in allem Lebendigen dieselbe Kraft in Ausübung ist ihm Seele, und kein Körper, kein Element ohne Seele. Aber Verstand hat seine eigene Natur, behauptet er, die nicht leidet. Das Auge kann verblendet, das Ohr betäubt werden; der Verstand hingegen von dem tiefsten Denken unbefangen auf das leichteste übergehen. (Vielleicht nur bei dem Fürsten der Philosophen! Andere müssen wenigstens ein Schachspiel dazwischen setzen.) Und doch soll derselbe ein besonder eigen Theilchen, wie er sich ausdrückt, nur der menschlichen Seele sein, und sagt, diejenigen hätten Recht, die ihn darin den Ort der Formen nennten; Denken, Urtheilen wäre Aufnehmung, Schaffung von Formen. Die sinnliche Kraft der Seele könne nicht ohne Körper bestehen; der Verstand aber davon abgesondert werden, er sei sich allein Materie. Nur sei er leidend und vergänglich, insofern er etwas denke, und sich an etwas erinnere; gleichsam wie der Sonnenstrahl, wenn er an den Dingen Farbe wird. Das Denken aber und Erinnern mache sein Wesen nicht aus; an und für selbst sich denke er nichts, und so sei er unsterblich.

Folglich ist die Seele, als Verstand betrachtet, nur unsterblich insofern sie nichts denkt.

Dies ist wohl eine von den schwachen Seiten seines Systems, um den Vorrang des Menschen vor andern Thieren zu erklären; und hierin weicht er ab ab vom Anaxagoras, der seinen Verstand allem Lebendigem zuschreibt.

Wenn der Verstand nur unsterblich ist insofern er nichts denkt, so ist alle andere Materie auf eben die Weise unsterblich, nehmlich insofern sie außer der Zusammensetzung gedacht wird; und wenn ich den Verstand auf eine andere Art erklären kann, so brauche ich keinen Gott, den Knoten des Drama aufzulösen. Kurz, es ist ein Schlupfwinkel, worin wir nicht weiter kommen.

Der Beweis, womit Anaxagoras, Plato, und Aristoteles das Dasein des Verstandes darthun, ist: es muß ein Wesen geben, das unvermischt ist und alles durchdringen kann, damit es Gewalt darüber habe, und erkenne.

Fürs erste also ist jedes Element in seiner Reinheit unvermischt, und so Haufen Elemente in ihrer Reinheit beisammen.

Sind die Elemente an ursprünglicher Feinheit verschieden, so ist, nach aller Erfahrung, wahrscheinlich das Feuer oder Lichtelement das feinste. Folglich hätte das Feuer alle Eigenschaften, die sie zu ihrem Verstand erheischen.

Ist dies Seele, was, nach dem allgemeinen Begriff, Anderes durchdringt, so kann man auch mehrere Arten von Seelen annehmen. Feuer durchdringt die Luft; Luft und Feuer durchdringen das Wasser; und Feuer, Wasser und Luft durchdringen die Erde, und bändigen sie nach ihrem Wohlgefallen, und bequemen sich wieder als der Grundfeste freundlich nach ihr. Und so überhaupt Eins nach dem Andern. Herrschen ist Wohlthun, alle andre Gewalt Tyrannei. Wer weiß, ob der Gegensatz von Feuer und Erde nicht zu stark ist; ob Erde nicht zu grob und Feuer nicht zu fein gegen einander sind, um vollkommen auf einander zu wirken? Ob nicht Mittel dazwischen

sein müssen (wie zum Beispiel in den mildern Erdstrichen; in Griechenland, dem Klima der Schönheit)?

Ueberhaupt sagt uns alles, daß da die höchste Vollkommenheit und Glückseligkeit ist, wo die höchste Fülle. Wenn die Zusammensetzung so harmonisch, so proportionirt ist, daß jedes Element sich regen kann nach seinen Kräften, entsteht der höchste Verstand; eins erkennt das andere auf diese Weise am reinsten und vollkommensten.

Und dies möchte wohl der Aristotelische Verstand sein, der durch alle die feinen Röhren des menschlichen Gebäudes im Gehirne sich absondert; die reinsten Verschiedenheiten von Feuer, Luft, und Wasser und Erde kommen hier lauter zusammen, und machen ein göttliches Ganze, wie in unendlichen Massen die Welt ist*). Bei den andern Thieren sondern sie sich nur nicht so rein in der Fülle und Porportion ab, von Urbeginn durch den Druck der umgebenden Kräfte daran verhindert.

Ardinghello. Aber die ersten Geschöpfe Paar und Paar, Thier und Mensch und Gras und Baum, wo leitet Ihr und Aristoteles diese her?

Demetri. Wie unser Verstand in der Zusammensetzung Wissenschaften und Künste aus verschiedenen Erfahrungen der Sinne bildet, aus Empfindungen, die mit Bewegung und Sturm und Aufruhr in uns kommen, eine Iliade, einen Oedip: so kann er auch von Anbeginn mit Hülfe der ganzen Natur die Gestalten der verschiedenen Gattungen gebildet haben. Man muß bei Zeugung und Untergang allezeit auf Elemente kommen, die unzerstörbar sind, und aus welchen alles Zusammengesetzte wird.

Unser Erdboden hat ohne Zweifel, nach Vernunft und Naturgeschichte, einmal in einer weit glücklicheren Lage zu Entstehung der Geschöpfe geschwebt, als jetzt. Und wer weiß, ob nicht die edelsten nach Aufhörung derselben untergegangen sind? Die Geschöpfe sind ihrer Natur nach nicht in einem Stande, und wahrscheinlich nicht auf einmal entstanden.

Aristoteles braucht gewöhnlich das Gleichniß: Der Mensch und die Sonne erzeugt den Menschen; doch erklärt er sich etwas deutlicher hierüber in seiner Lehre von Gott und der Zeugung. Und sehen wir nicht, daß die Sonne noch jetzt Ursache des Frühlings und der Begattung ist? Warum sollte sie nicht auch im Anfange bei den ersten Geschöpfen Hülfe gewesen sein? Jedes Geschöpf wächst aus seinen Elementen hervor, und die Sonne löst mit ihrer Wärme deren Kräfte, daß sie frei wirken können.

Jedoch haben immer über die Entstehung des Einzelnen die alten Weisen die sonderbarsten Meinungen behauptet. Einige nahmen für jedes Geschöpf ein verschiedenes Element an; und nicht allein für jedes Geschöpf, sondern für jedes Glied desselben. Da waren zum Beispiel verschiedene Elemente für den Menschen, die sich wieder für Kopf, und Hand und Fuß absonderten, und zerstreut in der Natur lagen. Die Weiber sammelten dieselben bei der Begattung in sich, wo sie sich alsdann zu einem Ganzen vereinigten. Freilich die leichteste Art das Räthsel aufzulösen! wenn nur noch andere Schwierigkeiten dadurch gehoben würden. Wie geht es zu, daß ein Weib immer so vollkommen alle Theile sammelt, und nicht bloß Kopftheile, oder Herztheile, oder Arm- und Beintheile? Und so genau alle von derselben Proportion? Und wie halten sich diese Theile an den Speisen auf, wovon sie sich nähren? Das Herz eines Wanders in Tauben und Hasen, und Brokoli und Blumenkohl, und anderem Fleisch und Gewüse, wovon Olympia ihre Hochzeiten hielt? Der Kopf Homers in Hühnern und Gänsen, und den Fischen des ionischen Meeres? Offenbare Albernheiten!

Andere glaubten, der Same jedes Individuums wäre von Ewigkeit im Weltall, und folglich nur eine gewisse Anzahl von Menschenkernen, Löwen- und Adlerkernen, die kommen und wieder gehen, und jedesmal sich in die vorhandene Materie kleiden. Zum Beispiel: Alkibiades war einmal da zu Athen, und so einandermal zu Rom, und Konstantinopel, und Lappland, und Peru. Es gehörte nur Glück oder Unglück dazu, daß er von diesem oder jenem Winde da- oder dorthin geführt, und von einer Königin oder Magd aufgefangen und geboren wurde, und seine Individualität änderte sich jedesmal nach den Umständen.

Diese Meinung hat weniger Schwierigkeiten. Aber aller Same ist zusammengesetzt: und wie erhält sich die Zusammensetzung in der unaufhörlichen Zermalmung desselben, die wir in allem Einzelnen in der Natur sehen? Und noch finden wir überall, daß Same wird und nicht ist.

Im Gegentheil ist sehr wahrscheinlich, daß, wenn alles, was auf unsrer Erdkugel Mensch werden könnte, auf einmal wirklich Menschen, und unzählbare Schaaren von Völkern wäre, und man sie an einen neuen Ort, in andre Planeten versetzte: daß, sag ich, vielleicht wenig von derselben übrig bleiben, und wir alsdann erkennen würden, daß sie, sammt allen Thieren, Pflanzen und Bäumen nur ein runder Klumpen Kirchhof gewesen sei, wo die Lebendigen von den Todten aßen. Und ist's nicht augenscheinlich, daß immer ein neu gesundes Paar aus den Früchten von wenig Hufen Landes alle anderen Zonen bevölkern könnte?

Kurz, jedes Einzelne ist nur durch die zusammensetzte Form das, was es ist; jede Art von Wesen ist sich übrigens gleich. Und die Form entsteht durch die innere Proportion verschiednen Wesens mit Hülfe der äußern Dinge.

*) Auch einige Alte hatten diese Idee; vom Licht käme das Auge, von der Luft das Ohr her, vom Wasser Geruch und Geschmack, und von der Erde das Gefühl.

Perugia, Januar*).

Ich streiche durch alle die himmlischen Gegenden ohne rechten Genuß; und nur ergreift mich noch des Wasserelements Sturm und Aufruhr, und die Luft mit ihren Gewittern und Wetterstrahlen.

Der Ort enthält einen Schatz von Gemälden, und sie, und die prächtig gepflasterten Straßen und schönen Palläste und Tempel zeigen allein noch den ehemaligen Wohlstand der Freiheit.

Für jetzt flüchtige Anzeige einiger Raphaele auf meinem Wege.

Foligno hat deren zwei, die allein werth sind, in dies Paradies zu reisen. Im Nonnenkloster delle Contezze ein Altarblatt, welches die Madonna vorstellt vom Himmel hernieder schwebend, wie sie der heilige Franciscus, Hieronymus, Johannes der Täufer, und ein Cardinal anbeten. Es ist aus des Meisters bester Zeit. Welche Gestalten, welche Charaktere! Wie ist alles so rein bis aufs Haar bestimmt! Aecht classische Arbeit.

Der Kopf der Madonna ist einer der schönsten welschen weiblichen Köpfe. Wie klar die Stirn, wie reizend das lichte Kastanienhaar nach den Ohren weggelegt, der bräunliche Schleier wie sanft und lieblich, in den holden hernieder blickenden Augen welche Güte! Wie schön die großen Augenlieder, vollen jugendlichen Wangen von Schamröthe überzogen, wie jungfräulich, wie süß der völlige Mund, das zarte Kinn, und die Nase wie edel herein! Welch ein schönes Oval, und wie reizend auf der rechten Seite herum im Schatten gehalten! Wie reizend schwellen die Brüste unter dem rothen sittsamen Gewande hervor.

Welch eine feurige, eifrige Frömmigkeit und Wahrheit im Kopfe des Heiligen von Assisi, und welch ein schöner, knieender Act! Wie kräftig der Kopf des heiligen Hieronymus gemalt, und in welchem feierlichen Ernste von Betrachtung! Johannes ist ein ächter, wilder Eremit, der sich nicht auf bürgerliche Höflichkeiten versteht, und dreist sagt, was er denkt. Der Kardinal blos Portrait voll Bewunderung.

Der Engel unten mit dem Täfelchen ist trefflich gemalt, nur weiß man nicht, was er soll, weil man vergessen hat, es darauf zu schreiben.

Das Colorit in den Köpfen ist täuschend abgewechselt, wie die Natur thut. Die Figuren sind alle in Lebensgröße, und die Madonna noch darüber, um sie zur ersten Person zu erheben. Sie ist am lebendigsten, und wirft Glanz um sich, wie Sonne. Unten ist freies Feld und ein Flecken, wo die Heiligen sich beisammen befinden, sie anrufen und anbeten, und in Betrachtung verloren sind.

Im Dome eben hier am Ende des linken Kreuzganges ein Halbbogen, worin Madonna mit dem kleinen Christus zur linken und dem kleinen Johannes zur rechten vor sich; zwei holde nackte Bübchen in schöner Bewegung. Hinter ihr zur rechten der heilige Joseph, und zur linken der heilige Antonius, und auf beiden Seiten neben ihr zwei Jungfrauen. Alle sind in knieender Stellung, außer den Kindern. Die drei Weiber haben treffliche Gewänder; besonders ist das Mädchen zur linken, von welchem man den bloßen linken Fuß sieht, ganz wollusterregend und göttlich, so zeigt sich das Nackte, und die schöne Form des Unterleibes, der vollen Hüften und Schenkel; das Gewand macht eine ungekünstelte Falte zwischen den Schenkeln, und zieht sich im Knieen an; das lüsterne Auge des Meisters sah diesen Reiz der Natur ab. Die jungen Brüstchen schwellen lockend über den Gürtel hervor. Die Kleidung von allen dreien ist roth, griechisch, wie leichte Hemden.

Die Gesichter sind voll Huld, und die Madonna hat besonders etwas Mütterlichsüßes in Auge und Mund, und blickt in stiller Entzückung nieder.

*) Aus Heinse's sämmtlichen Schriften. Th. II. S. 176 fg.

Alle sind vertieft in die Kinder, die auf einander kindlich zeigen und sich freuen. Der Kopf des heiligen Joseph ist zugleich gemalt wie vom Titian nebst dem herrlichen Ausdruck. Der heilige Antonius allein weicht sehr von den andern ab, und ist mittelmäßig durchaus, als ob er ihn nur weggejagt hätte, um fertig zu werden. Alles andere ist mit Liebe entworfen, und es herrscht die stille Raphaelische Empfindung.

Nach Rom kann man Raphael zu Perugia am besten kennen lernen. Das Meiste von ihm ist hier in der Kirche des heiligen Franziskus. Ueberhaupt will ich Dir in Perugia nur drei Stücke von ihm vorzüglich empfehlen, eins aus seinem Knabenalter, eins aus seiner Jünglingszeit, und eins, das er wenige Jahre vor seinem Tode vollendete, in einem Nonnenkloster vor der Stadt, welches zum Theil alles übertrifft, was er je aus sich hervorgebracht hat; das Uebrige wirst Du leicht einmal selbst finden.

Die zwei erstern sind bei den Franziskanern; das jüngste, in der Capella degli Oddi, stellt die Himmelfahrt der Madonna vor. In der Luft empfängt sie der Heiland, ihr Sohn, mit Engeln, die Musik machen, und krönt sie; unten stehen die zwölf Apostel an ihrem offnen Sarge. In der Einfassung, die auf dem Altar ruht, sind noch drei ganz kleine Gemäldchen angebracht: der englische Gruß, die Anbetung der heiligen drei Könige und die Beschneidung. Alles ein himmlischer Inbegriff einer Menge schöner Gestalten, die in seiner Seele aufblühten.

Der Kopf der Madonna ist heilig und selig im neuen Schauen; in einigen Engelsgestalten süße Anmuth, besonders der mit der Handtrommel eine wahre Volkslust. Aber das wunderbarste sind die zwölf Apostel; welche Charaktere schon Paulus, Petrus und Johannes! Paulus hat viel von seinem Aristoteles; Johannes von dem aufblickenden Jüngling beim Bramante.

In dem ersten Gemäldchen unten erscheint der Engel der Madonna in einem korinthischen Tempel. Sie betet, und blickt erhaben vor sich hin, ohne ihn anzusehen; in einem Landschäftchen davor zeigt sich Gott der Vater, und der heilige Geist als Taube.

In der Anbetung der heiligen drei Könige sind eine Menge Figuren, worunter einige voll Ausdruck mit Erstaunen. Die Hütte in zerfallnen Ruinen, und das Landschäftchen ist kindlich angenehm und erfreulich.

Die Beschneidung ist das beste unter den kleinen. Ein ionischer Tempel; die zwei Priester mit trefflichen Köpfen voll Charakter und Ausdruck, und die Seitenfiguren gefühlt und gedacht.

Das Ganze ist freilich äußerst hart, und die Formen unausgebildet; alle Natur arbeitet bei ihm nur auf das erste Bedürfniß: Gestalt, los; aber das Wesentliche, wobei man das andere bei Anfängern übersehen soll.

Das zweite ist die Abnehmung vom Kreuze. Das Gemälde hat zehn Figuren, fünf Männer und fünf Weiber, mit dem todten Christus und der in Ohnmacht gesunkenen Mutter, die viel größer sind als im vorigen, ungefähr zwei Drittel Lebensgröße.

Es ist in zwei Gruppen geordnet; die eine macht der von zweien getragene Todte, und Joseph von Arimathias, und Magdalena, und hinten vermuthlich noch Johannes, und die andere die Mutter mit den Jungfrauen; der den Leichnam bei den Beinen hält, verbindet sie beide.

Die Hauptfiguren leuchten gleich hervor, der todte Jüngling, die schöne Magdalena voll Schmerz und die Mutter. Besonders aber ist die Gruppe der letztern das Vortrefflichste. Alle Gestalten sind voll Seele, jede lebt und empfindet dabei nach ihrem Charakter. Die Mädchen, welche die Mutter fassen, sind wie die drei griechischen Grazien; vorzüglich hat das, welches den Kopf derselben hält, eine Gestalt so tiefen, großen Gefühls und hoher Schönheit durchaus in Formen und Bekleidung, daß man sie gleich zu einer Euripidischen Polixena brauchen könnte.

Ueber die ganze Scene verbreitet sich ein sanftes Abendlicht.

Dies war seine letzte Arbeit, bevor er nach Rom kam; und man sieht darin, wie sich seine Kunst schon ihrer Vollkommenheit nähert. Sie ist das Höchste aus dieser Zeit von ihm.

Ich kann hier nicht unterlassen, ein Gemälde von Correggio anzuführen, welches dieselbe Scene vorstellt, und in der Johanniskirche zu Parma in einer Seitenkapelle befindlich ist. Nach meinem Gefühl hat er alle übertroffen, und erhält den Preis, wie ein Sophokles: so streng und einfach und rührend, mit Verläugnung seiner sonstigen blühenden Farbenpracht und lächelnden Manier behandelt er die Begebenheit.

Erblaßt und ausgestreckt liegt der göttliche Jüngling da. Magdalena sitzt an seiner Seite und vergießt für sich in Wehmuth versunken heiße Thränen, wie eine untröstliche Geliebte; und der Schmerz der zärtlichen Mutter an seinem Haupte über das entsetzliche Schicksal grenzt an des Todes Bitterkeit. Ein trübes Regenlicht um sie her; alles in Lebensgröße.

Man soll nie bei Bewunderung des Einen schülerhaft gegen Andere ungerecht sein. Raphael selbst Märtyrer für Amor, hat fernet nie das Entzücken der Liebe, den höchsten Genuß vielleicht für alle bildende Kunst, mit so tiefem Seelenklang und heitrer Phantasie zugleich, ausgedrückt, als der bei seinen Lebenstagen unberühmte hohe Lombard, Ariosts Nachbar, in seiner Jo; wenn ihm auch die antike kleine Leda, mit der im Stehen sich Zeus als Schwan begattet (welche treffliche weitläuftige Gruppe Ihr zum Zeichen Eurer freien Denkungsart öffentlich gerade vor dem Eingange der Markusbibliothek aufstelltet). Anlaß zur ersten Idee davon gegeben haben sollte.

Das dritte und Hauptgemälde von Raphael zu Perugia ist in dem Nonnenkloster zu Monte Luce, welches er drei Jahre vor seinem Tode vollendete. Ein Altarblatt, die Figuren völlig in Lebensgröße.

Es stellt wie das erste die Himmelfahrt und Krönung der Mutter Gottes vor; aber alle Spur von seines Lehrmeisters enger und schmaler Manier ist hier verschwunden. Die zwölf Apostel stehen um den Sarg, statt der Madonna mit Blumen, Rosen, Lilien, Nelken und Jasminen angefüllt, und blicken erstaunt auf, wo ihr Sohn sie von Wolken emporgetragen mit Engeln empfängt und krönt.

Die Mutter ist eine der frischesten weiblichen Gestalten, noch blühend wie eine Jungfrau, doch voll edlem Ernst, wie eine Matrone, und heißer wunderbarer Empfindungen der Seligkeit, im Taumel neuer Gefühle, wie vom Erwachen, alles groß an ihr und herrlich-schön. Sie faltet die Hände kreuzweis an die Brüste und blickt durchaus gerührt mit entzücktem Auge auf ihren Sohn. Ihr Gesicht ist nach ihm hingewandt, und man sieht ganz die rechte Seite, und vom linken Auge nur den heißen Blick; große schwarze Augen mit einem feinen Bogen Augenbraue, und dunkelblondes Haar unter dem langen grünen Schleier, der sich hinter dem rechten Ohr hinabzieht.

Christus ist feurig im Gesicht, wie ein sonnenverbrannter Kalabrier aus seinem starken Bart um die Kinnbacken, und sein ausgestreckter rechter Arm voll Kraft und Nerv, womit er ihr den Kranz aufsetzt. Der Engel mit Blumen in der rechten an ihm hat einen Kopf voll himmlischer Schönheit, sonniglich entzückt; es scheint ihm überall Glanz aus seinem Gesicht hervorzubrechen.

Die Anordnung durchaus ist reizend, und bildet das schönste Ganze. Madonna ist oben in der Mitte, Christus zu ihrer linken, an beiden ein Jüngling vom Engel bekleidet; unter diesen bei jedem ein zart nackt Bübchen, und über allem der heilige Geist in einem dichten Dufte von gelbem Himmelglanz.

Die Auffahrt geschieht ganz gemach auf einer dunkeln dicken Wolke mit lichtem Saume, und hat nicht das leichte Schweben, wie in andern Gemälden davon; aber eben dadurch gewinnt die Handlung Natur und Majestät. Raphael hatte eine sehr reine klare Empfindung, die ihn minder fehlen ließ, als Andere scharfer Verstand.

Je länger man den Christus betrachtet, desto mehr findet man etwas übernatürlich Göttliches, das sich nur gütig herab läßt; das Demüthige der Madonna vor ihm stimmt einen nach und nach dazu. Es ist etwas erstaunlich Mächtiges und Gebieterisches in seinem Wesen, das mehr im Ausdrucke liegt, als den Formen selbst; wunderbare Strenge und Güte mit einander vereinbart. Ich habe noch wenig neuere Kunstwerke gesehen, die den Eindruck in der Dauer immer tiefer und höher auf mich gemacht hätten. Je mehr man nachdenkt und Züge und Gestalt nachgeht, desto wahrer findet man diesen Christuskopf. Ich kann von diesem Gemälde nicht wegkommen, und möchte Tage lang mit Wonne daran hangen. Hoher, göttlicher Jüngling, der Du warst, Raphael! Unsterblicher, empfange hier meine heißeste, aufrichtigste Bewunderung, und nimm gütig meinen zärtlichen Dank auf. Es gehört unter das Höchste, was die Malerei aufzuzeigen hat, diese Mutter und diesen Sohn, und die vier Engel um sie hier; und ich kann mich nicht von der Herz und Sinn ergreifenden Wahrheit und Schönheit wegwenden. Die zwei Hauptfiguren sind ganz wunderbar groß gedacht, in der That Pindarische Grazie und des Theaters Schwung der Phantasie bis in die Draperien, die mächtige Falten werfen. Welch ein Arm, Christus aufgehoben rechter mit den weiten Aermeln! Wie ganz vollkommen gezeichnet und gemalt, und welche wetterstrahlende Wirkung thut er in der ganzen Gruppirung, und wie bescheiden zeigt sich daneben das Nackte der Mutter und füllt leicht das blaue Obergewand! So kräftig hat er nichts Anderes gemalt; und nirgend anderswo sind seine Formen so vollkommen reif, stark in der Art Schönheit, die ihm eigen war.

Die Apostel unten sind schwach und matt dagegen, und nur wie verwelkend sterblich Fleisch, des Contrastes wegen: aber

durchaus vortreffliche Männergestalten, besonders Petrus und ein andrer im Vordergrunde, in Bewegung und Leben.

Mit denen in der Verklärung sind in drei Gemälden allein sechs und dreißig Apostel; und in jedem sehen sie anders aus, und keiner wie der andre; und doch scheinen die meisten trefflich zu sein und zu passen.

Die Malerei ist wie die Musik; zu denselben Worten können große Meister, kann einer allein ganz verschiedne Melodien machen, die alle doch in der Natur ihren guten Grund haben: es kömmt nur darauf an, wie man sich den Menschen denkt, der sie singt.

Nehmen wir zum Beispiel ein Lied der Liebe!

Bei denselben Worten wüthet ein Neapolitaner; und ein andrer im Eisschereise der Alpen bleibt ganz gelassen.

Außerdem lieben wenige immer übereinstark schon bei derselben Person; und es wird anders geliebt bei einer blonden und schwarzen, einer Sicilianerin von zwölf Jahren und einer nordischen Patriarchin. Und diese selbst lieben wieder anders Knaben, Jünglinge, Männer und Greise.

Dichter und Maler und Tonkünstler nehmen von allem diesen das Vollkommenste, was am Allgemeinsten wirkt; welches aber weder Rechenmeister noch Philosoph zu keinem Zeitalter bestimmt festsetzen konnten. Und dies hat die Natur sehr weislich eingerichtet; sonst würde unser Vergnügen sehr eingeschränkt sein, oder bald ein Ende haben.

Die Kuppel des Correggio zu Parma in der Johanniskirche, welche Christus Himmelfahrt vorstellt, gehört zu einer besondern Gattung der Malertaktik, und macht ein eigen Kunstwerk aus, das sich mit dem des Raphael, was malerische Wirkung betrifft, nicht vergleichen läßt, ohne diesem Unrecht zu thun.

Man erstaunt dort, wenn man in den Kreis tritt, und wurzelt am Boden fest, wie bezaubert, und sieht einen wirklichen Jüngling von übernatürlichen Gaben in ferne Höhen steigen von dienstbaren Sturmwinden emporgetragen, die liebkosend mit seinem weiten Purpurmantel spielen.

Selbst Apelles und Zeuris und die ganze griechische Zunft würden dem Götterfluge mit entzückender Bewunderung nachschaun, und keiner das Herz haben, zu sagen: Anch' io son pittore!

Otto Friedrich Theodor Heinsius

wurd 1770 zu Berlin geboren, studirte daselbst Philologie, promovirte dann zum Doctor der Philosophie und erhielt darauf ein Lehramt am friedrichswerderschen Gymnasium seiner Vaterstadt. 1802 wurde er als Professor an das berlinisch-kölnische Gymnasium versetzt und 1804 mit der Professur des Geschäftsstyles bei der Bauakademie und mit der der deutschen Literatur am dasigen französischen Gymnasium beehrt.

Er gab heraus:

Deutsche Sprachlehre. Berlin 1798 u. ff. 3 Bde. in 8.

Teut, oder theoretisch-practisches Lehrbuch des gesammten deutschen Sprachunterrichts. Ebendas. 1807, 5 Bde. in 8.; neue Aufl. 1816 — 1819; 4. Aufl. Ebendas. 1820 — 1835; 5. vermehrte und verbesserte Aufl. Ebendas. 1835. 1836, 6 Bde. in 8.

Neue deutsche Sprachlehre. Berlin 1807; 5. Ausg. 1835 in 8.

Vorschule der Sprach- und Redekunst. Berlin 1808; 4. Aufl. Ebendas. 1826.

Der Bardenhain. Berlin 1808 — 1810, 4 Bde. in 8.; 3. Aufl. Ebendas. 1820 — 1825. Der 1. und 2. Bd. zum vierten Male gedruckt.

Anleitung zur Rede- und Dichtkunst. Berlin 1810 in 8; 5. Ausg. Ebendas. 1832.

Geschichte der deutschen Literatur ꝛc. Berlin 1811; 5. Ausg. Ebendas. 1835.

Stoff zu Ausarbeitungen, freien Vorträgen und Reden ꝛc. Berlin 1811; 4. Aufl. 1830.

Die Musen. Leipzig 1816 u. 1820, 2 Bde. in 8.

Volksthümliches Wörterbuch der deutschen Sprache. Hannover 1818.

H. hat sich durch seine philosophisch-grammatischen und lexikographischen Arbeiten großes Verdienst um die Ausbildung der deutschen Sprache erworben, was jedoch auch dankbar anerkannt worden ist, indem viele seiner Schriften bei dem Schulunterrichte eingeführt wurden und dadurch wiederholte Auflagen erlebt haben.

Valentin August Heinze

ward am 18. Februar 1758 zu Lüneburg geboren, studirte auf der Universität Kiel Philologie, promovirte nach vollendeten Studien zum Doctor der Philosophie und wurde darauf Lehrer an derselben Universität. Er starb daselbst am 7. November 1801 als ordentlicher Professor der Philosophie und Kustos der Universitätsbibliothek.

Er hinterließ folgende Schriften:

Geschichte der Menschheit. Leipzig 1780 — 1785, 5 Thle.

Geschichte des Königs Waldemar. Ebendas. 1781.

Kieler Magazin. Kopenhagen 1788 — 1788, 4 Bde.

Sammlungen zur Geschichte und Staatswirthschaft. Göttingen 1789 u. 1791, 2 Bde.

Ein fleißiger aber keineswegs bedeutender Historiker.

Heinzelin von Konstanz, s. Minnesinger.

Wilhelm von Heinzenburg, s. Minnesinger.

Theodor Hell, s. A. G. Th. Winkler

Ludwig Helmbold

ward am 21. Januar 1532 zu Mühlhausen geboren und erhielt nach vollendeten classischen und theologischen Studien eine Professur und das Rectorat an dem Gymnasium seiner Vaterstadt. 1586 ernannte ihn der Rath derselben zum Oberpfarrer und Superintendent. Vom Kaiser Maximilian II. war er bereits 1566 auf dem augsburger Reichstage mit dem poetischen Lorbeer gekrönt worden. Er starb allgemein geehrt am 12. April 1598 als M. der Philosophie und Superintendent zu Mühlhausen.

Seine Schriften sind:

Dreißig geistliche Lieder auf die Feste durchs ganze Jahr. Mühlhausen 1594.

Vierzig deutsche christliche Liedlein. Ebendas. 1590.

Vom heiligen Ehestande, 40 Liedlein. Ebendas. 1595. 1596.

Schöne geistliche Lieder über alle Evangelia. Mühlhausen und Erfurt 1615, 2 Bde.

Crepundia sacra, d. i. christliche Lieder S. Gregorii. Mühlhausen 1620.

Seine geistlichen Lieder verdienen das Lob ächter und inniger Frömmigkeit und Gediegenheit, und haben sich lange in den Gesangbüchern der Gemeinden erhalten. Zu seiner Zeit war er deswegen so berühmt, daß man ihm den Ehrennahmen des deutschen Assaph ertheilte.

Amalie von Helwig,

die Tochter des bei der englisch-ostindischen Compagnie dienenden Majors von Imhof, ward am 16. August 1776 zu Weimar geboren. Sie erhielt zuerst durch ihren Vater auf dem elterlichen Gute Mörlach und später in Erlangen, so wie durch die Reisen, welche sie mit ihren Eltern durch Frankreich, England und Holland machte, eine so glückliche Erziehung, daß sie schon im achten Jahre französisch und englisch sprach und wenig Jahre darauf die ersten gelungenen Proben ihres Dichtertalentes ablegte. Nach ihres Vaters Tode kam sie nach Weimar, lernte hier griechisch und bildete ihren Geist in dem belehrenden Umgange mit Schiller, Göthe und dem Hofrath Meyer so vorzüglich aus, daß sie von der geistreichen Herzogin von Weimar bemerkt und als Hofdame in ihren Kreis gezogen wurde. Hier lernte sie 1802 den schwedischen Obersten, nachmaligen Generalfeldzeugmeister v. H. kennen, verheirathete sich mit ihm 1803 und folgte ihm nach Stockholm, kehrte aber, ihrer leidenden Gesundheit wegen, bald nach Deutschland zurück und lebte nun abwechselnd zu Berlin und Dresden. Nur einmal unterbrach sie diese, vorzüglich der Malerei gewidmete Muse durch eine Reise nach Schweden, um dort ihre Angelegenheiten zu ordnen. Sie starb am 17. December 1831 zu Berlin.

Wir haben von ihr:

Die Schwestern von Lesbos. Frankfurt a. M. 1801; 2. Aufl. Heidelberg 1833 in 8.

Die Schwestern auf Korkyra. Dramatische Idylle. Amsterdam und Leipzig 1812 in 12., mit 2 Kupf. und Musikbeilg.

Die Tageszeiten, in 4 Idyllen. Ebendas. 1812 in 12.

Taschenbuch der Sagen und Legenden. Berlin 1813 in gr. 16., 2 Jahrg. m. Kupf.

Die Sage vom Wolfsbrunnen. Berlin 1814; 2. Ausg. Heidelberg 1821 in 8.

An Deutschlands Frauen, von einer ihrer Schwestern. Leipzig 1816 in 8.

Helene von Tournon. Berlin 1824 in gr. 12. mit 1 Kupf.

Gedichte. Berlin 1826 in 8.

Frithiofssage. Aus dem Schwedischen von Es. Tegner. Stuttgart 1826; 2. unveränderte Ausg. Ebendas. 1832 in gr. 8.

Auch finden sich Aufsätze und Gedichte von ihr in Zeitschriften, Taschenbüchern u. s. w.

Ein angenehmes und gefälliges Talent, das, durch die weimarischen Heroen bei seinem Aufblühen geleitet und gebildet, besonders glücklich in der Behandlung seiner Stoffe war und sich durch Innigkeit, Zartheit und correcte anmuthige Form gerechte Ansprüche auf dauernden Beifall erwarb. Die vorzüglichste selbstständige Arbeit der F. v. H. bleibt ihr kleines episches Gedicht, die Schwestern von Lesbos. Ihre Bearbeitung der Frithiofssage von Tegner reiht sich würdig den besten Arbeiten dieser Art an, welche unsere Literatur aufzuweisen hat.

Die Schwestern von Lesbos *).

Schau Likoris! wie schon im Purpurschimmer die Sonne
Näher dem Schooße des Meeres sich neiget, glänzender kräuseln
Steigende Wellen sich dort am Felsengestade des Eilands!
Säumen lass' uns nicht länger darum die Krüg' an des Thales
Strömenden Brunnen zu füllen; vielleicht schon harren der Kindheit
Traute Gespielinnen dort, im dämmernden Schatten versammelt,
Zum gewohnten Gespräch, die gern es mit Frag' und Erzählung
Oft verlängern, ich meine, sie halten auch heute zurück uns,
Bis die schweigende Nacht auf thauigten Flügeln herabsinkt.
Also sprach, holdlächelnd, zur Schwester die schöne Simaitha,
Sie, die Erstgeborne, der Liebling des alternden Vaters;
Denn ein jugendlich Bild der frühbetrauerten Gattin,
Welche der Tod ihm entriß, war jetzt die treffliche Jungfrau,
Ernst wie die Mutter und sanft, gleich ihr die Stütze des Hauses.
Dieser bereitet' auf Morgen das fröhliche Fest Hymenaios,
Sie zu verbinden dem Jüngling, dem blühenden, welcher ihr jüngst erst
Sah und liebend erkohr, dem gelbgelockten Diokles.

Und leichtschwebenden Fußes der Schwell' enteilend, zu wiederr'
Ihr Likoris darauf, das rosenwangige Mägdlein:
Schwester, ich folge dir gern, wie stets ist dein Wille der beste!
Dort in der Laube, die rings das lieblich duftende Geisblatt
Hochaufrankend umblüht, mit schattendem Laube der Weinstock,
Stehn die gehenkelten Krüge; da traf mich am Morgen Diokles.
Blumen hatt' ich begossen und viele brechend gesammelt,
Dir zu flechten den Kranz, noch schmückt er heiter die Thür dir.
Ordnend wählte Diokles, er saß mir zur Seite, die schönsten
Selbst aus dem Körbchen für dich und dort vergaß ich die Krüge.

Also Likoris! und still durchwandelten neben einander
Beide Schwestern den Pfad, den sanftgekrümmten; doch bald schon
Unterbrach das Schweigen die Jüngere, sagte zur Schwester:
Traun! du ahndest mit Recht, daß heute dir, wo du zuletzt noch

---

*) Aus A. v. Imhof „Die Schwestern von Lesbos." Erster Gesang.

Unserm Kreise gehörst, verzögert werde die Rückkehr.
Doch nicht Fragen allein, auch rührende Worte der Freundschaft
Halten schmeichelnd dich fest, denn nicht gewöhnliche Neigung
Fesselt die Mädchen an dich. Nie reizte zum Neid sie die Schönheit,
Welche vor allen dich schmückt: des Geistes reifere Bildung
Ehren sie gern in dir; ja, aller Vertrauen gewannst du,
Als dein eigenes, stets bewahrend jeder Geheimniß,
Dir im geschwätzigen Drang des Unmuths oder der Freude
Von den Gespielen enthüllt, schon manche freute sich dankbar
Deines sinnigen Rathes, dies weiß ich, die ihn befolgte.
Auch herrscht lieblicher Friede durch dich im Kreise der Jungfraun.
Denn, den störenden Streit abwendend, nahest du jeder,
Die zuweilen gekränkt sich wähnt im muntern Gespräche,
Und besänftigest leicht ihr rasches Zürnen; den andern
Verweist du liebreich dann, mit ernstem Worte; sie senken
Still beschämt den Blick, vermeiden dein leuchtendes Auge.
So auch scheu ich es selbst! des Vaters heftiges Schelten
Trifft nicht inniger mich, als deine sanftere Warnung.
Doch liebkosend zu ihr geneiget versetzte Simaitha:
Süße Worte, Likoris, wie froh willkommene, sprachst du!
Denn so theuer und werth die Liebe holder Gespielen
Meinem Herzen auch ist, so bleibt die Neigung der Schwester
Mir vor allen doch werth, einst von der sterbenden Mutter
Meiner Sorge vertraut. Ach! damals wußtest du kaum noch
Schwach, mit kindischer Hand, die entfliehende Spule zu drehen.
Abend zog sie uns hin aufs traurige Lager, um beide
Schlang sie den zitternden Arm, ich hob in den meinen empor dich,
Daß sie dir küßte die Stirn und heiße Thränen benetzten
Die hochklopfende Brust, der Töchter Wangen entströmend.
Kaum vermochte sie da, mit schwankender Stimme, die Worte
Nur zu sprechen, sie grub im Busen tiefer der Schmerz mir:
„O Simaitha! du weißt's, zur Magd bestimmt die Gewohnheit
Dir dies verwaisete Kind, doch laß' es dir Schwester auch bleiben!"
Ja du hast sie erfüllt, die sorgende Bitte der Guten!
Rief mit thränendem Blick, geschmiegt an den Busen der Schwester,
Nun Likoris bewegt. Noch war dem kindischen Sinne
Unverständlich ein Wort, das jetzt bedeutend und heilig
Meinem Geiste sich zeigt. So waltet ein himmlischer Rathschluß,
Unsern Blicken verhüllt, im Stillen über das Leben.
Ja du erschienest als Mutter der Frühverwaisten, als Freundin!
Liebe lehrte mich nur und Güte den heitern Gehorsam,
Und vor vielen bei uns bin ich allein die Beglückte.
Denn wie grausam übt die ältere Schwester ihr Vorrecht
In der Jüngeren hier! Mit stolzerem Sinne nach Willkür
Sind zu handeln gewohnt die erstgeborenen Jungfraun,
Nicht durch die Sitten verwandt den übrigen Töchtern der Griechen.
Wie unwissend bis jetzt, verglich ich dem heimischen Eiland
Auch die übrige Welt! die vielverschiedene wähnt' ich,
Dumpf, in kindischem Sinn, von jenem Gesetze beherrschet,
Welches auf Lesbos allein der älteren Tochter das Erbe
Gönnt, zur dienenden ihr die jüng're bestimmt, die niemals
Hymens Fackel erblickt, von liebender Mutter entzündet.
Auch dem Bruder versagt Besitzthum diese Gewohnheit,
Der dem Meere dann oft, dem falschen, kühn sich vertrauet,
Aufzusuchen das Glück im handeltreibenden Ausland.
Wüßte Sitte regieret, so rühmt' es jüngst uns ein Fremdling,
Ueberall und vertheilt des Lebens heitere Güter
Gleich, wie sie mütterlich auch Natur auf die Kinder verbreitet.
Sag! was verwandelte hier allein nur der lächelnden Kindheit
Festes, liebliches Band in Fesseln trauriger Knechtschaft?
Und beraubet vor vielen uns so des frühesten Glückes,
Welches die Jugend verschönt, des frohverschwärmten Daseins?
Lud zu der Eifernden drauf, mit ernsten Worten Simaitha:
Heftig tadle doch nimmer darum die alte Gewohnheit!
Nicht auf Lesbos allein, so weit die Erde bewohnt ist,
Waltet sie, alle beherrschend, in nur verschiedner Gestaltung.
Streng ist jedes Gesetz; doch gönnet jedes der Milde
Noch, der beglückenden Raum und auch der Ordnungen beste
Wird von dem rohen Gemüth verkehrt zu schädlichem Mißbrauch.
Nicht unbillig schelte daher die Sitte der Heimath,
Die dich niemals gedrückt, und wiss'! uns ehret ihr Ursprung.
Denn nicht immer erfreute sich Mitylene des Schutzes,
Den jetzt friedlich Athen gewährt der blühenden Pflanzstadt!
Unruhstiftend, zertheilt durch heimlich gährende Zwietracht,
Waren die Lesbier oft, geneigt zu verderblichem Aufruhr.
Schrecklich reizten sie einst den Zorn der mächt'gen Beschützer,
Da sie der heiligen Treu uneingedenk sträflichen Frevel
Wagten, und feindlicher Macht sich gesellten, dem krieg'rischen Volke,
Welches Sparta bewohnt, und damals bewaffnet die Fluthen
Mit vielruderigen Schiffen durchkreuzte; die Häfen der Insel
Wurden eröffnet für sie, obschon der Klügere warnend
Abrieth. Also verirrt in eitel thörichter Ruhmsucht,
Freute die Menge sich schon unsicheren Sieges mit Sparta
Jenen früheren Bund mit frechem Trotze verhöhnend.
Aber siegreich wehten die Wimpel strafend den Abfall
Bald im umzingelten Port, zertrümmert sanken die Mauern,
Die den Erbauern getrotzt. Die spät bereute Verschuldung
Büßten viele der Männer, vom rächenden Stahle getroffen,
Nicht mehr Bürger der Stadt, die nun ein rauchender Schutt war.
Treu nur hatten dem Freunde sich stets, in der traurigen Gährung,
Thätig die Frauen bewahrt, die gern unsicheres Wagniß
Meiden, stillerer Sinns und zugethan der Gewohnheit.
Diesen vertheilte der Sieger, die blühenden Güter des Eilands,
Dankbar zum steten Besitz, und schloß die Männer vom Erbtheil
Aus. Nun reizet nicht mehr den Jüngling üppiger Reichthum
Zu verwegnem Beginnen, das frevelnden Aufruhr begünstigt.
Warnung bleibet ihm jetzt dies Angedenken der Vorzeit,
Wie von der Treue der Frau'n ein rühmlich dauerndes Denkmal.
Also im Wechselgespräch hinwandelnd, hatten die Schwestern
Nun den Platz erreicht, an den oftbesuchten Brunnen;
Wo ein Rasen sich zog von Wegen durchschnitten und ostwärts
Lieblich vom Hügel begrenzt, der sanft und beschattet emporstieg.
Zwischen Cypressen schwankte die schlankaufstrebende Pinie,
Dort, aus dunklerem Grün erhob sie heiter die Krone;
Und so schmückte der Hain die Höhe mit wechselndem Kranze,
Senkte sich leichter hinab, im Kreise die Wiesen umfassend.
Hier entschäumte dem Felsen, den rings mit üppigen Ranken
Dunkler Epheu umschlang, die klare reichliche Quelle,
Füllte mit leisem Geräusch das Marmorbecken und eilte
Rieselnd des blühenden Thals zartduftende Blumen zu tränken,
Die in lieblicher Fülle (sie lockte der wärmenden Sonne
Freundlicher Strahl hervor, die milden Lüfte des Lenzes,)
Hier am Fuß entsproßten der hohen Cypressen; in Büschen,
Welche den Fels umwoben, ertönte der munteren Vögel
Fröhlich wechselnder Chor, leissummend schwärmten die Bienen
Rings umher, in die Kelche der Hyacinthen sich senkend.
Hier wo beschattet die Bank zum halben Runde sich bildet,
Weilte der Wandernde gern, ergötzet in lachender Aussicht.
Weithin schweifet der Blick in heiterer Ebne, von herrlich
Wallender Saat bedeckt, von des Fruchtbaums Blüthen umschimmert.
Endlich im Dufte der Fern' erhob die trotzenden Mauern
Mytilene sich längs am Felsgestade verbreitend.
Wie ein silbernes Band den Busen umschließet der Jungfrau,
Schlang den blaulichen Streif das Meer um die steigenden Ufer.
Aber den lieblichen Born beschützte die Kette der Hügel,
Feigen tragend und Wein, mit bräunlichen Früchten der Oelbaum,
Gegen den stürmenden Nord; hier sammelten täglich des Thales
Mädchen sich, und es mischte sich dann in der Quelle Gemurmel
Still vertrautes Gespräch und der Scherze frohes Gelächter.
Ringsher standen sie alle die Krüge füllend und riefen
Laut den nahenden Schwestern ein froh Willkommen entgegen.
Anmuth schmückten und Reize der Jugend sie, denn vor allen
Wogenumrauschten Inseln berühmt sich die felsige Lesbos
Lieblich blühender Weiber. Und fröhlich eilten die Jungfrau'n
Nun den Gespielinnen zu, die dicht im drängenden Kreise
Sich gesammelt um sie; die junge Dämo, Chariklo,
Welche die muntere hieß, auch Kalithoa, nicht fehlte
Thestülis, welcher zugleich die nährende Brust mit Simaitha
Einst die Trakerin bot, sie nannten beide sich Schwestern.
Alle sodann mit heiterem Wort, unschuldigen Scherzes,
Eine der andern die Red' entreißend, neckten die Freundin,
Die zu ihnen geneigt mit liebreich freundlichem Lächeln
Schweigend die Munteren hört; denn ernster stimmte sie heilig
Stiller Liebe Gefühl. Da nahte der trefflichen Jungfrau
Dämo geschwätzig, und sagte die fragenden Worte mit Vorwitz:
Sprich! wie scheinest du doch so ruhig immer und kalt mir?
Seltsam, daß du doch nie im muntern Gespräche nur einmal
Jenes Jünglings gedenkst, den morgen auf immer dir Hymens
Lächelnde Feier vereint. Von jenen, welche bekränzet,
Stets bei Festen der Götter im Tempel sich sammeln, erschien uns

Schön wohl mancher und würdig dein froher Gatte zu heißen;
Aber noch wüßten wir nicht, ob dieser schön, ob er häßlich?
Ja, uns quälte noch heute die unbefriedigte Neugier,
Käme gefälliger nicht allein an den Brunnen Likoris,
Gern den stürmenden Fragen mit williger Antwort entgegnend.
Wunder doch nimmt es uns nicht, wenn tief im ruhigen Busen
Dir die Liebe geweckt der herrliche Mann. Ein Halbgott
Scheint er uns allen, obgleich uns durch Erzählung bekannt nur.
Manches Stündchen, nicht achtend, ob ungeduldig die Mutter
Unsrer harre daheim, vielleicht mit Schelten, verweilten
Sprachlos lauschend wir hier; und wie dem Felsen die Quelle
Immer reichlich entströmt, so fließt das unendliche Lob auch
Von Likoris Lippen. Der Sterblichen keiner ist schöner,
Edler an Sitten wie er, und werther der Lieb' als Diokles!
Also endet sie stets, ja sollt' ich jetzo es wahrhaft
Sagen, welche die Braut, die liebende, mir von euch beiden
Scheinet, rieth ich nur sie, um deren brennende Wange
Schatten die Myrthe verbreitet, im Schooß die Blüthen ihr streuend.
Sorglos schien sie bis jetzt die Silberblätter zu zählen,
Bis aus dem Traume sie schnell der holde Name geweckt hat.
Und Simaitha kehrte den Blick zur Schwester, die glühend
Da saß. Also färbet Aurora höher der Rose
Purpur im Morgenstrahl, ihr glich die junge Likoris.
Denn im Innersten nun enthüllend ihr tiefstes Geheimniß,
Hatte das scherzende Wort sie getroffen mit schmerzlicher Wahrheit.
Unaufhaltsam strömten die Thränen reichlich ihr blühend
Antlitz, die rosigen Finger der hüllenden Hand ihr benetzend,
Wie der perlende Thau von Aeos Fingern herabfleußt.
Aber Simaitha trat der Weinenden näher und schloß sie
Zärtlich schonend ans Herz, sie redete liebreich die Worte:
Schwester! warum wird so des traulichen holden Gespräches
Heiterer Lauf getrübt, durch Zähren meiner Likoris,
Die unerwartet mir schnell die Freude verkehren in Unmuth?
Ach! wir erfahren so oft, daß der Götter waltender Rathschluß
Sorge gattet mit Lust und Furcht mit der lieblichen Hoffnung:
Müssen thöricht wir selbst willkürlich Uebel erdichten!
Lebhaft fühlet das Herz, das unerfahrne, und wähnt sich
Oft verwundet, wenn leicht des Scherzes Pfeil es berührt hat;
Aber dir, die im Schooß erwuchs der zärtlichen Liebe,
Bleibe fremd der Verdacht, ein froh Vertrauen geziemt dir!
Offen lächle dein Auge, nicht senke schüchtern die Wimper,
Meide nicht den Blick, der nie dich zweifelnd verkannte,
Reuen möge dich's nimmer, was hier du geredet voll Unschuld.
Denn so freuet sich nun dein kindlich Herz auch des Glückes,
Welches freundlich mir naht, als sei's das deine, dies weiß ich.
Also Simaitha zu ihr; und gegen Dämo nun wandte
Streng sie verweisenden Blick und sprach mit ernster Bedeutung:
Unbedachtsame Worte, o Mädchen, sind dir entflohen!
Deiner Jugend allein verzeihlich, denn sie verrathen
Nur den kindischen Sinn. Es hätte keine der andern
Unbesonnen wie du, die Mitgespielin beleidigt.
Eh' muthwillig der Scherz den lächelnden Lippen entgleitet,
Sehe jedes, doch zu, auf wen es richte die Pfeile.
Immerhin necke getrost der muntre Spötter den Gleichen,
Welcher die beißenden Worte gewandt und schnell ihm zurückgiebt;
Aber kränkender trifft des leicht verschwundenen Scherzes
Stachel den Unerfahrenen oft auch, welcher nicht also
Gleich den fröhlichen Spott beherzt zu erwiedern geübt ist.
Und so nanntest du auch mich kalt, o Dämo, mit Unrecht;
Denn verschieden gebildet ist jedes Gemüth und es wechselt
Mannigfaltig der Sinn der Menschen, jener erfreut sich
Laut des gelungenen Wunsches im frohen Rausch; es bewahret,
Still, in verschlossener Brust, der andre die gleichen Gefühle.
Besser auch ziemt es dem Menschen, den stets das dunkle Verhängniß,
Schnell beschwinget, ereilt, daß still, mit bescheidener Freude,
Er begrüße das Glück, die Gabe freundlicher Götter,
Gleich gefaßt auch das Uebel, das immer nahe, zu dulden.
Laute Freude, sie ist der Kindheit flüchtiges Erbtheil,
Welche die Gegenwart, die schnell verrauschte, genießet;
Doch bald reifet zum Menschen das Kind, da faßt ihn der Kummer.
Ach! wer des ersten Verlust's unendliche Leiden empfunden,
Heiter geht er dem Schmerz entgegen, ernster der Freude.
Und die Herrliche schwieg; die Seele bewegt' ihr Erinnerung,
Süß und bitter gemischt, mit langverhaltenen Thränen
Füllend ihr glänzendes Aug', es windet sanft aus den Armen
Der Gespielinnen sich mit schmerzlichem Lächeln die Jungfrau.
Doch jetzt sprach sie gefaßt: lang' weilten wir plaudernd an mancher
Dehnet sich länger im Thal der Pfad zu der ländlichen Wohnung.
Mög't ihr eingedenk aber der Bitte sein, so geleitet
Noch die Schwester mir heim, dünkt nicht zu groß euch der Umweg.
Hier noch weil' ich indeß in dämmernder Stille des Abends,
Bald erhebt sich der Mond und leuchtet schön mir zur Rückkehr.
Grüßend schied nun und freundlich die Schar der Mädchen, zurückblieb
Thestülis nur, die am Fels mit traurigem Schweigen gelehnt stand.
Doch als der wandelnden Mädchen leicht flatternd weiße Gewänder
Fern schon wehten im Thal, bewegt von dem Hauche des Abends,
Schlang sie heftig den Arm und fest um den Nacken der Freundin,
Also sprechend zu ihr, in bitter klagendem Unmuth:
Ach! daß allzu spät kurzsichtigen Menschen die Zukunft
Sich, die nahende, zeigt, wenn, bang von Trauer begleitet,
Unvermeidlich sie schon mit eilenden Füßen herantritt.
Doch nicht fesselt die Scheu dein zartes Herz zu verwunden
Länger die Zunge mir an, enthüllt sei nun das Geheimniß!
Längst schon ahndet' ich still, verborgen nähret Likoris
Sträfliche Flammen im Busen. Für deinen Verlobten entbrennt sie.
Darum trafen so tief des Mädchens kindische Worte
Sie, die Schuldbewußte, verrathen hat sie sich selbst nun.
Ach! daß er nur getreu sich dir bewahre, die Neigung
Niemals ahnde der Schwester. Denn schwankend oft ist der Männer
Eitler Sinn, und es reizt die Wankelmüthigen manchmal
Mehr die flüchtige Gunst als treue heilige Liebe.
Wie! genüget es nicht dem unversöhnlichen Schicksal,
Daß die schäumende Fluth dir raubte den frühen Geliebten!
Sollte den Bräutigam auch, die Schwester, welche du selber
Liebend gebildet, dir jetzt entführen mit tückischem Undank!
Also Thestülis laut, mit vielberedten Geberden;
Doch ihr entgegnete drauf, mit ernster Fassung, die Freundin
Sprich! wie redest du so, in übereilter Hitze,
Seltsame Wort' und erregst mir Argwohn quälend im Busen!
Immer fand ich bedeutend und wahr, was du sagtest, doch scheint mir's
Jetzt, als trübe betrüglich die klaren Sinnen ein Traumbild.
Zögre länger nicht mehr vom bangen schmerzlichen Zweifel
Schnell zu befreien die Brust, das verworrene Räthsel mir lösend.
So die Jungfrau. Da rief die andre: Wunderbar fügen
Waltende Götter es nun, daß dir, die immer nur spottet,
Wenn wir andern, besorgt, uns deuten nächt'ge Gesichte,
Daß dir selber ein Traum verkünde das drohende Schicksal.
Nicht dem eigenen Blick, dem treuen Auge der Freundschaft
Zeigte der Warnende sich, den du verschmähet; sie legt ihn
Nun an's Herz dir, empfang' ihn den Wink befreundeter Mächte.
Wisse denn! als heute dem Tag die goldenen Pforten
Aeos geöffnet, entschlief ich auf's neu, und nimmer gelobt dies,
Stets erweckt mich die Lerche, die frühe, zur munteren Arbeit.
Festlich geschmückt erschienen wir alle fröhlich versammelt,
Kränze flechtend im Thal, zur heitern Feier des Lenzes;
Wolkenlos strahlte der Aether, es wehten säuselnde Lüfte.
Als es im herrlichen Blau die silbernen Schwingen bewegend
Immer tiefer herab zu uns sich senkte. Die Mädchen
Schrieen froh dir zu, den Lieblingsvogel erkennend,
Deine Taube, Simaitha, die jüngst du schmerzlich vermißtest.
Und du hüpftest empor mit frohem Schreck, es entfielen
Dir vom Schooße die Blumen, die du gesammelt; die schönen
Lagen auf thauigtem Grund, dir rings um die Füße zerstreut.
Schmeichelnde Namen entgegen der Wiederkehrenden riefst du,
Streckte die Arme empor die zarten Schwingen zu fassen:
Siehe, da wandte betrüglichen Flug der Vogel Cytherens,
Dreimal umkreist' er das Haupt der braungelockten Kluge,
Wiegte ruhend sich dann am Busen ihr, auf des Strauß'
Duftenden Blumen, und schlug, liebkosend, mit glänzend
Fittig,
Buhlerisch, bald ihr die Schulter und bald den blendenden
Nacken.
Ach! und du locktest zurück mit süßer Stimm' ihn vergebens!
Sprich Simaitha! erscheint der Träume klärster der Deutung

Wahl bedürftig dir noch? und eitel dir Sorge der Freundin?
Doch es nahet das Uebel nicht unerwartet und plötzlich
Ueberraschend sich nun, du selbst ja, soll ich es frei dir
Jetzt gestehen, bereitest es längst dir durch schädliche Nachsicht.
Zogst du nicht sie empor, wie allzuzärtlich die Mutter
Sorgsam des Lieblings pflegt, den seltne Güter erwarten;
Nicht erwägend, ob auch der Menschen strenger Erzieher
Ihn zum Liebling wähle, das unbestechliche Schicksal.
Darum wähnet sich jetzt, mit gleichem Rechte, Likoris
Froher Liebe bestimmt und den lieblichen Banden des Hymens,
Darum lodert ihr längst die sträfliche Flamm' in dem Busen
Von der Hoffnung genährt! — O! schweige, rufet Simaitha,
Häufe zu Schmerzen mir nicht den seelerschütternden Vorwurf!
Was du als Fehler mir schiltst, soll nie mich reuen! Die Knechtschaft
Tödtet nimmer in uns die allbesiegenden Triebe,
Welche die ewige Mutter so tief in den Busen gesenkt hat.
Laß' mich es denken denn, daß Niegedachte, daß heimlich
Liebe das Mädchen genährt, und Gegenliebe der Jüngling;
Opfert ich freudiger nicht der Schwester dann und der Freundin
Selbst das süßeste Glück, als würd' es mir schlau von der Sclavin
Kalt und tückisch geraubt? Doch geh' jetzt, Thestylis, einsam
Laß und schweigend die Brust, die bangbewegte, mich stillen.
Fremde Leiden bestürmen sie heut' und neue Gefahren
Drohen der heiligen Ruh, es droht dem liebenden Herzen
Kalter schmerzlicher Haß. O! weht ihr säuselnden Lüfte,
Wehet Frieden mir zu! In deinem freundlichen Schooße,
Gütige Mutter Natur, verstummt, wie der weinende Säugling
Schläft an der nährenden Brust, der Leidenschaft regeste Stimme.

Friedrich Ferdinand Hempel

ward 1778 zu Meuselwitz im Altenburgischen geboren, und ließ sich nach vollendeten juristischen Studien zu Altenburg als Hofadvocat und Notarius nieder, entfernte sich aber 1819 von hier heimlich und lebte seitdem in Pesth, wo er im Jahr 1837 starb.

Unter den Schriftstellernamen Simplicissimus, Peregrinus Syntax und Spiritus Asper haben wir von ihm:

Nachtgedanken über das A-B-C-Buch. Leipzig 1808, 2 Bdchn. in 8. mit 48 Holzschnitten.

Aphorismen über den Kuß. Leipzig 1810 in 12. mit 10 Kupf.

Politische Stachelnüsse, gereift 1813. Ebendas. 1814 u. 1815 in 8.; 2 Hefte.

Neue merkantilische Stachelnüsse. Ebendas. 1816 in 8.

v. Thümmel's heiliger Kilian und das Liebespaar, herausgegeben von ꝛc. Leipzig 1818 in gr. 8. mit 4 Kupf.

Herzog August von Altenburg und seine Bauern. Altenburg 1819 in 4.

Osterländische Blätter. Leipzig 1819 in 4.

Taschenbuch ohne Titel auf das Jahr 1822, 1r Jahrg. Ebendas. 1822 in 8. Auch unter dem Titel: Manuscript aus Odessa ꝛc.

Allgemeines deutsches Reimlexikon. Leipzig 1826, 2 Bde. in gr. 8.

Taschenbuch ohne Titel ꝛc. 1822. 2r. u. 3r. Jahrgang. Ebendas. 1830 — 1832 in gr. 12.

H's satyrische und humoristische Schriften fanden zur Zeit ihres Erscheinens große und rege Theilnahme wegen des in ihnen herrschenden Reichthums an sprudelndem Witze, gemüthlicher Laune und treffenden, scharfen Einfällen; der Beifall, dessen sie sich erfreuten, würde indessen dauernder gewesen sein, wenn ihr Verfasser nicht zu sehr dem Tone des Tages gehuldigt und sich mitunter auch von seinem sprudelnden Humor hätte hinreißen lassen.

Erste Nacht*).

So komm denn her bescheidenes Büchlein und laß dich bereiten! Unter meinen kunstreichen Händen wird deine schlichte Plattheit sich bald in ein schwellendes Embonpoint verwandeln und dein trockener Text auf einem Meere von Noten und Commentaren als nutzbares Treibholz an die grünen Küsten meiner exotischen Zone schwimmen, damit ich nicht immer bei der Thranlampe des Berufes Licht und Wärme suchen muß. So flach und schmal, wie du jetzt bist, kannst du in der literarischen Republik höchstens beim Ostrakismus gebraucht werden oder einem Scipio und Lälius zum Zeitvertreibe auf glattem Wasserspiegel dahin tanzen; allein! — zum stattlichen Wälzer aufgequollen im Dampfbade meiner Lukubrationen, — zur mopsigen Almanachsform aufgefüttert mit den Spänen meiner poetischen Drehbank, kannst du nun keck dich neben die beleibten und beliebten Ritterromane im Amphitheater setzen und kein Cicero wird es wagen, gegen dich seine Humanität zu verläugnen. Ich wüßte auch wahrlich nicht, was man dir vorwerfen könnte. Anspruchsloser als du kann kein Büchlein der Welt sein. Du begehrst nichts als die Spielstunden der Menschheit und lässest geduldig dem Steckenpferde und der Puppe den Vortritt in der Ordnung des Tages: — und doch bist du ein wahres Kunstwerk! Beim ersten Blicke auf dein buntes Gewand spricht sich deine Tendenz klar aus, und was kann deutlicher sein, als die Flaxmannischen Umrisse, die besser als Gerambs Vignetten zu den energischen Knittelreimen passen, von denen jeder mit männlicher Schlußkraft an das rhythmische Trommelfell schlägt. Selbst ein göttlicher Mysticismus fehlt hie und da nicht und der Schlendrian hat dir den Charakter der Allgemeinheit tief in deine platte Stirn gebrannt. —

Mächtig und allein herrschend waltest du im Himmelreiche der Jugend und lässest die Kindlein zu dir kommen, daß sie an deinem flachen Throne dir den Brückenzoll ins Land des Wissens entrichten. Doch auch deine Monarchie hat der revoltirende Geist der Zeit erschüttert und das Heer der neuen Pädagogen hat unter Pestalozzi's Anführung dir den Vertilgungskrieg angekündiget.

Eine barbarische Horde von Mitlautern mit usurpirter Macht hat sich in breiter und prahlender Corpulenz neben die ätherischen Vocale und Diphtongen gesetzet und die lakonischen Signale mit altfränkischen Titeln vertauscht.

Ja gutes A-B-C-Buch! die aufrührerischen Consonanten bedrohen deine verjährte Ordnung, und die pädagogischen Himmelsstürmer, — uneingedenk, daß sie alle auf deinen platten Stufen emporgeklommen sind, — wollen dir dein Erbthürhüteramt nehmen und dich ins Reich der Makulatur verweisen, wohin sie — bald nachfolgen werden.

Doch sei getrost liebes Büchlein!

Nie wird in stauberfüllter Gruft, —
Wo, unter den papiernen Mausoläen
Der Themis, die erschlichenen Trophäen,
Umweht von feuchtem Moderduft,
Den Lebenden im Wege stehen; —
Wo mancher Federblitz streitbarer Koryphäen,
Der die verdüsterten Ideen
Des Rechts entzog der Winkelschlust,
Im Jubel des Vergleichs verpufft: —
Noch dort, wo sich in blauer Luft
Im Sphären-Tanz die Welten drehen,
Die Kraft des Alphabets vergehen! —

Auch in den tausendfachen Flüssen
Des schwarzen Nils, der von der Musen Regengüssen
Geschwellt, sobald der Ostermorgen tagt,

*) Aus „Nachtgedanken über das A-B-C-Buch von Spiritus Asper." 1. Bdchn.

Durchs Delta der Verleger jagt *),
Kann jeder Recensent am Meßpfahl wissen,
Wie hoch den Wasserstand das Alphabet besagt:
Und jegliches System, — sei es auf sammtnen Kissen
Mit Ruh' erdacht, sei's wegen schmaler Bissen
Der Weisheit hungrig abgefragt, —
Wird in den Grund- und Boden-Rissen
Stets mit dem Alphabet verlagt.
Mit A. + C. = X. + Z. begrüßen
Die Mathematiker sich auf der Grillenjagd:
Und wenn ihr Sterblichen, der Neuerung beflissen,
Auch alle euch zu Pestalozzi schlagt
Und, folgsam seinen falschen Schlüssen,
Das alte A B C in die Coulissen
Vom Marionetten-Schauplatz tragt, —
In Ewigkeit wird, wer hienieden A gesagt,
B hinterher doch sagen müssen! —

Uebrigens haben die Pestalozzische und Oliviersche und andere Methoden auch ihr Gutes. Denn — wenn man auch die verschrobenen Anfangsgründe in den Winkelschulen der Kindheit nicht begreifen lernt, in den freien und hohen Schulen des reifern Lebens kommt der practische Glaube und die Erkenntniß von selbst, und es ist gut, daß man dem zarten Kindlein das Buch des Lebens schon von ferne zeige: —

Denn, wenn der Kindheit einfach tönend A
Der Jüngling nirgends mehr im Prologus
Des Lebensalphabetes sah,
So kömmt er bald durch Mädchen-Kuß
Zu Amors weichem Lippenschluß
Und nebenbei lernt er zu Liebers Ehren
Mit einem sanften Gaumendruck
Das volle Glas in einem Ruck
Bei frohen Opferfesten leeren; —
Ja! zu Silen's Rubinenschmuck
Im Lall-Laut ewig sich verschwören.

Gelinden Zungendruck lernt er am Theetisch
In eleganter Conversation
Und täglich schallt im Hörsaal seines Fetisch
Des Egoismus Blaseton.

Dann eilt er knall und fall nach Hause,
Wie ihm des Vaters Brummlaut hieß
Und feiert lispelnd eine Pause
In seiner Laren Paradies,
Bis er nach summenden Examen-Schmause
Sich des Berufes steife Krause
Zum Lungenlauts-Bentile falten ließ.
Doch — mancher lernt auch zu Paris
Den Nasenton der Spital-Clause, —
Wiewohl er ihn jetzt süßlicher zu Hause
Erlernen kann vom Ermarquis. —

Wo trifft der Erdensohn nicht eine Hemmung
Bald stumm, bald tönend, bald gelind, bald scharf,
Wenn hier des Schicksals neidische Verdämmung
Den Lebensstrom aus seiner Richtung warf
Und des Affectenjubels Ueberschwemmung
Nach Eldorado trug der Klugheit Hausbedarf;
Dort aber der Lagunen mähliche Verschlämmung
Des Leichtsinns Gondel, der Beklemmung
Des Hypochonders unterwarf. —

Kurz! — überall in dieses Lebens Schule
Tönt dieses neuerfund'ne Alphabet!
Wer sich zunächst am Fürstenstuhle
Als stumme Sprachmaschine bläht
Und als des Glückes feiler Buhle
Sich auf den Schlangenton des Hofs versteht,
Fällt, wie der Fröhner, der im Sorgenpfuhle
Mit Seufzerlaut im Karren geht,
Aus seinem Lebenston ins röchelnde Ballet,
Wenn Atropos die schnarrende Spule
Aus stöhnendem Getriebe dreht.

Ich weiß keinen bessern Lohn für diese pädagogischen Querköpfe, die mit ihren Hänschen ums Dorf herumwandern, als sie zu einer solchen Anatomirung und Analyse des sinesischen oder japanischen Alphabets zu verdammen; — sie werden flugs ihre überfeinen Sonden und Lanzetten wegwerfen und wiederum die liebe Mutter Natur aus den Dorfschulen hervorholen, welche den lieben Kindlein die Fibel und die einfältige Katechismusmilch eintrichtert, ohne sich um das chemische Verhältniß der Säuglingsnahrung zu bekümmern.

Auch die Methode hat meinen Beifall, nach welcher den schwerlernenden Kindern die Buchstaben, aus Butterteig gebacken, gereicht werden. Denn dann wird das ganze Alphabet in succum et sanguinem vertiret und die Systeme werden a priori et posteriori gehörig verbunden. Ach! wenn es doch angehen wollte, daß man die Bücher, wie diese Buchstaben durch essen und trinken sich aneignen könnte! Dann wäre das Studieren eine herrliche Sache, ein wahres Schlaraffenleben! Die Magenphilosophie wäre dann die erste Facultät auf den Academien und die Gymnasiasten und Studenten würden treufleißig ihre Cursus bei den Kuchenprofessoren und Weinmagistern machen, und die trockene und nüchterne Kathederweisheit müßte in ihren Hörsälen verschmachten. Es würde kein blasser und abgezehrter Märtyrer der Lucubration bei den Panathenäen sich auszeichnen, sondern brave Esser und Trinker würden mit böotischen Kräften dem Tempel der Weisheit und dem Staatgebäude zu Säulen dienen. Wien wäre dann auch die Kaiserstadt der Seelengenüsse und die Nation der Vielfräße die weiseste. — Der faule Präsident nähme dann spielend seinen Vortrag zum Frühstücke ein und der commode Seelsorger trinkt eine Zollikofer'sche Predigt im Kaffee vor der Kirche. — Ich, welch herrliches Leben wollt' ich mir dann verschaffen! Die Dichter nähm' ich als Getränke zu mir, die Prosaiker ißt ich sammt und sonders auf.

Früh in der ernsten Morgenstunde
Schlürft' ich ein Lehrgedichtchen ein,
Um felsenfest den Tag hindurch im Bunde
Mit dem Moralprincip zu sein,
Und brockte mir, damit es besser munde,
Noch eine Zuckerpredigt drein,
So wie sie uns aus süßem Herzensgrunde
Jetzt die Aesthetiker verleihn.

Den Ueberrest vom kühlen Morgen
Verwendet' ich an einen Actenstoß
Von Blätterteig, und aller Sorgen
Des Tagewerks wär' ich dann los.
Kein Sachverdienst mehr bliebe mir verborgen
Und wäre der Proceß zu groß,
So steckt', um mich gelegentlich zu überhorchen,
Ich den Extract zu mir als Kloß.

Zum Frühstück äß' ich nach dem Range
Die alte Prosa goldner Zeit
In Methwurst übersetzt, so lange
Der Magen Appetit verleiht,
Und dann macht' ich die Brust beim Becherklange
Mir auf Kalliope's Gesundheit weit
Und thät' bald aus Virgil's Gesange,
Bald aus der Odyssee Bescheid.

Dann würd' es zur Diät wohl taugen,
Bis zu des Vormittags Verfluß
Ein Pfeifchen Rauchtabak zu schmauchen
Und im ätherischen Genuß
Die bösen Geister wegzuhauchen;
Und hier dient mir des Plinius —
(Ich werde Lebenslang d'ran rauchen!) —
Gewürzter Panegyricus.

Das Mittagsmahl — aus viel Gerichten
Kann es besteh'n, — denn Gott sei Dank!
Die Welt hat Ueberfluß an Prosa und Gedichten
Und wird vor'm jüngsten Tage noch zum Bücherschrank; —
Drum, um mich täglich einzurichten
Und nicht alltäglich magenkrank
Zu werden, — will ich mich verpflichten,
— Ich esse Mittags nichts als Recensentenzank.

Die vielen immer frischen Ephemeren
Enthalten ja der Dichtkunst Quintessenz —
Der Prosa Leckerbissen und bescheeren
Der Küche Tag für Tag Ingredienz
Zum Mittagsmahl. In allen Ehren
Nähm' ich bisweilen für die Magenimpotenz

*) Anmerkung des Setzers. Mit der Fruchtbarkeit des Delta's läßt sich's jetzt halten und auf dem sumpfigen, kalten Moorgrunde ist mancher kecke Verleger versunken. Denn nicht jedem wird es so wohl, daß er mit Feuerbränden und Brandschutte ein Plätzchen bereitet, worauf die Schäfchen ins Trockne gebracht werden können.

Antikritiken ein, wie sie zu ganzen Heeren
Die Wahrheit nach sich zieht — als Peter Squenz.

Die beste Hausmannskost im Ganzen
So recht voll deutsche Kraft und Saft,
Nähm' ich aus Wandsbecks Botenranzen
Und Pächter Martins Hauswirthschaft:
Auch Anton Walls bescheidne Zauberpflanzen,
Und Ifflands Werk der stillen Kraft,
Und was noch aus dem wilden Spiel der Lanzen
Uns Archenholz mit seiner Pallas rafft.

Dies wär' mein Alltagstisch! — zu hohen Festen
Bot mir die Musenküche vieles dar,
Und ich — genösse nur vom Besten.
Zur Suppe nähm' ich Hetzels Bibelcommentar
Und ließ zum zum Einschnitt Xenien rösten,
Doch Kotzebues berühmtes Lebensjahr
Verspeiste ich mit meinen Gästen
Zum Stomachal als Caviar.

Dann kämen Almanachspasteten
Und irgend noch ein derbes Borgericht
Von Johann Müller und von Engels Reden
Und als Gemüse eine lockre Schicht
Von Philosophenkohl — prosaischen Poeten —
Geschmort mit Schirachs Hofwindlicht:
Und wäre noch zum Haut Gout was vonnöthen
So fehlte mir Falks guter Mostrich nicht.

Als Fische nähm' ich dann, zu Wasser und zu Lande
Die Reisen, welche jede Messe uns verlieh!
Als Stockfisch machte meiner Tafel keine Schande
So manche Selbstbiographie —
Und Oel und Essig destillirt' ich mit Verstande
Aus Feßlers mystischer Theosophie
Und streut' an jedem Schüsselrande
Etwas von Schillings Sellerei.

Zum Rostbeef würde Wilhelm Meister taugen,
Und Lindenbergs Baron mit seinem Knebelbart
Zum Schöpsenbraten, und gleich in die Augen
Fällt ja das güldne Kalb, das fett gemästet ward.
Zu Cotelets würd' ich Novellen brauchen
Von Vargas, Seibel und dergleichen Art:
Doch oft nähm' ich von Sancho Pansas Grauchen
Ein Lendenbrätchen, fein und zart.

Die ungezählten armen Ritter,
Bedacht in Verlegerfett,
Und Autor-Hungergluth — sie schmecken fad und bitter
Und taugen nicht zum stattlichen Banket:
Auch wildes Räuberfleisch mit Sturm und Ungewitter
Mord, Brand und Nothzucht, Gift, Stillet
Ruinen, Kerkerluft und Nonnenklostergitter —
Fort, fort mit solchem Barkochs-Quodlibet!

Dann ein Compot von Anekdoten,
Aus Friedrichs großer Heldenbahn,
Vielleicht auch ein Fragment mit Noten,
Erlogen aus dem Alkoran;
Zu Sonntagsbraten aber boten
Die Höfen auf des Fleischmarkts vollem Plan, —
Mir blieb die Auswahl zwischen Lebenden und Todten, —
Ein tausend classische Romane an.

Zu Cremen wählt' ich des Theaters
Verstreute Miscellanes,
In welchen ich des Musenvaters
Acht'rten Meisterstempel sah!
Auch beim Confect wär keines Haders
Und Rangstreits zu gedenken — da
Ess' ich des Sorgen-Archiaters
Von Thümmel Witz-Amalgama!

Ihr fragt — was giebt es denn zu trinken
Zu diesem reichen Musenmahl?
Ei! von Apollo's Schenktisch winken
Gefüllte Humpen ohne Zahl!
Ich würde wie Hephästos hinken
In kerzenhellen Götterssaal
Und lallend bald zu Boden sinken
Credenzt' ich jeglichen Pokal!

Zum Tafelwein erwählt' ich mir Gesänge
Von Bürger, Hölty, Kosegarten, Gleim,
Jacobi, Göcking, Matthison und im Gedränge
Nähm' ich auch Ratschky's Knittelreim.
Doch Klopstock's edle Rheinweinstrenge
Genöß' ich beim Desert, wie Wieland's Honigseim,
Und jeden Gast schickt ich vom festlichen Gepränge
Mit einem vollen Rausche heim.

Oft holt' ich ein Champagnerfieber
In Schiller's fewervollem Naß,
Und Göthe's Ausbruch tränk' ich lieber
In Humpen frisch aus offnem Faß.
Durch Tiedge's Himmelskelch säh' ich den Himmel trüber
Bei Collins Regulus schwür ich Carthago Haß,
Doch Schubart's herbe Fürstengruft ließ ich vorüber
Und seufzt' — in vino veritas!

Auf's Wohl der Todten, die mir theuer,
Genöß' ich Mörlin's Leichenwein,
Geweiht des Weisen Todtenfeier
Und brockte Kenotaphien drein,
Allein zum Trost der muntern Leier
Ließ ich mir Gramberg's Blumen streu'n,
Und heizte im Kamin mit Reißholzfeuer
Von Hiller's Besen wacker ein.

Viel giebt's der guten vaterländ'schen Weine
Aus alter und aus neuer Zeit:
Uz, Opitz, Hagedorn, Dusch, Kleist und — wen die Neune
Noch sonst zu ihrem Dienst geweiht: —
Sie sind das Naß vom Moselstrom und Maine
Und brechen Sorgen, Gram und Leid: —
Auch voll vom besten Meißnerweine
Steht Gellert's Fabelkelch bereit.

Als junge Weine legt' ich in die Keller
St. Schützen, Schreiber und (wo jüngst der Tod das Faß zerriß)
Novalis, Tian, Kuhn und Lebrecht Nöller,
Kind, Köppen, Peucer, Horn, so lange bis
Das wilde Traubenblut sich heller
Noch schäumte und den Spund vom Loche schmiß.
Dies Faß gährt träg und jenes schneller,
Doch alle — sind noch ungewiß.

Aus Ramlers starken Dythyramben,
Und Weisens Amazonensang,
Und Bürgers hohem Lied und Stollbergs Jamben
Und Hangs und Pfeffels bittrem Wahrheitsdrang
Macht' ich Liqueurs: doch um die Seelenlampen
Wär' mir bei solchem Oele bang,
Und dämpfte mit dem Lichtknecht Habsburgs — mit Geramben
Die Flamme, — brennte sie zu lang'.

Auch sucht' ich mir die Seelengluth zu stillen
An der Satyre schwarzem Trank,
Und mischt' als Sahne liebliche Idyllen
Von Voß und Geßner in den Momuszank:
Und dann verjagt' ich mir die Grillen
Mit Zeitungswind, und nähme, wär' ich krank
Vom Weingeist, zehn Makrobiotik-Pillen
Von Hufelands berühmter Drehebank.

Zur Brunnenkur in Frühlingszeiten
Gäb' Neubeck mir ein sich'res Creditiv,
Und um die Hektik abzuleiten,
Tränk' ich, was aus der Aganippe lief,
Als jüngst Apollo mit den beiden
Gebrüdern Werden sein Exil verschlief;
Doch sollt' ich darum von der Kolik leiden,
Nähm' ich Lucinden ein als Vomitiv.

Ja, würd' ich noch so oft erkranken,
Mir sollte doch nicht bange sein,
Seit den Aesthetikern des Mysticismus Ranken
Purganzen zum Mariendienst verleih'n —
Doch, Satyr, halte dich in deinen Schranken,
Und g'nügt zum Schlaftrunk dir ein schlechter Pleißenwein,
So komm und trinke dich bei meinen Nachtgedanken
Vor langer Weile gähnend ein.

Amen!

Georg Henisch

ward am 24. April 1549 zu Bartfelden in Ungarn geboren, widmete sich dem Studium der Philosophie und Medicin und wurde als Dr. medic. zu Augsburg am dasigen Gymnasium und bei der Medicinalbehörde angestellt. Er starb daselbst am 31. Mai 1618 als Professor der Logik und Mathematik, Director des Gymnasiums, Stadtbibliothekar und Mitglied des medicinischen Collegiums.

Als Schriftsteller machte er sich bekannt durch:

Thesaurus linguae et sapientiae Germanicae oder deutscher Sprachschatz. Augsburg 1616 in Fol.

Kritische Historie der deutschen Sprache. Ebend.

Ein für seine Zeit gründlicher und tüchtiger deutscher Sprachforscher.

Heinrich Philipp Konrad Henke,

der früh verwaiste Sohn eines Predigers, ward am 3. August 1752 zu Hehlen im Braunschweigischen geboren und widmete sich, durch vermögende Gönner, welche seinen Fleiß und seine Talente erkannten und schätzten, unterstützt, mit Glück den philologischen und theologischen Studien auf den gelehrten Anstalten seines Vaterlandes. Diese Gönner sorgten auch für ihn, als er nach Beendigung seiner Studien und nach seiner Promotion zum Doctor der Philosophie, veranlaßt ward, eine Lehrerstelle am Martinsgymnasium zu Braunschweig anzunehmen, indem sie 1778 einen Ruf zum außerordentlichen Professor der Theologie in Helmstädt für ihn vermittelten. Hier erwarben ihm seine Kenntnisse und seine Lehrergabe schon 1780 den Charakter eines Doctors und ordentlichen Professors der Theologie und hoben ihn bis zu der Würde eines ersten Professors dieser Wissenschaft und Directors des Predigerseminariums, womit er zugleich die eines Abtes des Klosters Königslutter, eines Generalsuperintendenten der schöningenschen Diöcese und eines Vicepräsidenten des Consistoriums zu Wolfenbüttel verband. 1807 sandte ihn das allgemeine Vertrauen, welches er genoß, als braunschweigischen Abgeordneten zur Huldigung des Königs von Westphalen nach Paris und 1808 als Reichsstand nach Kassel, von wo er kränklich zurückkam und am 2. Mai 1809 starb.

Hingebende Heiterkeit, reiner Frohsinn und feiner, aber nicht persönlicher und verwundender Witz, womit er lebhafte Einbildungskraft, glückliches Gedächtniß, Redetalent, umfassende Kenntnisse und hohen Freimuth verband, zeichneten ihn vor Vielen aus und sicherten ihm die Achtung und Liebe Aller, die ihn kannten.

Er schrieb:

Allgemeine Geschichte der christlichen Kirche. Braunschweig 1788 — 1806 (wurde von J. S. Semler fortgesetzt. Ebendas. 1818 — 1823. 7 — 9 Bd.), 6 Bde. in 8. 5. Aufl. Ebendas. 1818.

Reden und Predigten. Helmstädt 1801.

Predigten. Braunschweig 1801 — 1803.

H. hat sich als Kirchenhistoriker wie als Kanzelredner einen hohen Ruf erworben, doch wird er in ersterer Hinsicht von seinen Gegnern wegen einer gewissen Einseitigkeit streng getadelt. Ein befugter Richter (Hase „Kirchengeschichte." Einleitung pag. 2 §. 16) sagt bei Gelegenheit seiner Geschichte der christlichen Kirche von ihm in dieser Hinsicht: Henke (mit Vaters Fortsetzung und Ueberarbeitung) zeigt die Herrschaft eines freisinnigen zuweilen unhistorischen Rationalismus, ohne Anschaulichkeit für die Phantasie, ohne Haltpunkt für das Gedächtniß, aber im Geiste seiner Zeit. — Seine Predigten zeichnen sich dagegen durch Schärfe, Klarheit, Lebendigkeit und Wärme des Gefühls sehr vortheilhaft aus.

Joseph Anton Henne,

ward am 22. Juli 1798 zu Sargans in der Schweiz geboren und im Kloster Pfävers, später auf dem Gymnasium zu Luzern gebildet. Er studirte zu Heidelberg und Freiburg Philosophie und lebte dann als Privatgelehrter an verschiedenen Orten seines Vaterlandes, bis er als Lehrer der Geschichte an das Fellenberg'sche Institut zu Hofwyl kam. Später habilitirte er sich zu Freiburg als Privatdocent, kehrte aber als Doctor der Philosophie nach St. Gallen zurück, wohin er einen Ruf als Kantons- und Stiftsarchivar erhalten hatte.

Seine Schriften sind:

Lieder und Sagen aus der Schweiz. Basel 1824; 2. verb. Aufl. Ebendas. 1827 in gr. 8.

Divico, oder das Wunderhorn, oder die Lemanschlacht, [illegible] tionalheldengedicht. Stuttgart 1826, 2 Bde. in gr. 8.

Neue Schweizerchronik für's Volk. St. Gallen 1[illegible]

H. ist mehr Redner als Dichter; es gelang ihm nicht, besonders in seinem epischen Gedichte, seinen Stoff poetisch zu bewältigen und mit sicherer Hand zusammen zu drängen, weshalb er immer seine Zuflucht zum äußeren Schmuck der Rede nehmen muß, da die Phantasie und die poetische Production ihm zu oft die nöthigen Mittel versagen. Dies abgerechnet, verdienen [illegible] seine poetischen Leistungen wegen der darin vorwaltenden Herzlichkeit, Vaterlandsliebe und Ehrenhaftigkeit Anerkennung und Lob.

Graf Otto von Henneberg, s. Minnesinger.

Georg Ernst Sigmund Hennig

ward am 1. Januar 1746 zu Jauer geboren, studirte Philologie und Theologie auf den wissenschaftlichen Anstalten seines Vaterlandes und erhielt 1770 eine Anstellung als Prediger. 1776 wurde er Pfarrer der löbenichtschen Gemeinde und Kirchen- und Schulrath zu Königsberg, übernahm 1796 die Stelle eines Consistorialrathes und wurde 1802 mit der Würde eines Doctors und zweiten Professors der Theologie beehrt. Er starb daselbst am 23. September 1809.

Von ihm besitzen wir:

Von den Vorzügen und Mängeln der deutschen Sprache im Vergleich mit der französischen. Königsberg 1768.

Preußisches Wörterbuch. Ebendas. 1785.

Predigten. Ebendas. 1777 — 1789, 5 Bde.

H. ward zu seiner Zeit sowohl als Sprachforscher wie als Kanzelredner sehr geachtet; er zeichnete sich namentlich in letzterer Eigenschaft durch Kraft und Würde, so wie durch Anmuth des Vortrages und Eleganz der Diction aus.

August Adam Friedrich von Hennings,

ein verdienter Jurist und Herausgeber mehrerer Zeitschriften, ward am 19. Juli 1746 zu Pinneberg geboren, studirte zu Göttingen Staatswirthschaft und die Rechtswissenschaft und erhielt nach seiner Rückkehr in sein Vaterland 1770 eine Anstellung bei dem ökonomischen Institute zu Antvorskou. Schon 1771 aber wurde er als Kammersecretair nach Koppenhagen berufen, ging 1772 als Legationssecretair nach Berlin und 1776 als dänischer Gesandter nach Dresden. Nachdem er hier sich zur Zufriedenheit seines Fürsten der Geschäfte entledigt hatte, stand er eine Zeit lang als Justiz- und später als Etatsrath dem Landesökonomie-Collegium mit vor, wurde 1780 zum Kammerherrn, 1781 zum ersten Landesdirector und 1787 zum Amtmann von Plön und Ahrensböck und Obercommerz und Handelsintendant von Schleswig und Holstein ernannt. 1802 übernahm er die Intendantur zu Herzhorn und die Administration der Grafschaft Ranzau. Zugleich Doctor der Rechte und Ritter des Danebrogordens starb er am 11. Mai 1826.

Seine Schriften sind:

Olavides. Epische Gedicht. Kopenhagen 1779.

Philosophische Versuche. Ebendas. 1780.

M. Luther, deutsche gesunde Vernunft. 2. Ausg. Altona 1798.

Annalen der leidenden Menschheit. Altona 1794 — 1800, 8 Bde.

Genius der Zeit. Ebendas. 1794 — 1803.

Rousseau. Berlin 1797.

Sittliche Gemälde. Neustrelitz 1798.

Asmus. Ebendas. 1798.

Der Musaget. Altona 1798 u. 1799, 2 St.

Die Deutschen der frühesten Vorzeit. Ebendas. 1819.

Bei dem besten Willen, seinen Mitmenschen durch Schrift und That zu nützen, fand von Hennings doch zu seiner Zeit bedeutende Gegner, und zwar unter den ersten Geistern der Nation, da seine Ansichten von Leben und Kunst oft zu einseitig und zu beschränkt waren. — Unter seinen selbstständigen Leistungen möchte sein episches Gedicht, Olavides, wohl noch das Gelungenste sein, doch bleibt er auch hier immer nur ein nicht ungeschickter Nachahmer größerer Vorbilder.

Christian Friedrich Henrici,

ein Schriftsteller und Dichter in Menantes' Manier, ward am 14. Januar 1700 zu Stolpen im Kurfürstenthum Sachsen geboren und studirte, nachdem er sich auf der Stadtschule seiner Vaterstadt dazu vorbereitet hatte, 1719 zu Wittenberg und 1720 zu Leipzig die Rechtsgelehrsamkeit. Nach beendigten Studien lebte er eine Zeit lang vom Ertrage seiner poetischen Leistungen, wozu ihn besondere Neigung schon früher hingezogen hatte, und ward durch Gönner befördert, 1727 Oberpostamts-Actuarius zu Leipzig, Postsecretair und Oberpostcommissarius. 1740 erhielt er das Amt eines Kreis-Landsteuer- und Stadt-Trankſteuereinnehmers so wie Weininspectors daselbst, als welcher er am 10. Mai 1764 starb.

Unter dem Namen Picander, den er 1722 in Folge eines verfehlten Schusses auf eine Elster (pica), mit deren er einen ihr Nest ausnehmenden Landmann verwechselt) traf, angenommen hatte, gab er folgende Schriften heraus:

Sammlung erbaulicher Gedanken über und auf die gewöhnlichen Sonn- und Festtage ꝛc. Leipzig 1724 in 8.

Der Meuchelmord Johann Hahn's, mitleidend beweint. Leipzig 1725 in 4.

Deutsche Schauspiele, bestehend in dem akademischen Schlendrian, Erzläufer und der Weiberprobe. Berlin 1726 in 8.

Ernst-scherzhafte und satyrische Gedichte. Leipzig 1727 — 1737, 4 Bde. in gr. 8. (1r Bd. 1727, 1732, 1736; 2r Bd. 1729, 1734; 3r Bd. 1732; 4r Bd. 1737 einzeln). 4. Aufl. Ebendas. 1748 — 1751.

Gedichte auf den Tod Sr. Königl. Majestät in Polen ꝛc. Friedrich August. Leipzig 1733 in Fol.

Gedichte auf die Krönung Friedrich August III. Leipzig 1734 in Fol.

Sammlung vermischter Gedichte. Frankfurt und Leipzig 1763 in 8.

Gute Laune, derber und treffender, oft aber unsittlicher Witz, redselige Breite und eine nicht ungeschickte Behandlung der Sprache und des Reims sind die hervorstechendsten Eigenschaften von Henrici's immer fertiger Muse, welche sich meistens nur mit Gelegenheitspoesieen beschäftigte. — Seine Schauspiele geißeln die verderbten Sitten seiner Zeit, und namentlich des damals in Leipzig herrschenden Geistes, und sind mit komischer Kraft und Lebendigkeit des Dialogs ausgestattet. So sehr er indessen auch sich den Beifall seiner Zeitgenossen erwarb, so wenig kann er auf den Namen eines Dichters Anspruch machen, und so schnell wurde er auch wieder vergessen, da er im Grunde doch weiter nichts als ein leicht

Henisch.

Georg

m 24. April 1549 zu Bartfelden in Ungarn
widmete sich dem Studium der Philosophie
und wurde als Dr. medic. zu Augsburg
Gymnasium und bei der Medicinalbehörde
Er starb daselbst am 31. Mai 1618 als
der Logik und Mathematik, Director des
Stadtbibliothekar und Mitglied des medi-
ums.

Heinrich P

früh verwaiste Sohn eines Predigers,
August 1752 zu Hehlen im Braunschw
n und widmete sich, durch vermögende G
m Fleiß und seine Talente erkannten
rstützt, mit Glück den philologischen und
udien auf den gelehrten Anstalten seines
fe Gönner sorgten auch für ihn, als
ung seiner Studien und nach seiner
ctor der Philosophie, veranlaßt ward,
Martinsgymnasium zu Braunschw
em sie 1778 einen Ruf zum außero
for der Theologie in Helmstädt für
er erwarben ihm seine Kenntnisse u
on 1780 den Charakter eines Docto
rofessors der Theologie und hoben ih
nes ersten Professors dieser Wissen
S Predigerseminariums, womit er
btes des Klosters Königslutter, ein
enten der schöningenschen Diöcese
enten des Consistoriums zu Wolfen
andte ihn das allgemeine Vertrau
ls braunschweigischen Abgeordne
Königs von Westphalen nach Pa
ftand nach Kassel, von wo er
am 2. Mai 1809 starb.
Hingebende Heiterkeit, reiner

ward am 22. Juli 179
geboren und im Kloster
nasium zu Luzern gebildet
und Freiburg Philosophie
lehrter an verschiedenen
als Lehrer der Geschich
zu Hofwyl kam. Spä
als Privatdocent, kehrte
nach St. Gallen zurück,
tons- und Stiftsarchiv

Seine Schriften fin
Lieder und Sagen
2. verb. Aufl.

Teuffel hin!
Jammer-Hütte,
Stiche litte,
Ströhme hin und her!
ist das rothe Meer.
nen rinnen liessen,
richt überfliessen.
ubter auszustehn?
Blute gehn.
r der Blut-Fluß rollte,
vergelten wolte,
Thränen über mir,
mer nehmet Blut dafür!
amt hat nicht mein Blut gesparet,
enn ihr zur Ruhe waret;
ffte sonder Scheu,
meiner Seele sey.
ar es ein ächtes Lieben,
ine Lehren üben;
s ihr den Leib begrabt,
Ihr habt mich lieb gehabt.
und fanget an zu beben,
eurer Nacht gegeben,
schönsten Strahlen both,
blutend Abendroth.
ht ein Murmeln auf der Gassen,
ein Grimm ist ausgelassen;
en Ketten sich entreißt,
alles gifftig beißt.
wenn er ein Wetter bringet,
urmt, und mit dem Staube ringet,
aus ihrem Acker hebt,
den größten Thurm begräbt;
die Wolcken niederreisset,
t, die Frücht in Trümmern schmeisset,
ag zusammen niederfällt,
d harte Felsen spellt.
es Volckes anzusehen,
nd unerhörten Schmähen;
er, weil immer eine Schaar,
nen, der andern Werbung war.
er Schwarm, was Lermen kömmt gegangen,
was sollen jene Stangen?
ier, was seyd ihr so gerüst,
er, da Fried in Mauern ist?
in Wahn, was wolt ihr die verletzen,
daran, die nach den Glaubens-Sätzen.
nd nennt, in ihren Tempel gehn?
Schaaf die gantze Heerde stehn?
ib, da schlaffen alle Sinnen,
t der Glieder ihr Beginnen,
nd gar der Tyger Auffenthalt,
hen da, als auffen die Gestalt.
ren auf, zerbricht, zerreisset, haut,
ie Wuth vor Blindheit etwas schauet:
mer ein, man plündert, stiehlt und raubt,
uff ausdrücklich so erlaubt.
jetzt, als wenn es Steine regnet,
m Grimm der Stürmenden begegnet,
reis; O! der Verwegenheit,
mel fürcht, noch ihren König scheut!
r GOtt: Hat den gerechten Klagen
uguſt wohl je was abgeschlagen?
r nicht, Er hat von GOTT das Schwerdt,
als Schutz aus seiner Scheide fährt?
erbarth, der Mann von grossem Geiste,
önige der Liebste, der Getreuste,
undlichkeit zu der Begleiterin,
Friede-Schild, zur Wuth des Pöbels hin.
te nicht mit Kindern zarter sprechen,
sich nicht der Sinn der Unruh brechen,
t vor Mord und Würgen sein geschehn,
Klugheit selbst nicht allem vorgesehn.
ßner Held, nur dadurch ewig werden,
ken dir den Dank noch aus der Erden,
inder-Blut (denn was den Unfug trieb,
meistentheils) durch dich erhalten blieb.
ugustus euch, ihr treuen Bürger, loben,
ht eure gehoben!
o wird sen blühn;
er Vat n.
er, frag e,
an der von den Waysen

Ihr Jammer, der sie quält, ihr Kummer, der sie drückt,
Hat mir den Kiel vor Angst offt aus der Hand gerückt.
Hier steht das arme Weib und siehet ihr Vergnügen,
Den Mann, den sie geliebt, im Blute schwimmend liegen!
Ach blutend nicht allein, erblast und umgebracht,
Das Haupt lag umgestürzt, der Leichnam war zerschlacht.
Sobald der todte Leib auf seinem Brete lage;
Erhub sie thränende die jammervolle Klage:
Ich schreye Weh! und Ach! ich ringe meine Hand;
Zu früh, zu schmertzliches getrenntes Ehe-Band!
Ist dieses mein Gewahl, ist das mein Ehe-Gatte?
Mit dessen Hertzen sich mein Herz verschworen hatte,
Es solt ein Tag, ein Tod, ein Grab, ein Leichen-Stein
Das Siegel unsrer Eh und unsrer Liebe seyn.
Du mir erwehlte Brust, du mir getreues Hertze,
Du Ursprung meiner Ruh, nun aber meiner Schmertze,
Du stirbst, ich bin noch da; zuerst erbleichest du,
Doch nicht wie du gewolt: es gieng gewaltsam zu.
So tieff dein Bildniß mir im Hertzen eingesencket,
Und sich den Reben gleich, um diesen Ulm-Baum schrencket,
So kenn ich, werther Schatz, doch jetzt nicht dein Gesicht,
Du bist zu mörderlich, zu grausam zugericht.
Erzürnter Schöpffer, ach! wie wirst du mit mir handeln,
Kannst du ein frommes Haus in lauter Mord verwandeln!
Der Mann, der heiliger, unschuldiger als ich,
Vergiest zuerst sein Blut; worzu bestimmst du mich?
Den Himmel hast du mir in meiner Eh gezeiget,
Nun gehe mein Elend an: zu sehr bin ich gebeuget;
Betraff mich ja ein Leid, so braucht es nur ein Wort,
Das der Erblaste sprach. Nun ist der Tröster fort.
Fünff Wunden fließen hier; das sind fünff Jammer-Töpffe,
Aus welchen ich die Angst mit meinen Kindern schöpffe.
Trinckt Kinder, trinckt aus! es ist ein herber Tranck,
Wir schmecken selbigen auf unser Lebens lang.
Wie Tauben müssen wir um Mann und Vater girren,
Wir werden in der Nacht, und ohne Führer irren;
Der Raub verfolget uns, nichts ist uns mehr gewiß,
Als die Beständigkeit betrübter Kümmerniß.
Die Ceder fällt dahin, wer will uns nun beschützen,
Wenn sich die Lufft ergrimmt, wenn alle Donner blitzen?
Die Mutter-Flügel sind zu der Vertheidigung,
Ihr armen Küchlein ihr, noch lange nicht genug.
Mit Thränen führ ich euch, ihr Wayſen, nun zu Tische,
Ach Thränen sind es auch, die ich zum Speisen mische,
Mit Thränen essen wir, mit Thränen stehn wir auf,
Mit Thränen schliessen wir den gantzen Lebens-Lauff.
Wenn Wolcken in der Lufft den langen Sommer weinen,
Wenn kein verklärter Blick der Sonne will erscheinen,
So wird ein schlechtes Jahr. O! eine schlechte Zeit,
Die uns der stete Guß der Augen prophezeit!
Ihr, die ihr künfftighin bei mir vorüber gehet,
Nur fraget nicht: Warum mein Garten öde stehet,
Daß gar kein Rosen-Stock, daß keine Tulipa
Und keine Nelcke blüht? Der Gärtner ist nicht da!
Jetzt fühl ich auf mein Haupt; Ich Aermste unter allen!
Wo ist die Krone hin? Sie ist mir abgefallen.
Nun bin ich wie ein Zaun, der sich zur Erde beugt,
Der umgerissen ist, worüber alles steigt.
Wir fliehen, wer uns sieht, als wie gescheuchte Tauben,
Denn jedes, dencken wir, wird uns das Leben rauben,
Uns macht ein kleiner Wind erschrocken und bethört,
Weil der, so uns belebt, zu leben aufgehört.
Ihr nun verlaßne Schaar, ihr Zeugen unsrer Liebe,
Seyd Zeugen, wie ich mich jetzt neben euch betrübe;
Weint! weint! so lange Zeit, bis alle Quellen leer,
Denn so was kostbares beweinen wir nicht mehr!
Ach Himmel! wirfft du mir den Mann so zeitig nieder,
O! gieb mir meinen Mann, gieb mir ihn blutend wieder,
Die Thränen wischen schon die rothen Flecken ab,
Es ist noch viel zu früh, verschliesse noch das Grab!
Kommt, ihr gequäleten, ihr unerzognen Würmer,
Seyd jetzt mein Riesen-Volk, und meine Himmels-Stürmer,
Laßt euren Mund voll Ach! die Augen Zähren seyn;
So flieget mir auf, und reißt die Wolcken ein,
Du aller Vater Hertz, du aller Armen Rather,
Ich und die Kinder hier, wir haben keinen Vater!
Ihn hat kein krancker Tag, kein Alter nicht geraubt,
Ein Mörder stach ihn todt; ach hast du das erlaubt!
Sey Richter über uns; hier hast du unsre Sache!
Wir schreyen, hör uns doch, wir schreyen: Rache! Rache
Und wenn vor Heiserkeit der Mund der Wayſen schweigt,
So kommt das Blut-Geschrey, das bis zum Himmel steigt.
Vergieb mir, großer GOtt, vergieb mir meine Sünde,
Daß ich mich nicht sobald in dein Verhängniß finde,
Ich weiß, du züchtigest, ich muß dabey beruhn:

beweglicher Reimer war. — Die hier mitgetheilte Probe wird das Gesagte bestätigen, indem sie zu gleicher Zeit ein gutes Bild des damals bei der Menge waltenden Geschmackes zu geben im Stande ist, der an solchen faden Spielereien, selbst bei den ernsthaftesten Dingen, Behagen fand.

Ueber den Meuchelmord Hrn. M. Herrmann Joachim Hahns, Predigers zum heil. Kreutz in Dresden*).

O! Musen, die ihr mich zum öfftern angetrieben,
Daß mein zwar schwacher Kiel schon manches Lied geschrieben,
Laßt den geweihten Fluß mir annoch offen sein,
Doch streuet diesesmahl Saltz oder Wermuth drein.
Kommt, setzet euch mit mir dort an der Elbe nieder,
Werfft eure Kräntze weg; denn wisset unsre Lieder
Vertragen keinen Schmuck; legt eure Harffen hin,
Weil ich der Traurigkeit, der Wehmuth Dichter bin.
Der Tag, der aller Welt Vergnügungs-Blumen streute,
Da sich das muntre Jahr in seiner Jugend freute,
Der ein gemahltes Kleid den Auen angethan,
Zog mitten in der Pracht die tiefe Trauer an.
Daß uns das Schicksal doch so elend schaffen wollen,
Daß wir den Unbestand auch da befürchten sollen,
Wo doch die Furchtsamkeit selbst keine Spuren findt,
Daß Blitz und Donner schlägt, eh schwartze Wolken sind!
O! Zeit, die alle Zeit mit Kohlen wird bestreichen,
Von welcher Stern und Glück einst wird erschrocken weichen!
O! Kinder, merckt den Tag, und sagt es weiter fort,
Es ist ein Tag der Angst, ein Tag voll Blut und Mord.
Ein Kind der Finsterniß, ein Fluch der Missethäter,
Ein Unbesonnener, ein Mörder, ein Verräther,
(Pfui! daß ich an die Brut des Satans dencken muß!)
Vollbrachte diesen Tag den grausamsten Entschluß.
Die Sonne hatte schon den Himmel halb gemessen,
Der Hunger schickte sich sein Mittags-Brodt zu essen,
Als diesen tollen Hund auch an zu hungern fing,
Da er voll Wuth und Schaum zum Mörder-Tische ging.
Halt, du verblendter Mensch, wer geht zu deinen Seiten,
Siehst du die Teuffel nicht, die dich dahin begleiten?
Wie freudig springen sie, wie tantzen sie daher,
Als wenn ein Jubel-Fest in ihrer Hölle wär.
Ist denn kein Donner da, das Unthier zu erschlagen,
Kann noch das feste Land so einen Abscheu tragen?
Schließt sich kein Abgrund auf, rührt sich kein Zufall nicht,
Die dir vor deiner That Hals oder Beine bricht?
So war es; Erd und Lufft blieb diesesmahl verriegelt,
Und vor der Grausamkeit aus Schrecken zugesiegelt;
Da kam der Bösewicht, das wilde Tyger-Aas,
Da Hahn, der fromme Hahn, in Ruh zu Tische saß.
Du Hirte guter Art, du Vater deiner Schaafe,
O! Mund, der süssen Trost und Liebes-volle Straffe
Zur Kost der Heerde gab, jetzt hält dein Speise-Saal
Noch da es Mittag ist, dein letztes Abendmahl!
Du faltest deine Hand, du segnest deine Speise;
Ach Segen und Gebet war deine stete Weise!
Ein Judas, dem dein Brot so öffters gut geschmeckt,
Hat wider dich die Faust zum Würgen ausgestreckt.
Da kömmt der Blut-Hund her; Dampff geht aus seiner Nasen.
Das Hertz, das Mörder-Loch quillt ein vergifftes Rasen;
Der Basiliske sticht, der Wolff bleckt seinen Zahn,
Und die verstellte Wuth klopfft dennoch freundlich an.
Nichts weiset ihn zurück; da weiß das Kind der Höllen
In der Gewissens-Angst die Bosheit zu verstellen.
Verdammte Meuchel-List! hier weint das Crocodill,
Da es doch Menschen-Blut nun bald vergiessen will.
Der theure Hertzens-Mann, der stets mit süsser Zunge,
Wie eine Pflegerin, betrübten Kindern sunge,
Läst jetzt die Stärkung selbst vor seine Glieder stehn,
Nur daß ein schmachtend Hertz nicht Kraft-los soll vergehn.
Doch, du geweihter Sinn, bleib diesesmahl zurücke,
Ein kalter Mörder-Stahl zielt dir nach dem Genicke.
Die Feinde schreyen da: Philister über dir!
Ach bleibe, bleibe doch, du Zions-Simson, hier!
Das arme Schaaf geht fort, geduldig an Geberden,
Unwissend, daß sein Stall soll seine Schlacht-Bank werden;
Es kennet nicht den Wolff, der ihm entgegen läufft
Und mit erhitztem Grimm nach seiner Kehle greifft.
Eröffne mir dein Hertz, entschütte dich der Klagen,
Die dich, betrübter Freund, in deiner Seele plagen!
So hieß es, was der Mund der Sanfftmuth selber sprach,
Und doch die Felsen nicht der Blut-Begierde brach.
Der Mensch, doch nein! das Vieh, in dessen Eingeweide
Der gantze Höllen-Sitz, und aller Teuffel Freude,
Fleng, wie der Satan dort, von Glaubens-Sachen an,
Was unser liebstes Heil vor unsre Schuld gethan.
Und endlich brach er aus: Es stünde dort geschrieben:
Die Hirten, welche treu, und ihre Heerde lieben,
Die müssen auch vor sie das Leben selbst verschmähn,
Und dieses sollte nun an unsern Hahn geschehn.
Wie war dir, theurer Mann, dasselbemahl zu Muthe?
Du hieltest dieses Wort dem Rasenden zu gute,
Und botest Hertz und Blut, bei heischender Gefahr,
Die dir noch ferne schien, vor deine Schaafe dar.
Nicht ferne war sie dir, sie war dir allzunahe;
Dein Haupt, noch eh es sich so einer Angst versahe,
Umschloß ein frischer Strang, der dir das Rätzel wies,
Den aber deine Hand annoch zurücke stieß.
Der Durst nach Blut und Tod ward bei dem Mörder gröser.
Ein scharff geschliffenes, zum Blut bestimmtes Messer
Schnitt viermahl in das Hertz, und da der Körper stürtzt,
Hat noch einmahl der Stahl der Schultern Krafft verkürtzt.
O! Messer, wenn du ja zum Würgen auserkohren,
O! warum konntest du den Mörder nicht durchbohren,
Ach hätte sich dein Hefft in seiner Hand verkehrt!
Schon sein verfluchter Sinn war solcher Straffe werth.
So schmerzhafft als der Tod, so sanffte war das Scheiden,
Sie Seele wolte GOtt nicht lange lassen leiden:
Er trennte sich sogleich von ihres Leibes Schmach,
Sobald der blasse Mund nur: Ach mein JEsu! sprach.
Was konnte wohl sein Mund, da ihm die Lippen brechen,
Das ihm natürlicher, als eben dieses, sprechen!
Denn JEsus war in ihm, sein Hertze war sein Haus,
Nun rufft er ihm nur nach, und ziehet mit ihm aus.
Der Cains-Bube fleucht, der Rache zu entweichen,
Und träget öffentlich das mörderische Zeichen,
Bis er von Sinnen los, von toller Wuth geblendt,
Sich selbst, wie Motten, fängt, und in die Waffen rennt.
Verworffne Drachen-Art, was war mehr zu besorgen,
Worzu sind denn bei dir drei Nägel noch verborgen?
War dein verrüdter Mord noch keine Pein genug,
Gedachtest du vielleicht auf eine Creutzigung?
Hat sein durschnittnes Herz nicht Blut genug verlohren,
Willst du noch seine Hand und seinen Fuß durchbohren
Nur thu es, böser Mensch: So wär er in der That
Ein Priester an dem Creutz, das ihm berufen hat.
Ist dieses nun der Danck, ist dieses vor die Güte,
Die dir, du Scheusal du, das liebende Gemüthe
So reichlich angethan? Ach daß du in der Brust,
Die dich als Kind gesäugt, zur Schlange werden must
Dich hat ein Leopard, ein Tyger auferzogen,
Du hast die Mutter-Milch von Panthern eingesogen,
Die Löwen haben dich, verruchter Bösewicht,
In ihrer Grausamkeit zum Meister unterricht.
Kein reuend Angesicht beweinet deine Thaten,
Du jubilirest noch, daß sie so wohl gerathen,
Du sprichst der Lucifer sey unter dir besiegt,
Da doch der Teufel nie mit seines gleichen kriegt.
Verflucht sey dieser Tag, der dich zum Menschen machte,
Verflucht der Augenblick, der dich der Mutter brachte!
Verflucht sey deine Hand, deine Auge, Herz und Geist,
Verflucht, wer dir nicht flucht, verflucht sey, der dich preist
O! wenn dein Saame sich im Mutter-Leib verloren!
O! wenn sich doch die Brust, da dich der Schooß gebohren,
Mit lauter Gifft gehäufft! O! wenn ein Schlangen-Heer,
Da man dich windelte, das Band gewesen wär!
Es werde dein Geschlecht zu aller Zeit vergessen,
Die Raben müssen satt von deinen Knochen fressen!
Wenn sie, wiewohl sie sonst nach Aaß und Luder ziehn,
Von dir, als einer Pest, nicht schüchtern werden fliehn.
Doch will ich meine Hand zu GOtt erhaben strecken:
HERR, laß doch deinen Geist ein todtes Herz erwecken,
Gewinne diesen Sinn, den Belial verstockt,
Und noch mit Schmeicheley zu seinem Feuer lockt.
Reißt das geraubte Kind ihm wieder aus dem Rachen,
Und laß die Hölle nicht zu deinem Schaden lachen.
Ein einger Tropfen Blut, den unser Heil vergoß,
Macht dieses Sünden-Schaaf von seinem Wolffe los.
So gieb der Busse Raum, du noch verblendter Sünder,
So kömmst du in die Zahl der auserwehlten Kinder.
Wie aber? bleibst du noch bey deinem Läster-Sinn;

*) Aus „Picanders ernst-scherzhafte und satyrische Gedichte." Leipzig 1736. 1. Theil. S. 212.

Wohlan, so fahre nun zu Höll und Teuffel hin!
Hinmehro wend ich mich zu jener Jammer-Hütte,
Wo unser Seligster die Mörder-Stiche litte,
O Himmel, fließt das Blut wie Ströhme hin und her!
Hier ist kein Zimmer nicht, hier ist das rothe Meer.
So sehr die Weinenden die Thränen rinnen ließen,
So konten selbe doch das Blut nicht überfliessen.
Was war den Schauenden betrübter auszustehn?
Mit Füssen muste sie in seinem Blute gehn.
Je mehr das Weinen war, je mehr der Blut-Fluß rollte,
Als ob der liebe Mann die Gunst vergelten wolte,
Als sagt er: Euer Herz quillt Thränen über mir,
Ihr Kinder habet Danck! hier nehmet Blut dafür!
Mein Amt, mein schweres Amt hat nicht mein Blut gesparet,
Ich schlief vor Sorgen nicht, wenn ihr zur Ruhe waret;
Ich lehrte, tröstete, ich straffte sonder Scheu,
Daß einst nicht euer Blut auf meiner Seele sey.
Ihr habt mich lieb gehabt: war es ein ächtes Lieben,
So lasset euren Sinn auch meine Lehren üben;
Seyd in dem Glauben treu, bis ihr den Leib begrabt,
So preis ich euch vor GOtt: Ihr habt mich lieb gehabt.
Ihr Schaafe heulet nun, und fanget an zu beben,
Die Sonne, die euch Licht in eurer Nacht gegeben,
Verschwindet, da sie euch die schönsten Strahlen both,
Und hinterläßet euch ein blutend Abendroth.
Wie ist mir? Hör ich nicht ein Murmeln auf der Gassen,
Der Pöbel lehnt sich auf, sein Grimm ist ausgelassen;
So, wie ein toller Hund den Ketten sich entreißt,
Unruhig irrend läufft, und alles gifftig beißt.
So wie ein Wirbel-Wind, wenn er ein Wetter bringet,
Sauft, raset, pfeiffet, stürmt, und mit dem Staube ringet,
Die Stoppeln in die Lufft aus ihrem Acker hebt,
Mit hohen Gipffeln spielt, den größten Thurm begräbt;
Darauf der Wasser-Guß die Wolcken niederreisset,
Mit schweren Hagel wirft, die Frücht in Trümmern schmeisset,
Und endlich Blitz und Schlag zusammen niederfällt,
In die Palläste fährt, und harte Felsen spellt.
So war die Raserey des Volckes anzusehen,
Es war voll Lästerung und unerhörten Schmähen;
Es wuchs ein großes Heer, weil immer eine Schaar,
So klein sie erstlich schien, der andern Werbung war.
Ach Himmel! was vor Schwarm, was Lermen kömmt gegangen,
Worzu soll euer Axt, was sollen jene Stangen?
Was sollen Hämmer hier, was seyd ihr so gerüst,
Geht ihr zum Kriege her, da Fried in Mauern ist?
Was blendt euch vor ein Wahn, was wolt ihr die verletzen,
Was sind die Schuld daran, die nach den Glaubens-Sätzen.
Die dieses Mord-Kind nennt, in ihren Tempel gehn?
Soll vor ein räudig Schaaf die gantze Heerde stehn?
Ja sind die Ohren taub, da schlaffen alle Sinnen,
Die Augen sehen nicht der Glieder ihr Beginnen,
Das Hertz ist gantz und gar der Tyger Auffenthalt,
Nichts ist von Menschen da, als aussen die Gestalt.
Man bricht die Thüren auf, zerbricht, zerreisset, hauet,
Kur Wunder, daß die Wuth vor Blindheit etwas schauet:
Man schlägt die Zimmer ein, man plündert, stiehlt und raubt,
Als hätt es der Beruff ausdrücklich so erlaubt.
Die Lufft ist eben jetzt, als wenn es Steine regnet,
Denn alles, was dem Grimm der Stürmenden begegnet,
Ist ihrem Hagel preis; O! der Verwegenheit,
Die nicht den Himmel fürcht, noch ihren König scheut!
Die Rache steht bei GOtt: Hat den gerechten Klagen
Der mildeste August wohl je was abgeschlagen?
Vergesse, wißt ihr nicht, Er hat von GOTT das Schwerdt,
Das so zur Rach als Schutz aus seiner Scheide fährt?
Der wackre Wackerbarth, der Mann von grossem Geiste,
Der GOtt und Könige der Liebste, der Getreuste,
Nahm holde Freundlichkeit zu der Begleiterin,
Und drang als Friede-Schild, zur Wuth des Pöbels hin.
Ein Vater könnte nicht mit Kindern zorter sprechen,
Und dennoch ließ sich nicht der Sinn der Unruh brechen,
Das würde nicht vor Mord und Würgen sein geschehn,
Wenn hier die Klugheit selbst nicht allem vorgesehn.
Er muß, gepriesner Held, nur dadurch ewig werden,
Die Väter schicken dir den Dank noch aus der Erden,
Daß ihrer Kinder-Blut (denn was den Unfug trieb,
Der Jugend meistentheils) durch dich erhalten blieb.
Die wird Augustus euch, ihr treuen Bürger, loben,
Daß ihr nicht eure Hand zum Aufruhr aufgehoben!
So kann, so wird der Ruhm von allen Sachsen blühn;
Ein frommer Vater muß gerathne Kinder ziehn.
Mein Leser, frage nicht, daß ich so lange bleibe,
Nichts von der Schmertzens-Frau, nichts von den Waysen schreibe?

Ihr Jammer, der sie quält, ihr Kummer, der sie drückt,
Hat mir den Kiel vor Angst offt aus der Hand gerückt.
Hier steht das arme Weib und siehet ihr Vergnügen,
Den Mann, den sie geliebt, im Blute schwimmend liegen!
Ach blutend nicht allein, erblast und umgebracht,
Das Haupt lag umgestürzt, der Leichnam war zerschlacht.
Sobald der todte Leib auf seinem Brete lage;
Erhub sie thränende die jammervolle Klage:
Ich schreye Weh! und Ach! ich ringe meine Hand;
Zu früh, zu schmertzliches getrenntes Ehe-Band!
Ist dieses mein Gemahl, ist das mein Ehe-Gatte?
Mit dessen Hertzen sich mein Herz verschworen hatte,
Es solt ein Tag, ein Tod, ein Grab, ein Leichen-Stein
Das Siegel unsrer Eh und unsrer Liebe seyn.
Du mir erwehlte Brust, du mir getreues Hertze,
Du Ursprung meiner Ruh, nun aber meiner Schmertze,
Du stirbst, ich bin noch da; zuerst erbleichest du,
Doch nicht wie du gewolt: es gieng gewaltsam zu.
So tieff dein Bildniß mir im Hertzen eingesencket,
Und sich den Reben gleich, um diesen Ulm-Baum schrencket,
So kenn ich, werther Schatz, doch jetzt nicht dein Gesicht,
Du bist zu mörderlich, zu grausam zugericht.
Erzürnter Schöpffer, ach! wie wirst du mit mir handeln,
Kannst du ein frommes Haus in lauter Mord verwandeln!
Der Mann, der heiliger, unschuldiger als ich,
Vergiest zuerst sein Blut; worzu bestimmst du mich?
Den Himmel hast du mir in meiner Eh gezeiget,
Nun gehe mein Elend an: zu sehr bin ich gebeuget;
Betraff mich ja ein Leid, so braucht es nur ein Wort,
Das der Erblaste sprach. Nun ist der Tröster fort.
Fünff Wunden fließen hier; das sind fünff Jammer-Töpffe,
Aus welchen ich die Angst mit meinen Kindern schöpffe.
Trinckt Kinder, trincket aus! es ist ein herber Tranck,
Wir schmecken selbigen auf unser Lebens lang.
Wie Tauben müssen wir um Mann und Vater girren,
Wir werden in der Nacht, und ohne Führer irren;
Der Raub verfolget uns, nichts ist uns mehr gewiß,
Als die Beständigkeit betrübter Kümmerniß.
Die Ceder fällt dahin, wer will uns nun beschützen,
Wenn sich die Lufft ergrimmt, wenn alle Donner blitzen?
Die Mutter-Flügel sind zu der Vertheidigung,
Ihr armen Küchlein ihr, noch lange nicht genug.
Mit Thränen führ ich euch, ihr Waysen, nun zu Tische,
Ach Thränen sind es auch, die ich zum Speisen mische,
Mit Thränen essen wir, mit Thränen stehn wir auf,
Mit Thränen schliessen wir den gantzen Lebens-Lauff.
Wenn Wolcken in der Lufft den langen Sommer weinen,
Wenn kein verklärter Blick der Sonne will erscheinen,
So wird ein schlechtes Jahr. O! eine schlechte Zeit,
Die uns der stete Guß der Augen prophezeit!
Ihr, die ihr künfftighin bei mir vorüber gehet,
Nur fraget nicht: Warum mein Garten öde stehet,
Daß gar kein Rosen-Stock, daß keine Tulipa
Und keine Nelcke blüht? Der Gärtner ist nicht da!
Jetzt fühl ich auf mein Haupt; Ich Aermste unter allen!
Wo ist die Krone hin? Sie ist mir abgefallen.
Nun bin ich wie ein Zaun, der sich zur Erde beugt,
Der umgerissen ist, worüber alles steigt.
Wir fliehen, wer uns sieht, als wie gescheuchte Tauben,
Denn jedes, dencken wir, wird uns das Leben rauben,
Uns macht ein kleiner Wind erschrocken und bethört,
Weil der, so uns belebt, zu leben aufgehört.
Ihr nun verlaßne Schaar, ihr Zeugen unsrer Liebe,
Seyd Zeugen, wie ich mich jetzt neben euch betrübe;
Weint! weint! so lange Zeit, bis alle Quellen leer,
Denn so was kostbares beweinen wir nicht mehr!
Ach Himmel! wirfft du mir den Mann so zeitig nieder,
O! gieb mir meinen Mann, gieb mir ihn blutend wieder,
Die Thränen wischen schon die rothen Flecken ab,
Es ist noch viel zu früh, verschliesse noch das Grab!
Kommt, ihr gequäleten, ihr unerzognen Würmer,
Seyd jetzt mein Riesen-Volk, und meine Himmels-Stürmer,
Laßt euren Mund voll Ach! die Augen Zähren seyn;
So flieget mir auf, und reißt die Wolcken ein,
Du aller Vater Hertz, du aller Armen Rather,
Ich und die Kinder hier, wir haben keinen Vater!
Ihn hat kein kranker Tag, kein Alter nicht geraubt,
Ein Mörder stach ihn todt; ach hast du das erlaubt!
Sey Richter über uns; hier hast du unsre Sache!
Wir schreyen, hör uns doch, wir schreyen: Rache! Rache
Und wenn vor Heiserkeit der Mund der Waysen schweigt,
So kommt das Blut-Geschrey, das bis zum Himmel steigt.
Vergieb mir, großer GOtt, vergieb mir meine Sünde,
Daß ich mich nicht sobald in dein Verhängniß finde,
Ich weiß, du züchtigest, ich muß dabey beruhn:

Allein so grausam seyn, kann das ein Vater thun?
Ich bin ein mattes Weib, ein Weib von wenig Kräfften,
Willst du so große Last auf schwache Schultern hefften?
Hier bin ich und mein Haus, HERR, mache, was du wilt,
Du hast ja auch ein Hertz, in dem Erbarmung quillt.
Du aber, mein Gemahl, mein Liebstes auf der Erde,
Dem ich vor Harm und Leid in kurtzen folgen werde,
Nimm meine gute Nacht, da mir zu gröster Quaal
Die deinige, mein Schatz, die Faust des Mörders stahl.
Nimm an die gute Nacht von unsrer Kinder wegen:
Ach hätte doch dein Bund den letzten Vater-Segen
Auf mich und sie gelegt! Ach! hättest du gefragt:
Wißt ihr die Lehren noch, die ich euch vorgesagt?
Fahr wohl! fahr ewig wohl! hier bleib ich im Verderben;
Fahr wohl! fahr ewig wohl! ach solt ich vor dir sterben!
Fahr wohl, da mich indeß die Angst zu Boden tritt,
Fahr ewig wohl! verzeih, mein Liebster, nimm mich mit.
Nun fiel das Jammer-Weib auf die erstarrte Leiche,
Und badete den Mund in dessen blutgen Teiche.
Sie hieng sich um den Hals, und schlung sich um die Brust,
Und that, als hätte sie gar an den Wunden Lust.
Sie flößte Thränen drein, die Quellen aller Tropffen,
Die häuffig rieselten, ein wenig zuzustopffen;
Vielleicht, daß noch der Geist einmahl zurücke käm,
Und, ihr zur Linderung, nur mündlich Abschied nähm.
Drauff hat sie seinen Mund offt küssende gedrücket,
Bis sie vor Angst entseelt, vor Liebe noch entzücket,
(Weil sie das letzemahl von ihrem Weinstock tranck,
Der nun verdorrete): in Ohnmacht von ihm sanck.
Steh auf betrübte Frau, und fasse dir ein Hertze,
Entschlage dich der Angst, entreisse dich dem Schmertze;
Hör an das letzte Wort, das zwar der Mund verschwieg,
Doch aber aus der Brust des frommen Mannes stieg:
Weib, das mir bis hieher an meiner Seite lage,
Und deren treues Hertz ich mit zu Grabe trage,
Ich scheide, weil ich muß. Denn eine Mörder-Hand
Zerschmeißt mein Stunden-Glas, und raubet ihm den Sand.
Ich scheide, werther Schatz, zu schmerzlich und zu frühe,
Die Lebens-Erndte kömmt, da ich noch erstlich blühe;
Mir hätte die Natur ein längres Ziel vergunnt,
Weil noch kein Silberhaar auf meinem Haupte stund.
Je dennoch wust ich wohl, daß ich zu meinem Grabe
Schon von der Wiege her das Maaß genommen habe;
Da sah ich jeden Tag vor meinen letzten an,
Dieweil uns in der Welt ja alles tödten kan.
Ich muste der Natur die Schuld gewiß bezahlen,
Der Geist verließ doch auch einmahl die irdnen Schalen:
Ein Fieber kont es thun; doch that es nun ein Stahl,
Was liegt mir denn daran? Ich sturbe doch einmahl.
Ob sich der Kercker selbst gutwillig aufgesperret,
Ob Waffen und Gewalt die Schlösser losgezerret,
Ist den Gefangenen nicht beydes einerley?
Wenn sie nur von der Last nunmehro wieder frey.
Wir haben lange Zeit die Frucht der Eh genossen,
Die uns, geliebtes Weib, nur wie ein Tag verflossen,
Weil unsre Lieb und Treu sich nie erschöpffen ließ,
Und uns ein jeder Tag ein neuer Braut-Tag hieß.
Wie offters hat der Tod ein solches Paar getrennet,
Eh die gerühmte Gluth die Flammen angebrennet;
Uns ließ er längre Zeit, bis ich, dein Mann, verblich.
Daran gedencke nun, damit vergnüge dich.
Geh in die alte Zeit bey deinem Schmertz zurücke,
Ergötze dich daselbst an unser beyder Glücke;
Ja! stelle dir die Zeit als gegenwärtig für,
Und glaube träumende, als wär ich noch bey dir.
Ich habe dir darum die Pfänder hinterlassen,
Da solst du einen Trost aus ihren Augen fassen;
Aus ihnen spricht mein Mund, in ihnen lebt mein Bild,
Da kannst du mich ja sehn, so offt du selber wilt,
Wenn sie dir deine Hand liebreitzend werden küssen,
So wisse, daß sie das statt meiner leisten müssen;
Ich hatte dich sonst stets, wie meine Seele lieb,
Sieh nur die Kinder an, da ruht nun dieser Trieb.
Sie werden Zeugnisse von meiner Liebe geben,
Und in dem Alter dich auf ihren Händen heben;
Sie werden alles thun, wornach dein Hertz gelüst;
Was hast du vor Verlust, indem du Wittwe bist?
Was ich zum Vater-Theil und zum Vermächtniß setze,
Das ist ein grosses Guth, obgleich nicht baare Schätze.
Die Armen haben es, ihr Seufzen hats geborgt,
Gott zahlt es wieder aus: Seyd ihr nicht reich versorgt?
Ein Vater fehlet euch. Der Schmertz ist nicht der gröste;
Im Himmel suchet ihn, da ist der allerbeste,
Da ist der Mächtigste, der tritt an meine statt,
Ach herrlich! wenn ein Kind denselben Vater hat.

Ihr habet mich vielleicht mehr als zu viel geliebet,
Und durch das Uebermaaß den lieben GOtt betrübet;
Drum nahm er mich von euch, weil ich im Wege stund,
Daß eure Liebe sich nicht an sein Hertze band.
Ich selbst verlaß euch nicht: Ich bin nur vorgegangen.
Mein Ziel, mein Lebens-Lauff hat eher angefangen,
Ihr kamet erst nach mir. So ordnet die Natur,
Der Vater geht voran, das Kind folgt seiner Spur.
GOtt hatt mir selbst nunmehr viel Hertzeleid ersparet.
Denn weil ihr, Wertheste, mein Hertze selber waret,
So hätt ein langer Schmertz mich doch ins Grab geschickt,
Wenn euch der Tod vor mir die Augen zugedrückt.
Ertraget meinen Fall mit GOtt-gelaßnem Muthe,
Der Höchste hat euch lieb, ihr seht es an der Ruthe;
Ihr solt es künfftighin an seiner Güte sehn,
Sein Zorn ist nun vorbey, die Züchtigung geschehn.
Die Striche, so das Blut auf meinem Leib gezogen,
Sind euch, wie Noah dort, ein schöner Regen-Bogen:
So eine Thränen-Fluth in der ihr ietzo schwimmt,
Und sonder Ancker schwebt, ist euch nicht mehr bestimmt.
GOtt tröste dich, mein Schatz! Naemi, da sie klebte,
Nun Mara, weil der HERR ihr treues Hertz betrübte,
Der HERR vergelte dir dein thränend Angesicht,
Mein Leben stirbet wohl, doch meine Liebe nicht.
Die Rosen stossen nun, dir, armes Weib, zu handen,
Nachdem du schwer genug die Disteln überstanden.
GOtt segne Mehl und Oel, daß dir nichts fehlen kan,
Er sey dein HERR, dein Haupt, dein Schutz- und Pflege-Mann.
Ihr Waysen, gute Nacht, was ich zu früh erblasset,
Hat GOtt in eure Zahl des Lebens schon gefasset.
Seyd fromm, und fürchtet GOtt, nehmt seinen Weg auch,
So seyd ihr guter Art; Weib, Kinder, gute Nacht!
Nur eines dauert mich. Das Haupt mit grauen Haaren,
Mein Vater wird nach mir mit Leid zur Grube fahren:
Schickt ihm den bunten Rock, mein blutiges Gewand,
Fragt, ob er seinen Sohn, den Joseph, noch gekannt?
Wie freudig schrieb ich ihm, da er den Tag erblicket,
An dem er funffzig Jahr sein heilig Amt beschicket?
Nunmehro schreibet ihm: (Netzt nur mit Blut den Kiel),
Sein Herrmann reichte nicht ihm an das halbe Ziel,
Sagt, daß mir GOtt die Zeit, die ich sonst zu erleben,
Nur darum so verkürtzt, weil er sie ihm gegeben,
Ein Vorzug bliebe mir: Ich gienge früher fort,
Doch früher hielt ich auch mein Jubiläum dort.
Mein Jacob, lebe wohl! dein Joseph ist zerrissen,
Ein Thier, ein wildes Thier hat meinen Leib zerbissen;
Doch nein, ich lebe noch; der Himmel nimmt mich auf.
Bald seh ich dich bey mir. Wie freudig wart ich drauf!
Nun bitt ich noch von euch, ihr Wertheßten, ihr Meinen,
Vergesset euer Ach! beschliesset euer Weinen!
Gebt euer treues Hertz mir zum Begräbniß ein,
Wenn ich da ruhen soll, so müßt ihr stille seyn.
Und also gehet nun mein Hirten-Amt zu Ende,
Nun leg ich wiederum den Stab in dessen Hände,
Der mir ihn anvertraut, und der von meiner Schaar,
Die ich mit Fleiß versorgt, der Ober-Hirte war.
Mein GOtt, hier kömmt dein Knecht, den du dir auserlesen,
Es ist ein weniges, was ich bin treu gewesen;
Laß mir nunmehr das Thor zum Himmel offen stehn,
Wo die Erlöseten zu deiner Freude gehn.
Hier steht die Heerde da, die du mir anbefohlen,
Ich habe sie bewacht; der Wolff hat nichts gestohlen;
Ich habe sie geführt, ich habe sie gelenckt,
Ich habe sie erquickt, ich habe sie getränckt.
Sie haben Tag und Nacht in meiner Schooß gesessen,
Sie haben Lebens-Brodt aus meiner Hand gegessen,
Ich habe nichts versäumt; Ihr Schaafe tretet für,
Wie hab ich euch geliebt? Seyd Zeugen über mir!
Der Wolff erhaschet mich; Ihr fanget an zu schreyen,
Und fürchtet, daß er gar die Heerde wird zerstreuen,
Mich zwar erwürgt sein Grimm; der Hirtz wird gerauht.
Getrost, GOTT wachet noch, GOtt euer Ober-Haupt.
Ich geh zum Vater hin! das waren JEsus Worte,
Die ich das letztemahl an dem geweihten Orte
Euch tröstlich vorgesagt: Nun wißt ihr, wo ich bin,
Ich gehe, gute Nacht! zu meinem Vater hin!
So starb das fromme Hertz bei heulendem Gewimmel,
Da fuhr der reine Geist vom Mund aus in den Himmel,
Von Groß und Klein verlangt, von allen werth geacht,
In seinem eignen Saal entsetzlich umgebracht.
Du Hüter Israel, du Wächter, wenn wir schlaffen,
Steh auf! und bleibe selbst bei deinen werthen Schaafen;
Erhalt uns, HERR, dein Wort, verstosse doch das Licht,
Das du uns aufgesteckt, von seinem Leuchter nicht!

Daß die Gerechtigkeit in unserm Lande wachsen,
Daß Fried und Ruhe blühn, erhalt dein theures Sachsen,
Sieh Dem, Den du gesalbt, ein Leben voller Ruh,
Und deck Ihn und Sein Haus mit deiner Allmacht zu!
Du aber aus der Welt, aus der zerfallnen Höhle,
Nun in die Ewigkeit zu GOtt versetzte Seele,
Leg an das weisse Kleid, das du bey deiner Last
Im Blute seines Lamms so rein gewaschen hast;
Steh auf, der Heiland kömmt, dich krönend zu umfangen,
Wie prächtig seh ich dich in deiner Crone prangen!

Dein Haupt wird mit dem Glanz der Sonnen ausgeziert,
Denn du hast ihrer viel zur Seligkeit geführt.
Wir wollen unsre Hand in deine Wunden tauchen,
Und dein vergoßnes Blut zu einem Beyspiel brauchen,
Daß unser Hertz an GOtt und seinem Worte treu,
Ja! unser Blut davor uns nicht zu kostbar sey.
So komm, und bete dann, du jammernde Gemeinde:
Der Höchste sey mit uns, und wider unsre Feinde!
Er schenck uns nach dem Kelch den Freuden-Becher ein,
So wird sein Israel und Jacob frölich seyn!

Karl Friedrich Hensler

ward am 2. Februar 1761 zu Schaffhausen geboren, vollendete zu Göttingen seine humanistischen Studien und ging dann 1784 nach Wien, wo er zuerst Dichter und nach des Directors Tode von 1803 — 1813 Director des Marinelli'schen Theaters war. 1817 ging er zur Direction des Theaters an der Wien über und nahm 1818 die Bühnen zu Baden und Preßburg in Pacht; eröffnete aber 1822 bereits in seinem Hause das neugegründete, privilegirte Theater der Josephstadt in Wien und stand demselben bis an seinen, am 24. November 1825 erfolgten Tod als Director vor.

Er gab heraus:

Die Marinellische Schaubühne zu Wien. Wien 1792 — 1794, 8 Bde.

Eugen II. Bürgergemälde. Ebendas. 1796.

Das Donauweibchen. Mit Gesang. Ebendas. 3. Ausg. 1802, 2 Bde.

Der Waffenschmied. Oper. Ebendas. 1797.

Eugenius Skoko. Schauspiel. Ebendas. 1798.

Ritter Benno von Elfenburg. Schauspiel. Ebendas. 1798.

Kaspar Grünzinger und der geschwätzige Barbier. Lustspiele. Ebendas. 1798.

Der Feldtrompeter. Posse. Ebendas. 1799.

Heronie. Schauspiel. Ebendas. 1800.

H. war glücklich in der Auffindung guter dramatischer Stoffe, doch talentlos in der Behandlung derselben; seine Leistungen sind daher sehr bald der Vergessenheit anheimgefallen, mit Ausnahme der Oper das Donauweibchen, welches sich auf der Bühne erhalten hat, diesen Erfolg indessen nur seiner anmuthigen Fabel und gefälligen Musik verdankt.

Peter Wilhelm Hensler,

im Unterschiede von seinem ebenfalls als Dichter aufgetretenen Bruder, Philipp Gabriel H., gewöhnlich der jüngere genannt, ward am 14. Februar 1747 zu Preetz im Holsteinschen geboren und erwarb sich von 1759 — 1763 die nöthige Kenntniß der Schulwissenschaften auf dem Gymnasium zu Altona. Er studirte zu Göttingen und Kiel die Rechtsgelehrsamkeit und lebte dann bei dem Grafen Ranzow zu Aschberg, bis er eine kleine Stelle bei der Steuereinnahme in Altona erhielt. Nach einigen Jahren kam er als Privatsecretair zum Geh. Rath von Levezow zu Reinfeld und ging 1766 nach Stade, wo er mit solchem Beifall als Rechtsanwalt auftrat, daß er von den Ständen und der Ritterschaft des Herzogthums Bremen zuerst zum adjungirten und bald darauf zum wirklichen Landsyndicus ernannt wurde. Er starb jedoch schon in der Blüthe seiner Jahre, am 29. Juli 1779, den wohlverdienten Ruhm eines geraden Kopfes und Herzens, redlichen Freundes und talent- und kenntnißvollen, gewandten Geschäftsmannes, mit sich in das Grab nehmend.

Seine Schriften sind:

Lorenz Konau. Schauspiel. Altona 1776 in 8.

Gedichte. Altona 1782 in 12. mit seiner Biographie.

H. erfreute sich besonders als Epigrammendichter wegen seiner guten Einfälle, seines schlagenden Witzes und seiner Kürze im Ausdruck, eines nicht geringen Rufes. — Wenig bedeutend ist dagegen sein Schauspiel, Lorenz Konau, das sich nur kurze Zeit auf der Bühne erhielt.

Karl Gustav Heräus,

sohn des aus Mecklenburg gebürtigen Leibarztes der verwittweten Gemahlin des Königs Karl Gustav von Schweden, ward 1671 zu Stockholm geboren und auf dem Gymnasium zu Stettin in den Schulwissenschaften unterrichtet. Um die Rechte zu studiren, besuchte er die Universitäten zu Frankfurt a. d. O., Gießen und Utrecht. Später wurde er Domherr im lutherischen hohen Stifte zu Hamburg, weswegen er sich ein Jahr daselbst aufhielt. Weil ihm diese Stellung aber nicht zusagte, nahm er von dem schwarzburg-sondershausischen Hofe den Charakter eines Hofraths und eine Hofbedienung an, die ihm Gelegenheit zu Betreibung seiner Lieblingsstudien, der Alterthümer, Numismatik, Poesie und Inschriftenerfindung darbot. 1709 ging er nach Wien, ward Katholik und Antiquitäteninspector, und nach Josephs Tode durch Kaiser Karl VI. kaiserlicher Rath. Mitten in seinen Beschäftigungen, der Beschreibung des Lebens Karls VI., in Münzen und der Ausarbeitung einer Geschichte der Münzen, überraschte ihn der Tod 1730 zu Wien.

Er gab heraus:

Versuch einer neuen deutschen Reimart, in einem Glückwunsche bei Sr. kaiserl. und kathol. Majestät Caroli VI. welterfreulichem Geburtstage. Anno 1713.

Vermischte Nebenarbeiten. Wien 1715 in gr. 4.; neue Ausgabe unter dem Titel: Gedichte und lateinische Inschriften ꝛc. Nürnberg 1721 in gr. 8.

Bildnisse der regierenden Fürsten und berühmten Männer vom 14. — 18. Jahrh. Wien 1828.

Keineswegs ohne Talent, aber theils zu sehr von kleinlichen Rücksichten befangen, theils der einem Dichter durchaus nöthigen allgemeinen Bildung ermangelnd, hat Herdus im Ganzen nur Unbedeutendes geleistet. Er stand in dem Wahne der Erste zu sein, der das elegische Versmaaß der Alten im Deutschen, jedoch mit Reimen, nachgebildet habe, und fand lange Zeit Glauben, bis endlich Lessing in den Literaturbriefen bewies, daß dieser Ruhm dem ungleich genialeren Fischart gebühre.

Johann Friedrich Herbart

ward am 4. Mai 1776 zu Oldenburg geboren und theils von seinem Vater, dem dasigen Justizrath H., theils durch Privat- und Gymnasialunterricht für die Universität vorbereitet, und schon im 12ten Jahre mit Wolf's und Kant's Lehren bekannt gemacht. 18 Jahr alt, bezog er die Universität Jena und schloß sich anfangs an Fichte an, trennte sich aber, durch Meinungsverschiedenheit veranlaßt, nach beendigten Studien gern von ihm und ward Hauslehrer in der Schweiz, wo ihm die Verschiedenheit der Richtung seines Geistes von dem Fichte's immer deutlicher ward. Von hier ging er als Dr. philosophiae und Privatdocent nach Göttingen, hielt als solcher von 1802 — 1805 Vorlesungen über Philosophie und wurde im letzteren Jahre außerordentlicher Professor daselbst. Ein Ruf als ordentlicher Professor seiner Wissenschaft brachte ihn 1808 nach Königsberg, wo er 1829 zum Schulrath und später zum Ehrenmitgliede des Consistoriums und Schulcollegiums ernannt wurde. 1833 folgte er einem neuen Rufe nach Göttingen zurück, wo er als Hofrath und ordentlicher Professor der Philosophie noch jetzt wirkt.

Er gab folgende Schriften heraus:

Pestalozzi's Idee eines A B C der Anschauung. Göttingen 1802; 2. Ausg. Ebendas. 1804.

Allgemeine Pädagogik. Göttingen 1806.

Allgemeine practische Philosophie. Ebendas. 1808.

Hauptpunkte der Metaphysik. Ebendas. 1808.

Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie. Königsberg 1813; 2. Ausg. Ebendas. 1821.

Ueber meinen Streit mit der Modephilosophie. Königsberg 1814.

Lehrbuch der Psychologie. Göttingen 1815.

Gespräche über das Böse. Ebendas. 1817.

Ueber die gute Sache. Leipzig 1819.

Psychologie als Wissenschaft. Königsberg 1824 — 1825, 2 Bde.

Allgemeine Metaphysik. Ebendas. 1828 — 182[illegible], 2 Bde.

Kurze Encyclopädie der Philosophie, aus praktischen Gesichtspunkten. Königsberg 1831.

Einzelne Abhandlungen, Recensionen u. s. w.

Einer der bedeutendsten lebenden deutschen Philosophen, machte sich H. berühmt als Gründer eines eigenen aus der Kant'schen Schule ursprünglich hervorgegangenen Systems, in welchem er den Idealismus mit dem Realismus zu vereinigen strebt, und welches viele und eifrige Anhänger fand, zu dessen näherer Darstellung und Beurtheilung hier aber nicht der Ort ist. — Auch um die Ausbildung der Pädagogik erwarb sich dieser vortreffliche Mann und tiefe Denker große und bleibende Verdienste.

Johann Gottfried von Herder.

Das Leben dieses Heros in der deutschen Literatur ist durch die „Erinnerungen" seiner Gemahlin und durch die Biographie von Döring bereits weitläufiger gezeichnet worden, als daß wir hoffen dürften, in dem uns zu Gebote stehenden Raume mehr als Bekanntes und überhaupt Neues zu liefern. Wir beschränken uns daher hier ebenfalls auf die gewohnte, möglichst genau zusammengestellte lexikographische Notiz, und überlassen eine weitere Untersuchung und Ausführung eigends dahin abzweckenden Biographieen dieses großen Geistes.

Johann Gottfried Herder wurde am 25. August 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen, wo sein Vater als unterster Lehrer der dasigen Mädchenschule und Cantor angestellt war, geboren. Seine erste Erziehung war, der Stellung und den Einsichten seines Vaters gemäß, mehr darauf berechnet, ihn zu einem frommen als durch seinen Geist glänzenden Manne zu bilden; denn außer der Bibel und dem Gesangbuche kam kein anderes Buch in seine Hände und hatte er, im Drange seines forschbegierigen, schon früh nach den Höhen und Tiefen menschlichen Wissens strebenden Geistes sich über den ihm gestellten Kreis hinausgewagt, so mußte er diese verbotne Lectüre mit den ersten Früchten seines Genie's auf einen Baum flüchten und dort sich selbst mit Riemen festbinden. Mehr und allseitigere geistige Nahrung erhielt er, nachdem der Prediger Trescho ihn wegen seiner schönen Handschrift zum Schreiber angenommen und in Anerkenntniß seiner vortrefflichen Geistes- und Herzensanlagen zum Schulgenossen seiner Söhne bei ihrem lateinischen und griechischen Unterrichte gemacht hatte. Die Weisheit der Römer und Griechen erschloß sich schnell dem feurigen Jünglinge mit seinen mächtigen Fortschritten in ihrer Sprache, aber während er geistig in diesen Genüssen schwelgte, vergaß sich sein Körper und litten seine Augen stark durch seinen Fleiß. Doch wurde er durch die uneigennützige Sorge eines russischen Wundarztes, der in Trescho's Hause wohnte, bald wieder hergestellt und nun entschloß er sich, seinem russischen Freunde, den seine schöne Bildung und sein edler Anstand für ihn eingenommen hatten und der sich erbot, ihn unentgeldlich mit nach Petersburg zu nehmen und dort die Chirurgie zu lehren, über Königsberg dahin zu folgen. Der Umstand, daß er in Königsberg bei der ersten Section in Ohnmacht fiel und daß einflußreiche Männer seine Talente erkannten und ihn festzuhalten sich bemühten, rettete ihn dem Vaterlande und der Wissenschaft. Mit Eifer begann er nun 1762 in Königsberg Theologie zu studiren und zugleich durch Kant's und Hamann's vertrauten Umgang in die in den Vorlesungen aufmerksam gehörte Philosophie einzudringen, während seine ökonomische Lage durch Anvertrauung der Aufsicht über einige Pensionairs am Friedrichscollegium und später durch Ertheilung eines Lehramtes gesichert

ar. Nachdem er hier mit dem unermüdlichsten Fleiße arbeitet hatte, nahm er 1765 eine Stelle als Lehrer nd Prediger an der Domschule zu Riga an und weckte nd belebte mächtig Geist und Herz seiner Schüler und ahörer durch Wort und Schrift, so daß allgemeine en-usiastische Verehrung ihn umgab. Denn nun kündigte sich der Welt durch seine Fragmente, seine kritischen Wälder und seine Plastik auch zuerst als großen Gelehrn, und zwar zunächst in polemischer Hinsicht, an. Aber in heißer Wunsch, die Welt kennen zu lernen, riß ihn ald von hier weg. Nachdem er 1768 einen Ruf nach etersburg als Inspector der dortigen St. Petrischule usgeschlagen hatte, nahm er daher mit Freuden die Stelle eines Reisepredigers bei dem jungen Prinzen von olstein-Eutin an, und durchreiste mit ihm Deutschland is nach Straßburg, wo er mit dem seiner Promotion egen dort befindlichen Goethe zusammentraf und sich hm in inniger Freundschaft verband. Denn hier mußte r den Prinzen wegen seines neu ausbrechenden Augenbels verlassen und zurückbleiben. 1770 erhielt er, unachtet der geringen Zahl und des bloß philosophischen nhalts seiner Schriften, den Ruf als Superintendent, ofprediger und Consistorialrath nach Bückeburg. Er ng 1771 dahin ab, erwarb sich dort das unumschränkte ertrauen des edlen Grafen Wilhelm von Schaumburgippe und dessen geistreicher Gemahlin, sowie einen imer glänzenderen Namen in der gelehrten Welt. 1775 rd ihm ein Ruf als Professor der Theologie nach öttingen, er reiste auch wirklich dahin ab, kam aber, eil man Mißtrauen in seine Rechtgläubigkeit setzte und n dem Autodidakten noch ein Colloquium verlangte, rt in die peinlichste Verlegenheit. Doch sein guter enius verließ ihn nicht und führte ihn dahin, wo sein eist ganz eigentlich an seinem Platze war. Am Prüngstage Mittags erhielt er von Weimar aus den ehrenllen Ruf als Hofprediger, Generalsuperintendent und berconsistorialrath des Herzogthums. Mit Freuden nahm augenblicklich diesen Antrag an, begab sich im October 776 dahin und erwarb sich hier als geistlicher Redner, ufseher der Schulen und Beförderer alles Talentvollen nd Guten mannigfaltige und ausgezeichnete Verdienste n das Land. Wie aber noch jetzt seine Anlegung des chullehrerseminars, seine Candidatenprüfungen, seine urgischen Reformen und sein selbst bearbeiteter Relisionskatechismus bei Fürst und Land in gutem, dankbarem ndenken stehen, so sicherte ihm damals seine Persönlichit und seine Wirksamkeit die Verehrung der Untergebeen und die Hochachtung der Hohen, insbesondere seines ms Fürstenhauses. Zum Beweise derselben wurde er 789 zum Vicepräsident des Oberconsistoriums und 1801, an gegen alle Gewohnheit, welche nur einen Adligen zu befähigte, zum Präsident dieses Collegiums erhoben, orauf der Churfürst von Pfalzbaiern noch in demselben ahre das Adelsdiplom hinzufügte. Am 18. December 803 unterbrach der Tod seine schöne Wirksamkeit im 9sten Jahre seines Alters; sein Leichnam wurde in einem ewölbe der Stadtkirche beigesetzt und 1819 über dasselbe n Gedächtnißtafel von Eisenguß gelegt, auf welcher sein eben durch die Inschrift: „Licht, Liebe, Leben“ tz und schön gezeichnet ist.

Seine Schriften sind nach der Zeit ihres Erscheinens rdnet:

Gesang an Cyrus, aus dem Hebräischen. St. Petersburg (Königsberg) 1762 in 4.

Osterkantate, mit Musik von E. W. Wolf. Dessau 1762, Fol.; auch in Cramers Magazin der Musik.

Ueber die Asche Königsbergs. Trauergesang. Mietau 1763 in 4.

Der Opferpriester. Altargesang. Mietau 1765, 8.

Nachricht von einem neueren Erläuterer der heiligen Dreieinigkeit. Ohne Ortsangabe 1766 in 8.

Haben wir noch jetzt das Publikum und das Vaterland der Alten? Riga 1766 in 4.

Versuch über die gothische Baukunst. Livorno 1766.

Fragmente über die neue deutsche Literatur. Ohne Ort 1767, 3 Sammlungen. 1. Sammlung neue Ausg. 1768 in 8.

Ueber Thomas Abts Schriften. Riga 1768, 1 St. in 4.

Kritische Wälder. Riga 1769, 3 Thle. in gr. 8.

Brutus. Drama zur Musik. Ohne Ortsangabe 177— in 8.

Ueber den Ursprung der Sprache. Eine Preisschrift. Berlin 1772 in 8.; nochmals mit der Abhandlung: über die Ursachen des gesunkenen Geschmacks, aufgelegt Ebendas. 1789 in 8.

Von deutscher Art und Kunst. Hamburg 1773 in 8.

Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit. Ohne Ortsangabe 1774 in 8.

Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts. Riga 1774 und 1776. 4 Thle. in 4.

An Prediger; funfzehn Provinzialblätter. Ebendas. 1774 in gr. 8.

Briefe zweier Brüder Jesu in unserm Canon. Lemgo 1775 in 8.

Erläuterungen zum neuen Testament. Riga 1775 in 4.

Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern. Berlin 1775 in 8. Eine von der berliner Akademie gekrönte Preisschrift. Vor derselben ein französischer Auszug derselben.

Gebet am Grabmale der Gräfin Marie von Schaumburg-Lippe. Stadthagen 1776 in 4.

Lieder der Liebe. Leipzig 1778 in 8. Sie wurden nachgedruckt ohne Ort 1781 in 8.; nachgeahmt ohne Ort 1779 8.

Plastik. Riga 1778 in gr. 8.

Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele. Riga 1778 in gr. 8.

Volkslieder. Leipzig 1778 u. 1779, 2 Thle. in 8. Neue Ausg. eingeleitet von Johannes Falk. Leipzig 1825, 2 Thle in 12., mit H's Portrait.

MAPANAΘA. Das Buch der Zukunft des Herrn. Riga 1779 in gr. 8.

Cantate beim Kirchgange der regierenden Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach. Weimar 1779 in 4.

Briefe, das Studium der Theologie betreffend. Weimar 1780 u. 1781, 4 Thle. in 8.; 2. verbesserte Aufl. Ebendas. 1785 u. 1786, 4 Thle. in 8.; 3. Aufl. Ebendas. 1817, 2 Bde. in 8.

Vom Einfluß der Regierungen auf die Wissenschaften ꝛc. Eine Preisschrift. Berlin 1780 in gr. 4.

Zwo heilige Reden bei einer besonders wichtigen Veranlassung. Weimar 1780 in gr. 8.

Vom Geist der hebräischen Poesie. Dessau 1782 u. 1783, 2 Thle. in gr. 8. Mit umgedruckten Titelblatt. Leipzig 1787; 3. Aufl. von K. W. Justi. Leipzig 1825, 2 Thle. in gr. 8.

Zwo Predigten bei Gelegenheit der Geburt des Erbprinzen Carl Friedrich von Sachsen-Weimar-Eisenach. Ebendas. 1783 in 8.

Predigt am Kirchgange der regierenden Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach. Ebendas. 1783 in 8.

Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Riga 1784 — 1791 in kl. 4. neue Aufl. Ebendas. 1788 ff.; dann 1785 — 1792, 3 Thle. in kl. 8.; 3. rechtm. Aufl. mit Einleitung von Heinrich Luden. Leipzig 1828, 2 Bde. in gr. 8. französisch, Paris 1834, III Tom. in gr. 8.

Zerstreute Blätter. Gotha 1785 — 1797, 6 Sammlungen in 8.; neue durchgesehene Aufl. Gotha 1791 — 1798, 3 Sammlungen in 8. Neue Aufl. Ebendas. 1828 in 12.

Buchstabir- und Lesebuch. Weimar 1786 in 8.

Persepolis; Muthmaßung. Gotha 1787 in 8.

Gott! Einige Gespräche. Gotha 1787 in 8.; 2. verm. Aufl. Ebendas. 1800 in 8.

Briefe zur Beförderung der Humanität. Riga 1793 — 1797, 10 Sammlungen in 8., mit Kupfern.

Von der Gabe der Sprache am ersten christlichen Pfingstfeste. Ebendas. 1794 in 8.

Von der Auferstehung. Ebendas. 1794 in 8.

Terpsichore. Lübeck 1795 u. 1796, 3 Thle. in 8. Neue wohlfeile Ausg. Leipzig 1813, 3 Bde. in 8.

Von dem Erlöser der Menschen. Riga 1796 in 8.

Christliche Schriften. Riga 1796 — 1799, 5 Sammlungen in 8.

Von Gottes Sohn, nach dem Evangelium Johannis. Riga 1797 in 8.

Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft. Leipzig 1799, 2 Thle. in 8.

Confirmation Karl Friedrichs, Erbprinzen von Sachsen-Weimar-Eisenach. Weimar 1799 in 8.

Kalligone. Leipzig 1800, 3 Thle. in 8.

Adrastea. Zeitschrift. Leipzig 1800 — 1804, 6 Bde. in 8. Es finden sich darin einige Gedichte und Aufsätze von Knebel.

Aeon und Anonis, Allegorie. München 1802 in 8.

Der Cid, nach spanischen Romanzen, mit einer historischen Einleitung von J. v. Müller. Tübingen 1805 in 8. Neue Aufl. Stuttgart 1832 in 16.

Ansichten des klassischen Alterthums, mit Zusätzen, Anmerkungen und Register von T. L. Danz. Leipzig 1805 u. 1806, 2 Abtheilungen in 8.

Griechische Anthologie für Schulen. Gießen 1805 in 4. Die Herderschen Nachbildungen haben den Originaltext zur Seite.

Christliche Reden und Homilien. Tübingen 1806, 2 Thle. in 8.

Luthers Katechismus, mit einer katechetischen Erklärung, zum Gebrauch für Schulen. Weimar in 8.

Weimarisches Gesangbuch, in mehreren Ausgaben. Stellen aus seinen darin enthaltenen Vorreden finden sich in „Sämmtliche Schriften." Religion und Theologie. 4 Thle.

Sophron. Gesammelte Schulreden. Herausgeg. von Müller. Stuttgart 1810 in gr. 8.; 2. Aufl. 1828, 2 Bde. in 12.

Der deutsche Nationalruhm. Eine Epistel. Leipzig 1812 in gr. 8.

Gedichte. Stuttgart 1817, 2 Thle. in gr. 8.

Aufsätze und Gedichte finden sich außerdem von ihm in: Abhandlungen der baierischen Akademie, in der allgemeinen deutschen Bibliothek, in Genz deutscher Monatsschrift, in Schillers Horen, im Journal Deutschland, im deutschen Merkur, in Musäus nachgelassenen Schriften, im Taschenbuch für 1802, und in Jacobi's Taschenbüchern. Vorreden schrieb er zu „Börmels Uebersetzung der Klaggesänge Jeremiä," zu „Monboddo's Ursprung und Fortgang der Sprachen von A. Schmid," zu „Andreä's Dichtungen," zu „Sonntag's Palmblättern," zu „Günther's Kommunionandachten," zu „Maier's Kulturgeschichte der Völker," und zu „Müller's Bekenntnissen merkwürdiger Männer."

Gesammtausgaben seiner Schriften mit Einschluß derjenigen Werke, welche mit besondern Titeln nach den einzelnen darin behandelten Wissenschaften für sich ausgegeben und oben bereits aufgeführt worden sind, haben wir folgende:

Sämmtliche Werke, herausgegeben von C. G. Heyne, J. v. Müller und J. G. Müller. Tübingen 1806 — 1820, 45 Bände.

Sämmtliche Werke. Wiener Ausgabe. 46 Bde. Wien 1803 — 1823.

Sämmtliche Werke. Taschenausgabe. Stuttgart 1827 — 1830. 60 Thle.

Schöner und rührender ist der große Mann, dessen kurzer Lebensumriß die vorstehenden Zeilen füllt, nie charakterisirt worden, als von Jean Paul Friedrich Richter, der aus der Tiefe seines Geistes und Herzens die innigsten Empfindungen wie die schärfsten Beobachtungen schöpfte, um seinen herrlichen Freund zu schildern. Da seine Worte verdienen, hier einen Platz zu finden, so lassen wir dieselben, statt jeder anderen Entwickelung der Leistungen Herders, welche bei den beschränkten Raumverhältnissen doch unmöglich genügen konnte, folgen, wie sie sich in der Vorschule der Aesthetik (III. Kantate, Vorlesung über die poetische Poesie) findet.

— — Noch hab' ich nicht das vollste Wort von ihm gesagt, Jüngling. War Er kein Dichter — was er zwar oft von sich selber glaubte, eben am Homerischen und Shakespeareschen Maßstab stehend, oder auch von sehr berühmten anderen Leuten — so war er bloß etwas Besseres, nämlich ein Gedicht, ein indisch-griechisches Epos, von irgend einem reinsten Gott gemacht. Du verstehst die starke Rede. Sie ist wahr, und ich meinte Ihn vorhin sehr im Hin- und Hermalen der höchsten Poesie.

Aber wie soll ichs auseinander setzen, da in der schönen Seele, eben wie in einem Gedichte, alles zusammenfloß und das Gute, das Wahre, das Schöne eine unheilbare Dreieinigkeit war? Griechenland war ihm das Höchste, und wie allgemein auch sein episch-kosmopolitischer Geschmack lobte und anerkannte — sogar seines Hermanns Styl — so hing er doch, zumal im Alter, wie ein vielgereister Odysseus nach der Rückkehr aus allen Blüthenländern, an der griechischen Heimath am innigsten. Er und Goethe allein (jeder nach seiner Weise) sind uns für die Wiederhersteller oder Winkelmanne des singenden Griechenthums, dem alle Schwätzer voriger Jahrhunderte nicht die Philomelen-Zunge hatten lösen können.

Herder war gleichsam nach dem Leben griechisch gebildet. Die Poesie war nicht etwa ein Horizontanhang ans Leben, wie man oft bei schlechtem Wetter am Gesichtskreise einen regenbogenfarbigen Wolkenklumpen erblickt, sondern sie flog wie ein freier, leichter Regenbogen glänzend über das dicke Leben als Himmelspforte. Daher kam seine griechische Achtung für alle Lebensstufen, seine zurechtlegende epische Manier in allen seinen Werken, welche als ein philosophisches Epos alle Zeiten, Formen, Völker, Geister, mit der großen Hand eines Gottes unpartheiisch vor das säculärische Auge führte und auf die weiteste Bühne. Daher kam sein griechischer Widerwille gegen jedes Ueberschlagen der Wage auf eine oder andere Seite; manche Stumm- und Folter-Gedichte konnten seine geistige Mactet bis zur körperlichen treiben. Er wollte die Opfer der Dichtkunst nur so schön und unverletzt erblicken, als der Donner des Himmels die getroffenen Menschen läßt. Darum ist er, wie ein griechisches Gedicht, um jede, auch schönste Empfindung z. B. der Rührung, oft durch die Gewalt des Scherzes, früh die Grenze der Schönheit. Nur Menschen von flachen Empfindungen schweigen in ihnen; die vertieferen fliehen ihre Allmacht und haben darum den Schein der Kälte. Eine große dichterische Seele wird leichter alt auf der Erde als glücklich; denn der Mensch hat etwas von der Lavatera, welche Jahre lang jedem Winter trotzt, aber zart wird und vergeht, sobald sie Blumen trägt. Freilich ist der Dichter ein ewiger Jüngling und der Morgenthau liegt durch seinen Lebenstag hindurch, aber ohne Sonne sind die Tropfen kalt und trübe.

Wenige Geister waren auf die große Weise gelehrt, wie Er. Die meisten verfolgen nur das Seltenste, Unbekannteste Einer Wissenschaft; Er hingegen nahm nur die größten Ströme, aber aller Wissenschaften, in sein himmelspiegelndes Meer auf, das ihnen aufgelöst seine Bewegung von Abend gegen Osten aufdrang. Viele werden von der Gelehrsamkeit umschlungen wie von einem austrocknenden

Epheu, Er aber wie von einer Traubenrebe. Ueberall das Entgegengesetzte organisch-poetisch sich anzueignen, war sein Charakter; und um das trockene Kernhaus eines Lamherrs zog Er eine süße Fruchthülle. So verknüpfte Er die kühnste Freiheit des Systems über Natur und Gott mit dem frömmsten Glauben, bis sogar an Ahnungen. So zeigt Er die griechische Humanität, der Er den Namen wiedergab, in der zärtlichsten Achtung aller rein menschlichen Verhältnisse und in einem Lutherischen Zorn gegen alle von Religionen oder Staat geheiligten Gifte derselben. So war Er ein Festungswerk, voll Blumen, eine nordische Eiche, deren Aeste Sinnpflanzen waren. Wie herrlich, unversöhnlich entbrannte Er gegen jede kriechende Brust, gegen Schlaffheit, Selbstzwist, Unredlichkeit und poetische Schlammweiche, so wie gegen deutsche kritische Rohheit und gegen jeden Scepter in einer Tatze; und wie beschwor er die Schlangen der Zeit! Aber wolltest du Jüngling, die süßeste Stimme hören, so war es seine in der Liebe, es sei gegen ein Kind, oder ein Gedicht, oder die Musik, oder in der Schonung gegen Schwache. Er glich seinem Freunde Hamann, diesem Heros und Kinde zugleich, der wie ein elektrisirter Mensch im Dunkeln mit dem Heiligenschein um das Haupt sanft dasteht, bis eine Berührung den Blitz aus ihm zieht.

Wenn er seinen Hamann als einen zürnenden Propheten, als einen dämonistischen Geist schilderte, den er sogar über sich stellte (wiewohl Hamann weniger poetisch, weniger griechisch, beweglich, leicht blühend, organisch zergliedert war), und wenn man mit Schmerzen hörte, wie ihm in dessen Grab seine rechte Welt und Freundschaftsinsel nachgesunken, so wurde man aus seiner Sehnsucht inne, daß er innerlich (nach einem höchsten Ideale) viel schärfer über die Zeit richte, als es äußerlich seine Duldung und Allseitigkeit verrieth; daher geht durch seine Werke eine geheime, bald Socratische, bald Horazische Ironie, die nur seine Bekannten verstehen. Er wurde überhaupt wenig, nur im Einzelnen anstatt im Ganzen, gewogen und erwogen, und erst auf der Dermantwage der Nachwelt wird es geschehen, auf welche die Kiesel nicht kommen werden, womit die rohen Stylistiker, die noch rohern Kantianer und rohen Poetiker ihn halb steinigen, halb erleuchten wollten *).

Vgl. M. C. von Herder, Erinnerungen aus dem Leben J. G. von Herder's. Stuttgart 1820.
H. Döring, Herder's Leben. Weimar 1829. 2. A.
Herderiana. Hamburg 1811.

Tibet **)

Wunderbar-langsam ist der Weg der Vorsehung unter den Nationen, und dennoch ist er lautre Naturordnung. Gymnosophisten und Talapoinen, d. i. einsame Beschauer, gab es von den ältesten Zeiten her im Morgenlande; ihr Klima und ihre Natur lud sie zu dieser Lebensart ein. Die Ruhe suchend flohen sie das Geräusch der Menschen und lebten mit dem Wenigen vergnügt, was ihnen die reiche Natur gewährte. Der Morgenländer ist ernst und mäßig, so wie in Speise und Trank, so auch in Worten: gern überläßt er sich dem Fluge der Einbildungskraft, und wohin konnte ihn diese, als auf Beschauung der allgemeinen Natur, mithin auf Weltentstehung, auf den Untergang und die Erneuung der Dinge führen? Die Kosmogonie sowohl als die Metempsychose der Morgenländer sind poetische Vorstellungsarten dessen was ist und wird, wie solches sich ein eingeschränkter menschlicher Verstand und ein mitfühlendes Herz denkt. „Ich lebe und genieße kurze Zeit meines Lebens; warum sollte was neben mir ist, nicht auch eines Daseins genießen und von mir ungekränkt leben?" Daher nun die Sittenlehre der Talapoinen, die insonderheit auf die Richtigkeit aller Dinge, auf das ewige Umwandeln der Formen der Welt, auf die innere Qual der unersättlichen Begierden eines Menschenherzens und auf das Vergnügen einer reinen Seele so rührend und aufopfernd dringt, daher auch die sanften humanen Gebote, die sie zu Verschonung ihrer selbst und andrer Wesen der menschlichen Gesellschaft gaben, und in ihren Hymnen und Sprüchen preisen. Aus Griechenland haben sie solche so wenig, als ihre Kosmogonie geschöpft: denn beide sind echte Kinder der Phantasie und Empfindungsart ihres Klima. In ihnen ist alles bis zum höchsten Ziel gespannt, so daß nach der Sittenlehre der Talapoinen auch nur indische Einsiedler leben mögen; dazu ist alles mit so unendlichen Mährchen umhüllt, daß, wenn je ein Schaka gelebt hat, er sich schwerlich in Einem der Züge erkennen würde, die man dankend und lobend auf ihn häufte. Indessen, lernt nicht ein Kind seine erste Weisheit und Sittenlehre durch Mährchen? und sind nicht die meisten dieser Nationen in ihrem sanften Seelenschlaf lebenslang Kinder? Laßt uns also der Vorsehung verzeihen, was nach der Ordnung, die sie fürs Menschengeschlecht wählte, nicht anders als also sein konnte. Sie knüpfte alles an Tradition, und so konnten Menschen einander nicht mehr geben, als sie selbst hatten und wußten. Jedes Ding in der Natur, mithin auch die Philosophie des Budda, ist gut und böse, nachdem sie gebraucht wird. Sie hat so hohe und schöne Gedanken, als sie auf der andern Seite Betrug und Trägheit erwecken und nähren kann, wie sie es auch reichlich gethan hat. In keinem Lande blieb sie ganz dieselbe; allenthalben aber wo sie ist, steht sie immer doch Eine Stufe über dem rohen Heidenthum, die erste Dämmerung einer reinern Sittenlehe, der erste Kindestraum einer weitumfassenden Wahrheit.

Indostan.

Die indische Geschichte, von der wir leider noch wenig wissen, giebt uns einen deutlichen Wink über die Entstehung der Bramanen *). Sie macht Brama, einen weisen und gelehrten Mann, den Erfinder vieler Künste, insonderheit des Schreibens, zum Vezier eines ihrer alten Könige, Krischens, dessen Sohn die Eintheilung seines Volks in die vier bekannten Stämme gesetzlich gemacht habe. Den Sohn des Brama setzte er der ersten Classe vor, zu der die Sterndeuter, Aerzte und Priester gehörten; Andre vom Adel wurden zu erblichen Statthaltern der Provinz ernannt, von welchen sich die zweite Rangordnung der Indier herleitet. Die dritte Classe sollte den Ackerbau, die vierte die Künste treiben und diese Einrichtung ewig dauern. Er erbaute den Philosophen die Stadt Bahar zu ihrer Aufnahme, und da der Sitz seines Reichs, auch die ältesten Schulen der Bramanen vorzüglich am Ganges waren: so ergiebt sich hieraus die Ursache, warum Griechen und Römer so wenig an sie gedenken. Sie kannten nämlich diese tiefen Gegenden Indiens nicht, da Herodot nur die Völker am Indus und auf der Nordseite des Goldlandes beschreibt, Alexander aber nur bis zum Hyphasis gelangte. Kein Wunder also, daß sie zuerst nur allgemein von den Bramanen, d. i. von den einsamen Weisen, die auf Art der Talapoinen lebten, Nachricht bekamen; späterhin aber auch von den Samanäern und Germanen am Ganges, von der Eintheilung des Volks in Classen, von ihrer Lehre der Seelenwanderung ꝛc. dunkle Gerüchte hörten. Auch diese zerstückten Sagen indeß bestätigen es, daß die Bramanen-Einrichtung alt und dem Lande am Ganges einheimisch sei, welches die sehr alten Denkmäler zu Jagrenat **), Bombay und in andern Gegenden der diesseitigen Halbinsel beweisen. Sowohl die Götzen, als die ganze Einrichtung dieser Götzentempel sind in der Denkart und Mythologie der Bramanen, die sich von ihrem heiligen Ganges in Indien umher und weiter hinab verbreitet, auch je unwissender das Volk war, desto mehr Verehrung empfangen haben. Der heilige Ganges, als ihr Geburtsort, blieb der vornehmste Sitz ihrer Heiligthümer, ob sie gleich als Bramanen nicht nur eine religiöse, sondern eigentlich politische Zunft sind, die, wie der Orden der Lamais, der Leviten, der ägyptischen Priester u. a. m., allenthalben zur uralten Reichsverfassung Indiens gehört.

Sonderbar tief ist die Einwirkung dieses Ordens Jahrtausende hin auf die Gemüther der Menschen gewesen, da nicht nicht nur, trotz des so lange getragenen mongolischen Joches, ihr Ansehen und ihre Lehre noch unerschüttert steht, sondern diese auch in Lenkung der Hindu's eine Kraft äußert,

*) Aus durchsichtigen Kieseln werden in London Brillen geschliffen.

**) Aus Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.

*) Dow's hist. of Hindust. Vol. I. p. 10. 11.

**) Zend-Avesta p. d'Anquetil, Vol. I. p. 81 seq. Niebuhr's Reisebeschreibung, Th. 2. S. 31 u. flg.

die schwerlich eine andere Religion in dem Maß erwiesen hat*). Der Charakter, die Lebensart, die Sitten des Volks bis auf die kleinsten Verrichtungen, ja bis auf die Gedanken und Worte ist ihr Werk; und obgleich viele Stücke der Bramanen-Religion äußerst drückend und beschwerlich sind, so bleiben sie doch auch den niedrigsten Stämmen, wie Naturgesetze Gottes, heilig. Nur Missethäter und Verworfne sind's meistens, die eine fremde Religion annehmen, oder es sind arme, verlassene Kinder; auch ist die vornehme Denkart, mit der der Indier mitten in seinem Druck unter einer oft tödtenden Dürftigkeit den Europäer ansieht, dem er dient, Bürge genug dafür, daß sich sein Volk, so lange es da ist, nie mit einem andern vermischen werde. Ohne Zweifel lag dieser beispiellosen Einwirkung sowohl das Klima, als der Charakter der Nation zum Grunde; denn kein Volk übertrifft dieß an geduldiger Ruhe und sanfter Folgsamkeit der Seele. Daß der Indier aber in Lehren und Gebräuchen nicht jedem Fremden folgt, kommt offenbar daher, daß die Einrichtung der Bramanen so ganz schon seine Seele, so ganz sein Leben eingenommen hat, um keiner andern mehr Platz zu geben. Daher so viele Gebräuche und Feste, so viel Götter und Mährchen, so viel heilige Oerter und verdienstliche Werke, damit von Kindheit auf die ganze Einbildungskraft beschäftigt und beinah in jedem Augenblick des Lebens der Indier an das, was er ist, erinnert werde. Alle europäischen Einrichtungen sind gegen diese Seelenbeherrschung nur auf der Oberfläche geblieben, die, wie ich glaube, dauern kann, so lang' ein Indier sein wird.

* * *

Die Haupt-Idee der Bramanen von Gott ist so groß und schön, ihre Moral so rein und erhaben, ja selbst ihre Mährchen, sobald Verstand durchblickt, sind so fein und lieblich, daß ich ihren Erfindern auch im Ungeheuern und Abenteuerlichen nicht ganz den Unsinn zutrauen kann, den wahrscheinlich nur die Zeitfolge im Munde des Pöbels darauf gehäuft. Daß, trotz aller mahomedanischen und christlichen Bedrückung, der Orden der Bramanen seine künstliche, schöne Sprache, und mit ihr einige Trümmer von alter Astronomie und Zeitrechnung, von Rechtswissenschaft und Heilkunde erhalten hat, ist auf seiner Stelle nicht ohne Werth: denn auch die handwerksmäßige Manier, mit der sie diese Kenntnisse treiben, ist genug zum Kreise ihres Lebens, und was der Vermehrung ihrer Wissenschaft abgeht, ersetzt die Stärke ihrer Dauer und Einwirkung. Uebrigens verfolgen die Hindu's nicht: sie gönnen Jedem seine Religion, Lebensart und Weisheit; warum sollte man ihnen die ihrige nicht gönnen, und sie bei den Irrthümern ihrer ererbten Tradition wenigstens für gute Betrogene halten. Gegen alle Sekten des Fo, die Asiens östliche Welt einnehmen, ist diese die Blüthe; gelehrter, menschlicher, nützlicher, edler, als alle Bonzen, Lamen und Talapoinen.

Dabei ist nicht zu bergen, daß, wie alle menschlichen Verfassungen, auch diese viel Drückendes habe. Des unendlichen Zwanges nicht zu gedenken, den die Vertheilung der Lebensarten unter erbliche Stämme nothwendig mit sich führt, weil sie alle freie Verbesserung und Vervollkommnung der Künste beinahe ganz ausschließt, so ist insonderheit die Verachtung auffallend, mit der sie den niedrigsten der Stämme, die Parias, behandeln. Nicht nur zu den schlechtesten Verrichtungen ist er verdammt, und vom Umgange aller andern Stämme auf ewig gesondert; er ist sogar der Menschenrechte und Religion beraubt, denn Niemand darf einen Paria berühren, und sein Anblick sogar entweiht den Bramanen. — Was war natürlicher, als daß man es zuletzt als Strafe des Himmels ansah, ein Paria geboren zu seyn, und nach der Lehre der Seelenwanderung durch Verbrechen eines vorigen Lebens diese Geburt vom Schicksal verdient zu haben? Ueberhaupt hat die Lehre der Seelenwanderung, so groß ihre Hypothese im Kopf des ersten Erfinders gewesen, und so manches Gute sie der Menschlichkeit gebracht haben möge, ihr nothwendig auch viel Uebel bringen müssen, wie überhaupt jeder Wahn, der über die Menschheit hinausreicht. Indem sie nämlich ein falsches Mitleiden gegen alles Lebendige weckte, verminderte sie zugleich das wahre Mitgefühl mit dem Elende unsres Geschlechts, dessen Unglückliche man als Missethäter unter der Last voriger Verbrechen, oder als Geprüfte unter der Hand eines Schicksals glaubte, daß ihre Tugend in einem künftigen Zustande belohnen werde. Auch an den weichen Hindu's hat man daher einen Mangel an Mitgefühl bemerkt, der wahrscheinlich die Folge ihrer Organisation, noch mehr aber ihrer tiefen Ergebenheit ans ewige Schicksal ist; ein Glaube, der den Menschen wie in einen tiefen Abgrund wirft, und seine thätigen Empfindungen abstumpft. Das Verbrennen der Weiber auf dem Scheiterhaufen der Ehemänner gehört mit unter die barbarischen Folgen dieser Lehre; denn, welche Ursachen auch die erste Einführung desselben gehabt habe, da es entweder als Nacheiferung großer Seelen, oder als Strafe in den Gang der Gewohnheit gekommen sein mag; so hat unstreitig doch die Lehre der Bramanen von jener Welt den unnatürlichen Schmerz veredelt, und die armen Schlachtopfer mit Beweggründen des künftigen Zustandes zum Tode begeistert. Endlich übergoß sich bei der Bramanen-Einrichtung den mannigfaltigen Lang und Aberglauben, der schon dadurch unvermeidlich ward, daß Astronomie und Zeitrechnung, Heilkunst und Religion, durch mündliche Tradition fortgepflanzt, die geheime Wissenschaft Eines Stammes wurden; die verderblichere Folge für ganz Land war diese, daß jede Bramanen-Herrschaft, früher oder später, ein Volk zur Unterjochung reif macht. Der Stamm der Krieger mußte bald unkriegerisch werden, da seine Bestimmung der Religion zuwider und einem edleren Stamme untergeordnet war, der alles Blutvergießen haßte. Glücklich wäre ein so friedfertiges Volk, wenn es, von Ueberwindern geschieden, auf einer einsamen Insel lebte; aber am Fuß jener Berge, auf welchen menschliche Raubthiere, kriegerische Mongolen wohnen, nahe jener busenreichen Küste, an welcher geizige Europäer landen; arme Hindu's, in längerer oder kürzerer Zeit seit ihr mit eurer friedlichen Einrichtung verloren. So ging's der indischen Verfassung; sie unterlag in- und auswärtigen Kriegen, bis endlich die europäische Schiffahrt sie unter ein Joch gebracht hat, unter dem sie mit ihrer letzten Kraft duldet.

Allgemeine Betrachtungen über die Geschichte dieser Staaten.

1. Geschichte setzt einen Anfang voraus, Geschichte des Staats und der Cultur einen Beginn derselben; wie dunkel ist dieser bei allen Völkern, die wir bisher betrachtet haben! Wenn meine Stimme hier etwas vermöchte, so würde ich sie anwenden, um jeden scharfsinnig-bescheidenen Forscher der Geschichte zum Studium des Ursprunges der Cultur in Asien, nach seinen berühmtesten Reichen und Völkern, jedoch ohne Hypothese, ohne den Despotismus einer Privatmeinung, zu ermuntern. Eine genaue Zusammenhaltung, sowohl der Nachrichten, als Denkmale, die wir von diesen Nationen haben, zumal ihrer Schrift und Sprache, der ältesten Kunstwerke und Mythologie, oder der Grundsätze und Handgriffe, deren sie sich in den wenigen Wissenschaften noch jetzt bedienen; dieß alles, verglichen mit dem Ort, den sie bewohnen, und dem Umgange, den sie haben konnten, würde gewiß ein Band ihrer Aufklärung entwickeln, wo wahrscheinlich das erste Glied dieser Cultur weder in Selinginsk noch im griechischen Baktra geknüpft war.

2. Das Wort: Civilisation eines Volks, ist schwer auszusprechen, zu denken aber und auszuüben noch schwerer. Daß ein Ankömmling im Lande eine ganze Nation aufkläre, oder ein König die Cultur durch Gesetze befehle, kann nur durch Beihülfe vieler Nebenumstände möglich werden; denn Erziehung, Lehre, bleibendes Vorbild allein bildet. Daher kam's denn, daß alle Völker sehr bald auf das Mittel fielen, einen unterrichtenden, erziehenden, aufklärenden Stand in ihren Staatskörper aufzunehmen, und solchen den andern Ständen vorzusetzen, oder zwischen zu schieben. Laßt diese die Stufe einer noch sehr unvollkommenen Cultur sein, sie ist indessen für die Kindheit des Menschengeschlechts nothwendig, denn wo keine dergleichen Erzieher des Volks waren, da blieb dieß auch in seiner Unwissenheit und Trägheit. Eine Art Bramanen, Talapoinen, Lamen u. a. m. war also jeder Nation in ihrer politischen Jugend nöthig; ja wir sehen, daß eben diese Menschengattung allein die Samenkörner der künstlichen Cultur in Asien weit umher getragen habe.

* * *

3. Es ist ein Unterschied zwischen Cultur der Gelehrten und Cultur des Volkes. Der Gelehrte muß Wissenschaften wissen, deren Ausübung ihm zum Nutzen des Staats anbefohlen ist; er bewahrt solche auf, und vertraut sie denen, die zu seinem Stande gehören, nicht dem Volke. Dergleichen sind auch bei uns die höhere Mathematik, und viele andere Kenntnisse, die nicht zum gemeinen Gebrauch, also auch nicht für's Volk dienen. Dieß waren die sogenannten geheimen Wissenschaften der alten Staatsverfassungen, die der Priester oder Bramanen nur seinem Stande vorbehielt, weil Er auf die Ausübung der

*) S. hierüber Dow, Hollwell, Sonnerat, Alexander Ros, Mac-Intosch, die Hallischen Missionsberichte, die Lettres édifiantes, und jede andre Beschreibung der indischen Religion und Völker.

chen angenommen war und jede andere Classe der Staatsglieder ein anderes Geschäft hatte.

Die Cultur des Volks setzten sie in gute Sitten und nützliche Künste; zu großen Theorien, selbst in der Weltweisheit und Religion, hielten sie das Volk nicht geschaffen, noch solche ihm zuträglich. Daher die alte Lehrart in Allegorien und Räthseln, dergleichen die Bramanen ihren ungelehrten Stämmen noch jetzt vortragen.

4. Ein ewiger Fortgang in der gelehrten Cultur gehört nicht zur wesentlichen Glückseligkeit eines Staats; wenigstens nicht nach dem Begriff der alten östlichen Reiche. In Europa machen alle Gelehrte einen eigenen Staat aus, der, auf die Vorarbeiten vieler Jahrhunderte gebauet, durch gemeinschaftliche Hülfsmittel und durch die Eifersucht der Reiche gegen einander künstlich erhalten wird; denn der allgemeinen Natur thut der Gipfel der Wissenschaft, nach dem wir streben, keine Dienste. Ganz Europa ist Ein gelehrtes Reich, das theils durch inneren Wetteifer, theils in den neueren Jahrhunderten durch hülfreiche Mittel, die es auf dem ganzen Erdboden suchte, eine idealische Gestalt gewonnen hat, die nur der Geschichte durchschaut und der Staatsmann nutzt. Wir also können in diesem einmal begonnenen Lauf nicht mehr stehen bleiben; wir haschen dem Zauberbilde einer höchsten Wissenschaft und Allerkenntniß nach, das wir zwar nie erreichen werden, das uns aber immer im Gange erhält, so lange die Staatsverfassung Europa's dauert. Nicht also ist's mit den Reichen, die nie in diesem Conflict gewesen. Das runde Sina hinter seinen Bergen ist ein einförmiges verschlossenes Reich; alle Provinzen, auch sehr verschiedener Völker, nach den Grundsätzen einer alten Staatsverfassung eingerichtet, sind durchaus nicht im Wetteifer gegen einander, sondern im tiefsten Gehorsam. Japan ist eine Insel, die wie das alte Britannien, jedem Fremdlinge feind ist, und in ihrer stürmischen See zwischen Felsen, wie eine Welt für sich besteht. So Tibet, mit Gebirgen und barbarischen Völkern umgeben, so die Verfassung der Bramanen, die Jahrhunderte lang unter dem Druck ächzt. Wie könnte in diesen Reichen der Keim fortwachsender Wissenschaft schießen, der in Europa durch jede Felsenwand bricht? Nie könnten sie selbst die Früchte dieses Baums von den gefährlichen Händen der Europäer aufnehmen, die ihnen das, was rings um sie ist, politische Sicherheit, ja ihr Land selbst rauben? Also hat sich nach wenigen Versuchen jede Schnecke in ihr Haus gezogen und verachtet auch die schönste Rose, die mit eine Schlange brächte. Die Wissenschaft ihrer anmaßlichen Gelehrten ist auf ihr Land berechnet, und selbst von den willfertigen Jesuiten nahm Sina nicht mehr an, als es nicht entbehren zu können glaubte. Käme es in Umstände der Noth, so würde es vielleicht mehr annehmen; da aber die meisten Menschen, und noch mehr die großen Staatskörper, sehr harte hörnene Thiere sind, denen die Gefahr nahe ankommen müßte, ehe sie ihren alten Gang ändern; so bleibt ohne Wunder und Zeichen alles wie es ist, ohne daß es deßwegen den Nationen an Fähigkeit zur Wissenschaft fehlte. An Triebfedern fehlt es ihnen, denn die uralte Gewohnheit wirkt jeder neuen Triebfeder entgegen. Wie langsam hat Europa selbst seine ersten Künste gelernet!

5. Das Dasein eines Reichs kann in sich selbst und gegen andere geschätzt werden; Europa ist in der Nothwendigkeit, beiderlei Maßstab zu gebrauchen, die asiatischen Reiche haben nur Einen. Keins von diesen Ländern hat andre Welten aufgesucht, um sie als ein Postament seiner Größe zu gebrauchen oder durch ihren Ueberfluß sich Gift zu bereiten; jedes nutzt was es hat und ist in sich selbst genüglich. Sogar seine eigenen Goldbergwerke hat Sina untersagt, weil es, aus Gefühl seiner Schwäche, sie nicht zu nutzen sich getraute; der auswärtige sinesische Handel ist ganz ohne Unterjochung fremder Völker. Bei dieser kargen Weisheit haben alle diese Länder sich einen unläugbaren Vortheil verschafft, ihr Inneres desto mehr üben zu müssen, weil sie es weniger durch äußeren Handel setzten. Wir Europäer dagegen wandeln als Kaufleute oder als Räuber in der ganzen Welt umher, und vernachlässigen oft das nächste darüber; die britannischen Inseln selbst sind lange nicht wie Japan und Sina bebaut. Unsere Staatskörper sind also Thiere, die, unersättlich am Fremden, Gutes und Böses, Gewürze und Gift, Kaffee und Thee, Silber und Gold verschlingen, und in einem hohen Fieberzustande viel angestrengte Lebhaftigkeit beweisen; jene Länder rechnen nur auf ihren innern Kreislauf. Ein langsames Leben, wie der Murmelthiere, das aber eben deßwegen lange gedauert that, und noch lange dauern kann, wenn nicht äußere Umstände das schlafende Thier bieten. Nun ist's bekannt, daß die Alten in Allem auf längere Dauer rechneten, wie in ihren Denkmalen, so auch in ihren Staatsgebäuden; wir wirken lebhaft und gehen vielleicht um so schneller die kurzen Lebensalter durch, die auch uns das Schicksal zumaß.

6. Endlich kommt es bei allen irdischen und menschlichen Dingen auf Ort und Zeit, so wie bei den verschiedenen Nationen auf ihren Charakter an, ohne welchen sie nichts vermögen. Läge Ost-Asien uns zur Seite, es wäre lange nicht mehr, was es war. Wäre Japan nicht die Insel, die es ist, so wäre es nicht, was es ist, worden. Sollten sich diese Reiche allesammt jetzt bilden, so würden sie schwerlich werden, was sie vor drei, vier Jahrtausenden wurden; das ganze Thier, das Erde heißt, und auf dessen Rücken wir wohnen, ist jetzt Jahrtausende älter. Wunderbare, seltsame Sache überhaupt ist's um das, was genetischer Geist und Charakter eines Volks heißt. Er ist unerklärlich und unauslöschlich, so alt wie die Nation, so alt wie das Land, das sie bewohnte. Der Bramane gehört zu seinem Weltstrich; kein Andrer, glaubt er, ist seiner heiligen Natur werth. So der Siamese und Japaner; allenthalben außer seinem Lande ist er eine unzeitig verpflanzte Staude. Was der Einsiedler Indiens sich an seinem Gott, der Siamese sich an seinem Kaiser denkt, denken wir uns nicht an demselben; was wir für Wirksamkeit und Freiheit des Geistes, für männliche Ehre und Schönheit des Geschlechts schätzen, denken sich jene weit anders. Die Eingeschlossenheit der indischen Weiber wird ihnen nicht unerträglich; der leere Prunk eines Mandarinen wird jedem Andern als ihm ein sehr kaltes Schauspiel dünken. So ist's mit allen Gewohnheiten der vielgestaltigen menschlichen Form, ja mit allen Erscheinungen auf unsrer runden Erde.

* * *

7. Tröstend ist's für den Forscher der Menschheit, wenn er bemerkt, daß die Natur bei allen Uebeln, die sie ihrem Menschengeschlechte zutheilte, in keiner Organisation den Balsam vergaß, der ihm seine Wunden wenigstens lindert. Der asiatische Despotismus, diese beschwerliche Last der Menschheit, findet nur bei Nationen Statt, die ihn tragen wollen, d. i. die seine drückende Schwere minder fühlen. Mit Ergebung erwartet der Indier sein Schicksal, wenn in der ärgsten Hungersnoth seinen abgezehrten Körper schon der Hund verfolgt, dem er sinkend zur Speise werden wird; er stützt sich an, damit er stehend sterbe, und geduldig wartend sieht ihm der Hund ins blasse Todesantlitz, eine Resignation, von der wir keinen Begriff haben, und die dennoch oft mit den stärksten Stürmen der Leidenschaft wechselt. Sie ist indessen, nebst mancherlei Erleichterungen der Lebensart und des Klima, das mildernde Gegengift gegen so viele Uebel jener Staatsverfassungen, die uns unerträglichlich dünken. Lebten wir dort, so würden wir sie nicht ertragen dürfen, weil wir Sinn und Muth genug hätten, die böse Verfassung zu ändern; oder wir erschlafften auch und ertrügen die Uebel wie jene Indier geduldig. Große Mutter Natur, an welche Kleinigkeiten hast du das Schicksal unsres Geschlechts geknüpft! Mit der veränderten Form eines menschlichen Kopfs und Gehirns, mit einer kleinen Veränderung im Bau der Organisation und der Nerven, die das Klima, die Stammesart und die Gewohnheit bewirkt, ändert sich auch das Schicksal der Welt, die ganze Summe dessen, was allenthalben auf Erden die Menschheit thue und die Menschheit leide.

Babylon, Assyrien, Chaldäa.

Nicht eigentlich ägyptische, sondern Nomaden- und späterhin Handelskünste sind das Eigenthum der Reiche am Euphrat und Tigris gewesen, wie es auch ihre Naturlage wollte. Der Euphrat überschwemmte, und mußte daher in Kanälen abgeleitet werden, damit ein größerer Strich Landes von ihm Fruchtbarkeit erhielte; daher die Erfindungen der Räder und Pumpwerke, wenn diese nicht auch von den Aegyptern gelernt waren. Die Gegend in einiger Entfernung dieser Ströme, die einst bewohnt und fruchtbar war, darbt jetzt, weil ihr der Fleiß arbeitender Hände fehlt. Von der Viehzucht war hier zum Ackerbau ein leichter Schritt, da die Natur selbst den stetigen Bewohner dazu einlud. Die schönen Garten- und Feldfrüchte dieser Ufer, die mit freiwilliger, ungeheurer Kraft aus der Erde hervorschießen, und die geringe Mühe ihrer Pflege reichlich belohnen, machten, fast ohne daß er es wußte, den Hirten zum Ackermann und zum Gärtner. Ein Wald von schönen Dattelbäumen gab ihm statt der unsichern Zelte Stämme zu seiner Wohnung und Früchte zur Speise; die leichtgebrannte Thonerde half diesem Bau auf, so daß sich der Zeltbewohner unvermerkt in einer bessern, obgleich lehmernen Wohnung sahe. Eben diese Erde gab ihm Gefäße, und mit ihnen hundert Bequemlichkeiten der häuslichen Lebensweise. Man lernte das Brod backen, Speisen zurichten, bis man endlich durch den Handel zu jenen üppigen Gastmalen und Festen stieg, durch welche in sehr alten Zeiten die Babylonier berühmt wa-

ren. Wie man kleine Götzenbilder, Teraphim, in gebrannter Erde schuf, lernte man bald auch kolossische Statuen brennen und formen, von deren Modellen man zu Formen des Metallgusses sehr leicht hinaufstieg. Wie man den weichen Thon Bilder oder Schriftzüge einprägte, die durchs Feuer befestigt blieben, so lernte man damit unvermerkt, auf gebrannten Ziegelsteinen Kenntnisse der Vorwelt erhalten, und bauete auf den Beobachtungen älterer Zeiten weiter. Selbst die Astronomie war eine glückliche Nomaden-Erfindung dieser Gegend. Auf ihrer weiten schönen Ebene saß der weidende Hirt und bemerkte in müßiger Ruhe den Auf- und Untergang der glänzenden Sterne seines unendlichen, heitern Horizontes. Er benannte sie, wie er seine Schafe nannte, und schrieb ihre Veränderungen in sein Gedächtniß. Auf den platten Dächern der babylonischen Häuser, auf welchen man sich nach der Hitze des Tages angenehm erholte, setzte man diese Beobachtungen fort; bis endlich ein eigner, dazu gestifteter Orden sich dieser reizenden und zugleich unentbehrlichen Wissenschaft annahm, und die Jahrbücher des Himmels Zeiten hindurch fortsetzte. So lockte die Natur die Menschen selbst zu Kenntnissen und Wissenschaften, daß also auch diese ihre Geschenke so locale Erzeugnisse sind, als irgend ein anderes Product der Erde. Am Fuß des Kaukasus gab sie durch Naphtaquellen den Menschen das Feuer in die Hände, daher sich die Fabel des Prometheus ohne Zweifel aus jenen Gegenden herschreibt; in den angenehmen Dattelwäldern am Euphrat erzog sie mit sanfter Macht den umherziehenden Hirten zum fleißigen Anwohner der Flekken und Städte.

* * *

Uebrigens muß man sich in der Chaldäer Weisheit nicht unsre Weisheit denken. Die Wissenschaften, die Babylon besaß, waren einer abgeschlossenen gelehrten Zunft anvertraut, die bei dem Verfall der Nation zuletzt eine häßliche Betrügerin wurde. Chaldäer hießen sie, wahrscheinlich von der Zeit an, da Chaldäer über Babylon herrschten: denn da seit Belus Zeiten, die Zunft der Gelehrten ein Orden des Staats und eine Stiftung der Regenten war, so schmeichelten diese wahrscheinlich ihren Beherrschern damit, daß sie den Namen ihrer Nation trugen. Sie waren Hofphilosophen, und sanken als solche auch zu allen Betrügereien und schnöden Künsten der Hofphilosophie hinunter. Wahrscheinlich haben sie in diesen Zeiten ihre alte Wissenschaft so wenig, als das Tribunal in Sina die seinigen vermehrt.

Meder und Perser.

Es ist ein hartes aber gutes Gesetz des Schicksals, daß wie alles Uebel so auch jede Uebermacht sich selbst verzehre. Persiens Verfall fing mit dem Tode Cyrus an, und ob es sich gleich, insonderheit durch Darius Anstalten, noch ein Jahrhundert hin von außen in seinem Glanz erhielt, so nagte doch in seinem Innern der Wurm, der in jedem despotischen Reich nagt. Cyrus theilte seine Herrschaft in Statthalterschaften, die er noch durch sein Ansehen in Schranken erhielt, indem er eine schnelle Communication durch alle Provinzen errichtete und darüber wachte. Darius theilte das Reich, wenigstens seinen Hofstaat, noch genauer ein und stand auf seiner hohen Stelle als ein gerechter und thätiger Herrscher. Bald aber wurden die großen Könige, die zum despotischen Thron geboren waren, tyrannische Weichlinge; Xerres, selbst auf seiner schimpflichen Flucht aus Griechenland, da er auf ganz andre Dinge hätte denken sollen, begann schon zu Sardes eine schändliche Liebe. Seine meisten Nachfolger gingen diesem Wege nach, und so waren Bestechungen, Empörungen, Verrätherein, Mordthaten, unglückliche Unternehmungen u. s. w. beinahe die einzigen Merkwürdigkeiten, welche die spätere Geschichte Persiens darbietet. Der Geist der Edeln war verderbt, und die Unedeln verdarben mit; zuletzt war kein Regent seines Lebens mehr sicher; der Thron wankte auch unter seinen guten Fürsten, bis Alexander nach Asien brach, und in wenigen Schlachten dem von innen unbefestigten Reiche ein fürchterliches Ende machte. Zum Unglück traf dieß Schicksal einen König, der ein besseres Glück verdiente; unschuldig büßte er seiner Vorfahren Sünde, und kam durch schändliche Verrätherei um. Wenn eine Geschichte der Welt uns mit großen Buchstaben sagt, daß Ungebundenheit sich selbst verderbe, daß eine grenzen- und fast gesetzlose Gewalt die furchtbarste Schwäche sei, und jede weiche Satrapen-Regierung, sowohl für den Regenten, als für's Volk, das unheilbarste Gift werde; so sagt's die persische Geschichte.

Auf keine andere Nation hat daher auch dieses Reich einen günstigen Einfluß gehabt; denn es zerstörte und bauete nicht; es zwang die Provinzen, diese dem Gürtel der Königin, jene dem Haar- oder Halsschmuck derselben einen schimpflichen Tribut zu zollen; es knüpfte sie aber nicht durch bessere Gesetze und Einrichtungen an einander. Aller Glanz, alle Götterpracht und Götterfurcht dieser Monarchen ist nun dahin; ihre Satrapen und Günstlinge sind, wie sie selbst, Asche, und das Gold, das sie erpreßten, ruht vielleicht gleichfalls in der Erde. Selbst die Geschichte derselben ist Fabel: eine Fabel, die sich im Munde der Morgenländer und Griechen fast gar nicht verbindet. Auch die alten persischen Sprachen sind todt, und die einzigen Reste ihrer Herrlichkeit, die Trümmer Persepolis, sind nebst ihren schönen Schriftzügen und ihren ungeheuren Bildern bisher unerklärte Ruinen. Das Schicksal hat sich gerächt an diesen Sultanen: wie durch den giftigen Wind Semum sind sie von der Erde verweht, und wo, wie bei den Griechen, ihr Andenken lebt, lebt es schimpflich, die Basis einer ruhmreichen, schöneren Größe.

Hebräer.

Sehr klein erscheinen die Hebräer, wenn man sie unmittelbar nach den Persern betrachtet: klein war ihr Land, arm die Rolle, die sie in und außer demselben auf dem Schauplatz der Welt spielten, auf welchem sie fast noch nie Eroberer waren. Indessen haben sie durch den Willen des Schicksals, und durch eine Reihe von Veranlassungen, deren Ursachen sich leicht ergeben, mehr als irgend eine asiatische Nation auf andere Völker gewirkt; ja gewissermaßen sind sie, sowohl durch das Christenthum als den Mahomedanismus, die Unterlage des größten Theils der Weltaufklärung worden.

Ein ausnehmender Unterschied ist's schon, daß die Hebräer geschriebene Annalen ihrer Begebenheiten aus Zeiten haben, in denen die meisten jetzt aufgeklärten Nationen noch nicht schreiben konnten, so daß sie diese Nachrichten bis zum Ursprunge der Welt hinaufzuführen wagen. Noch vortheilhafter unterscheidet sich diese dadurch, daß sie nicht aus Hieroglyphen geschöpft, oder mit solchen verdunkelt, sondern nur aus Geschlechtsregistern entstanden und mit historischen Sagen oder Liedern verwebt sind, durch welche einfache Gestalt ihr historischer Werth offenbar zunimmt. Endlich bekommen diese Erzählungen ein unwürdiges Gewicht noch dadurch, daß sie als ein göttliches Stammesvorzug dieser Nation beinahe mit abergläubischer Gewissenhaftigkeit Jahrtausende lang erhalten, und durch die Christenthum Nationen in die Hände geliefert sind, die sie mit einem freiern als Judengeist untersucht und bestritten, erläutert und genutzt haben.

* * *

Zufolge der ältesten Nationalsagen der Hebräer, kam ihr Stammvater als Scheik eines Nomadenzuges über den Euphrat und zuletzt nach Palästina. Hier gefiel es ihm, weil er unbehinderten Platz fand, die Lebensart seiner Hirtenvorfahren fortzusetzen, und dem Gott seiner Väter nach Stammesart zu dienen. Im dritten Geschlecht zogen seine Nachkommen durch das sonderbare Glück Eines aus ihrer Familie nach Aegypten, und setzten daselbst, unvermischt mit den Landeseinwohnern, ihre Hirten-Lebensart fort; bis sie, man weiß nicht genau, in welcher Generation, von dem verächtlichen Druck, in dem sie stets als Hirten bei diesem Volke sein mußten, durch ihren künftigen Gesetzgeber befreiet, und nach Arabien gerettet wurden. Hier führte nun der große Mann, der größte, den dieß Volk gehabt hat, sein Werk aus, und gab ihnen eine Verfassung, die ganz auf Religion und Lebensart ihres Stammes gegründet, mit ägyptischer Staatsweisheit aber so durchflochten war, daß auf der einen Seite das Volk aus einer Nomadenhorde zu einer cultivirten Nation erhoben, auf der andern zugleich von Aegypten völlig weggelenkt werden sollte; damit ihm nie wieder die Lust ankäme, den Boden des schwarzen Landes zu betreten. Wunderbar durchdacht sind alle Gesetze Moses; sie erstrecken sich vom Größten bis zum Kleinsten, um sich des Geistes seiner Nation in allen Umständen des Lebens zu bemächtigen und, wie Moses so oft sagt, ein ewiges Gesetz zu werden. Nicht war diese überdachte Gesetzgebung nicht das Werk eines Augenblicks; der Gesetzgeber that hinzu, nachdem es die Umstände forderten, und ließ, noch vor dem Ausgange seines Lebens, die ganze Nation sich zu ihrer künftigen Landesverfassung verpflichten. Vierzig Jahre hielt er strenge auf seine Gesetze, ja vielleicht mußte auch deswegen das Volk so lange in der arabischen Wüste weilen, bis nach dem Tode der ersten halsstarrigen Generation ein neues, in diesen Gebräuchen erzogenes Volk sich denselben völlig gemäß im Lande seiner Väter einrichten könnte. Leider aber ward dem patriotischen Mann diese Wunsch nicht gewährt! Der bejahrte Moses starb an der Grenze des Landes, das er suchte, und als sein Nachfolger dahin eindrang, fehlte es ihm an Ansehen und Nachdruck, den Entwurf des Gesetzgebers ganz zu befolgen. Man setzte die

Eroberung nicht so weit fort als man sollte, man theilte und ruhete zu früh. Die mächtigsten Stämme rissen den größten Strich zuerst an sich, so daß ihre schwächeren Brüder kaum einen Aufenthalt fanden, und ein Stamm derselben sogar vertheilt werden mußte*).

* * *

Ueberhaupt hat sich seit Moses kein zweiter Gesetzgeber in diesem Volke gefunden, der den vom Anfange an zerrütteten Staat auf eine den Zeiten gemäße Grundverfassung hätte zurückführen mögen. Der gelehrte Stand verfiel bald, die Eiferer fürs Landesgesetz hatten Stimme, aber keinen Arm, die Könige waren meistens Weichlinge oder Geschöpfe der Priester. Die feine Nomokratie also, auf die es Moses angelegt hatte, und eine Art theokratischer Monarchie, wie sie bei allen Völkern dieses Erdstrichs voll Despotismus herrschte; zwei so entgegengesetzte Dinge stritten gegen einander, und so mußte das Gesetz Moses dem Volke ein Sclavengesetz werden, da es ihm politisch ein Gesetz der Freiheit sein sollte.

* * *

Die Nation der Juden selbst ist seit ihrer Zerstreuung den Völkern der Erde durch ihre Gegenwart nützlich und schädlich worden, je nachdem man sie gebraucht hat. In den ersten Zeiten sahe man Christen für Juden an, und verachtete oder unterdrückte sie gemeinschaftlich, weil auch die Christen viel Vorwürfe des jüdischen Völkerhasses, Stolzes und Aberglaubens auf sich luden. Späterhin, da Christen die Juden selbst unterdrückten, gaben sie ihnen Anlaß, sich durch ihre Beweglamkeit und weite Verbreitung fast allenthalben des innern, insonderheit des Geldhandels zu bemächtigen; daher denn die rohern Nationen Europa's freiwillige Sclaven ihres Wuchers wurden. Den Wechselhandel haben sie zwar nicht erfunden, aber sehr bald vervollkommnet, weil eben ihre Unsicherheit in den Ländern der Mahomedaner und Christen ihnen diese Erfindung nöthig machte. Unläugbar also hat eine so verbreitete Republik kluger Wucherer manche Nation Europa's von eigner Betriebsamkeit und Nutzen des Handels lange zurückgehalten, weil diese sich für ein jüdisches Gewerbe zu groß dünkte, und von den Kammerknechten der heiligen römischen Welt diese Art vernünftiger und seiner Industrie eben so wenig lernen wollte, als die Spartaner den Ackerbau von ihren Heloten. Sammelte Jemand eine Geschichte der Juden aus allen Ländern, in die sie zerstreuet sind; so zeigte sich damit ein Schaustück der Menschheit, das als ein Natur- und politisches Ereigniß gleich merkwürdig wäre. Denn kein Volk der Erde hat sich wie dieses in allen Klimaten so kenntlich und rüstig erhalten.

* * *

Uebrigens wird Niemand einem Volke, das eine so wirksame Triebfeder in den Händen des Schicksals ward, seine rohen Anlagen absprechen wollen, die in seiner ganzen Geschichte sich deutlich zeigen. Sinnreich, verschlagen und arbeitsam wußte es sich jederzeit, auch unter dem äußersten Druck anderer Völker, wie in einer Wüste Arabiens mehr als vierzig Jahre zu erhalten. Es fehlte ihm auch nicht an kriegerischem Muth, wie die Zeiten Davids und der Makkabäer, vorzüglich aber der letzte, schreckliche Untergang seines Staates zeigen. In seinem Lande waren sie einst ein arbeitsames, fleißiges Volk, als, wie die Japaner, seine nackten Berge durch künstliche Terrassen bis auf den Gipfel zu bauen wußte, und in einem engen Bezirk, der an Fruchtbarkeit doch immer nicht das erste auf der Welt war, eine unglaubliche Anzahl Menschen nährte. Aber ist in Kunstsachen die jüdische Nation, ob sie gleich zwischen Aegypten und Phönicien wohnte, immer unerfahren geblieben, da selbst ihren Salomonischen Tempel fremde Arbeiter bauen mußten. Auch sind sie, ob sie gleich eine Zeit lang die Küsten des rothen Meeres besaßen und den Küsten der mittelländischen See so nahe wohnten, in dieser zum Handel der Welt glücklichsten Lage, bei einer Volksmenge, die ihrem Lande schwer ward, dennoch nie ein seefahrendes Volk worden. Wie die Aegypter, fürchteten sie das Meer, und wohnten von jeher lieber unter anderen Nationen, ein Zug ihres Nationalcharakters, gegen den schon Moses mit Macht kämpfte. Kurz, ist ein Volk, das in der Erziehung verdarb, weil es nie zur Reife einer politischen Cultur auf eignem Boden, mithin auch nicht zum wahren Gefühl der Ehre und Freiheit gelangte. In den Wissenschaften, die ihre vortrefflichsten Köpfe trieben, hat sich jederzeit mehr eine gesetzliche Anhänglichkeit und Ordnung, als eine fruchtbare Freiheit des Geistes gezeigt, und der Tugenden eines Patrioten hat sie ihr Zustand fast von jeher beraubt. Das Volk Gottes, dem einst der Himmel selbst sein Vaterland schenkte, ist Jahrtausende her, ja fast seit seiner Entstehung eine parasitische Pflanze auf den Stämmen anderer Nationen; ein Geschlecht schlauer Unterhändler beinahe auf der ganzen Erde, das trotz aller Unterdrückung nirgend sich nach eigner Ehre und Wohnung, nirgend nach einem Vaterlande sehnt.

Phönicien und Karthago.

Ganz auf eine andre Weise haben sich die Phönicier um Welt die Welt verdient gemacht. Eines der edelsten Werkzeuge der Menschen, das Glas, erfanden sie, und die Geschichte erzählt die zufällige Ursache dieser Erfindung am Flusse Belus. Da sie am Ufer des Meeres wohnten, trieben sie Schifffahrt seit undenklichen Zeiten; denn Semiramis schon ließ ihre Flotte durch Phönicier bauen. Von kleinen Fahrzeugen stiegen sie allmählig zu langen Schiffen hinauf; sie lernten nach Sternen, insonderheit nach dem Gestirn des Bärs, segeln und mußten, angegriffen, zuletzt auch den Seekrieg lernen. Weit umher haben sie das mittelländische Meer bis über Gibraltar hinaus, ja nach Britannien hin beschifft, und vom rothen Meer hin vielleicht mehr als ein Mal Afrika umsegelt. Und das thaten sie nicht als Eroberer, sondern als Handelsleute und Colonienstifter. Sie banden die Länder, die das Meer getrennt hatte, durch Verkehr, Sprache und Kunstwaaren an einander und erfanden sinnreich, was zu diesem Verkehr diente. Sie lernten rechnen, Metalle prägen, und diese Metalle zu mancherlei Gefäßen und Spielzeug formen. Sie erfanden den Purpur, arbeiteten feine sidonische Leinwand, holten aus Britannien das Zinn und Blei, aus Spanien Silber, aus Preußen den Bernstein, aus Afrika Gold, und wechselten dagegen asiatische Waaren. Das ganze mittelländische Meer war also ihr Reich, die Küsten an demselben hie und da mit ihren Pflanzstädten besetzt, und Tartessus in Spanien die berühmte Niederlage ihres Handels zwischen dreien Welttheilen. So wenig oder viel Kenntnisse sie den Europäern mitgetheilt haben mögen, so war das Geschenk der Buchstaben, die die Griechen von ihnen lernten, allein schon aller anderen werth.

* * *

Karthago war eine Stadt, nicht ein Volk; also konnte es auch keinen Bezirk des Landes eigentliche Vaterlandsliebe und Volkscultur geben. Das Gebiet, das es sich in Afrika erwarb, und in welchem es, nach Strabo, im Anfange des dritten punischen Krieges dreihundert Städte zählte, bestand aus Unterthanen, über welche die Ueberwinderin Herrenrecht übte, nicht aber aus eigentlichen Mitgenossen des herrschenden Staates. Die wenig cultivirten Afrikaner strebten auch nicht es zu werden; denn selbst in den Kriegen gegen Karthago erscheinen sie als wiederspenstige Sklaven oder als besoldete Kriegsknechte. Ins innere Afrika hat sich daher wenig menschliche Cultur von Karthago aus verbreitet, weil es diesem Staat, der in einigen Familien aus seinen Mauern hinaus herrschte, gar nicht daran lag, Humanität zu verbreiten, sondern Schätze zu sammeln. Der rohe Aberglaube, der bis auf die spätesten Zeiten in Karthago herrschte, die grausamsten Todesstrafen, mit denen es seine unglücklichen Heerführer, auch wenn sie an ihrem Verlust unschuldig waren, tyrannisch belegte, ja das ganze Betragen dieses Volks in fremden Ländern zeigt, wie hart und geizig dieser aristokratische Staat war, der eigentlich nichts als Gewinn und afrikanische Knechtschaft suchte.

Auch dieser Staat, ob er gleich auf den niedrigen Grund erobernder Gewinnsucht gebaut war, hat große Seelen erzeugt und eine Menge Künste in sich genährt. Von Kriegern ist insonderheit das Geschlecht der Barka's unsterblich, deren Ehrgeiz um so höher auflohderte, als die Eifersucht der Hanno's ihre Flamme zu ersticken suchte. Meistens ist aber auch in dem karthagischen Heldengeist eine gewisse Härte merkbar, gegen welche ein Gelon, Timoleon, Scipio u. A., wie freie Menschen gegen Knechte erscheinen. So barbarisch war schon der Heldenmuth jener Brüder, die sich für eine ungerechte Grenze ihres Vaterlandes lebendig begraben ließen, und in härteren Fällen, zumal wenn Karthago selbst bedrängt wurde, zeigt sich ihre Tapferkeit meistens nur in wilder Verzweiflung. Indessen ist's gewiß, daß insonderheit Hannibal in der feineren Kriegskunst ein Lehrer seiner Erbfeinde, der Römer, war, die von ihm die Welt zu erobern lernten. Deßgleichen haben auch alle Künste in Karthago geblüht, die irgend dem Handel dem Schiffbau, dem Seekriege, dem Gewinn dienten, obgleich Karthago selbst im Seekriege bald von den Römern übertroffen

*) Der Stamm Dan bekam eine Ecke oberhalb und zur Linie des Landes.

wurde. Zum Unglück sind durch die Barbarei der Römer alle Bücher der Karthaginenser wie ihr Staat untergegangen: wir kennen die Nation nur aus Berichten ihrer Feinde, aus wenigen Trümmern, die uns kaum die Lage der alten berühmten Meereskönigin verrathen. Der Hauptmoment Karthago's in der Weltgeschichte war leider sein Verhältniß gegen Rom; die Wölfin, die die Erde bezwingen sollte, mußte sich zuerst im Kampfe mit einem afrikanischen Schakal üben, bis sie solchen zuletzt elend vertilgte.

Aegypten.

Die gewisseste Nachricht die wir von Aegypten haben, geben uns seine Alterthümer, jene ungeheuren Pyramiden, Obelisken und Katakomben, jene Trümmer von Kanälen, Städten, Säulen und Tempeln, die mit ihren Bilderschriften noch jetzt das Erstaunen der Reisenden, die Wunder der alten Welt sind. Welche Menschenmenge, welche Kunst und Verfassung, noch mehr aber welch eine sonderbare Denkart gehörte dazu, diese Felsen auszuhöhlen oder auf einander zu häufen, Thiere nicht nur abzubilden und auszuhauen, sondern auch als Heiligthümer zu begraben, eine Felsenwüste zur Wohnung der Todten umzuschaffen und einen ägyptischen Priestergeist auf so tausendfältige Art im Stein zu verewigen! Alle diese Reliquien stehen oder liegen wie eine heilige Sphinx, wie ein großes Problem da, das Erklärung fordert.

Ein Theil dieser Werke die zum Nutzen dienen oder gar der Gegend unentbehrlich sind, erklärt sich von selbst; dergleichen sind die erstaunenswürdigen Kanäle, Dämme und Katakomben. Die Kanäle dienten, den Nil auch in die entferntesten Theile Aegyptens zu leiten, die jetzt durch den Verfall derselben eine todte Wüste sind. Die Dämme dienten zu Gründung der Städte in dem fruchtbaren Thal, das der Nil überschwemmt und das als das eigentliche Herz Aegyptens den ganzen Umfang des Landes nährt. Auch von den Todtengrüften ist's wohl unläugbar, daß sie, außer den Religions-Ideen, welche die Aegypter damit verbanden, sehr viel zu der gesunden Luft dieses Reichs beigetragen und Krankheiten vorgebeugt haben, die sonst die Plage nasser und heißer Gegenden zu sein pflegen. Aber wozu das Ungeheure dieser Höhlen? woher und wozu das Labyrinth, die Obelisken, die Pyramiden? woher der wunderbare Geschmack, der Sphinxe und Colossen so mühsam verewigt hat? Sind die Aegypter aus dem Schlamm ihres Nils zur Original-Nation der Welt entsprossen? oder wenn sie anders woher kamen, durch welche Veranlassungen und Triebe unterschieden sie sich so ganz von allen Völkern, die rings um sie wohnen?

* * *

Ein stilles, fleißiges, gutmüthiges Volk waren die Aegypter, welches ihre ganze Einrichtung, ihre Kunst und Religion beweist. Kein Tempel, keine Bildsäule Aegyptens hat einen fröhlichen, leichten, griechischen Anblick; von diesem Zweck der Kunst hatten sie weder Begriff, noch auf ihn Absicht. Die Mumien zeigen, daß die Bildung der Aegypter nicht schön war; nachdem sie also die menschliche Gestalt sahen, mußten sie solche bilden. Eingeschlossen in ihr Land, wie in ihre Religion und Verfassung, liebten sie das Fremde nicht, und da sie, ihrem Charakter gemäß, bei ihren Nachbildungen vorzüglich auf Treue und Genauigkeit sahen, da ihre ganze Kunst Handwerk und zwar das religiöse Handwerk einer Geschlechtszunft war, wie sie denn auch größtentheils auf religiösen Begriffen beruhte: so war dabei durchaus an keine Abweichungen in jenes Land schöner Ideale zu denken, das ohne Naturvorbilder auch eigentlich nur ein Phantom ist. Dafür gingen sie mehr auf das Feste, Dauerhafte und Riesengroße, oder auf eine Vollendung mit dem genauesten Kunstfleiße. In ihrer felsigen Weltgegend waren ihre Tempel aus dem Begriff ungeheurer Höhlen entstanden: sie mußten also auch in ihrer Bauart eine ungeheure Majestät lieben. Ihre Bildsäulen waren aus Mumien entstanden; sie hatten also auch den zusammengezogenen Stand der Füße und Hände, der durch sich selbst schon für seine Dauer sorget. Höhlen zu unterstützen, Begräbnisse abzusondern, dazu sind Säulen gemacht, und da die Baukunst der Aegypter vom Felsengewölbe ausging, sie aber bei ihren Gebäuden unsre Kunst zu wölben noch nicht verstanden: so ward die Säule, oft auch ein Koloß derselben, unentbehrlich. Die Wüste, die um sie war, das Todtenreich, daß aus Religions-Ideen um sie schwebte, machte auch ihre Bilder zu Mumiengestalten, bei denen nicht Handlung, sondern ewige Ruhe der Charakter war, auf welchen sie die Kunst stellte.

Ueber die Pyramiden und Obelisken der Aegypter darf man sich, wie mich dünkt, noch weniger wundern. In allen Theilen der Welt, selbst in Otahiti, werden Pyramyden auf Gräbern errichtet; ein Zeichen nicht sowohl der Sterblichkeit als eines dauernden Andenkens auch nach dem Tod. Offenbar waren sie auf diesen Gräbern aus jenen rohen Steinhaufen entstanden, den man zum Denkmal einer Sache meistens bei mehreren Nationen aufhäufte; der rohe Steinhaufe formt sich selbst, damit er fester liege, zu einer Pyramide. Als die Kunst der Menschen, denen keine Veranlassung zum Denkmal so nahe lag als das Begräbniß eines verehrten Todten, zu diesem allgemeinen Gebrauche hinzutrat: so verwandelte sich der Steinhaufe, der anfangs vielleicht den begrabenen Leichnam auch vor dem Aufscharren wilder Thiere schützen sollte, natürlich in eine Pyramide oder Ehrensäule, mit mehr oder minder Kunst errichtet. Daß nun die Aegypter in diesem Bau andre Völker übertrafen, hatte mit dem dauerhaften Bau ihrer Tempel und Katakomben einerlei Ursach. Sie besaßen nämlich Steine genug zu diesen Denkmalen, da das ganze Aegypten eigentlich ein Fels ist; sie hatten auch Hände genug zum Bau derselben, da in ihrem fruchtbaren und volkreichen Lande der Nil für sie die Erde düngt und der Ackerbau ihnen wenige Mühe kostet. Ueberdies lebten die alten Aegypter sehr mäßig: Tausende von Menschen, die an diesen Denkmalen Jahrhunderte lang wie Sklaven arbeiteten, waren so leicht zu unterhalten, daß es nur auf den Willen eines Königs ankam, gedankenlose Massen dieser Art zu errichten. Das Leben einzelner Menschen ward in jenen Zeiten anders als jetzt geschätzt, da ihre Namen nur in Zünften und Landstrichen benennt wurden. Leichter opferte man damals die nutzlose Mühe vieler Individuen dem Gedanken eines Beherrschers auf, der mit einer solchen Steinmasse sich selbst Unsterblichkeit erwerben und, dem Wahne seiner Religion nach, die abgeschiedene Seele in einem balsamirten Leichnam festhalten wollte; bis mit der Zeit auch diese, wie so manche andere nutzlose Kunst, zum Wetteifer ward. Ein König ahmte dem andern nach oder suchte ihn zu übertreffen; indeß das gutmüthige Volk seine Lebenstage am Bau dieser Monumente verzehren mußte. So entstanden wahrscheinlich die Pyramiden und Obelisken Aegyptens; nur in den ältesten Zeiten wurden sie gebauet: denn die spätere Zeit und jede Nation, die ein nützliches Gewerbe treiben lernte, bauete keine Pyramiden mehr. Weit gefehlt also, daß Pyramiden ein Kennzeichen von der Glückseligkeit und weiten Aufklärung des alten Aegyptens sein sollten, sind sie ein widersprechliches Denkmal von dem Aberglauben und der Gedankenlosigkeit sowohl der Armen, die da bauten, als der Ehrgeizigen, die den Bau befahlen. Vergebens sucht ihr Scharfsinnige unter den Pyramiden oder verborgene Weisheit an den Obelisken: denn wenn die Hieroglyphen der letztern auch entziffert würden; was würde, was könnte man an ihnen anders, als etwa eine Chronik verstorbener Begebenheiten oder eine vergötternde Lobschrift ihrer Erbauer lesen? Und dennoch, wie sind diese Massen gegen Ein Gebirge, das die Natur baut!

Ueberhaupt läßt sich aus Hieroglyphen so wenig auf eine tiefe Weisheit der Aegypter schließen, daß sie vielmehr gerade das Gegentheil davon beweisen. Hieroglyphen sind der erste rohe Kindesversuch der menschlichen Verstandes, der Zeichen sucht, um seine Gedanken zu erklären; die rohesten Wilden in Amerika hatten Hieroglyphen, soviel als sie bedurften: denn konnten nicht jene Mexikaner sogar die ihnen unerhörteste Sache, die Ankunft der Spanier, in Hieroglyphen melden? Daß aber die Aegypter so lange bei dieser unvollkommenen Schrift blieben und sie Jahrhunderte hin mit ungeheurer Mühe auf Felsen und Wände malten; welche Armuth von Ideen, welch ein Stillstand des Verstandes zeigt dieses! Wie enge mußte der Kreis von Kenntnissen einer Nation und ihres weitläuftigen gelehrten Ordens sein, der sich Jahrtausende durch an diesen Vögeln und Strichen begnügte! Denn ihr zweiter Herold, der die Buchstaben erfand, kam sehr spät; auch war er kein Aegypter. Die Buchstabenschrift der Mumien ist nichts als die fremde phönicische Schriftart, vermischt mit hieroglyphischen Zeichen, die man also auch, aller Wahrscheinlichkeit nach, von handelnden Phöniciern lernte. Die Sinesen selbst sind weiter gegangen als die Aegypter und haben aus ähnlichen Hieroglyphen sich wirkliche Gedankencharaktere erfunden, zu welchen, wie es scheint, diese nie gelangten. Dürfen wir uns also wundern, daß ein so schriftarmes und doch nicht ungeschicktes Volk sich in mechanischen Künsten hervorthat? Der Weg zur wissenschaftlichen Literatur war ihnen durch die Hieroglyphen versperrt, und so mußte sich ihre Aufmerksamkeit desto mehr auf sinnliche Dinge richten. Das fruchtbare Nilthal machte ihnen den Ackerbau leicht; jene periodischen Ueberschwemmungen, von denen ihre Wohlfahrt abhing, lehrten sie messen und rechnen. Das Jahr und die Jahreszeiten mußten doch endlich einer Nation geläufig werden, deren Leben und Wohlsein von einer einzigen Naturveränderung abhing, die jährlich wiederkehrt, ihnen einen ewigen Landkalender machte.

Also auch die Natur- und Himmelsgeschichte, die man so

ßem alten Volke rühmt: sie war ein eben so natürliches
rzeugniß ihrer Erd- und Himmelsgegend. Was bei den
gyptern die Hieroglyphen dazu thun konnten, war der Wis-
nschaft eher schädlich als nützlich. Die lebendige Bemerkung
ard mit ihnen nicht nur ein dunkles, sondern auch ein todtes
ild, das den Fortgang des Menschenverstandes gewiß nicht
rderte, sondern hemmte. Man hat viel darüber geredet, ob
e Hieroglyphen Priester-Geheimnisse enthalten haben? Mich
unkt, jede Hieroglyphe enthalte ihrer Natur nach ein Geheim-
imniß, und eine Reihe derselben, die eine geschlossene Zunft
fbewahrt, müsse für den großen Haufen nothwendig ein Ge-
imniß werden, gesetzt auch, daß man ihm solche auf Weg
d Stegen vorstellte. Er kann sich nicht einweihen lassen,
bige verstehen zu lernen: denn dieß ist nicht sein Beruf und
ßt wird er ihre Bedeutung nicht finden. Daher der noth-
endige Mangel einer verbreiteten Aufklärung in jedem Lande,
jeder Zunft einer sogenannten Hieroglyphen-Weisheit, es
ögen Priester oder Nicht-Priester dieselbe lehren. Nicht Je-
n können und werden sie ihre Symbole entziffern, und was
h nicht durch sich selbst lernen läßt, bewahrt sich leider, sei-
r Natur nach, als Geheimniß. Jede Hieroglyphen-Weisheit
ierer Zeiten ist also ein eigensinniger Riegel gegen alle freiere
ufklärung, weil in den ältern Zeiten selbst Hierolyphik immer
r die unvollkommenste Schrift war. Unbillig ist die Forde-
ng, etwas durch sich verstehen zu lernen, was auf tausen-
rlei Art gedeutet werden kann, und tödtend die Mühe, die
an auf willkührliche Zeichen, als wären sie nothwendige ewige
achen, wendet. Daher ist Aegypten jederzeit ein Kind an Kenntnissen geblieben, weil es ein Kind in Andeutung derselben blieb, und für uns sind diese Kinder-Ideen wahrscheinlich auf immer
rloren.

Also auch an der Religion und Staats-Weisheit der Aegyp-
r können wir uns schwerlich etwas anders, als die Stufe
nken, die wir bei mehreren Völkern des hohen Alterthums
ber bemerkt haben und bei den Nationen des östlichen Asiens
m Theil noch jetzt bemerken. Wäre es gar wahrscheinlich zu
achen, daß mehrere Kenntnisse der Aegypter in ihrem Lande
hwerlich erfunden sein möchten, daß sie vielmehr mit solchen,
ie mit gegebenen Formeln und Prämissen nur fortgerechnet
nd sie ihrem Lande bequemt haben: so fiele ihr Kindesalter
allen diesen Wissenschaften noch mehr in die Augen. Daher
rleicht die langen Register ihrer Könige und Weltzeiten: daher
re vielgedeuteten Geschichten vom Osiris, der Isis, dem Ho-
s, Typhon u. And.; daher ein großer Vorrath ihrer heili-
n Sagen. Die Haupt-Ideen ihrer Religion haben sie mit
eren Ländern des höhern Asiens gemein; hier sind sie nur
ch der Naturgeschichte des Landes und dem Charakter des
olks in Hieroglyphen verkleidet. Die Grundzüge ihrer poli-
schen Einrichtung sind andern Völkern auf gleicher Stufe der
ultur nicht fremd; nur daß sie hier im schönen Nilthal ein
ngeschlossenes Volk sehr ausarbeitete und nach seiner Weise
uchte. Schwerlich würde Aegypten in den hohen Ruf
ner Weisheit gekommen sein, wenn nicht seine uns nähere
ge, die Trümmer seiner Alterthümer, vorzüglich aber die
ogen der Griechen es dahin gebracht hätten.

Weitere Ideen zur Philosophie der Menschengeschichte.

1. Lebendige Menschenkräfte sind die Triebfedern der Menschengeschichte, und da der Mensch
inen Ursprung von und in einem Geschlecht nimmt: so wird
emit schon seine Bildung, Erziehung und Denkart genetisch.
aher jene sonderbaren Nationalcharaktere, die den ältesten
ölkern so tief eingeprägt, sich in allen ihren Wirkungen auf
r Erde unverkennbar zeichnen. Wie eine Quelle von dem Boden,
f dem sie sich sammelte, Bestandtheile, Wirkungskräfte und Ge-
ruch annimmt; so entsprang der alte Charakter der Völker aus
schlechtszügen, der Himmelsgegend, der Lebensart und Erzie-
ng, aus den frühen Geschäften und Thaten, die diesem Volk ei-
n wurden. — Der Geschichtschreiber der Menschheit muß, wie
r Schöpfer unsres Geschlechts, oder wie der Genius der Erde,
partheiisch sehen und leidenschaftlos richten. Dem Naturscher, der zur Kenntniß und Ordnung aller Classen seiner
iche gelangen will, ist Rose und Distel, das Stink- und
althier mit dem Elephanten gleich lieb; er untersucht das
n meisten, wobei er am meisten lernt. Nun hat die Natur
e ganze Erde ihren Menschenkindern gegeben und auf solcher
vorkeimen lassen, was nach Ort, Zeit und Kraft irgend nur
vorkeimen konnte. Alles, was sein kann, ist; alles, was
rden kann, wird; wo nicht heute so morgen. Das Jahr der
atur ist lang; die Blüthe ihrer Pflanzen ist so vielfach als
se Gewächse selbst sind und die Elemente, die sie nähren.

2. Wenn's also vorzüglich darauf ankommt, in welche
eit und Gegend die Entstehung eines Reichs
el, aus welchen Theilen es bestand und welche
äußere Umstände es umgaben; so sehen wir, liegt in
diesen Zügen auch ein großer Theil von dieses Reichs Schicksal.
Eine Monarchie, von Nomaden gebildet, die ihre Lebensart
auch politisch fortsetzt, wird schwerlich von einer langen Dauer
sein; sie zerstört und unterjocht, bis sie selbst zerstört wird;
die Einnahme der Hauptstadt und oft der Tod eines Königs
allein endet ihre ganze Räuberscene. So war's mit Babel und
Ninive, mit Persepolis und Ekbatana; so ist's in Persien noch.
Das Reich der Moguls in Indien hat sein Ende gefunden
und das Reich der Türken wird es finden, so lange sie Chaldäer, d. i. fremde Eroberer bleiben und keinen sittlichern Grund
ihres Regiments legen. Der Baum möge bis an den Himmel
reichen und ganze Welttheile überschatten; hat er keine Wurzeln in der Erde; so vertilgt ihn oft ein Luftstoß. Er fällt
durch die List eines einzigen treulosen Sklaven, oder durch die
Art eines kühnen Satrapen. Die alte und neue asiatische Geschichte ist dieser Revolutionen voll; daher auch die Philosophie der Staaten an ihnen wenig zu lernen findet. Despoten
werden vom Throne gestoßen und Despoten darauf erhöhet:
das Reich hängt an der Person des Monarchen, an seinem
Zelt, an seiner Krone; wer diese in seiner Gewalt hat, ist der
neue Vater des Volks, d. i. der Anführer einer überwiegenden
Räuberbande. Ein Nebucad-Nezar war dem ganzen Vorder-
Asien furchtbar, und unter dem zweiten Erben lag sein unbefestigtes Reich im Staube. Drei Schlachten Alexanders machen dem ungeheuern Perserreich ein völliges Ende.

3. Endlich sehen wir aus dem ganzen Erdstrich, den wir durchwandert haben, wie hinfällig alles Menschenwerk, ja wie drückend auch die beste Einrichtung in wenigen Geschlechtern werde. Die Pflanze
blühet und blühet ab: eure Väter starben und verwesen: eure
Tempel zerfallen, dein Orakelzelt, deine Gesetztafeln sind nicht
mehr; das ewige Band der Menschen, die Sprache selbst veraltet; wie? und eine Menschenverfassung, eine politische oder
Religions-Einrichtung, die doch nur auf diese Stücke gebauet
sein kann: sie sollte, sie wollte ewig dauern? So würden
dem Flügel der Zeiten Ketten angelegt und der rollende Erdball zu einer trägen Eisscholle über dem Abgrunde. Wie wäre
es uns, wenn wir noch jetzt den König Salomo seine 22,000
Ochsen und 120,000 Schafe an Einem Fest opfern sähen, oder
die Königin aus Saba ihn zu einem Gastmahl in Räthseln besuchte? Was würden wir von aller Aegypter-Weisheit sagen,
wenn der Ochs Apis und die heilige Katze und der heilige Bock
uns im prächtigsten Tempel gezeigt würden? Eben also ist's
mit den drückenden Gebräuchen der Bramanen, dem Aberglauben der Parsen, den leeren Anmaßungen der Juden, dem ungereimten Stolz der Sinesen, und was sich sonst irgendwo auf
uralte Menschen-Einrichtungen vor dreitausend Jahren stützen
möge. Zoroasters Lehre möge ein ruhmwürdiger Versuch gewesen sein, die Uebel der Welt zu erklären und seine Genossen
zu allen Werken des Lichts aufzumuntern; was ist diese Theodicee jetzt, auch nur in den Augen eines Mohamedaners? Die
Seelenwanderung der Bramanen möge als ein jugendlicher
Traum der menschlichen Einbildungskraft gelten, der unsterbliche Seelen im Kreise der Sichtbarkeit versorgen will und an
diesen gutgemeinten Wahn moralische Begriffe knüpfet; was
ist sie aber als ein vernunftloses heiliges Gesetz mit ihren tausend Anhängen von Gebräuchen und Satzungen worden? Die
Tradition ist eine an sich vortreffliche, unserm Geschlecht unentbehrliche Naturordnung; sobald sie aber, sowohl in practischen Staatsanstalten als im Unterricht, alle Denkkraft fesselt,
allen Fortgang der Menschenvernunft und Verbesserung nach
neuen Umständen und Zeiten hindert, so ist sie das wahre Opium
des Geistes sowohl für Staaten als Secten und einzelne Menschen. Das große Asien, die Mutter aller Aufklärung unsrer
bewohnten Erde, hat von diesem süßen Gift viel gekostet und
Andern zu kosten gegeben. Große Staaten und Sekten in ihm
ihm schlafen, wie nach der Fabel der heilige Johannes in seinem Grabe schläft; er athmet sanft, aber seit fast zweitausend
Jahren ist er gestorben und harret schlummernd, bis sein Erwecker kommt.

Griechenland.

Bei Griechenland klärt sich der Morgen auf und wir
schiffen ihm froh entgegen. Die Einwohner dieses Landes bekamen, in Vergleichung mit andern Nationen, früh Schrift und
fanden in den meisten ihrer Verfassungen Triebfedern, ihre
Sprache von der Poesie zu Prose und in dieser zur Philosophie
und Geschichte herabzuführen. Die Philosophie der Geschichte
sieht also Griechenland für ihre Geburtsstätte an: sie hat in
ihm auch eine schöne Jugend durchlebt. Schon der fabelnde
Homer beschreibt die Sitten mehrerer Völker, so weit seine
Kenntniß reichte; die Sänger der Argonauten, deren Nachhall
übrig ist, erstrecken sich in eine andere, merkwürdige Gegend.

Als späterhin die eigentliche Geschichte sich von der Poesie loswand, bereiste Herodot mehrere Länder und trug mit löblich-kindlicher Neugierde zusammen, was er sah und hörte. Die spätern Geschichtschreiber der Griechen, ob sie sich gleich eigentlich auf ihr Land einschränkten, mußten dennoch auch manches von anderen Ländern melden, mit denen ihr Volk in Verbindung kam; so erweiterte sich endlich, insonderheit durch Alexanders Züge, allmählig die Welt. Mit Rom, dem die Griechen nicht nur zu Führern in der Geschichte, sondern auch selbst zu Geschichtsschreibern dienten, erweitert sie sich noch mehr so daß Diodor von Sicilien, ein Grieche, und Trogus, ein Römer, ihre Materialien bereits zu einer Art von Weltgeschichte zusammenzutragen wagten. Wir freuen uns also, daß wir endlich zu einem Volk gelangen, dessen Ursprung zwar auch im Dunkel begraben, dessen erste Zeiten ungewiß, dessen schönste Werke, sowohl der Kunst als der Schrift, größtentheils auch von der Wuth der Völker oder vom Moder der Zeiten vertilgt sind, von dem aber dennoch herrliche Denkmale zu uns reden.

Griechenlands Sprache, Mythologie und Dichtkunst.

Die griechische Sprache ist die gebildetste der Welt, die griechische Mythologie die reichste und die schönste auf der Erde, die griechische Dichtkunst endlich vielleicht die vollkommenste ihrer Art, wenn man sie ort- und zeitmäßig betrachtet. Wer gab nun diesen einst rohen Stämmen eine solche Sprache, Poesie und bildliche Weisheit? Der Genius der Natur gab sie ihnen, ihr Land, ihre Lebensart, ihre Zeit, ihr Stammescharakter.

* * *

Die griechische Sprache ist wie durch Gesang entstanden; denn Gesang und Dichtkunst, und ein früher Gebrauch des freien Lebens hat sie zur Musensprache der Welt gebildet. So selten sich nun jene Umstände der Griechen-Cultur wieder zusammenfinden werden, so wenig das Menschengeschlecht in seine Kindheit zurückgehen und einen Orpheus, Musäus und Linus oder einen Homerus und Hesiodus mit allem, was sie begleitete, von den Todten zurückführen kann; so wenig ist die Genesis einer griechischen Sprache in unsern Zeiten selbst für diese Gegenden möglich.

* * *

Die Mythologie der Griechen floß aus Sagen verschiedener Gegenden zusammen, die Glaube des Volks, Erzählungen der Stämme von ihren Urvätern, oder die ersten Versuche denkender Köpfe waren, sich die Wunder der Welt zu erklären, und der menschlichen Gesellschaft Gestalt zu geben *).

Vor allen ist Homer berühmt, der Vater aller griechischen Dichter und Weisen, die nach ihm lebten. Durch ein glückliches Schicksal wurden seine zerstreueten Gesänge zu rechter Zeit gesammelt und zu einem zwiefachen Ganzen vereint, das wie ein unzerstörbarer Palast der Götter und Helden auch nach Jahrtausenden glänzt. Wie man ein Wunder der Natur zu erklären strebt; so hat man sich Mühe gegeben, das Werden Homers zu erklären **), der doch nichts als ein Kind der Natur war, ein glücklicher Sänger der ionischen Küste. So manche seiner Art mögen untergegangen sein, die ihm theilweise den Ruhm streitig machen könnten, in welchen er jetzt als ein Einziger lebt. Man hat ihm Tempel gebaut, und ihn als einen menschlichen Gott verehrt; die größte Verehrung indeß ist die bleibende Wirkung, die er auf seine Nation hatte und noch jetzt auf alle diejenigen hat, die ihn zu schätzen vermögen. Zwar sind die Gegenstände, die er besingt, Kleinigkeiten nach unsrer Weise: seine Götter und Helden mit ihren Sitten und Leidenschaften sind keine anderen, als die ihm die Sage seiner und der vergangenen Zeiten darbot; eben so eingeschränkt ist auch seine Natur- und Erdkenntniß, seine Moral und Staatslehre. Aber die Wahrheit und Weisheit, mit der er alle Gegenstände seiner Welt zu einem lebendigen Ganzen verwebt, der feste Umriß jedes seiner Züge in jeder Person seiner unsterblichen Gemälde, die unangestrengte sanfte Art, in welcher er, frei als ein Gott, alle Charaktere sieht, und ihre Laster und Tugenden, ihre Glücks- und Unglücksfälle erzählt, die Musik endlich, die in so abwechselnden großen Gedichten unaufhörlich von seinen Lippen strömt und jedem Bilde, jedem Klange seiner Worte eingehaucht, mit seinen Gesängen gleich ewig lebt: sie sind, die in der Geschichte der Menschheit den Homer zum Einzigen seiner Art und der Unsterblichkeit würdig machen, wenn etwas auf Erden unsterblich sein kann.

* * *

Homer war den Griechen in mehrerem Betracht ein Götterbote des Nationalruhms, ein Quell der vielseitigen Nationalweisheit. Die spätern Dichter folgten ihm; die tragischen zogen aus ihm Fabeln, die lehrenden Allegorien, Beispiele und Sentenzen; jeder erste Schriftsteller einer neuen Gattung nahm am Kunstgebäude seines Werks zu dem seinigen das Beste, also daß Homer gar bald das Panier des griechischen Geschmacks ward, und bei schwächern Köpfen die Regel aller menschlichen Weisheit. Auch auf die Dichter der Römer hat er gewirkt, und keine Aeneis würde ohne ihn da sein. Noch mehr hat auch Er die neuern Völker Europa's aus der Barbarei gezogen, so mancher Jüngling hat an ihm bildende Freude genossen, und der arbeitende sowohl als der betrachtende Mann lernt an ihm den Geschmack und der Menschenkenntniß aus ihm gezogen.

Künste der Griechen.

Da aber bei den Griechen ihre Götter durch Gesang und Gedichte eingeführt waren und in herrlichen Gestalten darinn lebten: was war natürlicher, als daß die bildende Kunst von frühen Zeiten an eine Tochter der Dichtkunst ward, die ihr Mutter jene großen Gestalten gleichsam ins Ohr sang? Ihr Dichtern mußte der Künstler die Geschichte der Götter, mußte auch die Art ihrer Vorstellung lernen; daher die älteste Kunst selbst die grausendste Abbildung derselben nicht verschmähte, weil sie der Dichter sang *). Mit der Zeit kam man auf gefälligere Vorstellungen, weil die Dichtkunst selbst gefälliger wurde, und so ward Homer ein Vater der schönern Kunst der Griechen, weil er der Vater ihrer schönern Poesie war. Er gab dem Phidias jene erhabne Idee zu seinem Jupiter, welcher dann die andern Abbildungen dieses Götterkünstlers folgten. Nach den Verwandtschaften der Götter in den Erzählungen ihrer Dichter kamen auch bestimmtere Charaktere oder gar Familienzüge in ihre Bilder, bis endlich die angenommene Dichter-Tradition sich zu einem Codex der Göttergestalten im ganzen Reich der Kunst formte. Kein Volk des Alterthums konnte eine Kunst der Griechen haben, das nicht auch griechische Mythologie und Dichtkunst gehabt hatte, zugleich aber auch auf griechische Weise zu seiner Kultur gelangt war. Ein solches hat es in der Geschichte nicht gegeben, und so stehen die Griechen mit ihrer Homerischen Kunst allein da.

* * *

Wollet ihr also ein neues Griechenland in Göttinnen hervorbringen, so gebet einem Volke diesen dichterisch-mythologischen Aberglauben, nebst allem, was dazu gehört, in seiner ganzen Natureinfalt wieder. Durchreiset Griechenland und betrachtet seine Tempel, seine Grotten und heiligen Haine, werdet ihr von dem Gedanken ablassen, einem Volke die Kunst der griechischen Kunst auch nur wünschen zu wollen, das nicht einer solchen Religion, d. i. von einem so lebhaften Aberglauben, der jede Stadt, jeden Flecken und Winkel mit zugenannter heiliger Gegenwart erfüllt hatte, ganz und gar nichts weiß.

Sitten- und Staatenweisheit der Griechen.

Bald also thaten sich in vielen frei gewordnen Städten und Kolonieen weise Männer hervor, die Vorerfinder des Guten wurden. Sie sahen, unter welchen Uebeln ihr Stamm litt, und sannen auf eine Einrichtung desselben, die auf Gesetze und Sitten des Ganzen erbauet wäre. Natürlich waren alle die meisten dieser alten griechischen weisen Männer in öffentlichen Geschäften Vorsteher des Volks, Rathgeber der Könige, Heerführer: denn bloß von diesen Edeln konnte die politische Reform ausgehen, die weiter hinab aufs Volk wirkte. Selbst Lykurg, Drako, Solon, waren aus den ersten Geschlechtern ihrer Städte, zum Theil selbst obrigkeitliche Personen: die Uebel der Aristokratie sammt der Unzufriedenheit des Volks waren zu ihrer Zeit aufs Höchste gestiegen, daher die bessere Einrichtung, die sie angaben, so großen Eingang gewann. Unsterblich bleibt das Lob dieser Männer, daß sie, vom Zutrauen des Volks unterstützt, für sich und die Ihrigen den Besitz der Oberherrschaft verschmähten, und allen ihren Fleiß, alle ihre Menschen- und Volkskenntniß auf ein Gemeinwesen, d. i. auf den Staat

---

*) S. Heyne de fontibus et causis errorum in historia mythica; de caussis fabularum physicis; de origine et caussis fabularum Homericarum; de Theogonia ab Hesiodo condita etc.

**) Blackwell Enquiry into the Life and Writings of Homer 1736. Wood Essay on the original Genius of Homer 1769.

*) S. Heine über den Kasten des Kypselus u. a.

Staat wandten. Wären ihre ersten Versuche in dieser Art auch bei weitem nicht die höchsten und ewigen Muster menschlicher Einrichtungen; sie sollten dieses auch nicht sein: sie gehören nirgend hin, als wo sie eingeführt wurden, ja auch hier mußten sie sich den Sitten des Stammes und seinen eingewurzelten Uebeln oft wider Willen bequemen. Lykurg hatte riere Hand als Solon; er ging aber in zu alte Zeiten zurück und bauete einen Staat, als ob die Welt ewig im Heldenalter r wohen Jugend verharren könnte. Er führte seine Gesetze n, ohne ihre Wirkungen abzuwarten, und für seinen Geist äre es wohl die empfindlichste Strafe gewesen, durch alle ltalter der griechischen Geschichte die Folgen zu sehen, die sie eils durch Mißbrauch, theils durch ihre zu lange Dauer seiner tadt, und bisweilen dem ganzen Griechenlande verursacht ben. Die Gesetze Solons wurden auf einem andern Wege ädlich. Den Geist derselben hatte er selbst überlebt; die übeln gen seiner Volksregierung sahe er voraus, und sie sind bis m letzten Athem Athens den Weisesten und Besten seiner tadt unverkennbar geblieben *). Das ist aber einmal das chicksal aller menschlichen Einrichtungen, insonderheit der werfen, über Land und Leute. Zeit und Natur verändern les, und das Leben der Menschen sollte sich nicht ändern? lt jedem neuen Geschlecht kommt eine neue Denkart empor, altväterisch auch die Einrichtung und die Erziehung bleibe. ue Bedürfnisse und Gefahren, neue Vortheile des Sieges, Reichthums, der wachsenden Ehre, selbst der mehreren Bevölkerung drängen sich hinzu; und wie kann nun der gestrige g der heutige, das alte Gesetz ein ewiges Gesetz bleiben? wird beibehalten, aber vielleicht nur zum Schein, und leidet meisten in Mißbräuchen, deren Aufopferung eigennützigen, gen Menschen zu hart fiele. Dieß war der Fall mit Lyrgs, Solons, Romulus, Moses und allen Gesetzen, die ihre t überlebten.

* * *

Trotz also aller bösen, zum Theil auch schrecklichen Folgen, für Heloten, Pelasger, Kolonieen, Ausländer und Feinde acher Griechenstaat gehabt hat; so können wir doch das hohe le jenes Gemeinsinnes nicht verkennen, der in Lacedämon, en und Thebe, ja gewissermaßen in jedem Staate Griechends zu seinen Zeiten lebte. Es ist völlig wahr und gewiß, nicht aus einzelnen Gesetzen eines einzelnen Mannes erchsen, er auch nicht in jedem Gliede des Staats auf gleiche ise, zu allen Zeiten gelebt habe; gelebt hat er indeß unter Griechen, wie es selbst noch ihre ungerechten, neidigen ege, die härtesten ihrer Bedrückungen, und die treulosesten räther ihrer Bürgertugend zeigen. Die Grabschrift jener artaner, die bei Thermopylä fielen:

Wandrer, sag's zu Sparta, daß seinen Gesetzen gehorsam
Hier erschlagen hier liegen —

ist allemal der Grundsatz der höchsten politischen Tugend, dem wir auch zwei Jahrtausende später nur zu bedauern en, daß er zwar einst auf der Erde der Grundsatz weniger artaner über einige harte Patrizier-Gesetze eines engen Lan-, noch nie aber das Principium für die reinen Gesetze der mmten Menschheit hat werden mögen. Der Grundsatz t ist der höchste, den Menschen zu ihrer Glückseligkeit und heit ersinnen und ausüben mögen. Ein Aehnliches ists der Verfassung Athens, obgleich dieselbe auf einen ganz en Zweck führte. Denn wenn die Aufklärung des Volkes Sachen, die zunächst für dasselbe gehören, der Gegenstand r politischen Einrichtung sein darf: so ist Athen unstreitig aufgeklärteste Stadt in unsrer bekannten Welt gewesen. der Paris noch London, weder Rom noch Babylon, noch ber Memphis, Jerusalem, Peking und Benares werden ihr über den Rang anstreiten. Da nun Patriotismus und Aufklärung die beiden Pole sind, um welche sich alle Sittenur der Menschheit beweget, so werden auch Athen und ens immer die beiden großen Gedächtnißplätze bleiben, auf den sich die Staatskunst der Menschen über diese Zwecke st jugendlich-froh geübt hat.

Wissenschaftliche Uebungen der Griechen.

Zur menschlichen und moralischen Philosophie neigte sich Forschungsgeist der Griechen vorzüglich, weil ihre Zeit und ssung sie am meisten dieses Weges führte. Naturgeschichte, sik und Mathematik waren damals noch lange nicht genug angebauet, und zu unsern neuern Entdeckungen die Werkzeuge noch nicht erfunden. Alles zog sich dagegen auf die Natur und die Sitten der Menschen. Dies war der herrschende Ton der griechischen Dichtkunst, Geschichte und Staatseinrichtung; jeder Bürger mußte seine Mitbürger kennen, und bisweilen öffentliche Geschäfte verwalten, denen er sich nicht entziehen konnte; die Leidenschaften und wirkenden Kräfte der Menschen hatten damals ein freieres Spiel; selbst dem müßigen Philosophen schlichen sie nicht unbemerkt vorüber, Menschen zu regieren, oder als ein lebendes Glied der Gesellschaft zu wirken, war der herrschende Zug jeder emporstrebenden griechischen Seele. Kein Wunder also, daß auch die Philosophie des abstracten Denkers auf Bildung der Sitten oder des Staats hinausging, wie Pythagoras, Plato, und selbst Aristoteles dies beweisen. Staaten einzurichten, war ihr bürgerlicher Beruf nicht; nirgend war Pythagoras, wie Lykurgus, Solon oder Andre, Obrigkeit und Archon; auch der größte Theil seiner Philosophie war Speculation, die sogar bis an den Aberglauben grenzte. Indessen zog seine Schule Männer, die auf die Staaten Großgriechenlands den größten Einfluß gehabt haben, und der Bund seiner Jünger wäre, wenn ihm das Schicksal Dauer gegönnt hätte, vielleicht die wirksamste, wenigstens eine sehr reine Triebfeder zur Verbesserung der Welt worden *). Aber auch dieser Schritt des über seine Zeit hocherhabnen Mannes war zu früh; die reichen, sybaritischen Städte Großgriechenlands nebst ihren Tyrannen begehrten solche Sittenwächter nicht, und die Pythagoräer wurden ermordet.

* * *

Es ist ein zwar oft wiederholter, aber wie mich dünkt, überspannter Lobspruch des menschenfreundlichen Sokrates, daß Er's zuerst und vorzüglich gewesen sei, der die Philosophie vom Himmel auf die Erde gerufen und mit dem sittlichen Leben der Menschen befreundet habe; wenigstens gilt der Lobspruch nur die Person Sokrates selbst und den engen Kreis seines Lebens. Lange vor ihm waren Philosophen gewesen, die sittlich und thätig für die Menschen philosophirt hatten, da vom fabelhaften Orpheus an, eben dies der bezeichnende Charakter der griechischen Cultur war. Auch Pythagoras hatte durch seine Schule eine viel größere Anlage zur Bildung menschlicher Sitten gemacht, als Sokrates durch alle seine Freunde je hatte machen mögen. Daß dieser die höhere Abstraction nicht liebte, lag an seinem Stande, am Kreise seiner Kenntnisse, vorzüglich aber an seiner Zeit und Lebensweise. Die Systeme der Einbildungskraft ohne fernere Naturerfahrungen waren erschöpft, und die griechische Weisheit ein gaukelndes Geschwätz der Sophisten worden, daß es also keines großen Schrittes bedurfte, das zu verachten oder beiseit zu legen, was nicht weiter zu übertreffen war. Vor dem schimmernden Geiste der Sophisten schützte ihn sein Dämon, seine natürliche Redlichkeit und der bürgerliche Gang seines Lebens. Dieser steckte zugleich seiner Philosophie das eigentliche Ziel der Menschheit vor, das beinahe auf alle, mit denen er umging, so schöne Folgen hatte; allerdings gehörte aber zu dieser Wirksamkeit die Zeit, der Ort und der Kreis von Menschen, mit denen Sokrates lebte. Anderswo wäre der bürgerliche Weise ein aufgeklärter tugendhafter Mann gewesen, ohne daß wir vielleicht seinen Namen wüßten; denn keine Erfindung, keine neue Lehre ist's, die er, ihm eigen, ins Buch der Zeiten verzeichnet nur durch seine Methode und Lebensweise, durch die moralische Bildung, die er sich selbst gegeben hatte und Andern zu geben suchte, vorzüglich endlich durch die Art seines Todes ward er der Welt ein Muster. Es gehörte viel dazu, ein Sokrates zu sein, vor Allem die schöne Gabe, entbehren zu können, und der feine Geschmack an moralischer Schönheit, den er bei sich zu einer Art von Instinct erhöhet zu haben scheinet; indessen hebe man auch diesen bescheidnen edlen Mann nicht über die Sphäre empor, in welche ihn die Vorsehung selbst stellte.

* * *

Ein ganz anderer war Aristoteles Geist, der scharfsinnigste, festeste und trockenste vielleicht, der je den Griffel geführt. Seine Philosophie ist freilich mehr die Philosophie der Schule, als des gemeinen Lebens, insonderheit in den Schriften, die wir von ihm haben, und nach der Weise, wie man sie gebraucht; um so mehr aber hat die reine Vernunft und Wissenschaft durch ihn gewonnen, so daß er in ihrem Gebiet als ein Monarch der Zeiten dasteht.

* * *

*) S. Xenophon über die Republik der Athenienser; auch , Aristoteles u. And.

*) S. in Meiners Geschichte der Wissenschaften in Griechenland und Rom Thl. I. die Geschichte dieser Gesellschaft.

Seine bessern Schriften aber, die Naturgeschichte und Physik, die Ethik und Moral, die Politik, Poetik und Redekunst erwarten noch manche glückliche Anwendung. Zu beklagen ist's, daß seine historischen Werke untergegangen sind und daß wir auch seine Naturgeschichte nur im Auszuge haben. Wer indessen den Griechen den Geist reiner Wissenschaft abspricht, möge ihren Aristoteles und Euklides lesen, Schriftsteller, die in ihrer Art nie übertroffen wurden: denn auch das war Platons und Aristoteles Verdienst, daß sie den Geist der Naturwissenschaft und Mathematik erweckten, der über alles Moralisiren hinaus ins Große geht, und für alle Zeiten wirkt. Mehrere Schüler derselben waren Beförderer der Astronomie, Botanik, Anatomie und andrer Wissenschaften, wie denn Aristoteles selbst bloß mit seiner Naturgeschichte den Grund zu einem Gebäude gelegt hat, an welchem noch Jahrhunderte bauen werden. Zu allem Gewissen der Wissenschaft, wie zu allem Schönen der Form ist in Griechenland der Grund gelegt worden; leider aber, daß uns das Schicksal von den Schriften seiner gründlichsten Weisen so wenig gegönnt hat! Was übrig geblieben ist, ist vortrefflich: das Vortrefflichste ging vielleicht unter.

* * *

Das Schicksal mit eisernem Fuß geht einen andern Gang fort, als daß es auf die Unsterblichkeit einzelner menschlicher Werke in Wissenschaft oder in Kunst rechne. Die gewaltigen Propyläen Athens, alle Tempel der Götter, jene prächtigen Paläste, Mauern, Kolosse, Bildsäulen, Sitze, Wasserleitungen, Straßen, Altäre, die das Alterthum für die Ewigkeit schuf, sind durch die Wuth der Zerstörer dahin; und einige schwache Gedankenblätter des menschlichen Nachsinnens und Fleißes sollten verschont bleiben? Vielmehr ist zu verwundern, daß wir derselben noch so viel haben, und vielleicht haben wir an ihnen noch zu viel, als daß wir sie alle gebraucht hätten, wie sie zu gebrauchen wären. Lasset uns jetzt zum Aufschluß dessen, was wir bisher einzeln durchgingen, die Geschichte Griechenlands im Ganzen betrachten; sie trägt ihre Philosophie Schritt vor Schritt belehrend mit sich.

* * *

Sowohl in Kriegs- als Staatssachen haben die erfahrensten Männer der römischen und neueren Welt von den Griechen gelernet: denn die Art des Krieges möge sich mit den Waffen, der Zeit und der Weltlage ändern: der Geist der Menschen, der da erfindet, überredet, seine Anschläge bedeckt, angreift, vorrückt, sich vertheidigt oder zurückzieht, die Schwächen seiner Feinde ausspähet und so oder also seinen Vortheil gebraucht oder mißbraucht, wird zu allen Zeiten derselbe bleiben.

* * *

In der physischen Natur zählen wir nie auf Wunder: wir bemerken Gesetze, die wir allenthalben gleich wirksam, unwandelbar und regelmäßig finden; wie? und das Reich der Menschheit mit seinen Kräften, Veränderungen und Leidenschaften sollte sich dieser Naturkette entwinden? Setzet Sinesen nach Griechenland, und es wäre unser Griechenland nie entstanden; setzt unsre Griechen dahin, wohin Darius die gefangenen Eretrier führte: sie werden kein Sparta und Athen bilden. Betrachtet Griechenland jetzt; ihr findet die alten Griechen, ja oft ihr Land nicht mehr. Sprächen sie nicht noch einen Rest ihrer Sprache, sähet ihr nicht noch Trümmer ihrer Denkart, ihrer Kunst, ihrer Städte, oder wenigstens ihrer alten Flüsse und Berge, so müßtet ihr glauben, das alte Griechenland sei euch als eine Insel der Kalypso oder des Alkinous vorgedichtet worden. Wie nun diese neuern Griechen nur durch die Zeitfolge, in einer gegebenen Reihe von Ursachen und Wirkungen das worden sind, was sie wurden; nicht minder jene alten, nicht minder jede Nation der Erde. Die ganze Menschengeschichte ist eine reine Naturgeschichte menschlicher Kräfte, Handlungen und Triebe nach Ort und Zeit.

* * *

Man gehe die verlornen und erhaltenen Schriften, die verschwundenen und übriggebliebenen Werke der Kunst, sammt den Nachrichten über ihre Erhaltung und Zerstörung durch, und wage es, die Regel anzuzeigen, nach welcher in einzelnen Fällen das Schicksal erhielt oder zerstörte? Aristoteles ward in einem Exemplar unter der Erde, andere Schriften als verworfene Pergamente in Kellern und Kisten, der Spötter Aristophanes unter dem Kopfkissen des heil. Chrysostomus erhalten, damit dieser aus ihm predigen lernte, und so sind die verworfensten kleinsten Wege gerade diejenigen gewesen, von denen unsre ganze Aufklärung abhing. Nun ist unsre Aufklärung unstreitig ein großes Ding in der Weltgeschichte: sie hat fast alle Völker in Aufruhr gebracht und legt jetzt mit Herschel die Milchstraßen des Himmels wie Strata auseinander. Und dennoch, von welchen kleinen Umständen hing sie ab, die uns das Glas und einige Bücher brachten! so daß wir ohne diese Kleinigkeiten vielleicht noch wie unsre alten Brüder, die unsterblichen Scythen, mit Weibern und Kindern auf Wagenhäusern führen. Hätte die Reihe der Begebenheiten es gewollt, daß wir statt griechischer mongolische Buchstaben erhalten hätten: so schrieben wir jetzt mongolisch und die Erde ginge deshalb mit ihren Jahren und Jahreszeiten ihren großen Gang fort, eine Ernährerin alles dessen, was nach göttlichen Naturgesetzen auf ihr lebet und wirket.

Roms Einrichtungen zu einem herrschenden Staats- und Kriegsgebäude.

1. Der römische Senat, wie das römische Volk, waren von frühen Zeiten an Krieger; Krieger von seinem höchsten bis im Nothfall zum niedrigsten Gliede, war ein Kriegsstaat. Der Senat rathschlagte: er gab aber auch in seinen Patriziern Feldherrn und Gesandte: der wohlhabende Bürger, von seinem sechzehnten bis zum sechsundvierzig- oder gar fünfzigsten Jahre, mußte zu Felde dienen. Wer nicht zehn Kriegszüge gethan hatte, war keiner obrigkeitlichen Stelle würdig. Daher also der Staatsgeist der Römer im Felde, ihr Kriegsgeist im Staat. Ihre Berathschlagungen waren über Sachen, die sie kannten, ihre Entschlüsse wurden Thaten. Der römische Gesandte gebot Königen Ehrfurcht ein; denn er konnte zugleich Herrn stören, und im Senat sowohl als im Felde das Schicksal über Königreiche entscheiden. Das Volk der obern Centurien war keine rohe Masse des Pöbels; es bestand aus kriegs-, länder-, geschäfterfahrnen, begüterten Männern. Die ärmern Centurien galten mit ihren Stimmen auch minder, und wurden in den bessern Zeiten Roms des Krieges nicht einmal fähig geachtet.

2. Dieser Bestimmung ging die römische Erziehung insonderheit in den edlen Geschlechtern entgegen. Man lernte rathschlagen, reden, seine Stimme geben oder das Volk lenken; man ging früh in den Krieg und bahnte sich den Weg zu Triumphen oder Ehrengeschenken und Staatsämtern. Daher der so eigne Charakter der römischen Geschichte und Beredtsamkeit, selbst ihrer Rechtsgelehrsamkeit und Religion, Philosophie und Sprache; alle hauchen diesen Staats- und Thatengeist, einen männlichen, kühnen Muth, mit Verschlagenheit und Bürger-Urbanität verbunden. Es läßt sich beinahe kein größerer Unterschied gedenken, als wenn man eine finesische oder jüdische und römische Geschichte oder Beredsamkeit mit einander vergleichet. Auch vom Geiste der Griechen, Sparta selbst nicht ausgenommen, ist der römische Geist verschieden, weil er bei diesem Volke gleichsam auf einer härtern Natur, auf älterer Gewohnheit, auf festern Grundsätzen ruhet. Der römische Senat starb nicht aus; seine Schlüsse, seine Maximen und der von Romulus hergeerbte Bürger-Charakter war ewig.

3. Die römischen Feldherren waren oft Consuls, deren Amt und Feldherrn-Würde gewöhnlich nur ein Jahr dauerte: sie mußten also eilen, um im Triumph zurückzukehren, und der Nachfolger eilte seinen Vorfahren Götterehre nach. Daher der unglaubliche Fortgang und die Vervielfältigung der römischen Kriege; einer entstand aus dem andern, wie einer den andern trieb. Man spannte sogar Gelegenheit auf, um künftige Feldzüge zu beginnen, wenn der jetzige vollendet wäre und wucherte mit demselben mit einem Kapital der Beute, des Glücks und der Ehre. Daher das Interesse, das die Römer so gern an fremden Völkern nahmen, denen sie sich als Bundes- und Schutzverwandte, als Schiedsrichter, gewiß nicht aus Menschenliebe, aufdrangen. Ihre Bundesfreundschaft ward Vormundschaft, ihr Rath Befehl, ihre Entscheidung Krieg oder Herrschaft. Nie hat man einen kältern Stolz und zuletzt eine schamlosere Kühnheit befehlenden Aufdringens gegeben, als diese Römer besessen haben; sie glaubten, die Welt sei die ihre und darum ward sie ihr.

4. Auch der römische Soldat nahm an Ehren und am Lohne des Feldherrn Theil. In den ersten Zeiten der Bürgertugend Roms diente man um keinen Sold, nachher ward er sparsam ertheilt; mit den Eroberungen aber und der Emporhebung des Volks durch die Tribunen wuchsen Sold, Lohn und Beute. Oft wurden die Aecker der Ueberwundenen unter die Soldaten vertheilt, und es ist bekannt, daß die meisten und ältesten Streitigkeiten der römischen Republik über die Austheilung der Aecker unter das Volk entstanden. Späterhin bei auswärtigen Eroberungen

ahm der Soldat an der Beute, und durch Ehre sowohl als urch reiche Geschenke am Triumph seines Feldherrn selbst Theil. Es gab Bürger-, Mauer-, Schiffskronen, und L. Denatus konnte sich rühmen, „daß, da er hundert und zwanzig Treffen beigewohnt, achtmal im Zweikampf gesiegt, vorn am eibe fünf und vierzig Wunden und hinten keine erhalten, er em Feinde fünf und dreißigmal die Waffen abgezogen und it achtzehn unbeschlagenen Spießen, mit fünf und zwanzig Pferdezierrathen, mit drei und achtzig Ketten, hundert und chzig Armringen, mit sechs und zwanzig Kronen, nämlich lerzehn Bürger-, acht goldnen, drei Mauer- und einer Errettungskrone, außerdem mit baarem Gelde, zehn Gefangenen nd zwanzig Ochsen beschenkt sei."

* * *

5. Der größte Theil der gepriesenen Römertugend ist uns ohne die enge, harte Verfassung ihres Staats unerklärlich; jene fiel weg, sobald diese egfiel. Die Consuls traten in die Stelle der Könige und urden nach den ältesten Beispielen gleichsam gedrungen, eine ehr als königliche, eine römische Seele zu beweisen; alle brigkeiten, insonderheit die Censors, nahmen an diesem Geiste heil. Man erstaunt über die strenge Unpartheilichkeit, über e uneigennützige Großmuth, über das geschäftvolle bürgerliche eben der alten Römer vom Anbruch des Tages an, ja noch r Anbruch desselben, bis in die späte Dämmerung. Kein taat der Welt hat es vielleicht in dieser ernsten Geschäftigit, in dieser bürgerlichen Härte so weit als Rom gebracht, welchem sich alles nahe zusammendrängte. Der Adel ihrer eschlechter, der sich auch durch Geschlechtsnamen glorreich auszeichnete, die immer erneuete Gefahr von außen und das unaufhörlich kämpfende Gegengewicht zwischen dem Volk und den elen von innen; wiederum das Band zwischen beiden durch lientelen und Patronate, das gemeinschaftliche Drängen an nander auf Märkten, in Häusern, in politischen Tempeln, e nahen und doch genau abgetheilten Grenzen zwischen dem, as dem Rath und dem Volk gehörte, ihr enges häusliches eben, die Erziehung der Jugend im Anblick dieser Dinge von indheit auf; alles trug dazu bei, das römische Volk zum ößesten, ersten Volk der Welt zu bilden. Ihr Adel war cht, wie bei andern Völkern, ein träger Landgüter- oder Naadel; es war ein stolzer Familien-, ein Bürger- und ürgergeist in den ersten Geschlechtern, auf welchen das Vaterand als auf seine stärkste Stütze rechnete: in fortgesetzter ätigkeit, im dauernden Zusammenhange desselben ewigen taates erbte es von Vätern auf Kinder und Enkel hinunter. h bin gewiß, daß in den gefährlichsten Zeiten kein Römer en Begriff davon gehabt habe, wie Rom untergehen könne, wirkten für ihre Stadt, als sei ihr von den Göttern die wigkeit beschieden und als ob sie Werkzeuge dieser Götter zur ligen Erhaltung derselben wären. Nur als das ungeheure ück den Muth der Römer zum Uebermuth machte, da sagte on Scipio beim Untergange Karthago's jene Verse Homers, auch seinem Vaterlande das Schicksal Troja's weissagten.

6. Die Art, wie die Religion mit dem Staat Rom verwebt war, trug allerdings zu seiner ärgerlich-kriegerischen Größe bei. Da sie vom Beginn der Stadt und in den tapfersten Zeiten der Republik den Händen der angesehensten Familien, der Staats- und egsmänner selbst war, so daß auch noch die Kaiser sich ihrer ürden nicht schämten, so bewahrte sie sich in ihren Gebräuen vor jener wahren Pest aller Landesreligionen, der Verung, die der Senat auf alle Weise von ihr abzuhalten chte. Der staatskluge Polybius schrieb also einen Theil der ugendtugenden, vornämlich ihre unbestechliche Treue und ahrheit, der Religion zu, die er Aberglauben nannte; und ürlich sind die Römer bis in die späten Zeiten ihres Verfalls em Aberglauben so ergeben gewesen, daß auch einige Feldrn vom wildesten Gemüth sich die Geberde eines Umganges den Göttern gaben und durch ihre Begeisterung, wie durch n Beistand nicht nur über die Gemüther des Volks und rs, sondern selbst über das Glück und den Zufall Macht zu en glaubten. Mit allen Staats- und Kriegshandlungen Religion verbunden, also daß jene durch diese geweihet rden; daher die edlen Geschlechter für den Besitz der Reliswürden als für ihr heiligstes Vorrecht gegen das Volk pften. Man schreibt dieses gemeiniglich bloß ihrer Staatsheit zu, weil sie durch die Auspicien und Aruspicien, als ch einen künstlichen Religionsbetrug den Lauf der Begebenen in ihrer Hand hatten; aber wiewohl ich nicht läugne, diese auch also gebraucht worden, so war dies die ganze he nicht. Die Religion der Väter und Götter Roms war allgemeinen Glauben nach die Stütze ihres Glücks, das erpfand ihres Vorzugs vor andern Völkern und das geweihete Heiligthum ihres in der Welt einzigen Staates. Wie sie nun im Anfange keine fremden Götter aufnahmen, ob sie wohl die Götter jedes fremden Landes schoneten; so sollte auch ihren Göttern der alte Dienst, durch den sie Römer geworden waren, bleiben. Hierin etwas verändern, hieß die Grundsäule des Staats verrücken.

7. Was soll ich von der römischen Kriegskunst sagen? „Nie nachzulassen, bis der Feind im Staube lag, und daher immer nur mit einem Feinde zu schlagen; nie Frieden anzunehmen im Unglück, wenn auch der Friede mehr als der Sieg brächte, sondern fest zu stehen und desto trotziger zu sein gegen den glücklichen Sieger; großmüthig und mit der Larve der Uneigennützigkeit anzufangen, als ob man nur Leidende zu schützen, nur Bundesverwandte zu gewinnen suchte, bis man zeitig genug den Bundesgenossen befehlen, die Beschützten unterdrücken und über Freund und Feind als Sieger triumphiren konnte." Diese und ähnliche Maximen römischer Insolenz, oder wenn man will, felsenfester, kluger Großmuth machten eine Welt von Ländern zu ihren Provinzen, und werden es immer thun, wenn ähnliche Zeiten mit einem ähnlichen Volke wiederkämen.

Charakter, Wissenschaften und Künste der Römer.

Woher entsprang der große Charakter der Römer? Er entsprang aus ihrer Erziehung, oft sogar aus dem Namen der Person und des Geschlechtes, aus ihren Geschäften, aus dem Zusammendrange des Raths, des Volks, und aller Völker im Mittelpunkt der Weltherrschaft; ja endlich aus der glücklich-unglücklichen Nothwendigkeit selbst, in der sich die Römer fanden. Daher theilte er sich auch allem mit, was an der römischen Größe Theil nahm, nicht nur den edlen Geschlechtern, sondern auch dem Volke; und Männern sowohl als den Weibern. Die Tochter Scipio's und Cato's, die Gattin Brutus, der Gracchen Mutter und Schwester konnten ihrem Geschlecht nicht unwürdig handeln; ja oft übertrafen edle Römerinnen die Männer selbst an Klugheit und Würde. So war Terentia heldenmüthiger als Cicero, Veturia edler als Coriolan, Paulina stärker als Seneca u. s. In keinem morgenländischen Harem, in keinem Gynäceum der Griechen konnten, bei aller Anlage der Natur, weibliche Tugenden hervorsprossen, wie im öffentlichen und häuslichen Leben der Römer; freilich aber auch in verdorbenen Zeiten weibliche Laster, vor denen die Menschheit schaudert. Schon nach Ueberwindung der Lateiner wurden hundert und siebenzig römische Gemahlinnen eins, ihre Männer mit Gift hinzurichten, und tranken, als sie entdeckt waren, ihre bereitete Arznei wie Helden. Was unter den Kaisern die Weiber in Rom vermochten und ausübten, ist unsäglich. Der stärkste Schatten grenzt ans stärkste Licht: eine Stiefmutter Livia, und die treue Antonia-Drusus, eine Plancina und Agrippina-Germanicus, eine Messalina und Octavia stehen dicht an einander.

* * *

„Vorübergehend ist alles in der Geschichte; die Aufschrift ihres Tempels heißt: Nichtigkeit und Verwesung. Wir treten den Staub unsrer Vorfahren und wandeln auf dem eingesunkenen Schutt zerstörter Menschen-Verfassungen und Königreiche. Wie Schatten gingen uns Aegypten, Persien, Griechenland, Rom vorüber; wie Schatten steigen sie aus den Gräbern hervor, und zeigen sich in der Geschichte."

„Und wenn irgend ein Staatsgebäude sich selbst überlebte; wer wünscht ihm nicht einen ruhigen Hingang? Wer fühlt nicht Schauder, wenn er im Kreise lebendig-wirkender Wesen auf Todtengewölbe alter Einrichtungen stößt, die den Lebendigen Licht und Wohnung rauben? Und wie bald, wenn der Nachfolger diese Katakomben hinwegräumt, werden auch seine Einrichtungen dem Nachfolger gleiche Grabgewölbe dünken, und von ihm unter die Erde gesandt werden."

„Die Ursache dieser Vergänglichkeit aller irdischen Dinge liegt in ihrem Wesen, in dem Ort, den sie bewohnen, in dem ganzen Gesetz, das unsre Natur bindet. Der Leib der Menschen ist eine zerbrechliche, immer erneuete Hülle, die endlich sich nicht mehr erneuen kann; ihr Geist aber wirkt auf Erden nur in und mit dem Leibe. Wir dünken uns selbständig, und hangen von allem in der Natur ab; in eine Kette wandelbarer Dinge verflochten, müssen auch wir den Gesetzen ihres Kreislaufs folgen, die keine anderen sind, als Entstehen, Sein und Verschwinden. Ein loser Faden knüpft das Geschlecht der Menschen, der jeden Augenblick reißt, um von neuem geknüpft zu werden. Der kluggewordene Greis geht unter die Erde, damit sein Nachfolger ebenfalls wie ein Kind beginne, die Werke sei-

nes Vorgängers vielleicht als ein Thor zerstöre, und dem Nachfolger dieselbe nichtige Mühe überlasse, mit der auch Er sein Leben verzehrt. So ketten sich Tage, so ketten Geschlechter und Reiche sich an einander. Die Sonne geht unter, damit Nacht werde und Menschen sich über eine neue Morgenröthe freuen mögen."

„Und wenn bei diesem Allen nur noch einiger Fortgang merklich wäre; wo zeigt dieser sich aber in der Geschichte? Allenthalben sieht man in ihr Zerstörung, ohne wahrzunehmen, daß das Erneuete besser als das Zerstörte werde. Die Nationen blühen auf und ab; in eine abgeblühete Nation kommt keine junge, geschweige eine schönere Blüthe wieder. Die Kultur rückt fort, sie wird aber damit nicht vollkommener; am neuen Orte werden neue Fähigkeiten entwickelt, die alten des alten Orts gingen unwiederbringlich unter. Waren die Römer weiser und glücklicher als es die Griechen waren? Und sind wir's mehr als beide?"

„Die Natur des Menschen bleibt immer dieselbe; im zehntausendsten Jahre der Welt wird er mit Leidenschaften geboren, wie er im zweiten derselben mit Leidenschaften geboren ward, und durchläuft den Gang seiner Thorheiten zu einer späten, unvollkommenen, nutzlosen Weisheit. Wir gehen in einem Labyrinth umher, in welchem unser Leben nur eine Spanne abschneidet; daher es uns fast gleichgültig sein kann, ob der Irrweg Entwurf und Ausgang habe."

„Trauriges Schicksal des Menschengeschlechts, das mit allen seinen Bemühungen an Ixions Rad, an Sisyphus Stein gefesselt, und zu einem tantalischen Sehnen verdammt ist. Wir müssen wollen, wir müssen sterben, ohne daß wir je die Frucht unsrer Mühe vollendet sähen, oder aus der ganzen Geschichte ein Resultat menschlicher Bestrebungen lernten. Steht ein Volk allein da, so nutzt sich sein Gepräge unter der Hand der Zeit ab; kommt es mit andern ins Gedränge, so wird es in den schmelzenden Tiegel geworfen, in welchem sich die Gestalt desselben gleichfalls verliert. So bauen wir aufs Eis, so schreiben wir in die Welle des Meers; die Welle verrauscht, das Eis zerschmilzt und hin ist unser Palast, wie unsre Gedanken."

* * *

Großer Vater der Menschen, welche leichte und schwere Lection gabst du deinem Geschlecht auf Erden zu seinem ganzen Tagewerk auf! Nur Vernunft und Billigkeit sollen sie lernen; üben sie dieselbe, so kommt von Schritt zu Schritt Licht in ihre Seele, Güte in ihr Herz, Vollkommenheit in ihren Staat, Glückseligkeit in ihr Leben. Mit diesen Gaben beschenkt, und solche treu anwendend, kann der Neger seine Gesellschaft einrichten wie der Grieche, der Troglodyt wie der Sinese. Die Erfahrung wird Jeden weiter führen, und die Vernunft sowohl als die Billigkeit seinen Geschäften Bestand, Schönheit und Ebenmaß geben. Verläßt er sie aber, die wesentlichsten Führerinnen seines Lebens, was ists, das seinem Glück Dauer geben, und ihn den Rachegöttinnen der Inhumanität entziehen möge?

* * *

Es waltet eine weise Güte im Schicksal der Menschen; daher es keine schönere Würde, kein dauerhafteres und reineres Glück giebt, als im Rath derselben zu wirken.

1. Auf unsrer Erde belebte sich alles, was sich auf ihr beleben konnte: denn jede Organisation trägt in ihrem Wesen eine Verbindung mannigfaltiger Kräfte, die sich einander beschränken, und in dieser Beschränkung ein Maximum zur Dauer gewinnen konnten, in sich. Gewannen sie dies nicht, so trennten sich die Kräfte, und verbanden sich anders.

2. Unter diesen Organisationen stieg auch der Mensch hervor, die Krone der Erdenschöpfung. Zahllose Kräfte verbanden sich in ihm, und gewannen ein Maximum, den Verstand, so wie ihre Materie, der menschliche Körper nach Gesetzen der schönsten Symmetrie und Ordnung, den Schwerpunkt. Im Charakter des Menschen war also zugleich der Grund seiner Dauer und Glückseligkeit, das Gepräge seiner Bestimmung und der ganze Lauf seines Erdenschicksals gegeben.

3. Vernunft heißt dieser Charakter der Menschheit, denn er vernimmt die Sprache Gottes in der Schöpfung, d. i. er sucht die Regel der Ordnung, nach welcher die Dinge zusammenhangend auf ihr Wesen gegründet sind. Sein innerstes Gesetz ist also Erkenntniß der Existenz und Wahrheit; Zusammenhang der Geschöpfe nach ihren Beziehungen und Eigenschaften. Er ist ein Bild der Gottheit, denn er erforscht die Gesetze der Natur, die Gedanken, nach denen der Schöpfer sie verband, und die er ihnen wesentlich machte. Die Vernunft kann also eben so wenig willkürlich handeln, als die Gottheit selbst willkürlich dachte.

4. Vom nächsten Bedürfniß fing der Mensch an, die Kräfte der Natur zu erkennen und prüfen. Sein Zweck dabei ging nicht weiter als auf sein Wohlsein, d. i. auf einen gleichmäßigen Gebrauch seiner eignen Kräfte in Ruhe und Uebung. Er kam mit andern Wesen in ein Verhältniß, und auch jetzt ward sein eignes Dasein das Maß dieser Verhältnisse. Die Regel der Billigkeit drang sich ihm auf, denn sie ist nichts als die practische Vernunft, das Maß der Wirkung und Gegenwirkung zum gemeinschaftlichen Bestande gleichartiger Wesen.

5. Auf dies Principium ist die menschliche Natur gebaut, so daß kein Individuum eines andern oder der Nachkommenschaft wegen da zu sein glauben darf. Befolgt der Niedrigste in der Reihe der Menschen das Gesetz der Vernunft und Billigkeit, das in ihm liegt, so hat er Consistenz, d. i. er genießt Wohlsein und Dauer; er ist vernünftig, billig, glücklich. Dies ist er nicht, vermöge der Willkür andrer Geschöpfe oder des Schöpfers, sondern nach den Gesetzen einer allgemeinen, in sich selbst gegründeten Naturordnung. Weicht er von der Regel des Rechts, so muß sein strafender Fehler selbst ihm Unordnung zeigen und ihn veranlassen, zur Vernunft und zur Billigkeit, als den Gesetzen seines Daseins und Glücks, zurückzukehren.

6. Da seine Natur aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt ist, so thut er dieses selten auf dem kürzesten Wege; er schwankt zwischen zwei Extremen, bis er sich sich gleichsam mit seinem Dasein abfindet, und einen Punkt der leidlichen Mitte erreicht, in welchem er sein Wohlsein glaubt. Irrt er hiebei: so geschieht es nicht ohne sein geheimes Bewußtsein, und er muß die Folgen seiner Schuld tragen. Er trägt sie aber nur bis zu einem gewissen Grade, da sich entweder das Schicksal durch seine eigenen Bemühungen zum Bessern wendet, oder sein Dasein weiterhin keinen innern Bestand findet. Einen wohlthätigern Nutzen konnte die höchste Weisheit dem physischen Schmerz und dem moralischen Uebel nicht geben, denn keine höhere ist denkbar.

7. Hätte auch nur ein einziger Mensch die Erde betreten, so wäre an ihm der Zweck des menschlichen Daseins erfüllt gewesen, wie man ihn bei so manchen einzelnen Menschen und Nationen für erfüllt achten muß, die durch Ort- und Zeitbestimmungen von der Kette des ganzen Geschlechts getrennt wurden. Da aber Alles, was auf Erden leben kann, so lange sie selbst in ihrem Beharrungsstande bleibt, fortdauert, so hatte auch das Menschengeschlecht, wie alle Geschlechter der Lebenden, Kräfte der Fortpflanzung in sich, die dem Ganzen gemäß ihre Proportion und Ordnung finden konnten und gefunden haben. Mithin vererbte sich das Wesen der Menschheit, die Vernunft und ihr Organ, die Tradition, auf eine Reihe von Geschlechtern hinunter. Allmählig ward die Erde erfüllt, und der Mensch ward Alles, was er in solchem und keinem andern Zeitraume auf der Erde werden konnte.

8. Jedem einzelnen Gliede wird die Wohlfahrt des Ganzen sein eigenes Beste; denn wer unter den Uebeln desselben leidet, hat auch das Recht und die Pflicht auf sich, diese Uebel von sich abzuhalten und sie für seine Brüder zu mindern. Auf Regenten und Staaten hat die Natur nicht gerechnet; sondern auf das Wohlsein der Menschen in ihren Reichen. Jene büßen ihre Frevel und Unvernunft langsamer, als sie der Einzelne büßt, weil sie sich immer nur mit dem Ganzen berechnen, in welchem das Elend jedes Armen lange unterdrückt wird; zeigt aber büßt es der Staat und sie mit desto gefährlicherm Ende. In allem diesem zeigen sich die Gesetze der Wiedervergeltung nicht anders als die Gesetze der Bewegung bei dem Stoße des kleinsten physischen Körpers, und der höchste Regent Europa's bleibt den Naturgesetzen des Menschengeschlechts sowohl unterworfen, als der Geringste seines Volkes. Sein Stand verbindet ihn blos, ein Haushalter dieser Naturgesetze zu sein und bei seiner Macht, die er nur durch andre Menschen hat, auch für andre Menschen ein weiser und gütiger Menschengott zu werden.

9. In der allgemeinen Geschichte also, wie im Leben von wahrlosester einzelner Menschen erschöpfen sich alle Thorheiten und Laster unsres Geschlechtes, bis sie endlich durch Noth gezwungen werden, Vernunft und Billigkeit zu lernen. Was irgend geschehen kann, geschieht und bringt hervor, was es seiner Natur nach hervorbringen konnte. Dies Naturgesetz hindert keine, auch nicht die ausschweifendste Macht an ihrer Wirkung; es hat aber alle Dinge in die Regel beschränkt, daß eine gegenseitige Wirkung die andre aufhebe und zuletzt nur das Ersprießliche dauernd bleibe. Das Böse, das Andre verderbt, muß sich entweder unter die Ordnung schmiegen oder selbst verderben. Der Vernünftige und Tugendhafte also ist im Reiche Gottes allenthalben glücklich; denn so wenig die Vernunft diesen Lohn begehrt, so wenig verlangt ihn auch die innere Tugend. Mißlingt ihr Werk von außen, so hat nicht sie, sondern der

Zeitalter davon den Schaden, und doch kann es die Unvernunft und Zwietracht der Menschen nicht immer verhindern; es wird gelingen, wenn seine Zeit kommt.

10. Indessen geht die menschliche Vernunft im Ganzen des Geschlechtes ihren Gang fort; sie sinnt aus, wenn sie auch noch nicht anwenden kann, sie erfindet, wenn böse Hände auch lange Zeit ihre Erfindung mißbrauchen. Der Mißbrauch wird sich selbst strafen, und die Unordnung eben durch den unermüdeten Eifer einer immer wachsenden Vernunft mit der Zeit Ordnung werden. Indem sie Leidenschaften bekämpft, stärkt und läutert sie sich selbst; indem sie hier gedrückt wird, flieht sie dorthin, und erweitert den Kreis ihrer Herrschaft über die Erde. Es ist keine Schwärmerei, zu hoffen, daß, wo irgend Menschen wohnen, einst auch vernünftige, billige und glückliche Menschen wohnen werden; glücklich, nicht nur durch ihre eigene, sondern durch die gemeinschaftliche Vernunft ihres ganzen Brudergeschlechtes.

Vasken, Galen und Kymren.

Die Galen, die unter dem Namen der Gallier und Celten ein bekannteres und berühmteres Volk sind, als die Basken waren, hatten am Ende mit ihnen einerlei Schicksal. In Spanien besaßen sie einen weiten und schönen Erdstrich, auf welchem sie den Römern mit Ruhm widerstanden; in Gallien, welches von ihnen den Namen hat, haben sie dem Cäsar eine zehnjährige, und in Britannien seinen Nachfolgern eine noch längere, zuletzt nutzlose Mühe gekostet, da die Römer endlich die Insel selbst aufgeben mußten. Außerdem war Helvetien, der obere Theil von Italien, der untere Theil von Deutschland längs der Donau bis nach Pannonien und Illyricum zu, wenn auch nicht allenthalben in dichten Reihen, mit Stämmen und Kolonieen aus ihrem Schooße besetzt; und in den ältern Zeiten waren unter allen Nationen sie der Römer furchtbarste Feinde. Ihr Brennus legte Rom in die Asche, und machte der künftigen Weltbeherrscherin beinahe ein völliges Ende. Ein Zug von ihnen drang bis in Thracien, Griechenland und Klein-Asien ein, wo sie unter dem Namen der Galater mehr als einmal furchtbar geworden. Wo sie indessen ihren Stamm am dauerhaftesten, und gewiß nicht ganz ohne Kultur angebauet haben, war in Gallien und den britannischen Inseln. Hier hatten sie ihre merkwürdige Druiden-Religion, und in Britannien ihren Ober-Druiden; hier hatten sie jene merkwürdige Verfassung eingerichtet, von welcher in Britannien, Irland und auf den Inseln noch so viele, zum Theil ungeheure Steingebäude und Steinhaufen zeugen; Denkmale, die wie die Pyramiden wahrscheinlich noch Jahrtausende über dauern und vielleicht immer ein Räthsel bleiben werden. Eine Art Staats- und Kriegseinrichtung war ihnen eigen, die zuletzt den Römern erlag, weil die Uneinigkeit ihrer gallischen Fürsten sie selbst ins Verderben stürzte; auch waren sie nicht ohne Naturkenntnisse und Künste, so viele derselben ihrem Zustande gemäß schienen; am wenigsten endlich ohne das, was bei allen Barbaren die Seele des Volks ist, ohne Gesänge und Lieder. Im Munde ihrer Barden waren diese vorzüglich der Tapferkeit geweihet, und sangen die Thaten ihrer Väter. Gegen einen Cäsar, und sein mit aller römischen Kriegskunst ausgerüstetes Heer erscheinen sie freilich als halbe Wilde; mit andern nordischen Völkern, auch mit mehreren deutschen Stämmen verglichen, erscheinen sie nicht also, da sie diese offenbar an Gewandtheit und Leichtigkeit des Charakters, wohl auch an Kunstfleiß, Kultur und politischer Einrichtung übertrafen; denn wie der deutsche Charakter noch jetzt in manchen Grundzügen dem ähnlich ist, den Tacitus schildert, so ist auch schon im alten Gallier, trotz alles dessen, was die Zeiten verändert haben, der jüngere Gallier kenntlich. Nothwendig aber waren die so weit verbreiteten verschiedenen Nationen dieses Volksstammes nach Ländern, Zeiten, Umständen und wechselnden Stufen der Bildung sehr verschieden, so daß der Gale an der Küste des Hoch- oder Irlands mit einem gallischen oder celtiberischen Volk, das die Nachbarschaft gebildeter Nationen oder Städte lange genossen hatte, wohl wenig gemein haben konnte.

Das Schicksal der Galen in ihrem großen Erdstrich endigte traurig. Den frühesten Nachrichten nach, die wir von ihnen haben, hatten sie sowohl dies- als jenseit der Meerenge die Belgen oder Kymren zur Seite, die ihnen allenthalben nachzudringen scheinen. Dies- und jenseit wurden zuerst die Römer, sodann mehrere teutonische Nationen ihre Ueberwinder, von denen wir sie oft auf eine sehr gewaltsame Art unterdrückt, entkräftet, oder gar ausgerottet und verdrängt sehen werden, so daß wir anjetzt die galische Sprache nur an den äußersten Enden ihrer Besitzthümer, in Irland, den Hebriden und dem nackten, schottischen Hochlande wieder finden. Gothen, Franken, Burgunder, Alemannen, Sachsen, Normänner und andere deutsche Völker haben in mancherlei Vermischungen ihre andern Länder besetzt, ihre Sprache vertrieben und ihren Namen verschlungen.

Indessen gelang es doch der Unterdrückung nicht, auch den innern Charakter dieses Volks in lebendigen Denkmalen ganz von der Erde zu vertilgen; sanft wie ein Harfenton entschlüpfte ihr eine zärtlich-traurige Stimme aus den Gräbern, die Stimme Ossians, des Sohnes Fingal, und einiger seiner Genossen. Sie bringt uns, wie in einem Zauberspiegel, nicht nur Gemälde alter Thaten und Sitten vor Augen, sondern die ganze Denk- und Empfindungsweise eines Volkes auf dieser Stufe der Kultur, in solchen Gegenden, bei solchen Sitten tönet uns durch sie in Herz und Seele. Ossian und seine Genossen sagen uns mehr vom innern Zustande der alten Galen, als ein Geschichtschreiber uns sagen könnte, und werden uns gleichsam rührende Prediger der Humanität, wie solche auch in den einfachsten Verbindungen der menschlichen Gesellschaft lebt. Zarte Bande ziehen sich auch dort von Herz zu Herzen, und jede ihrer Saiten tönt Wehmuth. Was Homer den Griechen ward, hätte ein galischer Ossian den Seinigen werden können, wenn die Galen Griechen, und Ossian Homer gewesen wäre. Da dieser aber nur, als die letzte Stimme eines verdrängten Volkes, zwischen Nebelbergen in einer Wüste singt, und wie eine Flamme über Gräbern der Väter hervorglänzt, wenn jener, in Jonien geboren, unter einem werdenden Volk vieler blühenden Stämme und Inseln, im Glanze seiner Morgenröthe, unter einem so andern Himmel, in einer so andern Sprache das schildert, was er entschieden, hell und offen vor sich erblickte, und andre Geister nachher so vielfach anwandten, so sucht man freilich in den kaledonischen Bergen einen griechischen Homer am unrechten Orte. Töne indessen fort, du Nebelharfe Ossians; glücklich in allen Zeiten ist, wer deinen sanften Tönen gehorcht.

Deutsche Völker.

Der Völkerstamm der Deutschen hat durch seine Größe und Leibesstärke, durch seinen unternehmenden, kühnen und ausdauernden Kriegsmuth, durch seinen dienenden Heldengeist, Anführern, wohin es sei, im Heere zu folgen, und die bezwungenen Länder als Beute unter sich zu theilen, mithin durch seine weiten Eroberungen, und die Verfassung, die allenthalben umher nach deutscher Art errichtet ward, zum Wohl und Weh dieses Welttheils mehr als alle andre Völker beigetragen. Vom schwarzen Meer an durch ganz Europa sind die Waffen der Deutschen furchtbar worden. Mehr als einmal haben sie Rom eingenommen, besiegt und geplündert, Konstantinopel mehrmals belagert und selbst in ihm geherrscht, zu Jerusalem ein christliches Königreich gestiftet; und noch jetzt regieren sie, theils durch die Fürsten, die sie allen Thronen Europa's gegeben, theils durch diese von ihnen errichteten Throne selbst, als Besitzer, oder im Gewerbe und Handel, mehr oder minder alle vier Welttheile der Erde. Da nun keine Wirkung ohne Ursache ist, so muß auch diese ungeheure Folge von Wirkungen ihre Ursache haben.

1) Nicht wohl liegt diese im Charakter der Nation allein; ihre sowohl physische als politische Lage, ja eine Menge von Umständen, die bei keinem andern nördlichen Volke zusammentraf, hat zum Lauf ihrer Thaten mitgewirkt. Ihr großer, starker und schöner Körperbau, ihre fürchterlich blauen Augen wurden von einem Geiste der Treue und Enthaltsamkeit beseelt, die sie ihren Obern gehorsam, kühn im Angriff, ausdauernd in Gefahren, mithin andern Völkern, zumal den ausgearteten Römern, zum Schutz und Trutz sehr wohlgefällig oder furchtbar machten. Früh haben Deutsche im römischen Heere gedient, und zur Leibwache der Kaiser waren sie die auserlesensten Menschen; ja als das bedrängte Reich sich selbst nicht helfen konnte, waren es deutsche Heere, die für Sold gegen Jeden, selbst gegen ihre Brüder fochten. Durch diese Söldnerei, die Jahrhunderte lang fortgesetzt wurde, bekamen viele ihre Völker nicht nur eine Kriegswissenschaft und Kriegszucht, die andern Barbaren fremd bleiben mußte, sondern sie kamen auch durch das Beispiel der Römer, und durch die Bekanntschaft mit ihrer Schwäche allmählig in den Geschmack eigner Eroberungen und Völkerzüge. Hatte dieses jetzt so ausgeartete Rom einst Völker unterjocht, und sich zur Herrscherin der Welt aufgeworfen, warum sollten sie es nicht thun, ohne deren Hände jenes nichts Kräftiges mehr vermochte? Der erste Stoß auf die römischen Länder kam also, wenn wir die ältern Einbrüche der Teutonen und Kymren absondern, und von den unternehmenden Männern Ariovist, Marbut und Hermann zu rechnen anfangen, von Grenzvölkern, oder von Anführern her, die der Kriegsart dieses Reichs kundig, und in seinen Heeren oft selbst gebraucht waren, mithin die Schwäche sowohl Roms als späterhin Konstantinopels genugsam kannten. Einige derselben waren sogar eben damals römische Hülfsvölker, als sie

es besser fanden, was sie gerettet hatten, sich selbst zu bewahren. Wie nun die Nachbarschaft eines schwachen Reichen und eines starken Dürftigen, der jenem unentbehrlich ist, diesem nothwendig die Ueberlegenheit und Herrschaft einräumt; so hatten auch hier die Römer den Deutschen, die im Mittelpunkt Europa's gerade vor ihnen saßen, und die sie bald aus Noth in ihren Staat oder in ihre Heere nahmen, das Heft selbst in die Hände gegeben.

2) Der lange Widerstand, den mehrere Völker unsres Deutschlands gegen die Römer zu thun hatten, stärkte in ihnen nothwendig ihre Kräfte und ihren Haß gegen einen Erbfeind, der sich der Triumphe über sie mehr als anderer Siege rühmte. Sowohl am Rhein als an der Donau waren die Römer den Deutschen gefährlich; so gern diese ihnen gegen die Gallier und andre Völker gedient hatten, so wollten sie ihnen als Selbstüberwundene nicht dienen. Daher nun die langen Kriege von Augustus an, die, je schwächer das Reich der Römer ward, immer mehr in Einbruch und Plünderung ausarteten, und nicht anders, als mit seinem Untergange enden konnten. Der markomannische und schwäbische Bund, den mehrere Völker gegen die Römer schlossen, der Heerbann, in welchem alle, auch die entlegneren deutschen Stämme standen, der jeden Mann zum Wehren, d. i. zum Mitstreiter, machte; diese und mehrere Einrichtungen gaben der ganzen Nation sowohl den Namen, als die Verfassung der Germanen oder Alemannen, d. i. verbundener Kriegsvölker; wilde Vorspiele eines Systems, das nach Jahrhunderten auf alle Nationen Europa's verbreitet werden sollte.

3) Bei solch einer stehenden Kriegsverfassung mußte es den Deutschen nothwendig an manchen andern Tugenden fehlen, die sie ihrer Hauptneigung, oder ihrem Hauptbedürfniß, dem Kriege, nicht ungern aufopferten. Den Ackerbau trieben sie eben so fleißig nicht, und beugten sogar in manchen Stämmen durch eine jährlich neue Vertheilung der Aecker dem Vergnügen vor, das Jemand an dem eignen Besitz und einer bessern Kultur des Landes finden könnte. Einige, insonderheit östliche, Stämme waren und blieben lange tatarische Jagd- und Hirtenvölker. Die rohe Idee von Gemeinweiden und einem Gesammteigenthum war die Lieblingsidee dieser Nomaden, die sie auch in die Einrichtung ihrer eroberten Länder und Reiche brachten. Deutschland blieb also lange ein Wald voll Wiesen, Moräste und Sümpfe, wo der Ur und das Elenn, jetzt ausgerottete deutsche Heldenthiere, neben den deutschen Menschenhelden wohnten; Wissenschaften kannten sie nicht, und die wenigen, ihnen unentbehrlichen Künste verrichteten Weiber und größtentheils geraubte Knechte. Völkern dieser Art mußte es angenehm sein, von Rache, Dürftigkeit, langer Weile, Gesellschaft oder von einer andern Aufforderung getrieben, ihre öden Wälder zu verlassen, bessere Gegenden zu suchen, oder um Sold zu dienen. Daher waren mehrere Stämme in einer ewigen Unruhe, mit und gegen einander entweder im Bunde oder im Kriege. Keine Völker (wenige Stämme ruhiger Landesanwohner ausgenommen) sind so oft hin- und hergezogen, als diese, und wenn ein Stamm aufbrach, schlugen sich im Zuge meistentheils mehrere an ihn, also, daß aus dem Haufen ein Heer ward. Viele deutsche Völker, Vandalen, Sveven u. a. haben vom Umherschweifen, Wandeln, den Namen; so gings zu Lande, so gings zur See. Ein ziemlich tatarisches Leben.

Karl der Große.

Karl der Große stammte von Kronbeamten ab; sein Vater war nur ein gewordner König. Unmöglich also konnte er andre Gedanken haben, als die ihm das Haus seiner Väter und die Verfassung seines Reichs angab. Diese Verfassung bildete er aus, weil er in ihr erzogen war, und sie für die beste hielt; denn jeder Baum erwächst aus seiner Erde. Wie ein Franke ging Karl gekleidet, und war auch in seiner Seele ein Franke; die Verfassung seines Volkes also können wir gewiß nicht würdiger kennen lernen, als wie er sie behandelte und ansah. Er berief Reichstage und wirkte auf denselben, was Er wollte; gab für den Staat die heilsamsten Gesetze und Capitulare; aber mit Zustimmung des Reichs. Jeden Stand desselben ehrte er nach seiner Weise, und ließ, so lange es sein konnte, auch überwundenen Nationen ihre Gesetze. Sie alle wollte er in einen Körper zusammenbringen, und hatte Geist genug, den Körper zu beleben. Gefährliche Herzoge ließ er ausgehen und setzte dafür beamtete Grafen, die er nebst den Bischöfen durch Commissare (Missos) visitiren ließ und auf alle Weise dem Despotismus plündernder Satrapen, übermüthiger Großen und fauler Mönche entgegen strebte. Auf den Landgütern seiner Krone war er kein Kaiser, sondern ein Hauswirth, der auch in seinem gesammten Reich gern ein solcher sein wollte, um jedes träge Glied zur Ordnung und zum Fleiß zu beleben; aber freilich stand ihm die Barbarei seines Zeitalters, wie insonderheit der fränkische Kirchen- und Kriegsgeist hiebei oft im Wege. Er hielt aufs Recht, wie kaum einer der Sterblichen gethan hat; das ausgenommen, wo Kirchen- und Staatsinteresse ihn selbst zu Gewaltthätigkeit und Unrecht verlockten. Er liebte Thätigkeit und Treue in seinem Dienst, und würde unhold blicken, wenn er wiedererscheinend seine Puppe der trägsten Titular-Verfassung vortragen sähe. Aber das Schicksal waltet. Aus Kronbeamten war der Stamm seiner Vorfahren emporgesproßt; Beamte schlechterer Art haben nach seinem Tode sein Diadem, sein Reich, ja die ganze Idee seines Geistes und Lebens unwürdig zerstört. Die Nachwelt hat von ihm geerbt, was Er, sofern er's konnte, zu unterdrücken oder zu bessern suchte, Vasallen, Stände und ein barbarisches Gepränge des fränkischen Staatsschmuckes. Er machte Würden zu Aemtern; hinter ihm wurden bald wieder die Aemter zu trägeren Würden.

Auch die Begierde nach Eroberungen hatte Karl von seinen Vorfahren geerbt: denn da diese gegen Friesen, Alemannen, Araber und Longobarden entscheidend glücklich gewesen waren, und es beinahe von Klodwig an Staatsmarime ward, das eroberte Reich durch Unterdrückung der Nachbarn sicher zu stellen: so ging er mit Riesenschritten auf dieser Bahn fort. Persönliche Veranlassungen wurden der Grund zu Kriegen, deren einer aus dem andern erfolgte, und die den größten Theil seiner fast halbhundertjährigen Regierung einnehmen. Diesen fränkischen Kriegsgeist fühlten Longobarden, Araber, Baiern, Ungarn, Slaven, insonderheit aber die Sachsen, gegen welche er sich in einem drei und dreißigjährigen Kriege zuletzt sehr gewaltsame Mittel erlaubte. Er kam dadurch sofern zum Zweck, daß er in seinem Reiche die erste feste Monarchie für ganz Europa gründete; denn, was auch späterhin Normannen, Slaven und Ungarn seinen Nachfolgern für Mühe gemacht, wie sehr auch durch Theilungen und innere Zerrüttungen das große Reich geschwächt, zerstückt und beunruhigt werden mochte: so war doch allen fernern tatarischen Völkerwanderungen bis zur Elbe und nach Pannonien hin eine Grenze gesetzt. Sein errichtetes Frankreich, an welchem ehemals schon Hunnen und Araber gescheitert waren, ward dazu ein unbezwinglicher Eckstein.

Auch in seiner Religion und Liebe zu den Wissenschaften war Karl ein Franke. Von Klodwig an war aus politischen Ursachen die Religiosität des Katholicismus den Königen erblich gewesen; und seitdem die Stammväter Karls das Heft in Händen hatten, traten sie hierin um so mehr an die Stelle der Könige, da bloß die Kirche ihnen auf den Thron half und der römische Bischof selbst sie förmlich dazu weihte. Als ein zwölfjähriges Kind hatte Karl den heiligen Vater in seines Vaters Hause gesehen und von ihm die Salbung zu seinem künftigen Reich empfangen; längst war das Bekehrungswerk Deutschlands unter dem Schutz, oft auch mit freigebiger Unterstützung der fränkischen Beherrscher getrieben worden, weil westwärts ihnen das Christenthum allerdings das stärkste Bollwerk gegen die heidnischen Barbaren war; wie anders, als daß Karl jetzt auch nordwärts auf diesem Wege fortging, und die Sachsen zuletzt mit dem Schwert bekehrte? Von der Verfassung, die er dadurch unter ihnen zerstörte, hatte er, als ein rechtgläubiger Franke, keinen Begriff; er trieb das fromme Werk der Kirche zur Sicherung seines Reichs, und gegen Papst und Bischöfe das verdienstvolle, galante Werk seiner Ahn. Seine Nachfolger, zumal als das Hauptreich der Welt nach Deutschland kam, gingen seiner Spur nach, und so wurden Slaven, Wenden, Polen, Preußen, Liwen und Esthen dergestalt bekehrt, daß keins dieser getauften Völker fernere Einbrüche ins heilige deutsche Reich wagte. Sähe indeß der heilige und selige Carolus, (wie ihn auf ewige Zeiten die goldne Bulle nennt), was aus seinen, der Religion und Wissenschaft wegen, errichteten Stiftungen, aus seinen reichen Bischofthümern, Domkirchen, Kanonikaten und Klosterschulen geworden ist; heiliger und seliger Carolus, mit Deinem fränkischen Schwert und Scepter würdest Du manchem derselben unfreundlich begegnen.

* * *

Es ist nicht zu läugnen, daß der Bischof zu Rom auf dies alles das Siegel drückte, und dem fränkischen Reiche gleichsam die Krone aufsetzte. Von Klodwig an war er demselben Freund gewesen; zu Pipin hatte er seine Zuflucht genommen, und empfing von ihm zum Geschenk die ganze Beute der damals eroberten longobardischen Länder. Zu Karl nahm er abermals seine Zuflucht; und da dieser ihn sieghaft in Rom einsetzte, so gab Er ihm dafür in jener berühmten Christnacht ein neues Geschenk, die römische

Kaiserkrone. Karl schien erschrocken und beschämt; der freudige Zuruf des Volkes indeß machte ihm die neue Ehre gefällig, und da solche, nach dem Begriff aller europäischen Völker, die höchste Würde der Welt war; wer empfing sie würdiger als dieser Franke? Er, der größte Monarch des Abendlandes, in Frankreich, Italien, Deutschland und Spanien König, des Christenthums Beschützer und Verbreiter, des römischen Stuhls rechter Schirmvogt, von allen Königen Europa's, selbst vom Khalifen zu Bagdad geehrt. Bald also verglich er sich mit dem Kaiser zu Konstantinopel, hieß römischer Kaiser, ob er gleich in Aachen wohnte, oder in seinem großen Reiche umherzog. Er hatte die Krone verdient, und, o wäre sie mit ihm, wenigstens für Deutschland, begraben!

Denn sobald Er dahin war, was sollte sie jetzt auf dem Haupte des guten und schwachen Ludwigs? oder als dieser sein Reich unzeitig und gezwungen theilte, wie drückend war sie auf Aller seiner Nachfolger Haupte! Das Reich zerfällt: die geeinigten Nachbarn, Normannen, Slaven, Hunnen, regen sich und verwüsten das Land; das Faustrecht reißet ein, die Reichsversammlungen gehen in Abgang. Brüder führen mit Brüdern, Väter mit Söhnen die unwürdigsten Kriege, und die Geistlichkeit, nebst dem Bischofe von Rom, werden ihre unwürdigen Richter. Bischöfe gedeihen zu Fürsten; die Streiferei der Barbaren jagt Alles unter die Gewalt derer, die in Schlössern wohnen. In Deutschland, Frankreich und Italien richten sich Statthalter und Beamte zu Landesherren empor; Anarchie, Betrug, Grausamkeit und Zwietracht herrschen. Acht und achtzig Jahre nach Karls Kaiserkrönung erlischt sein rechtmäßiges Geschlecht im tiefsten Jammer, und seine letzte unächte Kaisersprosse erstirbt, noch nicht hundert Jahre nach seinem Tode.

Ruhe also wohl, großer König, zu groß für Deine Nachfolger auf lange Zeiten. Ein Jahrtausend ist verflossen, und noch sind der Rhein und die Donau nicht zusammengegraben, o Du, rüstiger Mann, zu einem kleinen Zwecke schon Hand ans Werk legtest. Für Erziehung und Wissenschaften stiftetest Du in Deiner barbarischen Zeit Institute; die Folgezeit hat sie mißbraucht und mißbraucht sie noch. Göttliche Gesetze sind deine Capitulare gegen so manche Reichssatzungen späterer Zeit. Du sammeltest die Barden der Vorwelt; Dein Sohn Ludwig verachtete und verkaufte sie; er vernichtete damit ihr Andenken auf ewig. Du liebtest die deutsche Sprache und bildest sie selbst aus, wie Du es thun konntest; sammeltest Gelehrte um Dich aus den fernsten Ländern; Alcuin, Dein Philosoph, Angilbert, der Homer Deiner Akademie bei Hofe, und Dein vortrefflicher Eginhard, Dein Schreiber, waren Dir werth; Nichts war Dir mehr, als Unwissenheit, satte Barbarei und träger Stolz zuwider. Großer Karl, Dein unmittelbar nach Dir zerfallenes Reich ist Dein Grabmal; Frankreich, Deutschland und die Lombardei sind Deine Trümmer.

Allgemeine Betrachtung über die Einrichtung der deutschen Reiche in Europa.

1. Jede Eroberung der deutschen Völker ging auf ein Gesammt-Eigenthum aus. Die Nation stand unter einem Mann; der Erwerb gehörte derselben durch das barbarische Recht des Krieges, und sollte dermaßen unter sie vertheilt werden, daß alles noch ein Gemeingut bliebe; wie war das möglich? Hirtenvölker auf ihren Steppen, Jäger in ihren Wildern, ein Kriegsheer bei seiner Beute, Fischer bei ihrem Gemeinschaftlichen Zuge können unter sich selbst theilen und ein Ganzes bleiben; bei einer eroberten Nation, die sich in einem weiten Gebiet niederläßt, wird dieses weit schwerer. Jeder Hausmann auf seinem neuerworbenen Gute ward jetzt ein Eigenthümer; er blieb dem Staate zum Heerzuge und zu andern Pflichten verbunden; in kurzer Zeit aber erstirbt sein Gemeingeist, die Versammlungen der Nation werden von ihm nicht besucht; auch des Aufgebots zum Kriege, das ihm zur Last ward, sucht er sich, gegen Uebernehmung andrer Pflichten zu entladen. So wars z. B. unter den Franken: das Märzfeld ward von der freien Gemeine bald versäumt; mithin blieben die Entschlüsse desselben dem Könige und seinen Dienern anheimgestellt, und der Heerbann selbst konnte nur mit wachsender Mühe im Gange erhalten werden. Nothwendig also sanken die Freien mit der Zeit dadurch tief herunter, daß sie nicht allezeit fertigen Rittern ihre Wehrdienste mit guter Entschädigung auftrugen; und so verlor sich der Stamm der Nation, wie ein zertheilter, verbreiteter Strom, in kraftloser Trägheit.

Ward nun in diesem Zeitraume der ersten Erschlaffung ein dermaßen errichtetes Reich mächtig angegriffen; was Wunder, daß es erlag? Was Wunder, daß auch ohne äußern Feind auf diesem trägen Wege die besten Rechte und Besitzthümer der Nation in andre sie vertretende Hände kamen? Die Verfassung im Ganzen war zum Kriege oder zu einer Lebensart eingerichtet, bei welcher Alles in Bewegung bleiben sollte; nicht aber zu einem zerstreuten, fleißig-ruhigen Leben.

2. Mit jedem erobernden Könige war ein Trupp Edler ins Land gekommen, die als seine Gefährten und Treuen, als seine Knechte und Leute, aus denen ihm zukommenden Ländereien betheilt wurden. Zuerst geschahe dies nur lebenslänglich; mit der Zeit wurden die ihnen zum Unterhalt angewiesenen Güter erblich: der Landesherr gab so lange, bis er nichts mehr zu geben hatte und selbst verarmte. Bei den meisten Verfassungen dieser Art haben also die Vasallen den Lehnsherrn, die Knechte den Gebieter dergestalt ausgezehrt, daß, wenn der Staat lange dauerte, dem Könige selbst von seinen nutzbaren Gerechtigkeiten nichts übrig blieb, und er zuletzt als der Aermste des Landes dastand.

3. Da die Könige im Gesammteigenthume ihres Volkes umherziehen oder vielmehr allenthalben gegenwärtig sein sollten und dies nicht konnten, so wurden Statthalter, Herzoge und Grafen unentbehrlich. Und weil, nach der deutschen Verfassung, die gesetzgebende, gerichtliche und ausübende Macht noch nicht vertheilt war, so blieb es beinahe unvermeidlich, daß nicht mit der Zeit unter schwachen Königen die Statthalter großer Städte oder entfernter Provinzen selbst Landesherren oder Satrapen wurden. Ihr Distrikt enthielt, wie ein Stück der gothischen Baukunst, alles im Kleinen, was das Reich im Großen hatte; und sobald sie sich, nach Lage der Sache, mit ihren Ständen einverstanden, war, obgleich noch abhängig vom Staat, das kleine Reich fertig. So zerfielen die Lombardei und das fränkische Reich, kaum wurden sie noch an seidnen Faden eines königlichen Namens zusammengehalten; so wäre es mit dem gothischen und dem vandalischen Reiche worden, hätten sie länger gedauert. In der Verfassung selbst liegt der Same dieser Absonderung; sie ist ein Polyp, bei welchem in jedem abgesonderten Theile ein Ganzes lebt.

4. Weil bei diesem Gesammtkörper Alles auf Persönlichkeit beruhte, so stellte das Haupt desselben, der König, ob er gleich nichts weniger als unumschränkt war, mit seiner Person sowohl, als mit seinem Hauswesen die Nation vor. Mithin ging seine Gesammtwürde, die bloß eine Staatsfiction sein sollte, auch auf seine Trabanten, Diener und Knechte über. Leibesdienste, die man dem Könige erwies, wurden als die ersten Staatsdienste betrachtet, weil die, die um ihn waren, Kapellan, Stallmeister und Truchseß, oft bei Rathschlägen, Gerichten und sonst, seine Helfer und Diener sein mußten. So natürlich dies in der rohen Einfalt damaliger Zeiten war, so unnatürlich wards, als diese Kapellane und Truchsesse wirklich repräsentirende Gestalten des Reichs, erste Glieder des Staats, oder gar auf Ewigkeiten der Ewigkeiten erbliche Würden sein sollten; und dennoch ist ein barbarischer Prachtaufzug dieser Art, der zwar in das Tafelzelt eines tatarischen Chans, nicht aber in den Palast eines Vaters, Vorstehers und Richters der Nation gehörte, die Grundverfassung jenes germanischen Reiches in Europa. Die alte Staatsfiction wurde zur nackten Wahrheit; das ganze Reich ward in die Tafel, den Stall und die Küche des Königs verwandelt. Eine sonderbare Verwandlung! Was Knecht und Vasall war, mochte immerhin durch diese glänzenden Oberknechte vorgestellt werden; nicht aber der Körper der Nation, der in keinem seiner freien Glieder des Königs Knecht, sondern sein Mitgenoß und Mitstreiter gewesen war, und sich von keinem seiner Hausgenossen vorstellen lassen durfte. Nirgend ist diese tatarische Reichsverfassung mehr gediehen und prächtiger emporgekommen, als auf dem fränkischen Boden, von wo sie durch die Normannen nach England und Sicilien, mit der Kaiserkrone nach Deutschland, von dannen in die nordischen Reiche, und aus Burgund endlich in höchster Pracht nach Spanien hinübergepflanzt worden ist; wo sie dann allenthalben nach Ort und Zeit neue Blüthen getragen. Von einer solchen Staatsdichtung, das Hauswesen des Regenten zur Gestalt und Summe des Reichs zu machen, wußten weder Griechen noch Römer, weder Alexander noch Augustus; am Jaik aber oder am Jeniseistrom ist sie einheimisch, daher auch nicht unbedeutend die Zobel und Hermeline ihr Sinnbild und Wappenschmuck geworden.

5. In Europa hätte diese Verfassung schwerlich so festen Platz gewinnen oder behalten mögen, wenn nicht diese Barbarei bereits eine andre vor sich gefunden hätte, mit der sie sich freundlich vermählte, die Barbarei des römischen Papstthums. Denn weil die Klerisei damals den ganzen Rest der Wissenschaften besaß, ohne welche auch die Barbaren in diesen Ländern nicht sein konnten, so blieb diesen, die sich selbst Wissenschaften zu erwerben nicht begehrten, nur ein Mittel übrig, sie gleichsam mitzuerobern, wenn sie die Bischöfe unter sich aufnähmen. Es geschah. Und da diese mit den Edlen Reichs-

stände, mit den Dienern des Hofes Hofdiener wurden; da wie diese, auch sie sich Beneficien, Gerechtigkeiten und Länder verleihen ließen, und aus mehreren Ursachen den Laien in Vielem zuvorkamen, so war ja keine Staatsverfassung dem Papstthum holder und werther, als diese. Wie nun einerseits nicht zu läugnen ist, daß zu Milderung der Sitten und sonstiger Ordnung die geistlichen Reichsstände viel beigetragen haben; so ward auf der andern Seite durch Einführung einer doppelten Gerichtsbarkeit, ja eines unabhängigen Staates im Staate, der letzte in allen seinen Grundsätzen wankend. Keine zwei Dinge konnten einander an sich fremder sein, als das römische Papstthum und der Geist deutscher Sitten; jenes untergrub diese unaufhörlich, wie es sich gegentheils vieles aus ihnen zueignete, und zuletzt Alles zu einem deutsch-römischen Chaos machte. Wofür allen deutschen Völkern lange geschaudert hatte, das ward ihnen am Ende über Alles lieb; ihre eignen Grundsätze ließen sie gegen sich selbst gebrauchen. Die Güter der Kirche, dem Staat entrissen, wurden in ganz Europa ein Gemeingut, für welches der Bischof zu Rom kräftiger als irgend ein Fürst für seinen Staat waltete und wachte. Eine Verfassung voll Widerspruchs und unseliger Zwiste.

6. Weder Krieger noch Mönche nähren ein Land; und da bei dieser Einrichtung für den erwerbenden Stand so wenig gesorgt war, daß vielmehr Alles in ihr dahin ging, Bischöfen und Edeln die ganze Welt leibeigen zu machen, so siehet man, daß damit dem Staate seine lebendigste Triebfeder, der Fleiß der Menschen, ihr wirksamer freier Erfindungsgeist auf lange geraubt war. Der Wehrmann hielt sich zu groß, die Aecker zu bauen, und sank herab; der Edle und das Kloster wollten Leibeigene haben, und die Leibeigenschaft hat nie etwas Gutes gefördert. So lange man Land und Güter nicht als einen nutzbaren, in allen Theilen und Producten organischen Körper, sondern als ein untheilbares todtes Besitzthum betrachtete, das der Krone oder der Kirche, oder dem Stammhalter eines edlen Geschlechts in der Qualität eines liegenden Grundes, zu welchem Knechte gehören, zustünde; so lange war der rechte Gebrauch dieses Landes, sammt der wahren Schätzung menschlicher Kräfte, unsäglich behindert. Der größte Theil der Länder ward eine dürftige Almende, an deren Erdschollen Menschen wie Thiere klebten, mit dem harten Gesetz, nie davon losgetrennt werden zu können. Handwerke und Künste gingen desselben Weges. Von Weibern und Knechten getrieben, blieben sie lange auch im Großen eine Handthierung der Knechte; und als Klöster, die ihre Nutzbarkeit aus der römischen Welt kannten, sie an ihre Klostermauern zogen, als Kaiser ihnen Privilegien städtischer Zünfte gaben, war dennoch der Gang der Sache damit nicht verändert. Wie können Künste sich heben, wo der Ackerbau danieder liegt? wo die erste Quelle des Reichthums, der unabhängige, Gewinn bringende Fleiß der Menschen, und mit ihm alle Bäche des Handels und freien Gewerbes versiegen, wo nur der Pfaffe und der Krieger gebietende, reiche, besitzführende Herren waren? Dem Geist der Zeiten gemäß, konnten also auch die Künste anders nicht als Gemeinwesen (Universitates) in Form der Zünfte eingeführt werden; eine rauhe Hülle, die damals der Sicherheit wegen nöthig, zugleich aber auch eine Fessel war, daß keine Wirksamkeit des menschlichen Geistes sich unzunftmäßig regen mochte. Solchen Verfassungen sind wirs schuldig, daß in Ländern, die seit Jahrhunderten bebauet wurden, noch unfruchtbare Gemeinplätze, daß in festgesetzten Zünften, Orden und Brüderschaften noch jene alten Vorurtheile und Irrthümer übrig sind, die sie treu aufbewahret haben. Der Geist der Menschen modelte sich nach einem Handwerksleisten, und kroch gleichsam in eine privilegirte Gemeinlade.

Der gerettete Jüngling *).

Eine schöne Menschenseele finden,
Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist,
Sie erhalten, und der schönst' und schwerste,
Sie, die schon verloren war, zu retten.

Sankt Johannes, aus dem öden Pathmos **)
Wiederkehrend, war, was er gewesen,
Seiner Heerden Hirt. Er ordnet' ihnen
Wächter, auf ihr Innerstes aufmerksam.

In der Menge sah er einen schönen
Jüngling; fröhliche Gesundheit glänzte
Vom Gesicht ihm, und aus seinen Augen
Sprach die liebevollste Feuerseele.

„Diesen Jüngling, sprach er zu dem Bischof,
Nimm in deine Hut. Mit deiner Treue
Stehst du mir für ihn! — Hierüber zeuge
Mir und dir vor Christo die Gemeine."

Und der Bischof nahm den Jüngling zu sich,
Unterwies ihn, sah die schönsten Früchte
In ihm blühn, und weil er ihm vertraute,
Ließ er nach von seiner strengen Aufsicht.

Und die Freiheit war ein Netz des Jünglings;
Angelockt von süßen Schmeicheleien,
Ward er müßig, kostete die Wollust,
Dann den Reiz des fröhlichen Betruges,
Dann der Herrschaft Reiz; er sammelt um sich
Seine Spielgesellen, und mit ihnen
Zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.

Als Johannes in die Gegend wieder
Kam, die erste Frag' an ihren Bischof
War: „Wo ist mein Sohn?" — „Er ist gestorben
Sprach der Greis und schlug die Augen nieder.
„Wann und Wie? — „Er ist Gott abgestorben!
Ist (mit Thränen sag' ich es) ein Räuber."

„Dieses Jünglings Seele, sprach Johannes,
Fordr' ich einst von dir. Jedoch, wo ist er?" —
„Auf dem Berge dort!"
— „Ich muß ihn sehen!"

Und Johannes, kaum dem Walde nahend,
Ward ergriffen (eben dieses wollt' er).
„Führet, sprach er, mich zu Eurem Führer."

Vor ihn trat er! Und der schöne Jüngling
Wandte sich; er konnte diesen Anblick
Nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling,
Nicht, o Sohn, den waffenlosen Vater,
Einen Greis. Ich habe dich gelobet
Meinem Herrn und muß für dich antworten.
Gerne geb' ich, willst du es, mein Leben
Für dich hin; nur dich fortan verlassen
Kann ich nicht! Ich habe dir vertrauet,
Dich mit meiner Seele Gott verpfändet."

Weinend schlang der Jüngling seine Arme
Um den Greis, bedeckete sein Antlitz,
Stumm und starr! dann stürzte statt der Antwort
Aus den Augen ihm ein Strom von Thränen.

Auf die Kniee sank Johannes nieder,
Küßte seine Hand und seine Wange
Nahm ihn neugeschenket vom Gebirge,
Läuterte sein Herz mit süßer Flamme.

Jahre lebten sie jetzt unzertrennet
Mit einander; in dem schönen Jüngling
Goß sich ganz Johannes schöne Seele.

* * *

Sagt, was war es, was das Herz des Jünglings
Also tief erkannt' und innig festhielt?
Und es wiederfand, und unbezwingbar
Rettete? Ein Sankt Johannes-Glaube,
Zutraun, Festigkeit und Lieb' und Wahrheit.

*) Aus Herder's Legenden.

**) Pathmos (Palmosa). Eine Insel, auf welche der Evangelist und Apostel Johannes verbannet gewesen.

Der Tapfere.

Ein böses Heldenthum, wenn gegen Mensch
Der Mensch zu Felde zieht. Er dürstet nicht
Nach seinem Blut, das er nicht trinken kann;
Er will sein Fleisch nicht essen; aber ihn
Zerhaun, zerhacken will er, tödten ihn! —
Aus Rache? Nicht aus Rache, denn er kennt
Den Andern nicht, und liebet ihn vielleicht.
Auch nicht sein Vaterland zu retten, zog

r fernen Landes her. Ein Machtgebot
at ihn hieher geführet; roher Sinn,
ie Raubsucht, Sucht nach höh'rer Sclaverei.
on Wein und Branntwein glühend, schießt er, sticht
nd haut und mordet; mordet — weiß nicht, wen?
arum? wozu? bis beide Helden dann,
erbannt ins Schloß der Unbarmherzigkeit,
in Krankenhaus, mit andern Hunderten
alliegen ächzend; und sobald den Krieg
oth und der Hunger endet, alle dann
ls Mörder-Krüppel durch die Straßen ziehn
nd betteln. Ach, sie mordeten um Sold,
edungne Helden aus Tradition.

Ein edler Held ist, der für's Vaterland,
in edlerer, der für des Landes Wohl,
er edelste, der für die Menschheit kämpft.
in Hoherpriester trug er ihr Geschick
n seinem Herzen, und der Wahrheit Schild
uf seiner Brust. Er steht im Felde, Feind
es Aberglaubens und der Ueppigkeit,
es Irrthums und der Schmeicheleien Feind,
nd fällt, der höchsten Majestät getreu,
em redlichen Gewissen, das ihm sagt:
r suchte nicht und floh nicht seinen Tod.

* * *

„Was tödtet ihr die Glieder? (rief die Wuth
es Heidenpöbels.) Sucht und würgt das Haupt!" —

Man sucht den frommen Polykarpus, ihn,
ohannes Bild und Schüler*). Sorgsam hatten
ie Seinen ihn auf's Land geflüchtet.
„Ich
ieh diese Nacht das Kissen meines Haupts
n voller Gluth (so sprach der kranke Greis),
nd wachte mit besondrer Freude auf.
hr Lieben, mühet euch umsonst; ich soll
it meinem Tode Gott lobpreisen." —
Da
rscholl das Haus vom stürmenden Geschrei
er Suchenden. Er nahm sie freundlich auf:
Bereitet, sprach er, diesen Müden noch
in Gastmahl — Ich bereite mich indeß
ur Reise auch." Er ging und betete.

Und folgete mit vielen Schmerzen ihnen
um Consul. Als er auf den Richtplatz kam,
ief eine mächt'ge Stimm' im Busen ihm:
‚Sei tapfer, Polykarp!"
Der Consul sieht
en heitren, schönen, ruhigsanften Greis
Verwundernd. „Schone, sprach er, deines Alters
nd opfre hier, entsagend deinem Gott!" —

„Wie sollt' ich einem Herrn entsagen, dem
eitlebens ich gedienet und der mir
eitlebens Gutes that?" —
„Und fürchtest du
enn keines Löwen Zahn?"
„Zermalmet muß
as Waizenkorn doch einmal werden, sei's
odurch es will, zur künft'gen neuen Frucht."

Der Pöbel rief: „hinweg mit ihm! Er ist
er Christen Vater. Feuer! Feuer her!"
ie trugen Holz zusammen und mit Wuth
ard er ergriffen.
„Freunde, sprach er, hier
edarf's der Bande nicht. Wer dieser Flamme
ich würdigte, der wird mir Muth verleihn." —

Und legte still den Mantel ab und band
ie Sohlen seiner Füße los und stieg
inauf zum Scheiterhaufen.
Plötzlich schlug
Die Flamm' empor, umwehend ringsum ihn
Gleich einem Segel, das ihn kühlete,
Gleich einem glänzenden Gewölbe, das
Den Edelstein in seine Mitte nahm
Und schöner ihn verklärte; bis ergrimmt
Ihm eine freche Faust das Herz durchstieß.
Er sank; es floß sein Blut; die Flamm' erlosch;
Und eine weiße Taube flog empor.

* * *

Du lachst der weißen Taube? Soll einmal
Ein Geier Dir, dem Sterbenden, die Brust
Durchboren? Dem Gestorbenen das Aug'
Ein Rab' aushacken? Aus der Asche sich
Molch oder Natter winden? — Spotte nicht
Des Bildes, das die Sage sich erschuf:
Nur Einfalt, Unschuld giebt im Tode Muth.

*) Polykarp, Bischof zu Smyrna, ein im Christenthum
wiederhohlter Lehrer, der in der Mitte des zweiten Jahrhunderts
in höchsten Alter den Märtyrertod litt.

Der Palmbaum.

Liebe kränzet sich mit Myrth' und Rosen,
Für den Held und Dichter sprießet Lorbeer;
Aber Palmen sind des heiligen Siegers
Ehrenzweig, und auch dem matten Wandrer
In der Wüste sprießt von Gott ein Palmbaum.

* * *

Als Onuphrius, ein rascher Jüngling,
Von den Vätern des Elias Leben
Ueber alles hoch gepriesen hörte,
Rüstet er sich eilend in die Wüste.

Sieben Tage ging er; keine Stimme
Rief ihm zu: „was thust du hier, Elia?"
Bis von Sonnengluth und Durst und Hunger
Er ermattet sank. „Nimm meine Seele,
Sprach er, Herr! Nur einen Trunk zur Labung,
Eine Dattel laß mich hier nur kosten."

Und ein süßer Schlaf umfing den Jüngling,
Und sein Engel stand bei ihm: „Verwegner,
Der du Gott versuchst, bist du Elias?
Doch zu deinem Lohn und deiner Lehre,
Hör'! — An deiner Seite rausch' die Quelle,
Und ein Palmbaum über deinem Haupte.
Siebzig Jahre sollst du hier mit ihnen
Leben, und sie werden mit dir sterben.
Aber keines Menschen süße Stimme
Sollst du, keines Menschen Fußtritt hören,
Bis dir einer kommt, der dich begrabe."

Froh erschrocken sah der Auferwachte,
Was der Engel ihm im Schlafe sagte;
Nannte jetzt den Palmbaum seinen Bruder,
Nannt' die Quelle seine Schwester, labte
Sich an ihrem Trank, an seinen Früchten,
Kleidete sich in des Baumes Blätter;
Aber keines Menschen süße Stimme
Kam zu ihm die siebzig lange Jahre.

Endlich hört' er eines Menschen Fußtritt:
„Dieser, sprach er, ist von Gott gesendet,
Daß er mich begrabe!" nahm den Gast auf,
Und erzählt' ihm seines Baum's Geschichte,
„Also hast du deine Pflicht erfüllet;
Eil' hinweg! für dich ist dieser Ort nicht.
Menschen sind geschaffen für die Menschen."

Kaum gesprochen, sank der Greis daniedet
Todt; ein Sturmwind riß den Baum mit seinen
Wurzeln aus; die Quelle war versieget.

Und ein Lobgesang sang in den Lüften:
„Komm, o Bruder, komm aus deiner Wüste;
Was dir deine eigne Schuld versagte,
Singet dir der Himmel jetzt entgegen,
Süße Freundschaft unter Himmels-Palmen."

Und Paphnutius begrub den Todten,
Dessen Antlitz glänzete. Die Wüste
Heulte rings um ihn, und trieb ihn von sich:

„Ach, sprach er, so viel sie Leid sich bringen,
So viel geben sie sich Trost und Stärke;
Menschen sind geschaffen für die Menschen."

* * *

Dank, Onuphrius, nach tausend Jahren
Dank dir, daß du eines Mannes Seele
Noch in seiner letzten Stund' erquicktest.

Schüchtern, krank, mißtrauend allen Menschen,
Ein gejagtes Reh (den Pfeil des Jägers
Trug er in der Brust); so floh Torquato
Tasso zu dir. Seine zarte Schläfe
War bedeckt mit Lorbeer; keinen Lorbeer
Sucht' er mehr; ihn labte deine Palme *).

Die laute Klage.

Sanft entschlummert lag des Greises Antlitz
Hingegangen schien die fromme Seele;
Als der Brüder laute Todtenklage
Noch einmal zurück ihn rief in's Leben.

Auferwachend lächelt' er und sagte
Bittend: „Brüder, wozu dieses Jammern?
Fürchtet ihr den Tod? Er ist ein Engel!
Mög' er euch, wie mir anjetzt, erscheinen.

„Oder gönnet ihr dem matten Wandrer
Nicht die Ruh? beim letzten Augenblicke
Nicht die Einkehr in mich selbst, daß heiter
Ich vor Gott und unverworren trete?

Hab' ich es verdient, daß ihr die letzte
Stunde mir betrübt?" — Er sank danieder
Und entschlief. Der Engel, der die Seele
Von ihm nahm, sah Eine stumme Thräne

In des Jünglings Auge, den als Vater
Er geliebt (es hielt der Greis die Hand ihm
Sterbend noch); die stille stumme Zeugin
Trat vor Gott mit der entflohnen Seele.

Die Ameisen.

Ein Müßiggänger sah die Lilie
Des Feldes blühn, und hört der Vögel Chor
Lobsingen. „Bin ich denn nicht mehr als sie?
Sprach er. Wohlan! so sei mein Leben auch
Blühn und Verblühen, Anschaun und Gesang!"

Er ging zur einsam-frommen Wüstenei
Und harrete auf Offenbarung. Da
Rief eine Stimme: „Schau zur Erd' hinab,
Simplicius!"

Er sah. Ein wimmelnd Nest
Ameisen war vor ihm in lebender
Bewegung. Diese trugen eine Last,
Viel größer als sie selbst. Ein andrer Haufe
Hielt Kräutersaamen in dem Munde, fest
Wie mit der Zange. Jene holten Erd'
Herbei, und dämmten ihren breiten Strom.
Die andern trugen für den Winter ein,
Und schroteten die Körner künstlich ab,
Daß ihre feuchte Wohnung nicht mit Kraut
Verwüchse. Diese hielten einen Zug;
Sie trugen einen Todten aus der Stadt.
Und keiner stört den andern; jeder wich
Beim Ein- und Ausgang seinem Nachbar aus.
Wer unter seiner Last erlag, und wer
Die steile Straße nicht erklimmen konnte,
Dem half man auf, man bot den Rücken dar —

Simplicius sah's mit Verwunderung
Und sähe noch; hätt' ihm die Stimme nicht
Gerufen: „Bist du nicht vielmehr als sie?"

Und vor ihm stand ein Greis. „Verlorner Sohn,
Wie? hast du keinen Vater? keine Mutter?
Und keinen Freund und Armen, dem du jetzt
Beispringen könntest? Bist vom Himmel du
Entsprossen? keinem Menschen auf der Welt
Verbunden oder werth; daß ihm ein Theil
Von dir gehöre? — Sieh, das kleine Volk
Ameisen. Jede wirket ingemein,
Und ohne Eigenthum hat Jede g'nug."

Belehret kehrt Simplicius zurück
Zur muntern Thätigkeit, und sah fortan
Im großen Ameishaufen dieser Welt
Die Gottesstadt, die (oft sich unbewußt)
Im Wirken für's Gemeine lebt und webt,
Niemand für sich, für alle Jedermann.

Die Fremdlinge.

Gegrüßt seid ihr mir, ihr Morgensterne
Der Vorzeit, die den Allemannen einst
In ihre Dunkelheit den Strahl des Lichts,
In ihre tapfre Wildheit Milde brachten. —
Beatus, Lucius und Fridolin,
Und Columban und Gallus, Magnoald,
Othmar und Meinrad, Notker und Winfred **) —
Ihr kamet nicht mit Orpheus Leierton,
In phrygisch-wilden Bachustänzen nicht,
Noch mit blut'gem Schwert in eurer Hand,
In eurer Hand ein Evangelium
Des Friedens und ein heilig Kreuz, mit ihm
Die Pflugschaar war es, die die Welt bezwang.

Grau'nvoller Anblick! — Undurchdrungner Wald,
Bedeckte Thäler, Auen und Gebirg',
Bis hinten unersteigbar hoch das Eis
Der Gletscher glänzt in kalter Majestät,
Aus Klüften stürzten Ströme wild herab,
Felsen zerreißend. Tief im Hain erscholl
Das Kampfgeschrei der Männer und des Urs,
Geschrei der Weiber und Gefangenen.
Aus Höhlen zischten Drachen; am Altar
Floß Menschenblut dem Wodan. Oede lag
Das Feld umher in trägem Sumpf und Moor.
Der armen Hütte ärmste Nothdurft ward
Von hartgehalt'nen Knechten arm bestellt. —

Da wagten aus entfernten Landen sich
Von Gott erweckte Männer in das Graun
Der alten Nacht, durchwanderten das Land,
Arm, einsam, unbekannt, verfolgt. Da
Versuchte sich Beatus über'n See **);
Der ungestüme schwieg vor ihm. Er trat
Vor eines Drachen Kluft; der Drach' entfloh,
Und ließ die Höhle jetzt zur Wohnung ihm
Und seinem Freund' Achates. — Lucius ***),
Aus Königsstamm und jetzt ein Wanderer,
Zwang Auerstier' in's Joch; und Fridolin †)
Bracht' aus der Gruft den Todten vor Gericht
Mit ihm zu zeugen.

Dann verschaffete
Der Orden Benedicts der Sonne Raum,
Die Erde zu erwärmen. Wessen Hand

---

*) Tasso, dieser liebenswürdige, aber fast sein ganzes Leben hindurch unglückliche Dichter, als er erschöpft an Kräften in Rom ankam, um auf dem Capitolium gekrönt zu werden, ließ sich in das Kloster St. Onofrio bringen, wo er, indeß alle Anstalten zur Feierlichkeit gemacht waren, den Tag vor seiner Krönung sanft entschlief. Er liegt mit Barklai und dem Dichter Guidi in der Kirche St. Onofrio unter einem Steine begraben; zu einem Denkmale ist kein Raum da. Man zeiget sein Brustbild und die dem Gesicht des Todten entnommene Larve.

*) Bekehrer Deutschlands in der Schweiz, in Schwaben und am Rhein.

**) Den Brienzer und Thuner See. Beatus hat den Namen St. Batt in der Volkssprache.

***) Lucius, der Sage nach ein britischer Königssohn, Bekehrer der Graubündner.

†) Fridolin, Bekehrer derer von Glarus und der Rheinanwohner. Zu Sickingen auf einer Insel des Rheins begraben.

at dieſen Fels durchbrochen? dieſen Wald
elichtet? jenen feucheſchwangern Pfuhl
mdämmt, und ausgehackt die Wurzelknoten
er ew'gen Eichen? Wer hat dieſes Moor
um Garten umgeſchaffen, daß in ihm
talien und Hellas, Aſien
nd Afrika jetzt blühet? War es nicht
ottſel'ger Mönche emſig-harte Hand?

Und wie den Boden, ſo durchpflügeten
ie wild're Menſchenſeelen. Manchen Ur
elegt' ein Heiliger mit dem ſanften Joch
es Glaubens. Mancher Drache flog, beſprochen
om mächt'gen Wort, lautziſchend in die Luft,
ur Ruh der ganzen Gegend. Leo ging
em Attila *) und manchem Giſelaar,
nd Gibich, Godemar und Gunthar ging
in Biſchof fromm entgegen, ſprach mit ihm
o lange, bis der Dämon von ihm floh;
ie freche, ſtarre Geißel Gottes ward
m's heil'ge Kreuz gewunden. Billigkeit
nd Milde trat im ſchlichten Mönchsgewand',
m Waldeskittel, wie im Prieſterſchmuck
in vor den Thron, und in's Gewühl der Schlacht,
rat zwiſchen die Zweikämpfer, in den Rath
er Ritter, und in's Haus- und Brautgemach,
erſöhnend, ſchlichtend, ſanftverſtändigend.
em Knecht entfiel die Kette. Menſchenkauf
nd Menſchendiebſtahl traf des Bannes Fluch. —
ie Tempel und Altar, ſo ward auch Heerd
nd Eh' befriediget. Gedrückte wallten
ur Stärke des Erbarmens. Hungernde,
erfolgte, Kranke flohn zum heil'gen Raum,
rflehend Gottes Frieden, der am Bett
er Sterbenden, in Aufruhr, Peſt und Noth,
rquickte, linderte, beruhigte.

Weß iſt der Erdenraum? Des Fleißigen.
Weß iſt die Herrſchaft? Des Verſtändigen.
Weß ſei die Macht? Wir wünſchen alle, nur
es Gütigen, des Milden. Rach' und Wuth
erzehrt ſich ſelber. Der Friedſelige
leibt und errettet. Nur der Weiſere
oll unſer Vormund ſein. Die Kette ziemt
en Menſchen nicht und minder noch das Schwert.
er Allemannen Sitten und Geſpräch
ind nicht die beſten Sitten. Das Geſpräch
on Bärenbraten, Auerochſenjagd
nd Weiberjagd und Mähr' und Hunden — Doch
enug, o Muſe, lieber ſage mir
on Columban und Gallus, was du weißt **).

* * *

Verklungen war die Harfe Oſſians
n fernen Weſt', auf jenen Eilanden
es ſanften Galenſtammes: Fingal lag
n Grab' und ſchwebte nur in Wolken noch

Was tönet jetzt aus neuen Wölbungen
ort für ein andrer Klang? Nicht Oſſians
ſänge mehr; ſie ſingen Davids Pſalmen
n feierlichſten düſtern Jubelchor.

Der Strom der Zeiten ändert ſeinen Lauf,
nd bleibt derſelbe. Die zu Schlachten einſt,
i Rettungen auf ferne Küſten zogen,
rettend zieh'n ſie jetzt zu ſtillen Siegen aus.

„Laß mich, o heil'ger Vater (alſo ſprach
i Comogellus Columban), laß mich
Mit meinen zwölf Gefährten über Meer
Und Land hinziehen, zu beſänftigen die Welt."

Er zog mit ſeinen Freunden über Land
Und Meer, bis er des Frankenkönigs Herz
Gewann. „Erwähle dir, ſprach Siegbert,
In meinem Reich zu wohnen, wo du willſt."

In einer Wüſte des vogeſiſchen
Gebirges fanden ſie ein warmes Bad.
Sie bauten ſich in alten Mauern an,
Hier Menſchen zu erquicken Leib und Geiſt.

Und viele Kranke walleten zu ihnen;
An Leib und Geiſt geneſen kehrten ſie
Zurück. Auch der Burgunderkönig kam,
Und bat den heil'gen Mann um Lehr' und Rath.

„Thu' deinen Ausſatz von dir, König! ſprach
Sankt Columban, und nimm ein eh'lich Weib,
Zur Ehre dir und deinem Land' und Stamm;
Von deiner Unzucht waſch', o König, dich."

Brunhilde, Königs Mutter, hörte das;
Herrſchſüchtig ſcheut ſie eine Königin,
Und haßte Columban. Er ward verbannt
Aus ſeiner Celle und aus Siegberts Reich.

Jedoch die Meeresfluth empörte ſich,
Und brachte ihn wieder an den Strand. Er ging
Mit ſeinen Freunden bis zur Limmat hin,
Gen Arbon und hinüber nach Bregenz.

Sie lehrten unermüdet, litten viel
Vom wilden Volk (noch lehrt uns Columban
In ſeinen Schriften); bis er, ausgeſtoßen,
Die Alp' hinüberging zur Lombardei.

Zu Füßen fiel ihm Gallus: „Laß mich hier
Zurück, den Sterbends-Kranken." — Columban,
Unwillig zwar, jedoch mitleidend ließ
Ihm Magnoald und Dietrich auch zurück.

Erhebe dich, Geſang, vom Bodenſee,
Zu jenen ſchönen Höhen, die uns einſt
In heil'gen Zellen das Verlorene
Bewahrten, das noch jetzt die Welt belehrt.

„In jenem Walde dort, ob dieſer Burg,
Dort wo die Steinach aus dem Felſen ſpringt,
Sprach Hildebald, iſt eine Ebene;
Dahinten ſteigen Berge hoch empor.

Nur iſt Gefahr an dieſem wilden Ort:
Denn Wolf und Bär kommt ſich zu laben da!" —
„Iſt Gott mit uns, was thut uns Wolf und Bär!
Sprach Gallus, morgen, Brüder, ziehn wir hin!

Und keine Speiſe kommt mir in den Mund,
Bis ich die Stätte meiner Raſt erſeh'!"
So ſprach der achtzigjähr'ge Greis und zog,
Beſah das Land umher und betete.

Er pflanzte einen Haſelſtecken ſtatt
Des Kreuzes hin, und lebte dort
Mit ſeinen Brüdern Mang und Dietrich, trieb
Die Teufel heulend aus der Wüſtenei.

Er ſegnete den Bär und Wolf hinweg;
Die Schlange floh; er baute ſeine Zell'
In's Neſt der Schlangen, und die Ebne ward
Ein Garten, fiſchreich, fruchtreich, ſegensvoll.

Hier lebte Gall, verſchmähend allen Reiz
Der Kirchenehren, wirkend weit umher
Mit Hülf' und Troſt; es flohen vor ihm Leid
Und Krankheit, Leibes und der Seelen Schmerz.

Die ſchöne Wüſte ſchenkt der König ihm;
Dann bauet' er mit ſeinen Freunden dort
Ein Tempelhaus; der Heilige entſchlief,
In Freundes Arm, ein fünf und neunzigjähr'ger Greis.

In ſeiner Zelle folgt' ihm Mang ſein Freund.
Nach funfzig Jahren ſtand ein Kloſter hier

*) Attila, der Hunnenkönig. Leo III. ging ihm in die
mbardei entgegen und rettete Rom. Giſelaar, Gibich u. ſ.
d Könige der Allemannen und Burgunder.

**) Gallus heißt Gale. Columban und ſeine Gefährten
ren nicht von Fingals Stamm, aber edle Schotten (Scoten), aus
rin (Nord-Irland) gebürtig. Der erſte Zug Columbans war
die Hebriden (die weſtlichen Inſeln bei Schottland). Auf
p oder Jona ward ein Chorherrnſtift errichtet, nach einer mors-
ländiſchen Regel. Von da begaben ſich viele nach Bangor,
em berühmten Kloſter in Wales, von da in die mittäglichen
nder. S. Müllers Geſchichte der Schweiz Thl. 1. S. 168
5 u. flg.

Und eine Bücherei. Mit Danke nenn' ich
Ich Ottmar, Waldo, Gottbert, Hartmuth, Grimmwald,
Der Bücher, Armen, und der Schulen Väter.

Wer an Valerius und Cicero,
Lucrez und Silius, Quintilian,
Sallust und Ammian, Manilius
Und Columella sich erfreut, der sage
Sankt Gall und Mang und allen Schotten Dank,
Die scotice mit altem Bardenfleiß,
Die Bücher schrieben und bewahreten.
Es lebe Benedictus und Sankt Maur,
Und wer uns je was Schönes aufbewahrt.

* * *

Der Helden Fußtritt ist mit Blut gefärbt;
Bekehrungscolonieen gehen oft
In Staatsrist über. Gute Galen, Euch,
Die bis gen Lapland, bis zur Lombardei
Die Völker lehrten, Bücher sicherten,
Nachkommen Euch des menschlichsten der Helden,
Des menschlichsten der Sänger *) Ruhm und Dank!

Christenfreude.

Bruder Leo und Franciscus gingen
In den Pflichten ihres strengen Ordens
Ueber das Gebirge. Schneidend wehte,
Um und um sie, Hauch des kalten Winters.
Und ihr Ordenskleid war kahl; die Kutte
Deckt ihr nacktes Haupt nur dünn und kärglich.
„Bruder Leo, rief Franciscus, höre!
Stehe still!

Wenn hinter uns die Menge
Auf uns winket: „siehe da die Säulen
Aller Christenheit! der Erden Sterne!" —
Und der Ruf uns gegen Ost und Abend,
Nord und Süd auf seinen Flügeln träget,
Daß, wohin wir kommen, Städt' und Dörfer,
Helle Haufen uns entgegen senden,
Die uns grüßen, uns Erquickung reichen,
Knieend unsern Segen sich erflehen,
Und darüber unser Herz frohlockte —
Bruder Leo, das ist nicht die Freude,
Aechte, wahre Christenfreude nicht."

Weiter gingen sie; der Hauch des Winters
Wehete gelinder, und Franciscus
Redet fort: „Wenn vor dem hohen Pulte
Des berühmtesten, des vollsten Tempels
Zehntausend um uns stehn und horchen
Auf die Sprüche unsrer Weisheit, saugen
Durstend ein den Odem unsrer Lippen;
Wenn wir Herzen spalten, führen Seelen,
Tausend Seelen im Triumph gefangen,
Daß, berauschet auf des Wohllauts Strömen,
Jedes Ohr dahinschwimmt, und die Augen,
Süße Bäche weinen; Seufzer steigen
Zu uns auf, ein süßer, süßer Weihrauch —
Und uns dann der Busen voller schläget,
Unser Mund frohlockender ertönet —
Bruder Leo, das ist nicht die Freude,
Aechte, wahre Christenfreude nicht."

Als sie weiter kamen, in die schöne
Reichbewohnte Ebne, sprach Franciscus:
„Wüßten wir die Sprachen aller Völker,
Die Geheimnisse in Erd' und Himmel,
Kenneten den Weg der Vögel, Fische,
Thier' und Menschen, selber auch der Sterne;
Bruder Leo wüßte jede Zukunft,
Die auch, die sein könnend doch nicht sein wird —
Und wir aller Menschenherzen Tiefen,
Jeden Abgrund der Gewissen sähen,
Und sie wie Allmächtige beherrschten,
Wenn darüber unser Herz frohlockte" —

Indeß hatte sich das Volk in Haufen
Schon gesammelt und begehrte Wunder.
„Bruder, wenn uns Gott nun Wunder gäbe,
Wunder, selbst den Satan zu entwaffnen,
Kräfte, diesem Tauben, jenem Stummen,
Blinden, Lahmen, Ohr und Zung' und Auge,
Hand und Fuß zu geben; der verwesten
Menschen-Asche neue Lebensfunken." —

Leo fiel ihm ein: „O guter Vater,
Warum sprichst du also? Oeffne lieber,
Oeffne mir der wahren Freude Quell."

Sprach Franciscus; „Als vor jener Hütte,
Der wir Segen brachten, uns der Pförtner
Halb gesehn, die Pforte kaum eröffnet,
Drohend fortwies, und uns heil'ge Lügner,
Uns Verräther schalt und schloß die Thür zu —
Wenn wir da, als hätt' er uns mit warmem
Milden Bad' erquickt, den Gruß annahmen,
Und uns freuten und in Windes Pfeifen
Auf dem harten Stein, auf jenem Berge
Ruheten, als lägen wir auf Rosen,
Und der Schnee uns wie mit Rosen deckte;
Wir besprachen uns, wie wir dem Feinde
Wohlthun könnten, ihn mit Segen lohnen —
Bruder Leo, war uns das nicht Freude?"
„Himmelsfreude war es, o Franciscus."

„Jener Jünger, den als Kind wir liebten,
Dieser Freund, dem wir das Herz vertrauten,
Jener Fremdling, dem wir Gut und Leben
Glück und Wohlsein gaben, wenn der Eine
Bitter uns nun hasset, und der Andre
Das Geheimniß unsres Herzens ausstößt,
Vollgemischt mit Lügen, und der Dritte
In's Gesicht uns speit und schlägt uns blutig,
Schneidet uns mit Waffen unsrer Güte
Tief ins Herz, daß unsrer Eigenliebe
Feinster Nerv' erbebt, und alle Buben
Ueber uns frohlocken; und wir dennoch
Unsre Güte nicht bereuen, fröhlich
Uns zu neuer größrer Güte rüsten,
Und uns in den Spott als Purpur kleiden,
In die Dornenkron', als wär' es Lorbeer,
Den Verräther mit dem Kuß der Liebe
Segnen, und uns freu'n der Ehren Christus —
Bruder Leo, das ist Christenfreude!"
„Himmelsfreude, sprach er, o Franciscus."

„Sieh, wir gehen jetzt in die Versammlung
Unsrer Brüder, wohin sie mich luden,
Daß ich ihnen meinen Rath ertheile.
Wenn ich rede, was das Herz mir eingiebt,
Und sie alle wider mich dann aufstehn,
Rufend: „Nein! wir wollen nicht, daß Dieser,
Ein Unwissender, ein Unerfahrner,
Ueber uns gebiet'!" und mit Verachtung,
Hassend mich aus ihrer Mitte stoßen,
Und vor aller Welt mich schmäh'n und lästern; —
Wenn ich dann nicht, als ob sie mit hohen
Ehren mich umfingen und lobpriesen,
Ihren Spott in höchster Ruh ertrüge;
Heiter im Gemüth, mit frohem Muthe,
Willig, ihnen jedes bittre Unrecht
Mit demüth'ger Liebe zu vergelten,
Bruder Leo, so bin ich des Ordens,
Den ich Christo stiftete, nicht würdig."

Die Cicada.

In dem Kleinesten der Schöpfung zeiget
Sich des Schöpfers Macht und Huld am größten.

Nahe Sankt Franciscus kleiner Zelle
Stand ein Feigenbaum; und auf dem Baume
Sang am Morgen, frisch gestärkt vom Thaue,
Lieblich die Cicada. Sankt Franciscus
Hört ihr zu an seinem kleinen Fenster,
Und verstund ihr Lied. „Hieher, o Schwester,
Rief er, komm hieher:" und winkt ihr freundlich
„In dem Kleinesten der Schöpfung zeiget
Sich des Schöpfers Macht und Huld am größten."

---

*) Fingal und Ossian.

Fröhlich sprang sie von dem Feigenbaume
Auf Franciscus Finger, neigte freundlich
Sich, den hocherhabnen Mann zu grüßen,
Der ihr rief: er grüßete sie wieder:
‚Sing', o Schwester, wie du droben singest,
Von des Höchsten Lobe, du die Kleinste.“

Alsobald (sie fühlete mit Freuden
Und mit Stolz das heilige Katheder,
Wo sie stand und ihren hohen Hörer):
Alsobald erhob in süßen Tönen
Sich ihr zirpender Gesang. Es nahten
Alle ihre Schwestern, ihre Töchter,
Schnur und Schwieger; rings auf Bäum' und Sträuchen
Horchte schweigend jegliche Cicada.

Und sie sang. Die zarten Flügel schwingend,
Ihre kleinen Beine froh bewegend,
‚Wer? wer gab mir diese leichten Füße,
Zierte sie mit festen Knoten,
Schnell hinabzuspringen, leicht zu hüpfen
Rings von Baum zu Baum, von Zweig zu Zweige?
Augen gab er mir, krystallne Sphären,
Die sich wenden, vor- und rückwärts blicken,
Aufzuspähen alle meine Feinde,
Den gefräß'gen Specht und Spatz und Raben.
Flügel gab er mir, ein Gold-Gewebe,
Grün und blau, in Farben seines Himmels
Und in Farben meiner Bäume spielend.
Fröhlich schwing' ich sie, wie keine Lerche,
Keine Nachtigall die Flügel schwinget,
Koste Gottes Thau, den jeden Morgen
Mir, nur mir sein Finger niederträufelt,
Und erhebe meine Stimm' und singe,
Zu des Wandrers Ohr den Ton der Schöpfung,
Und erfrische seinen Gang. Dem Landmann
Stimm' ich an das frohe Lied der Ernte:
‚Reich, o Bruder, stehen unsre Felder;
Schön, o Schwester, dein' und meine Auen.
Singet mit mir dankbar und zufrieden:
Groß ist Gott im Kleinesten und Größten.“

Rauher pries sie jetzt in wilden Tönen,
Die auf Kräutern sie und über Blumen
Manchen Blum- und Krautverwüster aufspäht.
Ihn mit scharfen Nägeln faßt und festhält,
Und aussauget ihre Beute. —

„Schweige,
Sprach Franciscus, deine Stimme tönt
Rauh und heiser. Lerne von mir, Schwester,
Zeit ist jetzt zu singen, jetzt zu schweigen.
Fleuch empor und preise mir in Zukunft
Gottes Lob, nicht deine eignen Thaten.“
‚Groß ist Gott, im Größesten und Kleinsten“
Jauchzten auf die horchenden Cicaden.

Die Orgel.

O sagt mir an, wer diesen Wunderbau,
Voll Stimmen alles Lebenden erfand?
Den Tempel, der, von Gottes Hauch beseelt,
Der tiefsten Wehmuth herzerschütternde
Gewalt mit leisem Klageflötenton
Und Jubel-, Cymbeln- und Schalmeienklang,
Mit Kriegstrommetenhall und mit dem Ruf
Der siegenden Posaune kühn verband.

Vom leichten Hirtenrohre stieg der Schall
Zum Paukendonner und der weckenden
Gerichtstrommet'. Es stürzen Gräber! Horch,
Die Todten regen sich! —

Wie schwebet jetzt
Der Ton auf aller Schöpfung Fittigen
Erwartend. Und die Lüfte rauschen. Hört!
Jehovah kommt! Er kommt! sein Donner ruft!

In sanftanwehendem beseelten Ton
Der Menschenstimme spricht der Gütige
Jetzt; das bange Herz antwortet ihm.
Und alle Stimmen nun und Seelen sich
Zum Himmel heben, auf der Wolke ruhn
In Halleluja! — Betet, betet an!

Apoll erfand die Cither, Maja's Sohn
Bespannete die Lyra; Pan erfand
Die Flöte; wer war dieser mächt'ge Pan,
Der aller Schöpfung Athem hier vereint?

* * *

Cäcilia, die edle Römerin,
Verschmähete der weichen Saite Klang,
In ihrem Herzen betend: „wäre mir
Gewährt, den Lobgesang zu hören, den
Die Knaben sangen in des Feuers Gluth,
Das Lied der Schöpfung.“

Da berührt' ihr Ohr
Ein Engel, der ihr sichtbar oft erschien,
Der Betenden. Entzücket hörte sie
Das Lied der Schöpfung. Sterne, Sonn' und Mond,
Und Licht und Finsterniß, und Tag und Nacht,
Die Jahreszeiten, Winde, Frost und Sturm,
Und Thau und Regen, Reif und Eis und Schnee
Und Berg und Thal in ihrem Frühlingsschmuck,
Und Quellen, Ström' und Meere, Fels und Wald,
Und alle Vögel in den Lüften, was
Auf Erden Odem hat, lobpries den Herrn,
Den Heiligen, den Gütigen.

Sie sank
Anbetend nieder: „Würd', o Engel, mir
Ein Nachhall dieses Liedes b!“ —

Eilig ging
Er hin zum Künstler, den Bezaleels
Geweihter Geist belebte, gab ihm Maaß
Und Zahl in seine Hand. Es stieg ein Bau
Der Harmonieen auf! Das Gloria
Der Engel'töne; einmüthig stimmete
Die Christenheit ihr hohes Credo an,
Der Seelen große Gottvereinigung.
Und als beim Sacrament das Heilige:
Er kommt! Gesegnet, der da kommt! erscholl,
Hernieder ließen sich die Seligen,
Und nahmen an — der Andacht Opfer. Erd'
Und Himmel ward Ein Chor; den Bösewicht
Erschüttert an des Tempels Pforte schon
Die Tuba, die den Tag des Zorns erklang. —

Mit allen Christenherzen freute sich
Cäcilia, genießend, was das Herz
Der Betenden verlanget, Einigung
Der Seel' und Herzen; Christvereinigung.

„Wie nenn' ich, sprach sie, den vielarm'gen Strom,
Der uns ergreift, und in das weite Meer
Der Ewigkeiten träget?“ „Nenne, sprach
Der Engel, es, was du dir wünschetest,
Organ des Geistes, der in Allem schläft,
Der aller Völker Herzen reget, der
Anstimmen wird der ew'gen Schöpfung Lied,
Im reinsten Labyrinth die vollste
Vereinigung; der Andacht Organum.“

Der Friedensstifter.

Dreimal war der kühne Karl geschlagen,
Und die Macht Burgunds im Blut erlegen;
Granse, Murten, Nanse zeugten ewig,
Was der Tapfre über ungerechten
Stolz vermag; als sich die böse Zwietracht
Auch ins Herz der Tapfern schlich. Sie zankten
Lieblos um des Sieges reiche Beute.
Fast schon theilte sich der Eidgenossen
Bündniß. Denn mit Frankreichs Gelde waren
Frankreichs Sitten in das Land gekommen,
Ueppigkeit und Pracht. Dem Schweizerbunde
Drohete Auflösung. Da, am letzten
Friedenstag' zu Stanz in Unterwalden
Trat ein alter Mann in die Versammlung.

Grad' und hoch; sein Auge blitzte Schrecken,
Doch gemischt mit Gütigkeit und Anmuth.
Lang sein Bart, von wenig schlichten Haaren,
Zweigespalten; auf dem braunen Antlitz

Glänzt' ein Himmlisches. Gebietend stand er
Dürr und hager da, und sprach anmuthig,
Männlich-langsam:

„Liebe Eidgenossen,
Lasset nicht, daß Haß und Neid, und Mißgunst
Unter euch aufkommen; oder aus ist
Euer Regiment! — Auch zieht den Zaun nicht
Gar zu weit hinaus, damit ihr eures
Theu'rerworbenen Friedens lang' genießet.
Eidgenossen, werdet nicht verbunden
Fremder Herrschaft, euch mit fremden Sorgen
Zu beladen und mit fremden Sitten.
Werdet nicht des Vaterlands Verkäufer
Zu unredlich-eignem Nutz. Beschirmet
Euch und nehmt Banditen, Landesläufer,
Nicht zu Bürgern auf und Landesleuten. —
Ohne schwere Ursach' überfallet
Niemand mit Gewalt; doch angefallen
Streitet kühn. Und habet Gott vor Augen
Im Gericht, und ehret eure Priester.
Folget ihrer Lehre, wenn sie selbst auch
Ihr nicht folgen. Helles frisches Wasser
Trinket man, die Röhre sei von Silber
Oder Holz. — Und bleibet treu dem Glauben
Eurer Väter! Zeiten werden kommen,
Harte Zeiten, voll von List und Aufruhr.
Hütet euch, und stehet treu zusammen,
Treu dem Pfad' und Fußtapf' unsrer Väter.
Alsdann werdet ihr bestehn! kein Anstoß
Wird euch fällen und kein Sturm erschüttern.
Seid nicht stolz, ihr alten Orte. Nehmet
Solothurn und Freiburg auf zu Brüdern:
Denn das wird euch nützen." — Also sprach er,
Neigte sich, und ging aus der Versammlung.

Alle, die den heil'gen Mann erkannten,
Hörten in ihm eines Engels Stimme:
Bruder Claus war es von Unterwalden,
Der an seiner einsamen Kapelle
Ohne Speis' und Trank (so spricht die Sage)
Zwanzig Jahr gelebt. Dem Kind' und Jüngling
War am Himmel oft ein Stern erschienen,
Der sein Herz in's Inn're zog. Er hatte
Jederzeit, auch emsig in Geschäften,
Stille Einkehr in sich selbst geliebet,
Zehen Söhn' und Töchter auferzogen,
Auch in Kriegeszügen seinem Lande
Treu geholfen; bis die Welt zu enge
Für ihn ward. Er nahm von Weib und Kindern
Liebreich Abschied, und mit ihrem Segen
Ging er zur Einöde. Vielen Pilgern,
Die ihn suchten, gab er Rath und Hülfe.
Manchen Sturm der Seele, manche Unruh,
Senkete ein Wort von ihm zur Ruhe.
Denn er war von starkem Herzen; mächtig
Frei, und floh wie Pest die Landsverderber.
Oft weissaget' er, und wußt' der Seelen
Innerstes Geheimniß. Seines Lebens
Täglicher und hocheinfält'ger Spruch war:
„Nimm, o Gott, mich mir; und gieb mich ganz dir."

Der war Bruder Claus. Die Bundsversammlung
Folgte seinem Rath; einmüthig wurden
Aufgenommen Solothurn und Freiburg;
Und so manche Rathsversammlung wünschte
Bruder Claus zu sich von Unterwalden,
Mit der Bärentappe, die der Engel,
Falls er in den Himmel kommen wollte,
Ihm zum führenden Panier gegeben.

Der Schiffbruch.

Mitten in des Weltmeers wilden Wellen
Scheiterte das Schiff. Die Edlen retten
Sich im Fahrzeug: „Wo ist Don Alonzo?"
Riefen sie (er war des Schiffes Priester).

„Reiset wohl, ihr Freunde meines Lebens,
Bruder, Oheim (sprach er von dem Borde)!
Meine Pflicht beginnt; die Eure endet."

Und er eilt hinunter in des Schiffes
Kammern, seine Sterbenden zu trösten,
Höret ihre Sünden, ihre Buße,
Ihr Gebet, und wehret der Verzweiflung,
Labet sie, und geht mit ihnen unter.

* * *

Welch ein Geist war größer? Jenes Cato,
Der im Zorne sich die Wunden aufriß;
Oder dieses Priesters, der, den Pflichten
Seines Amtes treu, im Meer versinket?

Der Nachruhm *).

Mich reizet nicht des Ruhmes Schall,
Der aus Posaunen tönt,
Den jeder leise Wiederhall
Im stillen Thal verhöhnt.
Ein Ruhm, der wie ein Sturmwind braust,
Ist selbst ein Sturm, der bald versaust.

Mich reizet nur der Silberton,
Der unbelauschet klingt,
Und meiner Muse schönsten Lohn,
Den Dank des Herzens singt,
Die Thräne, die dem Aug' entfließt
Und mich mit Bruderliebe grüßt.

Nicht Allen gönnte die Natur
Das allgepriesne Glück,
Zu bilden auf des Schöpfers Spur
Ein ew'ges Meisterstück,
Das, ein Vollkommnes seiner Art,
Der Nachwelt stetes Muster ward;

An dem, im Anblick noch entzückt,
Der späte Schüler steht,
Und in des Meisters Seele blickt
Und stumm von dannen geht;
Indeß sein Herz den seltnen Geist
Mit lautem Puls glückselig preist.

Wir schwimmen in dem Strom der Zeit
Auf Welle Welle fort;
Das Meer der Allvergessenheit
Ist unser letzter Ort.
Genug, wenn Welle Welle trieb
Und ohne Namen Wirkung blieb.

Wenn dann auch in der Zeiten Bau
Mich bald ihr Schutt begräbt;
Und meine Kraft auf Gottes Au'
In andern Blumen lebt,
Und mein Gedanke mit zum Geist
Vollendeter Gedanken fleußt.

Schön ist's, von Allen anerkannt,
Sich allgelobt zu sehn;
Doch schöner noch, auch ungenannt,
Wohlthätig fest zu stehn.
Verdienst ist meines Stolzes Neid
Und bei Verdienst Unsichtbarkeit.

So nennet Gottes Kreatur
Nur schweigend seinen Ruhm;
Sie blüht in wirkender Natur,
Ihr selbst ein Eigenthum.
Der Schöpfer zeigt sich nicht, und ihn
Verkennt der Thor und läugnet ihn.

Das Saitenspiel.

Was singt in euch, ihr Saiten?
Was tönt in eurem Schall?
Bist du es, klagenreiche,
Geliebte Nachtigall?
Die, als sie meinem Herzen

*) Aus Herder's Gedichten.

Wehklagete so zart,
Vielleicht im letzten Seufzer
Zum Silberlaute ward.

Was spricht in euch, ihr Saiten?
Was singt in eurem Schall?
Betrügst du mich, o Liebe,
Mit süßem Wiederhall?
Du Täuscherin der Herzen,
Geliebter Lippen Tand,
Bist du vielleicht in Töne,
Du Flüchtige verbannt?

Es spricht mit stärkrer Stimme,
Es dringet mir an's Herz,
Und weckt mit Zaubergriffen
Den längst entschlafnen Schmerz.
Du bebst in mir, o Seele,
Wirst selbst ein Saitenspiel —
In welches Geistes Händen?
Mit zitterndem Gefühl.

Es schwebet aus den Saiten,
Es lispelt mir in's Ohr,
Der Geist der Harmonien,
Der Weltgeist tritt hervor:
„Ich bin es, der die Wesen
In ihre Hülle zwang,
Und sie mit Zaubereien
Der Sympathie durchdrang.

In rauher Felsenhöhle
Bin ich der Wiederhall;
Im Ton der kleinen Kehle
Gesang der Nachtigall.
Ich bin's, der in der Klage
Dein Herz zum Mitleid rührt,
Und in der Andacht Chören
Es auf zum Himmel führt.

Ich stimmete die Welten
In einen Wunderklang;
Zu Seelen flossen Seelen,
Ein ew'ger Chorgesang.
Vom zarten Ton beweget,
Durchängstet sich dein Herz,
Und fühlt der Schmerzen Freuds,
Der Freude süßen Schmerz." —

Verhall', o Stimm', ich höre,
Der ganzen Schöpfung Lied,
Das Seelen fest an Seelen,
Zu Herzen Herzen zieht.
In Ein Gefühl verschlungen
Sind wir ein ewig All;
In Einen Ton verklungen
Der Gottheit Wiederhall.

Das Flüchtigste.

Tadle nicht der Nachtigallen
Bald verhallend süßes Lied;
Sieh, wie unter allen, allen
Lebensfreuden, die entfallen,
Stets zuerst die schönste flieht.

Sieh, wie dort im Tanz der Horen
Lenz und Morgen schnell entweicht,
Wie die Rose, mit Auroren
Jetzt im Silberthau geboren,
Jetzt Auroren gleich erbleicht.

Höre, wie im Chor der Triebe
Bald der zarte Ton verklingt.
Sanftes Mitleid, Wahn der Liebe,
Ach, daß er uns ewig bliebe!
Aber ach, sein Zauber sinkt.

Und die Frische dieser Wangen,
Deines Herzens rege Gluth,
Und die ahnenden Verlangen,
Die am Wink der Hoffnung hangen
Ach, ein fliehend, fliehend Gut!

Selbst die Blüthe deines Strebens,
Aller Musen schönste Gunst,
Jede höchste Kunst des Lebens,
Freund, du fesselst sie vergebens;
Sie entschlüpft, die Zauberkunst.

Aus dem Meer der Götterfreuden
Ward ein Tropfe uns geschenkt,
Ward gemischt mit manchem Leiden,
Leerer Ahnung, falschen Freuden,
Ward im Nebelmeer ertränkt;

Aber auch im Nebelmeere
Ist der Tropfe Seligkeit;
Einen Augenblick ihn trinken,
Nein ihn trinken und versinken,
Ist Genuß der Ewigkeit.

Die Kunst.

Aus der Schaar der Götterfreuden
Stahl die jüngste Freude sich:
Und der Fleiß, ein Sohn der Leiden,
Nahte zu ihr jugendlich.
Unschuld war in ihren Mienen,
Treue war in seinem Blick:
Und die Liebe zwischen ihnen
Stifteten der Beiden Glück.

„Ich ermatte, sprach die Schöne,
Gieb mir deine sich're Hand."
„Nimm sie, sprach er, Eintracht kröne
Unser Beider treues Band."
Also wohnten sie im Schatten,
Unter aller Götter Gunst;
Und das Kind, das Beide hatten,
War ein schönes Kind, die Kunst.

Von der Mutter lebte Fülle,
Götterfüll' in ihrer Brust;
Und der Vater gab ihr Stille,
Fleiß und Emsigkeit zur Lust.
Sorgsam hat er sie erzogen,
Zärtlich hat sie sie gesaugt,
Götter waren ihr gewogen,
Menschen waren ihr geneigt.

Aber als sie zu vermählen
Nun die frohe Zeit erschien;
Wer der Götter wird sie wählen,
Wem der Menschen wird sie blühn?
Zwischen Erd' und Himmel schwebet
Sie, der Einsamkeit geweiht;
Denn der Mutter Gottheit lebet
In des Vaters Sterblichkeit.

Die Verlorne zu beglücken,
Schaute Jupiter hinab.
„Unsern Himmel soll sie schmücken,
Sie, die nur der Himmel gab.
Aus dem Chor der Götterjugend
Wäre Thalia verbannt?
Unschuld und du, frohe Tugend,
Holet sie in unser Land."

Unschuld und die Tugend stiegen
In der Schwester Einsamkeit;
Und aus ihren beiden Zügen
Schuf sie selbst sich Göttlichkeit.
Unabtrennlich stets von Beiden
Ward sie wie die Anmuth schön,
Und im Chor der Götterfreuden
Tanzen jetzt drei Grazien.

Lied des Lebens.

Flüchtiger als Wind und Welle
Flieht die Zeit; was hält sie auf?
Sie genießen auf der Stelle,
Sie ergreifen schnell im Lauf;
Das, ihr Brüder, hält ihr Schweben,

Hält die Flucht der Tage ein.
Schneller Gang ist unser Leben
Laßt uns Rosen auf ihn streu'n!

Rosen: denn die Tage sinken
In des Winters Nebelmeer.
Rosen; denn sie blühn und blinken,
Links und rechts noch um uns her.
Rosen stehn auf jedem Zweige
Jeder schönen Jugendthat.
Wohl ihm, der bis auf die Neige
Rein gelebt sein Leben hat.

Tage, werdet uns zum Kranze,
Der des Greises Schläf' umzieht,
Und um sie in frischem Glanze
Wie ein Traum der Jugend blüht.
Auch die dunkeln Blumen kühlen
Uns mit Ruhe, doppelt-süß;
Und die lauen Lüfte spielen
Freundlich uns in's Paradies.

Die Bestimmung des Menschen.

Als die Königin der Dinge,
Reich an unerschöpftem Reiz,
Wesen schuf, war nichts ihr zu geringe;
Sie begabete mit mildem Geiz:
Denn das Füllhorn aller Trefflichkeiten
War in ihrer Mutterhand,
Und sie paarte, was an Lieblichkeiten,
Wechselnd auch, zusammen je bestand.

Einen Schmuck von tausend Farben
Webte sie um Florens Brust:
Neu verjünget, wenn die Schwestern starben,
Traten Schwestern auf mit Siegeslust.
In ein Chor von tausend süßen Liedern
Theilte sich ihr mächt'ger Klang,
Der auf bunten schwebenden Gefiedern
Disharmonisch-schön zum Himmel drang.

Stärke, Klugheit, sanfte Triebe,
Schönheit in jedweder Art,
Und in tausend der Gestalten Liebe
Ward umhergegossen ungespart;
Endlich trat sie in sich selbst und senkte
Tief sich in ihr Mutterherz:
„Meinem Liebling, wie, wenn ich ihm schenkte
Aller meiner Kinder Lust und Schmerz?"

Und sie sann. Auf Einem Wege
Ward aus Allem Sympathie.
„Ferne sprach sie, sei von ihm die Träge!"
Seine Lust sei ewig süße Müh.
Angeboren werd' ihm nichts; geboren
Werd' in ihm ein ew'ger Trieb.
Und auch jedes Glück, durch Schuld verloren,
Werd' ihm tausendfach durch Reue lieb.

„Nur in Andern sei sein Leben;
Wirksamkeit sein schönster Lohn.
Enkel, die ihm Dank und Ehre geben,
Lohnen ihn für seiner Brüder Hohn.
So vereint durch alle Folgezeiten
Strebe seine süße Müh;
Neu gestärkt durch Widerwärtigkeiten
Steige mehr und mehr umfassend sie."

„Auch im Kleinsten werd' um's Ganze
Ewig dies Geschlecht verdient;
Nur am Ziel im schönsten Abendglanze
Hängt der Kranz, der für den Menschen grünt.
Für die Leidenden, die ihn umringen,
Weih' ich ihn der Menschlichkeit,
Und sein Herz, wenn Seufzer auf ihn dringen,
Zum Altare der Barmherzigkeit"

Mutterkönigin! das schwächste Wesen,
Das man einzeln nur beweint,
Hast du dir im Ganzen auserlesen
Und gesammt durch Lieb' und Noth vereint.
Deinen Sinn für's Größere und Größte,
Und dein Mutterherz, Natur,
Gabst du uns. Das Bessere und Beste
Weckt uns stets und lebt im Ganzen nur.

Friede.

„Du suchest Frieden!
Friede wohnt hier!

Hier in der Einsamkeit
Der Klostermauern,
Soll ich mein Leben
Oede vertrauern? —
Göttlicher Friede,
Wohnest du hier? —

Fremdling, es wohnet
Zankbegier,
Unmuth hier. —

Du suchest Frieden —
Friede wohnt hier!"

Hier in der Dunkelheit
Verschwiegener Kreise,
Werd' ich ein Gott hier,
Tugendhaft, weise?
Friede der Brüder,
Wohnest du hier?

Fremdling, es wohnet
Gunst-Begier,
Trugsucht hier.

„Du suchest Frieden —
Friede wohnt hier!"

Hier im gelehrten Hain,
Am Quell der Musen;
Dir, o Natur, am
Liebenden Busen —
Friede der Weisheit,
Wohnest du hier?

Fremdling, es wohnet
Ruhmbegier,
Zanksucht hier.

Dort in der Ruhestatt
Der stillen Grüfte —
Unter dem Säuseln
Friedlicher Lüfte —
Friede des Lebens —
Wohnest du hier?

Fremdling, im Herzen
Wohnt er Dir,
Tief in Dir!

Gedankenfreiheit.

(Nach Horaz, 8te Ode des ersten Buches.)

Sagt, Gebieter der Erde,
Warum eilet ihr so, mit unsrer kleinen
Gabe, Gedankenfreiheit,
Euren eigenen Schatz, die Macht der Völker,
Schmählicher hinzurichten?
Der sein inneres Herz, der Wahrheit Tempel,
Sonst mit Freude des Jünglings
Aufschloß, murmelt anjetzt Geheimnißbrütend,
Scheut die Sonne zu nennen,
Und verschmachtet im Gram, wenn ihr am hellen
Morgen tief in der Nacht seid.
Ist's im Dunkeln zu wandeln Götterfreude?
Oder spaltet ein Lichtmeer
Nicht das Seide-Gespinnst? In Lykomedes
Kammer verrieth Achilles
Sich dem Forschenden doch, und ging vor Troja.

Amor und Psyche,
auf einem Grabmal.

Ein Traum, ein Traum ist unser Leben
Auf Erden hier;
Wie Schatten auf den Wogen, schweben
Und schwinden wir;
Und messen unsre trägen Tritte
Nach Raum und Zeit;
Und sind (und wissen's nicht) in Mitte
Der Ewigkeit.

Nach manchem, voller Müh' und Sehnen
Verseufzten Jahr,
Umarmte sich in frohen Thränen
Ein liebend Paar.
Der Mond sah freundlich auf sie nieder;
Ein zarter Ton
Aus allen Büschen hallte wieder:
„Endymion!"

„Ach, daß uns ewig, ewig bliebe
Der Augenblick!
Im ersten holden Kuß der Liebe
Das reinste Glück!"
Verstummend, halbvollendet weilte
Das süße Wort;
Die Seel' auf Beider Lippen eilte,
Sie eilte fort. —

Denn sieh', ein Engel schwebet nieder
Zu ihrem Kuß;
Gold, himmelblau war sein Gefieder;
Ihr Genius.
Berührend sie mit sanftem Stabe,
Sprach er: „Erhört
Ist euer Wunsch. Dort über'm Grabe
Liebt ungestört."

Entschwungen auf dem Hauch der Liebe,
Im reifsten Glück,
Gewiß, daß ihnen ewig bliebe
Der Augenblick;
Auf amaranth'nen Auen schwebte
Das holde Paar,
Mit Allem, was je liebt' und lebte,
Und glücklich war.

Mit Allem, was in Wunsch und Glauben
Sich je erfreut,
Genossen sie in vollen Trauben
Unsterblichkeit.
Des Weltalls süße Symphonien
Umtönten sie;
Der Liebe süße Harmonien
Durchwallten sie.

„Wollt ihr zurück in jene Ferne
Auf Euer Grab?"
Sie sahn vom Himmel goldner Sterne
Zur Erd' hinab.
„O Genius, die Zeit danieden
Ist träge Zeit,
Ein Augenblick hier giebt uns Frieden
Der Ewigkeit."

Sah'st du auf jenem Grabeshügel
Die Liebenden?
Der erste Kuß gab ihnen Flügel,
Den Seligen.
Und, daß ein Bild von ihnen bliebe
Im ew'gen Kuß,
Verewigte hier Seel' und Liebe
Der Genius.

Vereinigung der Lebensalter.

Der Jüngling.

Am Morgenroth, im Lenz des süßen Lebens
Erwach' ich noch zu täglich neuem Glück.
Nie reizte mich ein holder Wunsch vergebens,
Und selten kam er reuend mir zurück.

Der Mann.

Der Sommer glüht. Es glänzete mir prächtig
Die hohe Sonn' am hellen Firmament.
Nach Ruhme schlug mein Herz und schläget mächtig
Und mächtiger, wenn mich der Nachruhm nennt.

Der ältere Mann.

Ich sammle jetzt des Lebens falbe Garben,
So lange mir's der gold'ne Tag erlaubt.
Wohl manche Knospen sah ich, die erstarben,
Und sammle Gold, eh' mir's der Winter raubt.

Die Natur.

Und wenn ich jetzt auch alle Drei verbände,
Und gäbe Dir der Jugend Lenz zurück,
Und Dir den Ruhm um Deine Schläfe wände,
Und gäbe Dir die goldne Frucht, das Glück! —

Denn, Kinder wißt: „den Anfang krönt das Ende,
Der Ausgang ist der langen Laufbahn Preis."
Sie gaben der Natur sich in die Hände;
Sie mischte glücklich, und es ward ein Greis.

Des Lebens Winter.

Nach Sarbievius *).

Der die weißen Thäler umhüllt, der Winter,
Wird sie wieder enthüllen, wenn die Sonne
Jene Berge bestrahlt. Ein andrer Winter,
Wenn er Dir Einmal,

Freund, mit Schnee und Reife das Haupt bestreute,
Weichet nimmer. Entflohen sind des schön'ren
Jahres Sommer und Herbst; entfloh'n des Frühlings
Lachende Stunden;

Nur der Winter bleibet. Sobald er Einmal
Dir die Schläfe umzog, da bringen keine
Narden, keine der Kränze deinem Haupthaar
Wieder den Frühling.

Eine Jugend schenkte dich uns; Ein Alter
Raubt Dich uns, o Geliebter. Ein's verlängert;
Ein's verewiget deine Jahr', o Jüngling!
Rühmliche Thaten.

Der, nur der hat lange gelebt, um dessen
Tod die Bürger erseufzen. Jeder wähle
Sich die Fama zur Erbin; alles andre
Rauben die Horen.

Zage nicht!

Der Du in dem Sturm des Unglücks
Maßlos und entsegelt fährst,
Zage nicht! noch ist zu hoffen;
Plötzlich steht der Hafen offen,
Wo Du Dich des Sturms entwehrst.

Man entwaffnet durch die Hoffnung
Künft'gen Guts des Uebels Wuth;
Sieh, auf flüchtigem Gefieder
Stürzet Nacht und Tag hernieder,
Und der Nord ergrimmt und ruht

Unter wechselnden Gestalten
Steht erschaffend die Natur;
So geschäftig steht der Weise
In der Aenderungen Kreise,
Stürzet nicht, entweichet nur.

---

*) Matthias Casimir Sarbiewsky oder Sarbievius, der polnische Horaz genannt, geboren 1595; Jesuit, Lehrer der Theologie, Philosophie und schönen Wissenschaften zu Wilna, endlich Hofprediger des Königs Ladislav's II.; starb zu Warschau 1640.

Lieget unter kaltem Schnee
Sicher nicht die goldne Saat?
Unter diesem starren Schleier
Ruhet sie, bis daß das Feuer
Titans sie erwärmet hat.

Die Du edler, als die Liebe,
Meines Lebens Athem bist,
Sanfte Hoffnung, Dir zu Ehren
Laß ich frohe Töne hören,
Du bist mehr, als Amor ist.

Die Pfunde.

Ein Edler zog fern über Land,
Daß er sein Reich einnähme,
Und dann gekrönt mit Sieg und Huld,
Ein Vater wiederkäme:

„Wem soll ich meinen Schatz vertrau'n?"
Sprach er zu seinen Treuen.
„Nehmt, handelt! und ich komme bald,
Es soll euch nicht gereuen!"

Sie handelten. Er kam noch nicht,
Ein Theil ward matt und müde;
„Und kommt er denn? — Er kommt noch nicht!" —
Sie schlummerten in Friede.

Er kam! Auch in der Ferne war
Sein Herz tief an den Treuen!
„Legt dar nun," sprach er, „Pfund und Pfand,
Es soll euch nicht gereuen."

Mit Freuden trat der Erste dar,
Für Eins mit zehen Pfunden,
Hier, Herr, ist deiner Güte Pfand,
Und was ich Armer funden.

„Dank, treuer Knecht, im Kleinen schon
So großer, reicher Treue:
Komm, König über Länder zehn,
Zu deines Herren Freude!"

Demüthig trat der Andre dar,
Für Eins nur fünf an Pfunden,
Hier hast Du, Herr, Dein edles Pfand
Wie wenig hat es funden!

„Dank, Treuer! im Geringern schon
So großer, reicher Treue!
Herr, über fünf der Länder, komm
Zu Deines Herren Freude!"

Mit Beben naht der Dritte sich,
In Trotz verhüllt sein Beben,
„Herr," sprach er, „nimm dein Pfund und Pfand,
All, was Du mir gegeben!"

„Ich kannte Dich wohl, harter Mann,
Der erntet ungesäet,
Und fremden Schweiß und saures Gut
Auf's Armen Aue mähet."

„Drum hatt' ich, Dir zu wuchern, Zorn:
Hier, Harter! ist das Deine;
Die sichre Erde barg es Dir,
Dies Schweißtuch ist das Meine." —

— „Dein Mund spricht selber Dir Gericht,
Untreuer meiner Knechte;
So wußtest Du mich harten Mann,
Und wie so hart ich rechte,"

„Und übtest nicht, was Du gewußt,
Knecht, Deines Herren Willen,
Des harten Herren letztes Wort
Mit Wucher zu erfüllen?"

„Nehmt hin von ihm sein treulos Pfand,
Dem Reichsten sei's gegeben.
Wer nicht hat, büße, was er hat,
Wer hat, dem wird gegeben."

Zwo Stufen geh'n auf und hinab
Zum Himmel und zur Hölle!
Wer hat, gewinnt bis auf zum Thron,
Wer nicht hat, seine Stelle.

Sinkt immer tiefer, tiefer ab.
Herr, laß mich deiner Gaben
Geringste brauchen treu und ganz,
Und ich werd' Alles haben.

Ewald Hering

ward am 15. Juli 1802 zu Oschatz im Königreich Sachsen geboren und kam nach erlangter wissenschaftlicher Bildung als Lehrer an die allgemeine Bürgerschule zu Zittau.

Unter dem Namen „Ewald" gab er heraus:

Die Hussiten vor Zittau. Leipzig 1824, 2 Bde.
Das Vogelschießen zu Oschatz. Ebendas. 1824.
Die Schlacht am Kapellenberge vor Lauban. Ebendas. 1824.
Die Bergleute zu Goslar. Ebendas. 1825, 3 Bde.
Der Friede zu Prag. Ebendas. 1825, 2 Thle.
Die Prinzessin von Ilsenstein. Ebendas. 1825.
Konrad Lezkau. Ebendas. 1825.
Die Rabennester und Wachtelbuben. Ebendas. 1826, 2 Thle.
Das betrübte Thorn. Ebendas. 1826, 2 Thle.
Sandsteine. Ebendas. 1826 — 1828. 4 Thle.
Das Salzbergwerk zu Wieliczka. Ebendas. 1827.
Der Weiberkrieg zu Löwenberg. Ebendas. 1827.
Der Verräther Mordanschlag auf König Stanislaus. Ebendas. 1830.

Ein fleißiger, keineswegs talentloser Erzähler, der historische Stoffe mit Geschick und Phantasie zu behandeln weiß und gern gelesen wird.

Karl Alexander Herklots

ward am 19. Januar 1759 zu Dulzen in Ostpreußen geboren, wurde nach vollendeten Studien als Referendar beim Hofgericht zu Königsberg angestellt, von da in das Kammergericht nach Berlin versetzt, und war zuletzt Theaterdichter bei dem dortigen Hoftheater. Er starb daselbst am 23. März 1830.

Er schrieb

Operetten Berlin 1792 in 8.
Pygmalion oder die Reformation der Liebe. Lyr. Dram. Ebendas. 1794.
Der Prozeß. Lustspiel. Ebendas. 1799.
Das Opfer der Treue. Berlin 1793.
Viele Uebersetzungen italienischer und französischer Opern, von denen mehrere, wie Nurmahal, Hero, Semiramis, einzeln gedruckt wurden.

Außerdem noch Gedichte und Uebersetzungen in Zeitschriften und Almanachen.

Seine für die Bühne berechneten, keineswegs aber bedeutenden Arbeiten, erfüllten zu jener Zeit ihren Zweck, da ihr Verfasser Sprache und Form mit Gewandtheit zu behandeln und dem Gesange anzupassen wußte.

Georg Karl Herloßsohn

ward am 7. September 1802 zu Prag geboren, studirte Humaniora, ward Doctor der Philosophie und ließ sich als Privatgelehrter zu Leipzig nieder, wo er noch jetzt die Zeitschrift „der Komet" redigirt, die er 1830 daselbst begründet hat.

Als Schriftsteller auch „Heinrich Clauren" und „Eduard Forstemann" genannt, gab er heraus:

Vielliebchen. Liegnitz 1826 in 8.

Emmy. Leipzig 1827, 2 Bde. in 8.

Der Luftballon oder die Hundstage in Schilda. Leipzig 1827 in 8.

Wien, wie es ist. Ebendas. 1827.

Der Montenegrinerhäuptling. Ebendas. 1827, 2 Thle. in 8.

Löschpapiere aus dem Tagebuche eines reisenden Teufels. Leipzig und Hamburg 1827 u. 1828, 2 Thle. in 8. (der 2. Theil auch unter dem Titel: Mixturen.)

Mondlichter und Gasbeleuchtungen. Leipzig 1828 in 8. Mit Leopold Schäfer und Gustav Sellen.

Vier Farben, das heißt, die deutschen Spielkarten in ihrer symbolischen Bedeutung. Leipzig 1828 in gr. 12.; 2. verm. und verb. Aufl. Ebendas. 1829, mit 37 illum. Holzschnitten u. 1 Steintafel.

Die Fünfhundert von Blanik und die Sylvesternacht. 2. Ausg. Ebendas. 1828 (zuerst im 5. Thle. der Gallerie neuer Originalromane).

Der Venetianer. Historisch-romantisches Gemälde. Leipzig 1829, 3 Bde. in 8.

Hahn und Henne. Liebesgeschichte zweier Thiere. Leipzig 1830 in gr. 12, mit 25 Holzschn.

Der Komet. Unterhaltungsblatt für gebildete Leser. Dazu Beilage für Literatur, Kunst, Mode ꝛc. Leipzig 1830 (1r Jahrg. August — December) — 1836 in gr. 4.

Anatomische Leiden. Novelle. Leipzig 1832 in gr. 12.; 2. Ausg. Nordhausen 1836.

Mephistopheles. Ein politisch-satyrisches Taschenbuch auf das Jahr 1833. Leipzig 1832 in Lex. 8., mit 8 illum. Kupfrn.

Der Ungar. Historisch-romantisches Gemälde. Leipzig 1832, 3 Bde. in 8.

Der letzte Taborit oder die Böhmen im 15ten Jahrhundert. Historisch-romantisches Gemälde. Leipzig 1834, 2 Bde. in 8.

Außerdem finden sich noch Aufsätze und Romane von ihm im 1. 2. 3. Theil der Originalromane und in andern schönwissenschaftlichen Werken, so wie in Almanachen und Zeitschriften. — Er wird ferner als Herausgeber des Conversationslexikons für Damen genannt.

Mit einem überaus elastischen Talent, mit reicher Phantasie und guter Bildung ausgerüstet, gewann H. namentlich durch seine historischen Romane rasch die Gunst des Publikums, und würde sich nicht allein vollkommen in derselben erhalten, sondern diese auch noch in weit höherem Grade erworben haben, wenn er mit größerer Besonnenheit seine schönen Kräfte verwendet und im Strudel des Tages besser damit Haus gehalten hätte. Man kann nicht gerade behaupten, daß er zurückgeschritten sei, denn selbst seine neuesten Leistungen enthalten viel Glückliches und Gelungenes, aber er ist auch nicht weiter gerückt, was man von einem Geiste, wie dem seinigen, den die Natur ursprünglich so reich ausgestattet hat, mit Recht fordern darf. Zu beschränkt in den kleinlichen Interessen der Zeit, folgt er willig den Eingebungen seiner oft sehr muthwilligen Laune, so wie des Augenblicks, und wird es daher nie zur Vollkommenheit bringen, obwohl es ihm leicht werden müßte, Bedeutendes zu schaffen, wenn er nur ernstlich wollte. Aus diesem Grunde ermangeln denn auch seine satyrischen Schriften, da die Phantasie hier nicht genügt, wenn es ihnen gleich nicht an Witz fehlt, jener Feinheit und Grazie, ohne welche ein Satyriker nie nachhaltig wirken kann. — Seine wenigen Poesieen zeichnen sich durch Wohllaut, Anmuth und Kraft vortheilhaft aus.

Vier Tage im Waldhause*).

Erster Tag.

Der Frühling war diesmal länger ausgeblieben, und es kamen schon die ersten Tage des Mai, als erst der letzte Schnee schmolz und die Luft ihr sommerlich Gewand anlegte. Desto üppiger aber brach jetzt seine Gluth aus Knospen und Blüthen, desto rascher grünten die Fluren, desto zahlreicher kamen die Vögel und belebten die Waldung, und in den lauen Nächten sang bereits die Nachtigall ihre Sehnsucht nach der ersten Liebe. Es war, als hätte man den Nachtraum des Winters so eilig abgelegt, daß man gar nicht Zeit gewonnen, den Lenz durchzuleben, und wäre hineingesprungen in die ersten Wonnen der Sommerfreuden.

Der alte Förster Leupold lag hinter dem hellen, grün umbüschten Eckfenster seiner Waldhütte, krank, matt und dem Tode nahe, aber heiter und selig gestärkt durch die kräftige Seele, durch den herzinnigen Glauben, und nur zuweilen gefoltert von Schmerzen, wenn ihm der Krankheitswurm am Lebensmarke nagte.

Ihn umgaben gute Menschen: Anna, seine achtzehnjährige Tochter, das Engelhaupt mit den gescheitelten Locken, den blauen Augen, hold und schlank von Gestalt, des Waldes frische, behende Tochter, vergleichbar einer zarten und doch stolz aufgeschossenen Blume. Der siebenjährige Knabe Jakob hatte seiner Mutter das Leben gekostet; seine Geburt war ihr Tod. — Unser Förster hatte erst in seinen spätern Jahren geheirathet; jetzt war er über die sechszig Jahre hinaus, und der Tod kam, ihn abzurufen nach manchen Mühseligkeiten seines Lebens, die — das konnte sich der Redliche immer gestehen — stets seinen Leib mehr, als seine Seele angegriffen hatten. Daß er nun scheiden sollte, bevor er seine Geliebten noch versorgt wußte, daß er die Schwachen gewissermaßen allein lassen sollte; dies schmerzte ihn wohl tief und zog manche Kummerfalte über die blasse Stirn. Die Thräne, welche ihm dann in's Auge trat, mußte er zurückdrängen und innerlich ausweinen; denn leicht wollte er ja den Geliebten den baldigen Abschied machen, sie trösten, thun, als wären sie die Wanderer, die auf eine große Reise gehen und Lehre und Ermuthigung, Vertrauen und Liebe brauchen. Wohl hatte er sie auch auf eine Reise gesendet; auf die Lebensreise. — Er lief in den Hafen ein, die Kinder, welche im Lebensfrühling standen, mußten aber erst hinaus, auf das Weltmeer und da steuern viele Jahre lang, rastlos, emsig und oft mehr Stürme bestehen, als heitere Fahrten. — Es war aber noch Eins, was ihm den trüben Hinblick hellte, was ihm Hoffnung gab; er glaubte einen Steuermann gefunden zu haben für die Lebensfahrt seiner Lieben. Das war Heinrich, der wackere Jägerbursche, der dunkellockige, schöne, hochgewachsene Jüngling, mit einem Gemüthe, so treu wie die Taube, einer Redlichkeit, so fest wie ein Eichstamm. Heinrich war dem alten Förster vor drei Jahren als Gehülfe beigegeben worden. Der gnädige Graf hatte dies so angeordnet, ohne aber zu berücksichtigen, daß das karge Deputat, welches für die Familie des Alten kaum zureichte, nun durch einen vierten Mitesser nur noch schmäler werden müsse. Die Försterei an sich war sehr unbedeutend; blos ein einziges

*) Novelle von G. K. Herloßsohn.

Revier, zwar reich an Holzung, denn zwischen drei andern Herrschaften zog sich dieselbe fast eine Stunde lang hin, doch in einem schmalen, nur wenige Klaftern breiten Streife, der knapp an die Nachbarreviere stieß; aber eben darum arm an wild, denn dies hatte seine Uebergänge blos am diesseitigen Reviere, und unter zehn Schüssen traf und erlegte da gewiß nur Einer auf herrschaftlichem hiesigen Boden. —

Der brave Heinrich hatte schon in den ersten Tagen nach seinem Eintritte gemerkt, wo es dem alten Förster nicht zureichte; er hatte den seligen Frieden und die Eintracht gesehen, welche hier Kinder und Vater umschlang, und ergänzte sich damit das mangelhafte Bild seiner Jugendtage: — er machte gleich vom Anfang her keinen Anspruch auf den monatlichen Lohn, welchen ihm der biedere Greis auszahlen sollte, und wenn ihm dieser dennoch etwas aufdrang, da beschenkte er davon den kleinen Jakob und die achtzehnjährige Anna, aus deren blauen Augen ihm ja so deutlich lesbar die Engelseele entgegenstrahlte, deren Frömmigkeit und Tugend ihn gleich dergestalt hinriß, daß er fühlte, wie er ihr für ewig zu eigen bleiben müsse. — Heinrich hatte einige Hundert Thaler mitgebracht, die steckte er denn hier und dort in die kleine Wirthschaft, beschönigte damit manchen Kauf, verschaffte dem Alten manche Bequemlichkeit damit, versicherte, dies von Einem oder dem Andern seiner Bekannten eingetauscht zu haben, und wie tief auch der Alte oft voll seliger Rührung in die edle Brust des Jünglings sah, dieser stellte die Art seiner Aufopferungen doch immer so an, daß der Alte nie sagen konnte: „Heinrich! Du belügst mich, um mir Wohlthaten zu erweisen."

Heinrich selbst hatte von seinen frühzeitig verstorbenen Eltern her ein Vermögen von zwanzig Tausend Thalern besessen. Zur Jägerei hatte ihn Neigung getrieben; das Geld aber borgte er seinem Stiefbruder, der Kaufmann und im Erbtheil viel sparsamer bedacht war, als er, der sich also ohne Heinrichs Antheil nie hätte etabliren können. Mehrere Unfälle trafen den wackern, thätigen Mann gleich im Anbeginn seines Geschäftes; ein anderes Haus zog ihn mit sich in seinen Sturz und er fallirte schon nach einem Jahre. Ehrlich ging er indeß aus der Krisis heraus; er hatte fremdes Gut nicht daran gesetzt, aber das wohl, womit er mehr wagen zu dürfen glaubte: das Erbe seines Bruders. Er war, unterstützt von einem hamburger Freund, nach England gegangen, hatte dort ein kleines Geschäft begonnen, und voll Zuversicht auf seine Thätigkeit, den Bruder auf die Zukunft vertröstet, und ihm dafür seine Redlichkeit und Liebe zu Bürgen gegeben. —

Darauf baute aber auch Heinrich fest, als auf einen Felsen, wie wir dies denn im Fortlaufe unserer Geschichte hören werden. —

So lag der alte Förster da, auf seinem reinlichen Sommerlager, halb angekleidet, wie dies seine Krankheit — ein Zehrfieber, gestattete, freundlich und sauber, ohne alle Lasten und Beschwerden, wie sie zumeist das Krankseln zu einem durchaus nicht freundlichen Bilde machen. Hätte man es den blassen, eingefallenen Wangen nicht angesehen, in dem heiter umblickenden Auge, der vollen schönen Stimme hätte man die Nähe des Todes nicht herausgeahnet. Der schöne Greis mit den Silberlocken schien vielmehr nur wie ein Ermüdeter, der rasten wollte. Pochte auch das innere Verzehren mit seinem Minutenschlage an seine Lebensuhr, er verbarg sich das, wie den Seinigen; zu einer zwar feierlichen Handlung wollte er den Abschied von ihnen machen; aber die Trennung sollte keine bittere sein, kein verzweifelnder Schmerz sollte die schöne Aussicht nach dem jenseitigen Wiedersehen trüben; er wollte sein Leben verhallen lassen wie einen Glockenton, der ja wieder erklingt, wenn die ewige Hand die Auferstehungsglocke läutet, weil ja das Wiederkehren in der Menschenseele liegt, wie der Ton in der Glocke. —

Er wandte sich so sinnend auf die rechte Seite, wo durch das geöffnete Fenster die grüne Waldespracht hereinquoll und die Blüthendüfte hereinzogen und die wirren Vogelstimmen hereinschmetterten; zwischen der dichten Laube aber zeigte sich hin und wieder die Bläue des Himmels sonnig angestrahlt. Und der Greis athmete mit Herz und Brust all' die wonnige Labung in sich, und sagte wehmüthig-entzückt: „Mein Gott! deine Welt ist doch schön — und du giebst mir so einen prachtvollen Lebensabend, für die letzten Blicke den schönsten Frühlingsschein."

Da beugte von der linken Seite her das blonde Köpfchen Anna's, die inzwischen leise, um den Vater, welchen sie schlafend meinte, nicht zu stören, hereingeschlichen war, sich über ihn, und die frommen, großen blauen Augen ruhten auf seinem Antlitz, und wehmüthig lächelnd lispelte sie aus den rosigen Lippen: „Du bist wieder bange, guter Vater! ach, laß nur die trüben Gedanken, die uns und dir Gram machen. Es ist ja der Frühling wieder da, der Alles erweckt und Allem Gesundheit bringt; auch du wirst ganz sicher genesen."

„Wer sagt dir denn," antwortete der Vater lächelnd und mit Lust auf dem schönen Antlitz des Kindes verweilend — „daß ich trübe Gedanken hege, die mir Gram machen? Zu dem Gange, den ich bestimmt gehe, bin ich bereitet; und hegte ich Gram, so wär' es nur der, Euch schon verlassen zu müssen, und dies ist dann nicht die Furcht vor dem Tode, vor dem Eintritt in ein anderes Land, nicht die Beklemmung des Abschiedes: es ist blos Schmerz der Liebe, und den fühlt ihr ja mit mir."

„Nein," rief Anna, und ihre hellen Thränen fielen auf die Wangen des Vaters, „du wirst, du darfst nicht sterben. Noch nicht! Jetzt noch nicht! Der Himmel kann nicht so grausam sein."

„Schilt mir nicht," fiel der Alte ein, „die ewige, weise Ordnung der Natur, die den Frühling verblühen läßt, um zu seiner neuen Erstehung den Saamen zu gestalten, schilt nur nicht die allgewaltig leitende Hand des großen Vaters. Und ist meine Lebensblume nicht schon abgeblüht, nicht meine Kraft schon so verzehrt, daß sie den Lebensgang nicht mehr zurück, wohl aber vorwärts thun kann, daß sie zur Ruhe gehen muß, die ihr Noth thut? — Und soll ich sie aufschieben die Trennungsstunde; was ist verbessert dadurch, wenn ich nun für, sechs Monden später gehen muß? Werd' ich da nicht immer siecher und matter werden? Mit dem Verglimmen der Lebensflamme wird auch die Empfänglichkeit für die Wonne des Daseins ermatten; ich werde mich nicht mehr mit Euch freuen können, ich werde dem Lahmen gleichen, der sich unter eine Schaar froher Kinder mischt, welche sich durch Wettlaufen ergötzen. Wir fühlen uns am schmerzlichsten bewegt, wenn wir da zurückbleiben müssen, wo Alle Eines thun, besonders wo es heißt: genießen und sich freuen. Und Anna! wolltest du kommen mich im Herbste erst gehen sehen, wo die Hinfälligkeit der Natur an mein inneres Verwelken unfreundlich mahnt? Nach meine Phantasie wird dann matter sein, und ich werde mir keinen Frühling zaubern können in die gelben, blassen Lichter des Herbstes. Oder soll ich erst im Winter gehen, wo die Bäume nackt und kahl, der Himmel grau ist, die Krähen und Heher allein singen, wenn's draußen stürmt und schneit; ich in der engen, dunklen Stube, ohne äußeres beschäftigendes Bild, die Secunden zählen muß, nach welchen meine innere Uhr abläuft? — Das willst du gewiß nicht; du, mein gutes frommes Herz. Du forderst Unmögliches, und weil du dies nicht erringen kannst, weinest du darüber, wie ein liebes Kind. — Ich danke meinem Schöpfer, daß er mir vergönnt, jetzt zu scheiden, wo es so schön und freudig ist, wo ich aus der Erde Frühlingstraum in den himmlischen hineinspringe: denn nicht bevor die Bäume ihre Blüthen abschütteln und noch so lang die Nachtigallen jubeln, werde ich gehen, und die Erde wird hinter mir bleiben, wie ein goldgewirkter Teppich, verdämmernd im Sonnenroth."

Anna weinte heftiger; sie war am Lager niedergekniet, der Vater hielt ihr die Hand unter das Kinn, und sah auf die geschlossenen Augenlieder, unter denen der Thränenquell reich hervorquoll. „Sieh, Anna," fuhr er tief bewegt fort — „wer ist's nun, der sich grämt? Bin ich's? Du beklemmst deine Brust und machst mir selbst das Herz schwer; denn der Schmerz steckt an, er verdüstert seine Umgebung. — Sei nicht undankbar gegen den Himmel, indem du Unmögliches, Unnatürliches forderst."

„Väterchen!" begann nun Anna mit noch stockendem Athem und die nassen Augen von Zeit zu Zeit aufschlagend, — „ich war früher draußen im Walde, so ganz einsam an einer Stelle, wo die Eichen eine hohe Decke gewölbt haben, gleich einer Kirchwölbung — da dachte ich an dich und deinen Abschied; ich fand mich da so recht aus innerster Seele getrungen, zu beten, für dich zu beten; ich kniete nieder und meine Seele wandte sich ganz empor zum himmlischen Vater. Ich fühlte mich so gestärkt, so beruhigt, ein Trost, wie ihn nur die Gewißheit deiner Genesung bieten kann, kam über mich, und ich bat den Himmel, der sich mir heute mehr gnädig als sonst zu zeigen schien, um ein Zeichen, das er mir geben sollte, als Zeugen für die Gewährung meiner Bitte. Und — kaum, daß ich diesen Gedanken gedacht, so schmetterte eine Nachtigall ganz nahe bei mir vom Zweige, recht selig wie eine Engelstimme, und der Vogel flog nicht fort, als ich meine Blicke nach ihm richtete. Er sah mich frei mit den blitzenden Augen an, er schmetterte noch einmal und flog dann jubilirend durch den Wald. Da aber fühlte ich mich ganz gekräftigt; denn ich wußte, du würdest noch lange, recht lange leben."

„Um doch einmal zu sterben," fiel der Vater lächelnd ein — „du böses, liebes, schwärmerisches Kind. Bestürme den Himmel nicht mit deinen Bitten, den guten Vater, der selbst giebt, nicht mit Wünschen deines Herzens. Sieh, Anna, das ist Undank: — danken sollen wir wohl dem Herrn für jeden Athemzug des Daseins und für den ewigen Frieden

orn, der uns quillt, aber nicht mahnen, wie einen irdischen
errn, der seinen Dienern saumselig den Lohn auszahlt! Und
issen wir denn immer, was uns frommt? Du meinst also, es
äre gut, Gott dann und wann an seine Schuldigkeit oder
uf einzelne Gunstbezeugungen, die wir verdient zu haben
lauben, aufmerksam zu machen?! — Und wohin dich deine
chwärmerei noch verführt hat; eine singende Nachtigall hat
ir ein Engel geschienen, und der Himmel heute mehr gnädig,
ls sonst. — Sieh, gutes Annchen," — fuhr er noch heiterer
erdend, fort, — „das Erstere könnten dir die Engel recht
bel nehmen, wenn sie nicht Engel wären, und durch das
etztere könntest du den ordinairsten irdischen Machthaber selbst
hon beleidigen, wenn du ihm nämlich zutrauft, daß sein wet-
wendisch Gemüth dir heute gewogener sei, als morgen oder
bermorgen."

Die Art, wie der Vater dieses gesprochen, brachte selbst
n frommes Lächeln um den sanften Mund der Tochter, und
ls er weiter bat, sie möge die Spur ihrer Thränen vertilgen,
amit, wenn Heinrich und der kleine Jakob wiederkämen, diese
icht betrübt würden. „Denn so ein Abend," schloß er, „wird
ns immer zu einem betrübten, düstern; der alte Frohsinn will
ir nicht mehr herrschen. Und den kleinen Umstand ausge-
ommen, daß ich jetzt liege, wo ich sonst saß, ist ja Alles
i'm Alten geblieben." — Da küßte Anna gehorchend des
aters Hand, erhob sich, und setzte sich an das Fenster, an
elchem ein etwas erhöhter Tritt befindlich war, zu ihrer Ar-
eit. — Plötzlich rief es ihr zur Seite von draußen: „Guck,
nnchen! Guck, Vater!" und der schöne schelmische Lockenkopf
akobs ward sichtbar, welcher außen am Stakete hinaufgeklet-
rt war. Er stellte einen Käfig auf das Fenstergesims und
gte: „Eine Nachtigall hab' ich dir gefangen, Vater, — die
uß dir von nun an alle Morgen und Abende und besonders
achts vorsingen, wenn du nicht schlafen kannst. Heinrich hat
ich das Aufstellen und Locken gelehrt, und ich war gleich
im Erstenmale so glücklich."

„Fall' nicht herunter!" sagte Anna, und wischte mit der
eißen Hand den Schweiß von der Stirne des Wildfangs. —
Komm herein, ich habe dir dein Abendbrot bereitet."

„Nein," antwortete Jakob, sich zum Herabklettern an-
ickend, — „ich habe Heinrich versprochen, ihm bis zur großen
ichte entgegen zu kommen; er hat über der rothen Platte
nen Hirsch geschossen, den er noch heute einfahren will."
iermit war der Junge auch schon hinabgesprungen und eilte
ugend durch den Wald.

Der Vogel flatterte noch scheu im Käfig und blickte unstet
it den schwarzen Augen umher.

„Sieh, Anna," sagte der Vater jetzt, recht herzlich auf-
chend, — „das ist vielleicht dein Prophet, der Engel, den
u gesehen hast — du Engelseherin."

Anna lachte auch mit, dann aber fiel sie weinerlich-komisch
n: „Nun hast du mir wieder einen neuen Namen aufge-
racht — und wirst es den Andern sagen, die des Neckens kein
nde haben werden."

„Sei ruhig," tröstete der Alte, „weder Heinrich noch Ja-
ob sollen etwas davon erfahren; denn die Quelle deiner
chwärmerei war ja so fromm und edel, daß nur ich allein
ir diesen Scherz erlauben darf."

— Anna stand jetzt auf, um das Abendbrot für die beiden
ausgenossen — Brüder, wie sie sie in Gegenwart des Vaters,
ie aber in Heinrichs Beisein selbst nannte — zu bereiten.
ls sie sich wieder an's Fenster setzte, war der Abend schon
efer über die Waldpracht herniedergesunken, und des Alten
licke verweilten jetzt mit Wonne auf dem holden Mädchen,
elches da saß mit vorgebeugtem Haupte, schön und zart und
ch mit dem Ausdrucke jungfräulicher Kraft, angestrahlt von
m rosigen Dämmerleuchten des Waldes, umspielt von der
ij hereinschwirrenden Abendkühle, mit dem Ausdrucke von
nschuld und Frömmigkeit, Geist und Milde in dem idealen
ntlitz, gekleidet in den himmelblauen Hausspencer, welcher die
llen, schwellenden Formen rund und knapp umschloß, und
rüber die langen, geflochtenen Zöpfe, in welche das geschei-
le Haar auslief, wallten: — wie er die Holde so ansah,
ußte er sich doch gestehen, daß das Mädchen schön, sehr schön
. —

„Anna!" begann er endlich nach einer langen Pause.

„Ja, mein Vater!" antwortete sie, halb von der Arbeit
blickend.

„Heinrich ist doch ein guter Mensch!" fuhr er fort.

„Gewiß, mein Vater!" entgegnete sie wie vorher.

„Er liebt uns recht herzlich," meinte der Vater wieder.

„O von ganzer Seele!" fiel die Tochter wieder ein.

„Wir lieben ihn aber auch!?"

„Alle!" —

„Ich liebe ihn wie meinen Sohn; liebst du ihn nicht wie
inen Bruder?"

„Er ist auch wahrhaftig, wie ein Bruder."

„Nicht vielleicht mehr, Anna?"

„Wie meinst du das, Väterchen?"

„Ich meine, ob du ihn nicht noch anders liebst, als
deinen Bruder?"

Sie stockte eine Weile — dann sagte sie leise: „Anders?
Nein, das grade nicht. Aber ich liebe ihn recht —" Sie
endigte nicht.

„Er ist aber auch ein recht schöner, liebenswürdiger Mensch,"
fuhr der Vater wieder fort.

„O ja!" —

„Er ist gewiß so hübsch wie du; ich meine, er als Mann,
so —"

„Aber, Vater! wie bist du heut so muthwillig," unterbrach
sie schamhaft — „nun, ihr werdet mich heute Abend gewiß
noch recht necken."

„Sieh, Kind," — fuhr der Alte nach einer Weile wieder
fort, — „ich dachte so bei mir: Wenn ich nicht mehr bin, da
braucht der Jakob doch noch einen Vater — und Bruder, und
Vater zugleich kann ihm Niemand besser sein, als Heinrich;
Jakob braucht aber auch eine Mutter, und Mutter und Schwe-
ster kann ihm Niemand besser sein, als du. — Nun muß aber
auch Vater und Mutter zugleich ein — Paar sein."

„Wie meinst du das, Vater?" fragte sie schnell, und er-
hob das Haupt und blickte ihn groß an.

„Ich meine," redete er fort, — „ich und deine selige
Mutter waren ein Paar, wir hatten uns unaussprechlich lieb,
lieber als alle andere Menschen. — Könntest du denn den
Heinrich auch so lieb haben? —

Sie schwieg, das Herz pochte ihr ängstlich, die Wangen
glühten ihr.

„Oder wäre es dir gleichgültig," fuhr der Vater fort,
„wenn ich stürbe und Heinrich zöge fort und nähme sich eine
Andre zur Frau?" —

„Ach, mein Vater," rief hier Anna einfallend, und sprang
wieder an sein Lager und kniete nieder und drückte seine Hand,
an ihre wallende Brust — „du bist heut' so gut, so lieb und
so lustig — mein liebes, liebes Väterchen."

„Ich bin so," — scherzte der Vater, „wie dein Herrgott,
den du dir früher gedacht; nur bin ich heute vielleicht — we-
niger krank wie gestern — und dein Herrgott ist nicht krank,
das vergiß nicht. — Auf Heinrich wieder zu kommen: — so
liebt er dich gewiß recht herzlich, recht aus seiner Seele, wie —"

Sie drückte ihre Lippen fest auf seinen Mund, er fühlte
ihr Herzchen heftig schlagen an seiner Hand. —

„Ihr werdet Alle gewiß noch recht glücklich sein, — sehr
glücklich; ihr seid gute, fromme Kinder — ihr dürft euch nicht
trennen," sagte er gerührt.

Da bellte draußen der alte Nero und der jüngere Azor
fiel ein, und „Heinrich kömmt!" rief Anna und sprang auf,
ordnete noch einmal das Mahl am Tische, und hüpfte den Ein-
tretenden entgegen.

Jetzt trat auch der schlanke Jüngling, seinen Jakob an
der Hand, herein, und ging mit einem freundlichen „guten
Abend, lieber Vater!" auf das Bett zu; Jakob aber zog ihn
bei einem Arme an's Fenster, um ihm den Vogel zu zeigen;
Anna hielt ihn bei der andern Hand, um ihn an den Tisch zu
nöthigen. „Gleich! gleich!" sagte der Jüngling lächelnd, und
herzlich gestärkt durch die Zeichen solcher Liebe — reichte aber
früher dem Vater die Hand, und fragte nach seinem Befinden. —

„Gut!" antwortete der Greis — „ich fühle mich heute
recht wohl und heiter."

„Da wollen wir Andern denn auch recht heiter sein,"
sagte Heinrich, indem er, Jakob zuerst gewährend, den Vogel
besah und lobte, dann auf Anna's wiederholte Einladung sich
zu Tisch setzte und die Suppe ganz köstlich fand. — „Ich habe
heute unsern Deputathirsch geschossen," fuhr er gegen den Alten
fort, „es ist ein schönes Stück, das ich theurer zu verkaufen
gedenke, als je eins früher."

Unter heiterm Wechselgespräche verging der Abend. So
innig erfreut Anna auch war, es ängstigte sie doch immer,
wenn sie dachte, der Vater könnte von Heinrichs Liebe zu spre-
chen anfangen, und das hätte ihr das Herz abgedrückt. Sie
wollte auf ihre Kammer entfliehen, wenn der Vater in das
Gespräch einginge; aber er schwieg davon gänzlich. —

Zweiter Tag.

Es war fünf Uhr früh. Aus den obern Zimmern tönte
Annas Morgenlied, von Jakobs Stimme begleitet. Die Kin-
der standen auf und kleideten sich an — in die grüne Wald-
pracht tönte ihr Feiergesang hinein, und tausend Vogelstimmen
schmetterten im vollen Chore dazu. Heinrich stand schon völlig
gekleidet und zu seinem Gange nach der Stadt gerüstet vor des
Alten Lager.

„Peter," sagte er nach dem herzlichen Taggruße, „hat den Hirsch bereits aufgeladen, und ich will meinen Weg antreten. Mit dem Wild hoffe ich ein gutes Geschäft zu machen, auch werde ich nach Briefen fragen, vielleicht hat der Bruder geschrieben."

„Geh' mit Gott! mein Sohn," versetzte der Alte, — „was das Zweite aber betrifft, so hoffe nicht zu viel. Des Kaufmanns Glück ist so beweglich wie die Welle."

„Ihr vergeßt aber," fiel Heinrich ein, „daß mir der Bruder zuletzt geschrieben, wie er eben ein Unternehmen eingegangen, das gewiß glücklich ausschlagen werde, und dessen Ergebniß er mir bestimmt, ohne das Geld weiter zu verwenden und auf Glück zu bauen, zusenden würde.

„Er hat es versprochen," warf der Alte gelinde ein, „aber vergiß nicht, daß der Kaufmann ewig ein Spieler ist, daß neuer Gewinn zu neuem Wagniß reizt; und dann die Entfernung, lieber Sohn!"

„Vater!" unterbrach Heinrich, ein wenig verletzt — „ich weiß nicht, warum Ihr so wenig Vertrauen setzt auf meinen Bruder; er ist wahrhaftig ein ehrlicher Mann. — Ihr baut doch sonst so viel auf Menschen und auf Redlichkeit."

— „Daß er ehrlich ist," sagte der Alte noch freundlicher, „das glaub' ich auch bestimmt, weil du es mir sagst. Nur warnen wollt' ich dich, nicht auf trügerische Hoffnung zu bauen; je überraschender der Verlust, um desto schmerzlicher enttäuscht er uns. Und glaube mir, Sohn, der ich das Leben geprüft, der ich die Welt durchwandert, und Tausende von Menschen in und aus ihrer Seele kennen gelernt habe, glaube mir, daß oft der beste Wille nicht kann, daß der Mensch schwach wird im Verhältniß, und daß es die schönsten Reize sind, die ihn meist verführen. Denke dir: dein Bruder gewinnt — mit dem Gewinne eröffnet sich ihm die Aussicht zu neuem Gewinne: wird er diesen fahren lassen? — Schwerlich — er wagt weiter — es schlägt ein und wächst so wie die Lawine. Er freut sich seines Glückes — der Kaufmann mit Leib und Seele kann nicht unthätig zurückbleiben, wenn neues Wageglück, neue schöne Aussicht lockt; seine Thätigkeit ist sein Sporn. — Aber die Lawine wird desto schwerer und reißender, je näher sie dem Thale zurollt — ein Baumstamm, ein Fels tritt ihr jetzt in den Weg und — sie zertrümmert mit einem Male. Das hat die Erfahrung tausendfach gelehrt —

„Das thut mein Bruder nicht," — fiel Heinrich rasch und feurig ein, — wie ich ihn kenne, gewiß nicht! Er liebt mich — liebt mich so stark, wie ich ihn liebe; das kann, das wird er am Bruder nicht thun. Ich baue fest auf ihn."

„Zürne mir nicht, guter Sohn," — fiel der Alte wieder ein und milderte das Herbe, Untröstliche der Worte durch sanften Blick und Ton — „wenn ich dir noch einmal rathe, nicht fest zu bauen. — Du wirst den größten Schmerz erst fühlen, wenn du bereits und unwiederbringlich verloren hast. Jetzt warst du noch immer reicher an guter Aussicht, als an schlimmer. Aber um dein selbst willen, um der Liebe zu deinem Bruder willen, baue nicht zu fest. Bist du getäuscht — könnte sich leicht deine Liebe in Haß gegen den Bruder wenden. Die Schaam — doch getäuscht zu sein — vor uns, würde auch noch ihr Bittres, würde den Groll hineinmengen. — Ich meine es ja recht gut mit dir, mein Heinrich! — Sieh! guter Sohn," — sagte er nach einer Weile und faßte den Jüngling an der Hand und sah ihm liebevoll in die treuherzigen Augen, — „du hast meine Anna recht lieb — guter Heinrich. Nicht wahr? Denn warum wärst du denn hier in dieser Einöde geblieben, du, den das Leben hinauslockt gewaltsam, und die Welt in ihre fröhlichen Kreise ruft? Des alten, guten Försters wegen gewiß nicht. Du liebst meine Anna — Ihr habt Euch Beide mir verrathen, ohne daß Ihr's wolltet — ohne daß Ihr selbst wußtet, was Ihr bestimmt fühlt. — Ich' weiß, Heinrich, du wirst meine Kinder nicht verlassen; denn asse noch einige Tage kommen — und sie habe keinen Vater mehr. —"

„Nein — nein" fiel der Jüngling rasch ein, und sein Auge schimmerte feucht.

„Tröste und täusche dich und mich nicht;" — fuhr der Vater fort — „sei wahrhaftig, wie ich es bin. Ich fühle mich. — Wenn du dann meiner Anna Gatte, meines Jakobs Vater werden willst, und deine Hoffnung hat dich betrogen: sieh! da geht dir ja ein doppeltes Glück unter. Mit der Liebe die Zuversicht! Jetzt hängt dein Herz vielleicht nicht an dem schlimmen Gelde, aber dann — dann, wenn es das Glück deiner Liebe schaffen soll, und sein Verlust sie zertrümmert!? Wie dann, Heinrich? Wer fürchtet, wird durch den Verlust nicht ganz vernichtet, durch glücklichen Gewinn aber doppelt freudig überrascht. — Und wolltest du auch darauf rechnen, daß der Graf an meiner Stelle dich in der Försterei bestätigt — wird, was für uns vier genügsame Menschen kaum zureichte, für Euch zureichen, wenn Euch der Himmel mit Kindern segnet, noch zu geschweigen, daß Jakob, wie er allmählig heranwächst, immer mehr braucht, woran du es ihm gewiß nicht fehlen lassen wirst? Laß dann nicht die herbe Armuth zu schnell deinen Ehe- und Liebeshimmel trüben!"

„Vater" antwortete Heinrich nach einer Weile, durch das Gewichtige der Gründe in etwas verdüstert, und hatte die Augen niedergeschlagen — „glaubt Ihr, Vater, daß ich das nicht auch bedacht? — Laßt ihn kommen, diesen äußersten Fall, wenn es dem Schicksal Vergnügen macht, mich so zu prüfen. Ich habe zweihundert Thaler baar im Vermögen, diese lasse ich Anna zurück. Sie miethet sich unten im Dorfe ein, oder die Gräfin, die eine gute Frau ist, giebt ihr eine Wohnung umsonst; Anna ist geschickt, sie arbeitet kunstreich — man lebt hier billig. Von zweihundert Thalern kann Anna und Jakob, der bis dahin immer noch Kind bleibt, zwei Jahre leben. — Ich ziehe hinaus in die Welt. Die Flöte spiele ich so glücklich — Fleiß und Liebe werden mich begeistern — in zwei Jahren kann ich Etwas erworben haben. Oder ich gehe nach Rußland, nach Amerika! ich verdinge mich hier und dort. In zwei Jahren glaubt mir, Vater, läßt sich schon etwas erwerben — mit festem Willen, mit sicherer Kraft — und die fühle ich in mir. Denn ich will ja, Vater! Abtrotzen kann ich es dem Schicksal; das Glück bannen an mich; denn ich will ja — ich bin begeistert für meinen Plan; ich werde erwerben, in zwei Jahren gewiß so viel erwerben, daß ich eine Hütte, einen Heerd und ein Feld kaufen kann, so viel, als uns Alle ernährt. Ich werde Landmann. Und meine Thätigkeit wird da nicht stille stehen, glaubt nicht, daß die Liebe mich nicht noch höher begeistern wird. Glaubt das nicht, Vater! Ich will es ja. Und Anna — Anna ist Eure Tochter und ist Anna zugleich, das reine, edle, treue Herz; sie wird mir treu bleiben, bis ich wiederkehre — und zwei Jahre sind nur ein Gedankenflug; die Liebe, der Fleiß, die Aussicht, die Hoffnung — Alles, Alles wird sie verkürzen und beleben; glaubt mir das, Vater!"

Der Jüngling hatte bei den letzten Worten das Antlitz in die Höhe gehoben, sein Auge blickte begeistert, die Wangen waren geröthet, und Zuversicht und Freude drückte sich aus in dem Tone seiner Stimme.

„Darauf baue," rief der Greis jetzt freudig, und mit erhöhter Stimme, „darauf vertraue du, mein geliebter, edler Sohn! Dieses wird dich nicht täuschen und trügen; diesen Glauben, diese Kraft halte fest. Sie haben mit dem Zufall nichts zu schaffen. Auf dich selbst gründe dein Glück! Nur das wollte ich hören, mein Heinrich, — um beruhigt zu sein. Ob nun dein Bruder helfe oder nicht; dein Segen ruht in dir, und mit ihm dein Glück. Ich segne dich! Ich danke dir, Vater im Himmel, daß du mir für meinen Lebensabend, für meine Sterbestunden, solche Wonnen bereitest."

Er schlang den Arm um den Hals des Jünglings und drückte ihn innig an sich. — „Ihr werdet noch Alle glücklich werden!" betete er und hob die Blicke zum blauen Himmel, der in azurner Morgenpracht durch die Zweige strahlte.

Da hüpfte Anna, Jakob an der Hand herein, angehaucht von der Morgenluft, wie eine Rose, Frieden und Wonne und die stille selige Liebe in Mienen und Augen, und grüßte Vater und Geliebten.

Heinrich verbarg seine Rührung, er nahm Abschied und versprach des Abends, oder zum längsten am folgenden Morgen wieder zu kommen. Er ging.

Der Vater grüßte liebend seine Kinder.

Anna reichte dem Vater später seinen Trank, welchen der Arzt blos als Linderungsmittel zu gebrauchen, vorgeschrieben hatte. Denn aufgegeben hatte er ohnehin die Hoffnung, den Kranken genesen zu sehen, und hatte es dem herzkräftigen Greis nicht zum Geheimniß gemacht. Er erzählte der Tochter sein Gespräch mit Heinrich und zauberte bald den Zug der Wehmuth, bald den Rosenhauch der Liebe auf die Wangen der Lieblichen. — Am Abende kam das Fieber wieder, der Greis lag bleich, mit Schweißperlen auf der Stirne und schwer athmend da; kein Klagelaut aber kam über seine Lippen. Die Tochter trat oft vor sein Lager, und neigte sich über ihn mit Milde und Liebe, und kämpfte die herausdrängenden Thränen zurück. —

Jakob war vor einer Weile hinausgehüpft, und kam jetzt leise und scheu herein. Er schmiegte sich an Anna, die am Fenster saß, und küßte ihr schmeichlerisch die Hand.

„Hast du dein Butterbrod schon aufgezehrt?" fragte die Schwester.

Der Knabe lächelte verlegen.

„Du hast es gewiß wieder dem Nero gegeben," schmälte Anna.

„Nein! Nein!" sagte Jakob ganz leise und kletterte auf den Stuhl neben die Schwester, schlang seinen Arm um ihren Hals, und küßte sie mehrmal und legte endlich seinen Mund an ihr Ohr und flüsterte: „Bitte, bitte, Anna, gib mir ein ande-

es Brod — meinetwegen trocken," und er streichelte ihr die ie Wangen wieder.

„Gern," sagte sie lächelnd, wenn du mir sagst, wo du das rste hingethan."

„Es kam," begann der Knabe eben so leise und geheimißvoll, „der arme Wilhelm, der weder Vater noch Mutter at; bis jetzt war er bei Schneiders, die haben aber heut' das chte Kind bekommen, und sagten ihm, er sollte nun irgendwo nders hingehen und bitten, daß man ihn aufnehme. Er war en ganzen Nachmittag am Kirchhof, auf seiner Mutter Grab; etzt kam er zu mir herauf, und weil ihn hungerte — ach Schwesterchen" unterbrach er sich wieder — „sei nicht böse, bitte."

„Darf ich Euer Geheimniß wissen?" fragte jetzt der Vater, der sich inzwischen erholt, und die versteckte Verhandung seiner Kinder mit angesehen hatte.

„Der arme Wilhelm," berichtete Anna, „ist draußen. Du irst dich des Tagelöhners noch erinnern, der vor zwei Jahren n der Lehmgrube verschüttet wurde. Sein Weib wurde darüber tödtlich krank und starb ein Jahr darauf. Jetzt hat der Schneider ein achtes Kind in's Haus bekommen und da mochte ihm der arme Wilhelm zu viel werden. Er hat ihn angewiesen, sich einen anderen Pflegevater zu suchen. — Jakob at ihm sein Abendbrod geschenkt — und nicht wahr, Vater! afür hat er zwei verdient?"

„Nur Eins," belehrte der Vater, „er könnte sonst immer ein Brod verschenken, um dafür zwei zu bekommen. So leicht macht es uns aber das Leben nicht."

Der Knabe hüpfte jetzt zum Bette des Vaters, und küßte hm dankbar die Hand.

„Was wird Wilhelm aber jetzt anfangen?" fragte der Vater, zu Jacob gewendet, während Anna ihm das Brod beitete.

Der Knabe zuckte die Achseln und sagte dann: „Ach, er at weder einen Vater, noch eine Anna, noch einen Heinrich! Er ist ganz arm — sehr arm. Er wird wohl im Walde schlafen müssen und — sterben" Dabei rannen dem Jacob die Thränen still und reich über die Wangen herunter.

„Und will ihn Niemand aufnehmen?" fragte der Vater weiter.

„Er war in einigen Häusern," erzählte Jacob weiter, da bedauerten sie ihn, aber wiesen ihn weiter, und sagten, wenn er einen Ort gefunden, wollten sie ihm gern alle Monat twas beitragen. Dann ging er auf den Kirchhof, und saß auf dem Grabe der Mutter, und hat da wohl hundert Mal das Vater Unser gebetet."

Der Alte schwieg und schien bei sich nachzudenken.

Jacob, dessen Thränen noch immer rannen, schmiegte sich nun näher an ihn, streichelte seine Hand und begann endlich in abgebrochenen Sätzen: „Väterchen! du sagtest schon nehrmal, daß du bald sterben wolltest, und da haben wir dich nicht mehr, und sind um Einen weniger. Statt deiner könnte nun Wilhelm hier essen, — ich — —" die Stimme versagte ihm.

„Ei, du böser Junge," fiel nun der Vater lächend über das unbefangene Geständniß des Kindes ein, „willst du mich denn gern todt haben, um meinen Platz zu ersetzen? Warte —"

„Nein! nein!" unterbrach schluchzend und in dem verdoppelten Schmerze, mißverstanden zu sein, Jacob, „ach! nein, nein Väterchen — ich will — ich bekomme so viel — ich will mit ihm theilen —" er drückte das Haupt in die Kissen.

„Du bist ein guter Junge!" sagte der Vater jetzt tief gerührt, und streichelte des Sohnes Lockenkopf; „sage dem Wilhelm, er könnte bei uns bleiben, wenn er fromm und gehorsam bleibt; bring' ihn herein. Du mußt aber auch Heinrich darum bitten, daß er's erlaube; denn Heinrich wird nun bald, statt meiner, dein Vater werden!"

„Also darf er kommen?!" rief nun Jakob, und wischte sich mit beiden Händen die Thränen aus den Augen und flog hinaus. Er trat mit dem blassen, hübschen sechsjährigen Wilhelm herein. Man kündigte diesem an, daß man ihn behalten wolle, wenn er fromm und gehorsam bleibe; und der Knabe küßte dankbar des Greises Hand. —

Dann setzte er sich schweigend auf die Ofenbank. Der Ernst, welcher auf den Zügen des Knaben ruhte, gab kund, daß er die ganze Größe seines Elends, seines Verlassenseins begreife und ermesse. Er weinte nicht mehr — der bittre Schmerz schien ihm die Thränen vertrocknet zu haben, und doch war in den Zügen Milde und Gutmüthigkeit; aber das Antlitz hatte fast den festen, bestimmten Ausdruck eines durch harte Schicksale geprüften Mannes. —

Jakob hatte in der Freude über das Ereigniß vergessen, sein Brod zu essen; er ließ es unangerührt auf dem Tische liegen. Dafür nahm er aber bald sein Buch, und versprach Wilhelm die Buchstaben zu lehren, bald wollte er ihm Netze flechten lehren — bald theilte er ihm sein, meist von Heinrich zum Geschenke erhaltenes Spielzeug, mit. — Eine selige Wonne erfüllte sichtbar seine Brust. Das Edle, Wahre, Reine liegt schön in der Kinderseele des Menschen, und die Zeit macht den goldenen Saamen gedeihen, oder — das Unkraut erstickt ihn später.

Auch in Anna's Antlitz schwamm das selige Gefühl der guten That, des Lieblingstriebes ihrer reinen Seele.

Der Vater wandte sich auf die Seite, und blickte hinaus in das Laubgrün und betete: „Vater, ich danke dir für meine Kinder! Du hast mich reich gemacht in ihnen. Jetzt in meinen letzten Stunden hast du mir die Seligkeit gewährt, in ihre Seelen hinabblicken zu können, und deine Gnade hat gewaltet. In der Beschäftigung des Tagwerkslebens entgingen mir die reinen Züge, und so hat deine Gnade für alle Stunden und Orte des Lebens einen lichten Augenblick den Menschen gegeben; dem Mittag sein Licht, dem Abend seinen Purpur, der Nacht ihre Sterne! Dein Name sei gelobt!" Er endigte — das Auge schwamm ihm in Thränen. — Die Nachtigall im Fenster aber begann ihre schmelzenden Melodien in die Waldesdämmerung hinaus zu schmettern, so seelenvoll und schmachtend, daß in der Hütte Alles mit angehaltenem Odem lauschte.

— Als es stärker dunkelte, sagte Anna: „Ich werde das Gehöfte schließen; denn heute kommt Heinrich doch nicht mehr."

„Wohl nicht," antwortete der Vater, „aber morgen frühzeitig." —

Als Anna sich später in ihr Bettchen legte, und gebetet hatte, — lispelte sie noch einmal leis' und scheu: „Gute Nacht, mein Heinrich! gute Nacht!" Und der Mond zitterte durch die schwanken Zweige herein, und brachte ihr Heinrichs Liebesgruß, und goß ihr Ruhe und Schlummer auf die süßen Augenlieder, und verklärte mit seinem Gold das schönste Antlitz.

Dritter Tag.

Heinrich kam erst gegen Mittag zurück. Er warf die schwere Jagdtasche auf den Tisch neben sich, und setzte sich, nachdem er Alle freundlich begrüßt, ermüdet nieder. Anna trug ihm das Frühstück auf, und Jakob stellte ihm den neu acquirirten Hausgenossen vor, indem er zugleich förmlich um die Beistimmung zum Bleiben bat. Heinrich strich sich den Schweiß von der Stirne, er war abgemüht vom raschen Gange — und lächelte sonderbar vor sich hin, that auf des Alten Fragen auch sehr zerstreut.

„Hast du mir etwas mitgebracht?" flüsterte ihm Jakob in's Ohr. — Heinrich bejahte und antwortete zugleich auf des Vaters Frage, wie er den Hirsch verkauft, mit: „sehr gut sehr gut!"

„Anna," — fuhr er, die frische, labende Milch hinunterschlürfend, fort — „bitte, nimm das aus der Waidtasche."

Sie folgte und packte zuerst eine Geldrolle heraus. „Zehn, funfzehn, ein und zwanzig zählte sie und ließ das Geld auf den Tisch rollen.

„Es sind noch einige andere Sachen darin," sagte Heinrich wieder, vor sich hinlächelnd.

Der Alte dachte vor sich, als er das befremdende Wesen des Jünglings gewahrte: Der hat entweder keinen, oder einen betrübenden Brief bekommen, und das macht ihn verlegen vor uns; wir wollen ihn darum lieber nicht fragen.

„Ach!", rief Anna freudig erstaunt, und klatschte die Händchen zusammen, als sie das erste Papier geöffnet, und ein schönes, seidenes Festtagskleid und einen neuen sammetenen Spencer darin gefunden hatte.

Jakob hüpfte schnell herbei, und lauschte, während die Schwester ihre Herrlichkeiten ausbreitete, ob auch nicht für ihn aus der gabenreichen Tasche ein Geschenk herauskäme.

„Heinrich! Heinrich!" sagte der alte Vater halb drohend, halb freundlich lächelnd, — und — „aber Heinrich!" fiel Anna ein, mit Freude gerötheten Wangen.

„Es ist morgen dein Geburtstag, Anna," sagte Heinrich schlau lächelnd, glaubst du, daß ich das vergessen habe? — Doch sieh zu, es muß noch Einiges darin stecken."

Anna langte rasch hinein. Es war etwas Schweres in einem Papiere. — Sie entfaltete es, und ein gebrochenes abermaliges „Ach!" entfuhr ihren Lippen, und die Wangen erblaßten ihr im freudigen Schrecken.

Ein goldenes Halsband und gleiche Armbänder schimmerten ihr mit blendendem Glanze entgegen, sie hielt sie abwechselnd und die Hand wieder vor die Augen, sie hüpfte zum Bette des Vaters und wieder zu Heinrich, der sich in innerlicher Wonne an ihrer Freude ergötzte, und es waren nur einzelne Töne und Ausrufe, die den Lippen der Ueberraschten, Staunenden entschlüpften. —

„Aber das viele Geld — Heinrich woher?" sagte der Vater, und fixirte, selbst sein Erstaunen nicht zu ermäßigen

vermögend, den Sohn, welcher sein Lachen nur mühsam unterdrückte.

Inzwischen hatte auch Jakob die Tasche durchwühlt, und gleichfalls ein Kleid und verschiedenes Spielzeug darin gefunden. Seine Freude war lauter, als die Annas, er sprang jauchzend in der Stube auf und ab, und theilte das Spielzeug sogleich brüderlich mit Wilhelm. —

„Nun ist aber noch etwas darin," sagte Heinrich jetzt fest, „und — das muß Anna herausnehmen."

Die Geschäftige hielt bereits auf dem linken Arme die Kleider, sie drückte jetzt den kostbaren Schmuck an die Brust, ihn so fester zu halten, und brachte aus der Tasche eine neue dicke Brieftasche heraus. Um sie zu öffnen, brauchte sie den Mund dazu, Heinrich erhob sich lauschend, und — „Ach! ach! ach! — mein Gott!" stotterte Anna, als eine Banknote nach der andern herausfiel: es waren ihrer zwanzig, eine jede von 500 Thalern.

Sie breitete nun den ganzen Schatz auf das Bett vor dem Vater aus, der sich sprachlos erhob und das viele Geld anstaunte. — Jakob kehrte nach einem flüchtigen Blick darauf zu Wilhelm und seinem Spielzeug zurück.

„Vater!" sagte jetzt Heinrich, und faßte des Alten Hand; „mein Bruder hat Wort gehalten. Zehntausend Thaler hat er mir geschickt, die Anderen zehn folgen bald darnach. — Jetzt müßt Ihr ihm das Unrecht abbitten, das ihm Euer Mißtrauen gethan, und jetzt sollt ich Euch ausschmähten, weil mein Glaube gesiegt hat."

„Der Zufall hat gesiegt und das Glück, mein lieber Sohn!" — sagte der Vater mit leuchtenden Blicken, „ich theile deine Freude aus innerster Seele, weil ich dir ja das Glück gönne, mehr als mir. Und deinem Bruder — ja! dem sei feierlich das Mißtrauen, das ich hegte, abgebeten."

Heinrich sank an des Alten Brust; Anna kniete neben dem Bette; sie hatte noch immer die Sprache nicht gefunden.

„Aufrichtig gestanden," sagte jetzt Heinrich, „ich ging mit wenig Vertrauen hinein; ich war selbst schon für den gänzlichen Unglücksfall getröstet und noch dann, als mich der Kaufmann Reichard, in dessen Comptoir ich nach einem Briefe vom Bruder fragte, hinauf in sein Cabinett bescheiden ließ, glaubte und hoffte ich nichts anderes, als ein vertröstendes, oder wieder zertrümmertes Glück bringendes Schreiben zu finden. Ich hätte bei Gott! dies auch mit gleichgestimmter Seele ertragen; dazu hat mich Eure Lehre von gestern erhoben. Aber, Vater, wie groß war meine Freude! Ach wie selig war die Freude! Die schöne Louise, die Tochter des Banquiers, welche zufällig eintrat, als ich die Quittung schrieb, gratulirte mir recht freundlich dazu; das, meine ich, haben ihre freundlichen Blicke sagen wollen; denn von dem, was sie sagte, habe ich kein Wort verstanden. Ich küßte ihr die Hand, statt aller Antwort; das hatte sie nicht erwartet, denn sie zog sie verlegen zurück; ich aber stürmte fort, und —"

„Und," fuhr der Jüngling in freudiger Hast zu erzählen fort, „holte schnell Anna's Kleider vom Schneider, wo ich sie schon früher bestellt, nach einem Muster, das ich Annen gestohlen. Wie ich an einem Goldschmiedsladen vorbei ging, fuhr mir der kluge Gedanke durch den Sinn: Derlei Sachen sind so gut, wie baares Geld, und also keine Verschwendung, und Anna ist das schönste, lieblichste Mädchen auf der Welt, folglich ist's billig, daß sie auch das Schönste besitze! — So kaufte ich den Schmuck; und Bruder Jakob habe ich auch nicht vergessen. Den Hirsch aber, Väterchen, den habe ich diesmal gewiß zu wohlfeil verkauft: Vergieb mir's: ich hatte den Kopf zu voll von andern Dingen." —

„Aber, Heinrich!" — begann nun Anna, und blickte noch immer in ihrer knieenden Stellung zu dem Jüngling lächelnd auf, wie das junge Morgenroth, — wodurch hab' ich denn Alles das verdient?

„Mehr! mehr!" rief der entzückte Jüngling, „und wodurch hab' ich denn dich —"

— Er stockte verlegen. „Der arme Heinrich," sprach nun der Vater, „liebte die arme Anna; — hat der reiche nun denselben Wunsch?"

„Vater!" sagte Heinrich verletzt, und sein Blick dunkelte sich. —

„Guter! ich wollte dich nicht verletzen," beschwichtigte der Alte. —

„Jetzt brauch' ich," sagte Heinrich, schnell begütigt durch des Alten treuherzigen Blick und Anna's schwimmende Augen, „weder mit der Flöte durch die Welt, noch nach Amerika, noch sonst wohin zu gehen. Ihr haltet nun auch Euer Wort, Vater! und von den zwei Jahren Harrens und Mühsals ist gewiß weiter nicht die Rede mehr. — Wir kaufen das neue Herrengut, das der Graf losschlagen will, und sind selbst eine Herrschaft."

Der Vater hatte die Hände gefaltet; er bewegte seine Lippen; er betete. — Die Kinder thaten desgleichen, — Heinrich war neben Anna niedergekniet.

„So segne ich Euch denn, in unsers guten Gottes Namen," rief der Alte begeistert und feierlich, „lebt glücklich in seiner Liebe und seiner Furcht. Wie ich ihm danke, daß er über meinem Abend den Morgenstern Eures Glückes hat aufgehen lassen, so danket ihm und betet, daß er Euch dereinst auch ein solches Ende schenken möge. — Ich aber werde scheiden, glücklich und freudig. Klaget nicht! Denkt, der leidende würde nur Euren seligen Liebeshimmel stören durch seine Leiden, er würde doppelt leiden, wenn er nicht mitfühlen könnte, doppelt durch das Bewußtsein, sich und Euch ein leidender zu sein. Ich habe zwei Bitten; die eine: Weint nicht und klagt dem Himmel nicht, der Alles wohlgethan; die andere: Gedenket meiner ohne Schmerzen. Sendet mir freundliche Grüße nach in das Jenseits, und weil es ein schönes, erhabenes Gefühl ist, im Angedenken guter Menschen zu leben, so erzählt Euren Kindern und Enkeln von mir und von meiner Liebe zu Euch. Amen."

Alle waren in der wehmuthseligen Gewalt des Augenblicks in Thränen zerflossen; auch die beiden Knaben kamen, und knieten am andern Ende des Bettes nieder. —

„Nun aber singt mir das hohe, stärkende Lied," rief er, „das ich am liebsten sang in Freuden wie in Schmerzen."

Und er stimmte an:

„Großer Gott, wir loben dich,
„Herr, wir preisen deine Güte —"

und Anna und Heinrich und die Knaben fielen ein in den Feiergesang: „Großer Gott, wir loben dich," daß ein Choral hinauskang in die Waldpracht, und tausend Vogelstimmen dazwischen schmetterten und die Sonnenglut hereinbrach durch das Fenster, die schöne selige Gruppe verklärend.

Wie das Lied ausgesungen war, neigte der Vater sein Haupt, und entschlief sanft lächelnd; aber es war noch nicht der Tod, der ihn beschattete, es war ein leiser Schlummer, der seinen Oden auf ihn goß, und den in Wonne Ermattete umschlang.

Vierter Tag.

Jakob stand am Bette des Vaters. „Wenn ich todt bin," lehrte dieser, „so gehorche Heinrich, wie mir, liebe ihn und die Schwester von ganzem Herzen; sei fromm und gut, und wenn du etwas unternimmst, so nimm dir Heinrichs Handlungen zum Beispiel."

„Aber, Vater!" warf der Knabe ein, „wie wirst du es denn wissen, ob ich fromm oder böse gewesen bin, und wo kann ich es dir sagen?" —

„Komm an mein Grab," fuhr der Vater fort; „was du immer gethan hast, erzähle es mir. Wohl werde ich nicht zu dir sprechen können; aber ich werde dich auch unsichtbar umschweben. Und dein Herz wird dir sagen, wenn du etwas Böses begangen hast; freuen wirst du dich aber und recht herzlich meiner gedenken, wenn du nichts Böses gethan hast. Hüte dich vor der Lüge: hast du sie aber einmal begangen, so bereue sie an meinem Grabe, und versprich, nie wieder in diesen Fehler zu verfallen."

Da trat Anna an Heinrichs Hand herein, selige Liebe in den Blicken. Sie hatten sich zum erstenmale in den heiligen Hallen des Walddomes an der Brust gelegen, und das ewige Wort der Liebe gesprochen. —

„Heinrich!" rief Jakob, und hüpfte ihm entgegen, „der Vater hat gesagt, ich sollte so gut werden, wie du, und mir dich zum Muster nehmen."

Heinrich lächelte und sagte: „Es gehört gar so wenig dazu, gut zu sein, daß ich nicht begreifen kann, wie sich die Leute so mit dem Bösen abmühen können."

Anna setzte sich an's Fenster zu ihrer Arbeit, und der Vater gab dem Jakob einen Wink, worauf dieser die Hütte verließ. Bald wurde er draußen vor dem Fenster sichtbar, wohin er geklettert war, und hatte Annen, ehe sich's diese versah, einen Kranz frischer Veilchen in die blonden Locken gedrückt.

Diese senkte erröthend die Blicke und trat mit Heinrich vor das Bett. „So segne ich denn die Braut und den Bräutigam!" sagte der Vater; nicht den traurigen, leichten duftenden Rosmarin will ich dir in die Locken flechten lassen; denn die junge Liebe darf nicht an den Tod erinnert werden. Die ersten Frühlingsblumen aber sind so treu und schön, wie Euer Glück. Möge es ewig ein Frühling sein. — —"

Des Nachmittags kam das Fieber mit erneuter Heftigkeit. Der edle Greis verbarg die starken Brustschmerzen, die er fühlte, durch ein Lächeln. Die Kinder umstanden das betrübt sein Lager. Später phantasirte er; verneinte aber mit dem Haupte schüttelnd, als ihn die Geliebten fragten, ob

sein Zustand schlimmer geworden sei. Er lag eine lange Zeit ruhig und abgespannt; endlich reichte er einem Jeden die kalte Hand und sagte: „Lebt wohl!" Dies war sein letztes Wort; der Hauch des Todes lag schon schneeblaß auf seinen Zügen. Er lächelte, aber selig; — wie jetzt das Abendroth durch die Zweige hereinstrahlte und die Gruppe seiner Kinder verklärte und des Zimmers Decke mit goldenen Flammen beleuchtete, da neigte er das Haupt und sein Auge dunkelte. — Jetzt schmetterte die Nachtigall im Käfig laut und melodisch auf und ihr letzter Ton, den sie anhielt, war wie einer gewaltigen Sehnsucht Hauch. — Der Alte erhob hierbei noch einmal das Haupt, das Auge öffnete sich, er winkte mit der Hand in letzter Anstrengung gegen das Fenster, die Lippen zuckten, aber tonlos, es war, als hätte er das Wort „frei!" aussprechen wollen. Keiner verstand ihn; er wiederholte seine Anstrengung: da glaubte der kleine Wilhelm, der ebenfalls weinend am Bette stand, den Wink zu errathen; er sprang ans Fenster, öffnete den Käfig und ließ den Vogel frei hinaus fliegen. Laut schmetternd flatterte dieser in die grüne Freiheit, und selig lächelnd über das Willfahren seines Wunsches, schloß der Greis die Augen und athmete zum letztenmale. — Die freie Seele schwang sich empor mit der Melodie des Nachtigallenklanges. —

Um das Bett standen die Kinder, und hemmten ihre Thränen nicht; — sie reichten sich über der Leiche die Hände und schwuren: zu leben, wie der Geschiedene, damit sie auch dereinst eines solchen sanften Todes sterben möchten. —

Drei Monate später.

Vom Hochzeitsmahle, welches sie in der Waldhütte hielten, ging das neue Paar, Frohsinn und Seligkeit in den schönen Zügen, mit dem kleinen Wilhelm nach ihrer neuen Besitzung. Jakob war vorausgeeilt. — Ihr Weg führte sie über den Kirchhof. An des Vaters grünem Hügel kniete Jakob, mit dem Rücken gegen die Kommenden gewendet. Sie nahten sich leise, und belauschten sein lautes Gespräch. „Lieber Vater," betete der Kleine, „ich habe heut Morgen und so auch Mittags gebetet, ich war folgsam und still, Heinrich und Anna lobten mich; ich habe nicht gelogen; mein Herz klopft nicht vor Angst und ich liebe dich, mein guter Vater, so herzlich, wie ich dich liebte, da du noch lebtest. Gute Nacht, Väterchen." — Die Lauschenden traten nun näher, und umschlangen sich zur seligen Gruppe und stimmten betend ein in Jakobs: gute Nacht! — Anna nahm den Veilchenkranz vom Haupte und legte ihn auf das Grab. — „Hier mögen diese Blumen verblühen," sagte sie; „du aber wirst auferstehen."

Sie gingen in heiliger Wehmuth nach ihrem Hause. —

Der angenommene Wilhelm folgte später dem Drange seiner Sehnsucht in die Welt hinaus; er ward Kaufmann und von Heinrichs Stiefbruder zum Schwiegersohn erwählt. Mit dem Gelde hatte jener treulich Wort gehalten. Jakob ward ein tüchtiger Forstmann, und lebte glücklich. In Heinrichs und Anna's Kindern verjüngte sich ihre Seligkeit. Sie leben noch beide jetzt in männlicher Schönheit.

Ich habe dir, lieber Leser, hier eine Geschichte ohne Verwicklungen und interessanter Spannung erzählt; aber es ist eine wahre Geschichte von Menschen, die auch in ihrer Verborgenheit auf des Lebens Gipfel stehen. —

Johann Hermann

ward am 11. October 1585 zu Rauden in Schlesien geboren und wurde nach vollendeten theologischen Studien Prediger zu Köben in Schlesien, wo er sich die Dichterkrone erwarb. Doch ein kränklicher Körper hemmte oft den Flug seines Geistes und die damalige Wuth des 30jährigen Krieges vertrieb ihn von seiner Stelle und nöthigte ihn, eine Zuflucht in böhmisch Lissa zu suchen, wo er am 27. Februar 1647 starb.

Er schrieb:

Haus- und Herzensmusik. Breslau 1644, 1650 u. 1663 in 12.

Als geistlicher Liederdichter zeichnete sich H. zu seiner Zeit durch Innigkeit, wahre herzliche Frömmigkeit und eine heitere Weltanschauung voll Ergebenheit in den Willen des Schöpfers sehr vortheilhaft aus, so daß sich viele seiner andächtigen Gesänge bis auf die neueste Zeit in den Sammlungen der lutherischen Kirche erhalten haben.

Franz Rudolf Hermann

ward 1787 zu Wien geboren, studirte auf verschiedenen Wissenschaftlichen Bildungsanstalten die Humanitätswissenschaften, promovirte zum Doctor der Philosophie und ward zu Breslau am 8. April 1823, wo er bis dahin als Privatgelehrter gelebt hatte.

Seine Schriften sind:

Die Nibelungen. Leipzig 1819, 3 Thle. in 8.
Ritterſinn und Frauenliebe. Ebendaſ. 1820.

Ideen über das antike, romantische und deutsche Schauspiel. Breslau 1820.
Karlsbrunn. Gedicht. Ebendaſ. 1820.

H. besaß ein glückliches, doch keineswegs sehr bedeutendes Talent. Seine dramatische Bearbeitung, der Nibelungen, fand zur Zeit ihres Erscheinens, da sie dem damals herrschenden Geschmack und der Neigung für mittelalterliche Stoffe zusagte, eine freundliche Aufnahme, die jedoch nicht dauernd war.

Johann Gottfried Jakob Hermann

ard am 28. November 1772 zu Leipzig geboren, wo in Vater als Senior des Schöppenstuhls lebte und stute seit 1786 in seiner Vaterstadt und zu Jena nach m Willen seines Vaters Jurisprudenz, vorzüglich aber hilologie, Philosophie, Mathematik und Geschichte, wo ihn eine ganz besondere Neigung hinzog. Dieser mer stärker hervortretende Hang war es auch, welcher n bewog, in Jena die Jurisprudenz ganz aufzugeben d sich lediglich den humanistischen Studien zu widmen. 794 erwarb er sich in Leipzig die philosophische Doctorürde und das Recht, Vorlesungen eröffnen zu dürfen, wurde 1798 außerordentlicher Professor der Philosophie, 1803 ordentlicher Professor der Beredtsamkeit und 1809 zugleich der Poetik. Hiermit verband er die Direction der schon 1793 von ihm gestifteten griechischen Gesellschaft und, nachdem sein Verdienst 1815 durch Ertheilung des Ritterkreuzes, 1833 des Comthurats des Civilverdienstordens vom Könige von Sachsen ehrend anerkannt worden war, 1834 auch die des königlichen philologischen Seminars, wurde Doctor der Theologie, Senior der Universität und Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften.

Seine deutschen Schriften sind:

Handbuch der Metrik. Leipzig 1798. Erschien zuerst unter dem Titel: De metris poetarum graecorum et romanorum. Leipzig 1796; 2. verm. Aufl. als: Elementa doctrinae metricae. Leipzig 1816. Und dann im Auszuge. Ebendas. 1818.

Die Hymnen des Homer. Leipzig 1806.

Ueber die bestrittene Cäsur im Trimeter der griechischen Komödie. Berlin 1817.

Briefe über Homer und Hesiodus, gewechselt mit Creuzer. Heidelberg 1818.

Ueber das Wesen und die Behandlung der Mythologie. Leipzig 1819.

Ueber Herrn Prof. Böckhs Behandlung der griechischen Inschriften. Leipzig 1826.

Andere Arbeiten von ihm, Recensionen u. s. w. finden sich gesammelt in seinen Opusculis (Leipzig 1827—1834, 4 Bde.), in Zeitschriften u. s. w.

Herrmann's große und allgemein anerkannte Verdienste nach Gebühr zu würdigen, liegt außer dem Bereiche dieses Unternehmens, da sie sich vorzüglich auf das Gebiet der Sprach- und Alterthumskunde erstrecken. Sein europäischer Ruf bezeichnet ihn als einen der größten lebenden deutschen Philologen, der eben so tiefe Gelehrsamkeit und gründlichen Scharfsinn als Reichthum des Geistes und productive Kraft besitzt.

Johann August Hermes,

ein um Toleranz und Aufklärung sehr verdienter Mann, wurde am 24. August 1736 zu Magdeburg geboren und auf der Schule zu Klosterbergen für die Universität vorbereitet. Er studirte seit 1754 in Halle, kam 1760 als Prediger nach Herschendorf und 1765 als Präpositus nach Wahren im Meklenburgischen, wo er muthig die bisher verehrte, streng pietistische Theologie von sich warf und eine vernunftgemäßere Glaubensansicht umfaßte und zu verbreiten suchte. Mancherlei deshalb gehabte Unannehmlichkeiten und ihn bedrohende Dienstentsetzung veranlaßten ihn, einem Rufe zum geistlichen Inspectorat zu Jerichow im Magdeburgischen zu folgen, von wo er durch Spaldings und der Prinzessin Amalie von Preußen, damaliger Aebtissin von Quedlinburg, Vermittelung zuerst als Oberprediger nach Dittfurt, kurz darauf aber als Oberprediger und Consistorialrath an die Nicolaikirche nach Quedlinburg kam. 1800 stieg er daselbst zum ersten geistlichen Rathe des Stiftsconsistoriums und Oberhofprediger, wurde aber durch die westphälische Regierung pensionirt und erhielt nach 1813 durch die preußische Regierung bloß die Ephoralgeschäfte wieder, die er 1821 niederlegte. Er starb daselbst am 6. Januar 1822.

Seine Schriften sind:

Wöchentliche Beiträge zur Beförderung der Gottseligkeit. Wismar 1771 u. 1772, 2 Bde.

Handbuch der Religion. Berlin 1779; 2. Aufl. Ebendas. 1797, 2 Bde.; neue Aufl. Quedlinburg 1822; wurde in mehrere lebende Sprachen übersetzt, französisch, Berlin 1784, von Friedrichs II. Gemahlin, Elisabeth von Preußen.

Allgemeine theologische Bibliothek. Berlin 1784 — 1787. Mit seinem Freunde und Amtsbruder A. A. Cramer herausgegeben.

Beiträge zur Verbesserung des Gottesdienstes. Leipzig 1785 — 1787, 2 Bde. Mit E. N. Fischer und Salzmann herausgegeben.

Predigten. Berlin 1788, 2 Thle.

Communionbuch. Berlin 1797.

H. erwarb sich durch seine vortrefflichen Lehrbücher, in welchen die reinste Aufklärung vorherrschte, große Verdienste um die religiöse Bildung des Volkes. Seine Predigten sind nicht so bedeutend, doch kann ihnen auch große Vortrefflichkeit nicht abgesprochen werden.

Johann Timotheus Hermes

ward 1738 zu Petznick in der preußischen Provinz Pommern geboren und von seiner trefflichen Mutter sittlich und bürgerlich, wie von seinem gelehrten Vater wissenschaftlich vorgebildet, so daß er mit Nutzen den Unterricht seines kenntnißreichen Hauslehrers, so wie der Professoren auf dem Gymnasium zu Stargard genoß, und tüchtig in jeder Hinsicht als Theolog die Universität zu Königsberg beziehen konnte. Mancherlei Widerwärtigkeiten traten auf der Reise dorthin und während seines ersten Aufenthaltes daselbst seinem Streben hindernd entgegen, aber sein Geist und seine Kenntnisse halfen ihm sie besiegen und erwarben ihm die Freundschaft seiner geliebtesten Lehrer in Königsberg, Arnold und Kant, unter deren wohlthätigem Einflusse er auch seine künftige literarische Geltung anzudeuten begann. Nach vollendeten Studien hielt er sich, seinem Plane gemäß, durch Reisen gemachte Erfahrungen einst in seinem Werke „Reise Sophiens" niederzulegen, längere Zeit in Danzig und Berlin auf und wurde kurz nacheinander Lehrer an der Ritterakademie zu Brandenburg, Feldprediger bei dem Krokowschen Dragonerregimente zu Lüben in Schlesien und anhalt-köthenscher Hof- und Schloßprediger zu Pleß in Oberschlesien. Hier erhielt er einen Ruf nach Breslau als Doctor und Professor der Theologie, wo er verschiedene geistliche Aemter verwaltete und am 24. Juli 1821 als Superintendent der Kirchen und Schulen des Fürstenthums Breslau, Oberpfarrer zu St. Elisabeth und Professor primarius starb.

Er hat folgende Schriften verfaßt, von denen einige pseudonym von „Jemehr" oder „Heinrich Meister" erschienen:

Geschichte der Miß Fanny Wilkes. Leipzig 1766; 3. Aufl. Ebendas. 1781, 2 Bde. in 8.; ins Dänische, Französische und Holländische übersetzt.

Sophiens Reise von Memel nach Sachsen. Ebendas. 1770 — 1773, 5 Bde.; 2. Aufl. Ebendas. 1775; 3. Ausg. 1778, 6 Bde. in 8. Die Melodien zu den darin enthaltenen Liedern von J. A. Hiller. Ebendas. 1779 in gr. 4.

Predigten an die Kunstrichter und Prediger. Leipzig 1771, 2 Thle. in 8.

Gelegenheitspredigten. Breslau 1779 in 8.

Andachtsschriften. Leipzig 1781 u. 1782, 2 Thle. in 8.

Für Töchter edler Herkunft. Ebendas. 1787, 3 Bde. in 8.

Manch Hermäon. Ebendas. 1788 u. 1789, 2 Bde. in 8.

Für Eltern und Eheluſtige. Ebendas. 1789 — 1790, 5 Bde. in 8.

Zween literarische Märtyrer und deren Frauen. Ebendas. 1789, 2 Thle. in 8.; neue Aufl. mit dem auf Verlangen des Verlegers geändertem Titel: „Meine Herren Grundlegers und unsrer Frauen Geschichte." Leipzig 1798, 2 Bde. in 8.

Predigten für die Sonntage und Feste des ganzen Jahres. Breslau, Berlin, Leipzig 1792 in 8.

Neue Predigten. Ebendas. 1793 in 8. mit 2 Anhängen. Leipzig 1796.

Lieder für die besten bekannten Kirchenmelodien, nebst 12 Communionandachten. Breslau 1800 in 8.

Anna Winterfeld. Gotha 1801 in 8. Mit Titelvignette.

Verheimlichung und Eil. Berlin 1802, 2 Bde. in 8. mit Kupfern.

Mutter, Amme und Kind. Neue Aufl. Berlin 1811, 2 Bde. in 8.

Ueber H's zu ihrer Zeit sehr eifrig gelesene Romane urtheilt Franz Horn (die schöne Literatur Deutschlands während des 18ten Jahrhunderts, Berlin 1812 §. 153) sehr treffend: Es sind gute moralische Exempelbücher, denen es nicht an einzelnen glücklich angelegten Situationen und fließender Darstellung, wohl aber an Gedrängtheit und innigem Zusammenhange, an tiefen Charakteren und überhaupt an künstlerischer Bildung mangelt. Daher kommt es denn auch, daß jene Schriften heut zu Tage nur wenig mehr beachtet werden, denn sie sind in der That veraltet; ein Schicksal, das dem künstlerisch gebildeten Romane nie begegnen kann, weil er in der That zu allen Zeiten redet und zu allen Zeiten zu reden werth ist. Die strenge Kritik, die oft ein weitschauendes Ahnungsvermögen hat, prophezeite den Hermes'schen Werken schon bei ihrer Erscheinung das spätere Schicksal, und man muß einräumen, daß sie sich nicht getäuscht hat. — Hermes Predigten athmen Milde und Würde, aber auch sie ermüden durch ihre Breite.

Vorschmack des Himmels *).

Ich hab' von ferne, Herr, deinen Thron erblickt,
Und hätte gerne mein Herz vorausgeschickt,
Und hätte gern mein müdes Leben
Schöpfer der Geister Dir hingegeben.

Das war so prächtig, was ich im Geist gesehn!
Du bist allmächtig, drum ist Dein Licht so schön.
Könnt' ich an diesen hellen Thronen
Doch schon von heute an ewig wohnen!

Nur ich bin sündig, der Erde noch geneigt:
Das hat mir bündig Dein heiliger Geist gezeigt.
Ich bin noch nicht genug gereinigt,
Noch nicht ganz innig mit Dir vereinigt!

Doch bin ich fröhlich, daß mich kein Bann erschreckt:
Ich bin schon selig, seitdem ich das entdeckt.
Ich will mich noch im Leiden üben
Und Dich zeitlebens inbrünstig lieben.

Ich bin zufrieden, daß ich die Stadt gesehn,
Und ohn' Ermüden will ich ihr näher gehn,
Und ihre hellen gold'nen Gassen
Lebenslang nicht aus den Augen lassen.

*) Aus Hermes's Liedern für die besten bekannten Kirchenmelodieen. Breslau 1800.

Johann Gottfried Hermes

ward am 8. September 1764 zu Barby geboren, besuchte von 1780 bis 1783 die Schule des Waisenhauses zu Halle und studirte dann von 1784 bis 1787 Theologie zu Leipzig. Im Jahre 1789 ward er Diaconus und 1808 Stadtpfarrer zu Barby. Die naturforschende Gesellschaft in Görlitz ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitgliede.

Seine Schriften sind:

Wiegenlieder nebst einem Anhange einiger Lieder für größere Kinder. Zerbst 1805.

Beschreibung von Gartenblumen nach der Zeitfolge. Zerbst 1808.

Die Bienen und die Tauben. Zerbst 1820.

Schreckensbilder und rührende Gemälde. Zerbst 1830.

Eine anmuthige Behandlung der Form und Sprache, Herzlichkeit, Reichthum der Bilder und Anschauungen, Klarheit und Mannigfaltigkeit verleihen den poetischen Leistungen dieses vortrefflichen Mannes, unter denen sich namentlich die Lieder und Erzählungen für die Jugend als höchst zweckmäßig und gelungen auszeichnen, einen hohen moralischen Werth.

Michael Herr.

Von seinen Lebensumständen kennen wir bloß dies, daß er wahrscheinlich zu Basel Medicin studirte, dort Doctor der Medicin wurde und dann, theils hier, theils Straßburg, den Wissenschaften und seiner Kunst lebte. Seinen Tod setzt man gewöhnlich nach dem Jahre 1550.

Er schrieb:

Die new Welt vnnd Inseln, so wie hieher allen Altweltbeschrybern unbekannt. Jüngst aber von den Portugalesern vnnd Hispaniern im Niedergenglichen Meer befunden ꝛc. Strasburg 1534 Fol.

Plutarchi von Chäronea guter Sitten 21 Bücher. Ebendas. 1535 Fol.

Etliche Zuchtbücher des Luc. Ann. Seneca. Ebendas. 1536; neue Aufl. Das. 1540 u. 1545 in Fol.

Das Ackerwerk Luc. Columellä und Palladii. Ebendas. 1538 Fol.

Gründlicher Unterricht, warhaffte vnnd eygendtliche Beschreibung, wunderbarlicher, seltzener Art, — aller vierfüßigen Thier — in der erden oder wassern. Ebendas. 1546 Fol.

Das Buch vom Feldbau, vom Kaiser Constantin. Ebendas. 1557; neue Ausg. von Ludw. Rabus, 1563 Fol.; 1568 in 8.

Da H. bemüht war, den antiken Charakter in den von ihm übersetzten Schriften, aus falsch verstandenem Eifer für das Christenthum, möglichst zu verwischen, so entbehren seine Verdeutschungen der Treue und sind daher ohne Bedeutung, obwohl er nicht ungeschickt in der Behandlung der Sprache war.

Ewald Friedrich Graf von Herzberg

ward am 2. September 1725 zu Lottin in Pommern geboren, studirte zu Stettin und Halle die Staatswissenschaften und zeichnete sich schon bei seiner Doctorpromotion so aus, daß er unmittelbar darauf als Legationssecretair im Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt wurde. Sehr bald bemerkte ihn auch Friedrich der Große, erhob ihn zum geheimen Legationsrath und nach Bekanntmachung des von ihm aus den dresdner Archiven binnen 8 Tagen gezogenen Mémoire raisonné, 1756 zum ersten Geheimrath und Staatssecretair im Departement des Auswärtigen, welcher Erhebung 1763, nach dem glücklichen Abschluß des Friedens zwischen Schweden und Rußland und mit Sachsen zu Hubertsburg, die Ernennung zum zweiten Staats- und Cabinetsminister folgte. Seine fortwährenden Verdienste um Preußen brachten ihm später noch das Ritterkreuz des schwarzen Adlerordens und die Würde eines Curators der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, welche Aemter er auch unter Friedrichs II. Nachfolger beibehielt. Doch nahm er, aus Verdruß über die nicht nach seinem Wunsche ganz zum Vortheil Preußens abgeschlossene reichenbacher Convention, 1791 selbst die ihm verweigerte Entlassung aus dem Ministerium und lebte von nun an vorzüglich der Curatel der Akademie, dem preußischen Seidenbau und der Oekonomie. Er starb am 27. Mai 1795, wie es hieß, aus Kummer über die von ihm vorher angedeuteten, aber nicht beachteten Folgen der bekannten Coalition von 1793 gegen Frankreich.

Wir haben von ihm:

Auszug der geheimen Anschläge der Höfe von Wien, Petersburg und Dresden. Berlin 1756.

Die Betrachtungen über das Recht der baierschen Erbfolge. Ebendas. 1778 ff.

Abhandlungen für die Akademie der Wissenschaften. Berlin 1787 u. 1789.

Beiträge zur deutschen Sprachkunde. Ebendas. 1793.

Kaiser Karl IV. Landbuch des Kurfürstenthums und der Mark Brandenburg. Berlin 1781 in 4.

Recueil des déductions etc. Berlin 1789 — 1795, 3 Bde.

Gründlichkeit, Scharfsinn und Klarheit sind den Schriften dieses großen Staatsmannes eigenthümlich, welche neben den vielen anderen Denkmalen seines schönen Wirkens ebenfalls das Recht auf eine dankbare und rühmliche Anerkennung haben.

Christoph Friedrich Hesekiel

ward am 27. October 1794 zu Rehsen im Dessauischen geboren, studirte zu Halle Theologie und Philosophie, promovirte daselbst zum Doctor der Philosophie und wurde als Diakonus an die Moritzkirche nach Halle berufen, von wo er später nach Altenburg als Hofprediger, Generalsuperintendent und Oberpfarrer kam.

Er machte sich bekannt durch:

Gottlieb Sonntag, Bilder aus dem Leben eines Studirenden. Leipzig 1822, 2 Bdchn. in 8.

Blicke auf Halle. Halle 1824 in 8.

Gedichte. Dessau 1824 in 8.

Blüthen heiliger Dichtung. Halle 1827, 1r u. 2r Kranz in gr. 8.

Das Christkind. Halle 1824; 2. Aufl. 1825.

Das neue Hospital und Krankenhaus zu Halle. Halle 1827.

Die Nachbarskinder. 2. Aufl. Halle 1826.

Innigkeit, wahre Religiosität, Anmuth der Form und Gewandtheit in der Beherrschung der Sprache zieren H's poetische Leistungen und haben ihm einen geachteten Ruf erworben. Seine Schriften für die Jugend fanden ihrer gesunden Moral und ihrer faßlichen, lebendigen Darstellung wegen, großen Beifall.

Morgenlied*).

Herr, frühe wolleſt du meine Stimme hören; frühe will ich mich zu dir schicken. Psalm 5, 4.

Mel.: Wie schön leucht't uns der Morgenstern ꝛc.

Das Morgenroth wie Rosen blüht,
Die Sonn' empor am Himmel glüht,
Die Botinn deiner Gnaden.
Es hebt sich aus dem Schlaf empor
Und geht zum Tagewerk hervor
Der Mensch auf tausend Pfaden.
Glücklich
Blick ich
Rückwärts nieder, vorwärts wieder und ich trete
Hin vor dich zum Frühgebete,

Ich preise deine Vaterhuld,
Die mich mit Macht und mit Geduld
Auch diese Nacht behütet,
Als ich's vermochte nicht zu schau'n
Der Schrecken mannigfaches Grau'n,
Darin das Laster brütet.
Achtvoll,
Machtvoll
Sah dein Auge, was mir tauge, deine Hände
Hielten, trugen mich ohn' Ende.

Nun führe mich die neue Bahn
Und laß mir deine Hülfe nahn,
Wo ich auch heute walle!
Den Segen gieb zu Fleiß und Müh,
Und deiner denken laß mich früh,
Damit ich ja nicht falle!
Deinen
Reinen,
Segensreichen, himmelsgleichen Herzensfrieden
Laß auch heut mir sein beschieden!

Und wo man guten Samen streut,
Wo man den Schwachen Hülfe beut,
Da laß das Werk gelingen!
Auf daß der heil'gen Liebe Band,
Wie dort im ew'gen Vaterland,
Uns Alle mög' umschlingen!
Droben
Loben
Morgenklänge, Frühgesänge, deinen Namen,
Wie sie Engel nur vernahmen.

*) Aus Hesekiel's „Blüthen heiliger Dichtung." Halle 1827.

Abendlied.

Ich liege und schlafe ganz mit Frieden, denn du, o Herr, schaffst, daß ich sicher wohne. Psalm 4, 9.

Mel.: Nun sich der Tag geendet hat ꝛc.

Es schweiget rings die Erdenflur,
Es schlummert Land und Stadt.
Doch den erquickt die Ruhe nur,
Der treu gewirket hat.

Am Himmel zündest, Herr der Nacht,
Du deine Lampen an,
Und rufest zu getreuer Wacht
Die Engel mir heran.

Ich gebe mich in deine Hut
Und was mir eigen ist;
Und schlumm're sanft, mit frohem Muth,
Weil du stets bei mir bist;

Mir naht kein Unheil in der Welt,
Kein Schrecken störet mich;
Kein Haar von meinem Haupte fällt,
O Hüter, ohne dich.

Wer einsam wacht in seinem Schmerz,
Mit dem, o Herr, sei du,
Und geuß in sein gequältes Herz
Doch der Ergebung Ruh.

Mich wecke neu gestärket auf,
Wenn morgen ruft die Pflicht,
Daß nicht in des Berufes Lauf
Mich träge sieht das Licht.

Und kömmt der Abend einst herbei,
Da Niemand wirken kann,
Und bricht des Leibes Hütt' entzwei,
O, nimm zu dir mich dann!

Johann Hesse von Hessenstein

ward am 21. September 1487 zu Nürnberg geboren, widmete sich der Gottesgelahrtheit und studirte in Leipzig und Wittenberg, worauf er nach Italien ging und sich dort zum Priester weihen ließ. Doch hinderte ihn dies nicht, nach seiner Rückkehr sich mit Luther zu befreunden. Nachdem er eine Anstellung an der St. Sebaldskirche in seiner Vaterstadt ausgeschlagen hatte, folgte er einem Rufe als Doctor der Theologie, Pfarrer zu St. Maria Magdalena und Domherr nach Breslau, und starb daselbst am 6. Januar 1547.

Er ist einer der ersten deutschen geistlichen Liederdichter und viele seiner Gesänge, wie z. B. O Welt, ich muß dich lassen, erhielten sich lange und wurden häufig bei dem Gottesdienste gesungen.

David Heß,

Abkömmling eines schweizerischen Patriciergeschlechtes ward 1770 zu Zürich geboren und wurde nach in seiner Vaterstadt vollendeten Studien zum Mitgliede des großen Rathes daselbst gewählt.

Die literarische Welt kennt ihn durch:

Kleine Gemälde, Reminiscenzen und abgebrochene Gedanken. Zürich 1802 in 8. Mit 17 Vign. und Musikbeil.

Scherz und Ernst in Erzählungen. Ebendas. 1816 in 8.

Die Badefahrt. Ebendas. 1818.

Die Rose von Jericho. Weihnachtsgabe. Ebendas. 1819 in 12. Mit Kupf. u. Vign.

Salomon Landolt. Ein Charakterbild. Zürich 1821.

Freimüthige Rechtsverwahrung eines freien Mannes ꝛc. Zürich 1832.

H's Erzählungen erfreuen sich einer glücklichen Erfindung, guter Charakterzeichnung und anmuthiger, gefälliger Darstellung und sind, namentlich in der Schweiz und dem südlichen Deutschland, gern und viel gelesen worden.

Der wandernde Declamator*).

1.

Die Sonne senkte sich gegen Westen, als der wandernde Declamator, Fabianus Plappermann, das Weichbild eines Städtchens erreichte, dessen einziger Kirchthurm schon seit zwei Stunden das Ziel seines eifrigen Vorwärtsstrebens gewesen. Er hatte sich müde und heiß gelaufen, seine Schuhe und schlottrigen Kamaschen waren mit Staub bepudert, seine Zunge klebte am Gaumen und sein matter Blick drückte Sehnsucht unzweideutig aus. Sein erster Gedanke war ein Nößel Wein, sein zweiter die Rede an den Bürgermeister, mittelst welcher er sich die Erlaubniß auswirken wollte, am folgenden Tage das Städtchen mit einem Declamatorium zu regaliren, um seiner zusammengeschrumpften Börse wieder einige Rundung zu verschaffen. Vor dem Schlagbaum wandte er sich noch einmal gegen die sinkende Sonne, schob den hohen Klapphut aus der Stirn, stellte sich in flüchtige Positur, mit der rechten Hand etwas gesticulirend (die linke führte den Wanderstab), und declamirte was ihm so eben aus seinem wohlgebrauchten Schiller Passendes einfiel:

Senke, strahlender Gott, die Fluren dürsten
Nach erquickendem Thau, der Mensch verschmachtet,
Matter ziehen die Rosse,
Senke den Wagen hinab!

Dann klopfte er mit dem Nastuch den Staub von den Schuhen, zog die lockre Halsbinde etwas fester an, und ging mit gemessenen, etwas Vornehmes verkündigenden Schritten zum Thor hinein, wo ihn der Zöllner kopfschüttelnd musterte, und ihm lange lächelnd nachsah, bis der Wandersmann in das Wirthshaus zum goldnen Löwen einbog.

Hier warf der müde Musensohn den Hut auf den Tisch, schnallte den Tornister ab, und bat um Labung für seine dürre Kehle. Der Krätzer war erträglich, der Wirth gesprächig, und der gewandte Frager hatte bald in Erfahrung gebracht, daß hier noch kein Declamator aufgetreten, daß indeß Geschmack an schönen Wissenschaften und Künsten herrschen müsse, indem ein Buchbinder sich, neben seinem Handwerk, ganz artig von dem Ertrag einer Leihbibliothek ernähre, und daß selbst Liebhaberei für Theater vorhanden wäre, wenn nur eine Truppe sich in dem kleinen Orte halten könnte.

Sobald Fabian in so weit orientirt war, und sein Nößel verschlungen hatte, ließ er, um keine Zeit zu verlieren, sich mit wichtiger Miene das nahegelegene Haus des Bürgermeisters zeigen.

2.

Das Haupt der Stadt hatte sich's bereits bequem gemacht; die Perücke vom Kopfe auf den stellvertretenden Haubenstock deponirt, saß er im Schlafrock hinterm Haus im Gärtchen und rauchte gemüthlich seine Pfeife bei einem Kruge Bier, worin er sich nicht gern stören ließ.

*) Aus Heß's „Scherz und Ernst." Zürich 1816.

Fabian trat mit ehrerbietiger Dreistigkeit vor, warf den Klapphut unter den linken Arm, zupfte einen etwas welken Busenstreif herauf, räusperte sich und brachte sein Anliegen in einer stattlichen, blumenreichen Rede vor, in welcher von dem bekannten feinen Geschmack dieser Stadt nicht wenig gerühmt, und des Herrn Bürgermeisters, als eines Mäcenaten, ehrenvolle Erwähnung geschah.

„Wenn ich Ihn recht verstehe und sein Ansehen nicht trügt," sprach der wohlbeleibte Landesvater, „so ist Er ein vacirender Schauspieler, so eine Art von Possenreißer, und möchte den Bürgern dieser Stadt morgen Abend seine Späße vormachen. Dergleichen verhindre ich eben nicht, da ich meinen lieben Untergebnen gern eine Recreation gönne; aber zu oft darf es nicht geschehen. Vorige Woche war ein Italiener hier, mit Hunden in Reifröcken, die nach dem Dudelsack ganz artig tanzten und allerlei possierliche Sprünge machten. Er trug ein schönes Stück Geld aus unsern Mauern; aber die Zeiten sind bös, und die Stadtarmen möchten doch darunter leiden, wenn ich schon wieder dergleichen Spectakel gestattete.

Hilf Himmel! welch' eine Parallele für den Rhapsoden! Ein Fabianus Plappermann, der das Lied von der Glocke, den Taucher, die Worte des Glaubens, die Bürgschaft, den Kampf mit dem Drachen, den Gang nach dem Eisenhammer ꝛc. ꝛc. ꝛc. zu tausendmalen schon, vor den feingeübten Ohren kritischer Musenzöglinge wiederholt hatte — verglichen, in eine Reihe gestellt mit einem Vagabunden, der Hunde nach dem Dudelsacke tanzen läßt! Ein poetischer Zorn begeisterte den Helden; er fägte mit den Händen durch die Luft, schlug sich auf die Brust, dann zufällig auf die Hosentasche — da klingelten die letzten Groschen, der Nothpfennig im verschrumpften Beutelchen, und erinnerten ihn plötzlich, daß er gelindere Saiten aufziehen müsse; denn auch ein begeisterter Rhapsode wird politisch, wenn er merkt, daß es mit seiner Börse auf die Neige geht.

„Aber, gestrenger Herr Bürgermeister," begann er in mildem Tone, fast wehmüthig, „mit Ihrer Erlaubniß, Sie confondiren ganz entsetzlich; es ist ja von keinem Gassenspectakel die Rede, von keinen Hunden, von keinem Dudelsack! Ich bin — gewiß haben Sie schon meinen Namen in artistischen Zeitungen nicht unrühmlich bemerkt gefunden, — ich bin Fabianus Plappermann, der Declamator! Und sollten Sie etwa an der Aechtheit meiner Aussage zweifeln, so bin ich bereit, Ihnen aus dem Stegreif...."

„Etwas vorzuplappern?" fiel ihm der Bürgermeister in die Rede. „Dazu bin ich nun eben nicht aufgelegt. Ich merke schon an seinen gelenkigen Armen, an seiner gelösten Zunge, daß Er ein Comödiant ist. Aber wie hoch beläuft sich denn die ganze Bande? Führt Er auch einen tüchtigen Hanswurst mit?"

„O, Herr Bürgermeister," sprach Fabian, „es schmerzt doch tief, so verkannt zu werden! Sollte denn noch nie von der neuen Methode, die Werke der besten Dichter gebildeten Menschen allgemein bekannt zu machen, Euer Gestrengen etwas zu Ohren gekommen sein. Rechnen Sie es uns nicht zum Verdienst an, daß wir unsre Penaten verlassen, den Wanderstab ergreifen, und, wie die Apostel das Evangelium predigten, unsern Schiller und sämmtliche andere klassische Dichter den empfänglichen Seelen erst recht zu genießen geben! Was ist der kalte, trockne Buchstabe? Was ist die schönste Phrase ohne das Colorit der Declamation? Erst durch diese kömmt das Ganze in seine gehörige Haltung und prägt sich dem Gemüth mit all seinen Nuancen ein. Ich wage zu behaupten, unsere Declamatorien werden bald alles Theaterwesen überflüssig machen, zumal da auch die Unbill der Zeiten mitwirkt und manches schöne Talent außer Activität setzt. Wir bedürfen keiner künstlichen Folie, keiner Costume, keiner Decorationen, keiner Gehülfen, nichts Sinnliches! Alles was wir vortragen, ist der rein destillirte Geist des Dichters, die Quintessenz..."

„Hör' Er," fiel der Bürgermeister wieder ein, „ich sehe, daß man Ihn am sichersten los wird, wenn man Ihm sein Gesuch ohne weitere Erläuterungen gestattet. Obschon ich nicht begreife, wie ein einzelner Mensch, wenn er nicht ein Pfarrer ist und nicht auf der Kanzel steht, die Leute einen ganzen Abend durch erbauen kann, so will ich Ihm eine Vorstellung bewilligen; aber Er soll nichts vorbringen, das wider Zucht und Ordnung streitet, der Obrigkeit in Ehren gedenken, und nicht mehr als zwölf Kreuzer von der Person fordern dürfen. Der vierte Theil von der Einnahme gehört den Stadtarmen, und mir, meiner Frau und beiden Töchtern hat Er Freibillets zu schicken, damit wir doch auch etwas von der neuen Methode vernehmen."

Die zwölf Kreuzer schienen zwar dem Declamator gar zu wenig, indeß — er sah, daß er mit einem rohen Troglodyten zu schaffen habe; besser eine Laus im Kraut als gar kein Fleisch, dachte er bei sich selbst, versicherte nun, er wolle gern beweisen, wie er seine edle Bestimmung nicht aus eigennützigen Absichten verfolge, und bat sich, da ihm die Localitäten der Stadt nicht bekannt seien, die Erlaubniß aus, seinen Tabernakel auf dem Rathssaal aufschlagen zu dürfen. Aber das hätte bald den ganzen Handel wieder verdorben. Der Bürgermeister bedeutete ihn, daß auf dem Rathhause nur er selbst und die Mitglieder der Regierung zu sprechen hätten; der Tempel der Gerechtigkeit dürfe durch keinen Hokuspokus entweiht werden; auf dem Schlachthause sei eine geräumige Stube mit Bänke, wo die Auctionen gehalten würden, dort sei vor nicht langer Zeit ein Schauspiel von Marionetten aufgeführt worden, dort möge auch Er Fabian sein Wesen treiben; Er könne das Publikum dazu auf die gewohnte Weise geziemend einladen, und damit Punktum.

3.

Etwas mißmuthig führte Plappermann sich ab; doch das war nicht das erstemal, daß er die Erlaubniß, sich hören zu lassen, hatte erpressen und unvergoldete Pillen verschlucken müssen. Er war bald wieder getröstet und überlegte nun auf der Rückkehr in's Wirthshaus, welch einen Programm er entwerfen und über Nacht wolle drucken lassen; es müsse etwas ganz Eigenes sein, beschloß er, weil hier noch kein Declamatorium gehalten worden, und der Reiz der Neuheit ihm gewiß ein zahlreiches Auditorium verschaffen werde.

Allein wie er sich beim Wirth nach dem Buchdrucker erkundigte, so war keiner im ganzen Städtchen, und er hatte zu nicht geringem Aergerniß, daß es hier gebräuchlich sei, alles, was man dem Publicum mitzutheilen habe, durch einen eigens bestellten und beeidigten Mann auf den Gassen ausrufen zu lassen.

Welche gemeine triviale Weise für einen Künstler seine Ankunft zu verkündigen! Aber aus der Noth mußte Plappermann eine Tugend machen; am Ende fand er etwas originelles in seinem hiesigen Debut; er entschloß sich kurz und gut, und ließ den öffentlichen Ausrufer holen.

4.

Die lebendige Posaune fand sich bald ein. Es war ein kleines Männchen mit einer Stutzperücke, und trug ein großes kupfernes Becken unter dem Arm.

„Freue mich sehr, aufwarten zu können," sprach der Herold beim Hereintreten; „meine Stimme klingt heller als mein Becken und ist gar nicht ermüdet; denn seit vorgestern, wo ein durchreisender Herr seinen Hund verloren hatte, den ich nachfragen und für dessen Rückgabe ein Trinkgeld versprochen mußte, hatt' ich keine Geschäfte mehr. Es fragt sich nur, was der Herr eigentlich bekannt zu machen hat und ob der gern allein, oder in Compagnie will ausgerufen werden."

Wieder etwas Neues. Bei näherer Erläuterung fand es sich, daß der Ausrufer schon eine Bestellung auf den folgenden Tag habe, und wenn er mit einem Stein zwei Würfe thun, das heißt, beide Aufträge auf dem nämlichen Gang ausrichten dürfe, so koste der Ruf nur die Hälfte, denn er habe die Schuhe mehr als die Lunge zu schonen; welcher Aeußerung der Declamator, aus eigener Erfahrung, Glauben beimaß.

Allein der Doppelruf könnte Mißverständnisse verursachen, bemerkte Plappermann; er wolle gern das Doppelte darum wenden, allein ausgerufen zu werden, aber voraus bezahlen wollte er nicht, wie's der Ausrufer verlangte, hingegen ein gutes Trinkgeld beifügen, wenn die Einladung recht deutlich ausgesprochen werde und ihm ein stattliches Auditorium mit eine hübsche Einnahme verschaffe.

Die Ankündigung ward in Schrift verfaßt; aber da fand es sich, daß der Ausrufer nichts Geschriebenes lesen konnte. Und geduldig über die vielen Hindernisse, hätte Plappermann sich selbst ausgerufen, wie sein Talent sich doch auch selbst anpreise, sprach, oder gar den selbigen Abend noch, unverrichteter Sachen, seinen Stab aus diesem ominösen Krähwinkel weiter gesetzt, wenn nicht der kategorische Imperativ, sein leerer Beutel, ihn gezwungen hätte, auszuharren; und nun sagte er die Aufgabe dem Männchen mit der Stutzperücke und dem kupfernen Becken so oft vor, und ließ sich die Lection so oft wiederholen, daß ein unvernünftiger Staar sie im Gedächtniß behalten hätte, und er endlich höffte, es werde alles gut ablaufen.

5

Auf Rechnung der gehofften Einnahme, verzehrte er nun ein gewaltiges Stück kalten Braten, trank ein halbes Maß Krätzer dazu und ließ sich dann auf die Schlafkammer leuchten, wo er seinen Tornister auspackte. Nachdem Schillers und Bürgers Gedichte, beide an den Ecken des Einbandes nicht wenig beschädigt, auf dem Tische lagen, ward die Garderobe

gemustert. An dem schwarzen Kleide mußten einige noch am letzten Faden hängende Knöpfe wieder festgenäht werden, wozu die nöthige Geräthschaft nicht vergessen war. Das Hemd war noch so ziemlich weiß; aber der eine schwarzseidene Strumpf hatte vorn ein Loch, und schwarze Seide war keine mehr im Necessaire, — doch ein Genie weiß sich immer zu helfen. Plappermann fand in der Brieftasche ein Stückchen englisches Courtpflaster, und klebte damit die heruntergefallnen Maschen zusammen. Nur das längst nicht mehr weiße Gilet erregte Bedenklichkeiten, — die Stadt war zwar klein und hatte ein gemeines Aussehen — aber das Gilet war auch gar zu beschmiert, besonders vorn, und contrastirte mit dem leidlich reinlichen Hemde. Plappermann steckte den Kopf aus dem Fenster und recognoscirte. Auf dem Hofe war alles still und menschenleer; der Mond schien hell und spiegelte sich in dem Brunnen hinter dem Haute — da schlich der Declamator sich leise hinab, und entblödete sich nicht, *im Angesicht des gestirnten Himmels und des stillen Gefährten der Nacht* das Gilet tüchtig im Troge herum zu schwenken und dann auszuringen, in der festen Zuversicht, es werde, da die Luft warm war, bis am Morgen wieder trocken sein.

Nach diesem geheimen, dem Anstand gebrachten Sühnopfer warf Plappermann sich in die Federn — schlief unter sanguinischen Hoffnungen auf die Erndte des kommenden Tages glücklich ein, und träumte von den Kaninchen des Ibicus, von der Königstochter, der sanfterröthenden Fürsprecherin des Lauchers, und später, da er an der Verdauung des genossenen Bratens laborirte, von einem so großen Loch im Strumpf, daß eine ganze Spanne englischen Pflasters nicht hinreichte, dasselbe zu verkleben.

6.

Aber am folgenden Morgen überlegte der öffentliche Ausrufer, was ihm zu thun obliege; und da es ihm bedenklich vorkam, daß der Fremdling die Gebühr nicht, wie gebräuchlich, hatte vorausbezahlen wollen, so beschloß er seine Schuhsohlen nicht an einen, vielleicht vergebenen Gang zu wagen, und die rothwälsche Compagnie ausrufen.

Er machte sich demnach gegen neun Uhr, wo es überall lebendig im Städtchen war, auf die Beine, ging von Gasse zu Gasse, schlug tüchtig auf sein kupfernes Becken, wie ein Chinese an sein Tamtam, bis sich hier und da ein paar Jungen um ihn her sammelten, und rief dann mit gellender Fistelstimme:

„Kund und zu wissen sei hiemit, daß bei Herrn Reinhold Wackerbart frische Stockfische zu haben sind; und diesen Abend Punkt fünf Uhr wird, auf der Gantstube über dem Schlachthause, Deklamatorium zu halten die Ehre haben Herr Fabianus Plappermann. Die Entrée kostet zwölf Kreuzer. Standespersonen zahlen nach Belieben*)!'

Anfangs achtete keiner der Vorübergehenden viel auf den Ausrufer, bis dieser endlich seine Novität auf dem Platze, vor einer Art von Kaffeehaus abvorgelte, wo die Honoratioren des Städtchens ihren Morgenschnaps zu genießen pflegten. Es waren Leute darunter, die literarische Zeitungen lasen und mit Rauchen, wenigstens durch Lectüre und Hörensagen, bekannt waren, was außer den Grenzen ihrer Municipalität in deutschen Landen getrieben wird, und einer davon ließ sich durch's Fenster die Ankündigung wiederholen

Das gab denn Stoff zu allerlei Gesprächen. Mehrere wußten gar nicht, was Declamatorium für ein Ding sei; Andre hatten davon etwas entnommen und glaubten, es müsse eine gewaltige Wirkung thun; und da man über Gegenstände, die man nicht genau kennt, gewöhnlich am meisten zu disputiren pflegt, so gab es hier auch mancherlei verschiedene Meinungen, bis zufälliger Weise der neuangestellte Pfarrhelfer Freimuth hereintrat, der auf dem Kaffeehause eine ungewohnte Erscheinung war. Er hatte auf einem entlegenen Weiler eine arme kranke Frau besucht, fühlte sich ermüdet und gestattete sich, da sein Weg ihn eben vorbeiführte, zum erstenmale hier einzukehren und eine kleine Herzstärkung zu sich zu nehmen.

7.

Er kam wie gerufen, der beliebte, gereiste Mann, und sollte nun auseinander setzen, was es mit der Declamirerei für eine Bewandtniß habe, und entscheiden, ob es sich wohl der Mühe lohne, diesen Abend dem neuen Ankömmling zwölf Kreuzer in Büchse zu speien.

„Es will also in den größern Städten nicht mehr gehen," sprach Freimuth lächelnd, weil ein Declamator sich bis zu uns verirrt. Was soll ich Ihnen, meine Herren, über diesen Gegenstand sagen? Es hält schwer, denselben gehörig zu erörtern, da selbst Kunstverständige darüber ganz entgegengesetzte Meinungen hegen! Deutlich und jedes Wort gehörig betonend, sollte eigentlich jeder Mensch lesen können, der nur auf den geringsten Grad von Kultur Anspruch macht. Poesieen mit Salbung vorzulesen, oder aus dem Gedächtniß im Geiste des Dichters herzusagen, setzt schon ein feineres Gefühl für Gedankenschwung und Rhythmus voraus; aber auch dieses sollte in jedem wohlorganisirten Menschen wohnen, und sich durch einige Uebung mehr oder minder entwickeln. Virtuosität in diesem Fache, verbunden mit Mimik, gehört freilich zu den seltneren Gaben, und erfordert bei natürlichen Anlagen noch ein tiefes Studium. Ohne dieses kann kein Schauspieler fremde Charaktere täuschend nachahmen und auf der Bühne so vorstellen, daß wir nicht mehr an Kunst denken, sondern den Menschen selbst, in allen seinen Modificationen zu sehen wähnen, dessen Rolle er spielt. Allein die Grenzlinie zwischen dem Schauspieler und dem bloßen Declamator zu ziehen, das ist eine der schwersten Aufgaben der Kritik. Ich, an meinem geringen Orte, möchte sagen, der bloße Declamator, wenn er öffentlich auftritt und uns bekannte Poesieen recitirt, gehört entweder in ein noch ganz rohes Zeitalter, oder in ein ganz verfeinertes, in welchem alles Sinnliche dem Geistigen völlig untergeordnet ist. Ich meine, wir leben weder in dem einen noch in dem andern; wir leben in einem Gemische beider Extreme, und Licht und Dunkelheit erzeugen die abenteuerlichsten Erscheinungen. Vieles, was sonst nur der gemeinen Natur eigen war, beschäftigt jetzt unsre Aesthetiker, und was sonst nur in den Kreis der Philosophie gehörte, wird dem großen Haufen aufgetischt und zu verdauen gegeben. Pädagogen, Agronomen, Kranologen, Mnemoniker und andere Apostel ähnlicher Art, ziehen, wie vormals Bruchschneider, Wurmdoctoren und Teufelbanner im Lande herum, und suchen ihre neuen Systeme, die vermittelst des gesunkenen Buchhandels nicht viel eintrügen, und nicht allgemein genug bekannt würden, durch lebendigen Vortrag um ein Geringes, das sich aber auf langen Streifzügen summirt, an den Mann zu bringen. Eben so achte ich es auch als Zeichen der Zeit, daß Mimik und Declamation, neben dem Theater, von einzelnen Virtuosen für das größere Publikum als selbstständige Künste getrieben werden. Diese Virtuosen sind so selten als die Kunstrichter, welche ihr Streben zu würdigen verstehen. Aber sie haben leider die Industrie einer Menge unbefiederter und unbehaarter Papageien und Affen auf einen neuen Erwerbzweig geleitet. Die Zeiten sind dös, die Verschönerung des Lebens wird der Erhaltung desselben untergeordnet; vieles geht ein, was sonst bestehen konnte; so werden auch viele Theater geschlossen, Schauspielergesellschaften aufgelöst, und die einzelnen Glieder derselben, oder verdorbene Studenten, zu träge, irgend eine ehrliche, ihren Mann ernährende Handthierung zu ergreifen, treiben sich mit mehr oder minder Glück in der Welt herum, sagen ihre früher auswendig gelernten Rollen her, und da es auch in guten Schauspielen der bedeutenden Monologe wenige giebt, so studiren sie allgemein beliebte Balladen, oder andere Gedichte ein, und treiben damit eine Art von Bänkelsängerei, die uns gewissermaßen in unsre Kinderjahre zurücksetzt. Das Publikum läßt sich gewöhnlich von der plattesten Anmaßung am leichtesten prellen und wähnt, es werde in der That ein längst bekanntes Lied erst recht fassen und genießen, wenn ein Declamator ihm dasselbe nach den Regeln der Kunst vorkaue. Aber wenn, zwischen den hergesagten, bekannten Stücken nicht gegeigt, oder etwas vorgewiesen wird, das auch die Augen beschäftigt, so wird es bald öde in dem Saal; der Mann von Geschmack schleicht sich weg, um seinen Lieblingsdichter für sich im Stillen zu lesen, und der Alltagsmensch trollt sich mit lauter Unzufriedenheit ab, und schimpft, daß er sich von einem Windbeutel etwas habe weis machen lassen."

„Der feinere Vogel weiß sich freilich besser zu benehmen; er kömmt nicht allein dahin, wo er unbefriedigte Theaterliebhaberei wittert; er bringt etwa eine hübsche Frau mit, die artig singen kann; er belebt seine Unterhaltungen durch Dialoge, er führt kleine Schauspiele auf; allein sein Treiben ge-

*) Dieser Spaß begegnete dem Abbé Vogler, aus dessen Mund die Anekdote niedergeschrieb. Er wollte in Zwol ein Orgelconcert geben und sein großes Tonstück über den Tod des Herzogs Leopold von Braunschweig, der in der Oder ertrank, aufführen. Die Presse war eben nicht in brauchbarem Zustand, und da kein Programm gedruckt werden konnte, blieb ihm nichts übrig, als sein Vorhaben ausrufen zu lassen. Der Herold frug ihn, ob er rein oder in Compagnie wolle ausgerufen werden. Vogler zog das erstere vor. Da es aber sehr kalt war und eben frische Bücklinge angelangt waren, welches den Einwohnern Zwols ebenfalls wohl gethan werden mußte, so machte sich's der Ausrufer bequem und rief an jeder Straßenecke nach dreimaligem Schlag auf sein Becken: „Nieuve Harderwykssche Bokkem! En morgen speelt Meheer de Abt Vogler op den Dood van den Hertog Leopold."

hört schon nicht mehr zur Zwittergattung; er giebt eigentliche theatralische Vorstellungen und tischt seinen schaulustigen Zuhörern die verbotene Frucht unter fremden Namen auf."

„Der isolirte Declamator vermag dieses nicht; ihm steht nichts zu Gebot als sein Gedächtniß, seine Lunge und etwas Unverschämtheit."

„Das Schlimmste ist, daß diese Bänkelsänger uns immer die schönsten, allbekanntesten Producte der besten Poeten bis zum Ekel vorleiern und je den raschesten Pegasus, wie einen Philistergaul, zu Schanden reiten. Schillers Glocke und die meisten seiner genialen Dichtungen kann ich nicht mehr lesen, ohne daß der erste Eindruck, den sie einst auf mich machten, völlig verdorben wird durch die Erinnerung an die Gesichter, welche die Declamatoren dazu schnitten; und wenn ein solcher Mensch noch obendrein etwas Lächerliches, an Caricatur grenzendes in seinem Aeußern hat, etwa Spindelbeine, oder eine Warze am Kinn, oder wenn er das r nicht volltönend ausspricht, so wird auch in der Folge die Warze dem Taucher ankleben; der fromme Knecht Fridolin bekömmt in meiner Phantasie Spindelbeine und der Johanniter wird mir seine Kampfgeschichte mit dem Lindwurm immer schnarrend erzählen.

Wollten die Declamatoren nicht öffentlich, einen ganzen Abend durch und allein, ein gemischtes Auditorium beschäftigen; kämen sie uns zur günstigen Zeit, als Zwischenredner, bei feierlichen oder fröhlichen Gelegenheiten, so könnte auch der bloße Professionist unter ihnen geselliger Unterhaltung zuweilen einen neuen Schwung geben. Aber bedürfen wir denn eines bestellten Fremdlings, uns das Bekannte unter geborgtem Titel zu geben?"

„Wenn in Gesellschaft gebildeter Menschen die Unterhaltung zufällig stockt, und doch niemand zu den geistlosen Karten greifen mag, und es zieht ein ästhetisch gesinnter Mensch ein Buch hervor, und recitirt entweder ein Gedicht oder einen Aufsatz, wodurch Phantasie und Verstand beschäftigt werden, wie schnell rückt alles lauschend näher zusammen; und hat der Vorleser nur einigermaßen Geschick, so wird er, wenn er auch etwas Bekanntes vortrüge, wenn es nur passend gewählt ist, durch Ueberraschung Sensation machen und die Gemüther auf einen höhern Ton stimmen."

„Die Veranstaltung kleiner Privat-Lyceen, wo auch jüngere Personen Zutritt haben, ist eines der wirksamsten Mittel, den Geschmack zu verfeinern, wenn eine sinnige Auswahl der Goldkörner unsrer Literatur vorwaltet, und es nicht darum zu thun ist, Aufsehen zu erregen, sondern durch Unterhaltung zu belehren."

„Eh' ich als Pfarrhelfer heimberufen wurde, lebte ich in einer Stadt, wo die Musik zu den Hauptergötzungen der feineren Welt gehörte. Eine kleine Gesellschaft versammelte sich bisweilen zu Gesang und Instrumentenspiel. Zwischendurch wurde von liberalen Künstlern, oder unbefangenen Dilettanten, die sich wechselweise ablösten, und harmlos, ohne Eitelkeit, Neid, Rangsucht oder andre kleinliche Leidenschaften, einander unterstützten, entweder ein weniger bekanntes Gedicht vorgelesen, oder ein neuer passender Aufsatz, dessen Inhalt die Hauptsache, der gute Vortrag nur Vehikel und Zugabe war; oder es wurde ein schönes Bruchstück ausländischer Dramatik declamirt, oder seltener, und nur in Feierwochen, eine Hymne des verklärten Klopstock, — und immer tief gerührt verließ jedes Mitglied die Versammlung, und trug die freundliche oder hehre Stimmung daheim in seinen Familienkreis über. Das geschah aber alles ohne Anmaßung, ohne scheinbare Vorbereitung und die Kunst nahm die bescheidene Gestalt geselliger Mittheilung an. Das Vorlesen oder Declamiren war ein integrirender Theil der musikalischen Unterhaltung, ohne es zu scheinen; doch, wenn es zur Seltenheit unterlassen wurde, fühlte man die Lücke. Die Gesellschaft wurde zahlreicher, aber dennoch beschränkte sie sich weislich in die Grenzen eines geschlossenen Kränzchens; denn dergleichen eignet sich durchaus nicht für das größere gemischte Publikum, welches Spectakel bedarf. Vor diesem mögen die Declamatoren von Profession ihr Unwesen treiben, so lang es nicht, was ohne Zweifel bald geschehen wird, wie verfälschte Münze außer Cours kömmt."

„Doch, liebe Freunde, indem ich den Mißbrauch rüge, welcher mit einer edeln Kunst getrieben wird, verfalle ich selbst in ein langweiliges Declamiren, das nach Anmaßung riecht, und vergesse ganz, daß ich auf dem Kaffeehause bin, aus dem ich mich schon längst wieder hätte entfernen sollen! Lassen Sie sich also durch meine Aeußerungen nicht abhalten, diesen Abend dem Herrn Fabianus Plappermann ihre zwölf Kreuzer zu opfern, wie auch ich mein Schärflein beitragen werde; Sie überzeugen sich dann selbst am besten, was an der Sache ist, und helfen vielleicht einen armen Teufel auf die Beine, daß er seine Handwerksreise weiter setzen kann, und uns mit fernern Zumuthungen verschont. — Zudem sehe ich dort einen Fremden in der Declamatoren-Uniform, schwarz mit weißem Gilet, daher steuern, und da ich mit dergleichen Virtuosen nicht gern in persönliche Bekanntschaft gerathen mag, so erlauben Sie, daß ich mich empfehle."

Und der Pfarrhelfer Freimuth bezahlte sein Gläschen und ging nach Hause.

Es war in der That unser Fabian, der das Kaffeehaus gewittert hatte und herkam, ein geschriebnes Programm an die Wand zu kleben.

Da ein Declamator bekanntlich nicht blöde ist, so hatte er, beim Schnaps, mit den Anwesenden bald ein Gespräch angeknüpft, und Gelegenheit gefunden, sein heutiges Vorhaben etwas weitläufiger kund zu thun, als es durch das Männchen mit dem kupfernen Becken geschehen war; auch ließ er sich so nebenbei verlauten, er sei ein Schüler und intimer Freund des berühmten Patrik Peale; und da von den Honoratioren auch keiner etwas von diesem Tausendkünstler gehört, so gab die Veranlassung, von Declamation und Mimik etwas fliehen zu lassen.

„Ja, meine Herren," sprach er, da sich bereits ein Kreis um ihn her gebildet hatte, „diese Kunst ist heut zu Tage zu einen so hohen Grad der Verfeinerung gestiegen, daß nicht nur die Poesie, sondern auch die gemeinste platteste Prose im Munde eines Eingeweihten zur Musik wird. Wir verstehen, jedes Wort auf eine so auffallende Weise zu betonen, mit so passender Mimik zu begleiten, daß dasselbe einen neuen Werth erhält, und nicht nur in seinem Hauptcharakter, sondern zugleich mit allen seinen Nebenbeziehungen, auch dem Einfältigsten ins Gemüth dringt. Der gewöhnlichste Zeitungsartikel wird ästhetisch durch unsern Vortrag. Zum Beispiel — Fabian nahm ein Zeitungsblatt vom Tisch — da will ich mich einzig an die Ueberschriften der Artikel halten: „Krieg vom Adriaticum bis an die Ostsee." Krieg! Meine Augen glühen. Meine Stimme erhebt sich dröhnend. Mein Haar steigt gleichsam gen Berg, in dem ich das Wort „Krieg" ausspreche! Und — „vom Adriaticum bis an die Ostsee" — meine Hand zieht eine lange, lange Linie durch die Luft, auf welcher Wort und Begriff „Krieg" einherschweben, wie der Todesengel, und pfeifen wie eine feurige Schlange, wie eine Congrevische Rakete. Brand, Mord, Jammer und schwere Noth, das alles zieht mit dem Schreckensworte „Krieg!" wie ich es ausspreche, über die unabsehbare Linie „vom Adriaticum bis an die Ostsee!" Da folgt aber gleich etwas, das Contrast erregt: „Friedensunterhandlungen." Friede, holder, süßer Friede! Wie sanft tönt dein melodischer Name! Er dehnt sich aus, wie Sonnenschein auf grünen Matten. Beruhigend fließt er in unsre Seele, wie ein klares Bächlein durch den Schweiz der Blumen. Aber an dieses liebliche Wort „Frieden," das gleichsam nur, wie ein Hoffnungsengel, uns vorüberfliehend anlächelt, klebt sie noch, wie ein lästiger Schwanz, das vielsylbige, unmelodische Wort „Un-ter-hand-lun-gen." Dieses ziehe ich recht gräßlich in die Länge, betone die vielen anstößigen Mitlauter, weil die Unterhandlungen an so vielen Ecken anstoßen und so — der Himmel erbarme sich der Menschheit! — immer so sehr in die Länge ziehen."

„Die Zeitungsartikel selbst sind mir noch nicht hinlänglich bekannt, um aus dem Stegreif die Kunst durch dieselben zu verherrlichen; ich müßte mich erst in den Geist derselben hinein studiren."

Fabian blätterte weiter. „Da ist ein Artikel, überschrieben: „Aus der Schweiz." Hier erlaube ich mir, von unsrer deutschen Rechtsprechung abzuweichen, und das Wort in schweizerischer Mundart auszusprechen; ich sage: Aus der Schwitz. Warum? — weil Schwitz an Schwitzen erinnert, an Schwitzen an die Berge, die man nur im Schweiße seines Angesichtes ersteigt. Und hat die Phantasie einmal das rechte Bild der Berge aufgefaßt, so drängt sich die Melodie des Alphorns und das Geläute der Kuhschellen von selbst auf."

„So, meinen Herren, erhält, wie schon gesagt, alles in unserm Vortrage eine höhere Bedeutung; und wenn schon Alltägliche zu solcher Kunstveredlung Gelegenheit giebt, wie erhabner noch klingt das Hochpoetische! Ich werde diesen Abend viel von Schiller declamiren und hoffe, Sie Alle im Saale zu überzeugen, daß noch nie die Kunst eine solche Höhe erreichte, und gerade jetzt ihren Silberblick feiert!"

Damit empfahl sich Fabian, um nicht vollends den mimischen Schleier von der geheimen Maschinerie seiner Kunst zu zudecken.

Es entstand Gemurmel der Bewunderung und Gelächter des Unglaubens unter den versammelten Gästen.

9.

Aber ein unscheinbarer, hohläugiger Mann, welcher der Erörterung des Pfarrhelfers mit stummer Verachtung

Probfragmente des Declamators hingegen mit gespannter Aufmerksamkeit angehört hatte, legte seine Pfeife weg und eilte diesem nach.

„Herr Plappermann," sprach er, ihn beim Rockzipfel erhaschend und dann traulich unter den Arm fassend: „Sie sind hier zur guten Stunde unter uns aufgetreten, die Macht der Kunst zu bescheinen, und die hohe Würde der Poesie zu retten. Schon lange, wie die Juden auf den Messias, harrte ich auf Sie, den von Phöbus Apollo Gesandten, und Sie sind da, und ich lasse Sie nicht, bis Sie mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die mir gebührt. Ich bin — staunen Sie mich nur an — ich bin ein verkannter Poet! Sie werden fragen, wie in einem so beschränkten Orte die göttliche Kunst sich zurecht fand? Aber sie ist überall zu Hause und ihr Athem weht unter jeder Zone. Seit Jahren arbeite ich an einer großen Epopöe, an einem Stoff, der einzig ist! Ich besinge — die Erfindung des Pulvers! Ihnen brauche ich wohl nicht zu sagen, was alles sich aus solcher Materie entwickeln läßt; z. B. die neue Taktik des Feldherrn, die Kriege, die mit Feuergewehr geführt werden, im Gegensatz zu den Zeiten des Faustrechts. Ich sage Ihnen, meine Epopöe umfaßt die ganze Weltgeschichte, vom ersten Mord, vom Tode Abels an, bis auf die Schlacht an der Berezina. Neun und fünfzig Gesänge sind bereits fertig. Wann ich schließe, ist mir selbst noch nicht bekannt, denn des Zunders zu neuen Kriegen ist noch viel vorhanden; und erst, wenn der allgemeine Friede gefeiert wird, lasse ich die letzten Jubelschüsse ertönen, und hänge meine Harfe an die Wand!"

„Das wäre!" sagte Fabian dazwischen.

„Unterdeß," fuhr der Poet fort, „wollte ich doch meinen Freunden und Mitbürgern hie und da ein Bruchstück meiner Arbeit zum Besten geben; aber — ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande — weder in meiner Familie, noch Abends in der Gesellschaft, bei einem Glase Wein, wollten seit Jahren Zuhörer Stich halten. Diese Menschen haben den Sinn nicht, das etwas zu fassen; noch nie kam ich nur bis zur Hälfte des ersten Gesanges. Sie meinten, weil ich eigentlich meines Handwerks ein Gerber sei, könne ich keine Verse machen, und da ich mit der Rede etwas anstoße und gleich einen Keuchhusten bekomme, sobald ich nur einige Hundert Zeilen gelesen, so gelang es mir noch durchaus nie, ein Auditorium durch die Gewalt der Stimme zum Stehen zu bringen. Ja, das blinde Vorurtheil geht so weit, daß, wenn ich nur die Hand in die Tasche stecke und Papier drinn knistert, so meinen die Leute, ich ziehe ein poetisches Manuscript hervor, und laufen davon. So stand ich bis jetzt verkannt unter meinen Mitbürgern und seufzte nach einer Gelegenheit, das Product meiner Muse durch eine fremde Zunge bekannt zu machen. Nun sind Sie hier, theuerster Herr Plappermann! Das Wenige, was ich so eben von Ihnen gehört habe, überzeugt mich, daß Sie der Mann sind, von dessen Lippen die Ueberzeugung strömt. Ich bitte, lesen Sie diesen Abend der Versammlung nur etwa zehn Gesänge aus meiner Erfindung des Pulvers vor, und nicht nur werden Sie selbst hohen Beifall einerndten, auch meine Muse wird, von Ihnen eingeführt, endlich den Kranz erringen, der ihr so lange schnöderweise vorenthalten wurde!"

Dieser Vorschlag diente nicht in Plappermanns Kram, und er brachte eine Menge Aber und Wenn vor, die Zumuthung abzulehnen; er müsse sich an sein Programm halten; er entziffere nicht leicht fremde Handschrift; nur das auswendig Gelernte mache Effekt und dergleichen. Aber Herr Schableder, wie hieß der poetische Gerber, versprach ihm goldne Berge; er sagte ihm, er sei der Schwager des Bürgermeisters und gelte Alles bei diesem, nur nicht als Poet; gewiß werde er ihm die Erlaubniß auswirken, wenigstens sechs Declamatorien zu geben; unterdeß solle er Wohnung und Tisch frei bei ihm haben, denn er ihm zu Willen lebe, und lud ihn gleich zum Essen ein, um nachher einen flüchtigen Blick in das Manuscript zu werfen.

Da meinte Fabian, er wolle es doch versuchen; im Grunde komme es auf's Gleiche hinaus, ob er Erbsen zähle oder Linsen; die heutige Einnahme könne ihm auf keinen Fall entgehen, und mehr als eine habe er hier doch nicht gezählt; könne er mehrere ergattern, so sei es desto besser, und einige Wochen sich gehalten zu werden, sei doch auch nicht zu verschmähen. Er ließ sich also überreden und ging mit Herrn Schableder heim.

Nachdem er an seinem Freitische wacker eingehauen und ein nicht ganz unleserliche, faustdicke Manuscript in Folio etwas mustert hatte, verfügte er sich auf die Gantstube, um dort seine Einrichtungen zu treffen. Der Wirth hatte bereits die Tische zurechtsetzen lassen, und Fabian brauchte nur noch aus dem Schlachthause ein Paar Kälberschragen heraufschaffen, Bretter darüber hinlegen, diese mit ein Paar grünwollenen Bettvorhängen bekleiden und ein Pult für den Folianten darauf anbringen zu lassen, so war auch seine Rednerbühne bestellt.

Die übrige Zeit brachte er bei seinem neuen Gönner zu.

10.

Gegen fünf Uhr strömten die Leute haufenweise herbei. Die Mähre hatte sich aus dem Kaffeehause in alle Familien verbreitet; die Frauen und Jungfern wollten gern die Gelegenheit benutzen, auch am Werkeltage ihren Sonntagsputz anzuziehen, um sich damit in großer Gesellschaft zu zeigen; auch die Männer ließen sich von der Neugier hinlocken, und der Herr Bürgermeister stellte sich ebenfalls, nebst Frau Gemahlin und Töchtern, mit seinen Freibillets zeitig ein, setzte sich auf die vorderste Bank, und neben ihn sein Schwager, der Herr Schableder. Fabian stand an der Kasse und strich ein; freilich nur drei Quart, denn neben ihm paßte der Küster auf, und bezog jeden vierten Kreuzer zu Handen der Armenverpflegung. Und als nun alles Platz genommen und sich keine Liebhaber weiter zeigten, betrat Fabianus Plappermann die in einen Apollosaal verwandelte Gantstube, bestieg die grünbekleidete Bühne, öffnete den Folianten auf dem Pulte, bückte sich dreimal gegen die Versammlung und sprach:

„Hochgeschätzteste Gönner und Gönnerinnen, verehrteste Kunstfreunde!"

„Um die Unterhaltung durch den Reiz der Neuheit zu erhöhen, und Sie mit einem noch ungedruckten Musengeschenk zu überraschen, erlaube ich mir, von meinem Programm abzuweichen, und Ihnen nach besten Kräften vorzutragen:

Die Erfindung des Pulvers."

Hier entstand eine Bewegung unter den Zuhörern, sie stießen einander mit den Ellenbogen, wiesen auf den Schwager des Bürgermeisters und fingen an zu murmeln. Aber ein aufmunternder Blick des Poeten trieb den Declamator, fortzufahren; er begann nun mit lauttrompetender Stimme:

„Sing' unsterbliche Muse, die schwarze Erfindung des schwarzbe-
Kutteten Mönches, der Schwarz selbst hieß und schwarzes Verderben
Ueber die Menschheit gebracht" . . . . .

Doch weiter konnte er nicht fortfahren. Das Gemurmel verwandelte sich in ein gellendes Geschrei. Das ist wieder die alte ewige Leier des Gerbers, riefen einige, das gilt nicht! — Halt' er's Maul, wenn er nichts Besseres weiß, riefen andre! — Ich will meine zwölf Kreuzer zurück haben, scholl es in einer Ecke. — Aus einer andern gackerte eine Stimme: Er hat uns versprochen, einen Schiller einzuschenken, und nun will er uns Mäusdreck für Pfeffer aufbinden! . . . Die Kindsmörderin! Die Kindsmörderin soll er uns vordeclamiren! kreischte eine alte Jungfer. Dazwischen ward gescharrt, gepocht, gepfiffen, und die ganze Versammlung gerieth in Aufruhr. Der Bürgermeister glühte vor Zorn über den Unfug. Auch er war kein Freund der Schabledernen Muse; allein er glaubte seine Würde, in der Person seines nächsten Verwandten, compromittirt. Er wollte Stillschweigen gebieten, die Polizeidiener rufen — aber aller Respect war dahin! Wir sind hier für unser Geld, hieß es, und lassen uns da nichts von der Obrigkeit einreden! Und je lauter der Bürgermeister donnerte, desto lauter tobten die freien Bürger. Nur ein kleines Häuflein armer Hungerschlucker und Clienten des Stadthauptes schlug sich zu seiner Parthie und hieß, mit Händeklatschen und Bravorufen, den Declamator fortfahren. Das war aber unmöglich; denn dieser mochte sich noch so sehr anstrengen und mit den Händen schwadroniren, er kam nicht zu Worte, und tanzte vor Angst und Wuth auf seiner Bühne herum, als hätte ihn eine Tarantel gestochen. Da meinte der tolle Haufe, das geschehe ihm zum Possen; einige der kühnsten Plebejer packten den Declamator bei den Beinen und zerrten ihn herab; der Anhang des Bürgermeisters wollte ihn wieder hinaufheben, da geriethen Alle einander in die Haare; es regnete Scheltworte und Püffe, die Weiber heulten und hetzten, und ein Fleischerhund, der sich aus dem Schlachthause heraufgeschlichen und unter dem Gerüste versteckt hatte, schoß wüthend hervor, fletschte die Zähne, sprang mit Gebell an den Kämpfenden auf, fuhr dem zappelnden Fabian zwischen die Beine, und riß ihm ein größeres Loch in den Strumpf, als das in der Nacht geträumte.

Der sanfte Pfarrhelfer Freimuth, der in einer Ecke dem Spectakel zugesehen, nahm einen günstigen Zeitpunkt wahr, zog den Declamator unter den Fäusten der Kämpfenden weg die

nun desto heftiger an einander geriethen, trieb ihn eilends an die Thür und wischte mit ihm in's Freie. „Kommen Sie geschwind, eh' Ihnen etwas Leides geschieht," flüsterte er, faßte ihn unter den Arm, und führte ihn mit schnellen Schritten dem Wirthshause zu.

Fabian schäumte und klapperte mit den Zähnen. „Nein, so ist es noch keinem ergangen," glaubte er, „sind das Menschen! Und wenn ich ihnen den Kalender vorgelesen, wenn ich sie auch Lumpenhunde gescholten hätte, toller hätten sie's nicht mit mir treiben können! Aber in allen Zeitungen will ich Euch brandmarken, ihr Abderiten! Verflucht sei die Stunde, wo ich hier auftrat! Vermaledeit sei der Gerber mit seiner Erfindung des Pulvers, die das Verderben auch über mein Haupt brachte! In's Bein hat der Hund mich gebissen und mir die Strümpfe zerfetzt! Seitdem ich das Rasirmesser abgelegt und das Wort verkündige, ist mir noch nie so was passirt!"

„Sie spielten also früher eine andre Rolle?" frug der Pfarrhelfer.

„Ja, Herr!" rief Fabian, „weil es mir doch in der Wuth entfahren ist, so will ich's Ihnen auch weiter nicht verhehlen. Ich sollte Chirurgie studiren, ward relegirt, gerieth unter eine wandernde Truppe, schor ihre Bärte und spielte die stummen Personen. Als der Director zum Teufel und die Truppe auseinander ging, that ich, was die andern; ich fing an zu recitiren; mein Talent brach plötzlich hervor; ich folgte meinem Instinkt und der herrschenden Mode, und declamirte mich durch klein und große Städte. Halb Deutschland hab' ich so durchwandert; überall ward ich applaudirt; überall ging mir's noch gut, bis in diesem verdammten Rattennester, wo ich fast zertreten wurde, und wo der leibhaftige Satan spuckt!"

„Mäßigen Sie Ihre Hitze," sprach Freimuth, „haben Sie doch die Einnahme in der Tasche! Eilen Sie aus der Stadt, damit Sie nicht weiter mißhandelt werden. Ich kehre auf die Gaststube zurück; der erste Tumult wird sich gelegt haben. Ich will Sie so gut als möglich zu enschuldigen suchen. Zufällig steckte ich einen Band Schillerscher Gedichte zu mir; wenn es auch für meine Stellung eben nicht paßt, so will ich doch den Leuten etwas daraus vorlesen und sie hinhalten, damit Ihnen Niemand nachsetze. Und nun noch einen guten Rath zum Abschied auf die Reise: Mit dem Declamiren et professo wird es, weder hier noch sonst wo, lang mehr dauern. Lieber Herr Plappermann, kehren Sie zu ihrer ersten Bestimmung zurück; jedes ehrliche Handwerk hat einen goldnen Boden. Gehn Sie heim in ihr Vaterland und nähren Sie sich redlich!"

Aber Fabian sah und hörte nicht, stolperte die Treppe hinauf, warf den Ueberrock um, schnürte hastig seinen Tornister und machte sich fluchend aus dem Staube.

Ob er Freimuth's gutgemeinte Ermahnung befolgte, ist unbekannt und fast zu bezweifeln — wenigstens meldet sich hie und da noch so ein wandernder Virtuose, den man, schon auf den bloßen Anblick, versucht wäre, Fabianus Plappermann zu begrüßen.

Heinrich Ludwig von Heß

ward 1719 in schwedisch Pommern geboren, bildete sich auf den gelehrten Anstalten seines Vaterlandes und auf Reisen, wurde dann als königlich schwedischer und herzoglich zweibrückischer Regierungsrath zu Stralsund angestellt und zum Ritter des schwedischen Nordsternordens ernannt. 1775 zog er nach Hamburg, mußte 1782 diese Stadt verlassen und begab sich nach Berlin, wo er am 11. April 1784 starb.

Er gab heraus:

Schreiben an eine Braut. Leipzig 1744.

Glückseligkeit der ungerechten Richter. Wismar 1746.

Anmerkungen über den Antimachiavell. Ebendas. 1751; 3. Ausg. Hamburg 1765.

Briefe über Schweden. Frankfurt und Leipzig 1756.

Satyrische und ernsthafte Schriften. Hamburg 1767.

Zwo Gedächtnißreden. 1772.

Eine glückliche Laune und treffender, oft zu derber Witz, sind seinen satyrischen Schriften eigen; minder erfolgreich war er in seinen oratorischen Leistungen.

Johann Jakob Heß

ward am 21. October 1741 zu Zürich geboren und studirte in seiner Vaterstadt und unter den literarisch berühmten Lehrern derselben das Alterthum, die Leibnitz-Wolf'sche Philosophie und die Theologie. Darauf wurde er 1777 als Diakonus, 1795 als erster Prediger und Antistes der Geistlichkeit des Kantons angestellt, erhielt am Reformationsfeste 1819 das theologische Doctordiplom und starb daselbst am 29. Mai 1828, nachdem er schon 1819 seine Wirksamkeit als Prediger aufgegeben und nur die Geschäfte des Antistes beibehalten hatte.

Er schrieb:

Geschichte der drei letzten Lebensjahre Jesu. Zürich 1772, 3 Bde.

Vom Reiche Gottes. Ebendas. 1774.

Geschichte und Schriften der Apostel Jesu. Ebendas. 1775, 12 Bde.; 3. Ausg. Ebendas. 1819, 3 Thle.

Geschichte der Israeliten. Ebendas. 1776 — 1785, 12 Bde.

Der Christenlehrer über die Apostelgeschichte. 5 Dekaden. Ebendas. 1787 — 1789.

Sonntagspredigten. Bregenz 1790, 2 Bde.

Bibliothek der heiligen Geschichte. Ebendas. 1791 u. 1792, 2 Bde.

Christliches Uebungsjahr. Zürich 1791 u. 1792, 2 Bde.

Lehren, Thaten und Schicksale unsers Herrn. Ebendas.; 4. Ausg. 1817, 2 Bde.

Der Christ bei den Gefahren des Vaterlandes. Winterthur 1800, 3 Bde.

Die Reise. Allegorische Erzählung. Zürich 1807.

Lieder zur Ehre unsers Herrn Jesu. 3. Ausg. Ebendas. 1821.

Meine Bibel. Ein Gesang. Ebendas. 1815.

Ein frommer, ehrwürdiger Diener des göttlichen Wortes, der sich besonders durch kritische Bibelforschung den rationalistischen Theologen zugesellte und durch Lehre und Schrift lange segensreich wirkte. Wäre er nicht mitunter, namentlich in seinen Reden, zu gedehnt und weitreich, so würden seine Werke noch viel verbreiteter sein, da es ihm nicht an Kraft und Phantasie mangelt.

Karl Gottlieb Samuel Heun

ward am 20. März 1771 zu Dobrilugk in der Niederlausitz geboren und nach einer sehr sorgfältigen Erziehung im Hause seines Vaters, des dasigen Justiz- und Domainenamtmanns H., auf das Gymnasium nach Gotha gebracht, wo er seit 1786 das classische Alterthum studirte und dann nach Leipzig und Göttingen abging, um sich den Rechten zu widmen. Hierauf ward er Privatsecretair und Führer eines Neffen des preußischen Ministers von Heynitz zu Berlin, der ihm später die Ernennung zum Geheimsecretair und Assessor bei dem Berg-, Hütten- und Salzdepartement auswirkte. 1801 übernahm er unter vortheilhaften Bedingungen die Verwaltung der Güter des Canonicus von Treskow in Polen, die er unter wechselnden Verhältnissen bis 1810 behielt, wo er in das Bureau des Staatskanzlers von Hardenberg nach Berlin kam, zum Hofrath ernannt und seit 1813 zu verschiedenen Geschäften im Hauptquartier, beim Congreß zu Wien und während der Besetzung und Theilung Sachsens gebraucht wurde. Mit den Insignien des Ordens des eisernen Kreuzes und des St. Wladimir geschmückt, übernahm er hierauf 1820 die Redaction der preußischen Staatszeitung, wurde zum geheimen Hofrath ernannt und später bei dem Generalpostamte zu Berlin angestellt.

Meist unter dem Namen H. Clauren besitzen wir von ihm:

Lustspiele. Dresden 1817, 2 Thle. in 8. Mit Bildniß der Frau Schirmer.

Erzählungen. Dresden 1820 — 1824, 6 Bde. in 8.

Scherz und Ernst. Ebendas. 1820 — 1828, 40 Bde. in 8.

Einzeln:

Gustav Adolph.

Karls vaterländische Reise.

Vertraute Briefe an edelgesinnte Jünglinge, die auf Universitäten gehen wollen.

Erzählungen. Berlin 1815; 2. Aufl. Dresden 1822 — 1824, 3 Bde. in 8.

Mimili. Dresden 1816; 4. Ausg. Ebendas. 1822 in 16, mit Bildniß; polnisch Lemberg 1824 in 8.

Meine Ausflucht in die Welt. Dresden 1817, 2 Bde. in 8.; 2. Aufl. 1822, m. 1 Kupf.

Das Liebesvermächtniß. Dresden 1820 in 8.

Das Pfänderspiel. Ebendas. 1820; 2. Aufl. 1825 in 8.

Der Liebe reinstes Opfer. Dresden; 2. verb. Aufl. 1825.

Des Lebens Höchstes ist die Liebe. Dresden; 2. verb. Aufl. 1825, 2 Thle.

Das Schlachtschwert. Dresden 1821; 2. verb. Aufl. 1825.

Rangsucht und Wahnglaube. Dresden 1821; 2. verb. Aufl. 1825.

Liesli und Elsi. Dresden 1821, m. Liesli's Bildniß.

Der Vorposten. Lustspiel. Dresden 1821 in 8.

Das Vogelschießen. Lustspiel. Ebendas. 1822.

Die Klosterkirche. Ebendas. 1822 in 8. 2. Aufl.

Die Rutschpartie u. s. w. Ebendas. 1822, 2 Thle.

Das Mädchen aus der Fliedermühle. Ebendas. 1822.

Das Gasthaus zur goldnen Sonne. Weimar 1823 in 8.

Des Vaters Sünde, der Mutter Fluch. Dresden 1823.

Die Fraueninsel. Ebendas. 1823.

Der Blutschatz. Ebendas. 1823.

Das Dijonnäschen. Ebendas. 1823.

Das Christpüppchen. Ebendas. 1823, 2 Bde.

Kleinigkeiten ꝛc. 3. Aufl. Dresden 1824.

Der Bräutigam aus Mexiko. Schauspiel. Dresden 1824 in 8.

Die Großmutter und der Generalbevollmächtigte. Ebendas. 1824, 2 Thle.

Die Gräfin Cherubim. Ebendas. 1824, 2 Thle.

Der Sylvesterabend und der Doppelschuß. Dresden 1825 in 8.

Der Wollmarkt. Lustspiel. Dresden 1825 in 8.

Der Fastnachtsball. Ebendas. 1825, 3 Thle.

Die Grenzcommission und das arme Kind. Ebendas. 1825.

Leopoldine und Molly. Ebendas. 1825, 2 Thle.

Makk. Ebendas. 1825.

Wilhelms Tage der Kindheit. Ebendas. 1826.

Die Versuchung. Ebendas. 1826.

Das Vatererbe. Dresden 1827 in 8.

Lieschen. Ebendas. 1827, 2 Thle. in 8.

Der Friedhof. Ebendas. 1828, 2 Bde. in 8.

Ernst und Scherz. Berlin 1834, 16 Bdchn. in 8.

Außerdem gab er seit 1818 in Leipzig das Taschenbuch „Vergißmeinnicht" heraus, lieferte mehrere literarische Arbeiten in den Freimüthigen u. a. Zeit- und Tagesschriften u. s. w.

Es ist kaum ein Decennium her, daß Heun's Ruf als Romanschreiber in der höchsten Blüthe stand und er ein sehr großes Publikum um sich versammelte, welches seine Schriften mit dem lautesten Wohlgefallen verschlang, und seit diesem kurzen Zeitraume hat der noch lebende Schriftsteller eben jenen Ruf dergestalt überlebt, daß sein Name fast nur mit Achselzucken genannt wird. Dies Räthsel wäre bei einer so besonnenen und ruhigen Nation, wie die unsrige, die nur höchst ungern und langsam das einmal Liebgewonnene aufgiebt, durchaus unerklärlich, wenn man nicht die Lösung desselben in der innersten Eigenthümlichkeit Heun's, oder, wie er besser mit dem von ihm gewählten Autornamen zu bezeichnen ist, Clauren's, fände. — Es fehlte ihm nicht an Phantasie, Erfindungskraft, Darstellungstalent und Lebendigkeit, aber alle diese ursprünglich glücklichen Gaben wandte er nur in dem beschränktesten aller Kreise, in dem der Mittelmäßigkeit, die ihre Freude allein an den niedrigen, sinnlichen Erscheinungen des Alltags hat, an. So schmeichelte er der Menge auf eine ihr zusagende, der besseren Gesinnung verächtliche Weise und buhlte mit blendenden, niedrigen Mitteln um deren Beifall, indem er den Glanz der übertünchten Gemeinheit durch die Folie trivialer Moral zu heben suchte. Die Gemeinheit findet viele Genossen, seinen Schriften mangelte es daher nicht an Lesern, und sie waren eine ergiebige Quelle für ihn und seine Verleger, die jedoch sehr rasch versiegte. Die Schilderungen gewöhnlicher bürgerlicher Zustände in groben Umrissen, aber reich nuancirt, die lüsternen Ausmalungen der Geschlechtsverhältnisse, das Kokettiren mit Tugend und Scham, die oberflächliche Halbwisserei,—alles dies zusammengenommen gab ihm eine Manier der Darstellung, welche gewöhnlich Gemüther bestach und sich deren Beifall erwarb. Doch, zur Ehre unseres Volkes sei es gesagt, eigentlichen Einfluß erwarb sich Clauren nie auf dasselbe; er hat fast gar keine Nachahmer gefunden, und ohne daß je entschiedene Gegner ihm scharf gerüstet entgegengetreten wären, denn seine heftigsten Widersacher bekämpften ihn nur durch Persiflage, sank er mit unglaublicher Geschwindigkeit von der Höhe seines falschen

Ruhms. Es thut weh, über einen Mann, der sich in seinen übrigen bürgerlichen Verhältnissen stets so sehr achtungswerth gezeigt hat, so entschieden den Stab brechen zu müssen; wenn man aber bedenkt, was H. mit den trefflichen Gaben, die ihm die Natur verlieh, hätte leisten können, und was er dagegen, in leichtsinnigster Verschwendung seines Talentes das Hohe und Schöne, das man mit Recht von diesem fordern kann, verachtend, wirklich geleistet hat, so muß man durchaus zugeben, daß er vollkommen das strenge Verdammungsurtheil verdient, welches in neuester Zeit fast von jedem berufenen Kritiker über ihn gefällt wurde.

Getreu dem Plane dieses Werkes, auch Auszüge aus den Werken von Schriftstellern untergeordneten Ranges, sobald diese eine eigenthümliche Richtung zeigen, mitzutheilen, lassen wir — und zwar nur aus diesem Grunde — hier eine Erzählung Clauren's, welche wir für eine seiner besten Arbeiten halten, folgen.

Die Großmutter *).

Die längst befürchtete Nachricht vom tödtlichen Hintritte meiner guten Großmutter war eingetroffen. Die Ortsobrigkeit hatte mich, als den alleinigen Erben, aufgefordert, mich zum Antritt der Erbschaft persönlich einzufinden; durch Commissionsgeschäfte in den fernsten Gegenden des Reichs behindert, hatte ich indessen mehrere Monate verstreichen lassen müssen, ehe ich jener Aufforderung hatte genügen können. Jetzt war es mir endlich gelungen, mich von meinen Dienstverhältnissen los zu machen; seit mehreren Tagen schon hatte ich die Residenz verlassen, war Tag und Nacht gefahren, und saß jetzt still und in mich gekehrt im Wirthshause zu Binsenwerder an der Gasttafel und wartete auf die neuen Postpferde.

Mir gegenüber ließ es sich ein dürres, gelbhäutiges Männchen vortrefflich schmecken und unterhielt sich mit den übrigen Gästen und dem Wirthe von den jüngsten Hauptvorfällen seines heute früh verlassenen Wohnortes.

Der Zigeunerfarbene kam, wie sich aus dem Verfolg der Unterhaltung ergab, aus Klarenburg, wo meine selige Großmutter sich in der letzten Hälfte ihres Lebens aufgehalten hatte, und im Flusse seiner Geschwätzigkeit lenkte sich bald das Gespräch auf sie selbst. Mehrere der Anwesenden hatten sie gekannt, und es that meinem Herzen wohl, in ihrem Urtheil über die Verstorbene ihr einstimmiges Lob zu hören; nur der Gelbe, der, nach seinen Aeußerungen, die Stelle eines Rathscopisten bekleidete, war, so viele Gerechtigkeit er auch ihrem Wandel und Charakter widerfahren lassen mußte, mit ihrem Testamente nicht ganz zufrieden, weil sie, ungeachtet alle milde Stiftungen von ihr reichlich bedacht worden waren, das Rathsgremium gänzlich unberücksichtigt gelassen hatte, in dem, besonders was das Subalternpersonal betreffe, sich fast lauter arme Teufel befänden. Ich spitzte mich, fuhr er fort, wenigstens auf ein kleines Gratificätionchen von einigen Carolins, die mir zu meiner Reise in das Carlsbad, wo ich mir die vom dreißigjährigen Actenstaube versteinerten Kaldaunen wieder restauriren soll, sehr hätten zu Passe kommen sollen, und rechnete um so sicherer darauf, als ich mir über ihrem Testament und ihren Legaten und Codicillen alle zehn Finger fast krumm geschrieben; — aber damit war es nichts, wir erhielten unsere, uns von Gott und Rechts wegen zukommenden Sportelgebühren, und damit Punktum.

Nun aber sagen Sie, Herr Sandler, hob der Wirth, zum Rathsschreiber gewendet, an, ist denn die alte Milborn wirklich so reich gewesen, als man sie gemacht hat? Da Sie mit dem Testamente zu thun gehabt, müssen Sie das ja am besten wissen.

Ob sie so reich gewesen? versetzte Herr Sandler mit einer Art von Verwunderung, daß man so etwas nur noch fragen könne: zehn Meilen im Umkreise bei uns hat sie bei jedem Gutsbesitzer, bei jedem Pachter, ihre sechs, acht Tausend Thaler stehen; in Klarenburg ist fast kein Bürger, der ihr nicht ein kleines Hypothekencapital schuldig wäre; ihre Zinkhütte brachte ihr schmähliges Geld ein; Herzfelde, das schöne Gut, eine halbe Stunde von uns, hat sie vor 28 Jahren für einen Spottpreis gekauft und so zusammengewirthschaftet, daß es heute bestimmt vier Mal mehr werth ist, als vordem; von ihren Oelpflanzungen allein zog sie im Durchschnitt jährlich ihre dreitausend Thaler reine Revenuen; ihre Merinowolle ist die beste in der ganzen Provinz, und wer einen Viehstand sehen will, wie keiner im Lande ist, muß nach Herzfelde gehen.

Nun, und das Alles? — fragte der Wirth theilnehmend.

Das Alles, fiel ihm das geläufige Rathscopistwerk in die Rede, Alles erbt ihr einziger Enkel, der als Hofrath in der Residenz angestellt ist.

Ich fertigte in der peinlichsten Verlegenheit eine ganze Hand voll Brodkügelchen und spielte damit, um nur nicht aufzusehen; denn ich fühlte, wie mein Gesicht glühte, und mir war, als müßten alle Leute am Tische es mir ansehn, daß ich der Gemeinte sei; doch waren Aller Blicke zu aufmerksam auf den Rathssprecher gerichtet, als mich viel zu beobachten, der, als gänzlich fremd in der Gegend, am Gespräch gar keinen Antheil zu nehmen schien.

Auf den, fuhr Herr Sandler klatschsüchtig fort: auf den warten unsere Mädchen, wie auf den Messias. Er soll ein hübscher junger Mann sein, unverheirathet, brav und gutes Herzens, lustig und geschenkt, und jetzt, mit der Erbschaft in der Tasche, ein Kerlchen, das sich gewaschen; ist der nicht schon in der Residenz verplempert, so muß er bei uns unter die Haube, er mag wollen oder nicht. Ich sage Ihnen, ordentliche Komödieen wird das setzen; wir haben bei uns eine Anzahl solch armer Dinger, die sich nach dem Rufe der Brautglocke sehnen, wie der Hirsch nach frischem Wasser, und darunter sind Mädchen, auf meine Seele, Mädchen, so sauber und niedlich, wie sie der Herr Hofrath in seiner Residenz kaum finden kann. Wo man jetzt hinkam, ward doch in ganz Klarenburg von nichts gesprochen, als von dem jungen Hofrath; Eine zieht die Andere mit ihm auf. Wochenlang schon — er muß in diesen Tagen bei uns eintreffen — sind Schneider und Putzhändlerinnen in voller Arbeit, denn Jeder fehlt noch dies und jenes, um sich ihm im besten Gallastaate zu zeigen, und vor allen haben die Mütter und Tanten sich in Trab und Schweiß gesetzt, um dem Töchterlein und Nichtchen diesen Goldfinken wegzufangen. Ich habe in der letzten Zeit oft mein tausend Gaudium darüber gehabt. Bald hieß es: aber Gustchen, halte Dich doch gerade, kömmt der Herr Hofrath und Du gehst so buckelig, er sieht Dich wahrhaftig mit keinem Auge an; bald: Fritzchen, setze doch endlich einmal die Beine auswärts, Du trittst Dir ja die Ballen noch ab; eine solche Ente nimmt der Hofrath wahrhaftig nicht. Vorgestern noch rief die Stadthauptmännin ihrem Susannchen zu: Mädchen, wie hundertmal habe ich über Dein verdammtes Schielen gepredigt, kommt der Mensch, und Du siehst ihn mit einem Auge auf den Kopf und mit dem andern auf die Strümpfe, er muß Dir ja den Rücken kehren. — Wie es heißt, spricht er sehr gut französisch; nun wird jetzt in den Häusern, wo es ein Bischen elegant hergeht, vom Morgen bis Abend, um sich in aller Eile noch möglichst einzuüben, parlirt, daß es nur so donnert und wettert; andere haben wieder gehört, daß er Musik liebe; man mag nun gehen, durch welche Straße man will, so wirthschaften sie auf den Klavieren herum, und kröhlen und jodeln dazu deutsch, französisch und italienisch, daß man glauben sollte, ganz Klarenburg wäre in ein musikalisches Conservatorium verhext; kaum verbreitete sich die Nachricht, daß er leidenschaftlich gern tanze, als in den Familien höhern Ranges unsere zwei Tanzmeister so gesucht sind, daß sie kaum herumkommen können. Schnellwalzer und Hopser, Cotillon und Française, Cavatine oder Gavotte, wie das Ding heißt, alles wird eingeübt; ellenhohe Sätze machen die Kinder in die Luft, und oben zappeln sie mit beiden Beinen, als hätten sie den Krampf in den Waden; Kassenrathe dicke Hildegard ist neulich bei dem Experimente hingeschlagen, wie ein Nußsack.

Die ganze Tafelrunde platzte in lautes Lachen aus; ich mußte mitlachen, wenn ich nicht auffallen wollte; inwendig sah es aber sehr ernst bei mir aus, denn mir ward vor meinem Erscheinen in Klarenburg angst und bange.

Ermuthigt vom rauschenden Beifall seines Publikums hob der Rathskanzellist von Neuem an: die Leute wollen es sich etwas kosten lassen, dem preiswürdigen jungen Erben ihre Kinder auf die glänzendste Weise zu produciren. Der alte geheime Landesdirectionsrath veranstaltet ein Concert, in dem seine Seraphine zwei Bravour-Arien singt; schon sind mehr denn sechs Proben gewesen, aber immer stampft dabei der Land und kreischt dirigirende Papa vor Bosheit mit Hand und Füßen, denn Seraphinchen detonirt wie eine verstimmte Bratsche; ihr Triller ist ihm nicht volltönig genug, und bei der Cadence puffet er im musikalischen Glüheifer sie heimlich an, daß sie den Ihm länger halten soll. Zweimal hat sie schon davon verfangen und Leibkneipen bekommen, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen mögen; aber der Alte, der von der Milbornschen Hinterlassenschaft die genaueste Kenntniß hat, läßt nicht locker;

*) Aus „Scherz und Ernst.“ 2. Samml. 7. Bdchn. Dresden 1824.

abakadministrationviecedirectors geben einen Ball, wie er in
larenburg seines Gleichen noch nicht gehabt haben soll; acht-
n Stück Cousinen und Nichten, worunter wahrhaftig Kinder
e die Engel, erscheinen, schlanke Tabakstengel, gleich Lilien, in
n Händen, als virginische Jungfrauen gekleidet, und ihre
ngeborne, Nina mit Namen, ein Mädchen, wie aus Meeres-
aum entstanden, tritt im Costume der Tochter eines reichen
abakplantagen-Inhabers, als Solotänzerin auf, und reicht
m gefrierten Gaste, nach einiger sinnigen Pantomime, aus
dgefaßter Perlenmutterschaale eine Prise Spaniol, so daß er
esen muß, und wenn er am hartnäckigsten Stockschnupfen
te. Die verwittwete Reichsrathpräsidentin aber will Alle
sstechen. Ihr alter Anbeter, der Artillerie-Oberst, hat in
rem Garten ein Feuerwerk arangiren müssen; in heidelbeer-
anem Brillantfeuer brennt der Name des gefeierten Gastes,
d am Schlusse der Vorstellung, wenn ein Bouquet von
hn Tausend Raketen und Schwärmern und Fröschen und
anonenschlägen untereinander prasselt und knackert, daß die
ute denken, der Welt Ende sei nahe, kommt, von einer Flug-
aschine gehalten, deren Erfindung dem alten Obersten alle
hre macht, die zartgestaltete Caritas, der Präsidentin jüngste
ochter, aus dem dunkeln Nachthimmel vom buntfarbigen Licht-
anze eines magischen Regenbogens umflossen, als Psyche her-
bgeflogen und überreicht dem Bräutigam in spe ein brennen-
s Strahlendiplom der Unsterblichkeit.

Ich reise nicht nach Klarenburg, sagte ich heimlich zu mir
bst und gewahrte, daß ich vor Angst und Befangenheit alle
eine Brodkügelchen zu einer großen Kartätsche zusammenge-
etet hatte, die mir in der Hand brannte, als hätte ich sie
us dem eben beschriebenen Feuerwerke gegriffen.

Und was das Spaßhafteste bei der Sache ist, nahm der
athhäusliche Referent das Wort wieder: so wette ich zehn ge-
en eins, daß mein guter Herr Hofrath von allen den Schönen,
ie ihm die Eltern an den Hals singen, tanzen und feuerwerken
ssen wollen, nicht eine wählt.

Wie das? fragten die Umsitzenden und rückten die Stühle
äher zusammen, und ich rückte unwillkürlich mit, denn die
Sopirnaschine machte ein Gesicht, als ob etwas ganz Geheimes
erauskommen sollte.

Ja, fuhr der Plauderer fort: ganz klar ist mir die Sache
och nicht, aber, wie ich so unter der Hand habe munkeln ge-
ört, soll die alte Milborn ein Capital von 50,000 Thalern
nserm Armenfonds vermacht haben, mit der in einem beson-
ern Codicill bestimmten Bedingung, daß, wenn ihr Enkel das
Mädchen sich zur Frau wähle, das sie nach ihren Gedanken
ür ihn bestimmt habe, ihm die Nutznießung dieses Capitals
uf Lebzeiten zu Theil werden solle; falle aber seine Wahl auf
ine andere, so sollen die Zinsen dieses Stammcapitals, gleich
on ihrem Todestage an, unserm Armenfonds zu Gute kom-
en. —

Nun, und dieses Mädchen? fragten einige Neugierige
leichzeitig.

Ja, da sitzt eben der Knoten, erwiederte mit leiser Stimme
err Sandler: genannt hat die Alte den Namen im Codicille
icht; blos der Generalin von Waldmark, der Jugendfreundin
hrer Tochter, der Mutter des Hofraths, soll sie einen versie-
elten Zettel, in dem der Name aufgezeichnet ist, zugestellt ha-
en, mit der ausdrücklichen Aufgabe, diesen Zettel vor ihm, dem
nkel, und zwei Zeugen, dem Testamentsvollzieher, unserm
Ober-Pupillenrath, und dem Vorsteher des Armen-Directorii,
icht eher zu öffnen, als nach der Verlobung ihres Enkels.
Mit Bestimmtheit ist daher die Gemeinte durchaus nicht zu
athen; wahrscheinlich aber hat sie sich in ihrer Wahl auf
ne ihrer Adjutanten beschränkt.

Adjutanten? fragten mehrere aus dem Kreise, auf die
hern Details dieser mir ganz neuen Eröffnung höchst ge-
annt.

So nannte die alte Milborn, entgegnete Herr Sandler,
e sieben Mädchen, die sie Wochenweise immer abwechselnd im-
er um sich hatte. Ob sie damit die ehemaligen 7 Kurfürsten,
er die 7 Weltweisen, oder die 7 Wunder der Welt, oder,
ill es Frauenzimmer waren, die 7 Todsünden im Sinne
atte, lasse ich dahingestellt. Die Zahl 7 war überhaupt der
lten immer von wichtiger Bedeutung; 35 Jahr alt war ihre
chter, des Hofraths Mutter, als diese starb; Johanna hieß
ese, sieben Buchstaben waren in deren Namen, wie in ihrem
enen, Milborn. Am siebenten Tage des kommenden Monats,
s siebenten im Jahre, ward ihr der einzige Enkel geboren.
eit langer Zeit behauptete sie, nie älter zu werden, als
Jahre, und sie hat richtig Wort gehalten; jetzt als sie mit
de abging, ist ihr Enkel gerade 28 Jahr alt; alles Zahlen,
denen die Zahl 7 gerade aufgeht. Jede siebenjährige Sab-
athperiode, setzte sie uns oft mit gelehrtem Wortkramе und
n tiefern Sinne des auf die Zeit der Erscheinung des Mes-
as, im Fleische hindeutenden Hall- und Jobel-Jahr-Systemes
auseinander, enthalte 84 Monate, und jede siebentägige Woche
84 chaldäische Stunden; und darum behielt sie auch keins ihrer
7 Mädchen länger als 84 Monate bei sich. Sie durften bei
der Aufnahme nicht älter und nicht jünger sein, als 14 Jahre
und 7 Wochen; aber kein einziges hat sie wirklich 84 Monate
lang im Kreise ihrer Adjutanten gehabt, denn die Mädchen
waren alle durch ihren lehrreichen Umgang und durch ihre
Weise, sie zu beschäftigen und in die Welt einzuführen, so an-
genehm gebildet, daß jedes schon vor Ablauf jener Zeit einem
wackern Manne zu Theil worden war. Die Dinger gingen
immer weg, wie warme Semmel; sie mußten ihr Gesellschaft
leisten, ihr vorlesen, sie und ihre geselligen Kreise unterhalten,
in der Haushaltung nach dem Rechten sehen, die Wirthschafts-
bücher führen, ihre Correspondenz dictando besorgen, und der-
gleichen mehr. Seit der Verheirathung ihres Hannchens, ihrer
einzigen Tochter, der Mutter des Hofraths, hat diese Einrich-
tung bestanden, und die Leute rissen sich ordentlich darnach,
ihre Töchter der Frau hinzugeben, denn das war gleichsam
eine hohe Schule für die Mädchen. Sie suchte sich, ohne Rück-
sicht auf Stand und Herkommen, allemal die Hübschesten aus;
dabei mußten sie aber die nöthigen Vorkenntnisse im Franzö-
sischen, Englischen und Italienischen mitbringen, denn in diesen
drei Sprachen correspondirte die Frau tagtäglich; außerdem
verlangte sie eine vollständige wissenschaftliche Bildung, mögliche
Fertigkeit auf irgend einem Instrumente und im Singen,
Uebung in allen weiblichen feinen Arbeiten, und sichtbare Fort-
schritte in der Tanzkunst. Uebrigens hatten die Mädchen in
ihrem Hause, welches den feinern Zirkeln unsers Orts und der
ganzen Umgegend und allen Fremden täglich offen stand, wahre
Göttertage. Die Besorgung ihrer immer sehr eleganten Gar-
derobe war der Alten Sache, und hatten die Eltern kein eige-
nes Vermögen, so ließ sie sich deren anständige Ausstattung
nicht nehmen; auch unterstützte sie die Mittellosen noch Jahre
lang durch heimliche Zuschüsse, und stand allemal beim ersten
Kinde Gevatter. Selbst für die, welche sie jetzt unverheirathet
hinterlassen, hat sie, so weit es die Vermögensumstände dieser
und jener erforderlich gemacht, durch reichliche Legate gesorgt.

Nun, welche der schönen Adjutantinnen würden Sie denn,
fragte der Wirth scherzend: dem guten Herrn Hofrathe vor
allen empfehlen? —

Welche? versetzte Herr Sandler, und schenkte sich den Rest
seiner Flasche ein: keine andere, als meine Nichte, meines Bru-
ders, des Stadtlieutenants Vierte, die möchte ich ihm wohl
gönnen, und solch ein reicher Herr Neffe ließe dann auch wohl
ein Wort meinetwegen mit sich reden; unsere Lotte ist ein kreuz-
braves, kerniges Mädel, na, Sie kennen sie, Herr Wirth; die
Alte hat immer viel Stücke auf sie gehalten. Ein Paar Augen
hat das Wetterding im Kopfe, wie brennende Scheunen; die
Backen, wie borsdorfer Aepfel, und im Raschwalzer kommt ihr
nicht eine gleich; dabei plappert sie französisch, daß mir vor
Verwunderung oft die Haare zu Berge gehen, schreibt ein
Händchen zum Küssen und singt wie eine Lerche.

Sie machen uns, hob einer seiner Reisegefährten, ein jun-
ger, wohlgestalteter Mann, lächelnd an: den Mund so wässerig,
daß ich, wenn Sie mir das Alles früher erzählt hätten, mich
bei der Durchreise in Klarenburg ein wenig mehr umgesehen
hätte; wahrhaftig, man möchte gleich noch umkehren, und bei
den auserlesenen sieben Sabbathkindern sein Heil versuchen.
Unstreitig wählt der glücklichste der Sterblichen, der Hofrath,
Ihre belobte Nichte; indessen sind noch sechs andere da, die doch
auch wohl der Rede werth sein möchten.

Das wollte ich meinen, fiel ihm der Verräther meines
Wahlschatzes in das Wort, und ich ließ mir noch eine halbe
Flasche geben, denn zu der Musterung, die mir eben in Parade
sollte vorgeführt werden, bedurfte ich der nöthigen Geistesstär-
kung. Pro primo, sagte Herr Sandler, und legte den rechten
Zeigefinger an den Daumen seiner Linken: marschire ich mit
Fräulein Adele von Strahlenthal auf; Donner und Victoria,
ist das ein Mädchen! ich weiß nicht, ob Sie die Art Frauen-
zimmer kennen, die man in der Kunstsprache Zungenschläger
nennt; dahin rechnet man nicht sowohl die, welche durch ein
gewisses Lispeln ihrer Aussprache einen eigenen weichen Wohl-
laut zu geben wissen, sondern vielmehr solche, die mitten im
Gespräch und auch, wenn sie nicht reden, unwillkührlich die
Lippen mit der Zunge netzen müssen. Sachkenner halten diese
Sorte Mädchen mit für die gefährlichsten; denn die Trockenheit
der Lippen, sagen sie, komme vom zu heißen Blute, und darum
haben auch dergleichen Frauen und Mädchen, die durch dieses
bewegliche süße Zungenspiel ihren eigenthümlichen Reiz bekom-
men, gewöhnlich einen für manche Männerherzen äußerst ent-
sündlichen Liebesblick im Auge. Zu diesem Genre gehört Adele;
achtzehn Jahr, gewachsen wie eine Tanne, aus der ersten Fa-
milie im Orte, und tadellos in Ruf und Wandel; dabei das
einzige Kind, und der Vater hat zwei Rittergüter, die zusam-
men größer sind, als manches kleine Fürstenthum. — Pro

secundo, Prokofjewna Tschimaduno, ein Russenkind. Die Mutter, unsers Vesperpredigers Eingeborene, verheirathete sich im Kriege mit dem Obersten, der nach der Schlacht von Austerlitz leicht blessirt zu uns kam, unser Vespertinchen, wie wir die scheinheilige Predigertochter scherzweise nannten, leicht berückte, ein halbes Jahr nach der Trauung in seine Heimath zurückkehrte, und das Versprechen, bald wiederzukommen und Frau und Kind abzuholen, bis jetzt unerfüllt gelassen hat. Prokofjewna gehört zu der Race der Stumpfnäschen; das ganze Ding wird höchstens sechszehn Jahr alt sein, ein niedlicheres Miniatur-Figürchen kann nicht gedacht werden. Von klingendem Vermögen schreibt St. Paulus gar nichts, doch hat ihr die alte Milborn ein Legat ausgesetzt, mit dem die nöthige Aussteuer wohl standesmäßig zu bestreiten ist. — Pro tertio, Julie, das jüngste Kind der Laune meines Herrn Chefs, des Consulis dirigentis von Klarenburg. Das Mädchen ist ein sogenannter Distanzblender; sie fernt gar gewaltig, und betrachtet man sie in der Nähe, so finden sich einige Pockengrübchen in den Wangen, aber sie entstellen das Gesicht nicht; in Julchens Haltung liegt etwas Großes, sie hat den stolzen Anstand einer Czarin, überall ist sie die Erste, in ihrem Blicke liegt der Adel ihrer Seele, und mit ihren Kenntnissen könnte sie alle Tage Professor werden; sie wollen ihr eine Art von Kälte vorwerfen, wer sie aber näher kennt, nennt es blos Selbstgefühl; sie weiß, daß sie mehr wisse, als andere, aber sie prahlt nicht damit, nur hat sie die Kunst noch nicht inne, sich zu denen, die unter ihr stehen, herabzulassen. Papa hat gespart, und wird ihr einmal einen recht leidlichen Thaler Geld hinterlassen. — Pro quarto —

Hier trat der Lohnkutscher ein, der den Referenten mit einigen andern Herren unserer Tafelrunde, benachrichtigte, daß angespannt, und wenn sie vor Abend das Nachtquartier erreichen wollten, keine Zeit mehr zu versäumen sei. Wir standen vom Tische auf; ich aber, während des mir höchst interessanten Vortrags, mit meinem Plane fertig, schlüpfte in das Nebenzimmer, das man mir bei meiner Ankunft als Absteigequartier angewiesen, und lud Herrn Sandler durch einen Wink ein, mir auf einen Augenblick zu folgen.

Hier eröffnete ich ihm unter vier Augen, daß der Herr Hofrath, von dem er bei Tische gesprochen, mein alter Jugendfreund sei; daß dieser, dringender Geschäfte halber, nicht selbst habe kommen können, daß ich daher, mit den erforderlichen Vollmachten von ihm versehen, mich auf den Weg nach Klarenburg habe machen müssen, um in seinem Namen die ganze Erbschaft-Angelegenheit zu regulliren; daß ich zugleich den Auftrag hätte, alle kleine Verpflichtungen, an deren Erfüllung etwa die verstorbene Madame Milborn durch ihren tödtlichen Hintritt verhindert worden, im Geiste der Frau Erblasserin zu tilgen, und daß ich daher, in Bezug auf das, was er vorhin von seiner getäuschten Erwartung, hinsichtlich der ihm billiger Weise zukommenden Gratification, geäußert, mich beeile, ihm sein Gebürniß einzuhändigen. Mit diesen Worten drückte ich ihm zehn Louisd'ore in die dürren Schreibfinger, und steigerte dadurch seine Verlegenheit und seine freudige Ueberraschung fast bis zur völligen Erstarrung.

Verehrter Herr, rief er, nachdem er die Sprache wieder gewonnen, im höchsten Unwillen auf sich selbst: könnte ich doch auf mein vermaledeites Maulwerk unser großes Rathssiegel drücken! Was müssen Sie von mir denken? Was habe ich nicht Alles in den Tag hineingeschwatzt! Je dennoch betheure ich bei meinem, unserer löblichen Commun vor dreißig Jahren schon geleisteten Amtseide, daß ich hierunter durchaus keine böswillige Absicht gehegt, auch erinnere ich mich nicht eines Wortes, wodurch ich der hochseligen Madame Milborn und Ihrem verehrlichen Herrn Mandanten, der — er sah in die Goldscheiben zwischen seinen stumpfgeschriebenen Fingerspitzen — ein leibhaftiger Engel sein muß, im mindesten zu nahe getreten wäre; aber, wie der Mensch bei Tische nun einmal ist! — Die Hauptschuld trägt unfehlbar der Wein, den muß der abgefeimte Betrüger, der Wirth, mit spirituösen Miscellen versetzt haben, denn ich hatte kaum die zweite Flasche angebrochen, als ich handgreiflich fühlte, daß mir die, durch Amtseid und Dienstalter gleichsam zum Stockfisch gewordene Zunge unaufhaltsam durchging, wie ein stetisches Pferd, dem man brennende Schwärmer unter den Schweif gebunden. Soll mir das aber eine Warnung sein für die Zukunft! Zuschrauben will ich das verdammte Maul, daß Nichts heraus und Nichts hinein kann; gleichsam eine Katakombe will ich zwischen Kinn und Nase haben, zugemauert und fest verkittet für alle Ewigkeit! Aber, du mein Gott? wie konnte ich auch nur im Allerentferntesten ahnen, daß unter der Zahl der Gäste an unserer Wirthstafel sich der ehrenwertheste Herr Mandatarius unsers liebreichen Herrn Hofrathes befinde.

Ich beschwichtigte den vom Weine und meinem Golde seltsam Aufgeregten durch die freundlichsten Worte, versicherte ihm, daß ich dem Zufalle außerordentlich verpflichtet sei, ihn kennen gelernt und von seiner genauen Kenntniß der Sachlage einen kleinen Ueberblick von der Erbangelegenheit erhalten zu haben, und rückte nun mit dem Hauptpunkte, weshalb ich ihn eigentlich zu mir gewinkt hatte, mit dem Wunsche heraus, die übrigen drei kleinen, sogenannten Adjutanten, und besonders das Mädchen kennen zu lernen, das Madame Milborn ihrem Enkel vorzugsweise zugedacht.

Und wenn Sie mich bei den Beinen aufhängen, erwiederte Herr Sandler, beide Hände auf das Herz, als wäre das, was er jetzt sagen wolle, gewiß wahr: über den letzten Punkt kann ich Ihnen keinen bestimmten Aufschluß geben, und meine Vermuthung vorhin, daß dies Mädchen sich unter den sieben befinde, ist auch nur so in den Wind geredet, und bloß in meinem Kopfe entstanden; auf jeden Fall hat die Wohlselige die Absicht gehabt, der Neigung des Herrn Hofrathes durchaus nicht vorzugreifen, und darum die Eröffnung des bewußten Zeichens erst nach seiner Verlobung angeordnet. Wollen Sie der alten Frau im Grabe noch einen Gefallen thun, so machen Sie meinen dummen Streich wieder gut, und sagen Sie dem Herrn Hofrathe von dieser ganzen Geschichte Nichts; auf jeden Fall ist es der Erblasserin Wille nicht gewesen, daß er etwas davon wissen soll, weil er dann in der Wahl der künftigen Frau Hofräthin doch nicht so ganz unbefangen sein würde, als er nach dem Plane der Großmutter sein und bleiben soll. Was aber unsere Adjutantur-Schönen betrifft, so kann ich Ihnen, da ich sie Alle aus- und inwendig kenne, ganz specielle Kunde von ihnen geben, und hier unter vier Augen spricht sich so etwas besser, als vorhin an der Gastafel; daß ich Ihnen aber ganz reinen Wein einschenken, kein Wort zu viel oder zu wenig sagen, und von der strengsten Wahrheit keine Linie abweichen werde dafür bürge ich Ihnen mit dem Theuersten, was ich jetzt habe, mit meinem Glauben an die Heilkraft der warmen, in den Eingeweiden der Erde gar gekochten Carlsbader Hünerbrühe, welche meinen, am Diatenfasse versäuerten Leichnam stärken, und den unter der Actenlast fast zum Eselgrau verurtheilten Kopf wieder verjüngen soll.

Zur Sache, rief ich ungeduldig lächelnd; denn unterbrach ich den Redseligen nicht, so kam er, statt auf meine 7 unbekannten Augenweiden, auf die Geschichte seiner Eingeweide, und dann war es schwer, daraus den Weg in das künftige Paradies meiner Liebe zu finden.

Ja, fiel er sich selbst in das Wort: von diesen wollten Sie hören; schön, schön; nun genannt habe ich Ihnen vorhin schon, wenn ich nicht irre, die Strahlenthal, die Prokofjewna, Oberbürgermeisters Adelaide und meine Nichte, Lotte Sandler, des Stadtlieutenants, meines Bruders vierte, in christlicher Ehe erzielte Tochter; folglich habe ich Ihnen noch von der kleinen Hälfte, das heißt, von den drei übrigen zu berichten; aber das kann ich Ihnen sagen, wäre ich der Herr Hofrath — nicht, weil die Lotte, meine Nichte, meine nächste Blutverwandte ist — aber Sie sollen das Capitalmädel selbst sehen, und Sie werden sagen, wenn mein Herr Mandant ein Paar gesunde Augen im Kopfe hat, so wählt er diese und keine andere. Sehen Sie, ich bin ein alter, zusammengeschrumpfter Actenmensch, und halte im Ganzen von den Weibern blutwenig; aber vor der habe ich allen Respekt; sie hat so etwas Feines, Appartes und Vornehmes, daß sie, bei meiner armen Seele, schon jetzt aussieht, wie eine geborene Hofräthin; auch war das Mädchen ein so recht eingefleischter Mignon von unserer guten, seligen Madame Milborn. Herr Sandler, hat die Alte zu mir mehr als hundertmal gesagt, glauben Sie mir, Ihre Nichte, Stadtlieutenants Lotte, ist ein Schatz, ein Kronjuwel, wer das Mädchen sich einmal zum Weibe erkürt, der thut einen guten Griff; — und dann für meinen Bruder wäre solch ein Schwiegersohn eine wahre Fundgrube; der Mensch hat zwölf lebendige Würmer, die schroten den ganzen langen Tag was zusammen; mit Respect zu sagen, die Haare vom Kopfe fressen sie ihm weg, und mit der Stadtlieutenantsgage sind in der letzten Zeit wahre Revolutionen vorgegangen. Sonst hatte der Lieutenant die sogenannten kleinen Montirungsstücke, als da sind: Kamaschenknöpfe, Puder und Pomade, Zopfband, Schildgelb und Kreide zu liefern, da fiel für ihn hie und dort etwas ab; seit der neuen Organisation unserer Nationalgarde aber, bei welcher alle diese Martialcostümbedürfnisse gestrichen, ist das Alles —

Der Kellner platzte zur Thür herein, meldete, daß die drei Herren im Wagen sammt Kutscher und Pferden, nicht länger warten wollten, und wenn er nicht den Augenblick käme, so —

Aber Herr Sandler war schon, ohne den Nachsatz abzuwarten, nach einem flüchtigen Abschiede und nach wiederholter Bitte um Entschuldigung wegen seiner unvorsichtigen Plauderei bei Tische, zum Zimmer hinaus, und ich hatte für meine schönen zehn Louisd'ore nichts, als den festen Vorsatz gefaßt,

Lottchen Sandler nicht zu wählen, denn mit dieser hätte ich alle eilf übrige Geschwister sammt Papa, Mama und dem unleidlichen Oheim zugleich geheirathet.

Eine von den bewußten Sieben war also schon gestrichen! Ich hatte zwar dem Eiligen noch in aller Geschwindigkeit zugerufen, von allem dem, was wir jetzt gesprochen, gegen keinen Dritten etwas zu verlautbaren, allein, ob er gleich, als er an den Wagen kam, wahrscheinlich noch im heimlichen Unmuthe über die Blöße, die er sich mir, dem vermeintlichen Mandatarius seines viel besprochenen Hofrathes, durch seine unzeitige Schwatzhaftigkeit gegeben, den großen Schraubenschlüssel des Lohnkutschers an den Mund setzte, als wollte er diesen auf immer und ewig verschließen, so mußte er doch kurz darauf seinen Reisegefährten mich als den Freund des heute bei Tische erwähnten Erben genannt haben, denn sie schielten alle mit einem Male aus dem Wagen nach meinem Fenster herüber, um sich den noch einmal anzusehen, der jetzt im Begriff stand, nach Klarenburg zu reisen, um die sieben Wahlschönen seines Mandanten in allerhöchsten Augenschein zu nehmen.

In jeder Hinsicht nannte ich jetzt den mir in meiner Bedrängniß an der Gasttafel abgezwungenen Einfall, in der Rolle eines Dritten zu Klarenburg aufzutreten, einen sehr gescheuten. Den Concerts und Bällen und Feuerwerken ging ich glücklich aus dem Wege, ich lernte den Boden kennen, und hatte Gelegenheit, die sieben Mädchen und die übrigen Töchter des Landes hinter meiner Maske im Stillen zu beobachten; und wenn ich auch voraussetzen konnte, daß sie sich alle auch gegen den vermeintlichen Freund des Milbornschen jungen Erben zuvorkommender, als gegen einen Fremden benehmen würden, so hatte ich doch die gegründete Hoffnung, sie jetzt ungebundener, natürlicher zu sehen, als sie sich dem erwarteten Hofrathe gegenüber gezeigt haben würden, auf den sie, wie Sandler erzählte, von den Eltern und Angehörigen ordentlich systematisch vorbereitet worden sein sollten.

Ich ließ mir Feder und Dinte geben, schrieb in meinem Namen an den Executor des großmütterlichen Testaments, den Stadtrath Rüderich, entschuldigte mein Nichtkommen durch eine unaufschiebliche Commissionsreise, und empfahl ihm, den Ueberbringer dieses, meinen Freund, den Herrn Geheimen Secretair Straguro — ich freute mich, wie ein Kind, des schlechten Anspielwitzes, der in dem Anagramm dieses Wortes lag, und das nicht leicht Jemand für Surrogat zu lesen verleitet worden sein möchte — mit allen testamentarischen Bestimmungen der Erblasserin bekannt zu machen und versprach, wenn dieser werde zurückkommen und mir über die Lage der Sache Bericht erstattet haben, falls meine persönliche Erscheinung dort unumgänglich erforderlich sein sollte, in Kurzem selbst einzutreffen. Mit diesem Briefe in meinem Tagebuche setzte ich mich in den Wagen, fuhr von dannen, und fühlte mich beklommener, je mehr ich dem verhängnißvollen Klarenburg mich näherte.

Ueber das Ende meiner Maskerade war ich nicht in Verlegenheit, denn, wie mein Plan gemacht war, ging Alles in dieser Hinsicht ganz vortrefflich; ich hielt mich einige Tage dort als wohlbestallter Geheimer Secretair Straguro auf, reiste, nachdem ich über alle Umstände die genauesten Erkundigungen eingezogen, ab, schrieb dann an den Executor des Testaments, den Oberpupillenrath Strom, daß ich der vermeintliche Straguro selbst gewesen sei, wendete gegen diesen vor, daß ich die ganze Maskenscene gespielt, um unter fremdem Namen die mir wünschenswerthen Nachrichten desto unverfälschter einziehen zu können, ließ die Leute darüber kurze Zeit sich satt und müde reden, erschien, wenn ich der gerichtlichen Umständlichkeiten halber unausweichlich in Person zu Klarenburg auftreten mußte, dann wieder dort, mit Allem ganz genau bekannt, und erklärte denen, die mich allenfalls über mein früheres Incognito zur Rede setzten, die ganze Geschichte für einen Scherz. Dem jungen, reichen Erben der Madame Milborn verzieh man den launigen Spaß, bei dem keinem Menschen ein Haar gekrümmt ward, gewiß gern, und ich hatte den Zweck meiner Recognoscirung erreicht.

Aber, bist du nicht ein einfältiger Mensch, sagte ich mit erzwungenem Lächeln zu mir selbst: quälst dich da mit der Angst vor den sieben Mädchen, als ob es in der ganzen lieben, weiten Welt die allereinzigen wären, auf welche du bei deiner Wahl beschränkt wärst. In der Residenz — fast Haus bei Haus giebt es dort der reizendsten Evenstöchter die Hülle und Fülle, von denen die Hälfte wenigstens, über kurz oder lang, sich bestimmen lassen würde, ihre Hand einem jungen, gesunden, ehrlichen Manne zu geben, der mit seinem Diensteinkommen die ganze großmütterliche Verlassenschaft, und mit seiner heitern Laune sein treues Herz der Geliebten zu Füßen legen kann — und — ach Gott, auf dem Lande und in den kleinen Städten, wo Jahr aus Jahr ein die niedlichsten Mädchen frisch und lustig aufschießen wie die Pilze, und in deren Augen die Aussicht, in der Residenz zu leben, und das Hofrath-Patent auch nicht von ganz unbedeutendem Gewicht sind; — nein, die Angst, woher eine Frau zu bekommen, ist, in Deutschland wenigstens, die lächerlichste von der Welt. Ueberdem hat ja die selige Großmutter durchaus nicht darauf bestanden, daß ich eine ihrer sieben guten oder bösen Sieben, oder überhaupt diese oder jene achte wählen solle und müsse; sie hat nur auf den Fall, daß meine Wahl auf sie treffe, die sie für mich in Gedanken bestimmt hat, mir die Nutznießung eines Kapitals von 50,000 Thaler zuerkannt, die, im gegentheiligen Falle, der Armuth zu Gunsten kommen soll. Also auf Kosten der Hülfsbedürftigen, der Krüppel und Kranken, der Lahmen und Blinden sollte ich — nimmermehr! ein solcher Erwerb könnte mir ja weder Freude noch Segen bringen — und endlich — man kennt ja den Geschmack der alten Leute! Gott weiß, was mir die gute alte Frau ausgesucht hat! Wonach sich das Herz eines raschen, lebenslustigen, acht und zwanzigjährigen Mannes sehnt, ist nicht immer in den Augen einer vier und achtzigjährigen Matrone das Preiswürdigste, und was Großmutter Milborn vielleicht für das Höchste in der Mädchenwelt angesehen, ist dem Herrn Enkel — ob mit Recht oder Unrecht, gilt hier gleichviel — vielleicht — gewiß das unbedeutendste Geschöpf auf Gottes Erdboden. Ueberhaupt — recht ernstlich habe ich an das ganze Heirathen — ein tüchtiges Liebesabentheuer in Secunda und ein zweites im ersten Halbjahre meiner akademischen Laufbahn abgerechnet — noch gar nicht gedacht, und wenn der dumme Sandler die Geschichte mit den sieben Mädchen heute nicht auf das Tapet gebracht hätte, es wäre mir auch jetzt nicht ein Gedanke daran in den Sinn gekommen; — frank und frei will ich noch ein Weilchen durch das Leben gehen; es findet sich immer noch eine, die Ja sagt, und wenn ich sie auch erst in zehn Jahren darum frage.

Bei den letzten Worten dieses Selbstgesprächs ward ich doch ein wenig kleinlauter; denn ich berechnete, daß ich dann volle acht und dreißig Jahre alt wäre, und daß sich dann am Ende doch Manche bedenken möchte, meine stolze Rechnung so ohne alles Weitere wahr zu machen. Ich hatte schon den jovialen Beschluß meiner Selbstbetrachtungen auf der Zunge, und wollte sagen, weg also mit der ganzen Heirathsgeschichte, als ich der Zunge in den Zügel fiel, und bei mir selbst meinte, daß man so etwas nicht verschwören müsse.

Zu diesem fast abergläubigen Wahlspruch stimmten mich die Thürme von Klarenburg, die mir in diesem Augenblicke unten im fernen Thale ansichtig wurden. Es war, als lägen sie alle der Länge nach auf meinem Herzen, so sonderbar ward mir zu Muthe, als ich der alten Stadt, die von den letzten Strahlen der scheidenden Abendsonne beleuchtet, ein sehr düsteres Ansehn zu haben schien, immer näher kam. Schon konnte ich die halb verfallenen Wälle und Ringmauern von Weitem erkennen, in denen die Eine lebte, welche von einer Todten mir zur Gefährtin meines Lebens hienieden bestimmt war. Ich stemmte mich mit Gewalt gegen den Gedanken, der mich um meine ganze Heiterkeit der Seele zu bringen drohte; aber er hatte mich so umstrickt und beschäftigte mich so ernst, daß ich seiner nicht los werden konnte.

Halt! rief ich dem Postkutscher zu, als wir, ungefähr eine halbe Stunde vor der Stadt, in einem der freundlichsten Dörfchen, das ich in meinem Leben gesehen, vor einem niedlichen Wirthshause vorbeifuhren, das, nach den im Freien, unter Baumschatten stehenden, sehr zierlich weiß und grün angestrichenen vielen Stühlen und Tischen zu urtheilen, an welchen hier und da einzelne Personen und Familien saßen und verschiedene Erfrischungen genossen, ein stark besuchter Vergnügungsort der Klarenburger Honoratioren zu sein schien: ich muß einmal trinken, sonst komme ich vor Durst um; laß dir auch geben, Bier, Wein, was du willst! Ich mußte aus dem Wagen heraus, wieder unter Menschen, denn in dieser Stimmung nach Klarenburg hineinzufahren, hätte mir den Ort auf Lebenszeit verleiden können.

Der Postknecht, von meiner gastlichen Aufforderung gewonnen, hielt mir gegen den Hausknecht, der ihm die verlangte Erquickung und den Pferden einige Bunde Heu brachte, eine vollständige Lobrede, erzählte, was ich seinem Vorgänger für ein stattliches Biergeld gegeben und wie ich ihn, mit christlichem Einsehen, bei dem heißen, gewitterschwülen Nachmittage nicht übertrieben habe, so daß er, was ich, vertieft in meine sehr ernsten Betrachtungen, nicht einmal bemerkt hatte, fast nichts als Schritt gefahren sei, und trank in dem eben eintreffenden Schoppen Wein meine Gesundheit.

Zwischen der Straße und dem grünen Schattenplatze vor dem Hause, auf dem die vorhin erwähnten Tische und Stühle standen, befand sich ein Geländer; über dieses lehnte sich ein kleiner, runder Herr mit einer holländischen Pfeife, die fast so lang war, als er selber. Er hatte des Postknechts prosaische Hymne mit angehört und lächelte ihm beifällig zu; mich sah er an, als müsse er mich kennen, und die ihm zugehörige Fa-

milie, die hinter ihm um einen mit Früchten, Wein und andern Erfrischungen besetzten Tisch saß, zischelte, den Blick auf mich gerichtet, sich einander so viel in die Ohren, daß ich in die peinlichste Verlegenheit gerieth, denn ich stand auf dem Punkte, mich für verrathen zu halten, und mein schon berechnetes Incognito mit all seinen gesegneten Folgen aufgeben zu müssen. Aber, das war ja nicht möglich; hier war ich in meinem Leben nicht gewesen; in der fast hundert Meilen von hier entfernten Residenz selbst, wo der kleine rothe Bausback mich allenfalls konnte gesehen haben, hatte ich in der letzten Zeit kaum einige Monate gelebt, und wäre mir da so ein dickpurzeliges Stehaufchen zu Gesicht gekommen, so würde ich mich dessen bestimmt jetzt haben entsinnen können, und früher war ich am entgegengesetzten Ende des Reichs angestellt gewesen, studirt aber hatte ich auf einer ausländischen Universität, und zwischen dem akademischen Leben und dem Eintritt in den Dienst hatte ich einige Jahre auf Reisen zugebracht; aber auf allen diesen verschiedenen Lebenswegen war ich diesem Burgundergesicht nirgends begegnet, folglich konnte der Mann mich nicht kennen.

Ich ließ mir Kaltschale von englischem Ale geben, setzte mich an einen Tisch so, daß ich ihm und seinem Kreise den Rücken zukehrte, und nahm von der ganzen Familie weiter keine Notiz. Mit beifälliger Behaglichkeit schweifte dagegen mein Blick an den übrigen Tischen umher, und der Rathscopist Sandler hatte nicht Unrecht gehabt, wenn er von den Liebenswürdigkeiten der Klarenburgerinnen einiges Aufheben gemacht; denn, wo ich nur hinsah, traf ich auf eine hübsche Frau oder auf ein schönes Mädchen, so daß mir die Stadt, in welcher derlei edle Erzstufen in solchem Ueberflusse zu Tage gefördert wurden, gar nicht mehr so finster und schreckhaft vorkam, als vorhin. Auch das Romantische des Dörfchens selbst mochte mit dazu beitragen, meine Gemüthsstimmung aufzuheitern. Der Dorfplatz war mit Blumen und ausländischem Gebüsche geziert; sieben kleine Springquellen plätscherten dem, in den sieben Behältern herumschwimmenden Gänse- und Entencorps, eine stille Abendunterhaltung vor; sämmtliche Häuser waren neu und geschmackvoll gebaut, vor jedem befand sich ein Blumengärtchen; die kleinen Fenster waren von Weingeranke oder großbuschigen Blumen umdunkelt, und was von den fleißigen Dörflern nicht im Felde beschäftigt war, saß vor den Thüren und spann, oder schärfte die Erntesensen, oder hatte sonst eine landwirthschaftliche Arbeit vor, und Alle, Mann wie Frau, Mägde wie Knechte, Kinder wie Alte, alle gingen sauber und reinlich gekleidet, aber Alle trugen um Hut oder Haube einen schwarzen Krepp oder ein schwarzes Band.

Was bedeutet das? fragte ich die junge hübsche Wirthin, die eben kam und mir in einer kleinen silbernen Schüssel meine Ale-Kaltschale darreichte und selbst ihr Häubchen und ihr weißes Kleid mit schwarzem Bande besetzt trug: ist das hier Mode so, oder habt Ihr allgemeine Dorftrauer?

Unsere Gutsherrin, Madame Milborn, ist vor einem halben Jahre gestorben, sagte die junge Frau mit gesenktem Blick, und das war eine wackere Frau, die wir Alle lieb hatten. Es hat Keins dem Andern gesagt, daß wir Trauer anlegen wollten, aber früh starb die alte Frau und den Nachmittag schon gingen die Leute im ganzen Dorfe, wie Sie sie hier sehen; so lieb und gut kriegen wir aber auch keine Herrschaft wieder. Sie wollte noch mehr sprechen, aber die Stimme fing ihr an zu schwanken, und als sie nach dem Hause zuging, wischte sie sich unvermerkt die Augen.

Ich erhob mich, ohne die kühlende Labung anzurühren, schnell vom Stuhle und stützte mich, die übrigen Gäste im Rücken, auf die Lehne, damit Keins sahe, wie mir bei der einfachen Standrede der jungen Wirthin das Wasser in die Augen trat. Der Gedanke, hier auf meinem großmütterlichen Erbe zu stehen, und der Anblick aller Bewohner des Dörfchens in Trauer um die edle Matrone, ergriffen mich wunderbar. Nie in meinem Leben hier gewesen, kam ich mir wie in meiner Heimath vor; von Jugend auf ohne Bruder und Schwester, waren alle Menschen hier mit ihrem einfachen Trauerschmuck die nächsten Glieder meiner Familie; ich hätte mich in meinen wehmüthigen Ansichten, die sich mir jetzt wohlthuend aufdrängten, noch mehr vertiefen können, wenn die Anwesenheit der städtischen Gäste nicht störend auf mich eingewirkt hätte. Zufällig blickte ich einmal hinterwärts auf den Kreis, der zu dem kleinen dicken Manne gehörte; sie steckten eben die Köpfe zusammen, fuhren, als ich mich umsah, rasch auseinander, und von der einen Dame, die ich für die Mutter der übrigen jüngern hielt, und die mich in ihrem Auge festhielt, hörte ich deutlich die Worte: ich wette, er ist es. Jetzt konnte ich um keinen Preis wieder hinsehen; die angebotene Wette hatte offenbar mir gegolten, und ich vermuthete, daß ich mit Jemand, den sie für mich hielten, eine auffallende Aehnlichkeit hatte. In demselben Augenblicke erwiederte Papa: das wollen wir bald herauskriegen, stand auf, wackelte, seine brennende holländisch Bohnenstange im Munde, über den Fahrweg, und steuerte auf meinen Kutscher zu.

So ernst und feierlich mir in diesem Augenblicke zu Muthe war, ich mußte über die Seitenbewegung doch beinahe laut lachen, die der kleine, dicke Kugelrund machte, um meinen rechten Flügel zu umgehen und von meinem ehrlichen Postknecht nähere Erkundigungen über meine Wenigkeit einzuziehen. Aus dem Mienenspiel des Letztern drüben über der Straße ließ sich aber deutlich entnehmen, daß dieser den gewünschten Bescheid zu geben außer Stande war; der Neugierige machte also ungesäumt Kehrt und watschelte, eine dampfende Qualmwolke vor sich her, gerade auf meine Wenigkeit herüber. Eine tumischere Mißgestalt hatte ich fast nie gesehn. Der Kopf nahm ein Fünftel von der ganzen Figur ein, das Gesicht glich einem dunkelglühenden Vollmond; die Mundwinkel stießen an beide ansehnliche Ohren; accurat so breit war die platt gedrückte Tabaknase; das Haar voll Puder und Pomade verlor sich hinten in einem, vor zwanzig Jahren einmal Mode gewesenen Marleton; die Augen hätte vielleicht selbst Franz Fontana mit seinem erfundenen Mikroskop kaum entdeckt; dazu stack die kleine Schmeerbauchfigur in einem springerartig gearbeiteten Frack von aschgrau- und weißstreifig-seidenem Zeuche; Beinkleider und Weste, von der Tagesschwüle hie und da verschiedentlich durchschwitzt, waren von weißseidenem Piqué, und die merklich geschweiften Strampelchen stolzirten in einem Paar steifen, spiegelblank gewichsten Butterfässern, an denen große, silberne Sporen blitzten.

Um Verzeihung, krächzte er mir mit freundlichem Lächeln entgegen: Ew. Gnaden kommen aus der Residenz?

Ich bejahte durch eine höfliche Verbeugung, und knip die Kinnladen auf einander, um dem Possirlichen nicht in das meilenbreite Gesicht zu lachen.

Ew. Gnaden haben wohl nicht einen jungen Herrn überholt, der auch aus der Residenz kömmt, in jedem Fall auch mit Extrapost reist und bei uns stündlich erwartet wird.

Ich drückte, unter einer zweiten ärtigen Verbeugung, blos ein kurzes Nein ab; denn am Ende war der junge Herr, auf den er mit seiner werthen Familie stündlich wartete, kein anderer, als ich selber. Herr Sandler hatte mir ja schon heute Mittag erzählt, welche Anstalten zum Empfange bei meiner Ankunft in Klarenburg getroffen worden waren. Wahrscheinlich berechnete der kleine Dickkopf, daß ich nach dem Namen und der nähern Personbeschreibung des Erwarteten fragen solle, aber ich hütete mich wohl, dies Gespräch weiter fortzuführen, und glaubte, dasselbe mit meinem kurzen Nein abgebrochen zu haben. Doch der Neugierige, der, wie ich merkte, lange schon eine Unterhaltung mit mir anzuknüpfen sich bemüht hatte, ließ nicht locker und erzählte, daß dies schon der dritte Tag dieser Woche sei, wo sie Abends hier heraus nach Herzfelde gefahren wären, um den Erben der Madame Milborn, von dem eben die Wirthin gesprochen habe, zu empfangen; dies sei der Hofrath Blum, den sie gleichsam als ein Mitglied ihrer Familie betrachteten, weil sie mit der seligen Madame Milborn genau befreundet und was man sage, eine Herz und eine Seele gewesen wären. Sie kennen vielleicht, fuhr er in seiner Manier schalkhaft fort und lächelte dazu so feixend, daß die beiden kleinen Guckäugleins gänzlich verschwanden: unsern guten Herrn Hofrath und können uns dann vermuthlich über die Zeit seines Eintreffens nähere Nachricht geben?

Verleugnen durfte ich mich nicht, denn da ich morgen in der Stadt als mein Mandatarius auftreten wollte, wäre es auffallend gewesen, wenn ich heute hier hätte thun wollen, als wäre mir der Herr Hofrath Blum ein wildfremder Mensch. Ich bekannte mich also zu dem Glücke, den beliebten Herrn nicht allein persönlich zu kennen, sondern auch zu seinen nähern Freunden zu gehören und fügte hinzu, daß er, wenn Alles sich nach seiner Berechnung füge, in Kurzem hier einzutreffen gedenke.

Der kleine, streifige Grauweißling duckte sich, nahm einen Ansatz wie ein Frosch, der über einen Graben wegspringen will, und mit einem Ruck rutschte er, während seine holländische Lunge in hundert Stücke zersplitterte, unter dem Geländer herein, packte mich bei beiden Händen, versicherte mir sein Entzücken, einen so nahen Freund des Herrn Hofraths kennen zu lernen, stellte mich als solchen seiner Familie am Nachbartische vor, drang in mich, sich zu ihnen zu setzen, holte selbst meine Kaltschale auf seinen Tisch herüber, rief Dinchen, wie er eine seiner Töchter nannte, zu, mir vorzulegen, stellte sich mir als den Geheimen Biehsteuerrevisor Zwicker vor, erzählte in einem ununterbrechbaren Redefluß von allem Guten, was er sammt Frau und Kindern der seligen Madame Milborn zu danken habe, und lud mich ein, für die Dauer meines Aufenthaltes in Klarenburg mit seiner Wohnung vorlieb zu nehmen und sein Haus als das meinige anzusehn.

Ich verbat alle diese, mir wie im Fluge der ängstlichsten Hastigkeit hingeworfenen Artigkeiten, die mir, von Sandler einmal scheu gemacht, mehr aus Speculation, als aus Herzlichkeit angeboten zu werden schienen, höchlich: aber Papa Zwicker kreischte: Ich vergäbe es mir ja in meinem ganzen Leben nicht, wenn ich Sie, den ersten Freund unsers lieben Hofraths, wo anders wohnen ließe! Die alte Milborn, ich brauche mich dessen nicht zu schämen, ich war, als ich in den Dienst trat, und bei uns eine kleine Accisevisitatorstelle bekam, in miserables Pauvrettchen; selbst später, als Thorinspector hatte ich mit eilf lebendigen Kindern nicht viel zu brocken und zu beißen, denn der Gehalt war knapp, und von unsern Klagenburger Kaufleuten auf eine andere Weise etwas los zu kriegen, war ein Kunststück, denn das sind geriebene Kunden, die den untern Beamten nicht fürchten, weil sie die obern in der Tasche haben; aber kaum erfuhr die alte Milborn von der verklemmten Lage meines starken Hausstandes, als alle Wochen, Jahr aus Jahr ein, ein Wagen mit Victualien kam; das Schulgeld und die Kosten des Privatunterrichts für alle meine Kinder übernahm sie, und zu Weihnachten wurden die Rangen, vom ältesten bis zum jüngsten, mit Kleidung und andern Bedürfnissen ausstaffirt, wie die ersten in der Stadt. Den Schlauchmeisterposten bei unserer großen Rathsspritze habe ich ihrer Verwendung allein zu verdanken; es ist zwar ein beschwerliches Amt, denn ich muß, wenn Feuer auskommt, bei Tag oder Nacht fort, und das Commando über unser Spitzenvolk verlangt eine gute Brust; allein die 100 Thaler Firum dabei sind auch mitzunehmen, und da ich bei jeder ausbrechenden Feuerbrunst, wenn meine Spritze nicht die letzte ist, aus der Kämmereikasse extra 20 Thaler erhalte, so ist das, besonders in der neuern Zeit, wo, Gott sei Dank, über Mangel an Brandschäden nicht zu klagen, ein recht hübscher Zuschuß. Seit ich meinen gegenwärtigen auskömmlichen Revisorposten habe, fiel zwar die frühere Unterstützung von Seiten der guten Madame Milbron weg, aber zur Weihnachtszeit, da konnte es die Alte nicht lassen, da mußte immer jedes ein Andenken von ihr haben. Absonderlich hatte sie an unserm Bernhardinchen da einen Narren gefressen; seit drei Jahren mußte die von Zeit zu Zeit allemal eine ganze Woche bei ihr bleiben, und hatte dort wahre Götterlage. Was ihr Herz nur wünschte, hatte sie vollauf, und die Lehrer, die ihr die Alte hielt, kosteten dieser einen schönen Thaler Geld; nun, es ist nicht weggeworfen gewesen, und ich kann es dem Mädchen in das Gesicht sagen, daß sie den Mann, den ihr einmal der liebe Gott bestimmt hat, nicht unglücklich machen wird. Hören Sie, amice, hob er vertraulicher an, ruschte mit einem Satze von seinem Stuhle herunter, und gab mir einen Wink, ihm ein wenig bei Seite zu folgen: ich muß Ihnen nur gestehen, daß die Alte mit unserm Dinel a puncto puncti ganz specifische Pläne zu haben schien; sagen Sie mir, unter uns, Freund, ist Blumchen vielleicht schon verlempert?

Sie meinen? hob ich verlegen an.

Ich meine nichts, fuhr er leise sprechend fort: ich sage nur, daß, wenn unser Hofräthchen in der Residenz oder anderwärts nicht schon sein Theil hat, ich Ihnen die Versicherung geben kann, daß es die Alte noch im Grabe erfreuen wird, wenn er — na, Sie sind sein Freund, sein alter Bekannter, Sie sollen unser Dinchen näher kennen lernen und Sie werden sagen, daß unser Blümchen, figürlich zu reden, gewiß grünen und blühen werde, wenn wir es an den Stock anbinden. Ich weiß, es sind mehrere bei uns in der Stadt, die auch solche Gedanken hegen; aber wer zuerst kommt, mahlt am ersten. Darum, sehen Sie, sitze ich hier in Herzfelde alle Tage, wie angenagelt, und warte bis er angesegelt kömmt, und hat er erst einmal Dinchen gesehen, so denke ich wohl, sollen ihm die andern nicht mehr gefallen. Er muß bei uns logiren; wir sagen gleich, verstehen Sie, aus purer heller Dankbarkeit gegen die alte Großmutter, Beschlag auf ihn; die Andern sollen Alle vor Aerger die Crepance kriegen; während die warten, bis er herkommt und Visite macht und sich vorstellen läßt, hat ihn der schon der pfiffige Viehsteuerrevisor Zwicker an allen vier Zipfeln.

Also Bernhardine!

Darum wechselte das Mädchen die Farbe, als das Gespräch auf den Hofrath Blum kam; darum war sie so verlegen und einsylbig, darum zitterte sie, als sie mir, auf Befehl des Vaters, die Kaltschale vorlegte; darum schweppte der Teller über, den sie, in der Befangenheit des Herzens, nicht gerade halten konnte!

Häßlich konnte man das Mädchen nicht nennen; den etwas rothen Mund, ein Erbstück des Papa's, abgerechnet, hatte sie etwas recht Geistliches in ihren Zügen, und die mädchenhafte Verwirrung, deren Ursache ich mir erst jetzt entzifferte, stand ihr recht leidlich; — aber wenn sie auch bei näherer Bekanntschaft mir noch interessanter ward — der Vater! — das geheime Vieh ließ mich nicht zur Besinnung kommen; er wendete sich wieder nach dem Tische zurück, an dem seine Familie saß, und ich gewahrte, unangenehm überrascht, daß, während unserer Abwesenheit, der Rest der in der Schüssel gelassenen Kaltschale wahrscheinlich vom jüngern Theil der ehrenwerthen Zwickerschen Familie rein aufgezehrt war.

Der Zug von genäschiger Hungrigkeit, von dreister und heimlicher Zudringlichkeit verstimmte mich, und ich dankte meinem Schöpfer, daß eben der Postknecht kam, und mich bat, wieder einzusteigen, damit er nicht wegen zu langen Ausbleibens vom Postamte Verdruß bekomme. Zwicker brach mit der kleinen Hälfte seines Jungviehes, das er ausgetrieben hatte, gleichfalls auf: er wollte, daß Dinchen sich zu mir in den Wagen setzen solle, um dem Kutscher Straße und Haus zu zeigen, ja er ward äußerst empfindlich, als ich mich gegen seine zudringliche Einladung mit Händen und Füßen stemmte. Er warf in einigen starken Worten Bernhardinen ihre unbehülfliche Maulfaulheit vor, daß sie seine Bitten bei mir ihrerseits nicht unterstütze, und wollte verzweifeln, als das Mädchen zu meiner großen Freude, selbst durch einen unzarten Rippenstoß, es nicht über sich bringen konnte, den Mund zu öffnen, sondern bloß einem bittenden Blicke das stumme Gesuch anvertraute, in des Vaters Wünsche einzugehen, und mit ihrer Behausung vorlieb zu nehmen. Endlich stand er, als ich ihn bei Seite nahm und ihn darauf aufmerksam machte, daß er ja die Idee habe, unserm Freunde Blum seine Wohnung anzubieten, daß dieser vielleicht in einigen Tagen kommen könne, und daß es ihm dann an Platz fehlen würde, uns beide zu beherbergen, davon ab, mich mit seiner Gastfreundlichkeit weiter zu quälen, und empfahl mir, da er sah, daß ich in meinem Plane, in einem Gasthause abzusteigen, unerschütterlich war, und ich ihn nach dem besten in Klarenburg fragte, den goldenen Ochsen. Ich entgegnete ihm zwar, daß mir der Postknecht den blauen Engel vorgeschlagen, aber er beharrte, höchlich entrüstet über den Engelwirth, der alle Kutscher der Umgegend in seinem Solde, und mit ihnen einen förmlichen Vertrag abgeschlossen habe, ihm jeden Reisenden von Bedeutung zuzuführen, auf seinen goldenen Ochsen, und meinte, daß dieß Gasthaus ihm das nächste sei, daß ich von da nur einige Schritte zu ihm habe, daß er alle Abende dort sein Fläschchen trinke, und daß ich da bei reputirlichen Leuten aufgehoben sei, wogegen er im blauen Engel schon um der Wirthstochter, einer unausstehlichen Prise, willen, vor der er jeden jungen Fremden freundlichst warnen müsse, für keinen Preis wohnen würde.

Mitten in dieser etwas heftigen Rede blinzelte er Bernhardinen einige Mal zu, und machte dabei Handbewegungen, als wolle er ihr zu verstehen geben, daß sie doch zulangen und einstecken sollte. Anfänglich verstand ihn das Mädchen nicht, oder wollte ihn nicht verstehen; als er ihr aber seinen heimlichen Aerger in einigen bösen Blicken, die ihm wie Giftblitze aus den kleinen Augen schossen, kund gab, langte sie nach den auf ihrem Tische übrig gebliebenen Stücken Zucker und Kuchen und einigen gelben Pflaumen, und steckte sie, während er sich dicht neben sie stellte, und ihr mit seiner breiten Figur die Seiten deckte, damit der Aufwärter oder die Frau vom Hause die unschickliche Handlung nicht bemerken solle, in die Marroquintasche zu dem darin befindlichen Strickzeug. Er mußte mir den Unmuth auf dem Gesichte lesen, der mich bei der Scene überwallte, denn er belobte lächelnd Dinchens Wirthlichkeit und meinte, daß es für eine künftige gute Hausfrau ein Hauptgrundsatz sei, nichts umkommen zu lassen, und daß die alte reiche Milborn, die auf diese Weise aus Pfennigen Thaler zu machen verstanden, im Stande gewesen wäre, einen halb verbrauchten weggeworfenen Fidibus von der Erde aufzuheben, um sich einen Bogen Papier zu ersparen, wenn Jemand in der Gesellschaft sich eine Pfeife anzünden wollen.

Ich hatte erst freien Athem wieder, als ich in meinem Wagen saß.

Bernhardine ward gestrichen; und wenn sie alle Annehmlichkeiten der Welt gehabt hätte, das heimliche Einstecken — ich konnte das fatale Bild nicht aus der Seele bringen. Sie hatte es zwar auf Befehl des Vaters gethan; aber sie hätte es nicht thun sollen, nicht thun müssen. Ich wäre nie im Stande gewesen, Vertrauen zu dem Mädchen zu haben; die Gewalt, die jetzt der Vater über sie hatte, konnten künftig Eitelkeit, Intriguensucht oder andere noch schlimmere Eigenheiten über ihren Verstand und ihre Grundsätze ausüben; sie hätte mich am Ende selber in den Sack gesteckt. Hatte wirklich meine gute Großmutter die Absicht einer nähern Verbindung mit mir gehegt, so hatte sie das im Vaterhause falsch geleitete Mädchen gewiß nicht genau gekannt. Sünde war es nicht, was sie begangen hatte, das fühlte ich wohl, denn die genommenen Sachen waren alle bezahlt; Unrecht war es auch nicht, denn die Lappalien waren keine zwei Groschen werth; aber Unzartheit war es, und grade dieß war in meinen Augen

bei einem Mädchen ein Fehler, der mir um so unerträglicher ward, je mehr ich ihn mit allen seinen möglichen Folgen weiter ausmalte, und dann — der Schwiegerpapa, der geheime Revisor! Wie würde sich der in das freundliche Herzfelde und in das ganze Milbornsche Erbe mit seiner dummdreisten Zudringlichkeit ordentlich systematisch eingefressen haben! Nein, Dinchen ward gestrichen.

Stadtlieutenants Lotte hatte bereits früher ihren Abschied bekommen; Adele, der Zungenschläger, Stumpfnäschen Prokofjewna, Julchen, der Fernblender, alle hatten für mich schon nach der Beschreibung nicht das geringste Anziehende; das waren also schon fünf, mit denen ich fertig war. Die beiden letzten von den belobten sieben Wundern der Klarenburger Mädchenwelt lernte ich hoffentlich gar nicht kennen; denn wenigstens nahm ich mir fest vor, mich bei keinem Menschen nach ihnen zu erkundigen.

Fahre, rief ich dem Kutscher zu, als wollte ich machen bald hinzukommen, um desto eher das mich beängstigende Klarenburg hinter mir zu haben: fahr zu, daß wir noch, ehe es ganz finster wird, den goldenen Ochsen in seiner ganzen Herrlichkeit sehen.

In den goldenen Ochsen wollen Sie? fragte der Postknecht verwundert: da bringe ich, wenn ich die Ordinaire fahre, zu Marktzeiten höchstens ein Paar böhmische Zwirnhändler hin; aber etwas Reputirliches ist dort noch nicht eingekehrt. Solch ein schmucker Herr, wie Sie — ich glaube, die Leute in der ganzen Straße wiesen mit Fingern auf mich, wenn ich den vor dem goldenen Ochsen absetzte. Das ganze Ding ist nichts, als eine kleine, elendige Bierkneipe, und wenn ein Dutzend alte Herren, die des Abends dort Solo oder Schafkopf dreschen, nicht wäre, der Wirth hätte längst seinen Ochsen zwischen die Beine nehmen und damit in den Schuldthurm reiten müssen. Nein, da lob ich mir den blauen Engel! da steigen Grafen und Fürsten ab, und was das Menschenherz nur wünscht, Alles ist gleich da, auf den Pfiff. Das muß man dem alten Weinlich lassen, den Rummel versteht er, und wodurch sein Haus jetzt erst recht in den Flor gekommen ist, das ist seine Tochter. Das Ding, — nu, ich habe es noch ungeboren gekannt, das ist Ihnen jetzt herangewachsen wie ein Licht. Schöner ist keins in ganz Klarenburg; sie fahren meilenweit um, bloß um des Engelwirths Florentinchen zu sehen, und Sie — Sie wollen im goldnen Ochsen —?

Nun, so fahr in den Engel, rief ich halb unwillig, und ärgerte mich, zwischen zwei Spitzbuben zu stehen. Zwicker — er hatte, wie ich später übersah, triftigere Gründe gehabt, mich in seinen Ochsen zu spinden — empfahl mir seinen Bierfreund, um diesen verbindlich zu machen, und der Postknecht kirrte mich in den Engel, bloß um des ihm vom Wirthe für jeden ihm zugeführten Gast verheißenen Trinkgeldes nicht verlustig zu gehen. So wird der Mensch durch die Nebenansichten Anderer oft zu Handlungen verleitet, über die er sich selbst keine Rechenschaft geben kann.

Als wir in die Straße bogen, in welcher das gepriesene Gasthaus lag, blies der Postknecht, als erriethe er mein Selbstgespräch über der Menschen unredliches Treiben, das Liedchen: Ueb' immer Treu' und Redlichkeit, bis an dein kühles Grab, und in der Bosheit sang ich heimlich dazu:

Mein blauer Engel, aufgepäßt,
Der Postknecht pries dein Haus,
Und bittet für den neuen Gast
Sein Trinkgeld sich jetzt aus.

Der in Holz geschnitzte Seraph über dem Thorwege bog sich, vom blendenden Glanze zweier großer Reverberen, zu deutsch Lichtscheinwerfer, hochbeleuchtet, einen fliegenden Bandstreifen, auf dem sein Name in großen goldenen Buchstaben zu lesen, in der Hand, und eine lange Trompete, mit der er die Redlichkeits-Hymne des Kutschers zu begleiten schien, am Munde, einladend zu mir herab, und ein zweiter wahrhaft blauer Engel, ein blondgelocktes Himmelskind, in einem zartblauen, einfachen Hauskleide, stand, eine brennende Wachskerze auf silbernem Leuchter in der Linken, in der Mitte zweier, mit reichen Armleuchtern versehenen Kellner auf der Treppe, und empfing mich mit freundlichem Anstande. Sie brauchte keinen Bandstreif mit goldenen Buchstaben, wie ihr hölzerner Bruder draußen über dem Thorwege, denn ohne etwas Schriftliches vor sich zu haben, mußte doch jeder, der ihr in die sanftschmachtenden Augen sah, der die volle, frische Jugendgestalt betrachtete und das geistvolle Lächeln des Willkommens in diesem blühenden Gesichtchen gewahrte, daß dieß fröhliche Bild der Unschuld und des Liebreizes die anmuthige Florentine war, die den blau angestrichenen Trompeter über dem Thorwege, zu Nutz und Frommen der väterlichen Kasse, in seinen Flor gebracht und die Leute meilenweit herbeigezogen hatte, wie der wasserblaue Strudel die größten Kauffahrteischiffe des Oceans.

Nicht wie einen Fremden, wie einen alten, lang erwarteten Bekannten empfing mich die schöne Florentine mit mädchenhafter Bescheidenheit, beklagte mich theilnehmend über den heißen Tag, den ich zu ertragen gehabt, und fragte, ob mir, da sie sich eben zum Abendessen gesetzt, vielleicht gefällig sei, mit ihnen zu speisen.

Ueberrascht von der feinen Artigkeit des niedlichen Kindes, sagte ich, indem ich ihr den Arm bot, um mit ihr zum Speisezimmer zu gehen, in einer sonderbaren Verwirrung, eine Menge schöner Sachen, deren fade Leerheit ich fühlte, sobald sie über die Lippen waren; denn das geistreiche Mädchen beantwortete sie mit einem Stillschweigen, als wollte sie sagen, daß sie das Alles von Anderen schon viel besser und viel feiner gehört habe.

Papa und Mama Weinlich erhoben sich von ihren Sitzen und bewillkommten mich mit Gastlichkeit, und Florentinens Blicke auf den Tafeldecker hatte ich das Glück zu danken, mein Gedeck neben ihr zu bekommen.

Mir verging Essen und Trinken, denn ich saß neben Florentinen; sie legte mir selbst vor, sie führte, während die Aeltern mit einigen anderen anwesenden Gästen sprachen, die Unterhaltung, wußte durch ihre Manier und durch ihre Lebendigkeit den gleichgültigsten Dingen einen hohen Werth zu geben, und ward, je länger sie sprach, immer schöner und reizender. Die blendend weiße Hand, die zarte Röthe, die sich nach und nach immer mehr über die Lilienwangen ergoß, die Grazie jeder ihrer Bewegungen, das goldige Haar, das in der reichen Beleuchtung der Gastrafel wie weiche Seide erglänzte, das in einem Meere der süßesten Liebe schwimmende große Auge — Gott, wenn ich in den goldenen Ochsen gefahren wäre!

Wir waren, ich weiß selbst nicht wie, auf das Residenzleben gekommen; ich schilderte ihr — die Liebe hat die weiseingerichtetsten Schnellposten — sollte und mußte, nach der Großmutter Willen, ein Mädchen aus Klarenburg als Frau Hofräthin Blum an meiner Seite in die Residenz zurückfahren, so war es, das sagte ich mir in dem Augenblicke zwar noch nicht klar, aber das Vorgefühl dieser Seligkeit überwältigte mich, daß sich mir das Blut siedendheiß über das Herz ergoß, — so war es keine andere, als Florentine; denn im ersten Augenblicke so in Feuer und Flammen war ich mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen — also ich schilderte ihr, ohne einmal selbst recht zu wissen, warum, unsere Residenz mit so zauberischen Farben, daß ich glaubte, sie werde sie gegen ihr Klarenburg für ein halbes Paradies ansehen; allein, sie gab weniger darauf, als ich gemeint und gewünscht hatte und sprach dagegen dem Leben auf dem Lande bei weitem den Vorzug zu. Ich entgegnete ihr scherzend, daß sie das Landleben wahrscheinlich nur aus Büchern kenne, und daß das Ding in der Wirklichkeit ganz anders aussehe, als in den Köpfen der Romanschreiber; doch sie schüttelte, ernster werdend, das Madonnenköpfchen, und meinte, sie hätte die glücklichsten Tage ihres Lebens auf dem Lande zugebracht; eine sehr liebenswürdige Frau, Madame Milborn — fuhr sie fort, und wollte weiter sprechen, allein der Schmerz, diese mütterliche Freundin vor kaum sechs Monaten verloren zu haben, drückte ihr Thränen in die Augen, — und ich hatte meine Sechste!

Richtig, sie gehörte nach dem, was sie, sobald sie sich wieder gesammelt hatte, von ihrem Leben im Hause meiner Großmutter erzählte, zu dem bewußten Siebengestirn, und plauderte nun von den herrlichen Tagen, die sie dort genossen, mit solcher Herzlichkeit, daß ich, ergriffen von dem rührenden Gemälde, welches Florentine von der Seelengüte der Hingegangenen machte, das Glas in die Hand nahm, und ohne an meine Rolle zu denken, an das ihrige stieß, und mit frommen Worten bat: dem Andenken der Madame Milborn! Kannten Sie Madame Milb — wollte sie fragen, aber das Wort blieb ihr auf der Zunge; denn ihr mochte der Gedanke durch die Seele fliegen, daß ich am Ende der Hofrath Blum sei, von dessen baldiger Ankunft sie gewiß eben so gut gehört hatte, als die ganze übrige Stadt.

Bloß dem Namen nach, fiel ich ihr möglichst unbefangen in das Wort: sie hat bei uns einen Enkel und der ist einer meiner besten Freunde.

Sie meinen den Hofrath Blum? versetzte sie, wie es schien, sehr angenehm überrascht, und wendete sich mit einem Gesichtchen, auf dem sich die gespannteste Neugierde verlautbarte, zu mir, und fragte, was das für ein Menschenkind sei, wie alt, von welchem Aeußern, von welchem Charakter u. s. w. mit solchem Interesse, daß ich oft mitten in der Rede zum Weinglase greifen mußte, um das Lachen zu unterdrücken.

Man sagt, fing sie an, und es war ihr anzuhören, daß sie lange darüber gesonnen, die Frage so fein zu drehen, daß man den Weg nicht merken solle, den sie sich jetzt ins Herz bahnen Willens sei: man sagt, er werde bald herkommen und seine Frau mitbringen.

Seine Frau! sagte ich lachend — da klingelte es draußen,

in Kellner rief zur Thür herein: Eine Extrapost! Florentine prang, mit einem Gesichte, als sei ihr die Unterbrechung des Gesprächs gerade jetzt sehr ungelegen, von ihrem Sitze auf, nd eilte zum Zimmer hinaus.

Wie schlau doch die Mädchen sind. Das blaue Engelkind, in kleiner Kick in die Welt von kaum siebenzehn Jahren wirft mir da, bloß um über meine Herzensangelegenheiten ein Näeres zu erforschen, die Frage in das Blaue, ob ich verheirathet sei. Bei den vorangegangenen Verhandlungen über meine Wenigkeit, von der sie überdieß im großmütterlichen Hause gerniß noch ein Näheres gehört hatte, wußte sie bestimmt, daß ich nicht verheirathet war, und doch fragte sie darnach, um, wenn h, was sie voraussetzen konnte, verneinte, die zweite Frage rauf zu setzen: ob ich wenigstens nicht schon versprochen — ieß dieser heimliche Ideengang im goldigen Blondköpfchen, ob mir die wohlthuende Ueberzeugung, daß es ihr nicht gleichültig war, ob mein Herz noch frei sei, oder nicht, und auf iese baute sich meine Eitelkeit ein recht niedliches Kartenhäusen, in dem unter vielen andern Bequemlichkeiten meines künftigen Lebens, die ich mir da an der Seite dieses blauen ugenbildes dachte, die Brautkammer nicht fehlte.

Jetzt ward mir auch klar, warum mein geheimes Steuern ich mir den Weg nach der Engelsburg hatte verrennen wolen. Sah ich Florentinen, so dachte ich — das hatte das Männchen mit seinem dicken Merleton auf dem breiten Buckel ichtig berechnet, — an Zwickers Dinchen mit keiner Sylbe ehr.

Aber, wo blieb das Mädchen so lange? Eine Extrapost, atte der Kellner gesagt, war gekommen; Florentine hatte dasbe Licht genommen, was sie gehabt hatte, als sie mich empfing. Bestimmt empfing sie den neuen Fremden eben so freundich, als mich; nicht alle sind so bescheiden, als ich. Eine Birthstochter muß sich von der Rohheit der Reisenden Manches gefallen lassen — der Stuhl fing unter mir zu brennen n — mit unverwandtem Blick hing ich an der Thüre. Der Kellner brachte die vierte Schüssel unsers Nachtessens. Florenine kam immer noch nicht. Ein Gefühl, wie ich es in meinem Leben noch nicht gekannt hatte, zuckte mir krampfhaft durch ie Brust; ich konnte keinen Bissen essen, der Wein schmeckte mir gallenbitter.

Jetzt ging die Thür auf. Florent — Nein, sie war es och immer nicht; der Tafeldecker war es, sechs kleine Teller mit Zuckerwerk und Früchten, zum Nachtisch gehörig, in den Händen.

Die Unruhe — wie ein böses Fieber trieb es mich vom Stuhl auf, ich konnte nicht länger sitzen bleiben; meiner selbst bewußt, eilte ich nach der Thür. Da kam Florentine, das licht ausgelöscht in der Hand, meinte, daß ich aufgestanden äre, um mich zur Ruhe zu begeben, und knüpfte, mit der emerkung, daß es für uns noch manches zu plaudern gäbe, nd nachdem sie dem Vater in das Ohr geraunt hatte, es ären zwei Engländer gekommen, denen sie das Zimmer Nr. 7. ngewiesen habe, den Faden des vorhin abgerissenen Gespräches ich wieder am abgerissenen Ende an, indem sie, sich mit mir eder an den Tisch setzend, sagte: also nicht verheirathet? nun ann ist er doch wenigstens, sagt man uns hier, schon so gut s verlobt, oder ist auf dem Wege dazu; denn, setzte sie hinzu: nen jungen Mann mit solch einer Erbschaft lassen die Residenzmädchen gewiß nicht aus dem Garne.

Ich wollte, in Bezug auf meine eben erwachte leidenschaftliche Neigung zu ihr, mir den Scherz machen, und ihr zu verstehen geben, daß, so viel ich wüßte, mein Freund Blum mir kürzlich erst den Entschluß gefaßt hätte, sein Herz einem recht liebenswürdigen Mädchen zu Füßen zu legen aber — s ausgelöschte Licht, die Nachricht, daß sie zwei Engländern s Zimmer angewiesen habe, die verdächtige Nummer dieses mmers, ihr langes Ausbleiben, das Gewicht, das sie auf die rbschaft legte, und — täuschte ich mich nicht, so war vorhin r Haar in weit zierlicheren Flechten geordnet, als jetzt, und s eine Kämmchen hing in den Locken auf der mir zugewandn Seite des Kopfs nur noch mit der Hälfte seiner Zähne.

Die Frühlingssaat, die auf dem Neulande meiner Liebe rhin so eben erst aufgeprosst war, sie bekam den ersten Hauschauer, und wenn auch die Sonnenblicke der blauen Feuergen den eisigen Reif bald wieder wegschmolzen, die zarten eime waren doch unwiederbringlich verloren.

Ich war in der Betrachtung meines vom Maifroste verchteten Waizenfeldes so vertieft, daß ich, ohne auf ihre Aeußerungen über die schlauen Residenzschönen zu antworten, dem rolle der Eifersucht nicht wehren konnte, und mit verhaltener sheit bat, ihren Kamm doch wieder festzustecken, damit sie n nicht verliere; auch, fuhr ich fort, und freute mich des Gifs, daß mir dabei das Herz warm überprudelte: auch werden ie Ihre Locken und Flechten wieder ein wenig in Ordnung ringen müssen. Es stand Ihnen, so wie es vorhin war, gar ja hübsch, setzte ich erschrocken hinzu, um die Wermuthstropfe durch eine Art von Schmeichelei zu versilbern, denn der Unwille über meine Bemerkung röthete sichtbar ihre Wange.

Es sind nicht Alle so artig, als die jungen Herren aus der Residenz, entgegnete sie, Socken und Kamm ordnend, und schlug durch diese Antwort zwei böse Schmeissfliegen, meine Zweifel an ihre Sittsamkeit und meine eitle eigensüchtige Besorgniß, daß sie mich über die beiden Engländer habe vergessen können, mit einer Klatsche mausetodt. Aber Sie wollten mir ja vom Hofrath —

Die beiden Engländer waren unartig? fragte ich für einen Fremden viel zu heftig, und meinen Antheil an dem Mädchen viel zu sehr verrathend.

Sie kennen ja diese Herren, die sich einbilden, daß ihnen für ihre Guineen in Deutschland Alles erlaubt sei, entgegnete sie, über den eben mit ihnen gehabten Auftritt noch aufgeregt; doch, fuhr sie, von dem berührten, ihr unangenehmen Gegenstande absichtlich abweichend fort: Sie wollten mir ja vom Hofrath —

Ein Glück, daß er nicht hier ist, sagte ich bedeutend: sähe er das z. B., und liebte Sie, er schösse heute Abend noch die beiden unausstehlichen Engländer über den Haufen!

So eifersüchtig ist der? fragte sie beifällig lachend: ach das ist allerliebst; ohne Eifersucht ist keine Liebe, und versteht eine Frau die Kunst, ihren Mann durch diese Leidenschaft immer im Schach zu erhalten, so wird ihr Spiel mit jedem Zuge interessanter.

Der König aber am Ende matt, erwiederte ich, und erstarrte über das Spitzchen des Pferdefußes, daß der kleine allerliebste Teufel mit seinem Höllensystem mir gezeigt hatte. —

Verstehen Sie mich nicht falsch, versetzte Florentine, die Bitterkeit meiner Worte wohl fühlend: matt muß sie ihn nicht machen. Es ist eine alte Bemerkung, daß uns die Sicherheit unseres Glückes, im Genusse desselben am Ende abstumpft. So ist es z. B. mit unserer herrlichen Gegend hier. Wir, die wir wissen, daß wir darin leben und sterben, achten sie bei weitem nicht so hoch, als die, welche nur auf eine Zeit lang herkommen, und sie mit dem Gefühle besuchen, sie bald wieder verlassen zu müssen. Ein Mann, der es weiß, daß er auf seine Frau felsenfest bauen kann, der nie fürchtet, daß sie einem Andern eben so gut werden kann, als ihm, wird endlich gegen das Glück eines solchen Besitzes gleichgültig; der Besitzer eines Landgutes ist, selbst in der bewegtesten Zeit, ruhiger, als der Besitzer von baarem Gelde, weil er weiß, daß jenes ihm kein Mensch in der Welt nehmen kann, während dieß eine angreifliche Waare für Jedermann ist. Den Geldkasten verwahrt Letzterer in seinem festesten Zimmer mit Riegeln und Schlössern, und schläft darum manche Nacht nicht, und gewinnt eben durch die Sorge, die ihm diese klingende Waare macht, sie um so lieber; der Gutsbesitzer läßt aber die Grenzen seines Besitzthumes überall offen, weil er völlig sicher ist, daß ihm sein Gut Niemand wegtragen kann; ich weiß nicht, ob ich mich Ihnen ganz deutlich mache. —

Vollkommen, erwiederte ich, und fühlte, wie mir über diese verdammte Sophisterei der Angstschweiß aus allen Poren brach; nur, setzte ich hinzu, um ihr die gottesvergessenen Ansichten über das Glück der Ehe zu verweisen, und sie, wo möglich zu bekehren: nur paßt Ihre Vergleichung des klingenden Geldes mit einer hübschen jungen Frau nicht ganz! das Geld ist eine Münze für Jedermann, die Frau aber — die Legirung und das Gepräge des schönen Geschlechtes sind viel feiner, und würden darum schneller abgegriffen werden, als Münzen unseres Schrotes und Kornes — die Frau aber soll ein Schatz, ein Kabinetstück sein, nur für den Mann.

Wer hat Ihnen denn das weiß gemacht? fragte die mir immer gefährlicher werdende Florentine mit einem Schelmblicke, als gewähre ihr die Unterhaltung über dieß Capitel nur Spaß, und als werfe sie mir ihre Parodieen nur hin, um ihre eigenen Begriffe über den wichtigen Gegenstand aufzuhellen. Die Frauen gehören so gut in die Welt, als die Männer. Man verlangt von uns Gemeinsinn, Patriotismus; beides kann aber ohne Liebe zum Gemeinwesen, zum Vaterlande, nicht gedacht werden; wenn jedoch diese beiden Tugenden Wurzel fassen sollen, muß in dem Herzen der Frau neben dem Platze für den Mann noch Platz für die einzelnen Glieder des Vaterlandes sein; Ihr Frauen-Ideal hingegen soll mit der ganzen Liebe seines Herzens einzig und allein und durchaus ausschließlich dem Gatten gehören; vor den Augen Ihrer Frau mag die ganze Welt untergehen, wenn nur die Handbreit übrig bleibt, auf der Sie mit ihr leben können! Ist das nicht ein wenig zu egoistisch, zu eigen-, zu herrensüchtig?

Eine Extrapost, rief wieder der Kellner in das Speisezimmer, und Florentine, scheinbar unwillig, in der Unterhaltung wochmals unterbrochen zu werden, eilte, nachdem sie mir einen freundlichen Blick und die Versicherung, gleich wieder da zu

sein, geworfen hatte, zum Empfange des neuen Fremden auf den Vorsaal.

Ich hatte schon die Spitze meines rechten Zeigefingers genetzt, um aus dem Verzeichnisse der bewußten Sieben auch Florentinen, als die Sechste, zu streichen; aber der eben erhaltene Blick! Was können nicht ein Paar Mädchen-Augen, und solche Augen! Ich setzte wieder ab, und meinte bei mir im Stillen, während ich aus geheimem Aerger über die dumme Einrichtung, daß die schöne Florentine das Amt des Willkommens über sich hatte, eine Menge Knackmandeln zermalmte, daß das Mädchen an der Seite eines vernünftigen Mannes, und aus den Gasthof-Umgebungen herausgerissen, von ihren heillosen Grundsätzen doch noch geheilt werden könne. Sie blieb wieder über die Gebühr aus. — Das ganze Ding war noch ein halbes Kind, ihr Herz jedes Eindruckes fähig, und bei so unvorsichtigen Aeltern, die von der Gefahr nichts ahneten, der sie das Mädchen dadurch, daß sie es mit dem Empfange der Ankommenden beauftragt hatten, offenbar aussetzten, auf dem geraden Wege verloren zu gehen. Ward der Entschluß reif, der mir, ohne daß ich es selbst recht wußte, halb dunkel vor der Seele schwebte — keine Stunde durfte sie im Hause bleiben; in der stillsten Eingezogenheit müßte sie vom Kreise der Frauenpflichten gediegenere Ansichten gewinnen, und bei ihrem klaren Verstande hielt es gewiß nicht schwer, sie — aber sie blieb wieder entsetzlich lange aus. Hatte das Unglück wieder ein paar zugreifliche Nebelimsulanen hergeführt? — Ich wollte — die Angst überfloß mich, wie mit heißem Wasser — ich wollte aufstehen, sehen, wo sie bliebe; aber vorhin war ich schon gegangen, und wieder umgekehrt, als sie kam; die Aeltern und alle Gäste mußten also bemerkt haben, daß ich nichts, als sie, gewollt hätte — was mußten sie von uns denken, wenn ich jetzt wieder aufstand und mich wieder setzte, wenn sie zurückkam!

Ein Husaren-Major trat herein. Florentine von seinem Arm umschlungen! Beide lachten und scherzten mit einander. Sie bat mich, ein wenig zuzurücken, und ließ für den Major ein Gedeck neben ihren Platz legen; sie setze sich mit ihm neben mich, wendete mir den Rücken, und plauderte nun mit ihm unter einem Lachen und Kosen, und that nicht, als ob ich in Welt wäre.

Ich machte meinen Finger wieder naß und — löschte sie aus.

Aber ich hatte ihn in mein Herzblut getaucht; denn ich fühlte den scharfen Stich in der linken Brust, aus meinen rosenfarbenen Träumen so schmerzlich geweckt zu werden.

Beide schienen alte Bekannte zu sein. Sie sprach von dem letzten Balle in einem benachbarten Bade; er nannte sie die Königin jenes Tages und machte ihr die zärtlichsten Vorwürfe, daß er nicht mehr als drei Tänze von ihr habe erhalten können, er erzählte, wie sich, wegen eines Mißverständnisses über das Engagement zum dritten Engagement ein Referendarius mit seinem Adjutanten habe schlagen wollen, wie der ganze Saal über diesen Auftritt sei entzückt gewesen, wie die andern Mädchen vor Neid und Aerger hätten platzen wollen, und verrückte ihr das eitle Köpfchen immer mehr.

Ich konnte nicht länger aushalten; ich stand auf und wollte zu Bette. Unwillkührlich fiel mein Blick auf Florentinen. Nein, sie war doch zu schön! Ich sah zwar nur die Kehrseite; aber eine edlere, reizendere Gestalt konnte es nicht geben; der volle, blendendweiße Nacken, die Alabasterachseln, der Schwanenhals, die feine Röthe der Wangen, die Pracht des goldigen Lockenköpfchens! Ich drückte die Augen zu, um das Bild für die Nacht in der Seele zu behalten, um im Traume mit ihm zu schwelgen.

Sie sind, wie ich von meiner Tochter höre, rief mir der Vater zu, während er aufstand, und sich die ganze Gesellschaft von der Tafel erhob: ein Bekannter des Herrn Hofraths Blum. Wir hoffen ihn bald zu sehen. Wenn ihm unser Haus — wir würden ihn mit Freuden aufnehmen. Die selige Madame Milborn hat uns immer viel Gutes und Liebes erwirken; schreiben Sie ihm gefälligst, das beste Zimmer im Hause, Nr. 3., gleich neben meiner Tochter, stehe für ihn in Bereitschaft.

Verstimmt, wie ich durch Florentinen einmal war, ärgerte ich mich jetzt, daß ich nicht gleich mich für das, was ich war, ausgegeben hatte; ich hätte dann neben, dicht neben dem Mädchen gewohnt, und vielleicht heute Abend noch das Geschäft der Bekehrung anfangen können. Um aber auch dem Vater meinen Unwillen über seine verkehrte Erziehung zu erkennen zu geben, brachte ich seiner Weise das Gespräch auf Florentinen, erzählte, wie es schien, zu seiner großen Erquickung, daß mein Freund Blum mir ausdrücklich den blauen Engel empfohlen, und mit wahrem Entzücken von der Tochter des Hauses gesprochen habe, über die er sehr genaue Erkundigung eingezogen haben müsse, da ich sie, nach seiner treffenden Schilderung, auf den ersten Augenblick erkannt hätte, daß er indessen, wenn er selbst kommen und sehen werde, seine Erwartungen weit übertroffen finden dürfte; es wäre mir aber sehr lieb, daß er heute noch nicht mitgekommen sei.

Ihnen lieb, daß er heute nicht mitgekommen ist? wiederholte Papa Engelwirth hochaufhorchend, und mochte aus dem grießgrämigen Tone, mit dem ich das sagte, nichts Gutes ahnen: wie meinen Sie das?

Ich meine, entgegnete ich, und freute mich im Innern, ihn unerwartet auf das Kapitel gebracht zu haben, um meinem Unmuthe Luft zu machen: ich meine, daß er sich auf der andern Seite in seinen Erwartungen von Mamsell Florentinen auch wieder sehr getäuscht finden würde.

Papa Weinlich spitzte die Ohren.

So würde z. B., fuhr ich fort, ohne von der lauschenden Miene des gespannten Hochers mich stören zu lassen: die Sitte Ihres Hauses, daß Mamsell Florentine jeden Fremden selbst empfangen muß, meinem Freund, wie ich ihn kenne, gewaltig verstimmen. Er ist in dem Punkte streng, vielleicht zu streng; aber dieses Entgegenkommen, dieser Willkommen liegt, ich höre ihn darüber sprechen, als stände er vor mir, nach seinen Ansichten gewiß außer den Grenzen der Weiblichkeit.

Ich höre ihn auch, rief mit erzwungenem Lächeln Herr Weinlich: ob ich ihn gleich in meinem Leben nicht gesehen habe; aber gerade aus dem Tone sprach seine Großmutter mit. Mit der alten Frau habe ich über den Punkt immer mein tausend Tänze gehabt.

So? fiel ich ihm in die Rede, und freute mich, daß doch andere vernünftige, ältere Leute, mit leidenschaftlichem Blick, das auch anstößig gefunden hatten. —

Ja, fuhr Papa Weinlich fort: die Leute haben gut reden; die sitzen im Vollen, die wissen nicht, was alles zum menschlichen Leben gehört! Gestehen Sie einmal, lieber Geheimer Secretair, nicht wahr, es war Ihnen nicht unangenehm, beim Eintritte in mein Haus, von einem hübschen anständigen Mädchen freundlich bewillkommnet zu werden.

Nicht unangenehm? entgegnete ich, Herr Weinlich; es ist findet ich einen solchen Empfang bezaubernd, nur —

Auf den ersten Eindruck kommt in der Welt Alles an, erwiederte Papa Weinlich, von meinem beifälligen Anerkenntniß seiner Hausitte geschmeichelt. Wenn ein Fremder in ein Gasthaus tritt, und kein Mensch sich um ihn bekümmert, als die Wirthsleute und die Dienerschaft mit kalten, verdrießlichen Gesichtern dastehen und Maulaffen feil halten, wäre es ihm denn da zu verdenken, wenn er gleich auf dem Flecke umkehrt und lieber in der kleinsten Kneipe abträte, wo ihm der Herr des Hauses wenigstens treuherzig die Hand reicht? Gott, da noch meine Frau jung und hübsch war, mußte die herum; jetzt ist die Reihe an Florentinen gekommen, und ich kann wohl sagen, das Mittelchen ist immer heilsam gewesen: jeder Gast hat sich bei mir, wie bei sich selbst zu Hause gefühlt; war einmal bei uns war, ist immer wieder gekommen, denn er hat sich als ein Glied unserer Familie angesehen.

Vortrefflich, entgegnete ich, vor Bosheit über des Alten Seelenverkäufer-System inwendig bis zum Ueberkochen erglüht: nur möchte einmal der künftige Mann Ihrer Demoiselle Tochter, vielleicht von einer so großen Familie kein Freund sein.

Hat Linchen einmal einen Mann, sagte Herr Weinlich mit einer Miene, als hätte er diesen schon in petto (an mich meinte er mich selber, denn nach Sandlers Nachrichten sollte ich ja alle Klarenburger Schönen sammt und sonders heirathen) so mag er es mit seiner Frau halten, wie er will; jetzt muß sie thun, was ich will, und —

Sehr richtig, versetzte ich, und schnitt dem unbezwinglichen Starrkopf ein recht böses Gesicht: allein das werden Sie mir nicht in Abrede stellen, daß aus dergleichen, für ein so junges, für ein so schönes Mädchen unpassenden Artigkeiten zuweilen unabwendbare Verlegenheiten entstehen müssen. Heute Abend z. B. als die beiden Engländer gekommen wären; die Mamsell Tochter gestand selbst —

Nun, was gestand sie denn? antwortete Herr Weinlich, und man hörte, daß mein sittenrichterlicher Ton und mein unberufenes Einmischen in seine häuslichen Anordnungen anfing, ihm lästig zu werden: das ganze Unglück, das vorgefallen sein wird, ist höchstens ein Kuß, und du lieber Gott, davon ist noch kein Mädchen gestorben.

Jetzt hatte ich genug.

Ich ging ohne gute Nacht zu sagen. Florentine saß noch in einem kleinen Kreise von jungen Herren, die sich einen Kopf Champagner-Cardinal hatten geben lassen, und ungleich laut und lustig wurden.

Mit dem grünen Herrn an ihrer linken Seite trank sie aus einem Glase.

Jetzt hatte ich mehr denn genug. Wenn sie nur nicht so entsetzlich hübsch gewesen wäre! Die dunkelblauen Liebesaugen funkelten dem vom Champagner-Cardinal erglühten Manne doch wahrhaftig im Kopfe, als habe es auf dem Flecke, er

ei andern Leuten das Herz sitzt, einen ewig flammenden Be-
uv in der Brust.

Louis, der innern nächste der stinken Diener dieses Engel-
s dieses leuchtete mir voran die Treppe hinauf. Wir gin-
en über einen unabsehbar langen Gang, auf den von beiden
Seiten eine Menge Thüren stießen, deren jede, wie es in Gast-
äusern gewöhnlich ist, mit einer Nummer versehen war.

Nummer 3., das für mich bestimmte Zimmer, wenn ich un-
er meinem wahren Namen eingetroffen wäre, stieß, wie der
Vater gesagt hatte, an Florentinens Zimmer; also mußte dieß
Nummer 2 oder 4 sein.

Was ging das eigentlich mich an, besonders nach dem,
was ich diesen Abend alles von dem Mädchen gehört und ge-
sehen hatte? — Aber solche schwache Geschöpfe sind wir Män-
ner; ich brannte vor Neugier, zu wissen, wo Florentine eigent-
lich wohne.

Mit der Thüre in das Haus fallen, und grads den Kell-
er fragen, welches das Zimmer der Mamsell Weinlich sei? —
ie beiden Engländer und der Major und der grüne Herr und
ausend Andere hätten es gethan; ich konnte es nicht; ich machte
inen weiten Umweg, um das heraus zu bekommen.

Ein schönes Haus! begann ich, hinter dem munteren Louis
ergehend, wie zu mir selbst: das müssen ja hier rechts und
inks über zwanzig Zimmer zusammen sein.

Zwanzig? versetzte Louis triumphirend: sechs und dreißig
ollen Sie sagen. Ja, ja, mein Herr, das kostet Beine, so
en ganzen Tag Treppe auf Treppe ab; des Abends ist man
ber auch wie zerschlagen.

Sechs und dreißig Zimmer, wiederholte ich staunend, als
ätte ich in meinem Leben noch keinen großen Gasthof gesehen:
nd das alles lauter Fremden-Zimmer?

Alles Fremden-Zimmer erwiederte Louis: bis auf No. 1.,
a wohnt der Herr und die Frau, und in No. 2. die Mamsell.

Und hier in No. 3? fragte ich lauschend, und harrte der
ntwort entgegen, daß dieses Zimmer für den Herrn Hofrath
Blum in Beschlag genommen sei, wo ich dann suchen wollte,
in Mehreres über diesem Blum vom geschwätzigen Louis zu
ören.

Hier in No. 3. logirt der Husaren-Major, der diesen
Abend noch zurück kam; entgegnete der Unausstehliche und
chloß mein, dieses höllischen Nummer schräg über liegendes Zim-
er auf.

Ich ging, als ich allein war, zum höchsten Mißmuth um-
estimmt, in meinem Stübchen auf und ab. So gefesselt, als
lorentine, hatte mich in meinem Leben noch kein Mädchen;
nd dieser unerträgliche Leichtsinn, dieses Verkennen ihres eige-
en Werthes, dieses Blindsein gegen meine zarten Huldigun-
en, dieses Hingeben an den Major, und an die Cardinalisten,
nd an den Grünrock, und nun gar — dicht neben Nummer
rei, die verrufene Nummer drei! An allem war der unselige
Vater schuld, das fühlte ich wohl, und rechtfertigte des Mäd-
hens leichtsinniges Benehmen im Stillen; aber, mochte dieß
ine Quelle haben, welche es wollte, Florentine war doch, wie
ie Sachen jetzt standen, für mich unrettbar verloren. Die
Sucht, Allen zu gefallen, Aller Herzen zu gewinnen, war zu
ief in ihr eingewurzelt, selbst wenn sie noch unverdorben war,
— und bei dieser Erziehung gehörte nur noch ein halber Schritt
azu, um — Es kam Jemand die Treppe herauf; ich flog an
ie Thür, und lüftete sie ein wenig; es war Florentine; sie
blüpfte in ihr Zimmer und rief mir — sie mußte meine Thür-
öffnung bemerkt haben, — eine gute Nacht zu.

Gute Nacht? — ach um die war es bei mir geschehen.
Sie hatte über ihrem Cardinal und über den Major und den
Grünrock mich nicht vergessen; sie hatte nach meiner Thür
esehen; sie hatte mir mit ihrem Glockenstimme freundlich eine
ute Nacht gewünscht — so sind wir einfältigen Mannsbilder.
Florentine kam mir jetzt nicht halb so strafbar vor, als
orhin. Wenn die Menschen wüßten, sie alle so angezogen hät-
en, als ich befürchtet hatte, so würde sie mit keiner Sylbe an
ich gedacht haben; aber sie hatte absichtlich nach meinem Zim-
er gesehen; sie mußte recht genau hergesehen haben, denn die
Thür hatte kaum einen Finger breit aufgestanden und sie hatte
ich doch bemerkt, und in ihrem Gutenachtwunsch lag eine
anz eigene Herzlichkeit; das klang gar nicht so, wie man die
eute vor Schlafengehen gewöhnlich begrüßt — wer sich nur
in wenig auf die Sprache des Herzens verstand, mußte in der
Weise, wie sie die paar Worte sagte, einen zarten Vorwurf
ihlen, warum ich mich den ganzen Abend weiter nicht um sie
ekümmert, nicht mit getrunken, kein Wort mit ihr gesprochen,
ich sogar ohne Abschied davon geschlichen hatte. — Sie war
och nicht so verwerflich, als sie mir meine beleidigte Eitelkeit
eschildert hatte: bei ihrer Seelengüte war es vielleicht — ge-
iß noch Zeit, ihre kleinen Angewöhnungen wieder hinweg zu
ringen; nur mußte sie je eher je lieber diesem Hause und die-
em gemeinen Speculanten von Vater entrückt werden. —

War es nicht, als ginge ihre Thür wieder? — Am Ende wollte
sie sehen, ob die meinige noch offen stehe, — sie wollte, was
vorhin nur im Tone ihres Gutenachtgrusses lag, in Worten
mir deutlicher machen, und mir über mein auffallendes Betra-
gen unten im Seifezimmer ihr Schmollen zu erkennen geben.
Ich hatte, ohne es selbst zu wissen, die Klinke in der Hand,
öffnete leise die Thür, und — sie war nicht da; ich streckte
den Kopf weit hinaus und horchte. Die Hauslampe, die den
Gang vorher beleuchtet hatte, war erloschen; auf dem ganzen
langen Gange war es mäuschenstill — nein es ward gespro-
chen — in der Gegend No. 2. und 3. hörte ich zwei Stimmen
leise lispeln, nicht auf der Flur selbst, sondern drinnen in den
Zimmern. Gewöhnlich sind die Stuben in den Gasthäusern
durch Mittelthüren mit einander verbunden; wenn No. 2. und
3. es auch waren! meine Florentine und der Major! — Als
drängte mich der Satan selber mit feurigen Zangen aus mei-
ner Stube hinaus auf den Gang, so trieb es mich fort. Mit
verhaltenem Athem, mit einem Herzen voll Gift und Galle,
schlich ich auf den Strümpfen, heimlich wie eine Blindschleiche,
hin nach No. 2. und 3. Ich hatte mich nicht geirrt. Der Ma-
jor! — ich hätte mit der geballten Faust gegen die Thür don-
nern mögen, so krampfhaft ballte mir die Wuth alle Sehnen
und Nerven zusammen — der Major sprach etwas lauter; die
verbrecherische Florentine unter dem lastenden Bewußtsein ihrer
Schuld aber so leise, daß kein Wort zu verstehen war. Eng-
lisches Kind, sagte der überglückliche Bösewicht: meine einzige
Seligkeit bist Du. Was habe ich mich nach Dir gesehnt; nun
ich Dich wieder in meinen Armen habe, bin ich ruhig! Aber
Deinen Blum schlage ich die Beine entzwei! Mit keinem Fuße
soll der Seelenverkäufer wieder über Deine Schwelle.

Ich hatte, von dem grimmigsten Jähzorn überwältigt,
schon die Hand nach dem Griff an der Thüre von No. 3. aus-
gestreckt, als mein besseres Selbst in mir erwachte. Was
wollte ich bei dem Major und Florentinen? Was gingen mich
Beide an! Mußte ich dem Zufall nicht danken, daß er mir
hier im Pechdunkel eine Fackel aufsteckte, die mir leuchtete bis
an das fernste Ende meines Lebenswegs? An welchen Ab-
grund hätte mich Starrblinden meine band- und zügellos ge-
wordene Leidenschaft für das blendend schöne Mädchen treiben
können! Jetzt sah ich hell und deutlich. Ich war geheilt.
Nein, der Herr Major hatte vor meiner Seelenverkäuferei alle
mögliche Ruhe; er mochte seinen Schatz behalten. Hätte er
nur ein Paar so gesunde Augen gehabt, als ich jetzt in dem
Augenblicke; er hätte seine süßen Worte nicht verschwendet an
den bunten flatterhaften Schmetterling, der jeden Augenblick
einem Andern gehörte, in dessen System es lag, Keinem treu
zu sein!

Ich war während diesen, mich anfänglich niederdrücken-
den, später aber, als ich die Sache ruhiger beim Lichte be-
sah, mich über mich selbst erhebenden Betrachtungen, auf
mein Zimmer zurückgeschlichen, und ging in diesem über eine
Stunde, mit in einander verschränkten Armen auf und ab.
Warum war ich nicht, wie mir mein streifiger Schutzgeist,
Zwicker gerathen hatte, in dem goldenen Ochsen eingekehrt!
Dort, wo die böhmischen Zwirnhändler ihr sorgenvolles Markt-
haupt niederlegten und des ruhigen Schlafes genossen, hätte ich
auch längst die Ruhe gefunden, die ich hier in dem verherten
Engel vergeblich suchte. Aber, es ist ein Verhängniß, tröstete
ich mich: es mußte Alles so kommen! Des dummen Postknechts
verführerisches Zureden mußte bei mir mehr Gewicht haben, als
Zwickers wohlmeinende Warnung. Ueber kurz oder lang
hätte ich Florentinen doch einmal gesehen; ich hatte dann nicht
die Gelegenheit, die Abgründe dieses falschen Herzens so kennen
zu lernen, als vor der Thür No. 3. Ihr Aeußeres hätte mich
geblendet; ich hätte ihr meine Hand gegeben, und wäre, bis
zum letzten Augenblicke meines Seins der allerunglücklichste
Mensch auf Gottes Erdboden gewesen. —

Müde, als hätte ich einen großen Kampf gekämpft, legte
ich mich endlich zu Bette. Ich schloß die Augen, aber vor
meinem Innern stand — ich habe es tausendmal gesagt, manche
Männer gehören zu den Pudelgeschlechtern, sie lassen sich von
der Königin ihres Herzens mißhandeln, und bleiben ihr den-
noch zugethan, und können sich von ihr selbst mit Gewalt
nicht losmachen — vor meinem Innern stand der blaue En-
gel in dem rosigen Lichte seiner süßesten Anmuth; sie schwebte
mir in das lockende Schattenreich der seltsamsten Träume voran,
und ich flog, vom lichten Wolkenschaume getragen, umflimmert
von dem Frührothe der seligsten Liebe, hinter ihr her, als läge
die Welt mit ihren Cardinalmützen, ihren Majors, Grünröcken,
verschrobenen Vätern, und allen den hundert, mir am heuti-
gen Abend wiederfahrenen Kränkungen eine Million Meilen un-
ter mir. Links und rechts wallten mir die himmlischen Heer-
schaaren Hymnen auf den Hochgenuß der Liebe entgegen, und
als ständen die Janitscharen des lichtern Jenseits mir zur Seite,
so fielen die Gewaltschläge ihrer großen Trommel, ihrer Cym-

beln und Becken tactmäßig in die Sphärenmusik, die von einem nie gehörten Porzellan-Glockenspiel melodisch begleitet wurden.

Louis, der Unausstehliche, enttäuschte mich; unter dem Fenster sangen die Schüler; die Parade zog mit fliegender Fahne und klingendem Spiel über die Straße, und mein grüngeschürzter Wecker fragte mich, das aneinander klirrende porzellanene Kaffeezeug in der Linken, und ein Billet, das er mir reichte, in der Rechten, lachend: ob denn der geheime Secretair heute gar nicht aufstehen wolle; zehn habe es bereits lange geschlagen, und das Mädchen, welches das Billet gebracht, sei nach der Antwort schon zweimal da gewesen.

Das zierliche Briefchen war von einer Damenhand; bestimmt von Demoiselle Zwicker.

Nein, es war von der Generalin von Waldmark, der Jugendfreundin meiner verstorbenen Mutter.

Sie schrieb, von Zwicker zufällig gehört zu haben, daß ich hier eingetroffen und ein genauer Bekannter vom Hofrath Blum sei; sie wünsche sehr dringend, mich in dessen Angelegenheiten zu sprechen und bäte daher, sie, sobald als möglich, mit meinem Besuche zu erfreuen.

Als ich, im Begriff, zu ihr zu gehen, aus dem Hause trat, fuhr eben Herr Weinlich nebst Frau Gemahlin und zwei Damen in einem Wagen, und Florentine mit dem Major und den beiden Engländern in einem zweiten, aus, um, wie mir Louis erzählte, eine Landpartie zu machen. Ich hatte mir eingebildet, geheilt zu sein; beide Wagen gingen mir aber so über das Herz, daß ich jeden Radnagel darin fühlte. Guten Morgen, Herr Langschläfer! rief mir das Mädchen mit einem zauberischen Lächeln zu und verschwand um die nächste Ecke, und ich knirschte vor geheimem Grimme, daß Florentine sich und alle Frauenwürde und allen Anstand so ganz und gar vergessen und ich mich noch darüber ärgern konnte, so mit den Zähnen, daß ich selber vor mir erschrack.

Die Weiber taugen alle nichts, brummte ich, mir Luft machend, vor mich hin, schlug ein Schnippchen und trat, höchlich verstimmt, in das Haus der Generalin.

Das war kein Haus, das war ein Palast; die Treppen mit feinen Teppichen belegt, auf beiden Seiten frisch blühende Blumen, Alles geschmackvoll verziert und im ganzen Hause eine Stille, wie in einer Kirche. Die heimliche Ruhe — sie that meinem stürmisch aufgeregten Herzen unaussprechlich wohl. Ein alter Silberkopf von Kammerdiener hatte mich nach meinem Namen gefragt und war dann in das Vorzimmer gegangen; ich hörte ihn zwei, drei Thüren öffnen, ehe er zum Gemache der Generalin gelangte. — Der schwere Zugang zu der Frau hier, und Florentinens Oeffentlichkeit vorhin, — die Parallele fiel zum Vortheil der Generalin aus; und wenn ich auch vor einem Augenblicke erst behauptet hatte, daß die Weiber alle nichts taugten, die Generalin nahm ich, von der tiefen Eingezogenheit, in der sie zu leben schien, gewonnen, vorläufig aus; sie war ja auch die Freundin meiner verstorbenen Mutter gewesen. Schon etwas ruhiger gestimmt, verzieh ich auch Florentinen ihren Langschläfer; hätte sie gewußt, daß ich um ihretwillen erst um zwei Uhr des Morgens eingeschlummert, und daß sie selbst eigentlich die Ursache meines späten Aufstehens gewesen sei, sie hätte das neckende Wort gewiß nicht so keck hingeworfen. Wenn sie nur nicht mit diesen dreien, gerade mit diesen dreien —

Eine junge Brünette, eine Art Kammerjungfer kam aus dem Vorsaal, ersuchte den Herrn geheimen Secretair einzutreten, und in dem nächsten Zimmer, das sie eben öffnete die Frau Generalin zu erwarten, und ließ mich allein.

Alle Wände dieses Gemachs waren mit Familiengemälden geschmückt. Da hingen die Bilder aus der guten alten Zeit; in den Gesichtzügen all der Frauen und Mädchen hier sprach sich die keusche Züchtigkeit ihres Zeitalters aus; da war auch nicht eine, der man die ungebundene Laune, das leichtsinnige Flatterwesen einer Florentine hätte ansehen können. Ja, das waren noch Frauenzimmer; denen war noch das Haus ihre Welt, die lebten in ihrem Zimmer, die trieben sich nicht gleich mit drei fremden unleidlichen Herren auf der Straße herum! Wie sittig und ehrbar sah nicht dort die vornehme altadelige Schöne in der apfelgrünen Andrienne aus! Wie ehrenfest und gediegen hier das allerliebste Gesichtchen, in der weißen Moorcontusche! Wie fein und anständig die stolze Frau hier in dem gelb grosdetournen Reifrocke! Wie züchtig und keusch die zarte Hausehre dort in dem weiten Pauschmantel von brabanter Kanten! Wie fromm und tugendhaft die milden Engelzüge der bildschönen jungen — mein Gott, das war ja meine Mutter in den Tagen ihrer Blüthenzeit! Der Rahmen ihres Bildes war mit einem Kranze von lebendigen Vergißmeinnicht und Immortellen geschmückt — sie lächelte aus der Blumenwelt ihrer Verklärung mit unbeschreiblicher Wehmuth zu mir herab — ich stand, von der freudigsten Rührung überrascht, vor ihr, hatte beide Hände auf die Brust gefaltet und konnte den stillen Thränen nicht wehren, die aus dem kindlichen Herzen in das Auge traten. Meine Mutter, meine liebe Mutter, sprach ich leise zu ihr hinauf und begrüßte, seit langen Jahren, die Geschiedene mit nassen Blicke. Je länger ich das Bild ansah, desto lebendiger ward es; mit frommem Sinne träumte ich mich zurück in die Zeit meiner Kindheit, als sie die einzige Freundin meines Lebens war — seit sie heimgegangen, hatte ich keine mehr.

Ich hörte eine Thür gehen; ich wendete mich schnell nach dem Fenster, wischte mir die Thränen vom Gesicht, und mein mich sammeln, um vor der Generalin die Empfindungen, die mich hier so unvermuthet überwallt hatten, nicht zu verrathen; aber sie trat schon ein und wollte mit einer Entschuldigung anfangen, daß sie den Herrn geheimen Secretair so lange hatte warten lassen. Aber kaum hatte sie die in Fällen der Art gewöhnliche Einleitung begonnen, als sie mitten in der Rede stockte, und nach einem freundlich forschenden Blicke mit wohlwollendem Lächeln rief: Robert, mit mir wirst Du doch kein Spiel treiben? Mein guter Robert, tausendmal herzlich willkommen! Diesem Bilde gegenüber, fuhr sie tief ergriffen fort: darfst Du Dich nicht verläugnen. Ihr seid ja Beide ein Gesicht, es ist ja, als sähe ich mein Hannchen, Deine Mutter, in Dir lebendig vor mir.

In der weichen Stimmung dieses Augenblickes, von der Herzlichkeit des vertraulichen Empfanges unbeschreiblich angeregt, in der bildlichen Gegenwart meiner verklärten Mutter, vor der Vertrautesten ihrer Jugendzeit, — wo hätte ich in der angenommenen Rolle eines fremden Dritten bleiben können!

Beschämt und verlegen zog ich, die Augen noch von vollen Thränen, ihre Hand an meine Lippen; sie aber brach in ein sanftes Weinen aus, umschloß mich mit mütterlicher Liebe und sagte, das thränenschwere Auge auf das mit Blumen geschmückte Bild gerichtet: o mein Hannchen, mein einziges, liebes Hannchen, könntest Du doch jetzt hier unter uns sein! Könntest Du doch aus Deiner Friedenswelt mit Deinem Sohn hier an meiner Seite grüßen! — Dem Mutterherzen geht es ja nichts Süßeres, als der Stolz auf gute Kinder. Ach, daß ihr der Tod diesen Lohn ihrer Tugend, diese Freude hienieden so früh rauben mußte! — Nein — fuhr sie, mich wohlgefällig betrachtend, fort — da ist doch aber auch jeder Zug, als wäre sie es selbst. Die Söhne, die ihrer Mutter so gleichen, sollen, sagt man, gute, sanfte Männer sein, in dem Charakter das Strenge ihres Geschlechts an der Mutter bis unsrigen verschlissen ist. Man will behaupten, daß sie Glück in der Welt haben, und das kann auch mit natürlichen Dingen zugehn; denn das Glück der Menschen schafft sich in der Regel von selbst, besonders wenn unser Aeußeres gleich etwas Empfehlendes hat. Ein wohlgebildeter junger Mann gewinnt überall leicht das Vertrauen seiner Mitmenschen, und wenn die Mutter den äußeren Stempel der Sittenreinheit, der Folgsamkeit, des Zartgefühls auf den Sohn vererbt hat, kann ihn das Wohlwollen seiner Mitwelt, die Hauptquelle unseres glücklichen Fortkommens unter dem Monde nicht fehlen. Aber Robert, fiel sie sich selbst in das Wort, ich nenne Dich Du, einen Hofrath, der Land und Leute regieren helfen soll, Du? —

Gnädigste Frau, rief ich bittend: lassen Sie mir dies traute Du, es ist mein schönster Ehrentitel. Ihr wohlwollende Huld ist mir ja das wertheste Erbtheil meiner lieben, seligen Mutter. Nehmen Sie ihren Platz ein. Ersetzen Sie mir ihren Verlust; nennen Sie mich nie anders als Du; lassen Sie mich Ihren Sohn sein.

Ihre erste Frage, als sich allmählig unser Gespräch auf den Zweck meiner Herreise, auf die Uebernahme der großmütterlichen Erbschaft wendete, war, warum ich hier unter fremdem Namen aufgetreten sei. Sie schien Anfangs die Verläugnung zu mißbilligen; als ich ihr aber Sandlers Mittheilungen erzählte und auseinandersetzte, warum ich den Namen des Herrn Straguro, statt meines eigenen hier angenommen habe, gab sie mir heimlich lächelnd ihren Beifall. Ich brachte, mit dem Entwurfe der Großmutter, mich zu verheirathen, fast mehr als mit ihrer ganzen Erbschaft beschäftigt, das Gespräch auf den bewußten Zettel. Sie stutzte, als sie hörte, daß ich davon wisse und klagte über die Schwatzhaftigkeit unseres Geschlechtes, die selbst in Geschäftsachen sich nicht zu zügeln wisse; denn, da sie endlich betheuern könne, von der ganzen Sache bis jetzt keine Sylbe über ihre Lippen gebracht zu haben, so müsse vom Obervormundschaftsrath oder vom Vorsteher des Armenwesens etwas darüber in das Publikum gekommen sein, und Herrn Sandler zählte sie auch nicht zu den Verschwiegensten, da er sogar an einer öffentlichen Gastafel sich darüber ausgelassen habe; über den Inhalt selbst aber, über das Mädchen, das die Großmutter zu meiner dereinstigen Gattin ausersehen hätte, wollte sie nicht näher unterrichtet sein.

Laß Dich, hob sie, als ich ihr auf dieses Vermächtniß ein vorzügliches Gewicht zu legen schien, etwas ängstlich an: ich Dich in der Wahl Deiner künftigen Gattin durch diese letzte

willige Verwandtin der guten seligen Milborn nicht binden. Wen sie im Auge hatte, weiß ich nicht bestimmt, nur so viel kann ich Dir mit Gewißheit sagen, daß sie Dir keine ausdrückliche Vorschrift darüber zurückgelassen hat; dazu war sie zu klug, dazu kannte sie die Welt und das menschliche Herz zu genau. Ist Dein Herz noch frei, so wähle, welche Du willst; hier oder anderwärts; die Einkünfte der 50,000 Thaler, die Dir auf den Fall, daß Deine Wahl dem Wunsche der Großmutter entspricht, für Lebenszeit noch zufallen, können in der Sache keinen Ausschlag geben — da Du auch ohne diese Zinsen bei dem großen Vermögen der Erblasserin sehr auskömmlich leben kannst.

Diese, fiel ich ihr in das Wort: können und sollen in der Sache keinen Ausschlag geben, gnädige Frau; selbst wenn ich zufällig die wählte, die mir zugedacht ist, würde ich auf den Nießbrauch dieses Capitals zum Besten der Armen ausdrücklich verzichten; aber es liegt in dem Gedanken, derjenigen, die mein ganzes irdisches Glück ursprünglich begründet hat, in jeder Hinsicht zu Gefallen zu handeln, etwas, was mich bindet, ohne mir drückend zu sein. Fällt meine Wahl auf eine andere, so wird mir ewig der Vorwurf zur Seite schweben, daß ich nach ihrem Willen —

Wille war es nicht, hob die Generalin, mich unterbrechend, nur Wunsch; aber ich wüßte nicht, was mir verdrüßlichen sein könnte, als Sanders häßliche Geschwätzigkeit. Du solltest von der ganzen Geschichte kein Wort eher erfahren, als nach Deiner Verlobung. Doch, da Du nun einmal darum weißt und ich vermuthen darf, daß Mutter Milborn auf eines der hiesigen Mädchen ihr Auge gerichtet hatte, so sollst Du sie alle kennen lernen. Ich hatte schon, ehe Du kamst, die Veranstaltung eines Balles im Sinne, auf dem keines fehlen sollte, das zum Kreise ihrer Bekanntschaft gehörte. Es ist mir jetzt selbst lieb, daß Du unter fremdem Namen kommst; denn, triefest Du als der längst erwartete Hofrath auf, so würden Dir, bei den Deinen äußeren Annehmlichkeiten, bei dem guten Rufe, der über Deine Kenntnisse und Deinen Wandel aus der Residenz vorausgegangen ist, und bei der glänzenden Lage, in die Dich Deine hiesige Erbschaft gesetzt hat, auf plumpe und feine Weise, von manchen Eltern, denen der Wunsch, sich einen solchen Schwiegersohn zu gewinnen, nicht zu verargen ist, so viel hübsche und zum Theil liebenswürdige Mädchen zugeführt, und hie und da gar aufgedrungen werden, daß Du, im engsten Verstande des Wortes, über die Wahl eine wahre Qual haben solltest. Heute über acht Tage also — Deine Trauerzeit ist ja, nach unseren Besitzen, seit einigen Wochen schon vorüber — und Dein Verlobungsfest, das gerade heute über acht Tage, auf den siebenten dieses Monats fällt, kann ich nicht besser feiern, — heute über acht Tage also bist Du zu unserm Freiwerber-Balle hiermit förmlichst eingeladen, dessen eigentlichen Zweck aber, außer uns beiden, kein Mensch wissen darf. Du wirst unter unseren klagenburger Schönen sehr anziehende Mädchen finden, daß Dich nicht von dem Gefühl, unter ihnen eine wählen zu müssen, erdrücken. Sagt Dir keines so zu, daß Du wünschest, näher mit ihm bekannt zu werden, so fahre ruhig in Deine Residenz zurück. Thue, als wüßtest Du von der Wahlclausel Deiner Großmutter kein Wort. Dadurch, das sichere ich Dir in ihrer Seele zu, erfüllst Du ihre Absicht am Besten.

Vor dem großen Balle ward mir bange. Wäre ich zufällig in solch einen Kreis gekommen, so hätte es mir wohl Spaß machen können, über die Schönen des klagenburger Reichbildes im Geheimen eine genaue Musterung zu halten; aber so war die Generalin mein Muster-Inspector. Natürlich belauschte diese jeden meiner Blicke, jedes meiner Worte, und darum, das sah ich schon im Voraus, gefiel mir von den Balldamen keine Einzige. Doch die Generalin hatte sich, einmal auf diesen Gedanken gekommen, den Plan mit zu vielem Selbstgefallen aus, als daß ich sie davon hätte abbringen können; auch wies sie meinen spätern Vorschlag, bloß die sieben Mädchen, die Wochenweise bei der Großmutter gewesen waren, zu einem kleinen gesellschaftlichen Kreise einzuladen, lachend mit den Worten ab: sie müssen Alle dabei sein, Alle oder Keine! Und ich entnahm mir halb und halb daraus, daß die Generalin am Ende doch die von der Großmutter auserwählte Person namentlich kenne, und daß diese sich unter den sieben kleinen Odalisken nicht befinde.

Den ganzen Tag hatte ich bei der Generalin verbracht. Ihre geistreiche Unterhaltung und die Herzlichkeit, mit der sie von meiner theuern Mutter und der seltenen Frau, meiner Großmutter, sprach, hatte ihn mir zu der Spanne einiger Stunden verkürzt; ich mußte versprechen, während meines Hierseins täglich zu kommen und mit ihr zu speisen. Der Mensch wollte für die Zukunft auch nicht die geringste Verpflichtung übernehmen; ich versprach, ihre Bitte zu erfüllen, und aß bis zum Balle doch nicht ein einziges Mal bei ihr.

Bei meiner Rückkunft in den blauen Engel berichtete Louis, auf meine Erkundigung nach Herrn Weinlich, daß dieser mit der Familie und den Fremden noch nicht zurück sei, und äußerte seine Besorgniß, daß das Gewitter, das sich am Horizont auftürmte, sie überraschen möchte. Bei der Gelegenheit erfuhr ich, daß Herr Weinlich eine kleine Besitzung auf dem Lande habe, wohin er seine Gäste gewöhnlich mitzunehmen pflege; dort fänden sich mehrere junge Herren und Damen aus der Stadt ein, und man belustige sich gewöhnlich bis spät in die Nacht; versteht sich, Alles auf Kosten der Fremden. Je tiefer Papa Weinlich jetzt bei mir sank, desto mehr fing meine Gutherzigkeit an, Florentinen zu entschuldigen. Bei solch einem berechnenden Speculanten, dem die ganze Welt feil war, konnte das Mädchen, selbst mit dem besten Willen und den rechtlichsten Grundsätzen, sich nicht halten. Ich ging mit Louis, der mir voran leuchtete, eben über den Gang vor Nr. 2. und 3. vorbei. Dem Major gedachte ich in meinem geheimen Grolle, seine Abendunterhaltung mit der leichten Fliege, der Florentine, doch ein wenig zu Wasser zu machen, und theilte daher dem Kellner mit, daß, wie er wohl wissen werde, dem Herrn Hofrath Blum das Zimmer Nr. 3. von Herrn Weinlich im Voraus bestimmt sei, daß nach meinen heutigen Nachrichten aus der Residenz der Herr Hofrath diese Nacht unfehlbar hier eintreffen werde, und daher diesen Abend noch diese Nummer 3. geräumt sein müsse.

Louis hatte wohl von der frühern Anordnung seines Herrn gehört; aber er zuckte verlegen die Achseln und meinte, indem er mir das Zimmer aufschloß, daß dies mit der Aussicht in den Hof hinausgehe und für den Herrn Hofrath offenbar zu klein sei. Ich trat mit gedrücktem Herzen in die Stube, denn ich sollte die Thür sehen, durch die der Major diese Nacht zu Florentinen, oder diese gar zu jenem geschlüpft war — aber ich holte wieder frischen Athem; vor der Thür, die zu Florentinens Zimmer führte, stand ein großer Secretair vorgerückt. — Die Eifersucht läßt sich nicht so leicht beschwichtigen; diese satanische Leidenschaft will mathematische Gewißheit, wenn sie zu Kreuze kriechen soll. — Weggerückt konnten sie ihn gestern Abend nicht haben. Ich griff ihn, während Louis mit Aufräumen von umherliegenden Kleidungsstücken des Majors beschäftigt war, und mir eben den Rücken zukehrte, unvermerkt an und wollte ihn heben; aber der war gar massiv gearbeitet, den rückten zwei Menschen nicht von der Stelle. Das ist gut, sagte ich, als besähe ich das Zimmer im Namen seines baldigen Bewohners: das ist gut, daß der Secretair hier steht, man hört dann in dem Nebenzimmer nicht so leicht, was hier gesprochen wird.

O dafür ist gesorgt, entgegnete Louis und machte mir das Herz noch leichter: drüben im Zimmer der Mamsell steht vor der Thür accurat auch solch ein Secretair, da können Sie hier sprechen, so laut Sie wollen, sie versteht keine Silbe drüben; aber — setzte er verlegen hinzu: der Major wird es nicht gern sehen, daß er diesen Abend noch heraus soll.

Ja, da kann ich nicht helfen, erwiederte ich schadenfroh, dem unerträglichen Herrn Major in seine Abendbelustigung so unerwartet einen gewaltigen Riegel vorschieben zu können: ich bezahle das Logis von heute an, auch wenn der Hofrath nicht kommen sollte; träfe er aber ein und fände das Zimmer, von dem ich ihm bereits nach Biesenwerder entgegen geschrieben habe, besetzt, so würde er bestimmt, ich kenne ja seinen Eigensinn, sehr ungehalten sein, wenn sie ihm ein anderes anweisen wollten, selbst wenn es dreimal besser sein sollte, als dies; und ist er gerade nicht recht aufgelegt, so wendet er auf dem Flecke um und steigt irgendwo anders in der Stadt ab. Eine solche Kundschaft sich aber entgehen zu lassen, möchte ich an Herrn Louis Stelle meinem Herrn nicht leicht verantworten, denn der Herr Hofrath wird jährlich einige Mal hier sein, und er läßt gern etwas draufgehen; besonders ist er gegen die Diener des Hauses, wenn sie gut aufpassen, gern erkenntlich, und kann zuweilen gar freigebig sein.

Ja dann, erwiederte der Kellner: müssen wir schon Rath schaffen; die Frau Majorin wird freilich ein böses Gesicht machen, aber —

Die Frau Majorin? fragte ich stutzend, und Florentinens Stocks stiegen bedeutend.

Nun ja, versetzte Louis: die wohnt mit ihrer Schwester hier nebenan, Nr. 4. Sie ist schon seit Ostern hier; ihr Regimentsarzt, Herr Doctor Blum, wenn Sie ihn kennen, hat sie nach ihrer letzten Entbindung ganz falsch behandelt; sie kam todtkrank hieher; unser Kreisphysikus hat Wunder an ihr gethan. Alle 14 Tage kam der Major und besuchte sie, und wohnte immer hier in dem Zimmer; jetzt wird er sie in einigen Tagen mit zurücknehmen; das Frauchen blüht wieder, wie eine Rose. Haben Sie sie mit ihrer Schwester heute früh nicht gesehen? Sie saß mit der Herrschaft im ersten Wagen! —

Das bis in das Tiefste der Erde verwünschte Laster der Eifersucht! Hätte ich doch alle die Jämmerlichen, die an dieser elenden Krankheit leiden, in diesem Augenblicke um mich ge-

habt, die kraftvolle Rede, die ich, ungehört an mich selbst hielt, hätte sie vor diesem furchtbaren, alles Seelenheil und allen Erdenfrieden zerstörendem Uebel gewiß heilen sollen.

Also nicht Florentinen, sondern die Majorin hatte ich gestern Nacht sprechen gehört. Daß der Major, als er gestern Abend in das Zimmer trat, seinen Arm um Florentinen schlang, hatte ich zwar mit eigenen Augen gesehen; allein bei der langen Bekanntschaft zwischen Beiden, und bei der leichtern Manier, mit der die Husaren überhaupt sich dem zweiten Geschlechte zu nähern pflegen, war das allenfalls zu entschuldigen; auch — ich mußte in diesem Augenblicke der Versöhnung gerecht sein — auch hatte ich wohl bemerkt, daß Florentine ihn, als sie das Zimmer betrat, abwehrte, und also zu erkennen gab, daß sie dergleichen Umarmungen nicht liebe. — Daß sie heute mit den beiden Engländern in einem Wagen fuhr, war mir wohl auch nicht ganz recht, aber — wer weiß, wie dies zusammenhing. Etwas Unrechtes konnte indeß da nicht vorfallen, denn der Major, ein verheiratheter Mann, ein Mann, der sich für ihr Haus, das sich seiner Frau mit so ausdauernder Liebe angenommen hatte, gewiß verpflichtet fühlte, ließ ihr sicherlich nichts zu Leide thun. Auf jeden Fall hatte ich gestern Alles in zu schwarzen Farben gesehn, und je ruhiger ich heute ihr ganzes Benehmen zersetzte, desto mehr hatte ich ihr in Gedanken abzubitten, und fand ich hie und da noch eine Bedenklichkeit, wie z. B. wegen ihres Anstoßens mit dem Grünrock, so kamen dergleichen Verstöße gegen das Schickliche lediglich auf Rechnung des unbesonnenen Vaters.

Während mir das Alles im Kopfe herumging, erklärte ich gegen Louis, daß mir, bei näherer Ueberlegung, die Ankunft des Hofraths noch für heute Abend doch unwahrscheinlich sei; er möchte daher den guten Major nur in Gottes Namen bis auf weiteren Auftrag von mir in Nr. 3. ruhig lassen.

In diesem Augenblicke kamen die beiden Wagen von ihrer Landpartie wieder zurück. Florentine saß jetzt bei ihrer Mutter und der Majorin und deren Schwester. Sie machte mir, als ich sie aus dem Wagen hob, freundliche Vorwürfe, daß ich, da ich einmal das Mitfahren verschlafen, nicht nachgekommen sei, löschte, durch ihre nicht undeutliche Beschwerde über die langweilige Gesellschaft der beiden Engländer, auch den letzten Verdacht in mir aus, und nahm sich heute weit ernster und gemessener, als gestern.

Von der Hitze des schwülen Tages angegriffen, blieb sie nicht zum Abendessen; ich hielt mich daher in der Gesellschaft auch nicht lange auf und legte mich, ruhiger und mit mir selbst zufriedener, als gestern, zeitig zu Bette.

Aber kaum hatte ich einige Stunden geschlafen, als ich, von dem Donnerrollen eines schweren Gewitters aufgeweckt, aus meinen Träumen hoch auffuhr. Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag, Hagel und Schloßen und Regen und Sturm, Alles wüthete wild gegen einander und drohte rundum mit Tod und Vernichtung; und noch nicht ganz hatte sich nach einer halben Stunde das furchtbarsten Aufruhrs das grausende Wetter verzogen, als nahe und fern in den Straßen die Wächter in den widrigsten Heultönen ihrer brüllenden Hörner das Feuerzeichen gaben. Von allen Thürmen riefen die Sturmglocken zur Hülfe auf, die Trommelschläger der Garnison durchkreuzten alle Gassen, und die mahnenden Nothschläge, mit denen sie den rasenden Wirbel ihrer Trommeln verstärkten, hätten Todte aus den Gräbern zu wecken vermocht.

Wo ist denn das Feuer? rief ich auf die Vorbeieilenden drei, vier Mal zum Fenster hinab, doch Keiner stand mir Rede; einige nur entgegneten im Vorbeilaufen, daß sie es selber nicht wüßten. Doch dort, die Hauptstraße herauf, kam eine große Feuerspritze mit mehreren Fackeln in vollem Trabe angerasselt. Die alte Rathsspritze, schrieen die Leute unter meinem Fenster, als die Riesenmaschine vorbeipolterte; und hoch oben stand, das Spritzenrohr in der Linken und eine brennende Pechfackel in der Rechten, der ehrbare Schlauchmeister, mein kleiner dicker Zwicker, angethan mit einem buntgitzenen Schlafrock, auf dem Kopfe einen weißen runden Hut, und den Merleton im Nacken, in fliegendes Haar aufgelöst. Verstand ich den schlauchmeisterlichen Heros recht, der die Gaffer ihm zu folgen aufforderte, so brannte es in Herzfelde.

Ich flog in die Kleider, stürmte die Treppe hinab und bat Louis, der mir unten in der Hausflur entgegenkam, mir Pferde und Wagen zu verschaffen. Nur das Reitpferd des Herrn war zu haben; ich ließ es mir rasch satteln und jagte der Rathsspritze in gestrecktem Laufe nach. Leider hatte ich Freund Zwicker recht verstanden. Herzfelde, das freundlichste Dorf der ganzen Umgegend, stand in vollen Flammen. Das erste Grauen der Morgendämmerung im Hintergrunde, die schwarzen, halb entladenen Wetterwolken auf der entgegengesetzten Seite des Horizonts, das Leuchten der schwachen Blitze in der Ferne, die stillen Sterne, die hie und da über uns durch die vorüberjagenden Nebelschleier hervorblickten, das wüthende Feuer vor uns, dessen gluthrothe Lohe himmelan stieg, der dunkle, schwarze Rauch, der sich aus einem Hause nach dem andern entwickelte, und vom Winde getrieben, weit fortwälzte, das Rasseln der aus der Stadt herbeieilenden Spritzen und Wasserfässer auf der langen Chaussee, das Jammergeschrei, welches aus aus dem brennenden Dorfe immer näher und näher entgegentönte, die Angst, wohin zuerst sich zu wenden, wo zuerst zu helfen, der niederschlagende Gedanke, das Hab und Gut mehrerer unglücklichen Menschen hier vernichten zu sehen, deren Wohl und Weh das Schicksal mir so nahe an das Herz gelegt hatte — ich durchflog das Dunkel der schrecklichen Nacht fast athemlos, fand, als ich anlangte, schon mehrere Häuser in Asche und hatte nun so viel zu laufen, zu tragen, zu retten und zu helfen, daß ich in vier Stunden nicht zu mir selbst kommen konnte.

Unterdessen war es heller Tag geworden und das empörte Element überwältigt; drei und zwanzig große Gehöfte, unter ihnen das schöne Wirthshaus, wo ich vorgestern einkehrte, lagen in ihren Ruinen. Wenige der Abgebrannten hatten Einigt, die Meisten Alles verloren; die Hände ringend standen sie vor dem Aschenhaufen ihrer ehemaligen Wohnungen, und weinten die heißesten Thränen über das unverschuldete Unglück. Manche hatten kaum, ihre Blöße zu bedecken, und halbnackte Kinder brachen durch ihr Hungergeschrei den Eltern das Herz, die, in wenigen Minuten vom Wohlstande an den Bettelstab gebracht, nichts hatten, um das Bedürfniß der verzagenden Kleinen zu befriedigen.

Jetzt war es Zeit, meine Rolle aufzugeben; ich wollte, sobald die Leute nur einigermaßen sich vom ersten Schrecken erholt hatten, sie vom Schulzen herbeirufen und um mich sammeln lassen; ich wollte ihnen eröffnen, daß ich der Erbe der ehemaligen Besitzerin des Dorfes sei, daß ich mit deren Rechten auch deren Verbindlichkeiten geerbt habe, und daß es daher meine erste und heiligste Sorge sein solle, ihnen nach meinen Kräften den Schlag des Schicksals zu mildern. Ich ging mit diesem, mich selbst erhebenden Gedanken zu des Schulzen Wohnung; da lagerten schon versammelt die Unglücklichen, welche in dieser grausenvollen Nacht dem Kummer und der Hoffnungslosigkeit verfallen waren, und in ihrer Mitte stand, von den goldnen Strahlen der Frühsonne umflossen, eine Mädchengestalt, die, wie ein Engel der mildesten Liebe, die Hungrigen speiste, die Durstigen tränkte, die Halbnackenden kleidete und die Trauernden mit sanften Worten tröstete. Drei Wagen mit Brot und Wein und allerlei Lebensmitteln und Kleidungsstücken schon beladen, standen hinter ihr und mehrere Personen vertheilten, ihrer Anordnung gemäß, die mitgebrachten Bedürfnisse unter die Leidenden, auf welche die schnelle Hülfe des wohlthätigen Engels um so eingreifender zu wirken schien, als sie, von jenem Schlage des Schicksals betäubt, sich in den ersten Augenblicken der hoffnungslosesten Verzweiflung Preis gegeben hatten. Darum drängten sich auch Alle an das Mädchen heran und küßten ihr den Saum des Gewandes und die wohlthätige Hand, und brachen in rührende Thränen aus, unter denen sich das dankbare Herz so gern ausweint, wenn, im tiefsten Abgrunde der Noth, die Güte des Allbarmherzigen sich durch seine wundersame Fügung unerwartet offenbaret.

Was mir als Plan in der Brust lag, das hatte das edle liebliche Kind hier schon zur That gereift, was ich thun wollte, hatte sie schon ausgeführt. Die Freude des Wohlthuns glänzte in allen ihren Zügen; von dem Elende der Trauernden und von dem glücklichen Bewußtsein, dasselbe gemildert zu haben, gleich lebendig ergriffen, liefen ihr die hellen Thränen über die rosigen Wangen; mit demüthiger Bescheidenheit suchte sie den stürmischen Dank der Empfänger abzulehnen, und äußerte mit unbeschreiblicher Herzensgüte, daß das ja Menschenpflicht sei, was sie gethan, daß der Vater mehr zu schicken versprochen habe, und daß man den Glauben an Gott und Menschen nicht verlieren solle. In Kurzem wird, fuhr sie, den Thränen der Niedergeschlagenen mit freundlichen Worten aufrichtend, fort, und blickte auf den Kreis herab, der rund herum auf den Knieen lag und die Liebreizende wie ein Heiligenbild, wie einen von Gott gesandten Engel der Verkündigung betrachtete: in Kurzem wird Euer neuer Herr hier eintreffen. Er soll, wie das Gerücht sagt, nicht nur Eurer guten seligen Madame Mutter Güte, er soll auch ihr Herz, ihren Sinn für Wohlthun, ihre Theilnahme an fremden Leiden geerbt haben; bei ihm will sich mein Vater für Euch gern verwenden, und ist er bei, und er soll es, so dürft Ihr von ihm gewiß den schleunigsten Beistand, die zweckmäßigste Unterstützung erwarten. Darum verzaget nicht! hebt zu Gott Euer Auge empor; wo die Noth am größten, ist er ja immer am nächsten.

Von der frommen Rede und von dem günstigen Urtheil, das dieser kleine Purpurmund hier öffentlich über mich aussprach, bis in mein Innerstes aufgeregt, fragte ich meinen Nachbar, der ein klarenburger Bürger zu sein schien: Wer ist das Mädchen? Er wußte es nicht; aber von den Mädchen

jenglichen, einfachen Worten waren ihm die Augen übergegangen und er meinte, es sei ihm, als wäre er in der Kirche. Er griff in beide Taschen, holte alles Geld, was er bei sich hatte, heraus, trug es ungezählt hin und gab es an die Ersten und Besten im Kreise der Abgebrannten.

Auch das Mädchen, das sich jetzt zum Heimgange anzuschicken schien, vertheilte, mit dem Versprechen, bald wiederzukommen und dann mehr mitzubringen, einiges baare Geld unter die Bedürftigen; aber sie gerieth in sichtbare Verlegenheit, als sie mit dem Austheilen fertig war und mehrere ihr entgegengestreckte Hände, ohne eine Gabe erhalten zu haben, sich zurückziehen sah.

Ich machte mir rasch Platz, drängte mich heran und legte meine ganze Goldbörse in die Hand des wohlthätigen Sevaphe. Ich wollte einige passende Worte dazu sagen; aber als ich jetzt dem Mädchen gegenüber stand und ihr in die seelenvollen Augen sah, die mich mit stummem Staunen zu fragen schienen, wer ich sei, daß ich, zur Linderung fremder Noth, blankes Gold so mit vollen Händen spende, und als sie in holder Verwirrung mir, im Namen der reich Beschenkten, ihren Dank lispeln wollte und nicht konnte, weil sich unsere Blicke begegnet hatten, da versagte mir die Zunge den Dienst und ich empfand, daß ihr Mund ein Untergebener mehr des Kopfes, als des Herzens ist; jenen aber hatte ich über den Anblick des liebholden Kindes fast verloren.

Wer ist das Mädchen? wiederholte ich jetzt dringender, und wandte mich mit der Frage an eine Bäuerin, die neben mir stand. Das, liebes Herrchen, entgegnete die Alte: das ist Oberforstmeisters Hannchen, drüben aus Blumenwalde. Dieses aber wandte sich in dem Augenblicke mit einem Gesicht, in dem die fröhlichste Verklärung lag, zu ihren Schützlingen und rief ihnen freudig zu, daß das Wort, was sie von der Nähe der Hülfe in der Noth gesprochen, schon anfinge, wahr zu werden. Sie vertheilte jetzt meine Goldstücke mit weiser Umsicht und wies die Dankenden, zu meiner nicht kleinen Verlegenheit, an mich. Indem diese aber mich eben in das Auge faßten und sich mir nähern wollten, um mich durch die Versicherung ihrer Verpflichtung zu beschämen, kam, bleich wie der Tod, athemlos ein junges Weib in den Kreis gestürzt, rang Hannchen die Hände krampfhaft entgegen und schrie: mein Kind, mein Kind! Hülfe, im Gottes Willen, Hülfe! Jetzt erst erkannte ich in der Verzweifelnden die junge Wirthin, die mir vorgestern die Kaltschale gebracht hatte. Nach vielen Fragen, mit denen wir die Gestörte bestürmten, die so erschöpft war, daß sie kaum mehr athmen konnte, brachten wir heraus, daß sie im ersten Schrecken ihrer Nacht glaubte, ihr Mann, der früher dem brennenden Hause entrissen sei, habe ihr kleines Mädchen aus der Wiege gerettet; sobald sie sich aber einige Minuten darauf zusammenfanden, ergab sich das Gegentheil. Ich wollte in das Feuer, sagte die unglückliche in kurzen abgebrochenen Sätzen, und hatte fast weder Thränen noch Stimme mehr, aber da riefen sie mich zurück. Meine Schwester war mit dem Kinde fort in die Stadt, zu meinen Eltern — ich lasse brennen Haus und Hof, und eile in die Stadt — meine Schwester ist da — sie hat unser Silberzeug und unser Geld gerettet; aber mein Kind ist nicht da. — Ich komme zurück — unser Haus liegt über die Hälfte in Asche — ich frage alle Nachbarn nach meinem Kinde — es ist nicht da — ich will hinein in die brennenden Trümmer — vertreten mir die Menschen den Weg und fragen, ob ich rasend sei; — Hannchen, englisches Hannchen — Ihnen folgen sie; was Sie sagen, das thun sie — befehlen Sie ihnen, mich hineinzulassen, ich will mein Kind aus der Asche holen, todt oder lebendig! Sie warf sich zu Hannchens Füßen und umschlang ihre Kniee und schrie, sich den Haar von den Händen ringend: laßt mich zu meinem Kinde! die Wiege steht dort hinter der Brandmauer! — Wer holt das Kind aus dem Hause? fragte Hannchen laut weinend in den Kreis, und hielt den Rest meiner Geldbörse hoch in die Höhe. Zwanzig, Dreißig eilten hin; aber als sie sich durch die glimmenden Ruinen den Weg zum Gebälke bahnen wollten, das sich an die Brandmauer der noch stehenden Hälfte des Hauses gelehnt hatte, schlugen von neuem die Flammen hoch auf und das Holzwerk stand in vollem Feuer. Keiner hatte den Muth zu dem Todesgange. Dreimal setzte die unglückliche Mutter an, und dreimal kehrte sie mit brennenden Kleidern zurück. Hannchen rief, von der quälenden Angst der jammernden Mutter gefoltert, noch einmal um Hülfe und schritt selbst nach der Brandstätte vor. Unterdessen hatte ich eine Spritze herbeigeholt, ließ das Rohr derselben seine Richtung auf eine Oeffnung nehmen, die ich in dem an die Brandmauer gelehnten Gebälke bemerkt hatte, stürzte nun, im Wasserstrahl der rastlos arbeitenden Spritze, unaufhaltsam in die Flamme, wand mich durch Trümmer und Asche, und gelangte an die von der Mutter bezeichnete Stelle. Wie durch ein Wunder Gottes stand die Wiege unversehrt dicht an der Mauer; die halbverkohlten herabgebrochenen Balken waren gegen einander gefallen und hatten eine Art von Dach über der Wiege gebildet. Das Kind schlummerte in der schützenden Hand des höchsten Erbarmers; ich riß es eilend heraus, trug es, von den Strahlen der auf mich gerichteten Spritze vor den Flammen gesichert, aus dem jetzt dicht hinter mir zusammenstürzenden Gebäude, und legte es in Hannchens Arme, aus denen es die jauchzende Mutter unter dem lautesten Jubel des Volkes empfing.

Bis auf die Haut durchnäßt, entzog ich mich dem stürmischen Danke der Umstehenden, warf mich auf mein Pferd und ritt nach Hause. Die Menschen legten auf die That mehr Werth, als sie sollten. Die Hand auf das Herz, konnte ich mir nicht leugnen, daß das Streben nach dem Beifalle des liebreizenden Mädchens mich eigentlich mehr, als jede andere Rücksicht, in die Gefahr des Feuertodes gedrängt hatte. Auf so lockerem Sande mag sich oft unsere Tugend ihre Tempel bauen! Hannchen hatte kein Wort zu mir gesprochen; aber der himmlische Blick des Entzückens, mit dem sie das Kind aus meinen Händen an ihr Herz legte, sprach die martervolle Angst, mit der sie mich in die Flammen gehen sah, die geschmeichelte Eitelkeit, daß ihre Bitte der Preis war, um den ich die sogenannte Heldenthat leistete, und die überschwengliche Freude über meine und des Kindes glückliche Rettung, lauter aus, als alle Rede.

Nach Tische erhielt ich ein Billet vom Oberforstmeister Wilmar aus Blumenwalde. Nach dem Eingange, in welchem er meiner vorgeblichen Großthat eine weitläufige Prunkrede hielt, entschuldigte er sich, wegen eines kleinen Anfalls von Podagra, nicht selbst kommen und seinen und seiner Tochter Dank mir überbringen zu können; nicht, um diesen mir zu holen, sondern um ihm, wie er sich ausdrückte, die Freude meiner Bekanntschaft zu schenken, bäte er mich, ihn recht bald zu besuchen, und ich würde ihn und seine Tochter Hannchen verpflichten, wenn ich sie vielleicht noch diesen Abend mit meiner Gegenwart erfreute, da letztere von Zwicker gehört habe, daß ich ein Freund des Herrn Hofraths Blum sei, und sie heute noch wegen der den Abgebrannten zu leistenden Unterstützung mit mir Rücksprache zu nehmen wünschten, um mit der morgen in die Residenz abgehenden Post dem Herrn Hofrath das Nähere dieserhalb mittheilen zu können, weil, um die eingeäscherten Wohnungen wenigstens in so weit wieder aufzubauen, daß die Abgebrannten vor Eintritt des Winters noch unter Dach und Fach kommen könnten, kein Tag zu verlieren sei.

Oft hatte ich mir aus den Dichtern der ältern und neuern Zeit das Bild des häuslichen Friedens, nach dem ich mich in den Träumen von meinem künftigen Leben im Stillen sehnte, mit den Farben meiner Phantasie ausgemalt; hier in der Oberforstmeisterei von Blumenwalde fand ich es verwirklicht. Nicht als Fremder, als vieljähriger Bekannter, als Freund, trat ich in das Haus. Hannchen mochte dem Vater viel zu viel Gutes von mir erzählt haben; er bewillkommte mich mit rührender Herzlichkeit und sprach über die Bruderpflicht gegen fremde Leiden mit solch einfacher Biederkeit, daß ich ihm hätte Stunden lang zuhören mögen, und jetzt wohl begriff, daß die Tochter eines solchen Vaters seine Freude und der Segen ihrer ganzen Umgebung sein müsse. So ernst und weich heute früh das Mädchen auf dem Schreckensplatze des menschlichen Elends gewesen war, so fröhlich und heiter war sie diesen Abend. Sie hatte in dem göttlichen Gefühle, Gutes thun zu können und Gutes gethan zu haben, geschwelgt, und diese selige Empfindung hatte ihr Brust und Herz gefüllt. Mit freudiger Eile gingen wir an die Pläne zur Wiederaufhülfe der Brandbeschädigten; und alle Züge in Hannchens blühendem Madonnengesicht verklärten sich sichtlich, als ich erklärte, von Blum für jedes Geschäft bevollmächtigt zu sein, und daß ich nun in seiner Seele handle, wenn ich im vorliegenden Falle Alles aufböte, um die wohlthätigen Entwürfe zum Besten der Verunglückten möglichst schnell zur Ausführung zu bringen, wozu ich die erforderlichen Summen bei dem mir bestimmten Banquier in Klarenburg sofort anweisen würde.

Siehst Du, Väterchen, sagte triumphirend Hannchen zum alten Herrn: ich habe mich nicht getäuscht; Blum ist, wie ich ihn mir gedacht habe!

Und wie haben Sie Sich ihn denn gedacht? fragte ich lächelnd, und wollte hören, woher sie die günstige Meinung geschöpft habe.

Hannchen erwiederte, daß die selige Madame Wilborn immer mit einer Art edlen Stolzes auf die Gediegenheit seines Herzens von ihm gesprochen habe und — setzte sie bei der feinen Artigkeit, die sie mir sagen wollte, verlegen freundlich hinzu — und an ihrem Umgange, an ihren Freunden soll man ja die Leute erkennen. Wenn Blum Ihrer Freundschaft nicht würdig wäre, würden Sie dieselbe ihm gewiß — nicht geschenkt haben, wollte sie hinzusetzen, aber es war, als fühlte sie die Schmeichelei, die sie auf den Lippen hatte, als schicke es sich nicht, daß ein Mädchenmund ein so verbindliches Wort einem jungen Manne

ins Gesicht sage, — sie hielt daher schnell inne und sagte, zum Vater gewandt: Dein Pfeifchen will heute auch gar nicht brennen, und lief nach Papier, um sie anzuzünden. Mir aber brannte das Herz in der Brust; denn des Mädchens schlichte, einfache Weise hatte etwas unbeschreiblich Anziehendes. Die frische Jugendfülle, das herrliche Ebenmaß im ganzen Gliederbau, die schlanke Figur, die zarte Anmuth in Haltung und Gang, das Melodische der Silberstimme, der eigene Liebreiz in jedem Zuge des sprechenden Gesichts, das Scheinmädchen des kleinen Rosenmundes, daß nußbraune Ringelhaar, dies Alles waren Nebensachen, wenn man dem Grazienkinde in das blaue Auge sah; in diesem himmelreinen Seelenspiegel lagen Geistestiefe, Herzensgüte, mädchenhafte Züchtigkeit, fleckenlose Tugend, ungetrübter Seelenfriede, mit Einem Worte, eine Welt voll Seligkeit so unverkennbar, daß mir mit jedem Blicke in dieses Wunderblau ward, als würde ich selbst ein besserer Mensch, als fielen die Schlacken des Irdischen mir von Herz und Seele, als veredele sich mein geistiges Innere.

Wir gingen, — der alte Herr konnte uns wegen seiner widerspenstigen Unterthanen, wie er sein krankes Fußwerk nannte, nicht begleiten, — allein in den am Hause befindlichen Garten; die köstliche Obstbaumanlage war das Werk ihrer früh verstorbenen Mutter; die tausendfarbigen Blumen-Parkteen aber dankten der schöpferischen Johanna Dasein und Blühen. In kindlicher Unschuld plauderte sie von der Eintheilung ihrer Zeit, die ihr immer zu kurz war, weil sie die Pflege des Vaters, die Verwaltung des kleinen Hauswesens, die Abwartung ihres zahlreichen Federviehes, die Unterhaltung des Gartens, die Aufsicht über ein Vermächtniß der Madame Milborn, über die Erziehungsanstalt verwaister Bauernkinder, und hundert andere kleine Geschäfte zu besorgen hatte, und die wenigen Freistunden gehörten ihrem Flügel und ihrer Bibliothek, in der ich später die besten Klassiker unserer und der französischen, englischen und italienischen Literatur fand. Im Laufe ihrer Unterhaltung kam sie unter andern auch auf die glücklichen Tage zu sprechen, die sie im Hause meiner guten seligen Großmutter verlebt hatte, und ich erkannte die Siebente aus dem bewußten Cyclus. Das ist das Mädchen, das die Großmutter gemeint hat, sagte ich fast laut zu mir selbst, als ich die Entdeckung machte, und als müßte sie und keine andere es sein, so ward mir zu Sinne, je mehr ich dieses fröhliche, schuldlose Wesen sprechen hörte und handeln sah. Ich wollte den Abend in die Stadt zurück; aber Vater und Tochter baten so freundlich, doch zu übernachten, daß ich gern blieb. Auch den folgenden und den zweiten und dritten und vierten und fünften Tag war ich noch bei ihnen, und je länger ich mit ihnen lebte, desto traulicher ward unser Verhältniß, desto reizender entfaltete sich diese Knospe, desto ruhiger wurde ihre Laune, desto herziger ihr ganzes Thun und Wesen. Den Morgen verbrachten wir im Garten; am Tage hatte ich mit dem alten Herrn und den aus der Stadt geholten Baumeistern und Gewerken über die wieder aufzurichtenden herrschaftlichen Brandstellen mich zu besprechen, gezeichnete Entwürfe zu besichtigen, Verträge zu schließen und dergleichen mehr, und Abends — das waren meine eigentlichen Feierstunden, da sang Johanna in der blühenden Laube und ich begleitete ihr meisterhaftes Guitarrenspiel mit meiner Flöte, oder wir begossen Blumen, wo ihr ausgelassener Muthwille nicht verfehlte, mich bei der Gelegenheit mit unter Wasser zu setzen; oder wir gingen über die blumenduftige Wiese nach Herzfelde und vertheilten unter unsere Schützlinge die Lebensmittel, die wir mit den Pferden des Vaters vorher hatten hinschaffen lassen, und wenn dann die dankbaren Empfänger aus den Erdhütten, die sie sich in ihren Gärten zusammengeschaufelt hatten, herauskamen und sich an das Mädchen drängten, und jedes in seiner Weise der wohlthätigen Spenderin mit frommen Worten Glück und Segen wünschte und, mit neuem Glauben an die Vorsicht gestärkt, zu dem Aschenhaufen seiner Brandstätte zurückkehrte, da wandelte Johanna an meinem Arme mit einer Stimmung heim, die von Neuem die Wahrheit bestätigte, daß Geben beglückender sei, denn Nehmen.

Am Abende des letzten Tages meines Dortseins waren wir wieder in Herzfelde gewesen. Ich hatte ihr früher schon gesagt, daß ich nun wieder nach der Stadt müsse, und in Kurzem nach der Residenz zurückzureisen genöthigt sei; daß dies daher unser letzter Spaziergang wäre, den wir zusammen machten. Sie kam mir — wir Männer sind doch gewaltig eitel — sie kam mir heute Abend ungemein weich gestimmt und in sich gekehrt vor, und diese kleine Anwandlung von Trübsinn that meinem Herzen unbeschreiblich wohl. Sie äußerte, immer gehofft zu haben, daß ich meinem Aufenthalte noch einige Tage zugeben würde; der Vater habe sich an meine Gesellschaft gewöhnt, so daß er mich recht schmerzlich vermissen werde, und sie entgegnete, als ich ihr versicherte, recht bald wieder zu kommen und dann hoffentlich länger bleiben zu können, kopfschüttelnd: sie befürchte, daß ich in der geräuschvollen Residenz das stille Leben in Blumenwalde mir zu bald vergessen werde. Sie wandte sich bald schnell seitwärts, daß ich das Wasser nicht sehen sollte, das ihr in die Augen trat, und in dessen dunkelblauem Krystallgrunde sich das Abendgold der untergehenden Sonne wundersam spiegelte.

Ich erwiederte, von diesen sanften Thränen bis in die Tiefste meiner Seele entzückt, lächelnd, daß, wenn von Nothwendigkeit die Rede sein könne, ich diese mehr zu besorgen habe, als mein liebes Blumenmädel; in Kurzem werde mein Freund, der Hofrath, eintreffen; bei dem günstigen Vorurtheile, das sie schon von ihm habe, bei dem empfehlenden Rufe, in dem er hier allgemein, vielleicht über sein Verdienst, stehe, und bei den mannichfachen Verhältnisse, in das ihn seine bedeutende Existenz gesetzt habe, müßte ich, mit allem Rechte fürchten, daß mich Blumenwalde mit allen seinen Bewohnern über diesen nur zu bald vergessen werde.

Mit allen? fragte sie leise, und schüttelte, ihre Frage verneinend, das gesenkte Köpfchen. Die Menschen auf dem Lande, setzte sie kaum hörbar und mit einer eigenen Art gereizter Empfindlichkeit hinzu, sind nicht so leicht, so wandelbar, als die in der Residenz; wem wir einmal gut geworden sind, dem bleiben wir es und können ihn nie vergessen. Die letzten Worte sagte sie von einem warmen Thränenstrome überwallt, so heimlich, daß sie mehr zu errathen, als zu verstehen waren. Ich ergriff, meiner jetzt nicht länger mächtig, die Gelegenheit des Augenblicks und gestand ihr, was mir lange auf dem Herzen gelegen. Die Liebe lieh mir die Gewalt ihrer Sprache; ich bekannte ihr den Eindruck, den sie vom ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft zwischen den Feuersäulen des brennenden Dorfes auf mich machte; ich erzählte, wie jeder Tag unseres Beisammenseins diesen wohlthätigen Eindruck immer mehr und mehr verstärkt und meinen Entschluß gereift habe; ich versicherte ihr, daß meine häusliche Lage hinlänglich festgestellt sei, um ihr an meiner Seite ein auskömmliches Leben bieten zu können, und schloß mit der sanften Frage, ob ich auf meinen raschen, von der Kürze der Zeit mir vielleicht zu früh abgewonnenen Antrag wenigstens die vorläufige Erklärung erwarten dürfe, nicht ganz hoffnungslos zu scheiden.

Wer malt die schöne Johanna, die während dieser gewichtigen, unser beiderseitiges ganzes Lebensglück betreffenden Rede von meinen Linien umschlungen, ungesehen von der ganzen Welt, unter Gottes freiem Himmel, von den milden Strahlen der sinkenden Sonne umflossen, mir gegenüber stand. Ihr Rechte zitterte in der meinigen. Anfänglich, von dem herzlichen Ernste meiner Worte überrascht, hatte sie den Blick tief zur Erde geschlagen; dann löste sich der Sturm ihrer aufgeregten Empfindungen in ein sanftes Weinen auf. Mild lächelnd hob sie jetzt ihr geistvolles Auge zu den goldurchglühten Wolken, und als das Blaufeuer ihrer Liebessterne den ganzen Lichtglanz des Feuergoldes drüben im Westen gleichsam aufgesogen hatte, warf sie den jungfräulichen Blick der süßesten Gewährung auf mich, legte, von bräutlicher Schamhaftigkeit übergossen, das braune Lockenköpfchen an meine Brust, drückte ihr Rechte auf mein hochklopfendes Herz, hob die Lilienpracht des keuschen Busens, als sei ihr Miederchen, Luft und Welt zu enge, wollte sprechen und konnte nicht, und erwiederte den ersten, den Verlobungskuß, den ich auf die schwellenden Purpurlippen drückte, mit einer Hingebung, welche das süße Gefühl ihrer Gegenliebe ausdrückte, als es irgend eine Sprache der Welt vermag.

Den Stein vom Herzen, ward sie die natürliche Zugebundenheit selbst, und über die wenigen Schritte bis zum väterlichen Garten brachten wir länger als eine halbe Stunde zu; denn wir hatten einander so viel zu erzählen und zusammen so viel zu kosen und zu küssen, daß es dunkel geworden war, als wir zu Hause anlangten. Hannchen lispelte mir die Bitte zu, mit dem Vater zuerst davon zu reden, heute aber, wo ihr alles zu neu sei, noch nicht davon anzufangen und entschlüpfte, unter dem Vorwande einer Menge häuslicher Geschäfte, mir unter den Händen. Ich konnte indeß dem Drange meiner Empfindungen nicht widerstehen, sondern sprach gleich mit dem alten biedern Waidmanne das ernste Wort meiner Wünsche mit bescheidenem Freimuthe, überraschte ihn mit der Eröffnung, daß sein künftiger Schwiegersohn nicht der vermeintliche Geheimsecretair Straguro, sondern der Hofrath Blum selbst sei, setzte ihm die Gründe auseinander, die mich bestimmt hatten, unter jenem angenommenen Namen hier aufzutreten, bat ihn, seinem Hannchen davon bis jetzt noch keine Kunde zu geben, weil ich mir so eben, auf dem Gange von Herzfelde hieher, einen andern passlichen Zeitpunkt dafür ausgesonnen habe und setzte hinzu, daß mir der Einfall, meinen Namen zu verheimlichen, jetzt um so lieber sei, als ich in der Rolle des Fremden, Bedeutungslosen die Ueberzeugung gewonnen habe, daß sein holdes Kind allein vom liebenden Herzen und von keinen andern Nebenrücksichten bestimmt worden sei, mir seine Hand zu geben.

Mit stürmischer Fröhlichkeit umschloß mich der Vater, und nnte den Freudenthränen nicht wehren, die ihm diese Nachchten aus dem Innersten seines Gemüths in die Augen drängn, entschuldigte, auf seine beschränkte Vermögenslage hindeund, seinem Kinde auf dem Lebenswege in die Welt nicht viel hr mitgeben zu können, als dessen gutes Herz und ihre Bilung, und schien die darauf erwiederte Versicherung, daß diese iden Schätze gerade die Hauptpunkte meiner Wahl wären, nd daß die mir von meiner guten Großmutter bereitete Lage, ich der gefährlichen Nothwendigkeit überhoben hätte, mich nach nem reichen Mädchen umsehen zu müssen, beifällig zu hören.

Jetzt trat Hannchen herein, und um das Gespräch auf ein dderes Kapitel zu bringen, fragte er sie, wo sie ihre kleinen chmucksachen hingelegt habe; er hätte sie, in der Voraussetzung, daß sie selbige zum morgenden Balle bei der Generalin nlegen werde, während ihrer Abwesenheit in ihrem Schranke rsucht, um sie Beaten, dem Dienstmädchen, zum Putzen zu ben; allein sie seien nirgends zu finden gewesen. Hannchen wiederte, die gewaltige Verlegenheit, in die sie durch die Frage rieth, mühsam verbergend, daß sie gar nicht wünschte, die achen anzulegen, da Mehreres, so lieb es ihr an sich als ndenken ihrer guten seligen Mutter und der Madame Milborn uch wäre, nicht ganz modisch gefaßt und das Ganze zur Einchheit ihres Anzuges nicht recht passend sei. Da hat mir, rtgegnete der Vater mit weicher werbender Stimme, und legte gnend die Hand auf des Kindes Lockenkopf: da hat der alte saak aus Klarenburg die Sache anders erzählt, bei dem egt der ganze Schmuck, und Du hast ihn verwandelt in Thräen der Freude und des Dankes.

Mein Vater! unterbrach ihn Hannchen bittend, als wolle nicht, daß mir ihr stilles Tugendwalten so verlautbart werde; ber der Vater schloß sie in seine Arme und sagte: so fromm nd mild war Deine Mutter auch, und was ihre Linke that, avon sollte ihre Rechte immer nichts wissen! Sieh, wie solche utthat Früchte trägt! Der alte Isaak erklärte, daß, seit er on den Leuten in der Stadt erfahren habe, daß Du für die erzfelder Abgebrannten das geliehene Geld verwendet hättest, s ihm unmöglich sei, einen Pfennig Zinsen zu nehmen, und enn Du auch erst nach zehn Jahren Dein Pfand wieder einfest.

Tief ergriffen von dem himmlischen Zuge des lieblichen indes zog ich sie vor den Augen des Vaters an meine Brust, nd der Alte legte auch auf mich seine segnende Hand und eihte den Bund, den Liebe, Tugend und Unschuld geschlossen, hne Wort und Laut; denn Hannchen sollte ja nicht wissen, aß ich bereits mit dem Vater gesprochen.

Daß ich denselben Abend noch, sobald ich in Klarenburg intraf, den Schmuck vom alten Isaak wieder einlöste, und ehrere solche Kleinigkeiten nach dem neuesten Geschmack dazu gte, daß ich, im Sinne meiner guten Großmutter, eine siebenfache Perlenschnur, einen Leibgürtel mit sieben, fast bis zur rde reichenden Korallenschnüren, und einen Kamm, auf dem eben einzeln gefaßte Diamanten das Siebengestirn bildeten, inzufügte, und daß all diese blitzende Herrlichkeiten den andern Morgen mit einer ganzen Sammlung der elegantesten Ballleider an den alten Herrn nach Blumenwalde hinauswanderten, it der Bitte, meinem holden Hannchen dies Alles in seinem amen zu überreichen und ihr zu sagen, daß ich diesen Nachmittag mit einem Wagen kommen und sie auf den Ball abolen wolle, versteht sich von selbst.

Ich eilte hierauf zur Generalin, die ich die ganze Woche it keinem Auge wieder gesehen hatte und die, als meine nächste ütterliche Freundin, die erste sein sollte, welche von meiner tüdlichen Bräutigamschaft erfahre; aber diese hatte den Kopf voll von den Anstalten zum heutigen Ball, und mit Koch, onditor, Tafeldecker und Bedienten so viel zu sprechen, zu fraen und anzuordnen, daß ich zu einem traulichen Worte unter ler Augen gar nicht kommen konnte, und mein süßes Geheimiß auf dem Herzen behalten mußte. Doch benutzte ich den mstand, daß sie, um des lästigen Vorstellens der ankommenden äste überhoben zu sein, den alten Silberkopf, ihren Kammerener, ausführlich unterrichtete, die Gäste, bei ihrem Eintritt n den Saal, wie es in den französischen höhern Cirkeln Sitte t, laut und vernehmlich beim Namen zu nennen, zur Ausührung meines Plans, und versiegelte dem alten Manne mit nem Goldstücke den Mund, daß er ihn halte, bis es Zeit sei. nd als ich nun Abends an der Seite meiner Johanna, die in rem köstlichen Ballstaate, mit ihrer stolzen Figur, mit ihrem elen Anstande, wie die geborne Königin des Festes aussah, in en hocherleuchteten Saal trat, rief mein alter ehrlicher Kammerdiener, der von mir erhaltenen Anweisung gemäß, laut und ernehmlich in die bunte Gesellschaft: der Herr Hofrath Blum it seiner Braut, Demoiselle Johanna Wilmar! und vom Orchester herab ertönte, auf Anordnung des alten sinnigen Weißopfs, der Schall von Trompeten und Pauken, und der überraschte Kreis staunte mit lauter Bewunderung die schöne Johanna an, die von der unerwarteten Verlautbarung ihres heiligen Geheimnisses, das sie nur bei sich und mir aufbewahrt glaubte, und von der Entdeckung des vielbesagten Herrn Hofraths in meiner Wenigkeit bis in das Innerste erbebt, ihrer kaum mehr mächtig, sich gegen die Versammlung verbeugte, und vom dunkelsten Karmine der bräutlichen Verwirrung übergossen, der mütterlichen Freundin, der Generalin, fast besinnungslos in die Arme sank.

Robert, rief diese in freundlicher Rührung, und küßte mein süßes Hannchen in das Leben zurück: wie unnennbar glücklich machst Du mich durch diese Wahl! Du verschönerst mir, durch Hannchens Einführung als Deine Braut, meinen Ball zum Feste, meinen Saal zum Brauttempel, den Abend zu einem unvergeßlichen für mein ganzes Leben. Sie wollte im Ergusse ihrer mir unbeschreiblich wohlthuenden Freude noch mehr sagen, aber von allen Seiten drängten sich Hannchens Gespielinnen und Jugendfreundinnen heran und brachten ihr die Versicherungen ihrer Theilnahme und ihre Wünsche; und mich umkreiseten eine Menge Herren und ältere Frauen, die mich als Enkel ihrer Freundin, der Madame Milborn, und als Sohn ihrer vertrauten Jugendbekanntin, meiner seligen Mutter, mit reiner Herzlichkeit bewillkommten und mir zu Hannchens Wahl Glück wünschten. Desselbigen gleichen that auch mein kleiner Steuerrevisor Zwicker, der mich breit abschmatzte und mir zugleich im Vertrauen steckte, daß er mir sein Tinchen im Geheimen zugedacht habe; da ich indessen sehe, fuhr er fröhlich fort: daß sich unser guter Herr Hofrath anderweit eingelassen hat, so habe ich diesen Augenblick dort drüben dem jungen Blaufrack mit den gelben Knöpfen, dem Hofrath Wachtel, einem reichen Hecht, der mir um des Mädels Willen schon ein Jahr lang um den Bart geht, die Tine zugesagt. Wachtelchen, rief er dem feinen Manne zu: kommen Sie her, unser Blümchen blüht für eine andere; haben von ihm nichts mehr zu fürchten! Seid beide Bräutigam, müßt Euch näher kennen lernen; küßt Euch Kinder, seid gute Freunde und damit Basta! Ich wollte über den kleinen Stehauf, der heute in seinem meergrünen seidenen Kleide, einen Degen mit porzellanenem Gefäße an der Seite, und die dicken Butterfässer von Waden in vergilbten Strümpfen gar possirlich aussah, lachen, aber — er war ja in jener Schreckensnacht, unter Donner und Blitz, mit in Herzfelde gewesen und hatte dort seine Schlauchmeisterpflicht redlich und treulich erfüllt und das Menschenelend nach Kräften mit lindern geholfen; das fiel mir ein, und ich konnte nun über die komische Außenseite des kleinen Witzliputzli nicht mehr lachen, sondern drückte ihm und seinem neuen Schwiegersohn herzlich die Hand. Ich wollte noch ein langes mit ihm verkehren, aber da kam die niedliche Florentine mit dem Grünrock angeflogen, gratulirte mir zu Hannchens Besitz und stellte mir den grünen Freund als ihren seit gestern Abend verlobten Bräutigam vor, und so vermittelte sich denn binnen wenigen Minuten, daß Lottchen Sandler, Adele von Strahlenthal, Prokofjewna Tschimadunow und Bürgermeisters Julchen, kurz alle sechs Mädchen meines Siebengestirns, theils förmlich verlobt, theils unter Zustimmung ihrer Eltern so gut als versprochen waren. Um dem Festabende daher seine volle Würze zu geben und die kleine Last des freudigen Schrecks (unter der mein armes Hannchen vorhin fast erlegen wäre, als ich sie der ganzen Gesellschaft als Braut vorstellte, da sie es selber noch nicht einmal recht wußte) unter die Uebrigen zu vertheilen, damit sie leichter trage, stellte ich mich mitten in den Saal, bat die Gesellschaft um geneigtes Gehör und erklärte ihr nun, während oben das Orchester sich schon zur Begleitung bereit hielt, daß wir hier zusammengekommen wären, nicht um *eine*, sondern um *sieben* Verlobungen zu feiern. Jetzt las ich die sieben Paare, deren Namen ich mir aufgezeichnet hatte, zum lauten Jubel sämmtlicher Gäste, mit heller Stimme ab, und während auf ein gegebenes Zeichen oben Trompeten und Pauken drei Mal durcheinander schmetterten und wirbelten, daß man sein eigenes Wort nicht hören konnte, lag unten die ganze Gesellschaft einander in den Armen; denn sie waren Alle durch die sieben junge Paare einander näher oder entfernter verwandt geworden, sie waren Alle *eine* Familie. Jetzt die Braut-Polonaise! rief ich nach dem Orchester hinauf, denn ich befürchtete, erdrückt zu werden; alle sechs Mädchen kamen, jede mit ihrem Bräutigam und ihren Eltern, Tanten und Oheimen, und küßten, herzten und umhalseten mich, daß ich schier meinte, es wäre mein Letztes. Als ich aber die Polonaise ordnen wollte, um die sieben Paare voran tanzen zu lassen, trat Vater Wilmar in den Saal, rief, daß ihn die Freude nicht länger zu Hause gelassen habe, daher er der gastlichen Einladung gefolgt und Podagra und allen Schmerz vergessend, gekommen sei, diesen Festabend mit uns zu feiern. Ein tumultuarischer Halloh des jungen Kreises hieß ihn unter uns willkommen. Hannchen ging ihm entgegen und klagte ihm die entsetzliche Verlegenheit, in die ich sie gesetzt hatte, versicherte

hoch und theuer, daß sie an dem Allen wahrhaftig nicht Schuld sei und — noch nicht Ja gesagt habe. Nun, so sag' jetzt Ja, Hannchen, erwiederte der Alte fröhlich: wenn Du sonst gegen unsern Herrn Hofrath nichts zu erinnern hast; wir zwei Beide sind darüber schon seit gestern Abend mit einander im Reinen.

Also hast Du, Väterchen, an dem schelmischen Anschlage Theil genommen? rief Hannchen in einem Gemische von scherzhafter Unbefangenheit und freudiger Rührung: ich bin durch Euch wie verrathen und verkauft. Du hast gewußt, daß der gefährliche Mensch unter fremdem Namen in unser Haus kommt? Ich sollte schmollen, ich sollte böse sein; ach, und ich kann nicht, denn ich habe ihn — ihr brach die Stimme, sie schmiegte sich lächelnd an den Vater und sagte leise — entsetzlich lieb.

Die Braut-Polonaise, die Braut-Polonaise! erscholl es von allen Seiten, und die Mutter Generalin bat den Ober-Forstmeister um den Tanz, und vom Orchester herab ertönte mit vollstimmiger Musik der prächtige Polentanz, und an der Spitze des langen Festzuges schwebte Johanna an meiner Seite durch den Saal, hold und schön, wie ein Liebesengel aus höheren Welten, und die älteren, nicht mittanzenden Herren und Damen drängten sich heran, um das liebreizende Kind in seiner bräutlichen Herrlichkeit zu schauen, und Alles beugte sich, als sie vorübertanzte, vor ihr, dem Zauber ihrer Armuth huldigend, und der kleine dicke Zwicker bückte sich so tief, daß ihm der heute absonderlich von Puder und Pomade strotzende Merleton vorn über schoß und ihm zwischen den gelblichen Wangen baumelte. Johanna selbst aber, die Allgewalt ihrer Reize nicht ahnend, und über das Vorgegangene immer noch nicht recht zu sich selbst gekommen, vermeinte, gar nicht mehr auf Erden zu sein. Es ist mir, sagte sie, und in der Azurbläue ihres seelenvollen Auges lag eine himmlische Verklärung, als schwebte ich zwischen den lichteren Räumen der rosigsten Traumwelt, als wollte mir die lauterste Freude die überselige Brust von einander sprengen.

Kaum war der köstliche Tanz geendet, so stürmten die sechs Bräutigame heran und baten Hannchen um Cotillons, Français sen und Walzer, daß ich fast in Versuchung kam, den Eheherrn zu spielen und die Tanzlustige vor dem Zuviel zu warnen. Doch die Generalin winkte mir, ihr zu folgen, und führte mich in ein stilles, entferntes Gemach, wo sie mich zweien ältlichen Herren vorstellte. Der eine war der Ober-Pupillenrath, der Vollzieher des von meiner guten Großmutter hinterlassenen Testaments, der andere der Vorsteher des Armenwesens. Es mag vielleicht Unrecht sein, Robert, daß ich Dich in der Freude störe, hob die Generalin an: aber — nenne es Neugierde, Vorgefühl, Ahnung, wie Du willst — Du weißt von der versiegelten Bestimmung unserer seligen Milborn, die in meinen Händen ist. Der Augenblick, daß wir das Blatt eröffnen dürfen, ist da, Du hast Deine Verlobung uns angekündigt; die beiden Herren, in deren Gegenwart die Eröffnung geschehen soll, sind auch da. Willst Du also, so thue mir den Gefallen, und laß uns zum Werke schreiten.

Wohl war mir der gegenwärtige Zeitpunkt nicht recht passend; nicht, weil ich ein Mißbehagen fürchtete, wenn die Einkünfte der ausgesetzten Summe mir darum entgingen, daß meine Wahl von den Wünschen meiner Großmutter abwich, — denn durch Hannchens Besitz war ich ja für dies Alles tausendfach entschädigt; sondern weil der Wechsel aus dem lustigen Ballsaal in das stille Zimmer, aus den Armen der Liebe in die des Todes, doch auch gar zu grell war; doch — die Generalin wünschte es, und ich mochte und konnte nicht weigern.

Nachdem daher der Pupillenrath sich und uns von der Unverletztheit des Siegels überzeugt hatte, erbrach er dasselbe, erkannte mit uns die Unterschrift der Verstorbenen für richtig, und begann die letztwillige Verfügung der Erblasserin, wie folget, zu verlesen. Blos weil der Inhalt von dem, wie ihn Freund Sandler, der wohl lauten aber nicht zusammenschlagen gehört, erzählt hatte, in etwas abwich, und um der Großmutter Sonderbarkeiten aus ihrer Schreibart kennen zu lernen, setze ich ihn wörtlich her:

Die in meinem Testamente §. 65 erwähnten, bei der Bank belegten 50,000 Thaler kündigt mein Enkel Robert, hebt sie und verwendet sie zu milden Zwecken nach eigenem Gutdünken. Heirathet er aber die, welche mir unter den Mädchen meiner Bekanntschaft am besten gefällt, weil sie die Hübscheste von allen, und ein frommes, anstelliges, wohlunterrichtetes Kind ist, das von dem zeitlichen Vermögen, was ihrem Gatten, meinem Enkel Robert, aus meiner Hinterlassenschaft zufällt, für die Armuth gewiß einen weisen Gebrauch machen wird, so soll mein Enkel Robert das Capital jener 50,000 Thaler bei der Bank stehen lassen und die Zinsen davon sollen ihm und seiner Frau, so lange eins von beiden lebt, zu Gute kommen; sind aber beide mit Tode abgegangen, dann soll dies Capital der Armenkasse zu Klarenburg verfallen sein auf ewige Zeiten. Das Mädchen, das ich meine, heißt wie meine selige Tochter, Hannchen, und ist das einzige Kind des Forstmeisters Wilmar zu Blumenwalde. Und Beide sollen fröhliche Tage mit einander haben und lange leben auf Erden; denn es sind beides gute Kinder, die ihren Eltern Freude gemacht und für fremde Leiden Gefühl haben; darum gebe ich ihnen gern Mittel in die Hände, die Noth ihrer Mitmenschen zu lindern, wo sie wissen und können, und die gute Saat, die sie ausstreuen, wird grünen und Früchte tragen, und diese sollen mir lieber sein, als alle steinerne Denksäulen, die ich mir höflichst verbitte.

Sie hat Hannchen gewählt! rief ich freudig bewegt, und umschloß die Generalin mit kindlicher Liebe, und eilte in den Saal zurück, und holte den Vater und das Mädchen und ließ sie Beide mein Glück wissen, das Mädchen gewählt zu haben, das mir gleichsam bestimmt war. Hannchen sprach mit tiefer Rührung: ist mir es doch gewesen, als fehle mir noch zu meiner Seligkeit der Segen aus der Welt der Verklärten, unter denen mein Mütterchen wandelt! Nun ich jetzt aus jenem Friedensreiche den Willen des höheren Geschickes vernehme, ist auch der letzte meiner Wünsche erfüllt; denn was drüben über den Gräbern, im Lande der Liebe und der Einigkeit, das Eine will, das muß ja auch das Andere wollen, und darum wird es mir zur Ueberzeugung, was mir als Ahnung vor der Seele schwebte, daß, wenn meine Mutter noch lebte, sie segnend meine Hand in die meines Roberts legen würde, und darum weih unser Leben hienieden, mein einziger Robert, ein fröhlicher Tanz auf immer frischen Blumen sein. Was aber jene Summe betrifft, die uns durch den glücklichen Zufall der übereinstimmenden Wahl zu Theil wird, so lege ich meinem Robert hier vor seinen, seiner verehrten Großmutter und meinen nächsten Freunden, die erste Bitte an das Herz. Das Unglück in Herzfelde führte uns zusammen; sollte den armen Abgebrannten jene Nacht, aus der uns der Morgen unserer glücklichen Liebe dämmerte, der Anfangspunkt ihrer lebenslänglichen Betrübung bleiben? Sollen sie, während wir jenen Morgen, als den ersten unseres Glückes segnen, ihn als den ersten ihres Unglücks, aus der Reihe der Tage verwünschen? Mein Robert hat für den Wiederaufbau ihrer Wohnungen mit edler Freigebigkeit gesorgt; aber es fehlt zu dem Uebrigen ihrer Bedürfnisse noch so viel, und wird noch lange so viel fehlen, daß — Du begreifst meinen Gedanken, rief ich, sie unterbrechend, und wir erklärten nun feierlich vor den drei alten Herren und der Generalin, daß wir auf die Einkünfte jener Summe förmlich verzichteten, daß vor Allem die Abgebrannten in Herzfelde darauf die nächsten Ansprüche haben und daß, wenn diese mit der Zeit befriedigt, nur milde öffentliche Zwecke damit erreicht werden sollten. Die würdige Generalin bat uns nun, in die Gesellschaft zurückzukommen, und wir genossen die Freude des seltenen Abends mit der Seligkeit, die nur dann ganz ungetrübt ist, wenn das Bewußtsein, die Noth des Bruders nicht vergessen zu haben, uns das Herz erwärmt. Mein himmlisches Hannchen — die andern sechs Bräute waren hübsch, bildhübsch, manche gar schön und unter den übrigen klarenburger Holdinnen fanden sich wahrhaft mehrere, die der sachkundige Maler oder Bildner sich gern zum Modell würde gewählt haben, aber — mein engelgleiches Hannchen war doch die aller-allerschönste; der funkelnde Schmelz in dem braunen Ringelhaar, der matte Schmelz der siebenfachen Perlenschnur auf dem blendenden Alpenschnee des jungfräulichen Busens, der brennendrothe Korallengürtel um die jugendliche, schlanke Hüfte, die sieben langen Korallenschnüre und die dicken Korallenquasten unten an den Enden der Schnüre, die das wunderniedliche Füßchen zierlich umspielten, und die Anmuth ihres Tanzes, die herzige Fröhlichkeit ihres Gemüths, die rosige Gluth in den blauen funkelnden Liebessternen und die Würze der süßen Küsse dieser frischen Purpurlippen! Nur wer die Wonne des Brautlebens kennt, wird das Entzücken, ein solches liebreizendes Kind sein nennen zu können — wird die Feier eines solchen Brautabends zu ermessen vermögen!

Nach Jahresfrist holte ich meine kleine Frau Hofräthin in die Residenz ab, und als wir durch Herzfelde fuhren, standen schon alle die Brandstellen wieder mit freundlichen Häusern bebaut, und über der Thür eines Jeden hingen, als sei es Johannistag, uns zu Ehren frische Blumenkränze; alle Bewohner hatten sich zum wehmüthigen Abschiede festlich angethan, umstellten den Wagen, reichten ihre Hände hinein und dankten und segneten uns und weinten laut; denn sie verloren ihren wohlthätigen Schutzgeist, ihr angebetetes Hannchen, aus ihrer Nähe.

Hannchen aber lag, als wir das Dörfchen im Rücken hatten, von der einfachen Herzlichkeit ihrer Schützlinge tief gerührt, an meinem Herzen und lispelte, das blaue Auge gen Himmel gerichtet und die kleinen Hände vor der Brust, wie zum Gebet gefaltet: Laß uns, mein Robert, gut sein immerdar, damit uns, wenn wir einst aus diesem Leben scheiden, wie ich jetzt aus dem Vaterhause, solche Thränen, solche Segnungen folgen mögen in das ewige Jenseit!

Johann Heinrich Gottlieb Heusinger

ward am 1. April 1762 zu Römhild im Hennebergschen geboren, studirte zu Jena Philologie und Humanitätswissenschaften, wurde daselbst Privatdocent und ging dann als Lehrer an ein weibliches Erziehungsinstitut nach Eisenach. Seit 1798 ließ er sich aber als Privatgelehrter in Dresden nieder, wo er 1800 adjungirter und 1803 wirklicher Bücherauctionator wurde, und später 1807 als adjungirter, 1808 als ordentlicher Professor eine Anstellung an dasiger Cadettenschule erhielt. Er starb daselbst am 13. April 1837.

Er schrieb:

Ulrich Flaming. Braunschweig 1790. Mit C. K. Andrä.
Gutwills Spaziergänge. Jena 1791.
Erzählungen in Stille's Manier. Jena 1796.
Handbuch der Aesthetik. Gotha 1797 u. 1800, 2 Bde. in gr. 8.
Die Familie Wertheim. Gotha 1798 — 1809, 6 Bde.
Die Kreuzzüge. Dortmund 1799 u. 1809, 2 Thle.
Aufruf eines Deutschen an die Sachsen. O. J. 1815.
Geschichte der Kreuzzüge. Dresden 1826, 3 Thle. in 8.

H. erwarb sich vorzüglich durch seine Jugendschriften einen sehr geachteten Ruf; auch sein Handbuch der Aesthetik fand zu seiner Zeit, namentlich wegen der demselben eigenthümlichen practischen Richtung, nicht geringen Beifall, ward jedoch bald, bei den großen Fortschritten, welche die Philosophie auch auf diesem Gebiete machte, durch wichtigere derartige Arbeiten verdrängt.

Wilhelm Hey

ward am 26. März 1790 zu Lesna im Gothaischen geboren, studirte auf dem Gymnasium zu Gotha und auf der Universität zu Jena Philologie und Theologie, wurde dann als Pfarrer zu Töttelstädt und hierauf als Hofprediger zu Gotha angestellt. Später kam er als Superintendent nach Ichtershausen.

Seine Schriften sind:

Gedichte. Berlin 1816.
Festgedicht zur 3. Jubelfeier des Gymnasiums zu Gotha. Gotha 1824 in gr. 8.
Der Lauf der Zeit. Gedicht in 10 Gesängen, von N. Pollok übersetzt. Hamburg 1829.
Auswahl von Predigten. Ebendas. 1829.
Funfzig Fabeln für Kinder. N. A. Ebendas. 1836.
Funfzig neue Fabeln. Ebendas. 1837.

Tiefes Gefühl, eine blühende schöne Sprache, lebendige Darstellung und Anmuth und Kraft in der Behandlung der Form, sind den poetischen wie den oratorischen Leistungen dieses vortrefflichen Mannes eigen. — Seine Fabeln für Kinder, durch geistreiche Zeichnungen von Otto Speckter verziert, erfreuen sich einer fast unglaublichen Verbreitung und gehören zu den besten neueren Schriften dieser Gattung.

Johann Friedrich Heynatz,

ein sehr verdienstlicher deutscher Sprachforscher, wurde 1744 zu Havelberg in der Mark Brandenburg geboren, und erhielt nach vollendeten philologischen und philosophischen Studien eine Lehrerstelle am grauen Kloster zu Berlin, die er 1775 mit dem Rectorat der Oberschule zu Frankfurt an der Oder vertauschte. Dort wurde er 1791 auch Professor an der Universität und starb daselbst als M. und Professor der Philosophie am 5. März 1809.

Von ihm haben wir:

Deutsche Sprachlehre. Berlin 1770; 5. Ausg. Ebendas. 1803.
Briefe, die deutsche Sprache betreffend. Ebendas. 1771 — 1775, 6 Bde.
Lehre von der Interpunction. Ebendas. 1772; neue Ausg. 1781.
Handbuch zur richtigen Verfertigung und Beurtheilung aller Arten von Aufsätzen. Ebendas. 1773; 6. Ausg. 1800.
Ausführliches Rechenbuch. Ebendas. 1777; 2. Aufl. 1780.
Versuch eines möglichst vollständigen synonymischen Wörterbuchs. Ebendas. 1795, 1r Thl.
Versuch eines deutschen Antibarbarus. Frankfurt a. O. 1796, 2 Thle.
Neue Beiträge zur Verbesserung der deutschen Sprache. Küstrin 1801, 1s Bdchn.

H. würde, obwohl seine Schriften und Forschungen rühmliche Anerkennung verdienen, doch noch weit Bedeutenderes für die Ausbildung unserer Sprache geleistet haben, wenn er einen gebildeteren Geschmack und einen tieferen philosophischen Geist besessen hätte. Seine Schulbücher wurden indessen, als sehr brauchbar, lange Zeit fleißig benutzt.

Christian Gottlob Heyne

ward am 25. September 1729 zu Chemnitz geboren und von seinem Vater, einem armen Leinweber daselbst, für dessen Handwerk bestimmt. Sein Pathe, der dasige Prediger Seydel, nahm sich aber des talentvollen Knaben an und brachte ihn auf das Lyceum zu Chemnitz, wo er, wie später auf der Universität Leipzig, zwar ungemeine Fortschritte in den Humanitätswissenschaften machte, aber auch mit dem drückendsten Mangel zu kämpfen hatte.

Eine auf einen verstorbenen reformirten Prediger gefertigte Elegie machte ihn dem Grafen Brühl bekannt, von welchem er eine kleine Pension und Anstellung als Copist in dessen Bibliothek erhielt. Der siebenjährige Krieg beraubte ihn aufs Neue aller Mittel, bis Rabener's Empfehlung ihm Unterstützung in dem Hause der Frau von Schönberg und das Führeramt bei deren Bruder verschaffte. Noch einmal gerieth er in Wittenberg, Jena und Dresden in die bitterste Noth, bis endlich 1763 Ruhnken's Empfehlung ihm einen Ruf an Geßner's Stelle nach Göttingen als Professor der Beredsamkeit vermittelte. Nachdem die hannöverschen Abgeordneten den im eignen Vaterlande ungekannten, im tiefsten Elende schmachtenden H. endlich zufällig aufgefunden hatten, trat er zagend sein Amt an, erfreute sich jedoch bald der ehrendsten Anerkennung und wurde 1764 erster Bibliothekar der Universitätsbibliothek, Mitglied der Societät der Wissenschaften daselbst, Director des philologischen Seminars und großbritannischer geheimer Justizrath. Er starb am 14. Juli 1812 mit dem Ruhme eines tüchtigen Gelehrten, achtungswerthen und feinen Geschäftsmannes, redlichen Freundes und edlen Menschen. Um die Wissenschaften im Allgemeinen wie um die Universität Göttingen insbesondere hat er sich bleibende Verdienste erworben.

Seine deutschen Schriften sind:

Guthrie's allgemeine Weltgeschichte. Leipzig 1765 — 1772, 7 Bde.

Einleitung in das Studium der Antike. Göttingen 1772.

Sammlung antiquarischer Aufsätze. Leipzig 1778, 2 Bde.

Lobschrift auf Winkelmann. Kassel 1778.

Das vermeinte Grabmal Homer's. Leipzig 1794.

Heyne's Verdienste gehörig zu würdigen, liegt außer dem Bereiche dieses Unternehmens um so mehr, als seine in deutscher Sprache verfaßten Schriften nur besondere Zweige der Wissenschaft behandelten. Sein Ruhm als einer der ersten deutschen Philologen und Alterthumsforscher ist jedoch zu weit verbreitet und anerkannt, als daß es nöthig wäre, hier noch besonders darauf hinzudeuten.

Christian Leberecht Heyne,

der Sohn eines Predigers zu Leuben bei Lommatzsch in Sachsen, wurde daselbst 1751 geboren, studirte auf der Domschule zu Naumburg und in Leipzig Philologie und Rechtswissenschaft, besonders aber neuere Sprachen, Geschichte und Politik. Von Leipzig kam er als Privatsecretair zum Kanzler Hofmann in Halle, ging 1788 als Privatgelehrter nach Berlin und lebte als solcher, da er sich durch keine feste Anstellung binden lassen wollte, seit 1790 zu Rochlitz, Geringswalde und Altenburg bei dem Buchhändler Richter. Geistesabspannung machte ihn 1805 zu jeder literarischen Production untüchtig und zwang ihn, bis 1809 zu Ehrenberg und Gößnitz bei Altenburg auf Kosten seiner Freunde unthätig zu leben. Dann ging er als Hauslehrer zuerst nach Altenhain bei Grimma und endlich nach Zedtwitz bei Hof zum Kammerherrn von Plotho, gab aber auch diese Stelle auf und privatisirte zu Hirschberg im sächsischen Voigtlande, wo er am 13. Januar 1821 starb.

Er gab unter dem Namen Anton Wall heraus:

Kriegslieder. Leipzig 1779.

Die deutsche Fürstin. Ebendas. 1780 in 8.

Der Arrestant und Karoline. Ebendas. 1780.

Miß Sara Salisbury. Ebendas. 1781 in 8.

Die besten Werke der Frau Riccoboni. Ebendas. 1781 u. 1782, 3 Thle.

Die Expedition, die beiden Billets u. s. w. Ebendas. 1783 in 8.

Dramatische Kleinigkeiten. Ebendas. 1783.

Bagatellen. Ebendas. 1783, 2 Thle. in 8; 2. verb. Ausg. 1786 u. 1787, mit Kupf.

Amathonte. Ebendas. 1783; neue Ausg. 1809 in 8.

Aemilie. Ebendas. 1783 in 8.

Die gute Ehe. Ebendas. 1784 in 8.

Erzählungen nach Marmontel. Ebendas. 1787 in 8.

Der Stammbaum. Ebendas. 1790.

Das Lamm unter den Wölfen. Ebendas. 1799; neue Ausg. 1809 in 8, mit Kupf.

Murad. Ebendas. 1800, 2 Thle. in 8.

Adelhaid. Altenburg 1800, 2 Thle. in 8.

Freundlich und mild urtheilt Franz Horn in seiner gewohnten Weise Folgendes über die Schriften dieses armen beklagenswerthen Mannes (s. die schöne Literatur Deutschlands Thl. II. §. 99): In dem Anfange der achtziger Jahre, einer an Laune nicht eben reichen Zeit, gab er (Heyne) einige Schriften, deren man sich gar wohl erfreuen muß, da sie fast durchgängig den Charakter des Angenehmen tragen, und zwar so entschieden, daß der reine Aesthetiker, nach gehöriger Definition des Angenehmen, ganz gelassen auf die früheren Schriften dieses Dichters hinzeigen dürfte, sagend, dort sei es vorhanden. In dieser Hinsicht stehen seine Bagatellen, an denen wenig mehr zu tadeln sein dürfte, als der ausländische Titel und ein wenig ausländischer Faunensinn, fast einzig da. Aber ganz unbedingt rühmen darf und soll man die beiden kleinen köstlichen Lustspiele: „die beiden Billets" und „der Stammbaum," freundliche Diminutiv-Dramen, die sich in der That mit stehenden Lettern geschrieben haben. — — Aber ein unseliges Schicksal, das hier nicht enthüllt werden kann, waltete über dem Verfasser so freundlicher Schriften! Er verfiel in eine dunkle Schweigsamkeit, die fast zwölf Jahre dauerte. Schon hatte man alle Hoffnung aufgegeben, daß sich der lieb Kranke jemals wieder dem deutschen Publikum nähern würde, als plötzlich im Jahre 1799, Amathonte, ein persisches Mährchen, von ihm erzählt, von Neuem die noch ergötzbaren Deutschen um ihn versammelte. Es hätte bei Weitem weniger der Erwartung entsprechen können, und man würde ihm dennoch gern zugehört haben, schon um deswillen, weil er doch endlich einmal wieder Laut bekommen hatte, zu erzählen. Aber es hatte in der That einiges von der alten guten Laune, und das „Lamm unter den Wölfen," das gleich darauf folgte, wußte sich nicht minder ergötzlich zu machen. Doch nun war es auch fast mit der Freude vorbei, denn „Adelheid und Aimar," „Korane" und „Murad" trugen fast nur seinen Namen auf dem Titelblatte und brachten gar wenig mit von dem, was man einst an ihm geliebt hatte. Besonders war es betrübt, zu bemerken, daß der sonst so harmlose Schriftsteller sich jetzt oftmals mit der Polemik gegen das befaßte, was man so eben die neuere Aesthetik nannte, welche Bemühung denn nothwendig sehr unglücklich und breit ausfallen mußte, da er von dem, was er angriff,

vielleicht nur vom Hörensagen etwas wußte, und die ganze Sache ihn gar nicht sonderlich anging.

Die beiden Billets.

Personen.

Gürge. Rösgen. Schnapps, ein Dorfbarbier.

Die Scene ist auf einem freien Platze vor Rösgens Hause.

Erster Auftritt.

Gürge (allein, springt hervor).

Heisa, Gürge! heisa! — Ins Wasser möcht' ich für Freuden springen — Röse, allerliebste Goldröse! — Nun, habe Dank, lieber Schulmeister, daß du mich so lange gebläut hast, bis ich habe lesen lernen. — Nein, nun ist es gewiß, daß sie mir gut ist. Da stehts — mit ihren eignen beiden runden allerliebsten Patschgen geschrieben. — Ach, ich muß nur noch einmal lesen. — (Liest) „Lieber Freund!" — Jemine, man sieht gleich an den vornehmen Redensarten, daß sie in der Stadt gewesen ist — „diesen Augenblick hat mir mein Vater gesagt, er stellte mirs frei, ob ich unter meinen Freiern den Balbier Schnapps oder Gürgen haben wollte. Ich habe dirs gleich schreiben wollen, damit du's recht bald wüßtest. Du kannst nun thun, was du willst, lieber Freund." — Nichts als lieber Freund! (Wischt sich die Thränen ab.) Nu, wenn ichs überlege, so weiß ich, was ich thun will. Und vor Ihm, Mosge Schnapps, fürcht' ich mich nun auch nicht mehr. Er hat mir lange genug Angst gemacht. Sein Maul geht immer wie eine Breche, und vor solchen Leuten kommt unser einer immer nicht fort. Aber nu meinetwegen, ich will mich drein ergeben, will hingehen und meinen Schwiegervater fragen, wenn Verlöbde sein soll. Und auf die Hochzeit — Nein, ich falle in Ohnmacht, wenn ich an die Hochzeit mit Rösgen denken soll. — (Er will gehn, kommt zurück.) Aber es geht mir doch noch was im Kopfe herum. Röse hat ein schönes Gut, den schönsten Stall voll Kühe im Dorfe, volle Böden, und ein funfzehnhundert Gulden baar Geld; und ich habe — nichts, als ein armseliges Häusgen mit einem Gärtgen dran. — Ich wollte, Gott verzeih mir's, lieber, sie wäre so arm als ich, und ich so reich als sie. Freilich, wenn mir das Lotto zufagte — Ich habe mich vom Schulmeister beschwatzen lassen, und einen Spezieshaler auf eine Terne gesetzt — ich habe doch den Zettel noch? (Sucht ihn und bringt ihn hervor.) Ja, da ist er: 27, 19 und 48. — Ja, ja, ich denke, die Herrn Lottodirectors werdens wohl so karten, daß sie meinen Thaler behalten. Aber ich weiß — was ich mache. Gewinn ich nichts, so nehm' ich alle neunzig Nummern mit einander, und wenn ich hernach nicht herauskomme, so sprech' ich selber, daß das ganze Lotto eine Beutelschneiderei auf vornehmen Fuß ist. — Nun, ich will fort zu Rösgen. — (Sieht Schnappsen kommen.) Kommt mir der Hasenfuß gleich in den Weg, ich muß nur geschwind meine Papiere einstecken.

Zweiter Auftritt.

Gürge. Schnapps.

Schnapps. Guten Tag, mein lieber Gürge, guten Tag.

Gürge. Schön Dank!

Schnapps (nach einigem Stillschweigen, während dessen Gürge in Gedanken steht). Wie gehn denn die Affären?

Gürge. Meinetwegen.

Schnapps. Meinetwegen? — Ich fragte, wie die Affären gehn.

Gürge. Und ich verstand, Er wollte an seine Affären gehn, und da sagt' ich: Meinetwegen!

Schnapps. Aber sagt mir doch, lieber Gürge (ergreift ihn bei der Hand), warum ihr allemal so grämisch seid, wenn ich mit Euch rede. Was habt Ihr denn?

Gürge. Meine Ursachen hab' ich.

Schnapps. Je nun, lieber Gürge, ich hätte wohl die nämlichen Ursachen. Aber ich mach' es, wie Ihr seht, ganz anders.

Gürge. Weil wir überhaupt einander nicht ähnlich sind.

Schnapps. Seid kein Närrgen. — Weil wir beide um Ein Mädel frein, müssen wir denn deswegen einander gram sein? Es verlohnt sich ja nicht der Mühe, daß sich zwei ehrliche Leute um so eines Trudels willen verunreinigen.

Gürge. Wenn sich zwei ehrliche Leute verunreinigen sollen, so gehören auch allemal zwei ehrliche Leute dazu.

Schnapps. Mosge Gürge?

Gürge. Mosge Schnapps?

Schnapps. Ich verbitte mir alle anzüglichen Reden.

Gürge. Mit einem Wort, ich kann Ihn nicht leiden, und damit Holla!

Schnapps. Armer Gürge, Ihr dauert mich. Ihr seid freilich ein hübscher, schmucker, schlanker, junger Bursche: aber es giebt denn doch Leute, die sich nicht abschrecken lassen. — Auf allen Fall thätet Ihr immer wohl, wenn Ihr Euch einen guten Strick anschaftet.

Gürge. Ich werde mir einen zulegen, damit ich aushelfen kann. (Will gehen.)

Schnapps. Nu, nu, Gürge! Ihr werdet mich doch wenigstens bis an die Schulmeisterei mitnehmen. Ich habe dem Schulmeister die Lottolisten mit aus der Stadt gebracht.

Gürge (kehrt um). Die Lottolisten?

Schnapps. Habt Ihr etwa auch eingelegt?

Gürge. Je nu! Welche Nummern sind denn gekommen?

Schnapps. Gleich! — 27, 20, 48, 12, 19.

Gürge. Wa — was? Wart' Er doch ein bisgen! (Zieht sein Billet heraus.) Ist die 27 dabei?

Schnapps. Ja.

Gürge. Die 19?

Schnapps. Ja.

Gürge. Und die 48 auch?

Schnapps. Und die 48 auch.

Gürge. Geh' Er, Mosge Schnapps, Er hat mich zum Besten.

Schnapps (ärgerlich). Ach, warum nicht gar? Da seht selber her.

Gürge. Ja, es ist, Gott verzeih mir meine Sünde, wahr. — (Fällt ihm um den Hals.) Schnapps, ich habe eine Terne — allerliebstes Schnappsgen, eine Terne — eine Terne, allerbestes Goldschnappsgen — höre, nun will ich Dir ein halb Dutzend Balbiermesser kaufen, so groß wie die Scharfrichterschwerter, und einen scharlachnen Balbiersack, in dem Du sollst ein paar Scheffel Korn zur Mühle reiten können, und Trotteln dran, wie an unsers Grafen Kutschpferden — Allerschönstes Schnappsgen, eine Terne, eine Terne!

Schnapps. Nu, erwürgt mich nur nicht. (Bei Seite.) Ich möchte vor Aergerniß schwarz werden.

Gürge. Heisa! nun bin ich der glücklichste Kerl in Europa — ach, was will ich sagen, in Europa? — der glücklichste Kerl im ganzen römischen Reiche.

Schnapps (bei Seite). Wenn ich nun sähe, ob ich auf eine honette Manier das Billet wegschnappen könnte?

Gürge. Nun leb Er wohl unterdessen, Mosge Schnapps, (steckt sein Billet ein.) Nun will ich gleich nach der Stadt gehen, will mir mein Geld auszahlen lassen, und es dann zu den Füßen der niedlichsten Füßgen hinlegen, die seit der Sündfluth auf dem Erdboden herumgetrampelt sind. (Will gehn.)

Schnapps. Die Freude macht Euch verwirrt, Gürge. So wartet doch. Wißt Ihr denn, wo Ihr das Geld holt?

Gürge. Nein, der Geier, das weiß ich nicht.

Schnapps. Nun, ich wills Euch sagen. (Sucht Gürgen das Billet zu stehlen; dieser aber stört ihn immer durch seine Bewegungen.) Seht Ihr — wo die lange Straße ist, das wißt Ihr wohl?

Gürge. Ja, die lange Straße weiß ich.

Schnapps. Nu, da wird das Geld ausgezahlt.

Gürge. Gut, gut, ich gehe in die lange Straße, zeige mein Billet und kriege mein Geld.

Schnapps. Ja. — Aber Ihr müßt mich nur recht verstehn; seht Ihr — eh' Ihr in die Straße kommt — so rechter Hand — da ist ein großer Thorweg — seht Ihr — zum Exempel, hier wäre die lange Straße — so ist hier ein bischen Rechts — ein großer Thorweg, mit Gänsekothfarbe angestrichen, nach der allerneusten Mode —

Gürge. Gut, gut, ein Thorweg mit Gänsekothe.

Schnapps. Ja, er fällt Euch gleich in die Augen. — Da geht Ihr hinein, hinter in den Hof, und alsdenn linker Hand eine Treppe hinauf — oben rechter Hand ist eine graumarmorirte Saalthüre, und eine Klingel mit einem Rehfüßgen — Ihr klingelt, da kommt ein Bedienter, blau mit Silber. — „Ich wollte gern mit Ihre Hochwürden, dem Herrn Lottodirector sprechen." — „Kommt nur herein, guter Freund!" man führt Euch in die Expedition, Ihr zeigt Euer Billet — „Geschwind, so und so viel tausend Dukaten für den ehrlichen Mann, und alle in Fleischergewichte!" — (Er erwischt endlich das

Billet.) Man nimmt Euch Euer Billet ab, und die ganze Freude hat ein Ende.

Gürge. Gut, gut, so ists recht. — Ein Thorweg, eine graumarmorirte Klingel, ein Rehfuß, Ihre Hochwürden, und das Fleischergewichte. — Ja, ja. — Nun will ich machen, daß ich fortkomme. Ich bedanke mich tausendmal, allerliebst.r Mosge Schnapps; ohne Ihn wär ich meiner Treun so dumm gewesen, wie eine Gans. Leb Er wohl unterdessen, ich bedanke mich tausendmal.

Schnapps. Ihr habts nicht Ursache, Gürge, adieh, adieh, vergeßt nur nichts.

Gürge. Nein, nein, bei Ihro Hochwürden im großen Thorwege. (ab.)

Dritter Auftritt.

Schnapps (allein).

Wenn sich unser einer nicht manchmal ins Mittel schlüge, so käme niemand auf einen grünen Zweig, als solche Dummköpfe. Das Glück ist blind, freilich! Aber die Blinden muß man leiten. — Wohl dreißigmal hab' ich meine blanken Spezies zu den verdammten Collecteurs getragen, aber meintage nicht Einen von ihren beschnittenen Dukaten dafür gekriegt. Nun dem Himmel sei Preis und Dank, daß ich doch endlich einmal gewonnen habe. Laß doch sehn, aus welcher Collecte bist du denn? (Er macht das Billet auf.) Alle Wetter, ich habe mich vergriffen; ich bin ganz erbärmlich geprellt. — Nu, zum Henker, das nenn' ich doch Malheur. Nicht einmal zu gewinnen, wenn man die Billets stiehlt, die gewonnen haben. — (Liest.) „Lieber Freund, diesen Augenblick — — — den Balbier Schnapps oder Gürgen — thue, was du willst, lieber Freund." — Der Kerl hat den Teufel im Leibe. — Der Wisch ist von Rösen — Ja, wenn das Wetterweibsen nur schreiben kann, und halbswege ein Jahr in der Stadt gewesen ist — so ist kein ehrlicher Mann mit seiner Stirne sicher. — Eine Terne und ein reich Mädel an Einem Tage! — Nein, Mosge Gürge, das geht, hol mich der Henker, nicht an. In einem wohlpolizirten Staate darf das Geld nicht auf Einen Klumpen kommen. Als ein guter Bürger muß ich mich ins Mittel schlagen. — Still, du verdammter Wisch sollst mir doch zu was helfen. — (Klopft an Rösgens Hausth.ür.) Rösgen! Rösgen!

Vierter Auftritt.

Schnapps. Rösgen.

Rösgen (inwendig). Gleich! was ists denn? (da sie herauskommt, ärgerlich) Ach, ist Er's, Mosge Schnapps?

Schnapps. Zu dienen, allerschönstes Rösgen, und ich komme nur, mir das Herz auf einen Augenblick zu stärken.

Rösgen. Die Schenke liegt draußen an der Straße.

Schnapps. Kleiner, süßer Schelm! — Meine Herzstärkung steht schon vor mir. — Meiner Treun, wenn ich so ein allerliebstes Mädchen sehe, das solche schöne schwarzbraune Augen, so viel Verstand, so ein scharmantes Wesen, solche niedliche Füßgen und solche sonderbare Einfälle hat, da — da weiß ich gleich, wo ich meine zukünftige Jungefrau suchen soll. — Glaube Sie mir, mein Engel, ich bin so ein aufrichtiger Anbeter von Ihr = = =

Rösgen. Geh' Er auf den Abend in die Stadt, Mosge Schnapps, und tret' Er bei den Bürgermädchen vor die Thür. Da kommen solche Anbeter besser an.

Schnapps. Geh's nur, mein Zuckerpüppchen, Du mußt mir doch im Herzen gut sein.

Rösgen. Mosge, mach' Er sich nicht so gemein. Wir sind nicht mit einander auf Du und Du.

Schnapps. Aber ein gewisser Gürge und ein gewisses Rösgen sind Du und Du?

Rösgen. Das geht Niemanden was an. Und wenn er sonst nichts hier zu suchen hat, so wünsch' ich ihm glückliche Reise.

Schnapps. Es bleibt ewig wahr: Undank ist der Welt Lohn. Da kam ich aus gutem Herzen und wollte Ihr ein gewisses Briefgen bringen, das im Dorfe herumläuft = = =

Rösgen. Ein Briefgen? — im Dorfe herumläuft? — was gehn mich denn die Briefgen im Dorfe an?

Schnapps. Es ist zwar kein Brief an Sie, sondern er ist an Gürgen; aber wie es allenthalben Lästermäuler giebt, so spricht das ganze Dorf, er wäre von dem hübschen Rösgen geschrieben. Aus Respect für Ihren guten Namen wollt' ich Ihr den Brief selber zu lesen geben; aber weil ich für meine Ehrlichkeit solche schlechte Reden kriege, so kann ich ihn wohl wieder hintragen, wo ich ihn hergekriegt habe. (Will gehn).

Rösgen. Aber, lieber Mosge Schnapps, wo hat Er ihn denn her? — Zeig' Er doch nur einmal!

Schnapps. Aber, liebes Jungfer Rösgen, wird Sie denn nun bald einsehen lernen, wer's ehrlich meint und wer ein Schelm ist? — Apropos, Sie kennt doch Richters Reginen?

Rösgen. Nun?

Schnapps. Das ist bekannt, daß Gürge und Regine schon lange mit einander eins sind. Aber nun denke Sie einmal: heute kommt Gürge im vollen Lachen zu Reginen gelaufen, zeigt ihr das Briefchen hier, und spricht — aber Sie muß mirs nicht übel nehmen — die großthuige Rose hätte das Briefchen geschrieben, und sie würfe sich ihm ordentlich nach. — Da, seh Sie einmal, es steht auch von mir was drinne.

Rösgen. Ach, du abscheulicher Bube, ach, du Ungeheuer!

Schnapps. Ja, so ein Kerl verdient nicht, daß man ihn zu Pulver brennt, und hernach des Landes verweist.

Rösgen. Ach, du niederträchtiger Abschaum!

Schnapps. Höre Sie, wie es war. Vorhin hör' ich auf dem Dorfe ein ganz rasendes Gelächter, und weil es gar nicht aufhören will, so geh' ich hin. Zuerst seh' ich Richters Reginen mit Schwarzens Anneliesen und mit Langens Marthen hinter einer Hecke stehn, und die Menschen schreien vor Lachen, als wenn sie am Spieße stäcken. Auf einmal seh ich auf dem Dorfe die Schulkinder, und mittem darunter einen großen langen Bengel, der einen Zettel ablest. Ich frag' ihn, was er hat, und er spricht treuherzig: „die schöne Rose hat einen Brief an Gürgen geschrieben, und Gürge hat ihn Richters Reginen gebracht, und Regine hat mir ihn gegeben, daß ich ihn ablesen soll." — Ich setze mich sogleich in Autorität, nehme dem Jungen den Zettel ab, jage die Kinder auseinander und laufe, was ich kann, um Ihr den Zettel in die Hände zu liefern. — Aber nun, Jungfer Rösgen, sag' ich nicht immer: die Schelme nimmt man ins Haus, und die ehrlichen Leute weist man vor die Thüre?

Rösgen. Ach, lieber Mosge Schnapps, sei Er ja nicht böse, ich bedanke mich tausendmal für sein gutes Herz. — O, das abscheuliche Ungeheuer — ein ehrliches Mädchen so in Schimpf und Schande zu bringen. (Weint).

Schnapps. Das ist wahr, es wird sich nun mancher an die häßliche Geschichte stoßen — aber ich will mich nicht dran stoßen, ich will ein treuer Liebhaber bleiben. — Was sagt Sie dazu, mein Engelgen?

Rösgen. Nein, das vergeb' ich dem Buben in meinem Leben nicht, und wenn er mir zu Füßen fiele.

Schnapps. Nun, schönes Rösgen, krieg' ich keine Antwort? — Wenn wir beide in der Geschwindigkeit verlobt würden, so könnt' ich hernach aussprengen, meine Braut hätte Gürgen mit dem Briefe nur zum besten gehabt — oder, der Brief wäre gar an mich geschrieben und falsch bestellt worden. Das wäre der einzige Weg, die Schande zu verhindern.

Rösgen. Ach, ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. In zwei Stunden kommt mein Vater nach Hause: komm' Er dann zu uns, Mosge Schnapps. — O, der entsetzliche Ehrenschänder!

Schnapps. Ich will ihn schon noch züchtigen, wenn Du mein bist, ich will ihn schon — Tausend sapperlot, da kommt er. — Thu, als wenn Du nichts wüßtest, mein Herzgen; Hörst Du? — Da können wir ihn recht ausholen.

Rösgen. Ach, ich kann ihn unmöglich vor Augen sehn. (Will gehn.)

Schnapps. Nein, nein, bleib da, und stelle Dich nur recht dumm.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Gürge.

Gürge (außer Athem). Ach, ist Er noch da, allerliebste Mosge Schnapps?

Schnapps. Ja, ich bin noch da — ich — bin ein wenig aufgehalten worden.

Gürge. Hör' Er, es ist mir unterwegs eingefallen, ich sich nicht erst zum Schulmeister gehn müßte: und hernach — hernach möcht' ich auch vorher noch mit Jemanden reden (Sieht nach Rösgens Hause und erblickt sie selbst.) Ach, der Himmel sei bei uns, da ist sie ja — bin ich nicht erschrocken' — Höre, Rösgen, ja, was wollt' ich denn sagen? — Ja, wenn ich Dich nicht sehe, so möchte mir's das Herz abdrücken — und sobald Du vor mir stehst, da pocht mir das Herz wie ein Uhrhammer. — Ich werde nur künftig die Augen zumachen müssen, wenn ich mit Dir reden will, denn sonst besinn' ich mich auf nichts. — (Halblaut zu ihr.) Aber höre, Rösgen, sag's der Schnappsen, daß er uns im Wege ist.

Rösgen (laut.) Mosge Schnapps kann immer bleiben, mir ist er nicht im geringsten im Wege.

Schnapps. Tausendsapperlot, wenn das schöne Rösgen so einen Brief an mich geschrieben hätte, als an einen gewissen, hübschen, jungen Burschen im Dorfe, ich scheute mich nicht, ihr im Antlitz der ganzen medicinischen Facultät ein Küßgen zu geben. (Küßt sie.)

Gürge (stößt ihn weg). Aber nur nicht noch einmal vor meinem Antlitz, sonst will ich Ihn sammt seinen Herrn Collegen mit meiner geballten Faust so beantlitzen, daß Ihr binnen zehn Minuten kein Antlitz mehr haben sollt. (Leise zu Rösgen.) Du hast es ihm erzählt? He? Er weiß also alles? (Laut zu Schnappsen.) Lach' Er nur, lach' Er nur! Mag Er's doch wissen, daß mir Rösgen ein Billet geschrieben hat. Aber hör' Er, ich will Ihm was sagen.

Schnapps. Nu, da werd' ich was hören.

Gürge. Nicht wahr, Er giebt bei Rösen Freiens vor?

Schnapps. Kann wohl sein, hähähä!

Gürge. Nun so hör' Er, ich gebe auch Freiens bei ihr vor. Damit nun das Ding ein Ende hat ...

Schnapps. Ja, ja, damit es ein Ende hat; hm, hm! Nun, was soll denn da geschehn, damit es ein Ende hat?

Gürge. Wir stehn izt alle Beide hier, und Röse ist auch da. Wir wollen sie fragen, wer von uns Beiden ihr am meisten gefallen hat; sie soll uns und der Wahrheit die Ehre anthun, und soll's offenherzig sagen, und hernach soll der von uns Beiden, den sie nicht will, ganz sachte abtrappen, und auch, notabene, dem andern (spuckt in die Hand) nicht wieder ins Gehege kommen. — Ist er das zufrieden, Mosge Schnapps?

Schnapps. Das war ein Wort, Gürge; topp, es bleibt dabei. — Das schöne Rösgen soll sich einen unter uns auserlesen, und der andre soll hernach kein laut Wort mehr sagen dürfen. So war's doch gemeint?

Gürge (heimlich lachend). Ja, ja, so war's gemeint. (Bei Seite.) O du alberner Schöppschriftel!

Schnapps. Nun, schönes Rösgen, Sie hat gehört, was wir miteinander ausgemacht haben. Sei Sie so barmherzig, und spreche Sie unser Urtheil. Martre uns nicht länger, süßer Zuckerengel.

Gürge. Ja, ja, Röse, thu' mir's zu Gefallen, und sag's ein heraus. (Bei Seite.) Der Kerl ist so dumm, daß er mich bald dauert.

Rösgen (bei Seite). Ich möchte bersten vor Bosheit.

Schnapps. Nun, scharmantes Rösgen, wer ist's unter uns Beiden?

Rösgen (mit halberstickter Stimme). Meinetwegen! — Wer ein Billet von mir aufzuweisen hat, der ist's.

Gürge. Nu, das war klar und deutlich. (Sieht Schnappsen zu, der in der Tasche sucht.) Ja, suche Du, suche, suche Du ewig und drei Tage, Du wirst's bald finden. (Schlägt an seine Tasche.) Hier sitzen die Musikanten, hier! — Nun, Mosge Schnapps, Sein Diener, wünsche wohl zu speisen; gut Wetter zur Reise und gesunde Feiertage! — Da, Röse, da! (Giebt ihr ein Billet.)

Rösgen. Was wäre denn das? (Wirft es ihm vor die Füße.) Das ist ja ein Lotterieloos.

Gürge. Ach, der Geier! ja, daran hab' ich nicht wieder gedacht. — Du weißt gar noch nicht — das Glück hat mich ganz ordentlich zum Narren gemacht — ich habe im Lotto — der der Geier und seine Großmutter! wo hab' ich denn das andre Billet hingetrudelt? — Es ist mir doch tausendmal lieber gewesen, als das da. — Ich werd' es doch nicht etwa verloren haben?

Schnapps. Das wäre ewig Schade, um so ein Liebesbillet. — Ich habe das meinige besser verwahrt. — Hier, schönes Rösgen, sieh, ob das deine Hand ist.

Rösgen (liest). „Lieber Freund, diesen Augenblick" ...

Gürge. Ah, das ist mein Billet, das ist mein Billet; es geht nicht mit rechten Dingen zu — das muß mir einer gestohlen haben.

Rösgen. Gestohlen haben? Du willst mich also noch bis auf den letzten Augenblick belügen? — Nein, Betrüger, ich kenne Dich. Geh' zu Deiner Regine, geh', trag' ihr meine Grüße zu, die sie nicht einmal lesen kann, geh', sag' ihr, daß Du Dir aus mir nichts machst, und hernach komm wieder zu mir und sprich, Du könntest nicht ohne mich leben — Böses Gesicht, heimtückischer Bube, unterstehe Dich nicht, mir wieder vor die Augen zu kommen — Du hast ein ehrliches Mädchen belogen — betrogen — beschimpft — in der Leute Mäuler gebracht. — Aber es soll Dir nicht ungerochen hingehn — Deinem Vater will ich's sagen, sobald er ins Haus tritt, und dann sollst Du sehn, wie man solche Buben bezahlt. — Und Du, Mosge Schnapps, behalt' Er das Billet; ich habe Ihm gesagt, wer es vorzeigte sollte mein Mann werden, und will mein Wort halten.

(Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Gürge. Schnapps.

Gürge (nach einer Stille, während welcher Beide einander angesehen, sehr wehmüthig). Lieber Mosge Schnapps, fühl' Er mir doch einmal nach dem Pulse.

Schnapps (befühlt den Puls sehr bedenklich). Der tausend, Gürge — Ich dächte, Ihr gingt nach Hause — Ich will nachkommen und mit einem halben Dutzend tüchtigen Aderlässen wollen wir dem Dinge schon ein Ende machen.

Gürge (wischt sich die Thränen aus den Augen). Aber hab' ich denn recht gesehn? hab' ich denn recht gehört!

Schnapps. Ich bin selber noch erstaunt, ich begreife die ganze Geschichte nicht.

Gürge. Aber wie bin ich denn um mein Billet gekommen, und wie ist Er denn dazu gekommen? Und wie ist denn Röse — verzeih mir meine Sünde — zu dem Schandrachen gekommen?

Schnapps. Wie gesagt, ich verstehe den ganzen Handel nicht. Rösgen hat mir vorhin das Briefgen selbst gegeben, und hat dazu gesagt, sie wollte keinen andern als mich zum Manne haben.

Gürge. Aber das Briefgen ist ja meine gewesen: ich kenn' es recht gut; es ist noch ganz zerknöbert, so lieb hab' ich's gehabt. — Wie hat's denn Rösen wieder können in die Hände kommen? — Und was sie mit der Regine will, weiß ich gar nicht. — Ich hab' in meinem Leben keinem Mädel so tief in die Augen geguckt, als Rösen. — Es hat mir geschwant, daß meine Freude nicht lange dauern würde, es war zu viel Glück auf einmal. — Er will sie also heirathen, in allen Ernste heirathen?

Schnapps. Freilich! wenn ich sie heirathe, so heirath' ich sie in allem Ernste.

Gürge (weinerlich). Hör' Er, ich will Ihm einen guten Rath geben: Er thut wohl, wenn Er sich vor der Hand seiner Wege packt. Denn ich stehe Ihm nicht dafür, daß mich's nicht anfängt, in den Fäusten zu jucken. Und da könnt' Er leicht so zusammengedroschen werden, daß Er in einem Jahre nicht ans Heirathen denken dürfte. Und apperpoh! was mir alles weile einfällt! Wenn nun das alles etwa eine Spitzbüberei von ihm wäre? He? — Ich habe das Briefgen in der Tasche gehabt; das weiß ich gewiß. Wenn Er's nun herauspracticirt hätte? He?

Schnapps. Märrgen, Ihr schwatzt, als wenn's in Eurem Kopfe nicht so gar richtig wäre. Wenn ich Euch hätte bestehlen wollen, so hätt' ich doch lieber das Lotterieloos genommen. Ein Mädchen ist ja hunderttausendmal eher zu haben, als eine Terne.

Gürge. Ach, wollte der Himmel, der Spitzbube hätte das Loos genommen, und mir den Brief gelassen. Was soll nun aus dem armen Gürgen werden? Sie ist mir nicht mehr gut, sie will einen andern zum Manne nehmen. (Weint.) Ich werde keine Freude mehr haben, so lang' ich lebe; ich werde mutterseelenallein auf dem ganzen Erdboden sein. Nun, ich will machen, daß ich sterbe, ehe die Hochzeit vor sich geht.

Schnapps. Ehrlicher Gürge, Ihr dauert mich. Ihr könnt es glauben, daß ich Euch wegen Eurer guten Eigenschaften beständig ganz besonders lieb gehabt habe. Wahrhaftig, ich wüßte nicht, was ich aus Freundschaft für Euch thäte. Hört einmal an. Rösgen hat versprochen, den zu nehmen, der den Brief aufweisen kann: Der Brief ist in meiner Hand, gebt Ihr mir das Loos, und ich gebe Euch den Brief.

Gürge. Was, allerliebster Goldschnapps? ist das der Ernst?

Schnapps. Der völlige Ernst. Aber Ihr seht, daß ich mehr für Euch thue, als ein ehrlicher Mann für seinen Bruder thäte.

Gürge. Da, da ist der Bettel! Geschwind, gieb her, Zuckerschnäppsgen, eh' es Dich reut! (Sie vertauschen die Billets.) Nun, da hab' ich dich wieder, du allerliebstes Briefgen. Nun sag' mir, du kleiner Schelm, warum du mir davongelaufen bist. Willst du mir noch einmal den Spas machen, du Flattergeist? Höre! Wirst du noch einmal desertiren, damit ich dich ranzioniren muß? — Thue mir's nicht wieder, du Aeffgen; denn nun hab' ich im Leben nichts mehr als dich. Dasmal will ich dir den Streich noch vergeben, komm her, du Herzgen, einen Schmaz! und noch einen! und noch einen! und nun ist alles vergessen und vergeben.

Schnapps. Das Loos ist also nunmehr mein? ganz und gar mein?

Gürge. Ganz und gar, Schnäppschen, mit Haut und Haar. Er hat das Billet auf die Terne, und ich habe das Billet auf Rösen. Der Himmel gebe nur, daß ich so geschwind ausgezahlt werde, als Er. — Aber wahrhaftig, ich traue dem

kleinen Scheim da gar nicht: ich denke immer, er läuft mir noch einmal davon. Weiß Er was, Mosge Schnaps, geh' Er nur fort, damit ich mit Rösen allein reden kann.

Schnapps. Ei freilich, freilich. Das ist nicht mehr als billig. Adjeh, lieber Gürge, adjeh; (umarmt ihn) es freut mich recht, daß ich Euch einen solchen Liebesdienst erzeugt habe. Seht Ihr, so bin ich nun: ich habe so ein weiches Herz, daß ich alles aus dem Leben gebe, sobald ich Jemand weinen sehe.

Gürge. Er ist ein braver Mann, Mosge Schnapps, wenn ich Ihm wieder dienen kann, so komm' Er zu mir. Aber izt geh' Er, damit ich Rösen rufen kann. Adjeh! — Ein Compliment unbekannter Weise an Ihre Hochwürden.

Schnapps. Will's ausrichten, will's ausrichten. (Bei Seite.) Wir wollen doch einen Augenblick an der Ecke da lauern, und zusehn, wie Herr Gürge anlaufen wird.

Siebenter Auftritt.

Gürge. Rösgen. Schnapps (versteckt).

Gürge (klopft an der Hausthür). Ist Niemand zu Hause?

Rösgen (am Fenster). Was? Du bist's? Du unterstehst Dich noch, Dich hier sehn zu lassen? Du kannst noch glauben, daß Du wieder einen Fuß wirst ins Haus setzen dürfen? Du bildest Dir ein ...

Gürge. Nein, nein, Röse, ich will nicht ins Haus, ich will haußen bleiben, aber laß nur ein vernünftig Wort mit Dir reden; was ich Dir zu sagen habe, ist gleich geschehn, thu mir nur den Gefallen, und komm auf ein paar Augenblickgen herunter, Du wirst sehn ...

Rösgen. Ich mag nichts sehn und nichts hören und nichts wissen. Laß mich in Ruh, und komm mir nicht wieder vor die Augen. (Schlägt das Fenster zu.)

Schnapps (schleicht hervor, bei Seite). Bravo! Nun will ich mein Geld holen, und hab' ich das einmal, so komm' ich wieder und hole das Mädel hinterher.

Achter Auftritt.

Gürge. (hernach) Rösgen.

Gürge (allein). Das ist aber doch wahrhaftig zu arg. — Ihr nicht einmal das Briefgen vorzeigen zu können! — Und wenn ich die Zeit verstreichen lasse, so hilft beim Himmel keine Gnade — so ist alles verloren. Denn Schnappsen trau ich nicht über den Weg, und wenn der einmal wieder da ist, so kommt der arme Gürge gewiß nicht auf den Erdboden. Nun, ich muß mir das Herz nehmen, geh' es in des Himmels Namen, wie es wolle, ich will mich nicht eher zu Tode grämen, als bis ich noch Einen Versuch gemacht habe. (Pocht noch einmal an.) Nun, gewagt war's; Frisch zu, Gürge!

Rösgen (am Fenster). Was? Noch keine Ruhe? Soll ich nach den Gerichten schicken?

Gürge. Aergere Dich nur nicht, liebe Röse: ich komme gar nicht mehr, um mit Dir zu schwazen, denn Du willst's einmal nicht haben, sondern ich komme nur, um Dir Deinen Brief wieder zu bringen.

Rösgen. Meinen Brief? Und den hast Du? — Du lieber Himmel, der verwünschte Brief zieht doch in der ganzen Welt herum. — Warte unten, ich will Dir ihn abnehmen. (Macht das Fenster zu.)

Gürge (allein). Nun schöpf' ich wieder ein bisgen Athem. Ich hab' ein gutes Gewissen, ich bin ihr gut, ich bin ihr beständig gut gewesen, sie ist mir gut gewesen; es müßte doch, verzeih mir meine Sünde, mit dem Bösen zugehn, wenn sie nicht Rede annehmen wollte.

Rösgen (kommt aus dem Hause). Aber das sag' ich gleich, von dem Vergangnen mag ich nichts hören und nichts wissen. Nur das möcht' ich erfahren, wie es zugeht, daß Du meinen Brief wieder hast.

Gürge (giebt ihr das Billet). Da, Röse, hier ist er! Nimm ihn wieder. Er ist zwar mein, ich hatte meine ganze Hoffnung drein gesetzt; mein ganzes Glück darauf gebaut — aber (weinend) ich soll einmal nicht glücklich sein — und, wenn Du nicht sprichst, daß ich ihn behalten soll ...

Rösgen. Nein, ich spreche, daß Du mir ihn wiedergeben sollst. — Sieh doch! damit er ihn etwa noch in der Schenke vorlesen könnte? — Pfui! meinen Brief, den ich aus gutem ehrlichen Herzen schreibe, zu nehmen und sich mit einem andern Mädchen drüber lustig zu machen? — Pfui!

Gürge. Röse, liebe Röse, allerliebste Röse! was bringst Du da für Zeug vor? Ich und ein ander Mädchen, als Du? Seh, Du willst mich in meiner Noth noch zum Besten haben.

Rösgen. Aber heute früh schick ich Dir das Billetgen, und ein paar Stunden darauf bringt mir's Schnapps wieder? Wie kommt denn das, wenn Du so gewaltig unschuldig bist?

Gürge. Schnapps hat Dir's wieder gebracht? Da sch man den Schurken! und zu mir hat er gesagt, Du hättest es ihm gegeben. O, nun ist's gewiß — ja, nun ist's gewiß, daß er mir's gestohlen hat.

Rösgen (bei Seite). Wenn's wahr wäre? Der Balbier ist so was im Stande — Ich gäbe was drum, wenn Gürge unschuldig wäre.

Gürge. Aber überlege einmal, liebe Röse, überlege nur einmal: wir sind nun schon zwei Jahre mit einander bekannt, und hast Du mich in der ganzen Zeit ein einziges Mal auf einem verschmizten Streiche ertappt? — Höre, liebe Röse, vergieb mir's, daß ich mich habe bestehlen lassen, ich will's nicht wieder thun, habe Barmherzigkeit, habe Barmherzigkeit, liebe Röse.

Rösgen. Aber wie kommst Du denn wieder zu dem Briefe? Wer hat Dir ihn denn gegeben?

Gürge. Das Lotto.

Rösgen. Das Lotto? — Ich glaube, Du weißt nicht mehr, was Du redst. — Schnapps hatte ja den Augenblick den Brief, hat er Dir ihn denn wiedergegeben?

Gürge. Ich hab' ihn Schnappsen abgekauft, und da hat er mir ihn wiedergegeben.

Rösgen. Abgekauft? wie denn? wofür denn?

Gürge. Ich will Dir's sagen, liebe Röse. Du mußt wissen, daß ich heute früh eine Terne gewonnen habe, die mit einem Speziesthaler besetzt war.

Rösgen. Du? eine Terne? — Jemine! das soll ja was Großes sein, wenn man eine Terne gewinnt.

Gürge. Ja, es ging so ziemlich in die achttausend.

Rösgen. Jemine, eine Terne von achttausend Thalern! — Je, Gürge, was willst Du denn mit alle dem Gelde machen?

Gürge. Höre nur. — Zum größten Glücke hatt' ich das Geld noch nicht. Schnapps sah, daß ich mich über Deinen Brief gar nicht zufrieden geben wollte, und schlug mir endlich vor, daß wir mit den Billets tauschen wollten.

Rösgen. Und Du hast es gethan?

Gürge. Je, wahrhaftig, ich gäb ihm mein Häusgen noch dazu, wenn er's verlangte.

Rösgen. Guter, lieber Gürge, (umarmt ihn) vergieb mir, sei nicht böse; so lang' ich lebe, will ich Dir gut sein — so lang' ich lebe, will ich Dich lieb haben.

Gürge. Der Geier, Röse, Du mußt gewaltig viel auf Leute halten, die einen guten Handel treffen.

Rösgen. O vergieb mir, lieber Gürge, daß ich Dir Unrecht gethan habe; behalte meinen Brief, wenn Du ihn noch behalten willst — ich schwöre Dir's zu, daß ich Dich lieb habe, daß ich niemanden haben will als Dich, und daß ich mich noch heute Abend mit Dir verloben will, wenn Du es haben willst, und wenn Du mir nicht gram geworden bist.

Gürge. Du hast mich wieder lieb? Ach, ich bin des Todes für Freuden! — Höre, liebe Röse, sag's nicht noch einmal, daß Du mich lieb hast, es könnte mir wieder ein Unglück begegnen. Laß mich Dich nur ansehen, ich will es schon aus Deinen hübschen Augen herausstudiren, ohne daß Du mir es sagst.

Rösgen. Nur vergieb mir, lieber Gürge, daß ich Dir so weh gethan habe.

Gürge. Was das für allerliebste hübsche Augen sind! Ich weiß nicht, wie ich's sagen soll, aber ich möchte gleich gern und gar hineinspringen. — Aber höre, thu mir einmal den Gefallen und sage mir, wie die beiden ersten Worte hier heißen. He? (Zeigt ihr den Brief.)

Rösgen. „Lieber Freund."

Gürge. Wie war's? Ich hab's nicht recht verstanden.

Rösgen. „Lieber Freund."

Gürge. Warte, ich muß es selber lesen. — L, i, e, b, e, r, ber, lieber, F, r, e, u, n, d, Freund, lieber Freund. — Ah, wenn's nur nicht so bald alle wäre! wenn die beiden Wörtgen nur so lang wären, als das dicke Historienbuch, das unser Schulmeister hat!

Rösgen. Laß es gut sein, lieber Gürge, Du sollst es noch viele tausendmal hören, wenn Du es nur niemals überdrüßig werden willst. — Aber höre einmal, wir können den Balbier seine Betrügerei nicht so hingehn lassen.

Gürge. Warum denn?

Rösgen. Er muß das Billet herausgeben, um das er Dich betrogen hat.

Gürge. Was denn für ein Billet?

Rösgen. Dein Lotterieloos.

Gürge. Nein, liebe Röse, nein, der Handel ist einmal gemacht — wir wollen nicht weiter davon reden; er könnte rappelköpfisch werden und den Brief wieder haben wollen —

Nein, nein, es ist so recht gut. Du hast mich lieb, nicht wahr? — Nun, und weiter verlang' ich nichts.

Rösgen. Stille, stille! da seh' ich ihn kommen; verstecke Dich geschwind in's Haus, und komm' nicht eher hervor, als bis ich Dich rufe.

Gürge. Aber rufe mich nur ja recht bald. Hörst Du? (Ab.)

Rösgen. Ja, ja, geh' nur, daß er Dich nicht sieht. — Ah, da kommt der Schurke und hat das Billet in der Hand.

Neunter Auftritt.

Rösgen. Schnapps.

Schnapps (vor sich). Muß der verdammte Schulmeister heute just Gevatterbriefe herumtragen; und so elend der Kerl ist, so kann ich doch heute ohne ihn nichts machen. — (Sieht Rösgen und versteckt das Billet.) Ach, mein schöner Goldengel, ich wollte eben zu Ihr.

Rösgen. Es ist mir recht lieb, Mosge Schnapps, daß ich ihn sehe. Weiß Er wohl, was hier vorgefallen ist, seitdem wir uns nicht gesehen haben?

Schnapps. Nein, ich weiß nicht — was wäre denn vorgefallen?

Rösgen. Denk' Er einmal an, der Mensch, der Gürge, untersteht sich, mir wieder unter die Augen zu kommen; aber ich habe ihn so heimgeschickt, daß er gewiß in seinem Leben nicht wiederkommt.

Schnapps. Das ist scharmant, hähähä. Ja, ich hab' es gleich gedacht, hähähä, und da hab' ich mich hier versteckt, und da hab' ich gesehn, hähähä, wie Sie ihm das Fenster vor der Nase zuschlug, hähähä. — Aber den dummen Gürgen itzt bei Seite, mein Engelgen; Du weißt doch wohl, was Du mir vorhin versprochen hast?

Rösgen (bei Seite). Ah, nun hab' ich Dich. (Laut.) Ja, Mosge Schnapps, das weiß ich recht wohl. Aber ich gesteh' es, ich habe nur noch ein paar Scrupel, die er mir vorher auflösen muß.

Schnapps. Auflösen, resolviren, dissolviren, obstruiren, rectificiren, wie Du es haben willst, mein Kröngen.

Rösgen. Ich nehme freilich einen Mann, damit er mir gut ist, und wenn Er's also ehrlich meint, Mosge Schnapps — aber ehrlich muß Er's meinen — so denk' ich, daß wir ein Paar sind. Ich habe ein bisgen Vermögen, aber ich verlange eben nicht, daß mein Mann welches hat. Was ich verlange, das ist, daß mich mein Mann einzig und allein lieb hat. Sag' Er mir offenherzig, Mosge Schnapps, ist Er außer mir keiner andern gut?

Schnapps. Nun so wollt' ich, daß ich alle Flüche und alle Schwüre wüßte, die es in der ganzen Reichsarmee giebt, um Ihr, allerschönstes Rösgen, zu beschwören, daß ich = = =

Rösgen. Hör' Er mich an. Ich habe einmal den Fehler an mir, daß ich erschrecklich mißtrauisch bin. — Da Er hieher kam, hatt' Er ein Papier in der Hand, und das versteckt' Er, sobald Er mich gewahr wurde. Was war das? Wenn Er will, daß ich Ihm trauen soll, so muß Er mir's sehn lassen. Hat doch wohl Regine einen Liebsten gefunden, der ihr die Briefe andrer Mädchen zeigte.

Schnapps. Ja wahrhaftig, schönes Rösgen, ich wäre des Todes, wenn ich Ihr durchaus einen Liebesbrief zeigen sollte. Denn in meinem ganzen Leben hat noch kein Frauenzimmer an mich geschrieben.

Rösgen. Nichts, nichts! das sind kahle Ausflüchte; und mit Einem Worte, wenn Er haben will, daß ich Ihn für einen ehrlichen Mann halten soll, so muß er mir das Papier zeigen — so muß er mir's in die Hand geben.

Schnapps. Meiner Treun, ich wollte, daß Sie meine Liebe auf derbere Probe stellte, hähähä. Sie wird die Augen ganz gewaltig aufsperren, hähähä, wenn Sie sieht, daß es weiter nichts, als — (giebt ihr das Loos) ein Lotterieloos ist, hähähä.

Rösgen (sieht es an und versteckt es). Nun hab' ich's, nun hab' ich's. — Weiß Er, Mosge Schnapps, daß alleweile ein einfältiges Mädchen den Schurken aller Schurken betrogen hat? — Gürge! Gürge!

Zehnter Auftritt.

Rösgen. Schnapps. Gürge.

Gürge. Was giebt's? was giebt's? Hat er Dir was gestohlen?

Rösgen. Nein, lieber Gürge: aber ich habe das wieder, was er Dir gestohlen hat. — Da ist Dein Loos, da! — Du wirst mich doch noch nehmen, Gürge, da Du so ein reicher Kauz bist? — Und Ihm, Mosge Schnapps, wünsch' ich alle Tage so einen guten Schacher als heute. Nur muß Er Sich nicht wieder so übertölpeln lassen.

Gürge. Der arme Teufel, er dauert mich! — Hör' Er, mein lieber Mosge Schnapps, wenn ich einmal einen Reitknecht brauche und es fehlt Ihm etwa, so meld' Er sich getrost auf meinem Rittergute.

Rösgen. Daß er uns die Pferde in die Schwemme ritte und nicht wiederkäme? Nein, nein, Gürge, das wollen wir überlegen. (Beide ab.)

Letzter Auftritt.

Schnapps (allein).

Daraus will ich mir zweierlei ad notam nehmen. Erstlich, es giebt kein ärger Kesselflickervolk, als ein paar Liebesleute; und zweitens, es gelingen nicht alle honetten Pfiffe. Denn wo wollten sonst die Fußgänger vor lauter Equipagen hin?

(Der Vorhang fällt.)

Johann Christian August Heyse

ward 1765 zu Nordhausen geboren, studirte daselbst und zu Jena die Humanitätswissenschaften und wurde dann Lehrer am Gymnasium zu Oldenburg, von wo er 1808 als Rector des Gymnasiums und der Töchterschule nach Nordhausen kam. Hier erhielt er 1819 einen Ruf als Doctor der Philosophie und Director der höhern Töchterschule nach Magdeburg, welchem er folgte. Er starb daselbst am 27. Juni 1829.

Wir haben von ihm:

Neuer Jugendfreund. Hamburg 1800 — 1802, 2 Bde.

Hülfsbuch zur Erlernung und Beförderung einer deutschen Aussprache und Rechtschreibung. Hannover 1803.

Anleitung zum Gebrauche des Hülfsbuchs. Ebendas. 1803.

Allgemeines Wörterbuch zur Verdeutschung der fremden Wörter ꝛc. Oldenburg 1804, 2 Bde.

Kurzgefaßtes Fremdwörterbuch. Nordhausen 1807; 5. Ausg. Hannover 1829.

Theoretisch-practische deutsche Grammatik. Ebendas. 1814; 4. Ausg. Ebendas. 1827. Davon die Auszüge: Schulgrammatik. Ebendas. 8. Ausg. 1829. Leitfaden. 6. Ausg. Ebendas. 1829.

Handbuch aller verschiedenen Dichtungsarten. Hamburg 1821 in gr. 8., mit H. F. Fr. Sickel.

Kleine Aufsätze und Reden. Ebendas. 1821.

Ansichten von Unterricht und Bildung der Jugend. Pirna 1829.

Ein um die Ausbildung der deutschen Grammatik hochverdienter Schulmann, der eben dadurch, daß es ihm nicht so sehr um philosophische Forschung, als um populäre Feststellung des einmal als richtig Angenommenen zu thun war, höchst vortheilhaft und nachhaltig wirkte.

Johann Andreas Christoph Hildebrandt

ward im Jahre 1764 zu Halberstadt geboren, studirte Theologie, wurde darauf Collaborator an der Martinischule seines Geburtsortes, erhielt dann 1794 ein Pfarramt zu Weserlingen und später zu Eilsdorf im Halberstädtischen.

Er verfaßte:

A. Erziehungs- und Volksschriften.

Blüthen aus Friedrichs II. Siegeskranze. Braunschweig 1829.
Gallerie romantischer Dichtungen für die Jugend. Magdeburg 1828.
Geschichte des siebenjährigen Krieges. Halberstadt 1827.
Heldenthaten der Väter. Magdeburg 1832.
Hülfsbuch zur Erklärung der Sonn- und Festtags-Evangelien. Quedlinburg 1830.
Neuer Kinderfreund. Leipzig 1809 — 1810. 2 Bdchn.
Kleine Leseübungen für Kinder. Quedlinburg 1814.
Robinson's Colonie. Leipzig 1807. 2. A. 1819.
Der Veteran. Rudolstadt 1811.
Der Winter auf Spitzbergen. Leipzig 1828. 2. A. 1830.

B. Romane (in alphabetischer Ordnung).

Das nächtliche Abentheuer und andere Erzählungen. Quedlinburg 1824.
Interessante Abentheuer eines Türkensclaven. 3 Thle. Ebendas. 1830.
Adolph. Königsberg 1817.
Agathe. 3 Thle. Quedlinburg 1825.
Der Ahnherr. 3 Thle. Ebendas. 1823.
Auguste du Port. Königsberg 1799.
Der Bankerott u. s. w. Quedlinburg 1821.
Berthold von Nidda. 3 Thle. Ebendas. 1826.
Schwarze Bilder aus der Vorzeit. Ebendas. 1821.
Brömser von Rüdesheim. 3 Thle. Ebendas. 1820. 2. A. 1831.
Die Colonie auf St. Helena. 2 Thle. Ebendas. 1817.
Die heilige Eiche u. a. m. Ebendas. 1823.
Erzählungen. Greifswalde 1824.
Der Einsiedler auf Spitzbergen. Quedlinburg 1818.
Ferdinand von Waldau. 3 Thle. Leipzig 1825.
Feodor und Athanasia. 4 Bde. Quedlinburg 1822.
Ritter Franz von Sickingen. 2 Thle. Ebendas. 1832.
Der Freibeuter. 3 Thle. Ebendas. 1827.
Die Geheimen des Bundes. 3 Thle. Ebendas. 1818.
Die Geister der Schauerhöhle. Ebendas. 1822.
Die Gemächer des Unglücks. 3 Thle. Ebendas. 1824.
Historisch-romantisches Gemälde merkwürdiger Begebenheiten u. s. w. 2 Thle. Leipzig 1824.
Geschichte eines Verfolgten. 2 Thle. Königsberg 1802. N. A. 1819.
Götz von Berlichingen. 2 Thle. Quedlinburg 1825.
Hannchens Geschichte. 2 Thle. Berlin 1816.
Heinrich der Vogelsteller. Quedlinburg 1825.
Die Burg Helfenstein. 2 Thle. Ebendas. 1819. N. A. 1830.
Der Husar. 3 Thle. Ebendas. 1819.
Das merkwürdigste Jahr. 2 Thle. Halberstadt 1830.
Iwan und Feodore. 2 Thle. Leipzig 1823.
Der Klausner im Schwarzwalde. 2 Thle. Quedlinburg 1821.
Die furchtbaren Kreuzritter. 3 Thle. Ebendas. 1826.
Kuno von Schreckenstein. 3 Thle. Ebendas. 1821.
Kunz von Kaufungen. Ebendas. 1825.
Lilienström und Nordenstern. 3 Thle. Leipzig 1827.
Fernando Lomelli. 3 Thle. Quedlinburg 1821.
Marie. Ebendas. 1821.
Die Familie von Manteuffel. 3 Thle. Leipzig 1820.
Der Mord am Hochaltar. 2 Thle. Quedlinburg 1825.
Wilhelm Müller. Leipzig 1805.
Der Negersclave. 2 Thle. Quedlinburg 1817.
Eduard Nordenflycht. 3 Thle. Königsberg 1800. N. A. 1819.
Die Novize von St. Marienheim. 2 Thle. Greifswalde 1827.
Der achtzehnte October. 3 Thle. Quedlinburg 1816.
Papiere aus meinem Feldpredigerleben. Gießen 1807.
Ritterrache. Quedlinburg 1824.
Rollino. 3 Thle. Ebendas. 1824.
Die schwarzen Ruinen. 2 Thle. Ebendas. 1818.
Saladin. Ebendas. 1827.
Fürst Scanderbeg. 2 Thle. Ebendas. 1828.
Der Schiffbruch. Ebendas. 1817.
Schreckensscenen. 2 Thle. Ebendas. 1814.
Die Sclavin. 3 Thle. Ebendas. 1823.
Die Todtenhügel. 2 Thle. Ebendas. 1822.
Karl von Tellheim. 3 Thle. Ebendas. 1823.
Der Theaterschneider. 3 Thle. Ebendas. 1820.
Tonni. 2 Thle. Ebendas. 1825.
Die Ursulinerinnen. Ebendas. 1820.
Das Vehmgericht. 2 Thle. Ebendas. 1824.
Der Schleier. Ebendas. 1821.
Familienscenen. 2 Bde. Halberstadt 1800. N. A. u. d. Titel: häusliche Scenen. Ebendas. 1811 (anonym).
Daniel Fuchs. Quedlinburg 1815 (anonym).
Gustav von Wildheim. Halberstadt 1799 (anonym).
Außerdem noch Bearbeitungen der Schriften Anderer für die Jugend u. s. w.

Inhalt und Werth seiner vielen Romane beurkunden deren Titel vollkommen. Unter seinen Jugendschriften finden sich mehrere, welche, wie z. B. Robinson's Colonie, wegen ihrer Faßlichkeit, ihres guten Vortrages und der glücklichen Behandlung des Gegenstandes mit Recht auf Lob Anspruch machen können.

Johann von Hildesheim, s. Minnesinger.

Joseph Hillebrand

ward 1788 zu Großdüngen bei Hildesheim geboren, stu-
dirte alte Sprachen und Philosophie zu Hildesheim und
Göttingen, und wurde dann Professor am katholischen
Gymnasium seiner Vaterstadt. Hier seiner Ansichten we-
gen verfolgt, ging er nach Würzburg, ward dort Prote-
stant und kurz darauf 1817 außerordentlicher Professor
der Philosophie zu Heidelberg, von wo er 1820 als or-
dentlicher Professor jener Wissenschaft und Doctor der
Philosophie nach Gießen kam und dort nicht lange nach-
her noch zum Pädagogarchen ernannt wurde.

Seine Schriften sind:

Versuch einer allgemeinen Bildungslehre. Braunschweig 1816.

Germanicus. Frankfurt 1817, 2 Thle.

Deutschland und Rom. Frankfurt 1818.

Ueber die Einheit der Zeit und den Zusammenhang der Ereignisse in derselben. Rede. Heidelberg 1818.

Ueber Deutschlands Nationalbildung. Frankfurt 1818.

Eugenius Severus. Mainz 1819, 2 Thle. in 8.

Propädeutik der Philosophie. Heidelberg 1819, 2 Thle.

Logik und philosophische Vorkenntnisse. Ebendas. 1820.

Paradies und Welt. Ein Roman. Leipzig 1822; 2. Ausg. Mainz 1823, 2 Thle. in 8.

Anthropologie. Mainz 1822 u. 1825, 3 Thle.

Lehrbuch der Literar-Aesthetik. Ebendas. 1827, 2 Thle. in gr. 8.

H. hat als Philosoph einen sehr geachteten Ruf; sein System zeigt einige Hinneigung zu dem Systeme Jacobi's, ohne jedoch dadurch an selbstständiger Eigenthümlichkeit einzubüßen. Scharfsinn, warmes Gefühl, schöne Sprache und reiche Phantasie sind ein nicht geringer Schmuck der sämmtlichen Schriften dieses verdienten und reichbegabten Mannes. Vorzüglich machen wir auf seinen Roman „Eugenius Severus" aufmerksam, in welchem er einen Theil seiner Lebenserfahrungen und Ansichten niedergelegt hat; eine zwiefach anziehende Lecture dem denkenden Leser gewährend.

Gottlieb Hiller,

er unter dem Namen des Naturdichters bekannte
Sohn eines armen Landfuhrmannes, ward am 21. Octo-
er 1778 zu Landsberg bei Leipzig geboren und betrieb
as Geschäft seines Vaters; er flocht nebenbei Tauben-
este und strich Ziegel. Wielands Schriften, die ihm
urch Freunde in die Hände kamen, welche sich für sein
ufstrebendes Talent interessirten, brachten ihn zuerst auf
en Gedanken, öffentlich als Dichter aufzutreten. Der
este Erfolg und allgemeine Anerkennung seiner Verdienste
ohnte ihn und führte ihn in die große Welt und 1803
u dem Kunst und Wissenschaft liebenden Prinzen Louis
erdinand nach Berlin, von welchem er der königlichen
Familie vorgestellt wurde und reichlich beschenkt zu seiner
frühern niedern Beschäftigung zurückkehrte. Nach kurzem
Aufenthalte in Wien starb er am 9. Januar 1826 zu
Bernau in Preußen.

Wir haben von ihm:

Gedichte, Selbstbiographie und Reisen. Köthen 1805 — 1808, 2 Thle.

Seine Leistungen wurden, der Seltenheit wegen, zu ihrer Zeit überschätzt, obwohl ihm ein untergeordnetes poetisches Talent keineswegs abzusprechen ist.

---

von Hindichofen, s. Minnesinger.

Nikolaus Daniel Hinsche

ard am 29. December 1771 zu Hamburg geboren,
udirte alte Literatur und schöne Wissenschaften und
urde vom Senate seiner Vaterstadt zum Rathsverwand-
n zu Bergedorf bei Hamburg ernannt, wo er noch lebt.

Unter dem Namen „Winfried" gab er heraus:

Feldblumen und Disteln. Leipzig 1804.

Nordischer Musenalmanach. Hamburg und Leipzig 1817 — 1823, 7 Jahrgänge.

Nordelbingische Blätter. Zeitschrift. Hamburg 1820.

Ruinen und Blüthen. Altona 1826.

Ein anmuthiges und gefälliges Talent, das sich in älterer Schule bildete und dessen Leistungen durch Kraft, Wärme des Gefühls, Begeisterung für das Große und Schöne und durch Wohllaut der Rede sich vortheilhaft auszeichnen.

Theodor Gottlieb von Hippel,

Sohn des Rectors Hippel an der Stadtschule zu Ger-
auen in Ostpreußen und Sproß einer altadeligen aber
rabgekommenen und ihres Vorrechts deswegen sich nicht
ehr bedienenden Familie, ward daselbst am 31. Januar
741 geboren und verrieth schon in früher Jugend ein
llseitiges Talent. Von seinem Vater und dem dama-
ligen Prediger und Schulinspector Keber zu Gerdauen
classisch vorbereitet, bezog er im 15ten Lebensjahre die
Universität Königsberg, um daselbst Theologie zu studiren.
Dabei vernachläßigte er jedoch das Studium der Alten,
so wie eigene poetische Uebungen nicht, beschäftigte sich
noch außerdem viel mit Mathematik und Philosophie

und erlernte von dem damals dort befindlichen eleganten römischen Juristen, dem holländischen Justizrath Woyt, dessen Gesellschafter, Tisch- und Hausgenoß er wurde, die holländische Sprache. Seine mit dem hier gegenwärtigen russischen Lieutenant von Keyser, dem Sohne des russischen Viceadmirals, in Woyt's Hause geschlossene Freundschaft, brachte ihn 1760 nach Petersburg, wo er die Kaiserin Katharina II. persönlich kennen lernte und durch die Freundlichkeit des Viceadmirals von Keyser und des weiblichen Theiles von dessen Familie mit dem Glanze des Hofes und der großen Welt vertraut, aber auch zu Wünschen hingeführt wurde, zu deren Erfüllung sein jetziger Standpunkt keine hinlängliche Grundlage zu bieten schien. Schon als Hausfreund Woyt's war die Liebe zur Jurisprudenz in ihm erwacht, die durch das, was er jetzt gesehen, so wie durch sein Brüten über seinen neuen Lebensplan, in welchem seine begeisterte Liebe zu einer ausgezeichneten Dame höhern Ranges die Hauptrolle spielte, Nahrung und Stärke erhielt. Nachdem er daher nach seiner, ohngeachtet nicht geringer Anerbietungen dennoch bewirkten Rückkehr nach Königsberg, den Winter über bei einer adeligen Familie auf einem nahen Landgute als Hauslehrer zugebracht hatte, ließ er sich 1762 zu Königsberg als Student der Rechte wieder immatrikuliren, mit dem festen Vorsatze, groß und reich zu werden. Und er wurde es durch die Kraft seines gewaltigen Geistes und Willens. „Nackt," so sagte er damals mit Uz von sich, und schrieb es in mehrere Stammbücher, „Nackt flieh' ich in der Weisheit Arme," aber er überwand die Armuth und alle ihm entgegenstehenden Schwierigkeiten, wurde nach vollendeten Studien 1765 Advocat bei dem königsberger Stadtgericht, dann bei dem Hofgericht daselbst, 1772 städtischer Gerichtsverwandter und Assessor des Stipendiencollegiums und entsagte nun sogar seiner Liebe, um der Befriedigung seines nunmehrigen einzigen Strebens, des Reichthums und der Ehre willen. Allgemein geachtet und reichlich belohnt stieg sein Ansehen fort und fort. Er wurde Criminalrath, Stadtrath, Beisitzer des Armencollegiums, Hofhalsrichter, Criminaldirector, 1780 dirigirender erster Bürgermeister zu Königsberg, Polizeidirector, Kriegsrath und Stadtpräsident, und ließ nun auch durch den Kaiser den Adel seiner Familie erneuern. Er war als preußischer Abgeordneter bei der Besitznahme von Danzig, verfiel aber kurz nach seiner Rückkehr in eine Krankheit und starb nach langen Leiden, jedoch bis zum letzten Augenblicke thätig, am 23. April 1796 zu Königsberg. — Weit über das Gewöhnliche erhaben war sein Geist, originell seine Schriften und sein Leben. In ihm einte sich Geschicklichkeit zu Allem, was er anfing, mit rastloser Thätigkeit, Pünktlichkeit, Ordnungsliebe und Hochachtung einflößender Freundlichkeit gegen unter ihm Stehende, reichhaltige Einfachheit in Entwürfen mit unerschütterlicher Standhaftigkeit in der Ausführung. Er verband, seltsam genug, die eigenthümlichsten Widersprüche des Charakters, Aufklärung des Verstandes mit Gefühlsschwärmerei und Aberglauben, fast andächtelnde Frömmigkeit und warme Liebe zur Sittlichkeit mit unlautern Leidenschaften und großer Sinnlichkeit, freundschaftliche Aufrichtigkeit mit planmäßiger Verstecktheit, Humanität mit Despotismus, leidenschaftliche Liebe zur Natur und Einfachheit mit Künstelei. Mit Nichts fing er an, mit 140,000 Thalern endigte er. Er pries am lebhaftesten das Glück der Ehe und lebte ehelos; er war ein Mann nach der Uhr und ging immer ohne dieselbe; er liebte das Geld bis zum Uebermaß und trug fast nie Geld bei sich; er fand das Leben abgeschmackt und umgab sich mit Sinnbildern des Todes, aber doch fürchtete er den Tod. So war Hippel, und das Schicksal setzte den Contrast fort, indem es seine klösterliche Wohnung in ein Posthaus, und seine stille ländliche Besitzung in einen Sommerbelustigungsort verwandelte.

Die von ihm unter der strengsten Anonymität herausgegebenen Schriften sind enthalten in:

Sämmtliche Werke. Berlin 1827 u. 1828, 12 Bde. in 8. Mit H's Bildniß, 2 Facsimile's u. 16 Kupfern.

Einzeln erschienen daraus:

Rhapsodie. Königsberg 1763 in 8.

Der Mann nach der Uhr. Lustspiel. Ebendas. 1765 in 8.; neue Aufl. 1771 in 8.

Die ungewöhnlichen Nebenbuhler. Ebendas. 1768 in gr. 12.

Freimaurerreden. Ebendas. 1768 in 8.

Geistliche Lieder. Berlin 1772 in 8.

Ueber die Ehe. Ebendas. 1774 in 8.; 2. Ausg. Ebendas. 1775 in 8.; 3. Ausg. Ebendas. 1792 in 8.; 4. verm. Ausg. Ebendas. 1793 8. Mit Titelkupfer und Vignette; 5. Aufl. Ebendas. 1825 in 8.

Lebensläufe nach aufsteigender Linie. Ebendas. 1778 — 1781, 3 Thle. in 8.; neue Aufl. Ebendas. 1781 in 8. Mit Kupfern und Vignetten.

Handzeichnungen nach der Natur. Ebendas. 1790 in 8.

Zimmermann I. und Friedrich II., von Johann Heinrich Friedrich Quittenbaum, Bildschnitzer in Hannover. London (Berlin) 1790 in 8.

Ueber die Mittel gegen die Verletzung öffentlicher Anlagen und Zierrathen. Berlin 1792 in 8.

Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber. Ebendas. 1792 in 8.

Kreuz- und Querzüge des Ritters A — Z. Ebendas. 1793 u. 1794, 2 Bde. in 8. Mit Kupfern.

Ueber weibliche Bildung. Ebendas. 801 in 8.; aus seinem Nachlaß herausgegeben.

Ueber Gesetzgebung und Staatenwohl. Ebendas. 1804 in 8.

Außerdem Recensionen, poetische Versuche ꝛc. in den königsberg'schen gelehrten Zeitungen, z. B. Gedanken über die Unzufriedenheit von H. W., in den königsberger Intelligenzblättern von 1761 (auch besonders in demselben Jahre) u. a. m.

Hippel's Leistungen werden am treffendsten und gedrängtesten mit folgenden Worten von Menzel (deutsche Literatur 2. A. Thl. III, S. 282 u. Thl. IV, S. 63) charakterisirt: Den meisten Einfluß übte Yorick auf unsern Hippel, den ersten, welcher den ächten Humor, die subjective Tragikomödie, die Selbstironisirung des Schmerzes, das Lachen im Weinen, in unsrer Poesie einführte. Dieser Humor, der eigentlich zuerst bei Cervantes und Shakspeare vorkam, ist etwas durchaus Modernes, dem frühern Alterthume Fremdes; er konnte erst zu einer Zeit hervortreten, da das im Mittelalter entschieden vorherrschende Gemüth mit dem der neueren Bildung sich bemächtigenden Verstande in Kampf gerieth und der eheliche Zwist zwischen Kopf und Herz, zwischen Witz und Empfindsamkeit begann. Bei den Franzosen bildete sich dieser Gegensatz äußerlich aus. Voltaire repräsentirte den Witz allein, Rousseau die Sentimentalität allein. Bei Engländern und Deutschen aber blieb der Gegensatz im Innern desselben Individuums beschlossen, wie hier überhaupt die Innerlichkeit, das Mystische stets vorwaltete. Hippel's vorzüglichstes Werk sind die „Lebensläufe nach aufsteigender Linie;" doch hat auch sein „Ritter von A — Z." viele Schönheiten. Man hat mit Recht seinen Empfindungen mehr Wahrheit zugeschrieben, als denen Yorick's, hinter dem sich die feinste Koketterie der Seele versteckt. Hippel's Thränen sind ächte Perlen, und er ist eben so weit von der Affectation als von der Breiweichlichkeit der spätern sentimentalen Schule entfernt. In den Lebensläufen sind Züge von Seelenschönheit, wie man sie nur

gends wiederfindet. — — Er war der Erste, der die Lyrik in die Prosa übertrug und sich in seinen Schilderungen des Stilllebens, des einsamen Unglücks, des ruhmlosen und doch schweren Opfers bis zum tiefen Gram Hölty's versenkte, während er wieder im geistreichsten Spott wie Rabener, Thümmel, Lichtenberg, die Vorurtheile, Affectationen und Moden der Zeit geißeln konnte. Die schönste Humanität, die seltenste Gabe zu rühren und eine vortreffliche Sprache haben diesem früher weniger beachteten Dichter endlich den hohen Rang in der deutschen Literatur gesichert, den er verdient.

Verschwiegenheit*).

Da ein großer Theil unserer hochlöblichen Aemter darin besteht, Geheimnisse in den Sessionszimmern zu verrathen, so scheint es uns zur andern Natur geworden zu sein, in sehr vieler Rücksicht von Amtswegen unverschwiegen zu sein. Wird nicht die Bitte an den vertrauten Freund: „Opfern Sie diesen Brief dem Vulcan," fast immer eine Aufforderung mehr, ihn beim Leben zu erhalten, und ihn recht sorgsam aufzubewahren, damit oft lachende Erben ihn lesen, bespötteln, und wenn's Glück gut ist, durch den Druck bekannt machen können? Reisen nicht viele unserer Gelehrten, um andere Gelehrte insgeheim zu bestehlen und sodann vertraute Gespräche und Herzensergießungen öffentlich mitzutheilen und ihren Ideen durch individuelle Züge Absatz verschaffen zu können? Haben wir nicht Bekenntnisse und Lebensbeschreibungen von Männern, die außer dem Hange zur Schwatzhaftigkeit noch Selbstsucht, Prahlereien und Entschuldigungsdünkel verrathen, die mit dem Schein der Anklage und Selbstdenunciation eine Vertheidigungsschrift enthält?

Wo ist ein Archiv, das nicht vidimirte und unvidimirte Copien, von denen hier niedergelegten Geheimnissen niedergelegt? Wo einer der verschwiegensten und geheimsten Orden, dessen Inhalt nicht verrathen und verkauft ward? die Weiber würden es wie Bernstorf in dem Meinungskriege machen, der am meisten that, indem er nichts that, — und laut sagte, was er thun und nicht thun wollte, damit Jedermann wußte, woran er war. — Wahrlich, man sollte den Weibern überhaupt den Vorwurf der Unverschwiegenheit nicht machen, und am wenigsten sie wegen ihrer Zungengeläufigkeit und Neigung zu reden, von Cabinetsgeschäften ausschließen. — Sie würden als geheime und geheime Cabinetsräthe ohnehin wenig zu verschweigen finden.

Die Weiber als Justizpflegerinnen.

Die evidente Vernunft ist eine Mitgift, welche die Natur allen Menschen im gleichen Grade bewilligt hat, und wahrlich, die Weiber würden sie bei Ausmittelung der Wahrheit und bei Anwendung der Gesetze im Segen beweisen. Trockene und unkünstelte Wahrheit ist selten der Vorzug unserer Gerichtshöfe, obgleich sie in der Geschichte und überall mehr gilt, als eine noch so glänzend scheinende Falschheit.

Um eine cause celebre herauszubringen, erwitzelt der instruirende Richter oft Umstände, auf welche die Partei blos durch Ausfrage gebracht ward, und die sie aufnahm, um ihrer Sache, wo nicht mehr Recht, doch mehr Wendung, Nachdruck und Glanz, mehr Interesse beizufügen. Man nimmt, wenn es inständlich ist, als wahr an, was zwei Zeugen ausgesagt haben, und muß zu Eiden seine Zuflucht nehmen; obgleich die dadurch geheiligten Worte beim Gewissenhaften und Ungewissenhaften nicht höher, nicht niedriger in Anschlag gebracht werden können, als Worte des gemeinen Lebens. Es ist hier nicht der Ort, die Mängel der Gerechtigkeit, das Factum herauszubringen, zu rügen, vielmehr begnüge ich mich zu bemerken, daß, da in den Gerichten etwa unter funfzig eine Thatsache der Wahrheit, und unter dreißig etwa eine der Wahrscheinlichkeit nahe gebracht werde, die Anwendung der Gesetze auf dergleichen unbeachtigte und unzuverläßige Fälle über Menschenfähigkeit gehe, wenn auch bei den Gesetzen und ihrer Auslegung Alles so klar, wie die Sonne war. Der Zusammenfluß und die Verhältnisse der Umstände sind ohne Zweifel die einzigsten Bürgen für die Richtigkeit der Thatsache, welche durch Standes-, und was vorzüglich hierher gehört, durch Geschlechtsgenossen erforscht, und nicht etwa erfragt werden müßte. — Mit Fleiß breche ich ab, um zur Behauptung überzugehen, daß die Gesetze und ihre Anwendung durch Gesetzgeberinnen und Richterinnen gewinnen würden. Meine Absicht ist nicht, nach väterlicher Weise der Richter- und Philosophenstühle durch Zank und Streit die edle Zeit zu versäumen, nur ein Paar Bemerkungen bitte ich ein geneigtes Gehör zu verstatten. Nichts verdient Recht zu sein und so zu heißen, was sich als Gesetz gedacht widerspricht, nichts, was nicht allgemeine Principien billigen und jeder durch die Vernunft wollen kann. Sobald sich also Beurtheilung des Rechts nach reinen Vernunftprincipien denken läßt, so wird man sich, ihr zu unterwerfen, keine Bedenklichkeit finden, und ein dergleichen Recht am allerwenigsten einen Prologue (Art Empfehlung) bedürfen. Schon diese Allgemeinheit hat etwas Empfehlendes in sich, indem auch die, welche mit uns nicht in einem Staate leben, im Grunde an dieselben Gesetze gebunden, und unsere Gesetzbrüder sind (eine Vereinigung mehr). Die Begriffe von Pflicht und Recht hängen wahrlich, nicht vom Staate, sondern von der Vernunft ab, und jeder kann Probe machen, ob das Gesetz rechter Art sei, wenn gleich der Staat jene allgemeine Rechtsregel in bestimmten Fällen so nahe legt, als es nur möglich ist, um die Beurtheilung zu erleichtern. Nach diesen Voraussetzungen ist eigentlich nicht das römische Recht, sondern die Vernunft des Hülfsrechts, wenn wir mit unsern positiven Landesgesetzen nicht auslangen, und hier der Fall unbekannt gelassen ist, positive Gesetze sind auf Zeit und Ort angewandte Vernunftgesetze. Die Vernunft liegt allen bürgerlichen Gerichtshöfen zum Grunde, wenn sie nicht auf Sand gebaut sein wollen. Selbst gemeineren Leuten muß es so begreiflich als tröstlich sein, daß sie so handeln müssen, wie sie behandelt zu werden wünschen, und daß die Vorschriften, nach denen sie handeln, so beschaffen sind, daß sie selbst nicht bessere wünschen können.

Eine dergleichen Gesetzgebung, verbunden mit einer ihr angemessenen Gesetzausübung, wie glücklich würde sie die Welt machen! Das Gesetzbuch würde in uns selbst liegen, leicht sein, und bei aller seiner Faßlichkeit, oder besser, eben wegen seiner Faßlichkeit, mit mehr Recht den Ehrennamen eines Meisterstücks des menschlichen Geistes verdienen, als manches andere, an das der gemeine Mann glaubt, ohne es zu verstehen, und in dessen Rücksicht er zum Richter sagt: Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben. Wer aus Kenntniß unserer Natur weiß, daß wir die Sitten der Nation und ihre Bildung größtentheils der Wirkung der Gesetze zuschreiben müssen, wird mit mir die Vereinfachung der Gesetze und deren Anwendung wünschen, die ich nicht ohne Grund von der bürgerlichen Verbesserung der Weiber und ihrer Theilnahme an der Gesetzgebung und deren Anwendung erwarte.

Außerdem, daß eben hierdurch schon viel Gesetzschwierigkeiten sich heben, und lange nicht so viele Ausnahmen von der Regel stattfinden würden, würde die Gesetzgebung auch dadurch mehr Unparteilichkeit gewinnen. Und in den Gerichtshöfen bei der Gesetz-Ausübung würde man uns wohl so oft statt eines Nachtstückes die Nacht mit schwarzen Farben verkaufen? Würde es wohl unter den Richtern so viele Helden geben, die es aus Angst und Furcht sind? Und wo würden die Menge von Actengenies und Rechtsglücksgreifer und Gesetz-Marionettenspieler, und jene flachen mit groben Farben überladenen Richter und Assistenten, und Anwälte, und Procuratoren, und wie die Herren weiter heißen, bleiben?

Der sichere Ehrgeiz ist weit unausstehlicher, als der, welcher sich vor List und Nachstellung fürchten muß.

Laßt uns aufrichtig sein. Bis jetzt konnte der Ehrgeiz bei keinem andern Staatsposten mehr im Trüben fischen, als bei der Justiz? Wer kann denen Herren Rechtsgelehrten anders widersprechen, als Rechtsgelehrte einer höhern Instanz, obgleich diese höhern Instanzrichter weder mehr Kenntniß noch mehr Moralität als jene besitzen. — Die meisten Dicasterien kommen mir wie Säulenreihen vor, die nichts Wichtiges zu tragen haben, und wo man unbedeutende Gegenstände mit Verzierungen überladet.

Ueberraschung ist der natürliche Ersatz für alle unangenehme Verwirrung, ohne welche die Ueberraschung nicht zu erhalten war. Ist dies aber wohl der Fall bei unsern gelehrtesten Sentenzen? Sind sie nicht gemeiniglich ein neues verwickeltes Räthsel, wechselt nicht Verwirrung bloß ab, bis endlich die dritte Instanz, gemeiniglich durch einen Machtspruch (so sehr auch dies Wort bei den Herren Juristen gehaßt und verfolgt wird) aller Fehde ein Ende macht?

Oft kommt man in die Versuchung, zu behaupten, daß unsere practischen Rechtsgelehrten Feinde des Warums? wären, wenn gleich es ihren Urtheilen nicht an Gründen für und wider gebricht. Und diese Urtheile, sind sie nicht oft das gerade Gegentheil von jener innern Gerechtigkeit, und bei der jeder

*) Aus Hippel's Nachlaß über weibliche Bildung. Berlin 1801. S. 109 ff.

wenn er auch gleich durch alle drei Instanzen verloren hatte, sicher sein kann, daß er nach Gefühl und Einsicht der gesitteten unparteiischen Welt gewinnen und das Feld behalten werde.

Ein witziger englischer Schriftsteller sah den Hasting'schen Proceß als ein Experiment an, das absichtlich so lange fortgesetzt würde, um den höchsten Grad der Geduld und Ergebung des brittischen Volks zu erforschen — und giebts nicht auch in Deutschland Processe, die als Gegenstand der öffentlichen Unterhaltung so geputzt und gekräuselt werden, gegen die sich Romane und Schauspiele von selbst aus Ehrerbietung in Schatten stellen — und kommt denn am Ende ein Urtheil, ist's mehr als ein Spielzeug des Gewissens?

Suchen unsere practischen Rechtsgelehrten nicht selbst eigenen Processen durch Nachgabe auszuweichen, sie müßten denn im Staate leben, wo Hazardspiele verboten sind, und Liebhaber von Hazardspielen sein.

Da Weiber der Natur weit getreuer geblieben, als wir, und da sie schon jetzt, wo sie das Richteramt führen (in gewissen causis privilegiatis des Hauswesens) sich als Meisterinnen in ihrer Art zeigen und ihre Männer beschämen, die gemeiniglich alles verderben, sobald sie sich herausnehmen, die Stellvertreter ihrer Weiber sein zu wollen: so ist zu hoffen, daß wenn man Weiber an der Rechtsausübung Theil nehmen ließe, sie den größten Theil jener Uebel, wo nicht heben, so doch mindern würden.

Weiber sind zuweilen hart, und läßt sich die Justiz in Gefühle auflösen, und muß man es nicht sein, wenn es Schuld und Unschuld der Menschen gilt? — Zuweilen sind Weiber äußerst gütig, und auch dies ist nothwendig, wenn die menschliche Schwachheit diese Rücksicht verdient, und einen Versuch der Sühne nothwendig macht, bei welchem sie uns so außerordentlich weit zurücklassen würden; sie besitzen Geduld, die Klagen und Schutzreden der Parteien anzuhören, in einem feinen guten Herzen zu bewahren; auch fehlt es ihnen nicht an Beredsamkeit, um den Sturm der Partien zu besänftigen und die Fluth der Rede in ihre Ufer zurückzuweisen. Endlich würden sie, wenn sie an der Finanz- und Rechtsbetreibung gemeinschaftlich Theil nehmen sollten, beide Theile der Staatsverwaltung in ein besseres Verhältniß bringen.

Beschäftigung der Weiber.

Wie aber, soll an das Schwert, ohne welches angeblich keine bürgerliche Verbesserung, wo nicht zu Stande zu bringen, doch zu erhalten ist, hier nicht auch gedacht werden? Zog nicht schon ein Cherub vor dem Thore des Paradieses (freilich nachdem es verloren war) auf die Wache. Vorerst könnte das Schwert immerhin ein Monopol für den Mann bleiben, da das andre so tief gesunkene Geschlecht eine geraume Zeit, ich will nicht fürchten (Danielische Jahrwachen) gebrauchen wird, sich in andern Fächern in die Höhe zu schwingen; auch thut es wohl, zuerst nach der Ausbildung seines Geistes zu trachten, und wenn das Menschengeschlecht des neuen so herrlichen Zuwachses wahrer Aufklärung, den es aus der bürgerlichen Verbesserung der Weiber zu erwarten hat, sich ohne Menschenschlächter nicht behelfen könne, so wird sich auch zu einem Weiber-Freicorps Rath finden. Mein Buch möchte hierbei ungern die Stelle eines Werbelieutenants vertreten. Auch ich wollte nur Winke geben, und warum auch mehr, da wo der Totaleindruck unauslöschlich ist, die Detailvorschläge sich von selbst geben.

Freilich wenn die Weiber, die bis jetzt kein andres Geschäft als Liebesangelegenheiten kannten, auf einmal wie vom Himmel gefallen, ohne Vorbereitung, ohne ihnen bewilligte bürgerliche Rechte, ohne daß man ihnen auf politische Köpfe und Füße hilft, sich in Staatssachen werfen sollten — wär' es Wunder, wenn sie nach einem französischen vico reperto zwar die hysterischen Zufälle verlieren, indeß in noch ärgere fielen? Doch enthalten bürgerliche Beschäftigungen so viel Schönes und Erhabenes für sie, daß, sobald man sie dazu vorbereitet hat, und sie bekannter mit ihnen sind, sie Alles dieser köstlichen Perle halber veräußern werden. Zarte Fasern, die man pflegen und warten soll, muß der Gärtner nicht zerreißen; bei einer scheinbaren Ermattung oder bei einem zu starken Auswuchs kann er nicht, ohne ein Miethling zu sein, jene sich hervordrängenden Zweige abschneiden, die so leicht zu bessern Zwecken zu leiten gewesen wären — er läßt sie in die Höhe schießen, oder zur beschützenden Krone gedeihen. Man mäßige beim andern Geschlechte die zu starke Neuheit: man bringe Weiber mit mehr ernsthaften Sachen, und zwar allmälig in Verbindung, und hysterische und andre angeblich ärgere Uebel Leibes und der Seele, Gutes und Ehre, sind gehoben. Ihre Ausschweifungen, die wir so schrecklich vergrößern, entstehen mehr aus Befriedigung der Eitelkeit, als der Begierde. Sie haben keine andre olympische Bahn als Männer zu fahren; man öffne ihnen andre, und sie werden anders denken und handeln. Das Promemoria, welches jener Kaufmann in sein Tagebuch trug: „Ja nicht zu vergessen, mich in Hamburg zu verheirathen," würde den Weibern eigen werden, sobald sie, außer sich ehelich zu verbinden, noch Etwas mehr mit sich anzufangen wüßten. — Schon jetzt haben sie bei dem Werben ihrer Augen keine Absicht, sie treiben das Mienenspiel der Mode halber; keine kluge Mannsperson wagt daraus etwas zu schließen, indem sie weiß, woran sie dabei ist. Gewiß wird am andern Geschlecht reichlich erfüllet werden, was Montaigne sagt: Jungen Gelehrten geht es wie den Kornähren, so lange sie leer sind, richten sie ihre Spitzen gerad und keck empor, kommen aber ihre Körner zur Reife, so lassen sie ihr Haupt sinken. Schon manchmal hab' ich das andre Geschlecht bedauert, daß man es wegen seiner Miene so scharf zu richten, und Eitelkeit, Zeitvertreib, Koketterei und Wollust für einerlei zu halten gewohnt sei. Es ist vielmehr zu verwundern, daß jetzt, da das halbe menschliche Geschlecht ungerecht verurtheilt ist, dasselbe auf nichts weiter sinnet, als sich mit Ehren unter die Haube zu bringen, wenn auch noch so viel Polizei im Punkte des Punkts herrschet. Wir lachen über jene Dame, in deren Gegenwart man die schwarzen Augen ihrer Nachbarin lobte, und die zu schnell erwiederte: „jetzt trägt man keine schwarze Augen mehr." Allein zu laut lachen sollten wir nicht, denn nur wir sind es, welche das andre Geschlecht zu solchen Antworten verleiten, das unserer selbst eigenen Eitelkeit halber, die seinige befördert. — Man bringe die Weiber aus ihrem Psychodocheion, wo man sie als abgeschiedene Seelen hält, wo man sie zu einer Art von Liebe zum Ritterleben von trauriger Gestalt verurtheilt — zum wirklichen Leben, und sie werden von ihren jetzigen Fehlern befreit werden, und in allen Arten bürgerlicher Beschäftigungen ihr Licht leuchten lassen. Man entscheide Nebenfolgen von eigentlichen Nebenursachen und Hauptursachen, und man wird finden, wie unrecht wir ihnen seither thaten, und wie werth sie waren, daß man ihnen Gerechtigkeit erwies, obgleich die Gerechtigkeit blind ist, und nicht auf den Werth und Unwerth der Personen, denen sie erwiesen wird, sehen muß, von Gerechtigkeits wegen.

Ehe.

Erst in der Ehe wird das Weib in eben dem Grade durch den Mann vollendet, wie der Mann durch das Weib — Mann und Weib machen einen ganzen Menschen aus. Die relativen Eigenschaften, die zwischen beiden aufeinander angelegt sind, setzen diese Behauptung außer Zweifel. Die Natur hat Mann und Weib so zusammengefügt, daß kein Mensch sie scheiden kann. Was kann sich ohne Weiber gruppiren! Gehe mit einem dir völlig gleichgültigen Weibe um, nur langer Weile halber; ehe du es merkst, wird die Seele in die ihrige eingreifen; ihr werdet nicht von einander lassen, ohne daß Lust und Liebe hierbei den mindesten Einfluß hat. Dieser Einklang ist Geschlechtstrieb, oder inniges geheimes Gefühl, Bestätigung göttlicher Worte: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Ohne Eva ist Adam ein Thier, und Eva ohne Adam eine Klosterjungfer. Wer bemerkte nicht, daß fast alle Männergesellschaften mit dem Paradiese anfingen, und mit dem jüngsten Gericht endeten! Weiber knüpfen diese Gespräche meisterhaft zusammen und bringen Alles ins Verhältniß, ohne jenen Gesprächen das englische Gartenrecht zu nehmen, welches gebahnte Wege vermeidet. Kurz und gut, kein Geschlecht hat den mindesten Werth ohne das andre, zusammengenommen machen sie die Menschheit aus. In Rücksicht des Hausstandes wären wir also einverstanden: hebt dieses aber den bürgerlichen Beruf, der bei den Weibern ebenso wie bei den Männern göttlich ist? So wie der Mann in seinem Hause und im Amte wirksam und ein Mann sein kann, so ist nicht wohl abzusehen, warum das Weib minder es zu sein im Stande wäre, und ob es nicht sogar nothwendig sei, daß ein Weib in bürgerlicher Beziehung wirksam werde, und dabei doch ein Weib bleibe. Jene liebenswürdige Einfachheit bei nie zu verkennender Größe, jene enthaltsame, fast strenge Zurückhaltung bei voller Publicität und Offenheit, jene fortgehende Prüfung bei edler Zutraulichkeit, sind dies Gaben, welche die Weiber wie ein Licht unter den Scheffel setzen, oder außer dem Hause auch im Staate leuchten lassen sollen? Eins konnte man sagen, daß das edle Absichtslose, welches die Poesie behauptet und so sehr erhebt, die Weise des andern Geschlechts sei, welches, wenn gleich es nicht auf Herzen anlegt, doch die Herzen gewinnt. — Wer hat nicht Weiber gekannt, deren Blick durch die Kirchenschlösser der Herzen drang, und Alles entdeckte, was es entdecken wollte; deren Kraft niederdrückte und hob, was es niederzudrücken und zu heben sich vorsetzte?

Regierung der Weiber.

Wenn Weiber in der bürgerlichen Welt zur Mitwirkung oder Mitherrschaft berechtiget werden sollten, würden sie nicht auch auf die Hausherrschaft Anspruch machen? Warum das? „Es ist wider die Vernunft und wider die Natur," sagt ein Philosoph der Welt, „daß Weiber die Hausherrschaft führen; allein Reiche können sie regieren. Im ersten Falle erlaubt ihnen ihre Schwäche diesen Vorzug nicht, im andern stimmt diese sie zur Leutseligkeit und Mäßigung." Zwar ist die Sophisterei in diesen Bemerkungen nicht zu verkennen, doch können sie dazu dienen, unsere Opponenten wegen des Hausregiments zu beruhigen, welches ohne allen Zweifel weit mehr als jetzt den Männern zufallen muß, wenn den Weibern ein andrer Wirkungskreis angewiesen sein wird. Und hab' ich denn irgendwo behauptet, daß Weiber die Hausherrschaft führen sollen? Nur da, wo nach dem altdeutschen Reim eines gewissen Reformators ein Jeder seine Lection lernet, steht es wohl im Hause. Männer und Weiber gewinnen gleich viel durch eine getheilte Hausherrschaft, und nur da, wo das Frauenzimmer zu einer ewigen Vormundschaft verdammt ist, scheint es seine Rache blos aus der ersten Hand vom Ehemanne zu nehmen, und ihn das ganze Hausregiment nicht aus den Händen zu reißen, sondern zu spielen. In einander verwebt ist eins an des andern Willen. Eifersucht auf Ansehen ist der Hebel, wodurch nur schwache Menschen gereizt und in Athem gesetzt werden können.

Schwachheit.

Gesetzt, das andre Geschlecht wäre der Sinnlichkeit mehr als wir unterworfen, wird dies auch denn noch sein, wenn es zu mehr geistigen Beschäftigungen den Zugang erhält? Die Weiber sind schwach, und eben darum flatterhaft, feindlich und grausam.

Es ist unstreitig, daß die Weiber nicht immer schwächer sind als wir, daß sie sich in den niedern Klassen weit weniger als in den höhern schwach zeigten, und daß eben hiedurch außer Zweifel gesetzt würde, daß diese Schwächlichkeit nicht in der weiblichen Natur, sondern in der Erziehung und Verzärtelung liege. So wissen wir, daß z. B. in Champagne, wo die Einwohner ein gesunder Schlag Leute sind, die Weiber in der Regel stärker als die Männer sind, und wie viele Wüstlinge giebt's nicht, die sich die Schwäche in der Jugend inoculiren lassen, und im vierzigsten Jahre an der Entkräftung sterben. Wahrlich, die physische Größe und Stärke stehet mit der moralischen Ueberlegenheit eben so wenig im Verhältniß, als größere körperliche Stärke mit einer größern Seelenkraft verbunden ist. Der Geist des Menschen macht ein eigentliches Wesen, und so wäre die vorgeschützte Unfähigkeit des Weibes zu Staatsgeschäften, Künsten und Wissenschaften, von der Seite der Schwäche höchstens ein Vorwand, allein kein gründlicher Einwand.

Es ist wahr, daß Schwächlichkeit bei unserm Geschlechte in der Regel List, Heimlichkeit und Grausamkeit nach sich ziehen, will selbst unsere Männer von der Welt sich ihrer Schwäche, statt Lob, schämen, welches aber bei unsern Damen von der Welt der Fall nicht ist, als welche sich solche zum Ruhme anrechnen. List und Heimlichkeit haben dergleichen Damen bei Männern, die, wo nicht schwächer, so doch mit ihnen wahrlich gleich schwach sind, auch nicht nöthig, um ihre Endzwecke zu erreichen und ihre Uebermacht zu behaupten.

Was endlich die Grausamkeit betrifft, so vertritt sie bei schwachen Männern gemeinhin die fehlende Kraft jener blos so genannten Männer, und wollten sich gar zu gern für wirkliche und nicht blos Titularmänner ins Publikum bringen, wogegen Weiber, von Geschlechts wegen, jeden Schein von Grausamkeit stecken müssen, zu der sie an sich schon wegen ihres mitleidigen und menschlichen Charakters auch nicht aufgelegt sind.

Ausdauer.

Das schöne Geschlecht hat keine Ausdauerung, keiner Anstrengung fähig. Wenn Weiber Mütter geworden, hören ihre Fähigkeiten auf, wozu sie in den ersten Jahren die Brüder, die ihnen erzogen wurden, übertrafen. Ein langer Gedanke, der kurz zu beantworten ist.

Was auf die Rechnung unserer Einrichtung gehört, kann unserm Geschlechte nicht zur Last fallen. Wenn den Weibern die Erziehung ihrer Kleinen, die Einrichtung und Erhaltung des Hauswesens und noch obenein die Geheimerathsstelle im Amte des Ehemanns obliegen, ist's Wunder, wenn sie weniger liest, weniger singt, weniger spielt, als zuvor. Sind Singen, Spielen und Lesen mehr als Zeitvertreibe der cultivirten Welt. Endigen sich nicht unsere Studien in der Regel ebenfalls, wenn wir zum thätigen Leben kommen, und sind nicht blos eigentliche Gelehrte, welche sich ihr Leben lang mit theoretischen Kenntnissen abgeben, die, wenn sie in die Welt und ins Leben gebracht werden, wenigstens nicht immer Wort halten, und was ist denn überhaupt das Resultat des meisten speculirenden Wissens, wenn es blos geistlich bleiben soll und nicht practisch werden kann? Auch hab' ich gefunden, daß Weiber selbst einer Philosophie nicht entgegen sind, nach welcher wir uns rühmlichst den Kopf zerbrechen, um grundgelehrt sein zu können; und giebt's nicht Wissenschaften, denen die Weiber getreu bleiben bis in den Tod? — Fontenelle würde sich mit einem Weibe über mehr als eine Welt haben unterreden, und seine Briefe an das andre Geschlecht richten können. Ließ Katharina II. wohl nach, ihre Welt von Monarchie, die sie schuf, zu erhalten? Arbeitete sie nicht unabläßig an ihrer Ausbildung, und muß man nicht mit Wahrheit gestehen, daß die mosaische Schöpfungsformel auf sie paßte: Sie sprach, und es ward. Wallfahrteten nicht mehrere Fürsten, um bei Katharina II. die Regierungskunst zu lernen; hieß es nicht mit Recht von ihr: Hier ist mehr als Salomo.

Weiber haben eine gewisse Kraft und Energie der Seele, nach welcher sie vieles mit ganz andern Augen ansehen und mit ganz andern Ohren anhören, und mit ganz anderm Kopfe und Herzen verstehen, als wir, wenn gleich ihren oft tief geschärften Bemerkungen das Schulmäßige fehlt. — Sie lesen, sie schreiben allerliebst, nur selten buchstabiren sie. Da sie das blos Gekünstelte oder Verkünstelte unserer oft zu hoch gepriesenen Kenntnisse abmerken, wenn wir sie ihnen zu Liebe aus dem Schweren ins Leichtere, aus der Schulsprache ins Verständliche übertragen. Ist's Wunder, daß Weiber bei reifern Jahren minder blind folgsam sind, wenn wir sie vierzig Jahre lang in Wüsten leiten wollen, um nach Canaan zu kommen. —

Oft sehen Weiber, welche Kluft zwischen Gelehrten und Weisen vorhanden ist, und daß, wo der liebe Gott eine Kirche hat, der böse Feind sich auch eine Kapelle baue; daß eine Akademie der Weisheit ein Gymnasium der Thorheit in der Nähe habe; daß in Monarchien der Grund zu Republiken, in Republiken der Grund zur Monarchie insgeheim gelegt werde, und daß, kurz und gut, in der größten Schönheit der Stoff zur größten Häßlichkeit liege. Diese Erfahrungen machen die Weiber behutsamer, nicht Alles für Gold zu halten, was dafür ausgegeben wird. Elise entlarvte den Cagliostro, den Männer für etwas Großes hielten, und der zum Belage dient, daß, je glücklicher die Vernunft den blauen Dunst zu vertreiben suche, der unser Auge blendet, desto heftiger auch die Begierde zur Schwärmerei sei, um der Vernunft, wenn nicht anders, doch wenigstens durch Besuche aus jenen Gegenden Widerstand zu thun, wo abgeschiedene Seelen hausen. An der Vernunft liegt es nicht, daß sie nicht überall gedeihet, sondern an der Art des Vortrages, an der Bemühung, allmälig ihre Gebiete zu vergrößern. Augen, welche die Sonne kaum in ihrem Aufgange ertragen können, muß man nicht gleich durch den hohen Mittag überfallen. Die Weiber scheinen noch die Kunst zu besitzen, Alles in das gehörige Verhältniß zu bringen, und auf ein Haar zu wissen, wie weit sie im Unterricht gehen können, um weder durch zu viel zu überladen, noch durch zu wenig träge zu machen. Am wenigsten werden sie Speculationen, die noch nicht bewährt gefunden und erklärt worden, so wie sie da sind, geradezu realisiren und ins gemeine Leben einführen wollen. Wenn manche Starkgeister unter den Mannspersonen das, was etwa eine Ahndung von der Sache giebt, schon für einen ausführbaren Plan ansehen, so zittern und beben die Weiber, und mit Recht, weil sie mehr durch ihr Augenmaß, als durch, Gott weiß was für Berechnungen herauszubringen verstehen, wie weit man sich auf Menschen verlassen könne, und was man sich überhaupt zu ihnen zu versehen habe. Es giebt manche falsche Theorie, allein fast hätte ich Lust zu behaupten, daß die Praxis noch öfter des rechten Weges verfehlen könne, daß es nicht immer an der Theorie liege, wenn sie nicht ausgeführt wird, und wohl unverdientermaßen die Ausführung verheißt. Sage ich zu viel, wenn ich behaupte, daß Männer nie ohne Weiber zur Praxis irgend einer richtigen Sache gelangen werden?

Geselliger Ton.

Genie's und Gelehrte ergötzen sich herzinniglich, daß Weiber ihre hohen Wissenschaften auch auf Worte des gemeinen Lebens setzen, und in bekannter Melodie so lieblich vortragen können. Männer machen, wenn sie diese Höflichkeit erwiedern, falls ich so sagen darf, nicht dem Körper, sondern der Seele

den Hof, und in der That, die Seelencicisbeo's sind die unschuldigsten Geschöpfe unter der Sonne. Auch werden die Großthaten unserer Geschäftsmänner durch jenen weiblichen Gesellschaftston zu ihren eigentlichen Werth reducirt, berichtigt und oft eingelenkt. Wahrlich, wer diesen Ton verkennt, versteht nicht, was er sagt. So lange Weiber an den Staatsgeschäften nicht Theil nehmen, und wir keine ernsthaften Dinge mit ihnen und in ihrer Gegenwart treiben können, können wir uns nicht besser rathen und helfen, als durch diesen, den Weibern eigenen Ton.

Außerdem daß unsere Gesellschaften sonst das Schaalste, Unreizendste und Langweiligste sein würden, was je in der Welt gewesen ist und sein kann; ist nicht mancher Geschäftsmann eben hierdurch und durch die Kritik eines denkenden Weibes auf den richtigen Weg gebracht worden, den er, so nahe er ihm lag, verfehlt hätte. Wahrlich, unser weiblicher Ton ist eine Art von Publicität, die, ohne zu beleidigen, ihren Zweck erreicht.

Es giebt stillschweigende Bedingungen, die, ob sie gleich nicht verabredet, sondern vorausgesetzt und angenommen sind, doch heiliger als schriftliche Contracte mit Notariatssiegeln verunstaltet, erfüllt werden: Es giebt Spielcontracte, Spielschulden, die auch den fürstlichen allerhöchsten Kassen vorgehen, und so giebt es auch Gesellschaftsgespräche, die, wenn gleich sie wie Brodsamen von den Tischen fallen, doch mehr als Gegenvorstellungen ausrichten, welche wegen ihrer Anmaßungen dem Stolz seiner Excellenz zu nahe treten, und schon einen Secretair finden werden, der sie, wenn nicht gründlich, doch zum Schein widerlegt. Kurz die Weichlichkeit gehört auf die Rechnung der Männer, und wer geht nicht zufrieden aus der Gesellschaft, wenn ein Weib den Präsidentenstuhl eingenommen hatte?

In Männergesellschaften wird getrunken, Zoten verhandelt, oder wenn's hoch kommt, auf eine Art gescherzt, die auf Kosten des andern Geschlechts ist: Weiber bringen in Gesellschaften oft auf den rechten Weg, was in Dicasterien verleitet war.

Beweisen sie nicht schon jetzt, obgleich wir ihnen alle Gelegenheit abschneiden, ihr Licht leuchten zu lassen vor den Leuten, damit sie ihre guten Werke sehen und ihren Vater im Himmel preisen, daß sie von der Natur, in Hinsicht ihrer Seele, nicht verwahrloset worden sind. Da das schöne Geschlecht bei den Aeußerungen ihrer Seelenvorzüge eine exemplarische Bescheidenheit beobachtet, so gewinnt es hierbei in den Augen des Menschenkenners. Der Patriarch Penn sagt: Bescheidenheit und Sanftmuth sind die schönsten Zwecke der Seele. Je einfacher der Platz ist, desto mehr zeigt sich die Schönheit dieser Eigenschaften. —

Wahrlich, nur die Männer verleiten die Weiber zu Unarten, um nachher die Schuld ihnen zuzuschreiben. Da die Rolle der Weiber in der wirklichen Welt nur äußerst unbedeutend ist, und sie aus diesem Glückstopfe blos Nieten, wir dagegen die Gewinne zogen; so müssen sie, um sich zu entschädigen, die Einbildungskraft zu Hülfe nehmen, die reich macht ohne Mühe, und sich vermöge der wohlthätigen Einbildungskraft eine Welt schaffen, wo sie mehr zu Hause gehören, als in der wirklichen; und hierzu giebt das Landleben die beste Gelegenheit, wo sie fern von Pracht und Verschwendung der Natur leben, die einfach einhergeht, und wo eine Liebe nicht die Pracht der Königin aus Saba, sondern die Pracht des Königs Salomo übertrifft. Freund! hast du nie eine Schminke bemerkt, eine Röthe innerer Zufriedenheit, welche mit Zuziehung einer wohlerlaubten Einbildungskraft erregt wird? Man kann durch begeisternde Gedanken sich erhitzen und zu einer Röthe kommen, die man eine Seelenröthe nennen könnte, und die sich von allen jenen unterscheidet, welche durch körperliche Erhitzungen veranlaßt werden; und diese Röthe, welch eine Zierde auf der Wange eines edlen Weibes! Um den Vorwurf der unüberwindlichen Prachtliebe noch mehr von den Weibern zu entfernen, sei es mir erlaubt, meinen Opponenten in ein Familienzimmer zu führen, die Residenz der Dame vom Hause. Welch eine Wonne! Ist dir hier nicht wohler, als in jenen Sälen und Prunkzimmern, den Apoll (den Lucullischen Eßsaal) nicht ausgenommen, wo Gäste und ein antisokratischer Dämon von Pracht und Stolz wohnt. — In der Regel kann man annehmen, daß Zimmer, wo Natur, Einfachheit und ächter Geschmack herrschte, von Weibern angegeben und decorirt worden. — Und wie! wenn es auch Weiber giebt, die zu meiner Beschreibung nicht passen, sind sie Schuld an ihrer übermäßigen Pracht und Herrlichkeit?

Wurden sie nicht schon als Bräute zum unzeitigen Aufwande durch Geschenke verführet, die weit über das Vermögen des Bräutigams gingen? Bleibt es nicht hart, wenn das Weib, das als Braut glänzte, als Frau sich so außerordentlich herabstimmen soll. Schwingt das Weib sich zum Regiment, und fordert es einen, dem Brautstande angemessenen Aufwand, so leidet der Gemahl, was der Betrug verdiente. Schlecht ist es, vorzüglich als Bräutigam, den Pastor Fido zu spielen, um nachher als Ehemann den Orlando furioso zu machen; sein Weib aus dem Himmel in die Hölle, aus der Hölle in eine Tabagie zu werfen, wo man es durch ein Schattenspiel an der Wand, durch eine übel gewählte Gesellschaft und durch noch ärgere Dinge entschädigen will. So verfuhr man weiland in Paris mit den Komödianten, die man im Leben exbatte, und denen man im Tode ein ehrliches Begräbniß versagte.

Weiberzorn.

So wahr ist es, daß Weiber leicht zum Zorn gereizt werden, so gehört doch ihr Schnellzorn auf die Rechnung ihrer Ohnmacht, indem ihnen keine rechtmäßige Macht zusteht. Bei würde es Weibern helfen, mit sich selbst zu Rathe zu gehen, wenn es ihnen an ausübender Gewalt fehlt, die weise genommenen Beschlüsse zur Vollziehung zu bringen. — Ob nun gleich bei den Ausbrüchen des Zorns die Seele ihre eigenen Gedanken nicht vernimmt (wie man bei tobenden Gewittern sein eigen Wort nicht hören kann), so wissen doch Weiber von Erziehung hier, wo nicht mehr, doch gleich wohlgezogenen Männern in der Melodie der Anständigkeit zu bleiben. Kannst du regnen, so kann ich auf Holzschuhen gehen, heißt es in einem alten deutschen Sprichwort, und so ungefähr fallen die Antworten eines Weibes aus, wo der Mann sein Ansehen oft nur zur Unzeit behaupten will. Ich weiß, daß die Etes in dieser Rücksicht große Dinge that, und daß dieser Orden kein Weiber aufnahm; war es indeß nicht Unnatur, womit man sich brüstete. Die Antwort jenes edlen Mannes des Alterthums, der nach seiner Rückkehr sein Hauswesen in Unordnung fand, und seinen Wisdom, den ungerechten Haushalter, blos mit den weisen, wiewohl unstoischen Worten zur Rede setzte: wie würd' ich dir begegnen, wenn ich nicht böse wäre, verdient darum Verehrung, weil dieser edle Mann sich verleugnete, daß er ein Mensch war. Mein guter Freund, der einen Diebe gelassen zusah, welcher ihm sein Holz stahl, und um es er zu befürchten anfing, der Holzdieb würde sich zu sehr beeilen, ihn dienstfreundlich bat, sein selbst zu schonen und sich den Weg zweimal zu gehen, nicht verdrießen zu lassen, hatte seine bessere Partie zu ergreifen, um den Holzdieb auf andre Gedanken zu bringen, und es gelang ihm wirklich, daß der Dieb sich völlig entlastete und zum zweitenmal nicht wiederkam. Es wird in der That wenig Menschen geben, die, wenn sie ihren Nächstenmenschen bereit finden, auch die andre Wange preis zu geben, den Streich vollenden, und so ist man bei dieser christlichen Gelassenheit noch obenein ein guter Wirth und befindet sich in baarem Gewinn. Fragt indeß heidnische und christliche Stoiker, bei welchem Herrn der Knecht lieber dient: bei dem, der gelinde ist und nachträgt, oder der auffährt und vergiebt. Bei dem, der in der ersten Hitze ihm seine Zornhand fühlen läßt, oder bei dem, der ihn eiskalt nach Urtel und Recht behandelt. Der Teufel verliert keinen Dreier dabei, wenn ich nicht laut fluche, sagte ein Bauerknabe, als ihm das zweite Gebot eingeschärft ward. Vielen kostet die Zornunterdrückung Gesundheit und Leben, und an der Seele ist ihr Verlust noch größer. Es theuer bezahlen die Weiber nicht die Weisheit, und thun oft wohl daran. Der Wahlspruch der Weiber sei immerhin: zürnet und sündiget nicht, und wer die Sonne nicht untergehen läßt in seinem Zorn, hat in den meisten Fällen blos eine Schwachheits-, nicht aber eine Bosheitssünde begangen. Fragt unsere Ober- und Unterfeldherrn, ob sie ohne Scheiten, Fluchen und Zornäußerungen etwas auszurichten im Stande sind; der Zorn giebt der Sache einen gewissen Schwung, und in der That, der Zorn der Weiber ist von einer solchen Art, daß er den unsrigen veredlen und heiligen würde. Am Ende sehe ich nicht ab, warum man den Weibern die Vorneigung zum Zorn als Hinderniß zu Staatsgeschäften anrechnen will, da doch der Ehrgeiz so hoch gepriesen wird. Die Staatsbeamten führen unter einander immerwährend Amtskriege, und die Regierung thut nicht übel, diese Streitigkeiten eher anzufachen, als zu unterdrücken, um auf diesem Wege hinter die Wahrheit zu kommen. Wenn die Präsidenten der Dicasterien sich nicht untereinander verstehen, und durch Auctorität und andere Modificationen Zwiste in der Geburt zu ersticken oder sonst beizulegen suchen, würde man von Jurisdictions- und andern Streitigkeiten, auch und im Collegio, nie zur eigentlichen Tagesordnung kommen. Die Hoffnung wechselseitig zu lehren und zu lernen, und durch die Einsicht und den Fleiß anderer in Gerechtigkeit Vortheil zu ziehen, die sichere Aussicht durch die Vereinigung des Verstandes aller Mitglieder sich selbst im Publiko einen Werth beizulegen, und die daher entstehende Befriedigung des Stolzes, der den Verstand der moralischen Person, einer eingeschränkten, oft sehr

rstigen Person zueignet die hohen Titel, die man, wiewohl
r unbedacht, ganzen Dicasterien beilegt, und die jedes Indi-
iduum sich mit unerhörter Arroganz zueignet, bewirken ein
wisses Einverständniß im Collegio, welches bei so vielen he-
rogenen Geschäften, Köpfen und Herzen der Mitglieder noth-
ndig wird, wenn anders bei geschlossenen Thüren taliter
aliter bewirkt werden soll, was recht (oft nicht ist, wohl aber)
eint. — Es giebt in jedem Collegio eine Art von Generali-
b, den die größte Einsicht, der größte Fleiß, oder die größte
verschämtheit macht, und wodurch die übrigen Glieder zum
inklang vermocht werden. Auch denken die Mitglieder des
ollegiums mehr auf weit erschallenden Ruhm und weit schießen-
Strahlen des Glanzes, als auf die wahre Glückseligkeit
rer, die sich an sie zu wenden verbunden sind, doch bringen
ne Principien allerdings etwas hervor, was gemeinschaftliche
eerwegung und collegialische Uebereinkunft heißen könnte.

Freundschaft der Weiber.

Wahre Freundschaft, die, wenn sie gleich nicht zu den sie-
n Wunderwerken, doch zu den Seltenheiten der moralischen
elt gehört, würde sich wohl noch häufiger ereignen, wenn
an nicht dem Vorurtheile so allgemein ergeben wäre, daß das
ndre Geschlecht zu Ablegung der Gelübde einer solchen hohen
reundschaft nicht zuzulassen sei? Wahrlich, der höchste Grad
er Freundschaft, der jetzt nur ein Ideal zu sein scheint, würde
ein ungewöhnlicher Fall werden, wenn wir Weiber mit in
nen Bund zögen, den man bürgerliche Freundschaft nennen
nnte. Werden aus Eheleuten nicht jetzt schon oft Freunde,
elche meine Behauptung verbürgen? Weiber kennen kaum
ne heuchlerische Grundregel, womit so viele Männerfreund-
haften (die collegialischen fast allemal) anfangen, den Freund
o behutsam zu behandeln, daß er uns unbeschadet auch unser
eind werden könne. Zwar leugne ich nicht, daß auch das
eibliche Geschlecht sich eine andere Art von Scheinfreundschaft
u Schulden kommen läßt, nach welcher es von Geschlechts
egen nicht bloß interessiren, sondern sogar Herzen gewinnen,
icht blos angebetet sein, sondern geschätzt werden will; dies
Blickspiel, welches sich die Mädchen angewöhnen, um sich einen
ebensgefährten zuzueignen, wird vom Weibe auch dann noch
fortgesetzt, wenn gleich nichts im Stoff jener anziehenden Augen-
kraft, wodurch auf den Jüngling gewirkt und er wirklich er-
blickt worden ist; denn wenn dieser sich eine männliche Gewalt
herausnimmt, so sinnen Weiber unaufhörlich darauf, diese Ge-
walt durch alle Künste einzuschränken und mit getreuen Nach-
barn und desgleichen Alliirten zu ihrer Deckung zu schließen.
Diese Freundschaft indeß hat ihren besondern Contract social
und so bestimmte Gesetze, daß man auf ein Haar weiß, wenn
die erlaubte Grenze überschritten wird. Wenn nun gleich dem
Reinen Alles rein ist, so ist es doch nicht abzuleugnen, daß so
unschuldig Freundschaften dieser Art anzufangen pflegen, der-
gleichen weibliche Schutzverträge dennoch mit Schrecken ein Ende
zu nehmen pflegen, indem dadurch zwischen Eheleuten Todfeind-
schaften entstehen. Da ich über diesen Gegenstand schon mehr-
mals mein Herz auszuschütten Gelegenheit gehabt, so will ich
ihn hier mit der Bemerkung unseres Rousseau schließen,
die er über Frankreich macht. Man kann es nicht ausdrücken,
sagt Hans Jakob, wie sehr in diesem Reiche der Galanterie
das Gesetz (ich dächte besser der Mann, dies wußte Rousseau
wohl, doch gab er es nur fein zu verstehen) über die Weiber
tyrannisirt; darf man sich wohl wundern, wenn sie sich durch
ihre Sitten dafür grausam rächen. Der sittliche Zustand der
Weiber gründet sich auf den gesetzlichen, und da es unter den
Weibern schon jetzt wenigstens eben so viel wahre Freundinnen,
als unter uns wahre Freunde giebt, so ist mit Sicherheit zu
erwarten, daß durch ihre bürgerliche Verbesserung auch die weib-
lichen Freundschaftsanlagen werden berichtiget und verbessert
werden. Jetzt können sie von Personen ihres Geschlechts wenig
Beihülfe erwarten, und ihre Freundschaften unter einander sind
von andrer und originaler Art. Wenn aber kommen wird das
Vollkommnere, so wird auch das Stückwerk aufhören, wenig-
stens wird ihre Freundschaft untereinander die unsrige, und
überhaupt unsere Dienstfreundschaften unendlich übertreffen.
Doch bei so manchen andern Ausschweifungen, wozu diese Ein-
wendung mich verleitete, noch eine ausschweifende Frage: Ist
denn diese gepriesene Dienstfreundschaft annoch so nothwendig?
Priestley sagt: die Regierungen sind Verbindungen Weniger
gegen Viele. Oft giebt sich sogar Richtercomplott und
Höllenbund wider den Unterdrückten für Dienst-
freundschaft aus, und da ist das letzte Uebel wahrlich ärger als
das erste; da ist guter Tag und guter Weg ein Himmel gegen
jene Mördergrube.

Christian Kaspar Lorenz Hirschfeld.

Dieser Meister in Naturschilderungen war der Sohn
ines holstein'schen Predigers und wurde am 16. Februar
1742 zu Nüschel bei Eutin geboren. Seine gelehrte
Bildung erhielt er durch seinen Vater und nach dessen
Tode durch einen ihm verwandten Prediger in Wagrien,
er ihn zur Vollendung derselben auf das Pädagogium
nach Halle sandte. Seit 1760 studirte er auf der dasi-
en Universität, seinen Verwandten zu Gefallen, Theo-
gie, mit Vorliebe aber Philosophie, schöne Wissenschaf-
en, Geschichte und Alterthümer. Nach seiner Rückkehr
urde er in Kiel Lehrer einer Prinzessin und zweier
Prinzen aus dem herzoglich Gottorp'schen Hause, und
egleitete die letzteren 1765 als Lehrer und Cabinetssecre-
air auf Reisen. 1767 nahm er seine Entlassung,
nd machte sich während seines Aufenthaltes zu Leipzig
rst der Welt als Schriftsteller vortheilhaft bekannt,
auf er 1770 von der damaligen vormundschaftlichen
egentin von Holstein zuerst zum Secretair des akade-
ischen Curatelkollegiums und außerordentlichen, 1773
er zum ordentlichen Professor der Philosophie und schö-
n Wissenschaften zu Kiel und 1777 zum königlichen
klichen Justizrath ernannt wurde. Zu seiner Vervoll-
mmnung in der Gartenkunst bereiste er von 1780 —
83 Dänemark, Deutschland und die Schweiz, und
te dann auf königlichen Befehl und königliche Kosten
seinem nunmehrigen Aufenthaltsorte Düsternbrok bei
l eine Musterfruchtbaumschule an. Er starb daselbst
20. Februar 1792.

Seine Schriften sind:

Das Landleben. Bern 1767 in 8. Neue verb. u. verm. Aufl. Leipzig 1768 in 8.; 3. verb. Aufl. Ebendas. 1771 in 8.; 4. Aufl. Ebendas. 1776 in 8. Ins Holländische übersetzt Amsterdam 1771 in 8.; 5. deutsche Aufl. Leipzig 1828, mit Vignetten in 16.

Gedanken über die moralische Erziehung eines jungen Prinzen. Leipzig 1768 in 8.

Versuch über den großen Mann. Leipzig 1768 u. 1769, 2 Bde. in 8.

Ehrengedächtniß des Herrn Friedrich Wilhelm Ellenberger von Zinzendorf. Halle 1769 in 4.

Der Winter. Leipzig 1769 in 8.; neue verb. Aufl. Leipzig 1775 in 8. Mit Titelkupfer.

Briefe über die Schweiz. Leipzig 1769, 1. Bd. in 8. (der 2. Bd. erschien nicht); neue Aufl. Ebendas. 1776 in 8.; holländisch zu Dortrecht.

Vom guten Geschmack. Lübeck 1770 in 8.

Ueber die heroischen Tugenden. Kiel 1770 in 8.

Plan einer Geschichte der Poesie, Beredsamkeit, Musik, Malerei und Bildhauerkunst unter den Griechen. Kiel 1770 in 8.

Anmerkungen über die Landhäuser und die Gartenkunst. Leipzig 1773 in 8.; holländisch Utrecht 1778 in 8.

Romanzen der Deutschen. Leipzig 1774 und 1778, 2 Abtheilungen in 8. (die 2. Abthlg. von M. Küttner).

Theorie der Gartenkunst. Ebendas. 1775 in 8. (Nachdruck 1777 in 8.)

Von der moralischen Einwirkung der bildenden Künste. Rede. Ebendas. 1775 in 8.

Von der Gastfreundschaft. Apologie für die Menschheit. Ebendas. 1777 in 8. mit Titelkupfer; holländisch Utrecht 1778 in 8.

Theorie der Gartenkunst. Leipzig 1779 — 1785, 5 Bde. in gr. 4. mit Kupfern; französisch Ebendas. 1779 — 1785 von de Castillon.

Gartenkalender. Kiel 1782 — 1789 in 12. m. Kpfrn.

Neue Briefe über die Schweiz. Ebendas. 1785, 1. Heft in 8.

Handbuch der Fruchtbaumkunst. Braunschweig 1788 u. 1789, 2 Thle. in 8.; dänisch Kopenhagen 1790 in 8.

Gartenbibliothek. Kiel 1790; 1. Thl. in 8. Mit Kupfern.

Außerdem noch kleine Aufsätze, Recensionen ꝛc. in Zeitschriften, Journalen u. s. w. Auch kam unter seiner Aufsicht die Bibliothek der Geschichte von Heinze (6 Bde.), die kleische Zeitung und das kleische Literarjournal heraus.

H. behandelte die bisher die in Deutschland wissenschaftlich vernachläßigte Gartenkunst mit Eifer und Geschmack, und wußte seine Lehren in einem anmuthigen, klaren und gebildeten, mitunter in das Süßliche und Schwächliche fallenden Styl vorzutragen. Einige seine Schilderungen von Naturscenen sind als vorzüglich gelungen zu betrachten.

Aloys Ludwig Hirt,

einer unserer berühmtesten Archäologen, ward am 27. Juni 1759 zu Bela bei Donaueschingen in Baden geboren, erhielt früh Gelegenheit, in Italien die Werke der alten Kunst zu studiren, und wurde, nachdem er mit der Gräfin von Lichtenau von dort nach Deutschland zurückgekehrt war, in Berlin als Lehrer des Prinzen Heinrich von Preußen angestellt. Von da ging er als Professor der bildenden Künste und der Baukunst 1796 zur Akademie der Künste und Wissenschaften zu Berlin über, erhielt bei Errichtung der dasigen Universität noch die Professur der Archäologie an derselben, und wurde später zum königlich preußischen Hofrath und ordentlichen Mitgliede der Akademie ernannt. Er starb im Jahre 1837.

Wir haben von ihm:

Italien und Deutschland. Berlin 1789 — 1791, 4 St. (mit Moritz herausgegeben).

Dädalus und seine Statuen. Ebendas. 1802 in 4.

Das Leben des Geschichtschreibers Quintus Curtius Rufus. Ebendas. 1802.

Anfangsgründe der schönen Baukunst. Ebendas. 1804.

Bilderbuch für Mythologie, Archäologie und Kunst. Ebendas. 1805 u. 1806, 2 Hfte. in 4.

Die Baukunst nach den Grundsätzen der Alten. Ebendas. 1809, Fol. m. 50 Kupfern.

Der Tempel Salomons. Ebendas. 1809 in 4.

Der Tempel der Diana. Ebendas. 1809 in 4.

Geschichte der Baukunst bei den Alten. Ebendas. 1809 — 1827, 3 Bde.

Von den ägyptischen Pyramiden. Ebendas. 1815.

Die Gallerie Giustiniani. Ebendas. 1817.

Die Hierodulen. Ebendas. 1817.

Die Brautschau. Ebendas. 1826 in 4.

Kunstbemerkungen auf einer Reise über Wittenberg und Meißen nach Dresden und Prag. Ebendas. 1830.

Herr Dr. Waagen und Herr von Rumohr als Kunstkenner. Berlin 1832.

Die Geschichte der bildenden Künste bei den Alten. Berlin 1833.

Hirt's Forschungen im Gebiete der Archäologie und namentlich der Baukunst der Alten werden besonders wegen des feinen Geschmacks und des Scharfsinns, der in denselben vorwaltet, seinen Namen auf würdige Weise der Nachwelt überliefern, so oft dieser treffliche Mann auch, vorzüglich in seinen letzten Lebensjahren, heftig von seinen Gegnern angegriffen wurde.

Hans Kaspar Hirzel,

einer der vorzüglichsten Volksschriftsteller, ward am 21. März 1725 zu Zürich geboren, und entwickelte in der angenehmen Umgebung seines Wohnortes Cappel bei Zürich, und unter einem geschickten Hauslehrer früh die trefflichen Anlagen seines Geistes. Vorzüglich waren es die Naturkunde, Mathematik, Arzneikunde, die schönen Wissenschaften und die Dichtkunst, denen sein Streben galt und in welchen er auf dem akademischen Gymnasium seiner Vaterstadt an den berühmten Gelehrten Geßner, Sulzer und Bodmer die gründlichsten Leiter und Führer fand. 1745 ging er auf die Universität Leyden, um dort sich in der Arzneiwissenschaft zu vervollkommnen, ward 1746 daselbst Doctor der Medicin und reiste dann, um der practischen Uebung in seiner Wissenschaft willen, nach Potsdam zum Hofrathe Arnds, wo die Nähe Berlins ihm zur vertrauten Bekanntschaft mit Kleist, Gleim, Ramler, Spalding, dem ältern Sack und dem Hofrath Stahl nützlich war. Auch den schon von der Schweiz aus ihm befreundeten Sulzer traf er hier wieder. Nach seiner Rückkehr wählte ihn 1747 die züricher physikalische Gesellschaft zu ihrem Mitgliede, Secretair und Vorsteher, womit zugleich die Mitgliedschaft der landwirthschaftlichen Gesellschaft verbunden war; 1751 wurde er Unterstadtarzt und Mitglied des Sanitätsrathes, 1761 Oberstadtarzt, 1763 Mitglied des großen Rathes, 1778 täglicher Rath und 1780 Committent zur Beförderung des Landbaues. Mit dem wohlerworbenen Ruhme eines geschickten und treuen Beamten, glücklichen Gatten und liebenswürdigen treuen Freundes endete er sein höchst thätiges Leben am 19. Februar 1803.

Als Schriftsteller kennt ihn die Welt durch:

Die Wirthschaft eines philosophischen Bauers. Zürich 1761 in 4.; 2. verm. Aufl. Ebendas. 1774 in 8.

Tissot's Anleitung für das Landvolk in Absicht auf seine Gesundheit. Aus dem Französischen. Ebendas. 1762 in 8.; 2. verm. u. verb. Aufl. Ebendas. 1763 in 8.; nachgedruckt zu Augsburg und Inspruck 1766 in 8.

Denkmal, Herrn Dr. Zellweger aus Trogen errichtet. Zürich 1765 in 8. Mit Z's Bildniß.

Das Bild eines wahren Patrioten. Zürich 1767 in 8.; 2. Aufl. Ebendas. 1775 in 8.

Die Seligkeit ehelicher Liebe. Ebendas. 1775 in 8.

Der philosophische Kaufmann. Ebendas. 1775 in 8.

Lobrede auf Herrn Bürgermeister Heidegger. Ebendas. 1778 in 8.

Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweisen. Zürich und Winterthur 1779, 2 Abtheilungen in 8. Mit Sulzer's und seiner Gattin Bildniß.

Neue Prüfung des philosophischen Bauern. Zürich 1785 in 8.

Denkrede auf Herrn Dr. Johannes Geßner in Zürich. Ebendaſ. 1790 in 8.

Ueber Diogg, den Maler. Ebendaſ. 1792 in gr. 8.

Auserlesene Schriften zur Beförderung der Landwirthschaft und der häuslichen und bürgerlichen Wohlfahrt. Ebendaſ. 1792, 2 Bde. in gr. 8.

Hirzel, der Greis, an seinen Freund, Heinrich Meisten, über wahre Religiosität mit Toleranz verbunden. Ebendaſ. 1800 in 8.

Außerdem kleinere Arbeiten, Gedichte u. ſ. w. in damaligen Zeitschriften, Journalen u. ſ. w.

H's Schriften zeichnen sich durch ächte Herzlichkeit, Eifer für das Gute und Schöne, helle Lebensansicht und einen klaren, leicht verständlichen populären Ton höchst vortheilhaft aus, und haben zu ihrer Zeit sehr einflußreich und segenbringend gewirkt.

Heinrich Hirzel

ward am 17. August 1766 zu Weiningen bei Zürich geboren, widmete sich der Theologie, begab sich nach vollendeten Studien und erlangter Priesterweihe nach Italien und wurde nach seiner Rückkehr nach Zürich 1789 Professor der Kirchengeschichte und später auch der Logik und Mathematik daselbst. 1809 erhielt er das Amt eines Canonicus und die Professur der Philosophie am dortigen Karolinum. Er starb als Mitglied des Kirchen- und Erziehungsrathes am 7. Februar 1833.

Theils anonym, theils unter seinem Namen gab er heraus:

Eugenia's Briefe an ihre Mutter. Zürich 1809—1819; 3. Aufl. 1819 u. 1820, 3 Bde. in 12.

Ueber das Alter; in Briefen an einen Freund, nach dem Französischen. Winterthur 1811.

Lullin von Chateauvieux Briefe über Italien. Leipzig 1820, 2 Bde.

Reiseberichte und Beobachtungen von Italien. Ebendaſ. 1823, 3 Bde.

H's schriftstellerische Verdienste beruhen auf klarer, anmuthiger, oft begeisterter Darstellung trefflicher und edler Gedanken, deren Hauptzweck die Verbreitung des Guten und Schönen ist. Einige seiner Schilderungen der schönen Natur gehören zu den glücklichsten Leistungen auf diesem Gebiete.

Markgraf von Hochberg, s. Minnesinger.

Johann Gottfried Hoche

ward am 24. August 1768 zu Gratzungen im Hohenstein'schen geboren, studirte zu Halle Theologie und Philosophie und war dann eine Zeit lang Senior des theologischen Seminars daselbst und später Hofmeister zu Halden. 1799 kam er als Pfarrer nach Rödinghausen, wurde 1800 zweiter und 1804 Oberprediger und Superintendent zu Grüningen, 1812 Consistorialrath zu Halberstadt und zog sich, nachdem 1816 das halberstädtsche Consistorium aufgehoben worden war, mit Beibehaltung seiner vorigen Würden wieder nach Grüningen zurück.

Seine Schriften sind:

Die Amtmannstochter von Lüde. Wendheriade. Bremen 1797.

Adelheid von Wildenstein. Ebendaſ. 1798.

Des Pfarrers Tochter zu Hocheneich. Halberstadt 1798.

Ruhestunden für Frohsinn und häusliches Glück. Bremen 1798 — 1802, 4 Bde.

Reise nach Osnabrück und Niedermünster. Ebendaſ. 1800.

Neue Ruhestunden. Ebendaſ. 1802, 2 Thle. in 4.

Biographie Nachtigalls. Halberstadt 1820.

Einzelne Predigten, Aufsätze, Flugschriften u. ſ. w.

H's anspruchlose erzählende Schriften erwarben sich zu ihrer Zeit freundlichen Beifall durch die Herzlichkeit der Gesinnung und die gesunde Lebensansicht, mit welchen er dieselben ausstattete.

Johann Christoph Hoffbauer

ward am 19. Mai 1766 zu Bielefeld geboren, erhielt nach vollendeten philosophischen Studien und Erlangung der Doctorwürde in dieser und der Rechtswissenschaft 1794 eine außerordentliche Professur der Philosophie zu Halle und wurde 1799 ordentlicher Professor derselben auf dieser Universität. Er starb daselbst am 4. August 1827.

Er schrieb:

Analytik der Urtheile und Schlüsse. Halle 1792.

Logik. Ebendaſ. 1794.

Naturlehre der Seele in Briefen. Ebendaſ. 1796.

Anfangsgründe der Moralphilosophie. Ebendaſ. 1798.

Untersuchungen über die wichtigsten Gegenstände der Moralphilosophie. Ebendaſ. 1799.

Ueber die Perioden der Erziehung. Ebendaſ. 1800.

Ueber die Krankheiten der Seele. Ebendaſ. 1802—1807, 3 Bde.

Psychologie. Ebendaſ. 1808.

Ueber die Analysis in der Philosophie. Leipzig 1810.

Das Naturrecht und die Moral. Halle 1816.

Ein Schüler Kant's, eifrig bemüht, das System seines großen Lehrers weiter auszubilden, erwarb sich H. vorzügliche Verdienste um die kritische Behandlung der Logik, Moral, Psychologie und des Naturrechtes.

August Heinrich Hoffmann

ward am 2. April 1798 zu Fallersleben geboren, studirte Philologie und schöne Wissenschaften, und wurde nach Erwerbung der Würde eines Doctors der Philosophie als außerordentlicher Professor der deutschen Sprache und Literatur und Custos der Universitätsbibliothek zu Breslau angestellt. Die ihm vergönnte Muße benutzt er zu öfteren literarischen Reisen, von denen er nie ohne schönen und glücklichen Gewinn für die Wissenschaft heimkehrt.

Seine Schriften sind:

Lieder und Romanzen. Köln 1821 in 12.

Bonner Bruchstücke von Otfried und Andern. Bonn 1821.

Bruchstücke aus Tristan und Isolde. Breslau 1823 in 8.

Fragment aus Jak. von Märlant's Geschichtsspiegel. Dortrecht 1825 in 8.

Alemannische Lieder. Breslau 1826; 3. Aufl. Ebendas. 1833 in gr. 12.

Althochdeutsche Glossen. Ebendas. 1826 in gr. 4.

Gedichte. Ebendas. 1827 in gr. 12.

Willeram, Uebersetzung und Auslegung des hohen Liedes. Ebendas. 1827 in gr. 8.

Althochdeutsches. Ebendas. 1827 in gr. 8.

Jägerlieder. Ebendas. 1828 in gr. qu. 4. Mit Melodien von A. Fuhrmann.

Muckiade, oder Herrn Muck's Sonnenfahrt und Tod. Nebst einem Anhange. Breslau 1828 in 8.

Immergrün. Ebendas. 1828 in 16.

Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur. Ebendas. 1830 in gr. 8.; 1. Thl.

Lieben und Leiden des fahrenden Schülers. Ebendas. in 4.; in Musik gesetzt von Sauermann.

Lieder an Meili. Ebendas.; in Musik gesetzt von Richter.

Merigarto, Bruchstück eines bisher unbekannten deutschen Gedichtes aus dem 11. Jahrhunderte. Prag 1834 in gr. 8. Mit 1 Facsimile.

Reineke Vos. Nach der Lübecker Ausgabe vom Jahre 1498. Mit Einleitung, Glossar und Anmerkungen. Breslau 1834 in gr. 8.

Sumerlaten. Mittelhochdeutsche Glossen. Wien 1834 in Lex. 8.

Gedichte. Leipzig 1834, 2 Bdchn. in gr. 12.

Altdeutsche Blätter. Ebendas. 1834, 2 Hefte in gr. 8.; mit Moriz Haupt.

Die deutsche Philologie im Grundriß. Breslau 1836.

Buch der Liebe. Ebendas. 1836 in 8.

Lateinisch:

Hymnus theodiscus in St. Georgium. Breslau 1824 in 8.

Horae Belgicae. Ebendas. 1830 — 1838, Pars I — V. in gr. 8. Mit 1 Schrifttafel.

Einzelne Abhandlungen, Monographieen u. s. w.

Außerdem gab er mit Griesheim, Grünig, Schall, Wackernagel und Witte die „Poesie der dichtenden Mitglieder des breslauer Kunstvereins" (Ebendas. 1830 in gr. 12.) heraus.

Durch Forschungen auf dem Gebiete unserer älteren Nationalliteratur, so wie durch Herausgabe von Denkmälern deutscher Sprache und Poesie, erwarb sich Hoffmann von Fallersleben große und rühmlich anerkannte Verdienste, da er mit gründlicher Gelehrsamkeit, Scharfsinn und feinem Geschmack verbindet. — Seine eigenen poetischen Leistungen, welche sämmtlich in das Gebiet der Lyrick gehören, athmen große Frische, Wahrheit, Lebendigkeit der Anschauung und warmes herzliches Gefühl; in manchen derselben offenbart sich ein eigenthümlicher, gar anmuthiger Humor, alle aber erfreuen sich eines wirklich süßen Wohllautes und seltener Vollendung der Form.

Lieder der Landsknechte *)

unter Georg und Kaspar von Frundsberg.

Lob lied.

Ein feines Lob zu singen
Vom frommen Landsknecht gut —
Hört zu, ich will's euch bringen
Aus frischem, freiem Muth!
Hört zu, ich geb's an Tag,
Was mir ein Vöglein heimlich sang,
Als ich zu Felde lag:

„Nicht kehre heim zum Bauern,
Nicht wieder hintern Pflug!
Beim Krüstlein mußt du trauern,
Und schmachten am Wasserkrug;
Du mußt gar früh aufstehn,
Mit deiner Sense noch vor Tag
Das dürre Gras abmähn."

„Hier kannst du sanft ausschlafen
In deinem Kriegsquartier;
Erwächst wie Herrn und Grafen,
Beim edlen Malvasier.
Die Trommel ist dein Hahn,
Das Schwert dein Schatz und Schirm und Schild,
Das Glück ist deine Bahn." —

Hast, Vöglein, gut gesungen
Von deinem grünen Ast;
Mir ist es längst gelungen,
Was du verkündet hast.
Ich kenn' es Alles schon,
Ich trage Wunden, Beut' und Ruhm
Aus jeder Schlacht davon.

Mein Kleid ist weit geschlitzet,
Verbändelt und benäht,
Mein Bart schön scharf gespitzet,
Mein Hütlein schief gedreht.
Mein Säckel hecket Geld;
Mir hat's Herr Fortunatus selbst
Auf Mißbrauch zugestellt.

Der Kaiser trägt die Krone,
Sein Scepter tragen wir.
Und giebt er nichts zu Lohne,
So bleiben wir allhier.
Viel lieber ist hier Tod,
Als garben vor des Bauern Thür
Um saure Milch und Brot.

*) Gedichte von Hoffmann von Fallersleben. Breslau 1827. S. 179 ff.

Abschied.

Morgen müssen wir verreisen,
Und es muß geschieden sein.
Traurig ziehn wir unsre Straße,
Lebe wohl, mein Schätzelein!

Lauter Augen, feucht von Thränen,
Lauter Herzen, voll von Gram,
Keiner kann es sich verhehlen,
Daß er schweren Abschied nahm.

Kommen wir zu jenem Berge,
Schauen wir zurück in's Thal,
Schau'n uns um nach allen Seiten,
Seh'n die Stadt zum letzten Mal.

Wann der Winter ist vorüber,
Und der Frühling zieht in's Feld,
Will ich werden wie ein Vöglein,
Fliegen durch die ganze Welt.

Dahin fliegen will ich wieder,
Wo's mir lieb und heimisch war.
Schätzlein, muß ich jetzt auch wandern,
Kehr' ich heim doch über's Jahr.

Ueber's Jahr zur Zeit der Pfingsten
Pflanz' ich Maien dir an's Haus,
Bringe dir aus weiter Ferne
Einen frischen Blumenstrauß.

Des Landsknechts Kirmeslied.

Jedem das Seine
Am besten gefällt:
Einem sein Mädel,
Dem andern sein Geld.

Werbe der Teufel
Um Güter und Geld!
Ehrliche Herzen
Gehn grad' durch die Welt.

Wär' ich ein Bettler
Und wärst du gar reich,
Macht uns auf Erden
Die Liebe doch gleich.

Macht uns auf Erden
Auch gleich wohl die Noth.
Auch an den Kaiser
Kommt endlich der Tod.

Warum so traurig?
Wie? hat's dich gekränkt,
Daß du mir neulich
Ein Küssel geschenkt?

Will's nicht behalten,
Es ist kein Gewinn;
Geb' es dir wieder,
Da! nimm es nur hin!

Georg von Frundsberg.

Hast du den Frundsberg nie gesehn?
Der kann Kalender machen,
Der weiß, was heuer soll geschehn,
Der leitet alle Sachen.

Frisch auf, ihr Landsknecht allgemein
In allen deutschen Kreisen,
Den alten Frundsberg hübsch und fein
Zu singen und zu preisen!

Er hat ein Häublein aufgesetzt
Voll Pfaffenlist und Witze,
Er hat sein Schwertlein wohl gewetzt,
Die Schneide wie die Spitze.

Er hält das Reich in seinem Arm,
Wie's Kindlein zu der Taufe,
Und thät er's nicht, das Gott erbarm!
So läg's gleich in der Traufe.

Wie stattlich er zu Rosse sitzt,
Voll Kraft und Gottvertrauen!
Seht doch, wie ihm sein Auge blitzt
Aus seinem dunklen Brauen!

Ein frischer Sommer geht daher
Mit Trommeln und mit Pfeifen.
Den Frundsberg greift's an seine Ehr',
Er läßt sein Völklein streifen.

Wohlauf und drauf! die Welt ist sein!
Er hat das Glück im Ranzen.
Drum muß auch Alles, Groß und Klein
Nach seiner Pfeife tanzen.

Und wer doch wohl das Lied erfand?
Das hat ein Knab' gesungen,
Der ist aus seiner Mutter Hand
Dem Frundsberg nachgesprungen.

Lied auf dem Heerzuge.

Das Käuzlein laff' ich trauern
Im Aftloch Tag und Nacht:
Ich renn' aus Schanz und Mauern
In's offne Feld zur Schlacht.

Ich pflüge mit dem Schwerte
Und schaze Stadt und Land.
Das Glück ist mein Gefährte
Und reicht mir treu die Hand.

Ja Bruder, laß uns wandern!
Die Kost ist hier zu schlecht —
Bis wir dann auch den andern
Geschatzt und abgezecht.

Und bin ich arm im Leben,
So macht's mir keine Pein.
Es wächst mein Gut an Reben
Und heißt mich fröhlich sein.

Wie Blümlein auf den Auen
Schön wunderbar erblüht,
Liebäugeln uns die Frauen
In's Herz und in's Gemüth.

Du schönster Schatz der Erde,
Laff' du dein Aeugeln sein!
Ob hint ich leben werde,
Das weiß nur Gott allein.

Ein anderes.

Der Landsknecht zieht in's Feld hinaus,
Und vor ihm wandelt her sein Haus;
Und Keller, Boden, Küch' und Stall
Begleiten gern ihn überall.

Und ist er durstig, kehrt er ein,
Das Glück macht Wasser ihm zu Wein;
Und ist er schwach, und wird er krank,
Da find't er seine Ofenbank.

Und wo der Schlaf ihn übermannt,
Da wird zum Polster seine Hand,
Und fröhlich springt er auf bei Tag,
Ihn weckt der Lärm und Trommelschlag.

Er fragt nicht nach der Feinde Zahl;
Wie hoch der Berg, wie schmal das Thal?
Nur nach dem Kampfe steht sein Muth,
Er zieht, und jeder Weg ist gut.

Und der das Lied gesungen hat,
Der lebt und strebet früh und spat,
Daß nie sein Fähnlein unterliegt,
Und nur das Gut' und Rechte siegt.

Trinklied.

Ja, lustig bin ich, das ist wahr!
Wie's Lämmlein auf der Au.
Die ganze Welt ist Sonnenschein,
Ich fange hier den Regen ein
Und trinke Himmelsthau.

Den Stein der Weisen find' ich noch. —
Margret, ein Schöpplein Wein! —
Ich mach' aus Wein noch Gold und Geld,
Poz Veiten! noch die ganze Welt,
'S darf nur kein Krätzer sein!

He! reiß den Zeiger von der Uhr!
Was kümmert uns die Zeit?
Laß laufen, was nicht bleiben kann!
Was geht denn mich ein Andrer an!
Trink, Bruder, gieb Bescheid!

Ihr Bänk' und Tische, nehmt's nicht krumm!
Ein Lied gar bald entflieht.
Als ihr noch grünbelaubet wart't,
Da sangen Vöglein mancher Art
Euch auch gar manches Lied.

Des frommen Landsknechts Morgenlied.

Ich bin kein Ritter, noch Edelmann,
Ich bin ein armer Knecht.
Daß ich mein Brot verdienen kann,
Das ist mir eben recht.
In Noth
Und Tod
Ist Gott mein Herr und Schutz,
Mein Helm und Wehr,
Was brauch' ich mehr?
Dem Feinde Trutz!
Gott Preis und Ehr'!

Zwar lieber trieb ich Ochs und Kuh
Zur grünen Weide hin,
Und lieber wäre Rast und Ruh
Mein Lohn und mein Gewinn,
Als Krieg
Und Sieg,
Und reiche Beut' und Sold.
Doch hilft kein Leid
Und Widerstreit.
Wenn's Gott gewollt,
Ist's rechte Zeit.

Die Blümlein blühn und fallen ab,
Wann noch der Frühling währt:
So findet auch der Knab' sein Grab,
Der eben führt das Schwert.
Es fällt
Der Held
Dem Feigen gleich und stirbt.
Wer redlich ficht,
Nach Recht und Pflicht,
Hier Lob erwirbt
Und stirbt dort nicht.

Tanzlied.

Feurige Herzen,
Und kühler Wein!
Spielt mir ein Tänzel,
Und schenkt mir ein!

Wie ich mich drehe,
Dreht sich die Welt,
Bald um die Ehre,
Und bald um's Geld.

Bald um die Liebe,
Und bald um's Brot,
Endlich da dreht sich's
Nur um den Tod.

Willst du noch heuer
Ein Mädel frei'n,
Sei ja dein Mädel
Recht hübsch und klein!

Denn von dem Uebel,
Sagt unser Pfarr,
Nimm dir das Kleinste,
Sonst bist ein Narr.

Spiel mit dem Leben,
So spielt's mit dir.
Wem ich gefalle,
Gefällt auch mir.

Geld in der Tasche
Das macht Beschwer.
Bin ich zufrieden,
Was brauch' ich mehr.

Sing' ich ein Liedel
Vor Ungemach,
Pfeifen die Vöglein
Mir spöttisch nach.

Aber zum Liedel
Aus Fröhlichkeit
Wünschen die Vöglein
Mir: gute Zeit!

Aus ist das Tänzel,
Die Tasch' ist leer.
Bin ich zufrieden,
Was brauch' ich mehr.

Schlacht von Pavia.

Das Fähnlein auf! die Spieße nieder!
Dem Kaiser Sieg! dem Feinde Tod!
Das Leben ist gar wohlfeil heuer.
Ihr Landsknecht, drum verkauft es theuer —
So war des Frundsberg erst Gebot.

Da sah man Spieß' und Schwerter blitzen,
Wie Sternlein in der blauen Nacht.
Die Kugeln in den Lüften flogen,
Es sprang das Blut wie Regenbogen
Wohl zu Pavia in der Schlacht.

Das war kein Tag wie alle Tage,
Das war ein rother heil'ger Tag,
Als fern vom deutschen Vaterlande
Vor deutschem Muth mit Schmach und Schande
Das fremde Heer im Kampf erlag.

Nach Gott dem Frundsberg Lob und Ehre
Denn er ist aller Ehren werth.
Du hast dein Völklein wohl geleitet,
Du hast den schönen Sieg bereitet!
Da! Alter, nimm das Königsschwert!

Der von Frundsberg.

Im Ton: Mein Fleiß und Müh ꝛc.

Zu Ferrara.

Wer steht, der fällt!
Die Welt
Jetzt ist
Voll Trug und List.
Der nie besiegt
Von Feinden ward, erdrücket liegt
Von seiner Schaar,
Die durch ihn siegte wunderbar.

Viel Feind, viel Ehr'!
Nicht mehr
Anjetzt
Mein Schwertlein wetzt.
Viel Feind, viel Leid!
Solch Sprüchlein lehret mich die Zeit.
Ich bin Schabab.
Mein Lohn, mein Ehr' ist dieses Grab.

Sturmlied vor Rom.

6. Mai 1527.

Im Takte nach dem Trommelschlag,
Im Takte fort bei Nacht und Tag!
Und Nacht und Tag nicht rechts gesehn,
Nicht links gesehn! nur vorwärts gehn
Auf den Feind!

Des Kaisers Feind, des Reiches Feind,
Der gut sich stellt und Böses meint,
Der böse Feind! wir suchen ihn,
Wir folgen ihm, er muß entfliehn,
Fliehn in Rom.

In Rom steckt er manch Fähnlein aus,
Und guckt aus seinem Schneckenhaus —
Die Engelburg von Menschenhand,
Nur drauf und dran! ist eitel Tand.
Drauf und dran!

Spieß nieder! wieder nieder Spieß!
Schlüpf übern Busch, hüpf übern Kies,
Die Schanz hinab, die Schanz herauf
Mit Todesmacht und Sturmeslauf!
Und im Takt!

Im Takte nach dem Trommelschlag,
Im Takte fort bei Nacht und Tag!
Und Tag und Nacht nicht rechts gesehn,
Nicht links gesehn! nur vorwärts gehn
Auf den Feind

Das treue Roß.

Ich habe mein Roß verloren,
Mein apfelgraues Roß.
Es war so treu im Leben,
Kein treureS wird es geben
Im ganzen Zug und Troß.

Und als es wollte sterben,
Da blickt es mich noch an,
Als sprächs mit seinen Mienen:
Kann dir nicht weiter dienen,
Ade mein Reitersmann!

Und als es war gestorben,
Da grub ich's ehrlich ein;
Wohl unter grünen Matten
In eines Lindbaums Schatten,
Das soll sein Denkmal sein!

Da sitzen die kleinen Vögel
Und halten das Todtenamt.
Ihr braucht nicht erst zu lesen,
Wie treu mein Roß gewesen —
Sie singen's insgesammt.

Bei der Belagerung.

Hacken, Donnerbüchsen, Schlangen
Und die ganze Artelei,
Tragen heut' ein groß Verlangen,
Anzustimmen Melodei.
Denn der Frühling hat's geboten,
Alles soll fein lustig sein.
Laßt uns spielen frisch nach Noten
Einen schönen Abendreihn.

Giebel brechen, Balken krachen,
Dächer stürzen brennend ein.
Ist das nicht ein Spiel zum Lachen,
Nicht ein schöner Abendreihn?
Drum wohlauf! die letzte Schanze
Angestürmt und angerannt!
Denn bei jedem Kirmestanze
Heischt nach Lohn der Musikant.

Drum wohlauf! laßt wiederklingen
Alle Stimmlein aus Metall!
Lasset um die Wette singen
Sperber, Eul' und Nachtigall!
Büchsenmeister unverdrossen,
Sparet weder Loth noch Kraut!
Vorwärts! tapfer drauf geschossen!
Vorwärts! unser wird die Braut.

Lied eines festgetrunkenen Landsknechts.

Nun noch ein Lied! und noch ein Lied!
Ich kann die Laute schlagen.
Was das die Herzen lockt und zieht!
Kannst nur die Mägdlein fragen.

Was schaut der Mond zum Fenster 'nein?
Ich will ihm eins kredenzen.
Trink diese Neige, Brüderlein!
Dann kannst du besser glänzen.

Und noch ein Lied aus grauer Zeit
Von Hildebrand dem Alten.
Es sei dir lieb, es sei dir leid,
Ich muß das Feld behalten.

Ich bin ein König ohne Land,
Ein Held in jedem Streite.
Mein Hort dies Gläslein in der Hand,
Das Schwert an meiner Seite.

Die Feder hab' ich aufgesteckt
Zum Raufen und zum Schlagen.
Und wer den braven Landsknecht neckt,
Den faß' ich gleich beim Kragen.

Hier sitz' ich fest wie Fels im Meer,
Woran die Wellen toben;
'S geht drunter, dran und drüber her —
Ich bleibe fortan oben!

Der alte Landsknecht in seiner Heimath.

Mir gehn die Augen über,
Mir alten greisen Mann.
Ich beb' in Freud' und Wonne,
Mich sieht die liebe Sonne
Noch einmal freundlich an.

Das ist dieselbe Sonne,
Die uns bei Ulmo schien,
Und über Feindes Wolke
Dort unserm kleinen Volke
Den hellen Sieg verliehn.

„Ihr Handvoll nackter Leute!
Verderbt in eurem Thal.
Wir stehn auf allen Wegen,
An Schaar euch überlegen,
In Harnisch und in Stahl."

„Ihr Handvoll nackter Leute!
Ihr könnt nicht mehr entfliehn.
Wenn ihr euch wollt ergeben,
So lassen wir euch leben,
Mit weißen Stäblein ziehn."

Das dünkt dem Frundsberg Schande:
„Nackt sind die Knaben mein.
Bei Gott! sie sind mir werther!
In Wein getaucht die Schwerter,
Zerhau'n sie Stahl und Stein."

Da ging's zum Reigentanze
Mit Trommeln und Juchhei.
Die Röslein roth entsprungen,
Wo wir die Schwerter schwungen,
Und ich war mit dabei.

Mir gehn die Augen über,
Mir alten greisen Mann.
Die Sonne sinket unter,
Wie bin ich doch so munter,
Als ging's erst eben an!

Tod des jungen Landsknechts.

Mein Vater und Mutter, mein Schwesterlein,
Sie dürfen nicht trauern und klagen;
Die Mägdlein Abends am Ringelreihn,
Die Junggesellen bei Spiel und Wein,
Sie dürfen nicht fürder fragen.

Ich zog weit, weit in den welschen Krieg,
Und blieb in des Feindes Schanze.
Jetzt wuchern Dornen auf meinem Grab,
Ein Mädel wandert den Hügel hinab
Und pflückt sich ein Röslein zum Kranze.

Ernst Theodor Amadeus Hoffmann.

Dieser geniale aber excentrische Dichter heißt eigentlich Ernst Theodor Wilhelm und nannte sich nur in seinen Schriften E. T. A. Er ward am 24. Januar 1776 zu Königsberg geboren, und widmete sich, nach erhaltener Vorbildung daselbst, dem Studium der Rechte. Nach deren Vollendung wurde er zuerst bei der Oberamtsregierung zu Großglogau und später bei dem Kammergericht zu Berlin angestellt, dann aber 1800 als Regierungsassessor nach Posen versetzt. Von hier kam er 1802 als Regierungsrath nach Plotzk und 1803 nach Warschau, mußte jedoch 1806 bei dem Einmarsch der Franzosen seine Stelle niederlegen und seine musikalischen Kenntnisse zu Fristung seines Lebens anwenden. 1808 ging er demnach als Musikdirector an das neuerrichtete Theater zu Bamberg, von dort nach Leipzig und 1813 in gleicher Eigenschaft nach Dresden. 1816 folgte er einem Rufe als Kammergerichtsrath nach Berlin. Er starb daselbst am 24. Juli 1822.

Wir haben von ihm:

Ausgewählte Schriften. Berlin 1827 u. 1828, 10 Bde. in gr. 12.

Erzählende Schriften in einer Auswahl. Herausgegeben von seiner Wittwe, Michelina Hoffmann geb. Rorer. Stuttgart 1827 — 1831, 18 Bdchn. in 16. Mit H's Bildniß.

Einzeln:

Phantasiestücke in Callots Manier. Bamberg 1814, 4 Bde.; 3. Ausg. Leipzig 1825, 2 Bde. in 8. Mit Bildniß.

Die Vision auf dem Schlachtfelde von Dresden. Deutschland (Bamberg) 1814 in 8.

Elixire des Teufels. Berlin 1816, 2 Bde.; 2. Aufl. Ebendas. 1827 in 8.

Nachtstücke. Ebendas. 1816 u. 1817, 2 Bde. in 8.

Seltsame Leiden eines Theaterdirectors. Ebendas. 1818 in 8.

Kindermärchen. Ebendas. 1818, 2 Bde. Mit Fouqué und Contessa.

Klein Zaches, genannt Zinnober. Ebendas. 1819; 2. Aufl. Ebendas. 1824 in 8.

Serapionsbrüder. Ebendas. 1819 — 1821, 4 Bde. in 8. Ein Supplementband dazu, Ebendas. 1825.

Lebensansichten des Katers Murr. Ebendas. 1820, 2 Bde.; neue wohlfeile Ausg. 1828 in 8.

Prinzessin Brambilla. Ebendas. 1821 in 8. Mit Kupfern.

Meister Floh. Märchen. Frankfurt 1822 in 8.

Geschichten, Sagen und Märchen. Breslau 1823 in 8. Mit Fr. H. v. der Hagen und Heinrich Steffens.

Aus H's Leben und Nachlaß. Berlin 1823, 2 Bde. in 8.; herausgegeben von seinem Freunde Hitzig, mit Bildniß, Facsimile, Karrikatur und Musikblättern.

Der Doppelgänger. Brünn 1824 in 8. Mit H's Portrait.

Die letzten Erzählungen. Berlin 1825, 2 Abtheilungen in 8. Auch als Supplementband zu den Serapionsbrüdern.

Meisterhaft urtheilt Menzel (deutsche Literatur 2. A. Th. 4. S. 233) über Hoffmann: Er wurde das Haupt der neuen dämonischen Schule und der poetische Pluto, der das finstere Reich im weitesten Umfange beherrschte. Oder wurde er nicht vielmehr von ihm beherrscht? Es ist die Poesie der Furcht, die allen seinen Werken ein so eigenthümliches Gepräge giebt. Darum war auch der Gehörsinn, der mit dem Sinn der Furcht so nahe verwandt ist, bei ihm in so hohem Grade entwickelt. Darum fand sein Ohr überall die geheimnißvollen Töne der Natur, wie der Kunst, die unser Innerstes in ein süßes Bangen oder in einen Schrecken wie von Geisterräder oder wie vom Donner des jüngsten Gerichts versetzen. Darum stieg er sogar bis in die Kinderphantasie hinab, um sich poetisch noch einmal an der Kinderfurcht zu weiden. Und doch kann man ihn keiner übertriebenen Weichlichkeit oder weibischen Unmannhaftigkeit beschuldigen, denn seine Hauptwerke beschäftigen sich mit einem Schmerz, mit einer Verzweiflung, mit einer Kühnheit und Angst der Gedanken, mit einer Fiebergluth, deren nur der Mann, nicht das Weib fähig ist. Es ist Krankheit, Ueberspannung, Wahnsinn, doch immer noch männlich.

Vom Teufel herab bis zur fratzenhaften Kinderpuppe, vom Mißton des Lebens, der die Seele zerreißt, bis zum Mißton in der Musik, der nur das Ohr zerreißt, nur das unermeßliche Reich des Häßlichen, Widrigen, Verletzenden um ihn versammelt, und seine Schilderungen wechselten damit ab, diese quälenden Gegenstände und die Qualen, die sie einer schönen Seele bereiten, mit unnachahmlicher Lebhaftigkeit und Wahrheit zu schildern. Er selbst ist jener wahnsinnige Musicus Kreisler, der mit seinem zarten Sinn für die reinsten und heiligsten Töne durch die Mißlaute, die ihm überall schadenfroh wie aus der Hölle entgegenklingen, zur Verzweiflung gebracht wird. Aber er bewährte diesen zarten Sinn nicht bloß in der Musik. In allen Lebenskreisen findet er jene, der musikalischen Dissonanz entsprechenden, häßlichen, feindseligen Fratzen und dämonischen Mächte, die gerade die edelsten Seelen am Meisten auf die Folter spannen.

— — Hoffmann theilt mit Jean Paul die zarte Verletzbarkeit. — — Die Nachwelt wird sagen, daß der Mißton, der durch unsere Zeit geht, von keinem Dichter so poetisch aufgefaßt wurde, als von Hoffmann, und vielleicht beruht der poetische Zauber gerade darin, daß er nicht, wie so viele andere Dichter, eine politische Auflösung der Dissonanz suchte und an die Zukunft appellirte, sondern die Illusion einer schwarzüberschatteten Phantasie, eines Traumes ohne Erwachen festhielt.

Es sei uns vergönnt, zu diesem geistreichen Ausspruche Menzel's noch hinzuzufügen: daß das satyrische Element

. in Hoffmann's Schriften, sobald es rein menschliche oder richtiger rein bürgerliche Zustände berührt, sich entschieden von jener humoristischen Auffassung der Nachtseiten des Daseins trennt und selbstständig mit eben so großer Schärfe und Feinheit waltet, als es von einem lebhaften Talent der Beobachtung und von reicher Erfahrung getragen wird. Die eigene innere Unzufriedenheit läßt aber den Dichter selten oder nie die rechte Lösung finden, und so greift er, um doch poetisch seine Aufgabe zum Schlusse zu bringen, zum Abnormen oder Uebernatürlichen, wodurch er denn nahe an Manier streift, namentlich in den letzten Jahren seines Lebens, wo er viel und sehr rasch hintereinander producirte. — Seine ersten Leistungen, namentlich die Phantasiestücke, haben daher auch den Vorzug größerer Frische, Tiefe und Wahrheit vor allen seinen anderen Arbeiten.

Doge und Dogaressa *).

Mit diesem Namen war in dem Katalog der Kunstwerke, die die Akademie der Künste zu Berlin im September 1816 ausstellte, ein Bild bezeichnet, das der wackere tüchtige C. Kolbe, Mitglied der Akademie, gemalt hatte, und das mit besonderm Zauber jeden anzog, so daß der Platz davor selten leer blieb. Ein Doge in reichen prächtigen Kleidern schreitet, die eben so reich geschmückte Dogaressa an der Seite, auf einer Balustrade hervor; er ein Greis mit grauem Barte, sonderbar gemischte Züge, die bald auf Kraft, bald auf Schwäche, bald auf Stolz und Uebermuth, bald auf Gutmüthigkeit deuten, im braunrothen Gesicht; sie ein junges Weib, sehnsüchtige Trauer, träumerisches Verlangen im Blick, in der ganzen Haltung. Hinter ihnen eine ältliche Frau und ein Mann, der einen aufgespannten Sonnenschirm hält. Seitwärts an der Balustrade stößt ein junger Mensch in ein muschelförmig gewundenes Horn, und vor derselben im Meere liegt eine reich verzierte mit der venetianischen Flagge geschmückte Gondel, auf der zwei Ruderer befindlich. Im Hintergrunde breitet sich das, mit hundert und aber hundert Segeln bedeckte Meer aus, und man erblickt die Thürme und Paläste des prächtigen Venedig, das aus den Fluten emporsteigt. Links unterscheidet man San Marco, rechts mehr im Vorgrunde San Giorgio Maggiore. In dem goldenen Rahmen des Bildes sind die Worte eingeschnitzt:

Ah senza amare
Andare sul mare
Col sposo del mare
Non puo consolare.

Ach! gebricht der Liebe Leben,
Kann auf hohem Meer zu schweben
Mit dem Gatten selbst des Meeres
Doch nicht Trost dem Herzen geben.

Vor diesem Bilde entstand eines Tages ein unnützer Streit darüber, ob der Künstler durch das Bild nur ein Bild, das heißt, die durch die Verse hinlänglich angedeutete augenblickliche Situation eines alten abgelebten Mannes, der mit aller Pracht und Herrlichkeit nicht die Wünsche eines sehnsuchtsvollen Herzens zu befriedigen vermag, oder eine wirkliche geschichtliche Begebenheit habe darstellen wollen. Des Geschwätzes müde verließ einer nach dem andern den Platz, so daß zuletzt nur noch zwei, der edeln Malerkunst gar holde Freunde übrig blieben. „Ich weiß nicht, fing der eine an, wie man sich selbst allen Genuß verderben mag mit dem ewigen Deuteln und Denteln. Außerdem, daß ich ja genau zu ahnen glaube, was es mit diesem Bogen, mit dieser Dogaressa für ein Bewandtniß hat im Leben, ergreift mich auch auf ganz besondere Weise der Schimmer des Reichthums und der Macht, der über das Ganze verbreitet ist. Sieh' diese Flagge mit dem geflügelten Löwen, wie sie der Welt gebietend in den Lüften flattert. — O herrliches Venedig!" fing an Turandots-Räthsel von dem adriatischen Löwen herzusagen: Dimmi, qual sia quella terribile fera etc. Kaum hatte er geendet, als eine wohltönende Männerstimme mit Kasper's-Auflösung einfiel: Tu quadrupede fera etc. Von den beiden unbemerkt hatte sich hinter ihnen ein Mann hingestellt, von hohem edeln Ansehn, den grauen Mantel malerisch über die Schulter geworfen, das Bild mit funkelnden Augen betrachtend. — Man gerieth ins Gespräch, und der Fremde sagte, mit beinahe feierlichem Tone: Es ist ein eignes Geheimniß, daß in dem Gemüth des Künstlers oft ein Bild aufgeht, dessen Gestalten, zuvor unkenntbar körperlose im leeren Luftraum treibende Nebel, eben in dem Gemüthe des Künstlers erst sich zum Leben zu formen und ihre Heimath zu finden scheinen. Und plötzlich verknüpft sich das Bild mit der Vergangenheit oder auch wohl mit der Zukunft, und stellt nun dar, was wirklich geschah oder geschehen wird. Kolbe mag vielleicht selbst noch nicht wissen, daß er auf dem Bilde dort niemanden anders darstellte als den Dogen Marino Falieri und seine Gattin Annunziata. — Der Fremde schwieg, aber beide Freunde drangen in ihn, dies Räthsel ihnen so zu lösen, wie das Räthsel vom adriatischen Löwen. Da sprach er: Habt ihr Geduld, ihr neugierigen Herrn, so will ich euch auf der Stelle mit Falieri's Geschichte die Erklärung des Bildes geben. Aber habt ihr auch Geduld? Ich werde sehr umständlich sein, denn anders mag ich nicht von Dingen reden, die mir so lebendig vor Augen stehen, als habe ich sie selbst erschaut. Das kann auch wohl der Fall sein, denn jeder Historiker, wie ich nun einmal einer bin, ist ja eine Art redendes Gespenst aus der Vorzeit.

Die Freunde traten mit dem Fremden in ein entferntes Zimmer; wo er ohne weitere Vorrede in folgender Art begann.

Vor gar langer Zeit, und irre ich nicht, so war's im Monat August des Jahres Eintausend dreihundert und vier und fünfzig, als der tapfere genuesische Feldherr, Paganino Doria geheißen, die Venetianer auf's Haupt geschlagen und ihre Stadt Parenzo erstürmt hatte. Im Golf, dicht vor Venedig, kreuzten nun seine wohlbemannten Galeeren hin und her wie hungrige Raubthiere, die in unruhiger Gier auf und niederrennen, spähend, wo die Beute am sichersten zu haschen; und Todesschrecken erfaßte Volk und Signorie. Alle Mannschaft, jeder, der nur vermochte die Arme zu rühren, griff zur Waffe oder zum Ruder. In dem Hafen von St. Nicolo sammelte man die Haufen. Schiffe, Bäume wurden versenkt, Kette an Kette geschlossen, um dem Feinde den Eingang zu sperren. Während hier in wildem Getümmel die Waffen klirrten, die Lasten in das schäumende Meer niederdonnerten, sahe man auf dem Rialto die Agenten der Signorie, wie sie, den kalten Schweiß sich von der bleichen Stirn wegtrocknend, mit verstörtem Gesichte, mit heiserer Stimme Prozente über Prozente boten für baares Geld; denn auch daran mangelte es der bedrohten Republik. In dem unerforschlichem Rathschlusse der ewigen Macht lag es aber, daß gerade in dieser Zeit der höchsten Kümmerniß und Noth der bedrängten Heerde der treue Hirt entrissen werden sollte. Ganz erdrückt von der Last des Ungemachs starb der Doge Andrea Dandulo, den das Volk sein liebes Gräfchen (il caro contino) nannte, weil er immer fromm und freundlich war und niemals über den Marcusplatz schritt, ohne für jeden des Geldes oder des guten Raths Bedürftigen, für diesen Trost im Munde, für jenen Zechinen in der Tasche zu führen. Wie es denn nun geschieht, daß den vom Unglück Entmutheten jeder Schlag, sonst kaum gefühlt, doppelt schmerzlich trifft, so war denn auch das Volk, als die Glocken von San Marco in dumpfen schauerlichen Klängen den Tod des Herzogs verkündeten, ganz außer sich vor Jammer und Betrübniß. Nun sei ihre Stütze, ihre Hoffnung dahin, nun müßten sie die Nacken beugen dem genuesischen Joch, so schrieen sie laut, unerachtet, was die nöthigen kriegerischen Operationen betraf, der Verlust des Dandulo eben nicht so verderblich schien. Das gute Gräfchen lebte gern in Ruhe und Frieden, es verfolgte lieber den wunderbaren Gang der Gestirne, als die räthselhaften Verschlingungen der Staatsklugheit, es verstand sich besser darauf, am heiligen Osterfeste die Prozession zu ordnen, als ein Kriegsheer zu führen. Nun kam es darauf an, einen Doge zu wählen, der, gleich begabt mit muthigem Feldherrnsinn und tüchtiger Staatsklugheit, das in seinen Grundfesten erschütterte Venedig rette von der drohenden Gewalt des immer kühnern Feindes. Die Senatoren versammelten sich, aber da sah man nichts als trübe Gesichter, starre Blicke, zu Boden gesenkte in die Hand gestützte Häupter. Wo einen Mann finden, der jetzt mit kräftiger Hand das lose Steuer zu ergreifen und richtig zu lenken vermag? Der älteste Rath, Marino Bodoeri geheißen, erhob endlich seine Stimme. „Hier um uns, unter uns, so sprach er, werdet Ihr ihn nicht finden; aber richtet Eure Blicke nach Avignon, auf Marino Falieri, den wir hinschickten, um dem Papste Innocens Glück zu wünschen zu seiner Erhebung, der kann jetzt was Besseres thun, der vermag es, wählen wir ihn zum Doge, allem Ungemach zu steuern. Ihr werdet einwenden, daß dieser Marino Falieri schon an die achtzig Jahre alt ist, daß Haupthaar und Bart reines Silber geworden, daß sein munteres Ansehen, sein brennendes Auge, das Glührоth

*) Aus: E. T. W. Hoffmann's erzählende Schriften in einer Auswahl. 7. Bdchn. Stuttgart 1831.

auf Nase und Wangen, wie Verläumder wollen, mehr dem guten Cyperwein als innerer Kraft zuzuschreiben ist, aber achtet das nicht. Erinnert Euch, welche glänzende Tapferkeit dieser Marino Falieri als Proveditor der Flotte auf dem schwarzen Meere zeigte, bedenkt, welche Verdienste es sein mußten, die die Procuratoren von San Marco bewegen konnten, diesen Falieri mit der reichen Grafschaft Valdemarino zu belehnen?" — So strich Bodoeri Falieri's Verdienste wacker heraus, und wußte jedem Einwand im Voraus zu begegnen, bis endlich alle Stimmen sich zu Falieri's Wahl einten. Mancher sprach zwar noch viel von Falieri's aufbrausendem Zorn, von seiner Herrschsucht, seinem Eigenwillen, aber da hieß es: Eben deshalb, weil das Alles von dem Greise gewichen, wählen wir den Greis und nicht den Jüngling Falieri. Derlei tadelnde Stimmen verhallten nun auch vollends, als das Volk die Wahl des neuen Doge erfuhr und ausbrach in ungemessenen ausgelassenen Jubel. Weiß man nicht, daß in solch gefahrvoller Zeit, in solcher Unruhe und Spannung jeder Entschluß, ist es nur wirklich einer, wie eine Eingebung des Himmels erscheint? — So geschahe es, daß das gute Gräfchen mit aller seiner Frömmigkeit und Milde bald vergessen war, und daß jeder rief: Beim heiligen Marcus, dieser Marino hätte längst unser Doge sein sollen, und der übermüthige Doria säße uns nicht in den Rippen! — Und verkrüppelte Soldaten streckten mühsam die lahmen Arme hoch aus in die Lüfte, und schrieen: Das ist der Falieri, der den Morbassan schlug — der tapfere Heerführer, dessen siegreiche Flaggen im schwarzen Meere wehten. Und wo das Volk zusammen stand, erzählte einer von des alten Falieri Heldenthaten, und, als sei Doria schon geschlagen, erhallten die Lüfte von wildem Jubelgeschrei. Hiezu kam, daß Nicolo Pisani, der, mag der Himmel wissen warum, statt dem Doria zu begegnen mit der Flotte, ruhig nach Sardinien gesegelt war, endlich zurückkehrte. Doria verließ den Golf, und was die Annäherung der Flotte des Pisani verursachte, wurde dem furchtbaren Namen: Marino Falieri zugeschrieben. Da ergriff Volk und Signorie eine Art fanatischer Verzückung über die glückliche Wahl, und man beschloß, damit das Außerordentliche geschehe, den neuerwählten Doge wie den Himmelsboten, der Ehre, Sieg, die Fülle des Reichthums bringt, zu empfangen. Zwölf Edle, jeder von zahlreicher glänzender Dienerschaft umgeben, hatte die Signorie bis nach Verona geschickt, wo die Gesandten der Republik dem Falieri, so wie er angekommen, nochmals seine Erhebung zum Oberhaupt des Staats feierlich ankündeten. Fünfzehn reich verzierte Staatsbarken, vom Podesta von Chioggia unter den Befehlen seines eignen Sohnes Taddeo Giustiniani ausgerüstet, nahmen darauf in Chiozzo den Dogen mit seinem Gefolge auf, der nun wie im Triumphzuge des mächtigsten siegreichsten Monarchen nach St. Clemens ging, wo ihn der Bucentoro erwartete.

Gerade in diesem Augenblick, als nämlich Marino Falieri den Bucentoro zu besteigen im Begriff stand, und das war am dritten October Abends, da schon die Sonne zu sinken begann, lag vor den Säulen der Dogana, auf dem harten Marmorpflaster ausgestreckt, ein armer unglücklicher Mensch. Einige Lumpen gestreifter Leinwand, deren Farbe nicht mehr kenntlich, und die sonst einem Schifferkleide, wie das gemeinste Volk der Lastträger und Ruderknechte es trägt, angehört zu haben schienen, hingen um den abgemagerten Körper. Vom Hemde war nichts mehr zu sehen, als die eigne Haut des Armen, die überall durchblickte, aber so weiß und zart war, daß sie der Edelsten einer ohne Scheu und Scham hätte tragen können. So zeigte auch die Magerkeit nur desto besser das reinste Ebenmaß der wohlgebauten Glieder, und betrachtete man nun vollends die hell-kastanienbraunen Locken, die zerzaust und verworren die schönste Stirn umschatteten, die blauen, nur von trostlosem Elend verdüsterten Augen, die Adlernase, den feingeformten Mund des Unglücklichen, der höchstens zwanzig Jahre zu zählen schien, so war es gewiß, daß irgend ein feindseliges Schicksal den Fremdling von guter Geburt in die unterste Klasse des Volks geschleudert haben mußte.

Wie gesagt, vor den Säulen der Dogana lag der Jüngling und starrte, den Kopf auf den rechten Arm gestützt, mit stierem, gedankenlosem Blick ohne Regung und Bewegung hinein in das Meer. Man hätte denken sollen, das Leben sei von ihm gewichen, der Todeskampf habe ihn zur Bildsäule versteinert, hätte er nicht dann und wann tief, wie im unsäglichsten Schmerz, aufgeseufzt. Das war denn nun wohl der Schmerz des linken Arms, den er ausgestreckt hatte auf dem Pflaster, und der mit blutigen Lumpen umwickelt, schwer verwundet zu sein schien. —

Alle Arbeit ruhte, das Getöse des Gewerbes schwieg, ganz Venedig schwamm in tausend Barken und Gondeln dem hochgepriesenen Falieri entgegen. So kam es, daß auch der unglückliche junge Mensch in trostloser Hülflosigkeit seinen Schmerz verseufzte. Doch eben als sein mattes Haupt hinabsank auf das Pflaster, und er der Ohnmacht nahe schien, rief eine helle Stimme recht kläglich mehrmals hintereinander: Antonio! — mein lieber Antonio! — Antonio erhob sich endlich mühsam mit halbem Leibe und, indem er den Kopf nach den Säulen der Dogana, hinter denen die Stimme hervorzukommen schien, hinrichtete, sprach er ganz matt und kaum vernehmbar: Wer ist's, der mich ruft? — Wer kommt, meinen Leichnam ins Meer zu werfen; denn bald werde ich hier umgekommen sein! — Da keuchte und hüstelte sich ein kleines steinaltes Mütterchen am Stabe heran zu dem wunden Jüngling, und indem sie neben ihm hinkauerte, brach sie aus in ein widriges Kichern und Lachen. „Thörigtes Kind," so lispelte dann die Alte, „willst hier umkommen, willst hier sterben, weil das goldne Glück Dir aufgeht? — Schau nur hin, schau nur hin, dort im Abendlichen lodernden Flammen, das sind Zechinen für Dich. — Aber Du mußt essen, lieber Antonio, essen und trinken; denn der Hunger nur ist es, der Dich zu Boden geworfen hat, hier auf dem kalten Pflaster! — Der Arm ist schon heil, schon wieder heil!" — Antonio erkannte in dem alten Mütterchen das seltsame Bettelweib, das auf den Stufen der Franziskanerkirche die Andächtigen, immer kichernd und lachend, um Almosen anzusprechen pflegte, und der er manchmal, von innerem unerklärlichem Hange getrieben, einen sauer verdienten Quattrino, den er selbst nicht übrig, hingeworfen. „Laß mich in Ruh," sprach er, „altes wahnsinniges Weib; wohl ist es der Hunger mehr als die Wunde, der mich kraftlos und elend macht; seit drei Tagen habe ich keinen Quattrino verdient. Hinüber wollte ich nach dem Kloster und sehen, ein Paar Löffel Krankensuppe zu erhaschen, aber alle Kameraden sind fort — keiner, der mich aus Barmherzigkeit aufnimmt in die Barke, und da bin ich hier umgesunken, und werde wohl niemals wieder aufstehen." —

„Hi hi hi hi," kicherte die Alte, „warum gleich verzagen, Du bist durstig, Du bist hungrig, dafür habe ich Rath. Hier sind schöne gedörrte Fischlein, erst heute auf der Zecca eingekauft, hier ist Limonensaft, hier ein artig weißes Brötlein, iß und trinke, mein Söhnlein! dann wollen wir nach dem wunden Arm schauen."

Die Alte hatte in der That aus dem Sack, der ihr auf dem Rücken hing und hoch hinüberragte über das gebeugte Haupt, Fische, Brot und Limonensaft hervorgeholt. So wie Antonio nur die brennenden verschrumpften Lippen genetzt hatte mit dem kühlenden Getränke, erwachte der Hunger mit doppelter Gewalt, und er verschlang gierig Fische und Brot. Die Alte war indessen darüber her, ihm die Lumpen von dem wunden Arm abzuwickeln, und da fand es sich denn, daß der Arm nur hart zerschlagen, die Wunde aber schon in voller Heilung war. Indem nun die Alte eine Salbe, die in einem kleinen Büchschen befindlich, und die sie mit dem Hauch des Mundes erwärmte, darauf strich, fragte sie: Aber wer hat Dich denn so arg geschlagen, mein armes Söhnlein? Antonio, ganz erquickt, von neuem Lebensfeuer durchglüht, hatte sich ganz aufgerichtet, mit blitzenden Augen die geballte Rechte erhoben, rief er: Ha! — Nicolo, der Spitzbube, wollte mich lahm schlagen, weil er mich um jeden elenden Quattrino beneidet, den mir eine wohlthätige Hand zuwirft! Du weißt, Alte, daß ich mühsam mein Leben dadurch erhielt, daß ich die Lasten aus den Schiffen und Barken in das Kaufhaus der Deutschen, in den sogenannten Fontego (Du kennst es ja wohl das Gebäude), schleppen half. — So wie Antonio das Wort „Fontego" aussprach, kicherte und lachte die Alte recht abscheulich auf und plapperte immer fort: Fontego — Fontego — Fontego. —

„Laß Dein tolles Lachen, Alte, wenn ich erzählen soll," rief Antonio erzürnt; da wurde die Alte gleich still, und Antonio fuhr fort: „Nun hatte ich einige Quattrinos verdient, mir ein neues Wamms gekauft, sahe ganz stattlich aus, und kam in die Zahl der Gondolieres. Weil ich immer froh und munter war, wacker arbeitete, und manches schöne Lied wußte, verdiente ich manchen Quattrino mehr als die Andern. Aber da erwachte der Neid unter den Kameraden. Sie verschwärzten mich bei meinem Herrn, der mich fortjagte; überall, wo ich ging und stand, riefen sie mir nach: „Deutscher Hund! Verfluchter Ketzer!" und vor drei Tagen, als ich bei San Sebastian eine Barke ans Land rollen half, überfielen sie mich mit Steinwürfen und Prügeln. Wacker wehrte ich mich meiner Haut; aber da warf mich der tückische Nicolo mit einem Ruderschlage, der mich am Haupt streifend und den Arm schwer verletzend, mich zu Boden warf. — Nun, Du hast mich satt gemacht, Alte, und in der That fühle ich, daß Deine Salbe meinem wunden Arm auf wunderbare Weise wohlthut. Sieh nur, wie ich den Arm schon zu schwingen vermag, — nun will ich wieder tapfer rudern!" Antonio war vom Boden aufgestanden und schwang den wunden Arm kräftig hin und her; aber die Alte kicherte und lachte wieder laut auf und rief, indem sie ganz wunderlich wie in kurzen Sprüngen tänzelnd hin- und hertrippelte: Söhnlein, Söhnlein, mein Söhnlein, rudere tapfer — tapfer! — er [illegible]

– er kommt, das Gold glüht in lichten Flammen, rudere tapfer, tapfer! — aber nur noch einmal, nur noch einmal! — dann nicht wieder!

Antonio achtete nicht auf der Alten Beginnen; denn vor ihm hatte sich das allerherrlichste Schauspiel aufgethan. Von San Clemens her schwamm der Bucentoro, den adriatischen Löwen in der flatternden Flagge, mit tönendem Ruderschlage daher, wie ein kräftigbeschwingter goldner Schwan. Umringt von tausend Barken und Gondeln schien er, sein fürstlich kühnes Haupt erhoben, zu gebieten über ein jubelndes Heer, das mit glänzenden Häuptern aufgetaucht war aus dem tiefen Meeresgrunde. Die Abendsonne warf ihre glühenden Strahlen über das Meer, über Venedig hin, so, daß Alles in lodernden Flammen stand; aber wie Antonio in Vergessenheit alles Kummers ganz entzückt hinschaute, wurde der Schein immer blutiger und blutiger. Ein dumpfes Sausen ging durch die Lüfte, und wie ein furchtbares Echo hallte es wieder aus der Tiefe des Meeres. Der Sturm kam dahergefahren auf schwarzen Wolken und hüllte Alles in dicke Finsterniß ein, während aus dem brausenden Meere höher und höher die Wellen wie zischende schäumende Ungeheuer emporstiegen und Alles zu verschlingen drohten. Gleich zerstäubtem Gefieder sah man Gondeln und Barken hier und dort auf dem Meere treiben. Der Bucentoro, mit seinem flachen Boden unfähig, dem Sturme zu widerstehen, schwankte hin und her. Statt des fröhlichen Jubels der Zinken und Trompeten hörte man durch den Sturm das Angstgeschrei der Bedrängten.

Erstarrt schaute Antonio hin, dicht vor ihm rasselte es wie mit Ketten; er schaute hinab, ein kleiner Kahn, der an die Mauer angekettet, wurde von den Wellen geschaukelt; da fiel es wie ein Blitzstrahl in seine Seele. Er sprang in den Kahn, machte ihn frei, ergriff das Ruder, das er darin fand, und stach kühn und muthvoll hinaus in die See, geradezu auf den Bucentoro. Je näher er kam, desto deutlicher vernahm er das Hülfsgeschrei auf dem Bucentoro: „Hinan! — hinan! — rettet den Doge!“ — Es ist bekannt, daß kleine Fischerkähne im Wolf, wenn er stürmt, gerade sicherer sind und besser zu handhaben, als größere Barken, und so kam es denn, daß dergleichen von allen Seiten herbeieilten, um das theure Haupt des würdigen Marino Falieri zu retten. Aber im Leben geschieht es immer, daß die ewige Macht nur Einem das tüchtige Gelingen einer kühnen That als sein Eigen zugetheilt hat, so mag alle Anderen sich vergebens darum bemühen. So war es diesmal der arme Antonio, dem die Rettung des neuerwählten Dogen zugedacht war, und deshalb gelang es ihm ganz allein, sich mit seinem kleinen, geringen Fischerkahn glücklich emporzuarbeiten an den Bucentoro. Der alte Marino Falieri, mit solcher Gefahr vertraut, stieg, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, rüstig heraus aus dem prächtigen, aber verrätherischen Bucentoro und hinein in den kleinen Kahn des armen Antonio, der ihn über die brausenden Wellen leicht weggleitend, wie ein Delphin, in wenigen Minuten hinüberruderte nach dem Palaste des heiligen Marcus. Mit durchnäßten Kleidern, große Meerestropfen im grauen Bart, führte man den Alten in die Kirche, wo der Adel mit verbleichten Gesichtern die Ceremonien des Einzugs beendete. Das Volk, ebenso wie die Signorie, besorgt über die Unfälle des Einzuges, zu denen es auch rechnete, daß der Doge in der Eil und Verwirrung durch die zwei Säulen geführt worden, wo gewöhnlich Missethäter hingerichtet zu werden pflegen, verstummte mitten im Jubel, und so endete der festlich begonnene Tag traurig und düster.

An den Retter des Doge schien niemand zu denken, und Antonio selbst dachte nicht daran, sondern lag todtmüde, halb ohnmächtig vor Schmerz, den ihm die neuaufgereizte Wunde verursachte, in dem Säulengange des herzoglichen Palastes. Desto verwunderlicher war es ihm, als, da beinahe die Nacht angebrochen, ein herzoglicher Trabant ihn bei den Schultern rückte und mit den Worten: Komm, guter Freund! in den Palast und in die Zimmer des Doge hineinstieß. Der Alte kam ihm freundlich entgegen und sprach, indem er auf ein paar Beutel wies, die auf dem Tische lagen: „Du hast Dich wacker gehalten, mein guter Sohn; hier! — nimm diese dreißend Zechinen, willst Du mehr, so fordere, aber erzeige mir zu Gefallen, und laß Dich nie mehr vor meinem Angesichte sehen!“. Bei den letzten Worten blitzten Funken aus den Augen des Alten, und die Nasenspitze röthete sich höher. Antonio wußte nicht, was der Alte wollte, ließ sich das auch gar nicht zu Herzen gehn, sondern tastete mit Mühe die Beutel auf, die er mit Fug und Recht verdient zu haben glaubte.

Leuchtend im Glanze der neuerlangten Herrschaft, sah andern Morgens der alte Falieri aus den hohen Bogenfenstern des Palastes hinab auf das Volk, das sich unter ihm in allerlei Waffenübungen lustig tummelte. Da trat Bodoeri, seit den Jünglingsjahren in unwandelbarer Freundschaft mit dem Doge verkettet, in's Gemach, und als nun dieser ganz versunken in sich und seine Würde, ihn gar nicht zu bemerken schien, schlug er die Hände zusammen und rief, laut lachend, aus: „Ei, Falieri, welche erhabenen Gedanken mögen brüten und gedeihen in Deinem Kopfe seit dem Augenblicke, daß die krumme Mütze darauf sitzt?“ — Falieri, wie aus einem Traum erwachend, kam dem Alten mit erzwungener Freundlichkeit entgegen. Er fühlte, daß es doch eigentlich Bodoeri war, dem er die Mütze zu verdanken, und jene Rede schien ihn daran zu mahnen. Da nun aber jede Verpflichtung sein stolzes herrschsüchtiges Gemüth wie eine Last drückte, und er den ältesten Rath, den bewährten Freund nicht abfertigen konnte, wie den armen Antonio, so zwang er sich einige Worte des Dankes ab, und fing dann gleich an, von den Maßregeln zu sprechen, die jetzt den überall sich regenden Feinden entgegengestellt werden müßten. „Das,“ fiel ihm Bodoeri mit schlauem Lächeln in die Rede, „das und alles Uebrige, was sonst noch der Staat von Dir fordert, wollen wir nach ein paar Stunden im versammelten großen Rath reiflich erwägen und überlegen. Nicht darum bin ich so früh gekommen, um mit Dir die Mittel aufzufinden, wie man den kecken Doria schlägt, oder wie man den ungarischen Ludwig, dem es wieder nach unsern dalmatischen Seestädten gelüstet, zur Vernunft bringt. Nein, Marino, nur an Dich selbst habe ich gedacht, und zwar, was Du vielleicht nicht rathen würdest, an Deine Vermählung.“ „Wie konntest Du,“ erwiederte der Doge, indem er ganz verdrießlich aufstand, und dem Bodoeri den Rücken gewendet, hinausschaute durch das Fenster, — „wie konntest Du nur daran denken. Noch lange ist's hin bis zum Himmelfahrtstage. Dann, hoffe ich, soll der Feind geschlagen, Sieg, Ehre, neuer Reichthum, glänzendere Macht dem meergebornen adriatischen Löwen erworben sein. Die keusche Braut soll den Bräutigam ihrer würdig finden.“ „Ach,“ fiel ihm Bodoeri ungeduldig in die Rede, „Du sprichst von der seltsamen Feierlichkeit am Himmelfahrtstage, wenn Du, den goldnen Ring vom Bucentoro hinabschleudernd in die Wellen, Dich zu vermählen gedenkst mit dem adriatischen Meer. Du, Marino, Du, dem Meere Verwandter, kennst Du denn keine andere Braut, als das kalte, feuchte, verrätherische Element, dem Du zu gebieten wähnst, und das erst gestern gar bedrohlich sich gegen Dich auflehnte? — Ei, wie magst Du liegen wollen in den Armen einer solchen Braut, die ein eigensinnig tolles Ding, gleich, als Du auf dem Bucentoro dahergleitend, ihr nur die bläulich gefrornen Wangen streicheltest, zankte und tobte. Reicht denn ein ganzer Vesuv voll Gluth dazu hin, den eisigen Busen eines falschen Weibes zu erwärmen, die in steter Treulosigkeit, immer und immer sich neu vermählend, die Ringe nicht empfängt als theures Liebespfand, sondern hinabreißt den Tribut der Sclaven? Nein, Marino, ich gedachte, daß Du Dich vermählen solltest mit dem schönsten Erdenkinde, das nur zu finden.“ „Du faselst,“ murmelte Falieri, ohne sich vom Fenster wegzuwenden, „Du faselst Alter. Ich, ein achtzigjähriger Greis, belastet mit Mühe und Arbeit, niemals verheirathet gewesen, kaum mehr fähig zu lieben.“ — „Halt ein, rief Bodoeri, lästere Dich nicht selbst. — Streckt nicht der Winter, so rauh und kalt er auch sein mag, doch zuletzt voll Sehnsucht die Arme aus nach der holden Göttin, die ihm entgegenzieht von lauen Westwinden getragen? — Und wenn er sie dann an den erstarrten Busen drückt, wenn sanfte Gluth seine Adern durchrinnt, wo bleibt da Eis und Schnee! Du sagst, Du seist an die achtzig Jahre alt, das ist wahr; aber berechnest Du das Greisthum denn blos nach den Jahren? — Trägst Du Dein Haupt nicht so aufrecht, gehst Du nicht mit solchem festen Schritt einher, wie vor vierzig Sommern? — Oder fühlst Du vielleicht doch, daß Deine Kraft abgenommen, daß Du ein geringeres Schwert tragen mußt, daß Du im raschen Gange ermattest, daß Du die Treppe des herzoglichen Palastes hinaufkeuchst?“ — „Nein, beim Himmel! unterbrach Falieri den Freund, indem er mit rascher heftiger Bewegung vom Fenster weg und auf ihn zutrat, nein, beim Himmel! von dem Allen spüre ich nichts.“ — „Nun dann, fuhr Bodoeri fort, so genieße als Greis mit vollen Zügen alles Erdenglück, was Dir noch zugedacht. Erhebe das Weib, das ich für Dich wählte, zur Dogaressa, und die Frauen von Venedig werden, was Schönheit und Tugend betrifft, so gut in ihr die Erste anerkennen müssen, als die Venetianer in Dir ihr Oberhaupt an Tapferkeit, Geist und Kraft.“ Bodoeri fing nun an, das Bild eines Weibes zu entwerfen, und wußte die Farben so geschickt zu mischen und so lebendig aufzutragen, daß des alten Falieri Augen blitzten, daß er im ganzen Gesicht röther und röther wurde, daß die Lippen sich spitzten und schmatzten, als genösse er ein Gläslein feurigen Syracuser nach dem andern. „Ei, sprach er endlich schmunzelnd, ei, was ist denn das für ein Ausbund von Liebreiz, von dem Du sprichst?“ —

„Kein anderes Weib, erwiederte Bodoeri, kein anderes Weib meine ich, als mein liebes Nichtchen.“ „Was, fiel ihm Falieri in die Rede, Deine Nichte? Die wurde ja, als ich Podesta von

Treviso war an Bertuccio Nenolo verheirathet?" „Ei, sprach Bodoeri weiter, Du denkst an meine Nichte Franzeska, und deren Töchterlein ist es, die ich Dir zugedacht. Du weißt, daß den wilden barschen Nenolo der Krieg ins Meer verlockte. Franzeska, voller Gram und Schmerz, begrub sich in ein römisches Kloster, so ließ ich die kleine Annunziata erziehen in tiefer Einsamkeit auf meiner Villa in Treviso." —

„Was, unterbrach Falieri den Alten voller Ungeduld aufs Neue, was? die Tochter Deiner Nichte soll ich zu meiner Gemahlin erheben? — Wie lange ist's, daß Nenolo sich vermählte? — Annunziata muß ein Kind sein von höchstens 10 Jahren. Als ich Podesta von Treviso wurde, war an Nenolos Vermählung noch nicht zu denken." „Und das sind — 25 Jahre her! fiel Bodoeri ihm lachend in die Rede; ei! wie magst Du Dich so verrechnen in der Zeit, die Dir schnell vergangen. Annunziata ist ein Mädchen von 19 Jahren, schön wie die Sonne, sittsam, demüthig, in der Liebe unerfahren, denn sie sah kaum einen Mann. Sie wird Dir anhängen mit kindlicher Liebe und anspruchloser Ergebenheit." „Ich will sie sehen, ich will sie sehen," rief der Doge, dem das Bild, das Bodoeri von der schönen Annunziata entworfen, wieder vor Augen kam. Sein Wunsch wurde selbigen Tages erfüllt, denn kaum als er aus dem großen Rath in seine Gemächer zurückgekehrt war, führte ihm der schlaue Bodoeri, der mancherlei Ursachen haben mochte, seine Nichte als Dogaressa an Falieri's Seite zu sehen, die holde Annunziata ganz heimlich zu. Als nun der alte Falieri das Engelskind erblickte, war er ganz bestürzt über das Wunder von Schönheit, und vermochte kaum, unverständliche Worte stammelnd, um sie zu werben. Annunziata, wohl von Bodoeri schon unterrichtet, sank, hohe Röthe auf den Wangen, nieder vor dem fürstlichen Greise. Sie ergriff seine Hand, die sie an die Lippen drückte und lispelte leise: „O Herr, wollt Ihr mich denn würdigen, Euch zur Seite den fürstlichen Thron zu besteigen? — Nun, so will ich Euch aus dem Grunde meiner Seele verehren und Eure treue Magd sein bis zum letzten Athemzuge." Der alte Falieri war außer sich vor Wonne und Entzücken. Als Annunziata seine Hand ergriff, fühlt' er es durch alle Glieder zucken, und dann begann er dermaßen mit dem Kopfe, mit dem ganzen Leibe zu wackeln und zu zittern, daß er nur ganz geschwind sich in den großen Lehnstuhl setzen mußte. Es schien, als sollte Bodoeri's gute Meinung von dem kräftigen Alter der achtziger Jahre widerlegt werden. Der konnte freilich ein seltsames Lächeln, das um seine Lippen zuckte, nicht unterdrücken, die unschuldige unbefangene Annunziata bemerkte nichts, und sonst war zum Glück Niemand zugegen. —

Mocht' es sein, daß der alte Falieri, dacht' er daran, sich dem Volke als Bräutigam eines neunzehnjährigen Mädchens zu zeigen, das Unbequeme dieser Lage fühlte, daß sogar eine Ahnung in ihm sich regte, daß man die zum Spott geneigten Venetianer dazu eben nicht aufreizen dürfe, und daß es besser sei, den kritischen Zeitpunkt des Bräutigamstandes ganz zu verschweigen, genug, mit Bodoeri's Uebereinstimmung wurde beschlossen, daß die Trauung in der größten Heimlichkeit vollzogen, und dann einige Tage darauf die Dogaresse, als mit Falieri längst vermählt, und, als sei sie eben aus Treviso angekommen, wo sie sich während Falieri's Sendung nach Avignon aufgehalten, der Signorie und dem Volk vorgestellt werden sollte.

— Richten wir unsern Blick auf jenen sauber gekleideten bildschönen Jüngling, der, den Beutel mit Zechinen in der Hand, den Rialto auf- und abgeht, mit Juden, Türken, Armeniern, Griechen spricht, die verbüsterte Stirn wieder abwendet, weiter schreitet, stehen bleibt, wieder umkehrt und endlich sich nach dem Marcusplatz gondeln läßt, wo er mit ungewissem zauderndem Schritt, die Arme übereinander geschlagen, den Blick zur Erde gesenkt, auf- und abwandelt und nicht bemerkt, nicht ahnt, daß manches Flüstern, manches Räuspern aus diesem, jenem Fenster, von diesem, jenem reich behängten Balkon herab, Liebeszeichen sind, die ihm gelten. Wer würde in diesem Jünglinge so leicht den Antonio erkennen, der noch vor wenigen Tagen zerlumpt, arm und elend auf dem Marmorpflaster vor der Dogana lag! „Söhnlein, mein goldenes Söhnlein Antonio, guten Tag! — guten Tag!" So rief ihm das alte Bettelweib entgegen, die auf den Stufen der Marcuskirche saß und bei der er vorüberschreiten wollte, ohne sie zu sehen. So wie er, sich rasch umwendend, die Alte erblickte, griff er in den Beutel und holte eine Hand voll Zechinen heraus, die er ihr zuwerfen wollte. „O, laß doch Dein Gold stecken, kicherte und lachte die Alte, was soll ich denn mit Deinem Golde anfangen, bin ich denn nicht reich genug? — Aber wenn Du mir Gutes thun willst, so laß mir eine neue Kapuze machen, denn die, die ich trage, will nicht mehr halten gegen Wind und Wetter! — Ja, das thue, mein Söhnlein, mein goldenes Söhnlein — aber bleib weg vom Fontego — vom Fontego." —

Antonio starrte der Alten ins bleichgelbe Antlitz, in dem die tiefen Furchen auf seltsame grauliche Weise zuckten, und als sie nun die dürren Knochenhände klappernd zusammenschlug und mit heulender Stimme und widrigem Kichern immer fortplapperte: bleib' weg vom Fontego! Da rief Antonio: „kannst Du denn niemals Dein tolles wahnsinniges Treiben lassen, Du — Hexenweib!" So wie Antonio dies Wort aussprach, taumelte die Alte, wie vom Blitz getroffen, die Marmorstufen herab. Antonio sprang hinzu, faßte die Alte mit beiden Händen und verhinderte den schweren Fall. „O, mein Söhnlein," sprach jetzt die Alte mit leiser kläglicher Stimme, „was für ein entsetzliches Wort sprachst Du aus! O tödte mich lieber, als daß Du dieses Wort noch einmal wiederholst. — Ach, Du weißt nicht, wie schwer Du mich verletzt hast, mich, die Dich so getreulich im Herzen trägt — ach, Du weißt nicht." Die Alte brach plötzlich ab, verhüllte ihr Haupt mit dem dunkelbraunen Tuchlappen, der ihr wie ein kurzes Mäntelchen um die Schultern hing, und seufzte und wimmerte wie in tausend Schmerzen. Antonio fühlte sich im Innersten auf seltsame Weise bewegt, er faßte die Alte und trug sie hinauf bis in das Portal der Marcuskirche, wo er sie auf eine Marmorbank, die dort befindlich, hinsetzte. „Du hast mir Gutes gethan, Alte," sprach er dann an, nachdem er des Weibes Haupt befreit hatte von dem häßlichen Tuchlappen, „Du hast mir Gutes gethan, Dir habe ich eigentlich meinen ganzen Wohlstand zu verdanken, denn standest Du mir nicht bei in der Todesnoth, so läg ich längst im Meeresgrunde, ich rettete nicht den Doge, ich erhielt nicht die wackern Zechinen. Aber hättest Du das auch nicht gethan, so fühle ich, daß ich doch mit ganz besonderer Neigung Dir anhängen müßte, unerachtet Du mir mit Deinem wahnsinnigen Treiben, wenn Du so widerlich kicherst und lachst, oft inneres Grauen genug erregst. In der That, Alte, als ich noch mit Lastragen und Rudern mühsam mein Leben fristete, da war mir es ja immer, als müsse ich schärfer arbeiten, nur um Dir ein paar Quattrino's abgeben zu können." „O, mein Herzenssöhnlein, mein goldener Tonino," rief die Alte, indem sie die verschrumpften Arme hoch emporhob, so daß ihr Stab klappernd auf den Marmor niederfiel und weit fortrollte, „o mein Tonino! ich weiß es ja, daß Du mir, stellst Du Dich auch an, wie Du nur magst, mit ganzer Seele anhängen mußt, denn — doch still — still — still!" Die Alte bückte sich mühsam herab nach ihrem Stabe; Antonio hob ihn auf und reichte ihr hin. Das spitze Kinn auf den Stab gestützt, den starren Blick auf den Boden gerichtet, sprach die Alte nun mit zurückgehaltener dumpfer Stimme: „Sage mir, mein Kind! magst Du Dich denn gar nicht der früheren Zeit erinnern, wie es ging, wie es war mit Dir, ehe Du hier, ein armer elender Mensch, kaum Dein Leben fristen konntest?" Antonio seufzte tief auf, er nahm Platz neben der Alten und fing dann an: „Ach, Mutter, nur zu gut weiß ich, daß ich von Eltern geboren wurde, die in dem blühendsten Wohlstande lebten, aber, wer sie waren, wie ich von ihnen kam, nicht die leiseste Ahnung davon blieb und konnte davon in meiner Seele bleiben. Ich erinnere mich sehr gut eines großen schönen Mannes, der mich oft auf den Arm nahm, mich abherzte und mir Zuckerwerk in den Mund steckte. Ebenso gedenke ich einer freundlichen blühenden Frau, die mich aus- und anzog, mich jeden Abend in ein weiches Bettchen legte und mir überhaupt Gutes that auf jede Weise. Beide sprachen mit mir in einer fremden wohltönenden Sprache, und ich selbst lallte manches Wort in dieser Sprache ihnen nach. Als ich noch ruderte, pflegten meine ehrlichen Kameraden immer zu sagen, ich müsse, meiner Haut, meiner Augen, meines ganzen Körperbaues halber, deutscher Abkunft sein. Das glaub' ich auch, jene Sprache meiner Pflegeeltern (der Mann war gewiß mein Vater) war deutsch. Die lebhafteste Erinnerung jener Zeit ist das Schreckbild einer Nacht, in der ich durch ein entsetzliches Jammergeschrei aus tiefem Schlaf geweckt wurde. Man rannte im Hause umher, Thüren wurden auf- und zugeschlagen, mir wurde unbeschreiblich bang, laut fing ich an zu weinen. Da stürzte die Frau, die mich pflegte, hinein, riß mich aus dem Bett, verstopfte mir den Mund, wickelte mich ein in Tücher und rannte mit mir von dannen. Seit diesem Augenblicke schweigt meine Erinnerung. Ich finde mich wieder in einem prächtigen Hause, das in der anmuthigsten Gegend lag. Das Bild eines Mannes tritt hervor, den ich „Vater" nannte, und der ein stattlicher Herr war, von edlem und dabei gutmüthigem Ansehen. Er, so wie Alle im Hause, sprachen italienisch. Mehrere Wochen hatte ich den Vater nicht gesehen; da kamen eines Tages fremde Leute von häßlichem Ansehen, die machten vielen Lärm im Hause und stöberten Alles durch. Als sie mich erblickten, fragten sie, wer ich denn sei und was ich hier im Hause mache? — „Ich bin ja Antonio, der Sohn vom Hause." Als ich das erwiederte, lachten sie mir ins Gesicht, rissen mir die guten Kleider vom Leibe und stießen mich zum Hause hinaus, mit der Drohung,

daß ich, wage ich es, mich wieder zu zeigen, fortgeprügelt werden solle. Laut jammernd lief ich von dannen. Kaum hundert Schritte vom Hause, trat mir ein alter Mann entgegen, in dem ich einen Diener meines Pflegevaters erkannte. „Komm, Antonio," rief er, indem er mich bei der Hand faßte, „komm, Antonio, armer Junge! für uns beide ist das Haus dort auf immer verschlossen. Wir müssen nun beide zusehen, wo wir ein Stück Brod finden." Der Alte nahm mich mit hierher. Er war nicht so arm, als er seiner schlechten Kleidung nach zu sein schien. Kaum angekommen, sah ich, wie er die Zechinen aus dem zertrennten Wamms hervorholte, und den ganzen Tag, sich auf dem Rialto herumtreibend, bald den Unterhändler, bald den Handelsmann selbst machte. Ich mußte immer hinter ihm sein und er pflegte, hatte er den Handel gemacht, noch immer um eine Kleinigkeit für den figliolo zu bitten. Jeder, dem ich recht dreist in die Augen sahe, rückte noch gern einige Quattrinos heraus, die er mit vieler Behaglichkeit einsteckte, indem er, mir die Wangen streichelnd, versicherte, er sammle das Alles für mich zum neuen Wamms. Ich befand mich wohl bei dem Alten, den die Leute, ich weiß nicht warum, Väterchen Blaunas nannten. Doch das dauerte nicht lange. Du erinnerst Dich, Alte, jener Schreckenzeit, als eines Tages die Erde zu beben begann, als in den Grundvesten erschüttert, Thürme und Paläste wankten, als wie von unsichtbaren Riesenarmen gezogen, die Glocken läuteten. Es sind ja kaum sieben Jahre darüber vergangen. — Glücklich rettete ich mich mit dem Alten aus dem Hause, das hinter uns zusammenstürzte. Alles Geschäft ruhte, auf dem Rialto lag Alles in todter Betäubung. Aber mit diesem entsetzlichen Ereigniß kündigte sich nur das herannahende Ungeheuer an, das bald seinen giftigen Athem aushauchte über Stadt und Land. Man wußte, daß die Pest aus der Levante zuerst nach Sicilien gedrungen, schon in Toskana wüthete. Noch war Venedig davon befreit. Da handelte eines Tages mein Väterchen Blaunas auf dem Rialto mit einem Armenier. Sie wurden Handels einig, und schüttelten sich wacker die Hände. Mein Väterchen hatte einige gute Waaren dem Armenier abgelassen um geringen Preis, und forderte nun wie gewöhnlich die Kleinigkeit per il figliolo. Der Armenier, ein großer starker Mann mit dickem krausem Bart (noch steht er vor mir), schaute mich an mit freundlichem Blick, dann küßte er mich und drückte mir ein Paar Zechinen in die Hand, die ich hastig einsteckte. Wir gondelten nach San Marco. Unterwegs forderte Väterchen mir die Zechinen ab, und ich weiß selbst nicht, wie ich darauf kam, zu behaupten, daß ich sie mir selbst verwahren müsse, da der Armenier es so gewollt. Der Alte wurde verdrüßlich; aber indem er mit mir zankte, bemerkte ich, daß sein Gesicht sich mit einer widerlichen erdgelben Farbe überzog, und daß er allerlei tolles unzusammenhängendes Zeug in seine Reden mischte. Auf dem Platze angekommen, taumelte er hin und her wie ein Betrunkener, bis er dicht vor dem herzoglichen Palast todt niederstürzte. Mit lautem Jammergeschrei warf ich mich auf den Leichnam. Das Volk rannte zusammen, aber so wie der fürchterliche Ruf: die Pest! erscholl, stäubte Alles voll Entsetzen auseinander. In dem Augenblick ergriff mich eine dumpfe Betäubung; mir schwanden die Sinne. Als ich erwachte, fand ich mich in einem geräumigen Zimmer, auf einer geringen Matratze mit einem wollenen Tuche bedeckt. Um mich herum lagen auf ähnlichen Matratzen wohl zwanzig bis dreißig elende bleiche Gestalten. So wie ich später erfuhr, hatten mich mitleidige Mönche, die gerade aus San Marco kamen, als sie Leben in mir verspürten, in eine Gondel bringen und nach der Giudecca in das Kloster San Giorgio Maggiore, wo die Benedictiner ein Hospital angelegt hatten, schaffen lassen. — Wie vermag ich Dir denn, Alte, diesen Augenblick des Erwachens zu beschreiben! Die Wuth der Krankheit hatte mir alle Erinnerung des Vergangenen gänzlich geraubt. Gleich als wäre in die todtstarre Bildsäule plötzlich der Lebensfunken gefahren, gab es für mich nur augenblickliches Dasein, das sich an nichts knüpfte. Du kannst es Dir denken, Alte! welchen Jammer, welche Trostlosigkeit dies Leben, nur ein im leeren Raum ohne Halt schwimmendes Bewußtsein zu nennen, über mich bringen mußte! — Die Mönche konnten mir nur sagen, daß man mich bei Väterchen Blaunas gefunden, für dessen Sohn ich allgemein gegolten. Nach und nach sammelten sich zwar meine Gedanken, und ich besann mich auf mein früheres Leben, aber was ich Dir erzählte, Alte, das ist Alles, was ich davon weiß, und das sind doch nur einzelne Bilder ohne Zusammenhang. Ach! dieses trostlose Alleinstehen in der Welt, es läßt mich zu keiner Fröhlichkeit kommen, so gut es mir auch auch gehen mag." — „Tonino, mein lieber Tonino," sprach die Alte, „begnüge Dich mit dem, was Dir die helle Gegenwart schenkt." — „Schweig, Alte," unterbrach sie Antonio, „schweig, noch etwas ist es, was mir mein Leben verkümmert, mich rastlos verfolgt, was mich über kurz oder lang unfehlbar verderben wird. Ein unaussprechliches Verlangen, eine mein Innerstes verzehrende Sehnsucht nach einem Etwas, das ich nicht zu nennen, nicht zu denken vermag, hat, seitdem ich im Spital zum Leben erwachte, mein ganzes Wesen erfaßt. Wenn ich als ein Armer, Elender, ermüdet, zerschlagen von der mühseligen Arbeit, Nachts auf dem harten Lager ruhte, dann kam der Traum und goß mir in lindem Säuseln, die heiße Stirn fächelnd, alle Seligkeit irgend eines glücklichen Moments, in dem mich die ewige Macht die Wonne des Himmels ahnen ließ, und dessen Bewußtsein tief in meiner Seele ruht, in mein Inneres. Jetzt ruhe ich auf weichen Kissen, und keine harte Arbeit verzehrt meine Kraft; aber erwache ich aus dem Traum, oder kommt mir wachend das Bewußtsein jenes Moments in den Sinn, so fühle ich, daß mein armes verlassenes Dasein mir ja eben so wie damals eine drückende Bürde ist, die abzuwerfen ich trachten möchte. Alles Sinnen, alles Forschen ist vergebens, ich kann es nicht ergründen, was mir früher im Leben so Hochherrliches geschah, dessen dunkler, ach, mir unverständlicher Nachklang, mich mit solcher Seligkeit erfüllt; aber wird diese Seligkeit nicht zum brennendsten Schmerz, der mich zu Tode foltert, wenn ich erkennen muß, daß alle Hoffnung verloren ist, jenes unbekannte Eden wiederzufinden, ja es nur zu suchen? Giebt es denn Spuren des spurlos Verschwundenen?" Antonio hielt inne, indem er aus tiefer Brust schwer aufseufzte. Die Alte hatte sich während seiner Erzählung geberdet, wie einer, der ganz hingerissen von dem Leid des Andern, Alles selbst fühlt, und jede Bewegung, die diesem der Schmerz abnöthigt, wie ein Spiegel zurückgiebt. „Tonino," fing sie jetzt mit weinerlicher Stimme an, „mein lieber Tonino, darum willst Du verzagen, weil Dir im Leben etwas Hochherrliches begegnet ist, dessen Erinnerung Dir erloschen? — Thörigtes Kind! thörigtes Kind! — merk' auf — hi hi hi!" — Die Alte begann nach ihrer gewöhnlichen Weise widerlich zu kichern und zu lachen und auf dem Marmorboden herumzuhüpfen. — Leute kamen, die Alte kauerte nieder, man warf ihr Almosen zu. — „Antonio — Antonio, bring' mich fort — fort an's Meer!" so kreischte sie auf. Antonio wußte nicht, wie ihm geschah, beinahe willkürlos faßte er die Alte und führte sie über den Marcusplatz langsam fort. Während sie gingen, murmelte die Alte leise und feierlich: „Antonio — siehst Du wohl die dunklen Blutflecken hier auf dem Boden? — viel Blut, überall viel Blut! — aber hi — hi — hi — aus dem Blut entsprießen Rosen, schöne rothe Rosen zum Kranze für Dich — für Dein Liebchen. — O Du Herr des Lebens, welcher holde Engel des Lichts ist es denn — der dort so anmuthig, so sternenklar lächelnd auf Dich zuschreitet? — Die lilienweißen Arme breiten sich aus, um Dich zu umarmen. O Antonio, hochbeglücktes Kind — halte Dich wacker — halte Dich wacker! — Und Myrthen kannst Du pflücken im süßen Abendroth, Myrthen für die Braut, für die jungfräuliche Wittwe — hi — hi — hi — — Myrthen, im Abendroth gepflückt, aber sie blühen erst um Mitternacht — hörst Du wohl das Geflüster des Nachtwindes, das sehnsüchtig klagende Sausen des Meeres? — Rudere wacker zu, mein kühner Schiffer, rudere wacker zu!" — Antonio fühlte sich von tiefem Grauen erfaßt bei den wunderlichen Reden der Alten, die sie mit ganz seltsamer fremder Stimme unter beständigem Kichern hermurmelte. Sie waren an die Säule gekommen, die den adriatischen Löwen trägt. Die Alte wollte, immer weiter fortmurmelnd, vorüberschreiten; Antonio, von der Alten Betragen gepeinigt, von den Vorübergehenden, ob seiner Dame verwunderlich angegafft, blieb aber stehen und sprach mit barschem Ton: „Hier — auf diese Stufen setze Dich hin, Alte, und halt ein mit Deinen Reden, die mich toll machen könnten. Es ist wahr, Du hast meine Zechinen in den Flammengebilden der Wolken gesehen, aber eben deshalb — was schwatzest Du von Engeln des Lichts — von Braut — jungfräulicher Wittwe — von Rosen und Myrthen? — willst Du mich bethören, entsetzliches Weib, daß irgend ein wahnsinniges Streben mich in den Abgrund schleudert? Eine Kapuze sollst Du haben, Brod, Zechinen, Alles, was Du willst, aber laß ab von mir." — Antonio wollte rasch fort, allein die Alte ergriff ihn beim Mantel und rief mit schneidender Stimme: „Tonino — mein Tonino, sieh' mich doch nur noch einmal recht an, sonst muß ich ja hin bis an den äußersten Rand des Platzes dort, und mich trostlos hinabstürzen in das Meer." — Antonio, um nicht noch mehr Blicke auf sich zu ziehen, als sich auf ihn zu richten begannen, blieb wirklich stehen. „Tonino," fuhr die Alte fort, „setze Dich her zu mir, es drückt mir das Herz ob, ich muß Dir sagen — o setze Dich her zu mir." Antonio ließ sich auf die Stufen so nieder, daß er der Alten den Rücken zuwandte, und zog sein Rechnungsbuch hervor, dessen weiße Blätter von dem Eifer zeigten, mit dem er seine Handelsgeschäfte auf dem Rialto betrieb. „Tonino," lispelte nun die Alte ganz leise, „Tonino, wenn Du so in mein verschrumpftes Antlitz schaust, dämmert denn gar keine leise Ahnung in Deinem Innern auf, daß Du mich wohl in früher, früher

Zeit gekannt haben könntest?" „Ich sagte Dir schon," erwiederte Antonio eben so leise und ohne sich umzuwenden, „Alte, daß ich auf eine mir unerklärliche Weise mich zu Dir hingeneigt fühlte, aber daran ist Dein häßliches, verschrumpftes Gesicht nicht Schuld. Schaue ich vielmehr Deine seltsamen, schwarzen, blitzenden Augen, Deine spitze Nase, Deine blauen Lippen, Dein langes Kinn, Dein struppiges, eisgraues Haar an, hör' ich Dein widriges Kichern und Lachen, Deine verworrenen Reden — ei, so möchte ich mit Abscheu mich von Dir abwenden und gar glauben, irgend verruchte Mittel ständen Dir zu Gebote, mich an Dich zu locken." „O Herr des Himmels," heulte die Alte, von unsäglichem Schmerz erfaßt, „welcher böse höllische Geist gab Dir solche entsetzliche Gedanken ein! O Tonino, mein süßer Tonino, das Weib, das Dich als Kind so zärtlich hegte und pflegte, das ich in jener Schreckensnacht rettete aus dringender Todesgefahr, das Weib war ich!" Im plötzlichen Schreck der Ueberraschung drehte sich Antonio rasch um, aber wie er nun der Alten in das abscheuliche Gesicht starrte, rief er zornig: „So gedenkst Du mich zu bethören, altes, verruchtes, wahnsinniges Weib? — Die wenigen Bilder, die aus meiner Kindheit mir geblieben, sind lebendig und frisch. Jene holde freundliche Frau, die mich pflegte, o, ich sehe sie lebhaft vor Augen! — Sie hatte ein volles, frisch gefärbtes Gesicht, mild blickende Augen, schönes dunkelbraunes Haupthaar, zierliche Hände — sie mochte kaum dreißig Jahre alt sein — und Du — ein neunzigjähriges Mütterchen." — „O all ihr Heiligen!" fiel die Alte ihm schluchzend in die Rede, „wie beginn' ich es denn, daß mein Tonino an mich, an seine treue Margretha glaubt." — „Margaretha?" — murmelte Antonio, „Margaretha? — Der Name fällt, wie vor langer Zeit gehörte, längst vergessene Musik mir in die Ohren. — Aber es ist nicht möglich!" — „Wohl war," fuhr die Alte ruhig fort, indem sie gesenkten Blicks mit dem Stabe auf dem Boden hin- und herkritzelte, „wohl war der große, schöne Mann, der Dich auf den Arm nahm, Dich abherzte und Dir Zuckerwerk in den Mund steckte, wohl war das Dein Vater, Tonino! wohl war es das herrliche volltönende Deutsch, was wir mit einander sprachen. Dein Vater war ein angesehener reicher Kaufmann in Augsburg. Sein schönes junges Weib starb ihm, als sie Dich gebar. Da zog er, weil er sich selbst nicht dulden konnte an dem Orte, wo sein Liebstes begraben lag, hierher nach Venedig und nahm mich mit, mich, Deine Amme, Deine Pflegerin. In jener Nacht erlag Dein Vater einem grausenden Schicksal, das auch Dich bedrohte. Es gelang mir, Dich zu retten. Ein edler Venetianer nahm Dich auf. Aller Hülfsmittel beraubt, mußte ich in Venedig bleiben. Von Kindheit auf machte mich mein Vater, ein Wundarzt, dem man nachsagte, er treibe nebenher verbotene Wissenschaften, bekannt mit den geheimen Heilkräften der Natur. Von ihm lernte ich, durch Wald und Flur streifend, die Abzeichen manches heilbringenden Krautes, manches unscheinbaren Mooses, die Stunde, wenn es gepflückt, gelesen werden mußte, die verschiedene Mischung der Säfte kennen. Aber dieser Wissenschaft gesellte sich eine besondere Gabe bei, die der Himmel mir verlieh in unerforschlicher Absicht. — Wie in einem fernen dunkeln Spiegel erschaue ich oft künftige Ereignisse, und beinahe ohne eigenen Willen, in mir oft selbst unverständlichen Redensarten das, was ich erschaut, auszusprechen, zwingt mich dann die unbekannte Macht, der ich nicht zu widerstehen vermag. — Als ich nun einsam, von aller Welt verlassen, zurückbleiben mußte in Venedig, gedachte ich durch meine erprobte Kunst mein Leben zu fristen. Ich heilte die bedenklichsten Uebel in kurzer Zeit. Kam nun noch hinzu, daß meine Erscheinung auf die Kranken wohlthuend wirkte, daß oft das sanfte Bestreichen mit meiner Hand in wenigen Augenblicken die Krisis löste, so konnte es nicht fehlen, daß mein Ruf bald die Stadt durchdrang und mir die Fülle des Geldes zufloß. Da erwachte der Neid der Aerzte, der Ciarlatani, die auf dem Marcusplatz, auf dem Rialto, auf der Zecca ihre Pillen, ihre Essenzen verkauften und die Kranken vergifteten, statt sie zu heilen. Ich stehe mit dem leidigen Satan im Bündniß, das sprengten sie aus und fanden Glauben bei dem abergläubischen Volk. Bald wurde ich verhaftet und vor das geistliche Gericht gestellt. O mein Tonino, mit welchen gräßlichen Martern suchte man mir das Geständniß des abscheulichsten Bündnisses zu erpressen. Ich blieb standhaft. Meine Haare verbleichten, mein Körper schrumpfte ein zur Mumie, Füße und Hände erlahmten. — Die entsetzlichste Folter, die sinnreichste Erfindung des höllischen Geistes war noch übrig, die entlockte mir ein Geständniß, vor dem ich noch jetzt zusammenschaudere. Ich sollte verbrannt werden; als aber das Erdbeben die Grundmauern der Paläste, des großen Gefängnisses erschütterte, sprangen die Thüren des unterirdischen Kerkers, in dem ich gefangen saß, von selbst auf, ich wankte wie aus tiefem Grabe durch Schutt und Trümmer hervor. Ach Tonino, Du nanntest mich ein neunzigjähriges Mütterchen, da ich kaum über fünfzig Jahre alt bin. Dieser knochendürre Leib, dieses abscheulich verzogene Gesicht, dieses eisige Haar, diese erlahmten Füße — nein, nicht Jahre, nur unsägliche Martern konnten das kräftige Weib in wenigen Monden umwandeln in ein Scheusal. — Und dieses widrige Kichern und Lachen — die letzte Folter, vor der sich noch meine Haare sträuben und mein ganzes Selbst entsetzt wie im glühenden Panzer eingeschlossen, hat mir das auferpreßt, und seit der Zeit überfällt es mich wie ein steter unbezwingbarer Krampf. Entsetze Dich nun nicht mehr vor mir, mein Tonino! Ach Dein Herz hat es Dir ja doch gesagt, daß Du, ein kleiner Knabe, an meinem Busen lagst!" „Weib," sprach Antonio dumpf und in sich gekehrt, „Weib, es ist mir so, als wenn ich Dir glauben müßte. Aber wer war mein Vater? wie hieß er? welchem grausigen Schicksal mußte er unterliegen in jener Schreckensnacht? — Wer war es, der mich aufnahm? und — was geschah in meinem Leben, das noch jetzt wie ein mächtiger Zauber aus fremder unbekannter Welt mein ganzes Selbst unwiderstehlich beherrscht, so daß alle meine Gedanken sich verlaufen wie in ein düstres nächtiges Meer? — Das Alles sollst Du mir sagen, Du räthselhaftes Weib, dem werde ich Dir glauben!" — „Tonino," erwiederte die Alte seufzend, „Dir zum Heil muß ich schweigen, aber bald, bald wird es an der Zeit sein. — Der Fontego, der Fontego — bleib weg vom Fontego!" — „O," rief Antonio erzürnt, „Deiner dunkeln Worte bedarf es nicht mehr, mich mit verruchter Kunst zu verlocken, — mein Inneres ist zerrissen. — Du mußt sprechen, oder" — „Halt ein, unterbrach ihn die Alte, kein Drohungen — bin ich nicht Deine treue Amme, Deine Pflegerin." — Ohne abzuwarten, was die Alte weiter sprechen wollte, raffte sich Antonio auf und rannte schnell von dannen. Aus der Ferne rief er dem Weibe zu: „die neue Kapuze sollst Du doch haben, und Zechinen obendrein, so viel Du willst." —

Es war in der That ein wunderlich Schauspiel, den alten Doge Marino Falieri zu sehen mit seiner blutjungen Gattin. Er, zwar stark und robust genug, aber mit greisem Bart, tausend Runzeln im braunrothen Gesicht, mit mühsam zurückgebogenem Nacken pathetisch daherschreitend. Sie, die Anmuth selbst, fromme Engelsmilde im himmlisch-schönen Antlitz, unwiderstehlichen Zauber im sehnsüchtigen Blick, Hoheit und Würde auf der offenen, lilienweißen, von dunklen Locken umschatteten Stirn, süßes Lächeln auf Wang' und Lippen, das Köpfchen gneigt in holder Demuth, den schlanken Leib leicht tragend — daher schwebend — ein herrliches Frauenbild, heimathlich in anderer höherer Welt. — Nun, ihr kennt wohl solche Engelsgestalten, wie sie die alten Maler zu erfassen und darzustellen wußten. — So war Annunziata. Konnt' es denn fehlen, daß Jeder, der sie sah, in Erstaunen und Entzücken gerieth, daß jeder feurige Jüngling von der Signorie auflohderte in hellen Flammen und den Alten mit spöttischen Blicken messend, im Herzen schwur, der Mars dieses Vulkans zu werden, koste es, was es wolle? Annunziata sah sich bald von Anbetern umringt, deren schmeichlerische, verführerische Reden sie still und freundlich aufnahm, ohne sich was Besonderes dabei zu denken. Ihr engelreines Gemüth hatte das Verhältniß zu dem alten fürstlichen Gemahl nicht anders begriffen, als daß sie ihn wie ihren hohen Herrn verehren, und ihm anhängen müsse mit der unbedingten Treue einer unterwürfigen Magd! Er war freundlich, ja zärtlich gegen sie, er drückte sie an seine eiskalte Brust, er nannte sie sein Liebchen, er beschenkte sie mit allen Kostbarkeiten, die es nur gab; was hatte sie sonst noch für Wünsche, für Rechte an ihn? Auf diese Weise konnte der Gedanke, daß es möglich sei, den Alten untreu zu werden, sich in keiner Art in ihr gestalten. Alles, was außer dem engen Kreise jenes beschränkten Verhältnisses lag, war ein fremdes Gebiet, dessen verbotene Grenze in dunklen Nebel lag — ungesehen — ungeahnet von dem frommen Kinde. So kam es, daß alle Bewerbungen fruchtlos blieben. Keiner von Allen war aber so heftig in wildem Liebesfeuer entbrannt für die schöne Dogaressa, als Michaele Steno. Seiner Jugend unerachtet, bekleidete er die wichtige einflußreiche Stelle eines Raths der Vierzig. Darauf, so wie auf seine äußere Schönheit bauend, war er seines Sieges gewiß. Er fürchtete den alten Marino Falieri nicht, und in der That, dieser schien, so wie er verheirathet, ganz abzulassen von seinem jähen aufbrausenden Zorn, von seiner rohen unbezähmbaren Wildheit. An der Seite der schönen Annunziata saß er in den reichsten buntesten Kleidern aufgeschniegelt und geputzt da, schmunzelnd und lächelnd und mit süßem Blick aus den grauen Augen, denen manchmal ein Thränchen entrieselte, die Andern herausfordernd, ob sich solcher Gemahlin einer rühmen könne. Statt des herrischen rauhen Tons, in dem er sonst zu sprechen pflegte, lispelte er, die Lippen kaum bewegend, nannte Jeden seinen Allerliebsten und bewilligte die widersinnigsten Gesuche. Wer hätte in dem weichlichen, verliebten Alten den Falieri erkennen sollen, der in Treviso in toller Hitze am Frohnleichnamsfeste dem Bischof ins Gesicht schlug, der den tapfern Mar-

lassen besiegte. Diese zunehmende Schwäche feuerte den Michaele Steno an, zu den rasendsten Unternehmungen. Annunziata verstand nicht was Michaele, sie unaufhörlich mit Blicken und Worten verfolgend, von ihr eigentlich wollte, sie blieb in steter milder Ruhe und Freundlichkeit, und das eben, das Trostlose, was in diesem unbefangenen stets gleichen Wesen lag, brachte ihn zur Verzweiflung. Er sann auf verruchte Mittel. Es gelang ihm, einen Liebeshandel mit Annunziata's vertrautestem Kammermädchen anzuspinnen, die ihm endlich nächtliche Besuche verstattete. So glaubte er den Weg gebahnt zu Annunziata's unentweihtem Gemach, aber die ewige Macht des Himmels wollte, daß solche trügerische Tücke zurückfallen mußte auf das Haupt des boshaften Urhebers. —

Es begab sich, daß eines Nachts der Doge, der eben die böse Nachricht von der Schlacht, die Nicolo Pisani bei Portelongo gegen den Doria verloren, erhalten, schlaflos in tiefer Kümmerniß und Sorge die Gänge des herzoglichen Palastes durchstrich. Da gewahrte er einen Schatten, der, wie aus Annunziata's Gemächern schlüpfend, nach den Treppen schlich. Schnell eilte er darauf los; es war Michaele Steno, der von seinem Liebchen kam. Ein entsetzlicher Gedanke durchfuhr den Falieri; mit dem Schrei: Annunziata! rannte er ein auf den Steno mit gezogenem Stilet. Aber Steno, kräftiger und gewandter als der Alte, unterlief ihn, warf ihn mit einem tüchtigen Faustschlage zu Boden und stürzte laut auflachend: Annunziata! die Treppe hinab. Der Alte raffte sich auf und schlich, brennende Qualen der Hölle im Herzen, nach Annunziata's Gemächern. Alles ruhig — still wie im Grabe. Er klopfte an, ein fremdes Kammermädchen, nicht die, welche sonst gewohnt, neben Annunziata's Gemach zu schlafen, öffnete ihm die Thür. „Was befiehlt mein fürstlicher Gemahl um diese späte ungewohnte Zeit?" — so sprach Annunziata, die unterdessen ein leichtes Nachtgewand umgeworfen und herausgetreten, mit ruhigem engelsmildem Ton. Der Alte starrte sie an, dann hob er beide Hände hoch in die Höhe und rief: „Nein, es ist nicht möglich, es ist nicht möglich!" „Was ist nicht möglich, mein fürstlicher Herr!" fragte die, über den feierlichen dumpfen Ton des Alten ganz bestürzte Annunziata. Aber Falieri, ohne zu antworten, wandte sich an das Kammermädchen: „Warum schläft Du, warum schläft Luigia nicht hier wie gewöhnlich?" „Ach," erwiederte die Kleine, „Luigia wollte durchaus mit mir tauschen diese Nacht, die schläft im Vordergemach dicht neben der Treppe." „Dicht neben der Treppe?" rief Falieri voller Freude und eilte mit raschen Schritten nach dem Vordergemach. Luigia öffnete auf starkes Klopfen, und als sie nun das zornrothe Antlitz, die funkensprühenden Augen des fürstlichen Herrn erblickte, fiel sie nieder auf die nackten Knie und bekannte ihre Schmach, über die auch ein paar zierliche Männerhandschuh, die auf dem Polsterstuhle lagen, und deren Ambrageruch den unzerhaften Eigenthümer verrieth, gar keinen Zweifel ließen. Ganz ergrimmt über Steno's unerhörte Frechheit schrieb der Doge ihm andern Morgens: Bei Strafe der Verbannung aus der Stadt habe er den herzoglichen Palast, jede Nähe des Doxen und der Dogaressa, zu vermeiden. Michaele Steno war toll vor Wuth über das Mißlingen des wohlangelegten Plans, über die Schmach der Verbannung aus der Nähe seines Abgotts. Als er nun aus der Ferne sehen mußte, wie die Dogaressa mild und freundlich, ihr Wesen war nun einmal so — mit andern Jünglingen von der Signorie sprach, so gab ihm der Neid, die Wuth der Leidenschaft, den bösen Gedanken ein, daß die Dogaressa wohl nur deshalb ihn verschmäht haben möge, weil Andere ihm mit besserem Glück zuvorgekommen, und er unterstand sich, davon laut und öffentlich zu sprechen. Sei es nun, daß der alte Falieri Kunde erhielt von solchen unverschämten Reden, oder daß das Bild jener Nacht ihm erschien wie ein warnender Wink des Schicksals, oder daß ihm selbst bei aller Ruhe und Behaglichkeit, bei vollem Vertrauen auf die Frömmigkeit seines Weibes doch die Gefahr des unnatürlichen Mißverhältnisses mit der Gattin, hell vor Augen kam; kurz, er wurde grämlich und mürrisch, alle tausend Eifersuchtsteufel rückten ihn wund, er sperrte Annunziata ein in die innern Gemächer des herzoglichen Palastes und kein Mensch bekam sie mehr zu sehen. Bodoeri nahm sich seiner Großnichte an und stritt den alten Falieri wacker aus, der aber von der Aenderung des Betragens gar nichts wissen wollte.

Dies geschah Alles kurz vor dem Giovedì grasso. Es ist Sitte, daß bei den Volksfesten, die an diesem Tage auf dem Marcusplatz statt finden, die Dogaressa unter dem Thronhimmel, der auf einer, dem kleinen Platz gegenüberstehenden Galerie angebracht ist, neben dem Dogen Platz nimmt. Bodoeri mauerte ihn daran und meinte, daß es sehr abgeschmackt sei daß er ganz gewiß von Volk und Signorie ob seiner verkehrten Eifersucht weiblich ausgelacht werden würde, wenn er, aller Sitte und Gewohnheit entgegen, Annunziata von dieser Ehre ausschlösse. „Glaubst Du," erwiederte der alte Falieri, dessen Ehrgeiz auf einmal angeregt wurde, „glaubst Du, daß ich, ein alter blödsinniger Thor, mich denn scheue, mein kostbarstes Kleinod zu zeigen, aus Furcht vor diebischen Händen, denen ich nicht den Raub wehren könnte mit meinem guten Schwerte? — Nein, Alter, Du irrst, morgenden Tages wandle ich mit Annunziata in feierlich glänzendem Zuge über den Marcusplatz, damit das Volk seine Dogaressa sehe, und am Giovedì grasso empfängt sie den Blumenstrauß von dem kühnen Segler, der sich aus den Lüften zu ihr herabschwingt." Der Doge dachte, indem er diese Worte sprach, an eine uralte Gewohnheit. Am Giovedì grasso fährt nämlich irgend ein kühner Mensch aus dem Volke an Seilen, die aus dem Meere steigen und an der Spitze des Marcusthurms befestigt sind, in einer Maschine, die einem kleinen Schiffchen gleicht, herauf, und schießt dann von der Spitze des Thurms pfeilschnell herab bis zu dem Platze, wo Doge und Dogaressa sitzen, der er den Blumenstrauß, den sonst der Doge, ist er allein, erhält, überreicht. — Andern Tages that der Doge, wie er verheißen. Annunziata mußte die prächtigsten Kleider anlegen, und von der Signorie umringt, von Edelknaben und Trabanten begleitet, wandelte Falieri über den vom Volk überströmten Marcusplatz. Man stieß und drängte sich bald todt, um die schöne Dogaressa zu sehen, und wem es gelang, sie zu erblicken, der glaubte, er habe ins Paradies geschaut und das schönste Engelsbild sei ihm strahlend und herrlich aufgegangen. — Wie die Venetianer nun sind, mitten unter den tollsten Ausbrüchen wahnsinniger Verzückung, hörte man hie und da allerlei spöttliche Redensarten und Reime, die derb genug auf den alten Falieri mit der jungen Frau losfuhren. Falieri schien aber davon nichts zu bemerken, sondern schritt, von aller Eifersucht diesmal verlassen, obgleich er überall Blicke des brennendsten Verlangens auf die schöne Gattin gerichtet sah, schmunzelnd und lächelnd mit dem ganzen Gesicht, so pathetisch als möglich an Annunziata's Seite daher. Vor dem Hauptportal des Palastes hatten die Trabanten das Volk mit Mühe auseinander getrieben, so daß, als der Doge mit seiner Gemahlin hineinschritt, nur hin und wieder einzelne kleine Haufen besser gekleideter Bürger standen, denen man selbst den Eintritt in den innern Hof des Palastes nicht wohl verwehren konnte. Da geschah es, daß in dem Augenblicke, als die Dogaressa in den Hof trat, ein junger Mensch, der nebst wenigen andern Leuten am Säulengange stand, mit dem lauten Schrei: O du Gott des Himmels! entseelt auf das harte Marmorpflaster niederschlug. Alles lief herbei und umringte den Todten, so daß die Dogaressa ihn nicht erblicken konnte, aber so wie der Jüngling niederstürzte, durchfuhr plötzlich ein glühender Dolch sich ihre Brust, sie erbleichte, sie wankte, nur die Riechfläschchen der herbeieilenden Frauen retteten sie von tiefer Ohnmacht. Der alte Falieri, voller Schreck und Bestürzung über den Unfall, wünschte den jungen Menschen mit sammt seinem Schlagfluß zu allen Teufeln und trug, so sauer es ihm auch wurde, seine Annunziata, die das Köpfchen mit geschlossenen Augen über die Brust hing, wie eine kranke Taube, die Treppe hinauf, in die innern Gemächer. —

Unterdessen hatte sich dem Volke, das immer mehr im innern Hofe des Palastes zusammengelaufen, ein wunderlich seltsames Schauspiel eröffnet. Man wollte den jungen Menschen, den man unbedingt für todt hielt, aufheben und forttragen, da hinkte mit lautem Jammergeschrei ein altes, häßliches, zerlumptes Bettelweib heran, machte sich, die spitzen Ellenbogen in Seiten und Rücken bohrend, im dichten Haufen Platz und rief, als sie endlich bei dem entseelten Jünglinge stand: laßt ihn liegen — Narren! — tolles Volk! — er ist ja nicht todt. Nun kauerte sie nieder, nahm den Kopf des Jünglings auf den Schoos und nannte, seine Stirn sanft streichend und reibend, ihn bei den süßesten Namen. Betrachtete man nun das abscheuliche Fratzengesicht der Alten, wie es herabhing über des Jünglings bildschönem Antlitz, dessen mide Züge im bleichen Tode erstarrt lagen, während auf dem Gesicht der Alten ein widriges Muskelspiel herumhüpfte, — betrachtete man, wie die schmutzigen Lumpen hin und her flatterten über die reichen Kleider, die der Jüngling trug — wie die dürren braungelben Arme — die Knochenhände auf der Stirn, auf der offenen Brust des Jünglings zitterten — in der That, man mochte sich innern Grauens nicht erwehren. War es denn nicht anzusehen, als sei es des Todes grinsende Gestalt selbst, in deren Armen der Jüngling lag? So kam es denn auch, daß die umstehenden Leute, einer nach dem andern, still fortschlichen und nur wenige übrig blieben, die den Jüngling, als er mit einem tiefen Seufzer die Augen aufschlug, faßten und auf der Alten Geheiß nach dem großen Kanal trugen, wo eine Gondel beide, die Alte und den Jüngling, aufnahm und fortschaffte bis nach dem Hause, das die Alte als die Wohnung des Jünglings bezeichnet hatte. Bedarf es denn noch, gesagt zu werden, daß der Jüngling Antonio, die Alte aber das Bettelweib von der Franziskanertreppe war, das durchaus seine Amme sein wollte?

Als Antonio ganz aus seiner Betäubung erwacht war und die Alte an seinem Lager erblickte, die ihm so eben einige stärkende Tropfen eingeflößt hatte, so sprach er, lange den düstern schwermüthigen Blick starr auf sie gerichtet, mit dumpfem, mühsam gehaltenem Ton: „Da bist bei mir, Margaretha! — das ist gut! wo hätt' ich denn sonst eine treuere Pflegerin als Dich! — Ach, verzeih mir nur, Mutter, daß ich, blödsinniger, ohnmächtiger Knabe! nur einen Augenblick daran zweifeln konnte, was Du mir entdeckt'st. Ja, Du bist die Margaretha, die mich nährte, die mich hegte und pflegte, ich wußte es ja schon immer, aber der böse Geist verwirrte mir die Gedanken. — Ich habe sie gesehen — sie ist es — sie ist es. — Habe ich Dir nicht gesagt, daß irgend ein dunkler Zauber in mir ruhe, der mein Selbst unwiderstehlich beherrsche? Aus der Dunkelheit blitzstrahlend ist er hervorgetreten, um mich in namenlosem Entzücken zu verderben! — Ich weiß jetzt Alles — Alles! — War nicht Bertuccio Nenolo mein Pflegevater, der mich erzog auf einem Landhause bei Treviso?" — „Ach ja, erwiederte die Alte, „wohl war es Bertuccio Nenolo, der große Seeheld, den das Meer verschlang, als er mit dem Lorbeerkranz sein Haupt zu schmücken gedachte." — „Unterbrich mich nicht," sprach Antonio weiter, „höre mich geduldig an. — Es ging mir gut bei dem Bertuccio Nenolo. Ich trug hübsche Kleider — immer war der Tisch gedeckt, wenn mich hungerte, ich durfte, hatte ich meine drei Gebete ordentlich hergesagt, herumschwärmen nach Gefallen in Wald und Flur. Dicht beim Landhause befand sich ein dunkles kühles Pinienwäldchen voll Duft und Gesang. Da streckte ich, müde vom Springen und Laufen, an einem Abend, als schon die Sonne zu sinken begann, mich hin unter einen großen Baum und starrte hinauf in den blauen Himmel. Mag es sein, daß der würzige Geruch der blühenden Kräuter, in denen ich lag, mich betäubte, genug, meine Augen schlossen sich unwillkürlich und ich versank in träumerisches Hinbrüten, aus dem mich ein Rauschen, gleich als fiele ein Schlag dicht neben mir in das Gras, erweckte. Ich fuhr auf in die Höhe; ein Engelskind mit himmlischem Antlitz stand neben mir, schaute in holder Anmuth lächelnd auf mich herab und sprach mit süßer Stimme: „Ei, mein lieber Knabe, wie schliefst Du so schön, so ruhig, und doch war Dir der Tod so nahe, der böse Tod." Dicht neben meiner Brust erblickte ich eine kleine schwarze Schlange mit geborstenem Haupt, das Kind hatte das giftige Thier mit dem Zweige eines Nußbaums erschlagen, in dem Augenblicke, als es zu meinem Verderben sich heranringeln wollte. Da erbebte ich in süßem Schauer — ich wußte ja, daß oftmals Engel herabsteigen aus dem hohen Himmel, um sichtbarlich den Menschen zu retten vor dem bedrohlichen Angriff irgend eines bösen Feindes — ich sank nieder auf die Knie, ich erhob die gefalteten Hände. „Ach, Du bist ja ein Engel des Lichts, den der Herr sandte, mich zu retten vom Tode." So rief ich, das holde Wesen streckte aber beide Arme nach mir aus und lispelte, indem höheres Roth auf seinen Wangen leuchtete: „Ach, Du lieber Knabe, ich bin ja kein Engel, ein Mädchen, ein Kind wie Du!" Da vergingen die Schauer in namenloses Entzücken, das mich mit sanfter Gluth durchströmte — ich stand auf — wir schlossen uns in die Arme — wir drückten Lipp' auf Lippe — sprachlos — weinend — schluchzend vor süßem unnennbarem Weh! Nun rief eine silberhelle Stimme durch den Wald: Annunziata — Annunziata! — „Ich muß nun fort, Du herzlieber Knabe, die Mutter ruft," so lispelte das Mädchen; ein unsäglicher Schmerz durchfuhr meine Brust. — „Ach, ich liebe Dich so sehr," schluchzte ich; heiße Thränen, die das Mädchen vergoß, fielen brennend auf meine Wangen. „Ich bin Dir so herzensgut, Du lieber Knabe," rief das Mädchen, indem sie den letzten Kuß mir auf meine Lippen drückte. — „Annunziata!" rief es aufs Neue, und das Mädchen verschwand im Gebüsch! — Sieh, Margaretha, das war der Augenblick, in dem der mächtige Liebesfunke in meine Seele fiel, der ewig stets neue Flammen entzündend, in mir fortglühen wird! — Wenige Tage nachher wurde ich hinausgestoßen aus dem Hause. Vater Blaunas sagte mir, als ich es nicht lassen konnte, von dem Engelskinde zu reden, das mir erschienen und dessen süße Stimme ich zu vernehmen glaubte in dem Rauschen der Bäume, in dem Gelispel der Quellen, in dem ahnungsvollen Sausen des Meers — ja, da sagte mir Vater Blaunas, das Mädchen könne niemand anders gewesen sein, als Nenolo's Tochter Annunziata, die mit ihrer Mutter Franzeska nach dem Landhause gekommen, andern Tages aber wieder abgereist sei. — O Mutter — Margaretha! — Hilf Himmel! — Diese Annunziata — es ist die Dogaressa!" — Damit hüllte sich, vor unsäglichem Schmerz weinend und schluchzend, Antonio in die Kissen ein. „Mein lieber Tonino! sprach die Alte, ermanne Dich, widerstehe doch nur tapfer dem thörigten Schmerz. Ei, wer mag denn gleich verzweifeln in Liebesnoth; ei, wem anders blüht denn das goldene Blümchen Hoffnung als dem Verliebten! Am Abend weiß man nicht, was der Morgen bringt; was man im Traum geschaut, kommt lebendig dahergegangen. Das Schloß, das in den Wolken schwamm, steht mit einem Mal blank und herrlich auf der Erde. — Sieh, Tonino, Du giebst auf meine Reden, aber mein kleiner Finger sagt es mir und wohl noch jemand anders, daß auf dem Meer Dir die leuchtende Liebesflagge mit frohem Schwingen entgegenweht. — Geduld mein Söhnlein Tonino — Geduld!" — So versuchte es die Alte, den armen Antonio zu trösten, denn in der That, ihre Worte klangen wie liebliche Musik. Er ließ sie gar nicht mehr von sich. Das Bettelweib auf der Franziskanertreppe war verschwunden und statt ihrer sah man die Haushälterin des Herrn Antonio in anständigen Matronenkleidern auf San Marco herumhinken und die Bedürfnisse der Tafel einkaufen.

Der Giovedì grasso war gekommen. Glänzendere Feste als jemals sollten ihn feiern. Mitten auf dem kleinen Platze von San Marco wurde ein hohes Gerüst errichtet für ein besonderes, nie gesehenes Kunstfeuerwerk, das ein Grieche, der sich auf solch Geheimniß verstand, abbrennen wollte. Am Abend bestieg der alte Falieri mit seiner schönen Gemahlin, sich spiegelnd in dem Glanze seiner Herrlichkeit, seines Glücks, und mit verachteten Blicken Alles um sich her auffordernd zum Staunen, zur Bewunderung, die Gallerie. Im Begriff, sich auf den Thron niederzulassen, wurde er aber den Michaele Steno gewahr, der auf derselben Gallerie und zwar so Platz genommen hatte, daß er die Dogaressa beständig im Auge behielt, und von ihr nothwendig bemerkt werden mußte. Ganz entbrannt von wildem Zorn, von toller Eifersucht schrie Falieri mit starker, gebietender Stimme, man sollte augenblicklich den Steno von der Gallerie entfernen. Michaele Steno erhob den Arm gegen den Falieri, in dem Augenblick traten die Trabanten hinzu und nöthigten ihn, der vor Wuth mit den Zähnen knirschte, und in den abscheulichsten Verwünschungen Rache drohte, die Gallerie zu verlassen. —

Unterdessen hatte sich Antonio, den der Anblick seiner geliebten Annunziata ganz außer sich selbst gebracht, durch das Volk fortgedrängt und schritt, tausend Qualen im zerrissenen Herzen, einsam in dunkler Nacht am Gestade des Meeres hin und her. Er gedachte, ob es nicht besser sei, in den eisigten Wellen die brennende Gluth zu löschen, als langsam todt gemartert zu werden von trostlosem Schmerz. Viel hätte nicht gefehlt, er wäre hineingesprungen in das Meer, schon stand er auf der letzten Stufe, die hinabführt, als eine Stimme aus einer kleinen Barke hinausrief: „Ei, schönen guten Abend, Herr Antonio!" Im Wiederschein der Erleuchtung des Platzes erkannte Antonio den lustigen Pietro, einen seiner vormaligen Kameraden, welcher in der Barke stand, Federn, Rauschgold auf der blanken Mütze, die neue gestreifte Jacke bunt behangen, einen großen schönen Strauß duftiger Blumen in der Hand. „Guten Abend, Pietro," rief Antonio zurück, „welche hohe Herrschaft willst Du denn heute noch fahren, daß Du Dich so schön geputzt hast?" „Ei," erwiederte Pietro, indem er hoch aufsprang, daß die Barke schwankte, „ei, Herr Antonio, heut verdiene ich meine drei Zechinen; ich mache ja die Fahrt hinaus nach dem Marcusthurm, und dann hinab, und überreiche diesen Strauß der schönen Dogaressa." „Ist denn," fragte Antonio, „das nicht ein halsbrechendes Wagestück, Kamerad Pietro!" „Nun," erwiederte dieser, „den Hals kann man wohl ein wenig brechen, und dann zumal heute, gehts mitten durch das Kunstfeuer. Der Grieche sagt zwar, es sei Alles so eingerichtet, daß kein Haar einem angehen solle vom Feuer, aber" — Pietro schüttelte sich. Antonio war zu ihm hinabgestiegen in die Barke, und wurde nun erst gewahr, daß Pietro dicht vor der Maschine an dem Seile stand, das aus dem Meere stieg. Andere Seile, mittelst deren die Maschine angezogen wurde, verloren sich in die Nacht. „Höre, Pietro," fing Antonio nach einigem Stillschweigen an, „höre, Kamerad Pietro, wenn Du heute gar zehn Zechinen verdienen könntest, ohne Dein Leben in Gefahr zu setzen, würde Dir das nicht lieber sein?" „Ei freilich," lachte Pietro aus vollem Halse. „Nun," fuhr Antonio fort, „so nimm diese zehn Zechinen, wechsle mit mir die Kleider und überlasse mir Deine Stelle. Statt Deiner will ich hinaufsahren. Thue es, mein guter Kamerad Pietro!" Pietro schüttelte bedächtig den Kopf und sprach, das Gold in der Hand wiegend: „Ihr seid sehr gütig, Herr Antonio, mich armen Teufel noch immer Euern Kameraden zu nennen — und freigebig dazu! — Um's Geld ist mir's freilich zu thun, aber der schönen Dogaressa den Strauß selbst in die Hand zu geben, ihr süßes Stimmchen zu hören — ei, das ist's doch eigentlich, warum man sein Leben auf's Spiel setzt. — Nun — weil Ihr's seid, Herr Antonio, mag's darum sein" Beide warfen schnell die Kleider ab, kaum war Antonio mit dem Ankleiden fertig, als Pietro rief: „schnell hinein in die Maschine, das Zeichen ist schon gegeben." In dem Augenblick leuchtete das Meer auf im flammenden Wiederschein von tausend lodernden Blitzen, und die Luft, das Gestade erdröhnte von brausenden wirbelnden Donner-

Mitten durch die knisternden zischenden Flammen des Kunstfeuers fuhr mit des Sturmwindes Schnelle Antonio auf in die Lüfte, — unversehrt sank er nieder zur Gallerie und schwebte vor der Dogaressa. — Sie war aufgestanden und vorgetreten, er fühlte ihren Athem an seinen Wangen spielen — er reichte ihr den Strauß; aber in der unsäglichsten Himmelswonne des Augenblicks faßte ihn wie mit glühenden Armen der brennende Schmerz hoffnungsloser Liebe. — Sinnlos, rasend vor Verlangen, Entzücken, Qual, ergriff er die Hand der Dogaressa, drückte Küsse darauf, und rief mit dem schneidenden Tone des trostlosen Jammers: „Annunziata!" — Da riß ihn die Maschine, wie das blinde Organ des Schicksals selbst, fort von der Geliebten hinab ins Meer, wo er ganz betäubt, ganz erschöpft in Pietro's Arme sank, der seiner in der Barke wartete.

Unterdessen war auf der Gallerie des Doge Alles in Aufruhr und Verwirrung gerathen. An den Sitz des Doge hatte man ein kleines Zettelchen angeheftet gefunden, auf welchem in gemeiner venetianischer Mundart die Worte standen:

Il Dose Falier della bella muier.
I altri la gode é lui la mantien.

Zwar ist der Doge Falier
Der schönen Dame Eheherr,
Doch hält er nur und hat sie nie,
Und Andere, die gewinnen sie.

Der alte Falieri fuhr auf in glühendem Zorn und schwur, daß den, der den boshaften Frevel begangen, die härteste Strafe treffen solle. Indem er seine Blicke umherwarf, fiel ihm auf dem Platze unter der Gallerie Michaele Steno ins Auge, der in vollem Kerzenschimmer da stand, und sogleich befahl er den Trabanten, ihn fest zu nehmen, als den Urheber jenes Frevels. Alles schrie auf über den Befehl des Doge, der, indem er sich ganz seinem überwallenden Zorn überließ, beide, Signorie und Volk beleidigte, die Rechte der erstern kränkend, dem letztern die Freude des Festes verderbend. Die Signorie verließ ihre Plätze und nur den alten Marino Bodoeri sah man, wie er sich unter das Volk mischte, voller Eifer von der schweren Beleidigung sprach, die dem Haupte des Staats wiederfahren, und allen Haß auf den Michaele Steno zu leiten suchte. Falieri hatte sich nicht geirrt; denn in der That war Michaele Steno, als er fortgewiesen wurde von der Gallerie des Herzogs, nach Hause gelaufen, hatte jene hämischen Worte geschrieben, in dem Augenblicke, als aller Augen auf das Kunstfeuer gerichtet waren, das Zettelchen an den Stuhl des Doge angeheftet und dann sich unbemerkt wieder entfernt. Recht tückisch gedachte er den empfindlichen Streich zu führen, der beide, Doge und Dogaressa, recht tief, recht ans Leben dringend verwunden sollte. Michaele Steno gestand ganz freimüthig die That und schob alle Schuld auf den Doge, der ihn zuerst empfindlich gekränkt habe. Die Signorie war längst unzufrieden mit einem Haupte, das, statt die gerechten Erwartungen des Staats zu erfüllen, täglich bewies, wie der kriegerische zornige Muth in dem erkalteten Herzen des abgelebten Greises nur dem Kunstfeuer gleicht, das aus der Rakete ganz gewaltig emporknistert, aber sogleich in schwarzen todten Flocken wirkungslos dahinschwindet. Hiezu kam, daß das Bündniß mit der jungen schönen Frau (längst wußte man, daß er es vor kurzer Zeit als Doge geschlossen), seine Eifersucht, den alten Falieri nicht mehr als Kriegsheld, sondern als vecchio Pantalone erscheinen ließ, und so mußte es geschehen, daß die Signorie, gährendes Gift im Innern nährend, mehr geneigt war, dem Michaele Steno Recht zu geben, als dem bitter gekränkten Oberhaupte. Von dem Rathe der Zehn wurde die Sache verwiesen an die Quarantie, von der Michaele sonst eines der Häupter war. Michaele Steno habe schon genug gelitten, und eine monatliche Verbannung sei gerechtsam Rüge des Vergehens; so fiel der Rechtsspruch aus, der den alten Falieri aufs Neue und stärker erbitterte gegen eine Signorie, die, statt das Haupt zu schützen, ihm wiederfahrne Kränkung nur als Vergehen der leichtesten Art zu bestrafen sich unterstand. —

Wie es denn zu gehen pflegt, daß der Liebende, den ein heiliger Strahl des Liebesglücks getroffen, Tage, Wochen, Monate lang von goldenem Schimmer umflossen, Träume des Himmels träumt, so konnte sich Antonio auch gar nicht erholen aus der Betäubung des wonnereichsten Augenblicks, kaum aufnahmen vor süßem Weh. — Die Alte hatte ihn tüchtig ausgescholten wegen des Wagestücks, und murmelte und brummte unaufhörlich von ganz unnöthigem Beginnen. Eines Tages nahm sie aber so seltsam am Stabe hineingetänzelt und gehüpft, wie sie es in ihrer Art hatte, wenn sie von fremdem Zauber berührt schien. Sie kicherte und lachte, und ohne auf Antonio's Bitten und Fragen zu achten, schürte sie im Kamin ein kleines Feuer an, setzte ein Pfännchen darauf, kochte, aus allerlei bunten Gläsern Ingredienzen hineinwerfend, eine Salbe, that sie in eine kleine Büchse, und hinkte damit laut kichernd und lachend von dannen. Erst am späten Abend kam sie zurück, setzte sich keuchend und hüstelnd in den Lehnstuhl und fing, wie von großer Erschöpfung zu sich selbst gekommen, endlich an: „Tonino, mein Söhnlein, Tonino, von wem komme ich her? — sieh zu, ob Du rathen kannst, — von wem komme ich her, von wem komme ich her?" — Antonio starrte sie an, von seltsamer Ahnung ergriffen. „Nun," kicherte die Alte, „von ihr selbst komme ich her, von dem lieben Täubchen, von der holden Annunziata!" — „Mache mich nicht wahnsinnig, Alte!" schrie Antonio. „Ei was," fuhr die Alte fort, „ich denke immer an Dich, mein Tonino! — Heute Morgen, als ich unter den Säulengängen des Palastes feilschte um schönes Obst, murmelte das Volk von dem Unglück, das die schöne Dogaressa betroffen. Ich frage und frage, da spricht ein großer, ungeschlachter, rother Kerl, der gähnend an eine Säule gelehnt, Limonien kaut: „Ei nun, an der linken Hand der kleine Finger, an dem hat ein Scorpionchen die jungen Zähnchen probirt, und das ist ein Bischen ins Blut gegangen, — nun, mein Herr, der Signor Dottore Giovanni Basseggio ist eben oben, der wird nun wohl schon das Händchen mit sammt dem Finger weggeschnitten haben." Und in dem Augenblick, daß der Kerl das spricht, entsteht ein großes Geschrei auf der breiten Treppe, und ein kleines, ganz kleines Männlein kugelt, von Fußstößen der Trabanten wie ein Kegel getrieben, die Stufen herab uns vor die Füße, schreiend und lamentirend. Das Volk sammelt sich um ihn herum, laut lachend, der Kleine zerarbeitet sich und strampelt mit den Beinen, ohne in die Höhe kommen zu können, da springt aber der rothe Kerl herbei, rafft sein Doctorchen auf, nimmt ihn in die Arme und rennt mit ihm, der immerfort aus vollem Halse schreit und heult, was die Beine laufen können, fort nach dem Kanal, wo er mit ihm in die Gondel hineinsteigt und davonrudert. — Ich dachte es wohl, daß, so wie der Signor Basseggio das Messer ansetzen wollte an das schöne Händchen, der Doge ihn die Treppe hinabstoßen ließ. Ich dachte aber noch weiter! — Geschwind — ganz geschwind nach Hause — das Sälbchen kochen — hinauf damit in den herzoglichen Palast! — Da stand ich auf der großen Treppe, mein blankes Fläschlein in der Hand. Der alte Falieri kam gerade herab, der blitzte und prustete mich an: „Was will das alte Weib hier?" — Aber da machte ich einen Knix tief — tief, bis an die Erde, so gut es nur gehen konnte und sprach, daß ich wohl ein Mittelchen hätte, daß die schöne Dogaressa geheilt sein solle gar bald. So wie der Alte das hörte, blickte er mich starr an mit recht entsetzlichen Augen und strich sich den grauen Bart zurecht, dann packte er mich bei beiden Schultern und schob mich herauf und hinein in das Gemach, daß ich beinahe der Länge nach hingestürzt wäre. Ach Tonino, da lag das holde Kind hingestreckt auf die Polster, leichenblaß, seufzend und stöhnend vor Schmerz und leise klagend: „Ach, nun bin ich wohl schon durch und durch vergiftet." Aber ich machte mich gleich darüber her und nahm das dumme Pflaster des einfältigen Doctors herab. O Herr des Himmels! die niedliche kleine Hand — blutroth — geschwollen. — Nun, nun — meine Salbe kühlte — linderte. — „Das thut ja wohl, sehr wohl," lispelte die kranke Taube. Da rief der Marino ganz entzückt: „Tausend Zechinen sind Dein, Alte! wenn Du mir die Dogaressa rettest," und verließ das Zimmer. Drei Stunden hatte ich nun da gesessen, die kleine Hand in meiner haltend, und sie streichelnd und pflegend. Da erwachte das liebe Weibchen aus leichtem Schlummer, in den sie gesunken, und fühlte keinen Schmerz mehr. Nachdem ich den neuen Verband gemacht, blickte sie mich an mit vor Freude leuchtenden Augen. Da sprach ich: Ei, gnädige Frau Dogaressa, Ihr habt ja auch schon einmal einen Knaben gerettet, da Ihr die kleine Schlange tödtetet, die ihn stechen wollte zum Tode, als er schlief. — Tonino! da hättest Du sehen sollen, wie, als leuchte ein Strahl des Abendroths hinein, das blasse Antlitz sich schnell färbte, — wie die Augen funkelndes Feuer blitzten. — „Ach ja, Alte," sprach sie, „ich war nur ein Kind — auf meines Vaters Landhause. — Ach, es war ein holder, lieber Knabe. — o, wie gedenke ich noch seiner — es ist mir, als sei seit der Zeit mir gar nichts Glückliches mehr begegnet." — Nun sprach ich von Dir, daß Du in Venedig wärst, daß Du noch alle Liebe, alle Wonne jenes Augenblicks im Herzen trügest — daß Du, nur um noch einmal in die Himmelsaugen des rettenden Engels zu schauen, die gefährliche Luftfahrt gewagt, daß Du ihr den Blumenstrauß gegeben hättest am Giovedi grasso! — Tonino — Tonino! da rief sie wie in Begeisterung: „ich hab' es gefühlt — ich hab' es gefühlt — als er meine Hand an seine Lippen drückte, als er meinen Namen nannte — ach, ich wußt' es ja nur nicht, was so seltsam mein Innerstes durchdrang, es war wohl Lust, aber auch zugleich Schmerz! — Bring' ihn her — her zu mir — den holden Knaben." Antonio warf sich, als die Alte dies

sprach, auf die Kniee nieder, und rief wie wahnsinnig: „Herr des Himmels! nur jetzt, nur jetzt laß mich nicht untergehen in irgend einem ungeheuern Schicksal — nur nicht, bis ich sie geschaut, bis ich sie an meine Brust gedrückt.“ Er wollte, daß die Alte ihn gleich andern Tages hinführen sollte, was sie ihm aber rund abschlug, da der alte Falieri beinahe zu jeder Stunde die kranke Gemahlin zu besuchen pflegte.

Mehrere Tage waren vergangen, die Dogaressa war von der Alten ganz geheilt, aber noch immer blieb es unmöglich, den Antonio hinzuführen. So gut sie es nur vermochte, tröstete die Alte den Ungeduldigen, immer wiederholend, wie sie mit der holden Annunziata von dem Antonio spreche, den sie gerettet und der sie so inbrünstig liebe. Antonio, von tausend Qualen der Sehnsucht, des Verlangens gefoltert, gondelte, lief auf den Plätzen umher. Unwillkührlich lenkten ihn seine Schritte immer und immer wieder nach dem herzoglichen Palaste.

An der Brücke neben der hintern Seite des Palastes, den Gefängnissen gegenüber, stand Pietro auf ein buntes Ruder gelehnt, im Kanal wogte an Säulen befestigt eine Gondel, die zwar klein, aber mit zierlichem Verdeck, buntem Schnitzwerk, ja mit der venetianischen Flagge geschmückt war, und beinahe dem Bucentoro glich. So wie Pietro den ehemaligen Kameraden gewahrte, rief er ihm laut zu: „Ei Signor Antonio, seid mir tausendmal gegrüßt! — mit Euern Zechinen ist mir das Glück gekommen!“ Antonio fragte ganz zerstreut, was er für ein Glück meine, erfuhr aber nichts Geringeres, als daß Pietro beinahe täglich in den Abendstunden den Dogen mit der Dogaressa hinüber gondeln mußte nach der Giudecca, wo unfern von San Georgio Maggiore der Doge ein artiges Haus besaß. Antonio blickte den Pietro starr an, und fuhr dann schnell heraus: „Kamerad, Du kannst wieder zehn Zechinen verdienen und mehr wenn Du willst. Laß mich Deine Stelle vertreten — ich will den Dogen hinüber rudern.“ Pietro meinte, daß das gar nicht anginge, da der Doge ihn kenne und eben nur ihm sich anvertrauen wolle. Endlich, als Antonio mit dem wilden Zorn, wie er aus dem, von tausend Liebesqualen aufgeregten Gemüth hervorsprudelte, in ihn drang, wie er ganz unsinnig schwur, daß er der Gondel nachspringen und ihn herabreißen werde ins Meer, da rief Pietro lachend: „Ei, Signor Antonio! Signor Antonio! wie habt Ihr Euch verguckt in die schönen Augen der Dogaressa,“ und willigte ein, daß Antonio mitkommen solle als sein Gehülfe beim Rudern, er wolle die Schwere des Fahrzeugs so wie kränkliche Schwäche vorschützen bei dem alten Falieri, dem so bei solcher Fahrt das Gondeln immer zu langsam ginge. Antonio rannte fort und kaum war er wieder an der Brücke in schlechten Schifferkleidern, mit gefärbtem Gesicht, einen langen Zwickelbart über die Lippen gehängt, als der Doge herabstieg mit der Dogaressa, beide in herrlichen bunten glänzenden Kleidern. „Wer ist der fremde Mensch dort,“ fuhr der Doge den Pietro zornig an und nur die heiligsten Versicherungen Pietro's, daß er heute eines Gehülfen bedürfe, konnten den Alten endlich bewegen zu erlauben, daß Antonio mit gondle.

Es pflegt wohl zu geschehen, daß gerade im Uebermaße alles Entzückens, aller Seligkeit das Gemüth wie gestärkt durch die Macht des Augenblicks, sich selbst bezwingt und den Flammen gebietet, die aus dem Innern hervorlodern wollen. So vermochte Antonio, dicht neben der holden Annunziata, berührt von dem Saume ihres Kleides, seine Liebesglut zu verbergen, indem er mit kräftiger Faust das Ruder regierte und größeres Wagstück scheuend, kaum die Geliebte dann und wann flüchtig anblickte. Der alte Falieri schmunzelte und lächelte, küßte und streichelte die kleinen weißen Händchen der holden Annunziata, legte den Arm um ihren schlanken Leib. Mitten auf dem Meere, als der Marcusplatz, das prächtige Venedig mit all' seinen stolzen Thürmen und Palästen sich vor den Schiffenden ausbreitete, da erhob der alte Falieri das Haupt und sprach, indem er mit stolzen Blicken umherschaute: „Ei mein Liebchen, ist es nicht schön zu schiffen auf dem Meer mit dem Herrn, mit dem Gemahl des Meeres? — Ja mein Liebchen, sei nicht eifersüchtig auf die Gattin, die demüthig uns auf ihrem Nacken trägt. Hör' nur das süße Plätschern der Wellen, sind das nicht Liebesworte, die sie dem Gemahl zuflüstert, der sie beherrscht? — Ja ja Liebchen, Du trägst meinen Ring am Finger, aber die da unten bewahrt in ihrem tiefsten Busen den Trauring, den ich ihr zuwarf.“ „Ach mein fürstlicher Herr,“ fing Annunziata an, „wie sollte denn die kalte böse Flut Deine Gemahlin sein? Es wird mir gar schauerlich zu Muthe dabei, daß Du Dich dem stolzen herrischen Element vermähltest.“ Der alte Falieri lachte, daß Kinn und Bart wackelten. „Aengstige Dich nicht, Täubchen,“ sprach er dann, „besser ruht sichs ja wohl in Deinen weichen warmen Armen als in dem eiskalten Schooße der Gattin da unten, aber schön ists zu schiffen auf dem Meer mit dem Herrn des Meeres.“ In dem Augenblick als der Doge dies sprach, fing eine ferne Musik zu säuseln an. Ueber die Meereswellen gleitend, kamen näher die Töne einer sanften Männerstimme, es wurden die Worte gesungen:

Ah! senza amare
Andare sul mare
Col sposo del' mare
Non puo consolare.

Andere Stimmen fielen ein und in stetem Wechselgesang wurden jene Worte immer und immer wiederholt, bis der Gesang wie im Hauch des Windes starb. Der alte Falieri schien auf den Gesang gar nicht zu achten, er erzählte der Dogaressa vielmehr sehr weitläufig, was es mit der Feierlichkeit am Himmelfahrtstage, wenn der Doge von dem Bucentoro den Ring hinabwerfend, sich dem Meer vermähle, für eine Bewandtniß habe.

Er sprach von den Siegen der Republik, wie ehemals Istrien und Dalmatien erobert wurden unter der Regentschaft Peter Urseolo's des Zweiten, und wie in dieser Eroberung jener Feierlichkeit erster Ursprung liege. Achtete nun aber der alte Falieri nicht auf jenen Gesang, so ging dafür seine Erzählung ganz verloren der Dogaressa. Die saß da, den Sinn ganz zugewendet den süßen Tönen, die über das Meer schwammen; sie starrte, als der Gesang geendet, mit seltsamem Blick vor sich hin, wie Jemand, der aus tiefem Traume erwacht, die Bilder noch zu schauen, zu deuten strebt, die ihn umgaukelten — „Senza amare — senza amare — non puo consolare“ lispelte sie leise und Thränen glänzten wie helle Perlen in den Himmelsaugen und Seufzer entflohen der Brust, die auf und niederwallte vor innerer Beklemmung. —

Noch immer in vollem Schmunzeln und Lächeln forterzählend trat der Alte, die Dogaressa an der Seite, heraus auf die Balustrade vor seinem Hause bei San Giorgio Maggiore und gewahrte nicht, wie von seltsamen dunkeln Gefühlen im Innern aufgeregt, Annunziata sprachlos, den thränenschweren Blick in ein fernes Land gerichtet, wie im Traume neben ihm stand. — Ein junger Mensch in Schifferkleidung stieß in ein muschelartig gewundenes Horn, daß die Töne weit über das Meer hin hallten. Auf dies Zeichen näherte sich eine andere Gondel. Unterdessen war ein Mann, der einen Sonnenschirm trug und eine Frau heran getreten, und so begleitet schritt der Doge mit der Dogaressa nach dem Palast. Jene Gondel landete, Marino Bodoeri mit vielen Personen, unter denen sich Kaufleute, Künstler, ja Leute aus der niedrigsten Volksklasse befanden, stieg aus und folgte dem Doge.

Antonio konnte kaum den andern Abend erwarten, weil er auf frohe Botschaft hoffte von seiner geliebten Annunziata. Endlich, endlich hinkte die Alte herein, setzte sich keuchend in den Lehnsessel, schlug die dürren Knochenhände einmal über das andere zusammen und rief: „Tonino — ach Tonino, was ist denn geschehen mit unserm armen Täubchen! — So wie ich heute hineintrete, liegt sie da auf dem Polster mit halbgeschlossenen Augen, das Köpfchen auf den Arm gestützt, nicht schlummernd, nicht wachend, nicht krank, nicht gesund. — Ich nahe mich ihr, „ei, gnädige Frau Dogaressa,“ spreche ich, „was ist Euch denn Schlimmes begegnet? — schmerzt Euch wohl noch die kaum geheilte Wunde?“ — Aber da blickt sie mich an mit Augen — Tonino! wie ich sie noch gar nicht gesehen, und kaum hab' ich hineingeschaut in die feuchten Madesstrahlen, so bergen sie sich hinter seidnen Wimpern, wie hinter dunkles Gewölk. Und dann seufzt sie aus tiefster Brust, und kehrt das holde blasse Antlitz der Wand zu und lispelt leise, ganz leise, aber so wehmüthig, daß es mir gerade ins Herz sticht: „Amare — Amare — ah senza amare!“ — Ich hole mir einen kleinen Stuhl, ich setze mich hin zu ihr, ich fange an von Dir zu erzählen. — Sie hüllt sich ein in die Polster — die schnelleren Athemzüge werden zu Seufzern. — Ich sage ihr unverholen, daß Du verkleidet bei ihr warst in der Gondel, daß ich Dich, der vor Liebe und Sehnsucht verschmachtet, nun unsäumt zu ihr bringen würde. Da fährt sie plötzlich auf von den Polstern und indem ein Strom heißer Thränen aus ihren Augen stürzt, ruft sie heftig: „Um Christus, um aller Heiligen willen — nein! — nein ich kann ihn nicht sehen! — Alte! ich beschwöre Dich, sag ihm, er solle niemals mehr sich mir nahen — niemals das sag ihm, er solle Venedig verlassen, schnell verlassen.“ — „Nun, fall' ich ihr ins Wort, so muß denn mein armer Tonino sterben.“ Da sinkt sie wie von den unsäglichsten Schmerzen gefaßt in die Polster und schluchzt mit von Thränen erstickter Stimme: „Muß ich denn nicht auch sterben des bittersten Todes?“ Da trat der alte Herr Falieri ins Gemach und ich mußte mich auf seinen Wink entfernen.“ „Sie hat mich verworfen — fort aufs Meer,“ schrie Antonio auf in heller Verzweiflung. Die Alte kicherte und lachte auch

herr gewöhnlichen Art und rief: „Du einfältig Kind! wirst Du denn nicht geliebt von der holden Annunziata mit aller Inbrunst, mit aller Liebesqual, die jemals ein weiblich Herz ergriff?— Einfältig Knäblein, morgen am tiefen Abend schleiche Dich in den herzoglichen Palast. In der zweiten Gallerie rechts er großen Treppe wirst Du mich finden — und dann wollen vir sehen, was sich weiter begiebt.“ —

Als Antonio bebend vor Sehnsucht am andern Abend die große Treppe hinaufschlich, war es ihm plötzlich, als wolle er einen ungeheuren Frevel beginnen. Ganz betäubt vermochte er kaum zitternd und schwankend die Stufen zu ersteigen. Er mußte sich dicht vor der ihm bezeichneten Gallerie an eine Säule lehnen. Plötzlich umfloß ihn heller Fackelschein und noch he er seinen Platz verlassen konnte, stand der alte Bodoeri icht vor ihm, von einigen Dienern begleitet, die Fackeln trugen. Bodoeri sah dem Jünglinge starr ins Angesicht und sprach ann: „Ha! Du bist Antonio, man hat Dich her bestellt, ich weiß es, folge mir nur!“ — Antonio, überzeugt, daß die Zusammenkunft mit der Dogaressa verrathen, folgte nicht ohne Klagen. Wie erstaunte er, als in ein entferntes Gemach getreten Bodoeri ihn umarmte und von dem wichtigen Posten sprach, er ihm anvertraut worden, und den er noch in dieser Nacht mit Muth und Entschlossenheit behaupten solle. Sein Erstaunen ging aber in Angst über und Entsetzen, da er erfuhr, daß schon seit länger Zeit eine Verschwörung wider die Signorie bestehe, an deren Spitze der Doge selbst stehe, daß, wie es in Falieri's Hause auf der Giudecca beschlossen, noch in dieser Nacht die Signorie fallen und der alte Marino Falieri als souverainer Herzog von Venedig ausgerufen werden solle. Antonio starrte den Bodoeri sprachlos an, dieser hielt des Jünglings Schweigen für eine Weigerung, Theil zu nehmen an der Ausführung der entsetzlichen That, und rief entrüstet: „Feigherziger Thor! aus dem Palast kommst Du nun nicht mehr, entweder Du stirbst oder ergreifst mit uns die Waffen, aber sprich erst mit diesem!“ Aus dem dunkeln Hintergrunde des Zimmers trat eine hohe edle Gestalt hervor. So wie Antonio das Antlitz des Mannes, den er nur erst im Schein der Kerzen bemerken und erkennen konnte, erblickte, stürzte er nieder auf die Knie und rief, ganz außer sich selbst gebracht durch die nicht geahnte Erscheinung: „O heiliger Herr des Himmels! mein Vater Bertuccio Nenolo, mein theurer Pfleger!“ — Nenolo hob den Jüngling auf, schloß ihn in seine Arme und sprach dann mit sanfter Stimme: „Wohl bin ich Bertuccio Nenolo, den Du vielleicht auch in dem Meeresgrunde begraben glaubtest und der erst seit kurzer Zeit der schmählichen Gefangenschaft des wilden Morbassan entgangen. Bertuccio Nenolo, der Dich aufnahm und der nicht ahnen konnte, daß die unvernünftigen Diener, die Bodoeri abschickte, als er das ihm verkaufte Landhaus in Besitz nehmen wollte, Dich hinausstoßen würden aus dem Hause. — Verblendeter Jüngling! Du stehst an, die Waffen zu ergreifen gegen eine despotische Kaste, deren Grausamkeit Dir den Vater raubte? — Ja, gehe hin in den Hof des Fontego, es ist Deines Vaters Blut, dessen Spuren Du noch schauen kannst auf den Steinen des Bodens. Als die Signorie den deutschen Kaufleuten das Kaufhaus, welches Du unter dem Namen des Fontego kennst, übermachte, wurde Jedem, dem man Gemächer einräumte, verboten, die Schlüssel bei der Abreise an sich zu behalten, er mußte sie bei dem Fondegaro lassen. Diesem Gesetz hatte Dein Vater entgegengehandelt und war schon deshalb schwerer Strafe verfallen. Als nun aber bei der Rückkunft des Vaters die Gemächer geöffnet wurden, fand sich unter seinen Waaren eine Kiste venetianischer falsch ausgeprägter Münzen. Vergebens betheuerte er seine Unschuld, es war nur zu gewiß, daß irgend ein hämischer Teufel vielleicht der Fontegaro selbst, die Kiste hereingebracht hatte, um Deinen Vater zu verderben. — Die unerbittlichen Richter mit dem Beweise, daß die Kiste in Deines Vaters Gemächern gefunden, zufrieden, verurtheilten ihn zum Tode! — Auf dem Hofe des Fontego wurde er hingerichtet. — Auch Du wärst nicht mehr, wenn die treue Margarethe Dich nicht rettete. — Ich, Deines Vaters treuster Freund nahm Dich auf; damit nun Dich der Signorie nicht selbst verrathen möchtest, verschwieg man Dir Deines Vaters Namen. Aber nun Anton Dalbirger, nun ist es Zeit, nun ergreife die Waffen und räche an den Häuptern der Signorie den schmählichen Tod Deines Vaters.“ Antonio, vom Geist der Rache beseelt, gelobte den Verschworenen Treue und unbezwingbaren Muth. — Es ist bekannt, daß der Schimpf, den Bertuccio Nenolo von dem, über die Seeleistungen gesetzten Dandulo, der ihn bei einem Streit ins Gesicht schlug, erfahren, ihn bewog, mit dem ehrgeizigen Schwiegersohn sich wider die Signorie zu verschwören. Beide, Nenolo und Bodoeri wünschten dem alten Falieri den Fürstenmantel, um selbst mit ihm zu steigen. — Man wollte (so war der Plan der Verschwornen) die Nachricht ausbreiten, die genuesische Flotte liege vor den Lagunen. In der Nacht sollte dann die große Glocke auf dem Marcusthurme gezogen und die Stadt zu erdichteter Vertheidigung gerufen werden. Auf dieses Zeichen sollten die Verschworenen, deren Anzahl beträchtlich und durch ganz Venedig verbreitet war, den Marcusplatz besetzen, sich der Hauptplätze der Stadt bemächtigen, die Häupter der Signorie ermorden und den Dogen als souverainen Herzog von Venedig ausrufen. Der Himmel wollte aber nicht, daß dieser Mordanschlag gelingen und die Grundverfassung des bedrängten Staates durch den alten von Stolz und Uebermuth entflammten Falieri in den Staub getreten werden sollte. Die Versammlungen auf der Giudecca in Falieri's Hause waren der Wachsamkeit des Raths der Zehen nicht entgangen, aber unmöglich blieb es, etwas Gewisses zu erfahren. Da rührte einen der Verschworenen, einen Pelzhändler aus Pisa, Bentian geheißen, das Gewissen; er wollte seinen Freund und Gevatter, den Nicolao Leoni, der im Rathe der Zehen saß, vom Untergange retten. In der Abenddämmerung begab er sich zu ihm, und beschwor ihn, in der Nacht nicht das Haus zu verlassen, es möge auch geschehen, was da wolle. Leoni, von Argwohn ergriffen, hielt den Pelzhändler fest und erfuhr, als er in ihn drang, den ganzen Anschlag. In Gemeinschaft mit Giovanni Gradenigo und Marco Cornaro, berief er nun den Rath der Zehen nach St. Salvator und von hier aus wurden in weniger als drei Stunden Maßregeln ergriffen, die alle Unternehmungen der Verschwornen im ersten Aufglimmen erstickten mußten.

Dem Antonio war es aufgetragen, mit einem Trupp nach dem Marcusthurm zu gehen und die Glocken anziehen zu lassen. So wie er hinkam, fand er den Thurm stark besetzt von Arsenaltruppen, die, als er sich nahen wollte, mit Hellebarden auf ihn eindrangen. Von plötzlichem Todesschreck ergriffen stäubte sein Haufen auseinander, er selbst entwischte in der Dunkelheit der Nacht. Dicht hinter sich hörte er Tritte eines Menschen, der ihm nachsetzte, er fühlte sich ergriffen; schon wollte er den Verfolger niederstoßen, als er bei einem plötzlich aufschimmernden Licht den Pietro erkannte. „Rette Dich,“ rief dieser, „rette Dich, Antonio! in meine Gondel, es ist Alles verrathen — Bodoeri — Nenolo — sind in der Gewalt der Signorie — die Thore des herzoglichen Palastes geschlossen — der Doge eingesperrt in sein Gemach — wie ein Verbrecher bewacht von seinen eigenen treulosen Trabanten — fort, fort!“ — Halb sinnlos ließ sich Antonio hineinschleppen in die Gondel. — Dumpfe Stimmen — Klirren der Waffen — einzelne Angstrufe — dann trat mit der tiefsten Finsterniß der Nacht lautlose schauerliche Stille ein. Am andern Morgen erblickte der von Todesschrecken zermalmte Pöbel das entsetzlichste Schauspiel, das jedes Blut in den Adern gerinnen machte. Der Rath der Zehen hatte noch in derselben Nacht das Todesurtheil über die Häupter der Verschworenen, die ergriffen worden, gefällt. Erdrosselt wurden sie auf dem kleinen Platze zur Seite des Palastes von der Gallerie herabgelassen, wo der Doge sonst den Feierlichkeiten zuzuschauen pflegte — ach! wo Antonio vor der holden Annunziata schwebte, wo sie von ihm den Blumenstrauß empfing.— Unter den Leichnamen befanden sich Marino Bodoeri und Bertuccio Nenolo. Zwei Tage nachher wurde der alte Marino Falieri von dem Rathe der Zehn verurtheilt und auf der sogenannten Riesentreppe des Palastes hingerichtet. —

Wie bewußtlos war Antonio umhergeschlichen, niemand griff ihn an; denn niemand kannte ihn als einen der Verschwornen. Als er des alten Falieri graues Haupt fallen sah, da fuhr er auf, wie aus schwerem Todestraum. — Mit dem Schrei des wildesten Entsetzens — mit dem Ausruf: Annunziata! stürzte er in den Palast, durch die Gallerien.— Niemand hielt ihn auf, die Trabanten starrten ihn an, wie betäubt von dem Fürchterlichen, das sich so eben zugetragen. Die Alte hinkte ihm entgegen laut jammernd und klagend, sie ergriff seine Hand, noch einige Schritte, und er trat mit ihr in Annunziata's Gemach. Da lag die Arme entseelt auf den Polstern. Antonio stürzte hin zu ihr, er bedeckte ihre Hände mit glühenden Küssen, er rief die Geliebte mit den süßesten, zärtlichsten Namen. Da schlug sie die holden Himmelsaugen langsam auf, sie sah Antonio — erst war es, als müsse sie sich auf ihn besinnen: doch plötzlich raffte sie sich auf, umschlang ihn mit beiden Armen, drückte ihn an ihre Brust — benetzte ihn mit heißen Thränen — küßte seine Wangen — seine Lippen. „Antonio — mein Antonio — ich liebe Dich unaussprechlich — ja, es giebt noch einen Himmel auf Erden! — Was ist des Vaters — des Oheims — des Gatten Tod gegen die Seligkeit Deiner Liebe — o laß uns fliehen — von dieser blutigen Mordstätte!“ — So rief Annunziata, zerrissen von dem bittersten Schmerze und der glühendsten Liebe.

Unter tausend Küssen, unter tausend Thränen schwuren sich die Liebenden ewige Treue, sie vergaßen die furchtbaren Ereignisse der schrecklichsten Tage; den Blick von der Erde abgewandt, schauten sie auf in den Himmel, den ihnen der Geist der Liebe erschlossen. Die Alte rieth nach Chiozza zu fliehen,

Antonio wollte dann zu Lande in umgekehrter Richtung weiter herauf nach seinem Vaterlande. Freund Pietro verschaffte ihm eine kleine Barke, die an der Brücke bei der hintern Seite des Palastes angelegt wurde. Eingehüllt in tiefe Schleier schlich Annunziata, als es Nacht worden, mit dem Geliebten, von der alten Margaretha, die in der Kapuze reiche Juwelenkästchen trug, begleitet, über die Treppe hinab. Unbemerkt kamen sie an die Brücke, und stiegen hinein in die Barke. Antonio ergriff das Ruder, und fort ging es in schneller rüstiger Fahrt. Wie ein fröhlicher Liebesbote tanzte der helle Mondesschimmer auf den Wellen vor ihnen her. Sie waren auf hoher See. Da begann es seltsam zu pfeifen und zu sausen in hoher Luft — finstere Schatten kamen gezogen, und hingen sich wie dunkle Schleier über das leuchtende Antlitz des Mondes. Der tanzende Schimmer, der fröhliche Liebesbote sank herab in die schwarze Tiefe voll dumpfer Donner. Der Sturm erhob sich, und jagte die düstern zusammengeballten Wolken mit zornigem Toben vor sich her. Hoch auf und nieder flog die Barke. „O hilf, o Herr des Himmels!" schrie die Alte. Antonio, des Ruders nicht mehr mächtig, umschlang die holde Annunziata, die, von glühenden Küssen erweckt, ihn mit der Inbrunst der seligsten Liebe an ihren Busen drückte. „O mein Antonio! — o meine Annunziata!" So riefen sie, des Sturms nicht achtend, der immer entsetzlicher tobte und brauste. Da streckte das Meer, die eifersüchtige Wittwe des enthaupteten Falieri, die schäumenden Wellen, wie Riesenarme empor, erfaßte die Liebenden, und riß sie sammt der Alten hinab in den bodenlosen Abgrund! —

Als der Mann im Mantel auf diese Weise seine Erzählung geendet hatte, sprang er schnell auf, und verließ mit starken raschen Schritten das Zimmer. Die Freunde sahen ihm stillschweigend und ganz verwundert nach, dann traten sie aufs neue vor das Gemälde. Der alte Doge schmunzelte sie wieder an, in thörichtem Prunk und faselnder Eitelkeit, aber als sie nun der Dogaressa recht ins Antlitz schauten, da gewahrten sie wohl, wie die Schatten eines unbekannten, nur geahnten Schmerzes auf der Lilienstirn lagen, wie sehnsüchtige Liebesträume unter den dunkeln Wimpern hervorleuchteten und um die süßen Lippen schwebten. Aus dem fernen Meer, aus den duftigen Wolken, die San Marco einhüllten, schien die feindliche Macht Tod und Verderben zu drohen. Die tiefere Bedeutung des anmuthigen Bildes ging ihnen klar auf, aber auch alle Wehmuth der Liebesgeschichte Antonio's und Annunziata's kehrte, so oft sie das Bild auch noch anblicken mochten, wieder, und erfüllte ihr innerstes Gemüth mit süßen Schauern.

Jakob Daniel Hoffmann

ward am 26. September 1808 zu Lübeck geboren und erhielt, schon früh von harten Schlägen des Schicksals getroffen, seine Erziehung im großelterlichen Hause. Nachdem er das dortige Gymnasium besucht, bezog er im Jahre 1828 die Universität Jena, um sich der Theologie und Philologie zu widmen, setzte dann seine Studien in Berlin, Heidelberg und München fort und kehrte 1831 nach Jena zurück, wo er seine akademische Laufbahn vollendete und Doctor der Philosophie wurde. Er lebte nun einige Jahre als Privatgelehrter an verschiedenen Orten in Thüringen, verweilte darauf eine Zeit lang als Lehrer an einem Privatinstitute in der französischen Schweiz, ging dann nach Thüringen zurück und von hier im Mai 1838 als Erzieher nach Rußland.

Von ihm erschien:

Goethe's Faust. Eine Tragödie. Fortgesetzt von J. D. Hoffmann. Leipzig 1833.

Tasso's Tod. Tragödie. Leipzig 1834.

Die Halbschwester. Drama. Ebendas. 1835.

Eduard und Julie. Ein lyrisch-philosophischer Roman. 2 Thle. Altenburg 1836.

Reise nach Savoyen. Blankenhain 1837.

Dichtung und Urtheil. 2 Hefte (im Vereine mit Anderen). Blankenhain 1837.

Einzelne Gedichte, Erzählungen u. s. w. in Zeitschriften.

Ein reichbegabter, aufstrebender junger Dichter mit Talent und Phantasie ausgestattet und von ehrenwerthester Gesinnung. Die Aufgabe, welche er sich gesetzt hat, und das Ziel, dem er entgegenringt, ist, im Dichten wie im Denken, das Ideal der Menschheit und das Ideal des wahrhaftigen Lebens zu verherrlichen. Gesunde und ächte Frömmigkeit, tiefes und warmes Gefühl, Wohllaut und Correctheit sind seinen Leistungen eigen und beurkunden den ihm inwohnenden heiligen Ernst, trotz allen Hindernissen des äußeren Lebens, den ihm von der Natur verliehenen Beruf, ein Priester des Edlen und Schönen zu sein, auf die würdigste Weise zu erfüllen.

Parcival *).

Beginn', o Lied, in sanfter Weise,
Und schwebe, wie die Taube schwebt,
Da ich der Mutter Liebe preise,
Die einzig ihrem Liebling lebt.
Und wie die Blum' in Felsengründen
Einsam am Strahl des Lichts erblüht,
So will ich von der Mutter künden,
Die ihren Knaben still erzieht.

Obgleich von hohem Stamm entsprossen,
Zieht sie sich von der Welt zurück;
In engem Thale eingeschlossen,
Hier hegt sie ihres Kindes Glück.
Wie ihn die Liebe hat geboren,
So wächst er rein empor und schön;
In seinem Anschaun oft verloren,
Glaubt sie ein Engelbild zu sehn.

Gedenken muß sie sel'ger Stunden,
Wo junge Ahnung sie durchglüht;
Was mit dem Theuren sie empfunden,
Ist hier im Knaben aufgeblüht.
Und mit der ewig gleichen Liebe
Erwärmet sie das junge Herz:
Es schwellen alle heil'gen Triebe,
Es schießt die Blume himmelwärts.

Am Abend ist er, ist am Morgen
Hinausgegangen in das Thal;
Entwachsen bald der Mutter Sorgen,
Beginnt im Herzen leise Qual:
Ein Suchen ist es und ein Sehnen,
Es führt die Felsen ihn hinan,
Da sieht er nun, mit stillen Thränen,
Weit das Gebirge aufgethan.

Ein Friede weht aus jenen Fernen,
Und nah' ist ihm ein milder Geist,
Der aus den Quellen, aus den Sternen,
Aus Blumen ihn willkommen heißt.
Er schwellt das Herz im frischen Wehen,
Und lockt zur Ferne wieder hin;
Was dort verborgen, möcht' er sehen,
Ach! unstet, traurig ist sein Sinn.

Ein Unermeßliches zu fassen,
Dehnt schmerzlich sich des Jünglings Brust,
Und kann doch von dem Geist nicht lassen,
Er ist sich sein so nah bewußt.
Er lauschet oftmals in die Stille,
Wenn über ihm der Mond sich klärt,
Und er umfängt des Geistes Fülle,
Befriedigt ist er und erhört.

Ach, warum muß die rasche Freude,
Die sich in Vaters Arme stürzt,
So schnell verwandelt sein zum Leide?
Wird so uns alle Lust verkürzt?

*) Gedicht von J. D. Hoffmann.

Die sel'ge Fluth, die uns getragen,
Sie sinket bald und ebbet schwach:
Darf ich mich zu der Gottheit wagen,
Die eines Wurms nicht achten mag?

Er zweifelt, fester nur zu hoffen!
Mißtraut der Adler seiner Kraft,
Sieht er den weiten Himmel offen?
So ringt der Jüngling, unerschlafft.
Da ist ein Bote ihm erschienen,
Ihm fremd, und doch wie längst bekannt,
Verheißen schon, um ihm zu dienen,
Zu leiten in das fremde Land.

Ein Ritter, der sich hat verirret,
Steigt nieder in dies stille Thal;
Der Jüngling schaut ihn, sieht verwirret,
Umglänzt vom letzten Abendstrahl.
Er sah es, wie sie sank, die Sonne:
Thut auf sich eine zweite Welt!
Die Felsen weichen schon, o Wonne!
Von wannen kommst du, edler Held?

Bewundernd sieht er seine Waffen,
Und fragt nach Lanze, nach dem Schwert,
Und macht sich hier und dort zu schaffen,
Und fühlt im Herzen höhern Werth!
Er sieht den stolzen Helmbusch wallen,
Und sieht am Arm den mächt'gen Schild,
Den Mantel von den Schulter fallen,
Und wähnt, er sieht des Vaters Bild.

Des Vaters, den er früh verloren.
Und was die Mutter ihm erzählt,
Die Sagen sind wie neu geboren,
Und sind dem Augenblick vermählt.
Was dämmernd schlief in seiner Seele,
Erinnerungen werden wach;
Klar sieht er, weiß er, was er wähle,
Gekommen ist der ernste Tag!

Mit frischen Farben glüht das Leben,
Sein durstend Auge saugt den Glanz;
Sein Arm versteht den Speer zu heben,
Und schwingt ihn nach dem höchsten Kranz.
Ja, Thaten, Thaten sind das Leben,
Sie füllen nur die Sehnsucht aus;
Die Kräfte hat mir Gott gegeben,
Drum muthig in die Welt hinaus!

Und von der Mutter soll er scheiden!
Das Thal, das seine Wiege war;
Er soll verlassen alle Freuden,
Die Liebe auch! für immer gar!
Doch ist es denn sein eigner Wille?
Ein höh'rer Geist zeigt ihm die Bahn;
Und daß ich seinen Ruf erfülle,
Ell' ich, ob tausend Tode nahn.

Und kann die Mutter ihn beschränken,
Den mächt'gen Trieb? Sie möcht' es wohl;
Und will sie's denn? Süß ist zu denken,
Daß er zum Manne reifen soll!
Verwaist ist nun die treue Pflege,
Doch wozu zog sie ihn empor?
Daß er der Beste werden möge:
So schirm' ihn denn der Engel Chor!

Nicht sanft, wie an der Mutter Herzen,
Wirst ruhn Du an des Lebens Brust!
Wer wird begük'gen Deine Schmerzen,
Und theilend mehren Deine Lust?
Ich halte Dich mit meinen Sorgen
Umschlungen, wo Du immer weilst,
Und heiter lächelt mir kein Morgen,
Wo ach! vielleicht in Tod Du eilst!

Doch Dein Geschlecht Dir zu enthüllen,
Das hieße, der Gefahr Dich weihn;
Ich geb' es in des Himmels Willen,
Wozu Du sollst erkoren sein.
O kehre bald und fröhlich wieder,
Erfreue Deiner Mutter Herz! —
Der Jüngling zieht, Thal auf und nieder,
Gefangen noch im Trennungsschmerz.

Zerrissen sind gewohnte Bande,
Die Zukunft regt ihm Zweifel auf;
Doch heiter um ihn sind die Lande,
Und immer muntrer wird sein Lauf.
Sieht er die Lerche jubelnd steigen,
Und schwebt der Adler kühn am Wald:
Im Herzen ist ein Freun, ein Neigen,
Und muthig ist die Faust geballt.

Er wirft sich jauchzend in die Weiten,
Zerreißt der Wolken trüben Flor;
Für Licht und Wahrheit muß er streiten,
Und ruft die Sonne laut hervor.
Er träumt' schon von errung'nen Ehren,
Der noch nicht einmal Waffen hat;
Doch sich zu rüsten, zu bewehren,
Thut er die erste Heldenthat.

Die Rüstung wird im Kampf gewonnen,
Gewappnet zieht er zum Turnier,
Sein Zeichen ist das Bild der Sonnen,
Und dreimal siegt das Zeichen hier.
Vom jungen Glanz des Ruhms umleuchtet,
Soll er den zarten Dank empfahn;
Und Augen, so die Sehnsucht feuchtet,
Darf keck der stolze Jüngling nahn.

Er spiegelt sich im Meer des Schönen,
Und freut sich am gelung'nen Bild;
Doch sich mit eitler Lust zu krönen,
Zu edel ist sein Herz erfüllt.
Er schwebt wohl leicht im trunknen Reigen,
Der süße Zauber zieht ihn an,
Giebt schwärmend sich der Freude eigen,
Die ihn doch nicht besiegen kann.

Denn in den Wald entflieht er wieder,
Und lebt in tiefer Einsamkeit;
Die Zukunft steigt zu ihm hernieder,
Er blickt in die Vergangenheit.
Und folgend hehrem Himmelsklange,
Betritt er den gewölbten Dom;
Da rauscht in heiligem Gesange
Hoch an sein Herz der Andacht Strom.

Und zu dem Altar hingewendet,
Sieht er am Kreuz den Gottessohn,
Den Priester, der den Segen spendet
Mit selt'nem, tiefgeheimen Ton;
Er sieht die reinen Kerzenflammen,
Die fromme Menge betend knie'n;
Ein Schauer drückt sein Herz zusammen,
Er sinkt in Demuth still dahin.

Doch eine Last sinkt ihm vom Haupte,
Wie er den freien Himmel grüßt,
Der Sonne Licht, das kurz geraubte,
O wie es ihm willkommen ist!
Hier rauschen volle Lebensbäche,
Hier, wo die Kraft, ist auch der Muth;
Kein Heil ergrünt aus unsrer Schwäche,
Das freie Herz nur, das ist gut!

In Thaten kannst Du nur gesunden,
Und wo Du wirkst, ist Gott mit Dir!
Genossen sind mir schon gefunden,
Für Recht und Unschuld fechten wir.
— Wer kann das schöne Leben singen,
Wenn Freund an Freund sich fröhlich hängt,
Zum leichten Scherz wird Kampf und Ringen,
Da Sorge nicht den Muth bedrängt.

O wie entzückt und wie begeistert,
Wenn man im Freund sich ewig weiß!
Ob Gram den Einsamen bemeistert,
Er ist verscheucht im trauten Kreis.
Der hat das Leben nicht genossen,
Der nicht an Bruders Lippen hing,
Dem Lieder nicht vom Munde flossen,
Wenn rings der Becher kreisen ging.

Und doch, was seufzet tief im Herzen,
Was klagt, daß es so einsam sei,
Was möchte weinen unter Scherzen?
O, wohl sind wir den Freunden treu

Doch Liebe seufzt das Herz, ach! Liebe,
Nach der Gefährtin sehnst Du Dich!
O, daß sie käme, daß sie bliebe,
Auf ewig, fest umschlinge mich! —

Der Abend war so mild gekommen,
Und ferne schimmert schon das Schloß;
Er weiß sich gastlich aufgenommen,
Der fröhlich naht, der kleine Troß.
Und Parcival ist unter ihnen,
Dem Haufen sprengt er weit voran,
Dem süße Traumgebild' erschienen,
Der sich vor Lust nicht lassen kann.

Ihm ist, als müßt' er heut' empfangen,
Was lange schon sein Herz entbehrt,
Zu einem süßen Ziel gelangen,
Nach dem er heimlich oft begehrt,
Als fühlt' er sich nicht mehr verlassen,
Und breitet' er die Arme aus,
Könnt' er die Welt, die theure, fassen: —
Und träumend tritt er so ins Haus.

Da giebt's viel fröhliche Gesichter,
Doch unstet irrt sein Blick umher;
Den Saal erfüllt der Glanz der Lichter,
Das Fest beginnt; doch er will mehr.
Und als sie noch beim Mahle waren,
Da tritt ein holdes Kind herein,
Ein Mägdlein ist's von funfzehn Jahren,
Des Wirthes einzig Töchterlein.

Erst hielt es schüchtern sich im Schatten,
Dort sucht es schon des Jünglings Blick;
Und wie sie sich gefunden hatten,
Gefunden war das goldne Glück.
Wer kann den Frieden wohl beschreiben,
Den Uebermuth, der Jugend Glanz?
Und durch des Festes frohes Treiben
Winkt licht und schön der Liebe Kranz.

Erst ist es noch ein kindisch Spielen,
Dann wird's ein kindliches Vertraun;
Es ist so selig, was sie fühlen,
So freundlich ist's, sich anzuschaun.
Da steht der Mond am Himmel eben,
Wie wundermild ist doch sein Blick!
Aus Wolken quillt sein stilles Leben,
Es dringt uns nah und flieht zurück.

Und wie der Morgen neu erwachte,
Gesteht er sich's mit keckem Muth:
Dem Kindlein, das so schelmisch lachte,
Er sei dem Mägdlein einzig gut.
Auf Alles will er sich besinnen,
Da stutzt er, meint, es war ein Traum;
Als hätt' solch liebliches Beginnen
Im wachen Leben keinen Raum!

Er sieht sie wieder — welche Ferne!
Wie weit ist sie mir heut entrückt!
Er fragt der Augen lichte Sterne,
Und tröstlich ist es, was hier blickt.
Es ist kein Wünschen, kein Verheißen,
Es ist ein stiller, ernster Sinn:
Und selig dürften wir ihn preisen,
Müßt' er nicht heute weiter ziehn.

Sie schaut ihm nach vom hohen Söller,
Er hat sie deutlich ja gesehn;
Der Stern der Liebe flimmert heller,
Und rings der Abend ist so schön.
Es war des Frühlings leises Wirken,
Er rührt an alle Knospen an,
Und bald in lachenden Bezirken
Sind Blum' und Blüthen aufgethan.

Er blickt in nebelweiche Fernen,
Sein Herz wird groß, die Thräne thaut,
Ein Seufzer strebt zu jenen Sternen,
Und: Liebe! Liebe! spricht es laut.
Sie ist, die Einzige, gefunden —
O, Erd' und Himmel stimmen ein! —
Von deren sanften Arm umwunden,
Ich friedlich könnt' und glücklich sein!

Doch werd' ich Ruhe je gewinnen?
Nicht schleicht mein Pfad im niedern Thal!
Ach, fliehen muß ich, weit von hinnen,
Sei glücklich Du, viel tausendmal!
Er denkt's — da sinkt die Woge wieder,
Und schaukelt ihn in Träumerein:
Zum stillen Kreise zieht's ihn nieder,
Und sie ist sein: ja, mein! ganz mein!

Er ist so fest, sie zu besitzen:
Mit ihr nur ist das Leben schön!
Wie herrlich ist es, sie zu schützen,
Und für sie in den Tod zu gehn!
Ein Pfand, vom Himmel mir verliehen,
Das bist Du mir, Du süße Braut:
Du Himmelskind, hier rein zu blühen,
Ward'st meinem Schirm Du anvertraut.

Die Sorge, treu sie zu bewahren,
Führt oftmals ihn zu ihr zurück,
Und muß dann in der Näh' erfahren
Unsel'ger Zweifel Mißgeschick.
Er flieht, von bösem Groll zerrissen,
Sie sieht ihm stumm und seufzend nach!
Er kehrt zurück, kann sie nicht missen,
Und endlich kommt der Friedenstag.

Was Blick' und Zeichen nicht besagen,
Ein einzig Wort erklärt es schnell:
Will nur das Herz das Herz befragen,
Da wird das Dunkel plötzlich hell.
Die Seele liegt nun klar und offen,
Und was wir Liebes hier erschaun,
Geht über Wünschen und Erhoffen,
Und ankerfest liegt das Vertraun.

Sein wird sie, ewig schon die Seine!
Und ganz nun werden sie sich klar
Im inn'gen, trautesten Vereine,
O, täglich mehr — wie wunderbar!
Doch soll ich noch die Rose singen,
Wenn sie schon königlich erblüht?
Mag sie euch selbst die Düfte bringen —
Vorüber eilt das flücht'ge Lied.

Zur Ruhe ward er nicht geboren,
Erreicht ist nicht sein höchstes Ziel;
Zu Größ'rem fühlt er sich erkoren,
Als zu der Liebe leichtem Spiel.
Sie will den Theuren zart verpflegen;
Und wenn sie sorget, sollt' er ruhn?
Nein, rühren muß er sich und regen,
Und jetzt mit Ernst zum Werke thun.

Er fühlt's in seinem Geiste glühen,
Und Thaten ruhn an seiner Brust;
Zu ew'gem Ruhm sie zu erziehen,
Das ist des Helden Drang und Lust.
Die zarten Fesseln, die ihn binden,
Er streicht sie ab, doch schmerzlos nicht;
Wie soll er's der Geliebten künden,
Daß nicht vor Gram ihr Herz zerbricht?

Er will dem Schmerz den Stachel rauben,
Für seinen Ruhm soll sie erglühn:
Gern will sie seinen Worten glauben,
Nur ach, nein! nicht verlieren ihn!
Doch wieder ist zu andern Zeiten
Gefaßt sie, weil es muß geschehn;
Geschäftig, Alles zu bereiten,
Und hofft auf frohes Wiedersehn.

Und nun schon morgen will er scheiden,
Das Bittre kommt, o, es wird wahr!
Sie scheint ihn heute fast zu meiden;
Reicht oft das jüngste Kind ihm dar,
Und blickt ihn an, so tief und schweigend,
Und birgt bestürzt die Thränen dann: —
Der Morgen kommt; die Hand ihr reichend,
Fern zieht er hin, der theure Mann.

Die Sage spricht von seinen Zügen.
Montsalvatsch hat er schon erreicht;
Er sieht's auf freier Höhe liegen,
Den Tempel, der gen Himmel steigt.

Er glänzt ihm wunderbar entgegen,
Als dränge Licht aus diesem Stein,
Und rings muß auch des Himmels Segen
Auf Thal und Wald verbreitet sein.

Im Fluge eilt er stürmisch näher,
Das ganze Wunder zu beschaun:
Und größer wird es nur und höher,
Und ihn befällt ein heimlich Graun.
Mit Furcht und Zagen kämpft die Liebe,
Da bricht der freie Muth hervor:
Und könnt' er folgen seinem Triebe,
Im Arm hob' er den Bau empor.

Vom heil'gen Gral hat er vernommen
Und von der frommen Ritterschaar;
Aus Morgenland ist er gekommen —
Die Schale, die geweihet war
Mit des Erlösers reinem Blute,
Sie ist es, die hier Wunder weckt:
Er fühlt's an seinem eignen Muthe,
Er hat das Heiligthum entdeckt.

Es wird ihm lichter, ist ihm weiter,
Beherzt tritt er in dieses Haus:
Das Leben leuchtet ihm so heiter,
Fern schaut er in die Zeit hinaus. —
Und herzlich sieht er sich empfangen,
Als lieber, längst erwünschter Gast;
Was er nur kann zunächst verlangen,
Das wird ihm: Speise, Trank und Rast.

Ein Führer hat am andern Morgen
Des Tempels Hallen ihm gezeigt:
Doch seinem Blick bleibt's nicht verborgen,
Daß Kummer Alles rings gebleicht.
Da öffnen sich die mächt'gen Pforten,
Er sieht des Grales heilig Licht,
Das Strahlen ausgießt aller Orten,
Die rüst'gen Streiter für die Pflicht.

Der Ritter sieht er viele kommen,
Und viele ziehen still hinaus,
Von freud'gem Muthe nicht entglommen:
Die Trauer wohnt in diesem Haus.
Wo in des Gartens tiefen Gründen
Den Lauf die Silberquelle lenkt,
Da wird er einen Fischer finden,
Der eitel stets den Angel senkt.

Anfortas ist es, der vom Grale
Einst König war; doch sünd'ge Lust
Bethörte ihn mit einem Male
Und warf den Brand in seine Brust.
Ein gift'ger Pfeil hat ihn verwundet,
Daß er nun nicht genesen kann,
Bis einer kommt und sich erkundet,
Der Kunde nie davon gewann.

Und König wird derselbe werden!
O, Parcival, Dein Glück ist nah;
Doch schnell entflieht es von der Erden! —
Der Alles still verwundert sah,
Er sieht den Fischer ohne Fragen:
Sein Geist, allmächtig angefacht,
Kann noch zu reden sich nicht wagen,
Bis er das Neue selbst durchdacht.

Wie viele Wunder, die da schliefen,
Wie viele Fragen werden laut!
Wie lebt es in der Seele Tiefen!
Doch nur der erste Morgen graut,
Noch ist das Licht nicht aufgegangen,
Zu leuchten dieser neuen Welt:
Wohl Freude ist's, doch mehr ein Bangen,
Daß Zittern unser Herz befällt.

Nicht in der Enge kann er bleiben,
Hier lösen sich die Räthsel nicht;
Weit muß ihn noch die Welle treiben,
Nur aus dem Leben blüht das Licht.
Noch Vieles soll sich ihm erklären,
Und der Gewißheit jagt er nach;
Fort will er: Niemand kann's ihm wehren,
Doch scheidend man die Worte sprach:

„Du gehst dahin, wie Du gekommen,
Doch offen stand des Ruhmes Bahn,
Die Krone hättest Du genommen,
Wenn Eine Frage Du gethan."
Man spricht's; er ziehet still von hinnen,
Und wägt das schwere Schicksalswort,
Wohl wird es Licht, die Nebel rinnen,
Doch auch die Hoffnung schwindet fort.

Klar steht es nun vor seinen Blicken,
Das Höchste, das er wollen kann;
Er möcht's an seinen Busen drücken,
Vollendet sein, ein Gottesmann.
Doch ach, dann muß er sich's ja sagen,
Daß er das Glück sich selbst verscherzt!
Indeß der junge Muth kann wagen,
Und hat ein Unglück leicht verschmerzt.

Sollt' ihm der blinde Zufall schenken,
Was höchster Werth nur geben kann?
Und er erringt's! er muß sich's denken.
Da führt ein Ungefähr ihn an
Die Grotte, wo in tiefem Harme
Sigune lebt, die ewig liebt,
Den theuren Leichnam noch im Arme,
Dem ach! kein Kuß das Leben giebt!

Von ihr muß Parcival erfahren,
Wie sein Geschlecht so weltbekannt,
Des heil'gen Grales Hüter waren
All' seine Ahnen; selbst verwandt
War ihm Sigune; da Geschwister
Die Mütter sind. Die Nachricht stimmt
Den jungen Helden schwer und düster,
Und ach! sein volles Herz ergrimmt.

„Was hab' ich kindlich denn geglaubet,
Gehofft auf den allgüt'gen Gott?
Da er mein Recht mir also raubet,
Und mich dem Zufall macht zum Spott!
Von ihm kommt aller Gaben Fülle,
So dacht' ich in unschuld'gem Sinn:
Nicht Er, es ist der eigne Wille,
Ihm nur verdank' ich, was ich bin.

Du wähnst von uns Dich übertroffen,
Wenn Du dem Menschen Alles giebst!
Ich lasse ab, auf Dich zu hoffen,
Der uns nicht, der Du Dich nur liebst.
Nichts gönnst Du uns; es will erzwungen,
Ertrotzt mit allen Kräften sein:
Dann Jubel, wo uns Sieg gelungen!
Doch starrer Muth trägt jede Pein!

Ja, fest, fest will ich an mich halten,
Hier lebt die Kraft, hier grünt der Sieg!
Magst Du in Deiner Weise schalten,
Und zwischen uns ist offner Krieg!
Sollt' ich mich nahn noch den Altären,
In Deinen Tempeln Lieder weihn?
Ich will kein Wahngebild mehr ehren,
Von allen Fesseln mich befrein!

Und bin ich auch an Hoffnung ärmer,
So bin ich reicher doch an Muth;
Dünkt uns des Glaubens Hülle wärmer,
O in mir ist des Wissens Gluth!
Klar sah ich ringsum mich verlassen,
Und das ermannt das Herz in mir;
Nicht lieben kann ich mehr, doch hassen,
Und was uns höhnt, verachten wir."

So flieht er mit verstörten Sinnen:
Der hohe Himmel stürzt herab!
Es tobt in ihm! Doch was beginnen?
Die Welt verzerrt sich ihm zum Grab!
Ach, schlummern möcht' er, tiefen Schlummer!
Und wieder stürmt der Trotz ihn auf:
Ach, über strömt sein Herz von Kummer,
Er läßt den Worten freien Lauf.

Und Alles möcht' er zürnend höhnen,
Was doch sein edler Sinn verschmäht;
Das Recht, die Wahrheit will er krönen,
Ob Erd' und Himmel widersteht.

Doch Liebe seufzt das Herz, ach! Liebe,
Nach der Gefährtin sehnst Du Dich!
O, daß sie käme, daß sie bliebe,
Auf ewig, fest umschlinge mich! —

Der Abend war so mild gekommen,
Und ferne schimmert schon das Schloß;
Er weiß sich gastlich aufgenommen,
Der fröhlich naht, der kleine Troß.
Und Parcival ist unter ihnen,
Dem Haufen sprengt er weit voran,
Dem süße Traumgebild' erschienen,
Der sich vor Lust nicht lassen kann.

Ihm ist, als müßt' er heut' empfangen,
Was lange schon sein Herz entbehrt,
Zu einem süßen Ziel gelangen,
Nach dem er heimlich oft begehrt,
Als fühlt' er sich nicht mehr verlassen,
Und breitet' er die Arme aus,
Könnt' er die Welt, die theure, fassen: —
Und träumend tritt er so ins Haus.

Da giebt's viel fröhliche Gesichter,
Doch unstet irrt sein Blick umher;
Den Saal erfüllt der Glanz der Lichter,
Das Fest beginnt; doch er will mehr.
Und als sie noch beim Mahle waren,
Da tritt ein holdes Kind herein,
Ein Mägdlein ist's von funfzehn Jahren,
Des Wirthes einzig Töchterlein.

Erst hielt es schüchtern sich im Schatten,
Dort sucht es schon des Jünglings Blick;
Und wie sie sich gefunden hatten,
Gefunden war das goldne Glück.
Wer kann den Frieden wohl beschreiben,
Den Uebermuth, der Jugend Glanz?
Und durch des Festes frohes Treiben
Winkt licht und schön der Liebe Kranz.

Erst ist es noch ein kindisch Spielen,
Dann wird's ein kindliches Vertraun;
Es ist so selig, was sie fühlen,
So freundlich ist's, sich anzuschaun.
Da steht der Mond am Himmel eben,
Wie wundermild ist doch sein Blick!
Aus Wolken quillt sein stilles Leben,
Es dringt uns nah und flieht zurück.

Und wie der Morgen neu erwachte,
Gesteht er sich's mit keckem Muth:
Dem Kindlein, das so schelmisch lachte,
Er sei dem Mägdlein einzig gut.
Auf Alles will er sich besinnen,
Da stutzt er, meint, es war ein Traum;
Als hätt' solch liebliches Beginnen
Im wachen Leben keinen Raum!

Er sieht sie wieder — welche Ferne!
Wie weit ist sie mir heut entrückt!
Er fragt der Augen lichte Sterne,
Und tröstlich ist es, was hier blickt.
Es ist kein Wünschen, kein Verheißen,
Es ist ein stiller, ernster Sinn:
Und selig dürften wir ihn preisen,
Müßt' er nicht heute weiter ziehn.

Sie schaut ihm nach vom hohen Söller,
Er hat sie deutlich ja gesehn;
Der Stern der Liebe flimmert heller,
Und rings der Abend ist so schön.
Es war des Frühlings leises Wirken,
Er rührt an alle Knospen an,
Und bald in lachenden Bezirken
Sind Blum' und Blüthen aufgethan.

Er blickt in nebelweiche Fernen,
Sein Herz wird groß, die Thräne thaut,
Ein Seufzer strebt zu jenen Sternen,
Und: Liebe! Liebe! spricht es laut.
Sie ist, die Einzige, gefunden —
O, Erd' und Himmel stimmen ein! —
Von deren sanften Arm umwunden,
Ich friedlich könnt' und glücklich sein!

Doch werd' ich Ruhe je gewinnen?
Nicht schleicht mein Pfad im niedern Thal!
Ach, fliehen muß ich, weit von hinnen,
Sei glücklich Du, viel tausendmal!
Er denkt's — da sinkt die Woge wieder,
Und schaukelt ihn in Träumerein:
Zum stillen Kreise zieht's ihn nieder,
Und sie ist sein: ja, mein! ganz mein!

Er ist so fest, sie zu besitzen:
Mit ihr nur ist das Leben schön!
Wie herrlich ist es, sie zu schützen,
Und für sie in den Tod zu gehn!
Ein Pfand, vom Himmel mir verliehen,
Das bist Du mir, Du süße Braut:
Du Himmelskind, hier rein zu blühen,
Ward'st meinem Schirm Du anvertraut.

Die Sorge, treu sie zu bewahren,
Führt oftmals ihn zu ihr zurück,
Und muß dann in der Näh' erfahren
Unsel'ger Zweifel Mißgeschick.
Er flieht, von bösem Groll zerrissen,
Sie sieht ihm stumm und seufzend nach!
Er kehrt zurück, kann sie nicht missen,
Und endlich kommt der Friedenstag.

Was Blick' und Zeichen nicht besagen,
Ein einzig Wort erklärt es schnell:
Will nur das Herz das Herz befragen,
Da wird das Dunkel plötzlich hell.
Die Seele liegt nun klar und offen,
Und was wir Liebes hier erschaun,
Geht über Wünschen und Erhoffen,
Und ankerfest liegt das Vertraun.

Sein wird sie, ewig schon die Seine!
Und ganz nun werden sie sich klar
Im inn'gen, trautesten Vereine,
O, täglich mehr — wie wunderbar!
Doch soll ich noch die Rose singen,
Wenn sie schon königlich erblüht?
Mag sie euch selbst die Düfte bringen —
Vorüber eilt das flücht'ge Lied.

Zur Ruhe ward er nicht geboren,
Erreicht ist nicht sein höchstes Ziel;
Zu Größ'rem fühlt er sich erkoren,
Als zu der Liebe leichtem Spiel.
Sie will den Theuren zart verpflegen;
Und wenn sie sorget, sollt' er ruhn?
Nein, rühren muß er sich und regen,
Und jetzt mit Ernst zum Werke thun.

Er fühlt's in seinem Geiste glühen,
Und Thaten ruhn an seiner Brust;
Zu ew'gem Ruhm sie zu erziehen,
Das ist des Helden Drang und Lust.
Die zarten Fesseln, die ihn binden,
Er streicht sie ab, doch schmerzlos nicht;
Wie soll er's der Geliebten künden,
Daß nicht vor Gram ihr Herz zerbricht?

Er will dem Schmerz den Stachel rauben,
Für seinen Ruhm soll sie erglühn:
Gern will sie seinen Worten glauben,
Nur ach, nein! nicht verlieren ihn!
Doch wieder ist zu andern Zeiten
Gefaßt sie, weil es muß geschehn;
Geschäftig, Alles zu bereiten,
Und hofft auf frohes Wiedersehn.

Und nun schon morgen will er scheiden,
Das Bittre kommt, o, es wird wahr!
Sie scheint ihn heute fast zu meiden;
Reicht oft das jüngste Kind ihm dar,
Und blickt ihn an, so tief und schweigend,
Und birgt bestürzt die Thränen dann: —
Der Morgen kommt; die Hand ihr reichend,
Fern zieht er hin, der theure Mann.

Die Sage spricht von seinen Zügen.
Montsalvatsch hat er schon erreicht;
Er sieht's auf freier Höhe liegen,
Den Tempel, der gen Himmel steigt.

Er glänzt ihm wunderbar entgegen,
Als dränge Licht aus diesem Stein,
Und rings muß auch des Himmels Segen
Auf Thal und Wald verbreitet sein.

Im Fluge eilt er stürmisch näher,
Das ganze Wunder zu beschaun:
Und größer wird es nur und höher,
Und ihn befällt ein heimlich Graun.
Mit Furcht und Zagen kämpft die Liebe,
Da bricht der freie Muth hervor:
Und könnt' er folgen seinem Triebe,
Im Arm hob' er den Bau empor.

Vom heil'gen Gral hat er vernommen
Und von der frommen Ritterschaar;
Aus Morgenland ist er gekommen —
Die Schale, die geweihet war
Mit des Erlösers reinem Blute,
Sie ist es, die hier Wunder weckt:
Er fühlt's an seinem eignen Muthe,
Er hat das Heiligthum entdeckt.

Es wird ihm lichter, ist ihm weiter,
Beherzt tritt er in dieses Haus:
Das Leben leuchtet ihm so heiter,
Fern schaut er in die Zeit hinaus. —
Und herzlich sieht er sich empfangen,
Als lieber, längst erwünschter Gast;
Was er nur kann zunächst verlangen,
Das wird ihm: Speise, Trank und Rast.

Ein Führer hat am andern Morgen
Des Tempels Hallen ihm gezeigt:
Doch seinem Blick bleibt's nicht verborgen,
Daß Kummer Alles rings gebleicht.
Da öffnen sich die mächt'gen Pforten,
Er sieht des Grales heilig Licht,
Das Strahlen ausgießt aller Orten,
Die rüst'gen Streiter für die Pflicht.

Der Ritter sieht er viele kommen,
Und viele ziehen still hinaus,
Von freud'gem Muthe nicht entglommen:
Die Trauer wohnt in diesem Haus.
Wo in des Gartens tiefen Gründen
Den Lauf die Silberquelle lenkt,
Da wird er einen Fischer finden,
Der eitel stets den Angel senkt.

Anfortas ist es, der vom Grale
Einst König war; doch sünd'ge Lust
Bethörte ihn mit einem Male
Und warf den Brand in seine Brust.
Ein gift'ger Pfeil hat ihn verwundet,
Daß er nun nicht genesen kann,
Bis einer kommt und sich erkundet,
Der Kunde nie davon gewann.

Und König wird derselbe werden!
O, Parcival, Dein Glück ist nah;
Doch schnell entflieht es von der Erden! —
Der Alles still verwundert sah,
Er sieht den Fischer ohne Fragen:
Sein Geist, allmächtig angefacht,
Kann noch zu reden sich nicht wagen,
Bis er das Neue selbst durchdacht.

Wie viele Wunder, die da schliefen,
Wie viele Fragen werden laut!
Wie lebt es in der Seele Tiefen!
Doch nur der erste Morgen graut,
Noch ist das Licht nicht aufgegangen,
Zu leuchten dieser neuen Welt:
Wohl Freude ist's, doch mehr ein Bangen,
Daß Zittern unser Herz befällt.

Nicht in der Enge kann er bleiben,
Hier lösen sich die Räthsel nicht;
Weit muß ihn noch die Welle treiben,
Nur aus dem Leben blüht das Licht.
Noch Vieles soll sich ihm erklären,
Und der Gewißheit jagt er nach;
Fort will er: Niemand kann's ihm wehren,
Doch scheidend man die Worte sprach:

„Du gehst dahin, wie Du gekommen,
Doch offen stand des Ruhmes Bahn,
Die Krone hättest Du genommen,
Wenn Eine Frage Du gethan."
Man spricht's; er ziehet still von hinnen,
Und wägt das schwere Schicksalswort,
Wohl wird es Licht, die Nebel rinnen,
Doch auch die Hoffnung schwindet fort.

Klar steht es nun vor seinen Blicken,
Das Höchste, das er wollen kann;
Er möcht's an seinen Busen drücken,
Vollendet sein, ein Gottesmann.
Doch ach, dann muß er sich's ja sagen,
Daß er das Glück sich selbst verscherzt!
Indeß der junge Muth kann wagen,
Und hat ein Unglück leicht verschmerzt.

Sollt' ihm der blinde Zufall schenken,
Was höchster Werth nur geben kann?
Und er erringt's! er muß sich's denken.
Da führt ein Ungefähr ihn an
Die Grotte, wo in tiefem Harme
Sigune lebt, die ewig liebt,
Den theuren Leichnam noch im Arme,
Dem ach! kein Kuß das Leben giebt!

Von ihr muß Parcival erfahren,
Wie sein Geschlecht so weltbekannt,
Des heil'gen Grales Hüter waren
All' seine Ahnen; selbst verwandt
War ihm Sigune; da Geschwister
Die Mütter sind. Die Nachricht stimmt
Den jungen Helden schwer und düster,
Und ach! sein volles Herz ergrimmt.

„Was hab' ich kindlich denn geglaubet,
Gehofft auf den allgüt'gen Gott?
Da er mein Recht mir also raubet,
Und mich dem Zufall macht zum Spott!
Von ihm kommt aller Gaben Fülle,
So dacht' ich in unschuld'gem Sinn:
Nicht Er, es ist der eigne Wille,
Ihm nur verdank' ich, was ich bin.

Du wähnst von uns Dich übertroffen,
Wenn Du dem Menschen Alles giebst!
Ich lasse ab, auf Dich zu hoffen,
Der uns nicht, der Du Dich nur liebst.
Nichts gönnst Du uns; es will erzwungen,
Ertrotzt mit allen Kräften sein:
Dann Jubel, wo uns Sieg gelungen!
Doch starrer Muth trägt jede Pein!

Ja, fest, fest will ich an mich halten,
Hier lebt die Kraft, hier grünt der Sieg!
Magst Du in Deiner Weise schalten,
Und zwischen uns ist offner Krieg!
Sollt' ich mich nahn noch den Altären,
In Deinen Tempeln Lieder weihn?
Ich will kein Wahngebild mehr ehren,
Von allen Fesseln mich befrein!

Und bin ich auch an Hoffnung ärmer,
So bin ich reicher doch an Muth;
Dünkt uns des Glaubens Hülle wärmer,
O in mir ist des Wissens Gluth!
Klar sah ich ringsum mich verlassen,
Und das ermannt das Herz in mir;
Nicht lieben kann ich mehr, doch hassen,
Und was uns höhnt, verachten wir."

So flieht er mit verstörten Sinnen:
Der hohe Himmel stürzt herab!
Es tobt in ihm! Doch was beginnen?
Die Welt verzerrt sich ihm zum Grab!
Ach, schlummern möcht' er, tiefen Schlummer!
Und wieder stürmt der Trotz ihn auf:
Ach, über strömt sein Herz von Kummer,
Er läßt den Worten freien Lauf.

Und Alles möcht' er zürnend höhnen,
Was doch sein edler Sinn verschmäht;
Das Recht, die Wahrheit will er krönen,
Ob Erd' und Himmel widersteht.

In seinem Herzen blieb das Wahre,
Die Sehnsucht, ob sie auch nichts frommt.
So irrt er Wochen, Monde, Jahre,
Bis er zu Artus Hofe kommt.

Gar höflich wird er hier empfangen,
Da ihn der wackre Kay begrüßt;
Was Zierliches man kann verlangen,
Im Seneschall vereinigt ist.
Wie leicht, wie hold ist hier das Leben,
Die Schönheit ist die Königinn,
Für ihre Gunst glüht Aller Streben,
Und artig ist der Ritter Sinn.

Die Laune will das Leben schmücken,
Und ihrem Dienste weiht man sich;
Man liebt Gefahren, die beglücken,
Ja, folgt dem Tod unweigerlich,
Wenn sie gebeut, die Hochverehrte.
Und Bitten rufen nah und fern,
Der Ritter kommt mit seinem Schwerte,
Mit Drachen, Riesen kämpft er gern.

Da kann man hohen Ruhm gewinnen,
Und Länder bieten sich dem Muth;
Selbst in der Brust der Königinnen
Entzünden Helden Liebesgluth.
Dem, der das Ungeheure wagte,
Wird ungemess'nes Glück zu Theil; —
Doch Parcival, der Unverzagte,
Ersieht in alle Dem kein Heil.

Wohl ist es groß, das Leben wagen
Um einer Stunde flüchtig Glück;
Doch Größres gibt es zu erjagen,
Als einen sel'gen Augenblick.
Nur was vergänglich lockt und reizet,
Nicht was da ew'gen Werth behält,
Der Sinn nicht nach dem Edlen geizet,
Er fragt allein, was ihm gefällt.

Mag Gawein holde Fraun befreien,
Schäumt ihm der Becher süßer Lust;
Indeß, versenkt in Träumereien,
Ist Parcival sich Eins bewußt:
Es ist des Mannes Werth auf Erden,
In Treu und Recht ein Held zu sein.
Dein Ziel ist, Herr im Gral zu werden,
Dein Wunsch, die Menschheit zu befrein.

Der Tag erschien, in Grau gehüllet,
Der den Erlöser sterben sah;
Dein Herz ist wunderbar erfüllet,
Wie es dir lange nicht geschah,
Du denkst, wie in den Kindertagen,
In jene Stunde dich zurück,
Wo er, der alles Leid getragen,
Zum Tode senkt den heil'gen Blick.

Du stehst vertieft in seine Wunden,
Vertieft in eines Gottes Schmerz:
Gefühle, die du nie empfunden,
Ach Schmerz, ach Freude füllt dein Herz;
Bewundrung faßt dich, inn'ge Liebe,
Und mit dem Sohn kannst du vertraun
Dem ew'gen Vater: durch die Trübe
Kannst du's, wie Sonnenhelle, schaun.

O Er, dem Keiner könnte geben,
Der sich an allen Schönen freut,
Der ausgießt Fülle, Kraft und Leben,
Der Vater Aller trüge Neid?
Nein, er hat Lust an edlen Werken,
Du selber aber sollst sie thun:
In Trägheit will dich Lug bestärken,
Du aber, glaub' und ringe nun!

Und nicht mehr fühlt er sich verlassen,
Nicht mehr vereinzelt seine Kraft:
Es will ihn heben, ihn umfassen,
O wie es ringsum wirkt und schafft
Es strömt zu ihm die ew'ge Quelle,
Er trinkt, und jauchzt dem Meere zu:
Umfangen rings, ich kleine Welle,
In deinem Schooße hab ich Ruh!

Er will sich Gott zu Herzen drängen,
Will, wie des Thaues Tropfen, ruhn,
Die früh sich an die Blumen hängen,
Durchglänzt vom Strahl des Himmels nun.
Der aller Selbstsucht sich begeben,
Will nur ein Hauch des Ew'gen sein,
Von ihm nimmt er sein neues Leben,
Und will's dem heil'gen Geber weihn.

Nicht selbst will er sein Schicksal wählen,
Es ist nicht ihm, nur Gott bekannt;
Des rechten Weges würd' er fehlen,
Führt' ihn nicht seine Vaterhand. —
Von Artus Hof ist er gezogen,
Doch hat sein Roß die Wege frei,
Und manche Bahnen hat's durchflogen,
Und hält an einer Siedelei.

Hier lebt in Trauer und in Sorgen
Anfortas' Bruder, Trevrizent,
In tiefer Einsamkeit verborgen,
Der seinen Neffen bald erkennt;
Mit Freuden hat er es vernommen,
Wie Gott ihn selbst hierher geführt,
Den Tag des Heiles sieht er kommen,
Wo dieser Held im Gral regiert.

Und alle Zweifel zu zerstreuen,
Die wiegt der Jugend rasches Blut,
Muß er des Jünglings Blick befreien,
Daß er nicht mehr auf Bildern ruht,
Die nur des Herzens Wahn erschaffen:
Was wirklich ist, das soll er schaun,
Und dann zum Höchsten auf sich raffen,
Die Welt zur Schönheit licht erbaun.

Enthüllt hat er der Gottheit Wesen;
Die hohe Kraft, den heil'gen Sinn
Lehrt er ihn in den Felsen lesen,
Und weis't ihn zu den Sternen hin.
Die Mutter darf er nicht verachten,
Die Erde, die uns alle trägt,
Muß ihre Lieb' und Treu betrachten,
Wie sie sich unaufhörlich regt.

Und was sie bildet, sie gestaltet,
Die Kinder alle schaut er an,
Die Blume, die sich zart entfaltet,
Und die den Himmel messen kann,
Die stolze Eiche; sieht das Regen
In Luft, im Wasser, auf dem Land';
Und endlich noch ihr ganz Vermögen
Hat sie dem Menschen zugewandt.

Und der so edel aufgerichtet,
Ein Stern, zu höhern Sternen schaut,
Ihn hat des Geistes Kraft gelichtet,
Und ist der Gottheit selbst vertraut.
O heil'ge Macht, die alle Sterne
Auf ihren Händen schwebend hält,
In dessen Blick, nach jeder Ferne,
Vereinigt ist die Geisterwelt!

Dein Strahl, der gute, lichte, reine,
Durchzückt belebend jedes Herz,
Du bist die Seele der Gemeine,
Dir flammt die Sehnsucht himmelwärts.
Und daß sie freudig sich ergießen,
Die Quellen an die Vaterbrust!
Daß Dämme nicht den Strom verschließen,
Zum Meer hinbraust der Woge Lust!

Nicht sei [illegible] Seen eingefriedigt
Das Wellenspiel, des Lebens Kraft;
Was sich nicht regt, das wird erniedrigt,
Und weiter kommt, wer rüstig schafft!
Gesprengt, gebrochen hat die Dämme
Der Menschheit Held auf Golgatha,
Daß nichts die freie Quelle hemme,
Und allen Herzen fließt sie nah!

Das Opferblut, das er vergossen,
Es strömt in unsern Adern fort;
Er hat der Menschheit Bund geschlossen,
Ihm huld'gen wir mit That und Wort.

Wir kennen nur das höchste Streben,
Daß Alle einig sind in Gott,
Und Lieb' und Müh' ist unser Leben;
Doch keimt das Unrecht, reift der Tod.

Sein Schatten hat den Gral umschleiert,
Sei du zum Retter ihm erwählt;
Der Bund der Treue wird erneuert,
Wenn reinste Liebe dich beseelt.
Wenn du den Bruder hast gefunden,
Und brüderlich dein Herz ihm schlägt,
Dann wird der Gral aufs neu gefunden,
Der dir die Krone überträgt.

So spricht der Greis. Ein reiches Leben
Hat Einsamkeit ihm aufgeklärt!
Er kennt der Menschen Thun und Streben,
Und kennt des Menschen wahren Werth.
Der Jüngling horcht: die Worte rauschen,
Wie Sturmes Wehen, ihm ans Herz;
Den Sieg in seinem Busen tauschen
Bald Freud' und Muth, bald Reu und Schmerz.

Zu welchem Ziel ward er erkoren,
Und ach! wie klein blieb seine That!
Jüngst noch im Irren ganz verloren,
Betrat er kaum dem rechten Pfad.
Wie muß er höhnen sich und hassen,
Da arm er, so ohnmächtig ist,
Und auch in Liebe sich umfassen,
Da Gott sich in sein Herz ergießt.

Er ist der Thaten rechte Quelle,
Er wirk' in mir mit seinem Geist;
Nur der erringt sich seine Stelle
Der durch Verdienst sich würdig weist.
Den heil'gen Willen zu vollziehen,
Der in dir lebt, sei stets bereit;
Und trägst du lang auch schwere Mühen,
Geduldе dich! es kommt die Zeit! —

Im Herzen nur sein treues Hoffen,
Da jeden Dünkel er zerstört,
Liegt wieder nun die Welt ihm offen,
Die er mit freiem Sinn durchfährt.
Wohl regt Erinn'rung süßes Sehnen,
Entschwund'ne Liebe fühlt er nah,
Doch weiß er mildernd seine Thränen,
Daß Alles einst zum Heil geschah!

Er wird die Lieben wiederfinden,
Sein wird das allgemeine Glück;
O mögen schnell die Tage schwinden,
Bis daß gelöst ist das Geschick!
— Und wo der Irrthum ihm begegnet,
Stürzt er sich auf den grimmen Feind,
Und seine Waffen sind gesegnet,
Da ist der Sieg, wo er erscheint.

Doch als er einst auf einen Heiden
An einer Quelle traf, und scharf
Die Schwerter blitzen, zu entscheiden,
Wer von dem Wasser trinken darf:
Will sich der Sieg zu Keinem neigen,
Die Waffen sinken müd' vom Streit;
Die Helden schaun sich an und schweigen,
Und sind von ihrem Muth erfreut.

Darauf beginnen sie, zu fragen,
Wes Landes und wes Stamms sie sind,
Und wie sie alles ehrlich sagen,
O welch ein Wunder da beginnt!
Die sich mit Eisen nicht bezwungen,
Sie ringen nun mit Liebesmacht,
Umarmt, umhalset, fest verschlungen:
Und Engel gaben lauschend Acht.

Ein Vater war es, der sie zeugte,
Wenn zweier Mütter Leib sie trug:
Wie sich der Geist zum Geiste neigte,
Und wie das Herz zum Herzen schlug!
Nicht kann der mächt'ge Glaube trennen,
Was mächt'ger die Natur verband:
Nun kann sich erst der Mensch erkennen,
Da er im Bruder sich empfand!

Er fliegt mit ihm zur Tafelrunde:
O seine Freude werde laut!
Da kommt vom heilgen Gral die Kunde,
Der seine Krone ihm vertraut.
So ist das ernste Ziel gewonnen!
Demüthig nimmt er nun den Preis,
Und ist im Glück erst ganz besonnen
Das er, geprüft, zu schätzen weiß.

Als er zum heil'gen Berg gezogen,
Wie war der Gral so froh erhellt,
Der Sonne gleich am Himmelsbogen,
Wenn lächelnd liegt die junge Welt,
Sie freut sich der allmächt'gen Liebe,
Trinkt ihren Strahl nie lang genung:
Verloren war die dumpfe Trübe,
Und auch Anfortas wieder jung.

Und krönt der Himmel uns mit Ehren,
Gönnt er uns auch das reinste Glück;
Selbst soll er seine Knaben lehren,
Empfängt die Gattin froh zurück.
Wie sollt' er sie nicht gleich erkennen,
Verräth sie ihr Entzücken doch;
Die Knaben auch, wie soll er's nennen?
Daß sein sie sind, er fühlt es noch!

Der Bruder hat die Tauf' empfangen.
Und nun erzählt die Sage mehr,
Nach Indien sei der Gral gegangen;
Doch denk' ich, er kam wieder her.
Ich sah ihn über Deutschland schweben,
Und las die Inschrift: Frei der Geist!
Er weilt, wo jung und frisch das Leben,
Nicht wo es müd' ist und ergreis't.

Christian Hofmann von Hofmannswaldau,

ein Schüler Opitzens und Sohn des kaiserlichen Kammerraths, Hans H. v. H., wurde am 25. December 1618 zu Breslau geboren und verrieth schon auf dem Gymnasium zu Danzig Anlage zur Dichtkunst. Hier wurde er auch von Opitz bemerkt. Er studirte dann zu Leiden unter Salmasius, Vossius, Borhorn und Barläus schöne Wissenschaften und Staatskunde und machte mit dem Fürsten von Fremonville gelehrte Reisen durch die Niederlande England, Frankreich, Italien und Deutschland. Nach seiner Rückkehr verheirathete ihn sein Vater mit Maria Weberskyn und wirkte ihm, obwohl er das gesetzliche Alter noch nicht erreicht hatte, eine Rathsherrnstelle in Breslau aus, um ihn von einer beabsichtigten Reise nach Konstantinopel zurückzuhalten. Seine Herablassung, Gefälligkeit, Aufrichtigkeit und sein uneigennütziger Diensteifer und einige wohldurchgeführte städtische Angelegenheiten am kaiserlichen Hofe erwarben ihm die Zuneigung seiner Mitbürger, wie des Hofes in gleich hohem Grade, in Folge deren er später kaiserlicher Rath, Präsident des Collegiums zu Breslau und Director des Burglehns Namslau wurde. Er starb daselbst mit dem Rufe eines geistreichen, wohlwollenden, treuen und rechtschaffenen Mannes am 16. April 1679.

Sein literarischer Nachlaß besteht in folgenden Schriften:

Deutsche Uebersetzungen und Gedichte. Breslau, 1673 in 8. Ebendaselbst wieder aufgelegt: 1680. 1689. 1704. 1717. 1730. Führen zuweilen auch den Titel: Sinn-

reiche Heldenbriefe und andere herrliche Gedichte.

Auserlesene und bisher ungedruckte Gedichte, nebst einer Vorrede von der deutschen Poesie. Leipzig, 1695—1727, 7 Bde. in 8. Neue Aufl. Ebendas. 1734 in 8. Enthält auch Gedichte von Lohenstein, Besser, dem Herausgeber der 2. Ausg., Neukirch, u. A. hin und wieder verändert.

Das treffendste Urtheil über Hofmannswaldau fällt unbedingt Bouterweck in seiner Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, Th. X. S. 288—298. Wir stellen es hier in seinen Hauptzügen zusammen. — Aus Hofmannswaldau's poetischen Werken kann man lernen, welchen Einfluß der Begriff, den ein Dichter sich von seiner Kunst macht, auf seine Art zu dichten hat. Theoretisch hat sich Hofmannswaldau nicht über das Wesen und die Bestimmung der Poesie vernehmen lassen, aber seine Gedichte selbst lassen nicht bezweifeln, daß in den Augen dieses talentvollen Mannes, die schönste der Musenkünste nichts weiter war, als ein erheiterndes Spiel der Phantasie und des Witzes. Mit einem bloßen Spiele nimmt es, wer kein Pedant ist, nicht so genau, wie mit einer ernsten Beschäftigung. Hoffmannswaldau von allem Pedantismus seiner Zeit frei, machte sich also auch mit der Kritik nicht viel zu schaffen. Er ehrte Opitz und nahm Vieles von ihm an, was zum Mechanismus der Poesie gehört; aber ernste Prüfung des Edeln und Unedeln, des Schicklichen und Unschicklichen in Gedanken, Ausdruck und Styl, durfte ihn in seiner leichten Art, sich selbst Genüge zu thun, nicht stören. Der Weltmann im Geschmacke der Zeit war in der Person Hofmannswaldau's einerlei mit dem Dichter. In seinen bürgerlichen Verhältnissen von unbescholdenen Sitten, setzte er sich, wo es ihm nur um poetische Ergötzung zu thun war, desto kecker hinweg über die alte Ehrbarkeit, die zum deutschen Nationalcharakter gehörte. Wenn die Deutschen nach der alten burlesken Weise scherzten, hatten sie sich immer derbe Freiheiten auf Kosten der Anständigkeit erlaubt; aber in galanten, den Ton der großen Welt nachahmenden Gedichten ohne Scham und Zucht mahlend und witzelnd zur Schau auszustellen, was eine gebildetere Phantasie schon um des guten Geschmacks willen umschleiert, erlaubte sich Hofmannswaldau unter den deutschen Dichtern zuerst. Seine Bewunderer nannten ihn dafür den deutschen Ovid. Sie bedachten nicht, daß selbst die schlüpfrigsten Stellen in Ovid's Gedichten durch Grazie einigermaßen vergüten, was die Moral an ihnen verdammen muß. Hofmannswaldau's erotische Spiele der Phantasie sind frech. Auch das Feigenblatt, die letzte Schranke der ausschweifenden Ueppigkeit, ist aus ihnen verschwunden. — —

Nicht alle Gedichte H's sind indessen frivol. Auch wahre Zärtlichkeit hat er auf das Mannigfaltigste malen wollen. Ueberhaupt scheint er sich selbst für den rechten Dichter des Gefühls gehalten zu haben. Aber fast Alles, was er Gefühl nennt, ist entweder sinnlicher Kitzel oder oberflächliche Rührung, die sich nur in unaufhörlich witzelnden Phrasen unerschöpflich zeigt. Der Stoff seiner Gedichte ist fast durchgängig, wo er nicht den Sinnen schmeichelt, ohne inneres Interesse. Neue Gedanken, die an sich etwas bedeuten, waren ihm eben so sehr Nebensache, wie die edleren Gefühle. Dafür aber ließ er zügellos seinen Witz und seine Phantasie ausschweifen in raffinirten, kecken, nicht selten unnatürlichen und zuweilen fast aberwitzigen Einfällen, Vergleichungen und Bildern; denn diese schienen ihm, wie den Italienern seiner Zeit die Concetti im Geschmacke Marino's und Achillini's, die eigentlichen Gedanken der Poesie. — — .

Uebrigens zeichnet sich der Styl bei H. vortheilhaft aus durch grammatische Reinheit, einige Provinzialformen abgerechnet, und durch eine ungezwungene und ziemlich harmonische Versification. Von dieser Seite zeigt er sich als einen nicht unwürdigen Schüler Opitzens. Aber weit mehr Antheil an seiner Art zu dichten haben die Franzosen, deren Ueppigkeit, und die Italiener jener Zeit, deren ausschweifenden Styl er nachahmte.

Das menschliche Leben *).

Wie dürftig scheint dem Menschen das Gelücke?
Die Dornen pflastern seine Bahn;
Er spührt mehr Blitz als Sonnen-Blicke,
Und rührt gar selten Rosen an.
Die Wiege blüht nicht ohne heisse Thränen,
Die Jugend lernt mit Fallen gehn,
Sie muß sich halb verbrennen, halb versehnen,
Und zwischen Sturm und wilden Klippen stehn.

Man suchet offt in leichten Hoffnungs-Winden,
Und in den Nesseln seine Lust.
Man reißt durch Disteln zu den Sünden,
Und speiset sich mit fauler Kost.
Man scherzt behertzt auf jäher Berge Spitzen,
Und die Gefahr heist Zeitvertreib,
Man lehnet sich auf halb verfaulte Stützen,
Die fähig sind, zu stürtzen Seel und Leib.

Die Wollust selbst verweist uns zu den Schmertzen,
Wir schauen selten Freuden-Thal,
Offt leuchten uns die Hochzeit-Kertzen,
Zu Klagenfurt im Trauer-Saal.
Der Kummer-Koch versaltzt uns alle Speisen,
Und streut vor Zucker Wermuth ein,
Die Lippe lacht, der Mund singt Freuden-Weisen,
Wann unser Hertz in Boy gehüllt wird seyn.

Wir betten uns auf Dornen und auf Spitzen,
Und stöhren unser Ruh und Lust,
Läst uns der Feind gleich sicher sitzen,
So tobt der Freund in unser Brust.
Die gröste Noth wächst uns aus eignen Händen,
Wir stürmen unser Hertz und Haus,
Und wil uns gleich ein fremder nicht verblenden,
So stechen wir uns selbst die Augen aus.

So taumeln wir als truncken aus dem Leben,
Gar reich an Wollust, arm an Gut,
Biß wir den Zoll dem Tode geben,
Der uns erschüttert Fleisch und Blut.
Dann schauet man der Menschen Pracht verschwinden,
Der Firnüß fällt, sein Grund entweicht,
Auch unser Grab ist endlich nicht zu finden,
Wenn Heucheley nicht dessen Stein bestreicht.

Unbestand des menschlichen Lebens.

Was trotzt der Mensch auf Kräfften und Gelücke,
Diß alles ist der Morgenröthe gleich,
Dem Glücke folgt der Fall, den Kräfften folgt die Krücke,
Was früh dem Purpur gleicht, das macht der Abend bleich;
Ein Augenblick zureist die Freuden-Seiten,
Und vor das Lusthaus muß man uns den Sarg bereiten.

Es ist ein schlüpffrig Eiß, darauf wir schreiten müssen,
Doch heist der Mensch es eine Rosen-Bahn,
Den Coloquintensafft kan oft der Wahn versüssen;
Man schaut den Nesselstrauch vor weisse Lilien an;
Wir spielen offt mit Fesseln unsrer Knochen,
Und müssen in Verdruß vermeinte Perlen suchen.

Wir dencken offtermals, der Ancker von Verstande
Der leg' in Grund von Eisen eingesenckt,
So schwebt er mehr als offt auf einem leichten Sande,
Da ihn der schlechtste Stoß aus seinem Lager lenckt;
Vergrößrungs-Glas ist fast an allen Enden,
Die schönsten Augen wil der Selbstbetrug verblenden.

---

*) Aus H's deutschen Uebersetzungen und Gedichten; ebenso das folgenden Gedichte.

Wir reden ingemein von nichts als Amberkuchen,
Wie der Jeßmin sich uns zum Lager macht,
Wie selbst die höchste Lust bey uns sucht Lust zu suchen,
Und stete Sicherheit vor unsern Zimmer wacht,
Weil Angst und Noth auf uns zu Felde ziehen,
Und unser festes Haus zu stürmen sich bemühen.

Die Röthe, so uns offt auf Wang und Lippen schweben,
Und man ein Pfand der guten Kräfften nennt,
Kan niemals Bürge seyn vor einem langen Leben:
Wohl dem, der seinen Stand und dessen Schwachheit kennt,
Gelück und Krafft reist leicht ein Wind darnieder,
Das Halleluja selbst begleiten Sterbe-Lieder.

Lob der Vergnügung.

Wohl dem, der sich vergnüget,
Und Freudigkeit stets seine Freundin nennt,
Der an Begierd und Geitz nicht als an Ketten lieget,
Den fremde Wohlfarth nicht wie eine Nessel brennt;
Freud und Vergnügung kan den Wermuthsafft versüssen,
Und Traurigkeit verbleibt des Teuffels Schulterküssen.

Nichts kan hier ewig währen,
Sturm und Orkan muß endlich doch vergehn,
Des Unfalls Fessel wil der Zeiten Rost verzehren;
Die Morgenröthe selbst muß aus der Nacht entstehn;
Den Strauch, darauf man itzt nur Dornen kan verspühren,
Wird bald ein Rosenknopff von hundert Blättern zieren.

Ein auffgeweckt Gemüthe
Verzaget nicht, wenn scharffer Donner kracht,
Es ancket stets getrost auf seines Schöpffers Güte,
Der mehrmal Last zur Lust, und Gifft zur Labsal macht,
Ein Centner Ungedult ist kein so kräfftig Stücke,
Daß er vertilgen könt ein Quintlein Ungelücke.

Sein eigen Hertze fressen
Ist eine Kost, die Fleisch und Witz verzehrt,
Der hat gantz GOttes Macht und Menschen-Pflicht vergessen,
So sich durch Kummerbrod und Thränenwasser nehrt,
Ein leichter Fliegenfuß kan Narren traurig machen,
Und ein gesetzter Geist wird auf den Dornen lachen.

Der Schönheit edles Prangen
Schaut Eyfersucht wie Schierlings-Blumen an,
Die ungezähmte Lust, was neues zu erlangen,
Macht, daß das alte man nicht recht genießen kan;
Wer ihm Begierd und Geitz läst Hertz und Sinnen binden,
Der wird Gebruch und Angst in Lust und Reichthum finden.

Ein Hertze voller Freude
Heist scharffes Saltz Canarizucker seyn,
Sein Wasser wird zu Wein, sein Garn zu weisser Seide:
Ein bleicher Mondenblick wird ihm zu Sonnenschein:
Wer sich vergnügen kan, schmeckt nichts als Amberkuchen,
Und Unvergnügligkeit macht lauter Marterwochen.

Was nutzen Schätz und Güter?
Was hilfft uns doch viel Schönheit, Ehr und Pracht?
Vergnügung ist allein das Reichthum der Gemüther;
Der bleibet ewig arm, der stets nach mehrem tracht;
Wem nicht durch Unlust-Gifft des Geistes Kräffte schwinden,
Der wird sein Paradies auch in der Wüsten finden.

Ermahnung zur Vergnügung.

Ach was wolt ihr trüben Sinnen
Doch beginnen!
Traurig seyn hebt keine Noth,
Es verzehret nur die Hertzen,
Nicht die Schmertzen,
Und ist ärger als der Tod.

Dornenreiches Ungelücke,
Donner-Blicke,
Und des Himmels Härtigkeit
Wird kein Kummer linder machen;
Alle Sachen
Werden anders mit der Zeit.

Sich in tausend Thränen baden
Bringt nur Schaden,
Und verlöscht der Jugend Licht;
Unser Seufftzen wird zum Winde;
Wie geschwinde
Aendert sich der Himmel nicht!

Heute wil er Hagel streuen,
Feuer dräuen,
Bald gewehrt er Sonnenschein;
Manches Irrlicht voller Sorgen
Wird uns Morgen
Ein bequemer Leitstern seyn.

Bei verkehrten Spiele singen,
Sich bezwingen,
Reden, was uns nicht gefällt,
Und bey trüben Geist und Sinnen
Schertzen können,
Ist ein Schatz der klugen Welt.

Ueber das Verhängnüß klagen,
Mehrt die Plagen,
Und verräth die Ungedult;
Diesem, der mit gleichem Hertzen
Trägt die Schmertzen,
Wird der Himmel endlich hold.

Auf O Seele! du must lernen
Ohne Sternen,
Wenn das Wetter tobt und bricht,
Wenn der Nächte schwartze Decken
Uns erschrecken,
Dir zu seyn dein eigen Licht.

Du must dich in dir ergetzen
Mit den Schätzen,
Die kein Feind zunichte macht;
Und kein falscher Freund kan kräncken
Mit den Ränken,
Die sein leichter Sinn erdacht.

Von der süssen Kost zu scheiden,
Und zu meiden,
Was des Geistes Trieb begehrt.
Sich in sich stets zu bekriegen,
Und zu siegen,
Ist der besten Crone werth.

An einen Unvergnügten.

Ach was benebelt doch die Kräfften deiner Sinnen?
Wirst du bey Sonnenschein nichts mehr erkiesen können?
Kennst du dich selber nicht?
Dich hungert bey der Kost, dich dürstet bey den Flüssen,
Du klagst bey Ueberfluß, daß alles dir gebricht,
Und wirst zu Eiß und Schnee beim Feuer werden müssen.
Was marterst du dich selbst mit dürfftigen Gedanken?
Dringst bey gesunder Haut dich in die Reyh der Krancken,
Und seufftzest bey der Lust.
Wer ihm das Hertze frist, der speiset allzutheuer;
Ach mache dich nicht selbst zu einem Ungeheuer,
Das ihm die Nägel schärfft zu schaden seiner Brust.
Wil denn der Liebes-Baum stets Argwohns-Früchte tragen?
Soll denn sein Schatten uns die beste Lust verjagen,
Und bringen Ach und Weh?
Man weint offt ohne Noth, und zweiffelt ohne Gründe,
Plagt seiner Sinnen Schiff mit ungestümmen Winde,
Und stürtzt sich ohne Sturm tieff in die Trauersee.
Die Rosen blühen dir, was wilst du Nesseln hegen,
Und Disteln, reich an Angst, zu Lust-Narcissen legen?
Was übel stöst dich an?
Bemüh dich, deinen Geist in süsse Ruh zu setzen,
Und reiß dich mit Gewalt aus Schmertz und Trauer-Netzen.
Dem schadet nicht Verzug, wer Zeit erwarten kan.
Wen blinder Eyfer wiegt, dem traumt von Ungelücke,
Rufft frey und ungelähmt auf Rettung und auf Krücke,
Meint stets auf Eiß zu stehn.
Erwach und streich dir doch die Schuppen vom Gesichte,
Kein kluger macht sich selbst durch Wahn und Dunst zunichte.
Was säumest du dich selbst ins Paradies zu gehn?

Klagelied über das unbeständige Glück.

Worzu hat mich der Himmel doch erkohren?
Bin ich der Sternen Gauckelspiel?
Hab ich denn nun Verstand und Witz verlohren?
Ich weiß nicht, was ich sagen wil;
Doch mein' Ungedult die spricht:
Der ist nicht klug, dem itz und Witz gebricht.

Ich bin ein Ball, den das Verhängnüß schläget;
Des Zufalls Spiel; ein Scherz der Zeit;
Des Kummers Zweck; ein Rohr durch Angst beweget;
Ein Zeughaus voller Angst und Leid.
Meine Seele lieget krank;
Mein Hencker lacht; die Lieb ist Folterbanck.

Das Unglücks-Garn wil mich nun ganz umschliessen,
Mein Leben ist ein langer Tod,
Ich bin ein Brunn, aus welchem Thränen fliessen,
Als nasse Zeugen meiner Noth;
Weil der Jammer dieser Welt
Den Sammelplatz in meinem Hertzen hält.

Der Pfeil, damit Cupido mich getroffen,
Der ist mit Wermuth angesteckt,
Die Venus selbsten heist mich wenig hoffen,
Was nicht nach Gall und Eßig schmeckt.
Ja der klare Sonnenschein
Bemühet sich mir itzt ein Blitz zu seyn.

Das falsche Nichts, Beständigkeit genennet,
Darauf ich manchen Schluß gebaut,
Das hab ich allzulangsam recht erkennet,
Und allzusicher angeschaut.
Hätt' ich doch zuvor bedacht:
Daß Irrthum klug, doch nicht glücklich macht.

Wer aber kan den Schluß des Himmels stöhren?
Wer hebt sein strenges Urtheil auf?
Man muß es nur mit gleichen Ohren hören,
Und ihm vergönnen seinen Lauff;
Die Gedult muß hier allein,
Der Sinnen Trost, der Wunden Pflaster seyn.

Doch wil ich nicht mein Unglück selbst besingen;
Wohl dem, der stille leiden kan.
Ein Sclav' erschrickt, wenn seine Fessel klingen,
Er rührt sie nicht mit Willen an.
Wer sein Unglück recht bedeckt,
Hat offtermals des Kummers Krafft erstreckt.

Mein Weinen sehnt sich nicht nach Weiberzehren;
Denn sie vertrocknen allzubald.
Mein Sinn ist nicht viel Wehmuth zu begehren;
Denn Wehmuth wird zu leichtlich kalt.
Hat mir einer wohl gewolt,
Der sage nur: Er leidet ohne Schuld.

Scherz-Gedanken.

Was wilst du dich im Leben selbst begraben,
Kein sterblich Mensch entlaufft ihm warlich nicht,
Wer der Natur zuwider thut und spricht,
Wird vor die Müh gar schlechten Lobspruch haben;
GOtt schuff uns Fleisch und Blut, darein der Geist sich regt,
Und hat nicht kaltes Eiß in unser Brust gelegt.

Es wird kein Mensch sich recht entmenschen können,
Mensch muß nur Mensch, und Engel Engel seyn,
Der Kiesel wird ja niemals Marmelstein;
Der Tugend-Fluß muß zwischen Dämmen rinnen.
Wer sich der Erd entbricht, und zu den Sternen wil,
Lernt, warum Icarus verbrennt ins Wasser fiel.

Sich in ein Buch, das tod ist, zu verlieben,
Und nach der Schnur der Worte stets zu gehn,
Heist bey Vernunfft nicht deutlich zu verstehn,
Was uns das Rom und Grichenland geschrieben:
Der Keuschheit reine Schein quall ihn aus geiler Hand,
Ihr Wort war voller Schnee, ihr Hertze voller Brand.

Viel schreiben gut, und wissen nicht zu leben,
Ein Artzt verschreibt, und braucht doch selber nicht,
Was Seneca und Arianus spricht,
Hat uns vielleicht ihr Hochmuth übergeben,
Ihr Gold-gestücktes Hertz umhüllte Mesolan,
Und schauten übers Buch die schönsten Weiber an.

Die Lust, als Lust, wird niemals Sünde heissen,
Der Apffel wächst, daß ich ihn essen mag,
Die Rose kommt zum riechen an den Tag,
Wer wil sich selbst zu martern sich befleissen;
Freud und auch Heiligkeit die können Schwestern seyn,
Und Trauersucht bleibt stets verwand der Höllenpein.

Die Wollust.

Die Wollust bleibet doch der Zucker dieser Zeit,
Was kan uns mehr, denn sie, den Lebenslauff versüssen?
Sie lässet trinckbar Gold in unsre Kehle fliessen,
Und öffnet uns den Schatz beperlter Liebligkeit;
In Tuberosen kan sie Schnee und Eiß verkehren,
Und durch das gantze Jahr die Frühlingszeit gewehren.

Es schaut uns die Natur als rechte Kinder an,
Sie schenckt uns ungespart den Reichthum ihrer Brüste,
Sie öffnet einen Saal voll Zimmet-reicher Lüfte,
Wo aus des Menschen Wunsch Erfüllung quellen kan.
Sie legt, als Mutter, uns die Wollust in die Armen,
Und läst durch Lieb und Wein den kalten Geist erwarmen.

Nur das Gesetze wil allzu tyrannisch seyn.
Es zeiget jederzeit ein widriges Gesichte,
Es macht des Menschen Lust und Freyheit gantz zunichte,
Und flöst vor süssen Most uns Wermuthtropffen ein;
Es untersteht sich uns die Augen zu verbinden,
Und alle Liebligkeit aus unser Hand zu winden.

Die Ros entblösset nicht vergebens ihre Pracht,
Jeßmin wil nicht umsonst uns in die Augen lachen,
Sie wollen unser Lust sich dienst- und zinsbar machen,
Der ist sein eigen Feind, der sich zu plagen tracht;
Wer vor die Schwanenbrust ihm Dornen wil erwehlen,
Dem muß es an Verstand und reinen Sinnen fehlen.

Was nutzet endlich uns doch Jugend, Krafft und Muth,
Wenn man den Kern der Welt nicht reichlich wil geniessen,
Und dessen Zuckerstrom läst unbeschifft verschliessen,
Die Wollust bleibet doch der Menschen höchstes Gut,
Wer hier zu Segel geht, dem wehet das Gelücke,
Und ist verschwenderisch mit seinem Liebesblicke.

Wer Epicuren nicht vor seinen Lehrer hält,
Der hat den Weltgeschmack und allen Witz verlohren,
Es hat ihr die Natur als Stiefsohn ihn erkohren,
Er muß ein Unmensch seyn und Scheusaal dieser Welt;
Der meisten Lehrer Wahn erreget Zwang und Schmertzen,
Was Epicur gelehrt, das kützelt noch die Hertzen.

Die Tugend.

Die Tugend pflastert uns die rechte Freuden-Bahn,
Sie kan den Nesselstrauch zu Liljen-Blättern machen,
Sie lehrt uns auf dem Eiß und in dem Feuer lachen,
Sie zeiget, wie man auch in Banden herrschen kan,
Sie heisset unsern Geist im Sturme ruhig stehen,
Und wenn die Erde weicht, uns im Gewichte gehen.

Es giebt uns die Natur Gesundheit, Krafft und Muth,
Doch wo die Tugend nicht wil unser Ruder führen,
Da wird man Klippen, Sand und endlich Schiffbruch spüren,
Die Tugend bleibet doch der Menschen höchstes Gut,
Wer ohne Tugend sich zu leben hat vermessen,
Ist einem Schiffer gleich, so den Compaß vergessen.

Gesetze müssen ja der Menschen Richtschnur seyn,
Wer diesen Pharus ihm nicht zeitlich wil erwehlen,
Der wird, wie klug er ist, des Hafens leicht verfehlen;
Und läuffet in den Schlund von vielen Jammer ein,
Wem Lust und Ueppigkeit ist Führerin gewesen,
Der hat vor Leitstern ihm ein Irrlicht auserlesen.

Diß, was man Wollust heist, verführt und liebt uns nicht,
Die Küsse, so sie giebt, die trieffen von Verderben,

ie läst uns durch den Strang der zärtsten Seide sterben,
lan fühlet, wie Zibeth das matte Hertze bricht,
ergifftet Hypocras wil uns die Lippen rühren,
ıd ein ambrirte Luft zu Schimpff und Grabe führen.

Die Tugend drückt uns doch als Mutter an die Brust,
hr Gold und edler Schmuck hält Farb und auch Gewichte,
s leitet ihre Hand uns zu dem grossen Lichte;
o sich die Ewigkeit vermählet mit der Lust.
ie reicht uns eine Kost, so nach dem Himmel schmecket,
ıd giebt uns einen Rock, den nicht die Welt beflecket.

Die Wollust aber ist, als wie ein Unschlit-Licht,
o helle Flammen giebt, doch mit Gestanck vergehet,
er bei dem Epicur und seinem Hauffen stehet,
er lernt, wie diese Waar als dünnes Glas zerbricht;
s kan die Drachenmilch uns nicht Artzney gewehren,
och gelbes Schlangengifft in Labsal sich verkehren.

Die Welt.

Was ist die Welt und ihr berühmtes Gläntzen?
Das ist die Welt und ihre ganze Pracht?
ein schnöder Schein in kurtzgefaßten Gräntzen,
ein schneller Blitz bey schwarzgewölckter Nacht.
ein bundtes Feld, da Kummerdisteln grünen;
ein schön Spital, so voller Kranckheit steckt.
ein Sclavenhaus, da alle Menschen dienen,
ein faules Grab, so Alabaster deckt.
Das ist der Grund, darauf wir Menschen bauen,
ınd was das Fleisch für einen Abgott hält.
komm, Seele, komm, und lerne weiter schauen,
lls sich erstreckt der Circkel dieser Welt.
Streich ab von dir derselben kurtzes Prangen,
alt ihre Lust vor eine schwere Last;
So wirst du leicht in diesen Port gelangen,
Da Ewigkeit und Schönheit sich umfast.

Lust der Welt.

Was ist die Lust der Welt? nichts als ein Fastnachts-Spiel,
So lange Zeit gehofft, in kurtzer Zeit verschwindet,
Da unsre Masquen uns nicht hafften, wie man wil,
Und da der Anschlag nicht den Ausschlag recht empfindet.
Es gehet uns wie dem, der Feuerwercke macht,
Ein Augenblick verzehrt offt eines Jahres Sorgen;
Man schaut, wie unser Fleiß von Kindern wird verlacht,
Der Abend tadelt offt den Mittag und den Morgen.
Wir fluchen offt auf diß, was gestern war gethan,
Und was man heute küßt, muß morgen Eckel heissen,
Die Reimen, die ich itzt geduldig lesen kan,
Die werd ich wohl vielleicht zur Morgenzeit zerreissen.
Wir kennen uns, und diß, was unser ist, offt nicht,
Wir treten unsern Kuß offt selbst mit steiffen Füssen,
Man merckt, wie unser Wunsch ihm selber widerspricht,
Und wie wir Lust und Zeit als Sclaven dienen müssen.
Was ist denn diese Lust und ihre Macht und Pracht?
Ein grosser Wunderball, mit leichtem Wind erfüllet.
Wohl diesem, der sich nur dem Himmel dienstbar macht,
Weil aus dem Erdenkloß nichts als Verwirrung quillet.

Gebrauch der Welt.

Was ist die Welt? ein Ball voll Unbestand,
Da sich verknüpfft Tod, Leben, Bau und Brand,
Da Freud und Leid fast stets beysammen liegen,
Und Ja und Nein einander recht bekriegen.
Hier wird der Thron offt in den Sarg verkehrt,
Der Purpur-Glantz wie leichter Schnee verzehrt.
Und dieses, was viel Tausend bauen müssen,
Hat manchesmahl ein Augenblick zerschmissen.
Hier schauet man, wie vieler Jahre Schluß
In einem Nu verkehret Krafft und Fluß.
Und manches Gut, gewurtzelt durch die Zeiten,
In fremdes Haus und Kiste denckt zu schreiten.
Ein Schiff mit Macht und Flügeln ausgeziert,
So Bantams Schatz und vieler Hoffnung führt,
So heute trotzt Wind, Klippen, Blitz und Wellen,
Das sincket wohl noch heute zu der Höllen.
Deß Zeuges Theil, das Braut und Bräutgam trägt,
Wird wohl vielleicht itzt in den Sarg gelegt.
So ist der Schertz bei Seufftzern angesessen,
Und Rosen stehn nicht selten bey Cypressen.
Wer nun allhier gantz sicher gehen wil
Den runden Bal, das ungewisse Spiel,
Der sey vorhin bemühet und beflissen,
Sich in den Geist vernünfftig einzuschliessen.
Er muß ein Herr der leichten Sinnen seyn,
Das Wesen nicht vermischen durch den Schein,
Und alles diß mit halben Händen fühlen,
Was uns der Witz wil aus der Stirne spielen.
Das Auge muß hier mäßig offen stehn,
Und ohne Raub durch dise Blumen gehn,
Das Ohre muß die Laden wohl verstopffen,
Was uns die Welt wil in das Hertze pfropffen.
Er soll sich nicht vergaffen in der Pracht,
Die ohne Grund den Firnüß scheindar macht,
Soll Ehre, Gut und Schönheit so geniessen,
Als einen Strom, der leichtlich kan verfliessen.
Er dencke nur, daß Armuth, Spott und Leid,
Gleich wie es kommt, auch schwindet mit der Zeit,
Und daß ein Geist, der Tugend in sich heget,
Nicht durch den Reiff der Zeiten wird beweget.
Wer weißlich sich in diesen Schrancken übt,
Den leichten Sinn der Zucht zum Schüler gibt,
Der Ungedult nicht läst zum Hertzen treiben,
Der kan bei Lentz und Winter grüne bleiben.
Der ist allein ein König dieser Welt,
Den keine Brunst an ihren Fesseln hält,
Und dieses sind die rechten freyen Sinnen,
Die sich durch sich vernünfftig zwingen können.
Wer so die Lust und seinen Willen bindt,
Und diesen Feind, sich selber überwindt,
Auf dessen Haupt wird eine Crone schweben,
So noch kein Rom den Helden hat gegeben.

Entwurf der Eitelkeit.

Was ist dieses Rund der Erden,
Als ein Spielplatz voller Schein,
Da wir heute Helden werden,
Morgen kaum ein Schatten seyn.
Da bei Cronen, Thron und Siegen
Fessel, Band und Ketten liegen.

Hier wil Lachen, Lust und Schertzen
Bey den heissen Thränen stehn:
Und die hohen Wunder-Kertzen
Müssen plötzlich untergehn.
Der die Welt vermeint zu schrecken,
Den wil offt kein Grab verdecken.

Wo die grösten Pfeiler waren,
Da liegt itzt ein wenig Grauß,
Bey den Sängern schaut man Bahren,
Bey der Burg ein Todten-Haus,
Bey den Rosen Dorn und Hecken,
Auf dem Purpur schwartze Flecken.

Dieser Platz zeigt viel Gesichte,
Die der Falschheit Masque deckt,
Und bey hellem Tages-Lichte
Wird viel falscher Dunst erweckt:
Schwur und Untreu, Kuß und Wunden,
Sind zusammen hier verbunden.

Nichts wil lang allhier verweilen;
Jugend, Pracht und Herrligkeit
Heist des Himmels Satzung eilen,
Und verstieben vor der Zeit.
Mancher Blume Haupt erbleichet,
Eh es eine Nacht bestreichet.

Die itzt tausend Hertzen binden,
Den itzt jeder Hut sich rührt,
Sind die Blumen, so verschwinden,
Und so bald sind abgeführt.
Mancher grossen Schönheit Beine,
Sind itzt für den Sarg zu kleine.

Der man Hartz und Weyrauch brennet,
Die man auf den Knien ehrt,

Klagelied über das unbeständige Glück.

Worzu hat mich der Himmel doch erkohren?
Bin ich der Sternen Gauckelspiel?
Hab ich denn nun Verstand und Witz verlohren?
Ich weiß nicht, was ich sagen wil;
Doch mein' Ungedult die spricht:
Der ist nicht klug, dem itz und Witz gebricht.

Ich bin ein Ball, den das Verhängnüß schläget;
Des Zufalls Spiel; ein Schertz der Zeit;
Des Kummers Zweck; ein Rohr durch Angst beweget;
Ein Zeughaus voller Angst und Leid.
Meine Seele lieget krank;
Mein Hencker lacht; die Lieb ist Folterbanck.

Das Unglücks-Garn wil mich nun ganz umschliessen,
Mein Leben ist ein langer Tod,
Ich bin ein Brunn, aus welchem Thränen fliessen,
Als nasse Zeugen meiner Noth;
Weil der Jammer dieser Welt
Den Sammelplatz in meinem Hertzen hält.

Der Pfeil, damit Cupido mich getroffen,
Der ist mit Wermuth angesteckt,
Die Venus selbsten heist mich wenig hoffen,
Was nicht nach Gall und Eßig schmeckt.
Ja der klare Sonnenschein
Bemühet sich mir itzt ein Blitz zu seyn.

Das falsche Nichts, Beständigkeit genennet,
Darauf ich manchen Schluß gebaut,
Das hab ich allzulangsam recht erkennet,
Und allzusicher angeschaut.
Hätt' ich doch zuvor bedacht:
Daß Irrthum klug, doch nicht glücklich macht.

Wer aber kan den Schluß des Himmels stöhren?
Wer hebt sein strenges Urtheil auf?
Man muß es nur mit gleichen Ohren hören,
Und ihm vergönnen seinen Lauff;
Die Gedult muß hier allein,
Der Sinnen Trost, der Wunden Pflaster seyn.

Doch wil ich nicht mein Unglück selbst besingen;
Wohl dem, der stille leiden kan.
Ein Sclav' erschrickt, wenn seine Fessel klingen,
Er rührt sie nicht mit Willen an.
Wer sein Unglück recht bedeckt,
Hat offtermals des Kummers Krafft erstreckt.

Mein Weinen sehnt sich nicht nach Weiberzehren;
Denn sie vertrocknen allzubald.
Mein Sinn ist nicht viel Wehmuth zu begehren;
Denn Wehmuth wird zu leichtlich kalt.
Hat mir einer wohl gewolt,
Der sage nur: Er leidet ohne Schuld.

Schertz-Gedanken.

Was wilst du dich im Leben selbst begraben,
Kein sterblich Mensch entlaufft ihm warlich nicht,
Wer der Natur zuwider thut und spricht,
Wird vor die Müh gar schlechten Lobspruch haben;
GOtt schuff uns Fleisch und Blut, darein der Geist sich regt,
Und hat nicht kaltes Eiß in unser Brust gelegt.

Es wird kein Mensch sich recht entmenschen können,
Mensch muß nur Mensch, und Engel Engel seyn,
Der Kiesel wird ja niemals Marmelstein;
Der Tugend-Fluß muß zwischen Dämmen rinnen.
Wer sich der Erd entbricht, und zu den Sternen wil,
Lernt, warum Icarus verbrennt ins Wasser fiel.

Sich in ein Buch, das tod ist, zu verlieben,
Und nach der Schnur der Worte stets zu gehn,
Heist bey Vernunfft nicht deutlich zu verstehn,
Was uns das Rom und Grichenland geschrieben:
Der Keuschheit reine Schein quall ihn aus geiler Hand,
Ihr Wort war voller Schnee, ihr Hertze voller Brand.

Viel schreiben gut, und wissen nicht zu leben,
Ein Artzt verschreibt, und braucht doch selber nicht,
Was Seneca und Arianus spricht,
Hat uns vielleicht ihr Hochmuth übergeben,
Ihr Gold-gestücktes Hertz umhüllte Mesolan,
Und schauten übers Buch die schönsten Weiber an.

Die Lust, als Lust, wird niemals Sünde heissen,
Der Apffel wächst, daß ich ihn essen mag,
Die Rose kommt zum riechen an den Tag,
Wer wil sich selbst zu martern sich befleissen;
Freud und auch Heiligkeit die können Schwestern seyn,
Und Trauersucht bleibt stets verwand der Höllenpein.

Die Wollust.

Die Wollust bleibet doch der Zucker dieser Zeit,
Was kan uns mehr, denn sie, den Lebenslauff versüßen?
Sie lässet trinckbar Gold in unsre Kehle fliessen,
Und öffnet uns den Schatz beperlter Liebligkeit;
In Tuberosen kan sie Schnee und Eiß verkehren,
Und durch das gantze Jahr die Frühlingszeit gewehren.

Es schaut uns die Natur als rechte Kinder an,
Sie schenckt uns ungespart den Reichthum ihrer Brüste,
Sie öffnet einen Saal voll Zimmet-reicher Lüfte,
Wo aus des Menschen Wunsch Erfüllung quellen kan.
Sie legt, als Mutter, uns die Wollust in die Armen,
Und läst durch Lieb und Wein den kalten Geist erwarmen.

Nur das Gesetze wil allzu tyrannisch seyn.
Es zeiget jederzeit ein widriges Gesichte,
Es macht des Menschen Lust und Freyheit gantz zunichte,
Und flöst vor süssen Most uns Wermuthtropffen ein;
Es untersteht sich uns die Augen zu verbinden,
Und alle Liebligkeit aus unser Hand zu winden.

Die Ros entblösset nicht vergebens ihre Pracht,
Jeßmin wil nicht umsonst uns in die Augen lachen,
Sie wollen unser Lust sich dienst- und zinsbar machen,
Der ist sein eigen Feind, der sich zu plagen tracht;
Wer vor die Schwanenbrust ihm Dornen wil erwehlen,
Dem muß es an Verstand und reinen Sinnen fehlen.

Was nutzet endlich uns doch Jugend, Krafft und Muth,
Wenn man den Kern der Welt nicht reichlich wil geniessen,
Und dessen Zuckerstrom läst unbeschifft verschliessen,
Die Wollust bleibet doch der Menschen höchstes Gut,
Wer hier zu Segel geht, dem wehet das Gelücke,
Und ist verschwenderisch mit seinem Liebesblicke.

Wer Epicuren nicht vor seinen Lehrer hält,
Der hat den Weltgeschmack und allen Witz verlohren,
Es hat ihr die Natur als Stiefsohn ihn erkohren,
Er muß ein Unmensch seyn und Scheusaal dieser Welt;
Der meisten Lehrer Wahn erreget Zwang und Schmertzen,
Was Epicur gelehrt, das kützelt noch die Hertzen.

Die Tugend.

Die Tugend pflastert uns die rechte Freuden-Bahn,
Sie kan den Nesselstrauch zu Liljen-Blättern machen,
Sie lehrt uns auf dem Eiß und in dem Feuer lachen,
Sie zeiget, wie man auch in Banden herrschen kan,
Sie heisset unsern Geist im Sturme ruhig stehen,
Und wenn die Erde weicht, uns im Gewichte gehen.

Es giebt uns die Natur Gesundheit, Krafft und Muth,
Doch wo die Tugend nicht wil unser Ruder führen,
Da wird man Klippen, Sand und endlich Schiffbruch spüren,
Die Tugend bleibet doch der Menschen höchstes Gut,
Wer ohne Tugend sich zu leben hat vermessen,
Ist einem Schiffer gleich, so den Compaß vergessen.

Gesetze müssen ja der Menschen Richtschnur seyn,
Wer diesen Pharus ihm nicht zeitlich wil erwehlen,
Der wird, wie klug er ist, des Hafens leicht verfehlen;
Und läuffet in den Schlund von vielen Jammer ein,
Wem Lust und Ueppigkeit ist Führerin gewesen,
Der hat vor Leitstern ihm ein Irrlicht auserlesen.

Diß, was man Wollust heist, verführt und liebt uns nicht,
Die Küsse, so sie giebt, die trieffen von Verderben,

Sie läst uns durch den Strang der zärtsten Seide sterben,
Man fühlet, wie Zibeth das matte Hertze bricht,
Vergiffter Hypocras wil uns die Lippen rühren,
Und ein ambrirte Luft zu Schimpff und Grabe führen.

Die Tugend drückt uns doch als Mutter an die Brust,
Ihr Gold und edler Schmuck hält Farb und auch Gewichte,
Es leitet ihre Hand uns zu dem grossen Lichte;
Wo sich die Ewigkeit vermählet mit der Lust.
Sie reicht uns eine Kost, so nach dem Himmel schmecket,
Und giebt uns einen Rock, den nicht die Welt beflecket.

Die Wollust aber ist, als wie ein Unschlit-Licht,
So helle Flammen giebt, doch mit Gestanck vergehet,
Wer bei dem Epicur und seinem Hauffen stehet,
Der lernt, wie diese Waar als dünnes Glas zerbricht;
Es kan die Drachenmilch uns nicht Artzney gewehren,
Noch gelbes Schlangengifft in Labsal sich verkehren.

Die Welt.

Was ist die Welt und ihr berühmtes Gläntzen?
Was ist die Welt und ihre ganze Pracht?
Ein schnöder Schein in kurtzgefasten Gräntzen,
Ein schneller Blitz bey schwarzgewölckter Nacht.
Ein buntes Feld, da Kummerdisteln grünen;
Ein schön Spital, so voller Kranckheit steckt.
Ein Sclavenhaus, da alle Menschen dienen,
Ein faules Grab, so Alabaster deckt.
Das ist der Grund, darauf wir Menschen bauen,
Und was das Fleisch für einen Abgott hält.
Komm, Seele, komm, und lerne weiter schauen,
Als sich erstreckt der Circkel dieser Welt.
Streich ab von dir derselben kurtzes Prangen,
Halt ihre Lust vor eine schwere Last;
So wirst du leicht in diesen Port gelangen,
Da Ewigkeit und Schönheit sich umfast.

Lust der Welt.

Was ist die Lust der Welt? nichts als ein Fastnachts-Spiel,
So lange Zeit gehofft, in kurtzer Zeit verschwindet,
Da unsre Masquen uns nicht hafften, wie man wil,
Und da der Anschlag nicht den Ausschlag recht empfindet.
Es gehet uns wie dem, der Feuerwercke macht,
Ein Augenblick verzehrt offt eines Jahres Sorgen;
Man schaut, wie unser Fleiß von Kindern wird verlacht,
Der Abend tadelt offt den Mittag und den Morgen.
Wir fluchen offt auf diß, was gestern war gethan,
Und was man heute küßt, muß morgen Eckel heissen,
Die Reimen, die ich itzt geduldig lesen kan,
Die werd ich wohl vielleicht zur Morgenzeit zerreissen.
Wir kennen uns, und diß, was unser ist, offt nicht,
Wir treten unsern Kuß offt selbst mit steiffen Füssen,
Man merckt, wie unser Wunsch ihm selber widerspricht,
Und wie wir Lust und Zeit als Sclaven dienen müssen.
Was ist denn diese Lust und ihre Macht und Pracht?
Ein grosser Wunderball, mit leichtem Wind erfüllet.
Wohl diesem, der sich nur dem Himmel dienstbar macht,
Weil aus dem Erdenkloß nichts als Verwirrung quillet.

Gebrauch der Welt.

Was ist die Welt? ein Ball voll Unbestand,
Da sich verknüpfft Tod, Leben, Bau und Brand,
Da Freud und Leid fast stets beysammen liegen,
Und Ja und Nein einander recht bekriegen.
Hier wird der Thron offt in den Sarg verkehrt,
Der Purpur-Glantz wie leichter Schnee verzehrt.
Und dieses, was viel Tausend bauen müssen,
Hat manchesmahl ein Augenblick zerschmissen.
Hier schauet man, wie vieler Jahre Schluß
In einem Nu verkehret Krafft und Fluß.
Und manches Gut, gewurtzelt durch die Zeiten,
In fremdes Haus und Kiste denckt zu schreiten.
Ein Schiff mit Macht und Flügeln ausgeziert,
So Bantams Schatz und vieler Hoffnung führt,
So heute trotzt Wind, Klippen, Blitz und Wellen,
Das sincket wohl noch heute zu der Höllen.
Deß Zeuges Theil, das Braut und Bräutgam trägt,
Wird wohl vielleicht itzt in den Sarg gelegt.
So ist der Schertz bei Seufftzern angesessen,
Und Rosen stehn nicht selten bey Cypressen.
Wer nun allhier gantz sicher gehen wil
Den runden Bal, das ungewisse Spiel,
Der sey vorhin bemühet und beflissen,
Sich in den Geist vernünfftig einzuschliessen.
Er muß ein Herr der leichten Sinnen seyn,
Das Wesen nicht vermischen durch den Schein,
Und alles diß mit halben Händen fühlen,
Was uns der Witz wil aus der Stirne spielen.
Das Auge muß hier mäßig offen stehn,
Und ohne Raub durch dise Blumen gehn,
Das Ohre muß die Laden wohl verstopffen,
Was uns die Welt wil in das Hertze pfropffen.
Er soll sich nicht vergaffen in der Pracht,
Die ohne Grund den Firnüß scheinbar macht,
Soll Ehre, Gut und Schönheit so geniessen,
Als einen Strom, der leichtlich kan verfliessen.
Er dencke nur, daß Armuth, Spott und Leid,
Gleich wie es kommt, auch schwindet mit der Zeit,
Und daß ein Geist, der Tugend in sich heget,
Nicht durch den Reiff der Zeiten wird beweget.
Wer weißlich sich in diesen Schrancken übt,
Den leichten Sinn der Zucht zum Schüler gibt,
Der Ungedult nicht läst zum Hertzen treiben,
Der kan bei Lentz und Winter grüne bleiben.
Der ist allein ein König dieser Welt,
Den keine Brunst an ihren Fesseln hält,
Und dieses sind die rechten freyen Sinnen,
Die sich durch sich vernünfftig zwingen können.
Wer so die Lust und seinen Willen bindt,
Und diesen Feind, sich selber überwindt,
Auf dessen Haupt wird eine Crone schweben,
So noch kein Rom den Helden hat gegeben.

Entwurf der Eitelkeit.

Was ist dieses Rund der Erden,
Als ein Spielplatz voller Schein,
Da wir heute Helden werden,
Morgen kaum ein Schatten seyn.
Da bei Cronen, Thron und Siegen
Fessel, Band und Ketten liegen.

Hier wil Lachen, Lust und Schertzen
Bey den heissen Thränen stehn:
Und die hohen Wunder-Kertzen
Müssen plötzlich untergehn.
Der die Welt vermeint zu schrecken,
Den wil offt kein Grab verdecken.

Wo die gröbsten Pfeller waren,
Da liegt itzt ein wenig Grauß,
Bey den Sängern schaut man Bahren,
Bey der Burg ein Todten-Haus,
Bey den Rosen Dorn und Hecken,
Auf dem Purpur schwartze Flecken.

Dieser Platz zeigt viel Gesichte,
Die der Falschheit Masque deckt,
Und bey hellem Tages-Lichte
Wird viel falscher Dunst erweckt:
Schwur und Untreu, Kuß und Wunden,
Sind zusammen hier verbunden.

Nichts wil lang allhier verweilen;
Jugend, Pracht und Herrligkeit
Heist des Himmels Satzung eilen,
Und verstieben vor der Zeit.
Mancher Blume Haupt erbleichet,
Eh es eine Nacht bestreichet.

Die itzt tausend Hertzen binden,
Den itzt jeder Hut sich rührt,
Sind die Blumen, so verschwinden,
Und so bald sind abgeführt.
Mancher grossen Schönheit Beine,
Sind itzt für den Sarg zu kleine.

Der man Hartz und Weyrauch brennet,
Die man auf den Knien ehrt,

Die man eine Göttin nennet,
Derer Glantz die Sternen mehrt,
Die nichts denckt, als nur zu wählen,
Muß den Würmen sich vermählen.

Unsre Kindheit liebt die Wiege,
Unsre Jugend Brunst und Wein,
Unsre Mannheit Ehr und Kriege,
Unser Alter Geld und Stein.
Mancher hat in wenig Stunden
Spiel, Beruff und Abschied funden.

Wohl demselben, der im Spielen,
Nicht zu sehr den Spielplatz liebt,
Und zum Himmel weiß zu zielen,
Weil die Welt ihm Blicke giebt.
Der als Fremder auf der Erden,
Oben Bürger denckt zu werden.

Wer so stirbt, ist ungestorben,
Ihn verklärt die Ewigkeit,
Er hat einen Schatz erworben,
Den nicht Zeit und Sturm zerstreut.
Tugend kan den Tod verlachen
Und die beste Grabschrifft machen.

An eine Freundin.

Freundin, laß das Gifft der Zeiten
Und den Irrthum dieser Welt,
Der uns sämmtlich wil bestreiten,
Nicht erlangen Sieg und Feld.
Lerne diesen Firnüß kennen,
Der auf schlechtem Grunde steht,
Den ein Zufall bald kan trennen,
Der bald kommt und bald vergeht.
Führe Geister und Gesichte
Unverdrossen Himmel an,
Richte dich nach diesem Lichte,
So uns ewig leuchten kan.
Ehre den, der Gifft und Schlangen
Auf dem Boden kriechen hieß,
So wird deine Seel erlangen
Das gewünschte Paradies.

Der Tod.

Was ist der Tod der Frommen?
Ein Schlüssel zu dem Leben,
Ein Gräntz-Stein böser Zeit,
Ein Schlaff-Trunck alter Reben,
Ein Fried auf Krieg und Streit.
Ein Führer zu der Sonne,
Ein Steg ins Vaterland,
Ein Auffgang aller Wonne,
Ein Trieb von grosser Hand.
Ein Zunder zu dem Lichte,
Ein Flug in jene Welt,
Ein Paradies-Gerichte,
Ein Schlag, der alles fällt.
Ein Abtritt aller Plagen,
Ein Baum vor alle Noth;
Was soll ich ferner sagen?
Diß alles ist der Tod.

Abriß eines falschen Freundes.

Was ist doch ingemein ein Freund in dieser Welt?
Ein Spiegel, der vergröst und fälschlich schöner machet,
Ein Pfennig, der nicht Strich und nicht Gewichte hält,
Ein Wesen, so aus Zorn und bittrer Galle lachet,
Ein Strauchstern, dessen Glantz uns Schand und Schaden bringt,
Ein Glas, an Tituln gut, und doch mit Gifft erfüllet,
Ein Dolch, der schreckend ist, und uns zum Herzen dringt:
Ein Heilbrunn (wie er heist) aus dem Verderben quillet,
Ein Gold-gestrickter Strang, der uns die Gurgel bricht,
Ein Freund, der ohngefehr das Hertze hat verlohren,
Ein Honigwurm, der stets mit süssem Stachel sticht,
Ein weisses Hennen-Ey, das Drachen hat gebohren,
Ein falscher Crocodil, der weinend uns zerreist,
Ein recht Sirenen-Weib das singend uns ertränket,
Ein Safft, der lieblich reucht, und doch die Haut durchfrist,
Ein Mann, der uns umhalst, wenn seine Hand uns henckt,
Ein Gifftbaum voller Blüth, ein Moloch Musicant,
Ein übergoldte Perl, ein Lock-Aaß zu den Nöthen,
Ein Apffel von Damasc', ein falscher Diamant,
Ein überzuckert Gifft, ein Irrlicht uns zu tödten,
Ein Pfeiffer in dem Garn, ein Spötter unser Pein,
Ein güldner Urthels-Tisch, und eine faule Stütze,
Ein Zeug, der bald verschleust, ein ungegründter Schein,
Dem Teuffel allzusehr, dem Menschen wenig nütze.
Ein mehres läst mir itzt die Ungedult nicht zu;
Mein Leser, fleuch den Krahm von solchen falschen Waaren,
Was dieser Eyfer-Reim erpreßt, das meide du.
Ach hätt ich, was ich schrieb, nicht auch zugleich erfahren.

Abriß eines gemeinen Schulmannes.

Itzt zeucht ein Hencker auf, der ehrlich steupt und hauet,
Ein Bergmann, der allein auf alte Gründe bauet,
Ein Feind von allen dem, so nicht nach Griechen reucht,
Ein Fuchs, der in sein Loch auf recht Lateinisch streucht.
Ein König, wo er lehrt, ein Scheusaal auf den Gassen,
Ein Atlas, der noch mehr als Atlas wil umfassen,
Ein Buhler, der zugleich neun alte Mägde liebt,
Ein Kauffmann, der sein Geld vor alte Lumpen giebt.
Ein Cicero, wenn er auf seinem Neste schwebet,
Ein rechter Tacitus, wenn er bey fremden lebet,
Ein Gärtner, wo der Mensch anstatt der Pfropffer ist,
Ein Reise-Mann, so ihm die Flügel hat erkiest,
Ein Held, wo ABC muß zu Soldaten werden,
Ein Igel, wenn er zürnt, ein Affe von Geberden,
Ein schwartz-gefärbtes Ziel, den Schützen vorgesetzt,
Ein Fechter, der allzeit das Hintertheil verletzt.
Ein lebendiges Buch, besudelt eingebunden,
Ein Bergmann, der sein Geld hat durch die Ruthe funden,
Ein groß Comödiant, der die Personen führt,
Durch die der weite Platz der Erden wird gezihrt.
Er lebet ohne Ruh mit Reimen bei dem Tische,
Paßt eine Sylbe nicht, so macht er ein Gezische,
Verachtet Speiß und Tranck, verstellet Maul und Mund,
Und führet ein Gesicht als ein erzürnter Hund,
Der auf den Jungen liegt. Reist Morpheus ihn darnieder,
So führet ihn der Traum auf seine Tages-Lieder;
Bald schreyt er Barbara; bald muß Celarent her,
Bald rufft er Tytiro; bald läufft er über Meer.
Führt Aristotelen und tausend alte Griechen
Um seine Feder her; bald schmeist er um die Zächen,
Trifft seiner Frauen Mund und dessen Hintertheil,
Der nechst aus Schelmerey ihm einen langen Keil
Durch seinen Sessel schlug. Bald fängt ihm an zu träumen,
Wie er das Ungemach der Schule möcht versäumen,
Greifft auf die Hosen zu und kehrt sich mit der Hand,
Streicht Speichel um den Schlaff, und druckt sein böses Pfand,
Ein alt Vocabel-Buch mit den beschmierten Armen,
In Hoffnung von der Kunst desselben zu erwarmen,
Läufft so bald schnarchende in sein Regierungshaus,
Und trinckt vor böse Lufft ein Glas Gebranntes aus.
Tritt er auf seinen Thron, so muß ihm Cato weichen,
So ist an Tyranney ihm Nero nicht zu gleichen;
Da streicht er, raufft und schlägt, biß seine Stirne schwitzt,
Biß das vertraute Volk auf bösen Leder sitzt,
Und seine Hand beklagt. Drum bleibt er ungeliebet,
Hört, wie das Schulgeschrey ihm böse Namen giebet,
Und schilt ihn öffentlich für einen solchen Mann,
Der andre führen wil, und selbst nicht folgen kan.
Der Schwindel dräuet ihm mit einer Todten-Bahre,
Und frist er sein Gehirn im Grimm von Jahr zu Jahr,
Der Schlag kömmt endlich selbst, löscht seine Lichter aus,
Und schickt ihn unbeweint hin in das Todtenhaus.
Denn kommt das junge Volck, und hilfft ihn selbst verscharren,
Doch wil ihr leichter Fuß beym Grabe nicht verharren,
Aus Furchten: daß er nicht aus seinem Grabe steigt,
Und ihnen wie zuvor die strenge Ruthe zeigt.

Eilhard von Hohberger, s. Minnesinger.

Rudolph von Hohenems, s. Minnesinger.

Burkard von Hohenfels, s. Minnesinger.

Elisabethe Philippine Amalie, Freiin von Hohenhausen,

Tochter des kurhessischen Generals von Ochs, ward am 4. November 1791 zu Kassel geboren, erhielt eine ihrem Stande entsprechende Erziehung und verheirathete sich an den dasigen westphälischen Districtspräfecten Leopold von Hohenhausen, dem sie später als preußischem Regierungsrathe nach Minden folgte, wo sie gegenwärtig noch lebt. Ein trauriges Geschick entriß ihr ihren einzigen hoffnungsvollen Sohn in der Blüthe seiner Jahre.

Sie machte ihren Namen literarisch bekannt durch:

Frühlingsblumen. Münster 1817 in 8.

Minden und seine Umgebungen. Minden 1819.

Natur, Kunst und Leben. Altona 1820 in 8.

Lord Byron's Korsar, übersetzt. Ebendas. 1820.

W. Scott's Ivanhoe. Zwickau 1822, 4 Thle.

W. Scott's Kenilworth. Ebendas. 1822, 4 Bde.

Poggezana. Romantisch-historische Erzählung aus dem 14ten Jahrhundert. Danzig 1825 in 8.

Novellen. Braunschweig 1828 u. 1829, 3 Bdchn. in 8. Mit 1 Titelkupfer.

Carl von Hohenhausen. Untergang eines Jünglings von achtzehn Jahren. Zur Beherzigung für Eltern, Erzieher, Vormünder und Aerzte (in Gemeinschaft mit ihrem Gatten). Braunschweig 1837.

Innige, ungeheuchelte Frömmigkeit, anmuthige Darstellung, Correctheit und eine blühende, wohllautende Sprache, verleihen den Schriften dieser, durch Geist wie Gemüth gleich sehr ausgezeichneten Frau, welche sich nach den besten Mustern zu bilden strebte, einen bleibenden Werth.

Christoph Christian Hohlfeld.

Von seinem Leben ist nur bekannt, daß er am 3. August 1776 zu Dresden geboren wurde, nach vollendeten Studien in seiner Vaterstadt als Rechtsconsulent auftrat und 1819 Armenadvocat bei dem dasigen Appellationsgerichte wurde.

Er gab heraus:

Urania die Jüngere, zu Befestigung des Glaubens an Gott und Unsterblichkeit. Dresden, 1810, 8. Neue Ausg. Meißen, 1815. Mit F. K. Menke.

Die jungen Herren. Dresden 1811. Neue Ausgabe. Meißen 1815.

Der Mensch, von A. Pope, metrisch bearbeitet. Dresden 1822.

Harfenklänge. Ebendas. 1829. 1830, 2 Thle. in gr. 8.

Neuere lyrische Gedichte. Ebendas. 1830.

Beiträge zu Zeitschriften u. s. w. —

Ein gewandter und talentvoller Lyriker, dessen Streben für das Schöne und Edle, verbunden mit guter Bildung und Anspruchslosigkeit, ehrende Anerkennung um so mehr verdient, als sich viele seiner Poesieen durch außerordentliche Zartheit und Innigkeit höchst rühmlich auszeichnen.

Franz Ignatz von Holbein,

ward 1779 zu Zizzersdorf bei Wien geboren und zuerst in Lemberg bei der Lotteriedirection angestellt, ging gegen den Willen der Seinigen unter dem Namen Fontano als Schauspieler in die Welt und trat in Schlesien und später 1798 in Berlin als solcher und als Sprach- und Musiklehrer auf. Das Mißfallen des Publikums an einer östreichischen Mundart entfernte ihn wieder von der Bühne, er lernte in Glogau die Gräfin Lichtenau kennen, ließ sich, um sich mit ihr ehelich zu verbinden zu können und gewann, obwohl diese Ehe wieder getrennt wurde, dadurch Gelegenheit, sein mimisches Talent auszubilden. Er übernahm dann die Stelle eines Theaterdichters zu Wien, betrat als Sänger und Schauspieler wieder die Bühne in Regensburg, leitete kurz nacheinander die Bühnen zu Würzburg, Bamberg, Hannover und Prag und kehrte von hier als Theaterdirector nach Hannover zurück, wo er gegenwärtig noch wirkt.

Er schrieb:

Theater. Rudolstadt 1811. 1812. 2 Thle in gr. 8.

Neuestes Theater. Pesth 1820—1823, 5 St. in 8.

Dilettantenbühne für 1826. Wien 1826 in gr. 12.

Einzeln:

Apologie der Gräfin Lichtenau. Leipzig 1807, 2 Bde. in 8.

Mirina, Königin der Amazonen, dramatisches Gedicht. Wien 1807 in 8.

Das Turnir zu Kronstein. Pesth 1820 in 8. 2 Aufl. Ebend. 1835.

Kätchen von Heilbronn. Ebend. 1821 in gr. 8. 2. Aufl. Ebendas. 1833.

Liebe kann Alles. Ebend. 1822 in gr. 8.

Der Wunderschrank. Ebend. 1823 in gr. 8.

Die Waffenbrüder. Ebend. 1824 in gr. 8.

Außerdem Mehreres in Almanachen (z. B. der Wittwer und

die Wittwe in Kotzebue's Almanach. Hamburg 1827 — 1832, 20ster Jahrgang) u. s. w.

Holbein's vorzüglichstes Verdienst beruht auf seiner genauen Kenntniß der Bühne und dessen, was hier von glücklicher Wirkung ist. Die Mehrzahl seiner dramatischen Arbeiten ist nur Um- oder Nachbildung älterer Werke dieser Art, verdient aber als solche alles Lob, da sie vollkommen den beabsichtigten Zweck erreicht. — H. hat durch gewandte und feine Behandlung Dramen bühnengerecht gemacht und auf dem Repertoire erhalten, welche sonst entweder gar nicht hätten dargestellt werden können oder nur eine ephemere Existenz würden gehabt haben. — Seine eigenen dramatischen Leistungen zeichnen sich durch lebhaften und witzigen Dialog und glücklich erfundene Situationen aus; schwächer ist ihr Verfasser dagegen in der Entwickelung und Schilderung der Charaktere.

Karl Eduard von Holtei

ward am 24. Januar 1797 zu Breslau geboren, studirte daselbst schöne Wissenschaften, mit besonderem Eifer aber Mimik, wurde dann zu Breslau, später zu Berlin Schauspieldichter und Schauspieler und nahm 1830 die Stelle eines Vorlesers der Großherzogin von Hessen und Regisseur's des darmstädter Hoftheaters an. Er begab sich darauf wieder nach Berlin, machte von hier aus mehrere Kunstreisen und ging dann als Theaterdirector nach Riga.

Er gab heraus:

Die Farben. Berlin 1819.

Blumen auf das Grab der Schauspielerin Luise von Holtei. Mit Portrait. Berlin 1821 in 8.

Jahrbuch deutscher Nach- und Bühnenspiele. Berlin 1822 u. ff.

Erinnerungen. Breslau 1823 in 8.

Festspiele. Ebendas. 1823 in gr. 12.

Wider das Theater. Ebendas. 1823 in 8.

Die deutsche Sängerin in Paris. Berlin 1826 in 8.

Brieftasche des Oberniger Boten. Breslau 1826 in 8.

Die Berliner in Wien und die Wiener in Berlin. Berlin 1826.

Gedichte. Berlin 1827 in 8.

Monatliche Beiträge zur Geschichte dramatischer Kunst und Literatur. Berlin 1827. 1828, 2 Bde.

Farben, Sterne, Blumen. Berlin 1828 in gr. 12.

Lenore. Berlin 1829 in 8.

Schlesische Gedichte. Berlin 1830 in gr. 8. mit beigedruckten Melodien.

Heil dem Könige. Berlin 1831 in 16.

Ida. Berlin 1832 in 8.

Beiträge für's Königsstädter Theater. Wiesbaden 1832, 2 Bde. in 8. mit Musikbeilage zum alten Feldherrn.

Erzählungen. Braunschweig 1833 in 8. 1. Bdchen.

Deutsche Lieder. Schleusingen 1834 in 16.

Der Debutant. Berlin 1834 in 8.

Der Gärtner. Breslau 1835 in 12.

Außerdem mehrere Arbeiten in dem Jahrbuche der deutschen Bühnenspiele und andern Zeitschriften.

H. besitzt außerordentliche Gewandtheit und Biegsamkeit des Talents, er producirt mit großer Leichtigkeit, und hat sich daher in den verschiedensten Gattungen der Poesie mit Erfolg versucht. Am glücklichsten ist er jedoch im dramatischen Fache, namentlich im bürgerlichen Drama und im Liederspiel gewesen. Hier verbindet er, Wärme und Innigkeit des Gefühls mit guter Erfindung, treffender Charakterzeichnung und Lebhaftigkeit des Dialogs, stets von feinem Geschmack geleitet. Als lyrischer Dichter zeichnet er sich durch Herzlichkeit, Anmuth und Wohllaut auf eine höchst vortheilhafte Weise aus. — Zu bedauern ist, daß seine Lebensverhältnisse ihm nicht jene Ruhe vergönnten, welche unabläßlich zur Vollendung eines wahren Kunstwerkes gehört, Holtei würde sonst statt genialer Entwürfe und rasch ausgeführter geistreicher Skizzen, bei den ihm eigenthümlichen Anlagen Arbeiten geliefert haben, die auf dauernden Ruhm Anspruch machen dürfen.

Der ewige Jude*).

Immer einmal in der Woche versammelte sich des Abends um sieben Uhr eine geistreiche Gesellschaft von Männern und Frauen bei einem Kunstfreunde in Leipzig zu traulichem Kränzchenverein, um sich durch Mittheilung ihrer neuesten poetischen Bestrebungen zu ergötzen. Salomo, ein Mitglied dieser Gesellschaft, begegnete eines Abends an der Thüre des Versammlungshauses einem Manne mit Büchern unter'm Arme, der in Sich murmelte und, wie es Salomo schien, auf jemand schimpfte. Der Anzug des Mannes kam ihm seltsam vor, das Gesicht konnte er in der Dunkelheit nicht erkennen. Als er in die Stube trat, fand er die Gesellschaft schon ziemlich vollzählig und in lautem Gelächter: man kam ihm jubelnd entgegen, und einige hübsche Mädchen sagten ihm, es wäre eben ein Mann hier gewesen, der ihnen Bücher angeboten hätte, wie die Bauerleute sie ehedem auf dem Markte kauften, alle gedruckt in diesen Jahre, mit schrecklichen Holzschnitten, als da sind: Eulenspiegel, Schildbürger, Octavian, Finkenritter und mehr solch feines Zeug. Wir haben alle etwas genommen, um dem armen Teufel ein paar Groschen zuzuwenden. — Salomo schwieg ein Weilchen, dann begann er, es thut mir leid, daß sie diese Gattung von Büchern so kurz und verächtlich abfertigen, denn jetzt werd' ich es wohl kaum wagen dürfen, heute, obschon die Reihe an mir, vorzulesen, weil ich ein Gedicht mitgebracht habe, das durch die Lecture eines solchen Volksbuches entstanden ist. O deshalb, riefen die Mädchen, müssen sie es nicht aufgeben; ihre Gedichte sind immer sehr hübsch, und sie lesen auch sehr schön vor. Wie heißt es denn? Es heißt, sprach Salomo: der immer in der Welt herumwandernde Jude. Den hab' ich gekauft, rief Elise, eine junge schöne Witwe, der Jude ist roth abgebildet, und sieht gar abscheulich aus; lesen sie nur vor, wir wollen dann vergleichen. — Alle setzten sich. Eine kluge Hofräthin sagte noch eh' er anfing: Schlegel und Schubart haben die Idee schon für das Gedicht benutzt. Salomo antwortete: ich weiß es und muß bitten, jene Gedichte zu vergessen, wenn sie das meinige hören. Wie bescheiden! stöhnte die ganze Gesellschaft, und Salomo begann zu lesen:

Der ewige Jude.

Dort blicken Feuer her,
Dort stehen Hütten!
Tragt mich bis dahin müde Füße.
Laßt mich gehen rasender Sturm!
Was stürzest du mir Felsen in den Weg,
Was hab' ich dir Leides gethan?
Warst du ein Mensch?
Trugst du ein Kreutz?
Rase nicht Sturm, deiner,
Deiner hab' ich nicht gespottet!
Oder wär'st du nicht Herr über dich und dein Wüthen?
Oder jagte dich der da, der mir die Blitze
In's Antlitz schleudert,
Die rothen Blitze?
Sie treffen,
Aber sie tödten mich nicht.
Tödte du mich!
Sei mitleidig rasender Sturm,

*) Aus H's „Erinnerungen." 1. Band.

Wirf mich tief hinab
In die spitzen Felsen! —
Und was bedarf ich dein?
Selbst kann ich's thun:
Hinab Lebensmüder!
Hier hindert nichts, du findest Tod.

Köhler. Halt Landsmann nicht weiter!
Dort unten ist's tief.
Seid ihr trunken oder von Sinnen,
Was wollt ihr da unten?

Jude. Sterben! laß mich!

Köhler. Nicht doch! sagt mir warum?

Jude. Weil ich nicht leben mag!
Laß mich hinab,
Oder ich zerre dich mit in den Grund!

Köhler. Noch steh' ich fest.
Mit mir zur Hütte! —
Prr — das blitzt!
Ihr seid wohl gar ein Jude?
Ja wirklich!
Wenn's noch einmal blitzt,
Will ich den Pfad finden zur Hütte.
Wir gehn hinab.
Warum wolltet ihr sterben?

Jude. Weil ich ein Elender bin.

Köhler. Hofft auf Gott!
Nun, was erschreckt ihr?

Jude. Es blitzte.

Köhler. Wird's noch oftmals thun.
Kommt mit mir, betet im Gehen.

Jude. Ja wenn ich beten könnte!!

Köhler. Ihr könnt nicht beten?
Beten die Juden nicht?

Jude. Wohl beten sie.

Köhler. Und warum ihr denn nicht?
Habt ihr's beim Handel verlernt?

Jude. Ich handle nicht.

Köhler. Wovon lebt ihr?

Jude. Ich lebe so eben vom Leben,
Und der Tod thut mir nichts.

Köhler. Ihr seid ein schauriger Gast. —
Da ist die Hütte!
Frau mach' auf,
Hier ein Fremder!

Frau. Der ist krank und bleich,
Nein ich behalt' ihn nicht

Jude. Laßt mich hier!
Um euch nur bitt' ich!

Frau. Was soll das heißen?

Jude. Merkt euch die Lehre:
Niemand stoße von dir
Wenn er dich bittet,
Denn was du ihm thust,
Hast du dir selbst gethan;
Wenn du ihn kränkest,
Kränk'st du dich selbst;
Wenn du ihn schmähest,
Schmäh'st du dich selbst;
Wenn du ihn tödtest,
Tödtest du dich. — — —
Einst war ein Jude,
Der stand an seinem Hause,
Und als der Gottmensch
Zum Tode ging,
Schlug ihm verhöhnend der Jude,
Eine Bitte ab,
Eine rührende Bitte; dann — —
O laßt mich hier!?

Frau. Geht hinein! dort ist ein Lager
— — Wie er sich hinwirft!
Ha er schläft schon.

Köhler. Unruhig sein Schlaf:
Er stöhnt, er träumt,
Komm! —

Frau. Sieh' nur, wie schwer athmet
Der Arme!
Sieh die Lampe her:
Wie greise sein Bart,
Wie hohl seine Augen,
Wie braun seine Haut,
Einem Todtengerippe gleich,
Lang die Gestalt,
Er murmelt dumpfe Töne,
Sieh' nur, höre nur — —
Herr Gott im Himmel !!
Das ist der ewige Jude.

Köhler. Ich glaube, er ist es!
Komm' Frau! Er ruhe!
Er ruht zu neuen Qualen
Der Arme!
Gerecht ist Gottes Gericht,
Aber streng' ist es ihm.
Laß' die Thüre offen,
Daß er morgen entfliehe
Unbemerkt.
Geweiht sei die Stätte,
Wo er lag
Brünstiger Andacht.
Armer Wanderer !auch dir
Schlägt der Erlösung Stunde:
Das Weltgericht ist deine Morgenröthe,
Wenn sie anbricht
Stehst du gereinigt da,
Ein Engel am ewigen Kreuze!
Komm' Frau, laß' ihn liegen!

Frau. Gute Nacht, gute Nacht!

Salomo, der das Gedicht fast auswendig wußte, hatte bald im Anfange das Blatt bei Seite gelegt, und den Schluß recht lebendig dramatisch vorgetragen. So war es ihm gelungen, durch ein starres Hinweisen auf einen Fleck, begleitet von einem dumpfen grauenhaften Tone, die Hörer zur gespanntesten Aufmerksamkeit zu bringen, und ihnen dann durch den unerwartet gellenden Ausruf: Herr Gott, es ist ꝛc., einen tiefen Schreck zu verursachen. Die Damen hätten ihm gern gezürnt, wenn er sie nicht durch die zart gesprochenen Schlußzeilen versöhnt hätte. Nachdem er geendet, war eine lange Pause. — Die kluge Hofräthin nahm zuerst wieder das Wort: wie doch die Phantasie wirksam ist; wer Herrn Salomo jetzt in seiner Begeisterung gesehen, der könnte glauben, er sei nicht abgeneigt, solch abgeschmacktes Mährchen für wahr zu halten. Allerdings, sagte Salomo, die Phantasie ist mächtig, grade bei mir sehr mächtig, und ich muß wirklich um Verzeihung bitten, wenn ich jetzt, vom Feuer fortgerissen, die nöthige Besonnenheit aus der Acht gelassen habe. Werden sie es wohl wahrscheinlich finden können, daß mich Erzählungen von Geistererscheinungen und Gespenstern, die nicht halb so tief und bedeutend gedacht sind, als dieser Jude, in Furcht und Angst setzen können? daß ich oft, ohne die mindeste Veranlassung, nicht nur bei Nacht, sondern selbst am Tage zusammenschrecke und wie gescheucht davonlaufe? Gleichwohl ist mir noch nichts Furchtbares oder Furchterregendes begegnet. —

Ja, fuhr die schöne Elise auf, so geht mir's; wenn ich im Finstern allein bin, schließ' ich die Augen immer fest zu, um nichts zu sehen. Mir ist jetzt ordentlich das Buch mit dem Judenbilde zur Last; es kommt mir vor, als ob der Alte seine Augen nach mir bewegte. Wer will es? Wenn sich Niemand meldet, werf' ich es zum Fenster hinaus. O, ehe sie das thun, meine Schöne, bitt' ich sie, es mir zu geben, es fehlt ohnedieß noch in meiner Sammlung, sagte Salomo. Die schöne Elise gab es ihm von Herzen gern, und drückte ihm zugleich die Hand. Hier lieber Salomo, sagte sie leise und unbemerkt, denn die Gesellschaft hatte sich schon erhoben und tobte bunt durcheinander, um bald Thee zu trinken, nehmen sie; ich wollte, ich könnte ihnen was Besseres geben, nicht, was mir zuwider, sondern was mir irgend theuer ist. Ich wollte auch, ich könnte sie anders nennen, als Salomo, der Name klingt mir nicht recht, aber ich weiß ihren Taufnamen nicht. Liebe Elise, antwortete Salomo, ich ärgere mich oft genug über den Namen, aber ich kann mir doch keinen andern geben; mit dem Vornamen heiß' ich Rafael! Der gefällt mir schon besser, meinte die Kleine. — Er ist wohl recht hübsch, fuhr Rafael Salomo fort, er ist mir aber auch nicht recht, ich kann eben so wenig dem einen als dem andern Ehre machen, und berühmte Namen sind so schlimm als berühmte Väter; für das Buch dank' ich ihnen von Herzen. — Besuchen sie mich doch einmal, lieber Rafael, rief ihm Elise zu, eh' sie zum Thee gingen. —

Der Student Rafael hatte ausstudirt, und hieß unter seinen Bekannten nur deshalb noch immer Student, weil er eben noch nichts anders war. Aber er wollte recht bald etwas anders werden, und zwar ein Pastor. Er hatte schon einige Probepredigten gehalten, die sehr gut ausgefallen waren, und er stand auch nahe daran, eine Pfarre zu bekommen.

Beim Zuhausegehen aus der Gesellschaft fiel ihm ein, daß Elise ihn gebeten habe, sie zu besuchen, und er dachte, das kann ich ja thun; sie gefiel ihm gar sehr gut. Zwar brummte er vor sich hin: ein luther'scher Geistlicher und eine katholische

Christin — Elise ist katholisch — und dann schlug er sich wieder auf den Mund und rief: ich Narr, wer redet denn vom Heirathen, ich soll sie ja nur besuchen — ! In seiner Stube, die sehr klein war, daß kaum einer darin hausen konnte (er mochte keine große Stube, weil sie zu viel gekostet und auch, weil er sich darin gefürchtet hätte), nahm er ihr Geschenk heraus und dachte: es ist doch unrecht, daß ich nicht wenigstens ihren Namen habe mit Bleistift darauf schreiben lassen, und daß ich's von ihr bekommen habe; hier längs dem Bilde hätt' es grade Platz. — Was doch das für ein seltsames Bild ist! Hm! Ich möchte wissen, Elise sagte, es bewege sich, und mir kommt's auch so vor, es kriegt Farbe. — Wie die Augen funkeln, nun sieht es mich an, es erhebt seinen Wanderstab, — um Gotteswillen, mich überfällt ein Grauen (das letzte sprach er schon), ach Frau Wirthin, Frau Wirthin, wachen sie denn noch? Und damit schlug er an seiner Wirthin Stubenthür: ich bitte sie um alles in der Welt, Frau Mehlin, stehen sie auf! Was ist ihnen denn, lieber Herr Salomo, flüsterte die junge Frau, sind sie krank, soll ich ihnen Thee kochen, ich werde gleich 'rum kommen! Aber schreien sie nur nicht, mein Mann schläft. Salomo, welcher die hübsche freundliche Frau Mehlin lieber im Rücken als im Gesicht hatte, gerieth nun in eine neue Furcht, denn er sah sie schon im Nachtkleide vor sich, und als ein ernster Theologe wollt' er solchen Anblick sich nicht zumuthen; deshalb, (wenn er vorhin gerufen hatte, so brüllte er nun:) o Frau Mehlin, wenn ihr Mann hier ist, so schicken sie mir den, ich dachte nicht, daß er gerade heute zurückgekommen sein würde, schicken sie mir ihren Mann! hören sie: ihren Mann! Ich komme schon, sprach eine fremde Stimme. Rafael kannte den Mann noch gar nicht, denn als er vor Kurzem einzog, fragte er nicht nach ihm, und hörte erst später, er sei in Geschäften verreis't, müsse aber bald zurückkommen. Nun war er da, und das war ihm sehr lieb, denn erstens kam nun die Frau Mehlin nicht im Nachtkleide zu ihm, und zweitens schien ihm ein Mann eine bessere Hülfe gegen die Anfechtungen des Spuckes, als eine Frau. — Mir kömmt's vor, lieber Herr Mehl, — ich wünsche ihnen guten Abend — ich habe sie schon gesehen, und wenn ich nicht irre, so sind sie derselbe, der mir heute in der Dunkelstunde auf der Petersstraße an einer Hausthüre begegnete? Nicht wahr? —

Kann sein; aber warum schreien sie denn so lästerlich in der Nacht, Herr Student? sind sie krank?

Nein das nicht, Herr Mehl ich schäme mich gewissermaßen, es ihnen zu gestehen, ich fürchtete mich.

Sind Mäuse hier oder Ratzen?

Nein. Hier, ich habe heute ein Buch zum Geschenk erhalten, wo ein Bild drauf ist, welches mir wie ein Gespenst vorkommt.

Zeigen sie doch her: ei das Buch ist ja von mir? Noch weiß ich, ein hübsches junges Weibchen kauft' es mir ab.

So sind sie, bester Herr Mehl, der Bücher- und Bilderhändler, der mir Abends auf der Petersstraße begegnete?

Ja der bin ich, Herr Salomo, und ich habe sie gleich erkannt; was das Bild anlangt, so dürfen sie keine Bange haben, es ist ein stilles frommes Bild, in Holz geschnitten, und regt sich nicht.

Ich habe aber doch gesehen — — —

Das ist ihnen nur so vorgekommen; in ihnen geht etwas vor, und bewegt sich sehr, aber das Bild ist unbeweglich. Kennen sie den Mann, den es vorstellt?

Ich? kennen? den Juden? schrie Salomo, Herr Mehl, ich glaube, sie wollen mich aufs neue fürchten machen? sie reden ja als ob er wirklich lebte.

Das thut er auch, entgegnete Mehl sehr ruhig, und ich kenne ihn; wenn sie wollen, können sie ihn auch zu Gesichte kriegen, und ihn sprechen hören; er redet mit ihnen in allen Sprachen, alten und neuen, die sie verstehen. Für jetzt gute Nacht; das Bild wird ruhig sein, wenn sie ruhig sind. —

Er ging wieder. — Salomo konnte gar nicht einschlafen, endlich, gegen Morgen versank er in schwere Träume, und da schien es ihm, der gespenstische Jude führte ihn zu Elisen. Daß der helle Morgen, nachdem er ihn geweckt hatte, ihn wirklich zu Elisen führte, ist natürlich.

Sie nahm ihn herzlich auf, und ihre liebenswürdige Vertraulichkeit scheuchte die angstvollen Bilder der halbdurchwachten Nacht aus Rafaels Seele. Dennoch zog er an demselben Tage bei Mehl's aus, und zwar in Elisens Nähe. Diese wurde immer freundlicher gegen ihn, und eh' er sich's versah, war der arme Student der erklärte Bräutigam der reichen jungen Schönen. Jetzt meldete sich auch eine Pfarre, zwar nicht sehr einträglich, doch in einer himmlischen Gegend, unfern der Elbe, und Salomo war innigst froh, als Elise mit ihm darin übereinstimmte, daß in solchen Bergen ein Geistlicher mit seiner Frau ein herrliches getreues Leben führen könne. Die Trauung sollte verschoben werden, bis der liebende Bräutigam, der in Elisens Armen oftmals gar nicht wußte, wie ihm geschah, die Zusicherung der gewünschten Stelle habe. Dann wollten sie in Leipzig die Hochzeit feiern, und so als ein neues Ehepaar in Friedfeld ihren Einzug, Salomo die Antrittspredigt halten. Dieser ging alles ein, was Elise wünschte, und machte nur die Bedingung, daß sie protestantisch getraut würden. — Theils um noch einmal geprüft zu werden, theils um die gewünschte Pfarrstelle, sich sicher zuerkennen zu lassen, mußte er noch vorher nach Dresden reisen, und kam am ersten October spät Abends im kleinen Rauchhause an. Ohnweit Leipzig geboren, nach dem Tode seiner Eltern dort erzogen, war er noch in seinem Leben nicht weiter, als in's Rosenthal gekommen, mithin zum erstenmal in einer andern großen Stadt; nun vollends in Dresden! Der Kopf wurde ihm wirre, wenn er daran dachte, daß er in Dresden war. Doch hatte er sich vorgenommen, diesmal nichts zu betreiben, als seine Geschäfte, und den Anblick aller Kunstschätze bis auf eine spätere Zeit zu versparen, wo er mit Elisen, die dann schon seine Frau wäre, alles vereint anzustaunen gedachte. — Es war wohl sehr weise von ihm, die ewigen Meisterwerke durch pöbelhaft rohes Angaffen nicht zu entweihen, bis die Zeit es ihm vergönnte, sie würdig zu befriedigen! Unten im Speisezimmer des kleinen Rauchhauses, war noch alles voll von Studenten, die, den schönen Herbst fröhlich durchwandernd, in Dresden Halt gemacht hatten, und er hätte gern das Handwerk gegrüßt. — Doch dachte er, wer weiß, zu welcher Meinung sie sich bekennen, du willst lieber hinauf geh'n! Der Kellner wies ihm sein Stübchen an. Ein Gast vor ihm, wahrscheinlich von der Langeweile bei argem Regenwetter sehr geplagt, hatte die schwankenden Umrisse zufälliger Figuren, an der röthlich marmorirten Wand, mit der Feder, sich'rer aber auch phantastischer angedeutet, und so eine wahre Zauberwelt an die Mauer gehaucht, die nur eines Beschauers wie Salomo bedurfte, um Leben zu bekommen.

Ob ihn nun die Einbildung täuschte, oder ob der Maler wirklich den Holzschnitt des ewigen Judenbildes im Sinne gehabt hatte, wer weiß es? — Kurz Salomo erkannte über all seinen Ahasverus. Um ihm vollends alle Ruhe zu rauben, mußte, nachdem er sich auf's Lager geworfen und sein Licht gelöscht hatte, der Mond die geisterkühlen Blicke ins Zimmer werfen, und so schlief der arme Kandidat unter den seltsamsten Empfindungen ein. Aber im Schlafe noch hielt er Verkehr mit seinen Erscheinungen, und trieb es so lange, bis er den gefürchteten und ersehnten Juden wirklich wie aus den verschiedenen Gesichten und Bilderrn, die alle lebend aus ihren Konturen zu treten und sich in einem zu vereinigen schienen, zusammengestellt vor seinem Bette sah. — Er fühlte, daß er wachte: zitternd und zagend flüsterte er unter seine Decke hinunter, — alle gute Geister! — und erholte sich da um ein Kleines, als der unerwartete Gast mit heis'rer aber sanfter Menschenstimme ihm nachsprach: loben ihren Meister!

Wer bist du, lieber Mann? ich fürchte mich! — Folge mir nur, sprach der Jude, ich will dich führen, unten an der Hausthüre will ich auf dich warten. Er verließ das Zimmer. — Rafael in seiner Todtesangst zog sich schneller an, denn je mals, und rannte vor lauter Furcht kühn dem Juden nach. Indem er über die Treppen schwebte, dachte er: wunderlich, daß der Mensch dem Bilde so ähnlich sieht, Herr Mehl mag doch Recht haben. — Unten lärmten die Studenten noch, der Jude wartete an der Thüre. Wohin führen sie mich denn, sagte ganz bescheiden der Erschreckte, als Ahasverus sehr geschwind durch die Scheffelgasse über den Altmarkt mit ihm ging, und sie haben keinen Hut? — In die Kirche, mein Sohn! — In die Kirche, jetzt um die Mitternacht? Nichts Mitternacht, es schlägt bald Eins, ich bin kein Gespenst Salomo. An der Ecke des Altmarkts sah Salomo ein wunderlich kleines graues Männchen in ein Eckhaus schlüpfen, wahrscheinlich durch das Schlüsselloch, denn die Thüre wurde nicht geöffnet. — Haben sie das gesehen? — Ja, Rafael Salomo, es war der Phantasus, er geht in dieser Gestalt zu seinem Meister, drinnen aber verwandelt er sich nach dessen Willen. Du kennst ihn doch? — Rafael begriff nicht, was der Jude wollte? Nun kamen sie an die Kirchthüre, wo sie den Nachtwächter schon fanden, der ihnen aufschloß, und sprach: sie haben die höchste Zeit, Meister Hebver, es wird eben Eins schlagen und auch bald angehn, und hier haben sie ihre Lichter. — Die Kirche war spärlich erleuchtet, in den Betstühlen knieten alte Leute, jedes hatte ein Lichtchen vor sich, die meisten lasen in dem alten Burg'schen Gesangbuche. Ahasverus zündete sein Lichtchen an, gab auch dem jungen Freunde eins, den alle Alten ganz verwundert anblickten, wo er denn herkäme? — Auf dem Orgelchore war eine Gesellschaft ehrwürdiger Männer in schwarzen Kleidern und schönen langen Perücken versammelt, die sich rüsteten, ein Lied zu beginnen. — Kennst du sie wohl, Salomo? Da sind: Paul Flemming Georg Neumark, M. Gerber, Caspar Ne-

mann, Joh. Herrmann, Andreas und Christian Gryphius, Hofmann Neumeister, Martin Opitz, Johann v. Aßig, Neumark, Burchard Waldis, Simon Dach, Joh. Rist, Rodigast, Martin Rinkart, Heinrich Alberti, Paul Gerhard, und viele solche Selige. — Aber der, welcher hoch oben den Stab in der Rechten das Ganze leitet, dessen Antlitz Geist und Liebe athmet, der Hohe, Sanfte, wer ist dieser, mein Ahasverus? — Das ist Benjamin Schmolke, lieber Kandidat! — Die Musik fing an: es war das himmlische Lied, O Haupt voll Blut und Wunden. Paul Gerhard nickte hinauf zu Benjamin Schmolke, und zeigte ihm an, wie er den Takt wollte. Rafael Salomo, als er hörte, daß die Versammelten in den Betstühlen einstimmten, erhub seine Stimme ebenfalls zu andächtigem Gesange, aber weil er das Lied nur nach der neuen verstümmelten Bearbeitung auswendig wußte, sang er es auch so. Da legte Ahasverus die Hand auf seinen Mund, und sprach: laß, laß, Lieber, du betrübst mir meine Freunde. Salomo schwieg, und hörte weinend zu — Ein schöner alter eisgrauer Mann, dessen Gesicht eines Jünglings schien, wandelte leicht die Gänge auf und ab; Rafael blickte ihm innig nach, ihm war es, als müßte er ihn zu benennen, und könnte nur die Buchstaben nicht finden. Ahasverus bemerkte es, und sagte: es ist Novalis, die Sehnsucht treibt ihn hierher! — Als nun jeder sein Licht löschte, rechten auch Ahasverus und sein junger Freund die ihrigen an, und gingen zurück nach dem kleinen Rauchhause, wo nun alles still war. Der Jude versprach, ihn in der nächsten Nacht wieder abzuholen, und ging. — Salomo schlief bald ein; aber als der Kellner, der ihm das Frühstück brachte, früh um 8 Uhr an die festverschlossene Thüre klopfte, als Rafael die Figuren an der Wand, so bunt phantastisch sie auch waren, mit einem Holzschnitt in gar keine Verbindung zu bringen vermochte, da sah er wohl ein, daß er lebhaft — geträumt hatte. Aber es war ein schöner bedeutungsvoller Traum, besonders für einen Theologen, sagte er zum Kellner. — Und nun ging er gar thätig an seine Geschäfte, wurde kalt empfangen und freundlich entlassen. Das war ihm eben recht. — Des Nachmittags suchte er einen Bekannten auf der früher in Jena studirt, Salomo aber bei einem Besuche in Leipzig kennen gelernt hatte, und nun seiner Neigung folgend auf die dresdner Malerakademie gezogen war. Er freute sich übermäßig, den lieben blonden Jungen wieder einmal an sein Herz zu drücken, mit dem er zwar damals nur ein paar Tage umging, den er aber doch von ganzer Seele liebgewann. Mein Gustav, sprach er, wie geht's dir denn? Und weiter konnte er nichts sagen. Als nun Gustav Salomo mit seinen Fortschritten in der Kunst bekannt gemacht hatte, theilte ihm dieser seinen Brautstand, seine Hoffnungen mit, und kam endlich auch auf den Traum der vergangenen Nacht. Eben waren sie auf den Altmarkt getreten. — Kurios! sagte Rafael; auch hier war ich lebhaft im Traume, und jenes Eckhaus, ob ich es gleich niemals vorher erblickt, und' ich nun eben so, als ich's träumend sah. — In diesem Hause, rief der zarte blonde Maler, wohnt Ludwig Tieck. — Ich darum? dachte Rafael Salomo, und zerdrückte die Freudenthränen im Auge.

Auf dem Linkschen Bade kam Herr Mehl an ihn, und flüsterte ihm ins Ohr: im nächsten Jahre Charfreitags werden sie ihn sehen. Wen? schrie Salomo, und Gustav schreckte zusammen. Den Juden, fuhr Mehl fort, sie dürfen mir's nur schreiben, wo sie sind, so wird er sie besuchen.

Und warum nicht eher, lieber Mehl? Und wie kommen sie hierher? Und warum erzählen sie mir das jetzt schon? Und warum —

Herr Mehl war fort, und ließ sich die Elbe entlang kahnen.

Wer war denn der Jude, fragte Gustav, als Mehl weg war.

Ei das ist kein Jude, Lieber, mein voriger Wirth, Herr Mehl!

Dein Wirth mag er wohl sein, aber er ist ein Jude.

Mir fällt eben ein, murmelte Rafael, er sieht ihm ähnlich.

Wem?

Meinem Nachtgesicht! Und er ist auch so geschwind von Leipzig hier! Nicht wahr, du schläfst heute Nacht bei mir im kleinen Rauchhause?

Gern, antwortete Gustav.

Im Gehen fing Salomo an: ich meine doch, Herr Mehl ist ein schöner Mann, obgleich blaß und dürr; aber die Züge seines Angesichts sind recht interessant. Das mußt du ja am besten beurtheilen können, als Schüler und Betrachter der Menschenantlitze. —

Allerdings hat sein Gesicht einen großen Eindruck auf mich gemacht, es kam mir sogar bekannt vor, und ich weiß nur nicht, wo ich damit hin soll?

Wenn er es selbst wäre, den er mir zu zeigen versprach? Was meinst du, Gustav? Mir graut!

Komm' mit auf die Terrasse, armer Salomo, du wirst mir sonst krank. Sieh' in die Berge über die Elbe, sieh' die reine Luft, die himmlische Gegend; — kann da, wo ein frommer reiner Geist solche Lüfte auf uns hernieder säuselt, eine kindische Furcht vor Erscheinungen aus der Geisterwelt deiner Seele Herrin werden? Der Traum dieser Nacht hat Dich erhitzt; blick' in die Abendluft, hier, wo der schönste Abend in der schönsten Gegend lächelt, und kühle dich ab! — Sanfte Seele, treues kindliches Herz, rief Salomo, du hast recht, aber mich beruhigst du nicht. Der ewige Jude ist kein Geist, hat seinen Körper noch, lebt noch, kann nicht sterben, darf nicht sterben, das ist seine schaudervolle Bedeutung. Und wäre auch das nicht: meine Pulse sind einmal aufgeregt; erst das bewegliche Bild, dann Mehls Erscheinung in der Nacht, da ich ihn sonst und nachher (außer heute) nicht gesehen, mein Traum, die heutige Anrede, die Aehnlichkeit des Gesichts in der Wirklichkeit wie im Schlafe, — alles das — ich kann mich nicht beruhigen. Und überhaupt, daß ich's nur gestehe, dir gestehe, denn einem andern als dir würd' es der arme Kandidatus Theologiae schwerlich zu eröffnen wagen, was du mir vorhin über den Widerspruch gesagt hast, der zwischen dem Glauben an einen mildwaldenden Gott und an eine finstre gräuliche Geisterwelt sei, — das kann ich dir einmal nicht zugeben. Ich weiß nicht, geht es mir allein, oder geht es vielen Menschen so, fast alles, was mir im gewöhnlichen Leben auf die gewöhnlichste Art begegnet, zeugt mir für eine seltsam wirkende Verbindung der Geister, und außermenschlicher geistiger Kräfte. Im reinsten heitersten Anschauen der freien Natur, zuckt ein Nerv in mir auf, bebend durch die tiefste Seele, und mahnt mich an eine Unendlichkeit vor mir, die ich nie erlebt habe, die mir aber wie aus fernen Träumen bekannt scheint. Da ist mir, als hätt' ich schon einmal gelebt. Die Regungen der Gespensterfurcht, welche mich in der Einsamkeit bei Tage wie bei Nacht überfallen kann, sind mir nur Anklänge jener unbekannten tiefdunkeln Zeit, mit der gegenwärtigen Mitternacht in Verbindung gebracht; kurz, mein Lieber, ich glaube als ein rechtschaffner Christ an keine Geister, Gespenster und Ahnungen, — aber ich fürchte sie. — Der Unterschied zwischen dir und andern Menschen von Geist, Herz und Phantasie, ist also nicht gar zu groß? nahm Gustav das Wort. — O dennoch. Denn viele sind ungläubig aus Muth, und muthig aus Unglauben, viele aber zieren sich mit der Furchtlosigkeit, und bannen in der schaalsten elendesten Prosa des Lebens alle Poesie und Mystik aus der Nacht. Sie heucheln einen allgemeinen Glauben an die Mysterien des Christenthums, und vergessen, daß der stille sinnige Beobachter ihren Glauben nicht glauben kann, wenn er sieht, daß sie die Mysterien der Natur auf trockne chemische Vorkehrungen beschränken wollen. Sie finden es alltäglich, daß Seelen und Herzen einiger Menschen sich anziehen, andrer sich abstoßen, — aber die nächsten Wirkungen der Sympathie und Antipathie nennen sie Aberglaube. Wer so was ahnet und fühlt, der heißt Wundernarr, Geisterseher, Finsterling! — Sieh' Gustav, sitzt dort am eisernen Gitter Herr Mehl, oder täuscht mich die Furcht? — Nein, er ist's wirklich, er spricht mit sich selbst, wir wollen ihn behorchen. Sie schlichen sich hinter ihn, da sprach der Einsame: Hätte doch Herr Paulus von Eitzen damals nicht die Sache bekannt gemacht, als ich mit ihm und dem hamburger Rector geredet hatte. Jetzt spuckt es schon wieder aus dem alten Büchlein nach, und ich weiß nicht, soll ich mit dem Studenten Salomo — — mehr verstanden sie nicht. Nach einem Weilchen sprach der Jude noch halblaut: wenn er es nur verdient! und ging ohne die Lauscher gesehen zu haben. Der Jude sag' ich; denn nun hegte Rafael nicht den geringsten Zweifel, daß dieser vermeinte Herr Mehl wirklich der ewige Jude sei. Gustav machte die dringendsten Einwendungen, von denen keine in des Kandidaten Ohren Eingang fand, als die Erinnerung an jene Nacht, wo das Bild sich zu bewegen schien, und der gerufene Herr Mehl sich sogleich einfand. Wie kann der ewige Jude, fuhr Gustav fort, wenn du nun einmal an ihm glauben willst, dein Hauswirth gewesen sein?

Ach liebster Gustav, ich sah' ihn ja vorher nie, sah ihn selbst nachher nicht mehr, da am andern Morgen die Wirthin mir erzählte, er sei schon wieder auf Reisen gegangen, um seinen kleinen Handelsgeschäften nachzuhängen. Verdächtig war es mir wohl gleich, daß sie nichts von seinem Verkehr mit Volksbüchern wissen wollte, da ich doch mit Zuversicht behaupten konnte, der Mann, der mir auf der Petersstraße begegnet war, sei niemand anders gewesen; ja was noch mehr, er sagte mir ja selbst, daß er sich erinnere, mich gesehen zu haben, an der Hausthüre nehmlich. Damals bemerkte ich sein jüdisches Aeußeres nicht, weil ich zu aufgeregt war. In jedem Falle will ich, sobald ich nach Leipzig zurückkomme, genauere Erkundigungen über Herrn Mehl einziehen.

Wenn nur, rief Gustav laut lachend, die ganze Geschichte nicht etwa von einem Spasvogel herrührt, der dich und deine Leichtgläubigkeit kennt, und den Juden bestochen hat.

Christin — Elise ist katholisch — und dann schlug er sich wieder auf den Mund und rief: ich Narr, wer redet denn vom Heirathen, ich soll sie ja nur besuchen — ! In seiner Stube, die sehr klein war, daß kaum einer darin hausen konnte (er mochte keine große Stube, weil sie zu viel gekostet und auch, weil er sich darin gefürchtet hätte), nahm er ihr Geschenk heraus und dachte: es ist doch unrecht, daß ich nicht wenigstens ihren Namen habe mit Bleistift darauf schreiben lassen, und daß ich's von ihr bekommen habe; hier längs dem Bilde hätt' es grade Platz. — Was doch das für ein seltsames Bild ist! Hm! Ich möchte wissen, Elise sagte, es bewege sich, und mir kommt's auch so vor, es kriegt Farbe. — Wie die Augen funkeln, nun sieht es mich an, es erhebt seinen Wanderstab, — um Gotteswillen, mich überfällt ein Grauen (das letzte sprach er schon), ach Frau Wirthin, Frau Wirthin, wachen sie denn noch? Und damit schlug er an seiner Wirthin Stubenthür: ich bitte sie um alles in der Welt, Frau Mehlin, stehen sie auf! Was ist ihnen denn, lieber Herr Salomo, flüsterte die junge Frau, sind sie krank, soll ich ihnen Thee kochen, ich werde gleich 'rum kommen! Aber schreien sie nur nicht, mein Mann schläft. Salomo, welcher die hübsche freundliche Frau Mehlin lieber im Rücken als im Gesicht hatte, gerieth nun in eine neue Furcht, denn er sah sie schon im Nachtkleide vor sich, und als ein ernster Theologe wollt' er solchen Anblick sich nicht zumuthen; deshalb, (wenn er vorhin gerufen hatte, so brüllte er nun:) o Frau Mehlin, wenn ihr Mann hier ist, so schicken sie mir den, ich dachte nicht, daß er gerade heute zurückgekommen sein würde, schicken sie mir ihren Mann! hören sie: ihren Mann! Ich komme schon, sprach eine fremde Stimme. Rafael kannte den Mann noch gar nicht, denn als er vor Kurzem einzog, fragte er nicht nach ihm, und hörte erst später, er sei in Geschäften verreis't, müsse aber bald zurückkommen. Nun war er da, und das war ihm sehr lieb, denn erstens kam nun die Frau Mehlin nicht im Nachtkleide zu ihm, und zweitens schien ihm ein Mann eine bessere Hülfe gegen die Anfechtungen des Spuckes, als eine Frau. — Mir kömmt's vor, lieber Herr Mehl, — ich wünsche ihnen guten Abend — ich habe sie schon gesehen, und wenn ich nicht irre, so sind sie derselbe, der mir heute in der Dunkelstunde auf der Petersstraße an einer Hausthüre begegnete? Nicht wahr? —

Kann sein; aber warum schreien sie denn so lästerlich in der Nacht, Herr Student? sind sie krank?

Nein das nicht, Herr Mehl ich schäme mich gewissermaßen, es ihnen zu gestehen, ich fürchtete mich.

Sind Mäuse hier oder Ratzen?

Nein. Hier, ich habe heute ein Buch zum Geschenk erhalten, wo ein Bild drauf ist, welches mir wie ein Gespenst vorkommt.

Zeigen sie doch her: ei das Buch ist ja von mir? Noch weiß ich, ein hübsches junges Weibchen kauft' es mir ab.

So sind sie, bester Herr Mehl, der Bücher- und Bilderhändler, der mir Abends auf der Petersstraße begegnete?

Ja der bin ich, Herr Salomo, und ich habe sie gleich erkannt; was das Bild anlangt, so dürfen sie keine Bange haben, es ist ein stilles frommes Bild, in Holz geschnitten, und regt sich nicht.

Ich habe aber doch gesehen — — —

Das ist ihnen nur so vorgekommen; in ihnen geht etwas vor, und bewegt sich sehr, aber das Bild ist unbeweglich. Kennen sie den Mann, den es vorstellt?

Ich? kennen? den Juden? schrie Salomo, Herr Mehl, ich glaube, sie wollen mich aufs neue fürchten machen? sie reden ja als ob er wirklich lebte.

Das thut er auch, entgegnete Mehl sehr ruhig, und ich kenne ihn; wenn sie wollen, können sie ihn auch zu Gesichte kriegen, und ihn sprechen hören; er redet mit ihnen in allen Sprachen, alten und neuen, die sie verstehen. Für jetzt gute Nacht; das Bild wird ruhig sein, wenn sie ruhig sind. —

Er ging wieder. — Salomo konnte gar nicht einschlafen, endlich, gegen Morgen versank er in schwere Träume, und da schien es ihm, der gespenstische Jude führte ihn zu Elisen. Daß der helle Morgen, nachdem er ihn geweckt hatte, ihn wirklich zu Elisen führte, ist natürlich.

Sie nahm ihn herzlich auf, und ihre liebenswürdige Vertraulichkeit scheuchte die angstvollen Bilder der halbdurchwachten Nacht aus Rafaels Seele. Dennoch zog er an demselben Tage bei Mehl's aus, und zwar in Elisens Nähe. Diese wurde immer freundlicher gegen ihn, und eh' er sich's versah, war der arme Student der erklärte Bräutigam der reichen jungen Schönen. Jetzt meldete sich auch eine Pfarre, zwar nicht sehr einträglich, doch in einer himmlischen Gegend, unfern der Elbe, und Salomo war innigst froh, als Elise mit ihm darin übereinstimmte, daß in solchen Bergen ein Geistlicher mit seiner Frau ein herrliches getreues Leben führen könne. Die Trauung sollte verschoben werden, bis der liebende Bräutigam, der in Elisens Armen oftmals gar nicht wußte, wie ihm geschah, die Zusicherung der gewünschten Stelle habe. Dann wollten sie in Leipzig die Hochzeit feiern, und so als ein neues Ehepaar in Friedfeld ihren Einzug, Salomo die Antrittspredigt halten. Dieser ging alles ein, was Elise wünschte, und machte nur die Bedingung, daß sie protestantisch getraut würden. — Theils um noch einmal geprüft zu werden, theils um die gewünschte Pfarrstelle, sich sicher zuerkennen zu lassen, mußte er noch vorher nach Dresden reisen, und kam am ersten October spät Abends im kleinen Rauchhause an. Ohnweit Leipzig geboren, nach dem Tode seiner Eltern dort erzogen, war er noch in seinem Leben nicht weiter, als in's Rosenthal gekommen, mithin zum erstenmal in einer andern großen Stadt; nun vollends in Dresden! Der Kopf wurde ihm wirre, wenn er daran dachte, daß er in Dresden war. Doch hatte er sich vorgenommen, diesmal nichts zu betreiben, als seine Geschäfte, und den Anblick aller Kunstschätze bis auf eine spätere Zeit zu versparen, wo er mit Elisen, die dann schon seine Frau wäre, alles vereint anzustaunen gedachte. — Es war wohl sehr weise von ihm, die ewigen Meisterwerke durch pöbelhaft rohes Angaffen nicht zu entweihen, bis die Zeit es ihm vergönnte, sie würdig zu befriedigen! Unten im Speisezimmer des kleinen Rauchhauses, war noch alles voll von Studenten, die den schönen Herbst fröhlich durchwandernd, in Dresden Halt gemacht hatten, und er hätte gern das Handwerk gepfuscht. — Doch dachte er, wer weiß, zu welcher Meinung sie sich bekennen, du willst lieber hinauf geh'n! Der Kellner wies ihm sein Stübchen an. Ein Gast vor ihm, wahrscheinlich von der Langeweile bei argem Regenwetter sehr geplagt, hatte die schwankenden Umrisse zufälliger Figuren, an der röthlich marmorirten Wand, mit der Feder, sich'rer aber auch phantastischer angedeutet, und so eine wahre Zauberwelt an die Wand gehaucht, die nur eines Beschauers wie Salomo bedurfte, um Leben zu bekommen.

Ob ihn nun die Einbildung täuschte, oder ob der Maler wirklich den Holzschnitt des ewigen Judenbildes im Sinne gehabt hatte, wer weiß es? — Kurz Salomo erkannte überall seinen Ahasverus. Um ihm vollends alle Ruhe zu rauben, mußte, nachdem er sich auf's Lager geworfen und sein Licht gelöscht hatte, der Mond die geisterkühlen Blicke ins Zimmer werfen, und so schlief der arme Kandidat unter den seltsamsten Empfindungen ein. Aber im Schlafe noch hielt er Verkehr mit seinen Erscheinungen, und trieb es so lange, bis er den gefürchteten und ersehnten Juden wirklich wie aus den verschiedenen Gesichten und Bilderrn, die alle lebend aus ihren Konturen zu treten und sich in einem zu vereinigen schienen, zusammengestellt vor seinem Bette sah. — Er fühlte, daß er wache: flüsternd und zagend flüsterte er unter seine Decke hinunter, — alle gute Geister! — und erholte sich da um ein Kleines, als der unerwartete Gast mit heis'rer aber sanfter Menschenstimme ihm nachsprach: loben ihren Meister!

Wer bist du, lieber Mann? ich fürchte mich! — Folge mir nur, sprach der Jude, ich will dich führen, unten an der Hausthüre will ich auf dich warten. Er verließ das Zimmer. — Rafael in seiner Todtesangst zog sich schneller an, denn je zuvor, und rannte vor lauter Furcht kühn dem Juden nach. Indem er über die Treppen schwebte, dachte er: wunderlich, daß der Mensch dem Bilde so ähnlich sieht, Herr Mehl mag doch Recht haben. — Unten lärmten die Studenten noch, der Jude wartete an der Thüre. Wohin führen sie mich denn, sagte ganz bescheiden der Erschreckte, als Ahasverus sehr geschwind durch die Scheffelgasse über den Altmarkt mit ihm ging, und sie haben keinen Hut? — In die Kirche, mein Sohn! — In die Kirche, jetzt um die Mitternacht? Nichts Mitternacht, es schlägt bald Eins, ich bin kein Gespenst Salomo. An der Ecke des Altmarkts sah Salomo ein wunderlich kleines graues Männchen in ein Eckhaus schlüpfen, wahrscheinlich durch das Schlüsselloch, denn die Thüre wurde nicht geöffnet. — Haben sie das gesehen? — Ja, Rafael Salomo, es war der Phantasus, er geht in dieser Gestalt zu seinem Meister, drinnen aber verwandelt er sich nach dessen Willen. Du kennst ihn doch? — Rafael begriff nicht, was der Jude wollte? Nun kamen sie an die Kirchthüre, wo sie den Nachtwächter schon fanden, der ihnen aufschloß, und sprach: sie haben die höchste Zeit, Meister hervor, es wird eben Eins schlagen und auch bald angehn, und hier haben sie ihre Lichter. — Die Kirche war spärlich erleuchtet, in den Betstühlen knieten alte Leute, jedes hatte ein Lichtchen vor sich, die meisten lasen in dem alten Burg'schen Gesangbuche. Ahasverus zündete sein Lichtchen an, gab auch dem jungen Freunde eins, den alle Alten ganz verwundert anblickten, wo er denn herkäme? — Auf dem Orgelchore war eine Gesellschaft ehrwürdiger Männer in schwarzen Kleidern und schönen langen Perücken versammelt, die sich rüsteten, ein Lied zu beginnen. — Kennst du sie wohl, Salomo? Da sind: Paul Flemming Georg Neumark, M. Gerber, Casper Ne-

ann, Joh. Herrmann, Andreas und Christian Gryphius, irdmann Neumeister, Martin Opitz, Johann v. Aßig, Neumerz, Burchard Waldis, Simon Dach, Joh. Rist, Rodigast, Rartin Rinkart, Heinrich Alberti, Paul Gerhard, und iele solche Selige. — Aber der, welcher hoch oben den Stab der Rechten das Ganze leitet, dessen Antlitz Geist und Liebe thmet, der Hohe, Sanfte, wer ist dieser, mein Ahasverus? – Das ist Benjamin Schmolke, lieber Kandidat! — Die Rusik fing an: es war das himmlische Lied, O Haupt voll Blut und Wunden. Paul Gerhard nickte hinauf zu Benjamin Schmolke, und zeigte ihm an, wie er den Takt wollte. Rafael Salomo, als er hörte, daß die Versammelten in den Betstühlen einstimmten, erhub seine Stimme ebenfalls zu andächtigem Gesange, aber weil er das Lied nur nach der neuen verstümmelten Bearbeitung auswendig wußte, sang er es auch so. Da egte Ahasverus die Hand auf seinen Mund, und sprach: laß, as, Lieber, du betrübst mir meine Freunde. Salomo schwieg, nd hörte weinend zu — Ein schöner alter eisgrauer Mann, essen Gesicht eines Jünglings schien, wandelte leicht die Gänge uf und ab; Rafael blickte ihm innig nach, ihm war es, als ößte er ihn zu benennen, und könnte nur die Buchstaben nicht nden. Ahasverus bemerkte es, und sagte: es ist Novalis, die Sehnsucht treibt ihn hierher! — Als nun jeder sein Licht löschte, rehten auch Ahasverus und sein junger Freund die ihrigen m, und gingen zurück nach dem kleinen Rauchhause, wo nun lles still war. Der Jude versprach, ihn in der nächsten lacht wieder abzuholen, und ging. — Salomo schlief bald in; aber als der Kellner, der ihm das Frühstück brachte, früh m 8 Uhr an die festverschlossene Thüre klopfte, als Rafael die figuren an der Wand, so bunt phantastisch sie auch waren, mit einem Holzschnitt in gar keine Verbindung zu bringen vermochte, a sah er wohl ein, daß er lebhaft — geträumt hatte. Aber es ar ein schöner bedeutungsvoller Traum, besonders für einen heologen, sagte er zum Kellner. — Und nun ging er gar äftig an seine Geschäfte, wurde kalt empfangen und freundlich ntlassen. Das war ihm eben recht. — Des Nachmittags uchte er einen Bekannten auf der früher in Jena studirt, Soimo aber bei einem Besuche in Leipzig kennen gelernt hatte, nd nun seiner Neigung folgend auf die dresdner Malerakade ie gezogen war. Er freute sich übermäßig, den lieben blonden ungen wieder einmal an sein Herz zu drücken, mit dem er war damals nur ein paar Tage umging, den er aber doch on ganzer Seele liebgewann. Mein Gustav, sprach er, wie eht's dir denn? Und weiter konnte er nichts sagen. Als nun Gustav Salomo mit seinen Fortschritten in der Kunst bekannt emacht hatte, theilte ihm dieser seinen Brautstand, seine Hoffungen mit, und kam endlich auch auf den Traum der vergangenen Nacht. Eben waren sie auf den Altmarkt getreten. — kurios! sagte Rafael; auch hier war ich lebhaft im Traume, nd jenes Eckhaus, ob ich es gleich niemals vorher erblickt, nd' ich nun eben so, als ich's träumend sah. — In diesem ause, rief der zarte blonde Maler, wohnt Ludwig Tieck. — ch darum? dachte Rafael Salomo, und zerdrückte die Freudenthränen im Auge.

Auf dem Lindschen Bade kam Herr Mehl an ihn, und flüsterte ihm ins Ohr: im nächsten Jahre Charfreitags werden e ihn sehen. Wen? scheie Salomo, und Gustav schreckte zuammen. Den Juden, fuhr Mehl fort, sie dürfen mir's nur chreiben, wo sie sind, so wird er sie besuchen.

Und warum nicht eher, lieber Mehl? Und wie kommen e hierher? Und warum erzählen sie mir das jetzt schon? nd warum —

Herr Mehl war fort, und ließ sich die Elbe entlang kahnen.

Wer war denn der Jude, fragte Gustav, als Mehl weg ar.

Ei das ist kein Jude, Lieber, mein voriger Wirth, Herr Mehl!

Dein Wirth mag er wohl sein, aber er ist ein Jude.

Mir fällt eben ein, murmelte Rafael, er sieht ihm ähnlich.

Wem?

Meinem Nachtgesicht! Und er ist auch so geschwind von Leipzig hier! Nicht wahr, du schläfst heute Nacht bei mir im kleinen Rauchhause?

Gern, antwortete Gustav.

Im Gehen fing Salomo an: ich meine doch, Herr Mehl ist ein schöner Mann, obgleich blaß und dürr; aber die Züge seines Angesichts sind recht interessant. Das mußt du ja am besten beurtheilen können, als Schüler und Betrachter der Menschenantlitze. —

Allerdings hat sein Gesicht einen großen Eindruck auf mich gemacht, es kam mir sogar bekannt vor, und ich weiß nur nicht, wo ich damit hin soll?

Wenn er es selbst wäre, den er mir zu zeigen versprach? Was meinst du, Gustav? Mir graut!

Komm' mit auf die Terrasse, armer Salomo, du wirst mir sonst krank. Sieh' in die Berge über die Elbe, sieh' die reine Luft, die himmlische Gegend; — kann da, wo ein frommer reiner Geist solche Lüfte auf uns hernieder säuselt, eine kindische Furcht vor Erscheinungen aus der Geisterwelt deiner Seele Herrin werden? Der Traum dieser Nacht hat Dich erhitzt; blick' in die Abendluft, hier, wo der schönste Abend in der schönsten Gegend lächelt, und kühle dich ab! — Sanfte Seele, treues kindliches Herz, rief Salomo, du hast recht, aber mich beruhigst du nicht. Der ewige Jude ist kein Geist, hat seinen Körper noch, lebt noch, kann nicht sterben, darf nicht sterben, das ist seine schaudervolle Bedeutung. Und wäre auch das nicht: meine Pulse sind einmal aufgeregt; erst das bewegliche Bild, dann Mehls Erscheinung in der Nacht, da ich ihn sonst und nachher (außer heute) nicht gesehen, mein Traum, die heutige Anrede, die Aehnlichkeit des Gesichts in der Wirklichkeit wie im Schlafe, — alles das — ich kann mich nicht beruhigen. Und überhaupt, daß ich's nur gestehe, dir gestehe, denn einem andern als dir würd' es der arme Kandidatus Theologiae schwerlich zu eröffnen wagen, was du mir vorhin über den Widerspruch gesagt hast, der zwischen dem Glauben an einen mildwaltenden Gott und an eine finstre gräuliche Geisterwelt sei, — das kann ich dir einmal nicht zugeben. Ich weiß nicht, geht es mir allein, oder geht es vielen Menschen so, fast alles, was mir im gewöhnlichen Leben auf die gewöhnlichste Art begegnet, zeugt mir für eine seltsam wirkende Verbindung der Geister, und außermenschlicher geistiger Kräfte. Im reinsten heitersten Anschauen der freien Natur, zuckt ein Nerv in mir auf, bebend durch die tiefste Seele, und mahnt mich an eine Unendlichkeit vor mir, die ich nie erlebt habe, die mir aber wie aus fernen Träumen bekannt scheint. Da ist mir, als hätt' ich schon einmal gelebt. Die Regungen der Gespensterfurcht, welche mich in der Einsamkeit bei Tage wie bei Nacht überfallen kann, sind mir nur Anklänge jener unbekannten tiefdunklen Zeit, mit der gegenwärtigen Mitternacht in Verbindung gebracht; kurz, mein Lieber, ich glaube als ein rechtschaffner Christ an keine Geister, Gespenster und Ahnungen, — aber ich fürchte sie. — Der Unterschied zwischen dir und andern Menschen von Geist, Herz und Phantasie, ist also nicht gar zu groß? nahm Gustav das Wort. — O dennoch. Denn viele sind ungläubig aus Muth, und muthig aus Unglauben, viele aber zieren sich mit der Furchtlosigkeit, und bannen in der schaalsten elendesten Prosa des Lebens alle Poesie und Mystik aus der Nacht. Sie heucheln einen allgemeinen Glauben an die Mysterien des Christenthums, und vergessen, daß der stille sinnige Beobachter ihren Glauben nicht glauben kann, wenn er sieht, daß sie die Mysterien der Natur auf trockne chemische Vorkehrungen beschränken wollen. Sie finden es alltäglich, daß Seelen und Herzen einiger Menschen sich anziehen, andrer sich abstoßen, — aber die nächsten Wirkungen der Sympathie und Antipathie nennen sie Aberglaube. Wer so was ahnet und fühlt, der heißt Wundernarr, Geisterseher, Finsterling! — Sieh' Gustav, sitzt dort am eisernen Gitter Herr Mehl, oder täuscht mich die Furcht? — Nein, er ist's wirklich, er spricht mit sich selbst, wir wollen ihn behorchen. Sie schlichen sich hinter ihn, da sprach der Einsame: Hätte doch Herr Paulus von Eitzen damals nicht die Sache bekannt gemacht, als ich mit ihm und dem hamburger Rector geredet hatte. Jetzt spuckt es schon wieder aus dem alten Büchlein nach, und ich weiß nicht, soll ich mit dem Studenten Salomo — — mehr verstanden sie nicht. Nach einem Weilchen sprach der Jude noch halblaut: wenn er es nur verdient! und ging ohne die Lauscher gesehen zu haben. Der Jude sag' ich; denn nun hegte Rafael nicht den geringsten Zweifel, daß dieser vermeinte Herr Mehl wirklich der ewige Jude sei. Gustav machte die dringendsten Einwendungen, von denen keine in des Kandidaten Ohren Eingang fand, als die Erinnerung an jene Nacht, wo das Bild sich zu bewegen schien, und der gerufene Herr Mehl sich sogleich einfand. Wie kann der ewige Jude, fuhr Gustav fort, wenn du nun einmal an ihm glauben willst, dein Hauswirth gewesen sein?

Ach liebster Gustav, ich sah' ihn ja vorher nie, sah ihn selbst nachher nicht mehr, da am andern Morgen die Wirthin mir erzählte, er sei schon wieder auf Reisen gegangen, um seinen kleinen Handelsgeschäften nachzuhängen. Verdächtig war es mir wohl gleich, daß sie nichts von seinem Verkehr mit Volksbüchern wissen wollte, da ich doch mit Zuversicht behaupten konnte, der Mann, der mir auf der Petersstraße begegnet war, sei niemand anders gewesen; ja was noch mehr, er sagte mir ja selbst, daß er sich erinnere, mich gesehen zu haben, an der Hausthüre nehmlich. Damals bemerkte ich sein jüdisches Aeußeres nicht, weil ich zu aufgeregt war. In jedem Falle will ich, sobald ich nach Leipzig zurückkomme, genauere Erkundigungen über Herrn Mehl einziehen.

Wenn nur, rief Gustav laut lachend, die ganze Geschichte nicht etwa von einem Spasvogel herrührt, der dich und deine Leichtgläubigkeit kennt, und den Juden bestochen hat.

Nein Gustav, das glaub' ich nicht. Wer sollte so schlechten Scherz treiben? Und dann, in meinem Herzen spricht eine sehr ernste Stimme, daß es mehr als Scherz ist. Genug du schläfst heute Nacht bei mir; meine Geschäfte sind abgemacht, morgen kehr' ich zurück nach Leipzig, und in acht Tagen hast du einen Brief mit Auskunft über meine Zukunft, über Herrn Mehl und meine vorige Wirthin.

Der Student Rafael Salomo
an
den Maler Gustav.

Meine Braut, geliebter Gustav, wird alle Tage schöner, und ich liebe sie stündlich inniger. Sie ist ganz zufrieden mit der mir zugesprochenen geringen Predigerstelle, und dem damit verbundenen stillen Leben in der schönen Gegend. Nun zu Herrn Mehl: es wird immer verwirrter in dieser Begebenheit, und das ist das einzige, was mich jetzt bekümmert. Ja lache nur! Es bekümmert mich recht ernstlich, und nur die Anmuth meiner Braut, (die ich beiläufig gesagt in wenig Tagen mein Weib nennen werde) vermag mir die trüben Gedanken zu verscheuchen. Herr Mehl ist nicht unser Herr Mehl; ich habe den rechten Herrn Mehl nun gesehen; es ist ein ganz anderer Mensch als unser Jude, und sieht eher einem Zwerge gleich, als dem Bilde, welches uns das Gespenst auf der Brühlschen Terrasse von Ahasverus gegeben hat. Als ich ihn wegen seines Nachtbesuchs befragte, sagte er, sich entschuldigend, er habe zwar meinen Ruf gehört, sei auch Willens gewesen, gleich zu mir herum zu kommen; aber von der weiten Fußreise ermattet, und seit langer Zeit zum erstenmale wieder auf bequemen Lager, habe ihn der Schlaf gleich darauf übermannt. Seine Frau hätte es nicht gewagt zu kommen, und dann um so weniger, als sie mich mit verschiedenen Stimmen hätte phantasiren hören. Beide haben nachher geglaubt, ich wäre verrückt, und sind froh gewesen, daß ich bald darauf auszog. — Wenn ich nun die Bewegungen des Bildes und den Traum im kleinen Rauchhause für Phantasien ansehe, und sie also in Bezug auf unser Factum Dir völlig preisgebe; wenn ich selbst den Eintritt in mein Zimmer und die Unterhaltung mit dem Juden für eine Täuschung meiner erhitzten Sinne halten wollte; — was denken wir denn von der Wiederkehr des Gespenstes mitten am hellen Tage, an einem volkreichen Ort, was von seiner Hindeutung auf den Charfreitag, was um alles in der Welt von seinem Selbstgespräch? Du mußt mir bei'm kältesten Blute gestehen, daß, alles zusammengenommen, wie es mich stufenweise betroffen hat, wohl einen minder Gläubigen in Besorgniß setzen könnte! — Auf den Charfreitag bin ich schon ganz heimisch in meiner Pfarre; wenn nicht eher, besuche mich dann, und iß den Osterkuchen mit uns. Da wollen wir gemeinschaftlich den Wanderer erwarten. Meine Elise grüßt innig, und freut sich sehr, den lieben Maler kennen zu lernen. Ewig

Dein Salomo.

Bei Rafaels Hochzeitsfeier waren fast alle Mitglieder des Dichtervereins zugegen, theils weil Elise unter ihnen die meisten Bekannten hatte, theils weil doch da der Grund zu ihrer Verbindung gelegt worden war. Man war sehr heiter. Nach der Trauung wurde auch das neue Paar froher und freier, die alten Scherze lebten auf, und flatterten tändelnd durch den Saal, Neckereien und Anspielungen gelangen auch dem minder Geistreichen zum Erstaunen, und es bestätigte sich bei klingenden Gläsern, daß ein Hochzeitfest, selbst den Armen an Witz Gelegenheit giebt, witzig zu werden. Beinah' alle Apollinisten (der Zirkel hieß Apollo) hatten ihre Empfindungen in sangbaren Weisen zu Papier und Druck gebracht, und so wurde von acht bis zwölf Uhr immerwährend gesungen. Da erschienen zwei Lieder auf die Melodie — es kann schon nicht immer so bleiben, — eilf — bekränzt mit Laub, — eins — in diesen heil'gen Hallen, — sieben — Freude schöner Götterfunken, — fünf — im Kreise froher kluger Zecher, — zwei — wer sich von dem goldnen Ringe, — und alle diese wurden von den Herren Solo's und dem Chor meisterhaft durchgeführt. Drei andere aber machten mancherlei Schwierigkeiten in der Ausführung, weil es große Bravourarien mit unterlegtem Text waren. Es hatten nehmlich einige Dichter Elisen diese Arien oft trefflich vortragen hören, und vergaßen ganz, daß sie (die einzige bedeutende Sängerin in der Gesellschaft) heute nicht singen konnte, um so weniger, da die Schmeicheleien nicht gespart waren. Es klang daher sehr wild, als die große Gesellschaft allzumal folgende drei Gratulationen sang: 1) Erzittre nicht mein lieber Sohn ꝛc., 2) Meinen Romeo zu sehen ꝛc., und 3) di tanti palpiti ꝛc., mit vorhergehenden Recitativ und Adagio.

Endlich nahm Salomo das Wort: Hier in diesem Kreise lernte ich meine Elise kennen; ich trinke das Wohl des Apollo, und Heil dem Andenken des Abends, der unsre Verbindung gründete! Dann mußt du auch, sagte Elise, das Wohl des Bücherhändlers trinken, dem ich den ewigen Juden abkaufte, denn das war eigentlich die Hauptsache: Herr Mehl soll leben! er soll leben! rief Rafael in einer furchtsamen Begeisterung. — Der ewige Jude soll leben? tönte es unten am Tische wieder: er lebe! Die Gläser klangen, man lachte, jauchzte und — Ahasverus trat in den Saal. Herr Mehl, der Bilderhändler, ein Jude, so ging es von einem Munde zum andern. Wer hat den Juden hereingelassen, frugen die Verwandten der Braut. Die Bedienten aber fürchteten sich vor der hohen, festen, fleischlosen Gestalt, die mit hohlem Auge aus dem langbärtigen Antlitz in den Hochzeitsjubel blickte. Rafael faßte sich, ging auf ihn zu und flüsterte: Charfreitag wolltest du kommen! Ahasverus sagte: gieb mir deinen Trauring, eher kann ich nicht gehen. Den Bräutigam faßte innerliches Entsetzen, er gab ihm den Ring heimlich und kehrte zu seiner Elise. Der Jude ging wieder. — Ich war ihm eine Kleinigkeit für Bücher schuldig, sprach Rafael, als er gefragt wurde, was er mit ihm zu verkehren habe, und er kam sich das Geld zu holen. Das hier ich wissen sollen, schrie ein junger Student, ich hätte den unzeitigen Manichäer schon zur Thür hinausgebracht; aber wirklich, ich erschrack bei seinem Eintritt, denn ich dachte, er wäre der juif errant, der sich für die ihm gebrachte Gesundheit zu bedanken käme. — Die Trinker versuchten nun, den vorigen Ton anzustimmen, aber vergebens; theils hatten die Meisten den Muth verloren, das Wohl der Abwesenden zu trinken, theils waren die Anwesenden schon nicht mehr im besten Wohlsein; kurz das junge Paar benutzte die eingetretene Trink- und Sprachstille, um sich im Geheim zu entfernen; und obgleich mehrere muthwillige Gäste Willens waren, ihnen zu folgen, um die alten marternden Unanständigkeiten des Kranzraubens auszuüben, so wagte es doch Niemand über den finstern Saal zu gehen, weil unter den Dienern sich die Rede verbreitet hatte, der ewige Jude säße in der Halle vor dem Brautgemach! — Und wahrlich, so war es! —

Schon hatte Elise ihr holdes Haupt, von dem quälenden Loben und der seligen Stille der verflossnen Stunden ermattet, auf die Kissen gelegt, und der zarte Busen hob sich sanfter, ruhiger, — da ging die Thür auf, Ahasverus trat ein, winkte Salomo zu und steckte ihm den Ring wieder an den Finger. Kaum hatte dieser vom neuen Schrecken sich erholt, als der Wandrer auch schon wieder hinaus war; und nur der Ring konnte den erwachenden Ehemann am andern Morgen überzeugen, daß er diesmal nicht geträumt habe, wie zu Dresden im kleinen Rauchhause.

Als der Pastor Rafael Salomo mit seiner jungen Frau in der Friedfelder Amtswohnung einzog, wurde ihm ganz wunderlich ums Herz. Der Herbst hatte schon alle Bäume entlaubt, und es sah in der Gegend umher, so schön sie im Sommer ist, jetzt wohl gar traurig aus. Elisen fiel auf einmal der Gedanke an die ländliche Wintereinsamkeit schwer auf die Seele; beide sahen sich lange stumm ins Angesicht. Die kleinen Zimmer waren einfach freundlich eingerichtet worden, die Magd hatte schon acht Tage vorher gefegt und geordnet, und Elise fand für's Erste gar nichts zu verrichten. Sie senkte die Augen von Thränen schwer zur Erde und sprach: was fehlt dir?

Was fehlt dir? muß ich fragen, rief Rafael, daß du weinst?

Mir ist so bange und schwer, sprach Elise.

Und mir wird bange, weil ich dich traurig sehe. Ach meine Geliebte, du wirst es bereuen, mir deine Hand gereicht zu haben.

Nie, nie mein Einziger! Mit diesen Worten sank sie ihm an die Brust und weinte recht lange. Dann, durch Thränen erleichtert, führte sie den stummen Freund durch all' die kleinen Gemächer und zeigte ihm fröhlich das viele Geräth und andre Dinge, die sie ohne sein Wissen mitgebracht hatte. Laß uns, sprach sie, die tiefsten Gefühle unsres Herzens stets offen mittheilen; laß' uns in unsrer Liebe die ganze Welt finden und vergönne mir, dich zu nennen, wie die treue Gattin Christus ihren Stilling noch sterbend nannte: mein Engel und mein Alles! — O du Holde, sagte er, wenn ich dich nur verdiene. So kam der Abend und die Nacht herbei, und der Morgen fand sie heitrer, als je. —

Rafaels Gemeinde war von der Probepredigt, die er vor seinem Einzug hielt, sehr wohl erbaut worden, und hatte einstimmig ihre Freude über den neuen Lehrer geäußert. Der nun, nachdem er eingezogen war und sich bei ihnen im Dorfe verlauten ließ, daß des neuen Predigers Weib eine katholische Christin sei, nahmen sie, die allzumal strenge Protestanten, ein großes Aergerniß daran. Rafael gerieth bei der ersten Nachricht von diesen Aeußerungen in große Betrübniß. Da er nun, wie alle junge Leute, mit dem Kopf durch die Mauer rennen

ollte, so predigte er bei der nächsten Gelegenheit ein Langes nd Breites über die Pflicht der Duldung, und gab dann seine esinnungen über diesen Punkt insbesondre folgendermaßen zu rkennen, wie wir am besten aus einem Stückchen seiner Pre igt abnehmen können:

„Deshalb also, meine andächtigen Freunde, müßt ihr ge echt sein, gegen die, welche einen andern Glauben hegen, als hr, oder vielmehr ihren Glauben in eine andre Form kleiden. Glauben nicht alle Christen, ohne Unterschied, an Gottes ein= ebornen Sohn? Laßt doch, ihr meine treuen Lutheraner, laßt ns doch nicht Richter des christlichen Bruders sein, der die nschauung eines Bildes, den Klang bedeutungsvoller Gesänge, ie Uebung heiliger Gebräuche wünscht, um sich durch diese zur ndacht stimmen zu lassen. Noch duldsamer aber wollen wir egen die Frauen sein. Denn der Mann, der von dem Schös er schon berufen und bestimmt ist, sich selbst zu vertreten, für ich und die Seinigen zu stehen, seine Bildung und sein Leben n innrer Abgeschlossenheit sicher und frei zu vollenden, der ver ag wohl eher sich loszusagen von dem Tempeldienst der Sin enwelt. Das Weib aber, hingebend und vertrauend von Na ur, weich und gefühlvoll, zu willig, dem Aeußern Werth und Bedeutung zu leihen; zu schwach, ihre Gottesverehrung nur eistig zu begründen; laßt sie, meine Freunde, knien und beten or dem Bilde der Hochgebenedeiten; gönnt der Schwachen den Trost, daß sie in trüben Stunden Wunder von ihren Heiligen u erwarten habe. Ach, ist das Leben doch so arm, so leer, enn wir es nicht ausschmücken mit Glaube, Liebe und Hoff= ung. Der Glaube ist mächtig und er macht selig. Nehmt em Mann den Frieden, den gläubige Hingebung gewährt, regt hn auf, geistig zu streben, er soll kämpfen und männlich ringen, eil er ein Mann ist. Aber dem Weibe gönnt ihre stille schwär= erische Andacht, dem Weibe, die der Leiden so viele, der Freu= en so wenig kennt; laßt ihr die Zuversicht auf ihre heilige Jung= rau, laßt —"

Nun konnten die Kirchkinder sich nicht länger bändigen, s entstand ein lautes Murren im Gotteshause, die Männer ahmen ihre Bücher unter den Arm und gingen hinaus. Bald and Salomo auf der Kanzel allein, allein in der ganzen Kirche, ast versteinert vor Schreck und Entsetzen, und ihm gegenüber, n einem Pfeiler, stand — der Jude.

Hab' ich gesündigt, daß ich solche Züchtigung verdiene? rief r ihm zu; dieser aber ging starken Schrittes bei der Orgel orbei, die Treppe hinunter, und als sich unser armer Freund esammelt hatte, den schweren Weg nach seinem Hause antre end, fand er ihn schon nicht mehr an der Thür. In seine Stube tretend, rief er: heut bin ich ein Märtyrer für dich! Elise, die schon von den heimkehrenden Mägden unterrichtet orden war, lag in ihrem Schmerze vor der heiligen Jungfrau, ie in dem herrlichen Müllerschen Kupferstich, nach Rafael, über em Flügel hing. Weinend umfaßte sie Salomo, noch im irchlichen Ornate, und sank an ihrer Seite nieder. In dem ugenblicke ging die Thür auf und der Gerichtsscholz mit den Beschwornen trat herein. Was brauchen wir weiter gegen ie zu klagen, Herr Pastor, begann der alte Mann, sie fühlen elbst, was uns zu Herzen gehen muß. Hier kommen wir zu hnen, um über die heutige Predigt mit ihnen zu rechten, und inden sie nun, wie sie sammt ihrer Frau Götzendienst vor dem chwarzen heidnischen Bilde treiben. Das ist nur Zufall, lieber reund, rief Rafael ganz außer sich. Der Scholz aber sagte: ir haben nichts mehr zu thun, kommt ihr Leute, und so ließen ie die armen Ehegatten allein.

Von diesem Tage an wurde Rafael nicht mehr froh. Er rfuhr, daß die Bauern bereits eine Klage gegen ihn eingege en und seine Absetzung verlangt hatten; er sah, daß Elise, die ich als die Ursache dieses Unheils betrachtete, trübe und traurig mherschlich; er fühlte tief, er habe wirklich unrecht, — und u diesen bittern Empfindungen gesellte sich nun noch der Aer er über seine Kirchkinder, welche sich jetzt zu andern Kirchen ielten und auch anderswo beichteten und taufen und trauen ießen. Er hätte zwar hier die beste Gelegenheit finden können, hnen Gleiches mit Gleichem zu vergelten und sie so wie seine absüchtigen Amtsbrüder zu verklagen; aber er dachte zu hoch, nd Freiheit des Geistes, unumschränkte Freiheit, sich in Glau ensachen an den wenden zu dürfen, dem das Herz vertraut, der den man eben nur erwählen will, schien ihm wichtiger, ls der ökonomische Nachtheil, der für ihn daraus erwuchs. — Seine Kirche war auch deshalb nicht leer; — denn obschon ie meisten Mitglieder der Gemeinde die Gottesverehrungen be achbarter Dörfer aufsuchten, so hatte doch der Ruf seiner Frei sinnigkeit und die Kunde von den daraus entstandenen Un ruhen, eine solche Masse wiß= und neubegierige Hörer aus der Nähe und Ferne angezogen, daß die ziemlich große Dorfkirche st zu eng wurde. — Am grünen Donnerstage traf Gustav in, grade als der Pastor und seine Frau ihre Honigsemmel ßen. Das war ein Trost für beide, daß der blonde Maler kam. Sie theilten ihm Alles mit und auch die Furcht vor morgen. Rafael hatte auf den Charfreitag, wo sonst nur des Morgens Gottesdienst gewesen, auch Nachmittags eine Betstunde angesetzt, zum Theil, um durch Beschäftigung die neuerwachte Furcht vor dem Juden zu mindern, und es ließ sich also erwarten, daß seine Gemeinde in dieser Betstunde sich einfinden würde, weil um diese Zeit auf keinem andern Dorfe Gottesdienst gehalten wurde. — Der Charfreitag brach an. Wie gesagt, Salomo war in großer Angst und Verlegenheit; grade heute, dachte er in seinem Herzen, werden deine Feinde recht auf deine Worte lauern, dann will auch heute der Jude kommen, Gott bewahre uns, und mein Gustav wird auch in der Kirche sein. Er blickte aus dem kleinen Fenster seiner Studirstube in die Berge hin aus, auf denen schon der Frühling sich regte. Vorbereitet auf die Rede war er auch noch nicht. Er sann wohl hin und her, in welche Grundtheile er das reiche schöne Thema des Todes tages Christi zerlegen und fassen sollte? Da fiel ihm auf einmal der Traum ein, den er im kleinen Rauchhause in Dresden geträumt hatte. Sangen sie nicht das Lied: o Haupt voll Blut und Wunden! Und hab' ich das Lied nicht auswendig gelernt, wie's im alten Gesangbuch steht? Wenn heute Ahasverus käme, so dürfte er mir den andächtigen Mund nicht zuhalten, weil ich anders sänge wie er und die frommen Nachbarn. Ja ja, heute will ich über das Lied predigen. Du alter Paul Gerhard, sei segnend unsichtbar mir zur Seite, erwecke mich und meine Gemeinde zu reiner Andacht! Damit ging er zu Elisen und sagte: komme bald nach, mein Engel, jetzt geh ich in die Kirche. Aber die Kirche war heute ungemein voll und alle Leute in Trauerkleidern. Rafael las das Evangelium (Ev. Lucä 23); wie er an die Stelle kam: „und als er das gesagt, verschied er" — da läutete es auf dem Thurme, die Gemeinde kniete nieder, ein stilles Vaterunser zu beten, und wer im Dorfe krank zu Hause lag, der faltete die matten Hände sogleich, als die Töne über die Dächer zitterten. Nachdem der junge Prediger vom Altar gegangen, ließ er das Lied singen, und beim letzten Verse bestieg er die Kanzel. Da fing er gleich, wie es noch im frischen Andenken der Zuhörer war, begeistert an:

„O Haupt voll Blut und Wunden! Theures geliebtes Haupt meines ewigen Erlösers, sei mir gegrüßt, du Haupt voll Schmerz! Wer, meine Andächtigen, wer unter euch erbebt nicht in Thränen bei dem lebhaften Gedanken, das Haupt eines Freundes, den er heiter und frisch verließ, das Haupt, welches er an das volle Herz drücken wollte, von Blut gefärbt, von Wunden zerstört, von Schmerz gefoltert zu sehen? Wem regt sich das Mitleid nicht in der Seele, selbst wenn es das Haupt eines Feindes wäre? Und nun erst: der Erlöser, der aus Liebe zu uns kam, in Liebe lebte und lehrte, in Liebe litt, denkt euch das theure Antlitz des himmlischen Freundes blutend vor euch, und jeder Mensch möchte in Thränen zerfließen. Aber so war es nicht. Den Schmerzen gesellte sich bittrer Hohn, und ach, es heißt: o Haupt zu Spott gebunden mit einer Dornenkron! o Haupt, sonst schön gezieret mit höchster Ehr' und Zier, jetzt aber hoch schimpfiret, gegrüßet seist du mir! Ja, gegrüßet seist du uns allen, o Meister voll Liebe, leidender, verhöhnter Christus. Sei uns dreimal gegrüßet heute, du Lamm am hohen Kreuze, heute am Gedächtnißtage deines Leidens und Sterbens. Ja, mich dünkt, ich sehe dich vor mir, Verklärter, sehe die Milde, die aus deinen Zügen spricht, den Götterglanz deiner brechenden Augen, du edles Angesicht! sehe, wie deine Augen auch noch im Tode die Sünder darnieder blitzen, sehe die Majestät, die du auch am Kreuze des Missethäters verbreitest; das Antlitz, davor sonst schrickt und scheut das große Weltgewichte (der Stolz des eitlen irdischen Treibens, die Ruhmsucht des Reichthums und der thörigten Macht armer Erdengröße), theures Antlitz, wie bist du so bespeit! wie bist du so erbleichet! wer hat dein Augenlicht, dem sonst kein Licht mehr gleichet, so schändlich zugericht't? — Wer hat dich geschmäht, als die, denen du wohlthatest, die du mit Wahrheit und Weisheit erleuchten wollt.st, führen wolltest an deiner Rechten vor den Thron des herrschenden Vaters? Und dennoch sprachst du: vergieb ihnen! Vor Schmerzen durchzuckt, mit den schmähendsten Ze chen der Verachtung belehnt, gegeißelt, geschlagen, mit Dornen gekrönt, am Kreuze verhöhnt; — und dennoch sprachst du, vergieb ihnen! Ja, Jesus, vergieb uns, ach wir wissen so oft nicht, was wir thun! Und ist es möglich, sie umstehen dein Hochgericht, dieselben, die dich mit Jubelklang, dem täuschenden Frohlocken des schwankend n Volks, empfingen, dieselben, die dich in der Blüthe deiner Mannheit als Freund und Lehrer begrüßten, sie können sich jetzt an deinen Qualen weiden? Die Farbe deiner Wangen, der rothen Lippen Pracht, ist hin und ganz vergangen; des blassen Todes Macht hat alles hingenommen, hat alles hingerafft, und daher bist du kommen, von deines Lei=

des Kraft. Und für wen leidest du, süßer Meister? Für wen kamst du, die dürftige Gestalt des Menschen anzunehmen, seine Schmerzen zu dulden, seine Leiden mitzufühlen, seine Selbstsucht zu tragen, für alle Segnungen verkannt, ja gemartert zu werden bis in den Tod? — Für wen, o Jesus? — Nun, was du Herr erduldet, ist alles meine Last. Auch für mich, der ich jetzt nach so vielen hundert Jahren nach dir lebe, um dich weine und ach, dennoch sündige, auch für mich; ich habe es selbst verschulder, was du getragen hast: O vergieb auch mir, Erbarmer! Sieh mich hier im Angesicht meiner mir zürnenden und doch von mir aufs innigste geliebten Gemeinde, in deren Namen ich bitte und bete, sieh mich hier kniend und vergieb, vergieb, vergieb! — Schauher, hier lieg ich Armer, der Zorn verdienet hat; aber du zürnst mir nicht, du segnest mich: gieb mir, o mein Erbarmer, den Anblick deiner Gnade. Und da thut sich der Himmel auf, der Lichtglanz des morgenden Osterfestes klingt wie Glockenton über die Fluren, die Blüthen duften schon, deine Gnade und Milde zu verkünden, und der Wald stimmt seine Frühlingslieder an. Mich durchströmt inniges Entzücken, ich fühle beseligt, daß, wenn auch ein Sünder, ich dennoch dir angehöre, doch ein Lamm deiner Heerde bin. Erkenne mich mein Hüter, mein Hirte nimm mich an! O, ich fühl es wohl, wie so ganz ich dir verpflichtet bin, wie deine Liebe den ganzen Menschen so innig in Anspruch nimmt, das ganze Leben begleiten, schmücken und erheben soll, wie sie auch den Tod erhellt. Von dir, Quell aller Güter, ist mir viel Gut's gethan: dein Mund hat mich begabet mit Milch und süßer Kost. Alle Worte, die du gesprochen hast, sind Worte des ewigen Lebens geworden, laß sie mich lesen und immer lesen, bis sie mir unwandelbar fest im Herzen stehen, daß ich sie auf immer mit mir trage, daß ich sie wie den theuersten Schatz bewahre, daß ich sie zum Mittelpunkt meines Wirkens und Strebens mache. Wie reich bin ich dann, wie sicher und gewiß meines Reichthums; denn wer wird ihn mir rauben? Wer mag ihn anfechten, wer ihn schwankend machen, diesen beseligenden Glauben, wenn er ganz mein ist? — Dir Dank, Erlöser: Dein Geist hat mich begabet mit mancher Himmelslust. Und so im Innersten erfüllt von dir, mein Heiland, werd ich auch treu an dir halten, deinen Wandel zu meinem Vorbild machend. Weiß ich schon, daß ich arm bin, schwach und nichtig, ein Sclav des gebrechlichen Leibes, ein Sohn der Erde und der Sünde, dennoch ruf ich muthig: ich will hier bei dir stehen! bei dir, bei dir!! Mag es stürmen draussen im Leben, an dich, du Fels, darf sich der Schwächste lehnen; verachte mich doch nicht; sieh mich huldvoll an, hoher Sohn Gottes voll Majestät, Großer, Dreieiniger, verachte mich nicht. — Aber nein, du bist die demüthige Milde selbst, du wirst es dulden, daß ich mich dir recht innig anschließe, daß ich mich Dein nenne. Treu will ich dir bleiben, gewiß ich will es. Und wenn du noch einmal herniederkämest zu uns, dich unsrer Sünden noch einmal anzunehmen, wie wollt ich dir folgen, wie gern dein Jünger sein. Ja wenn dich aufs Neue die ganze Welt verließe, der Undank kreuzigte, ich hielte nur immer fester an dir. Von dir will ich nicht gehen, wenn dir dein Herze bricht. Wenn dein Haupt wird erblassen, im letzten Todesstoß, dann nicht, mein süßer Heiland, will ich fliehen, oder gar einstimmen in den Hohn, der dich tiefer kränkt, als alle Leibesschmerzen, nein, alsdann will ich dich fassen in meinen Arm und Schooß. Wenn ich es denke, dich halten zu dürfen in Armen, die stark werden würden durch deine Berührung, wenn ich es denke, das Glück, mit meinen Thränen deine Wunden baden zu dürfen! — — O vergieb, wenn ich nicht weiß, was ich thue oder rede, wenn ich in kühnen Träumen schwärmend die Glorie deiner Seligkeit irdisch entweihe! aber sieh! es dient zu meinen Freuden, und kommt mir herzlich wohl, wenn ich in deinen Leiden, mein Heil, mich finden soll. Ganz versenkt in die Wonne dieses Gedankens, begeistert durch seine Tiefe, hat selbst des Lebens Freude keine Lockungen mehr für mich; Alles um mich her, sei es noch so hoch und glänzend, wandelt sich in nichtige Schatten; Alles wollt ich hingebend opfern, um dir folgen zu können, und so darf ich's mit Zuversicht rufen: ach möcht' ich, o mein Leben, an deinem Kreuze hier mein Leben von mir geben, wie wohl geschähe mir! — Aber noch hält mich des Daseins rege Gewalt, noch fühl ich die Pflicht, zu wirken und zu schaffen, wie mein Beruf es mir befiehlt, wie dein Beispiel mich lehrt. Nicht der wehmüthig süßen Erschlaffung stiller Sehnsucht nach dem Tode, nicht dem dumpfen geheimnißvollen Hange, des oft durch Leid und Freuden der Erde ermüdeten Leibes nach dem Grabe; nicht den Thränen des Schmerzes um dich und dein Leiden darf ich mich leidend überlassen. Und weil ich niemand auf Erden, selbst die Meinen nicht, treuer bewährt erfinden kann, als dich, mein Heiland, weil ich dich meinen rechten getreuen Freund nennen darf, so will ich mich auch herzlich bestreben, dir ähnlich zu werden. Ich danke dir von Herzen, o Jesu, liebster Freund, für deines Todes Schmerzen, da du's so gut gemeint. Ach gieb, daß ich mich halte, zu dir und deiner Treu, und wenn ich nun erkalte, in dir mein Ende sei. Wenn ich den Gang des Lebens durchmessen, seine Stürme bestanden, und seinen Frühling voll Blumen und Blüthen gekostet habe, und wenn dann das eilende Blut schwächer und kälter wird, verlassner mein Fuß geht, wo der Liebe noch Freundschaft sich traulich kosend an meinen Arm hängen wollen, dann, o Jesu, gieb, daß ich in dir, in deinem Namen mein Ende sei! Und wenn ich einmal soll scheiden, wenn sie um mich stehen und die Augen voll Thränen auf den Sterbenden richten, Thränen, welche die Zeit trocknet, wenn die nächste Stunde das Andenken an mich verweht, so scheide nicht von mir. Bleibe bei mir, wenn es will Abend werden, wenn es dunkelt vor meinen Blicken, wenn ich die Nacht des Todes fühle, wie gewaltig sie die schweren Fittige über mich breitet, wenn keins der Bilder, die ich sonst gern sah, mich anlächeln will, — wenn ich den Tod soll leiden, den Tod, dessen Ernst du Gottmensch bitter empfandest, wenn ich ihn leiden soll, so tritt du dann herfür. Und wenn der gebrochene Blick die Freunde nicht mehr zu erkennen, die röchelnde Brust des Lebens erfrischende Luft nicht mehr einzusaugen vermag, die arme Hand zu schwach wird, um sich segnend zu erheben, — wenn mir am allerbängsten wird um das Herze sein, reiß du mich aus den Aengsten, Kraft deiner Angst und Pein. Wenn die trübe Erinnerung an irdische Sündhaftigkeit noch einmal vor die scheidende Seele tritt und sich drohend erheben will: erscheine mir zum Schilde, zum Trost in meinem Tod, und laß' mich sehn dein Bilde in deiner Kreuzesnoth! Laß mich dein Bild vor mir sehn, die Qual deines Leibes und deiner Seele am starren Kreuze, laß mich Ruhe finden in den Gedanken, daß du für mich gelitten hast, für mich gestorben bist, daß deine Liebe mich, den Reuigen, entsündigt hat. Da will ich nach dir blicken, da will ich sehnsuchtsvoll flehend die Arme nach dir ausstrecken und rufen: Herr vergieb mir! dann wirst du herniedersteigen, dein Kreuz verlassend, mir die Sünde von Haupt und Herzen nehmen, meine sterbenden Hände in deine Wunden legen. Da wird die Erde um mich vergehen, rein seh ich über mir den Aether, die Wolken, die sich öffnen, höre den himmlischen Preisgesang verklärter Engel, fühle mich von deinen Armen emporgetragen zum Lande der Ewigkeit; da will ich glaubensvoll dich an mein Herz drücken, wer so stirbt, der stirbt wohl. Amen!"

In der Sacristei wurde Rafael von seinem Gastfreund empfangen. Dieser fiel ihm schweigend um den Hals und schwieg auch ein langes Weilchen. Dann sagte er: Bruder, nun glaub auch ich an den ew'gen Juden, er ist hier. Er stand an einen Pfeiler gelehnt, fast ungesehen von der Menge und bat, wie es im Volksbuch heißt, wenn der Name Jesus genennet wurd, sich zum höchsten und demüthiglichsten geneigt, an seine Brust geschlagen und inniglich geseufzt. — Er wollte heute kommen, sprach Salomo; nun so wird er sich bei mir sehen lassen, also gehen wir nach Hause.

An der Thür stand er: Wird deine Frau meinen Anblick ertragen können, junger Freund?

Und warum nicht? Dein Ansehn ist ernst, aber nicht fürchterlich, tritt herein und ruhe bei uns aus.

Ruhen? lachte der Jude. Ich seh wohl, du bist derselbe, der an jenem Abend in Leipzig das Gedicht vorlas. Ich rate nicht, Knabe, siehst du den Staub auf meinen Schuhen?

Nun so komm wenigstens herein, sage mir, was du willst: denn seitdem ich dich zum erstenmal gesehen, bin ich nicht mehr ruhig geworden.

Sie traten hinein. Elise fuhr erschreckt auf: wer kommt mit euch? — Ein alter Freund, sprach der Jude. Laßt mir euren Mann auf ein Weilchen allein, dann komm ich mit ihm zu euch. Rafael bat Gustav, bei Elisen zu bleiben und führte den Juden hinauf in sein Zimmer; von Angst ermattet, die er kund zu thun nicht wagte, setzte er sich bleich vor ihm nieder.

Der Jude schlug den grauen Mantel zurück, ließ Bart und Haar, die verhüllt gewesen, in langen Locken herausfallen, die sie um Brust und Nacken schlugen, und ging starken Schrittes auf und ab. Rafael sah nichts als Knochen und Sehnen an ihm, dürr, doch kraftvoll streckte sich die schlanke Gestalt in reinsten Ebenmaße, und trug ein edles Gesicht, aus dem zwar mein starke doch ausgebildete Züge leuchteten. Je länger der bewegte Prediger seinen Gast betrachtete, desto mehr schwand die Furcht vor ihm und es umfing ihn eine gewisse Sehnsucht, sich dem Wandrer herzlich zu nähern. Muthiger hob er die Stimme: sage mir, wenn du es bist, niegeglaubter und doch fürchtend geahneter Ahasverus —

Ahasverus heiß' ich —
Sage mir, bist du der ewige —
Der ewige Jude bin ich!

Nun so beschwör ich dich im Namen Gottes, sage mir, was du von mir willst. Wirst du, so lange ich lebe, mich geängstlich verfolgen, im Traume wie im Wachen dich mir entgegenstellend, oder bist du gekommen, die Räthsel zu lösen, in denen ich lebe? Sage mir das.

Ach, sie fürchten sich alle vor mir, Salomo, ist das nicht schrecklich? Seit so vielen hundert Jahren zieh ich von Ort zu Ort, und wo ich's versuchte, mich kenntlich zu machen, flohen sie mich. — Das Leben bin ich nun gewohnt, die Sehnsucht nach dem Tode war in den ersten fünfhundert Jahren überwunden; aber daß ich nicht sagen darf, wer ich bin, nicht klagen darf, was ich fühle, daß ich verstellt umhergehen muß, das ist meine Qual. O, wenn ich nur den Busen ausschütten dürfte, einmal noch bis er kommt, — einmal — denn wenn ich's den Felsen sage, sie verstehen's nicht, und die Blumen verblühen wieder, und die Vögel ziehen fort. Nur eine Brust für die Fülle meines Herzens!

Hier ist sie, Jude! schrie Rafael Salomo, hier, sprich! ich fühle mich dir befreundet, näher, je länger ich dich sehe; sprich!

Ja, du bist es, mein Salomo, wenn du wüßtest — — — nun höre: ich lag vor meinem Hause und erwartete den Zug, der die Missethäter auf Golgatha begleiten sollte. Den falschen Judenkönig wollt' ich sterben sehn, mein Herz freute sich auf diesen Anblick. Wie es mir zu lange währte, rannte ich hinauf zum Pilatus, und mischte mich unter das Volk. Kreuzige, kreuzige ihn! scholl über meine Lippen zuerst, und dann: sein Blut komme über uns und unsre Kinder! Der wilde Taumel wüthete durch mein Volk. Endlich war sein Tod entschieden. Ich lief nach Hause: sie kommen mit ihm, laßt alles liegen, sieht ihn kommen und höhnt ihn. Weib, Kinder und Gesinde rotten auf die Gasse, mein kleinstes Kind, das noch nicht gehen konnte, nahm ich auf den Arm. Er kam. Er war ermattet. In meinem Hause wollt' er ruhn; ich schlug nach ihm und hieß ihn fort, mein Kind raufte mit den kleinen Händen seinen Bart. Da erhob er das blasse Angesicht und sagte: Ich will hier stehn und ruhn, du aber sollst wandern bis ich wiederkomme. — Da setzte ich mein Kind hin und folgte ihm; mir war, als müßte ich ihm folgen. Von Augenblick zu Augenblick wurde der Haß gegen ihn in meinem Herzen schwächer, und als er gestorben war, erfüllte mich eine unbeschreibliche Wehmuth. Ich mußte weinen. Nun fühlte ich nichts als Sehnsucht nach ihm, Sehnsucht nach dem Heiland, dem Erlöser, dem Sohne Gottes; denn meine ganze Seele sprach nichts als diese Worte. Ich stürzte über Berg und Thal, Tage und Nächte hindurch, ich wurde müde, ich wollte ruhen, neue Sehnsucht trieb mich weiter, ich konnte nicht mehr schlafen, der Hunger quälte mich, der Durst, aber nur wenig Nahrung vermochte ich zu mir zu nehmen, es litt mich nicht, ich mußte fort. Und so wandre ich bis heute, suche den Herrn und kann ihn nicht finden; diene ihm wo ich bin, flehe ihn an und vernehme ihn nicht. Immer noch war es mein Trost, verwandte Seelen aufzusuchen, Herzen zu finden, die in Glauben und Demuth ihm ergeben. Aber ach, sie werden immer seltner! Wenn er noch käme, daß sie ihn sähen — und lieben lernten! — Ja, wenn sie seine Liebe wüßten, alle Menschen würden Christen —

Das hat Novalis gesagt. —

Bei ihm war ich auch, mein Sohn! Ich bin vielen erschienen, sie wußten es kaum. Aber dich, Salomo, dich lieb ich vor allen. Wenn du wüßtest —

Was denn? du machst mir bange, Ahasverus.

Sage mir, theurer Jüngling: wenn und wie kamst du zuerst auf den Gedanken, jenes Gedicht aufzusetzen?

Rafael sagte: ich lag einmal im Halbschlafe an einem Sommertage auf das Gras geworfen. Da träumte mir, es ging ein Mann um mich herum, der — o Himmel, jetzt fällt mir's ein, er sah dir ähnlich — der leise sprach: ich bin der Jude Ahasverus. Als ich erwachte, sann ich über meinen Traum, und so entstand das Gedicht.

Ich war es Salomo, ich war es. Von jener Stunde an hab ich dich nicht aus den Augen gelassen. Ich war es auch, der Nachts in dein Zimmer trat.

Du warst es?

Ja, ich stand vor deiner Thür, hörte dein Rufen, die Wirthsleute kamen nicht, da ging ich hinein. Als du im kleinen Rauchhause träumtest, stand ich vor deinem Bette, faßte deine große Zehe und gab dir den Traum ein, den du träumtest.

Aber die Thür war zu —

Ich ließ das Schloß abschnappen, als ich hinausging.

Warum hast du mich ausersehn, warum mich?

Knabe, ich kann es dir jetzt nicht sagen. Aber das wisse, nicht der Erste bist du, dem meine Leiden zu Herzen gingen, nicht der Erste, der mich freundlich aufnimmt. Schon hat ein Herz an dem meinen geschlagen, ein Arm mich umfangen — ich bin Vater!

Deine Kinder aber sind todt.

Jene Kinder sind begraben. Aber ein Sohn lebt mir!

Er lebt dir?

Vor sieben und zwanzig Jahren am vier und zwanzigsten December in kalter Mitternacht ging ich in eine Kirche, dort lag ein Judenmädchen am Altare und weinte. Sie klagte dem Ewigen, daß ihr Herz sich sehne nach neuem Licht und es nicht finden könne. Ich gab mich ihr zu erkennen; sie folgte mir begeistert. Die Nacht war tief. Wir gingen in die Berge hinein. Ich lehrte sie glauben und erkennen, ihre Seele that sich auf. Sie zitterte, zu ihren Eltern zurückzukehren. Ich ließ sie in einer Felsenhöhle, brachte ihr Hüllen, Stroh und gebettelte Nahrung. Die Erde wurde mir wieder lebendig. Der Frühling kam mit den Lockungen seiner Blüthen, mit dem Jubel der Geschöpfe. — Ich sah mein Weib in ihr. — Sie wurde Mutter und starb in der Höhle. Ich trug den Sohn in ein christlich Haus, wo eben ein Kind gestorben war, in Leipzig; es war im Februar! das ist mein Kind.

Rafael bebte.

Jetzt geh hinab, sagte der Jude, ich will allein bleiben.

Rafael ging zu den andern. Gustav rief ihm entgegen: jetzt hab ich seine Züge gefaßt und könnte ihn malen.

Gustav, Elise und Rafael blieben noch lange auf und konnten selbst in der Nacht keine Ruhe finden. Am andern Morgen eilten sie alle hinauf in die Gaststube, aber fanden sie leer. Auf dem Tische war mit den Nägeln eingekratzt: der Ring. — Rafael sah es allein, er ging bei Seite, nahm seinen Trauring und fand inwendig neben Elisens Namen eingegraben: ℞. Da überfiel es ihn gewaltig und er murmelte: der ewige Jude ist mein Vater. Als er zu den andern zurückkehrte, kannten sie ihn nicht wieder. Elise allein erfuhr das Geheimniß und bewahrte es treulich. Gustav aber konnte sich, als er den Pinsel zur Hand nahm, nicht mehr besinnen, wie der Fremdling ausgesehen habe; auch erblickte ihn niemand wieder.

Matthäus Holzwart

ward in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts im Elsaß geboren, absolvirte wahrscheinlich zu Straßburg seine humanistischen Studien und lebte dann als Magister der Philosophie zu Harburg im Oberelsaß. Das Jahr seines Todes ist unbekannt.

Er schrieb:

Lustgarten neuer deutscher Poeterei in 5 Büchern. Straßburg 1568 ff.

Saul. Ein schön new Spil. Basel 1571.

Emblematum tirocinia, d. i. eingeblümete Zierwerk oder Gemälpoesy. Straßburg 1581.

Gute Behandlung der Sprache und gesunde Lebensansicht heben Holzwart vortheilhaft heraus unter seinen Zeitgenossen.

Johann Christian Friedrich Hölderlin,

ein leider im Uebermaß seiner Kraft untergegangenes Dichtertalent, ward am 29. März 1770 zu Lauffen geboren, studirte, wie es den Anschein hat, wider Willen Theologie zu Tübingen, ohne jedoch die schönen Wissenschaften zu vernachlässigen, ward Doctor der Philosophie und Hauslehrer zu Frankfurt am Main, wo eine unglückliche, vom

Gegenstande derselben begünstigte Neigung zu der ihm geistesverwandten Mutter seiner Zöglinge seinen Gemüthszustand auf sein späteres Schicksal vorbereitete. Von hier ging er nach Weimar und Jena, wurde dort mit Schiller befreundet, aber zugleich durch das Fehlschlagen seines Plans, daselbst Professor zu werden, Deutschland noch mehr entfremdet, reiste in die Schweiz zu Lavater und nahm endlich eine Hofmeisterstelle in Bordeaux an. Als Wahnsinniger kam er plötzlich 1807 nach Würtemberg zurück, wurde in dem tübing'schen Klinikum aufgenommen, aber nach zwei Jahren als unheilbar wieder entlassen und lebt seitdem in tiefster Abgeschiedenheit bei einem Tischler daselbst, der ihm mildthätig eine Freistätte in seinem Hause einräumte.

Wir haben von ihm:

Hyperion, oder der Eremit in Griechenland. Stuttgart 1797 — 1799, 2 Bde. in 8.; 2. Aufl. Ebendas. 1822.

Sophokles Trauerspiele, übersetzt. Frankfurt 1804, 2 Thle.

Gedichte. Stuttgart 1826 in 8. Herausgegeben von Schwab und Uhland.

Sehr wahr und schön sagt Menzel (deutsche Literatur 2. A. Th. IV. S. 38) von diesem reichbegabten unglücklichen Dichter: Hölderlin's Gemüth gehört zu den seltenen, die von Natur poetisch sind und in jeder Aeußerung Poesie athmen, wie die Blume den beständigen und eigenthümlichen Duft. Er denkt auf nichts Poetisches, er bemüht sich nicht, es zu machen, es zu künsteln, er ist es schon. Er strahlt das poetische Feuer nur von innen aus, er läßt es brennen in kunstlosen, ja in wilden Flammen, bis es sich selbst verzehrt hat. Seine Seele ist eine zartbesaitete Aeolsharfe, erst leise melodisch vom Winde bewegt, dann vom Sturm gepackt und unter furchtbaren, doch immer noch schönen Klängen zerrissen. Wenn je ein Dichter gefühlt hat, was er singt, so ist es dieser. Im Strome seiner Lieder ist jeder Tropfen aus seinem innersten Herzen entsprungen.

Der Archipelagus *).

Kehren die Kraniche wieder zu dir? und suchen zu deinen
Ufern wieder die Schiffe den Lauf? umathmen erwünschte
Lüfte dir die beruhigte Flut, und sonnet der Delphin,
Aus der Tiefe gelockt, am neuen Lichte den Rücken?
Blüht Jonien? ist es die Zeit? denn immer im Frühling,
Wenn den Lebenden sich das Herz erneut, und die erste
Liebe den Menschen erwacht und gold'ner Zeiten Erinnerung,
Komm' ich zu dir, und grüß' in deiner Stille dich, Alter!
Immer, Gewaltiger! lebst du noch und ruhest im Schatten
Deiner Berge, wie sonst; mit Jünglingsarmen umfängst du
Noch dein liebliches Land; und deiner Töchter, o Vater,
Deiner Inseln ist noch, der blühenden, keine verloren.
Kreta steht, und Salamis grünt, umdämmert von Lorbeern,
Rings von Strahlen umblüht erhebt zur Stunde des Aufgangs
Delos ihr begeistertes Haupt, und Cenos und Ceos
Haben der purpurnen Früchte genug, von trunkenen Hügeln
Quillt der Cypriertrank, und von Kalauria fallen
Silberne Bäche, wie einst, in die alten Wasser des Vaters.
Alle leben sie noch, die Heroenmütter, die Inseln,
Blühend von Jahr zu Jahr; und wenn zu Zeiten, vom Abgrund
Losgelassen, die Flamme der Nacht, das untre Gewitter,
Eine der Helden ergriff und die Sterbende dir in den Schoos sank, —
Göttlicher! du, du dauertest aus, denn über den dunkeln
Tiefen ist Manches schon dir auf- und untergegangen.

Auch die Himmlischen, sie, die Kräfte der Höhe, die stillen,
Die den heiteren Tag und süßen Schlummer und Ahnung
Fernher bringen über das Haupt der fühlenden Menschen
Aus der Fülle der Macht, auch sie, die alten Gespielen,
Wohnen, wie einst, mit dir; und oft am dämmernden Abend,
Wenn von Asiens Bergen herein das heilige Mondlicht
Kommt und die Sterne sich in deiner Woge begegnen,
Leuchtest du von himmlischem Glanz, und so, wie sie wandeln,
Wechseln die Wasser dir, es tönt die Weise der Brüder
Droben, ihr Nachtgesang, im liebenden Busen dir wieder.
Wenn die allverklärende dann, die Sonne des Tages,
Sie, des Orients Kind, die Wunderthätige da ist,
Dann die Lebenden all' im goldenen Traume beginnen,
Den die Dichtende stets des Morgens ihnen bereitet,
Dir, dem trauernden Gott, dir sendet sie froheren Zauber,
Und ihr eigen freundliches Licht ist selber so schön nicht,
Dann das Liebeszeichen, der Kranz, den immer, wie vormals,
Deiner gedenk, doch sie um die graue Locke dir windet.
Und umfängt der Aether dich nicht, und kehren die Wolken,
Deine Boten, von ihm mit dem Göttergeschenke, dem Strahle,
Aus der Höhe dir nicht? Dann sendest du über das Land sie,
Daß am heißen Gestad' die gewittertrunkenen Wälder
Rauschen und wogen mit dir, daß bald, dem wandernden Sohn gleich,
Wenn der Vater ihn ruft, mit den tausend Bächen Mäander
Seinen Irren enteilt, und aus der Eb'ne Kayster
Dir entgegen frohlockt, und der Erstgebor'ne, der Alte,
Der zu lange sich barg, dein majestätischer Mäl, itzt
Hochherschreitend aus fernem Gebirg, wie im Klange der Waffen,
Siegreich kommt und die offenen Arme, der sehnende, reicht.

Dennoch einsam dünkest du dich; in schweigender Nacht hört
Deine Wehklage der Fels, und öfters entflieht dir
Zürnend von Sterblichen weg die geflügelte Woge zum Himmel.
Denn es leben mit dir die edlen Lieblinge nimmer,
Die dich geehrt, die einst mit den schönen Tempeln und Städten
Deine Gestade bekränzt; und immer suchen und missen
Immer bedürfen ja, wie Heroen den Kranz, die geweihten
Elemente zum Ruhme das Herz der fühlenden Menschen.

O die Kinder des Glücks, die frommen! wandeln sie nun,
Bei den Vätern daheim, und der Schicksalstage vergessen,
Drüben am Lethestrom, und bringt kein Sehnen sie wieder?
Sieht mein Auge sie nie? ach! findet über den tausend
Pfaden der grünenden Erd', ihr göttergleichen Gestalten!
Euch das suchende nie? und vernahm ich darum die Sprache,
Darum die Sage von euch, daß immertrauernd die Seele
Vor der Zeit mir hinab zu euern Schatten entfliehe?
Aber näher zu euch, wo eure Haine noch wachsen,
Wo sein einsames Haupt in Wolken der heilige Berg hüllt,
Zum Parnassos will ich; und wenn, im Dunkel der Eiche
Schimmernd, mir Irrenden dort Kastalia's Quelle begegnet,
Will ich, mit Thränen gemischt, aus blüthumdufteter Schale
Dort auf keimendes Grün das Wasser gießen, damit doch,
O ihr Schlafenden all'! ein Todtenopfer euch werde.
Dort im schweigenden Thal, an Tempe's hangenden Felsen,
Will ich wohnen mit euch, dort oft, ihr herrlichen Namen!
Her euch rufen bei Nacht; und wenn ihr zürnend erscheint,
Weil der Pflug die Gräber entweiht, mit der Stimme des Herzens
Will ich, mit frommem Gesang, euch sühnen, heilige Schatten.
Bis, zu leben mit euch, sich ganz die Seele gewöhnet.
Fragen wird der Geweihtere dann euch Manches, ihr Todten,
Euch, ihr Lebenden, auch ihr hohen Kräfte des Himmels.
Wenn ihr über den Schutt mit euren Jahren vorbeigeht,
Ihr in der sicheren Bahn! Denn oft ergreifet das Irrsal
Unter den Sternen mir, wie schaurige Lüfte, den Busen,
Daß ich spähe nach Rath; und lang schon reden sie nimmer
Trost den Bedürftigen zu, die prophetischen Haine Dodona's;
Stumm ist der delphische Gott, und einsam liegen und kalt
Längst die Pfade, wo einst, von Hoffnungen leise geleitet,
Fragend der Mann zur Stadt des redlichen Sehers herauftrug.
Aber droben das Licht, es spricht noch heute zu Menschen,
Schöner Deutungen voll, und des großen Donnerers Stimme
Ruft es: Denket ihr mein? und die trauernde Woge des Meergotts
Hallt es wieder: Gedenkt ihr nimmer meiner, wie vormals?
Denn es ruh'n die Himmlischen gern am fühlenden Herzen,
Immer, wie sonst, geleiten sie noch, die begeisterungen Kräfte,
Gerne den strebenden Mann; und über den Bergen der Heimath
Ruht und waltet und lebt allgegenwärtig der Aether,
Daß ein liebendes Volk, in des Vaters Armen gesammelt,
Menschlich freudig, wie sonst, und Ein Geist allen gemein sei.
Aber weh! es wandelt in Nacht, es wohnt, wie im Orkus,

*) Aus Hölderlin's Gedichten.

Ohne Göttliches unser Geschlecht! An's eigene Treiben
Sind sie geschmiedet allein, und sich in der tosenden Werkstatt
Höret jeglicher nur, und viel arbeiten die Wilden
Mit gewaltigem Arm, rastlos, doch immer und immer
Unfruchtbar, wie die Furien, bleibt die Mühe der Armen; —
Bis, erwacht vom ängstigenden Traum, die Seele den Menschen
Aufgeht, jugendlich froh, und der Liebe segnender Odem
Wieder, wie vormals oft, bei Hellas blühenden Kindern,
Weht in neuer Zeit, und über freierer Stirne
Aus der Geist der Natur, der fernherwandelnde, wieder
Stilleweilend der Gott in gold'nen Wolken erscheinet.
Ach! und säumest du noch? und jene, die göttlich geboren,
Wohnen immer, o Tag! noch als in den Tiefen der Erde,
Einsam unten, indeß ein immerlebender Frühling
Indessangen über dem Haupt der Schlafenden dämmert?
Aber länger nicht mehr! schon hör' ich ferne des Festtags
Chorgesang auf grünem Gebirg, und das Echo der Haine,
Wo der Jünglinge Brust sich hebt, wo die Seele des Volks sich
Still vereint in freierem Lied, zur Ehre des Gottes,
Dem die Höhe gebührt, doch auch die Thale sind heilig.
Denn wo fröhlich der Strom in wachsender Jugend heraustritt,
Unter Blumen des Land's, und wo auf sonnigen Eb'nen
Edles Korn und der Obstwald reift, da kränzen am Feste
Ferne die Frommen sich auch, und auf dem Hügel der Stadt glänzt,
Menschlicher Wohnung gleich, die himmlische Halle der Freude.
Denn voll göttlichen Sinn's ist alles Leben geworden,
Und vollendend, wie sonst, erscheinst du wieder den Kindern
Ueberall, o Natur! und, wie vom Quellengebirg, rinnt
Segen von da und dort in die keimende Seele dem Volke.
Dann, dann, o ihr Freuden Athens! ihr Thaten in Sparta!
Köstliche Frühlingszeit im Griechenlande! wenn unser
Herbst kommt, wenn ihr, gereift, ihr Geister alle der Vorwelt!
Wiederkehret, und siehe! des Jahr's Vollendung ist nahe!
Dann erhalte das Fest auch euch, vergangene Tage!
Hin nach Hellas schaue das Volk! und weinend und dankend
Sänftige sich in Erinnerungen der stolze Triumphtag!

Aber blühet indeß, bis unsere Früchte beginnen,
Blüht, ihr Gärten Joniens, nur, und die an Athens Schutt
Grünen, ihr Holden! verbergt dem schauenden Tage die Trauer!
Kränzt mit ewigen Laub, ihr Lorbeerwälder! die Hügel
Eurer Todten umher, bei Marathon dort, wo die Knaben
Siegend starben; ach! dort auf Chäroneas Gefilden,
Wo mit Waffen hinaus die letzten Athener enteilten,
Fliehend vor dem Tage der Schmach, dort, dort von den Bergen
Klagt in's Schlachtthal täglich herab, dort singet von Oetas
Gipfeln das Schicksalslied, ihr wandelnden Wasser, herunter! —

Aber du, unsterblich, wenn auch der Griechengesang schon
Dich nicht feiert, wie sonst, — aus deinen Wogen, o Meergott!
Töne mir in die Seele noch oft, daß über den Wassern
Furchtlos rage der Geist, dem Schwimmer gleich, in der Starken
Frischem Glücke sich üb', und die Göttersprache, das Wechseln
Und das Werden, versteh'; und wenn die reißende Zeit mir
Zu gewaltig das Haupt ergreift, und die Noth und das Irrsal
Unter Sterblichen mir mein sterblich Leben erschüttert,
Laß der Stille mich dann in deiner Tiefe gedenken!

Der Wanderer.

Einsam stand ich und sah in die afrikanischen dürren
Eb'nen hinaus; vom Olymp regnete Feuer herab;
Fernhin schlich das hag're Gebirg, wie ein wandelnd Gerippe,
Hohl und einsam und kahl blickt aus der Höhe sein Haupt.
Ach! nicht sprang, mit erfrischendem Grün, der schattende Wald hier
In die säuselnde Luft üppig und herrlich empor;
Bäche stürzten hier nicht in melodischem Fall vom Gebirge,
Durch das blühende Thal schlingend den silbernen Strom;
Keiner Heerde verging am plätschernden Brunnen der Mittag,
Freundlich aus Bäumen hervor blickte kein wirthliches Dach;
Unter dem Strauche saß ein ernster Vogel gesanglos,
Aengstig und eilend floh'n wandernde Störche vorbei.
Nicht um Wasser rief ich dich an, Natur in der Wüste, —
Wassers bewahrte mir treulich das fromme Kameel, —
Um der Haine Gesang, um Gestalten und Farben des Lebens
Bat ich, vom lieblichen Glanz heimischer Fluren verwöhnt:
Aber ich bat umsonst; du erschienst mir feurig und herrlich,
Aber ich hatte dich einst göttlicher, schöner gesehn. —
Auch den Eispol hab' ich besucht: wie ein starrendes Chaos
Thürmte das Meer sich da schrecklich zum Himmel empor.
Todt, in der Hülle von Schnee, schlief hier das gefesselte Leben,
Und der eiserne Schlaf harrte des Tages umsonst.
Ach! nicht schlang um die Erde den wärmenden Arm der Olymp hier,
Wie Pygmalions Arm um die Geliebte sich schlang;
Hier bewegt' er ihr nicht mit dem Sonnenblicke den Busen,
Und in Regen und Thau sprach er nicht freundlich zu ihr.
Mutter Erde! rief ich, du bist zur Wittwe geworden,
Dürftig und kinderlos lebst du in langsamer Zeit;
Nichts zu erzeugen und nichts zu pflegen in sorgender Liebe,
Alternd im Kinde sich nicht wiederzusehn, ist der Tod.
Aber vielleicht erwarmst du dereinst am Strahle des Himmels,
Aus dem dürftigen Schlaf schmeichelt sein Odem dich auf;
Und, wie ein Samenkorn, durchbrichst du die eherne Hülse,
Und die knospende Welt windet sich schüchtern heraus.
Deine gesparete Kraft flammt auf in üppigem Frühling,
Rosen blühen und Wein sprudelt im kärglichen Nord. —
Aber jetzt kehr' ich zurück an den Rhein, in die glückliche Heimat,
Und es wehen, wie einst, zärtliche Lüfte mich an;
Und das strebende Herz besänftigen mir die vertrauten
Freudlichen Bäume, die einst mich in den Armen gewiegt,
Und das heilige Grün, der Zeuge des ewigen schönen
Lebens der Welt, es erfrischet, wandelt zum Jüngling mich um.
Alt bin ich geworden indeß, mich bleichte der Eispol,
Und im Feuer des Süds fielen die Locken mir aus.
Doch, wie Aurora den Tithon, umfängst du in lächelnder Blüthe
Warm und fröhlich, wie einst, Vaterlandserde, den Sohn.
Seliges Land! kein Hügel in dir wächst ohne den Weinstock,
Nieder ins schwellende Gras regnet im Herbste das Obst;
Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge,
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr sonniges Haupt;
Und, wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn,
Steigen am dunkeln Gebirg Vesten und Hütten hinauf.
Friedsam geht aus dem Walde der Hirsch an's freundliche Tageslicht.
Hoch in heiterer Luft siehet der Falke sich um;
Aber unten im Thal, wo die Blume sich nährt von der Quelle,
Streckt das Dörfchen vergnügt über die Wiese sich aus.
Still ist's hier; kaum rauscht von fern die geschäftige Mühle,
Und vom Berge herab knarrt das gefesselte Rad;
Lieblich tönt die gehämmerte Sens' und die Stimme des Landmanns,
Der am Pfluge dem Stier, lenkend, die Schritte gebeut,
Lieblich der Mutter Gesang, die im Grase sitzt mit dem Söhnlein,
Das die Sonne des Mai's schmeichelt in lächelnden Schlaf.
Aber drüben am See, wo die Ulme das alternde Hofthor
Uebergrünt und den Zaun wilder Holunder umblüht,
Da umfängt mich das Haus, und des Gartens heimliches Dunkel,
Wo mit den Pflanzen mich einst liebend mein Vater erzog,
Wo ich froh, wie das Eichhorn, spielt' auf den lispelnden Aesten,
Oder ins duftende Heu träumend die Stirne verbarg.
Heimatliche Natur! wie bist du so treu mir geblieben!
Zärtlich pflegend, wie einst, nimmst du den Flüchtling noch auf!
Noch gedeihet die Pfirsiche mir, noch wachsen gefällig
Mir an's Fenster, wie sonst, köstliche Trauben herauf;
Lockend röthen sich noch die süßen Früchte des Kirschbaums,
Und der pflückenden Hand reichen die Zweige sich selbst.
Schmeichelnd zieht mich, wie sonst, in des Walds unendliche Laube
Aus dem Garten der Pfad, oder hinab an den Bach;
Und die Pfade rötheſt du mir, es wärmt mich und spielt mir
Um das Auge, wie sonst, Vaterlandssonne! dein Licht;
Feuer trink' ich und Geist aus deinem freudigen Kelche,
Schläfrig lässest du nicht werden mein alterndes Haupt.
Die du einst mir die Brust erwecktest vom Schlafe der Kindheit,
Und mit sanfter Gewalt höher und weiter mich triebst,
Milde Sonne! zu dir kehr' ich getreuer und weiser,
Friedlich zu werden und froh unter den Blumen zu ruhn.

Der Tod fürs Vaterland.

Du kommst, o Schlacht! Schon wogen die Jünglinge
Hinab von ihren Hügeln, hinab ins Thal,
Wo keck herauf die Würger dringen,
Sicher der Kunst und des Arms; doch sich'rer

Kommt über sie die Seele der Jünglinge!
Denn die Gerechten schlagen wie Zauberer
Und ihre Vaterlandsgesänge
Lähmen die Knie der Ehrelosen.

O nehmt mich, nehmt mich mit in die Reihen auf,
Damit ich einst nicht sterbe gemeinen Tod's!
Umsonst zu sterben, lieb' ich nicht, doch
Lieb' ich, zu fallen am Opferhügel

Für's Vaterland, zu bluten des Herzens Blut
Für's Vaterland — und bald ist's geschehn! Zu euch,
Ihr Theuren! komm' ich, die mich lehrten
Leben und sterben, zu euch hinunter!

Wie oft im Lichte dürstet' ich, euch zu sehn,
Ihr Helden und ihr Dichter aus alter Zeit!
Nun grüßt ihr freundlich den geringen
Fremdling, und brüderlich ist's hier unten.

Dichtermuth.

Sind denn dir nicht verwandt alle Lebendigen?
Nährt zum Dienste denn nicht selber die Parze dich?
Drum! so wandle nur wehrlos
Fort durch's Leben und sorge nicht!

Was geschiehet, es sei Alles gesegnet dir,
Sei zur Freude gewandt! Oder was könnte denn
Dich beleidigen, Herz! was
Da begegnen, wohin du sollst?

Denn, wie still am Gestad', oder in silberner
Fernhintönender Fluth, oder auf schweigenden
Wasserliefen der leichte
Schwimmer wandelt, so sind auch wir,

Wir, die Dichter des Volks, gerne, wo Lebendes
Um uns athmet und wallt, freudig, und Jedem hold
Jedem trauend, — wie sängen
Sonst wir Jedem den eig'nen Gott?

Wenn die Woge denn auch Einen der Muthigen,
Wo er treulich getraut, schmeichelnd hinunterzieht,
Und die Stimme des Sängers
Nun in blauender Halle schweigt:

Freudig starb er, und noch klagen die Einsamen,
Seine Haine, den Fall ihres Geliebtesten;
Oefters tönet der Jungfrau
Vom Gezweige sein freundlich Lied.

Wenn des Abends vorbei Einer der Unsern kommt,
Wo der Bruder ihm sank, denket er Manches wohl
An der warnenden Stelle,
Schweigt und gehet getrösteter.

Der Rhein.

Im dunkeln Epheu saß ich, an der Pforte
Des Waldes, eben, da der goldene Mittag
Den Quell besuchend, herunter kam
Von Treppen des Alpengebirgs,
Das mir die göttlich gebaute,
Die Burg der Himmlischen heißt
Nach alter Meinung, wo aber
Geheim noch Manches entschieden
Zu Menschen gelanget; von da
Vernahm ich ohne Vermuthen
Ein Schicksal. Denn noch kaum
War mir, im warmen Schatten
Sich Manches beredend, die Seele
Italia zugeschweift
Und an die Küsten Morea's.

Jetzt aber, d'rin im Gebirg,
Tief unter den silbernen Gipfeln,
Und unter fröhlichem Grün,
Wo die Wälder schauernd zu ihm
Und der Felsen Häupter übereinander
Hinabschau'n, tag'lang, dort,
Im kältesten Abgrund, hört'
Ich um Erlösung jammern
Den Jüngling; es hörten ihn, wie er tobt'
Und die Mutter Erd' anklagt'
Und den Donnerer, der ihn gezeuget,
Erbarmend die Eltern; doch
Die Sterblichen floh'n von dem Ort,
Denn furchtbar war, da lichtlos er
In den Fesseln sich wälzte,
Das Rasen des Halbgotts.

Die Stimme war's des edelsten der Ströme,
Des frei gebor'nen Rheins;
Und Anderes hoffte der, als droben von den Brüdern,
Dem Tessin und dem Rhodanus,
Er schied, und wandern wollt', und ungeduldig ihn
Nach Asia trieb die königliche Seele.
Doch unverständig ist
Das Wünschen vor dem Schicksal.
Die Blindesten aber
Sind Göttersöhne; denn es kennet der Mensch
Sein Haus, und dem Thier ward, wo
Es bauen solle, doch jenen ist
Der Fehl, daß sie nicht wissen, wohin?
In die unerfahr'ne Seele gegeben.

Ein Räthsel ist Reinentsprungenes. Auch
Der Gesang kaum darf es enthüllen. Denn
Wie du anfingst, wirst du bleiben,
So viel auch wirket die Noth
Und die Zucht; das Meiste nämlich
Vermag die Geburt
Und der Lichtstrahl, der
Dem Neugebor'nen begegnet.
Wo aber ist Einer,
Um frei zu bleiben,
Sein Leben lang und des Herzens Wunsch
Allein zu erfüllen, so
Aus himmlisch günstigen Höh'n
Und so aus reinestem Schooße
Glücklich geboren, wie Jener?
Drum ist ein Jauchzen sein Wort,
Nicht liebt er, wie andere Kinder
In Wickelbanden zu weinen;
Und wenn, wo die Ufer sich ihm
An die Seite schleichen, die krummen,
Und durstig umwindend ihn,
Den Unbedachten, zu ziehn
Und wohl zu behüten begehren
Im eig'nen Schlunde, lachend
Zerreißt er die Schlangen und stürzt
Mit der Beut'; und, wenn in der Eil'
Ein Größerer ihn nicht zähmt,
Ihn wachsen läßt, wie der Blitz muß er
Die Erde spalten, und wie Bezauberte fliehn
Die Wälder ihm nach und zusammensinkend die Berge.

Ein Gott will aber sparen den Söhnen
Das eilende Leben, und lächelt,
Wenn unenthaltsam, aber gehemmt
Von heiligen Alpen, ihm
In der Tiefe, wie Jener, zürnen die Ströme.
In solcher Esse wird dann
Auch alles Lautre geschmiedet;
Und schön ist's, wie er drauf,
Nachdem er die Berge verlassen,
Stillwandelnd sich im deutschen Lande
Begnüget, und das Sehnen stillt
Im guten Geschäfte, wenn er das Land baut,
Der Vater Rhein, und liebe Kinder nährt
In Städten, die er gegründet.

Doch nimmer, nimmer vergißt er's.
Denn eher muß die Wohnung vergehn,
Und die Satzung, und zum Unbild werden
Der Tag der Menschen, ehe vergessen
Ein solcher dürfte den Ursprung
Und die reine Stimme der Jugend.
Wer war es, der zuerst

Die Liebesbande verderbt
Und Stricke von ihnen gemacht hat?
Dann haben des eigenen Rechts
Und gewiß des himmlischen Feuers
Gespottet die Trotzigen, dann erst,
Die sterblichen Pfade verachtend,
Verweg'nes erwählt,
Und den Göttern gleich zu werden getrachtet.

Es haben aber an eig'ner
Unsterblichkeit die Götter genug, und bedürfen
Die Himmlischen eines Dings,
So sind's Heroen und Menschen,
Und Sterbliche sonst. Denn weil
Die Seligsten nichts fühlen von selbst,
Muß wohl, wenn solches zu sagen
Erlaubt ist, in der Götter Namen
Theilnehmend fühlen ein And'rer —
Den brauchen sie. Jedoch ihr Gericht
Ist, daß sein eigenes Haus
Zerbreche der, und das Liebste
Wie den Feind schelt', und sich Vater und Kind
Begrabe unter den Trümmern,
Wenn Einer wie sie sein will, und nicht
Ungleiches dulden, der Schwärmer.
Drum wohl ihm, welcher fand
Ein wohlbeschiedenes Schicksal,
Wo noch der Wanderungen
Und süß der Leiden Erinnerung
Auftauscht am sichern Gestade,
Daß da- und dorthin gern
Er sehn mag bis an die Grenzen,
Die bei der Geburt ihm Gott
Zum Aufenthalte gezeichnet;
Dann ruht er, selig bescheiden,
Denn Alles, was er gewollt,
Das Himmlische, von selber umfängt
Es unbezwungen, lächelnd
Jetzt, da er ruhet, den Kühnen.

Halbgötter denk' ich jetzt,
Und kennen muß ich die Theuern,
Weil oft ihr Leben so
Die sehnende Brust mir bewegt.
Wem aber, wie dir,
Unüberwindlich die Seele,
Die stark ausdauernde, ward,
Und sicherer Sinn,
Und süße Gabe, zu hören,
Zu reden so, daß er aus heiliger Fülle
Wie der Weingott thörig, göttlich
Und gesetzlos sie, die Sprache der Reinesten, giebt
Verständlich den Guten, aber mit Recht
Die Achtungslosen mit Blindheit schlägt,
Die entweichenden Knechte, — wie nenn' ich den Fremden?
Die Söhne der Erde sind, wie die Mutter,
Allliebend so empfangen sie auch
Müh'los, die Glücklichen, Alles.
Drum überraschet es auch
Und schreckt den sterblichen Mann,
Wenn er den Himmel, den
Er mit den liebenden Armen
Sich auf die Schultern gehäuft,
Und die Last der Freude bedenket.
Dann scheint ihm oft das Beste,
Fast ganz vergessen da,
Wo der Strahl nicht brennt,
Im Schatten des Wald's,
In frischer Grüne zu sein,
Und sorglos arm an Tönen,
Anfängern gleich, bei Nachtigallen zu lernen.
Und herrlich ist's, aus heiligem Schlafe dann
Erstehen und aus Waldeskühle
Erwachend Abends nun
Dem mildern Licht entgegen zu gehen,
Wenn, der die Berge gebaut
Und den Pfad der Ströme gezeichnet,
Nachdem er lächelnd auch
Der Menschen geschäftiges Leben,
Das obenarme, wie Segel
Mit seinen Lüften gelenkt hat,
Auch ruht, und vor der Schülerin jetzt,
Der Bildner vor der Braut,
Der herrliche Pygmalion,
Der Tagsgott vor der Erde sich neiget.

Dann feiern das Brautfest Menschen und Götter,
Es feiern die Lebenden all,
Und ausgeglichen ist eine Weile das Schicksal.
Und die Flüchtlinge suchen die Herberg'
Und süßen Schlummer die Tapfern.
Die Liebenden aber
Sind, was sie waren, sie sind
Zu Hause, wo die Blume sich freuet
Unschädlicher Gluth, und die finstern Bäume
Der Geist umsäuselt; aber die Unversöhnten
Sind umgewandelt, und eilen,
Die Hände sich ehe zu reichen,
Bevor das freundliche Licht
Hinuntergeht und die Nacht kommt.

Das Schicksal.

Als von des Friedens heil'gen Thalen,
Wo sich die Liebe Kränze wand,
Hinüber zu den Göttermahlen
Des gold'nen Alters Zauber schwand;

Als nun des Schicksals eh'rne Rechte,
Die große Meisterin, die Noth,
Dem übermüthigen Geschlechte
Den langen, bittern Kampf gebot:

Da sprang er aus der Mutter Wiege,
Da fand er sie, die schöne Spur
Zu seiner Tugend schwerem Siege,
Der Sohn der heiligen Natur;

Der hohen Geister höchste Gabe,
Der Tugend Löwenkraft, begann
Im Siege, den ein Götterknabe
Den Ungeheuern abgewann.

Es kann die Lust der gold'nen Ernte
Im Sonnenbrande nur gedeih'n;
Und nur in seinem Blute lernte
Der Kämpfer, frei und stolz zu sein.

Triumph! die Paradiese schwanden;
Wie Flammen aus der Wolke Schoos,
Wie Samen aus dem Chaos, wanden
Aus Stürmen sich Heroen los.

Der Noth ist jede Lust entsprossen,
Und unter Schmerzen nur gedeiht
Das Liebste, was mein Herz genossen,
Der holde Reiz der Menschlichkeit;

So stieg, in tiefer Fluth erzogen,
Wohin kein sterblich Auge sah,
Stilllächelnd aus den schwarzen Wogen
In stolzer Blüthe Cypria.

Durch Noth vereiniget, beschwuren,
Vom Jugendtraume süß berauscht,
Den Todesbund die Dioskuren,
Und Schwert und Lanze ward getauscht;

In ihres Herzens Jubel eilten
Sie, wie ein Adlerpaar, zum Streit,
Wie Löwen ihre Beute, theilten
Die Liebenden Unsterblichkeit.

Die Klagen lehrt die Noth verachten,
Beschämt und ruhmlos läßt sie nicht
Die Kraft der Jünglinge verschmachten,
Giebt Muth der Brust, dem Geiste Licht;

Der Greise Faust verjüngt sie wieder;
Sie kommt wie Gottes Blitz heran,
Und trümmert Felsenberge nieder,
Und wallt auf Riesen ihre Bahn.

Mit ihrem heil'gen Wetterschlage
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Noth an einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt.

Und wenn in ihren Ungewittern
Selbst ein Elysium vergeht,
Und Welten ihrem Donnern zittern —
Was groß und göttlich ist, besteht.

O du, Gespielin der Kolossen,
O weise zürnende Natur,
Was je ein Riesenherz beschlossen,
Es keimt in deiner Schule nur;

Wohl ist Arkadien entflohen:
Des Lebens beff're Frucht gedeiht
Durch sie, die Mutter der Heroen,
Die eherne Nothwendigkeit.

Für meines Lebens gold'nen Morgen
Sei Dank, o Pepromene, dir!
Ein Saitenspiel und süße Sorgen
Und Träum' und Thränen gabst du mir!

Die Flammen und die Stürme schonten
Mein jugendlich Elysium,
Und Ruh' und stille Liebe thronten
In meines Herzens Heiligthum.

Es reife von des Mittags Flamme,
Es reife nur von Kampf und Schmerz
Die Blüth' am grenzenlosen Stamme,
Wie Sprosse Gottes dieses Herz!

Beflügelt von dem Sturm erschwin
Mein Geist des Lebens höchste Lust,
Der Tugend Siegeslust verjünge
Bei kargem Glücke mir die Brust!

Im heiligsten der Stürme falle
Zusammen meine Kerkerwand,
Und herrlicher und freier walle
Mein Geist ins unbekannte Land!

Hier blutet oft der Adler Schwinge;
Auch drüben warten Kampf und Schmerz!
Bis an der Sonnen letzte ringe,
Genährt vom Siege dieses Herz!

Ludwig Heinrich Christoph Hölty,

der Sohn eines Landpredigers, wurde am 21. December 1748 zu Marienseé im Hannöverschen geboren und wegen seiner früh hervorstechenden Geistesanlagen, seines Witzes und seiner schönen Gesichtsbildung bei Allen, die ihn kannten, schon als Knabe sehr beliebt. Bösartige Blattern raubten ihm gleich nach dem Tode seiner Mutter den letzteren Vorzug und sein Gesicht mit seiner natürlichen Munterkeit und hinderten lange die Befriedigung seiner leidenschaftlichen Wißbegierde. Doch bald hatte er das Versäumte nachgeholt und sich schon im 16ten Jahre zum fruchtbaren Genuß akademischer Vorlesungen befähigt, als sein Vater, um seiner Bildung eine noch tüchtigere Grundlage zu geben, ihn 1765 auf das Gymnasium nach Celle brachte, wo er sich besonders in der englischen Sprache vervollkommnete. 1769 ging er von da, um Theologie zu studiren, nach Göttingen, wo er nächst seinen Berufsstudien besonders Poesie, italienische und spanische Sprache trieb und ein thätiges Mitglied des mit Bürger, Miller, Voß, Boje, Hahn, Leisewitz, dem jüngern Cramer und den beiden Grafen Stolberg daselbst errichteten Dichterbundes war. Seit 1773 erleichterte er seinem Vater die Kosten seines Unterhalts durch Unterricht und Uebersetzungen, wurde aber schon 1774 von einem Blutauswurf befallen, welcher, aller ärztlichen Kunst ungeachtet, sich 1775 nach seiner Rückkehr von Leipzig nach Hannover, sehr verschlimmerte und den mit der Sammlung seiner Gedichte beschäftigten Jüngling am 1. September 1776 vom Leben abrief. — Sein starker Wuchs, sein niedergebückter unbehülflicher Gang, sein todtenblasses Ansehen und seine fast einfältige Miene waren nicht geeignet, den Mann in ihm erkennen zu lassen, der er war. Aber das treuherzige, schalkhafte Lächeln, das in seinen blauen Augen schimmerte, seine brennende Wißbegierde, sein ausdauernder Fleiß, sein tiefes Gefühl für Recht und Unrecht und sein wie der Blitz aus hellem Himmel urplötzlich hervorbrechender Witz verriethen den treuen Freund, den geistreichen Gesellschafter, Gelehrten und den liebens- und achtungswürdigen Menschen.

Wir haben von ihm:

Der Kenner, eine Wochenschrift von Towe, aus dem Englischen. Leipzig 1775 in 8.

Hurd's moralische und politische Dialogen. Aus dem Englischen. Leipzig 1775, 2 Bde. in 8.

Des Grafen von Shaftesbury philosophische Werke. Aus dem Englischen. Leipzig 1776, 1. Bd. in 8.; 2. u. 3. Bd. von Voß.

Sämmtliche hinterlassene Gedichte. Halle 1782 in 8. — Unrechtmäßige mangelhafte Ausgabe von Friedrich Geißler jun. 2. Aufl. Halle 1800 in 8.; 3. Aufl. 1803 in 8.

Gedichte. Besorgt durch seine Freunde, Leopold Friedrich Grafen von Stolberg und Johann Heinrich Voß. Hamburg 1783 in kl. 8. Mit H's Leben. 2. verm. Ausg. Ebendas. 1804 in 8.; 5. rechtm. verm. Ausg. Königsberg 1833 in gr. 12.

Gedichte. Prachtausgabe. Wien 1803; neue Ausg. 1824 in 8.

H. ist sehr verschieden beurtheilt worden, besonders in früherer Zeit. Während einige Kritiker ihn als den ersten deutschen Elegiker feierten, warfen andere ihm Weichlichkeit, übertriebene Sentimentalität und Mangel an Kraft vor. Die Wahrheit liegt, wie immer, in der Mitte. Beschränkt ist der Kreis, in welchem er sich bewegt, allerdings, aber diese Beschränktheit wird reichlich aufgewogen durch die Innigkeit, Wärme und Wahrheit seines Gefühls, die Einfachheit und Anspruchslosigkeit seines Charakters und den Wohllaut und die Anmuth, die von seinen Poesieen unzertrennlich sind. Ihm, der früh schon dem Grabe zuwelkte, den tiefen Ton der Wehmuth vorwerfen wollen, der sich nachhallend durch alle seine Gedichte zieht, wäre höchst ungerecht, da trotz dem seine geistige Gesundheit und Unverdorbenheit überall entschieden hervortritt und uns ahnen läßt, was er geleistet haben würde, hätte ihm die Natur ein größeres Maß körperlicher Kraft und längere Lebensdauer verliehen. Wer das Gefühl für das rein Menschliche im Menschen noch nicht ganz aus seiner Brust verbannt hat, wird Hölty's Gedichte nie ohne tiefe Rührung über das liebenswürdige Gemüth ihres Verfassers aus der Hand legen.

Elegie auf ein Landmädchen *).

Schwermuthsvoll und dumpfig hallt Geläute
Vom bemoosten Kirchenthurm' herab;
Väter weinen, Kinder, Mütter, Bräute;
Und der Todtengräber gräbt ein Grab.
Angethan mit einem Sterbekleide,
Eine Blumenkron' im blonden Haar,
Schlummert Röschen, so der Mutter Freude,
So der Stolz des Dorfes war.

*) Gedicht von Hölty; ebenso die folgenden.

Ihre Lieben, voll des Mißgeschickes,
Denken nicht an Pfänderspiel und Tanz,
Stehn am Sarge, winden nasses Blickes
Ihrer Freundin einen Todtenkranz.
Ach! kein Mädchen war der Thränen werther,
Als du gutes, frommes Mädchen bist,
Und im Himmel ist kein Geist verklärter,
Als die Seele Röschens ist.

Wie ein Engel stand im Schäferkleide
Sie vor ihrer kleinen Hüttenthür:
Wiesenblumen waren ihr Geschmeide,
Und ein Veilchen ihres Busens Zier;
Ihre Fächer waren Zephyrs Flügel,
Und der Morgenhain ihr Putzgemach,
Diese Silberquellen ihre Spiegel,
Ihre Schminke dieser Bach.

Sittsamkeit umfloß, wie Mondenschimmer,
Ihre Rosenwangen, ihren Blick;
Nimmer wich der Seraph Unschuld, nimmer
Von der holden Schäferin zurück.
Jünglingsblicke taumelten voll Feuer
Nach dem Reiz des lieben Mädchens hin,
Aber keiner, als ihr Vielgetreuer,
Rührte jemals ihren Sinn.

Keiner, als ihr Wilhelm! Frühlingsweihe
Rief die Edlen in den Buchenhain:
Unterm Grün, durchstrahlt von Himmelsbläue,
Folgen sie den deutschen Ringelreihn.
Röschen gab ihm Bänder mancher Farbe,
Kam die Ernt', an seinen Schnitterhut,
Saß mir ihm auf einer Weitzengarbe,
Lächelt' ihm zur Arbeit Muth;

Band den Weitzen, welchen Wilhelm mähte,
Band und äugelt' ihrem Liebling nach,
Bis die Kühlung kam, und Abendröthe
Durch die kalten Westgewölke brach.
Ueber Alles war ihm Röschen theuer,
War sein Taggedanke, war sein Traum;
Wie sich Röschen liebten und ihr Treuer,
Lieben sich die Engel kaum.

Wilhelm! Wilhelm! Sterbeglocken hallen,
Und die Grabgesänge heben an,
Schwarzbeflorte Trauerleute wallen,
Und die Todtenkrone weht voran.
Wilhelm wankt mit seinem Liederbuche,
Nasses Auges, an das offne Grab,
Trocknet mit dem weißen Leichentuche
Sich die hellen Thränen ab.

Schlummre sanft, du gute, fromme Seele,
Bis auf ewig dieser Schlummer flieht!
Wein' auf ihrem Hügel, Philomele,
Um die Dämmerung ein Sterbelied!
Weht wie Harfenlispel, Abendwinde,
Durch die Blumen, die ihr Grab gebar!
Und im Wipfel dieser Kirchhofslinde
Nist' ein Turteltaubenpaar!

Der arme Wilhelm.

Wilhelms Braut war gestorben. Der arme verlassene Wilhelm
Wünschte den Tod, und besuchte nicht mehr den geflügelten
Reigen,
Nicht das Ostergelag und das Fest der bemaleten Eier,
Nicht den gaukelnden Tanz um die Osterflamme des Hügels.
Einsam war er und still wie das Grab, und glaubte mit
jedem
Tritt in die Erde zu sinken. Die Knaben und Mädchen des
Dorfes
Brachen Maien, und schmückten das Haus und die ländliche
Diele,
Und begrüßten den heiligen Abend vor Pfingsten mit Liedern.
Wilhelm floh das Gewühl der beglückten fröhlichen Leute,
Wandelt' über den Gottesacker und ging in die Kirche,
Nahm den Kranz der geliebten Braut von der Wand und
kniete
Vor dem Altar, und barg das Gesicht in die Blumen des
Kranzes,
Flehte weinend zu Gott: O entnimm mich der Erde, mein
Vater!
Ruf' mich zu meiner Entschlummerten! Doch dein Wille ge-
schehe!
Lispelnd bebte das Gold und die Flitterblumen des Kranzes,
Lieblich rauschten die flatternden Bänder, wie Blätter im Winde,
Und ein fliegender Lichtglanz flog durch die Fenster der Kirche.
Ruhiger wandelte Wilhelm nach Haus. Bald hörten die Schwe-
stern
Drauf die Todtenuhr in der Kammer pickern, und sahen
Auf der Diele den Sarg, und den Pfarrer im Mantel da-
neben;
Und das Leichenhuhn schlug an die Kammerfenster, und heulte.
Wenige Wochen, da starb der verlassene traurige Wilhelm,
Und sein grünendes Grab ragt hart am Grabe des Mädchens.

Das Feuer im Walde.

Zween Knaben liefen durch den Hain
Und lasen Eichenreiser auf,
Und thürmten sich ein Hirtenfeu'r,
Indeß die Pferd' im fetten Gras'
Am Wiesenbache weideten.
Sie freuten sich der schönen Gluth,
Die, wie ein helles Osterfeu'r,
Gen Himmel flog, und setzten sich
Auf einen alten Weidenstumpf.
Sie schwatzten dies und schwatzten das,
Vom Feuermann und Ohnekopf,
Vom Amtmann, der im Dorfe spuckt,
Und mit der Feuerkette klirrt,
Weil er nach Ansehn sprach und Geld,
Wie's liebe Vieh die Bauern schund,
Und niemals in die Kirche kam.
Sie schwatzten dies und schwatzten das,
Vom sel'gen Pfarrer Habermann,
Der noch den Nußbaum pflanzen thät,
Von dem sie manche schöne Nuß
Herabgeworfen, als sie noch
Zur Pfarre gingen, manche Nuß!
Sie segneten den guten Mann
In seiner kühlen Gruft dafür,
Und knackten jede schöne Nuß
Noch einmal in Gedanken auf.
Da rauscht das dürre Laub empor.
Und sieh, ein alter Kriegesknecht
Wankt durch den Eichenwald daher,
Sagt: Guten Abend, wärmet sich
Und setzt sich auf den Weidenstumpf.
Wer bist du, guter alter Mann?
Ich bin ein preußischer Soldat,
Der in der Schlacht bei Kunnersdorf
Das Bein verlor, und leider Gott's!
Vor fremden Thüren betteln muß.
Da ging es scharf, mein liebes Kind!
Da sauseten die Kugeln uns
Wie Donnerwetter um den Kopf!
Dort flog ein Arm, und dort ein Bein!
Wir patschelten durch lauter Blut,
Im Pulverdampf! Steht, Kinder, steht!
Verlasset euren König nicht!
Rief Vater Kleist; da sank er hin.
Ich und zwei Bursche trugen flugs
Ihn zu dem Feldscheer aus der Schlacht.
Laut donnerte die Batterie!
Mit einmal flog mein linkes Bein
Mir unterm Leibe weg! — O Gott!
Sprach Hans, und sahe Töffeln an,
Und fühlte sich nach seinem Bein:
Mein Seel! ich werde kein Soldat,
Und wandre lieber hinterm Pflug.
Da fing' ich mir die Arbeit leicht,
Und spring' und tanze, wie ein Hirsch,
Und lege, wenn der Abend kommt,
Mich hintern Ofen auf die Bank.
Doch kommt der Schelmfranzos' zurück,
Der uns die besten Hühner stahl,
Und unser Heu und Korn dazu;
Dann nehm' ich einen rothen Rock,
Und auf den Buckel mein Gewehr!
Dann komm' nur her, du Schelmfranzos'!
Hans, sagte Töffel, lang' einmal
Die Kiepe her, die hinter dir

Im Riedgras steht, und gieb dem Mann
Von unserm Käs' und Butterbrot;
Ich samml' indessen dürres Holz;
Denn sieh, das Feuer sinket schon.

Der alte Landmann an seinen Sohn.

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!
Dann wirst du, wie auf grünen Au'n,
Durch's Pilgerleben gehn;
Dann kannst du sonder Furcht und Graun
Dem Tod' entgegen sehn.

Dann wird die Sichel und der Pflug
In deiner Hand so leicht;
Dann singest du beim Wasserkrug',
Als wär' dir Wein gereicht.
Dem Bösewicht wird alles schwer,
Er thue, was er thu';
Der Teufel treibt ihn hin und her,
Und läßt ihm keine Ruh.

Der schöne Frühling lacht ihm nicht,
Ihm lacht kein Aehrenfeld;
Er ist auf Lug und Trug erpicht,
Und wünscht sich nichts als Geld.
Der Wind im Hain, das Laub am Baum,
Sauft ihm Entsetzen zu;
Er findet nach des Lebens Raum
Im Grabe keine Ruh.

Dann muß er um die Geisterstund'
Aus seinem Grabe gehn;
Und oft als schwarzer Kettenhund
Vor seiner Hausthür stehn.
Die Spinnerinnen, die, das Rad
Im Arm, nach Hause gehn,
Erzittern wie ein Espenlaub,
Wenn sie ihn liegen sehn.

Und jede Spinnestube spricht
Von diesem Abentheu'r,
Und wünscht den todten Bösewicht
Ins tiefste Höllenfeu'r.
Der alte Kunz war bis ans Grab
Ein rechter Höllenbrand:
Er pflügte seinem Nachbar ab,
Und stahl ihm vieles Land.

Nun pflügt er, als ein Feuermann,
Auf seines Nachbarn Flur,
Und mißt das Feld hinab hinan
Mit einer glüh'nden Schnur.
Er brennet, wie ein Schober Stroh,
Dem glüh'nden Pfluge nach,
Und pflügt, und brennet lichterloh
Bis an den hellen Tag.

Der Amtmann, der die Bauern schund,
Und hurt' und Hirsche schoß,
Trabt Nachts mit einem schwarzen Hund'
Im Wald' auf glüh'ndem Roß.
Oft geht er auch am Knotenstock
Als rauher Brummbär um,
Und meckert oft als Ziegenbock
Im ganzen Dorf' herum.

Der Pfarrer, der aufs Tanzen schalt,
Und Filz und Wucherer war,
Steht Nachts als schwarze Spuckgestalt
Um zwölf Uhr am Altar;
Paukt dann mit dumpfigem Geschrei
Die Kanzel, daß es gellt,
Und zählet in der Sakristei
Sein Beicht- und Opfergeld.

Der Junker, der bei Spiel und Ball
Der Wittwen Habe fraß,
Kutschirt, umbraust von Seufzerhall,
Zum Fest des Satanas
Im blauen Schwefelflammenrock
Fährt er zur Burg hinauf,
Ein Teufel auf dem Kutschenbock,
Zween Teufel hintenauf.

Sohn, übe Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab.
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!
Dann suchen Enkel deine Gruft,
Und weinen Thränen drauf,
Und Sommerblumen, voll von Duft,
Blühn aus den Thränen auf.

Die künftige Geliebte.

Entschwebest du dem Seelengefilde schon,
Du süßes Mädchen? wehet das Flügelkleid
Dir an der Schulter? bebt der Strauß dir
Schon an der wallenden schönen Brust auf?

Ein süßes Zittern zittert durch mein Gebein,
Wann mir dein Bildniß lächelnd entgegentanzt,
Wann ich's auf meinem Schooße wiege,
Und an den klopfenden Busen drücke.

Der Garten taumelt; rötheres Abendroth
Durchströmt die Blätter, purpurt die Maienluft:
Wie Engelflügel niedersäuseln,
Rauschet die Laube vom Kußgelispel.

An deiner Leinwand flattert vielleicht mein Bild
Dir auch entgegen, schmiegt sich an deine Brust,
Und eine Sehnsuchtsthräne träufelt
Ueber die seidenen Purpurblumen.

Seid mir gesegnet, Thränen Ihr fließet mir!
Bald schlägt die Stunde! Ach dann entküß' ich euch
Dem blauen Aug', der weißen Wange;
Trinke den Taumel der Erdenwonne!

An voller Quelle weil' ich, und schöpfe mir
Der Freuden jede, Himmel auf Himmel mir,
Sie, deren Seelen mich umschwebten,
Wann ich im Haine der Zukunft träumte!

Blüh' unterdessen schöner und schöner auf,
Du süßes Mädchen! Leitet, ihr Tugenden,
Wie eine Schaar von Schwesterengeln,
Sie durch die Pfade des Erdenlebens!

Ein reinrer Aether lache herab auf dich!
Tönt, Nachtigallen, wann sich der Abend neigt,
Im Apfelbaum vor ihrem Fenster,
Goldene Träum' um ihr Mädchenbette!

Doch süß're Träume thaue das Morgenroth
Um deine Schläfe, Träume der Seraphim,
Wann jener Tag dem Meer' entschimmert,
Da ich dich unter den Blumen finde!

An die Ruhe.

Tochter Edens, o Ruh, die du die Finsternis
Stiller Haine bewohnst, unter der Dämmerung
Mondversilberter Pappeln
Mit verschlungenen Armen weilst.

Mit dem Schäfer am Bach flötest, der Schäferin
Unter Blumen der Au singest und Kränze flichst,
Und dem Schellengeklingel
Ihrer kanzenden Schäfchen horchst!

Wie der Jüngling die Braut liebet, so lieb' ich dich,
Allgefällige Ruh! spähte dir immer nach,
Bald auf duftenden Wiesen,
Bald im Busche der Nachtigall!

Endlich bietest du mir, Herzenerfreuerin,
Deinen himmlischen Kranz, ach! und umarmest mich,
Wie den flötenden Schäfer,
Wie die singende Schäferin!

Jeden Lispel des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
Jedes ländliche Lied, welches dem Dorf' entweht,
Wandelt, Göttin, dein Odem
Mir in Sphärengesangeston.

Hingegossen auf Thau, blick' ich den Abendstern,
Deinen Liebling, o Ruh', blick' ich den Mond hinan,
Der so freundlich, so freundlich
Durch die nickenden Wipfel schaut!

Ruhe, lächle mir stets, wie du mir lächeltest,
Als mein Knabengelock, mit der entknospeten
Rosenblume bekränzet,
Abendlüftchen zum Spiele flog!

Keiner Städterin Reiz, weder ein blaues Aug',
Noch ein küßlicher Mund, soll mich aus deinem Arm
Zu den Hallen des Tanzes
Locken, oder des Operuspiels!

Hier bei Früchten und Milch unter dem Halmendach
Weil', o Freundin, bei mir, bis du mich, an der Hand
Eines lächelnden Mädchens,
Edens Hütten entgegenführst.

Die Liebe.

1773.

Eine Schale des Harms, eine der Freuden wog
Gott dem Menschengeschlecht', aber der lastende
Kummer senket die Schale;
Immer hebet die andre sich.

Irr und trauriges Tritts wanken wir unsern Weg
Durch das Leben hinab, bis sich die Liebe naht,
Eine Fülle der Freuden
In die steigende Schale geußt.

Wie dem Pilger der Quell silbern entgegen rinnt,
Wie der Regen des Mai's über die Blüthen träuft,
Naht die Liebe: des Jünglings
Seele zittert, und huldigt ihr!

Nähm' er Kronen und Gold, mißte der Liebe? Gold
Ist ihm fliegende Spreu; Kronen ein Flittertand;
Alle Hoheit der Erde,
Sonder herzliche Liebe, Staub!

Loos der Engel! kein Sturm trübet die Heiterkeit
Seiner Seele! Der Tag hüllt sich in lichter Blau;
Kuß und Flüstern und Lächeln
Flügelt Stunden an Stunden fort!

Herrscher neideten ihn, kosteten sie des Glücks,
Das dem Liebenden ward; würfen den Königsstab
Aus den Händen, und suchten
Sich ein friedliches Hüttendach.

Unter Rosengesträuch lispelt ein Quell, und mischt
Zum begegnenden Bach Silber. So strömen flugs
Seel' und Seele zusammen,
Wenn allmächtige Liebe naht.

Laura.

1772.

Kein Blick der Hoffnung heitert mit trübem Licht
Der Seele Dunkel! Nimmer, ach nimmer wird
Dein Auge, Laura, meinem Auge
Wieder begegnen, und Liebe sprechen

Dein eh'rner Fußtritt hallte mir oft, o Tod!
In meiner Kindheit tagender Dämmerung,
Und manche Mutterthräne rann mir
Auf die verblühende Knabenwange.

Komm' endlich, Tröster, welcher den Sterblichen
Die Ketten ablöst, komm und entfess'le mich,
O Wonnetod! Dann schweb' ich Lauren,
Lauren entgegen, und bin ihr Engel!

Du sollst getröstet werden, du Weinender!
Ruft, Palmen tragend, freundlich um Mitternacht
Der Tod; mir schallt der Sterbeglocke
Dumpfes Geläut, und des Grabes Schaufel.

Bald schweb' ich schützend, Wonne mir! Wonne mir!
Um meine Laura; ströme, wo Laura kniet,
Anbetung über sie und Andacht,
Wann sie vom Kelche des Bundes trinket;

Und süß're Schauer, Schauer der Seraphim
Am Throne Gottes, wann sie den Preisgesang,
Am Maienfrühroth' angelächelt,
Aus dem begeisterten Herzen tönet!

Im Mondenschimmer folg' ich der Denkerin
Durch deine Kühlung, duftende Frühlingsnacht;
Und decke, sinkt ihr Aug' im Schlummer,
Sie mit verbreitetem sanften Flügel.

Im Morgenschimmer weh' ich den frommen Traum
Von ihrer Stirn und führe zum Garten sie,
Im Thau durch Blumenbeet' und Blüthen,
Froh des Gesanges umher, zu wandeln!

Des schönen Busens Wallung, des blauen Aug's
Bethräntes Wonnelächeln bei edler That,
Dankt mir, und unter Himmelspalmen
Künftig ein Kuß von dem Rosenmunde!

Aufmunterung zur Freude.

Wer wollte sich mit Grillen plagen,
So lang' uns Lenz und Jugend blühn?
Wer wollt' in seinen Blüthentagen
Die Stirn' in düstre Falten ziehn?

Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dies Pilgerleben gehn;
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
Wann wir am Scheidewege stehn.

Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle;
Noch ist die Laube kühl und grün;
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien!

Noch macht der Saft der Purpurtraube
Des Menschen krankes Herz gesund;
Noch schmecket in der Abendlaube
Der Kuß auf einen rothen Mund!

Noch tönt der Busch voll Nachtigallen
Dem Jüngling hohe Wonne zu;
Noch strömt, wenn ihre Lieder schallen,
Selbst in zerriss'ne Seelen Ruh!

O wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu sein!
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun!

Trinklied.

Ein Leben, wie im Paradies,
Gewährt uns Vater Rhein.
Ich geb' es zu, ein Kuß ist süß;
Doch süßer ist der Wein.
Ich bin so fröhlich, wie ein Reh,
Das um die Quelle tanzt,
Wenn ich den lieben Schenktisch seh',
Und Gläser drauf gepflanzt.

Was kümmert mich die ganze Welt,
Wenn's liebe Gläslein winkt,
Und Traubensaft, der mir gefällt,
An meiner Lippe blinkt?
Dann trink' ich, wie ein Götterkind,
Die volle Flasche leer,
Daß Gluth mir durch die Adern rinnt,
Und tauml' und fordre mehr.

Die Erde wär' ein Jammerthal,
Voll Grillenfang und Gicht,
Wüchs' uns zur Lind'rung unsrer Qual
Der edle Rheinwein nicht;
Der hebt den Bettler auf den Thron,
Schafft Erd' und Himmel um,
Und zaubert jeden Erdensohn
Stracks ins Elysium.

Er ist die wahre Panacee,
Verjüngt des Alten Blut,
Verscheuchet Hirn- und Magenweh,
Und was er weiter thut.
Drum lebe das gelobte Land,
Das uns den Wein erzog!
Der Winzer, der ihn pflanzt' und band,
Der Winzer lebe hoch!

Und jeder schönen Winzerin,
Die uns die Trauben las,
Weih' ich, als meiner Königin,
Ein volles Deckelglas!
Es lebe jeder deutsche Mann,
Der seinen Rheinwein trinkt,
So lang' er's Kelchglas halten kann,
Und dann zu Boden sinkt!

Die Mainacht.

Wann der silberne Mond durch die Gesträuche blinkt,
Und sein schlummerndes Licht über den Rasen streut,
Und die Nachtigall flötet,
Wandt' ich traurig von Busch zu Busch.

Selig preis' ich dich dann, flötende Nachtigall,
Weil dein Weibchen mit dir wohnet in Einem Nest,
Ihrem singenden Gatten
Tausend trauliche Küße giebt.

Ueberhellet von Laub, girret ein Taubenpaar
Sein Entzücken mir vor; aber ich wende mich,
Suche dunklere Schatten,
Und die einsame Thräne rinnt.

Wann, o lächelndes Bild, welches wie Morgenroth
Durch die Seele mir strahlt, find' ich auf Erden dich,
Und die einsame Thräne
Bebt mir heißer die Wang' herab!

Elegie bei dem Grabe meines Vaters.

1775.

Selig alle, die im Herrn entschliefen!
Selig, Vater, selig bist auch du!
Engel brachten dir den Kranz, und riefen,
Und du gingst in Gottes Ruh;

Wandelst über Millionen Sternen,
Siehst die Handvoll Staub, die Erde, nicht;
Schwebst im Wind durch tausend Sonnenfernen,
Schauest Gottes Angesicht.

Siehst das Buch der Welten aufgeschlagen,
Trinkest durstig aus dem Lebensquell;
Nächte, voll von Labyrinthen, tagen,
Und dein Blick wird himmelhell;

Doch in deiner Ueberwinderkrone
Senkst du noch den Vaterblick auf mich;
Betest für mich an Jehova's Throne,
Und Jehova höret dich.

Schwebe, wann der Tropfen Zeit verrinnet,
Den mir Gott aus seiner Urne gab,
Schwebe, wann mein Todeskampf beginnet,
Auf mein Sterbebett herab:

Daß mir deine Palme Kühlung wehe,
Kühlung, wie von Lebensbäumen träuft;
Daß ich sonder Graun die Thäler sehe,
Wo die Auferstehung reift;

Daß mit dir ich durch die Himmel schwebe,
Wonnestrahlend und beglückt, wie du;
Und mit dir auf einem Sterne lebe,
Und in Gottes Schooße ruh.

Grün' indessen, Strauch der Rosenblume,
Deinen Purpur auf sein Grab zu streun.
Schlummre, wie im stillen Heiligthume,
Hingesätes Gebein.

Auftrag.

1776.

Ihr Freunde, hänget, wann ich gestorben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf,
Wo an der Wand die Todtenkränze
Manches verstorbenen Mädchens schimmern.

Der Küster zeigt dann freundlich dem Reisenden
Die kleine Harfe, rauscht mit dem rothen Band,
Das, an der Harfe festgeschlungen,
Unter den goldenen Saiten flattert.

Oft, sagt er staunend, tönen im Abendroth
Von selbst die Saiten, leise wie Bienenton;
Die Kinder, auf dem Kirchhof spielend,
Hörten's und sahn, wie die Kränze bebten.

Ernst Christoph Homburg

ward 1605 zu Mühla bei Eisenach geboren, lebte nach vollendeten juristischen Studien als Gerichtsactuarius und Rechtsconsulent zu Naumburg, wurde 1648 unter dem Beinamen „der Keusche" in die fruchtbringende Gesellschaft und unter dem des „Daphnis" in den Schwanenorden aufgenommen, und starb daselbst am 2. Junius 1681.

Er schrieb:

Schimpf- und ernsthafte Clio. N. N. 1638. 2 Ausg. Jena 1642, 2 Thle. in 8.

Tragicomödia von der verliebten Schäferin Dulcimunda. Jena 1743 in 8. Neue Aufl. Ebendas. 1745 in 8.

Cat's Selbststreit, aus dem Holländischen. Nürnberg 1747 in 8.

Geistliche Lieder. Naumburg 1758. Neue Aufl. Jena 1759. 2 Thle. in 8. Auch in der Bibliothek deutscher Dichter. Leipzig 1822—31, 7. Band.

Ein Schüler von Opitz befleißigte H. sich besonders strenger Correctheit in Sprache und Rythmus und hat hier Genügendes, im Verhältniß zu seiner Zeit, geleistet, namentlich zeichnen sich unter seinen Liedern die von ihm sogenannten trochäischen durch Wohllaut und Anmuth der Form aus; Phantasie, Begeisterung und Gedankenreichthum darf man dagegen nicht bei ihm suchen.

Karl Ferdinand Hommel

ward am 6. Januar 1722 zu Leipzig geboren und studirte daselbst nach vollendeter Schulbildung zuerst Medicin, wandte sich aber bald dem Berufe seines Vaters, des dasigen Professor der Rechte und Appellationsrathes, Ferdinand August H., zu, wurde 1744 Doctor der Rechte und der Philosophie, 1750 Lehrer des Rechts und 1756 ordentlicher Professor, Hof- und Justizrath und Domherr zu Merseburg. Er starb als beständiger Decan der Juristenfacultät und Decemvir der Universität, angesehen und begütert am 16. Mai 1781.

Seine deutschen Schriften sind:

Akademische Reden. Frankfurt a. M. 1757.

Einfälle und Begebenheiten. Leipzig 1760. Später (ebenfalls anonym) erschien dasselbe umgearbeitet unter dem Titel: Kleine Plappereien. Ebendas. 1773.

Ueber Belohnung und Strafe nach türkischen Gesetzen. Baireuth 1772 als 2. Ausgabe unter dem Namen: Alexander von Joch.

Von Verbrechen und Strafen. Breslau 1778.

Brutalia juris für alle Menschenkinder. Köln 1779.

Deutscher Flavius. Baireuth 1800; 4. verm. und verb. Ausgabe von Klein, 2 Bde.

H. war nicht ohne Talent für das Komische, namentlich wurde sein komisches Epos: das L'hombrespiel, früher gern und viel gelesen. Seine Verdienste um das Criminalrecht, so wie seine mit Erfolg gekrönten Bemühungen, einen bessern Styl unter den deutschen Juristen einzuführen, sind allgemein bekannt; ihre nähere Würdigung liegt indessen außer dem Bereiche dieses Werkes.

Graf Werner von Honberg, s. Minnesinger.

August Ludwig Hoppenstedt,

ward am 22. März 1763 zu Großenschwulper im Hannöverschen geboren, und besuchte, nachdem er auf der Domschule zu Halberstadt und auf dem Gymnasium zu Hannover eine classische Vorbildung erhalten, die Universität Göttingen, wo er Theologie studirte. Er wurde dann Hauslehrer bei dem Consistorialrath Koppe zu Gotha und bereiste dann seit 1788 Deutschland im Auftrag der hannöverschen Regierung, um das deutsche Schulwesen kennen zu lernen. Nach beendigter Reise wurde er 1789 Inspector des Schullehrerseminars zu Hannover, 1796 Superintendent zu Stolzenau und bei der Besetzung Hannovers durch die Franzosen 1805 Generalsuperintendent zu Harburg. Von hier ward er 1815 als Generalsuperintendent und Consistorialrath nach Celle berufen und erhielt 1820 die Würde eines Coadjutors und 1829 eines Abtes zu Loccum, womit er zugleich das Amt eines Vicedirectors des Consistoriums zu Hannover verband. Er starb daselbst als Doct. theologiae den 6. Januar 1830.

Von ihm erschien:

Ueber den verstorbenen Dr. F. B. Koppe. Hannover 1791.

Lieder für Volksschulen. Ebendas. 1793. 4. Ausg. 1814.

Fabeln und Erzählungen. Ebendas. 1803.

Practische Anweisung zum Gebrauch der Lieder in Volksschulen. Ebendas. 1803.

Bemerkungen zu der practischen Anweisung. Ebendas. 1805.

Predigten in den Jahren der feindlichen Unterdrückung und Befreiung 1805—1814. gehalten. Ebendas. 1818. 1819, 3 Bde. in 8.

Drei Predigten. Ebendas. 1825.

Von der christlichen Glaubenskraft. Zwei Predigten. Zelle 1829.

H. erwarb sich durch Lehre und Beispiel große und bleibende Verdienste um die Kirche und die Volksschulen seines Vaterlandes. Als Kanzelredner zeichnete er sich ebenfalls höchst vortheilhaft durch Würde, Innigkeit, Klarheit und vortreffliche Diction aus.

Berge von Horheim, s. Minnesinger.

Joseph Freiherr von Hormayr,

Herr zu Hortenburg, ward am 20. Jan. 1781 zu Insbruck geboren, zeigte schon früh ein hervorragendes Talent für geschichtliche Studien und ließ bereits im 13. Jahre die Geschichte der Herzoge von Meran im Druck erscheinen. Von seinem Vater aber für das Justizfach bestimmt, studirte er von 1794 — 1797 die Rechte in seiner Vaterstadt und avancirte, als er 1799 und 1800 in der tyroler Landwehr diente, bald zum Major. 1801 kam er nach Wien in das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, wurde dort 1803 wirklicher Hofsecretair und Director des geheimen Staats-, Hof- und Hausarchivs und war auf dem Friedenscongresse zu Preßburg als kaiserlich östreichischer Beauftragter gegenwärtig. 1809 leitete er mit Einsicht den Aufstand in Tyrol und die ganze Verwaltung dieses Landes, bis der znaymer Waffenstillstand ihn hier außer Thätigkeit setzte. Nachdem er 1813 in Folge seiner Wirksamkeit in Tyrol einige Zeit Staatsgefangener gewesen und nach Wien zurückgekehrt war, wurde er 1815 zum kais. königl. Hofrathe und Reichshistoriograph ernannt und mit den Insignien des Leopoldsordens beehrt. Einen Ruf nach München, welchen er 1826 abgelehnt hatte, nahm er, als derselbe 1828 wiederholt wurde, an und wurde dort Ministerialrath im Departement des Aeußern, königlich. Kämmerer und Mitglied der dasigen Akademie der Wissenschaften, ging aber 1832, mit dem Ritterkreuz des Civilverdienstordens geschmückt, als Ministerresident nach Hannover.

Er gab heraus:

Sämmtliche Werke. Tübingen 1820 ff.

Kleine historische Schriften und Gedächtnißreden. München 1832.

Einzeln:

Stammgeschichte der Herzoge von Meran. Innsbruck 1796.

Kritisch-diplomatische Beiträge zur Geschichte Tyrols im Mittelalter. Wien 1805, 2 Bde.

Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tyrol. Tübingen 1806—1808, 2 Bde.

Historisch-statistisches Archiv für Süddeutschland. Frankfurt 1807.

Oestreichischer Plutarch. Wien 1807—1820, 20 Bde.

Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst. Wien 1810—1828 in 4.

Taschenbuch für vaterländische Geschichte. Wien 1811—1814. 4 Bde.; seit 1820 mit Mednyanski; dann wieder allein als: Neue Folge. München 1835, 5 Bde.

Malerisches Taschenbuch. Wien 1813 und 1814.

Oestreich und Deutschland. Gotha 1814.

Biographische Züge. Leipzig 1815.

Das Heer von Innerösstreich 1809. Altenburg 1817.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit. Wien 1817—1819, 3 Bde. 2. Aufl. Ebendas. 1831.

Wiens Geschichte und seine Denkwürdigkeiten. Wien 1823—1829, 9 Bde. mit Kupf.

Geschichtliche Fresken in den Arkaden des münchner Hofgartens. München 1830.

Die Baiern im Morgenlande. München 1832 in 4.

H. erwarb sich um die Geschichte, besonders seines Vaterlandes große und bleibende Verdienste, theils durch seinen unermüdlichen Fleiß in Sammlung von Urkunden, theils durch seine vortrefflichen specialgeschichtlichen Untersuchungen. Während der Zeiten des Druckes und der Noth wirkte er erfolgreich durch Schrift, wie durch That, in echtester deutscher Gesinnung. — Sein Styl verräth, daß er sich nach Johannes von Müller gebildet habe.

Franz Horn,

ein Bruder des berühmten preußischen Arztes Ernst H., ward am 30. Juli 1781 zu Braunschweig geboren, studirte auf dem akademischen Gymnasium seiner Vaterstadt alte Sprachen und Philosophie und erhielt, nachdem er seine Rechts- und philosophischen Studien zu Jena und Leipzig vollendet und sich die philosophische Doctorwürde erworben hatte, 1803 als Hülfslehrer eine Anstellung am grauen Kloster zu Berlin. Ein Ruf als ordentlicher Lehrer an das Lyceum zu Bremen brachte ihn 1805 dahin, aber seine anhaltende Kränklichkeit bewog ihn, diese Stelle wieder aufzugeben und sich 1809 wieder nach Berlin zu wenden. Hier lebte er ohne öffentliches Amt als Privatlehrer mit Vorlesungen über Shakspeare und deutsche Literaturgeschichte und mit schönwissenschaftlichen Studien beschäftigt bis zu seinem Tode, welcher am 19. Juli 1837 erfolgte.

Seine Schriften sind:

Einige Worte über die Schauspiele der Franzosen. Leipzig 1801 in 8.

Der Einsame. Leipzig 1801; neue Ausgabe, Ebendaselbst 1807 in 8.

Guiskardo. Ebendas. 1801. 2. Aufl. Ebendas. 1817 in 8. mit 1 Kupf.

Die Dichter. Leipzig 1801, 3 Bde.; 2. Aufl. Berlin 1817 und 1818, 3 Bde. in 8.

Victors Wallfahrten. Penig 1802 in 8. mit 1 Kpf.

Andeutungen für Freunde der Poesie. Züllichau 1803 in 8.

Ueber K. Gozzi's dramatische Poesie. Ebend. 1803.

Seneca's Thyestes und Trojanerinnen. Uebersetzt. Ebend. 1803.

Luna. Taschenbuch. Züllichau 1804. in 8. m. Kupf.

Der Geist des Friedens. Berlin 1804 in 8.

Henrico. Posen 1804, 2 Bde. in 8.; 2 Aufl. Ebend. 1809 in 8. m. Kupf.

Liebe, Schmerz und Tod. Posen 1805 in 8.

Octavio von Burges. Stuttgart und Tübingen 1805, in 8., 1r Thl.

Der Traum der Liebe. Berlin 1806 in 8. mit 1 Titelkupfer.

Geschichte und Kritik der deutschen Poesie. Berlin 1807 in 8.

Leben und Wissenschaft, Kunst und Religion. Berlin 1807 in 8.

Fantastische Gemälde. N. Ausg. Leipzig 1807 in 8. mit Kupf.

Fr. Gedike's Biographie. Berlin 1808.

Raphael von Salvatara. Leipzig 1808, in 8. mit Kupfern.

Nero. Historisches Gemälde. Leipzig, 1810, in 8. m. Kupf.

Otto. Bremen 1810.

Tiberius. Historisches Gemälde. Leipzig 1811 in 8., mit 1 Titelkupf. und Vign.

Kampf und Sieg. Bremen 1811, 2 Bde. in 8.

Latona. Berlin 1812, 2 Bde. in 8.

Die schöne Literatur Deutschlands. Berlin, 1812, 1813, 2 Bde. in 8.

Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg. Berlin 1816.

Leben und Liebe. Berlin 1817 in 8.

Freundliche Schriften. Nürnberg 1817 u. 1818, 2 Bde. in 8.

Novellen. Berlin 1819 u. 1820, 2 Bde. in 8.; 2r B.: Romantische Erzählungen.

Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands von 1790—1818. Berlin 1819; 2. Aufl. Ebendas. 1820 in gr. 8. Ein Nachtrag dazu erschien Ebendas. 1821 in gr. 8.

Liebe und Ehe. Berlin 1819; neue Aufl. Ebendas. 1821 in 8.

Gedichte. Berlin 1820 in gr. 8.

Abendunterhaltungen, deutsche. Berlin 1822 in 8.

Die Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen von Luther bis zur Gegenwart. Berlin 1822—1829, 4 Bde. in gr. 8.

Erläuterungen über Shakspeare's Schauspiele. Leipzig 1823—1831, 5 Bde.

Erhebung und Beruhigung. Ebendas. 1824, in 8.

Dichtercharaktere. Ebendas. 1829 in 8.

Fortepiano. Kleine heitere Schriften. Iserlohn 1831 und 1832, 3 Bde. in 8.; 3r Theil auch unter dem Titel: Heitere Spaziergänge.

Mai und September. Iserlohn 1833, 2 Bde. in gr. 16.

Außerdem eine Menge Aufsätze, Recensionen u. s. w. in der Abendzeitung, dem Gesellschafter und andern Zeitschriften und periodischen Blättern.

Phantasie, Begeisterung für das Schöne und Wahre, Herzensgüte und Rechtlichkeit der Gesinnung, verbunden mit den gründlichsten positiven Studien, waren die steten Begleiter dieses trefflichen Mannes auf seiner literarischen Laufbahn, aber sie genügten nicht, um ihm die entscheidende Stellung zu geben, nach welcher er unablässig und auf edle Weise strebte. — Ihm fehlte Schärfe des Ver-

andes und Sicherheit des Urtheils; daher ist namentlich
i seinen kritischen und literärhistorischen Schriften ein
etes Schwanken bemerkbar, das ihn nie fest auf der ein-
al eingeschlagenen Bahn bleiben läßt, sondern ihn bald
i sehr nach jener, bald zu sehr nach dieser Seite führt,
nd eben so oft zu Ungerechtigkeiten gegen Anders-
esinnte, wie zu redseliger Breite und Weitschweifigkeit
eleitet. Dies geschieht ihm, wie durch eine Tücke des
Schicksals, gerade dann am meisten, wenn er sich mit
r strengsten Gewissenhaftigkeit befleißigt, gerecht und
ncis zu sein. — Seine Romane enthalten viel Schönes,
artes und Tiefgefühltes und verdienen lebhaftere Aner-
nnung, als sie namentlich in der neuesten Zeit ge-
nden. —

Erinnerung an Klopstock und Göthe*).

A. Klopstock und Göthe.

In dem kurzen „Briefwechsel zwischen Klopstock und Göthe
n Jahr 1776" (Leipzig 1833) ist uns ein sehr beachtenswer-
er Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur zugekommen.
- Er enthält nur zwölf Seiten, aber voll schrecklichen Inhalts.
Schrecklich doch angenehm; lehrreich doch kurzweilig; kurzwei-
g doch erhaben!

Mit dem Genie's hat man doch immer seine liebe Noth
thabt, und vorzüglich in Deutschland, wo man nicht sonderlich
uf sie eingerichtet war. Vor allen aber hat Göthe den Leuten
iel Herzeleid verursacht, und wenn man ihn auf einmal recht
ichtig zur Rede stellte, so sah er doch immer dabei aus wie
wa eine Statue des Apollo oder Jupiter, die ihren Blick
icht ändert. — Hier liegt ein merkwürdiges Beispiel vor
nsern Augen, das wohl nähere Betrachtung verdient.

Bekanntlich hatte sich der edle Herzog von Weimar mit
miger Achtung und Liebe schon zu dem Jüngling Göthe ge-
andt, und es war ihm gelungen, ihn unter den ehrenvollsten
Bedingungen nach Weimar in seinen nächsten Umgang zu ziehen.
So etwas war nun in den Annalen der deutschen Literatur
och nie vorgekommen und man konnte sich aus traurigen Büchern
rinnern, daß Günther — („er war ein Dichter, wenn es
e einen gab", sagt Göthe von ihm) sich einst bei dem Polen-
önig August II. um die Hofpoetenstelle — mit der aber leider
ine absonderliche bunte Kleidung nach dem gewöhnlichen Pritsch-
eisteramte verbunden war — beworben hatte, eifrig beworben
nd doch vergeblich! Solche trübselige Zeit war jetzt Gott lob
orüber! und es gingen nunmehr viele deutsche Poeten und
Schriftsteller jauchzend auf den Straßen herum und fielen ein-
ander gerührt um den Hals; denn warum sollte ihnen nicht
uch begegnen können, was Göthen begegnet war? Durften
e nicht hoffen, daß auch sie bald als Legationsräthe nach Wei-
ar berufen werden, und dort nicht bloß Nektar trinken, son-
ern sich in Nektar baden würden?

Es kam aber alles ganz anders. Der Herzog war außer-
rdentlich difficil und wollte immer nur mit den aller besten
Poeten und Schriftstellern zu thun haben. Das mußte man
reilich loben, aber an Ruhe und Frieden war nicht zu denken,
nn wenige Monate nach Göthe's Ankunft in Weimar (Sep-
mber 1775) verbreitete sich durch sämmtliche Gauen Deutsch-
nds das Gerücht, der böse geniale frankfurter Jüngling habe
reits in so kurzer Zeit den vortrefflichen Fürsten und dessen
tadt und Land zur bedenklichsten Hypergenialität verführt, es
ieße dort der Wein in Strömen, und die Göttertafel in der
lias werde dort weit übertroffen, und vermuthlich auch im
elächter, was doch kaum möglich war, da Homer selbst es für
n „unauslöschliches" erklärt. — — „Verführt!" das Wort
t in Deutschland recht gebräuchlich, denn wir verlangen überall
e naheliegendsten Motive, und hätten wir z. B. den Hamlet
eschrieben, wir würden mit angebracht haben, sein Hofmeister
i von melancholischer Gemüthsart gewesen, und daher komme
uch Hamlets Hinneigung zur schwermüthigen Klügelei, wobei
doch das Schlimme ist, daß wir nun leider nicht wissen, wo-
r der Hofmeister zu seinem Charakter gekommen. Auf
lche Subtilitäten aber muß man sich nicht einlassen, weil es
ast mit der Motivirung allerdings in's Unendliche ginge.
nug, daß wir nicht wohl glauben mögen, es könne sich einer
seinen Charakter ganz auf eigne Hand bilden. Es ist durchaus
nöthig, daß ihn der oder die verführe. Sind wir nun ein-
mal jemanden auf die Sprünge gekommen, daß er etwas Ver-
führerisches habe, so muß er auch überall, wo er geht und
steht, verführen, und Göthe sah ganz danach aus, daß er es
könne. Solche Vermuthungen hat man immer von ihm gehabt,
und ich erinnere mich noch sehr gut aus meiner Knabenzeit her,
daß, als in der Michaelismesse 1796 alle Menschen, welche lesen
konnten, die noch naß aus der Presse gekommenen Xenien lasen,
eine Menge stimmen ertönten: „Der Göthe hat den Schiller
verführt, das ist keine Frage!" Man hätte freilich leicht er-
fahren können, daß sich die Sache gar nicht also verhielt; es
war indessen einmal abgemacht, daß Göthe, wenn er Lust dazu
habe, alle Welt verführen könne, und damit gut.

So wollte denn auch im Winter 1775 jenes Gericht nicht
schweigen, sondern wurde vielmehr immer lebhafter, so daß es
endlich gar zu den Ohren des großen Klopstock gelangte. Des
„großen" sage ich, denn so wurde er seit seinem ersten Auftre-
ten im Jahre 1746 von Hunderttausenden genannt, so daß auch
bald jenes Beiwort als der ihm gebührende Titel galt, ja man
vergaß dabei nicht selten, daß er im Adreßkalender als Legations-
rath stand, was doch auch recht viel gelten soll. Es ist gewiß:
Klopstock zeigte sich wahrhaft groß, als er die Deutschen lie-
bend schalt, als er ihre Dudelsäcke, Hackebretter und Kinder-
klappern zerschlug und ihnen zeigte, wie man von Religion,
Vaterlandsliebe und Freundschaft begeistert singen könne; die
Deutschen aber soll man gleichfalls loben, daß sie einen solchen
Mann — der sie eben noch gescholten hatte — so zu loben und
zu lieben wußten. Schade nur, daß im Laufe der Zeit sich
in diesem Verhältnisse manches anders stellte, denn wenn das
deutsche Publikum einmal außer sich geräth, so wird es zuletzt
ganz kaumlich überschwenglich und schwört und flucht fürchter-
lich: Solch ein Mann, wie der, den es gerade jetzt anbete, sei
seit Erschaffung der Welt nie da gewesen, er verdiene sämmt-
liche Lorbeerwälder, er sei nicht bloß groß, sondern größer als
groß und vollendet, göttlich u. s. w. Diese Trunkenheit konnte
freilich in ihrer Aechtheit sich nicht bis zum Jahre 1776 halten;
wohl aber deren Tradition, und es blieb deshalb wenigstens
äußerlich immer beim Alten, d. h. so oft man von Klopstock
sprach, so tönte die Lippe „der Große", „der Einzige," und
wenn man von ihm schrieb, so floß aus der Feder, ohne daß
man sie drückte, jenes Beiwort gleichfalls, so wie auch die Druc-
kereien und der Setzer auf alle Fälle für die gehörigen Aus-
rufungszeichen längst gesorgt hatten. — Wie benahm sich aber
Klopstock dabei? Menschlich, denn das ist es gewiß, wenn
man sich mit einigem Vergnügen verehren und lieben oder gar
anbeten läßt; indessen bekommt ein solcher immerwährender
dicker Ruhmesqualm auch dem Besten nicht gut, und er kann
sich zuletzt in schwachen Stunden wohl gar für den eigentlichen
Statthalter, König und Kaiser der Poesie ansehen, mit dem
nicht leicht jemand den Kampf wagt. Da war nun aber in
Frankfurt der junge Doctor juris Göthe mit einigen ganz be-
sondern Werken aufgetreten, und, obwohl er in der schönen Ge-
witterscene (im Werther) Klopstocken ausdrücklich und eindring-
lich gefeiert hatte, so konnte man ihm doch nicht recht trauen.
Solche junge Leute haben nämlich die Eigenschaft, mit jedem
Monate weiter zu schreiten und um sich zu greifen, weshalb
man sie ein wenig kurz halten zu müssen glaubte. Es war in-
deß der Mühe werth, den Jüngling näher kennen zu lernen,
und da bekanntlich Frankfurt nicht aus dem Wege liegt, so ließ
sich Klopstock wirklich dahin einladen. Da fand sich denn nun
auch bald, daß dieser Wolfgang ganz anders behandelt werden
müsse, als die sanfteren poetischen Jünglinge des göttinger
Vereins. Er mußte möglichst kalt, vornehm behandelt werden,
man mußte ihm den Daumen auf's Auge setzen. Das geschah
denn auch auf eine recht verwunderliche Weise. Klopstock
sprach mit dem Jünglinge kein einziges Wort von Poesie, son-
dern gab ihm guten und neuen Unterricht im Schlittschuhlaufen,
wobei er auch noch gründlich auseinandersetzte, es heiße nicht
Schrittschuh, sondern Schlittschuh. Dankenswerthe Be-
mühung; aber leider für den Dichter des Götz von Berlichingen
nicht genügend.

So stand nun das Verhältniß, als jenes böse Gerücht nach
Hamburg zu Klopstock drang, der extravagante Jüngling ver-
führe den trefflichen Herzog. Was war dabei zu thun? Es
giebt freilich resolute, kernhaft und vollständig gebildete Men-
schen, die bei einer solchen Gelegenheit ohne alle Umstände und
ohne alle poetische Ausmalung kurzweg erwiedert haben würden:
„der Kuckuk hole alle dergleichen Klätschereien, ich mag sie gar
nicht hören, viel weniger ihnen glauben!" Ja es giebt sogar
Menschen von so ruhiger Kraft und Bildung, daß selbst der
geübteste und keckste Klätscher nicht leicht wagt, zu ihnen zu
klatschen, so daß sie von solchen fatalen Dingen gar nichts er-
fahren, weil sie nichts erfahren wollen. Klopstock aber erfuhr

*) Aus „Wein und Oel." Erzählungen, Charakteristiken ꝛc. von Franz Horn. Dresden und Leipzig 1836.

leider davon und glaubte auch leider dem Gerüchte*), wenn auch nicht ganz, doch zum Theil, und so setzte er sich hin, und schrieb den Brief No. 1, den die Leser gütigst selbst nachsehen wollen. — Mir ist seltsam dabei zu Muthe geworden, und wenn ich ihn aus dem Klopstockischen in gewöhnliches Deutsch übersetzen darf, so lautet er etwa so: Ich, der Dictator der deutschen Poeten, höre schreckliche Dinge von Dir, mein Jüngling, Du verführst Deinen fürstlichen Freund, und dadurch wird dessen Gemahlin unglücklich; ich befehle Dir, Dich auf der Stelle zu bessern. Glaube nur nicht, daß Du mit irgend einer Gegenrede bei mir durchkommst, ist weiß alles und von meinem Richterstuhl appellirt man nicht weiter u. s. w.

Nur ein einziges Wort in dem Briefe ist wirklich rührend: „aber dieser Schmerz wird Gram werden, und läßt sich der denn etwa auch niederhalten? Louisens Gram! Göthe" — Dann aber stört wieder das Folgende: „Nein, rühmen Sie sich nur nicht, daß Sie lieben wie ich!" — Es ist möglich, daß Klopstock wirklich einst mehr lieben konnte; aber in einem Briefe, wie dieser mußte nothwendig der furchtbar schwere Vorwurf durch das stolze „wie ich" um sein ganzes Gewicht kommen. Dazu nun noch der seltsam geschraubte Styl dieses Briefes, der bald eine Dictatormiene zeigt, bald eine Art von Väterlichkeit; doch diese letzte nur obenhin. Göthe aber erkannte Klopstocken weder für seinen Dictator, noch für seinen Vater, er fühlte sich — wir wagen es zu hoffen — in Beziehung auf sein Verhältniß zu dem Fürsten im Großen und Ganzen schuldlos, er sah das vortreffliche fürstliche Ehepaar glücklich, seiner ganzen Natur war jede Klätscherei durchaus zuwider, und so entstand denn jene Antwort (Brief No. 2) deren Form durchaus nicht zu billigen ist, sollten wir auch den Inhalt sehr begreiflich finden. — Hier bieten sich uns gar manche Betrachtungen über Viertel-, Halbe-, Dreiviertel- und ganze Freundschaftsverhältnisse zwischen bedeutenden Männern, Philosophen und Dichtern dar, und es schließt sich daran die Frage, wann es wohl Zeit sei, Bande zu lösen, die, weil sie nur unzulänglich sind, nothwendig etwas Hemmendes haben müssen. Dann würde aber auch die Art der Lösung wohl zu betrachten sein u. s. w. Göthe mochte genau einsehen, und weil er es einsah, auch aussprechen, daß zwischen Klopstock und ihm keine Freundschaft im reinen Sinne des so oft mißbrauchten Wortes stattfinden könne; aber unmöglich ist es zu billigen, daß er den Brief an den ersten Odendichter des damaligen Deutschlands mit den kalt rauhen, und doch fast nur auf Bequemlichkeit hindeutenden Worten begann: „Verschonen sie uns künftig mit solchen Briefen, lieber Klopstock! Sie helfen uns nichts, und machen uns immer ein paar böse Stunden." — Einen Theil dieser Schuld mag wohl die Raschheit tragen, mit der Göthe Klopstock's Brief vom 8. Mai bereits am 21. desselben Monats beantwortete.

Und nun Klopstock! Ich muß meine ganze Phantasie zusammen nehmen, um mir einigermaßen die Augen und das ganze Gesicht zu denken, mit der er solche Worte mag gelesen haben! Er verwahrte gewiß in seinen Schreibschränken seit dreißig Jahren einige Tausend Briefe, in denen man ihn nur einen „göttlichen Mann" geheißen hatte, um dessen kleinste Zeile man nicht genugsam bitten könne, und nun sollte er einen Jüngling von etwa sechs und zwanzig Jahren mit Briefen verschonen! — Verschonen! Er! Die ganze Weltgeschichte hatte dergleichen Ungebühr noch nicht aufzuweisen, und darum mußte denn auch ein ungeheures Strafexempel statuirt werden, und es erfolgte der letzte Brief No. 3. Welch' eine Epistel sollte das werden! — Am Schlusse des ersten Acts des „großmüthigen Titus" rufen die erschrockenen Bürger, während das Capitolium in Flammen steht, unter andern die dumpfen Worte aus: „O gräßlich! o entsetzlich! o Nacht voll Angst und Graus!" Diese Exclamationen bezeichnen noch lange nicht hinreichend den Eindruck, den Klopstock vermuthlich bezweckte, und wir müssen wohl in Gedanken die unendlich reiche tragische Musik, mit der Mozart jene Worte umgeben hat, zu Hülfe nehmen um Klopstock's Gefühl zu fassen. Was er aber (und zwar nachdem er sich drei Monate Zeit genommen) wirklich erreicht hat, ist wenig erfreulich, denn es ist keineswegs rein tragisch. Was mich ordentlich betrübt hat, ist das Bloßgeben des gekränkten Stolzes, bei dem die Mitempfindung des Lesers schweigt, und sogar die Satyre sich regen kann, gegen die selbst Klopstock's poetischer Purpurmantel nicht zu schützen vermag. Göthe hatte nämlich mit einer an Indolenz grenzenden Ungenirtheit geschrieben: „Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Existenz überbliebe, wenn ich auf all solche Anmahnungen antworten sollte" — und niemand wird diese Ausdrücke vertheidigen wollen, aber die Art, wie Klopstock das Zusammenwerfen seines Briefes zu „all' solchen" Anmahnungen und zu „all solchen Briefen" trägt, ist hochmüthig frostig, und läßt uns ahnen, daß er nicht allein die Sache, sondern größtentheils sich wollte, wenigstens zur Hälfte sich mit. — Endlich der Styl! War der erste Brief mit dem Cirkel und Lineal verfertigt, so sieht man bei dem letzten eine Kneipzange, mit der gleichsam jedes Wort abgerissen und zu einem Pfeil gemacht wird. Aber eben dies Zwicken und Zwacken wirkt nur unangenehm. — — So war denn die Freundschaft auf immer geendigt da, wo sie eigentlich erst recht hätte beginnen sollen, und da sie von beiden Seiten ohne großartigen Zorn — (auf den doch eine großartige Versöhnung folgen kann) — gelöset worden war, so folgte hier — gar nichts, d. h. es war fortan durchaus kein Verhältniß mehr zwischen beiden Männern, keines, durchaus gar keines! Freude konnte niemand, der es erfuhr, dabei haben, als etwa der geputzte und ungeputzte Pöbelhaufen, der denn auch sich wirklich ergötzte, und von Zeit zu Zeit ausrief: „Seht, das sind die großen Poeten, sie zanken sich wie unser eins." — Wir aber wollen lieber daran denken, daß unter gebildeten Menschen nie ein Zank entstehen kann, wohl aber zuweilen Streit sein dürfe. Ein edler Streit, ein liebender Zorn, wie etwa zwischen Brutus und Cassius in Shakspeare's Cäsar. — Unsre beiden Dichter stritten auch um etwas sehr Bedeutendes; nur fehlten sie leider diesmal in der Art sich auszusprechen, denn sie sprachen sich eben nicht rein und nicht ganz aus wie Brutus und Cassius es thun, in deren Kampf sich Flammen und Thränen mischen. Folgt aber der erregtere Phantasie den theuern Dichtern auch jetzt noch nach, so sehen wir sie fröhlich vereint und liebevoll zusammen wandeln, keinen noch fortgrollenden Ajax, keinen übermüthigen, kaltklugen Ulysses.

*) Es mochten allerdings auch sonst glaubwürdige Personen zu Klopstock gesprochen haben; allein ihre Ansicht von Göthe's Wirken in Weimar war so irrig, daß K. sie hätte eines Bessern belehren sollen. Ihm stand es zu, die edle Natur des Fürsten wie des Dichters tiefer aufzufassen und klarer zu würdigen.

B. Goethe's spätere Liebe.

(Nach dem Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Th. III.)

Goethe's Liebe im vier und siebenzigsten Lebensjahre blieb auch dem großen Publikum zu seiner Zeit nicht unbekannt, und einige Tausend deutsche Theegesellschaften dankten damals dem Schicksal, daß es doch endlich einmal sich gnädig bezeige und einigen pikanten Unterhaltungsstoff gewähre. Es war aber auch überhaupt eine ganz eigene Sache mit diesem Dichter. Erst zwanzig bis dreißig Jahren hatte man sich nämlich von genialen, gelehrten und sonst oft genug tadelnden Kritikern zurufen lassen müssen, dieser Goethe sei wirklich ein ganz erstaunlicher, ungemeines Genie, und es war nöthig geworden, ihn in gewissen Fällen gleichfalls laut zu rühmen, wenn man nicht in manchen Gesellschaften als Philister wollte betrachtet werden. Das will aber auch der Philister und die Philisterin durchaus nicht, und so bemühte man sich denn um die herkömmlichen feurigen Redensarten und spielte sie, während man sich Arrak in den Thee einschenkte, aus. Indessen ist das Loben, wenn man's nicht recht anfängt, etwas ennuyant sowohl für den Lober selbst, als für den, der es mit anhören muß. Es klingt wie eine unnatürliche Anspannung. Die Menschen sehen dabei, wenn sie nicht besonders auf sich Acht haben, meistens widerwillig und borstig, oder, wenn sie sich präparirt haben, kläglich, süßlich schmachtend aus.

Da erschienen plötzlich — so um das Jahr 1820 — mehrere gedruckte sehr heftige Ausfälle, ja ganz feindliche Bücher gegen Goethe, und Tausende fühlten mit einem Male ihre Zunge gelöst, und sprachen vergnügt zu sich selbst: „Das habe ich ja immer gedacht, ich durfte es nur in großen Gesellschaften nicht ausrufen, denn immer war irgend so ein verwünschter Aristokratiker in der Nähe, der so etwas nicht leiden mag, und solch Volk wird immer verflucht grob, wenn man nicht ganz so spricht, wie es haben will. Ich bin aber ein Mann bei der Stadt und will mir nicht so unhöflich begegnen lassen." — Waren aber Gegner dieser Art nur glücklich, so fühlte sich die Schaar der Frömmler und Betschwestern beinahe selig; denn was ist seliger als ..... klatschen und verdammen? Wie oft hatten sie schon im Stillen munter und frisch an Goethe's Seelenheil verzweifelt! Aber man hatte diese vergnügt Gerichtenden selbst in der Regel so geistlos platt und ermüdend gefunden, daß sie nichts Rechtes ausrichten konnten und wohl gar in Gefahr schwebten, selbst als Gegenstände der Satyre aufgegriffen zu werden. Nunmehr aber stand es doch schwarz auf weiß, und es war völlig ausgemacht, der berühmte Mann, der sie so oft durch seine Poesie gequält hatte, werde mit nichten — in den Himmel kommen.

Und jetzt nur wenige Jahre nachher noch diese neue aufregende Nachricht, Goethe — der Greis — habe sich in den

hmischen Gebirgen, wo er sonst ganz solide Mineralogie ge-
ieben, sterblich verliebt. Es war fast des Glücks zu viel, denn
brauchte sich jetzt niemand mehr gegen ihn die Waffen des
Witzes aus den entlegenen Arsenalen eines westphälischen Land-
esters zu holen, sie waren in jedem Hause in jeder Polter-
immer zu finden. Wußte man nicht aus hundert französischen
nd deutschen Komödien und Opern, und hatte nicht vorzüglich
r große moralische und ästhetische europäische Sittenlehrer
otzebue mit edlem Ernst und anmuthiger Scherzhaftigkeit
lustig genug dem Publikum eingeschärft, daß man nach dem
ierzigsten oder fünf und vierzigsten Lebensjahre durchaus nicht
ehr lieben müsse, wenn man nicht eine klägliche Figur spielen
olle, und daß jeder wohlgekleidete Osrik — (man kennt den
lieben aus dem Hamlet) — und trüge er auch noch die halbe
Eierschale auf dem Kopfe — kann er nur tanzen und springen
nd etwas Witzschaum machen — sämmtliche Philosophen und
Dichter Griechenlands und Deutschlands, sobald sie jene Jahre
berschritten haben, gänzlich aussticht und zu Schanden macht.
Sollends ein Liebhaber von mehr als sechs und sechzig Jah-
en! der ist, so viel ich weiß, nie poetisch dargestellt worden,
elbst nicht zum Spaße, denn so mäßig gesinnte Poeten wie
otzebue, Jünger, Bretzen u. s. w. wollten aus ästhetischem
delsinn nie durch Uebertreibung und Unnatur gefallen, und
ußten auch nur zu wohl, daß die trefflichen Menschenkenner
n Parterre sich solche Unwahrscheinlichkeiten nie würden ge-
allen lassen, selbst nicht zur bloßen Ergötzlichkeit. — Und nun
ennoch! — es war wirklich und wahrhaftig an dem: Goethe
m vier und siebenzigsten Lebensjahre, liebend, leidenschaftlich
iebend, vielleicht sogar sterblich und unsterblich verliebt. Ich
ann mir den Eindruck, den diese ungeheure Begebenheit auf
ie solideren karlsbader Brunnengäste männlichen und weiblichen
Geschlechts machte, nur schwach denken, denn obwohl ich selbst
us Erfahrung weiß, welchen Aufruhr jener eben so herrliche
ls entsetzliche Brunnen in der ganzen körperlichen Beschaffen-
eit des Menschen hervorbringt, so habe ich doch jene schauer-
iche Begebenheit, oder, wenn man lieber will, That
nter solchen Umständen nicht selbst mit erlebt. Es ist bekannt,
nan soll während der bedenklichen vierwöchentlichen Kur und
nicht minder wichtigen Nachkur nicht eigentlich fühlen, reflecti-
en, anschauen und noch viel weniger arbeiten, Briefe schrei-
en u. s. w.; wer aber kann es lassen, wenn Goethe an sich
elbst solche psychologische Probleme darbietet! Wie viel Briefe
amals aus dem Brunnenort nach allen vier Weltgegenden ge-
andt wurden, lediglich um lieben geistreichen Verwandten und
Bevattern ein Licht über dieses poetische Nachtstück aufzustecken,
arüber fehlen freilich die Documente und man soll billig diese
Neugier beseitigen. Wohl aber darf ich gestehen, daß ich nicht
rei bin von der edlern Wißbegierde, in wie weit die Goethe'sche
Liebe (im Sommer 1823) den karlsbader Kurgästen an Ort
nd Stelle förderlich oder hinderlich gewesen sei, und nur die
hilosophisch gebildetsten und erfahrensten Aerzte könnten hier-
iber entscheiden. In jedem Falle dürfen wir indessen als un-
ezweifelbar ansehen, daß Goethe's Geschick im nächsten Spät-
erbst und Winter auf eine Menge von deutschen Thee- und
Punschtrinkern und Trinkerinnen höchst wohlthätig wirkte. Man
onnte doch nunmehr mit besserer Bequemlichkeit lachen, denn
as ist lächerlicher, als ein liebender Greis? Jene verwünschten
Aesthetiker mochten noch so böse Mienen machen oder gar aller-
and vornehme Paradoxien hervorbringen, sie wurden wenig
ehr gehört. Das horrible Factum lag ja vor Augen: „Goethe
ar ja von Alters her ein vollendeter Heide und zweitens ein
ollendet Verliebter mit weißem Haar." Das stand fest, darauf
ieß sich fußen und die Polemik hatte nunmehr auf neues Ge-
eihen zu hoffen.

Nach dieser Erzählung, der man hoffentlich keine Ueber-
reibung vorwerfen wird, thut vielleicht ein sehr gütiger Leser
der eine sehr gütige Leserin die Frage an mich: Was meinst
enn nun Du dazu? und hierauf gebe ich folgende ganz ein-
ache und anspruchlose fragmentarische Antwort:

Die Liebe, als geheimnißvollstes Leben des Lebens, ist nicht
uswendig zu lernen wie das Einmal Eins, sie hat deshalb
mit dem Kalender schlechthin gar nichts zu thun, obwohl frei-
ich der Kalender mit ihr nicht wenig. Ich kann mir sogar
echt gut denken, daß ein Kind von sechs Jahren ein ähnliches
mit Innigkeit, ja vielleicht mit dunkler Leidenschaft liebt, wor-
iber sich — (wenn wir erst mit dem bequemen Lachen über das
Paradoxe zu Ende gekommen sind) — wohl einmal ernsthaft
eden ließe. Auch einige edelliebende Tertianer und Secundaner
ind mir schon vorgekommen, mit denen jedoch, wenn sie sich
n den mißverstandenen Schiller'schen Gedichten an Laura be-
runken hatten, kein leichtes Auskommen war. Dann folgt die
errliche Jünglingszeit, wo man sogar verlangt, daß jeder,
er sie genießt, durchaus lieben solle, ein Verlangen, das später-
in freilich nur zu einer Erlaubniß wird, und diese dauert
ann etwa bis ins funfzigste Jahr fort — Was dann in die-
ser Hinsicht weiter folgt, kommt selten zur Sprache, und bleibt
auch wohl für die Mehrheit der Menschen gänzlich unbekannt.
Größtentheils möchte es allerdings der Lächerlichkeit anheim
fallen, selbst da, wo es nur als heitres Spiel mit der Liebe
beginnt. Es verstehen sich gewiß nur sehr wenige darauf, in
jenen Jahren mit der Neigung so leicht zu spielen wie etwa
Anakreon und — gestehen wir es nur — unter den Liedern,
die heut zu Tage noch seinen Namen führen, sind doch auch
manche, in denen das Spiel nicht frei ist von kokettirendem
Lächeln, das auf die Länge anwidert und ermüdet. Diese Lä-
cherlichkeiten sollen deshalb nicht bloß zugegeben werden, sondern
wir dürfen bedauern, daß sie noch bei weitem nicht genügend
von den Dichtern benutzt worden sind. Die gewöhnliche saty-
rische Landstraße, die sich hier öffnet, ist freilich ausgefahren
genug; aber es giebt noch manche Fußpfade und Holzwege für
die komische Poesie, die sie nur mit frischem Muthe betreten
sollte, um des ergötzlichsten reichsten Schmetterlingsfanges ge-
wiß zu sein.

Wo aber die Liebe, die uns noch im Alter beschleicht, auf-
hört lächerlich zu sein, da wird sie keineswegs zu einer in-
differenten, mittelmäßigen oder auch nur ernsthaften Sache,
sondern zu der allertragischsten Begebenheit, und es ist er-
laubt, dabei das fast verriebene und verwaschene Wort „Schick-
sal" mit einiger Feierlichkeit auszusprechen. In diesem Lichte
erscheint uns Goethe's Liebe.

Wir hassen hoffentlich alle hinlänglich gründlich jedes Ge-
klatsch über die Einzelnheiten im Leben großer Männer, wenn
diese nicht selbst uns diese mitzutheilen für gut finden. Was
sie aber selbst darüber laut ausgesprochen haben, soll uns von
großer Wichtigkeit sein. Wir lieben und beklagen Friederiken
und Lili; der Dichter selbst hat sie so geschildert, daß wir sie
wohl lieben müssen, und nicht ohne Strenge ist das Gericht,
das er bei solchen Gelegenheiten über sich selbst hält, ja diese
Strenge geht sogar einmal so weit, daß er bei gewissen Cha-
rakteren im Götz von Berlichingen und Clavigo — an sich selbst
erinnert. So giebt es auch im Wilhelm Meister einige Stel-
len, die sich sehr beziehungreich bedeutsam machen. Indessen
war nun einmal geschehen, was geschehen war. Jahre gingen
und kamen, immer großartiger wurde Goethe's Thätigkeit, im-
mer voller, dichter und schwerer der Kranz, aber auch immer
bleicher die Locke, die um seine Schläfe spielte. Es war das
herrlichste Jupitershaupt, das so prangte, aber der Mensch ist
nun einmal nicht der Vater der Götter und Menschen, sein
Blut fließt langsamer oder schneller mit dem wechselnden Ge-
fühl, seine Augen haben auch Thränen und die Krankheit führt
ihn wohl gar jener letzten Pforte so nahe, daß er zuweilen schon
die Stimmen von jenseits zu vernehmen glaubt. Eine solche
Krankheit befiel den Dichter im Anfange des Jahres 1823, das
Gerücht sprach schon seinen Tod aus; aber der Rettungsengel
nahte, und das ganze gebildete Europa freute sich der Genesung
seines Lieblings.

Wie aber wirkte diese Genesung auf Goethe selbst? Es
scheint fast zu gewaltig. Seine Briefe vom Frühling und
Sommer des genannten Jahres athmen eine angestrengte Jüng-
lingskraft, die aber, weil die Anstrengung hie und da sichtbar
wird, zuweilen in Ueberfeuer, Ueberflamme, ja Ueberstolz ab-
schweift und keinen ganz günstigen Eindruck macht. Der Dich-
ter erscheint uns hier wie ein tragischer Held (etwa im vierten
Act) der großartigen Kraft bewußt, laut auffauchzend über neue
Siege, während doch der Umschwung schon nahe ist, den
das Geschick selbst angelegt, das hier das Geschäft des tragischen
Poeten selbst übernommen hat. Wir ahnen, es könne mit jener
Ueberflamme so nicht fortgehen, da die Zeit (mögen wir sie
auch noch so Kantisch betrachten) sich immer als ein realer
Genius aufdrängt, mit dem man sich zwar versöhnen kann,
den man aber nie ganz ignoriren darf. Es bedurfte einer
neuen Krankheit, und zwar der tiefst-aufregenden, der göttli-
chen Krankheit der Liebe, die allein im höchsten Grade ge-
sund machen kann.

Es waren ernste Göttinnen, welche die Krankheit verhängten: — Nemesis und Adrastea, sehr ernste doch wohlwollende. — Auch Adrastea? Ich glaube es, denn diese Göttin des Maßes, die besonders vor dem Zuviel warnt, möchte wohl in einigen Goethe'schen Briefen jener Zeit einen gewissen Ueberschwang von Vornehmheit und Abgeschlossenheit, die der lindernden Milde weit weniger hatte, als sonst, mit einiger Mißbilligung bemerkt haben, weshalb sie den herrlichen alten Freund durch die edel-sten Schmerzen wieder zu schönem Gleichgewicht hinüberführen wollte.

Auch Zelter scheint um diese Zeit nicht ohne tragische Be-ziehung zu dem läuternden Schmerzeslager seines großen Freun-des geführt worden zu sein. Auch er hatte vielleicht Adrasteen damals in einer gewissen Hinsicht gereizt. Wir erfreuen uns nicht selten in seinen Briefen seiner Gesundheit, Derbheit, Mar-kigkeit und Entschiedenheit, — in dem letzten reisebeschreibenden

Brief aber, der jener Katastrophe vorangeht (so wie überhaupt im dritten Bande dieser Briefsammlung öfter als in den ersten Theilen) finden sich einige unerfreuliche Spuren von überschrittenen Linien, so wie von zu großer Bequemlichkeit und Ungenirtheit, die sich für das höher gestellte Freundschaftsverhältniß nicht eignet. Dieses Verhältniß soll allerdings auch das allervertraulichste, humoristisch-mannigfaltigste, behaglichste sein; dennoch giebt es auch hier eine feine Grenze, nicht bloß in dem geschriebenen Wort, sondern in der rasch gesprochenen Rede, jenseit welcher das retardirend Bequeme und Ungenirte angeht *), — man verstatte die Wiederholung dieser nicht ganz unwichtigen Bemerkung. Dieses Uebermaß von Behaglichkeit im raschen Urtheil, so wie überhaupt das nicht immer günstig wirkende Sich-gehen-lassen, das alles hatte vielleicht jene Göttin gereizt, dem kräftig stolzen Manne einen Schmerz zu bereiten; aber einen der edelsten, den es geben kann. Nach einer langen höchst vergnügten Reise mit durch und durch gestärkter Gesundheit will er zum Schlusse die höchste Freude des Wiedersehens des unendlich geliebten Freundes genießen und bereitet sich dazu auf eine schöne kindliche Weise vor — — „Nun wasche mich," heißt es hier (S. 379 ff.), „putze mich, freue mich, nehme Extrapost (24. Nov.), komme nach Weimar, fahre vor. Ich bleibe eine Minute im Wagen, Niemand kommt mir entgegen. Ich trete in die Thür, ein weibliches Gesicht guckt zur Küche heraus, sieht mich, zieht sich wieder zurück. Stadelmann kommt und hängt das Haupt und zuckt die Schultern. Ich frage, — keine Antwort. Ich stehe noch an der Hausthür: soll man etwa wieder gehn? Wohnt hier der Tod? Wo ist der Herr? Trübe Augen. — Wo ist Ottilie? — nach Oessau. — Wo ist Ulrike? — im Bette. Mein Traum fällt mir ein, ich erschrecke. Der Kammerrath kommt: Vater ist — nicht wohl; krank, recht krank. — Er ist todt! — Nein, nicht todt, aber sehr krank. Ich trete näher und Marmorbilder stehn und sehn mich an. So steig ich auf. Die bequemen Stufen scheinen sich zurückzuziehn. Was werde ich finden? Was finde ich? Einen, der aussieht, als hätte er Liebe, die ganze Liebe mit aller Qual der Jugend im Leibe. Nun, wenn das ist, er soll davon kommen! Nein, er soll sie behalten, er soll glühn wie Aufernkalk, aber Schmerzen soll er haben wie mein Herkules auf dem Oeta. Kein Mittel soll helfen; die Pein allein soll Stärkung und Mittel sein! — Und so geschah's, es war geschehn! Von einem Götterkinde, frisch und schön, war das liebende Herz entbunden. Es war schwer hergegangen, doch die göttliche Frucht war da, und lebt und wird leben und ihres Geistes Namen über Zonen und Aeonen hinaustragen und wird genannt werden Liebe, ewige allmächtige Liebe."

Man sieht, hier werden die Briefe rein novellenartig, mit lyrischem Anklange des frisch kräftigsten Mitgefühls, und Zelter fügt bei der letzten Redaction noch ein wichtiges Wort nachrichtlich hinzu. Wir finden hier mit Entschiedenheit wie in einem Testament für die Mit- und Nachwelt ausgesprochen, daß eine leidenschaftliche Zuneigung des Dichters zu einem jungen weiblichen Wesen in Karlsbad, leidenschaftlich erwiedert, so wenig verheimlicht worden sei, daß man laut genug von einer ehelichen Verbindung des fünf und siebzigjährigen Greises gesprochen habe.

„Leidenschaftlich erwiedert!" welch ein gewichtiges Wort! und mit wie hohem Ernst ausgesprochen! Die Frivolität auf der einen, und die Frömmelei auf der andern Seite setzte sie etwa zehn Jahren als sich von selbst verstehend voraus, daß sie schlechterdings unmöglich und überbot sich in wohlfeilem Scherz; damit hat es jedoch nun ein Ende, indem hier der Mann, der in dieser Hinsicht am besten unterrichtet war, kurz und ruhig die alleinige Wahrheit ausspricht. Nicht umsonst soll uns Schiller gesagt haben, daß die Natur mit dem Genius in ewiger Verbindung stehe, und daß sie leiste, was jener verspreche, und so wollen wir mit völliger Ueberzeugung hinzusetzen: das Geschick konnte unserm Dichter nur einen großen reinen Schmerz bieten, nicht jenen Blitzes-Zick-Zack, nicht jene hin- und herschleudernde zerreißende Qual, die eine unerwiederte Liebe zu geben pflegt. Bei Goethe wurde der Schmerz zu einer That, und diese finden wir in der Elegie in dem Mittelgedicht der Trilogie der Leidenschaft (s. Goethe's Werke. Bd. III. S. 24 ff.). Man könnte sich freilich wundern, daß diese Elegie, wie es scheint, nur selten beachtet worden ist, allein es giebt doch noch Verwunderungswürdigeres, ich meine nämlich die moderate Tenacität überhaupt, mit der die Mehrheit der Deutschen das Schöne aufzunehmen pflegt, wenn es ihr zu oft (!) geboten wird. Goethe ist allerdings nicht freizusprechen von dem Vorwurf, daß er außerordentlich freigebig war, und wir können uns schwer an den Gedanken gewöhnen, daß es so ganz enorm reiche Leute gebe, wie er war. Elegien mögen wir sonst recht gern leiden, sie müssen aber auch darnach sein, — so hübsche Kirchhöfe mit Leichensteinen und Kreuzen im Mondesflimmer, sanft melodisches doch hinreichend schauerliches Unkengetön, wohlversificirte Bettelbriefe an die Natur, mit Klagen, daß sie theils so kümmerlich sei, theils so roh verfahre mit zarten und weichen Gemüthern.

Auf dergleichen ist jedoch Goethe nie recht eingerichtet gewesen, und wir wissen noch dazu, welche gefährlichen Dinge er zuweilen unter unschuldigen Titeln eingeschwärzt hat. Diese Besorgniß mag denn auch wohl bewirkt haben, daß jene Elegie nicht vorzüglich beachtet worden ist. Jetzt aber, da wir näher um die Sache wissen, steht es anders; diesmal hat ihn nicht Properz begeistert, sondern das eigne Herz, welches ohne das Vermögen, sich auszusprechen, vielleicht verblutet sein würde. Das hatte der Dichter längst gewußt, als er seinem Tasso die ewigen Worte aussprechen ließ:

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide.

Der Spruch bewährte sich an ihm selbst, und ein freundliches Geschick führte ihm sodann noch den Freund zu, der die Heilung vollendete.

Es ist ein angenehmer und anregender Gedanke, wie wohl einst — etwa in einem Taschenbuche für 1934 — ein deutscher Dichter diese höchstbedeutende Geschichte künstlerisch als Novelle behandeln werde. Möge ihm die Muse günstig sein.

*) Ueberhaupt hätten in der ganzen Briefsammlung, wie bereits früher bemerkt worden, hier aber wiederholt werden möge, manche verletzende Stellen getilgt werden sollen.

Bruno von Hornberg, s. Minnesinger.

Ottokar von Horneck, s. Minnesinger.

Franz Ludwig von Hornthal,

ein ausgezeichneter und freisinniger Staatsmann, wurde am 5. März 1765 zu Bamberg geboren und nach daselbst vollendeten juristischen und philosophischen Studien als Lehrer der fürstbischöflichen Edelknaben angestellt. Bald aber vertauschte er dieses Amt mit der practischen Laufbahn eines Advocaten, ward Doctor der Philosophie und der Rechte und nach Einverleibung seines Vaterlandes in das Königreich Baiern 1803 Landescommissär, Landesdirectionsrath, Stadtcommissär und Polizeidirector zu Bamberg, in welchen Functionen er sich das öffentliche Vertrauen so sehr erwarb, daß er 1807 zum obersten Justizrath in Franken ernannt, mit der Ordnung des verworrenen Schuldenwesens der ehemaligen Reichsstadt Nürnberg beauftragt und 1809 in Finanzangelegenheiten seiner Regierung nach Wien gesandt wurde. Als politischer Schriftsteller suchte er durch Wort und That in den Jahren der Erhebung Deutschlands dessen Jugend für das Vaterland zu entflammen, wurde wegen dieser Verdienste 1815 vom König von Baiern mit der erblichen Adelswürde belohnt und 1818 zum ersten Bürger-

meister seiner Vaterstadt erwählt. Als solcher behandelte er mit Klugheit, Kraft und Erfolg die Wunderkuren des Fürsten von Hohenlohe und vertheidigte mit Freimuth und Würde als erwählter Ständeabgeordneter 1819 und 1822 die Rechte des Volkes. Er starb als erster Justizrath am 27. Juni 1833.

Er schrieb:

Schreiben an Herrn Staatsrath Dabelow in Göttingen. Bamberg und Leipzig 1816.

Rede am 18. October 1816. Ebendas. 1816.

Ansichten über den wechselseitigen Einfluß der Umwälzung des Staats- und des Staatscredits. Ebendas. 1816.

Das Fest aller Deutschen, von seiner Heiligkeit und Feier in ganz Deutschland, am 18. October jeden Jahres. Ebendas. 1817.

Zur Kritik der Verfassungsurkunde des Königreichs Baiern. Ebendas. 1818.

Darstellung der Verhältnisse der Stiftungen in Bamberg. Erlangen 1821.

Briefe über die Wunderrolle des Fürsten A. von Hohenlohe. Ebendas. 1821, 4 Lief.

Darstellung der Ereignisse bei den von dem Fürsten von Hohenlohe zu Bamberg unternommenen Heilversuchen. Ebendas. 1822.

Ueber den Congreß zu Verona. Nürnberg 1822.

Was haben die Baiern von dem Landtage 1827 — 1828 zu hoffen? Bamberg 1828, 2 Hfte.

Tiefes Gefühl für Recht und Wahrheit, ächte Begeisterung für Freiheit und Gesetz, Klarheit und Unerschrockenheit, verbunden mit dem redlichsten Patriotismus, offenbaren sich in v. H's Schriften wie in seinen Reden und erwarben ihm hohe Verehrung nicht allein bei seinen gleichdenkenden Landesgenossen, sondern überall, wo deutsche Sprache und deutsche Gesinnung herrschend sind.

Georg Konrad Horst

ward 1769 zu Lindheim geboren, studirte auf dem Gymnasium zu Hanau und auf der vaterländischen Universität Philosophie und Theologie und war eine geraume Zeit in seinem Geburtsorte Lindheim als Pfarrer angestellt, worauf er als Doctor der Theologie und geistlicher geheimer Rath nach Darmstadt versetzt wurde.

Er gab heraus:

Geschichte des letzten schwedisch-russischen Krieges. Frankfurt 1792.

Gustav III. von Schweden. Trauerspiel. Ebendas. 1793 in 8.

Gustav III. Tod. Dramatisch dargestellt in 4 Büchern. Leipzig 1797, 2 Bde.

Die Visionen Habakuks. Uebersetzt. Gotha 1798.

Religion und Christenthum. Frankfurt 1809.

Für Religion, Christenthum und Menschengeschichte. Ebendas. 1811 u. 1812, 2 Bde.

Dämonomagie. Ebendas. 1817, 2 Bde.

Siona. Mainz 1819, 2 Bde.; 3. Ausg. 1826.

Marienborn und Ronneburg. Ebendas. 1820.

Zauberbibliothek. Ebendas. 1821 — 1826, 6 Bde.

Flora oder die Blumen in höherer Bedeutung. Ebendas. 1824 in 12., mit 1 illum. Kpfr.

Gründliche Studien, Scharfsinn und ein dem Gegenstande angemessener, klarer und eindringlicher Vortrag zeichnen H's didaktischen und historischen Wärme des Gefühls, Lebendigkeit und Innigkeit seine asketischen Schriften höchst vortheilhaft aus.

Friedrich Hortleder

ward am 2. März 1579 zu Amfurt im Magdeburgischen geboren, studirte Humaniora, wurde dann Lehrer und Erzieher des Herzogs Johann Ernst zu Weimar und lebte später daselbst, mit dem Titel eines fürstlichen Hofrathes beehrt, seinen geschichtlichen Studien, die am 5. Januar 1640 sein Tod unterbrach.

Er ließ erscheinen:

Von den Ursachen des deutschen Krieges. Gotha 1645, 2 Bde. in Fol.

H's geschichtliche Arbeit ist mit Fleiß, Scharfsinn und Gründlichkeit abgefaßt, und daher bei Quellenstudien zu empfehlen.

Wilhelm Hoßbach

ward am 20. Februar 1784 zu Wusterhausen an der Dosse im Brandenburgischen geboren, studirte Philosophie und Theologie und wurde dann als Doctor der Theologie, Prediger und Superintendent an der Jerusalems- und neuen Kirche zu Berlin angestellt, wo er gegenwärtig noch segensreich wirkt.

Von ihm haben wir:

Johann V. Andreä und sein Zeitalter. Berlin 1819.

Predigten. Ebendas. 1822 — 1826, 3 Sammlungen.

Philipp Jakob Spener und seine Zeit. Ebendas. 1828, 2 Thle.

Einzelne Predigten, Reden u. s. w.

H's biographische Arbeiten werden, und mit Recht, sehr geschätzt und erwarben dem Verfasser in dieser Hinsicht einen hochgeachteten Namen. Seine geistlichen Reden beurkunden Tiefe und Reichthum der Gedanken, hohe Würde und Innigkeit, verbunden mit großer Klarheit und vortrefflicher Diction.

Christoph Ernst Freiherr von Houwald

ward am 29. November 1778 zu Straupitz in der Niederlausitz geboren und erhielt seine erste Bildung im Hause seines Vaters, eines niederlausitzer Standesherrn, dann auf dem Pädagogium zu Halle, wo er mit dem jüngern

Conteſſa eine innige Freundſchaft ſchloß. Schon am heimiſchen Heerde durch den romantiſchen Spreewald und Schillers 30jährigen Krieg für Poeſie begeiſtert, lebte er hier mit ſeinem Freunde die Stunden, welche das Studium der Kameralwiſſenſchaften auf der daſigen Univerſität übrig ließ, den ſchönen Wiſſenſchaften und der Muſik. Seit 1802 dem ſtändiſchen Dienſte ſeiner Provinz gewidmet, zog er ſich 1815 bei der Theilung von Sachſen auf ſein Gut Sellendorf zurück und dichtete in ſeiner ländlichen Abgeſchiedenheit mit ſeinem Freunde Conteſſa. 1822 aber wählten ihn die Stände des Markgrafthums Niederlauſitz zu ihrem Syndicus, worauf er ſich zu Neuhaus bei Lübben niederließ und dort, mit den Inſignien des Johanniter- und rothen Adlerordens 3. Claſſe geſchmückt, ſeinen öffentlichen und literariſchen Geſchäften lebte.

Von ihm erſchienen:

Romantiſche Accorde. Berlin 1817 in 8.
Erzählungen. Dresden 1819 in 8.
Buch für Kinder gebildeter Stände. Leipzig 1819 — 1824, 3 Bde.
Die Freiſtatt. Tragiſches Gemälde. Ebendaſ. 1820.
Die Heimkehr und der Leuchtthurm. Zwei Trauerſpiele. Ebendaſ. 1821 in 8.
Fluch und Segen. Drama. Ebendaſ. 1821 in 8.
Das Bild. Trauerſpiel. Leipzig 1822 in 8.
Die alten Spielcameraden. Luſtſpiel. Weimar 1823 in 8.
Der Fürſt und der Bürger. Drama. Leipzig 1823 in 8. Ebendaſ. 1823 in 12.
Die Feinde. Trauerſpiel. Ebendaſ. 1825 in 8.
Vermiſchte Schriften. Ebendaſ. 1825, 2 Bde. in 8.
Bilder für die Jugend. Ebendaſ. 1828 u. 1829, 3 Thle.
Die Seeräuber. Trauerſpiel. Ebendaſ. 1830 in gr. 12. mit Titelvign.

H., mit bedeutenden poetiſchen Gaben, namentlich für die Lyrik und die Novelle, ausgeſtattet, wandte ſich, ſeinen eigentlichen Beruf mißverſtehend, ſchon früh mit Vorliebe der dramatiſchen Dichtung zu und ſchloß ſich der von Werner und Müllner begründeten fataliſtiſchen Richtung an, die ſich nur ephemerer Theilnahme in Deutſchland erfreute. Seine dramatiſchen Leiſtungen leiden daher trotz großer Schönheiten, namentlich der Empfindung und der Form, an allen Fehlern, welche jener Schule eigenthümlich ſind, und entbehren des wahren tragiſchen Elements, obwohl ſie mit Phantaſie und umſichtiger Berechnung der Wirkung angelegt und durchgeführt ſind. Sehr glücklich iſt H. dagegen auf dem Gebiete der Erzählung, da er hier alle jene Eigenſchaften, welchen die Tragödie ſtrenge Beſchränkung auferlegt, frei walten laſſen konnte; namentlich gehören ſeine dahin einſchlagenden Jugendſchriften zu dem Trefflichſten und Gemüthlichſten, was wir in dieſer Gattung beſitzen.

Die Freiſtatt*).

Perſonen.

Conrad v. Ulſtrade, Senator und Patricier einer Reichsſtadt.
Sara, ſeine Frau.
Johannes Bruck, Todtengräber.
Ein Officier und Wache.

Der Schauplatz iſt in der Wohnung des Todtengräbers.

Erſte Scene.

(Ein kleines hallenartiges Zimmer, durch eine von der Decke herabhangende Ampel nur matt erleuchtet. An der Seite eine Ruhebank. Im Hintergrunde ein großer Vorhang, der einen weiten Ausgang verdeckt.)

Sara v. Ulſtrade. Johannes Bruck.

Sara.

Ich hab' Euch eine Leiche hergebracht.
Vorgeſtern Nacht
Iſt jene arme Frau verſchieden. —
Und nun, mein Freund, gebt ſorgſam Acht,
Ob zu befürchten ſteht, daß ſie hienieden
Vielleicht doch noch einmal erwacht!

Johannes.

Befürchten? — paßt es nicht in Euren Kram;
Wenn er, der ihr das Leben nahm,
Es noch einmal auf kurze Zeit verliehe? —

Sara.

Das wohl! Die Freundin ſtarb mir viel zu früh!
Doch ſoll der Schiffer immer noch nicht landen,
Der ſchon die Arme nach dem Ufer ſtreckt? —
Freund, wer einmal den heißen Kampf beſtanden,
Dem gönn' ich, daß man ihn nicht wieder weckt.

Johannes.

Ihr habt wohl recht! — es wäre faſt, als führte
Man vom Schaffot aus Todesangſt und Pein
Den armen Sünder wieder heim, und rührte
Ihm noch einmal die Henkersmahlzeit ein.
Drum mag ſie ruh'n, und ich will Wache halten;
Doch ſchläft ſie feſt, ſo daß ſie nichts mehr weckt,
Dann ſei das Kiſſen leicht auf ſie gedeckt.

Sara.

Ein ſchauerliches Amt müßt Ihr verwalten.
Fühlt Ihr Euch nie von Geiſterfurcht erſchreckt?

Johannes.

Nein! Geiſter, o! ſie wären mir willkommen!
Ich wohne hier ſo einſam, ſo allein! — —
Doch wen das Jenſeit einmal aufgenommen,
Der mag nicht mehr den Gräbern nahe ſein.
Glaubt nur, ich lauſcht' an jener dunklen Pforte,
Neugierig oft und horchend, wie ein Kind,
Doch nimmermehr vernahm ich leiſe Worte.

Sara.

Sie ruh'n wohl all' in Friede! — Selig ſind,
Die in dem Herrn entſchliefen! — Darum gönn'
Ich meiner armen Freundin auch die Ruh.

Johannes.

O nennt mir ſie, auf daß auch ich ſie kenne,
Eh' ich ſie deck' auf ewig zu.

Sara.

Ich kann Euch nicht den theuren Namen ſagen! —
Es wird Euch doch hier Niemand fragen,
Wo Ihr ſie einſam ſcharrtet ein? — —
Ach, dieſes Weib hat viel verloren,
Und ſchien vom Schickſal doch erkoren,
Die Glücklichſte der Glücklichen zu ſein! —
Hold war ſie, wie die Roſ' im Lenze,
Und ihre ſchönſten Myrthenkränze
Flocht früh die Lieb' ihr durch das Haar.
Es hatte ſie ein Mann zum Weib' erkieſen,
Der von dem Vaterland geprieſen,
Als Held, als Menſch, als Gatte war.
Ein lieblich Kind ward ihr gegeben;
Sein junges Leben
Ging wie ein goldner Morgen auf. —
So ſtand ſie in der Freunde Mitte,
Und Segen floß auf ihre Tritte
Wie Himmelsthau auf Blumen drauf. — —
Das alles hat man ihr genommen! — —
Zu mir gekommen
Iſt ſie als eine Bettlerin. — —
Von allem war ihr nichts geblieben,
Als nur das treue Herz zum Lieben,
Als der ergeb'ne fromme Sinn. —

(Sie trocknet die Augen.)

Johannes (abgewendet für ſich).

Von allem iſt mir nichts geblieben,
Und in der heißen Kraft zu lieben,
Sinkt ſtill verzehrt das Herz dahin! — —

(Zu Sara.)

Weint nicht! Sie ruht! — der Sturm des Lebens
Schlägt an die Feſte hier vergebens,
In welcher ich der Schirmvogt bin.

Sara.

Freund, eben darum, ach! beneide
Ich die Verblichne! — Glaubt es mir,
Faſt läg' ich gern im Sterbekleide
Statt ihrer auf der Bahre hier.

Johannes.

Wie kommt Ihr zu den Grabgedanken?
Ihr ſeid ja noch ſo jung und ſchön,
Und habt wohl kaum des Lebens Schranken
Sich Eurem Blick erſt öffnen ſeh'n.

*) Tragiſches Gemälde von Houwald.

Sara.

Ich! wer das Kleinod, ihm vor allem theuer,
So unverschuldet früh verlor, wie ich,
Der kehrt sich von des Lebens Festtagsfeier,
Und wendet zu den Gräbern sich.

Johannes.

Doch blüh'n der Blumen wohl für Eure Pfade!
Doch, edle Frau, nennt Euren Namen mir.

Sara.

Ich heiße Sara von Ulfstrade.

Johannes (erstaunt).

Ulfstradens Gattin? — des Senators hier?

Sara.

Desselben. — Doch behaltet ja den Glauben,
Ich wäre eine hochbeglückte Frau.

Johannes.

Ihr seid es auch! ich laß' ihn mir nicht rauben!
Ich kenne Euren Eh'gemahl genau.

Sara.

Dann liebt Ihr ihn, dann müßt Ihr ihn verehren!
Wer ist, wie er, der Lieb' und Achtung werth? —
Drum, was ein armes Frauenherz beschwert,
Soll Euren Glauben an ihn nicht zerstören. —
Gehabt Euch wohl! — Vergesset meine Worte!
Wer Gräber baut, wird ja verschwiegen sein!

Johannes.

Bestrenge Frau! Ihr wollet mir verzeihen,
Ich laß' Euch nicht von diesem stillen Orte;
Will Eurem Kummer erst ins Auge sehen.
Glaubt nur, in eines Todtengräbers Brust
Schlägt auch ein Herz, das Eure zu verstehen,
Und seid Ihr selbst Euch keiner Schuld bewußt,
Verheiß' ich Rath und Hülfe.

Sara.

Euer Wille
Gilt für die That. — Doch, guter Mann,
Ein schuldlos Herz erduldet in der Stille.
Der liebt nur rein, wer schweigen kann.

Johannes.

So? — Nun dann kann ich Euer Leid nicht enden.
Wär's Ehekummer, hätt' ich doch gehofft,
Ihn durch Vertrau'n leicht wieder abzuwenden,
Denn Euren Eh'gemahl, ihn sprech' ich oft.

Sara.

Wie? meinen Mann? — Wann könnte dies geschehen?

Johannes.

Ist er denn nimmer von Euch fern?
Habt Ihr sein Schlafgemach nie leer gesehen?

Sara (bewegt).

Ich bitt' Euch, sprecht, wo sah't Ihr meinen Herrn? —

Johannes.

Hier sah ich ihn. — In diesen stillen Mauern
Weilt er allnächtlich — aber nicht allein.

Sara.

Schweigt! — ich mag sein Geheimniß nicht erlauern,
Und bitte Gott: er möge schuldlos sein! —

Johannes.

Ist dies vielleicht der Kummer Eurer Seele? —
Ward nicht in Euch ein leiser Argwohn laut? —
Stürnt nicht, wenn ich Euch das Geheimniß stehle;
Ich glaub', ich hab' Euch tief durchschaut.
(Da Sara schweigt, fährt er fort.)
Entdeckt Euch mir, fühlt Ihr Euch rein im Herzen!
Ich steh' Euch näher, als Ihr denkt,
Und schwör' es Euch, ich tilge Eure Schmerzen,
Eh' sich der Tag noch einmal senkt.

Sara (schüchtern).

Wer aber seid Ihr? — daß ich Euch vertraue? —

Johannes.

Fragt nicht! — Jetzt bin der Todtengräber ich,
Und weil ich feste, ew'ge Häuser baue,
So baut auch nur getrost auf mich.

Sara.

Liebt Ihr Ulfstraden auch? —

Johannes.

In vollem Sinne!
Ich fragt' Euch nimmer, wär' ich nicht sein Freund!

Sara.

Freund meines Herrn, so hör', und dann beginne
Dein Werk, das wieder uns vereint.
Ich war ein glücklich Weib, und es zu bleiben
Fühlt' ich im Herzen Muth und Kraft.
Ich will Euch nicht mein herrlich Loos beschreiben,
Ihr kennt den Gatten, der mir's schafft.
Nicht Liebe war's allein, wornach ich strebte,
Auf meines Gatten unbedingt Vertrau'n,
Das ich durch mein's in seiner Brust belebte,
Hofft' ich fest unser Glück zu bau'n.
Und seht, es war mir endlich ja gelungen,
Ich wußt' um alles, was er dacht' und that.
Galt es in wicht'ger Zeit verschwieg'ne Zungen,
So saß ich dennoch mit zu Rath. —
Und blutete das arme Vaterland,
Und reichten sich die Männer treu die Hand,
Entgegen den Bedrängern kühn zu gehen,
So durft' auch ich in ihrem Kreise stehen,
Zu segnen ihr geheiligt Band. — —
Ach! aber schon seit Monden hingegangen,
Ruht ein Geheimniß in des Gatten Brust.
Ein düst'rer Ernst wohnt ihm auf Stirn und Wangen;
Oft schleicht er nächtlich fort, mir kaum bewußt.
Was will er nicht auf meine Seele bauen? —
Was hält er diesem Herzen für zu schwer? —
Ach! ich verzeihe! — faßt' er nur Vertrauen,
Und sagt' es frei: „ich liebe Dich nicht mehr!" —

Johannes.

Nein, edle Frau! — nein, in Ulfstradens Seele
Wohnt einzig Sara's heißgeliebtes Bild.
Doch will sie sein Vertrau'n, nun dann verhehle
Auch sie ihm nicht, was ihre Brust erfüllt.
Auch Ihr habt ein Geheimniß auszutauschen.
Wo weilt Ihr oft bei stiller Nacht?
Ulfstrade ist zu stolz, Euch zu belauschen,
Ob man gleich viel ihm hinterbracht.

Sara.

War dies sein Gram? Er soll es jetzt erfahren,
Was ich aus Lieb' und Schonung ihm verbarg.
Ich brauch' es länger nicht mehr zu bewahren,
Viel sich'rer dort bewahrt's der Sarg.
Dies Weib, verlassen und verfolgt von allen,
Mit einer Grames-Bürde, ach! so schwer!
Das arme Leben Henkern selbst verfallen,
Sie kam, um Schutz zu suchen, zu mir her.
Und eingedenk der frühern Jugendliebe,
Nahm ich sie auf bei mir,
Und, daß es ja ein tief Geheimniß bliebe,
Stahl ich mich nur die Nacht zu ihr.

Johannes.

Und weshalb durft' es Euer Herr nicht wissen?

Sara.

Sie wurde ja verfolgt von Schritt zu Schritt.
Wüßt' er's, dann hätt' er sie beschützen müssen,
Dann ward ihr Unglück auch das seine mit.

Johannes.

Ihr hattet recht! — Geächtete zu schützen,
Ist ein undankbar und gefährlich Ding.

Sara.

Doch im Geheim konnt' ich der Freundin nützen,
Bis sie in meinem Arm zur Ruhe ging.

Johannes.

Ihr seid ein edles Weib! und Euer Gatte
Ist Eurer werth, auch er ist rein wie Ihr! —
Wenn dies nur zwischen Euch gestellt sich hatte,
So endigt Euer Kummer hier.

Sara.

So hätt' ich wirklich bei Euch Trost gefunden? —
Von Gräbern ging ich fast beruhigt fort? —

Johannes.

Hier heilen ja am leicht'sten Herzenswunden! —
Und glaubt' es nur, ich halte Wort,
Denn eh' die Sonne wieder senkt sich nieder,
Seid ihr versöhnt mit dem Gemahl.
Doch aber sprecht, wann kommt Ihr morgen wieder? —

Sara.

Wenn bei dem ersten Frührothsstrahl
Vom Thurm des Doms man bläst den Morgensegen,
Stell' ich mich wieder bei Euch ein;
Dann woll'n die Todte wir zur Ruhe legen.

Johannes.

Gut! ich will Eurer dann gewärtig sein. —

Sara.

Gehabt Euch wohl! (Sie geht ab.)

Zweite Scene.

Johannes Bruck (allein).

Johannes.

So treu hast Du geschwiegen,
So treu, mein Conrad, als ich's kaum geglaubt! —

Der stille Gram in Deiner Sara Zügen
Hat selbst Dir mein Geheimniß nicht geraubt? —
Ich kannte wohl das Herz, auf das ich baute! —
Doch Eure Liebe sollt' ich stören? — nein!
Ein solches Weib verdient wohl die Vertraute
Von tiefem Männergram zu sein. —
Und warum wollt' ich auch noch sorgen? —
Hier sucht mich nicht mehr des Tyrannen Blick.
Vor dieser Feste bebt er scheu zurück,
Wo er das Volk, durch sichern Wall geborgen,
Nicht mehr mit seinem Krieg kann überziehn;
Wo die Verwesung durch die Hügel schreitet,
Wie Wolkenschatten über Gletscher fliehn,
Und ihm sein Heereslager zubereitet. — —
Ich fühl' es auch, an dieses Herzens Schlägen,
Bald wird die Sanduhr abgelaufen sein;
Ich werde bald den Spaten niederlegen,
Und bei der Arbeit schlummern ein.
Und morgens weckt mich dann Eleonore,
Sie steht mit ihrem Sohn am Strahlenthore
Der Ewigkeit und harret mein — —
Doch nicht wie ich, — wie Du willst, Herr der Gnade!

Dritte Scene.

Johannes Bruck und Conrad v. Ulstrade.

Conrad (rasch hereintretend).
Hier bin ich endlich! — ist es spät? —
Johannes.
Schon Mitternacht! Doch, mein Ulstrade,
Was kümmert's uns, wie schnell die Zeit vergeht? —
Conrad.
O, könnt' ich Monden jetzt zusammenfassen,
In einem Griff, und hinter mir sie weit
Mit ihrer Centnerlast versinken lassen! —
Mir graut vor meines Lebens nächster Zeit. —
Johannes
Mein Freund! — So hab' ich nimmer Dich gesehen! —
Was ist Dir? daß Du so bekümmert bist? —
Warst Du bei Sara? — woll' es mir gestehen,
Nicht wahr? — heut' wieder hast Du sie vermißt.
Conrad.
Johannes, ja! — auch dies noch kommt hinzu! —
Wo faß' ich Muth, mein schweres Loos zu tragen?
Johannes.
An meinem Herzen suche Deine Ruh,
Denn, freudig kann ich Dir es sagen,
Dein Weib ist schuldlos, oder Deine Seele
Ist selbst voll Schuld! — Ich sprach sie hier.
Conrad.
Du sprachst sie hier? — Johannes! o, erzähle,
Was war's? was führte sie zu Dir?
Johannes.
Von mir nicht! Nein, aus ihrem eignen Munde
Vernimm, wie glücklich Du als Gatte bist! —
Und dann verstehe, daß bei Eurem Bunde
Auch Euer Freund zugegen ist.
Conrad.
Willkommen sei mir die ersehnte Stunde!
Doch Sara darf von Dir noch nichts erfahren!
Was forderst Du? — Wo denkst Du hin!
Johannes.
Vor einem solchen hohen Frauensinn
Brauchst Du nicht mein Geheimniß zu bewahren.
Conrad.
Das fühl' auch ich! — Doch aber Thür und Wände,
Sie haben Ohren, bringen uns Verrath! — —
Mein Freund, Dein Schicksal ist noch nicht zu Ende;
Weit aus, hoff' ich, läuft noch Dein Pfad.
Johannes.
Weit aus? — Du irrst! Hier ist das Ziel gefunden.
Hier sich' und wart' ich, bis der Vorhang sinkt.
Conrad.
Nein! Nein! Dein Leben bringt noch große Stunden,
In denen Dir Vergeltung winkt.
Johannes.
Vergeltung wohnt dort oben!
Conrad.
O, ich mahne
Dich an das Vaterland, das Dein bedarf!
Soll sie denn wehn des Unterdrückers Fahne,
Der alles Recht zu Boden warf?
Wo ist Johann von Bruckthal, der im Rathe
Der Väter als der erste stand? —
Der, als der Feind den Männern nahte,
Ihn züchtigte mit starker Hand?
Du hast noch nicht das ganze Spiel verloren,
Vom Schicksal bist Du auserkoren
Zum Held, der für die Unschuld ficht.
Steh auf, mein Freund, als wärst Du neu geboren,
Und stelle Dich zum Gott's gericht! —
Johannes.
Ich kann nicht! — Herz und Kraft sind mir gebrochen,
Schon gab ich alles, was ich nannte mein.
Conrad.
Nein! unter Gräbern, unter Todtenknochen
Soll Bruckthal länger nicht verborgen sein.
An einen würdigern und sichrern Ort
Führ' ich Dich, wo Du freudig wirst empfangen.
Johannes, zögre nicht! — Du mußt hier fort! —
Dein Freund hat Gründ', es dringend zu verlangen.
Johannes.
Ich war ein Mann, als ich die Bürger alle
Für ihre Freiheit einst zum Kampfe rief! —
Als ich die Nacht verwachte auf dem Walle,
Indeß die Stadt in sichrem Frieden schlief.
Als ich im Rath für die gerechte Sache
Das Wort geführet und dann das Schwert;
Als unterm theuren väterlichen Dache
Ein Weib noch mein war, noch ein Kind, ein Heerd! —
Seit aber ich an jenem Schreckenstag
Lag blutend unter Feindes Rossen;
Seit unsre arme Stadt dem Feind erlag
Und unsrer Bürger edles Blut geflossen,
Seit mir der Tod des Kindes Blüthe brach,
Seit jene Würger auch mein Weib erschossen — —
(Er bedeckt das Gesicht mit den Händen.)
Conrad.
Johannes! die Erinn'rungen erweichen
Dein Herz zu stark! — Was einmal hin, ist hin!
Johannes.
O laß mich immer mein Geschick vergleichen,
Um zu vergleichen, was ich war und bin.
Denkst Du des Abends, wo am Bettlerstabe
Ich zitternd heimlich zu Dir kam? —
Und unerkannt die mir gereichte Gabe
Lautweinend nahm? —
Die Freunde hatten mit Gefahr des Lebens
Mich zwar durch Flucht befreit aus Henkershand,
Allein wohin ich floh, ich floh vergebens,
Denn Gram und Wahnsinn kamen nachgerannt.
Conrad.
Wohl denk' ich jenes Abends, die vertrauten
Geliebten Züge kannt' ich fast nicht mehr;
Die bleichen Lippen bebten, und es schauten
Die treuen frommen Augen wild umher.
Johannes.
Und meine Wunden heilt' Dein zartes Sorgen,
Die Schwert und Rossshuf mir schlug.
Du hast mich dem Tyrannen treu verborgen,
Der Rache dürstend nach dem Flüchtling frug;
Und als ich endlich wiederum genesen,
Bist Du's, mein treuer Conrad, nicht gewesen,
Der mich in diesen sichern Hafen trug?
Conrad (dringend).
Doch nicht für immer. Ach! Johannes, frage
Mich länger nicht, fort mußt Du, es ist Zeit! —
Johannes.
Nein! störe nicht die letzten Tage,
Denn glaube nur, mein Ziel ist nicht mehr weit.
Conrad.
Für Deine Hand paßt länger nicht der Spaten,
Der Dich auf eine kurze Zeit geschützt.
Johannes.
Ich aber kann ihn jetzt nicht mehr entrathen,
Er ist der Stab, auf den mein Arm sich stützt.
Wenn ich des Tages meine Gräber baue,
Wenn bei der Arbeit Ruhe sinkt auf mich,
Wenn Abends ich mein stilles Feld beschaue,
Und dann allnächtlich harr' auf Dich; —
Wenn wir dann beide im Geheim berathen,
Was Deinem Vaterland ist Noth,
Du von mir eilst zu streu'n die neuen Saaten,
Und ich die Saat bestelle für den Tod — —
Dann preis' ich knieend oft den Herrn des Lebens,
Denn halbzerknickt, athm' ich doch nicht vergebens,
Weil er Dein Herz und Deinen Arm mir bot.
Conrad (unruhig).
Doch sicher darfst Du hier Dich nimmer halten. —

Man weiß, Du bist nach unsrer Stadt geflohn. —
Ich habe leider Kunde heut erhalten.
Die Feinde suchen Dich aufs neue schon.

Johannes.

So laß sie immer! hier sucht doch mich keiner,
Den Todtengräber Bruck kennt ja nur einer,
Und dieser treu verschwiegne Freund bist Du.
O laß mich hier! — hier wehet mir viel reiner,
Als irgendwo des Himmels Friede zu.
Wenn ich der Leichen stilles Antlitz schaue,
Bei ihnen wache, eh' das Grab sie deckt,
Dann ist's dem bangen Herzen so, als graue
Der Morgen schon, wo mich Lenore weckt.

Conrad (in höchster Bewegung).

So darf ich Dir's denn länger nicht verhehlen! —
Es ist heut ein Commando eingerückt;
Mit Grüßen zwar, doch eigentlich Befehlen,
Die der Tyrann an unsre Stadt geschickt:
Er hab' erfahren, daß der Hochverräther
Johann von Bruckthal bei uns sei,
Und stell' es aus besondrer Gnad' uns frei,
Selbst auszuliefern jenen Uebertreter,
Wo nicht, doch ohne Weig'rung zu gestatten,
Daß er ihn suche!" — Als nun schnell hierauf
Die Senatoren uns versammelt hatten,
Stand ernst der Bürgermeister auf,
Uns diese Ford'rung vorzutragen.
Und als er schwieg — schwieg alles um ihn her;
Es wagte keiner nur ein Wort zu sagen,
Denn jedem Busen ward das Athmen schwer.
So saßen lange schweigend wir im Kreise
In unsre schwarzen Mäntel eingehüllt,
Und eine Ahnung überschlich mich leise,
Als säh' ich Deines Todtenzuges Bild.

Johannes.

Und was beschloßt Ihr, daß nun soll geschehen?
Faßt Ihr als Väter auch zu Rath?
Brauchst Du erröthend nicht vor mir zu stehen?

Conrad.

Was hättest Du gethan an unsrer Statt?

Johannes (hastig).

Auf jeden Fall den Bruckthal preisgegeben!
Was gilt für's Ganze denn ein einzeln Leben!
Weh' dem, der ander Ding gerathen hat!

Conrad.

Mein Freund! so sind wir Deiner werth geblieben!
Wir schwiegen lange fort und fort. —
Da nahm der Consul wiederum das Wort:
„Die Antwort, sprach er, ist nicht zu verschieben,
Wir dürfen's nicht mit jener Macht verderben,
Denn noch beruht das Wohl der Stadt darauf.
Ein Einzelner mag für das Ganze sterben,
Das Ganze opfre sich nicht Einem auf!
Doch laßt uns nicht das alte Gastrecht schmähen,
Ausliefern nicht den edlen Mann,
Mag man ihn suchen, selber ihn erspähen,
Und, daß ein Freund noch helfen kann,
Laßt unsern Schluß uns öffentlich gestehen,
Vielleicht wagt einer noch sein Leben d'ran!" —

Johannes.

Du wackrer Mann! — Du Vater Deiner Bürger!
Dich segne Freund und Vaterland!

Conrad.

Mein Bruckthal! — ach! schon halten Deine Würger
Des Raths Bewill'gung in der Hand.
Ihr Geierblick wird hier auch Dich erspähen,
Drum folg' dem Freunde, der Dich retten will.
In Deiner Flucht hab' ich schon in der Still'
Dir sichre Wege ausersehen.

Johannes.

Und Du willst seine Rache auf Dich laden,
Daß Du das Opfer ihm entreißt?

Conrad.

Du mußt entfliehn! — Mir kann sein Zorn nichts schaden,
Ich spotte seiner Allmacht dreist! —
Du mußt entfliehn! und sollt' ich Dich nicht rühren
Durch meine Bitten, bleibst Du trotzig, kalt,
Nun wohl, so werd' ich mit Gewalt
Dich weg von diesen Gräbern führen.

Johannes.

Nein Conrad! fasse Dich! ich will ja gehen! —
Doch warte nur bis morgen Nacht. —

Conrad.

Nu! diese Frist will ich Dir zugestehen,
Dann aber frisch an's Werk gedacht.
Bis dahin, hoff' ich, bleibst Du noch verborgen.

Johannes.

Jetzt geh' nur heim! vorbei ist Mitternacht.
Ich will mein Amt noch einmal hier besorgen.
Wenn aber bei dem ersten Frührothsstrahl
Vom Thurm des Doms man bläst den Morgensegen,
Dann, Conrad, eile zu mir noch einmal,
Ich habe viel Dir an das Herz zu legen.

Conrad.

Warum nicht jetzt? —

Johannes.

Nein, grad' an jener Stunde
Hängt Deine Ruh.
Versprich mir, daß Du kommst, mit Hand und Munde.

Conrad.

Ich sag' es zu! (Geht ab.)

Vierte Scene.

Johannes (allein).

Der Tiger hat das mattgejagte Wild
In sichrer Höhle wieder aufgefunden! —
Das warme Blut, aus meines Herzenswunden
Hat seinen Durst noch nicht gestillt.
Und neue Flucht sollt' ich auf's neue wagen?
Dem Tod entrinnen, der schon nah' mir steht?
Ich müßte selber mich verwundernd fragen:
Du fliehst, Du, den die Füße kaum mehr tragen
Ein Leben rettend, das schon still vergeht? —
Erkaufen sollt' ich diese Hand voll Stunden
Vielleicht mit eines edlen Freundes Glück? —
Der Tieger krallt sich jedem ins Genick,
Durch den die Beute sichre Flucht gefunden!
Ach! eine Stimme wiederholt es laut:
Wär' ich nicht dort entronnen seinen Krallen,
Als er das Blutgerüst für mich gebaut,
So wär mein Weib als Opfer nicht gefallen! —
Doch kurz will ich das Spiel zu Ende führen. —
Das Bischen Leben ist es nicht mehr werth,
Nur eine Thräne drüber zu verlieren,
Und daß die Sorge drob den Freund verzehrt.
Hab' ich nur in den nächsten Morgenstunden
Mit seiner Sara erst versöhnt den Freund,
Hat er sie wieder, und sie ihn gefunden,
Hab' ich, die nie sich trennten, nun vereint,
Dann überliefr' ich selbst mich in der Stille. —
Die Rachegöttin hält das Sündenmaß,
So ströme denn mein Blut hinein, auf daß
Es schneller sich bis an den Rand erfülle! —
Die Saat mit Blut gedüngt keimt herrlich auf,
Und wird dereinst noch reiche Früchte tragen.
Prophetisch seh' ich in der Jahre Lauf,
Die alte goldne Zeit noch einmal tagen,
Wo Fürsten sich auf freie Völker stützen,
Und Friede halten fern und nah',
Und der Gesetze heil'ge Tafeln schützen,
Als stünde noch die Bundeslade da;
Wo blutige und gleissende Tyrannen
Wie böse Geister sind gefloh'n von dannen! —

(Er sinkt auf die Ruhebank nieder.)

Wo war ich? — was erstaunten meine Blicke? —
Floh denn mein Geist schon himmelwärts? —
Ach, noch zieht ihn die Erde kalt zurücke,
Und banger, matter schlägt das Herz! — (Er steht auf.)
Doch, Todtengräber! nun zu Deiner Pflicht!
Erfülle sie zum letzten Male.

(Er zieht den schwarzen Vorhang im Hintergrunde weg; man erblickt eine zweite kleine Halle, hinten mit einer Thür. In derselben steht ein offener Sarg, worin eine weibliche Leiche liegt, die von oben her bis an die Brust mit einem Tuche verdeckt ist; die Hände, die sie gefaltet hält, sind frei. Von der Decke herab hängt über der Leiche eine seidne Schnur herab, wie dieß in Leichenhäusern gewöhnlich ist, um das Wiedererwachen der Todten durch eine Klingel, an welche die Schnur befestigt ist, zu vernehmen. Der Sarg steht der Länge nach in der Halle, mit dem Fußende gegen die Zuschauer, am Hauptende etwas erhöht. Der Sargdeckel liegt daneben. Johannes zündet eine Kerze an und stellt sie so zu Häupten des Sarges, daß die Leiche völlig beleuchtet wird.)

Schlaf ruhig, armes Kind! erwache nicht!
Die Mutter wiegt Dich ein im Todesthale. —
Wie innig mich die Sehnsucht jetzt ergreift,
Mit Dir hinab den dunkeln Weg zu wallen!
Ich fühl's, das matte Herz, es ist gereift,

Als Frucht vom Baum des Lebens abzufallen.
(Er will der Leiche die Schnur in die Hände geben.)
Nimm noch einmal in Deine kalten Hände
Des großen Schauspielvorhangs Schnur;
Und ist Dein Trauerspiel noch nicht zu Ende,
Und kommt ein neuer Act, so klingle nur. —
(Er findet einen Brief in ihren Händen.)
Ein Briefchen? — Sind es des Geliebten Worte,
Die Deine Hand noch hält? —
Auf daß mit ihnen am verschwiegnen Orte
Dein Herz in eine Asche sanft zerfällt? —
O, laß' mich doch Dein treues Antlitz schauen!
Was noch geheim auf Stirn und Lippe steht,
Kannst Du mir immer anvertrauen,
Eh es mit Dir zu Bette geht.
(Er deckt das Tuch von der Leiche ab, und bebt zurück, als er sie betrachtet.)
Was ist das? — Tod! willst Du mich hier belügen?
Die Leiche grüßt mich mit vertrauten Zügen,
Als hätte sie mich längst gekannt. —
Hat nicht dieß Auge einst mein Bild gespiegelt?
Hat dieser Mund so fest versiegelt,
Nicht liebend mich bei Namen sonst genannt?
(Er öffnet in größter Bewegung den Brief, und als er hineingeblickt, wankt er matt zurück.
Es sind die letzten Zeilen meiner Hand —
Es ist mein Weib! — es ist Eleonore! —
Willkommen! Bist Du hergesandt,
Mich zu empfangen an dem dunklen Thore? —
Bist Du dem Blutgerüst wie ich entkommen?
Hast Du mich, wie ich Dich beweint? —
Und führst mir jetzt in Deiner stillen frommen
Gestalt den Tod herbei als Freund?
(Er starrt sie lange an, dann mit sinkender Stimme.)
Ich fühl's, sanft löst er ab des Herzens Jammer. —
(Er löscht die Kerze aus, und hält sich mühsam am Sarge.)
Das Auge bricht! — — Es sinkt der Tag! —
Zu Bette dann! — — Es öffnet sich die Kammer —
(Er faßt die Hand der Leiche.)
Gieb Deine Hand mein Weib! — und zieh' mich nach! —
(Er sinkt langsam auf die Leiche hin. Indeß ein leises Zucken sein Hinscheiden verkündigt, hört man aus der Ferne vom Dom den Choral blasen. Die dunkle Halle wird lichter, und auf die Gruppe der Todten fallen die ersten Strahlen der Morgenröthe.)

Fünfte Scene.

Sara von Ulstrade.

Sara.
(Den Johannes erblickend.)
Sieh! bei dem Wachen ist er eingeschlafen. —
Ich will verziehn.
(Sie setzt sich auf die Ruhebank.)
Wie sanft er ruht! —
Der müde Steuermann in diesem Hafen,
Schläft selbst auf starrer Leiche gut. — —
Doch horch! — wer naht! — ich höre Tritte schallen!

Sechste Scene.

Die Vorige und Conrad von Ulstrade.

Conrad.
(Im raschen Hereintreten.)
Hier bin ich!
(Erstaunend, als er Sara erblickt.)
Ha! Dich treff' ich hier?
Was willst Du, Weib! in diesen Todtenhallen?
Sara (freundlich auf ihn zutretend).
Mein Conrad! wie? — mißtraust Du mir? —
Conrad.
Nein! wahrlich nein! — Doch eine Zentnerlast — —
(Er vollendet nicht, und wendet sich bekümmert ab.)
Sara.
Welch' eine Last liegt auf dem treuen Herzen? —
Conrad.
So wisse denn, ich kann es nicht verschmerzen,
Daß Du für mich Geheimniß hast. —
Es ist mir fast, als hätt' ich Dich verloren! —
Sara.
So ist mir's auch in meiner bangen Brust.
Geliebter Mann, bist Du Dir's nicht bewußt,
Daß auch Du viel verborgen meinen Ohren? —
Conrad.
Wohl! Doch nicht um es sichrer zu bewahren;
Ich kenne Deinen treu verschwiegnen Mund.
Nur meine Sorgen wollt' ich Dir ersparen;
Bald aber Sara, wird es nun Dir kund.
Sara.
So sind wir beide einen Weg gegangen,
Dasselbe hat zum Schweigen mich bewegt.
Doch meine Sorge hat der Tod empfangen;
Dort liegt die Freundin, die ich still gepflegt.
Conrad (da er Johannes erblickt).
Sieh da! er schläft! — Ich werd' ihn wecken müssen,
Denn unsre edle Zeit verstreicht.
(Sie treten näher).
Wach auf, mein Freund! — Du hast ein kaltes Kissen!
Bald schlummerst weicher Du vielleicht.
Sara.
O laß' ihn! —
Conrad (als er seine Hand faßt, erschrocken).
Gott! was ist hier vorgegangen?
Das ist kein Schlaf; kalt ist die Hand wie Eis! —
(Er will ihn aufheben, läßt ihn aber, da er ihn todt findet, sanft neben dem Sarge nieder).
So bist Du heimlich mir davon gegangen! —
Eh' ich Dich noch zu retten weiß? —
Sara.
Wie? ist er todt? —
Conrad.
Das Herz hat ausgeschlagen,
Das große Herz; wie keins mehr ist! —
O kann nicht mehr Dein bleicher Mund mir's sagen;
Warum Du mir so schnell entflohen bist? —
(Sie stehn in seinen Anblick versunken, dann fährt Conrad fort.
Nun Sara, brauch' ich länger nicht zu schweigen. —
Sieh diese starren edlen Züge an. — —
Du magst Dich tief vor seinem Namen beugen,
Johann von Bruckthal hieß der Mann —
Sara.
Wie? und die Freundin, die ich heimlich barg,
Weil der Entflohnen Schmach und Tod bedrohten,
Die neben ihm dort friedlich schläft im Sarg,
Lenore ists, die Gattin Deines Todten! —
Conrad.
Lenore? — O nun sieht mein Auge klar! —
Ihr habt Euch unverhofft hier wiedergefunden,
Noch einmal, doch am ernstern Traualtar,
Hat Euch der Todesengel hier verbunden! —
(Zu Sara) Kannst Du es nun in meinem Innern lesen,
Was mein Geheimniß und mein Gram gewesen?
Sara.
Durchschaust auch Du mein Herz nun klar? —
Conrad.
Mein Weib! — wir haben uns bewährt gefunden!
Sara
So hat auch uns ein Engel neu verbunden
An diesem ernsten Traualtar!
(Sie sinken sich in die Arme.)

Siebente Scene.

(Es ist Tag geworden, und beide Hallen haben volles Licht. Der Officier tritt mit vier Mann Wache herein. Conrad und Sara gehen ihm in den Vordergrund entgegen.)
Conrad.
Was wollt Ihr hier? —
Officier (zur Wache).
Besetzt die Thüren.
(Hierauf gehen zwei Soldaten nach dem Eingange ab, durch welchen sie hereingekommen, die beiden andern besetzen die Thüren im Hintergrunde der zweiten Halle, und bleiben sichtbar.)
Johann von Bruckthal such' ich hier!
Ich habe Ordre, ihn hinwegzuführen,
Denn die Verkleidung kennen wir.
Conrad.
Ihr kommt zu spät, er ist Euch schon entgangen!
Officier.
Wir wissen es genau, hier lebt er jetzt.
Er gebe sich gutwillig mir gefangen,
Das ganze Haus ist schon besetzt.
Conrad.
Auf Frührothsstrahlen ist er hingeflogen,
Wo Ihr vergeblich ihn bedroht. —
Der Tod hat um das Opfer Euch betrogen —
Dort schläft er! — Rechtet mit dem Tod!

Officier.

(Er tritt in die Halle, und betrachtet die Leiche.)
r ist's! — Ich kannt ihn einst in Kraft der Jugend.
Das Herz ist starr! — Die Hand ist kalt! —
ich weiche hier der höheren Gewalt,
nd ehr' im Feind auch ächte Heldentugend!

Er zieht den Degen und winkt, worauf die an der Thüre stehende Wache ins Gewehr tritt; dann entblößt er sein Haupt, und legt seinen Degen auf die Leiche.

Der Vorhang fällt.

Das Seetreffen bei Nacht.

Eine historische Skizze.

Um ihren ausgebreiteten Handel kräftiger zu schützen, rüstete die ostindische Compagnie in Holland im Jahre 1615 eine Flotte von 7 Schiffen aus, und untergab sie dem Befehl eines ihr geübten Seemannes, des Joris van Spielbergen.

Der königlich spanische Rath in Peru hatte jedoch kaum hiervon Nachricht erhalten, als er diese Flotte, die ihm trotz ihrer geringen Schiffzahl dennoch höchst gefährlich schien, auf jede mögliche Weise zu vernichten beschloß und, weil er den geübten Holländern auf offner See nicht zu begegnen wagte, es vorzog, ihnen in den Häfen aufzulauern, um sie dort von der Land- und Seeseite zu gleicher Zeit angreifen zu können.

Nur der spanische Admiral, Don Rodrigo, ein Verwandter des Vicekönigs in Peru, setzte diesem bedachten Plane seinen jugendlichen Uebermuth entgegen und versicherte, daß er (so lauten seine eignen Worte) diese jungen holländischen Hunde und verzagten Bruthühner blos mit zwei Schiffen einzufangen sich getraue, zumal sie, sichern Nachrichten zufolge, bei der Durchfahrt in der Magellanischen Straße einen schweren Sturm ausgehalten hätten, und hierdurch, bis aufs Aeußerste abgemattet, ihm gewiß ohne Schuß ergeben würden.

Dem Vicekönig gefiel diese stolze Vermessenheit; er versagte dem Don Rodrigo und gab ihm eine Flotte von acht Schiffen, um die Holländer wirklich in offner See aufzusuchen. Das Admiralschiff, Jesu Maria genannt, war mit 460 Mann und 24 Kanonen besetzt; das Vice-Admiralschiff, Santa Anna, mit 300 Mann und 14 Kanonen; das dritte Schiff, de Carmes, führte 200 Mann und 8 Stücke an Bord; das vierte Schiff, St. Diego, eine gleiche Anzahl von Leuten und Geschütz; das fünfte Schiff, Maria del Rosario, 150 Mann und 6 Stücke, und die drei letztern Schiffe waren ohne schweres Geschütz, nur mit Soldaten bemannt.

Der holländische Admiral van Spielbergen erfuhr zwar einer Seits auch bald genug, daß diese feindliche Flotte zu seiner Vernichtung in See gestochen sei, er stieg aber nichts destoweniger mit seiner Mannschaft auf dem Eilande Santa Maria ans Land, machte in den dort befindlichen spanischen Niederlassungen große Beute und eroberte, als er kaum von dort wieder abgeschifft war, ein mit Oliven und baarem Gelde reichbeladenes spanisches Schiff, welches er, nachdem die gefangene Mannschaft und die Ladung geborgen worden, versenken ließ.

Kaum war jedoch diese Beute errungen, als man von fern auch schon die Wimpel der feindlichen spanischen Flotte erblickte, die mit vollen Segeln auf die Holländer antrieb, so, daß am Abend beide Flotten schon einander dicht gegenüber gingen. Der spanische Vice-Admiral, Don Pedro Alvarez de Piger, einer der erfahrensten Seeleute jener Zeit, ließ seinen eigentlichen Admiral warnen, den Angriff bei einbrechender Nacht nicht zu wagen. Allein der leichtsinnige, allzuhitzige Rodrigo blieb taub für jeden verständigen Rath, segelte dreist auf das holländische Admiralschiff, die Sonne genannt, los, und kam schon in der zehnten Abendstunde so nahe, daß er ihm die stolze Aufforderung, sich ohne Weiteres zu ergeben, selbst zurufen konnte. — Spielbergen aber beantwortete dieses Gebot mit einer vollen Salve aus grobem und kleinem Geschütz, und so begann denn wirklich unter dem Schatten der einbrechenden Nacht das Seetreffen. Der Himmel war zwar allenthalben mit finstern Wolken überhangen, als habe auch er sich zum Kampfe geöffnet; dennoch aber ruhten die Elemente und wollten stumme Zeugen sein, und die tiefe Windstille ließ das Toben des unsichtbaren menschlichen Kampfes nur desto grausenhafter vernehmen. Trommeln wirbelten, Trompeten schmetterten, der Ruf der Befehlshaber ertönte; — aber die Nacht verhüllte Alles, was geschah, keine Schiffslaterne war angezündet, um dem Feinde nicht zum Zielpunkte zu dienen, und nur in den plötzlichen Blitzen des krachenden Geschützes erkannten sich die Feinde für den Augenblick und hörten, nachdem das flüchtige Licht von der Nacht wieder verschlungen worden war, nur das Jammergeschrei der Verwundeten und Sterbenden, die der leuchtende Schuß getroffen hatte. Selbst die Freunde suchten sich oft vergebens; sie durften trotz der Besorgniß, sich einander selbst zu vernichten, die Wuth des Kampfes nicht hemmen, und der Zufall wurde beschworen, die Kugeln nur auf Feindesherzen zu leiten.

Die Holländer hatten eine glückliche Stellung genommen, und trafen fast mit jedem Schusse, dergestalt, daß sich das spanische Admiralschiff, sehr beschädigt, endlich aus dem Kampfe zurückzuziehen versuchte; allein die gänzliche Windstille hielt es fest, es mußte Stand halten, und würde wahrscheinlich in den Grund gebohrt worden sein, wenn nicht ein anderes spanisches Schiff zufällig dem holländischen Admiral in die Flanke gerathen wäre. — Spielbergen wendete nunmehr den Kampf auf diese Seite, und setzte auch dem zweiten feindlichen Schiffe so zu, daß es zu sinken begann. In dieser Noth trieb es auf eine holländische Jacht, an deren Bord es sich in der Todesangst festklammern und so seine Mannschaft retten wollte. Allein es wurde auch hier abgeschlagen, und so versank es dann bald darauf mit Allem in der Fluth.

Kaum hatte die holländische Jacht hier gesiegt, als der spanische Admiral, aufs Neue die Flucht versuchend, ebenfalls auf dieselbe stieß und gezwungen, auch den Kampf mit ihr bestehen mußte. Bei den häufigen Pulverblitzen bemerkte man alsbald auf dem holländischen Vice-Admiralschiffe die große Bedrängniß, in welcher sich die Jacht befand, und ein Officier auf derselben, ein alter vertrauter Waffenbruder des Capitains der Jacht, bat den Vice-Admiral, seinem Freunde zu Hülfe eilen zu dürfen. Er bestieg in kühner Hast mit bewaffneter Mannschaft ein Boot und steuerte jubelnd mit Siegesgeschrei auf die Jacht los, um ihr Rettung zu bringen. Allein der Capitain von dem Feuer des Geschützes geblendet, hielt auch dieses Boot für nahende Feinde, und während er den Angriff des feindlichen Admirals tapfer abschlug, schoß er das Fahrzeug seines treuesten rettenden Freundes in den Grund. — —

Als der Morgen endlich nach dieser schauervollen Nacht aufdämmerte und alles übersehen ließ, strebten mehrere Schiffe, welche in der Finsterniß abgetrieben worden waren, den Ihrigen wieder zu Hülfe zu eilen. Don Rodrigo hatte sich hinter das fast noch unbeschädigte Schiff seines Vice-Admirals gelegt, wo er Schutz zu finden glaubte, allein van Spielbergen griff beide aufs neue an, und es kam zwischen den Admiral- und Vice-Admiralschiffen beider Theile zu einem neuen mörderischen Kampfe, der so lange unentschieden blieb, bis das holländische Schiff, Aeolus, auch herbeieilte, und die Spanier dergestalt beschießen half, daß sie endlich ihre beiden Schiffe an einander trieben, und Bord an Bord legten, um aus einem derselben sich in das andere flüchten zu können. Das Vice-Admiralschiff war jetzt am härtesten getroffen worden, es drohte zuerst zu sinken; alles floh daher auf das Admiralschiff hinüber. Allein dies befand sich in einem nicht minder elenden Zustande; der geringe Theil der Mannschaft, welche noch am Leben war, eilte auf das Vordertheil des Schiffes, wo einige die weiße Fahne aufsteckten, andere sie wieder herabrissen und lieber zu sterben, als sich zu ergeben beschlossen. Verzweiflung kämpfte hier gegen Verzweiflung, Feigheit gegen Muth, Lebenslust gegen Todesverachtung, und so den Kampf gegen die Feinde vergessend, trieben sich die Spanier, taub gegen die Stimme der Befehlshaber, selbst aus einem der beiden Schiffe in das andere. Da hatte sich endlich der Wind erhoben, und die Wellen warfen den holländischen Vice-Admiral wie einen Schiedsrichter zwischen die beiden spanischen Schiffe; dies gab den Spaniern die Besinnung wieder, sie klammerten sich nun sofort an den Bord des feindlichen Schiffes, um es siegend zu ersteigen, wurden aber auch hier abgeschlagen, und der spanische Admiral versuchte nun, mit vollen Segeln und vom Winde begünstigt, endlich seine letzte Rettung in der Flucht. Zwei holländische Schiffe verfolgten ihn, bis die Nacht ihn wieder verbarg, — man hat aber niemals wieder etwas von ihm erfahren. Während dem hatte van Spielbergen das spanische Admiralschiff nach langem hartnäckigen Widerstande endlich doch erobert und die Mannschaft desselben zu Gefangenen gemacht. Sie sollte nebst ihrem Befehlshaber, dem Vice-Admiral, Don Pedro Alvarez de Piger, nunmehr vor dem Sieger erscheinen. Allein Don Pedro bestand darauf, sein Schiff nicht eher, als nach Verlauf der nächsten Nacht, verlassen zu wollen, indem er deshalb ein Gelübde gethan zu haben vorgab. Es ward ihm zugestanden, und van Spielbergen der Sieger, vermochte es über sich, den heldenmüthigen Besiegten auf seinem halbzertrümmerten Schiffe selbst zu besuchen. Hier fand er Don Pedro mit dem Reste seiner Officiere ruhig beim Abendbrot; zwei stattliche Jünglinge, seine Söhne, saßen ihm zur Seite. Der alte Vice-Admiral erhob sich langsam von seinem Sitze, als van Spielbergen in die Kajüte trat; seine grauen Haare waren noch voll Blut, und seine zitternde Hand reichte dem Sieger einen Becher Wein entgegen.

„Seid mir willkommen, Herr Admiral!“ rief er aus: „Ihr habt ein volles Recht, mein Gast zu sein. Nehmt den Becher! wir trinken so leicht nicht wieder zusammen!“

Spielbergen trank, und als er wieder gehen wollte und er dem Gefangenen die Hand bot, sprach Don Pedro: „Ich wünsch' Euch von Herzen heut' eine gute Nacht, denn Ihr habt sie verdient, mögt Ihr mir morgen früh dafür doch auch von Herzen wieder einen guten Morgen wünschen!“ so schieden sie.

Als aber der nächste Morgen aufging, war das eroberte Schiff verschwunden. Don Pedro hatte nämlich wohl berechnet, daß es sich, seiner großen Beschädigungen wegen, nur noch wenige Stunden über dem Wasser werde halten können, und entschlossen, lieber den Tod als die Gefangenschaft zu wählen, hatte er die Seinigen vermocht, hier den Untergang heldenmüthig zu erwarten. So waren sie denn alle im tiefsten Schweigen, damit kein Laut ihre Flucht nach dem Grunde des Meeres verrathe, und geheimnißvoll während der Dunkelheit der Nacht in der Fluth versunken.

Spielbergen stand betroffen auf dem Verdeck, blickte nochmüthig auf die Wimpel des versunkenen Schiffes hin, die noch oben auf der Meeresfläche schwammen, und die Hand noch den Wolken empor streckend, rief er aus: „Doch guten Morgen! Don Pedro!“

Johann Ludwig Huber,

ein wegen seiner freimüthigen Rechtlichkeit und seines deshalb erlittenen Geschickes achtungswürdiger und bekannter Mann, wurde am 4. März 1723 zu Großheppach im Würtembergischen geboren und erhielt von seinem Vater, dem dasigen Prediger, der ihn zum geistlichen Stande bestimmte, eine vernünftige und gelehrte, aber strenge Erziehung. Nachdem er die niederen Lehranstalten und das theologische Stift zu Tübingen besucht hatte und 1744 Magister der Philosophie geworden war, verleidete ihm erlittenes Unrecht und ungünstige Aussichten die Theologie. Er begann daher das Studium der Rechte, hatte aber als Advocat, weil indessen sein Vermögen aufgezehrt war und eine unvorsichtige Heirath die noch vorhandenen Mittel entzog, lange mit Kummer und Noth zu kämpfen, bis er auf seines Schwiegervaters Empfehlung 1750 die Oberamtei Nagold erhielt. 1756 bekleidete er einen gleichen Posten zu Bebenhausen und kam 1762 als Regierungsrath und Oberamtmann nach Tübingen, wo die Despotie des Herzogs Karl 1764 ihn widerrechtlich gefangen nehmen und nach der Festung Asperg führen ließ. Nach sechsmonatlicher Haft befreite ihn die Verwendung des kaiserlichen Gesandten und der Landstände, welche letzteren außerdem seinen Patriotismus durch die Bewilligung einer Pension von 600 Gulden ehrten. Ungeachtet mehrerer auswärtigen Anträge blieb er daher in seinem Vaterlande und verbrachte den Rest seines Lebens in Stuttgart, wo er selbst von hochgestellten Beamten ausgezeichnet und wegen seiner Redlichkeit und Geradheit, seines Patriotismus, seines muthigen Eifers gegen ungerechte Willkühr und seiner aufrichtigen Verehrung der Religion allgemein geliebt am 30. September 1800 starb.

Wir haben von ihm:

Oden, Lieder und Erzählungen. Tübingen 1751 in 8.

Versuche mit Gott zu reden. Reutlingen 1775 in 8. 2. Aufl. Tübingen 1787 in 8.

Das Lotto. Tübingen 1779, 8.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Theodor Agrippa d'Aubigné. Aus dem Französischen. Ebendas. 1780, 8.

Vermischte Gedichte. Erlangen 1783, 8., mit Titelvignette.

Schreiben eines Predigers an seinen Collegen über die Tischgebete. Tübingen 1786, in 8.

Vier Predigten für Bürger und Bauern. Stuttgart 1789, 8.

Plouquet's Denkmal. Tübingen 1790, 4.

Des Kaisers Tod. Ebendas. 1790, 4.

An Gallien im October 1789. Ebendas. 1790, 4.

Tamira. Drama. Ebendas. 1791, 8.

Denkmal des würtembergischen Präsidenten Eberhard von Gemmingen. Stuttgart 1793, gr. 4.

Etwas von meinem Lebenslaufe — auf der Festung ꝛc. Tübingen 1798, 8.

Warmes Gefühl für Wahrheit und Recht sind in seinem Charakter so auch seinen Schriften eigenthümlich; seine poetischen Leistungen erfreuen sich einer leichten und gefälligen Behandlung der Sprache und der Form, doch fehlt es ihnen an Tiefe und Begeisterung, die geistlichen Gesänge ausgenommen, in welchen glühende Andacht vorwaltet.

Ludwig Ferdinand Huber

ward 1764 zu Paris geboren und entfaltete bei einer trefflichen Erziehung und im Umgange mit den ausgezeichneten Männern seiner Zeit zu Leipzig, wohin sein Vater 2 Jahre nach seiner Geburt als Lector der französischen Sprache gekommen war, die glücklichen Anlagen seines lebensfrohen Geistes und seines tiefen Gemüthes. Eine unermüdliche Lernbegierde, die ihn bald in der Literatur der Franzosen, Engländer und Deutschen einheimisch machte, bereicherte ihn dabei mit seltenen Kenntnissen. Seine Stellung in Sachsen als Katholik verschloß ihm den Weg zum Staatsdienste in den Landescollegien und vermochte ihn, dem Anrathen des Ministers Gutschmid zu Dresden Gehör zu geben und sich der Diplomatie zu widmen. In Folge dessen wurde er 1787 Legationssecretair bei der sächsischen Gesandtschaft zu Mainz und 2 Jahre darauf sächsischer Resident daselbst. Hier verband er sich mit Georg Forster zum innigsten Freundschaftsbunde, den er 1793 dadurch bethätigte, daß er nach Forster's Tode in Paris zu Gunsten seiner Familie seine amtliche Stellung aufgab, die verlassene Gattin heirathete und als Privatgelehrter in dem Dorfe Bosle bei Neufchatel mit Schriftstellerei seinen Lebensbedarf erwarb. Nach mehrjährigem Aufenthalte in Stuttgart zog er mit seiner Familie nach Ulm, wurde dort zum churpfalzbaierischen Landesdirectionsrath ernannt und 1804 als Oberschulrath in das dasige neugebildete Provinzialdirectorium versetzt, wo er nach vielen Stürmen sichere Ruhe fand. Er starb daselbst am 24. December 1804. Als gefälliger geistlicher Gatte und Vater, treuer Freund, tiefer und umfassender Kenner der neuern Literatur und des menschlichen Herzens, phantasiereicher, ausdauernder, bescheidener und dienstfertiger Mann, geachteter Schriftsteller und scharfsinniger Kunstrichter war er der Liebling seiner Umgebung und seiner Freunde.

Theils ohne, theils unter und mit ſeinem Namen gab er heraus:

Karl Duclos' geheime Memoiren. Aus dem Franzöſiſchen. Berlin, 1791 — 1798, 3 Bände. in gr. 8. (anonym).

Vermiſchte Schriften. Berlin 1793, 2 Bde. in 8. (anonym) mit Titelvign.

Friedenspräliminarien. Ebendaſ. 1793 — 1796, 10 Bde. in 8. (anonym).

Schauſpiele. Ebendaſ. 1795 in 8. mit Kupf.

Neues franzöſiſches Theater. Leipzig 1795—1797. 3 Bde. in 8. Neue Aufl. Frankfurt 1819 in 8.

Erzählungen. Braunſchweig 1801. 1802; 3 Sammlungen in 8., mit 3 Titelkpf. und Titelvign., von ſeiner Frau verfaßt.

Sämmtliche Werke ſeit 1802. Tübingen 1807 — 1819, 4 Bde. in 8.

Einzeln:

Aemiliens Unterredungen. Aus dem Franzöſiſchen. Leipzig 1782, 2 Bde. in 3.

Telefus. Aus dem Franzöſiſchen. Leipzig 1784 in 8.

Der tolle Tag, oder Figaro's Hochzeit. Luſtſpiel aus dem Franzöſiſchen. Ebendaſ. 1785 in 8.

Ethelwolf. Schauſpiel. Deſſau und Leipzig 1785, in 8.

Offene Fehde. Luſtſpiel. Mannheim 1788 gr. 8.

Die Abentheuer einer Nacht. Luſtſpiel. Manheim 1789 gr. 8.

Das heimliche Gericht. Trauerſpiel. Leipzig 1790, 8. Neue Aufl. Berlin 1795, 8.

Die magnetiſche Wunderkraft. Luſtſpiel. Berlin. 1790, 8.

Güte rettet. Luſtſpiel. Leipzig 1793, 8.

Schweizerſinn. Luſtſpiel. Berlin 1794, 8.

Das natürliche Geſetz, von Volney. Berlin 1794, 8.

Emilie von Barmont. Tübingen 1794, 8.

Der Troſtloſe. Luſtſpiel. Berlin 1794, 8.

Juliane. Ebendaſ. 1794, 8.

Drei Weiber. Novelle. Leipzig 1795, 8.

Du und Du. Luſtſpiel. Ebendaſ. 1795, 8.

Eitelkeit und Liebe. Ebendaſ. 1795, 8. Neue Aufl. Frankfurt 1819, 8.

Die Familie Seeldorf. Tübingen 1795 und 1796, 2 Thle. 8., von ſeiner Frau.

Adele von Senange. Ebendaſ. 1795, 8.

Briefe über in den pariſer Gefängniſſen vorgefallene Auftritte. Leipzig 1796, 8.

Leben der Bürgerin Roland. Von ihr ſelbſt. Berlin 1796, 8.

Honorine von Uſerche. Leipzig 1796, 8.

Lezay über die Urſachen und Reſultate der Revolution. Leipzig 1798, 8.

Emilie. Luſtſpiel. Ebendaſ. 1799, 8. Neue Aufl. Frankfurt 1819, 8.

Marie von Sinclair. Ebendaſ. 1799, 8.

Suſettens Ausſteuer. Luzern 1799, 8.

Emilie. Ein Roman. Leipzig 1801, 2 Bde. in 8.

Vierteljährliche Unterhaltungen. 2 Jahrgänge. Stuttgart 1801 und 1805, 8.

Eben ſo treffend als wohlwollend urtheilt Franz Horn in ſeinem Werke: „Die ſchöne Literatur des achtzehnten Jahrhunderts" (Berlin 1812. §. 146 und 147) über Huber, indem er von ihm ſagt: Huber ermangelte freilich der eigentlich gelehrten Bildung, ſein Geiſt war nicht genährt durch das Studium der Alten, nicht mit Sicherheit ausgebildet durch Logik und Philoſophie, und wir müſſen ihm ſogar einen bedeutenden Umfang und Tiefe des Geiſtes abſprechen; doch wenn ſich dieſer Mangel durch irgend etwas erſetzen und verhüllen läßt, ſo könnte man in der That bei Huber zuweilen in Verſuchung kommen, jene höheren Anſprüche zu vergeſſen. Man fand bei ihm ein redliches, durch Leiden geſtärktes, liebevoll klares Gemüth, den eigentlichen Boden, auf dem allein die Poeſie ſich erzeugen kann, die nie mit einem unreinen oder ſchwächlichen Herzen ſich vertragen mag; man erkannte in ihm einen combinatoriſchen Scharfſinn, einige gute leitende äſthetiſche Anſichten, einen Styl, der anfangs freilich von einer gewiſſen Mühſeligkeit erkältet, ſich in den letzten Jahren zu mehrerer Freiheit hindurcharbeitete. —

— Unter ſeinen Schriften hat die meiſte Celebrität davon getragen ſein Trauerſpiel: „Das heimliche Gericht," nicht ſowohl wegen ſeines innern Werthes (denn der beſſere Kritiker mußte bald finden, daß es nicht aus einem poetiſchen Gemüthe, ſondern nur aus einer ſehr kühlen und einſeitigen Reflexion hervorgegangen ſei, und dem Haufen hat es nichts anders als Langeweile geben können), ſondern wegen der ſteten Lobeserhebungen, mit denen die Freunde es ausſtatteten und wegen des Umſtandes, daß Huber, der ſonſt nur mit ſehr gemäßigter Neigung an ſeine Jugendarbeiten dachte, ſich auf den Titelblättern faſt aller ſeiner Schriften als den Verfaſſer jenes Drama nannte.

Von höherer Bildung zeigen ſeine Erzählungen, in denen manche der bedeutendſten Verhältniſſe der Liebe und Ehe auf eine anziehende Weiſe dargeſtellt worden ſind. Die erſte Schrift eines Schriftſtellers, nie eine Zeile zu ſchreiben, von deren Wahrheit er nicht innig überzeugt iſt, hat Huber ſtets redlich erfüllt.

Manches in ſeinen Erzählungen gewinnt dadurch eine rührende Bedeutſamkeit, daß er nicht ſelten ſelbſt und mit Schmerzen erlebt hatte, was er ſchilderte.

Mehrere ſeiner Kritiken, vorzüglich die über Göthe, ſind nicht bloß dem Literärhiſtoriker merkwürdig, ſondern verdienen auch ohne geſchichtliche Rückſicht eine nicht geringe Achtung durch Eindringlichkeit und Unbefangenheit. —

Thereſe Huber,

Tochter des berühmten Philologen Heyne und die ttin des Vorigen, ward am 7. Mai 1764 zu Göt- gen geboren und bildete ihren reichen Geiſt meiſtens ch Selbſtbelehrung in der geiſtvollen wiſſenſchaftlichen gebung ihrer Familie und ſpäter in einer Penſionsan- lt. Bei ihrer Rückkehr aus derſelben fand ſie in ihrer ieſmutter eine liebevolle Freundin und Beſchützerin und rde, 20 Jahr alt, an Georg Forſter verheirathet, dem nach Polen und darauf nach Mainz folgte. Hier rde ſie mit ihrem nachherigen Manne bekannt und ch den auch in Deutſchland einreißenden franzöſi- m Freiheitsenthuſiasmus von ihrem erſten Gatten rennt, der als franzöſiſcher Deputirter nach Paris g und ſeine Familie in Straßburg, dann in Neuf chatel verweilen ließ. Nachdem ſie bei einer letzten Zuſammenkunft 1798 von ihrem ſchon längſt ihr ehelich entfremdeten Gatten ihrem zweiten Gemahl übergeben worden war, theilte ſie deſſen Geſchick, ſowie ſeine literariſchen Beſchäftigungen. Nachdem H's Tod ihr faſt idealiſches Familienglück zerſtört hatte, lebte ſie bis 1814 bei ihrem Schwiegerſohne, einem angeſehenen bairiſchen Beamten und kehrte dann nach Stuttgart zurück, wo ſie ſeit 1819 das Morgenblatt redigirte. Seit 1824 wählte ſie Augsburg zu ihrem dauernden Aufenthaltsorte, wo ſie am 15. Juni 1829 mit dem Rufe einer thätigen, edeln und gebildeten Hausfrau und einer Lieblingsſchriftſtellerin der Frauen ſtarb.

„Seid mir willkommen, Herr Admiral!“ rief er aus: „Ihr habt ein volles Recht, mein Gast zu sein. Nehmt den Becher! wir trinken so leicht nicht wieder zusammen!“

Spielbergen trank, und als er wieder gehen wollte und er dem Gefangenen die Hand bot, sprach Don Pedro: „Ich wünsch' Euch von Herzen heut' eine gute Nacht, denn Ihr habt sie verdient, mögt Ihr mir morgen früh dafür doch auch von Herzen wieder einen guten Morgen wünschen!“ so schieden sie.

Als aber der nächste Morgen aufging, war das eroberte Schiff verschwunden. Don Pedro hatte nämlich wohl berechnet, daß es sich, seiner großen Beschädigungen wegen, nur noch wenige Stunden über dem Wasser werde halten können, und entschlossen, lieber den Tod als die Gefangenschaft zu wählen, hatte er die Seinigen vermocht, hier den Untergang heldenmüthig zu erwarten. So waren sie denn alle im tiefsten Schweigen, damit kein Laut ihre Flucht nach dem Grunde des Meeres verrathe, und geheimnißvoll während der Dunkelheit der Nacht in der Fluth versunken.

Spielbergen stand betroffen auf dem Verdeck, blickte nochmüthig auf die Wimpel des versunkenen Schiffes hin, die noch oben auf der Meeresfläche schwammen, und die Hand noch den Wolken empor streckend, rief er aus: „Doch guten Morgen! Don Pedro!“

Johann Ludwig Huber,

ein wegen seiner freimüthigen Rechtlichkeit und seines deshalb erlittenen Geschickes achtungswürdiger und bekannter Mann, wurde am 4. März 1723 zu Großheppach im Würtembergischen geboren und erhielt von seinem Vater, dem dasigen Prediger, der ihn zum geistlichen Stande bestimmte, eine vernünftige und gelehrte, aber strenge Erziehung. Nachdem er die niederen Lehranstalten und das theologische Stift zu Tübingen befucht hatte und 1744 Magister der Philosophie geworden war, verleidete ihm erlittenes Unrecht und ungünstige Aussichten die Theologie. Er begann daher das Studium der Rechte, hatte aber als Advocat, weil indessen sein Vermögen aufgezehrt war und eine unvorsichtige Heirath die noch vorhandenen Mittel entzog, lange mit Kummer und Noth zu kämpfen, bis er auf seines Schwiegervaters Empfehlung 1750 die Oberamtei Nagold erhielt. 1756 bekleidete er einen gleichen Posten zu Bebenhausen und kam 1762 als Regierungsrath und Oberamtmann nach Tübingen, wo die Despotie des Herzogs Karl 1764 ihn widerrechtlich gefangen nehmen und nach der Festung Asperg führen ließ. Nach sechsmonatlicher Haft befreite ihn die Verwendung des kaiserlichen Gesandten und der Landstände, welche letzteren außerdem seinen Patriotismus durch die Bewilligung einer Pension von 600 Gulden ehrten. Ungeachtet mehrerer auswärtigen Anträge blieb er daher in seinem Vaterlande und verbrachte den Rest seines Lebens in Stuttgart, wo er selbst von hochgestellten Beamten ausgezeichnet und wegen seiner Redlichkeit und Geradheit, seines Patriotismus, seines muthigen Eifers gegen ungerechte Willkühr und seiner aufrichtigen Verehrung der Religion allgemein geliebt am 30. September 1800 starb.

Wir haben von ihm:

Oden, Lieder und Erzählungen. Tübingen 1751 in 8.

Versuche mit Gott zu reden. Reutlingen 1775 in 8. 2. Aufl. Tübingen 1787 in 8.

Das Lotto. Tübingen 1779, 8.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Theodor Agrippa d'Aubigné. Aus dem Französischen. Ebendas. 1780, 8.

Vermischte Gedichte. Erlangen 1783, 8., mit Titelvignette.

Schreiben eines Predigers an seinen Collegen über die Tischgebete. Tübingen 1786, in 8.

Vier Predigten für Bürger und Bauern. Stuttgart 1789, 8.

Plouquet's Denkmal. Tübingen 1790, 4.

Des Kaisers Tod. Ebendas. 1790, 4.

An Gallien im October 1789. Ebendas. 1790, 4.

Tamira. Drama. Ebendas. 1791, 8.

Denkmal des würtembergischen Präsidenten Eberhard von Gemmingen. Stuttgart 1793, gr. 4.

Etwas von meinem Lebenslaufe — auf der Festung ꝛc. Tübingen 1798, 8.

Warmes Gefühl für Wahrheit und Recht sind in seinem Charakter so auch seinen Schriften eigenthümlich; seine poetischen Leistungen erfreuen sich einer leichten und gefälligen Behandlung der Sprache und der Form, doch fehlt es ihnen an Tiefe und Begeisterung, die geistlichen Gesänge ausgenommen, in welchen glühende Andacht vorwaltet.

Ludwig Ferdinand Huber

ward 1764 zu Paris geboren und entfaltete bei einer trefflichen Erziehung und im Umgange mit den ausgezeichneten Männern seiner Zeit zu Leipzig, wohin sein Vater 2 Jahre nach seiner Geburt als Lector der französischen Sprache gekommen war, die glücklichen Anlagen seines lebensfrohen Geistes und seines tiefen Gemüthes. Eine unermüdliche Lernbegierde, die ihn bald in der Literatur der Franzosen, Engländer und Deutschen einheimisch machte, bereicherte ihn dabei mit seltenen Kenntnissen. Seine Stellung in Sachsen als Katholik verschloß ihm den Weg zum Staatsdienste in den Landescollegien und vermochte ihn, dem Anrathen des Ministers Gutschmid zu Dresden Gehör zu geben und sich der Diplomatie zu widmen. In Folge dessen wurde er 1787 Legationssecretair bei der sächsischen Gesandtschaft zu Mainz und 2 Jahre darauf sächsischer Resident daselbst. Hier verband er sich mit Georg Forster zum innigsten Freundschaftsbunde, den er 1793 dadurch bethätigte, daß er nach Forster's Tode in Paris zu Gunsten seiner Familie seine amtliche Stellung aufgab, die verlassene Gattin heirathete und als Privatgelehrter in dem Dorfe Bosle bei Neufchatel mit Schriftstellerei seinen Lebensbedarf erwarb. Nach mehrjährigem Aufenthalte in Stuttgart zog er mit seiner Familie nach Ulm, wurde dort zum churpfalzbaierischen Landesdirectionsrath ernannt und 1804 als Oberschulrath in das dasige neugebildete Provinzialdirectorium versetzt, wo er nach vielen Stürmen sichere Ruhe fand. Er starb daselbst am 24. December 1804. Als gefälliger geistlicher Gatte und Vater, treuer Freund, tiefer und umfassender Kenner der neuern Literatur und des menschlichen Herzens, phantasiereicher, ausdauernder, bescheidener und dienstfertiger Mann, geachteter Schriftsteller und scharfsinniger Kunstrichter war er der Liebling seiner Umgebung und seiner Freunde.

Theils ohne, theils unter und mit ſeinem Namen gab er heraus:

Karl Duclos' geheime Memoiren. Aus dem Franzöſiſchen. Berlin, 1791 — 1793, 3 Bände. in gr. 8. (anonym).

Vermiſchte Schriften. Berlin 1793, 2 Bde. in 8. (anonym) mit Titelvign.

Friedenspräliminarien. Ebendaſ. 1793 — 1796, 10 Bde. in 8. (anonym).

Schauſpiele. Ebendaſ. 1795 in 8. mit Kupf.

Neues franzöſiſches Theater. Leipzig 1795—1797. 3 Bde. in 8. Neue Aufl. Frankfurt 1819 in 8.

Erzählungen. Braunſchweig 1801. 1802; 3 Sammlungen in 8., mit 3 Titelkpf. und Titelvign., von ſeiner Frau verfaßt.

Sämmtliche Werke ſeit 1802. Tübingen 1807 — 1819, 4 Bde. in 8.

Einzeln:

Aemiliens Unterredungen. Aus dem Franzöſiſchen. Leipzig 1782, 2 Bde. in 3.

Telefus. Aus dem Franzöſiſchen. Leipzig 1784 in 8.

Der tolle Tag, oder Figaro's Hochzeit. Luſtſpiel aus dem Franzöſiſchen. Ebendaſ. 1785 in 8.

Ethelwolf. Schauſpiel. Deſſau und Leipzig 1785, in 8.

Offene Fehde. Luſtſpiel. Mannheim 1788 gr. 8.

Die Abentheuer einer Nacht. Luſtſpiel. Manheim 1789 gr. 8.

Das heimliche Gericht. Trauerſpiel. Leipzig 1790, 8. Neue Aufl. Berlin 1795, 8.

Die magnetiſche Wunderkraft. Luſtſpiel. Berlin. 1790, 8.

Güte rettet. Luſtſpiel. Leipzig 1793, 8.

Schweizerſinn. Luſtſpiel. Berlin 1794, 8.

Das natürliche Geſetz, von Volney. Berlin 1794, 8.

Emilie von Barmont. Tübingen 1794, 8.

Der Troſtloſe. Luſtſpiel. Berlin 1794, 8.

Juliane. Ebendaſ. 1794, 8.

Drei Weiber. Novelle. Leipzig 1795, 8.

Du und Du. Luſtſpiel. Ebendaſ. 1795, 8.

Eitelkeit und Liebe. Ebendaſ. 1795, 8. Neue Aufl. Frankfurt 1819, 8.

Die Familie Seeldorf. Tübingen 1795 und 1796, 2 Thle. 8., von ſeiner Frau.

Adele von Senange. Ebendaſ. 1795, 8.

Briefe über in den pariſer Gefängniſſen vorgefallene Auftritte. Leipzig 1796, 8.

Leben der Bürgerin Roland. Von ihr ſelbſt. Berlin 1796, 8.

Honorine von Uſerche. Leipzig 1796, 8.

Lezari über die Urſachen und Reſultate der Revolution. Leipzig 1798, 8.

Emilie. Luſtſpiel. Ebendaſ. 1799, 8. Neue Aufl. Frankfurt 1819, 8.

Marie von Sinclair. Ebendaſ. 1799, 8.

Suſettens Ausſteuer. Luzern 1799, 8.

Emilie. Ein Roman. Leipzig 1801, 2 Bde. in 8.

Vierteljährliche Unterhaltungen. 2 Jahrgänge. Stuttgart 1801 und 1805, 8.

Eben ſo treffend als wohlwollend urtheilt Franz Horn in ſeinem Werke: „Die ſchöne Literatur des achtzehnten Jahrhunderts" (Berlin 1812. §. 146 und 147) über Huber, indem er von ihm ſagt: Huber ermangelte freilich der eigentlich gelehrten Bildung, ſein Geiſt war nicht genährt dnrch das Studium der Alten, nicht mit Sicherheit ausgebildet durch Logik und Philoſophie, und wir müſſen ihm ſogar einen bedeutenden Umfang und Tiefe des Geiſtes abſprechen; doch wenn ſich dieſer Mangel durch irgend etwas erſetzen und verhüllen läßt, ſo könnte man in der That bei Huber zuweilen in Verſuchung kommen, jene höheren Anſprüche zu vergeſſen. Man fand bei ihm ein redliches, durch Leiden geſtärktes, liebevoll klares Gemüth, den eigentlichen Boden, auf dem allein die Poeſie ſich erzeugen kann, die nie mit einem unreinen oder ſchwächlichen Herzen ſich vertragen mag; man erkannte in ihm einen combinatoriſchen Scharfſinn, einige gute leitende äſthetiſche Anſichten, einen Styl, der anfangs freilich von einer gewiſſen Mühſeligkeit erkältet, ſich in den letzten Jahren zu mehrerer Freiheit hindurcharbeitete. —

— Unter ſeinen Schriften hat die meiſte Celebrität davon getragen ſein Trauerſpiel: „Das heimliche Gericht," nicht ſowohl wegen ſeines innern Werthes (denn der beſſere Kritiker mußte bald finden, daß es nicht aus einem poetiſchen Gemüthe, ſondern nur aus einer ſehr kühlen und einſeitigen Reflexion hervorgegangen ſei, und dem Haufen hat es nichts anders als Langeweile geben können), ſondern wegen der ſteten Lobeserhebungen, mit denen die Freunde es ausſtatteten und wegen des Umſtandes, daß Huber, der ſonſt nur mit ſehr gemäßigter Neigung an ſeine Jugendarbeiten dachte, ſich auf den Titelblättern faſt aller ſeiner Schriften als den Verfaſſer jenes Drama nannte.

Von höherer Bildung zeigen ſeine Erzählungen, in denen manche der bedeutendſten Verhältniſſe der Liebe und Ehe auf eine anziehende Weiſe dargeſtellt worden ſind. Die erſte Schrift eines Schriftſtellers, nie eine Zeile zu ſchreiben, von deren Wahrheit er nicht innig überzeugt iſt, hat Huber ſtets redlich erfüllt.

Manches in ſeinen Erzählungen gewinnt dadurch eine rührende Bedeutſamkeit, daß er nicht ſelten ſelbſt und mit Schmerzen erlebt hatte, was er ſchilderte.

Mehrere ſeiner Kritiken, vorzüglich die über Göthe, ſind nicht bloß dem Literärhiſtoriker merkwürdig, ſondern verdienen auch ohne geſchichtliche Rückſicht eine nicht geringe Achtung durch Eindringlichkeit und Unbefangenheit. —

Thereſe Huber,

die Tochter des berühmten Philologen Heyne und die Gattin des Vorigen, ward am 7. Mai 1764 zu Göttingen geboren und bildete ihren reichen Geiſt meiſtens durch Selbſtbelehrung in der geiſtvollen wiſſenſchaftlichen Umgebung ihrer Familie und ſpäter in einer Penſionsanſtalt. Bei ihrer Rückkehr aus derſelben fand ſie in ihrer Stiefmutter eine liebevolle Freundin und Beſchützerin und wurde, 20 Jahr alt, an Georg Forſter verheirathet, dem ſie nach Polen und darauf nach Mainz folgte. Hier wurde ſie mit ihrem nachherigen Manne bekannt und durch den auch in Deutſchland einreißenden franzöſiſchen Freiheitsenthuſiasmus von ihrem erſten Gatten getrennt, der als franzöſiſcher Deputirter nach Paris ging und ſeine Familie in Straßburg, dann in Neufchatel verweilen ließ. Nachdem ſie bei einer letzten Zuſammenkunft 1798 von ihrem ſchon längſt ihr ehelich entfremdeten Gatten ihrem zweiten Gemahl übergeben worden war, theilte ſie deſſen Geſchick, ſowie ſeine literariſchen Beſchäftigungen. Nachdem H's Tod ihr faſt idealiſches Familienglück zerſtört hatte, lebte ſie bis 1814 bei ihrem Schwiegerſohne, einem angeſehenen bairiſchen Beamten und kehrte dann nach Stuttgart zurück, wo ſie ſeit 1819 das Morgenblatt redigirte. Seit 1824 wählte ſie Augsburg zu ihrem dauernden Aufenthaltsorte, wo ſie am 15. Juni 1829 mit dem Rufe einer thätigen, edeln und gebildeten Hausfrau und einer Lieblingsſchriftſtellerin der Frauen ſtarb.

Unter ihre bei ihrem Manne noch nicht genannten Schriften gehören:

Louise. Leipzig 1796. Unter ihres Mannes Namen.

Bemerkungen über Holland. Leipzig 1811.

Erzählungen. Stuttgart 1820, 2 Thle.

Hannah. Leipzig 1821 in 8.

Ellen Percy. Ebendas. 1822, 2 Thle. in 8.

Jugendmuth. Ebendas. 1823, 2 Thle. in 8.

Die Eheloſen. Leipzig 1829, 2 Bde. in 8.

Erzählungen. Leipzig 1830—33, 6 Thle. in 8.

Geſchichte des Cevennenkrieges. Stuttgart 1834. in 8.

Tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens, Gefühl und Streben für das Wahre und Schöne, glückliche Empfindungsgabe und anmuthige Behandlung des Stils sind Th. Huber nicht abzuſprechen; dagegen möchte die Tendenz ihrer meiſten Schriften, in welchen ſie dem Weibe eine ganz falſche Stellung für das Leben anweiſt, und Entſagung und Verzichten auf das Glück der Liebe in und durch die Ehe als etwas ſehr Hohes und Edles ſchildert, mithin einer unnatürlichen, ja faſt widernatürlichen und kränklichen Sentimentalität lebhaft das Wort redet, durchaus zu verwerfen ſein, ſobald wir vom Romane Wahrheit und Geſundheit, die wir auch hier mit Recht fordern können, als nothwendige Eigenſchaften deſſelben, verlangen.

Emilie Hübner

ward am 22. März 1794 zu Dresden geboren, erhielt im Hauſe ihres Vaters, des königlich ſächſiſchen Appellationsrathes Dr. Herrmann daſelbſt eine ihrem Stande angemeſſene und ihre natürlichen Geiſtesanlagen fördernde Erziehung und verheirathete ſich dann mit dem Kaufmann Gotthelf Hübner in Chemnitz; eine unglückliche Niederkunft endete aber ihr Leben bereits im Jahre 1819.

Unter dem Namen Henriette Steinau ſchrieb ſie:

Kleeblätter. Chemnitz 1816—1818, 3 Bdchen in 8., mit Amalie Clarus und Wilhelm Wilmar.

Aſteria oder der Partherkrieg. Meißen 1818 in 8.

Hyacinthen. Erzählungen, Märchen, Gedichte. Chemnitz 1819 in 8, mit A. Clarus und W. Wilmar.

Erinnerungen und Verſuche von E. Hübner und L. Herrmann (ihrem Bruder). Leipzig 1824 in 8.

Ein gefälliges anſpruchsloſes Talent, deſſen Productionen, namentlich im Fache der kleineren Erzählung, nicht ohne Beifall blieben.

Johann Hübner

wurde am 17. März 1668 zu Tyrgau bei Zittau geboren und ſtudirte ſeit 1689 zu Leipzig Humaniora, worauf er zum Magiſter der Philoſophie promovirte, und dort Geographie und Geſchichte vortrug, bis 1694 ihn ein Ruf als Rector des Gymnaſiums nach Merſeburg führte. 1711 ging er von hier als Rector des Johanneums nach Hamburg, wo er am 21. Mai 1731 ſtarb.

Er ließ erſcheinen:

Kurze Fragen aus der alten und neuen Geographie. Leipzig 1693; wurden bei ſeinem Leben 36 mal aufgelegt und in mehrere Sprachen überſetzt.

Kurze Fragen aus der politiſchen Hiſtorie. Ebendaſ. 1697—1712, 10 Bde. in 8.

Bibliſche Hiſtorien. Ebendaſ. 1714.; 100ſte Aufl. von Lindner, Leipzig 1835; 103. Aufl. Ebendaſ. 1837.

Hamburgiſche Bibliotheka hiſtorika. Hamburg, 1715—1729, 10 Bde., mit Fabricius und Richey.

Hiſtorie der Reformation in 50 Reden. Ebendaſ. 1730.

Bekehrung der Sachſen zum Chriſtenthume. Schauſpiel. Leipzig 1740. Neue Ausgabe. Ebendaſelbſt 1730.

Reimwörterbuch. Ebendaſ. 1696. Dann als: Vermehrtes poetiſches Handbuch. Leipzig 1812.

Oratoriſche Fragen. 5 Ausg. Ebendaſ. 1709.

Ein tüchtiger, fleißiger Schulmann des achtzehnten Jahrhunderts, der die Schriftſtellerei zwar etwas handwerkmäßig betrieb und mitunter ziemlich unkritiſch verfuhr, aber dieſe Mängel durch Herzlichkeit, guten Willen und unermüdliches Beſtreben, ſo viel er konnte, zu erſetzen ſuchte. — Am längſten haben ſich ſeine bibliſchen Hiſtorien in den Schulen erhalten.

Ludwig Hüffel

ward am 6. Mai 1784 zu Gladebach im Großherzogthum Heſſen geboren und wurde nach zu Gießen vollendeten theologiſchen und philoſophiſchen Studien in ſeinem Geburtsorte als Pfarrer angeſtellt, kam von da in gleicher Eigenſchaft nach Friedberg und 1825 als Dr. der Theologie, Decan und Profeſſor am theologiſchen Seminar nach Herborn. Von hier führte ihn ein ehrenvoller Ruf 1828 als Kirchen- und Miniſterialrath nach Karlsruhe, wo er 1830 die Prälatenwürde und 1834 das Commandeurkreuz des großherzoglich badiſchen Hausordens vom zähringer Löwen erhielt.

Seine Schriften ſind:

Predigten. Gießen 1817 und 1821, 2 Thle. in 8.

Die Schule der Geiſtlichen. Ebendaſ. 1818.

Ueber das Weſen und den Beruf des evangeliſchen Geiſtlichen. Ebendaſ. 1822 und 1824. 2 Thle. Neue Ausg. Ebendaſ. 1830.

Der Staat, die Kirche und Volksſchule. Darmſtadt 1825.

Des Lebens Weihe. Gießen 1826.

Predigten auf alle Sonn- und Feſttage. Karlsruhe 1828, 2 Thle.

Predigten. Karlsruhe 1830, 1. Sammlung.

Ueber die Einrichtung practiſcher Inſtitute zur Ausbildung der angehenden evangel. chriſtl. Geiſtlichen. Karlsruhe 1831.

Briefe über die Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Karlsruhe 1832.

Einzelne Predigten, Programme, Abhandlungen in Zeitschriften u. s. w.

Reichthum der Gedanken, tiefes Gefühl, innige Begeisterung und ein edler Styl zeichnen H's Predigten, gründliche Forschung, ausgebreitetes Wissen, Klarheit und Ruhe seine didaktischen Schriften höchst vortheilhaft aus. —

Christian Wilhelm von Hufeland

ward am 12. August 1762 zu Langensalza in Thüringen geboren und zu Weimar, wohin sein Vater später als herzoglicher Hofrath und Leibarzt gekommen war, erzogen. Nachdem er zu Jena und Göttingen seine Studien vollendet und 1783 auf letzterer Universität sich den medicinischen Doctorhut erworben hatte, war er eine Zeitlang practischer Arzt in Weimar, bis er 1793 als Rath und ordentlicher Professor der Medicin nach Jena kam. Bald darauf erhielt er die Würde eines weimarischen Hofrathes und Leibarztes, folgte aber 1801 einem Rufe als Leibarzt des Königs von Preußen nach Berlin und ward kurz nach einander Director des medicinisch-chirurgischen Collegiums, erster Arzt der Charité, Geheimrath, womit er nach Errichtung der Universität Berlin seit 1809 eine ordentliche Professur der Medicin verband. 1810 kam er als Staatsrath in die medicinische Abtheilung des Ministeriums des Innern und leitete seit 1819 als Director die Geschäfte der militärischen medicinisch-chirurgischen Akademie. Beweise der hohen Achtung, welche ihm von König und Volk zu Theil wurde, lieferte sein am 24. Juli 1833 gefeiertes 50jähriges Doctorjubiläum und die an diesem Tage bestätigte Umwandlung der 1810 von ihm gestifteten „medicinisch-chirurgischen Gesellschaft" in die „Hufelandische Gesellschaft", sowie die vorangegangene Ernennung zum Ritter des rothen Adlerordens 2r Classe. Auch im Auslande wurden seine Verdienste durch Ertheilung des hannöverschen Guelphenordens und anderer Würden ehrend anerkannt. Er starb zu Berlin am 25. Juli 1836.

Seine meist practischen und populären Schriften sind:

Erfahrungen über den Gebrauch und die Kräfte der salzsauren Schwererde. Erfurt 1792; neue Aufl. Berlin 1794.

Ueber die Ursachen, Erkenntniß und Heilung der Skrophelkrankheit. Berlin 1795; 3. Aufl. Ebendas. 1819.

Die Kunst das menschliche Leben zu verlängern. Jena 1797; 5. Aufl. unter dem Titel „Makrobiotik," Berlin 1824.

Guter Rath an Mütter über die wichtigsten Punkte der physischen Erziehung. Berlin 1799; 3. Aufl. Leipzig 1830.

System der practischen Heilkunde. Leipzig 1800 — 1803; 2. Aufl. Berlin 1818 — 1819, unvollendet.

Practische Uebersicht der vorzüglichsten Heilquellen Deutschlands. Berlin 1810; neue Aufl. Ebendas. 1820.

Geschichte der Gesundheit. Berlin 1812.

Darwin's Anleitung zur physischen und moralischen Erziehung des weiblichen Geschlechts. Mit Zusätzen und Anmerkungen. Leipzig 1822.

Einzelne Abhandlungen, Aufsätze u. s. w., in Zeitschriften u. s. w.

Außerdem leitete er die Herausgabe des 1795 von ihm begründeten Journals der practischen Medicin.

Abgesehen von seinen außerordentlichen Leistungen im Gebiete der theoretischen wie der practischen Heilkunst, deren Würdigung außer dem Bereich der uns in diesem Werke gestellten Aufgabe liegt, haben wir hier seine Meisterschaft in der Darstellung, welche sich in seinen populären Schriften, namentlich in seiner Makrobiotik zeigt, vor Allem hervorzuheben und sie als ein Muster für ähnliche Arbeiten aufzustellen, da sie, was die lichtvolle Entwickelung, Klarheit, Verständlichkeit und Anschaulichkeit betrifft, bisher noch nicht übertroffen worden ist.

Aus Hufeland's Makrobiotik.

Durch die ganze Natur weht und wirket jene unbegreifliche Kraft, jener unmittelbare Ausfluß der Gottheit, den wir Leben nennen. Ueberall stoßen wir auf Erscheinungen und Wirkungen, die ihre Gegenwart, obgleich in unendlich verschiedenen Modificationen und Gestalten, unverkennbar bezeugen, und Leben ist der Zuruf der ganzen uns umgebenden Natur. Leben ists, wodurch der Stein sich ballt und krystallisirt, die Pflanze vegetirt, das Thier fühlt und wirket; — aber im höchsten Glanz von Vollkommenheit, Fülle und Ausbildung erscheint es in dem Menschen, dem obersten Gliede der sichtbaren Schöpfung. Wir mögen die ganze Reihe der Wesen durchgehen, nirgends finden wir eine so vollkommene Verbindung aller lebendigen Kräfte der Natur, nirgends so viel Energie des Lebens, mit solcher Dauer vereinigt, als hier. Kein Wunder also, daß der vollkommenste Besitzer dieses Gutes auch einen so hohen Werth darauf setzt, und daß schon der bloße Gedanke von Leben und Sein so hohen Reiz für uns hat. Jeder Körper wird uns um so interessanter, je mehr wir ihm eine Art von Leben und Lebensgefühl zutrauen können. Nichts vermag so sehr auf uns zu wirken, solche Aufopferungen zu veranlassen und die außerordentlichsten Entwickelungen und Anstrengungen unsrer verborgensten Kräfte hervorzubringen, als der Trieb es zu erhalten und in dem kritischen Augenblick es zu retten. Selbst ohne Genuß und Freuden des Lebens, selbst für den, der an unheilbaren Schmerzen leidet oder im dunkeln Kerker auf immer seine Freiheit beweint, behält der Gedanke zu sein und zu leben noch Reiz, und es gehört schlechterdings eine nur bei Menschen mögliche Zerrüttung der feinsten Empfindungsorgane, eine gänzliche Verdunklung und Tödtung des innern Sinns dazu, um das Leben gleichgültig oder gar verhaßt zu machen. — So weise und innig wurde Liebe des Lebens, dieser eines denkenden Wesens so würdige Trieb, dieser Grundpfeiler sowohl der einzelnen als der öffentlichen Glückseligkeit, mit unserer Existenz verwebt! — Sehr natürlich war es daher, daß der Gedanke in dem Menschen aufsteigen mußte: Sollte es nicht möglich sein, unser Dasein zu verlängern, und dem nur gar zu flüchtigen Genuß dieses Gutes mehr Ausdehnung zu geben? Und wirklich beschäftigte dies Problem von jeher die Menschheit auf verschiedene Weise. Es war ein Lieblingsgegenstand der scharfsinnigsten Köpfe, ein Tummelplatz der Schwärmer und eine Hauptlockspeise der Charlatans und Betrüger, bei denen man von jeher finden wird, daß es entweder Umgang mit Geistern oder Goldmacherkunst oder Verlängerung des Lebens war, wodurch sie das größere Publikum angelten. Es ist interessant und ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Verstandes, zu sehen, auf wie mannigfaltigen, sich oft ganz entgegengesetzten Wegen man dies Gut zu erlangen hoffte, und da selbst in den neuesten Zeiten die Cagliostros und Mesmers wichtige Beiträge dazu geliefert haben, so glaube ich Verzeihung zu erhalten, wenn ich eine kurze Uebersicht der nach und nach vorgekommenen Lebensverlängerungsmethoden vorausschicke, ehe ich zu meinem Hauptgegenstande übergehe.

Schon in den frühesten Zeiten unter Egyptern, Griechen und Römern war diese Idee rege, und schon damals verfiel man in Egypten, der Mutter so mancher abentheuerlichen Ideen, auf künstliche und unnatürliche Mittel zu diesem Zweck, wozu freilich das durch Hitze und Ueberschwemmungen ungesunde Klima Veranlassung geben mochte. Man glaubte die Erhaltung des Lebens in Brechen und Schwitzen gefunden zu haben, es wurde allgemeine Sitte, alle Monate wenigstens zwei Brech-

mittel zu nehmen, und statt zu sagen, wie befindest du dich, fragte man einander: Wie schwitzest du? —

Ganz anders bildete sich dieser Trieb bei den Griechen, unter dem Einflusse einer reinen und schönen Natur, aus. Man überzeugte sich sehr bald, daß gerade ein vernünftiger Genuß der Natur und die beständige Uebung unserer Kräfte das sicherste Mittel sei, die Lebenskraft zu stärken und unser Leben zu verlängern. Hippokrates und alle damaligen Philosophen und Aerzte kennen keine andern Mittel als Mäßigkeit, Genuß der freien und reinen Luft, Bäder und vorzüglich das tägliche Reiben des Körpers und Leibesübung. Auf letztere setzten sie ihr größtes Vertrauen. Es wurden einige Methoden und Regeln bestimmt, dem Körper mannigfaltige, starke und schwache Bewegung zu geben; es entstand eine eigene Kunst der Leibesübung, die Gymnastik, daraus, und der größte Philosoph und Gelehrte vergaß nie, daß Uebung des Leibes und Uebung der Seele immer in gleichem Verhältniß bleiben müßten. Man brachte es wirklich zu einer außerordentlichen Vollkommenheit, diese für uns fast verschwundene Kunst den verschiedenen Naturen, Situationen und Bedürfnissen der Menschen anzupassen, und sie besonders zu dem Mittel zu gebrauchen, die innere Natur des Menschen immer in einer gehörigen Thätigkeit zu erhalten, und dadurch nicht nur Krankheitsursachen unwirksam zu machen, sondern auch selbst schon ausgebrochene Krankheiten zu heilen. Ein gewisser Herodicus ging so weit, daß er sogar seine Patienten nöthigte spazieren zu gehen, sich reiben zu lassen und, jemehr die Krankheit abmattete, desto mehr durch Anstrengung der Muskelkräfte diese Mattigkeit zu überwältigen; und er hatte das Glück, durch seine Methode so vielen schwächlichen Menschen das Leben viele Jahre zu verlängern, daß ihm sogar Plato den Vorwurf machte, er habe sehr ungerecht gegen diese armen Leute gehandelt, durch seine Kunst ihr immer sterbendes Leben bis ins Alter zu verlängern. Die hellsten und naturgemäßesten Ideen über die Erhaltung und Verlängerung des Lebens finden wir beim Plutarch, der durch das glücklichste Alter die Wahrheit seiner Vorschriften bestätigte. Schon er schließt seinen Unterricht mit folgenden auch für unsere Zeiten gültigen Regeln: den Kopf kalt und die Füße warm zu halten; anstatt bei jeder Unpäßlichkeit gleich Arzneien zu brauchen, lieber erst einen Tag zu fasten, und über dem Geist nie den Leib zu vergessen.

Eine sonderbare Methode, das Leben im Alter zu verlängern, die sich ebenfalls aus den frühesten Zeiten herschreibt, war die Gerokomie, die Gewohnheit, einen alten abgelebten Körper durch die nahe Atmosphäre frischer aufblühender Jugend zu verjüngen und zu erhalten. Das bekannteste Beispiel davon enthält die Geschichte des Königs David; aber man findet in den Schriften der Aerzte mehrere Spuren, daß es damals eine sehr gewöhnliche und beliebte Hülfe des Alters war. Selbst in neuern Zeiten ist dieser Rath mit Nutzen befolgt worden; der große Boerhave ließ einen alten amsterdamer Bürgermeister zwischen zwei jungen Leuten schlafen, und versichert, der Alte habe dadurch sichtbar an Munterkeit und Kräften zugenommen. Und gewiß, wenn man bedenkt, was der Lebensdunst frisch aufgeschnittener Thiere auf gelähmte Glieder, was das Auflegen lebendiger Thiere auf schmerzhafte Uebel vermag, so scheint diese Methode nicht verwerflich zu sein.

Höchst wahrscheinlich gründete sich auf diese Ideen der hohe Werth, den man bei Römern und Griechen auf das Anwehen eines reinen gesunden Athems setzte. Es gehört hierher eine alte Inschrift, die man im vorigen Jahrhundert zu Rom fand, und so lautet:

Aesculapio et Sanitati
L. Clodius Hermippus
Qui vixit Annos CXV. Dies V.
Puellarum Anhelitu
Quod etiam post mortem ejus
Non parum mirantur Physici.
Iam posteri, sic vitam ducite.

Dem Aeskulap und der Gesundheit
geweiht
von L. Clodius Hermippus
der 115 Jahre und 5 Tage lebte
durch den Athem junger Mädchen u. s. w.

Diese Inschrift mag nun ächt seyn oder nicht; genug sie veranlaßte noch zu Anfang dieses Jahrhunderts eine Schrift, worin ein Doctor Cohausen sehr gelehrt beweiset, dieser Hermippus sei ein Waisenhausvorsteher oder Mädchenschulmeister zu Rom gewesen, der beständig in dem Zirkel kleiner Mädchen gelebt, und eben dadurch sein Leben so weit verlängert habe. Er giebt daher den wohlmeinenden Rath, sich nur alle Morgen und Abende von kleinen unschuldigen Mädchen anhauchen zu lassen, und versichert zu sein, daß man dadurch zur Stärkung und Erhaltung der Lebenskräfte unglaublich viel beitragen werde, indem selbst nach dem Ausspruche der Aerzte, in dem Hauche der Unschuld die erste Materie am reinsten enthalten wäre.

Aber am ergiebigsten an neuen und abenteuerlichen Ideen über diese Materie war jene tausendjährige Nacht des Mittelalters, wo Schwärmerei und Aberglauben alle reinen naturgemäßen Begriffe verbannten, wo zuerst der speculative Müßiggang der Klöster die und jene chemische und physische Erfindung veranlaßte, aber dieselben mehr zur Verwirrung als zur Aufhellung der Begriffe, mehr zur Beförderung des Aberglaubens als zur Berichtigung der Erkenntniß nutzte. Diese Nacht ist es, in der die monströsesten Geburten des menschlichen Geistes ausgebrütet, und jene abentheuerlichen Ideen von Beherrung, Sympathie der Körper, Stein der Weisen, geheimen Kräften, Chiromantie, Kabala, Universalmedicin u. s. w. in die Welt gesetzt oder wenigstens ausgebildet wurden, die leider noch immer nicht außer Cours sind, und nur in veränderten und modernisirten Gestalten immer noch zur Verführung des Menschengeschlechts dienen. In dieser Geistesfinsterniß erzeugte sich nun auch der Glaube, daß die Erhaltung und Verlängerung des Lebens, die man zeither als ein Geschenk der Natur auch durch die natürlichsten Mittel gesucht hatte, durch chemische Verwandlungen, durch Hülfe der ersten Materie, die man in Destillirkolben gefangen zu haben meinte, durch Vermeidung böser Constellationen und ähnlichen Unsinn erhalten werden könnte. Es sei mir erlaubt, einige dieser an die Tagesheit ergangenen Vorschläge, die trotz ihrer Ungereimtheit doch noch Glauben fanden, nahmhaft zu machen.

Einer der unverschämtesten Charlatans und hochpreisenden Lebensverlängerer war Theophrastus Paracelsus, oder, wie sein ganzer, ihn charakterisirender Name hieß, Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus ab Hohenheim. Er war die halbe Welt durchreiset, hatte aus allen Orten und Enden Recepte und Wundermittel zusammengetragen, und besonders, was damals noch selten war, in den Bergwerken Kenntniß und Behandlung der Metalle studirt. Er fing seine Laufbahn damit an, alles niederzureißen, was bisher gelehrt worden war, alle hohen Schulen mit der größten Verachtung zu behandeln, sich als den ersten Philosophen und Arzt der Welt zu präsentiren, und heilig zu versichern, daß keine Krankheit sei, die er nicht heilen, kein Leben, das er nicht verlängern könnte. Zur Probe seiner Insolenz und des Tons, in dem die Charlatans des 15ten Jahrhunderts ihr Publikum anredeten, will ich nur den Anfang seines Hauptwerks anführen: „Ihr müsset mir nach, ich nicht euch, ihr mir nach, Avicenna, Rhases, Galen, Mesue, mir nach und nicht ich euch, ihr von Paris, ihr von Montpellier, ihr von Schwaben, ihr von Meissen, ihr von Köln, ihr von Wien, und was an der Donau und dem Rheinstrom liegt, ihr Inseln im Meer, du Italien, du Dalmatien, du Athen, du Grieche, du Araber, du Jüdelite, mir nach und ich nicht euch. Mein ist die Monarchie!" Man sieht, daß er nicht Unrecht hatte, wenn er von sich sagt: „Von der Natur bin ich nicht subtil gesponnen; es ist auch nicht unsere Landesart, die wir unter Tannzapfen aufwachsen." Aber er hatte die Gabe, seinen Unsinn in einer so dunklen und mystischen Sprache vorzutragen, daß man die tiefsten Geheimnisse darin ahnete, und noch hie und da darinnen sucht, und daß es wenigstens ganz unmöglich war, ihn zu widerlegen. Durch Alles dieß und durch die neuen auffallenden Wirkungen einiger chemischen Mittel, die er zuerst in die Medicin einpflanzte, machte er erstaunliche Sensation, und sein Ruf war so verbreitet, daß aus ganz Europa Schüler und Patienten zu ihm strömten, und daß selbst ein Erasmus sich entschließen konnte, ihn zu consultiren. Er starb im 50sten Jahre, ohngeachtet er den Stein der Unsterblichkeit besaß, und wenn man diesen vegetabilischen Schwefel genauer untersucht, so findet man, daß er weiter nichts war, als ein hitziges, dem Hofmannschen Liquor gleiches Mittel.

Aber nicht genug, daß man die Chemie und die Geheimnisse des Geisterreichs aufbot, um unsere Tage zu verlängern, selbst die Gestirne mußten dazu benutzt werden. Es wurde damals allgemeiner Glaube, daß der Einfluß der Gestirne (wie man sich doch nicht ganz müßig denken konnte) leben und Schicksale der Menschen regiere, daß jeder Planet und jede Constellation derselben der ganzen Existenz des darin erzeugten Wesens eine gewisse Richtung zum Bösen oder Guten geben könne, und daß folglich ein Astrolog nur die Stunde und Minute der Geburt zu wissen brauche, um das Temperament, die Geistesfähigkeiten, die Schicksale, die Krankheiten, die Art des Todes und auch den Tag desselben bestimmen zu können. — Ja, es war der Glaube nicht bloß des großen Haufens, sondern der größten, verständigsten und einsichtsvollsten Personen der damaligen Zeit, und es ist zum Erstaunen, wie lange und wie

an daran hing, ohnerachtet es nicht an Beispielen fehlen
nnte, wo die Prophezeiung fehlschlug. Bischöfe, hohe Geist-
he, berühmte Philosophen und Aerzte gaben sich mit dem Na-
itätstellen ab, man las sogar auf Universitäten Collegia dar-
er, so gut wie über die Punctirkunst und Kabala. Zum Be-
eise erlaube man mir ein Paar Worte von dem berühmten
hurneisen, dem glänzendsten Phänomen dieser Art, und
em wirklich ausgezeichneten Menschen, zu sagen. Er lebte
vorigen Jahrhundert an dem kurfürstlichen Hofe zu Berlin,
d war Leibarzt, Chemist, Nativitätsteller, Kalendermacher,
chdrucker und Buchhändler, alles in einer Person. Seine
eputation in der Astrologie war so groß, daß fast in keinem
gesehenen Hause in Teutschland, Polen und Ungarn, Däne-
ark, ja selbst in England ein Kind geboren wurde, wo man
ht sogleich einen Boten mit der Bestimmung der Geburts-
nde an ihn absendete. Es kamen oft 8, 10 bis 12 solche
eburtsstunden auf einmal bei ihm an, und er wurde zuletzt
überhäuft, daß er sich Gehülfen zu diesem Geschäfte halten
ußte. Noch befinden sich viele Bände solcher Anfragen auf
r Bibliothek zu Berlin, in denen sogar Briefe von der Kö-
gin Elisabeth erscheinen. Außerdem schrieb er noch jährlich
en astrologischen Kalender, in welchem nicht nur die Natur
s Jahres überhaupt, sondern auch die Hauptbegebenheiten
d die Tage derselben mit kurzen Worten oder Zeichen ange-
ben waren. Freilich lieferte er gewöhnlich die Auslegung erst
s Jahr darnach; doch findet man auch Beispiele, daß er sich
rch Geld und gute Worte bewegen ließ, dieselbe im voraus
itzutheilen. Und bewundern muß man, was die Kunst der
bestimmten prophetischen Diction und die Gefälligkeit des Zu-
lls thun können; der Kalender erhielt sich über 20 Jahre,
tte reißenden Abgang, und verschaffte nebst andern Charlata-
erien dem Verfasser ein Vermögen von einigen 100,000 Gulden.

Aber wie konnte man in einer Kunst, die dem Leben der
enschen so bestimmte und unvermeidliche Grenzen setzte, Mittel
r Verlängerung desselben finden! Dies geschah auf folgende
nreiche Art: Man nahm an, daß eben so wie jeder Mensch
nter dem Einfluß eines gewissen Gestirnes stände, eben so habe
ch jeder andere Körper, Pflanzen, Thiere, sogar ganze Län-
r und einzelne Häuser, ein jegliches sein eignes Gestirn, von
m es regiert würde, und besonders war zwischen den Plane-
n und Metallen ein genauer Zusammenhang und Sympathie.
obald man also wußte, von welchen Constellationen und Ge-
irnen das Unglück und die Krankheiten eines Menschen her-
hrten, so hatte er weiter nichts nöthig, als sich lauter solcher
ipeisen, Getränke und Wohnungen zu bedienen, die von den
itgegengesetzten Planeten beherrscht wurden. Dies gab eine
nz neue Diätetik, aber freilich von ganz anderer Art als jene
echtische. Kam nun ein Tag vor, der durch seine besonders
nglückliche Constellation eine schwere Krankheit u. dgl. fürchten
ch, so begab man sich an einen Ort, der unter einem freund-
chen Gestirn stand, oder man nahm solche Nahrungsmittel
d Arzneien zu sich, die unter der Protection eines guten
estirns den Einfluß des bösen zu nichte machen *). Aus eben
esem Grunde hoffte man die Verlängerung des Lebens durch
alismans und Amulete. Weil die Metalle mit den Planeten
genauester Verbindung standen, so war es genug, einen Ta-
iman an sich zu tragen, der unter gewissen Constellationen
s passenden Metallen geschmolzen, gegossen und geprägt war,
n sich die ganze Kraft und Protection der damit verbundenen
laneten eigen zu machen. Man hatte also nicht nur Talis-
ane, die die Krankheiten eines Planeten abwendeten, sondern
ch Talismans für alle astralische Krankheiten, ja auch solche,
e durch eine besondere Vermischung verschiedener Metalle und
gene Künste bei Schmelzung derselben die wunderbare Kraft
hielten, den ganzen Einfluß einer unglücklichen Geburtsstunde
sfzuheben, zu Ehrenstellen zu befördern, und in Handels-
d Heirathsgeschäften gute Dienste zu leisten. — War Mars
Zeichen des Scorpions darauf geprägt und sie in dieser
onstellation gegossen, so machten sie siegreich und unverwund-
r im Kriege, und die teutschen Soldaten waren von dieser
ee so eingenommen, daß von einer Niederlage derselben in
ankreich ein französischer Schriftsteller erzählt, man habe bei
len Todten und Gefangenen Amulete am Halse hängend ge-
funden. Aber die Bilder der Planetgottheiten durften in dieser Absicht durchaus keine antike Form, sondern eine mystische abentheuerliche Gestalt und Tracht haben. Man hat noch eines gegen die Jovialischen Krankheiten mit dem Bildnisse des Jupiters. Hier sieht Jupiter völlig so aus, wie ein alter wittenberger oder baseler Professor. Es ist ein bärtiger Mann in einem weiten mit Pelz gefütterten Ueberrock, hält in der einen Hand ein aufgeschlagenes Buch, und docirt mit der Rechten. — Ich würde mich nicht so lange bei dieser Materie aufgehalten haben, wenn nicht diese Grille voriger Jahrhunderte noch vor wenig Jahren von Cagliostro wieder in Gang gebracht worden wäre, und noch in dem letzten Viertheil des achtzehnten Jahrhunderts hie und da Beifall gefunden hätte.

Je ungereimter und verworrener die damaligen Begriffe waren, desto schätzbarer muß uns das Andenken eines Mannes sein, der sich glücklich aus denselben herauszuwinden und die Kunst, sein Leben zu verlängern, auf dem Wege der Natur und der Mäßigkeit zu finden wußte. Cornaro, der Italiener, war, der durch die einfachste und strengste Diät, und durch eine beispiellose Beharrlichkeit in derselben, sich ein glückliches und hohes Alter verschaffte, daß ihm reichliche Belohnung seiner Entsagung, und der Nachwelt ein lehrreiches Beispiel gab. Nicht ohne Theilnahme und freudiges Mitgefühl kann man den drei und achtzigjährigen Greis die Geschichte seines Lebens und seiner Erhaltung beschreiben, und alle die Heiterkeit und Zufriedenheit preisen hören, die er seiner Lebensart verdankt. Er hatte bis in sein vierzigstes Jahr ein schwelgerisches Leben geführt, war beständig krank an Koliken, Gliederschmerzen und Fieber, und kam durch letzteres endlich dahin, daß ihm seine Aerzte versicherten, er werde nicht viel über 2 Monate mehr leben, alle Arzneien seien vergebens, und das einzige Mittel für ihn sei eine sparsame Diät. Er folgte diesem Rath, bemerkte schon nach einigen Tagen Besserung, und nach Verlauf eines Jahres war er nicht nur völlig hergestellt, sondern gesünder als er je in seinem Leben gewesen war. Er beschloß also, sich noch mehr einzuschränken, und schlechterdings nicht mehr zu genießen, als was zur Subsistenz unentbehrlich wäre, und so nahm er denn 60 ganzer Jahre hindurch täglich nicht mehr als 24 Loth Speise (Alles mit eingeschlossen) und 26 Loth Getränk zu sich. Dabei vermied er auch starke Erhitzungen, Erkältungen und Leidenschaften, und durch diese sich immer gleiche gemäßigte Diät erhielt nicht nur sein Körper sondern auch die Seele ein so bestimmtes Gleichgewicht, daß nichts ihn erschüttern konnte. In seinem hohen Alter verlor er einen wichtigen Proceß, worüber sich zwei seiner Brüder zu Tode grämten, er blieb gelassen und gesund; er wurde mit dem Wagen umgeworfen, und von den Pferden geschleift, daß er Arm und Fuß ausrenkte, er ließ sie wieder einrichten, und ohne sonst etwas zu brauchen war er in Kurzem wieder hergestellt. — Aber am merkwürdigsten und beweisend, wie gefährlich die geringste Abweichung von einer langen Gewohnheit werden kann, war folgendes. Als er 80 Jahre alt war, drangen seine Freunde in ihn, doch nun, da sein Alter mehr Unterstützung brauchte, seiner Nahrung etwas zuzusetzen. Er sah zwar wohl ein, daß mit der allgemeinen Abnahme der Kräfte auch die Verdauungskraft abnehmen, und man im Alter die Nahrung eher vermindern als vermehren müßte. Doch gab er nach und erhöhete seine Speise auf 28 und sein Getränk auf 32 Loth. „Kaum hatte ich," sagte er selbst, „diese Lebensart 10 Tage fortgesetzt, als ich anfing, statt meiner vorigen Munterkeit und Fröhlichkeit, kleinmüthig, verdrossen mir und andern lästig zu werden. Am zwölften Tage überfiel mich ein Schmerz in der Seite, der 24 Stunden anhielt, und nun erfolgte ein Fieber, das 35 Tage in solcher Stärke fortdauerte, daß man an meinem Leben zweifelte. Aber durch Gottes Gnade und meine vorige Diät erholte ich mich wieder, und genieße nun in meinem 83sten Jahre den munterſten Leibes- und Seelenzustand. Ich steige von der Erden auf mein Pferd, ich klettre steile Anhöhen hinauf, und habe erst kürzlich ein Lustspiel voll von unschuldiger Freude und Scherz beschrieben. Wenn ich von meinen Privatgeschäften oder aus dem Senate nach Hause komme, so finde ich 11 Enkel, deren Auferziehung, Zeitvertreib und Gesänge die Freude meines Alters sind. Oft singe ich selbst mit ihnen, denn meine Stimme ist jetzt klarer und stärker, als sie je in meiner Jugend war, und ich weiß nichts von den Beschwerden und den mürrischen und ungenießbaren Launen, die so oft das Loos des Alters sind." In dieser glücklichen Stimmung erreichte er das hundertste Jahr, aber sein Beispiel ist ohne Nachfolge geblieben *).

Es war eine Zeit, wo man in Frankreich den Werth des Bluts so wenig zu kennen schien, daß man König Ludwig XIII.

*) Marsilius Ficinus ermahnte damals in seiner Abhandlung über
rlängerung des Lebens alle vorsichtigen Leute, alle 7 Jahre einen Stern-
ter um Rath zu fragen, um über die etwa in den folgenden 7 Jahren
henden Gefahren Nachricht einzuziehen, und vorzüglich die Mittel der heil.
Kleider, Gold, Weihrauch und Myrrhen zu respectiren und gehörig zu ge-
uchen. — M. Panse dedicirte im Jahre 1470 dem Rathe zu Leipzig
Buch De prorogandа vita: Aureum libellus, worin er den Herren sehr
gelegentlich räth, sich vor allen Dingen ihre günstigen und ungünstigen Aspe-
n bekannt zu machen, und alle 7 Jahre auf der Hut zu sein, weil dann
turn, ein böser, feindseliger Planet, herrschte.

*) Auch würde ich recht sehr bitten, ehe man diese Diät im strengsten Sinne anfinge, erst seinen Arzt zu consultiren. Denn nicht Jedem ist es heilsam, die Abstinenz so weit zu treiben.

in den letzten 10 Monaten seines Lebens 47 Mal zur Ader ließ, und ihm noch überdieß 215 Purganzen und 210 Lavements gab, und gerade da suchte man durch einen ganz entgegengesetzten Proceß, durch Einfüllung eines frischen jungen Bluts in die Adern, das Leben der Menschen zu verjüngen, zu verlängern und incurable Krankheiten zu heilen. Man nannte dies Transfusion, und die Methode war diese, daß man zwei Blutadern öffnete, und vermittelst eines Röhrchens das Blut aus der Pulsader eines andern lebenden Geschöpfes in die eine leitete, während man durch die andere Aderöffnung das alte Blut auslaufen ließ. Man hatte in England einige glückliche Versuche an Thieren gemacht, und wirklich einigen alten lahmen und tauben Geschöpfen, Schafen, Kälbern und Pferden, durch die Anfüllung mit dem Blute eines jungen Thiers, Gehör, Beweglichkeit und Munterkeit, wenigstens auf einige Zeit wieder verschafft; ja man unternahm es, furchtsame Geschöpfe durch das Blut eines wilden grausamen Geschöpfs kühn zu machen. Hierdurch aufgemuntert trug man kein Bedenken, auch Menschen auf diese Weise zu restauriren. Dr. Denis und Riva zu Paris waren so glücklich, einen jungen Menschen, der an einer unheilbaren Schlaffsucht litt (in der man ihm gleichfalls 20 Mal zur Ader gelassen hatte) durch die Anfüllung mit Lammsblut, und einen Wahnsinnigen durch die Vertauschung seines Bluts mit Kalbsblut völlig herzustellen. Aber da man nur die unheilbarsten und elendesten Menschen dazu nahm, so trug sichs bald zu, daß einige unter der Operation starben, und seitdem hat es niemand wieder gewagt. Doch ist sie an Thieren auch hier in Jena sehr glücklich ausgeführt worden; und in der That sollte sie nicht ganz verworfen werden; denn obschon das eingelassene fremde Blut in Kurzem in das unsrige verwandelt werden muß, und also zur Verjüngung und Verlängerung des Lebens nicht viel davon zu hoffen sein möchte, so müßte doch bei gewissen Krankheiten, besonders der Seele und des Nervensystems, der plötzliche ungewohnte Eindruck eines neuen Bluts auf die edelsten Lebensorgane, eine große und heilsame Revolution bewirken können.

Selbst der große Baco, dessen Genie alles Wissen umfaßte, und der dem so lange irre geführten menschlichen Geiste zuerst die Bahn vorzeichnete, die Wahrheit wieder zu finden, selbst dieser große Mann fand das Problem der Verlängerung des Lebens seiner Aufmerksamkeit und Untersuchung würdig. Seine Ideen sind kühn und neu. Er denkt sich das Leben als eine Flamme, die beständig von der umgebenden Luft consumirt wird. Jeder, auch der härteste, Körper wird am Ende durch diese beständige feine Verdunstung aufgelöset und verzehrt. Er zieht daraus den Schluß, daß durch Verhütung dieser Consumtion und durch eine von Zeit zu Zeit unternommene Erneuerung unsrer Säfte das Leben verlängert werden könne. Zur Verhütung der Consumtion von außen empfiehlt er besonders kühle Bäder und das bei den Alten so beliebte Einreiben von Oel und Salben nach dem Bade; zur Verminderung der Consumtion von innen Gemüthsruhe, eine kühle Diät und den Gebrauch des Opiums und der Opiatmittel, wodurch die so große Lebhaftigkeit der innern Bewegungen gemäßigt und das damit verbundene Aufreiben retardirt würde. Um aber bei zunehmenden Jahren die unvermeidliche Vertrocknung und Verderbniß der Säfte zu verbessern, hält er für das beste, alle 2 bis 3 Jahre einen Renovationsproceß mit sich vorzunehmen, der darin besteht, daß man durch magere Diät und ausleerende Mittel erst den Körper von allen alten und verdorbenen Säften befreie, und dann durch eine ausgesuchte erfrischende und nahrhafte Diät und stärkende Bäder die durstigen Gefäße wieder mit belebenden Säften anfülle, und sich also von Zeit zu Zeit im eigentlichsten Verstande erneue und verjünge. — Das Wahre, was in diesen Ideen liegt, ist nicht zu verkennen; und mit einigen Modificationen würde sie immer anwendbar sein.

In den neuesten Zeiten hat man leider mehr Progressen in den Künsten, das Leben zu verkürzen, als in der, es zu verlängern, gemacht. Charlatans genug sind erschienen und erscheinen noch täglich, die durch astralische Salze, Goldtincturen, Wunder- und Luftsalzessenzen, himmlische Betten und magnetische Zauberkräfte den Lauf der Natur zu hemmen versprechen. Aber man fand nur zu bald, daß der berühmte Thee zum langen Leben des Grafen St. Germain ein sehr alltägliches Gemisch von Sandelholz, Senesblättern und Fenchel, das angebetete Lebenselixir Cagliostro's ein ganz gewöhnliches, nur sehr hitziges Magenelixir, die Wunderkraft des Magnetismus aus Imagination, Nervenreiz und Sinnlichkeit zusammengesetzt war, und die gepriesenen Luftsalze und Goldtincturen mehr auf das Leben ihrer Erfinder, als derer, die sie einnahmen, berechnet waren.

Besonders verdient die Erscheinung des Magnetismus in dieser Sammlung noch einige Erwähnung. Ein heruntergekommener und unbedeutender, aber schwärmerischer und wahrscheinlich nicht sowohl von unsichtbaren Kräften, als von unsichtbaren Obern geleiteter Arzt, Mesmer, fiel endlich auf den Gedanken, künstliche Magnete zu machen, und diese als souveraine Mittel gegen eine Menge Krankheiten, Lähmung, Gichtflüsse, Zahnweh, Kopfweh u. dgl. zu verkaufen. Da er merkte, daß dies glückte, so ging er weiter, und versicherte, daß er nun gar keine künstlichen Magnete mehr nöthig hätte, sondern daß er selbst der große Magnet sei, der die Welt magnetisiren sollte. — Seine eigene Person war so mit magnetischer Kraft angefüllt, daß er durch Berührung, durch Ausstreckung seines Fingers, ja durch bloßes Anschauen dieselbe andern mittheilen zu können versicherte. Er führte wirkliche Beispiele von Personen an, die durch Berührung von ihm, ja durch seine bloßen Blicke versicherten, Empfindungen bekommen zu haben, als wenn man sie mit einem Stock oder mit einem Eisen geschlagen hätte. Diese sonderbare Kraft nannte er nun animalischen Magnetismus, und vereinigte unter dieser seltsamen Benennung Alles, was der Menschheit am meisten am Herzen liegt, Weisheit, Leben und Gesundheit, die er dadurch nach Belieben mittheilen und verbreiten konnte.

Da man das Unwesen in Wien nicht länger dulden wollte, so ging er nach Paris, und hier nahm es nun erst seinen rechten Anfang. Er hatte erstaunlichen Zulauf; Alles wollte von ihm geheilt sein, Alles wollte einen Theil seiner Kraft mitgetheilt haben, um auch Wunder wirken zu können. Er errichtete eine geheime Gesellschaften, wo ein jeder Novize 100 Louisd'or erlegen mußte, und äußerte endlich ganz laut, daß er der Mann sei, den die Vorsehung zum großen Erneuerungsgeschäfte der so sichtbar hinwelkenden menschlichen Natur erwählt habe. Zum Beweis will ich Ihnen nur folgenden Zuruf mittheilen, den er durch einen seiner Apostel, den Pater Hervier, ans Publikum ergehen ließ. „Seht eine Entdeckung, die dem Menschengeschlechte unschätzbare Vortheile und ihrem Erfinder ewigen Ruhm bringen wird! Seht eine allgemeine Revolution! Andere Menschen werden die Erde bewohnen; sie werden durch keine Schwachheiten in ihrer Laufbahn aufgehalten werden, und unser Uebel nur aus der Erzählung kennen! Die Mütter werden weniger von den Gefahren der Schwangerschaft und den Schmerzen der Geburt leiden, werden stärkere Kinder zur Welt bringen, die die Thätigkeit, Energie und Anmuth der Urwelt erhalten werden. Thiere und Pflanzen, gleich empfänglich für die magnetische Kraft, werden frei von Krankheiten sein; die Heerden werden sich leichter vermehren, die Gewächse in unsern Gärten werden mehr Kräfte haben und die Bäume schönere Früchte geben, der menschliche Geist, im Besitz dieses Wesens, noch vielleicht der Natur noch wunderbarere Wirkungen gebieten. — Wer kann wissen, wie weit sich sein Einfluß erstrecken wird!"

Man sollte meinen, einen Traum aus dem tausendjährigen Reiche zu hören. Und diese ganz pompösen Versprechungen und Aussichten verschwanden, als eine Commission, an deren Spitze Franklin stand, das Wesen des Magnetismus genauer untersuchte. — Der Nebel verschwand, und es ist nun von dem ganzen Blendwerk weiter nichts übrig geblieben, als die animalische Elektricität und die Ueberzeugung, daß solche, durch gewisse Arten von Streichen und Manipulien des Körpers in Bewegung gesetzt werden kann, aber gewiß ohne Beihülfe von Nervenschwäche und Schwärmerei nie jene wunderbaren Phänomene hervorbringen wird, noch weniger im Stande sein kann, das menschliche Leben zu verlängern.

Um die nämliche Zeit erschien Dr. Graham mit seinem celestial bed, einem Bette, welches die wunderbare Eigenschaft haben sollte, den darin Liegenden mit neuer Lebenskraft zu imprägniren, und insonderheit die Procreationskraft bis zu dem gewünschten Ziel zu erhöhen. Aber dies wunderbare himmlische Bett hat selbst so wenig Lebensdauer gehabt, daß es sehr bald unter den Händen unbarmherziger Schuldner sein Ende fand, und stückweise in einer öffentlichen Auction versteigert wurde, bei welcher Gelegenheit sichs dann zeigte, daß das ganze Geheimniß in einer Verbindung von elektrischen Einströmungen und den concentrirten Wirkungen sinnlicher Reize, wohlriechender Düfte, der Töne der Harmonica u. s. w. bestand, wodurch zwar wohl eine Nacht voll erhöhter Sinnlichkeit und Lebensgenuß, aber auch eine desto schnellere Erschöpfung der Lebenskraft und gewisse Verkürzung des Lebens bewirkt werden mußte.

Fast schien es, als wolle man jene Idee ganz den Charlatans überlassen, um so mehr, da der aufgeklärtere Theil sich für die Unmöglichkeit dieser Erfindung dadurch entschädigte, daß er die Länge des Lebens nicht in der Zahl der Tage, sondern in dem Gebrauch und Genuß desselben fand.

Da aber dies doch unmöglich für einerlei gelten kann, und da sich in neuern Zeiten unsere Einsichten in die Natur des organischen Lebens und der dazu nöthigen Bedingungen so sehr vervollkommnet und berichtigt haben, so ist es wohl der Mühe werth, diese bessern Kenntnisse zur Entwickelung eines so wichtigen Gegenstandes zu verarbeiten, und die Methode, das Leben

zu verlängern, so auf die Principien der animalischen Physik zu gründen, daß nicht allein eine bestimmtere Richtschnur des Lebens daraus entstehe, sondern auch, was kein unwichtiger Nebennutzen sein wird, dieser Gegenstand ins Künftige den Schwärmern und Betrügern unbrauchbar gemacht werde, die bekanntlich ihr Wesen in einem scientifischen Gebiet nur so lange treiben können, als es noch nicht durch die Fackel gründlicher Untersuchung erleuchtet ist.

Wilhelm Friedrich Hufnagel

ward am 15. Juni 1754 zu Schwäbisch-Hall geboren, widmete sich dem Studium der Theologie und Philosophie auf den gelehrten Anstalten seines Vaterlandes und hielt seit 1779 als Dr. und Professor der Philosophie Vorlesungen zu Erlangen, womit er seit 1782 die theologische Doctorwürde und Professur verband. 1791 kam er als Senior des geistlichen Ministeriums nach Frankfurt am Main, legte aber 1823 seine öffentlichen Würden nieder und lebte bis an seinen Tod als Privatmann daselbst. Er starb am 7. Februar 1830.

Von ihm erschien:

Ueber den ersten Religionsunterricht. Erlangen 1784.

Einige Predigten. Ebendas. 1791.

Predigtentwürfe. Frankfurt 1792 — 1805, 13 Jahrgänge.

Reise von Frankfurt nach Karlsbad und Franzesbrunnen. Erlangen 1799.

Predigten an christlichen Festtagen. Frankfurt 1818.

Predigten über Aussprüche Jesu. Ebendas. 1820.

Ueber den evangelischen Glauben an Gott. Ebendas. 1821.

Ein seiner Zeit höchst geachteter Theolog, der besonders als practischer Geistlicher segensreich wirkte und sich durch seine trefflichen Kanzelreden großen Beifall erwarb.

Karl Dietrich Hüllmann

ward am 10. September 1765 zu Erdeborn im Mansfeldischen geboren, widmete sich dem Studium der Philosophie und kam nach seiner Promotion zum Dr. philosophiae 1792 als Lehrer an die Klosterschule zu Bergen bei Magdeburg, von wo er zuerst nach Berlin an die dortige Realschule und 1796 als Privatdocent nach Frankfurt an der Oder abging. Hier erhielt er 1798 eine außerordentliche Professur, wurde dann 1808 als ordentlicher Professor der Geschichte nach Königsberg berufen, wo er seit 1809 zugleich die Oberinspection des Collegii Albertini verwaltete. In gleicher Eigenschaft ward er 1818 nach Bonn versetzt und später mit dem Ritterkreuz des rothen Adlerordens 3. Cl. und 1828 mit dem Titel eines geheimen Regierungsrathes beehrt.

Er schrieb:

Historisch-kritischer Versuch über die lamaische Religion. Berlin 1795.

Geschichte der Mongolen. Ebendas. 1796.

Geschichte von Dänemark. Ebendas. 1796.

Geschichte von Schweden. Warschau 1797.

Theogonie. Berlin 1804.

Deutsche Finanzgeschichte des Mittelalters. Ebendas. 1805.

Geschichte des Ursprungs der Regalien. Ebendas. 1806.

Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland. Ebendas. 1806—1808; 2. Ausg. 1817, 3 Bde.

Geschichte der Domainenbenutzung. Ebendas. 1807.

Geschichte des byzantinischen Handels. Ebendas. 1808.

Anfänge der griechischen Geschichte. Königsberg 1814.

Urgeschichte des Staats. Ebendas. 1817.

Ursprünge der Besteuerung. Köln 1818.

Staatsrecht des Alterthums. Ebendas. 1820.

Städtewesen des Mittelalters. Bonn 1827—1829, 4 Bde.

H. ist einer der gründlichsten und ausgezeichnetsten Geschichtsforscher unserer Zeit, dem wir namentlich höchst schätzbare und wichtige Arbeiten und Aufklärungen über die kirchlichen und politischen Verhältnisse des Mittelalters, in einer eben so würdigen als ansprechenden Weise vorgetragen, zu verdanken haben.

Hülzing, s. Minnesinger.

Friedrich Heinrich Alexander Freiherr von Humboldt,

berühmte deutsche Reisende und Naturforscher, ward 14. September 1769 zu Berlin geboren, absolvirte die philosophischen und medicinischen Studien zu Göttingen und Frankfurt an der Oder und unternahm, nachdem er noch einige Zeit die Handelsakademie zu Hamburg besucht hatte, mit G. Forster eine Reise nach Holland und England. Nach seiner Rückkehr machte er sich mit der Bergakademie zu Freiberg mit dem Bergbau und Botanik genauer bekannt und erhielt 1792 als Assessor und kurz darauf als Oberbergmeister eine Anstellung bei dem Bergwerks- und Hüttendepartement der fränkischen Fürstenthümer. Aus Vorliebe für Reisen gab er 1795 seine Stelle auf, besuchte Italien, die Schweiz, Oestreich und 1797 mit seinem Bruder Paris, wo er mit dem gleichgesinnten Bonpland zusammentraf und die schon längst genährte Hoffnung, Südamerika zu bereisen, zu verwirklichen begann. Nachdem er zu Madrid die nöthigen Vorbereitungen getroffen und 1799 die Erlaubniß zum Besuch der spanisch-amerikanischen Colonien erhalten hatte, schiffte er sich auf eigene Kosten mit seinem herbeigerufenen Freunde Bonpland in Corunna ein und landete nach mehreren naturwissenschaftlichen Beobachtungen auf Teneriffa im Juli in dem südamerikanischen Hafen Cumana. Vier Jahre lang durchstrich er in Beglei-

tung seines Freundes und anderer wißbegieriger und ausgezeichneter Männer das Festland von Südamerika, bestieg (am 23. Juni 1802) bis zu einer vor und nach ihm unerreichten Höhe den Chimborasso und überhaupt die höchsten Punkte der südamerikanischen Gebirge und kam mit höchstwichtigen geometrischen, geologischen, mineralogischen und botanischen Beobachtungen und Sammlungen bereichert im August 1804 über Washington und Philadelphia nach Europa zurück. Mit der Herausgabe dieser wissenschaftlichen Ausbeute beschäftigt, lebte er dann abwechselnd zu Paris und London, bis er, nachdem er eine 1818 mit Unterstützung des Königs von Preußen nach Tibet und Ostindien beabsichtigte Reise aufgegeben hatte, diesen Monarchen 1822 nach Italien begleitete. 1826 kehrte er nach Berlin zurück, hielt dort im Winter 1827—1828 vor einer zahlreichen und angesehenen Versammlung Vorlesungen über die physische Weltbeschreibung, leitete 1828 geist- und kenntnißvoll die 7. Jahresversammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte und die Beobachtungen über die Temperatur der Bergwerke Preußens und trat 1829 unter dem besondern Schutze der russischen Regierung mit Ehrenberg und G. Rose die Reise nach Sibirien und dem kaspischen Meere an. Auf derselben besuchte er fast alle Provinzen des großen russischen Reiches bis an die chinesische Grenze. Seitdem lebte er als preußischer wirklicher geheimer Rath und Kammerherr, Ritter des rothen Adler- 1., und des russischen St. Annen- und Wladimirordens 1. Cl. hochgeehrt in seiner Vaterstadt.

Er beschenkte die Literatur mit folgenden Werken:

Mineralogische Beobachtungen über einige Basalte am Rhein. Braunschweig 1790.

Vorrath kleiner Anmerkungen. Leipzig 1795.

Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfaser. Berlin 1797 und 1799, 2 Bde.

Versuch über die chemische Zerlegung des Luftkreises. Braunschweig 1799.

Ueber die unterirdischen Gasarten. Ebend. 1799.

Beobachtungen aus der Zoologie ꝛc. Tübingen 1806, gr. 4.

Reise nach den Tropenländern des neuen Continents. Ebendas. 1807, in 4.

Ansichten der Natur. Ebendas. 1808; 2. Ausg. 1826, 2 Thle.

Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neuspanien. Ebendas. 1809—1812, 4 Thle.

Reise in die Aequinoctialgegenden des neuen Continents. Ebend. 1815—1829, 6 Bde.; ursprünglich französisch, Paris 1810—1832, 6 Bde.

Essai géognostique sur le gisement des roches dans les deux hémisphères. Deutsch von Leonhard, Straßburg 1822—1823.

Einzelne Abhandlungen u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

Was A. von Humboldt im Gebiete seiner Wissenschaft Großes geleistet hat zu würdigen und zu beurtheilen, ist weder Zweck und Aufgabe dieses Werkes, noch würde es sich genügend in dem engen hier vergönnten Raume zusammendrängen lassen. Dagegen muß aber hier vorzüglich hervorgehoben werden, daß sein Styl eine eben so eigenthümliche und glänzende Erscheinung ist, wie er selbst. Mit origineller Grazie und wahrhaft poetischer Färbung verbindet er in demselben die feinste Darstellungsweise, neben der strengsten wissenschaftlichen Behandlungsart, namentlich sind seine Naturschilderungen in einer glühenden, herrlichen und begeisterten Sprache geschrieben, wie sie vor ihm noch Niemand in solchem Grade beherrschte. — Höchst geistreich, sagt Menzel (Deutsche Literatur Th. III. S. 111) von Alexander von Humboldt: An der Spitze dieser neuen Reihe berühmter Reisenden steht Alexander von Humboldt, der unter allen europäischen Reisenden den größten Ruhm errang und unbestritten die erste Stelle einnimmt, ohne daß weder Engländer noch Franzosen sie ihm streitig machen. Er ist der Napoleon unter den Naturforschern, der mit seinem stolzen Blick Alles umfaßte und übersah, der auf den Cordilleren und auf dem Altai stand und dem von den kleinsten und beschwerlichsten Barometervergleichungen bis zu den kühnsten und weitesten Totalblicken alle Reiche und Gebiete der Natur als eine unermeßliche Eroberung vorlagen. —

Ueber den Bau und die Wirkungsart der Vulkane in den verschiedenen Erdstrichen*).

(Gelesen in der öffentlichen Versammlung der kön. Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 24. Januar 1823.)

Wenn man den Einfluß betrachtet, den seit Jahrhunderten die erweiterte Erdkunde und wissenschaftliche Reisen in entfernte Regionen auf das Studium der Natur ausgeübt haben, so erkennt man bald, wie verschiedenartig derselbe gewesen ist, je nachdem die Untersuchung auf die Formen der organischen Welt oder auf das todte Erdgebilde, auf die Kenntniß der Felsarten, ihr relatives Alter und ihre Entstehung gerichtet war. Andere Gestalten von Pflanzen und Thieren beleben die Erde in jegliche Zone, sei es wo in der meergleichen Ebene die Wärme des Luftkreises nach der geographischen Breite und den mannigfaltigen Krümmungen der isothermen Linien, oder wo sie fast schichtenrecht, an dem steilen Abhange der Gebirgsketten, wechselt. Die organische Natur giebt jedem Erdstrich seinen eigenen physiognomischen Charakter; nicht so die unorganische, da wo die feste Rinde des Erdkörpers von der Pflanzendecke entblößt ist. Dieselben Gebirgsarten, gruppenweise sich anziehend und abstoßend, erscheinen in beiden Hemisphären vom Aequator an bis zu den Polen hin. In einem fernen Eilande, von fremdartigen Gewächsen umgeben, unter einem Himmel, wo nicht mehr die alten Sterne leuchten, erkennt oft der Seefahrer, freudig erstaunt, den heimischen Thonschiefer, die wohlbekannte Gebirgsart des Vaterlandes.

Diese Unabhängigkeit der geognostischen Verhältnisse von der gegenwärtigen Constitution der Klimate mindert nicht den wohlthätigen Einfluß, welchen zahlreiche, in fremden Weltgegenden angestellte Beobachtungen auf die Fortschritte der Gebirgskunde und der physikalischen Geognosie ausüben; sie giebt derselben nur eine eigenthümliche Richtung. Jede Expedition bereichert die Naturkunde mit neuen Pflanzen und Thiergattungen. Bald sind es organische Formen, die sich an längst bekannte Typen anreihen, und uns das regelmäßig gewebte, oft schleierartig unterbrochene Netz belebter Naturbildungen in seiner ursprünglichen Vollkommenheit darstellen. Bald sind es Bildungen, die isolirt auftreten, als entkommene Reste untergegangener Geschlechter, oder als unbekannte, Erwartung erregende Glieder noch zu entdeckender Gruppen. Eine solche Mannigfaltigkeit gewährt freilich nicht die Untersuchung der festen Erdrinde. Sie offenbart uns vielmehr eine Uebereinstimmung in den Gemengtheilen, in der Auflagerung verschiedenartiger Massen und in ihrer periodischen Wiederkehr, welche die Bewunderung des Geognosten erregt. In der Andeskette, wie in dem Centralgebirge Europa's, scheint eine Formation gleichsam die andere herbeizurufen. Gleichnamige Massen gestalten sich zu ähnlichen Formen: in Zwillingsberge, Basalt und Dolorit; als prallige Felswände, Dolerit, Quadersandstein und Porphyr; zu Glocken oder hochgewölbten Domen der glasige, feldspathreiche Trachyt. In den entferntesten Zonen, sondern sich gleichartig, wie durch innere Entwickelung, größere Krystalle aus dem dichten Gewebe der Grundmassen ab, umhüllen einander, treten in untergeordnete Lager zusammen, und verkündigen oft, als solche, die Nähe einer neuen unabhängigen Formation. So spiegelt sich, mehr oder minder klar, in jedem Gebirge von beträchtlicher Ausdehnung die ganze unorganische Welt; doch um die wichtigen Erscheinungen der Zusammensetzung, des relativen Alters und der Entstehung der Gebirgsarten vollständig zu erkennen, müssen Beobachtungen aus den verschiedensten Erdstrichen mit einander verglichen werden. Probleme, die dem Geognosten lange in seiner nordischen Heimath räthselhaft geschienen, finden ihre Lösung nahe am Aequator. Wenn die fernen Zonen, wie jene

*) Aus A. v. Humboldt's „Ansichten der Natur", 2r Band, Stuttgart und Tübingen 1826.

ihen bemerkt ward, uns nicht neue Gebirgsarten liefern, das
eißt unbekannte Gruppirungen einfacher Stoffe, so lehren sie
ns dagegen die großen, überall gleichen Gesetze enthüllen, nach
enen die Schichten der Erdrinde sich wechselseitig tragen, sich
ausartig durchbrechen, oder mittelst elastischer Kräfte gehoben
erden.

Bei dem so eben geschilderten Nutzen, den unser geognostisches Wissen aus Untersuchungen zieht, welche große Länderstrecken umfassen, darf es uns nicht befremden, daß eine Classe von Erscheinungen, mit der ich diese Versammlung vorzugsweise zu unterhalten wage, lange um so einseitiger betrachtet worden ist, als die Vergleichungspuncte schwieriger, man könnte fast sagen, mühevoller aufzufinden sind. Was man bis gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts von der Gestalt der Vulkane und dem Wirken ihrer unterirdischen Kräfte zu wissen glaubte, war von zwei Bergen des südlichen Italiens, dem Vesuv und dem Aetna hergenommen. Da der erste zugänglicher ist, und (wie alle niedrigen Vulkane) häufiger auswirft, so hat sein Hügel gleichsam zum Typus gedient, nach welchem man sich eine ganze ferne Welt, die mächtigen an einander gereihten Vulkane von Mexiko, Süd-Amerika, und den asiatischen Inseln bildet dachte. Ein solches Verfahren mußte mit Recht an Virgil's Hirten erinnern, der in seiner engen Hütte das Vorbild der ewigen Stadt, des königlichen Roms, zu sehen wähnte.

Allerdings hätte eine sorgfältigere Untersuchung des ganzen Mittelmeeres, besonders der östlichen Inseln und Küstenländer, wo die Menschheit zuerst zu geistiger Cultur und edleren Gefühlen erwachte, eine so einseitige Naturansicht vernichten können. Aus dem tiefen Meeresgrunde haben sich hier, unter den Sporaden, Trachytfelsen zu Inseln erhoben, dem azorischen Eilande ähnlich, das in drei Jahrhunderten dreimal, fast in gleichen Zeitabständen, periodisch erschienen ist. Zwischen Epidaurus und Trözene bei Methone hat der Peloponnes einen Monte nuovo, den Strabo beschrieben, und Dodwell wieder gesehen hat, höher als der Monte nuovo der phlegräischen Felder bei Bajae, vielleicht selbst höher als der neue Vulkan von Jorullo in den mexikanischen Ebenen, den ich von mehreren tausend kleinen, aus der Erde herausgeschobenen, noch gegenwärtig rauchenden Basalttegeln umringt gefunden habe. Auch in dem Becken des Mittelmeeres bricht das vulkanische Feuer nicht blos aus permanenten Cratern, aus isolirten Bergen aus, die eine dauernde Verbindung mit dem Innern der Erde haben, wie Stromboli, der Vesuv und der Aetna. Auf Ischia, am Epomäus und wie es nach den Berichten der Alten scheint, auch in der lelantischen Ebene bei Chalcis sind Laven aus Erdspalten geflossen, die sich plötzlich geöffnet haben. Neben diesen Erscheinungen, die in die historische Zeit, in das enge Gebiet sicherer Traditionen fallen, und welche Ritter in seiner meisterhaften Erdkunde sammeln und erläutern wird, enthalten die Küsten des Mittelmeeres noch mannigfaltige Reste älterer Feuerwirkungen. Das südliche Frankreich zeigt uns in Auvergne ein weites geschlossenes System an einander gereiheter Vulkane, Trachytglocken, abwechselnd mit Auswurfskegeln, aus denen Lavaströme bandförmig sich ergießen. Die lombardische seegleiche Ebene, welche den innersten Busen des adriatischen Meeres bildet, umschließt den Trachyt der euganeischen Hügel, wo Dome von körnigem Trachyt, von Obsidian und Perlstein sich erheben, und auseinander sich entwickelnde Massen, die den feuersteinartigen Jurakalk durchbrechen, aber nie in schmalen Strömen geflossen sind. Aehnliche Zeugen alter Erdrevolutionen findet man in vielen Theilen des griechischen Continents und in Vorder-Asien, Länder, die den Geognosten einst reichen Stoff zu Untersuchungen darbieten werden, wenn das Licht dahin zurückkehrt, von wo es zuerst über die westliche Welt gestrahlt, wenn gequälte Menschheit nicht mehr unter der wilden Barbarei Osmanen erliegt.

Ich erinnere an die geographische Nähe so mannigfaltiger Erscheinungen, um zu bewähren, daß der Kessel des Mittelmeeres mit seinen Inselreihen dem aufmerksamen Beobachter so viel hätte darbieten können, was neuerlichst unter mannigfaltigen Formen und Bildungen in Süd-Amerika, auf Teneriffa, wie in den Aleuten, der Polargegend nahe, entdeckt worden.

Die Gegenstände der Beobachtung fanden sich zusammengedrängt, aber Reisen in ferne Klimate, Vergleichungen großer Oberflächen in und außerhalb Europa waren nöthig, um das Gemeinsame der vulkanischen Erscheinungen und ihre Abhängigkeit von einander klar zu erkennen.

Der Sprachgebrauch, welcher oft den ersten irrigen Ansichten der Dinge Dauer und Ansehen giebt, oft aber auch instinctartig das Wahre bezeichnet, der Sprachgebrauch nennt vulkanisch alle Ausbrüche unterirdischen Feuers und geschmolzener Materien: Rauch- und Dampfsäulen, die sporadisch aus den Spalten aufsteigen, wie bei Colares nach dem großen Erdbeben von Lissabon; Salze oder feuchten Koth, Asphalt und Hydrogen auswerfende Lettenkegel, wie bei Girgenti in Sicilien und bei Turbaco in Süd-Amerika, heiße Geiser-Quellen, die von elastischen Dämpfen gedrückt, sich erheben, ja im Allgemeinen alle Wirkungen wilder Naturkräfte, die ihren Sitz tief im Innern unseres Planeten haben. In Mittel-Amerika (Guatemala) und in den philippinischen Inseln unterscheiden die Eingebornen sogar förmlich zwischen Wasser- und Feuer-Vulkanen, Volcanes de agua y de fuego. Mit dem ersten Namen bezeichnen sie Berge, aus welchen bei heftigen Erdstößen und mit dumpfen Krachen von Zeit zu Zeit unterirdische Wasser ausbrechen.

Ohne den Zusammenhang der so eben genannten Phänomene zu läugnen, scheint es doch rathsam, dem physischen wie dem oryktognostischen Theile der Geognosie eine bestimmtere Sprache zu geben, und mit dem Worte Vulkan nicht bald einen Berg zu bezeichnen, der sich in einen permanenten Feuerschlund endigt, bald jegliche unterirdische Ursache vulkanischer Erscheinungen. Im gegenwärtigen Zustande der Erde ist freilich in allen Welttheilen die Form isolirter Kegelberge (die des Vesuvs, des Aetna, des Pic's von Teneriffa, des Tunguragua und Cotopari) die gewöhnlichste Form der Vulkane; ich habe sie von dem niedrigsten Hügel bis zu 17,700 Fuß über der Meeresfläche anwachsen sehen; aber neben diesen Kegelbergen findet man auch permanente Feuerschlünde, bleibende Communicationen mit dem Innern der Erde auf langgedehnten zackigen Rücken und zwar nicht einmal immer in der Mitte ihrer mauerartigen Gipfel, sondern am Ende derselben gegen den Abfall hin. So der Pichincha, der sich zwischen der Südsee und der Stadt Quito erhebt, und den Bouguer's früheste Barometerformeln berühmt gemacht haben; so die Vulkane, die in der 10,000 Fuß hohen Steppe de los Pastos sich erheben. Alle diese Gipfel von mannigfaltigen Gestalten bestehen aus Trachyt, sonst Trapp-Porphyr genannt, einem körnigen, rissig zerklüfteten Gesteine von glasigem Feldspath und Hornblende, welchem Augit, Glimmer, blättriger Feldspath und Quarz nicht ganz fremd sind. Wo die Zeugen des ersten Ausbruches, ich möchte sagen, das alte Gerüste sich vollständig erhalten hat, da umgiebt die isolirten Kegelberge circusartig eine hohe Felsmauer, ein Mantel aus aufgelagerten Schichten zusammengesetzt. Solche Mauern oder ringförmige Umgebungen heißen Erhebungs-Crater, eine große wichtige Erscheinung, über welche der erste Geognost unserer Zeit, Leopold von Buch, aus dessen Schriften ich auch in dieser Abhandlung mehrere Ansichten entlehne, unserer Akademie vor 5 Jahren eine denkwürdige Abhandlung vorgelegt hat.

Mit dem Luftkreise durch Feuerschlünde communicirende Vulkane, konische Basalthügel und glockenförmige, craterlose Trachytberge, letztere bald niedrig wie der Sarcouy, bald hoch wie der Chimborazo, bilden mannigfaltige Gruppen. Hier zeigt uns die vergleichende Erdkunde kleine Archipele, gleichsam geschlossene Bergsysteme, mit Crater und Lavaströmen in den canarischen Inseln und den Azoren; ohne Crater und ohne eigentliche Lavaströme in den Euganeen und dem Siebengebirge bei Bonn: dort beschreibt sie uns Vulkane, in einfachen oder doppelten Ketten an einander gereiht, viele hundert Meilen lange Züge, bald der Hauptrichtung der Gebirge parallel, wie in Guatemala, Peru und Java, bald die Axe der Gebirge senkrecht durchschneidend, wie im Lande der Azteken, wo feuerspeiende Trachytberge allein die hohe Schneegrenze erreichen, und wahrscheinlich auf einer Kluft ausgebrochen sind, die in einer Länge von 105 geographischen Meilen den ganzen Continent, vom stillen Meer bis zum atlantischen Ocean durchschneidet.

Dieses Zusammendrängen der Vulkane bald in einzelne rundliche Gruppen, bald in doppelte Züge, liefert den entscheidensten Beweis, daß die vulkanischen Wirkungen nicht von kleinlichen, der Oberfläche nahen Ursachen, abhängen, sondern große tiefbegründete Erscheinungen sind. Der ganze östliche, an Metallen arme Theil des amerikanischen Festlandes, ist in seinem gegenwärtigen Zustande ohne Feuerschlünde, ohne Trachytmassen, wahrscheinlich selbst ohne Basalte mit Olivin. Alle amerikanischen Vulkane sind, in dem Asien gegenüber liegenden Theile vereinigt, in der meridianartig ausgedehnten, 1800 geographische Meilen langen Andes-Kette. Auch ist das ganze Hochland von Quito, dessen Gipfel Pichincha, Cotopaxi und Tunguragua bilden, ein einziger vulkanischer Heerd. Das unterirdische Feuer bricht bald aus der einen, bald aus der andern dieser Oeffnungen aus, die man sich als abgesonderte Vulkane zu betrachten gewöhnt hat. Die fortschreitende Bewegung des Feuers ist hier seit drei Jahrhunderten von Norden gegen Süden gerichtet. Selbst die Erdbeben, welche so furchtbar diesen Welttheil heimsuchen, liefern merkwürdige Beweise von der Existenz unterirdischer Verbindungen, nicht blos zwischen vulkanlosen Ländern, was längst bekannt ist, sondern auch zwischen Feuerschlünden, die weit von einander entfernt sind. So stieß der Vulkan von Pasto östlich vom Flusse Guaytara drei Monate lang im Jahr 1797 ununterbrochen eine

hohe Rauchsäule aus. Diese Säule verschwand in demselben Augenblick, als 60 Meilen davon das große Erdbeben von Riobamba und der Schlammausbruch der Moya dreißig bis vierzigtausend Indianer tödteten. Die plötzliche Erscheinung der azorischen Insel Sabrina, am 30. Januar 1811, war der Vorbote der fürchterlichen Erdstöße, welche weiter westlich vom Monat Mai 1811 „ bis zum Junius 1813 fast unaufhörlich, erst die Antillen, dann die Ebenen des Ohio und Mississippi und zuletzt die gegenüberstehenden Küsten von Venezuela erschütterten. Dreißig Tage nach der gänzlichen Zerstörung der Stadt Caraccas erfolgte der Ausbruch des Vulkans von Sanct Vincent in den nahen Antillen. In demselben Augenblick als diese Explosion erfolgte, am 30. April 1811, wurde ein Schrecken erregendes, unterirdisches Getöse in allen Theilen einer Landstrecke von 2200 geogr. Quadratmeilen vernommen. Die Anwohner des Apure, beim Einfluß des Rio Nula, verglichen dies Getöse eben so, als die fernsten Küstenbewohner, mit der Wirkung schweren Geschützes. Nun werden aber von dem Einfluß des Rio Nula in den Apure, durch welchen ich in den Orinoco gekommen bin, bis zum Vulkan von Sanct Vincent, in gerader Richtung 157 geogr. Meilen gezählt. Dies Getöse, welches sich gewiß nicht durch die Lüfte fortpflanzte, muß eine tiefe unterirdische Ursache gehabt haben. Seine Intensität war kaum größer an den Küsten des antillischen Meeres, dem ausbrechenden Vulkan näher, als in dem Innern des Landes.

Es würde zwecklos sein, die Zahl dieser Beispiele zu vermehren, aber um an eine Erscheinung zu erinnern, die für Europa historisch wichtiger geworden ist, gedenke ich nur noch des bekannten Erdbebens von Lissabon. Gleichzeitig mit demselben, am 1. Nov. 1755, wurden nicht nur die schweizer Seen und das Meer an den schwedischen Küsten heftig bewegt; selbst in den östlichen Antillen, um Martinique, Antigua, und Barbados, wo die Fluth nie über 28 Zoll erreicht, stieg sie plötzlich 20 Fuß hoch. Alle diese Phänomene beweisen, daß die unterirdischen Kräfte entweder dynamisch, spannend und erschütternd im Erdbeben, oder producirend und chemisch verändernd in den Vulkanen sich äußern. Sie beweisen auch, daß diese Kräfte nicht oberflächlich, aus der dünnen Erdrinde, sondern tief aus dem Innern unseres Planeten durch Klüfte und unausgefüllte Gänge nach den entferntesten Punkten der Erdfläche gleichzeitig hinwirken.

Je mannigfaltiger der Bau der Vulkane, das heißt der Erhebungen ist, welche den Kanal umschließen, durch welchen die geschmolzenen Massen des innern Erdkörpers an die Oberfläche gelangen, desto wichtiger ist es, diesen Bau mittelst genauer Messungen zu ergründen. Das Interesse dieser Messungen, die in einem andern Welttheile ein besonderer Gegenstand meiner Untersuchungen gewesen sind, wird durch die Betrachtung erhöht, daß das zu messende an vielen Punkten eine veränderliche Größe ist. Die philosophische Naturkunde ist bemüht, in dem Wechsel der Erscheinungen die Gegenwart an die Vergangenheit anzureihen. Um eine periodische Wiederkehr, oder überhaupt die Gesetze fortschreitender Naturveränderungen zu ergründen, bedarf es gewisser fester Punkte, sorgfältig angestellter Beobachtungen, die an bestimmte Epochen gebunden, zu numerischen Vergleichungen dienen können. Hätte auch nur von tausend zu tausend Jahren die mittlere Temperatur des Luftkreises und der Erde in verschiedenen Breiten, oder die mittlere Höhe des Barometers an der Meeresfläche bestimmt werden können, so würden wir wissen, in welchem Verhältniß die Wärme der Klimate zu- oder abgenommen, ob die Höhe der Atmosphäre Veränderungen erlitten hat. Eben dieser Vergleichungspunkte bedarf man für die Neigung und Abweichung der Magnetnadel, wie für die Intensität der magnetisch-elektrischen Kräfte, über welche im Kreise dieser Akademie zwei treffliche Physiker, Seebeck und Erman, ein so großes Licht verbreitet haben. Wenn es ein rühmliches Geschäft gelehrter Gesellschaften ist, den kosmischen Veränderungen der Wärme, des Luftdrucks, der magnetischen Richtung und Ladung beharrlich nachzuspüren, so ist es dagegen die Pflicht des reisenden Geognosten bei Bestimmung der Unebenheiten der Erdoberfläche hauptsächlich auf die veränderliche Höhe der Vulkane Rücksicht zu nehmen. Was ich vormals in den mexikanischen Gebirgen, am Toluca, Nauhcampatepetl und Xorullo, in den Anden von Quito am Pichincha versucht, habe ich Gelegenheit gehabt, seit meiner Rückkehr nach Europa, zu verschiedenen Epochen am Vesuv zu wiederholen. Saussure hatte diesen Berg im Jahr 1773 in einer Zeit gemessen, wo beide Ränder des Craters, der nordwestliche und südöstliche, ihm gleich hoch schienen. Er fand ihre Höhe über der Meeresfläche 609 Toisen. Die Eruption von 1794 verursachte einen Absturz gegen Süden, eine Ungleichheit der Crater-Ränder, welche das ungeübteste Auge selbst in großer Entfernung unterscheidet. Wir maßen, Herr von Buch, Gay-Lussac und ich, im Jahr 1805 den Vesuv dreimal und fanden den nördlichen Rand, der der Somma gegenüber steht, la Rocca del Palo, genau wie Saussure; den südlichen Rand aber 75 Toisen niedriger als 1773. Die ganze Höhe des Vulkans hatte gegen Torre del Greco hin (nach einer Seite, gegen welche seit 30 Jahren das Feuer gleichsam vorzugsweise hinwirkt) um $\frac{1}{8}$ abgenommen. Der Aschenkegel verhält sich zur ganzen Höhe des Berges am Vesuv wie 1 zu 3, am Pichincha wie 1 zu 10, am Pic von Teneriffa wie 1 zu 22. Der Vesuv hat also verhältnißmäßig den höchsten Aschenkegel, wahrscheinlich schon darum, weil er, als ein niedriger Vulkan, am meisten durch seinen Gipfel gewirkt hat. Vor wenigen Monaten ist es mir geglückt, nicht blos meine früheren Barometer-Messungen am Vesuv zu wiederholen, sondern auch, bei dreimaliger Besteigung des Berges, eine vollständigere Bestimmung aller Crater-Ränder zu unternehmen. Diese Arbeit verdient vielleicht darum einiges Interesse, weil sie die Epoche großer Eruptionen von 1805 bis 1822 umfaßt, und vielleicht die einzige in allen ihren Theilen vergleichbare Messung ist, welche man bisher von irgend einem Vulkan bekannt gemacht hat. Sie beweist, daß die Ränder der Crater, nicht blos da, wo sie (wie am Pic von Teneriffa und an allen Vulkanen der Andeskette) sichtbar aus Trachyt bestehen, sondern überall ein weit beständigeres Phänomen sind, als man bisher nach flüchtig angestellten Beobachtungen geglaubt hat. Einfache Höhenwinkel aus denselben Punkten bestimmt, eignen sich zu diesen Untersuchungen noch mehr, als vollständige trigonometrische und barometrische Messungen. Nach meinen letzten Bestimmungen hat sich der nordwestliche Rand des Vesuvs seit Saussure, also seit 49 Jahren, vielleicht gar nicht, der südliche Rand, gegen Bosche Tre Case hin, welcher 1794 um 400 Fuß niedriger ward, kaum um 10 Toisen verändert.

Wenn man in öffentlichen Blättern, bei der Beschreibung großer Auswürfe, so oft der gänzlich veränderten Gestalt des Vesuvs erwähnt findet, wenn man diese Behauptungen durch die pittoresken Ansichten bewährt glaubt, welche in Neapel von dem Berge entworfen werden, so liegt die Ursache des Irrthums darin, daß man die Umrisse der Crater-Ränder mit den Umrissen der Auswurfskegel verwechselt, welche zufällig in der Mitte des Craters auf dem durch Dämpfe gehobenen Boden des Feuerschlundes sich bilden. Ein solcher Auswurfskegel von Rapilli und Schlacken locker aufgethürmt, war in den Jahren 1816 und 1818 allmählig über dem südöstlichen Crater sichtbar geworden. Die Eruption vom Monat Februar 1822 hatte ihn dergestalt vergrößert, daß er selbst 100 bis 110 Fuß höher, als der nordwestliche Caterrand (die Rocca del Palo) geworden war. Dieser merkwürdige Kegel nun, den man sich in Neapel als den eigentlichen Gipfel des Vesuvs zu betrachten gewöhnt hatte, ist bei dem letzten Auswurf, in der Nacht vom 22. October, mit furchtbarem Krachen eingestürzt, so, daß der Boden des Craters, der seit 1811 ununterbrochen zugänglich war, gegenwärtig 750 Fuß tiefer liegt, als der nördliche, 200 Fuß tiefer, als der südliche Rand des Vulkans. Die veränderliche Gestalt und relative Lage der Auswurfskegel, deren Oeffnungen man ja nicht, wie so oft geschieht, mit dem Crater des Vulkans verwechseln muß, giebt dem Vesuv zu verschiedenen Epochen eine eigenthümliche Physionomie, und der Vulkanograph des Vulkans könnte aus dem Umriß des Bergspitzels, nach dem bloßen Anblicke der Hackert'schen Landschaften im Pallaste von Portici, je nachdem die nördliche oder südliche Seite des Berges höher angedeutet ist, das Jahr errathen, in welchem der Künstler die Skizze zu seinem Gemälde entworfen hat.

Einen Tag nach dem Einsturz des 400 Fuß hohen Schlackenkegels, als bereits die kleinen, aber zahlreichen Lavaströme abgeflossen waren, in der Nacht vom 23. zum 24. October, begann der feurige Ausbruch der Asche und der Rapilli. Er dauerte ununterbrochen 12 Tage fort, doch war er in den ersten 4 Tagen am größten. Während dieser Zeit wurden die Detonationen im Innern des Vulkans so stark, daß die blose Erschütterung der Luft (von Erdstößen hat man durchaus nichts verspürt) die Decken der Zimmer im Pallaste von Portici sprengten. In den nahe gelegenen Dörfern Resina, Torre del Greco, Torre dell' Annunziata und Bosche Tre Case zeigte sich eine merkwürdige Erscheinung. Die Atmosphäre war dermaßen mit Asche erfüllt, daß die ganze Gegend, in der Mitte des Tages, mehrere Stunden lang in das tiefste Dunkel gehüllt blieb. Man ging mit Laternen in den Straßen, wie es so oft in Quito, bei den Ausbrüchen des Pichincha, geschieht. Nie war die Flucht der Einwohner allgemeiner gewesen. Man fürchtet Lavaströme weniger als einen Aschenauswurf, ein Phänomen, das in solcher Stärke hier unbekannt ist, und durch die dunkle Sage von der Zerstörungsweise von Herculanum, Pompeji und Stabiä die Einbildungskraft der Menschen mit Schreckbildern erfüllt.

Der heiße Wasserdampf, welcher während der Eruption aus dem Crater aufstieg und sich in die Atmosphäre ergoß,

bildete beim Erkalten ein dickes Gewölk um die neun tausend Fuß hohe Aschen- und Feuersäule. Eine so plötzliche Condensation der Dämpfe und, wie Gay-Lussac gezeigt hat, die Bildung des Gewölkes selbst vermehrten die elektrische Spannung. Blitze fuhren schlängelnd nach allen Richtungen aus der Aschensäule umher und man unterschied deutlich den rollenden Donner von dem innern Krachen des Vulkan's. Bei keinem andern Ausbruche war das Spiel der elektrischen Schläge so auffallend gewesen.

Am Morgen des 26. Octobers verbreitete sich die sonderbare Nachricht: ein Strom siedenden Wassers ergieße sich aus dem Crater und stürze den Aschenkegel herab. Monticelli, der eifrige und gelehrte Beobachter des Vulkans, erkannte bald, daß eine optische Täuschung dies irrige Gerücht veranlaßt habe. Der vorgebliche Strom war eine große Menge trockener Asche, die aus einer Kluft in dem obersten Rande des Craters, wie Triebsand, hervorschoß. Nachdem eine die Felder verödende Dürre dem Ausbruch des Vesuvs vorangegangen war, erregte, gegen das Ende desselben, das so eben beschriebene vulkanische Gewitter einen wolkenbruchartigen, aber lang anhaltenden Regen. Solch' eine Erscheinung charakterisirt, unter allen Zonen, das Ende einer Eruption. Da während derselben gewöhnlich der Aschenkegel in Wolken gehüllt ist und da in seiner Nähe die Regengüsse am stärksten sind, so sieht man Schlammströme von allen Seiten herabfließen. Der erschrockene Landmann hält dieselben für Wasser, die aus dem Innern des Vulkans aufsteigen und sich durch den Crater ergießen; der getäuschte Geognost glaubt in ihnen Meerwasser zu erkennen oder lothartige Erzeugnisse des Vulkans, sogenannte eruptions boueuses, oder wie die alten französischen Systematiker sagten, Producte einer feurig-wässrigen Liquefaction.

Wenn die Gipfel der Vulkane (wie dies meist in der Andeskette der Fall ist) über die Schneeregion hinausreichen, oder gar bis zur zwiefachen Höhe des Aetna anwachsen, so werden, des geschmolzenen und einsinternden Schnees wegen, die so eben beschriebenen Inundationen überaus häufig und verwüstend. Es sind Erscheinungen, die mit den Eruptionen der Vulkane meteorologisch zusammenhängen, und durch die Höhe der Berge, den Umfang ihrer stets beschneiten Gipfel und die Erwärmung der Wände der Aschenkegel vielfach modificirt werden: aber als eigentliche vulkanische Erscheinungen dürfen sie nicht betrachtet merden. In weiten Höhlen, bald am Abhange, bald am Fuß der Vulkane entstehen unterirdische Seen, die mit den Alpenbächen vielfach communiciren. Wenn Erdstöße, die allen Feuerausbrüchen der Andeskette vorhergehen, die ganze Masse des Vulkans mächtig erschüttern, so öffnen sich die unterirdischen Gewölbe und es entstürzen ihnen zugleich Wasser, Fische und tuffartiger Schlamm. Dies ist die sonderbare Erscheinung, welche der Wels der Cyclopen (Pimelodes Cyclopum) gewährt, den die Bewohner des Hochlandes von Quito Cenadilla nennen und den ich kurz, nach meiner Rückkunft, beschrieben habe. Als nördlich vom Chimborazo in der Nacht vom 19. zum 20. Junius 1698 der Gipfel des 18000 Fuß hohen Berges Carguairazo einstürzte, da bedeckten Schlamm und Fische, auf fast zwei Quadratmeilen, alle Felder umher. Eben so wurden, sieben Jahr früher, die Faulfieber der Stadt Barra einem ähnlichen Fischauswurfe des Vulkans Imbaburu geschrieben.

Ich erinnere an diese Thatsachen, weil sie über den Unterschied zwischen dem Auswurf trockener Asche und schlammartiger, Holz, Kohle und Muscheln umwickelnder Anschwemmungen von Tuff und Traß einiges Licht verbreiten. Die Aschenmenge, welche der Vesuv neuerlichst ausgeworfen, ist, wie alles, was mit den Vulkanen und andern großen, schreckenerregenden Naturerscheinungen zusammenhängt, in öffentlichen Blättern übermäßig vergrößert worden, ja zwei neapolitanische Chemiker, Vicenzo Pepe und Giuseppe di Nobili, schrieben sogar, trotz der Widersprüche von Monticelli und Covelli, der Asche Silber- und Gold-Gehalt zu. Nach meinen Untersuchungen hat die in 12 Tagen gefallene Aschenschicht gegen die Torre del Case hin, am Abhange des Conus, da wo Rapilli gemengt waren, nur drei Fuß, in der Ebene höchstens 15 bis 18 Zoll Dicke erreicht. Messungen dieser Art müssen nicht an solchen Stellen geschehen, wo die Asche, wie Schnee oder Sand, vom Winde zusammengeweht, oder durch Wasser breiig angeschwemmt ist. Die Zeiten sind vorüber, wo man, ganz nach Art der Alten, in den vulkanischen Erscheinungen nur das Wunderbare suchte, wo man, wie Ktesias, die Asche des Aetna bis nach der indischen Halbinsel fliegen ließ. Ein Theil der mexikanischen Gold- und Silber-Gänge findet sich deutlich in trachytartigem Porphyr: aber in der Vesuvasche, die ich mitgebracht und die ein vortrefflicher Chemiker, Herr Heinrich Rose, auf meine Bitte untersucht hat, ist keine Spur von Gold oder Silber zu erkennen.

So entfernt auch die Resultate, die ich hier entwickele und welche Monticelli's genauern Beobachtungen entsprechen, von denen sind, die man in den letzten Monaten verbreitet hat, so bleibt doch der Aschenauswurf des Vesuvs vom 24. zum 28. October der denkwürdigste, von dem man, seit des ältern Plinius Tode, eine sichere Nachricht hat. Die Menge ist vielleicht dreimal größer gewesen, als alle Asche, welche man hat fallen sehen, so lange vulkanische Erscheinungen mit Aufmerksamkeit beobachtet werden. Eine Schicht von 15 bis 18 Zoll scheint, auf den ersten Anblick, unwichtig gegen die Masse, mit der wir Pompeji bedeckt finden; aber ohne auch der Regengüsse und Anschwemmungen zu gedenken, die freilich wohl diese Masse, seit Jahrhunderten, vermehrt haben mögen, ohne den lebhaften Streit wieder aufzuregen, der jenseit der Alpen über die Zerstörungsursachen der campanischen Städte mit vielem Skepticismus geführt worden ist, darf man wohl hier in Erinnerung bringen, daß die Ausbrüche eines Vulkans, in weit von einander entfernten Zeitepochen, ihrer Intensität nach, keineswegeS mit einander zu vergleichen sind. Alle auf Analogieen gestützte Schlüsse sind unzureichend, wenn sie sich auf quantitative Verhältnisse, auf Menge der Lava und Asche, auf Höhe der Rauchsäulen, auf Stärke der Detonationen beziehen.

Aus der geographischen Beschreibung des Strabo und einem Urtheil des Vitruvius über den vulkanischen Ursprung des Bimsteins, ersieht man, daß bis zu Vespasian's Todesjahre, das heißt bis zum Ausbruch, der Pompeji bedeckte, der Vesuv mehr einem ausgebrannten Vulkan, als einer Solfatara ähnlich sah. Wenn plötzlich nach langer Ruhe die unterirdischen Kräfte sich neue Wege eröffneten, wenn sie Schichten von uranfänglichem Gestein und Trachyt wiederum durchbrachen, so mußten Wirkungen sich äußern, für welche die später erfolgten kein Maß abgeben können. Aus dem bekannten Briefe, in welchem der jüngere Plinius den Tod seines Oheims dem Tacitus berichtet, ersieht man deutlich, daß die Erneuerung der Ausbrüche, man könnte sagen die Wiederbelebung des schlummernden Vulkans mit Eruption der Asche anfing. Eben dies wurde bei Torullo bemerkt, als der neue Vulkan im September 1759, Syenit- und Trachytschichten durchbrechend, sich plötzlich in der Ebene erhob. Die Landleute flohen, weil sie auf ihren Hüten Asche fanden, welche aus der überall geborstenen Erde hervorgeschleudert ward. Bei den gewöhnlichen periodischen Wirkungen der Vulkane endigt dagegen der Aschenregen jede partielle Eruption. Ueberdies enthält der Brief des jüngeren Plinius eine Stelle, welche deutlich anzeigt, daß gleich anfangs, ohne Einfluß der Anschwemmungen, die aus der Luft gefallene trockene Asche eine Höhe von 4 bis 5 Fuß erreichte. „Der Hof, heißt es im Verfolg der Erzählung, durch den man in das Zimmer trat, in welchem Plinius Mittagsruhe hielt, war so mit Asche und Bimstein angefüllt, daß wenn der Schlafende länger gezögert hätte, er den Ausgang würde versperrt gefunden haben." In dem geschlossenen Raume eines Hofes kann die Wirkung Asche zusammenwehender Winde wohl eben nicht beträchtlich gewesen sein.

Ich habe es gewagt, meine vergleichende Uebersicht der Vulkane durch einzelne, am Vesuv angestellte Beobachtungen zu unterbrechen, theils des großen Interesses wegen, welches der letzte Ausbruch erregt hat, theils aber auch weil jeder starke Aschenregen uns fast unwillkührlich an den klassischen Boden von Pompeji und Herculanum erinnert. In einer Beilage, deren Lesung für diese Versammlung nicht geeignet ist, habe ich alle Elemente der Barometermessungen und Notizen über die geognostische Sammlung zusammengedrängt, welche ich am Ende des letztverflossenen Jahres am Vesuv, und in den phlegräischen Feldern bei Puzzoli zu machen Gelegenheit gehabt habe. Diese kleine Sammlung, so wie die Gebirgsarten, welche ich aus den Euganeen und aus dem von Hr. v. Buch früher und gründlicher untersuchten Fleimsthale, zwischen Cavalese und Predazzo (im südlichen Tyrol) mitgebracht habe, werden dem königlichen Museum einverleibt werden, eine Anstalt, die durch ihre Gemeinnützigkeit ganz den edlen Absichten des Monarchen entspricht und deren geognostischer Theil, die fernsten Erdstriche umfassend, schon in dieser Hinsicht alle ähnlichen Sammlungen übertrifft.

Wir haben bisher die Gestalt und die Wirkungen derjenigen Vulkane betrachtet, die durch einen Crater in einer dauernden Verbindung mit dem Inneren der Erde stehen. Ihre Gipfel sind gehobene, durch Gänge mannigfaltig durchschnittene Massen von Trachyt und Laven. Die Permanenz ihrer Wirkungen läßt auf eine sehr zusammengesetzte Structur schließen. Sie haben, so zu sagen, einen mehr individuellen Charakter, der in langen Perioden sich gleich bleibt. Nahe gelegene Berge geben meist ganz verschiedene Producte, Leucit- und Feldspathlaven; Obsidian mit Bimstein und olivinhaltige, basaltartige Massen. Sie gehören zu den neueren Erscheinungen der Erde, durchbrechen meist alle Schichten des Flözgebirges, und ihre Auswürfe und Lavaströme sind späteren Ursprungs, als unsere

Thäler. Ihr Leben, wenn man sich dieses figürlichen Ausdrucks bedienen dürfte, hängt von der Art und Dauer ihrer Verbindung mit dem Innern des Erdkörpers ab. Sie ruhen oft Jahrhunderte lang, entzünden sich plötzlich wieder und enden als Wasserdampf, Gasarten und Säuren ausstoßende Solfataren. Bisweilen, wie an dem Pic von Teneriffa, ist ihr Gipfel bereits eine solche Werkstatt regenerirten Schwefels geworden, und doch entfließen noch mächtige Lavaströme den Seiten des Berges, basaltartig in der Tiefe, obsidianartig mit Bimstein nach oben hin, wo der Druck geringer ist.

Unabhängig von diesen mit permanenten Cratern versehenen Vulkanen, giebt es eine andere Art vulkanischer Erscheinungen, die seltener beobachtet werden, aber vorzugsweise belehrend für die Geognosie, an die Urwelt, das heißt an die frühesten Revolutionen unsers Erdkörpers erinnern. Trachytberge öffnen sich plötzlich, werfen Lava und Asche aus und schließen sich wieder, vielleicht auf immer. So der mächtige Antisana in der Andeskette, so der Epomäus auf Ischia im Jahre 1302. Bisweilen geschieht ein solcher Ausbruch selbst in der Ebene, wie im Hochlande von Quito, in Island fern vom Hecla, und in Euboea in den lelantischen Gefilden. Viele der gehobenen Inseln gehören zu diesen vorübergehenden Erscheinungen. Die Verbindung mit dem inneren Erdkörper ist dann nicht permanent, die Wirkung hört auf, sobald die Kluft, der communicirende Kanal, wiederum geschlossen ist. Gänge von Basalt, Dolerit und Porphyr, welche in verschiedenen Erdstrichen fast alle Formationen durchschneiden, Syenit, Augitporphyr und Mandelsteinmassen, welche die neuesten Schichten des Uebergangsgebirges und die älteste Schicht des Flözgebirges charakterisiren, sind wahrscheinlich auf eine ähnliche Weise gebildet worden. In dem Jugendalter unseres Planeten drangen die flüssig gebliebenen Stoffe des Innern durch die überall geborstene Erdrinde hervor; bald erstarrend als körniges Ganggestein, bald sich überlagernd und schichtweise verbreitend. Was die Urwelt von ausschließlich sogenannten vulkanischen Gebirgsarten uns überliefert hat, ist nicht dandartig, wie die Laven unserer isolirten Kegelberge, geflossen. Die Gemenge von Augit, Titaneisen, glasigem Feldspath und Hornblende mögen zu verschiedenen Epochen dieselben gewesen sein, bald dem Basalt, bald dem Trachyt näher: die chemischen Stoffe mögen sich (wie es Herr Mitscherlich's neue wichtige Arbeiten und die Analogie künstlicher Feuerproducte uns lehren) in bestimmten Mischungsverhältnissen krystallinisch an einander gereiht haben; immer erkennen wir, daß ähnlich zusammengesetzte Stoffe auf sehr verschiedenen Wegen an die Oberfläche der Erde gekommen sind, entweder bloß gehoben, oder mittelst temporärer Spalten durch ältere Gebirgsschichten, das heißt durch die früher oxydirte Erdrinde hervorbrechend, oder aus Kegelbergen, die einen permanenten Crater haben, als Lavaströme ergossen. Die Verwechselung dieser so verschiedenartigen Erscheinungen führt die Geognosie der Vulkane in das Dunkel zurück, dem eine große Zahl vergleichender Erfahrungen sie allmählig zu entreißen angefangen hat.

Es ist oft die Frage aufgeworfen worden, was in den Vulkanen brenne, was die Wärme errege, bei der Erde und Metalle schmelzend sich mischen. Die neuere Chemie antwortet: was da brennt, sind die Erden, die Metalle, die Alkalien selbst, das heißt die Metalloide dieser Stoffe. Die feste, bereits oxydirte Erdrinde scheidet das umgebende sauerstoffhaltige Luftmeer von den brennbaren unoxydirten Stoffen im Innern unseres Planeten. Die Erfahrungen, die man unter allen Zonen in Bergwerken und Höhlen gemacht und die ich mit Herrn Arago in einer eigenen Abhandlung zusammengestellt, beweisen, daß schon in geringer Tiefe die Wärme des Erdkörpers um vieles höher, als an demselben Orte die mittlere Temperatur des Luftkreises ist. Eine so merkwürdige und fast allgemein bewährte Thatsache steht in Verbindung mit dem, was die vulkanischen Erscheinungen uns lehren. Laplace hat sogar schon die Tiefe zu berechnen versucht, in welcher man den Erdkörper als eine geschmolzene Masse betrachten könne. Welche Zweifel man auch, trotz der gerechten Verehrung, die einem so großen Namen gebührt, gegen die numerische Gewißheit einer solchen Rechnung erheben kann, so bleibt es doch wahrscheinlich, daß alle vulkanischen Erscheinungen aus einer sehr einfachen Ursache, aus einer steten oder vorübergehenden Verbindung zwischen dem Innern und Aeußern unseres Planeten entstehen. Elastische Dämpfe drücken die geschmolzenen, sich oxydirenden Stoffe durch tiefe Spalten aufwärts. Vulkane sind, so zu sagen, intermittirende Erdquellen; die flüssigen Gemenge von Metallen, Alkalien und Erden, die zu Lavaströmen erstarren, fließen sanft und stille, wenn sie, gehoben, irgendwo einen Ausgang finden. Auf ähnliche Weise stellten sich die Alten (nach Platon's Phädon) alle vulkanischen Feuerströme als Ausflüsse des Pyriphlegethon vor.

Diesen Betrachtungen sei es mir erlaubt, eine andere noch gewagtere anzuschließen. Vielleicht liegt auch in der innern Wärme des Erdkörpers, auf welche Thermometerversuche und Beobachtungen über die Vulkane hindeuten, die Ursache eines der wunderbarsten Phänomene, welche die Petrefactenkunde uns darbietet. Tropische Thiergestalten, baumartige Farrenkräuter, Palmen und Bambusgewächse liegen vergraben im kalten Norden. Ueberall zeigt uns die Urwelt eine Vertheilung organischer Bildungen, mit der die dermalige Beschaffenheit der Klimate im Widerspruch steht. Zur Lösung eines so wichtigen Problems hat man mehrerlei Hypothesen ersonnen, Annäherung eines Kometen, veränderte Schiefe der Ekliptik, vermehrte Intensität des Sonnenlichtes. Keine derselben hat den Astronomen, den Physiker und den Geognosten zugleich befriedigen können. Ich meines Theils lasse gern unverändert die Axe der Erde, oder das Licht der Sonnenscheibe, aus deren Flecken ein berühmter Sternkundiger Fruchtbarkeit und Mißwachs der Felder erklärt hat, aber ich glaube zu erkennen, daß in jeglichem Planeten, unabhängig von seinen Verhältnissen zu einem Centralkörper und von seinem astronomischen Stande, mannigfaltige Ursachen der Wärmeentbindung liegen, durch Oxydationsprocesse, Niederschläge und chemisch veränderte Capacität der Körper, durch Zunahme elektrisch-magnetischer Ladung, durch geöffnete Communication zwischen den innern und äußeren Theilen.

Wo in der Vorwelt die tiefgespaltene Erdrinde aus ihren Klüften Wärme ausstrahlte, da konnten vielleicht Jahrhunderte lang, in ganzen Länderstrecken, Palmen und baumartige Farrenkräuter und alle Thiere der heißen Zone gedeihen. Nach dieser Ansicht der Dinge, die ich in einem eben erschienenen Werke: „Geognostischer Versuch über die Lagerung der Gebirgsarten in beiden Hemisphären" bereits angedeutet habe, wäre die Temperatur der Vulkane die des inneren Erdkörpers selbst, und dieselbe Ursache, welche jetzt schauervolle Verwüstungen anrichtet, hätte einst, auf der oxydirten Erdrinde, auf den tiefzerklüfteten Felsschichten, unter jeglicher Zone den üppigsten Pflanzenwuchs hervorrufen können.

Ist man geneigt anzunehmen, um die wunderbare Vertheilung der Tropenbildungen in ihren alten Grabstätten zu erklären, daß langbehaarte elephantenartige Thiere, jetzt von Eisschollen umschlossen, einst den nördlichen Klimaten ursprünglich eigen waren und daß ähnliche, demselben Hauptstamm angehörige Bildungen, wie Löwen und Luchse, zugleich in ganz verschiedenen Klimaten leben konnten, so würde eine solche Erklärungsweise sich doch wohl nicht auf die Pflanzenproducte ausdehnen lassen. Aus Gründen, welche die Physiologie der Gewächse entwickelt, können Palmen, Pisanggewächse und baumartige Monokotyledonen nicht die nordische Kälte ertragen und in dem geognostischen Problem, das wir hier berühren, scheint es mir schwer, Pflanzen- und Thierbildungen von einander zu trennen. Dieselbe Erklärungsart muß beide Bildungen umfassen.

Ich habe am Schluß dieser Abhandlung den Thatsachen, die in den verschiedensten Weltgegenden gesammelt worden sind, unsichere hypothetische Vermuthungen angereiht. Die physikalische Naturkunde erhebt sich über die Bedürfnisse einer bloßen Naturbeschreibung. Sie besteht nicht in einer sterilen Anhäufung isolirter Beobachtungen. Dem neugierig regsamen Geiste des Menschen sei es bisweilen erlaubt, aus der Gegenwart in die Vorzeit hinüberzuschweifen, zu ahnen, was noch nicht klar erkannt werden kann, und sich an den alten, unter vielerlei Formen wiederkehrenden Mythen der Geognosie zu ergötzen.

Karl Wilhelm Freiherr von Humboldt

ward am 22. Juni 1767 zu Potsdam geboren, und widmete sich nach einer sehr sorgfältigen Erziehung und Unterweisung in Sprachen und Wissenschaften dem Studium der Staatswirthschaft und lebte dann einige Zeit in Schiller's Umgang zu Jena. 1802 kam er als preußischer Resident nach Rom und wurde später ausserordentlicher Gesandter daselbst. Er fand hier willkommene Gelegenheit, seinen Durst nach den Schätzen des Alterthums zu befriedigen und sich zum vollendeten Staatsmann auszubilden. 1808 wurde er als geheimer Staatsrath zum Chef der wissenschaftlichen Section des Ministeriums des Innern zu Berlin ernannt, vertrat später die Person und Rechte seines Fürsten als Staatsminister und Gesandter in Wien, beim Congreß zu Prag und Chatillon, unterzeichnete mit Hardenberg 1814 den Frieden von Paris und die Theilung von Sachsen und leitete als preußischer bevollmächtigter Minister zu Frankfurt die Territorialangelegenheiten Deutschlands, worauf er zum Mitglied des Staatsraths ernannt und mit liegenden Gütern beschenkt wurde. Von London, wohin er als ausserordentlicher Gesandter gesandt worden war, kam er 1818 zum Congreß nach Aachen und besorgte dann als Minister mit Sitz und Stimme im Departement des Innern die ständischen Angelegenheiten und das Fürstenthum Neufchatel, so wie die Territorialregulirung zu Frankfurt am Main. 1819 wurde er seiner ministeriellen Aemter enthoben und lebte, 1825 zum Mitglied der pariser Akademie der Wissenschaften ernannt, und als Ritter des rothen Adlerordens 1. Cl. der berliner Akademie der Wissenschaften und seinen Privatforschungen. Zwar nahm er 1830, nachdem er zum Ritter des preußischen schwarzen und des hannoverschen Guelphenordens ernannt worden war, eine Zeit lang wieder an den Berathungen des Staatsrathes Theil, zog sich aber bald in das Privatleben zurück und starb am 8. April 1836 auf seinem Landsitze Tegel bei Berlin.

Er gab heraus:

Pindar's zweite olympische Ode, metrisch übersetzt. Berlin 1792, 4.

Aesthetische Untersuchungen. Ebendas. 1799, 1r Bd.

Rom. Eine Elegie. Ebendas. 1806; 2te Ausg. 1824, gr. 8.

Aeschylos Agamemnon, metrisch übersetzt. Leipzig 1816.

Berichtigungen und Zusätze zu Adelung's Mithridates. Berlin 1817.

Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der baskischen Sprache. Berlin 1821, gr. 8.

Ueber den Dualis. Berlin 1824, 4.

Ueber die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Episode des Mahabharata. Berlin 1826, gr. 4.

Ueber die Verwandtschaft der Ortsadversarien mit den Pronomen in einigen Sprachen. Berlin 1830, gr. 4.

Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. H. Stuttgart 1830.

Ueber die Kawi-Sprache. Berlin 1837.

Ueber Sprachbau. Berlin 1837.

Außerdem viele Aufsätze in Schiller's Thalia, den Horen, Schlegel's indischer Bibliothek, dem königsberger Archiv u. s. w.

In seinen ästhetischen Forschungen verband W. v. H. ie gewichtigste Gründlichkeit mit dem feinsten Geschmack nd klarer, lichtvoller Darstellung. Noch Bedeutenderes eferte er in seinen sprachlichen Untersuchungen, in welchen er sich Gegenständen zuwandte, die bisher wenig von deutschen Gelehrten beachtet worden waren, und mit seltenem Scharfsinn die größten Schwierigkeiten zu überwinden und zu beseitigen wußte. — Ueber seinen meisterhaften Styl bemerkt Mundt (Die Kunst der deutschen Prosa. Berlin 1837, S. 397) sehr wahr und richtig: Unabhängiger von bestimmten antiken Einflüssen, aber von dem Geiste des Alterthums und dem erhabenen Sinn seiner Darstellungskunst durchdrungen, ist die Prosa Wilhelm von Humboldt's vielleicht die gediegenste und großartigste, zu der es die deutsche wissenschaftliche Diction bisher hat bringen können, und die selbst auf dem trockenen Felde grammatischer Untersuchungen eine immer rege Geistesbewegung verbreitet; die Schreibart dieses tiefsinnigen Forschers ist eben so würdevoll als natürlich und einfach, und weiß mit Leichtigkeit das Einzelnste in die höhere Verbindung mit dem Allgemeinen zu rücken.

Rom *).

Tibris, der du rollst die stolzen Wogen,
Denkst du wohl noch jener grauen Zeit,
Wo noch nicht, gewägt auf luft'gen Bogen,
Stand des Capitoles Herrlichkeit,
Roma's Name, noch von Nacht umzogen,
Nicht des Nachruhms Stimme war geweiht? —
Kehrt einst Nacht, die wieder ihn verschlinget?
Strahlt ein Tag, wo keinem Ohr er klinget? —

Nein! so lang' auf seinen Felsensäulen
Ragt das schmale, meerumfloßne Land,
Das der Götter Anherrn einst sah weilen,
Gründen goldne Reich' an seinem Strand
Mag dahin das Rad der Zeit auch eilen —
Wird die Siebenhügelstadt genannt.
Ewig hieß sie in der Vorwelt Munde,
Ewig tönt der Nachwelt ihre Kunde.

Wenn der Tiefe Flut in wüstem Schwalle
Sich empört' auch auf vom Meeresgrund,
Die jetzt schlummern, die Vulkane, alle,
Flammen spieen aus umdampftem Schlund,
Auf das Land mit unerhörtem Falle
Beide stürzten in vereintem Bund,
Daß, wo jetzt den Ulm umschlingt die Rebe,
Leicht zerrissen, Well' an Welle bebe;

Staunend würde doch der Schiffer lauschen,
Rufen: „Freunde, zieht die Segel ein!
„Höret Ihr die Welle stolzer rauschen?
„Seht, auf wogt sie vom Romul'schen Hain.
„Erd' und Meer kann wohl sein Loos vertauschen,
„Doch vertilgt nie Römername sein.
„Todt Gebilde nicht ist's, was ihn träget,
„In der Menschen Brust ist er gepräget."

Als Aeneas zu Evanders Hütte,
Wälzend, kam, des großen Krieges Last,
Und in seiner Opfertische Mitte
Nun der Held empfing den neuen Gast,
Wankten schon durch Trümmer ihre Schritte,
Die die grause Hand der Zeit erfaßt.
„Phryger, schaue diese öden Reste,
„Hier stand Janus, dort Saturnus Veste!"

Also sprach Arkadiens Greis, und stillte
Seines Freundes Sehnsucht, ahndungslos,
Welcher Werke Pracht noch Nacht umhüllte,
Welche Zinnen, wunderhehr und groß,
Da, wo ihm die frohe Heerde brüllte,
Einst entstiegen dunkler Zukunft Schooß.
Ach! die da noch nicht das Licht getrunken,
Liegen wieder jetzt in Schutt gesunken!

*) Elegie von Wilhelm von Humboldt. Stuttgart 1824.

Und wann einst in später Jahre Rollen
Seinen Schritt hieher der Waller lenkt,
Wird vielleicht er Trümmern Wehmuth zollen,
Wo sich jetzt die Menschenwelle drängt,
Wann herab den heil'gen, gnadenvollen
Segen mild der Fürst der Priester senkt.
Der sich jetzt des nahen Aethers freuet,
Jener Dom, liegt dann in Staub zerstreuet.

Stadt der Trümmer! Zufluchtsort der Frommen!
Bild nur scheinst du der Vergangenheit,
Pilger deine Bürger, nur gekommen,
Anzustaunen deine Herrlichkeit;
Denn vor allen Städten hat genommen
Dich zum Thron die allgewalt'ge Zeit.
Daß du seist des Weltenlaufes Spiegel,
Krönte Zeus mit Herrschaft deine Hügel.

Oft sah ich von Aventinus Spitze,
Wo sich engt der Pfad von Ostia her,
Tiber, unter Cacus altem Sitze,
Hin dich rollen zum Tyrrhenermeer.
Wie, geschmelzt an Hohenofens Hitze,
Erz sich wälzet, langsam, gelb und schwer,
Rollst du ernst und feierlich die Wellen,
Die das Herz mit tiefer Wehmuth schwellen.

Starr verfolgt die Woge, wie sie gleitet,
Festgebannt der thränumwölkte Blick,
Und wann sie zur fernsten Fern' ihn leitet,
Kehrt mit gleicher Sehnsucht er zurück.
Dieser Wogen finstres Rollen deutet
Wohl des Menschen innerstes Geschick.
Wenn den Busen Freud' und Kummer engen,
Ist es mehr, als dunkles Wogendrängen?

Schnell vorüber rauscht der Freud' Entzücken,
Langgehegt wird Schmerz und Kummer mild;
Wann es fern die Jahr' und fern entrücken,
Schwankt erbleichend das geliebte Bild.
Ew'ger Wechsel taumelt vor den Blicken,
Und eh' Lösung tief die Sehnsucht stillt,
Schlingt das Grab die streitenden Gefühle,
Dumpf und still, wie Sommermittagsschwüle.

So von Oed' und Kummer trüb' umschwebet,
Blicken, wie durch zarten Trauerflor,
Roms Gefild', und einsam klagend strebet
Trümmer dicht an Trümmer nur empor.
Gräber, von der Vorzeit Hauch durchbebet,
Schweigend ewig dem erschrocknen Ohr,
Hingestreut in wechselnden Gestalten,
Feiern Orcus dunkler Mächte Walten.

Denn bis wo des Meeres Woge schwillet,
Vom Gebirg her am Sabinerland,
Das mit tiefem Blau die Luft umquillet,
Wo der Sonne glühend heißen Brand
Sparsam schattiges Gehölz umhüllet,
Herrschet der Zerstörung grause Hand.
Wehmuth hat ihr Reich hier aufgeschlagen;
Wehmuth flüstern tausend stumme Klagen.

Doch wie, wem des Lebens Kraft versieget,
Von der Liebe heißem Wonnekuß,
Schlürfet inniger stets angeschmieget,
Ihrer Flammen tödtenden Erguß;
So in sehnsuchtsvoll Erstarren wieget
Dieser Himmelsfluren Zaubergruß.
Segnen muß der Mensch, auch wann er kranket,
Doch den Epheu, der ihn fest umranket.

Stets an Alba's ernster Scheitel hängen
Möchte zauberisch gebannt der Blick,
Wo einst Latium mit Festgesängen
Flehte von dem Donnrer Sieg und Glück
Zu Soracte's lichten Höhn sich drängen,
Kehren über Tiburs Hain zurück;
All die tiefen, schwelfenden Verlangen
Halten in dem engen Raum gefangen.

Denn in dieses engen Raumes Schranken
Ruht der Umfang einer halben Welt,
Wie in Einem flüchtigen Gedanken
Oft ein Menschenleben dar sich stellt.
Ferner Völker stolze Throne sanken
Hier, an Roma's Felsenmacht zerschellt,
Und mit Blüthen, fremder Zon' entpflücket,
Stand sie da, die Herrscherstirn geschmücket.

Wie von Helios zu Selenens Glanze,
Kehrt zwar von der Heldin blut'gem Schwert
Und der schlachtenfroh gebäumten Lanze
Gern der Geist zu der, die, gramverzehrt,
Mit der Locke wildzerrauftem Kranze
Sitzet an dem umgestürzten Heerd,
Deren Schmuck, mit Siegerhand entführet,
Nun der Stolzen hohe Mauern zieret.

Arme Hellas! traure nicht bekümmert!
Hebe froh den gottdurchströmten Sinn!
Wenn in heilger Tempel Halle schimmert
Waltend deine Nebenbuhlerin,
Wenn mit Mavors Städte sie zertrümmert,
Wurde dir ein höherer Gewinn;
Du nur sangst im Götterreihn der Musen,
Du nur herrschest in der Menschen Busen.

An Ilissos sanftgewundnem Strande,
Wo Platanen wehrten Helios Strahl,
Führten lieblicher gewobne Bande
Durch des Erdenlebens dunkles Thal.
In der Dichtung magischem Gewande
Stand die Weisheit bei der Freude Mahl,
Und begeisterter empor zu flammen,
Schmolz mit Freundschaft Liebe fest zusammen.

Wann der Perser wilde Schaaren drohten,
Glühte jedem Griechen hoch der Muth,
Und von allen Küsten her entboten,
Spendeten der Freiheit sie ihr Blut.
Ueberdeckt mit Trümmern und mit Todten,
Ausgespieen von des Meeres Wuth,
Können Salamis Gestade zeugen,
Ob dem Joche sich Hellenen beugen.

Doch wann sie des Friedens Opfer weihten,
Rosteten die Waffen unberührt;
Knechtschaftsfesseln einer Welt bereiten,
Ist nicht, was Hellenenbrust verführt;
Für des Vaterlandes Götter streiten;
Aber, wann der Freiheit Kranz sie ziert,
Froh den Reigen um die Freien schließen,
Und der Hohen Gegenwart genießen.

Ihren Geist — der Erd' und Himmel füllet,
Flüstert in dem gottgeweihten Hain,
In des Meeres dunkler Woge schwillet,
Furchtbar starrt im nackten Felsgestein,
Zart der Schönheit Wellenform entquillet —
Schlürfen mit geweihten Sinnen ein.
Tief die Brust in alles Leben tauchen,
Und es bildend wieder von sich hauchen.

Aus dem Nichts da sprangen die Gestalten,
Die umsonst die Hand der Zeit bezwang,
Deren überirdisch Götterwalten
Jetzt noch füllt den Sinn mit Himmelsdrang,
Die der Schönheit Urform rein entfalten,
Rhythmisch, wie der Sphären Feierklang,
Und sich, wie sie frei den Aether schlürfen,
Huldreich fügen menschlichem Bedürfen.

Da entströmeten der Hymnen Töne,
Wann in Elis und des Isthmos Flur,
Eifernd, ob des Sieges Kranz sie kröne?
Flog zum Ziel der Flammenräder Spur.
„Eins sind Götter, eins der Menschen Söhne,
„Aber beiden Eine Mutter nur.
„Werden jene vom Olymp getragen,
„Können auf zu ihnen wir doch ragen!“

So vom Hauch der Schönheit überthauet,
So ergriffen von der Größe Macht,
Drang der Geist von Morgenroth umgrauet,
Tiefer in des Menschenschicksals Nacht.
Keiner hat es je so klar geschauet. —
Wie der Zorn der Eumeniden wacht,
Wie das Leben irrt, ein Traum am Tage,
Ewig tönt's des Chores Wechselklage.

Klagt Euch selber; denn kaum flücht'ge Spuren
Ließ von Euch zurück Barbarenwuth.
Argos trauert und Mykene's Fluren,
Oed' ist Aulis strudelreiche Flut;
Der Zerstörung wilde Stürme fuhren
Da, wo Götter menschlich einst geruht.
Wie der Leier Tön' in Luft verhallen,
Muß des Lebens zartste Blüthe fallen.

Nicht gegeben ward es Euch, zu gründen,
Was durch grauer Zeiten Alter lebt.
Der selbst, dessen kühnem Ueberwinden
Dienstbar Indus Ufer einst gebebt,
Konnte Welten wohl mit Ruhm entzünden;
Doch es sank, was er mit Müh' erstrebt.
Wie der Gott im Zweigespann der Tieger,
Zog dahin, und schwand der trunkne Sieger.

Wer empor ein fest Gebäu will führen,
Trotzend Zeit und Schicksal unverwandt,
Muß das Ird'sche muthig zu berühren
Nimmer scheun mit arbeitkühner Hand,
Und des innern Busens Kräfte spüren
Näher mit der Erde Staub verwandt;
Wie die Eiche tief die Wurzeln senket,
Wann am Aether sie die Zweige tränket.

Zwar, sie schöpfend von des Himmels Zinnen,
Goß ins Bild, das starrte, kalt und taub,
Jene Gluten, die uns noch durchrinnen,
Kühn Prometheus; doch der Stoff war Staub.
Nun in jedem menschlichen Beginnen
Wird des Himmels Frucht der Erde Raub.
Was entflammt den freigeschwungnen Kräften,
Muß sich an die Nacht des Bodens heften.

Ewig hätt' Homeros uns geschwiegen,
Hätte Rom nicht unterjocht die Welt;
Nimmer wär' aus Grabesnacht gestiegen,
Der die Seele fest im Leiden hält,
Da die Glieder Schlangen ihm umschmiegen,
Und der Knaben Tod den Busen schwellt,
Ließ nicht Titus einst von Siegestrümmern
Seine weiten, goldnen Hallen schimmern.

Wie empor, den Himmel tragend, streket
Atlas, eine allgewalt'ge Wehr.
Dicht von Wolken ist sein Haupt umschwebet,
Und die Wurzel birgt das dunkle Meer.
So von dort, wo Dichtung Fabeln webet,
Ragt zu uns Roms mächt'ge Schicksal her.
Was von Thatenkunde wir vernahmen,
Wölbet sich um ihren stolzen Namen.

Nicht ein frei Geschenk aus Göttergüte,
Ward der Thron der Welt des Römers Loos:
Wie stets neu ein zürnend Haupt erblühte
Lerne's Drachen aus der Wunde Schooß,
Hob die Oftbesiegte sich, und sprühte
Neue Flammen auf den Sieger los,
Bis ihr letztes Blut er nun vergossen,
Und sich Janus hohe Pforten schlossen.

Stark der Arbeit Riesenlast zu wägen,
Schritt Quirinus Volk den Ringerpfad,
Schnöd verschmähend, Ruh nach Kampf zu pflegen,
Erntend ewig neuer Siege Saat,
Von des Ruhmes lichtbestrahlten Wegen
Ach'tend nichts, als Herrscher-Wort und That,
Gern vergeuderisch mit Blut und Schweiße,
Wenn es nur der Welten Richter heiße.

Denn des Rechtes eherne Gesetze
Hielt es den erschrocknen Völkern vor;
Daß Gewalt den Schwachen nicht verletze,
Der zum Schirm es stehend sich erkohr,
Und zum Sieg der Rache Schwert es wetze,
Lieh es dem Bedrängten gern sein Ohr.
So von einem Meeresstrand zum andern
Ließ es seine blut'gen Schaaren wandern.

Doch ach kühn sie waget ferne Züge,
Uebt daheim erst Roma Schlachtenmuth;
Denn daß, kaum geboren, sie erliege,
Lauscht um sie der Nachbarvölker Wuth;
Doch die Hände streckt sie aus der Wiege,
Und erwürget liegt der Rattern Brut.
Bändigend Ausonien ihrem Worte,
Steht sie an der Weltbeherrschung Pforte.

Und das Meer lacht ihren stolzen Füßen,
Und es reizt sie, sich ihm zu vertraun.
„Mag den Uebermuth Carthago büßen,
„Und Circeji's Wald die Fluten schaun!"
Ruft sie, und mit lauten Siegesgrüßen
Senden ihre Flotten Todesgraun.
Zwischen Schiff und Schiffen kühne Brücken
Schlagen sie sich auf der Wege Rücken.

Und der Kampf nun auf den schwachen Brettern
Tobt', als wütet' er auf Felsengrund;
Vor des Römersschwertes Flammenwettern
Sinkt der Pöne in der Wellen Schlund,
Und von seinen Siegern, wie von Rettern,
Bettelt er des Friedens schmähl'gen Bund.
Von dem schönen, dreigezackten Lande
Muß er fliehn zu seinem öden Strande.

Aus der Heimath ist sie nun geschritten,
Morgendlich, gleich schön geschmückter Braut,
Muth und Stärke hat sie sich erstritten,
Daß vor keinem Kampf sie mehr ergraut.
Zwar noch blut'gen Regen auf sie schütten
Ungewitter, denen Nacht entthaut;
Doch sie harret aus, die Wolken fliehen,
Und es sinkt die Welt zu ihren Knieen.

Und nach jedem schwer bestandnen Streite
Heftet, noch vom Kampfgewühle heiß,
An der Götter Tempel sie die Beute,
Des vergoßnen Blutes theuren Preis.
Mit den Grenzen dehnt sich in die Weite
Auch der Stadt, der Einz'gen, heil'ger Kreis;
Denn zum Heerd des Reichs ist sie geweihet,
Wo sich ew'ger Flamme Vesta freuet.

Und den Siebengürtel dieser Hügel,
Deren Stirn die hohen Zinnen trägt,
Schwingt der Sieg die goldumstrahlten Flügel,
Treu dem Kreise, der ihn einzig hegt.
Ew'ger Herrschaft unverletztes Siegel
Hat hier nieder das Geschick gelegt.
Wohl verpflanzen läßt sich Muth und Tugend,
Aber nicht des Glückes Götterjugend.

Als einst von der Gallier Siegerhänden
Rom, verbrannt, in Graus und Schutte lag,
Und den neuen Aufbau zu vollenden,
Es an Muth dem müden Volk gebrach,
Wollten sie sich feig nach Veji wenden;
Doch Camill, der kühne Retter, sprach:
„Von der Väter Heerde wollt ihr fliehen?
„In die Stadt besiegter Götter ziehen?

„So, Quiriten, traget ihr nur Liebe
„Zum Gebälk, von Menschenhand erbaut?
„So umfaßt ihr nicht mit inn'germ Triebe
„Dieser Muttererde süßen Laut?
„Nein! wenn auch nur jene Hütte bliebe,
„Die den großen Gründer einst geschaut,
„Möcht' an's Herz ich diese Oede drücken,
„Lieber, als den alten Sitz verrücken.

„Oft mit Thränen netzte meine Wangen,
„Als ich weilt' in Ardea verbannt,
„Hier nach diesen Fluren tief Verlangen,
„Nach des Tiebers alt gewohntem Strand,
„Nach dem Himmel, von dem hold umfangen,
„Mir der ersten Jugend Blüthe schwand.
„Daß nicht Sehnsucht trübe unsre Freuden,
„Laßt uns nie vom süßen Boden scheiden!

„Und wer wird den Göttern Opfer bringen,
„Deren Dienst von unsern Vätern stammt?
„Deine Schilde, wer, Gradivus, schwingen,
„Wann kein Bürgerheerd mehr wirthlich flammt,
„Und wo jetzt der Freiheit Kräfte ringen,
„Ist zur Wüste dann der Markt verdammt?
„Vesta's Lohe wer zu löschen wagen?
„Wer auf Feindes Heerd sie frevelnd tragen?

„Fest noch steht die hohe Burg gegründet,
„Aller Götter Häuser unversehrt.
„Wem die Brust das Vaterland entzündet,
„Dem bleibt kein Beginnen je verwehrt.
„Für die oft in Schlachtenreih' verbündet,
„Ihr gekämpft mit blutgefärbtem Schwert,
„Diese wüsten Mauern, o Quiriten,
„Laßt auf's neue Trotz den Zeiten bieten."

Und sie wankten zweifelnd hin und wieder,
Da zieht übers Forum Kriegerschaar,
Und begeistert schallt es durch die Glieder:
„Hier zu bleiben, frommt uns, immerdar!
„Senket hier der Adler stolz Gefieder!"
Und als tönte Götterstimme klar,
Hört vom Markt man und des Rathes Stufen:
„Hier zu bleiben, frommt uns!" alle rufen.

Und seitdem mit aller Götter Gnaden
Ward die Herrscherin der Welt beschenkt;
Schauend von des weiten Aethers Pfaden
Größ'res nicht, worauf den Strahl er senkt,
Ist's, als ob, in Glanze sie zu baden,
Phöbus seine Flammenrosse lenkt.
Wo nur Hauch der Menschlichkeit je wehte,
Sehnt die Brust sich nach der Stadt der Städte.

Denn als hin das erste war gesunken,
Blüht' in ihr empor ein neues Reich.
Die durch Blut und Kampf schritt siegestrunken,
Herrscht nun sonder Schwert- und Lanzenstreich;
Liebe weckt in ihr die Liebesfunken;
Statt des Lorbeers grünt der Palme Zweig.
Tod und Knechtschaft hat sie sonst entsendet,
Segnend jetzt die Welt sich zugewendet.

Zwar auch dieses Glanzes Strahlen bleichen.
Was die Erde Großes je gesehn,
Sinkt einst vor des Schicksals mächt'gen Streichen,
Fortgewirbelt in des Poles Drehn.
Selbst die Sonne muß am Abend weichen,
Neu am Morgen glühend zu erstehn.
Doch der Geist, der tief verborgen weilet,
Wird von keiner Flucht der Zeit ereilet.

Und zu ihm, der, licht entflammt dem Himmel,
Um die Wange dieser Hügel schwebt,
Fliehet freudig aus dem Weltgetümmel,
Wem Betrachtung still die Seele hebt.
Balsam ist der Schatten Nachtgewimmel,
Wann den Busen Ahndung bang durchwebt.
Aus dem Leben in die Wüste schweifen
Muß, wer kühn will Göttliches ergreifen.

So viel Saiten tief im Busen schwingen,
Wann der Welten Einklang rührt das Herz;
So viel Töne allgewaltig dringen
Auf von diesem Boden himmelwärts.
Grabestrümmer, öd' und wüst, durchklingen
Bang die Brust mit sehnsuchtsvollem Schmerz.
Größe ruht auf Mauern und Gefilden;
Schönheit stammt aus himmlischen Gebilden.

Wann, von ihrem Lichte, Ihr umflossen,
Göttersöhne, die Ihr, ewig jung,
Stehet bei den wildgebäumten Rossen,
Hebt die Brust zu übersel'gem Schwung;
Wie dann in einander mild ergossen,
Strömen Wehmuth und Bewunderung,
Bis der Geist, von Ahndungsblitz gerühret,
In dem Loos der Menschheit sich verlieret.

Denn es soll vergehn des Menschen Treiben;
Ewig währet nur, was leblos starrt.
Nichts soll von der langen Vorzeit bleiben,
Was nicht lebend trägt die Gegenwart;
Kraft an Kraft sich funkensprühend reiben,
Hauch beleben Hauch, nach Geisterart;
Der selbst, von dem alles Leben stammet,
Ist nur ewig, weil stets neu er flammet.

Darum sonder bitt'rer Klag' Entsenden,
Senken edle Trümmer hier das Haupt,
Als verziehn sie den Barbarenhänden,
Die der Pracht der Jugend sie beraubt,
Sanft noch lächelnd in den öden Wänden,
Von des Epheus dichtem Schmuck umlaubt;
Wie der Saat, die bald der Sommer bleichet,
Still im Herbst des Halmes Aehre weichet.

Niedern Dienst dem neuen Wohner leihet,
Hoher Säulen schöngeformter Knauf.
Achtlos, ob er Werk der Kunst entweihet,
Stützt er häusliches Geräth darauf.
Soll, der sich des Augenblickes freuet,
Greifen in der Zeiten raschen Lauf?
Blüthen, die aus ihrem Schooße sprießen,
Mögen, welkend, hin mit ihnen fließen.

Großes ewig muß der Mensch erzeugen,
Weil zum Himmel auf sein Wesen strebt!
Doch das Große muß der Zeit sich beugen,
Der im Busen wieder Größ'res webt,
Schlingen so sich hin ein Götterreigen,
In dem Schönes Schöneres belebt.
Nur ein Leben aus dem Tod' entfalten
Ist der Menschheit schmerzumwölktes Walten.

Der des Menschen Busen heiß durchglühet,
Hält die Welten auch im ew'gen Gleis,
Und die Funken, die er flammend sprühet,
Fasset keiner Ewigkeiten Kreis.
Neues auch aus seinem Schooß erblühet,
Ohne daß er ahndungsvoll es weiß.
Er auch kennt nur ewig neu Entwinden,
Ringt, im Größ'ren wieder sich zu finden.

Denn das Neue doch ist heimisch wieder,
Stammt aus gleich verborgnem Urquell her.
Drum, wer lenken will des Geist's Gefieder
Um der Erde Rand, der Sterne Heer,
Steige nur zum eignen Busen nieder;
Schwelle, wie der Ströme Flut das Meer,
Ihn mit aller Schöpfung reichem Leben,
So um Einen lichten Punkt zu schweben.

Denn, ein Abglanz göttlicher Gedanken,
Reißet, theilend keines Ird'schen Loos,
Aus der Alltagsbilder irrem Wanken
Plötzlich, still verklärt, Gestalt sich los.
Größe, die nicht Wankel kennt, noch Schranken,
Ruht in ihrer Züge tiefem Schooß;
Was dem Geist entflieht, als reine Wahrheit,
Strahlt aus ihr in hoher Sinnenklarheit.

So erwuchsen, durch der Gottheit Segen,
Diese Hügel in der Horen Tanz;
Was die Brust kann Großes je bewegen,
Hängt an ihrer Gipfel heitrem Glanz,
Um die sich der Menschheit Loose legen,
Wie um Heldenstirn ein Lorbeerkranz.
Welcher Laut hat menschlich je geschallet,
Den die Vorzeit hier nicht wiederhallet?

Ihren Tönen laß mich, Freundin, lauschen!
Mag, was leicht, wie Windeshauch, verweht,
Immerhin sein Wechsellos vertauschen!
Was das ernste Schicksal will, besteht.
Laß den Augenblick vorüberrauschen!
Nur das Meer, deß' Fluten glanzbesät,
An der Menschheit tiefe Wurzeln schlagen,
Ist es werth, den müden Geist zu tragen.

Julius Hundeiker

ward 179* zu Großlafferde im Hannöverschen geboren, erhielt als Sohn des bekannten Educationsrathes Dr. Johann Peter H. zu Friedberg eine sorgfältige Erziehung, studirte auf den wissenschaftlichen Anstalten seines Vaterlandes Philosophie und Theologie und war dann einige Zeit Lehrer an dem Erziehungsinstitute seines Vaters zu Bechelde, bis er als Prediger nach Apelnstadt in das Braunschweigische kam.

Er ließ erscheinen:

Alexander von Oberg. Braunschweig 1825, 2 Thle.

Hennig Brabant oder die Schrecken der Bürgermeisterschaft von Braunschweig. Ebendaselbst 1825.

Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig. Ebendas. 1826.

Die Guelphenbraut. Bremen 1827.

H. erwählte sich W. Scott zum Vorbilde und hat nicht ohne Geschick und Talent historische vaterländische Stoffe in der Form des Romans zu behandeln gewußt.

Albert Hüne

ward 1796 zu Göttingen geboren, studirte daselbst die philosophischen Wissenschaften und trat, nachdem er die Doctorwürde erworben hatte, als Privatdocent an dieser Universität auf. 1828 wurde er als Bibliothekssecretär nach Hannover berufen.

Wir haben von ihm:

Vollständige historisch-philosophische Darstellung aller Veränderungen des Negersclavenhandels. Göttingen 1820 u. ff. 2 Thle.

Geschichte des Königreichs Hannover und Herzogthums Braunschweig. Hannover 1825—1830, 2 Thle.

Geschichte von Großbritannien. Erfurt 1829—31, 2 Bdchen. in 12.

H. verbindet in seinen historischen Leistungen strengen Fleiß und emsige Forschung mit edler dem Gegenstande angemessener Darstellung.

Johann Nikolaus Ludwig Hünerkoch

ward am 12. Juli 1764 zu Klein-Wülknitz im Köthenschen geboren und bekleidete nach vollendeten Humanitäts- und philologischen Studien eine Zeitlang das Amt eines Conrectors am reformirten Gymnasium zu Hamm, wurde dann Lehrer an der Navigationsschule in Bremen und privatisirte später daselbst, nachdem er diese Stelle aufgegeben hatte.

Er gab heraus:

Practische deutsche Sprachlehre. Leipzig 1801; 2te Ausg. Ebendas. 1805.

Vergleichende Sprachlehre der Regeln zur Erlernung der deutschen, französischen und englischen Sprache. Hannover 1818.

Neueste Erdbeschreibung, verbunden mit Welt- und Naturgeschichte. —

Ein tüchtiger Lehrer, dessen grammatische Arbeiten sich namentlich durch kritische Forschung, Gründlichkeit und Genauigkeit auszeichnen.

Christian Friedrich Hunold

ward 1680 zu Wandersleben in Thüringen geboren und einer wissenschaftlichen Erziehung halber von seinem Vater, dem dasigen gräflich-hatzfeldischen Amtmann, zuerst auf die Schule zu Arnstadt und später von seinen Verwandten auf das Gymnasium zu Weißenfels gebracht. Unter Bohse's Leitung studirte er in Jena die Rechte, zugleich aber auch Sprachen, Beredsamkeit und Poesie und kam dann, nachdem sein Vermögen durch eine Liebschaft mit der Schwester eines Busenfreundes gänzlich zerrüttet worden, 1700 als irrender Ritter nach Hamburg, wo er anfangs durch Schreiben für einen Advocaten und Unterricht in Redekunst und Dichtkunst, später aber durch Schriftstellerei sich ernährte. So beifällig seine meist satyrischen Schriften aufgenommen wurden, so wenig konnten sie ihm dauerndes Glück in Hamburg sichern. Kaum der Verfolgung wegen einer satyrischen Grabschrift auf König Karl II. von Spanien entgangen, machte sein satyrischer Roman ihn tödtlich gehaßt und nöthigte ihn, 1706 mit Lebensgefahr nach Braunschweig zu entfliehen. Als ihm hier die gewünschte Anstellung nicht ward, ließ er sich 1708 in Halle nieder, wo er über Dicht- und Redekunst und über Moral Vorlesungen eröffnete und, nachdem er 1714 promovirt hatte, als Doctor beider Rechte ein gesetztes Leben führte. Er starb daselbst 1721.

Meist unter dem Namen „Menantes" schrieb er:

Die verliebte und galante Welt. Hamburg 1700, 8.; ferner 1715 und 1749.

Curieuse Sendschreiben. Hamburg 1701, 4.

Verliebte, galante und satyrische Gedichte. Hamburg 1702, 8; neue Aufl. Ebendas. 1703, 2 Thle. in 8.

Die allerneueste Manier, höflich und galant zu schreiben. Hamburg 1702, 8.

Die liebenswürdige Adalia. Hamburg 1703, 8; neue Aufl. Ebendas. 1731.

Der thörigte Pritschmeister. Coblenz (Hamburg) 1704, 8.

Salamon. Singspiel. Hamburg 1704, 4.

Nebukadnezar. Singspiel. Ebendas. 1704, 4.

Sendschreiben an Herrn Feustking. Ebendaselbst 1704, 4.

Der europäischen Höfe Liebes- und Heldengeschichte. Hamburg 1704, 8.; dann 1724 und 1734, 3 Thle.

Satyrischer Roman. Hamburg 1705, 8.; neue Aufl. Stade 1718, 2 Thle., Hamburg 1719.

Die beste Manier in honetter Conversation ꝛc. zu leben. Hamburg 1707, 8.

Die allerneueste Art zur reinen und galanten Poesie zu gelangen. Hamburg 1707, 8. Eigentlich Erdmann Neumeister's Arbeit, aber von Hunold mit Vorrede herausgegeben. Neue Aufl. Ebendas. 1728, 8.

Die allerneueste Manier zu reden. Hamburg 1707, 8.

Essopeen belle humeur. Uebersetzt. Hamburg 1712, 8.

Lettres choisies. Uebersetzt. Ebendas. 1712, 8.

Die Höflichkeit der heutigen Welt. Ebendas. 1712, 8.

Einleitung zur deutschen Oratorie. Halle 1713, 8.

Akademische Nebenstunden. Halle 1713, 8.; neue Ausg. Ebendas. 1726, 8.

Auserlesene Briefe. Halle 1714, 2 Thle. in 8.

Neue Briefe. Hamburg 1715, 8.

Vermischte Gedichte. Ebendas. 1715, 8.

Auserlesene Gedichte berühmter und geschickter Männer. Halle 1718—1720, 3 Bde. in 8.

Ernsthafter, sinnreicher und satyrischer Zeitvertreib. Halle 1720, 8.

Die wahre Klugheit in der Welt zu leben. Hamburg 1725, 8.

Die unvergleichlich schöne Türkin. Frankfurt und Leipzig 1733.

Hunold, ein Schüler Bohse's (s. d.), suchte seinen Lehrer noch zu übertreffen und in seinen Schriften den Poeten mit dem Weltmann offenbar zum Nachtheil der erstern zu verbinden. Er ist keineswegs ohne Geist und Talent, aber flüchtig und geschmacklos, blos für den Augenblick und aus Nothwendigkeit arbeitend, und sich wenig um den eigentlichen Werth seiner Schriften kümmernd, die sich daher auch nur eines ganz ephemeren Interesses zu erfreuen hatten, da obendrein Hunold's Lust am Streit und Scandal ihm die Besseren abwendig machte. Unter seinen Poesieen haben einige ernstere Dichtungen aus späteren Tagen den meisten Werth, der jedoch im Ganzen ebenfalls nur unbedeutend ist, da sie sich nicht über den Rang poetischer Prosa erheben.

Ulrich von Hutten,

Sprößling eines uralten adeligen Geschlechts, ward am 20. April 1488 auf seinem Stammschlosse Stackelberg bei Fulda geboren und kam 10 Jahr alt nach Fulda, um Mönch zu werden. Da dies mit seiner Neigung stritt, entfloh er 1504 nach Erfurt und dann nach Köln, von wo er mit dem aufgeklärten Rhagius nach Frankfurt an der Oder ging. Unterstützt vom Ritter Eitelwolf von Stein studirte er hier 3 Jahre, besuchte dann kurz nach einander Greifswalde, Rostock und Wittenberg und ging darauf nach Pavia, um dort die Rechte zu studiren und dadurch seinen erzürnten Vater wieder zu versöhnen. Der Verlust aller seiner Habe bei Eroberung dieser Stadt nöthigte ihn 1513 unter den kaiserlichen Völkern Kriegsdienste zu nehmen, aber bald war er derselben überdrüssig und verfolgte wieder seine wissenschaftliche Laufbahn, für Reuchlin und gegen die Mönche und den mörderischen Herzog Ulrich von Würtemberg auftretend. Nachdem ein nochmaliger Versuch, in Bologna Doctor der Rechte zu werden, an seiner Unruhe und seinem Widerwillen gegen Italien gescheitert war, wurde er in Augsburg von dem schönsten deutschen Mädchen, Constantia Peutinger mit dem poetischen Lorbeerkranze geschmückt und vom Kaiser Maximilian I. zum Ritter geschlagen, worauf er als Dienstmann des Erzbischofs von Mainz denselben nach Paris und 1518 nach Augsburg zu Luther's Unterredung mit dem Cardinal Cajetan begleitete und mit Demosthenischer Beredtsamkeit die deutschen Fürsten zum Türkenkriege anfeuerte. Bald darauf wurde er mit dem tapfern Franz von Sickingen bekannt und fand, von den Mönchen verfolgt, Schutz auf dessen Burg, mußte aber nach der unglücklichen Fehde desselben mit dem Erzbischof von Trier in die Schweiz flüchten, wo er überall verfolgt und von seiner neu ausgebrochenen Krankheit überwältigt am 31. August 1523 auf der Insel Ufnau im Zürchersee starb.

Ein wahrhaft freier deutscher Mann, bekämpfte er rasch und kühn das Unrecht, wo er es fand, mit allen Waffen des Witzes und der Satyre und war dadurch ein treuer Gehülfe Luther's, den er zwar nicht persönlich kannte, für welchen er aber später die größte Achtung empfand.

Seine deutschen Schriften sind:

Anzeig, wie allwegen die römischen Bischöfe sich gegen die deutschen Kaiser gehalten haben.

Ein schön Dialogus von M. Luther.

Klage über die unmäßige Gewalt der Päpste.

Karsthanns.'

Deutsche Gedichte. Herausgegeben von A. Schreiber. Heidelberg 1810.

Auserlesene Werke. Uebersetzt von Münch. Leipzig 1821—1823, 3 Thle.

Die Lateinischen:

Epistolae obscurorum virorum. Venetiae 1516, 4., edidit Münch, Lipsiae 1827., mit Crotus u. A.

Opera. Edidit Münch. Berolinii 1821—1825. 5 Tom.

Freimüthigkeit und unerschütterliche, oft in Derbheit übergehende Geradheit charakterisiren Ulrich von Hutten's Schriften. Es ist lebhaft zu bedauern, daß er nicht mehr Milde und Ruhe besaß, sowie daß er den hohen Werth der deutschen Sprache erst in den letzten Jahren seines irdischen Wirkens erkannte; sein Einfluß auf die Nation würde sonst weit dauernder und nachhaltiger bei den ihm eigenthümlichen Anlagen gewesen sein. Wirkliches poetisches Talent war ihm jedoch nicht eigen, auch benutzte er im Grunde nur das poetische Gewand, um seinen Gedanken und Ansichten leichteren Eingang bei seinem Volke zu verschaffen.

Vergl. L. Schubart, Leben U's von Hutten. Leipzig 1791.

Klagred Hutteni an alle hohe und niedere Stände deutscher Nation*).

Ich wollt gern (dörft ich) führen Klag,
Ein jedermann die Wahrheit sag,
Gemeinen Irrthum machen klar,
Und viel Gebrechen offenbar,
Dadurch dies Nation beschwert,
Ganz deutsches Land verdrucket hat,
Die Sitten werden gar verkehrt.
So seynd die Menschen so verblendt,
Daß man die Wahrheit nicht erkennt,
Und achtet Aberglauben mehr,
Dann christentlich und Gottes Lehr.
Dann wo der Wahrheit einer pflegt,
Gar bald man sich entgegen legt,
Damit werd sollichs unterredt,
Hat einer dann zu weit geredt,
Die Geistlichkeit gegriffen an,

*) Aus Hutten's „Deutsche Gedichte." Herausgegeben von A. Schreiber. Heidelberg 1810.

Den hält man für ein bösen Mann,
Und schuldigt ihn der Ketzerey:
Ach Gott, zu dir ich ruf und schrey:
Daß Menschen Sinn wollst geben ein,
Erkanntnuß und der Wahrheit Schein,
Durch deines Geistes göttlich Kraft,
Der sollichs auch vor Zeiten schafft,
Da erleuchtet menschlich Sinn,
Geb Wahrheit ein, treib Falschheit hin,
Dann auch selbst die Wahrheit bist,
Als zeuget der Evangelist:
Giebt daß erkenn dieß Nation,
Wie weit sey dein Gnad davon,
Wo man von deiner Gottheit schreibt,
Und doch bey Geldes Nutzung bleibt,
Wo man durch Gottes Namen schwürt,
Und doch des Teufels Reich entbürt,
Wo man sich nimmt Geistlichkeit an,
Und Büberei doch für läßt gahn.
Wo jedermann ein Priester nennt,
Den man doch als ein Buben kennt
Derselb mit Sitten, die er übt,
Ein andern bös Exempel gibt.
Wo der eins Herren Namen hat,
Gar nichtes denkt mit Hülf und Rath,
Wie er verhüten mög die Heerd,
Allein der Milch und Wollen gehrt;
Ach Gott, erleucht die Gesalbten dein,
Daß sie durch deines Geistes Schein,
Verstehen in der Gleißnerey,
Was Christenheit und Wahrheit sey;
Verleih mir, daß ich sag davon,
Ob man mich dann verfolget schon,
Das trifft allein den Körper an,
Die Seel man mir nicht tödten kann,
Als du hast selbst geredt davon;
Und durchs Propheten Mund geseit,
Wie weit geh Tyrannen Geleith,
Du bist mir ein auserwähltes Faß,
Als auch der Apostel Paulus was.
Fahr hin, zeigs Herren und Fürsten an,
Ich wöll sie all ermahnet han,
Zu bessern ihr Lehr und Leben,
Darzu ihn mein Gnad woll geben.

Manes.

Hierum ich sprich aus Gottes Lehr,
Ihr Fürsten merket neue Mähr,
Die Priester sollten weltlich Ehr,
Und dieses zeitlich Regiment,
Nicht setzen vor sein Testament.
Und was da wär des Körpers Sach,
Da sollten sie nicht denken nach,
Dann christlich leben ist ihr Fug,
Das hast, Christ, Beyspiel geben g'nug,
Nach Fleisches Werk hast nicht getracht,
Der Welt Regierung ganz veracht,
Allein der Himmel war dein Reich,
Und was demselben g'mäß und gleich,
Das hast du dir geeignet zu,
So hat jetzund der Papst kein Ruh,
Wie er mit g'waltiglicher Hand
Drückt unter sich Städt, Leut und Land.
Spricht dann, es sey der Kirchen Gut,
Heißt halten das in steter Hut,
Und nimmt sich an St. Peters G'walt,
Den er auch ubet mannichfalt,
Mit Binden, Lösen, hie auf Erd,
Als ob das angesehen werd,
In Höllen und im Paradeiß.
Ach, Gott! nun mach all Herzen weis,
Daß nicht mög werden zugestalt
Ei'm bösen Menschen solcher G'walt,
Auf hartem Stein dein Kirch gebaut,
Allein den Frommen wird vertraut,
Auf daß die hab ein festen Grund,
Und bleib in guter Lehr gesund.
Man sieht wohl, wie ein jeder lebt,
Nach Gottes Ehr der Papst nicht strebt,
Allein ihn zeitlich Gut erhebt,
Drum auch zwey Schwerter meint zu han
Und läßt die Schlüssel hinten gahn.
Dich wollt vor Zeiten werfen auf
Zum König ein groß mächtig Hauf,
So bist du weit geflohen hin,
So ist nur jetzt des Papstes Sinn,
Daß er der Welt Regierer sey,
Und unter ihm leb niemand frey,
Dem er auch zu Gezeugnuß trägt
Ein Kron, dreyfaltig aufgelegt,
Und schleift das Pupur hinten nach,
In Demuth hat er kein Gemach,
Mit Hoffart treibt allein sein Sach,
Und daß er Reichthum mög erwerben,
Muß mancher frommer Christen sterben,
Dann stehlen heimlich ist nicht g'nug,
Zu morden, streiten, habens Fug.
Allein der Papst ihm vorbehält,
Was wider Ehren ist gestellt,
Das heißt er dann der Kirchen G'winn,
Und geht allein ihm Bosheit hin.
Ich wollt gern, daß gelogen wär,
Er hält kein Glauben, acht kein Ehr;
Deshalb, ob ich hätt geschworen schon,
Gar bald ich lassen mag davon,
Das schafft ein Absolution.
Wie mögen das sein göttlich Ding,
Doher dein Nahmen achten gering,
Die andern Leuten sollten sich
Zum Beispiel setzen offentlich,
Die deine Schaaf befohlen han,
Des Hirten Amts sich nehmen an,
Und sollten nur der Seelen Heil
Bedenken, und nicht trägen feil,
Dein Geistlichkeit, dein göttlich Gunst,
Als ob du die nicht gäbst umsunst?
Dann du siehst an den Menschen Muth,
Vielmehr, denn was er hab an Gut,
So schickens täglich Bullen her,
Als obs nach deinem Willen wär.
Den Himmel schätzens um ein Geld,
Der allen Frommen zugestellt
Durch Dich, und vormals geben ist,
Dann darzu kommen hilft kein List,
Und wird der Ablaß schaffen nit,
Es geh dann rein Gewissen mit.
Wo dann ist gut die Conscienz,
Da fragt man nit nach Indulgenz,
Sie hand des aber gepflegt so viel,
Daß jetzund niemand leben will,
Er hab ihm dann ein Ablaß kauft,
Drum mancher auch gen Rom hinlauft,
Und holt ein Brief mit Siegel schwer,
Sein Sinn ist guter Gedanken leer,
Nur auf die G'schrift er sich verlat,
Wo er dann zu der Beichtung gat,
Verzählt er, was ihm sey erlaubt,
Daran jetzt mancher fester glaubt,
Dann, Christ, Herr an die Wahrheit dein,
Des Himmels Freud, der Höllen Pein,
Also zu Sünd man Urlaub gibt,
Darum jetzt Sünden machen Uebt,
Und werden Laster, Schand gemehrt,
Gut, Weis und Sitten gar verkehrt;
Dann, wer wollt meiden Uebel thun,
So man das kann austilgen nun?
Zu dispensiren sie vermeint
Der Papst, als ob er sey vereint
Mit Gott, um sollichs, und im Fug,
So falscher Trug und schändlich Lug,
Dadurch die Welt geärgert wird,
Gemeiner Mann am Glauben irrt,
Dann, wo man um Geld kaufen kann,
Daß nichtes Uebels sey gethan,
Und nicht allein die Sünd vergibt,
Die einer etwa hat geübt,
Und ist geschehen sonder mehr
Auch wieder Recht und göttlich Ehr.
Was einer noch in Willen hat,
Thut lassen zu, und gibt dem Statt;
Fürwahr da wird kein Ehr geacht,
Das Volk zu Sünden geursacht,
So haben unser Eltern auch
Den Pfaffen etwan in Gebrauch
Gegeben unser Güter viel,
Meinthalben ich nichts verheben will,
Doch ist gewest derselben Muth,

Daß solches komm der Seel zu gut,
Und werd geweitert Gottes Ehr,
So sieht man jetzund wenig mehr,
Die priesterlichem Leben nach
Regieren sich, allein die Sach
Der Geistlichkeit am Namen leid,
Der G'that will jeder seyn gefreyt,
Man darf nicht fragen, wen ich mein,
Sieht große Schaar, nicht ein allein,
Die Pröbst und Dechan nennen sich,
Prälaten, Pfarrherr offentlich,
Dumherren und Offiziel,
Abt, Prior und Provinciel,
Erz-Priester, Bischoff und dergleich,
Die all der Kirchen werden reich,
Und leben niemands doch zu gut,
Allein auf Praßen steht ihr Muth,
Und essen, trinken, was wohl schmeckt,
Mit Zobel, Marder werden gedeckt,
Die Wochen gehen sie zwir ins Bad,
In feisten Schauben, weichem Wat,
Mit Frauen scherzen, müßig gahn,
Und alles Lusts sich nehmen an.
Ist dann ein geistlich Leben das,
So müßt ich sprechen dann fürbaß,
Daß Gottes Wort nicht wär gerecht,
Wer solches gern zum Besten brächt,
Den heischen sie zum Feuer bald,
Und wird ihm ernstlich nachgestallt,
Ich sag: es ist Bekehrung noth,
Und sollt man mich drum schlagen todt,
Der Müßiggänger seynd zu viel,
Darzu der Pfaffen über Ziel,
Und muß an sich jetzt kaufen Gut,
Dann nimmer wird erfüllt ihr Muth,
Ihr Geiz hat weder Ziel noch End,
Zu gewinnen kehrens Füß und Händ,
Allein des Wuchers haben Fug,
Daß sie doch nimmer pflegen g'nug,
Als ob ihn rauben sey erlaubt,
Dann mancher jetzt durch Irrthum glaubt,
Daß Geistlich rauben sey kein Sünd,
Und ob man einen Pfaffen sind,
Der durch Betrug und Büberey
Den Kirchen brächt viel Gutes bei.
Durch Wucher und Behändigkeit,
Man gibt ihm zu all Ehrbarkeit,
Hat gesammelt Kasten, Keller voll,
Der Kirchen vorgestanden wohl,
Sein Leben keiner schelten soll.
Darzu ich sag: es ist nicht gut,
Daß man aufsetzen will ein Hut
Den Sachen, die nicht billig seynd,
Gott hat es anders auch gemeint,
Sprach: daß ihm sey ein häßig Ehr
Ein Opfer, das vom Raub kommt her
Hierum so niemand rauben soll,
Wie pflegt dann sein ein Priester wohl?
Ich hör sie lehren alle Tag,
Als laut nur jeder rufen mag:
Wie Wucher sey so große Sünd,
Daß man die g'nug kaum büßen künnt,
Wie Gut, daß man mit Wucher g'winnt,
Den Seelen mach viel Pein geschwind.
Und sieh in ihren Werken doch,
Daß sie deß pflegen immer noch
Gleichwie ein Bildstock Straßen zeigt,
Die er zu gahn nicht ist geneigt.
Er wär zuviel, und wider Zucht,
Wiewohl vielleicht nicht gar ohn Furcht,
Wo ich wollt decken auf all Schand,
Die treiben jetzt im deutschen Land
Viel, die man doch für Geistlich acht,
Und leben stets in großem Pracht,
Die schänden mancher Mutter Kind,
Noch ist die Welt gar so verblind,
Daß man will die Wahrheit nicht verstahn,
Und nehmen sich der Sachen an,
Wiewohl ich weiß, und zweifel nit,
Daß Schmerzen groß wird bringen mit,
Arzney zu geben dieser Sitt.
Dem sey nun, wie ihm werden kann,
So muß man doch je greifen an,
Das nutz, und auch vonnöthen ist,
Und daß der Körper bleib in Frist.
Die kranken Glieder schneiden ab,
Latein ich vorgeschrieben hab,
Das wär ei'm jeden nit bekannt,
Jetzt schrey ich an das Vaterland:
Deutsch Nation in ihrer Sprach,
Zu bringen diesen Rach.
Und will man sonst Beschwerung mehr
Erkennen oder achten sehr,
So denk doch jedes fromme Herz,
Ob da nicht sey zu haben Schmerz,
Daß stets gen Rom man Geld hinsend,
Und wieder her, als Uebel wend.
Dasselb die Curtisanen thun,
Die diese Sache treiben nun,
Ohn Zahl sie Geld von hinnen führen,
Das wir vielleicht gern entbühren,
Wo nicht die guten Sitten hie
Zu Ergerung verkehrten sie.
Der Wälschen Possen sieht man viel,
Der ich hie keinen nennen will,
Dann lästerlich zu reden laut,
Das, der zu wirken keinem graut,
Und haben bracht in unser Land,
Das vor den Deutschen unbekannt,
Da habens uns beflecket mit,
Wer war der erst, darzu je rieth,
Daß man ein römisch Weis annehm,
Je mehr ich sag, je mehr mich schäm,
Drum laß ich von der Welschen Schand,
Die (leider) nimmt fast uberhand,
Und rühr das römisch Regiment,
Des Geitzes hat weder Ziel noch End.
Wie kommen da wir Deutschen zu,
Das wir nicht mögen haben Ruh,
Bei dem, das doch ist unser Gut,
Ein ander uns das nehmen thut,
Und fordert unser eigens ab,
Gleich ob er uns gefangen hab.
Wo seynd wir schuldig worden je
Dem Papst tributen, oder wie,
Wie darf er heischen Pension
Von dem, das wir gestiftet hon?
Ists billig, daß den Stuhl erhalt
Zu Rom, der drauf hat kein Gewalt?
Was geht uns an, daß einer lebt,
Und in ei'm Pracht und Wollust schwebt?
Will er dasselb von uns bekomm?
Ach Gott, wir Deutschen seynd zu fromm.
Wiewohl mit Frömmkeit wird genannt,
Daß wir ernähren Laster, Schand,
Dann geben wir darzu kein Geld,
Ihr unkeusch Leben wär zerfällt,
Ihr Bosheit halten wir in Brauch
Drum Gott uns billig strafet auch,
Dasselb mir in Gedanken leid,
Macht mei'm Gewissen manchen Streit,
Daß wir so viel ausgeben han,
Und's doch geleget übel an.
Hört zu, ihr Deutschen, was ich sag,
Aus Gottes Stiftung nimmer mag
Bewiesen werden, uns schuldig seyn,
Dem Papst zu geben Geld hinein,
Und um ihn kaufen geistlich Waar,
Pfründ, Kirchen, Pfarren und Altar,
Gott hats gegeben als umsunst.
Und mag nicht seyn der göttlich Gunst,
Wo man die Sacrament verkauft,
Kein hat Gott nie ums Geld getauft,
Die zwölf er auch geheißen hat,
Der Geitzigkeit nicht geben Statt.
Er sprach: ihr habts umsonst erlebt,
Drum auch umsonst den andern gebt.
Dann hätt er seinen Glauben feil
Geboten je, und christlich Heil,
Er hätt nicht minder mögen han,
Dann jetzt der Papst erschätzen kann;
War aber ihm ein schnödes Ding,
Wo einer nur mit Geld umging.
Wo nun auf Geld der Himmel steht,
Wie kann dann wahr seyn Gottes Red;
Der spricht: so müglich, mögen seyn,
Zu einem Nadelöhr gahn ein
Ein ungefügs Kameelthier,
Als könnt ein Reicher sich entbier
Gen Himmel, und den wohnen inn;

Fürwahr, es hat ein andern Sinn,
Dann wo man solches kaufen möcht,
Daß Reichthum mehr denn Armuth döcht,
So wär nicht wahr, daß Gott hat g'seit,
Den Armen hat sein Reich bereit,
Wo bleibt nun päpstisch Hinterlist,
Durch den man überschwatzet ist,
Zu kaufen Ablaß und Genad,
Auf daß man uns des Gelds entlad.
Ich will euch sagen, was ich hör,
Es ist geschehen kurz hievör,
Da wollten die aus Reußen-Land
Im Glauben haben sich erkannt,
Und zu uns treten alle gleich,
Da dacht der Papst zu werden reich,
Und setzt ihn auf ein großes Gold,
Daß man ihm jährlich geben sollt;
Das hat den Reußen sehr verschmacht,
Und haben sich der Sach bedacht:
Die Kircheng'mein zu kaufen nit,
Wiewohl man ihn die fell anbiet.
Also der Papst den Glauben mehrt,
All Ehrbarkeit von dannen zehrt,
Die christlich Ordnunge verkehrt;
Doch stiftens Orden mannichfalt,
Der einer macht den andern alt,
Als muß man tragen Kleider an,
Darbei man kenn ein frommen Mann,
Und sey am Glauben nicht genug,
Ich sprich: sie habens nimmer Fug,
Allein der Geiz sie darzu zwingt,
Denn jeder Orden etwas bringt,
Die betteln auf durch alle Land,
Und machen päpstlich Macht bekannt;
Franciscus ist deß einen Gott,
Dominicus den andern hot,
Sanct Augustinus, der gemacht,
Ich sag, Gott wird dadurch veracht,
Ein Orden ist die Christenheit,
Da darf man haben zu kein Kleid,
Allein die Seel den an ihr hat,
Das ist ein unvergleichlich Wat,
So mag ich größer Ehr nicht han,
Dann wo man einen Christen-Mann
Thut nennen mich, das ist mir Ehr,
Die ich allweg soll suchen mehr,
Dann mich mit neu'm G'setz beschwer,
Desgleichen Wallfahrt seyn ohn Zahl,
Die machen auch uns Nahrung schmal,
Von dannen nimmt der Papst sein Theil,
Da sind man die Mirakel feil,
Und todt das Volk hinnach ohn Maß,
Hie seynd die Pfaffen, loben das,
Und sagen viel, was g'schehen sey,
Do doch nie kam ihr einer bey,
Und wissen, daß sie liegen d'ran,
Mit Wahrheit mögen nicht bestahn;
Doch ist der Geiz, der sie das heißt,
Der Papst mit diesem Falken beist,
Die jagen ihm das Wildpret auf,
All christlich Wesen steht im Kauf,
Man denkt nach Fündlein mancher Hand,
Daß von uns werd das Geld gewandt,
Jetzt heischt man Geld zum Türken-Krieg,
Da schämt sich keiner, daß er lüg;
Dann will man bauen wunderlich
Sanct Peters Kirchen uber sich'
Die wär sonst niederg'fallen gar,
Mich wundert, daß mans g'denken dar;
Ob dann schon Rom that Bauens noth,
Wie darf man drum aufsetzen G'bot
Den Deutschen, und uns heischen an,
Die Wahlen paß zu geben han?
Warum wird nicht die wällisch Art
Mit Ablaß so beschweret hart?
Allein die Deutschen Narren seyn,
Das thut mir weh, und macht mir Pein,
Und wollt, daß jedermann bedächt,
So fänd man nicht, der unser lächt.
Ihr Cardinäl ich sprich euch zu,
Die uns zu rauben habt kein Ruh,
Und treibt die Sach ohn Maß und Ziel,
So je Sanct Peter fallen will:
So mindert diesen großen Pracht,
Den ihr führt jetzt zu Rom mit Macht,
Zieht ab ein wenig vom Gepräng,
Damit ihr Rom oft machet eng,
Und nehmt von Ueberflüssigkeit,
Darin ihr euch macht also breit;
So möcht ihr wohl so viel erspar,
Daß stehe St. Peters Münster gar,
Ihr nennet euch Apostoln gleich,
Und seyd doch nicht von Tugend reich,
Unkeuschheit euer Leben ist,
Kein Reinigkeit bei euch hat Frist,
Als königlich ist euer Stadt,
Das Christus nie gelehret hat;
Allein die Kirch wollt ihr jetzt seyn;
Und gebt doch alles Laster Schein,
Ein Papst meint auch zu wählen ihr,
Obschon darvon nicht wissen wir;
Das thut ihr wider göttlich G'setz,
Wiewohl ihr macht davon Geschwätz,
Ich sag euch: nehmt der Sachen acht,
Viel frommer Deutschen seynd bedacht,
Die werden greifen euch in Zaum,
Denn werd ihr uns entreiten kaum,
Ihr habt das Spiel getrieben g'nug,
Laßt ab! hört auf! ihr habts kein Fug!
Verwöhnet auch den Papst nicht mehr,
Daß er uns schick sein Schinder her,
Die uns zu beichten regen an,
Das sie doch selbs nie g'pfleget han,
Und sagen uns von jeder Speis,
Von essen auf ein neue Weis,
Dann Fleisch, dann Fisch mit Unterschied,
Da singens von ein langes Lied,
Und heißens halten fest und härt,
Als ob es Christus hätt gelehrt,
Und ob es wär ein nöthig Ding,
Gott solches sich nie unterfing,
Und nicht allein ists nicht sein Lehr,
Er hats auch widersprochen mehr,
Kein Unterschied uns heißen han,
Was eß und trink ein jedermann.
Spricht Paulus auch, die Speis ist nit,
Da wir Gott mögen g'fallen mit,
Hieß jeden essen, was er find
Am Speismarkt feil, ohn alle Sünd.
Ist aber jetzt ein größer G'bot,
Denn selbs ja hat gestiftet Gott,
Des will ich sagen Ursach auch,
Den Deutschen muß man diesen Rauch
Vor Augen blasen, der sie blendt,
Daß Trügerey bleib unverkennt,
Und werden Bullen theuer g'nug,
Dann wo dies Nation wär klug,
So hätt das Evangelium
Vor diesen Fabeln seinen Ruhm.
Ihr Herrn sollt wissen, und ist wahr,
Es seynd nun hin wohl etlich Jahr,
Ward ich zu Mainz geschlossen aus
Hoher Schul und meines Vaters Haus,
Ein Testament macht mir den Strauß;
Da wollt ich Rom erkennen auch,
Und was da wär der Römer G'brauch,
Wie möcht ich hie von aller Schand,
Verzählung thun, die ich da fand,
Man sieht dergleich in keinem Land;
Und nicht allein, was ander thun,
Alsdann die Welt sich ärgert nun,
Mit Sünden, die da seynd gemein,
Viel Sachen Rom betreibt allein,
Der'n etlich wider menschlich Art,
Und all natürlich Weis bekahrt,
Sonst hab ich g'sehen große Schaar,
Die Gaßen treten hin und dar,
Viel Esel und viel stolzer Pferd,
Der etlich viel Ducaten werth,
Und seyn gezäumet auf mit Gold,
Oft wann ich auch spaziren wollt,
So kam ich mitten ins Gepräng,
Von dem die Gaßen warent eng,
Und dieser Reuter gestickt voll,
Daß ich von Glück mag sagen wohl,
Daß mich kein Esel trat zu todt,
Wiewohl ich hab gelitten Noth.
Da ritten her die Cardinäl,
Den folgen nach Offiziel,
Abt, Bischöf und Prälaten viel,

Die ich nicht nennen kann, noch will,
Viel Oechane, Pröbst und ander Geschmeiß,
Von dem ich viel zu sagen weiß,
In Seiden, Purpur all gekleidt,
Mit Schauben, Kutten ausgebreit,
Dann kam der Papst zu dieser Schaar
Auf einer wohlgeschmückten Baar,
Den trugen zwölf Trabanten her,
Als ob er möcht nicht gehen mehr;
Da mußt man schreyen (vive!) laut,
Hoffiren der gestöhrten Braut,
Drum gibt er Benediction,
Da wird man reich und selig von.
Sag einer nun, wo Gottheit sey?
Ob Christus auch mög wohnen bey?
Da ist ein so tyrannisch Pracht,
Hat Petrus auch dergleichen g'macht?
Das hab ich oft zu Rom gefragt,
Es hat mirs aber niemand g'sagt;
Darum sie prangen mit Gewalt,
Gott hat ihm das nicht zugestallt,
Ich hatt ein großes Wunder drab,
Oft, wann ich sollichs g'sehen hab.
Zuvor der Curtisanen Schaar,
Die möcht kein Mann verzählen dar,
Da liefen viel Copisten mit,
Viel tausend Schreiber auch ein Glied
Der Kirchen, die zu Rom regiert,
Indem jetzt mancher Christen irrt,
Dann nie zu Rom die Kirch allein
All Christen seynd dies insgemein,
Denn das der Papst zu Rom vermeint,
Drum hat er sich noch nie vereint
Mit andern, will auch nicht Gebühr,
Das sey zu Rom des Papstes für;
Noch hab ich g'sehen lang Proceß,
Ein Volk der Frömmkeit ungemeß,
Viel schöner Frauen wohl gekleidt,
Die jedem seynd um Geld bereit,
Mit den der Rüffianer Heer,
Von den kein Gaß in Rom ist leer,
Manch Advocat und Auditor,
Notarien und Procurator,
Die Bullen geben, sprechen Recht,
Der jeder hat sein G'sind und Knecht,
Darunter ist manch wild, und Gesell,
Den heißt man Cursor und Pedell,
Die auch ein Glied der Kirchen seyn
Zu Rom, und nehmen täglich ein
Von Deutschen unser Schweis und Blut,
Ist das zu leiden, und ists gut?
Ich rath, man geb ihn fürter meh
Kein Pfennig, daß sie Hungers weh
Ersterben, und durch Armuths-Noth,
Das nicht zuwider Ehr und Gott
Solch unnütz Volk auf Erden leb,
Darum fürhin kein Deutscher geb;
So mögens nicht ernähren sich,
Wo nun man weiter fraget nicht,
So wüßt ich noch zu zeigen an
Ein Völklein, manchen losen Mann,
Seynd auch im selben Regiment,
Das man die christlich Kirchen nennt,
Dann jetzund Rom man weit und breit
Hält für ein Haupt der Christenheit.
Das ist ein Jammer, deß nicht gleich,
Ach Gott! wo ist dein Himmelreich?
Das stets verkauft des Papstes G'sind,
Und uns vertheuert so geschwind,
Die Buben, die ich hab genennt,
Hilf, daß der Hauf werd bald zertrennt!
Dann, wo das nicht in Kürz geschicht,
Daß dem Gewalt sich selbst versicht,
So förcht ich, es werd übel gahn,
Sie han geäffet jedermann,
Drum mag es bleiben länger nit,
Es muß das Kalb, die Kuh gahn mit.
Das wär noch zu verhüten wohl,
Wo aber es geschehen soll,
So hilft dafür kein weiser Rath,
Ich bitt dich, Herre Gott! gib Gnad,
Daß werd gefreyet deutsches Land,
Den Volk, dem rechter Glaub bekannt,
Sie nehmen uns all Freiheit ab,
Drum, da ichs vor gelassen hab.

Auffetzen sie uns Fasten-Speis,
Das thun sie nur mit G'winnes Fleis,
Dann ich zu Rom die Fasten aus
Nie sah in eines Metzgers Haus,
Ein Fleischbank, die verschlossen wär,
Glaubt mir, ich hab gesehen mehr,
Sie essen durch die Fastenzeit
Fisch, Wildpret, Vögel unvermeid;
In andern Städten auch dergleich,
So weit sich streckt der Wälschen Reich,
Da hat man drab Gewissen klein,
Ißt Fleisch und Fleisch als ingemein,
Ohn daß bey dem gemeinen Mann
Der Päpst Gestift wird gesehen an;
Doch hab ich keinen Narren nie
Gesehen, der um Geld, wie hie,
Erlaubniß hab zu essen kauft,
Von hinnen nur der Pfennig lauft,
Auf daß der Aberglaub besteh,
Daß thut mir in mein'm Herzen weh,
Daß man das nit bedenken will,
Deß seynd jetzt solche Lügen viel,
Die man viel größer acht, und mehr,
Dann heilig Schrift und christlich Lehr;
Drum schickens ein Legaten her,
Der mit dem Haar die Haut abscheer,
Vor dem hie niemand essen mag
Milch, Butter, der ihms vor nicht sag,
Und kauft ein Bullen drauf ums Geld,
Seht nun, was diesen Leuten fehlt?
Und thätens das im wälschen Land,
Sie kämen bald zu Spott und Schand;
Ich weiß nicht, ob noch etwas sey
Vor diesen Buben blieben frey,
Da nicht dem Papst werd von gelohnt,
Sie haben ja noch niemands geschont.
Den Fürsten schickt man Roßen her,
Die nehmens an mit großer Ehr,
Dargegen ubergebens viel,
Ist keiner, der das merken will?
Und würf die Roßen an ein Wänd,
Daß solcher Trug mög haben End!
Wo hat man größer Narren je
Gefunden in der Welt, denn hie?
Doch weiß ich ein, der hat ein Herz,
Wird dienen wohl zu diesem Scherz,
Und hoff ja, Philipps Hessen-Muth,
Daß sey in ihm ein deutsches Blut,
Und werd mit Ehren uben sich
Dem Papst entgegen gewaltiglich.
Der Kaiser nimmt von seinem Fuß
Die Kron, zwar ein große Buß,
Was ist doch da eins Kaisers Sinn?
Es ist schier all mein Hoffnung hin!
Denn ist es nicht ein große Schmach
Ein Hochfahrt und unförmlich Sach,
Daß der soll herrschen in der Welt,
Dem Papst zu seinen Füßen fällt,
Und muß die küssen mit dem Mund?
Ich sag, daß ist ein rechter Fund,
Desgleichen kein Tyrann nie dacht,
Wie groß er hat Gewalt und Macht,
Obschon ein Wälsch den andern küßt die Füß,
So habens zusammen die Wäl und Drüß,
Ja, ist gewiß und liegt am Tag,
Daß Christus solches gar nicht pflag,
Der seinen Jüngern wusch die Füß,
Und sie dergleichen gebehren hieß.
Wer nun will seyn in solcher Acht,
Als Gott die zwölf Apostoln macht,
Der sey ihn mit den Werken gleich,
Von Gottes Geboten niendert weich,
So halt ich ihn zu gleicher Ehr,
Wo aber einer anders wär,
Und meint bey neben diesem Stand
Zu herrschen uber Leut und Land,
Und haben weltlich Regiment,
Des Macht muß werden bald zertrennt;
Dann dies seynd widerwärtig Ding,
Drum sag ein jeder oder sing,
So ist doch kindlich Gottes Sinn,
Was ihm und was dem Teufel dien,
Dann niemand beyden dienen kann,
Er muß des einen müßig gahn,
Ist nun der Papst ein geistlich Mann,

So seh er, wie er Land regier,
Und geistlich Namen nicht verliehr,
Dann je nicht ist des Geistes Sach,
Gepräng und Wollust stellen nach,
Das wissent Ablaß-Krämer wohl,
Noch seynd sie so des Geitzes voll,
Daß sie der Wahrheit schweigen ganz,
Und geben aus ein falschen Glanz,
Damit die Welt betrogen werd,
Und Aberglaub regier auf Erd.
Der Eigennutz geht allweg mit,
Deß wöllen sie entbehren nit,
Und suchen List auf alle Weg,
Das Nutz gebähr und Leut beweg;
Die reden von der Höllen-Pein,
Als ob die ihn bekannt möcht seyn,
Und was uns geb vor Freuden Gott,
Die messen sie aus mit dem Loth,
Und haben großen G'winn davon,
Drum, ob kein Höll wär, nindert schon,
So kämen doch die Pfaffen her,
Und predigten ein neue Mähr,
Dem Volk zu machen einen Grauß,
Auf daß ihn Geld gefiel heraus;
Denn was ihn Geld und Nutzen bringt,
Ein jeder da sein Liedlein singt.
Zu sammeln Geld steht all ihr Muth,
Drum Pfaff zu werden ist gar gut;
Sonst wöllt die Platten niemand han,
Und müßten leer die Kirchen stahn,
Wo aber ist ein frommer Mann,
Der sich der Geistlichkeit nimmt an,
Die heiligen G'schrift auslegen kann,
Mit keiner Pfründ man ihn versicht,
Dann, wer jetzt nicht mit Schalkheit sicht
Zu Rom und wird ein Curtisan,
Den lassen sie dahinden stahn.
Also kein Frommer g'fördert wird,
Allein die Schalkheit ist geziert,
Das heißt man jetzt die Geistlichkeit,
Und ist so weit umher gebreit,
Daß Müßigänger seynd im Land,
Und die sich fleißen aller Schand,
Mehr dann mag leiden nun die Welt,
Und Gott in seinem Reich gefällt,
Und seynd der Curtisanen voll,
All Land, das sieht man leider wohl,
Vor der Gewalt und Büberey
Kein Stift jetzt mag bleiben frey.
Dann wo noch etwas wär vor Hand,
Zu Rom, der Kämmern unbekannt,
Da legens auf ein Pension,
Obs hat gestift ein Deutscher schon,
Und b'halten im Patronen-Recht,
Allein für sich und sein Geschlecht,
Das gilt zu Rom nicht fürter meh,
Der Papst sucht alle Förtele,
Wie er ein Nutz von dannen zieg,
Da schadt nicht ob man schwör und lüg,
Und brauchend Curtisanen sich,
Die wissen darin meisterlich
Dem Papst zu rathen, wie er thu,
Daß er ihm sollich Freiheit zu
Mög wenden dar, und habs allein,
Die Hälft, das Drittheil sey zu klein.
Hierum, wo etwas frei noch wär,
Bald bringen sie ein Ursach her,
Zu fassen das mit einem Strick,
Da werden gestellt Garn und Strick,
Auf daß nur hier kein Freyheit sey,
Durch einen, der dagegen schreib,
Dann drum ich solches hab gethan,
Viel Abentheur muß ich bestahn,
Und wird getracht nach meinem Leib,
Doch will ich bey der Wahrheit bleib,
Und schreiben als ei'm Edeln bührt,
Ob das dann einen trifft und rührt,
Der nehm mich an den Oerten vör,
Da solches kommen soll zu G'hör;
Sie wollen aber nicht darzu,
So kann ich auch nicht haben Ruh,
Und mag die Wahrheit schweigen nit,
Wiewohl mir das kein Freund nie rieth
Die förchten mein, das sieh ich wohl,
Drum aber ich nicht schweigen soll,
Dem Vaterland will seyn gedient,
So ist das Christen-Volk verblindt,
Das muß man bringen zu Gesicht,
Ob einer dann herwider sicht,
Und meint verdrucken Recht mit G'walt,
Alsdann ist jetzt die Welt gestallt,
Da ist zu brauchen Aufenthalt,
Und wird Gewalt verboten nit,
Gibt weltlich und natürlich Sitt,
Sprich, ob ich schon geduldig wär,
So müßt ich dannoch haben Beschwer,
Daß Geistlichkeit ich kaufen sieh,
Und das geschicht so öffentlich,
Das Fugger treiben in der Bank,
Darvon zu sagen ist zu lang;
Aufs kürzt ich jetzund ruf und klag,
Daß man zu Rom erkaufen mag,
Daß unser gewest so mannich Tag,
Die Vicarien mit dem Dum,
Die Bischöf kaufens Pallium,
Dieselbig Bezahlung hat kein Maß,
Das etwan hundert Gülden was,
Das müssen jetzund tausend seyn,
Darzu ein Botschaft man hinein
Mit großen Kosten schicken muß,
Dem Papst zu schicken einen Gruß,
Daß er den Bischof confirmir,
Darum erfüll man ihm sein Begier,
Und gibt ihm, was er heischen thar,
Das mehret sich von Jahr zu Jahr;
Da schätzt man dann die armen Leut,
Nimmts Haar hinweg und auch die Häut,
Mich wundert, was doch mancher denkt,
Wenn sie thun uben solche Schwänk,
Ob er nicht hab ein Grauen drab,
Zu geben hin sein Gut und Hab,
Auf daß ein Bischof sey im Land,
Den er dann reiten sieht zu Hand,
Mit Harnisch, Waffen, wie ein Held,
Dann beten lehren jetzt nicht gilt,
Und predigen, zur Kirchen gahn,
Dem Bischof je nicht viel zustahn,
Wiewohl das wär sein Amt und Recht,
Man find wohl einen armen Knecht,
Der solches alles verwesen thu,
Dem eignet man die Kirchen zu.
Also die Reichen schämen sich
Der Geistlichkeit? das wundert mich!
Die armen Pfaffen Arbeit han,
Die Reichen sieht man müßig gan.
Also wir Herren haben g'zeugt
Ums Geld, wer anders sagt, der läugt,
Die haben jetzt allein den Pracht,
Und ist kein Herrschung, noch kein Macht;
Es müssen seyn Prälaten da,
Ohn die spricht niemand nein oder ja,
Wie könnt man auch regieren wohl,
Wenn wär das Reich nicht Pfaffen voll,
Drum steht es auch so wohl im Reich,
Und g'schicht ei'm jeden recht und gleich.
Ach, Herr, Gott, will man sehen nit,
Erleucht die Sinn, ich aber bitt,
Daß werd falsch Geistlichkeit erkannt,
Und sey der nicht ein Bischof g'nannt,
Der Bischofs Werk mit nichten pflegt,
Allein sein Sach auf Christum legt,
Wiewohl ein Theil auch Krieger seynd,
Der einer ist dem andern feind.
Daßelbig ganz der Papst nicht acht,
Wann man ihms Geld hinein hat bracht,
So leb ein Bischof wie ein Kuh,
Da geht dem Papst nichts ab noch zu,
Also die Geistlichkeit jetzt staht,
Drum geb ein jeder Frommer Rath,
Wie sey zu thun in dieser Sach,
Daß man uns länger nicht verlach,
Sein Volk ein Bischof wählen soll,
Der muß seyn aller Tugend voll,
Mit Kunst und Weisheit wohl geziert,
Daßelbig ihn recht confirmirt,
Die Gotteslieb er auch soll han,
Und lassen allen Handel stahn,
Damit die Welt bekümmert sich,
Das lehrt St. Paulus offentlich
Und glaub, daß nicht wiß jedermann,

Doch wird mans geschrieben finden stahn,
Und solls bedenken, das ist Noth,
Gott hat gelitten seinen Tod,
Auf daß er uns in Freyheit setzt,
So hat mans Volk so uberschwätzt,
Das hat gemehrt der Pfaffen Zahl,
Die man für Herren halten soll,
Wie seynd die Pfaffen aber gethan,
Daß seynd die sehn wir müßig gahn,
Und treiben Wollust und Gepräng,
All Städt und Flecken machen eng,
In langen Schauben, reinem Wadt,
Mit Frauen scherzen gehen ins Bad,
Das werden geheißen geistlich Leut,
Ich ruf euch Deutschen zu der Beut,
Doch bitt ich und Kaiser Carle dich,
Wöllst dieser Sach genädiglich,
Ereigen dich und hören zu,
Dann was ich diesen Dingen thu,
Soll geschehen alles zu Ehren dir,
Dann sonst nicht wollt gebühren mir,
Im Reich Aufruhr zu heben an,
All freye Deutschen ich vermahn,
Doch dir zur Unterthänigkeit.
Zu seyn in diesem Schimpf bereit,
Daß geholfen werd dem ganzen Land,
Und ausgetrieben Schad und Schand,
Deß sollt ein Hauptmann du allein,
Anheber und Vollender seyn,
So will mit allem, das ich mag,
Zu Dienst dir kommen Nacht und Tag,
Und begehr von dir deß keinen Lohn,
Möcht ich allein erlebet hon,
Daß wird gelegt Beschwerung ab,
Darvon ich viel geschrieben hab,
In Armuth wollt ich sterben gern,
Auch Alles Eigennutz entbehr'n,
So soll man auch hierin kein Ehr,
Mir schreiben zu, du bist der Herr,
Und was hierin gehandelt wird,
Durch das dein Lob soll werden geziert,
Drum hab ein Herz, und schaff ein Muth,
Ich will, dir wecken auf zu gut,
Und reitzen manchen stolzen Hild,
Habs schon ihr vielen eingebild,
Und fehlt allein an dein Gebot,
Hilf werther Kaiser, es ist Noth,
Laß fliegen auf des Adlers Fahn,
So wollen wir es heben an,
Der Weingart Gottes ist nicht rein,
Viel Ungewächs ist kommen drein,
Der Weitz des Herren Wicken trägt,
Wer darzu nicht sein Arbeit legt,
Und hilft das Unkraut tilgen aus,
Der wird mit Gott nicht halten Hauß,
Wir reuten aus Unfruchtbarkeit,
Und thund als Gott hats selbs gesait,
Zu dem der solches rauben pflegt,
Da ers Propheten Mund bewegt,
Du hast beraubt all Nation,
Drum dir auch werden widerstohn,
All Völker überfallen dich,
Berauben wieder gewaltiglich,
Für wahr das wird ein gute That,
Ich gib all frommen Deutschen Rath,
Seyd sich nicht bessert dieser Stadt,
Doch halt die Frommen ich bevor,
Der greift man keinem an ein Haar;
Und die seynd guter G'schriftgelehrt,
Ich bitt daß keiner werd versehrt,
Und wer ein Geistlich Leben führt,
In dieser Sach bleibt unberührt,
All ding der Papst hat Uebermacht,
Wer des dann hat zum besten gedacht,
Den hat er mit dem Bann erschreckt,
Ich hoff es seyen schon erweckt,
Viel Deutscher Herzen werden sich,
Der Sachen nehmen an als ich,
Ich hab je gut Vermahnung gethan,
Ich hoff sie lassen mich nicht stahn,
Den stolzen Adel ich beruf,
Ihr frommen Städt euch werfet uf,
Wir wollens halten in gemein,
Laßt doch nicht streiten mich allein,
Erbarmt euch übers Vaterland,

Ihr werthen Deutschen regt die Hand,
Jetzt ist die Zeit zu heben an,
Um Freyheit kriegen, Gott wills han;
Hör zu, wer Mannes Herzen hat,
Gebt förter nicht den Lügen statt,
Damit sie han verkehrt die Welt,
Vor hat es an Vermahnung gefehlt,
Und einem, der euch sagt den Grund,
Kein Ley euch damals weisen kund,
Und waren nur die Pfaffen gelehrt,
Jetzt hat uns Gott auch Kunst beschert,
Daß wir die Bücher auch verstahn,
Wohlauf, ist Zeit wir müssen dran,
Da uns die Geschrift noch unbekannt,
Da hättens alls in ihrer Hand,
Und was sie wollten, was der Glaub,
Das Volk sie machten blind und taub,
Ward bald ein schlechter überredt,
Die Wahrheit schmählich untertredt,
All Predig was auf ihren Nutz,
Da leid die Wahrheit machen stutz,
Dann wer die sagen wollt und lehrt,
Ward von demselben bald gefährt,
Als Hußen g'schah im Böhmer Land,
Den habents für ein Ketzerbrand,
Und daß er bleib auf Christi Lehr,
Und acht nicht auf der Pfaffen mehr,
Sagt von dem Geitz und Uebermuth,
Unkeuschheit, und der Kirchen Gut,
Von Gewalt des Papsts, der ihm nicht zimt,
Und was er von den Christen nimmt,
Und wie das Geistlich Recht gesetzt,
Dadurch die heilig G'schrift verletzt,
Solch's was die Wahrheit, ist's auch noch,
Die Pfaffen werden zornig doch,
Huß war citirt, und kam bereit,
Der Kayser Sigmund gab ihm G'leit,
Und hielt ihms als noch mancher thut,
In dem nicht ist ein fürstlich Muth,
Doch hieß ihn solches der Pfaffen Rath,
Der Christum auch verdammet hat.
Sie sprachen, er war schuldig nit,
Zu theilen Ketzern Glauben mit,
Wiewohl man den ei'm Feind als wohl,
Als guten Freunden halten soll,
Drum wär er geweßt ein Ketzer schon,
Man hätt ihm das unbillig gethon,
Also ist Hußen worden g'lohnt,
Hieronymo ward nicht verschont,
Und daß er hätt ein gleiche Sach,
Seither hat niemand gewollt hiernach,
Und förchten all des Feuers Pön,
Bis jetzund unser rufen zween,
Wer weiß, was jedem ist beschert,
Wir haben je viel Leut bekehrt,
Darum ich hoff, es hab nicht Noth,
Wär mir dann schon gewiß der Tod,
Noch wollt ich als ein frommer Held,
Bey Wahrheit setzen Spieß und Schild,
Und den Tyrannen widerstreben,
Vor welchen niemands frey mag leben,
Die schrecken uns mit ihrem Bann,
Denn mancher förcht, und geht von dann,
Ich bin deß aber nicht gesinnt,
Wiewohl sie handlen fast geschwind,
Nicht daß ich Gottes Straf veracht,
Ich sprich ihr bannen hab kein Macht,
Dann wie kann andre strafen der
Ist selbest von den Sünden schwer,
Und stoßen mich vons Himmels Thron,
Derselbest ist so weit darvon,
Doch habens lang die Leut bethört,
Und wer von Bannen hat gehört,
Der ist von Schrecken worden kalt,
Damit sie b'hielten ihren Gewalt,
Und haben oft durch Bannes Kraft,
Viel Nutz und großen Frommen g'schafft,
Um Geldes willen, und um Gut,
Den Bann man jetzund uben thut,
Das ist nicht recht und wider Gott,
Dann Bannen ist die letzte Noth,
Wann helfen will, kein Straf noch Lehr,
Und sich der Sünder nicht bekehr,
Ist doch vorhin so oft vermahnt,
Alsdann er rechtlich wird verbannt,

Wer aber jetzt die Wahrheit sagt,
Mit Bannen den man bald verjagt,
Das ist nicht göttlich und nicht recht,
Und der nicht, solliches widerfecht,
Mit Gott er übel wird bestahn,
Deß will ich ihn gewarnet han,
Und hör nicht auf, ich schrey und gilf,
Bis man der Wahrheit kommt zu Hülf,
Und schicket sich zu diesem Krieg,
Wer weiß, ob ich noch unterlieg,
Am rechten seynd sie worden zag,
Drum henken sie mir heimlich nach,
Man soll noch sehen seltsam G'schrift,
Nächst wollten sie mir schenken Gift,
Gott half mir auch an einem Ort,
Daß man mich heimlich nicht ermordt,
Es hat auch nächst ein G'bot gethan,
Der Papst und Leuten g'sungen an,
Sie sollten mich gen Rom hinein
Ihm schicken zu des Todes Pein,
Und daß man weiß, wie das Gestalt,
Er hats geboten mit Gewalt,
Ei'm Fürsten viel zu tugendlich,
Dann daß er soll verrathen mich,
Auch ist g'schickt Kaiser Carl zu,
Ein grauer Münch hat hülzen Schuh,
Derselbig Gleißner hat Mandat,
Zu greifen mich in jeder Stadt,
Und wo er mich im Land erschnapp,
Secht, was gethan die Münichs Kap,
Dem frommen Kaiser er auch hat,
Gegeben einen falschen Rath,
Nachdem ich übel hab gethan,
Erlauben ihm, mich z'fallen an,
Und mit Gewalt zu führen hin,
Wiewohl ich nie geheißen bin,
Für Recht, noch g'antwort je ein Wort
Und mich kein Richter hat gehort,
Ihm ist auch b'fohlen weiter meh,
Auf daß die Sach nur für sich geh,
All Menschen bitten gegen mir,
Zu helfen ihm nach seiner B'gier,
Und daß ihm helf der weltlich Arm,
Ist niemand hie, den das erbarm,
Seynd nicht die diese Tyranney,
Beweg, daß sie mir wohnen bey,
Und helfen mir mit Hand und G'wehr,
Zu streiten wider's Papstes Heer,
Darinn er Mönnich hat ohn Zahl,
Und Curtisanen überall,
Die haben mein zu warten B'fehl,
Darum ich schwör bey meiner Seel,
Würd je mir geben Gott Genad,
Der Unschuld nie verlassen hat,
Ich will es rächen mit der Hand,
Und sollt ich brauchen fremde Land,
So sag mir eins du graue Kutt,
Was stellst du nach meinem Blut,
Hab ich das je verschuld um dich,
Daß nimmst Befehl zu fahen mich,
Ich hab dir nie kein Leid gethan,
Drum will ich dich gewarnet han,
Du magst der Sach wohl nehmen acht,
Glück mag sich wenden über Nacht,
Wer weiß ob ich verlassen bin,
Die Zeit ist noch nicht gangen hin,
Daß werd gerochen alles Leid,
Das sey dir g'sagt, du graues Kleid,
Daß aber mich der Papst so g'schwind
Verfolgen thut durch sein Gesind,
Das thut er wider Recht und Gott,
Das nimm ich auf mein letzte Noth.
Gott wöll es an mir rächen hie,
Hab ich ihm geben Ursach je;
Wohl hab ich ihm die Wahrheit g'sagt,
Hätt er mich Ursach des gefragt,
Mit Antwort hätt er funden mich,
So hab ich g'schrieben offentlich,
Aus festem Grund, und guter Lehr,
Die soll mir seyn ein Gegen-Wehr,
Der mag er nimmer widerstahn,
Drum hat er dies gefangen an,
Und d'weil er nicht mag haben Fug
Zu rächen, denkt er aber Trug,
Und wie er finden mög ein Sinn,
Damit ich werd gerichtet hin,
Mich heimlich zu verdämpfen meint,
Deshalben muß noch werden geweint.
Als fromm ich bin ein Edelmann,
Und sollt ich drob zu scheltern gahn,
Also, ihr Deutschen, anders nit,
Sie haben mir gefahren nit,
Wiewohl ich weiß noch weiter G'schrift,
Darin sie haben sich vertieft,
Das laß ich stahn zu seiner Zeit,
Dann soll es sich austheilen weit,
Und soll ei'm jeden werden kund,
Mein's Ursach, und der wahre Grund
Jetzt klag ich deutscher Nation,
Hab ichs verschuldt, man geb mir Lohn,
Kein Recht ich nie geflohen bin,
Und wär zu rechten noch mein Sinn,
Dieweil sie aber brauchen G'walt,
So bin ich auch dargegen gestallt,
Und hoff, man werd mich lassen nit,
Und werd der Wahrheit helfen mit,
Gesehen an wie schwere Last,
Wir Deutschen haben aufgefaßt,
Und werden täglich mehr beraubt,
Die Alten hättens nicht geglaubt,
Daß die ihn sollten kommen nach,
Annehmen werden sollich Sach,
Drum komm ich wieder, da ichs ließ,
Sie übermachtens mit Verdrieß,
Man mags nicht leiden fürter meh,
Ich hoff, es sey genug, und steh,
Es ist zum höchsten g'stiegen auf,
Man stell der Curtisanen Lauf,
So wird das Spiel schon haben End,
Und sich die Sachen bessern b'hend.
Sie haben Unraths trieben g'nug,
Hört auf, ihr G'sellen, seyd ihr klug?
Ihr künnt wohl denken, was mein Sinn,
Ihr habt so lang getragen hin
Viel Geld und Gut aus deutschem Land,
Herwieder bracht all Laster Schand,
Die zu erzählen mir nicht ziemt,
Durch euch der Papst von hinnen nimmt,
Das wir bedörfen, unser ist,
Durch Falscherey und bösen List;
Gibt doch den Sachen kein Gestalt,
Meint vorzuzwingen mit Gewalt,
Von ihm zu kaufen unser Gut,
Ich frag: wo ist der Deutschen Muth?
Wo ist das alt Gemüth und Sinn,
Ist gefahren nun all Mannheit hin?
Die Römer etwan ehrbar Leut,
Als uns der G'schichten Schrift bedeut?
Die Tugend halben waren werth
Zu herrschen uber alle Erd?
Die Deutschen wollten bezwungen han,
Gewunnen Land und Freyheit an,
Das mocht nicht leiden deutsche Art,
Manch werther Held erschlagen ward,
Und ist gestritten viel und hart,
Doch b'hielt dies Nation den Strauß,
Und wurden Römer g'trieben aus,
Das Vaterland in Freiheit g'setzt,
Jetzt man mit Trug uns ubersetzt,
Und zwingt uns nicht mit Mannes-Streit,
Vor tapfern Leuten seynd wir gefreyt,
Ein weibisch Volk, ein weiche Schaar,
Ohn Herz, ohn Muth, ohn Tugend gar,
Der keiner hat gestritten nie,
Von Kriegen weiß nicht was, noch wie.
Da seynd wir uberstritten von,
Im Herzen thut mir weh der Hohn,
Dann je mich das nicht b'dunken Leut,
Die setzen unser Gut in Beut,
Bey den ich auch ein mannlich That
Nie funden hab, noch weisen Rath,
Allein nach Schalkheit steht ihr Muth,
Mit Trügerey erwerbens Gut,
Auf daß ihn Wollust mög gebühr,
Und Härtigkeit sie nicht berühr,
Dann sollt man b'schirmen Städt und Land,
Den Christen-Glauben mit der Hand,
Sie würfen laufends aus ihr Schuh,
Ihr Sach allein steht nur auf Ruh,
Dem Leib sie nimmer schaffen Weh,

Doch wird mans geschrieben finden stahn,
Und solls bedenken, das ist Noth,
Gott hat gelitten seinen Tod,
Auf daß er uns in Freyheit setzt,
So hat mans Volk so uberschwätzt,
Das hat gemehrt der Pfaffen Zahl,
Die man für Herren halten sall,
Wie seynd die Pfaffen aber gethan,
Daß seynd die sehn wir müßig gahn,
Und treiben Wolluſt und Gepräng,
All Städt und Flecken machen eng,
In langen Schauben, reinem Wadt,
Mit Frauen scherzen gehen ins Bad,
Das werden geheißen geistlich Leut,
Ich ruf euch Deutschen zu der Beut,
Doch bitt ich und Kaiser Carle dich,
Wöllst dieser Sach genädiglich,
Ereigen dich und hören zu,
Dann was ich diesen Dingen thu,
Soll geschehen alles zu Ehren dir,
Dann sonst nicht wollt gebühren mir,
Im Reich Aufruhr zu heben an,
All freye Deutschen ich vermahn,
Doch dir zur Unterthänigkeit.
Zu seyn in diesem Schimpf bereit,
Daß geholfen werd dem ganzen Land,
Und ausgetrieben Schad und Schand,
Deß sollt ein Hauptmann du allein,
Anheber und Vollender seyn,
So will mit allem, das ich mag,
Zu Dienst dir kommen Nacht und Tag,
Und begehr von dir deß keinen Lohn,
Möcht ich allein erlebet hon,
Daß wird gelegt Beschwerung ab,
Darvon ich viel geschrieben hab,
In Armuth wollt ich sterben gern,
Auch Alles Eigennutz entbehr'n,
So soll man auch hierin kein Ehr,
Mir schreiben zu, du bist der Herr,
Und was hierin gehandelt wird,
Durch das dein Lob soll werden geziert,
Drum hab ein Herz, und schaff ein Muth,
Ich will, dir wecken auf zu gut,
Und reitzen manchen stolzen Hild,
Habs schon ihr vielen eingebild,
Und fehlt allein an dein Gebot,
Hilf werther Kaiser, es ist Noth,
Laß fliegen auf des Adlers Fahn,
So wollen wir es heben an,
Der Weingart Gottes ist nicht rein,
Viel Ungewächs ist kommen drein,
Der Weitz des Herren Wicken trägt,
Wer darzu nicht sein Arbeit legt,
Und hilft das Unkraut tilgen aus,
Der wird mit Gott nicht halten Hauß,
Wir reuten aus Unfruchtbarkeit,
Und thund als Gott hats selbs geseit,
Zu dem der solches rauben pflegt,
Da ers Propheten Mund bewegt,
Du hast beraubt all Nation,
Drum dir auch werden widerstohn,
All Völker überfallen dich,
Berauben wieder gewaltiglich,
Für wahr das wird ein gute That,
Ich gib all frommen Deutschen Rath,
Sewd sich nicht bessert dieser Stadt,
Doch halt die Frommen ich bevor,
Der greift man keinem an ein Haar;
Und die seynd guter G'schriftgelehrt,
Ich bitt daß keiner werd versehrt,
Und wer ein Geistlich Leben führt,
In dieser Sach bleibt unberührt,
All ding der Papst hat Uebermacht,
Wer des dann hat zum besten gedacht,
Den hat er mit dem Bann erschreckt,
Ich hoff es seyen schon erweckt,
Viel Deutscher Herzen werden sich,
Der Sachen nehmen an als ich,
Ich hab je gut Vermahnung gethan,
Ich hoff sie lassen mich nicht stahn,
Den stolzen Adel ich beruf,
Ihr frommen Städt euch werfet uf,
Wir wollens halten in gemein,
Laßt doch nicht streiten mich allein,
Erbarmt euch übers Vaterland,

Ihr werthen Deutschen regt die Hand,
Jetzt ist die Zeit zu heben an,
Um Freyheit kriegen, Gott wills han;
Hör zu, wer Mannes Herzen hat,
Gebt förter nicht den Lügen statt,
Damit sie han verkehrt die Welt,
Vor hat es an Vermahnung gefehlt,
Und einem, der euch sagt den Grund,
Kein Ley euch damals weisen kund,
Und waren nur die Pfaffen gelehrt,
Jetzt hat uns Gott auch Kunst beschert,
Daß wir die Bücher auch verstahn,
Wohlauf, ist Zeit wir müssen dran,
Da uns die Geschrift noch unbekannt,
Da hättens alls in ihrer Hand,
Und was sie wollten, was der Glaub,
Das Volk sie machten blind und taub,
Ward bald ein schlechter überredt,
Die Wahrheit schmählich untertrett,
All Predig was auf ihren Nutz,
Da leid die Wahrheit machen stutz,
Dann wer die sagen wollt und lehrt,
Ward von demselben bald gefährt,
Als Hußen g'schah im Böhmer Land,
Den habents für ein Ketzerbrand,
Und daß er bleib auf Christi Lehr,
Und acht nicht auf der Pfaffen mehr,
Sagt von dem Geitz und Uebermuth,
Unkeuschheit, und der Kirchen Gut,
Von Gewalt des Papsts, der ihm nicht zimt,
Und was er von den Christen nimmt,
Und wie das Geistlich Recht gesetzt,
Dadurch die heilig G'schrift verletzt,
Solch's was die Wahrheit, ist's auch noch,
Die Pfaffen werden zornig doch,
Huß war citirt, und kam bereit,
Der Kayser Sigmund gab ihm G'leit,
Und hielt ihms als noch mancher thut,
In dem nicht ist ein fürstlich Muth,
Doch hieß ihn solches der Pfaffen Rath,
Der Christum auch verdammet hat.
Sie sprachen, er war schuldig nit,
Zu theilen Ketzern Glauben mit,
Wiewohl man den ei'm Feind als wohl,
Als guten Freunden halten soll,
Drum wär er geweßt ein Ketzer schon,
Man hätt ihm das unbillig gethon,
Also ist Hußen worden g'lohnt,
Hieronymo ward nicht verschont,
Und daß er hätt ein gleiche Sach,
Seither hat niemand gewollt hiernach,
Und förchten all des Feuers Pön,
Bis jetzund unser rufen zween,
Wer weiß, was jedem ist beschert,
Wir haben je viel Leut bekehrt,
Darum ich hoff, es hab nicht Noth,
Wär mir dann schon gewiß der Tod,
Noch wollt ich als ein frommer Held,
Bey Wahrheit setzen Spieß und Schild,
Und den Tyrannen widerstreben,
Vor welchen niemands frey mag leben,
Die schrecken uns mit ihrem Bann,
Denn mancher förcht, und geht von dann,
Ich bin deß aber nicht gesinnt,
Wiewohl sie handlen fast geschwind,
Nicht daß ich Gottes Straf veracht,
Ich sprich ihr bannen hab kein Macht,
Dann wie kann andre strafen der
Ist selbest von den Sünden schwer,
Und stoßen mich vons Himmels Thron,
Derselbest ist so weit darvon,
Doch habens lang die Leut bethört,
Und wer von Bannen hat gehört,
Der ist von Schrecken worden kalt,
Damit sie b'hielten ihren Gewalt,
Und haben oft durch Bannes Kraft,
Viel Nutz und großen Frommen [illegible],
Um Geldes willen, und um Gut[illegible],
Den Bann man jetzund [illegible],
Das ist nicht recht und wider [illegible],
Dann Bannen ist die letzt[illegible],
Wann helfen will, kein Straf[illegible],
Und sich der Sünder nicht [illegible],
Ist doch vorhin so oft [illegible],
Alsdann er rechtlich [illegible]

Wer aber jetzt die Wahrheit sagt,
Mit Bannen den man bald verjagt,
Das ist nicht göttlich und nicht recht,
Und der nicht, solliches widerfecht,
Mit Gott er übel wird bestahn,
Deß will ich ihn gewarnet han,
Und hör nicht auf, ich schrey und gilf,
Bis man der Wahrheit kommt zu Hülf,
Und schicket sich zu diesem Krieg,
Wer weiß, ob ich noch unterlieg,
Am rechten seynd sie worden zag,
Drum henken sie mir heimlich nach,
Man soll noch sehen seltsam G'schrift,
Nächst wollten sie mir schenken Gift,
Gott half mir auch an einem Ort,
Daß man mich heimlich nicht ermordt,
Es hat auch nächst ein G'bot gethan,
Der Papst und Leuten g'sungen an,
Sie sollten mich gen Rom hinein
Ihm schicken zu des Todes Pein,
Und daß man weiß, wie das Gestalt,
Er hats geboten mit Gewalt,
Ei'm Fürsten viel zu tugendlich,
Dann daß er soll verrathen mich,
Auch ist g'schickt Kaiser Carl zu,
Ein grauer Münch hat hülzen Schuh,
Derselbig Gleißner hat Mandat,
Zu greifen mich in jeder Stadt,
Und wo er mich im Land erschnapp,
Secht, was gethan die Münichs Kap,
Dem frommen Kaiser er auch hat,
Gegeben einen falschen Rath,
Nachdem ich übel hab gethan,
Erlauben ihm, mich z'fallen an,
Und mit Gewalt zu führen hin,
Wiewohl ich nie geheißen bin,
Für Recht, noch g'antwort je ein Wort
Und mich kein Richter hat gehort,
Ihm ist auch b'fohlen weiter meh,
Auf daß die Sach nur für sich geh,
All Menschen bitten gegen mir,
Zu helfen ihm nach seiner B'gier,
Und daß ihm helf der weltlich Arm,
Ist niemand hie, den das erbarm,
Seynd nicht die diese Tyranney,
Beweg, daß sie mir wohnen bey,
Und helfen mir mit Hand und G'wehr,
Zu streiten wider's Papstes Heer,
Darinn er Mönnich hat ohn Zahl,
Und Curtisanen überall,
Die haben mein zu warten B'fehl,
Darum ich schwör bey meiner Seel,
Würd je mir geben Gott Genad,
Der Unschuld nie verlassen hat,
Ich will es rächen mit der Hand,
Und sollt ich brauchen fremde Land,
So sag mir eins du graue Kutt,
Was stellst du nach meinem Blut,
Hab ich das je verschuld um dich,
Daß nimmst Befehl zu fahen mich,
Ich hab dir nie kein Leid gethan,
Drum will ich dich gewarnet han,
Du magst der Sach wohl nehmen acht,
Glück mag sich wenden über Nacht,
Wer weiß ob ich verlassen bin,
Die Zeit ist noch nicht gangen hin,
Daß werd gerochen alles Leid,
Das sey dir g'sagt, du graues Kleid,
Daß aber mich der Papst so g'schwind
Verfolgen thut durch sein Gesind,
Das thut er wider Recht und Gott,
Das nimm ich auf mein letzte Noth.
Gott wöll es an mir rächen hie,
Hab ich ihm geben Ursach je;
Wohl hab ich ihm die Wahrheit g'sagt,
Hätt er mich Ursach des gefragt,
Mit Antwort hätt er fundern mich,
So hab ich g'schrieben öffentlich,
Aus festem Grund, und guter Lehr,
Die soll mir seyn ein Gegen-Wehr,
Der mag er nimmer widerstahn,
Drum hat er dies gefangen an,
Und d'weil er nicht mag haben Fug
Zu rächen, denkt er aber Trug,
Und wie er finden mög [illegible]

Damit ich werd gerichtet hin,
Mich heimlich zu verdämpfen meint,
Deshalben muß noch werden geweint.
Als fromm ich bin ein Edelmann,
Und sollt ich drob zu scheitern gahn,
Also, ihr Deutschen, anders nit,
Sie haben mir gefahren nit,
Wiewohl ich weiß noch weiter G'schrift,
Darin sie haben sich vertieft,
Das laß ich stahn zu seiner Zeit,
Dann soll es sich austheilen weit,
Und soll ei'm jeden werden kund,
Mein's Ursach, und der wahre Grund
Jetzt klag ich deutscher Nation,
Hab ichs verschuldt, man geb mir Lohn,
Kein Recht ich nie geflohen bin,
Und wär zu rechten noch mein Sinn,
Dieweil sie aber brauchen G'walt,
So bin ich auch dargegen gestallt,
Und hoff, man werd mich lassen nit,
Und werd der Wahrheit helfen mit,
Gesehen an wie schwere Last,
Wir Deutschen haben aufgefaßt,
Und werden täglich mehr beraubt,
Die Alten hätten's nicht geglaubt,
Daß die ihn sollten kommen nach,
Annehmen werden sollich Sach,
Drum komm ich wieder, da ichs ließ,
Sie übermachtens mit Verdrieß,
Man mags nicht leiden fürter meh,
Ich hoff, es sey genug, und steh,
Es ist zum höchsten g'stiegen auf,
Man stell der Curtisanen Lauf,
So wird das Spiel schon haben End,
Und sich die Sachen bessern b'hend.
Sie haben Unraths trieben g'nug,
Hört auf, ihr G'sellen, seyd ihr klug?
Ihr künnt wohl denken, was mein Sinn,
Ihr habt so lang getragen hin
Viel Geld und Gut aus deutschem Land,
Herwieder bracht all Laster Schand,
Die zu erzählen mir nicht ziemt,
Durch euch der Papst von hinnen nimmt,
Das wir bedörfen, unser ist,
Durch Falscherey und bösen List;
Gibt doch den Sachen kein Gestalt,
Meint vorzuzwingen mit Gewalt,
Von ihm zu kaufen unser Gut,
Ich frag: wo ist der Deutschen Muth?
Wo ist das alt Gemüth und Sinn,
Ist gefahren nun all Mannheit hin?
Die Römer etwan ehrbar Leut,
Als uns der G'schichten Schrift bedeut?
Die Tugend halben waren werth
Zu herrschen uber alle Erd?
Die Deutschen wollten bezwungen han,
Gewunnen Land und Freyheit an,
Das mocht nicht leiden deutsche Art,
Manch werther Held erschlagen ward,
Und ist gestritten viel und hart,
Doch b'hielt dies Nation den Strauß,
Und wurden Römer g'trieben aus,
Das Vaterland in Freiheit g'setzt.
Jetzt man mit Trug uns [illegible]
Und zwingt uns nicht mit Manns-[illegible]
Vor tapfern Leuten seynd [illegible]
Ein weibisch Volk, ein weiche [illegible]
Ohn Herz, ohn Muth, [illegible]
Der keiner hat gestritten [illegible]
Von Kriegen weiß [illegible]
Da seynd wir uberstritten [illegible]
Im Herzen thut [illegible]
Dann je mich das [illegible]
Die setzen unser [illegible]
Bey den ich auch [illegible]
Nie funden [illegible]
Allein nach [illegible]
Mit Trügen [illegible]
Auf daß ihn [illegible]
Und [illegible]
Dann [illegible]
Den [illegible]
Als [illegible]
Ihr [illegible]

Gott geb auch, wies im Glauben steh,
Kein Wund ein solcher nie gewann,
Es hätts ihm dann ein Hur gethan,
Gebissen, daß er ihr gedächt,
Der Leib ein Zeichen mit ihm brächt.
Solch unnütz Volk und weibisch Leut
Regieren König, Fürsten heut,
Und habens öberst Regiment,
Das schafft, das ist die Welt verblendt,
Dann wo Vernunft in Leuten wär,
Gäb man nicht uber Gut und Ehr,
Denn die des ganz nicht würdig sind,
Ein jeder sorgt für Weib und Kind,
Und wird gemeiner Nutz betracht,
Des Landes Ehr für alle geacht,
So hand wir Schand, und doch nicht Scham,
Und ist dem Wesen niemand gram,
Daß uns all Mannheit ist entzuckt,
Von solchen Weibern unterdruckt,
Und müssen leider nähren die,
Der keiner hat gearbeit nie,
So schneiden die nicht gesäet han,
Wer ist, der solches loben kann?
Doch man vielleicht nicht klagen künnt,
Wo ihr Begier auf Nothdurft stünd,
Und nicht so uberflüßiglich
Mit Geld und Gut beläden sich,
So habens viel, das ihn nicht noth,
Ist weder nutz der Welt, noch Gott.
Ich weiß der Buben viel ohn Zahl,
Der einzlich Pfründen seynd zumal,
Viel Pfarren und viel Dumberey,
Probsteyen, Pfründen auch darbey,
Hat mancher unter seiner Hand,
Dem doch die G'schrift ist unbekannt,
Denkt nimmer, was ihm zugehör,
Wiewohl er wendt ein Namen vör,
Ißt, trinkt, und ubt in Freuden sich,
Nach aller Begier, gleichwie ein Vieh,
Dies seynd jetzt Herren in der Welt,
Den Frommen wird nichts zugestellt.
Das schafft der untreu Curtisan,
Der richt all Schand und Bosheit an,
All Ding ums Geld man kaufen muß,
Wer deß nicht hat, den hilft kein Gruß,
Und seynd zu Rom die Pfründen feil,
Sie sprechen auch der Seelen Heil,
Vergebung aller Missethat,
Und was die Geistlichkeit angath,
Gehör in solcher Kaufleut Schatz,
Zu Rom hat Frommkeit keinen Platz,
Ohn Geld zu Rom man nichts erwirbt,
Wer das nicht hat, sein Sach verdirbt,
Ist das nicht wieder Gottes Lehr,
Und wie möcht werden gesündigt mehr,
Dann, wo man Gottes Wort verkehrt,
Die er geboten hat so härt,
Gesprochen, all Ding haben End,
Doch mag nicht werden je zertrennt
Von meiner Lehr das mindste Wort,
Was man aus meinem Mund gehort,
Kein Buchstab läßt versehren sich,
Kein Punkt wird weichen ewiglich,
So haben zeither Päpste viel
Gekartet ganz das Widerspiel,
Und machen neu Gesetz ohn Zahl,
Das Evangelium wird schmal,
Und hat in wenig Sachen Statt,
Was jeder Papst gesetzet hat,
Darin er seinen Nutz betracht,
Hat Christus Lehr gar wenig g'ächt,
Alsdann jetzt auch vor Augen ist,
Wann heut der Papst zu g'winnen wüßt
Ein neue Constitution,
Er bald von ihm wird lassen gohn,
So spricht man uber hundert Jahr,
Die Kirch habs alls gestiftet gar,
Und heißt das halten fest und härt,
Wo sich dann einer widersperrt,
Der hat den rechten Glauben nit,
Kein Gnad ihm wird getheilet mit,
Und muß ein Ketzer seyn mit G'walt,
Damit der Papst sein G'winn behalt,
Und daß er des hab billig Fug,
So werden g'funden Schriften g'nug,
Die zwingt er nach dem Willen sein,
Zu machen dieser Sach ein Schein.
Ist das nun nicht ein Sünd und Mord,
Der also handelt Gottes Wort,
Der heilgen Kirchen, weiß man wohl,
Daß jeder Christen glauben soll;
Wer will das aber lassen zu,
Daß Rom allein die Kirchen thu,
Und sey ins Papsts Copisten Hand
Bezwungen König, Leut und Land,
Und setzen ihn Bezinsung auf,
Ich sprich, daß nicht der Schreiber Hauf,
Den ich zu Rom gesehen hab,
Der uns auch täglich raubet ab,
Mög g'heißen werd die heilig Kirch,
Ein ander ist des Hirten Pfirch,
Der hat sein Schäflein lieb und werth,
Ihr Wollen nicht noch Milch begehrt,
Mehr dann, daß werden geweidet wohl,
Also der Papst auch denken soll,
Und ist die Kirch der Christen Schaar,
Wo anders Gottes Wort ist wahr,
Daßelb auch ist der Schäflein Stall,
Den Gott sanct Petro selbs befahl,
Und hieß versorgen den mit Fleis,
So ist jetzt nur des Papstes Weis,
Daß er die Schäflein schind und schab,
Acht nicht, ob eins zu leben hab,
Versorgt das nicht mit guter Lehr,
Hätt er nur Geld, Gott geb, ich wär
Ein Held, ein Türk, und was ich wöllt,
Gedächt er aber, wie er sölt,
So ließ er von der Schinderey,
Und stünd dem Christen-Glauben bey;
Spräch nicht, wo er ein Schalkheit gedächt,
Das solchs die christlich Kirch selbs mächt,
Dann wo Versammlung Frommer ist,
Den an dem Glauben nicht gebrist,
Das soll die Kirch geheißen seyn,
Da gehört kein böser Schäfer ein,
So ist auch noch nicht hie die Zeit,
Daß Christus Pferch (der also weit)
Von einem Hirten werd verwahrt,
Ein jeder Hirt in seiner Art,
Sein Schaf zu weiden hat Befehl,
Zu sorgen für der seinen Seel,
Als Cyprianus hat geseit,
Dann Christus war noch nie gewelt,
Daß einer sich des unterwind,
Das vieler Amten doch zustünd,
Derhalb er zwölf Apostein schuf,
Und legt den gleiche Bürden uf,
Drum je der Papst nicht sagen soll,
Daß er sey alles Gewaltes voll,
Als viel ein anderer Bischof mag
Denk, daß er gleiche Bürden trag,
Zu Rom sein G'walt hat End und Wind,
Als man zu Menz und Würzburg find,
Dann Christus gab sanct Petro nie
Macht, daß er sollt regieren hie,
Und uber der Apostein Schaar
Gewalts allein ihm pflegen gar,
Er gab ihm wohl der Schlüßel G'walt,
Doch nicht, daß ers allein behalt,
Dann bald darnach geschrieben stabt,
Wie er sein Macht getheilet hat,
Gegeben den Aposteln gleich,
Zu mehren ihm der Himmel Reich,
Zu binden und zu lösen auf,
Das hat genommen an der Hauf,
Ward nie gewendt auf einen Mann,
Ein Mensch auch dies allein nicht kann,
Und ist in sei'm Vermögen nit,
Und sollten da regieren mit,
Und halten sich in Einigkeit,
Das Christus Glaub werd ausgebreit,
Darin soll keiner suchen Ruhm,
Drum macht man ein Concilium,
Das ist die oberst Kirchen-Macht,
Das han die Päpst auch nächst betracht,
Und meinen zu vertilgen das,
Es werd nicht gehalten fürbaß,
Und das sey jedem solches klar,
Und sey die Wahrheit offenbar;
So confirmirt der Papst jetzt mehr,

Kein Bischof, der ihm nicht vor schwer,
Zu rathen darzu je auf Erd,
Daß ein Concilium mehr werd;
Ist nicht ein groß Verkehrung das,
Wie könnt man suchen doch fürbaß
Verschmälerung der Christenheit,
Ist das die päpstlich Heiligkeit?
Und wenn ein Türk dergleichen thät,
Wer ist, der das nit Wunder hätt?
Ach Gott, bedenk den Glauben dein,
Ist Zeit, thu deiner Hülfe Schein,
Erlös uns von der Wüterey,
Mach uns von dem Tyrannen frey,
Der unter deinem Titel sich
Erhaben hat so uppiglich,
Laß unterdrücken nicht dein Wort,
Mach, daß dein Wort werd bald gehort,
Und hab nicht Statt der Räuber Will,
Die halten dein Gebot in Still,
Und mutzen auf ihr Trügerey,
Gib, daß sey jedem Christen frey
Dein göttlich Wort zu breiten aus,
Das hat gelitten manchen Strauß,
Von Ketzern mannichfaltiglich,
Die haben angefochten dich,
Darzu die Heiden mit Gewalt,
Noch ist es worden also alt,
Bis jetzt, und einer (der sich nennt
Ein Haupt der Christen) der verblendt,
Und meint zu tilgen aus und ab,
Ach Gott, dein Wahrheit halt und hab,
Gib den, die dein Gezeugen seynd,
Daß uberwinden solche Feind,
Und werd dein Völklein unterweist,
Dein Ehr und Nam allein gepreist,
Dir Gott allein gehört die Ehr,
Dein ist der G'walt, du bist der Herr;
Ob einer schon ein Kronen trägt,
Und ihm viel Gottheit auch zulegt,
Das mag doch nicht abbrechen dir,
So mögen auch nicht irren wir,
Die stohnt bey deiner Wahrheit stet,
Ob uns der Papst schon g'scholten hätt,
Du weißt, daß er nicht hat die Macht,
Nach der er jetzt und täglich tracht,
Er ist der Kirchen Glied, als ich,
Und soll ein Bruder nennen sich,
Dann du gemeiner Vater bist,
Drum er auch Vater unser list,
Gleich andern Christen ingemein,
Wie kann ers dann als seyn allein,
Da Petrus hält die Schlüssel hin,
Da sagst du ihm nach deinem Sinn,
Wie er sein Bruder halten sollt,
Der seiner Lehr nicht folgen wollt,
Den sollt er bei der Kirche gar
Verklagen, ihm beweisen wahr,
Das ist gewest dein höchster G'walt,
Wer hat dem Papst dann zugestallt,
Daß er der Kirchen uberlieg,
Und wider ihn dörf niemand krieg,
Als sey dein Lehr, als was er lieg,
Wie ander Bischof G'walt er hat,
Dem Volk zu geben guten Rath,
Das ist dein Meinung allzeit gewest,
Wer hören sich nun weiter läßt,
Dem sollen wir nicht g'horsam seyn,
Als weiset uns die Predigt dein.
Wer nicht gehe durch der Wahrheit Thür,
Hab nicht die rechten Hirten kür,
Und sey ein Dieb, als Du ihn heißt,
So nun der Papst nach anderm kreißt,
Und sucht Geld, wo ers finden mag,
Denkt nicht, was er für Bürden trag,
Zu fischen nach der Seelen Heil,
Nicht tragen deine Genadenpfeil,
Wie können wir dann leiden, daß
Er sich erheb in solcher Maß?
Ich sag, wir sollens gar nicht thun,
Und acht, die Zeit sey eben nun,
Gott habs gespart auf diese Zeit,
Daß werd dies Nation gefreyt,
Und geworfen ab das harte Joch,
Darunter man beschwerlich zog,
Ich hoff, Kaiser Carl gehe uns mit,
Laß selbs sich unterdrucken nit,
Darum ich ihm bereit zu gut,
Kein Arbeit sparen, noch mein Blut,
Und ruf all fromme Deutschen an,
Wohlauf herzu, wer mit will gahn,
Die Ketzerey zu nehmen hin,
Die treibt der Papst auf seinen G'winn,
Dem wöllen wir nehmen Hochfahrt ab,
Auf daß er gut Gewissen hab,
So b'halten wir bey uns das Geld,
Das sonst hinein gen Rom hinfällt,
Und wird der christlich Glaub gemehrt,
Die neuen Lügen abgezehrt.
Wo einer dann ein Pfaff will seyn,
Muß haben nicht allein den Schein,
Mit Werken er auch folgen soll,
Dann wirds erst stehen im Glauben wohl.
Hierum all Fürsten ich vermahn,
Den edlen Carolum voran,
Daß sie sich solches nehmen an,
Den Adel und die frommen Städt,
Dann, wem dies nicht zu Herzen geht,
Der hat nicht lieb sein Vaterland,
Ihm ist auch Gott nicht recht bekannt.
Herzu, ihr frommen Deutschen all,
Mit Gottes Hilf der Wahrheit Schall,
Ihr Landsknecht und ihr Reuter gut,
Und all, die haben freyen Muth,
Den Aberglauben tilgen wir,
Die Wahrheit wiederbringen hier;
Und d'weil das nicht mag seyn in gut,
So muß es kosten aber Blut,
Da nähm ihm keiner Beschwernuß ab,
Wiewohl ichs selbst gescheuchet hab,
Hoff zu erfinden ander Maß,
Nun aber nicht will helfen das,
So muß man thun, was fügen will,
Wohlauf, es ist die Zeit und Ziel,
Wir haben Schimpfs gehabt genug,
Und sehen nun ihr List und B'trug,
Glaub niemand fürter meh ihr Sag,
An dieser Sach kein Mann verzag,
Ob sie schon von der Priesterschaft,
Die ist mit heiliger Weih behaft,
Uns sagen werden lange Mähr,
Die soll ihm keiner machen schwer;
Denn Gott sein Geist läßt hausen mit,
Da hat die Seel ein solchen Sitt,
Wo aber Priester leben wohl,
Da weiß man, wie mans halten soll,
Dann weit ist Gottes Huld von den,
Die liegen in der Sünden-Pön,
Und treiben Schand und Ungebühr,
Auf Freud und Wollust denken nür,
Als man die Pfaffen leben sicht,
Der keiner schier nach Ehren sicht,
Die treiben gar nicht Priesters Amt,
Doch mein ich sie nicht allesammt,
Den Frommen woll'n wir bieten Ehr,
Sie lieben allzeit fest und sehr,
Die Bösen aber, wie ich sag,
Von den ich hie und immer klag,
Die soll man strafen, das ist noth,
Wers thut, ihm wills belohnen Gott.
Da soll kein Frommer zweifeln an,
Dann, ob nicht käm mehr Nutz davan,
So ists doch recht und wohlgethan,
Der bös Exempel andern gibt,
Daß man den von den Leuten schiebt,
Und tilget ab, auf daß nicht mehr
Verführet werd ein ganzes Heer.
Hierum ich wieder repetir,
Wer diesen Handel treibt mit mir
In gleichem Vorsatz und Gemüth,
Mit reinem G'wissen, aller Güt,
Daß komm ein Besserung darab,
Wiß, daß er Gott zum G'hülfen hab,
Drum her, ihr Deutschen, nehmt ein Herz,
Ihr habt gelitten großen Schmerz,
Daß Müßiggänger sonder Zahl
In Freuden lebten uberall,

Die weder Leuten nutz, noch Gott:
Des Leidens ander Armuths Noth,
So viel der Bettelorden sind,
Die stets auftreiben Gut geschwind,
Und mehrt der Hauf sich täglich noch,
Ist wider Christus Predigt doch.
Nur einen Orden Gott wollt han,
Da schreibt sanct Paulus ernstlich van,
Ich machs euch wissen, daß ihrs erst,
Seit Bettelorden seynd gewest,
So hat es nie gestanden wohl
Im Glauben, als man sehen soll,
Seht an, was treibends in der Beicht,
Denn, wer dasselbig achtet leicht,
Der hat der Sachen nicht Verstand,
Ich will geschweigen großer Schand,
Die da geschicht. So schwatzens ab
Beyd Weib und Mannen Gut und Hab,
Wo dann ein Frommer sterben muß,
Ins Kloster geben ist sein Buß;
Also kommt Gut von uns auf die,
Die brauchen, was sie mögen hie;
Das ander aus gen Rom man trägt,
Ist niemand hie, den solchs bewegt?
Ist niemand, der darzu wöll thun?
Wohlauf ihr frommen Deutschen nun,
Viel Hawtsch hab'n wir, und viel Pferd,
Viel Hellenbarten und auch Schwerd,
Und so hilft freundlich Mahnung nit,
So wöllen wir die brauchen mit,
Nicht fraget weiter jemands nach,
Mit uns ist Gottes Hülf und Rach,
Wir strafen, die seynd wider Gott,
Wohlauf, herzu, es hat nicht Noth!
Wir haben aller Sachen Fug,
Gut Ursach, und derselben g'nug,
Sie haben Gottes Wort verkehrt,
Das christlich Volk mit Lügen b'schwert;
Die Lügen wöll'n wir tilgen ab,
Auf daß ein Licht die Wahrheit hab,
Die, was verfinstert und verdämpft,
Gott geb ihm Heil, der bei mir kämpft,
Das hoff ich: mancher Ritter thu,
Manch Graf, manch Edelmann darzu,
Manch Bürger, der in seiner Stadt
Der Sachen auch Beschwernuß hat,
Auf daß ichs nicht anheb umsunst,
Wohlauf, wir haben Gottes Gunst,
Wer wollt in solchem bleiben daheim?
Ich hab's gewagt, das ist mein Reim!

Ich habs gewagt.

J.

Johann Friedrich Jacobi

ward am 16. Januar 1712 zu Wollershausen im Fürstenthum Grubenhagen geboren, studirte zu Jena und Helmstädt Philosophie und Theologie und trat dann zuerst in Jena und später in Göttingen als Doctor der Philosophie und Privatdocent der Theologie auf, nahm aber 1738 die Stelle eines zweiten Predigers zu Osterode an und kam 1744 in gleicher Eigenschaft nach Hannover. Hier wurde ihm 1758 eine Consistorialrathsstelle und später die Generalsuperintendentur zu Zelle übertragen, wobei er zugleich seit 1765 das Directorium der Landwirthschaftsgesellschaft und seit 1769 das Decanat zu Bardowieck verwaltete. Er starb, bis zum letzten Augenblicke in jenem Wirkungskreise thätig, als Dr. der Theologie am 19. März 1791.

Er gab heraus:

Abhandlungen über wichtige Gegenstände der Religion. Hannover 1776—1778, 4 Thle. in 8.

Vermischte Abhandlungen. Ebendas. 1776, 2 Thl.

Betrachtungen über die weisen Absichten Gottes beim menschlichen Geschlecht. Ebendas. 1766, 4 Thle.

Sämmtliche kleine Schriften. Ebendas. 1788 u. 1789, 3 Thle.

Eben so gelehrt als freisinnig und im schönsten Sinne des Worts aufgeklärt, erwarb sich J. F. Jacobi zu seiner Zeit große und bleibende Verdienste um eine lichtvolle, allgemein verständliche Behandlung des christlichen Glaubens.

Johann Georg Jacobi,

der ältere Bruder des berühmten Philosophen gleiches Namens, wurde am 2. September 1740 zu Düsseldorf geboren und begann und vollendete seine theologischen Studien zu Göttingen, nachdem er wegen der Kriegsunruhen ein Jahr lang zu Helmstädt denselben obgelegen hatte. Hier wurde er auch mit dem damals berühmten Klotz bekannt, und erhielt durch ihn, nach seiner Promotion zum Magister der freien Künste, den Ruf als Professor der Philosophie und Beredsamkeit nach Halle, wo er sich 1764 durch seine „Poetischen Versuche" der Welt zuerst bekannt machte und die für sein ganzes Dichterleben entscheidende Freundschaft Gleim's erwarb. Dieser Freund verhalf ihm auch 1769 zu einem Canonicat in Halberstadt, das er jedoch 1784 wieder aufgab, da er einem Rufe des Kaisers Joseph II. nach Freiburg im Breisgau als Professor der schönen Wissenschaften folgte. Er starb daselbst, wegen seiner Liebenswürdigkeit und Humanität allgemein beklagt, am 4. Januar 1814.

Wir haben von ihm:

Sämmtliche Werke. Halberstadt 1770—1774, 3 Thle. in 8., mit Jacobi's Bildniß. 2te Aufl. Ebendas. 1773—1775, 3 Thle. in 8. Vermehrte Aufl. Zürich 1807—1822, 7 Bde. in gr. 8. Ein 8r Band von Ittner enthält J's Biographie. Neueste Aufl. Ebendas. 1825, 4 Bdchen., mit Bildniß in 15.

Auserlesene Lieder. Herausgegeben von J. G. Schlosser. Basel 1784 in 8.

Theatralische Schriften. Nachtrag zu seinen sämmtl. Werken. Leipzig 1792 in 8.

Einzeln:

Poetische Versuche. Düsseldorf 1764 in 8. Mit neuem Titel, Frankfurt 1765 in 8.

Der Tempel der Wissenschaften. Ebendas. 1764, 8.

Leander und Seline. Mannheim 1765, 8.

Romanzen aus dem Spanischen des Gongora. Halle 1767, 8.

Briefe. Berlin 1768, 8. Ebendas. 1778, 8.

Briefe von Gleim und J. Herausgegeben von einem Ungenannten ohne Wissen der Verfasser. Berlin 1768, 8. und Ebendas. 1778 in 8.

An J., als ein Kritikus wünschte, daß er aus seinen Gedichten den Amor herauslassen möchte. Berlin 1769, 8.

An J., als er von seinem Amor Abschied nahm. Halle 1770, 8.

Pastor Amors Absolution. Halberstadt 1771, 8.

Die beste Welt. Ebendas. 1771, 8.

Ueber den Ernst. Ebendas. 1772, 8.

Cantate am Charfreitage. Ebendas. 1772, 8.

Ueber Hausens Leben des Geheimenraths Klotz. Ebendas. 1772.

Die Dichter. Eine Oper. Ebendas. 1772, 8.

Briefe über die Oper: Die Dichter. Ebendas. 1772, 8.

Phädon und Naide. Singspiel. Leipzig 1788, 8.

Trauerrede auf Kaiser Joseph II. Freiburg 1790, 8.

Trauerrede auf Kaiser Leopold II. Ebendas. 1792, 8.

Beschreibung einiger Steine, mythologischen Inhalts, aus dem Cabinette des Herzogs von Orleans. Aus dem Französischen. Zürich 1796, 4., mit Kupfern.

Mit seinen Freunden:

Iris. Zeitschrift für Frauenzimmer. Düsseldorf und Berlin 1774—1776, 8 Bände in kl. 8.

Taschenbuch. Königsberg und Basel 1795—1799, 4 Jahrgänge in 12., mit Kupfern und Melodien.

Ueberflüssiges Taschenbuch. Hamburg 1800 und und 1802 in 8., mit Kpfrn. Dazu eine Vorrede von Fr. H. Jacobi.

Iris. Taschenbuch. Zürich 1803—1813, 11 Jahrgänge in 8., mit Kpfrn.

Außerdem Gedichte, Recensionen und Aufsätze in Zeitschriften, Taschenbüchern, Almanachs u. s. w.

J. G. Jacobi's leichte, tändelnde, mitunter fast süßliche Weise ward zu ihrer Zeit von den Kritikern, und namentlich von seinen Freunden überschätzt. Sein Talent, sich vorzüglich der lyrischen Poesie zuneigend, ist keineswegs ein sehr bedeutendes, doch ward es gehoben durch anmuthige Behandlung der Sprache und Form, strenge Correctheit und Innigkeit und Wärme des Gefühls. — Von jenem hohen Range, den ihm die Genossen seiner Tage unter den Dichtern unseres Landes anwiesen, hat ihn die strengere Nachwelt schon lange wieder entfernt, aber seine poetischen Leistungen sind die treuesten Zeugen seiner persönlichen Liebenswürdigkeit, und die Erinnerung an diese wird sein Andenken noch lange begleiten. —

Gedichte von J. G. Jacobi.

Litanei auf das Fest aller Seelen *).

Ruhn in Frieden alle Seelen,
Die vollbracht ein banges Quälen,
Die vollendet süßen Traum,
Lebenssatt, geboren kaum,
Aus der Welt hinüber schieden:
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Die sich hier Gespielen suchten,
Oefter weinten, nimmer fluchten,
Wenn von ihrer treuen Hand
Keiner je den Druck verstand:
Alle die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Liebevoller Mädchen Seelen,
Deren Thränen nicht zu zählen,
Die ein falscher Freund verließ,
Und die blinde Welt verstieß:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Und der Jüngling, dem, verborgen,
Seine Braut am frühen Morgen,
Weil ihn Lieb' in's Grab gelegt,
Auf sein Grab die Kerze trägt:
Alle die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Alle Geister, die, voll Klarheit,
Wurden Märtyrer der Wahrheit,
Kämpften für das Heiligthum,
Suchten nicht der Marter Ruhm:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Und die nie der Sonne lachten,
Unter'm Mond auf Dornen wachten,
Gott, im reinen Himmelslicht,
Einst zu sehn von Angesicht:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Und die gern im Rosengarten
Bei dem Freudenbecher harrten,
Aber dann, zur bösen Zeit,
Schmeckten seine Bitterkeit:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Auch, die keinen Frieden kannten,
Aber Muth und Stärke sandten
Ueber leichenvolles Feld
In die halb entschlafne Welt:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Ruhn in Frieden alle Seelen,
Die vollbracht ein banges Quälen,
Die vollendet süßen Traum,
Lebenssatt, geboren kaum,
Aus der Welt hinüber schieden:
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Hochzeit-Lied.

Will singen euch im alten Ton
Ein Lied von alter Treu;
Es sangen's unsre Väter schon;
Doch bleibt's der Liebe neu.

Im Glücke macht es freudenvoll,
Kann trösten in der Noth;
Daß nichts die Herzen scheiden soll,
Nichts scheiden, als der Tod;

*) An diesem Feste besuchen die Römisch-Katholischen die Gräber der Ihrigen, setzen Lichter darauf und beten für die Verstorbenen.

Daß immerdar mit frischem Muth
Der Mann die Traute schützt,
Und alles opfert, Gut und Blut,
Wenn's seinem Weibchen nützt;

Daß er auf weiter Erde nichts
Als sie allein begehrt,
Sie gern im Schweiß des Angesichts
Für ihren Kuß ernährt;

Daß, wenn die Lerch' im Felde schlägt,
Sein Weib ihm Wonne lacht,
Ihm, wenn der Acker Dornen trägt,
Zum Spiel die Arbeit macht,

Und doppelt süß der Ruhe Lust,
Erquickend jedes Brot,
Den Kummer leicht an ihrer Brust,
Gelinder seinen Tod.

Dann fühlt er noch die kalte Hand
Von ihrer Hand gedrückt,
Und sich in's neue Vaterland
Aus ihrem Arm entrückt.

An Chloen.

Bei der Liebe reinsten Flammen,
Glänzt das arme Hüttendach:
Liebchen! ewig nun beisammen,
Liebchen! schlafend oder wach!

Süßes, zärtliches Umfangen,
Wenn der Tag am Himmel graut:
Heimlich klopfendes Verlangen,
Wenn der Abend niederthaut!

Wonne dort auf allen Hügeln,
Wonn' im Thal, und Jubel hier!
Volle Freiheit, zu verriegeln
Unsre kleine Hüttenthür!

Lobgesang in Finsternissen,
Wo kein Neider sich versteckt;
Wo nicht mehr, indem wir küssen,
Jedes Lüftchen uns erschreckt!

Und wir theilen alle Freuden,
Sonn' und Mond und Sternenglanz;
Allen Segen, alles Leiden,
Arbeit und Gebet und Tanz.

So, bei reiner Liebe Flammen,
Endet sich der schöne Lauf;
Ruhig schweben wir zusammen,
Liebchen! Liebchen! Himmel auf.

Die Spinne und der Hänfling.

In einer durch die Kunst gemachten Wüstenei,
An einer Gartenklauf', erbaut für junge Damen
Und Ritter, die nicht oft hineinzuschauen kamen,
Hing eine Spinne, froh und frei,
Als Eremit im engen Fensterrahmen,
Begann ihr Werk, und sah dabei
Im wilden Lustgehölz von Birken, Ulmen, Buchen,
Verschiedne Vögel mancherlei
Zu Nestern sich zusammensuchen.
Ein wohlerfahrner Hänfling zog
Auf einen Ast, der seine Zweige bog,
Der Spinne Fenster zu beschatten.
In voller Arbeit hüpft' und flog
Das Hänflingsweibchen hin und wieder mit dem Gatten;
Indessen jene bloß auf ihre Fäden sann,
Und aus sich selbst den Zeug der Hütte spann.

Die armen Vöglein! hob sie an:
Wie Mann und Weibchen sich um ihren Bau ermatten!
Was holen sie von Ost und West
Nicht alles her! Und steht das Nest —
Dann neue Sorge, stetes Reisen
Durch Garten, Hof und Feld, die junge Brut zu speisen!
Dann fürchten sie des Hauses jähen Sturz,
Wenn Knaben durch die Hecke rauschen;
Und flattern auf, und jammern: Kurz!
Ich möchte nicht mit ihnen tauschen.

Der Hänfling war so eben recht
Zum Horchen auf den Ast gekommen,
Hatt' über sich und sein Geschlecht
Die weise Rede wohl vernommen,
Und flog zum Fensterrahmen hin,
Und sagte: „Liebe Nachbarinn!
Ich lobe deinen klugen Sinn,
Der zwischen kahlen, finstern Mauern
Dich hier so glücklich macht in deinem Selbstgespinn,
Als ich im grünen Walde bin;
Uns aber mußt du nicht bedauern.
Im grünen Walde giebt es zwar
Nicht wenig Arbeit und Gefahr;
Jedoch auf Freude hofft umsonst, wer nie will trauern.
Schon öfter wurde mir um Nest und Futter bang;
Dann regt' ich mich, entfloh dem Untergang,
Und heller durch den Busch ertönte mein Gesang.
Ich dächte, liebe Nachbarinn!
Es wäre wohl in diesem Leben
Verlust bei jeglichem Gewinn;
Ich dächte, liebe Nachbarinn!
Wir nützten das, was uns Natur gegeben,
Zum Nisten mir, und dir zum Weben."

Trauer der Liebe.

Wo die Taub' in stillen Buchen
Ihren Tauber sich erwählt,
Wo die Nachtigallen suchen,
Und die Rebe sich vermählt;
Wo die Bäche sich vereinen,
Ging ich oft mit leichtem Scherz,
Ging ich oft mit bangem Weinen;
Suchte mir ein liebend Herz.

O, da gab die finstre Laube
Leisen Trost im Abendschein;
O, da kam ein süßer Glaube
Mit dem Morgenglanz im Hain;
Da vernahm ich's in den Winden;
Ihr Geflüster lehrte mich:
Daß ich suchen sollt und finden,
Finden, holde Liebe! dich.

Aber ach! wo blieb auf Erden,
Holde Liebe, deine Spur?
Lieben, um geliebt zu werden,
Ist das Loos der Engel nur.
Statt der Wonne fand ich Schmerzen,
Hing an dem, was mich verließ;
Frieden giebt dem treuen Herzen
Nur ein künftig Paradies.

Die Perle.

Es ging ein Mann zur Frühlingszeit
Durch Busch und Felder weit und breit
Um Birke, Buch' und Erle;
Der Bäume Grün im Maienlicht,
Die Blumen drunter sah' er nicht;
Er suchte seine Perle.

Die Perle war sein höchstes Gut,
Er hatt' um sie des Meeres Fluth
Durchschifft, und viel gelitten;
Von ihr des Lebens Trost gehofft,
Im Busen sie bewahrt, und oft
Dem Räuber abgestritten.

Die sucht' er nun mit Weh und Ach:
Da wies man ihm den hellen Bach,
Und drin die goldne Schmerle;
Nichts half der Bach im Sonnenglanz,
Im Bache nichts der Schmerlen Tanz;
Er suchte seine Perle.

Und suchen wird er immer so,
Wird nicht des Lebens werden froh,
Nicht mehr die Morgenstunden
Am purpurrothen Himmel sehn;
Berg auf und nieder muß er gehn,
Bis daß er sie gefunden.

Der arme Pilger! So wie er,
Geh' ich zur Frühlingszeit umher
Um Birke, Buch' und Erle;
Des Maien Wunder seh' ich nicht:
Was aber, ach! was mir gebricht,
Ist mehr als eine Perle.

Was mir gebricht, was ich verlor,
Was ich zum höchsten Gut erkor,
Ist Lieb' in treuem Herzen.
Vergebens wall' ich auf und ab;
Doch find' ich einst ein kühles Grab,
Das endet alle Schmerzen.

Hochzeit-Lied.

Willst du frei und lustig gehn
Durch dieß Weltgetümmel,
Mußt du auf die Vöglein sehn,
Wohnend unterm Himmel;
Jedes hüpft und singt und heckt
Ohne Gram und Sorgen,
Schläft, vom grünen Zweig bedeckt,
Sicher bis am Morgen.

Jedes nimmt ohn' Argelist,
Was ihm Gott beschieden,
Und mit seinem Fräulein ist
Männlein wohl zufrieden;
Keines sammelt kümmerlich
Vorrath in die Scheunen;
Dennoch nährt und labt es sich
Mit den lieben Kleinen.

Keines bebt im Sonnenstrahl
Vor den fernen Stürmen;
Kommt ein Sturm, so wird's im Thal
Baum und Fels beschirmen.
Täglich bringt es seinen Dank
Gott für jede Gabe,
Flattert einstens mit Gesang
Leicht und still zum Grabe.

Willst du frei und lustig gehn
Durch dieß Weltgetümmel,
Mußt du auf die Vöglein sehn,
Wohnend unterm Himmel.
Wie die Vöglein, haben wir
Unsern Vater droben;
Laß ein treues Weib mit dir
Lieben und ihn loben!

Wiegenlied für ein Mädchen.

Schlummre, Liebchen, bist noch klein,
Weißt vom schönen Sonnenschein,
Weißt vom Strahl des Mondenlichts,
Und von Wald und Blumen nichts;
Liebchen, schlumme, werde groß!
Sollst es sehn auf meinem Schooß.

Sollst den Glanz des Himmels sehn,
Und aus ihm die Sonne gehn
Ueber Wiesen frisch und grün,
Wo die blauen Veilchen blühn.
Veilchen werden dann gepflückt,
Du an's Mutterherz gedrückt.

Mir am Herzen, liebes Kind
Spielst du froh im Morgenwind;
Ueber dir ist Jubelklang,
Um dich her ist Lobgesang;
Leise rauschen Baum und Fluß,
Und du fühlst den Mutterkuß.

Liebchen, schlummre, wachs' heran!
Siehst in meinen Armen dann
Auch der Abendsonne Gluth;
Siehst, wenn Feld und Aue ruht,
Gold und Purpur überall,
Bei'm Gesang der Nachtigall.

Unter'm Nachtigallenlied
Kommt der helle Mond, und sieht
Mild herab auf dich und mich;
Alle Blumen neigen sich;
Und die Händchen falt' ich dir:
Kleiner Engel, Gott ist hier!

Gott ist hoch im Sternenglanz,
Und im niedern Veilchenkranz;
Ist, wo jener Vogel schlägt,
Und, wo dieser Arm dich trägt.
Sag' in jedem Winkel dir,
Liebes Mädchen: Gott ist hier!

Vertrauen.

Die Morgensterne priesen,
Im hohen Jubelton,
Den Schöpfer grüner Wiesen
Viel tausend Jahre schon;
Es glänzten Berg und Fläche,
Die Sonne kam und wich,
Der Mond beschien die Bäche;
Noch aber nicht für mich.

Es weckte mich kein Morgen,
Es schien kein Erdentag
In's Dunkle, wo verborgen
Der Ungeborne lag;
Noch sang der Vögel keiner
Mir seinen Liebesruf —
Doch Er gedachte meiner,
Der Sonn' und Mond erschuf.

Er winkte mir in's Leben,
Er weihte mich zur Lust,
Zum ersten Wonnebeben
An einer Mutter Brust;
Es war an ihrem Herzen
Mein Bettlein mir gemacht;
Sie trug mit süßen Schmerzen
Mich eine kurze Nacht.

Da grüßt' ich sie mit Weinen,
Und schwieg in ihrem Schooß,
Sah Mond und Sonne scheinen,
Und Treue zog mich groß.
Mit Gottes Segen krönte
Sich Anger, Busch und Feld;
Mein Lobgesang ertönte
Zum Vater dieser Welt.

Der Tag kann nun vergehen,
Der Morgen wieder graun;
Wo Gottes Lüfte wehen,
Da will ich sicher traun;
Und wenn ich schlafen werde
Die zweite kurze Nacht,
Dann wird in seiner Erde
Mein Bettlein mir gemacht.

Dann opfert manche Blüthe
Mein Grab, o Vater, Dir;
Es preisen deine Güte
Die Vögel über mir.
So wie am Mutterherzen
Ein Sohn der Freude liegt,
So lieg' ich sonder Schmerzen,
Von Hoffnung eingewiegt.

Im Sterben Hoffnung geben
Mag Erdenweisheit nicht;
Jedoch bei Dir ist Leben
Ist Liebeskraft und Licht.

Du siehst der Schöpfung Enden;
Und was Dich Vater heißt,
Das ruht in Deinen Händen:
Empfange meinen Geist!

In der Mitternacht.

Todesstille deckt das Thal
Bei des Mondes halbem Strahl;
Winde flüstern dumpf und bang,
In des Wächters Nachtgesang.

Leiser, dumpfer tönt es hier
In der bangen Seele mir,
Nimmt den Strahl der Hoffnung fort,
Wie den Mond die Wolke dort.

Hüllt, ihr Wolken, hüllt den Schein
Immer tiefer, tiefer ein!
Vor ihm bergen will mein Herz
Seinen tiefen, tiefen Schmerz.

Nennen soll ihn nicht mein Mund:
Keine Thräne mach' ihn kund;
Senken soll man ihn hinab
Einst mit mir in's kühle Grab.

O der schönen langen Nacht.
Wo nicht Erdenliebe lacht,
Wo verlaßne Treue nicht
Ihren Kranz von Dornen flicht!

An des Todes milder Hand
Geht der Weg in's Vaterland;
Dort ist Liebe sonder Pein;
Selig, selig werd' ich sein.

Die Linde auf dem Kirchhofe.

Die du so bang den Abendgruß
Auf mich herunter wehest,
Zur Wolke schwebst, und mit dem Fuß
Auf Todtenhügeln stehest
O Linde! manche Thräne hat
Den Boden hier benetzet,
Und Menschenjammer, blaß und matt,
Auf ihn sein Kreuz gesetzet.

Die auf dem Einen Hügel hier
Geweint um ihre Lieben,
Die birgt ein andrer neben dir,
Und ihrer wenig blieben.
Sie schlafen. Ach! um ihr Gebein
Verhallte schon die Trauer.
Du Linde rauschest ganz allein
In athemlose Schauer.

Vergebens läßt auf kühles Grab
Dein Zweig die Blüthe fallen;
Vergebens tönt von dir herab
Das Lied der Nachtigallen;
Sie schlummern fort. Du aber schlägst
In modervolle Grüfte
Die Wurzel, schmückest dich, und trägst
Empor die Blüthendüfte.

Auf Erden sieht man immer so
Den Tod an's Leben grenzen,
Doch ewig kannst du, stolz und froh,
Die Aeste nicht bekränzen;
Es trocknet schon der Jugend Saft
In dir; Verwesung winket,
Bis endlich deine letzte Kraft
Dahin auf Gräber sinket.

Wenn aber dein Geflüster auch
Verstummt an diesen Hügeln,
So bringet neuen Frühlingshauch
Der West auf Rosenflügeln.

Damit die Felder wieder blühn,
Umwallt er Berg' und Gründe;
Will deinen Sprößling auferziehn,
Und krönt die junge Linde.

Wohl uns! der große Lebensquell
Versiegt dem Geiste nimmer.
Das Kreuz auf Gräbern, wie so hell
In dieser Hoffnung Schimmer!
O Linde! gern an deinem Fuß
Hör' ich des Wipfels Wehen;
Dein feierlicher Abendgruß
Verkündet Auferstehen.

Lied *).

Willkommen, Bächlein: wie so hell!
Wie rasch dein Gang in's Thal hernieder!
Wer öffnete den Felsenquell?
Es schuf dich keiner meiner Brüder.

Willkommen, Zephyr, auf der Flur,
Weß Auge noch hat dich gesehen?
Wer deine Stätte, deine Spur?
Kein Sohn der Erde hieß dich wehen.

Du selbst, o Bächlein, hörtest nie
Zum Rauschen deiner kleinen Wellen
Verjüngter Büsche Melodie
Vom grünen Ufer sich gesellen;

Und dennoch redest du mit mir
In stillen Abenddämmerungen;
Schon hat dein leises Murmeln hier
Mit süßem Schauer mich durchdrungen.

Du Zephyr weißt nicht, wie, erfreut
Von deinem Hauch, die Staude säuselt,
Das Blümchen Wohlgerüche streut.
Die Aehre wallt, der Hain sich kräuselt;

Und dennoch, gleich dem Epheu, bebt,
Wenn du mir lispelst von den Hügeln,
Mein klopfend Herz; die Seele schwebt
Auf deinen unsichtbaren Flügeln.

Woher dieß wonnige Gefühl,
Die hoch sich hebenden Gedanken?
Was rauschet mir im Wellenspiel?
Was flüstert in des Weinstocks Ranken?

Das Maienlüftchen kennt mich nicht;
Dem Bächlein sang ich jüngst die Feier
Des Blüthenmonds im Rosenlicht;
Ihm aber tönte keine Leier.

Woher denn, um der Quelle Rand,
Woher das ahnungsvolle Wehen?
Ein Geist, dem meinigen verwandt,
Muß kennen mich, und mich verstehen.

Mir nahe sein im Wasserfall,
Im Hauch des Windes Antwort geben,
Erfüllen alles überall
Mit Freud' und Liebe, Kraft und Leben.

Es ist der Herr, der überall
Im Wiesenduft, im Sturme schwebet,
Der Abendthau und Wasserfall,
Und Himmel, Erd' und Meer belebet;

Er, welcher auf's besonnte Land
Den kühlen Flug des Zephyrs leitet,
Er, der mit unsichtbarer Hand
Dem Wurme seinen Tisch bereitet.

Der zählet meines Pulses Schlag,
Hört meiner Wünsche leises Flehen;
Und, schmachtet meine Seel' ihm nach,
So fühl' ich seiner Flügel Wehen.

---

*) Angefangen von Jacobi und vollendet von F. L. Stolberg

Der Tag verkündiget der Nacht,
Die Nacht dem Tage seinen Namen,
Die Himmel preisen seine Macht,
Und tief im Herzen schallt mein Amen.

Wohl mir, ich weiß, woher es schallt,
Es deutet hin in große Fernen;
Tief unter meiner Hoffnung wallt
Der Himmel hin mit seinen Sternen.

Wohl mir! ich fühle, wer ich sei;
Wie leicht verstäuben meine Sorgen!
Dieß Amen tönt als Hahnenschrei
Vor meines Gottes nahem Morgen.

Spinnerlied.

Arbeit, ihr Mädchen,
Bringt süßen Gewinn:
Da schnurren am Rädchen
Lustig die neblichten Tage dahin!

Mädchen, die der Ruhe pflegen,
Die gemächlich in den Schooß
Ihre zarten Hände legen,
Werden nie der Sorge los.

Arbeit, ihr Mädchen u. s. w.

Lange Weile baut im Stillen
Ihren Heerd bei'm Müssiggang;
Unterbrochen dann von Grillen
Wird der häusliche Gesang.

Arbeit, ihr Mädchen u. s. w.

Gern sein liebes Rädchen hören:
O das sichert vor Gefahr!
Und so tragt ihr einst mit Ehren
Euren Hochzeitkranz im Haar.

Arbeit, ihr Mädchen,
Bringt süßen Gewinn:
Da schnurren am Rädchen
Lustig die neblichten Tage dahin!

Lied.

Auf dem frischen Rasensitze,
Hier am kleinen Wasserfall,
Hör' ich von des Thurmes Spitze,
Frommes Glöcklein, deinen Schall.

Tönst, o Glöcklein, nennst ihn lauter,
Dem mein Herz entgegen bebt,
Ihn, der freundlicher, vertrauter
Hier im Grünen mich umschwebt.

Leise murmeln es die Bäche,
Daß er Flur und Aue liebt,
Daß die Rose, die ich breche,
Mir ein guter Vater giebt;

Daß er aus der zarten Hülle
Selbst die goldnen Früchte winkt,
Und durch ihn des Lebens Fülle
Jede neue Knospe trinkt.

Schalle, Glöcklein! ach, was bliebe
Jenem Himmel, diesem Grün
Ach! kein Leben, keine Liebe,
Keine Freude, sonder ihn!

Morgens, wenn auf Busch und Pflanze
Kühler Thau die Perlen sät,
Stimmen froh, im Sonnenglanze,
Vöglein mit in mein Gebet.

Und am Abend, wenn es dunkelt,
Seh ich seinen milden Schein!
Wo das Heer der Sterne funkelt,
Wacht er über Thal und Hain;

Leuchtet mir auf meinen Wegen,
Labt die Wiese, nährt das Feld,
Spricht den väterlichen Segen
Ueber die entschlafne Welt.

Seiner freu' ich mich im Lenze,
Wenn man Veilchenkränze flicht
Seiner, wenn die Schnittertänze
Sturm und Hagel unterbricht.

Sollt' ich seiner mich nicht freuen
Singen nicht, daß Wolke, Wind,
Auch die Blitze, wenn sie dräuen,
In des Vaters Händen sind?

Daß an öden Felsenklüften
Liebend er vorübergeht,
Und in düstern Todtengrüften
Des Erhalters Athem weht?

Am Aschermittwoch*).

Weg von Lustgesang und Reigen!
Bei der Andacht ernstem Schweigen
Warnen Todtenkränze hier,
Sagt ein Kreuz von Asche dir:
Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Vom Altar in die Paläste
Dräng' es sich zum Jubelfeste
Mitten unter'm Göttermahl
Ruf' es in den Königssaal:
Was den Zepter führt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Wo Trophäen sich erheben,
Sieger jauchzen, Völker beben,
Tön' es aus der Ferne dumpf
In den schallenden Triumph!
Was den Lorbeer trägt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Wie sie ringen, sorgen, suchen,
Das Gefundne dann verfluchen;
Der umher getriebne Geist
Felsen thürmt und niederreißt!
Was so rastlos strebt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Siehe, durch des Tempels Hallen
Mann und Greis und Jüngling wallen,
Und die Mutter, die entzückt,
Ihren Säugling an sich drückt.
Was da blüht und reift auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Wie sie kommen, ach! so kamen
Viele Tausend: ihre Namen
Sind erloschen, ihr Gebein
Decket ein zermalmter Stein.
Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Aber, von der Welt geschieden,
Ohne Freud' und ohne Frieden,
Blickt die Treue starr hinab,
In ein modervolles Grab.
Was so mächtig liebt auf Erden,
Soll es Erd' und Asche werden?

In den schönsten Rosentagen
Füllt die Lüfte banges Klagen;
Jammert die verwais'te Braut,
Einem Schatten angetraut.
Liebe kann nicht untergehen;
Was verwes't, muß auferstehen.

---

*) Dieses Fest der Römisch-Katholischen, an welchem sie, nach geschlossenen Fastnachtslustbarkeiten, der Priester mit geweihter Asche bestreut, um sie an ihre Sterblichkeit zu erinnern, könnte, wenn man allen Aberglauben davon absonderte, und der Ceremonie die erforderliche Würde gäbe, zu einem der edelsten und erbaulichsten Feste werden.

Und das brüderliche Sehnen,
Abzuwischen alle Thränen;
Was die Hand der Armuth füllt,
Has mit Wohlthun gern vergilt;
Ewig kann's nicht untergehen!
Was verweſ't, muß auferſtehen!

Jene, die gen Himmel ſchauen,
Ihrer höhern Ahnung trauen,
Dieſem Schattenland entfliehn,
Vor dem Unſichtbaren knien,
O die werden auferſtehn!
Glaube kann nicht untergehen.

Die dem Vater aller Seelen
Kindlich ihren Geiſt befehlen,
Und, vom Erdenſtaube rein,
Der Vollendung ſchon ſich freun,
Sollten ſie, wie Staub, verwehen?
Hoffnung muß dem Grab entgehen.

Sieh an ſchweigenden Altären
Todtenkränze ſich verklären!
Menſchenhoheit, Erdenkreiz,
Zeichnet dieſes Aſchenkreuz;
Aber Erde wird zur Erde,
Daß der Geiſt verherrlicht werde,

Friedrich Heinrich Jacobi

ward am 25. Januar 1743 zu Düſſeldorf geboren und von ſeinem Vater für den Kaufmannsſtand beſtimmt, den er auch zu Frankfurt erlernte, ohne weder dadurch, noch durch den Spott ſeiner gleichalterigen Standesgenoſſen ſeinen literariſchen Studien, wozu ihn beſonders ſein religiöſer Tiefſinn zog, abgewendet zu werden. Nachdem er der Handlung ſeines Vaters mehrere Jahre lang vorgeſtanden und ſich mit der an Vorzügen des Körpers und des Geiſtes reichen Betty von Clermont vermählt hatte, erhielt er durch ſeinen Gönner, den Grafen von Goltſtein, die Stelle eines Hofkammerraths, worauf er ſich ganz der Staatswirthſchaft und den ſchönen Wiſſenſchaften widmete. In Folge deſſen erhielt er 1779 einen Ruf als Geheimerath nach München, wo er ſich jedoch wegen gehabter Verdrießlichkeiten über das bairiſche Mauthweſen bald auf ſein Gut Pempelfort bei Düſſeldorf zurückzog. Doch auch von hier vertrieb ihn die franzöſiſche Revolution, und nun lebte er ſeit 1794 bei ſeinen Freunden in Holſtein, namentlich in Wandsbeck, Hamburg und Eutin, bis er 1804 einem neuen Rufe an die neu zu errichtende Akademie der Wiſſenſchaften zu München folgte und 1807 Präſident derſelben wurde. 1813 legte er jedoch auch dieſe Stelle nieder und lebte nun daſelbſt, mit dem Commandeurkreuz des bairiſchen Civilverdienſtordens geſchmückt und unter Beibehaltung ſeines vollen Gehaltes, ſeinen Lieben und ſeiner Muſe, bis der Tod am 10. März 1819 den geiſtvollen und originellen Denker abrief.

Er ſchrieb:

Werke. Leipzig 1812—1824, 6 Bde. in gr. 8.; 4r bis 6r Band herausgegeb. von J. Fr. Köppen und K. J. F. Roth.

Auserleſener Briefwechſel. Herausgegeb. von F. Roth, Leipzig 1825—1827, 2 Bde. in gr. 8.

Einzeln:

Woldemar. Flensburg 1779; 2te Aufl. Königsberg 1794, 2 Bde, gr. 12; 3te Ausg. letzter Hand. Leipzig 1826, 2 Bde., gr. 8.

Alwill's Briefſammlung. Breslau 1781; 2te Aufl. 1792; Ausg. letzter Hand, Leipzig 1826, gr. 8., mit einer Zugabe von eigenen Briefen.

Ueber die Lehre des Spinoza In Briefen an Mendelsſohn. Breslau 1785; neue Aufl. 1789, 8.

Wider Mendelsſohn's Beſchuldigungen. Leipzig 1786.

David Hume über den Glauben, oder: Idealismus und Realismus. Breslau 1787.

Sendſchreiben an Fichte. Hamburg 1799.

Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung. Leipzig 1811.

Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen. Tübingen 1812.

Das treffendſte und gerechteſte Urtheil, welches über F. H. Jacobi gefällt wurde, ſpricht der eben ſo einſichtsvolle als gediegene Bouterweck in ſeiner Geſchichte der Poeſie und Beredtſamkeit, Thl. XI. S. 494, aus, wo er von ihm ſagt: „Zu den ganz correcten Stiliſten, deren größtes Verdienſt aber auch oft nur in elegante Phraſen und Wendungen beſteht, gehört dieſer Schriftſteller nicht. Aber wie Herder und Johannes Müller ragt er in der kräftigen und originalen Art, ſeine Gedanken auszudrücken, über alle übrigen deutſchen Proſaiſten ſeines Zeitalters hervor. Sein Styl iſt treuer Abdruck ſeines Geiſtes. Sehr empfänglich für das Schöne, war Jacobi auch nicht ohne Talent zur Poeſie; aber der raſtloſe Trieb nach philoſophiſcher Ergründung der Wahrheit, den er ſchon in ſeinem Knabenalter fühlte, ließ ihn nicht zum Dichter werden. Auch ſeinen Romanen legt man einen falſchen Maßſtab an, wenn man ſie nur als äſthetiſche Kunſtwerke würdigt. Denn ſo, wie der Verfaſſer die philoſophiſchen Ideen, von denen ſein Geiſt voll war, in alle Verhältniſſe des wirklichen Lebens übertrug, in denen er äußerlich nur als ein ſehr gebildeter Weltmann erſchien, ſo wollte er auch die moraliſchen Reſultate ſeines Studiums der menſchlichen Natur in Darſtellungen nach dem Leben niederlegen; und dazu ſchien ihm die Form des Romans die paſſendſte. Dieſe Form aber fügte ſich nicht ganz nach dem Zwecke des philoſophiſchen Kopfes, deſſen Phantaſie nur ſeinem forſchenden Verſtande und ſeinem tiefen Gefühle der Würde und Beſtimmung der menſchlichen Natur dienen ſollte, ſich ſo wahr auszuſprechen, als ob die Natur ſelbſt aus ihm ſpräche. Die überall vordringende didaktiſche Abſicht mußte ſeinen Charakter- und Situationsgemälden einen Theil ihrer, übrigens muſterhaften, Natürlichkeit entziehen, indem er Perſonen, die in der wirklichen Welt gar nicht zu philoſophiren pflegen, philoſophiſche Reflexionen, deren manche nur dem Metaphyſiker verſtändlich ſind, in den Mund und in die Feder legte. Beſonders erhielt dadurch und durch die ſtrenge Metaphyſik der Sitten der „Woldemar" etwas Gezwungenes, das das äſthetiſche Intereſſe ſtört. Aber mit dieſem Romane haben auch die eigentlich philoſophiſchen Schriften Jacobi's die moraliſche Zartheit und Tiefe des Gefühls gemein, das in ſeiner Seele ſogleich aufwallte, wenn die Rede war von Wahrheit, die nicht, wie die mathematiſche, auf Formeln, oder, wie die empiriſche, auf ſinnliche Wahrnehmungen ſich zurückführen läßt, und an der das Herz deſto mehr Antheil nimmt. Das höchſte Bedürfniß ſeines Herzens war Religion, aber eine Religion, die vor der Vernunft beſtehen ſollte. Durch ſtrenge Kritik der metaphyſiſchen Syſteme hatte er ſich überzeugt, daß keine religiöſe Wahrheit ſich metaphyſiſch beweiſen laſſe, daß aber auch die Vernunft, durch die der Menſch der Idee der Wahrheit fähig wird, etwas Höheres in unſerm Geiſte ſei, als der

bloße Verstand, der allgemeine Begriffe bildet und zu Urtheilen vereinigt, aus denen man Schlüsse zieht. Zur Vernunft, nach seiner Ansicht, gehörte eben jenes Gefühl, von dem er sich nicht trennen konnte, wenn ihn nach einer Wahrheit verlangte. Dessen ungeachtet war wohl nie ein Verstand heller und unbestechlicher, als der seinige. Systematiker konnte er nicht werden, ungeachtet seines metaphysischen Tiefsinns, weil seine Philosophie nur fragmentarisch aus der Kritik andrer Systeme sich entwickelt hatte; aber die Erzeugnisse seines philosophischen Genies erhielten ein ihnen eignes ästhetisches Interesse dadurch, daß er, wie kein Schriftsteller außer ihm, das Allgemeine immer an individuelle Verhältnisse anknüpfte, und, indem er, wie in einer geselligen Unterhaltung, folgerecht, aber nicht schulgerecht, räsonnirte und demonstrirte, zugleich den ganzen Geisteszustand malte, in welchem ein Gedanke den andern hervorruft oder veranlaßt. Jacobi's Styl ist nicht lakonisch, aber prägnant. Jedes Hauptwort hat eine tief durchdachte und scharfbestimmte Bedeutung. Ungeachtet der leichten und gefälligen Wendungen zeigt doch dieser Styl keine Spur von Flüchtigkeit. Nicht selten hat er eine sehr gefällige Rundung. In der Wortstellung nimmt er sich einige nicht gewöhnliche Freiheiten, die aber auch schon von andern Schriftstellern nachgeahmt sind, und die Klarheit und Kraft des Ausdrucks befördern. Daß Jacobi, immer sorgfältig auf den treffendsten Ausdruck achtend, der deutschen Sprache manche ihr eigne und den Andern wenig benutzte Wendungen abgesehen hat, ist um so bemerkenswerther, da er, wie Johannes Müller, in seiner Jugend einen Theil seiner Bildung in Genf erhalten hatte, und der französischen Sprache so mächtig geworden war, wie außer ihm, so viel man weiß, kein philosophischer Schriftsteller in Deutschland seit Leibnitz."

Woldemar an Biberthal*).

Pappelwiesen, den 23. August.

Liebster Biberthal, ich mache mir bittere Vorwürfe darüber, daß ich beinahe drei Wochen Dich ohne Briefe von mir lassen konnte. Allwina und Henriette haben mich genug ermahnt; mein eigenes Herz noch mehr — aber ich konnte nicht! Eine Menge Blätter will ich Dir zeigen an Dich, worauf sehr deutlich zu lesen ist Monat und Tag; auch etliche mit einer halben Zeile wirklichen Briefs; — etliche sogar mit einer ganzen Zeile; — mit zweien, mit dreien. — Aber dann wollte es für die Welt nicht weiter!

Ich begreife nicht mehr, wie ich es ehemals anfing, daß ich an Leute, die mir das gar nicht waren, was Du mir bist, so lange Briefe schreiben mochte. Der halben Welt bin ich Antworten schuldig. Ich werde erinnert, geplagt, zum Mitleid gereizt — weiß mir nicht zu helfen, und werde böse. Mir dünkt, es müßte mein Feind sein, der mir zumuthete, meine Empfindungen bis auf den Grad herunter zu bringen, in welchem sie sich schreiben lassen. Die edle unwiderbringliche Zeit auf diese Weise zu verlieren! Ich soll aufhören zu leben, mit ein Anderer zu lesen habe! Im ganzen Ernst, wenn mir so einen theuren Freund gedenke, der das will, und so zärtlich verdrießlichem Gesicht da sitzt, und zwischen den Zähnen murmelt, weil ich das nicht will: — ich kann hämisch genug ihn werden, vom Stuhl aufspringen und ihn nicht mehr sehen mögen.

Frei ich kommen hernach vernünftigere Augenblicke, worin ich fühle, daß ich Unrecht habe; daß ich sträflich bin; wo ich es mein Gewissen nicht aufkommen kann: — und das ist sein Unglück!

Aber nun, was soll dies alles hier? — Vielleicht eine Entschuldigung gegen Dich? — Ja, wenn man einmal so tief im Unrecht sitzt, dann rede sich einer heraus!

. . . . . Lieber, ich habe eben Deine zwei letzten Briefe zur Hand genommen und sie wieder durchgelesen. Mir wurde so ganz bange ums Herz dabei, und ich dankte Gott, daß wenigstens Allwina und Henriette an Deine Frau geschrieben haben, und letztere eine ziemlich lange Epistel auch an Dich. — Du kennst mich; Du fühlst meine Lage: also verzeih! Mein — nicht verzeihen, Biberthal; danken sollst Du dem Himmel, der mich so glücklich machte, daß ich Dirs nicht sagen konnte und Dich versäumte! Ich weiß, ich kann das von Deinem edlen brüderlichen Herzen fordern: und dies Zutrauen — Lieber! ist es nicht mehr werth als tausend Briefe, und sagt es nicht Alles?

Seit gestern bin ich hier ganz allein. Die beiden Tanten mit Allwinen und Henrietten sind nach Schellenbrug, kommen aber diesen Abend zurück. Es war mir gar nicht zuwider, auf diese kurze Zeit in Einsamkeit versetzt zu werden; ich habe herrliche Stunden zugebracht. Noch war ich nicht Einmal zu einem solchen alleinigen ganz stillen Anschauen meiner Glückseligkeit gekommen; hatte mich eben auch nicht darnach gesehnt; aber mir geschah unaussprechlich wohl, da ich nun von ungefähr dazu gelangte. — Könnte ich Dir in etwa nur bedeuten, wie mir war, und wie mir ist!

Sobald meine Reisenden weg waren, Morgens um neun Uhr, lagerte ich mich, nicht weit unter der Krümmung des Bachs, in die wilde Laube unter den hohen Nußbäumen. Der eine Nußbaum diente mir, wie gewöhnlich, zur Lehne. Draußen gieng ein starker Wind. Man hörte sein Anfallen an das dichte Gebüsch, wie er die Aeste bog und die Blätter drängte, — dann im Laube verwehte, — drinnen zum sanftesten Lüftchen wurde — und zwischen den jungen Eschen, Morellen, Pappelweiden, Quitten und Haseln in vieltönigem Gelispel sich verlor; — dann wieder majestätisch rauschte, höher und hinauf von Krone zu Krone, in den Zweigen der Nußbäume, — und beinahe Sturm war in ihren Gipfeln. — — In den mannigfaltigen Millionen Blätter, welch' unendliches Spiel! Welch' ein Wallen und Wühlen der Aeste! — Unter und über mir das luftige Laubmeer! — Ergriffen von seinen Wogen schwamm mein Auge hinweg in die schöne Fluth, und ließ sich von ihr verschlingen. — — Leise rieselte unterdessen der liebe Bach an meiner Seite; gaukelte kleine Wellen daher, Wirbel und Schlünde, — und die Fische hatten ihren Scherz mit Springen, Schnalzen und Klatschen. — — Der mächtige Stamm, an den ich gestützt war, schwankte, fast unmerklich, hin und her — bald stärker, bald schwächer; wiegte meinen Rücken, und bewegte sanft schauerlich mein Haupt. — — — Nie war meine Seele so in allen meinen Sinnen! — Lauter Genuß mein ganzes Wesen! — Ewigkeit mein fliehendes Dasein!

Ich verließ nach einer Weile den Platz; aber die Empfindungen, die er mir gegeben, folgten mir nach. Wohin ich wandern mochte, fand ich denselben Zustand. Alles entzückte mich so wie es war. Ich freute mich ohne Aussicht, ohne Hoffnung, ganz und gleich erfüllt von der Wonne jedes Augenblicks, und wie von Allgenugsamkeit umgeben.

Der Wind hatte um Mittag sich gelegt, es war etwas schwül geworden, und gegen Abend regte sich kein Blatt. Ich gieng umher und ergötzte mich an den wunderbaren Beleuchtungen der Erde; — Bäume und Blumen, als ob sie in die Höhe schienen und die Dämmerung erhellten. Ich ließ mein Essen etwas früher unter die Laube vor dem großen Saal bringen, weil ich keine Kerze mochte und die Nacht wollte kommen sehen. Ich war bald fertig; saß stille da, und ließ mir träumen — von Dir; dachte — wie Du vielleicht eben jetzt an mich dächtest; — Deine Gespräche mit Luisen; Dein Sehnen nach uns zurück — Dein Kommen — Dein Eilen auf dem Wege, und mein Erwarten . . .

Es war mir nicht eingefallen, daß wir Vollmond hatten. Ganz hinten, bei den Eichen, sah ich ihn unversehens in die Castanienbäume scheinen. Er zog heran — wie mit später Dämmerung feierlich die Stille heranzieht; — lächelte zwischen dem dunkeln Laube; glich einem Freunde, der sich zur Ueberraschung herbeischleicht, bebend von den Schlägen seines Herzens, das die Freude nicht halten kann . . . Ich regte mich nicht, mochte kaum aufschauen, als wäre es so in der That, und ich fürchtete ihm die Freude zu verderben. Da kam er endlich über die Gipfel der Eichen und trat vor mich hin. Ich flog auf! — Lieber, es war ein Augenblick voll Himmelsluft!

Ich ging, und wandelte auf und ab in meinen Alleen von Pommeranzenbäumen, unter den Linden, und in der mit dem Monde blitzenden Buchenhalle. Es war eine Nachtstille — ein Schweigen um mich her, wie das Schweigen unaussprechlicher Liebe. So ging ich, bis der Mond in den Teich schien, und ich nicht weg konnte unter der Ulme am Canal. Man hörte nichts als den Gesang der Grillen, das Rieseln durch den Teich, und dann und wann die Bewegung eines Fisches. — Hell und immer heller wurde das Wasser — und ich schwebte wie in der Mitte der Schöpfung, aufgelöst, und an mich ziehend aus dem feinsten Aether eine neue Bildung.

Lieber Biberthal — wie ist mir so anders! — — Du weißt, schon als Kind hatte ich die süße Verliebtheit in alles, was meinen Sinnen oder meinem Geiste in Schönheit entge-

*) Aus F. H. Jacobi's „Woldemar" (Th. II. S. 24 ff.)

gen kam; — war in beständigem Ringen; und so voll Lust und Muth — und so voll Trauer! — Wie wurde ich des Lebens so froh — ach! und so müde! — — Ich erfuhr, daß ich etwas im Busen trug, welches mich von allen Dingen schied, von mir selbst mich schied, weil es zu heftig mit allen Dingen sich zu vereinigen strebte. Jedermann liebte mich darum, daß ich alles so liebte; aber was mein Herz so liebend machte, so thöricht, so warm und so gut — das fand ich in Keinem. . . . — Von den meisten dachte ich deswegen nicht schlechter; — zuweilen, im Gegentheil, nur desto besser; aber ich glaubte zu sehen, daß überhaupt die Menschen wenig, im Grunde, nach einander fragen; wenig nach dem Menschen im Menschen. — — Ich wurde duldsam und stille . . . Lieber, mir rollen die Thränen herunter, vom Andenken meiner einsamen Wehmuth! — Jede Lust machte mich betrübt, weil sie nur Staub war, vom Winde aufgeregt, dahin fuhr wie ein Lichtstrahl, mit dem Schall, mit dem Wallen des Blutes. Ich wollte Raum machen in meiner Seele, erretten wenigstens an meinem Theile — aber, ach! dann erwachte gewaltig mein Herz, und ich fühlte zehnfaches Leiden. Wie oft habe ich auf meinem Angesicht gelegen, vor der aufgehenden Sonne und vor der niedergehenden, unter dem Mond und den Sternen, voll Liebe und voll Verzweiflung, und habe geklagt, wie Pygmalion vor dem Bilde seiner Göttin . . .

Lieber, wie ist mir so anders!

Mein Herz, das einer Brust glich, worin der Lebenssaft zurückgetrieben wurde, weil den Säugling die Klemme dahin riß, und die nun der Krebs angefressen hat — es ist genesen! Ich lebe und liebe, und alles lebt und liebt um mich her. Wie dem Hiob hat mir der Herr alles zehnfach wieder gegeben und hat mich geheilt. Jeder Sonnenstrahl wird lebendig, wenn ich ihn Allwinens oder Henriettens Auge erhellen sehe; Mond und Sterne werden lebendig, wenn Allwina und Henriette in ihrem Scheine mich umarmen: so wird mir alle die Liebe wieder gegeben, die ich hoffnungslos ausgoß ins Unendliche: — Lebendiger Odem ist in den Erdenklos gedrungen; er ist Mensch geworden! — Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein nun die ganze Schöpfung — geschlungen an meine Brust, und erwiedernd meine Küsse!

O, Lieber — wie ist mir so anders! . . . .

Und wie das begann? . . . Die Stimme vom Himmel, die mir rief? Der Engel, der mir den Weg zeigte? — Du warst es! Du, den ich zuerst, den ich am längsten, den ich ohne Wandel geliebet, — mein Freund und mein Bruder!

Wunderbar, wie ich an diesen Tag gekommen bin! — Ich werde nicht müde es zu überdenken; jeden kleinen Umstand meinem Gedächtnisse zu erneuern; alle die goldenen Ringe an einander zu ketten. . . . .

Ich kam nach B** durch Deine brüderliche Vorsorge und rechnete allein auf Dich — kam — und fand gleich in Dir noch mehr als ich gehofft hatte. Du wareſt mir um vieles näher; verstandest mich in tausend neuen Dingen; — hatteſt ein Weib lieb gewonnen und mit ihr ein Haus gegründet; — Du hingſt nicht mehr an diesem und jenem, womit ich nichts zu schaffen haben konnte; — von allen Seiten erschienſt Du mir liebenswürdiger und besser. — Dein Gewerbe; Deine Wirthschaft mit Dorenburgen; Euer ganzes Wesen — das mit andern Leuten, die Prunkgesellschaften und Gastmahle ausgenommen — ich sage, Euer ganzes Wesen untereinander, gefiel mir bis zum Entzücken. In Dorenburgen erhielt ich einen zweiten Bruder; und, was ich nie gehabt hatte, zwei Schwestern in Euern herzigen Frauen.

Du hatteſt mir Henrietten zur Gattin ausersehen; aber das sollte nicht sein. Sie war bestimmt, meinem Schicksale eine merkwürdigere Wendung zu geben. Das himmlische Mädchen deutete mir meinen alten Traum von Freundschaft; half ihm zur Erfüllung; machte mir ihn wahr. Kaum dachte ich zuweilen noch an diesen Traum, und nie anders, als wie man an ein Hirngespinnſt denkt. Ich hatte Freunde von allen Gattungen gehabt; hatte mit leidenschaftlicher Anstrengung die Menschen beobachtet, mich selbst zu erforschen gesucht — hatte gefunden: daß wir sammt und sonders zu viele und zu heftige Begierden in uns haben und nähren; zu gewaltsam von den Sorgen, Geschäften, Qualen und Freuden des Lebens herumgetrieben, hin und her gerissen, entzückt und gefoltert werden, als daß irgendwo, in diesen Zeiten, zwei Menschen so Eins werden und bleiben könnten, wie meine liebevolle Schwärmerei es mich hatte träumen lassen.

Das andere Geschlecht hatte ich flüchtiger angesehen, und war über seinen Charakter, der mir wenig Localfarben zu haben schien, früh mit mir einig. Es kam mir vor, als wenn die Empfindungen und Gedanken bei diesen zarteren Geschöpfen sich unaufhörlich in einander verlören, und daher keine — von jenem zu einem gewissen Grade der Stärke — von diesen zu einem gewissen Grade der Deutlichkeit sich erheben könnten. Noch hatte ich keine weibliche Seele angetroffen, die in irgend etwas — nur einen festen eigenen Geschmack gehabt hätte; nicht einmal was Gestalt und Zierde, Putz und Geräthe anging. Dagegen aber fand ich in ihr Wesen die schönsten Triebe gelegt; eine wunderbare Anlage zur Selbstverleugnung; holdselige Lust, nur Andern zur Freude, zur Wohlfahrt zu leben; — und jene allgegenwärtige Schönheit, jenen unbesieglichen Zauber, der uns alle fesselt. Ich sagte zuweilen mit Lachen: An Treue, an Ergebenheit, an gefälligem Weg, überträfen sie uns Männer unendlich, und wichen kaum — dem besten Pudel. Das sagte ich mit Lachen; aber nach meinem inneren Gefühl gab ich damit ein sehr ernsthaftes Lob: wohl mit etwas Bitterkeit vermischt; aber nicht sowohl gegen die Weiber, als überhaupt gegen die Menschheit.

Ich sah Henrietten. Sie zog mich an; aber mit einer Empfindung, die nichts mit ihrem Geschlechte zu thun hatte, und die mir ganz neu war. Ich wunderte mich und betrachtete das Mädchen aufmerksamer. Jeder weibliche Reiz an ihr war mir sichtbar; sichtbarer, als allen andern: wie Henriette hatte noch kein Mädchen mir gefallen. Dennoch erregte sie nichts in mir, von sogenannter, eigentlicher Liebe. — Die Eigenschaften, die ich an ihr entdeckte, konnte ich mit meinen allgemeinen Begriffen von ihrem Geschlecht nicht wohl vereinigen; konnte aber zugleich nicht in Abrede sein: daß sie ganz Mädchen war. Oefter hatte ich über die Mängel der Schönen mit ihr meinen Scherz. Ich behauptete, kein Frauenzimmer könnte sich überwinden, Einen Gedanken zweimal zu denken, noch weniger — im Handeln, auf Veranlassung, ihne zu halten: Alles ginge bei ihnen so in einem fort. Wenn sie in schwierigen Fällen zur Ueberlegung schritten, so begnügten sie sich, den so oder anders gesponnenen und gezwirnten, gefärbten und gedrehten Faden ihrer Gedanken zehnmal hinter einander auf und ab zu haspeln, ihn auf Karten, in Knäuel und über die Finger zu wickeln, ohne sich je einfallen zu lassen, ihn an dem einen oder andern Ende auseinander zu drehen und zu untersuchen, ob sie auch den rechten Faden hätten. Auf nichts vermöchten sie mit festem, scheidendem Blicke zu haften, wären keiner eigentlichen, entschlossenen, Geduld fähig, wären, außer sich und in sich, ewig zerstreut. — Wie mit ihrem Denken, wäre es, natürlich, auch mit ihrem Empfinden beschaffen; ja, aus Ursachen, mit diesem noch etwas schlechter u. s. w. — — Henriette widersprach nicht sonderlich: ich möchte wohl nicht so Unrecht haben, sagte sie; sie hätte über Denken und Empfinden nie sehr tiefe Betrachtungen anstellen können, überhaupt sich wenig den Kopf zerbrochen, sondern in jedem vorkommenden Falle das Nöthige überlegt, und, wie ungelehrte Leute pflegten, nach Gelegenheit und Umständen gehandelt.

Unterdessen sah ich häufig die Rose mich an Einsicht weit übertreffen, so, daß ich dumm vor ihr da stand; und nicht selten fühlte ich in meinem Herzen mich durch das ihrige beschämt.

Wir waren Freunde, ehe wir es dachten, und eh ich noch das Vorurtheil recht überwunden hatte, daß es mit dem weiblichen Verstande und mit der weiblichen Empfindung, über einen gewissen Grad hinaus, nichts als Betrug und Täuschung sei.

Nun aber stand mir das Gegentheil vor Augen; ich sah meinen Irrthum, und begriff ihn nur nicht: bis ich durch Henrietten von ungefähr zu Aufschlüssen gelangte.

Wir waren in Allwinens Garten, und untersuchten sehr scharf an den verschiedenen Kirschbäumen den verhältnißmäßigen Werth ihrer Früchte. Wo wir zweifelten oder verschiedener Meinung waren, da entschied Allwina; und sobald sie den Ausspruch gethan hatte, waren wir auch mit ihr eins. — „Wer ein paar Tage Hunger und Durst gelitten hätte," sagte unversehens Henriette, „und käme über diese Bäume!" — Himmel! rief ich, und sah ganz entzückt aus.

Henriette lächelte: Wie der Mann die Stillung einer heftigen Begierde neidet, sagte sie, und gleich alles Angenehme, Liebliche, Köstliche dafür hingäbe! — Oder glauben Sie, Woldemar, daß Sie, mit jenem grimmigen Hunger und Durst, den Geschmack dieser Früchte, ihre lieblichen Eigenschaften so wie jetzt empfunden hätten? Ihr Vergnügen wäre mehr die bloße Stillung eines Schmerzes gewesen, als eigentlicher Genuß, und kaum hätten Sie erkannt, was Sie hinunter geschlungen.

Ich gab das zu.

Also, hub sie an, wären die Freuden des Gaumens recht im Grunde eben so wenig für den Heißhungrigen, als für den Uebersatten; und der mäßig Gereizte allein genösse sie wirklich und lauter?

Ich wußte nicht, was sie wollte, und gestand es abermals.

Sie fuhr fort: — Ich habe Sie Weine versuchen sehen;

a warteten Sie nicht eine Stunde des Durstes ab; auch reizten Sie nicht vorher durch scharfe Speisen Ihre Zunge, ondern Sie wollten mit frischem Munde, in einem begierdenosen Zustande kosten. — Was meinen Sie, mein Freund; ollte man von hier aus nicht weiter gehen, und mit Sicherheit behaupten können, daß ein gewisser Mittelzustand, in Zustand, worin die Kräfte des Menschen wie in nüchternem Erwachen, frei und unbefangen sind, für ihn auf alle Fälle, wie zur richtigen Wahl, so auch zum reineren, esseren Genuß die schicklichste Fassung sei?

Ich merke, wir fangen ein Platonisches Gespräch an, sagte ch lachend; und da Sie den Sokrates vorstellen, so warten Sie, daß ich meinen Bleistift nehme, um Ihre Reden aufzuschreiben.

Schreiben Sie nur, erwiederte Henriette, ich will sehen, aß ich fortrede, ohne Antwort von Ihnen zu bedürfen.

Hierauf fing sie an, und brachte, mittelst eines kurzen ebergangs, mein System von den Mängeln des weiblichen harakters auf die Bahn. Sie zeigte, daß diese Mängel zuammen am Ende nur auf Einen Hauptmangel, — an sinnicher Begierlichkeit hinausliefen, und sie bewies, daß ben dieses Mangels wegen der weibliche Sinn weit reiner, chärfer, vollkommener wäre als der männliche, die wahren Eigenschaften der Dinge, ihren innerlichen und verhältnißmäßigen Werth zuverlässiger unterschiede; daß endlich, und eben dieses Mangels wegen, in einer weiblichen Seele jede schöne Bewegung leichter hervorkäme, ungehinderter und dauerhafter wirkte.

„Da alle wichtigen Geschäfte des Lebens in Euern Händen ind," fuhr sie fort, „so habt Ihr mehr Uebung, mehr Erfahrung (des sorgfältigen Unterrichts zu geschweigen, den Ihr on Kindesbeinen an genießt); — aber bei Gelegenheiten, wo Euch dies Alles verläßt, wo Ihr Euch mit uns in gleichem Fall befindet: wer von uns sieht da richtiger und weiter? wer ihnet tiefer und schneller? . . ."

„Neben Euren andern Sinnen habt Ihr auch ein Herz, ind seid der edelsten Entschlüsse fähig. Ich will sogar Euch ugeben, wenn Ihr wollt, Euer Herz sei größer als das nsrige. Was hilft es, wenn seine Stimme durch den Tumult Eurer Begierden beständig unterdrückt wird? — Daß Ihr rgendwo in alleiniger Rücksicht des Edeln und Schönen andeln solltet, und Euren Leidenschaften entgegen, daran t nicht zu denken; Leidenschaft muß überall Euch unterrücken, — selbst in der Freundschaft. Wo Ihr nicht eifert, a seid Ihr kalt und todt!"

„Hingegen ein Weib. . . . . Aber das begreift Ihr nicht, cht Ihr nicht, — das lästert Ihr sogar, — lästert, weil Ihr selbst nur nach Lust dürstet, ohne die Brille der Begierde eine Schönheit wahrnehmen, ohne Zwang der Leidenschaft Euch n Niemand hingeben, in ihrem heftigsten Rausche nur Euch selbst außer Acht lassen könnt; — lästert, weil Ihr ieber mögt gelüstet als geliebt sein; lieber gepriesen als ochgeschätzt."

Sie schwieg. — Ihr Auge senkte sich, — öffnete darauf ich wieder: — — es verklärte sich ihre ganze Gestalt. — Dann hub sie an, in himmlischen Tönen, die Wonne iner schönen Seele zu beschreiben: ihre Stille, ihren Frieden, hre Demuth und ihre Stärke. — Keine von den Musen at so gesungen! Es floß durch alle meine Sinne, und ich ühlte göttliches Wesen in der That und Wahrheit.

Das Mädchen war mir heilig geworden in dieser Stunde. — — Unsre Geister näherten sich von Tag zu Tage mehr, und von Tag zu Tage wurde die Entzündung einer gemeinen Liebe unter uns unmöglicher. Der bloße Gedanke daran wäre zuletzt mir ein Gräuel gewesen; ein Gräuel wie Blutschande. — Jener Selbstbetrug, den wir Platonische Liebe zu nennen beliebten, konnte eben so wenig mich anwandeln; ich war ihm nie ergeben, und Henriette, die Erzwidersacherin aller Schwärmerei, hätte diese keinen Augenblick an mir geduldet. Wir wurden Freunde, im erhabensten Sinne des Wortes; Freunde, wie Personen von einerlei Geschlecht es nie werden können, und Personen von verschiedenem es vielleicht vor uns nie waren.

Wir dachten an nichts: als Ihr, unter einander, eine Heirath zwischen uns, fast unwiderruflich, beschlossen hattet. Die Eröffnung dieses Anschlags beschleunigte meine Verbindung mit Allwinen, die sich längst ganz in der Stille bereitet hatte, und auch, ohne jene Veranlassung, durch Henrietten nun bald zur Wirklichkeit würde gebracht worden sein. — Henriette war für mich eben so wenig Mädchen als Mann; sie war mir Henriette, — die Eine Einzige Henriette; und es wäre gewesen, als hätte ich sie verloren, als hätte ich sie zu Grabe gebracht, wenn in Absicht ihrer in meiner Vorstellung irgend eine Verwandlung hätte vorgehen müssen, — in unserm Sein, in unserm Thun und Wesen irgend eine Veränderung. — Nicht so Allwina. Sie war mein Urbild von reinem weiblichen Charakter; ganz geschaffen zur Gattin und zur Mutter; der Ausbund ihres Geschlechts. — Ich nahm sie mit Freuden, sie mit Freuden mich; ich war, entschieden, für sie der einzige Mann; sie, entschieden, für mich das einzige Weib.

Was ich aber nicht vorausgesehen, auf keine Weise geahnet hatte, und doch so natürlich erfolgen mußte, war ein neuer Zuwachs von Freundschaft zwischen Henrietten und mir. Allwina, als ich um sie warb, hatte hundertmal ihre Freundin gefragt: „Aber würde hernach auch Woldemar noch eben das für Dich sein?" — Hatte mich hundertmal gefragt: „Aber Henriette — würde Henriette nicht dabei verlieren?" — Wir hatten beide die Frage auf sie zurückgewendet: Ob Sie vielleicht in ihrem Herzen fühlte, daß sie nachher weniger an ihrer Freundin hangen würde? — „Ach Himmel!" rief sie dann, „was für ein Gedanke!" — Dennoch behielt sie eine geraume Zeit ihre Sorge, und konnte nicht genug Versicherungen vom Gegentheil erhalten. Jeder Blick, den ich Henrietten gab, jede Zärtlichkeit, die ich ihr bewies, jede Liebkosung, die ich ihr machte, war eine Wohlthat für meine sorgliche Allwina; sie hüpfte dann vor Freude, fuhr mir an den Hals und wollte mich erdrücken. Wie mir dabei im Herzen geschah, was aus uns allen Dreien in einem solchen Umgange werden mußte, — kannst Du Dir vorstellen, und hast es, zum Theil, gesehen. — Wir wurden je länger je vertraulicher unter einander. Jene äußerliche Zurückhaltung, die Henrietten und mir, als zwei unverheiratheten Personen, die keine Blutsfreunde waren, gegen einander geziemt hatte, durfte nunmehr wegfallen, und das geschah bald; wir wurden Bruder und Schwester — ganz, und wie von Mutterleibe an. Allwina weinte oft vor Freude, und ich selbst fühlte mich kaum vor Wonne, wußte nicht, was mir wiederfahren war. Aufgeregt war mein ganzes Wesen, und dabei meine Seele doch so still, mein Geist so heiter! . . . — Die frohe, freie, volle Liebe war es; die hatte dies Alles gethan! Sie hatte bis auf den Grund mich erschüttert und erweckt, an sich gezogen jedes ihr ähnliche Gefühl, wie tief es schlummern mochte; hatte so erneuet, vervielfacht alle meine besten Kräfte; unaussprechlich mein Dasein erhöhet; ein Leben, wie von Ewigkeit zu Ewigkeit, in meine Seele geboren. — — Glücklich, o, glücklich der Mann, dem endlich die Liebe seinen Lohn giebt, den sie zu sich erhöhet, den sie vollendet!

Bester, komm! — Auf Einmal entsinkt die Feder meiner Hand — — komm! — — — Ich ringe Dich in meine Arme — drücke, presse Dich an mich, und mir ist, als senkte ich mein Herz in Deinen Busen.

Woldemar.

Friedrich Christian Wilhelm Jacobs

ward am 6. October 1764 zu Gotha geboren und studirte, nachdem er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt sich die nöthigen Vorkenntnisse erworben hatte, seit 1781 zu Jena und seit 1784 zu Göttingen Theologie und Philologie, worauf er 1785 an dem Gymnasium zu Gotha als Lehrer und 1790 als Professor angestellt wurde. Der Ruf, welchen er sich durch den ihm vergönnten Gebrauch der dasigen Bibliothek indessen erworben hatte, hatte für ihn die Auszeichnung zur Folge, daß er 1807 mit dem Titel eines Hofrathes als Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Professor am Lyceum nach München versetzt und 1808 mit dem Ritterkreuz des bairischen Civilverdienstordens geschmückt wurde. Die kurz darauf entstandenen Streitigkeiten zwischen den Nord- und Süddeutschen veranlaßten ihn aber 1810 nach Gotha zurückzukehren, wo ihm die Stelle eines Oberbibliothekars und Directors des herzoglichen Münzcabinets übertragen wurde, die er noch, allgemein verehrt und geschätzt, verwaltet.

Seine Schriften sind:

Athenienſiſche Briefe. Leipzig 1799, 1800, 2 Thle., 8.

Allwin und Theodor. Leipzig 1802; 3. Ausg. Ebendaſ. 1817, 2 Thle. 8.

Tempe. Ueberſetzungen aus der griechiſchen Anthologie. Leipzig 1803, 2 Bde. 8.

Roſaliens Nachlaß. Ebendaſ. 1812; 3. Ausg. 1820; 4 Aufl. 1826, 2 Thle. 8.

Auswahl aus den Papieren eines Unbekannten. Leipzig 1818 — 1822, 3 Bde.

Erinnerungen aus dem Leben der Frau Pfarrin von Meinau. Leipzig 1820; 2 Aufl. 1827 8.

Die Feierabende in Meinau. Ebendaſ. 1820, 1821, 2 Thle., 8.

Die beiden Marien. Eine Geſchichte. Ebendaſ. 1821; 2 Aufl. 1828, 8.

Odo und Amande. Leipzig 1822; 2. verb. Aufl. 1827, 2 Thle., 8.

Reden. Nebſt einem Anhange vermiſchter Aufſätze. Leipzig 1822, 8.

Aehrenleſe aus dem Tagebuche des Pfarrers von Meinau. Ebendaſelbſt 1823 — 1825, 2 Sammlungen, 8.

Vermiſchte Schriften. Gotha 1822 — 1834, 5 Bde., 8.

Leben der Alten. Leipzig 1824 — 1834, 4 Thle. 8.

Erzählungen. Leipzig 1824 — 1828, 6 Bdchen. 8.

Die Schule der Frauen. Leipzig 1827 und 1828, 7 Bde. 8.

Mit ſeinen Freunden:

Charaktere der Dichter aller Nationen. 7 Bde.

Außerdem gab er ein „Griechiſches Elementarbuch", griechiſche und lateiniſche Claſſiker und Ueberſetzungen derſelben heraus, und lieferte Aufſätze ꝛc. in gelehrte Zeitſchriften u. ſ. w.

J. hat am ſchönſten den Beweis geliefert, welchen mächtigen Einfluß das tiefe, gründliche Studium der Alten auf die Bildung und Veredlung eines begabten Geiſtes ausübt, wenn er eben ſo jene ganz zu durchdringen, wie ſich von ihnen durchdringen zu laſſen vermag. Was der treffliche, feinſinnige Mann im Gebiete der Philologie und Archäologie geleiſtet, vollkommen zu würdigen, liegt gänzlich dem Bereiche dieſes Unternehmens fern; in ſeinen deutſchen erzählenden Schriften aber offenbart er eine tiefe Menſchenkenntniß, eine ſolche wahre und innige Frömmigkeit, ſo große Wärme des Gefühls und Liebe zur Wahrheit, verbunden mit ächter Begeiſterung für das Edle und Schöne, daß er in ihnen ſeinem Herzen wie ſeinem Geiſte ein unvergängliches Denkmal geſetzt hat, deſſen zarte harmoniſche Form im vollſten Einklange zu deſſen innerem Gehalte ſteht. Einen Mann wie Jacobs, gleich groß als Gelehrter, Schriftſteller und Menſch, der in ſo hohem Maße das Schöne mit dem Guten verbindet, kann unſere Nation nie genug ehren. —

Aurora oder die Erbſchaft *).

An einem grauen Herbſttage, gegen zwei Uhr Nachmittags, trat der Pfarrer von Unterillingen in die kleine Hinterſtube ſeines Hauſes, welche die Ausſicht auf den Kirchhof hat, und damals von einem Koſtfräulein ſeiner Frau bewohnt wurde. Es war dies der erſte Beſuch, den Aurora von Brederode — dieſes war der Name des Fräuleins — von dem wackern Manne erhielt, der ſeine Studirſtube ſelten verließ, wenn ihn nicht Amtsgeſchäfte abriefen, oder er mit ſeiner Familie zu Tiſche ſaß. Aurora ſtand bei ſeinem Eintreten ſchnell von ihrem Sitze auf, und fragte ihn mit gewöhnter Freundlichkeit, ob etwas zu ſeinen Dienſten wäre. Bei dieſer Frage, welche die vorbereitete Anrede abſchnitt, zog der bejahrte Mann die Augenbraunen zuſammen, um Aurorens Freundlichkeit zu erwiedern; aber er konnte es nicht weiter bringen, als bis zu einem leiſen Zucken der Mundwinkel, um die ſich eine Menge krauſer Falten gelagert hatte. Mit geöffnetem Munde ſtarrte er Auroren einige Augenblicke an, und erſt als ſie zum zweitenmale fragte: Wünſchen ſie etwas, Herr Pfarrer? antwortete er: Ja, Fräulein, wenn Sie es nicht übel nehmen wollen. Sehen Sie, da Alle aus dem Hauſe gegangen ſind, um die Soldaten kommen zu ſehen, und Niemand im Hauſe iſt, der Unruhe macht — denn Sie rechne ich nicht — ſo habe ich große Luſt bekommen, mir einen recht guten und vergnügten Tag zu machen. Dazu könnten Sie mir helfen. — —

Von Herzen gern, lieber Herr Pfarrer, ſagen Sie nur wie?

Ich habe, fuhr er fort, in dieſer Abſicht meine Amoenitates evangelicas oder Lutheriſche Erquickſtunden zurecht gelegt. Sie werden davon gehört haben; aber ich habe ſie wegen gehäufter Amtsgeſchäfte ſeit einiger Zeit nicht vornehmen können. Heute hab' ich einmal einen freien Tag, und will mich wieder mit neuem Eifer daran ſetzen. Eine Pfeife Knaſter liegt ſchon dazu bereit; aber die rechte Panacee fehlt mir noch, die, um figürlich zu reden, das Schiff erſt flott macht — der Kaffee. Wenn Sie damit umzugehen wüßten. — Aber Sie müſſen es mir nicht übel nehmen.

Der Alte hatte noch nicht ausgeſprochen, als Aurora ſchon mit dem Schlüſſel in der Hand auf der Thürſchwelle ſtand, und ihm zurief: Gedulden Sie ſich nur einige Augenblick. Ihr Wunſch ſoll ſogleich erfüllt werden; — Dann eilte ſie nach der Küche, und war mit ihrem kleinen Geſchäfte ſo ſchnell fertig, daß der Pfarrer ſich kaum bei ſeiner Arbeit eingerichtet hatte, als ſie ſchon mit dem Kaffe in ſeine Studirſtube trat.

Das, was den alten Mann ſo ergötzlich beſchäftigte, war eine kritiſche Vergleichung der ſämmtlichen Ausgaben von Luther's Werken unter einander und mit dem, was man die autographa Lutheri nennt, wobei er alle, auch die kleinſten Abweichungen in ſeine Sammlungen eintrug und mit ſeinen kritiſchen Urtheile begleitete, indem er der Meinung war, daß, wenn man ſich ſo viele Mühe um die Bearbeitung der heidniſchen Schriftſteller gebe, und dabei oft um einzelne Buchſtaben und Accente hadre, es doch wohl einem eifrigen Lutheriſchen Pfarrer anſtehe, die kernhaften Werke des auserwählten Rüſtzeuges Gottes, wie Luther mit ſo großem Rechte genannt werde, mit nicht geringerer Sorfalt zu bearbeiten, und dadurch zugleich ſeinen Amtsbrüdern ein Beiſpiel zu geben, wie ſie ihre Muße auf eine wahrhaft evangeliſche und ſegensreiche Weiſe zum Heil und Ruhme der Kirche anwenden möchten. Dieſe Arbeit die ihm ſo nützlich ſchien, hatte ihn eine Reihe von Jahren hindurch auf eine harmloſe Weiſe beſchäftigt, und mehrere anſehnliche Quartbände enthielten die handſchriftlichen Früchte ſeines gelehrten Schweißes. Das allmählige Herannahen des dritten Jubiläums der Reformation, das er bei ſeiner feſten Geſundheit noch zu erleben und zu feiern hoffte, erhielt ſeinen Eifer wach, indem er ſich mit dem Gedanken ſchmeichelte, dieſes große Feſt mit einigen vollwichtigen Bänden ſeiner „Evangeliſchen Ergötzlichkeiten" oder Erquickſtunden — er ſchwankte noch zwiſchen dieſen beiden Titeln — zu verherrlichen.

Bei dieſer Arbeit ſaß er nun jetzt. Zwei Folianten lagen ihm auf beiden Seiten; ein kleines Bändchen hielt er in der linken Hand, und indem er bald auf dieſes, bald auf die Bücher zur rechten und linken ſah, hielt er die Rabenfeder ſchwebend über ſeinem Heft, um jede Abweichung die er entdeckte, augenblicklich anzumerken. Die Tabaksdoſe, die ſich dabei auf dem ſehr beſchränken Raume des Tiſches vorherſchob, war ihm bei dieſer Arbeit ſehr im Wege; aber er bemerkte es nicht, und in ſeine Kritik vertieft, ſtarrte er ſogar Auroren an, als ſie mit dem Kaffee hereintrat, den er kurz zuvor ſo ſehr gewünſcht, und jetzt faſt wieder vergeſſen hatte.

Das Fräulein hatte eben eine Taſſe vollgeſchenkt, und ſie auf den einzigen leeren Raum des Tiſches neben das vorgeſtern Dintenfaß vor den Magiſter geſetzt, als ſich ein Geräuſch auf der Treppe hören ließ, und ſtark und haſtig an die Stubenthür geklopft wurde. Aurora öffnete, und vernahm, daß eine alte Nachbarin plötzlich krank geworden, und da ſie ihr Ende erwarte, den Herrn Magiſter um ſeinen geiſtlichen Beiſtand erſuchen ließe. Ob nun gleich dieſe Einladung von einer Perſon kam, mit der er, ohne alle ſeine Schuld, in ſchlechtem Vernehmen ſtand, und dadurch zugleich der ſchöne Plan eines genußreichen Nachmittags zerſtört war, antwortete er doch mit der gutmüthigſten Bereitwilligkeit, indem er zugleich eine ſo eben angefangene Bemerkung zu Ende ſchrieb. Verwirrt aber hatte ihn die Sache doch gemacht, ſo daß, als er, die Augen immer noch auf ſein Blatt geheftet, nach der vor ihm ſtehenden Taſſe langte, er fehl griff, und das Dintenfaß an ſeine Lippen brachte,

*) Aus Jacobs' „Erzählungen" (Erſter Band, Leipzig 1824).

achte, und da er seinen Irrthum bemerkte, es aus der Hand allen ließ. Bestürzt sprang er auf, und sah mit stieren Blicken auf die Blätter hin, die der Inhalt des Dintenfasses mit unheilbaren Flecken bedeckt hatte, indem er einmal über das andere ausrief: Mein Gott! wie viel verlorene Arbeit! wie viel vergebliche Mühe! Das muß nun also Alles noch Einmal gemacht werden! — Aurora eilte mit Löschpapier herbei; der Bote drängte; kaum wissend, was er that, warf der Pfarrer seine Amtskleider über, indem seine Augen immer auf seine Papiere geheftet waren. Noch von der Thür aus sendete er einen Blick darauf zurück, und in seinem Gesichte war ein Ausdruck von Schmerz, der auch auf Auroren überging, indem sie, obgleich ohne Schuld, doch meinte, sie hätte die Sache vielleicht anders einrichten können.

Der Pfarrer war jetzt die Treppe hinabgegangen, als Aurora ein kleines Gebetbuch auf dem Tische bemerkte, das er, wie sie wußte, in solchen Fällen immer beisteckte, und das ihm vielleicht jetzt bei seiner Verwirrung nöthiger sein mochte als je. Sie eilte ihm also damit nach; da sie aber von der Treppe herab den alten Mann mit entblößtem Haupte und emporgehobenen gefalteten Händen stehen sah, wie er immer vor einer wichtigen Amtshandlung zu beten pflegte, um sich zu sammeln, verweilte sie so lange, bis er sich wieder bedeckt hatte, und nach der Thüre zu schritt. Ihr Gebetbuch, lieber Herr Pfarrer! rief sie ihm nach, und reichte das Buch ihm hin. — Ei, ei, sagte er, indem er darnach griff, daß einen doch irdische Dinge so verwirren können! Haben Sie Dank, Fräulein! Hätt ich denken sollen, daß Sie so verständig und so bedachtsam sind!

Aurora lächelte. Die Unbehülflichkeit des Mannes in seiner Höflichkeit mißzudeuten, vermochte sie nicht. Sie kannte sein Gemüth. — Der arme Mann, sagte sie für sich, hatte sich einen frohen Tag verheißen, und nun ist er mit einemmal in dem gestört, was er für seinen größten Genuß hält, und jeder andere für eine Pein halten würde! Aber ich will doch sehn, ob dem Schaden nicht auf irgend eine Weise abzuhelfen ist. —

Mit diesem Gedanken kehrte sie in die Studirstube zurück, reinigte den Tisch von den Ueberbleibseln der Dinte, und nachdem sie die aufgeschlagenen Bücher sorgfältig bei Seite gelegt hatte, bestieg sie den hohen Sessel, des Pfarrers kritischen Thron, und betrachtete die schwarzüberflutheten Blätter mit Aufmerksamkeit. Die Schrift schien jetzt noch leserlich genug aus der Dinte hervor. — Wie, wenn ich das abschriebe? dachte sie. Es gilt einen Versuch! schnell machte sie sich daran. Die Arbeit ging wider Erwarten gut von Statten, und sie sah mit Vergnügen, daß ihre kleine zierliche Schrift der des Pfarrers gar nicht unähnlich, nicht mehr Raum, als die seinige füllte. Nach wenigen Stunden waren die befleckten Blätter umgeschrieben, die bei Seite gelegten Folianten hatten ihren Platz wieder eingenommen, und Aurora warf, am Tische stehend, noch einen prüfenden Blick auf ihr Werk, als der Pfarrer von seinem Geschäfte zurückkehrte.

* * *

Dieses geistliche Geschäft hatte den erwünschtesten Erfolg gehabt. Die alte störrige Frau, durch einen Anfall von Schlagfluß geschreckt, hatte endlich für gut gefunden, mit dem Himmel und ihrem Nächsten zu rechnen; und nachdem sie den Pfarrer um Vergebung für ihre Unart gegen ihn gebeten, trug sie ihm auf, auch ihren andern Nachbarn, mit denen sie in Unfrieden gelebt hatte, ihre veränderten Gesinnungen zu erkennen zu geben. Der Pfarrer versprach Alles und betete mit ihr. Nach Verlauf einiger Zeit sagte sie, sie hätte noch etwas auf dem Gewissen, das ihre keine Ruhe ließe. Als sie noch das Wirthshaus gehalten, sei eines Tages ein Kaufmann bei ihr eingekehrt, und habe ihr ein Päkchen zur Besorgung zurückgelassen, das dem Gewichte nach etwas Geld enthalten habe. Nach einigen Tagen sei Nachfrage nach diesem Päkchen geschehen, sie habe aber geleugnet, etwas davon zu wissen; nicht um sich damit zu bereichern, sondern weil sie einen tödtlichen Haß auf die Person geworfen gehabt, der das Geld bestimmt gewesen sei. Diese wäre bald darauf gestorben, und nun habe sie es aus Furcht zurückbehalten, um nicht des Diebstahls beschuldigt zu werden. — Sie ließ hierauf das unversehrte Paket, das an Maria Wildschütz überschrieben war, aus einer Lade herbeiholen, und bat den Pfarrer, es an die Tochter dieser Person gelangen zu lassen, die in der Stadt bei dem Kaufmann Lassolai in Diensten wäre. — Erst nachdem auch dieses Geschäft vollbracht war, fühlte sich die Kranke erleichtert. Sie konnte nicht aufhören, dem Pfarrer für die Bereitwilligkeit zu danken, mit der er ihre Bitte erfüllt habe, indem sie noch nun mit Ruhe sterben könnte; und nachdem sie sich noch einmal die Erfüllung ihrer Wünsche hatte versprechen lassen, nahm sie Abschied von ihm. In der Nacht schlief sie ruhig ein.

Ueber dieser Sache hatte der gute Pfarrer seinen häuslichen Unfall gänzlich vergessen, und erst als er vor der Thür seiner Studirstube stand, trat ihm die Unglücksgeschichte wieder vor das Gedächtniß. Leise öffnete er die Thür, und sah Auroren am Tische stehend, die goldenen Locken auf das Papier herabhängend, auf das ihr dunkelblaues Auge festgeheftet war, während die kleine weiße Hand ein mißrathenes Wort ausbesserte. — Ei, ei, Fräulein, sagte der Hereintretende, Sie wollen gewiß den Schaden Josephs besichtigen? Eine schlimme Geschichte! Arbeit auf Monate!

Unter diesen Worten hatte er sich zögernd dem Arbeitstische genähert, und da er hier nichts Befleckes sah, sondern nur reinlich beschriebenes Papier, rief er mit großer Bestürzung aus: Aber, Fräulein — um Gotteswillen! was haben Sie mit den befleckten Blättern angefangen? Sie sind mir unentbehrlich. — Hier sind sie, antwortete Aurora, indem sie ihm die Abschrift hinreichte; und hier ist auch das beschädigte Original (sie hatte es im Tischkasten auf die Seite gelegt); ich hoffe, daß Alles zusammentreffen wird. —

Eine freudigere Ueberraschung, als die des guten Pastors war, kann man sich schwerlich denken. Er hätte in seiner Freude gern die treffliche Copistin umarmt, und es war ein Glück, daß sie so klein war. Denn herabgebückt hatte er sich schon, als ihm einfiel, daß er im Begriff sei, etwas Unschickliches zu begehn. Nun konnte er aber seines Staunens kein Ende finden. Immer nahm er die Blätter vor, hielt sie gegen einander, bewunderte die schöne reinliche Handschrift, und die Genauigkeit der Copie. Wahrhaftig es trifft auf einander, Zeile für Zeile, Wort für Wort! Wer in aller Welt hätte denken können, daß Sie so geschickt wären? Wenn Sie Geschmack an dieser Arbeit finden, wie ich aus Ihrem Eifer dabei und dem schönen Erfolge schließen muß, so wird es mir ein Vergnügen sein, Sie recht gründlich darinne zu unterrichten.

Lächelnd erwiederte Aurora: Ich möchte dieser Bemühung kaum würdig sein. Aber wollen Sie nicht Ihren Kaffee trinken. Er ist warm gestellt, und Sie dürfen ja wohl jetzt keine Störung weiter fürchten. — Schön, schön, rief der Pfarrer aus; mir war das ganz aus dem Sinne gekommen, aber in Ihrem kleinen Köpfchen, seh' ich wohl, geht nichts verloren. — Dabei legte er die Amtskleidung wieder ab, und zündete die unterbrochene Pfeife wieder an; aber die unterbrochene Arbeit von neuem vorzunehmen, dazu war er durch die Ereignisse des Nachmittags allzusehr aufgeregt, weshalb er denn auch Auroren, als sie die Stube verlassen wollte, ersuchte, ihm Gesellschaft zu leisten.

Das, was der gute Pfarrer Gesellschaft nannte, war freilich eigentlich nur ein Zusammensein in demselben Raume. Lange ging er darinne auf und ab, ohne ein Wort zu sprechen, indem er bald an die Aufträge der Kranken, bald an seine Erquickstunden dachte, und mit sich zu Rathe ging, wie er jene am besten ausrichten, diese in einer würdigen Gestalt in die Welt bringen möchte. Bei diesem Gedanken war er seelenvergnügt, und vergaß Auroren so ganz, daß er erst durch eine zweite Tasse, die sie ihm reichte, an ihre Gegenwart erinnert wurde. Aber, Fräulein hub er jetzt an, wie aus tiefen Gedanken erwachend, da fällt mir eben ein, warum Sie denn nicht auch mit meinen Leuten nach den Soldaten gegangen sind. Ich dächte, Sie kämen gar nicht unter die Menschen. Wie ist das? In Ihren Jahren? — — Aurora erröthete. Ich habe Ursache zu glauben, antwortete sie, daß mich die Menschen nicht vermissen, vielleicht auch nicht sehr lieben. Darum — —

Nicht sehr lieben, nicht sehr lieben, wiederholte der Pfarrer, den Kopf schüttelnd. Wie können die Menschen Sie lieben, wenn sie nichts von Ihnen wissen? Aber Fräulein Brederode, wenn Jemand von Ihnen sagen sollte, Sie hätten nicht viel Verstand, oder kein gutes Herz, oder, was auch etwas sagen will, keine schöne Handschrift — so schicken Sie ihn zu mir, und er soll bald eine andere Meinung von Ihnen bekommen. Ich wußte ja auch nichts von Ihnen, und hätte wohl auch unverständig von Ihnen geurtheilt; aber jetzt! — Loquere, ut te videam, sagt der Lateiner; das heißt: Sorge dafür, daß man dich kennen lernt. Sie können darüber in den Tischreden unsers großen Luther treffliche Betrachtungen finden.

Aurora schwieg, aber zwei helle Tropfen traten in ihre Augen, zitterten an ihren Wimpern und fielen unbemerkt in ihren Schooß. Dann sah sie zum Himmel, und in ihren Blicken lag ein großer Schmerz und eine noch größere Ergebung.

* * *

In diesem Augenblicke rollte ein Wagen vor die Thür. Ein junger Offizier, der ihn begleitet hatte, sprang vom Pfer-

de, öffnete den Schlag, und hob zwei Frauen heraus, welche die Pastorin und ihre Tochter waren. Der junge Mann war von schlankem und kräftigem Wuchs; sein Gesicht männlich, von der Sonne gebräunt, die hohe Stirn von dunkeln Locken beschattet, die sich an den Schläfen herabziehend, mit einem reichen Backenbarte zusammenfügten. Aber über dem schönen Angesichte hing ein Schleier von Unmuth, der das dunkle Auge noch mehr verdüsterte, und den feingespaltenen Mund peinlich zusammendrückte. Auch die Frauen sahen nicht heiter aus, und es war nicht schwer zu bemerken, daß die Wolke, die das Gesicht ihres Begleiters überzog, ihren Schatten auch auf das ihrige warf.

Auch ihnen war es zum Theil nicht besser, zum Theil weit schlimmer ergangen, als dem ehrlichen Pastor zu Hause. Mit der Rechnung auf einen höchst vergnügten Tag hatten sie ihre Anstalten zu der Fahrt gemacht, und mit Verdruß stiegen sie aus; denn obgleich die Hauptsache — das Wiedersehn des langvermißten Vetters — erreicht war, so hatte doch dieser selbst, gerade heute, und die Frauen in ihrer Art ebenfalls so manches Widrige erfahren, daß man nicht eben Ursache hatte, sich über ihre düstern Mienen und ihr verstimmtes Wesen zu wundern.

Die Sache war diese: Das zwölfte Infanterieregiment kam, mit Lorbeern gekrönt, in der Entfernung von einigen Stunden vorbei, und mit ihm ein Vetter der Pastorin, der Hauptmann Moritz von Osterwald, welches eben der Offizier war, der die Frauen aus dem Wagen hob. Dieser junge Mann hatte seine Kinderjahre, nach dem frühzeitigen Tode seiner Mutter, in dem Hause seiner Tante zugebracht; und indem er hier mit seiner Cousine Klotilde aufwuchs, hatte sich unter ihnen, zwischen Scherz und Ernst, Streit und Spiel, eine Art von Liebe erzeugt, die von der Pfarrin ernstlicher als von den beiden Betheiligten genommen und auf alle Weise gepflegt wurde, so daß es eine angenommene Sache war, Klotilde und Moritz wären versprochen. Sie glaubten selbst, daß es nicht anders sei; und da, vor dem Ausbruche des Kriegs, in dem Herzen des jungen Mannes das kindische Gefühl in der That zur lodernden Flamme wurde, so schien die Sache allerdings dahin gediehen zu sein, daß man nach geschlossenem Frieden seine Verbindung mit der schönen Cousine erwarten durfte.

Dieser Zeitpunkt schien nun wirklich ganz nah zu sein. Moritz war bis jetzt den Gefahren des Krieges glücklich entgangen und zum Hauptmanne vorgerückt; so daß die Pfarrin keinen Augenblick zweifelte, daß sich nun die Lorbeern des Mars mit den Myrten der Liebe verschlingen, und der schöne Vetter in glänzender Uniform, vielleicht mit dem Orden des kriegerischen Verdienstes geschmückt, mit der bescheidnen und sittigen Klotilde vor den Altar treten würde. Sobald also die sehnlich erwartete Nachricht anlangte, daß das zwölfte Regiment auf seiner Rückkehr bei Oberillingen Halt machen würde, beschloß die Pfarrin sogleich, dem Vetter mit seiner Verlobten entgegenzugehn, oder, da ein Zusammenfluß von Menschen aus der Umgegend erwartet werden durfte, ließ sie vielmehr den Pachter für einige Stunden um seinen Wagen ersuchen. Mit der Zusage von dieser Seite war die Sache freilich noch nicht abgemacht. Es gab außerdem noch so Vieles zu bedenken; wie man sich ankleiden, wo man einkehren wolle; so daß in der That die Pfarre einige Tage von der großen Begebenheit in der lebhaftesten Bewegung war. Der Pfarrer nahm davon keine Kenntniß. Denn so erfreulich ihm auch die glückliche Rückkehr des Vetters war, so hatte er doch eine viel zu große Scheu vor dem Soldatenwesen, um an dem Schauspiele der Rückkehr einen andern Antheil zu nehmen, als der einem guten Christen überhaupt geziemt; und da ihm der militärische Besuch einige noch unruhigere Tage als die gegenwärtigen voraussehen ließ, wollte er wenigstens die Windstille genießen, welche ihm die Zwischenzeit einiger wenigen Stunden zu verheißen schien.

Nachdem nun Alles vorbereitet, und nach mannigfaltiger Ueberlegung und häufigen Abänderungen der geschicklichste Putz angelegt war, saß die Pfarrin, den Wagen erwartend, am Fenster, und zählte die Augenblicke, die sie, ihrer Meinung nach, hier verlor. Zwei, dreimal wurde auf den Pachthof geschickt, und immer kam die Nachricht zurück, man möchte sich gedulden, die Pferde fräßen noch. Endlich hatten die Pferde ausgefressen; der Wagen rollte heran; die Frauen stiegen ein, und die Magd, die auch einen Bruder bei dem Regimente hatte, nahm ihren Platz hinten auf. Freilich schritten die müden Pferde nur langsam zu, und weder der ermunternde Zuruf des Kutschers, noch die rasch voraus eilenden Wagen und Reiter, welche das nämliche Ziel hatten, waren vermögend ihren Ehrgeiz zu spornen. Während die Pfarrin auf die trägen Thiere schalt, und Klotilde sich mit dem Kutscher unterhielt, rollte von einem Seitenwege her ein lakirter Wagen mit vier raschen Füchsen bespannt herab, dessen ganzes Ansehn, so wie die goldene Livree seines Automedon, und die beiden Jäger auf dem Bocke, die mit ihren Federhüten und blinkendem Jagdzeuge stolz umher schauten, vornehme Insassen ankündigte. Während dieser Wagen in den Hauptweg einschwenkte, blieben die Pachtpferde demüthig in einem ausgetretenen Wasser stehn, und löschten mit herabhängenden Köpfen ihren Durst, und nichts in der Welt, selbst die drohende Peitsche nicht, konnte sie bewegen ihr Geschäft abzukürzen. Die Jäger auf dem Bocke lachten; zwei im Wagen sitzende Damen steckten die zierlich geschmückten Köpfchen aus dem Wagen heraus, und lächelten, und der vergoldete Kutscher gab im Vorüberjagen den durstigen Rossen einen muthwilligen Hieb, den der Knecht des Pachters mit einem derben Fluche erwiederte. Während dem drückte sich die Pfarrin beschämt in die Ecke und zog auch Klotilden zurück. Sie hatte die Baronin Grabow und ihre Tochter erkannt, Verwandtinnen ihres Hauses, die aber diesen Zusammenhang ihrer Stammbäume eben so vollkommen vergessen hatten, als er der Pfarrin gegenwärtig war. „Daß uns die hochmüthige Frau auch gerade hier begegnen muß, sagte sie in großer Verstimmung. Hat man nur in der Welt ein so dummes und träges Vieh gesehn, da mitten auf dem Wege stehn zu bleiben! oder einen so erbärmlichen Kutscher, der seine Pferde nicht besser in der Gewalt hat! Und nun muß zum größten Unglück auch unsre Marthe hinten auf sitzen, mit ihrem Scheuhute und ihren dicken Röcken. Die mag sich gut ausnehmen!"

Aber, liebe Mama, sagte Klotilde, welche die Laune ihrer Mutter wieder herzustellen wünschte, warum wollten wir uns wohl über das grämen, was die Frau Baronin in ihre Carosse von uns denkt, und vielleicht auch nicht denkt. Es ist doch gewiß kein Verdienst, einen schönen Wagen, rasche Pferde und viele Bedienten zu haben; wenn man reich ist, hat man das Alles mit geringer Mühe, und wen das hochmüthig macht, der muß einen schwachen Kopf haben. Ihre arme Tochter ist auch gewiß nicht hochmüthig. Es ist entsetzlich, wie das Fräulein verwachsen ist, und wie schrecklich sie schielt!

Die Pfarrin lächelte. Was Klotilde in aller Unschuldigkeit gesagt hatte, bewog sie, einen Blick der Mutterliebe auf die zierlich gewachsene Tochter zu werfen, und in Gedanken die kastanienbraunen reichen Locken mit den rothen Haaren, die großen und geistreichen Augen mit den schielenden, und die Perlenreihe der schönsten Zähne hinter den vollen Purpurlippen mit den schwarzen und brüchigen Zähnen des Fräuleins von Grabow zusammenzuhalten. Diese Vergleichung goß Balsam in ihre Wunde. Du sprichst, Kind, sagte sie ziemlich versöhnt, wie Du es verstehst. Du bist in der Dunkelheit der Pfarre von Unterillingen aufgewachsen, und hast nichts gesehn, als die Gänse Deines Dorfes — denn Dein Aufenthalt in der Stadt ist kaum zu rechnen — und weil Du nach mir das vornehmste Frauenzimmer in Unterillingen bist, so sind Deine Ansprüche befriedigt. Die Gefühle Deiner Mutter sind von anderer Art. Ich bin von so guter Abkunft als die Frau Baronin, und es ist mir nicht in der Wiege gesungen worden, daß ich meinen alten unbefleckten Adel in dem Pfarrhause von Unterillingen begraben sollte. Schicksale der eigensten Art, an denen ich vollkommen unschuldig bin, mußten dieses herbeiführen. Mein seliger Vater, der Freiherr von Bock, Dein Großvater, verlor — —

Liebe Mama, fiel Klotilde ein, ich weiß das; Sie haben es mir oft erzählt, und ich hab' es mir gut eingeprägt. Auch erinnern Sie mich ja täglich stillschweigend daran. Denn gewiß spricht sich Ihre Abkunft in Ihrem Betragen und Ihrer ganzen Haltung so deutlich aus, daß, wenn man auch gar nichts von Ihrer Geschichte weiß, man sie doch ahnen muß.

Die Pfarrin lächelte zum zweitenmal, und noch freundlicher als vorher. Kein Gespräch konnte ihr angenehmer sein. Die Geburt, setzte sie hinzu, ist eine Gabe des Himmels, die nur von denen, die sie nicht besitzen, verachtet werden kann; und ich bin überzeugt, daß es eine der ersten Pflichten ist, die damit verbundenen Eigenschaften zu bewahren und auszubilden. Ach sie werden durch veränderte Verhältnisse nur schnell verdunkelt, und wenn auch nie der Apfel weit vom Stamme fällt, so hast Du, meine liebe Tochter, doch noch weit hin, ehe Du die Haltung und den Anstand eines gebornen Fräuleins bekömmst. Du mußt Dich jetzt auf alle Weise bemühen, das, was Dir noch von der Pfarrjungfer und dem Dorfe anklebt, abzuschleifen, und ich werde es mir jetzt mehr als je zur Pflicht machen, darauf zu achten. Du mußt das selbst einsehn, da Deiner Verbindung mit Moritz nichts weiter im Wege stehn wird. Dann, Kind, haben wir einen großen Schritt gewonnen. Dann wirst Du, was ich immer in den Augen behalten habe, wieder auf die Stufe erhoben, von der ich leider hab

herabsteigen müssen, und wo Du von der Erziehung, die Du von mir erhalten hast, wirst Gebrauch machen können.

Unter diesen Gesprächen und kleinen Nadelstichen des Zufalls, die aber oft schmerzlicher sind als große Wunden, langten sie endlich bei dem Wirthshause zur goldnen Ente an, das, vor dem Dorfe an der Straße gelegen, in diesem Augenblicke einen großen Zusammenfluß von Menschen beherbergte, welche die Neugierde, oder der Müssiggang, oder das Verlangen, einen Bekannten zu begrüßen, hierhergeführt hatte. Wagen und Pferde standen überall umher; alle Fenster waren besetzt; auch die Baronin Grabow sah schon mit ihrer Lorgnette herab; und als die Pfarrin den Fuß auf die Erde setzte, ward ihr Ohr von jener Seite durch ein muthwilliges Lachen verletzt, das sie, ohne Grund, wie wir glauben, auf sich bezog. In der That nahm sie sich nebst ihrer Tochter mit ihrem so mühsam zusammengewählten Putze überaus armselig vor, da überall italienische Strohhüte und zierliche Turbans aus den Fenstern schauten, krause Straußfedern in der Luft zitterten, und ein ganzer Blumenflor der köstlichsten Shawls mit ihren hellen und mannichfaltigen Farben unter einander wetteiferten. Sich in diese glänzende Gesellschaft zu mischen, wäre ihr jetzt unmöglich gewesen, und sie war froh, in der Umgebung des Wirthshauses eine noch unbesetzte Laube zu finden, wo sie den Augen der Welt wenig bloßgestellt war.

Sie hatte hier eben Platz genommen, ihren Anzug ein wenig geordnet und die versessenen Falten ausgestrichen, als sie von der Landstraße aufsteigenden Wolken die Ankunft der Soldaten verkündigten. Einzelne Fußgänger mit Staube bedeckt; Reiter, die absichtlos, aber mit großer Geschäftigkeit, bald vor, bald zurück sprengten; Marketenderinnen mit ihren Fäßchen auf dem Rücken, und eine unbeschuhte Dorfjugend, die mit Stöcken auf der Schulter in Reih und Gliedern das nachfolgende Regiment parodirte, machten den Vortrab. Klotilden klopfte das Herz. Jeder Säbel, der in der Sonne blinkte, sollte sein Säbel sein; jede Feder, die von einem Hute wehte, sollte ihn anmelden! — In der Nähe des Wirthshauses schwenkte das Regiment auf eine Wiese ein, wo es aufgestellt werden sollte; und hier erblickten sie endlich, zu ihrer unbeschreiblichen Freude, den ersehnten Vetter in militärischer Thätigkeit, und hörten seine Stimme von fern. Dieser aber schien auf die versammelte Menge nicht zu achten, und seine Blicke richteten sich auch nicht Einmal nach der Laube hin, wo man sich seiner Gegenwart so herzlich freute, und durch wehende Schnupftücher und andre Bewegungen seine Aufmerksamkeit zu gewinnen suchte. Es war Alles umsonst. Moritz war ganz bei seinem Geschäfte; und wenn auch die Pfarrin ihre Stimme erhob, und im lauten Gespräch seinen Namen nannte, die Töne verhallten in dem summenden Lerm, und erreichten das Ohr dessen nicht, dem allein sie galten.

Das Regiment, das an diesem Tage nur einen kleinen Marsch gemacht hatte, sollte hier seinen General erwarten, der aus dem Hauptquartiere neue Befehle für seine weitere Bestimmung eingeholt hatte. Man sprach von Beförderungen, die er bekannt machen, von Ehrenzeichen, die er austheilen sollte. Jedermann war auf seine Ankunft gespannt; und da jetzt ein Adjutant herbeigesprengt kam, richteten sich alle Augen nach der Gegend hin, von welcher der Erwartete herkommen mußte. Nachdem der Adjutant dem Obersten einige Worte gesagt hatte, zog er sich unter die Bäume, nächst der Laube zurück, in welcher Klotilde mit ihrer Mutter harrte, und indem sein erster Blick auf Klotilden fiel, grüßte er sie mit dem Anstande eines Bekannten, und fragte die Erröthende nach den ersten Erkundigungen nach ihrem Befinden, ob sie vielleicht Bekannte und Freunde in dem Regiment hätte. Ja wohl, fiel die Pfarrin ein, da Klotilde mit der Antwort zögerte; der Hauptmann von Osterwald ist mein Neffe à la mode de Bretagne, und um ihn zu begrüßen, sind wir herausgefahren. Aber er ist so mit dem Dienste beschäftigt, daß er uns nicht gewahr werden will.

Ich wünsche Ihnen Glück, antwortete der Adjutant, zu diesem braven Verwandten. Er ist immer ganz bei dem, was er thut. Aber gerade in diesem Augenblicke ist er müssig, und ich mache mir ein Vergnügen daraus, ihn von Ihren Wünschen zu benachrichtigen. — Nach diesen Worten regte er sein Pferd an, grüßte den Hauptmann mit der Hand, und sagte zu ihm: Vier weibliche Augen, Herr Capitän, sehen nach Ihnen aus, und wünschen Ihnen in der Nähe zu erkennen zu geben, wie sehr sie sich Ihrer Rückkehr freuen. — Zugleich deutete er nach der Laube hin, und Moritz, der leicht errieth, wen er dort finden sollte, eilte dem bezeichneten Orte zu.

Die Begrüßung war warm und herzlich, auch lebhaft, wenn man will, so weit es der Anstand auf offener Straße und unter den Augen so vieler Zuschauer verstattete. Doch hatte sich Moritz von Klotilden mehr versprochen. Auch können wir nicht bergen, daß sie etwas zerstreut war; daß ihre Blicke einigemal neben dem Vetter vorbei nach einer andern Stelle gingen, und daß sie von dem, was er sagte, einiges gar nicht, anderes nur halb, oder anderes falsch verstand. Ein stechender Blick fiel auf die Beunruhigte, und eine vielleicht noch stechendere Frage schwebte auf den zusammengekniffenen Lippen, als ein gegebenes Zeichen die Nähe des Generals meldete. Mit einer leichten Verbeugung, die Hand flüchtig zum Tschako erhoben, entfernte sich der Hauptmann von Osterwald, um seinen Platz bei der Compagnie einzunehmen, und gleich darauf zeigte sich am Ausgang des Dorfs auf einem stolzen Rappen, der mit Orden bedeckte General, und nahm, von seinem glänzenden Stabe umringt, die Begrüßung des Obersten an. An der Fronte hinabreitend, gab er seine Zufriedenheit durch Worte und Mienen zu erkennen, hielt dann eine kurze Anrede an das Regiment, worin er seine Dienste rühmte, und nachdem er vom Pferde gestiegen war und die Offiziere um sich versammelt hatte, ertheilte er auch diesen großes Lob, und machte ihnen die besondere Gnade des Königs kund. Eine tiefe Stille herrschte rund umher; alle Augen waren auf den Sprechenden gerichtet, und die ganze vorher so bewegte und unruhige Menge schien nur Ohr und Auge zu sein. Nach der gemeinsamen Anrede fing die Vertheilung der Verdienstorden an. Mehrere erhielten ihn; unter ihnen auch der Adjutant, den wir vorhin neben Klotilden gesehen haben. Ihm zunächst stand Moritz, gespannt und die Farbe wechselnd. Daß auch er ausgezeichnet zu werden erwartete, war sichtbar genug. Nachdem aber der General dem Hauptmann Lizardiere — dieß war der Name des Adjutanten — einige schmeichelhafte Worte gesagt hatte, wendete er sich an den Hauptmann von Osterwald, und sagte mit etwas gedämpfter, aber vernehmlicher Stimme: Herr Hauptmann von Osterwald, ich hatte mir das Vergnügen versprochen, auch Ihnen ein Zeichen der Zufriedenheit Seiner Majestät einhändigen zu können. Die Tapferkeit, die Sie bei mehreren Gelegenheiten an den Tag gelegt haben, so wie Ihr Eifer im Dienst, gab Ihnen Ansprüche darauf; und es thut mir unbeschreiblich leid Ihnen sagen zu müssen, daß Ihre Neigung, Händel zu suchen, eine Neigung, die, trotz aller Warnung, mit jedem Tage gestiegen ist, Sie um diese Ehre, mich um dieses Vergnügen gebracht hat. — Dann setzte er mit lauterer Stimme hinzu: Der König will ausdrücklich, daß seine Offiziere im Lager und in der Garnison eben so ruhig und friedfertig sein sollen, als unerschrocken gegen den Feind. Durch mehrere traurige Vorfälle, die sich bei der Armee ereignet haben, und die Ihnen nicht unbekannt sind, haben sich Seine Majestät veranlaßt gefunden, ein warnendes Beispiel zu geben, und ich beklage unendlich, daß es Sie, Herr Hauptmann, treffen muß.

Nach dieser Rede, die, wie alles Uebrige, bei der tiefsten Stille angehört wurde, grüßte der General, schwang sich auf sein Pferd, und sprengte davon, begleitet von dem Rufe der Soldaten und Zuschauer, die den König hoch leben ließen. Moritz rief nicht mit. Tief ergrimmt über die Schmach, die ihm, wie er glaubte, unverdienter Weise wiederfahren war, und von den Blicken der Menge, die alle einen Augenblick auf ihn gerichtet waren, wie von tausend Pfeilen durchbohrt, behauptete er nur mit Mühe so viel Haltung, als die militärischen Verhältnisse nothwendig forderten. Als aber der General sich entfernt hatte, sagte er mit verbissenem Hohne zu den umstehenden Offizieren: Es ist in der That eine ganz neue Lehre in dem Gesetzbuche der Ehre, daß nicht der Muth, sondern die Feigheit und was man la vertu des ânes nennt, über das Verdienst eines Soldaten entscheidet. Wenn es aber einmal ausgemacht ist, daß die Friedfertigsten die Verdienstvollsten sind (hiermit wendete er sich nach dem Adjutanten hin), so müssen Sie sich wundern, Herr Kamerad, daß Sie nicht statt dieses unbedeutenden Kreuzes (er berührte es unsanft mit der Hand) das Großkreuz eines neu zu errichtenden Lamm- und Schöpsen-Ordens erhalten haben.

Es würde mir nicht schwer fallen, erwiederte der Angeredete mit möglichster Fassung, Ihnen in demselben Tone zu antworten, der unter Leuten von Ehre nie gehört werden sollte. Da ich Ihre unschicklichen Ausdrücke auf die Verstimmung schreibe, die Sie in diesem Augenblicke beherrscht, so erwarte ich, daß Sie Ihr Unrecht vor dem Anbruche des morgenden Tages einsehn, und in Gegenwart dieser Herren, die uns beide kennen, und sehr wohl wissen, auf welcher Seite das Recht ist, gut machen werden.

Mein Unrecht? unterbrach ihn der Andre mit zornglühendem Angesicht. Meine Bemerkung kann Ihnen unangenehm, kränkend, demüthigend kann sie für Sie sein — und es war meine Absicht, daß sie es wäre — aber zurücknehmen kann ich und werd' ich sie nicht. Ja, ich wiederhole sie in diesem Augenblicke noch einmal, und ich werde sie zum dritten- und viertenmale wiederholen, und so oft, bis es Ihnen gefällig ist, mich durch die That von ihrer Unrichtigkeit zu überzeugen.

Diese Erklärung kömmt mir von Ihnen nicht unerwartet, erwiederte der Beleidigte mit Trockenheit; aber jetzt rufen mich andere Geschäfte, die mir wichtiger sind, als eine Unterhaltung, deren Resultat schon jetzt vollkommen klar. Morgen früh das Weitere.

Ehe dieses Gespräch begann und gleich nach dem Wegreiten des Generals hatte sich die Fluth der Zuschauer um die Soldaten ergossen, und die Reihen lösten sich auf, um sich in die angewiesenen Wohnungen zu vertheilen, zu denen sie jetzt von ihren Wirthen geleitet wurden. In diesem Getümmel war der Streit von Wenigen bemerkt worden, und durch die Menge des Volkes war der Pfarrin und Klotilden sogar der Anblick des Vetters entzogen. Aber das, was dem Streite vorausgegangen war, die Rede des Generals und die Demüthigung ihres Freundes hatten sie leider nur allzugut gehört. Die Pfarrin erblaßte; Klotilde sah zur Erde; beide vermieden die Blicke der Umstehenden, von denen sie wähnten, daß sie nur auf den Gekränkten und auf sie, die Theilnehmerinnen dieser Kränkung, gerichtet sein müßten. So viel ist gewiß, daß die Freude, die sie sich von ihrer Fahrt versprochen hatten, so gut als vernichtet war, und daß die Carosse der Baronin Gradow jetzt unbemerkt vor den Augen der Pfarrin vorüberflog.

* * *

Die Quartirzettel waren jetzt vertheilt, die Soldaten und Zuschauer hatten sich zerstreut, und die Pfarrin saß mit Klotilden wieder in ihrer Chaise; beide in Gedanken versunken, von denen wir nicht mit Gewißheit sagen können, ob sie ihre Richtung nach einem und demselben Ziele nahmen. Schweigend hatten sie die Hälfte des Weges vollbracht, und oft zurückgesehn; denn sie erwarteten, daß Moritz ihrer Einladung Folge leisten und ihnen nachkommen würde; nur oft hatte sie das Geräusch von Pferden und Reitern getäuscht, die desselben Weges kamen. Endlich kam er wirklich von seinem Diener begleitet, herangesprengt; aber als er an den Wagen kam, hemmte er sein Pferd mit solcher Gewalt, daß es sich auf die Gruppe setzte und seinen Reiter bügellos machte. Die Frauen schrien auf; der Hauptmann biß die Zähne zusammen und strafte sein Pferd, aber mit solchem Ungestüm, daß das edle Thier stieg, und, da die Züchtigungen kein Ende nahmen, mit sammt dem Reiter überschlug. Es sprang augenblicklich wieder auf, und stand nun zitternd still, befriedigt, wie es schien, durch den geleisteten Widerstand, und nur wegen der Folgen besorgt; und hierbei gewiß unendlich verständiger als die meisten Menschen, die im Anfalle der Leidenschaft mit Einem Vergehen selten zufrieden, noch ein zweites und drittes begehn, und so das erste durch Steigerung zu tilgen oder zu rechtfertigen glauben.

Dieses neue Ereigniß war nun keineswegs geeignet, die Stimmung des Reiters oder der fahrenden Frauen zu verbessern, und so kamen sie, nach einer ziemlich einsylbigen Unterhaltung, alle, wie wir oben gesehen haben, mehr und weniger verstimmt, vor dem Pfarrhause von Unterillingen an. Der Pfarrer kam ihnen an der Thür entgegen, begrüßte den Vetter mit einem herzlichen Willkommen, und versicherte ihm zu wiederholtenmalen, daß er sich aufrichtig über alle die Ehre und Auszeichnung freue, die ihm zu Theil geworden. Der gute Mann ahnete nicht, wie tief diese Worte in das Herz seines Gastes schnitten, der nur an die erfahrene Demüthigung dachte, während der Pfarrer nur das Hauptmanns-Patent in Gedanken hatte, das ihm bei einem so jungen Manne ein fast übermäßiges Glück schien, und er wunderte sich fast, daß der Vetter seine gutgemeinten Glückwünsche mit so finstrer Miene und ohne Antwort hinnahm.

Moritz hatte eben die ersten vernünftigen Worte in der Stube mit Klotilden gewechselt, als Aurora durch ich weiß nicht was für ein Geschäft herbeigezogen wurde. Sie trat zwar augenblicklich zurück, als sie den Fremden erblickte, aber doch nicht schnell genug, um nicht zu hören, daß er zu Klotilden sagte: Was um Gottes Willen habt ihr euch denn hier für einen Hausgnomen zugelegt? — Und als ihn Klotilde hastig bei beiden Händen faßte, und seine Rede tadelte, noch lauter hinzusetzte: Nun ich gebe dem Dinge den Namen, den es verdient. Soll ich sie etwa eine Grazie nennen? Oder hat sich die Welt so umgekehrt, daß wie man jetzt den friedfertigen Soldaten Belohnungen giebt, ein Höcker auf dem Rücken für ein Mädchen ein Schönheitsdiplom ist, das ihr einen Anspruch auf den Apfel des Paris gibt?

Die rohen Worte des Hauptmanns waren leider nicht ohne Grund; und was wir unsern Leserinnen bis jetzt in guter Absicht verborgen gehalten, kömmt nun wider unsern Willen an den Tag. Denn da wir von Herzen wünschten, die gute und kluge Aurora ihrem Wohlwollen zu empfehlen, und in solchen Fällen der erste Eindruck von entschiedener Wichtigkeit ist, so haben wir von ihrer Gestalt nur das erwähnt, was gut daran war. Wer ihrer kleinen verkümmerten Gestalt einige Aufmerksamkeit schenkte, mußte ihr Unglück um desto mehr beklagen, da ihr Kopf sehr schön, und auf eine wunderbare Weise von der übrigen Verunstaltung fast frei geblieben war. Der Hauptmann in seinem Unmuthe nahm hievon keine Notiz, ob wir gleich viel darum gäben, wenn er seine rohen Worte zurückgehalten hätte, von denen gerade genug zu den Ohren des armen Kindes kam, um es durch die Erinnerung an sein unverschuldetes Unglück zu kränken, und kaum vernarbte Wunden wieder aufzureißen.

Als sie sich hinlänglich entfernt hatte, sagte Klotilde: Fürwahr, Moritz, ich könnte böse auf Dich sein, wenn man es auf einen lieben Freund sein dürfte, der uns nach so manchen Gefahren wiedergegeben ist. Aber, ich beschwöre Dich, laß mich nie wieder so etwas in Gegenwart dieses guten Mädchens hören, das, trotz seiner Verunstaltung, mehr werth ist als ich und Du! Ja, Lieber, suche Deinen Fehler wieder gut zu machen! Du hast ihr groß Unrecht gethan. Wenn Du nur Gelegenheit dazu bekömmst! Denn sie ist fast menschenscheu, und ohne Zweifel sind es eben die rohen Worte hartherziger Menschen, die sie von der Welt und der Gesellschaft verbannt haben.

Nun bei Gott, fuhr der Hauptmann auf, wenn man Dich hört, so sollte man meinen, ich hätte ein Majestätsverbrechen begangen, indem ich dieses Meisterwerk der Natur bei seinen rechten Namen genannt habe. Sollen mir denn heute von allen Seiten Fehler und Unrecht vorgeworfen, Entschuldigungen und Deprecationen von mir verlangt werden!

Indem er so sprach, ging er in der Stube auf und ab. Der Säbel schleppte ihm klirrend nach; die Sporen an seinen Stiefeln klapperten auch dazu. Durch dieses Geräusch wurden zwei Canarienvögel, die eben im Einschlafen begriffen waren, wieder ermuntert, und stimmten einen schmetternden Wettgesang an, und der Hund, der unter dem Ofen lag, fuhr auf und bellte darein. — Hat sich denn heute Alles gegen mich verschworen? rief Moritz aus, indem er im Vorübergehen dem Hunde einen Tritt versetzte, daß er winselnd zu seinem Lager zurückkehrte; wollen mich auch die Thiere rasend machen?

Klotilde war indessen auf den Stuhl gestiegen und hatte die Käfige verhängt. Die Vögel schwiegen; aber Moritz fuhr fort: Man wirft mir Reizbarkeit vor — ist das meine Schuld! Und wenn mich nun Alles reizt und aufbringt, und es an manchen Tagen so recht darauf angelegt scheint, mich ganz aus mir zu setzen! Wahrlich es giebt Verhältnisse und Verknüpfungen ganz unschuldiger Umstände, die einen Mann, der nicht Taubenblut statt der Galle hat, rasend machen müssen, zumal wenn ihm noch überdieß mit dem Vorwurfe von Fehlern und Vergehungen zugesetzt wird, um auf eine geschickte Weise den Krieg in sein Land zu versetzen. So ist es ohne Zweifel durch eine solche Verknüpfung ganz unschuldiger Umstände geschehen, daß ich heute meine unvergleichliche Cousine so schnell mit dem Hauptmann Lizardiere zusammentraf. Darf ich wohl fragen, von welcher Seite die Einladung ausgegangen war? Doch ich weiß es schon. Sie kam von ihm. Er hatte es auf meine Demüthigung abgesehn; darum mußtest Du gegenwärtig sein; und damit ich auch wüßte, daß Du gegenwärtig wärest, übernahm er es, mich zu Dir einzuladen. Klotilde, das sind Dinge, die mich um den Verstand bringen können, und ich muß über die Kaltblütigkeit staunen, mit der ich Alles denke und sagen kann.

Aufgeregt von gekränktem Stolze und Eifersucht — den zwei entsetzlichsten Dämonen der menschlichen Brust, denen Argwohn und Mißtrauen mit ihren Fackeln zur Seite stehn, um, unter dem Wahne der Erleuchtung, den unglücklichen Bethörten in die häßlichsten Sümpfe des Irrthums zu verlocken — von diesen Furien gespornt hatte Moritz das, was er für unbezweifelte Wahrheit hielt, in größter Hast und ohne Unterbrechung ausgestoßen. Mit Verwunderung hatte ihm Klotilde zugehört, und als endlich seine eifersüchtige Anklage hervorbrach, dachte sie: Das ist also der Schlüssel zu diesen Orakeln und Räthseln? — Dann, als er inne hielt, trat sie zu ihm hin, legte die eine Hand auf seine Schulter, die andre auf seinen Arm, und ihm mit unbeschreiblicher Gutmüthigkeit in die Augen blickend, sagte sie: Wozu nur diese Reden, die sogar keinen Sinn und Boden haben? Hat je ein Freund zu einer Freundin, ein Verlobter zu seiner Verlobten so gesprochen? und das in der ersten Stunde des Wiedersehns? Was sprichst Du von Bestellungen, von absichtlichen Zusammentreffen? Weißt ich doch kaum, daß Lizardiere bei Deinem Regimente ist.

Moritz, dessen Brust in diesem Augenblicke der Tummelplatz stürmischer Leidenschaften war, unter denen die Eifersucht nur den Vorwand zu einem Ausbruche gab, dessen er nicht mehr Meister war, hätte sich durch Klotildens Ruhe und den Ton der Unbefangenheit, mit dem sie seine Vorwürfe beantwortete, doch vielleicht beruhigen lassen, hätte sie nicht zu gros-

rer Beglaubigung einen Zusatz gemacht, der, wie es wohl oft geschieht, Alles übrige verdarb. — Wie? fiel er mit schneidendem Hohne ein, Du wußtest nicht, daß Lizardiere beim Regimente war? O die unwissende Unschuld! o die unschuldige Unwissenheit! Dieses einzige Wort würde Dich verurtheilen, wenn es nicht vorhin schon Deine Blicke gethan hätten, die nur auf ihn gerichtet waren, und die Zerstreuung, die in dem Augenblicke des Wiedersehns so ungemein schmeichelhaft für mich war.

Klotilde erröthete. Sie wollte antworten, aber die Heftigkeit des Vetters drängte das Wort zurück, was ihr schon auf den Lippen schwebte. — Du verstummst? rief er mit steigender Heftigkeit; Du verstummst in dem Augenblicke, wo eine Antwort so dringend wäre? Hast Du denn nicht ein einziges falsches Wort, um mich in Irrthum zu wiegen? Falsche Worte werden euch Weibern ja so leicht — o so leicht, wie falsche Thaten. — Nun, Herzens-Cousine! Ich bitte ja nur um ein Wörtchen — um ein erlogenes Wörtchen!

Bei diesen Worten beugte er höhnend ein Knie und hob die gefalteten Hände zu Klotilden empor. Seine Augen funkelten; die Lippen zitterten ihm. Dann erhob er sich schnell, und in seiner ganzen stolzen Höhe vor ihr stehend, sagte er mit untergeschlagenen Armen und angenommener Ruhe, aber mit schneidendem Hohne: Wenn Dein Zusammentreffen mit ihm zufällig war, wie kam es denn, daß er, kaum angekommen, Dich auch schon in der Menge auffand, während — —

Er kam mit seiner Rede nicht zu Ende. Denn da ein Thränenstrom aus Klotildens Augen brach, und sie sich mit aufgehobenen Händen und Blicken von ihm abwendete, fiel er aus der angenommenen Fassung in die erste Wildheit zurück, indem er ausrief: Ja weinen könnt ihr alle, wenn ihr nicht weiter könnt! Aber Deine Thränen fachen die Flammen meines Zornes an; und wenn ich nicht schon rasend bin — —! Klotilde, ich könnte Dir die Untreue verzeihn — ich kann Dich nicht zwingen mich zu lieben — aber diese Untreue — gegen diesen Elenden — gegen den Feind meines Glücks und meiner Ehre — das ist mehr als ich ertragen kann.

Auf diese Ausrufungen der heftigsten Wuth konnte Klotilde nur mit erstickter Stimme antworten: Moritz, Du thust mir großes Unrecht! Du quälst Dich und mich ohne Ursache. — Er hörte sie nicht. Ueberwältigt von Zorn stürmte er mit glühendem Angesicht hinaus, rief seinen Diener, und da dieser nicht bei der Hand war, eilte er selbst in den Stall, zog den Gurt seines Pferdes wieder an, warf ihn den Zaum über und ritt ohne Abschied davon.

Die Pfarrin, die durch häusliche Geschäfte außerhalb der Stube gehalten worden war, hatte das Schelten des Vetters gegen seinen abwesenden Diener gehört, und da ihr einige Augenblicke nachher auch die Tritte des Pferdes zu Ohren kamen, eilte sie an die Thür, und sah ihn zu ihrer größten Bestürzung von dannen reiten. Sie winkte ihm mit dem Arme zurück; aber er, sie leicht grüßend, setzte seinem Pferde die Sporen in die Seite, und jagte mit einer Hast durch das Dorf, als ob er vor seinem Unglücke flöhe. Der Diener, der das Wegreiten seines Herrn mit dem größten Erstaunen aus der Ferne sah, kam athemlos in die Pfarre zurück, und indem er sein Pferd aufzäumte, murmelte er für sich: Heute Abend Gnade mir Gott! aber morgen gibt es gewiß wieder etwas mit dem Herrn. Er hat schon zu lange Ruhe gehabt. — Mit diesen und ähnlichen Worten zog er sein Pferd aus dem Stalle, und jagte, trotz seiner verdrießlichen Erwartungen, mit nicht geringerer Eile als sein Herr davon.

* * *

So groß das Unrecht des Hauptmanns von Osterwald gegen Klotilden war, so hatte er doch in der Sache selbst nicht so ganz Unrecht; und seine Eifersucht, obschon mehr die Wirkung des Ehrgeizes als der Liebe, war nicht ohne Grund. Wir müssen aber, um dieses Verhältniß aufzuklären, in die frühern Zeiten zurückkehren, wozu uns eben der gegenwärtige Zeitpunkt, wo Moritz von dannen reitet, und Klotilde, voll gerechten Unwillens, ihre Thränen trocknet, ganz schicklich zu führen scheint.

Wir haben schon oben gesagt, daß Moritz und Klotilde fast mit einander aufgewachsen waren. Da sie sich in diesem Zeitraume täglich einigemal entzweiten und eben so oft wieder aussöhnten, so glaubte die Pfarrin hier schon eine Art von gleichem Verhältnisse zu sehn — in dem Hause ihrer Eltern hatte sie den Ehestand von dieser Seite kennen lernen — und sie hielt es um desto mehr für Pflicht, dieses Verhältniß zu verwirklichen, da, aus Gründen, die wir oben aus dem eignen Munde vernommen haben, die adliche Geburt des Vetters für sie eine Sache von so großer Bedeutung war. Daß dieser Vetter beiläufig noch andre Bekanntschaften im Dorfe anknüpfte — unter andern mit einem kleinen schwarzäugigen Mädchen, Franciska genannt, die hübsch zu werden versprach — machte sie nicht irr. Sie nannte das Kindereien, die bei jungen Herren von Adel ganz herkömmlich wären; und da jenes Mädchen noch vor seinem Abgange nach der Militärschule, von Unterillingen weg in ein entferntes Forsthaus kam, glaubte sie ihre Tochter in sicherm Besitz, und überließ sich den erfreulichsten Hoffnungen. Diese Hoffnungen schienen nun über alles Erwarten in Erfüllung zu gehn, da Moritz als junger Offizier wieder nach Unterillingen kam, und jetzt in der schlanken ausgebildeten Gestalt, und dem lieblichen geistvollen Angesichte kaum das unbedeutende Mühmchen wieder erkannte, das er vor fünf Jahren verlassen hatte. Nach seiner heftigen Weise faßte er jetzt eine Leidenschaft, die wie ein gewaltiger Brand sein ganzes Wesen ergriff, und ihn einige Wochen hindurch so beschäftigte, daß er nicht von Klotildens Seite wich, und nur durch die dringendsten Gründe bewogen werden konnte, seinen Urlaub nicht zum zweitenmale zu verlängern. Die Pfarrin war in dieser Zeit unaussprechlich glücklich. Sie sah ihren heißesten Wunsch so gut als erfüllt, und die Leidenschaftlichkeit des Vetters, weit entfernt ihr Sorgen zu machen, galt ihr nun für das unverwerflichste Zeugniß von dem Werthe ihrer Tochter, der erst von jetzt an in ihren Augen entschieden war. Nicht ganz so glücklich war Klotilde selbst. Daß sie den Vetter liebte, war kein Zweifel; ob sie ihn aber nur als Vetter oder als Bräutigam liebte, ob sie eine engere Verbindung wünschte, als die des Zusammenseins, worau sie seit ihrer Kindheit gewöhnt war; darüber war sie selbst nicht im Klaren; und eben daraus erhellte, wenn wir nicht irren, das, was sie selbst nicht wußte: daß von den Flammen, die in dem Herzen des jungen Lieutenants loderten, wenig oder nichts in das ihrige übergegangen war.

Wenn es erlaubt ist, bei Erscheinungen dieser Art, die meist so wenig Methode und Gesetz befolgen, als das Wetter und der Wind, nach Grund und Ursache zu fragen, so war von Klotildens Lauigkeit allerdings einiger Grund anzugeben. Sie selbst wußte ihn kaum. Da aber die Sache auf den weitern Verfolg unserer Geschichte von Einfluß ist, so müssen wir schon so lange dabei verweilen, als nöthig ist, um sie unsern Lesern in erforderlicher Ausführlichkeit vor die Augen zu legen.

Während Moritz seine militärischen Studien im Cadettenhause machte, war Klotilde von ihrer Mutter in das Haus eines weitläuftigen Verwandten väterlicher Seite geschickt worden, um dort während des Winters etwas von der hohen Bildung der Stadt wegzubekommen. Der Herr dieses Hauses, Justizrath Hetzer, war ein Rechtsgelehrter von Ruf, der an wenigen Dingen in der Welt Antheil nahm, als an seinen Prozessen und dem, was sie eintrugen; aber er hatte eine Frau, die sich um Alles, und fast noch um mehr als Alles bekümmerte. Dieses Haus wurde denn auch in seinen beiden Abtheilungen von Leuten besucht, die fast eben so verschieden waren, als die beiden Eheleute selbst, und nur wenige von denen, welche am Morgen die staubige, von Tabacksdampf durchzogene, und mit großen und kleinen Käfigen, Glockenbauern, Wachtelhäusern und Finkenthürmen austapezierte Stube des Justizrathes besuchten, um mit dem kleinen, etwas verwachsenen Manne unter dem gellenden Geschrei der Vögel über ihre rechtlichen und unrechtlichen Angelegenheiten zu verhandeln, erschienen am Abend in den duftenden, mit Spiegeln, Uhren und englischen Kupferstichen zierlich ausgeschmückten Zimmern der Frau Justizräthin, wo sich, außer einigen Hausfreunden, die an keine Zeit gebunden waren, alle Donnerstage eine ausgesuchte Gesellschaft hochgebildeter Männer und Frauen, von denen einige unter ihren eignen, andre unter romantischen Namen der Lesewelt nicht unbekannt sind, zum Thee versammelte. Zu jenen Wenigen, obgleich kein Schriftsteller, gehörte der junge Lizardiere, der Sohn eines reichen Fabrikanten in der Nachbarschaft, der durch den Tod seines Vaters in einen Prozeß verwickelt worden, der sein ganzes Vermögen bedrohte. Da ihn dieser Rechtshandel zu einem längern Aufenthalte in der Stadt nöthigte, und sein Geschäft ihn fast täglich zu dem Justizrathe führte, wurde er auch mit der Frau vom Hause bekannt, und als ein gebildeter Mann von den feinsten Sitten und der angenehmsten Gestalt ein für allemal zu ihren soirées eingeladen. Da er sich im Anfange auf die Rolle des Beobachters beschränkte, und an der lebhaften Unterhaltung, bei welcher sich jeder nur selbst hörte, gerade so viel Antheil nahm, als die Höflichkeit forderte, so bildete sich allmählig die Meinung, die geistreiche Gestalt des jungen Mannes sei nicht viel mehr als eine Verir-Larve, die einen leeren Schädel bedeckte. Bald aber trug sich etwas zu, das seinem Credit aufhalf. Auf einen der Versammlungstage war der Geburtstag einer hochgebildeten und hochgeschminkten Wittwe gefallen, die zwischen den vierzigen und funfzigen schwebte, und da sie den übrigen Künsten ihrer unleidlichen Koketterie auch die Poesie beigesellt hatte, so galt sie für eine der Koryphäen dieses Vereins. Ein alter Finanzrath, der

den abgeblühten Reizen dieser schönen Rosette huldigte, hatte sie am Morgen mit einem Gedichte von seiner Arbeit überrascht, und die Dame hatte nicht eher Ruhe, bis sie unter unendlicher Ziererei das duftende Opfer, das ihr zu Theil geworden, aus ihrem ridicule zum Vorschein gebracht hatte. Der Verfasser sollte es auch vorlesen; aber er hatte seine Brille vergessen, und auswendig wußte er es nicht; seine Göttin wußte es recht gut auswendig, aber sie konnte sich doch nicht entschließen, ihre eigene Apotheose zu verkündigen; und so geschah es denn, daß Lizardiere, der zwischen den beiden lächerlichen Personen saß, sich zum Vorlesen erbot. Das Werk des bejahrten Jüngers der Musen war mehr als mittelmäßig, aber leidlich versifizirt; und Lizardiere, welcher das schönste Organ von der Welt hatte, wußte durch Ton und Miene auch das Unbedeutende so zu heben, daß der Autor erst jetzt das Verdienst seines Werkes recht erkannte, und die gefeierte Schöne sich nicht enthalten konnte, in ihrer Begeisterung den Vorleser in ihre Arme zu schließen und auf beide Backen zu küssen. Die ganze Gesellschaft klatschte in die Hände, die Glückwünsche regneten auf den Poeten und die Besungene, und diese ließ nun ihren schönen Nachbar mit dem sonoren Organ nicht wieder frei. Da ihn sein Name als einen Franzosen ankündigte, erzeigte sie ihm die Ehre, die Unterhaltung in französischer Sprache zu führen, wobei sie nicht unterließ, ihm die schmeichelhaftesten Dinge über seinen Accent zu sagen. Er gab ihr das Compliment aus Höflichkeit zurück; aber im Herzen verwünschte er eine Unterhaltung, die seine Ohren und seinen Geschmack auf gleiche Weise beleidigte. Endlich mußte sie ihn doch verlassen, avec infiniment de reget, wie sie sagte, um einer anderweitigen Einladung zu folgen. Ach, sagte sie beim Scheiden mit einem bedeutungsvollen Seitenblicke, die Fesseln der gesellschaftlichen Pflichten sind nicht immer Rosenketten! Ich fühle es in diesem Augenblicke, wo ich die angenehmste Unterhaltung im besten Falle mit dem Spieltische vertausche. Doch au revoir! — Und mit einem leichten koketten Knix sich von ihrem neuen Verehrer, wie sie nicht zweifelte, verabschiedend, bewegte sie sich am Arme des Finanzrathes aus dem Salon hinweg.

Lizardiere's Prüfungen waren noch nicht geendigt. Kaum war der Platz neben ihm erledigt, als sich ein langes, hageres, sechzigjähriges Fräulein zu ihm drängte, das mit unerschöpflicher Wortfülle, aber heiserer Stimme über Kunst und Poesie sprach, und weil sie ein sehr kurzes Gesicht hatte, außerdem daß sie entsetzlich schielte, den Leuten so nahe rückte, daß ihnen ihr Athem unaufhörlich wie ein Samiel in den Locken spielte. Noch einige andere näherten sich; jede wollte ihm etwas gesagt, jede wollte sich ein Recht erworben haben, sein schönes Organ einmal für eines ihrer Werke in Anspruch zu nehmen. Es war in der That ein Triumph; wäre nur der Triumphirende nicht auch zugleich das Opfer gewesen.

Wirklich war Lizardiere von seinem Erfolge so wenig entzückt, daß er fast verschworen hätte, die soirées spirituelles der Frau Justizräthin wieder zu besuchen. Aber er verschwor es nicht, und daß er es nicht that, daran war nichts Schuld, als Klotildens Gegenwart. Diese war die einzige Person, die ihn hier anzog, und so oft er sie sah, fand er sie schöner und liebenswürdiger. Auch gereichte ihr es ohne Zweifel in seinen Augen sehr zum Vortheil, daß sie den Ansprüchen der Hochgebildeten so anspruchlos gegenüber stand, und sich durch Einfachheit natürliche Anmuth und sittsame Zurückhaltung nicht weniger, als durch ihre blühende Jugend und den Liebreiz ihrer Gestalt, auszeichnete. Er hatte sie nicht sobald gesehn, als er auch gesucht hatte, sich ihr zu nähern und Gespräche mit ihr anzuspinnen, die trotz ihrer geringen Bedeutung ihn dennoch bezauberten, da die wenigen Worte, die sie sagte, über Lippen gingen, die man nicht wohl ansehen konnte, ohne sie in Gedanken zu küssen. Da er in der Gesellschaft der Justizräthin der einzige Mann war, welcher dem unbedeutenden Landmädchen einige Aufmerksamkeit schenkte, so würde schon dieß zu seiner Gunst bei ihr gesprochen haben; aber wie hoch mußte sie erst eine solche Aufmerksamkeit einem Manne anrechnen, den seine Gestalt so wie sein Betragen empfahl, und der seit dem erwähnten Abende ein Gegenstand der Bewerbung aller Frauen und Fräuleins dieser Gesellschaft geworden war. Klotilde bemerkte alles das mit ungewöhnlichem Wohlgefallen. Sie fand den jungen Kaufmann artig, dann angenehm, dann liebenswürdig; und da ein solches Urtheil des Herzens nie umhin kann, sich auf die eine oder die andere Weise auszusprechen, so konnte Lizardiere bald nicht mehr zweifeln, wie er mit Klotilden daran war. Der gegenseitige gesellschaftliche Verkehr wurde immer lebhafter unter ihnen, und Klotilde trug um desto weniger Bedenken, sich dem angenehmen Zuge zu dem neuen Freunde zu überlassen, da seine Wünsche nicht über den Genuß der gesellschaftlichen Unterhaltung hinauszugehen schienen. Da er nie ein Wort von Liebe sprach, so fiel ihr auch nicht ein, auf ihrer Hut zu sein; denn sie ahnete nicht, daß das, was seine Unterhaltung so anziehend und gemüthvoll machte, eben der geheime Brand war, den er in seinem Herzen verbarg, und daß eben das, was er nicht sagte, dem, was er sagte, zur Folie diente. Treuherzig überließ sie sich dem Vergnügen, das ihr seine Gegenwart, seine Aufmerksamkeit für sie und seine Unterhaltung gewährte; aber sie war eben so weit entfernt, eine Erklärung von ihm zu erwarten, als er vor Verlangen brannte, ihr das, was er für sie fühlte, zu gestehn. Daß er diesem Verlangen widerstand, daß er selbst den Unmuth bekämpfte, der sich seiner bemächtigen wollte, wenn sich beim Verzug Zweifel über Klotildens Gesinnungen bei ihm einschlichen, daran war die ungewisse Lage Schuld, in die ihn sein unseliger Prozeß versetzt hatte. Gegen alle Erwartung zog sich dieser Handel in die Länge, und er würde es sich nicht vergeben haben, vor der Entscheidung desselben einen Schritt zu thun, durch den er das Schicksal einer andern und einer geliebten Person an sein ungewisses Loos geknüpft hätte. Es handelte sich dabei zuletzt um einen Eid über die Aechtheit der Hauptbücher, welche verfälscht und verstümmelt schienen. Nach langwierigem Streite über die Verpflichtung der einen oder der andern Partei, diesen Eid zu leisten, wurde er endlich dem Schuldner zugeschoben. Der Schuldner leistete ihn. Lizardiere verlor den Prozeß, und mit ihm zugleich den größten Theil seiner Habe.

Der Tag, an welchem dieses Urtheil gesprochen worden, mochte leicht der unglücklichste in Lizardiere's Leben sein. In der Hoffnung des Reichthums und der Unabhängigkeit aufgewachsen, sah er sich mit einemmale verarmt, und zu einer neuen Laufbahn genöthigt. Von seiner Liebe, von einer Erklärung seiner Liebe konnte jetzt nicht mehr die Rede sein; und da er sich nicht für stark genug hielt, bei einem mündlichen Abschiede seine Gefühle zu beherrschen, entfernte er sich noch am Abend des Tages, an welchem ihm das Loos doppelter Verarmung geworfen worden, aus der Stadt, um sich zum Heere zu begeben, wohin ihn sein Unmuth, der bevorstehende Ausbruch eines neuen Krieges, und einige freundschaftliche Verbindungen riefen, die er im Heere hatte. Klotilden sah er nicht. Aber am Morgen nach seiner Abreise erhielt sie einige Musikstücke zurück, die er von ihr geliehen hatte und mit ihnen ein kurzes Billet, in welchem er auf immer von ihr Abschied nahm, und ihr betheuerte, daß er bei seinem Unglücke nichts so sehr beklage, als die Nothwendigkeit aus ihrer Nähe zu scheiden.

Noch vor dem Empfange dieser Zeilen war Klotilde durch den Justizrath von dem Mißgeschicke ihres Freundes unterrichtet worden. Ich habe das wohl gedacht, sagte der würdige Rechtsgelehrte; aber meine Schuld ist es nicht. Warum hat er nicht geschworen, da es in seiner Gewalt stand? Da war der Gegner verloren. Aber Gott weiß, was er da für Grillen hatte; ob er ein Quäker ist, oder ein Wiedertäufer, oder was sonst: genug, er sperrte sich. Damit war der Handel verdorben. Ich habe dann gethan, was nur ein ehrlicher Advocat thun kann, um die Sache in die Länge zu ziehn, bis etwa der alte Sünder, der Baron Besenbeck, des Todes verführe. Aber damit hatte es keine Noth. Nun steckt der mit seinem Eide ein achtzigtausend Thälerchen in die Tasche, und lacht uns aus, und Lizardiere hat mit seiner Gewissenhaftigkeit gerade noch so viel, daß er sich einen Strick kaufen kann. Ich danke nur Gott, daß ich wegen der deservirten Gebühren sicher gestellt bin!

Mein Gott, sagte Klotilde mit einer Bestürzung, die sie nicht zu verbergen vermochte, glauben Sie denn, daß der arme Lizardiere eines verzweifelten Entschlusses fähig wäre?

Man kann nicht wissen, antwortete der Jurist mit Achselzucken, wozu einen Menschen die Verzweiflung treiben kann. Der Fall ist allerdings desperat. Und bei der Publication des Bescheides sah der Mann so verstört aus, und schlug bei den Worten von Rechtswegen eine Lache auf, die gegen allen Anstand war, wie ein mente captus! Ich that, was ich konnte, um ihm zuzureden; aber die juristischen Trostgründe, die ich ihm administrirte, fanden keinen Eingang. Er ging lange stumm neben mir her; dann faßte er mich plötzlich beim Arm, und sagte mit ganz sonderbaren Blicken: Sagen Sie Klotilden, daß ich ihr entsagen muß. — Und da ich ihm bei dieser sonderbaren Rede starr in die Augen sah, und Wie? was? fragte, fuhr er zusammen, wie Jemand, den man aus einem tiefen Schlafe aufweckt, und sagte: Was hab' ich gesprochen? Nun, sagen Sie nichts, gar nichts wieder. — Es ist gewiß nicht richtig mit dem Manne; denn was will er mit dem Entsagen? Er hat ja kein jus quaesitum auf Sie, mein Kind.

Der Justizrath, der von der Liebe nichts wußte, und bei seiner eignen Ehe nur die ansehnliche Mitgabe seiner Frau in den Augen gehabt hatte, die er zum mutuo adjutorio rechnete, ahnete nicht, wie tief seine Erzählung in Klotildens Herz einschnitt. Sie wurde erst jetzt inne, wie sehr sie den Unglücklichen liebte, und als ihr am folgenden Morgen die Sendung des Abgereisten überbracht wurde, war sie nicht im Stande,

sich mit ihren verweinten Augen vor dem Boten sehen zu lassen. Die wenigen Worte, die er, offenbar durch die Macht seiner Gefühle überwältigt, dem Justizrathe in Beziehung auf sie gesagt hatte, dienten seinem Billet zum Commentar, und indem sie sich jetzt sein Benehmen gegen sie vom ersten leisen Nahen bis zu seinen letzten Gesprächen mit ihr in's Gedächtniß zurückrief, begriff sie erst seine Gesinnungen, seine Absichten und seine Zurückhaltung. Diese Entdeckungen, obgleich durch die eingetretenen Verhältnisse sehr verbittert, beschäftigen sie lange genug, um Lizardiere's Bild ihrem Herzen unauslöschlich einzuprägen, und ihm einen Thron darin zu errichten, der von allen Genien der zärtlichsten Achtung umgeben war.

Ganz kurze Zeit nach diesen Ereignissen wurde Klotilde von ihrer Mutter nach Hause beschieden, um bei dem Abschiedsbesuche des Vetters gegenwärtig zu sein. Dieß war eben der Besuch, von welchem wir oben gesprochen haben, bei dem die Leidenschaft des jungen Osterwald einen so feurigen Schwung nahm. Die Heftigkeit dieses Brandes hätte Klotilden vielleicht geschmeichelt, sie hätte vielleicht sogar entsprechende Gefühle in ihr geweckt, wenn nicht eben das Ungestüme und Stürmende dieser Leidenschaft in einem so schneidenden Gegensatze mit Lizardiere's Liebe gestanden hätte. Immer drängten sich ihr Vergleichungen auf, und diese Vergleichungen fielen fast immer zum Nachtheil ihres jetzigen Bewerbers aus; wie denn ein unverdorbenes weibliches Herz immer derjenigen Art von Bewerbung, die ihren Erfolg von der Tiefe der Liebe erwartet, den Vorzug vor derjenigen geben wird, die stürmend und mit unruhiger Heftigkeit dem Herzen Gewalt anthun will. Lizardiere hatte in seinem Verkehr mit ihr sich fast zu vergessen geschienen, indem er sich nur mit ihr beschäftigte; Moritz dachte immer nur an sich und an die Rechte, die ihm seine Leidenschaft gäbe; und wenn die erwachsene Jungfrau nicht die frühere Unbefangenheit des Mädchens zeigte, zürnte er ihrer sittsamen Zurückhaltung, wie einer Kränkung des alten, durch die Zeit begründeten Rechtes.

Schon in der Blüthe einer solchen Liebe lag der giftige Wurm der Eifersucht eingeschlossen. Die Vermuthung lag nah, daß der Aufenthalt in der Stadt auf Klotildens Zurückhaltung Einfluß habe; aber da Klotilde den Gegenstand ihrer stillen Zuneigung nie erwähnte, und die Sache für die ganze übrige Welt ein Geheimniß war, so wäre auch Moritz vielleicht in der Unwissenheit geblieben, wäre ihm nicht zufällig Lizardiere's Briefchen in die Hände gefallen. Klotilde, der diese Zeilen ein theures Andenken waren, hatte das Billet mit dem Hefte der Musikalien, der es ihr zugebracht, aufbewahrt, und selten öffnete sie ihren Musikkasten, ohne einen Blick darauf zu werfen, und seinem unglücklichen Verfasser einige Seufzer zu weihen. Eines Tages, wo sie jenen Kasten auf dem Schooße hielt, um nach etwas anderem zu suchen, wurde sie von Moritz überrascht, der sich, nach seiner zudringlichen Art, sogleich des Kastens bemächtigte und gedankenlos Alles durchstörte, bis er sich in eine Nadel stach. Ein Bluttropfen fiel auf das Blättchen. Ah, rief er aus, indem er das Blut aus der Wunde sog, das ist gewiß ein Herzenserguß einer sentimentalen Freundin aus der Stadt, ein dolce und grazioso der lieblichsten Art! Hab' ich es nicht getroffen? — Aber warum wirst Du so roth? — Also wohl gar von einem Freunde? Nun da muß ich es auf alle Weise sehn. Ich will mein Blut nicht umsonst vergossen haben.

Klotilde hatte anfänglich versucht, Moritzens Augen das unglückliche Blättchen zu entziehn; aber bei der Wendung, die er der Sache gab, war sie zu stolz oder zu klug, seine Auslieferung zu verweigern. Moritz las. Der schwarze Dämon der Eifersucht fuhr in sein Herz, und flüsterte ihm über die unschuldigen Worte des Briefchens einen großen und langen Commentar zu, der zu einer großen und langen Erörterung führte. Glücklicher Weise war der Stoff, welchen das Document darbot, allzu mangelhaft, um einen haltbaren Streit darauf zu gründen, und Moritz war zu verliebt, als daß ihm nicht eine Widerlegung erwünscht hätte kommen müssen. Der Friede wurde also wieder hergestellt; aber die Nattern des Argwohns, ob sie gleich für den Augenblick ihre schwarzen Häupter verbergen mußten, behaupteten ihren Platz, um bei günstiger Zeit wieder mit giftigen Zungen hervorzuschießen.

Wenige Tage nach diesem Ereignisse reiste Moritz zu seinem Regimente ab, das schon im Begriff war aufzubrechen, und fand hier zu seinem größten Erstaunen eben den Lizardiere, in welchem er einen Nebenbuhler vermuthete, und der ihm nur um desto verhaßter wurde, je liebenswürdiger er war. Zu seinem Verdrusse kam er mit diesem neuen Cameraden auf dem Marsche nur selten in Berührung, und wo es etwa geschah, behandelte Lizardiere den jungen anmaßenden Osterwald mit so großer Gewandtheit und zugleich mit so großer Ueberlegenheit des Charakters, das Moritz seinen Wunsch, Händel mit ihm zu bekommen, durchaus nicht in Erfüllung bringen konnte. In der Folge wurde Lizardiere im Hauptquartiere gebraucht, wo er nützliche Dienste that; so wie er auch überall, wo es gegen den Feind galt, Unerschrockenheit und Einsicht zeigte. Moritz stand ihm in diesen Eigenschaften nicht nach; aber sie waren mit einem Ungestüm gepaart, das zwar auf dem Schlachtfelde bisweilen zu glücklichen Erfolgen führte, im gewöhnlichen Verkehr aber eine Quelle unzähliger Verdrießlichkeiten und Händel wurde, die ihn denn, wie wir oben gesehn haben, bei seinen Obern in Miscredit brachten, und der Auszeichnung beraubten, auf die er außerdem ein so gegründetes Recht gehabt hätte.

Mit welchem Ungestüm er an dem Tage, mit dem unsere Geschichte begonnen hat, und den man den Tag der betrognen Hoffnungen nennen dürfte — das Pfarrhaus und Klotilden verließ, haben wir oben gesehn. Bei der Rückkehr in sein Quartier war das erste, was er that, daß er seinen Diener aus dem Dienste jagte, weil er nicht zur rechten Zeit bei der Hand gewesen; das zweite, daß er fragte, ob keine Botschaft vom Hauptmann Lizardiere angekommen sei. Da die Wirthin es verneinte, rief er aus: O die Memme! Er thut wohl daran, das neue Band zu schonen. Ich würde es wohl zu treffen wissen! — Indem er aber so voreilig triumphirte, erschien ein Bote mit der Ausforderung. Diese, mit der Ruhe und dem Selbstgefühl eines tapfern und tiefbeleidigten Mannes abgefaßt, steigerte die Erbitterung des Hauptmanns, der mit der Bleifeder auf einen abgerissenen Fetzen die Worte schrieb: Mit Vergnügen angenommen. Kampfplatz, hinter dem Busch bei Unterillingen. Zeit, sechs Uhr. — Mit dieser Antwort wurde der Bote zurückgeschickt.

Am folgenden Morgen zur bestimmten Stunde fanden sich beide Gegner hinter dem Busche ein; Lizardiere von zwei Secundanten begleitet; Osterwald allein; entweder, um auch hierdurch Verachtung gegen den Feind an den Tag zu legen, oder, weil er alle seine Cameraden für Mitverschworene seines Gegners hielt. Moritz war zuerst auf dem Platze. Als Lizardiere ihn ansichtig wurde, ritt er auf ihn zu, grüßte ihn und sagte: Es thut mir leid, mit Ihnen auf diese Weise zusammen zu treffen. Es bedurfte für mich dieser Veranlassung nicht, um Ihren Muth achten zu lernen; und ich darf annehmen, daß Sie in Beziehung auf mich in demselben Falle sind. Ich bin noch jetzt vollkommen geneigt, die erfahrene Beleidigung zu vergessen, und mir mit der Erklärung genügen zu lassen, daß Sie sich in einem unbewachten Augenblicke vergessen haben, und Ihr Unrecht gegen mich erkennen.

Moritz zog bei den letzten Worten die Augenbraunen krampfhaft zusammen, und antwortete mit leidenschaftlicher Hast: Meine Antwort hierauf ist, daß mir nichts bei diesem Handel leid thut, als daß er nicht schon früher Statt gehabt hat. Lassen Sie uns die Zeit nicht mit Reden verderben, die in meinen Gesinnungen nicht das mindeste ändern können. Ich weiß, was ich gesagt habe, und so weiß ich auch meine Worte vor dem Tribunal der Ehre zu rechtfertigen.

Nach dieser peremtorischen Erklärung zog er sein Pferd zurück; die Secundanten maßen die Entfernung, und nachdem beide ihre Plätze eingenommen, feuerten sie ohne zu zielen ihre Pistolen zu gleicher Zeit ab. Lizardiere's Kugel ging über den Kopf seines Gegners weg; aber in dem Augenblicke, wo das Feuer von Osterwalds Pistole blitzte, wankte Lizardiere nach der linken Seite, dann nach der Rechten; die Zügel entschlüpften seiner Hand, und er fiel zur Erde herab. Die Secundanten sprangen von den Pferden zu Hülfe. Auch Moritz eilte herzu. Er ist todt, riefen die Secundanten, kein Rest des Lebens mehr! — Und als Moritz, den Todten anstarrend, sagte: So war es nicht gemeint! — riefen sie ihm mit finstrer Miene zu: Ihre Gegenwart ist hier unnütz. Denken Sie auf Ihre Sicherheit. — Die Ihrige ist nicht weniger gefährdet, versetzte Moritz mit beklommener Stimme. Es ist an diesem Einen Unglück genug, und ich nehme die Folgen davon, so wie die Schuld allein auf mich. Gehn Sie. Für den Todten soll gesorgt werden.

Einige Holzhauer aus Unterillingen hatten bei der Ankunft der Offiziere ihre Arbeit verlassen, und hinter den Büschen versteckt dem Zweikampfe zugesehn. Moritz hatte sie bemerkt, als sie beim Schuß mit den Köpfen in die Höhe fuhren, und befahl ihnen jetzt, den Verwundeten auf Zweige zu legen, ihn nach dem Dorfe zu tragen, und wenn er nicht zum Leben zurückkehrte, für sein Begräbniß zu sorgen. Die Bauern, denen dieser Auftrag mehr als bedenklich schien, schickten sich an, die Flucht zu ergreifen; da er aber den einen beim Kragen ergriff, dem andern das gespannte Pistol vor's Gesicht hielt, und nachdem er sie zum Stillstand gebracht hatte, einen guten Theil seiner Baarschaft in ihre Hände ausschüttete, erlangte er die Befolgung seines Befehls, und wich nicht von der Stelle, bis er gesehen hatte, daß die Träger mit ihrer Last in

dem Dorfe angelangt waren. Hierauf wendete er sein Pferd um, gab ihm die Sporen und verließ den Schauplatz seines unglücklichen Sieges mit pfeilschneller Geschwindigkeit.

* * *

An dem Abend des Wiedersehens und der Trennung verließ die Pfarrin, als Moritz ihr um die Ecke verschwunden war, die Schwelle der Hausthür, kopfschüttelnd und über die Ursache einer so schnellen Flucht nachdenkend, und begab sich sogleich, um Erklärung des Räthsels zu holen, in die Stube zu ihrer Tochter, die kaum Zeit gehabt hatte, ihre Thränen zu trocknen. Was in aller Welt soll das nur bedeuten, sagte sie, daß der Vetter so über Hals und über Kopf davon reitet? — Wie soll ich das verstehn? Und ohne Abschied zu nehmen? Sollte ein so feiner Mann, sollte ein Baron von Osterwald, mein Vetter, so alle Lebensart aus den Augen setzen? Unmöglich. Gieb mir einen Aufschluß hierüber, Klotilde!

Er hat dringende Geschäfte beim Regimente, antwortete Klotilde, der die Abenddämmerung zu Statten kam. Sie wissen ja, was er uns so manchmal von den Plackereien der Offiziere in der Garnison erzählt hat; und nun gar im Felde, auf dem Marsch. —

Wenn das wäre, fiel die Mutter ein, so würde er es mir zum Voraus gesagt, und nicht zugegeben haben, daß ich unnütze Anstalten zu seiner Bewirthung machte. Nein, mein Kind, damit täuschest Du mich nicht. Ihr habt euch einmal nach eurer alten Weise überworfen; Du hast ihm den Stuhl vor die Thür gesetzt; er hat sich echauffirt und ist im Zorn weggeritten. Hab' ich nicht Recht? O ich verstehe mich auf die Händel der Verliebten, ob mich gleich der Himmel nie in diesen Fall hat kommen lassen. Du thust sehr Unrecht, Klotilde, ihn so zu poussiren. —

Aber, liebste Mama, antwortete Klotilde, Moritz ist bisweilen ganz unerträglich mit seinen Phantomen. Vollends heute, wo ihn die Geschichte mit dem Orden verstimmt hat.....

Eben darum hättest Du ihn heute ganz besonders schonen, und nicht jedes Wort auf die Waage legen sollen. Das geht nicht, mein Kind, weder im Brautstande noch in der Ehe. Nachgiebigkeit, Ergebung, demüthiges Schweigen, das sind die Tugenden, welche die Männer vorzüglich von uns fordern, und, wie einmal die Welt eingerichtet ist, müssen wir leider unsern Nacken unter das Joch beugen. Nicht alle Männer, mein Kind, sind wie Dein Vater, daß sie das Regiment des Innern in die Hand legen, wo es am besten ruht, und sich mit dem Auswärtigen begnügen. Doch dieses Capitel können wir bei größerer Muße ein andermal ausführlicher abhandeln. Jetzt ist es dringend nothwendig, euren Zwistigkeiten ein Ziel zu setzen, und das kann nicht besser geschehn, als durch die Hochzeit. Moritz liebt Dich mit Leidenschaft; daß Du seine Liebe erwiederst, weiß ich. Dieß ist genug. Ihr müßt also beide wünschen, die Sache beendigt zu sehn. Der Friede ist vor der Thür. Das ist dann die rechte Zeit, Hochzeit zu machen. Deine Ausstattung liegt zur Hälfte bereit. Das Uebrige muß nun so schnell als möglich beigeschafft werden, und ich will sogleich darüber mit Deinem Vater Rücksprache nehmen.

Der Gedanke an die Hochzeit der Tochter hat für eine Mutter eine so bezaubernde Kraft, daß sie alles andere darüber vergißt, und so eilte die Pfarrin, ohne ihrer Tochter Zeit zu Einwendungen zu lassen, unverzüglich in die Studirstube ihres Mannes, der wieder über Luther's Werken gebückt saß, und ihr Eintreten gar nicht beachtet haben würde, hätte sie nicht einen Stuhl an den Tisch gerückt, und sich mit folgenden Worten vernehmen lassen:

Nun, mein lieber Mann, unser Neffe ist aus dem Kriege zurück — denn mit dem Frieden kann es nun nicht lange mehr dauern — und er dringt mehr als je auf die Verbindung mit unsrer Klotilde. Die Sache muß durchaus je eher je lieber zu Ende gebracht werden. Sie haben sich eben mit einander überworfen, und er ist im Zorn davon geritten. Wir müssen also den Hochzeittag festsetzen, und die nöthigen Einrichtungen treffen.

Der Pfarrer schwieg auf diesen Antrag einige Augenblicke, während denen er sich vergebens bemühte, den logischen Saltomortale seiner Frau unter eine der regelmäßigen Formeln zu bringen; dann sagte er kopfschüttelnd: Ich sollte meinen, wir thäten besser, erst die Versöhnung abzuwarten.

Liebster Pastor, erwiederte die Frau, indem sie nach der Wand starrend, langsam eine Prise Taback nahm, ich will nicht hoffen, daß Du von diesen Dingen mehr verstehn willst, als ich. Du weißt, daß ich Dich in Deinen Geschäften immer nach Deinem Willen handeln lasse — —

Bisweilen, dachte der Pfarrer.

Aber in dem, was die Wirthschaft, das Herz meiner Tochter, die Küche und das Glück unsers Kindes betrifft, glaube ich bewiesen zu haben, daß die Blicke einer Mutter weiter reichen und tiefer gehen, als die des belesensten Mannes. Die Hochzeit muß also festgesetzt werden, und Alles, wozu sich das Brautpaar etwa verstehen dürfte, ist ein Verzug von drei oder vier Monaten. Auf jeden Fall muß sie vor den Fasten sein.

Wenn es so sein muß, antwortete der Pfarrer, so soll meine Traurede bis dahin in Bereitschaft sein.

Die Traurede, lieber Mann, erwiederte die Pfarrin vernehm lächelnd, ist hierbei die Hauptsache nicht.

Allerdings, entgegnete der Pfarrer, ist es das Formular, die Zusage des Brautpaars und die Einsegnung, was das Wesentliche der Trauung constituirt; aber eine Rede, die dem neuen Paare seine künftigen Pflichten einschärft, sie zur Eintracht — —

Alles das hat seinen Werth, unterbrach die ungeduldige Pfarrin den Redefluß ihres Mannes; ja, es versteht sich von selbst, daß Du bei dieser Gelegenheit der Gemeinde einen ausgezeichneten Beweis Deiner Rednergaben giebst; aber jetzt muß vor allen Dingen die Ausstattung in Stand gesetzt werden; dazu bedarf ich Geld, und ich bitte Dich, mich unverzüglich damit zu versehen.

Diese Wendung des Gesprächs überraschte den Pfarrer. Seit zwei Jahren hatte das Wort Ausstattung fast täglich in seinen Ohren geklungen, und in seinem Rechnungsbuche war dieser Gegenstand ein stehender Artikel geworden, so daß er sich geschmeichelt hatte, es sei von dieser Seite Alles gethan. Aber was half das? Da er mit einer Einwendung hervortrat, wurde ihm die Bemerkung entgegen gehalten, daß die Ehre, deren Klotilde gewürdigt wäre, einen Edelmann zu heirathen, mehr als gewöhnliche Anstrengungen gebiete, und man sich auf keine Weise durch eine bloß nothdürftige Ausstattung dem Spotte der vornehmen Verwandtschaft aussetzen dürfe. Gegen diesen Grund war nichts einzuwenden. Hätt' er es unternehmen wollen, so lag schon das lange Capitel von den Vorzügen der adlichen Geburt vor ihm aufgeschlagen, ein Capitel, das die Pfarrin mit besonderer Liebe und Fertigkeit zu behandeln wußte. Hatte er es nicht oft genug vernommen? Und war er nicht jetzt schon allzulange durch diese häuslichen Nebendinge von seinen Lutherischen Erquickstunden abgehalten worden?

Er ergab sich also. Nur war die Frage, wo das Geld herzunehmen sei. Vorräthig war gerade nur so viel, als das Haus bedurfte, und der Zehnten war noch nicht verkauft. Indem er also vor sich hin sah, und seinen einfachen Finanzstand in Gedanken durchlief, fielen seine Blicke zufällig auf die von Aurorens Hand zierlich geschriebenen Blätter seines Werkes. Hier hatte er, was er suchte. Hab' ich denn, sich vom Stuhle erhebend, so lange Tag für Tag gearbeitet im Weinberge des Herrn und auf dem Fruchtacker seines auserwählten Dieners, um nicht unsre geliebte Tochter, das einzige Unterpfand unsrer ehelichen Zärtlichkeit, in den Stand der heiligen Ehe zu bringen, welchen die theuern Alten mit vollem Rechte den Echt- d. h. den ächten, wahren und vollkommenen Stand genannt haben. Sonst bedeutet aber Ehe auch einen Bund, wie denn die Bibel Alten Testaments häufig die alte Ee genannt wird. Man könnte — —

Lieber Mann, fiel ihm die Pfarrin in's Wort, Du kommst von der Hauptsache ab.

Die Hauptsache, erwiederte der Pfarrer, ist die Verheirathung unsrer Tochter.

Und die Aussteuer, lieber Mann, die Aussteuer.

Diese soll uns mein Werk hier verschaffen, antwortete er. Die Zeit des Jubiläums rückt heran, und ich muß nun endlich daran denken, durch die Publication meines lang vorbereiteten und mühsam ausgearbeiteten Werkes ein kleines Scherflein als Zeichen meiner christlich-Lutherischen Gesinnung auf den Altar des Herrn niederzulegen. Wie leicht könnte ein neuer Unfall, eine Wasserfluth, ein Brand die Arbeit so vieler Jahre vernichten! Ich kann das nicht ohne Schaudern denken. Am besten ist es, ich schreite sogleich zur Ausführung. Ich habe so etwas im Auftrage unsrer Nachbarin, die ohne Zweifel diese Nacht in die Ewigkeit gehen wird, in der Stadt zu verrichten; da kann ich denn so zu sagen una fidelia duo dealbare parietes, oder zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Lege mir Alles zurecht. Morgen vor Tages Anbruch rück' ich in's Feld. Ich werde meine Bedingungen billig stellen, und mich mit einer mäßigen Entschädigung für gehabte Mühe begnügen; aber die Ausstattung wirft das reichlich ab und noch mehr als das. Wird der Verleger durch den Artikel reich, so soll es mich freuen; ich mißgönne es ihm nicht, und ich will mit meinem Pfunde nicht auf jüdische Weise wuchern.

Die Pfarrin, die seit einer Reihe von Jahren oft genug von den Erquickstunden ihres Mannes hatte sprechen hören, ohne deshalb einigen Geschmack dafür zu gewinnen, sah jetzt das Werk, da es eine Quelle von Einkünften werden sollte, mit andern Augen an, und die sechs stattlichen Quartbände, mit römischen Ziffern überschrieben, flößten ihr etwas der Ehrfurcht ähnliches ein. Der Himmel gebe sein Gedeihen zu diesem Gedanken, sagte sie; aber ich fürchte, Du wirst es bei dem Handel machen, wie immer, wenn ich nicht dabei bin, daß Du andern die Früchte läßt, und selbst mit den Stielen vorlieb nimmst. Setz' einmal die Uneigennützigkeit bei Seite, und bedenke deine lange mühsame Arbeit, und die Aussteuer Deiner Tochter, und daß wir einen Zuschuß in unsre Wirthschaft brauchen können. Ich habe oft gehört, und von Leuten die Erfahrung hatten, man müßte nur nicht zu viel Schonung gegen die Buchhändler haben. Sie vergäßen ihren Vortheil nie. Merke Dir das lieber Pastor, und nimm Dich zusammen.

Unter diesen Ermahnungen hatte sie die nöthigen Kleidungsstücke für den folgenden Morgen zusammengetragen; der Pfarrer aber hatte den ersten Band seines Werkes zur Hand genommen, und blätterte darin. Denn diesen wollte er dem Verleger als Probe und Lockspeise vorzeigen. Und da er gleich in der Vorrede auf einige Bemerkungen stieß, die ihm eben so neu als bedeutend schienen, wuchs ihm der Muth, und er sagte lächelnd zu seiner Frau: Nun, Dortchen, Du wirst mich loben, wenn ich zurückkomme, und einen profitabeln Contract gemacht habe, und einen Beutel mit baarem Gelde mitbringe, auf Abschlag.

* * *

Während dieser ehelichen Verabredungen hatte sich Klotilde mit ihrem vollen und gepreßten Herzen zu Auroren geschlichen, die wieder bei ihrer Arbeit saß, und so freundlich aussah, als ob sie von Klotildens Verlobten, statt Beleidigungen, nur Schmeicheleien gehört hätte. Klotilde aber schämte sich an seiner Stelle, und da sie nicht glauben konnte, daß eine so stechende Kränkung gar keine Wunde zurückgelassen habe, beschloß sie, ihr den Dorn aus der Brust zu ziehen, und dabei zugleich ihrem eignen Herzen Luft zu machen. — Er ist fort, sagte sie, und zwar so, daß ich nicht weiß, ob er jemals wiederkommen wird. Heute war es gewiß das Beste, das er thun konnte; und sein ungestümes Wesen ist mir in diesem Augenblicke so zuwider, daß ich mich wahrhaftig trösten würde, wenn er die Rückkehr vergäße.

Bei diesen Worten faßte sie Auroren mit ihren Blicken, und indem sie ihre Hand auf Aurorens Arm legte, fuhr sie fort: Sollt' ich wohl mit einem Manne glücklich sein können, bei dem die Leidenschaft oft alle Vernunft besiegt, so daß sie dann nichts schont, und Alles mit ihrem selbstsüchtigen Ungestüm verletzt?

Ich glaube dich zu verstehen, erwiederte Aurora mit einem leichten aber schmerzlichen Lächeln. Aber wenn das die Ursache Deines Zwistes gewesen ist, oder wenn Dich Deine Liebe zu mir so weit getrieben hat — —

Nicht das war es, fiel Klotilde mit Lebhaftigkeit ein, wenigstens nicht das allein. Die erste Veranlassung des Zwistes nur mochte es sein. Ich weiß es kaum mehr. Denn er stürmte gleich mit eifersüchtigen Grillen auf mich ein, zu denen er wenig, sehr wenig Grund hatte. Ich habe gewiß getan, was möglich ist, um mich zurückzuhalten; aber meine Wuth brachte ihn nur noch mehr außer sich. So trennten wir uns im Zorn. Es ist nicht das erstemal; aber glaube mir, Aurora, ich möchte wünschen, es wäre das letztemal gewesen.

Bei diesen Worten bedeckte Klotilde ihr Gesicht mit dem Tuche und weinte bitterlich. Aurora aber suchte sie zu trösten, und sagte freundliche Worte zu ihr: Du bist in diesem Augenblicke gereizt, gute Klotilde, sagte sie; aber das wird vorübergehn; ihr werdet euch wieder aussöhnen. Und da ihr euch liebt — —

Ach, fiel Klotilde ein, wenn ich hievon gewiß wäre, so wollte ich Alles ertragen, und ich dürfte hoffen, daß er sich bessere. Aber — —

Aber, liebes Mädchen, unterbrach sie Aurora, wie hat denn eine solche Gewißheit die Rede von einer Verbindung sein können? Ich verstehe das nicht.

Klotilde erzählte ihr nun, was wir schon wissen; von dem Ufer, mit dem ihre Mutter den Plan seit Jahren verfolgte; von ihrem frühern Zusammenleben, und Moritz plötzlich erwachter Leidenschaft, der sie auf diese Weise nicht habe entsprechen können. Allmählig kam sie auch zögernd, stockend, manche haltend, wieder beginnend, und wieder innehaltend, auf das Geheimniß ihres Umganges in der Stadt. Sie schilderte den Freund, den sie dort bei dem Justizrathe gesehn hatte, mit den lebendigsten Farben; erzählte die kurze Geschichte ihrer Bekanntschaft mit ihm, ihre plötzliche Trennung und sein Unglück: endlich setzte sie hinzu, daß sie ihn unverhoffter Weise heute wieder gesehn habe, eben so liebenswürdig als je, aber noch männlicher. Erst am Ende der Erzählung nannte sie den Namen des Mannes.

Aurora schlug ihre kleinen Hände verwundert zusammen, und sagte: Was doch die Liebe für eine geschickte Künstlerin ist! Hätte Dir Lizardiere jetzt gegenüber gesessen, Du hättest kein sprechenderes Gemälde von ihm entwerfen können! — Solltest Du ihn kennen? fragte Klotilde verwundert. — Ich könnte antworten, erwiederte Aurora, Deine Schilderung habe mir ihn gezeigt; aber ich will nicht scherzen. Allerdings kenne ich ihn; ja, ich will noch mehr sagen, er ist der einzige Mann, den ich zum Freunde haben möchte.

Bei diesen Worten warf Klotilde ihren Arm um Aurorens Nacken, drückte sie an sich und erstickte sie fast mit ihren Küssen. Du kennst, Du achtest ihn? rief sie. Ach Gott, da kann ich ja nun recht aus dem Herzen mit Dir sprechen. — Siehst Du nun wohl, antwortete Aurora scherzend, wie gut es in manchen Fällen ist, ein Gnom und Kobold zu sein, oder wie mich Dein Bräutigam sonst genannt haben mag? — Nenne ihn nicht so, rief Klotilde; dieser Name ist mir in diesem Augenblicke verhaßter als je. — Hätte Dir, fuhr Aurora fort, ein so hübsches Mädchen wie Du selbst bist gestanden, daß sie sich den Mann, den Du liebst, zum Freunde wünsche, so wären damit gewiß die Mittheilungen Deiner Vertraulichkeit zu Ende gewesen. Aber jetzt — —

Aurora warf, indem sie dieß sagte, einen Blick auf sich, und dieser Blick ergänzte ihre Reden. Klotilde verstand ihn. Ich weiß ja nicht einmal, fuhr sie mit geringerer Zurückhaltung fort, ob er mich liebt; nur das weiß ich, daß ich ihn liebe; aber ich weiß es auch erst seit wenigen Augenblicken. Und doch — halt' es nicht für eitle Prahlerei; denn es kömmt tief aus meinem Herzen — wenn ein Wort der Entsagung Deine Gestalt herstellen könnte, wie sie ohne Deinen Unfall ohne allen Zweifel geworden wäre, ich würde dieses Wort ohne zu zögern aussprechen, und den Rest meines Lebens an der Freude über Dein Glück zehren.

Klotilde sprach diese Worte mit einer Innigkeit aus, welche die Ueberzeugung mit sich führt; und Aurora, welche Ursache hatte, nicht viel von dem Wohlwollen der Menschen zu erwarten, wurde so von ihnen ergriffen, daß sie ihr mit einem Strom von Thränen in die Arme fiel. Schnell aber ermannte sie sich und sagte: Es muß doch zu meinem Frieden dienen, daß es so und nicht anders ist. Laß uns nicht von unmöglichen Dingen träumen, sondern fahre fort über Deine Lage mit mir zu sprechen. Vielleicht wird es Dir nützlich sein, und in jedem Falle wird es Dich aufheitern.

Zwei Freundinnen, die von einem gemeinsamen Freunde sprechen, der für eine von ihnen noch mehr ist, als das, finden das Ende ihres Gespräches nicht so leicht. Aurora hatte während des Aufenthaltes bei ihrem Oheime öfters Gelegenheit gehabt, den jungen Lizardiere zu sehn; sie war Zeugin seines Aufblühens und seiner Entwickelung gewesen; sie hatte also viel von ihm zu erzählen, was, wenn es auch einem Dritten unbedeutend geschienen hätte, für Klotilden unschätzbar war. So kam Mitternacht herbei, und sie hätten noch länger geplaudert, wenn nicht der Ruf der Mutter ihrem Gespräche ein Ziel gesetzt hätte.

Den Rest der Nacht wiederholte Klotilde die Erzählungen ihrer Freundin im Stillen für sich, und indem sie das Gehörte mit ihren Wünschen und Gefühlen vereinigte, knüpfte sie dadurch das unsichtbare Band ihrer Liebe so fest, daß sie am folgenden Morgen keine Möglichkeit mehr sah, den Plan ihrer Mutter zu erfüllen, ohne sich in einen Abgrund von Elend zu stürzen. Auch Aurora wachte noch lange, und sann über die Lage ihrer Freundin nach, und je mehr sie sann, desto nothwendiger schien ihr die Auflösung des willkührlichen Bandes, das Klotilden an Moritz knüpfte. Wie das bei dem festen Sinn der Mutter zu bewirken sein möchte, war freilich nicht klar; auch nicht, ob, nach Erreichung dieses einen Punktes, Klotildens und Lizardiere's Liebe gefördert wäre. Während sie aber auf Mittel sann, für das Glück ihrer Freundin zu arbeiten, hatte sich der Zufall dieser Sache angenommen, und ihr auf seine Weise, d. h. mit eiserner Hand, eine andere Richtung gegeben. Ehe wir diese weiter verfolgen, müssen wir den wackern Pfarrer, der schon vor Tagesanbruch sein Lager verlassen hatte, nach der Stadt begleiten, und den Erfolg seiner Bemühungen um die evangelische Kirche, den Glanz der Jubelfeier, seinen eignen Ruhm und die Ausstattung seiner Tochter beobachten.

* * *

Den 1. October 18** begab sich der Pfarrer von Unterillingen auf den Weg, um für das Kind seiner Liebe eine

buchführende Hebamme in der Stadt aufzusuchen. Seine Frau gab ihm das Geleit bis zum Birnbaum, wo der Feldweg in die Straße einfällt, und benutzte die Stunde einsamen Zusammenseins, um ihrem Manne die Handlungsgrundsätze des des vorigen Abends von neuem einzuschärfen, und ihn an die Pflichten zu erinnern, die er als Vater einer schönen und zu großen Dingen berufenen Tochter zu erfüllen habe. Auch nachdem sie schon Abschied genommen, rief sie ihm noch in einigen kurzen Sätzen die Summarien ihres Vortrags nach, und nahm dann erst den Rückweg, voll von Gedanken an alle die nothwendigen und nicht nothwendigen Unentbehrlichkeiten, die sie noch für ihre Tochter anzuschaffen habe, und nicht ohne ergötzliche Pläne über die Verwendung des Geldes, das, wie sie hoffte, nach Ankauf der Ausstattung von dem zu gewinnenden Honorar noch übrig bleiben würde.

Der Pfarrer setzte seinen Weg mit andern aber nicht minder ergötzlichen Betrachtungen fort, in denen er sich nur durch die ihm gegen die Beine schlagenden Rocktaschen gestört sah, die er mit zwei Bänden seines Werkes — dem mäßigen Drittheil des Ganzen — belastet hatte. Er fand es daher bequemer, die beiden Quartbände unter die Arme zu nehmen, bald einen unter jeden, bald beide unter einen. Dieß ging denn auch ganz gut — denn die Beschwerde der Last achtete er wegen des Zweckes nicht — bis in die Nähe der Stadt, wo ihm stattliche Reiter und Wagen mit Männern und Frauen begegneten, die, wie der an Demuth gewöhnte Pfarrer glaubte, ein Recht auf seine Begrüßung hatten. Da geschah es denn nun freilich einigemal, daß ihm einer seiner Bände auf die Erde glitt, und, wenn er sich bückte ihn aufzuheben, auch wohl der andere; so daß er sich doch entschließen mußte, wieder einen davon in die Tasche zu stecken, und mit dieser ihm zwischen den Beinen baumelnden Glocke in die Stadt einzuziehen. Hier begab er sich nun ohne auszuruhn auf den alten Neumarkt, wo sich, seiner Meinung nach, an der Ecke der Lautergasse ein Buchladen befand, in welchem er als Candidat vor dreißig Jahren seinen Bedarf gekauft hatte, und dessen Besitzer ihn ja von jener Zeit her noch kennen mußte. Aber als er ankam, fand er zu seinem Erstaunen Alles verändert, und von dem damaligen Buchladen keine Spur. Aber etwas weiter hin wurde er hinter großen und hellen Spiegelfenstern Bücher gewahr. Er trat durch die hohe Thür in ein weites Gewölbe, an dessen Wänden bis hoch hinauf zierlich gebundene Bücher standen. Zwischen den Bücherstellen prangten Spiegel und Uhren, Gemälde und Büsten; Alles war mit ansprechender Eleganz geschmückt. Mit Staunen betrachtete der Pfarrer den herrlichen Büchersaal, und war in Bewunderung verloren, als ein schwarzgekleideter Diener zu ihm trat, und ihn mit leichter Begrüßung fragte, was zu seinen Diensten sei. — Sie sind ohne Zweifel der Eigenthümer dieses kostbaren Buchladens? fragte der Pfarrer mit einer tiefen Verbeugung. Das nicht; aber gleichviel. Was steht zu Ihren Diensten? antwortete der Diener. — Kann ich nicht die Ehre haben, Ihren Herrn zu sprechen? — Jetzt nicht; er hat Geschäfte. — Aber vielleicht zu einer spätern Stunde. — Er speißt auf dem Lande bei dem westphälischen Minister; da kömmt er vor Abend nicht nach Hause.

Der Pfarrer ging jetzt mit sich zu Rathe, ob er wohl den Diener von seinen Wünschen in Kenntniß setzen dürfte. Es ist vielleicht der Sohn vom Hause, dachte er; und dann ist es ja eben so gut. — Ich habe hier ein Werk, sagte er, daß ich Ihrer Handlung in Verlag zu geben gesonnen wäre. Sie dürfen nicht fürchten — — Von welcher Art? unterbrach ihn der Diener mit einer schnellen und trocknen Frage, indem er einen flüchtigen Blick auf die stattlichen Quartbände warf. — Es ist ein kritisch-theologisch-literarisches Werk, antwortete der Pfarrer, indem er Anstalt machte es vorzuzeigen. — Bemühen Sie sich nicht, sagte der Diener, mit der Hand abwehrend; ein Buch dieses Inhalts ist nicht für uns; wir handeln nur mit lesbaren Artikeln. — Es ist zur Verherrlichung der Jubelfeier geschrieben; setzte der Pfarrer hinzu; ein Werk zehnjährigen Fleißes — — Gleichviel, entgegnete der Andre. Wir können Ihnen nicht dienen. — Und damit kehrte er in die Schreibstube zurück und ließ den Pfarrer verwirrt und betroffen zurück.

Abgeschreckt war er indeß noch nicht. Lesbare Artikel, sagte der junge Mensch. Das heißt wohl, Gedichte, Schauspiele, Romane, und solche weltliche Dinge, die die Köpfe der Jugend verwirren und Hoffart, Leichtsinn, Ueppigkeit und alle irdische Laster fördern. Aber es giebt dennoch noch gute, alte, Lutherische Christen, ich weiß es gewiß, und wenn sich auch die Heerde um etwas vermindert hat, ausgestorben ist sie noch nicht. Also nur weiter; — Mit diesen Gedanken schritt er zu, und las die Ueberschriften aller Schilder. Da waren Modehändler, Putzmacherinnen, Parfümeurs, Weinhändler, Artistes perruquiers und Artistes tailleurs; Alles, nur keine Buchhändler. Endlich erschien denn doch ein Laden, an welchem angeheftete Büchertitel die Hoffnung des Pfarrers von neuem belebten. Er blieb stehen und las: Die Stunden der Andacht; Feierklänge geistlicher Lieder und Gebete; Vom rechten Glauben u. s. w. — Hier sind' ich meinen Mann, dacht' er, und trat getrost in den Laden ein. Rah am Fenster, an einem grünen Pulte, saß der Eigenthümer im Schreiben begriffen, stand aber sogleich auf und begrüßte den Eintretenden mit der Frage, was zu seinem Befehle wäre. Der Muth des Pfarrers stieg. Er legte den ersten Band seiner Erquickstunden auf den Tisch, zog dann den zweiten aus der Tasche, schlug sie auf, und mit dem Finger auf den Titel deutend, sagte er: Mit diesem Werke, dessen geringen Anfang Sie hier sehen, bin ich willens durch Ihre Vermittelung das bevorstehende große Fest zu verherrlichen. — Das Siegesfest? fragte der Buchhändler mit einiger Zerstreuung. — Ja, erwiederte der Pfarrer, das Siegesfest der wahren Kirche und des seligmachenden reinen Glaubens, der nunmehr vor dreihundert Jahren durch die Kraft Gottes und seines auserwählten Rüstzeuges, des nie genug zu preisenden Doctor Martinus Luther, wieder hergestellt worden ist. Diesen Sieg zu feiern, welcher das irdene Götzenbild des Antichristen zertrümmert und der Schlange den Kopf zertreten hat, habe ich — —

Der Buchhändler, welcher indeß den weitläuftigen Titel durchgelesen und hin und wieder in dem dickleibigen Manuscripte geblättert hatte, sah jetzt mit einem schelmischen Blicke zu dem begeisterten Redner hinauf, und den angefangenen Satz kurz abschneidend, sagte er: Sie wollen mir ohne Zweifel dieses Werk in Verlag geben. Ich muß Ihnen für dieses Zutrauen um so mehr danken, da ich als Katholik an dem Feste, das Sie damit zu schmücken beabsichtigen, keinen Antheil nehmen kann. Sie werden es mir also wohl nicht übel nehmen, wenn ich ihren Antrag ablehne.

Ein Wandrer, der auf sanftem und sicherm Wege wohlgemuth durch einen Wald schreitet, und plötzlich auf eine Schlange tritt, kann nicht heftiger zusammenschrecken, als der Pfarrer von Unterillingen bei dem Glaubensbekenntniß des Buchhändlers. Schweigend schlug er sein Manuscript zusammen, nahm es wieder unter den Arm und entfernte sich mit einem stummen Bücklinge, indem er vor der Thür die Worte murmelte: evasi ex antro leonis. Hätt' ich doch fast Perlen vor die Säue geworfen.

Ein dritter Versuch gelang nicht besser. In ein dunkles Seitengäßchen gewiesen, in welchem nur ein einziger Laden war, den im Innern eine düstre Lampe zu erleuchten schien sollte, las er auswendig unter andern Büchertiteln: Vom höllischen Spinnrad; Von der dunkeln Nacht der Seele und der lebendigen Liebesflamme; Die himmlische Seelenleiter, und mehreres dergleichen. — Immer besser, rief er aus. De heißt es wohl mit Recht, incidit in scyllam; — denn wenn das nicht die Charybdis und der Höllenstrudel der Mystik ist, so will ich nichts von geistlichen Dingen verstehn. — Und so kehrte er diesem dunkeln Tempel unverständlicher Weisheit den Rücken, ohne ihn zu öffnen, und trat wieder auf den Markt ungewiß, wohin er seine Schritte wenden sollte.

Indem er stand und sann, fiel ihm das Päckchen zu Maria Wildschütz ein, das er ihrer Tochter zu bringen übernommen hatte. Das Päckchen hatte er zu sich gesteckt; aber wie der Kaufmann hieß, bei dem sie in Diensten stand, das war ihm in dem Gedränge anderer Gedanken gänzlich entfallen. Doch so viel erinnerte er sich allmählig, daß er mit La anfing. Nun durchlief er zwar alle Namen des Anfangs, die er im Gedächtnisse hatte, aber es fielen ihm nur Theologen ein, Labadie, Lanfranc, Lattermann, Lassenius — aber keine Kaufleute. Bei Lassenius hielt er an; denn es war ihm, als ob er hier auf der Spur wäre, und wie er weiter sinnend in die Höhe blickte, las er an dem Schilde des gegenüberliegenden Hauses: François Lassenius. Das ist es, dachte er und schritt über die Straße nach dem Hause zu. Und in demselben Augenblicke trat aus der Thür des Ladens ein niedliches Mädchen auf ihn zu, und redete ihn an. Da er sie mit offnem Munde anblickte, sagte sie mit einem gutmüthigen Lächeln: Sie kennen mich wohl nicht mehr Herr Pfarrer? Erinnern Sie sich nicht der kleinen Lenore, die als Kind so oft in der Pfarre gewesen ist? Mamsell Kathilde würde mich gewiß noch kennen.

Der Pfarrer war jetzt mit seinen Gedanken etwas in Ordnung gekommen; aber sein Staunen war nur noch größer, da er die vor sich sah, die er aufsuchte, und vor wenigen Augenblicken fast verzweifelte aufzufinden. Auch Lenore wunderte sich, als er ihr sagte, daß er sie eben gesucht, um einen Auftrag an sie auszurichten, und ihr zugleich das an ihre Mutter überschriebene Päckchen einhändigte. Aber unter

Sie doch herein, lieber Herr Pfarrer, sagte sie, und genießen etwas bei mir. Es wird auch Herrn Lassolai Freude machen, Sie kennen zu lernen.

Der gute Pfarrer bemerkte erst jetzt, was ihm die Sorge um sein Geschäft gar nicht hatte wahrnehmen lassen, daß er hunger hatte. Er trat in den Laden ein, und aus ihm in Leonorens sehr artiges Wohnzimmer, in welchem ein goldiger Knabe beschäftigt war, die Bände von alten Büchern abzulösen, die zu Dutten verwendet werden sollten. Ein natürlicher Instinct zog die Blicke des Pfarrers auf die zerschnittenen Bände, deren Quartform und alterthümlicher Druck ihn schon von fern ansprach; und als er näher trat, erkannte er zu seinem großen Erstaunen den ersten und seltensten Druck von Luther's Schrift „An die Kaiserl. Majestät und den christlichen Adel der deutschen Nation," einen Druck, dem er bis jetzt vergebens nachgespürt hatte. Stehenden Fußes las er eine Seite aufmerksam durch, und schon die ersten Zeilen ließen ihn Abweichungen bemerken, die er noch nicht in seine Exquickstunden eingetragen hatte. Während er las, hielt er die Hand und das vandalische Messer des Knaben mit seiner linken fest, und schützte zugleich den Stoß des kostbaren Maculaturs, der ebenfalls dem Untergange gewidmet war, indem er den Arm darüber ausbreitete. So fand ihn Leonore, als sie mit dem Frühstück zurückkam, ohne von ihm bemerkt zu werden. Bescheiden erwartete sie, bis er das Blatt geendigt hatte, und erst als er die Hand nach neuer Beute ausstreckte, rügte sie sich über ihn mit den Worten: Wollen Sie denn die Bücher gar nicht loslassen? Es ist ja doch nur schlechtes Zeug.

Bei diesem Worten hob der Pfarrer den Kopf und seine Linke empor, indem er die gefangene Hand des Knaben frei ließ, und sagte strafend: Meine Tochter, das war ein frevelhafter und unbesonnener Ausdruck, den Du nicht genug bereuen kannst. Dieser kostbare Druck vom Jahr 1520, schlechtes Zeug! Es ist ein Buch, Kind, das man mit Golde aufwiegt. — Ich meinte nur erwiederte das Mädchen mit anmuthiger Schalkheit, weil wir den ganzen Plunder — den ganzen Schatz wollt' ich sagen, für wenige Groschen gekauft haben. Zu Dutten ist dieses Papier ganz vortreflich. Was weiter daran ist, weiß ich nicht, und Sie müssen mir meine Unwissenheit nicht übel deuten. Aber jetzt haben Sie die Güte etwas von dem Frühstück zu genießen. In den alten Papieren können Sie ja nachher noch immer blättern.

Mit diesen Worten zog sie den alten Mann leise beim Arm nach dem andern Tische hin. Er ließ ihr den Arm, aber der übrige Leib blieb bei seinem Schatze fest. Kind, ob er jetzt wieder an, diese Bücher gehören, soviel ich verstehen kann, Deinem Herrn. — Allerdings. — Nun denn, ehe wir ein Wort weiter sprechen, verschaffe mir eine Unterredung mit Deinem Herrn. — Wollen Sie nicht erst etwas essen? — Eines nach dem Andern, liebes Kind. — Mein Herr pflegt nicht in meine Stube zu kommen, sagte Leonore. Wenn es Ihnen aber gefällig wäre, sich auf sein Zimmer zu bemühn. — —

Der Pfarrer that einen Schritt nach der Thür; aber ein Blick auf die kostbaren Autographa, die er unter dem Messer hatte lassen müssen, zog ihn zurück. — Es wäre doch besser, sagte er, wir machten die Sache hier ab. — Nun es sei, erwiederte Leonore; schlüpfte zur Thür hinaus, und öffnete diese sich darauf einem wohlgestalteten Manne von mittlern Jahren, welcher ihr Dienstherr, ein Wittwer, und der Vater des höchst unliterarisch beschäftigten Knaben war.

Nach den ersten Begrüßungen entdeckte der Pfarrer diesem Manne ohne Rückhalt — denn die Ränke der Käufer und Verkäufer waren ihm fremd — was er hier für einen unerkannten Schatz besäße, und ließ auf die bibliographisch-theologische Erörterung dieses Gegenstandes endlich die schüchterne Frage folgen, ob Herr Lassolai wohl geneigt sein möchte, ihm das schätzbare Autographum für Geld und gute Worte zu verlassen. — Er sprach die letzten Worte seiner Bitte sehr sorgsam aus, weil er in der That eine abschlägliche Antwort, wenn er im günstigsten Falle eine hohe Forderung erwartete, über die es dann mit seiner Frau zu Erörterungen gekommen sein würde. Aber kaum hatte er sein Verlangen an den Tag gelegt, als der Kaufmann auch mit seiner Antwort fertig war: Ich habe, sagte er, dieses ganze Paket von einem Juden für wenige Groschen gekauft. Seine Bestimmung sehen Sie. Jedes andere ähnliche Papier wird diese Bestimmung eben so gut erfüllen. Finden Sie also hier etwas, das Ihnen angenehm oder nützlich ist, so nehmen Sie es zu sich; und wenn Sie es nicht als ein Geschenk von mir annehmen wollen, so geben Sie mir anderes Maculatur dafür, das Sie entbehren können.

Jener arme Tagelöhner, dem beim Zerschlagen seines hölzernen Mercurs, mit dem er einheizen wollte, eine Summe Goldstücke entgegenrollte, war gewiß nicht froher erstaunt, als unser Magister über die Großmuth des Kaufmanns. In der Freude seines Herzens eröffnete er ihm die Veranlassung seines Ganges nach der Stadt, erbat sich seinen Rath wegen eines Verlegers, und zugleich die Erlaubniß, ihm zum Zeichen seiner Dankbarkeit ein Exemplar seiner Erquickstunden, wenn sie gedruckt sein würden, überreichen zu dürfen. Herr Lassolai nahm dieses Versprechen freundlich an, und da ihm des Mannes gutmüthige Beschränkung zusprach, und vielleicht noch aus einem andern Grunde, lud er ihn zum Mittagsessen ein. Wie er seine Zeit bis dahin zubrachte, brauchen wir unsern Lesern nicht zu erzählen, so wenig als wir nöthig haben, die Freude zu schildern, die er empfand, als er noch einige andere Flugschriften der Reformationszeit aus dem Maculatur zusammenlas, die ihm Goldes werth schienen, ob sie gleich der Lutherischen „an den christlichen Adel" an Werth nicht gleich standen.

* * *

Der Pfarrer war jetzt nicht das einzige frohe Wesen in Lassolai's Haus. Lorchen hatte beim Eintreten ihres Dienstherrn das Zimmer verlassen, und die Zeit benutzt, das ihr mitgebrachte Päckchen zu öffnen. Dieses Päckchen enthielt, außer einigen Goldstücken, einen mit L. unterzeichneten Brief an ihre Mutter, des Inhalts, daß er, um ihren Klagen ein Ende zu machen, ihr den Trauschein hiermit übersende, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, nicht eher als im äußersten Nothfalle während seines Lebens davon Gebrauch zu machen; nach seinem Tode stehe es ihr frei, die Sache kund zu thun, und auch wenn sie wolle, seinen Namen zu führen. Für die Kinder sei gesorgt, und ein Capital stehe für sie in der Handlung, worüber sein Associé die nöthigen Papiere in den Händen habe.

Aus dem beiliegenden Trauscheine erhellte, daß Maria Wildschütz aus Oberföhringen den 6ten Julius 179* zu Thalweisen von einem Prediger reformirter Confession mit dem Kaufmanne Henri-Elie-Lizardière nach den Gebräuchen der Kirche getraut und feierlich eingesegnet worden.

Mehr als einmal las Leonore diese wichtigen Documente. Ihre Wangen glühten, und eine Thräne fiel auf das Papier, das sie auf ihrem Schooße hielt. Arme Mutter, sagte sie, arme, gute, gekränkte Mutter! — Doch Deine Leiden sind vorüber, und Du siehst jetzt vielleicht aus Deinem seligen Leben auf Deine glückliche Tochter! — Was wird Franciska dazu sagen? Und mein guter Herr? — O hätt' ich das vermuthen sollen, da ich den guten alten Pfarrer von Unterillingen auf der Straße sah?

Leonore erinnerte sich jetzt, daß ihre Mutter in den letzten Wochen ihres Lebens ängstlich auf Briefe gehofft, auch über das Ausbleiben von Gelde geklagt hatte. Der Brief aber war dem Datum nach kaum einen Monat vor dem plötzlichen Tode ihrer Mutter geschrieben, und dieser durch die treulose Wirthin vorenthalten worden. Ihr Vater mochte geglaubt haben, er sei richtig abgegeben, und sich dann nicht weiter darum bekümmert haben; wie denn überhaupt der Brief in seiner trocknen Kürze Kaltsinn oder Verstimmung verrieth. Was es aber mit dem für sie und ihre Schwester niedergelegten Capitale für eine Bewandtniß habe, und warum davon nie etwas zu ihren Ohren gekommen sei, blieb ihr noch dunkel.

* * *

Um drei Uhr hatte Herr Lassolai seine Geschäfte in der Schreibstube, der Pfarrer bei den Autographis, und Leonore in der Küche geendigt, und nun saßen, den kleinen Knaben abgerechnet, der seinen Platz neben Leonoren hatte, drei Menschen um den Tisch, deren Herzen auf die mannigfaltigste Weise, aber alle tief und innig bewegt waren. Der Pfarrer schien bei weitem der glücklichste. Er sprach gegen seine Gewohnheit viel und laut, und zeigte, trotz dem späten Frühstücke, den besten Appetit; während Lassolai, immer die Augen auf Lorchen gerichtet, wenig aß; Lorchen aber mit dem Knaben beschäftigt war. Doch bemerken wir, daß sie auch bisweilen verstohlene Blicke auf ihren gegenüber sitzenden Dienstherrn wirft, und dabei ein wenig erröthet; was uns bei ihrem Verhältnisse, und nach dem langen Zusammensein mit ihm allerdings etwas wunder nimmt.

Gegen das Ende der Mahlzeit, als Lorchen hinausgegangen und der Knabe ihr nachgeschlichen war, schenkte Lassolai die Gläser wieder voll, und stieß mit den Worten an: Auf glückliche Beendigung ihres Geschäftes! — Der Pfarrer erwiederte: Möge der Hermes, unter dessen Schutze Sie stehn, Ihnen als ein wahrer Kerdoos, ich will sagen, als ein Ge-

winnbringer, für alle Ihre Gutheit lohnen, oder um mich christlicher auszudrücken: Möge der Himmel Ihr Hauswesen und Ihren Handel segnen!

Das hat er bis jetzt, Gottlob, recht sichtbarlich gethan, erwiederte Lassolai, und ich muß glauben, daß ich diesen Segen meines Hauses vornemlich dem lieben Mädchen verdanke, das uns eben verlassen hat. Während der langwierigen Krankheit, in die meine arme Frau gleich nach ihrem ersten Wochenbette verfiel, verlor ich alle Freude am Leben, und meine Geschäfte gingen rückwärts. Einige Zeit vor ihrem Tode schickte mir der Himmel dieses Mädchen in's Haus. Ein Engel hätte mir nicht wohlthätiger sein können. Sie pflegte meine Frau, besorgte den Kleinhandel und führte zugleich die Aufsicht über das Kind mit einer Thätigkeit und Sorgfalt, die alle Herzen gewann. Seit dieser Zeit ist mein Haus in der erfreulichsten Ordnung; meine Geschäfte erweitern sich zusehends; mein Sohn vermißt keine mütterliche Fürsorge, und ich habe wieder Freude am Leben.

Lassolai bemerkte jetzt, daß sein Gast anfing mit einiger Zerstreuung zuzuhören. Er hielt inne und schenkte von neuem ein: Auf die glückliche Verheirathung Ihrer Tochter! setzte er hinzu. — Der Pfarrer dankte und trank. Wollen Sie aber, Herr Lassolai, nicht auch von neuem in den Stand der heiligen Ehe treten? sagte er, indem er das ausgeleerte Glas niedersetzte. Ich weiß wohl, daß manche eine zweite Ehe bedenklich, vielleicht gar unchristlich finden wollen; aber dieß ist ein Irrwahn, welchem Lutherus keineswegs beistimmt; und Calvinus selbst, obgleich sonst voll von Irrlehren und ein Häresiarcha — — Lassen wir das jetzt, Herr Magister, unterbrach ihn der Kaufmann. Ich gehe allerdings mit dem Gedanken um, mich wieder zu verheirathen; und Sie können mir zur Ausführung meiner Absichten behülflich sein. — Ich? fragte der Pfarrer mit Verwunderung. — Allerdings. Sie kennen den Gegenstand meiner Neigung. — Der Pfarrer staunte noch mehr. — Um es kurz zu machen, es ist eben das Mädchen, das Sie in mein Haus geführt hat, und daß Sie, wie ich höre, schon von längerer Zeit her kennen. — Ah, ah, rief der Pfarrer, dessen Gedanken sich wieder zu ordnen begannen. Lorchen also? Ja wohl kenn' ich sie. Das Mädchen kam nach dem Tode der Mutter mit einer Zwillingsschwester nach Unterillingen, und ich habe es im Christenthume unterrichtet und confirmirt. Es war das gerade in dem Jahre, wo ich mein großes Werk auszuarbeiten anfing. Seitdem ist es freilich sehr herangewachsen, und hat an Vollkommenheit gewonnen; und wenn ich den Fleiß bedenke, den ich darauf gewendet habe, und den Ruhm, den es dem glorreichen Stifter unsrer nie genug zu preisenden Reformation bringen muß, so kann ich — —

Herr Lassolai, welcher geglaubt hatte, der Magister spreche noch von seinem Pfarrkinde, hemmte, da er seinen Irrthum gewahr wurde, die Rede des guten Mannes durch einen neuen Toast auf die glückliche Vollendung und Publication seines Werkes. Möge die Welt, setzte er hinzu, so viele Freude daran haben, als ich an Ihrem Pfarrkinde. Ich lasse Sie jetzt nicht wieder los, Sie müssen mir versprechen, für mich bei Leonoren zu werben.

Hierauf erzählte er mit wenigen Worten, wie er sich seit länger als einem Jahre um die Gunst des Mädchens beworben; daß es ihm aber immer ausgewichen sei, so daß er gar nicht mehr den Muth habe, von seinen Gesinnungen und Absichten mit ihr zu sprechen. Er kenne kein größeres Glück als ihren Besitz, und keinen größern Schmerz, als wenn er ihr entsagen müßte. Aber seine Verhältnisse nöthigten ihn, die Sache zur Entscheidung zu bringen; und da seh' ich es, setzte er hinzu, für eine Schickung des Himmels an, daß Sie, werthester Herr Pastor, in mein Haus haben kommen müssen, um das Mädchen zu einem Gott gebe mir günstigem Entschluß zu bringen.

Ohnerachtet sich der Pfarrer in solchen Dingen keine große Geschicklichkeit zutraute — er hätte das Geschäft lieber seiner Frau zugewiesen — so versprach er doch aus Dankbarkeit gegen den wohlwollenden Mann alle nur möglichen bona officia. Lassolai schüttelte ihm die Hand: Ich verlasse Sie auf eine Stunde, um Ihnen freie Hand zu lassen. Leonore soll Ihnen Gesellschaft leisten; und daß Niemand Sie stört, dafür will ich Sorge tragen. Gott gebe glücklichen Erfolg!

Lassolai hatte noch nicht lange die Stube verlassen, als Leonore mit dem Kaffee hereintrat. Der Pfarrer saß in Gedanken versunken und mit seinem Operationsplane beschäftigt; aber dieser wurde bald genug durch Lutherische Gedanke über den Ehestand unterbrochen, die schnell den Erfolg hatten, ihn von dem gesuchten Ziele weit ab in seine Studirstube und unter seine Bücher zu führen. Leonore unterbrach seine Meditation, indem sie ihm die gestopfte Pfeife und den Wachsstock reichte. Also Mamsell Klotilde, sagte sie, wird bald Hochzeit machen? Ich kenne ihren Bräutigam; er wollte mir als Kind sehr wohl; aber meiner Schwester war er doch noch günstiger, und wenn Versprechungen unter Kindern gelten sollten, so könnte Franciska Einspruch thun. Sie werden gewiß nicht glücklich mit einander sein. —

Daran ist kein Zweifel, antwortete der Pfarrer etwas zerstreut; aber á propos vom Heirathen und Eheglück; ich habe einen Antrag an Dich, liebes Kind. — Du wirst ja blutroth! Weißt Du es etwa schon?

Wie könnt' ich es wissen, antwortete sie, ohne in Ihrem Herzen zu lesen? — Aber sie hatte allerdings darin gelesen, oder vielmehr, sie hatte mit weiblicher Dechiffrirkunst aus den Blicken ihres Herrn, aus dem Tone, mit dem er sie bat, ihm Pfarrer Gesellschaft zu leisten, und der Eile, mit der er, seinen Knaben an der Hand, das Haus verlassen hatte, aus Allem, was längst vorhergegangen war, und endlich aus den Worten des Pfarrers Alles so deutlich zusammengelesen, daß sie es ihm weit besser hätte sagen können, als er selbst. Während er also mit geringer Beredtsamkeit seinen Auftrag ausrichtete, machte sie ihre Antwort fertig, die ohne Zieren, und nur mit einer kleinen mädchenhaften Heuchelei von Ueberraschung das gewünschte Ja aussprach. — Wer wirklich überrascht war, war der Pfarrer, der sich auf mehr Ueberredungskunst gefaßt gemacht hatte, von denen nun kein weiterer Gebrauch zu machen war; so daß er in der That glaubte, gleich in seiner erste Anrede, ohne es zu wissen, eine so gewaltige Kraft gelegt zu haben. Dieß freute ihn, weniger aus eitler Selbstlieb, als wegen seines Freundes und Gönners, dem er doch nun auch einen angenehmen Dienst erwiesen hatte. — Der beste Mann, sagte er, glaubt, Du hättest etwas gegen ihn, weil Du seiner Erklärung immer aus dem Wege gegangen bist.

Leonore lächelte, und über ihre kleine Heuchelei, vielleicht auch aus Freude über ihr Glück erröthend, sagte sie, indem ihr einige Thränen über die Wangen rollten: Ich will Ihnen nur mit aller Aufrichtigkeit gestehen, daß ich die Absichten des wackern Mannes nicht verkannt habe. Aber mein Verhältniß zu ihm gebot mir Zurückhaltung. Vieles stand zwischen uns, aber Eins vorzüglich, was es mir unmöglich machte, auf seine Wünsche einzugehn. Und dieses Eine, lieber Herr Pfarrer, haben Sie erst aus dem Wege geräumt. —

Der Pfarrer staunte. Die Sache ist sehr einfach, fuhr sie fort. Da meine Mutter ihren Namen nie geändert hatte, und ich mit meiner Schwester auch auf ihren Namen getauft war, so hielten wir uns für uneheliche Kinder, und ich habe darüber in frühern Jahren manche Kränkung erdulden müssen. Diesen Flecken meiner Geburt auf einen so würdigen Mann überzutragen, war mir unmöglich, und ich wollte lieber meinem Glücke entsagen, als ihm eine solche Schande zufügen, oder selbst die Schande haben, als ein uneheliches Kind proclamirt zu werden. Seit einigen Stunden und seit ihrem Eintritte in das Haus, lieber Mann, hat sich dieses Verhältniß geändert. Das Päktchen, das Sie mir mitgebracht haben, enthält den vollständigen Beweis, daß meine Mutter wirklich verheirathet gewesen, und daß ich aus einer rechtmäßigen Verbindung geboren bin, die mein Vater, ich weiß nicht aus welchen Gründen, geheim gehalten hat. — Dieß ist der Zusammenhang der Sache, und die Ursache meiner frühern Zurückhaltung. Wie vielen Dank bin ich Ihnen schuldig! Herr Lassolai ist der edelste Mann von der Welt, und ich darf mir von ihm das treueste Glück versprechen. Und daß ich nun bei dem lieben Knaben Mutterstelle vertreten, daß ich ihn mein Kind nennen soll — —!

Indem sie so sprach, hörte sie ihren Herrn, der aus Ungeduld seine Rückkehr beschleunigt hatte, und entschlüpfte durch eine andere Thür, so daß er beim Hereintreten noch das Wehen ihres Kleides sah. — Leonore flieht, da ich komme? sagte er. Es ist also wohl Alles verloren?

Der Pfarrer erhob sich. Sein ganzes Gesicht stand in Sonnenschein, und seine lange hagre Gestalt schien sich noch höher zu strecken. Dann faßte er den Beunruhigten mit beiden Händen an den Schultern, beugte sich gegen ihn, und sagte endlich: Gott hat meinen Worten Kraft gegeben. Sie nimmt Ihre Bewerbung an, und Sie können nun selbst aus ihrem Munde das erfreuliche Jawort empfangen.

Bei diesen Worten trat nun auch der Sonnenschein in das Gesicht des wackern Lassolai. Darf ich es glauben? rief er aus, und ohne eine Antwort zu erwarten, eilte er Leonoren nach. Diese saß in ihrer Stube, den Kopf auf die Hand gestützt. Als er mit einem: „Darf ich?" hereintrat, stand sie auf, ging ihm einen Schritt entgegen, und erwartete mit unmuthigem Erröthen sein Wort. Aber der allzuglückliche Mann war zu sprechen nicht im Stande. Mit Heftigkeit faßte er ihre beiden Hände, und indem er ihr mit zährenden Augen in das liebe Angesicht sah, sagte er endlich: Ist Alles so wie es der Pastor sagt? Soll ich glücklich sein?

Wenn meine Achtung und die treueste Ergebenheit zu ihrem Glücke beitragen kann, antwortete Lorchen. — Nicht auch Deine Liebe? unterbrach er sie bittend. — Auch meine Liebe, erwiederte sie, von neuem erröthend. — Und ich kann meinem Heinrich sagen, daß er Dich Mutter nennen darf? — Von ganzer Seele.

Und nun eilte der beglückte Bräutigam hinaus, und kam einen Augenblick darauf mit seinem Knaben zurück. Da, sagte er, umarme Deine Mutter, Heinrich. — Meine Mutter? fragte der Knabe verwundert, nicht mehr mein gutes Lorchen? — Ja, Dein gutes, liebes Lorchen, wie immer, aber auch Deine Mutter noch überdies. — Da sprang der Knabe an ihr in die Höhe, und bedeckte sie mit seinen Küssen, und sein Vater vereinigte sich mit ihm, und jetzt zum erstenmale drückte sie die Geliebte an sein entzücktes überströmendes Herz.

Der Pastor ging unterdessen in der Wohnstube mit großen Schritten auf und ab, und freute sich über das Glück seines Bruders so innig, daß er alles andere darüber vergessen hätte, wäre ihm nicht ein im Fenster liegender heidelberger Katechismus in die Hände gefallen, der seine Gedanken mit einemmale lenkte, und sie in die Geschichte der Reformationshändel, Luther's Streitigkeiten mit den Schweizern, den Kryptocalvinismus, die Formula Concordiä, und die mannichfaltigen, immer mißlungenen Unionsversuche führte, was ihn denn so beschäftigte, daß, als Lassolai mit Lorchen in das Zimmer trat, es einiger Augenblicke bedurfte, ehe er sich den Zusammenhang dieser christlichen Union klar machen konnte. Indem er aber den Dank des glücklichen Paares empfing, fuhr ihm durch den Kopf, daß der Bräutigam wohl ein Calvinist sein müßte, und er sich also, ohne sein Wissen, durch Beförderung dieser Heirath eines sträflichen Synkretismus schuldig gemacht habe. Dieser Gedanke beunruhigte sein Lutherisches Gewissen außerordentlich, und er fand in diesem Augenblicke in seiner Pastoralklugheit keine Verhaltungsregel, die auf den gegenwärtigen Fall passen wollte. Da aber die beiden Leute so glücklich waren, der Bräutigam ihm so herzlich dankte, und die Braut ihm so freundlich in die Augen sah, und auch der kleine Heinrich bald ihm, bald seiner neuen Mutter schmeichelte, zogen die Gespenster orthodoxer Polemik wieder ab, und indem er sich vornahm, dem Falle zu Hause reiflich nachzudenken, drückte er dem Bräutigam die Hand mit so aufrichtigem Wohlwollen, als ob er ein ächter Sohn der Lutherischen Kirche gewesen wäre.

Der Abend ging vergnügt vorüber, obgleich etwas weniger laut, als der Mittag, weil der Pfarrer anfangs glaubte, sich vor einem Calvinisten einigen Zwang auflegen zu müssen. Als der Lassolai ganz von freien Stücken ihm seine Dienste bei einigen Buchhändlern seiner Bekanntschaft anbot, und sich also augenscheinlich für die Erscheinung seines Werkes interessirte, fing er wieder Zutrauen zu ihm, und fing schon an zu vermuthen, der Mann möchte doch wohl ein ehrlicher Lutheraner sein. Mit diesem Gedanken schlief er ein, und erfuhr erst am folgenden Morgen von Leonoren, daß er sich geirrt habe. Gern hätten ihn die guten Leute noch bei sich behalten; aber der 7te October rief ihn nach Hause und in seine Kirche zurück. Uebrigens hatte er seinen Wanderstab schon in der Hand, und eine Erquickstunden unter den Armen — denn sie zurückzulassen hinderte ihn die Furcht vor Omar-Heinrichs Schlachtmesser — als er zu seinem großen Erstaunen gewahr wurde, daß Lassolai's Wagen vor der Thüre hielt, um ihn mit geringerer Beschwerde nach Unteriilingen zurückzubringen.

* * *

Hier hatte sich in der kurzen Zwischenzeit Manches zugetragen, wovon der gute Pfarrer keine Ahnung gehabt hatte. Seine Frau, die wir vorhin auf der Rückkehr nach Hause verlassen haben, war noch nicht lange gegangen, als militärische Musik sie in ihren ökonomischen Planen störte, und gleich darauf sah das zwölfte Regiment im Eilmarsch vor ihr über die Straße ziehen. Sie schärfte ihre Blicke, so sehr sie konnte, um unter den gleitenden Offizieren den Vetter zu erspähen; aber weder der Vetter war zu sehn, noch der liebenswürdige Adjutant, mit dem sie den Tag zuvor gesprochen hatte. Aber das konnte ein Zufall sein. Warum das Regiment aber überhaupt schon aufbreche, da es doch einen Rasttag hatte haben sollen, befremdete sie. Späterhin erfuhr man, daß Eilboten aus dem nächtlichen Hauptquartiere wegen eines unerwarteten Streifzugs der Feinde schnellen Aufbruch geboten hatten. Wären sie eine Viertelstunde früher eingetroffen, so hätte der unglückliche Zweikampf nicht an diesem Morgen stattfinden können; das hitzte Blut würde sich abgekühlt haben, und ein schmerzliches Unglück würde vielleicht verhütet worden sein. Aber wie die feinste Bewegung eines Feuergewehrs die Kugel in weiter Ferne neben dem Ziele vorbeitreibt, so bestimmt oft ein geringfügiger Unterschied der Zeit Sein- und Nichtsein, und das Schicksal der Völker und Reiche hängt an den Füßen eines Pferdes oder den Fersen eines Boten.

Als die beiden Holzhauer mit dem für todtgehaltenen Offizier auf seiner Bahre in das Dorf gekommen waren, ruhten sie aus, um über das weitere zu Rathe zu gehen. Bald waren sie von Frauen und Mädchen umringt, die nach dem Zusammenhange der Sache fragten, und sich in Wehklagen über den schönen Mann ergossen. Es ist der Offizier aus dem Pfarrhause, sagte die eine. Ei bewahre Gott! die andere: den Junker Moritz hab' ich ja erst gestern wegreiten sehen. — Es muß etwas Vornehmes sein, sagte eine dritte; er hat ein rothes Bändchen im Knopfloch. — Was steht ihr aber nur da, rief ein altes Mütterchen dazwischen, und sperrt den Mund auf. Laufe doch eines nach dem Barbier. Man muß doch sehn, ob er noch lebt. — Dabei legte sie ihm die Hand aufs Herz, zog sie aber sogleich kopfschüttelnd wieder zurück. — Nun ihr Tölpel, fuhr sie fort, so tragt ihn doch nach dem Wirthshause, daß man nachsehen kann. — In der Pfarre wär' er wohl noch besser aufgehoben, und machte auch der Gemeinde die Kosten nicht, sagte einer der Träger; zumal da es ja eben der Junker Moritz aus der Pfarre ist, der ihn todt geschossen hat. Er hat es auch wohl so gemeint, da er uns hierher schickte.

Der Leichenzug setzte sich nun wieder in Bewegung. Das halbe Dorf zog mit, aber eine der leichtfüßigsten Dirnen, von dem Wunsche beflügelt, die Unglückspost zuerst zu bringen, eilte vorweg, und meldete in der Pfarre, sie brächten da einen todten Herrn Offizier getragen. — Bist Du unklug, Mädchen? sagte die Pfarrin, die so eben den Fuß in das Haus gesetzt hatte. — Nein, es ist gewiß wahr, betheuerte jene. — Gott sieh uns bei, rief Klotilde, wenn es nur nicht der Vetter ist, der ein Unglück genommen hat! — Nein, erwiederte das Mädchen, der Herr Junker Moritz ist es nicht; der hat den eben todt geschossen, sagen die Männer.

Diese Worte gaben Klotilden ein furchtbares Licht. Sie zweifelte nicht, daß die Eifersucht, die ihn den Abend vorher von ihr getrennt hatte, die Ursache dieser That sei; aber ob sie gleich hierin irrte, so irrte sie doch in der Person des Ermordeten nicht. — Außer sich vor Schrecken eilte sie vor die Thür, wo in diesem Augenblicke die Bahre niedergesetzt wurde. Ein Blick auf den Verwundeten überzeugte Klotilden von der Wahrheit ihrer Vermuthung. Mit einem Schrei des Entsetzens und mit verhülltem Angesichte stürmte sie die Treppe hinauf, sank an dem Bette der schlummernden Aurora zur Erde, und als diese erschreckt auffuhr und fragte: Was ist Dir, Klotilde? Liebe Klotilde, was hast Du? — antwortete sie ihr mit dem Tone des Entsetzens; Lizardiere ist ermordet — von dem entsetzlichen Moritz ermordet. Und er selbst schickt mir seine Leiche, um Rache an mir zu nehmen — um mich auch durch den Schmerz zu ermorden.

Diese schreckliche Nachricht ergriff Auroren mit unwiderstehlicher Gewalt. Der Schmerz ihrer Freundin war dem ihrigen so nah verwandt; das Gespräch der verflossenen Nacht hatte so viele Erinnerungen in ihrem Herzen erweckt, die jetzt den Strom ihres Schmerzes anschwellten! Aber sie sammelte ihre Kraft, um Klotilden beizustehn, und da das Schrecklichste nicht zu ändern war, sann sie darauf, wenigstens die erschwerenden Umstände, die Klotildens Phantasie mit großer Wahrscheinlichkeit dazu gebildet hatte, zu mildern oder zweifelhaft zu machen.

Der Verwundete war unterdeß von der Bahre gehoben, und in ein Zimmer des Hinterhauses getragen worden, das gewöhnlich unbewohnt, dem Spezial auf seinen Amtsreisen zum Absteigequartiere diente. Der Barbier, ein erfahrner Mann, hatte nicht gesäumt zu erscheinen, und während Aurora vergebens Alles aufbot, was Freundschaft und Liebe ihr eingab, um Klotilden zu trösten, erscholl die Nachricht, die Kugel sei aus der Wunde gezogen, der Verwundete habe die Augen aufgeschlagen und athme. Bei dieser Nachricht fiel Klotilde auf die Knie, hob ihre Hände zum Himmel, und ein Strom von Thränen — die ersten die sie weinen konnte — ergoß sich über ihr Angesicht. Ach, Aurora, wenn er in's Leben zurückkehrte! wenn er uns wiedergeschenkt würde! wenn er hierher hätte kommen müssen — Ich kann es nicht ausdenken. Ach, Aurora, wer wäre glücklicher als ich?

Diese Hoffnung stärkte ihre Kraft. Sie warf sich Auroren um den Hals, eilte dann die Treppe hinab, um Alles selbst zu erfragen, und war nun geschäftig, ihrer Mutter zu helfen, Leinwand herbeizuholen, Binden zu schneiden, und eine bequeme Kleidung für den Kranken zusammenzusuchen. Sie kannte keine Ruhe, bis für Alles gesorgt war, und nie gab sie dem Wundarzte ein Stück in die Hand, ohne ihn wenigstens mit den Augen nach dem Befinden ihres Freundes zu fragen, oder ihm mit einigen Worten die größte Sorgfalt anzuempfehlen.

* * *

Während sich dieses im Pfarrhause begab, ließ Moritz sein Pferd laufen, so schnell es konnte, anfänglich ohne einen andern Zweck, als sich von dem Heere zu entfernen; aber als er von dieser Seite keine Gefahr mehr fürchtete, lenkte er es auf den Weg nach Hamburg, wo er Sicherheit zu finden hoffte. Indem nun das Pferd jetzt langsamer fortschritt, nahmen auch die Gedanken des Reiters eine bestimmtere Richtung, und worauf hätten sie sich anders lenken können, als auf seine That, und auf die Lage, in die ihn diese That gestürzt hatte. Gern hätte er die wilde Verwirrung zurückgehabt, in welcher sich vorher seine Gedanken über einander wälzten, wobei er wenigstens ein täuschendes Gefühl von Kraft gehabt hatte, das jetzt immer tiefer sank, je gebahnter der Weg, und je geordneter der Gang seines Pferdes wurde. Der Zorn *vor* der That, war *nach* ihr einem Gefühle befriedigter Rache gewichen; aber auch dieses Gefühl schwand nur allzuschnell, und machte einem unbestimmten, aber drückenden Unmuthe Raum, bei dem es ungewiß war, ob er mehr der Person des Gegners, oder seinem unglücklichen Geschick, oder seiner eignen Lage und der Schuld galt, mit der er sich diese Lage bereitet hatte. Aber immer mehr drang die Stimme des innern Anklägers durch. — Du hast ihn ohne Grund zum Zweikampfe genöthigt, sagte der Ankläger. — Aber er hat mich ohne Zweifel bei meinen Obern angeschwärzt! — Du lügst. Nicht *er*, sondern Du selbst hast Dir Deinen übeln Ruf bereitet. — Er hat sich um Die beworben, die ich liebe. — Du lügst. Dein Herz weiß nichts von Liebe zu Klotilden. Es ist nur die Eitelkeit, die Dich eifersüchtig gemacht hat. — Die Auszeichnung, die er erhielt, und die mir bei gleichen Ansprüchen versagt wurde, war eine Verhöhnung meines Verdienstes. — War es seine Schuld, daß Du Dir durch Uebermuth eine Demüthigung zugezogen hattest? — Ich glaubte nicht, daß der Kampf so unglücklich endigen sollte. — Du lügst! Du hast nach seinem Blute gedürstet; es stand bei Dir, Deiner Kugel eine unschädliche Richtung zu geben. Du bist ein Mörder, und vielleicht ein zwiefacher Mörder, wenn es wahr ist, daß Klotilde ihn liebt.

Diesem furchtbaren Selbstgerichte zu entgehen, spornte Moritz sein Pferd noch von neuem an; aber es half ihm nichts, daß er den Steinweg hinab und über die Wiese hinjagte; immer rief die furchtbare Stimme in der Tiefe seiner Brust Mord in sein Ohr. So laut vernahm er diese Stimme, daß er mehr als einmal scheu hinter sich sah; und kaum hatte er sich überzeigt, daß ihn Niemand verfolgte, als der Hufschlag seines Rosses oder das Rauschen des Laubes oder das Murmeln eines Baches neue Täuschung erzeugte. So floh er, wie die geängstete Sünde, bis der Schaum auf dem stöhnenden Pferde stand, und er dem ermüdeten Thiere am Eingange eines Waldes, eine kurze Ruhe gönnen mußte.

Während er hier hielt und sich den Schweiß abtrocknete, der Stromweis von seiner blassen Stirn herabfloß, wurde das Pferd plötzlich unruhig. Eine Horniſſe fuhr summend an dem Ohre des Reiters hin, dann eine zweite; dann bemerkte er mit Schrecken, daß der Huf des Pferdes ein Nest dieser Thiere berührt hatte, und diese, Rache durstend, aus der Erde hervordrangen. Das Pferd wartete nicht auf die Anregung seines Herrn, sondern von Angst gejagt stürzte es in den Wald, erst auf gebahntem Wege, dann, da die Verfolgung nicht nachließ, Schutz im Gebüsch suchend, wo es das kleinere Gesträuch nieder trat, und ohne auf den Zügel oder ein Gebot seines Reiters zu achten, nur dem Antriebe seiner Angst folgte. Schon hatten jenem die Zweige den Hut abgerissen, und einige Stöße gegen den Kopf hatten ihn betäubt, als das Pferd über eine entblößte Stelle des Waldes mit verdoppeltem Ungestüm rannte, sich zwischen die engen Bäume drängte, und seinen Reiter hier abstreifte. Athemlos, ohne Bewußtsein und an einigen Stellen verletzt, fiel er in das Gebüsch. Das Pferd aber setzte seinen wilden Lauf ungehindert fort, bis es, von seinen Verfolgern befreit, erschöpft zu Boden sank.

* * *

Als sich in dem Pfarrhause von Unterillingen die erste Unruhe ein wenig gelegt hatte, und dem Kranken ein Wächter zugegeben war, der, nach der Vorschrift des herbeigerufenen Amtsarztes, vor allen Dingen jede Beunruhigung entfernt halten sollte, trat eine Frau in das Haus, von ansehnlichem Wuchse und starkem Gliederbau, die in halbe Trauer gekleidet war, und fragte nach dem Fräulein von Brederode. Sie wurde zu Auroren gewiesen. Als sie in das Zimmer trat, verbeugte sie sich ehrfurchtsvoll, trat dann langsam näher, um mit einem noch tiefern Knicks Auroren die Hand zu küssen. Ei, guten Abend, Frau Brandau, sagte diese; was führt Sie denn hierher? Was macht der Großonkel? — Deshalb bin ich eben hierher gekommen, erwiederte die Frau, indem sie das Gesicht in die Länge zog; nur muß ich vorher unterthänig bitten, daß sich das gnädige Fräulein nicht erschrecken. — Ist dem Oheim etwas zugestoßen? fragte Aurora, die jetzt wirklich erschrack. — Das allgemeine Loos der Menschheit, erwiederte die Frau mit Achselzucken. Er ist vorgestern aus dieser Zeitlichkeit abgerufen worden. Ihm ist wohl; besser als seit langer Zeit. Ihnen aber, gnädiges Fräulein, muß man zu gleicher Zeit condoliren und gratuliren.

Aurora war bestürzt, mehr über das Unerwartete der Nachricht, als daß sie besondere Ursache gehabt hätte, sich über den Tod eines Mannes zu betrüben, der ihr nie einige Liebe erwiesen hatte. — Das ist mir in der That sehr unerwartet. Seine Gesundheit war ja so fest, und er schien die größten Ansprüche auf ein viel höheres Alter zu haben. — Da haben Ihr Gnaden vollkommen recht, erwiederte die Frau, nach dem zu urtheilen, was der selige Herr vor drei Jahren war — denn so lange wird es wohl her sein, daß Sie ihn nicht gesehen haben. Aber seitdem —! Da hatte man wohl Ursach so etwas zu fürchten. Sie wissen ja, gnädiges Fräulein, daß ich ihm länger als fünf und zwanzig Jahre treulich und gewissenhaft Haus gehalten und meine Gesundheit und Jugend in seinem Dienste zugesetzt habe, für einen schnöden und magern Lohn; lieber Gott ich hoffte, und er hat es mir nicht Einmal, sondern hundertmal zugesagt, wenn ich über den geringen Gehalt klagte, daß er mich in seinem Testamente gut bedenken wolle. Ja, mein Gott, wenn er sich hätte entschließen können, ein Testament zu machen! Nun geh ich aus dem Hause nackt und arm, wie ich auf die Welt gekommen bin, und mag nun zusehn, wie ich meine alten Tage hinbringe.

Der Himmel wird für Sie sorgen, Frau Brandau, sagte Aurora, da sich das Gesicht der Haushälterin zum Weinen verzog; aber wie ging es dem Onkel in der letzten Zeit? Er scheint gelitten zu haben? Warum hab ich ihn doch nicht warten können!

Die Haushälterin ließ von der Seite einen Blick auf Auroren fallen; da sie aber gute Ursache hatte, den Faden ihrer Rede nicht abreißen zu lassen, gab sie auf die letzte Frage des Fräuleins keine Antwort, sondern fuhr in ihrer eignen Gedankenreihe fort: Ach, gnädiges Fräulein, sagte sie, indem sie sich einen Stuhl zu ihr hinschob, wenn ich mir auch in früherer Zeit keine Verdienste um den seligen Herrn erworben hätte; aber ich habe ihm immer treu und redlich gedient, und alle Vortheile verschmäht, die ich mir hätte machen können — aber in der letzten Zeit war kaum mit ihm auszukommen. Nie konnte man ihm recht machen, und wenn er schon immer genau gewesen war, so ging es doch in der letzten Zeit über alle Grenzen hinaus. Und die Unruhe, die in dem Manne war! Großer Gott, was ist doch der Reichthum, wenn man ihn nicht mit Ruhe genießen kann!

Aurora sah zum Himmel und sagte: Was konnte ihn nur so beunruhigen?

Darüber ließe sich viel sagen, antwortete die Haushälterin, aber man kann einem Menschen nicht in das Herz sehn. Nun, so viel ist gewiß, er war wie einer, der einen Mord begangen hat. Den Tag über saß er bei seinen Rechnungen; in der Nacht aber lief er im Zimmer auf und ab, riß die Fenster auf, streckte die Arme hinaus, seufzte und jammerte, daß man nicht wußte, was man davon denken sollte. Oft ward es Morgen, eh' er sich niedergelegt hatte, und die Sonne kam dann kaum am Himmel, so stand er wieder auf. Bisweilen schellte er mir in der Nacht, und fragte mich, ob ich nicht gehört hätte; und wenn ich sagte, ich hätte ihn seufzen hören, rief er wohl aus: Nicht ich! nicht ich! Aber sag' es Niemandem. Hörst Du? So ging es Tag für Tag, und dabei zehrte er ab, daß man ihn kaum noch kannte.

Unglücklicher Mann! sagte Aurora. Wenn mag das nur gefangen haben?

Bei dieser Frage sah sich die Haushälterin um, als ob sie Zeugen gefürchtet hätte, rückte dann näher und sagte mit gedämpfter Stimme: Gegen Sie, gnädiges Fräulein, darf ich schon offen sprechen; gegen niemand Anders aber würde ein Wort davon über meine Zunge gehen; denn dazu hab' ich Sie viel zu lieb. — Das Unglück fing an mit dem Tode des alten Lizardiere. Es ist damals nicht gegangen, wie es hätte gehen sollen.

Bei Lizardiere's Namen fuhr Aurora zusammen; aber sie bezwang sich, und sagte mit scheinbar gleichgültigem Ton: Wie wäre denn das gewesen, Frau Brandau? — Nun antwortete die Frau, Sie wissen ja, in was für großen und weitläufigen Geschäften der selige Herr mit dem alten Lizardiere stand, der für einen reichen Mann galt, ob er schon eigentlich nur der Factor und Buchhalter des Herrn war. Bei seinem Tode aber fand sich Alles anders. Etwas baares Geld, einige Ausstände bei Freunden — das war die ganze Sache, die sein Sohn erbte, der bei dem Tode seines Vaters noch auf Reisen

vor. Alles Uebrige, was er hätte haben sollen, war er, wie s hieß, dem seligen Herrn schuldig. Es kam freilich zum Proceß. —

Ich habe davon gehört, sagte Aurora, und der junge Lizardiere hat das Unglück gehabt, ihn zu verlieren.

Was sein Unglück war, gnädiges Fräulein, entgegnete die Haushälterin mit einer Verbeugung, ist andrer Leute Glück. Freilich hat er ihn verloren; wie hätt es auch anders kommen können? Sein Advocat, der Justizrath Hetzer, stand sich mit dem seligen Herrn wenigstens nicht schlechter als mit seinem Clienten. Unser eines versteht zwar nichts von Rechtssachen, aber auf den Kopf ist man doch auch nicht gefallen. —

Wär' es möglich? rief Aurora. Wäre der Oheim im Stande gewesen —?

Ach, liebes gnädiges Fräulein, erwiederte die Haushälterin, ich habe wohl andere Dinge erlebt. Da war der Advocat Wollesgott, der bei uns neben den Schrapfen wohnt, der erschlich die Erbschaft einer reichen Brauerwittwe, und da er die Beschuldigungen abschwur, die ihm die armen Verwandten machten, gingen sie alle leer aus. Und wie sind denn die Kinder des Geheimen Finanzraths Schewe zu ihrem Reichthum gekommen? Solche Dinge tragen sich überall zu. Und am Ende ist es doch dem jungen Lizardiere zum Glück gewesen. Jetzt ißt er auch vielleicht vom Morgen bis zum Abend hinter dem Rechentisch, wie sein seliger Vater sein Lebenlang gethan hat, und hätte doch am Ende nichts weiter davon; so ist er bei der Armee, und hat Ehre und Ansehen. —

Und kämpft, dachte Aurora bei sich, zwischen Leben und Tod.

Dem seligen Herrn, fuhr die Haushälterin fort, hat es auch keine Rosen getragen. Aber seine Erben, die nun alles, was er hinterlassen hat, mit gutem Gewissen genießen dürfen, können nun recht glücklich sein, und auch Andere glücklich machen.

Bei diesem Worten küßte sie Aurorens Hand und sah ihr lächelnd ins Gesicht. Diese antwortete ihr nicht. — Ich kann wohl denken, fuhr jene fort, daß Sie meinen Reden nicht gern Glauben beimessen möchten; aber da es sich um keine Kleinigkeit handelt, so müßt ich Sie nicht lieb haben, wenn ich Ihnen nicht reinen Wein einschenkte, und alles sagte, was ich von der Sache weiß. Ich darf doch sicher sein, daß uns Niemand belauscht? —

Obgleich Aurora die ängstliche Erzählerin beruhigte, ging sie doch nach der Thür, und erst nachdem sie sich überzeugt hatte, daß Niemand in der Nähe sei, fuhr sie fort: Während der letzten Krankheit des alten Lizardiere, an der er starb, besuchte ihn der selige Herr täglich, und blieb oft spät in die Nacht aus; an dem Abend aber, wo er starb, kam er wohl drei Stunden nach seinem Tode nach Hause. Er hatte zwei große Bücher unter dem Mantel und war überaus hastig. Sobald er den Mantel abgeworfen und mancherlei Papiere ausgenommen hatte, setzte er sich mit den Büchern an den Schreibtisch, und ich mußte ihm eine Flasche Wein und etwas Brod geben; und da saß er und schrieb und schrieb, und ging nicht zu Bett, und um zwei Uhr nach Mitternacht schellte er mir, und befahl mir Feuer im Kamin nachzulegen und Kaffee zu machen; und da saß er immer noch tief in der Arbeit. Am folgenden Morgen trug er die Bücher selbst wieder auf das Comptoir, und erst zwei Stunden darauf wurde versiegelt. Im Kamin aber fand ich am Morgen einige Hefte aus Handlungsbüchern, die das Feuer verschont hatte. Ich habe diese Blätter aufgehoben, sagte die Haushälterin fort; denn man kann nicht wissen, wozu etwas gebraucht werden kann.

Dabei zog sie ein in Maculatur geschlagenes Paket aus der Tasche, rollte es auf, und zeigte Auroren die Spuren des Feuers. — Ihnen gnädiges Fräulein, fuhr sie fort, muß jetzt alles daran gelegen sein, daß diese Blätter nicht in unrechte Hände kommen; denn daraus könnte eine üble Geschichte entstehen. Sie sehen, daß ich es gut mit Ihnen meine. Ich hätte ja die Sache an den Lizardiere berichten können, oder auch an die Fräulein Cousine in Föhrenau. Aber die hat nicht der Gemüth, und ich glaube, man könnte eher Wasser aus dem Kiesel pressen, ehe die ein reelles Zeichen der Dankbarkeit von sich gäbe.

Kunigunde, sagte Aurora entschuldigend, ist immer in so beschränkten Umständen gewesen, daß sie ihrer Neigung Gutes zu thun, nicht hat folgen können. Sie wird künftig gewiß — —

Ach, liebes gnädiges Fräulein, fiel die Haushälterin ein, kennen Sie mich Fräulein Gundel nicht kennen. Die hat ganz das Gemüth des seligen Herrn. —

Lassen wir das jetzt, sagte Aurora; wie ging es weiter mit dem Oheim.

Die Haushälterin hatte unterdeß die angebrannten Papiere auf den Schooß genommen, um ein anderes Papier, das in Briefform gelegt war, aus der Tasche zu ziehen. Dieses in der Hand haltend fuhr sie in ihrer Erzählung fort.

Seit jener Nacht hatte der Herr immer viel zu thun, und kam fast nicht vom Schreibtische weg, und oft schloß er sich ganze Tage ein. So mochten etwa vier Wochen oder etwas darüber vergangen sein, als der junge Franz Lizardiere von seiner Reise zurückkam. Er kam gleich zum seligen Herrn, und man konnte hören, daß sie hart an einander geriethen. Der junge Lizardiere ging mit glühend rothem Gesichte weg, und seitdem fing der Prozeß und das Elend im Hause an. Des Schreibens war auch noch jetzt kein Ende, und oft wurden in der Nacht Boten mit ganzen Paketen an den Hetzer abgeschickt, der doch der Advocat der Gegenpartei war. — Bedenken Sie das, liebes gnädiges Fräulein! — Endlich kam es zum Schwur. Da war nun der Herr in so weit schon glücklich zu nennen, daß er das schöne Geld behielt — es war von einer Tonne Goldes die Rede; und wohl dem, dem das nun anheim fällt! Aber die Qual, die der Herr seit der Zeit hatte, möchte man auch seinem ärgsten Feinde nicht wünschen. Zwei Jahre hielt das an, und in der letzten Zeit ergab er sich dem Trunke. Da schlief er doch etwas mehr, manchmal am Tage, und bisweilen in der Nacht. So kam ich am Dienstag gegen neun Uhr in sein Zimmer, und fand ihn mit dem Kopfe auf dem Pulte liegen, wie das schon manchmal geschehen war. Ich glaubte, er habe getrunken und sei eingeschlafen. Aber — mein Gott — da ich näher nachsah und ihn bei den Schultern rüttelte, sah ich, daß er todt war. Denken Sie meinen Schrecken, gnädiges Fräulein! Ich schickte sogleich nach Doctor und Barbier; man schlug ihm zur Ader; aber es lief kein Blut. Nun wurde es den Gerichten gemeldet, die denn Alles unter Siegel genommen haben; und es hätte wenig gefehlt, so hätten sie mein Bischen Armuth auch mit eingeschlossen.

Bei diesem Theile ihrer Erzählung hielt die Frau das zusammengelegte Papier immer in den Händen, faltete es auseinander, legte es wieder zusammen und öffnete es wieder. Sie schien damit in einiger Verlegenheit zu sein. Endlich fuhr sie nach wiederholtem Hüsteln fort: Der selige Herr lag mit dem Kopfe auf dem Papier hier, das mir in der Bestürzung in den Händen geblieben ist. Sie werden sehen, daß es recht zu Ihrem Glücke in meine Hände gekommen ist.

Bei diesen Worten reichte sie Auroren das Blatt hin, die Folgendes las:

„Herr Justizrath! Ihr Rath mag in der Hölle gut sein, und ich wollte, daß Sie damit zur Hölle gefahren wären, ehe Sie mir ihn gegeben hätten. Der verfluchte Handel läßt mir keine Ruhe, und doch kann ich mein Gewissen nicht frei machen, ohne Ehre und Reputation zu verlieren. Was ich indeß mit Ehren thun kann, will ich doch thun. Die beiliegende Anweisung an die beiden Wildschützens beträgt so viel als die Interessen seit den drei Jahren von dem Capitale betragen. Lassen Sie das den Mädchen zukommen, ohne daß sie erfahren woher. Sie mögen glauben, es sei von einem unbekannten Wohlthäter. Gern möcht' ich auch dem Franz — —"

Hier brach der Brief ab; die letzten Worte waren undeutlich und ein langer Federstrich vertrat die Stelle des Schlusses. Aurora steckte ihn stillschweigend zu sich, nicht ohne Verdruß der Haushälterin, die die Hand schon darnach ausgestreckt hatte, und von Aurorens Seite den feurigsten Dank erwartet haben mochte. — Dieses Blatt, sagte sie, ihr verkanntes Verdienst hervorhebend, dieses Blatt wäre in den Händen des Franz Lizardiere eine Tonne Goldes werth, und wenn ich gegen die Erben des seligen Herrn hätte schlecht sein wollen — —

Aber diesem Blatte, Frau Brandau, sagte Aurora, fehlt alle Beglaubigung, und die darin erwähnte Anweisung liegt auch nicht dabei. Ich muß zweifeln, daß es die Hand meines Oheims sei. —

Und doch ist es ganz gewiß seine Hand, erwiederte die Frau. Sehen Sie hier die Blätter aus den Handelsbüchern; das ist Lizardiere's Schrift, der sie geführt hat. Und nun vergleichen Sie damit den Brief! —

Die Aehnlichkeit ist auffallend, sagte Aurora. Aber dann könnte ja der Brief auch von dem alten Lizardiere sein. —

Ach liebes gnädiges Fräulein, rief die Haushälterin, er war ja noch naß, als ich ihn dem seligen Herrn unter dem Kopfe vorzog. Es hat ihm Mühe genug gekostet, und er hat sich lange darauf geübt. — Er glaubte nicht, daß ich es bemerkte. Aber Sie sehen, daß dadurch in dem Handel manches klar wird, und daß, wenn der Franz wüßte, was ich weiß, sein Glück gemacht wäre. Aber möge mich der Himmel vor einem solchen Verrathe bewahren, der mein gutes gnädiges Fräulein in so großen Schaden bringen würde. —

Bei diesen Worten sah sie Auroren mit forschenden Blicken an. Diese erröthete, und ein innerer Unwille schien ihr Inneres heftig zu bewegen. Doch nahm sie sich zusammen und

sagte: Sie soll gut belohnt werden, Frau Brandau; aber unter der Bedingung, daß Sie von Ihrem Geheimnisse mit Niemandem spricht. Hört Sie; mit Niemandem, wer es auch sei. Nur unter dieser Bedingung darf Sie auf Belohnung rechnen.

Ei das versteht sich, antwortete die Haushälterin, die Aurorens Worte nach ihrem eignen Sinne deutete; wie könnt' ich so unbesonnen sein, von einer so wichtigen Sache ein Wort über meine Zunge gehen zu lassen? Nehmen Sie nun auch diese Papiere zu sich. Sie können Niemandem mehr nützen. Nun, ich gratulire von Grund der Seele zu der schönen Erbschaft. Werden Sie nicht bald hinauf kommen nach Neurode, um Sie in Empfang zu nehmen? Ich will Ihnen ein Zimmer in Bereitschaft halten. —

Das werden Andere an meiner Stelle thun, antwortete Aurora, von neuem erröthend. Aber jetzt, Frau Brandau, lebe Sie wohl. Hier ist Kostgeld auf drei Monate, und Zehrung für die Rückkehr. Gute Nacht. Also vor allen Dingen die tiefste Verschwiegenheit.

Die Haushälterin war jetzt im Begriff, unter Glückwünschen und Danksagungen wegzugehen, als Aurora sie zurück rief. Noch Eins! Was hat es mit den Wildschützens für eine Bewandtniß, von denen in dem Briefe steht? Sie scheinen auch eingebüßt zu haben. — Das sind uneheliche Töchter des alten Lizardiere, antwortete die Haushälterin. Wenig Leute wissen darum. Der alte Lizardiere hatte in Oberföhringen eine Fabrik und lernte da ihre Mutter kennen, die mit Zwillingen niederkam. Die Sache wurde sehr geheim gehalten; und nur der selige Herr wußte darum, der den Leuten durch die dritte Hand das Alimentengeld schicken mußte. Dadurch ist mir etwas davon kund geworden.

Nach diesem Zusatzgespräch entfernte sich die Haushälterin. Aurora aber saß noch lange, die Blicke auf den Boden geheftet, in Gedanken versunken. Dann stand sie auf, öffnete ihren Schreibtisch, und, nachdem sie die empfangenen Papiere aufbewahrt hatte, setzte sie sich zum Schreiben nieder. Was sie geschrieben, wissen wir nicht. Aber ihre Wangen färbten sich mehr als einmal von einer höhern Röthe, und mehr als einmal löschten Thränen, die von ihren Wangen rollten, die geschriebenen Worte aus.

* * *

An demselben Abend gegen Sonnenuntergang ging der alte Förster Wennhard vom Hagenbruch allein mit seinem Hunde durch den Wald, wo er den Tag über Holz angewiesen hatte. Langsam und in tiefen Gedanken schritt er nach der Heimath zu; denn er dachte an seinen Sohn, der im Auslande stand, und länger als gewöhnlich keine Nachricht von sich gegeben hatte; und es war ihm, als ob seine Sehnsucht nach dem einzigen Sohne noch nie so heftig gewesen sei. „Er soll mir auch wahrhaftig nach Hause, dachte er bei sich. Es ist Zeit. Kann ich auch jetzt noch gut auf meinen fünf und sechzigjährigen Beinen fort, so kann das doch nicht mehr sehr lange dauern. Und soll ich den schönen Forst in fremde Hände kommen lassen, die ihn vielleicht wieder in Unordnung bringen, wie er vor dreißig Jahren war? Das wäre Jammer und Schade. Wird mir aber der Christlieb beigesetzt, der hat ganz meinen Sinn, und die Sache geht in dem Gelels fort, wie bisher. Auch denk' ich, er wird es mir zu Gefallen thun, und die Franciske heirathen, wenn er sieht, was aus dem Mädchen geworden ist. Eine bessere Frau findet er auf der Welt nicht mehr. Und wenn er schon eine Braut hätte, würd' er es mir geschrieben haben."

Indem nun der alte Mann sich mit diesen und ähnlichen Gedanken beschäftigte, und den künftigen Haushalt seines Sohnes ausmalte, und ihn mit der schönen blühenden Frau und einigen rothbäckigen Enkelchen schon am Tische sitzen sah, und bei dem Anblicke dieser Seelenmalerei die Sehnsucht in eine rechte Seelenfreude überging; schlug sein munterer Hund, der überall herumrevierte, auf einer Waldblöße an, steckte den Kopf in das Gebüsch, zog ihn wieder zurück, sah sich dann nach seinem Herrn um, und erwartete nun mit vorgestreckter Schnauze die Ankunft desselben. Dieser beschleunigte seine Schritte, und als er die Büsche, vor denen der Hund stand, ein wenig von einander gezogen hatte, sah er in dem Dämmerlichte nicht ohne Verwunderung einen Mann in militärischer Tracht, dessen Kopf gegen die Erde gestützt war, während der rechte Fuß noch an dem niedrigen Zweige einer Birke hing. Es war offenbar, daß er durch einen Sturz von der Höhe in diese Stellung gerathen war; wie sich aber das zugetragen haben mochte, zu untersuchen, nahm sich der alte Wennhard jetzt keine Zeit, sondern bemühte sich vielmehr, den Verunglückten aus den Büschen herauszuziehen. Nachdem ihm dieses mit Anstrengung gelungen war, ließ er den Hund bei ihm zurück, um Wasser aus einer benachbarten Quelle zu holen, und da er zurückkam, fand er den Hund beschäftigt, ihm das Blut vom Gesichte zu lecken. Todt ist er nicht, sagte er, und indem er anfing, ihn mit dem kalten Wasser zu besprengen und abzuwaschen, schöpfte der Verunglückte wieder Athem, zog mühsam die Augenlieder auf, und fragte, wie einer, der aus einem tiefen Schlafe erwacht: Wo bin ich? — Unter ehrlichen Leuten, antwortete der Förster. Aber wie kommen Sie hierher? — Ich weiß es nicht, antwortete Moritz noch halb bewußtlos, indem er sich den Kopf aufzurichten bemühte. Bin ich verwundet? fragte er weiter, als er an dem Taschentuche des Försters Blut sah. — Etwas, wie es scheint, von dem Falle. Können Sie gehn? — Ich will es versuchen. Aber wo bin ich? — Eine kleine halbe Stunde von meinem Forsthause. Dahin will ich Sie führen.

Moritz versuchte nun aufzustehn; aber die Füße versagten ihm den Dienst. Er hatte den ganzen Tag keine Nahrung zu sich genommen; die heftige Bewegung des Gemüths, der Hunger, der Verlust des Blutes, die Betäubung von dem Falle — alles das hatte ihn der Kräfte beraubt. Er versuchte es noch einmal mit Hast und Unwillen; aber noch einmal sanken die Knie unter ihm ein. Der Förster errieth, was ihm fehlte; zog ein Stück Brod aus dem Ranzen, befeuchtete es mit Branntwein und reichte es ihm hin. Einige Bissen davon stärkten ihn. Er konnte jetzt aufrecht stehn, wenn schon auf zitternden Knien; dann konnt' er auch, von dem Alten gestützt, fortschreiten, obgleich nur langsam. Er jetzt fühlte er Schmerzen an seinem zerschlagenen Kopfe, und an andern Theilen, wo er gequetscht und gestoßen worden; und so wie er sich der Schmerzen bewußt wurde, kehrte auch die qualvolle Erinnerung an die Ereignisse dieses verhängnißvollen Tages in sein Gedächtniß zurück.

Schweigend gingen beide und langsam neben einander durch den Wald. Moritz schwieg, weil er in düstre Gedanken versunken war; der Förster, weil er es für unbescheiden hielt, einen Fremden und Kranken, mit dem ihn der Zufall zusammengeführt hatte, mit Fragen zu belästigen. Nachdem sie so eine Strecke gegangen waren, und die Nacht sich immer tiefer und tiefer senkte, erschien in der Ferne der Schimmer eines Lichtes, das zwischen den Bäumen wankte, bisweilen gänzlich verschwand, und dann wieder größer hervortrat. — Das sollte mich doch wundern, sagte der Förster vor sich hin, wenn das nicht Franciska mit ihrer Laterne wäre! Ja, ja — sie singt, um sich Muth zu machen. — Franzchen, rief er dann mit lauter Stimme, Franzchen, bist Du's? — Freilich bin ich es, antwortete eine wohlklingende weibliche Stimme; aber wo bleibt Ihr nur in aller Welt? Ich habe mich so geängstigt. Es ist auch etwas für Euch angekommen. — Ein Brief von Christlieb etwa? fragte der Alte. — Vielleicht, wenigstens kömmt er mit der hamburger Post. —

Mit diesen Worten trat Franciska hinter einem Busche vor, um den der Weg sich krümmte, und der die Kommenden versteckt hatte; wich aber bei dem Anblicke des fremden Mannes sogleich wieder einen Schritt zurück, und sagte halblaut: Wer ist denn der kranke Mann, Vater, den Ihr da mitbringt? — und zugleich wendete sie ihre Laterne ein wenig nach dem Fremden hin, der die Augen nicht aufschlug, sondern hastig nach seinem Begleiter griff; aber eh er ihn erfassen konnte, in die Knie und zur Erde sank. Franciska erschrack und bückte sich schnell nach dem Umgesunkenen, den eine doppelte Nacht umhüllte, und sie meinte, er wäre todt, aber der Alte schickte sie fort und sagte: Der Mann ist sehr schwach, aber Gefahr wird es wohl nicht haben; geh, lauf nach Hause, und hol den Spiritus aus dem Wandschrank. Da hör' ich auch die Bursche; die sollen herbeikommen. — Während nun Franciska nach dem nahen Hause eilte, rief der Alte auf dem Finger; das Zeichen wurde erwiedert; die Hunde schlugen an, und nach einigen Augenblicken kamen fast zu gleicher Zeit zwei Jägerbursche und Franciska von verschiedenen Seiten her an. Die Ohnmacht des Unglücklichen dauerte noch. Franciska kniete neben ihm auf die Erde, öffnete das Glas, goß etwas daraus auf ein Tuch, und rieb ihm die Schläfe damit. Ueber ihn gebeugt hingen ihre langen braunen Locken auf seine Stirn herab, und das Licht der Laterne von der Erde her erleuchtete zugleich ihr Lieblichkeit versprechendes Gesicht und das graue ehrwürdige Haupt des alten Wennhard, der neben ihr beschäftigt war, dem Kranken die Pulse zu reiben. Zugleich streckten die Hunde von beiden Seiten neugierig ihre Köpfe nach dem fremden Gegenstande hin, und hielten den Odem an, als ob sie ein ruhendes Wild bezeichneten.

Die beiden Jägerbursche waren unterdeß auf Befehl ihres Herrn nach dem Forsthause gegangen, und kamen nun mit einer Tragbahre wieder an, als Moritz mit einem tiefen Seufzer die Augen wieder öffnete. Starr hefteten sie sich auf das Gesicht des Mädchens, das sich jetzt langsam wieder

aufrichtete, und er sagte mit schwacher Stimme: Bist Du es, Leonore? — Worte, die von den einen nicht gehört, von von den andern nicht beachtet wurden. — Das Gehen hat den Herrn zu sehr ergriffen, sagte der Förster, und half ihm auf die Tragbahre, die nun von den beiden Burschen in das Forsthaus getragen wurde. Der Alte ging neben her; Franciska beleuchtete vorausschreitend den Weg; aber oft verweilte sie, und sah nach dem Kranken, besorgt, daß er ihrer Hülfe von neuem bedürfen möchte. Dieser aber, auf die untergelegten Kissen gestützt, verfolgte mit seinen Blicken die zarte und schlanke Gestalt des Mädchens, die von dem Lichte der Laterne nur schwach beleuchtet, mehr einem schwebenden Geiste, als einer wandelnden Sterblichen glich.

* * *

Nachdem der Pfarrer von Unterillingen zu Hause angekommen war, und seiner Frau den Erfolg seiner Reise gemeldet, vorzüglich aber die ihm von Lassolai gegebenen Versprechungen und Hoffnungen herausgehoben hatte, vernahm er seiner Seits, nicht ohne das größte Erstaunen, was sich unterdessen im Pfarrhause zugetragen, und daß die Nothwendigkeit der Ausstattung in eine weite und ungewisse Ferne gerückt war. — Ei, sagte er, wenn wir das gewußt hätten, so hätt' ich mir den Weg in die Stadt ersparen können. Doch er hat mir auch Segen gebracht; und dabei fielen seine Blicke auf den Schatz der mitgebrachten Reformationsschriften. — Aber wie nanntest Du vorhin den kranken Offizier? fuhr er fort. — Lizardiere. — Den Namen sollt' ich ja kennen! — Freilich kennst Du ihn. Sein Vater kam ja sonst bisweilen in unsre Gegend, da er noch die Fabrik in Oberöhringen hatte. — Ah, rief der Pfarrer, ist es der? Er war reformirter Confession, und ich habe einigemal mit ihm über die Irrlehren des Calvinischen Glaubens disputirt. Aber ich fand den Mann schwach in der Controvers. Nun es soll seinem Sohne nicht schaden, daß er nicht zu unsrer Kirche gehört, und ich bitte Dich, liebes Dortchen, es ihm an nichts fehlen zu lassen, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit des Glaubens. Das ist Menschen- und Christenpflicht. Aber sobald es der Arzt erlaubt, will ich ihn besuchen, und dann sehen, was im puncto fidei bei ihm zu thun ist. Das ist auch wieder meine Pflicht.

Da die Erwähnung des Calvinismus in dem Gedächtnisse des Pfarrers die Begebenheiten des vorigen Tages wieder aufgefrischt hatte, erzählte er seiner Frau, daß Lassolai auch ein Calvinist sei, was er zu spät erfahren, nachdem die Sache mit der Leonore schon so gut als richtig gewesen. Es ist Jammer und Schade, setzte er hinzu; denn der Mann ist übrigens brav und freundlich, und überaus gefällig. Gott gebe, daß sie glücklich mit ihm ist, und daß ihr zeitliches Wohl nicht das Verderben ihrer Seele nach sich zieht. Ich für meine Person würde mich nie entschließen, meine Tochter einem Feinde des Lutherischen Glaubens zu geben, und wenn er Tonnen Goldes besäße. Es ist immer eine große Gewissensfache, eine solche Vermischung des reinen Glaubens zu veranlassen, und Unkraut zwischen Weizen zu säen.

* * *

Einige Tage verstrichen jetzt, ohne daß sich etwas merkwürdiges in dem Pfarrhause zutrug. Lizardiere's Krankheit schien einen guten Gang zu nehmen; es war jetzt gewiß, daß kein edler Theil verletzt war, und die Heilung der Wunde hätte vielleicht schnell von Statten gegangen, wäre das Gemüth des Kranken ruhiger gewesen. Mehr als eines bekümmerte ihn, und die Gegenstände seiner Bekümmerniß waren oft mehr als Eine Weise verschlungen. Das Schicksal des Hannes, den man für seinen Mörder hielt, war nicht das letzte darunter. Es hätte ihn schon geschmerzt, das Unglück eines Menschen veranlaßt zu haben, — wie unschuldig er auch immer dabei hätte sein mögen — aber für Osterwald hatte er immer etwas gefühlt, von dem er sich, wenn nicht das Betragen des jungen Mannes gegen ihn erwog, selbst im Rechenschaft geben konnte. Wider seinen Willen hatte er sich von ihm entfernt gehalten, aber ohne ihn aus den Augen zu verlieren, oder ohne die Hoffnung aufzugeben, seine Gesinnungen umzuwandeln. Er benutzte auf die großmüthigste Weise die Achtung, deren er bei seinen Vorgesetzten genoß, um, wo es nur möglich war, Osterwald's Tapferkeit und seine militärischen Kenntnisse geltend zu machen, und seine Fehler zu entschuldigen. Wäre er von der Demüthigung unterrichtet gewesen, die man zur Besserung des hochstrebenden Jünglings für zuträglich hielt, und deren Erfolg verderblich war, so ist nicht zu zweifeln, daß er Alles aufgeboten haben würde, um sie abzuwenden, und daß es ihm bei der Gewandheit, die er mit dem reinsten Eifer verband, vielleicht gelungen sein würde.

Das Unglück, daß er von der Hand dieses jungen Mannes erfahren hatte, dessen Tugenden durch eine krankhafte Reizbarkeit seiner Organisation verdunkelt wurden, hatte seine Gesinnungen nicht verändert, und als er zufällig hörte, daß Osterwald's Pferd sich mit der Hälfte des Zeuges und in dem kläglichsten Zustande bei dem Regimente eingefunden habe, so daß man glauben mußte, der Reiter sei umgekommen, kränkte es ihn schmerzlich, daß er mit dem Hasse gegen ihn aus der Welt gegangen sei. Es war ein Zuwachs seines Schmerzes, daß er erfuhr, wie nahe Osterwald mit den wackern Leuten verwandt war, die ihn so gastfreundlich bei sich aufgenommen hatten, und obgleich unbekannt mit Klotildens näherem Verhältnisse zu seinem Gegner, schien es ihm doch, daß seine Nähe Klotilden peinlich, vielleicht verhaßt sei, da sie nicht umhin könne, das Schicksal ihres Verwandten in gewisser Rücksicht und vielleicht aus dem nemlichen Vorurtheile, das dieser gegen ihn hegte, auf seine Rechnung zu schreiben. Noch hatte er Klotilden nicht gesehn. Aber schon der Gedanke der Nähe dieses geliebten Mädchens, auf das er in der Verzweiflung Verzicht gethan, das er aber nie vergessen hatte, trieb ihm das Blut schneller durch die Adern; und wenn er von fern den Ton ihrer Stimme vernahm, oder sie von der Mutter mit Namen rufen hörte, so erwachten alle Erinnerungen seiner ersten Liebe, und ließen eine Schwermuth in seiner Seele zurück, welche die physischen Kräfte niederdrückte und den Fortgang der Cur sichtbarlich hemmte.

Aurora, die wie ein Schutzengel des Hauses auf Alles achtete, was Andere bekümmerte, und in dieser Sorge sich selbst vergaß, benutzte den ersten schicklichen Vorwand, um sich ihrem kranken Freunde zu nähern. Lizardiere wußte nichts von ihrem Dasein in diesem Hause, und als sie zum erstenmal in sein Zimmer trat, um ihm einen Trank zu reichen, den sie seinem Wärter abgenommen hatte, glaubte er zu träumen, rieb sich die Augen, und starrte ihre Erscheinung mehr mit Verwunderung als Freude an. Sie müssen es einer alten Freundin schon verzeihen, sagte sie mit ihrer melodischen Stimme, wenn sie sich zu Ihnen drängt, und sie glaubt nicht, daß die Arzneimittel, die sie Ihnen reicht, durch ihre guten Wünsche an Kraft verlieren werden. — Indem Aurora so sprach, griff Lizardiere, statt den dargereichten Trank zu nehmen, nach ihrer Hand, drückte sie zwischen den seinigen, und indem er sie mit festen brennenden Blicken ansah, sagte er: Wenn ich hier sterbe, so werden doch liebe Hände meine Augen zudrücken.

Sie werden nicht sterben, guter Franz, antwortete Aurora, und meine Hände werden Ihnen noch so lange Arzneien reichen, bis Ihre Augen wieder so heiter werden, wie damals, als Sie mir von Ihren Bekanntschaften in der Stadt erzählten.

Damals, antwortete der Kranke mit einer schmerzlichen Veränderung seiner Züge, damals stand ich noch auf der Höhe der Hoffnung und träumte von Glück. Diese Träume wurden bald darauf zerstört; und jetzt — —

Und warum sollen Sie jetzt der Hoffnung entsagen, da Sie noch leben? Und sollte nicht Ihre jetzige Schwermuth eher ein Traum sein, als damals Ihre Hoffnung?

Ohne hierauf zu antworten, sagte Lizardiere, der noch immer Aurorens Hand hielt: Der Zufall hat mich hier in die Nähe einer Person gebracht, die mir in jener Zeit sehr werth wurde. Ich weiß, daß sie mit Osterwald nahe verwandt ist. Sie muß mich hassen, da er mich haßt, und vielleicht jetzt — — Hat man nichts wieder von ihm gehört? —

Nichts, antwortete Aurora, als was Ihnen der Wundarzt unvorsichtiger Weise hinterbracht hat. Er glaubte nicht, daß Sie an dem Schicksale eines Gegners einen so freundschaftlichen Antheil nehmen könnten. Aber Sie irren sich, wenn sie glauben, daß die Familie einen Groll gegen Sie hegt; ja, Sie dürfen überzeugt sein, daß Ihre besten Freunde keine heißern Wünsche für Ihre Rettung thun, als man in diesem Hause thut.

Auch Klotilde? fragte er nach einigem Zögern. Ich habe bisweilen vermuthet, daß ihr Verhältniß mit Osterwald noch ein anderes als das der Verwandtschaft sein möchte, und in diesem Falle — —

Der Fall mag sein wie er will, fiel Aurora lebhaft ein, so dürften Sie nicht einen Augenblick zweifeln, daß Klotildens Wünsche mit den Wünschen der Uebrigen zusammenstimmen. Ja, wäre es denn ein Wunder, wenn sie sogar noch lebhafter wären, da Sie zu ihren frühern Bekanntschaften gehören?

Lizardiere sah Auroren mit zweifelnden Blicken an, und da sie treuherzig hinzusetzte: Glauben Sie mir nur. Ich täusche Sie nicht — drückte er ihre Hand mit Innigkeit und

sagte: Dieses Wort stärkt mich mehr als jede Arznei. — Dann schwieg er eine Zeitlang, als ob er in Gedanken verloren sei; und auf dem Rücken liegend die Blicke an die Decke geheftet, sagte er leise vor sich hin: Und vielleicht ist doch Alles nur Täuschung gutmüthigen Wohlwollens gegen einen sterbenden Freund!

Sie thun sich und mir Unrecht, sagte Aurora, die seine leisen Worte doch vernommen hatte, und ich darf hinzusetzen, Klotilden noch mehr als mir. Wünschen Sie meine Versicherung aus ihrem Munde bestätigt zu hören? Ich glaube nicht, daß, wenn es der Arzt erlaubt, sie Bedenken tragen wird, mit ihrer Mutter hierher zu kommen.

Von dieser Verheißung überrascht, wollte der Kranke sich zu der Sprechenden wenden, aber sich und seinen Zustand vergessend, stieß er bei der Schnelligkeit seiner Bewegung gegen den Verband seiner Wunde, und sank von Schmerz überwältigt, bewußtlos zurück. Bestürzt rief Aurora um Hülfe, und Klotilde, die sich in der Nähe befand, und bei der Gefahr des geliebten Freundes jede andere Rücksicht vergaß, stürzte herein. Ihre Blicke fielen auf den Erblaßten. Ungeordnet hingen seine schwarzen Locken um die todtenbleiche Stirn; und mit den eingefallnen Wangen, vom Fieber verzehrt, mit blutlosen Lippen, schien er einem Todten gleich. In bewußtlosem Schmerz sank sie an seinem Lager nieder, und brach in Klagen über den Tod des Mannes aus, den sie allein auf Erden geliebt, und für den sie ihr Leben gegeben haben würde, um das seine zu retten. — Ach, rief sie aus, wie gern wär' ich an Deiner Stelle gestorben, wenn Du es auch erst nach meinem Tode erfahren hättest. Nun bist Du todt, und weißt nicht, wie sehr ich Dich geliebt habe!

Die Bemühungen des Wärters und Aurorens hatten indeß das fliehende Leben des Kranken zurückgerufen, und in dem Augenblicke, wo Klotilde jene Worte sprach, kehrte er zum Bewußtsein zurück. Er hatte seinen Namen, er hatte die Stimme der Trostlosen gehört, und der erste Gegenstand, den er erblickte, war die Geliebte, die an seinem Lager kniete und verzweifelnd die Hände rang. — Er lebt, rief Aurora, die sich Klotilden an die Brust warf, Gott lob, er lebt! — Klotilde sprang auf, und nachdem sie sich durch einen Blick von seinem Erwachen überzeugt hatte, eilte sie mit emporgehobenen Händen und schamglühendem Gesicht aus dem Zimmer.

* * *

Dieser Zufall hatte das Verhältniß der Liebenden mit einemmale in ein klares Licht gesetzt. Lizardiere konnte nicht mehr an Klotildens Liebe zweifeln, und Klotilde erfuhr durch Auroren, wie treu er ihr immer ergeben gewesen, und wie nur die Ueberzeugung von ihrer Liebe die glückliche Krisis hervorgebracht habe, von welcher der Arzt die besten Folgen versprach. Da dieser aber äußere und innere Ruhe als die unerläßliche Bedingung der Cur wiederholt und auf das dringendste empfahl, und dadurch ein zweiter Besuch von Klotilden sich von selbst verbot, wenn sie auch ihre jungfräuliche Blödigkeit hätte überwinden können, so beschränkte sich jetzt der Verkehr der Liebenden wieder auf das, was ihnen Aurora gegenseitig mittheilte.

Aurora hatte sich durch die stille Aufmerksamkeit, und durch die besonnene Ruhe, mit der sie für Alles sorgte, die Gunst des bejahrten Arztes gewonnen, so daß er sich mit seinen Vorschriften bald an Niemanden wendete, als an sie, und den Wärter des Kranken ihren Anordnungen unbedingt unterwarf. Lizardiere befand sich hierbei in jeder Rücksicht gut. Die treue Pflegerin war ihm auch eine treue Botin der Liebe, und eine theilnehmende, geistreiche Gesellschafterin. Da sie ihn, wie wir schon oben gesagt haben, in früherer Zeit oft gesehn und in dem Hause ihrer Tante Umgang mit ihm gehabt hatte, so bot die Erinnerung der Vergangenheit, das Interesse der Gegenwart und die Aussicht auf die Zukunft einen reichen Stoff zu Unterhaltungen, denen Aurorens Wohlwollen ein erquickendes Nepenthe von stiller Freude und heitern Hoffnungen beizumischen verstand.

So lange nun Lizardiere wegen seiner Wunde noch in Gefahr war — was nur wenige Tage dauerte — beschäftigte ihn nichts als der Wunsch, Klotilden sein Herz zu entdecken, und aus ihrem Munde die Bestätigung dessen zu hören, was er bisweilen nur geträumt zu haben glaubte; aber als die Gefahr verschwand, fing er an, sich wieder mit Zweifeln zu quälen. Wenn auch Klotilde, dachte er, ihre frühere Verbindung löst, und wenn ihre Eltern verstatten sollten, was sie kaum verstatten können, was hab' ich Klotilden jetzt mehr anzubieten, als damals, da ich mich ihr zu entsagen entschloß? Der Kriegsdienst hat den kleinen Rest meiner Habe aufgezehrt; ich kehre arm und entblößt zurück; und wenn der Friede geschlossen und das Heer aufgelöst ist, werd' ich mich glücklich schätzen müssen, in irgend einem Landstädtchen mit halbem Solde ein kärgliches und dunkles Dasein zu führen. Wäre das ein Loos für Klotilden? Könnte ich es mir verzeihen, ihre Liebe so zu mißbrauchen, daß ich sie zur Theilnehmerin an meinem Elende machte? Was bleibt mir übrig, als ihr zum zweitenmale zu entsagen, und jetzt mit desto größerem Schmerz, da ich von ihrer Liebe weiß? Aber es muß sein. Ehre und Liebe gebieten mir dieses Opfer, und wenn es mir auch das Leben kosten sollte.

Diesen Entschluß, das Resultat eines schweren Kampfes, hielt er vor Auroren verborgen, weil es ihm unzart schien, seiner Armuth gegen die Erwähnung zu thun, deren Oheim ihn in diese Lage versetzt hatte. Zwei Tage lang hielt er seinen Vorsatz. Aber Aurorens Blicken, die, von Natur scharf und eindringend, durch die Theilnahme der Freundschaft noch mehr geschärft wurden, entging der Zwang nicht, den er sich anthat, und der mit der offnen Vertraulichkeit der vorhergehenden Tage in Widerspruch stand. Da er von Klotilden zu sprechen vermied, so hätte sie vermuthen können, daß irgend ein Argwohn sich seines Herzens bemächtigt hätte. Aber was in aller Welt hätte diesen Argwohn erzeugen sollen? oder was hätte ihn abhalten können, ihr auch diesen zu entdecken, so wie er ihr sein ganzes Herz geöffnet hatte? Sie sann die ganze Nacht, und da sie das Wahre zu ahnen anfing, konnte sie den Tag nicht vorübergehen lassen, ohne Gewißheit zu bekommen. — Freuen Sie sich, sagte sie, nachdem sie, wie gewöhnlich, Platz an seinem Lager genommen hatte; freuen Sie sich. Unser lieber Arzt, der leider noch immer das Zimmer hüten muß, hat mir auf meinen Bericht geantwortet, daß Sie morgen Ihr Bett unbedenklich einige Stunden erlassen dürften, um sich allmählig an das Leben eines Gesunden zu gewöhnen. Ich habe dieß Ihren Hausgenossen angekündigt, die schon lange auf den Tag geharrt haben, wo sie Ihnen ihre Freude über die glückliche Rettung Ihres Lebens bezeigen können. Auch Klotilde wird Sie besuchen.

Klotilde, sagen Sie? rief Lizardiere mit freudigem Erröthen aus. Sie glauben —

Warum nicht, erwiederte Aurora, wenn es Ihnen Freude macht?

Der Gedanke, Klotilden zu sehen, hatte den armen Kranken im ersten Augenblick so freudig überrascht, daß er seinen Vorsatz vergaß; aber im zweiten kehrte der gehemmte Strom seiner schmerzhaften Zweifel mit neuer Gewalt zurück. Er schwieg; eine Wolke von Traurigkeit zog über sein kaum noch so heiteres Angesicht; dann heftete er einen langen trüben Blick auf Auroren, und sagte: „Ich wollte schweigen; aber ich fühle, daß ich es nicht länger vermag. Ach, Aurora, meine gütige, meine großmüthige Freundin, Sie wollten mir eine Freude bereiten; aber Sie wissen nicht, daß dieses arme gequälte Herz der Freude nicht mehr empfänglich ist." — Und nun erzählte er ihr Alles; wie er mit sich gekämpft, wie Liebe und Pflicht sich um sein Herz gestritten, und wie er endlich zu dem nothwendigen Entschlusse gelangt sei, eher an der Schwelle seines Glückes umzukehren. Sein Vorsatz, setzte er hinzu, stehe fest; er werde nun auch Kraft in sich finden, ihn auszuführen; nur darüber könne er noch nicht zu einem Entschlusse kommen, wie er die Trennung bewirken könne, ohne Klotildens Herz zu verwunden.

Und Sie schmeicheln sich in der That, sagte Aurora, einen Weg zu finden, dieses möglich zu machen?

Lizardiere schwieg.

Und wenn sie nun keinen fänden, wie Sie denn zuverlässig keinen finden können, was wird dann aus ihrem Entschlusse werden? Aber lassen Sie uns hiervon abbrechen. Ein Kranker muß dem Augenblicke leben, und sich so wenig als möglich um die Zukunft bekümmern. Morgen empfangen Sie Klotildens Besuch, und freuen sich heute darauf, ohne an etwas anderes zu denken; und wenn Sie bis zu Ihrer völligen Genesung noch dieselben Gesinnungen hegen, so will ich nicht mit Ihnen streiten, sondern Ihnen sogar bei der Ausführung Ihres paradoxen Entschlusses nach meinen Kräften beistehn. Uebrigens versprechen Sie mir, über diesen Gegenstand kein Geheimniß vor mir zu haben.

Durch dieses Gespräch erleichtert, wenn schon nicht beruhigt, reichte Lizardiere seiner Freundin die Hand. Die Erwartung eines glücklichen Tages erhob sich in seinem Herzen, und aus seinen, eben erst so trüben Augen, leuchtete der Strahl der Hoffnung, der ihm ohne seinen Willen in das Herz gefallen war.

* * *

Ehe wir die Geschichte dieses Paares, das wir getrost der Obhut seines Schutzengels überlassen dürfen, weiter zu

olgen, müssen wir in das Forsthaus zurückkehren, wo Mo-
itz zu Bett gebracht, und durch einige stärkende Mittel so
eit hergestellt war, daß ihm nur der Schmerz an den ge-
uetschten und zerstoßenen Stellen seines Leibes übrig blieb.

Nicht eher, als bis für Alles gesorgt, jede der beschädig-
en Stellen sorgfältig untersucht und Umschläge darum gelegt
orden waren — was der erfahrne Wennhard Alles selbst
esorgte — übertrug dieser die fernere Wartung und Be-
achung des Kranken für den Rest der Nacht dem ältesten
einer Jägerbursche, und zog sich in seine Wohnstube zurück,
o ihn Franciska und eine dampfende Suppe erwartete.

Nun ruht aus, Vater, sagte Franciska, indem sie ihm
en Hausrock und die Schlafmütze reichte. Es ist Euch sauer
eworden, und schon spät an der Zeit. Wer aber nur der
remde Herr sein mag? Es ist mir immer, als müßt ich ihn
hon einmal gesehn haben. —

Wir werden das schon zu seiner Zeit von ihm selbst er-
ahren, erwiederte der Alte, indem er die dargebotenen Klei-
ungsstücke anlegte. Daß er ein Offizier ist, zeigt der Rock;
uch ist er zu Pferd durch den Wald gekommen, wie ich aus
er Spur gesehn habe, und das Pferd mag mit ihm durch-
egangen sein; denn es hat gewaltige Sätze gemacht. Jetzt
ber laß uns ein gutes Wort sprechen, und zum Essen
chreiten.

Bei diesen Worten entblößte der Alte sein graues Haupt
nd sprach ein kurzes Tischgebet, dem Franciska noch eines
eifügte, das sie mit einem Knix beschloß. Als die Suppe
illschweigend verzehrt war, sagte der Förster: Aber sieh doch,
ind, wie wir das Beste vergessen haben! Den Brief von
hristlieb.

Franciska stand auf und langte einen Brief vom Schranke
erab, indem sie sagte: Christlieb's Hand ist es nicht; er ist
uch nicht mit dem Hirschchen gesiegelt; aber N e t r a steht
rauf, wie auf den andern Briefen. — Nun Gott gebe nur,
aß ihn kein Unglück betroffen hat, sagte der Alte, indem er
ach dem Briefe griff. Es ist die Hand seines Herrn, setzte
r hinzu. Da, Franzchen, ließ Du mir ihn vor; ich kann
ei Licht Geschriebenes nicht gut erkennen.

Franciska brach das Siegel auf, und indem sie die ersten
eilen mit schnellen Blicken überlief, zitterte das Blatt in
hrer Hand, und sie sagte: Vater, ich glaube, Ihr werdet
esser thun, den Brief erst Morgen zu lesen. — Sie sagte
as aber mit bebenden Lippen, und so, daß man sehen konnte,
e thue sich große Gewalt an.

Der alte Mann, der mit gespannter Erwartung dem
orlesen des Briefes entgegengesehn hatte, fuhr bei diesen
Worten zusammen, und ergriff Franciskens Arm, als ob er
ch an ihr fest halten wollte, faßte sich aber sogleich wieder
nd sagte: Der langersehnte Brief enthält also eine Trauer-
ost? Verbirg sie mir nicht, mein liebes Kind. Sie wird
urch den Aufschub nicht besser. Ist mein Christlieb krank? —
ranciska drückte schweigend beide Hände gegen die Augen, und
re Thränen drängten sich durch die verschränkten Finger. — Er
t also todt? fragte der Alte weiter, indem sein Haupt auf die
ruft sank. — Da sprang Franciska auf, warf ihre Arme
m Greis um den Hals, und sagte mit erstickter Stimme:
ch, armer Vater, Ihr habt keinen Sohn mehr.

Als dieses entscheidende Wort ausgesprochen, und der
hte Funke der Hoffnung dadurch ausgelöscht war, faßte der
reis mit zitternder Hand an das Haupt und sagte: So soll
nn der graue Kopf mit Trauer belastet zur Grube fahren,
nd fremde Hände sollen die Augen zudrücken, die so oft für
n gewacht haben? Wie ist denn der gute Junge gestorben?
age mir Alles! Hat er wohl noch vor seinem Ende an sei-
n alten Vater gedacht, der sich so sehr nach ihm sehnte?

Franciska schwieg einige Augenblicke. Ihr heftiges Wei-
n hemmte die Rede. Ach, Vater, Vater! war Alles was
sagen konnte. — Es ist ihm also wohl ein großes und
weres Unglück begegnet? Quäle mich nicht durch zurückhal-
n. Ließ mir den ganzen Brief. Gott wird mir Stärke
ben, auch das Schwerste zu ertragen.

Franciska las mit bebender Stimme, die oft durch
hränen gänzlich erstickt wurde. Der Brief fing mit Lob-
rüchen des jungen Mannes an, von seinem stillen Wandel,
ner Frömmigkeit, der Unverdrossenheit endlich, mit der er
ne Pflicht geübt, und wie eben das die Ursache seines trau-
igen Todes geworden. „Nicht anders, hieß es weiter, als
er eine Ahnung von seinem Schicksale gehabt hätte, be-
igte er in den letzten Wochen eine große Sehnsucht nach der
eimath, und bat mich zu wiederholtenmalen, ihm im Herbste
f einen Monat Urlaub zu geben, um seinen alten Vater
besuchen, von dem er alle Nacht träume, was ihn sehr
urig mache, weil er fürchte ihn bald zu verlieren. — Seine
itte war ihm zugesagt worden, und er hatte sich sehr auf
e frohe Ueberraschung gefreut, die er seinem Vater dadurch
zu bereiten gedachte. Schon war der Tag der Abreise be-
stimmt, als er noch mit einem seiner Cameraden, seinem
besten Freunde, in das Holz geht. Da sie nach verschiedenen
Richtungen hin schießen hören, trennen sie sich, die Wilddiebe
aufzusuchen. Christlieb stößt auf einen, ruft ihn an und be-
droht ihn; aber ehe er sich seiner bemächtigen kann, fällt ein
Schuß in seinen Rücken und tödtet ihn. Sein Gefährte eilt
schnell herbei; aber alle Hülfe ist umsonst. Christlieb stirbt
in den Armen seines Freundes, indem er ihm mit einem
Händedruck sagt: Nun trete ich also meine Reise an. Laß
meinen alten Vater grüßen. Gott helfe ihm auch das zu
überwinden!"

Bei diesen Worten verbarg der Greis sein Gesicht und
weinte und schluchzte. Ach mein Sohn, rief er aus, mein
guter Sohn! Du warst mir immer ein gutes und liebes Kind,
und recht nach meinem Herzen. Du solltest die Stütze mei-
nes Alters sein. Ach, meine schönen Hoffnungen! —

In der Nachschrift des Briefes hieß es, der muthmaß-
liche Mörder sei so eben eingebracht worden, und werde der
verdienten Strafe nicht entgehen. „Euer Sohn ist also nicht
ungerächt gefallen, hieß es weiter, so wie auch nicht unbe-
weint. Kein Aug' ist hier im ganzen Orte trocken geblieben,
als er zu Grabe getragen wurde, und es wurden mehr Kränze
gebracht, als auf dem Sarge Platz hatten!"

Gott hat ihn in seinem Beruf sterben lassen, schluchzte
der Greis, auf den die letzten Zeilen des Brief's heilsam wirk-
ten; hart für mich, bei diesen hohen Jahren, und er in der
Blüthe der Jugend! Er war gerecht vor Gott und geliebt
bei den Menschen. Recht das Ebenbild seiner seligen Mutter.
Auch die freundlichen Augen hatt' er wie sie, und ihr ganzes
Gemüth. Hätt' ich Dich doch nur einmal an das alte Herz
drücken können! Dann wär' ich ja mit Freuden zur Grube
gefahren.

Nach diesen Worten versank der alte Mann in ein tie-
fes Schweigen, und saß lange, den Kopf zur Brust gesenkt,
während ihn Franciska mit dem Arm um seine Schultern
stützte. Dann richtete er sich ein wenig auf, und Augen und
Hände zum Himmel erhebend, sagte er: „Der Herr hat's ge-
geben, der Herr hat's genommen" — und nach einer kleinen
Weile setzte er seufzend hinzu: „Der Name des Herrn sei ge-
lobt! Wir müssen ja in Allem, was uns begegnet, Gottes
Willen verehren, wenn es uns auch hart fällt. Er legt uns
eine Last auf, aber er hilft uns auch. Ich will also nicht
gegen meinen himmlischen Vater murren, daß er mir nun
auch das Liebste genommen hat, was ich auf Erden besaß;
sondern ich will ihm danken, daß er mich eine solche Freude
doch so lange hat genießen lassen. Und wie lange kann es
dauern, so sehen wir uns dort drüben wieder."

Der Gott ergebene Greis sagte diese Worte mit gebroche-
ner Stimme. Die Thränen rieselten über seine Wangen und
seinen grauen Bart, und benetzten Franciskens Angesicht,
das an dem seinigen ruhte. — Gott wird Euch trösten, sagte
sie weinend; und seht, schon hat sein Gericht den Bösewicht
eingeholt, der Euern Christlieb ermordet hat.

Ich weiß nicht, erwiederte der Greis, ob ich mir das
soll einen Trost sein lassen. Es ist schon recht, das böse Tha-
ten gestraft werden; aber wird mein Unglück dadurch gerin-
ger, daß ein Andrer, und mit ihm vielleicht eine ganze Fa-
milie unglücklich wird? Ich will kein Unrecht entschuldigen —
Gott behüte mich davor! — aber, Kind, es giebt viele Dinge,
die einen Menschen zu dem Allerentsetzlichsten treiben können!
Hab' ich doch selbst dergleichen erfahren.

Er schwieg hierauf ein wenig; dann fuhr er fort: Ich
kann Dir Eines erzählen, das auch auf mein Leben Einfluß
gehabt hat. — Das wird uns auf andre Gedanken bringen. —
Zu der Zeit, wo ich hier auf den Forst kam, war der Wild-
diebstahl durch die Bequemlichkeit meines Vorgängers ganz
allgemein. Ich war jung, voll Diensteifers und fest entschlos-
sen, die Ordnung wieder herzustellen. Es gelang mir, ei-
nige der unheilbarsten Diebe zur Haft zu bringen, und schon
glaubte ich, meines Forstes Meister zu sein, als ich eines
Abends auf dem Anstande einen Schuß in meiner Nähe fal-
len hörte. Ich eile der Gegend zu, und hole bald einen Mann
ein, der mit dem geschossenen Wilde auf der Schulter sich
nur mühsam fortzuschleppen schien. Als ich ihn anrief, ließ
er seine Beute fallen, und versuchte zu fliehen, und da er
bald inne wurde, daß ihm dieses nicht gelingen würde, rüstete
er sich zum Widerstande. Ich rief ihm zu, sich zu ergeben,
indem ich auf ihn zu schießen drohte. Da warf er sein Ge-
wehr zur Erde, und erwartete mich, und ich sah die hagere,
blasse, abgemergelte Gestalt eines Mannes von mittlern Jah-
ren, ein Bild des Hungers, des Elends und der Verzweif-
lung. Schlagt mich todt, rief er mir mit hohler Stimme zu,
als ich ihm nahe trat, so bin ich meines Elends los, und
meine armen Würmer könnt' Ihr dann mit mir in Ein Loch

scharren; so hat's ein Ende. — Diese Worte, die Stimme des Mannes und sein ganzes Ansehn, das durch das Dämmerlicht noch furchtbarer wurde, entwaffnete mich. — Wer seid Ihr? sagt' ich. — Ein Bettler, antwortete er, der mit einer Frau und fünf Kindern Hungers stirbt, und weil er sie nicht verschmachten sehen will, für sie stiehlt. — Ich fragte weiter nach seinem Aufenthalte, und da Alles an ihm für die Wahrheit seiner verzweiflungsvollen Aussage zeugte, begleitete ich ihn nach seiner Wohnung, einer armseligen Köhlerhütte, die unter einem überhängenden Felsen von wenigen Bretern zusammengenagelt, nur einen geringen Schutz gegen die rauhe Jahreszeit bot. Ich trat hinein, und nie werd' ich den Anblick vergessen, der sich mir hier darbot. Eine sterbende Frau in Lumpen gehüllt, auf dürrem Laube liegend und ohne Zudeck; vier nackte Kinder wimmernd in den Winkeln kauernd; ein etwas erwachseneres Mädchen, das an dem Lager der Sterbenden auf seinen Fersen saß, und in Thränen zerfließend den Kopf der stöhnenden Mutter stützte. Kein Geräth, kein Kleidungsstück, keine Spur von Lebensmitteln war zu sehn; in der Höhle eines wilden Thiers sind mehr Mittel der Bequemlichkeit zu finden, als man hier erblickte. — Mit Entsetzen über diesen Anblick fuhr ich in meine Tasche, wo ich zum Glück ein Stück Brod und einen Rest von Branntwein fand, was ich dem unglücklichen Hausvater in die Hand legte. Bei dem Anblicke des Brodes drängten sich die vier nackten Kinder herbei, und die größere Tochter blickte mit unbeschreiblicher Sehnsucht darnach hin, ohne doch den Platz neben der Mutter zu verlassen. Nie werd' ich die entsetzliche Gier vergessen, mit der diese Unglücklichen die mit dem Branntwein befeuchteten Bissen verschlangen, wobei der Vater allein leer ausging. Ich lief nun spornstreichs nach dem nächsten Dorfe, brachte einige Lebensmittel und Lumpen zusammen, und eilte damit belastet nach der Hütte des Elends zurück. Es war unterdessen Nacht geworden. Ich machte Feuer an und theilte jetzt bei dem Scheine eines Kienholzes meine Gaben aus, sorgend, daß die Hungrigen nicht zu gierig aßen. Der Vater wurde jetzt auch bedacht. Es ging dabei ganz still und stumm her, und nur das älteste Mädchen bat die kranke Mutter, doch auch etwas zu sich zu nehmen, und hielt ihr den Bissen an den Mund; aber das arme Weib wendete das Gesicht ab, und weigerte sich die dargebotene Nahrung zu nehmen. Da fielen die Thränen des guten Kindes darauf, und es verschlang den so befeuchteten Bissen selbst. Dieses Kind ist nachher meine Frau und meines Christliebs Mutter geworden, und nie hat sie ihr frühes Elend vergessen, sondern ist immer eine Mutter der Armen gewesen. Der Vater war ein rechtlicher Mann, und durch die schändlichsten Verleumdungen und Ränke aus dem Dienste und in das tiefe Elend gekommen; und es war mir von Gott beschieden, ihn wieder zu Ehren zu bringen. Auch die andern Kinder haben ihr reichliches Auskommen, vornehmlich das jüngste von Allen, der Lassolai, bei dem Deine Schwester ist. Der war auch immer mein Liebling, und ist jetzt ein schwerer und ehrenfester Mann.

Die Erinnerung an diese Begebenheit und an den glücklichen Erfolg, den seine Bemühungen gehabt hatten, wirkten höchst wohlthätig auf das tief betrübte Gemüth des alten Mannes; denn von allen Mitteln, die einen Menschen zu beruhigen vermögen, giebt es keines, das eine größere Kraft hätte, als die Erinnerung an das Gute, das er Andern ohne Nebenabsicht erwiesen hat. Auch das Andenken an seine Frau war dadurch auf das lebhafteste erweckt worden, und die Erinnerung an das stille Glück, das er in ihrem Besitze genossen hatte, öffnete in seiner Brust die Quellen jenes aus Lust und Schmerz wunderbar gemischten Gefühls, das so wirksam ist, die Wiederhaken eines heftigen Schmerzes abzustumpfen. Franciska, deren Aufmerksamkeit diese Wirkung nicht entging, wußte ihn, so oft sich seine Blicke wieder auf den unglückliche Tod seines Sohnes richten wollten, mit sanfter Hand nach einem der entfernter liegenden Blumenstücke seiner Jugend hinzuleiten, so daß ihn allmählig die Müdigkeit überschlich, und er sich, nachdem er noch einmal nach seinem Kranken gesehn, und dem Wächter Aufmerksamkeit empfohlen hatte, zum Schlafe niederlegte.

* * *

Als Franciska am folgenden Morgen aufstand, fand sie den Alten schon wach und sich zum Ausgehen bereitend. Wollt Ihr denn auch heute auf's Revier? fragte sie nach dem Morgengruße. — „Du meinst wohl wegen der Trauerpost von gestern? erwiederte der alte Mann. Ich kann draußen meinen Gedanken so gut nachhängen wie zu Hause, und ich habe es mehr als einmal erfahren, wenn ich recht tief betrübt war, daß die Bäume tröstlich zu mir sprachen. Oder glaubst Du wohl, Kind, daß es mich beruhigen könnte, wenn ich mein Amt versäumte, während mein Christlieb in dem seinigen gestorben ist?" — Und nachdem er ihr befohlen hatte, für den Kranken zu sorgen, verließ er das Haus, um das den Tag vorher begonnene Geschäft zu endigen.

Der Jägerbursche, welcher die Wache bei dem Kranken gehabt hatte, meldete jetzt Franciskan, der Herr habe die Nacht sehr unruhig zugebracht, klage aber wenig über äußere Schmerzen; es schiene ihm vielmehr eine große Angst auf der Seele zu liegen. Er sei oft bei einem geringen Geräusche aufgefahren, und habe dann genau nach der Lage des Hauses, der umliegenden Gegend, der Entfernung von der Hauptstraße und dergleichen gefragt. Auch von der Jungfer, die ihm gestern geleuchtet, habe er wissen wollen, ob sie die Tochter des Hauses sei und ob sie nicht Leonore heiße.

Franciska erinnerte sich jetzt der Worte, die der Fremde bei seinem Erwachen gesprochen, und sie fing an zu vermuthen, daß er sie mit ihrer Zwillingsschwester verwechselt habe. Auch fuhr ihr der Gedanke durch die Seele, ob er nicht etwa der Gespiele ihrer Jugend sei. Diese Vermuthung bestätigte sich, je mehr sie ihr nachhing; und bei der ersten Zusammenkunft erkannten beide gegenseitig, ob gleich mit sehr verschiedenen Gefühlen, den Gegenstand ihrer kindischen Neigungen.

Dieser Umstand, der das über Osterwald's Gemüth ruhende Dunkel mit einem Strahle der Freude vergoldete, der aber schnell wieder erlosch, führte nach kurzem Zusammensein das Vertrauen herbei. Der Unglückliche, von dem Bewußtsein seiner That, der Furcht vor Entdeckung, und dem Mangel an Mitteln zur Flucht gequält, theilte der alten, wohlwollenden Freundin sein Geheimniß mit, und suchte in seiner Bedrängniß Rath bei ihr. So gedemüthigt war dieses stolze und hochfahrende Herz durch die Ereignisse weniger Stunden, daß er den Beistand eines Mädchens suchte, und ihren Trost und das Versprechen, sich seiner aus allen Kräften anzunehmen, mit Dankbarkeit empfing. „Wie glücklich wäre ich gewesen, sagte er, wenn ich in jenem unseligen Zweikampfe gefallen wäre, oder wenn mir nachher der Sturz mit dem Pferde das Leben genommen hätte! Nun ist mir nichts als das armseligste Dasein übrig, wo ich, von der schmählichsten Furcht niedergehalten, mein Haupt nie mehr werde erheben können."

Franciska war auf das tiefste von dem Unglücke ihres alten Freundes gerührt, dessen ganze Schuld sie noch nicht kannte — denn von der Veranlassung seines Ehrenhandels hatte er nicht mit ihr gesprochen — aber entschlossen wie sie war, verlor sie die Zeit nicht mit eiteln Trostworten, die oft nur von der Verpflichtung zu tröstenden Thaten loskaufen sollen, sondern dachte mit Ernst auf das, was Noth that. „Für's erste, sagte sie, ist es nicht schwer, hier verborgen zu bleiben. Denn Niemand wird Euch in dem einsamen Forsthause aufsuchen. Dann aber müssen wir dem Vater, wenn er zurückkommt, Alles entdecken; der wird auch für das Uebrige Rath schaffen. Wegen Eurer Sicherheit laßt Euch also nicht bange sein, und wenn Ihr nur — —" Sie wollte hinzusetzen: und wenn Ihr nur Eure schwere That vergessen könnt — aber sie änderte ihre Rede und sagte: Und vielleicht wird Alles noch besser gehn, als Ihr jetzo glauben mögt.

Moritz reichte Franciskan seufzend die Hand, und sank wieder in die tiefe Schwermuth zurück, die sich wie ein düsteres Gewölk über ein belastetes Gewissen wälzt. Franciska fühlte in seine Seele, und da sie jetzt nichts weiter für ihn thun konnte, suchte sie ihn zum Sprechen zu bringen, wohl wissend, daß nichts den harten quälenden Schmerz besser lindert als Mittheilung. Es mißlang ihr nicht. Wie die Berührung einer weiblichen Hand körperlichen Wunden so heilsam ist, so legt sich die weibliche Rede mild und wohlthätig an ein verwundetes Herz, und wehrt der Verzweiflung, indem sie den fliehenden Glauben an menschliche Theilnahme zurückführt. Moritz sprach von den Tagen seiner Kindheit, von seinen Gefühlen, seinen Wünschen und Hoffnungen; und da er im Unglück gedemüthigt, jetzt mehr er selbst war, als in den Tagen seines stolzen Glückes, sprach er wahrer, inniger und offenherziger, als er je gethan. Er bemerkte jetzt, nicht ohne Bewunderung, daß das Bild der Zwillingsschwestern und seine kindische Liebe zu ihnen nie in seinem Herzen erloschen war, und erinnerte sich der Zeit, wo er mit schwankender Neigung zwischen beiden auf die einfältige Einrichtung gescholten hatte, die nicht mehr als Eine Frau zu nehmen erlaubt, und sich deshalb vorgenommen hatte, ein Türke zu werden. Allmählig aber hatte sich seine Neigung für Franciskan entschieden. An dem Tage, wo ihre Mutter begraben worden, und sie nicht aufhören konnte zu weinen, setzte er sich zu ihr, faßte sie bei der Hand und sagte: Gieb Dich zufrieden, Franzchen! Ich habe Dich lieb, und wenn ich einst

Dienst habe, heirath' ich Dich. Bis dahin wird Dir der liebe Gott schon helfen. — Da sie nun antwortete: Wo denken Sie hin, Junker Moritz? Ein Junker wird so ein armes Mädchen, wie ich bin, heirathen können! Das schickt sich ja nicht — fuhr er nach seiner heftigen Weise auf und sagte: Warum sollte sich das nicht schicken? Das ist nur einfältiges Zeug. Wenn ich Dich lieb habe und Du hast mich lieb, so ist's genug und Niemand hat etwas darein zu reden. Und damit Du nur nicht mehr zweifelst, will ich Dir einen fürchterlichen Eid schwören. — Da er aber anfing zu schwören, hielt sie ihm den Mund zu, und da er doch nicht aufhören wollte, lief sie davon. Seit der Zeit brachte er ihr alle Wochen sein Taschengeld; denn er sagte, er müßte nun für sie sorgen als für seine künftige Frau, und wenn sie es nicht nehmen wollte, zog er sein Messer heraus und schwur, sich vor ihren Augen um's Leben zu bringen. So hatte das gedauert, bis sie auf das Forsthaus kam, und er in die Cadettenschule. Seitdem hatten sie sich nicht mehr gesehn.

Auch von seiner Liebe zu Klotilden sprach er, wahr und aufrichtig. Es gab eine Zeit, sagte er, wo ich eine heftige Leidenschaft für sie gefaßt hatte. Ich glaubte sie zu lieben, aber ich fürchte, daß ich sie und mich täuschte; ja, ich habe alle Ursache zu glauben, daß sie in einem ähnlichen Falle war. Wie dem aber auch sein mag, seit dem gestrigen unseligen Tage ist Alles geendigt. Sie muß mich verabscheuen, was auch früher ihre Gefühle gewesen sein mögen; und ist meine Vermuthung gegründet, ist meine Eifersucht etwas mehr gewesen als ein Gespenst meiner Einbildungskraft, so muß sie mich tausendfach verabscheuen.

Unter solchen Gesprächen, die oft von Ausbrüchen der heftigsten Verzweiflung und von bittern Selbstanklagen unterbrochen wurden, verging der Tag bis zur Rückkehr des Försters. Diesem eröffnete Franciska die Sache. Sie sprach mit der Wärme eines theilnehmenden und befreundeten Herzens, und es fiel ihr nicht schwer, ihre Wünsche und Gefühle in das Herz eines Mannes zu verpflanzen, der von Natur wohlwollend, durch das Unglück, das ihn betroffen hatte, erweicht war. — Ich sehe wohl, sagte er, daß ich mich Deines Jugendfreundes annehmen soll, ich mag wollen oder nicht. Weiter reisen kann er jetzt freilich nicht. Alle Wege sind mit Soldaten bedeckt; er hat keinen Paß; und wenn er aufgegriffen wird, so sind zehn Jahre Festungsarrest das Geringste, was ihn treffen kann. Aber was ist da zu thun? fuhr er nach einer kurzen Pause fort. Soll ich einen Mörder in meinem Hause verbergen?

Franciska erblaßte bei diesen Worten, die nicht an sie gerichtet waren, aber ihre Hoffnungen zu bedrohen schienen. — Es ist wohl eine entsetzliche Sache, sagte sie, und es kann wohl für einen Menschen keine härtere Strafe geben, als das Bewußtsein einer solchen That. Ach hättet Ihr nur gehört, wie er selbst darüber spricht! wie er sich anklagt und mit der Verzweiflung ringt! Ich kann ihn nicht ansehn, ohne daß mir die Thränen in die Augen kommen.

Der Alte schwieg. Lange sah er vor sich hin, stand dann auf, ging auf und ab, und setzte sich wieder. Er schien zu einem Entschlusse kommen zu können. Endlich sagte er: Was würdest Du thun, Kind, wenn der Mörder unsers Bruders christlich sich hierher flüchtete und, ohne uns zu kennen, Schutz bei uns suchte? — Ach Vater, rief das Mädchen, das die Absicht dieser Frage nicht errieth, was für eine schreckliche Voraussetzung! — Aber was würdest Du thun? antworte mir. — Ich glaube, antwortete sie, ich würde ihm mit abgewendetem Gesicht die Thür öffnen; dann würd' ich Euch von Nachricht geben. — — Und wenn ich nun in meinem Grimme über ihn herfiele, sagte der Alte, und ihn erschlagen wollte; würdest Du es geschehn lassen? — Ich würde mich zwischen Euch werfen, und Euch so lange zurückhalten, bis ich Jener gerettet hätte.

Und sollte ich bei einem fremden Manne, der mir nichts zu Leide gethan hat, und Deinem Freunde weniger thun?

Franciska schöpfte wieder Athem.

Sein Unglück ist einem vorsätzlichen Morde nicht gleich zu setzen, und so strafbar es auch ist, so verdient er doch Mitleiden. Sieh, was ich thun will. Seine Kleidung muß er vor allen Dingen mit Jägertracht umtauschen. Da mag er dann für einen fremden Waidmann gelten. Unsre Einsamkeit hier kömmt ihm zu Statten, und auf die Verschwiegenheit meiner Bursche darf ich rechnen.

Franciskens Angesicht strahlte vor Freude, und am folgenden Morgen schon war Alles in's Werk gesetzt. Moritz galt von nun an für einen fremden Jäger, der sich mit der hiesigen Landesart bekannt machen wollte, und dieses Vorgeben konnte um desto eher Glauben finden, da er mit Forst- und Jagdwesen nicht unbekannt war. Indem er nun seinen alten Schützer täglich begleitete, und ihm bei allen Geschäften zur Hand ging, hatte er Gelegenheit, sich sein Wohlwollen zu verdienen, indem er täglich seine eignen Kenntnisse erweiterte. Aber alle Liebe, die er hier erfuhr, vermochte nicht die Schwermuth zu verscheuchen, die auf seiner Seele lastete. Auch seine Geschäfte verrichtete er still und trübsinnig, und die gewissenhafte Erfüllung dessen, was ihm jetzt zur Pflicht geworden war, war nicht im Stande sein gepreßtes Herz zu erheitern.

* * *

Eines Abends, da Moritz mehr als als je in sich versunken war, sagte der Alte: Richtet Eure Gedanken nicht immer so fest auf Euer Unglück hin; es wird dadurch nicht anders, und Ihr verzehrt nur die Kraft, die Ihr zu guten Dingen habt und anwenden müßt. Wenn einer irr gegangen ist, und kömmt dann wieder auf den rechten Weg, so geht er rascher vorwärts, um die verlorne Zeit wieder einzubringen. So muß es auch bei andern Fehlern sein. Und wie Manchem sind nicht dann seine Verirrungen noch zum Glück und Segen ausgeschlagen!

Moritz seufzte und faltete die Hände ohne aufzuschauen.

Wär' ich doch auch beinah einmal in Euren Fall gekommen, fuhr der Alte fort, und Gott weiß, was dann aus mir geworden wäre; aber er hat es anders gelenkt, und Böses zum Guten gekehrt.

Osterwald erhob jetzt die gesenkten Augen, und sah den Greis erwartungsvoll an. — Ich will Euch die Geschichte erzählen, fuhr dieser fort.

Bei meinem ersten Ausflug in die Welt hatte ich keine geringe Meinung von mir. Ich hatte das Meinige gelernt; darauf that ich mir etwas zu gut; noch mehr aber auf meine Gestalt und Gott weiß worauf noch sonst Alles. Das machte mich hochfahrend, anmaßend und streitsüchtig, und da es mich verdroß, daß junge Edelleute, oft bei geringen Kenntnissen, schnell ihren Weg machten und Stellen erhielten, die unser einem nie zu Theil wurden, machte ich mir ganz besonders ein Geschäft daraus, diesen Herren meine Ueberlegenheit fühlen zu lassen. Neben mir stand ein junger Baron, der einen ziemlichen Dünkel vom Hause mitgebracht hatte, übrigens aber die Gutmüthigkeit selbst war. Diesen machte ich zur Scheibe meines Witzes, nicht nur unter vier Augen, sondern selbst unter Mehreren, so daß wir einigemal hart an einander kamen, und ohne die Vermittelung einiger Freunde Blut geflossen wäre. Ich ließ indeß in meinem Uebermuthe nicht nach, und da er seine Neigung auf ein Fräulein im Orte warf, die mir auch sehr wohl gefiel, aber ohne daß ich je an Liebe gedacht hatte, trat ich plötzlich als sein Nebenbuhler auf, und trieb die Sache mit solchem Ernste, daß ich ihm bald seine Bemühungen um diese Person zum größten Verbrechen machte. Die Erbitterung war jetzt von beiden Seiten so hoch gestiegen, daß wir uns kaum ansehen konnten, ohne uns kränkende Dinge zu sagen; und da ich diese traurige Kunst besser verstand als er, erbitterte ich ihn eines Tages, wo wir beide allein im Hause waren, so sehr, daß er mich schlug. Ich hatte dieß vollkommen verdient; aber in meinem Zorne riß ich ein Paar Pistolen von der Wand, und drang ihm die eine auf. Wir feuerten auf einander; meine Kugel streifte ihn am Halse, und da ich eine Ader getroffen hatte, ergoß sich das Blut in solcher Menge, daß er ohnmächtig zu Boden sank. Ich hielt ihn für todt. Aber in diesem Augenblicke hatte der Schrecken und der Anblick des Blutes allen Zorn so gänzlich in mir ausgelöscht, daß ich mein Leben gegeben hätte, um die That ungeschehen zu machen. Ich verband die Wunde; und da er bald darauf wieder zu sich kam, war meine Reue so groß, daß ich neben ihm niederkniete, ihn um Vergebung bat, und für die Zukunft Alles Gute versprach. Brederode — so hieß der junge Baron — war, wie gesagt, der gutmüthigste Mensch von der Welt. Meine Demüthigung rührte ihn; er schlang seine Arme um meinen Hals, vergab mir mein Unrecht, und entzog mich sogar, durch eine wahrscheinliche Erdichtung, der Strafe, die ich so reichlich verdient hatte. Von dieser Zeit an wurden wir die vertrautesten Freunde. Das Mädchen, das die zufällige Veranlassung unsers Handels gewesen war, wurde seine Frau; und da er in der Folge auf dem schwarzenberger Forst mein Nachbar wurde, machten wir einige Jahre hindurch gewissermaßen nur Eine Familie aus. Das war meine glücklichste Zeit. Aber allen frohen Stunden, die ich mit meinem Brederode genoß, lag die Erinnerung an den blutigen Vorfall zum Grunde, der durch die wunderbare Fügung Gottes unsre Freundschaft geknüpft und mich zu einem andern Menschen gemacht hatte.

Moritz bedeckte bei diesen Worten sein Gesicht; ein ungeheurer Schmerz zerriß seine Brust, und machte sich durch

einen Strom von Thränen Luft. Fast gereute dem alten Wennhard seine Erzählung. Ihr müßt ein Mann sein, sagte er. Geschehene Dinge können nicht ungeschehen gemacht werden, und Gott, der ein barmherziger Vater ist, wird, glaubt mir, durch Eure Reue versöhnt. Es können auch für Euch noch gute Tage kommen.

Ach Vater, sagte Moritz, wie sollen für mich gute Tage kommen? Ihr saht Euern Gegner in das Leben zurückkehren; aber der meinige liegt in der kalten Erde.

Auch mein Brederode liegt schon lange im Schooße unserer alten Mutter, sagte der Greis, der dem Gespräche eine andere Richtung zu geben suchte, und seine letzten Lebensjahre waren so traurig, daß er den Tod wie einen Freund umarmte. Ich muß Euch das auch erzählen, damit Ihr seht, daß es auch Leute giebt, die ohne ihre Schuld recht unglücklich sein können.

Mein guter Brederode hatte mit seiner Frau, die ein Engel war, zehn Jahre in der Ehe wie im Himmel gelebt, wie es denn wohl schwer sein möchte, bessere Menschen bei einander zu sehn. Nur Kinder fehlten ihnen, und beide trauerten über diesen Mangel vielleicht mit ungebührlicher Sehnsucht. Endlich wurde ihr heißer Wunsch erfüllt. Brederode's Freude war fast ausschweifend, und nichts damit zu vergleichen, als die Angst, die ihn folterte, da die Zeit ihrer Entbindung nahe kam. Auch dieß ging glücklich vorüber; seine Frau brachte eine Tochter zur Welt, und sobald das Kind in der Wiege lag, sagte er zu mir herüber, fiel mir und meiner Frau um den Hals, lachte und weinte zu gleicher Zeit, und that in der Trunkenheit seiner Freude eine Menge thörigter Dinge, über die man hätte lachen müssen, wenn ihre Quelle nicht so rührend gewesen wäre. Meine Frau beschwor er, noch desselben Tages zu ihm zu kommen, theils, um das neugeborne Kind zu sehen, das, seiner Versicherung nach, ein Wunder von Schönheit war, theils, um der Wöchnerin mit Rath und That beizustehn. Alles ging nun nach Wunsch. Die Wöchnerin stillte ihr Kind mit dem besten Erfolg; kein Schein der Gefahr war da: als am neunten Tage nach der Niederkunft ein heftiges Gewitter aufzog. Ich bin alt geworden; aber ich habe nur wenig Aehnliches gesehen. Der Himmel schien in Feuer zu stehn; die Blitze jagten sich und spalteten die stärksten Tannen; kein Tropfen Regen fiel. Ich war gerade in Schwarzenberg, um meine Frau abzuholen, und war Zeuge des schrecklichen Schauspiels, das sich dort in dem Kessel der Berge zusammendrängte. Gegen Mitternacht fuhr ein Blitzstrahl auf ein benachbartes Haus. Die helle Flamme schlug augenblicklich in die Höhe; das Forsthaus war zunächst bedroht. Die Wöchnerin, schon halb todt vor Schrecken und Angst, mußte in ihrem Bette aus dem Hause getragen werden; der Regen ergoß sich jetzt stromweis; und da das nächste Haus, in das sie mit Sicherheit gebracht werden konnte, einige hundert Schritte entfernt lag, so war keine Vorsicht im Stande, sie gegen Nässe zu schützen. Das Forsthaus brannte nieder, und die gute und schöne Aurora starb wenige Tage nach diesem unglücklichen Ereignisse mit ihrem Kinde im Arm, das sie im Sterben noch der Liebe und Vorsorge meiner Frau empfahl. Der unglückliche Mann war wie erstarrt. Unbekümmert über den Verlust seiner Habe, hatte er seine Frau nicht einen Augenblick verlassen, und als sie starb, sank er bewußtlos zu Boden. Ich nahm ihn mit mir nach Hause, und ohne ein Wort zu sprechen, und ohne zu wissen, was mit ihm geschah, folgte er mir. Seit jener Zeit hat die Freude nie wieder bei ihm eingesprochen, und selbst die, welche er an seinem Kinde hatte, das unter der Pflege meiner Frau wunderbar gedieh, war mit dem bittersten Schmerze gemischt. Ja dieses Kind selbst mußte seine letzten Tage verbittern.

Wie das? fragte Moritz, den das Schicksal des unglücklichen Mannes anzog.

So lange bis das Forsthaus in Schwarzenberg wieder aufgebaut war, fuhr Wennhard fort, genoß das Kind der Pflege meiner Frau, welche die Bitten ihrer sterbenden Freundin auf das gewissenhafteste erfüllte. Es war ihr leicht. Es ist nicht wohl möglich ein schöneres Kind zu sehn, als die kleine Aurora war — sie hatte den Namen ihrer Mutter geerbt — noch ein besseres und folgsameres, so daß die kleine Mühe, die uns ihr Auferziehn kostete, durch die Freude, die wir an ihr, wie an einem eignen Kinde, hatten, reichlich vergolten wurde. Ungern trennten wir uns von ihm; aber sobald sein Vater in dem neuen Hause eingerichtet war, nahm er es, als den einzigen noch übrigen Trost seines Lebens, zurück. Meine Frau hatte für eine verständige Wärterin gesorgt, und besuchte es, so oft es nur möglich war, und nie kam sie zurück, ohne mich durch ihre Erzählungen von dem Gedeihen des lieben Kindes zu erfreun. Diese Freude sollte nicht lange dauern. Die kleine Aurora hatte das vierte Jahr zurückgelegt, als sie mit ihrer Wärterin im Garten von der Terrasse herab den Spielen einiger Nachbarkinder zusieht, die sich um einen Teich herum jagen. Eines der Kinder gleitet aus und fällt in das Wasser. Die andern schreien; Niemand ist in der Nähe; die Wärterin springt also zu, indem sie Auroren befiehlt, an ihrer Stelle zu bleiben. Als diese aber sieht, daß ihre Wärterin in das Wasser steigt, um das Kind herauszuziehn, erhebt sie ein Angstgeschrei, läuft zu, verfehlt die Stufen und stürzt herab. Zuerst schien ihr der Fall keinen Schaden gebracht zu haben; bald aber fing sie an zu kränkeln, und wuchs aus. Nun machte sich der arme Vater Vorwürfe, daß er das Kind nicht bei meiner Frau gelassen, und der neue Gram, der sich zu dem alten gesellte, rieb ihn auf. Nach seinem Tode nahmen wir das Kind wieder zu uns, und es ist bei uns geblieben, bis meine Frau, seine zweite Mutter, starb; und immer hat es sich als einen Engel bewiesen. Aber nicht alle Menschen haben das erkannt. Sie ist nachher in das Haus einer Tante gekommen, wo es ihr nicht gut gegangen sein soll. Vorzüglich sprach man von einer Cousine, die ihr viele Drangsale zugefügt, und sie zum Gegenstande ihrer Spöttereien gemacht habe, so daß sie endlich ganz menschenscheu geworden sein soll. Glücklicherweise ist ihr ein kleines Vermögen zugefallen, das sie in den Stand gesetzt hat, sich loszumachen und auf das Land in die Kost zu begeben. Wie es ihr da geht, ist mir nicht bekannt.

Moritz erröthete bei dieser Erzählung mehr als einmal. Sein Herz schlug ihm von einem bösen Bewußtsein; denn er konnte nicht zweifeln, daß die Aurora, von der der gute Alte mit so vieler Zärtlichkeit sprach, eben dieselbe sei, die er an seinem unglücklichsten Tage in einem Anfalle des bösartigsten Unmuthes gekränkt hatte. Auf sich selbst zürnend und von der quälenden Ueberzeugung, daß das Unglück, unter dem er jetzt seufzte, die gerechte Strafe seines Uebermuths sei, ging er in die Nacht hinaus, und schärfte mit gefliſſentlicher Selbstpeinigung alle Wiederhaken, mit denen sich der Schmerz an seinem Herzen befestigt hatte. Und die Sterne, die mit Liebesaugen auf die Erde schauen, mochten in jener Stunde den Thau ihrer Strahlen wohl auf manches bekümmerte Herz herabsenken, aber schwerlich auf eines, das, von Natur so edel gebildet und vom Glück verzogen, jetzt seinen einzigen Trost darin fand, sich selbst mit schonungslosem Grimm zu zerfleischen.

Eine fremde Stimme weckte den in tiefes und düsteres Sinnen Versunkenen: Komm' ich hier recht nach dem Forsthause? — Ja, was wollt Ihr. — Ich soll an den Herrn Förster Wennhard einen Brief von dem Fräulein Brederode bestellen. — Von Auroren? — Ja, ich denke so heißt sie. — Dort hinter dem Busche liegt das Forsthaus.

Der Brief enthielt die Nachricht, daß Aurora in einigen Tagen in Begleitung einer Freundin nach dem Hagenbruch kommen würde, und um ein Nachtlager für sich und ihre Begleiterin bat.

* * *

Diese Botschaft ruft uns in das Pfarrhaus zurück, wo sich Einiges zugetragen hatte, was Erwähnung verdient. Der Besuch bei dem Kranken war abgestattet; da aber die Schonung seiner Kräfte ein langes Verweilen verbot, hatte sich die Unterhaltung nur auf die nächsten Gegenstände, Lizardiere's Befinden auf der einen, seine Dankesaugungen von der andern Seite beschränkt. Klotilde, die ihre Verlegenheit nur mit Mühe und vielleicht nicht mit dem besten Erfolg beherrschte, richtete nur wenige Worte, aber desto mehr Blicke an ihn; aber auch diese nur, wenn er mit ihrem Vater sprach; und Lizardiere's zarte Bedenklichkeiten erlaubten ihm nicht, sie in das Gespräch zu ziehn, oder auch in den an sie gerichteten Worten über die Ausdrücke einer allgemeinen Höflichkeit hinauszugehn. Nach Verlauf einer halben Stunde trennte man sich mit der gegenseitigen Aeußerung, wie sehr man wünsche, sich bald und auf längere Zeit wieder zu sehn. Dieser Wunsch war vollkommen aufrichtig. Der Pfarrer fand, daß Lizardiere für einen Jünger Calvin's sehr milde Gesinnungen hege — nur einigemal, sagte er, zeigten sich in seinen Ausdrücken leise Spuren des Prädestinationsgiftes, sorex suo se prodebat sibilo, wie Herr Philippus in einem seiner Briefe sagt — und die Achtung, die er ihm als einem Lutherischen Geistlichen bewiesen, ließ die schmeichelhafte Hoffnung in ihm aufkeimen, bei diesem Manne zu bewirken, was sein großes Vorbild, der unsterbliche Luther, bei dem Schweizern vergeblich versucht hatte; weshalb er auch sogleich anfing, im Stillen den ganzen Streit mit Gewissenhaftigkeit durchzugehn, jeden Punkt der Abweichung zu bestimmen, und die trennenden Linien mit desto größerer Schärfe zu ziehn, je verhaßter ihm die Idee eines Synkretismus war. — Da

Pfarrin ihrer Seits war durch Lizardiere's vornehmes Wesen, wie sie es nannte, bezaubert, und konnte nicht müde werden, sein Betragen und selbst seine einnehmende Gestalt gegen Klotilden zu rühmen, die in dieses Lob von ganzer Seele einstimmte; doch mehr durch ein freudiges Erröthen und die Bewegung ihres Herzens, als durch Worte.

Aurora war mit dieser Wirkung der nähern Bekanntschaft unbeschreiblich zufrieden, und setzte von ihrer Seite so vieles Gute zu, als sie nur immer mit gutem Gewissen thun konnte. — Es ist nur Schade, sagte die Pfarrin, daß er nicht von Adel ist; er hat sonst in Wahrheit eine recht noble Tournure. — Wär' er nur kein Calvinist, sagte der Pfarrer. — Er hat den Glauben seiner Väter, versetzte Aurora entschuldigend. — Aber dieser Glaube, entgegnete der Pfarrer, ist in höchst wesentlichen Dingen falsch und irrig. Ich kann es ihnen beweisen. — Ich bin zu gut Lutherisch gesinnt, antwortete Aurora, der vor einer Controvers bange war, um Ihnen zu zweifeln. — Aber jetzt, fuhr der Pfarrer fort, hat er Gelegenheit, sich von seinen Irrthümern zu überzeugen; und vielleicht hat ihn die Vorsehung eben deshalb in sein Unglück gerathen lassen.

Bei diesen Worten leuchtete etwas, wie Freude und Hoffnung, in dem Gesichte des Pfarrers, und Aurorens scharfe Blicke drangen schnell zu der Quelle seiner Gefühle. Erschreckt durch den Gedanken, ihren Freund durch Bekehrungsversuche gequält zu sehn, die so leicht das freundschaftliche Vernehmen in seinem Entstehen vernichten konnten, setzte sie der Absicht des guten Pfarrers die Bemerkung entgegen, daß, wie sie gehört, die Nachkommen der französischen Reformirten standhaft an ihren Meinungen hielten. „Wenn es so natürlich ist, sagte sie, den Ueberzeugungen, in denen ehrwürdige und geliebte Eltern ihren Trost gefunden haben, vor allen andern den Vorzug zu geben, so ist es noch natürlicher, sich fest an diejenigen zu halten, um derentwillen unsre Vorfahren Hab' und Gut verloren und ihr Vaterland mit dem Rücken angesehen haben. Gewiß das Festhalten am Irrthum ist unter solchen Umständen recht sehr zu entschuldigen." — Ja, ja, sagte der Pfarrer, irren ist menschlich, aber im Irrthum beharren — —!

Um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, kündigte Aurora an, daß sie in einigen Tagen einen Besuch bei ihrem ehemaligen Pfleger auf dem Forsthause vom Hagenbruch machen wolle. und bat für Klotilden um die Erlaubniß, sie begleiten zu dürfen. Die Einwilligung war leicht erhalten, und nach kurzer Vorbereitung saßen beide Freundinnen neben einander im Wagen, wo Klotilde nicht unterließ, alle ihre Hoffnungen, ihren Kummer und ihre Besorgnisse in das Herz ihrer theilnehmenden Gefährtin auszuschütten.

* * *

Moritz hatte sich mit seinen schwermüthigen Gedanken so lange unter freiem Himmel aufgehalten, daß, als er in das Haus zurückkehrte, Alles schon in tiefer Ruhe lag; und den folgenden Morgen riefen ihn entfernte Geschäfte so früh in den Forst, daß er nicht eher als am zweiten Tage, erst aus den Anstalten im Hause, dann aus Franciskens Munde erfuhr, daß ein Besuch erwartet würde. Er fragte nicht weiter; da ihn aber seine Stimmung von den Menschen verscheuchte, deren Blicke zu fliehn er alle Ursache zu haben glaubte, beschloß er sogleich, so lange die Fremden in dem Forsthause sein würden, entfernt zu bleiben.

Nachdem also das Haus vom Boden bis zum Keller gewaschen, gefegt, geordnet und ausgeschmückt, Kuchen gebacken, Hühner geschlachtet, Betten aufgeschlagen und Alles zum Empfange der Gäste bereitet war, so daß Franciska, mit der in diesen Tagen kein zusammenhängendes Gespräch geführt werden konnte, und der alte Wennhard, dem die stille Freude des Erwartens aus den Augen strahlte, sich der Ruhe wieder ergeben konnten, nahm Osterwald Büchse und Ranzen über die Schulter, um einem Luchse aufzulauern, der in der Umgegend gespürt worden war, und wahrscheinlich in den Felsen an der Grenze hauste. Der Morgen war heiter; ein weißer, funkelnder Reif bedeckte die entblätterten Bäume, und das Thal war mit einem Nebelmeere übergossen, aus dessen unebener Fläche hin und wieder ein Kirchthurm sein spitziges Dach erhob. Moritz ging still vor sich hin. Seine Augen sahen in die winterliche Landschaft hinein, die sich anmuthig in einen Dunst verlor: aber in seiner Brust war nichts, was der frischen Heiterkeit der Natur entsprach; ja jemehr die Sonne ihre Strahlen ausbreitete, Alles, was sie berührte, versilbernd, desto mehr umdunkelte sich sein Inneres, und er fühlte sich erst erleichtert, als ihn sein Weg in eine Schlucht führte, durch die ein dunkler Waldstrom zwischen schroffen und zerrissenen Felsen brauste. Die Dunkelheit umher und das Getöse that ihm wohl. An einen Stamm gelehnt, der sich über das steile Ufer beugte, sah er in das wirbelnde und schäumende Wasser hinab, und es war ihm, als könnte ihm erst dann wohl werden, wenn er mit diesen Fluthen wirbelte und schäumte, um endlich in dem todten Meere der Vernichtung Ruhe und Vergessenheit seines Kummers zu finden.

Indem er über diesen finstern Gedanken brütete, vernahm er von der Seite her ein Geschrei weiblicher Stimmen, und als er den Blick erhob, sah er ein leichtes verschlossenes Fahrzeug ohne Bespannung und mit zerbrochener Deichsel eine lehne Anhöhe herabrollen, gerade nach den schroffen Ufern des Wassers hin, an denen er stand. Mit zwei Sprüngen war er an dem Wagen, griff mit starker Hand in das Hinterrad, und richtete durch eine rasche Wendung das Fahrzeug gegen eine Gruppe von Bäumen, zwischen denen es sich festfuhr. Dieß war das Werk eines Augenblick. Moritz hatte nicht Zeit gehabt einen Blick auf die Frauen zu werfen, denen er Hülfe geleistet hatte, und die erst jetzt, da sie den Wagen verließen, die Größe der Gefahr erkannten, aus denen die Entschlossenheit des Jägerburschen — denn dafür hielten sie ihn — gerettet hatte. Ihr erstes Bedürfniß war, dem Manne zu danken, der ihnen so bereitwillig und nicht ohne eigene Gefahr beigesprungen war; aber dieser hatte kaum einen Blick auf sie geworfen, als er betroffen zurücktrat, den Hut über die Stirn zog, und von ihnen abgewendet nach dem Walde zu schritt. Bei dieser Bewegung eilte ihm die Kleinere, die er beim Aussteigen aus dem Wagen für ein Kind gehalten hatte, nach, und bat ihn, sich doch ihrer Dankbarkeit nicht zu entziehn, und sie nach dem ersten unvergeßlichen Dienste durch einen zweiten zu verpflichten, indem er ihnen den Weg nach dem Hagenbruch zeige, den der Kutscher verfehlt habe.

Unsere scharfsichtigen Leserinnen wissen schon längst, wer die beiden Reisenden waren, und was Osterwald's Bestürzung verursachte. Aurorens Worte hemmten seine erste gedankenlose Bewegung. Er stand still; aber noch war sein Gesicht abgewendet und sein Blick auf die Erde geheftet. Wär' er dem ersten Anstoße seines Gefühles gefolgt, und in den Wald entflohn, so hätte er die Frauen in Ungewißheit gelassen, ob sie ihre Rettung einem Berggeiste oder einem Wahnsinnigen zu danken hätten; jetzt aber, nachdem er einmal seine eilenden Schritte gehemmt hatte, drängte sich in dem Aufruhr seiner Gefühle etwas dem Stolze Aehnliches hervor, der dem Zufall zu trotzen gebietet. Sein Angesicht mit einem glühenden Roth überzogen und mit entblößtem Haupte, wendete er sich nach der Sprechenden und begrüßte sie mit den Worten: Ich verdiene Ihren Dank nicht; aber ich selbst habe Ursache dem Himmel zu danken, daß er einen Unglücklichen dieses Wegs geführt und ihn gewürdigt hat, Ihnen einen Dienst zu leisten. — In dem Augenblicke, wo er sprach, ward er von den Freundinnen erkannt. Klotilde trat mit einem Schrei des Erstaunens zurück; Aurora näherte sich ihm. Es ist mir in der That sehr unerwartet, sagte sie mit leisem Erröthen, Sie hier zu finden, aber Sie können überzeugt sein, daß wir uns sehr freuen, unsere Rettung gerade Ihnen zu danken. — Klotilde trat jetzt auch zu ihm, und mit gesenkten Blicken bot sie ihm die Hand; aber ehe sie sprechen konnte, zog er die seinige zurück. Berühre sie nicht, sagte er, indem die Röthe noch heftiger auf seiner Stirn aufflammte; verbirg Deine Gefühle nicht, fuhr er hastig fort; sie sind mir nicht fremd; denn ich theile sie selbst. Verabscheue mich, und laß mich fliehn.

Indem er so sprach, fiel Klotilde Auroren um den Hals und sagte: Ach, Liebe, er weiß noch nicht — O sage ihm, was er noch nicht weiß; oder ich will es ihm sagen, damit er nicht glaubt, ich hegte Groll gegen ihn. — Dann trat sie wieder zu ihm, der in seine Qual versunken starr vor sich hin sah, und nichts von ihrer Rede vernommen hatte. Du hast uns, sagte sie, indem sie die Hand auf seinen Arm legte, einen Dienst erzeigt, den wir nicht vergelten zu können glaubten; nun findet es sich doch anders. Denn die Nachricht, die wir Dir mitbringen, ist auch des Dankes werth, und wird, wie ich aus Deinen düstern Worten abnehmen kann, nicht ohne Belohnung bleiben. Der Mann, den Du getödet zu haben glaubst, lebt —

Lizardiere lebt? rief Moritz aus. — Er lebt, fuhr Klotilde fort, und ist so gut als geheilt. — O Engel des Himmels! rief der Ueberraschte aus; Engel des Himmels! rief er noch einmal, im Begriff vor ihr niederzufallen. Diese Nachricht ist hundert Leben werth. Sie giebt mich mir selbst zurück; sie richtet mich wieder auf — Und wird er ganz wieder hergestellt werden? Wird kein Siechthum zurückbleiben?

So scheint es nicht, antwortete Aurora; aber, was Ihnen auch nicht unwichtig sein wird, er hegt keinen Groll gegen Sie. Aufrichtig hat er Ihre Flucht beklagt, und wenn

er erfähret, daß die Vermuthung, Sie wären verunglückt, ungegründet ist, wird seine Freude nicht geringer sein, als jetzt die Ihrige. Doch von dem Allen werden wir mit Bequemlichkeit sprechen können, wenn Sie die Gefälligkeit haben, uns nach dem Orte unsrer Bestimmung zu geleiten.

Während dieser Verhandlungen war der Kutscher mit den flüchtigen Pferden zurückgekommen, scheltend auf den gottlosen Weg, und sich Glück wünschend, daß er seinem Kopfe und nicht dem Willen der Mamsellen gefolgt sei. „Wären wir gestern Abend von Wertingen her so zwischen die Steine gekommen, so wäre kein Stückchen an dem Wagen mehr ganz, und an den Mamsellen auch nicht.“ — Einige Bauern, die er mitgebracht hatte, halfen ihm den beschädigten Wagen nach dem nächsten Dorfe schleppen; Moritz aber schlug mit den beiden Freundinnen den nächsten Weg nach dem Forsthause ein, und erfuhr auf diesem Gange Alles, was sich in Unterillingen begeben hatte, das Eine ausgenommen, was ihm eine untrügliche Ahnung gesagt hatte, ihn aber, so wie er jetzt gestimmt war, nicht mehr betrüben oder erzürnen konnte.

* * *

Wir glauben den Empfang der Gäste in dem Forsthause, die Freude des alten Wennhard über Aurorens Wiedersehn, Aurorens kindliche Zärtlichkeit gegen ihn mit Stillschweigen übergehen zu dürfen, da keine unsrer gefühlvollen Leserinnen ist, die sich das nicht schöner und lebendiger ausmalt, als wir zu thun im Stande sind. Nur das Eine wollen wir bemerken, daß die Heiterkeit, die sonst auf Franciskens Stirn wohnte, gewichen zu sein schien, und daß mitten durch ihre wirthliche Geschäftigkeit ein Schein von Unruhe brach, den sie nicht zu beherrschen vermochte.

Nach den gegenseitigen Mittheilungen über die Ereignisse der Zwischenzeit, zog Aurora den alten Wennhard bei Seite, um ihn mit der besondern Ursache ihrer Reise bekannt zu machen. Sie waren einige Stunden zusammen eingeschlossen, und nach Verlauf derselben befahl der Förster sein Pferd zu satteln und ihm einiges Linnen und Nachtzeug einzupacken; und da sich Franciska verwunderte, daß er seine Gäste verlassen wolle, befahl er ihr, ohne eine Erörterung beizufügen, eine gute Wirthin zu machen, und ihn erst in einigen Tagen wieder zu erwarten. Nachdem er nun auch seinen Jägerburschen die nöthigen Befehle ertheilt, und ein Bündel wohl verwahrter Papiere in seinen Mantelsack geschoben hatte, schwang er sich nach einer kurzen und eilfertigen Mahlzeit mit der Munterkeit eines Jünglings auf sein Pferd, und ritt quer durch den Wald nach der Landstraße zu.

Moritz, der sich in dem Zustande eines Genesenen befand, welcher zum erstenmale wieder mit dem Gefühle der Gesundheit frische Luft eintrinkt, und jede Veranlassung ergreift, um den Wänden des Krankenzimmers zu entfliehn, führte Klotilden, da die Sonne für einen Novembertag ungewöhnlich warm schien, in den Baumgang vor dem Hause, während Aurora Franciskan bat, sie in den Garten und zu den Plätzen zu begleiten, wo, wie sie sagte, die Erinnerungen ihrer glücklichsten Tage ruhten. Was nun Aurora hier mit tiefem Gefühl und in den einfachsten Worten von der Liebe erzählte, die ihr in diesem Hause erwiesen worden, wurde von Franciskan mit ähnlichen Erzählungen erwiedert, so daß dieses Gespräch wie ein Wechsellied wetteifernder Nachtigallen, aber noch schöner klang, da es aus den einfachen Accorden der schönsten und reinsten Dankbarkeit bestand. Dieses Zusammenstimmen des Gefühls in Einem Gegenstande der Verehrung und Liebe gebar in Kurzem ein Vertrauen, in welchem sich die Ungleichheit des Alters und der Verhältnisse vollkommen ausglich. Sie haben, sagte Franciska mit einem leichten Erröthen, Sie haben unserm Moritz — ich sollte jetzt wohl sagen, dem Herrn Hauptmann von Osterwald — eine sehr erfreuliche Nachricht mitgebracht. Er ist auf einmal recht heiter geworden. Ich freue mich herzlich darüber, aber — —

Ihre Rede stockte; das Erröthen vermehrte sich, und sie sah vor sich hin in den Schooß.

Aber —? fragte Aurora, indem sie Franciskan erwartungsvoll in die Augen sah. Sollte sich auch hier etwas Widriges einmischen?

Nichts Widriges eben, erwiederte Franciska, aber doch etwas, das meine Freude über dieses Ereigniß vermindern muß.

Aurora hatte bei Tische einige Blicke Franciskens bemerkt, die sie verstohlen auf Moritz hatte fallen lassen, wenn er mit Klotilden sprach; und sie hatte daraus eine Vermuthung geschöpft, die jetzt durch die Worte dieses guten Mädchens an Wahrscheinlichkeit gewann. Sie beschloß, den Augenblick zu benutzen, um sich darüber aufzuklären, und da Franciska wieder schwieg, sagte sie:

Könnten Sie wohl wünschen, daß Osterwald's trostloser Zustand fortdauerte?

O nein, nein, erwiederte Franciska mit großer Lebhaftigkeit; um Alles in der Welt wollen nicht. Sie müssen mich nicht so unrecht verstehn. Meine Bemerkung bezieht sich blos auf den Vater. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird dieser nun einen Gehülfen verlieren, der ihm so nützlich war, den er jedem andern vorzog, und dessen er in seinem Alter immer mehr bedarf. Sie wissen, daß er seinen einzigen Sohn auf eine unglückliche Weise verloren hat? —

Er hat es mir gesagt, und er scheint den Schmerz darüber noch nicht überwunden zu haben.

Wie könnte er auch? Er war von mehrern Kindern das einzige, das ihm übrig geblieben war, und die Freude und Hoffnung seines Vaters.

Und das Schreckliche seines Todes!

Allerdings. Doch war es der erste und vorzüglichste Trost des guten Mannes, daß sein Sohn in der Ausführung seiner Pflicht gestorben sei. Den nächsten Trost brachte ihm Moritz, der eben an demselbe Tage zu uns kam, da die schreckliche Nachricht eintraf. Da sich dieser so gut in Alles fand, und, was er noch nicht wußte, schnell begriff, so sagte der gute Vater oft zu mir: Da es nun einmal Gottes Wille war, daß ich mich meines Sohnes nicht mehr freuen sollte, so ist es offenbar, als ob mir Gott diesen zum Ersatz geschickt hätte. — Und dann glaube ich fast — so sonderbar es auch klingt, — daß der Moritz, außer seinem Eifer und seiner Geschicklichkeit, auch durch seine Traurigkeit bei dem Vater gewonnen hat: erstlich weil man ihn nicht ansehn konnte, ohne Mitleiden mit ihm zu haben, und dann — ich weiß nicht, wie es sagen soll, — paßte eben seine Gemüthsstimmung zu des Vaters Traurigkeit.

Da Franciska einmal in den Zug vertraulicher Mittheilungen gekommen war, so reichten einige passende Fragen hin, ihr Alles zu entlocken, was sie von Osterwald's Lobe zu sagen wußte. Halb scherzend erwähnte sie auch, daß sie sich als Kind der schon gekannt hätten, und daß sie beim Spiele immer seine Braut hätte sein müssen. Jetzt, setzte sie hinzu, hat er eine schönere Braut.

Wen meinen Sie, liebes Kind?

Nun die Mamsell aus Unterillingen, die mit Ihnen herausgekommen ist.

Woraus schließen Sie, daß sie seine Braut ist? Sie ist seine Cousine.

Ganz recht. Meine Schwester aber schreibt mir heute, in dem sie mir ihre eigene Verheirathung meldet, daß Moritz mit Mamsell Klotilden versprochen sei. Allem Anschein nach, ist dieß kein leeres Gerücht —

Wo ist Ihre Schwester, mein gutes Kind?

In der Stadt, bei dem Kaufmann Lassolai, mit dem sie versprochen ist.

Wie sagen Sie? Bei dem Kaufmann Lassolai, dem Bankier?

Bei demselben.

Und wie heißt Ihre Schwester? fragte Aurora mit erhöhter Lebhaftigkeit.

Eleonore Wildschütz.

Und sie ist Ihre Zwillingsschwester?

Ja.

Aurora schwieg und schien über etwas nachzusinnen. Auch Franciska schwieg, verwundert über die hastige Neugier der neuen Bekannten. Nach einigen Augenblicken fuhr Aurora fort: Ist Ihnen der Name Lizardiere bekannt?

Franciska sah betroffen vor sich hin und schien ungewiß, wie sie antworten sollte. Denn ihre Schwester hatte ihr geschrieben, sie würde sogleich nach ihrer Verheirathung mit ihrem Manne nach dem Forsthause kommen, und ihr dann Dinge erzählen, die ihr Freude machen würden. Zugleich hatte sie sich unterzeichnet: Eleonore Wildschütz, genannt Lizardiere; aber die beiden letzten Worte waren — doch noch lesbar — ausgestrichen. — Ich habe diesen Namen bisweilen von meiner Mutter gehört, sagte sie dann.

Aurora ging auf diesen Gegenstand nicht weiter ein. Sie hatte genug gehört, um Franciskens Verhältniß zu verstehn, und es war ihr wahrscheinlich, daß auch Moritz dieses Mädchen liebe, aber sich, durch seine Lage und Schwermuth abgehalten, nicht gegen sie erklärt habe. Franciska aber kam immer wieder auf ihn zurück, und auch die Fragen, die sie, mit dem Tone der Gleichgültigkeit, über sein künftiges Schicksal that, führten insgesammt auf den Gegenstand hin, der ihre ganze Seele beschäftigte, und eben jetzt, wo sie seinen Verlust befürchtete, ihr ein verstärktes und leidenschaftliches Interesse für ihn einflößte.

* * *

Die Sache war allerdings so, wie sie Aurora gedacht hatte. Franciskens Nähe hatte in Osterwald's Herzen die Erinnerung an seine unschuldige Kindheit geweckt, und diese Erinnerung wirkte jetzt mit doppelter Kraft, da er von der Last großer Verschuldungen niedergedrückt war. Auch Franciskens Theilnahme an seinem Schicksale hatte durch das Andenken an die frühere kindische Vertraulichkeit einen eigenthümlichen Charakter angenommen, der sich, ehe sie es selbst ahnete, zur Liebe erkaltete. Bald waren alle ihre Gedanken auf ihn gerichtet, und die Neigung, die der alte Vater gegen ihn faßte, und die Liebe, die er selbst dem alten Vater bewies, trug nicht wenig bei, die stille Leidenschaft zu nähren, die sie gefaßt hatte. Auch Moritz liebte sie. Ohne Gegenliebe zu fordern, ja ohne sein Dasein zu muthmaßen — so sehr hatte die Schwermuth die Anmaßung in ihm erstickt — fühlte er sich mit einer Innigkeit zu Franciskens hingezogen, die ihm zuerst einen Begriff von wahrhafter Liebe gab. Er erkannte jetzt deutlicher als je, wie er sich in seinen Verhältnissen zu Klotilden getäuscht, wie eine Eitelkeit ihn betrogen habe. Aber auch diese Erkenntniß erschwerte die Bürde, die er trug; und die Bilder des Glückes der Liebe, die sich bisweilen vor seine Einbildungskraft drängten, weit entfernt, ihn zu erheitern, dienten nur, die dunklen Schatten zu vertiefen, die um seine Gegenwart und seine Zukunft gebreitet waren.

Die Nachricht, die ihm die Freundinnen gebracht hatten, warf auch auf diese Gegend seines Innern einen breiten erheiternden Strahl. Nachdem er sich von dem ersten freudigen Erstaunen erholt hatte, traten ihm mit einemmal seine Verhältnisse klar vor die Seele, und so wie sich der düstre Nebel zurückzog, ging ihm die Hoffnung einer heitern Zukunft auf. So könnte doch noch, dachte er bei sich, die Weisagung des Vaters in Erfüllung gehn, und Alles könnte sich zum Besten wenden, wenn schon ohne mein Verdienst. Lizardiere lebt; das ist das erste Glied an der Kette dieser neuen Epoche meines Lebens, das sich nicht mehr in den Syrten des Irrwahns, der Eitelkeit und Eifersucht verlieren darf. Ich habe hart für meine Fehler gebüßt; ich hoffe, durch diese schmerzlichen Erfahrungen geheilt zu sein. Ist es nicht mein Glück, daß sich die schlüpfrigen Wege der Versuchung von selbst verschließen? Meine militärische Laufbahn ist geendigt — sie muß geendigt sein. Dagegen eröffnet sich eine andre, die eben so harmlos als genügend ist. Oder könnte mir ein glücklicheres Loos fallen, als fernerhin meinem Retter, meinem zweiten Vater, hülfreich zur Seite zu stehn, von ihm zu lernen, und mich seiner Liebe zu erfreuen, indem ich dem Bedürfnisse meiner Dankbarkeit Genüge leiste? Hier ist Alles so einfach, so fern von dem unruhigen, heftigen Streben, das mich bis zum Wahnsinn und an den Rand des Abgrundes gerissen hat. — Seine Gedanken verweilten hier. Es war ihm, als ob ein neuer Tag für ihn anbräche, und indem er seine Blicke in die Zukunft senkte, heitere und sonnige Stellen aus dem Dunkel emporstiegen. — Ach dann, dachte er weiter, dann darf ich auch mein Schweigen brechen; der alte, lang niedergehaltene Wunsch darf laut werden, und mein Glück wird vollendet sein, wenn Sie die entsühnte Hand von mir annimmt. Aber wird sie sie annehmen? oder wird ihr Vater das Kind seiner Wahl einem Jünglinge geben, der im Glücke so übermüthig gewesen ist? — Wird er nicht wenigstens gültigere Beweise meiner Aenderung fordern? — Es sei! Ich scheue die Prüfung nicht, wenn ich nur hoffen darf.

Voll von diesen Gesinnungen und mit sich selbst versöhnt, wie der Mensch immer ist, wenn er mit starkem Willen einen guten Vorsatz gefaßt hat, trat Osterwald mit Klotilden in den Baumgang, und sie waren länger als eine Stunde in tiefem Gespräche mit einander auf und abgegangen, als sie Hand in Hand in den Garten und zu der Bank traten, wo Aurora und Franciska ruhten. Wir haben einen ewigen Frieden geschlossen, sagte Klotilde lächelnd, indem sie an Moritz hinaufsah, der mit gesenktem Haupte neben ihr stand. Aller Streit ist geschlichtet und auf immer.

Klotilde hatte diese Worte in einem Tone gesagt, bei dem man ungewiß blieb, ob er Scherz oder Ernst sei. Aurora sah sie bedenklich an, und erwartete eine Erklärung; Franciska blickte in ihren Schooß, und Moritz richtete seine Augen nach Franciskens hin. — Du zweifelst noch, wie es scheint, fuhr Klotilde in dem vorigen Tone fort. Glaube nur mir. Wir haben uns jetzt ehrn ewige Treue und Freundschaft geschworen. —

Franciskens Angesicht glühte; eine Thräne zitterte in ihren Augen; sie wäre gern gegangen; aber die Furcht sich zu verrathen hielt sie zurück.

Und um nie in Gefahr zu gerathen, diesen Schwur zu verletzen, fuhr Klotilde fort, haben wir alle frühern Verträge, Pacten und Concordate, wie sie auch den Namen haben mögen, feierlich aufgehoben, und stehen als freie und geschiedene Leute hier, zwischen denen nichts mehr besteht, als der Bund der alten Verwandtschaft und des alten Wohlwollens, das um desto dauernder zu werden verheißt, da von keiner Seite ein Anspruch oder eine Grenzirrung mehr stattfinden wird.

Bei diesem letzten Theile der Rede Klotildens athmete Aurora wieder auf, die in der That einen Augenblick für ihren zurückgelassenen Freund gefürchtet hatte, und Franciska blickte auf Osterwald, und ihr Blick begegnete dem seinigen, und dieses Begegnen war einer Erklärung gleich. Da der Tag zu sinken begann, kehrten Alle in das Haus zurück; Franciska zu ihren Geschäften; Aurora, um von den getrennten und versöhnten Verlobten zu hören, wie sie sich mit ihren Geständnissen entgegengekommen, sich gegenseitig verziehen, und ihre Wünsche und Hoffnungen ohne Rückhalt mit alter kindlicher Vertraulichkeit einander mitgetheilt hatten.

Noch denselben Abend schickte Aurora einen Boten mit einem Briefe an Lizardiere mit der Nachricht ab, daß sie zufällig mit Osterwald zusammengetroffen sei, daß er sich verborgen halte, und keinen Wunsch kenne, als sich mit ihm zu versöhnen und durch Begnadigung des Königs in den Stand gesetzt zu werden, eine neue Laufbahn einzuschlagen. Sie lege diese Sache mit vollem Vertrauen in seine Hand, und überlasse es seiner Einsicht, ob er es für gut hielte, einen Brief an den Oberst Brederode, einen Verwandten ihres Vaters, den sie beilegte, und der denselben Gegenstand beträfe, abgehn zu lassen. In der Nachschrift meldete sie: daß Osterwald's Entschlossenheit Klotilden und ihr das Leben gerettet, daß er aber dafür keinen Lohn von seiner ehemaligen Verlobten gefordert, als aller frühern Verbindlichkeit gegen sie entlassen zu werden.

* * *

Die Zeit der Abwesenheit des alten Wennhard blieb für die Liebe nicht unbenutzt. Sonderbarer Weise war Moritz, der früher ein so heftiger und beredter Liebhaber gewesen war, in seinem neuen, noch ungewissen Verhältnisse, so zurückhaltend und schüchtern, daß er fast nur durch Blicke sprach, und, wenn ihn Klotilde oder Aurora bei diesen stummen Erklärungen überraschten, die Augen erröthend niederschlug. Aurora, die in dieser Zeit immer ungewöhnlich heiter war, nicht gedrückt, nicht schüchtern, nicht menschenscheu, sondern froh, mittheilend und scherzend sogar, — Aurora kam auch hier zu Hülfe. Sie entlockte den Liebenden das Bekenntniß ihres Geheimnisses, und brachte eine gegenseitige Erklärung zu Stande, die, um ihr Glück zu befestigen, nur der Zustimmung des abwesenden Vaters bedurfte.

Während nun diese die Rückkehr des alten Mannes mit Sehnsucht erwarteten, um seine Entscheidung zu vernehmen, sehnte sich Klotilde nicht weniger darnach, nun selbst wieder nach Hause zurückzukehren. Ihre Unruhe wuchs in der Abwesenheit, und die Schwierigkeiten, die sich der Erfüllung ihrer Wünsche entgegensetzten, schienen sich durch die Entfernung zu vergrößern. Sie selbst wäre mit dem mäßigsten Loose äußern Glückes zufrieden gewesen; aber sie wußte nur allzugut, daß ihre Mutter die Beschränkung ihres eignen Lebens nur mit Unmuth ertrug, und daß sie von ihrem künftigen Schwiegersohne die Wiederherstellung des Glanzes ihrer Familie erwartete, an dessen Verlust sie nie ohne die bittersten Schmerzen denken konnte. Aurora tröstete, so gut sie konnte, und trat jetzt mit der Aeußerung hervor, daß ihr eine Nachricht zugekommen sei, als ob den Glücksumständen ihres Freundes eine günstige Veränderung bevorstehe. Ueber das andere, was Klotilden besorgt und ängstlich machte, wußte sie nichts zu sagen. Vielleicht aber, sagte sie, wird Deine Mutter, wenn Dir Lizardiere ein anständiges Auskommen bieten kann, die Grille mit dem Adel fallen lassen, und Dein Vater wird es vielleicht bei einem reichen Schwiegersohne nicht so genau mit dem Religionspunkte nehmen.

Es hatte sich aber in Unterillingen die Sache in denselben Tagen gegen alles Erwarten verbessert. Wir haben oben angedeutet, was der Pfarrer für Plane in Rücksicht auf Lizardiere entworfen hatte. Diese Plane beschäftigten ihn Tag und Nacht. Nachdem er sich also auf das gewissenhafteste vorbereitet und seine geistlichen Waffen nicht anders geschärft hatte, als ob er gegen Mornay oder Claude oder Basnage zu Felde zöge — er hatte sich Aurorens Bemerkungen über die Standhaftigkeit der Reformirten in Glaubensachen wohl zu Herzen genommen — trat er schon am Tage nach Aurorens Abreise nicht ohne Feierlichkeit in das Krankenzimmer, und kündigte dem Hauptmanne ohne Umschweife an, daß er, wenn es ihm nicht lästig wäre, über einen ernsten Gegenstand mit ihm sprechen wolle. — Lizardiere, dem nichts als seine Liebe im Sinne lag, über die er mit allen seinen herzhaften Vorsätzen, doch nicht Herr werden konnte, dachte natürlich zuerst an die

Tochter der Pfarrers, und erklärte mit klopfendem Herzen, daß er den Eröffnungen seines verehrten Wirthes mit Verlangen entgegensehe. Der Eingang, mit welchem der Pfarrer nun seinen Vortrag eröffnete, indem er von seinem Wunsche sprach, einen so braven und achtungswerthen Mann in jeder Rücksicht und vollkommen glücklich zu sehn, war der ersten Vermuthung keineswegs entgegen, und Lizardiere fing schon an mit sich zu Rathe zu gehn, wenn ihm der Pfarrer — was er freilich sonderbar genug fand — die Hand seiner Tochter antragen sollte, ob er dieses Glück in seinen Verhältnissen mit gutem Gewissen annehmen dürfe; als Jener seinem Ziele durch die Erklärung näher rückte, wie weh es ihm thue, einen Mann wie ihn in gefährlichen Irrthümern befangen zu sehn.

Lizardiere machte jetzt große Augen, und da der Pfarrer inne hielt, und mit einem forschenden Blicke die Wirkung seiner Rede beobachtete, sagte er nicht ohne Verwunderung: In welchen Irrthümern, liebster Herr Pastor? Ich verstehe Sie nicht.

Ich glaube sehr gern, antwortete der Pfarrer, und es ist Ihnen in gewisser Rücksicht nicht zu verdenken, daß es Ihnen schwer wird, Ihre Meinungen für Irrthümer zu halten; aber wenn Sie die, in der besten Absicht dargebotene, wenn auch vielleicht bittere Arznei nicht verschmähen, so bin ich vollkommen bereit, Ihnen auf die unwiderleglichste Weise darzuthun, daß Sie auf einem irrigen und gefährlichen Wege sind.

Lizardiere's Verwunderung stieg immer höher, aber er schwieg. — Lassen Sie uns gleich, fuhr der Pfarrer fort, der vor Verlangen brannte auf die Controvers einzugehn, ohne uns bei Nebensachen zu verweilen, ob man schon in rebus ad fidem pertinentibus keine eigentlichen Adiaphora und Nebensachen statuiren darf — aber lassen Sie uns gleich den Hauptartikel Ihres Irrglaubens — Sie müssen einem rechtgläubigen Lutherischen Geistlichen diesen Ausdruck zu Gute halten — lassen Sie uns den Artikel von der Prädestination und Gnadenwahl beleuchten, den, wie Sie wissen, Johannes Calvinus und sein Schildknappe, Theodorus Beza — —

Ach, sagte Lizardiere, dem mit einemmale die Brust frei wurde, Sie sprechen von meinem Glauben. Das ist freilich eine sehr ernste Sache, und ich danke Ihnen für das Wohlwollen, womit Sie sich meiner Bekehrung unterziehen wollen, aber —

Ich verstehe Sie, fiel der Pfarrer mit Lebhaftigkeit ein; Sie glauben Ihrer Sache gewiß zu sein und glauben meine Belehrung entbehren zu können. Es wird Ihnen aber erinnerlich sein, daß selbst in Ihrer Kirche — —

Verzeihen Sie, theuerster Herr Pastor, unterbrach ihn Lizardiere, der nur mit Mühe das Lachen zurückhielt; verzeihen Sie, ich bin kein Calvinist; ich bin — —

Ein Papist vielleicht? rief der Pfarrer.

Auch das nicht. Ich bin ein guter Lutherischer Christ, wie Sie, Herr Pastor, nur nicht so gründlich, nicht so gelehrt.

Dem Pfarrer blieb vor Erstaunen der Mund offen. Er hielt beide Arme ausgereckt, und seine Blicke waren gedankenlos auf Lizardiere's Gesicht geheftet. — Sie sind ein Lutheraner? brach er endlich hervor. Und ich darf dieß für Wahrheit nehmen?

Für die Wahrheit eines Mannes, der nie lügt, am wenigsten bei Gegenständen dieser Art.

Der Pfarrer sah nach der Decke und rieb sich die Stirn. Man hätte sagen sollen, es thue ihm leid, seine gründliche Vorbereitung und den gehofften Sieg einzubüßen. — Aber Ihr Vater, sagte er endlich, war doch der reformirten Kirche zugethan? Ich weiß es gewiß.

Allerdings war er das; aber meine Mutter nicht. Mein Vater war in früherer Zeit in so mannichfaltige Geschäfte verwickelt, daß er meine Erziehung gänzlich meiner Mutter überlassen mußte. Diese übergab mich meiner Gesundheit wegen, die einen Aufenthalt auf dem Lande nothwendig machte, dem Pfarrer von Wolfartshausen, bei dem ich den Lutherischen Katechismus gelernt, und nie andere Gebräuche als die der Lutherischen beobachtet habe. Mein Vater hatte nichts dagegen einzuwenden. Sein Grundsatz war, ein rechtschaffener Mann könne bei diesem und jenem Glauben selig werden.

Ein gefährlicher, indifferentistischer Irrthum! sagte der Pfarrer kopfschüttelnd.

Vielleicht, erwiederte Lizardiere, aber ein menschenfreundlicher. Wollte Gott, er hätte zur rechten Zeit in Frankreich Wurzel geschlagen, so wären diesem schönen Lande Ströme von Blut und zahllose Greuel erspart worden.

Der Pfarrer seufzte und sah zweifelhaft umher. Die Greuel der Ligue und die noch verabscheuungswürdigern Verfolgungen der Hugenotten nach der Widerrufung des Edicts von Nantes traten lebendig vor seine Seele. Auch für Irrende, sagte er, war das ein zu hartes Loos. Und durch wen fiel es ihnen? Durch Leute, die in noch viel gröbern Irrthümern verwickelt waren.

Mich dünkt, sagte Lizardiere, dem bei der Erinnerung an die Mißhandlungen, die seine Vorfahren ausgestanden hatten, das Herz warm wurde, mich dünkt, daß jede Verfolgung um des Glaubens willen ein Verbrechen sei; denn der Verfolgende, der *seine* Wahrheit, als ob sie die allein gültige wäre, einem Andern aufdringt, ist zugleich Partei und Richter in seiner eignen Sache, und zwar auf eine Weise, bei der nur die Gewalt entscheidet. Wenn die Meinung von dem Besitze der Wahrheit ein Recht zum Zwange giebt, so hindert nichts, daß so wie die Macht aus einer Hand in die andre und von einer Partei zu der andern übergeht, eine ununterbrochene Reihe der grausamsten Verfolgungen gegen die Menschheit wüthe. Manche haben behauptet, daß die Revolution das Nachspiel der früheren Religionskriege, und vorzüglich der Gewaltthätigkeiten Ludwigs des Vierzehnten gewesen sei; und vielleicht nicht mit Unrecht. Wenigstens haben die Jacobiner den Katechismus der Hölle, den die Dragoner der Maintenon und Tellier's mit Blute geschrieben hatten, gut einstudirt und schwerlich einen darin enthaltenen Greuel ungeübt lassen. Aber zuzusetzen fanden sie auch nicht viel.

Wenn ich mich recht erinnere, sagte der Pfarrer, so hab' ich unter den Opfern jener fluchwürdigen Zeit einen Namen gefunden, der dem Ihrigen ähnlich war. War es nicht ein Baron von Lizardiere aus Montauban, welcher als ein junger Mann langwieriges und hartes Gefängniß und mannichfaltige Qualen um des Glaubens Willen ausgestanden hat?

Dieser Baron von Lizardiere, antwortete der Kranke, war der jüngere Bruder meines Urgroßvaters. Er starb im Gefängnisse, während mein Urgroßvater sich glücklich schätzen mußte, mit Zurücklassung seiner Habe unter unsäglichen Gefahren den blutigen Händen der Verfolger zu entgehen. —

Bei diesen letzten Reden war die Pfarrin in die Stube getreten, um ihrem Manne zu sagen, daß er zu einem Kranken verlangt werde. Das, was sie vernommen hatte, war ihr allzu interessant, um es auf die Erde fallen zu lassen, und sobald der Pfarrer das Zimmer verlassen hatte, nicht ohne Aeußerungen des aufrichtigsten Wohlwollens und herzliches Händeschütteln, sagte sie: Wie ich höre, Herr *von* Lizardiere, so sind Sie von Adel. Verzeihen Sie nur, daß wir Ihnen bisher nicht den rechten Titel gegeben haben. Es ist aus Unwissenheit geschehen.

Ich habe nichts zu verzeihen, antwortete Lizardiere, wo nichts gefehlt worden ist. Sie haben vollkommen Recht gehabt, mir einen Titel nicht zu geben, auf den mein Vater von dem Augenblicke an verzichtet hat, wo er sich dem Handel widmete. — Aber werden Sie ihn nicht jetzt, sagte die Pfarrin, wo Sie beim Militär eine Laufbahn gemacht haben, wieder geltend machen?

Es gab allerdings eine Zeit, erwiederte Lizardiere, wo das militärische Verdienst nicht ohne eine Verzierung vor dem Namen des Offiziers bestehen konnte. Wahrscheinlich — ich möchte sagen, hoffentlich, ist diese Zeit vorüber. Wenigstens zählt das Heer gegenwärtig eine bedeutende Anzahl von Offizieren, die trotz ihrer bürgerlichen Abkunft alle Verdienste guter Soldaten haben, und die Zeit scheint zu fordern, daß in diesem Stande, so wie in jedem andern, auch künftig dem Verdienste die Laufbahn geöffnet sei, die früher nur der Geburt offen stand. Mag der Geburtsadel die Höfe besetzt halten; im Staate und bei dem Heere müssen Einsichten, Kenntnisse, Talente und Tugend entscheiden.

Obgleich der Pfarrin diese Grundsätze ziemlich freigeisterisch klangen, so fand sie doch nicht für nöthig, etwas dagegen einzuwenden, weil sie ihr eigenes Interesse nicht berührten. Nur wie Lizardiere dem Pfarrer lieber geworden, seit er wußte, daß er sein Wohlwollen nicht an einen Calvinisten verschwendete; so war er durch seinen alten Adelsbrief in der Achtung der Pfarrin bedeutend emporgestiegen, und sie ließ sich nicht abhalten, ihn als einen Edelmann zu behandeln, was er sich denn auch, weil die gute Frau einen Ehrenpunkt daraus machte, zuletzt ohne weitere Protestation gefallen ließ.

* * *

Lizardiere sah sich kaum wieder allein, als er ein Paket von unbekannter Hand erhielt, bei dessen Eröffnung ihm einige Dutzend Banknoten entgegen fielen. Ein beiliegender Brief ohne Unterschrift meldete ihm, daß einige Personen, die mit seinem Vater in Verbindung gestanden, diesem eine Summe von 82,000 Thalern schuldeten, von welcher Schuld er hier den vierten Theil auf Abschlag erhalte; das Uebrige werde ihm auf dieselbe Weise in bestimmten Fristen zu Händen kommen. Die Gründe, welche die Uebersender hätten, ihren Namen zu verschweigen, wären durchaus unverfänglich, und dürften ihn auf

eine Weise hindern, von der übersendeten Summe jeden beliebigen Gebrauch zu machen. In einer Nachschrift wurde er gebeten, den Empfang mit Beisetzung der Anfangs-Buchstaben eines Namens in dem hamburger Correspondenten anzuzeigen, übrigens aber sich keine Mühe zu geben, dem Geheimnisse nachzuspüren.

Lizardiere's Erstaunen über dieses Ereigniß war wie man erwarten kann. Er überlief den Brief mehr als Einmal; wendete ihn nach allen Seiten; zählte die Banknoten; Alles war richtig; aber nichts führte auf eine Spur. Für ein Geschenk war die Summe zu groß, und wer in aller Welt hätte ihm ein solches Geschenk machen können? So viel war es aber ohngefähr, was er durch den unseligen Prozeß mit Besenbeck verloren hatte. Sollte bei diesem die Stimme des Gewissens erwacht sein? — Denn daß er todt war, wußte er nicht. Ganz gewiß, dachte er, ist es so. Er schämt sich seiner That; er macht sein Unrecht wieder gut; und es ist ganz natürlich, daß er sich nicht zu einer Handlung bekennen will, die das Bekenntniß eines großen und schimpflichen Vergehens in sich schließt.

Unsre Leserinnen wissen von dieser Sache schon soviel, daß wir nur Weniges hinzuzusetzen brauchen, um ihren ganzen Zusammenhang aufzudecken. Die Nachrichten, die Auroren aus dem Munde der Haushälterin ihres Oheims zugekommen waren, und die Belehrungen, die sie aus den mitgetheilten Papieren schöpfte, hatten sie keinen Augenblick über die Lage der Sachen und das, was ihr zu thun obliege, in Zweifel gelassen. Weder die Beschränktheit ihres jetzigen Vermögens, das nur eben für ihr Bedürfniß hinreichte, noch die Größe der Summe, die sie dem Rechte und der Pflicht opfern zu müssen glaubte, veränderte Etwas an dem Entschlusse, den sie schon während der Erzählung der Haushälterin faßte, und mit desto größerer Standhaftigkeit festhielt, da sie in der Ausübung einer Pflicht zugleich das Mittel fand, das Glück eines Freundes, den sie hochachtete, und einer Freundin, die sie liebte, zu gründen. Das Einzige, was sie sich schuldig zu sein meinte — vielleicht nur um sich selbst von dem Verdachte einer prahlerischen Großmuth frei sprechen zu können — war, ihre Miterbin, die Cousine Kunigunde in Kenntniß der Sache zu setzen, und sie aufzufordern, gemeinschaftlich mit ihr die Schuld des Oheims zu tilgen. Diese Aufforderung hatte keinen Erfolg. Kunigunde antwortete mit trockener Kürze, erstlich, daß es ihr widerstrebe, ihren Oheim, dessen Wirthschaftlichkeit sie ihr gegenwärtiges Glück verdanke, für einen Betrüger zu halten; zweitens aber möchte die Sache sein, wie sie wollte, so hätte sie nicht Ursache sich darüber ein Gewissen zu machen. Der Oheim habe seinen Prozeß nach Urtel und Recht gewonnen, so wie sie jetzt mit vollem Rechte in den Besitz der ihr zugefallenen Erbschaft träte. Sie setzte hinzu: „Ich habe mich lange genug behelfen müssen, um Geld und Geldeswerth schätzen zu lernen, und Niemand in der Welt kann es mir verdenken, wenn ich keine Närrin bin, und nicht aus thörigter Gewissenhaftigkeit mein rechtmäßiges Erbtheil zum Fenster hinauswerfe. Du magst es halten, wie Du willst; aber vernünftiger wär' es gewiß, wenn Du es machtest wie ich, und das Deinige zusammen hieltest. Von den Wildschützens weiß ich nichts. Sie werden es wohl gemacht haben, wie ihre Mutter, und wer mag sich dann um solche Dirnen bekümmern?"

Aurora war über diesen Brief weder verwundert noch ungehalten. Sie beharrte bei ihrem Entschlusse, und da ihr nur daran gelegen war, die Sache so schnell als möglich zu beendigen, gab sie ihrem Sachwalter den Auftrag, die Theilung von ihrer Seite auf alle Weise zu erleichtern, und indem er ihrer Miterbin die Grundstücke zu billigen Preisen überließ, die auf den Namen des Oheims gestellten Pfandbriefe und Wechsel, als das, was am leichtesten realisirt werden konnte, an sich zu bringen. Sobald sie diese in den Händen hatte, dachte sie darauf, sie so umzusetzen, daß der Name ihres Oheims möglichst geschont, und die Quelle verdeckt würde, aus welcher Lizardiere zu dem Verlorenen kommen sollte. Zu diesem Geschäft ersah sie ihren alten Pfleger, dessen Klugheit sie kannte; und ihre geheimen Verhandlungen mit ihm und seine Reise nach der Stadt hatte keinen andern Gegenstand. Hier verhandelte er es mit seinem Schwager Lassolai, dem sein Credit und seine soliden Verbindungen hierzu alle Mittel boten; und erst nachdem Alles in Ordnung gebracht, und die erste Sendung abgegangen war, kehrte er nach dem Forsthause zurück, begleitet von dem neuen Ehepaare, dessen stille und glückliche Hochzeit er durch seine Gegenwart verschönert hatte.

Die Freude, welche Franciska über das Wiedersehen einer geliebten Schwester fühlte, mit der sie ziemlich lange nicht zusammen gewesen — die häuslichen Verhältnisse, in denen beide standen, erlaubten keine lange Abwesenheit — und die jetzt eben in ein neues, und, allem Anschein nach, höchst glückliches Verhältniß getreten war, drängte die Unruhe zurück, die sie über ihr eigenes Loos und seine nahe Entscheidung fühlte. Bald aber ergoß sich das volle Herz in schwesterlichen Mittheilungen, bei denen der alte gemeinschaftliche Freund in einem so günstigen Lichte erschien, daß Leonore der Schwester um den Hals fiel und sagte: Da wird doch der Vater gewiß nicht Nein sagen. Ich dächte, er könnte es sich nicht anders wünschen.

Und so war es allerdings. Sobald der alte Wennhard Auroren von seinem Geschäfte Bericht erstattet und ihren Dank empfangen hatte, theilte sie ihm Alles mit, was sich in seiner Abwesenheit zugetragen hatte, und bat im Namen der Liebenden um seine Einwilligung. Diese wurde mit Freuden ertheilt. Er soll mir mein Christlieb sein, sagte der Greis. Wenn nur erst seine Sache bei der Armee abgemacht wäre!

Während sie noch hierüber sprachen, und Aurora gute Hoffnungen gab, und der Greis immer heiterer wurde, kam ein Bote von Unterillingen mit einem Briefe des Obersten Brederode an Auroren, als Antwort auf den ihrigen. Der Oberste schrieb, für die Nachricht, die sie ihm von dem Leben zweier geschätzten und verdienstvollen Offiziere gegeben, die man für todt und verloren gehalten, sei er ihr höchlich verpflichtet. Er habe gegen den Hauptmann Lizardiere die größten Verbindlichkeiten, die er durch nichts gut machen könne, und seine Verwendung für ihn, die er sich zur Pflicht mache, sei nur ein geringer Beweis seiner Dankbarkeit. Was den Hauptmann Osterwald beträfe, so wäre seine Sache allerdings etwas schwieriger; da aber seine Verdienste allgemein anerkannt wären, auch vielleicht durch die — wie er glaube — etwas zu harte Behandlung im Angesichte seines Regiments sein Vergehen gemildert werde, so hätte er ebenfalls die beste Hoffnung für seine Begnadigung. Er habe sogleich nach Empfang ihres Briefes eine Staffette in das Hauptquartier geschickt, und werde, sobald er eine befriedigende Antwort erhielte, ihr diese unverzüglich, und, wenn es ihm seine noch immer sehr wankende Gesundheit erlaubte, vielleicht persönlich einhändigen.

Diesem erfreulichen Briefe lagen einige Zeilen von Lizardiere bei, in denen er meldete, er habe, wie in einem Feenmährchen, sich als ein Bettler zu Bett gelegt, und sei als ein reicher Mann erwacht. Noch wisse er nicht, ob er wache oder träume; aber wie dem auch sei, die Hoffnungen, die sich an seinen Traum anknüpften, wären das erfreulichste, was er je erlebt hätte. Zum Schlusse beschwor er sie, ihre Rückkehr zu beschleunigen, weil er sein Loos ohne sie nicht zur Entscheidung zu bringen wisse, oder, wenn er es wüßte, doch nicht wollte. Er sei seiner Ungeduld nicht mehr Herr, und wenn sie nicht in den ersten Tagen zurückkehren könnte, so werde er sich die Erlaubniß nehmen, sie zu überfallen, da ihm sein Zustand jetzt wohl erlaube, diesen Weg in kleinen Tagereisen zu machen.

Auf diesen Brief wurde durch den rückkehrenden Boten eine Antwort gesandt, welche die dringendste Einladung nicht nur an Lizardiere, sondern auch an den Pfarrer und seine Frau enthielt, und um die Ankunft dieser ersehnten Gäste zu beschleunigen, gab der alte Wennhard dem Boten ein Pferd. Nicht Aurora allein hatte geschrieben, auch Klotilde hatte ihre Eltern flehend gebeten, ihren Wunsch zu erfüllen, und Lassolai hatte in seinem und seiner Frauen Namen diese Bitte unterstützt; endlich hatte auch Moritz einige Zeilen an Lizardiere beigelegt, die seiner jetzigen Stimmung und bessern Einsicht entsprachen, und auch ein erzürntes Gemüth zu versöhnen genügt hätten. Dieser Vereinigung von Bitten konnte selbst der Pfarrer nicht Widerstand thun, und so ungern er sich von seiner Studirstube trennte, so war er doch, nachdem er einmal eingewilligt hatte, und die Reise beschlossen war, fast von Allen der ungeduldigste. Er freute sich auf Klotilden, mit der er zwar gewöhnlich nicht viel verhandelte, die er aber immer ungern vermißte, wenn sie abwesend war; auf Auroren, die seit dem Nachmittage, mit dem unsre Geschichte beginnt, täglich in seiner Achtung gestiegen und eigentlich seine Favoritin war; auf Lassolai, der ihm vielleicht eine erwünschte Nachricht mitbrachte; auch auf den wiedergefundenen Vetter ein wenig. Auf Alles das freuete er sich; aber aller der Freude lag doch — wir können es nicht leugnen — der Gedanke an die baldige Rückkehr nach Hause, in seine Studirstube und zu den Lutherischen Erquickstunden als Folie zu Grunde.

Niemand kann liebenswürdiger sein, als Lizardiere auf dieser Fahrt war, die, um seine Gesundheit zu schonen, in zwei Tagereisen getheilt wurde. Das neue Gefühl des wiedergeschenkten Daseins und der zurückkehrenden Kräfte; die Aussichten, die sich ihm auf ein unabhängiges Leben öffneten, vor Allem die Hoffnung, Klotilden wiederzusehen, und die geheime Ahnung, daß dieses Wiedersehen sein Verhältniß mit ihr zu einer glücklichen Entscheidung bringen könne — das Alles gab seinem an sich regen Geist einen ungewöhnlichen Schwung, und er war unerschöpflich in Gesprächen, von denen er vermuthen konnte, daß sie seinen Begleitern die angenehmsten und anziehendsten waren. Die alte Bemerkung, daß auf einer gemeinschaftlichen Reise die Menschen sich schneller

und besser kennen lernen, als oft bei einem langen Zusammensein in gewöhnlichen Verhältnissen geschieht, bestätigte sich auch hier; und schon am ersten Abend hatte sich unter den drei Reisenden eine Art von Vertraulichkeit gebildet, die der Pfarrin schmeichelhaft und dem Pfarrer behaglich war, während sie in ihrem Begleiter die erfreulichsten Hoffnungen aufkeimen ließ.

Am folgenden Tage, einige Stunden vor Sonnenuntergange gelangten sie auf eine Anhöhe, wo wirbelnde, von der Sonne vergoldete Rauchwolken, die sich aus den Schornsteinen in die heitere Luft ergossen, die Nähe des Forsthauses und das Ziel der Reise ankündigten, und kurz darauf erblickten sie auf einem Pfade des Waldes von Zeit zu Zeit eine Bewegung von Menschen, Männern und Frauen, wie es schien, die, wie es das Auf- und Absteigen des Weges und die Beschaffenheit des Waldes, durch den er sich schlängelte, mit sich brachte, bald erschienen, bald wieder verschwanden, aber immer mehr sich der Stelle näherten, auf welcher sich der Wagen befand. Es war jetzt kein Zweifel mehr, daß dieses eben die Freunde waren, welche sie zu sich eingeladen hatten. Lizardiere, der seiner Ungeduld nicht Meister war, verließ den Wagen, der sich auf dem abschüssigen und schroffen Wege nur langsam fortbewegte, um den Kommenden entgegen zu eilen. Auf einer Waldblöße trafen sie sich, und an derselben Stelle, wo Moritz an dem Tage seines Unglücks betäubt zu Boden gelegen und den Tod gewünscht hatte, umarmten sich die beiden Gegner mit versöhntem Herzen, und vergaben sich jede erträumte und jede wirkliche Schuld. Moritz war vor den Uebrigen vorausgeeilt, und als ihm Lizardiere schon von fern wie einem alten Freunde die Hand reichte, fiel er gerührt an seine Brust, und Thränen der Reue ergossen sich, und er schämte sich seiner Reue nicht. Dazu war sein Gefühl in diesem Augenblicke zu würdig und hoch. Wenn der Irrthum beschämt, so erhebt das freie Bekenntniß des Irrthums; und ein edles Gemüth kennt keine höhere Freude, als der verkannten Tugend, nach erlangter Einsicht, alle Huldigungen der Demuth freiwillig als sühnendes Opfer darzubringen.

Die freudige Wirkung, welche diese Aussöhnung — oder ihr Zeichen vielmehr; denn sie selbst war diesem längst vorausgegangen — auf die übrige Gesellschaft hervorbrachte, die mannichfaltig bewegt die neuen Freunde umringte, wollen wir nicht beschreiben. Klotilden flossen heiße Thränen von den Wangen, die sie dem Augen der Umstehenden entzog, indem sie sich schnell an Franciskens schloß, mit der sie, seit das Verhältniß zu Moritz bestimmt war, die vertraulichste Freundschaft errichtet hatte. Leonorens Augen aber waren auf den eben Angekommenen geheftet, der sich mit Auroren unterhielt, und die Blicke, die sie von Zeit zu Zeit mit ihrem Manne wechselte, der an ihrer Seite ging, deuteten auf irgend ein Geheimniß, das sich zwischen diesen beiden verbarg. Bald aber schloß sich der Pfarrer an Lassolai an, und erfuhr von diesem, daß eine solide Buchhandlung in Braunschweig nicht abgeneigt sei, den Verlag der Erquickstunden zu übernehmen, und sich mit dem Verfasser über die Einrichtung und den Umfang des Werkes zu verständigen wünsche. Der geneigte Leser wird es uns auf das Wort glauben, daß diese Nachricht nicht wenig beitrug, die Heiterkeit des Pfarrers zu vermehren, der nicht umhin konnte, in den Bemühungen des calvinistischen Lassolai um die Erscheinung seines Werkes einen glänzenden Triumph des reinen Lutherthums zu finden, der ihm immer das Erste war. Das zweite war, daß sich seine Achtung gegen Lassolai noch um Vieles vermehrte, und das Dritte, was er aber selbst kaum wahrnahm, daß der Calvinismus von dieser Zeit an in seinen Augen sehr viel von seiner verhaßten Gestalt verlor.

Alles das geschah auf dem Wege nach dem ersten Zusammentreffen. Als man aber im Forsthause angekommen war, und sich die alten und neuen Bekannten nach Anziehung oder Bedürfniß oder Zufall zusammengeordnet hatten, vernahm Aurora aus dem Munde der Pfarrin, was sich während ihrer Abwesenheit in Unterillingen zugetragen hatte, worunter denn die merkwürdige Entdeckung von dem Adel des Herrn von Lizardiere die — Pfarrin nannte ihn seit jenem Tage nie anders — und seinem Lutherischen Glauben das Merkwürdigste war. Da nun die gute Frau, nachdem sie einmal diesen Gegenstand berührt hatte, nicht aufhören konnte, die unschätzbaren Eigenschaften dieses Mannes zu rühmen, und zugleich versicherte, ihr Mann habe eine solche Liebe zu ihm gefaßt, daß er gestern noch beim Schlafengehen zu ihr gesagt, der Hauptmann sei recht nach seinem Herzen, und er würde sich glücklich schätzen, einen solchen Sohn zu haben, hielt Aurora den Zeitpunkt für günstig, um das Eis zu brechen. Sie entdeckte ihr, ohne die Vorgänge früherer Zeit zu berühren, daß während Lizardiere's Krankheit sich eine gegenseitige Liebe zwischen ihm und Klotilden entsponnen, so wie auch Moritz und Franciska fast um dieselbe Zeit Zuneigung zu einander gefaßt hätten, und jetzt, da sie sich hier zufällig zusammengefunden, hätte sich die Sache aufgeklärt und das alte Verhältniß gelöst. Das Erstaunen der Pfarrin war nicht gering; aber ihre Freude wo möglich noch größer; und daß Einzige, was sie beunruhigte, war die Verletzung ihres mütterlichen Ansehens durch die Freiheit, die sich Klotilde genommen, ohne ihr Wissen und Zuthun ihr Herz zu vergeben. Da aber Aurora, welcher diese Regung der Ansprüche des mütterlichen Hoheitsrechtes nicht unbemerkt blieb, ihr sogleich durch die Versicherung zuvorkam, daß es zwischen den beiden Liebenden nie zu einer Erklärung gekommen, und daß Klotilde, bei aller Stärke ihres Gefühls, doch Alles der Einsicht und Entscheidung ihrer Mutter anheim gebe, fühlte sie eine so ungeduldige Freude, daß sie ihren Mann sogleich bei Seite nahm, und nach einer kurzen Rücksprache mit ihm, Auroren erklärte, daß, wenn Herr von Lizardiere ihre Tochter begehre, weder sie noch ihr Mann dem Glück ihrer Tochter in den Weg treten würde.

Während dieser Verhandlungen hatte Lizardiere Klotilden aufgesucht, die mit Franciska im Garten auf und abging, und hatte sich an die beiden Freundinnen angeschlossen. Da jetzt bei veränderten Umständen seine frühern Bedenklichkeiten gewichen waren, und Franciska mit leisen Anspielungen, die sich zwischen Scherz und Ernst hielten, den Weg ebnete, so erfolgte die gegenseitige Erklärung in unerwarteter Schnelligkeit, und die Lippen der Hocherröthеten sprachen jetzt zum zweitenmal, nur mit mehr Besonnenheit und mit froherer Erwartung, das Geständniß der Liebe aus. Nach kurzem Verweilen waren auch die Eltern unterrichtet, und da durch Auroren kluge Vorbereitungen alle Hindernisse weggeräumt waren, so wurden die Glücklichen, mit Uebergehung aller Ceremonien, noch denselben Abend als Braut und Bräutigam anerkannt.

Nachdem nun das neue Ereigniß kund gemacht worden, und die Glückwünsche abgestattet werden sollten, geschah Etwas, worauf sich meine Leserinnen gewiß schon lange gefreut hat, und ich mich auch. Der alte Wennhard nämlich ergriff Leonoren und Franciska, die Zwillingsschwestern, bei den Händen, führte sie zu dem Bräutigam hin und sagte: Ihre Schwestern, Herr Hauptmann, bitten um die Erlaubniß, Ihnen ihre Freude an Ihrem Glücke zu erkennen zu geben — und da Lizardiere mit einem Ausrufe der Verwunderung zwischen sie trat, hielt ihm der Alte den offenen Trauschein hin. Alles war erstaunt, aber Niemand mehr als Franciska, welcher ihre Schwester das Geheimniß noch verborgen hatte. Nach einem Blicke auf das Blatt warf sich Lizardiere Franciska in die Arme, und Leonore umschlang beide, und der glückliche Lassolai vereinigte sich mit ihnen, und kein Auge blieb trocken; und es war ein Fest, wie man nur selten sieht; und ein Taumel der Freude und eine selige Trunkenheit, wo die Lippen nur lallen, während in der Brust jeder Blutstropfen und jede Fiber jubelt. Fast schien Lizardiere Klotilden zu vergessen über den schönen neugefundenen Schwestern, die ihm um die Wette schmeichelten; Leonore mit größerer Keckheit, Franciska mit mehr mädchenhafter Schüchternheit. Aber indem er ihr in die freudenhellen Augen sah, und sie mit seinen Blicken zu fragen schien, ob es wahr sei, daß er sie Schwestern nennen dürfe? schmiegte sich Klotilde an Franciska und sagte leise: Nun bist Du reicher als ich; aber ich bin doch eben so glücklich als Du. Da zog ihr Geliebter sie an seine Brust, und drückte den ersten Kuß auf die vollen Purpurlippen, und sagte mit halberstickter Stimme: Wie ertrug ich nur soviel Seligkeit an Einem Tage?

Aber noch hatte das Glück sein Füllhorn nicht ganz geleert, und indem es unsern Freunden das Maß der Freude bis an den Rand erfüllte, schien es an diesem Einen Tage alle Verschuldungen der vorigen wieder gut zu machen. Während die Gesellschaft beim Abendessen saß, und fast Niemand aß und sprach, und doch Niemand Langeweile hatte, rollte ein Wagen auf den Hof. Der alte Wennhard begab sich hinaus, um zu sehen, was es gäbe, und führte gleich darauf den Obersten von Brederode herein, der auf dem Wege nach Unterillingen in Wertingen eingekehrt war, und da er hier aus dem Fremdenbuche sah, daß wenige Stunden vorher eben der Mann nach dem Forsthause abgereist war, den er in Unterillingen aufsuchte, seinen Wagen sogleich nach demselben Ziele hatte wenden lassen. Als er in das Zimmer trat, richtete er seine Blicke zuerst auf Lizardiere, und schien diesen anreden zu wollen; aber sobald er Auroren sah, wendete er sich zu dieser, und nachdem er sie mit ausgezeichneter Achtung begrüßt hatte, sagte er: Das Geschick, mein Fräulein, das mich hierher führt, ist von Ihnen angefangen worden; nichts ist billiger, als daß es auch von Ihnen beendigt werde. — Und zugleich mit diesen Worten gab er ihr einen Brief in die Hand, welcher die Begnadigung der Duellanten enthielt, mit der beigefügten Aeußerung, daß man es gern sehen würde, wenn diese beiden Offiziere, zu deren Empfehlung sich die ausgezeichnetsten Stimmen vereinigten, ihre bisherige Laufbahn bei dem Heere fortsetzen wollten; sollte aber der Hauptmann Osterwald bei dem Vorsatze beharren, einen andern Weg einzuschlagen, so solle ihm ein ehrenvoller Abschied nicht versagt werden.

Nachdem Aurora den Brief überlaufen hatte, wendete sie sich an Moritz und Lizardiere, deren Blicke auf sie geheftet waren, und sagte: Danken Sie dem Könige und diesem Manne! — indem sie auf den Obersten deutete. Mehr konnte sie nicht sagen, denn die Thränen erstickten ihre Stimme. Da nahm der Oberste das Wort und sagte: Der König hat Ihren und den Wunsch Ihrer Freunde erfüllt, und ich schätze mich glücklich, zwei Männern, die sich nicht auf lange Zeit verkennen konnten, eine so erfreuliche Nachricht zu bringen. — Bei diesen Worten umarmte er beide, drückte ihre Hände und empfing ihren Dank; und Niemand war am Tische der nicht stumm oder laut mitgedankt, und sich des neuen glücklichen Ereignisses gefreut hätte, durch welches alle die vorigen gleichsam besiegelt wurden.

Während nun der Oberste durch Auroren, neben welcher er Platz genommen hatte, von den Gliedern der Gesellschaft und ihren Verhältnissen in Kenntniß gesetzt wurde, hatte sich der alte Wennhard entfernt, und kehrte jetzt mit einigen Weinflaschen unter den Armen zurück. Indem er sie vor sich auf den Tisch setzte, sagte er: „Dieser alte Wein ist ein Geschenk meines theuersten Freundes, meines seligen Brederode, des Vaters von diesem Fräulein hier, das er mir an dem Taufstage dieses seines geliebten und einzigen Kindes machte! Ich hatte sie zu irgend einem großen Festtage gespart, und hoffte, es sollte das der sein, wo mir mein Christlieb an die Seite gesetzt würde. Gott hat es nicht so gewollt. Er hat mir aber einen andern Sohn gegeben, und dieser führt mir die Tochter meiner Wahl zu, indem er mir sie zugleich nimmt und giebt. Zudem möchte mir wohl kein größerer Festtag mehr auf Erden erscheinen, als dieser, wo so stattliche Ehrenmänner, so theure Freunde und so liebe Kinder um meinen Tisch versammelt sind. So soll denn von solchen Gästen mit diesem alten und edlen Weine dieser Tag und zugleich das Andenken des redlichsten Mannes und meines theuersten Freundes in Gegenwart seiner edlen und großmüthigen Tochter gefeiert werden."

Unabsichtlich hatte der Greis, von seinem Gefühl übermannt, die letzten Worte durch den Ton seiner Stimme so hervorgehoben, daß Aurora heftig erröthete, und der Oberste, der durch die Plauderei der wohlbedachten und dankbaren Hausmälterin einige Kenntniß von Aurorens edlem Opfer hatte, einen Augenblick zweifelte, daß seine Verwandtin den Gliedern der Gesellschaft als ihre großmüthige Wohlthäterin bekannt wäre. Nachdem also in dem alten feurigen Rebensafte die Gesundheit des Königs, seiner Rathgeber, der anwesenden Brautpaare getrunken und auch das Andenken seines Gebers gefeiert worden war, erhob sich der Oberste, und trank auf das Wohl des Fräuleins, seiner Nachbarin, die er zu seiner Verwandtschaft zu rechnen für die größte Ehre halte, indem sie durch ihre Handlung bewiesen habe, daß die Tugenden der Gerechtigkeit, der Großmuth und Uneigennützigkeit noch nicht von der Erde gewichen, und daß es noch nicht an Edlen fehle, die das, was Nichtswürdige sündigen, durch ihre Tugenden wieder gut machen, ja überwögen. „Ich wiederhole also, setzte er hinzu, aus vollem Herzen, die Worte unsers biedern Wirthes: Es lebe die edle, großmüthige Aurora, die Zierde der Brederode, die Tochter des edelsten, und die Erbin des nichtswürdigsten Mannes!"

Aurora war über diesen Toast unbeschreiblich bestürzt. Blühenden Angesichts ergriff sie den Arm des Obersten, und schwor ihm leise, ihrer zu schonen. Aber jetzt war schon zu viel gesagt; das Band war gelöst, in welchem das schöne Geheimniß schon zu lange und gleichsam ungeduldig gefesselt, sich vom Herzen seiner Bewahrer zu entwinden strebte. „Da das Geheimniß einmal verrathen ist, sagte Lassolai, welcher am wenigsten gebunden war, so will ich mir auch nicht länger Gewalt anthun. Sie wissen nicht Alles, Herr Oberst. Dieses Fräulein hat nicht bloß, um eine legale Ungerechtigkeit, von der sie mit gutem Gewissen hätte Nutzen ziehen können, gut zu machen, auf ihr Erbtheil, sondern auch — was vielleicht noch mehr ist — auf den Dank derer Verzicht gethan, die sie bereichert hat. Meine Frau und ihre Schwester erfahren erst in diesem Augenblicke, von wem ihre Mitgabe stammt, und außer Ihnen ist noch Einer unter uns, der jetzt eben das erste Wort von dem Tode des Mannes erfährt, der durch die nichtswürdigste Handlung Veranlassung zu der edelsten gegeben hat.

Während Lassolai diese Worte mit der Kraft und Innigkeit eines von Achtung ergriffenen Gemüthes sprach, hatte Aurora ihr glühendes Gesicht an Klotildens Busen verborgen, und heiße Thränen, die ihren Augen entquollen, benetzten die Brust der Freundin, die nicht weniger als die Uebrigen durch diese unerwarteten Entdeckungen überrascht worden war. — Es ist grausam, sagte Aurora mit erstickter Stimme; es ist nicht zu verantworten! — Es ist grausam von Ihnen, versetzte der Oberste, daß Sie den Dank dieser wackern Leute zurückweisen, der ihr Herz belastet, und denen dieser Dank ein Bedürfniß ist. Ihre Tugend, liebste Aurora, hat sich wieder ihren Willen an den Tag gedrängt, haben Sie auch nun den Muth sich ihrer nicht zu schämen.

Diese Worte des würdigen Mannes verfehlten ihre Wirkung nicht. Ich habe sagte Aurora etwas mehr ermuthigt, eine Pflicht geübt, die ich für unerläßlich hielt; und ich weiß nicht, ob ich es gut finden darf, daß man einer Handlung einen Werth beilegt, die man, wie ich glaube, nicht unterlassen dürfte, ohne sich zu verabscheuen. — Nicht Jedermann glaubt wie Sie, sagte der Oberste halblaut, und Sie werden sehen, mit welcher Behendigkeit sich die Cousine Kunigunde über diesen Abscheu hinwegsetzen wird. — Wenn Sie denn, fiel Lizardiere ein, der den Zusammenhang der Sache schnell errathen hatte, durchaus nicht wollen, daß wir einen Werth auf eine Handlung setzen, die wenigstens zu den seltensten gehört, so erlauben Sie uns doch, einen hohen Werth auf das Glück zu setzen, daß wir ihrer Großmuth verdanken, und seinen Genuß täglich durch die dankbare Erinnerung an seine Urheberin zu erhöhen.

Die lebhaftesten Ausbrüche der Bewunderung, der Liebe, der Rührung folgten diesen Worten, und es war umsonst, daß Aurora sie zu hemmen suchte. Sie zog sich bald zurück. Aber auch nach ihrer Entfernung wurde sie gefeiert, nur noch lauter, noch lebhafter, noch ungezwungener. Der alte Förster erzählte von den Tagen ihrer Kindheit; Lizardiere von ihrer stillen Ergebung in die Prüfungen, die sie von gefühllosen Menschen hatte erfahren müssen; Klotilde von der Freundschaft, die sie ihr erwiesen; der Pfarrer endlich von den Verdiensten, die sie sich um seine Erquickstunden gemacht hatte, und die ausführliche Schilderung, die er von diesem Ereignisse machte, ergötzte die ganze Gesellschaft, so daß Alle heiter und lachend von einander schieden und sich zur Ruhe begaben.

Am folgenden Morgen, ehe man sich zum Frühstück versammelte, ließ sich der Oberste bei Auroren anmelden, und gewann ihr das Versprechen ab, da ihn seine Gesundheit nöthigte den Dienst zu verlassen, künftig sein schöngelegenes Gut, den alten Stammsitz der Brederode, zum Aufenthalte zu wählen, und, da er seine Frau während des Krieges durch den Tod verloren hatte, seine Einsamkeit zu erheitern. Nachdem er dieses Versprechen erhalten und den nächsten Frühling als den Zeitpunkt bestimmt hatte, wo er sie abholen wollte, verließ er das Forsthaus und die darin Versammelten, begleitet von allen Zeichen des Wohlwollens, der Freundschaft und Dankbarkeit, die sein Eifer für die Sache unserer beiden Freunde und sein Charakter verdiente. Nach einigen Tagen löste sich auch die übrige Gesellschaft auf. Alles Vorbereitete wurde in kurzer Frist ausgeführt. Und nun genießt der alte Wennhard in ununterbrochener Zufriedenheit den Beistand seines Gehülfen, der das System seines Lehrers und Freundes noch vervollkommnet hat, und den Forst in immer schönere Ordnung bringt. Franciska, welche jetzt Mutter einiger blühenden Kinder ist, pflegt den guten Alten mit immer gleicher Liebe und Sorgfalt, während ihre Schwester, noch kinderlos, all' ihr Bemühen auf die Erziehung ihres Stiefsohnes wendet. Jährlich hat sich bisher die Familie einige Tage auf dem Forsthause zusammengefunden, und auch Aurora hat bis jetzt nie unterlassen, an diesen Festen der Liebe und rührender Erinnerungen Theil zu nehmen. Durch einen sonderbaren Glückswechsel ist diese vor einigen Jahren die Erbin der Kunigunde geworden, die nach einem heftigen Aerger ohne Testament an einem Gallenfieber gestorben ist. Sie macht das Glück des Mannes, in dessen Hause sie lebt, und Aller, die in ihrem Bereiche Rath, Hülfe und Trost bedürfen. Ihre Gesundheit ist jetzt besser als je, und von der Menschenscheu, vor der sie der Pfarrer von Unterillingen so ernstlich warnte, ist sie bis auf leise Anwandlungen fast ganz geheilt. Der gute Pfarrer hat noch die Freude gehabt, den ersten Bogen seiner Erquickstunden gedruckt zu sehen; aber einige Tage nach dem Empfange dieser Probe fand man ihn über seinem Werke eingeschlafen, ohne daß er wieder erweckt werden konnte. Seitdem wohnt seine Wittwe mit ihrer Tochter zusammen. Lizardiere, dessen Adel der König aus eigner Bewegung erneuert hat, genießt die Achtung seiner Vorgesetzten, das allgemeine Wohlwollen seiner Cameraden und die Liebe seiner Untergebenen. Von seiner Frau wird er angebetet. Sie hat ihm zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, geboren, und geht jetzt wieder mit einem Kinde, bei welchem der Verfasser dieser Erzählung, wie er aus gewissen Aeußerungen schließen darf, Pathenstelle vertreten wird.

Heinrich Joachim Jäck.

Von den Lebensumständen dieses tüchtigen Bibliographen und beliebten Jugendschriftstellers ist uns bloß bekannt, daß er am 30. October 1777 zu Bamberg geboren wurde, sich vorzüglich dem Studium der Literatur und den neuern Sprachen widmete und dann als Bibliothekar und Lehrer der englischen Sprache am Lyceum seiner Vaterstadt angestellt wurde, wo er sich gegenwärtig noch befindet.

Wir haben von ihm:

London. Bamberg 1805 und 1806, 4 Hefte.
Bamberg's Geschichte. Erlangen 1806.
Geschichte der Provinz Bamberg von 1006—1803. Bamberg 1809, 3 Thle.
Barth. Döring. Bamberg, 1812.
Pantheon der Literaten und Künstler Bambergs. Bamberg, 1812—1815, 7 Hefte.
Th. Gönner. Bamberg 1813.
Beschreibung der Stadt Paris. Bamberg 1814.
Bamberg und dessen Umgebungen. Erlangen 1814. 1815.
A. Röschlaub. Altenburg 1814.
Lehrbuch der Geschichte Bambergs. Bamberg 1815.
A. Schmötzer. Bamberg 1815 in 8.
Th. Wazanini. Nürnberg 1816.
Rückblick auf meine Reise über Hamelburg. Erlangen 1818.
Bamberg, wie es war und ist. Bamberg 1819.
Reise durch England, Frankreich und die Niederlande im Jahre 1824. Weimar 1826, 2 Theile.
Beschreibung von Frankenthal und Langheim. Nürnberg 1827.
Wahres Bild der Klöster. Bamberg 1827, 2 Thle.
Taschenbibliothek der Land- und Seereisen. Nürnberg 1827—1830, 46 Hefte.

Gemeinschaftlich mit J. Heller:

Beiträge zur Literaturgeschichte. Bamberg 1825.
Einzelne Abhandlungen, Reden u. s. w.

Gründlichen Fleiß mit reicher Belesenheit und anmuthiger Darstellung verbindend, hat sich Jäck einen sehr geachteten Namen in der literärischen Welt erworben.

Friedrich Ludwig Jahn,

der Wiedererwecker der Gymnastik in Deutschland, ward 1778 in Pommern geboren, studirte zu Jena und Halle Philosophie und zeichnete sich hier und auf den Universitäten, welche er später noch besuchte, besonders durch sein Bemühen für Vereinigung der in den Gemüthern und im Leben getrennten deutschen Völkerschaften unter den Studirenden aus. 1809 kam er als Lehrer der Gymnastik an die Erziehungsanstalt des Dr. Plamann nach Berlin, eröffnete aber 1811 seine eigne berühmte Turnanstalt daselbst, um durch volksthümliche Ausbildung der Willenskraft Deutschlands Jünglinge zu stählen und reif zu machen für den bevorstehenden Todeskampf der Freiheit und der Ehre des Vaterlandes, wofür er schon in Rede und Schrift gewirkt hatte. Als Deutschland sich 1813 gegen die Fremdherrschaft erhob, zog er mit den Freiwilligen ins Feld und wurde nach seiner Rückkehr 1817 zu Berlin als besoldeter Turnlehrer angestellt; er hielt zugleich auch Vorlesungen über deutsches Volksthum. Der vielfach gereizte Argwohn demagogischer Umtriebe wandte sich 1819 auch gegen ihn; er wurde, nach Schließung der Turnplätze, schon im Begriff, einem Rufe als Professor der Philosophie nach Greifswald zu folgen, nach Spandau, Küstrin und vor eine Immediatcommission nach Berlin zurückgebracht und endlich, wegen Mangels von thatsächlichen Beweisen gegen ihn, seit 1820, jedoch mit Belassung seines Gehaltes als Turnlehrer, bis zu weiterer Entscheidung als Festungsgefangener in Koblenz verwahrt. 1825 erhielt er seine Freiheit wieder und lebte nun als Dr. der Philosophie und Privatgelehrter zu Kölleda und nachher zu Freiburg an der Unstrut, von wo aus er seit 1830 mit Kraft und Erfolg die undeutsche Richtung der Bewunderer der Julirevolution bekämpft.

Er ließ erscheinen:

Deutsches Volksthum. Lübeck 1810. Neue Aufl. 1817.

Mit E. Eiselen:

Runenblätter. Naumburg 1814.
Deutsche Turnkunst. Berlin 1816.
Neue Runenblätter. Naumburg 1828.
Merke zum deutschen Volksthum. Hildburghausen 1833.
Fahrten des Alten im Bart. Herausgegeben von K. Schöppach. Leipzig 1834 (wird J. zugeschrieben, doch hat er sich nicht öffentlich dazu bekannt).

Die tüchtigste Gesinnung und der unermüdlichste Eifer für das als recht und wahr Erkannte bilden die Grundlage von Jahn's Handlungsweise, wie von seinen Schriften, aus denen uns stets ein echt deutscher, durch keine Einwirkung von außen zu beugender Charakter entgegentritt. Daß er in seiner strengen Beharrlichkeit oft einseitig werde und mitunter zu weit gehe, oder sich zu heftig gegen die Forderungen des Tages stemme, ist nicht zu läugnen; aber selbst da, wo er zu schroff und gewaltsam erscheint, bringen ihm die eigentlichen Triebfedern seiner Handlungsweise stets die größte Ehre. Sein Charakter spricht sich vollkommen in seinen schriftstellerischen Leistungen aus; wir finden dieselbe Gediegenheit, Kraft und Körnigkeit, dieselbe Eigenthümlichkeit, verbunden durch eine sehr lebhafte und anschauliche Darstellungsweise, schlagenden Witz und geistreiche, wenn gleich mitunter unwillkührlich gezwungene Behandlung der Sprache und Form, dort wieder. — Wie auch die Ansichten wechselten seit den letzten Jahrzehnden, so verdienen doch Wenige bei dem deutschen Volke so in dankbarem Andenken gehalten zu werden, wie Friedrich Ludwig Jahn; denn er hat in bedrängter Zeit gar viel für dasselbe gethan, und das sollte nie vergessen werden. —

Heiligkeit der Muttersprache *).

Die Sprache, worin dem Menschen das Leben im Dasein erwacht, heißt auf Deutsch mit wundersüßem Namen die Muttersprache, Muttersprache — Sprachmutter!

*) Aus F. L. Jahn's „Merke zum deutschen Volksthum." Hildburghausen 1833.

Mit einem Schrei nimmt der Neugeborene Besitz in der Sinnenwelt, mit dem Ausbruch der Gefühle, Empfindnisse und Gedanken in vernehmliche Laute wird ihm die Sprache offenbart. Da kann die Zunge nicht wieder verstummen, das Ohr nicht mehr vertauben. Mit der Sprache eröffnet sich der Mensch den Geisterhimmel. Kein Mensch kann in seiner Mutter Schooß zurückkehren und sich noch einmal gebären lassen. Auch keine zweite Sprachmutter kann er wiederfinden, wenn er sich von der ersten verirrt. Keiner kann einer zweiten Muttersprache sich sprachvergessen einkinden, wenn er die erste Sprachmutter verloren. Es ist nichts Unheilbringenderes als eine Stiefsprache. Wer deren Schooßkind geworden, wird nicht Degen und Degen haben, sein Unstern ihn verfolgen, Unklarheit seine Beute, Undeutlichkeit sein Lohn seyn, auf Irrwegen wird er als Irrthümer wallen.

Die Muttersprache ist die Urwissenschaftslehre, die Sinnlichkeit und Geistigkeit vermittelt, Sinne und Denkvermögen rettet. Die Muttersprache ist die Erneuerung aller Offenbarung, und jede Sprachenlernerei bleibt nur ein dollmetschendes Nachsprechspiel der ersten.

„Jede neue Sprache wird nur durch Verhältniß und Ausgleichung mit der ersten verstanden, das Urzeichen wird nur wieder bezeichnet; und so bildet sich die neuere Nachsprache nicht der neuen, und eine der andern, sondern alle sich der ersten Vorsprache nach" (Levana oder Erziehungslehre von Jean Paul. Zweite Auflage. Stuttgart und Tübingen in der Cotta'schen Buchhandlung, 1814. Erstes Bändchen. Seite 93).

Ein Zugleichlernen mehrerer Sprachen in früher Jugend, ehe noch die Muttersprache der Mutterpflicht und Mutterpflege Genüge gethan, ist eine Folterzucht, worunter die Sprachkraft ermartert wird. Es giebt vornehme Leute, die ihre Vornehmigkeit als ein geschenktes Welthandwerk ansehen, sich als hochwürdige Meister, erleuchtete Gesellen und wackere Diener von einem großen Weltorden betrachten, der überall zu Hause ist, der nirgends volklich. Diese Vornehmlinge leiden nicht, daß ihre Kinder Vater und Mutter rufen, und guten Tag, und ruhige Nacht grüßen, Lebewohl und Glückauf wünschen.

Daraus kommt auch der Sprachwirrwarr, daß die vielsprachenden Leute nicht mehr reden können, und sich mit Geschwabbel und Geschnatter behelfen, was Conversation heißt.

Vielspracherei ist immer eine Sprachtäuschung. Ihr Wortgeschwall ersäuft den Urquell der Muttersprache mit wildem Wasser. Nach solcher Wortfluth findet sich Braß, Brack, Ballast statt Hehrheit und Hoheit, und todtes Zeichenspiel für lieblichtes Leben. So werden die Sinne um Anschauung gebracht, die Beobachtung wird stumpf, die Wahrnehmungsgabe stirbt ab, das Darstellungsvermögen siechet. Ein hohles, dumpfes Schallwerk umkerkert die armen sprachmutterlosen Waisen.

„Jede Erlernung einer fremden (zumal Mangsprache), vornämlich aber einer todten Sprache, schläfert die Fähigkeit unserer Seele zu anschauender Erkenntniß ein, verwöhnt sie, sich in den meisten Fällen mit todter, sinnbildlicher Erkenntniß zu begnügen, und mehr auf Worte, als auf Sachen zu achten" (Campe in: Adelheid und Theodor, oder Briefe über die Erziehung. Th. 1. S. 105. Anmerkung).

Jede Sprache ist das vollständigste und genaueste Abbild des Volkes, das sie spricht, in sich trägt, und dem Lernenden überliefert, zwar unbewußt und unbemerkt der Jugend, deren heilige Einfalt man eben deshalb durch Vielspracherei nicht frechen soll. Mehr- oder gar Vielspracherei in der Kindheit und Jugend ist Blenden der Anschauung, Nothzucht des Gedächtnisses und Entmannen des Sprachvermögens.

„Es ist keine größere Gewalt, denn der Worte Gewalt; nichts Besseres, wo sie recht, nichts Böseres, wo sie unrecht ist. Es ist über eine böse Zunge kein schärferes Schwert. Mit Besetz und Worten beherrscht man die Welt, leitet (die Leute), führt man die Herzen, heilt die Gewissen (ordnet und waltet um gemeinen Wohl). Wiederum bezaubert, verwundet, tödtet und tödtet man die Herzen mit Worten." Luther.

Es giebt Staaten, wo die Freiheit zum Auswandern beschränkt ist; es kann aber kein Eingeborner ohne Urtel und Recht zum Lande hinausgewiesen werden. Und doch giebt es Schulen und Erziehungsanstalten, wo man recht darüber gegrübelt hat, wie man das jugendliche Gemüth aus dem Vaterlande in die Fremde treibe: zuerst schulklösterlich und ulerisch ins verschollene Alterthum von Athen und Rom, als Löschkritter von Alexandria's Bücherei, und als Futter für den Vesuv in Herkulanum und Pompeji: zuletzt als Impfling der Wälschheit in des Auslandes Elend.

Man hat eine Lehrfolter, wodurch der volksthümliche Geist ausgetrieben wird, um unsaubern Unholden Platz zu machen. Es ist eine Seelentreiberei erfunden, um des Menschen einische Sinnesart, Denk- und Handelsweise in fremde zu künsteln.

Das kann man aber von jeder Schule verlangen, daß sie in allen ihren Ordnungen die Muttersprache als Lehrgegenstand Jahr aus Jahr ein habe, und wenn sie Prüfungen veranstaltet, die Muttersprache nicht hintenansetze, auch in den Abgangszeugnissen nicht vergesse.

Jede Schule, wo eine fremde lebende Sprache schulplanig gelehrt wird, und als höchstnöthiges Bindemittel gilt, legt dem Volksthum einen Hinterhalt zum Ueberfall für den Feind. Durch das schulmäßige Erlernen fremder Sprachen will man in der Jugendbildung den Grund legen, daß die künftigen Deutschen mir nichts dir nichts zum Feind des deutschen Namens übergehen können.

Durch das Schulgedrill der Schulkinder in der Lebensfrühe lernen sie sich aus der Deutschheit heraus, und werden fertig gemacht, erfolglichen Falls, gleich als Undeutsche bei der Hand zu seyn, wie Zeitungsschreiber und Zeitschriftler. Von solchen Ueberläufern mag der berliner Telegraphenschreiber, der vor und nach der jenaer Schlacht zu einem unglückseligen Namen, wie weiland Herostratus gelangt, als Vorschreiber gelten. Er ist der Höllenpförtner der heutigen Hundswochenleute, die an der Volksthumsscheu leiden, und gerne ein Deutschklein nach französischem Richt zubereiteten. Wie Heine und Börne stammt er aus der Jüdischheit, und kam nach Berlin mit einem französischen Paß, als „Sprachmeister" bezeichnet, was er in „Herr Lange" verdeutschte. Das Volksgericht hat gegen ihn durch Lieder und Zerrbilder erkannt.

Sprachsinn, Sprachkraft, Sprachfertigkeit ist alles näher in der Muttersprache zu haben. Die fremden lebenden zerstören als Doppelgift, bald betäubend, bald ätzend. Mit der fremden Sprache lagert sich eine fremde Besatzung in Kopf und Herzen; das Gemüth ist dann von fremden Geist besessen. Den fremden Völkern ist nur dadurch das Land zu sperren, daß man ihnen die deutsche Jugend nicht zur künftigen Geisteigenschaft, Geistesknechtschaft abrichtet. Wir bleiben immer nur Bruchdeutsche, werden nie Volldeutsche, wenn wir in früher Jugend allerlei Sprachen durcheinander zu lernen gezwungen werden.

Durch das Erpichtseyn auf fremde Sprachen behelligen wir die armen Kinder mit so vieler Lapperei, daß ihr Wissen, wie ein Plundermatz umherfährt. Die edle Zeit wird durch diese Sprachüppe verdorben, es bleiben nur verstohlene Augenblicke für die Naturkunde, die doch der Mensch nie auslernt. Ueber wichtige Wissenschaften muß nun obenhin getappt werden; wo bliebe die Zeit für die Sprachfalknerei?

Wer fremde, lebende Sprachen künftig braucht, mag sie dann lernen, wie er sie braucht, der Gelehrte zum Verständniß gelehrter Werke, der Kaufmann zum Verkehr, der Seemann, um durchs Sprachrohr vorbeisegelnden Schiffern zuzurufen. In die Volksschulen gehören sie drum nicht; da hat nur die Muttersprache Sitz und Stimme. In den gelehrten Schulen aber erforscht man die schöne Vergangenheit untergegangener Völker und soll sich nicht mit dem Geschwabbel aller Welt befassen.

Der Wehrmann von der Feder gehört zu den Gelehrten, der Krieger vom Leder braucht vollends nur die Muttersprache. Gnade soll er vom Feind nicht begehren. Wer Gott vertraut, brav um sich haut, kommt nicht so leicht zu Schanden. Vom Kosen mit feindlichen Schönen lehrt die Landwehr nichts. Das hat schon den Simson betrogen. Die Zugvögel kommen, ohne die Sprachen der Länder zu kennen, glücklich von ihrem Sommerland in ihr Winterland und wieder heim. Auch die Kosacken wußten ohne Französisch den Weg von Moskau bis Paris zu finden, nahmen auch noch manche Andere mit, denen sie als Wegweiser dienten. Scheidemünze der Höflichkeit braucht man gegen keinen Feind, und die Sprache, in der man mit Feinden nur einzig reden darf, ist handgreiflich und fühlbar. Felddollmetscher gehören zur Wegweiserschaar, die auch im Frieden als stehende Waffe ganz vorzüglich zu üben ist.

Fremde, lebende Sprachen in den Schulen sind ein Molochsverdienst, wo die unschuldigen Kinder der Höllengluth geopfert werden. Das ist ein grauenvolles Blut-, Schimpf-, Schand- und Fluchopfer der Ausländerei, der Erbärmlichkeit, der Eitelkeit, dem Irrlicht von Allerweltsbürgerei gebracht. Durch fremde, lebende Sprachen in deutschen Volksschulen werden wir Deutsche Leibeigene auf eigenem Boden, Frohnknechte und Sprachsklaven fremder Völker.

Haben wir erst des Geistes Wehr und Waffen gestreckt, und der Sprache Heiligthum verloren, so ist der Feind schon im Frieden der Oberherr. Kein Wagniß kann uns retten, kein Heldenthum schirmen, sobald wir den Rückfall in die Sprachwuth bekommen. Wir wärmen in den wälschen Sprachen die Natter im Busen. Wollen wir denn ewig ehr- und wehrvergessen bleiben? Unser Volk, Gott und die heiligen Siege lästern? Soll alles Blut vergeblich geflossen seyn?

Die Aeltern, so ihre zarten Kinder zu wälschem Gespräch zwingen, ächten, verbannen und enterben die Unmündigen, machen sie rechtlos, schutzlos, schirmlos, arm und bloß, rauben ihnen das Pflichttheil der Muttersprache. Deutschlands Töchter sind doch wohl nicht dazu bestimmt, um mit den Einlagerern fremder Völker zu hübschen. Zur Zeit der französischen Zwingherrschaft deutschen Jungfrauen Französisch beizubringen, war das beste Mittel, sie zu Hübscherinnen zu entweihen. Und jeder Schulhalter und jede Schulhalterin soll lieber die Schule schließen, als Sprachunzucht und wälschen Frevel leiden. Wer mit dem wälschen Sprachteufel buhlt, giebt sich selber auf, Namen und Ahnen, Kinder und Enkel. Sie löschen sich selber aus dem Lebensbuch der Geschichte, setzen ein Brandmahl an ihre Stirne und zerknicken die Lebenskeime der Zukunft.

Wider die Wortmengerei.

Die deutsche Sprache hat ihr eigenes, besonderes Thum für sich, wo sich Alles im eigensten Verhältniß zusammenfindet, und sich zu einem Gliedbau füget. Sie hat einen Leib von festen und flüssigen Theilen, Kopf und Herz, und keinen Straußenmagen, daß sie alles verdauen könnte, womit Rabenkinder die Alte nudeln und freren.

Unsere Sprache als Ursprache ist ein Schattenriß vom göttlichen Ebenbild im Menschen. So wie der erste Laut da war, folgte der andere, bis die ganze Lautleiter fest stand. Wer A sagt, muß auch B. sagen, ist ein Wahrwort. War Eins entdeckt und ins Leben gerufen, so mußte sich das Andere folgerecht von selbst ergeben. So hat nun auch unsere Sprache eine ursprüngliche, ureigene Lautung, und darf keine neuen, ihr sonst fremden Laute mehr aufnehmen, will sie anders Ursprache bleiben, ihr Selbst, ihr Thum und ihre Heit bewahren. Alle ihr fremdartige, sonst an sich unverwerfliche Laute, werden unter den Deutschen eine Ohrenfolter. Mögen sie anderswo schön klingen, hier klippen und klappen sie nicht einmal. Wer die Sprache dadurch zu bewohllauten meint, ist auf einer falschen Fährte, nimmt Ohrenzwang für eine Wonne und entzückt sich beim Aechzen und Krächzen einer Katzenorgel.

Es giebt unschuldige Stoffe, die aber in der Mischung fürchterlich aufbrausen. Aerger noch ist es mit Worten und einem fremden Sprachthum. Die sind in unserer Sprache ein Laab, was die süße Muttermilch gerinnen macht.

Vor Zeiten soll es Leute gegeben haben, die wollten sich verjüngen und erneuen, ließen sich die Adern öffnen, zapften sich ihr Herzblut ab, um sich fremdes wieder hereinzuquirlen. So sind die Sprachmenger. Die hat der tolle Hund der Eitelkeit und des Nachdünkels gebissen, und nun rennen sie sich in der Wälschwuth über Wortleichen zu Tode.

Wie wenn ein Kranker zum Arzneibereiter käme, aus jeder Büchse etwas, von jeder Waare eine Gift verlangte, dies in einen Allsud mischte — sollte er davon wohl genesen? Wenn ein Lecker seinen Geschmack so verfeinert hätte, daß ihm keine Speise mehr mundete, und er nun in seiner Mißlings-Nüchternheit zum Quickkoch rennte, dort von aller und jeder Speise eine Gift forderte, diese einzelnen Giften zusammenrührte, um ein Prahlessen zu bekommen — so würde vor diesem Allerlei einer freßgierigen Sau sogar Schauder anwandeln und nur ein Hai solches verschlingen.

Rechnet man zur Vollkommenheit einer Sprache, wenn sie viel Fremdes hat, und immerfort wälschen kann, so muß die Rede des schabigen Betteljuden über Luther und Klopstock, über Schiller und Göthe stehen, und wir müssen alle noch in die pohlnische Judenschule, um Plapperdeutsch zu lernen.

Ein Jahrtausend lang ist in deutschen Landen gesagt und geklagt worden, daß man die Muttersprache fremden Zungen hintenan setze. Noch immer trifft uns dieser Vorwurf, noch immer ist das wälschsüchtige Gelichter nicht verschwunden. Darum ist es gut, daß von Zeit zu Zeit die Urrechte der Muttersprache in einzelnen Leuten und ganzen Vereinen ihre Anwalte finden. Aber dieß sind Tropfen auf einen glühenden Stein, so lange die Mütter, die Väter, die Schriftsteller, die Dichter, Geschichtschreiber und Staatsverwalter ohne Scham und Gram bleiben, und sich hochverrätherisch wider die Muttersprache in unzähligen Sprachfreveln empören.

„Es ist ein unbestrittenes Recht, eine deutsche Sache in deutscher Sprache, ein deutsches Werk mit deutschem Wort zu benennen. Warum auch bei fremden Sprachen betteln gehn, und im Auslande auf Leih und Borg nehmen, was man im Vaterlande reichlich und besser hat. Kein gründlicher Sprachkenner, kein echtdeutscher Volksmann hat auch je der Wortmengerei die Stange gehalten. Nur Sprachschwache und Afterdeutsche werfen so gern den Zweifel auf: ob man im Deutschen sich auch deutsch ausdrücken könne? Ihre Sprachschwäche, Unwissenheit und Verkehrtheit dichten sie der edeln deutschen Volksprache an, verlassen diese feldflüchtig, ergeben sich der Wälschsucht und meindeutschen. Kunstner und Wissenschaftner sind in der Regel für reindeutsche Kunstwörter in allen andern Künsten und Wissenschaften. Von den ihrigen kommt es ihnen immer zu schwer vor, und darum lassen sie es auch ohne Versuche bewenden. Auch ist selten unter ihnen solch geselliger Verkehr und gesellschaftlicher Verein, als die Sprachbildung erfordert. Soll eine Kunstsprache lebendig seyn, so muß sie aus dem Leben hervorgehen. Ein einzelner Mann kann wohl die Sprache um seinen Theil rein halten, nur nicht allein rein fegen.

Uebrigens entspringt alle Wortmengerei aus Unkunde, Sprachfaulheit und Vornehmthuerei. Leider können alle Klagen und Reden dagegen nichts helfen, so lange die deutschen Kinder in ihrer Kindheit geflissentlich um ihre Muttersprache betrogen werden; so lange man den Kindern die Sprachmutter raubt und ihnen eine fremde Sprachamme gewaltsam aufdringt. Die Geschmacklosigkeit und die Unklarheit neuer Schriftsteller entstehen aus meindeutscher Volksvergessenheit. Kalb, ein wackerer Kämpfer, hat die urkundlichen Beweise geliefert in seinen Schriften: Ueber Wortmengerei. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, bei Reklam, 1812 (2 Thlr. 12 Gr.). — Abgerissene Bemerkungen über Sprache. Ein Nachtrag zu der Schrift: Ueber Wortmengerei. Leipzig, bei Fleischer, 1813 (20 Gr.). — Noch ein Wort über Spracheinheit. Berlin, Realschulbuchhandlung, 1815 (12 Gr.). — Die Vielsprachigkeit ist der Sündenpfuhl, woraus aller Büchernebel dunstet. Bei einer Sprache recht bleibt, ist der andern — und der eigenen zumal, auch wohl billig. Was eine lebendige Sprache zu Leib und Leben bringt, sollte man ihr doch nicht zu Leide thun. Nimmermehr wird die deutsche Sprache eine Mengsprache werden. Noch immer behauptet sie im siegreichen Kriege ihr Urrecht als Ursprache. Ihr ist Wortmengerei — Armuth, Reinheit — Reichthum und Reinigung — Bereicherung. Die Fremdsucht ist ihre Galle, Gift und Greul, ein Irrleuchten im Dämmer und Nebel. Fremdwörter gehen als solche, und wenn sie hunderttausend Mal eingebürgert heißen, nie in Gut und Blut über. Ein Fremdwort bleibt immer ein Blendling ohne Zeugungskraft; es müßte dann sein Wesen wandeln und selber als Urlaut und Urwort gelten können. Ohne ein Urwort zu werden, läuft es als Aechter durch die Sprache. Wälschen ist Fälschen, Entmannung der Urkraft, Vergiften des Sprachquells, Hemmen der Weiterbildsamkeit und gänzliche Sprachsinnlosigkeit (Deutsche Turnkunst. XIX bis XXII).

Die Klage wider die Wortmengerei ist sehr alt, und nicht erst von gestern, wie die wälschsüchtigen Manghänse gelten. Die deutsche Sprache und das deutsche Volk haben nur noch immer nicht ihr Recht finden können. Jahrhunderte dauert schon der Kampf mit der Ausländerei aller Art. Doch die leipziger Schlacht hat uns Hand und Mund frei gemacht. Beide wollen wir denn auch nach unsrer Väter Art frisch und fest gebrauchen, und uns wacker und weidlich weisen.

Als alte Losung und Feldgeschrei mögen folgende als Strafreden gelten.

„Ueber die Stockfischerei der Sprachenverwirrung und Verirrung, als ob wir mit der altdeutschen Tugend und unserer deutschen Sprach allgemach müd worden, klaget Matthias Bernegger, der Historien Professor zu Straßburg in seinem Suetonianischen Fürstenspiegel, da er spricht: Obschon unsere deutsche Sprach an der Menge auserlesener Wörter, an Beikommenheit ansehnlich begriffener und weitläuftig ausgesichter Umkreis, auch ganzer Reden Zierlichkeit einiger andrer Sprach nicht weichet, so setzen wir sie doch selbsten hinten nach, gestalt insgemein fast alles Einheimische pflegt unwerth zu sein; ja wir legen auch nicht allein keinen Fleiß darauf, sie auszuzieren und zu schmücken, sondern beschmeißen sie im Widerspiel mit fremder Wörter Zierrath, wie wir meinen, so eben im Werke vielmehr grobe Schandflecken sein, also daß man mit gutem Fug sagen möchte, es werde diese unsere Muttersprach vor lauterm Alter zu einer endlichen Grundsuppen, darin aller andern Sprachen Unart gleichsam als mit einem ungestümen Regenbach zusammenfließet. Bald entlehnen wir vom Lateinischen, bald vom Französischen, ja gar vom Spanischen und Italienischen dasjenige, welches uns daheim viel schöner und besser erwachset. Und dieser Leut unartigen Mißbrauch ziehet Martin Opitz in seinem Aristarcho recht trefflich durch die Hechel, welchen die Nachkommenheit unfehlbar einen deutschen Virgilium nennen wird. Wiewohl auch diese unsere Zeit der Ihrigen noch nicht so unachtsam, daß sie dieses neu aufgehenden Sternes nicht vernehmen sollte."

Der Geschichtschreiber Lehmann in seiner Speierschen Chronik (zu Ende des 107ten Kapitels) schreibt: „Aber hernach hat die Erfahrung bezeugt, daß die deutsche Sprach zur Eröffnung eines jeden Gedankens und Meinung, zu aller Nothdurft, zur Zier, zur Bewegung der Gemüther, zu Schimpf und Ernst, zu Lieb und Leid so reich an Worten, daß man nicht Noth hat aus lateinischer oder anderen Sprachen zu entlehnen, damit man rund, zierlich und verständlich schreiben und reden könne. Und ist dahin kommen, gleichwie die Römer in ihrem Wohlstand allein die lateinische Sprach geführt, und ihrem Ansehen und Hoheit verkleinerlich ermessen, so jemand in offenen Schriften aus der griechischen Sprach ein einziges Wort mit eingemischt. Gleicher Gestalt haben's die Alten für unziemlich gehalten, wenn man in Schriften, so vor Obrigkeiten oder Gerichten ausgefertigt, Latein eingemischt, die allgemeine Sprach mit fremden Worten verbremdt, und nicht deutsch und verständlich gehandelt, darum vor Jahren alle Sachen und Schriften im ganzen Reich mit klaren, runden und kräftigen deutschen Worten begriffen, und anderer fremder Sprachen Entlehnung als ein Uebelstand vermitten blieben."

Fast eine gleichmäßig denkwürdige Klag führt Herr Johannes Fabricius von Halden, der hochlöblichen Stadt Bern bestallter Wundarzt, in der Vorrede seines Spiegels menschlichen Lebens, da er spricht: „Unser deutsche Sprach ist nicht dergestalt arm und baufällig, wie sie etliche Naseweise nunmehr machen, die sie mit französischen und italienischen Pletzen also flicken, daß sie auch nicht ein kleines Brieflein fortschicken, es seye dann mit andern Sprachen dermaßen durchspickt, daß einer, der es will verstehen, fast in allen Sprachen der Christenheit bedürfte Erkenntniß zu haben, zu großer Schand und Nachtheil unserer deutschen Sprach, die in ihr solche Vollkommenheit hat, daß sie auch Alles, was da könnte fürfallen, gar wohl kann ausdrucken, und verständlich genug, ohne Zuthun anderer Sprachen, zu verstehen geben ꝛc. Ist solches nun nicht zu beklagen? Ja, ist solches nicht eine große Leichtfertigkeit, daß die Deutschen ihre deutsche Sprach also verachten, und so viel an ihnen unter die Füße treten? Ja, also verderben, daß, wenn da unsere liebe Altväter, die für zwei und drei Hundert Jahren gelebt, wieder würden herfür kommen, uns nicht würden verstehen können. Lieber, wo findet man andere Völker, die da etwas von den Deutschen, sowohl ihrer Sprachen, als auch der Kleidung entlehnen! Zwar keine, es sey dann, die Deutschen damit zu verachten und ihrer zu spotten. Wie nun andere Völker von uns nicht entlehnen wollen, also haben unsere lieben Vorältern ihre Sprach mit andern nicht besudeln wollen."

Als während des großen, dreißigjährigen Bürgerkrieges die Sprachmengerei überhand nahm, und unsere herrliche Sprache nahe daran war, ein Unrath und Unflath zu werden, straften im edlen Zorn tapfere Sprachfreunde immer lauter.

„Schämst Du Dich, ein Deutscher zu sein, so wisse gewiß, daß sich Deutschland Deiner auch schämt. Schämst Du Dich der deutschen Rede, so bist Du ja ärger, als ein wild, unvernünftig Thier. Denn welches Thier ist doch, das dem andern zu Gefallen, seine Sprach oder Stimm änderte? Hast Du je eine Katze dem Hunde zu Gefallen bellen, und den Hund, der Katzen zu lieb, mautzen hören? Hast Du je einen Vogel blärren und die Kuh pfeifen hören? Und ihr wollt die die Sprach, die euch angeboren, sogar nicht in Obacht nehmen in eurem Vaterland! Pfui dich der Schand!" (Der teutschen Sprache Ehrenkranz. 1644. Straßburg bei J. P. Külben).

Die Gesichte von Sittewalt sind voll des Eifers für Unbeflecktheit und Reinheit der Sprache.

„Fürsten und Herrn, Städt- und Schulräthe sollten da ihre Macht und Liebe gegen das werthe Vaterland sehen lassen, und demselben zu ehren, wegen der Sprach heilsame Ordnungen setzen: verständige deutsche gelehrte Männer darauf halten, und wohl besolden" (Seite 126. Erstes Gesicht à la mode Kehraus. Strasburg. 1656).

„Es wird aber am jüngsten Tag unsern Fürsten und Herrn wunderlich vorkommen: wann sie vor Gottes Gericht, wegen des Guten, wo sie auf so öfters zu'prechen, aus Unachtsamkeit unterlassen haben, eben so beschämt ihr Urtheil werden anhören müssen, als jetzt die armen Bauern von ihnen. Doch verstehe ich allein die, welche Kunst und Tugend mehr verhindern, als befördern helfen. Diejenigen aber verhindern Kunst und Tugend, welche auf Thorheiten, Eitelkeiten und nichtsnutzen: Dinge große Kosten verwenden; wann es aber an Erhaltung des Vaterlands, Hoheit und Würde gehet, und an dessen Liebhabern, sie dann Alles ersparen und erkargen wollen" (Seite 127).

„Es wird eine Zeit kommen, weil alle Dinge vergänglich sind, wann das deutsche Reich soll zu Grunde gehn: so werden Bürger gegen Bürger, Brüder gegen Brüder im Felde streiten und sich ermorden, und werden ihre Herzen an fremde Dinge hängen, ihre Muttersprach verachten, und der Welschen Gewäsch höher halten, wider ihr eigen Vaterland und Gewissen dienen: und alsdann wird das Reich, das mächtigste Reich zu Grunde gehn, und unter deren Hände kommen, mit welcher Sprach sie sich so gekitzelt haben, wo Gott nicht einen Helden erweckt, der der Sprach wieder ihr Maß setze, sie durch gelehrte Leut aufbringe, und welschelnde Stimpler nach Verdienst abstrafe. O Gott, welchen Helden hast du dir hierzu erwählet: treibe ihn, auf daß dieß Werk einen seeligen Fortgang habe.

Der wär ein Narr, der schiffen wollt:
Obschon das Schiff wär voller Gold,
Sollt aber gehn zu Stücken.
Also deutsch Herz und welsches Maul,
Ein starker Mann und lamer Gaul
Zusammen sich nicht schicken." —
(Daselbst. Seite 122, 123.)

Wortlehre.

„Unser Ekel für Wörter, die älter sind, als unsre Ammen, ist eine der schlechtesten Nachahmungen der Franzosen" (Friedrich v. Hagedorn's poetische Werke, herausgegeben von Eschenburg. Hamburg bei Bohn. 5. Thl. S. 94).

Die Wortlehre führet den Sprachfreund zum Urquell der Sprache und zeigt ihren nachhaltigen Sprudel. Von hier begiebt sie sich mit dem Leser in des neuern und neuesten Wortprägers Münzstatt, wo das Sprachthum als Wardein der Muttersprache heilige Gerechtsame wardet und wortet.

Nur die Sprachthümlichkeit verleiht Wörtern die Sprachbürtigkeit. Ihre künftige Schriftfässigkeit beruht auf Zeit, Gelegenheit, Geschick und Glück.

Wer übrigens viele Wörter gebildet, gebraucht und in Umlauf gebracht, ist am Besten berechtiget, und am Meisten verpflichtet darzulegen, daß er mit Sprachbewußt und im Sprachgefühl, der hochheiligen Muttersprache allzeit hold, treu und gewärtig gehandelt.

Die Darstellung der Verfahrungsweise beim Wortbilden zeigt die Richtstäbe der ausgesteckten Bahn, als Wegweiser für die Nachfahren und als Warnungszeichen vor Unwegen.

Ein Neuwort wird durch seines Begriffes Denkbarkeit erst ein Gedankending, sonst entschwindet es als Spuk in sein früheres Nichts. Die mögliche Denkbarkeit bedarf eines belebenden Wortes und das leibhafte Wort eines beseelenden Geistes. Beides ist unzertrennlich, soll Leben und Lebendigkeit wesen. Innengeistigkeit wird nur erst Erscheinung im Wort, und dieses gelangt blos zur Anschauung durch seine sprachthümliche Gestaltung.

Das Unsprachthümliche gelangt niemals zum sprachbürtigen Wortrecht, es vermodert als Wortleiche, oder verwittert als ein Wortstein.

Solcher Fluch der Weglagerei, so aller Welt Sprachen plündert, und am liebsten die wehrlosen todten des Alterthums um Kunstworte beutet, lastet auf jedem Wortmenger. Er verrennt sich in einen Sack, und zerfähret das Sprachschiff zum Wrack, was einmal im Sogsand eingestrandet, nimmer mehr flott wird.

„Fremdwörter gehen als solche und wenn sie hunderttausend Mal eingebürgert heißen, nie in Gut und Blut über. Ein Fremdwort bleibt immer ein Blendling ohne Zeugungskraft; es müßte dann sein Wesen wandeln und selber als Urlaut und Urwort gelten können. Ohne ein Urwort zu werden lauft es als Aechter durch die Sprache. Wälschen ist Fälschen, Entmannen der Urkraft, Vergiften des Sprachquell, Hemmen der Weiterbildsamkeit und gänzliche Sprachsinnlosigkeit" (Deutsche Turnkunst von Jahn und Eiselen. Seite XXII).

Von des Urmenschen Wortbildung und Namengebung meldet die heilige Sage: „Und als Gott der Herr gemacht hatte allerlei Thier auf dem Felde und allerlei Vögel unter dem Himmel, brachte er sie zu dem Menschen, daß er sähe, wie er sie nennete: denn wie der Mensch allerlei lebendige Thiere nennen würde, so sollten sie heißen. Und der Mensch gab einem jeglichen Vieh und Vogel unter dem Himmel seinen Namen" (1 Mose 2, 19 u. 20).

Ohngefähr ebenso macht es noch heutzutage jeder Entdecker, ein an eine ferne Küste Verschlagener, ein Schiffbrüchiger auf einem wüsten Eilande, ein Neusiedler in einem unbewohnten Erdviertel. Sie fassen alles Sichtbare, Hörbare, Riechbare, Schmeckbare, Fühlbare, kurz alles Sinnbare als

Kennzeichen auf, bilden aus diesen unterscheidende Merkmale, bringen ihre Wahrnehmung zum lebendigen Anschaun, und rahmen sie dann als Dauerbild in ein Kunstwort.

An solchen lebendigen, leibhaften und werklichen Wörtern ist die deutsche Turnkunst reich. Von anderweitigen Neubildungen mag leicht „Kantel," was sogar marktwörtlich geworden, am anschaulichsten seyn, das als Kunstwort in der Schreibschule gebraucht wird. Kantel ist ein vollkantiges Hölzchen von verschiedener Länge nach dem Maße der gemeinüblichen Schreibbücher. Es wird Seite nach Seite umgekantet, und dann mit dem Bleistift an der scharfen Kante entlang ein gerader Strich gezogen, wodurch ohne ängstliches, genaues Messen alle Linien einen gleichweiten Abstand bekommen. Dieß Werkzeug hatten aus dem Waadtlande der wälschen Schweiz die Pestalozzier nach Berlin gebracht und in mehreren Schulen eingeführt, wo es nun bei den Kindern Carolett hieß. Aus ganz widersprechenden Begriffen, aus Quarré und rouler sollte dieses geradebrechte Wort entstanden seyn. Jahn nannte dieses Ding Kantel, und die Anwendung desselben kanteln. Diese Ausdrücke sind bald gäng und gebe geworden, und ihre Kunstsprache wird bleiben so lange als die Sache.

Tattowiren oder tättowiren giebt durch „bepunkten" Campe, der besser das Uebersetzen als das Uebersetzen versteht, doch in beiden kein Glück macht. Die Sache selbst ist alt und von Beckmann recht sinnig, wenn auch nicht erschöpfend, abgehandelt (Vorrath kleiner Anmerkungen. Erstes Stück. Göttingen 1795. Seite 69 — 75 und Seite 61 — 67). Der unsittige, unziemliche Gebrauch ist weit verbreitet und weltkundig, ja selbst in Deutschland noch üblich, wo gewisse Leute die Zeichen ihres Gewerbes, mancherlei Sinnbilder und Namen, bald der Geliebten, bald der Schutzheiligen auf dem Arme, ja wohl gar auf der Brust getragen.

Durch Tippen mit gewissen Nadeln und nachheriges Eintüpfeln einer farbigen Tinte, die mit Indigo, Mennich und andern Farbestoffen versetzt, auch wohl mit Galle angemacht ist, werden die Tippe farbig und verwachsen in farbige Narben.

Wie nun diese Zierkunst der Rohheit bei Wilden und Zahmen nennen? Ihrem Zwecke nach ist diese vermeintliche Hautverzierung gleich mit putzen, schmücken, schminken, nur dauernder. Die Mittel, solche Ziermäler hervorzubringen, sind zum Theil Verrichtungen, wie beim Impfen; es erfolgt auch ein Wundfieber und oftmals sehr heftig.

„Holz, dessen Fasern unregelmäßig und kraus unter und in einander verwachsen sind, und allerlei Flecken, Flammen u. s. w. bilden," heißt nach Campe: Maser, und alle unnatürlichen und fehlerhaften Flecken der Haut, selbst Narben und Muttermäler hießen und heißen nach Adelung und Campe Maser und Masern, von Mase: die Narbe, das Mal.

Luther in der Bibelverdeutschung hat 3. Mose 21, 5: „und an ihrem Leibe kein Mal pfetzen" und 5. Mose 14, 1: „ihr sollt euch nicht Mal stechen," und die pommersch sassische Uebertragung, Bard 1588, hat die erstere Stelle „mahl snyden" gegeben, und beim letztern Fall „mahl steken."

Nach allem Angeführten würde für mehr gedachtes Hautgezier maseln der richtige deutsche Ausdruck seyn, und das also Dargestellte eine Masel heißen müssen, die dann eine Schriftmasel, Namenmasel, Bildmasel, Zeichenmasel, Maselbild, ja eine ganze Maselhaut seyn könnte.

Mist mit langem i, weshalb Stieler der Spaten Miest schreibt, von den Alpen bis zu den beiden deutschen Meeren der dickliegende, oftmals stinkende Nebel, so eine Art Undurchdringlichkeit, die man kaum nach der Volkssprache mit dem Säbel durchhauen kann. Es kam sonst in der Schriftsprache vor, selbst bei dem die Ausdrücke wählenden und wägenden Opitz:

> Wie auch die Sonne glänzt, die auf den Mittag steht,
> Wodurch der Wolken Dunst und schwarze Mist vergeht.

Davon misten (Merke, S. 13 und 59) auch wie alle andere Ablaute mit langem i, dicknebeln; mistig dicknebelig. Angelsächsisch Mist, die Dunkelheit; englisch und holländisch Mist, Nebel; Mistur, isländisch schwarzer Regennebel. Es war durch das Gothische und Althochdeutsche verbreitet, und ist laut- und sinnverwandt mit dem altgriechischen Urwort, dessen Sprossen: μύστης, μυστήριον, μυσταγωγός, μυστικός u. s. w. bekannt genug sind, und sämmtlich etwas bedeuten, wo durch Dunkel zum Lichte gestrebt wird.

Der Blinde tastet und tappt; wer aber Gottes Ebenbild in der Vernunft verkennt, sich zur Vernunftlosigkeit hingrübeln und verquälen will, wird ein Mister und Mistler.

Ist die Wortbildung zugleich Sprachreinigung, so ist zuerst nachzuforschen, wann, wo, wie, warum und wodurch das Fremdwort aufgekommen. Dann ist zu untersuchen, wie das etwanige deutsche Wort vor der Mangzeit geheißen, und wenn kein eigenes wirkliches Kunstwort zu ermitteln — welcher Begriff ihm nahe gekommen, wie man etwa den Gegenstand umschrieben. Hört dann der schriftlichen Urkunden Heerstraße auf, so durchwandere der Sprachforscher der Gauen ungebuchten Wortschatz. Findet sich auch hier kein Richtsteig durch das wälsche Sprachgewirr, so stelle sich der Sprachfeger selber die Fragen:

1) Was heißt das Fremdwort eigentlich in der Sprache, woher es entlehnt ist?
2) Welche Bedeutung ist ihm in unserer Sprache übertragen?
3) Wie umschreiben und darstellen wir wohl diese Begriffserklärung?
4) Wie geben wir das rein Deutsch nach dem Bildungstriebe unserer Sprache, so daß es sich mit ihrem Musterbilde verträgt?
5) Und wie bringen wir alle diese Einzelnheiten durch den Storchschnabel in ein einiges sprachfertiges Kunstwort?

Parade, aus dem Lateinischen parata, wo man sich die ausgelassenen lateinischen Wörter: manus, Mannschaft; legio, Heerschaar; arma, Kriegsrüstung hinzudenken muß, ist im Mittelalterlatein der Lehnherrn Berechtigung, in des andern Gebiet ihrem entflohenen Leibeigenen nachzusetzen, wie bei uns der Jagd die Folge. Dann ist auch der Pfaff in parata — Bereitschaft, wenn er mit Kappe, Kreuz und Kleid, und was zum Priesterschmuck gehört, angethan ist, um Amtsverrichtungen gültig vornehmen zu dürfen.

Lehmann (Speiersche Chronik. Buch 2, Cap. 37) meldet, „daß zur selben Zeit, da das deutsche Reich in höchster Blüthe und bestem Aufnehmen gestanden, die stattlichen Tugenden, Herzhaftigkeit, Weisheit, Verstand und Erfahrniß angesehen, große kostbarliche Anstellungen und Bereitschaft wenig in Acht genommen worden."

Als sich nun späterhin Wesentliches mit Unwesentlichem mischte und Nebendinge von schönem Außenschein mehr galten, als der innnere nothwendige Kern, da war Bereitschaft nicht mehr passend, sagte zu wenig und verlangte zu viel, mithin flüchtete sich die verschleiernde Ausdrucksweise in ein fremdes Irrgewinde. Karl Müller (Verdeutschwörterbuch der Kriegsprache. Leipzig 1814) sagt von Parade: „Wir haben dem fremden Worte nur das Gehässige genommen, weil wir uns in der Sache gefielen, und das heimische mehr sinken lassen, weil wir uns schämten, unsre Parade-Künste deutsch zu benennen." Doch findet sich ein Wort, was die Alten gebrauchten, und jetzt noch ausreicht und ein ganzes Gefolge hinter sich her hat. Balthasar Russow hat es in der Chronik von Liefland (Rostock 1578. S. 21) bei der Erzählung, wie der fünfte Bischof von Riga und der vierte Meister deutschen Ordens in Liefland „haben zwei köstliche Kronen machen lassen, und mit dem Bischof Heinrich von Kulm und andern Bischöfen mehr und vielen Mitgebietern und Ritterschaft gar statilich nach Lithauen 1255 gezogen, um mit Vollmacht des Papstes den König Mendow nach der Christenordnung und Weise zu krönen. Welcher König, fähret Russow fort, sie mit einem großen Prahle gar herrlich empfangen hat."

Mag auch ursprünglich, wie Adelung wahrscheinlich macht, prahlen ein Schallwort fürs Ohr gewesen sein, so ist es gewiß sehr bald ein Glanzwort fürs Auge geworden und in dieser Bedeutung ist es in unserer Sprache reich an Ableitungen zur Bezeichnung von dem, was augenfällig erscheint, wie in Prahlsalat, den beide, Adelung und Campe, kennen, und in Prahlbohne, Prahlkorn, was Pachter und Gutsbesitzer an den Wegen durch bessere Bearbeitung des Bodens hervorbringen; und prahlgelb, prahlgrün, prahlroth.

Prahl ist in verwandten Sprachen, wie im Schwedischen und Isländischen, Schmuck und Glanz. So nimmt es auch unser Schildknecht (Beschreibung, Festungen zu bauen. Stettin 1652. I, 91; III, 29, 76), der Prahl mit Pracht zusammenstellt.

Für alle Bezeichnungen, die mit Parade gegeben werden, hilft Prahl aus und spannt sich vor: Bett, Decke, Degen, Hut, Kleid, Leiche, Marsch, Pferd, Platz, Ritt, Roß, Rock, Sarg, Schritt, Wacht, Zimmer, Zelt bis in die äußerste Möglichkeit.

Ein Sprachbildner, der ein Ersatzwort vorschlägt, muß ein sprachthümliches, urkräftiges, urrechtes schaffen. Immerhin mag es schriftneu seyn, wenn es nur sprachthümlichen Sinn hat, und seine Bildebahn fortzusetzen fähig ist. Ein Inselwort ist eine Klippe, woran die Weiterbildsamkeit scheitert. Ein Ersatzwort muß wo möglich aufsteigenden und niedersteigenden Stammbaum haben, den man nach unten bis zur tiefsten Wurzel und aufwärts zum äußersten Zweig ver-

folgen kann. Nach Moder und Wortleichenduft darf es nicht riechen. Es muß fruchtbar an neuen Ableiten seyn, und so der fortschreitenden Begriffs-Entwickelung Raum geben können — kurz es muß lebendig seyn — ein wahres Quickwort in Ahnen und Nachkommen. Dann gewährt Sprachreinigung allemal Sprachreichthum.

M. Christian Moritz Pauli, die Sprachreinigkeit von Seiten ihres förderlichen Einflusses auf Sprachbereicherung. Leipzig 1811. Bei P. G. Kummer.

Matthäus Christian Glaser, die Muttersprache des Wissens beste Mutter. Erlangen 1817.

Vor allem aber muß ein Abfasser irgend eines Wörterbuchs sich in Acht nehmen, daß nicht unter seinem Wortstempel die Sprache starr und steif werde, und ling und lang todt bleibe. Auf dieser Sandbank sind bis jetzt alle Sprachfeger sitzen geblieben, die mit einem Male von Wort zu Wort auf einer großer Klapperjagd die Fremdwörter ausjagen wollten. Einer kann sich nicht in alle Wissenschaften versteigen; jede erfordert zum Betrieb schon allein einen ganzen Mann. Aber wer dürfte sich so weit vermessen, alle Lehren und Künste ꝛc. ꝛc. mit zweckdienlichen Kunstwörtern in Bausch und Bogen versorgen zu wollen und zu dem Ende ein Wörterlager bereit halten. Jede Wissenschaft, Lehre, Kunde und Kunst muß sich aus sich gestalten und kann ihre Kunstsprache nur gesellschaftlich finden und einleben. Von außen kommt ihr durch Aufdringlinge: Starrkrampf und Schlagfluß. Ein Beispiel: Es habe Jemand in England Bergbau, und ein Anderer in Frankreich Jägerei gelernt. Beide hätten nie ein deutsches Buch über Bergwesen und Jagd gelesen, und wollten nun Berg- und Jagdsprache erklügeln.

Jede Sprache ist an eine stimmrechte Sprachgemeinde geknüpft, nicht an eine schweigsame Jaherrnschaft. Was über Volk und Volksthum hinaus liegt, ist Wirrwar von Babel. Mit Uebersetzen ist wenig gethan, mit Uebersetzen gar nichts. Umschreibungen wie der Rosengesellschaft einzelne Bezeichnungen der Büchergröße: Bogengröße, vierblättrige Größe, achtblättrige Größe, zwölfblättrige und sechzehnblättrige Größe sind wahre Worttölpel und Wortkrüppel, beides unsachlich und unsprachlich. Campe's Bogen- Viertel- und Achtelform u. s. w., Rüdiger's Bogen- Viertel und Achtelgröße haben nirgend in der Sprache einen Anhalt und Anklang. Ausdrucksamer und wiederhallend möchten dafür: Vollblatt, Vierblatt, Achtblatt, Zwölfblatt, Sechzehnblatt lauten.

Die Muttersprache lauter und rein zu halten, beides in Rede und Schrift, — dazu ist jeder verpflichtet; doch kann einem zugemuthet werden, alles allein wieder gut zu machen, was der Sprachfrevler Uebles angerichtet. Das Rügeamt der Sprache gebührt jedem Sprachgenossen.

Wer sich zum Wortbildner und Sprachfeger aufgelegt und berufen fühlt — mag zuerst vor seiner Thür kehren, und dann an die Nachbaren denken. Von seinem eigenen nächsten Bedürfniß muß er ausgehen, um zum Nahen und Allgemeinen zu gelangen. Nicht was jeder Querkopf, Unwißler, Lufthuer und Dünkrich hineingewälscht, soll er urplötzlich auf den Schub setzen. Das leistet viel sicherer die Zeit und die Sprachgemeinde, die sich niemals vertaget.

Doch müssen mit strengem Ernst und unerbittlicher Sprachpflege in Bann und Acht gethan, ewig verfolgt werden jene Wälschworte, so Seelengift einschwärzen, unsere Grundansicht verdüstern, die Lebensverhältnisse verwirren, und durch anderstertige, sittliche, rechtliche und staatliche Begriffe das Deutschthum verunstalten, entstellen und schänden.

Schmachvoller, ansteckender und unheilvoller wird solche bewußtlose Sprachvergessenheit, wenn solche die Schrannen verwahrte, in Gitter oder Geländer eingefaßte Sitze oder Bänke" (nach frisch, vergl. Haltaus Glossarium. Leipzig 768) durch Schranner und Schrannerei nicht abwehren, sondern geflissentlich hegen, und den Sprachverderb wie von Amtswegen betreiben. Auch sie stehen, wie unser Schwan sagt, „in des höheren Herren Pflicht," und können, wie Marcellus zum Kaiser Tiberius sagte: „wohl Ausländern das Bürgerrecht ertheilen, doch nicht Worten." Dio Cassius 57, 17; Sueton. de illustr. grammaticis.)

Sittewalt würde auch heutzutage bei der Zergliederung von eines neusüchtigen Deutschlings Herzen so ungefähr den nämlichen Befund treffen: „daß fünf Achtel desselben französisch, ein Achtel spanisch, ein Achtel italisch, ein Achtel, doch nicht wohl deutsch daran sollte gefunden werden" (Zugabe 98; 1. Theil. Straßburg 1650).

Meinte doch Archenholz (Minerva 1807, Junius. 463): der deutsche Schriftsteller ist sehr gerechtfertigt, das auswärtige Wort Declaration zu gebrauchen, weil das simple deutsche Wort Erklärung — wie es wohl manche Puristen verlangt hätten — keine Staatshandlung, sondern nur eine mündliche Aeußerung bezeichnet hätte und daher unpassend gewesen wäre." Und doch braucht der Staatsdienst Kriegserklärung! Oder wähnte der gelobhudelte Archenholz: Erklärung von klar, spreche zu deutlich, zu unumwunden, und geradezu, halte nicht genug hinter dem Berge?

Andre Selbstschwächer der Sprache treten, wie die Hambacher das linke Rheinufer, so sie ganze Wortstämme an die Ausländer ab, und holen sie dann aus der weiten Welt wieder zurück, weil sie meinen, die Wörter wären unter andern Völkern geschliffen und besser geworden, wie das Bier durch das Verfahren. — So nennt Adelung Marsch „ein zunächst aus dem Französischen entlehntes Wort," und doch steht es fest, daß Marsch schon vor der Völkerwanderung bei den Deutschen ein kriegerisches Befehlwort war. Ammianus Marcellinus meldet (XIX, 11.) bei der Schilderung eines Aufstandes deutscher Truppen in römischen Diensten es habe Einer marha, marha, gerufen, und fügt hinzu — was bei ihnen ein Kriegszeichen ist.

Der wackre Kolbinger, dessen Zinkgräf erwähnt, hatte sehr recht zu fragen: „Ob das nicht eine allgemeine Schand wäre, daß wir von den Fremden die Wörter lernen und entlehnen, die von uns das Werk gelernet." Geschichtlich zu erörtern, wie und wann, warum und wodurch sich deutsche Kriegsbenennungen verloren und französische nachgestoppelt worden, wäre ein Zank: wo der vorjährige Schnee hingekommen. Daß aber läßt sich erweisen, daß die Franzosen niemals Herenmeister und Sprachzauberer, und wenn auch Meister in Staatshändeln, doch niemals die alleinigen Herren der Wahlstatt gewesen; auch in allen Jahrhunderten ein Roßbach und Leipzig gefunden. Joseph Grassi unterzog sich der Mühe, aus italienischen Schriftstellern der vergangenen Jahrhunderte die Kunstausdrücke des Krieges zusammenzusuchen und lieferte in seinem Kriegswörterbuch (Turin 1817) den schlagenden Beweis, wie die italische Sprache rein und ohne Mischmasch das Wesentliche der Kriegskunst sonst vollkommen auszudrücken verstanden, und auch jetzt noch genügend vermöge. In diesem Werke fand Botta, der berühmte Geschichtschreiber von Nordamerika's Freistaatenkrieg, ein geborner Unterberger (Piemonteser), der Vorfechter von Italiens Sprachfegern — nur siebzehn Worte, deren er sich nicht würde bedient haben (Wiener Jahrbücher der Literatur 1. Band. 1818. Anzeigeblatt S. 3).

„Wer weit fraget, gehet weit irr," so geht es unsern meisten Wortforschern, die in Deutschland nichts zu finden wissen, und mit ihrer gelehrten Wünschelruthe in Babel, Jerusalem, Athen, Rom und am liebsten in Frankreich anschlagen. Hier eine Probe von dem Schatz, der in den alten Schriften zu finden ist:

Quartier, quartiren, Einlager, Einlagerung. „Wir haben auch viel erlitten: Pest, Theurung, Raub, Einlagerung, Krieg, Mord, Schande und Schmach" (Meyfahrt, Gedenkpredigt 1633); eingelagert: „Auf die 2000 Soldaten und bei 4000 Pferde bei den Bauern eingelagert" (Wassenberg, deutscher Florus S. 615).

Infam, infamiren, Schelm, schelmen, verschelmt (Dianea S. 252): „Es kann nicht eher besser werden, man mache denn wieder Ritter und Schelmen, das ist, man ehre die Tugend und strafe die Laster." Ein Reichsmarschall v. Pappenheim: „mit einem Schelmen verweisen." Engelfüß. S. 535.

Proviant, proviantiren, verproviantiren, Speise, speisen, bespeisen: „die zogen mit vielen Wagen, so mit Speise wohl beladen waren, gen Sonnenborn, und bespeiseten darnach das Schloß Wartburg mit Gewalt. Da das Haus also bespeiset war." Düringische Chronik — durch Rivandrum, 1581. S. 376, 377; Ebendaselbst S. 436. „Er hielt aber nicht lang, sondern als der Landgraf die gewonnenen Schlösser bespeisen wollte, überfiel der Herzog des Landgrafen Leute und nahm ihnen Speise und Wagen." „So ihm hatten Wartburg speisen helfen." Spangenberg, Mansfeldische Chronik. S. 326.

Colonne, lateinisch agmen; in drei Colonnen, lateinisch tripartito agmine — Zeile, zeilweis. Gottfried, Inventarium Sueciae 2. Theil. S. 407; auch armorum Suecicorum continuatio 1633. S. 15.

Vice-Roi, lateinisch prorex — Schaltkönig, der als König schaltet, für einen König schaltet (Candorin's vollkommener deutscher Gesandte. Frankfurth 1679).

Lazarus Schwendi, berühmt als Feldherr und Staatsmann, benennt die hohen Kriegswürden:

Kriegesherr, wie Bauherr, der Landesfürst der kriegführenden Macht.

Feldherr, Generalissimus.

Feldoberster, Stellvertreter des Kriegsherrn und Feldherrn.

Feldmarschall, General der Kavallerie.

Untermarschall, Stellvertreter des Feldmarschalls.

Oberstzeugmeister, Chef der Artillerie.

Feldzeugmeister, General der Artillerie.

Feldhauptmann, General der Infanterie.

In der französischen Sprache leben noch viele urdeutsche Ausdrücke, verschollene Kinder unseres Sprachstammes, des Wortschatzes Elsasser und Lothringer (Wolfgang Hunger, Vindicatio linguae germanicae, Straßburg 1586).

Diese können wir zu allen Zeiten wieder einberufen, sie bleiben als ursprüngliche Deutsche unserer Sprache wortpflichtig. Freilich, wie der pariser Stutzer sie geschniegelt und gebiegelt hat, dürfen wir sie nicht einstellen. Die französische Nase müssen wir ihnen erst ausschneuzen und den französischen Zopf kappen.

Es ist aber in allen Sprachen lateinischen Nachlalls jedes Wort für ein entlehntes deutsches, nur lang verschollenes zu halten:

1) was nicht eine fremde Wurzel gründlich nachweist,
2) nicht deutschwidrig lautet, d. h. nicht unserem Lautthum widerspricht,
3) deutschthümlich gebildet ist,
4) nähere und entferntere Lautverwandtschaft und Sinnverwandtschaft mit ähnlichen deutschen Wörtern hat, wenn auch nur in den Mundarten.

Eine Ursprache kann zu allen Zeiten und Stunden ihr großes Hall- und Jubeljahr feiern, das ist ihr unveräußerliches Odelsrecht — ihr Eigenthum wieder zu nehmen, wo es sich findet.

Ludwig Heinrich von Jakob

ward am 26. Februar 1759 zu Wettin im Magdeburgischen geboren, studirte seit 1777 zu Halle Philosophie und die Rechte und wurde daselbst Doctor und Professor der Philosophie. 1807 nahm er einen Ruf als Professor der Philosophie und des Rechts nach Charkow in Rußland an, wurde seit 1809 daselbst kaiserlicher Staatsrath, Ritter des russischen St. Annenordens 2r und des preußischen rothen Adlerordens 3r Classe, und kehrte 1816 als ordentlicher Professor der Staatswissenschaften nach Halle zurück. Er starb im Bad zu Lauchstädt am 22. Juli 1827.

Wir haben von ihm:

Prolegomena zur praktischen Philosophie. Halle 1787.

Ueber das moralische Gefühl. Halle 1788.

Beweis für die Unsterblichkeit der Seele aus dem Begriffe der Pflicht. Züllichau 1790. Eine in Holland gekrönte Preisschrift.

Ueber den moralischen Beweis fürs Dasein Gottes. Libau 1791. Ebenfalls eine Preisschrift.

Antimacchiavel. Halle 1794.

Annalen der Philosophie und des philosophischen Geistes. Halle 1795, 4.

Vermischte Abhandlungen. Ebendas. 1797.

Grundsätze der Weisheit für gebildete Leser. Ebendas. 1800. 1801, 2 Thle.

Lehrbuch der Nationalökonomie. Halle 1805; 3. Aufl. 1825.

Grundsätze der Polizeigesetzgebung und der Polizeianstalten. Halle 1809, 2 Bde.

Grundriß der empirischen Psychologie. Riga 1814.

Ueber Rußlands Papiergeld und die Mittel, ihm seinen Werth zu verschaffen. Halle 1817.

Entwurf eines Criminalgesetzbuchs für das russische Reich. Halle 1818.

Akademische Freiheit und Disciplin. Leipzig 1819.

Staatsfinanzwissenschaft. Halle 1821, 2 Bde.

v. J. erwarb sich großes Verdienst, sowohl um die Beförderung der Kantischen Philosophie, die er der Menge durch seine Schriften und Lehrbücher zugänglicher zu machen suchte, als auch um die Behandlung der Staats- und Finanzwissenschaften, über welche er in seinen Werken große und systematische Klarheit verbreitete.

Friedrich Karl von Jariges

ist seinem Leben nach nur in so weit der Welt bekannt, daß er am 3. September 1773 zu Berlin geboren wurde, und nach verschiedenen Reisen, die er nach zu Berlin absolvirten humanistischen Studien unternahm, sich als Privatgelehrter in seiner Vaterstadt niederließ, wo er am 22. Juni 1826 starb.

Unter dem Namen „Beauregard Pandin" erschien von ihm:

Bruchstücke einer Reise durch das südliche Frankreich, Spanien und Portugal. Leipzig 1810.

Spanische Romanzen. Berlin 1823.

Troilus und Cressida von Shakespeare. Uebersetzt. Ebendas. 1824.

Einzelne Gedichte und Erzählungen in Taschenbüchern, Zeitschriften u. s. w.

Ein angenehmes Talent, das sich vorzüglich in leichter und anmuthiger Behandlung ausländischer Originale und Stoffe sehr gewandt zeigte.

Jean Paul, s. J. P. F. Richter.

Daniel Jenisch

ward am 2. April 1762 zu Heiligenbeil in Ostpreußen geboren, studirte zu Königsberg Philosophie und Theologie, wurde Dr. der erstern Wissenschaft und Prediger an der Nikolaikirche zu Berlin und stürzte sich am 9. Februar 1804 in einem Anfalle von Schwermuth in die Spree.

Er gab heraus:

Romantisch-scherzhafte Erzählungen. Berlin 1792, 3 Bde.

Borussias in 12 Gesängen. Berlin 1794, 2 Thle. 8.

Threnodie auf die französische Revolution. Leipzig 1794

Ueber Meisters Lehrjahre. Berlin 1797.

Geist und Charakter des 18. Jahrhunderts. Ebendas. 1800—1801, 3 Thle.

Denkschrift auf Friedrich II. Ebendas. 1801.

Obelisk an der Grenzscheide des 18. und 19. Jahrhunderts. Ebendas. 1801.

Universalhistorischer Ueberblick der Entwickelung des Menschengeschlechts. Ebendas. 1801, 3 Thle.

Theorie der Lebensbeschreibung. Ebendas. 1802.

Vorlesungen über die Meisterwerke der griechischen Poesie, mit Hinsicht auf die Meisterwerke der neuern Literatur. Berlin 1803, 2 Thle. in gr. 8.

J. versuchte in Klopstock's Weise und Styl Friedrich den Großen durch ein Heldengedicht zu verherrlichen, blieb aber weit hinter seinem Vorbilde zurück und erntete wenig Ruhm mit seiner Epopöe ein. In seinen übrigen Schriften, welche sämmtlich Geist und Kenntnisse verrathen, offenbart sich jedoch eine zu große Gesuchtheit und Künstelei, so daß sie schon bei seinen Lebzeiten nicht die Anerkennung fanden, die ihnen ohne diesen Fehler, ihrer übrigen vortrefflichen Eigenschaften wegen, hätte zu Theil werden müssen.

Jents, s. K. Stein.

Nikolaus Jeroschin, s. Minnelinger.

Jerrer, s. Meynier.

Friederike Jerusalem,

die Tochter des berühmten Theologen gleiches Namens, ward am 4. April 1759 zu Braunschweig geboren, erhielt eine den höhern Kreisen des bürgerlichen Lebens angemessene Erziehung und besonders gute sittlich religiöse Bildung und wurde dann Stiftsdame zu Wülfingshausen in Hannover. Das Jahr ihres Todes ist unbekannt.

Eine besondere Sammlung ihrer

Gedichte, kam nicht heraus, einzelne finden sich aber in Matthisson's lyrischer Anthologie B. XIV. in mehreren Jahrgängen des Göttinger Musenalmanachs u. s. w. und

beurkunden Anmuth, Wärme des Gefühls und Talent für die Behandlung der Form.

Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem

ward am 22. November 1709 zu Osnabrück geboren und ei vorzüglichen Anlagen, die sich früh entwickelten, unter er Leitung seines Vaters, des dasigen Oberpfarrers und Superintendenten J., bereits im 16. Jahre so weit hergebildet, daß er 1724 mit Nutzen die Universität eipzig beziehen konnte. Hier widmete er sich mit dem nverdrossensten Fleiße den Wissenschaften, besonders er Theologie, wurde darauf im 21. Jahre Magister . L. zu Wittenberg und besuchte dann nach kurzem erweilen in seiner Vaterstadt zu seiner weitern gelehrten usbildung die vorzüglichsten wissenschaftlichen Anstalten nd Städte Hollands. Nachdem häusliche Verhältnisse, e eine Reise nach England und Frankreich verhinderten nd seine Anwesenheit zu Osnabrück nöthig gemacht tten, beseitigt waren, ging er als Führer zweier jungen estphälischen Edelleute nach der neu errichteten Univerität Göttingen, wo er bald mit den vorzüglichsten akamischen Lehrern und besonders mit dem Engländer hompson innig vertraut wurde und sich die Zuneigung s großen hannöverschen Staatsministers von Münchhusen erwarb. Diese Bekanntschaften verschafften ihm ich das Glück der Befriedigung seines innigsten Wunes, einer Reise nach England. Sein dreijähriger Aufthalt daselbst machte ihn reich an Menschen- und Weltkenntniß und brachte ihn zu dem Entschlusse, hier h für immer niederzulassen. In dieser Absicht kehrte 1740 nach Hannover zurück, um seine häuslichen ngelegenheiten zu ordnen und sich dann dem Gefolge Georgs II. anzuschließen. Nachdem ihn angenehme mit verschiedenen angesehenen Männern angeknüpfte Verbindungen hier 2 Jahre lang zurückgehalten hatten und er eben auf dem Punkte der Abreise stand, erhielt er 1742 vom Herzog Karl von Braunschweig den Ruf als Hof- und Reiseprediger und Erzieher des Erbprinzen, den er auch sogleich annahm. Während er sich nun in Braunschweig durch seine Predigten und seine Erziehung des jungen Regenten allgemeinen Beifall erwarb, gewann er seinen Fürsten zugleich für die Errichtung eines Instituts, welches die Lücke zwischen Gymnasien und Universitäten ausfüllen und die nöthige Unterweisung und Sittenbildung junger Militärs, Hofleute und unabhängiger Privatleute gewähren sollte. Unter seiner Curatel blühte die Anstalt, das berühmte Collegium Carolinum bald erfreulich auf, und wurde von Ausländern gern besucht. Zu gleicher Zeit gab er dem Armenwesen von Braunschweig eine musterhafte Einrichtung, entwarf den Plan eines dem Lande nützlichen, weit verbreiteten Buchhandels, und wurde dafür von seinem Fürsten, dem er seine Theilnahme an den Cabinetsarbeiten versagt hatte, 1743 zum Probst der beiden Klöster St. Crucis und Aegidii, 1749 zum Abt von Marienthal und 1752 zum Abt von Riddagshausen ernannt, nachdem ihm schon 1749 die Universität Helmstädt die theologische Doctorwürde ertheilt hatte. Seine vielseitige Wirksamkeit als Abt von Riddagshausen, womit die Leitung eines daselbst bestehenden evangelischen Predigerseminars verbunden war,

als Director des Carolinums, Erzieher des Erbprinzen und Kanzelredner, zugleich mit seinen eifrigen Privatstudien, machten zwar seinen Namen im Inn- und Auslande berühmt, zogen aber seinem schwachen Körper Entkräftung und eine gefährliche Krankheit zu, von welcher er jedoch bald wieder genas. Um ihm Erleichterung zu schaffen, enthob ihn der Herzog nun einiger der beschwerlichsten Amtsverrichtungen und erhob ihn seiner Anhänglichkeit wegen an das Haus Braunschweig, die er durch Ablehnung eines Rufes als Kanzler der Universität nach Göttingen und als Abt zu Klosterbergen und Generalsuperintendent des Herzogthums Magdeburg bewiesen hatte, 1771 zum Vicepräsidenten des Consistoriums zu Wolfenbüttel, ohne ihn zugleich zu allen dahin einschlagenden Geschäften zu verpflichten. Ruhiger würde jetzt der Abend seines Lebens herangenaht sein, wenn nicht der Tod seines zärtlich geliebten Sohnes, der als Student der Rechte in einem Anfalle von Schwermuth zu Wetzlar sich durch einen Pistolenschuß entleibte, und der kurz darauf folgende Verlust seiner innigst geliebten Gattin ihn tief erschüttert hätten. Doch bald erhob ihn seine Geistesstärke wieder, die er, wie die Kraft seiner Sinne, unter allen Lagen und Leiden bis an seinen Tod bewahrte. Ruhig und heiter entschlummerte er am 2. September 1789 und wurde in der Klosterkirche zu Riddagshausen beigesetzt. Ueber seiner Gruft erhebt sich daselbst ein von der verwittweten Herzogin von Braunschweig errichtetes schönes Denkmal mit einer von ihr selbstverfertigten Inschrift. — Kindliche Herzlichkeit, unablässige Sorgfalt für das Wohl seiner Untergebenen wie der ihm ferner Stehenden, große Amtstreue, stille und umfassende Wohlthätigkeit, ausgebreitete Belesenheit und tiefe umfassende Menschenkenntniß vereint mit wahrer Leutseligkeit und Bescheidenheit, sowie zarte Empfänglichkeit und Eifer für alles Schöne und Gute, bei schwachem Körper, zeichneten ihn ebenso herrlich aus, als sie ihn bewundrungs- und liebenswürdig machten.

Wir haben von ihm:

Sammlung einiger Predigten, vor den Durchlauchtigsten Herrschaften zu Braunschweig-Lüneburg gehalten. Braunschweig 1745 — 1753, 2 Sammlungen in gr. 8.; neue Aufl. 1756 — 1769, gr. 8.; neueste Aufl. 1788 und 1789.; holländisch, Amsterdam 1767, 2 Thle. in gr. 8.; schwedisch, Upsala 1784 2 Thle. in gr. 8. Einige französische für den Prinzen von Wales übersetzt durch den sächsischen Staatsminister von Manteufel, mit Vorrede vom Kanzler Wolf, unter dem Titel: Recueil de six discours etc. par un Anonyme. Leipzig 1748. gr. 8.

Ob die Ehe mit der Schwestertochter nach den göttlichen Gesetzen zulässig sei? Braunschweig 1755, 8. Von Fr. Gühling mit Anmerkungen herausgegeben. Chemnitz 1755, 8.

Rede am Grabe des Landdrost von Rhetz. Braunschweig 1758, gr. 8.

Ueber die bessere Vorbereitung derer, die sich dem Predigtamte widmen wollen. Hamburg 1760, 8. Wieder abgedruckt in: Nachgelassene Schriften ꝛc.

Das Leben des Prinzen Albrecht Heinrich von Braunschweig-Lüneburg. Braunschweig 1761; neue Aufl. 1774, gr. 8.; englisch, London 1764, 8.

Briefe über die Mosaischen Schriften und die Philosophie. Braunschweig 1762—1773; 3. Aufl. 1783, gr. 8.

Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion. Braunschweig 1768—1779; 2. Aufl. 1774; neue Aufl. 1785, kl. und gr. 8.; französisch, Yverdon 1770, gr. 12.; dänisch, Kopenhagen 1776, gr. 8.; 2. Aufl. Ebendas. 1780, gr. 8.; holländisch, mit Anmerkungen von Carull, Amsterdam 1772 — 1781, 3 Thle. gr. 8.; schwedisch, Upsala 1783 — 1786, 3 Thle. 8. Ein Auszug davon vom Bischof Serenius 177*.

Glaubensbekenntniß des Prinzen Leopold von Braunschweig. Braunschweig 1769; 3. verb. Aufl. 1781, gr. 8.

Zwei Landtagspredigten. Braunschweig 1770, gr. 8.

Charakter und vornehmste Lebensumstände des Prinzen Wilhelm Adolph von Braunschweig-Lüneburg. Berlin 1771, gr. 8.; französisch, Ebendas. 1781, 8.

Von der Kirchenvereinigung. Braunschweig 1772, wurde wider sein Wissen und Willen gedruckt. Verbessert in: Nachgelassene Schriften.

Lehre von der moralischen Regierung Gottes über die Welt. Braunschweig 1780, gr. 8. Wieder abgedruckt in: Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten ꝛc.

Ueber die deutsche Sprache und Literatur. Berlin 1781, 8.; französisch von Le Cocq, Ebendas. 1784, 8. Wieder abgedruckt in: Nachgelassene Schriften.

Nachgelassene Schriften. Herausgegeben von Friderike J. Braunschweig 1792 und 1793, 2 Thle. kl. und gr. 8.; 1r Theil auch unter dem Titel: Fortgesetzte Betrachtungen ꝛc. Holländisch, Amsterdam 1795, 8.

Klarheit, Scharfsinn und unerschrockenes Streben für das Wahre und Gute treten charakteristisch in allen Leistungen Jerusalem's hervor, hin und wieder nur etwas geschwächt durch eine gewisse Weitschweifigkeit zu der ihn seine steten Bemühungen, faßlich und leicht verständlich zu sein, mitunter verleiteten. Als Kanzelredner zeichnete er sich, namentlich zu seiner Zeit, höchst vortheilhaft aus durch strenge würdevolle Einfachheit, welche allen rhethorischen Glanz und Prunk entschieden von sich wies.

Ernst Friedrich Jester

ward 1745 zu Königsberg in Preußen geboren und kam zuerst als Secretär zum preußischen Minister von Rhode. In der Folge wurde er Kriegs- und Domänenrath zu Königsberg, 1788 aber Oberforstrath und starb daselbst am 14. April 1822.

Er schrieb:

Das Duell. Lustspiel. Wien 1768.

Die junge Indianerin. Lustspiel. Wien 1777.

Vier Narren in einer Person. Parodie. Wien 1881.

Die erzwungene Einwilligung. Ebendas. 1781.

Der Dorfprediger. Schauspiel. Königsberg 1792.

Der Wunderigel. Komische Operette. Ebendas. 1793.

Der Freund der Schooßhündchen. Neujahrsgeschenk für Damen. Königsberg 1797 in 12.

J. besaß ein angenehmes Talent und Gewandtheit für leichtere dramatische Arbeiten; seine derartigen Leistungen, getragen durch einen witzigen und lebhaften Dialog, erwarben sich zu ihrer Zeit freundlichen Beifall, erhielten sich aber nicht lange auf der Bühne.

August Wilhelm Iffland

ward am 19. April 1759 zu Hannover von wohlhabenden und angesehenen Eltern geboren und zuerst von Hauslehrern, dann auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt für ein Berufsstudium, das er in Leipzig absolviren sollte, wissenschaftlich herangebildet. Allein die überwiegende Neigung zur Schauspielkunst, die sich schon in dem Knaben kund gab, und der unauslöschliche Eindruck, den eine dramatische Leistung auf ihn gemacht hatte (der er in seiner Jugend beiwohnte), ließ ihn die Gegenstände des wissenschaftlichen Unterrichts nur mit Widerwillen treiben, und brachte ihn bei den damals noch gewöhnlichen Vorurtheilen seiner Eltern gegen seinen Lieblingswunsch auf den Gedanken einer heimlichen Flucht aus dem elterlichen Hause, als er eben die Universität beziehen sollte. Er kam daher 1777 nach Gotha, ließ sich bei der Seylerschen Gesellschaft aufnehmen und legte dort unter seines Lehrers und Freundes, des trefflichen Schauspielers Eckhof, und des unermüdlichen, geschmackvollen Gotter's (s. d.) gemeinschaftlicher Leitung den Grund zu seiner nachmaligen Künstlergröße. Nach Eckhof's Tode und der Auflösung der gothaischen Bühne ging er nach Mannheim, wo er auch für das Theater zu schreiben begann und aufstrebende junge Talente, z. B. Schiller, nach Kräften unterstützte. Der Einfall der Franzosen nöthigte ihn nach Hamburg und Hannover zurückzugehen und durch Gastrollen auf verschiedenen ausgezeichneten Bühnen seine Zukunft zu sichern. 1798 wurde er als Director des königlichen Nationaltheaters nach Berlin berufen, erhielt dort 1810 den rothen Adlerorden und wurde 1811 zum Director aller königlichen Schauspiele ernannt. Er starb daselbst am 22. September 1814.

Seine Schriften sind:

Dramatische Werke. Leipzig 1798 — 1802, 16 Bde. 8., mit 16 Kupfern der besten Künstler und auf Schreib- und Velinpapier.

Neue dramatische Werke. Berlin 1807, 8., mit Kupfr., 1r Band, 8. Bildet den 17. Band der vorigen Sammlung unter obigem Titel.

Dramatische Werke. Leipzig 1827 und 1828, 11 Bde. 16. Es ist dieß eine Auswahl aus der ersteren.

Einzeln erschienen:

Albert von Thurneisen. Trauerspiel. Mannheim 1781.

Verbrechen aus Ehrsucht. Familiengemälde. Ebendas. 1784 und verändert Ebendas. 1787.

Die Mündel. Schauspiel. Berlin 1785; nachgedruckt Augsburg 1785.

Die Jäger, ländliches Gemälde. Berlin 1785; nachgedruckt Augsburg 1785.

Liebe um Liebe. Ländliches Schauspiel. Mannheim 1785.

Fragmente über Menschendarstellung auf deutschen Schaubühnen. Gotha 1785, 1. Sammlung, 8.

Bewußtsein. Schauspiel. Berlin 1787.

Der Magnetismus. Nachspiel. Mannheim 1787.

Vaterfreude. Vorspiel. Heidelberg 1787.

Reue versöhnt. Schauspiel. Berlin 1789.

Figaro in Deutschland. Lustspiel. Berlin 1790.

Luassan. Prolog. Mannheim 1790.

Friedrich von Oestreich. Schauspiel. Gotha 1791.

Die Kokarden. Trauerspiel. Leipzig 1791.

Die Geflüchteten. Schauspiel. 1791.

Das Erbtheil des Vaters. Schauspiel. 1792.

Der Eichenkranz. Dialog. Frankfurt a. M. 1792.

Elise von Valberg. Schauspiel. Leipzig 1792.

Frauenstand. Lustspiel. Leipzig 1792.

Herbsttag. Lustspiel. Leipzig 1792.

Die Hagestolzen. Lustspiel. Leipzig 1793.

Die Verbrüderung. Schauspiel. Mannheim 1793.

Blick in die Schweiz. Reisebeschreibung. Leipzig 1793, 8.

Scheinverdienst. Schauspiel. Leipzig 1794.

Allzuscharf macht schartig. Schauspiel. Leipzig 1794.

Alte und neue Zeit. Schauspiel. Leipzig 1794.

Die Hand des Rächers. Sittengemälde. Leipzig 1795, 8.

Die Aussteuer. Schauspiel. Leipzig 1795.

Die Reise nach der Stadt. Lustspiel. Leipzig 1795.

Dienstpflicht. Schauspiel. Leipzig 1795.

Der Vormund. Schauspiel. Leipzig 1795.

Das Vermächtniß. Schauspiel. Leipzig 1796.

Die Advokaten. Schauspiel. Leipzig 1796.

Der Veteran. Schauspiel. Berlin 1798.

Antwort auf das Schreiben über das Schauspiel „Der Jude". Berlin 1798, 8.

Das Gewissen. Trauerspiel. 1799.

Erinnerung. Schauspiel. 1799.

Hausfrieden. Lustspiel. Leipzig 1799.

Leichter Sinn. Lustspiel. 1799.

Der Komet. Posse. 1799.

Der Mann von Wort. Schauspiel. 1800.

Der Fremde. Lustspiel. 1800.

Selbstbeherrschung. Schauspiel. 1800.

Die Künstler. Schauspiel. 1800.

Die Höhen. Schauspiel. 1800.

Die Familie Lonau. Lustspiel. 1800.

Das Vaterhaus. Schauspiel. 1800.

Die Hausfreunde. Schauspiel. Berlin 1805, 8. mit Kupfern.

Almanach für das Theater und Theaterfreunde aufs Jahr 1807. Berlin 1806, 12.; neue Aufl. mit Kupf. und mit Musikbeilagen, Ebendas. 1807, 8.

Wohin? Schauspiel. Leipzig 1806, 8.

Beiträge für die deutsche Schaubühne. Berlin 1807, 2 Bde, 8.

Almanach für das Theater ꝛc. aufs Jahr 1808. Berlin 1808, 8. Mit 12 Kupfern.

Der Oheim. Lustspiel. Berlin 1808, 8.

Die Marionetten. Lustspiel. Berlin 1808, 8.

Neue Beiträge für die deutsche Schaubühne. Berlin 1809 — 1812, 4 Bde, 8.

Die Einung. Schauspiel. Berlin 1811, 8.

Almanach für das Theater auf die Jahre 1809, 1811, 1812. Berlin 1812, 3 Bdchen, 16. mit 3 Portraits.

Liebe und Wille. Ländliches Gespräch. Berlin 1814, 8.

Theorie der Schauspielkunst. Herausgegeben von C. G. Klittner, Berlin 1815, 2 Bdchen, 12. mit 15 Kupf.

Die Brautwahl. Lustspiel Berlin 1825, 8.; verbess. Ausg. mit Musikbeilage.

Einzelne Aufsätze u. s. w. in Almanachen und Zeitschriften.

In seiner Charakteristik Iffland's, sagt Bouterwek (Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit Th. XI. S. 462) sehr treffend von dessen Leistungen: Iffland's Verbrechen aus Ehrsucht, seine Jäger, und seine übrigen Schauspiele dieser Gattung wurden überall in Deutschland mit dem größten Beifalle aufgeführt, bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, als dieser Künstler auf dem Gipfel seines Ruhmes stand, die Kritik auf einmal sich gegen ihn erklärte, und das Publicum nun auch eben so schnell ihm den größten Theil der Gunst wieder entzog, mit der es ihn überhäuft hatte. Der Tadel, der die ganze Gattung von dramatischen Werken trifft, in denen Iffland sich hervorgethan hat, fällt auf seine eigenen Schauspiele dieser Mittelgattung in vollem Maße. Was sie Komisches haben, wird erdrückt durch die rührenden Scenen. Die Rührung selbst ist fast durchgängig von der weinerlichen Art, durch die das Herz zwar moralisch bewegt, aber auch so beengt wird, daß die eigentliche Wirkung, die ein schönes Kunstwerk hervorbringen soll, fast verloren geht. Iffland arbeitete geflissentlich dahin, in keinem Zuge sich über die gemeine Natürlichkeit zu erheben. Das Interesse seiner Dich-

tungen, wie seiner Schauspielkunst, sollte auf nichts Anderem ruhen, als auf der Wahrheit, mit der die Charaktere aus der Natur gegriffen, in anziehenden und zurückstoßenden Situationen, und durch eine gut angelegte Verwickelung und Auflösung in einem dramatischen Ganzen so zusammengestellt sind, daß die moralische Belehrung und Besserung, als letzter Zweck, durch das Ganze erreicht werde. Aber nach diesen Grundsätzen sind dann auch die wegwerfenden Urtheile zu berichtigen, die von einigen neueren Kritikern über den vorher so bewunderten Iffland gefällt werden. Denn was Iffland wollte, hat er mit einer allerdings bewundernswerthen Kunst geleistet. In seinen Schauspielen spiegelt sich das häusliche Leben der Deutschen mit einer Wahrheit, daß ein künftiger Geschichtschreiber, dem andere Nachrichten fehlten, aus diesen dramatischen Gemälden fast Alles schöpfen könnte, dessen er bedürfte, um von diesem Theile der Sitten der deutschen Nation, wie sie zu Iffland's Zeit war, treuen Bericht abzustatten. Die Charaktere aus den höheren und niederen Ständen treten bei Iffland mit einer Individualität hervor, als ob sie in jedem Zuge wirklichen Individuen nachgezeichnet wären; und doch repräsentirt jeder zugleich auf das Sprechendste die Gattung, zu der er gehört. Solcher deutschen Hofräthe, Secretäre, Amtleute, Oberförster und anderer Personen, die Iffland nach der Natur gemalt hat, erinnert sich Jeder, wer Gelegenheit hatte, ihre Standesgenossen im wirklichen Leben kennen zu lernen. In der psychologischen Feinheit dieser Charakterzeichnungen erkennt man den hellen Blick des Beobachters, in der Anordnung der Scenen und in ihrer dramatischen Kraft den Kunstverstand des denkenden Schauspielers. — So weit Bouterwek. — Es sei uns gestattet noch hinzuzufügen, daß es Iffland durchaus an schaffender Phantasie fehlte und er jenen Malern zu vergleichen ist, welche das Gegebene getreu bis in das Kleinste nachzubilden verstehen, oft mit peinlicher Aengstlichkeit, nie aber etwas Eigenes und Ursprüngliches hervorzubringen vermögen. Daher die stete Widerkehr derselben Charaktere und die beschränkten Verhältnisse, welche sich nie aus dem Alltäglichen erheben, in seinen Stücken, daher endlich der Grund, daß seine Muse eben so eifrige Gegner als Bewunderer fand, jene aber zu den besten Köpfen der Nation gehörten, die durch die getreue Darstellung niedriger bürgerlicher Misere am wenigsten zu befriedigen waren.

Der Komet. *)

Posse in Einem Aufzuge.

Personen.

Der Buchbinder Balder.
Dessen Frau.
Justine, seine Tochter.
Chirurgus Krappe.
Advokat Grünstein.
Ein Gerichtsdiener.

Erster Auftritt.

Das Arbeitszimmer des Buchbinders Balder. Einige Stöße ungebundener Bücher und anderes Geräthe liegen in der sonst reinlich eingerichteten Stube umher. Justine kehrt das Zimmer aus.

Justine (allein).

Warum ich mich nur damit plagen muß? — Wenn denn doch alles zu Grunde gehen soll und muß — so ist es ja gleichviel, ob die Stube so aussieht, oder anders. (Sie sieht unmuthig umher.) Es ist schon so spät, mein lieber Grünstein war noch nicht da; nun kommt er auch nicht mehr. Hinschicken darf ich nicht. Ach, so soll der jüngste Tag einbrechen, ohne daß ich ihn vorher gesehen habe! (Sie setzt sich, und trocknet ihre Augen mit dem Tuche.) Ich bin recht unglücklich!

Zweiter Auftritt.

Vorige. Advokat Grünstein.

Grünstein. Guten Abend, Justinchen!

Justine (steht auf, verneigt sich, und sieht weg, um ihre Thränen zu verbergen).

Grünstein. Gar kein Wort zu mir?

Justine. Ach!

Grünstein. Hat mein gutes Mädchen kein freundliches Gesicht für mich?

Justine (weinerlich). Es ist ja heute der Achtzehnte.

Grünstein. Ja so — heute geht die Welt zu Grunde.

Justine (ihm näher rückend). Sie glauben es nun doch auch?

Grünstein. Nein, wahrhaftig nicht.

Justine. Es muß doch wohl gewiß sein. Die Mutter will freilich nicht gern daran — aber der Chirurgus Herr Krappe —

Grünstein. Der Narr —

Justine. Ach, der hat es so gewiß gemacht, der Vater hat es uns so bedenklich und so beweglich vorerzählt, daß wir es nun fest glauben.

Grünstein. O es fürchten es wenigstens mehr Menschen, als ihr guten Leute.

Justine. Nicht wahr? Ach es ist recht erbärmlich! Der Vater hat nun schon die ganze Zeit her alles Geld hingegeben, so daß er jetzt gar nichts mehr hat.

Grünstein. Und der Herr Gevatter Krappe hat die ganze Zeit her brav mitgegessen und getrunken —

Justine. Ei freilich! So oft er uns den Kometen bewiesen hat, der heute die Welt zusammenschlagen soll, so oft ist allemal sehr viel getrunken worden.

Grünstein. Nun ja, das heißt wenigstens den Untergang dieses Hauses gewiß machen, wenn auch die Welt stehen bleibt.

Justine (freundlich). Glauben Sie denn im Ernst, daß die Welt nicht verbrennt?

Grünstein. Liebes Mädchen, lassen Sie Sich nicht ängstigen. Ich muß diesen Tag vorbei gehen lassen, eher ist Ihr Vater nicht zu überzeugen.

Justine. Also werden wir morgen leben?

Grünstein. Leben und glücklich sein.

Justine. Glücklich? Nein! glücklich nicht! Herr Krappe hat den Vater ganz für sich und sehr gegen Sie eingenommen. Wenn wir morgen leben, so muß ich gewiß den entsetzlichen Narren heirathen.

Grünstein. Daraus wird nichts.

Justine. Ich bitte Sie, verhindern Sie es; denn lieber will ich, daß uns der Komet erschlägt, als daß ich den heirathe. Ach kommen Sie doch heute noch — ich bin so ängstlich — der Vater will uns alle diese Nacht wohin führen —

Grünstein. Diese Nacht? Wohin denn?

Justine. Daß weiß ich nicht. Er sagt, wir sollten von der Welt kommen, daß wir nicht wüßten wie.

Grünstein. Der Mann wird doch die Thorheit sich nicht so weit verleiten lassen —

Justine. Ach ja!

Grünstein. Gut. So will ich denn heute noch die Sache so ernstlich als möglich behandeln. Adieu, Justine.

Justine. Verlassen Sie uns nicht.

Grünstein. Ich sollte meine Braut verlassen?

Justine. Wir sind arme Leute geworden —

Grünstein. Ich bin nicht arm — und wäre ich arm, so könnte mich niemand so nennen, wenn er meine Braut sieht.

Justine. Bin ich denn Ihre Braut?

Grünstein. Wollen Sie es nicht sein.

Justine. Ach, ich wohl — aber der Vater —

Grünstein. Der verlangt nichts, als daß die Welt untergehe. Sein Sie ruhig. Auf Wiedersehen! (Geht ab.)

Justine (verneigt sich). Der denkt nicht an der Welt Ende! (Sie seufzt.) Aber der Vater ist auch ein vernünftiger Mann, und der behauptet es doch steif und fest! — Ich will ihn noch einmal fragen — (Sie läuft ihm nach).

Dritter Auftritt.

Balder (im Casgin, mit einer Schürze vor, tritt von der andern Seite ein).

Niemand hier? — Hm! Freilich, man sieht überall nicht, daß die Leute zusammen treten! Das pflegt so zu sein in den

*) Aus: „A. W. Iffland's dramatische Werke." Fünfter Band. Leipzig, 1799.

letzten Tagen. (Er geht, die Arme auf den Rücken gelegt, umher.) Wir treten nun dem gewaltigen Augenblick sehr nahe. (Er zieht die Uhr heraus, und sagt sehr bedenklich:) Fünf Uhr! Von fünf bis zehn Uhr — fünf Stunden — tranquit gloria Mundi! — (Er nimmt seine Schürze ab, legt sie sorgfältig zusammen, und auf den Tisch.) Ade, Du lose Welt! (Er geht wieder herum.) Wir sind mit einander fertig. (Man klopft, Balder bleibt stehen.) Herein!

Vierter Auftritt.

Balder. Ein Gerichtsdiener.

Gerichtsd. Guten Abend, Herr Balder!

Balder. Gute Nacht, Herr Gerichtsdiener!

Gerichtsd. (verwundert). Was?

Balder (schlägt ihn auf die Schulter). Ja, ja!

Gerichtsd. Es ist ja erst fünf Uhr.

Balder. Wie man's nehmen will. (Er geht wieder umher.)

Gerichtsd. (schüttelt den Kopf). Da ist noch ein Schreiben vom Stadtrath an Ihn, Herr Balder.

Balder. Giebt sich der Stadtrath noch mit Schreiben ab?

Gerichtsd. Ei freilich!

Balder (faltet die Hände). Nun! — lege Er es nur hin.

Gerichtsd. Morgen ist Termin —

Balder. Das ist nicht wahr —

Gerichtsd. Lese Er nur —

Balder. Heute ist der Termin.

Gerichtsd. Morgen um —

Balder. Heute Nacht um zehn Uhr.

Gerichtsd. Was?

Balder. Ja, ja!

Gerichtsd. Morgen Nachmittag um drei Uhr —

Balder (lacht).

Gerichtsd. Um drei Uhr wird Sein Haus verkauft, wenn Er nicht bezahlen kann.

Balder. Diese Nacht um zehn Uhr schlafen alle Gläubiger und alle Schuldner in der ganzen Welt unter einer schweren Decke.

Gerichtsd. Herr Balder!

Balder. Diese Nacht um zehn Uhr habe ich abgezahlt.

Gerichtsd. Ich weiß nicht, wie Er mir vorkommt, Herr Balder.

Balder. Was schreiben wir heute?

Gerichtsd. Den Achtzehnten.

Balder. Also?

Gerichtsd. Er wird doch nicht so wunderlich sein —

Balder. Um zehn Uhr kommt der Komet an Ort und Stelle. Um zehn Uhr bin ich und Er, der Stadtrath, mein Haus und das Schreiben da, an Ort und Stelle.

Gerichtsd. Aber, Herr Balder —

Balder. Nun, nun! Gehe Er jetzt in Gottes Namen, und störe Er mich nicht in meiner Präparation.

Gerichtsd. Er ist ein so honetter Mann —

Balder. Das hoffe ich —

Gerichtsd. Die Obrigkeit hat immer viel auf Ihn gehalten.

Balder. Gleichfalls.

Gerichtsd. Der Herr Bürgermeister möchte Ihn so gerne — Aber lese Er doch nur die Schrift —

Balder. Ich lese nichts mehr.

Gerichtsd. Er möchte Ihm so gerne sein Häuschen erhalten.

Balder (rückt die Mütze). Ich bedanke mich.

Gerichtsd. Drum hat er —

Balder. Zu guter Letzt!

Gerichtsd. Er soll sich noch einmal vernehmen lassen, Er vielleicht —

Balder. Ei was! das ist ja alles weltlich Wesen!

Gerichtsd. Bedenke Er doch —

Balder. Gute Nacht! — Indessen, da es denn der Herr Bürgermeister so gut mit mir meint, so will ich mich ihm erkenntlich beweisen.

Gerichtsd. Wie denn?

Balder. Durch einen guten Rath. Empfehle Er mich dem gestrengen Herrn, und sage Er ihm, ich ließe ihm raten, mit dem ganzen Stadtrath diese Nacht vor zehn Uhr hinaus zu gehen auf das Blachfeld.

Gerichtsd. Was soll der Stadtrath da machen?

Balder. Erstens wird er dort in Compagnie verschlungen, welches allemal anständiger ist, auch die Angst mindert.

Gerichtsd. (lacht). Herr Balder —

Balder. Zweitens fallen ihnen keine Häuser auf die Köpfe; und da nicht alle Köpfe vieles vertragen können, so erstickt der gesammte Stadtrath auf diese Manier ganz piano im Sande, welches die gelindere Todesart ist. Hiermit will ich, als ein rechtlicher Bürger gemeiner Stadt, mein Stimmenrecht zum letzten Male geübt haben.

Gerichtsd. Er ist nicht recht bei Sinnen.

Balder. Es wird Euch schon einleuchten, wenn der lange Kirchthurm Euch an der Nase herab rutscht. Ehe Ihr nicht so ein Audi bekommen habt, eher hört Ihr auch nicht!

Gerichtsd. Nun, wir wollen's abwarten. Indeß sei Er so gut und bezahle Er mir für die Insinuation meine Gebühren.

Balder. Ich rühre kein Geld mehr an.

Gerichtsd. Aber ich will's anrühren.

Balder. Ich habe auch kein Geld mehr.

Gerichtsd. Wie? die paar Groschen.

Balder. Keinen rothen Heller, und wenn Ihr das Haus umkehrt.

Gerichtsd. Er ist verrückt —

Balder. Das habe ich ausgerechnet, daß eben heute das letzte Geld für eine Flasche Wein ausgegeben ist.

Gerichtsd. Nun, nun! Ihr werdet wunderlich drein sehen, wenn Ihr morgen früh aufwacht, die Bäcker- und Kramladen noch alle offen sind wie heute, und Eure Taschen sind leer.

Balder. Bedient Euch für Eure Person gleichfalls meines guten Rathes, und geht mit dem Stadtrathe hinaus zum gelinden Versinken: so seid Ihr bezahlt.

Gerichtsd. Bediene Er Sich meines guten Rathes, und sehe Er Sich nach einem Logis um, das über der Erde ist; denn dieß Haus wird morgen verkauft. (Geht ab.)

Balder. Dergleichen Leuten ist nicht zu helfen; sie glauben nicht, bis sie die Posaune hören.

Fünfter Auftritt.

Balder. Justine.

Balder. Nun, wo steckt Ihr denn zusammen, Du und Deine Mutter?

Justine. Ich war vorher ganz getröstet; aber die Mutter geberdet sich recht kläglich, nun bin ich wieder angst.

Balder. Gott Lob! so glaubt sie doch endlich! Gestern lachte sie noch mitunter.

Justine. Heute nicht.

Balder. Gut.

Justine. Sie besinnt sich recht ängstlich auf alle ihre Sünden, wie sie sagt.

Balder. Das geht nun in einem hin.

Justine. Sie hat mich in die andre Ecke der Stube gestellt, ich soll mich auf meine Sünden besinnen.

Balder. Nun?

Justine. Ach, es ist nicht viel.

Balder. Aber doch —

Justine. Gewiß, Vater, es ist — (weinerlich) es ist gar nicht der Mühe werth, daß deswegen ein Komet kommt.

Balder. Wir wollen vorher noch jedem das Seine geben, so gut wir können. Hilf mir die Bücher hertragen.

(Sie legen einen Theil der rohen Bücher auf den Tisch an der einen Seite.)

Balder. Bindfaden.

Justine (bringt ihn). Die Bücher gehören Herrn Grünstein.

Balder. Ja. (Er sortirt, und bindet sie in ein Paket.) Die soll ihm der Junge noch hintragen, ehe es losgeht.

Justine. Ach!

Balder. Mag er doch mit den Büchern hinabfahren!

Justine. Diese Bücher —

Balder. Es sind so Bücher von denen, die an der Welt Untergang nicht glauben wollen.

Justine. Er glaubt auch nicht daran lieber Vater.

Balder. Leider! Nun, er wird es fühlen, wenn ihm ein paar Nachbarhäuser auf die Arme fallen; dann hat er den Glauben in der Hand.

Justine. Ach! das ist schrecklich!

Balder. Nun, (er stemmt die Arme in die Seite), was soll das? Ich habe Dir ja gesagt, Du gehst mit uns unter im Freien.

Justine. Lieber Vater! (sie nimmt seine Hand), ich möchte so gerne mit ihm untergehen.

Balder. Siehst Du — es ist jetzt Dein Glück, daß der Welt Ende vor der Thüre ist, sonst wollte ich Dir Mores lehren.

Justine. Aber —

Balder. Was? mit so einem Zweifler an den unläugbarsten Dingen —

Justine (schnell). Vater!
Balder. Was soll's?
Justine. Wenn's aber nun möglich wäre — wenn die Welt noch auf der Welt bliebe —
Balder. Es ist nicht möglich.
Justine. Wenn der Komet —
Balder. Heute ist der Achtzehnte.
Justine. Wenn er noch ausbliebe —
Balder. Um zehn Uhr stößt er an die Welt. Paff — das alte Machwerk poltert zusammen — Gute Nacht!
Justine. Wenn sich nun der Komet verspäten könnte —
Balder. Das ist nicht möglich. Wäre es aber — so ist es eine Galgenfrist — denn er kommt doch.
Justine. Nun, ich meine so — wenn Ihr mich dann — bis er kommt — den Advokaten Grünstein heirathen lassen wolltet?
Balder. Wenn auf dieser gebrechlichen Welt noch von Heirathen die Rede sein könnte, so heiratheteſt Du den Herrn Gevatter Krappe.
Justine. Vater, das kann ich nicht.
Balder. Was?
Justine. Lieber soll uns der Komet umstoßen!
Balder. Der Herr Gevatter ist ein Mann, der doch etwas glaubt.
Justine. Ja — Unheil.
Balder. Mit dem man von etwas sprechen kann —
Justine. Vom Versinken.
Balder. Davon ist die Rede.

Sechster Auftritt.

Vorige. Frau Balder.

Fr. Balder. Ich habe Deinen Sonntagsrock zurecht gelegt.
Balder. Gut.
Fr. Balder. Auch die neue Perücke.
Balder. Wohl! ich will mich anziehen.
Fr. Balder. Ach!
Balder. Ja, ja! (Sieht nach der Uhr.) Halb sechs Uhr. Um neun Uhr gehen wir zusammen hinaus.
Justine. Zum Untergehen?
Balder. Freilich.
Fr. Balder. Mein schönes Tischzeug!
Balder. Es wird bald vorüber gehen.
Fr. Balder. Meine schönen Kleider!
Balder. Ein Glück, wer es noch vorher weiß.
Fr. Balder. Das allerliebste Stück Leinewand, das ich erst von der Bleiche bekommen habe!
Balder. Weltlich Wesen!
Fr. Balder. Ach lieber Mann — das habe ich die Tage meines Lebens so gern gehabt!
Balder. Wo der Herr Gevatter nur bleiben mag?
Fr. Balder. Ich wollte, er wäre niemals gekommen.
Balder. Er hat es mir gewiß und fest versprochen mit hinaus zu gehen.
Justine. Ach! wenn er doch allein untergehen wollte!
Balder. Unser Freund verläßt uns nicht in der Noth, und wir wollen ihn auch nicht verlassen.
Fr. Balder. Wenn er Dir nur die vier Hundert Thaler bezahlen wollte, die er Dir schuldig ist!
Balder. Vom Gelde ist keine Rede mehr.
Fr. Balder. Wenn aber die Welt stehen bleibt —
Balder. So schenke ich dem Herrn Gevatter den Schuldschein zur Aussteuer.
Fr. Balder. Was? und das Haus würde verkauft?
Balder. Die Gläubiger zu bezahlen.
Fr. Balder. Und der widerwärtige Kerl sollte —
Balder. Mit dem Herrn Gevatter Krappe im Sterben, mit dem Herrn Gevatter Krappe im Leben, dabei bleibt es.
Fr. Balder. Mann, wenn es nichts ist mit dem Untergange, so kratze ich dem Herrn Gevatter die Augen aus.
Justine. Da habt Ihr Recht, liebe Mutter!
Fr. Balder. Ich soll mich so geängstigt haben, soll meine Sünden umsonst ins Gedächtniß gerufen, solche bittere Thränen über meine Sünden umsonst vergossen haben? Das vergebe ich dem Kerl nun und nimmermehr!
Balder. Sage mir — hm! hm! Du bist da auf ein Kapitel gerathen — Justine gieb dem Jungen die Bücher, daß er sie gleich zu Grünstein trage.
Justine. Ja, (sie nimmt das Paket) und das er ihn herbestelle.

Siebenter Auftritt.

Balder. Frau Balder.

Balder. Sage mir, Frau, was sind denn das für Sünden, die Dich so alteriren?
Fr. Balder. Ach!
Balder. Das bin ich doch kurios zu wissen.
Fr. Balder. Sie gehen Dich nichts an.
Balder. Das finde ich zum Exempel zu gute ist noch recht impertinent!
Fr. Balder. Ich habe mich damit schon eingerichtet. — Der unglückliche Komet kann an die Welt anrumpeln, wann er will, ich kann kein Thränchen mehr vergießen, als schon geschehen ist. Damit holla, in Gottes Namen!
Balder. Die Sünden einer Frau können keinen Menschen näher angehen, als den leiblichen Mann. So lange die Welt noch nicht umgeworfen ist, kann mir auch die Curiosität nicht benommen sein.
Fr. Balder. Ach, ach!
Balder. Sei offenherzig, liebe Frau, daß wir ohne Argwohn und ohne Skandal hinunter fahren.
Fr. Balder. Lieber Mann, laß es gut sein! Wenn der Spektakel los geht —
Balder. Um zehn Uhr.
Fr. Balder. Nun ja, dann will ich Dir alles in der Geschwindigkeit bekennen.
Balder. Das geht nicht.
Fr. Balder. Ach ja!
Balder. Nein!
Fr. Balder. Warum nicht?
Balder. Ich habe mir vorgenommen, daß wir, wie es christlichen Eheleuten ziemt, in der Umarmung sterben wollen.
Fr. Balder. Ach ja, ja, ja!
Balder. Wenn Du mir nun in dem Getümmel noch eine Malice bekennen mußt, ich entsetze mich, stoße Dich ein Bischen weg — indem fahren wir ab — so sage einmal, in was für einer meschanten Lage kommen wir hinunter?
Fr. Balder. Freilich!
Balder. Was für ein nachtheiliges Aufsehen mit das geben!
Fr. Balder. Wo denn?
Balder. Wo wir hinkommen werden. Das ist der einzige, worüber der Herr Gevatter und ich noch nicht zum Schluß haben kommen können, ob es nämlich erst nach in einen andern Planeten geht, oder gerade zum letzten Termin.
Fr. Balder. Freilich, freilich! Ach, ich klägliche Sünderin! nun kommt die Angst wieder! Ach!
Balder. Drum bekenne.
Fr. Balder. Ja, ja! Sieh, mein Schatz, weil ich gern ehrbar und doch zierlich einher geganzen bin —
Balder. Ja, das hat mich viel gekostet.
Fr. Balder. Ach, das ist wahr! Aber Du weißt doch nicht alles, lieber Mann.
Balder. Das glaube ich selbst, mein Schatz.
Fr. Balder. Ich habe es mit dem Marktgelde nicht so genau genommen, mein Kind.
Balder. Das gestehe ich!
Fr. Balder. Was aber dafür angeschafft ist, ist alles da.
Balder. Nun, diese Sünde geht mit unter.
Fr. Balder. Mein Kleiderschrank — ja, das ist ja eben mein Wehklagen.
Balder. Weiter!
Fr. Balder (sie stockt).
Balder (sieht nach der Uhr). Noch vier Stunden.
Fr. Balder. Ach, es ist schrecklich! Ich bin noch in meinen besten Jahren!
Balder. Darnach fragt der Komet nicht.
Fr. Balder. Ich habe so meinen Wohlgefallen an der Welt, wie sie ist.
Balder. Leider!
Fr. Balder. Und auch an Dir.
Balder. Ich bedanke mich.
Fr. Balder. Besonders die letzten Jahre her.
Balder. So?
Fr. Balder. Ja! Die letzten Jahre her habe ich Dich wegen Deiner besondern Gutmüthigkeit gleichsam lieb gewonnen.
Balder. Das gestehe ich! Nun, und die ersten Jahre? wie war es da gleichsam?
Fr. Balder. Ja — die ersten Jahre — Ach! nimm mir's nicht übel, Du hättest es gewiß nicht erfahren, wenn nicht die Welt untergehen wollte — die ersten Jahre — hast Du mir nicht besonders hübsch vorgekommen.
Balder. Sieh! sieh!

Fr. Balder. Die ersten Jahre habe ich mir nicht erstaunlich viel aus Dir gemacht —

Balder. Es ist mir zuweilen so vorgekommen.

Fr. Balder. Damals hat der geistliche Herr bei uns gewohnt —

Balder. Frau!

Fr. Balder. Eine Treppe hoch —

Balder. Die Welt ist noch nicht untergegangen!

Fr. Balder. Damals habe ich gedacht —

Balder. Es stehen noch ab und an verschiedene herrenlose Baculi im Hause!

Fr. Balder. Daß er doch hübscher wäre, als Du.

Balder. Der Gerechtigkeit wegen kann ich noch vorher meinen Zorn an Dir exerciren.

Fr. Balder. Und da habe ich oft gedacht, wenn es doch Gott hätte so fügen wollen, daß er mein Mann wäre oder würde, und wenn er Dich deshalb in sein Freudenreich aufnehmen wollte!

Balder. Ei Du malitiöseste Person!

Fr. Balder. Aber alles in Ehren und mit Sitte.

Balder. Sind das Gedanken einer Ehreconsortin?

Fr. Balder. Ach, wer dachte denn damals, daß der Komet kommen würde!

Balder. Diese hohe Ankunft ist's auch allein, was Dich vor schweren Prügeln salvirt. An dem vornehmen Tage mag es hin und mit hinabgehen. Außerdem würdest Du, mit Beihülfe eines Steckens, Dich in etwas maltraitirt befinden.

Achter Auftritt.

Vorige. Chirurgus Krappe.

Krappe. Herr Gevatter, Herr Gevatter — es geht frisch darauf los.

Fr. Balder. Gott steh' uns bei!

Balder. Wirklich? Nun?

Krappe. Wenn ich etwas gesagt habe — so kann ich frisch sprechen: dixi!

Balder. Nun, was meinst Du nun?

Krappe. Ein Kranker oder Gesunder unter meinen Händen — sobald ich sage: Es hilft nichts, er muß fort — richtig er hat mir abmarschiren müssen.

Balder. Allemal.

Krappe. Nun, so jetzt mit dem Weltkörper — er marschirt, ob er will oder nicht.

Fr. Balder. Ist denn der Komet schon zu sehen?

Krappe. Was habe ich gesagt? Habe ich nicht gesagt, drei tausend Meilen von hier ist der Standort; den Sechzehnten tritt er den Marsch an, alle Tage tausend Meilen; heute ist der Achtzehnte; sechzehn, siebzehn, achtzehn zu tausend Meilen — facit drei tausend Meilen. Summa — heute ist der Kerl da, da hilft kein Singen und Beten.

Balder. Natürlich!

Fr. Balder. Aber wenn er sich nun heute spät auf den Weg gemacht hätte?

Krappe. Das ist seine Sache.

Balder. Natürlich, Herr Gevatter!

Fr. Balder. So träfe er später ein.

Krappe. Darin kann man ihn nichts vorschreiben.

Balder. Natürlich, Herr Gevatter!

Krappe. Spät oder früh — gleichviel.

Balder. Natürlich!

Krappe. Kommen wird er.

Fr. Balder. Ach Gott!

Krappe. Zehn Uhr — so sage ich.

Balder. Das ist ja ganz natürlich, Herr Gevatter!

Krappe. Wir bleiben Freunde.

Balder. Auf der Erde, oder unter der Erde.

Krappe. Natürlich, Herr Gevatter!

Fr. Balder. Was machen denn die Leute in der Stadt?

Krappe. Ach du Gott!

Fr. Balder. Nun?

Balder. Das bin ich auch begierig.

Krappe. Davon wäre vieles zu reden! Zittern und Zagen, Heulen und Zähnklappern.

Balder. Sehe mich der Herr Gevatter an, bei mir kein Zähnklappern zu sehen und zu hören.

Krappe. Wem dankt Ihr das, Gevatter?

Balder. Ihm, Herr Gevatter! Nur meine Frau die alt ab und an.

Krappe. Ist ja natürlich, Herr Gevatter! Primo ist sie ein Weib —

Balder. Ja, und secundo ein Bischen gottlos gewesen, wie sie gestanden hat.

Krappe. Wäre der Kukuk? Ich sage es, der Komet hat sein Gutes, bringt manchen in diesen Tagen zur Räson.

Fr. Balder. Ist denn schon ein Aufstand in der Stadt?

Krappe. Jämmerlich, Frau Gevatterin! jämmerlich! Da sind, die ihr Haus bestellen — andere, die nach den Sternen sehen — andere, die sich bei der innerlichen Gemüthsangst — doch nur quasi von weitem — erkundigen; die sind denn von der wahren Galgenangst penetrirt. Es ist ein Fahren, Gehen, Reiten, Forschen — In Summa, die allgemeine Konsternation ist da.

Balder. Natürlich, Herr Gevatter!

Krappe. Soll ich sagen, was wir jetzt thun müssen?

Balder. Nun?

Krappe. Ein rechtes Courage-Stück ausgehen lassen.

Balder. Ich bin so bereit als willig dazu.

Fr. Balder. Ich nicht. Ich habe gar keine Courage.

Krappe. Schämt Euch! Seht! — thun wir, als ob gar nichts wäre. Verlobt mir vor zin paar Zeugen das Justinchen — cedirt mir den Schuldschein, der ja ohnedieß vom Kometenfeuer in ein paar Stunden zum Fidibus motificirt wird. Hernach trinken wir ein paar Bouteillen Wein, und dann laßt den Teufel brummen.

Balder. Herr Gevatter —

Fr. Balder. Wenn die Welt stehen bliebe —

Krappe. Ist ja nicht möglich!

Balder. Freilich! Aber das ist doch gar zu weltlich.

Krappe. Courageux ist es, courageux, Gevatter! — So müßt Ihr handeln! Das hat sich noch kein Buchbinder unterstanden — das bringt Ehre!

Fr. Balder. Wenn die Welt untergeht? Wo denn?

Krappe. Nun — posito — nehmen wir an — so ein Klümpchen Welt läßt der Komet wohl stehen — zum Wahrzeichen.

Fr. Balder. Dann wollte ich, es beträfe unser Eckchen hier.

Balder. Das will ich mir sehr verbitten; denn meine ganze Präparation und übrige Einrichtung ist zur Abfahrt gemacht. Es muß heute alles zu Ende gehen — anders thu' ich es nicht.

Neunter Auftritt.

Vorige. Advokat Grünstein.

Grünstein. Guten Abend.

Krappe. Haha, haha! da ist er auch. Nun der Achtzehnte ist da.

Grünstein. Und der Neunzehnte wird morgen sein.

Krappe. Ich sage Nein!

Grünstein. Ihr ehrlichen Leute dauert mich.

Balder. Sie dauern mich, Sie — denn Sie werden in allen Ihren Zweifeln getroffen.

Krappe. So ist's! In Zweifeln erschlagen. Ich sage Ihnen — machen Sie Ihre Rechnung. Gott — gehen Sie — gehen Sie hinaus. Ich kann Sie nicht ansehen. Es überfällt mich ein Grausen bei Ihrem Anblick.

Grünstein (lacht). Warum?

Krappe. Gevatter, ehrliche Frau Gevatterin, denken Sie Sich einen Advokaten, dem der Komet unbereitet ins Angesicht leuchtet, und ihn zum letzten Termin abruft, wo ihm Berge und Hügel als Replik und Duplik auf den Hals fallen. Seht ihn nur an, ich meine er zähnklappert schon.

Grünstein. Denken Sie Sich alle die seligen Patienten, die ihnen die schief kurirten Glieder vorhalten, und auf einmal mit lauter Stimme die gestohlnen Lebensjahre abfordern. Bei meiner Seele, das wird ein Chor, über dem man das Prasseln und Toben des Weltunterganges nicht vernehmen wird.

Krappe. Gevatter, Ihr seht doch, daß die Angst aus ihm faselt?

Balder. Nun, was wollen Sie denn eigentlich?

Grünstein. Daß Sie bedenken, daß Sie morgen und noch viele Jahre, hoffe ich, essen müssen und wohnen.

Fr. Balder. Das wäre schön.

Balder. Wäre entsetzlich! Aber —

Krappe. Ist nicht daran zu denken — Sind morgen alle mausetodt.

Grünstein. Daß morgen Ihr Haus verkauft werden soll.

Krappe. Unter der Erde.

Grünstein. Daß dieser Mensch Sie nur in Angst gejagt hat, um Sie nicht zu bezahlen, und Justinen zu besitzen.

Balder. Tasten Sie mir den Herrn Gevatter nicht an.

Fr. Balder. Ach ja, liebster Herr Grünstein; tasten Sie ihn durch und durch.

Grünstein. Nun im Ernst denn. Herr Krappe — was werden Sie dann sagen, wenn, trotz Ihrer festen Prophezeihung, die Welt morgen noch steht?

Krappe. Was ich dann sagen werde?

Balder. Gevatter, jetzt zahlt ihn aus.

Krappe. Was ich sagen werde.

Balder. Schlagt ihn mit Kernbeweisen zu Boden.

Grünstein. Noch einmal — was werden Sie sagen, wenn die Welt morgen, übermorgen, und noch viele Jahre stehen wird?

Krappe. Wenn morgen, übermorgen, und noch viele Jahre — viele Jahre?

Grünstein. Ja.

Krappe (außer sich). Eine Schale mit Wasser, Frau Gevatterin, eine Schale mit Wasser!

Fr. Balder. Antwortet doch erst —

Krappe. Um Gottes willen, eine Schale mit Wasser! Gleich! zur Stelle!

Balder. Hole sie.

Fr. Balder (geht ab).

Krappe. Ich will's ihm zeigen! Ich will's ihm zeigen, woran wir sind. Ich will's ihm zeigen! Hm! Was sagt er nun? Was sagt der Herr, wenn ich beweise?

Grünstein. Ich will mir beweisen lassen.

Balder. Da findet gar kein Disputiren statt —

Grünstein. Aber jede Sache will Untersuchung —

Balder. Nein, Sapperment! Wenn ich nur erwähnen will, wie sich die Bücher widersprechen, die ich alljährlich eingebunden habe, wie darin die armen Menschenkinder bald alle rechts, bald alle links getrieben, umgeworfen, wieder aufgerichtet, heute auf den Kopf und morgen auf die Füße gestellt werden — so muß ja das allein schon ohne Komet beweisen, daß daraus, wie aus dem konfusen Rath vor der Zerstörung Jerusalems, unmittelbar das letzte Ende gedeihen muß.

Krappe. Reden wir von den Menschen, Herr Gevatter, wie sie unser einem unter die Hände kommen, so ist es ja klar, daß der Stoff alle Tage nichtsnützer wird! Facit? Weltende!

Fr. Balder (mit einer tiefen Schüssel mit Wasser). Da ist Wasser.

Krappe. Gut. Einen Tisch in die Mitte — daher — vor mich hin!

Balder (bringt ihn).

Krappe. Die Schale darauf!

Fr. Balder (setzt die Schale auf den Tisch). Hier.

Krappe. Nun?

Grünstein (sieht in die Schüssel). Ist das der Beweis?

Krappe. Tausend Element! Mein Beweis wird so klar wie das Wasser sein! Einen Bogen Papier, Herr Gevatter — einen Bogen Papier — geschwind!

Balder. Es ist kein Papier mehr im Hause.

Krappe. Herr! meine Ehre steht auf dem Spiele!

Grünstein. Allerdings.

Krappe. Schaffen Sie mir einen Bogen Papier!

(Alle suchen in den Taschen und deuten an, daß sie keines haben.)

Krappe. Auf diesem Bogen Papier beruht jetzt die ganze Welt, sage ich! Ich ziehe einen Bogen aus den Büchern. (Er geht hin, und zieht aus den ungebundenen Büchern einen Bogen.)

Fr. Balder. Das sind ja ganze Werke.

Krappe. Thut nichts, man kann sie lesen; der Bogen kann herausgenommen sein, und es fehlt doch nichts. Mein Beweis muß triumphiren — Sapperment!

Grünstein. Dem Beweise zu Ehren — ich bezahle das Werk.

Krappe. Acht gegeben! (Er formirt aus dem Bogen eine Art Ballon.) Seht Ihr das — hier dieses Wesen, welches eine runde Kugel vorstellen soll? Antwortet Alle!

Alle. Wir sehen es.

Krappe. Dieß ist die Welt. Merken Sie Sich es wohl; dieß ist also die Welt. Haben Sie Sich alle gemerkt, daß dieß die Weltkugel ist?

Alle. Ja.

Krappe. Gut! so weit sind wir.

Grünstein. Ich hoffe wir werden weiter kommen.

Krappe. Verehrungswerthe Zuhörer, ich bitte (er legt das Papier hin), daß ich nicht gestört werde; sonst gehe ich fort, spreche kein Wort mehr und Sie gehen ohne Beweis unter.

Grünstein. Ich sage kein Wort mehr — beweisen Sie.

Balder (stampft mit dem Fuße, und sagt erbost zu seiner Frau). Jetzt sage noch ein Wort, so wirst Du sehen, was es giebt.

Fr. Balder. Ei um Gottes willen, ich habe ja nicht gesprochen, als wenn ich gefragt wurde.

Krappe. Still!

Balder. Halte den Athem an Dich.

Krappe. Meine Herren, Sie machen mir es sehr sauer! Zur Sache! Hier — da — in der vor uns stehenden Schüssel ist Wasser befindlich. Dieses Wasser, wenn ich — Jetzt belieben Sie erstaunlich genau Acht zu geben — dieses Wasser, wenn ich dieses Papier, welches die Weltkugel, nach vorhergegebenen Begriffen, vorstellt — wenn ich diesen für die Weltkugel ausgegebenen Körper über dieses Wasser halte — so stellt dasselbe Wasser jenes unsre Weltkugel umgebende allgemeine Weltmeer vor. Haben sie das verstanden? — Sagen Sie mir, werthe Zuhörer, ob Sie das — mit der Weltkugel und dem Weltmeer hinlänglich capirt haben?

Alle (schweigen).

Krappe. Aber um Gottes willen, (er legt das Papier weg und setzt die Schale hin), ich docire mir die galopirende Lungensucht an den Hals, ohne das meine verehrten Zuhörer ein Zeichen des Lebens, geschweige Begreifens, von sich geben?

Grünstein. Zum Teufel, wir sollen ja nicht reden!

Balder (zur Frau). Sprich — hast Du's begriffen?

Fr. Balder. Ja — Nein — Ja, ich weiß nicht mehr, wo mir der Kopf steht.

Krappe (trocknet sich die Stirne). Weiter! (Er hält die Schale in die Höhe, das Papier drüber.) Nun der Beweis — Also hier — Acht gegeben, keine Distraktionen — hier oben Weltkugel, unten Weltmeer — Herr Gevatter, geschwind noch einen Bogen Papier!

Balder (läuft hin und holt einen).

Krappe. Geschwind!

Balder (bringt ihn). Hier.

Krappe. Machen Sie mir geschwind noch eine kleine Welt.

Balder. Wozu?

Krappe. Im Nothfall — wenn meine hier vor der Zeit zu Grunde ginge. (Er bleibt in der vorigen Stellung.)

Balder (hält den Bogen auf den Rücken). Herr Gevatter, da thue ich Einspruch.

Krappe. Was? in mein Weltsystem? Gevatter, bringt mich nicht in Rage!

Balder. Was dann wird, wenn diese Welt untergegangen ist, darüber sind wir noch nicht einig geworden, das wißt Ihr!

Krappe. Es ist ja hier nur von einem Experiment die Rede, vom Beweise, daß unsere Welt platt geschlagen werden, oder verbrennen muß, nicht von der Welt, die dann entstehen wird! Macht eine zweite Welt, ich schlage die eine platt, und verbrenne die andere. Was hier an zweien probirt werden soll, stellt das Entweder-Oder vor, was diese Nacht an unsrer Welt geschieht. Verstanden?

Balder. Das ist ein andres. (Er macht die zweite Weltkugel.) Da hier ist die Welt.

Krappe. Hingelegt!

Balder (legt sie auf die Erde).

Krappe. Hier auf den Tisch!

Balder (legt das Papier auf den Tisch). So ungestüm habe ich ihn noch nie gesehen.

Krappe. Jetzt gebt mir ein Licht in meine rechte Hand!

Balder (giebt ihm das Licht). Hier! hier ist es!

Krappe. Nun — hier in der Linken die Weltkugel, nebst dem sie umgebenden Weltmeer — hier in der Rechten das Talglicht, welches Talglicht vorstellt — Acht gegeben — keine Distraktionen, meine Herren — welches Talglicht für diesesmal nicht ein Talglicht vorstellt, sondern den bewußten verderblichen Kometen quaestionis. (Er hält das Licht fern.) In jener Gegend und Ferne, in welcher ich das Talglicht, oder den Kometen, vom Papier oder der Welt entfernt halte, hat der unvergleichliche pariser Mensch das allgemeine Wehe, den Zornprügel, oder den Kometen, wie weit er von unsrer Welt entfernt ist, gewittert. (Er rückt näher mit dem Lichte.) Hier steht der Komet den Sechzehnten, marschirt selben Tag ab tausend Meilen, (er rückt näher) marschirt den Siebzehnten tausend Meilen. (Er rückt näher mit dem Arme) Allons — Gott steh' uns bei! — so nahe stand er heute morgen den Achtzehnten — Acht gegeben! Nun ist er ausgerückt, marschirt tausend Meilen, und — Acht gegeben! — der Komet wird sich gleich in den letzten Marsch setzen — Nun — nun wird er entweder mit seiner Force gegen die Erde stoßen — sehen Sie — (er führt mit dem Lichte so stark gegen das runde Papier, daß das Licht erlöscht, und das Papier platt wird) Ganz! — da haben wir's! Der Komet ist zwar von dem starken Stoß gegen die

rde ausgelöscht, hat aber die Erde mit seiner Gewalt platt eschlagen. Jeder ehrliche Christenmensch kann voraussehen, aß unsere Gebeine bei diesem Plattschlagen unmöglich etwas ewinnen können. He! habe ich Recht?

Balder. Herr Grünstein, das ist klar — dagegen läßt ich nichts sagen.

Krappe. Das Licht angesteckt!

Fr. Balder (thut es, und bringt es ihm).

Krappe. Also — entweder werden wir heute um zehn hr dermaßen plattgeschlagen, oder — Acht gegeben! der omet macht seine drei Tagereisen, und rückt nicht mit solher Vehemenz gegen die Welt, reiset langsamer, und (er ückt allmählig gegen das genommene zweite Papier) sengt ns peu à peu ganz gelinde braun und blau, bis er — (hier rgreift das Licht das Papier) uns in Flammen verzehrt, ie Figura zeiget. Nun frage ich jedermann, der da weiß as Feuer ist, ob es uns wohl gehen kann, wenn wir allählich abgebrüht und zuletzt pulverisirt werden? He?

Balder. Er hat obgesiegt, Herr Gevatter — es bleibt abei — um zehn Uhr sind wir caput.

Grünstein. Woher haben Sie die Gewißheit, daß ieß gerade den Achtzehnten, und eben um zehn Uhr so oder geschehn müsse?

Krappe. Das sagt die ganze Welt, und die ganze Belt lügt nicht.

Grünstein. Und von wem hat es die ganze Welt?

Krappe. Von einem extra berühmten Herrn in Paris.

Grünstein. Wo hat der es eigentlich so bestimmt esagt?

Krappe. Machen Sie mir den Kopf nicht warm!

Grünstein. Und wenn nun nach zehn, nach hundert ahren die Welt noch steht? He?

Krappe (zuckt die Achseln).

Balder. Herr Gevatter, das statuiren wir ja nicht.

Krappe. Freilich nicht. Allein, wenn es sich zutrüge - lieber Gevatter — so — so wäre es ein — ein Naturspiel.

Balder. Was? — Das wäre ein verdammter Streich! ch habe weder zu beißen noch zu brechen, wenn wir heute icht untergehen.

Grünstein. Und doch wird das so sein.

Krappe. Es ist freilich möglich, daß wir allenfalls tzt nicht untergehen —

Balder. Was? Was sagt Er da?

Krappe. O ja! So ein Komet ist — wie will ich sa en? feurig — und alles Feurige hat Kapricen. — Nicht ahr, Herr Grünstein?

Grünstein. Weiter!

Balder. Herr Gevatter — Ihr müßt bei Eurem Satze leiben, oder es geht nicht gut.

Krappe. Das thue ich auch. Ich will allemal noch, aß der Komet die Welt zerschlägt; aber wenn nun der omet nicht will?

Balder. Was? Diese Welt mit Kirchen und Schulen ände morgen noch frisch da, und ich — nüchtern und arm der Welt — und Ihr hättet mich zum Narren gehabt? evatter! so wahr ich lebe, dann würde ich Eure Gliedmaßen it Prügeln beschweren.

Grünstein. Immerhin!

Krappe. Meint Ihr zu triumphiren? Nichts da! ch habe eine neue Theorie. Bleibt die Welt stehen, so beaupte ich noch immer, sie hätte eigentlich untergehen sollen, m eine vernünftige Rechnung zu bestätigen — will Euch aber gen, wie es sich verhält, daß sie nicht untergeht. Das ist r große Hauptbeweis, auf den ich Euch heraus gefordert abe. — Licht her! Die vorhin zusammengeknetete Welt kann ns schon noch einmal dienen. Geht der Komet, und nimmt n dritten Tag seinen Fall zu kurz, so berührt er — gebt cht — die Welt nicht — (er fährt zwei Finger breit vom apier entfernt vorbei, und hält gegen dem Papier über ill) senkt sich, fällt in das Weltmeer — (er taucht das cht ins Wasser) löscht aus — und unsre Welt ist in salvo, obei wir uns insgesammt alsdann wohl befinden.

Balder. Herr Gevatter, Herr Gevatter, Ihr seid n malitiöser Variant! Ich möchte Euch Euer Weltmeer über s Angesicht gießen, und mit seinen irdenen Ufern den Glos s Eures Kopfes dergestalt platt schlagen, daß er ein wahs s System der untergegangenen Welt vorstellen könnte.

Krappe. Ich habe Euch Fassung gegen ein großes nglück gegeben, wenn es kommt. Wenn es nicht kommt, raucht Ihr keine Fassung.

Fr. Balder. Leere Taschen habt Ihr ihm gemacht; denn er brauchte kein Geld, weil die Welt aufhörte. Die bleibt nun, aber niemand giebt ihm sein Geld wieder.

Balder. Herr Grünstein, wenn die Welt nicht um zehn Uhr untergeht, muß ich mich aufhängen.

Grünstein. Nicht doch!

Balder. Meine Schürze Frau — meine Schürze her! — Wenn wir den morgenden Tag erleben, muß Essen da sein. Ich arbeite.

Fr. Balder (giebt ihm die Schürze).

Balder (bindet sie um). Ich will die Nacht noch ein paar Bücher binden. — Morgen, wenn wir noch leben, Arbeit suchen, gegen Abend den Herrn Gevatter wegen der vier hundert Thaler verklagen, und übermorgen früh, wenn etwas vorgearbeitet ist, dem Herrn Gevatter verschiedene handgreifliche Injurien appliciren.

Grünstein. Herr Balder — da lese Er die Zeitung unserer Nachbarn. Ein ehrwürdiger Name kann Ihn über die Geschichte mit dem Weltuntergange durch den Kometen beruhigen, und diesen Charlatan von hier verbannen.

Balder (liest).

Krappe. Charlatan haben Sie gesagt? Ich bedanke mich. Dergleichen Männer gehen jetzt über alles. Sie haben mir aber eine überflüssige Honneur erwiesen; denn wäre ich ein wahrhafter Charlatan — so stände ich, wo Sie Sich vor mir bücken müßten, und das Wort gar nicht aussprechen dürften. Mit dem Weltuntergange habe ich, wie viele meiner vornehmen Collegen, Spectakel gemacht, und Lebensmittel fouragirt von den Einfältigen. Auf Ehre! ich bin ein guter Narr — nur — ich bin ein armer Teufel — und wie der Teufel selbst heutiges Tages in Decadence gerathen ist, bin auch ich eine Persona miserabilis. Bitte daher nichts übel zu nehmen. (Geht ab.)

Balder. Frau, es ist Alles nicht wahr.

Fr. Balder. Gott Lob! ich gehe nicht gern unter.

Balder. Ein weiser Mann sagt es, wir bleiben noch oben.

Fr. Balder. Schön!

Balder. Kein Geld, kein Essen! Das ist schlecht!

Grünstein. Nehmt hier einen Schwiegersohn, der Geld hat.

Fr. Balder. Ach — die Ehre —

Balder. Wir verdienen es nicht — aber —

Grünstein. Doch Eure Redlichkeit verdient Achtung.

Balder. Nehmen Sie das Mädchen — ja!

Grünstein. Ich danke Euch von Herzen.

(Reicht ihnen die Hände.)

Balder. Arbeiten wollen wir — arbeiten müssen wir — sonst schäme ich mich todt. Frau, greif an — lang zu — die Presse her — die Heftlade — Justine — Justine — he! arbeite — die Nacht muß alles arbeiten! Justine!

Grünstein. Ich will sie rufen — in dieser schönen Entschließung empfangen wir Euren Segen.

Balder. Ja, alles gut! — Segen und Heirath! aber erst muß Justine helfen arbeiten.

Grünstein. Mit Freuden. — Ich hole sie her — sorgt nicht! — Euch soll nichts fehlen.

(Geht ab.)

Fr. Balder (sortirt Bücher auf der einen Seite). Ich will arbeiten Tag und Nacht — wenn meine Augen zufallen wollen, will ich sie mit dem Sperrhölzchen aufhalten — nur nicht untergehen.

Balder (arbeitet auf der andern Seite). Ich auch.

Fr. Balder. An den Kometen will ich denken.

Balder (nachdenkend). Hm! ich auch! — (Stehet auf.) Frau! (Er geht ein paar Schritte zu ihr.) Höre!

Fr. Balder (kommt auf ihn zu). Was ist's?

Balder. Denke an den Kometen, wenn Du mir das Marktgeld abforderst.

Fr. Balder. Ach ja!

Balder. Und wenn ein hübscherer Herr, als ich bin, in den ersten Stock zieht, so denke an den Kometen.

Fr. Balder. Das gelobe ich Dir.

Balder. Nun, Gott gebe! daß alle Weiber, die der Komet geängstiget hat, das ihren Männern geloben, und daß sie es halten, so ist der Komet ein wahrer Haussegen gewesen.

Justine (läuft in ihre Arme).

Grünstein (folgt ihr).

Karl Leberecht Immermann

ward am 24. April 1796 zu Magdeburg geboren, diente anfangs als Divisionsauditeur und Secondelieutenant bei dem zu Münster garnisonirenden preußischen Militär und wurde 1824 als Regierungsrath nach Magdeburg versetzt. Später kam er in gleicher Eigenschaft nach Düsseldorf, wo er gegenwärtig als Landesgerichtsrath noch lebt, und eine Zeitlang die Leitung der düsseldorfer Bühne übernahm, die er jedoch nach zwei Jahren wieder abgab. — 1838 ward er von der philosophischen Facultät der Universität Jena, honoris causa, zum Doctor der Philosophie ernannt. —

Von ihm erschien:

Gedichte. Hamm 1822, 8. mit Musikbeilagen und seinem Bildniß.
Gedichte. Neue Folge. Stuttgart 1830, 8.
Schriften. Düsseldorf 1835, 8 Bde., 8.

Einzeln:

Die Papierfenster eines Eremiten. Hamm 1822, 8.
Die Prinzen von Syrakus. Romantisches Lustspiel. Ebendas. 1822, 8.
Trauerspiele. Ebendas. 1822, gr. 8.
König Periander und sein Haus. Trauerspiel. Bonn 1822. gr. 8.
Ein ganz frisch Schau-Trauerspiel von Pater Brey. Münster 1822, 8.
Brief über die falschen Wanderjahre. Ebendas. 1823,
Das Auge der Liebe. Lustspiel. Hamm 1824, 8.
Cardenio und Celinde. Trauerspiel. Berlin 1826, gr. 12.
Ueber den rasenden Ajax des Sophokles. Eine ästhetische Abhandlung. Magdeburg 1826, 8.
Das Trauerspiel in Tyrol. Dramatisches Gedicht. Hamburg 1827, 8.
Die Verkleidungen. Lustspiel. Ebendas. 1828, 8. mit Titelvignette.
Kaiser Friedrich II. Trauerspiel. Ebendas. 1828, 8.
Die Schule der Frommen. Lustspiel. Stuttgart 1829, 8.
Der im Irrgarten der Metrik herumtaumelnde Cavalier. Hamburg 1829, gr. 8.
Miscellen. Stuttgart 1830, gr. 8.
Tulifäntchen. Heldengedicht. Hamburg 1830, 8.
Alexis. Trilogie. Düsseldorf 1832, 8. mit 1 Musikbeilage.
Merlin. Eine Mythe. Ebendas. 1832, 8.
Reisejournal. Ebendas. 1832, 8.
Die Epigonen. Familienmemoiren. Ebendas. 1836, 3 Thle., 8.
Einzelne Erzählungen, Gedichte u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

Es sei dem Herausgeber dieses Werkes gestattet, eine Aeußerung, welche er bereits früher über Immermann gethan *), hier zu wiederholen, und weitere Bemerkungen an dieselbe anzuknüpfen. — Unbekümmert um die Menge, obwohl oft von ihr mißverstanden und dadurch schwer verletzt, schritt J. auf seinem Pfade fort; er hatte sich an dem Besten aller Zeiten heraufgebildet, und sich doch selbstständig zu erhalten gewußt. Ein schönes Fortschreiten und eine reine Entwickelung durch eigene Kräfte blieb in ihm unverkennbar; jedes neue Werk beurkundete es, und endlich am Fenster des eignen Herzens gereift, stand der ausgebildete Dichter da, eine gigantische Natur, die sich selbst würdig zu zügeln weiß, und zugleich ein Mann von edler, erprobter Gesinnung, der seinem Innern treu blieb und den weder das Schreien der Menge, noch das Gefühl des eigenen Selbst von seiner Bahn verlockten. Heine nennt ihn einen Adler, und hat Recht; Immermann's Geist schwebt stets hoch über dem Gemeinen; er ist einer von den wenigen Dichtern, die dem deutschen Vaterlande in jedem Sinne Ehre machen.

Diese wenigen aus tiefster Ueberzeugung niedergeschriebenen und hier wiederholten Worte, bedürfen unserer Meinung nach eigentlich keines weiteren Zusatzes, und finden vollkommenen Beweis in den Werken des Dichters selbst, der hinsichtlich seiner dramatischen Leistungen unbestritten der erste unter den lebenden deutschen Tragikern ist, und als solcher, trotz manchem neidischen Scheelblick journalistischer Cliquen immer mehr von der Nation anerkannt wird; denn er verbindet die reichsten Gaben der Muse mit den edelsten Eigenschaften der Seele und des Gemüthes. Wie ihn bei seinen Leistungen das Feuer echter Begeisterung durchglüht, so leitet ihn zugleich die tiefste Liebe für das Wahre und Gute, und was er schafft ist ein reines, nie ohne jenen Kampf, der den Mann stählt und würdigt, den höchsten Interessen der Menschheit gebrachtes Opfer. Eben um dieser Tiefe der Empfindung und Anschauung, um dieses Adels der Seele willen, steht er einsam in der Menge, nur von Wenigen so verstanden und geliebt, wie er es verdient; aber wie er selbst unaufhörlich weiter strebt und schreitet auf der vorgesteckten Bahn, so werden immer mehr und mehr die Bessern sich zu ihm gesellen und erkenntlich aussprechen, was er ihnen gilt und was sie ihm verdanken. Denn neben jenen höhen Zierden der Seele und des Gemüthes, besitzt er, wie Wenige, seltenen Reichthum der Phantasie, Zauber der Darstellung und der Form und die selbstbewußteste Herrschaft über die Sprache. Die Verstimmung, welche der Druck des Alltags mitunter lastend in ihm hervorrief, wird immer mehr der geistigen Harmonie weichen; denn seine Muse ist eine edle deutsche Jungfrau mit vollendeten griechischen Formen, nur daß der Zorn, ob der Erbärmlichkeit der Gegenwart, statt der Anmuth mitunter grollenden Ernst über ihre hohen und edlen Züge legt.

Eudoria *).

Ein Epilog.

Personen.

Eudoria (erblindet).
Peter der Große.
Katharina.
Gordon.
Mons de la Croix.
Jaguschinsky.
Ostermann.
Menzikof.
Theophanes.
Ein Späher.
Das Volk.

Oede Haide.

Eudoria. Ein junges Mädchen. Das Volk.

Volk.

Nicht die Wolke zog im Regenroth herauf,
Abendgang, o heil'ge Mutter wallest Du;
Nicht der Nebel fliegt um weißen Kieselberg,
Graue Lock' umfliegt erbleichtes Gramgesicht;
Nicht der Erdspalt lechzet, den die Quelle lief,
Thränenblinder Augen Höhlung dürstet, grau. —
Schaunde dennoch! Thronberaubte Herrscherin,

*) Briefe, geschrieben auf einer Reise nach Paris. Leipzig. S. 105.

*) Aus Immermann's Alexis. III. (Schriften. 4r Bd. Düsseldorf 1836.)

elche, grüßend aufgethan empfing das Reich
larer, Zukunftschwangrer, Sterndurchblitzter Nacht!
flogest einsam deines Tages still Gespräch
Rit dem Wehn des Forstes, mit des Winds Gebraus;
chrittest Rückweg durch der Haide Ginstergeld
ach dem Birkenschatt'gen Newsky-Trümmerbau,
rin du hausest, angeredet aus der Fern'
on des murmelnden Ladoga Wogenschlag.
iebevoll verlegt den Pfad, geweihte Frau,
eine Füße küssend, dir das Gottesvolk,
uf der Fläche scheugedrängt, dem Wilde gleich,
enn der Waidmann lauert mit dem Todesrohr.
enn der Czar ist groß, und tausend Augen hat,
er der Späher reichbelohnte Koppel nährt!

Eudoxia.

as begehrt das Volk?

Volk.

Erinnrung, Hoffen, Trost!

Eudoxia.

abt Ihr Hoffnung, Trost, Erinnern eingebüßt?

Volk.

uf der Erde trat er Spur des Gestern aus,
us den Lüften luft'ges Morgen scheucht' er weg,
ließ erbangten Herzen trostlos kahles Heut.

Eudoxia.

icht der Hoffnung, nicht des Trostes Priesterin
ist, die weiland ward genannt Eudoxia.
och Erinnrung, wer vertilgt sie?

Volk.

Wo ihr Feld?

Eudoxia.

in der Brust des Drängers! Furchen zieht sie dort,
ehrt von seiner Seufzer schwerem Hauche, trinkt
lühndes Leben aus den Zähren, die er weint.

Volk.

äh're gieb uns, Mutter, näh're Zuversicht!

Eudoxia.

eht den Falken Ihr?

Volk,

Auf hoher Eiche Zweig,
chwarz, verdorrt sich streckend in den Abendstrahl,
itzt ein branngesäumter schlanker Edelfalk,
er zerfleischt den schwarzen Raben, seinen Fang;
lut, vom Schnabel rinnt es, von den Klauen scharf,
nd die Federn stäuben von dem Baum herab.

Eudoxia.

eht die Federn auf, und zählt sie! Diese Zahl
ollet; dreimal roll'n der Jahre Neun hinzu.
ann wird sitzen wieder in dem goldnen Thor
ielbethürmten Kremls der Moscowit'sche Czar!
inás, Bojar in Reihermütz' und Zobelpelz
ehn ihn von der Seite kühnlich blickend an,
nd vergessen hat der Bürger, Handelsgast,
lur, die jenseit schwarzer Donau Strand sich streckt.

Volk.

nsrer Enkel Enkel Enkelkinder Glück!

Eudoxia.

chaun die Loose kann ich, darf ich legen sie?
ebend Wahrheit, spendet' ich mein Alles aus.
inderung verlangt Ihr; die versag' ich streng:
ald zerbreche der Verrenkung Mißgestalt;
nge Länderüberlastend drücket der Alp.
ennt Ihr nach der eignen Freude, beßre Lust,
ls den Feind hinabgeschleudert sehn in Gram?
chmerzen-Mitgenossenschaft verkünd' ich Euch:
h' die Mitternacht ihr leises Wiegenlied
ingt im Geisterton dem neugebornen Tag,
eid Ihr Leidensbrüder worden, Ihr und Er.

Volk.

st sein Heil zu Ende?

Eudoxia.

Ganz unzögerlich.
enn wie hoch emporgerückt ihn Himmels Schluß:
o ihn tief hinabzudrücken hob bereits
ich der Arm der ewigen Nothwendigkeit.
eine Kebse ließ in Moskau krönen Er!
uf der Dienstschweißeingenetzten Stirn der Magd
ard entweiht Kiews uralte Fürstenzier.
ies' ist seine letzte Handlung. Nahe wallt
uf der Staub der Kehrenden von Olegs Stadt!
ald in diesem Sande steht der Czar, das Weib
nd der Knechte Schwarm. Der Haide Boden sieht
hn zuletzt als Menschen; grad von hier beginnt
naufhaltsam schauderhaftbeeilter Fall!
aß des Lebens Glanze sich vergleichet nur
Solches Sterbens äußerste Verfinsterung.
Kehre Volk! In Deiner Hütt' erwart' den Tag!
(Zu ihrem Mädchen:)
Führe mich nach Haus! Geschäfte bringt die Nacht.
(Sie geht, von dem Mädchen geleitet. Das Volk folgt.)

Ein Späher (tritt auf).

Arm bleibt die Pflicht, begünstigt nicht Gelegenheit
Des Thät'gen Fleiß; verschwenderisch sah Goldes Gunst
Zuroll'n ich oft der läß'gen Faust des Schlafenden,
Indeß ich, nimmer rastend, viel' der Jahr' im Joch
Verwandte schlechtbelohnter Augen Spürerkraft.
In's Blaue dreist geworfen trifft des Thoren Stein,
Es schießt Erfahrung zielend fehl, gebar den Mann
Der böse Tag! Doch heut gelang Aufmerkers Müh';
Ablauscht' ich, was, schnell angebracht, ein groß Verdienst
Mir in des Herrschers leichterzürnter Seele zeugt.
Gestampf der Roß' und Stimmenlaut! Sie finds, sie nahn!
(Er tritt zur Seite.)

Peter der Große. Katharina. Gordon. Mons de la Croix. Gefolge.

Peter.

Ermüdet hat mich unser Ritt; gefällt es Dir,
So gehn wir eine Strecke.
(Zum Gefolge:)
Nur des Wegs voran!
Und harrt am Wald, der Petersburgs Weichbild begrenzt.
(Das Gefolge ab.)

Katharina (sich umschauend).

Aus dürrem Erdreich keimt empor die Distel hier,
Unheimlich schwingend blaß-gefärbter Dolden Haupt;
Der Ort ist öde, Siedler sind wohl Fuchs und Wolf.
Dahinten steigen schwere Dämpfe, lagern sich,
Die niedre Sphäre deckend zu des Horizonts.
Wo sind wir? Grell im gelben Licht scheint alt Gemäu'r
Zerborsten, fahl, Ruinenhaft von jener Höh'.

Gordon.

Die Trümmer auf dem Birkenhügel, Czarin, sind
Was übrig ist verblieben von dem Ehrenschloß
Des Helden Alexander, (Newsky zubenannt,)
Dem steten Denkmal seines Sieges, nah dem Strom.
Aufsteigen siehst Du Dämpfe des Ladogasees,
Der vielen Russischen Halden Eine liegt vor uns.

Katharina.

Urbargemachtes preise, wem der Boden fehlt!
Die Steppe zeigt der Landesfülle Ueberfluß.
Daß unsre Seen dampfen, nenn' ich Schicklichkeit,
Weihrauch aus solchen Schaalen nur geziemt dem Czar.
Zertrümmert' Alexanders Newanaher Bau,
Bau'n wir ein Denkmal, weiter nach Finnlands Gesümpf!

Peter.

Für heut indessen schlafen wir in Petersburg. —
Gordon, ich seh' den Haufen dichtgereiht am Weg,
Von jedem Alter, Kinder, Knaben, Weib und Mann.
Es scheint, die Heimkehr ward dem Volke kund; sie woll'n
Mir lärmenden Geschreies Willkommgrüße weihn:
Bedeut die Menschen! Ferne mir den lauten Kreis!
Die Jugend ist vorüber, wo das Herz erschwoll,
Wenn jauchzend sich auf meinen Pfad die Menge goß,
Wie um den Pfleger munter tanzt der Bienen Stock.
Für sie zu leben, sterben, heischt mein Königs-Eid,
Doch ihren Dank kann ich entbehren.

Der Späher (vortretend).

Sende nicht,
Entsende nicht den Boten, groß Dich täuschend, Herr
Zum bösen Pöbel, seelenlos gleich trägem Koth.
Entgegen hält er Deiner Liebe heil'gem Pfeil
Den Schild, den siebenhäut'gen. Unter dem bespricht
Er seine Feindschaft. Gruß zu meiden, wallen sie
Abwärts hinweg vor Deinem Nahn. Eudoxia,
Die stetsbereite Zeugerin des Uebels sprach,
Sie aber sogen gierig ein der Rede Gift.
Dies zeigt ein guter Unterthan Pflichtschuldig an.

Peter.

Was sagte Jene?

Späher.

Gräuliches Verderben rief
Sie schäumend aus; des Herrschers und der Seinen Sturz.

Peter.

Vernahm das Volk sie gläubig?

Späher.

Leid der Hohen trifft
Ein offnes Ohr der Niedern.

Peter.
Spricht sie öfters so?
Späher.
Wo Deiner Hasser Etliche zusammenstehn.
Katharina.
Wohnt dieser Wahnwitz hier im Frei'n bei Gras und Laub?
Späher.
In jenem alten weißbemoosten Trümmerbau
Dort ist ihr Horst, seitdem sie schlechtvergoltne Gunst
Des Herrn entließ aus Schlüsselburgs gestrenger Haft.
Katharina.
Und geht das Raubthier täglich vor aus seiner Kluft?
Späher.
So lang der Tag daurt, ruht sie stumm in jenem Schutt,
Unnahbar, Eule bei den Eulen, Staub im Staub,
Zerstörte mit Zerstörtem, Blind' in Dunkelheit.
Doch wenn des Abends feuchter Duft Nachtvögel weckt,
Verläßt auch sie gedehnten Schritts die öde Burg,
Und diese Haid' ummessend sacht, langsamen Gangs,
Wie Kettenziehnd der Kund'ge mißt Landeigenthum,
So markt sie murmelnd ihres Zorns Grundstück sich ab.
Querdurch dann schneidend dies Gelände, steht sie lang
Gereckten Arms, Bildsäulenstarr, o Königspaar
Auf Deinem Platz, wo ihres Ackers Mittelpunkt.
Da streut sie bittern Fluches Unglücksamen aus,
Drauf kehrt erleichterten Muthes sie zum nächt'gen Schloß,
Und morgen wiederholet sich, was heut geschah.
Katharina.
Was regte dieses Gräuels Wuth so heftig auf?
Späher.
Ihr streng Geschick, bereitet durch Gerechtigkeit.
Katharina.
Prophetenspräch' enthallen ihrem Mund?
Späher.
Vergib
Des Aberwitzes fälschliches Bezeichnen mir!
Peter.
Genug; im Pallast künde Deinen Namen. Geh!
(Der Späher ab.)
Drei Rosse laß, Gordon, sofort vorführen.
(Gordon ab.)
Katharina.
Mons!
(Mons tritt zu ihr.)
Verfüge Dich zur wüsten Trümmer-Klausnerin!
Sag, wer Dich sende, sprich sodann: Von ihrer Kunst
Sei viel des Rühmens mir gemacht. Die ganze Zeit
Wohl durchzuforschen, habe sie auch Zeit genug.
Des Hortes Scherflein nur begehr' ich; nur des Tags,
Nur meines morgenden nächsten Tags Ereignisse.
Gold leg' in der Klikusche Hand! Denn nicht umsonst,
Nein von den Kunden baar bezahlt, spricht das Gewerb.
Für einer Czarin hohe Stellung ungeschickt,
Mag diesem Handwerk besser eignen ihr Verstand.
(Mons de la Croix ab.)

Peter. Katharina.

Peter.
Warum der schon Gebeugten noch des Hohnes Schlag?
Katharina.
Von Jedem, was darbringt das Land an Früchten, fall'n
Dem Herrn, der Herrin Zinsen. Feld und Heerde zinst,
Bergwerke, Jagden, Handels Vortheil, Rhederei;
Zinsbar ist Alles der Alles schützenden Gewalt.
Und ich enthöbe diesem Boden nicht das Recht?
Er trägt, vernahmst Du, seltne Saat der Weissagung.
Befreiungen sind unerlaubt; ich zehnt' ihn ab
In dem, was außer Disteln hier allein gedeiht.
Peter.
An dem Verfalltag gehen erst, Katharina, Zins
Und Zehnten ein!
Katharina.
Mir stände dieser Tag noch aus?
Ernstfragend ruht Dein Blick auf mir, doch ich vermag
Antwort zu geben. In der Oede wildem Graun,
— Und nahe krächzt der Hasserin Giftsprühnder Mund —
Hier wag' ich's Dir zu sagen: ja, ich fühle mich
Nun ebenbürtig, Gleiche Gleichem zugesellt!
Denn hin nach Moskau führtest Du die Zitternde,
Die Unerschrockne, Tapfre hast Du heimgebracht.
Der Traum gerann zu Goldgediegner Wirklichkeit,
Ich wurde heilig, unverletzlich! Selber Du
Hast Deine Macht an mir verloren. Diese Stirn
Umschloß der Reifen, der ewiglich-beschirmende,
Den Kaiserstöchter aus Byzanz fruchtlos gewünscht!
Von beiden Schultern rauschend wogte Purpursammt,
Salböl empfing ich auf der Angstgenes'nen Brust,
Dem Strom des Wandelbaren weiß ich mich entlaucht.
Peter.
Du seiest schon Regentin, nicht, das meinest Du?
Katharina.
Die Unterthanin, mein' ich, ward niemals gekrönt.
Peter.
Metall ist Zeichen, ich vergabt' es, halt' es fest!
Hand nimmt, was Hand gegeben hat, wohl nur gleichn.
Die Frau, die mir zur Seite sitzet, muß doch auch
Des Platzes werth gezieret seyn. Verstehst Du mich?
Aus Güte Schwachheit folgern ist der Thoren Schluß.
Ich will Dich nicht erschrecken! Hoffnung bleibe Dir.
Mag sein, der Vorsatz, Schattengleich in mir gekeimt,
Da meines armen Sohnes böse Stunde schlug,
Wächst, reift zum Licht! Für jetzt indessen, fasse dies:
Ist Deiner Moskau-Krone Dich berauschend Erz
Zierrath und Schmuck; und wird sie jemals mehr, sie wird's
Nur für die mäß'ge, stillgeduld'ge Warterin.
Denn, meine Gute, ird'scher Ding' Ausbruch und Kern
Erwirbt der Mensch tiefschweigend nur. Stumm reift der
Heu'r
Vom Ort den Demant; heimlich klopft von tiefer Bank
Die Perl' der Fischer. Kommt man leergeschwätzig wohl
Auf breitem Heerweg, schlenderhaft, in's Schatzgewölb,
Zum Schrein der Reichskleinodien? Weise grub den Gang
Der Sinngewalt'ge Meister in Verborgenheit.
Leis taste durch das Dunkel Dich! Bescheiden poch'!
Dem Ernste thut der ernste Hüter auf die Thür.

Mons de la Croix (tritt auf, verstört).

Katharina.
Zurück? — Wir wurden eben streng vom Czar belehrt,
Wir sei'n das große Flitterputzbehängte Kind.
Sonach gebeut er selber uns die Albernheit!
Mons, Deine Schicksalskunde! Sprich! Wie bildeten
Sich meines Tags Gestalten ab im Tassensatz?
Mons.
Erforsche nicht, was ich gehört! Das Siegel laß
Auf meinem Mund!
Katharina.
Verderben war's, was sie gesagt?
Du zahltest wohl der Gierigen zu kleinen Preis?
Mons.
Furchtbaren Preis bezahlest Du! Er wird Dich mehr
Als eine Thräne kosten!
Katharina.
So erschrecklich klang's?
Die Tapferkeit, wenn Männer beben, flieht zur Frau.
Mein großes Leid erfahren will ich alsobald!
Peter.
Das ist des frevelhaften Spiels Bezauberung.
Mit Unvernünftigem zu scherzen wähnt der Mensch,
Geringe scheint's. Doch angerufen kaum, beherrscht
Dich schon der Dämon, welchem wir die Augen soll'n
Durchaus verschließen, oder zum gerechten Kampf
Bereit entgegen in der Tugend Muthe stehn.
Zuckt nicht die Lippe heiß und roth, sehnsüchtig Dir?
Fliegt nicht die Brust, vom Wunsch emporgestürmt? Es ward
Etwas getrieben, welches ich verböte, wär's
Zu hindern noch. Jetzt werde dieses Hirngespinst
Sofort hinausgeschüttet in die heil'ge Luft,
Die alle Dünste lösend tilgt! — Was trug sich zu?
Mons.
Aufriegelst Du die armen Lippen mächtiglich,
Die gern verschlossen blieben, weil bei Zeiten doch
Sie ein sich üben müssen, immer so zu sein!
Ich könnte, raunt ein Ahnen deutlich-flüsternd zu,
Unsel'gen Ausgang wenden vom lebend'gen Haupt,
Wagt' ich, der Erste, Widerstand; verbliebe stumm,
Und sprengte, mit verhängtem Zügel jagend, fort
Von der Graunbeladnen Haide! Rastlos, bis das Roß
Am fernen Grenzstein unter mir zusammenbrach'.
Dort lag ich matt, gerettet; litte, lebte doch.
Allein zur Feigheit nicht erzog mich hohes Glück;
Zu handeln, wie sie mögen, ist der Kön'ge Macht,
Des Dieners Ehr' ist duldende Gelassenheit
Und adlich-festes Schweigen.
Katharina.
Eines Dieners Pflicht
Ist, seinen Dienst ausüben. Den versäumest Du.
Nach Deinem Tranke lechz' ich, Mons! Reich mir den Trank

Peter.
Welch Loos ersann der Kranken nächstem Tag die Frau?
Mons.
Viel Glück; Erfüllung innerlichst genährtem Wunsch:
Sie sei zu morgen ausgerufne Kaiserin."
Katharina.
Und das war unheilvolle Kunde Dir, o Mons?
Mons.
Ich meldete, was Dich betrifft.
Peter.
Und mich zugleich.
Sie prophezeite mir den Tod. Weshalb die Furcht?
Mons.
Vom Tode war die Rede. Zu der Furcht ist Grund.
Peter.
Bestraft' ich jemals eines Dritten Fehl an Dir?
Katharina.
Erhole Dich, Du Weichlicher!
Mons.
Hinweg! Wer giebt
Mir meiner Unschuld süßen Jugendhauch zurück?
Peter.
Was sagt er?
Katharina.
Unverständliches.
Peter.
Das gebe Gott!
Katharina.
Sie Herr?
Peter.
Daß dieses Knaben Schreck und Seufzerlaut
Dir unverständlich seien!
Katharina.
Lachen muß ich nur!
Ist Kahleres wohl auszusinnen? Wer behend
Wahrsagen will, erfinde doch Wahrscheinliches.
Vor meiner gründlich-eingeschärften Nichtigkeit
Stehst Du gesund, Kraftstrotzend...
Peter.
Ach!
Katharina.
Hast Du geseufzt?
Peter.
Ich seufzte nicht.
Katharina.
Es kam mir vor, als seufztest Du,
Ob Deiner kräftigen Gesundheit ich erwähnt.
Peter.
Du irrst.
Gordon (zurückkommend).
Die Rosse stehen an des Waldes Rand.
Peter (zu Katharinen).
So reise denn nach Petersburg; erwart mich nicht
Vor Abend, ich hab' außerhalb Geschäfte noch.
Katharina.
Ich scheid' in Demuth. Tiefgesenkten Nackens flieht
Unrechtgewies'ner Uebermuth: Vergiß ihn, Herr!
Den breiten Heerweg, unersprießlich, wie Du sagst,
Vermeid' ich hinfort. Den angerühmten dunkeln Gang
Soll emsig suchen meine schwache Fähigkeit.
(Zu Mons).
Du aber ruf' in Dir beherzt Dein Leben wach!
Des Führer, als Begleiter wardst Du angestellt.
Hoch über schmaler Brücken Steg, Abgründen dicht
Vorüber windet sich der Pfad, Nachteingehüllt.
Auf wessen Arm die Fürstin dort sich lehnen muß,
Der stehe fest! Den Schwindel dann' er weit hinweg!
(Katharina und Mons ab.)
Peter und Gordon.
Peter.
Verkehrte Sterne lenken meinen Fuß und Arm,
Gewaltsamkeiten auszuüben gegen Sinn
Und eigne Neigung, schlechterfreut von herbem Zwang.
Isidoriens dacht' ich sonder Regung. „Abgethan
Ist diese mindestens!" sprach ich froh. Doch weit gefehlt,
Sie drängt heran sich, nöthigend.
Gordon.
Weshalb verblieb
Unschädlich nicht die Heftige zu Schlüsselburg?
Peter.
Auftritte wurden mir berichtet, schlimmster Art,
Ihr hemmter in sich abgesperrter Todeswuth
Verzuckungen. Das Mitgefühl erweichte mich,
Das kränklich, hoch von Kränklichen gepriesen, wirkt,
Daß keines Lebens reine Vollgestalt erblüh'.
Selbst leidend, dacht' ich ihrer Leiden, ordnete:
Entlassen dürfe wandern sie, gemäß dem Wunsch.
Nun dankt sie mir mit Flüchen, pflanzt den Gähre-Keim
Den Seelen vieler Menschen ein. Sie wagt sich frech
Selbst an die Gattin, dreistversuchend. — Volksbeschrein,
Und schlaffe Zügel, erfreulich Willkührdürstenden! —
Schlau mischt sie unsrer alten Zwietracht Stoffe, rührt
Im Hexentopfe durcheinander ihr Gebräu.
Ich fürchte, Gordon, nachgeboren aus dem Blut
Der todten Feinde zieht bereits ein frisches Heer
Gerüstet auf zum Streite! Marsch und Kampfsignal
Erklinget aus der Seherin Drommetenton!
Ihr Schmettern hemm' ich.
Gordon.
Stirbt sie, Herr?
Peter.
Ich hoffe: Nein.
Dem Licht jedoch, dem zeig' ich sie, dem Tageslicht.
An meinen Tag gebietend zwing' den Drachen Ich!
Einöden sind es, die das Einhorn auferziehn,
Den Greif, das Pferd mit Flügeln! Jeder Geist, beglänzt
Vom Sonnenscheine, wirft den Schatten. Angeschaut
In nüchterner Gesellen Kreise, schrumpft Alraun
Zur Wurzel ein; Lindwürmer werden Schlängelchen.
In Petersburg ist viel Geräusch der Thätigkeit,
Das überhallt wohl müßiges Prophetenwort,
Da rechnet, zählet, mißt man. Bald ergründet ist
Von meinen Mathematikern auch das Problem.
Und weil die Straßen breitgebaut und grade sind,
Gebricht der Winkel, der des Rufes Echo weckt.
Gordon.
Du willst nach Petersburg sie führen?
Peter.
Allerdings.
Deshalb bestellt' ich Rosse. Nun, mein treuer Mann,
Gebrauch' ich Deiner Hülfe. Geh, eröffne Du
Ihr meines Willens unabänderlichen Schluß.
Nichts sinn' ich ihr mit rechtem Grunde Kränkendes;
Das Haus lass' ich ihr rüsten dort, bequem und still
Entlegen, daß die Neubegier sie nicht verletzt.
Aufsicht verordn' ich, sanfte, ziemliche; Gewalt
Sei ferne, wenn bescheiden sie zu leben weiß.
Dieß gieb, in strenggemeßner Weise redend, kund,
Befehlend, wie dem Boten Deines Herrschers ziemt,
Vor Härte brauch' ich nicht zu warnen, Dich, den Greis.
Hier will ich Deiner, ihrer harren; bring' sie schnell.
Gordon.
Laß ungestört die Leidige.
Peter.
Wie gern geschäh's!
Und möchte nur die Eumenid' im düstern Hain
Für sich erheben jeden schärfsten Fluchgesang!
Denn ihren Segen wahrlich hab' ich nicht verdient.
Sie aber strebt in mein Gebiet. Mit Taumeltrank
Erregt sie frische Kräfte jenem Ungethüm:
Dem dummen, dumpfen, träggewalt'gen Widerstand.
Und weil auf Erden ihre Schlacht verloren ging,
Bewaffnete die Hölle sie. Leichsinnig säh'
Ich solchem Treiben, duldend zu? Ich warf der Pest
Des eignen Sohnes Leiche hemmend in den Weg,
Und nun ließ' ich sie rasen?
Gordon.
Jüngst erzählte mir
Der Fremde, der das Land besucht, die Wundermähr.
Ein Ritter, stolz und tapfer ohne Gleichen, stritt
Mit einem Zauberkund'gen Feinde, der sich bald
Zum Bären wandelte, Löwe dann, drauf Tiger ward.
Den Bären, Löwen, Tiger schlug des Ritters Schwert.
Als unbedeutend-kleines Mäuschen schlüpft zuletzt
Ermattet schon, der Gegner in der Höhle Spalt,
Klaglaut erhebend, Angstgequält. Der Ritter dringt
Nach in die Zuflucht, seines Feindes äußerste.
Peter.
Du bleibst den Schluß mir schuldig.
Gordon.
Schenk ihm Glauben, Herr!
Am andern Morgen fanden sie den Sieger todt,
Zwar unverwundet, doch entstellten Angesichts,
Die edlen Züge ganz verzerrt vom letzten Schreck.
Peter.
Was tödtete den Ritter?
Gordon.
Das erfuhr man nicht.
Er hat vermuthlich Grauseres, als Bär und Löw'
Und Tiger in des Flüchtigen Versteck gesehn.

Peter.
Phantome trägt der warme Schooß des Mährchens aus!
Ich bin der spätern Zeiten kalter Paladin.
Gordon.
Schick mich in des Phantomes Höhle nicht zu Nacht!
Peter.
Das Fieber hätt' ich nimmermehr in Dir gesucht.
Gordon.
Ja, ich begreif' es, sonderbar erschein' ich Dir.
Peter.
So schwärmt in Einem Punkte selbst der Tüchtigste.
Gordon.
Wie fest umstrickt uns frühster Jahr Erinnerung!
Peter.
Mit Worten spüle diesen Kindertraum hinweg.
Gordon.
Den Kindertraum! — Schottland erzeugt in jedem Clan...
Peter.
Propheten? Wohlfeil ist sonach Weisheit bei Euch.
Gordon.
Die Menschen, die behaftet sind mit second sight.
Peter.
Dem angebornen Uebel! Sie war frei davon.
Gordon.
Auch Jammer treibt die Seelen aus des Fleisches Eng'
Peter.
Fünf Sinne fassen, was hienieden faßlich ist.
Gordon.
Unermeßlich furchtbar wächst die Kraft Verzweifelnder!
Peter.
Und welche Tiefen schauet der Erhöhten Schwung?
Gordon.
Der Welt betünchte Risse.
Peter.
Was erblicken wir?
Gordon.
Firniß des Hoffens, Wünschens, eitler Täuschungen.
Peter.
So schreit' in Jener Klause Du sorglosen Muths!
Denn ich bin ohne Wunsch und Hoffnung, längst enttäuscht.
Mithin der Wahrheit weiß ich wohl so viel, als sie.
Wenn unsichtbar-geheime Hände stellten, Freund,
Die Zeiger unsres Zifferblatts, so wäre meins
Der Ehre werth gewesen! Aber nie erfuhr
Ich Andres als Gemeines, Leichtbegreifliches.
Sonst galt Dir meine Rede was. Vernimm: dies ist
Nur Lug, so wahr Du Deines Vaters Namen trägst.
Gordon.
Ich bin ein Waisenfindelkind, ich kenn' ihn nicht.
Peter.
Es braucht ja auch ein klarer Satz Betheuerns nicht.
Dich überzeugen könnt' ich gleich. Eudoria
Weissagte jetzo, kurz zuvor, was nicht geschieht,
Weil grade damals, grad' im seld'gen Augenblick
In tiefster Brust ich dessen Gegentheil verfügt.
Gordon.
Gehorche Dir Verfügendem die Zeit, wie ich!
(Gordon ab.)
(Es ist Nacht geworden.)

Peter (allein).

Herzklopfend schreitet er von hinnen. Glücklicher,
Dem diese bangen Schläge noch der Dinge Puls
Trostreich verbürgen! Bebend jetzt, beruhigt dann,
Mit neuer Lieb' umklammert Dein Gemüth die Welt.
Verstehst Du mich? Verstehst Du den, Frohmüthiger,
Des Seele Nachtfroststarrer Eisesspiegel ward?
Denn der Erwartung Muth verlor ich! Ungestalt,
Schwer, Massenhaft, wie grauer Vorwelt Urgebirg,
Bedeckt Erfüllung meines Geistes dunkeln Grund.
Und, Sterne, unter Eurem reichen Lichte sitzt
(Er setzt sich auf einen Stein.)
Der weiten Länderstrecken allerärmster Mann!
Ich that das Unnatürliche, des Lebens Schein
Der Mißgeburt zu geben. Mich bedünkt, es sei
Der Ruhm, die Größe, wie die Macht zu Land und Meer,
Als deren Schöpfer mich der Menschen Zunge nennt,
Auch durch Mechanik zu erhalten, Druck und Stoß,
Durch Wasser, Feu'r. Und Solches hab' ich eingetauscht
Für das, wornach in seinem Himmel selbst ein Gott
Sich einst gesehnt: Gefühl des Vaters! Ich verließ
Das Menschliche, nun leid' ich Uebermenschliches.
Ja, auch des letzten Trostes letzter Schimmer schwand!
Durch meinen Winter flog es, wie der Sonnenstrahl
Im Januar; sie dürfe mich beerben. Mild
Im schrofferbauten finstern Hause zünde sie
Des Heerdes schöne sitt'ge Gluthen mütterlich.
Katharina, Peter! Dieser Namen Bund verglich
Des schweren Daseins tiefempfundnen Widerstreit;
Ach, immer, was mir mangelte; begriff ich's nicht?
Jetzt sollte sie die Königsprobe wohl bestehn
Im Dom zu Moskau. Wehe mir! Erlegen ist
Die Schülerin. Der Scheitelpunkt des Glückes trifft
In Würd'gen würdiges Bewußtsein. Ruhig nimmt
Ein edler Mensch, wovon er denkt: Du hast's verdient;
Und wahren Fürsten däucht der Purpur schauerlich.
Sie aber prunkt und spreizet sich. Der Zofe gleich,
Begeistert vom geschenkten Kleide! Da erscheint
Verdorbnes Wesen, niedrer Herkunft Sinnesart!
In solchen Stunden bricht hervor das Innerste;
Die Andern prüf' am allgewohnten Lauf des Tags,
Denn ihre Pflicht ist Tageswerk, gewöhnliches;
Am Ungemeinen aber miß den Herrscher ab,
Da er im Guten, Schlimmen, Ungeheuerstes
Ertragen muß. Irrthum verlaß mich, freundlicher!
Nie wird sie Rußlands ausgerufne Kaiserin. —
Fühlloser Stein, in Deine Fasern graben sich
Die Finger ein! Dir sagt mit wildem, wundem Druck
Sein ganz Geheimniß schweigend ein zerstörter Greis.
Hier unbehorcht, erleichtre Dich im Klagelaut,
Natur! O mein zerrißner, Schmerzdurchwühlter Leib!
Ach! Ach! Ward eines Feuerberges Lavastrom
In mich verlegt, darin zu kühlen? — Doch es naht.
Nun wickle dich in deine Leiden! Ruhe groß
Auf großem Elend, Todesheiter, stillgefaßt!

Gordon (tritt wieder auf).

Gordon.
War es hier? Schau' ich den Kaiser?
Peter.
Auf dem Steine ruht er aus.
Widerstrebte sie?
Gordon.
Sie folgt mir. Was Du wolltest, wird geschehn.
Peter.
Mich erfreut, daß sie gehorsamt.
Gordon.
Meinst Du, daß sie Dir gehorcht
Peter.
Sagtest ja, sie komme willig.
Gordon.
Von dem eignen Geist geführt.
Peter.
Endlich müde dieser Reden bin ich, Gordon, wisse das!
Gordon.
Wisse Du, daß mir erspart ward, ihr zu bringen Dein Geschick.
Peter.
Trafst Du schon sie unterweges?
Gordon.
Nein, jedoch in ihrem Haus
Harrte sie des Boten sehnlichst.
Peter.
Dessen Auftrag nur gehört
Dieser Oede tauber Flugsand?
Gordon.
Frage sie, wer ihr's verrieth.
Melden meiner Sinne Zeugniß, das vermag ich.
Peter.
Leg' es ab.
Gordon.
Durch des Vorhofs Schutt gestiegen, trat ich in der Pforte Rahm,
Ihres Dienstes quitt, vereinsamt, stand sie schwarz im Mondenlicht;
Und daneben über Steine von zerfallner Mauern Ring
Schlüpft emporgescheuchtes Hochwild, ungehemmt, das sich gesellt.
An der Kräuter wildentsprossnem, grünem Wucherüberfluß
Vor mir sah ich vielgestalt'ger Bauzerstörung schönes Bild,
Aus dem Gras, hoch über Mannslänge, Balkenstarrendes Gewirr,
Pfeilerschäft' und eingesunkner Giebeldächer Sparrenwerk.
Gegenüber aus dem Wandstück, stehn geblieben, aber flammt
Einzeln, trüberhellt ein Fenster! — Nun, zusammen mich gerafft,
Auf des Wilds getretnem Pfade schritt ich vorwärts, Schwert im Arm.
Und ich tastet', und ich tappte zwischen Gruben halbbedeckt.

Brunnen, Farrnkraut-überwachs'nen, strauchelnd nach dem schlimmen Ziel.
In der Wendeltrepp' hinaufwärts schwang ich mich zur Flügelthür,
Und ich horcht', anziehnd den Athem. Drinnen sprach es rauh und tief:
„Rasch die goldnen Schuhe reich mir! Vor der Thüre lauscht der Mann,
Mädchen, welcher kommt zu führen uns zum Czar nach Petersburg."
Auf, Entsetzen im Gemüthe, riß der Pforte Wucht ich schnell:
„Harre nur ein wen'ges" — rief sie — „gleich bereit bin ich zu gehn!
Schreckgefesselt stand ich, schauend, in der Hand der Klinke Griff.
Auf der Truh', der offnen, Erzraub setzte sie gehobnen Fuß,
Und ihr Mädchen band der Goldschuh kunstgewirkte Bänder fest.
„Jetzt den Mantel!" rief sie. Mühsam, an den Zipfeln schwer, gefaßt,
Hob den schmelzbeblümten Mantel aus der Truh' die Dirn' empor,
Ueber Leibrock, Mieder warf sie bauschig seine bunte Last,
Und in Falten, steifgebrochnen, wallt' er um die Schreckliche,
Welche drauf, mir zugekehret, hohlen Stimmlauts also sprach:
Fort! Zu melden mich dem Czaren! Nur die Binde fehlet noch.
Sieh' Du ausgeredet, naht ihm Festgeschmückt die Priesterin."
Und hinab die Stiege schritt ich, fürchtend, rückwärts, daß nicht Graun
Schwindelnd mich ergriff' und stürzte, wendet' ich den Nacken ab.
Jene legte nun die Binde, schimmernd, um die hagre Stirn...
Eudoria tritt auf in Goldschuhn, Mantel, mit einer Stirnbinde. Das junge Mädchen mit der Fackel vor ihr her.)
Nicht betrogen hat Dich Irrsinn; sieh sie selber, wie sie ist!
Sonnig sind die dunklen Wächter vor der Schmerzen Heiligthum,
Bitter rächen sie den Einbruch, geh' vorüber, da ist Gott!
Diese wird zu feiern wissen, Feste, die sie sich ersann!

Peter.

Soll Verkleidung mich besiegen? Her die Roß'! Es wird gereist.

(Gordon ab.)

Eudoria. Peter.

Eudoria.

Hier steht, die Du riefst.

Peter.

Folgsam; das ist gut.

Eudoria.

Heut sehn wir uns wieder, o Czar.

Peter.

Spät lernst Du, indessen bei Zeiten doch stets gleichmüthigen Sinnes Geduld.
Widerstreben dem Herrn, fruchtloses Bemühn! Lang hättst Du ein mäßiges Glück,
Wär' entschritten gezogenem Kreise nicht kühn Mannweiblich der irrende Fuß.
Aber nun wird der Rest der beschiedenen Zeit Dir verfließen in ruhigem Strom,
Heilsames vergessend-vergessenes Sein, Friedbringendes Dunkel ist nah.
Eudoria, welchen die eiserne Pflicht in der Erde Geschäfte nicht stößt,
Der halte sich fern der unseligen Ding' Gramtriefendem Gräuelgemisch!

Eudoria.

Weisheit spar auf; noch ist nöthig sie nicht. Bald, bald wird sie nützlicher sein!

Peter.

Wem?

Eudoria.

Dir!

Peter.

Warum mir?

Eudoria.

Wenn zerschmetterten Haupts auf dem Altar der Haide Du liegst.

Peter.

Schon ertrug ich's zu lang'. Nun herunter die Schuh' und den Mantel, das flitternde Band!

Eudoria.

Für den Dienst aufschmückt' ich mir Busen und Leib.

Peter.

Armseliges Larvengeschwätz!

Eudoria (murmelnd).

O Du in des Lebens erborgeter Larv' einherstolzirender Tod!

Peter.

Nicht murmle Du leis!

Eudoria.

Noch verspar' ich die Lust!

Peter.

Sprich laut!

Eudoria.

Noch kost' ich an Dir, Vorschmeckende Süß'! An des Wartens geheimdurchdringender lieblicher Qual!

Peter.

Herstarrt sie nach mir, doch sie höret mich nicht. Nun gehorch', ablege den Pomp!

Eudoria.

Siegjauchzende Freude, den schwächlichen Sprung des bezeichneten Opfers zu schaun!

Peter.

Ich befehle dem Unsinn: Schweige! Dir naht des Verstandes gebietender Tag!

(Er nähert sich ihr, tritt aber betroffen zurück.)

Eudoria.

So erhebe Dich tapfre urewige Nacht! So erhebe zum Kampfe den Schild!
Warum weichst Du zurück?

Peter.

Wen erblick' ich?

Eudoria.

Nun mich.

Peter.

O der kläglichen Jammergestalt!
Bist Du es? Ist sie das entfleischte Gebild in der Fackel verrathendem Glanz?
Wo blieb der Glieder gerundete Fülle?

Eudoria.

Du weißt es.

Peter.

Die Augen, o Weib?

Eudoria.

Daß weißt Du ja auch. Mild waren sie schon; als dem Sohne den Trank Du gereicht,
Da entfloß den erschöpften Brunnen die Seh'.

Peter.

Weib, liebtest Du ihn?

Eudoria.

Ja, im Tod.

Peter.

Sie ist blind!

Eudoria.

Nein, sie sieht.

Peter.

Kehr heim!

Eudoria.

Nein, sie folgt.

Peter.

Vor dem Aeußersten tret' ich zurück.

Eudoria.

Doch das Aeußerste tritt Haarsträubend anjetzt, zum Vernichten gerüstet, Dir nah!

(Sie naht ihm.)

Bin die Bettlerin ich, die Du rufest und schickst, wie der wechselnden Laune behagt?
Mitgift hab' ich einst Dir gebracht in das Haus, Mitgift bring' heut' ich Dir zu.
Als wir Beide gekniet, hob Mutter das Brot, hob Vater das Heiligenbild
Ob der Betenden Haupt; daß gedeihe der Schatz in dem Gütervermehrenden Bund;
Und gewirkt hat der Segen Ich zeig' es Dir heut. Nur herauf! Aus der Tiefe herauf,
Großmächtiger Gaben gesammelte Last, Prachtherrliche, würdig des Manns!

Peter.

Wahnwitzige!

Eudoria.

Wandelnde Leiche!

Peter.

Ha, wie?

Eudoria.

Jetzt lös' ich die Schnüre vom Gut! —
Was die Diener nicht wissen, dem Arzte verschweigt, und der Kebse der zuckende Mund,
Das erfährt das zerknitterte Kissen, der Pfühl, und das ruhlose Schlummergemach.

Er ist krank! Es zerfrißt ihn der Qualen Gebiß! Mich bestraf' um die Lüge der Czar!

Peter.

Den Verrückten bescheert es der Gott! — Doch ich ring', und die Mitgift wäg' ich noch auf!
Nur das Uebel erblicket der Bettlerin Geist, nicht die Kraft, die das Uebel verhüllt.

Eudoxia.

Aufdrehn sich die Flügel des Kirchengewölbs, und sie suchen die Stelle zum Sarg.
Eh' das Aug' er geschlossen, bestaudete sich neusprossend, Bojaren-Gewächs.
Sein Will' ist ein Nichts, sein Streben ein Spott; Er aber erfährt es, vernimmt's.
Nach der Buhlschaft Schmach nach der Günstlinge Trotz, nach der Räuber verprassendem Muth,
Mord, Mord an dem Kind, an dem Gatten der Mord, Mord, Mord an dem Vater zuletzt!
Es genüget der hungrigen Sünde nicht mehr, weit gähnt der verschlingende Mund!
Sie zerstücken der Völker lebendigen Leib, Rührung in dem schwimmenden Aug',
Denn der Falschheit süßliches Grinsen bedeckt's, wie der Schlange gesprenkelte Haut,
Großmuth wird geheißen, den blutenden Freund ausplündern, zu helfen dem Feind.
Ueberwältigend drängt sich Gesicht an Gesicht! Lahm werden die Schwingen des Worts,
Mein Stammeln erreichet Unendliches nicht; mich bestraf' um die Lüge der Czar!

Peter.

Sie strafe die Zeit! Doch erfüllte sich's ganz ja, erfüllte sich rasender Fluch,
Mit Gemeinspruch kauft den dürftigen aus der vertrauende Glaube des Manns.
Was die Thier' aufbauen, erreichet den Zweck, und das Meinige wäre nur Traum?
Ich bin, ich war! Darum werde ich sein bei den Meinen.
Ich segne das Land,
Ich segne die Halmen des Feldes, den Wald! Ich segne die Bäche, den Strom!
Ich segne die Häuser im Dorf, in der Stadt! Ich segne der Mutter Geburt!
Zu beständiger Wohlfahrt segnet Dich ein, Rußland, Dein sterbender Held!
(Er ergreift Eudoxien bei der Hand.)
Folg! (Sie steht starr in die Weite.)

Eudoxia.

Stören wir nicht!

Peter.

Wohin starrt sie denn nun?

Eudoxia.

Ei, wir halten die Finger uns vor!
Grausam, aus der Lieb' einlullendem Rausch dem Verderber in's Antlitz zu sehn!

Peter.

Rausch? Liebe?

Eudoxia.

Verhängt aber mindestens doch das geharnischte Bild am Kamin!

Peter.

Katharinens Gemach! Mein Bild!
(Er schlägt die Hände vor das Gesicht.)

Eudoxia.

Wie sie küßt, wie den Knaben sie streichelt und herzt!
Ich verdenke Dir diese Ergötzungen nicht; hat der Czar Deine Art doch gekannt.
Stumm ruhet der Knab' an der gütigen Brust, Liebkosen erwiedert er nicht;
„Ach Herrin, mir rufte den schleunigen Tod weissagend die die Gräßliche zu."
Mein Theurer, vergiß es, Du blühest so frisch! Sei ruhig, wir freuen uns Beid'
In der Freiheit Noth auf des Leidigen Grab...

Peter.

Gordon!
(Er stürzt ohnmächtig nieder.)

Gordon (eilt herbei).

Ist er todt? (Er kniet bei dem Hingesunkenen.)

Eudoxia.

Nun beginnt Ausgang und vollendende Marter Triumph! Zählbar sind die Sprossen, hinab
In Sibirischer Werke tiefunterirdischen Gang; unzählbar aber, o Mensch,
Ist der Stufen gehauene Menge' in des Leids Abgrund mit ergiebigem Schacht.
(Sie steht hinter der Gruppe.)

Terrasse am Meere.

Morgen.

Jaguschinsky. Ostermann.

Ostermann.

Nicht, Jaguschinsky, folge Deines Grolls Gebot!
Dem Manne ziemt die mäßige Gleichgültigkeit.
Nothwendig ist die Thörin, schau gelassen zu.

Jaguschinsky.

Uns aber hält sie eben doch für nöthig nicht.
Mit welcher künstlich-deutlichen Absichtlichkeit
Vermied sie unser Zwiegespräch! Den stummen Blick
Ausweichend, und gewohnter Andeutungen Gruß,
Erheuchelt Fremdheit, sonderbare Kälte sie,
Seitdem in Moskau ihre Glieder eingehüllt
Die schimmernde Dalmatica. Die Miene sagt:
Da bin ich! Weiter komm' ich auch wohl sonder Euch.

Ostermann.

Sie läßt es merken, ist in unsrer Hand dadurch.
Wenn man mir schmeichelt, kann ich zittern; wagt der Eid,
Entbehren mich zu wollen, bin ich hergestellt.
Mir wollt' er lügen, sich belügt er. Diese Frau
War lang, ich darf es nun gestehn, mir fürchterlich;
Stets blieb mir undurchdringbar ihre Schlauigkeit.
Wenn sie, das Aug' voll Thränen, Flötenlispelnd sprach:
Wie müßt' ich bangen, lehnt' ich mich auf Freunde nicht
Gleich Dir und Deinesgleichen — mich durchzuckt ein Gram.
Natürlich schien es, war's gewissermaßen auch;
Sie ist die Meisterin der Kunst, sie glaubt an sich.
Gefährlich sind die unbewußten Täuschenden!
Nun aber sieht des Geschlechtes Schwäche klar hervor,
Das feiner als wir Männer einzufädeln weiß,
Und durch den Aufzug sehr gewandt das Schiffchen wirft,
Doch vor dem fertigen Gespinnst Rathlos verstummt.

Jaguschinsky.

Sie wird den Rath zu schaffen wissen! Schleichend mich
In dieses Herrschers Abendstunden unsre Macht
Sie untergraben; endlich wird geschehn, was längst
Mir jedes Morgens Racherglühter Strahl gedräut.
Wir werden fallen, Ostermann! Umsonst hast Du,
Vergebens haben unsres Innern Stiche wir
Hinabgekämpft, Blutschuld geladen auf das Haupt!
Ein drittes, jüngeres Geschlecht erzieht für sich
Die Falsche; Fremde raffen hin, was wir bezahlt.

Ostermann.

Heerführer ist der Lautenspieler Mons, nicht wahr?
Ich mag den Nebenbuhler dulden.

Jaguschinsky.

Lebten wir
Im Stand der Ordnung, frei, berechtigt, wohlgeschützt
Von starker Satzung, Volksgefühl und stillem Brauch,
Dann ruhte, sich vertrauend, würd'ge Kräftigkeit.
Doch hier ist Alles möglich. Ja das Thörichtste
Erscheint mir als das Glaublichste! Das Ungefähr
Regiert, und dessen Scharfsinn ist bekannt genug.
Es schwand die Veste; wüst darüberhin erbraust
Meerfluth von Wracken einer frühern Zeit bedeckt,
Und unsrem Machwerk. Freundlich trägt die Welle Kork,
Das Gold, der Marmor sinkt zum Grund...

Ostermann.

Sehr unverhofft
Ertönt der Freiheit Preisen mir aus Deinem Mund.

Jaguschinsky.

Ich preise nicht. Ich zeichne nur die Gegenwart.

Ostermann.

Die Noth verdoppelt's, zeichnest Du sie an die Wand.

Jaguschinsky.

Zu wenden wäre diese Noth mit rascher That.

Ostermann.

Das, hoff' ich, hab' ich mißverstanden.

Jaguschinsky.

Nicht so ganz.
Vernichtet, unterläßt sie, uns zu schädigen.

Ostermann.

Du willst sie stürzen, Jaguschinsky? Nimmermehr!

Jaguschinsky.

In seine Seele werf' ich gleich den glüh'nden Brand.

Ostermann.

Unglücklicher! Verblendeter! Ahnt Dein Gemüth
Die Folgen dieses Schrittes? Stürze sie, so fällt
Schwerpunkt und Gleichgewicht in's Leere! Unser Kreis,

a unser einz'ges Hoffen ist das Schaumgeschöpf.
ergaß'st Du mancher Traulichkeit Nachtliefen Schluß?
ur unter solcher ungemein-gemeinen Frau
nthüllen wir die Stirnen, sind die Waltenden.
elehrt das Beispiel nimmer? Wollen wir durchaus;
achfeiern? Auch Bojaren sein? Vertilge sie!
rsetzt der Unsern Einer jene Bäuerin?
er Stoff, aus dem man Kön'ge wirkt, heißt der: Verdienst?
em Glück, dem Fremden, Neuen beugt Andacht-entzückt
ein Knie der Mensch! Am liebsten voll'ger Nichtigkeit.
arnach ist sie die Tüchtigste. Bereitet ward,
enn wir erhoben wider dieses Wahngebild
nweise Hände, ein vom Feind Gefertigtes.
epnin hat sich entschlossen; nach der schwärmenden
udoxia lenkt' er seiner Helfershelfer Sinn.
erehren unser Wunder wir mit kluger Treu',
leich einem Talismane, der, von schlechtem Holz,
em Gläub'gen dennoch sichert Heil und Wohlergehn!

Jaguschinsky.

nd ihren Listen bieten wir wehrlos die Brust?

Ostermann.

ein Gleichniß wiederhol' ich von der Weberin.
or ihrem fertigen Gespinnste steht sie dumpf,
erwirrter sie zu machen sei mir liebe Pflicht!
ch lege niemals klar zu Tage Strebemuth,
er Dunkelste wohl bin ich ihr. Ertönen lass'
ch ihrer nunmehr ganz erstarkten Machtgewalt
riumph und Ruhm! Drauf spend' ich süßen Lobesspruch:
aß ihre Hoheit jetzo stolz entbehren kann
ie unentbehrlich, leeren Wähnens, sich geglaubt.
ie eigne Weise fortzusetzen rath' ich an.
a wird sie staunen! Treulos sei der Schmeichelton,
mpfindet ihr Erschrecken. Grad' das Gegentheil
eschließt sie nun; zu warten, nach der Frauen Art.
ndessen gehn die Zeiten, kommt der Tag heran,
er auch des stärksten Lebens Kraft Todathmend bricht,
atharina, wartend aber hat die That versäumt!

Menzikof. Die Vorigen.

Menzikof.

o erfüll'n sich die Gerichte!

Jaguschinsky.

Eifrig glüht des Fürsten Wang'!

Ostermann.

elch ein wildes Lied! Die Ursach?

Jaguschinsky.

Ueber wen erging Gericht?

Menzikof.

eber ein verächtlich Spielwerk in der Undankbaren Hand.

Ostermann.

a, ich ahne Deine Nachricht!

Jaguschinsky.

Ich der Rache Sättigung.

Menzikof.

ört des Schlosses neu Geheimniß, wißt das Ende jenes Mons.
on der Halb' am See Ladoga, ließ der Czar die Czarin ziehn,
icher kam sie mit dem Knaben Abends an im Sommerschloß.
enn der Herr versprach zum Abschied, auszubleiben über Nacht.

Jaguschinsky.

ie? Wo war er?

Menzikof.

Weiß es Jemand?

Ostermann.

Weiter! Weiter! Dann um Eins...

Menzikof.

ötzliches Gepolter! Repnin, der im Erdgeschosse schläft,
ihlt sich heftig angerühret, fährt empor Entsetzensvoll;
chief den Hals gezogen, seitwärts, steht der Czar vor seinem Bett.
lg mir! ruft der Krampfverzerrte. Zitternd folgt Repnin,
er meint:
m bestimmt sei schwarz Verhängniß. Leuchtend schwankt der Czar voran;
ch der Katharina Zimmern gehn sie schweigend. Sinnberaubt,
sgestreckt liegt Mons am Boden, seine Schwester jammert knieend.
nst, entblößten Schwertes Gordon! Finstrer Hüter steht er da.
atharina sitzt im Lehnstuhl, blaß, doch scheinbar ganz gefaßt.
imm ihn! stöhnt mit Wuthbelegtem Laut der Herr. Aufraffend hebt
epnin den, der schon ein Leichnam, schlaff die Glieder hängen läßt.

Drauf verläßt der Zug das Zimmer; nicht ein Wort sprach sie für ihn.

Jaguschinsky.

Und wo ist er?

Menzikof (in die Ferne deutend).

Frag die Raben, die ob jenem Felde schrein.

Ostermann.

Katharina?

Menzikof.

Folgt vermuthlich.

Ostermann.

Weh dem Zufall dieser Nacht!

Jaguschinsky.

Mich bestürzt es. Arger Bildung zeigt sich, was ich selbst gewollt.

Menzikof.

Seid Ihr Thoren? Jauchzt und jubelt!

Ostermann.

Wir erwägen mehr als Du.

Theophanes. Die Vorigen.

Theophanes.

Pflegt Ihr müß'ge Unterredung, wenn die Zukunft, Segenschwer,
Seufzt nach Euren kräft'gen Händen, quitt zu werden ihrer Frucht?
Fürsten ruft sie zum Gebärstuhl; hohe Aerzte, zögert nicht!

Jaguschinsky.

Was bedeutet's?

Theophanes.

Ungeheures! Denn im Sterben liegt der Czar.

Jaguschinsky.

Ha, im Sterben?

Ostermann.

Große Wendung!

Menzikof.

Sprich, im Sterben?

Theophanes.

Aufgezehrt.
Scheidend von dem Dochte hebt sich schon der Flamme letzt Geleucht.

Menzikof.

Und so plötzlich? Wer erklärt das?

Theophanes.

Nicht im Flug kam dieß herbei;
Lange nagt' ihn schwere Krankheit in des Lebens Marke matt,
Leiche lang' schon war der Körper, nur der Geist hielt ihn empor;
Fühlend Alles sich in Allem, täuscht' er uns, bezwang er sich,
Jetzo wirft des Kummers Faustschlag unsren Ringer in den Staub.

Jaguschinsky.

Rasch von hinnen!

Ostermann.

Halt! Fortuna sucht ein waidliches Geschlecht;
Finde sie uns ihr gewachsen! Sieh die Göttin ruhig an,
Wende drauf den Kopf verachtend! So will sie behandelt sein.
Und nun laß es uns entscheiden! (Zu Jaguschinsky.)
Deinen Groll warfst Du hinweg?

Jaguschinsky.

Nur die Furcht trieb mich zum Hasse.

Menzikof.

Tod der Doppelzüngigen!
Es verderbe die Verrätherin!

Ostermann.

Fröhnst Du Deinem Liebesneid,
Heilt vom Unsinn unsre Sache gleich der Degen Ostermanns.
Fürchte den, der nie geprahlet! Nimmer droht' ich, jetzt geschah's.

Menzikof.

Darf ich mit der Worte Felswurf sie zerschlagen, sagen ihr:
Daß sie, Sclavin unsrer Großmuth, unverdient erhoben wird,
Kehr' ich um zu Euch.

Ostermann.

Gebahre hierin Dich nach Deiner Art.

Theophanes.

Ohne Zaudern denn ein Jeder an sein Amt!
Versammelt ist
Der Synod in voller Anzahl.

Jaguschinsky.

Unser also?

Theophanes.

In Betracht
Dessen, was Ihr uns versprochen...

Ostermann.
Was gehalten werden wird.
Führt sie nach dem Gartensaale dort, dem nahen!
Theophanes.
Soll geschehn.
Ostermann.
Ich berufe den Senat hin.
Jaguschinsky.
Ich die Garden. Buturlin
Hat uns seine Schaar gewidmet.
Menzikof.
Katharinen führe ich.
Zeichnen soll sie erst die Schriften, unsrer Macht Bestätigung,
Uns die Schenkungen verbriefen.
Ostermann.
Dann des Siegels noch bedarf's
Vor dem Gottergebnen Volke; hören aus geweihtem Mund
Muß es, daß der Czar sie sterbend zur Nachfolgerin ernannt.
Jaguschinsky (zu Theophanes).
Könnt Ihr es beschwören?
Ostermann.
Wollt Ihr's?
Theophanes.
Ich beschwör' es. Laßt uns gehn.
Ostermann.
Hier verein'gen wir uns wieder, zeigen uns von Schmerz erfüllt,
Wie der Anstand bei so großem Trauerfalle dieß befiehlt!
(Sie gehn ab.)

Peter der Große. Gordon (ihn führend).

Peter.
Hier laß mich rasten, bis der Wust von Schleim und Koth
Der dreiundfunfzigjähr'gen Lüge müde ward,
Und ernste Wahrheit ihre tiefen Züge prägt
In diese kalte Masse. Glänzt nicht dort ein Licht?
Gordon.
Des nahen Meeres Morgenbleicher Streifen ist's.
Peter.
Drum weht' es auch so eigenkräftig athmend her!
Den ältsten Freund im Angesicht, erwarten wir's.
(Er sitzt in einem Sessel. Gordon steht neben ihm.)
Gordon.
Wie fühlst Du Dich?
Peter.
Ganz leidlich. Nur die Zunge quält
Ein salzig-faulichter Geschmack, als läge drauf
Der Welt Gemeinheit.
Gordon.
Diese Nacht hat Dich geschwächt.
Peter.
Hättst Du in meine früheren hineingehorcht,
Du staunteſt, daß ich dies' erlebte. Längst zerbarst
Das Gefäß, und gänzlich war der Inhalt ausgeströmt.
Ein letztes Tröpfchen zitterr' an des Eimers Rand,
Und dieses freilich schleuderte die Trau'r hinweg,
Trau'r ob der Menschen völliger Verworfenheit.
Zu einem Schüler der Wahn-Prophetin aber mach'
Mich dennoch nicht! Phantasterei, Zufall demnächst,
Die Spur der Unthat weisend, die ich lang geahnt!
Gordon, es giebt nichts Leichtres als Wahrsagerkunst!
Auch diese, wie so Vieles, lernt' ich; sie zuletzt,
Dir hinterlaß' ich, daß sie bleibt, die Wissenschaft:
Sprich dreist das Aergste, Dümmste, Widerwärtigste,
Denn das erfolgt.
Gordon.
Beruf' ich nicht den Arzt, mein Herr?
Peter.
Ja wohl, beruf' ihn! Sänftlich soll er neues Blut
In die verlechzten Adern gießen; einen Leib
Aus frischem Fleische auferbauen! Und er soll
Den Glauben heilen, die Liebe! Stellt er ferner her
Die abgezehrte Sonn' und Erde, lohn' ich ihm
Mit glänzender Beförderung.
(Jaguschinsky, Ostermann, Theophanes und andere Große treten in der Entfernung seitwärts auf.)
(Peter sieht nach ihnen hin.)
Hinweg den Kram!
Gebt Ihr dem Volke Puppenspiel an meiner Gruft?
Gordon.
Es sind die Großen Deines Hofs, Du kranker Fürst.
Peter.
Es sind geschnitzte Marionetten, lebensgroß!
Die Glieder klappern an den Drähten! Schütze mich!

(Menzikof tritt auf, Katharinen führend.)
Ausrufer! Eigenthümerin der Bude! Fort!
Gordon.
Er redet irr. In Dein verdüstertes Gemüth
Tönt meine Frage: Wer soll erben? Nenn' ihn, Czar!
Peter (auf seinen Körper deutend).
Hier liegt ein andres, einstens wohlgefügtes Reich.
Darin, nach wenigen Stunden, wird nun auch
Nachfolg' eröffnet von gewisser Erben Schaar.
Ist mir Verfügung dort erlaubt? Befehl' ich dem:
Das hab'! Und denen: Jenes! Darf vorweg etwas
Mein Wille geben, nehmen? Nein, nach eignem Recht
Zernagt der Chor. — Es sei das Chaos anerkannt
In seiner allerhöchsten Machtvollkommenheit!
Beschließen, heißt ein Knabe sein in grauem Haar!
Absicht ist Blödsinn... (Er sinkt in Ermattung.)
Ostermann (tritt näher).
Starb der Czar?
Gordon.
Er starb. Ihr könnt
Den Lüften schenken Eurer Herzen Klageschrei!
Ostermann.
Auf den Altan! Des großen Todten Testament
Den Völkern eiligst öffnend, Freunde, kund zu thun.
(Katharina mit den Großen ab.)
Gordon.
Dem Meere werf' ich knirschend diese Thräne zu,
Die Einzige! O er hat Recht! Warum, Natur,
Erschufst Du einen Mann?
(Ruf von außen).
Sie lebe, lebe hoch!
Katharinen Heil und Huldigung!
Peter (erwacht).
Wer weckt mich auf
Nicht sterben können! Endige! Schon klingt Geräusch
Arbeitenden Verwesens! Bei dem Werke sind
Geschäftig-laut die Würmer. Still... Gordon, vernimm:
Gebt Alles an... (Er stirbt.)
Gordon.
An wen, o Herr? — Der Athem steht,
Und Rauch des Todes schwärzet seiner Lippen Saum.
„Gebt Alles an"... Du hast, das Räthsel Deiner Zeit,
Abscheidend, Rußlands Räthsel der Zukunft vermacht,
Die, hoher Seeheld, immer Dein Orlog gesucht.
(Ruf).
Heil unsrer ersten Katharina! Ew'ges Heil!
Gordon.
O Gott, ich könnt' auflachen laut! — — Das Räthsel blieb
Für's Erste wohl noch ungelöst von dem Geschmeiß.
Doch ziemt's, an Andres hier zu denken, als an Dich!
Du siehst aus offnen Fenstern Dir den Lärmen an!
Ehrfürchtig naht sich, o erloschne Sterne, Euch,
Die Augen drückt, mein König, fromm Dir Einer zu,
Der von den Wirren unsrer Welt so viel begreift,
Als der Entseelten gläsern-stumpfer Blick erschaut.
(Er drückt ihm die Augen zu.)

Der neue Pygmalion *).

Der Baron Werner saß nachdenkend am Theetisch, seiner Tante Cordula gegenüber. Das Gespräch mußte wichtige Dinge betreffen; denn auf den Wangen der alten Dame lag eine hohe Röthe, auch goß sie in der Zerstreuung Thee statt der Milch in ihre Tasse. Da die Reden besahrter Frauenzimmer so bald nicht enden, kann es uns vielleicht gelingen, auch etwas von ihren Worten zu hören. Welcher Eigensinn, lieber Vetter! rief sie. Warum willst Du nicht wenigstens den Versuch machen, Fräulein Lucianen kennen zu lernen? Der Vater ist Dein Nachbar, die Tochter hat den Ruf des tugendsten und sittsamsten Mädchens; es gäbe eine Partie, welche man nicht schöner wünschen könnte. Wie lange willst Du noch einsam unter Deinen Ahnenbildern umhergehn? Du bist in den Dreißigen; es ist die höchste Zeit, Dich zu vermählen; das habe ich Dir oft gesagt, und sage es auch noch heute. Du verlässest Dich auf mich, weil Du mich noch hast; weil Du jetzt Ordnung in Deinem Hause siehst, denkt Dein Leichtsinn nicht weiter. Vetter, ich bin alt, und meine Flüsse im Haupt werden mir einmal unversehens ein Ende machen. Dann stehst Du allein, und wirst es zu Deinem Schaden merken. Ach, gönne mir doch die Freude, die Hälfte der Wirthschaftssorgen noch bei meinen Lebzeiten auf jüngere Schultern legen

*) Novelle von K. L. Immermann. Aus: „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen" (Jahrg. 1825).

u dürfen, damit ich, wenn ich sterbe, sicher sein kann, daß Dein Vermögen ordentlich zusammengehalten wird. Denn ohne frauen sind alle Männer schlechte Wirthe, wo nicht gar Verchwender. Nicht wahr, wir fahren morgen zum Nachbar?

Ich werde für Sie anspannen lassen, versetzte der Baon; mich wollen Sie gütigst entschuldigen, ich bleibe zu Hause.

Und warum? warum, Du Starrkopf? fragte ganz eifrig ie Tante.

Mir sind solche absichtliche Freierritte wie der Tod zuider, antwortete der Baron, und ich fühle mich um so weiger zu einem Besuche bei dem Nachbar aufgelegt, da ich ersichern kann, daß ich zu seiner Tochter nie die mindeste Neigung fassen werde.

Die Neigung findet sich, sprach Cordula; ich möchte wisen, was Du an Lucianen auszusetzen hast?

Gar Nichts, erwiederte lächelnd der Neffe, wenn ich ihr in Conduiten-Attest schreiben, und Alles, wenn ich sie zu meiner Frau nehmen soll. Liebe Tante, sie hat viel gelernt: ie musicirt, zeichnet, tanzt sehr gut, und wird gewiß nie on dem Gleise der Tugend weichen. Es ist nur Schade, aß sich alle ihre Eigenschaften beschreiben lassen, und daß hr die Natur den kleinen Rückhalt von Unbeschreiblichkeit ersagt hat, welcher Männer und Frauen erst zu anziehenden Erscheinungen macht. Der Mensch soll nicht sein, wie eine schlechtverhüllte Charade, deren Auflösung im nächsten Stücke erfolgt, sondern wie ein ewiges und unergründliches Räthsel. Sie müssen es meiner Bizarrerie zu gute halten, daß ein so vollkommenes Frauenzimmer, wie Luciane, dem Ideale nicht entspricht, welches ich mir von der Weiblichkeit gebildet habe, und welchem ich, wenn nicht hienieden, doch jenseits zu begegnen gedenke.

Mit eurem Ideale! fuhr die Tante heraus. Das Wort gehört zu den verderblichsten, die je erfunden worden sind. Ihr macht einem selbstgeschaffenen Luftbilde den Hof, legt ihm in ganzes Register von Vollkommenheiten bei, steigert eure Ansprüche weit über euer Verdienst, und könnt natürlich in einem braven Mädchen von Fleisch und Blut, welches euch das gute Glück in den Weg führt, das sogenannte Ideal nicht erblicken.

Sie werden mir wohl erlauben, beste Tante, sagte der Baron, daß ich hierin meine Gefühlen folge.

O ja! rief sie, nun im Ernst böse, und ich wünsche Dir, daß Du Dich noch in eine Landdirne verlieben, und von ihr einen Korb bekommen magst! Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer.

Der Gescholtene lächelte über den Zorn der guten Frau, die ihn herzlich lieb hatte. Welche Mühe sie sich giebt, mich zu verkuppeln! sprach er. Ist das denn so nothwendig? Er stand auf, und machte einen Gang durch das Zimmer; denn sein Gemüth war doch erregt worden von dem Gespräche, welches ihn näher berührt hatte, als er zugeben wollte. Die Strahlen der Abendsonne fielen herein und beleuchteten die Portraits seiner Aeltern, die neben einander an der Wand hingen. Ihm selber unerklärlich war es, wie ihn der verehrten Bilder Anblick gerade jetzt so tief rühren mußte. Der Vater schaute aus der alterthümlichen Uniform ernst und tapfer, die Mutter blickte unter ihrem Spitzenhäubchen ruhig und sanft, und man sah, daß die beiden Personen zusammengehört hatten. Welch eine Fülle von Glück haben sie mit einander genossen! dachte Werner; und eine Thräne der Wehmuth trat in sein Auge. Ihm däuchte, als riefen sie ihm zu: Gaben wir dir das Dasein, damit du es müßig und einsam verträumen solltest? Schaue uns an, und folge unserm Beispiele. — Er trat an das Fenster, und sah in die herrliche, vom Abendroth verklärte Landschaft. Sein Blick fiel in den Schloßgarten unter dem Fenster, schweifte dann hinüber zu dem prächtigen Rhein, der den Garten bespülte, zu den grünen Rebenhügeln am jenseitigen Ufer, und den Gebirgen, die sich über ihnen in blauen Umrissen erhoben. So weit er Gegenstände unterscheiden konnte, reichte sein Eigenthum. Diese Kornfelder, diese Weinberge, diese Forsten sind mein — hier er aus — und ich bin Niemandes! In meiner Jugend reiste ich durch fremde Länder; nun bin ich zu Hause, wie in der Fremde. Wenn ich einen Ritt gemacht habe, und zurückkomme, wenn ich meine Saatregister nachgesehen, meine Bauten revidirt habe: es ist Alles eins und dasselbe. Ich häufe Geld auf Geld; es macht mir keine Freude. Sterbe ich, so weiß nur der Kastellan von mir zu sagen, der Reisenden die Familiengruft zeigt. Bei Gott, solch ein Leben ist ganz leer und elend, und ich muß es aufgeben über kurz oder lang!

In diesen Betrachtungen störte ihn eine kurze, aschgrau gekleidete Figur, die zur Thür herein sprang. Es war der Maler Sterzing, ein alter Bekannter des Barons, der seit einigen Wochen sich auf seinem Gute verweilte, um Prospecte nach der Natur zu zeichnen. Thee! rief der possirliche Mann — um aller Götter willen, Thee! ich bin so dürr im Halse, wie ein trockner Pinsel. Superbe Gegenden, aber wahre Todtmacher für meine krummen Beine! Das verdammte Bergklettern!

Wo seid Ihr gewesen? fragte der Baron.

Erst im Thale, um die Felsen zu copiren, versetzte Jener, dann am Waldbrunnen bei dem Försterhause, wo ich höchst wunderbarer und glücklicher Weise die vollkommenste Staffage zu meiner heroischen Landschaft fand.

Lieber Sterzing, sagte der Baron, ich wollte, Ihr ließet diese leidige Mittelgattung fahren, und ergäbet Euch entweder der reinen Landschaft oder der reinen Historie. Ihr seid ein wackrer, denkender Künstler; aber bei Euren Lieblingscompositionen weiß man in der That nicht, worauf man blicken soll, auf die Bäume oder auf die Nymphen, die unter ihnen scherzen, auf die Felsen, oder auf den todten Adonis, der am Fuße ihrer Wände von der Göttin beweint wird? In jedem Kunstwerk muß etwas die Hauptsache und etwas die Nebensache sein, sonst entsteht bei allem Verdienste nur Verworrenheit.

Der Maler lächelte während dieser Rede seinen Wirth mitleidig an, wie Einer, der sich seiner Ueberlegenheit bewußt ist, und sprach ganz ruhig: Ihr habt Eure Meinung, und ich meinen Pinsel. Sprecht Ihr, — ich male. Euch schüttelt auch das allgemeine Fieber, von der Kunst zu schwatzen, mein lieber Baron. Sie reden in unser Metier mächtig hinein; aber ein braver Knabe kehrt sich nicht daran.

Werner wollte das Gespräch nicht weiter führen, und fing an in des Malers Mappe zu blättern. Er sah mit Vergnügen die Umrisse mehrerer, ihm lieb gewordnen Plätze von sichrer Hand aufgenommen. Sterzing war ein talentvoller Mensch, und hätte weit mehr leisten können, wenn nicht eine gewisse willkürliche Laune sein productives Vermögen oft gestört hätte. Der Humor, welcher schon in der Poesie die gefährlichste Beimischung ist, aber ganz unerträglich wird, wenn er in Werken der bildenden Kunst sich ruhigen, ernsten Stoffen anheftet, verleitete ihn zu manchen Abenteuerlichkeiten. Er that sich nicht wenig darauf zu Gute, in eine sehr liebliche Landschaft Galgen und Rad, grell beleuchtet, gepflanzt zu haben, um durch diese sonderbare Zusammenstellung den Contrast zwischen der Anmuth der Natur und der menschlichen Verruchtheit anzudeuten. Das Gemälde aber, welches die Flucht der Daphne vorstellte, und, um die Schnelligkeit derselben zu bezeichnen, am linken Rande nur noch das aufgehobene Bein der Nymphe sehen ließ, war seine ganze Seligkeit, und er versicherte im vollen Ernst, dieses Stück werde ihn der Unsterblichkeit überliefern. Fragte man ihn, wo Apoll stecke, der nirgends zu sehen war — so antwortete er: daß dieser Gott noch weit zurück sei. Auch seinen bessern Bildern begegnete das Unglück, daß sie der Erklärung bedurften. Vielleicht wäre er für kleine geistreiche Skizzen zur Verzierung von Büchern sehr brauchbar gewesen; aber er hatte gegen diese Art, womit seine dürftigen Jugendjahre sich beschäftiget, einen entschiedenen Haß, und leidenschaftliche Neigung zu großen selbstständigen Werken. Solche Talente, wie seines, sprechen die Zeit rascher an, als ein einfaches, bewußtloses Genie, und unser Maler hatte sich daher über seine Glücksumstände nicht zu beklagen.

Der Baron rief plötzlich, indem er ein Blatt zur Hand nahm: Was ist das? Wer hat Euch diese Idee eingegeben? In der That bot die Zeichnung das sonderbarste Gemisch der Phantasie und Wirklichkeit dar. Die Landschaft erkannte er wieder; es war ein heimliches Waldplätzchen neben der Wohnung seines alten Försters Konrad. Unter einer Eiche saß eine Figur, welche die größte Aehnlichkeit mit des Försters Tochter Emilie hatte, sinnend, in sich gekehrt, und mit dem allerliebsten Zuge des Trotzes auf dem Gesichtchen, welcher ihn schon oft an diesem Kinde ergötzt hatte. Um ihr Haupt war der Heiligenschein angegeben, und über ihr gaukelte in wolkigen Umrissen eine zarte Engelgruppe. Ganz links in der Entfernung stand eine männliche Gestalt, im weiten Mantel, mit dem Antlitz des Barons. Sie schien sich der Jungfrau nähern zu wollen, aber voll ahnungsvoller Ehrfurcht an ihren Platz gefesselt zu sein. Auch ihrem Haupte fehlte der Zirkel nicht.

Sterzing weidete sich an dem Erstaunen seines Wirthes, und zögerte mit der Antwort. Jener fuhr fort: Ich muß gestehn, daß diese Skizze einen tiefern Eindruck auf mich macht, als was ich bis jetzt von Euch gesehen habe, und wenn Ihr nicht meinem Conterfei einen Zug von Albernheit gegeben hättet, so würde jener Eindruck ganz vollkommen sein. Aber redet, woraus entsprang die hieroglyphische Conception? In der Landschaft sind Correcturen; wie seid Ihr

dazu gekommen? Ihr nehmt doch sonst jede Partie, ohne zu irren, auf. Hört die Geschichte, antwortete der Maler. Aber erst sagt mir: wofür haltet Ihr diese Figuren? — Der Baron meinte, daß sie wahrscheinlich Maria und Joseph bedeuten sollten, worauf der Andre sagte: Ihr habt es getroffen. Es ist der Moment vor der Verkündigung. Maria ist in der Sommerhitze hinaus gegangen, und treibt ein weibliches Geschäft; der Himmel schenkt ihr den Heiligenschein pränumerando, kleine Engelchen schweben höflich über der zukünftigen Mutter des Herrn, eine kräftige Beleuchtung wird sie auf das Schönste herausetzen; der ätherische Bote mag erscheinen, wann er will, es ist alles zu seinem Empfange bereit, und dieses liebe trotzige Mädchen, wird nicht anstehn, ihn etwas schnippisch zu fragen: Wie soll das zugehn? Joseph der seiner Braut in ihre Einsamkeit gefolgt war, merkt plötzlich, da er sie von Weitem unter dem Baume sitzen sieht, daß er nicht recht zu der Jungfrau passe, bleibt aus Respect, wo er ist, und muß, wie jeder ehrliche Bräutigam in ähnlicher Lage, etwas verlegen, oder wenn Ihr wollt, einfältig aussehn.

Ihr seid und bleibt ein Parodist, rief der Baron, aber wie kommt Ihr zu dieser Portraitirung von Landschaft und Figuren?

Ich hatte lang im Sinn, ein solches Bild zu machen, sagte Sterzing. Die Landschaft war zusammenphantasirt, und auf das Papier geworfen; mit der Staffage haperte es, mein Gehirn wollte nicht in die Wochen kommen. Zufällig trage ich das Blatt heute bei mir, als ich umhersteige. Ich dringe durch den Thalweg zu der Stelle, die Ihr kennt, und sehe auf einmal das ganze Gemälde, wie ich es wünsche, vor mir. Das Försterhäuschen, die Eichen, der Brunnen — fast so, wie meine Phantasie, die mit wenigen Strichen in eine Copie umzusetzen war. Unter der größten Eiche ein Kind, wie ich mir die Jungfrau denke, die sich bei der Geburt ihres ersten Sohns so resolut benahm. Ich hätte beinahe vor Freude geschrieen bei diesem Anblick, bezwang mich aber, holte still den Bleistift hervor, und im Umsehn war das Ding fertig.

Aber Joseph?

Ihn mußte ich dazu haben, wegen des Contrastes. Ich weiß nicht, woher es kam, daß mir kein andrer Mann einfiel, als Ihr, und so erlangtet Ihr den Heiligenschein.

Sterzing packte seine Sachen zusammen, und trug sie fort. Unser Freund war wieder allein, und in der seltsamsten Stimmung. Die Gestalt des Mädchens unter der Eiche wich nicht aus seinem Geiste, und er erinnerte sich mit einem träumerischen Behagen, wie ihm das Urbild, wenn er in der Nähe des Försterhauses spazieren ging oder ritt, oft aus einem dunkeln Seitenwege unerwartet entgegengetreten war, ihn dreist und unbefangen grüßend. Er wurde zum Abendessen gerufen, und war bei der Tafel zerstreuter, als gewöhnlich. Nur mit halbem Ohr hörte er auf die Possen Sterzings, die ihn sonst zu ergötzen pflegten. Dieser hatte durch verschiedene geheimnißvolle Reden der Tante Cordula eingebildet, daß er aus irgend einer illegitimen Verbindung irgend eines Fürsten entsprossen sei, und die brave Frau, welche, bei aller Herzensgüte, doch gar gern unter Stammbäumen spazieren ging, sah freilich den Maler seit dieser Entdeckung mit andern Augen an, schmückte seinen Namen mit dem bedeutenden: von, hielt den vertraulichen Ton zwischen ihrem Neffen und ihm für nicht so anstößig mehr, als früherhin, und tröstete ihn, wenn er über die Dunkelheit seines Schicksals klagte, mit der Zeit, die oft verborgne Größe an das Licht gebracht habe.

Bemerken sie nur unsern Eremiten, meine Gnädigste, sagte er, als er merkte, das seine gewöhnlichen Scherze nicht verfingen. Obgleich in schätzbarer Gesellschaft, befindet er sich doch, wie ich sehe, ganz mit sich allein, höchstens von einigen melancholischen Gedanken umgeben. Ach ja, das Unglück der Zeiten ist schwer, und drückt auch kräftige Seelen. Was kann illegitimen Prinzen das Bewußtsein ihrer erhabnen Geburt helfen? Sie gehen an ihrem Incognito zu Grunde, die Legitimation geschieht vielleicht jenseits nicht einmal.

Er sah die Tante bei diesen Worten bedeutend an, und leerte ein großes Glas Wein aus, als wollte er seine Wehmuth hinter diesem Trunke verstecken.

Die Tante Cordula sprach: Schon das Gefühl einer würdigen Herkunft ist unbezahlbar, werde letztere von der Welt auch nicht erkannt; die Gleichgestimmten finden sie heraus, und wissen sie zu achten.

O meine Verehrliche, rief Sterzing, indem er der Dame die Hand küßte, solche Gefühle beglücken unendlich in der Nacht eines schweren Verhängnisses. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen aus der Stadt den neuen Hof- und Staatskalender senden darf?

Er wird mir ein werthes Angedenken sein, erwiederte die Tante, und nahm ernsthaft eine Prieße Spaniol, worauf sie die Tabatiere dem Maler darbot, der mit gleichem Ernst aus ihr sich bediente.

Der Baron war aufmerksam geworden, und suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, weil ihn diese Mystificationen peinigten. Es ist doch ein sonderbarer Zufall — rief er mit einiger Befangenheit — der Ihre heutige Zeichnung schuf!

Darum verzage keine Junggesell — erwiederte der Spötter, der aus den Persönlichkeiten sich nicht loswinden konnte — wenn er nicht gleich eine Staffage für seine Landschaft finden kann. Ich hatte auch die Bäume und Gräser eher, als die Figuren, und es giebt ihrer, die haben Korn und Vieh, Rind und Gesind, den herrlichsten Prospect von der Welt, nur das charmante Figürchen, welches das Ganze erst beleben muß, fehlt ihnen. Gott gebe allen Solchen baldige Staffage! Stoßen wir darauf an!

Die Gläser klangen, Sterzing verkündigte seinen Entschluß, morgen abzureisen. — Ich muß wieder akademische Luft athmen und mit Zunftgenossen plaudern, sagte er. Sie sollen die Zeichnung haben von Joseph und Maria, Herr, sobald das Gemälde fertig ist. Würden wir vornehmen Personen (ich verstehe hierunter auch Prinzen von gewisser Art) nicht von Standesbegriffen eingezwängt, so würde ich dem Sanct Joseph rathen, ungenirt an die Jungfrau Maria heranzutreten, denn sie ist, bei allen Heiligen, ein Zuckerpüppchen.

Die Tante, welche den Sinn dieser Worte zwar nicht faßte, aber dennoch Alles, was geredet wurde, auf ihren Neffen bezog, sagte: Sie heißt nicht Maria, sondern Luciane, Herr von Sterzing. Nein, sie heißt Emilie, fuhr Werner heraus. Wie? fragte die Tante und der Maler. Ich meine des Försters Tochter, antwortete der Baron verlegen. Die Tante murmelte: Was will er mit der Försterstochter sagen? und ging zu Bette. Der Maler lachte und rief: hier ist eine babylonische Sprachverwirrung. Gute Nacht, ich wandre morgen ganz in der Frühe. Ihr seid die bravste freiherrliche Seele unter Gottes Himmel. Schafft Euch Staffage an, ich male Euch dann gratis als nobeln Gatten und Vater.

In der Einsamkeit der Nacht reifte in dem Baron ein unerwarteter Entschluß. Sein Charakter war von Natur selbstständig, und ein mehrjähriger Aufenthalt in England hatte ihm eine gewisse Neigung zum Sonderbaren gegeben, weshalb ihn seine Freunde wohl im Scherz Mylord zu nennen pflegten. Kein Mensch war unbefangner, als er, wenn es Kastenbegriffe galt, und befangner, wenn es eigne vorgefaßte Ideen betraf. Das ganze Gefühl seiner Verlassenheit kam in dieser Nacht, die er wandernd und sinnend zubrachte, über ihn, und das ganze Bewußtsein, welchen Himmel grade er an dem Busen einer Genossin zu finden im Stande sei. So will ich denn, rief er aus, nicht länger zaghaft vor dem Paradiese stehn, welches mir winkt. Was kostet es mehr, als einen Schritt, und das höchste Glück ist mein, welches die Erde mir bieten kann. Wo ich bis jetzt suchte, konnte ich nicht finden: das Verderbniß des Geschlechts ist zu groß, die Verbildung zu ungeheuer, als daß ein empfindender Mann auf dem Markte, wo die schöne Waare feil steht, seinen Kauf zu machen in Stande ist. Nein, ich wähle mir den reinen unentwickelten Stoff; die zärtlichste Sorge; die liebevollste Aufmerksamkeit soll daraus die Schöpferin meiner Zufriedenheit mir erziehn. So erkieset sich der Künstler den schneeweißen Marmor, und formt daraus das Bild, welches nachher der Gegenstand seiner eignen Anbetung wird. Glücklicher Mann, dem es gelingt, in seiner Geliebten sein Werk zu schaun; welche Tage werden ihm mit dem dankbaren Geschöpfe seiner Wahl verfließen!

Er sprach es nicht aus, aber er nahm im Stillen sich vor, daß Emilie der Zögling dieser erotischen Pädagogik werden solle. Flüchtige Jugendneigungen abgerechnet, hatte er noch nie geliebt; was Wunder, daß er jetzt in der Vorahnung einer vollkommenen Wonne schwelgte, und gar keine Schranken sich zu setzen wußte. Die Sonne ging auf, nichts sollte verzögert werden, es mußte gleich ein Schritt geschehn.

Er ließ satteln, und stieg froh, wie ein Mann, der einen großen Gedanken gefaßt hat, zu Pferde. Er hatte alles in sich zurecht gelegt, wie er den Vater bewegen, die Tante zu seinen Zwecken führen wollte. Der Braune trug ihn längs dem prächtigen Strome rasch dem Förstergute zu. Ueber dem Wasserspiegel wallte ein leichter Nebel; es war ihm, als sähe er darin die luftigen Gestalten der Nixen, als hörte er sie Brautlieder singen. Der Weg führte über Felder, Wiesen, durch Feld und Gestein, an mancher lieblichen Stelle vorbei. Unser Freund bezeichnete in Gedanken sich die Plätze, wo dereinst Ruhebänke für Emilien angebracht

erden sollten. — Wie glücklich können wir Vornehmen sein — ief er aus — wenn wir nicht an Erbärmlichkeiten kleben! ieles hängt von uns ab; wir stehn freier da, als der Bür- er. Ich entscheide mich in einer muthigen Stunde für das andmädchen, und mit diesem Entschluß ist eine Welt von nannehmlichkeiten unter meine Füße geworfen. Wählte ich in hochgebornes Fräulein, wie würde ich da mich zwingen, ich bestimmen lassen müssen, statt daß ich jetzt, frei wie ein ott, mein Loos selbst bedinge und bestimme.

Das Försterhaus lag vor ihm. Im Garten ging Emilie mher, und begoß Blumen. Sie hörte den Hufschlag des ferdes und wandte das offne, kecke Gesichtchen nach ihm. Mit einem Sprunge war sie außen und begrüßte den Baron, ie er's von ihr gewohnt war, ohne die mindeste Schüchtern- eit. Er fragte sie nach ihrem Vater: sie versetzte, daß er n Hause sei, und erbot sich, ihm das Pferd zu halten, bis r sein Geschäft mit dem Alten abgemacht habe. Der Baron ußerte Furcht, daß sie von dem Thiere beschädigt werden öchte. Sie erwiederte: Es ist doch nicht anders zu helfen, ie Leute sind alle über Feld; geben Sie mir nur den Brau- en, er thut mir nichts, man muß ihn nicht zerren, er ist anz sanft, wenn man ihn ruhig umherführt. In diesem ugenblicke war es Wernern, als könne dem Mädchen keine efahr etwas anhaben. Er stieg ab, gab ihr das Pferd; sie ahm es ruhig an, und der kleine Reitknecht führte es gar erständig im Kreise umher.

Der alte Konrad wunderte sich sehr über den frühen Be- ch. Ich komme, Euch etwas mitzunehmen, rief der Baron. as ist man von Ihnen nicht gewohnt, antwortete der För- er; Sie geben eher. Was ist's denn? Eure Tochter! ant- ortete der verkappte Freier. Halt, gnädiger Herr! rief der lte, indem er vom Sessel auffuhr — daraus wird nichts, ehmen Sie mir's nicht übel. Der Baron sagte nun mit so iel Fassung, als seine Verstellung erlaubte, das einstudirte Räthchen her. Er müsse für seine Tante, für die Gemahlin, ie er in der Zukunft einmal heimführen werde, die Gesell- afterin und Gehülfin haben. Das Kind lasse sich so gut n, daß er keine bessere Wahl in dieser Hinsicht treffen könne, e solle, wenn der Vater nichts dawider habe, noch in die- n Tagen auf das Schloß, um Unterricht und Erziehung u bekommen.

Während dieser Reden ging der alte Konrad mit den nderbarsten Geberden in der Stube auf und ab. Sein Ge- cht war roth, die Hände hatte er geballt, und focht damit n den Lüften, man sah, daß er mit sich, wie mit einer zwei- n Person, den heftigsten Kampf stritt. Verfluchter Antrag - rief er, ohne sich an die Gegenwart seines Dienstherrn u kehren — dem Vater das Kind wegnehmen wollen! — lter Sünder, bekehre dich, laß den schändlichen Eigennutz; s ist des Kindes Vortheil. — Vortheil? Schöner Vortheil! Man weiß wohl, wie man sie hingiebt, aber nicht, wie man e wiederbekommt. — Albernes Geschwätze! der Herr ist die ugend selbst; sie ist dort aufgehoben, wie in Abrahams choos. — Nein, sag' ich, sie kriegt Dinge in den Kopf, die ir sie nicht passen. — Warum denn nicht? das Mädel hat n gutes Ingenium, es wäre Jammer und Schade, wenn e nichts lernte. Es ist ein Fingerzeig vom Himmel ich abe sie hin.

Der Baron hörte diesem lauten Denken des alten Waid- anns lächelnd zu. Konrad wandte sich zu ihm, und sprach: Meinetwegen können sie die Dirne bekommen. Der Baron nkte ihm und wollte fort. Ja — sagte der Förster — da t noch eins nöthig: wir müssen sie erst selbst fragen. Sie t ein kleines eignes Ding; wenn sie nicht mag, bringen e vier Pferde nicht auf das Schloß. Beide gingen zu Emi- en, die noch immer als Stallmeister Dienste that. Du sollst f mein Schloß! rief ihr der künftige Gemahl zu. Wer will ich dazu zwingen? fragte schnippisch die artige Kleine. Er wiederte kleinlaut: zwingen wird dich Niemand, es geschieht ur, wenn Du es wünschest — und der Vater schmunzelte ohlgefällig. Es wurde ihr nun die Sache erklärt; sie sagte ocken: das bin ich zufrieden, hielt dem Baron den Steig- ügel, und ging wieder zu ihren Blumen, um das Begießen rtzusetzen.

Den Rückweg machte der Baron nicht halb so heroisch, s den Hinweg. Er schob seine Verdrießlichkeit auf das achtwachen und seine Erschöpfung. Indessen nahm er sich sammen, denn es galt nun, eine dreiste Lüge mit heitrer tirn vorzutragen.

Er hatte im Sinn, die Tante dadurch für sich zu ge- innen, daß er sich ihren Absichten geneigt zeigte. Er fand e auf dem Sopha, von Migraine geplagt, und setzte sich n ihren Füßen, indem er sein Beileid bezeugte, worauf ihm ine Antwort ertheilt ward. Ich bedaure, hob er etwas ebhaft an, um so mehr Ihr heutiges Uebelbefinden, als es mir das Vergnügen Ihrer Begleitung entziehn wird. Ich habe eine kleine Partie vor.

Jedes Ihrer gestrigen Worte hat sich meiner Seele fest eingeprägt, in der Stille bin ich zur Ueberlegung gekom- men: ich will den Nachbar heute besuchen, und wünsche herz- lich, daß ich ihm und Fräulein Lucianen gefallen möge.

Die Tante sprang vom Lager auf, erklärte, daß ihr Kopfweh plötzlich nachlasse, und daß sie bereit sei, den Neffen zu begleiten. Sie rief ihr Kammermädchen, ließ sich sogleich ankleiden, steckte mehr Ringe an als gewöhnlich, und ruhete nicht eher, bis ihr Werner versprach, seine Uniform an- zuziehen.

Er war mit dem Erfolge der angewandten Kriegslist zu- frieden, und dieß erheiterte seine Stimmung wieder. Ge- duldig hörte er im Wagen das schon oft vernommene Lob ei- ner glücklichen Ehe an, indem er sich im Stillen dazu das artige Persönchen Emilie dachte. Der Sermon war noch nicht ganz geendigt, als der Wagen schon vor dem Schlosse des Nachbars hielt. Dieser, ein kurzer, corpulenter Phlegmati- cus, kam die Treppe herabgekeucht, und bot der Tante müh- sam den Arm. Der Baron folgte. Oben empfing die Ge- sellschaft Fräulein Luciane mit der zierlichsten Verneigung. Die Tante nannte sie sehr zärtlich: Mein liebes Kind — und küßte ihr die Stirn, der Baron aber sagte, gegen seine ernste Art, dem Fräulein fast bei der Begrüßung schon eine Galan- terie, worauf dieses gebildete Frauenzimmer mit der Remi- niscenz aus einem Dichter antwortete.

Man redete nun erst vom gegenseitigen Wohlbefinden, dann vom betrübten Hintritt einer sechzigjährigen Edeldame in der Nachbarschaft, und den Krankheiten verschiedener Per- sonen, welche für diesen Kreis von Interesse waren. Zwi- schen diesen Gesprächen wurde Kaffee servirt, und darauf noch bei hochstehender Sonne ein Spaziergang durch den Ge- müsegarten gemacht, welche Mühe zu versüßen, der Nachbar, trotz seiner starken Transspiration, einige lange Geschichten aus seiner Jugend erzählte. Als man in das Haus zurück- gekommen war, nahm die Unterhaltung einen höhern Schwung, und warf sich mit voller Gewalt auf Kunst und Wissenschaft, eine Veranlassung für die Gäste, Lucianen zur Production ihrer Talente aufzufordern. Das Fräulein brachte nach ei- nigem Weigern ihre jüngstvollendeten Stickereien und Zeich- nungen hervor, welche gebührend bewundert wurden, und spielte einige Sonaten auf dem Flügel ab, wodurch sie den ungetheilten Beifall der Fremden erwarb. Die lauten Aeuße- rungen desselben erweckten den Nachbar, welcher unterdessen in einer Ecke des Zimmers entschlafen war, und nun sich neugestärkt fühlte, ebenfalls wieder zum geselligen Vergnü- gen beizutragen. Er ließ unter dem Fenster Pferde vorbei- führen, auch wurden neue Lütticher Jagdflinten gebracht, woran die Arbeit wirklich vortrefflich war. Der Anblick die- ser tödtlichen Instrumente setzte zwar die Damen in einigen Schrecken, indessen bestätigte sich die Erfahrung, daß die Freude vom Grausen einen schärfern Charakter gewinnt, an dem nach ihrer Entfernung äußerst lebhaft werdenden Ge- spräche. Eine sehr gute kalte Collation folgte. Werner saß neben dem Fräulein, welches ihn stark nöthigte, und von der Tante mit gerührten Blicken betrachtet wurde. Der Nach- bar brachte dieser scherzhafte Gesundheiten zu und nannte sie seine Schöne; kurz die Begeisterung hatte den höchsten Gipfel erreicht, als die Stunde zur Abfahrt mahnte. Man trennte sich mit dem Wunsche des baldigsten Wiedersehens, und versprach bestimmte Tage zu gegenseitigen Besuchen fest- zusetzen. Wir dürfen bei diesem Punkte die Tücke des Ba- rons nicht verschweigen, welcher wie ein Insect sich im Stil- len vornahm, an solchen Tagen entweder krank, oder mit Geschäften überhäuft zu sein. Er küßte jedoch dem Fräulein affectvoll die Hand, und versprach ihr nächstens ein philoso- phisches Buch, nach welchem sie unendlich verlangte, zu senden.

Die Tante hatte den ganzen Nachmittag über, so zu sagen, in einem Meere von Vergnügen geschwommen, und konnte diese Empfindung nicht stark genug auf dem Rückwege aussprechen. Der Heuchler im Wagen spielte seinerseits die Komödie mit der guten Frau unter leisen Vorwürfen seines Gewissens weiter.

Wir können uns rühmen, — sagte er — auf recht deutsche Weise diese letzten Stunden genossen zu haben. Lu- cianen weiß ich kein anderes Mädchen an die Seite zu stel- len; ich bin ganz außer mir über den unerwartet mächtigen Eindruck. Es wäre thöricht, dahin und dorthin zu tasten, und nicht vielmehr das Nächste, Beste zu ergreifen. Sie ver- geben meiner in solchen Dingen mir natürlichen Schüchtern- heit, daß sie sich noch nicht näher über diesen delicaten Punkt auslaßt, ich will Ihnen jedoch zeigen, daß es mir damit Ernst ist.

Und nun erschien die Fabel des Morgens in etwas veränderter Gestalt. Es sei Pflicht, meinte der Baron, wenn man auf Heirath mit einer so gebildeten Dame sinne, für eine gebildete Gesellschafterin in der ländlichen Einsamkeit zu sorgen, auch werde eine treue und geschickte Helferin in der Wirthschaft nothwendig sein. Die Tante verschmerzte den kleinen Stich, den ihre Eitelkeit dadurch erhielt, und fragte: Wen nehmen wir? Am besten wäre ein Mädchen, welchem wir selbst noch die letzte Ausbildung geben könnten, eine sechzehn- oder siebenzehnjährige etwa. Der Baron rief: Solch' eine habe ich gefunden, und berichtete seinen Plan mit Emilien, so wie den Wunsch, das Kind in den nächsten Tagen auf das Schloß zu holen. Die Tante gab ihre Einwilligung, und lehnte sich in eine Ecke des Wagens, um zu entschlummern, da sie denn bald im Traume den Baron und das Fräulein vor dem Altare hochzeitlich geschmückt, hierauf aber an vier und zwanzig kleine Werners und Lucianen sah, welche sie um Bonbons ansprachen.

Am andern Morgen brachte der Kammerdiener Werners ein großes Schreiben vor das Bett. Dieser sah ein standschaftliches Siegel, erbrach, und fand sich nicht wenig durch den Inhalt überrascht. Die Ritterschaft des Kreises wählte ihn zu ihrem Vertreter in einer verwickelten Angelegenheit vor dem Reichstage. Der Gegenstand war schon mehrere Jahre durch entfernte Bevollmächtigte betrieben worden, und hatte kein Resultat geliefert, gegenwärtig hoffte man, ihn durch einen von allen Localverhältnissen vollkommen unterrichteten, selbst bei der Sache interessirten Mann zum gedeihlichen Ende zu führen.

Welch ein verdrießlicher Zufall! rief der Baron aus. Dieser Auftrag ist zu ehrenvoll, als daß ich mich ihm entziehn darf, auch ist es hohe Zeit, unsre Gerechtsame aus den Krallen der Advocaten zu reißen, gleichwohl kreuzt das öffentliche Geschäft meinen Privatvortheil auf das Empfindlichste. — Er sprang aus dem Bette, kleidete sich an, und ging zur Tante. Nachdem sie erfahren, was bevorstand, sagte sie: Sehr fatal! Das Beste wäre, wenn Du durch eine rasche Verlobung mit Fräulein Lucianen, vor Deiner raschen Abreise nach Regensburg, die Sache in Richtigkeit brächtest. Mein Gott, antwortete er, äußerst verlegen, das wäre ja sehr unschicklich, und wollte sich entfernen. Frühstückst Du nicht mit mir? fragte sie. Nein, erwiederte er, ich fahre gleich nach dem Försterhause, um Emilien zu holen. Nun ich denke, sprach Cordula, mit der hat es denn auch wohl noch Zeit. — Aber Werner war schon zur Thür hinaus, und bald darauf hörte sie den Wagen rollen.

Der alte Konrad empfing ihn vor der Thür seines Hauses ganz heiter. Wollen sie das Kind haben? fragte er. Der Baron bejahte. Immerhin, versetzte der Alte; sie ist bereit, und kann Ihnen jeden Augenblick folgen. Emilie kam.

Ich bin hier, um Dich abzuholen, liebe Emilie, sagte der Baron. Dem Kinde trat eine kleine Thräne in das himmlischklare, blaue Auge, sie trocknete dasselbe rasch, sah wieder freundlich aus, und sprach zum Vater weiter nichts, als: Adieu! indem sie ihm die Hand gab. Der Vater ließ sie niederknieen, legte ihr die Hände auf das Haupt, und sagte: der Herr segne und behüte dich! Adieu, mache, daß du fortkommst. Dann hob er sie auf, küßte ihr die Stirn, und ging, ohne sich umzusehn, in den Wald.

Der Baron hob Emilien in den Wagen, die Schecken flogen davon, und unserm Freunde war wie einem glücklichen Abenteurer zu Muthe, der ein kostbares Kleinod errungen hat. Was soll ich bei Ihnen lernen? fragte Emilie. Er versetzte: daß er sie in feinen weiblichen Arbeiten, in der Erdbeschreibung, Geschichte, und Naturgeschichte, so wie in der deutschen Sprache unterrichten lassen werde. — Das Kind schüttelte den wunderschönen Kopf, und rief: Deutsch lerne ich nicht mehr, das kann ich schon. Er suchte ihr deutlich zu machen, daß man seine Muttersprache auch nach Regeln lernen müsse, worauf sie begierig fragte: was eine Regel sei? Er bemühte sich, ihr davon einen Begriff zu geben; sie wurde ganz traurig, fing an zu schluchzen, und rief: Lassen Sie mich aus den Wagen, ich will zu meinem Vater zurück, ich mag nicht auf Ihr Schloß. — Der Baron wußte nicht, was ihr war, er fragte sie nach dem Grunde ihrer Bekümmerniß. Wenn Sie mich mit solchen Sachen plagen wollen, rief der niedliche Trotzkopf aus, da ist es gar nicht zum Aushalten bei Ihnen. Unser Freund versprach seiner Eleven in der Angst, sie solle nichts lernen und thun, als was ihr Vergnügen mache, und bat sie, sich zu beruhigen. Ein eignes Gefühl ergriff ihn, als der Wagen durch das Schloßthor rasselte, und Emilie so unbefangen alle die Gebäude anschaute, in welchen sie dereinst neben ihm herrschen und wirken sollte.

Die nächsten Tage vergingen rasch unter mannichfaltigen Geschäften, und der Scheidemorgen kam heran, ehe man sich es versah. Der Neffe empfahl seiner Tante den liebenswürdigen Schützling, und fuhr fort mit dem Gedanken, in einem Vierteljahre spätestens wieder einzutreffen, um dem selbst seine künftige Frau sich zu erziehn.

Emilie hatte sich bald auf dem Schlosse zurecht gefunden. Es schien, als wollte sie ihr Eigenthum kennen lernen, so eifrig durchlief sie alle Säle, Zimmer, Gänge, Böden, Keller. In die Ställe und Remisen kroch sie; kein Platz in den Gärten und Höfen blieb unbesucht. Die Lehrer, welche kamen nach des Barons Entfernung anlangten, hatten oft Noth, sie zu finden, wenn die Lectionen beginnen sollten. Auch schien der Geist des Kindes durchaus für die todte Art des Unterrichts, welche damals noch allgemein herrschte, nicht sehr empfänglich zu sein; es hielt schwer, ihre Aufmerksamkeit zu wecken, und wenn sie geweckt war, dieselbe zu erhalten. Dennoch fühlten die Unterrichtenden einen stillen Zug der Neigung zu dem schönen, muntern Kinde, und trösteten sich damit, daß sie allzulang versäumt worden sei, um rasch lernen zu können. Eine Natur, welche sich spät entwickelt, hat immer etwas sehr Anziehendes, man ahnet in ihr bedeutend, lang aufgesparte Schätze. Emilie war funfzehn Jahr alt, und nichts deutete die Jungfrau an. Wir müssen es der Malerphantasie zu Gute halten, daß Sterzing ihr schon jetzt eine Verkündigung hatte zudenken können.

Verursachte sie den Lehrern, wo nicht Bekümmerniß, doch einige Sorge, so war sie dagegen der Tante zur großen Freude in das Schloß gekommen. Diese würdige Frau hatte in ihrem Benehmen gegen Jüngere etwas Sanftes und Mütterliches. Emilie war früh mutterlos geworden, sie wandte jetzt ihr ganzes aufgeschlossenes Gefühl der Frau zu, welche sich zum Erstenmale ihrer annahm. Ihr zu dienen, flinker als Bediente und Mägde ihr das Verlangte zu holen; zu ihren Füßen sitzend kleine Arbeiten zu verrichten, war dem Kinde das höchste Vergnügen. Die Tante, gerührt durch die Anhänglichkeit, widmete sich selbst mit vielem Eifer dem Bildungsgeschäfte, unterrichtete Emilien in Wirthschaftsverrichtungen, lehrte sie sticken und nähen, nahm sie auf ihren Besuchen in der Nachbarschaft mit, und ließ sie in ihrem eignen Schlafzimmer ruhn. Nicht wenig that sie sich darauf zu Gute, daß Emilie alles, worin sie das Mädchen unterwies, spielend begriff, und sie konnte sich nicht enthalten, wenn die Lehrer über Mangel an Fassungskraft klagten, die Bemerkung auszusprechen, daß die Kinder oft gescholten würden, wenn die Methode etwas versehen hätte. Hin und her langten Briefe vom Baron an, von Verzögerungen im aufgetragenen Geschäfte redend, und die Rückkehr hinaussetzend. Man kann nicht sagen, daß die Tante sich in ihrer Einsamkeit unbehaglich gefühlt hätte, denn es bleibt immer wahr: die Frauen werden auch von den besten Männern bedrängt. In einem Kreise, worin Männer das Regiment führen, herrscht Thätigkeit und Erwerb; da, wo die Frauen gebieten, waltet Ruhe und Genuß. Das Schloß war jetzt, wie ein stilles Kloster, und nur die Züge der Mäher und Schnitter, welche sich über den Hof schwenkten, das Rasseln der Ackerwagen, bezeugte, daß dort mehr gethan werde, als Beten. In solcher glücklichen Abgeschiedenheit blieben die Gespräche der Lehrer, welche sich bisweilen von den sonderbaren politischen Gewitterwolken am westlichen Himmel unterhielten, fast unbeachtet. Man konnte sich dort, wie an vielen Orten unsers Vaterlandes, nicht denken, daß der Umsturz und die Zerstörung da eintreten werde, wo gegenwärtig Ordnung und Sicherheit herrschte.

So verlebte die Tante in unzerstörlicher Heiterkeit mit ihrem Zögling einen Tag nach dem andern. An Besuch fehlte es nicht, denn die gute Frau wollte auch dieses Vergnügen, da es ihr eine Zeit lang gegönnt war, in vollen Zügen genießen. Der Baron hatte durch eine gewisse Unfreundlichkeit manchen Nachbar, diesen und jenen Bekannten zurückgescheucht; denn er war nach der Weise gebildeter und talentvoller Männer intolerant gegen das Mittelgut der Gesellschaft, welches in den Frauen seine gebornen Beschützerinnen verehrt. Nun fanden sich die Verscheuchten, als sie merkten, daß das Fräulein sei, nach und nach wieder ein, und wurden von der Tante freundlich empfangen.

Da kamen zärtliche Mütter, gute junge Töchter, redliche Männer, Hofdamen, welche sich zurückgezogen hatten, pensionirte Offiziere mit ihren Neffen in der Fähnrichsuniform, Domherrn, Kaufleute, welche ihre Kapitalien in Gütern angelegt hatten, hinter einander auf das Schloß, und wurden bewirthet. Auch den Musen stand die gastliche Thür offen. Ein Flötenspieler, dessen Concert in der nächsten Stadt verunglückt war, sprach für mehrere Tage ein, und unterhielt die Anwesenden auf seinem Instrument.

Solchergestalt zogen die Figuren der Welt in dem angenehmen Schimmer einer Laterna Magica an Emiliens heiterem, aufmerksamem Sinne vorüber. Das sonderbare Mi-

chen war einmal nicht geschaffen, aus Büchern und auf Befehl zu lernen; ihr Geist verlangte Anschauung, und faßte nur, was er selbst mit freier Thätigkeit sich zueignete. Sie, deren Flatterhaftigkeit in den Lehrvorträgen nicht zu bändigen war, horchte Stunden lang zu, wenn der Kaufmann von seinen Reisen, der Krieger von seinen Abenteuern, die Hofdame von den Wundern der Hauptstadt erzählte. Dabei gerieth sie durchaus nicht in den Zustand der Zerstreuung; denn die Tante hatte durch ihren Verstand, und durch ihre persönliche Würde eine große Ueberlegenheit, den Menschen gewöhnlichen Schlags gegenüber, die sich in diesen Mauern blicken ließen. Nie trat daher Unruhe oder Schwärmen ein, und die gesellschaftliche Freude drang nicht über die Grenzen eines muntern, belebten Gesprächs. Mit Klugheit verhinderte die Tante zahlreiche Zusammenkünfte, welche der Tod alles häuslichen Behagens sind, und das Schloß glich auch darin einem Kloster, daß zwar Jedem vergönnt war, an seiner Pforte zu klingeln und einzutreten, Niemand aber hoffen durfte, mit Gevatter Hinz und Kunz, als wie in einem Gasthofe darin zusammen zu treffen.

Während nun so Emilie, von keiner übermächtigen Erscheinung bedrängt, aber von tausend kleinen belebenden Einflüssen angeregt, der schönsten Entwicklung zureifte, dachte die Tante, wenn ihr Blick über die Gegenwart hinaus spähte, an die glückliche Zeit, da das gebildete Fräulein Luciane erst hier den rechten Hof der Sitte und Geselligkeit gründen werde. Sie erwies dem Nachbar und seiner Tochter alle möglichen Gefälligkeiten, und prägte Emilien die größte Ehrfurcht vor ihrer künftigen Gebieterin ein. Letztere trug dazu bei, diesen Eindruck zu verstärken, indem sie das Kind, wenn sie mit demselben zusammentraf, ganz übersah, oder höchstens mit einem gleichgültig lächelnden Blicke betrachtete.

Der Baron führte indessen ein ganz verschiedenes buntes Hof- und Reiseleben. Dem Geschäfte am Reichstage waren bedeutende Hindernisse entgegengesetzt worden, deren Hebung sich nur hoffen ließ, wenn die einzelnen deutschen Höfe, welche in dieser Angelegenheit concurrirten, persönlich besucht würden. Er entschloß sich zu diesen Reisen, und war nach einander wohl in fünf bis sechs Residenzen, ohne sonderlichen Erfolg seiner Bemühungen zu sehen. Da jede Schwierigkeit bei ihm nur den Eifer und die Hartnäckigkeit für eine unternommene Sache vermehrte, so widmete er sich dem Auftrage nun erst, wo Andere sich zurückgezogen hätten, um so gewissenhafter. Er verband sich mit den einsichtsvollsten Rechtsgelehrten, trat den Kaiser in Wien selbst um die Sache an, und hatte nach drei mühevollen Jahren die Genugthuung, seinen Committenten die Anerkennung ihrer Forderungen melden zu können.

Freilich sagte ihm ein stilles Bewußtsein, daß, wenn die Verfassung des Reichs noch in voller Kraft bestände, solche Ansprüche einzelner Glieder, als er vertreten hatte, nie hätten durchgefochten werden können. Und so lehrte ihn das eine Gewissen, was die Beobachtung Anderer ihm laut gesagt während dieser Zeit verkündet hatte: daß das deutsche Reich schon eigentlich aufgehört habe, und den Leichen in manchen Gewölben gleiche, welche noch die vollkommene menschliche Form zeigen, aber bei der leisesten Berührung in ein häufchen Staub zerfallen. Ueberall hatte er mit Schauder gesehen, daß jeder Stand, vom größten bis zum kleinsten, sich einer unbedingten Freiheit strebte, und nur auf die erste günstige Gelegenheit wartete, um das morsche Band zwischen sich und dem Oberhaupte zu zerreißen. Viele Gespräche mit Vornehmen und Personen des Mittelstandes überzeugten ihn, daß die Einrichtungen, welche mehrere Jahrhunderte hindurch erhalten hatten, nunmehr abgenutzt waren. Das Ungewetter in Frankreich war immer drohender geworden, die Augen aller richteten sehnsuchtsvolle Blicke dahin, und hofften in Stillen auf die Apostel des neuen Evangeliums; die Höfe wandten sich mit schroffem Abscheu von der ungeheuern Erscheinung ab, und meinten: nun erst seien Privilegien und Geburtsvorzüge recht fest zu halten, da ein rasender Pöbel absichtige, diese schönen Güter für sich zu rauben. Der Baron gehörte zur letztern Partei; er war Aristokrat, aber nur war es in einem edlen Sinne. Sein Gemüth sagte ihm, daß er Niemanden gedrückt, daß er das Seinige genossen, daß er keines Andern Genuß gestört habe. Er war immer ein guter seiner Gutsunterthanen gewesen, und empfand einen unerträglichen Widerwillen bei dem Gedanken, daß diese patriarchalische Stellung auf eine wüste Art, und selbst zum Nachtheil derer, denen man helfen zu wollen schien, zerstört werden sollte. In einer gemischten Gesellschaft, in welcher sich einst befand, kamen die gegenseitigen Grundsätze beider Parteien hart zur Sprache. — Einige Anwesende freuten sich laut bei der Nachricht von einem zertrümmerten Gesetze, welche so eben mit dem Pariser Moniteur eingegangen war, und man sprach auf eine höchst unzarte Weise aus, was in erhitzten Köpfen sich damals Abenteuerliches bewegte. Der Baron konnte nicht länger an sich halten. Guter Gott! — rief er — — in welcher Verblendung seid Ihr Alle! Ist es denn möglich, auf Glück zu hoffen, wenn eine neue Völkerwanderung hereinzubrechen im Begriff steht? Ruhe zu erwarten, wenn der blutrothe Himmel die gräulichsten Stürme verkündigt? Ja, es wird sich Alles vollenden; aber nicht, wie Ihr es denkt; der Wagen der Zeit wird über Eure und unsre Leichen rollen. Ich will nicht vom Recht sprechen; dazu ist jetzt nicht der Augenblick, wie ich wohl merke. Ich will Euch nur sagen, wie Alles kommen muß. Ihr denkt, wenn dieses Geschlecht erst in den Besitz der Vortheile, die Ihr uns so sehr mißgönnt, gelangt ist, dann werden Saturnische Zeiten eintreten. Arme Thoren! Eben weil sie den Besitzstand, der so lange von der öffentlichen Sicherheit verbirgt worden war, zerstören konnten, werden sie ihren Besitz mit feiger Unruhe antreten, und unter ewigen Zweifeln genießen. Niemals werden sie desselben froh werden, eine immerwährende Angst vor dem Morgen wird sie antreiben, das Heute rasend und gierig auszukosten. Die Verräther fürchten den Verrath, die Usurpatoren die Empörung, und die Demagogen einen listigen und kühnen Verführer. Widerlegt mich, wenn Ihr könnt!

Solche heftige Reibungen machten zuletzt dem Baron das Leben in der Fremde unleidlich; er dachte mit Sehnsucht an seine väterlichen Mauern. Emillens Bild war etwas in den Hintergrund seiner Seele zurückgetreten; die Briefe der Tante erwähnten ihrer nur mit kurzen Worten, und sein eignes Verhältniß zu dem Mädchen ruhte doch, die Wahrheit zu sagen, allzu sehr auf einer Grille, als daß er davon hätte dauernd berührt werden können. Eben als der Entwurf des abgeschlossenen Recesses seinen Committenten überschickt werden sollte, langte ein Brief der Tante an, aus dem wir folgende Stelle herausheben.

„Was Emilien betrifft — schrieb sie — so wirst Du Dich wundern, wenn Du sie wieder erblickst. Ihre Gestalt hat sich in den letzten Jahren außerordentlich entwickelt, sie steht jetzt in der vollsten Jugendblüthe, und ich fürchte, Du hast sie für einen rüstigen Freier erziehen lassen, der sie Dir bald genug entführen möchte; denn mit einer solchen Figur kann sie nicht lange unbemerkt bleiben. Ihre Ausbildung hat einen sonderbaren Gang genommen. Du erinnerst Dich, daß ich immer sehr zufrieden mit ihr war; die Lehrer weniger. Wovon sie einen Nutzen einsah, was zunächst sie betraf, das faßte sie leicht, auch war sie bald ein Persönchen, welches sich in jeder Gesellschaft produciren ließ. Aber mit den Jahrzahlen aus der griechischen Geschichte, mit den Namen ferner Länder und Städte zerquälte sie sich oft auf eine mitleidswürdige Art den Kopf, ohne daß etwas haften blieb. Der junge Mann, von dem ich Dir früher schrieb, daß er aus der Schweiz gekommen sei, und daß ich ihn zum Lehrer angenommen habe, indem ich die frühern gehen ließ, begann dagegen den Unterricht auf eine ganz neue Weise. Er nahm Emilien mit hinaus in's Freie, machte ihre Neugier rege nach den Gegenden, die stromauf- und stromabwärts, östlich und westlich gelegen sind; ihr Geist übertrat allmählig die Grenzen Deiner Feldmark, wollte sich in dem benachbarten Gelände zurecht finden, dieses leitete aber wieder über zu andern Gebieten und so immer weiter, bis der geschickte Lehrer ihr einen höchst natürlichen Begriff von unserm Vaterlande eingeprägt hatte. Da der Trieb zum Wissen nun einmal geweckt war, so verlangte sie selbst, etwas von den Nachbarländern zu erfahren, ihr Geist betrat den Ocean, und wurde in eine schrankenlose Ferne fortgerissen, bis ihr als willkommne Haltepunkte die fremden Welttheile entgegenstiegen, kurz, sie erlangte bald, wie durch einen großen Spaziergang, wünschenswerthe geographische Kenntnisse.

In der Geschichte war der Unterricht ähnlicher Art. Er fragte sie nach ihrem Vater und seinen Lebensumständen, davon wußte sie Bericht zu erstatten; nun sollte sie von ihrem Großvater erzählen, da ging es ihr, wie allen Personen ihrer Herkunft, welche nicht das Glück haben, die Reihe bedeutender Ahnen in Bild und Stammbaum anschaun zu dürfen, sie hatte kaum Etwas von dem Manne gehört. Der kluge Lehrer ließ das Hausbuch des alten Konrad holen, in welchem artig genug, die Geschichte dieses guten Mannes und seiner Vorfahren mehrere Geschlechtsfolgen hindurch aufgeschrieben worden war, und las es mit Emilien durch. Da manche merkwürdige Ereignisse darin verzeichnet standen, so fand das Mädchen viel Vergnügen daran. Ihr Großvater war Büchsenspänner bei einem benachbarten Fürsten gewesen, und hatte im Gefolge seines Herrn dieses und jenes allgemein interessante Ereigniß mit angesehn. Durch solche Beziehungen erhielt die Hausgeschichte eine Richtung gegen das

Allgemeine, die der Lehrer geschickt zu benutzen wußte, um Emilien nach und nach in immer größere historische Kreise zu locken. Die Methode glückte vollkommen, und ich versichre Dich, daß das Mädchen jetzt von jeder einigermaßen bedeutenden Thatsache in der deutschen Geschichte Rede und Antwort zu geben weiß, daß ihr auch die ruhmvollen Handlungen der Alten nicht fremd sind.

Es war ein wunderbarer Mann, dieser Lehrer: er hatte unsre Natur durchaus erkannt, und wußte, daß Weiber sich nur mit demjenigen fruchtbar beschäftigen, was eine Beziehung auf das Gemüth hat, oder in irgend einem Zusammenhange mit ihrer nächsten, täglichen Umgebung steht. Er pflegte mitunter zu sagen: daß der Mann vom Wissen zur Erfahrung, die Frau hingegen von der Erfahrung zum Wissen fortschreite. Ich mußte ihm ganz vertrauen; darum ließ ich ihn gewähren, auch wenn ich ihn nicht begriff, so z. B. in dem Religionsunterrichte. Ich glaubte, daß er diesen ebenfalls leicht und faßlich einrichten würde, er befolgte aber hier einen entgegengesetzten Weg; denn er erzählte Emilien die biblische Geschichte ohne die mindeste Erklärung der Wunder und ließ sie Vers auf Vers, Spruch auf Spruch, im eigentlichen Sinne des Worts, auswendig lernen. Als ich mich darüber wunderte, sagte er: Freiheit und Beschränkung im rechten Gleichmaß ist die höchste Bestimmung des Menschen. Zu jener führt das Wissen, zu dieser die Religion. Alles Andere soll dem Menschen leicht und deutlich werden, sie allein muß schwer und ein Geheimniß bleiben. Ich habe Vieles begreifen lernen, aber nie, was der Ausdruck: Vernunftreligion, sagen will. Der Erfolg hat auch hierin seine Weisheit bestätigt. Emilie ist fromm geworden, ohne zu frömmeln, und jene geheimnißvollen Sprüche und Verse haben der Heiterkeit ihrer Seele keinen Eintrag gethan. Sie ist ein außerordentliches Geschöpf, und ich bedaure oft die Niedrigkeit ihrer Geburt, welche ihr den Eintritt in die höheren Kreise des Lebens versagt; denn sie würde auch der höchsten würdig sein. Ich empfinde zu gleicher Zeit eine wahre Furcht vor dem Augenblicke, der sie von meiner Seele reißt; denn ich habe mich ganz an sie gewöhnt. Ich bin so weitläuftig über sie gewesen, damit Du weißt, was Du zu erwarten hast, wenn Du nach Hause zurückkehrst."

Diese wohlgemeinten Worte brachten einen unbeschreiblichen Eindruck auf den Baron hervor. Seine Phantasie schmückte Emiliens Bild über alle Schilderungen der Tante reizend aus; zugleich empfand er einen innerlichen Triumph, daß das herrliche Wesen für ihn erzogen sei. Wie glücklich — rief er aus — war diese Reise und meine Abwesenheit! Wäre ich ein allmähliger Zeuge von Emiliens Entwickelung gewesen, gewiß würde dann die Wirkung ihrer Vorzüge viel stumpfer geworden sein; ich hätte vielleicht selbst Manches gehindert und im Keime zerstört. Nun hat das Götterbild Zeit gehabt, sich still und frei zu gestalten, und mit Einemmale werde ich die Frucht und den Segen meiner Großmuth schmecken. Er beeilte die Abreise; er fühlte sich nicht eher ruhig, als bis er im Wagen saß. Die Luftgestalt der künftigen Gattin schwebte über den Häuptern der Pferde, die ihn zogen; er fuhr einen Theil der Nächte durch, und sprang mit einem Schrei des Entzückens aus dem Wagen, als er eines Morgens von fern die Thürme des Schlosses sah. Der Weg dahin führte durch ein anmuthiges Wäldchen; er ließ den Wagen auf der Straße fahren, und schlug selbst zu Fuße einen Seitenpfad ein, um heimlich, wie ein Glücklicher, in sein Eigenthum zu dringen.

Die Tante hatte auf ihr ausdrückliches Verlangen, den Tag der Ankunft zu wissen, von ihrem Neffen einen Brief erhalten, der ihren Wunsch erfüllte; und nun war sie, da sie das Feierliche liebte, beschäftigt gewesen, alle Anstalten zu treffen, wodurch die Rückkunft des Gutsherrn verherrlicht werden konnte. Ehrenpforten, geputzte Bauermädchen, Musikchöre, Nichts war unterlassen, was bei solchen Gelegenheiten ersonnen zu werden pflegt. Sie war eine Menschenkennerin, und wußte, daß Jemand in aufgeregten Momenten am raschesten Entschlüsse faßt; deshalb war auch der Nachbar mit seiner Tochter eingeladen worden. Der Baron sollte, erhitzt von den Festlichkeiten, und von dem frohen Gefühle, zu Hause zu sein, sich noch am Tage der Rückkunft verloben.

Emilie sah dem Manne, der auch ihr Herr und Wohlthäter war, mit einer reinen Freude entgegen. Eine Familie ohne Vater, ein Landgut ohne Besitzer, sind immer etwas Fragmentarisches. Diese Zimmer waren doch nur da, damit der Erwartete in ihnen wohne, diese Gärten, damit er in ihnen lustwandle, diese Pferde, damit er sich ihrer zum Reiten oder Fahren bediene. Wie mußte Emiliens kindlicher Sinn wünschen, daß jedes dieser Dinge seine Bestimmung erfülle! Um auch von ihrer Seite sich dankbar und wohlwollend zu erweisen, hatte sie nicht eher abgelassen, als bis die Tante in der größten Eile eine alte Mauer abbrechen ließ, welche die Aussicht in den Park von einem Lieblingszimmer des Barons versperrte, und von Emilie wußte, eben hatte niedergerissen werden sollen, als Werner sein Geschäft in die Fremde rief.

Der Tante, deren Körper in der That sehr schwach war, begegnete das Unglück, welches sie gewöhnlich traf, wenn es ein Familienfest galt, sie wurde krank, als eben die Torten aus der Stadt ankamen, und mußte sich zu Bett legen. Da sie sich auf Emilien verlassen konnte, und da sie hoffte, daß der folgende Tag alle ihre Wünsche krönen werde: so bestieg sie mit einer Art von Triumph ihr Lager, ruhte aus von den überstandnen Mühseligkeiten und trank getrost den bittern Kamillenthee. Sie hatte eine unruhige Nacht, und war an dem Morgen, an welchem ihr Neffe eintreffen sollte, unvermögend, aufzustehen. Krämpfe hatten sich zu einem fieberhaften Zustande gesellt.

Emilie war mit dem ersten Sonnenstrahle aus den Federn, sah alle Anstalten draußen und in dem Schlosse nach, ordnete die Tafel, welche seit gestern gedeckt stand, wünschte der Tante guten Morgen, reichte ihr das Frühstück, und begab sich dann in den Garten, um dem Baron den schönsten Kranz zu winden, und diesen über seinem Tische in dem Zimmer aufzuhängen, vor welchem die Aussicht sperrende Mauer weggefallen war. Sie wollte ihn aus einer Gattung von Blumen zusammensetzen, deren Farbe das sanfteste Veilchenblau war, und deren Blätter denen des Immergrüns glichen. Dieselbe wuchs häufig wild im nahen Wäldchen; auf Emilien Anrathen aber war eine Partie davon in den Garten gepflanzt worden. Als sie eben sich zu dem Beete niederbückte, um zu pflücken, kam der alte Gärtner herbei. Dieser wunderliche Mann übte in seinem Reviere eine unumschränkte Herrschaft aus, und an seine Laune mußte sich Alles im Schlosse und Dorfe gewöhnen. Er hatte gestern zu seinem größten Verdrusse bemerkt, daß von den mit dem Sammeln von Blumen und Laubwerk beauftragten Bauermädchen, die den weiten Gang durch Wälder und Wiesen gescheut hatten, sein Garten auf die unbarmherzigste Weise geplündert worden war. Verdrießlich und lebhaft fuhr er mit Emilien los: denken Sie denn, Mamsell, daß Sie hier gnädige Frau sind, und wirthschaften können, wie Sie wollen! Ich pflanze die Sachen nicht, daß Ihr sie ausreißen sollt. Gehen Sie in den Wald, da wachsen so viel von den Blumen, als Sie begehren. Wenn Sie der gnädige Herr heirathet, so dürfen Sie nur befehlen; aber jetzt ist es noch nicht so weit. — Er hätte länger fortgeholfert; aber Emilie, die seine Art schon kannte, und sich größern Anzüglichkeiten nicht aussetzen wollte, ließ ihn stehn, und ging mit muntern Schritten in den Walde zu.

Der Baron drang von seiner Seite immer tiefer in denselben Wald. Anfangs klapperte der Wagen in dem feuchten und engen Fahrwege neben ihm langsam daher, dann schwang er sich seitwärts ab über einen offnen Bergrücken, der Führer lief durch die anmuthigsten Waldgründe, und unser Freund befand sich bald in der reizendsten Einsamkeit. Eben trat er aus einer dichtern Stelle des Gehölzes; vor ihm lag eine kreisrings eingeschlossene Wiese im üppigsten Wuchse, von der Sonne beleuchtet, als ihm ein unerwarteter Anblick wurde. Unter kräftigen Bäumen, gegenüber im Schatten, saß eine weibliche Gestalt, welche ihm den Rücken zukehrte, und mit etwas beschäftigt zu sein schien; denn die Haltung ihres Kopfes war gesenkt. Ein himmelblauer Spencer hob ihre überaus schöne Taille hervor; unter demselben trug sie ein weißes Gewand. Sie saß auf einem Tuche, so daß die ganze Figur sichtbar war. Alle Verhältnisse an ihr zeigten sich rein und frei, namentlich bot der Kopf die vollendetste Form dar. Werner kannte an seinem Platze, wie angefesselt; eine Ahnung durchflog seine Seele. In diesem Augenblicke hatte Emilie — denn sie war es — ihren Kranz fertig — sie erhebt sich, tritt damit aus den Bäumen hervor, und steht nun im vollen Lichte der Sonne und Schönheit. Der Baron bewegt sich, sie sieht ihn; natürlich hebt sich ihr Arm in einer Regung des Erstaunens, und so steht sie, mit dem emporgehaltnen blauen Kranze, wahrlich einer Unsterblichen vergleichbar.

Der Baron ist von dieser mächtigen Erscheinung wie vernichtet. Er erlebt einen Moment, wie sie zum Glück nur selten kommen. Er weiß: es ist Emilie, die dort mit dem Kranze ihm zu winken scheint; er jauchzt über das herrliche Werk seiner Sorgfalt; er schilt dieses Jauchzen vermessen; er sieht, daß einem solchen Weibe gegenüber keine Willkür Statt hat. Furcht, Hoffnung, Liebe, Freude, Schmerz ziehen, wie Gewitter, durch seine Brust. In diesem Sturme versagen die Glieder ihm den Dienst; fast bewußtlos sinkt er in seine Knie, und macht sich mit dem Rufe: Emilie! Luft.

Emilie warf den Kranz weg, und flog auf ihn zu. Um Gottes Willen, gnädiger Herr! rief sie, indem sie sich bemüht, ihn aufzurichten — welch ein trauriger Zufall! Was ist

ihnen? Sie kniete zu ihm nieder, sie faßte seine Hände, sie ichtete ihm das Haupt auf, welches zur Brust niederhing. Jetzt ıh er das herrliche, regelmäßige Gesicht dem seinigen ganz ahe, die himmlische Stirn, das milde Feuer der blauen Augen, en feinen Mund, der schwellend zum Kusse einlud. Ihre arten, milchweißen Hände hielten die seinigen liebevoll gefaßt; ber ihrem ganzen Wesen ruhte, wie ein gelinder Nebel, die rauteste Sorglichkeit. Alle Geister des Muthes rief unser freund zu Hülfe; denn er fühlte die Pflicht, sich zu beherrschen, amit Leidenschaftlichkeit sein Glück nicht im Keime vernichte. Seine Stärke siegte; freundlich drückte er Emilien die Hand, ichtete sich gefaßt auf, und küßte sie herzlich auf die Stirn, ndem er sein Niedersinken einem plötzlichen Schwindel beimaß. Sie hieß ihn mit unverstellter Freundlichkeit willkommen, hei: er gingen sie Arm in Arm auf dem Fußsteige. Emilie nahm en Kranz vom Boden, und verkündete seine wohlgemeinte Be: timmung. Der Baron dankte ihr; eben traten sie aus dem Balde, und das Schloß lag nun dicht vor ihnen. Ein als Wächter ausgestellter Knabe hatte nicht sobald den Herrn er: blickt, als er voranlief, um den versammelten Leuten dessen An: unft zu hinterbringen. Emilie unterrichtete Wernern mit kur: en Worten von den getroffenen Vorkehrungen, und schon be: egte sich der Zug der festlich geputzten Menschen ihnen entge: en. Liebe Emilie — rief Werner aus — Sie kommen mir i diesen Umgebungen wie eine Priesterin vor, und Priesterin: en müssen bekränzt sein. Er drückte ihr mit einem sanften Scherze das Geflecht in die Locken, und das gute Mädchen ließ s ohne Widerstreben geschehen.

Die ganze Schaar der Landleute begann jetzt ein geistliches ied, und der Baron fühlte sich bei diesen frommen Tönen aus er wüsten, fürchterlichen Welt, woher er kam, wie in eine tille Insel gerettet. Der Gesang war beendet, die Menschen heilten sich, und bildeten zwei Reihen, durch welche unser freund, seine bekränzte Schöne gleich einer Braut an der Hand führend, schritt. Von beiden Seiten wurden die Hüte mpor geworfen, und Jubelgeschrei erfüllte die Luft. Der Baron ankte rechts und links, und kam zur Ehrenpforte, an welcher ihn der Schulmeister mit einer etwas lang ausgesponnenen Rede bewillkommnete.

Ein junges Bauerweib rief halblaut: Was für ein schmuckes Paar! Er sah sich heiter nach der Frau um, und beschloß, an einem Hochzeittage sie mit einer ansehnlichen Gabe zu beden: en. Wer in diesem Augenblicke ihm zur Verbindung mit Emilien gratulirt hätte, würde Alles, was er verlangen mögen, von ihm haben bekommen können; denn Keiner erfreut uns mehr, als wer das, was bei uns selbst noch manchem Zweifel interliegt, mit getroster Sicherheit ausspricht.

Vor dem Schlosse fragte Werner Emilien nach ihrem Va: er. Ihre Augen füllten sich mit Thränen; leise versetzte sie: r ist todt. — Er tröstete die schöne Traurige, und konnte s um so besser, als die Nachricht abermals einen Stein von einem Herzen gewälzt hatte. Nun schien ihm Emilie erst ganz rei dazustehn; nun verschwand alles Hemmende, Unerfreuliche, das ihn bis jetzt noch bei dem Gedanken an eine Verbindung mit ihr geheim aber empfindlich berührt hatte. Weinen Sie nicht, Emilie! rief er aus. Weinen Sie; aber der Schmerz rzeuge Ihre Thräne, nicht die Sorge. Sie sind bei mir wohl ufgehoben. Gewiß, erwiederte sie, und blickte ihn mit den großen Augen ruhig an, daß er meinte, er sähe in den Himmel nd seine tiefe unendliche Bläue. Sie nahm den Kranz ab nd sagte: nun begrüßen Sie die gnädige Frau, ich will den Kranz in dem Eckzimmer aufhängen.

Er ging zur Tante: Das Wiedersehen war sehr herzlich. Er drückte ihr seinen Dank aus, für alle die freundlichen An: alten. Das Beste ist noch zurück — versetzte Cordula mit einem feinen Lächeln. Eile, Dich umzukleiden; Luciane muß bald kommen. Er machte ein verdießliches Gesicht, und verließ sie rasch. Im Eckzimmer fand er Emilien. Ein Blick durch das Fenster zeigte ihm die herrlichste Aussicht auf bunte Blumenstücke und grüne Baumgruppen, statt der grauen, unerfreulichen Mauer. O mein Gott! rief er sehr überrascht aus, wer hat mir das bereitet? Die gnädige Tante — versetzte das erscheinde Mädchen. Es kommt von Ihnen, herrliche Emilie, rief der Baron, indem er ihre Hände faßte. So sollen alle Scheidemauern fallen, die mir die Aussicht auf mein Glück versperren; ein prophetischer Sinn gab Ihnen ein, diese nie: derreißen zu lassen. Emilie sah ihn verwundert an. Ein Wa: en rollte in den Hof. Fräulein Luciane und ihr Vater! rief Emilie und entfernte sich. O zum Geier! fuhr der Baron heraus; denn er war schon im Begriff gewesen, sein ganzes Herz zu offenbaren.

Indessen nahm er sich zusammen, und begrüßte gefaßt die Gesellschaft. Ein Gereifter hat den Vortheil, der Keinem sonst zugestanden wird, daß er von sich reden darf; diesen benutzte der Baron, und eine lebhafte Unterhaltung war bald im Gange.

Insbesondere entwickelte sich das interessanteste Verhältniß in den Gesprächen zwischen ihm und dem Fräulein. Wenn er von irgend einer Stadt erzählte, so fragte Luciane: Ist es nicht dort, wo das und das ist? nun nannte sie eine andre Merk: würdigkeit des Orts. Der Baron erwiederte dann: Ganz recht mein Fräulein, es ist auch noch das und das — da. Der Nachbar blickte vergnügt auf die unterrichtete Tochter, und Emilie kam nicht aus dem Erröthen über die Thörin. Und wenn es wahr ist, daß die Folie den Glanz des Edelsteins er: höht, so ist es nicht minder wahr, daß der Mensch vom Men: schen erhoben oder herabgedrückt wird. Wer hätte diese beiden Mädchen neben einander sehen können und nicht des Barons Entzücken für Emilien theilen müssen! Nie zeigte sich der Ab: stich dessen, was erlernt werden kann, von dem, was die Natur aus übersprudelnder Willkür mittheilt, deutlicher. Selbst der alte Nachbar, dessen Unterhaltung Emilie übernommen hatte, schien sich während der Zeit zu verjüngen. Die Grazie kleidete ihre Reden, wie das schneeweiße Gewand ihren Leib.

Es kamen mehr und mehr Gäste an, dem Baron ganz ge: legen. Ein volles Herz sehnt sich, wie nach der Einsamkeit, so nach dem Getümmel, um sich zu verbergen. Er und Emilie machten die zierlichsten Wirthe, und ein Fremder, der in den Saal getreten wäre, hätte wahrlich, wie jenes Bauerweib, aus: gerufen: Welch schmuckes Paar! Bei der Tafel saß er neben Lucianen, und war ausgelassen fröhlich. Sein Mund strömte über von Scherzreden und Galanterien. Emilie wurde von Zeit zu Zeit in das Zimmer der Tante berufen, um vernommen zu werden, wie sich der Neffe gegen das Fräulein verhalte? Da nun hierüber die befriedigendsten Nachrichten kamen, so steigerte sich die Empfindung der alten Dame bis zu einem Grade, daß es ihr unmöglich fiel, im Bett zu bleiben. Aller Widerreden ungeachtet, verließ sie dasselbe, kleidete sich an, und erschien plötzlich in der Versammlung. Man drängte sich um sie, man bewunderte ihren Heroismus. Aber sie sollte bald die Folgen ihrer Unvorsichtigkeit fühlen. Das Geräusch, die Hitze, dann der dazwischen entstehende Zugwind, Alles wirkte so feindlich auf sie ein, daß sie sich in Kurzem sehr übel befand. Um die Gesellschaft durch ein rasches Verschwinden nicht zu stören, that sie sich Gewalt an, obgleich ihre Beängstigung immer stärker ward, und ein unerträglicher Kopfschmerz sich dazu gesellte. Indem sie dahin und dorthin ging, und mit der größten Leb: haftigkeit sprach, glaubte sie den innern Feind zu besiegen. Aber ein sonderbares Schicksal hatte sie nun einmal bestimmt, diesen Kreis zu verlassen, freilich auf eine Weise, die Keiner vorhersah. Eben bewegte sie sich nach ihrem Neffen und Lu: cianen, die in eifrigem Gespräche zusammenstanden, hin, als man sie schwanken, und ehe sie noch Jemand auffangen konnte, mit dem Schrei: Hülfe! Wie wird mir! leblos zu Boden fal: len sah.

Unter entsetzlichem Getöse drang die Gesellschaft herzu. Emilie kniete bleich, wie ein schönes Marmorbild neben der Entseelten und rief: Es ist eine Ohnmacht, den Augenblick den Chirurgus aus dem Dorfe! Ein Bedienter sprang fort. Zwei Andern befahl sie, den Körper wegzutragen. Sie selbst folgte, und flüsterte dem Baron zu: Sorgen Sie dafür, daß Niemand nachkommt.

Die Gesellschaft verlor sich still und dumpf, ohne von dem Wirthe Abschied zu nehmen. Dieser ging wie ein Träumender umher. Der Chirurgus kam, und da er das Gesicht ganz roth fand, so mußte er auf einen apoplektischen Zufall schließen. Er schlug eine Ader. Es kam nur sehr wenig dickes Blut zum Vorschein. Der schweigsame Mann versuchte noch mehrere Mittel, welche alle kein Resultat gaben. Emilie fragt ihn dringend, ob zu helfen sei? Er entfernt sich, ohne ein Wort zu sagen, mit Achselzucken. Nun ist sie allein mit der Todten, und jenes fürchterliche wunderbare Gefühl er: greift sie, welches Jeder kennen lernt, wenn er zum Erstenmale in seinem Leben dasjenige kalt und starr, wie einen Stein da: liegen sieht, was vor Minuten Hauch hatte, um zu reden, und Wärme, um sich zu regen. Sie blickt in das ernste, verehrte Antlitz; es ist ihr unmöglich, zu denken, daß das Alles, was sie jetzt noch sieht, so gar zu Nichts werden solle. Zum ersten Male überfällt der Glaube: daß der Tod ein Schlaf sei, ihre bangende Seele mit seiner ganzen rührenden Gewalt, und löset die herbe Angst in heilige Wehmuth auf.

Der Baron betritt mit dem aus der Stadt herbeigerufenen Arzte das Zimmer. Dieser untersucht den Körper genau, bil: ligt die angewandten Mittel, und spricht das traurige Wort aus: daß eine Leiche zur Stelle sei. Da findet Emiliens Schmerz willkommne Thränen. Der Baron bittet sie, mit ihm zu gehn, sie aber wünscht, die Nacht über bei der Entseelten wachen zu dürfen. Als die Männer sie verlassen, sinkt sie an dem Bette nieder, auf welches man den Leichnam gelegt hatte, und über: läßt sich ganz ihrer Trauer.

Während das gute Mädchen die Hände ihrer Wohlthäterin

mit dankbaren Zähren bethaut, schweift der Liebende im Hause und Garten umher, wie von fremden unsichtbaren Mächten getrieben. Die Leidenschaft bezieht Alles auf sich. Was auch geschehen möge, das Ungeheuerste und Furchtbarste — es ist für sie nur in sofern vorhanden, als es sie begünstigt oder hemmt. Dieser Todesfall, der wunderbar in den Kreis der Freude herein gebrochen, wird von ihm nicht beweint; eine geheime, aber laute Stimme in seinem Herzen nennt ihn, wie den Tod des alten Konrad, ein Glück; und unser Freund ist zu schwach, um diese Stimme zu schelten. Er preiset die Tante, daß sie zur rechten Stunde aus der Welt gegangen, sich und ihm Leidwesen ersparend. Die Nacht ist lau und üppig, der Mond umkleidet Büsche und Bäume mit wunderlichem Scheine, glänzt silberbläulich aus den Wasserspiegeln. Werner fühlt eine gewaltige Sehnsucht, am Busen der Geliebten zu ruhn, ihren Athen zu trinken. Fern schimmert vom Schlosse ein trüberleuchtetes Fenster durch die Nacht; dort ist das Zimmer, in dem Emilie bei der Todten weilt. Es ist, als wollte das arme Licht ihm sagen: Besinne Dich — aber es ist zu matt, um seinen verdunkelten Geist zu erhellen. Alles scheint ihn in dem gefaßten Entschlusse zu fördern, er wähnt das Verhängniß mit sich im im Bunde. Um selber nicht müßig zu sein, eilt er zurück in daß Schloß, in das Zimmer, wo Emiliens Kranz hängt, zündet sich Licht an, und verwildert wie er ist, schreibt er folgende Zeilen:

„Die Nacht umgiebt uns Beide mit ernsten Schatten. Du hast die kleine Kerze angezündet, daß es nicht ganz finster sei, und meine Liebe brennt, ein gewaltiges Feuer, im Dunkel. Ja, Liebe, o Du Einzige, Geliebte! Der Todesengel ist dicht an unsern Häuptern vorüber gestreift, aber das Rauschen seiner Flügel übertönte nicht den Flötenlaut der Neigung in meiner Brust. Daß ich jetzt, in diesen feierlichen Stunden, nur Dich denke, Emilie, sei Dir Bürgschaft dafür, daß ich immer Deiner gedenken werde. Der erste Moment unsres Wiedersehens hat mein Schicksal unabänderlich entschieden, und mich Dir ganz zu eigen gegeben. Emilie, höre das Bekenntniß meiner Thorheit; denn ich kann vor Dir kein Geheimniß bergen. Als ich Dich von Deinem Vater holte, bestimmte ich Dich schon zu meiner Gattin, und wollte Dich in männlichem Uebermuthe zu mir herauf bilden. Ich bin schwer dafür bestraft worden. Der sich vermaß, Dein Herr und Meister sein zu wollen, liegt nun demüthig, wie ein Sklav zu Deinen Füßen, und erwartet bebend, ob Du ihn zu Deinem Herzen emporheben magst. Laß mich in Deinen Armen Ruhe, Trost, Frieden, Glück finden, bestes Herz, und sei — ich flehe Dich an — die Meinige, wie ich der Deinige bin —."

Er überlas den Brief, der ihm nicht besonders gefiel. Alles sollte noch feuriger, noch energischer sein. Am Ende aber fühlte er, daß keine Feder dem aufgeregten Herzen genugthun kann; deshalb siegelte er das Papier zu, und warf sich angekleidet auf das Sopha, wo er nach langem Wachen endlich einen kurzen, unruhigen Schlummer fand.

Emilie hatte in dieser Nacht ihre ganze Fassung wieder erworben. Sie berief am Morgen eine Frau, welche die Todte ankleiden mußte, und besorgte getreulich, was ihr im Hauswesen oblag. Erschöpft von den Anstrengungen der vorigen Tage und von der Nachtwache, begab sie sich darauf nach ihrem Stübchen, um etwas zu schlafen. Eben als sie sich niederlegen wollte, fiel ihr Blick auf die Kommode, und sie gewahrte ein versiegeltes Papier. Neugierig nahm sie es in die Hand, und fand es an sich addressirt. Sie öffnete; und wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie die Zeilen des Barons überlesen hatte?

Um sich nur einigermaßen zu sammeln, trat sie an das Fenster. Sie blickte durch dasselbe, und sah noch die Ehrenpforte von gestern, die Blumen, welche auf dem Erdboden verstreut lagen. In diesem Augenblicke kam die Todtenfrau, und fragte nach etwas, was zur Bekleidung der Leiche nothwendig war. So mit den Augen Anstalten der Freude zu sehen, mit den Ohren vom Sterben zu hören, und in der Hand einen kühnen Liebesantrag zu halten, diese Gegensätze waren zu schroff, als daß der armen Emilie nicht hätte der Kopf schwanken sollen.

In solchen Fällen kommen dem durch das Leben geängsteten Menschen die Gräber wie Asyle, und die Todten wie Heilige vor. Emilie empfindet dies und flüchtet in das Sterbezimmer, wo sie sich, den Kopf in die Hände gestützt, niedersetzt. Sie ahnet, daß es nun mit ihrem Schicksale Ernst werde, und bittet Gott, ihr Kraft zu verleihen. In jener Stellung findet sie der Baron. Mechanisch hält sie noch immer den Brief in der Hand. Er nähert sich ihr lebhaft, und ruft: Geliebte Seele, hast Du entschieden? Sie hebt ihren Kopf empor, und versetzt: Ja — indem sie unsern Freund mit einem durchdringenden Blicke ansieht. Er deutet diese Antwort zu seinen Gunsten, und will sie mit einem Ausrufe des Entzückens umarmen. Aber ernst, wie die Nemesis, sagt das Mädchen: Still! Sie wecken diese Todte auf. Lassen Sie uns vom Begräbniß reden; das wird jetzt das Nöthigste sein.

Er gerieth in Verlegenheit, denn er wußte dieses rätselhafte Benehmen nicht zu deuten. Er sprach mit ihr über das Begräbniß, und half selbst bei der Decorirung der Kirche, um etwas zu thun zu haben. Emilie verhielt sich ruhig und unbefangen gegen ihn, mied aber jedes Gespräch, welches über die Angelegenheiten des Tages und die Geschäfte der Wirthschaft hinaus strebte. Der Baron fing an, ängstlich zu werden.

Nach der Beisetzung traf er mit ihr in den Zimmern, welche die Tante bewohnt hatte, zusammen. Emilie trug mehrere von ihren Sachen auf dem Arme, und wollte sich damit nach ihrem Gemache begeben. Der Baron hielt sie auf. Ich lasse Sie nicht gehn, beste Emilie, rief er, bis Sie mir Antwort auf meinen Brief gegeben haben. Was beschließen Sie! Ich muß es wissen, ich kann diese quälende Ungewißheit, Ihnen gegenüber, nicht länger ertragen. Reden Sie! Bin ich nicht einmal einer Antwort werth, Emilie?

Ich liebe Sie nicht, versetzte das Mädchen mit niedergeschlagenen Augen, und Sie lieben mich auch nicht; Sie bilden sich das nur ein. Es traf ihn wie ein Donnerschlag. Einbilden! rief er aus. Ich lege Ihnen Stand, Reichthum, Vermögen, Alles zu Füßen, und Sie können von Einbildung reden! Sie können einen Mann, der Ihnen von jeher so herzlich zugethan war, mit dem kalten: Ich liebe Sie nicht — abfertigen!

Sie haben diesen Plan entworfen, Herr Baron, sagte Emilie, er scheint Ihnen geglückt zu sein; und nun berührt es freilich Ihren Eigensinn schmerzlich, daß ein armes Mädchen, das Geschöpf Ihrer Gnade, es wagt, denselben zu verachten. Sie kennen mich ja nicht; glauben Sie, daß vier und zwanzig in Lärm und Verwirrung hingegangene Stunden genügen, eines Menschen Sinn zu ergründen? Mir aber ist der Gedanke unerträglich, etwas als künstliche Verehrung ansehen zu müssen, was ich bis jetzt als Werk der freien Großmuth verehren zu können, mich innig freuete. Aus solchen Enttäuschungen erzeugt sich, wie Sie leicht ahnen, keine Liebe.

Der Baron war ganz vernichtet in seinen Stuhl gesunken. Emilie fuhr mit milderem Tone fort: Lassen Sie uns friedlich scheiden! Ihnen den Kummer, mir ein ängstliches Leben zu ersparen, muß ich aus Ihrem Schlosse fort: Sie sehen ein, daß wir unter solchen Verhältnissen hier nicht zufrieden mit einander wohnen können. Ich will diese Sachen zu meinen übrigen packen; Sie geben mir wohl eine Fuhre bis zur Stadt?

Er sprang auf, und sagte: Alles Andre, nur dieses nicht. Ich müßte verzweifeln, wenn ich mir dächte, daß meine Leidenschaft Ihnen die sichere Stätte genommen, Sie heimathlos in die weite wüste Welt hinaus getrieben habe. Erfinnen Sie, was unserer Lage angemessen ist; ich will Alles eingehen. Nur strafen Sie mich nicht so hart, wie Sie vorhaben.

Wir sind in einer sonderbaren Verwirrung, erwiderte Emilie. Niemand fühlt es mehr, als ich, wie grausam es wäre, wenn ich Sie jetzt verließe. Sie haben an mir gethan, was ich Ihnen nie vergelten kann; mein ganzes Bestreben muß sein, Ihnen Zinsen von dem unabtragbaren Capitale zu entrichten; und mögen Sie dasselbe angelegt haben, aus welcher Absicht es auch sei, ich halte mich daran, daß es angelegt worden ist, und bin mit reinstem Herzen bereit, Ihnen Zeit Lebens dankbar zu dienen. Sie werden mich bei sich zurückhalten, wenn Sie eine Bedingung erfüllen, welche unerläßlich ist.

Der Baron fragte hastig nach dieser Bedingung, und sie fuhr fort: Sie geben mir Ihr männliches Ehrenwort, daß Sie nie zu mir von Liebe reden wollen.

O Gott — seufzte der Baron — kann sich das Menschenherz nicht ändern? Kann sich nicht in Ihre Brust mit der Zeit eine wärmere Empfindung schleichen, und ich soll alle meine Hoffnungen in einem starren Worte so unbedachtsam aufgeben?

Sein Sie versichert, antwortete Emilie lächelnd, daß ich es ihnen sagen würde, wenn ich Sie einst lieben sollte. Aber diese Zeit wird nicht kommen; ich kann mir keine Vorstellung davon machen, wie es möglich sein sollte.

Der Baron reichte ihr seine Hand und sprach: Bethan, Sie haben mein Wort. Und ich bleibe hier, rief Emilie, und wünsche, Ihnen nützlich zu werden.

Aeußerlich schien nun Alles auf dem Schlosse im schönsten Gleise zu sein. Emilie nahm sich mit dem größten Eifer der Wirthschaft an; ihr ganzes Bestreben ging dahin, die Tante vollkommen zu ersetzen. Sie übereilte nichts, sie sorgte nur, daß jedes Ding zu seiner Zeit still und geräuschlos geschah. Als die Tante das Regiment führte, war der Baron oft mit den Ungezogenheiten des Gesindes behelligt worden, und hatte zu seinem Verdrusse richten und strafen müssen. Das kam jetzt nicht mehr vor; Emilie besaß die Klugheit, auf Kleinigkeiten

nicht zu merken, bei größern Verstößen aber unerbittlich rasch ie Uebelthäter fortzuschaffen.

Gegen den Baron war sie die Unbefangenste, die man sich enken kann. Jungfrau im höchsten Sinne des Wortes, gab s für sie nichts Verfängliches. Sein Ehrenwort beruhigte sie urchaus; sie mied keinen einsamen Spaziergang, kein Alleinein mit ihm in Morgen- und Abendstunden. Herzlich und heilnehmend bewies sie sich, wenn sie an ihm Verstimmung ah, wußte dann dem Gespräche eine freie Wendung gegen die eitern Seiten des Lebens zu geben, oder beschwor seinen bösen Dämon mit den Tönen ihrer Harfe, die sie fertig und ausrucksvoll spielte. Sie lernte den Baron immer mehr schätzen; nd wie natürlich war es daher ihrem schönen Herzen, auf lle seine Wünsche und Eigenheiten zu achten, jene in Voraus u errathen und diese zu schonen. Sie merkte denn doch nach nd nach, daß sein Gefühl tiefer gewesen sei, als sie anfangs emeint hatte, und es schien daher menschlich zu sein, ihm den kummer, welchen sie ihm, wiewohl ohne Absicht, verursachte, urch besondere Sanftmuth einigermaßen zu lindern.

Was ihn selbst betrifft, so war er in einer bedauernswürigen Lage. Es ist nichts schrecklicher, als auf einen Schatz Verzicht leisten zu müssen in dem Augenblicke, da man seinen Werth nur noch dunkel ahnt, und darauf verdammt zu sein, ie herrlichen Eigenschaften des versagten Gutes alle in der nächsten Nähe kennen zu lernen. Diesen Gram hatte unser Freund zu erdulden. Je mehr sich Emiliens treffliches Wesen vor seinen Augen entfaltete, um desto schärfer wurde der Gram, der an seinem Herzen nagte. Nach allen Seiten hin gab sie Freude und Beruhigung; ihn allein kränkte nd verletzte sie, und um so schwerer, je freundlicher sie gegen hn wurde. Wäre sie kalt und strenge gewesen, er hätte es nicht ertragen; nun sie warm und mild war, fühlte er nicht nindere Qual. Oft, wenn sie bei ihm saß, und einfache Worte, die himmlische Musik, aus ihrem Munde quollen, zerfloß er innerlich vor bittrer Wehmuth. Dann mußte er sich halten, daß er nicht, in Thränen aufgelöst, an ihren Hals stürzte. Dann eilte er fort in die einsamsten Gänge seines Parks, oder n die Schatten seiner Forsten, und klagte den Bäumen, wie in Jüngling, daß ihm das Schicksal Alles gegeben habe, nur nicht Liebe.

Gegen seine Untergebenen stimmte ihn das eigne Unglück nur noch milder. Was viel später an andern Orten geschah, as beabsichtigte er jetzt schon in seinem Kreise wirklich zu machen. Die persönlichen Frohnen der Unterthanen, welche der Menschlichkeit entgegen waren, ließ er stillschweigend abkommen, indem er sie nicht forderte; wegen der übrigen Lasten arbeitete r mit dem Gerichtshalter einen Plan aus, nach welchem dieselben allmählig zu Gunsten der Leute, und ohne gar zu großen Schaden der Herrschaft verschwinden sollten. Wenn ihn etwas aufzuheitern vermochte, so war es die Hoffnung, daß sein Nachfolger unter lauter freien Menschen wohnen werde. Er dachte mit einer Art von Freude an seinen Tod, und wollte seine Besitzthümer im besten Stande überliefern, damit diejenigen, welche nach ihm kämen, sich ihrer zu erfreuen hätten. Sich selbst sah r für einen Haushofmeister an, der für Andere sorgt, und zufrieden ist, wenn man seine treue Mühwaltung mit einem dankbaren Worte anerkennt. Er äußerte diesen Gedanken einst gegen Emilien ohne alle Bitterkeit, erfuhr aber von ihr den ebhaftesten Widerspruch, und wurde fast gescholten, daß er so wenig dem Leben vertraue, welches doch gewiß ihm noch reichen Genuß verstatten werde. Er schwieg mit einem schmerzlichen Lächeln.

Das Verhältniß beider Personen war indessen immer reiner nd so schön geworden, als es ohne Wechselliebe sein konnte. Sie hegten gegen einander das unbedingteste Vertrauen, und erkannten sich so richtig in ihrer Eigenthümlichkeit, daß fast ie ein Mißverständniß zwischen ihnen obwaltete, oder wenn s eins entstanden war, dasselbe bald auf friedliche Weise geschlichtet wurde. Nur zeigte sich in Emiliens Wesen seit jener esignirenden Erklärung des Barons eine gewisse Unruhe, die mit ihrem frühern Gleichmuth sonderbar genug contrastirte. Sie fragte sonst nicht leicht nach etwas, das in ihr Departement gehörte, weil sie darin selbst so ziemlich fest war. Jetzt hien es aber, als ob ihre Kenntnisse von manchen Gegenständen gelitten hatten; denn sie kam fast täglich zu ihrem Beschützer auf sein Zimmer, um sich einen entstandnen Zweifel auflösen zu lassen. Ein Schalk hätte glauben können, es sei mit manchem dieser Scrupel nicht so gar ernstlich gemeint gemeint gewesen. Hatte Sie das Zimmer verlassen, so war meistens ein Schlüssel, oder ein Tuch, oder sonst Etwas von ihr ort liegen geblieben, und das arme Mädchen mußte dann noch mal stören, welches ihr, wie sie jederzeit versicherte, sehr leid hat. Einst war der Baron in eine schwierige Arbeit vertieft, nd blickte daher nicht auf, während Emilie im Zimmer umersuchte. Sie war zuletzt genöthigt, ihn gradezu anzureden, und nach dem Buche zu fragen, welches sie gestern hatte liegen lassen. Dort ist es — versetzte er, und wies auf eins, welches dicht vor ihren Augen lag.

Er zog aus Diesem und Aehnlichem keine Folgerungen; denn er war frei von Eitelkeit, und hatte bei sich die Hoffnung aufgegeben, Emilien zu gewinnen.

Seit seiner Heimkunft war er noch nicht bei dem Nachbar gewesen, und konnte jetzt einen Besuch nicht länger verschieben. Es fiel ihm eines Tages plötzlich ein, die lästige Visite rasch abzumachen; er ließ daher seinen Fuchs vorführen, und ritt hinüber, ohne Emilien, welche grade nicht im Hause war, Adieu zu sagen. Drüben bemerkte er am Fräulein und dem Phlegmaticus eine gewisse Verlegenheit. Er ahnte häuslichen Verdruß; that aber, als sähe er nichts, und nahm sich vor, den Besuch möglichst abzukürzen.

Kaum hatte Luciane auf einen Augenblick das Zimmer verlassen, als der Nachbar seinem Herzen Luft machte. Ein Maler in der Stadt hatte versprochen, sie zu portraitiren, war aber leichtsinnig fortgereist, ohne sein Wort zu halten. Das Bild mußte in acht Tagen fertig sein; man wußte keinen Rath, wie es zu schaffen. Der Nachbar rief aus, daß man alle Hallunken von Farbenklecksern ins Zuchthaus stecken müsse, da sei man ihrer doch gewiß.

Der alte Mann war ganz erbost, und forderte Selterwasser, um sich abzukühlen. Fräulein Luciane trat herein. Ich höre — sagte der Baron zu ihr — in welcher Verlegenheit Sie sich befinden.

Sie entgegnete: Es ist ein bekannter Satz, Herr Baron, daß das menschliche Leben aus fehlgeschlagenen Wünschen und Hoffnungen besteht; und sehr schön sagt der Dichter in dieser Beziehung:

Schweigend herrscht des Schicksals unberathne Schwester!

Ich rufe dagegen, antwortete er, Ihrer Belesenheit den Vers ins Gedächtniß zurück:

Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt u. s. w.

dessen Wahrheit sich hier bestätigt; denn ich bin das schwache Werkzeug des Himmels, welches Ihnen aus der gegenwärtigen Noth helfen soll. Ich habe ziemliche Uebung im Portraitiren; wenn Sie mir sitzen wollen, so werde ich Sie malen.

Die Gesichter heiterten sich auf; das Fräulein sprach in den zierlichsten Worten ihren vorläufig gefühlten Dank aus, und der alte Phlegmaticus raunte dem Baron, als dieser sich beurlaubte, ins Ohr: Unter dem Siegel der Verschwiegenheit bester Freund, Luciane ist verlobt mit dem und dem, und will ihm das Portrait zu seinem Geburtstage schenken, der dann und dann ist. Wernern überraschte die Nachricht sehr angenehm; sein zartes Gewissen hatte ihm mitunter Vorwürfe gemacht; er glaubte durch seine Unvorsichtigkeit in dem Fräulein Hoffnungen erweckt zu haben, und fühlte sich nun plötzlich von allen Anforderungen ihrerseits frei. Er versprach am folgenden Tage mit Elfenbein und Farben wiederzukommen, und langte heiter zu Hause an.

Emilien war eine sonderbare Empfindung durch das Herz gedrungen, als sie vernommen hatte, daß der Baron nach Burgdorf geritten sei. Sie wußte von dem Plane der Tante, und es schien ihr natürlich, daß der Neffe ihn jetzt wiederaufnehme; doch konnte sie sich nicht darüber freuen. Zum ersten Male dachte sie über die Veränderlichkeit der Männer nach, wovon sie bis jetzt bloß durch Bücher gehört hatte. Sie sah in dem unbemerkten Fortreiten eine besondre Heimlichkeit, und war etwas befangen, als er ihr entgegentrat. Er zeigte sich den Abend über heiter, ja selbst scherzhaft, wodurch ihre Unruhe nur noch vermehrt wurde. Als sie gar hörte, daß er in der nächsten Woche täglich den Nachbar besuchen werde, so ergriff sie in ihrer Verwirrung den ersten Vorwand, um sich fortzubegeben. Allein mit sich, schalt sie ihr albernes Herz, welches sie zum Erstenmale nicht verstand. Aber das Herz ist ein Sophist; es verantwortete sich und sprach: wenn er die Gemahlin in das Haus führt, so wird deine Lage vielleicht sehr schlimm. Nun hatte sie einen Grund ihres Verdrusses, und dies beschwichtigte sie, ohne sie zu erheitern. Sie fühlte, daß sie ein armes abhängiges Mädchen sei; Wehmuth und eine bittere Abneigung gegen Lucianen stritten in ihrem Busen um die Oberhand.

Werner ritt indessen unschuldig drei oder viermal nach Burgdorf, und hatte bald die Züge des Fräuleins treffend ähnlich auf seiner Platte. Er nahm nun das Bild mit nach Hause, um dort noch Manches nachzubessern. Eines Morgens, als er, eben damit beschäftigt, in seinem Zimmer bei gedämpften Lichte saß, trat Emilie ein. Da der Zweck des Portraits ein Geheimniß war, so wollte er es nicht gern sehen lassen, und versteckte es schnell. Aber Emilie bemerkte dies und ihr Gesicht veränderte sich. Unglücklicher Weise ward er in diesem Augen-

blicke zu einem Fremden abgerufen. Sie befand sich nun allein, und eine Vorstellung jagte die andre blitzschnell durch ihre Seele. Er zeichnet, er versteckt die Zeichnung vor mir, er reitet täglich nach Burgdorf; was kann er zeichnen, als Lucianens Gesicht? Warum, wenn er nicht Absichten auf sie hat, betreibt er die Sache so im Verborgnen? — Ein böser Genius flüsterte ihr zu: das Versteckte hervorzuholen; schon hat sie ihren Arm erhoben, da spricht ihr guter Genius, und siegt. Sie geht aus dem Zimmer, ohne des Barons Rückkunft zu erwarten. Er seinerseits hatte sich bereits Vorwürfe über sein Benehmen gemacht; er glaubte, Emilien beleidigt zu haben, und nahm sich vor, das Versehene wieder gut zu machen. Sobald er mit Emilien zusammen kam, sagte er: Sie hätten aus meinem albernen Verstecken heute Morgen auf Gott weiß was für Geheimnisse schließen können. Sehen Sie hier den verborgnen Talisman. — Er wies ihr das Bild; sie fand ihre Ahnung bestätigt. Mit angenommener Gleichgültigkeit fragte sie: Für wen ist es denn? — Er sah sich schon wieder in der unangenehmen Lage, eine Unwahrheit sagen zu müssen, und versetzte mit halbem Tone: Für eine Freundin Lucianens.

Emilie war in ihrem Innern wie verwandelt. Es kränkte sie tief, daß der Freund vor ihr Geheimnisse hatte. Dann zitterte sie wieder vor dem Augenblicke, da er den Mund gegen sie öffnen würde. Ihre Seele spaltete sich in heftigen Kämpfen; sie ward, was ihr sonst so fremd gewesen war, empfindlich, und konnte durch den Ton eines Wortes, ja durch Blicke beleidigt werden.

Der Baron, welcher dies bemerkte, grübelte der Ursache nach, konnte aber natürlicher Weise die Wahrheit nicht errathen. Er erhöhte seine Freundlichkeit, und war untröstlich, daß Emiliens Verstimmung in dem Grade zunahm, als er bemüht war, dieselbe zu heben und aufzulösen.

So versenkt in die Interessen seines Herzens und seiner nächsten Umgebung, hatte unser Freund seither wenig auf den Gang der großen Welthändel geachtet, die indessen einen immer fürchterlicheren Charakter angenommen hatten. Es kam die Zeit, da man auch auf dem Boden unsers Vaterlandes die Republik gründen wollte. Eine große benachbarte Stadt machte den Anfang; Emissarien durchzogen von da aus an der Spitze bewaffneten Gesindels, das umliegende Land, die dreifarbige Cocarde auszutheilen, und den verführerischen Freiheitsbaum zu pflanzen.

Ein ungeheurer Zorn ergriff den Baron, als er von diesen Dingen Nachricht bekam. Emilie mochte bitten und beschwören, so viel sie wollte, sie konnte den Aufruhr seiner Brust nicht dämpfen: denn die innersten Fasern seiner Natur waren durch so rohe Angriffe verletzt. Sobald das Gespräch nur nach diesem Punkte hinklang, bemeisterte sich seiner eine unbändige Wuth, welche austoben mußte und sich durch kein gutes Wort besprechen ließ. Er wollte einen Landsturm gegen die Ruhestörer bilden, im Heere des Kaisers als Freiwilliger dienen, und was noch sonst für abenteuerliche Gedanken durch seine Seele zogen.

Einst kam der phlegmatische Nachbar voller Angst auf das Schloß. Die Emissarien hatten sich in seinem Gebiete blicken lassen; er wußte nicht, was er bei so kritischen Umständen beginnen sollte, und bat den Baron um Rath. Dieser versetzte: Ich kann nicht sagen, was Sie zu thun haben; ich für meinen Theil steche Jeden nieder, der in meiner Feldmark von der neuen Freiheit predigt! Gott bewahre! rief der Nachbar, das gäbe ja Mord und Todtschlag. Es könnte wohl sein, erwiederte Werner kalt.

In diesem Augenblicke stürzte ein Bedienter herein und schrie: Gnädiger Herr, unten im Dorfe steht der Trödel-Jude Mendel mit einer ganzen Bande, und schwatzt tolles Zeug, und will fengen und brennen; Alle tragen sie dreieckige Hüte und bunte Cocarden! — Hölle und Teufel! donnerte der Baron außer sich. — Meinen Degen! — Herr Nachbar! rief der Phlegmaticus, und entfloh spornstreichs. Lieber Werner, rief Emilie, sich vergessend, und wollte ihn festhalten. Aber er wand sich mit männlicher Stärke los, indem er nun, den Degen in der Faust, durch die Thüre hinausschritt, war es ihr, als müßte sie vor dieser Erscheinung in die Knie sinken; er kam ihr vor, wie ein gewaltiger Ritter der alten Zeit.

Unten im Dorfe fand er einen Kreis von Bauern um den Juden Mendel versammelt, der auf einem Steine stand, und die eingelernten Floskeln des Convents vortrug. Neben ihm waren acht bis zehn zerlumpte Kerls, welche Hirschfänger, Säbel und Pistolen trugen. Der Baron trennte mit starkem Arme den Kreis, und drang gezückten Degens auf den Freiheitsprediger ein. Dieser wollte sich mit einem Satze retten; aber schon hatte ihn der Baron erreicht, und hieb ihm über den Kopf, daß das Blut herabrann, und der Jude zu Boden taumelte. Er richtete sich indessen gleich wieder auf, und schrie: Schießt ihn todt! Ein Kerl von wildem Ansehen zielte, drückte ab, und schoß unsern Freund in die Schulter, so daß er stürzte. Die Bauern sprengten auseinander, machten einen entsetzlichen Lärm; Keiner wagte aber, Hand anzulegen. Die Bande, den blutenden Juden in die Mitte nehmend, zog sich langsam aus dem Dorfe zurück, feuerte links und rechts in die Häuser, und drohte unter fürchterlichen Schwüren, nächstens mit bewaffneter Macht zum Ruin der Tyrannen wiederzukehren. Die Bauern begnügten sich, ihnen von weitem zu folgen, und ihnen einige Steine mit vielen Schimpfworten nachzusenden.

Emilie kam in Todesangst vom Schlosse herab, und fand Wernern an der Erde liegen, um welchen sich in der Verwirrung noch Niemand bekümmert hatte. Der Blutverlust hatte ihm eine Ohnmacht zugezogen; sie riß sich das Halstuch ab und verband unter heißen Thränen damit nothdürftig den bleichen Freund. Dann wurde er auf einen Tragsessel gesetzt, und in das Schloß gebracht. Als er wieder zum Bewußtsein kam, fühlte er einen warmen Athem an seiner Wange. Emilie kniete vor dem Bette, sein erster Blick fiel in den ihrigen. Wie geht es Ihnen? fragte sie sanft. Recht wohl, versetzte er, und drückte ihr freundlich die Hand, indem er die Augen abermals schloß.

Emilie übersah bald mit Besonnenheit die Lage der Sache. Die Kugel war aus der Schulter gezogen, das Schlüsselbein unverletzt befunden worden, und der Chirurgus versprach eine baldige Herstellung, wenn der Kranke die nöthige Ruhe genösse. In letzterer Beziehung hegte Emilie einige Besorgniß. Sie hatte von den Drohungen jener Rotte gehört, und wenn sie auch nicht gerade eine Wiederkehr derselben fürchtete, so konnte doch nach ihrer Meinung in so stürmischen Zeiten, hier am Orte, manches Unangenehme vorfallen, welches dem Baron vielleicht nicht zu verbergen war, und seine Herstellung hindern mußte. Sie entschloß sich daher kurz und gut, ihren Verwundeten in ein nahes, wohlgelegnes Städtchen zu bringen, in welchem sich ein sehr guter Gasthof befand. Mit der Wirthin wurde sogleich das Nöthige durch einen Boten abgemacht. Als sie dem Baron ihren Plan eröffnete, willigte dieser in Alles, was ihr gut dünkte; sie säumte daher nicht, augenblicklich den Entschluß auszuführen. Der Kranke wurde in Kissen gepackt, in einen bequemen Wagen gelegt und kam ohne große Beschwerde im Städtchen an. Im Gasthofe waren zwei kühle, freundliche Zimmer nach hinten hinaus bestens zubereitet, eins für den Baron, und dicht daneben eins für Emilien. Kaum war der Kranke beschickt, als Emilie von der Wirthin Feder, Dinte und Papier forderte, und sich niedersetzte, um zu schreiben. Der Baron fragte sie, an wen der Brief gerichtet sei? — An Ihre Fräulein Braut: Ich muß ihr doch Nachricht von Ihrem Zustande geben — antwortete das gute, von mannichfaltigen Empfindungen gepeinigte Mädchen, mit einem jener unbeschreiblichen Blicke, die man nur an den Frauen wahrnehmen kann. An wen? fragte er verwundert. An Fräulein Lucianen, erwiederte Emilie, die ihren Mißgriff einsah. Liebe Emilie, das Fräulein ist nie meine Braut gewesen; und ich habe jetzt am wenigsten Lust, um sie zu werben. Gewiß nicht? fragte sie, indem sie, von Freude glühend, aufsprang. Er verneinte es, indem er die Hand auf das Herz legte. Was brauche ich dann zu schreiben! rief das Mädchen, im ganzen Gesichte Vergnügen, und hüpfte den Tag über mehr, als sie ging.

Ein starkes Wundfieber quälte den Kranken die nächsten Nächte hindurch. Die Tage waren leidlich. Emilie wich fast nicht von seinem Lager. Immer bedacht, ihm Linderung zu verschaffen, hatte sie sehr bald ihm abgemerkt, wie er am bequemsten lag, wovon er am liebsten reden hörte, was ihm Erquickung gab. Daß sie fast keinen Schlummer genoß, konnte man ihren glänzenden Augen nicht ansehn.

Eines Morgens wanderte demselben Städtchen ein humoristischer Musensohn zu, das Portefeuille unterm Arm. Es war Niemand anders als Sterzing, der wieder einen Besuch auf dem Gute des Barons machen wollte, und nach Künstlerweise unbekümmert um die Ereignisse in der Welt, von allem Vorgefallnen nicht das Mindeste wußte. Da ihm der Weg lang wurde, so sang er zum Zeitvertreib mit seiner heisern Stimme für sich ein Lied hin, welches ihm ein jüngerer Kunstgenosse einst in das Stammbuch geschrieben hatte, und von dem einige Verse so lauteten:

Will ein König, stolz und mächtig,
Zeigen sich den Völkern prächtig,
Und ein Erdenherrgott scheinen,
Hilft ihm keiner von den Seinen:
Zu des Architekten Händen
Muß der Fürst sich flehend wenden

Baut ihm Palast, goldne Dächer,
Audienz- und Prunkgemächer,
Solches müsset ihr uns lassen:
Kunst ist Hans in allen Gassen.

Will ein braves Chor von Frommen
Gradeswegs gen Himmel kommen,
Fehlt es leider nur an Schwingen,
Die die Seelen aufwärts bringen.
Gebt ein gutes Wort dem Meister,
Der versammelt Klanges Geister,
Melodieen führen weich
Andacht auf zum Himmelreich!
Solches müsset ihr uns lassen:
Kunst ist Hans in allen Gassen.

Will ein Paar von zarten Pinseln,
Nicht mehr einsam für sich winseln,
Sondern sich getrost entdecken.
Bleibt das Wort im Munde stecken.
Doch der Maler hilft den Leuten,
Bild und Zeichnung sollen deuten
Tiefe Flammen, wunde Herzen
Verschen drunter spricht von Schmerzen.
Solches müsset ihr uns lassen:
Kunst ist Hans in allen Gassen.

Er war bei diesen Worten an das Städtchen gekommen, und bog hinein, um darin zu Frühstücken. Als er in den Gasthof trat, schritt Emilie gerade von der Treppe herab. Sein scharfes Malerauge erkannte sie sogleich wieder; aber wie erstaunt war er über die Verwandlung, welche mit ihrer Gestalt vorgegangen war. In einer Art von komischen Entzücken ließ er seine Mappe fallen, kniete darauf, und rief, indem er die Arme gegen sie ausbreitete: Ave Maria! Wo ist Sanct Joseph, der Zimmermann? Sie machte große Augen, sagte: Sie sind wohl närrisch! und verschwand. Sterzing raffte sich auf, mit dem Entschlusse, die herrliche Figur in einem von seinen Gemälden anzubringen. Er ging zur Wirthin, und erfuhr von ihr, daß der Baron verwundet im Hause sei und daß die Mamsell ihn pflege. Er wollte gleich zu seinem Freunde, die Wirthin hielt ihn aber zurück, und meinte, eine Ueberraschung möchte dem Kranken gefährlich sein. Sie ging, um ihn anzumelden. Sterzing setzte sich hin, ließ sich Wein geben, und blätterte in seiner Mappe. Sie hatte die Skizze von Maria und Joseph für den Baron mitgebracht, deren wir uns aus dem Anfange dieser Geschichte erinnern, und sah sie jetzt mit einem sonderbaren Vergnügen an; denn er hielt Emilien und Wernern für ein Paar, und betrachtete sich als den Gründer ihres Glückes.

Voll von diesem Glauben betrat er das Krankenzimmer, in welches er durch die Wirthin beschieden wurde. Der Baron rief ihm entgegen: Wie in aller Welt kommt Ihr hierher? Ich möchte ich Euch fragen, versetzte Sterzing, wenn ich es nicht schon wüßte. Wer Teufel heißt Euch Euern hochadeliherrlichen Leib ins Gefecht mit Juden und Revolutionsgesindel tragen? Das war mit Eurer Erlaubniß, eine kleine Quixotiade, mein lieber Baron. — Ich hätte es eben so gemacht, wenn ich ein Mann gewesen wäre! rief Emilie mit muthiger Kühnheit aus. — Bravo, sagte Sterzing — das wird ein Geschlecht von Helden geben. Der Baron fürchtete in der Unkunde des Malers eine verletzende Wendung des Gesprächs; er entfernte daher Emilien durch die Bitte, ihm was zu holen, und sagte dann: Sie sehen mich hier als Opfer einer doppelten Revolution. Die eine geht von unten nach oben; das Volk will die Privilegien der Großen vernichten, oder an sich reißen; ich weiß nicht, was in dem dunkeln Schooße der Zeit gährt. Dieser widersetzte ich mich meines Orts, und bekam dafür eine Kugel in die Schulter. Die andre geht von oben nach unten; die Großen möchten der Freiheit des Volks genießen, Bündnisse schließen, und alle Landesbegriffe wegtilgen, so weit sie ihnen hinderlich sind. An dieser nahm ich selbst Theil, und bekam dafür einen Korb, der mir noch zu schaffen macht. Wilt Maria Sanct Joseph nicht haben? fragte Sterzing. Lassen Sie uns über einen so ernsten Gegenstand nicht witzeln, versetzte unser Freund. Gattinnen schenkt uns der Himmel, wenn er sie für uns fertig hat; ich vergaß das, und wollte mir selbst eine erziehn. Für diese Thorheit, und dafür, daß ich meine alte ehrwürdige Tante Jahre lang täuschte, vielleicht durch meine Täuschung den Anlaß zu ihrem Tode gab, büße ich, und büße gerecht. Erwähnen Sie in Emiliens Gegenwart ja nichts von diesen Dingen; das edle Mädchen ist nur unter der Bedingung bei mir, daß hierüber ein gewissenhaftes Stillschweigen beobachtet wird. Hm, hm, murmelte Sterzing; das ist hier ein kurioses Verhältniß, und ich komme vielleicht gerade zur rechten Zeit an.

Der Kranke hätte ihn nun gern entfernt; denn er war in seinem jetzigen Zustande für Sterzings Laune nicht recht empfänglich. Er schlug ihm daher vor, nach dem Schlosse zu gehn, und dort einstweilen allein sich die Zeit zu vertreiben. Aber der Maler gehörte zu den Menschen, die innerlich kalt, bisweilen einen Anlauf zur Wärme und zur Empfindung nehmen, und dann in ihrer Bizarrerie verharren, welche sie für Vortrefflichkeit halten. Er schlug dem Baron rund ab, ihn zu verlassen. Ich wäre ein Ochs, und gehörte in ein Pottersches Viehstück — sagte er auf seine energische Weise, wenn ich jetzt von Euch ginge, mir bei Euch beine thäte, und meinen edeln hospes hier schmachten ließe. — Es war nichts mit ihm anzufangen; man mußte ihn gewähren lassen. Emilie hatte nun die doppelte Sorge, ihren Beschützer zu warten, und den unruhigen Gesellen von ihm abzuhalten, der mit seinen Späßen der Genesung eher hinderlich, als förderlich war. Es gelang ihr so ziemlich: Sterzing lief fast den ganzen Tag umher, bildete sich aber nichts desto weniger ein, daß er dem Baron die ersprießlichsten Dienste leiste, und einen unendlichen Edelmuth durch sein Verweilen zeige.

Einmal kam Emilie zu ihrem Freunde und sagte: Was mag der wunderliche Mann nur mit seinen immerwährenden Anspielungen auf Maria und Joseph wollen? Sie sind mir unleidlich; Witzworte, deren Sinn ich nicht verstehe, erschrecken mich wie Gespenster; sie sind körperlos und grauenhaft, gleich diesen. — Krankheiten geben dem Menschen eine gewisse Rücksichtslosigkeit. Werner erzählte ihr so freimüthig, als sie gefragt hatte, die Geschichte der frühern Tage, und reichte ihr des Malers Skizze, mit welcher er sich eben beschäftigt hatte. Emilie schauderte fast vor der seltsamen Zeichnung zurück und versank in tiefes Nachdenken. Es kam ihr sonderbar vor, daß Menschenwille und Geschick sich unsre unbewußtesten, einsamsten Momente wählen, um uns in ferne, kaum geahnete Kreise zu ziehn. Werner, da er ihren Ernst bemerkte, fragte sie: ob er sein Ehrenwort gebrochen habe? Nein, erwiederte sie erröthend; Sie sprachen von Dingen, welche vergangen sind.

Gewiß Emilie — rief er — sie sind in jedem Sinne vergangen. Es ist Zeit, fuhr er mit schöner Herzlichkeit fort, daß ich einmal ganz meinen Busen Ihnen eröffne. Ich habe Ihnen durchaus entsagt; ich fühle im Grunde meiner Seele, daß ich Sie nicht verdiene zu besitzen. Mein innigster Wunsch ist nur, daß Sie an der Seite eines geliebten Mannes dereinst das Glück genießen mögen, dessen Sie fähig sind. Beste Emilie, lassen Sie mich etwas aussprechen, und nehmen Sie es gut auf. Schon lange bekümmerte mich die Sorge um Ihre künftige Existenz, und während meines jetzigen Siechthums ist ein Plan gereift, Sie zu sichern. Ich habe vor, Ihnen die kleine Meierei am Strome, welche Sie so lieben, als Ihr Eigenthum zuschreiben zu lassen. Versagen Sie mir den Wunsch nicht, nehmen Sie das Gehöfte aus der Hand Ihres treuen Freundes an!

O Gott! war Alles, was Emilie auf diese rechtschaffenen Worte vorbringen konnte. Ihr Herz im Busen stockte, sie schwankte in ihr Zimmer, und fiel vor dem Sopha nieder, das Gesicht in die Kissen drängend. Lange lag sie ohne deutliches Bewußtsein. Dann durchdrang ein unabweisliches Gefühl ihre Brust, und rief ihr zu: daß sie Wernern liebe, daß sie ihn schon längst geliebt habe. Zugleich aber machte seine Fassung ihr schrecklich klar, daß er genesen sei von der Leidenschaft, daß er wirklich der Hoffnung entsagt, weil ihn der Wunsch verlassen habe. Sie rief den Himmel um Erleuchtung an in ihrem dunkeln Verhängniß, und der Himmel gab ihr diese Erleuchtung. Der Entschluß wuchs in ihr empor, den edelmüthigen Mann nie zu verlassen, sondern Zeit ihres Lebens bei ihm als treue Katherin und Beschließerin auszuharren. Diesen Vortheil haben die Frauen in solchen Lagen über uns; sie dürfen sich *einem* opfern, und darin eine traurigfreudliche Beruhigung finden; uns vielfach Angesprochenen ist das versagt.

Sie behauptete ihre Fassung, und ließ Niemanden gewahren, daß Welt und Zeit vor den getrübten Blicken zitterten. Ihre Kraft wurde durch die Bemühungen hervorgerufen, welche sie dem Maler entgegenzusetzen hatte, der nunmehr, geradehin gesagt, unausstehlich zu werden anfing. Er hatte mehrere hübsche Ansichten bei dem Städtchen aufgenommen, dann einige Karikatur-Gestalten, die ihn in den Straßen entgegen gelaufen waren, gezeichnet, und war jetzt ohne Beschäftigung, daher er die größte Langeweile zu fühlen begann. In diesem Zustande kam nichts seinem Mißbehagen und seiner Unruhe gleich. Quecksilbrig durchrannte er das ganze Haus, schlug die Thüren heftig zu, stürmte jeden Augenblick unerwartet ins Krankenzimmer, überschüttete Wernern mit einer Masse von barocken Einfällen, forderte sein Urtheil über abscheuliche Zerrgestalten, die er alle Tage zu

Dutzenden fabricirte, und was dergleichen Ungereimtheiten mehr waren, welche den Kranken ganz verdrießlich machten.

Emilie bat den Maler mehrmals höflich, doch nach dem Schlosse abzureisen; aber er blieb unbeweglich: denn er war so consequent in einer angefangnen Starrheit, als er inconsequent war, da wo es Ernst galt. Um ihn zu beschäftigen, und ihn einigermaßen unschädlich zu machen, schlug ihm Emilie vor: er möchte insgeheim eine Composition machen und damit den Freund zu seiner Genesung überraschen; irgend etwas Bedeutendes, Charakteristisches müsse es sein. Sterzing ergriff diese Idee mit allem Feuer. Ich will etwas liefern, rief er aus, was alle meine bisherigen Werke übertreffen soll. Man hat mich so oft getadelt, daß ich die Gattungen vermische; jetzt ist ein reiner, antiker, erhabner Sinn, wahrscheinlich durch die Langeweile dieses Orts in mir erweckt worden; und ich benutze diese Stimmung, welche leicht späterhin wieder verfliegen möchte, zu einer Schöpfung im großen Genre, die man nicht ohne gähnende Bewunderung und ohne bewunderndes Gähnen wird anschauen können. Ich male für unsern Baron, der auch so eine Art von Pygmalion ist, die Scene, wo dieser Künstler die Göttin bittet, die geliebte Statue für ihn zu beleben. Nun merken sie aber, wodurch ich eine Situation hervorbringe. Die Statue ist ein Bild der Venus; der Meister darf daher vor ihr im Staube liegen, und sie selbst um sie selbst anflehn. O ein herrlicher Gedanke! Ich freue mich schon darüber, was mir alles während der Arbeit noch einfallen wird. Sie, schönste Emilie, sollen mir als Modell dienen und die allerliebste, kalte Bildsäule vorstellen, was Ihnen nicht schwer fallen kann.

Emilie hatte zwar bei sich viel gegen diesen Einfall einzuwenden, weil sie dessen Unschicklichkeit fühlte; indessen wußte sie schon, daß wenn man Sterzing in seinen Planen kreuzte, er nicht leicht anderweit wieder zu fixiren war. Sie ergab sich also, indem sie hoffte, die Ueberreichung des Bildes auf irgend eine Weise verhindern zu können, und bat ihn, um ihn ganz zu isoliren, daß er doch ja recht heimlich und recht fleißig sein möge. So etwas brauchte man ihm aber nicht erst zu sagen, wenn ihn eine Composition ergriffen hatte. Er lebte und webte von nun an ganz in seinem Gedanken, lief nach Materialien und Vorrichtungen zu einem Gerüste umher, und war in den ersten zwei Tagen kaum sichtbar, so daß unser seltsames Paar sich einer wohlthuenden Einsamkeit überlassen fand. Emilie benutzte dieselbe zu einer Ausflucht nach dem Gute, indem sie Wernern unter der Obhut der freundlichen Wirthin zurückließ. Es war der schönste Herbsttag, sie konnte ihrem Pflegbefohlnen ein Körbchen der herrlichsten Obstarten und Trauben zu seiner Erquickung mit zurückbringen. Sie setzte ihm dasselbe auf sein Bett; er genoß die Früchte dankbar, und sprach: Für die Obstzucht auf Ihrem Gehöfte will ich insbesondre sorgen, liebe Emilie; ich denke, Ihnen eine treffliche Baumschule anzulegen. In dem Augenblicke trat die Wirthin herein und rief froh: Es ist Friede! Sie legte die Zeitung auf den Tisch, aus welcher man ersah, daß das deutsche Republikenwesen in sein Nichts zurückgesunken war. Der Chirurgus kam, nahm den Verband ab, und erklärte Wernern für geheilt. Es war, als ob aller Segen heut Abend über ihn kommen sollte; er rief fröhlich aus: Wie sehne ich mich nach Luft und Licht, nach Bewegung und Freiheit! Wie wohl wird mir die Arbeit auf meinem Gute thun! Beste Emilie, Sie ahnen nicht, was es heißt, krank sein; man vergißt alles Andre, wenn sich der Körper übel befindet. — Ach ja, dachte Emilie traurig, er hat Alles vergessen, auch seine Liebe. Obstbäume will er mir pflanzen; er mag nur für Cypressen sorgen; an einem Grabe wird es vielleicht nicht mangeln! — Dann schalt sie diese weichlichen Gedanken, und beschloß, sich im Dulden zu bewähren. Aber ihr Busen war wie von tausend Messern zerschnitten.

Als sie am andern Morgen sich kaum erhoben und angekleidet hatte, klopfte es leise an ihre Thür. Sie öffnete; Sterzing stand davor mit Crayon und blauem Papier. St! zischelte sie ihm zu — der Baron schläft noch. St! zischelte er nach — ich will Sie mäuschenstill abzeichnen. Was sollte sie thun? Sie mußte es sich wohl gefallen lassen. Leise machte sie die Thür des Krankenzimmers auf, um gleich zu hören, wenn Werner etwas verlangte. Dann stellte sie sich auf den Stuhl, den Sterzing zum Piedestal erhoben hatte. Er löste ihre Flechten, gab ihr mit Shawls eine Art von antiker Bekleidung, und brachte sie in die Attitüde der Venus Genitrix. Sich selber setzte er gegenüber, und fing an zu zeichnen. Kaum hatte er begonnen, als unser Freund von einem langen, balsamischen Schlummer erwachte. Er lag abgewendet von der Thür, die nach Emiliens Zimmer führte, und hielt sich in der Todtenstille, welche herrschte, für ganz allein und unbelauscht. Das Fenster, zunächst seinem Bette, war aufgegangen, ein kühler Luftstrom spielte an seine Wangen, als wollte er ihm Grüße von draußen, von der schönen Natur bringen. Er sah in den blauen Himmel, in die gelbrothen Kronen der Bäume, und empfand ein unaussprechliches Wohlsein, eine Gewißheit der Genesung. In solchen Momenten macht der Mensch seinem Drange durch Worte Raum. Auch Werner war zu beglückt, um stumm bleiben zu können. Dank euch, ihr himmlischen Mächte, rief er aus, daß ihr mich wiederhergestellt habt. Das Leben ist so schön, daß man dafür danken muß, selbst wenn es noch so viel geraubt, noch so oft getäuscht hat! Welche süße Hoffnungen sind mir zertrümmert! dennoch lebe ich und lebe gern.

Im Nebenzimmer ging kein Wort von diesem Selbstgespräch verloren. Sterzing sah mit Schrecken, daß Emilie auf ihrem Stuhle unruhig wurde. Er fürchtete eine Störung der Session — ihm das Verhaßteste auf der Welt — und flüsterte kaum hörbar: Ruhig geblieben, er will von Ihnen nichts; er spricht mit dem lieben Gott; man darf keinen Menschen in der Andacht stören.

Werner fuhr fort: du darfst es dir in dieser stillen Minute gestehn, daß du sie liebst, und ewig lieben wirst. Wo fändest du ihres Gleichen? Aber du hast ihr entsagt, und mit dein Gelübde halten. Du wirst es halten können, wenn du sie selber glücklich siehst.

Emilie glühte, wie eine Purpurrose. Auch Sterzing verließ der alte Spottgeist; die Sonderbarkeit dieser Situation überwältigte ihn. Er saß stumm da, und schabte mit einem verlegnen Gesichte ganz unmäßig an seiner schwarzen Kreide, bis er den Stift weggeschabt hatte.

So bete ich denn nicht — rief Werner — Gott gib sie mir; sondern: Gott gieb sie Einem, der ihr Wesen zu erkennen im Stande ist. Entzünde in ihrer Brust, o Natur, das heilige Feuer einer unsträflichen Liebe, und vollende, indem du ihre Seele beseelst, dein schönes Werk.

Wie hätte ein armes Mädchen, dem das Feuer, mit welchem die Rede war, bereits im Herzen glühte, bei so guten, dringenden Worten, wohl länger ein Bild von Stein darstellen können? Emilie warf hastig den Shawl ab, stürzte von ihrem Postament, flog in das Nebenzimmer, und warf sich, aufgelöst von gewaltiger Rührung, dem Freunde an die Brust. O Du — Himmel! war Alles, was sie schluchzend hervorbringen konnte. — Emilie! rief er außer sich — ist es möglich? liebst Du mich denn? — Wen sonst! sagte das Mädchen. Es ist ein Traum! sprach er. Es ist die Wahrheit! rief sie.

Sie holte sich einen Stuhl, setzte sich neben dem Bette nieder, faßte mit beiden Händen die seinigen, und sah ihn lange innig an. Da merkte er, daß es Wirklichkeit war, selige Wirklichkeit. Ach, wie ging das zu? fragte er.

Ich weiß es nicht; versetzte das herrliche Mädchen mit einer züchtigen Freundlichkeit. Es ist, wie es ist; laß uns nicht grübeln. Du verdienst eine Gattin, Du bedarfst eine; Du littest, Du liebtest; seit ich das wußte, litt ich, liebte ich, war ich Dein, und will Dein bleiben bis in den Tod.

Sterzing ließ sich sehen. Der Baron sagte freudig: Ist der Sterzing, hier sind zwei glückliche Menschen. Der Maler erwiederte trocken: Ich gratuliere. Bei mir habt Ihr Euch zu bedanken; ich schüttelte Euch die reife Frucht vom Baum. Es heißt mit Recht:

Solches müsset ihr uns lassen,
Kunst ist Haus in allen Gassen.

Aber ich habe mein Blatt zerrissen; denn Ihr seid ein größerer Meister, als ich. Ich zeichne die Bildsäulen; Ihr macht sie lebendig, daß sie mir vom Stuhle springen; darum sollt Ihr bis zum jüngsten Tage heißen: der neue Pygmalion.

Meister Ingold, s. Meistersänger.

Christian Gottlieb Jöcher

ward am 25. Juli 1694 zu Leipzig geboren und studirte auf den gelehrten Anstalten dieser Universitätsstadt Philosophie und seit 1712 Medicin und Theologie. Nachdem er 1714 Magister A. L. geworden war und seitdem Vorlesungen über die Wolf'sche Philosophie gehalten hatte, erhielt er 1730 eine Professur der Philosophie. Diese vertauschte er 1732 mit der der Geschichte, wurde Dr. der Theologie, seit 1742 Universitätsbibliothekar, und starb daselbst am 10. Mai 1758.

Er gab heraus:

Trauerreden. Leipzig 1733.

Allgemeines Gelehrtenlexikon. Leipzig 1750 — 1751, 4 Bde., 4.; ergänzt durch Adelung bis J., Ebendas. 1784, 2 Bde., 4., und durch Rotermund bis Rin., Bremen 1810 — 1822, 6 Bde. 4. in drei Abtheilungen.

Als Redner leistete J. nicht eben Bedeutendes; größeres Verdienst erwarb er sich dagegen durch seine literärhistorischen Arbeiten, die seinen Namen achtungsvoll erhalten werden.

Der von Johannsdorf, s. Minnelinger.

Justus Jonas,

ein Zeitgenosse und Mitbeförderer der Reformation, ward am 5. Juni 1493 zu Nordhausen geboren, studirte Theologie zu Wittenberg, und wurde dann Probst daselbst. Hierauf erhielt er 1541 die Superintendentur zu Halle, eine Professur der Theologie an der neugegründeten Universität Jena und 1551 die Stelle eines Hofpredigers zu Koburg, welche er 1553 mit der Würde eines Generalsuperintendenten und Oberpfarrers zu Eisfeld in Franken vertauschte. Er starb daselbst am 9. October 1555.

Er verfaßte:

Das Lied: Wo Gott der Herr nicht bei uns wär ꝛc.

erwarb sich große Verdienste um die Verbreitung hellerer Glaubensansichten, und wirkte namentlich durch seine trefflichen, leider nicht der Nachwelt aufbewahrten Kanzelreden höchst segensreich.

Gustav Jördens

ward am 12. August 1785 zu Berlin geboren, studirte zu Leipzig Philosophie und die Rechtsgelehrsamkeit und wurde dann Oberlandesgerichtsreferendar und Rathsassessor zur Görlitz. Später lebte er als Privatgelehrter zuerst zu Leipzig und dann zu Deuben in der Nähe dieser Stadt.

Er gab heraus:

Morgana. Leipzig 1820, 2 Thle.

Die Vermählung. Ebendas. 1822.

Die Jahreszeiten der Ehe. Ebendas. 1822.

Lanzelot vom See. Leipzig 1822.

Geschichten aus Johann Pauli's Schimpf und Ernst. Leipzig 1822.

Bunte Bilder. Ebendas. 1824, 2 Thle.

Bella und Beata. Ebendas. 1826.

Amalfried der Thüringer. Ebendas. 1828.

J. besitzt ein sehr angenehmes erzählendes Talent, glückliche Darstellungsgabe und frische Phantasie; seine Leistungen haben daher viel Ansprechendes und verdienen den Beifall, den sie zur Zeit ihres Erscheinens fanden, vollkommen.

Karl Heinrich Jördens,

der Vater des Vorigen, ward am 24. April 1757 zu Fienstadt im Mannsfeldischen geboren, erhielt nach beendigten philosophischen Studien eine Lehrerstelle am Schindlerschen Waisenhause zu Berlin, und wurde dann Subrector am kölnischen Gymnasium daselbst. 1792 folgte er einem Rufe als Inspector und Mitdirector der Waisen- und Schulanstalt nach Bunzlau und wirkte seit 1794 als Rector der lateinischen Schule zu Lauban. Sein Todesjahr ist unbekannt.

Er gab heraus:

Horazens Oden. Berlin 1781; neue Ausgabe, Görlitz 1812.

Virgils Eklogen. Berlin 1782.

Epigrammenlese. Berlin 1789, 8.

Originaldialogen und Erzählungen. Berlin 1789, 2 Bdchen., 12.

Blumenlese deutscher Singgedichte. Berlin 1789 — 1790, 2 Thle. 8.

Hierokles Schnurren. Leipzig 1789.

Berlinscher Musenalmanach auf 1791 und 1792. Berlin 1791 und 1792, 2 Bdchen., 16., mit Kupf.

Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. Leipzig 1806 — 1811, 6 Bde. gr. 8.

Denkwürdigkeiten, Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben der vorzüglichsten deutschen Dichter und Prosaisten. Leipzig 1812 — 1813, 2 Bde, 8.

Gründlicher Fleiß, Belesenheit und Gewissenhaftigkeit, zeichnen diesen trefflichen Mann mehr aus als seine übrigen schriftstellerischen Eigenschaften, welche sich nicht über das Gewöhnliche erheben, doch verdient in einigen Leistungen, seine behagliche Darstellungsweise angemessenes Lob. — Großes Verdienst dagegen erwarb er sich um die Geschichte deutscher Literatur, durch sein Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, welches einen bedeutenden Reichthum von höchst schätzbaren, mit unermüdlicher Emsigkeit zusammengetragenen Notizen und Nachweisungen enthält, und, so vornehm auch mancher neuere Kritiker auf dasselbe herabblickt, sich doch noch fortwährend als höchst brauchbar erweist.

Karl Franz von Irwing

ward am 21. November 1728 zu Berlin geboren, erhielt nach vollendeten Studien eine Anstellung bei dem Schulcollegium zu Berlin, wurde Oberconsistorialrath und zuletzt Präsident des dasigen Oberschulcollegiums, als welcher er am 17. December 1801 starb.

Seine Schriften sind:

Gedanken über die Lehrmethoden in der Philosophie. Berlin 1773.

Erfahrungen und Untersuchungen über den Menschen. Ebendas. 1778—1785, 4 Thle.

Versuch über den Ursprung der Erkenntniß der Wahrheit und der Wissenschaften. Ebendas. 1781.

Fragmente der Naturmoral. Ebendas. 1782.

Irwing's Streben ging vorzüglich dahin, die durch Forschungen auf dem Gebiete der Philosophie gewonnenen Wahrheiten und Ansichten allgemein zugänglich zu machen. Unterstützt durch Leichtigkeit und Gewandtheit des Vortrags, sowie durch Eleganz und Sauberkeit der Form, gelang ihm dies auch in hohem Grade.

Isaak Iselin

ward am 17. März 1728 zu Basel geboren, studirte in Göttingen die Rechte und begab sich nach seiner Promotion als Dr. juris zu seiner weitern Ausbildung auf Reisen. Nachdem er in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, wurde er 1754 Mitglied des großen Rathes und leitete seit 1756 als Rathsschreiber mit Geschick die wichtigsten Geschäfte dieses Freistaates. Er starb daselbst am 15. Juni 1782.

Von ihm erschien:

Ueber die Entvölkerung unsrer Vaterstadt. O. O. und Namen 1757, 8.; 2. Aufl. Basel 1758, 8.; 3. Ausg. Zürich 1761, 8.

Der Patriot und Antipatriot. Zürich 1758. 8.

Philosophische und patriotische Träume. Zürich 1758, 8.; 2. verb. Aufl. 1761, 8.; 3. Aufl. 1776, 8.

Ueber die Gesetzgebung. Basel 1758, 8. Mit verändertem Titel, Zürich 1760, 8. Dann Ebendas. 1764, 8. Französisch mit Servins „De la legislation criminelle.“ Basel 1782, 8.

Ueber die Verbesserung der B. (asel)schen hohen Schule. 1759, 8.

Philosophische und politische Versuche. Zürich 1760, 8.; n. Aufl. Ebendas. 1767, 8.

Politischer Versuch über die Berathschlagung. Mit einem Anhange vermischter Schriften. Basel 1761, 8.

Ueber den wahren Gebrauch der Reichthümer. Basel 1762, 8.

Geschichte der Menschheit. Frankfurt und Leipzig 1764, 2 Thle., 8. ohne Namen; 2. verb. Aufl., mit dem Namen des Verfassers, Zürich 1768, 8; 4 verm. und verb. Aufl. Basel 1779, 8; 5 verm. Aufl., mit dem Leben des Verf., Basel 1786., 8.

Sammlung, der Jugend geheiligt. Basel 1768, 8.; neu sehr verm. Aufl., Ebendas. 1773, 8.

Schreiben an die helvetische Gesellschaft. Basel 1769, 8.

Vermischte philosophische Schriften. Frankfurt 1770, 2 Thle., 8.

Ueber die Nothwendigkeit und Unzulänglichkeit der Pachtgesetze. Zürich 1770, 8.

Der zweite Palämon. Zürich 1771, 8.

Versuch über die gesellige Ordnung. Zürich 1772, 8.; neue verm. Aufl. unter dem Titel: Träume eines Menschenfreundes. Basel 1776, 2 Bde. 8.

Schreiben an Salis und Antwort von ihm. Basel 1775, 8.

Philanthropische Ansichten redlicher Jünglinge. Basel 1775, 8.

Ephemeriden der Menschheit. Basel 1776—1782, 7 Jahrgänge, 8., wurden von R. Z. Becker bis 1786 fortgesetzt, welcher auch die letzten 6 Stücke des 7. Jahrgangs besorgte.

J. G. M. Grundriß der nöthigsten pädagogischen Kenntnisse. Basel 1780, kl. 8.

Die Verbesserung der öffentlichen Erziehung. Berlin und Leipzig 1781, 8.

Ueberdieß Aufsätze in damals bestehenden Zeitschriften und in Schlosser's Werken.

Iselin bethätigte sich als ausgezeichneter philosophischer Denker und historischer Forscher, namentlich durch seine Geschichte der Menschheit und seine Träume eines Menschenfreundes. Sein Styl ist einfach, verständig und klar, hin und wieder jedoch ringt er mit dem falschen Geschmacke seiner Zeit, und wird, gerade um diesen zu vermeiden, unbeholfen und breit. —

Isenhöfer von Walzhut, s. Meistersänger.

Josias Albrecht von Ittner

ward im J. 1750 in der Nähe von Bingen geboren, studirte die Rechte und kam dann als Regierungsrath des Maltheserordens nach Heitersheim, wo er bald Kanzler desselben Ordens wurde. Nach Auflösung dieses Instituts, ernannte ihn der Markgraf von Baden zum Hofcommissär und Curator der Universität Freiburg, womit er zugleich die Würde eines schweizerischen Gesandten verband. Später fungirte er als Director des Seekreises, und großherzoglicher Staatsrath, nahm aber, noch mit dem Commandeurkreuz des zähringer Löwenordens geschmückt, seinen Abschied und lebte bis an seinen am 9. März 1825 erfolgten Tod als Privatmann zu Constanz und in der Umgegend.

Er schrieb:

J. G. Jacobi's Leben. Im 8. Bde. der Schriften Desselben. Zürich 1822.

Schriften. Herausgegeben von H. Schreiber. Freiburg 1827 u. 1828, 4 Bde., 8. Der 4 Band auch besonders unter dem Titel:

Ausgewählter Briefwechsel. Nebst Dessen Leben. Ebendas. 1829, 8.

Dieser bedeutende Mann zeichnete sich während seines

ielbewegten Lebens in mannigfacher Hinsicht, namentlich ls Jurist, Staatsmann und Botaniker glänzend aus. in seinen Schriften, welche meist belletristischen Inhalts sind, waltet ein überaus glücklicher und echter Humor, verbunden mit Kraft und Beredsamkeit, und erhöht durch eine vortreffliche Darstellungsgabe.

Johann Heinrich Jung

oard am 12. September 1740 zu Im Grund im Nas- auischen geboren, trieb anfangs das Schneiderhandwerk, as er erlernt hatte, und studirte, nachdem er vorher sich och als Schul- und Hauslehrer versucht hatte, Medicin i Straßburg. Hierauf lebte er eine Zeitlang als prakti- scher Arzt zu Elberfeld und später als Professor der Ka- ieralschule zu Lautern und kam mit dieser in gleicher Eigen- haft nach Heidelberg, wo er, nachdem er 1787 sich kurze eit an der Universität Marburg aufgehalten hatte, zum Dr. r Medicin, geheimen Hofrath und Professor der Staats- issenschaften emporstieg. Gegen das Ende seines Lebens ß er sich als Privatmann zu Karlsruhe nieder, wo er n 23. März 1817 starb.

Wir haben von ihm unter dem Schriftstellernamen Stilling":

Leben. Berlin 1777—1789; 2. Aufl. Ebendas. 1789—1806, 5 Thle., 8. mit Kupf. und Titelvign.

Sämmtliche Schriften. Zum erstenmale vollständig gesammelt und herausgegeben von Verwandten, Freunden und Verehrern des Verewigten. Mit Vorrede von J. U. Grollmann. Stuttgart 1835—1837, 13 Bde., gr. 8. (15 Thlr.)

Einzeln:

H. St's Jugend. Berlin 1777, 8.; neue Originalaufl. Ebendas. 1806, 8.

— Jünglingsjahre. Ebendas. 1778, 8.; neue Originalaufl. 1806, 8.

— Wanderschaft. Ebendas. 1778, 8.; neue Originalaufl. 1806, 8.

Geschichte des Herrn von Morgenthau. Berlin 1779, 2 Thle., 8.

Geschichte Florentin's von Fahlendorn. Mannheim 1781—1783; neue Aufl. Ebendas. 1825, 3 Thle., 8.

Leben der Theodore von der Linden. Mannheim 1783, 2 Thle., 8.; neueste Originalaufl. Ebendas. 1825, 2 Thle., 8.

Der Volkslehrer. Monatsschrift. Ebendas. 1783—1784.

Theobald. Leipzig 1784—1785. 2 Thle., 8.; neue verb. Aufl. Ebendas. 1797, 2 Bde., 8.

H. St's häusliches Leben. Berlin 1789, 8.

Das Heimweh. Marburg 1794—1796, 4 Thle., 8.; neue Aufl. Ebendas. 1800, 5 Thle., 8. Der 5. Theil auch unter dem Titel:

Der Schlüssel zum Heimweh. Frankfurt 1796, 8.

Der graue Mann. Eine Zeitschrift. Nürnberg 1796—1816, 80 Hfte. 8.; wurde von Gelanor und de Valenti fortgesetzt.

Scenen aus dem Geisterreiche. Frankfurt 1797—1801, 2 Thle.; 3. Aufl. Ebendas. 1817, 2 Bde., 8.

H. St's Lehrjahre. Berlin 1804, 8. mit dem Bildniß des Verfassers.

Theorie der Geisterkunde. Nürnberg 1808.

Apologie derselben. Ebendas. 1809.

Klara. Ein Gedicht. Frankfurt 1814, 8.

Erzählungen. Mit Vorrede von J. L. Ewald. Frankfurt 1814—1815, 3 Bdchen., 8.

H. St's Alter. Herausgegeben von W. und H. C. Schwarz. Heidelberg 1817, 8.; mit Portrait im Tode. Auch 6r Theil des Lebens ꝛc.

Chrysäon, oder das goldene Zeitalter. Gedicht. Nürnberg 1818, 8.

Heinrich Frauenlob. Ein Gedicht. 2. Ausg. Mainz 1819, 8.

Gedichte. Herausgegeben von seinem Enkel W. C. Schwarz Frankfurt 1821, gr. 8.

Die urtheilenden Stimmen waren über Jung bereits rend seines Lebens ganz verschieden und sind auch nach seinem Tode bis jetzt noch zu keinem Einklange über ihn gekommen. Während ihn viele Kritiker über Alles preisen und ihn als einen der tiefsinnigsten und frömmsten Schriftsteller verehren, brechen Andere unbarmherzig über ihn den Stab, und erklären ihn für einen bornirten Schwächling, dessen Geisterseherei eben so trivial als abgeschmackt sei. Beide Parteien haben theils Recht, theils Unrecht. Jung, aus dem Volke hervorgegangen, besaß allerdings alle jene Eigenschaften, welche erfordert werden, um einem Schriftsteller die erstrebte Popularität zu sichern: Frömmigkeit, Gemüth, Ernst, Milde, Anschaulichkeit, und bei großer Einfachheit, doch auch großen Reiz der Darstellung, verbunden mit reicher Phantasie; aber er verlor sich in einen einseitigen Mysticismus, der sich nicht einmal über das Alltägliche erhebt, und die großartigsten Dinge mit dem beschränkten Maßstabe einer süßlichen pietistischen Ansicht mißt. — Ueberall, wo diese Richtung nicht vorwaltend eintritt, bieten seine Schriften eine sehr anziehende Lecture. Dagegen aber werden sie, wo das der Fall ist, dem gesunden unverdorbenen Verstande stets ungenießbar und widerwärtig. —

Auch eine heilige Familie *).

Ich habe oft von Männern, die am Christus-Eckel kränkeln, den Einwurf gehört: was denn doch die Religion Jesu viel nütze und genützt habe? — Die europäischen oder christlichen Nationen seien ja doch in Ansehung ihrer sittlichen Vervollkommnung keinen Grad besser, als von jeher auch andere gebildete Völker gewesen sind.

Im Ganzen genommen ist freilich etwas dran: die Staatspolitik ist noch immer eben so pfiffig, als sie bei den Assyriern, Babyloniern, Persern, Griechen und Römern war; und unsere Kriege haben durchgehends so wenig Christliches, daß man eine europäische Armee wohl schwerlich von Nebukadnezars oder Alexanders Heeren, was die Handelsweise betrifft, würde unterscheiden können. Was vollends den physischen und moralischen Luxus angeht, so geben wir darin den Völkern aller Orten und aller Zeiten nichts nach. Wenn wir aber in's Einzelne gehen, und die Volksmasse von Haus zu Haus, und von Familie zu Familie prüfen, so findet der ruhige und Gott liebende Beobachter manches verborgene, aber eben darum desto reinere Gute; — einen Fortschritt in der Heiligung, den man außer der Christenheit, in dem Grade, vergebens sucht. Man trifft allerdings unter Juden, Mahomedanern und Heiden auch einzelne edle Menschen an; aber bei weitem nicht in der Menge und in dem hohen Grade der Menschengüte, als unter den Christen.

„Das Reich Gottes ist einem Sauerteige gleich, den Jemand nahm, und ihn unter das Mehl verbarg, bis es ganz durchgesäuert ward." Noch immer ist der Teig nicht gesäuert, aber das Ferment wirkt im Verborgenen unaufhaltbar fort, und Er wird schon daraus machen, was daraus werden soll.

Wenn Prediger und Aerzte Augen und Willen zum Beobachten haben, so können sie Wirkungen der Religion, besonders unter dem gemeinen Volke, entdecken, die Einem Herz und Seele erquicken. Ein treffliches Beispiel von der Art will ich jetzt erzählen; es geht ohnehin stark auf Mitternacht zu: wir werden über dem langen Warten auf die Zukunft unseres Herrn schläfrig, und es giebt der muthwilligen Knaben so viele, die immer darüber aus sind, einem das ohnehin so schwach brennende Lämpchen unvermerkt auszublasen, welches sie aufklären nennen; so daß es höchst nöthig ist, sich untereinander wachend

*) Aus Jung's sämmtlichen Schriften. 12r Bd. (Stuttgart 1837).

zu halten, und da ist bekanntlich nichts besser und zweckdienlicher, als wenn man sich etwas Hübsches erzählt. Nun, Kinder, seid aufmerksam! Aber gebt auch Acht auf die pausbackigen Jungens, und haltet die Hand um das Flämmchen!

In dem herrlichen Thal, in welchem unten am Ende Schönthal liegt, blühen die Leinwandfabriken in einem hohen Grade; von Osten gegen Westen zu, zwei Stunden lang, sieht der ganze Grund einem Lustgarten voller prächtiger Landhäuser ähnlich; hier wohnen reiche Kaufleute und wohlhabende Fabrikanten zerstreut durcheinander. Jeder hat das, was er bedarf, um sich her, Alles wimmelt von Thätigkeit, und im Sommer staunt der Wanderer aus der Ferne die großen, prächtigen Fluren an. — Er kann nicht begreifen, wie sich der Schnee mit schwüler Sommerhitze verträgt; kommt er aber näher, so entdeckt er erst, daß sie über und über mit schneeweißem Garn belegt sind.

In einer abgelegenen Ecke des großen Thals, da, wo ein kleiner Bach sich durch ein enges Thälchen herabschlängelt, und dann den Bleichern zum Begießen des Garns dient, guckt ein kleiner, einsamer Schornstein aus einem Obstgebüsche hinter dem Hügel hervor. Zoar fällt einem ein, wenn man dahin blickt, und es ist einem so, als wenn da der Blitz nicht einschlagen könnte. Tausende reiten, fahren und gehen die nur eine Viertelstunde entfernte Straße, und schwerlich bemerkte einer die niedrige Hütte; aber desto besser kennen sie die unsichtbaren Gesandten, die dienstbaren Geister, die denen zum Dienst thätig sind, die die Seligkeit ererben sollen.

In dieser Hütte wohnte ehemals eine arme Wittwe, mit einer einzigen Tochter; sie ernährte sich mit Baumwollenspinnen und Garnspuhlen, und in ihrem kleinen Gärtchen hinter dem Hause erzog sie sich die ärmliche Nahrung für sich und ihr Mädchen. Viele Jahre lang kannte sie die Nachbarschaft nur von Angesicht; der Kaufmann, für den sie arbeitete, sagte von ihr, sie sei eine arme, aber fleißige und treue Frau; aber da sie nie in ihrem Leben außer Gott Jemand ihre Leiden klagte, so dachte auch Niemand weiter an sie; sie war mit ihrer Tochter ein alltäglicher Gegenstand, von dem man weder Gutes noch Böses sprach, eine Nulle in der menschlichen Gesellschaft, die aber gemeiniglich sehr viel bedeutet, wenn eine gültige Zahl vor sie gesetzt wird.

Gute und treue Prediger pflegen sonst wohl arme, gute Menschen zu kennen; aber das war auch hier nicht einmal der Fall. Diese Frau äußerte sich auch in Ansehung ihrer Empfindungen und Kenntnisse nicht; man hielt sie für dumm, unwissend und gefühllos; und so bekümmerte sich Niemand um sie. Immer hatte sie gekränkelt, und ihr Leben war eine Kette von Jammer gewesen, ohne daß es Jemand wußte; auf den nämlichen Fuß hatte sie auch ihre Tochter erzogen: dies Mädchen fiel hübsch und bescheiden in's Auge, aber sie hatte im geringsten nichts Anziehendes; von allen ihren innern Kostbarkeiten hing sie nichts auf den Laden, um Käufer anzulocken, folglich kam auch keiner, der etwas bei ihr suchte.

Endlich wurde es schlimmer mit der Frau; sie konnte nichts mehr arbeiten, ihre Tochter mußte ihr aufwarten. Schmerzen und Elend bestürmten sie unaufhörlich und ohne Zahl, und noch immer blieben beide bei ihrem Grundsatz, ihren Mund auch auf der Schlachtbank zum Klagen nicht zu öffnen. Daher kams denn, daß kein Mensch auf der Welt von diesen beiden großen Dulderinnen etwas wußte.

Dieses Elend mochte ungefähr ein Vierteljahr gewährt haben, als an einem Nachmittage zwei Bleichergesellen, von welchen der eine Johannes Langenborn hieß, in der Nähe der Hütte auf einer Bleiche geschäftig waren. Ob sie nun gleich oft und vielfältig da gearbeitet, und sich nie um das Häuschen und seine Bewohner bekümmert hatten, so wurden sie doch jetzt dadurch aufmerksam gemacht, daß die Tochter der armen Wittwe aus ihrer Hausthür gelaufen kam, und die Hände über dem Kopfe zusammen schlug, dann im Hofe herum lief und wehklagte.

Beide Bleichergesellen durften nicht zugleich vom Garne gehen, sie wurden also einig, daß Langenborn hinlaufen und nachsehen sollte, was das zu bedeuten habe; dieser war aber auch der rechte Mann zu dieser göttlichen Gesandtschaft, und er war der Ehre werth, Engeldienste zu übernehmen. Er lief, was er laufen konnte, und war in einer Minute an Ort und Stelle.

Angelegentlich rief er schon aus der Ferne: „Mädchen! Mädchen! was ist? — was fehlt Dir?“ — „Johannes,“ antwortete sie ängstlich: „komm und siehe es!“ —

Langenborn lief an den Ort des Elends, und siehe da, die Kreuzträgerin lag auf ihrem Bette und schien todt zu sein. Flugs nahm er das kleine Spiegelchen von der Wand und hielt es ihr vor den Mund; — da bemerkte er denn, daß es noch anlief; so hielt er sie mit Recht noch nicht für todt. Er wusch sie also mit kaltem Wasser und Essig, und brachte sie wieder zurecht; sie konnte vor Schwäche noch nicht reden, aber sie lächelte himmlisch und streichelte seine Wangen.

So eigensinnig waren die beiden Dulderinnen nicht, daß sie auf Langenborns liebevolle Fragen nicht nach der Wahrheit hätten antworten sollen; er erfuhr also den ganzen Jammer. Schmerz und Mangel an Erquickung waren die Peiniger, denen die sonst starke Natur der guten Frau unterliegen mußte. Er suchte also seinen Sparpfennig hervor, begab sich seiner Bleichergeschäfte, und ward der Pfleger der armen kranken Wittwe.

Jetzt lernte er nun das verborgene Kleinod, das in ein ärmliches Gewand und in der niedern Hütte versteckt war, recht kennen, und er glaubte, die größte irdische Belohnung für seine Dienste sei Katharinens Besitz; das glaubte er, und er betrog sich nicht. Eben so hielten auch Mutter und Tochter ihren Johannes für den größten Schatz, den sie in diesem Leben erringen konnten, und auch sie betrogen sich nicht. Langenborn und Katharine heiratheten sich am Krankenbette der Mutter; im Himmel war Freude über diese Verbindung, auf Erden aber besorgte man, durch diese Heirath würde nun eine Familie entstehen, die mit der Zeit durch Betteln und durch ihre Bedürfnisse dem Armenfond zur Last fallen könnte; allein diese Sorge war unnöthig; denn Johannes ernährte sich, seine Frau und nachher seine Kinder recht ordentlich, er war allgemeinerer Wohlthäter als Alle, die für den Armenfond besorgt gewesen waren.

Die alte Kreuzträgerin wurde so lange auf den Händen getragen, bis sie von den Engeln in Abrahams Schoos getragen wurde. In ihren letzten Tagen besuchte sie der Prediger; dieser erfuhr nun, welch' eine kostbare Seele er in der Nähe gehabt hatte, ohne sie zu kennen. Er bedauerte laut und öffentlich diesen Verlust, und zog den großen Nutzen daraus, daß er von nun an die Hütten des gemeinen Mannes fleißiger besuchte, und die daselbst wirkenden Geister genauer prüfte; er hielt der abgeschiedenen Edlen die Leichenpredigt über die Worte: Jes. 57, V. 1 und 2: „Aber der Gerechte kommt um. Und Niemand ist, der es zu Herzen nehme: und heilige Leute werden aufgerafft, und Niemand achtet darauf; denn die Gerechten werden weggerafft für dem Unglück, und die richtig für sich gewandelt haben, kommen zum Frieden und ruhen in ihren Kammern.“

Johannes Langenborn und sein Weib Katharine hielten nun lange und viele Jahre im Segen Haus; beide waren allgemein geliebt, und ihre Kinderzucht war ein Muster für alle ihres Gleichen.

Kreuz hat jeder gottesfürchtige Hausvater. Langenborn wurde also auch nicht damit verschont. Indessen fand es der große Schmelzer der Mühe werth, ihn auf den Treibheerd zu bringen, und ihn da recht tüchtig auszubrennen. Erst starben dem guten Ehepaar alle Kinder bis auf die zwei ältesten Töchter, darauf bekam Langenborn einen Zufall an's rechte Knie, so daß er Jahr und Tag das Bett hüten mußte, und als er es wieder verlassen konnte, so war das Knie so krum gewachsen, daß er ein hölzernes Bein anschnallen und auf einer Krücke gehen mußte. Jetzt war er nicht mehr fähig mit Bleichen sein Brod zu erwerben; er sah also, wenn er bloß seine Vernunft zu Rathe zog, einer traurigen Zukunft entgegen; allein er war ein Christ, das heißt: er glaubte und hoffte, wo nichts zu glauben und zu hoffen war, und dann war er zu jedem ehrlichen Gewerbe, sei es auch das niedrigste, geringste und verächtlichste, bereit, sobald es ihm die Vorsehung anwies, sich dadurch zu ernähren.

Es währte nicht lange, so bekam er ein Geschäft, womit er sich zwar kümmerlich, aber doch ehrlich durchbringen konnte; es wurde nämlich eine Maschine erfunden, womit man durch bloßes Drehen einer Kurbel, nachdem die gehörige Vorrichtung geschehen war, in großer Geschwindigkeit viele Ellen Schnürbänder flechten konnte. Ein Kaufmann verschaffte dem lahmen Johannes eine solche Maschine; nun konnte er sich dahin setzen und wenigstens das trockene Brod verdienen, seine Frau und beiden Töchter spannen und spuhlten dazu, und so brachten sich die lieben Leute ehrlich und redlich durch.

Bis soweit findet der Menschenbeobachter noch nichts Ausgezeichnetes, das mich berechtigen könnte, dieser Familie vorzugsweise den Charakter der Heiligkeit beizulegen. Daß auch diese vier Leute von Herzen fromm waren, ohne Anspruch auf den Ruf der Frömmigkeit zu machen, macht es noch nicht allein aus; daß sie aber bei ihrer Armuth aus reinem und innerm Liebestriebe noch die Pfleger armer Kranken und eine Zuflucht der Verlassenen waren, daß alle vier einen so hohen Grad der Erleuchtung und der sittlichen Kultur erstiegen hatten, wie ihn wenige, auch der wahrhaft Aufgeklärten unter den Christen ersteigen.

In diesem Zustande war diese Familie, als der Doctor Stilling nach Schönthal kam; er hörte zwar zuweilen etwas von diesen Leuten, das ihm wohlgefiel; allein da sie ein

ind gering waren, so schätzte man ihre Handlungen nicht nach hrem wahren Werthe. Das Gerücht sagte daher immer viel n wenig von ihnen, und er erfuhr vor der Hand weder ihre Geschichte, noch ihre ausgezeichnet edeln Thaten, bis er sie endlich bei folgender Gelegenheit selbst kennen lernte.

In der Nachbarschaft des Langenborn'schen Hauses wohnte in reicher Mann, dieser hatte über zwanzig Jahre eine Magd ehabt, die durch vorzügliche Treue in ihrem Dienst, und durch hre christliche Aufführung als eine fromme und brave Person, enigstens ihrem Gott, und dann auch einigen Wenigen, die as wahre Verdienst allenthalben, auch da schätzten, wo es icht mit äußerem Glanz umgeben ist, bekannt war. Diese ute Seele mußte viele Jahre lang mit Engbrüstigkeit kämpfen, ie ihr ihren Beruf öfters äußerst beschwerlich machte. Endlich ekam sie am Beine eine Geschwulst und zugleich verlor sich hr kurzer Odem, und die Brust wurde frei; jetzt aber konnte e nicht mehr fortkommen, ihr Dienst wurde ihr also sehr sauer. nstatt nun, daß ihr Dienstherr sie hätte verpflegen und für hre Genesung sorgen sollen. verfuhr er mit ihr nach der gewöhnchen Weise, so wie es die Gesetze der Dienstordnung mit sich ringen; er kündigte ihr also an, daß sie aus dem Dienst gehen üsse, bis sie von ihrem Uebel geheilt wäre.

Die arme Magd wußte jetzt weder aus noch ein; in's ospital konnte sie nicht aufgenommen werden, denn sie ar keine Bürgerstochter, und Geld hatte sie auch nicht, m sich verpflegen, viel weniger, um sich kuriren zu lasn. Sie schleppte sich also mit ihrem Jammer, und arbeite über Vermögen. Unter der Hand bemerkte sie nahe m Schienbein, einwärts gegen den Waden zu, an ihrem raun angelaufenen und geschwollenen Bein einen schwärzlichen lecken. Diese Erscheinung machte ihr Angst, und nun sehnte sich nach einem Arzte, den sie auch an einem Leinweber zu nden hoffte, der zwei Stunden weit in einem Flecken wohnte, nd durch seine Kuren berühmt war. Da sie nun nicht selber ahin gehen konnte, so erbarmte sich ein Webergeselle über sie, er an einem Sonntage hinging und den Doctor Leinweber rtenthalben consultirte; dieser erklärte gleich das Uebel für gehrlich, und gab den Flecken für den kalten Brand aus; er rordnete also seiner Meinung nach eine sehr kräftige Arznei; enn er gab ein ätzendes Pulver, das auf den Fleck gestreut erden sollte.

Die arme Leidende folgte treulich dem Rath des Afterrztes, sie streute das Pulver auf den schadhaften Ort, das ulver fraß um sich und verursachte ihr unleidliche Schmerzen, obei sie nun ihren Fuß nicht mehr von der Stelle bewegen nnte. Jetzt mußte sie also das Bett hüten.

Ihr Herr wurde darüber äußerst ungeduldig, er fuhr sie n und sagte: wenn sie nicht machte, daß sie aus dem Hause me, so würde er sie hinaustransportiren und auf die Straße erfen. Diese Unbarmherzigkeit schnitt Wunden in ihr Herz, nd sie rief mit unaussprechlichem Weinen in ihrem trostlosen ustande Gott um Hülfe an, der sie dann auch gnädig erhörte.

Langenborn, der immer der Erste war, der so etwas fuhr, ward auch bald den Zustand der bedauerungswürdigen ienstmagd gewahr; flugs nahm er seine Krücken unter den rm und stolperte nach dem undankbaren Hause. Gleich bei m Eintritt begegnete ihm der hartherzige Kaufmann, der n anfuhr und fragte, was er wolle? Mit dem erhabenen rnst des Christen antwortete Johannes: „ich will Ihre Magd holen und zu mir nehmen." „So?" antwortete der Kaufann, „Ihr habt ja selber nichts; Ihr hofft vielleicht für die Magd zu betteln, und dann mitzuessen!" — Mit sanftem lächeln versetzte Langenborn: „O ja! ich hoffe bei dem eben Gott recht viel für Ihre arme Magd zu erbetteln, und nn freilich auch von dem, was er bescheert, mitzuessen! Aber," tte er entschlossen hinzu, „bei Menschen habe ich noch nie bettelt, und wenn's ja dazu kommen sollte, so würde ich ch einem so sehr armen Mann, wie Sie sind, niemals beschwerlich fallen; denn wahrlich! Sie müssen wohl blutarm in, weil Sie nicht einmal vermögend sind, Ihren kranken ienstboten die Kost zu geben, wenn sie nichts verdienen können."

Der Kaufmann eilte glühend weg, und Johannes hockte nauf auf die Kammer. Hier war er nun freilich kein hinder Bote, sondern ein Engel des Herrn, der Heil verkünigt. Mit einem Worte: noch in der nämlichen Stunde trugen nige Gesellen und Knechte die fromme Dulderin in Langenborns segenvolle Hütte. Nun waren aber nur zwei Betten im aus. In der Stube schliefen Vater und Mutter, und in der Kamer beide Töchter, allein die Liebe findet allenthalben Auskunft; e Kranke wurde in's beste Bett in die warme Stube gelegt; r gebrechliche Vater und die schwächliche Mutter schliefen in der Kammer, und die beiden Töchter lagen bei der Kranken in der Stube auf der Erde auf bloßem Stroh, um immer bei der Hand zu sein. Jetzt war nun die Magd zwar in soweit versorgt, aber deswegen war ihr Bein doch immer nicht besser. Sie streute das Pulver und duldete die fürchterlichsten Schmerzen, indessen wurde das Loch am Waden immer größer; Langenborns älteste Tochter lief also wieder zum Arzte, der aber befahl, immer mit dem Pulverstreuen fortzufahren. Einige Zeit wurde dieser Rath unter unsäglichen Schmerzen noch fortgesetzt; allein nun fing die Sache an, gefährlicher zu werden. Die Patientin zehrte ab, und es hatte das Ansehen, als ob das Bein verloren gehen würde.

Endlich fiel dem guten Langenborn ein, daß er von dem neuen Doctor Stilling gehört habe, er sei ein guter Mann, der den Armen nichts abnähme, er wolle also selbst zu ihm gehen, und ihn erst einmal ausforschen, ob dem Ding auch wohl so wäre, und was er zu dem Umstand sagen würde.

Stilling saß eben auf seiner Studirstube und arbeitete, als er ein dreifüßiges Wesen, einen hölzernen Fuß, eine Krücke und einen natürlichen Fuß, die Treppe herauf kommen hörte. Er eilte an die Thür und führte den edeln Langenborn, den er jetzt zum ersten Male sah, herein. — Das ist wahr, ein solch apostolisches Gesicht hatte er in seinem Leben noch nicht gesehen. Ehrfurcht und Liebe durchschauerte ihn bei dem Anblicke dieses ärmlich, aber sehr reinlich gekleideten Mannes; er ließ ihn sitzen und seine Kappe aufsetzen; denn wahrlich! Langenborn war ein vornehmerer Mann als er. Auch Stilling mußte dem scharfblickenden Geist so ziemlich behagen; denn er floß alsofort von Zutrauen und Leutseligkeit über, und bedauerte, daß er den Herrn Doctor nicht eher gekannt habe. Stilling freute sich ebenfalls über diesen neuen und würdigen Freund, und fragte ihn dann, was sein Begehren wäre. Jetzt erzählte Langenborn nun die Geschichte mit der Magd so umständlich, als ich sie hier erzähle, und im Augenblicke machte sich Stilling bereit, und eilte zu der Kranken.

Nie in seinem Leben wird er das Leidensbild vergessen, das er hier zwischen den dienenden Christinnen antraf. — Abgezehrt bis auf die Gebeine, lag sie da, — jede Miene war Ausdruck der schrecklichsten Schmerzen, und jeder Odemzug war ein himmelansteigender Seufzer, um Erbarmung. Dieser Anblick trieb dem Arzte häufige Thränen aus den Augen, die Wangen herab; er eilte also zur Linderung. Aber großer Gott! — welch' ein Anblick! — er fand das Schienbein fast vom Knie bis auf den Knöchel entblößt, der ganze Waden hatte sich abgelöst, und hing nur noch vermittelst der Haut und ein paar Muskeln mit dem Bein zusammen, und man konnte beinahe den ganzen Vorderarm in dieser ungeheuern Wunde verbergen.

Stilling nahm also die schleunigsten Maßregeln zur Hülfe; die älteste Tochter Langenborns mußte in den nahen Wald laufen, um einen Arm voll Goldwurzeln (chelidonium majus) zu suchen; die zweite mußte in die Stadt und Bienenhonig holen, und die Mutter, der Vater und der Arzt pflückten Charpie. Als nun Alles bei der Hand war, so wurden die Wurzeln und Stängel der Goldwurzel in einem Mörser gestoßen, und der Saft durch ein Tuch gepreßt. Zu einem halben Schoppen dieses Saftes mischte Stilling eben so viel Honig, tauchte dann Büschlein von Charpie in dieses Gemische, und füllte die ganze Höhle der Wunde damit aus; dann legte er den beinahe abgelösten Waden wieder an seinen Ort, und umwand das ganze Bein mit dem gehörigen Verband. Durch dieses Arzneimittel und durch diese Methode nebst der gehörigen Diät wurde das Bein innerhalb drei bis vier Wochen vollkommen heil und brauchbar, so daß die gute Person hernach wieder bis an ihr Ende in Dienste gehen konnte. Daß sie ihrem vorigen Herrn diese Ehre nicht erzeigte, versteht sich von selbst.

Während dieser Kur wurden Stilling und Langenborn vertraute Freunde; beide erzählten sich ihre Schicksale, und wenn der Erste zuweilen in seinen schweren Prüfungen sich erholen wollte, so ging er zu seinem Freunde Langenborn, dem kreuzgewohnten Dulder, der ihn dann aus seiner Fülle reichlich zu trösten wußte.

Endlich zog Stilling, bekanntlich als Professor der Staatswirthschaft nach Rittersburg; er nahm auch bei Langenborn Abschied. Alle fünf weinten zärtliche Thränen, und das Präsent, das der erhabene Streiter seinem Freunde mitgab, bestand in dem herrlichen Spruche: „Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet Euch herunter zu den Niedrigen."

Jetzt dreht Langenborn nicht mehr Schnürbänder, auch braucht er seine Krücke und sein hölzern Bein nicht mehr; denn er wandelt mit andern seines Gleichen unter den Lebensbäumen im Paradiese Gottes, und genießt, was seine Thaten werth sind.

Johann Friedrich Jünger,

der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, wurde am 15. Februar 1759 zu Leipzig geboren und widmete sich der Handlung, wandte sich aber bald zum Studium der Rechte auf der Universität seiner Vaterstadt und erhielt 1780 die juristische Doctorwürde. Nachdem er hierauf eine Zeitlang Hofmeister zweier Prinzen gewesen war, privatisirte er in Weimar und seit 1787 in Wien, wo er sich als Dramatiker rühmlich auszeichnete und deswegen 1789 vom Kaiser Joseph II. als Hoftheaterdichter angestellt wurde. In Folge einer Veränderung des Nationaltheaters aber erhielt er 1794 seine Entlassung, welche, obwohl sie in den schmeichelhaftesten Ausdrücken abgefaßt war, verbunden mit seiner kümmerlichen Lebensweise, vielleicht den Grund zu dem stillen Wahnsinn legte, der am 25. Februar 1797 seinem, von Rechtschaffnen geschätzten Leben ein Ende machte; denn mit seinem Talente vereinigte er ein sehr edles Gemüth, hohe Genügsamkeit, Liebenswürdigkeit im Umgange und unerschütterliche Rechtschaffenheit.

Er gab heraus:

Hulbreich Wurmsamen von Wurmfeld. Komischer Roman. Leipzig 1781 — 1787, 3 Thle., 8.
Der kleine Cäsar. Komisch-satyrischer Roman nach dem Englischen des Coventry. Leipzig 1782, 8. mit Kupfern.
Des Grafen Heinrich von Moreland merkwürdige Geschichte und Abentheuer. Leipzig 1783, 8.
Der blinde Ehemann. Operette. Berlin 1784, 8.
Lustspiele. Leipzig 1785 — 89, 5 Thle., 8.
Das Weiberkomplott. Lustspiel nach Dancourt. Leipzig 1786, 8.
Jeannot, oder: Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen. Lustspiel nach dem Französischen. Leipzig 1786, 8.
Der Instinkt, oder: Wer ist Vater zum Kinde. Lustspiel nach du Preſez. Leipzig 1786, 8.
Camille, oder: Briefe zweier Mädchen aus unserm Zeitalter. Aus dem Französischen. Leipzig 1786 — 1787, 4 Bde., 8.
Vetter Jakobs Launen. Leipzig 1786 — 1792, 6 Bdchen, 8.
Der Schein betrügt. Berlin und Libau 1787 — 1789, 2 Thle., 8.
Ehestandsgemälde. Leipzig 1790, 8. mit J's Bildniß von Gerser.
Komisches Theater. Leipzig 1792 — 1795, 3 Bde., 8. mit Kupfern.
Des Herrn von Gorgy's sämmtliche Werke, frei übersetzt. Berlin 1793 — 1794, 6 Bdchen, kl. 8. mit Kupfern.
Wilhelmine, oder: Alles ist nicht Gold, was glänzt. Berlin 1795 — 1796, 2 Thle., 8.
Fritz. Ein komischer Roman. Berlin 1796 — 1799, 6 Thle., 8.; mit Kupfern. Der 5te und 6te Theil ist von fremder Hand.

Nach seinem Tode erschienen:

Prinz Amaranth mit der großen Nase. Eine moralische Erzählung aus den Jahrbüchern der Regierung Königs Dibeltapp des Großen und dessen Gemahlin Kikelkakel der Weisen, nebst historischen Nachrichten von der Königin Karunkel, dem Prinzen Hampelchen und dem Zauberer Tolpatsch. Berlin 1799, 11 Bdchen, 8.
Adolphine von Rosenthal, oder: Der Schein trügt. Lustspiel Pilsen 1801, 8.
Theatralischer Nachlaß. Aechte Auflage. Regensburg 1803 — 1804, 2 Bdchen, 8.
Weiberlist. Ein Lustspiel. Riga 1804, 8.
Gedichte. Herausgegeben von Joh. G Eck. Leipzig 1821, 8.

Die übrigen einzeln erschienenen Schriften, von denen einige ins Dänische (z. B.: Der Strich durch die Rechnung; Dank und Undank; Die Entführung) und letztere auch ins Französische übersetzt worden sind, befinden sich sämmtlich in den oben verzeichneten Sammlungen.

Einzelne Gedichte und Aufsätze sind Journalen, Taschenbüchern und Almanachs einverleibt. Ueberdieß besorgte J. die Herausgabe der: Gedichte von Fr. Andr. Gallitz, (Leipzig 1784, 8.), seinem Freunde, und schrieb einen Vorbericht und dessen Biographie dazu.

Lebhafter Dialog, glückliche Charakterzeichnung und Herbeiführung guter Situationen beurkunden allerdings Jünger's Talent zum Lustspieldichter, doch war seine Phantasie nicht productiv genug, und er mußte daher bei anderen Nationen borgen, um seine späteren Leistungen nicht zu ärmlich auszustatten. Sie hielten sich daher auch nicht lange auf der Bühne und sind fast gänzlich in Vergessenheit gerathen. Unter seinen komischen Romanen ist sein „Fritz" der beste, obwohl er sich keineswegs sehr über die Mittelmäßigkeit erhebt.

Friedrich August Junker

ward am 30. Juni 1754 zu Halle geboren, studirte in seiner Vaterstadt Philosophie und Theologie und wurde dann als Lehrer am dasigen Pädagogium angestellt. Bei dem Ausbruch des Krieges mit Frankreich kam er als Feldprediger nach Magdeburg und 1798 als Garnisonprediger und Waisenhausdirector nach Braunschweig, wo er am 8. Januar 1816 starb.

Er schrieb:

Kleines Schulbuch. Magdeburg 1786.
Ueber den ersten Unterricht. Magdeburg 1787.
Handbuch der gemeinnützigen Kenntnisse für Volksschulen. Ebendas. 1788, 3 Thle. 9. Aufl. 1819.
Grundlegung zur deutschen Sprachkenntniß. Braunschweig 1805.
Pädagogische Aphorismen. Herausgegeben von Zimmermann. Braunschweig 1819.

Ein tüchtiger Schulmann, der durch Lehre und That zu seiner Zeit und in seinen Verhältnissen, höchst segensreich und fruchtbringend wirkte.

Johann Heinrich Gottlob von Justi,

ein durch seine merkwürdigen Schicksale bekannter Mann, ward im Jahre 1705 zu Brücken in Thüringen geboren und diente, nachdem er sich einige wissenschaftliche Bildung erworben hatte, als Soldat, Professor, Polizei-, Bergwerks- und Finanzbeamter kurze Zeit nach einander in Oestreich, Hannover, Dänemark und Preußen. Endlich erhielt er eine feste Anstellung als Berghauptmann und Oberaufseher aller preußischen Bergwerke zu Berlin, wurde aber 1768 seines Amtes entsetzt und beschloß sein Leben als Staatsgefangner auf der Festung Küstrin am 20. Juli 1771.

Er verfaßte:

Ergötzungen der vernünftigen Seele. Leipzig 1745 — 1748, 6 Bde.
Die Dichterinsel. Ebendas. 1745.
Fabeln und Erzählungen. Köln 1759.
Die Wirkungen und Folgen der wahren und

falschen Staatskunst in der Geschichte des Psammetich. Frankfurt 1759 — 1760, 2 Thle.
Scherzhafte und satyrische Schriften. Berlin 1760 — 1765, 3 Thle.
Moralische und philosophische Schriften. Berlin 1760 und 1761, 2 Thle.

Ein äußerst fruchtbarer und federfertiger Schriftsteller, dem aber alle Gediegenheit und Gründlichkeit abging, und der daher sehr schnell in die Nacht der Vergessenheit sank.

Karl Wilhelm Justi

rd am 14. Januar 1767 zu Marburg geboren, studirte dem Gymnasium und der Universität seiner Vater- ot Philosophie und Theologie und erhielt 1790 eine edigerstelle an der dasigen Lutherischen Kirche. 1793 rde er Professor der Philosophie, nachdem er sich die octorwürde dieser Wissenschaft vorher erworben hatte, 01 Archidiakonus, 1802 Consistorialrath und Superin- dent und 1814 Oberpfarrer an der großen Pfarrkirche Marburg und ordentlicher Professor der Theologie da- bst. Schon vorher hatte er die theologische Doctor- rde erhalten und wurde im Jahre 1834 im ehrenden erkenntniß seiner Leistungen auf dem Felde der Alter- umskunde von der königlich dänischen Gesellschaft für rdische Alterthumskunde und von der königlich sächsi- en historisch-theologischen Societät zu Leipzig noch m ordentlichen Mitgliede ernannt.

Er ließ erscheinen:

Abendphantasien. Marburg 1790.
Joel. Uebersetzt. Leipzig 1792.
Elisabeth die Heilige. Zürich 1799.
Amos. Uebersetzt. Ebendas. 1799.
Micha. Uebersetzt. Ebendas. 1799.
Hessische Denkwürdigkeiten. Ebendas. 1799 — 1802, 3 Thle., mit Hartmann.
Nationalgesänge der Hebräer. Neu übersetzt und erläutert. Leipzig 1803 — 1808, 3 Bde., 8.
Gedichte. Marburg 1808, 8.; mit 1 Kupf. und Musikbeilage.
Amalie Elisabeth, Landgräfin von Hessen. Gießen 1812.
Teutona's Nacht und neuer Morgen. Marburg 1813.
Erscheinungen im Haine Thuisko's. Ebendas. 1814; mit W. Beck.
Blumen althebräischer Dichtkunst. Gießen 1818, 8. Mit Augusti, Dahl, Eichhorn, Hartmann und Hufnagel.
Die Vorzeit. Taschenbuch. Marburg 1820 u. ff.
Nahum und Habakuk. Uebersetzt. Leipzig 1821.
Sionitische Harfenklänge. Leipzig 1829, gr. 8.
Gedichte. Neue Sammlung, Marburg 1834, 8.; 2. Ausg. Ebendas. 1835, 8.; mit 1 Titelkupfer und 3 musikalischen Compositionen.

Tiefes Gefühl, Zartheit der Empfindung, Anmuth Darstellung und eine glückliche Phantasie verleihen eigenen Dichtungen dieses vortrefflichen Mannes und gezeichneten Gelehrten einen hohen Werth. Seine bildungen althebräischer Dichtkunst beweisen, was seiner Geschmack, verbunden mit strengwissenschaft- Gründlichkeit, zu leisten vermag, und haben ih- Verfasser hohen und bleibenden Ruhm erworben; gehaltvollen historischen Arbeiten erfreuen sich nicht der allgemeiner Anerkennung und wurden in weitem e viel und gern gelesen.

Gedichte von K. W. Justi *).

Schatten entflohener Stunden.

itr wonnigen Träumen künft'ger Tage,
wand, wie Morgengewölk, des Lebens Lenz mir;
ich das duftende Hainthal tönen festlich
Silber-Akkorde.

Herrlich glänzte durch Nebel mir der Wahrheit
Tempel, sittlicher Güte Sonnen-Höhe;
Weste säuselten durch des Lebens Garten
Kühlung dem Waller.

Plötzlich rauscht' es daher, wie Wogenrauschen, —
Meine lieblichsten Blumen knickt' ein Sturmwind,
Und die rosigen Träume flohen traurend; —
Wehmuth ergriff mich!

Fliehen wollt' ich, den ringsum schnob Zerstörung,
Meine Wonnegefilde deckten Trümmer,
Und des Bangenden Tritte hemmten düstre
Nebel-Gestalten.

Da erschienst du mir, holder Lebens-Führer,
Du, mein Genius; — lächelnd sangst du Tröstung
Mir in's blutende Herz, und reichtest traulich
Dann mir die Harfe!

Ihr entquollen der Trauer Erstlings-Töne, —
Milder lächelte Wehmuth: — Frühlings-Blumen
Sproßten lieblich auf Grüften; ahnend träumt' ich
Höheres Dasein.

Bald umwogten mich Morgenlands Gesänge, —
Mose's heilige Lieder, David's Hymnen,
Hiob's Wonne der Wehmuth, Joel's Klagen
Schwellten die Brust mir.

O der hehren Ergießung heil'ger Seher! — —
Mächtig rauschte die Fluth in Harmonieen,
Deren Töne nicht sterben; — — himmlisch klang es
Wieder im Herzen!

Bald vernahm ich Gesäng' im Schattenhaine
Süßerzählender Musen; Ritterwelten
Boten, magisch beleuchtet, meinem Geiste
Wonne-Genüsse.

Und es tönte Romanzen meine Harfe,
Lieder scheuchten die Wolken trüber Schwermuth,
Aus der Wirklichkeit schwebt' in schön're Welten
Hoffend die Seele. — —

Und so heitern den Abend mir Gesänge,
Sind die Pflichten des schwülen Tags vollendet,
Bis, entfesselt, der Geist am jüngsten Abend'
Kühner sich aufschwingt!

Orpheus.

Wessen Wehmuth tönt die goldne Leier?
Wessen Klage weht, wie Frühlingswest,
Durch die Saiten, wenn zur Abendfeier
Thaugedüft die Halmenflur durchnäßt?
„Holde Gattin!" bebt's von Orpheus's Lippen;
„Holde Gattin!" wiederhallt's an Klippen.

Denn es bleichten früh die Rosenwangen
Ihr, der Eos nur an Reizen glich,
Und der Erebus hält die gefangen,
Die auch Amathusien nicht wich.
Neu erwachten nun an jedem Morgen
Des gebeugten Gatten Gram und Sorgen.

Aber plötzlich stimmt ein Gott die Saiten,
Gießt Bezau'brung in der Lyra Ton,
Daß melodischer die Töne gleiten,
Kummerlindernd, wie der süße Mohn:
„O, vielleicht, daß meiner Töne Feier
„Schmelzen mag des Ais Ungeheuer!"

*) Aus dessen Gedichten. 2. Auflage, Siegen 1810.

Sprach's; und ſieht die ſchwarzen Fluthen drängen,
Kämpfend mit des Charon düſtrem Kahn,
Klippen ſieht er drohend um ſich hängen;
Dennoch landet er am Ufer an,
Wo ihm ernſte Dämmerung verkündet,
Daß die Fackel Eos hier nicht zündet.

In dem grauenvollen Schattenlande
Stand der Sänger jetzt, gehüllt in Nacht,
Doch hinab gewagt zum Geiſterſtrande,
Trotzt er nun der ganzen Höllenmacht;
Denn die Liebe hieß dahin ihn gehen,
Seine Gattin ſingend zu erflehen.

Magiſch tönt' in allen Felſenklüften
Seiner Leier Harmonie; es klang
Wie Erweckungs-Jubel über Grüften,
Cerberus verſtummt' am Klippenhang,
Tantalus hört' auf, vor Durſt zu ſchmerzen,
Siſyphus vergaß, den Stein zu wälzen.

Eine Thräne floß den Eumeniden,
Und die Armen, ſonſt der Qual geweiht;
Koſteten das Glück der Uranden,
Schmeckten jetzt der Ruhe Seligkeit;
Herrſcher und Beherrſcherin der Schatten
Fühlten Mitleid mit dem hehren Gatten.

„Dringe, Sänger, durch die Nebelnächte,
„Durch des grauſen Thales Düſternheit!"
So geſchah's. Ihm huldigten die Mächte
Des Avernus voller Mildigkeit.
Lieblich in der Morgendämmrung Bilde
Sah er nun Elyſiums Gefilde.

Roſenfarbne Nebelwölkchen hüllen
Lieblich-düſter jene Gegend ein,
Düfte ſüßer Balſamblüthen füllen
Sie mit Lebenshauch und Spezerei'n;
Geiſter, die den Sänger ſanft umſchweben,
Flüſtern: „nur dem Tod' entkeimt das Leben!"

Wie berührt von einer Gottheit Stabe,
That ihm eine neue Welt ſich auf,
Im Gefühl' erhöhter Sehergabe,
Maß er kühn den neuen Heldenlauf.
Dennoch wogt' in ihm ein fremdes Bangen,
Und ein freudig-ſchüchternes Verlangen.

„Sieger mit der Güte Myrthen-Kränzen,
Mit der Wonne ſüßem Flötenton,
Sagt, wo harrt in dieſes Haines Grenzen
Meine Holde auf der Liebe Lohn?
Möcht' ich Einmal noch, mit Hochentzücken,
Auf der Oberwelt an's Herz ſie drücken!"

Sprach's; da hielt ein lieblich-banges Sehnen
Seinen Schritt mit Zauberbanden feſt;
Seinem Aug' entrannen heiße Thränen,
Die der Gattin Löſung ihm erpreßt.
„Ha! ſchon wär' der heil'ge Spruch erfüllet,
Da den Blick noch Wehmuths-Thau verhüllet?

„Sind es Träume, die mich hold umgaukeln?
Oder folgt ſie mir, mit Zephyrtritt?
Sind es Phantaſieen, die mich ſchaukeln?
Oder wallſt, Euridice, du mit?
Eil' und kehre aus dem Reich der Schatten
An die liebewarme Bruſt des Gatten!"

Ach! da Beide bald dem Thal entſtiegen,
Bald enteilt dem ſtillen Schattenort',
Den Getreuen Lebensträume wiegen,
Reißt auf Einmal ihn Beſorgniß fort:
Ob auch wirklich folge, die er liebte,
Oder bloße Täuſchung ihn betrübte?

Er blickt um; doch die ſein Herz erkohren,
Und die neu belebt den todten Sinn,
Ach! die Holde war für ihn verloren,
Und in Nebel ſchwand ihr Bild dahin.
Orpheus's Seele war von Nacht gebunden,
Seine Hoffnung, wie ein Traum, verſchwunden!

Ach! ſo grenzt des Geiſtes höh'res Leben
Oft an Tod; und ohne Wiederkehr
Sinkt, wenn wir am beſſern Daſein ſchweben,
Pſyche tief hinab in's Sinnenmeer!
Selig, wem des Herzens Flammentriebe
Früh ſich läutern zu der reinern Liebe! — —

Die Aeols-Harfe.

Himmliſche Töne, die einſt, wenn kräftig wehte die Nachtluft,
Strömt' in melodiſchem Klang' David's Harfe dahin;
Die ihr von ſelbſt, — wenn ringsum ſchwieg in Hainen und Grotten
Oſſian's Harfengetön, — lieblich den Saiten entflogt; —
Töne, bald leiſe verwehend und ſterbend, wie Klagen der Geiſter,
Bald ergreifend mit Macht, feſtlich, wie Orgelgeſang; —
Singen euch klagende Seelen mir zu? — wie? ſeid ihr die Lieder
Liebender Geiſter der Fluth, traurig den Wellen entſchwebt!
Seid ihr die Seelen der Klagegeſänge Malvina's an Oskar?
Oder das launige Spiel eines ätheriſchen Geiſts?
Floßt ihr von Sternengefilden herab, ihr reinen Akkorde?
Oder iſt Gräbergetön euer erſterbender Klang? —
Wohl, ihr wehet Begeiſtrung mir zu; bald wecket ihr Liebe,
Singet bald zärteren Schmerz, lullet die Seele in Ruh;
Bald beſchwingt ihr zu Ahnungen mich von beſſerem Daſein,
Rauſchet Hymnen daher, in melodiſchem Sturm! — —
So erklingen die Harfen der Engel, wenn heilige Seelen
Sich entwinden dem Staub', ſteigen zum Himmel empor! — —
Wallet erquicket am Abend des Lebens, ihr Fluthen des Wohllauts
Und im reinſten Akkord ſei dann, o Seele, geſtimmt! — —

An Roſaliens, der Früherblaßten, Grab.

Im Januar 1793.

Kalt und ſchaurig wehen ſchon die Lüfte
Um der Hingeſchiednen ſtilles Grab,
Und die Sonne blickt durch Nebeldüfte
Melancholiſch in den Hain herab.

Freundin ſchöner Seelen — Abendröthe,
Küſſe ſanft die ungeſchmückte Gruft;
Und ihr Waller durch die Blumenbeete —
Leiſe Winde, werdet Gräberduft! —

Zwar die Blume, deren Blätter fielen,
Iſt nicht ewig ihres Schmucks beraubt,
Hebt im Kreiſe lieblicher Geſpielen
Nun in Eden ihr umſtrahltes Haupt.

Süßer ſollte ſie dort oben düften,
Darum ſtarb die Himmelsreife früh;
In der Erde wolkentrüben Lüften
Weht Verderben; — darum welkte ſie!

Roſen werden in dem nächſten Lenze
Unſrer Trauten ſtiller Gruft entblüh'n;
Küſſen wird der Weſt die Blumenkränze,
Die ſich ſanft um ihre Urne zieh'n.

Ausgeweinet ſind die Trauertage; —
Aller Kummer ſchweigt, ihr Loos iſt Ruh,
Und ſie lächelt ungeſehn der Klage
Ihrer Lieben ſanfte Tröſtung zu.

Ihren Wunſch und ihres Herzens Sehnen
Hat die Ruh des Grabes nun erfüllt;
Tiefer Leiden unbelauſchte Thränen
Hat der Gramvollender Tod geſtillt!

Schmecke, Dulderin! dem Sturm' enteilet,
Nun die Freude, die nicht Wechſel kennt,
Wo des Kummers letzte Wunde heilet,
Wo Verbundne kein Geſchick mehr trennt! —

Jukunde.

Romanze.

Traurig-ſinnend ſaß Jukunde
Auf dem hohen Felſenſchloß,
Lehrend ihre beiden Söhne,
Als es ſüß, wie Lauten-Töne,
Sich durch's Maienthal ergoß:

„Oeffne deine ſtille Wohnung,
Holde Herzens-Königin!
Einen Ritter ſiehſt du nahen,
Der, um Minne zu empfahen,
Kommt mit ehrfurchtsvollem Sinn!"

„Laß die Todten friedlich ruhen!
Ach! ſchon manche Thräne quoll; —
Bei des Aufgangs Purpurkranze,
Bei der Sterne mildem Glanze,
Bebt mein Herz, ſo heiß und voll!"

Zürnend ſprach die treue Gattin:
„Nahe dieſer Wohnung nicht!
Schlummert gleich im heil'gen Lande
Längſt mein Wilhelm, trennt die Bande
Dennoch Zeit und Schickſal nicht!"

„Dem zuerſt mein Herz geſchlagen,
Schlägt es bis zur ſtillen Gruft.
Treue hab' ich ihm geſchworen,
Deine Seufzer ſind verloren,
Und verweh'n im Abendduft!"

„„Treue haſt du ihm gelobet; —
Doch der Tod bricht jeden Schwur,
Soll der Wangen Roth verblühen?
Deiner Augen Gluth verglühen?
Lebſt du für die Todten nur?""

„Nein! ich lebe friſchem Leben —
Meinem holden Knaben-Paar!
Seh' ich einſt ſie herrlich blühen,
Dann mag dieſe Gluth verglühen,
Die dem Gatten heilig war!"

Ernſt und ſinnend ſchwieg Jukunde,
Als der Ritter dieſes ſprach:
„Edle Frau, vom heil'gen Grabe
Komm' auch ich, und ſüße Gabe
Folget meinem Flehen nach!"

„Rudolph bin ich, der die Freundſchaft
Deines Gatten hatt' erſtrebt;
Das Gerücht hat dich betrogen,
Prüfend hab' ich dir gelogen;
Wilhelm, der Beweinte, lebt!"

„Komm herein", ſprach die Entzückte.
„Feurig nannte Wilhelm dich
Oft den Freund der zarten Jugend,
Und das Urbild heil'ger Tugend;
Neues Leben ſtrömt durch mich!"

Bald erſtieg der wackre Ritter
Der Getreuen Felſenſchloß.
Aber welch ein Wonnebeben!
Wilhelm war's, der voller Leben
Selbſt in ſeinen Arm ſie ſchloß! —

Die Stimme vom Grabhügel.

Seinem Freunde, Herrn Senator Günther zu Hamburg geweiht.

Sonnett.

Betrachtungsvoll irrt' ich in jenen Thalen,
So mühſam kaum ein Strahl vom Sonnenlicht
Durch's Schattendach verſchränkter Zweige bricht —
Im Sammelplatz' von hohen Idealen.

Ich weilte traurig-ernſt bei Todten-Maalen,
Wo Wahrheit laut zum Menſchenherzen ſpricht,
Und unter Roſen und Vergißmeinnicht
Die Müden ruhen von des Lebens Qualen.

Theilnehmend rann die Thräne mild herab
Auf deiner Gattin feierlichen Hügel,
Und leiſe tönt's, wie Hauch von Zephyr's Flügel:

„Mein Staubgewand nur deckt dieß ferne Grab,
„Indeſſen, was das Leben überlebet,
„Mein freier Geiſt um den Geliebten ſchwebet!"

Die ſionitiſchen Geſänge.

Hrn. Johann v. Müller geweiht.

Sion's Feier-Geſänge heben die Seele des Weiſen
Ueber dieß nächtliche Thal in der Unſterblichen Hain;
Und die Muſe mit Palmen führt auf Schwingen der Andacht,
Singend ihr himmliſches Lied, heimwärts den freieren Geiſt.
Nimm, o Hehrer! den Kranz, von Blumen des Morgens gewunden,
Unverwelklich umſchlingt einſt dich ein ſchönerer Kranz!
Walle den Strom des Lebens hinab, wie Töne Siona's
Wallen mit ſilberner Fluth nach der Heimath Gefild! — —
Als der Sänger noch ſang, da rauſchte der himmliſchen Harfe
Feſtlich-tönendes Gold durch den balſamiſchen Hain;
Und vom Liede Siona's ergriffen, ſchwang ſich im Lichtſtrahl
Heim der unſterbliche Geiſt. Schweige drum, irdiſcher Laut! —

Hymenäe.

Allwill'n und Allwinen

an ihrem Bundestage geſungen.

Der goldne Tag erglänzet,
Der Lyra Jubel tönt,
Der Horen ſchönſte kränzet
Euch, Traute, hoch verſchönt!
Und Hymen, eurem Bund zum Siegel,
Blickt lächelnd in der Zukunft Spiegel!

Das Kleinod iſt gefunden
Im Unſchulds-Heiligthum!
Vom Liebes-Band umwunden,
Lohnt euch der Treue Ruhm!
Den Freuden, die euch heut' umſchweben,
Sei heilig euer ganzes Leben!

Gleich einer Demantmauer,
Umſchirm' euch Lieb' und Treu'! —
Im Maien-Regenſchauer
Blüh'n Laub und Blumen neu; —
So müſſe ſich, bei Wolkenthränen
Des Schickſals, euer Glück verſchönen!

Bei wonneſüßem Schweigen, —
Die Wangen Roſenblut, —
Winkt unter Myrthenzweigen
Die Liebe, fromm und gut;
O Traute! folget ihrem Winken,
Nie wird, wenn ſie geleitet, ſinken!

Nach banger Mittagsſchwüle,
Fühlt oft der ſtille Harm
Die Luft der Abendkühle
In ihrem Schwanenarm; —
Durch Leiden ſelbſt weiß ſie dem Leben
Erhöhten neuen Reiz zu geben.

Mit unentweihten Lippen
Verſiegelt euren Bund;
Aus Hymens Schale nippen,
Macht Geiſt und Herz geſund!
Die Morgenſonn' auf lichtem Hügel
Sei eurer Blüthentage Spiegel!

Auch Freundes Herz erweitert
Sich froh bei eurer Luſt,
Das Licht, das euch erheitert,
Belebt auch meine Bruſt! —
Sanft, wie das Lied der Nachtigallen,
Hör' ich die Hymnen wiederhallen! —

Die Geneſung.

Im Junius 1803.

Wer begrüßte den Waller auf Dornen? war es ein Bote
Aus dem Lande der Ruh? war es der löſende Tod? —
Nacht umhüllte mein Auge, des Körpers Kräfte verſchwanden,
Gleich dem Nebel im Thal', ſchwebte die Welt mir dahin.
Aber die Seele, beflügelt, erſchwang die beſſere Heimath,
Die dem Ermüdeten Ruh', Balſam dem Blutenden ſchenkt.
Lieblich wogten des Wonneſtromes kryſtallene Fluthen,
Aus der Seligen Hain' rauſchte mir Harfengetön;
Baden wollte der freiere Geiſt in Fluthen des Wohllauts,
Sieh, da rief ihn zurück irdiſcher, zagender Laut.
Kindlich bebende Klagen des bangen lallenden Willy,
Ryna's Jammergeſtöhn, Seufzer mit Thränen vereint,
Und des pflegenden Bruders, der Freunde zärtliche Wünſche
Bannten den Waller zurück in das verlaſſene Land! — —
Ha! da ſchaut' ich die Erde verjüngt im Schmucke des Frühlings,
Durch die duftende Flur haucht' ich des Dankes Gefühl! — —
Heitere Stunden, ſo wallet mir hin, bis bräutlich geſchmücket
Einſt die jüngſte mir winkt, Kühlung dem Scheidenden weht,
Und mit Schwingen des Glaubens mein Geiſt die Heimath erflieget,
Die kein Nebel umhüllt, und kein Sturmwind umſauſt!

Die drei Grafen-Töchter.

Eine Legende.

Einſt prangt ein ſtattlich Zinnen-Schloß
Auf ſchroffer Felſen ſtolzem Gipfel;
Die Fenſter flammten, Monden gleich,
Durch hoher Lindenbäume Nacht.
Graf Robert hauſte hier, — umlagert
Von Gäſten ſtets, — in Saus und Braus.
Der Forſt erklang von Hörnerſchall,
Die Burg von Jubelſang' und Zymbeln,
Und der Bankete wildem Schwarm.
Drei Töchter, wie die Engel ſchön, —
Nur nicht an Geiſt' und Herzen gleich, —
Erhöhten jede Feſtlichkeit.
Sie waren ihres Vaters Stolz,
Der nichts nach Zucht und Sitten frug.
Wenn oft Sanct Anton warnend ſprach:
„Herr Graf, bedenkt der Seelen Heil!"
So hieß es: „bete du für uns!
Wir freuen uns des kurzen Lebens,
Und kaufen Ablaß und Gebet!"

Die erſte Tochter, Meta, fröhnte
Dem Sinnendienſt', der Eitelkeit,
Und jedem neuen Feſt des Tages.
Der Glocken ernſter Feierklang
Rief nimmer ſie vom Spiegel weg.
Sie ſchmückt' ihr Haupt, und ziert' ihr Haar,
Und prunkte ſtets im Feſtgewand,
Sann Liebesſchlingen aus, und gab
Sich ſchmeichelnden Genüſſen hin.

Die zweite Tochter, Fredegunde,
Kannt' ihres Stolzes Grenze nicht.
Der frommen Chriſten Sonntagsfeier
Hielt unter ihrer Würde ſie:
Des Lehrers ernſtes Warnungswort,
Der Beter demuthsvoller Sinn,
Der Liebe Geiſt in Wort und That
War Pöbelwerk in ihren Augen.

Allwine nur, die dritte Tochter, —
Von Antlitz hold, wie Maienblüthe,
An Herz und Sinn den Engeln gleich —
Blieb Gott und der Natur getreu,
Hielt heilig jede Menſchenpflicht,
Erduldete der Schweſtern Hohn,
Und blieb der armen Kranken Pflege.
Wenn früh des Sonntags erſter Strahl
Beſchien des Domes goldnes Kreuz,
Dann miſchte ſie ſich andachtsvoll
In frommer Chriſten frohe Menge.

Ein flimmten ob des Grafen Burg
Drei Sterne, dunkelklar und feurig:
Dann rauſcht' es durch den Saal, wie Sturm,
Und endigte, wie Flötenton.
Dem Grafen ſagt' ein banges Ahnen,
Daß Trauer in die Burg ſich dränge.
So war's; — denn Meta ſtarb am Abend,
Um Mitternacht ſchied Fredegunde,
Und als der Graf noch rang die Hände,
Daß ſie ein ſchneller Tod ereilt,
Bevor geläutert wär' ihr Geiſt —
Als für der Schweſtern Heil Allwine
Noch betet', ſchied auch ſie am Morgen.
Der Vater heult' in Folterqual,
Und zagend wünſcht' auch er, zu ſterben.

Bei Glockenklang und Grabesſang,
Trug man an Einem Tag' die Leichen
In ihrer Ahnen ſtille Gruft.
Die Seelen ſchwebten gleiches Flugs,
Durch Todesnacht und Dämmerung,
Bis vor des Himmels goldne Pforte.
„Sanct Petrus, ſchleuß doch auf die Thür!
Es harren hier drei arme Seelen!"
Sanct Petrus that die Pforte auf.
„Allwine! ſprach er, geh' herein;
Ihr beiden andern kehret um.
Wer gut und fromm auf Erden lebt',
Dem blüht hier oben reines Glück;
Wer bös und voller Sünden war,
Bedarf erſt langer Läuterung!"

Der guten Schweſter Seele ſprach:
„Laß Gnade doch für Recht ergehn!" —
Doch eh' dieß Wort der Lipp' entquoll,
Führt eines Engels Hand ſie ſchon
In's Paradies, zum Lebensquell,
Und in die amarathnen Lauben,
Wo, unter Wonne-Melodieen,
Die Unſchuld ihren Kranz empfängt.

Noch ſtarrten Meta, Fredegunde
Hin auf Allwinen's Ehren-Scene,
Und ſannen auf Entſchuldigung,
Wie nimmer eine Laſterthat
Vor Menſchen ihren Ruf befleckt — — —
Doch plötzlich hüllte Rabennacht
Die Scene ein; es wankt' der Grund,
Und wie von dunkler Rieſenhand
Sah'n beide ſich hinabgeſchleudert,
Bei Sturmwind und Gewitterſauſen.
Ein grünlich gelber Wetterſchein
Umzog ein düſtres, ödes Thal,
Das Thal der Prüfungen genannt.
„Hier duldet (ſprach's mit Donnerſtimme)
Bis abgebüßt der Sünden-Dienſt,
Der euch das höchſte Gut verſagt,
Bis eure Seelen ſchlackenrein,
Beſcheiden ihre Schuld erkennen,
Und dann der Richter ſich erbarmt!"

Das Winſeln, das die Luft durchdrang,
Von keinem Sternenſchein' erhellt,
Das Aechzen, das der Bruſt entquoll,
Ließ ahnen des Gewiſſens Angſt,
Und ernſter Büßung harte Pein:
Doch gab des Urtheils letztes Wort
Den Armen fernen Hoffnungs-Schimmer. —
Was dieſen Seelen widerfuhr,
Ließ Gott am trüben Sterbetag'
Im Traum den frommen Anton ſehn.
Es rieſelt kalt ihm durch die Glieder;
Doch als noch Angſt und Hoffnung kämpften,
War Nacht und Traumgeſicht verſchwunden. —

Der Graf vernahm des Sehers Traum,
Ward ernſter, ging in ſich, und that
Von nun an manches Liebeswerk.
In ſeinen Hallen herrſchte Trauer;
Der Jagd Gelüſt war ihm zuwider,
Der Hörner Schall ein Mißgetön;
Wo ſonſt ein ſchöner Garten blühte,
Da ſtarrt' ihn nun Verwüſtung an.
Oft betet' er, und tief durchdrungen

Von Reu' und Demuth war ſein Herz.
Stets miſchte ſeiner Töchter Bild
Ihm Wermuth in den Lebenskelch,
Bis ſeiner Stunden letzte ſchlug.

Die mich im Traum' entzückten, meinem Sinn.
Heil mir; denn Glaube, Lieb' und Hoffnung leiten
Mich ſchirmend durch das Land der Dunkelheiten! —

Die Erſcheinung.

Im Sommer 1806.

Umfloſſen von des Abends Purpurſcheine,
Erſchüttert durch des Zeitgeiſts Machtgebot,
Saß ich im väterlichen Eichenhaine,
Am Felſenbühl, der nach der Tiefe droht,
Es wogt' um mich der wilde Strom der Zeiten,
Und zürnend ſchien die Hore wegzugleiten.

Der Schauerwald, die ſchroffen Klippenhänge —
Sie waren mir ein Bild von Thuiskon's Land,
Der Waldbewohner ſüße Klaggeſänge —
Ein Scheidenslied, das tief mein Herz empfand; —
So wie dahin des Waldſtroms Fluthen zogen,
Ahnt' ich, was wahr und recht und gut, verflogen.

„Wo iſt, ſo ſeufzt' ich, Liebe noch zu finden?
Nur Selbſtſucht ach! umgarnt der Menſchen Sinn!
Und Glaube, der einſt Nacht und Dorngewinden
Hab mildes Licht, floh traurend auch dahin!
Wie ſollte Hoffnung drum die Sehnſucht ſtillen?
Und armen Lechzern ihren Becher füllen?"

Jetzt ſchlief ich ein. Es prangten neue Welten
Vor meinem Blick'; ich war hinweggerückt
Aus meinem Schauerhain', Wohllaute ſchwellten
Den Buſen mir; mein Geiſt war hochentzückt.
Im ſchönen Morgenland' fand ich mich wieder,
An Sion's heil'ger Nähe ſank ich nieder.

Vom Jordan's Ufern rauſchten Harfentöne,
Und durch die Zedern ſcholl ein ſüßer Laut;
Das friſche Thal erglänzt' in Aether-Schöne,
Und war von tauſend Perlen rings bethaut;
Die junge Pflanzenwelt haucht' Lebens-Düfte,
Ihr Balſam wallte durch die reinern Lüfte.

Ich ſchaut' empor; vor den erſtaunten Blicken
Erhob ein Tempel ſich, und wunderbar
Von Antlitz' und Geſtalt, im Aug' Entzücken,
Sah' eine Jungfrau, opfernd am Altar;
Sie ſah, entwöhnt der Erde Schauernächten,
Den Himmel, einen Kelch in ihrer Rechten.

Der Holden Schweſter kam, und ſchloß mit Wonne
Ihr weinend Kind an ihre Schwanenbruſt;
Ihr Auge ſtrahlte, wie die Maienſonne,
Und ſchwamm im Spiegel reiner Himmelsluſt.
Sie ſtrömt' in meinen Buſen Hochentzücken,
Enthüllte neues Daſein meinen Blicken.

Dann naht' die dritte, hielt mit ſüßem Schmachten
Den Anker in der Lilienhand, und winkt'
Dem Dulder Ruh, ſchien ahnungsvoll zu trachten
Dorthin, wo nicht die Sonne niederſinkt, —
Ja, wenn der Erde bunte Träum' entſchweben,
Dem Kämpfer lächelt unvergänglich Leben.

Die erſte deutet nach dem Friedenslande,
Das Vielgeprüften mit der Palme lohnt;
Die zweite krönt der reinen Sehnſucht Bande,
Ob ſie im Heiligthum der Herzen thront.
Die dritte zeigt in wonniglichen Träumen
Dem Dulder goldne Frucht an Lebensbäumen.

Die ſchöne Jordans-Flur, die Zedern-Haine
Durchflammte Spätroth, ruhig wogt der See,
Sich ſpiegelnd in dem Abendſonnen-Scheine,
Vergoldet war Siona's Tempelhöh.
Ein Wonneſchauer drang durch meine Glieder. — —
Dein Eden ſchwand! — doch kehrt ſein Bild oft wieder.

Wenn finſter nun des Lebens Stürme walten,
Dann blickt mein Aug' nach heil'ger Stätte hin,
Und Frieden winken jene Huldgeſtalten,

Das Leben.

Eine Rhapſodie.

Dem Herrn Landrathe und Erbſchenken, Moritz von Schenk zu Schweinsberg, geweiht.

Leicht entgleitet dem wogenden Strom' der Nachen des Weiſen,
Bis ihn der ſchirmenden Bucht freundliche Winde umweh'n;
Bald durch Auen und bald durch Klippen ergießet die Fluth ſich,
Bis ſie ihr Silber verſtrömt in der Unſterblichkeit Land.
Kräftig beſieget Uranien's Zögling, was laſtet den Buſen;
Dämpfend die Sorgen der Welt, hebt ihn, was bleibet, empor.
Trübet bisweilen ein düſtres Gewölke den Himmel der Zukunft,
Bald verweht das Gewölk', ſtrahlet verklärter ſein Blau.
Nah'n, gleich Wettern, heran die Mühen des Tages dem Weiſen,
Kühn ermuthigt er ſich, einſam und frei im Geräuſch.
Toſet gewaltig der Strom der Zeit, er lebet geborgen
In dem unendlichen Reich', welches ſein Genius ſchuf,
Fliehend der Gegenwart wildes Gewühl, begrüßet er freudig
Dich, heſperiſchen Hain, ſchönerer Vorzeit Gefild!
Dräuet zu Zeiten das Glück, geheim verbündet dem Tode,
Zu erſticken, was keimt, zu vernichten, was reift;
Dann auch hebt ihn ſein Hochgefühl für Wahrheit und Güte,
(Wen du beſeeltteſt, Gefühl! der trug Himmel in ſich!)
Wenn das Veraltete ſtirbt, und was verdorben, verſchwindet,
Wenn, was überreif war, welket, und modert, was ſtarb,
Wenn die phyſiſche Kraft erliegt dem ſchaffenden Geiſte,
Eigennutz findet den Lohn, Kleinmuth verzagt an ſich ſelbſt,
Raſtet im Dunkelen dann die Hand des ewigen Schickſals?
Iſt es nicht ernſtes Gebot, Spruch des Geſchicks, was geſchieht? —
Wenn die Rechtlichkeit flieht, der Sinn für Billigkeit ſcheidet,
Und der Geborne des Staubs achtet nicht Maß und Ziel:
Sollte dann Nemeſis nicht die Schritte des Uebermuths zügeln?
Und mit leiſerem Fuß ändern das rollende Rad? —
Wenn mit diamantenem Arm zerſchmettert das Schickſal
Rieſengebäude der Zeit, ſchleudert die Trümmer umher;
Wenn es den Nacken des Uebermuths beugt, vernichtet die Plane,
Die der Stolz ſich erſann, höhnend der Menſchheit Geſetz:
Ha! dann feiert die Seele des Weiſen voll heiliger Ehrfurcht;
Staunend naht er dem Geiſt', der vernichtet und ſchafft; —
Wenn aus Tod' und Zertrümmerung keimt ein neues Gebilde,
Und den Grüften entſteigt Leben und friſcheres Sein;
Wenn die Demuth und Liebe ſiegen, wenn Wahrheit und Rechtthun
Feiern Triumph', und nicht mehr Thränen die Menſchlichkeit weint;
Dann umweht es, wie Himmelsduft, des Feiernden Seele,
Und das geſtärkte Gemüth jubelt zum Weltgeiſt' hinauf! —
Mäßigung zeige der Menſch, wenn Glück die Schritte beflügelt,
Hoffend ſchau' er empor, drohet ein Mißgeſchick ihm;
Nie verkenne ſein Blick der wahren Trefflichkeit Siegel:
„Unabhängig zu ſein von der Gewalt des Geſchicks."
Männlich lern' er entbehren, dem Schmerz und Tode zu trotzen,
O! dann fühlt er ſich frei, o, dann fühlt er ſich groß!
Sprödb' iſt das Leben, und weicht, voll bitteren Eigenſinns, dem aus,
Der es ſuchet, und den, der es nicht achtet, umfängt's.
Wurden dem Weiſen der Tage nur wenig vom Schickſal beſchieden,
O! ſo gießet es ihm Schätze des Lebens hinein!
War ſein Leben Geſang, ſo wallen harmoniſche Töne,
Hörbar dem Scheidenden nur, einſt ihm um's Lager der Ruh.
Freundliche Träum' umſäuſeln ſein Haupt mit goldenen Schwingen,
Die mit Erinnerung ihn, die ihn mit Ahnung umwehn! — —
Lang' noch walle dein Lebensſchiff, mit günſtigen Winden,

Und im Silber des Stroms ſpiegte ſich ſtärkend mein Aug'!
Leben genießeſt du, Freund, und ſpendeſt Leben und Wonne,
Kehrſt du zur Heimath einſt ſpät, bleib' uns hienieden
dein Bild! —

Salomoniſche Hochgeſänge der Liebe.

Aus der hebräiſchen Urſchrift neu überſetzt.

Eine Sammlung erotiſcher Lieder, zwar ohne künſtlichen Plan, doch aber durch Ein Hauptthema mit einander verbunden, und durch den unverkennbaren Faden der Einheit an einander gereihet; — zarte Wettgeſänge und Selbſtgeſpräche, worin die Liebe eines ländlichen Paars, von ihrem erſten Aufkeimen bis zu ihrer vollkommenen Reife, nach ihren ſtillen Wonnen und ſüßen Schmerzen, in der Sprache der Natur und Unſchuld beſungen wird. Die Hauptperſonen bleiben in der ganzen Sammlung dieſelben, ein ſchlichtes Landmädchen, unter Reben, Granatbäumen und Lilien weilend, und ein Jüngling, ſeine Heerde weidend und in Wieſen und Gärten luſtwandelnd; — das Intereſſe bleibt daſſelbe. Die Zeit der Handlung iſt die Zeit des Frühlings. Der Schauplatz hingegen ändert ſich öfter, und iſt bald ein morgenländiſcher Garten, bald ſind es offene Triften und Fluren. Das ganze athmet freie Natur und ländliche Einfalt.

Der leichteren Ueberſicht wegen, hat man in der Ueberſetzung den Wechſel der redenden Perſonen, — den der feurige Morgenländer nie beſtimmt angiebt, den aber der veränderte Ton der Geſänge nicht ſchwer errathen läßt, — jedesmal über den einzelnen Abſchnitten angedeutet.

Der Kenner der orientaliſchen Denkart und Sitten wird manche Züge dieſer Liebes-Geſänge unanſtößig finden, die dem wahren oder geheuchelten Gefühle des Abendländers widerſtreiten, wiewohl auch dieſe Lieder, mit manchen perſiſchen und arabiſchen Liebes-Geſängen und mehrern rauhen Propheten-Stellen des alten Teſtaments verglichen, noch eine große Feinheit und Zurückhaltung athmen. Uebrigens trägt dieſe, das jugendliche Gemüth durch ihre Herzensſprache ſo ſtark anſprechende Lieder-Sammlung manche Spuren eines weit jüngern Zeitalters, als des Salomoniſchen, z. B. mehrere aramäiſche Wendungen in der Sprache, — an ſich. Sie enthält die Nachklänge des Salomoniſchen Saitenſpiels, — und konnte daher ſchicklich nach dem Namen des Königs, der die Saiten der Zeit und Nachwelt durch ſeine begeiſterungsvollen Lieder geregt hatte, „Ausbund Salomoniſcher Liebes-Geſänge" das heißt: „Hochgeſänge der Liebe, in dem feurigen Geiſte Salomo's gedichtet," genannt werden. Ueber den ausgezeichneten Werth dieſes Buches bedarf's unter edlen Gemüthern keiner Worte mehr. „Es iſt, wie der verewigte Herder ſagt, unter den Büchern des alten Teſtaments eine Roſen- und Myrthenlaube im Thale des Frühlings, rings umher voll ſchöner Ausſicht auf alle Seiten der Menſchheit."

I.

1 **Das Lied der Lieder Salomo's.**

Das Mädchen.

2 O küſſ' er mich mit ſeines Mundes Küſſen! — —
Denn köſtlicher, als Wein, iſt deine Liebe!
3 Sie duftet, wie dein Salböl, Wohlgeruch; —
Dem ausgegoßnen Balſam gleicht dein Name:
Drum lieben dich die Mädchen!
4 Zieh mich dir nach, und laß uns eilen!
Als führte mich der König in ſein Harem,
So froh und freudig ſind wir über dich,
Gedenken deiner zarten Liebe,
Und lieben höher dich, als edlen Wein! —
5 Schwarz bin ich zwar, doch lieblich,
Ihr Töchter von Jeruſalem!
Wie Kedarenen-Zelte,
Wie Decken Salomo's!
6 Schaut mich nicht an, daß ich ſo ſchwarzbraun bin,
Die Sonne hat mich ſo gebräunt!
Es zürnten meiner Mutter Söhne mir,
Und ſetzten mich zur Weinbergs-Hüterin: —
Doch meinen Weinberg — hab' ich nicht gehütet!
7 O ſage mir, den meine Seele liebt:
Wo weideſt du?
Wo ſchläfſt du deinen Mittags-Schlummer?
Denn warum ſollt ich hin und her
Bei deiner Freunde Heerde irren?

Der Jüngling.

8 Weißt du es nicht, der Jungfraun Schönſte?
So folge nur der Heerde Spur,
Und weide deine Ziegen
Bei jenen Hirtenzelten!
9 Dem Prachtgeſpann' am Wagen Pharao's
Vergleich' ich, meine Holde, dich!
10 Schön blicken durch die Kettlein deine Wangen,
Dein Hals durch Perlenreihen!
11 Ich ſchaffe goldne Spangen dir,
Geſprenkt mit Silber-Pünktchen!

Das Mädchen.

12 Indeß der König an der Tafel weilet,
Verbreitet meine Narde ihren Duft!
13 Ein Myrthen-Sträußchen iſt mein Traunter mir,
An meinem Buſen ruhend.
14 Ein Zyprus-Träubchen iſt mein Traunter
Mir auf Engeddi's Rebenhügeln.

Der Jüngling.

15 Schön biſt du, meine Holde!
Schön biſt mit deinen Tauben-Augen du!

Das Mädchen.

16 Schön biſt, mein Lieber! du, und reizend; —
Ein friſches Grün iſt unſer Lager;
17 Die Balken unſers Hauſes — Zedern,
Zypreſſen unſre Latten! — —

II.

Das Mädchen.

1 Ich bin die Roſe Saron's,
Die Lilie des Blumenthals!

Der Jüngling.

2 Wie unter Dorngeſträuch die Lilie,
So unter Jungfraun, meine Traute!

Das Mädchen.

3 Was unter'm Waldgehölz' ein Apfelbaum,
Das iſt mein Lieber unter Jünglingen!
In ſeinem Schatten wünſch' ich auszuruhen,
Und ſüß iſt meinem Gaumen ſeine Frucht!
4 Er macht mich liebetrunken,
Und über mir weht ſein Panier, die Liebe!
5 O ſtärket mich mit Traubenſaft,
Und labt mich mit des Obſtbaums Frucht;
Denn ich bin liebekrank!
6 Ach! unter meinem Haupt ruht ſeine Linke,
Mit ſeiner Rechten hält er mich umſchlungen!

Der Jüngling
an die Geſpielinnen ſeiner Geliebten.

7 Ich beſchwör' euch, Jeruſalem's Töchter,
Bei den Gazellen,
Bei den Rehen der Flur,
Wecket ſie nicht!
Störet die Traute nicht,
Bis ſie von ſelbſt erwacht!

Das Mädchen.

8 Die Stimme meines Holden!
Ach! ſeht, er kommt!
Er ſpringet über Berge,
Und hüpfet über Hügel!
9 Es gleicht mein Liebling der Gazelle.
Er gleicht dem jungen Hirſch'!
Da ſteht er ſchon!
Steht hinter unſrer Wand,
Schaut durch die Fenſter-Oeffnung,
Und blicket durch das Gitter!
10 Mein Lieber ruft mir zu, und ſpricht:
„Auf, meine Freundin! meine Schönſte!
Auf! komm mit mir!
11 Denn ſieh, der Winter iſt vergangen,
Die Regenzeit dahin, vorüber!
12 Schon ſieht man junge Sproſſen auf dem Felde,
Die Zeit der Lieder naht!
Der Turteltaube Girren
Hört man auf unſrer Flur!
13 Der Feigenbaum würzt ſeine Früchte,
Die jungen Trauben-Blüthen
Verbreiten Wohlgeruch.
Auf, meine Freundin! meine Schönſte, fort!
14 Mein Täubchen in den Felſenklüften,
In ſteiler Berge Höhlen!
Laß mich dein Antlitz ſchauen,
Vernehmen deine Stimme,

Denn deine Stimm' ist lieblich
Und hold dein Angesicht!" —
Die Füchse fangt uns weg,
Die kleinen Füchse, die Verwüster unsers Weinbergs,
Denn unser Weinberg knospet schon! — —
Mein Freund ist mein, und ich bin sein;
Er weidet unter Lilien!
Wenn kühler wird der Tag,
Und sich die Schatten längern;
Dann kehre heim, o Freund, wie die Gazelle,
Und wie der junge Hirsch,
Der über Scheidewege springt!

III.

Das Mädchen.

Des Nachts auf meiner Lagerstätte
Sucht' ich den Liebling meines Herzens auf;
Ich sucht' ihn, fand ihn aber nicht!
„Wohlan! so will ich aufstehn,
Will wandern durch die Stadt,
Auf allen Plätzen und in allen Straßen
Den Liebling meines Herzens suchen!"
Ich sucht' ihn, aber fand ihn nicht!
Da fanden mich die Wächter,
Als sie die Stadt durchstreiften.
„Saht ihr den Liebling meines Herzens nicht?"
Kaum war ich weg von ihnen,
So fand ich ihn, den meine Seele liebt.
Nun halt' ich ihn, und laß' ihn nicht,
Bis ich ihn führ' in meiner Mutter Haus,
In meiner Mutter Kammer!

Der Jüngling.

Ich beschwör' euch, Jerusalems Töchter!
Bei den Gazellen,
Bei den Rehen der Flur,
Wecket sie nicht,
Störet die Traute nicht,
Bis sie von selbst erwacht!

Aufforderung an die Jungfrauen Jerusalem's, die Pracht Salomo's an seinem Vermählungsfeste zu sehen.

Was steiget von der Wüste dort empor,
Wie säulengrader Rauch?
Der Myrrhe und des Weihrauchs Wohlgeruch,
Der alle Kaufmanns-Würze übertrifft? — —
Ha! seht die Sänfte Salomo's!
Es stehen sechzig Helden um ihn her,
Die Tapfersten in Israel!
Ein jeder mit dem Schwert bewaffnet,
Des Krieges kundig;
Ein jeder trägt's an seiner Hüfte
Vor mitternächt'gem Grauen!
Dieß Prachtbett machte sich der König Salomo,
Aus Zedernholz vom Libanon!
Die Säulen macht er sich von Silber,
Und das Gestell von Gold,
Von Purpur seinen Ruhesitz.
Die holdeste von allen Töchtern
Jerusalem's schmückt seine Mitte aus.
Geht hin, und schaut, ihr Töchter Sion's!
Den König Salomo in seinem Blumenkranze,
Womit ihn seine Mutter
Am Tage der Vermählung schmückte,
Am Wonne-Tage seines Herzens!

IV.

Der Jüngling.

Schön bist du, meine Traute, schön!
Wie Täubchen, blicken deine Augen durch den Schleier!
Dein Lockenhaar gleicht einer Ziegenheerde,
Die von dem Gilead herab erglänzt;
Und deine Zähne sind, wie Schäfchen,
Die, neugeschoren, aus dem Bade steigen, —
Sie alle Zwillings-Mütter,
Und keines kinderlos.
Den Purpurfaden gleichen deine Lippen,
Und anmuthsvoll ist deine Stimme! —
Wie am Granat der Riß,
So deine Wangen unter'm Schleier!
Dein Hals ist wie der Davids-Thurm,
Erbaut zur Waffenburg.
Es hängen tausend Schilde dran,
Der Helden Rüstung mancherlei.
Es gleichen deine Brüste zwei Gazellen,
Den Zwillingen von Einer Mutter,
Die unter Lilien weiden.

Das Mädchen.

Bis sich der Tag abkühlt,
Und sich die Schatten dehnen,
Will ich zum Myrrhenberge,
Zum Weihrauchhügel wallen! —

Der Jüngling.

Ganz schön bist, Holde! du;
Kein Fehler ist an dir!
Vom Libanon komm mit mir, meine Braut,
Vom Libanon komm mit herab!
Und Blicke von Amana's Gipfel,
Von Senir's Hügel und vom Hermon weit umher;
Vom Aufenthalt der Löwen,
Vom Leoparden-Berge! —
Du hast mein Herz verwundet,
O Schwester! holde Braut!
Verwundet mich, mit Einem deiner Blicke,
Mit Einer Kette deines Halsgeschmeides!
Wie süß ist deine Liebe,
Du, meine Schwester, Braut!
Weit süßer noch, als Wein, ist deine Liebe,
Und lieblicher der Duft von deinen Salben,
Als alle Würze! —
Von deinen Lippen, Braut! träuft Honigseim,
Und unter deiner Zung' ist Milch und Honig;
Dem Duft' vom Libanon
Gleicht deiner Kleider Duft!
Ein wohlverwahrter Garten,
Bist du, o Schwester, Braut!
Bist ein verschloßner Quell,
Ein Brunnen, zugesiegelt!
Und dein Gewächs
Gleicht einem Lustgefilde von Granaten,
Voll süßer Früchte; Zyprus, Narde,
Und Nard' und Krokus, Würzrohr, Zimmet,
Der Weihrauch-Stauden mancherlei,
Und Myrrh' und Aloe mit aller edlen Würze
Der Gartenquell ein Born lebend'gen Wassers,
Das sich vom Libanon ergießt.
Auf, Nord! und Südwind, auf!
Durchhauche meinen Garten,
Der von Gewürzen träuft!

Das Mädchen.

Mein Trauter komm in seinen Garten,
Und koste seine edlen Früchte! — —

V.

Der Jüngling.

Ich komm' in meinen Garten,
O, meine Schwester, meine Braut!
Dann pflück' ich meine Myrrhe, meinen Balsam,
Ich esse meinen Honigseim und Honig,
Und trinke meinen Wein und meine Milch
Esset, Freunde!
Trinkt euch satt, ihr Lieben!

Eine Traum-Erzählung des Mädchens.

Ich schlummerte, doch wachte meine Seele. —
Die Stimme meines Trauten!
Er klopfet an!
„Thu' auf mir, Schwester, holde Freundin,
Mein Täubchen! meine Schöne!
Mein Haupt ist thaubenetzt,
Nachttropfen rieseln mir vom Haar!"
Schon bin ich des Gewands entladen,
Soll ich auf's neue mich bekleiden?
Schon wusch' ich meine Füße rein;
Soll ich auf's neue sie beständen?"
Da streckt mein Lieber durch das Gitter seine Hand;
Mein Herz bebt' ihm entgegen!
Jetzt stand ich auf, zu öffnen meinem Liebling;
Von Myrrhe troffen meine Hände,
Und edle Myrrhe rann
Von meinen Fingern auf des Schlosses Riegel!
Auf that ich meinem Liebling:
Doch war mein Liebling fort! entfloh'n!
Entgangen war mir, da er sprach, die Seele!
Ich sucht' ihn, aber fand ihn nicht,
Ich rief ihm zu; doch keine Antwort!
Die Wächter fanden mich; als sie die Stadt durchstreiften!
Sie schlugen blutig mich und wund,
Die Mauerhüter raubten mir den Schleier.

8 Ich beſchwör euch, Jeruſalems Töchter!
Trefft ihr meinen Holden an,
Sagt ihm, ich ſei krank vor Liebe!

Frage der begleitenden Jungfrauen.

9 „Was hat dein Liebling denn voraus vor andern?
O du, der Frauen Schönſte!
Was hat dein Liebling denn voraus,
Daß du uns ſo beſchwöreſt?“ — —

Antwort des Mädchens.

10 Mein Freund iſt weiß und roth,
Und vor Zehntauſenden erkoren!
11 Sein Hauptſchmuck iſt das feinſte Gold,
Sein Haar iſt krausgelockt und Rabenſchwarz!
12 Es gleichen ſeine Augen
Den Täubchen an der Quelle,
In Milch gebadet,
Und ſchwimmend in der Fülle!
13 Gleich einem Blumenfelde,
Würzbeeten gleich ſind ſeine Wangen,
Und Purpur-Lilien ſeine Lippen,
Von welchen flücht'ge Myrrhe träuft!
14 Es gleichen goldnen Walzen ſeine Hände,
Beſetzt mit Hyazinthen;
Sein Leib iſt glänzend Elfenbein,
Geſchmücket mit Sapphiren;
15 Die Schenkel Marmorſäulen,
Auf goldnem Fußgeſtelle.
Sein Anſehn gleicht dem Libanon,
Wie Zedern auserleſen.
16 Süß iſt ſein Gaumen,
Und Alles wonniglich an ihm!
So iſt mein Trauter, ſo mein Freund!
Ihr Töchter von Jeruſalem! —

VI.

Die begleitenden Jungfrauen.

1 „Wo ging er hin, dein Holder?
O du, der Frauen Schönſte!
Wo wandte ſich dein Holder hin?
Wir ſuchen ihn mit dir!“

Antwort des Mädchens.

2 Mein Holder ging hinab in ſeinen Garten,
Hin zu den Balſambeeten,
Zu weiden in dem Garten,
Und Lilien zu ſammeln.
3 Mein iſt mein Trauter; ich bin ſein,
Er weidet unter Lilien! —

Der Jüngling.

4 Schön biſt du, meine Traute!
Wie Thirza ſchön,
Biſt prächtig, wie Jeruſalem,
Und furchtbar-ſchön, wie Heeres-Reihen!
5 O wende deinen Blick von mir:
Er überwältigt mich!
Dein Haar gleicht einer Ziegenheerde,
Die von dem Gilead herab erglänzt;
6 Und deine Zähne — Lämmerheerden,
Gebadet in dem friſchen Quell;
Sie alle Zwillinge gebährend,
Und keines kinderlos.
7 Wie am Granat ein Ritz,
So deine Wangen unterm Schleier!
8 Hab' einer auch der Königinnen ſechszig,
Der Neben-Frauen achtzig,
Und Zofen ohne Zahl:
9 Nur Eine iſt mein Täubchen, meine Holde,
Die Auserwählte ihrer Mutter,
Die Liebſte deren, die ſie einſt gebar!
Es ſah'n die Mädchen ſie,
Und prieſen ſie glückſelig,
Die Königinnen
Und Nebenfrauen lobten ſie!

Die königlichen Gemahlinnen und Zofen.

10 „Wer iſt die, deren Anblick
Der Morgenröthe gleicht?
Schön wie der Mond, rein wie die Sonne,
Und furchtbar, wie ein Kriegesheer!“

Das Mädchen (erzählt ſeinem Geliebten).

11 Zum Nußgehölz war ich gegangen,
Zu ſchauen das Geſträuch im Thal,
Zu ſehen, ob der Weinſtock knoſpe?
Ob die Granaten trieben? — —
12 Mir ahnte nichts! — —
Da bangt' ich ſcheu zurück
Bei'm Anblick' eines Wagenzuges!

VII.

Nachruf eines lüſternen Städters.

1 Kehr' um, kehr' um, o Sulamith!
Kehr' um, kehr' um, daß wir dich ſchauen

Das Mädchen.

„Was wollt ihr ſchaun an Sulamith?“

Der Städter.

Sie, die den Heeres-Reihen gleicht!
2 Wie ſchön ſind in den Schuhen,
O Fürſtentochter, deine Tritte!
Die Wölbung deiner Hüfte gleicht
Dem Kettenwerk von Meiſterhand geſchlungen!
3 Dein Schoos — ein runder, voller Becher,
Mit Würzwein angefüllt!
Dein Leib — ein Waizenhügel,
Mit Lilien umſteckt!
4 Dein Brüſte-Paar gleicht zwei Gazellen,
Den Zwillingen von Einer Mutter! —
5 Dein Hals, ein Thurm von Elfenbein,
Und deine Augen, klar, wie Hesbons Teiche,
Am Thor' der Fürſtentöchter:
Die Naſe, wie der Thurm auf Libanon,
Der nach Damaskus ſchaut.
6 Dein Hauptſchmuck gleicht dem Karmel,
Die Locken deines Haupts dem Purpur,
Am Königs-Bunde ſchön geſchlungen! —
7 Wie ſchön biſt du!
Wie reizend, meine Holde!
8 Dein Wuchs iſt gleich dem Palmenbaum,
Den Träubchen gleichen deine Brüſte!
9 Gern möcht' ich auf dem Palmbaum klimmen,
Umſchlingen ſeine Zweige!
Dein Buſen ſei mir Trauben-Blüthe,
Und deines Athems Hauch mir Aepfelduft!
10 Dein Gaumen gleicht dem edlen Wein — — —

Das Mädchen.

„Der meinem Trauten gleitet ſanft hinab,
Und der dem Schlummernden
Beredte Lippen ſchafft!
11 Ich bin für meinen Holden,
Er ſehnet ſich nach mir.
12 Auf, Trauter! laß uns eilen auf die Flur,
Und unter Zyprus-Bäumen übernachten!
13 Dann wallen früh zum Rebenberg wir hin,
Und ſehen, ob der Weinſtock ſproſſe,
Ob ſich die Traubenblüthen öffnen,
Und die Granaten blüh'n,
Dort weih' ich dir all' meine Liebe!
14 Die Liebesäpfel duften ſchon,
Und über unſrer Pforte
Hab' ich der Früchte mancherlei,
Der neuen und der alten,
Dir, Holder, aufbewahrt.“ —

VIII.

Das Mädchen.

1 O wäreſt du mein Bruder,
Der meiner Mutter Bruſt geſogen!
Fänd' ich dich draußen dann,
So küßt' ich dich, und niemand höhnte mich darob!
2 Ich führt' und brächte dich
In meiner Mutter Wohnung;
Du lehrteſt mich; ich tränkte dich
Mit Würzwein und Granaten-Moſt!
3 Unter meinem Haupte ſeine Linke,
Mit der Rechten hält er mich umſchlungen!

Der Jüngling
an die Geſpielinnen ſeines Mädchens.

4 Ich beſchwör' euch,
Töchter Jeruſalems!
Wecket und ſtöret die Holde nicht,
Bis ſie von ſelbſt erwacht!

Der Dichter.

5 Wer iſt es, die herauf
Dort aus der Wüſte kommt,
Gelehnt auf ihren Freund?

Der Jüngling.

„Einſt weckt' ich dich
Dort unter'm Apfelbaume,

Wo deine Mutter dich gebar,
Wo die Gebärerin entbunden ward von dir!

Das Mädchen.

6 Präg', wie ein Siegel, mich auf deine Brust,
Wie einen Siegelring auf deinen Arm!
Denn stark ist, wie der Tod, die Liebe,
Und hat ihr Eifer, wie das Todtenreich;
Der Gluth des Feuers gleichet ihre Gluth,
Jehovens Blitzen!
7 Die stärkste Fluth löscht nicht die Liebe,
Es reißen Ströme sie nicht fort!
Böt einer auch sein Haus und Gut um Liebe,
Verschmäht, verspottet würd' er nur!

Die Brüder.

(Der erste.)

8 Noch klein ist unsre Schwester,
Ihr Busen noch nicht reif!
Was thun wir unsrer Schwester,
Wenn jemand um sie wirbt?

(Der andere.)

9 Wird sie einst eine Mauer,
So bau'n wir silbern Bollwerk drauf,
Und wird sie eine Pforte,
So wahren wir mit Zedernbalken sie!

Die Schwester.

10 Eine Mauer bin ich schon,
Meine Brüste sind, wie Thürme,
Schon gefall' ich meinem Holden! — —
11 Zu Baal-Hamon hatte
Einen Weinberg Salomo,
Hütern gab er seinen Weinberg:
Jeder sollt' ihm für die Früchte
Tausend Silberstücke bringen! — — —
12 Doch mein Rebenhügel liegt vor mir,
Tausend sei'n, o Salomo! für dich,
Und zweihundert für die Hüter deiner Frucht!

Der Jüngling.

13 Die du wohnest in den Gärten,
Deiner Stimme horchen die Gespielen,
Laß auch mich sie hören! — — —

Das Mädchen.

14 Mein Trauter, eile, —
Wie die Gazelle,
Und wie ein junger Hirsch —
Auf Würzgebirge! —

K.

Ludwig August Kähler

ward im Jahre 1766 zu Sommerfeld im Brandenburgischen geboren, kam nach absolvirten theologischen Studien 1798 als Pfarrer nach Kanig im Regierungsbezirk Frankfurt und von da 1809 als Archidiakonus nach Kottbus. 1819 wurde er als Konsistorialrath und Pfarrer der löbenichtschen Kirche nach Königsberg berufen und dort zum Dr. der Theologie und ordentlichen Professor dieser Wissenschaft an der dasigen Universität ernannt.

Er schrieb theils anonym, theils unter dem Namen „Filibert" folgende Romane und Poesieen:

Graf Friedrich von Werben. Roman. Leipzig 1802, 2 Thle., 8.

Bauer Martin, der Mörder. Roman. Ebendas. 1803, 8.

Herrmann von Löbeneck, oder Geständnisse eines Mannes. Leipzig 1805 — 1806, 3 Thle., 8. mit 1 Kupf.

Theodore von Manstein. Ebendas. 1808, 2 Thle. 8.

Geschichte von Kottbus, während der Jahre 1813 u. 1814. Kottbus 1816.

Weltkunde. Leipzig 1817 — 1819, 2 Thle.

Epheuranken. Leipzig 1819, 8.

Der Tag des Gerichts und der ewigen Aussöhnung. Eine christliche Dichtung. Königsberg 1829, 8.

Seine theologischen Leistungen dagegen sind:

Abschiedspredigt. In Kottbus gehalten. Königsberg 1819.

Antrittspredigt in Königsberg. Königsberg 1819.

Antwort auf den Brief des Hrn. Pfarrer Wigand an den Hrn. Erzbischof Dr. v. Borowski. Königsberg 1831.

Beitrag zu den Versuchen neuerer Zeit, den Katholicismus zu idealisiren. Königsberg 1828.

Betrachtungen über die doppelte Ansicht, ob Jesus blos ein jüdischer Landrabbiner oder Gottes Sohn gewesen sei? Königsberg 1821.

Sonnenklarer Beweis, daß ein christlicher Regent stets der oberste Bischof der Kirche in seinem Lande sei. Leipzig 1819.

Diss. inaug. de eo, quod positivum est in ecclesia christiana. Leipzig 1819.

Glossa perpetua zu Harms' Uebersetzung der 95 Thesis Luther's für das Jubeljahr 1817. Leipzig 1818.

Die Herrlichkeit der evangelisch-christlichen Kirche. Predigt. Königsberg 1823.

Sind Kirchenstrafen ein wesentliches Stück der Kirchenzucht? Magdeburg 1819.

Die christliche Lehre nach der heiligen Schrift. Königsberg 1831.

Neujahrsgeschenk für Patrioten. Berlin 1814.

Philagathos; Andeutungen über das Reich des Guten ꝛc. Königsberg 1823 u. 1824.

Predigt der 300jährigen Jubelfeier der in der Stadt Königsberg angefangenen Kirchenreformation. Königsberg 1823.

Predigt über die Verpflichtung zur Theilnahme an der öffentlichen Religionsübung. Kottbus 1810.

Sechs Predigten über den seligmachenden Glauben an Jesum Christum. Königsberg 1827.

Preußens Größe. Eine Rede. Königsberg 1821.

Synodalpredigt. Gehalten vor der Geistlichkeit des kottbusser Kreises. Leipzig 1819.

Ueber Religionsduldsamkeit und Religionseifer. Zwei Predigten. Königsberg 1822.

Schutzrede für das auf Vernunft gegründete Christenthum und dessen Lehrer. Königsberg 1829.

Ueber Schwärmerei, Begeisterung, scheinbare und wahre Größe. Drei Predigten. Königsberg 1821.

Sendschreiben an Dr. Hahn in Leipzig. Königsberg 1827.

Supernaturalismus und Rationalismus in ihrem gemeinschaftlichen Ursprunge, ihrer Zwietracht und höhern Einheit. Leipzig 1818.

Der Tag des Gerichts und der ewigen Aussöhnung. Königsberg 1829.

Weltkunde, ein Mittel höherer Geistesbil-

dung für die spätere weibliche Jugend ꝛc. Leipzig 1818 u. 19.

Noch einige Worte über die Wahrheit, daß ein christlicher Landesherr der oberste Bischof jeder Kirche in seinem Lande sei. Königsberg 1820.

Was haben wir zu halten von den Wunderthätern unserer Zeit? Eine Predigt. Königsberg 1823.

Kähler erwarb sich durch seine Leistungen im Gebiete der Erzählung einen höchst geachteten Namen, indem er treffende Charakterzeichnung mit glücklicher Erfindung der Situationen und einer eben so anmuthigen als correcten Schreibart zu verbinden wußte; namentlich ist sein Roman, Herrmann von Löbeneck, ausgezeichnet, sowohl durch diese Eigenschaften, wie durch die tiefe Welt- und Menschenkenntniß, welche der Verfasser in demselben niederlegte. — Weit bedeutender noch steht natürlich ein so begabter Mann, wie Kähler, als Kanzelredner und als praktischer Geistlicher da; in diesem, seinem wahren Berufe wirkte er höchst segensreich durch Lehre und Beispiel, Klarheit, Ruhe, innige Liebe und echte, aus dem Herzen quellende Begeisterung, gehoben durch gründlichstes Wissen, Scharfsinn und Besonnenheit, haben ihm einen sehr hohen Rang unter den Geistlichen seines Vaterlandes angewiesen und warme Anerkennung und Verehrung in der Nähe wie in der Ferne erworben.

Die drei Schwestern *).

1.

Ich ritt von Sir Drunkner nach Hause. Sir Drunkner hatte Energie; ein gewöhnliches philosophisches Räuschchen widerstand ihm, wie dem Löwen der Sieg über eine Maus; der Wein mußte mit seinem Verstande so gewaltig und nicht selten glücklicher, als die Giganten mit den Göttern kämpfen, wenn er sich wohlbefinden sollte. Wir hatten uns auf dem Kaffeehause kennen gelernt; er hatte mich nach Altona eingeladen, und ich mit dem kräftigen Briten so heldenmäßig getrunken, daß mir gerade noch so viel Gleichgewicht blieb, auf meinem Falben zu hängen, und so viel Besinnung, den Weg nach Hamburg ohne Boten zu finden.

Es war ein schöner, kühler Maimorgen; ich sog begierig die stärkende Luft, die mir entgegen duftete, in meine erhitzte Lunge ein, während mein Falber in kurzem Galopp mich fortbrachte, und ahnete Schlaf bis an den hellen Mittag, und Träume so hold und erquickend, wie der dämmernde Tag um mich her. In meines Vaters Comptoir war Licht. Es nahm mich Wunder, weil es erst um drei war und ich ging hinein. Mein Vater saß vor seinem Schreibtisch; neben ihm stand Schiffer Classen, sein alter Freund und Diener. Sie sahen mich beide verwundert an und winkten sich, wie mir's schien; ich bot einen guten Morgen und wollte gehn.

„Guten Morgen Heinrich — sagte mein Vater — es ist mir lieb, daß Du da bist; ich habe Geschäfte mit Dir." Classen es bleibt dabei, punkt zwölf Uhr Mittags — es soll Alles besorgt werden.

Classen ging. „Auf Wiedersehen, junger Herr, brummte er im Gehen, und schüttelte mir die Hand mit einem Lächeln, welches auf meinen Körper die schauderhafte Wirkung hatte, als wenn Jemand in einen Aepfelstiel schneidet, oder an den Fenstern schnirbst. —

„Heinrich — sagte mein Vater, als er fort war, ohne die Feder wegzulegen — richte Dich ein, zu Mittag nach Frankreich zu reisen."

„Nach Frankreich, lieber Vater, — und in welchen Geschäften?"

„Du sollst heirathen." —

„Heirathen?" — wiederholte ich kleinlaut; denn ich sah mich schon im Geiste im Bratenrock mit dem Myrthenkranze geschmückt, an meiner Seite eine reichvergoldete, sauber geschnitzte Jungfrau, die an mein Herz assignirt, Zeit meines Lebens als Ladenhüter darin bleiben sollte, und die frohen Tage der Jugend flohen weg, wie spielende Kinder, wenn ein Soldat oder ein Prediger kommt — natürlich froh mich noch flinker, als vorher. —

„Ja — eine Tochter des Kaufmanns Gerson aus Bordeaux."

„Wie, mein Vater? eine Braut, die ich nicht kenne?"

„Es ist ein gutes Haus — und Du hast die Wahl unter drei Schwestern." —

„Und wenn mir keine gefällt?" —

„Keine Narrheiten, Heinrich! — sagte mein Vater sehr ernst; — alles Ding hat seine Zeit, und ich habe den Deinigen Zeit genug gelassen."

„Wenn ich ein Fürst wäre" —

„Und wenn Du ein Kaiser wärest — fiel er mir hitzig ins Wort — so wärst Du nur ein lockrer Zeisig, der eines Vormundes bedarf, und mein Sohn. Hier ist der Brief von Herrn Gerson, daß er deine Ankunft erwartet, und hier ist meine Antwort. Zu Mittag reisest Du."

„Einige Abschiedsbesuche" —

„Sind nicht nöthig. Hier ist ein Paquet Karten, Du darfst nur die Namen darauf schreiben."

„Ich nahm die Karten und ging auf mein Zimmer. Heirathen? — murmelte ich bei mir selbst — und eine kleine, gelbe, magere Französin, mit plattem Busen und unverschämten brennenden Augen, die keine Minute still sein und keinen Tag leben kann, ohne einmal für deinen Kopfputz gesorgt zu haben? — und warum denn nicht in Hamburg, wenn es denn einmal sein soll? Etwa die lange blonde Mamsell Sörgel? oder die kurze, runde, braune Mamsell Waltmann? oder die reiche, einäugige Mamsell Funk? oder die schöne, einfältige Mamsell Adler? oder — die — witzige —

Meine Gedanken verloren sich und der Schlaf neigte meinen Kopf, wie Blei — ich war im Begriff, aus meiner senkrechten Linie ziemlich schnell eine wagerechte zu bilden, als ich erwachte, und klug genug war, mich auf's Bett zu werfen, wo ich bald in den Armen des Schlafs die Schönen in Bordeaux, wie die in Hamburg vergaß.

2.

„Heinrich!" — schallte es in meine Ohren. Ich sprang auf, rieb mir die Augen, und sah starr vor mich hin — mein Vater stand vor mir.

„Willst Du Dich nicht anziehen? — es ist eilf Uhr — Dein Koffer ist gepackt, und das Essen ist fertig. Der Wind steht gut, es ist um jede Minute Schade."

Ich sah mich dämisch um — auf einem Stuhle lagen Reisekleider — mein Vater ging, und Georg, mein Bedienter, kam und half mich aus- und wieder anziehen.

„Kömmst du mit? fragte ich ihn" —

„Ja, Herr Waltmann" —

„Das ist gut" — rief ich getröstet; denn es geht keinen größern Schelm, aber auch keine treuere Seele, als meinen Georg. Mein Vater bezahlte ihn, daß er ihm meine Unterhosenheiten erzählte — was er unbedenklich thun konnte, weil ich selbst kein Geheimniß daraus machte — ich, daß er mir sie ausführen half. Die Aussicht auf die Reise fing mich an zu ergötzen, und wenn ich einmal zur Strafe für meinen Leichtsinn, wie ein Wilddieb an den Hirsch, an eine Frau geschlossen werden sollte, so war es doch angenehmer, sie in Frankreich unter drei Schwestern zu suchen, als wenn sie mir hier aus dem Magazin der Kaufmannstöchter für und fertig, und gut conditionirt, ohne weiteres Vorspiel zugestellt worden wäre.

Ich aß zu Mittag mit besserem Appetit, als meine Aeltern und meine Schwester, und nahm ihre Glückwünsche, Ermahnungen und guten Lehren beim Abschiede mit gleicher Gelassenheit auf. Schiffer Classen wartete mit Schmerzen. Er nahm sich nicht die Zeit mich zu bewillkommen — kaum war ich ins Schiff getreten, so gab er das Signal; und unter dem durchdringenden Geschrei der Matrosen hoben sich die Masten, die Wimpel flatterten, die Segel dehnten sich, vom Winde gefüllt, und allmälig verschwand Hamburg und die Küste des geliebten Vaterlandes unsern Augen.

3.

Es war meine erste Seereise nicht — ich hatte einigemal in Handelsgeschäften England besucht. Folglich fühlte ich keine Beschwerden, als die der Langeweile, welche ein so plötzlicher Wechsel der unterhaltendsten Unordnung mit der plattesten Einförmigkeit mir allerdings doppelt fühlbar machen mußte.

Freund Classen that das Seinige, diesen Dämon zu bannen, und machte den Wirth auf gut seemännisch, indem er mir tüchtig zutrank. In der That, Sir Drunkner und alle meine lockern Gesellen schwelgerischer Nächte waren armselige Buben gegen den alten runzlichen eisenfesten, mit Kupfer eingeschlagenen Schiffspatron. Sein gerümmter Mund schien das

*) Aus L. A. Kähler's „Epheuranken" (Leipzig 1819).

spundloch eines wandelnden Weinfasses, und ich sah mit hreckenvollem Erstaunen die Bonteillen französischer und spa- ischer Weine sich zu Dutzenden allmälig darin ausleeren, bis ir endlich die Kraft mitzutrinken, wie zu sehen, gebrach, und lassen und Georg mich auf meine Hängematte brachten, wo schlief, daß der Sturm des jüngsten Gerichts mich durch in Schütteln nicht hätte erwecken können.

Ich liebte den Wein als ein Mittel, den Reiz einer teressanten Gesellschaft zu erhöhen, und hatte, selbst bei dem bermäßigen Gebrauch dieses Mittels, den Zweck nie aus den ugen verloren. Diese Schiffsauferei empörte mich, als ich wachte, mit einer Empfindung, als hätte ich einen betäuben- n Schlag empfangen, der keine neubelebenden Erinnerungen itte, als die des Satyrgesichts mir gegenüber, und der An- hl von Flaschen, die in seine unergründliche Kehle geflossen aren. Ich war verdrießlich, und weigerte mich standhaft, ieder vor vorn anzufangen, wozu Classen mich dringend nlud.

Er bequemte sich zu einer andern Unterhaltung, weil mir ese nicht anstand, und erzählte viel von Bourdeaux, von Mr. erson und seinen drei Töchtern. Auch dieses Gespräch ver- roß mich; ich zwang mich nichts zu hören, und ging endlich mein Kabinet, um meinen Grillen nachzuhängen.

Mein Koffer fiel mir in die Augen — ich hatte ihn noch cht untersucht, und beschloß es jetzt zu thun, mehr zum Zeit- rtreib, als aus Neugier. Meine besten Kleider, meine feinste äsche — Briefe an verschiedene Handlungshäuser — ein Käst- en mit einem kostbaren Ringe und dergleichen Armbändern — — — ich errieth die Bestimmung, und schob es unwillig uf die Seite — sieh da! wie eine muthwillige Geliebte lauscht die Ecke gedrückt ein Beutel — ich hob ihn auf, und mein erz pocht vor Freude, während meine Hand ihn prüfend wiegt — ich öffne, und finde eitel Gold, an der Zahl richtig drei- undert Louisd'ors. — —

Ich hatte an manchem Abend so viel und mehr verloren, nd hätte noch am letzten Abend mit Sir Drunkner unbedenk- ich die doppelte Summe gewettet, daß ich heute keinen Fuß us Hamburg setzen würde — aber in der letzten Zeit hatte as Geld dem Fehler seiner runden Gestalt etwas zu sehr bei ir nachgegeben, und es war am Morgen kein Louisd'or in einer Tasche, der nicht am Abend sich in einer andern be- unden hätte. Natürlich war die Ebbe stärker, als die Fluth, nd trotz der freigebigen Unterstützung meines Vaters war ich icher, auf jeder der zahlreichen Straßen Hamburgs einem läubiger zu begegnen. Wie viel meine Hüte dabei litten, rsteht sich von selbst — doch waren sie zufrieden, wenn sie ich sahen, und auf ihr Befragen hörten, daß ich mich wohl- efände. Es machte mir in diesem Augenblick unbeschreibliches ergnügen zu denken, wie diese unglückliche Horde von Mäk- rn, Juden, Weinhändlern, Cafetiers, Roßkämmen u. s. w. re Schuhe jetzt um meinetwillen eben so stark, aber vergeb- cher anstrengen würde, als ich meine Hüte um ihretwillen; nd ich hätte einem klugen Manne, der dieser geldgierigen unft im Zauberspiel meine Gestalt, wie ich hier im Schiff, froher Sicherheit meine Goldstücken zählte, gezeigt hätte, n dritten Theil davon mit Vergnügen geben wollen.

Allmälig verlor ich den Geschmack an dieser Scene, und mn ernstlich nach, was ich mit dem Gelde anfangen möchte. in böser Geist lockte mich, ein Spielchen mit Freund Classen zu versuchen, bei dem ich eine reiche Börse voraussetzen mußte — aber der Henker traue den alten Sündern! — ich fürchtete, einen Mann hier so gut als bei der Flasche, und einen elen- n Zeitvertreib mit schweren Kosten zu finden. Ein besserer eist lenkte meine Gedanken auf Paris — ich hatte London sehen, und sollte ihre Nebenbuhlerin vorübergehn? Georg urde gerufen, und ich sagte ihm, was nöthig war.

„Legen wir nicht bald an?" — fragte ich Classen, als ch die Küste von Frankreich zeigte.

„Wo? — fragte er verwundert —

„In Boulogne." —

„Warum?" —

„Wissen Sie nichts, Freund? Hat Ihnen mein Vater chts gesagt?" —

„Kein Wort" —

„Daß ich hier ans Land steigen, und über Paris nach ourdeaux reisen soll?"

„Ach Possen, Finten, faule Fische, lieber Sohn!" rief er, nd lachte, daß er sich den Bauch hielt. —

„Ich hoffe, Herr Classen, sagte ich ernsthaft, daß Sie ich nicht als einen Gecken ansehn und behandeln werden. eorg, sage Du, war das nicht der Befehl meines Va- s?" —

Georg zauderte etwas — ein finstrer Blick von mir, wel- en Classen nicht bemerken konnte, weil er ihn forschend an- lickte, stärkte seinen Eifer, und er bekräftigte meine Aussage —

„So, so! — hm! hm!" — brummte Classen, und faßte mich schief mit einem prüfenden Blick ins Auge, den ich aber mit unveränderlicher Fassung aushielt — das habe ich nicht gewußt — bitte um Vergebung!" —

Er steuerte nach Boulogne — in wenig Stunden waren ich und Georg sammt dem Koffer am Lande, und einige Stunden später auf dem Wege nach Paris.

4.

Ich jauchzte laut auf, als ich die Spitze von Notredame, und bald darauf das Häusermeer rundherum erblickte. Jetzt, im Angesichte der ersten Stadt in der Welt, fiel mir ein, zu bedenken, was ich da wollte.

Genießen? — was sonst? — aber wie am besten? nach einer kaufmännischen Eintheilung? — und wäre das der Mühe werth? — ich wollte nicht vergebens dreihundert Louisd'ors und zum erstenmale in meinem Leben volle Freiheit haben. Nach meiner Ankunft miethete ich eine Chambre garnie, nahm, den Titel eines Lord Johnbury an, und tummelte mich, vier- zehn Tage lang zu sehen, zu hören und zu schmecken, was sich nur immer Ausgesuchtes sehen, hören und schmecken ließ. Mein britischer Name, und noch mehr mein britisches Gold, machte mir leichtes Spiel, und Alles neigte sich, mir zu dienen.

Ich trug den Solitair, der meiner Braut bestimmt war. Er war locker geworden, und ich trat in den Laden eines Juweliers, ihn seiner Cur zu übergeben. Zwei Damen ka- men bald darauf. Die eine war bejahrt, die andere jung und schön, so schön, daß ich das erstemal in meinem Leben mich von einer scheuen Bewunderung ergriffen fühlte, und ehrerbietig Platz machte. Sie handelte um ein Paar Ohren- gehänge; der Juwelier bot ihr zu viel, und sie gab sie zu- rück. Ich bezahlte den geforderten Preis, und bat sie, sie zum Andenken anzunehmen.

Sie sind sehr großmüthig mein Herr — sagte sie erröthend, und heftete ihre strahlenden Augen so forschend auf mich, daß ich vor Furcht und Vergnügen zugleich erzitterte — und diese Juwelen sind recht artig; aber wenn sie noch schö- ner wären, dürfte ich sie nicht von einem Unbekannten an- nehmen."

Ich bat vergeblich. Unwillig über diesen Widerstand wandte ich mich endlich an die Aeltere, und bot ihr die Ohr- engehänge an, indem ich sie ersuchte, mir wenigstens die Genugthuung zu verschaffen, daß ich die Unerbittliche in ihrer Freundin verbinden dürfte. Sie betrachtete meine Gabe mit vor Begierde funkelnden Augen, und griff darnach, nach ei- nigem Zaudern. Die Andere sah sie strafend an, und schüt- telte leicht den Kopf, als sie mein Geschenk nahm.

Sie gingen wieder, und ich unglücklicher Lord war ein- fältig genug, sie nicht weiter zu fragen. Erst zu Hause er- wachte ich, wie aus tiefem Traum; das Bild des liebens- würdigen Mädchens schwebte mir vor, und ich hätte gern noch einmal dreißig Louisd'ors gegeben, um sie nur noch ein- mal zu sehen.

Das Glück begünstigte meine Wünsche. Im Théâtre français sah ich meine Damen in einer Loge. Ich eilte zu ihnen und hatte die Genugthuung, von meiner Alten recht zärtlich, und von meiner Erkornen nicht unfreundlich em- pfangen zu werden. Ich wollte nicht vergebens ein Lord, und in Paris sein. Mit so eitler Geschwätzigkeit, als ich zu erkünsteln vermochte, unterhielt ich die junge Dame, die mir von ihrer Hüterin augenscheinlich Preis gegeben wurde. Ich war mit der Schilderung meiner Flammen so zudring- lich, daß sich allmälig der Sonnenschein ihres bezaubernden Gesichtes verlor, und ihre Mienen ihr Mißfallen so unver- kennbar aussprachen, daß ich mich gedrungen fand, sie mit Theilnahme zu fragen, was sie betrübte —

„Nichts, mein Herr — erwiederte sie, und sah mich ruhig ernst an, daß ich die Augen niederschlug — als daß wir uns beide verkannt haben."

Diese Antwort nahm mir mit meiner Zuversicht die Sprache. Ich wandte mich endlich wieder an die Alte, sagte ihr meinen Namen, und wie sehr ich ihre nähere Bekannt- schaft wünschte. Sie war zurückhaltender als ich geglaubt hatte. Ich mußte die ganze Litanei von der Unzuverlässig- keit junger Männer, und von der Vorsicht junger Mädchen anhören, wie sie nur eine taktfeste Duenna ableiern kann, eh' ich zur Nachricht erhielt, daß sie bei gutem Wetter mit ihrer Nichte — wie freute sich mein böses Princip über diese Benennung — in den Tuilerien zuweilen spazieren ginge.

Ich hatte vergessen, nach der Stunde zu fragen, und das Gewicht des Wörtchens zuweilen nach meinen Wün- schen geschätzt. Die vornehme Welt schlief noch, als ich schon

in den Tuilerien revierte. Meiner Kasse, aber nicht meinem Magen zum Vortheil trieb ich mein Umherlaufen, bis der Abend einbrach, und Niemand zurückblieb, als elende Nachtschwärmer und Schwärmerinnen. Das ging vier Tage so fort — es ließ sich keine Tante und Nichte blicken, und ich hätte vor Zorn und vor Sehnsucht vergehen mögen.

Schon neigte sich am fünften die Sonne, und ich verfluchte in toller Hitze mich und alle Damen in und außer Paris, als meine Ersehnte mit ihrer Sauvegarde erschien. Sie erschrack über meinen Anblick, ich weiß nicht, ob über mich selbst oder über die Empfindungen, die sich unstreitig in meinem Gesichte ausdrückten. Ich vermochte ihnen nicht länger zu gebieten, und bestürmte sie mit so ernstlichen Fragen, und Bitten, und Versicherungen, daß ihre vorsichtige Gelassenheit sich allmälig in Theilnahme zu verwandeln schien. Ich nahm dessen wahr, ihr den Solitair, den ich wieder am Finger hatte, anzubieten; und er saß an dem ihrigen fest, eh' sie noch die Gegengründe recht überlegen konnte.

„Sie machen mich zum Kinde — sagte sie nach vergeblicher Gegenwehr — ich thue so großes Unrecht, Sie anzuhören, als diesen Diamant anzunehmen. Sie selbst aber verbinden sich eine Undankbare, die es nicht einmal ahnen lassen sollte, daß sie es wider ihren Willen ist."

„Umsonst beklagte ich mich über diese Härte — ich erfuhr nicht mehr. Doch schnitt sie mir nicht alle Hoffnung ab, und in einer günstigen Minute bat ich die Tante um ihren Beistand und um den Namen ihrer Wohnung.

„Ich habe meiner Nichte versprochen, sagte diese, Ihnen auf keine Weise zu helfen. Folglich kann ich Ihnen auch die verlangte Nachricht nicht geben. Doch, setzte sie lächelnd hinzu, wundert es mich, daß Sie erst der Frage bedürfen." —

Ich erstaunte über meine Einfalt. Ohne Sorge ließ ich sie gehn, und sandte meinen Lohnbedienten nach, ihnen von fern bis in ihre Wohnung zu folgen. Er brachte mir bald die Nachricht, daß sie in der Nähe des Palais Royal wohnten.

5.

Ich fürchtete mich zu sehr vor meiner Geliebten, als daß ich gewagt hätte, noch heute diese Kenntniß zu benutzen. Innere Unruhe trieb mich von einem Orte zum andern. Ich konnte nirgends, selbst im Theater nicht, aushalten: Talmas Lebhaftigkeit schien mir heute frostig, und das gefühlvolle Spiel der Demoiselle Georges leere Affectation. Endlich ging ich ins Palais Royal, um wenigstens in ihrer Nähe zu sein.

Der Zufall führte mich in ein Zimmer, wo gespielt wurde. Es war mir eben recht. Ich pointirte, gewann — verlor — gewann wieder — verlor wieder — und nach zwei Stunden hatte ich keinen Sou mehr in der Tasche.

Die vierzig Louisd'ors, welche emigrirt waren, kümmerten mich wenig; doch mußte ich nach Hause gehen. „Georg — sagte ich, als er mich auszog, und reichte ihm die leere Börse — fülle sie morgen wieder." —

„Haben Sie noch Vorrath?" fragte er —

„Wie? was ich Dir gegeben habe —"

„Ist hin, bis auf zwanzig Louis, wovon der Wirth noch drei zu fordern hat" —

„Kerl, Du hast mich betrogen" —

„Belieben Sie meine Rechnung zu sehen?" —

„So schaffe Rath" —

„Zum Reisegelde?" —

„Ich gehe nicht aus Paris und wenn ich auf der Straße schlafen sollte," rief ich mit Hitze —

„Die Jahreszeit ist recht angenehm — sagte er spöttisch lächelnd — ein Verliebter kann es allenfalls ohne Holz aushalten, und für den Magen da wird der Himmel sorgen, der ihn gemacht hat" —

„Was fällt Dir ein? —

„Nichts — ich ging heute in den Tuilerien, und Ihr Solitair blitzte durch die Hecke, die mich von Ihnen trennte, so gewaltig — aber, Gott steh' uns bei, Sie haben ihn ja verloren." —

„Geh! — Du bist ein lauernder Schelm! — das Mädchen ist ein Engel" —

„Vom Palais Royal." —

Der Mensch sagte das mit einer so tückischen Miene, daß ich ihn betroffen anstarrte. „Ich will nicht hoffen" — sagte ich ernsthaft —

„Daß ich scherze? — sagte er, wie vorhin. — B'hüt' mich Gott! Sie ist die ehrbare Nichte einer frommen Tante, und sie verstehen sich beide recht gut auf Juwelen — à propos, es sind ja noch ein Paar Armbänder da, die zum Solitair gehören." —

„Schweig" — rief ich finster. — Die Aussicht, in einer Stadt, wo ich Niemand kannte, in die bitterste Armuth versetzt zu werden, und mich vielleicht einer verächtlichen Dirne aufzuopfern, war nicht die angenehmste — ihr Bild, das sich in den edelsten Zügen tief in meine Seele geprägt hatte, strafte den Argwohn Lügen — und doch, wenn ich alles, besonders das Benehmen der Tante erwog, schien Georg nicht ganz unrecht zu haben. — Unschlüssig maß ich mit großen Schritten die Stube, als Mr. Brelon, mein Hauswirth, eintrat.

6.

„Monsigneur verzeihen — sagte Mr. Brelon, ein alter Pariser — daß ich so spät ihre Ruhe störe — aber ich schätze Monsigneur so hoch, daß ich nicht umhin kann, Ihnen eine Nachricht von großer Wichtigkeit mitzutheilen."

„Ich bin Ihrer Gefälligkeit höchst verbunden, Mr. Brelon; haben Sie die Güte zu sprechen" —

„Meine jüngste Tochter steht in der genauesten Verbindung mit Mr. Grosbaton, dem Kammerdiener des Generals Joubert; Mr. Grosbaton hat eine Schwester, welche die Gunst eines Polizeibedienten besitzt, der eine Tochter hat, welche mit dem Portier des Lord Whitworth einigen Umgang hat; der Portier ist der genaue Freund einer Soubrette von Milady, und die Soubrette die Geliebte des Tafeldeckers Sr. Excellenz des Gesandten"

„Sie führen mich in eine unsichtbare Lage der Freundschaft, Mr. Brelon, welche für das gute Herz der Portier einen neuen Beweis giebt; aber wollten sie nicht die Gefälligkeit haben, mir die wichtige Nachricht mitzutheilen" —

„Den Augenblick — Monsigneur sollten nur erst die Quelle kennen lernen, um aus eigner Einsicht zu beurtheilen, in welchem Grade sie authentisch ist" —

„Sehr klug, vortrefflich, Mr. Brelon — Sie verbinden mich unendlich" —

„Ich thue meine Schuldigkeit, Monsigneur, eine Schuldigkeit, welche mir die ehrerbietigste Ergebenheit gebietet" —

„Ohne Complimente, Mr. Brelon" —

„Ich gehorche Ihren Befehlen Monsigneur — der Tafeldecker Sr. Excellenz hat der Soubrette erzählt, und diese dem Portier, und dieser weiter, wie Monsigneur die Güte haben werden, sich noch zu erinnern" —

„Vollkommen, Mr. Brelon — fahren Sie nur fort" —

„Daß Sr. Excellenz bei Tafel die anwesenden Herrn englischer Nation gefragt hätten, ob Sie das Glück hätten, den Lord Johnsbury zu kennen; nämlich Sie selbst, Monsigneur" —

„Ganz wohl, Mr. Brelon — sagte ich so herzhaft als ich konnte, und zwang mich, auf eine nichtssagende Weise zu lächeln, um ihm glaublich zu machen, daß ich nichts dächte" —

„Die Herren hätten erwiedert, sie hätten diese Ehre nicht — darauf hätten Se. Excellenz erzählt, daß sie neulich bei dem Lever des ersten Consuls gewesen wären — der erste Consul hätte sie selbst gefragt, ob sie Monsigneur kennten, und warum Sie ihm noch nicht vorgestellt worden wären — Se. Excellenz hätten erwiedert, daß sie keinen Lord Johnsbury kennten, doch an seiner Existenz nicht zweifeln wollten, und Monsigneur könnten vielleicht wichtige Gründe haben, sich nicht öffentlich zu zeigen. — Darauf hätte der erste Consul gesagt — „ein Mensch, der sich so nennt — Monsigneur verzeihen, daß ich so unhöflich bin, seine Worte zu wiederholen — macht seit einigen Tagen die Runde in den Tuilerien, und ich wünschte genau zu wissen, ob er auf Ihren Schutz Ansprüche hat."

Ich warf einen Blick auf Georg, und las in seinen Mienen gleiches Schrecken, als durch meine Adern erstarrend lief —

„Das wird ein Wildpret für die Polizei sein — sind die letzten Worte seiner Excellenz gewesen."

„Ich betheure, Monsigneur, — fuhr er fort, als ich stumm blieb — bei meiner Ehre, und der Achtung, welche ich gegen Sie trage, daß ich nicht so niedrig bin, den mindesten Verdacht gegen einen Mann zu fassen, dessen ehrenhaftes Betragen jeder Nation Ehre machen würde — sollten Sie aber auf die Vermittlung seiner Excellenz nicht trauen können — Monsigneur verzeihen meiner Dreistigkeit — eine Ihre Sicherheit — die meinige" —

„Haben Sie keine Furcht, Mr. Brelon — sagte ich so ruhig, als möglich, und drückte ihm dankbar die Hand — ich hoffe, es ist so schlimm nicht, und im ärgsten Fall wird es mir nicht an Mitteln fehlen, meine Unschuld zu beweisen. Ich habe vielleicht etwas unvorsichtig darauf gerechnet" —

Er zuckte die Achseln —

„In England ist es so Sitte, und es fällt schwer, bequeme Sitten zu ändern. Ich danke Ihnen herzlich, mein

bitte Sie um Ihr gütiges Andenken. Georg soll mein Schuld berichtigen, und noch in dieser Stunde Postpferde bestellen.

Er verbeugte sich tief, unter wiederholten Entschuldigungen, und nahm seinen Abschied.

7.

Die Aussicht, meinen Sommeraufenthalt im Tempel oder Bicêtre angewiesen zu erhalten, oder eine Spazierfahrt nach Cayenne zu machen, hatte so wenig Reizendes, daß ich Georg auf der Stelle nach Postpferden fortjagte, und selbst eiligst einpackte. Während dieses Geschäftes überlegte ich wohin. Mit funfzehn Louisd'or — denn Herr Brelon hatte seine Rechnung, die nach Georgs Meinung drei Louis betrug, auf fünf gestellt, pour prendre congé — ließ sich keine Reise um die Welt machen; auf meine Geige durfte ich auch nicht reisen, so sehr mein Spiel immer im Liebhaberconcerte gerühmt worden war; und ich hatte mich daheim zu wenig um die Handlung bekümmert, um mich eines Handlungsfreundes von meinem Vater zu erinnern, deren es in Paris unstreitig mehrere gab, die mich unterstützen konnten. „Nach Bourdeaux — sagte ich endlich halblaut — wir wollen sehen, was der Schwiegerpapa, und die bräutliche Dreifaltigkeit macht — ohne Geld kann doch der Alte den Schwiegersohn nicht lassen, und ich will so lange zwischen den Reizen seiner drei Töchter schwanken, bis sich eine Gelegenheit ihnen glücklich zu entwischen findet." —

Die Pferde kamen, und es ging ohne Aufenthalt nach Orleans. Mein Reisegeld war sehr geschmolzen, und ich wollte bei Mr. Gerson nicht als ein Bettler einziehen. Die Armbänder meiner unbekannten Braut kamen mir wie gerufen; ich schickte Georg in Orleans zu einem Juwelier, sie zu verkaufen. Sie waren zweihundert Louisd'or werth — Georg brachte mir achtzig dafür, die er unter der Bedingung genommen hatte, daß er erst um meine Einwilligung fragen wollte. Ich schüttete sie in meine Börse und reiste ab.

Die Fahrt nach Bourdeaux ging schnell und angenehm. Zuweilen flog mein Herz nach Paris zurück zu der schönen Unbekannten; aber mein ganzes Leben zu Paris glich einer Erscheinung im Traume, wie viel mehr diese Liebe von wenig Tagen? Allmälig verloren sich die Eindrücke, welche sie auf mich gemacht hatte, und als ich vor dem Hause des Mr. Gerson abstieg, fühlte ich die beste Laune von der Welt, mich in jede seiner Töchter der Reihe nach zu verlieben, und dann nach Hamburg so schnell, und frei, und fröhlich zurück zu reisen, als von Paris nach Bourdeaux.

8.

Das Haus meines prädestinirten Schwiegervaters machte keine üble Miene. Mein Name schien dem Bedienten, der in den Wagen kam, so melodisch zu klingen, als ein Dutzend Goldstücke; er überhäufte mich mit Höflichkeit, und führte mich zu Mr. Gerson.

Mr. Gerson war noch einen Kopf unter pariser Maß — breitschultrig, mager und etwas schief gewachsen. Eine starke Platte verlängerte seine an sich hohe Stirn, und seine eingefallenen, lederfarbigen Wangen seine an sich riesenförmige spitze Nase. Um so kleiner hatte die Natur seine Augen und seinen Mund gebildet, aus jenen blitzte die Lebhaftigkeit eines Franzosen, wie die Strahlen der Sonne durch eine Glinze, und dieser spitzte sich wie eine Rosenknospe auf selben Grund gestickt. Er umarmte mich feurig, was ihm bei meiner ansehnlichen Figur nur durch einen Sprung gelang, welchen nur ein Franzose mit Anstand machen kann; und zu meiner Verwunderung strömten aus der Oeffnung, die ihm statt des Mundes diente, so viel verbindliche Worte, daß ich meine Theilnahme durch nichts, als ein abwechselndes Monsieur! — ah — pardonnez — an den Tag legen konnte.

Es war ungefähr die Zeit des Abendessens, und nach einer Viertelstunde servirte ein Bedienter zu zwei Couverts. Gewiß, dachte ich bei mir selbst, hat dieser wackere Mann seine drei Töchter unter Schloß und Riegel, um dir für gute, trefflichtige Waare stehen zu können. Aber wenn sie ihm ähnlich sind, werden ihre Bildnisse nie in der Gallerie des Louvre hängen, und sie könnten vor Liebhabern nie sichrer sein, als wenn sie gesehen werden."

Zu meiner Zufriedenheit hatte Mr. Gerson so ausgesuchten Wein, daß ich bei der zweiten Flasche vergaß, ich sei nach Bourdeaux gekommen, der Venus und den Grazien, nicht dem Bacchus zu opfern. Er selbst trank, trotz einem neuen Franzosen und einem alten Deutschen. Allmälig glühten seine Wangen stellenweise, wie Nordschein, und seine Augen zogen sich in demselben Maße zu einem fast unerkennbaren Punkt zusammen, als sein Herz sich zu unbegrenzter Liebe und Vertraulichkeit auszudehnen schien.

„Ihr Herr Vater — sagte er — ist gewissermaßen der Urheber meines Glücks. Sie wissen wohl, daß ich bei ihm in Condition gewesen bin" —

„Mein Vater hat mir davon gesagt" —

„Er empfahl mich an Mr. Pigeonneau, den ehemaligen Besitzer dieses Hauses und dieser Handlung. Ich hatte das Glück, ihm und seiner einzigen Tochter zu gefallen" —

„Ich finde das sehr natürlich, Mr. Gerson" —

„Sie sind sehr verbindlich Mr. Waltmann — und so wurde ich der Erbe seines Vermögens. Meine Frau schenkte mir drei Töchter und starb, als sie mit der dritten im Kindbett lag" —

„Ich fühle die Schmerzen, die Sie ausgestanden haben" —

„Die Hölle kennt nichts Aehnliches — glücklicherweise fand ich eine weitläuftige Verwandte, eine gute, leidliche Person, die sich nach meinem Charakter bequemte" —

„Welches Glück für einen so unglücklichen Wittwer! —

„Und mir die Last der Erziehung und der Haushaltung abnahm, die sich mit meinen ausgebreiteten Geschäften nicht vertrug. Sie erwies mir diesen Dienst, bis meine Töchter herangewachsen waren; dann versorgte ich sie an einen meiner Commis, dem ich statt der Ausstattung eine kleine Handlung etablirte."

„Sie war dieser Belohnung würdig. Doch konnten Ihre Demoiselles Töchter Ihnen diesen Verlust ersetzen?" —

„Ach, Mr. Waltmann, sie hatte sie aufs beste erzogen, und zu Hausfrauen so gut, als zu Damen von gutem Ton gebildet. Ich vermißte nichts, was meine Zufriedenheit befördern konnte, wären sie nur weniger schön, oder wenigstens nicht alle drei gleich liebenswürdig gewesen." —

„Ein ganz außerordentliches Unglück, Mr. Gerson" —

„Ich gestehe Ihnen meine väterliche Schwachheit, ich hielt es anfangs für mein Glück, und war stolz darauf, daß ganz Bourdeaux, ja die ganze Provinz nichts Aehnliches aufweisen konnte. Es fehlte nicht an Liebhabern" —

„Das versteht sich von selbst, und ich wundre mich nur, die Mauern Ihres Hauses noch in so gutem Stande zu sehen" —

„Die bald die eine, bald die andere sich geneigt zu machen suchten. Aber meine Töchter waren zu klug, zu gesetzt, und der Lehren ihrer Pflegemutter zu eingedenk, um sich in ein Spiel von Empfindungen einzulassen, das wohl zu Abentheuern, aber nicht zu einer ehrenvollen Versorgung führt" —

„Wie alle Spiele, Mr. Gerson" —

„Sie äußern für Ihr Alter sehr lobenswürdige Gesinnungen Mr. Waltmann. — Sie wollten Ihre künftigen Männer erst kennen, und dann lieben; und jeder, der sich um sie bewarb, erhielt Zutritt in meinem Hause, um meine Töchter gleichfalls näher kennen zu lernen, während er selbst sich der Prüfung bloßstellte" —

„Welche Weisheit! — Gewiß, Ihre Töchter, Mr. Gerson, sind nicht bloß die Grazien, auch die Minerven von Frankreich!"

„In Wahrheit sehr gute Mädchen, Mr. Waltmann — aber diese lobenswürdige Vorsicht hatte sehr unangenehme Folgen. Kein junger Mann von Geschmack und Empfindung kam in mein Haus, der nicht bei näherer Bekanntschaft immer unschlüssiger in seiner Wahl geworden wäre. Sie wurde um so schwieriger, weil meine Töchter sich gegenseitig verbunden hatten, keinem eher die mindeste Aufmunterung zu geben, und jedes Gefühl von Liebe in sich selbst zu ersticken, bis eine von ihnen unter den angeführten Bedingungen die Wahl getroffen hätte" —

„Unglaublich, Mr. Gerson" —

„Ich würde selbst daran zweifeln, hätte ich nicht die Erfahrung selbst gemacht — aber, auf das Wort eines ehrlichen Mannes, wenigstens dreißig anständige Partien sind auf diese Weise für meine Töchter verloren gegangen.

„Das macht zehn für jede — aber Sie betrüben mich tief, Mr. Gerson, durch eine Erzählung, die mich erwarten läßt, ich sei von Hamburg nach Bourdeaux nur darum gereist, einen neuen Beitrag zur Ausfüllung des vollen Schocks zu gewähren" —

„Erlauben Sie — in einem freundschaftlichen Briefe an Ihren Herrn Vater beklagte ich mich darüber, und schilderte ihm meine ganze Lage. Er antwortete mir, er hätte einen einzigen Sohn, einen talentvollen, gutgearteten" —

Ich verneigte mich —

„Aber etwas unordentlichen, und seinem feurigen Temperamente sich zu sehr überlassenden jungen Mann" —

„Pardieu! — rief ich, und kratzte meinen Tituskopf — mein Vater schmeichelt seinen Kindern nicht" —

„Und es würde ihn sehr freuen, ihn mit einer meiner Töchter verbunden zu sehen, wenn er ihr Herz und meinen Beifall gewinnen könnte. Ich antwortete ihm, daß mir nichts angenehmer sein könnte, als eine so genaue Verbindung mit dem Hause meines alten Freundes und Wohlthäters — daß ich einem Manne von solchen Eigenschaften, als er seinem Sohne beilegte, meinen Beifall nicht versagen würde, weil ich die Unbesonnenheiten der Jugend gehörig zu würdigen wüßte." —

„Sehr verbunden Mr. Gerson! — da sieht man, was Weisheit aus eigner Erfahrung vor gelernter voraus hat" —

„Ach! Mr. Waltmann! — ein Franzose berührt und verbindet stets die Extreme" —

Ich dachte im Stillen an den Vater und seine drei Töchter —

„Und geht durch die Unordnung zur Regelmäßigkeit, und durch die Ausgelassenheit (libertinage) zu den Tugenden eines Familienvaters über" —

„Die Deutschen thun ein Gleiches, Mr. Gerson; nur wird ihnen der Uebergang nicht so leicht" —

„Was aber das Herz meiner Töchter anbeträfe, so dürfte ich auf ihre kindliche Ergebenheit zu sehr rechnen, um zu fürchten, daß ich zu viel verspräche, wenn ich seinen Sohn meinen künftigen Schwiegersohn nennte."

„Sie entzücken mich durch Ihre Güte, Mr. Gerson." —

„Schiffer Classen brachte mir die Antwort, die sich auf Sie selbst bezog. Der Frachtzettel war richtig, aber die Waare fehlte" —

Ich holte zu einer Entschuldigung aus —

„Still, still! — Sie haben einen Abstecher gemacht, der noch auf die alte Rechnung kömmt. Im vollen Sprunge steht sich's nicht gut auf einmal. Mein alter Freund hatte Recht, und ich sehe so ehrliche Schelmengesichter, wie das Ihrige, gern" —

Mr. Gerson war feiner, als ich geglaubt hatte. Sein Lob gewann ihm mein Herz, und ich wurde ernsthaft.

„Es würde mich unendlich kränken, wenn dieser Plan welchen mir die freundschaftlichste Gesinnung eingegeben hat, mißglücken sollte. Ich habe mir ein Mittel dagegen ausgedacht, und ich theile es Ihnen mit; denn ich bin offenherzig, und es ist gut, wenn sie meine Maßregeln kennen. Sie sollen meine Töchter nicht auf einmal kennen lernen. Ich habe meine beiden jüngern weggeschickt, und die älteste allein für Ihre Bekanntschaft zurück behalten. Ihrem Alter gebührte dieses Vorrecht. Sie ist die Ihrige, sobald sie Ihnen ansteht. Ich werde die beiden andern nicht eher zurückrufen, als bis Sie Sich erklärt haben, und ich glauben darf, daß Ihre Liebe stark genug ist, um keine Gefahr zu laufen. Sie sind deswegen an diese nicht gebunden — denn jeder hat seinen Geschmack; und wollte Gott, meine Töchter hätten dieses Sprichwort bestätigt, und nicht umgestürzt. Morgen sollen Sie sie sehen; denn nach einer so ermüdenden Reise ist man nicht sehr geschickt zur Einleitung in die Liebe — trinken Sie, Mr. Waltmann, auf die Gesundheit der, welche Sie wählen werden; meine väterliche Zuneigung ist die Mitgift einer jeden."

Ich trank, und nach dieser Erzählung, und nach so manchem Zuge aus vollem Becher, mit wahrer Theilnahme, und als wir uns trennten, um zu Bett zu gehen, schlief ich mit recht erfreulichen Gedanken ein.

9.

Als ich in der Morgenstunde im Bett nüchternen Muthes weiter dachte, kamen mir allerdings wieder einige Zweifel. Es schmeichelte mir, daß ich der Held sein sollte, welcher den Zauber dieser Unzertrennlichen zu lösen, und so viel getäuschte Männerherzen zu söhnen bestimmt wäre. Aber ich traute dem alten Satyrgesichte des Vaters nicht recht, es verdroß mich, daß sie nicht alle Drei vor mir erschienen, wie die Göttinnen auf dem Berge Ida vor dem Hirten; und ich that das Gelübde, nicht eher aus meiner Gleichgültigkeit zu treten, bis die beiden andern aus der Fremde herbeigelockt wären.

„Georg kam, und sein Angesicht leuchtete wie von einem erfreulichen Geheimniß. Ich fragte ihm, ob er vielleicht in Bordeaux schon jetzt in der Liebe glücklicher gegen die Franzosen wäre, als die Deutschen daheim im Felde?"

„Ich denke nicht an mich, erwiederte er. Sie haben die glückliche Bestimmung, die Ehre der Deutschen zu retten. Ich habe Mamsell Constance gesehen" —

„Wer ist diese Constance?" —

„Die älteste Tochter von Mr. Gerson" —

„Du hast sie gesehen? nun, ist sie der Reise werth?" —

„Werth, und wenn sie auf den Knieen hätten herrutschen sollen, wie ein Pilger auf der heiligen Treppe — aber, was nützen meine Worte? Stehen Sie auf — Sie verlieren jede Minute, wo Sie sie nicht sehen" —

„Potz Velten! — rief ich, sprang auf, und fing mich ankleiden. — Wenn ein Kenner vom hamburger Fischmarkt, wie Du, in Extase geräth, wo sollen meine fünf Sinne bleiben?" —

Mr. Gerson machte mir den Morgenbesuch. „Sie werden vergeben, Mr. Waltmann, sagte er, wenn ich mich den Tag über nicht um Sie bekümmere als bei Tische. Meine Tochter wird Ihnen Gesellschaft leisten, so oft Sie sie waschen und suchen."

Ich bat ihn, sich nicht zu geniren. Er ging, und ich ließ mich bei Constancen melden, sobald meine Toilette fertig war.

Ach mein armes Herz! — Es pochte gewaltig, als ich in diesen Lichtkreis trat, um mir, gleich so vielen Andern, die Flügel zu verbrennen. Mich armen Sünder überfiel eine Ehrfurcht vor dieser hohen, blendenden Gestalt, die ich noch nie, außer in Paris beim Anblick meiner Unbekannten, gefühlt hatte. Sie stand da, wie ein überirdisches Wesen, und auf ihrem strahlenden Gesicht dünkte mir ein mitleidiges Lächeln über den Verwegnen, der sich bangerzitternd ihr darzustellen wagte, zu schweben.

„Das Erstaunen, ohne welches Niemand Ihre Reize sehen kann, ist Ihnen Mademoiselle nicht neu; aber neu ist mir ein Anblick, der jedes Malers Ideal befriedigen würde." —

Soviel künstelte ich stotternd heraus; sie antwortete mir mit einem leichten Compliment, und sprach mit vieler Lebhaftigkeit und Fertigkeit von gleichgültigen Dingen. Ihre Ruhe gab mir allmälig die meinige wieder, und ich konnte sie mit prüfender Aufmerksamkeit betrachten.

Ich habe die Feder nicht ergriffen, um eine Anweisung für Zeichner zu schreiben, was zu einer vollendeten Gestalt gehört. Mag Constance sich zu dem Behuf in Kupfer stechen lassen, wenn ihr die Kunst so am Herzen liegt. Aber ich fand keinen, durchaus keinen Tadel — diese Formen, diese Taille, diese Farbe, gehörten keinem Lande als dem der Schönheit an, und nur das braune Haar, das in üppigen Locken um den weißen Nacken floß, und die braunen flammenden Augen konnten für ein Zeichen der Verwandtschaft mit Frankreich gelten.

Wie bereuete ich die Schmähungen, die ich in Hamburg ausgestoßen hatte, als ich erfuhr, daß mir eine Französin bestimmt sei! Wie schmähte ich jetzt auf die Demoiselles Siegel, Watermann, Funk und Adler, welche so unglücklich waren, mir damals zur Vergleichung einzufallen! Meine Bewunderung vermehrte sich, als sie, ohne Praleréi und Affectation, mir allmälig ihre Geschicklichkeiten enthüllte. Sie sang, sie spielte, sie zeichnete meisterhaft.

Es währte einige Tage, eh' ich in ihrer Gesellschaft eine Beklommenheit sein konnte. Allmälig half sie mir selbst ins Geleis. Sie blieb sich gleich — sie war in jeder Minute entzückend, aber in keiner mehr, als in der andern, und ich gewöhnte mich an ihren Anblick, wie an den eines vortrefflichen Gemäldes.

Mit meiner Ruhe kam mein lustiger Jünglingsmuth wieder, und ich scherzte mit ihr über die Ansprüche, welche ihres Vaters Einwilligung mir auf sie vergönnte. „Meine Augen haben geprüft, sagte ich, und Gott, der mein Herz kennt, weiß am besten, wie versengt es dabei weggekommen ist. Aber ich bin der Sohn eines Kaufmanns, und selbst dazu bestimmt. Wir Kaufleute prüfen jede Waare mit allen Sinnen so genau, als wir dürfen, ohne sie zu verderben. Sie dürfen sich nicht weigern, schöne Constance, mir den Versuch zu erlauben, ob diese Lippen sich so gut küssen, als sie sich ansehen."

Sie war zu sehr Französin, um einen solchen Scherz abzulehnen. Ich küßte sie — aber diese trügerischen Lippen fingen die meinigen, wie die Leimruthe den sorglos hüpfenden Zeisig — ich konnte mich nicht davon losreißen — und als es geschah durch ihr Zurückdrängen, war meine frohe Laune weg, und mir fehlte, ich wußte selbst nicht, was.

Ich hatte bisher kein Mädchen geliebt, ja keins berührt, die Unbekannte ausgenommen. In den unschuldigen Knabenjahren hatte leidenschaftliche Liebe zur Musik, und in der wilden Jünglingszeit bis jetzt Pferde, Spiel, Flasche, Jagd und witzige Gesellschaften meine Neigungen erfüllt. Ich sah in Hamburg alle Demoiselles und Jungfern so gleichgültig an, als die bereits erwähnten, und konnte in dieser Hinsicht höchstens in Worten für einen Lustigk gelten.

Der erste Kuß von diesen Lippen goß Feuer in mein Blut. Ich sah, ich dachte nichts, als Constance; ich hungerte und dürstete nach nichts, als nach dem Nektar ihres

Mundes. Und da es nur von mir abzuhängen schien, sie für meine Braut zu erklären, und mich jedes Genusses zu versichern, den sie gewähren konnte, war es so wunderbar, daß ich die Stufenleiter der Wollust in Gedanken erstieg, und von jener Minute an, an jedem ihrer Reize nicht mit entzücktem Erstaunen, sondern mit reger ungestümer Begierde hing? —

Das Uebel wuchs, je öfter ich sie sah — sie selbst wurde unruhiger, als zuvor — ich brauchte alle Künste der Welt, um wieder zu genießen, was mein Verlangen nur reizte, ohne es zu befriedigen und vierzehn Tage nach meiner Ankunft ging ich zu Mr. Gerson, und erbat mir die Hand seiner Tochter.

Der alte Mann hüpfte auf einem Beine vor Freuden. Er führte mich selbst zu seiner Tochter, und drückte sie in meine Arme. Ich schloß die Unvergleichliche mit dem feurigsten Entzücken an meine Brust.

„Es ist richtig — rief er, indem er uns zusah; schnippte mit den Fingern, und tanzte in der Stube herum — es ist vortrefflich — so ist es recht, ich erinnere mich dessen noch — und morgen, Constance, schreibe ich an Deine Schwestern; denn bei der Hochzeit müssen sie sein, um Lust zu bekommen!" — —

10.

Und meine Gelübde, zu warten, bis ich wie ein Sultan unter drei Houris der Schönsten das Schnupftuch zuwerfen konnte? Ach, lieben Brüder und Schwestern, wißt ihr noch nicht, wie wenig dergleichen Ballast einem Herzen hilft, dessen Segel die Leidenschaft gefaßt hat? Die Geliebte hebt mit Einem Blick alle Gelübde!

Angelique, die zweite Tochter von Mr. Gerson, kam wenig Tagen an. Sie war in Rochelle bei Verwandten gewesen. So schön sie war, so schien sie es weniger neben ihrer Schwester, und ich wünschte mir Glück, ohne es zu wissen, wenigstens unter zweien die beste Wahl getroffen zu haben.

Victorie, die dritte, blieb aus. Statt ihrer kam nach acht bis zehn Tagen ein Brief an ihre Schwester Angelique, daß sie mit der Tante, bei welcher sie sich aufhielt, verreist wäre, und bald zurückkommen würde.

Das verzögerte die Hochzeit, und ich hatte hinlängliche Muße, die beiden Schwestern in ihrer Verschiedenheit kennen zu lernen. Angelique war um einen Zoll kleiner, ihre Taille um einen Zoll stärker, ihre Haut um einen Grad gefärbter, ihre Zähne waren nicht ganz so klein und weiß, mit einem Worte, jeder weibliche Reiz war ihr um ein Kleines geringer, als Constancen zugetheilt worden. Sie sang, sie spielte, sie dichte und malte auch, aber gegen Constancen immer nur wie eine talentvolle Schülerin gegen den Meister. Alle diese Bemerkungen machten mir in den ersten Tagen viel Vergnügen. Sie hatte überdieß etwas Niedergeschlagenes in ihrem Wesen, was ihr nicht vortheilhaft war.

Allmälig verlor sich dieser anscheinende Trübsinn, und es bebte ein Geist in dem reizenden Körper auf, den die Natur mit unwiderstehlichem Interesse ausgestattet hatte, und der gegen Constancens Gelassenheit, wie ein helles Bild auf dunklem Grunde abstach. Eine Fülle von witzigen Einfällen strömte über ihre Lippen — in dem Augenblick, wo man die Pointe des ersten bewunderte, riß eine zweite die Aufmerksamkeit schon an sich. Sie unterdrückte oft ihren Witz, aber sie konnte sie die allerliebste satyrischfröhliche Physionomie des Witzes unterdrücken, womit ihre Gedanken ihr blühendes Gesicht verschönerten. Ihre Handlungen, ihre Vergnügungen hatten dasselbe Gepräge. Ihr Gesang sprach die verschiedenen Gefühle mit gleicher Lebhaftigkeit aus — ihre Gemälde hatten eine höchst pikante Originalität, und ihre Stickerei übertraf, nicht in der Ausführung, aber in der Anlage, weit die ihrer Schwester.

Meine natürliche Lustigkeit fand an der ihrigen Behagen; wir wurden allmälig vertrauter, und ich theilte Constancen meine Küsse und Seufzer, Angeliquen meine Unterhaltung zu. Aber jene Küsse, so sehr sie mich entzückten, jene zärtlichen Seufzer, so sanft sie meine Brust beklemmten, blieben bei der Wiederholung immer dieselben; Angeliquens Unterhaltungen im Gegentheil nahmen stets eine neue und angenehmere Wendung. So oft ich jene ansah, hob sich meine Brust von wirklichem Verlangen; so oft ich dieser zuhörte, flog meine ganze Seele der reizenden Schwätzerin zu. Einige Zeit blieb es Gleichgewicht — allmälig fing die Schale an, wechselweise zu sinken und zu steigen — und abermals nach vierzehn Tagen seit meiner Verlobung liebte ich die schöne Constance nur, wenn ich sie sah; aber das Bild der Einehmenden Angelique beschäftigte mein zärtliches Andenken in der Einsamkeit so viel, als in ihrer Nähe. Was mich dabei am meisten Wunder nahm, war, daß Constance das Abnehmen meiner Neigung nicht mit Mißfallen, und Angelique das Zunehmen nicht mit merklichem Wohlgefallen aufzunehmen schien.

11.

Mr. Gerson sagte zu alledem nichts. Er arbeitete den Tag auf seinem Comptoir, und war nur Abends in unserer Gesellschaft. In diesen Stunden häuslicher Freude überließ er sich den Seinigen ganz, indem er an unsern Scherzen und Spielen Antheil nahm; und ich fand, daß der kleine Aesop, wie er sich selbst oft nannte, dem alten Fabelhelden an Geiste nicht viel nachgab.

Er empfahl mich mehrern seiner Bekannten in und um Bourdeaux, und zog mir dadurch eine Menge Einladungen zu, die mich zu meinem Verdruß häufig vom Hause entfernten, und mir zuweilen wenig Ersatz gewährten. Die Liebe hatte mich umgeschaffen, und die feine Schwelgerei und Jovialität der Einwohner von Guienne hatte keine Reize mehr für ein Herz, das ihre Freuden gekostet hatte.

Eines Abends kehrte ich vom Lande zeitig zurück, und stieg am Garten meines Schwiegervaters ab, weil ich wußte, daß die Familie heute dort sein werde. Ich ging auf einen Pavillon zu, wo ich die Gesellschaft voraussetzte. Als ich mich näherte, hörte ich Stimmen, und ging leiser mehr aus Instinkt, als aus Vorsatz. Noch näher unterschied ich deutlich die gesangvolle Stimme meiner Braut, in wetteifernder Rede mit einer männlichen —

„Es thut mir leid, ich leide selbst dabei — sagte Constance — aber es ist nicht zu ändern" —

„Wenn Sie nur wollten, Constance, sagte die männliche Person, deren Ton mir bekannt schien —

„Aber ich darf nicht wollen, Mr. D'Argenet." —

Mr. D'Argenet war ein Commis des Hauses, den ich nie anders als bei Tische gesehen, und als einen stillen, höflichen, wohlgebildeten Menschen kennen gelernt hatte. —

„Es ist hart, es ist unerträglich, sagte er, von der liebenswürdigsten Person auf Erden so starke Versicherungen ihrer Liebe erhalten zu haben, und sich doch getäuscht zu sehen" —

„Sie wissen, ich kann nichts dafür" —

„Ich glaube es kaum" —

„Pfui, schämen Sie Sich — Sie kränken mich mit Absicht; Sie wissen so gut als ich, wie nachdrücklich mein Vater uns allen jede Verbindung untersagt hat, weil er sich dem Vater des Herrn Waltmann verbindlich gemacht hatte" —

„Eine thörichte Verbindlichkeit" —

„Das ist seine Sache. Sie verfolgten mich mit Ihrer Liebe — der Waldherr blieb aus, und da glaubte ich selbst wählen zu dürfen, und wählte Sie, weil Sie mir gefielen. Endlich kam er doch" —

„O, daß er ewig geblieben wäre" —

„Ich würde ihn nicht vermißt haben. Dieser große blauäugige Deutsche ist so keck, aber nicht so höflich wie ein Franzose; seine Liebe ist gebieterisch, und wenn er mit meinem Vater getrunken hat, muß man sich vor ihm fürchten. Aber soll ich meinen Vater deswegen erzürnen? Sie wissen, wie fest er auf seinem Sinn besteht, und ich muß zufrieden sein, wenn nicht einem liebenswürdigen, doch einem erträglichen Manne zuerkannt zu sein." —

„Ach, welche Qualen lassen Sie mich ausstehen! Diese Reize, die ich anbete, sollen das Eigenthum eines Andern sein, wie eine Waare sollen Sie ihm verhandelt werden? Constance! ich ertrage das nicht — am Tage Ihrer Hochzeit fliehe ich aus Frankreich, oder ich tödte mich oder ihn" —

„Sie sind ein Narr, Mr. D'Argenet, und würden es am wenigsten sein, wenn Sie davon liefen. —

Der Liebhaber ergoß sich nach dieser Antwort, welche die schöne Constance so melodisch, aber auch so ruhig, wie alles, was sie sprach, von sich gab, in so feurige Klagen, und sprach so schnell, das ich nur einige Stichwörter seiner tragischen Explosionen weghaschen konnte. Ich hatte genug, und schlich mich eben so heimlich fort, als ich gekommen war.

12.

„Sie hätten mich schön angeführt, schöne Constance" — sagte ich halblaut, als ich mich nach einer halbstündigen Promenade auf dem Walle niederlegte. Aber Sie haben sich selbst betrogen — ich bin Ihre reizende Unveränderlichkeit satt, und die einnehmende Angelique wird mir mehr ersetzen, als ich verloren habe."

Früh ging ich zu Mr. Gerson. Ich spielte den Großmüthigen, und versicherte ihm, daß ich mir nie den entferntesten Anspruch auf die Hand eines Mädchens, dessen Herz

schon verschenkt wäre, erlauben würde. Er wurde so wild, daß ich Mühe hatte, ihn zurück zu halten. D'Argenet war arm. Ich stellte ihm vor, daß ein Frauenzimmer von achtmalhunderttausend Livres, wie seine Tochter, sehr füglich einen Mann ohne Vermögen, zumal einen Kaufmann, heirathen könnte, dessen Industrie diese Summe in kurzer Zeit zu verdoppeln vermöchte. Es war ihm nur um meinetwillen. Um mir nicht gänzlich zu widersprechen, beklagte ich allerdings den Verlust der schönen Constance, versicherte indessen, daß die reizende Angelique selbst den unglücklichsten Liebhaber zu trösten vermöchte, und daß ich gar nicht zweifelte, sie in kurzer Zeit leidenschaftlich zu lieben, sobald ich dazu berechtigt wäre. So wurde endlich der Handel geschlossen, und wir gingen zu den beiden Mädchen, um ihnen, die von nichts wußten, ihr Schicksal anzukündigen.

Mir wurde bange, als ich ihnen gegenüber stand — nicht vor der schönen Constance, deren geheime Wünsche befriedigt werden sollten, aber wohl vor dem kecken Gesicht meiner neuen Geliebten, welches die meinigen etwas stark zu salzen verhieß. Vorher hatte ich ihr immer Gleiches mit Gleichem vergolten — heute gab ich mich der Unbarmherzigen mit dem Gefühl der Wehrlosigkeit hin.

„Schöne Constance — nahm ich nach unserer Verabredung das Wort, als Mr. D'Argenet eintrat, den wir hatten rufen lassen — dieser junge Mann hat früheres Recht auf Ihre Hand, als ich, und verdient sie unstreitig mehr, da Sie ihm selbst diese Rechte gegeben haben. Ich breche mein Herz, indem ich die Bande breche, die bisher zwischen uns Statt fanden; aber ich will das höchste Glück meines Lebens nicht mit der Ruhe derjenigen erkaufen, die es mir verschaffen sollte, und habe Ihren Herrn Vater gebeten, zu Ihrer Verbindung mit Mr. D'Argenet seine Einwilligung zu geben" —

Mr. Gerson bestätigte, was ich sagte, und die beiden Liebenden vergaßen bald die Ausbrüche des Danks über der Freude, welcher sie sich überließen. Es war das erstemal, daß ich die schöne Constanze durch des Ausdruck des Gefühls verschönert sah, und ich bemerkte im Stillen, daß ich sie um keinen Preis hingegeben hätte, wäre sie jemals so schön *für* mich gewesen.

13.

Das Schwerste war übrig; mit verstellter Heiterkeit, aber innerlich scheu, wie ein Missethäter, stellte ich mich vor Angeliquen hin, die nicht ein Wort geäußert, aber uns Alle mit scharfen Blicken gemustert hatte.

„Sie sind sehr edelmüthig" — sagte sie mit verbißnem Lächeln, und einer so schlauen Miene, und so durchdringendem Blick, daß mir zu Muth war, als läse sie jeden Gedanken in meiner Brust. —

„Wenn es so ist meine englische Angelique, so rechne ich darauf, daß Sie mich dafür belohnen werden." —

„Nach Verdienst — verlassen Sie Sich darauf." —

„Sie schrecken mich zurück, indem Sie mir schmeicheln." —

„Das ist meine Absicht." —

„Aber der Zug ihrer Reize ist mächtiger." —

„Ich wünschte deren weniger zu haben." —

„Ich würde dann weniger leiden." —

„Das ist nicht die Absicht, warum ich es wünsche." —

„Ich bin jetzt verlassen." —

„Ich beklage jeden *Verlaßnen* — (abandonné)." —

„Um so eher hoffe ich — sagte ich, und bog ein Knie vor ihr — daß Sie meinen Jammer ansehen und mich heirathen werden." —

„O, ich bitte, mein Herr, verrichten Sie das stehend. Das ist nicht der Mühe werth — Heirathen? — das ist sehr wenig — von Herzen gern — ich fürchtete in Wahrheit, Sie wollten mir zumuthen, Sie zu lieben." —

„Ich setze das voraus." —

„Sie thun mir einen großen Gefallen, wenn Sie das immer voraussetzen. Sie ersparen mir eine sehr beschwerliche Mühe." —

„Sie zwingen mich zu zweifeln, um ein so kostbares Bestreben nicht zu verlieren" —

„Sie werden auf jeden Fall *nichts* verlieren." —

„Ich fühle, wie wenig ich ein solches Kleinod verdiene, und werde mich bemühen, Sie wenigstens an Zärtlichkeit zu übertreffen." —

„So werden Sie sehr *große* Vorzüge vor mir haben." —

„Mr. Gerson — sagte ich zu dem Vater — ich muß Sie um Ihre Vermittlung bitten. Angelique sagt mir zu, mich zu heirathen, aber sie beißt, kratzt und schlägt um sich, wie ein tartarische Braut, und ich brauche Hülfstruppen." —

„Lassen Sie sie gehen — sie ist ein närrisches Mädchen, ich kenne sie wohl, aber eine gute Tochter. Hier — indem er ihre Hand nahm und in die meinige legte — sie ist die Ihrige."

Sie gab ihre Hand ohne Widerrede, und betrachtete mich, während ich sie hielt, so zuversichtlich, als wollte sie sagen — ich habe dich, und will schon fertig mit dir werden. Mir schien es selbst so, und statt mich dem neuen Entzücken zu überlassen, sprach ich mit D'Argenet, der es gern gethan hätte, über den amerikanischen Handel eine halbe Stunde, und verließ dann ziemlich mißvergnügt die Gesellschaft.

14.

Angelique blieb in diesem Ton, und ich bereuete tausendmal, sie aus einer liebenswürdigen Schwägerin in eine qualbegierige Braut verwandelt zu haben. Sie martrte mich recht ausgesucht, denn wenn sie mich durch unzählige Beleidigungen so sehr empört hatte, daß mein Zorn dem Ausbruch nahe war, schmeichelte sie mir wieder, und war so zärtlich, daß ich Alles vergaß, und thöricht genug war, zu hoffen, sie werde sich anders benehmen. Nicht genug, daß ich unmittelbar dadurch litt, ich hatte den Verdruß zu sehen, daß die ganze Familie sich an unsern Kriegen ergötzte, und mußte ihr Gelächter auf meine Rechnung nehmen, weil ich zu deutlich fühlte, daß ich der verlierende Theil war.

Noch hatte ich nicht den letzten Grad der Folter erfahren. Der Onkel aus Rochelle, in dessen Hause Angelique gewesen war, kam mit einem jungen Menschen, der auch ein Cousin sein sollte, zum Besuch. Angelique umarmte beide, und mein scharfes Bräutigamsauge glaubte in den Blicken des Cousins einen Grad zärtlicher Bewegung zu lesen, der für einen Cousin zu stark schien.

„Es freut mich recht, daß Sie da sind, Cousin — sagte sie zu ihm — hier ist mein Bräutigam, Mr. Waltmann aus Hamburg. Ich habe ihn noch wenig anders, als mit Worten, kränken können — jetzt will ich mich durch Sie für alles Unheil rächen, das er mir nach der Trauung anthun wird." —

Der junge Mann erröthete, und erwiederte einige nichtssagende Complimente.

„Ich erkläre Sie hiermit feierlich für meinen Cicisbeo — denn die italienische Sitte gefällt mir, seit mir in Frankreich deutsche Bräutigams haben — Sie sollen über unsere Streitigkeiten entscheiden, weil ich voraussetze, daß Sie mir allemal recht geben werden — Sie sollen den Schlüssel zu meinem Zimmer haben — Sie sollen neben mir stehen und fechten, um mich gegen ihn zu vertheidigen. Er heirathet mich nur aus Rache, weil ihn meine Schwester nicht mag; und ich handle großmüthig, indem ich sie ihm erschwere; denn die Rache ist um so süßer, je schwerer sie geworden ist." —

„Du bist ein Herold des Teufels, Mädchen!" — rief Mr. Gerson, und drohte ihr mit der Hand. —

„Lassen Sie mich, Väterchen — die Deutschen haben gegen unsre Nation immer viel Geduld bewiesen, und ich glaube selbst, daß ich kein Lamm von Franzosen fände, der es mit mir aushielte." —

Ich kochte innerlich, doch machte ich *gute Miene zu schlechtem Spiel*. Meine Geduld ging zu Ende, als sie aus Scherz Ernst machte, und dem Cousin gütig, ja zärtlich begegnete, während sie mich mit der größten Strenge zurückwies. „Blos um Sie auf die Probe zu stellen, mein Herr" — sagte sie, als ich mich beklagte.

„Das heißt, Sie schneiden mir den Leib auf, um zu sehen, ob mein Herz noch schlägt — rief ich entrüstet — aber ich werde Mittel finden, diesen Mißhandlungen zu entgehen."

Ich verließ hastig das Zimmer, und sie schickte mir ein schallendes Gelächter nach. Höchst aufgebracht ging ich zu Herrn Gerson, und klagte ihm meine Noth.

„Sie sagen mir etwas ganz Neues — erwiederte er — ich habe unter Ihnen Beiden das beste Einverständniß vorausgesetzt. Ja, ja, es ist wahr, sie ist ein kleiner Satan, aber mit dem besten Herzen. Ich versichere Sie, sie würde am jüngsten Gericht dem lieben Gott ins Gesicht lachen, wenn er ihr Sündenregister vorlesen ließe, und der Teufel wäre selbst doppelt verdammt, dem sie zur Verdammniß übergeben würde. Aber das schadet nicht — sie hat keine falsche Ader, und wenn Sie ihre Laune nicht durch Empfindlichkeit erbittern, werden Sie die lustigste Frau auf der Welt haben. Doch will ich mit ihr sprechen." —

Er that es, meines Widerspruchs ungeachtet; aber ich weiß nicht, ob aus Mangel an Nachdenken, oder aus Bosheit, in Gegenwart Aller. Das Lächeln der Anwesenden, als Mr. Gerson mit vielem Vateranstand seine Worte vorbrachte, verkündigte mir mein Schicksal.

„Wie? — sagte Angelique — sind die Nerven eines Nordländers so empfindlich? — Sie können es nicht vertragen, daß ich hüpfend und tanzend durchs Leben gehe? Sie fassen meine Laune nicht, kein Wunder, daß Sie auch meine Liebe nicht fassen." —

„Schöne Angelique" —

„Sagen Sie das meiner Schwester — ich bin die böse, die unausstehliche, und liebe Sie doch so zärtlich, wie irgend eine Dame ihren Mops oder ihren Papagei." —

Wollten Sie nicht die Rolle des Mopses übernehmen? denn diese Thiere, bei der innigsten Liebe gegen ihre Gebieterin, knurren und beißen gern." —

Sie lachte und gab mir die Hand, die ich dankbar küßte. Aber es dauerte keine Viertelstunde, so marterte sie mich wieder so, daß ich hätte Blut schwitzen mögen.

15.

Zufälligerweise fand ich in meinem Koffer einen Brief meines Vaters, überschrieben — an die geliebte Braut meines Sohnes. Die herzliche Sprache eines frohen Vaters wird sie rühren, dachte ich, und brachte ihr den Brief.

„Nicht an mich — sagte sie — denn Sie lieben mich nicht. Keine Betheuerungen — — aber ich will den Brief erbrechen, weil ich doch die Stelle einer Geliebteren ersetze." —

„Schön, vortrefflich, rief sie aus, als sie ihn gelesen hatte — Sie haben einen wackern Vater — und seine Güte überrascht mich; er muß wissen, daß sich Mädchen gern und Bräute am liebsten putzen. — Wollen Sie mir die Juwelen nicht zeigen?" —

Ich blickte sie betroffen an — das Gefühl meiner Unbesonnenheit fiel mir so schwer aufs Herz, daß ich kein Wort sagen konnte. —

„Nun, Sie haben sie doch nicht verloren" —

„Mein Vater muß sie vergessen haben — wollen Sie mir den Brief erlauben." —

„So unheiligen räuberischen Händen sollte ich dieß Dokument vertrauen? Cousin, lesen Sie ihm den Brief vor." —

Der Cousin las — „Den Solitär und die Armbänder, welche mein Sohn Ihnen mit diesem Briefe übergeben wird, bitte ich — u. s. w.

Ich stand wie vernichtet, und verwünschte im Herzen tausendmal die Stunde, wo ich Mr. Gerson's Haus betreten, und diese Schwestern kennen gelernt hatte, die ihre Vollkommenheiten nur mir zur Plage besaßen. —

„Ich bitte Sie, Cousin Cicisbeo — sagte Angelique, und deutete mit dem Finger auf mich — betrachten Sie diesen armen Sünder. Sein Vater schickt ihn aus Hamburg, weil ihn die Weiber dort so genau kennen, daß ihn keine mag. Drei Schwestern, die Kleinode von ganz Frankreich, harren auf den hamburger Meß- und Merzbräutigam, wie Sklavinnen in Smyrna auf den Käufer. O, denkt er, die danken Gott, wenn ich komme, früh oder spät — und macht einen Abstecher von drei Wochen, um sich erst noch einmal recht auszutoben, eh' er ein Hausvater wird. Das Reisegeld ist weg, und er ist klug genug, statt des Hungertodes in Paris, die fetten Küche und den reichen Keller des unbekannten Schwiegervaters zu erkiesen. Aber wie hinkommen? Der Brautschmuck muß aushelfen, so viel die pariser Freundinnen davon übrig gelassen haben."

„Guter Gott!" rief ich —

„Schweigen Sie. Dieser Herr soll Sie kennen lernen. Er kömmt, und sieht die Erste. Sie gefällt seinen Augen wohl, und die Schönste in ganz Bourdeaux wird seine Braut. Ich komme, er hört mich. Durch seine Ohren fasse ich ihn." —

„Wie ungerecht." —

„O mein Gott, schweigen Sie doch — er giebt der Ersten einen scharmanten, recht wohl gesetzten, respectabeln Abschied — und wer ihn nicht besser kennte, hätte denken sollen, er säße vor lauter Großmuth mit dem Herzen, das vor Liebe platzen wollte, auf dem Stuhl mit eisernen glühenden Zacken, und er wendete sich an mich als die Zweite bloß aus Mitleid, daß ich nicht vor Gram über seine Verachtung, oder als eine alte Jungfer stürbe. — Ich nehme in Demuth das Geschenk seiner, durch so vieles Schenken so sehr abgenutzten, Liebe an, lasse mich geduldig von ihm anfahren, von meinem Vater ausschelten, und jetzt bringt er mir statt der verkauften oder verschleuderten Juwelen, den Brief mit der leeren Anweisung, als wollte er mir sagen, meine Hand sei so nakt und blos nicht gut genug, ich solle sie erst selbst mit Brillanten ausstaffiren, ehe er es für nöthig fände" —

„Theure Angelique" —

„Ich bitte, nennen Sie mich nicht — mein Name klingt mir ganz abscheulich, ganz diabolisch aus Ihrem Munde — wahrhaftig, Sie verdienen es, daß ich Sie heirathe — zur Strafe. Ich wette, meine Schwester Victoire drückt Ihnen vollends das Herz ab — denn sie ist so schön, wie Constance, so klug, wie ich, und gefühlvoll, wie wir alle beide nicht sind, und trägt den Namen mit der That — aber hoffen Sie ja nicht, daß Sie etwas von ihr schmecken werden — Sie haben um mich angehalten, und dieser Brief Ihres Herrn Vaters, auch ohne Juwelen, ist mein Privilegium auf Ihre Person, das ich nie weggeben werde." —

„Gewiß die angenehmste Versicherung." —

„Sparen Sie die Schmeicheleien bis zu der Zeit, wo ich wünschen werde, Sie zu hören." —

Ihre zürnende Miene war so unverkennbar verstellt, daß ich sie doppelt reizend fand und ihre Hand ergriff, sie zu küssen. —

„Nicht doch, sagte sie, und zog sie zurück — die Stunde hat noch nicht geschlagen, wo ich Ihnen meine Zärtlichkeit nach Pflicht und Gewissen in Portionen und Rationen zutheilen werde."

16.

Endlich kam Nachricht von Victoiren, daß sie den Tag darauf eintreffen würde. Der ungeduldige Vater bestimmte die Hochzeit für beide Töchter auf den Tag nach ihrer Ankunft. Angelique hatte nichts dagegen. Die nahe Aussicht, ganz die Meinige zu werden, schien ihr mildere Gefühle einzuhauchen, und ich freute mich darüber.

Victoire kam Abends spät. Ich wollte ihr noch meine Freude über ihre Ankunft bezeugen. Angelique haschte mich auf. — „Dachte ich's doch — sagte sie — aber Sie sehen sie nicht. Erst wenn ich mit Ihnen vor dem Geistlichen stehe, sollen Sie den Schatz betrachten, den Sie ohne Prüfung verworfen haben, um sich eine Plage, wie ich bin, an den Hals zu ziehen."

Ich gestehe, der Morgen, wo ich den Uebergang von genialischer Unordnung zu weiser Regelmäßigkeit machen sollte, war mir sehr peinlich. So schön, und reich, und geistvoll Angelique war, so bedachte ich, daß der erste Vorzug bald vergehen würde, der zweite mir wenig nützte, und dritte Dornen als Rosen gewähren könnte. Und wo blieben jene lustigen Stunden, wo ich mich so oft mit Vorsatz der Ausgelassenheit und Thorheit überlassen hatte? —

D'Argenet kam, umarmte mich als seinen Schwager, und führte mich in das Zimmer, wo die Trauung geschehen sollte. Der Vater, die beiden Schwestern, der Onkel und Cousin, nebst dem Geistlichen, waren da. Victoire fehlte. —

„Sie putzt sich noch, sagte Angelique. Sie gönnt keiner ehrlichen Braut selbst am Hochzeittage nicht die Freude, schöner zu sein. Ein großer Fehler, nicht wahr, mon cher?" —

Ich bejahte ihre Freude lächelnd — sie war ungemein reizend in dieser Lebhaftigkeit. —

„Nun, danken Sie Gott, daß ich solider bin." —

Jetzt traten zwei Damen durch eine Nebenthür ein — und ich erstaunte gewiß lebhafter, als der Leser, der es längst errathen hat, als ich in beiden die Tante von Paris mit ihrer schönen Nichte erblickte.

17.

„Endlich!" — rief Angelique, und zog mich bei der Hand zum Tisch, wo der Geistliche stand, mit Gewalt; aber mein Gesicht war zu Victoiren hingewandt, die hocherröthend, und unendlich schöner, als sie mir je erschienen war, ihre Augen ernsthaft auf mich heftete. —

„Ihre Liebe scheint der Peitsche zu bedürfen — sagte Angelique. — Fangen Sie nur immer an, Mr. La Tournelle" —

Ich erwachte aus meiner Betäubung; ohne zu wissen, was ich that, entriß ich Angeliquen meine Hand, und blickte erschrocken den Geistlichen an, der lächelnd schwieg.

Victoire stand unbeweglich. An ihrem Finger blitzte mein Solitair, und die Armbänder, die ich in Orleans verkauft hatte, an ihrer Hand. Aller Augen waren auf mich gerichtet, und ich glaubte, unter die Erde sinken zu müssen.

„Ich bitte Sie, Cousin — rief Angelique — lassen Sie sich mit Victoiren trauen. So lange mein Bräutigam noch eine Schwester ledig sieht, denkt er, es sei Schuldigkeit, an ihr auch seine Liebe zu versuchen.

Der Cousin ging zu ihr hin. Länger hielt ich mich nicht — ich flog vom Tische weg, zu Victoiren, und ergriff ihre Hand, die sie mir erröthend, mit einem zärtlichen Blicke überließ. „Ist es möglich? sagte ich — ich habe keine Ansprüche auf Ihre Verzeihung, aber mit den mächtigen Gefühlen, die Sie mich zuerst kennen lehrten, leben alle Hoffnungen wieder auf, die jetzt nicht mehr chimärisch sind, sobald Sie wollen. —

„Ich bin nicht mehr mein — erwiederte sie lächelnd und zeigte auf die Juwelen — ich trage den Kaufpreis an meiner Hand." —

„Es ist zu toll — sagte Angelique — so ungezogen ist noch kein Bräutigam gewesen. Gott schütze mich vor einem solchen Ehemann. Kommen Sie Cousin, Sie haben eine sanfte treue Seele — ich will es mit Ihnen versuchen. Mag er machen, was er will."

Meine Verlegenheit war vorüber. Ich blickte den Vater fragend an — er konnte vor Rührung nicht sprechen, legte unsere Hände zusammen, und führte uns zu den beiden andern Paaren. Mr. La Tournelle fing ungeheißen an, und nach zehn Minuten waren die drei Schwestern in drei Frauen verwandelt.

18.

Georg hatte in Orleans meine Armbänder in den nächsten ansehnlichen Kaufladen, statt zum Juwelier, der am andern Ende der Stadt wohnen sollte, getragen. Der Handelsherr, dem er sie anbot, fragte bedächtig, wem sie gehörten. Georg fand kein Bedenken, meinen Namen, und die Absicht meiner Reise anzugeben. „Zu Mr. Gerson nach Bourdeaux, um sein Schwiegersohn zu werden? Ich kenne Mr. Gerson genau, und mache mir ein Vergnügen daraus, Herrn Waltmann eine Summe auf diese Armbänder zu leihen, die gewiß eine andere Bestimmung haben, als in Orleans verkauft zu werden."

Dieses Anerbieten kam Georgen erwünscht. Ein Wort gab das andere, und mein Schelm von Diener, der an meinen pariser Streichen großen Anstoß genommen hatte, erzählte alles, was er von meiner dortigen Lebensart wußte, und pries sich glücklich, daß die Noth mich endlich triebe, eine so angenehme Zuflucht zu wählen. Mir aber verschwieg er aus guten Gründen Alles.

Victoire, die mit der Frau desselben Kaufmanns in Paris war, erfuhr bei ihrer Zurückkunft, welche Nachrichten von dem deutschen Bräutigam eingegangen waren, und wußte sich nun das schnelle Verschwinden Lord Johnsbury's, den sie, wider ihr dem Vater gegebenes Versprechen, lieb gewonnen hatte, zu erklären. Sie schrieb so eilig, als verlegen an ihre Schwester Angelique, weil ihr die Neuigkeit von meiner Verlobung mit Constancen gemeldet worden war.

Angelique durchschauete Alles, rieth ihr, noch einige Zeit zurückzubleiben, und entwarf den Plan zu meiner Züchtigung, den sie zur Unterhaltung der ganzen Familie — denn seit ich sie selbst zur Braut erkohren hatte, hatte sie den Vater und die Uebrigen in das Verständniß gezogen, und zugleich ihre eigene Neigung gegen den Cousin erklärt — so nachdrücklich durchführte.

Konnte ich über eine Rache zürnen, die ich so wohl verdient hatte, und deren Ziel mein eignes Glück war? Ich hatte wieder den Muth, mit meiner geistreichen Schwägerin zu streiten, ich konnte wieder die schöne Constance mit Unbefangenheit küssen. Vier Wochen flogen mir in dem liebenswürdigsten Familienkreise wie vier Stunden hin.

Da kam Claffen, und gebot Trennung. Ich bat meinen Schwiegervater um seinen Segen.

„Ich habe keinen Segen für Sie, als den Sie selbst genommen haben, sagte er. Sie führen mir das liebste Kind hinweg; und doch danke ich Ihnen, denn ich bin erst durch Sie ein vollkommen glücklicher Vater geworden." —

Claffen führte uns schnell, und unverletzt nach Hamburg zurück. Die herzliche Umarmung meines Vaters sagte mir, daß der Engel, der mir zur Seite stand, auch sein Vatterglück vollendet hätte. Und sie, die mir auch in diesem Augenblick lächelnd zur Seite steht, zweifelt nicht mehr, daß sie eben so glücklich meine Besserung vollendet habe.

Johann Geiler von Kaisersberg.

Dieser eigenthümliche Kopf ward am 16. März 1445 zu Schafhausen, wo sein Vater als Gehülfe des Stadtschreibers lebte, geboren, erhielt seine Erziehung im großväterlichen Hause zu Kaisersberg und studirte dann zu Freiburg und Basel. An letzterem Orte wurde er Doctor der Theologie und kam dann als Prediger nach Freiburg. Von hier ging er in gleicher Eigenschaft, nach Würzburg und dann nach Straßburg, wo man ihn hoch in Ehren hielt, und eigends für ihn 1486 die berühmte Kanzel im Münster erbaute. Er starb daselbst am 10. März 1510.

G. machte sich vorzüglich berühmt durch seine 1498 in der Kathedrale zu Straßburg gehaltenen Predigten über Brandt's Narrenschiff (s. Sebastian Brandt), welche in folgenden deutschen Ausgaben erschienen, nachdem sie ursprünglich in lateinischer Sprache herausgegeben worden.

Trostspiegel. Straßburg 1503.
Speculum stultorum. Deutsch. Strasburg 1509. Fol.
Schiff des Heils, der Reue und der Pönitenz. Strasburg 1512. Fol.
Predigten über die Evangelien. Strasburg 1515. Fol. u. öft.
Berg des schauenden Lebens. Augsburg 1510.
Granatapfel. Augsburg 1510. Straßburg 1511.
Des hochwürdigen Doctors Johann Geiler von Keysersperg Narrenschiff, so er gepredigt hat zu Straßburg in dem hohen Stift daselbst Predicant zur Zeit 1498. Aus dem Latein M. Jacobi Echer ins Deutsch gebracht von Bruder Johanne Pauli u. s. w. Straßburg durch Johann Grüninger 1520. Fol. mit Holzschnitten.
Weltspiegel oder Narrenschiff u. s. w. Weilandt durch den hochgelarten Johann Geyler, Doctorem der h. Schrifft in lateinischer sprach beschrieben jetzt aber mit sonderm fleiß aus dem Latein in das recht Hochteutsch gebracht und erstmals im Truck außgangen durch Nicolaum Höniger von Tauber Kbuigthoffen. Basel 1574., 8.

Vergl: Vita J. Geileri per Beatum Rhenanum. 1513., 4.
F. W. Ph. von Ammon, Leben, Lehren und Predigten Geiler's von K. Erlangen 1826, 8.
W. Weick, Geiler's Leben und Schriften in einer Auswahl. Frankfurt 1829, 3 Thle.
Teutscher Merkur. 1783, Th. 4., S. 121.

Geiler's mit dem damaligen Zeitgeschmack sich wohl vertragende Predigten hatten einen streng moralischen Zweck und mögen durch ihre ehrenwerthe Gesinnung und ihren blumigen, oft selbst burlesken, stets aber kräftigen und schwungreichen Styl, ihr Ziel weit leichter erreicht haben, als mancher geleckte Vortrag moderner Kanzelredner. Ihr Verfasser stand als ein trefflicher, tiefgelehrter Mann bei seiner Gemeine in höchster Achtung, und sein Bemühen, die Satyre selbst in die geistliche Beredsamkeit zu verflechten und dadurch doppelt kräftig zu wirken fand nicht allein Anklang bei seinen Zuhörern, sondern sah sich auch mit gutem Erfolg gekrönt. — G's Predigten sind jedoch nicht in ihrer ursprünglichen Echtheit auf uns gekommen, sie wurden nach der Sitte jener Zeit lateinisch von einem seiner Schüler aufgeschrieben und herausgegeben und fanden dann von neuem Uebersetzer in die Muttersprache. —

Aus Geiler's Trostspiegel *).

Gedenck, was grossen nutz dynem freund uß dem tod entspringt, sich [1]), uß was jamers, lydens und ellends, daz in diser zit ist, er hingenommen wirt und etladen. wer wolt er-

*) S. Doctor Keysersbergs Trostspiegel, so dir Vatter, mutter kynd oder freund gestorben synt. Straßburg 1503.
1) Sieh.

zalen die unseligkeyt, die alle menschen, sie syen in was standts sie wellen, erlyden müssen, es bedörfft ein gantz groß buch, das zu erzalen. liß sanctum Augustinum ym buch von der statt gottes, liß Franciscum Petrarcham vom glück und unglück, deßglichen in eyner epistel von disem leben, so vindestu wunder davon, was ein mensch erlyden muß in lyb und seel. heut gesunt, morgen kranck, heut frölich, morgen traurig, yetz in eren, morn in schand, yetz rych, morgen arm, yetz gelopt, morn gescholten, heut genediger her, morn stoßt man die zung über dich uß und macht dir esels oren, heut lebendig, morn tod. was sol ich vil schreiben, ich sprich mit dem Job: Der mensch geborn von eynem wib, lebt ein kurtze zyt, und wirt erfüllet mit vil unseligkeyt, dar für hilfft weder gold noch sylber, weder syden noch perlin, weder gewalt noch adel, weder kunst noch vernunfft. nun wolan, uß dem jammer ist dyn freund hingenommen, uß der kotlachen [2]) gezogen, uß dem schweyßbad gangen, do du noch in sitzest; ist daz, daz du also clagest und so unvernünfftiklichen trurest? wenn wir in diser welt keyn anseligkeyt und wyderwertikeyt hetten, sunder alle ding nach unserm willen gingen, so wer es nit ein wunder, daz wir weynten unsere todten freund, so wir aber sehen den jamer und not in diser welt, solten wir billicher messigklich frölich syn, so unser freund von hynnen scheyden uß disem jamertal. Nun sprichstu: ja wenn ich wüste, daz myn fründ uß disem jamertal kem in ewige freud, ich förcht aber, das er vom karren dis ellends gespannen werd in den wagen des ewigen feures, es darff sich ein dieb nit freuwen, so man yn uß dem turn laßt, und yn an den galgen fürt. Er ist in todsünden villicht gestorben, ungeruwet und ungebicht [3]), all syn lebtag eyn weltmensch gewest, gott nie vor augen gehabt, allweg synem mutwillen gelebt.

Ich sprich zum ersten: Es weiß nyemant, wie er sich an synem letzsten end gehalten hat, er hat villicht geruwet [4]), und also ist ym gnad beschehen, wiewol sich nyemant daruff verlassen sol, wenn [5]) under hundert tusenden deren, die iren ruwen sparen uff das letst, nit eyner behalten wirt, als sanctus Hieronimus spricht, und das in angelica als bestetiget wirt und ich keynen zwyfel daran hab.

Ich sprich zum andern mol: ist dyn freund in todsünden brgriffen und also gestorben und zu der hellen gefaren, so nit trur. er sitzt, do er sitzen sol, und nirgen rechter. ein dieb gehört an den galgen, und ein mörder uffs rad, und ein puren viel in die profey [6]). Sich freuwet der gerecht, so er sicht den rechten billichen rach gottes. Wißt ich minen vatter, spricht sanctus Augustinus, in der hellen, ich wolt nit für yn bitten. Judas sitzt als füglichen in der hellen, als sanct Peter ym hymelrich. Gang [7]) müssig, schaw an das erst haubtglaß [8]) in den willen gottes. das ingeweyd gehöret uff den mist den rappen [9]), und das felthun uff den tisch für die herren, das volk gehöret nit in himmel, es sol syn der schemel der füß gottes. Ach gott, sprichstu, het er lenger gelebt, so het er sich villicht bekört, wie kan ym daz zu nutz dienen, daz er in synen sünden tod ist. Ich sprich zum dritten: er wer nit besser worden, ob er schon lenger gelebt hett, wenn [10]) sobald gott eynen menschen durch den tod hin nymt, so wer derselb mensch hinfür nymmermer besser worden, als sanctus Johannes mit dem gülden mund offenlich spricht.

2) Mistpfütze. 3) Ohne Reue und Beichte. 4) Bereuet. 5) Denn. 6) Privet, Abtritt. 7) Gehe. 8) Hauptspiegel. 9) Raben. 10) Denn.

Aus Geiler's Predigten: Vom Baum der Seligkeit.

(Ausg. Strasburg 1518. Bl. 37.)

Uber dise wort, die Christus sprach: Es sei dan, daz ir glaubent, daz ichs bin, so sterbent ir in euweren sünden, spricht Augustinus: Herr, waz meinstu damit, daz du sprichest, daz man sol glauben, daz du bist? Ist nit auch laub und graß? seint nit auch die menschen? waz ist daz, daz du bist? Ja, spricht er, du bist, dan allez das uff erdtreich ist, daz fleußt hin und zergat, on [1]) alein got. Da ich herein gieng, da was ich nit was ich jetz bin, dan ich bin elter dan vor einer stund. Wan also alle ding zergond und zerflieszen und werden zu nit, on alein got.

Er ist, et est [2]) er wachset nit und verget auch nit, er ist daz ewig wesen, in den menschen ist ein vergon und ein künfftigs wesen, aber in got nit. Darumb sprach er; ee das Abraham was, da bin ich. Er ist daz bestendig bleiblich gut, allez das, daz wesen hat, daz hangt an got, on got, der hangt nirgents an. Man zündet vil liechter von einem liecht an; die liechter nemen das brinnen alle von eim liecht. Aber got ist daz wesen, und daz wesen, daz er hat, nimpt er von niemant, aber alle wesen nement ir wesen von im. Darum ist er ein berlich [3]) wesen aller ding. daz wir seint, das sein wir auß got, on in so vergond wir. Plato sach daz und sprach in der person gottes zu den engelen: o ir götter, ir seint zerstörlich in euwer natur, aber uß meiner güte ir bestendig bliben, daz ir fürbaß bestond.

Er est, got ist daz nest, in dem die turteltaub, die sel, findet gantze ru. Selig ist daz vögelin, die sel, die ir füß in daz nest setzt, in dem findet sie alein ru und nirgets anders uff ertreich. Laß dir den ast fleischliches lustes, zeitliches guts nit als [4]) lüstlich sein, daz du den fuß deiner selen ru darein setzest, dan du findest kein rü da überal, flüg fürbaß uff den dolden [5]) in daz nest, daz gott ist, da findestu ru, als sanctus Augustinus spricht: O herr, du hast uns beschaffen zu dir, und unser hertz ist unruwig, biß daz es ruwet in dir. Unser hertz ist dreieckit, und fügt sich eben in daz nest der heiligen trivaltigkeit, daz da ist daz recht nest. Waher kümpt es, daz wir nirget uff ertreich in allen stetten kein gantze ru finden. Bistu in der ee, du meinst, werstu noch ein junckfrauw, so wer dir baß. Bistu ein junckfrauw, so meinstu, werestu in der ee, so hettestu jemant, der für dich sorgte. Bistu in der werlt, du meinst, werestu in eim closter, du weltest got fast dienen. Bistu in dem closter, du meinst, werestu in der welt, so hettestu dein eigen willen, daz du möchtest betten und zu dem Sacrament gon, wan du weltest. Also in allen stenden ist daz, wer ich anderßwo, so wer mir baß. Darum, hettestu kein ander sach, die dich zu got trib, so hettestu sach genug, daz kein ru uff erdtreich ist, dan in dem nest, daz got ist. —

Vogel, flüg in das nest. die sel ist der vogel, der da sol fliegen in daz nest, daz got ist, mit den zweien fettichen der verstentniß und des willes, die du zu den himeltschen dingen uff solt schwingen, als man singt von allen heiligen, daz ihr leib warent uff dem ertreich, aber ir gemüt war stettiglichen in dem himel. Selig ist der mensch, der alle seine gedencken und begird setzt in daz nest. Du sprichst: lieber got, müß ich alwegen in dem nest sitzen, es ist mir unmüglich. Nein, du solt nit alwegen darin bleiben. Flüg in doz nest in einem schauwenden leben. Flüg wider darauß in einem wirckenden leben. dan die zwei müssen bei einander sein, als dich lert das Abc, das du dich solt uben in der liebe gotes und deines nechsten, das der mensch etwan sein angesicht gantz kere zu got in betrachten, dan sich weißlich außkehre in ein wirkend leben zu nutz deines nechsten menschen.

1) Ohne. 2) Das lat. id est. 3) Gebärend, erzeugend. 4) Also. 5) Baumwipfel.

Friedrich Graf von Kalkreuth,

der Sohn des berühmten Feldmarschalls, Friedrich Adolph Gr. v. K., ward am 15. März 1790 zu Pasewalk geboren, erhielt eine seinem Stande angemessene Erziehung und studirte schöne Wissenschaften. Nachdem er 1817 und 1818 eine Reise durch Italien gemacht hatte, ließ er sich als Privatgelehrter in Dresden nieder.

Er gab heraus:

Die Ahnen von Brandenburg. Ein Gedicht. Berlin 1813, 8.

Bundesblüthen. Ebendas. 1816, gr. 8.; mit G. Graf von Blankensee, W. Hensel, W. Müller und W. von Studnitz.

Gedichte. Ebendas. 1823, 8.

Dramatische Dichtungen. Leipzig 1824, 2 Bde., Lex. 8.

G. v. K. gehört als lyrischer, wie als dramatischer Dichter der romantischen Schule an, nimmt aber, sich auszeichnend durch reiche Phantasie, Zauber der Sprache und Anmuth der Diction, eine bedeutende Stellung unter den Mitgliedern derselben ein, die er würdig zu behaupten weiß.

Karl Adam Kaltenbrunner.

ward am 30. December 1804 zu Ens in Oberöstreich geboren, und erhielt seine erste Bildung zu Admont in einem der romantischesten Thäler der oberen Steiermark, wo im vierzehnjährigen Knaben die glühendste Liebe zur Poesie erwachte, welche er aber, ungünstiger äußerer Verhältnisse wegen bis zu deren freundlicherer Gestaltung, mehrere Jahre lang nur heimlich pflegen konnte. Die weitere Ausbildung verschaffte sich K. auf dem Lyceum zu Linz, von welchem er 1823 nach vollendeten philosophischen Studien in Staatsdienste trat. Er lebt gegenwärtig noch in Linz als k. k. Beamter.

Von ihm erschien im Druck:

Vaterländische Dichtungen. Linz 1835.
Konstantin XI., letzter griechischer Kaiser. Tragödie. Wien 1836.
Lyrische und epische Dichtungen. Wien 1838.

K. ist dem größeren Publicum noch nicht so bekannt geworden, wie sein glückliches Talent und sein ernstes Streben es verdienen. Er besitzt tiefes Gefühl. Reichthum der Erfindung und Gewandtheit in Sprache und und Form neben lebendiger Anschauung und Biegsamkeit des Geistes, doch hat er sich noch nicht gänzlich zu der Freiheit des Selbstbewußtseins schöpferischer Kraft emporgeschwungen, welche mit Recht von dem wahren Dichter gefordert werden kann, und man sieht hin und wieder seinen Leistungen noch den Einfluß an, den große Muster auf ihn einübten. Bei dem ihm einwohnenden Eigenschaften und bei dem heiligen Ernst, der uns überall aus seinen Werken entgegentritt, steht indessen zu hoffen, daß seine Muse sich mit jedem Tage selbstständiger entfalten und K. als Dichter bald ruhmvoll jenen Männern zur Seite stehen werde, denen er so würdig nacheifert.

Der Streit um die Krone*).

Vorspiel in einem Aufzuge.

Personen.

Andronicus, Fürst von Thessalien, } Brüder des griechischen
Konstantin, Beherrscher von Morea, } Kaisers Johann II.
Demetrius Porphyrogenitus, }
Prinz Calo Komnenus, von Trapezunt.
Kantakuzeno, } griechische Fürsten.
Kantemir, }
Notaras, Admiral.
Gartuca, Hauptmann der kaiserlichen Leibwache.
Georg Pheranzes, Geschichtschreiber und Archonte Konstantins.
Chalil Pascha, türkischer Großvezier.
Leibwache, Truppen, Hofstaat, Türken.

(Die Handlung spielt in Konstantinopel, im Jahre 1448.)

Erste Scene.

Im kaiserlichen Pallaste.

Reichgeschmückter Thronsaal. In der Mitte des Hintergrundes ein hoher Katafalk, auf welchem ein Sarg, mit den kaiserlichen Insignien geziert; Leibwache umgiebt ihn. Aus einer Seitenhalle kommt Pheranzes. Vor dem Sarge stehend:

Hier liegst du, todter, kinderloser Kaiser!
Im Tod allein — verlassen — unbeweint!
Das Leben kümmert sich nicht um die Todten;
Nach dem nur wird gefragt, was sie besessen,
Und an das Erbe klammert sich die Habsucht.
— Zurückgelassen hast du einen Reif,
Des Kaiserhauptes Schmuck und goldnen Glanz,
Der, ewig blendend, zum Besitze lockt.
Ich muß dich glücklich preisen, Hingeschied'ner,
Daß du nicht siehst die Zeit, die jetzt gekommen,
Unsel'gen Kampf der innern Spaltung drohend;
Jetzt, wo sich alle Männer Griechenland's
Vereinen sollten gegen äuß're Feinde, —
Daß du nicht siehst den thränenwerthen Anblick,
Wie deine Brüder gegen sich das Schwert
Erheben um die unheilvolle Krone, —
Vielleicht sie färben mit dem Blut der Bürger!
— O, stünd' an deinem Sarg ein frommer Sohn,
Der dich zur Gruft in Lieb' und Wehmuth trüge,
Im Frieden dann des Vaters Thron bestiege!
(Bleibt im Schmerz versunken vor dem Katafalk stehen.)

Zweite Scene.

Gartuca (eilt herein). Pheranzes.

Gartuca (Pheranzes nicht bemerkend).
Wir sind verloren! (Da er Pheranzes erblickt)
Wo ist Prinz Demetrius?

Pheranzes.
Ihr seid erhitzt — bestürzt! was ist geschehen?

Gartuca (sich ermannend).
Nichts von Bedeutung — doch ich war ergriffen;
Ihr kennt mein Amt die Sorge für die Pflicht.
— Gefallen ist Demetrius Partei. —

Pheranzes.
O möchte sich die Frage friedlich lösen!
Doch sprechet! Siegte die gerechte Sache?

Gartuca.
Vernehmet, was mir Eil' und Ort erlauben.
Gewonnen war ein großer Theil der Bürger,
Ein größerer der Truppen für den Prinzen; —
Schon glaubt' ich — (Pheranzes fixirend) und mich schreckt der
Gedanke —
Man ruft Demetrius zum Kaiser aus, —
Da kommt zur Stunde, die entscheiden will,
Ein Abgesandter Sultan Amurath's,
Der allem Volke laut verkünden läßt,
Es habe sich der Padischah erklärt
Für Konstantin, den Fürsten von Morea.

Pheranzes.
Für Konstantin?

Gartuca.
So ist's, und — war es Furcht
Vor Murad's Macht, war's schneller Sinneswandel —
Die Stadt rief Konstantin zum Herrscher aus.

Pheranzes.
Es ist der Fürst, dem ich ein alter Diener; (halb laut)
Doch — ob ich jubeln soll, ob fürchten — weiß ich's!

Gartuca (dringend).
Ihr werdet Einfluß üben bei dem Kaiser;
Er liebt Euch, denn Ihr seid ihm treu ergeben;
Ihr werdet Manchen heben, glücklich machen,
Für den Ihr Euer mächtig Wort verwendet, —
Gedenkt dann auch Gartuca's. (Für sich)
Tod und Teufel!

Pheranzes (bei Seite).
Du bist mir nicht entgangen, falsche Seele!

Dritte Scene.

Demetrius.
O schnöde, schändliche Entscheidung!

Gartuca (schnell und heimlich zu Demetrius).
Flieht,
Mein Prinz! Ihr seid nicht sicher!

Demetrius (halb laut).
Feige Furcht!

Konstantin (der Gartuca's heimliche Rede noch bemerkt, mit stolzer Ueberlegenheit vortretend:
Es ist entschieden nun — die Krone mein!

Andronicus (zu Konstantin).
Nicht ist's das Recht, das die Geburt gewährt,
Nicht ist's das Volk, das dich zum Herrscher krönt!

Konstantin.
Mein ist die Macht! Ich frage nicht nach Andern

*) Aus Kaltenbrunner's „Konstantin XI" (Linz 1836).

Die Krone will ich — und ich trage sie!

Demetrius (zu Konstantin).

Ich wollte messen meine Macht mit deiner,
Und allzufest noch wäre nicht dein Thron!
Doch nicht beflecken will ich mich im Kampf
Mit Griechen, die Barbaren Brüder nennen!

Andronicus (zu Konstantin).

Der ältre Sohn des Kaisers Manuel, (auf den Katafalk zeigend).
Der ältre Bruder Kaiser Johann's bin ich,
Und mir gebührte der verlass'ne Thron;
Doch aus dem Streite tret' ich frei zurück;
Aus schwacher Furcht nicht, dir zu unterliegen, —
Aus Liebe für das schöne Griechenland,
Das nicht mit eigner Hand sich soll zerfleischen.
Ein heilig Kleinod ist das Blut der Bürger!
Ich gönne dir das Ziel der heißen Ehrsucht,
Den Kaiserthron, den du dir selbst gezimmert!
Sei deines Glückes Herr, und sieh dich vor,
Daß sicher stehen mag dein Herrscherstuhl,
Daß unter dir nicht breche sein Gestell!

Konstantin (stolz).

Die Sorge, die euch nicht zu quälen braucht!

Demetrius.

Nicht weich' ich im Gefühl, besiegt zu sein;
Denn vor euch Beiden nenn' ich mein das Recht,
Den Anspruch auf die Krone von Byzanz.
— Noch hatte unser Vater Manuel
Den Thron der Paläologen nicht bestiegen;
Ein Prinz des Hauses war er, ohne Land
Und ohne Macht, da ihr geboren schon;
Die Kaiserkrone tragend, zeugt' er mich,
Und nannte mich Porphyrogenitus.
Im Purpur bin nur ich allein geboren,
Und mir allein verfallen ist sein Reich. (zu Konstantin)
Doch fürchte nicht! Mein rüstig Schwert mag ruhn.
Es weicht ein edler Sinn der rohen Macht,
Unedlem Streit' und fürstlicher Entehrung;
Doch geistig eigen bleibt ihm ja sein Recht,
Und unentschieden ist, wer hier verlor!

Konstantin.

Was gilt vor dem, was ist, der Sinn — die Meinung?
Was ficht das eitle Wort mit dem Besitz?
Ihr ändert nicht, was sich entschied für mich —
Dort naht der Mann, der allen Streit beendet.

Vierte Scene.

Protovezier Chalil mit glänzendem Gefolge. Er tritt in die Mitte vor. Die Vorigen.

Chalil.

Gesandt von Sultan Amurath dem Zweiten,
Dem Herrn des Orients, dem großen Kaiser,
Verkündet Chalil Pascha, sein Vezier:
Beschlossen hat der mächtige Gebieter,
Schiedsrichter will er sein in euerm Streit;
Es soll den Thron des Kaiserthum's der Griechen
Kein Andrer seines Nachbarvolk's besteigen,
Als Konstantin, der Herrscher von Morea! (zu Konstantin)
Dir bietet er, so du's verlangest, Hilfe,
Der Freundschaft Schutz und seine ganze Macht.

Pheranzes (halb laut).

Ein Unheil ist's, daß Amurath sich einmischt!

Konstantin (besteigt den Thron).

Ihr habt gehört, und so vernehmt die Rede!
Im Angesicht der Leiche meines Bruders,
Johann des Zweiten, kinderlos Verblich'nen,
Besteig' ich seinen Thron, und eigne mir
Die Kaiserkrone der Paläologen!
In Folge der freiwilligen Entsagung
Des Aelteren der beiden Mitbewerber, — (zu Demetrius)
In Kraft des Rechtes der Geburt vor dir,
Dem Jüngeren, — in Folge der Gewalt,
Die mir zu Theil, Gesetzeskraft verleihend, —
Und nach Entscheidung Sultan Amurath's,
Des hochgeehrten, mächt'gen Bund'sgenossen,
Erklär' ich mich zum Kaiser Griechenland's,
Der herrschen wird als Konstantin der Eilfte!

Andronicus und Demetrius stehen abgewendet.

Mein Name selbst, der altherkömmliche,
Mit Ruhm genannt in unserer Geschichte,
Vermehret und bekräftiget mein Recht.
Den Namen trug der Gründer dieses Reichs,
Der tapfere Erbauer von Byzanz,
Der große Römer, Konstantin der Erste!

Mit stolzer Lust erhebt mich der Gedanke,
Daß mein die Krone jenes großen Kaisers,
Daß mein das schöne Land, von ihm geschaffen!
Und dies Gefühl wird mir die Seele rüsten,
Das Scepter kräftig — ungebeugt zu führen;
Denn eines starken Arm's bedarf das Reich!

(Bewegung unter der Versammlung.)

Chalil (zu Konstantin).

Zu End' ist meine Sendung. — Laß mich abziehn!

(will abgehen).

Konstantin.

Nicht also zieht ein Freund von meinem Hof.
Ihr Vetter Calo, (zu Notaras) Ihr, und du, Pheranzes,
Begleitet Chalil nach Adrianopel.
An Amurath entbietet meinen Gruß
Und meinen Dank für seine hohe Freundschaft.
Dem Sultan meldet meinen ernsten Willen;
Der Wunsch und Bitte nennt von euerm Kaiser:
Ich lad' ihn ein zu einem festen Bunde,
Der uns vereinen soll auf alle Zeiten,
Zu Schutz und Trutz, zur Wohlfahrt unser'er Völker.
Doch laßt mich, eh' ihr Abschied nehmt von mir,
Bestimmen die begleitenden Geschenke,
Die ihr dem Sultan bringt, und die ich (zu Chalil) dir
Für deinen Dienst und deine Sendung schulde.

Chalil.

Ich rufe Heil dem neuen Griechenkaiser! (ab)

(Ihm folgen Prinz Komnenus, Notaras und Pheranzes.

Fünfte Scene.

Die Vorigen, ohne Chalil, Notaras und Pheranzes.

Konstantin (mit strengem Tone).

Noch Eines muß von mir geschlichtet werden,
Eh' Konstantin zur Huldigung euch ruft.

Gartuca (bestürzt für sich).

Sein Blick traf mich!

Konstantin.

Gartuca! Tretet vor!

Gartuca (sich demüthig nähernd).

Befehlt, mein Kaiser!

Konstantin.

Glaubt nicht, mich zu täuschen!
Es blieb mir Euer Treiben nicht verborgen.
Ein thät'ger Gegner waret ihr vor Allen,
Ein tüchtig Glied der feindlichen Partei,
Die mir verwegen gegenüber stand.
Ich hab' Euch wohl erkannt, und künd' Euch nun;
Der, den Ihr früher habt bewacht, ist todt, —
Und todt, wie jener Leib, sei auch der Geist,
Der Euch erfüllt, in meiner künftgen Wache!
Ich brauche bessern Schutz und andre Treue,
Als Ihr mir leisten würdet im Palaste. (mit Härte)
In die Verbannung geht nach Taurien!

Gartuca.

Laß Gnade, Herr, von deinem Throne fließen!

Demetrius (auffahrend).

Wie? Welche Grausamkeit!

Konstantin.

Der Kaiser sprach's!
Es soll der menschenleere Chersonnes
Ihn zahmer machen, als wir's hier vermöchten.
Im schwarzen Pontus mag er sich bespiegeln,
Und wenn die Zeit ihm lange dünkt, wie Jason,
Noch einmal sich bemüh'n um's gold'ne Vließ. (zu Gartuca)
Entfernt Euch ohne Säumniß! Laßt mich, wenn
Die Sonne dieses Tages sinkt, nicht hören:
Es hab' Euch irgendwo in unsern Mauern
Ein Auge noch gesehen!

Demetrius.

O Tyrannei!

Andronicus.

Bei Gott! zu hart!

Gartuca (mit verbissenem Grimme für sich).

Der Dinge Lauf kann wechseln (ab).

Sechste Scene.

Die Vorigen, ohne Gartuca.

Konstantin.

Gereinigt muß des Bodens Fläche werden,
Auf der ich meine Herrscherbahn beginne!
Noch ist des Richters Letztes nicht gethan.
Gesichert will ich sein auf meinem Throne,

Karl Adam Kaltenbrunner.

ward am 30. December 1804 zu Ens in Oberöstreich geboren, und erhielt seine erste Bildung zu Admont in einem der romantischesten Thäler der oberen Steiermark, wo im vierzehnjährigen Knaben die glühendste Liebe zur Poesie erwachte, welche er aber, ungünstiger äußerer Verhältnisse wegen bis zu deren freundlicherer Gestaltung, mehrere Jahre lang nur heimlich pflegen konnte. Die weitere Ausbildung verschaffte sich K. auf dem Lyceum zu Linz, von welchem er 1823 nach vollendeten philosophischen Studien in Staatsdienste trat. Er lebt gegenwärtig noch in Linz als k. k. Beamter.

Von ihm erschien im Druck:

Vaterländische Dichtungen. Linz 1835.
Konstantin XI., letzter griechischer Kaiser. Tragödie. Wien 1836.
Lyrische und epische Dichtungen. Wien 1838.

K. ist dem größeren Publicum noch nicht so bekannt geworden, wie sein glückliches Talent und sein ernstes Streben es verdienen. Er besitzt tiefes Gefühl. Reichthum der Erfindung und Gewandtheit in Sprache und und Form neben lebendiger Anschauung und Biegsamkeit des Geistes, doch hat er sich noch nicht gänzlich zu der Freiheit des Selbstbewußtseins schöpferischer Kraft emporgeschwungen, welche mit Recht von dem wahren Dichter gefordert werden kann, und man sieht hin und wieder seinen Leistungen noch den Einfluß an, den große Muster auf ihn einübten. Bei dem ihm einwohnenden Eigenschaften und bei dem heiligen Ernst, der uns überall aus seinen Werken entgegentritt, steht indessen zu hoffen, daß seine Muse sich mit jedem Tage selbstständiger entfalten und K. als Dichter bald ruhmvoll jenen Männern zur Seite stehen werde, denen er so würdig nacheifert.

Der Streit um die Krone*).

Vorspiel in einem Aufzuge.

Personen.

Andronicus, Fürst von Thessalien, } Brüder des griechischen
Konstantin, Beherrscher von Morea, } Kaisers Johann II.
Demetrius Porphyrogenitus, }
Prinz Calo Komnenus, von Trapezunt.
Kantakuzeno, } griechische Fürsten.
Kantemir, }
Notaras, Admiral.
Gartuca, Hauptmann der kaiserlichen Leibwache.
Georg Pheranzes, Geschichtschreiber und Archonte Konstantins.
Chalil Pascha, türkischer Großvezier.
Leibwache, Truppen, Hofstaat, Türken.

(Die Handlung spielt in Konstantinopel, im Jahre 1448.)

Erste Scene.

Im kaiserlichen Pallaste.

Reichgeschmückter Thronsaal. In der Mitte des Hintergrundes ein hoher Katafalk, auf welchem ein Sarg, mit den kaiserlichen Insignien geziert; Leibwache umgiebt ihn. Aus einer Seitenhalle kommt Pheranzes. Vor dem Sarge stehend:

Hier liegst du, todter, kinderloser Kaiser!
Im Tod allein — verlassen — unbeweint!
Das Leben kümmert sich nicht um die Todten;
Nach dem nur wird gefragt, was sie besessen,
Und an das Erbe klammert sich die Habsucht.
— Zurückgelassen hast du einen Reif,
Des Kaiserhauptes Schmuck und goldnen Glanz,
Der, ewig blendend, zum Besitze lockt.
Ich muß dich glücklich preisen, Hingeschied'ner,
Daß du nicht siehst die Zeit, die jetzt gekommen,
Unsel'gen Kampf der innern Spaltung drohend;
Jetzt, wo sich alle Männer Griechenland's
Vereinen sollten gegen äuß're Feinde, —
Daß du nicht siehst den thränenwerthen Anblick,
Wie deine Brüder gegen sich das Schwert
Erheben um die unheilvolle Krone, —
Vielleicht sie färben mit dem Blut der Bürger!
— O, stünd' an deinem Sarg ein frommer Sohn,
Der dich zur Gruft in Lieb' und Wehmuth trüge,
Im Frieden dann des Vaters Thron bestiege!
(Bleibt im Schmerz versunken vor dem Katafalk stehn.)

Zweite Scene.

Gartuca (eilt herein). Pheranzes.

Gartuca (Pheranzes nicht bemerkend).
Wir sind verloren! (Da er Pheranzes erblickt)
Wo ist Prinz Demetrius?

Pheranzes.
Ihr seid erhitzt — bestürzt! was ist geschehen?

Gartuca (sich ermannend).
Nichts von Bedeutung — doch ich war ergriffen;
Ihr kennt mein Amt die Sorge für die Pflicht.
— Gefallen ist Demetrius Partei. —

Pheranzes.
O möchte sich die Frage friedlich lösen!
Doch sprechet! Siegte die gerechte Sache?

Gartuca.
Vernehmet, was mir Eil' und Ort erlauben.
Gewonnen war ein großer Theil der Bürger,
Ein größerer der Truppen für den Prinzen; —
Schon glaubt' ich — (Pheranzes fixirend) und mich schreckt der
Gedanke —
Man ruft Demetrius zum Kaiser aus, —
Da kommt zur Stunde, die entscheiden will,
Ein Abgesandter Sultan Amurath's,
Der allem Volke laut verkünden läßt,
Es habe sich der Padischah erklärt
Für Konstantin, den Fürsten von Morea.

Pheranzes.
Für Konstantin?

Gartuca.
So ist's, und — war es Furcht
Vor Murad's Macht, war's schneller Sinneswandel —
Die Stadt rief Konstantin zum Herrscher aus.

Pheranzes.
Es ist der Fürst, dem ich ein alter Diener; (halb laut)
Doch — ob ich jubeln soll, ob fürchten — weiß ich's!

Gartuca (dringend).
Ihr werdet Einfluß üben bei dem Kaiser;
Er liebt Euch, denn Ihr seid ihm treu ergeben;
Ihr werdet Manchen heben, glücklich machen,
Für den Ihr Euer mächtig Wort verwendet, —
Gedenkt dann auch Gartuca's. (Für sich)
Tod und Teufel!

Pheranzes (bei Seite).
Du bist mir nicht entgangen, falsche Seele!

Dritte Scene.

Demetrius.
O schnöde, schändliche Entscheidung!

Gartuca (schnell und heimlich zu Demetrius).
Flieht,
Mein Prinz! Ihr seid nicht sicher!

Demetrius (halb laut).
Feige Furcht!

Konstantin (der Gartuca's heimliche Rede noch bemerkt, mit stolzer Ueberlegenheit vortretend:
Es ist entschieden nun — die Krone mein!

Andronicus (zu Konstantin).
Nicht ist's das Recht, das die Geburt gewährt,
Nicht ist's das Volk, das dich zum Herrscher krönt!

Konstantin.
Mein ist die Macht! Ich frage nicht nach Andern

*) Aus Kaltenbrunner's „Konstantin XI" (Linz 1836).

Die Krone will ich — und ich trage sie!

Demetrius (zu Konstantin).

Ich wollte messen meine Macht mit deiner,
Und allzufest noch wäre nicht dein Thron!
Doch nicht beflecken will ich mich im Kampf
Mit Griechen, die Barbaren Brüder nennen!

Andronicus (zu Konstantin).

Der ältre Sohn des Kaisers Manuel, (auf den Katafalk zeigend).
Der ältre Bruder Kaiser Johann's bin ich,
Und mir gebührte der verlass'ne Thron;
Doch aus dem Streite tret' ich frei zurück;
Aus schwacher Furcht nicht, dir zu unterliegen, —
Aus Liebe für das schöne Griechenland,
Das nicht mit eigner Hand sich soll zerfleischen.
Ein heilig Kleinod ist das Blut der Bürger!
Ich gönne dir das Ziel der heißen Ehrsucht,
Den Kaiserthron, den du dir selbst gezimmert!
Sei deines Glückes Herr, und sieh dich vor,
Daß sicher stehen mag dein Herrscherstuhl,
Daß unter dir nicht breche sein Gestell!

Konstantin (stolz).

Die Sorge, die euch nicht zu quälen braucht!

Demetrius.

Nicht weich' ich im Gefühl, besiegt zu sein;
Denn vor euch Beiden nenn' ich mein das Recht,
Den Anspruch auf die Krone von Byzanz.
— Noch hatte unser Vater Manuel
Den Thron der Paläologen nicht bestiegen;
Ein Prinz des Hauses war er, ohne Land
Und ohne Macht, da ihr geboren schon;
Die Kaiserkrone tragend, zeugt' er mich,
Und nannte mich Porphyrogenitus.
Im Purpur bin nur ich allein geboren,
Und mir allein verfallen ist sein Reich. (zu Konstantin)
Doch fürchte nicht! Mein rüstig Schwert mag ruhn.
Es weicht ein edler Sinn der rohen Macht,
Unedlem Streit' und fürstlicher Entehrung;
Doch geistig eigen bleibt ihm ja sein Recht,
Und unentschieden ist, wer hier verlor!

Konstantin.

Was gilt vor dem, was ist, der Sinn — die Meinung?
Was sicht das eitle Wort mit dem Besitz?
Ihr ändert nicht, was sich entschied für mich!
Dort naht der Mann, der allen Streit beendet.

Vierte Scene.

Großvezier Chalil mit glänzendem Gefolge. Er tritt in die Mitte vor. Die Vorigen.

Chalil.

Gesandt von Sultan Amurath dem Zweiten,
Dem Herrn des Orients, dem großen Kaiser,
Verkündet Chalil Pascha, sein Vezier:
Beschlossen hat der mächtige Gebieter,
Schiedsrichter will er sein in euerm Streit;
Es soll den Thron des Kaiserthum's der Griechen
Kein Andrer seines Nachbarvolk's besteigen,
Als Konstantin, der Herrscher von Morea! (zu Konstantin)
Dir bietet er, so du's verlangest, Hilfe,
Der Freundschaft Schutz und seine ganze Macht.

Pheranzes (halb laut).

Ein Unheil ist's, daß Amurath sich einmischt!

Konstantin (besteigt den Thron).

Ihr habt gehört, und so vernehmt die Rede!
Im Angesicht der Leiche meines Bruders,
Johann des Zweiten, kinderlos Verblich'nen,
Besteig' ich seinen Thron, und eigne mir
Die Kaiserkrone der Paläologen!
In Folge der freiwilligen Entsagung
Des Aelteren der beiden Mitbewerber, — (zu Demetrius)
In Kraft des Rechtes der Geburt vor dir,
Dem Jüngeren, — in Folge der Gewalt,
Die mir zu Theil, Gesetzeskraft verleihend, —
Und nach Entscheidung Sultan Amurath's,
Des hochgeehrten, mächt'gen Bund'sgenossen,
Erklär' ich mich zum Kaiser Griechenland's,
Der herrschen wird als Konstantin der Eilfte!

Andronicus und Demetrius stehen abgewendet.

Mein Name selbst, der altherkömmliche,
Mit Ruhm genannt in unserer Geschichte,
Vermehret und bekräftiget mein Recht.
Den Namen trug der Gründer dieses Reichs,
Der tapfere Erbauer von Byzanz,
Der große Römer, Konstantin der Erste!
Mit stolzer Lust erhebt mich der Gedanke,
Daß mein die Krone jenes großen Kaisers,
Daß mein das schöne Land, von ihm geschaffen!
Und dies Gefühl wird mir die Seele rüsten,
Das Scepter kräftig — ungebeugt zu führen;
Denn eines starken Arm's bedarf das Reich!

(Bewegung unter der Versammlung.)

Chalil (zu Konstantin).

Zu End' ist meine Sendung. — Laß mich abziehn!
(will abgehen).

Konstantin.

Nicht also zieht ein Freund von meinem Hof.
Ihr Vetter Calo, (zu Notaras) Ihr, und du, Pheranzes,
Begleitet Chalil nach Adrianopel.
An Amurath entbietet meinen Gruß
Und meinen Dank für seine hohe Freundschaft.
Dem Sultan meldet meinen ernsten Willen;
Der Wunsch und Bitte nennt von euerm Kaiser:
Ich lad' ihn ein zu einem festen Bunde,
Der uns vereinen soll auf alle Zeiten,
Zu Schutz und Trutz, zur Wohlfahrt unsrer Völker.
Doch laßt mich, eh' ihr Abschied nehmt von mir,
Bestimmen die begleitenden Geschenke,
Die ihr dem Sultan bringt, und die ich (zu Chalil) dir
Für deinen Dienst und deine Sendung schulde.

Chalil.

Ich rufe Heil dem neuen Griechenkaiser! (ab)
(Ihm folgen Prinz Komnenus, Notaras und Pheranzes.

Fünfte Scene.

Die Vorigen, ohne Chalil, Notaras und Pheranzes.

Konstantin (mit strengem Tone).

Noch Eines muß von mir geschlichtet werden,
Eh' Konstantin zur Huldigung euch ruft.

Gartuca (bestürzt für sich).

Sein Blick traf mich!

Konstantin.

Gartuca! Tretet vor!

Gartuca (sich demüthig nähernd).

Befehlt, mein Kaiser!

Konstantin.

Glaubt nicht, mich zu täuschen!
Es blieb mir Euer Treiben nicht verborgen.
Ein thät'ger Gegner waret ihr vor Allen,
Ein tüchtig Glied der feindlichen Partei,
Die mir verwegen gegenüber stand.
Ich hab' Euch wohl erkannt, und künd' Euch nun;
Der, den Ihr früher habt bewacht, ist todt, —
Und todt, wie jener Leib, sei auch der Geist,
Der Euch erfüllt, in meiner künftgen Wache!
Ich brauche bessern Schutz und andre Treue,
Als Ihr mir leisten würdet im Pallaste. (mit Härte)
In die Verbannung geht nach Taurien!

Gartuca.

Laß Gnade, Herr, von deinem Throne fließen!

Demetrius (auffahrend).

Wie? Welche Grausamkeit!

Konstantin.

Der Kaiser sprach's!
Es soll der menschenleere Chersonnes
Ihn zahmer machen, als wir's hier vermöchten.
Im schwarzen Pontus mag er sich bespiegeln,
Und wenn die Zeit ihm lange dünkt, wie Jason,
Noch einmal sich bemüh'n um's gold'ne Vließ. (zu Gartuca)
Entfernt Euch ohne Säumniß! Laßt mich, wenn
Die Sonne dieses Tages sinkt, nicht hören:
Es hab' Euch irgendwo in unsern Mauern
Ein Auge noch gesehen!

Demetrius.

O Tyrannei!

Andronicus.

Bei Gott! zu hart!

Gartuca (mit verbissenem Grimme für sich).

Der Dinge Lauf kann wechseln (ab).

Sechste Scene.

Die Vorigen, ohne Gartuca.

Konstantin.

Gereinigt muß des Bodens Fläche werden,
Auf der ich meine Herrscherbahn beginne!
Noch ist des Richters Letztes nicht gethan.
Gesichert will ich sein auf meinem Throne,

Unangetastet soll die Krone sein!
(Gegen Andronicus und Demetrius).
Darum erklär' ich als Rebellen euch,
Als Hochverräther gegen ihren Fürsten,
Und in dem Kerker büßt das Staatsverbrechen!
(Allgemeine Aufregung und Bestürzung.)
Wer wagt zu murren gegen meinen Ausspruch?
Vollzogen werde der Befehl — zur Stelle!
Ihr Alle haftet mir für sie! (entfernt sich schnell).
(Man bemächtigt sich der beiden Prinzen).
Demetrius (gegen den Katafalk gewendet).
Du Todter,
Empöre dich! da diese Lebenden
Es angehört mit dumpfen Sclavenseelen!
Andronicus.
Mein Blut verspritze des Tyrannen Hand —
Nicht mich beklag' ich — ihn und Griechenland!

(Der Vorhang fällt.)

Gedichte von Kaltenbrunner*).

An die Natur.

(1834.)

I.

Natur! Du bist die Wahrheit!
Dein Buch ist aufgeschlagen
Seit tausendjähr'gen Tagen;
Du hältst es Jedem hin,
Und keine Lüg' ist d'rin.
Auf jedem Blatte thronet
Der Geist, der dich bewohnet;
Was deine Stimme spricht,
Ist rein, wie ew'ges Licht!
Der Mensch — im Truggewande,
Erkenne seine Schande,
Und rufe laut dir zu;
Ich bin nicht wahr, wie du!
Denn du nur bist die Wahrheit! —

II.

Natur! Du bist die Schönheit!
Du bist's im Frühlingskleide,
Wie mit dem Eisgeschmeide,
In stiller Sternennacht,
Wie in der Morgenpracht;
In kleinen Wiesenquellen,
Wie in den Meereswellen, —
Auf Bergen und im Thal,
Hier — dort — und überall!
Der Mensch beschaut dein Blühen
Und fühlt sich oft erglühen;
Doch ach, — sein eitles Ich
Besieht am liebsten sich; —
Doch du nur bist die Schönheit! —

III.

Natur! Du bist die Liebe!
Wer zählt die süßen Spenden
Aus deinen Mutterhänden?
Wer nennt die Kindeslust
An deiner Mutterbrust?
Wer zählt der Fülle Segen
Auf allen deinen Wegen?
Du forderst nicht, du gibst,
Du hassest nie, du liebst!
Der Mensch — mit seinen Trieben —
Wohl wähnt er, auch zu lieben;
Doch ist zu Haß und Streit
Der Wille schnell bereit;
Denn du nur bist die Liebe! —

IV.

Natur! Du bist die Treue!
Wie auch im großen Ringe
Der Wechsel aller Dinge
Zerstört und wieder schafft:
Du bleibst dieselbe Kraft!
Jahrtausende versanken —
Wer sah dich einmal wanken?
Mit jedem jungen Jahr
Erneut' sich dein Altar!
Der Mensch — oft nach drei Tagen
In and're Form geschlagen,
Besingt, bewundert dich,
Und — lernt doch nichts für sich;
Denn du nur bist die Treue! —

V.

Natur! Du bist die Weisheit!
Wo saß auf gold'nem Throne
Mit angeborner Krone,
Wie du mit weisem Sinn,
Je eine Königin?
Wer gab uns ihre Schätze
Durch Lehren und Gesetze
Wie du, gerecht und klar,
Und ewig wunderbar?
Der Mensch — reißt morgen wieder,
Was heut' er baute, nieder,
Und morgen trifft sein Spott,
Dem heut' er Lorbeer'n bot;
Denn du nur bist die Weisheit! —

VI.

Natur! Du bist die Größe!
Dich feiern tausend Himmel
In jenem Lichtgewimmel,
Die Nacht — der Sterne Kranz,
Der Tag — der Sonne Glanz.
Es feiert dich die Erde
Seit jenem Wort: „Es werde!"
Dich preis't der Fels — der Sturm,
Der Blüthe Staub — der Wurm!
Der Mensch — der Stolze, Kleine,
Erhebt sich, wenn er Steine
Zu Steinen füget, hoch,
Und ist so nichtig doch!
Denn du nur bist die Größe! —

VII.

Natur! Du Thron der Gottheit!
Es ist ein heilig Walten
Im Schaffen und Gestalten,
Der Odem Gottes weht
Ob Allem, was besteht!
Der Ew'ge, Unsichtbare
Schwebt über'm Hochaltare,
Der aus der Erde Kern
Aufsteigt zum höchsten Stern;
Und jene heil'ge Sieben
Ist leuchtend hingeschrieben,
Und hehr verklärt sich drin
Die hohe Priesterin.
Natur! Du Thron der Gottheit! —

In Schiller's Album.

(1835.)

Seine Heroen nennt mit kaltem Stolze der Britte,
Und mit geschwätzigem Mund brüstet sich gallischer Ruhm;
Aber das Herz wird warm, und Begeisterung leuchtet vom Auge,
Wenn Germania spricht: „Friederich Schiller mein Sohn!" —

Dichter und Vogel.

(1835.)

Vogel! Was that ich dir?
Sänger! Du fliehst vor mir?
Sänger ich, so wie du,
Füg' ich kein Leid dir zu.

Ob ich auch nicht so frei,
Nicht, wie du, glücklich sei,
Hab' ich doch, kleiner Freund
Immer dir's gut gemeint.

*) Aus: Lyrische und epische Dichtungen von K. A. Kaltenbrunner (Wien 1838.)

Still mit vergnügtem Sinn
Bin ich im Walde d'rin;
Hier von den Menschen fern,
Weil' ich bei dir so gern!

Friedliche Welt um mich
Träumerisch, abendlich!
Und der du wohnest hier,
Vogel, wer gleicht wohl dir?

Flatterst von Ast zu Ast,
Ueb'rall ein froher Gast,
Und wie dir wohl geschieht,
Singst du dein Freudenlied.

Dennoch auch manches Mal
Drückt mich des Neides Qual,
Und aus dem Laubendach
Blick' ich dir sehnend nach!

Wäre dein Schicksal mein:
Sänger und frei zu sein,
Und, wie du, Glücklicher,
Nichts zu bedürfen mehr! —

Könnt ich nach deinem Brauch
Singen und wandern auch!
Sorgenlos, leicht, wie du,
Zög' ich dem Süden zu!

Sänger der freien Luft,
Hoch über Staub und Gruft,
Könnte mit dir ich zieh'n
Ueber die Länder hin! —

Die Guelphenmutter.

(1835.)

I.

Spoleto's Gassen durchfährt ein Sturm, —
Die Glocken heulen herab vom Thurm,
Entsetzliches kündend, das jetzt geschieht;
Aufschreien die Mütter: „O, Kinder, flieht!"
Die Männer, die Guelphen, rufen mit ihnen:
„Die Gibellinen! — Die Gibellinen!" —

Sie rasen heran, das Verderben im Bunde,
In ihres Ueberfalls gähnlicher Stunde.
Hervor aus den Höhlen stürzte sie wieder,
Des Bürgerkrieges gräuliche Hyder.

Nicht säumen die Waffen, — der Guelph ist gefaßt,
In steh'n der Partei, die so tödtlich er haßt;
Und wie zwei grimmig schwellende Wogen,
So sind sie gegen einander gezogen.
Es ballen sich Knäuel, — es steigt die Wuth,
Und mit ihr steigen die Wogen von Blut.

Sie bohren die Dolche sich tief und weit!
Sie schlagen die Schwerter so klaffend breit!
Sie dürstet die Rache! — Die Zecher trinken
In rothen Quellen, — und Taumelnde sinken,
Die noch in den letzten, zuckenden Reden
Im Boden — im Sterben sich befehden.
— Wo die zwei feindlichen Farben erscheinen,
Da wollen sich selbst nicht die Leichen vereinen.

Und die zu dem würgenden Kampf entbrennen,
Nicht Fremdlinge sind es, die sich nicht kennen,
Sie Alle umfing dieselbe Stadt,
Die jetzt sich brechen den Todespfad.
Sie wollen nimmer Versöhnung und Frieden,
So lange die Meinung sie hält geschieden,

Die Erde der Heimat treten sie nieder,
Den Leib bekämpfen die eigenen Glieder.
Es stehen hier, gegen einander verschworen,
Die liebend von einer Mutter geboren.
Nicht kennt der Vater den eignen Erzeugten,
Es schlägt der Sohn den Altergebeugten, —
Und Alles, was auf zum Himmel schreit,
Es wird begangen in solcher Zeit! —

II.

Die Stadt durchbrüllt es: „Der Feind — er verderbe!
Es sterbe der Guelph, — der Feind und sein Erbe!"

Der schreckliche Gibelline siegt, —
Weh dir, Spoleto! Der Guelph erliegt!

Die Siegesfackel zündet er an,
Zu krönen die Thaten, die er gethan.

Dort leuchtet sie auf, wo ein Feind noch wohnt;
Kein guelphischer Giebel wird geschont.

Die Sonne umflort der wirbelnde Brand,
Und traurig blickt sie hernieder auf's Land.

Die Männer verstummten, — die Greise jammern,
Und an die Mütter die Kinder sich klammern. —

III.

Wo stürmet die Schar dort so wüthend hin,
Voran ein gebietender Gibellin?
Er schwingt den Pechkranz hoch in der Hand, —
Das Ziel ist gefunden, — er schleudert den Brand.

— Ein stattlich Gebäude — wohl ist's ihm bekannt, —
Dem hat er jetzt das Verderben gesandt,
Die Flamme gehorcht dem blutigen Mann,
Sie fährt an das Haus, wie ein Pfeil, hinan.
Er blickt, wie mit Gier, in des Feuers Bilder, —
Es grins't in den Pfuhl der Teufel nicht wilder. —

Doch jetzo über dem brennenden Haus
Stürzt bleich ein Weib mit zwei Kindern heraus; —
Die blonden Knaben in beiden Armen,
So fleht die Mutter herab um Erbarmen.

— Was starrt ihr die Rede so gäh' im Munde?
Was gibt ihr das Auge für eine Kunde?

Zu kennen scheint sie der Gibellin,
Doch kein Entsetzen erschüttert ihn.

Dieselben Züge trägt er, wie droben
Das Weib, das um Gnade die Hände erhoben.
— Die Schwester ist's, die um Rettung fleht,
Die bald inmitten der Flammen steht. —

Und jetzo ruft sie wieder
In starrer Verzweiflung nieder:
— Wie schneidet der Ton durch's Männergebein —
„Erbarme dich, Bruder! — Erbarme dich mein!
Und findet die Mutter nicht Gnade vor dir,
So rette die schuldlosen Kinder hier!" —

Das Ungeheuer — noch schrecklicher d'rauf —
Erwiedert das Ungeheure hinauf:

„Ein Guelph ist der Mann, dem du gabst die Hand
Du hast zerrissen des Blutes Band!
Doch — willst du mit uns gibellinisch denken,
So will ich das eig'ne Leben dir schenken.
Doch — was ich bedinge, das thue zur Stell', —
Du mußt dich sühnen, — das Mittel ist schnell, —
Wirf deine Knaben — die guelphische Brut —
Du selber, hinab in die tödtende Glut!" —

Die Guelphin durchwühlt ein Schmerzenskrampf,
Doch kämpft die Mutter nicht lange den Kampf;
Die Söhnlein preßt sie an's starke Herz,
Und blickt zu dem Rächer himmelwärts.

O brennt nur, ihr Flammen, heiß und hoch; —
Die Liebe ist heißer und höher noch!
Sie ruft und entgegnet dem furchtbaren Sünder:
„Die Guelphenmutter begräbt ihre Kinder!
Unmenschlicher Bruder! Vergebe dir Gott!"

Die Kleinen umfängt sie — und purpurroth —
Ein Baldachin von hüllenden Flammen
Schlägt über Mutter und Kinder zusammen. —

An Johanna,

meine Erstgeborne.

Am 28. Jänner 1835.

„Was einst als Ahnung — Sehnsucht nur,
Durchdrungen deines Vaters Lieder,
Das sinke von der Himmelsflur
Als reiches Leben dir hernieder!" —
Uhland.

Sei mir gegrüßt im ersten Strahl des Lichtes,
Der in dein klares, blaues Auge fällt!
Du, meines wahrsten — freudigsten Gedichtes
Geliebter Stoff, den Gott mir selbst gewählt!

Es sei gegrüßt, o Kind, dein erstes Regen!
Gegrüßt dein erster Blick — dein erster Schrei!
Laß dich das erste Mal an's Herz mir legen,
Dich segnen mit dem Kreuz der heil'gen Drei!

Gegrüßet sei von dieser Freudenthräne,
Die vom entzückten Vaterauge rinnt!
Vergessen hab' ich alle Lebenspläne, —
Jetzt hab' ich dich, du mein geliebtes Kind!

O sei geküßt vom heißen Vatermunde,
Der jetzt auf dich ein weihend Siegel drückt!
O sei geküßt in dieser Jubelstunde,
Die mir die Blume süßer Liebe pflückt!

Am Tage, der den Namen mir gegeben,
Empfang' ich dich, ein heiliges Geschenk!
— So schöner Fügung bleib' ich durch mein Leben
Mit dankbar frohem Herzen eingedenk.

Ich segne dich an deiner Lebenspforte
Mit allen Freuden meiner Jugendzeit!
Mit meiner Liebe höchstem Seelenworte,
Mit meines Herzens ganzer Innigkeit!

— Nicht Träume sind's, die spielend mich umschweben,
Und keine Täuschung ist mir dieser Tag;
Was mich beseligt, ist ja Sein und Leben,
Und fühlbar ist mir deines Herzleins Schlag! —

Und nicht hat mir die Poesie gelogen,
Da sie in Bildern Himmel mir gemalt:
Hier wölben sich mir zwei der blauen Bogen,
Woraus mir Gottes nächster Himmel strahlt!

Du neue, kleine Bürgerin der Erde,
Des Lebens Herr — sein Engel sei mit dir!
Auf daß dir einst erfüllt der Segen werde,
Den du als Wiegenlied erhältst von mir!

Gedeihe durch der Mutter treue Pflege,
Und werde einst ihr süßes Ebenbild!
O, daß sie auch in deinen Busen lege,
Was ihre Brust und ihre Seele füllt!

An starker Liebe sollst du einst ihr gleichen,
So innig werde, und so treu und wahr!
Den Sinn der Mutter strebe zu erreichen,
Und werde gut, wie sie, die dich gebar!

— Und soll nicht mir die gold'ne Zukunft werden,
Wie sie mein Träumen und mein Hoffen glaubt,
So lenke sie doch deine Fahrt auf Erden,
So kränze sie doch dein geliebtes Haupt!

Die Welt, wie ich im Liede mir sie schmücke,
Und was mein Sehnen legt in sie hinein,
Die Welt, in der ich innen mich beglücke,
Soll selig auch von außen um dich sein! —

Engelbrecht Kämpfer,

der Sohn eines lippischen Predigers, ward am 16. September 1657 zu Lemgo geboren, widmete sich dem Studium der Medicin zu Königsberg und unternahm nach erhaltener Doctorwürde als schwedischer Gesandtschaftssecretär eine Reise durch Rußland nach Persien. Von hier aus durchreiste er aus Liebe zur Wissenschaft Arabien, Indien, Koromandel, Java, Sumatra, Siam und Japan, und wurde, nachdem er 1692 wieder in seiner Vaterstadt angekommen war, vom Grafen von der Lippe zum Leibarzt ernannt. Er starb daselbst am 2. November 1716.

Von ihm besitzen wir:

Geschichte und Beschreibung von Japan. Herausgegeben von C. W. Dohm. Lemgo 1777 — 79, 2 Bde., 4.

Ferner Auszug aus: Diarium itineris ad aulam moscoviticam. Besorgt von Adelung. Petersburg 1827. Sowie wichtige Handschriften, welche sich noch ungedruckt im britischen Museum befinden.

K's Beschreibung von Japan wird immer ihren Werth behalten, da wir ihm die ersten zuverlässigen und ausführlichen Nachrichten über dieses merkwürdige Land verdanken.

Johann Arnold Kanne

ward im Mai 1773 zu Detmold geboren und studirte zu Göttingen Philosophie und Humaniora. Nach vollendeten Studien privatisirte er eine Zeitlang in Leipzig, Halle, Frankfurt, Göttingen und in andern Sitzen der Wissenschaft, nahm dann zuerst in Oestreich und später in Preußen Kriegsdienste, gab sie aber bald wieder auf und ließ sich 1809 als Professor der Geschichte am Realinstitut in Nürnberg nieder. 1817 trat er die Professur der Philologie am dasigen Gymnasium an, folgte aber schon 1818 einem Rufe als Dr. der Philosophie und ordentlicher Professor der orientalischen Literatur nach Erlangen, wo er am 17. December 1824 starb.

Theilweise unter dem Namen: „Walther Bergius" und „Johann Author" erschien von ihm:

Nikolai's literarischer Liebesbrief. Lustspiel. Leipzig 1803.

Blätter von Aleph bis Kuph. Ebendas. 1803, 8.

Kleine Handreise. Penig 1803.

Neue Darstellung der Mythologie der Griechen und Römer. Leipzig 1805.

Comoedia humana, oder Blepsidemas Hochzeit und Kindtaufe. Baireuth 1808, gr. 8.

Erste Urkunden der Geschichte. Ebendas. 1808; neue Ausg 1815, 2 Thle.

Gianetta, oder das Wundermädchen Rom's. Ebendas. 1809, 8.

Geschichte des Zwillings a pede. Nürnberg 1811, 8.

Pantheon der ältesten Naturphilosophie. Tübingen 1811.

System der indischen Mythe. Leipzig 1813.

Zwanzig kritische Paragraphen. Ebendas. 1814.

Lappalien. Ebendas. 1814.

Sämundi's Führungen. Maurerroman. Nürnberg 1816, gr. 8.

Erweckliche Geschichten aus dem Reiche Christi. Ebendas. 1816 — 1817, 2 Thle.

Leben erweckter Christen. Bamberg 1816, 2 Thle.

Romane aus der Christenwelt aller Zeiten. Nürnberg 1817, 1r Thl., 8.

Christus im alten Testament. Nürnberg 1818, 2 Thle.
Biblische Untersuchungen und Auslegungen. Erlangen 1819, 2 Thle.
Ein Recensent und noch einer. Erlangen 1820.
Einzelne Aufsätze, Abhandlungen, Gedichte u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

Kanne war eine der eigenthümlichsten Erscheinungen, welche die deutsche Literatur aufzuweisen hat. Er verband gründliche Gelehrsamkeit, tiefen Forschergeist und seltenen Scharfsinn mit schlagendem Witze und feinem Humor, war aber durch naturphilosophische Studien zu einem sonderbaren Mysticismus übergegangen, dessen Ausbildung alle seine großen Kräfte beherrschte und ihn dazu trieb, seine ungewöhnlichen religiösen Ansichten in seinen poetischen Leistungen vorwalten zu lassen, so daß vieles sonst Treffliche aus seiner Feder dem gesunden Sinne des Lesers fast ungenießbar ist. Er ist daher vom größeren Publicum nie mit Theilnahme empfangen und sehr bald wieder vergessen worden, trotz dem daß Jean Paul in seiner Vorschule zur Aesthetik Kanne's Handreise und dessen Blätter von Aleph bis Kuph für die witzigsten Bücher erklärt, die je in deutscher Sprache geschrieben worden sind. — Großes Verdienst als wissenschaftlicher Forscher erwarb sich K. übrigens durch seine Arbeiten im Gebiete der Religionsgeschichte und der Mythologie. —

F.

Ueber politische Reime*).

Unsre reimarme Sprache könnte von der Welt noch immer ein und den andern Reim auf Jungfer zu borgen kriegen, und das einen männlichen, was auch die Welt sagen mag, z. B. von mir. — Dieß wäre einmal ein Sachreim für den Verstand, wie die Engländer Wortreime haben für's Auge, wobei freilich nichts zu hören, aber auch nichts zu überhören und zu übersehen wäre, wie bei Ohrreimen, und man könnte mit mehrern dergleichen zu einerlei Zweck mit Klopstock kommen, vielleicht auf einem prosaischen Wege.

So kann sich ein Blatt immer anfangen, das nicht Willens ist, so fortzufahren. Doch wer wüßte, ob ich ohne das mals auf die Real- und Verbalreime zu sprechen kommen wäre, das ich nun wohl muß, da ich so weit n, obgleich das folgende Blatt: von den Juden, das Recht r Erstgeburt hat; es wird selbst beweisen, warum? Sonst ein Schriftsteller leidlich daran: wenige Sachen nehmen m Zeit weg, die ihm welche kosten; und es wäre unklug, B. nicht schreiben zu wollen, weil man essen muß, und erſten Kapitel h. l. Blätter kürzer oder gar nicht zu schreiben, mit die folgenden fertig werden, und endlich das Ende. eswegen nehme ich mir Zeit und Raum mit benannten rbal- und Realreimen.

So nenn' ich zwei Dinge, die sich im Wort und in der ache reimen, z. B. Hehler und Stehler, Sack und Pack, nanzen und Wanzen; nicht: gelehrt und verkehrt, (denn r ist ein Sprung und Ideenreim, so groß, wie in Corpo(und General) und die also für den Dichter ein gefundes Essen sind. Hätten sie Verstand, so müßten sie sich oft ndern, daß sie wie im Leben so auch auf dem Papiere zunmentrafen. Aber wie es zugehe, daß sich zwei Dinge zweierlei Orten reimen, in Poesie und Prosa, so nenn' das Leben, weiß bis hierher kein Mensch, und ein scharfniger Mann könnte hierbei viel zeigen, viel Scharfsinn mlich. Ich gebe mir nur die politisch-poetischen auf, und nme da nicht mit zurechte. Es sind ihrer fünf, die fast Theile eines (nicht mathematischen, sogar unmathematin) Ganzen, eben des Staats, zusammenreimen, wie gt, sowohl in Versen, als in Prosa, das heißt wieder, im aate. Das letztre beweise ich, das erstere thun sie selbst, folget:

Nähr-
Lehr-
Wehr-
Mehr- und
Zehr-Stand.

*) Aus J. A. Kanne's „Blätter von Aleph bis Kuph" (1 S. 67).

Probe, Beweis und Anwendung gab ohnlängst jüngst Freund Pistol im letzt verflossenen 30jährigen Kriege, als ihm der rothnasigte Bardolph, ich weiß nicht was? gemaust hatte, oder weil Sley antwortete: Schweigt Spitzbuben, die Sleys sind keine schlechten Kerls! Sie kann mitgetheilt werden:

Als Hector dem Achill auf 2 Schritt-Nähr-
stand, so stellt zur tapfern Wehr-
sich Priams schöner Sohn. Du Lumpenhund komm her!
Ich will dir schon mit dieser Lanz' das Zehr-
Geld zahlen, oder du gehst, Lehr-
mit Menelaos heim. Komm her du Zottelbär!
Sprachs und stand zur tapfern Gegenwehr.

Nun sollt ich eigentlich zeigen, wie es komme, daß in der Staatskunst fünf Dinge zusammengereimt sind, die es in der Dichtkunst auch sind; aber ganz eigentlich gehts mich hier nichts an, wenigstens nicht, ehe jenes erwiesen ist. Zudem könnte die Sache unter der besten Feder ins Fade gerathen. Ich z. B. würde mir den Zufall dabei ganz wegdenken, um auf der Welt keinen vernünftigen Weg zu finden, es zu erklären, als einen völlig unvernünftigen. Zu dem Ende thue man einmal, als komme diese Reimharmonie nicht vom Teufel selbst, der nach Tertullian Apollo ist und ein guter Politiker nach Lavater (denn das hieße nach einer jeden geläuterten Dogmatik es kommt von Ohngefähr —), so kommt man so hart darauf, wie ich, daß die Staatsmänner, weil sie aus so vielen ein Geheimniß machen, also am Ende auch wohl aus sich, und ihre Sonntagsseite gar nicht zeigen, im Verborgenen so gute Poeten sein, wie die Kretensischen und Athenienſischen Gesetzgeber, die ihre Gesetze in Versen abfaßten. Das Fade hieran leuchtet ein; aber was können nicht für kühne Wahrheiten aus einer faden Hypothese — das heißt Vicewahrheit — hervorwachsen, wenn man sie eine Jubilatemesse stehen läßt. Dieß zeigt die Astronomie nicht halb so gut, wie ichs hierbei könnte. Ich fände nämlich zwischen Poesie und Politik eine Harmonie, an die niemand ganz glauben könnte, der keine harmonia praestabilita annehmen will, und somit auch die Hypothese umstoßen. Denn woher käm' es, daß die Politik wie die Poesie die Natur verschönert, z. B. jeden Lump in Uniform steckt, und dennoch der Natur nicht nachahmt' (beides nach Batteux) die hier auf Sattheit dringt, daß der regierte und regierende Theil des Staats einem griechischen Chor mit Strophe und Antistrophe so gleich sieht, wie nur etwas, besonders da der Regent selbst, als Chorepistates, weiter nichts dabei zu thun hat, als den Bacchus einen Bock opfern, wenn gleich sich selbst. Ich meine nicht den Chor bei Tragödien, die immer ganz in Versen waren, und zwar in Jamben, weil die politischen Trauerspiele sich zwar eben so gut machen, die Jamben mein ich, einen langen und einen kurzen Fuß oder Arm; aber das Opfern geht doch alle Akte hindurch (die griechische Tragödie fing damit nur an), und der rex sacrificulus muß weiter vom Schlachtopfer und Feuer stehen, als der griechische und römische Opferkönig. Wer verdenkt es ihm so, daß er nachher den Kranz des Opferthiers aufsetzt, zumal da er, nicht es, vorher die vergüldeten Hörner trug. Und ist er nicht so menschlich, ihm nach wie vor seine mola salsa, sein Brod und Salz zulassen, und obendrein Salzgeld (salarium) 10 x. täglich, zu reichen? Mehr giebt nicht einmal der römische Kaiser und nicht einmal seinen eigenen Soldaten Löhnung, so wie ich nicht mehr beweisende Beispiele geben will, und nun ungehindert zu den 5 gereimten Ständen fortschreite. Ich kann mit dem letzten anfangen, und ihn gegenwärtigem Blatte erst halb aufgeben, die andere Hälfte von den Juden sodann dem folgenden.

Diese nämlich und die Bettler faßt bekanntlich der Zehrstand in sich, die Ehrenmitglieder aus den 4 übrigen noch nicht zu nennen. Also von den Bettlern zuerst. —

Ein Bettler ist, wie man denken kann, kein Ding zum Spaßen; wenigstens muß man sie dazu gruppenweis sehen, wie ich in Italien, so wie ich in der Türkei über einen Waschkorb voll Nasen ausgelassen lachte, hingegen bei Basel einen Franzosen nicht weniger beweinte, der die seinige aus der Patrontasche zog und mir zeigte. Wir mögens oft machen, wie wir wollen, der Spaß giebt uns den verhunzten Ernst zum Ehren, zum Bedauern oder zum Verachten zurück, und dann ist nichts mehr zu machen, als eins von den dreien, obgleich man in den zwei ersten Fällen sehr viel sein muß, ein kleiner oder guter Mensch, ein schlechter Komiker und guter Kritiker. Das heißt, dünkt mich, viel. Wegen der Bettler aber könnte sich ein Satiriker auf eine Bemerkung steifen, die mit dem Obigen so genau zusammenhängt, wie der Bettler selbst mit dem Staate, es ist diese:

Daß man bei Menschen nicht immer ihre eigne Persönlichkeit, sondern eine andere höhere in ihrer niedrigen ver-

spottet, ohne die sie gar nicht einmal lächerlich wären. Sie werden so zu zu Sachen. Die niedrigsten kann man ohne alle Rücksicht so behandeln, und es thut dem guten Menschen eher wohl als wehe, z. E. wenn man einen Galgen voll Baierischer Hiesel mit einem Stock voll Göttinger Würste zusammenmalte, um zu zeigen, wie die gottlose Welt mit zweierlei Fleisch, aus zweierlei Häuten, einer ehrlichen und einer unehrlichen, so ganz einerlei umspringe, mit einer unschuldigen Wurst, als sei sie ein Straßenräuber, und mit einem Straßenräuber, als sei er eine schuldlose Göttinger Wurst.

Was ich als Mensch durch diese Anmerkung gewinne, könnt' ich bei der Censur als Schriftsteller leicht wieder zusetzen, vielleicht auch als Bürger; aber ich denke, es wird so gefährlich nicht werden, wenigstens ist sie es nicht und das folgende, da wo ich schreibe (das sei ohne eine bekannte Naivität gesagt), in Deutschland. Denn ich bin kein solcher Narr, wenn ich von Bettlern schreiben will, dazu andre zu nehmen, als die im Kirchenstaate, Italien überhaupt und in Portugal: der Deutsche zeichnet sich selbst als Bettler nicht aus. Und so ist alle und jede Satire jugulirt, wie die Philologen sagen. Zu der gehört eine gewisse Ignoranz, in deren Besitz ich nicht bin, oder eine verstellte, die mir niemand zutrauen wird. Denn ich weiß, daß sich die Religion einmal nirgends so gut in Polizei als in Politik finden kann, und daß jene geistlichen oder katholischen Staaten den Bettlerstand als das beste Tugendmittel für die übrigen kennen und dulden. Daher in Rom, wie fast im Nürnbergischen, ein Schritt aus dem Hause ein Fortschritt in der Moral werden kann, und eine kurze italienische Meile moralisch zehnmal so lang ist, als eine deutsche im Preußischen. Ich selbst übte einstmal auf einer Promenade diesseits Rom so oft eine moralische Handlung, als mein Spitz pisste, und sah meinen Beutel eher leer, als seine Blase. Hätte mir Jupiter Pluvius selbst nicht diesen Weg der Tugend so dreckigt gemacht, so wär ich meinem Vormann, einem frommen Manne, gefolgt, der nach einigen Sabbaterweges am nächsten Horizont gewiß schon den Himmel antraf, wie ich ihn sahe, wenn uns beiden der Satan nicht diesen optischen Schein und Betrug vorgemacht hat. Aber nichts bringen die geistlichen Regenten dieser Länder so sehr in Anschlag, als daß der Bettler das Vaterunser und die ordinären Tischgebete, die doch alle an Gott gerichtet sind, zu Bitten an promenirende Menschen gebrauchen, und so täglich sichtbare Wunder geschehen, indem die Hülfe gleich auf das Gebet folgt. Auf dieß bewegt ferner der Wunderglaube des Bettlers, wie Mahomet, Felsen zu sich, die sonst kein Essig und keine Thränen und Leiden erweicht hätten, gerade unter der größten Anzahl Menschen, die also alle davon zeugen können. Endlich wird nicht auch durch eben jenen Gebrauch des Wortes Gottes dieß selbst erfüllet, weil geschrieben steht, der Mensch lebt nicht allein vom Brode, d. h. von einem Amte, sondern vom jeglichem Worte, das durch den Mund Gottes geht? Wenn also vom Reimen der Stände die Rede ist, so greift der Zehrstand in diesen Ländern so geschickt in den Lehrstand, d. h. in den geistlichen, als dieser in den Zehrstand, und so daß beide Stände nicht bloß Unverstümmelte, sondern auch Krüppel, z. B. Blinde, genug haben, die das Evangelium predigen; noch zu gedenken, daß die Bettler noch mehr können als die Geistlichen, künftige Volkslehrer nicht allein bilden in den Klöstern, sondern auch zeugen auf allen Strohsäcken. Denn in diesen Ländern und in diesem Stande wird, wie in Aegypten, der Sohn was der Vater war, und nichts anders. Bei solchen Vortheilen des Bettelstandes ist es gerecht, daß sich die Geistlichkeit, die Regierung und der Himmel wenig der Hausarmen annimmt, dieser pauvres honteux, die sich des Evangeliums schämen. Was übrigens die heilige Poesie durch die Bettlergebete in gebundener Rede gewinnt, kommt in keinen Betracht. Denn hier ist von der Poesie überhaupt nichts nöthig, als die Illusion, um die Güte des Schöpfers zu preisen, daß er sogar Krüppeln gesunde Gliedmaßen gegeben hat. Demnach that es mir ganz wohl, es in Italien einmal anders zu treffen, als in Deutschland, daß der Ehestand nicht den Bettlerstand vermehrt, sondern dieser jenen, weil ich die Allmacht der Liebe bewundern mußte, der ein junger rüstiger Mensch hier sogar seine gesunden Glieder aufopfert, und sich entschließt, sein Lebelang, d. h. nach Voltaire, so lange er nicht schläft, ein Krüppel zu werden. So sah ich aufs glücklichste auch den Zehr- und Mehrstand zusammenfließen. In deutschen Krüppeln sucht' ich nie so viel Genie, und dachte, ehe ich in Italien gewesen war, gar nicht an die Eintheilung der Krüppel 1) in solche, die es von Natur, 2) die es mit Kunst, 3) die es durch Kunst sind, z. B. durch die Kriegskunst, und nahm nur die erste und dritte Klasse an.

Die letztere bringt mich, so daß ichs merke, von den geistlichen Herrn auf die weltlichen, oder wenn man will, von katholischen auf protestantische, und hier könnte eine Satire angehen, wenn sie wollte. Denn es mag immer edler bleiben, daß ein Invalid auf seine eignen Reliquien bettelt, als daß es die Mönche von Loretto auf fremde, der Heiligen thun, und ist ohne Tadel, daß seine seligen Arme und Beine die überlebenden Glieder zu Erben seiner Schmerzgelder einsetzen, die er vom Vaterlande zu beziehen hat; aber einen solchen Menschen läßt man ja in einer Unwissenheit, daß er nicht einmal weiß, wo auf der Karte sein Vaterland liegt, und Preußen z. B. im Nürnberger Territorium sucht oder gar mitten im Anspachischen.

Das heißt nicht, der Staat soll der Harmonie auch dieses Standes, des Wehrstandes mit einem andern, dem Zehr- oder Bettlerstande irgend etwas in den Weg legen. Er (der Wehrstand) muß sich noch wohl härter reimen, nämlich mit dem Lehrstande, wenn der Landgraf von ** Invaliden und ausgediente Korporale zu Schulmeistern macht. Denn das heißt dem Reime Gewalt anthun, sowohl dem Lehrer als dem Schüler, und ist weit ärger, als wenn dieser Dorflehrstand mit dem Nährstande in Harmonie treten muß, und der Schulmeister, um sein Amt zu ernähren, sein ursprüngliches Gewerbe, z. B. das Schneidern, fortsetzen. Denn nicht besser hat's der König von Sardinien (siehe Archenholz Italien), der von sich, als Herzog von Piemont leben muß.

Aber man kann doch, denk ich, keinem Menschen verwehren, hierbei ernsthaft zu werden, d. h. scheint es, satirischer als satirisch. Er darf nur, wie ich vorigen März, ein halbes Rudel Preußen und ein ganzes Krücken in Baiern vor einer Iserbrücke sehen, die Brücke ohne Geländer, — in Venedig hat man gar keine, weil man wenig trinkt, in Baiern brauchte man keine, weil man — viel ist, — der Wind ferner ungünstig, d. h. heftig, Nepomuk endlich ein Brückenpatron, wie er Protestanten nichts hilft, die eine Baierischen Klöße im Leibe haben: das alles darf er nur sehen, und er wird gern jedem 3 Xr. geben, wie ich, damit sie erst essen, ehe sie über die Brücke hinken, und noch weit obendrein wünschen, daß diese ungelehrten Ohnfüßler ihre Gegenfüßler werden, Gelehrte, die noch immer auf dem Kopf gehen können, sogar wenn sie auch den verlieren sollten.

Es kommt mir vor, als müßt ich hier schließen, wo ich erst anfangen sollte. Die Laune, glaub ich, giebt dem Witz die Form, die Welt den Stoff, deswegen läßt uns diese setzen bei guter. Mir schiebt sie meinen eigenen leiblichen Bruder mit der Krücke vor die Feder, der, wer weiß wo, herumhinkt, und so mag ich's ohne Thränen gar nicht erzählen, wie ihm mein Vater mich vorrückte, und ihm die Vortheile davon zeigte, wenn an einem Menschen der Kopf nicht die Fortsetzung des Rumpfes ist; „umsonst, sagt er, hat die Natur hier keinen Abschnitt gemacht.“ Mein Bruder wollte lieber Soldat werden, als den Mund mit dem Munde, mit dem Predigen, ernähren. Nun hat er's ja, und ich dazu.

Nämlich ich habe mich gerührt, und in der Rührung denk ich, mich etwas vergessen; der geneigte Leser sehe mir nach, und bleibe mir geneigt. Ich bin, versteht sich, einer von meinen Landsleuten, die sich selbst wenig Geheimniß aus dem machen, was sie treiben, zumal wenn die lachenden Worte: Laune, Witz, Komisch und Satire, den Kiel besetzen, so weiß es gewiß die linke Hand, was die rechte thut, und darauf die ganze Welt, schon vom Titel aus; obgleich man hier nicht nennen sollte, was man thut. Aber kann ich gleichwohl nicht meine Unschuld beweisen, wenn ich ernsthaft melde, daß von jenen Dingen das leichteste sich zu meiner Rührung geselle, um zu zeigen, was chemisch für ein Ding ein zweierlei Salz werde, aus Thränen und Epigrammen, wie in französischen Tragödien, mir deucht ein Mittelsalz.

Allein ich brauche lieber mein Bischen Verstand zu etwas anderm, vorerst, um einzusehen, daß Abbt den Tod fürs Vaterland zu weit hinausschiebt, bis auf die letzte Katastrophe des Lebens, auf den Tod selbst, ohne zu bedenken, daß unsre Patrioten lange vorher von ihren Tractamenten fürs Vaterland — nicht sterben. Zwar ist dieß kein Tod vor dem Feinde, den man wie Trim in den Rachen sehen kann, dadurch weil er uns selbst aus dem Gesichte sieht, aber man stirbt da eben doch sehr lange an seinem Bischen Tode. Und nur in sofern dürfte man ein Frauenzimmer, die sowohl denkt als empfindet, mit aufs Schlachtfeld nehmen, um den Jammer anzusehen, wenn ein Blessirter überrechnet, was er für Glieder mitgebracht, und wenn er etwa den Defekt entdeckt, den Rest zu allen Teufeln wünscht, weil ein Soldat ein ganzer Mann sein muß. Denn so ein Mensch denkt offenbar nicht nach in dem Augenblicke (wie etwa das Frauenzimmer), daß er fortan hin niemanden mehr in der Kost hat, als den Magen selbst, keinen Arm und kein Bein mehr.

Oder diese könnten immer sitzen bleiben, wo sie sind, wenn die Kugeln nur immer allein den Magen todt schössen.

das hilft sonst das Zielen auf den halben Mann? Aber warum thun sich das die Leute nicht selbst, schon in Friedenszeiten? Sie könnten ihre Tractamenten dabei in die Tasche stecken, und wären Weise ohne Bedürfnisse und Weisheit, mithin Engel!

Freilich wenn die Natur alles wollte, was die Welt brauchen kann, so fänden weniger Monstra in Spiritus und mehr im Felde, und ein Musketier dürfte ohne Generosität ein übercompletes Glied an seinen König verschenken, er müßte Gott danken dazu. Aber was hat denn ein halber Soldat auch mehr Noth als ein ganzer? Man darf nur kaltblütig die Löhnung von letzterm mit dem unfixirten Gehalte des halbabgeschossenen vergleichen, so hat Hesiod recht, daß die Narren nicht wissen, wie viel mehr die Hälfte ist als das Ganze, und man könnte fast die Leute in der Bataille mit dieser Sentenz zum Stehen bringen. Meine Rührung ist daher schon so gut wie zu Ende, und ich kann es nun erwägen, mit wie viel Aufopferung Potentaten einem völlig unbrauchbar geschossenen Menschen noch ihre Livree lassen; um so zu sagen, dem gütigen Schöpfer mit einem guten Exempel vorzugehen, daß er, der die Lilien des Feldes kleidet, doch seinen Liebling, seinen Platonischen Hahn, die etwa auszumausernden Federn mit abgelegten Hosen ersetzen möge, deren Unterfutter die Welt auch zu sehen kriegt, so gut wie das Oberfutter, auf den Reisen dieser Zugvögel. Und so geschieht es denn auch. Nicht ganz Deutschland ist zum Glück ein gekehrtes, und berechnet sogar seine Hadern für Haderlump und Literatur. Ja ich habe einen Invaliden gesehen, des es keck ich wagte zu lachen, ohne den Hauptbosenknopf zu fragen, ob es thunlich wäre, und das Zwerchfell verlor sein Diaphragma nicht. Und woher sahe ich's so gut, als aus dem Rocke eines Andern, daß der Zufall zuweilen auch Kopf habe: so glücklich und gelehrt lag Italien, Sizilien, Sardinien und Corsika mitten auf Preußischen Grund und Boden, und der Herzog von Piemont kriegte eine Acquisition, die er bis die Stunde noch nicht einmal kennt. So viel hatte die halbe Welt für einen Rock gethan! Man nenne bei solchen gespaltenen Welten, die solchen Atlanten auf den Schultern hängen, einmal das Preußische Urtuch Wasser, und sehe dann zu, ob die Erde mehr Wasser als Land hat. Man darf auch die Mittagslinien näher rücken, und aus dem Thierkreise die Jungfrau weglassen, das schadet nichts. Ein solcher Mensch dreht sich doch ganz richtig um die Sonne, wenn er sich gleich erbärmlich auf seiner Achsel drehen muß, d. h. er wird doch selig, wenn er gleich hinkt.

Nie deuten wir die Menschen leicht besser oder schlechter, als sie sind, als wenn wir oder sie im Unglück sind. Mit der Bemerkung sehe man Invaliden an der Chaussee sitzen, und beurtheile, was sie machen, wenn man dazu genommen, daß das Unglück die weichen empfindsamer, die harten, also Soldaten, härter mache. Wird man dann diesen Glücklichen, die als Gemeine so viel Truppen auf so viel Beinen haben, in Astrachan und Orenburg, wenn sie den einen und den andern hinter beide Ohren greifen und stranguliren, die Moral an den Hals werfen können, Schuft, leben und leben lassen? O! nein. Aber so sei man doch auch nicht empfindsamer für sie als gegen sie. Dafür, daß sie hinken, stehen sie noch immer auf einem zu guten Fuße, z. B. wenn das Kleid den Mann macht, kann sich ein solcher Lump nicht damit behelfen, vor der Hand Mensch zu sein? Hätte nicht doch, wär' er beim Handwerk geblieben, der blaue Montag vielleicht eben solche Interpolationen in den Grundtext mit blauen Aermeln gemacht? Wer das sehen will, gehe nach Berlin, wo der Unterschied zwischen einem Haushahn und einem Platonischen der ist, daß dieser als Handwerksbursch umgekehrt als jener am meisten mausert, wenn er am wenigsten Kapaun ist. Ueberhaupt die meisten Menschen recensirt ihr Schicksal wie Maculatur. Höchstens verdienen Schneidergesellen noch Mitleid, die alle ihre Nadeln zerbrochen hatten, und so Soldaten werden mußten, nachdem sie es eine Zeitlang vergebens versucht hatten, ob es nicht auch seinen Mann ernähre, wenn man, wie Hudibras Schwerdt, zehrt — von seiner Scheide. Ich glaube, Jupiter selbst und sein Lucian würde manchen nicht einmal bedauern, dessen Hut noch einmal sichten muß, was der Gott zu grob durch sein Sieb laufen läßt, etwa einen ganzen Wolkenbruch; also wozu meine Rührung? Mit ihr laß ich dieß Blatt fahren und handle von den Juden im folgenden.

Karl Friedrich Ludwig Kannegiesser

ward am 9. Mai 1781 zu Wendemark im Brandenburgischen geboren widmete sich den philologischen und humanistischen Studien und erhielt dann eine Lehrerstelle im Schindler'schen Waisenhause zu Berlin. Von hier kam er als Prorector des Gymnasiums nach Prenzlau 1810, nachdem er hier eine Zeitlang auch das Rectorat bekleidet hatte, als Dr. der Philosophie und Director des Elisabethen-Gymnasiums nach Breslau, welche Stelle er später wieder mit dem Directorium des dasigen Friedrichs-Gymnasiums vertauschte.

Er gab heraus:

Beaumont's und Fletcher's dramatische Werke. Aus dem Englischen. Berlin 1807 — 1808, 2 Thle., 8.

Dante's göttliche Comödie. Leipzig 1809 — 1821, 2 Thle., gr. 8.; 2. Aufl. Ebendas. 1825; 3. sehr veränderte Aufl. mit Dante's Portrait und lithogr. Plan, Ebendas. 1832.

Dramatische Spiele. Berlin 1810, 12. mit A. Bode.

Pantheon für Wissenschaft und Kunst. Leipzig 1810, 2 Bde., mit J. G. Büsching.

Amor und Hymen. Idyllisches Gedicht. Prenzlau. 1818, gr. 8.

Mirza, die Tochter Jephta's. Trauerspiel. Ebendas. 1818. Wohlfeile Ausg. 1827, 8.

Horazens 4 Bücher Oden in gereimter Uebersetzung. Prenzlau 1820.

Gedichte. Breslau 1824, gr. 12.

Dante's lyrische Gedichte. Italienisch und deutsch. Leipzig 1827, gr. 8.

Ausgewählte Schriften der Madam Staël-Holstein. Zwickau 1830 ff., 18 Bde. mit seinen Freunden übersetzt. Von ihm ist: **Zehn Jahre in der Verbannung.** 2 Bde., 16.

Ausgezeichnet durch Geist, gründliches Wissen, Scharfsinn und Geschmack hat sich K. namentlich als Uebersetzer poetischer Meisterwerke des Auslandes bleibende Verdienste erworben. In seinen eigenen poetischen Leistungen zeigt er warmes Gefühl für das Gute und Schöne, Anmuth der Darstellung und Herrschaft über die Form.

Immanuel Kant,

der Sohn eines Riemers, ward am 22. April 1724 zu Königsberg geboren und studirte, nachdem er sich die nöthige Vorbildung erworben hatte, seit 1740 daselbst zuerst Theologie und später schöne Wissenschaften. Hierauf negirte er eine Zeitlang als Hauslehrer, ließ sich aber 1755 als Magister philosophiae und Privatdocent in seiner Vaterstadt nieder und hielt als solcher 15 Jahre lang Vorträge über Logik, Metaphysik, Physik und Mathematik. Endlich wurde er 1770 zum ordentlichen Professor der Logik und Metaphysik ernannt und verwaltete dieses Amt bis zum Jahre 1794, wo Altersschwäche ihn zwang, seiner akademischen Thätigkeit zu entsagen. Er starb am 12. Februar 1804 von der Welt gefeiert und betrauert, obwohl er nie über sieben Meilen von

Königsberg hinausgekommen war. Das beste Bild der Persönlichkeit dieses der Welt angehörigen Weisen entwirft Reichardt in der Urania 1812, wenn er sagt: „K. war ein an Leib und Seele ganz trockener Mann. Magerer, ja dürrer als sein kleiner Körper, hat vielleicht nie einer existirt; kälter, reiner in sich abgeschlossen, wohl nie ein Weiser gelebt. Eine hohe, heitere Stirn, feine Nase und helle klare Augen zeichneten sein Gesicht vortheilhaft aus. Aber der untere Theil desselben war dagegen auch der vollkommenste Ausdruck grober Sinnlichkeit, die sich bei ihm besonders im Essen und Trinken übermäßig zeigte. Er liebte eine gute Tafel in fröhlicher Gesellschaft und war selbst ein angenehmer Gesellschafter, der durch ausgebreitete Belesenheit und einen unerschöpflichen Vorrath von unterhaltenden und lustigen Anekdoten, die er ganz trocken, ohne je dabei selbst zu lachen, erzählte, und durch echten Humor in treffenden Repliken und Anmerkungen jede Gesellschaft aufheiterte und unterhielt. K's Gesellschaft wurde um so mehr von den besten Häusern und angesehensten Familien gesucht, da er sich durch die vollkommenste Rechtlichkeit und durch echten Stolz, der ihm nicht nur als dem geistreichsten Manne des Orts, sondern als einem der tiefsten Denker, die je die Menschheit geehrt haben, wohl anstand, überall in hoher Achtung zu erhalten wußte, auch im Aeußern nicht nur stets sauber, sondern sehr stattlich erschien. Er paßte auch um so mehr in jede große und kleine Gesellschaft, da er das Kartenspiel liebte und nicht gern einen Abend ohne seine kleine L'Hombrepartie zubrachte. Er hielt dieses für das einzige stets sichere Mittel, den Kopf vom angestrengten Denken abzuziehen und zu beruhigen. Schöne Künste hatte er nie geübt und liebte sie auch nicht besonders. Es war vielmehr, als wäre er lauter tiefer Verstand, neben welchem man selten ein so grenzenloses Gedächtniß antreffen wird, als K. besaß. Seine Vorlesungen wurden auch dadurch äußerst interessant und lehrreich. Er las den größten Theil des Vormittags, Nachmittags selten, und ließ sich zwischen jeder Vorlesung 20 Minuten Zeit für die folgende. Logik und Metaphysik las er gewöhnlich öffentlich; dann noch abwechselnd Naturrecht, Moral, Anthropologie, Physik und physische Geographie. Letzteres waren besonders angenehme und lehrreiche Vorlesungen für junge Leute, durch die unermeßliche Belesenheit in Geschichte, Reisebeschreibungen, Biographien, Romanen und in allen Fächern, die nur je Materialien zur Bereicherung oder Erläuterung für jene Wissenschaften liefern können. Sein Gedächtniß zeigte sich dabei in voller Stärke; denn obgleich er die Hefte vor sich liegen hatte, sah er doch selten hinein und sagte oft ganze Reihen von Namen und Jahrzahlen frei aus dem Kopfe her. Aber auch seine Vorlesungen über abstracte Philosophie erhielten durch jenen Schatz von Erläuterungen und Beispielen, die sein Gedächtniß darbot, große Klarheit und Deutlichkeit, und seine Schriften sind Vielen wohl immer dadurch so dunkel und schwierig geblieben, weil er den besten philosophischen Köpfen zuviel zutraute, als daß er jene hinzuzufügen für nöthig hätte erachten sollen."

Seine Schriften sind:

Kleinere Schriften. Königsberg und Leipzig 1797, 3 Bde.

Vermischte Schriften. Herausgegeben von Tieftrunk. Halle und Königsberg 1799 — 1800, 4 Bde.

Vorzügliche kleine Schriften. Herausgegeben von Starke. Leipzig 1832 — 1833, 2 Bde.

Sämmtliche Werke. Herausgegeben von Rosenkranz.

Einzeln:

Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels. Königsberg 1755; 4. Aufl. Zeitz 1808.

Über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. Königsberg 1764; Riga 1771.

Träume eines Geistersehers. Riga 1766; 2. Aufl. 1769.

Kritik der reinen Vernunft. Riga 1781; 6. Aufl. Leipzig 1818; 7. Aufl. Ebendas. 1828.

Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik. Riga 1783.

Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Riga 1785; 4. Aufl. 1797.

Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft. Riga 1786; 3. Aufl. 1800.

Kritik der praktischen Vernunft. Riga 1787; 5. Aufl. Leipzig 1818; 6. Aufl. Ebendas. 1827.

Kritik der Urtheilskraft. Libau (Berlin) 1790; 3. Aufl. 1799.

Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Königsberg 1793; 2. Aufl. 1794.

Zum ewigen Frieden. Königsberg 1795; 2. Aufl. Ebendas. 1796.

Metaphysik der Sitten. Königsberg 1797 — 1798, 2 Bde.; 2. Aufl. 1803.

Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre. Königsberg 1797; 2. Aufl. 1798.

Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Königsberg 1798; 3. Aufl. 1821; 4. Aufl. von Hachenberg. Leipzig 1833.

Logik. Herausgegeben von Jäsche. Königsberg 1800.

Physische Geographie. Herausgegeben von Rink. Königsberg 1802, 2 Bde.

Vorlesungen über die philosophische Religionslehre. Herausgegeben von Pölitz. Leipzig 1817; 2. Aufl. 1830.

Vorlesungen über die Metaphysik, nach den Manuscripte Rink's. Erfurt 1821.

Anweisung zur Menschen- und Weltkenntniß. Herausgegeben von Starke. Leipzig 1830.

Menschenkunde, oder philosophische Anthropologie. Herausgegeben von Starke. Leipzig 1831.

Die letztgenannten 6 Schriften sind meist Abdrücke unvollkommener Collegienhefte seiner Schüler.

Was Kant im Gebiete der Philosophie geleistet hat, ausführlich zu entwickeln und zu würdigen, erlauben weder der Zweck noch Raum dieses Werkes; es genüge angedeuten wie er auf sein Vaterland und seine Zeit wirkte. Diese Andeutung aber hat Menzel in seinem Werke über die deutsche Literatur Th. I. S. 282 fgl. so trefflich gegeben, daß eine andere als wörtliche Mittheilung seiner Ansicht uns wie ein Plagiat erscheinen würde. Sie möge daher hier buchstäblich genau folgen: „Bei Kant lag die Einseitigkeit mehr im Princip selbst, als in dessen Anordnung. Er war so vielseitig, als die Bildung des Jahrhunderts ihm Seiten darbot. Sein brillanter Geist war der Stein der Weisen damaliger Zeit. Er würdigte alle geistigen Richtungen, und wirkte wechselseitig auf alle. Er befand sich auf dem höchsten Gipfel jener protestantischen Aufklärung und Bildung, die seine ganze Zeit charakterisirt. Nach ihm mußte man nothwendig theils in die Einseitigkeit, theils in den Gegensatz, in das romantisch-katholische Element fallen. Er war noch reines Product der Reformation, und umfaßte eben so im schönsten Sinne deren gute und edle Seite, als gleichzeitig die atheistisch-materialistische Spätentwickelung in Frankreich ganz in die Nachtseite des Unglaubens und der genialen Unsittlichkeit gefallen war. Wie die ganze Bildung seit der Reformation auf Kritik und Empirie beruhte, so auch das Kantische System, das mithin auch wohlthätig auf die theologische Exegese, auf die Naturforschung, auf die Untersuchungen des Staats- und Erziehungswesens zurückwirkte, und selbst mit der modernen, Leben und Natur nachahmenden Poesie, wie sie seit Lessing, Wieland, Goethe aufgekommen war, in Wechselwirkung stand. Die allgemeine Toleranz, die seit Friedrich dem Großen vorzüglich von Preußen ausging, das Streben nach allseitiger Bildung, das Interesse für alles Fremde, die billige Prüfung aller Partei-Ansichten, die

Vorliebe für das analytische Verfahren, die Bemühung um Urbanität, das Streben nach Nützlichkeit, Popularität und Geselligkeit gewann hauptsächlich durch den edlen königsberger Philosophen die Ausbildung und Verbreitung, die das vorige Jahrhundert ausgezeichnet hat. Gleichzeitig war auch in Frankreich und England ein anthropologisch-kritisches Verfahren herrschend geworden. Rousseau's Gemüth, Voltaire's Verstand, Swift's Satyre, Sterne's Humor appellirten an die menschliche Natur und stürzten die alten Vorurtheile. Sie und Diderot, Goldsmith und Fielding drangen in die deutsche Literatur, und ihre Wirkungen stehen in genauer Beziehung zu Kant's Anthropologie. Man warf die steife Form von sich und belauschte das menschliche Herz, das gesellige Leben, und gab Sittengemälde, psychologische Romane, Idyllen, bürgerliche Schauspiele, Satyren, humoristische Ausschweifungen, worin überall der Grundton der Kantischen Philosophie wiederklingt, Prüfung der Menschenseele, Humanität und zugleich Polemik gegen den alten Wahn. Man könnte dieß die niederländische Schule der Philosophie nennen, im Gegensatz gegen die italienische Schule der frühern Mystik und des spätern Schellingianismus. Diese ruhige, glückliche Zeit der achtziger Jahre ahnete noch nichts von dem Sturm der Begeisterung der französischen Revolution, von den Abenteuern des Kaiserthums und den Kirchenstyl der Restauration. Nüchtern, bürgerlich, bequem, kleinstädtisch erlebte sie eine kurze weltgeschichtliche Idylle als ein Zwischenspiel, hinter dem ein großartiges Trauerspiel folgen sollte. Kant aber war der waltende Genius in diesem häuslichen Frieden der guten, alten, achtziger Zeit.

Zum ewigen Frieden *).

Ob diese satyrische Ueberschrift auf dem Schilde jenes holländischen Gastwirths, worauf ein Kirchhof gemalt war, die Menschen überhaupt, oder besonders die Staatsoberhäupter, die des Krieges nie satt werden können, oder wohl gar nur die Philosophen gelte, die jenen süßen Traum träumen, mag dahingestellt sein. Das bedingt sich aber der Verfasser des Gegenwärtigen aus, daß, da der praktische Politiker mit dem theoretischen auf dem Fuß steht, mit großer Selbstgefälligkeit auf ihn als einen Schulweisen herabzusehen, der dem Staat, welcher von Erfahrungsgrundsätzen ausgehen müsse, mit seinen sachleeren Ideen keine Gefahr bringe, und den man immer seine eilf Kegel auf einmal werfen lassen kann, ohne daß sich der weltkundige Staatsmann daran kehren darf — dieser auch, im Fall eines Streits mit jenem sofern consequent verfahren müsse, hinter seinen Anschlag gut Glück gewagten, und öffentlich geäußerten Meinungen nicht Gefahr für den Staat zu wittern; — durch welche clausula salvatoria der Verfasser dieses sich denn hiemit in der besten Form wider alle böswillige Auslegung ausdrücklich verwahrt wissen will.

Erster Abschnitt,

welcher die Präliminarartikel zum ewigen Frieden unter Staaten enthält.

1) „Es soll kein Friedensschluß für einen solchen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffs zu einem künftigen Kriege gemacht worden."

Denn alsdann wäre er ja ein bloßer Waffenstillstand, Aufschub der Feindseligkeiten, nicht Friede, der das Ende aller Hostilitäten bedeutet, und dem das Beiwort ewig anzuhängen ein schon verdächtiger Pleonasm ist. Die vorhandenen, obgleich jetzt vielleicht den Paciscirenden selbst noch nicht bekannten Ursachen zum künftigen Kriege sind durch den Friedensschluß insgesammt vernichtet, sie mögen auch aus archivarischen Dokumenten mit noch so scharfsichtiger Ausspähungsgeschicklichkeit ausgeklaubt sein. — Der Vorbehalt (reservatio mentalis) alter allerest künftig auszudenkender Prätensionen, deren kein Theil für jetzt Erwähnung thun mag, weil beide zu sehr erschöpft sind, den Krieg fortzusetzen, bei dem bösen Willen, die erste günstige Gelegenheit zu diesem Zweck zu benutzen, gehört zu der Jesuitencasuistik, und ist unter der Würde der Regenten, so wie die Willfährigkeit zu dergleichen Deduktionen unter der Würde eines Ministers desselben, wenn man die Sache, wie sie an sich selbst ist beurtheilt. —

Wenn aber, nach aufgeklärten Begriffen der Staatsklugheit, in beständiger Vergrößerung der Macht, durch welche Mittel es auch sei, die wahre Ehre des Staats gesetzt wird, so fällt freilich jenes Urtheil als schulmäßig und pedantisch in die Augen.

2) „Es soll kein für sich bestehender Staat (klein oder groß, das gilt hier gleichviel) von einem andern Staate durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung, erworben werden können."

Ein Staat ist nämlich nicht (wie etwa der Boden, auf dem er seinen Sitz hat) eine Habe (patrimonium). Er ist eine Gesellschaft von Menschen, über die Niemand anders, als er selbst, zu gebieten und disponiren hat. Ihn aber, der selbst als Stamm seine eigene Wurzel hatte, als Pfropfreis einem andern Staate einzuverleiben, heißt seine Existenz, als einer moralischen Person, aufheben, und aus der letzteren eine Sache machen, und widerspricht also der Idee des ursprünglichen Vertrags, ohne die sich kein Recht über ein Volk denken läßt *). In welche Gefahr das Vorurtheil dieser Erwerbungsart Europa, denn die andern Welttheile haben nie davon gewußt, in unsern bis auf die neuesten Zeiten gebracht habe, daß sich nämlich auch Staaten einander heirathen könnten, ist jedermann bekannt, theils als eine neue Art von Industrie, sich auch ohne Aufwand von Kräften durch Familienbündnisse übermächtig zu machen, theils auch auf solche Art den Länderstz zu erweitern. — Auch die Verdingung der Truppen eines Staats an einen andern, gegen einen nicht gemeinschaftlichen Feind ist dahin zu zählen; denn die Unterthanen werden dabei als nach Belieben zu handhabende Sachen gebraucht und verbraucht.

3) „Stehende Heere (miles perpetuus) sollen mit der Zeit ganz aufhören."

Denn sie bedrohen andere Staaten unaufhörlich mit Krieg, durch die Bereitschaft, immer dazu gerüstet zu erscheinen; reizen diese an, sich einander in Menge der Gerüsteten, die keine Grenzen kennt, zu übertreffen, und, indem durch die darauf verwandten Kosten der Friede endlich noch drückender wird als ein kurzer Krieg, so sind sie selbst die Ursache von Angriffskriegen, um diese Last loszuwerden; wozu kommt, daß zum Tödten, oder getödtet zu werden in Sold genommen zu sein, einen Gebrauch von Menschen als bloßen Maschinen und Werkzeugen in der Hand eines Andern (des Staats) zu enthalten scheint, der sich nicht wohl mit dem Rechte der Menschheit in unserer eigenen Person vereinigen läßt **). Ganz anders ist es mit der freiwilligen periodisch vorgenommenen Uebung der Staatsbürger in Waffen bewandt, sich und ihr Vaterland dadurch gegen Angriffe von außen zu sichern. — Mit der Anhäufung eines Schatzes würde es eben so gehen, daß er, von andern Staaten als Bedrohung mit Krieg angesehen, zu zuvorkommenden Angriffen nöthigte (weil unter den drei Mächten, der Heeresmacht, der Bundesmacht, und der Geldmacht, die letztere wohl das zuverlässigste Kriegswerkzeug sein dürfte; wenn nicht die Schwierigkeit, die Größe desselben zu erforschen, dem entgegenstände).

4) „Es sollen keine Staatsschulden in Beziehung auf äußere Staatshändel gemacht werden."

Zum Behuf der Landesökonomie (der Wegebesserung, neuer Ansiedelungen, Anschaffung der Magazine für besorgliche Mißwachsjahre u. s. w.), außerhalb oder innerhalb dem Staate Hülfe zu suchen, ist diese Hülfsquelle unverdächtig. Aber als entgegenwirkende Maschine der Mächte gegen einander, ist ein Creditsystem ins Unabsehliche anwachsender und doch immer

---

*) Z. ewig. F. Ein philosoph. Entwurf v. J. Kant. Königsberg 1796.

*) Ein Erbreich ist nicht ein Staat, der von einem andern Staate, sondern dessen Recht zu regieren an eine andere physische Person vererbt werden kann. Der Staat erwirbt alsdann einen Regenten, nicht dieser als ein solcher (d. i. der schon ein anderes Reich besitzt) den Staat.

**) So antwortete ein bulgarischer Fürst dem griechischen Kaiser, der den Zwist mit ihm, nicht durch Vergießung des Bluts seiner Unterthanen, sondern gutmüthigerweise durch einen Zweikampf abmachen wollte: „Ein Schmidt, der Zangen hat, wird das glühende Eisen aus den Kohlen nicht mit den Händen herausnehmen."

für die gegenwärtige Forderung (weil sie doch nicht von allen Gläubigern auf einmal geschehen wird) gesicherter Schulden, — die sinnreiche Erfindung eines handeltreibenden Volks in diesem Jahrhundert, — eine gefährliche Geldmacht, nämlich ein Schatz zum Kriegführen, der die Schätze aller andern Staaten zusammengenommen übertrifft, und nur durch den einmal bevorstehenden Ausfall der Taxen (der doch auch durch die Belebung des Verkehrs, vermittelst der Rückwirkung auf Industrie und Erwerb, noch lange hingehalten wird) erschöpft werden kann. Diese Leichtigkeit Krieg zu führen, mit der Neigung der Machthabenden dazu, welche der menschlichen Natur eingeartet zu sein scheint, verbunden, ist also ein großes Hinderniß des ewigen Friedens, welches zu verbieten um desto mehr ein Präliminarartikel desselben sein müßte, weil der endlich doch unvermeidliche Staatsbankerott manche andere Staaten unverschuldet in den Schaden mit verwickeln muß, welches eine öffentliche Läsion der letzteren sein würde. Mithin sind wenigstens andere Staaten berechtigt, sich gegen einen solchen und dessen Anmaßungen zu verbünden.

5) „Kein Staat soll sich in die Verfassung und Regierung eines andern Staats gewaltthätig einmischen."

Denn was kann ihn dazu berechtigen? Etwa das Skandal, was er den Unterthanen eines andern Staates giebt? Es kann dieser vielmehr, durch das Beispiel der großen Uebel, die sich ein Volk durch seine Gesetzlosigkeit zugezogen hat, zur Warnung dienen; und überhaupt ist das böse Beispiel, was eine freie Person der andern giebt (als scandalum acceptum), keine Läsion derselben. — Dahin würde zwar nicht zu ziehen sein, wenn ein Staat sich durch innere Veruneinigung in zwei Theile spaltete, deren jeder für sich einen besondern Staat vorstellt, der auf das Ganze Anspruch macht; wo einem derselben Beistand zu leisten einem äußern Staat nicht für Einmischung in die Verfassung des andern (denn es ist alsdann Anarchie) angerechnet werden könnte. So lange aber dieser innere Streit noch nicht entschieden ist, würde diese Einmischung äußerer Mächte Verletzung der Rechte eines nur mit seiner innern Krankheit ringenden, von keinem andern abhängigen Volks, selbst also ein gegebenes Skandal sein, und die Autonomie aller Staaten unsicher machen.

6) „Es soll sich kein Staat im Kriege mit einem andern solche Feindseligkeiten erlauben, welche das wechselseitige Zutrauen im künftigen Frieden unmöglich machen müssen, als da sind: Anstellung der Meuchelmörder (percussores), Giftmischer (venefici), Brechung der Capitulation, Anstiftung des Verraths (perduellio) in dem bekriegten Staat ꝛc."

Das sind ehrlose Stratagemen. Denn irgend ein Vertrauen auf die Denkungsart des Feindes muß mitten im Kriege noch übrig bleiben, weil sonst auch kein Friede abgeschlossen werden könnte, und die Feindseligkeit in einen Ausrottungskrieg (bellum internecinum) ausschlagen würde; da der Krieg doch nur das traurige Nothmittel im Naturzustande ist (wo kein Gerichtshof vorhanden ist, der rechtskräftig urtheilen könnte), durch Gewalt sein Recht zu behaupten; wo keiner von beiden Theilen für einen ungerechten Feind erklärt werden kann (weil das schon einen Richterausspruch voraussetzt), sondern der Ausschlag desselben (gleich als vor einem sogenannten Gottesgerichte) entscheidet, auf wessen Seite das Recht ist; zwischen Staaten aber sich kein Bestrafungskrieg (bellum punitivum) denken läßt (weil zwischen ihnen kein Verhältniß eines Obern zu einem Untergebenen statt findet). — Woraus denn folgt: daß ein Ausrottungskrieg, wo die Vertilgung beide Theile zugleich, und mit dieser auch alles Rechts treffen kann, den ewigen Frieden nur auf dem großen Kirchhofe der Menschengattung statt finden lassen würde. Ein solcher Krieg also, mithin auch der Gebrauch der Mittel, die dahin führen, muß schlechterdings unerlaubt sein. — Daß aber die genannten Mittel unvermeidlich dahin führen, erhellet daraus: daß jene höllischen Künste, da sie an sich selbst niederträchtig sind, wenn sie in Gebrauch gekommen, sich nicht lange innerhalb der Grenze des Krieges halten, wie etwa der Gebrauch der Spione (uti exploratoribus), wo nur die Ehrlosigkeit Anderer (die nun einmal nicht ausgerottet werden kann) benutzt wird, sondern auch in den Friedenszustand übergehen, und so die Absicht desselben gänzlich vernichten würden.

* * *

Obgleich die angeführten Gesetze objectiv, d. i. in der Intention der Machthabenden, lauter Verbotgesetze (leges prohibitivae) sind, so sind doch einige derselben von der strengen, ohne Unterschied der Umstände geltenden Art (leges strictae), die sofort auf Abschaffung dringen (wie Nr. 1, 5, 6), andere aber (wie Nr. 2, 3, 4), die zwar nicht als Ausnahmen von der Rechtsregel, aber doch in Rücksicht auf die Ausübung derselben, durch die Umstände, subjectiv für die Befugniß erweiternd (leges latae), und Erlaubnisse enthalten, die Vollführung aufzuschieben, ohne doch den Zweck aus den Augen zu verlieren, der diesen Aufschub, z. B. der Wiedererstattung der gewissen Staaten nach Nr. 2 entzogenen Freiheit, nicht auf den Nimmertag (wie August zu versprechen pflegte, ad calendas graecas) auszusetzen, mithin die Nichterstattung, sondern nur, damit sie nicht übereilt und so der Absicht selbst zuwider geschehe, die Verzögerung erlaubt. Denn das Verbot betrifft hier nur die Erwerbungsart, die fernerhin nicht gelten soll, aber nicht den Besitzstand, der, ob er zwar nicht den erforderlichen Rechtstitel hat, doch zu seiner Zeit (der putativen Erwerbung), nach der damaligen öffentlichen Meinung, von allen Staaten für rechtmäßig gehalten wurde *).

Zweiter Abschnitt,

welcher die Definitivartikel zum ewigen Frieden unter Staaten enthält.

Der Friedenszustand unter Menschen, die neben einander leben, ist kein Naturstand (status naturalis), der vielmehr ein Zustand des Krieges ist, d. i. wenn gleich nicht immer ein Ausbruch der Feindseligkeiten, doch immerwährende Bedrohung mit denselben. Er muß also gestiftet werden; denn die Unterlassung der letzteren ist noch nicht Sicherheit

*) Ob es außer dem Gebot (leges praeceptivae), und Verbot (leges prohibitivae), noch Erlaubnißgesetze (leges permissivae) der reinen Vernunft geben könne, ist bisher nicht ohne Grund bezweifelt worden. Denn Gesetze überhaupt enthalten einen Grund objektiver praktischer Nothwendigkeit, Erlaubniß aber einen der praktischen Zufälligkeit gewisser Handlungen; mithin würde ein Erlaubnißgesetz Nöthigung zu einer Handlung, zu dem, wozu jemand nicht genöthigt werden kann, enthalten, welches, wenn das Objekt des Gesetzes in beiderlei Beziehung einerlei Bedeutung hätte, ein Widerspruch sein würde. — Nun geht aber hier im Erlaubnißgesetze das vorausgesetzte Verbot nur auf die künftige Erwerbungsart eines Rechts (z. B. durch Erbschaft), die Befreiung aber von diesem Verbot, d. i. die Erlaubniß auf den gegenwärtigen Besitzstand, welcher letztere, im Ueberschritt aus dem Naturzustande in den bürgerlichen, als ein, obwohl unrechtmäßiger, dennoch ehrlicher, Besitz (possessio putativa), nach einem Erlaubnißgesetze des Naturrechts noch fernerhin fortdauern kann, obgleich ein putativer Besitz, so bald er als ein solcher erkannt worden, im Naturzustande, ingleichen eine ähnliche Erwerbungsart im nachmaligen bürgerlichen (nach geschehenem Ueberschritt) verboten ist, welche Befugniß des fortdauernden Besitzes nicht statt finden würde, wenn eine solche vermeintliche Erwerbung im bürgerlichen Zustande geschehen wäre; denn da würde er als Läsion sofort nach Entdeckung seiner Unrechtmäßigkeit aufhören müssen.

Ich habe hiermit nur beiläufig die Lehrer des Naturrechts auf den Begriff einer lex permissiva, welcher sich einer systematisch-eintheilenden Vernunft von selbst darbietet, aufmerksam machen wollen; vornehmlich, da im Civilgesetze (Statutarischen) öfters davon Gebrauch gemacht wird, nur mit dem Unterschiede, daß das Verbotgesetz für sich allein bestehet, die Erlaubniß aber nicht als einschränkende Bedingung (wie es sollte) in jenes Gesetz mit hinein gebracht, sondern unter die Ausnahmen geworfen wird. — Da heißt es dann: dieß oder jenes wird verboten: es sei denn Nr. 1, Nr. 2, Nr. 3, und so weiter ins Unabsehliche, die Erlaubnisse nur zufälliger Weise, nicht nach einem Princip, sondern durch Herumtappen unter vorkommenden Fällen, zum Gesetz hinzukommen; denn sonst hätten die Bedingungen in die Formel des Verbotgesetzes mit hineingebracht werden müssen, wodurch es denn zugleich ein Erlaubnißgesetz geworden wäre. — Es ist daher zu bedauern, daß die sinnreiche, aber unaufgelöst gebliebene Preisaufgabe des eben so weisen als scharfsinnigen Herrn Grafen von Windischgrätz, welche gerade auf das letztere drang, sobald verlassen worden. Denn die Möglichkeit einer solchen (der mathematischen ähnlichen) Formel ist der einzige echte Probierstein einer consequent bleibenden Gesetzgebung, ohne welche das sogenannte ius certum immer ein frommer Wunsch bleiben wird. — Sonst wird man bloß generale Gesetze (die im Allgemeinen gelten), aber keine universale (die allgemein gelten) haben, wie es doch der Begriff eines Gesetzes zu erfordern scheint.

dafür, und, ohne daß sie einem Nachbar von dem andern geleistet wird (welches aber nur in einem gesetzlichen Zustande geschehen kann), kann jener diesen, welchen er dazu aufgefordert hat, als einen Feind behandeln *).

Erster Definitivartikel zum ewigen Frieden.

Die bürgerliche Verfassung in jedem Staat soll republikanisch sein.

Die erstlich nach Principien der Freiheit der Glieder einer Gesellschaft (als Menschen), zweitens nach Grundsätzen der Abhängigkeit aller von einer einzigen gemeinsamen Gesetzgebung (als Unterthanen), und drittens, die nach dem Gesetz der Gleichheit derselben (als Staatsbürger) gestiftete Verfassung — die einzige, welche aus der Idee des ursprünglichen Vertrags hervorgeht, auf der alle rechtliche Gesetzgebung eines Volks gegründet sein muß — ist die republikanische **). Diese ist also, was das Recht betrifft, an sich selbst diejenige, welche allen Arten der bürgerlichen Constitution zum Grunde liegt; und nun ist nur die Frage: ob sie auch die einzige ist, die zum ewigen Frieden hinführen kann?

Nun hat aber die republikanische Verfassung, außer der Lauterkeit ihres Ursprungs, aus dem reinen Quell des Rechtsbegriffs entsprungen zu sein, noch die Aussicht in die gewünschte Folge, nämlich den ewigen Frieden; wovon der Grund dieser ist. — Wenn (wie es in dieser Verfassung nicht anders sein kann) die Beistimmung der Staatsbürger dazu erfordert wird, um zu beschließen, „ob Krieg sein solle, oder nicht," so ist nichts natürlicher, als daß, da sie alle Drangsale des Krieges über sich selbst beschließen müßten (als da sind: selbst zu fechten; die Kosten des Krieges aus ihrer eigenen Habe herzugeben; die Verwüstung, die er hinter sich läßt, kümmerlich zu verbessern; zum Uebermaße des Uebels endlich noch eine, den Frieden selbst verbitternde, nie (wegen naher immer neuer Kriege) zu tilgende Schuldenlast selbst zu übernehmen, — sie sich sehr bedenken werden, ein so schlimmes Spiel anzufangen: da hingegen in einer Verfassung, wo der Staatsunterthan nicht Staatsbürger, die also nicht republikanisch ist, es die unbedenklichste Sache von der Welt ist, weil das Oberhaupt nicht Staatsgenosse, sondern Staatseigenthümer ist, an seinen Tafeln, Jagden, Lustschlössern, Hoffesten u. d. gl durch den Krieg nicht das Mindeste einbüßt, diesen also wie eine Art von Lustpartie aus unbedeutenden Ursachen beschließen, und der Anständigkeit wegen dem dazu allezeit fertigen diplomatischen Corps die Rechtfertigung desselben gleichgültig überlassen kann.

* * *

Damit man die republikanische Verfassung nicht (wie gemeiniglich geschieht) mit der demokratischen verwechsele, muß Folgendes bemerkt werden. Die Formen eines Staats (civitas) können entweder nach dem Unterschiede der Personen, welche die oberste Staatsgewalt inne haben, oder nach der Regierungsart des Volks durch sein Oberhaupt, er mag sein welcher er wolle, eingetheilt werden; die erste heißt eigentlich die Form der Beherrschung (forma imperii), und es sind nur drei derselben möglich, wo nämlich entweder nur Einer, oder Einige unter sich verbunden, oder Alle zusammen, welche die bürgerliche Gesellschaft ausmachen, die Herrschergewalt besitzen (Autokratie, Aristokratie und Demokratie, Fürstengewalt, Adelsgewalt und Volksgewalt). Die zweite ist die Form der Regierung (forma regiminis), und betrifft die auf die Constitution (den Akt des allgemeinen Willens, wodurch die Menge ein Volk wird) gegründete Art, wie der Staat von seiner Machtvollkommenheit Gebrauch macht: und ist in dieser Beziehung entweder republikanisch oder despotisch. Der Republikanism ist das Staatsprincip der Absonderung der ausführenden Gewalt (der Regierung) von der gesetzgebenden; der Despotism ist das der eigenmächtigen Vollziehung des Staats von Ge-

*) Gemeiniglich nimmt man an, daß man gegen Niemand feindlich verfahren dürfe, als nur, wenn er mich schon thätig lädirt hat, und das ist auch ganz richtig, wenn beide im bürgerlich-gesetzlichen Zustande sind. Denn dadurch, daß dieser in denselben getreten ist, leistet er jenem (vermittelst der Obrigkeit, welche über beide Gewalt hat) die erforderliche Sicherheit. — Der Mensch aber (oder das Volk) im bloßen Naturstande benimmt mir diese Sicherheit, und lädirt mich schon durch eben diesen Zustand, indem er neben mir ist, obgleich nicht thätig (facto), doch durch die Gesetzlosigkeit seines Zustandes (statu iniusto), wodurch ich beständig von ihm bedrohet werde, und ich kann ihn nöthigen, entweder mit mir in einen gemeinschaftlich-gesetzlichen Zustand zu treten, oder aus meiner Nachbarschaft zu weichen. — Das Postulat also, was allen folgenden Artikeln zum Grunde liegt, ist: Alle Menschen, die auf einander wechselseitig einfließen können, müssen zu irgend einer bürgerlichen Verfassung gehören.

Alle rechtliche Verfassung aber ist, was die Personen betrifft, die darin stehen,

1) die nach dem Staatsbürgerrecht der Menschen in einem Volk (ius civitatis),

2) nach dem Völkerrecht der Staaten im Verhältniß gegen einander (ius gentium),

3) die nach dem Weltbürgerrecht, so fern Menschen und Staaten, in äußerem auf einander einfließendem Verhältniß stehend, als Bürger eines allgemeinen Menschenstaats anzusehen sind (ius cosmopoliticum). Diese Eintheilung ist nicht willkürlich, sondern nothwendig in Beziehung auf die Idee vom ewigen Frieden. Denn wenn nur einer von diesen im Verhältnisse des physischen Einflusses auf den andern, und doch im Naturstande wäre, so würde damit der Zustand des Kriegs verbunden sein, von dem befreiet zu werden hier eben die Absicht ist.

**) Rechtliche (mithin äußere) Freiheit kann nicht, wie man man wohl zu thun pflegt, durch die Befugniß definirt werden: „alles zu thun, was man will, wenn man nur Keinem Unrecht thut." Denn was heißt Befugniß? Die Möglichkeit einer Handlung, so fern man dadurch Keinem Unrecht thut. Also würde die Erklärung einer Befugniß so lauten: „Man thut Keinem Unrecht (man mag auch thun, was man will) wenn man nur Keinem Unrecht thut:" folglich ist es leere Tautologie. — Vielmehr ist meine äußere (rechtliche) Freiheit so zu erklären: sie ist die Befugniß, keinen äußeren Gesetzen zu gehorchen, als zu denen ich meine Beistimmung habe geben können. — Eben so ist äußere (rechtliche) Gleichheit in einem Staate dasjenige Verhältniß der Staatsbürger, nach welchem Keiner den Andern wozu rechtlich verbinden kann, ohne daß er sich zugleich dem Gesetz unterwirft, von diesem wechselseitig auf dieselbe Art auch verbunden werden zu können. (Vom Princip der rechtlichen Abhängigkeit, da dieses schon in dem Begriffe einer Staatsverfassung überhaupt liegt, bedarf es keiner Erklärung). — Die Gültigkeit dieser angebornen, zur Menschheit nothwendig gehörenden und unveräußerlichen Rechte wird durch das Princip der rechtlichen Verhältnisse des Menschen selbst zu höheren Wesen (wenn er sich solche denkt) bestätigt und erhoben, indem er sich nach eben denselben Grundsätzen auch als Staatsbürger einer übersinnlichen Welt vorstellt. — Denn, was meine Freiheit betrifft, so habe ich, selbst in Ansehung der göttlichen, von mir durch bloße Vernunft erkennbaren Gesetze, keine Verbindlichkeit als nur so fern ich dazu selber habe meine Beistimmung geben können (denn durchs Freiheitsgesetz meiner eigenen Vernunft mache ich mir allererst einen Begriff vom göttlichen Willen). Was in Ansehung des erhabensten Weltwesens außer Gott, welches ich mir etwa denken möchte (einen großen Aeon), das Princip der Gleichheit betrifft, so ist kein Grund da, warum, wenn ich in meinen Posten meine Pflicht thue, wie jener Aeon es in dem seinigen, mir bloß die Pflicht zu gehorchen, jenem aber das Recht zu befehlen zukommen solle. — Daß dieses Princip der Gleichheit nicht (so wie das der Freiheit) auch auf das Verhältniß zu Gott paßt, davon ist der Grund dieser, weil dieses Wesen das einzige ist, bei dem der Pflichtbegriff aufhört.

Was aber das Recht der Gleichheit aller Staatsbürger, als Unterthanen betrifft, so kommt es in Beantwortung der Frage von der Zulässigkeit des Erbadels allein darauf an: „ob der vom Staat zugestandene Rang (eines Unterthans vor dem andern) vor dem Verdienst, oder dieses vor jenem vorhergehen müsse." — Nun ist offenbar: daß, wenn der Rang mit der Geburt verbunden wird, es ganz ungewiß ist, ob das Verdienst (Amtsgeschicklichkeit und Amtstreue) auch folgen werde; mithin ist es eben so viel, als ob er ohne alles Verdienst dem Begünstigten zugestanden würde (Befehlshaber zu sein); welches der allgemeine Volkswille in einem ursprünglichen Vertrage, (der doch das Princip aller Rechte ist) nie beschließen wird. Denn ein Edelmann ist darum nicht so fort ein edler Mann. — Was den Amtsadel (wie man den Rang einer höheren Magistratur nennen könnte, und den man sich durch Verdienste erwerben muß) betrifft, so klebt der Rang da nicht, als Eigenthum, an der Person, sondern am Posten, und die Gleichheit wird dadurch nicht verletzt; weil, wenn jene ihr Amt niederlegt, sie zugleich den Rang ablegt, und unter das Volk zurücktritt. —

setzen, die er selbst gegeben hat, mithin der öffentliche Wille, sofern er von dem Regenten als sein Privatwille gehandhabt wird. — Unter den drei Staatsformen ist die der Demokratie, im eigentlichen Verstande des Worts, nothwendig ein Despotism, weil sie eine exekutive Gewalt gründet, da Alle über und allenfalls auch wider Einen (der also nicht mit einstimmt), mithin Alle, die doch nicht Alle sind, beschließen; welches ein Widerspruch des allgemeinen Willens mit sich selbst und mit der Freiheit ist.

Alle Regierungsform nämlich, die nicht repräsentativ ist, ist eigentlich eine Unform, weil der Gesetzgeber in einer und derselben Person zugleich Vollstrecker seines Willens (so wenig, wie das Allgemeine des Obersatzes in einem Vernunftschlusse zugleich die Subsumtion des Besondern unter jenem im Untersatze) sein kann, und, wenn gleich die zwei andern Staatsverfassungen insofern immer fehlerhaft sind, daß sie einer solchen Regierungsart Raum geben, so ist es bei ihnen doch wenigstens möglich, daß sie eine dem Geiste eines repräsentativen Systems gemäße Regierungsart annähmen, wie etwa Friedrich II. wenigstens sagte: er sei bloß der oberste Diener des Staats *), da hingegen die demokratische es unmöglich macht, weil Alles da Herr sein will. — Man kann daher sagen: je kleiner das Personale der Staatsgewalt (die Zahl der Herrscher), je größer dagegen die Repräsentation derselben, desto mehr stimmt die Staatsverfassung zur Möglichkeit des Republikanism, und sie kann hoffen, durch allmälige Reformen sich dazu endlich zu erheben. Aus diesem Grunde ist es in der Aristokratie schon schwerer, als in der Monarchie, in der Demokratie aber unmöglich anders, als durch gewaltsame Revolution zu dieser einzigen vollkommen rechtlichen Verfassung zu gelangen. Es ist aber an der Regierungsart **) dem Volk ohne alle Vergleichung mehr gelegen, als an der Staatsform (wiewohl auch auf diese ihre mehrere oder mindere Angemessenheit zu jenem Zwecke sehr viel ankommt). Zu jener aber, wenn sie dem Rechtsbegriffe gemäß sein soll, gehört das repräsentative System, in welchem allein eine republikanische Regierungsart möglich, ohne welches sie (die Verfassung mag sein, welche sie wolle) despotisch und gewaltthätig ist. — Keine der alten sogenannten Republiken hat dieses gekannt, und sie mußten sich darüber auch schlechterdings in den Despotism auflösen, der unter der Obergewalt eines Einzigen noch der erträglichste unter allen ist.

Zweiter Definitivartikel zum ewigen Frieden.

Das Völkerrecht soll auf einen Föderalism freier Staaten gegründet sein.

Völker, als Staaten, können wie einzelne Menschen beurtheilt werden, die sich in ihrem Naturzustande (d. i. in der Unabhängigkeit von äußern Gesetzen) schon durch ihr Nebeneinandersein lädiren, und deren jeder, um seiner Sicherheit willen, von dem andern fordern kann und soll, mit ihm in eine, der bürgerlichen ähnliche, Verfassung zu treten, wo jedem sein Recht gesichert werden kann. Dieß wäre ein Völkerbund, der aber gleichwohl kein Völkerstaat sein müßte. Darin aber wäre ein Widerspruch; weil ein jeder Staat das Verhältniß eines Oberen (Gesetzgebenden) zu einem Unteren (Gehorchenden, nämlich dem Volk) enthält, viele Völker aber in einem Staat nur ein Volk ausmachen würden, welches (da wir hier das Recht der Völker gegen einander zu erwägen haben, so fern sie so viel verschiedene Staaten ausmachen, und nicht in einen Staat zusammenschmelzen sollen) der Voraussetzung widerspricht.

Gleichwie wir nun die Anhänglichkeit der Wilden an ihre gesetzlose Freiheit, sich lieber unaufhörlich zu balgen, als sich einem gesetzlichen, von ihnen selbst zu constituirenden, Zwang zu unterwerfen, mithin die tolle Freiheit der vernünftigen vorzuziehen, mit tiefer Verachtung ansehen, und als Rohigkeit, Ungeschliffenheit, und viehische Abwürdigung der Menschheit betrachten, so, sollte man denken, müßten gesittete Völker (jedes für sich zu einem Staat vereinigt) eilen, aus einem so verworfenen Zustande je eher desto lieber herauszukommen. Statt dessen aber setzt vielmehr jeder Staat seine Majestät (denn Volksmajestät ist ein ungereimter Ausdruck) gerade darin, gar keinem äußeren gesetzlichen Zwange unterworfen zu sein, und der Glanz seines Oberhauptes besteht darin, daß ihm, ohne daß er sich eben selbst in Gefahr setzen darf, viele Tausende zu Gebot stehen, sich für eine Sache, die sie nichts angeht, aufopfern zu lassen *), und der Unterschied der europäischen Wilden von den amerikanischen besteht hauptsächlich darin, daß, da manche Stämme der letzteren von ihren Feinden gänzlich sind gegessen worden, die erstern ihre Ueberwundenen besser zu benutzen wissen, als sie zu verspeisen, und lieber die Zahl ihrer Unterthanen, mithin auch die Menge der Werkzeuge zu noch ausgebreiteteren Kriegen durch sie zu vermehren wissen.

Bei der Bösartigkeit der menschlichen Natur, die sich im freien Verhältniß der Völker unverholen blicken läßt (indessen daß sie im bürgerlich-gesetzlichen Zustande durch den Zwang der Regierung sich sehr verschleiert), ist es doch sehr zu verwundern, daß das Wort Recht aus der Kriegespolitik noch nicht als pedantisch ganz hat verwiesen werden können, und sich noch kein Staat erkühnet hat, sich für die letztere Meinung öffentlich zu erklären; denn noch werden Hug. Grotius, Puffendorf, Vattell u. And. (lauter leidige Tröster), obgleich ihr Codex, philosophisch oder diplomatisch abgefaßt, nicht die mindeste gesetzliche Kraft hat oder auch nur haben kann (weil Staaten als solche nicht unter einem gemeinschaftlichen äußeren Zwange stehen), immer treuherzig zur Rechtfertigung eines Kriegsangriffs angeführt, ohne daß es ein Beispiel giebt, daß jemals ein Staat durch mit Zeugnissen so wichtiger Männer bewaffnete Argumente wäre bewogen worden, von seinem Vorhaben abzustehen. — Diese Huldigung, die jeder Staat dem Rechtsbegriffe (wenigstens den Worten nach) leistet, beweist doch, daß eine noch größere, ob zwar zur Zeit schlummernde, moralische Anlage im Menschen anzutreffen sei, über das böse Princip in ihm (was er nicht ableugnen kann) doch einmal Meister zu werden, und dieß auch von andern zu hoffen; denn sonst würde das Wort Recht den Staaten, die sich einander befehden wollen, nie in den Mund kommen, es sei denn, bloß um seinen Spott damit zu treiben, wie jener gallische Fürst es erklärte: „Es ist der Vorzug, den die Natur dem Stärkern über den Schwächern gegeben hat, daß dieser ihm gehorchen soll."

Da die Art, wie Staaten ihr Recht verfolgen, nie wie bei einem äußern Gerichtshofe, der Proceß, sondern nur der Krieg sein kann, durch diesen aber und seinen günstigen Ausschlag, den Sieg, das Recht nicht entschieden wird, und durch den Friedensvertrag zwar wohl dem diesmaligen Kriege, aber nicht dem Kriegszustande (immer zu einem neuen Vorwand zu finden) ein Ende gemacht wird (den man auch nicht geradezu für ungerecht erklären kann, weil in diesem Zustande jeder in seiner eigenen Sache Richter ist), gleichwohl aber von Staaten, nach dem Völkerrecht, nicht eben das gelten kann, was von Menschen im gesetzlosen Zustande

---

*) Man hat die hohen Benennungen, die einem Beherrscher oft beigelegt werden (die eines göttlichen Gesalbten, eines Verwesers des göttlichen Willens auf Erden und Stellvertreters desselben), als grobe, schwindlicht machende Schmeicheleien oft getadelt; aber mich dünkt, ohne Grund. — Weit gefehlt, daß sie den Landesherrn sollten hochmüthig machen, so müssen sie ihn vielmehr in seiner Seele demüthigen, wenn er Verstand hat (welches man doch voraussetzen muß) und es bedenkt, daß er ein Amt übernommen habe, was für einen Menschen zu groß ist, nämlich das Heiligste, was Gott auf Erden hat, „das Recht der Menschen zu verwalten, und diesem Augapfel Gottes irgend worin zu nahe getreten zu sein, jederzeit in Besorgniß stehen muß.

**) Mallet du Pan rühmt in seiner genietönenden, aber hohlen und fachleeren Sprache: nach vierjähriger Erfahrung endlich zur Ueberzeugung von der Wahrheit des bekannten Spruchs von Pope gelangt zu sein: „daß über die beste Regierung Narren streiten; die bestgeführte ist die beste." Wenn das soviel sagen soll: die am besten geführte Regierung ist am besten geführt, so hat er, nach Schwift's Ausdruck, eine Nuß aufgebissen, die ihn mit einer Made belohnte; soll es aber bedeuten, sie sei auch die beste Regierungsart, d. i. Staatsverfassung, so ist es grundfalsch; denn Exempel von guten Regierungen beweisen nichts für die Regierungsart. — Wer hat wohl besser regiert als ein Titus und Markus Aurelius, und doch hinterließ der eine einen Domitian, der andere einen Commodus zu Nachfolgern; welches bei einer guten Staatsverfassung nicht hätte geschehen können, da ihre Untauglichkeit zu diesem Posten früh genug bekannt war, und die Macht des Beherrschers auch hinreichend war, um sie auszuschließen.

*) So gab ein bulgarischer Fürst dem griechischen Kaiser, der gutmüthigerweise seinen Streit mit ihm durch einen Zweikampf ausmachen wollte, zur Antwort: „Ein Schmidt, der Zangen hat, wird das glühende Eisen aus den Kohlen nicht mit seinen Händen herauslangen."

nach dem Naturrecht gilt, „aus diesem Zustande herausgehen zu sollen" (weil sie, als Staaten, innerlich schon eine rechtliche Verfassung haben, und also dem Zwange anderer, sie nach ihren Rechtsbegriffen unter eine erweiterte gesetzliche Verfassung zu bringen, entwachsen sind), indessen daß doch die Vernunft vom Throne der höchsten moralisch gesetzgebenden Gewalt herab, den Krieg als Rechtsgang schlechterdings verdammt, den Friedenszustand dagegen zur mittelbaren Pflicht macht, welcher doch, ohne einen Vertrag der Völker unter sich, nicht gestiftet oder gesichert werden kann: — so muß es einen Bund von besonderer Art geben, den man den Friedensbund (foedus pacificum) nennen kann, der vom Friedensvertrag (pactum pacis) darin unterschieden sein würde, daß dieser bloß einen Krieg, jener aber alle Kriege auf immer zu endigen suchte. Dieser Bund geht auf keinen Erwerb irgend einer Macht des Staats, sondern lediglich auf Erhaltung und Sicherung der Freiheit eines Staats, für sich selbst und zugleich anderer verbündeten Staaten, ohne daß diese doch sich deshalb (wie Menschen im Naturzustande) öffentlichen Gesetzen, und einem Zwange unter denselben, unterwerfen dürfen. — Die Ausführbarkeit (objective Realität) dieser Idee der Föderalität, die sich allmälig über alle Staaten erstrecken soll, und so zum ewigen Frieden hinführt, läßt sich darstellen. Denn wenn das Glück es so fügt: daß ein mächtiges und aufgeklärtes Volk sich zu einer Republik (die ihrer Natur nach zum ewigen Frieden geneigt sein muß) bilden kann, so giebt diese einen Mittelpunkt der föderativen Vereinigung für andere Staaten ab, um sich an sie anzuschließen, und so den Freiheitszustand der Staaten, gemäß der Idee des Völkerrechts, zu sichern, und sich durch mehrere Verbindungen dieser Art nach und nach immer weiter auszubreiten.

Daß ein Volk sagt: „es soll unter uns kein Krieg sein; denn wir wollen uns in einen Staat formiren, d. i. uns selbst eine oberste gesetzgebende, regierende und richtende Gewalt setzen, die unsere Streitigkeiten friedlich ausgleicht" — das läßt sich verstehen. — — Wenn aber dieser Staat sagt: „es soll kein Krieg zwischen mir und andern Staaten sein, obgleich ich keine oberste gesetzgebende Gewalt erkenne, die mir mein, und der ich ihr Recht sichere," so ist es gar nicht zu verstehen, worauf ich dann das Vertrauen zu meinem Rechte gründen wolle, wenn es nicht das Surrogat des bürgerlichen Gesellschaftsbundes, nämlich der freie Föderalism ist, den die Vernunft mit dem Begriffe des Völkerrecht nothwendig verbinden muß, wenn überall etwas dabei zu denken übrig bleiben soll.

Bei dem Begriffe des Völkerrechts, als eines Rechts zum Kriege, läßt sich eigentlich gar nichts denken (weil es ein Recht sein soll, nicht nach allgemein gültigen äußern, die Freiheit jedes Einzelnen einschränkenden Gesetzen, sondern nach einseitigen Maximen durch Gewalt, was Recht sei, zu bestimmen), es müßte denn darunter verstanden werden: daß Menschen, die so gesinnet sind, ganz recht geschieht, wenn sie sich unter einander aufreiben, und also den ewigen Frieden in dem weiten Grabe finden, das alle Gräuel der Gewaltthätigkeit sammt ihren Urhebern bedeckt. — Für Staaten, im Verhältnisse unter einander, kann es nach der Vernunft keine andere Art geben, aus dem gesetzlosen Zustande, der lauter Krieg enthält, herauskommen, als daß sie, eben wie einzelne Menschen, ihre wilde (gesetzlose) Freiheit aufgeben, sich zu öffentlichen Zwangsgesetzen bequemen, und so einen (freilich immer wachsenden) Völkerstaat (civitas gentium), der zuletzt alle Völker der Erde befassen würde, bilden. Da sie dieses aber nach ihrer Idee vom Völkerrecht durchaus nicht wollen, mithin, was in thesi richtig ist, in hypothesi verwerfen, so kann an die Stelle der positiven Idee einer Weltrepublik (wenn nicht Alles verloren werden soll) nur das negative Surrogat eines den Krieg abwehrenden, bestehenden und sich immer ausbreitenden Bundes, den Strom der rechtscheuenden, feindseligen Neigung aufhalten, doch mit beständiger Gefahr ihres Ausbruchs (Furor impius intus fremit horridus ore cruento. Virg.) *).

*) Nach einem beendigten Kriege, beim Friedensschlusse, möchte es wohl für ein Volk nicht unschicklich sein, daß nach dem Dankfeste ein Bußtag ausgeschrieben würde, den Himmel im Namen des Staats, um Gnade für die große Versündigung anzurufen, die das menschliche Geschlecht sich noch immer zu Schulden kommen läßt, sich keiner gesetzlichen Verfassung, im Verhältniß auf andere Völker, fügen zu wollen, sondern stolz auf seine Unabhängigkeit lieber das barbarische Mittel des Krieges (wodurch doch das, was gesucht wird, nämlich das Recht eines jeden Staats nicht ausgemacht wird) zu gebrauchen. — Die Dankfeste während dem Kriege über einen erfochtenen Sieg, die Hymnen, die (auf gut Israelitisch) dem Herrn der Heerscharen gesungen werden, stehen mit der moralischen Idee des Vaters der Menschen in nicht minder starkem Contrast; weil sie außer der Gleichgültigkeit wegen der Art, wie Völker ihr gegenseitiges Recht suchen (die traurig genug ist), noch eine Freude hineinbringen, recht viel Menschen, oder ihr Glück zernichtet zu haben.

Dritter Definitivartikel zum ewigen Frieden.

„Das Weltbürgerrecht soll auf Bedingungen der allgemeinen Hospitalität eingeschränkt sein.

Es ist hier, wie in den vorigen Artikeln, nicht von Philanthropie, sondern von Recht die Rede, und da bedeutet Hospitalität (Wirthbarkeit) das Recht eines Fremdlings, seiner Ankunft auf dem Boden eines andern wegen, von diesem nicht feindselig behandelt zu werden. Dieser kann ihn abweisen, wenn es ohne seinen Untergang geschehen kann; so lange er aber auf seinem Platz sich friedlich verhält, ihm nicht feindlich begegnen. Es ist kein Gastrecht, worauf dieser Anspruch machen kann (wozu ein besonderer wohlthätiger Vertrag erfordert werden würde, ihn auf eine gewisse Zeit zum Hausgenossen zu machen), sondern ein Besuchsrecht, welches allen Menschen zusteht, sich zur Gesellschaft anzubieten, vermöge des Rechts des gemeinschaftlichen Besitzes der Oberfläche der Erde, auf der, als Kugelfläche, sie sich nicht ins Unendliche zerstreuen können, sondern endlich sich doch neben einander dulden müssen, ursprünglich aber Niemand an einem Orte der Erde zu sein mehr Recht hat, als der Andere. — Unbewohnbare Theile dieser Oberfläche, das Meer und die Sandwüsten, trennen diese Gemeinschaft, doch so, daß das Schiff, oder das Kameel (das Schiff der Wüste) es möglich machen, über diese herrenlose Gegenden sich einander zu nähern, und das Recht der Oberfläche, welches der Menschengattung gemeinschaftlich zukommt, zu einem möglichen Verkehr zu benutzen. Die Unwirthbarkeit der Seeküsten (z. B. der Barbaresken), Schiffe in nahen Meeren zu rauben, oder gestrandete Schiffsleute zu Sclaven zu machen, oder die der Sandwüsten (der arabischen Beduinen), die Annäherung zu den nomadischen Stämmen als ein Recht anzusehen, sie zu plündern, ist also dem Naturrecht zuwider, welches Hospitalitätsrecht aber, d. i. die Befugniß der fremden Ankömmlinge sich nicht weiter erstreckt, als auf die Bedingungen der Möglichkeit, einen Verkehr mit den alten Einwohnern zu versuchen. — Auf diese Art können entfernte Welttheile mit einander friedlich in Verhältnisse kommen, die zuletzt öffentlich gesetzlich werden, und so das menschliche Geschlecht endlich einer weltbürgerlichen Verfassung immer näher bringen können.

Vergleicht man hiermit das inhospitale Betragen der gesitteten, vornehmlich handeltreibenden Staaten unseres Welttheils, so geht die Ungerechtigkeit, die sie in dem Besuche fremder Länder und Völker (welches ihnen mit dem Erobern derselben für einerlei gilt) beweisen, bis zum Erschrecken weit. Amerika, die Negerländer, die Gewürzinseln, das Kap ꝛc. waren, bei ihrer Entdeckung, für sie Länder, die Keinem angehörten; denn die Einwohner rechneten sie für nichts. In Ostindien (Hindostan) brachten sie, unter dem Vorwande bloß beabsichtigter Handelsniederlagen, fremde Kriegesvölker hinein, mit ihnen aber Unterdrückung der Eingebornen, Aufwiegelung der verschiedenen Staaten desselben zu weit ausgebreiteten Kriegen, Hungersnoth, Aufruhr, Treulosigkeit, und wie die Litaney aller Uebel, die das menschliche Geschlecht drücken, weiter lauten mag.

China *) und Japan (Nipon), die den Versuch mit solchen Gästen gemacht hatten, haben daher weislich, jenes zwar den Zugang, aber nicht den Eingang, dieses auch den

*) Um dieses große Reich mit dem Namen, womit es sich selbst benennt, zu schreiben (nämlich China, nicht Sina, oder einen diesem ähnlichen Laut), darf man nur Georgii Alphab. Tibet. pag. 651 — 654, vornehmlich Nota b unten, nachsehen. — Eigentlich führt es, nach des petersb. Prof. Fischer Bemerkung, keinen bestimmten Namen, womit es sich selbst benennt; der gewöhnlichste ist noch der des Worts Kin, nämlich Gold (welches die Tibetaner mit Ser ausdrücken), daher der Kaiser König des Goldes (des herrlichsten Landes von der Welt) genannt wird, welches Wort wohl im Reiche selbst wie Chin lauten, aber von den italienischen Missionarien (des Gutturalbuchstabens wegen) wie Kin ausgesprochen sein mag. — Hieraus ersieht

ersteren nur einem einzigen europäischen Volk den Holländern, erlaubt, die sie aber doch dabei, wie Gefangene, von der Gemeinschaft mit den Eingebornen ausschließen. Das Aergste hierbei (oder, aus dem Standpunkte eines moralischen Richters betrachtet, das Beste) ist, daß sie dieser Gewaltthätigkeit nicht einmal froh werden, daß alle diese Handlungsgesellschaften auf dem Punkte des nahen Umsturzes stehen, daß die Zuckerinseln, dieser Sitz der allergrausamsten und ausgedachtesten Sklaverei, keinen wahren Ertrag abwerfen, sondern nur mittelbar, und zwar zu einer nicht sehr löblichen Absicht, nämlich zu Bildung der Matrosen für Kriegsflotten, und also wieder zu Führung der Kriege in Europa dienen.

Da es nun mit der unter den Völkern der Erde einmal durchgängig überhand genommenen (engeren oder weiteren) Gemeinschaft so weit gekommen ist, daß die Rechtsverletzung an einem Platz der Erde an allen gefühlt wird: so ist die Idee eines Weltbürgerrechts keine phantastische und überspannte Vorstellungsart des Rechts, sondern eine nothwendige Ergänzung des ungeschriebenen Codex, sowohl des Staats- als Völkerrechts zum öffentlichen Menschenrechte überhaupt, und so zum ewigen Frieden, zu dem man sich in der continuirlichen Annäherung zu befinden, nur unter dieser Bedingung schmeicheln darf.

Zusatz.

Von der Garantie des ewigen Friedens.

Das, was diese Gewähr (Garantie) leistet, ist nichts Geringeres, als die große Künstlerin Natur (natura daedala rerum), aus deren mechanischen Laufe sichtbarlich Zweckmäßigkeit hervorleuchtet, durch die Zwietracht der Menschen Eintracht selbst wider ihren Willen emporkommen zu lassen, und darum, gleich als Nöthigung einer ihren Wirkungsgesetzen nach uns unbekannten Ursache, Schicksal, bei Erwägung aber ihrer Zweckmäßigkeit im Laufe der Welt, als tiefliegende Weisheit einer höheren, auf den objectiven Endzweck des menschlichen Geschlechts gerichteten, und diesen Weltlauf prädeterminirenden Ursache Vorsehung *) genannt wird, die wir zwar eigentlich nicht an diesen Kunstanstalten der Natur erkennen, oder auch nur daraus auf sie schließen, sondern (wie in aller Beziehung der Form der Dinge auf Zwecke überhaupt) nur hinzudenken können und müssen, um uns von ihrer Möglichkeit, nach der Analogie menschlicher Kunsthandlungen, einen Begriff

---

man dann, daß das von den Römern sogenannte Land der Seres China war, die Seide aber über Groß-Tibet (vermuthlich durch Klein-Tibet und die Bucharei über Persien, so weiter) nach Europa gefördert worden, welches zu manchen Betrachtungen über das Alterthum dieses Staats, verglichen mit Hindostan, bei der Verknüpfung mit Tibet, und, durch dieses, mit Japan, hinleitet; indessen daß der Name Sina oder Tschina, den die Nachbaren diesem Lande geben sollen, zu nichts hinführt. — — Vielleicht läßt sich auch die uralte, ob zwar nie recht bekannt gewordene Gemeinschaft Europens mit Tibet aus dem, was uns Hesychius hiervon aufbehalten hat, nämlich den Zuruf Κονξ Ομπαξ (Konx Ompax) des Hierophanten in den eleusinischen Geheimnissen erklären (s. Reise des jüngern Anacharsis, 5ter Theil, S. 447 u. f.) — Denn nach Georgii Alphab. Tibet. bedeutet das Wort Concioa Gott, welches eine auffallende Aehnlichkeit mit Konx hat. Pah-cio. (ib. p. 520), welches von den Griechen leicht wie pax ausgesprochen werden konnte, promulgator legis, die durch die ganze Natur vertheilte Gottheit (auch Cenresi genannt, p. 177). — Om aber, welches La Croze durch benedictus, gesegnet, übersetzt, kann, auf die Gottheit angewandt, wohl nichts anders als den Seliggepriesenen bedeuten, p. 507. Da nun P. Franz. Horatius von den Tibetanischen Lhamas, die er oft befrug, was sie unter Gott (Concioa) verständen, jederzeit die Antwort bekam: „es ist die Versammlung aller Heiligen" (d. i. der seligen durch die Lamaische Wiedergeburt, nach vielen Wanderungen durch allerlei Körper, endlich in die Gottheit zurückgekehrten, in Burchane, d. i. anbetungswürdige Wesen, verwandelten Seelen (p. 223), so wird jenes geheimnißvolle Wort, Konx Ompax, wohl das heilige (Konx), selige (Om) und weise (Pax), durch die Welt überall verbreitete höchste Wesen (die personificirte Natur) bedeuten sollen, und in den griechischen Mysterien gebraucht, wohl den Monotheism für die Epopten, im Gegensatz mit dem Polytheism des Volks angedeutet haben; obwohl P. Horatius (a. a. O.) hierunter einen Atheism witterte. — Wie aber jenes geheimnißvolle Wort über Tibet zu den Griechen gekommen, läßt sich auf obige Art erklären, und umgekehrt dadurch auch der frühe Verkehr Europens mit China über Tibet (vielleicht eher noch als mit Hindostan) wahrscheinlich machen.

*) Im Mechanismus der Natur, wozu der Mensch (als Sinnenwesen) mit gehört, zeigt sich eine ihrer Existenz schon zum Grunde liegende Form, die wir uns nicht anders begreiflich machen können, als indem wir ihr den Zweck eines sie vorher bestimmenden Welturhebers unterlegen, dessen Beschaffenheitsstimmung wir die (göttliche) Vorsehung überhaupt, sofern sie in den Anfang der Welt gelegt wird, die gründende (providentia conditrix; semel iussit, semper parent. Augustin.), im Laufe der Natur aber diesen nach allgemeinen Gesetzen der Zweckmäßigkeit zu erhalten, die erhaltende Vorsehung (providentia gubernatrix), ferner in besonderen, aber von dem Menschen nicht vorherzusehenden, sondern nur aus dem Erfolg vermutheten Zwecken, die leitende (providentia directrix), endlich sogar in Ansehung einzelner Begebenheiten, als göttlicher Zwecke, nicht nach Vorsehung, sondern Fügung (directio extraordinaria) nennen, welche aber (da sie in der That auf Wunder hinweist, obgleich die Begebenheiten nicht so genannt werden) als solche erkennen zu wollen, thörigte Vermessenheit des Menschen ist; weil aus einer einzelnen Begebenheit auf ein besonderes Princip der wirkenden Ursache (daß diese Begebenheit Zweck, und nicht bloß naturmechanische Nebenfolge aus einem anderen mir ganz unbekannten Zwecke sei) zu schließen ungereimt und bei Eigendünkel ist, so fromm und demüthig auch die Sprache hierüber lauten mag. — Eben so ist auch die Eintheilung der Vorsehung (materialiter betrachtet), wie sie auf Gegenstände in der Welt geht, in die allgemeine und besondere, falsch und sich selbst widersprechend (daß sie z. B. zwar eine Vorsorge zur Erhaltung der Gattungen der Geschöpfe sei, in Individuen aber dem Zufall überlasse); denn sie wird eine der Absicht allgemein genannt, damit kein einziges Ding davon ausgenommen gedacht werde. — Vermuthlich hat man hier die Eintheilung der Vorsehung (formaliter betrachtet) nach der Art der Ausführung ihrer Absicht gemeint: nämlich in ordentliche (z. B. das jährliche Sterben und Wiederaufleben der Natur nach dem Wechsel der Jahreszeiten) und außerordentliche (z. B. die Zuführung des Holzes an die Eisküsten, das da nicht wachsen kann, durch die Meerströme, für die dortigen Einwohner, die ohne das nicht leben könnten), wo, ob wir gleich die physisch-mechanische Ursache dieser Erscheinungen uns gut erklären können (z. B. durch die mit Holz bewachsenen Ufer der Flüsse der temperirten Länder, in welche jene Bäume hineinfallen, und etwa durch den Golfstrom weiter verschleppt werden), wir dennoch auch die teleologische nicht übersehen müssen, die auf die Fürsorge einer über die Natur gebietenden Weisheit hinweist. Nur was den in den Schulen gebräuchlichen Begriff eines göttlichen Beitritts, oder Mitwirkung (concursus) zu einer Wirkung in der Sinnenwelt betrifft, so muß dieser wegfallen. Denn das Ungleichartige paaren wollen (gryphes jungere equis) und den, der selbst die vollständige Ursache der Weltveränderungen ist, seine eigene prädeterminirende Vorsehung während dem Weltlaufe ergänzen zu lassen (die also mangelhaft gewesen sein müßte), z. B. zu sagen, daß nächst Gott der Arzt den Kranken zurecht gebracht habe, also als Beistand dabei gewesen sei, ist erstlich an sich widersprechend. Dem causa solitaria non iuvat. Gott ist der Urheber des Arztes samt allen seinen Heilmitteln, und so muß ihm, wenn man ja bis zum höchsten, uns theoretisch unbegreiflichen Urgrunde hinaufsteigen will, die Wirkung ganz zugeschrieben werden. Oder man kann sie auch ganz dem Arzt zuschreiben, so fern wir diese Begebenheit als nach der Ordnung der Natur erklärbar in der Kette der Weltursachen verfolgen. Zweitens bringt eine solche Denkungsart auch um alle bestimmte Principien der Beurtheilung eines Effekts. Aber in moralisch-praktischer Absicht (die also ganz aufs Uebersinnliche gerichtet ist), z. B. in dem Glauben, daß Gott den Mangel unserer eigenen Gerechtigkeit, wenn nur unsere Gesinnung ächt war, auch durch uns unbegreifliche Mittel ergänzen werde, wir also in der Besserung zum Guten nichts nachlassen sollen, ist der Begriff des göttlichen Concursus ganz schicklich und sogar nothwendig: wobei es sich aber, von selbst versteht, daß Niemand eine gute Handlung (als Begebenheit in der Welt) hieraus zu erklären versuchen muß, welches ein vergebliches theoretisches Erkenntniß des Uebersinnlichen, mithin ungereimt ist.

zu machen, deren Verhältniß und Zusammenstimmung aber zu dem Zwecke, den uns die Vernunft unmittelbar vorschreibt (dem moralischen), sich vorzustellen, eine Idee ist, die zwar in theoretischer Absicht überschwenglich, in praktischer aber (z. B. in Ansehung des Pflichtbegriffs vom ewigen Frieden, um jenen Mechanism der Natur dazu zu benutzen) dogmatisch und ihrer Realität nach wohlgegründet ist. — Der Gebrauch des Wortes Natur ist auch, wenn es, wie hier, bloß um Theorie (nicht um Religion) zu thun ist, schicklicher für die Schranken der menschlichen Vernunft (als die sich in Ansehung des Verhältnisses der Wirkungen zu ihren Ursachen, innerhalb den Grenzen möglicher Erfahrung halten muß), und bescheidener, als der Ausdruck einer für uns erkennbaren Vorsehung, mit dem man sich vermessenerweise Ikarische Flügel ansetzt, um dem Geheimniß ihrer unergründlichen Absicht näher zu kommen.

Ehe wir nun diese Gewährleistung näher bestimmen, wird es nöthig sein, vorher den Zustand nachzusuchen, den die Natur für die auf ihrem großen Schauplatz handelnden Personen veranstaltet hat, der ihre Friedenssicherung zuletzt nothwendig macht; — alsdann aber allererst die Art, wie sie diese leiste.

Ihre provisorische Veranstaltung besteht darin: daß sie 1) für die Menschen in allen Erdgegenden gesorgt hat, daselbst leben zu können; — 2) sie durch Krieg allerwärts hin, selbst in die unwirthbarsten Gegenden, getrieben hat, um sie zu bevölkern, 3) — durch eben denselben sie in mehr oder weniger gesetzliche Verhältnisse zu treten genöthigt hat. — Daß in den kalten Wüsten am Eismeer noch das Moos wächst, welches das Rennthier unter dem Schnee hervor scharrt, um selbst die Nahrung, oder auch das Angespann des Ostjaken oder Samojeden zu sein; oder daß die salzigten Sandwüsten doch noch das Kameel, welches zur Bereisung derselben gleichsam geschaffen zu sein scheint, um sie nicht unbenutzt zu lassen, enthalten, ist schon bewundernswürdig. Noch deutlicher aber leuchtet der Zweck hervor, wenn man gewahr wird, wie außer den bepelzten Thieren am Ufer des Eismeeres, noch Robben, Wallrosse und Wallfische an ihrem Fleische Nahrung, und mit ihrem Thran Feuerung für die dortigen Anwohner darreichen. Am meisten aber erregt die Vorsorge der Natur durch das Treibholz Bewundrung, was sie (ohne daß man recht weiß, wo es herkommt) diesen gewächslosen Gegenden zubringt, ohne welches Material sie weder ihre Fahrzeuge und Waffen, noch ihre Hütten zum Aufenthalt zurichten könnten; wo sie dann mit dem Kriege gegen die Thiere genug zu thun haben, um unter sich friedlich zu leben. — — Was sie aber dahin getrieben hat, ist vermuthlich nichts anders als der Krieg gewesen. Das erste Kriegswerkzeug aber unter allen Thieren, die der Mensch, binnen der Zeit der Erdbevölkerung, zu zähmen und häuslich zu machen gelernt hatte, ist das Pferd (denn der Elephant gehört in die spätere Zeit, nämlich des Luxus schon errichteter Staaten), so wie die Kunst, gewisse, für uns jetzt, ihrer ursprünglichen Beschaffenheit nach, nicht mehr erkennbare Grasarten, Getraide genannt, anzubauen, ingleichen die Vervielfältigung und Verfeinerung der Obstarten durch Verpflanzung und Einpfropfung (vielleicht in Europa blos zweier Gattungen, der Holzäpfel und Holzbirnen), nur im Zustande schon errichteter Staaten, wo gesichertes Grundeigenthum statt fand, entstehen konnte, — nachdem die Menschen vorher in gesetzloser Freiheit von dem Jagd-*), Fischer- und Hirtenleben bis zum Ackerleben durchgedrungen waren, und nun Salz und Eisen erfunden ward, vielleicht die ersteren weit und breit gesuchten Artikel eines Handelsverkehrs verschiedener Völker wurden, wodurch sie zuerst in ein friedliches Verhältniß gegen einander, und so, selbst mit entfernteren, in Einverständniß, Gemeinschaft und friedliches Verhältniß unter einander gebracht wurden.

Indem die Natur nun dafür gesorgt hat, daß Menschen allerwärts auf Erden leben könnten, so hat sie zugleich auch despotisch gewollt, daß sie allerwärts leben sollten, wenn gleich wider ihre Neigung, und selbst ohne daß dieses Sollen zugleich einen Pflichtbegriff voraussetzte, der sie hiezu, vermittelst eines moralischen Gesetzes, verbände, sondern sie hat, zu diesem ihrem Zwecke zu gelangen, den Krieg gewählt. — Wir sehen nämlich Völker, die an der Einheit ihrer Sprache die Einheit ihrer Abstammung kennbar machen, wie die Samojeden am Eismeer einerseits, und ein Volk von ähnlicher Sprache, zweihundert Meilen davon entfernt, im altaischen Gebirge andererseits, wozwischen sich ein anderes, nämlich mongolisches, berittenes und hiermit kriegerisches Volk, gedrängt, und so jenen Theil ihres Stammes, weit von diesem, in die unwirthbarsten Eisgegenden, versprengt hat, wo sie gewiß nicht aus eigener Neigung sich hin verbreitet hätten*); — ebenso die Finnen in der nördlichsten Gegend von Europa, Lappen genannt von den jetzt eben so weit entfernten, aber der Sprache nach mit ihnen verwandten Ungern, durch dazwischen eingedrungene gothische und sarmatische Völker getrennt; und was kann wohl anders die Eskimos (vielleicht uralte europäische Abentheurer, ein von allen Amerikanern ganz unterschiedenes Geschlecht) im Norden, und die Pescherás, im Süden von Amerika, bis zum Feuerlande hingetrieben haben, als der Krieg, dessen sich die Natur als Mittel bedient, die Erde allerwärts zu bevölkern. Der Krieg aber selbst bedarf keines besondern Bewegungsgrundes, sondern scheint auf die menschliche Natur gepfropft zu sein, und sogar als etwas Edles, wozu der Mensch durch den Ehrtrieb, ohne eigennützige Triebfedern, beseelt wird, zu gelten: so, daß Kriegesmuth (von amerikanischen Wilden sowohl, als den europäischen, in den Ritterzeiten) nicht blos wenn Krieg ist (wie billig), sondern auch, daß Krieg sei, von unmittelbarem großem Werth zu sein geurtheilt wird, und er oft, blos um jenen zu zeigen, angefangen, mithin in dem Kriege an sich selbst eine innere Würde gesetzt wird, sogar daß ihm auch wohl Philosophen, als einer gewissen Veredelung der Menschheit, eine Lobrede halten, uneingedenk des Ausspruchs jenes Griechen: „Der Krieg ist darin schlimm, daß er mehr böse Leute macht, als er deren wegnimmt." — So viel von dem, was die Natur für ihren eignen Zweck, in Ansehung der Menschengattung als einer Thierklasse, thut.

Jetzt ist die Frage, die das Wesentliche der Absicht auf den ewigen Frieden betrifft: „Was die Natur in dieser Absicht, beziehungsweise auf den Zweck, den dem Menschen seine eigene Vernunft zur Pflicht macht, mithin zur Begünstigung seiner moralischen Absicht thue, und wie sie die Gewähr leiste, daß dasjenige, was der Mensch nach Freiheitsgesetzen thun sollte, aber nicht thut, dieser Freiheit unbeschadet auch durch einen Zwang der Natur, daß er es thun werde, gesichert sei, und zwar nach allen drei Verhältnissen des öffentlichen Rechts, des Staats-, Völker- und weltbürgerlichen Rechts." — Wenn ich von der Natur sage: sie will, daß dieses oder jenes geschehe, so heißt das nicht soviel, als: sie legt uns eine Pflicht auf, es zu thun (denn das kann nur die zwangsfreie praktische Vernunft), sondern sie thut es selbst, wir mögen wollen oder nicht (fata volentem ducunt, nolentem trahunt).

1. Wenn ein Volk auch nicht durch innere Mißhelligkeit genöthigt würde, sich unter den Zwang öffentlicher Gesetze zu begeben, so würde es doch der Krieg von außen thun, indem, nach der vorerwähnten Naturanstalt, ein jedes Volk ein anderes es drängendes Volk zum Nachbar vor sich findet, gegen das es sich innerlich zu einem Staat bilden muß, um, als Macht, gegen diesen gerüstet zu sein. Nun ist die republikanische Verfassung die einzige, welche dem Recht der Menschen vollkommen angemessen, aber auch die schwerste zu stiften, vielmehr aber noch zu erhalten ist, dermaßen, daß Viele behaupten, es müsse ein Staat von Engeln sein, weil Menschen mit ihren selbstsüchtigen Neigungen einer Verfassung von so sublimer Form nicht fähig wären. Aber nun kommt die Natur dem verehrten, aber zur Praxis ohnmächtigen allgemeinen, in der Vernunft gegründeten Willen, und zwar gerade durch jene selbstsüchtigen Neigungen, zu Hülfe, so, daß es nur auf eine gute Organisation des Staates ankommt (die allerdings im Vermögen der

*) Unter allen Lebensweisen ist das Jagdleben ohne Zweifel der gesitteten Verfassung am meisten zuwider; weil die Familien, die sich da vereinzeln müssen, einander bald fremd und sonach in weitläufigen Wäldern zerstreut, auch bald feindselig werden, da eine jede zu Erwerbung ihrer Nahrung und Kleidung viel Raum bedarf. — Das Noachische Blutverbot, 1 M. 9, 4—6. (welches, öfters wiederholt, nachher gar den neuangenommenen Christen aus dem Heidenthum, obzwar in anderer Rücksicht, von den Judenchristen zur Bedingung gemacht wurde, Apost. Gesch. 15, 20. 21, 25 flg.) scheint uranfänglich nichts anders, als das Verbot des Jägerlebens gewesen zu sein; weil in diesem der Fall, das Fleisch roh zu essen, oft eintreten muß, mit dem letzteren also das erstere zugleich verboten wird.

*) Man könnte fragen: Wenn die Natur gewollt hat, diese Eisküsten sollten nicht unbewohnt bleiben, was wird aus ihren Bewohnern, wenn sie ihnen dereinst (wie zu erwarten ist) kein Treibholz mehr zuführte? Denn es ist zu glauben, daß, bei fortrückender Kultur, die Einsassen der temperirten Erdstriche das Holz, was an den Ufern ihrer Ströme wächst, besser benutzen, es nicht in die Ströme fallen, und so in die See wegschwemmen lassen werden. Ich antworte: Die Anwohner des Obstroms, des Jenisei, des Lena u. s. w. werden es ihnen durch Handel zuführen, und dafür die Produkte aus dem Thierreich, woran das Meer an den Eisküsten so reich ist, einhandeln; wenn sie (die Natur) nur allererst den Frieden unter ihnen erzwungen haben wird.

Menschen ist), jener ihre Kräfte so gegen einander zu richten, daß eine die anderen in ihrer zerstörenden Wirkung aufhält, oder diese aufhebt, so daß der Erfolg für die Vernunft so ausfällt, als wenn beide gar nicht da wären, und so der Mensch, wenn gleich nicht ein moralisch-guter Mensch, dennoch ein guter Bürger zu sein gezwungen wird. Das Problem der Staatserrichtung ist, so hart wie es auch klingt, selbst für ein Volk von Teufeln (wenn sie nur Verstand haben), auflösbar und lautet so: „Eine Menge von vernünftigen Wesen, die insgesammt allgemeine Gesetze für ihre Erhaltung verlangen, deren jedes aber in Geheim sich davon auszunehmen geneigt ist, so zu ordnen und ihre Verfassung einzurichten, daß, obgleich sie in ihren Privatgesinnungen einander entgegenstreben, diese einander doch so aufhalten, daß in ihren öffentlichen Verhalten der Erfolg ebenderselbe ist, als ob sie keine so bösen Gesinnungen hätten." Ein solches Problem muß auflöslich sein. Denn es ist nicht die moralische Besserung der Menschen, sondern nur der Mechanism der Natur, von dem die Aufgabe zu wissen verlangt, wie man ihn an Menschen benutzen könne, um den Widerstreit ihrer unfriedlichen Gesinnungen in einem Volke so zu richten, daß sie sich unter Zwangsgesetze zu begeben einander selbst nöthigen, und so den Friedenszustand, in welchem Gesetze Kraft haben, herbeiführen müssen. Man kann dieses auch an den wirklich vorhandenen, noch sehr unvollkommen organisirten Staaten sehen, daß sie sich doch im äußeren Verhalten dem, was die Rechtsidee vorschreibt, schon sehr nähern, ob gleich das innere der Moralität davon sicherlich nicht die Ursache ist (wie denn auch nicht von dieser die gute Staatsverfassung, sondern vielmehr umgekehrt, von der letzteren allererst die gute moralische Bildung eines Volkes zu erwarten ist), mithin der Mechanism der Natur durch selbstsüchtige Neigungen, die natürlicherweise einander auch äußerlich entgegen wirken, von der Vernunft zu einem Mittel gebraucht werden kann, dieser ihrem eigenen Zweck, der rechtlichen Vorschrift, Raum zu machen, und hiemit auch, soviel an dem Staat selbst liegt, den inneren sowohl als äußeren Frieden zu befördern und zu sichern. — Hier heißt es also: Die Natur will unwiderstehlich, daß das Recht zuletzt die Obergewalt erhalte. Was man nun hier verabsäumt zu thun, das macht sich zuletzt selbst, obzwar mit viel Ungemächlichkeit. — „Biegt man das Rohr zu stark, so brichts; und wer zu viel will, der will nichts." Bouterwek.

2. Die Idee des Völkerrechts setzt die Absonderung vieler von einander unabhängiger benachbarter Staaten voraus, und, obgleich ein solcher Zustand an sich schon ein Zustand des Krieges ist (wenn nicht eine föderative Vereinigung derselben dem Ausbruch der Feindseligkeiten vorbeugt), so ist doch selbst dieser, nach der Vernunftidee, besser als die Zusammenschmelzung derselben durch eine die andere überwachsende, und in eine Universalmonarchie übergehende Macht; weil die Gesetze mit dem vergrößerten Umfange der Regierung immer mehr an ihrem Nachdrucke einbüßen, und ein seelenloser Despotism, nachdem er die Keime des Guten ausgerottet hat, zuletzt doch in Anarchie verfällt. Indessen ist dieses doch das Verlangen jedes Staats (oder seines Oberhauptes), auf diese Art sich in den dauernden Friedenszustand zu versetzen, daß er, wo möglich, die ganze Welt beherrscht. Aber die Natur will es anders. — Sie bedient sich zweier Mittel, um Völker von der Vermischung abzuhalten und sie abzusondern, der Verschiedenheit der Sprachen und der Religionen *), die zwar den Hang zum wechselseitigen Hasse, und Vorwand zum Kriege bei sich führt, aber doch bei anwachsender Kultur und der allmähligen Annäherung der Menschen, zu größerer Einstimmung in Principien, zum Einverständnisse in einem Frieden leitet, der nicht, wie jener Despotism (auf dem Kirchhofe der Freiheit), durch Schwächung aller Kräfte, sondern durch ihr Gleichgewicht, im lebhaftesten Wetteifer derselben, hervorgebracht und gesichert wird.

3. So wie die Natur weislich die Völker trennt, welche der Wille jedes Staates, und zwar selbst nach Gründen des Völkerrechts, gern unter sich durch List oder Gewalt vereinigen möchte, so vereinigt sie auch andererseits Völker, die der Begriff des Weltbürgerrechts gegen Gewaltthätigkeit und Krieg nicht würde gesichert haben, durch den wechselseitigen Eigennutz. Es ist der Handelsgeist, der mit dem Kriege nicht zusammen bestehen kann, und der früher oder später sich jedes Volks bemächtigt. Weil nämlich unter allen, der Staatsmacht untergeordneten, Mächten (Mitteln), die Geldmacht wohl die zuverlässigste sein möchte, so sehen sich Staaten (freilich wohl nicht eben durch Triebfedern der Moralität) gedrungen, den edlen Frieden zu befördern, und, wo auch immer in der Welt Krieg auszubrechen droht, ihn durch Vermittelungen abzuwehren, gleich als ob sie deshalb im beständigen Bündnisse ständen; denn große Vereinigungen zum Kriege können, der Natur der Sache nach, sich nur höchst selten zutragen, und noch seltener glücken. — — Auf die Art garantirt die Natur durch den Mechanism in den menschlichen Neigungen selbst, den ewigen Frieden; freilich mit einer Sicherheit, die nicht hinreichend ist, die Zukunft desselben (theoretisch) zu weissagen, aber doch in praktischer Absicht zulangt, und es zur Pflicht macht, zu diesem (nicht blos chimärischen) Zwecke hinzuarbeiten.

*) Verschiedenheit der Religionen: ein wunderlicher Ausdruck! gerade als ob man auch von verschiedenen Moralen spräche. Es kann wohl verschiedene Glaubensarten historischer, nicht in die Religion, sondern in die Geschichte der zu ihrer Beförderung gebrauchten, ins Feld der Gelehrsamkeit einschlagender Mittel und eben so verschiedene Religionsbücher (Zendavesta, Veda, Koran u. s. w.) geben, aber nur eine einzige, für alle Menschen und in allen Zeiten gültige Religion. Jene also können wohl nichts anders als nur das Vehikel der Religion, was zufällig ist, und nach Verschiedenheit der Zeiten und Oerter verschieden sein kann, enthalten.

Anhang.

I.

Ueber die Mishelligkeit zwischen der Moral und der Politik, in Absicht auf den ewigen Frieden.

Die Moral ist schon an sich selbst eine Praxis in objectiver Bedeutung, als Inbegriff von unbedingt gebietenden Gesetzen, nach denen wir handeln sollen, und es ist offenbare Ungereimtheit, nachdem man diesem Pflichtbegriff seine Autorität zugestanden hat, noch sagen zu wollen, daß man es doch nicht könne. Denn alsdann fällt dieser Begriff aus der Moral von selbst weg (ultra posse nemo obligatur); mithin kann es keinen Streit der Politik, als ausübender Rechtslehre, mit der Moral, als einer solchen, aber theoretischen (mithin keinen Streit der Praxis mit der Theorie) geben: man müßte denn unter der letzteren eine allgemeine Klugheitslehre, d. i. eine Theorie der Maximen verstehen, zu seinen auf Vortheil berechneten Absichten die tauglichsten Mittel zu wählen, d. i. läugnen, daß es überhaupt eine Moral gebe.

Die Politik sagt: „Seid klug wie die Schlangen;" die Moral setzt (als einschränkende Bedingung) hinzu: „und ohne Falsch wie die Tauben." Wenn beides nicht in einem Gebote zusammen bestehen kann, so ist wirklich ein Streit der Politik mit der Moral; soll aber doch durchaus beides vereinigt sein, so ist der Begriff vom Gegentheil absurd, und die Frage, wie jener Streit auszugleichen sei, läßt sich gar nicht einmal als Aufgabe hinstellen. Obgleich der Satz: Ehrlichkeit ist die beste Politik, eine Theorie enthält, der die Praxis, leider! sehr häufig widerspricht, so ist doch der gleichfalls theoretische: Ehrlichkeit ist besser denn alle Politik, über allen Einwurf unendlich erhaben, ja die unumgängliche Bedingung der letzteren. Der Grenzgott der Moral weicht nicht dem Jupiter (dem Grenzgott der Gewalt); denn dieser steht noch unter dem Schicksal, d. i. die Vernunft ist nicht erleuchtet genug, die Reihe der vorherbestimmenden Ursachen zu übersehen, die den glücklichen oder schlimmen Erfolg aus dem Thun und Lassen der Menschen, nach dem Mechanism der Natur, mit Sicherheit vorher verkündigen (obgleich ihn dem Wunsche gemäß hoffen) lassen. Was man aber zu thun habe, um im Gleise der Pflicht (nach Regeln der Weisheit) zu bleiben, dazu und hiermit zum Endzweck leuchtet sie uns überall hell genug vor.

Nun gründet aber der Praktiker (dem die Moral bloße Theorie ist) seine trostlose Absprechung unserer gutmüthigen Hoffnung (selbst bei eingeräumten Sollen und Könnes) eigentlich darauf: daß er aus der Natur des Menschen vorher zu sehen vorgiebt, er werde dasjenige nie wollen, was erfordert wird, um jenen zum ewigen Frieden hinführenden Zweck zu Stande zu bringen. — Freilich ist das Wollen aller einzelnen Menschen, in einer gesetzlichen Verfassung nach Freiheitsprincipien zu leben (die distributive Einheit des Willens Aller), zu diesem Zwecke nicht hinreichend, sondern daß Alle zusammen diesen Zustand wollen (die collective Einheit des vereinigten Willens), diese Auflösung einer schwereren Aufgabe, wird noch dazu erfordert, damit ein Ganzes der bürgerlichen Gesellschaft werde, und, da also über diese Verschiedenheit des particularen Wollens Aller, noch eine vereinigende Ursache desselben hinzukommen muß, um einen gemeinschaftlichen Willen herauszubringen, welches Keiner von Allen vermag: so ist in der Ausführung jener Idee (in der Praxis) auf keinen andern Anfang des rechtlichen Zustandes zu

rechnen, als den durch Gewalt; auf deren Zwang nachher das öffentliche Recht gegründet wird; welches dann freilich (da man ohnedem des Gesetzgebers moralische Gesinnung hierbei wenig in Anschlag bringen kann, er werde, nach geschehener Vereinigung der wüsten Menge in ein Volk, diesem es nur überlassen, eine rechtliche Verfassung durch ihren gemeinsamen Willen zu Stande zu bringen) große Abweichungen von jener Idee (der Theorie) in der wirklichen Erfahrung schon zum voraus erwarten läßt.

Da heißt es dann: wer einmal die Gewalt in Händen hat, wird sich vom Volk nicht Gesetze vorschreiben lassen. Ein Staat, der einmal im Besitz ist, unter keinen äußeren Gesetzen zu stehen, wird sich in Ansehung der Art, wie er gegen andere Staaten sein Recht suchen soll, nicht von ihrem Richterstuhl abhängig machen, und selbst ein Welttheil, wenn er sich einem andern, der ihm übrigens nicht im Wege ist, überlegen fühlt, wird das Mittel der Verstärkung seiner Macht, durch Beraubung oder gar Beherrschung desselben; nicht unbenutzt lassen; und so zerinnen nun alle Plane der Theorie, für das Staats-, Völker- und Weltbürgerrecht, in sachleere unausführbare Ideale, dagegen eine Praxis, die auf empirische Principien der menschlichen Natur gegründet ist, welche es nicht für zu niedrig hält, aus der Art, wie es in der Welt zugeht, Belehrung für ihre Maximen zu ziehen, einen sicheren Grund für ihr Gebäude der Staatsklugheit zu finden allein hoffen könne.

Freilich, wenn es keine Freiheit und darauf gegründetes moralisches Gesetz giebt, sondern alles, was geschieht oder geschehen kann, bloßer Mechanismus der Natur ist, so ist Politik (als Kunst, diesen zur Regierung der Menschen zu benutzen) die ganze praktische Weisheit, und der Rechtsbegriff ein sachleerer Gedanke. Findet man diesen aber doch unumgänglich nöthig, mit der Politik zu verbinden, ja ihn gar zur einschränkenden Bedingung der letztern zu erheben, so muß die Vereinbarkeit beider eingeräumt werden. Ich kann mir nun zwar einen moralischen Politiker, d. i. einen, der die Principien der Staatsklugheit so nimmt, daß sie mit der Moral zusammen bestehen können, aber nicht einen politischen Moralisten denken, der sich eine Moral so schmiedet, wie es der Vortheil des Staatsmanns sich zuträglich findet.

Der moralische Politiker wird es sich zum Grundsatz machen: wenn einmal Gebrechen in der Staatsverfassung oder im Staatenverhältniß angetroffen werden, die man nicht hat verhüten können, so sei es Pflicht, vornehmlich für Staatsoberhäupter, dahin bedacht zu sein, wie sie, sobald wie möglich, gebessert, und dem Naturrecht, so wie es in der Idee der Vernunft uns zum Muster vor Augen steht, angemessen gemacht werden könne; sollte es auch ihrer Selbstsucht Aufopferungen kosten. Da nun die Zerreißung eines Bandes der staats- oder weltbürgerlichen Vereinigung, ehe noch eine bessere Verfassung an die Stelle derselben zu treten in Bereitschaft ist, aller, hierin mit der Moral einhelligen, Staatsklugheit zuwider ist, so wäre es zwar ungereimt, zu fordern, jenes Gebrechen müsse sofort und mit Ungestüm abgeändert werden; aber das wenigstens die Maxime der Nothwendigkeit einer solchen Abänderung dem Machthabenden innigst beiwohne, um in beständiger Annäherung zu dem Zwecke (der nach Rechtsgesetzen besten Verfassung) zu bleiben, das kann doch von ihm gefordert werden. Ein Staat kann sich auch schon republikanisch regieren, wenn er gleich noch, der vorliegenden Constitution nach, despotische Herrschermacht besitzt, bis allmählig das Volk des Einflusses der bloßen Idee der Autorität des Gesetzes (gleich als ob es physische Gewalt besäße) fähig wird, und sonach zur eigenen Gesetzgebung (welche ursprünglich auf Recht gegründet ist) tüchtig befunden wird. Wenn auch durch den Ungestüm einer von der schlechten Verfassung erzeugten Revolution unrechtmäßigerweise eine gesetzmäßigere errungen wäre, so würde es doch auch alsdann nicht mehr für erlaubt gehalten werden müssen, das Volk wieder auf die alte zurück zu führen, obgleich während derselben jeder, der sich damit gewaltthätig oder arglistig beeifert, mit Recht den Strafen des Aufrührers unterworfen sein würde. Was aber das äußere Staatenverhältniß betrifft, kann von einem Staat nicht verlangt werden, daß er seine, gleich despotische, Verfassung (die aber doch die stärkere in Beziehung auf äußere Feinde ist) ablegen solle, so lange er Gefahr läuft, von andern Staaten so fort verschlungen zu werden; mithin muß bei jenem Vorsatz doch auch die Verzögerung der Ausführung bis zu besserer Zeitgelegenheit erlaubt sein*).

Es mag also immer sein; daß die despotisirenden (in der Ausübung fehlenden) Moralisten wider die Staatsklugheit (durch übereilt genommene oder angepriesene Maßregeln) mannichfaltig verstoßen, so muß sie doch die Erfahrung, bei diesem ihrem Verstoß wider die Natur, nach und nach in ein besseres Gleis bringen; statt dessen die moralisirenden Politiker, durch Beschönigung rechtswidriger Staatsprincipien, unter dem Vorwande einer des Guten, nach der Idee, wie sie die Vernunft vorschreibt, nicht fähigen menschlichen Natur, so viel an ihnen ist, das Besserwerden unmöglich machen, und die Rechtsverletzung verewigen.

Statt der Praxis, deren sich diese staatsklugen Männer rühmen, gehen sie mit Praktiken um, indem sie blos darauf bedacht sind, dadurch, daß sie der jetzt herrschenden Gewalt zum Munde reden (um ihren Privatvortheil nicht zu verfehlen), das Volk, und, wo möglich, die ganze Welt Preis zu geben; nach der Art ächter Juristen (vom Handwerke, nicht von der Gesetzgebung), wenn sie sich bis zur Politik verstreigen. Denn da dieser ihr Geschäfte nicht ist, über Gesetzgebung selbst zu vernünfteln, sondern die gegenwärtigen Gebote des Landsrechts zu vollziehen, so muß ihnen jede, jetzt vorhandene, gesetzliche Verfassung, und, wenn diese höhern Orts abgeändert wird, die nun folgende, immer die beste sein; wo dann alles so in seiner gehörigen mechanischen Ordnung ist. Wenn aber diese Geschicklichkeit, für alle Sättel gerecht zu sein, ihnen den Wahn einflößt, auch über Principien einer Staatsverfassung überhaupt nach Rechtsbegriffen (mithin a priori, nicht empirisch) urtheilen zu können; wenn sie darauf groß thun, Menschen zu kennen (welches freilich zu erwarten ist, weil sie mit vielen zu thun haben), ohne doch den Menschen, und was aus ihm gemacht werden kann, zu kennen (wozu ein höherer Standpunkt der anthropologischen Beobachtung erfordert wird), mit diesen Begriffen aber versehen, ans Staats- und Völkerrecht, wie es die Vernunft vorschreibt, gehen; so können sie diesen Ueberschritt nicht anders, als mit dem Geist der Chicane thun, indem sie ihr gewohntes Verfahren (eines Mechanismus nach despotisch gegebenen Zwangsgesetzen) auch da befolgen, wo die Begriffe der Vernunft einen nur nach Freiheitsprincipien gesetzmäßigen Zwang begründet wissen wollen, durch welchen allererst eine zu Recht beständige Staatsverfassung möglich ist; welche Aufgabe der vorgebliche Praktiker, mit Vorbeigehung jener Idee, empirisch, aus Erfahrung, wie die bisher noch am besten bestandenen, mehrentheils aber rechtswidrigen, Staatsverfassungen eingerichtet waren, lösen zu können glaubt. — Die Maximen, deren er sich hiezu bedient (ob er sie zwar nicht laut werden läßt), laufen ohngefähr auf folgende sophistische Maximen hinaus.

1. Fac et excusa. Ergreife die günstige Gelegenheit zur eigenmächtigen Besitznehmung (entweder eines Rechts des Staats über sein Volk, oder über ein anderes benachbartes); die Rechtfertigung wird sich weit leichter und zierlicher nach der That vortragen, und die Gewalt beschönigen lassen (vornehmlich im ersten Fall, wo die obere Gewalt im Innern so fort auch die gesetzgebende Obrigkeit ist, der man gehorchen muß, ohne darüber zu vernünfteln); als wenn man zuvor auf überzeugende Gründe sinnen, und die Gegengründe darüber noch erst abwarten wollte. Diese Dreistigkeit selbst giebt einen gewissen Anschein von innerer Ueberzeugung der Rechtmäßigkeit der That, und der Gott bonus eventus ist nachher der beste Rechtsvertreter.

2. Si fecisti nega. Was du selbst verbrochen hast, z. B. um dein Volk zur Verzweiflung, und so zum Aufruhr zu bringen, das läugne ab, daß es deine Schuld sei; sondern behaupte, daß es die der Widerspenstigkeit der Unterthanen, oder auch, bei deiner Bemächtigung eines benachbarten Volks, die Schuld der Natur des Menschen sei, der, wenn er dem Andern nicht mit Gewalt zuvorkommt, sicher darauf rechnen kann, daß dieser ihm zuvorkommen und sich seiner bemächtigen werde.

3. Divide et impera. Das ist: sind gewisse privilegirte Häupter in deinem Volk, welche dich blos zu ihrem Oberhaupt (primus inter pares) gewählt haben, so veruneinige jene unter einander, und entzweie sie mit dem Volk; stehe nun dem letztern, unter Vorspiegelung größerer Freiheit, bei, so wird Alles

*) Dies sind Erlaubnißgesetze der Vernunft, den Stand eines mit Ungerechtigkeit behafteten öffentlichen Rechts noch so lange beharren zu lassen, bis zur völligen Umwälzung alles entweder von selbst gereift, oder durch friedliche Mittel der Reife nahe gebracht worden; weil doch irgend eine rechtliche, obzwar nur in geringem Grade rechtmäßige, Verfassung besser ist als gar keine, welches letztere Schicksal (der Anarchie) eine übereilte Reform treffen würde. — Die Staatsweisheit wird sich also in dem Zustande, worin die Dinge jetzt sind, Reformen, dem Ideal des öffentlichen Rechts angemessen, zur Pflicht machen; Revolutionen aber, wo sie die Natur von selbst herbei führt, nicht zur Beschönigung einer noch größeren Unterdrückung, sondern als Ruf der Natur benutzen, eine auf Freiheitsprincipien gegründete gesetzliche Verfassung, als die einzige dauerhafte, durch gründliche Reform zu Stande zu bringen.

von deinem unbedingten Willen abhängen. Oder sind es äußere Staaten, so ist Erregung der Mißhelligkeit unter ihnen ein ziemlich sicheres Mittel, unter dem Schein des Beistandes des Schwächeren, einen nach dem andern dir zu unterwerfen.

Durch diese politischen Maximen wird nun zwar niemand hintergangen; denn sie sind insgesammt schon allgemein bekannt; auch ist es mit ihnen nicht der Fall sich zu schämen, als ob die Ungerechtigkeit gar zu offenbar in die Augen leuchtete. Denn, weil sich große Mächte nie vor dem Urtheil des gemeinen Haufens, sondern nur eine vor der andern schämen, was aber jene Grundsätze betrifft, nicht das Offenbarwerden, sondern nur das Mißlingen derselben sie beschämt machen kann (denn in Ansehung der Moralität der Maximen kommen sie alle unter einander überein) so bleibt ihnen immer die politische Ehre übrig, auf die sie sicher rechnen können, nämlich die der Vergrößerung ihrer Macht, auf welchem Wege sie auch erworben sein mag *).

* * *

Aus allen diesen Schlangenwindungen einer unmoralischen Klugheitslehre, den Friedenszustand unter Menschen, aus dem kriegerischen des Naturzustandes herauszubringen, erhellet wenigstens so viel: daß die Menschen, eben so wenig in ihren Privatverhältnissen als in ihren öffentlichen, dem Rechtsbegriff entgehen können, und sich nicht getrauen, die Politik öffentlich blos auf Handgriffe der Klugheit zu gründen, mithin dem Begriffe eines öffentlichen Rechts allen Gehorsam aufzukündigen (welches vornehmlich in dem des Völkerrechts auffallend ist), sondern ihm an sich alle gebührende Ehre wiederfahren lassen, wenn sie auch hundert Ausflüchte und Bemäntelungen aussinnen sollten, um ihm in der Praxis auszuweichen, und der verschmitzten Gewalt die Autorität anzudichten, der Ursprung und der Verband alles Rechts zu sein. — Um dieser Sophisterei (wenn gleich nicht der durch sie beschönigten Ungerechtigkeit) ein Ende zu machen, und die falschen Vertreter der Mächtigen der Erde zum Geständnisse zu bringen, daß es nicht das Recht, sondern die Gewalt sei, der sie zum Vortheil sprechen, von welcher sie, gleich als ob sie selbst hierbei was zu befehlen hätten, den Ton annehmen, wird es gut sein, das Blendwerk aufzudecken, womit man sich und Andere hintergeht, das oberste Princip, von dem die Absicht auf den ewigen Frieden ausgeht, ausfindig zu machen und zu zeigen, daß alles das Böse, was ihm im Wege ist, davon herrühre; daß der politische Moralist da anfängt, wo der moralische Politiker billigerweise endigt, und, indem er so die Grundsätze dem Zweck unterordnet (d. i. die Pferde hinter den Wagen spannt), seine eigene Absicht vereitelt, die Politik mit der Moral in Einverständniß zu bringen.

Um die praktische Philosophie mit sich selbst einig zu machen, ist nöthig, zuförderst die Frage zu entscheiden: ob in Aufgaben der praktischen Vernunft vom materialen Princip derselben, dem Zweck (als Gegenstand der Willkühr) der Anfang gemacht werden müsse, oder vom formalen, d. i. demjenigen (blos auf Freiheit im äußern Verhältniß gestellten), darnach es heißt: handle so, daß du wollen kannst, deine Maxime solle ein allgemeines Gesetz werden (der Zweck mag sein, welcher er wolle).

Ohne alle Zweifel muß das letztere Princip vorangehen; denn es hat, als Rechtsprincip, unbedingte Nothwendigkeit, statt dessen das erstere, nur unter Voraussetzung empirischer Bedingungen des vorgesetzten Zweckes, nämlich der Ausführung desselben, nöthigend ist, und, wenn dieser Zweck (z. B. der ewige Friede) auch Pflicht wäre, so müßte doch diese selbst aus dem formalen Princip der Maximen äußerlich zu handeln abgeleitet worden sein. — Nun ist das erstere Princip, das des politischen Moralisten (das Problem des Staats-, Völker- und Weltbürgerrechts), eine bloße Kunstaufgabe (problema technicum), das zweite dagegen, als Princip des moralischen Politikers, welchem es eine sittliche Aufgabe (problema morale) ist, im Verfahren von dem andern himmelweit unterschieden, um den ewigen Frieden, den man nun nicht blos als physisches Gut, sondern auch als einen aus Pflichtanerkennung hervorgehenden Zustand wünscht, herbeizuführen.

Zur Auflösung des ersten, nämlich des Staats-Klugheitsproblems, wird viel Kenntniß der Natur erfordert, um ihren Mechanismus zu dem gedachten Zwecke zu benutzen, und doch ist alle diese ungewiß in Ansehung ihres Resultats, den ewigen Frieden betreffend; man mag nun die eine oder die andere der drei Abtheilungen des öffentlichen Rechts nehmen. Ob das Volk im Gehorsam und zugleich im Flor besser durch Strenge, oder Lockspeise der Eitelkeit, ob durch Obergewalt eines Einzigen, oder durch Vereinigung mehrerer Häupter, vielleicht auch blos durch einen Dienstadel, oder durch Volksgewalt, im Innern, und zwar auf lange Zeit, gehalten werden könne, ist ungewiß. Man hat von allen Regierungsarten (die einzige ächtrepublikanische, die aber nur einem moralischen Politiker in den Sinn kommen kann, ausgenommen) Beispiele des Gegentheils in der Geschichte. — Noch ungewisser ist ein auf Stücke nach Ministerialplanen vorgeblich errichtetes Völkerrecht, welches in der That nur ein Wort ohne Sache ist, und auf Verträgen beruht, die in demselben Akt ihrer Beschließung zugleich den geheimen Vorbehalt ihrer Uebertretung enthalten. — Dagegen dringt sich die Auflösung des zweiten, nämlich des Staatsweisheitsproblems, so zu sagen, von selbst auf, ist jedermann einleuchtend, und macht alle Künstelei zu Schanden, führt dabei gerade zum Zweck; doch mit der Erinnerung der Klugheit, ihn nicht übereilterweise mit Gewalt herbeizuziehen, sondern sich ihm, nach Beschaffenheit der günstigen Umstände, unablässig zu nähern.

Da heißt es denn: „trachtet allererst nach dem Reiche der reinen praktischen Vernunft und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch euer Zweck (die Wohlthat des ewigen Friedens) von selbst zufallen." Denn das hat die Moral Eigenthümliches an sich, und zwar in Ansehung ihrer Grundsätze des öffentlichen Rechts, (mithin in Beziehung auf eine a priori erkennbare Politik), daß, je weniger sie das Verhalten von dem vorgesetzten Zweck, dem beabsichtigten, es sei physischem oder sittlichem Vortheil, abhängig macht, desto mehr sie dennoch zu diesem im Allgemeinen zusammenstimmt; welches daher kommt, weil es gerade der a priori gegebene allgemeine Wille (in einem Volke, oder im Verhältniß verschiedener Völker unter einander) ist, der allein, was unter Menschen Rechtens ist, bestimmt; diese Vereinigung des Willens Aller aber, wenn nur in der Ausübung consequent verfahren wird, auch nach dem Mechanismus der Natur, zugleich die Ursache sein kann, die obgezweckte Wirkung hervorzubringen, und dem Rechtsbegriffe Effekt zu verschaffen. — So ist es z. B. ein Grundsatz der moralischen Politik: daß sich ein Volk zu einem Staat nach den alleinigen Rechtsbegriffen der Freiheit und Gleichheit vereinigen solle, und dieses Princip ist nicht auf Klugheit, sondern auf Pflicht gegründet. Nun mögen dagegen politische Moralisten noch so viel über den Naturmechanismus einer in Gesellschaft tretenden Menschenmenge, welcher jene Grundsätze entgegenstehe, und ihre Absicht vereiteln werde, vernünfteln, oder auch durch Beispiele schlecht organisirter Verfassungen alter und neuer Zeiten (z. B. von Demokratien ohne Repräsentationssystem) ihre Behauptung dagegen zu beweisen suchen, so verdienen sie kein Gehör; vornehmlich, da eine solche verderbliche Theorie das Uebel wohl gar selbst bewirkt, was sie vorhersagt, und welcher der Mensch mit den übrigen lebenden Maschinen in eine Classe geworfen wird, denen nur noch das Bewußtsein, daß sie nicht freie Wesen sind, beiwohnen dürfte, um sie in ihrem eigenen Urtheil zu den elendesten unter allen Weltwesen zu machen.

*) Wenn gleich eine gewisse in der menschlichen Natur gewurzelte Bösartigkeit von Menschen, die in einem Staat zusammen leben, noch bezweifelt, und, statt ihrer, der Mangel einer noch nicht weit genug fortgeschrittenen Kultur (die Rohigkeit) zur Ursache der gesetzwidrigen Erscheinungen ihrer Denkungsart mit einigem Scheine angeführt werden möchte, so fällt sie doch, im äußern Verhältniß der Staaten gegen einander, ganz unverdeckt und unwidersprechlich in die Augen. Im Innern jedes Staates ist sie durch den Zwang der bürgerlichen Gesetze verschleiert, weil der Neigung zur wechselseitigen Gewaltthätigkeit der Bürger eine größere Gewalt, nämlich die der Regierung, mächtig entgegenwirkt, und so nicht allein dem Ganzen einen moralischen Anstrich (causae non causae) giebt, sondern auch dadurch, daß dem Ausbruch gesetzwidriger Neigungen ein Riegel vorgeschoben wird, die Entwickelung der moralischen Anlage, zur unmittelbaren Achtung fürs Recht, wirklich viel Erleichterung bekommt. — Denn ein jeder glaubt nun von sich, daß er wohl den Rechtsbegriff heilig halten und treu befolgen würde, wenn er sich nur von jedem andern eines Gleichen gewärtigen könnte; welches letztere ihm die Regierung zum Theil sichert; wodurch dann ein großer Schritt zur Moralität (obgleich noch nicht moralischer Schritt) gethan wird, diesem Pflichtbegriff auch um sein selbst willen, ohne Rücksicht auf Erwiederung anhänglich zu sein. — Da ein jeder aber, bei seiner guten Meinung von sich selber, doch die böse Gesinnung bei allen andern voraussetzt, so sprechen sie einander wechselseitig ihr Urtheil: daß sie alle, was das Factum betrifft, wenig taugen (woher es komme, da es doch der Natur des Menschen, als eines freien Wesens nicht Schuld gegeben werden kann, mag unerörtert bleiben). Da aber doch auch die Achtung für den Rechtsbegriff, deren der Mensch sich schlechterdings nicht entschlagen kann, die Theorie des Vermögens, ihm angemessen zu werden, auf das feierlichste sanctionirt, so sieht ein jeder, daß er seinerseits jenem gemäß handeln müsse, Andere mögen es halten, wie sie wollen.

Der zwar etwas renomistisch klingende, sprichwörtlich in Umlauf gekommene, aber wahre Satz: fiat justitia, pereat mundus, das heißt zu deutsch: es herrsche Gerechtigkeit, die Schelme in der Welt mögen auch insgesammt darüber zu Grunde gehen," ist ein wackerer, alle durch Argliſt oder Gewalt vorgezeichnete krumme Wege abschneidender Rechtsgrundsatz; nur daß er nicht mißverstanden, und etwa als Erlaubniß, sein eigenes Recht mit der größten Strenge zu benutzen (welches der theoretischen Pflicht widerstreiten würde), sondern als Verbindlichkeit der Machthabenden, niemanden sein Recht aus Ungunst oder Mitleiden gegen Andere zu weigern oder zu schmälern, verstanden wird; wozu vorzüglich eine nach reinen Rechtsprincipien eingerichtete innere Verfassung des Staats, dann aber auch die der Vereinigung desselben mit andern benachbarten oder auch entfernten Staaten zu einer (einem allgemeinen Staat analogischen) gesetzlichen Ausgleichung ihrer Streitigkeiten erfordert wird. — Dieser Satz will nichts anders sagen, als: die politischen Maximen müssen nicht von der, aus ihrer Befolgung zu erwartenden, Wohlfahrt und Glückseligkeit eines jeden Staates, also nicht vom Zweck, den sich ein jeder derselben zum Gegenstande macht (vom Wollen), als dem obersten (aber empirischen) Princip der Staatsweisheit, sondern von dem reinen Begriff der Rechtspflicht (vom Sollen, dessen Begriff a priori durch reine Vernunft gegeben ist) ausgehen, die physischen Folgen daraus mögen auch sein, welche sie wollen. Die Welt wird keineswegs dadurch untergehen, daß der bösen Menschen weniger werden. Das moralisch Böse hat die von seiner Natur unabtrennliche Eigenschaft, daß es in seinen Absichten (vornehmlich im Verhältniß gegen andere Gleichgesinnte) sich selbst zuwider und zerstörend ist, und so dem (moralischen) Princip des Guten, wenn gleich durch langsame Fortschritte, Platz macht.

* * *

Es giebt also objectiv (in der Theorie) gar keinen Streit zwischen der Moral und der Politik. Dagegen subjectiv (in dem selbstsüchtigen Hange der Menschen, der aber, weil er nicht auf Vernunftmaximen gegründet ist, noch nicht Praxis genannt werden muß), wird und mag er immer bleiben, weil er zum Wetzstein der Tugend dient, deren wahrer Muth (nach dem Grundsatze: tu ne cede malis, sed contra audentior ito) in gegenwärtigem Falle nicht sowohl darin besteht, den Uebeln und Aufopferungen mit festem Vorsatz sich entgegenzusetzen, welche hiebei übernommen werden müssen, sondern dem weit gefährlicheren lügenhaften und verrätherischen, aber doch vernünftelnden, die Schwäche der menschlichen Natur zur Rechtfertigung aller Uebertretung vorspiegelnden bösen Princip in uns selbst in die Augen zu sehen und seine Argliſt zu besiegen.

In der That kann der politische Moralist sagen: Regent und Volk, oder Volk und Volk thun einander nicht Unrecht, wenn sie einander gewaltthätig oder hinterlistig befehden, ob sie zwar überhaupt darin Unrecht thun, daß sie dem Rechtsbegriffe, der allein den Frieden auf ewig begründen könnte, alle Achtung versagen. Denn weil der eine seine Pflicht gegen den andern übertritt, der gerade eben so rechtswidrig gegen ihnen gesinnt ist, so geschieht ihnen beiderseits ganz recht, wenn sie sich unter einander aufreiben, doch so, daß von dieser Race immer noch genug übrig bleibt, um dieses Spiel bis zu den entferntesten Zeiten nicht aufhören zu lassen, damit eine späte Nachkommenschaft an ihnen dereinst ein warnendes Beispiel nehme. Die Vorsehung im Laufe der Welt ist hiebei gerechtfertigt; denn das moralische Princip im Menschen erlöscht nie, die, pragmatisch, zur Ausführung der rechtlichen Ideen nach jenem Princip tüchtige Vernunft wächst noch dazu beständig durch immer fortschreitende Kultur, mit ihr aber auch die Schuld jener Uebertretungen. Die Schöpfung allein: daß nämlich ein solcher Schlag von verderbten Wesen überhaupt hat auf Erden sein sollen, scheint durch keine Theodicee gerechtfertigt werden zu können (wenn wir annehmen, daß es mit dem Menschengeschlechte nie besser bestellt sein werde noch könne); aber dieser Standpunkt der Beurtheilung ist für uns viel zu hoch, als daß wir unsere Begriffe (von Weisheit) der obersten uns unerforschlichen Macht in theoretischer Absicht unterlegen könnten. — Zu solchen verzweifelten Folgerungen werden wir unvermeidlich hingetrieben, wenn wir nicht annehmen, die reinen Rechtsprincipien haben objective Realität, d. i. sie lassen sich ausführen; und darnach müsse auch von Seiten des Volks im Staate, und weiterhin von Seiten der Staaten gegen einander, gehandelt werden; die empirische Politik mag auch dagegen einwenden, was sie wolle. Die wahre Politik kann also keinen Schritt thun, ohne vorher der Moral gehuldigt zu haben, und sich zwar Politik für sich selbst eine schwere Kunst ist, so ist doch Vereinigung derselben mit der Moral gar keine Kunst; denn diese haut den Knoten entzwei, den jene nicht aufzulösen vermag, sobald beide einander widerstreiten. — Das Recht des Menschen muß heilig gehalten werden; der herrschenden Gewalt mag es auch noch so große Aufopferung kosten. Man kann hier nicht halbiren, und das Mittelding eines pragmatisch-bedingten Rechts (zwischen Recht und Nutzen) ausſinnen, sondern alle Politik muß ihre Kniee vor dem erstern beugen, kann aber dafür hoffen, ob zwar langsam, zu der Stufe zu gelangen, wo sie beharrlich glänzen wird.

II.

Von der Einhelligkeit der Politik mit der Moral nach dem transscendentalen Begriffe des öffentlichen Rechts.

Wenn ich von aller Materie des öffentlichen Rechts (nach den verschiedenen empirisch-gegebenen Verhältnissen der Menschen im Staat oder auch der Staaten unter einander), so wie es sich die Rechtslehrer gewöhnlich denken, abstrahire, so bleibt mir noch die Form der Publicität übrig, deren Möglichkeit ein jeder Rechtsanspruch in sich enthält, weil ohne jene es keine Gerechtigkeit (die nur als öffentlich kundbar gedacht werden kann), mithin auch kein Recht, das nur von ihr ertheilt wird, geben würde.

Diese Fähigkeit der Publicität muß jeder Rechtsanspruch haben, und sie kann also, da es sich ganz leicht beurtheilen läßt, ob sie in einem vorkommenden Falle statt finde, d. i. ob sie sich mit den Grundsätzen des Handelnden vereinigen lasse oder nicht, ein leicht zu brauchendes, a priori in der Vernunft anzutreffendes Kriterium abgeben, im letztern Falle die Falschheit (Rechtswidrigkeit) des gedachten Anspruchs (praetensio iuris), gleichsam durch ein Experiment der reinen Vernunft, so fort zu erkennen.

Nach einer solchen Abstraction von allem Empirischen, was der Begriff des Staats- und Völkerrechts enthält (dergleichen das Bösartige der menschlichen Natur ist, welches den Zwang nothwendig macht), kann man folgenden Satz die transscendentale Formel des öffentlichen Rechts nennen:

„Alle auf das Recht anderer Menschen bezogene Handlungen, deren Maxime sich nicht mit der Publicität verträgt, sind unrecht."

Dieses Princip ist nicht blos als ethisch (zur Tugendlehre gehörig) sondern auch als juridisch (das Recht der Menschen angehend) zu betrachten. Denn eine Maxime, die ich nicht darf laut werden lassen, ohne dadurch meine eigene Absicht zugleich zu vereiteln, die durchaus verheimlicht werden muß, wenn sie gelingen soll, und zu der ich mich nicht öffentlich bekennen kann, ohne daß dadurch unausbleiblich der Widerstand Aller gegen meinen Vorsatz gereizt werde, kann diese nothwendige und allgemeine, mithin a priori einzusehende, Gegenbearbeitung Aller gegen mich nirgend wovon anders, als von der Ungerechtigkeit her haben, womit sie jedermann bedroht. — Es ist ferner blos negativ, d. i. es dient nur, um, vermittelst desselben, was gegen Andere nicht recht ist, zu erkennen. — Es ist gleich einem Axiom unerweislich-gewiß und überdem leicht anzuwenden, wie aus folgenden Beispielen des öffentlichen Rechts zu ersehen ist.

1. Was das Staatsrecht (jus civitatis), nämlich das innere betrifft: so kommt in ihm die Frage vor, welche Viele für schwer zu beantworten halten, und die das transscendentale Princip der Publicität ganz leicht auflöset: „ist Aufruhr ein rechtmäßiges Mittel für ein Volk, die drückende Gewalt eines so genannten Tyrannen (non titulo sed exercitio talis) abzuwerfen? Die Rechte des Volks sind gekränkt, und ihm (dem Tyrannen) geschieht kein Unrecht durch die Entthronung; daran ist kein Zweifel. Nichts desto weniger ist es doch von den Unterthanen im höchsten Grade unrecht, auf diese Art ihr Recht zu suchen, und sie können eben so wenig über Ungerechtigkeit klagen, wenn sie in diesem Streite unterlägen und nachher deshalb die härteste Strafe ausstehen müßten.

Hier kann nun Vieles für und dawider vernünftelt werden, wenn man es durch eine dogmatische Deduction der Rechtsgründe ausmachen will; allein das transscendentale Princip der Publicität des öffentlichen Rechts kann sich diese Weitläuftigkeit ersparen. Nach demselben frägt sich vor Errichtung des bürgerlichen Vertrags das Volk selbst, ob es sich wohl getraue, die Maxime des Vorsatzes einer gelegentlichen Empörung öffentlich bekannt zu machen. Man sieht leicht ein, daß, wenn man es bei der Stiftung einer Staatsverfassung zur Bedingung machen wollte, in gewissen vorkommenden Fällen gegen das Oberhaupt Gewalt auszuüben, so müßte das Volk sich einer rechtmäßigen Macht über jenes anmaßen. Alsdann wäre jenes

aber nicht das Oberhaupt, oder, wenn beides zur Bedingung der Staatserrichtung gemacht würde, so würde gar keine möglich sein, welches doch die Absicht des Volkes war. Das Unrecht des Aufruhrs leuchtet also dadurch ein, daß die Maxime desselben dadurch, daß man sich öffentlich dazu bekennte, seine eigene Absicht unmöglich machen würde. Man müßte sie also nothwendig verheimlichen. — Das letztere wäre aber von Seiten des Staatsoberhaupts eben nicht nothwendig. Er kann frei heraus sagen, daß er jeden Aufruhr mit dem Tode der Rädelsführer bestrafen werde, diese mögen auch immer glauben, er habe seinerseits das Fundamentalgesetz zuerst übertreten; denn wenn er sich bewußt ist, die unwiderstehliche Obergewalt zu besitzen (welches auch in jeder bürgerlichen Verfassung so angenommen werden muß, weil der, welcher nicht Macht genug hat, einen jeden im Volk gegen den andern zu schützen, auch nicht das Recht hat, ihm zu befehlen), so darf er nicht sorgen, durch die Bekanntwerdung seiner Maxime seine eigene Absicht zu vereiteln, womit auch ganz wohl zusammenhängt, daß, wenn der Aufruhr dem Volk gelänge, jenes Oberhaupt in die Stelle des Unterthans zurücktreten, eben sowohl keinen Wiederverlangungsaufruhr beginnen, aber auch nicht zu befürchten haben müßte, wegen seiner vormaligen Staatsführung zur Rechenschaft gezogen zu werden.

2. Was das Völkerrecht betrifft. — Nur unter Voraussetzung irgend eines rechtlichen Zustandes (d. i. derjenigen äußern Bedingung, unter der dem Menschen ein Recht wirklich zu Theil werden kann), kann von einem Völkerrechte die Rede sein; weil es, als ein öffentliches Recht, die Publication eines, jedem das Seine bestimmenden, allgemeinen Willens schon in seinem Begriffe enthält, und dieser status juridicus muß aus irgend einem Vertrage hervorgehen, der nicht eben (gleich dem, woraus ein Staat entspringt,) auf Zwangsgesetze gegründet sein darf, sondern allenfalls auch der einer fortwährend-freien Association sein kann, wie der oben erwähnte der Föderalität verschiedener Staaten. Denn ohne irgend einen rechtlichen Zustand, der die verschiedenen (physischen oder moralischen) Personen thätig verknüpft, mithin im Naturstande, kann es kein anderes als blos ein Privatrecht geben. — Hier tritt nun auch ein Streit der Politik mit der Moral (diese als Rechtslehre betrachtet) ein, wo dann jenes Kriterium der Publicität der Maximen gleichfalls seine leichte Anwendung findet, doch nur so: daß der Vertrag die Staaten nur in der Absicht verbindet, unter einander und zusammen gegen andere Staten sich im Frieden zu erhalten, keineswegs aber um Erwerbungen zu machen. — Da treten nun folgende Fälle der Antinomie zwischen Politik und Moral ein, womit zugleich die Lösung derselben verbunden wird.

a) „Wenn einer dieser Staaten dem andern etwas versprochen hat: es sei Hülfleistung, oder Abtretung gewisser Länder, oder Subsidien u. dgl., frägt sich, ob er sich in einem Fall, an dem des Staates Heil hängt, vom Worthalten dadurch losmachen kann, daß er sich in einer doppelten Person betrachtet wissen will, erstlich als Souverain, da er Niemandem in seinem Staat verantwortlich ist; dann aber wiederum blos als oberster Staatsbeamte, der dem Staat Rechenschaft geben müsse: da denn der Schluß dahin ausfällt, daß, wozu er sich in der ersteren Qualität verbindlich gemacht hat, davon werde er in der zweiten losgesprochen." — Wenn nun aber ein Staat (oder dessen Oberhaupt) diese seine Maxime laut werden ließe, so würde natürlicherweise entweder ein jeder Andere ihn fliehen, oder sich mit Anderen vereinigen, um seinen Anmaßungen zu widerstehen, welches beweiset, daß Politik mit aller ihrer Schlauigkeit auf diesen Fuß (der Offenheit) ihren Zweck selber vereiteln, mithin jene Maxime unrecht sein müsse.

b) „Wenn eine bis zur furchtbaren Größe (potentia tremenda) angewachsene benachbarte Macht Besorgniß erregt: kann man annehmen, sie werde, weil sie kann, auch unterdrücken wollen, und giebt das den Mindermächtigen ein Recht zum (vereinigten) Angriffe derselben, auch ohne vorhergegangene Beleidigung?" — Ein Staat, der seine Maxime hier bejahend verlautbaren wollte, würde das Uebel nur noch gewisser und schneller herbeiführen. Denn die größere Macht würde der kleineren zuvorkommen, und, was die Vereinigung der letzteren betrifft, so ist das nur ein schwacher Rohrstab gegen den, der das divide et impera zu benutzen weiß. — Diese Maxime der Staatsklugheit, öffentlich erklärt, vereitelt also nothwendig ihre eigene Absicht, und ist folglich ungerecht.

c) „Wenn ein kleinerer Staat durch seine Lage den Zusammenhang eines größeren trennt, der diesem doch zu seiner Erhaltung nöthig ist, ist dieser nicht berechtigt, jenen sich zu unterwerfen und mit dem seinigen zu vereinigen?" — Man sieht leicht, daß der größere eine solche Maxime ja nicht vorher müsse laut werden lassen; denn, entweder die kleinern Staaten würden sich frühzeitig vereinigen, oder andere Mächtige würden um diese Beute streiten, mithin macht sie sich durch ihre Offenheit selbst unthunlich; ein Zeichen, daß sie ungerecht ist und es auch in sehr hohem Grade sein kann; denn ein klein Object der Ungerechtigkeit hindert nicht, daß die daran bewiesene Ungerechtigkeit sehr groß sei.

3. Was das Weltbürgerrecht betrifft, so übergehe ich es hier mit Stillschweigen; weil, wegen der Analogie desselben mit dem Völkerrecht, die Maximen desselben leicht anzugeben und zu würdigen sind.

* * *

Man hat hier nun zwar an dem Principe der Unverträglichkeit der Maximen des Völkerrechts mit der Publicität, ein gutes Kennzeichen der Nichtübereinstimmung der Politik mit der Moral (als Rechtslehre). Nun bedarf man aber auch belehrt zu werden, welches denn die Bedingung ist, unter der ihre Maximen mit dem Recht der Völker übereinstimmen? Denn es läßt sich nicht umgekehrt schließen: daß, welche Maximen der Publicität vertragen, dieselben darum auch gerecht sind; weil, wer die entschiedene Obermacht hat, seiner Maximen nicht bedarf haben darf. — Die Bedingung der Möglichkeit eines Völkerrechts überhaupt ist: daß zuvörderst ein rechtlicher Zustand existire. Denn ohne diesen giebt kein öffentliches Recht, sondern alles Recht, was man sich außer demselben denken mag (im Naturzustande), ist blos Privatrecht. Nun haben wir oben gesehen: daß ein föderativer Zustand der Staaten, welcher blos die Entfernung des Krieges zur Absicht hat, der einzige, mit der Freiheit derselben vereinbare, rechtliche Zustand sei. Also ist die Zusammenstimmung der Politik mit der Moral nur in einem föderativen Verein (der also nach Rechtsprincipien a priori gegeben und nothwendig ist) möglich, und alle Staatsklugheit hat zur rechtlichen Basis die Stiftung des ersteren, in ihrem größt-möglichen Umfange, ohne welchen Zweck alle ihre Klügelei Unweisheit und verschleierte Ungerechtigkeit ist. — Diese Afterpolitik hat nun ihre Casuistik, trotz der besten Jesuiterschule — die reservatio mentalis: in Abfassung öffentlicher Verträge, mit solchen Ausdrücken, die man gelegentlich zu seinem Vortheil auslegen kann, wie man will (z. B. den Unterschied des status quo de fait und de droit); — den Probabilismus: böse Absichten an anderen zu erklügeln, oder auch Wahrscheinlichkeiten ihres möglichen Uebergewichts zum Rechtsgrunde der Untergrabung anderer friedlichen Staaten zu machen; — endlich das peccatum philosophicum (peccatillum, baggatelle). Das Verschlingen eines kleinen Staats, wenn dadurch ein viel größerer, zum vermeintlich größern Weltbesten, gewinnt, für eine leicht-verzeihliche Kleinigkeit zu halten*).

Den Vorschub hierzu giebt die Zweizüngigkeit der Politik in Ansehung der Moral, einen oder den andern Zweig derselben zu ihrer Absicht zu benutzen. — Beides, die Menschenliebe und die Achtung fürs Recht der Menschen, ist Pflicht; jene aber nur bedingte, diese dagegen unbedingte, schlechthin gebietende Pflicht, welche nicht übertreten zu haben derjenige sich erst völlig versichert sein muß, der sich dem süßen Gefühl des Wohlthuns überlassen will. Mit der Moral im ersteren Sinne (als Ethik) ist die Politik leicht einverstanden, um das Recht der Menschen ihren Oberen Preis zu geben; Aber mit der in der zweiten Bedeutung (als Rechtslehre), vor der sie ihre Knie beugen müßte, findet sie es rathsam, sich gar nicht auf Vertrag einzulassen, ihr lieber alle Realität abzustreiten, und alle Pflichten auf lauter Wohlwollen auszudeuten; welche Hinterlist einer lichtscheuen Politik doch von der Philosophie durch die Publicität jener ihrer Maximen leicht vereitelt werden würde, wenn jene es nur wagen wollte, dem Philosophen die Publicität der seinigen angedeihen zu lassen.

In dieser Absicht schlage ich ein anderes transcendentales und bejahendes Princip des öffentlichen Rechts vor, dessen Formel diese sein würde:

„Alle Maximen, die der Publicität bedürfen (um ihren Zweck nicht zu verfehlen), stimmen mit Recht und Politik vereinigt zusammen."

Denn, wenn sie nur durch die Publicität ihren Zweck erreichen können, so müssen sie dem allgemeinen Zweck des Publicums (der Glückseligkeit) gemäß sein, womit zusammen zu stimmen (es mit seinem Zustande zufrieden zu machen), die

*) Die Belege zu solchen Maximen kann man in des Herrn Hofr. Garve Abhandlung: „Ueber die Verbindung der Moral mit der Politik" (1788), antreffen. Dieser würdige Gelehrte gesteht gleich zu Anfange, eine genugthuende Antwort auf diese Frage nicht geben zu können. Aber sie dennoch gut zu heißen, ob zwar mit dem Geständniß, die dagegen sich regenden Einwürfe nicht völlig heben zu können, scheint doch eine größere Nachgiebigkeit gegen die zu sein, die sehr geneigt sind, sie zu mißbrauchen, als wohl rathsam sein möchte, einzuräumen.

eigentliche Aufgabe der Politik ist. Wenn aber dieser Zweck nur durch die Publicität, d. i. durch die Entfernung alles Mißtrauens gegen die Maximen derselben, erreichbar sein soll, so müssen diese auch mit dem Recht des Publikums in Eintracht stehen, denn in diesem Allein ist die Vereinigung der Zwecke Aller möglich. — Die weitere Ausführung und Erörterung dieses Princips muß ich für eine andere Gelegenheit aussetzen; nur daß es eine transscendentale Formel sei, ist aus der Entfernung aller empirischen Bedingungen (der Glückseligkeitslehre), als der Materie des Gesetzes und der bloßen Rücksicht auf die Form der allgemeinen Gesetzmäßigkeit zu ersehen.

* * *

Wenn es Pflicht, wenn zugleich gegründete Hoffnung da ist, den Zustand eines öffentlichen Rechts, obgleich nur in einer ins Unendliche fortschreitenden Annäherung wirklich zu machen, so ist der ewige Friede, der auf die bisher fälschlich so genannten Friedensschlüsse (eigentlich Waffenstillstände) folgt, keine leere Idee, sondern eine Aufgabe, die nach und nach aufgelöst, ihrem Ziele (weil die Zeiten, in denen gleiche Fortschritte geschehen, hoffentlich immer kürzer werden,) beständig näher kommt.

Der Kanzler, s. Minnesinger.

Thomas Kanzow

ward in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu Stralsund geboren und gelangte durch die Gewogenheit des Herzogs von Pommern, ohne eigentlich studirt zu haben, zu der Würde eines fürstlichen Kanzleisecretärs zu Wolgast. Von dem damals von Wittenberg ausgehendem Lichte angezogen, begab er sich dahin, um unter Melanchthon zu studiren, starb aber während seines Aufenthaltes daselbst am 25. September 1542.

Seine Schriften sind:

Pommer'sche Chronik 1542 f. Neue Ausg. Stralsund 1820.

Pomerania. 14 Bücher. Herausgegeben von H. G. L. Kosegarten nach dem Manuscripte. Greifswalde 1816—1817, 2 Bände.

In Hinsicht auf den historischen Werth sind K's Schriften von nicht geringem Verdienst und zeichnen sich durch Präcision und Deutlichkeit aus, dagegen steht der Styl derselben andern gleichzeitigen Leistungen nach.

Anna Luise Karsch,

Tochter des Pachters, Brauers und Schenkwirths, Christian Dürbach, ward am 1. December 1722 auf der niederschlesischen Meierei Hammer geboren und wegen der Vielbeschäftigkeit ihrer Eltern der dort lebenden Großmutter zur Erziehung übergeben. Nach dem Tode ihres Vaters kam sie, 6 Jahre alt, mit derselben zum ehemaligen Amtmann Fetke nach Tirschtigel in Polen, der die Großmutter, seine Schwester, als Haushälterin zu sich nahm und, nachdem er das schlummernde Talent der stillen Louise durchblickt hatte, sie selbst mit dem feinern Leben bekannt machte, ja außer den gewöhnlichen Schulkenntnissen ihr auch noch die lateinische Sprache lehrte. Niemand war glücklicher als die Kleine, doch nur kurze Zeit. Ihre indessen wiederverheirathete Mutter forderte das 10jährige Mädchen als Kinderwärterin zu sich und übertrug ihr später das Hüten ihres Viehes. Diese Beschäftigung in der freien Natur, welche durch die Freundschaft eines gleichgesinnten, sie mit allen möglichen Romanen damaliger Zeit versorgenden Hirtenknaben ihr versüßt wurde, hatte den größten Einfluß auf die Entwickelung und Bildung ihres Geistes. Einige in ihrem Hause aufgefundene Verse von Johann Franke entzündeten das Feuer der Poesie in ihr und veranlaßten dichterische Versuche an ihre Geliebten. Diese Versuche setzte sie heimliche auch fort, als das 17jährige Mädchen die Gattin eines habsüchtigen Tuchwebers und Tuchhändlers, Hirsekorn aus Schwiebus, geworden war, denn sie blieben ihr einziger Trost in ihrem Ehejoche. Freilich hatte diese Beschäftigung, die durch die Ankunft des Großen Friedrich zu Schwiebus neue Nahrung erhielt, nachtheilig auf ihre Wirthschaftsführung gewirkt. Ihr ohnedies nur ihr Geld liebender Mann ließ sich daher von ihr scheiden und die nun ganz hülflose, durch die Sorge für ein auf ihrer Irrfahrt gebornes Mädchen, welches der geschiedene Mann aufgab, gequälte Frau war genöthigt, sich dem Schneider Karsch als Gattin in die Arme zu werfen und mit ihm nach Fraustadt in Polen zu ziehen. Die Trinksucht dieses Mannes versetzte sie aber in die größte Dürftigkeit, aus welcher sie endlich der dasige Frühprediger rettete, dessen Vorträge sie oft in Versen bearbeitet hatte. Er empfahl sie seinen Freunden in Lissa und Großglogau, wohin sie mit ihrer Familie gezogen war. Als hier ihr häusliches Elend den höchsten Grad erreicht hatte, wurde sie durch Vermittlung eines angesehenen Mannes von dem Trunkenbolde Karsch geschieden und gelangte nun durch die Protection des auf sie aufmerksam gewordenen Baron von Kottwitz zu einer ihrer Neigung angemessenen Lebensweise. Er nahm sie mit nach Berlin und machte sie mit dem österreichischen Gesandten, Grafen von Gotter, mit Rammler, Sulzer, Mendelssohn, Stahl, von Spiegel, Gleim und dem Grafen von Stollberg-Wernigerode bekannt. Später wurde sie auch dem Könige Friedrich II. vorgestellt und erhielt von ihm ein Gnadengeschenk und von den Herzogen Friedrich und Ferdinand von Braunschweig jährliche Pensionen, vom König Friedrich Wilhelm II. aber ein ihr von Friedrich dem Großen versprochenes eigenes Haus in Berlin, so daß sie von nun an, wenn auch nicht immer ganz kummerlos, doch geehrt und in ihren Hauptbedürfnissen gesichert leben konnte. Zur Vermählungsfeier ihrer geliebten Beschützerin, der Prinzessin Friederike, mit dem Herzoge von York, reiste sie von ihrem derzeitigen Aufenthaltsorte Frankfurt an der Oder nach Berlin, starb aber bald nach ihrer Ankunft, am 12. October 1791 daselbst sanft und ruhig.

Wir haben von ihr:

Die gedemüthigten Russen. Glogau 1758.
Auf den Sieg bei Torgau. Ebendas. 1760.
Gesänge bei Gelegenheit der Feierlichkeiten Berlins. Berlin 1763, 4.
Oden über verschiedene hohe Gegenstände. Ebendas. 1764, 4.
Auserlesene Gedichte. Ebendas. 1764, 8., mit ihrem Portrait.
Poetische Einfälle. 1te Sammlung. Berlin 1764, 8.
Moralische Neujahrswünsche. Ebendas. 1764, 8.
Neue Gedichte. Mietau und Leipzig 1772 (1774).
Auf die Huldigung in Neupreußen und auf die Anwesenheit der Königin von Schweden. Berlin 1772, 8.

Versificirtes Allerlei zum neuen Jahre. Berlin. 1773, 8.
An die preußische Armee bei Eröffnung des Feldzuges. Berlin 1778.
Auf Leopold's Opfertod. Ebendas. 1785.
An die Sonne. Beim Leichenbegängnisse Friedrichs des Großen. Ebendas. 1786.
Auf Friedrichs II. Tod. Ebendas. 1786.
Zuruf an den Wanderer bei dem Marmorsarge Friedrichs des Großen. Ebendas. 1786.
Trostgesang für Neuruppin. Ebendas. 1787.
Gedichte. Nach der Dichterin Tode nebst ihrem Lebenslauf herausgegeben von K. L. Kl. (enke), ihrer Tochter. Berlin 1792, 8.; neue Aufl. (bloß des Titelblatts) 1797.

Außerdem mehre andere poetische Erzeugnisse in damaligen Zeitschriften, Taschenbüchern, Almanachs u. dgl.

Das Talent der Karsch, oder wie sie nach früherer Sitte allgemein noch genannt wird, der Karschin ist von ihren Zeitgenossen und namentlich von dem leicht zu entflammenden Gleim, der ihr den pomphaften Namen der deutschen Sappho gab, unbedingt überschätzt worden. Gefühl, Phantasie und poetische Zeugungskraft sind ihr keineswegs abzusprechen, doch besaß sie diese Eigenschaften nur in geringerem Grade, vorwiegend war dagegen bei ihr die gewandte Herrschaft über die Form und Sprache, welche sie mit solcher Leichtigkeit handhabte, daß sie nur zu häufig dadurch zur Production verleitet wurde und daher nicht viel Besseres als platte Reimereien lieferte, in welchen sich allerdings hin und wieder sehr gelungene Stellen finden.

Trostgesang für Neu-Ruppin bei den Ruinen

am 31. August 1787 *).

Blick auf! blick auf von deinem Aschenhügel,
Hinauf zum Herrn, den keiner fragen darf,
Warum er schnell durch seines Sturmwinds Flügel
In deinen Kranz den Feuerwirbel warf?

Im vollen Schmuck sah dich der Mittag schimmern,
Und traurig sah die Abendsonne sich
Noch einmal um, du lagst bei deinen Trümmern
Verhüllt in Dampf, und weintest bitterlich.

Gott hört die Brut verlass'ner Waldesnester,
Er hört nach Brod auch deine Kinder schrei'n;
Er haucht in deine königliche Schwester,
In sein Berlin, den Geist des Mitleids ein.

Blick auf! und schau dahin nach jener Seite,
Da kam der Sturm, gewaltig wie das Meer,
Und stürzte dich zum Staub herab, und heute
Kömmt wie vom Himmel Trost für dich daher.

Da kommen Wagen die so vollgehäufet **),
Wie Wagen, die das Erndtevolk regiert,
Wenn's Weizen, den die Sonnenglut gereifet,
Mit Lobgesang ins frohe Dörfchen führt.

Die Männer und die Frauen frommer Sitte,
Die theilten ihren Kleiderschrank mit dir,
Vom Pallast an bis zu der kleinsten Hütte
Herrscht Thätigkeit für deine Hülfbegier.

Kaum kann der Mai mehr auszuschütten haben,
Wenn ihn die Zeit sein Füllhorn schwingen läßt;
Kaum giebt der Herbst uns mehr Erquickungsgaben,
Als dir Berlin zum süßen Labefest.

Im Umfang ihrer Mauern wohnet keiner,
Der nicht für dich zum Wohlthun ward gerührt;
Die Nation gedenkt auch thätig deiner,
Die mächtig aus Egypten ward geführt *). –

Nimm was da kömmt, und eile, Dank zu sagen,
(Im Tempel, den die Flamme nicht berührt,)
Der Vaterhand, die dich so hart geschlagen,
Und dir zum Heil die Herzen jetzt regiert.

Sie hat's der Flamme, hat's dem Sturm geboten:
Bis hieher und nicht weiter sollt ihr geh'n,
Sie heißt im Glanz, wie auferweckte Todten,
Die Häuser und die Tempel neu entsteh'n.

Du wirst es seh'n, wirst nicht die Hand verkennen,
Wenn höher dich dein König hebt empor;
Dann werden dich die Schwestern schöner nennen,
Und seliger dich preisen wie zuvor.

Sie seufzen alle mit in deine Klagen,
Und stellen einen edlen Wettlauf an,
Dir wie auf Windesflügeln zuzutragen
Trost, der dich wieder freudig machen kann.

*) Gedichte von A. L. Karschin. Berlin 1792.

**) Es ist bekannt, wie wetteifernd das Mitleid der Berliner sich gegen die verunglückten Ruppiner verhielt; nicht allein die Großen und Edlen, sondern auch die armen Dienstboten trugen zur Unterstützung bei und wohl niemals sahe man die angeborne Güte des menschlichen Herzens so allgemein, als bei dieser traurigen Gelegenheit.

An die Sonne

bei dem Leichenbegängnisse Friedrichs des Großen,

am 9. September 1786.

Geliebte Fürsten der Natur,
O Sonne! hülle dich in Schleierwölkchen nur,
Und nicht in eine schwere finstre Wolke,
Du schöne Himmelsmajestät!
Bleib freundlich diesem Trauervolke.
Sieh, dieser Zug, der langsam geht,
Der königliche Leichenwagen,
Bedeutet mehr, als je dein Blick geseh'n,
Wenn Weltbeherrscher fortgetragen
In Grüfte wurden, wo kein Klagen,
Kein Opferbringen und kein Fleh'n,
Den Hingetrag'nen weckt, wo düster die Verwesung
Auf ewig kaltem Throne sitzt,
Wenn Jahr an Jahr zur Neugenesung
Dein milder Frühlingsstrahl erhitzt
Die winterkrank gewes'ne Erde,
Daß Baum und Pflanze wieder blüh'n,
Und Berg und Thal bekleidet werde
Mit wieder frischem Jugendgrün:
Nur Gras und Blumen kannst du wecken,
Und Wurm und Schwalben, die ihr Haupt,
Ihr leblos Haupt, im Sumpf verstecken,
Mehr ist dir nicht erlaubt. —
Die Könige, die dir geglichen
An Größe, Mildigkeit und Macht,
Und so wie Laub und Gras verblichen,
Die werden nicht hervorgebracht
Aus ihren Gräbern, wenn die Schwalbe
Durch deine Wirkung wieder lebt,
Und bäte dich darum die halbe
Verwaiste Welt, die mit begräbt
Ihr blühend Glück, und Stolz und Wonne,
Du bist ohnmächtig ihrem Ruf —
Du siehst nicht mehr als Morgensonne
Den Früherwachten, der schon in Gedanken schuf,
Was Millionen Menschen nützte,
Wenn deinem Glanz die Lerch' entgegen sang —
Du siehst nicht mehr den Helden, der uns schützte,
Der mit viel Feinden für uns rang.
Du wirst in Seiner Hand nicht mehr Sein Schwert vergülden,
Er gab es Seinem Folgefürst,
Den Du bereinst in Schlachtgefilden
Zu Heldenkampf auch wecken wirst,
Wenn gegen uns ein Feind sich hübe,
Vom Waffenlager fürchterlich —
Ihn wird auch Landesvaterliebe
Nicht ruhen lassen, wenn Du dich
Schon zeigst im rosenfarb'nen Schleier:
Dieß ist Sein Vorsatz königlich —

*) Die löbliche Judenschaft.

Er weint, Sein Vorbild war ſo groß, ſo lieb, ſo theuer,
Und ach, Du ſelber trübeſt ja
Dein Antlitz bei der Leichenfeier,
Weil's Seine Thränen fließen ſah —
Zeuch Waſſer aus der Spree und aus der Hafelwelle,
Und aus der Oſtſee, wenn du willſt;
Noch weilt Er auf der Grabesſchwelle,
Und ſegnet Friedrich's Schlummerſtelle,
Indeß Du Dich in Trauer hüllſt;
Noch tönt bei heiligen Gebeinen
Der Todtenſang zu dir empor —
Laß eher nicht den Himmel weinen,
Bis Saitenſpiel und Sängerchor
Genug geklagt, bis Alles ſchweiget
Und Alles aus dem Tempel wich,
Und nur ein ſtilles Ach noch ſteiget
Weit über dich. —

Abraham Gotthelf Käſtner,

der Sohn des Profeſſors und Doctors der Rechte K. zu Leipzig, ward am 27. September 1719 daſelbſt geboren und genoß bei ſeinen vortrefflichen Geiſtesanlagen und ſeiner außerordentlichen Lernbegierde eine ſo gute Erziehung, daß er, ohne eine öffentliche Schule beſucht zu haben, bereits in ſeinem 10. Jahre den Vorleſungen ſeines Vaters mit Nutzen beiwohnen konnte, und ſchon 1731 als Student der Rechte immatrikulirt wurde. Er beſuchte nun mit außerordentlichem Eifer und Glück die juriſtiſchen, philoſophiſchen, mathematiſchen und hiſtoriſchen Vorträge der übrigen Lehrer dieſer Univerſität, erlernte nebenbei nach Anleitung ſeines für ihn eingenommenen Oheims, des berühmten Rechtsgelehrten Rudolph Pommer, Franzöſiſch, Engliſch, Italieniſch, Spaniſch, Schwediſch und Holländiſch, und übte ſich unter Gottſched's Leitung in der Poeſie und Beredſamkeit. Nachdem er als Magiſter in den gelehrten Geſellſchaften Gottſched's und in damaligen ſchönwiſſenſchaftlichen Journalen rühmliche Beweiſe ſeines Talentes und ſeiner Kenntniſſe abgelegt hatte, wurde er 1733 Notarius, wodurch er Gelegenheit erhielt, ſelbſt für ſeine leiblichen Bedürfniſſe zu ſorgen. Während die philoſophiſche Facultät in Leipzig ihm 1735 das Baccalaureat und 1737 die Magiſterwürde ertheilte, ſetzte er den Beſuch der Vorträge über Anatomie, gerichtliche Arzneikunde, Botanik, Chemie u. ſ. w. fort und begann 1739 ſelbſt über Philoſophie und Mathematik zu leſen. Der Beifall, den ſeine Vorleſungen erhielten, ſowie einige wichtige mathematiſche Entdeckungen erwarben ihm 1746 eine außerordentliche Profeſſur der Mathematik daſelbſt, die genauere Bekanntſchaft der angeſehenſten Gelehrten des In- und Auslandes und die Mitgliedſchaft der Akademieen zu Berlin, Bologna und Göttingen raſch nach einander. Daher erhielt er 1756 den auszeichnenden Ruf zu einer ordentlichen Profeſſur der Mathematik und Phyſik nach Göttingen und ging, nachdem er zuvor in Leipzig ſich mit ſeinem in ſeinen Elegien rührend betrauerten Hannchen (geborne Baumann) vermählt hatte, dahin ab. Hier wurde er bald Aelteſter der deutſchen Geſellſchaft, Aufſeher der Sternwarte, 1765 großbritanniſcher und braunſchweigiſcher Hofrath und endete ſein raſtloſes thätiges und nützliches Leben bei vollen Geiſteskräften am 20. Julius 1800, nachdem er 1787 die Feier des Jubiläums ſeiner Univerſität und ſeiner Magiſterwürde geſehen hatte. — Er war ein einfacher Bürger und Privatmann, ſonderbar hartnäckig an alten Formen klebend, aber originellen Geiſtes und wahrhaft biederen Herzens, kleinen beweglichen Körpers und durch den Bau ſeines Kopfes, beſonders ſeiner ſtark vorwärts gewölbten Stirn, im Aeußern eben ſo ausgezeichnet wie durch ſein Inneres.

Er ſchrieb:

Vermiſchte Schriften. Altenburg 1755—1772, 2 Thle., 8.; 3. Aufl. Ebendaſ. 1783, 8.; mit ſeinem Portrait von Tiſchbein im 1. Theile.

Anfangsgründe der Mathematik. Göttingen 1758—1800; 6te Aufl. 1800.

Einige Vorleſungen. Altenburg 1768—1773, zwei Sammlungen, 8.

Lobſchrift auf Leibnitz. Ebendaſ. 1769, 8.

Ueber den Vortrag gelehrter Kenntniſſe in der deutſchen Sprache, bei der 50jährigen Jubelfeier der Univerſität. Göttingen 1793, 8.

Die Erinnerung eines Kindes und ſeiner Mutter gewidmet. Göttingen 1796, 8.

Geſchichte der Mathematik. Göttingen 1796—1800.

Dreißig Briefe und mehrere Sinngedichte. Herausgegeben von Amalie v. Gehren, geb. Baldinger. Darmſtadt 1810, 8.

Sinngedichte und Einfälle. Frankfurt und Leipzig 1800, 2 Sammlungen, 8. Die 1. Sammlung erſchien eigentlich ſchon 1781 durch Fr. Höpfner zu Darmſtadt, aber ohne ſein Wiſſen und ſeine Billigung. Die 2. mit derſelben durch Wilhelm Juſti zu Marburg, 2. Aufl. Marburg 1820.

Lateiniſch:

Elogium C. Christophori Lichtenberg, in confessu Societatis Reg. Scientiar. Gottingae 1799, 4.

Treffend urtheilt über Käſtner's belletriſtiſche Leiſtungen Küttner in ſeinen Charakteren deutſcher Dichter und Proſaiſten (S. 275 f.), indem er von ihm ſagt: Helle Vernunft mit ſcharfer beißender Laune, Witz und Tiefe und ein immer heiterer Blick beleben alle die verſchiedenen Aufſätze die K. uns ſchenkte. Gern geht er auf Unterſuchungen aus, die ſonderbar und neu ſcheinen, und beſtreitet Wahrheiten gern, die nicht Jedem ſogleich einleuchten und doch durch die Bündigkeit ſeiner Beweiſe auffallen. Zuweilen auch giebt er ſeinen ſpitzfindigen Gedanken und Spielen der Einbildungskraft ein frappantes Anſehen von Wichtigkeit. Selbſt ſeine kleinen Gelegenheitseinfälle intereſſiren, von ihm geſagt, auch außer der Zeit und dem Orte, der ſie veranlaßte. Das iſt ſelten, daß ein Geiſt wie Käſtner, der die tiefſinnigſten aller menſchlichen Wiſſenſchaften mit ſolcher Stetigkeit umfaßt, die Feinheiten des geſellſchaftlichen Scherzes und der Poeſie des Witzes ſo ganz in ſeiner Gewalt hat, und ſelbſt den abſtracteſten Lehren, die ſein Scharfſinn erfand, alle Reize des angenehmen Ausdrucks mitzutheilen weiß.

Epigramme von Käſtner.

Die Algebra der Stutzer.

Die Stutzer mögen ſich ſtark auf Algebra legen,
Denn weniger als Nichts iſt meiſtens ihr Vermögen.

Auf Kepler.

So hoch war noch kein Sterblicher geſtiegen,
Als Kepler ſtieg, und ſtarb in Hungersnoth: *)

*) Auf einer Reiſe, die er thun mußte, um allergnädigſte Auszahlung rückſtändiger Beſoldung allerunterthänigſt anzuhalten.

Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brod.

Die Vortheile der Weisheit.

Contemtae dominus splendidor rei.
Horat.

Pracht, Reichthum, eitle Lust kann sie uns nicht gewähren;
Was giebt die Weisheit denn? den Geist, dies zu entbehren.

Der Kompilator.

O spräche doch der Sammler Fulvius
Nicht selbst nunmehr als Kritikus,
So lang er uns nur Andrer Meinung gab,
Schrieb er doch manchmal noch was Kluges ab.

Der Deutsche.

(Nachahmung einer bekannten Stelle Virgil's.)

Welch Volk, Thuiskon's Volk! gesteht den Rang dir zu?
Der Wälsche singt und malt vortrefflicher als du;
Witz, Zärtlichkeit, Geschmack, sich putzen, kochen, tanzen,
Und was noch Alles mehr? lernst du vom muntern Franzen;
Stolz geht des Britten Blick auf alles Land umher,
Wo denkt man tief und stark? wo spricht man frei, wie er?
Und du, Germanien! ist was von dir zu melden?
Dankt dir Europa was? Regenten, Weise, Helden!

Deutsche Verse mit lateinischen Buchstaben.

(Auf Bodmer's Herameter.)

Seht die eppischen Zeilen, frei vom Maaße der Sylben,
Frei vom Zwange des Reimes, hart, wie Zyrchische Verse,
Leer, wie Meißnische Reime. Seht der glyckliche Kynstler
Fyllt mit Römischen Lettern, mit Pythagorischen y y *)
Zum Ermyden des Lesers, besser zu nytzende Bogen.

Eine mütterliche Warnung.

Victorien hörte ich jüngst ihren Sohn belehren:
„Fritz, sieh' die Mädchen an, als ob es Gänse wären!"
Madam, sprach ich, Sie kennen Ihr Geschlecht;
Folgt Ihnen Fritz, so denkt er meistens Recht.

Als die Tochter Vorstehendes übel aufnahm.

Was ich von Gänsen hier geschrieben,
Trifft Sie, Mamsel, gewißlich nicht,
In Gänse, so wie die, von denen Mutter spricht,
Kann man sich ja verlieben.

Auf einen Dichter, der seine Gedichte auf blau Papier drucken ließ.

Blau, wenn sie Nichts uns zeigt, zeigt sich die Atmosphäre;
Ihr gleicht dein Buch an Farbe, wie an Leere.

Claus Narr und die Gänschen.

Claus Narr ließ manchen Spruch in seiner Einfalt hören
(Der Kluge lacht dabei, und brauchet ihn zu Lehren);
Auch den, als er an eines Teiches Rand'
Bei muntern, jungen Gänschen stand:
„Ihr lieben Dingerchen! jetzt seid ihr artig, klein,
„Bald werdet ihr nur große Gänse sein."
Claus sagte laut, was ich oft schweigend fühle,
Wenn ich mit kleinen Mädchen spiele.

---

*) Deutsche Leser müssen sich belehren lassen, daß der Buchstabe y bei den Schweizer ü genannt wird.

Auf Jemanden, der zu früh todt gesagt ward.

Die Fama, reicher noch an Zungen, als an Ohren,
Bereitet ihm zu früh sein Grab.
Noch wälzt er sich, durch's Paradies der Thoren
Den breiten, lust'gen Weg hinab.

Ursachen, warum die Dichter vom Podagra frei sind.

Das Schmerzenskind von Bacchus und Cytheren,
Wie kommt's, daß es die Dichter seltner plagt,
Die so getreu dies Götterpaar verehren?
Mir hat den Grund ein Dichter jüngst gesagt:
„Wir leben nicht an dieser Krankheit Jahre,
Uns legt zuvor der Hunger auf die Bahre."

Als ein Buchhändler eines Würzkrämers Tochter heirathete.

Beglückter Schwiegersohn, dir kann kein Buch vermodern;
Wenn es kein Leser kauft, wird es dein Vater fodern.

An einen Autor.

Du schimpfst auf mich, weil mein verweg'nes Lachen,
Dich und dein schönes Werk entehrt.
Wenn hätt' ich das gethan? Ich hielt ja deine Sachen
Nie meiner Zeit zum Seh'n und Lesen werth.

Der Blinde.

Zween Kenner, die ein Werk von Dürer's Kunst erhoben,
Hört einst ein Blinder lachend an.
Wie, sprach er, könnt Ihr was so ungemäßigt loben,
Wo ich nichts Sanftes fühlen kann?
Erklärt mir das Gewäsch von Zeichnung, Farbe, Schatten,
Wo nicht, so gebt mir zu, daß es nur Grillen sind.
Die Antwort, als sie ihn genug gehöret hatten,
War in drei Worten: du bist blind!

* * *

Das Glück, die Wahrheit zu erfinden,
Das Glück, das Weise nur empfinden,
Hört man die Thoren öfters schmäh'n,
Wer kann dafür, daß sie nicht seh'n?

Die Diebin.

Kaum sieben Jahr konnt' Iris zählen,
So wußte sie voll List zu stehlen;
Die kleine Hand griff, was das Auge reizte;
Nicht, daß sie's zu besitzen geizte;
Nur über dessen Qual, den sie beraubt, zu scherzen,
Entführt sie Obst als Kind, und als ein Mädchen Herzen.

Anonymität der Recensenten.

A.

Verwegen, weil er sich nicht nennt,
Schmäht meuchlerisch der Recensent.

B.

Und müßt' er sich auch nennen,
Wer wird den Narren kennen!

Auf eine Einladung zu Anhörung einer Rede.

Freund, deine Wissenschaft, dein redlich Herz zu ehren,
Erkenn' ich stets für meine Pflicht,
Und lachen über dich, will ich gewißlich nicht!
Deswegen mag ich dich nicht hören.

Katharina II., Kaiserin von Rußland,

die Tochter des Fürsten Christian August von Anhalt-Zerbst, ward am 25. April 1729 zu Stettin geboren und erhielt in der Taufe die Namen Sophia Augusta, welche sie aber, nachdem die russische Kaiserin Elisabeth sie zur Gemahlin ihres Neffen und Nachfolgers, Peter's III., erkoren hatte, in den obigen umänderte.

Die Größe ihres Geistes beurkundet ihre lange ruhmvolle Regierung und die Ausdehnung und Kräftigung des Reiches, dessen Scepter sie nach dem Tode ihres Gemahls 1762 mit starker Hand ergriff und bis an ihr Ende, den 9. November 1796, wie bekannt, führte. Daß sie aber nicht bloß Beschützerin und Nährerin der Wissenschaften war, sondern auch Kennerin und selbstthätige Beförderin, dafür zeugen ihre Schriften.

Wir haben von ihr:

Das Märchen vom Zarewitsch Chlor. Berlin 1782, 8. anonym.

Das Märchen vom Zarewitsch Fewei. Ebendas. 1784, 8.; mit 1 Titelkupfer von Chodowiecki, anonym.

Erzählungen und Gespräche, oder Bibliothek der Großfürsten. Berlin 1784 — 1788, 9 Thle., 8.; mit Kupfern von Chodowiecki.

Obidah. Morgenländische Erzählung. Petersburg 1786.

Der Betrüger. Lustspiel. Ebendas. 1787.

Der sibirische Schaman. Ebendas. 1787, 8; mit 1 Titelkupfer und anonym.

Der Verblendete. Lustspiel. Ebendas. 1787.

Drei Lustspiele wider Schwärmerei und Aberglauben. Berlin und Stettin 1788. Enthält die 3 vorgenannten Schriften, und kam anonym heraus.

Der Familienzwist. Lustspiel. Petersburg 1789.

Als Schriftstellerin ist die erhabene Frau, welcher um der Vollständigkeit willen, die obige kurze Notiz gewidmet wurde, eine um so merkwürdigere Erscheinung, als sie mehr für einen bestimmten Zweck, als aus innerem Antriebe zu der Feder griff, und man daher selbst die gewöhnlichsten Forderungen, nicht an das, was sie in dieser Hinsicht leistete, stellen darf. Scharfsinn und Geist sprechen sich in allen ihren Schriften entschieden aus, doch stehen ihr Form wie Sprache oft hinderlich entgegen, und es ist interessant zu sehen, wie sie theils dieselben mit Kühnheit zu bezwingen weiß, theils von ihnen gehemmt wird und unterliegt. Dem Inhalte nach am bedeutendsten sind ihre gegen den Gaukler Cagliostro gerichteten Lustspiele.

Heinrich Kaufringer, s. Meistersänger.

Johann Kayser.

Von den Lebensumständen dieses Dichters wissen wir bloß, daß er im 6. Jahrzehend des 17. Jahrhunderts in Westphalen geboren wurde, als Kircheninspector und Oberpfarrer zu Kleve lebte und als vom Kaiser gekrönter Dichter zu Anfang des 18. Jahrhunderts starb.

Er hinterließ die Schrift:

Klevescher Musenberg. Kleve 1698 — 1704 3. Thle.

K. war seiner Zeit nicht ohne Talent für die didaktische Poesie, doch leidet er an der Geschmacklosigkeit und Breite, welche jener Periode eigen war. —

Meister Kelga, s. Minnesinger.

Georg Victor Keller

ward am 14. Mai 1760 zu Ewattingen im Schwarzwalde von katholischen Eltern geboren. Sein Vater, der wortige Hufschmied, ließ ihn auf der Schule zu Villingen und später auf dem Gymnasium zu Freiburg im Breisgau die nöthige Grundlage in den Schulkenntnissen legen, worauf er nach Wien ging und dort bis 1778 Philosophie und Theologie studirte. Auf den dringenden Wunsch seiner Eltern kehrte er zurück, trat als Novize in das Benedictinerstift St. Blasien, erhielt nach Ablegung des Gelübdes 1785 die Priesterweihe und den Ordensnamen Victor, und übernahm das Lehramt der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts in seinem Kloster. Nachdem er hierauf Pfarrer zu Schluchsee im Schwarzwalde und später zu Wieslikon im Aargau gewesen, wurde er in gleicher Eigenschaft 1806 nach Aarau berufen, dort zuerst zum Aufseher des katholischen Schulwesens und 1812 zum bischöflichen Commissarius ernannt. Seine wissenschaftliche Tüchtigkeit und seine Religiosität, welche von Wessenberg, so wie von gebildeten Protestanten unterstützt sich vorzüglich in seinem literarischen Wirken zeigte, wurde 1814 durch seine Ernennung zum Decan und Pfarrer zu Zurzach ehrend anerkannt, bereitete ihm aber auch vielfachen Kummer. Von seinen Widersachern verfolgt, übernahm er 1816 die Pfarrei zu Grafenhausen, 1819 gegen seinen Willen das Decanat seines Sprengels und 1820 das Pfarramt zu Pfaffenweiler bei Freiburg. Hier wurde er 1823 von einem sein Gedächtniß und seine Sprache lähmenden Nervenleiden plötzlich befallen, welches auch am 7. December 1827 seine Auflösung herbeiführte.

Vom ihm kam heraus:

Stunden der Andacht. Arau 1809 — 1816, 8. Bde., 8.; im Verein mit seinen Freunden.

Ideale für alle Stände. Ebendas. 1818, 8.; 3. Aufl. Ebendas. 1831.

Katholikon. Aarau 1824; 2. Aufl. Ebendas. 1827, 2 Thle.; 3. Aufl. Ebendas. 1832.

Nachlaß. Freiburg 1830, 2 Bde.; mit seiner Biographie.

Blätter der Erbauung und des Nachdenkens. Freiburg 1832, 2 Bde. Auch unter dem Titel: Fortsetzung der Stunden der Andacht.

K. zeichnete sich durch eine für seine Stellung große Freisinnigkeit aus, und erwarb sich namentlich durch seine

asketischen Schriften, in denen er hohe Begeisterung mit seltener Kraft und Wärme und einer eindringlichen zum Herzen gehenden Sprache zu verbinden wußte, große Verdienste. Seine Stunden der Andacht fanden vorzüglich die weiteste Verbreitung und bei den aufgeklärten Bekennern des christlichen Glaubens die lebhafteste und dankbarste Anerkennung. —

Henkel von Kemenat, s. Minnesinger.

Martin von Kempe

ward am 5. Juni 1642 zu Königsberg geboren, studirte in seiner Vaterstadt und zu Jena Humaniora und ging, nachdem er daselbst Magister geworden und zum Dichter gekrönt war, auf Reisen. Auf diesen durchwanderte er seit 1670 Holland, England, Dänemark und Deutschland, erhielt die Mitgliedschaft des pegnitzschen und des Schwanenordens, der deutschgesinnten Genossenschaft und der fruchtbringenden Gesellschaft und damit zugleich die Namen: Danaon, Kleodor, der Unsterbliche und der Erkorene, und ließ sich hierauf als brandenburgischer Historiograph in seinem Vaterlande nieder. Hier erhielt er 1677 das Adelsdiplom. Er starb am 31. Juli 1683.

Er schrieb:

Poesis triumphans. Königsberg 1676, 12.
Das geistliche Je länger je lieber. Königsberg 1679.
Madrigale. Königsberg 1680.
Von der heroischen Poesie der Deutschen. Königsberg 1681.

K. dichtete im Geschmacke seiner Zeit, ohne sich über das Alltägliche zu erheben.

August Wilhelm Kephalides

ward 1788 zu Nimptsch geboren, studirte Philosophie, wurde Dr. philos. und, nachdem er 1814 und 1815 mit dem Professor K. Förster Italien und Sicilien bereist hatte, am Friedrichsgymnasium zu Breslau als Professor angestellt. Er hielt auch als Privatdocent an der dasigen Universität Vorlesungen über philosophische Gegenstände und starb daselbst am 10. März 1820.

Wir haben von ihm:

Reise durch Italien und Sicilien. Leipzig 1818, 2 Bde., 8.

Unter den vielen Beschreibungen von italienischen Reisen, welche unsere Literatur aufzuweisen hat, nimmt K's Werk einen hohen Rang ein, wegen der in ihm vorherrschenden Gründlichkeit, Genauigkeit und lebhaften anschaulichen Darstellung. —

Heinrich August Kerndörffer

ward am 16. December 1769 zu Leipzig geboren, studirte auf den dasigen gelehrten Anstalten schöne Wissenschaften und trat, nachdem er die philosophische Doctorwürde erhalten hatte, als akademischer Lehrer der deutschen Sprache und Declamation an der dasigen Universität auf, wo er als Professor derselben gegenwärtig noch lebt.

Seine Schriften sind:

Die Familie von Wardenstein. Leipzig 1793.
Herrmann und Agnese. Leipzig 1794.
Leben des Sebastian Götz. Leipzig 1795, 2 Bde.
Die Familie von Bornhelm. Leipzig 1796.
Moralische Gemälde aus der Ehe. Leipzig 1797.
Bekenntnisse eines glücklichen Vaters. Leipzig 1798.
Darstellungen aus der Menschenwelt. Leipzig 1798.
Anton. Leipzig 1800.
Astolph und sein Freund Orion. Leipzig 1801.
Verbildung und Leichtsinn. Leipzig 1801.
Lorenzo. Leipzig 1801 fgde. 4 Bde.
Fabeln. Leipzig 1802.
Handbuch für Freimaurer. Leipzig 1806.
Versuch über Lebensphilosophie. Leipzig 1806.
Handbuch der Declamation. Leipzig 1813—1815, 3 Bde.
Materialien für den ersten Unterricht in der Declamation. Leipzig 1815; 3. Ausg. Ebendas. 1828.
Lehr- und Declamirübungen. Leipzig 1819.
Musterstücke. Leipzig 1822.
Anleitung zur gründlichen Bildung des declamatorischen Vortrages. Leipzig 1823.
Anleitung zur richtigen u. s. w. declamatorischen Behandlung der preußischen Kirchenagende. Leipzig 1831.
Allgemeiner Briefsteller. Leipzig 1832.
Handbuch für den geregelten mündlichen Vortrag geistlicher Reden. Leipzig 1832.
Viele Jugendschriften, Sammlungen von Gedichten für Declamation u. s. w. u. s. w.

K's Romane zeichnen sich durch Sittlichkeit, gute Darstellung und trefflichen Styl vortheilhaft aus, gehören jedoch einer veralteten Richtung an. — Seine Lehrbücher haben sich länger erhalten und erfreuen sich vortrefflicher Anordnung, großer Deutlichkeit und guter Methode; eben so entsprechen seine Jugendschriften vollkommen ihrem Zweck.

Andreas Justinus Kerner,

Sohn des Regierungsrathes und Oberamtmanns K. zu Ludwigsburg in Würtemberg, ward am 18. Februar 1786 daselbst geboren und sollte, nachdem er auf der dortigen lateinischen Schule und im Kloster Maulbronn für die Wissenschaften vorbereitet worden war, nach dem frühen Tode seines Vaters sich gegen seine Neigung in

einer Tuchfabrik dem Kaufmannsstande widmen, wurde aber durch den Prediger und Dichter Conz aus diesem drückenden Verhältniß gerissen und 1804 auf die Universität Tübingen entlassen, wo er sich dem Studium der Medicin mit Erfolg hingab und an dem von gleicher Liebe zur Dichtkunst beseelten Uhland einen innigen Freund fand. Nach vollendeten Studien machte er seit 1809 verschiedene Reisen und wirkte dann an mehreren Orten als praktischer Arzt in seinem Vaterlande, bis er 1819 als Oberamtsarzt sich in Weinsberg dauernd niederließ. Hier baute er sich am Fuße der Weibertreue genannten Burg an und lebte ganz einer glücklichen Häuslichkeit, seinen ärztlichen Forschungen und seinen poetischen Beschäftigungen, die in neuerer Zeit eine starke mystische Färbung erhielten. — Noch bekannter wurde sein Name seitdem er seine Schriften über die Verhältnisse der Geister zur Menschenwelt herausgab.

Von ihm erschien:

Reiseschatten vom Schattenspieler Lux. Heidelberg 1811, 8.
Poetischer Almanach. Stuttgart 1812, 8., mit Fouqué, Karl und Aug. Mayer, Gustav Schwab, Uhland u. A.
Dichterwald. Ebendas. 1813.
Romantische Dichtungen. Karlsruhe 1817. Dieselben nebst andern poetischen Erzeugnissen als:
Gedichte. Stuttgart 1826, gr. 8., und noch vollständiger als:
Dichtungen. Stuttgart 1834, 8.
Das Fettgift oder die Fettsäure und ihre Wirkung auf den thierischen Organismus. Tübingen 1822.
Beschreibung des Wildbads. 3. Aufl. Tübingen 1832.
Geschichte zweier Somnambulen. Karlsruhe 1824.
Seherin von Prevorst. Stuttgart 1830, 2 Aufl. 1832.
Blätter aus Prevorst. Mit Eschenmayer, Karlsruhe 1831 — 1832, 3 Sammlgn.

K. ist in neuester Zeit wegen seiner Ansichten über den Dämonismus von seinen Gegnern heftig angegriffen, und von seinen Freunden, bei denen jedoch seine persönliche Liebenswürdigkeit nicht unbedeutend zu wirken scheint, eben so warm vertheidigt worden. Die Acten über diese merkwürdige Erscheinung sind noch keineswegs geschlossen, jedes entscheidende Urtheil würde daher ein voreiliges sein, und wir enthalten uns um so mehr desselben, als es die Grenzen dieses Werkes überschreiten müßte. — Um desto bereitwilliger zollen wir aber dem eigenthümlichen und ausgezeichneten Manne als Dichter die lebhafteste Anerkennung. Neben Uhland und Schwab, dem Ersteren in geistiger Tiefe nahe verwandt, gehört er zu den Häuptern der schwäbischen Dichterschule. Einfache Herzlichkeit, Tiefe, Reichthum der Phantasie, seltener Zauber der Sprache, mitunter kecke Laune charakterisiren seine Leistungen, unter denen seine lyrischen Poesieen die vorzüglichsten sind. Was er aber auch gedichtet habe, Alles ist seinem innersten Gemüth, der Tiefe seines Herzens entsprossen und thut daher selbst dem Andersdenkenden wohl, denn aus Allem tritt dem Leser der heilige Ernst des wahren Gefühls, die echteste Frömmigkeit, die reinste Menschenliebe beruhigend und erhebend entgegen.

Gedichte von A. J. Kerner*).

Nach Katharinas Tod.

1.

O sel'ge Herrin! Stern aus Norden,
Der sich einst mild zu uns gewandt,
Du, die zum Liebesstern geworden
Dem hoffenden, dem armen Land.

Bist schon verschwunden, kaum gekommen,
Ein Morgen über Thal und Höhn,
Und deine Saat, des Lichts benommen,
Muß nun im Keime traurend stehn.

Wie liegt es bang auf jedem Herzen!
Wie thun es tausend Thränen kund!
Und wer da spricht, der spricht von Schmerzen,
Und wie sein Inn'res tödtlich wund.

Wohl Manchem ist's, als könnt' er scheiden
Fortan mit Lust von Herd und Haus,
Als löschten mit Dir alle Freuden,
Jedwedes Licht auf einmal aus.

Ihr Glocken mit geweihtem Schalle!
Ruft durch die traurend stille Luft:
„Ihr Armen! kniet und betet alle!
„Hört's! eure Mutter deckt die Gruft!"

„Ihr Reichen, hört's! nun ist verschwunden
„Sie, euer Stolz, Sie, aller Hort!
„Kniet! schwört: das Band, daß Sie gebunden,
„Ein Heiligthum zu binden fort."

Wie Well' an Well', schlag Zähr' an Zähre,
Wehlaut! fahr' über Land und Meer,
Ruf' aus: „Ihr Länder und ihr Meere!
O trauret all'! Sie ist nicht mehr!"

Wie jubelt's in den Sternenhallen!
Wie flammt in Luft des Himmels Zelt!
Bei uns, wie ist es öd, zerfallen!
Wie ohne Heimat jetzt die Welt!

2.

Aufflog Sie nun zur ew'gen Sternenhalle,
Dahin, woher Sie segnend einst gekommen,
Wir aber stehn, erkrankt in Thränen alle,
Kein Trost, kein Heilkraut kann uns Armen frommen.
Doch wie wir stehn, so jedes Trost's benommen,
Ertönt's zu uns mit himmlisch süßem Schalle:
„Schaut himmelan! ich bin euch ja geblieben!
„Ein Schutzgeist schweb' ich waltend ob euch Lieben."
Nun ist Sie erst um uns und bei uns allen,
Von keinem mehr getrennt durch Thal und Höhen.
Wo Seufzer stöhnen, heiße Thränen fallen,
Verlaßne Arme still zum Himmel flehen,
Da wird man hören oft ein leises Wallen,
Wird ungehoffte Hülfe staunend sehen.
Dann fraget nicht, woher ist das gekommen?
Es kam von ihr, dem Schutzgeist aller Frommen.

3.

Die Glocken haben ausgeklungen,
Die schwarzen Kleider zog man aus,
Und Blum' und Blüthe ist gedrungen
Glanzreich an's Licht aus dunklem Haus.

Mag noch so bunt die Aue prangen,
Steht paradiesisch Feld und Hain,
Der Schmerz, daß Sie von uns gegangen,
Der bringt in's Herz durch Blüthen ein.

Doch ist's, als käm' von Ihr gesendet
Der Blüthenhimmel reich und klar,
Wie Sie den Samen mild gespendet,
Die Heilige im Leidensjahr.

Doch ist's, als flöß', was noch von Segen
Des Himmels fehlt dieß arme Land,
Mondlicht und Sonnenschein und Regen
Herab aus Ihrer milden Hand.

Was Menschen thun, kann nimmer frommen,
Uns retten Gottes Engel nur;
Nie wird ein Hungerjahr mehr kommen, —
Sie schwebt ein Schutzgeist ob der Flur.

4.

Als Sie unter euch gewandelt,
Spracht ihr manches schiefe Wort,
Ruhig doch hat Sie gehandelt,
Und gesegnet immerfort.

*) Aus: „Die Dichtungen v. A. Just. Kerner" (Stuttgart 1834).

Nun die Heilige verschwunden,
Hebt's euch aus dem Schlaf empor,
Und ihr fühlt in tausend Wunden,
Was die Welt an ihr verlor.

Drum bei solchem Loos auf Erden
Zürnt nicht, wann die Muse ruft:
Muß man, um geliebt zu werden,
Liegen erst in Sarg und Gruft?

Kaiser Rudolphs Ritt zum Grabe.

Auf der Burg zu Germersheim,
Stark am Geist, am Leibe schwach,
Sitzt der greise Kaiser Rudolph,
Spielend das gewohnte Schach.

Und er spricht: „Ihr guten Meister!
Aerzte! sagt mir ohne Zagen:
Wann aus dem zerbrochnen Leib
Wird der Geist zu Gott getragen?"

Und die Meister sprechen: „Herr,
Wohl noch heut' erscheint die Stunde."
Freundlich lächelnd spricht der Greis:
„Meister! Dank für diese Kunde!"

„Auf nach Speier! auf nach Speier!"
Ruft er, als das Spiel geendet;
„Wo so mancher deutsche Held
„Liegt begraben, sei's vollendet!

„Blast die Hörner! bringt das Roß,
Das mich oft zur Schlacht getragen!"
Zaudernd stehn die Diener all',
Doch er ruft: „Folgt ohne Zagen!"

Und das Schlachtroß wird gebracht.
„Nicht zum Kampf, zum ew'gen Frieden,
Spricht er, „trage, treuer Freund,
„Jetzt den Herrn, den Lebensmüden!"

Weinend steht der Diener Schaar,
Als der Greis auf hohem Rosse,
Rechts und links ein Kapellan,
Zieht, halb Leich', aus seinem Schlosse.

Traurend neigt des Schlosses Lind'
Vor ihm ihre Aeste nieder,
Vögel, die in ihrer Hut,
Singen wehmuthsvolle Lieder.

Mancher eilt des Wegs daher,
Der gehört die bange Sage,
Sieht des Helden sterbend Bild
Und bricht aus in laute Klage.

Aber nur von Himmelsluft
Spricht der Greis mit jenen Zweien,
Lächelnd blickt sein Angesicht
Als ritt er zur Lust in Maien.

Von dem hohen Dom zu Speier
Hört man dumpf die Glocken schallen.
Ritter, Bürger, zarte Frau'n,
Weinend ihm entgegen wallen.

In den hohen Kaisersaal
Ist er rasch noch eingetreten;
Sitzend dort auf goldnem Stuhl,
Hört man für das Volk ihn beten.

Reichet mir den heil'gen Leib!
Spricht er dann mit bleichem Munde,
Drauf verjüngt sich sein Gesicht,
Um die mitternächt'ge Stunde.

Da auf einmal wird der Saal
Hell von überird'schem Lichte,
Und entschlummert sitzt der Held,
Himmelsruh' im Angesichte.

Glocken dürfen's nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten,
Alle Herzen längs des Rheins
Fühlen, daß der Held verschieden.

Nach dem Dome strömt das Volk
Schwarz unzähligen Gewimmels.
Der empfing des Helden Leib,
Seinen Geist der Dom des Himmels.

Der Kranke und die Stimme.

Der Kranke.

In schwerer Krankheit lieg' ich Armer,
Und keine Seele leidet mit!
War schon, o göttlicher Erbarmer!
Ein Wesen, das die Qualen litt?

Wie lieg' ich doch in Nacht verlassen;
Wie mich das harte Lager brennt!
O könnt' ich Eines Hand nur fassen,
Der einen Trost für mich noch kennt!

Die Stimme.

Groß ist dein Schmerz, doch weiß ich Einen,
Der mehr gelitten hat als du;
Da schliefen auch um ihn die Seinen,
Ihn aber floh des Schlafes Ruh.

Ein blut'ger Schweiß entquoll der Hülle,
Als er im Garten lag im Flehn:
„Ist, Vater! es dein heil'ger Wille,
Laß diesen Kelch vorübergehn!"

Der Kranke.

Ach! mir im Haupte tobt unsäglich
Ein Schmerz durch Nerven und Gebein!
Und ist er einen Tag erträglich,
Steigt an dem andern nur die Pein.

Die Stimme.

Groß ist dein Schmerz! schmerzreicher stachen
Doch Jenen Dornen einst in's Haupt;
Er trug's, trug es, als selbst mit Lachen
Sie ihn geschlagen und beraubt.

Der Kranke.

O könnt' ich doch mit Namen nennen
Die Qual, die meine Brust durchzückt!
Qualvoll mag sein der Hölle Brennen,
Qualvoller ist, was hier mich drückt!

Die Stimme.

Qualvoll mag's sein; doch tiefer brannte
Ein harter Speer den in die Brust,
Und Er, Er war der Gottgesandte,
Und du bist Mensch voll sünd'ger Lust!

Der Kranke.

Es bohrt ein Schmerz durch meine Glieder,
Es lähmet sie ein eisern Band,
Und ach! die schreckenvollste Hyder
Ist meines Durstes heißer Brand!

Die Stimme.

Groß ist dein Schmerz, in Füßen, Armen;
Doch größer wohl war Jenes Pein,
Als sie ihm Nägel ohn' Erbarmen
Wild schlugen in die Glieder ein.

Groß ist dein Durst; doch stillt die Quelle
Krystall'nen Wassers dir den Brand;
Und Seinem Durste bot die Hölle
Die Galle mit verruchter Hand.

Der Kranke.

Ha! quälender, denn Dürsten, Brennen,
Denn Gallentrank, der Menschen Spott,
Das ist im Innern mein Erkennen,
Daß ich verlassen bin von Gott.

Die Stimme.

Auch Jener litt vor seinem Ende
Den Geistesschmerz, der dich zerreißt,
Doch sprach er bald: „In deine Hände
„Befehl' ich, Vater! meinen Geist!"

Der Kranke.

Ha! innres Wort! hast überwunden!
Wie wird auf einmal leicht mein Herz!
Und was ich trag', sind andre Wunden,
Und was ich fühl', ist andrer Schmerz!

Abendschiffahrt.

Wenn von heiliger Kapelle
Abendglocke fromm erschallet,
Stiller dann das Schiff auch wallet
Durch die himmelblaue Welle;
Dann sinkt Schiffer betend nieder,
Und wie von dem Himmel helle
Blicken aus den Wogen wieder
Mond und Sterne.
Eines ist dann Wolk' und Welle,
Und die Engel tragen gerne,
So ein Schiff durch Mond und Sterne.

Rath im Mai.

Wo Saaten sich erheben,
Wo froh die Vögel schweben
Mit Singen himmelwärts,
In linden Maientagen,
Kannst du nicht ruhig schlagen,
Du krankes, krankes Herz?

Geh' aus auf grüner Haide,
Wo's Blümlein blüht voll Freude,
In Duft, Gesang und Strahl;
Leg' dich zu ihm darnieder,
Duft, Himmelsglanz und Lieder,
Die heilen deine Qual.

Laß ganz der Menschen Streben,
Sei wieder frei gegeben
Der alten Einsamkeit!
Wie Vogel singt in Lüften,
Ausströmt die Blum in Düften,
Strömt aus, o Herz! dein Leid.

Dann kehre sonder Trauern
In armer Städte Mauern:
Es kehret ohne Weh
Die Blum' in's Erdreich wieder,
Träumt Sonnenschein und Lieder
Tief unter Eis und Schnee.

Sanct Alban.

Es steht dem Land zu Gruße
Ein Kreuz auf Berges Höh',
Leis' wallt zu seinem Fuße
Ein himmelblauer See.
Viel duft'ge Kräuter blühen
An dieses Wassers Rand,
Viel fromme Pilger ziehen
Dahin aus fernem Land.

Wohl vor zwölfhundert Jahren,
Da lag dieß Land gar wild,
Der Wald mit Thierescharen,
Der See mit Gift erfüllt:
Denn an des Kreuzes Stelle
Ein schlimmer Felsen war,
Der stellt', zur Lust der Hölle,
Des Satans Bildniß dar.

Kalt, wie des Mondes Strahlen,
Blickt' es in's Land hinein,
Zum Fluch den Höh'n und Thalen;
Statt Blumen wuchsen Stein',
Statt Menschen wurden Drachen,
Statt Fischlein Schlangen im See,
Die Hölle sah's mit Lachen,
Und pries das Bild der Höh'.

Da kam vom fernen Strande
Sanct Alban, stark und kühn.
Zu diesem wilden Lande,
Zu diesem Felsen hin.
Ihn faßt' des Landes Jammer,
Er sprang zum Felsenwall,
Zerschlug mit starkem Hammer
Das Bild, — es fiel mit Schall.

Dankvoll, daß ihm's gelungen,
Kniet' er dort auf den Höh'n,
Der Fels, der war zersprungen,
Ein Kreuz daraus blieb stehn.
Und wie dasselbe blickte
Weit in das Land hinein,
Man Ros' und Lilie pflückte
In lindem Maienschein.

Da lagen in den Klüften
Erdrückt die Drachen all,
Da sang in Blumendüften
So manche Nachtigall,
Viel Fischlein, silberhelle,
Waren im See zu schau'n,
Und an Sanct Albans Stelle
Da knieten zarte Frau'n.

Eine Fabel.

Frühling war's im Land geworden
Und der Winter ward vertagt,
Ohne daß den Herrenorden
Gott noch lange drum befragt.

Jenen packt deß Zorn und Trauer,
Und er ruft: „Der Lenz gilt nicht!
„Nimm ihn nicht, du dummer Bauer,
„Er ist klares Höllenlicht!

„Diese Sonne ungeladen
„Dring' zu mir nicht frevelnd ein!"
Ruft's und schließt den Fensterladen,
Hüllt sich in die Wildschur ein.

Aber ruhig strahlt die Sonne,
Und es keimt die Saat mit Lust,
Bürger, Bauer, dankt in Wonne
Gott dafür aus tiefer Brust.

Aber hinter'm Ofen sitzen
Bleibt der Herr und schimpft und flucht:
„In der Wildschur will ich schwitzen,
„Ich hab' keinen Lenz gesucht!"

Wüthend mit den Füßen stampft er:
„Wer ihn lobt ist schlecht und dumm!"
Und aus seiner Pfeife dampft er
Blauen Dunst um sich herum.

Doch der Bauer, schlicht und wacker,
Ruft: „O Herr! Ihr wißt es nicht!
„Was schon längst gebrach dem Acker,
„Das ist eben dieses Licht!

„Will euch dieses Licht nicht frommen,
„Nun! so schließt vor ihm das Haus;
„Aber, Herr! wem es willkommen,
„Den laßt ungeschimpft hinaus!"

Letzter Trost.

Die kleinen Lieder, die dem Herzen
Entspringen mit dem Thränenquell,
Sterne der Thränen mild und hell,

Geben nach Linderung meinen Schmerzen,
Schimmern durch meine Nächte hell.

Auch diesen Born seh' ich bald trocken,
Kalt und erstorben bald den Blick,
So Lied als Thräne bleibt zurück,
Im Herzen, dessen Pulse stocken,
Und todt ist auch das letzte Glück.

Grabt dieses Herz, mißkannt, verlassen,
Hin, wo noch eine Blume blüht,
Ein Vogel durch die Lüfte zieht;
Die Blume wird dieß Herz nicht hassen,
Der Vogel singt ihm noch ein Lied.

Sehnsucht.

O könnt' ich einmal los
Von all' dem Menschentreiben,
Natur in deinem Schooß
Ein herzlich Kind verbleiben!

Mich rief ein Traum so schwer
Aus deinen Mutterarmen,
Seitdem kann nimmermehr
Das kranke Herz erwarmen.

Der Menschen Treiben, ach!
Das hält mich nun gefangen,
Das folgt mir störend nach,
Wo Erd' und Himmel prangen.

Doch ist dieß Treiben mir
So fremd und so unherzlich,
Und, Mutter, ach! nach dir
Zieht mich ein Heimweh schmerzlich!

O nimm dein reuig Kind
In deine Mutterarme,
Daß dir's am Busen lind
Zu neuer Lieb' erwarme!

Wie ist's ergangen mir,
Daß ich verirrt so lange!
Mutter! zu dir, zu dir!
Wie ist's mir weh und bange!

Bis ich wie Blum' und Quell
Dir darf im Herzen bleiben,
Mutter! o führ' mich schnell
Hin, wo kein Menschentreiben!

Frage.

Wärst du nicht, heil'ger Abendschein!
Wärst du nicht, sternerhellte Nacht!
Du Blüthenschmuck! du üpp'ger Hain!
Und du, Gebirg voll ernster Pracht!
Du, Vogelsang aus Himmeln hoch!
Du, Lied aus voller Menschenbrust!
Wärst du nicht — ach! was füllte noch
In arger Zeit ein Herz mit Lust? —

Auf die aus den Kirchen weggebrachten altdeutschen Gemälde.

Wollt bald alle wiederkehren,
Fromme Kinder deutscher Art!
An den Wänden, ach! den leeren,
Ist ein Platz euch aufbewahrt.

Weggeschleppt aus frommen Hallen,
Ist's euch heimathlos und bang,
Und es kann euch nicht gefallen,
Wo nicht Duft und Orgelklang.

Hört ihr ferner Dome Läuten?
O wie traurend seht ihr aus!

Ja! euch ist's wie kranken Bräuten
Fern vom lieben Mutterhaus.

Ihr in prunkenden Gemächern!
Euer Blick erweckt nur Schmerz,
Und ihr unter morschen Dächern!
Ihr zerreißt des Pilgers Herz. —

Seht an manchen üpp'gen Stellen,
Hoch auf Bergen, tief im Thal,
Winken freundliche Kapellen,
Doch im innern sind sie kahl.

Kommt und füllt verlass'ne Mauern,
Eh' der letzte Stein vergeht,
Und der Winde kaltes Schauern
Durch der Heil'gen Asche weht!

Füllt die Nischen, die Altäre,
Deckt die weißgetünchte Wand!
Und der Künstler sind' und ehre
Euch allwärts im deutschen Land.

Winter.

Stets, wann Winter und Sturm unfreundlich tobt auf der Erde,
Glaub' ich, o Liebe! du seist doppelt entfernet von mir;
Aber, wann Frühling und Luft, wann Sonn' und Mond mich umspielen,
Glaub' ich wohl alles, nur nicht, daß du so ferne mir bist.

Kein Geburtstag.

An Sie.

Wann Du geboren, weiß ich nicht,
Will's wissen nicht, wenn ich's auch fände.
Sei mir ein Kreis, ein ew'ges Licht,
Wie ohne Anfang, so ohn' Ende!

Nähe der Fernen.

Durch Licht und Dunkel,
Durch Weh und Lust,
Trag' ich Dich stille
In meiner Brust.

Es trennen Meere
Mich wohl von Dir,
Doch mein' ich, schwör' ich,
Du seist bei mir!

Fühl' Dich so innig
In mir, in mir!
Und ach! dieß Herze
Will nicht von hier.

Will sich nur legen
So mit Dir, ach!
Tief in die Erde,
In's Brautgemach.

Der bange Traum.

An Kreh.

Von wilden Meereswogen
Sah ich uns fortgezogen,
Bei Nacht im Traume bang.
Das Meer hieß: Meer der Mängel,
Zwei Kinder, lieb wie Engel,
Dein Vaterarm umschlang.

Wie war der Himmel düstern!
Aus Wolken hört' ich flüstern:
„Laßt doch die Kindlein los!
Ihr wohl schwimmt in der Trübe,

Die aber nimmt in Liebe
Dieß Eiland dort in Schooß."

Ich hört' dich weinen, klagen,
Doch ferne sah ich tagen
Ein Eiland licht und warm.
Es thürmt' sich Well' auf Welle,
Und riß die Kinder schnelle
Dahin aus deinem Arm.

Ich sprach: „Laß uns nicht weinen,
Vergönn' den lieben Kleinen
Dieß Eiland voller Pracht."
Da ward das Meer noch trüber,
Und wir — wir rangen, Lieber!
Jahr' lang in seiner Nacht.

An Maria Kreh.

Ich habe dich gesehen,
Ein herzlichs Kind, so treu, so gut,
Ein warmes Herz, ein muntres Blut,
Wie's Vöglein in den Höhen.

Ich habe dich gesehen,
Bild der Geduld im Todeskampf,
Das lichte Auge brach im Krampf,
Das Haupt durchzuckten Wehen.

Ich habe dich gesehen,
Todt, lilienweiß und lilienmild,
Ganz eines sel'gen Engels Bild,
Ich blieb anbetend stehen.

O möcht' ich wiedersehen,
Dich Engel, wenn mein Auge bricht,
Herschwebend aus des Himmels Licht,
Im Tod mir beizustehen! —

Lust stürmischen Wetters.

„Ha! wie's jetzt stürmet und schneit!
Das ist ein Graus!"
Rufet dort einer zum Fenster heraus.
Kein Graus! nein! nein!
Das ist mir Sonnenschein!
Denn nun bleibt Jeder zu Haus,
Und ich allein.

Hohenstaufen.

An Conz.

Es steht in stiller Dämmerung
Der alte Fels, öd' und beraubt;
Nachtvogel kreist in trägem Schwung,
Wehklagend um sein moosig Haupt.

Doch wie der Mond aus Wolken bricht,
Mit ihm der Sterne klares Heer,
Umströmt den Fels ein seltsam Licht,
Draus bilden sich Gestalten hehr.

Die alte Burg mit Thurm und Thor
Erbauet sich aus Wolken klar,
Die alte Linde sproßt empor,
Und Alles wird, wie's vormals war.

So Harfe wie Trompetenstoß
Ertönt hinab in's grüne Thal,
Gezogen kommt auf schwarzem Roß
Rothbart der Held, gekleid't in Stahl.

Und Phillipp und Irene traut,
Sie wall'n zur Linde Hand in Hand:
Ein Vogel singt mit süßem Laut
Vom schönen griech'schen Heimathland.

Und Konradin an Tugend reich,
Der süße Jüngling arm, beraubt,
Im Garten steht er stumm und bleich:
Die Lilie neigt ihr traurend Haupt.

Doch kündet jetzt aus dunklem Thal
Den bleichen Tag der rothe Hahn,
Da steht der Fels gar öd' und kahl,
Verschwunden ist die Burg fortan.

An ihrer Stätt' ein Dornbusch steht,
Kalt weht der Morgen auf den Höh'n, —
Und wie der Fels so kalt und öd'
Scheint rings das deutsche Land zu steh'n.

Er und Sie.

Er

Seh' ich in das stille Thal,
Wo im Sonnenscheine
Blumen prangen ohne Zahl,
Blick ich nur auf Eine.
Ach! es blickt ihr Auge blau
Jetzt auch auf die Auen;
Im Vergißmeinnicht voll Thau
Kann ich es erschauen.

Sie.

Tret' ich an mein Fensterlein,
Wann die Sterne scheinen,
Mögen alle schöner sein,
Blick' ich nur auf Einen;
Dort gen Abend blickt er mild
Wohl nach Himmelshöhen,
Denn dort ist ein liebes Bild
In dem Stern zu sehen.

Treue.

Die Erde ist nur fröhlich,
Wann froh der Himmel blickt,
Schnell dann mit bunten Blumen
Sie Haupt und Busen schmückt;
Dann tönt aus ihrem Munde
So mancher Wonnelaut;
Sie fliegt in schnellen Tänzen
Wie eine junge Braut.

Doch blickt, voll düstrer Wolken,
Der Himmel ernst und kalt,
Reißt sie von Haupt und Busen,
Die bunten Blumen bald,
Sie zieht den Trauerschleier
Um's Angesicht zur Stund';
Es tönt kein Laut der Freude
Aus ihrem bleichen Mund!

An das Herz im Frühling.

Es wollen Vögel wieder singen,
Es wollen Blumen wieder blühn,
Mein Herz, kannst du dich nicht bezwingen,
Nur einmal noch der Lust erglühn?

Was nimmer Leben durfte hoffen,
O sieh! das blickt jetzt frisch hinauf,
Hat dich so sehr ein Frost getroffen,
Daß du dich nimmer richtest auf?

Es schafft, es klopft, es möcht' sich heben,
Doch kann es nicht, es ist zu krank!
So schafft, so klopft, man hört's mit Beben,
Im Sarge der Scheintodte bang.

Dann kommen eilend seine Lieben,
Befrei'n ihn aus des Grabes Graus.
Du Herz aus dieser Brust, der trüben,
Kommst du, ach! nimmermehr heraus!

St. Walderichs Kapelle zu Murrhardt.

In alter Burg auf wolk'ger Höh'
Der fromme Kaiser Ludwig saß,
Er trug im Herzen manches Weh,
Vom Schmerz er nimmermehr genaß.

Wohl sang durch Waldes Einsamkeit
Mit süßem Ton die Nachtigall
Doch nicht verscheucht des Kaisers Leid
In stiller Nacht der Liebe Schall.

Wohl sah des Mondes milder Schein
Durch manchen dicht belaubten Baum,
Der Kaiser schlief in Thränen ein,
Doch träumt' er wundersamen Traum.

Bei einem Kreuz im grünen Thal,
Da sah er einen Greisen knien,
Das Haupt bekrönt mit heil'gem Strahl,
Zu seinen Füßen Lilien blühn.

Vom Himmel eine Stimme ruft:
„Folg' ihm, er wird dein Helfer sein!"
Da ward so glänzend blau die Luft,
Aufblüht' das Thal in Duft und Schein.

Es schwand der Traum, sein Auge war
Noch thränenschwer am lichten Tag:
Das Kind der Nacht, der Thau, so klar
Auf himmelblauer Blume lag.

Es schwang auf's treue Roß sobald
Der Kaiser sich und ritt zu Thal,
Die Vögel sangen hell im Wald,
Grüßend die Sonn' und ihn zumal.

Er ritt hinab vom Wolkenstein,
Also ward seine Burg genannt,
Es lag das Thal in lichtem Schein,
Es stand so segenreich das Land.

Jetzt sah er fern drei Lilien blühn,
Sie warfen milden Schein in's Thal!
Er sah bei'm Kreuz den Heil'gen knien,
Sein Haupt bekrönt mit Himmelsstrahl,

Da sprang er von dem treuen Roß,
Eilt fröhlich auf den Greisen zu,
Goß allen Schmerz in seinen Schooß,
Und schon erfühlt' er alte Ruh'.

„Trag' ab den Wolkenstein zur Stund' —
Also der heil'ge Waldrich sprach —
Stell' eine Kirch' in Thales Grund,
Und denk' an des Erlösers Schmach!"

Drauf schwand dahin der heil'ge Greis,
Ihn fand nicht mehr des Kaisers Blick,
Doch blieben die drei Lilien weiß,
Doch blieb das Kreuz im Thal zurück.

Der fromme Ludwig ließ sobald
Abtragen seinen Wolkenstein,
Er setzt' ihn aus dem düstern Wald
Zu Thal im Mond- und Sonnenschein.

Zur Kirche ward er umgebaut.
Beim Kreuze kniet von dieser Zeit
Duldsam der Kaiser, bald vertraut
Mit des Erlösers höher'm Leid.

Trost in der Natur.

Das Schicksal hat verschlagen
Mich an so manchen Ort,
Wo Andre unter Klagen
Bald wären weiter fort.

Ich doch blieb mit Vergnügen,
Sah ich nur einen Baum,
Sah ich nur Vögel fliegen,
Fühlt' ich mein Leiden kaum.

Und trug ich Schmerz und Wunden
Ich klagte nimmer laut,
Konnt' immer noch gesunden
Im Lenz bei Gras und Kraut.

Ich hab' mich stets gehalten
An die Natur so warm,
Die Menschen ließ ich schalten,
Gott! — die sind kalt und arm.

An Johannes Lämmerer*).

Wie einst Hans Sachs in seiner frommen Sitte
Manch Lied auf armer Schusterbank gesungen,
So ist auch Dir manch frommes Lied gelungen
Am Weberstuhl, in armer, stiller Hütte.

Leicht hüpfend ist dein Schifflein da gesprungen
In Melodieen durch der Fäden Mitte.
Gleich Harfenlaut, hat's oft nach Deinem Tritte
Noch Mitternacht in dem Geweb' erklungen.

Zwar außen arm, doch innen reich, geborgen,
Sprichst du: „Gott weiß, warum er mein Gewebe
Mit Tönen nur, und nicht mit Gold durchwoben.

Bald reißt es ab! dann kommt der goldne Morgen,
Wo ich verklärt aus armer Hülle schwebe,
Im reichsten Schmuck, der Sylphe gleich, nach oben."

Lerche und Karl Mayer.

Die Lerche kann nur fliegend singen,
Nicht sitzend fest in Wald und Au';
Das Lied durchbebet ihre Schwingen
Und trägt sie in des Himmels Blau.

Ist meinem Mayer zu vergleichen,
Regt sich sein Lied, regt sich sein Fuß,
Denn er, als ging's nach fernen Reichen
Still singend rüstig wandern muß.

Und wie, wenn in die Saaten nieder
Die Lerche sinkt, ihr Lied löscht aus,
Erlöschen auch in ihm die Lieder,
Kehrt er zurück in's enge Haus.

Die Lerche ist ein Stern, ergießend
In Tönen sich in's Himmelblau,
Mein Mayer ist ein Herz, zerfließend
In Liedern licht mit Wald und Au.

Zwei Särge.

Zwei Särge einsam stehen
In des alten Domes Hut,
König Ottmar liegt in dem einen,
In dem andern der Sänger ruht.

Der König saß einst mächtig
Hoch auf der Väter Thron,
Ihm liegt das Schwert in der Rechten,
Und auf dem Haupte die Kron'.

Doch neben dem stolzen König,
Da liegt der Sänger traut,
Man noch in seinen Händen
Die fromme Harfe schaut.

Die Burgen rings zerfallen,
Schlachtruf tönt durch das Land,
Das Schwert, das regt sich nimmer
Da in des Königs Hand.

---

*) Johannes Lämmerer ist ein armer Weber von Oßweil in Würtemberg. Eine kleine Sammlung seiner Lieder besorgte ich im Jahre 1819 zum Drucke.

Blüthen und milde Lüfte
Wehen das Thal entlang —
Des Sängers Harfe tönet
In ewigem Gesang.

Gesanges Erwachen.

Könnt' ich einmal wieder singen,
Wär' ich wiederum gesund,
Aber noch will's Herz zerspringen,
Und in Trauern schweigt der Mund.

Kaum, daß diese leise Klage
Aus dem vollen Busen drang,
Wie an einem Wintertage
Oft schon halb ein Vogel sang.

Wie aus Wolken eng verschlossen
Halb oft dringt ein Sonnenblick,
Bald von Regen übergossen,
Wiederkehrt in sich zurück.

Also hellte mein Gemüthe
Ach nur kurz ein lichter Traum,
Und vom aufgeweckten Liede
Hallten diese Töne kaum.

Im Walde.

Tief durch den Wald Gesang erschallt,
Die leichten Vöglein scherzen,
Der Mensch allein, der trägt die Pein
Recht tief im kranken Herzen.

Leicht hüpft der Bach den Blumen nach,
Ihm ist so kühl und helle,
Durch's Menschenherz, da schleicht mit Schmerz
Des heißen Blutes Welle.

Gesang verhallt, Sturm wiegt den Wald
In dumpfen Melodieen;
Einsam die Bahn muß Wandersmann
Mit düstrer Wolke ziehen.

Rinn' nieder, Thau, aus Wolken grau,
Dich saugt die Blum' in Liebe!
Thrän'! bleib zurück im Menschenblick,
Machst Blumen welk und trübe!

Johann Gottfried Karl Christian Kiesewetter

ward 1766 zu Berlin geboren, studirte daselbst und zu Halle Philosophie und erhielt, nachdem er Dr. philosophiae geworden war, eine Lehrerstelle am Collegium medico-chirurgicum seiner Vaterstadt. Später wurde ihm auch eine ordentliche Professur an der neuerrichteten Universität übertragen, die er aber nicht lange bekleidete. Er starb daselbst am 10. Juli 1819.

Seine Schriften sind:

Ueber den ersten Grundsatz der Moralphilosophie. Berlin 1790 und 1791, 2 Thle.
Grundriß einer reinen allgemeinen Logik. Ebendas. 2 Thle.; neue Aufl. 1796. u. öft.
Faßliche Darstellung der wichtigsten Wahrheiten der neuen Philosophie für Uneingeweihte. Ebendas. 1792, 2 Thle. 1803 u. öft.
Logik für Schulen. Ebendas. 1797 u. öft.
Prüfung der Herder'schen Metakritik. Ebendas. 1799 u. 1800, 2 Thle.
Erfahrungsseelenlehre. Hamburg 1806 ꝛc.
Lehrbuch der Hodegotik. Berlin 1810.
Reise nach Paris. Ebendas. 1816, 2 Bde.

Ein Schüler und Nachfolger Kant's, beschäftigte sich Kiesewetter vorzüglich mit der weiteren Ausbildung der Logik und Psychologie im Geiste seines Lehrers und erwarb sich besondere Verdienste um die populäre Darstellung derselben für Gymnasien und höhere Schulen.

Johann Friedrich Kind,

Sohn des als erster Uebersetzer des Plutarch bekannten Stadtrichters Dr. Johann Christoph K., ward am 4. März 1768 zu Leipzig geboren, studirte auf der dasigen Thomasschule und Universität die philosophischen und Rechtswissenschaften und kam 1789 als Amtsacessist nach Delitzsch. Von hier wandte er sich 1793 als Advokat nach Dresden, gab aber 1814 seinen Beruf als Rechtsanwalt auf und lebte seitdem, seit 1818 noch mit dem Titel eines Herzogl. Sächsischen Hofraths beehrt, nur literärischer Beschäftigung.

Er ließ theils unter dem Pseudonym Oskar, theils unter seinem wirklichen Namen erscheinen:

Lenardo's Schwärmereien. Leipzig 1792, 2 Bde., 8., mit Kupf.; 2 Aufl. Gera 1797, 8.
Carlo. Roman. Züllichau 1801, 8., mit Titelkupf. und Vignette.
Dramatische Gemälde. Ebendas. 1802, 8.
Natalia. Ebendas. 1802—1804, 3 Bde., 8., mit Kupf.
Makaria Atalante und Kassandra. Ebendas. 1803, mit Lafontaine.
Das Schloß Aklam. Dramat. Gedicht. Leipzig 1803, 8., mit Kupf.
Leben und Liebe Ryno's und seiner Schwester Minona. Züllichau 1804 u. 1805, 2 Bde., 8.
Malven. Ebendas. 1805, 2 Bde., 8., mit Titelvign.
Wilhelm der Eroberer; die Schwüre; Wilhelm der Bastard. Leipzig 1806, 8.
Tulpen. Leipzig 1806—1810, 7 Bde., 8., mit 6 Kupf.
Gedichte. Leipzig 1808, 5 Bde., 12., mit Kupf.
Roswitha. Leipzig 1811—1816, 4 Bde., 8., mit Kupf. (Fortsetzung der Tulpen).
Der gute Geist. Zur Geburtstagsfeier Alexander I. von Rußland. Leipzig 1813, gr. 4.
Die Körnereiche. Phantasie. Leipzig 1814, 4., mit 1 Kupf.
Die Körnereiche und die deutschen Frauen. Zwei Gedichte. Ebendas. 1814, 8., mit Vignette.
Lindenblüthen. Leipzig 1814—1819, 4 Bde., 12., mit 4 Kupf. (Fortsetzung von Roswitha ꝛc.).
Die Harfe. Leipzig 1814—1819, 8 Bde., 8., mit 8 Kupf.
Becker's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. Leipzig 1815—1830.
Van Dyk's Landleben. Leipzig 1816., mit Brustb.; 2 Aufl. 1821, gr. 8.
Dasselbe. Ebendas. 1818, gr. 8., mit Brustbild und Umrissen.
Der Weinberg an der Elbe. Schauspiel. Leipzig 1817, gr. 8., mit 1 Portrait und 3 Vasengemälden, auch Musik.
Gerhard von Kügelgen. Phantasie. 2 Aufl. Dresden 1820 4. u. 12.
Malerische Schauspiele. Leipzig 1818.

Erzählungen und kleine Romane. Leipzig 1820—1827, 8.
Die Muse. Monatsschrift. Ebendas. 1821 u. 1822, 8 Bde. 8., mit Kupfern.
Theaterschriften. Leipzig 1821—1826, 4 Bde., 8., mit Kupf.
Der Freischütz. Oper. Ebendas. 1822; 3 Aufl. 1823, 8.
Liebchen von Waldkron, eine Freundschaftsgabe für 1824. Ebendas. 1824, 16.
Schön Ella. Volkstrauerspiel. Leipzig 1825, 8.
Sagen, Erzählungen und Novellen. Ebendas. 1828 u. 1829, 2 Thle., 8.
Erzählungen, Gedichte u. s. w. in Zeitschriften und Almanachen u. s. w.

Begabt mit reger, anmuthiger Phantasie, tiefem Gefühl für das Gute und Schöne, und großer Gewandtheit der Darstellung, erhöht durch treffliche Behandlung der Form und Sprache, wandelte Friedrich Kind, während eines langen, ehrenvollen Lebens, rastlos strebend auf seiner Bahn fort, unbekümmert um das Geschrei der literärischen Parteien um ihn her, der Stimme des eigenen Innern gehorchend und niemals eines Mißbrauches der ihm von der Natur anvertrauten Gaben schuldig. Seine Leistungen haben manches theilnehmende Gemüth erfreut und erheitert, und legen ein schönes Zeugniß von dem Herzen des Dichters ab, der in hohem Alter stehend, mit Zufriedenheit auf die zurückgelegte Bahn blicken darf. — Am glücklichsten ist er als Erzähler, sowohl in gebundener, wie in freier Rede; denn hier treten jene eben an ihm gerühmten Eigenschaften lebhaft hervor, und manche seiner Arbeiten auf diesem Gebiete werden, sowohl ihrer vollendeten Ausführung, wie ihres gut erfundenen Inhaltes wegen, noch lange seinen Namen auf die Nachwelt tragen und ihm einen ehrenvollen Rang unter seinen vorzüglichen Zeitgenossen behaupten. So sind z. B. seine kleine versificirte Erzählung „der Stieglitz" und seine Legende „der große Christoph" durch ihre echte Gemüthlichkeit und Treuherzigkeit wie durch die gleich vortreffliche Erfindung und Durchführung, Meisterstücke der Gattung, zu welcher sie gehören. Minder glücklich ist Kind als dramatischer, namentlich als tragischer Dichter, zwar versteht er sich vortrefflich auf Erfindung der Fabel, Oekonomie, Verknüpfung der Situationen und Gruppirung der Handelnden, aber es fehlt ihm die tragische Kraft, die tiefere Auffassung des gigantischen Schicksals, welches, wie der große Dichter sagt:

— den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt,

und seine Charaktere sind daher meist zu allgemein gehalten um eindringlich wirken zu können. — Am glücklichsten bewegt er sich dagegen in dramatischen Gebilden, welche gleichsam nur spielend die Oberfläche des Lebens berühren, und hier liefert er Ausgezeichnetes, wie das namentlich sein „Van Dyk's Landleben" beweist, welches lange der Liebling des Publicums war, und noch immer, wenn es auf der Bühne erscheint, von diesem mit Vergnügen gesehen wird. —

Der große Christoph *).

Ave magne Christophore,
Qui portasti Jesu Christe
Per mare rubrum,
Nec tamen franxisti crurum!
Seu hoc non erat mirum,
Quia tu eras magnum virum.

Angeblich auf einer alten Klostermauer zu lesen.

Offerus war ein Lanzenknecht,
Ein Heid' von Kanaans Geschlecht;
Hätt' einen Leichnam von zwölf Ehlen;
Thät nicht gern gehorchen, lieber befehlen.

Er kümmert' sich nicht sehr darum,
Was andre schelten gerad und krumm,
Dacht' nur an Balgen, Stechen und Raufen,
Wollt nur dem Größten die Haut verkaufen.

Und als er vernahm, in dieser Zeit
Sei der Kaiser das Haupt der Christenheit,
Sprach er: „Herr Kaiser! wollt Ihr mich haben?
Keinem Kleinern mag ich die Lunge laben!"

Der Kaiser sah an die Simsonsgestalt,
Die Hünen-Brust und der Fäuste Gewalt,
Und sprach: „Willst du zu ewigen Zeiten
Mir dienen, Offere, so kann ich's leiden."

Alsbald erwiedert der grobe Gesell:
„Mit ewigem Dienen geht's nicht so schnell;
Doch so lange ich bin unter Euern Hatschiren,
Soll Euch keiner in Ost und West turbiren!"

Drauf zog er mit dem Kaiser durchs ganze Land,
Welcher an ihm ein groß Gefallen fand;
Alle Kriegsleut' beim Handgemeng, wie beim Becher,
Gegen Offerus waren nur arme Schächer.

Und der Kaiser auch einen Harfner hätt,
Der sang von früh Morgens bis zu Bett,
Und war der Kaiser matt vom Marschiren,
So mußte der Spielmann die Saiten rühren.

Und einst ging die Sonne zu Rüste bald,
Da schlug man die Zelte vor einem Wald;
Der Kaiser thät wacker trinken und schlingen,
Einen lustigen Schwank mußte der Spielmann singen.

Und dieweil der Spielmann des Bösen gedacht,
Hat der Kaiser vor die Stirn ein Kreuzlein gemacht;
Spricht laut Offerus zu seinen Genossen:
„Ei sagt, was treibt heut' der Herr für Possen!"

Da spricht der Kaiser: „Offere, hör' an,
Ich hab's wegen des bösen Feindes gethan;
Der soll mit mächtigem Würhen und Brausen
In diesem verzauberten Wald oft hausen!"

Das bedünket Offero wunderbar;
Spricht zu dem Kaiser trotzig: „Fürwahr,
Ich hab' ein Gelüst nach Keulern und Hirschen,
Ei, lasset in diesem Walde uns pürschen!"

Der Kaiser spricht sänftlich: „Offere! nein,
Das Jagen in diesem Walde laß sein;
Denn wenn du suchtest für den Wanst 'n Braten,
Könnte der Feind deiner Seele schaden."

Da ziehet Offerus ein schiefes Maul,
Und spricht: „Herr Kaiser die Fische sind faul;
Thut Eure Hoheit vorm Teufel erbeben,
So will ich dem größern Herrn mich ergeben."

Fordert gelassen drauf seinen Zehrpfennig und Lohn,
Und wandert ohne langes Valet davon;
Zieht lustig fort und ohn' alles Säumen
Mitten in den Wald nach den dicksten Bäumen.

Im Walde, auf wilder Haide, war
Von schwarzen Schlacken ein Teufelsaltar.
Drauf schimmerten bleiche Menschengebeine
Und Pferdegerippe im Mondenscheine.

Doch läßt Offerus sich drob nicht grau'n,
Thut gemächlich die Schädel und Knochen beschau'n,
Ruft dreimal mit lauter Stimme den Argen,
Und setzt sich dann nieder, und fängt an zu schnarchen.

Doch als nun erschienen die Mitternacht,
Bedünkts ihm, als ob die Erde erkracht;
Er sieht auf einem kohlpechschwarzen Rosse;
Einen mohrischen Ritter mit großem Trosse;

Der gebeut den andern, fürder zu zieh'n,
Und reut't mit großer Gewalt auf ihn,

*) Aus: F. Kind's „Tulpen" (4r Band. Leipzig 1808).

Will ihn durch große Verheißung verblinden;
Doch Offerus spricht: „Das wird sich finden!“

Und ziehet mit ihm durch die Reiche der Welt,
Sich bei ihm besser, als beim Kaiser, gefällt;
Braucht selten den Helm und den Harnisch zu poliren,
Kann spielen, saufen und bankettiren.

Doch als sie einst auf dem Heerweg zieh'n,
Steh'n aufgericht drei alte Kreuze vor ihn'n;
Da kriegt der Mohrenprinz plötzlich den Schnupfen
Und spricht: „Laß uns durch den Holweg schlupfen.“

„Ich glaube, ihr weichet dem Galgenholz“ —
Spricht Offerus, und nimmt die Armbrust und Bolz
Hielt frech nach dem Kreuze in der Mitten;
Da ruft Satan leise: „Welch grobe Sitten?“

„Weißt nicht, der in Armesündergestalt
Ist Maria's Sohn; übt große Gewalt?“ —
„Wenns so ist . . . ich kam zu euch ungeheißen . . .“
Spricht Offerus . . . „jetzt will ich weiter reisen!“

Fort eilt er vom Satan mit Lachen, fragt dann
Nach Maria's Sohn jeden Wandersmann;
Doch weil ihn wenig im Herzen tragen,
Weiß auch keiner die Wohnung des Herrn zu sagen;

Bis Offerus einst zur Abendstund'
Einen alten frommen Einsiedler fund;
Der giebt ihm ein Lager in seiner Klause
Und schickt ihn am Morgen nach der Karthause.

Dort hört der Herr Prior Offerum an,
Und zeiget ihm klärlich des Glaubens Bahn,
Sagt, daß er fasten und beten müßte,
Wie Johannes Baptista einst in der Wüste.

Drauf dieser: „Heuschrecken und Honig pur,
Alter Herr! sind gänzlich wider meine Natur;
Kann man nicht anders im Himmel bekleiben,
So will ich am End' lieber außen bleiben!“

Der Prior spricht warnend: „Du ruchloser Mann!
So fang' es auf andere Weise an,
Und schick' dich zu einem guten Werke . . .“ —
Hm! das läßt sich hören, dazu hab' ich Stärke!“ —

„Schau, dort fließt ein gewaltiger Strom,
Versperrt frommen Pilgern den Weg nach Rom;
Nicht leidet die Flut weder Steg noch Brücken;
Drum leihe den Gläubigen deinen Rücken!“ —

„Wenn also dem Heiland gefällig ich bin,
Fern trag' ich die Wandersleut' her und hin!“ —
Drauf baut er ein Hüttlein von Schilfesmatten,
Und lebt bei Bibern und Wasserratten;

Trägt von Stund an von einem zum andern Strand
Getrost, wie ein Kameel und Elephant,
Und wollen die Leute ihm Fährgeld geben,
So spricht er: „Ich trage für's ew'ge Leben!“

Und als nun nach manchem langen Jahr
Das Alter Offero gebleicht das Haar,
Ufts einst bei Sturmnacht kläglich: „Du lieber,
Du guter, großer Offere, hol' über!“

Offerus zwar müd' und schläfrig ist,
Denkt aber treulich an Jesum Christ,
Greift gähnend nach dem Tannenstamme,
Einem Stäblein in hohem Wasser und Schlamme;

Wadet durchs Wasser, kommt dem Ufer nah;
Doch sieht er keinen Wandrer da,
Denkt: Hab' einmal geträumet wieder!
Legt sich aufs Ohr, und schnarchet wieder.

Und als er kaum entschlafen ist,
Ufts abermals nach kurzer Frist
Gar kläglich, beweglich: „Du guter, lieber,
Du großer, langer Offere, hol' über!“

Offerus steht zweier geduldig auf,
Beginnt aufs neue den Wasserlauf;
Doch, so weit des Flusses Ufer gehen,
Ist weder Mann noch Maus zu sehen.

Er legt sich wieder, schläft brummend ein;
Da hört ers zum drittenmale schrein,
Gar klar und bittend; „Du guter, lieber,
Du großer, langer Offere, hol' über.“

Zum dritten nimmt er den Tannenstab,
Steigt in den kalten Strom hinab,
Spricht unwirsch: „Nun endlich muß ich's finden,
Mich soll der Donner . . . verzeih mir die Sünden!“

Findt auch ein zartes Junkerlein,
Mit goldnem Kraushaar und lichtem Schein;
Ein Lammesfähnlein in der Linken,
Ein Küglein in seiner Rechten blinken.

Das Knäblein schaut gar sanft herauf;
Er hebt es mit zwei Fingern auf,
Setzt's auf den Kopf, und brummt: „Der Kleine
Könnt' wohl spazieren bei Tagesscheine!“

Doch als er nun kommen in die Flut,
Wird's centnerschwer auf seinem Hut;
Er zieht den Junker herab an den Beinen,
Und denkt: wer sollt's von dem Büblein meinen?

Und immer schwerer ward die Last;
Das Wasser wuchs ihm zu Häupten fast;
Große Tropfen ihm von der Stirne troffen;
Bald wär' er mit dem Junker ersoffen.

Als er ihn endlich bracht ans Land,
Setzt er sich keuchend an den Strand,
Spricht: „Herrlein, ich bitte nicht wieder zu kommen;
Denn diesmal hab' ich Schaden genommen.“

Da taufet der holdselige Knabe ihn,
Spricht: „Wisse, dir sind alle Sünden verzieh'n;
Und ob auch deine Glieder zerschellten,
Sei fröhlich, du trugest den Heiland der Welten!“

„Zum Zeichen pflanz' in die Erd' deinen Stab,
Der, lange verdorrt, keine Blätter mehr gab;
Am Morgen wird er sich grünend weisen;
Und du sollst nun Christophorus heißen.“

Da faltet Christophorus seine Händ',
Spricht betend: „Ich fühl's, es nahet mein End';
Meine Gebeine zittern, die Kräfte schwinden,
Und Gott hat vergeben all' meine Sünden.“

Der Junker verschwand in helles Licht!
Christophorus fiel aufs Angesicht,
Steckt' dann sein Stäblein in die Erde,
Und schaute, ob es grünen werde.

Und sieh! am Morgen war es grün,
Fing an, wie Mandeln, roth zu blüh'n;
Drauf haben die Engel nach dreien Tagen
Den Christoph in Abrahams Schooß getragen *).

Willigard**).

1.

Durch Dornen drang ich zu der Waldkapelle;
Geöffnet stand des wüsten Kirchleins Thor;
Von bleichen Scheiben fiel des Mondes Helle
Mit blauen Schatten ins vermorschte Chor.
An des bemoosten Altars lock'rer Schwelle
Schwankt eingeschleiert eine Jungfrau vor.
Sie schwebte hehr am rostigen Geländer;
In weißem Schimmer blinkten die Gewänder.

*) Nach andern soll dieser Heilige vor der Taufe nicht Offerus sondern Adocimus geheißen haben, und zuletzt als Märtyrer enthauptet worden sein.

**) Aus: J. F. Kinds „Tulpen.“ (1r Band. Leipzig 1806.)

„Ob kühle Lüfte dir entgegen scheben" —
So sprach sie mit enthülltem Angesicht —
„Doch sollst du, stiller Waller, nicht erbeben;
Denn Gott erblickt mein Geist in seinem Licht.
Ermanne dich, des Grabes Stein zu heben,
Der mürbe unter deinen Händen bricht,
Womit die Läst'rung meine Gruft umsponnen,
Ist dann vor deinem Auge bald zerronnen!" — —

Und was ich dort in halb erblich'nen Kunden,
Verwahrt in kaltem, grüngeflecktem Blei,
Von Wiligard, der Lieblichen, gefunden,
Wie bald verblüht die süße Rose sei,
Das geb' ich Euch, des alten Worts entbunden,
Wie mir's beliebt. Des Dichters Will' ist frei
Und gern vernimmt das Ohr der Liebe Klage,
Die fromm erklingt aus Gräbern früh'rer Tage.

2.

Hanns Veldeck, genannt der Hinkler, an Georg von Westhausen d. j.

Ich danke dir, lieber Georg, deinem edlen Vater und der guten Bürgerschaft für die ehrenvolle Einladung. Du kennst mein reizbares Gemüth, und wie schwer ich es über mich gewinne, eine Gelegenheit zu verabsäumen, wo es Ehre zu erwerben giebt. Mein Ruf, der erhebende Gedanke, im Munde des Volks und im Herzen der Edelsten zu leben, ist das Einzige, worauf das Schicksal den früh Verwaisten bei diesem gebrechlichen Körper verwiesen hat, und ich denke sehr ernstlich darauf, den Ruhm meiner Jugend für mein Greisenalter aufzusparen, wie die emsige Biene den Frühlingshonigsein für den blütenlosen Winter. Still und ruhig, wie ein Feldbach, wenn auch über verborgene Felsen und Untiefen, könnte künftig mein Leben dahinfließen, spornte nicht eine seltsame Begier mich rastlos an, den alten Ruhm meines Namens, den schon mein Vater aus dem Grabe wieder erweckte, noch mehr zu verbreiten, und keinen der Zeitgenossen in meiner Kunst über mich zu lassen. Ich habe dir diese meine Schwäche nie verhehlt, und, trotz alles innern Widerstands, ist sie seit unsrer Trennung nur noch gewachsen. Zeihe mich immer des Neides oder einer kleinlichen Mißgunst; ich muß mir dieß gefallen lassen, aber du siehst wenigstens aus meinem offnen Geständnisse, daß ich den Antrag, bei der Erbhuldigung eures jungen Herzogs zu erscheinen, nicht aus Eigensinn von mir ablehne. Ach, wie manchen harten Kampf mit mir selbst habe ich zu bestehen gehabt; wie viel Ueberwindung wird es mich noch kosten, diesen Brief an dich abgehen zu lassen.

Doch es ist beschlossen, und keine Lockung soll mich in diesem Entschluß wankend machen. Wenigstens binnen fünf Jahren betrete ich die Thore deiner Vaterstadt, die mir durch die Großmuth deines Vaters zu meiner eignen geworden ist, nicht wieder.

Sage dem vielgeehrten Herrn Stadtvoigt und den braven Viertelsmeistern, der Herr Markgraf wolle mir keinen Urlaub gestatten, und die edelmüthigste Aufnahme habe mich ihm zu tief verbunden, als daß ich wider seinen Willen die Reise antreten könnte. Dir selbst entdecke ich wohl einmal die wahre Ursache, wenn ich mich stark genug dazu fühle.

Berichte mir, wenn die Feierlichkeiten vorüber sind, Alles genau, und besonders, welche Meistersänger sich bei der Hofhaltung eingefunden haben, und welchen von ihnen Beifall zu Theil worden sei?

3.

Westhausen d. j. an Veldeck.

Du hast doch unrecht gethan, trefflicher Johannes, dem Locken des jungen Frühlings zu widerstreben, und meine Einladung, so wie gemeiner Stadt Wünsche, hartnäckig zu verschmähen.

Zwar der Sieg, den du jedenfalls über alle deine Mitwerber davon getragen hättest, würde dir wenig genützt haben; denn, unwürdig ihrer trefflichen Vorgänger, wetteiferten sie unter einander an verächtlicher Schmeichelei und begehrlicher Unverschämtheit, und selbst der greise Vinold erniedrigte sich, den jungen, feurigen, aber noch ruhmlosen Herzog über die alten Helden seines Stammes zu erheben, die doch gegen die Türken und sonst männliche Kriegsthaten geübt. Doch die biedre, ungeheuchelte Freude eines treuen Völkchens, der Ausdruck der Rührung im Antlitz der huldvollen Fürstin, ja selbst das bunte Gewühl, und die anständige Pracht der Aufzüge, hätten deinen finstern Sinn erheitern müssen.

Zuerst muß ich dir melden, daß der achtzigjährige Caspar Hollmann, vormals der trauteste Freund meines Vaters, aber seit kurzem wegen eines geringen Zwists tödtlich mit ihm verfeindet, seine Stadthauptmannsstelle niedergelegt hat. Der reiche Gewerkherr Conrad Zeuner ist dafür eingetreten, und mich hat die einmüthige Stimme der Zünfte zum Fähndrich bei der ersten Rotte, nämlich bei der Rotte der Armbrustschützen erkohren.

Zwar die alten Verfassungen, wo der Bürger allein seine Wälle und Basteien mannhaft vertheidigte und nur selten Eindlinge in die Ringmauer aufnahm, nähern sich dem Verfall; zwar suchen die Fürsten des Reichs die Kräfte der Städte zu brechen, und sparen weder List noch Gewalt, eine Freiheit nach der andern ihnen zu entwinden; ..... ach! wir sind nur Schatten unsrer Väter und Urväter; was werden unsre Söhne und Enkel sein? ..... aber immer noch lebt im Herzen der ältern Rottmeister, leuchtet aus der Einrichtung des Ganzen ein kräftiger Geist hervor, und als ich beim Einzuge des fürstlichen Paares zum erstenmal mein Amt verwaltete, da ergriff mich eine wunderbare Rührung, eine sowohl erhebende, als niederdrückende Wehmuth .... ich vermag es nicht mit Worten zu sagen! Diese alte Fahne, die nur bei besondern Feierlichkeiten gebraucht wird, und seit Jahren in einem Winkel der Rüsthaus es unter Staub und Spinnengeweb verborgen gelegen hatte, diese unscheinbare, zerfetzte, halbvermoderte Fahne hatte einst auf dem alten Werke, der Trotzen genannt, den Mittelpunkt einer wüthenden Vertheidigung gegen stürmende Belagerer abgegeben; diese Fahne wurde einst bei einem nächtlichen Ausfalle von dem Fahnenträger, einem trefflichen Jüngling aus dem alten Bürgergeschlecht der Preißler, und dem Bräutigam der züchtigsten Jungfrau, da ihm durch ein Steingeschütz die Rechte zerschmettert worden, mit der Linken in die Stadt zurück gebracht, und er sank, sie noch empor haltend, todt zur Erde; der röthliche Rost an diesem Fahnenspanten hatte sich vielleicht zuerst von seinem Blute, von den Thränen der unglücklichen Braut angesetzt ..... ach, Johannes, ich stampfte die Spitze fest in den Boden und sprach zu mir selbst: Warum ward ich so spät geboren?

Wir postirten uns am Margarethenthor, das ganze rothe Fähnlein in Panzern und Stahlhauben mit schwarz und rothen Helmfedern; das zweite, der Büchsenschützen, in schwarz und grün geschlitzten Wämsern, mit spanischem Kragen und Hut, hielt uns gegen über. Nach einer Stunde verkündeten ein Heerpaucker und sechs Trompeter in prächtiger fürstlicher Livree die baldige Ankunft des erwarteten hohen Paares. Jetzt wallte unter dem Geläut aller Glocken, wobei auch von der Brustwehr die zwölf Monate *) und die kleinern Böller ihr wacker hören ließen, ein Zug Jungfrauen durch unsre Mitte, die Frau Herzogin mit Blüthenkronen und mit Geschenken von feinen Gewändern einzuholen; Mathildis von Harteisen, die jüngere Tochter des ersten Bürgermeisters, meine längst bestimmte Braut, an ihrer Spitze. Du kennst sie ja wohl, die Mathilde. Herrlich in goldgeblumten Sammet, den vollen Busen, wie die Hoffräuleins, recht entblößt und mit dem köstlichsten Schucke belastet, glich sie selbst einer Prinzessin, und ihr schwarzes, loderndes Auge winkte mir einen freundlichen Gruß. Mein Blick erwiederte ihn, wie ich denn wohl mußte ....

An die fünfzig Jungfrauen mit Rautenkränzlein, Rosmarinzweigen und frühen Lenzblumen geziert, zogen still und ernsthaft an uns vorüber, nur die jüngsten, reizendsten, unbescholtensten unsrer Stadt. Einfacher, als alle, schwanenweiß und schier züchtiger, als eine Kloster-Nonne, gekleidet, schlich ein Mägdlein den Zug, das ich vorher noch niemals gesehen hatte. Auch die wunderholde Dirne schaute von ohngefähr aus dem breiten Spitzenschirm ihrer Haube, der fast das ganze zarte Gesicht mir verbarg, mit unbeschreiblichem, himmlischem Blick mich an. Johannes! Hättest du sie gesehen ..... ich kann dir nicht sagen, wie mir zu Muth ward! Meine Hand lehnte an der Fahne; ich zuckte, sie vor der Herrlichen zu senken, und Gott weiß, was geschehen wäre, hätte sie nicht, staunend erschreckend, ihr Auge zur Erde gewandt.

Nächstens das Weitere.

4.

Westhausen d. j. an Veldeck.

Es würde dir wenig Vergnügen gewähren, mein geliebter Freund! könnte und wollte ich dir auch die Pracht des Einzugs, die Schönheit der Wagen und Rosse, die Menge und köstlichen Kleider der herzoglichen Diener, die Ceremonie der Huldigung aufs genaueste beschreiben. Du hast, wie dein Aeneas und Ulysses, viel Städte und Länder gesehen, und lebst jetzt an einem der glänzendsten Höfe; was einem Jüngling, der nur aus einer Handelsstadt in die andre reiste, neu und merkwürdig

*) Namen der groben Geschütze.

cheint, kann unmöglich deine Aufmerksamkeit reizen. Eher wird es dir nicht ganz gleichgültig sein, wenn ich dir melde, daß der junge Regent ein gar schöner, lebhafter und leutseliger Herr ist, von hoher, stattlicher Statur, doch dabei zart und wohlgenährt. Auf seiner Stirn thront das Freie, Ungebeugte, Stolze eines zur Regierung Gebornen; um seinen Mund schwebt der Zug des Wohllebens und einer fast weichen Gutmüthigkeit. Die Frau Herzogin aber ist nur von kleiner Gestalt und blasser Gesichtsfarbe, doch ein wahrhaftiges Engelsbild. Man schmeichelt sich mit der Hoffnung, sie werde ihren Herrn bald mit einem Erben beschenken. Als sie bei uns vorbeifuhr, und mit den großen freundlichen Kornblum-Augen immer winkte, und mit den runden, weißen Händen auf beide Seiten dankte, ja zuletzt gar anhalten ließ und ein reich gesticktes Band an unsre Fahne verehrte, da schmunzelten selbst die ältesten Graubärte aus ihren Pickelhauben hervor, und hinter uns flogen alle Mützen und Hüte in die Luft.

Schon gegen vier Uhr begab sich die gnädige Herrschaft aufs Rathhaus, wo ein gar stattliches Banket mit Musik und Tanz für sie angerichtet war. Mir fiel es in etwas auf, daß unter den Edeldamen und Rathsherrenfrauen auch einige Bürgerweiber und Mägdlein sich befanden, unter diesen auch die Eine, die ich aus dem ganzen Zuge allein noch im Gedächtniß hatte. Aber bald erfuhr ich, die Frau Herzogin habe sich bei der Bewillkommung vorzüglich mit dieser, die ihr eine silberne Spindel voll des zartesten Gespinnsts überreicht, unterhalten, wie denn auch der Herzog diesen Abend nur mit seiner Gemahlin, mit Mathilden von Harteisen und mit dieser Einen getanzt hat. Die Bürger hielten dieß für eine besondere Gunst und Herablassung gegen den Bürgerstand; aber guter Johannes, mir kam es ganz anders vor. Ich hatte zu sehr auf die Augen des Herzogs gesehen .....

Könnte ich dir dagegen ihr Erröthen und Erblassen, jede ihrer Bewegungen, jeden ihrer sittsamen Schritte schildern; könnte ich dir beschreiben, wie sie, in sich selbst geschmiegt, nur dann das Auge aufschlug, wenn das Gegentheil unanständig gewesen wär, wie sie nur mit der äußersten Spitze der zierlichen Finger die Hand des Herzogs berührte .... könnte ich dieß, und hättest du je sie gesehen, du würdest ausrufen: Das war Wiligard!

Den Tag nach dem Banket überbrachte die Bürgerschaft dem hohen Fürstenpaare das gewöhnliche Geschenk. Mein Vater und einige Vorstände reichten dem Herzoge den Ehrenwein; für die Herzogin war beim alten Preißler .. er ist Wiligards Vater ... ein prächtiges Lavoir gearbeitet worden. Du erinnerst dich vielleicht seiner noch; er ist der geschickteste Goldschmied der Stadt, und hat ehedem selbst in Welschland und Frankreich große Ehre gewonnen. Man sagt, bei dem vorigen Herzoge, der kostbares Geschirr hoch schätzte, habe er nicht wenig gegolten.

Zwei Hundert Mark schwer war das Gefäß, und der alte, wunderlich stolze Mann hatte für seine Arbeit von der Bürgerschaft durchaus keine weitere Vergeltung annehmen wollen, als nur die Vergünstigung, das Lavoir der Frau Herzogin selbst zu überreichen. Dieß geschah denn auch. Das Lavoir übertraf alles, was in dieser Art je gesehen worden; die stark vergoldete Unterschale war mit Najaden, Tritonen und Delphinen reichlich verziert, und die schlanken Handhaben der Kanne wurden von Schwänen und Sirenen künstlich gebildet. Am meisten verwunderte man sich über das Bild des Perseus, das dem Herzoge glich, und eine an den Felsen gefesselte Andromeda. Es stand auch eine räthselhafte Inschrift dabei; aber der Preißler wollte die Deutung nicht sagen.

Die Herzogin dankte ihm mit den freundlichsten Worten, und kaum hatte der Herzog den Namen des Künstlers vernommen, als er mit schneller Neugier laut ausrief: Ha, wohl gar der Vater meiner schönen Tanzjungfer? ... Er reichte dem Alten huldvoll die Hand, ohne Zweifel zum Kusse; aber der treuherzige, geschmeichelte Künstler, der diese Absicht nicht ersah oder errathen wollte, schüttelte und drückte sie ihm so derb, daß das junge Herzoglein sie heftig zurückzog. Doch sahen er nachher über diese Verwegenheit nicht erzürnt, sondern stellte sich immerfort wunderfreundlich gegen den Preißler.

Ich muß jetzt schließen, lieber Johannes, weil ein großes Schießen mit Kugelbüchsen zu Ehren des Herzogs veranstaltet wird, wobei ich nicht fehlen darf. Ich denke auch, du hast für heute genug! So bald ich mich den jetzigen rauschenden Unruhen auf einige Augenblicke entreißen kann, schreibe ich dir wieder.

5.

Veldeck an Westhausen d. j.

Ihr hättet euch die Mühe ersparen können, Junker! über eine schlau errath'ne Schwachheit solch Gespött zu treiben. Ich habe mir schon tausendmal bittre Vorwürfe gemacht, daß mein Herz noch an Redlichkeit, Freundschaft und Liebe glauben kann. Aber bin ich auch ein Thor, so hab' ichs doch nicht um euch verdient, daß ihr mich höhnt. Geht denn hin, macht mich zum Gelächter der Stadt und der Gegend; bringt es dahin, daß man meine Lieder, die ich mit frommem Gemüth auf die Herrlichste dichtete, vor den Herbergen absingt .... ich werde auch diese Schmach zu erdulden wissen, werde es überleben, daß ich einem Jüngling mein Heiligstes aufschloß, der im Uebermuth auf Schönheit der Gestalt, Ansehen und Reichthum, einen Mann zu verspotten im Stande war, der für ihn sein Leben geopfert hätte. Lebt wohl, wenn ihr könnt!

6.

Westhausen d. j. an Veldeck.

Veldeck! ewig geliebter Veldeck! ich beschwöre dich bei allen Heiligen, welch' ein böser Geist ist wieder einmal über dich gekommen? Bei allen Ansprüchen auf Erdenglück und ewige Seligkeit! ich kann es nicht errathen, wodurch ich dich erzürnt habe, und nie kehrt Ruhe wieder in mein jetzt von allen Seiten bestürmtes Herz, bis du mir die Ursache deines, so ganz grundlosen Argwohns zu wissen thust. Nicht als Freund den Freund ... denn deine Freundschaft hast du mir aufgekündigt ... als Mensch den Menschen, fordre ich dich auf, mir jenes unselige Mißverständniß baldigst zu entziffern, das mich völlig zu Boden schmettern würde, wüßte ich mich nicht gänzlich schuldlos.

Ich wiederhole es, daß die Ruhe mich fliehen wird, bis ich Antwort von dir habe. Veldeck! wirst du mich lange vergeblich darauf harren lassen?

7.

Veldeck an Westhausen d. j.

Ja, ich sehe es ein ... Du mußt mich hassen, theurer Georg! mußt mich verabscheuen; ich bin deiner Freundschaft, was sag' ich? ich bin meiner eignen Achtung, bin dieses armen, traurigen Daseins nicht werth. Verwaist von meiner frühesten Jugend, gebrechlich von den ersten Knabenjahren an, mißtrauisch gegen die Vorsicht, getrennt nun auf ewig von meinem Heiligsten, verzweifelnd an mir selbst, konnt ich auch dich in einer Stunde schwarzen Trübsinns verkennen und beleidigen, dich, den einzigen, an dem meine Seele hängt, dem vom ersten Augenblick an mein Herz feurig wallte ....

Ich habe deine beiden letzten Briefe noch einmal durchlesen, und ich bekenne es: völlig betäubt muß ich in der Stunde gewesen sein, als ich durchgehends Spott und Hohn in deinen Worten fand. Etwas andres freilich, etwas, das mich unter andern Umständen von Sinnen bringen würde, spricht aus jeder Zeile; aber darf und kann ich deshalb mit dir zürnen? Nein, nein, du guter, lieber, trefflicher Georg! du bist unschuldig; du sollst und mußt glücklich werden; du hast nichts verbrochen; ich allein bin der Verbrecher an der heiligsten Freundschaft.

Gern, gern möchte ich mir jede Erklärung ersparen, die mich aufs neue tief verwunden wird. Aber nein, ich will büßen, was ich verbrach; nur durch diese freiwillige Buße kann ich mich deiner Freundschaft wieder würdig machen. Hör' es also, lieber Georg ... Deine lobpreisende Schilderung einer Alles, selbst das Herz des Landesherrn, bezaubernden Schönheit, als Antwort auf meinen Entschuldigungsbrief; dein: „Ich denke auch, du hast für heute genug!" meine Hoffnungslosigkeit, meine nur gewaltsam besiegte thörigte Neigung ....

Was ich auch mit mir selbst kämpfe, es ist mir unmöglich, dir es deutlicher zu entdecken; o gewiß, du hast mich auch schon verstanden!

Erinnerst du dich noch, liebster Freund! jenes Herbstabends, des letzten, ehe ich von dir schied? Wir saßen Hand in Hand bis fast um Mitternacht in deiner Laube; du warfst dich an meinen Hals und beschworst mich, länger bei dir zu verweilen; denn du wußtest ja nicht, was mich zwang, deine Vaterstadt zu verlassen, du wähntest, nur Mißmuth, nur angewöhnter Hang zum Herumschweifen, nur eitle Ruhmsucht treibe mich wieder hinaus. Wir wurden immer stiller und stiller, der Mond zitterte immer bleicher durch die Blätter, ich sah Thränen in deinen Augen ... Da ergriff ich die Harfe und sang dir meine Trauer; ich feierte eine Lebendige, die für mich todt war. Für mich todt .... so hatt' ich mir selbst geschworen!

Georg! längst hast du jene Töne vergessen; jene Worte hallten flüchtig und unverstanden vor dir vorüber; das Echo davon klang noch nicht in deinem Herzen. Hier hast du den Klagegesang, so weit ich ihn im Gedächtniß habe. Er wird dir alles erklären! Nur in deiner Hand will ich ihn wissen; in jeder fremden würde er zum Dolche, an dem mein Herz sich verbluten müßte.

Nicht wahr, du wirst mir vergeben?

8.

Was lockst du, junge Rose!
Mich zu dem Quellenmoose?
Ach, flüsternd ruft die Luft
Aus kalter Todtengruft:
Ihr Jünglinge, wir haben
Die Schönheit hier begraben! ...
Seit Wiligard verschied,
Lebt Schönes nur im Lied.

Ihr süßen Nachtigallen!
Zu euch darf ich nicht wallen;
Denn Euer Silberton
Spricht meiner Klage Hohn.
Ich könnt' in jenen Buchen
Ja noch die Schönste suchen ....
Seit Wiligard verschied,
Lebt Schönes noch im Lied.

Was winkt aus hoher Ferne
Ihr, sanfte Liebessterne?
Ihr täuscht mit euerm Licht
Dieß matte Auge nicht.
Ich find' in euerm Schimmer
Ja meine Holde nimmer; ....
Seit Wiligard verschied,
Lebt Schönes nur im Lied.

Ob Lenz und Winter schwinden,
Du wirst sie nirgends finden!
Horch! flüsternd ruft die Luft
Aus kalter Todtengruft:
Ihr Jünglinge, wir haben
Die Schönheit hier begraben! ....
Seit Wiligard verschied,
Lebt Schönes nur im Lied.

9.

Wiligard an Elisabeth.

Ich habe meinem Vater nie wärmer im Stillen dafür gedankt, daß er mich Schreiben lehrte, als seit der Zeit, da er mich mit nach Unserer lieben Frauen nahm, und ich euch, meine theure, hochverehrte Elisabeth, kennen lernte. Euer letzter Brief zeigt mir genugsam, daß ihr von dem, was seit einigen Wochen in unserer Stadt vorgegangen, die genauesten Nachrichten erhalten habt, und nur das ist mir räthselhaft, daß auch ihr, wie mein guter Vater, die zweideutige Huld des Herzogs, die mich so tief gekränkt und in unbeschreibliche Angst versetzt hat, für ehrenvoll ansieht und mir gewissermaßen dazu Glück wünscht. Nein, meine edle, fromme Elisabeth! das kann unmöglich eure ernstliche Meinung sein; gewiß wollt ihr dadurch eure Wiligard nur prüfen, nur erforschen, ob sie eurer Gunst und Zärtlichkeit werth sei.

Aber seid unbesorgt, liebe Elisabeth! Eitelkeit und Stolz werden mich nie vom rechten Wege verlocken, dafür bürgt mir mein inneres Gefühl und .... ach! ich muß es euch endlich entdecken; schon seit Monden liegt es mir wie eine Centnerlast auf dem Herzen ... und eine geheime, aber unauslöschliche Neigung. —

Ihr wißt es, daß ich keinen Tag versäume, der heiligen Messe oder Predigt in unserm Münster beizuwohnen.

Am Tage aller Seligen, als ich lang und inbrünstig für das Heil meiner früh verstorbenen Mutter gebetet hatte, stand ich freudigen Herzens auf, und meine Blicke fielen auf die Capelle in der Nähe des hohen Altars. In demselben Augenblick hob sich dort hinter dem Schnitzwerk auch ein Jüngling von den Knieen, wie ich noch nimmer einen erblickt. Ich wage es nicht, euch seine Züge zu schildern; aber von dieser Minute stand sein Bild so lebendig in meiner Seele, daß ich nicht einmal wünschte, ihn je wieder zu sehen, sondern ihn bald nur für ein Gebild meiner feurigen Andacht hielt, und ... warum sollte ichs euch verbergen, verhielt es sich anders? .... in diesem Wahn mich sogar glücklich fühlte.

Man hat euch gemeldet, daß sie, um meinem Vater eine Freude zu machen, mich mit zu dem Zuge erwählt haben, der unsre Frau Herzogin bewillkommen sollte. Ich ging still durch die Reihen der Bürgerwache, und nur die Hauptfahne, bei deren Vertheidigung einst ein edler Jüngling meiner Familie das Leben eingebüßt hatte, reizte meine Neugier. Denkt euch meine Freude, mein Entsetzen, meinen fast tödtlichen Schreck, als ich aufblickte, und diese, mir so denkwürdige Fahne in der Hand des nämlichen Jünglings gewahrte, den ich zwar schon mondenlang wachend und träumend um mich erblickt hatte, aber noch immer für eine bloße Erscheinung hielt. Meine Knie bebten; ich war nahe daran, zusammen zu sinken; nur Scham und die Furcht, mich zu verrathen, hielt mich aufrecht.

Ich habe den Guten seitdem öfter gesehen; als Sohn des Vornehmsten unsrer Stadt, ist er gewöhnlich im Gefolge des Fürstenpaars, und, wunderbar! ... auch er scheint auf eine mir unerklärliche Weise an mich gefesselt. Seine Blicke suchen immer die meinigen; wie ein Schutzgeist schwebt er mir unaufhörlich zur Seite; oft schien er um mich besorgt, blickte oft trotzig und kühn auf den Herzog; oft richtete er seine Augen flehend, rathend, zurechtweisend auf mich, und, irre ich nicht ganz, so war er schon mehrmals im Begriff, mich anzureden, und scheute nur die Zeugen.

Schreibt mir, theure Elisabeth! was ihr davon denkt. Sollte das Liebe sein? und ist es wohl unrecht, daß ich so immer an ihn denke?

10.

Veldeck an Westhausen d. j.

Fast ein Monat ist verflossen, und ich habe keine Zeile von dir erhalten. Könntest du noch mit mir zürnen? oder ... ich zittre, es zu denken ... wär' mein letzter Brief in fremde Hände gerathen? Ich beschwöre dich, mein Georg! reiß mich aus dieser Unruhe, und ... wenn du mich noch liebst, wenn du ganz mir verziehen hast, so melde mir alles was dich ... und was Wiligard betrifft. Alle Freuden sind längst von mir gewichen; nur eine Hoffnung ist in meinen Busen jetzt aufgelebt, die mich wunderbar aufrichtet: Keiner wird Wiligard besitzen, als mein Georg!

Da ich diesen Brief durch einen ganz zuverlässigen Boten sende, so lege ich auch endlich die versprochene Abschrift von dem Liebes- und Heldenbuche meines Vaters bei. Der alte Preißler hat die Urschrift mir beim Abschiede geschenkt; weiß Gott, wie dieser dazu gekommen ist. Dieß Buch hat mich zuweilen mit unsäglicher Wehmuth erfüllt; ich möchte weinen, wie Alexander bei Philippi Siegen, und habe noch viel zu lernen, ehe ich meinem Vater gleich komme. Die Zwischengeschichte von der maurischen Königstochter Lisarda ist doch unbeschreiblich schön, und wird dich gewiß höchlich vergnügen. Lebe wohl!

11.

Westhausen d. j. an Veldeck.

Ich habe alle deine Briefe, auch dein angenehmes Geschenk, richtig erhalten, und bin ruhig und glücklich jetzt. Könnte ich doch an deine Brust sinken und dir alles sagen, was ich empfinde. Mancher Sturm ist, seitdem ich das letztemal an dich schrieb, durch meine Seele gezogen, und an dem nämlichen Tage, als ich deinen vorletzten Brief erst bei Nachtzeit erbrechen konnte, hatte Wiligard .... ja, ich kann dir den Schmerz nicht ersparen, und du selbst nennst ihn ja deine einzige, dich aufrichtende Hoffnung ... an meinem Herzen die Thräne des ersten Geständnisses geweint. Ja sie ist mein, Veldeck! die Treffliche mein, und, wäre es möglich, nun doppelt mir heilig, da auch du sie liebtest und im Glück meiner Liebe dich selbst beglückt fühlst. Alle Angst und Qual ist nun vorüber, und durch die Abreise des Hofs fühle ich mich erleichtert, wie ein Verbrecher, dem auf dem Richtplatze das Leben geschenkt wird.

Doch noch weißt du bei weitem nicht alles, und hättest du auch nicht selbst mich dazu aufgefordert, so würde mir mein Herz doch keine Ruhe lassen, bis ich dir vertraut, was seit kurzem mich bald zum Abgrunde der Verzweiflung geschleudert, bald in den Himmel erhoben hat.

Besinne ich mich recht, so gab ich dir zuletzt von einer zweiten, zu Ehren des fürstlichen Paares veranstalteten Landbarkeit vorläufige Nachricht. Der Herzog war dabei noch weit prächtiger und huldvoller, als zuvor, und ließ es nicht dabei bewenden, gemeiner Stadt zu diesem Tage auf einige Zeiten sechs Fuder Weins aus der Hof-Kellnerei und zwei Hirsche zu verehren, sondern hatte auch am Abend einen Glückstopf anrichten lassen, wo lauter Treffer waren.

Ich kann dir mit Recht sagen, lieber Johannes, der junge Herzog ist ein trefflicher Schütz. Er traf dreimal schwarz ganz nahe am Centrum, und ich und der alte Hellmann waren ihm zunächst. Aber die stattlichen Hofherren und Rüstmeister wunderten sich nicht wenig, daß sie vor den gemeinen Schützen so gar keinen Vortheil erlangten, sondern einmal über das andere von ihnen ausgestochen wurden. Der

Herzog bezeigte sich ungemein erfreut, daß er fast bis zuletzt immer der Beste blieb; endlich schoß der Rothgießer Lorenz Scheufler ohne Scheu vor des Herzogs Verdrusse auf den Nagel, daß die Kugel breit wie ein Zweiguldenstück herunterpatschte. Da stampfte das Herzoglein mit dem Fuße, ward aber bald wieder fröhlich und schenkte dem Hollmann und mir, vielleicht blos um den Scheufler zu kränken, jedem einen Jagdstutz, schön mit Helfenbein und Silber ausgelegt.

Die ordentliche Vertheilung der Preise und Vortheile wartete der Herzog nicht ab, sondern führte seine Gemahlin fast ungeduldig aus dem Gezelt nach dem Tanzsaal. Ich läugne es nicht, daß seine Eile mir auffiel, und ich vermuthete auch die Ursache. Leider hatte ich mich nicht betrogen. Er übersah mit flüchtigen Blicken die versammelten Frauen, und als er Wiligard gewahr ward, die sich ganz in die Ecke zurückgezogen hatte, schienen seine Augen wie fest gezaubert. Er sagte mehrern von den Jungfrauen, die ihm eben nicht auswichen, einige gnädige Worte; aber seine ganze Absicht war darauf gerichtet, auch an Wiligard zu kommen. Doch diese wußte das Zusammentreffen sehr geschickt zu vermeiden, und zog sich in die Nähe der Herzogin, die sie wieder zu sich rief und sehr freundlich mit ihr sprach. So ging es denn bis zur Abendtafel, wo wacker gezecht wurde und der Herzog selbst sich nicht wenig gütlich that.

Nach dem Mahle wurde ein Vorhang vor einem Schaugerüst aufgezogen, und der Glückstopf nahm seinen Anfang. Es war aber dazu von einem lustigen Rathe des Herrn ein Schimpfspiel angegeben, und von einem der Meister in zierliche Reime verfaßt, das einige der Hoffräulein und Junker gar schön darstellten, nämlich das Urtheil des trojanischen Prinzen Paris. Die drei heidnischen Göttinnen, prächtig in Brokat und Silberstuck gekleidet, stritten sich um einen goldnen, kunstreich gearbeiteten Bisamapfel, als den Preis der Schönheit und den Hauptgewinnst. Aber Paris wollte sich zu keiner Entscheidung verstehen, sondern warf den Apfel in den Glückstopf, und Cupido mit verbundenen Augen mußte die Loose ziehn. Da hättest du sehen sollen, wie alle die Hof- und Edelfrauen vor Erwartung auf die Zehen traten; meine Braut hatte sich ganz vor ans Theatrum gedrängt, aber Wiligard stand am äußersten Fenster. Nun merkte ich und auch andere zwar wohl, daß es mit der Verloosung nicht ganz redlich zuging, sondern daß der Marschall bald hie bald da, was ins Ohr flüsterte; aber wir ließen uns das nicht irren und freuten uns Alle, daß ohne Zweifel der lieben Frau Herzogin der Apfel zu Theil werden solle. Denke dir aber das allgemeine Erstaunen, als der Liebesgott fast zuletzt bei Wiligards Nummer den goldnen Apfel hervorzog, und ihn dem Herzoge zustellte, um ihn der Gewinnerin eigenhändig zu überreichen. Alle die Hof- und Rathsherrenfrauen glühten im Gesicht wie Zinnober; Wiligard aber mußte sich an einem Schenktisch festhalten, daß sie nicht umsank. Boshaftigliche Blicke, fast in aller Augen, weideten sich an ihrer Verlegenheit; doch sie faßte sich schnell, nahm den Apfel mit einer tiefen Verbeugung an, legte ihn auf einen silbernen Credenzteller, und überreichte ihn mit einem Fußfall der selbst außer Fassung gebrachten Frau Herzogin. Diese schien sonderbar überrascht, küßte Wiligard ... ach, sie lag vor ihr in dem engen braunen Gewand, wie eine betende Heilige ... auf die Lilienstirn, heftete schnell das Oehr des Bisamapfels an eine ihrer eigenen Perlenschnuren und hing sie um Wiligards weißen Nacken, mit den nachdenklichen Worten: „Tragt dieß zur steten Erinnerung an eure Herzogin, schöne beschiedne Wiligard!"

Gott befohlen für heute, lieber Johannes!

12.

Westhausen b. j. an Veldeck.

Ich sollte dir wohl einen Theil des übrigen verschweigen, mein wackrer Veldeck! denn es dient nicht zum Ruhm meines Herrn, dem ich doch gehuldigt habe. Aber unsre Seelen sind ja eins, und was ich weiß, kannst du auch wissen.

Also der Herzog machte bei dem Fußfalle gegen seine Gemahlin eine recht sauersüße Miene, und diese saß nun den ganzen Abend über wie in wehmüthigen Träumen. Ihr Herr schien sich wenig darum zu kümmern, sondern gab Befehl, daß noch eine Stunde getanzt werden solle. Ich will wohl glauben, daß er vom Weine ein wenig erhitzt und betäubt war; genug, als die Geiger und Pfeifer aufspielten, kehrte er seiner Gemahlin halb den Rücken und sprach etwas spitzig: Euer Liebden! Erlaubt mir den Vortanz mit der schönen, bescheidnen Wiligard!

Hierauf ergriff er ohne weiteres die Hand des zitternden Mägdleins, das wie eine verschüchterte Taube sich nicht zu rathen wußte, umschlang die sittig Verhüllte während des Reigens einigemal so brünstig, schwenkte die vor Scham Erglühende so wild und ungestüm, daß zuletzt ihre langen, zierlich geflochtenen Zöpfe vor eigner Schwere sich losnesselten und den ganzen Rücken herabfielen. Alle Augen waren auf sie gerichtet, und sie schützte endlich, fast einer Leichtähnlich, einen Schwindel vor, um vom Reihen abtreten zu dürfen. Ich rufte ihren Vater herbei, und dieser verließ bald mit ihr den Saal.

Du hast Wiligard gekannt und geliebt; du weißt es also gewiß, was ich mit ihr und um sie bei diesen Auftritten litt; was ich empfand bei den Gerüchten, daß man auf mancherlei Weise an den Preißler zu kommen suche; was ich empfand, da man bald die Ehre der sittigsten, züchtigsten Jungfrau schändlich verunglimpfte und ich mit diesem Herzen voll der heißesten, aber noch unerwiederten Liebe, mich nicht einmal öffentlich zu ihrem Vertheidiger aufwerfen durfte. Höllenqualen überstand ich mehrere Tage, da ich sie nicht sah, und, so sorgsam ich mich auch insgeheim erkundigte, nichts Gewisses über ihr Befinden erfahren konnte. Doch meine Angst ward mir reichlich vergolten; Wiligards Verfolger führten sie selbst in meine Arme.

Ungefähr den sechsten Tag darauf hatte der Herzog sich früh mit der Jagd erlustiget. Ich war daheim geblieben, und mein Vater, dem meine Unruhe und Schwermuth nicht ganz entging, befahl mir, selbst in den Garten herauszugehen, um frühreife Kirschen seltner Art, die er im Glashause gezogen hatte, und noch vor der Abreise der Frau Herzogin verehren wollte, sorglich abnehmen zu lassen. Er brauchte das nur zum Vorwand; aber da er mich so besorgt ansah, ging mirs durchs Herz, und ich gehorchte willig.

Es war ein warmer Märzabend; die Bäume, vom Sonnenstrahl nach einem milden Regen erquickt, hatten ihre vollen rosigen Blüthen geöffnet, und der schwarze Grund der Blumenbeete war mit hellgrünen Blättern und aufbrechenden Knospen, fleischfarb und achatblau, weiß und goldgelb und violett, wie ein köstlicher Teppich durchwirkt. Schon fing es an zu dämmern. Ich hatte an der überschickten Abschrift des Heldenbuchs mich nicht wenig vergnügt, und wandelte nachdenkend zwischen den hohen nur erst knospenden Buchenwänden, als plötzlich das Pförtlein aufging und ein weibliches Wesen, mit einem Regentuche verhüllt, hastig und furchtsam eintrat. Sie öffnete ein wenig das Tuch, schaute um sich wie ein gescheuchtes Reh, erkannte mich .... es war Wiligard! Sie rief ängstlich: Verbergt mich, Junker Georg!

Ueberrascht führt' ich sie hinter eine Taxushecke, als auch schon der Herzog, in einen Mantel gewickelt, mit einigen Kämmerlingen auf dem Fuß folgte. Ich ging ihm, schnell mich fassend, demüthig entgegen; er schien, verwundert, mich, und mich allein, zu finden, warf die Augen spähend überall umher, meinte dann, er habe von des Stadtvoigts Kunstgarten manches Rühmens gehört, und sei jetzt eben in der Nähe gewesen. Mit demüthigem Danke zeigte ich ihm die Wasserorgel, den Bildersaal, das Grottenwerk und was sonst noch zu den Herrlichkeiten gehört. Da pries er denn alles weidlich, wunderte sich beiläufig über die Wohlhabenheit seiner getreuen Unterthanen, hatte sich aber bald sattgesehen und machte sich auf und davon.

Nun suchte ich auch meine Verschüchterte wieder auf und fand sie fast erstarrt im äußersten Winkel des Irrgartens. „Sind sie fort? Sind sie gewiß fort?" ... lispelte sie mit ängstlichem Blick, klagte mir mit niedergeschlagenen Augen, daß man sogar auf offner Straße ihrer Ehre zu nahe trete, und bat dann fast weinend: Ach, Junker Georg! es ziemt sich wohl nicht, aber ich bitt' euch, daß ihr mich nach Hause begleitet.

Ich versprach ihr mit Entzücken sicheres Geleit, und suchte sie zu beruhigen; ich faßte ehrerbietig ihre Hand und sie überließ sie mir einige Augenblicke. Die holde Unschuldige schien bald freier zu athmen, und die im Winde wogende Tulpenflor lockte ihr ein gefälliges Lächeln ab. Du weißt es, Johannes, daß mein Vater keine Kosten schont, immer recht hübsche Sorten von diesen Zwiebeln sich zu verschaffen; Wiligard ergötzte sich sehr an den buntfarbigen, hin und her nickenden Glocken, dergleichen sie noch nie in der Nähe gesehen *).

*) Die Tulpen kamen aus Asien, wo sie ohne Pflege auf Bergen und Wiesen wachsen, erst um das Jahr 1559 in die Abendländer. Der Gesandte des Kaisers Ferdinand an Soliman beschreibt noch im Jahre 1554 die Tulipan, wovon ihm bei Constantinopel Sträußer überreicht wurden, als eine Seltenheit (s. Busbequii Epist. Turcic. ep. 1. pag. 47. ed. Elzevir.), und Conrad Geßner, der 1559 in Augsburg die erste sah, schildert sie in seinem Buche „De hortis Germaniae" ausführlich, unter Beifügung eines Holz-

„Sie sind schön! sie sind schön!“ ... sagte sie, freundlich ihnen zunickend ... „nur habe ich immer gehört, daß sie auch sehr hoch im Preise stehn.“ Ich zeigte ihr welche von den seltensten, wo jede fünf und zwanzig Florenen gekostet hatte. Eine dunkelbraun und roth geflammte zog sie allen übrigen vor, und kaum hatte sie das geäußert, als die Tulpe auch schon abgeschnitten in ihrer Hand lag.

„Was habt ihr gemacht, Junker!“ ... rief sie erschrocken .... „und was wird euer, was mein Vater, dazu sagen?“

„Es ist nur eine Tulpe, theure Wiligard!“ ... erwiederte ich .... „ach! hätt' ich eine Wunderblume für euch, wie sie in keines Königs Garten blüht! Die Tulpe ist eurer nicht werth“ ... Ich zerpflückte die Tulpe schnell.

Sie senkte das Haupt, bewegte die Lippen, aber unterdrückte die Rede, und gab mir, das feuchte Auge himmlisch erhebend, die Hand. Ich war außer mir vor Entzücken; es war ein Moment, wie jene, die du immer die Silberblicke der Liebe und Poesie nanntest .... schnell vorübergehend, doch unsäglich schön!

„Laßt mir sie, laßt mir diese Hand, Wiligard!“ ... rief ich aus ... „Ich hab' es um Euch verdient, ob ihr mich schon kaum kennt; ich habe Todesqualen in diesen wenigen Tagen um euch erlitten ... Wiligard! könntet ihr meine Liebe erwiedern?“

„Gott vergebe es mir, wenn ich unrecht daran thue“ ... antwortete sie mit Thränen ... „Schon seit aller Seligen liebe ich euch.“

Ich legte meine Hand auf ihre Achsel; sie reichte mir ihre Wange. Ach, Johannes, hast du's gehört? seit aller Seligen schon gehör' ich selbst unter die Seligen!

13.

Westhausen d. j. an Veldeck.

Deine Glückwünsche kommen zu früh, lieber Johannes. Ruhiger bin ich zwar schon seit dem Abgange des Hofs; aber an Glück und Freude darf ich nicht denken. Mein Vater, ob er schon von der Sache nicht gerne spricht, will doch sein dem Harteisen gegebenes Wort nicht zurück nehmen; meiner Mutter ist Wiligard zu gering. Die ehrwürdige Matrone wehrte mirs gern, nur an Wiligard zu denken, und doch liebt sie mich so mütterlich. Ich sehe die Herrliche nur selten, und habe meinem Vater das Wort geben müssen, einstweilen nicht mit ihr zu sprechen. Das halte ich auch, und sollt' ich darüber eingehen; aber es treibt mich nun von dannen, fort in die weite Welt. Vorerst soll ich nicht weiter, als Antwerpen; aber ich gehe von da nach Venedig, das habe ich fest beschlossen. In einigen Wochen reise ich ab und umarme dich vielleicht vorher noch einmal auf spätes Wiedersehen.

14.

Bürgermeister Heinrich von Harteisen an den Stadtvoigt Georg von Westhausen d. ä.

Hochachtbarer Herr und Freund!

Die wechselseitig freundlichen Gesinnungen unserer Familien werden hoffentlich keinen Abfall leiden, wenn ich deutlich über gewisse Dinge spreche, die schon längst niemandem ein Geheimniß mehr sind. Die Verlobung unserer Kinder, ehe sie noch mannbar waren, schien uns damals auf lange Zeiten ein festes Band der Eintracht zu knüpfen und zu beiderseitiger Zufriedenheit zu führen; aber die Neigungen unsrer Kinder stimmen mit unsern damaligen Absichten nicht überein. Es ist allgemein bekannt, daß euer Junker Georg nur für die schöne Preißlerin Augen habe, welche denn freilich auch durch die Gewogenheit unsers gnädigen Herzogs solcher Ehre doppelt würdig ist, und sicherlich ein reichliches Ehegeld empfahen wird. Da aber meine Tochter gleichwohl eine Nebengeliebte der Art nicht ertragen mag; so will ich hiemit zu erkennen geben, daß ich die alten Verbindungen für völlig abgebrochen ansehe und die Hand meiner Tochter heutigen Vormittag dem Herrn Maschall unsers gnädigen Herrn, Leonhard von Schroffeneck, feierlichst zugesagt habe. Ich bin der gegentheiligen frohen Theilnahme an diesem für gemeiner Stadt Bestes so erfreulichen Ereignisse in gewissem überzeugt, und verbleibe u. s. w.

15.

Stadthauptmann Caspar Hollmann an Georg von Westhausen d. ä.

Hochachtbarer, gestrenger Herr Stadtvoigt!

Ich wollte euch nie wieder sehen und auch nicht an euch schreiben; ich habe darum meine Stelle niedergelegt, daß ich an euch auch nicht mehr denken wollte; aber meine zitternde Hand und meine alten Augen müssen noch einmal dran. Ich habe euern Junker, den George, aus der Taufe gehoben, und es bleibt dabei, daß er mein Erbe ist, ob ich schon von euch nichts weiter wissen mag. Es war Unrecht von euch, daß ihr das Heu von der Zwingerwiese zum Hospitale St. Lazari schluget; denn es hat über Menschengedenken der Kirche gehört; es ist aber eben so Unrecht, daß ihr aus eitlem Stolze den Junker ins Elend dahingehen laßt. Ich habe ihn gestern gesehen, als er wie verwildert in den Forst ging; er sah mich nicht einmal; sein Gesicht war recht aschenbleich und sein Leib fast dürr, wie seine Windhunde, daß es mich jammerte. Seid ihr ein rechtschaffner Vater an euerm einzigen Sohne? und ist der Preißler nicht ein ehrenwerther Mann? und ist sein Geschlecht nicht hochverdient um unsre Stadt? und ist die Wiligard nicht ein Dirnlein, keusch und schmuck, wie ein Muttergottesbild? Wahrlich auf das Mägdlein laß ich nichts kommen, und sie ist eine Frau für euern Georg, das sag' ich! Ich kenne sie noch, wie sie erst mit dem Vater daher kam und noch so eine Wiesel war. Meine Gertraud, Gott geb' ihr einen guten Tag im Himmel, die war nun so ein Kindernarr, weil sie selbst keine kriegte; mehr als hundertmal hat sie die Wiligard hineingelockt und sie abgeherzt, und ihr ein Würzäpflein um das andere gegeben, und das kleine weiß und rothe Ding nur ihr Schneeröslein genannt. Nein, das ist nicht Recht von euch, daß ihrs nicht zugeben wollt, und ich muß euch's sagen, weil alle andre sich vor euch fürchten, als nur der alte Hollmann nicht. Aber der fürchtet sich vor niemand, und wird's nun bald gewohnt sein, nicht mehr des Abends zu euch zu kommen....

Ja, was wollt' ich sagen ... ich habe euch über die Sache nicht schreiben wollen, weil ihr wegen des Georgs dem Harteisen das Wort gegeben hattet, und freilich, da hättet ihr halten müssen; aber nunmehr ist das vorbei, und die Heirath mit dem Hofschranzen freut mich gar nicht.

Also sage ich's noch einmal: Richtet mir den Georg und die Wiligard nicht zu Grunde, oder ihr habt's einst bei Gott zu verantworten. Nun wißt ihr doch meine Meinung.

Gehabt euch wohl!

16.

Westhausen d. ä. an Hollmann.

Bist du endlich wieder gut, Caspar Hollmann? Nun, laß deinen Zorn vollends weichen. Sieh, wir sind beide alte Knaben; wie lange wird's sein, daß wir noch leben; sollen die Leidtragenden hinter unserm Sarg sagen: Sie sind in Groll und Unfrieden dahin gefahren? Sieh, die Wiese kann ich der Kirche nicht wieder geben, das ist vorbei; aber ich will ihr ein eben so großes Stück von meinem Vorwerk zuschreiben lassen. Darum komm heute Abend herüber; ich habe deine alte silberne Kanne wieder blank scheuern lassen, da wollen wir's bereden, wie sichs am gescheutesten machen läßt, daß du recht behältst, und ich, als Stadtvoigt, doch auch. Und hernach Morgen wollt' ich dich um einen Liebesdienst bitten. Du bist nun einmal der Pathe des Georgs, und gut mit unserm Hause meinst du's auch, hast auch zugerathen, und bist angesehen bei der ganzen Stadt .... darum wollte ich dich fragen, ob du nicht morgen früh zum alten Preißler gehen wolltest, und um die Wiligard anhalten für meinen Georg. Der Junge ist einmal toll und thörigt auf das Schneeröslein, und ich bin dir zu Gefallen heut vom Rathhause bei des Preißlers Fenster vorbei gegangen und habe hineingeschaut, und du hast Recht, es ist meinem Jungen nicht zu verargen.

Also heut Abend zu rechter früher Zeit, alter Gesell!

17.

Hollmann an Westhausen d. ä.

Läg' doch der alte Hollmann seit Jahr und Tag bei Klaftern unter der Erde und wäre längst verfault; ich möcht'

---

schnitts. Ein augsburger Kaufmann, Namens Heerwardt, hatte den ersten Tulpensaamen aus Constantinopel erhalten. — Nach einer Tradition ward 1632 in Amsterdam eine Zwiebel, der Semper Augustus, mit 1000 Gulden bezahlt, und der Verkäufer bereuete noch den Handel gar sehr, als sich bei der Aushebung zwei Setzlinge fanden. Diese Tulipomanie soll endlich zu einer solchen Höhe gestiegen sein, daß Jemand um das Jahr 1637 für die 10 rarsten Stück 12,000 Gulden geboten, und sie nicht einmal erhalten habe.

meine Büchse laden und mich selber vor'n Kopf schießen. Ich traue mich zeitlebens nicht wieder über deine Schwelle, Westhausen; und gestern war das eine Freude, und heute ist's so ganz anders. Kurz und gut, siehe zu, wie du es mit dem Georg machst, daß er sich nur kein Leids thue! Bei dem Preißler bin ich gewesen und er ist ein Ehrenmann, wie sich's gehört, und ist offen mit der Sprache herausgegangen. Anfänglich zwar hielt er hinterm Berge, und schlug mein ehrsames Gesuch rund ab, daß ich ihn vor Zorn schier an der Brust faßte. Aber nachher sprach er vernünftiger, daß aus der Sache nichts werden könne. Die Wiligard nämlich ... ach! was ist aus dem Schneerdslein für eine holde Rose geworden, und was hat sie mit den Augen mich freundlich angeblinkert und mir selbst den schweren Stuhl an den Ofen geschoben .... aber das arme Ding ist nicht ehelicher Geburt; mehr will der Vater nicht sagen. Da hast du das Unglück!

18.

Leonhard von Schroffeneck an Gerhard Preißler.

Mein gnädiger Herr haben geruht mir anzubefehlen, euch zu melden, wie Höchstdieselbst ein gar prächtiges und künstliches Tischgeräth fertigen zu lassen gemeinet. Da Höchstdenenselben nun ihr vor allen Meistern in Silber und Gold gerühmt worden, wie denn auch das Tafelgeschirr, so ihr für dessen in Gott ruhenden Herrn Vater vormals getrieben, und das Lavoir der Frau Herzogin, als welches von allen Fremden höchlich bewundert worden, für eure sonderliche Geschicklichkeit bürget; als habt ihr euch ehemöglichst anhero zu verfügen, und weitern Befehls zu gewarten.

P. S.

Da auch der Frau Herzogin Gnaden an eurer Tochter Wiligardis gnädiges Wohlgefallen bezeigt, so haben Höchstselbst mir zu erkennen gegeben, wie solche bei dieser Gelegenheit gar wohl mit anhero kommen könne, welches ich euch aus guter Freundschaft zu eurer Nachachtung nicht verhalten wollen.

19.

Wiligard an Georg von Westhausen d. j.

Ich habe es erfahren, Junker Georg, daß weder Zorn eurer Aeltern, noch selbst der Flecken meiner Geburt, den endlich mein Vater, durch meine Thränen erweicht, als Ursache unsers Unglücks mir entdeckt hat, euer Herz von mir abgewandt. Darum wage ich es auch jetzt, wider die Regel der Sitte, an euch zu schreiben, und euch zu melden, daß die Angst meines Herzens groß ist. Ach, Georg, außer Gott und euch habe ich in dieser meiner Noth keine Hoffnung, als nur den Tod, und auch auf diesen bin ich bereitet. Der Herzog hat meinen Vater nach der Hofstadt einladen lassen, und dieser ist geblendet von der Ehre, so ihm widerfährt, und will auf meine Thränen und Seufzer nicht achten. Ich mag ihm vorstellen, was ich will, wie sie schon hier mich verfolgt haben, und wie ich Tag und Nacht von bangen Ahnungen gemartert werde, so hält er das doch für gering, und meint, es werde wohl besser gehen, als ich denke. Wollt auch ihr mich verlassen, wie mich Alles verläßt? Morgen mit Tagesanbruch reisen wir ab.

Lieber Junker! ich wollte euch doch bitten, daß ihr dieß, so es möglich, der Stiftsfrau Elisabeth zu wissen thätet, denn die Zeit ist zu kurz. Ich schreibe dieß auf meinem Kämmerlein, und die Lampe wird bald verlöschen. Diese Elisabeth hat vordem meine Mutter gar gut gekannt, und ist auch mir mit besonderer Gnade zugethan. Den Brief habt ihr abgeben zu lassen im Stift unsrer lieben Frauen zu W., mehr weiß ich selbst nicht; aber dann wird er richtig besorgt.

Lebt wohl, Junker Georg! Werd' ich euch jemals wiedersehen? Meine Hoffnung und Trost ist einzig eure treue Liebe.

20.

Elisabeth an Veldeck.

Eine Nachricht, die ich kürzlich von fremder Hand erhielt, und die mich einigermaßen beunruhigt, erregt von neuem den schon lang gehegten Wunsch, an dessen Erfüllung ich aber in früherer Zeit nicht denken durfte, den berühmten Meistersänger Hanns Veldeck bei mir zu sehen. Ich ersuche euch daher auf's dringendste, mit Ueberbringern dieses, meinem sichern Boten, euch sogleich aufzumachen. Der Erfolg wird für euer Herz sicher belohnend sein.

Elisabeth Gräfin von Bardenstein.

21.

Rudolph von Schroffeneck an Leonhard von Schroffeneck.

Herr Bruder,

Hab' ich dir's nicht tausendmal vorher gesagt, die Befreundung mit dem Krämer-Adel taugt nichts? Einen Sack Goldes und Silbers schleppt einem der Schwiegervater wohl ins baufällige Schloß, aber, was ist das? Schimpf und Schande hinkt hinten nach. Die gnädige Frau Schwägerin macht, während du auf dem Anstande lauerst, verzweifelte Streiche, und die Frau Herzogin hat ihr sogar nun den Hof untersagt. Die liebe gnädige Dame ist auch gar zu eifersüchtig.

Das möchte noch hingehen, wenn dein Ehegespons nur nicht so unsinnig spielte, und sonst auf den guten Ruf besser bedacht wäre ... Ich mag es aus Achtung für unser ganzes hohes Haus gar nicht herschreiben ....

Mit der bewußten Sache steht es auch schlecht. Der alte Preißler will sich nicht weiter kirren lassen; weiß der Teufel, was dem alten Fuchse im Kopf steckt! Wenn man nur so von weitem anpocht, lacht der Kerl einem höhnisch ins Gesicht, und letzthin hob er wahrlich den Hammer gegen mich, und es fehlte nicht viel, er hätte mich köpflings die Treppe heruntergestürzt. Wahrhaftig, ich traue ihm das zu; so gar ungeschlachtet ist er dir. Er scheint jetzt ganz andre Dinge im Kopf zu haben; als mit dem Wachslärvlein, der Jungfer Tochter auf den Markt zu ziehen; der Geier werde aus ihm klug! Dazu, das Mädchen ist wie eine wilde Katze; ich sage dir, du wirst noch lange auf dem Jagdhause lauern müssen, wenn wir sie in Gutem dahinaus schwatzen sollen. Da ist alles vergebens! Sie hat wie durch Hexerei das Herz der Frau Herzogin gewonnen, und gilt mehr bei ihr, als alle Fräuleins. Auch der alte Vater hat einmal ganz allein mit der Herzogin gesprochen. Was sie da nur mögen ausgesponnen haben!

Aber das Schlimmste von allem kommt noch. Kannst du's denken, da hat doch der Himmel den Stadtfähndrich Westhausen, mir nichts, dir nichts, an unsern Hof geschneit. Aber ich habe es weg. Ohne Zweifel ist die Wiligard schon zu Hause seine Concubine gewesen; denn er hat seine Augen überall, wo sie nur zu blicken ist, und hat sich durch seine Force beim Herzoge dergestalt beliebt gemacht, daß man ihn bei Hofe duldet. Ja ich kann dir sagen, er hat sich ordentlich rasend in Respekt gesetzt, und fast wagt es keiner von den Hofjunkern, ihn noch schief anzusehen. Das ging so zu. Du wirst wohl schon gehört haben, daß unser gnädiger Herr bei der Bärenhatz in Todesgefahr gekommen; mich ging das nichts an, denn ich gehöre nicht zu dem Jagdwesen, aber wer Geier wollte auch mit der rasenden Bestie es aufnehmen? Weiß Gott, der Westhausen, der mit zusah, unterfing sich's, und stach den Bär durch den Wannst, daß er nur noch zuckte. Der Herzog schäumte, da er sich ein wenig erholt hatte, auf die Rüstmeister und Jagdjunker, wie ich noch kaum gesehen. Er zerschlug an dem Zunächststehenden den Schaft des abgebrochenen Bärenspießes, und wollte den Westhausen auf der Stelle zum Hofjunker machen. Kannst du dir's denken, daß der Bürgerfähndrich es rund ausschlug und nur, uns wie zum Spott, um die Bärenhaut bat?

Nun, siehst du, Herr Bruder! es ist jetzt hier ein verdammtes Leben, und der Herzog ist immerfort ungnädig und wild, weil es dießmal mit der verwünschten Goldschmiedstochter nicht glücken will. Wahrlich an uns liegt es nicht.

Ich habe mich heute aus Verdruß krank melden lassen, um dir nur alles zu melden. Aber ich habe nun auch von frühen Morgen bis in die sinkende Nacht geschrieben, und kann wohl sagen: in meinem Leben habe ich noch an keinem Tage so viel gearbeitet. Ich glaube, wenn ich nicht schließe, so falle ich vor Müdigkeit um.

Meinen Gruß an Clärchen .... du weißt schon! ... und sie soll sich mit dem bewußten Gesuch nur gedulden, bis unser Herr wieder gnädig ist!

22.

Veldeck an Westhausen d. j.

Freue dich! Herzensgeorg! freue dich mit mir! Dein und Wiligard Schicksal wird die glücklichste Wendung nehmen. Uebergieb diese Briefschaften augenblicklich an den Herzog; nach allen Nachrichten könnte Verzug schaden; ich hoffe in wenig Tagen selbst zu erscheinen, um jede Dunkelheit vollends aufzuhellen.

Zu deiner eignen einstweiligen Beruhigung kürzlich so viel! Wiligard ist des Herzogs Schwestertochter, und meine, meine Schwester! Alles, was du in dem Buche meines Vaters von dem Minnesänger Freihold und der schönen maurischen Prinzessin Lisarda gelesen hast, ist ein Theil seiner eignen Geschichte. Er kam nach dem frühen Tode meiner Mutter als der blühendste und schönste unter den

Männern an den herzoglichen Hof, und gewann die Neigung der ältesten, damals siebenzehnjährigen, Prinzessin. Lange blieb diese Liebe ein Geheimniß, aber endlich ward sie verrathen, und mein Vater in den Kerker geworfen. Dort habe ich bei ihm die ersten Jahre meines Lebens zugebracht, bis er endlich den verzweifelten Entschluß faßte, sich mit mir vom Thurme herabzulassen. Das Seil war nicht lang genug; der Sturz kostete ihm das Leben; mir aber war durch den Fall nur die Hüfte zerschmettert worden. Die unglückliche Prinzessin Elisabeth wurde unter dem Namen einer Gräfin von Bardenstein auf der Bergfestung Hohenfels bei W.. gefangen gehalten. Jetzt, nach des alten Herzogs Tode, ist ihr Befreiung zugesichert, und sie lebt der Hoffnung, dich mit ihrer geliebten Wiligard zu verbinden.

Bald umarme ich dich als den glücklichsten Bräutigam, und dann zurück mit dir in dein väterliches Haus, um mit dir und Wiligard zu leben und zu sterben!

23.

Gerhard Preißler an Veldeck. (Mit demselben Boten zurück gesandt.)

Zu spät, zu spät, treuer, unglücklicher Veldeck! O du bedauernswerthe Elisabeth! o meine Wiligard! meine Wiligard! o mein edler Westhausen! Zur Größe wollte ich euch führen, meine Kinder, und habe euch zur Schlachtbank geliefert. Arme Wiligard! Ach du allein kanntest die Größe deiner Gefahr; warum glaubte ich dir nicht? ....

Wiligard ist gewaltsam geraubt, und auf ein tief im Walde liegendes Jagdhaus geführt worden. Sie hat, um ihre Entehrung nicht zu erleben, heimlich Gift genommen, das sie wahrscheinlich vor der Abreise aus meiner Werkstatt entwendet. Mit eurem Briefe fast zugleich traf die Todespost ein. Die Herzogin, die von mir auf die Entdeckung schon vorbereitet war, und Wiligard auf das innigste liebte, fällt aus einer Ohnmacht in die andre; der Herzog rast gegen seine Lasterknechte; Westhausen liegt starr auf dem Boden, hält mich für euch, und flüstert nur manchmal, wie im Wahnsinn: Nicht wahr, Johannes! Seit Wiligard verschied ... so heißt unser Brautlied?

24.

Und man begrub sie in der Waldkapelle
Beim Schein der Fackeln unter dem Altar.
Dort lag ihr Jüngling auf der Marmorschwelle
Mit hohlem Blick und aufgelöstem Haar,
Bis er gefunden seine Schlummerstelle,
Eh' noch die Nachtigall entflohen war.
Was lebend nicht Vereinigung gefunden,
Ist durch ein Grab zu sanfter Ruh' verbunden.

Johann Friedrich August Kinderling

ward 1743 zu Magdeburg geboren, studirte Philologie zu Halle und wurde Mag. A. A. L. L. und 1768 Lehrer an der Schule zu Klosterbergen, deren Rectorat er 1770 erhielt. Aber schon 1771 kam er als Pfarrer nach Schwartz bei Kalbe, und wurde 1774 als Diakonus nach Kalbe versetzt, wo er am 25. August 1807 starb.

Er gab heraus:

Kritische Briefe. Halle 1765.
Der Weise. Eine Wochenschrift. Ebendas. 1766 und 1767, 2 Thle.
Grundsätze der Beredsamkeit. Magdeburg 1771 2 Thle.
Die Aufklärung der Hölle. Leipzig 1789.
Ueber die Reinigkeit der deutschen Sprache. Berlin 1795.
Geschichte der niedersächsischen Sprache. Magdeburg 1800.
Außerdem mehrere kleinere Schriften und Aufsätze in damaligen Zeitschriften, Magazinen, Almanachs ꝛc.

Ein mit gesundem Blick und kritischem Scharfsinn ausgerüsteter Schriftsteller, der sich besonders durch seine Forschungen auf dem Gebiete deutscher Sprache und Literatur zu seiner Zeit einen geachteten Namen erwarb.

Balthasar Kindermann

ward am 10. April 1636 zu Zittau geboren, studirte zu Wittenberg Theologie und schöne Wissenschaften, erhielt die Magisterwürde und wurde als Dichter gekrönt. In dem Schwanenorden, von welchem er Mitglied war, hieß er Kurander. Nach beendigten Studien kam er 1659 als Conrector an die Saldrische Schule nach Brandenburg und bekleidete später auch das Rectorat daselbst, bis er 1667 als Diakonus nach Magdeburg berufen ward, wo er als Senior, Consistorialassessor, Scholarch und Pastor zu St. Ulrich am 12. Februar 1706 starb.

Er schrieb:

Unglückliche Nisette. Berlin 1659.
Das Buch des Redlichen. Berlin 1659.
Sechs neue Gesichte. Berlin 1660.
Der Schoristenteufel. Berlin 1660.
Die böse Sieben. Berlin 1661.
Deutscher Wohlredner. Frankfurt 1661.
Der deutsche Poet. Ebendas. 1664.

Ein scurriler Satyriker des siebenzehnten Jahrhunderts, dessen Bemühungen, die Thorheiten und Gebrechen seiner Zeit zu geißeln, ganz ehrenwerth waren, welcher aber zu oft Derbheit mit Witz verwechselte. Es fehlte ihm übrigens nicht an gesunden Ansichten und Scharfblick; diese beurkunden sich namentlich in seinem „deutschen Wohlredner" und dem „deutschen Poet," in denen er sehr richtige, aber für jene Periode ganz unerhörte Grundsätze aufstellte.

Karl Victor Kindervater

ward am 1. Januar 1758 zu Neuenheiligen geboren, studirte wahrscheinlich in Leipzig Theologie und Philosophie, und wurde nach vollendeten Studien 1790 als Pastor nach Podelwitz berufen. Von hier kam er 1804 als Dr. philosophiae, Consistorialrath und Generalsuperintendent nach Eisenach, wo er aber schon am 9. Mai 1806 starb.

Er gab Folgendes heraus:

Grünwald, oder Geschichte eines starken Geistes. Leipzig 1785.
Stolz und Rachsucht. Halle 1787.
Skeptische Dialogen. Leipzig 1788.
Predigten für Leser aus gesitteten Ständen. Leipzig 1792.
Geist des reinen Christenthumes. Ebendas. 1795, 2 Thle.
Beiträge zur Beförderung der christlichen Erkenntniß und Tugend, in Predigten. Weißenfels 1801, 2 Thle.
Ueber die nützliche Verwaltung des Predigtamtes. Leipzig 1802 — 1805, 2 Thle.

Natur- und Erndtepredigten. Chemnitz 1803; 3. Ausg. 1820.

Ein tüchtiger und geistreicher Kanzelredner, der in seinen öffentlichen Vorträgen Kraft und Wärme mit Klarheit und guter Diction zu verbinden wußte. — Seine Romane sind dagegen unbedeutend und leiden an Breite. —

Matthias Quadius von Kinkelbach.

Ueber das Leben dieses Schriftstellers sind wir sehr unvollständig unterrichtet; denn wir wissen bloß, daß er 1557 zu Köln am Rhein geboren wurde, den größten Theil seines Lebens in seiner Vaterstadt zubrachte und 1609 daselbst starb.

Sein literarischer Nachlaß ist:

Deutscher Nation Herrlichkeit. Köln am Rhein 1609, 4.

Eine Beschreibung Deutschlands, welche zu den besten Arbeiten dieser Art aus jener Periode zu rechnen ist.

Wachsmuth von Kintzingen, s. Minnesinger.

Ernst de Kirchberg, s. Meistersänger.

Graf Konrad von Kirchberg (od. Kilchberg), s. Minnesinger.

Karl Gottfried Kähr

ward am 12. Mai 1777 zu Dresden geboren, und widmete sich den schönen Künsten, ohne jedoch die schönen Wissenschaften dabei zu vernachlässigen. Er erhielt in Meißen, wo er als Privatgelehrter lebte, zugleich eine Anstellung bei der dasigen königlichen Porzellanfabrik.

Unter dem Namen K. Fero, sowie unter seinem wirklichen schrieb er:

Die Friedensfeier. Schauspiel. Meißen 1809, 8.; neue Ausg. 1818.
Dramatische Ephemeren. Ebendas. 1809, 8.
Die geliebten Freunde. Lustspiel. Ebendas. 1811, 8.
Die Lotterielisten. Lustspiel. Ebendas. 1811, 8.
Die Rettung. Schauspiel. Ebendas. 1811, 8.
Der Patriot. Lustspiel. Meißen 1814, 8.
Neue Lustspiele. Ebendas. 1814, 8.
Blüthen der Natur. Ebendas. 1815, 8.
Theaterspiele. Ebendas. 1816, 8.
Neue Theaterspiele. Ebendas. 1817, 8.
Bühnenspiele. Ebendas. 1819, 8.
Zwei neue Lustspiele. Ebendas. 1834, 8.

Ein glückliches Talent für das kleinere Lustspiel und die Posse besitzend lieferte K. mehrere Bühnenstücke, die sich durch gute Charakterzeichnung und lebhaften, gewandten Dialog auszeichnen.

Heinrich Julius von Klaproth,

berühmter asiatischer Sprachforscher, ward am 11. October 1783 zu Berlin geboren und studirte früh mit Vorliebe zu Berlin, Halle, Dresden und Weimar die asiatischen Sprachen, besonders das Chinesische. Nachdem er durch das „asiatische Magazin" seine Kenntnisse hierin öffentlich dargelegt hatte, kam er in Folge eines Rufs als Adjunct der Akademie der Wissenschaften für diesen Zweig des Wissens nach St Petersburg und machte die Reise des russischen Gesandten, Grafen Golowkin, nach Peking mit. Nach seiner Rückkehr wurde er 1807 durch Graf Johann Potocki von der Akademie als ordentliches Mitglied und Hofrath nach dem Kaukasus und Georgien gesandt, nahm aber 1812 seine Entlassung und bereiste 1814 Italien, worauf er 1815 sich bleibend in Paris niederließ. Hier erhielt er 1816 vom König von Preußen die ehrenvolle Ernennung zum Professor der asiatischen Sprachen, und von den asiatischen Gesellschaften zu Paris und London die Wahlbestätigung zum Mitgliede derselben. Er starb daselbst im Jahre 1835.

Seine Werke sind:

Asiatisches Magazin. Weimar 1802 ꝛc.
Archiv für asiatische Literatur. Petersburg 1810, 4.
Inschrift des Yü. Berlin 1811, 4.
Leichenstein auf dem Grabe der chinesischen Gelehrsamkeit des Herrn Dr. J. Hager. Petersburg 1811.
Reise nach dem Kaukasus und Georgien, in den Jahren 1807 und 1808. Halle und Berlin 1812 und 1814, 2 Bde. — Dasselbe französisch mit Zusätzen, Paris 1823.
Rußlands Vergrößerung unter Alexander I. Berlin 1814.
Dr. J. A. Güldenstädts Reisen nach Georgien, umgearbeitet. Berlin 1815.
Verzeichniß der chinesischen und mandschuischen Bücher und Manuscripte der königlichen Bibliothek zu Berlin. Paris 1822.
Sprachatlas. Fol., gehört zu: Asia polyglotta.

In fremden Sprachen:

Asia polyglotta. Paris 1823, 4.
Tableaux historiques de l' Asie depuis la monarchie de Cyrus jusqu' à nos jours. Paris 1823, 4 Bände, 4., mit Atlas.
A geogr. statist. and historical description of China. London 1825, 2 Bde., 4.
Chrestomathie Mandschu. Paris 1828.
Collections d' antiquités égypt. Paris 1829.
Examen critique des travaux de feu M. Champollion sur les hieroglyphes. Paris 1832.

San Kokf Tsou Ran To Sets etc. traduit de l' original japonais — chinois. Paris 1833.

Memoires relatifs à l' Asie. Paris 1834.

K's Verdienste um die Erforschung asiatischer Sprachen und Zustände gehörig und befriedigend zu würdigen ist hier nicht der Ort. Es genüge daher auf seine treffliche Reisebeschreibung aufmerksam zu machen, welche eine eben so belehrende als unterhaltende Lectüre darbietet und noch immer zu den vorzüglichsten Darstellungen auf diesem Gebiete gehört.

Klaus Narr, oder Klaus von Ranstet, s. Meistersänger.

Bernhard Klefecker,

ward am 12. Januar 1760 zu Hamburg geboren und erhielt vermöge der Wohlhabenheit seiner Eltern eine sehr sorgsame und vortheilhafte häusliche und gelehrte Erziehung, worauf er 1799 zu Leipzig Theologie studirte. Obwohl er nach seiner Rückkehr und Anstellung als Katechet am vaterstädtischen Spinnhause (1785) ernstlich nach einem höhern Wirkungskreise strebte, erhielt er doch erst 1791 die dritte Predigerstelle an der Katharinenkirche zu Osnabrück, von wo er 1795 als zweiter Diakonus nach Hamburg zurückkehrte. 1802 übertrug man ihm endlich das Hauptpastorat an der dasigen Jacobikirche und in der Folge auch das Scholarchat, mit welcher Würde bekleidet er am 10. Juni 1825 auf einer Reise nach Karlsbad zu Leipzig starb.

Er schrieb:

Religionsvorträge über wichtige Lehren und Grundsätze des Christenthumes. Hamburg 1794.

Für Confirmanden. Ebendas. 1794.

Gethsemane. Ebendas. 1797; 2. Ausg. Altona 1818.

Auszüge aus den in der Jacobikirche gehaltenen Vormittagspredigten. Hamburg 1802 — 1813.

Predigten zur Beförderung der Werthschätzung des Christenthumes. Ebendas. 1805.

Homiletisches Ideenmagazin. Ebendas. 1808 — 1819, 8 Thle.

Predigten mit Rücksicht auf Zeit und Ort. Ebendas. 1809.

Praktische Vorlesungen über das neue Testament. Ebendas. 1811 — 1812, 3 Thle.

Predigten bei besondern Veranlassungen. Altona 1815.

Ausführliche Predigtentwürfe. Hamburg 1815 — 1825, 11 Sammlungen.

Ein tüchtiger, verständiger Kanzelredner, der mit Klarheit und Besonnenheit die Lehren der Religion verkündete, und nicht allein durch das Wort, sondern auch durch die That, in seinem amtlichen Beruf sehr viel Gutes wirkte.

Anton von Klein

ward 1748 zu Molsheim geboren und trat, nachdem er die nöthigen Grade durchlaufen in den Jesuitenorden. Nach dessen Aufhebung widmete er sich dem Staatsdienste, wurde Professor der Dichtkunst und Philosophie zu Mannheim und königlich baierischer Geheimer Rath, als welcher er mit dem Ritterkreuz des baierischen Civilverdienstordens beehrt wurde. Er starb zu Mannheim am 5. Februar 1810.

Er verfaßte:

Der jüngste unter den 7 makkabäischen Helden. Trauerspiel. Mannheim 1769.

Das triumphirende Christenthum. Trauerspiel. Ebendas. 1770, 8.

Günther von Schwarzburg. Singspiel. Ebendas. 1776, 8.

Dramaturgische Schriften. (Frankfurt) 1781 — 1787, 8.

Pfälzisches Museum. Mannheim 1783 — 1787, 18 Hfte.

Leben und Bildnisse der großen Deutschen. Ebendas. 1785 — 1805, 5 Bde.

Rudolph von Habsburg. Trauerspiel. Ebendas. 1787, 8.; 2. Ausg. 1789, gr. 8.

Wahrheiten im Ernst und Scherz. Wien 1787.

Deutsches Provinzialwörterbuch. Mannheim 1792, 2 Thle.

Gedichte. Mannheim 1793, 8., mit Musik.

Der Sieg der Tugend und der Liebe. Schauspiel. Nürnberg 1794, 8.

Athenor. Ebendas. 1807.

Sammlung moralisch schöner Handlungen. Ebendas. 1808, 2 Bde.

Neueste Gedichte. Ebendas. 1815, gr. 8.

A. v. K. wirkte zu seiner Zeit mehr durch rastlose Thätigkeit und literarische Verbindungen als durch seine eigenen schriftstellerischen Leistungen, da sein Talent nur ein sehr geringes war und seine Arbeiten sich nicht über das Mittelmäßige erhoben.

Georg Michael Klein

ward am 9. April 1776 zu Altzheim geboren, studirte Philosophie zu Würzburg und erhielt nach vollendeten Studien und Erlangung der philosophischen Doctorwürde das Rectorat zu Münnerstadt im Würzburgischen. Hierauf kam er als Rector und Professor nach Regensburg und übernahm dann das Rectorat des Gymnasiums zu Würzburg, von wo er 1808 als Professor des Lyceums nach Bamberg und als akademischer Professor extraord. in seine Vaterstadt zurückging. Hier starb er am 19. März 1820.

Seine literarische Hinterlassenschaft sind:

Beiträge zum Studium der Philosophie, als Wissenschaft des Alls. Würzburg 1806; neue Ausg. 1811.

Die Verstandeslehre. Bamberg 1810; neue Aufl. unter dem Titel: Anschauungs- und Denklehre. Ebendas. 1818.

Versuch, die Ethik als Wissenschaft zu begründen. Rudolstadt 1811.

Darstellung der philosophischen Religions- und Sittenlehre. Bamberg 1819.

Einer der besten Schüler Schelling's verstand es K. das philosophische System dieses großen Denkers faßlich, scharf und klar zu bearbeiten und zu dessen weiterer Verbreitung nicht Geringes beizutragen.

Ewald Christian von Kleist,

Sprößling eines alten Heldengeschlechts, wurde am 3. (nach Andern am 5. oder 7.) März 1715 auf dem väterlichen Stammgute Zeblin in Pommern geboren und für den Civilstaatsdienst bestimmt. Er kam daher, ohngeachtet seines Widerwillens für diese Studien und seiner Vorliebe für ritterliche Uebungen und den Soldatenstand, nach einiger Vorbereitung durch Hauslehrer zuerst auf die Jesuitenschule zu Cron in Polen und 1729 auf das Gymnasium zu Danzig und ging von da 1731 mit mehr Liebe zur Wissenschaft nach Königsberg, um dort die Rechte zu studiren. Mit Eifer hatte er sich seinem Brotstudium, der Mathematik, Physik und Philosophie gewidmet, aber kalt trat ihm das Leben und die Nothwendigkeit des Broterwerbs entgegen, weswegen ihn seine Eltern zu einem angesehenen Verwandten nach Dänemark sandten. Nothgedrungen ergriff er daher den Vorschlag seiner dasigen Vettern, der Generale von Staffelt und von Folkersahm, und wurde 1736 dänischer Officier. Dieß war eine Stellung, welche ihm durch den Umgang mit gebildeten Collegen und durch seine beständigen Begleiter, Virgil und Horaz, zwar weniger hart vorkam, aber ihn nicht hinderte, als er 1738 für Dänemark in Danzig auf Werbung war, einen vergeblichen Versuch mit sächsischen Civildiensten zu machen. 1740 wurde er, der ein geborner preußischer Unterthan war, als Lieutenant bei dem Regiment Prinz Heinrich angestellt, machte sich aber hier durch ein etwas lockeres Leben und häufige Raufereien bekannt und gefürchtet. Eine solche legte auch den Grund seiner nachherigen zärtlichen Freundschaft mit Gleim, die sein wirksamster Trost war, als er aus dem böhmischen Feldzuge 1744 und 1745 zwar geehrt und geachtet, aber krank zurückkehrte und zu Hirschberg bleiben mußte. 1749 wurde er Stabscapitän, erhielt 1751 eine Compagnie und machte 1752 als preußischer Werbofficier in der Schweiz die Bekanntschaft von Bodmer, Breitinger, Wieland und Hirzel, wozu noch, als er 1756 als Major im von Hausen'schen Regimente nach Leipzig beordert war, der vertraute Umgang mit Lessing und Weiße kam. Schon früher hatte aber eine Annäherung an Ramler stattgefunden und war von ihm, sowie überhaupt seine Verbindung mit allen übrigen ihm bekannten Gelehrten, fortgesetzt worden, während er 1758 in der Armee des Prinzen Heinrich gegen die Oestreicher sich auszeichnete und 1759 in Franken focht. In demselben Jahre wurde er unter General Fink gegen die Russen gesandt und leitete mit zerschmettertem Fuße und andern Wunden als Obristwachtmeister in der Schlacht bei Kunersdorf den Angriff auf die letzte russische Batterie, bis er mit dem Ausrufe: „Kinder verlaßt euren König nicht" vom Pferde sank und in Ohnmacht fiel. Von den rohen Kosaken nackend in einen Sumpf geworfen, ward er erst am folgenden Tag abends nach Frankfurt a. d. Oder gebracht, und endete dort an Verblutung unter gelehrten Gesprächen und mit der Standhaftigkeit eines tugendhaften Kriegers und Mannes sein Leben am 24. August 1759. — Groß und wohlgewachsen von Person, von edlem, kräftigen Ansehn und ausgestattet mit einem ernsten aber freundlichen milden Gesicht und großen feurigen Augen, machte seine Tapferkeit und sein unerschrockner Muth, seine Gelehrsamkeit und sein Geschmack, vereint mit den schönsten Eigenschaften eines edlen Herzens ihn zum Vater seiner Untergebenen und zum Liebling seiner Freunde und Bekannten. Diese Eigenschaften waren es auch, welche seinen Vorgesetzten wie seinen Feinden eine gleich hohe Achtung vor ihm abnöthigten.

Wir haben von ihm:

Gedichte. Von dem Verfasser des Frühlings. Berlin 1756, 8.

Neue Gedichte. Von dem Verfasser des Frühlings. Ebendas. 1758 (1759 eigentlich), 8.

Sämmtliche Werke. Berlin 1760, 2 Thle., gr. 8., mit Kupf. und Vignett., wurde von Ramler besorgt; 2. Aufl. Ebendas. 1778, gr. 8.

Sämmtliche Werke. Berlin 1760, 2 Thle., 8., mit Titelkupf. und Vignett., von Ramler und Lessing in latein. Lettern besorgt; 2. Aufl. 1761; 3. Aufl. 1771; 4. Aufl. 1782. Außerdem noch eine Menge Nachdrücke hiervon.

Sämmtliche Werke, nebst des Dichters Leben aus seinen Briefen an Gleim. Herausgegeben von W. Körte. Berlin 1803, 2 Bde., gr. 8., mit Portrait.

— neue Originalausgabe. Ebendas. 1830, 2 Bde., 16., mit 2 Titelkupf.

Einzeln:

Der Frühling. Berlin 1749, 8. (nur wenige Exemplare für seine Freunde); neue splendide Ausg., Zürich 1750, gr. 4., mit latein. Lett.; von Hirzel, Ebendas. 1751 und 1752, kl. 4., mit Anhang von Gedichten; ferner mit deutschen Lettern, Frankfurt an der Oder 1752, 8.; 1754; 1756 (verbessert); 1761; 1764.

— kritisch bearbeitet von Graf Karl von Finkenstein. Berlin 1804, 8., mit lat. Lett.

Uebersetzt wurde derselbe:

a. ins Italienische von de Tagliazuchi. Potsdam 1755, kl. 8.

b. ins Englische. Berlin 1755 (in den Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften).

c. ins Französische von Huber (Journal étranger 1760, Apr.) und von Beguelin (Wegelin). Berlin 1781, 8.

d. ins Holländische. Utrecht, 1772, 8.

f. ins Lateinische, von Spalding, mit Vorrede von Sack. Berlin 1783, gr. 8.; verb. Ausgab. Ebendas. 1804, 8., mit deutschem Originaltext. Ferner in Reiber's lateinischer Anthologie; von Mürling, Hamburg 1766, 4.; von Dietrich, Leipzig 1787, 8.

Tiffides und Paches, vom Verfasser des Frühlings. Berlin 1759, 8., mit 2 damals noch ungedruckten Gedichten und Titelkupfer.

Zu seiner Zeit als einer der ersten deutschen Dichter gefeiert, wurde Kleist von späteren Kritikern mit desto größerer Härte behandelt und ihm der Vorwurf gemacht, eigentlich nichts weiter als ein talentvoller Nachahmer zu sein, der es jedoch nicht vermöge, sich zu eigener, selbstständiger Originalität aufzuschwingen. Die Wahrheit liegt wie immer in der Mitte, diese Wahrheit aber hat Bouterwek, der Kleist's Verdiensten volle Gerechtigkeit wiederfahren läßt, ohne blind gegen dessen Schwächen und Mängel zu sein, am triftigsten ausgesprochen, indem er von ihm sagt (Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, Th. XI, S. 244): Ohne von seinem Zeitalter fortgezogen zu sein, würde auch Kleist die deutsche Poesie nicht weiter gebracht haben; aber er bleibt darum doch einer der vorzüglichsten unter den Dichtern, die von dem neuen Geiste ergriffen wurden, der damals die deutsche Literatur so schnell emporhob. Für die lyrische Poesie war er geboren. In lyrischen Formen drückten sich die schönen Gefühle, von denen sein Herz voll war, ohne hervorstehende Originalität aber auch ohne auffallende Nachahmung einer fremden Manier, eben so zart als kräftig aus. Auch sein Frühling, der zu den beschreibenden Gedichten gezählt wird, ist im Grunde ein lyrisches Werk, und in keinem Zuge eine Nachahmung des Frühlings unter den Jahreszeiten des englischen Dichters Thomson. — — Begeistert von dem heitersten Frühlingsgefühle, ließ er seine Phantasie, wie es dem lyrischen Dichter ziemt, von einem Theile des Gegenstandes seine Beschreibungen zu dem andern hinschweben, wie ein Gedanke den an-

dern weckte. Die Einheit seines Frühlingsgemäldes liegt, wie in jedem wahrhaft lyrischen Gedichte, in der Harmonie der Gedanken und Bilder, durch die das herrschende Gefühl sich ausspricht. Daher auch die Gegensätze in diesem Gemälde zwischen dem Land- und dem Stadtleben, den ruhigen Freuden des Landmannes und den Schrecken des Krieges. Die Beschreibungen sind eben so malerisch und die kleinen Züge eben so genau der Natur abgesehn, wie in Thomson's Jahreszeiten, aber Thomson beschreibt wie ein philosophischer und naturforschender Dichter, der auch Kleinigkeiten in den Kreis der allgemeinen Betrachtung zu sich herüberzieht; Kleist giebt in seinem Gemälde den Eindruck, den die Natur auf ihn machte, mit der ganzen Wärme seines Gefühls zurück und kennt keine allgemeinen Betrachtungen, außer den moralischen von derjenigen Art, wie sie jedermann ohne Philosophie und Naturforschung anstellen kann. — Mit dem heitern und lyrischen Charakter dieses beschreibenden Gedichts, harmonirt auch die Versart, die man so oft als einen verunstalteten Hexameter getadelt hat. —— Unter den übrigen Gedichten von Kleist zeichnen sich seine Oden weniger durch hohen Schwung der Phantasie, als durch Wärme und Würde des Gefühls, kräftige Gedanken an einigen Stellen und durch eine malerische Sprache vortheilhaft aus. — Seine Lieder, Epigramme, Fabeln und kleinen Erzählungen wiederholen den Ton der deutschen Modepoesie des Zeitalters. —

Der Frühling *).

Empfangt mich heilige Schatten, ihr Wohnungen süßer Entzückung,
Ihr hohen Gewölbe voll Laub und dunkler, schlafender Lüfte,
Die ihr oft einsamen Dichtern der Zukunft Vorhang zerrissen,
Oft ihnen des heitern Olymps azurne Thore geöffnet,
Und Helden und Göttter gezeigt! Empfangt mich, füllet die Seele
Mit holder Wehmuth und Ruh'! — O daß mein Lebensbach endlich
Von Klippen, da er entsprang, in euern Gründen verflösse! —
Führt mich durch Gänge voll Nacht zum glänzenden Throne der Tugend,
Der um sich die Schatten erhellt! Lehrt mich den Wiederhall reizen
Zum Ruhm der verjüngten Natur. Und ihr, ihr lachenden Wiesen,
Ihr holden Thäler voll Rosen, ihr Labyrinthe der Bäche,
Ich will die Wollust in mich mit eurem Balsamhauch ziehen,
Und wenn Aurora euch weckt, mit ihrem Purpur sie trinken! —
Gestreckt im Schatten will ich in goldne Saiten die Freude,
Die in euch wohnet, besingen! — Reizt und begeistert die Sinnen,
Daß meine Töne die Gegend, wie Zephyr's Lispeln erfüllen.
Der jetzt durch's Veilchenthal fleucht, und wie die rieselnden Bäche!

Auf rosenfarbnem Gewölke, bekränzt mit Tulpen und Lilien,
Sank jüngst der Frühling vom Himmel. Aus seinen Busen ergoß sich
Die Milch der Erde in Strömen. Schnell glitt von murmelnden Klippen
Der Schnee in Bächen herab; des Winters Gräber, die Flüsse
In welchen Felsen von Eis mit hohlem Getöse sich stießen
Empfingen ihn, blähten sich auf, voll ungeduldger Hoffnung,
Durchrissen nagend die Dämme, verschlangen gierig das Ufer;
Wald, Feld und Wiese war Meer! — Kaum sahen die Wipfel der Weiden
Im Thale wankend heraus. — Gefleckte Täucher und Enten
Verschwanden, schossen herauf, und irrten zwischen den Zweigen,
Wo sonst vor Schmerzen der Liebe im Laub' die Nachtigal seufzte. —
Der Hirsch, von Wellen verfolgt, streift' auf unwirthbaren Felsen,
Die traurig die Fluth übersahn. Ergriffene Bären durchstürzten
Das anfangs seichte Gewässer, sie schüttelten brummend
Die um sich gießenden Zotten; bald sank der treulose Boden,
Sie schnoben, schwammen zum Wald', umschlangen Tannen und Eichen
Und huben sich träufelnd empor. Hier hingen sie ängstlich im Wipfel,
Von reißenden Winden, vom Heulen der flüsselspeienden Klippen
Und schwarzen Tiefe gescheucht. — Der Büsche versammelte Sänger
Betrachteten traurig und stumm von dürren Armen der Linden,
Das vormals glückliche Thal, wo sie den flehenden Jungen
Im Dornstrauch Speise vertheilt. — Die frühe Lerche, vor Jammer
Sich aufwärts schwingend, beschaute die Wasserwüste von oben
Und suchte verlaßne Gefilde. — Es flossen Scheuren und Wände
Und Dächer und Hütten umher. — Aus Giebeln und gleitenden Kähnen
Versah der trostlose Hirt sich einer Sündfluth, die vormals
Die Welt umrollte, daß Gemsen in schlagenden Wogen versanken!

Der Boden trank endlich die Fluth. Von ellenden Düften und Wolken
Flohn junge Schatten umher. Den blauen Umfang des Himmels
Durchbrach ein blitzendes Gold! — Zwar streute der weichende Winter
Noch oft, bei nächtlicher Umkehr, von den geschüttelten Schwingen,
Reif, Eis und Schauer von Schnee; noch ließen wüthende Stürme
Die rauhe, dumpfige Stimm' aus Islands Gegend ertönen,
Durchstreiften klagendende Klüfte, verheerten taumelnde Wälder,
Und bliesen Schrecken umher, und Ueberschwemmung von Kälte; —
Bald aber siegte der vor noch ungesicherte Frühling!
Die Luft ward sanfter; es deckt' ein bunter Teppich die Felder,
Die Schatten wurden belaubt, ein sanftes Tönen erwachte
Und floh und wirbelt' umher im Hain voll grünlicher Dämmerung.
Die Bäche färbten sich silbern, im Lufttraume flossen Gerüche,
Und Echo hörete' im Grunde die frühe Flöte des Hirten. —

Ihr, deren zweifelhaft Leben, gleich trüben Tagen des Winters,
Ohn' Licht und Freude verfließt, die ihr in Höhlen des Elends
Die finstern Stunden verseufzt, betrachtet die Jugend des Jahres;
Werft jetzt die Augen umher, laßt tausend farbige Scenen,
Die schwarzen Bilder verfärben! Es mag die niedrige Ruhmsucht,
Die schwache Rachgier, der Geiz und seufzender Blutdurst sich härmen;
Ihr seid zur Freude geschaffen, der Schmerz impft Tugend und Unschuld!
Saugt Lust und Anmuth in euch! Schaut her, sie gleitet in Luftkreis'
Und grünt und rieselt im Thal! — Und ihr, ihr Bilder des Frühlings,
Ihr blühenden Schönen, o fliehet den athemraubenden Aushauch
Von goldnen Kerkern der Städte! Kommt, kommt in winkende Felder!
O kommt, und gebt dem Zephyr zum Spiele die Wellen der Locken;
Seht euch in Seen und Bächen, und gleicht den Blumen des Ufers;
Pflückt Morgentulpen voll Thau, und schmückt den wallenden Busen!

Hier, wo zur Linken der Fels, bekleidet mit Sträuchen und Tannen,
Zur Hälfte den bläulichen Strom, sich drüber neigend, beschattet,

*) Aus E. C. v. Kleist's Werken. Berlin 1830.

Will ich in's Grüne mich setzen an seinen steinigen Höhen,
Und Thal und Ebne beschauen.

O welch ein frohes Gewühle
Belebt das streifige Land! Wie lieblich lächelt die Anmuth
Aus Wald und Büschen hervor! Ein Kranz von blühenden Dornen
Umschließt und röthet rings um die sich verlierende Weite,
Vom niedrigen Himmel gedrückt. — Von bunten Mohnblumen laufen
Mit grünen Weizen versetzt, sich schmälernde Beet' in die Ferne,
Durchkreuzt vom blühenden Flachs! Feldrosen-Hecken und Schleestrauch,
In Blüthen freundlich gehüllt, umgrenzen die Spiegel der Teiche
Und sehn sich drinnen. Zur Seite blitzt aus dem grünlichen Meere
Ein Meer voll goldener Strahlen, durch Phöbus glänzenden Anblick;
Es schimmert sein gelbes Gestade von Muscheln und farbigen Steinen,
Und Lieb' und Freude durchtaumeln in kleiner Fische Geschwadern
Und in den Riesen des Meeres, die unabsehbare Fläche!
Auf fernen Wiesen am See stehn majestätische Rosse,
Sie werfen den Nacken empor und fliehen und wiehern aus Wollust,
Daß Hain und Felsen erschallt. Gefleckte Kühe durchwaten,
Geführt vom ernsten Stier, des Meyerhofs buschige Sümpfe,
Der finstre Linden durchsieht, ein Gang von Espen und Ulmen
Führt zu ihm; durch diese blinket ein Bach, in Binsen sich windend,
Von Reihern und Schwänen bewohnt. Gebirge, die Brüste der Reben,
Stehn fröhlich um ihn herum; sie ragen über den Buchwald,
Des Hügels Krone, davon ein Theil im Sonnenschein lächelt
Und glänzt, der andere trauert im Flor vom Schatten der Wolken.

Die Lerche steigt in die Luft, sieht unter sich Klippen und Thäler,
Entzückung tönet aus ihr. — Der Klang des wirbelnden Liedes
Ergötzt den ackernden Landmann. — Er horcht ein Weilchen, dann lehnt er
Sich auf den gleitenden Pflug, zieht braune Wellen in's Erdreich,
Verfolgt von Krähen und Elstern. — Der Säemann schreitet gemessen
Und wirft den Samen ihm nach; die zackige Egge bewälzt sie
Mit einer ebenen Decke. — O daß der mühsame Landwirth
Für sich den Samen nur streute! daß ihn die Weinstöcke tränkten,
Zu seinem Munde die Zweige mit saftigen Früchten sich beugten,
Und in den Wiesen für ihn nur bunte Wogen sich wälzten! —
Allein der fräßige Krieg, von zähnebleckendem Hunger
Und wilden Schaaren begleitet, verheert oft Arbeit und Hoffnung;
Gleich Hagelgüssen und Sturm zerbricht er die nährenden Halmen,
Reißt Stab und Rebe zu Boden, entzündet Dörfer und Wäder
Für sich zum schrecklichen Lustspiel! — Dann fliegt ein mörderisch Getöne
Und Tod und Jammer umher. Die Thäler blitzen von Waffen,
Es wälzen sich Wolken von Feur aus tiefen Schlünden der Stücke,
Und füllen die Gegend mit Donner, mit Glut und Saaten von Leichen! —
Das Feld voll blutiger Furchen gleicht einem wogenden Blutmeer;
Ein Heer der furchtbarsten Thiere durch laufende Flammen geängstigt,
Stürzt sich mit dumpfem Gebrüll' in uferfliehende Ströme.
Der Wiederhall selber erschrickt und klagt; es zittern vor Grauen
Die wilden Felsen und heulen. Des Himmels leuchtendes Auge
Schließt sich, die Grausamkeit scheuend; mit blauer Finsterniß füllen
Sich aufwärts drehende Dämpfe, gleich dickem Nebel, den Luftkreis,
Nur oft vom Wiederschein blitzt! — Wie wenn der Rachen des Aetna
Mit ängstlich wildem Geschrei, daß Meer und Klippen es hören,
Umlegne Dörfer und Städte, vom untern Donner zerrüttet,
Mit Schrecken und Tod überspeit, und einer flammenden Sündfluth. —

Ihr, denen zwanglose Völker das Steuer der Herrschaft vertrauen,
Führt ihr durch Flammen und Blut sie zur Glückseligkeit Hafen? —
Was wünscht ihr Väter der Menschen noch mehrere Kinder!
Ist's wenig,
Viel Millionen beglücken? Erfordert's wenige Sorgen? —
O mehrt derjenigen Heil, die eure Fittige suchen,
Deckt sie gleich brütenden Adlern; verwandelt die Schwerdter in Sicheln;
Belohnt mit Ehren und Gunst die, deren nächtliche Lampe
Den ganzen Erdball erleuchtet; setzt Gärtner zur Baumschul' der Menschen,
Laßt goldne Wogen im Meer, für's Land, durch Schiffahrt sich thürmen,
Erhebt die Weisheit im Kittel, und trocknet die Zähren der Tugend!

Wohin verführt mich der Schmerz! Weicht, all ihr traurigen Bilder! —
Komm, Muse, laß uns die Wohnung und häusliche Wirthschaft des Landmanns
Und Viehzucht und Gärten betrachten! Hier steigt kein Marmor aus Bergen
Und zeiget Kämpfer; kein Taxus spitzt sich vor Schlössern; kein Wasser
Folgt hier dem Zuruf der Kunst. Ein Baum, worunter sein Ahnherr
Drei Alter durchlebte, beschattet ein Haus, von Reben umkrochen,
Durch Dorn und Hecken beschützt. — Ein Teich glänzt mitten im Hofe,
Mit grünem Flosskraut bestreut, wodurch aus scheinbarer Tiefe
Des Himmels Ebenbild blinkt. — Er wimmelt von zahmen Bewohnern;
Die Henne jammert um's Ufer, und ruft die gleitenden Entchen,
Die sie gebrütet; sie fliehn der Stiefmutter Stimme, durchplätschern
Die Fluth und nagen am Schilf. — Mit vorgebogenen Hälsen
Und zischernd, treiben die Gänse fern von der Lustbahn der Jungen
Den zottigen Hofhund; dann spielen die haarigen Kinder, sie tauchen
Den Kopf in's Wasser, und hängen mit rudernden Füßen
Im Gleichgewichte. — Dort läuft ein kleines geschäftiges Mädchen
Sein buntes Körbchen am Arm, verfolgt von weitschreitenden Hühnern.
Nun steht es, und täuscht sie leichtfertig mit eitelem Wurfe; begießt sie
Nun plötzlich mit goldenem Korn, und sieht sie sich zanken und picken. —
Dort lauscht das weiße Kaninchen in dunkler Höhle und drehet
Die rothen Augen umher; springt endlich furchtsam zum Zaune
Und reißt an staudigen Pappeln. — Aus seinen Gezelte geht lachend
Das gelbe Täubchen, und kratzt mit röthlichen Füßen den Nacken,
Und fliegt zum Liebling auf's Dach. Es zürnt ob dessen Verweilen
Und dreht sich um sich und schilt; bald rührt ihn das Schmeicheln der Schönen,
Viel Küsse werden verwendet, bis sie mit schnellem Gefieder
Die Luft durchlispeln, und aufwärts sich zu Gespielen gesellen,
Die blitzend im Sonnenglanz schwärmen. —

Von blühenden Fruchtbäumen schimmert
Der Garten, die kreuzende Gänge mit rother Dunkelheit füllen;
Und Zephyr gaukelt umher, treibt Wolken von Blüthen zur Höhe,
Die sich ergießen und regnen. — Zwar hat hier Wollust und Hochmuth

Nicht Nahrung von Mohren entlehnt und sie gepflanzet, nicht Myrten,
Nicht Aloen blicken durch Fenster. — Das nützliche Schöne vergnüget
Den Landmann und etwa ein Kranz. — Durch lange Gewölbe von Nußstrauch,
Zeigt sich voll laufender Wolken der Himmel, und ferne Gefilde
Voll Seen, und buschige Thäler, umringt mit blauen Gebirgen. —
Die Fürstin der Blumen, die Lilie, erhebt die Krone zur Seite
Hoch über streifige Tulpen. — O Tulipane, wer hat dir
Mit allen Farben der Sonne den offnen Busen gefüllet?
Ich grüßte dich, Fürstin der Blumen, wenn nicht die göttliche Rose
Die tausendblättrige schöne Gestalt, die Farbe der Liebe,
Den hohen bedorneten Thron, und den ewigen Wohlgeruch hätte! —
Die holde Maiblume drängt die Silberglöckchen durch Blätter;
Hier reicht mir die blaue Jacinthe den Kelch voll kühler Gerüche:
Es steigt unsehbarer Regen von lieblichen Düften zur Höhe,
Und füllt die Lüfte mit Balsam. Die Nachtviole läßt immer
Die stolzeren Blumen den Duft verhauchen; sie schließt bedächtig
Ihn ein, im Vorsatz, den Abend noch über den Tag zu verschönern! —
Ein wahres Bildniß des Weisen, den nicht, gleich prahlenden Kämpfern,
Der Kreis von Zuschauern reizt, der tugendhaft wegen der Tugend,
In der Verborgenheit Schatten Gerüche der Wohlthaten ausstreut! —
Seht hin, wie brüstet der Pfau sich dort am farbigen Beete,
Voll Eifersucht über die Kleidung der fröhlichen Blumen stolziert er,
Kreist rauschend den grünlichen Schweif voll Regenbögen und wendet
Den Farbentrügenden Hals. — Die Schmetterlinge sich jagend,
Umwälzen sich über den Bäumen mit bunten Flügeln; voll Liebe,
Und unentschlossen im Wählen, beschauen sie Knospen und Blüthen. —
Indessen impft der Herr des Gartens Zweige von Kirschen
Durchsägten Schleeständen ein, die künftig über die Kinder
Die sie gesäuget, erstaunen. — Das Bild der Anmuth, die Hausfrau,
Sitzt in der Laube von Reben, pflanzt Stauden und Blumen auf Leinwand;
Die Freude lächelt aus ihr. Ein Kind, der Grazien Liebling,
Mit zarten Armen am Half' ihr hangend, hindert sie schmeichelnd,
Ein andres tändelt im Klee, sinnt nach, und stammelt Gedanken. —

O dreimal seliges Volk, dem einsam in Gründen die Tage
Wie sanfte Weste verfliegen! Laß Andre dem Pöbel, der Dächer
Und Bäum' ersteiget, zur Schau in Siegeswagen sich brüsten,
Von Elephanten gezogen; laß sie der Wellen Gebirge
Mit Wolken von Segeln bedecken, und Japan in Westen versetzen!
Der ist ein Liebling des Himmels, den, fern von Thorheit und Lastern,
Die Ruh' an Quellen umschlingt! Auf ihn blickt immer die Sonne
Von oben lieblich herab; ihm braust kein Unglück in Wogen,
Ihm folgt die Reue nicht nach, nicht durch die wallenden Saaten,
Nicht unter die Heerden im Thal, nicht an sein Traubengeländer.
Er seufzt nicht eitele Wünsche, ihn macht die Höhe nicht schwindelnd,
Die Arbeit würzt ihm die Kost, sein Blut ist leicht wie der Aether,
Sein Schlaf entfliegt mit der Dämmerung, ein Morgenlüftchen verweht ihn. —

Ach, wär' auch mir es vergönnt, in euch, ihr holden Gefilde,
Gestreckt in wankende Schatten am Ufer geschwätziger Bäche,
Hinfort mir selber zu leben, und Leid und weltliche Sorgen
Vorüberrauschender Luft einst zuzustreuen! Ach möchte
Doch Doris die Thränen in euch von diesen Wangen verwischen,
Und bald Gespräche mit Freunden in euch mein Leiden verstreun;
Bald redende Todte mich lehren, bald tiefe Bäche der Weisheit
Des Geistes Wissensdurst stillen! Dann gönnt' ich Berge von Demant,
Und goldne Klüfte dem Mogul; dann möchten trügrische Zwerge
Felshohe Bilder sich hauen, die steinerne Ströme vergöttern,
Ich würde sie nimmer beneiden! —

Du Meer der Liebe, o Himmel,
Du ew'ger Brunen des Heils! Soll nie dein Ausfluß mich tränken? —
Soll meine Blume des Lebens, erstickt vom Unkraut, verblühen?
Nein, du beseligst dein Werk. Es lispelt ruhige Hoffnung
Mit Trost und Labsal zum Herzen; die Dämmrung flieht vor Auroren,
Die finst're Decke der Zukunft wird aufgezogen: ich sehe
Ganz andre Scenen der Dinge, und unbekannte Gefilde,
Ich sehe dich himmlische Doris! Du kömmst aus Rosengebüschen
In meine Schatten voll Glanz und majestätischem Liebreiz;
So tritt die Tugend einher, so ist die Anmuth gestaltet.
Du singst zur Zither: und Phöbus tritt schnell durch dicke Gewölke,
Die Stürme schweigen, Olymp merkt auf: Die Stimme der Lieder
Tönt sanft in fernen Gebirgen, und Zephyr weht sie herüber. —
Und du, mein redlicher Gleim, du steigst vom Gipfel des Hämos
Und rührst die Tejischen Saiten voll Lust; die Thore des Himmels
Gehn auf, es lassen sich Cypris und Huldgöttinnen und Amor
Voll Glanz auf funkelnden Wolken in blauen Lüften hernieder,
Und singen lieblich darein. Der Sterne weites Gewölbe
Erschallt vom frohen Concert. — Komm bald in meine Revier,
Komm! bringe die Freude zu mir, beblume mir Triften und Anger,
O Paar, du Trost meines Lebens, du milde Gabe der Gottheit! —
Doch wie, erwach' ich vom Schlaf? Wo sind die himmlischen Bilder?
Welch ein anmuthiger Traum betrog die wachenden Sinne!
Er flieht von dannen, ich seufze. — Zu viel, zu viel um Verhängniß
Im Durchgang des Lebens gefordert! Solch Heil gewährt nur die Hoffnung;
Sein Schatten beglücket mich schon, selbst wird mich nimmer erfreuen! —

Allein was quält mich die Zukunft? — Weg, ihr vergeblichen Sorgen!
Laßt mich der Wollust genießen, die jetzt der Himmel mir gönnet;
Laßt mich das fröhliche Landvolk in dicke Haine verfolgen,
Und mit der Nachtigall singen, und mich beim seufzenden Gießbach
An Zephyr's Tönen ergötzen. — Ihr dichten Lauben, von Händen
Der Mutter der Dinge geflochten! ihr dunkeln einsamen Gänge,
Die ihr das Denken erhellt, Irrgärten voller Entzückung
Und Freude, seid mir gegrüßt! — O welch ein anmuthig Leben
Und Ruh und sanftes Gefühl durchdringet in euch mir die Seele! —

Durch's hohe Laubdach der Schatten, das streichende Licht bewegen,
Worunter die sichtbare Kühl' in grünen Wogen sich wälzt.
Blickt hin und wieder die Sonne, und übergüldet die Bäume.
Die holde Dämm'rung durchgleiten Gerüche von blühenden Hecken,
Die Flügel der Westwinde duften. — In überirdischer Höhe,
Von krausen Büschen gezeugt, setzt zwischen Blumen der Geißhirt,
Bläst auf der hellen Schalmey, hält ein und höret die Echos
Hier laut in Buchen ertönen, dort schwach und endlich verlieren,
Bläst, und hält wiederum ein. — Tief unter ihm klettern die Ziegen
Am jähen Absturz der Kluft, und reißen an bittern Gesträuchen. —

Mit leichten Läuften streicht jetzt ein Heer gescheuter Hindinnen,
Und Hirsche, mit Aesten gekrönt, durch grüne, rauschende Blicke.

Setzt über Klüfte, Gewässer und Rohr. Moräste vermissen
Die Spur der fliegenden Last. — Gereizt vom Frühling zur Liebe
Durchstreichen muthige Rosse den Wald mit flatternden Mähnen:
Der Boden zittert und tönt, es strotzen die Zweige der Adern,
Ihr Schweif empört sich verwildert, sie schnauben Wollust und Hitze,
Und brechen, vom Ufer sich stürzend, die Fluth der Ströme zur Kühlung;
Dann fliehen sie über das Thal auf hohe Felsen, und schauen
Fern über den niedrigen Hain auf's Feld, durch segelnde Dünste,
Und wiehern aus Wolken herab. — Jetzt eilen Stiere vorüber,
Aus ihren Nasen raucht Brunst, sie spalten mit Hörnern das Erdreich
Und toben im Nebel von Staub. Verschiedene taumeln in Höhlen,
Und brüllen dumpfig heraus; verschiedene stürzen von Klippen. —

Aus hohler Klippe gedrängt, fällt dort mit wildem Getümmel
Ein Fluß in's buschige Thal, reißt mit sich Stücke von Felsen,
Durchrauscht entblößete Wurzeln der untergrabenen Bäume,
Die über fließende Hügel von Schaum sich bücken und wanken;
Die grünen Grotten des Waldes ertönen und klagen darüber,
Es stutzt ob solchem Getöse das Wild und eilet von dannen;
Sich nahende Vögel verlassen, im Singen gehindert, die Gegend,
Und suchen ruhige Stellen, wo sie den Gatten Gefühle
Verliebter Schmerzen entdecken in pyramidnem Gesträuche,
Und streiten gegen einander mit Liedern, von Zweigen der Buchen. —
Dort will ich lauschen, und sie sich freun und liebkosen hören! —
Fließ, sanft, unruhiges Flüßchen! still; ächzende Zephyr' im Laube,
Schwächt nicht ihr buhlrisches Flüstern; schlagt laut, Bewohner der Wipfel,
Schlagt, lehrt mich euren Gesang! — Sie schlagen: symphonische Töne
Durchfliehn von Eichen und Dorn des weiten Schattensaals Kammern;
Die ganze Gegend wird Schall. Der Fink, der röthliche Hänfling,
Pfeift hell aus Wipfeln der Buchen. Die bunten Stieglitze hüpfen
So fröhlich auf Strauch und Gebüsch, beschauen die blühende Distel,
Ihr Lied hüpft fröhlich wie sie. — Der Zeisig klaget der Schönen
Sein Leiden aus Zellen von Laub. Vom Ulmbaum flötet die Amsel
In hohlen Tönen den Baß. — Nur die geflügelte Stimme,
Die kleine Nachtigall, weicht aus Ruhmsucht in einsame Gründe,
Durch dicke Wipfel umwölbt, der Wehmuth ewige Wohnung,
Worin aus Feld und aus Luft der Nacht verbreitete Schatten
Sich scheinen verdichtet zu haben, als sie Auroren entwichen,
Und macht die traurige Wüste zum Lustgefilde des Waldes.
Ein finsterer Teich tränkt dort rings um sich Weidengebüsche;
Auf Aesten wiegt sie sich da, lockt laut und schmettert und wirbelt,
Daß Grund und Einöde klingt. — So rasen Chöre von Saiten! —
Jetzt girrt sie sanfter und läuft durch tausend zärtliche Töne;
Jetzt schlägt sie wieder mit Macht. Oft wenn die Gattin durch Vorwitz
Sich im belaubten Gebauer des grausamen Voglers gefangen,
Der fern im Lindenbusch lau'rt; dann ruhen die Lieder der Freude.
Dann fliegt sie ängstlich umher, ruft ihrer Wonne des Lebens,
Durch Klüfte, Felsen und Wald, seufzt unaufhörlich und jammert,
Bis sie vor Wehmuth zuletzt halbtodt in die Hecken hinabfällt!
Da klaget um sie der Schatten der todten Gattin, da dünkt ihr
Sie wund und blutig zu sehn; bald tönt ihr Jammerlied wieder,
Sie setzt es Nächte lang fort, und scheint bei jeglichem Seufzer
Ihr Leben aus sich zu seufzen. — Die nahen buschigen Hügel,
Hierdurch zum Mitleid bewogen, erheben ein zärtlich Gewinsel. —

Allein was kollert und girrt mir hier zur Seite vom Eichstamm,
Der halb vermodert und zweiglos von keinem Geflügel bewohnt wird?
Täuscht mich der Einbildung Spiel? — Sieh, plötzlich flattert ein Täubchen
Aus einem Astloch' empor mit wandelbarem Gefieder;
Dieß zeugte den dumpfigen Schall im Bauch der Eichen; es gleitet
Mit ausgespreiteten Flügeln in's Thal, sucht nickend im Schatten,
Und schaut sich vorsichtig um mit dürren Reisern im Munde. —
Wer lehrt die Bürger der Zweige, voll Kunst sich Nester zu wölben,
Und sie vor listigem Raub', voll süßen Kummers, zu sichern?
Welch ein verborgener Hauch füllt ihre Herzen mit Liebe? —
Durch Dich ist alles, was gut ist, unendlich wunderbar Wesen,
Beherrscher und Vater der Welt! Du bist so herrlich im Vogel,
Der niedrig in Dornstauden hüpft, als in der Veste des Himmels,
In einer kriechenden Raupe, wie in dem flammenden Cherub! —
See, sonder Ufer und Grund, aus dir quillt Alles; du selber
Hast keinen Zufluß in dich! — Die Feuermeere der Sterne
Sind Wiederscheine von Tropfen des Lichts, in welchem du leuchtest!
Du drohst den Stürmen, sie schweigen; berührst die Berge, sie rauchen!
Das Heulen aufrührischer Meere, die zwischen wässernen Felsen
Den Sand des Grundes entblößen, ist deiner Herrlichkeit Loblied!
Der Donner, mit Flammen beflügelt, verkündigt mit brüllender Stimme
Die hohen Thaten von dir. Vor Ehrfurcht zittern die Haine
Und wiederhallen dein Lob! — Heerschaaren funkelnder Wächter
Der blauen Lüfte, verbreiten in tausend harmonischen Tönen
Die Größe deiner Gewalt und Huld, von Pole zu Pole.
Doch wer berechnet die Menge von deinen Wundern! wer schwingt sich
Durch deine Tiefe, o Schöpfer! — Vertraut euch Flügeln der Winde;
Ruht auf den Pfeilen des Blitzes; durchstreicht den glänzenden Abgrund
Der Gottheit, ihr endlichen Geister, durch tausend Alter des Weltbau's;
Ihr werdet dennoch zuletzt kein Pünktchen näher dem Grunde,
Als bei dem Ausfluge sein! — Verstummt denn, bebende Saiten,
So preist ihr würd'ger den Herrn!

Ein Fluß von lieblichem Duft, den Zephyr mit säuselnden Schwingen
Von nahgelegener Wiese herbeiweht, nöthigt mich zu ihr;
Da will ich am schwirrenden Rohr', in ihrem Blumenschooß ruhend,
Mit starken Zügen ihn einziehn. — Kommt zu mir, Freunde der Weisheit,
Mein Spalding und Hirzel! durch die jüngsthin der Winter mir grünte,
Von deren Lippen die Freude zu meinem Busen mir strömet;
Kommt, legt Euch zu mir, und macht die Gegend zur himmlischen Wohnung!
Laßt uns der Kinder der Flora Gestalt und Liebe bewundern,
Und spotten, mit ihnen geschmückt, des trägen Pöbels im Purpur! —
Laß deiner Saiten Gesang, und deines Mundes Gespräche,
Mir süßer denn Rosenduft sein! Hier ist der Grazien Freude,
Hier irrt am Spiegel des Himmels die Ruh, es rieselt Entzückung
Mit hellen Bächen heran: Den grünen Kleeboden schmücken
Zerstreute Wälder von Blumen. Ein Meer von holden Gerüchen
Wallt unsichtbar über die Flur, in großen taumelnden Wogen
Von lauen Winden durchwühlt. —

Es ist durch tausend Bewohner
Die bunte Gegend belebt. Hochbeinig watet im Wasser
Dort zwischen Kräutern der Storch, und blickt begierig nach Nahrung.
Dort gaukelt der Kibitz, und schreit um's Haupt des müßigen Knaben,
Der seinem Nest sich naht. Jetzt trabt er vor ihm zum Ufer,
Als hätt' er das Fliegen vergessen, reizt ihn durch Hinken zur Folge,
Und lockt ihn endlich in's Feld. — Unzählbare schimmernde Würmchen
Umflattern freudig den Klee, und irren im niederen Grase

Durch Labyrinthe von Blumen in rothen und goldenen Schatten,
Und glauben in Hainen zu irren. Zerstreute Heere von Bienen
Durchsäuseln die Lüfte; sie fallen auf Klee und blühende Stauden,
Und hangen glänzend daran, wie Thau vom Mondschein vergoldet:
Dann eilen sie wieder zur Stadt, die ihnen im Winkel des Angers
Der Landmann aus Körben erbaut. Ein Bildniß edler Gemüther,
Die sich der Heimath entziehn, der Menschheit Gefilde durchsuchen,
Und dann heimkehren zur Zelle, mit süßer Beute beladen,
Und liefern uns Honig der Weisheit! —

Ein See voll fliehender Wellen
Rauscht in der Mitte der Au; draus steigt ein Eiland zu Tage
Mit Bäumen und Hecken gekrönt, das, wie vom Boden entrissen,
Scheint gegen die Fluthen zu schwimmen. — In einer holden Verwirrung
Drängt sich Hambuttengesträuch voll feuriger Sternchen mit Quitzbaum,
Hollunder, rauchem Wachholder und sich umarmenden Palmen.
Das Geißblatt schmiegt sich an Zweige der wilden Rosengebüsche,
Aus Wollust küssen die jungen Blüthen einander, und hauchen
Mit süßem Athem sich an. Um bunte Kränze des Erdreichs
Schleicht Brombeer langsam im Klee, zieht grüne Netze dazwischen,
Mit sich durchschlingenden Ranken. Der blühende Hagdorn am Ufer
Bückt sich hinüber aus Stolz, und sieht verwundernd im Wasser
Den weißen und röthlichen Schmuck. —

Wohl dem, dem täglich der Himmel
Solch Sinnen-Labsal erlaubt, dem Lenz und Flora die Freude
In's Innerste malen! Jedoch der Landmann empfindet
Nur selten alle die Lust. — Dort irrt er am Umfang der Wiese,
Gebeugt von Sorgen-Gewühlen, im Felde mit kümmernder Seele,
Vielleicht weil wegen der Hitze schon etliche Halme sich neigen. —
So trinkt fast immer der Mensch die Lust in Strömen und — dürstet!
Es stirbt der glücklichste wünschend; ein Tropfen Kummers verbittert
Ihm ganze Meere von Freude. Die Einbildung spornet die Triebe;
Wie Rosse reißen sie aus, die Zwang und Zügel verachten,
Und ziehen ihn mit sich zum Abgrund. Sein Stolz zielt immer gen Himmel.
Bald schilt er die Vorsicht, die ihn im Purpur und Reichthum verabsäumt;
Bald dünkt er sich selber zu schwach und tadelt die Weisheit der Schöpfung!
Das Feuer haucht Plagen für ihn; ihm blüht auf Auen das Unglück,
Und eilt mit Fluthen heran; die Wind' umwehn ihn mit Schmerzen. —
Wohin, verwegnes Geschöpf? Denkst du, wie Riesen der Fabel,
Auf Felsen Felsen zu häufen, und durch den Unsinn bewaffnet,
Den Sitz der Gottheit zu stürmen? Will ein Gefäße von Leimen
Sich wider den Töpfer empören? — Durchfleuch erst die blauen Gefilde
Mit Sonnen und Erden besä't, den milchfarbnen Gürtel des Himmels
Die Sphäre jeglichen Sterns; betrachte des Ganzen Verbindung,
Sammt allen Federn der Räder, und andrer Planeten Naturen,
Die Arten ihrer Bewohner, ihr Thun, und Stufengefolge;
Ergründe mit kühnem Gefieder des dunkeln Geisterreichs Tiefe,
Sieh Wesen ohne Gestalten, merk' ihre Abhäng' und Kräfte;
Steig' auf der Leiter der Dinge selbst bis zum Throne der Gottheit:
Dann strafe, woferne du kannst, die Vorsicht und Ordnung der Erde! —
Jetzt kennst du nicht besser die Wege, worauf der Himmel dich führet,
Als ein noch stammelndes Kind zu Schiff', auf dem Schooße der Mutter,
Die Bahn des Steu'rmanns im Meer. — Willst du die Ursach erforschen,
Warum du kein Seraphim wurdest? — Entdeck' erst, Stolzer! weswegen
Er nicht zur Made dich schuf! — Soll deiner Thorheit zu Gunsten
Die große Weltkette brechen, und tausend Planeten mit Sonnen
Aus ihren Gleisen gerückt, in einen Klumpen zerfallen?
Soll bis zum Throne des Höchsten des Himmels Vorhang zerreißen,
Und endlich die ganze Natur erschüttert im Innersten seufzen?
Dieß wünschest du, wenn du verlangst, was mit der Weltordnung streitet! —
Sei deiner Neigungen Herr, so wirst du das Unglück beherrschen;
Der Schöpfer ist Huld und Liebe, nur jene sind deine Tyrannen! —
Was bauet ihr Häuser auf Wellen, ihr Diebe der Indischen Berge?
Verdammt euch, Jahre lang nichts, als nasse Gräber zu sehen,
Und in den Wolken den Tod? Du, Untersucher der Gründe,
Was blickst du hohnlächelnd herab, geblaht vom Dünkel des Wissens,
Im Wahn, vom hohen Olymp auf Raupen der Erde zu schaun,
Dem dennoch Nebel und Dunst das Licht der Seele verdunkelt? —
Und ihr, ihr Helden! was eilt ihr in's Ungewitter des Treffens,
Wo Blitze kämpfen mit Blitzen, und wilde Stürme mit Stürmen?
Um des Gerüchtes Posaune mit euren Thaten zu füllen?
Es lachen eurer die Wesen, die um euch unsichtbar schweben! —

Du, Wahrheitsfeßler, dünkst ihnen das, was dir plätschernde Dohlen;
Du, Held und Geizhals, was euch um Spreu sich jagende Würmer.
Des Lebens Augenblick ist nicht werth der Anschläge Dauer,
So vieler Sorgen und Pein! Der, welchem knieende Länder
Heut Schlösser und Festungen öffnen, wohnt morgen in Höhlen des Todes,
Die Hoffnung ist mit ihm verscharrt, verstopft der Zugang des Nachruhms.

Mich deucht, es öffnen sich mir der Unterwelt schattige Thäler:
Ich seh den griechischen Held, vor dessen Klange der Waffen
Der ganze Erdball erschrack, der Seen mit Menschenblut färbte
Und bis zum Ganges den Ost in eine Wüste verkehrte; —
Wie ausgerissene Meere, Feld, Wald und Städte verschlingen; —
Ich seh' ihn in blassen Cypressen verlassen und tiefsinnig irren,
Er ringt die Hände, und füllt mit diesen Klagen die Lüfte;
„Sonst meines Unsinns Vergnügen, jetzt mir erschreckliche Bilder,
Ihr Leichen voll Wunden und Blut, weicht, weicht aus diesen Revieren!
Kehrt eure Blicke von mir, ihr halbgeöffneten Augen!
Vergeßt das Stöhnen, ihr Gründe! Weh mir, daß jemals der Herrschsucht
Sirenenstimme mich täuschte! Du tolles Labsal der Seelen,
Zu kurz für ewige Reu, o Lob des sinnlosen Pöbels,
Warum verachtet' ich dich, groß in mir selber, nicht eher!
Entflohene Zeit, komm wieder! — Verlasset mich schreckliche Leichen!
Kehrt eure Blicke von mir, ihr halbgeöffneten Augen!" —

Noch wären die Schätze der Welt sammt aller Hoheit und Wollust
Für unsere Seelen zu klein, und wenn wir Aeonen durchlebten;
Der Himmel sättigt sie nur, von dessen Flamme sie lodern,
Un du, o göttliche Tugend! durch dich nur können wir freudig
Das Meer des Lebens durchschiffen! Laß diesen Pharus uns leuchten,
So sehn wir den Hafen des Glücks, trotz Ungewittern des Zufalls,
Trotz aller Leidenschaft Sturm, der nur den Einlauf befördert;
Dann wird der Himmel uns weise, der Himmel uns gnädig bedünken! —

Ja, er ist gnädig, der Himmel, auch dir, kleinmüthiges Landvolk,
Das schon den Jammer der Kinder in künftiger Theurung bejammert,

Erheb die träumenden Augen! Er kommt, er kommt schon, der Segen,
Er taumelt in Wolken daher, und wird sich in Strömen ergießen.
Schon fliegt der Westwind voran und schwärmt in den Blättern der Bäume,
Und wirbelt die Saaten wie Strudel; — Die Sonn' eilt hinter den Vorhang
Vom baumwollähnlichem Dunst; es stirbt der Schimmer des Himmels,
Und eine Decke von Schatten läuft über Thäler und Hügel.
Gekraust durch silberne Cirkel, die sich vergrößernd verschwinden,
Verräth die Fläche des Wassers den noch nicht sichtbaren Regen. —
Jetzt fällt er häufiger nieder, sich wie Gewebe durchkreuzend,
Kaum schützt des Erlenbaums Zelt mich vor den rauschenden Güssen.
Der Wind umwälzt sich in ihm und treibt ihn vor sich wie Segel,
Er macht die Lüfte voll Tropfen, zur See voll wallender Fluthen. —
Das Volk, das kürzlich aus Wolken die Gegend mit Liedern erfüllte,
Schweigt und verbirgt sich in Büsche. — Im Lindenthal drängt sich in Kreisen,
Vom Dach der Zweige bedeckt, die Wollenheerde um Stämme;
Feld, Luft und Höhen sind öde; nur Schwalben fliegen im Regen,
Und gaukeln die Teiche beschauend. — Die Augenlieder, die jetzo
Das Auge des Weltkreises deckten, die Dünst', erheben sich plötzlich;
Nun funkelt die Bühne des Himmels, nun sieht man hangende Meere
In helle Tropfen zerrinnen, und aus den Lüften verschwinden!
Es lachen die Gründe voll Blumen, und alles freut sich, als flöße
Der Himmel selber zur Erden! — Jedoch schon schiffen von neuem
Belad'ne Wolken vom Abend, und breiten wieder das Dunkel;
Sie schütten Seen herab, und säugen die Felder wie Brüste! —
Auch die vergießen sich endlich. Der Auen Trauerkleid flieget
Schnell über's Gebirge zurück; ein goldner Regen von Strahlen
Füllt jetzo wieder die Luft; der grüne Hauptschmuck der Felsen,
Voll von den Staaten der Wolken, spielt blendend gegen die Sonne.
Ein Regenbogen umgürtet den Himmel, und sieht sich im Meere;
Verjüngt, voll Schimmer und lächelnd, voll lichter Streifen und Kränze
Sehn die Gefilde mich an. — Tauch' in die Farben Aurorens,
Mal mir die Landschaft, o du, aus dessen ewigen Liedern
Der Aare Ufer mir duften, und vor den Augen mir prangen,
Der sich die Pfeiler des Himmels, die Alpen, die er besungen,
Zu Ehrensäulen gemacht! — Wie blitzt die blumige Wiese
Von demantähnlichen Tropfen! wie lieblich regnen sie seitwärts
Von farbigen Blumengebüschen, und blühenden Kronen der Sträuche! —
Die Kräuter sind wieder erfrischt, und hauchen stärkre Gerüche,
Der ganze Himmel ist Duft. — Ein Chor von Sängern der Wipfel,
In Kränzen von Büschen versteckt, hüpft zwischen den Blättern zur Höhe,
Spritzt vom Gefieder die Näss', und treibt sein süßes Geschäfte;
Schon wacht im Felde der Baum, und Echo höret Gesänge!

O grünet, ihr holden Gefilde! Ihr Wiesen und Schlösser vom Laube!
Grünt, seid die Freude des Volks! Dient meiner Unschuld auf immer
Zum Schirm, wenn Bosheit und Stolz aus Schlössern und Städten mich treiben.
Mir wehe Zephyr aus euch, durch Blumen und Hecken noch öfter
Ruh' und Erquickung in's Herz! Laßt mich in euren Revieren
Den Herrn und Vater der Welt, der Segen über euch breitet
Im Strahlenkreise der Sonnen, im Thau und in träufelnden Wolken,
Noch fern auf Flügeln der Winde, in eurer Schönheit verehren,
Und melden voll heiliger Regung sein Lob antwortenden Sternen!
Und wenn nach seinem Geheiß, mein Ziel des Lebens herannaht,
Dann sei mir endlich in Euch die letzte Ruhe verstattet!

Amynt.

Sie fliehet fort! es ist um mich geschehen!
Ein fernes Land trennt Lalagen von mir;
Dort floh sie hin! Komm Luft, mich anzuwehen,
Du kommst vielleicht von ihr!

Wo blieb die Zeit, da Alles wiederhallte
Von ihrem Ruhm, von Jugendlust und Scherz!
Als Heiterkeit aus ihren Augen wallte,
Und wallte mir in's Herz! —

Ach sie entwich! Sagt Lalagen, ihr Flüsse,
Daß ohne sie der Wiese Schmuck verdirbt!
Ihr eilt zu ihr; sagt: daß der Wald sie misse,
Und daß ihr Schäfer stirbt.

Welch Thal blüht jetzt, von ihr gesehen besser?
Wo tanzt sie nun ein Labyrinth? Wo füllt
Ihr Lied den Hain? Welch glückliches Gewässer
Wird schöner durch ihr Bild?

Nur Einen Druck der Hand, nur halbe Blicke,
Nur einen Kuß, wie sie mir vormals gab,
Vergönne mir von ihr; dann stürz, Geschicke,
Mich, wenn du willst, in's Grab!

So klagt' Amynt, die Augen voll von Thränen,
Blaß und gebückt den Gegenden sein Weh;
Sie schienen sich mit ihm nach ihr zu sehnen,
Und seufzten: „Lalage!"

An die preußische Armee.

Unüberwundnes Heer! mit dem Tod und Verderben
In Legionen Feinde dringt;
Um das der frohe Sieg die gold'nen Flügel schwingt,
O Heer, bereit zum Siegen oder Sterben!

Sieh! Feinde, deren Last die Hügel fast versinken,
Den Erdkreis beben macht,
Ziehn gegen dich, und drohn mit Qual und ew'ger Nacht;
Das Wasser fehlt, wo ihre Rosse trinken!

Der dürre, scheele Neid treibt feile Söldner-Schaaren
Aus West und Süd heraus,
Und Nordens Höhlen spein, so wie des Ost's, Barbaren
Und Ungeheuer, dich zu verschlingen, aus!

So tobt ein Flammen-Meer, das aus Vesuvens Munde
Sich donnernd in das Feld ergießt,
Mit dem Furcht und der Tod in Städt' und Dörfer fließt;
Das Wasser flieht das Land, und kocht auf heißem Grunde!

Verdopple deinen Muth, o Heer! der Feinde Fluthen
Hemmt Friedrich, und dein starker Arm;
Und die Gerechtigkeit verjagt den tollen Schwarm:
Sie blitzt durch dich auf ihn, und seine Rücken bluten.

Die Luft wird deinen Ruhm zur späten Nachwelt wehen;
Die klugen Enkel ehren dich,
Ziehn dich den Römern vor, dem Cäsar Friederich,
Und Böhmens Felsen sind dir ewige Trophäen!

Nur schone, wie bisher, im Lauf von großen Thaten,
Den Landmann, der dein Feind nicht ist!
Hilf seiner Noth, wenn du von Noth entfernet bist;
Das Rauben überlaß den Feigen und Croaten!

Ich seh, ich sehe schon (freut euch, o Preußens Freunde!)
Die Tage seines Ruhms sich nah'n.
In Ungewittern ziehn die Wilden stolz heran,
Doch Friedrich winket dir; wo sind sie nun, die Feinde?

Du eilest ihnen nach, und drückst mit schwerem Eisen
Den Tod tief ihren Schädeln ein,
Und kehrst voll Ruhm zurück, die Deinen zu erfreun,
Die jauchzend dich empfahn, und ihre Retter preisen.

Auch ich, ich werde noch, vergönn' es mir, o Himmel!
Einher vor wenig Helden ziehn;
Ich seh dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn,
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel!

Irin.

An einem schönen Abend fuhr
Irin mit seinem Sohn im Kahn
Aufs Meer, um Reusen in das Schilf
Zu legen, welches ringsumher
Der nahen Inseln Strand umgab.
Die Sonne tauchte sich bereits
Ins Meer, und Fluth und Himmel schien
Im Feu'r zu glühen.

O wie schön
Ist jetzt die Gegend! sagt' entzückt
Der Knabe, den Irin gelehrt,
Auf jede Schönheit der Natur
Zu merken. Sieh, sagt' er, der Schwan,
Umringt von seiner frohen Brut,
Sich in den frohen Widerschein
Des Himmels tauchen! Sieh, er schifft,
Zieht rothe Furchen in die Fluth,
Und spannt des Fittigs Segel auf, —
Wie lieblich flüstert dort im Hain
Der schlanken Espen furchtsam Laub
Am Ufer, und wie reizend fließt
Die Saat in grünen Wellen fort,
Und rauscht vom Winde sanft bewegt. —
O! was für Anmuth haucht anjetzt
Gestad' und Meer und Himmel aus!
Wie schön ist alles! und wie froh
Und glücklich macht uns die Natur.

Ja, sagt' Irin, sie macht uns froh
Und glücklich, und du wirst durch sie
Glückselig sein, dein Lebelang,
Wenn du dabei rechtschaffen bist;
Wenn wilde Leidenschaften nicht
Von sanfter Schönheit das Gefühl
Verhindern. O Geliebtester!
Ich werde nun in Kurzem dich
Verlassen und die schöne Welt,
Und in noch schönern Gegenden
Den Lohn der Redlichkeit empfahn.
O! bleib der Tugend immer treu,
Und weine mit den Weinenden,
Und gieb von deinem Vorrath gern
Den Armen. Hilf, soviel du kannst,
Zum Wohl der Welt. Sei arbeitsam.
Erheb' zum Herren der Natur,
Dem Wind und Meer gehorsam ist.
Der alles lenkt zum Wohl der Welt,
Den Geist. Wähl' lieber Schand und Tod,
Eh du in Bosheit willigest.
Ehr', Ueberfluß und Pracht ist Tand;
Ein ruhig Herz ist unser Theil.
Durch diese Denkungsart mein Sohn,
Ist unter lauter Freuden mir
Das Haar verbleichet. Und wiewohl
Ich achtzigmal bereits den Wald
Um unsre Hütte grünen sah,
So ist mein langes Leben doch,
Gleich einem heitern Frühlingstag,
Vergangen unter Freud' und Lust. —
Zwar hab ich auch manch Ungemach
Erlitten. Als dein Bruder starb,
Da flossen Thränen mir vom Aug'
Und Sonn' und Himmel schien mir schwarz.
Oft auch ergriff mich auf dem Meer
Im leichten Kahn der Sturm, und warf
Mich mit den Wellen in die Luft;
Am Gipfel eines Wasserbergs
Hing oft mein Kahn hoch in der Luft;
Und donnernd fiel die Fluth herab,
Und ich mit ihr. Das Volk des Meers
Erschrack, wenn über seinem Haupt
Der Wellen Donner tobt', und fuhr
Tief in den Abgrund; und mich dünkt',
Daß zwischen jeder Welle mir
Ein feuchtes Grab sich öffnete.
Der Sturmwind tauchte dann ins Meer
Die Flügel, schüttelte davon
Noch eine See auf mich herab.
Allein bald legte sich der Zorn
Des Windes, und die Luft ward hell,
Und ich erblickt' in stiller Fluth
Des Himmels Bild. Der blaue Stör
Mit rothen Augen sahe bald
Aus einer Höhl' im Kraut der See,
Durch seines Hauses gläsern Dach;
Und vieles Volk des weiten Meers
Tanzt auf der Fluth im Sonnenschein;
Und Ruh und Freude kam zurück
In meine Brust. — Jetzt wartet schon
Das Grab auf mich. Ich fürcht es nicht.
Der Abend meines Lebens wird
So schön, als Tag und Morgen sein. — —
O Sohn! sei fromm und tugendhaft;
So wirst du glücklich sein, wie ich,
So bleibt dir die Natur stets schön.

Der Knabe schmiegt sich an den Arm
Irin's, und sprach: Nein, Vater! nein,
Du stirbst noch nicht; der Himmel wird
Dich noch erhalten, mir zum Trost!
Und viele Thränen flossen ihm
Vom Aug'. — — Indessen hatten sie
Die Reusen angelegt. Die Nacht
Stieg aus dem See, sie ruderten
Gemach der Heimath wieder zu. — —

Irin starb bald. Sein frommer Sohn
Beweint' ihn lang' und niemals kam
Ihm dieser Abend aus dem Sinn.
Ein heil'ger Schauer überfiel
Ihn, wann ihm seines Vaters Bild
Vor's Antlitz trat. Er folgete
Stets dessen Lehren. Segen kam
Auf ihn. Sein langes Leben dünkt'
Auch ihm Ein Frühlingstag zu sein.

Die Freundschaft.

Leander und Selin, zwei Freunde, die
Verstand und Edelmuth und gleicher Trieb
Zur Tugend fest verband, vertrauten sich
Einst in Geschäften dem treulosen Meer.
Die Winde wehten erst der Gegend zu,
Die schon die Reisenden im Geiste sahn,
Das Ufer floh, und bald erblickten sie
Ringsum nur Luft und See. Das Firmament
War heiter und voll Glanz. Sie segelten
In seinem Wiederschein geruhig fort,
Und nahten sich bereits der Reise Ziel:
Als schnell die Wellen sich empörten.
Ein reißender Orkan erwacht', und schlug
Das Schiff von seiner Bahn. Es scheiterte
Am Felsen. Jeder sucht den Tod zu fliehn!
Das kleinste Stück vom Schiff wird jetzt sein Schiff. —
Den beiden Freunden ward ein Bret zu Theil;
Allein es war zu leicht für seine Last.
Wir sinken; sprach Selin; das Bret erträgt
Uns beide nicht! o Freund, leb' ewig wohl
Du mußt erhalten sein, an dir verliert
Das Wohl der Welt zu viel, und ohne dich
Wär mir das Leben doch nur Qual.
Nein, sprach Leander, nein, ich sterb', o Freund! —
Allein Selin verließ zu schnell das Bret,
Und übergab getrost dem nassen Grab'
Der Wasserwogen sich. Die Vorsehung,
Die über alles wacht, sah seine Treu
Und seine Großmuth an, und ließ das Meer
Ihm nicht zum Grabe sein. Mitleidig trugs
Auf seinen Wellen ihn zum Ufer hin.
Er fand Leander schon daselbst. — O! wer
Beschreibt die Regungen der Freude, die
Sie beide fühlten! sie umarmten sich
Mit Zähren in dem Aug'. Leander sprach:

O allzutreuer Freund, in was für Qual
Hat deine Freundschaft mich gestürzt! ich hab'
Um dich zehnfache Todesangst gefühlt.
Was du thatst, wollt' ich thun; denn ohne dich
Wünscht' ich das Leben nicht. — Geliebtester,
Was wär' ich ohne dich? versetzte Selin.
Der Himmel sei gelobt, der dich mir schenkt!
Komm, laß uns ihn, der uns vom Tod befreit,
Verehren, und ihm ganz das Leben weihn.

Sie knieten weinend an das Ufer hin,
Und dankten dem, der sie errettete;
Und ihre Regung drang die Wolken durch. —
Leander theilte mit Selin, der arm
An Gütern, und nur reich an Tugend war,
All seine Schätze, die Selin nur nahm,
Weil sich sein Freund dadurch glückselig pries.
Und Segen kam auf sie und auf ihr Haus;
Und lange waren sie das Wohl der Welt.

Franz Alexander von Kleist

wurde am 24. December 1769 zu Potsdam geboren und trat nach Vollendung der vorbereitenden wissenschaftlichen Studien als Lieutenant in das preußische Heer, studirte später zu Göttingen die Rechte, ward dann Legationsrath, nahm aber bald seine Entlassung und lebte abwechselnd zu Berlin, Frankenhagen bei Frankfurt a. d. Oder und zu Ringenwalde in der Neumark. Im letztern Orte starb er, zu früh für die Dichtkunst, am 8. August 1797.

Er hinterließ:

Hohe Aussichten der Liebe. An Minona. Berlin 1789 und 1790, 4.; 2 Ausg. Ebendas. 1791, gr. 8.
Graf Peter der Däne. Historisches Gemälde. Ebendas. 1791, 8.
Phantasien auf einer Reise nach Prag. Dresden 1792, 8.
Sappho. Dramatisches Gedicht. Berlin 1793, 8, mit 5 Kupf.
Zamori, oder die Philosophie der Liebe. In 10 Gesängen. Ebendas. 1793, gr. 8., mit 1 Kupf.
Das Glück der Liebe. Ebendas. 1793, gr. 8.
Das Glück der Ehe. Ebendas. 1796, gr. 8.
Vermischte Schriften. Berlin 1797, 1r Thl., 8., mit Vignette.
Liebe und Ehe. In 3 Gesängen. Ebendas. 1799, 8., mit 4 Kupf.

F. A. von Kleist's poetische Leistungen zeichnen sich sehr vortheilhaft durch Eleganz, Vollendung der Formen, und Wohllaut der Sprache aus, entbehren aber der Tiefe, Kraft und Phantasie, und konnten daher den Ruf des Verfassers nicht lange erhalten, sondern geriethen bald mit ihm bei der Nation in Vergessenheit. —

Heinrich von Kleist

ward am 10. October 1776 zu Frankfurt a. d. Oder geboren und studirte, nachdem er bereits als Fahnenjunker und Lieutenant den Feldzug an den Rhein mitgemacht hatte, 1799 und 1800 in seiner Vaterstadt die Rechte, worauf er unter Struensee im Ministerium des Auswärtigen zu Berlin eine Anstellung erhielt. Bald hernach reiste er mit Urlaub nach Paris, blieb daselbst ein Jahr, verweilte dann längere Zeit in der Schweiz, und kehrte nach einem kurzen Aufenthalte in Dresden und einem nochmaligen Ausfluge nach Frankreich nach Berlin zurück. Hier abeitete er, obwohl dem Geschäftswesen innerlich entfremdet, von der Mitte des Jahres 1806 bis nach der unglücklichen Schlacht bei Jena im Finanzministerium, flüchtete mit diesem nach Königsberg und nahm darauf seine Entlassung. Die Musen waren nun seine Trösterinnen in dieser Zeit der Unterdrückung seines über Alles geliebten Vaterlandes, nährten aber auch die in ihm aufkeimende Schwermuth, die durch seine Deportation nach Joux und Chalons noch mehr Stärke erhielt. Sie begleitete ihn auch von Dresden, wo er nach seiner Freilassung von 1807 bis 1810 gewohnt hatte, nach Berlin, als er sich dorthin wandte, und war wohl ein Hauptbeweggrund, daß er sich dort am 21. November 1811 im Hölzchen bei Potsdam mit seiner Freundin, Adolfine Sophie Henriette Vogel, geborne Keber, der Gattin eines Kaufmanns, welche an einem unheilbaren Uebel litt und ihm das Versprechen abgenommen hatte, ihr, wenn sie es verlange, den Tod zu geben, zugleich erschoß.

Wir besitzen von ihm:

Hinterlassene Schriften. Herausgeg. von Ludwig Tieck. Berlin 1821, 2 Bde., gr. 8., mit einer Vorrede über K's Leben und Schriften.
Gesammelte Schriften. Herausgeg. von L. Tieck. Ebendas. 1826, 3 Bde., gr. 8.

Einzeln:

Die Familie Schroffenstein. Schauspiel. Zürich und Bern 1803, 8. (anonym.)
Amphitryon. Lustspiel. Dresden 1808, 8.; neue Ausg. von A. H. Müller. Ebendas. 1818.
Penthesilea. Trauerspiel. Stuttgart 1808, gr. 8.
Phöbus. Journal für Kunst. Dresden 1808, 4., mit 7 Kupf., in Gemeinschaft mit A. H. Müller.
Das Käthchen von Heilbronn. Rittterschauspiel. Berlin 1810, gr. 8.
Erzählungen. Berlin 1810 und 1811, 2 Thle. 8.
Der zerbrochene Krug. Lustspiel. Berlin 1811.

Unter glücklicheren Verhältnissen, die ihn auf eine andere Bahn geleitet hätten, wäre Heinrich von Kleist einer der bedeutendsten Tragiker unserer Nation geworden, denn er besaß alle dazu erforderlichen Gaben der Natur in hohem Maße. Eine reiche und kühne Phantasie, Kraft und Tiefe, geben seinen dramatischen Werken großen bleibenden Werth und sein schönes Streben, die Schwäche im Menschen versöhnend in Einklang mit dessen Stärke und dem Adel der Seele zu bringen und beide ohne Tadel neben einander bestehen zu lassen, indem er beide im wahren Lichte zeigt, ist nicht dankbar genug anzuerkennen. Doch ging er auf der andern Seite zu weit und beschwor übernatürliche Mächte herauf, um hier seinen Zweck zu erreichen, wodurch er die reine Wahrheit der Poesie zerstörte und in eine krankhafte Vermischung mittelalterlicher Anschauungen und moderner Raffinements gerieth, welche allerdings bei der zarten und schönen Behandlung, die er ihnen angedeihen ließ, magisch auf den Leser und Zuschauer wirkten, aber auf die Dauer weder erheben noch begeistern konnten, da sich ihnen etwas unabwendbar Unheimliches zugesellt, das Grauen erregen mußte, und es ihnen durchaus an jener Gesundheit fehlte, ohne welche ein dichterisches Kunstwerk nie eine bleibende, große Wirkung erlangen kann. Sein Lustspiel „der zerbrochene Krug," aber ist ein Meisterstück im Feinkomischen und steht, namentlich was die Charakterzeichnung betrifft, bis jetzt unerreicht da. — Kleist's

prosaische Erzählungen kränkeln dagegen mehr oder minder an jenem oben gerügten Fehler, doch tritt dieser im Ganzen hier nicht so grell hervor. —

Aus: Käthchen von Heilbronn *).

Erster Act.

(Scene: Eine unterirdische Höhle mit den Insignien des Vehmgerichts, von einer Lampe erleuchtet.)

Erster Auftritt.

Graf Otto von der Flühe (als Vorsitzer), Wenzel von Nachtheim, Hans von Bärenklau (als Beisassen), mehrere Grafen, Ritter und Herren (sämmtlich vermummt), Häscher mit Fackeln u. s. w. — Theobald Friedeborn, Bürger aus Heilbronn (als Kläger), Graf Wetter vom Strahl (als Beklagter) stehen vor den Schranken.

Graf Otto (steht auf). Wir Richter des hohen heimlichen Gerichts, die wir, die irdischen Schergen Gottes, Vorläufer der geflügelten Heere, die er in seinen Wolken mustert, den Frevel aufsuchen, da wo er, in der Höhle der Brust gleich einem Molche verkrochen, vom Arm weltlicher Gerechtigkeit nicht aufgefunden werden kann: wir rufen dich, Theobald Friedeborn, ehrsamer und vielbekannter Waffenschmidt aus Heilbronn auf, deine Klage anzubringen gegen Friedrich Graf Wetter vom Strahl; denn dort, auf den ersten Ruf der heiligen Vehme von des Vehmherolds Hand dreimal mit dem Griff des Gerichtsschwerts an die Thore seiner Burg, deinem Gesuch gemäß, ist er erschienen und fragt, was du willst?

(er setzt sich)

Theobald Friedeborn. Ihr hohen, heiligen und geheimnißvollen Herren! Hätte er, auf den ich klage, sich bei mir ausrüsten lassen — setzet in Silber, von Kopf bis zu Fuß, oder in schwarzen Stahl, Schienen, Schnallen und Ringe von Gold — und hätte nachher, wenn ich gesprochen: Herr, bezahlt mich! geantwortet: Theobald! Was willst du? Ich bin dir nichts schuldig; oder wäre er vor die Schranken meiner Obrigkeit getreten, und hätte meine Ehre, mit der Zunge der Schlangen — oder wäre er aus dem Dunkel mitternächtlicher Wälder herausgebrochen und hätte mein Leben mit Schwert und Dolch angegriffen: so wahr mir Gott helfe! ich glaube, ich hätte nicht vor euch geklagt. Ich erlitt in drei und funfzig Jahren, da ich lebe, so viel Unrecht, daß meiner Seele Gefühl nun gegen seinen Stachel wie gepanzert ist; und während ich Waffen schmiede für Andere, die die Mücken stechen, sag' ich selbst zum Skorpion: fort mit dir! und laß ihn fahren. Friedrich Graf Wetter vom Strahl hat mir mein Kind verführt, meine Katharine. Nehmt ihn, ihr irdischen Schergen Gottes, und überliefert ihn allen geharnischten Schaaren, die an den Pforten der Hölle stehen und ihre glutrothen Spieße schwenken: ich klage ihn schändlicher Zauberei, aller Künste der schwarzen Nacht und der Verbrüderung mit dem Satan an!

Graf Otto. Meister Theobald von Heilbronn! Erwäge wohl, was du sagst. Du bringst vor, der Graf vom Strahl, uns vielfältig und von guter Hand bekannt, habe dir dein Kind verführt. Du klagst ihn, hoff' ich, der Zauberei nicht an, weil er deines Kindes Herz von dir abwendig gemacht? Weil er ein Mädchen voll rascher Einbildungen mit einer Frage, wer sie sei, oder wohl gar mit dem bloßen Schein seiner rothen Wangen, unter dem Helmsturz hervorglühend, oder mit irgend einer andern Kunst des hellen Mittags, ausgeübt auf jedem Jahrmarkt, für sich gewonnen hat?

Theobald. Es ist wahr, ihr Herren, ich sah ihn nicht zur Nachtzeit, an Mooren und schilfreichen Gestaden, oder wo sonst des Menschen Fuß selten erscheint, umherwandeln und mit den Irrlichtern Verkehr treiben. Ich fand ihn nicht auf den Spitzen der Gebirge, den Zauberstab in der Hand, das unsichtbare Reich der Luft abmessen, oder in unterirdischen Höhlen, die kein Strahl erhellt, Beschwörungsformeln aus den Staub heraufmurmeln. Ich sah den Satan und die Schaaren, deren Verbrüderten ich ihn nannte, mit Hörnern, Schwänzen und Klauen, wie zu Heilbronn über dem Altar abgebildet sind, an seiner Seite nicht. Wenn ihr mich gleichwohl reden lassen wollt, so denke ich es durch eine schlichte Erzählung dessen, was sich zugetragen, dahin zu bringen, daß ihr aufbrecht und ruft: unser sind dreizehn und der vierzehnte ist der Teufel! zu den Thüren rennt und den Wald, der diese Höhle umgiebt, auf dreihundert Schritte im Umkreis mit euren Tastminen und Federhüten besäet.

Gr. Otto. Nun, du alter, wilder Kläger! so rede!

Theobald. Zuvörderst müßt ihr wissen, ihr Herren, daß mein Käthchen Ostern, die nun verflossen, funfzehn Jahr alt war; gesund an Leib und Seele, wie die ersten Menschen, die geboren worden sein mögen; ein Kind recht nach der Lust Gottes, das heraufging aus der Wüsten, am stillen Feierabend meines Lebens, wie ein gerader Rauch von Myrrhen und Wachholdern! Ein Wesen von zarterer, frommerer und lieberer Art müßt ihr euch nicht denken, und kämt ihr, auf Flügeln der Einbildung, zu den lieben kleinen Engeln, die mit hellen Augen aus den Wolken unter Gottes Händen und Füßen hervorgucken. Ging sie in ihrem bürgerlichen Schmuck über die Straße, den Strohhut auf, von gelbem Lack erglänzend, das schwarzsammtene Leibchen, das ihre Brust umschloß, mit feinen Silberkettlein behängt: so lief es flüsternd von allen Fenstern herab: das ist das Käthchen von Heilbronn, das Käthchen von Heilbronn, ihr Herren, als ob der Himmel von Schwaben sie erzeugt, und von seinem Kuß geschwängert, die Stadt, die unter ihm liegt, sie geboren hätte. Vettern und Basen, mit welchen die Verwandtschaft seit drei Menschengeschlechtern vergessen worden war, nannten sie auf Kindtaufen und Hochzeiten ihr liebes Mühmchen, ihr liebes Bäschen; der ganze Markt, auf dem wir wohnten, erschien an ihrem Namenstage, und bedrängte sich und wetteiferte, sie zu beschenken; wer sie nur einmal gesehen und einen Gruß im Vorübergehen von ihr empfangen hatte, schloß sie acht folgende Tage lang, als ob sie ihn gebessert hätte, in sein Gebet ein. Eigenthümerin eines Landguts, das ihr der Großvater, mit Ausschluß meiner, als einem Goldkinde, dem er sich liebreich dezeigen wollte, vermacht hatte, war sie schon unabhängig von mir, eine der wohlhabendsten Bürgerinnen der Stadt. Fünf Söhne wackerer Bürger, bis in den Tod von ihrem Werthe gerührt, hatten nun schon um sie angehalten; die Ritter, die durch die Stadt zogen, weinten, daß sie kein Fräulein war; ach, und wäre sie Eins gewesen, das Morgenland wäre aufgebrochen, und hätte Perlen und Edelgesteine, von Mohren getragen, zu ihren Füßen gelegt. Aber sowohl ihre als meine Seele bewahrte der Himmel vor Stolz; und weil Gottfried Friedeborn, der junge Landmann, dessen Güter das ihrige umgrenzen, sie zum Weibe begehrte, und sie auf meine Frage: Katharine, willt du ihn? antwortete: Vater! Dein Wille sei meiner; so sagte ich: der Herr segne euch! und weinte und jauchzte, und beschloß, Ostern, die kommen, sie nun zur Kirche zu bringen. — So war sie, ihr Herren, bevor sie mir diese entführte.

Gr. Otto. Nun? Und wodurch entführte er sie dir? Durch welche Mittel hat er sie dir und dem Pfade, auf welchen du sie geführt hattest, wieder entrissen?

Theobald. Durch welche Mittel? — Ihr Herren wenn ich das sagen könnte, so begriffen es diese fünf Sinne, und so ständ' ich nicht vor euch und klagte auf alle, mir unbegreifliche Greuel der Hölle. Was soll ich vorbringen, wenn ihr mich fragt, durch welche Mittel? Hat er sie am Brunnen getroffen, wenn sie Wasser schöpfte, und gesagt: Lieb Mädel, wer bist du? hat er sich an den Pfeiler gestellt, wenn sie aus der Mette kam, und gefragt: Lieb Mädel, wo wohnst du! hat er sich, bei nächtlicher Weile, an ihr Fenster geschlichen, und indem er ihr einen Halsschmuck umgehängt, gesagt: lieb Mädel, wo ruhst du? Ihr hochheiligen Herren, damit war sie nicht zu gewinnen! Den Judaskuß errieth unser Heiland nicht rascher, als sie solche Künste. Nicht mit Augen, seit sie geboren ward, hat sie ihn gesehen; ihren Rücken, und das Gut darauf, das sie von ihrer seligen Mutter erbte, kannte sie besser, als ihn (er weint).

Gr. Otto (nach einer Pause). Und gleichwohl, wenn er sie verführt hat, du wunderlicher Alter, so muß es wann und irgendwo geschehen sein.

Theobald. Heiligen Abend vor Pfingsten, da er auf fünf Minuten in meine Werkstatt kam, um sich, wie er sagte, eine Eisenschiene, die ihm zwischen Schulter und Brust losgegangen war, wieder zusammenheften zu lassen —

Wenzel. Was!

Hans. Am hellen Mittag?

Wenzel. Da er auf fünf Minuten in deine Werkstatt kam, um sich eine Brustschiene anheften zu lassen?

(Pause).

Gr. Otto. Fasse dich, Alter, und erzähle den Hergang.

Theobald (indem er sich die Augen trocknet). Es mag ohngefähr eilf Uhr Morgens sein, als er mit einem Trost Reisiger vor mein Haus sprengte, rasselnd, der Erzgepanzerte, vom Pferd stieg, und in meine Werkstatt trat: das Haupt tief herab neigt' er, um mit den Reiherbüschen, die ihm vom Helm niederwankten, durch die Thür zu kommen. Meister, sprach

*) H. von Kleist's gesammelte Schriften. Th. 2. S. 101 fg.

her, spricht er: dem Pfalzgrafen, der eure Wälle niederreißen will, zieh ich entgegen; die Lust ihn zu treffen sprengt mir die Schienen; nimm Eisen und Draht, ohne daß ich mich zu entkleiden brauche, und heft' sie mir wieder zusammen. Herr! sag ich: wenn euch die Brust so die Rüstung zerschmeißt, so läßt der Pfalzgraf unsere Wälle ganz; nöthige ihn auf einen Sessel in des Zimmers Mitte nieder, und: Wein! ruf ich in die Thür, und vom frischgeräucherten Schinken zum Imbiß! und setz' einen Schemel, mit Werkzeugen versehen, vor ihn, um ihm die Schiene wieder herzustellen. Und während draußen noch der Streithengst wiehert, und mit den Pferden der Knechte den Grund zerstampft, daß der Staub, als wär' ein Cherub vom Himmel niedergefahren, emporquoll: öffnet langsam, ein großes, flaches Silbergeschirr auf dem Kopf tragend, auf welchem Flaschen, Gläser und der Imbiß gestellt waren, das Mädchen die Thüre und tritt ein. Nun seht, wenn mir Gott der Herr aus Wolken erschiene, so würd' ich mich ohngefähr so fassen, wie sie. Geschirr und Becher und Imbiß, da sie den Ritter erblickt, läßt sie fallen, und leichenbleich, mit Händen, wie zur Anbetung verschränkt, den Boden mit Brust und Scheiteln küssend, stürzt sie vor ihm nieder, als ob sie ein Blitz niedergeschmettert hätte! Und da ich sage: Herr meines Lebens! Was fehlt dem Kind? und sie aufhebe, schlingt sie, wie ein Taschenmesser zusammenfallend, den Arm um mich, das Antlitz flammend auf ihn gerichtet, als ob sie eine Erscheinung hätte. Der Graf vom Strahl, indem er ihre Hand nimmt, fragt: weß ist das Kind? Gesellen und Mägde strömen herbei und jammern: hilf Himmel! Was ist dem Jüngferlein wiederfahren; doch da sie sich, mit einigen schüchternen Blicken auf sein Antlitz, erholt, so denk' ich, der Anfall ist wohl auch vorüber, und gehe mit Pfriemen und Nadeln an mein Geschäft. Drauf sag' ich: Wohlauf, Herr Ritter! Nun mögt ihr den Pfalzgrafen treffen; die Schiene ist eingerenkt, das Herz wird sie euch nicht mehr zersprengen. Der Graf steht auf; er schaut das Mädchen, das ihm bis an die Brusthöhle ragt, vom Wirbel zur Sohle gedankenvoll an, und beugt sich, und küßt ihr die Stirn und spricht: der Herr segne dich, und behüte dich, und schenke dir seinen Frieden, Amen! Und da wir an das Fenster treten: schmeißt sich das Mädchen, in dem Augenblicke, da er den Streithengst besteigt, dreißig Fuß hoch, mit aufgehobenen Händen, auf das Pflaster der Straße nieder; gleich einer Verlornen, die ihrer fünf Sinne beraubt ist, und bricht sich beide Lenden, ihr heiligen Herren, beide zarten Lendchen, dicht über des Knierunds elfenbeinernem Bau; und ich alter, bejammernswürdiger Narr, der mein versunkenes Leben auf sie stützen wollte, muß sie auf meinen Schultern wie zu Grabe tragen; indessen er dort, den Gott verdamme! zu Pferd, unter dem Volke, das herbeiströmt, herüberruft von hinten, was vorgefallen sei! — Hier liegt sie nun auf dem Todbett, in der Gluth des hitzigen Fiebers, sechs endlose Wochen, ohne sich zu regen. Keinen Laut bringt sie hervor; auch nicht der Wahnsinn, dieser Dietrich aller Herzen, eröffnet das ihrige, kein Mensch vermag das Geheimniß, das in ihr waltet, ihr zu entlocken. Und prüft, da sie sich ein wenig erholt hat, den Schritt, und schnürt ihr Bündel, und tritt beim Strahl der Morgensonne in die Thür: wohin? fragt sie die Magd; „zum Grafen Wetter vom Strahl" antwortet sie und verschwindet.

Wenzel. Es ist nicht möglich!

Hans. Verschwindet?

Wenzel. Und läßt Alles hinter sich zurück?

Hans. Eigenthum, Heimath und den Bräutigam, dem sie verlobt war?

Wenzel. Und begehrt auch deines Segens nicht einmal?

Theobald. Verschwindet, ihr Herren — verläßt mich und Alles, woran Pflicht, Gewohnheit und Natur sie knüpften — küßt mir die Augen, die schlummernden, und verschwindet: ich wollte, sie hätte sie mir zugedrückt.

Wenzel. Beim Himmel! ein seltsamer Vorfall —

Theobald. Seit jenem Tage folgt sie ihm nun, gleich einer Meße, in blinder Ergebung von Ort zu Ort; geführt im Strahl seines Angesichts, fünfdräthig, wie einem Tau, um ihre Seele gelegt; auf nackten, jedem Kiesel ausgesetzten, Füßen, das kurze Röckchen, das ihre Hüfte deckt, im Winde flatternd, nichts als den Strohhut auf, sie gegen der Sonne Stich oder den Grimm empörter Witterung zu schützen. Wohin sein Fuß im Lauf seiner Abenteuer sich wendet: durch den Dampf der Klüfte, durch die Wüste, die der Mittag versengt, durch die Nacht verwachsener Wälder; wie ein Hund, der von seines Herrn Schweiß gekostet, schreitet sie hinter ihm her; und die gewohnt war auf weichen Kissen zu ruhen, und das Knötlein spürte in des Bettuchs Faden, das ihre Hand unachtsam darin eingesponnen hatte: die liegt jetzt einer Magd gleich, in seinen Ställen, und sinkt, wenn die Nacht kömmt, ermüdet auf die Streu nieder, die seinen stolzen Rossen untergeworfen wird.

Gr. Otto. Graf Wetter vom Strahl! Ist dies gegründet?

Der Gr. v. Strahl. Wahr ists, ihr heiligen Herren; sie geht auf der Spur, die hinter mir zurückbleibt. Wenn ich mich umsehe, erblick' ich zwei Dinge: meinen Schatten und sie.

Gr. Otto. Und wie erklärt ihr euch diesen sonderbaren Umstand?

Der Gr. v. Strahl. Ihr unbekannten Herren der Behme! Wenn der Teufel sein Spiel mit ihr treibt, so braucht er mich dabei, wie der Affe die Pfoten der Katze; ein Scheim will ich sein, holt er den Nußkern für mich. Wollt ihr meinem Wort schlechthin, wie's die heilige Schrift vorschreibt, glauben: ja, ja, nein, nein; gut! Wo nicht, so will ich nach Worms, und den Kaiser bitten, daß er den Theobald ordinire. Hier werf' ich ihm vorläufig meinen Handschuh hin!

Gr. Otto. Ihr sollt hier Rede stehn auf unsre Frage! Womit rechtfertigt ihr, daß sie unter euerm Dache schläft? Sie, die in das Haus hingehört, wo sie geboren und erzogen ward?

Der Gr. v. Strahl. Ich war, es mögen ohngefähr zwölf Wochen sein, auf einer Reise, die mich nach Straßburg führte, ermüdet in der Mittagshitze an einer Felswand eingeschlafen — nicht im Traum gedacht' ich des Mädchens mehr, das in Heilbronn aus dem Fenster gestürzt war — da liegt sie mir, wie ich erwache, gleich einer Rose, entschlummert zu Füßen; als ob sie vom Himmel herabgeschneit wäre! Und da ich zu den Knechten, die im Grase herumliegen, sage: Ei, was der Teufel! Das ist ja das Käthchen von Heilbronn! schlägt sie die Augen auf, und bindet sich das Hütlein zusammen, das ihr schlafend vom Haupt herabgerutscht war. Katharine! ruf ich: Mädel! Wo kömmst auch her? Auf funfzehn Meilen von Heilbronn, fernab am Gestade des Rheins? „Hab' ein Geschäft, gestrenger Herr," antwortet sie, „das mich gen Straßburg führt; schauert mich im Wald so einsam zu wandern, und schlug mich zu euch." Drauf laß ich ihr zur Erfrischung reichen, was mir Gottschalk, der Knecht, mit sich führt, und kundige mich: wie der Sturz abgelaufen? auch, was der Vater macht? und was sie in Straßburg zu erschaffen denke? Doch da sie nicht freiherzig mit der Sprache herausrückt; was auch gehts dich an, denk' ich; ding' ihr einen Boten, der sie durch den Wald führe, schwing mich auf den Rappen, und reite ab. Abends in der Herberg, auf der Straßburger Straß, will ich mich eben zur Ruh niederlegen: das kommt Gottschalk, der Knecht, und spricht: das Mädchen sei unten und begehre in meinen Ställen zu übernachten. Bei den Pferden? frag' ich. Ich sage: wenn's ihr weich genug ist, mich wird's nicht drücken. Und füge noch, indem ich mich im Bett wende, hinzu: magst ihr wohl eine Streu unterlegen, Gottschalk, und sorgen, das ihr nichts wiederfahre. Drauf wandert sie kommenden Tages früher aufgebrochen, als ich, wieder auf der Heerstraße, und lagert sich wieder in meinen Ställen, und lagert sich Nacht für Nacht, so wie mir der Streifzug fortschreitet, darin, als ob sie zu meinem Troß gehörte. Nun litt ich das, ihr Herren, um jenes grauen, unwirrschen Alten willen, der mich jetzt darum straft; denn der Gottschalk, in seiner Wunderlichkeit, hatte das Mädchen lieb gewonnen, und pflegte ihrer in der That als seiner Tochter; führt dich die Reise einst, dacht' ich, durch Heilbronn, so wird der Alte dirs danken. Doch da sie sich auch in Straßburg, in der erzbischöflichen Burg, wieder bei mir einfindet, und ich gleichwohl spüre, daß sie nichts im Orte geschafft: denn mir hatte sie sich ganz und gar geweiht, und wusch und flickte, als ob es sonst am Rhein nicht zu haben wäre: so trete ich eines Tages, da ich sie auf der Stallschwelle finde, zu ihr und frage: was für ein Geschäft sie in Straßburg betreibe? „Ei," spricht sie „gestrenger Herr," und eine Röthe, daß ich denke, ihre Schürze wird angehen, flammt über ihr Antlitz empor: „was fragt ihr doch? ihr wißts ja!" — Holla! denk ich, steht es so mit dir? und sende einen Boten flugs nach Heilbronn dem Vater zu, mit folgender Meldung: das Käthchen sei bei mir; ich hütete seiner; in kurzem könnte er es vom Schlosse zu Strahl, wohin ich es zurückbringen würde, abholen.

Gr. Otto. Nun und hierauf?

Wenzel. Der Alte holte die Jungfrau nicht ab?

Der Gr. v. Strahl. Drauf da er am zwanzigsten Tage, um sie abzuholen, bei mir erscheint, und ich ihn in meiner Vater Saal führe: erschau ich mit Befremden, daß er, beim Eintritt in die Thür, die Hand in den Weihkessel steckt, und mich mit dem Wasser, das darin befindlich ist, besprengt. Ich, arglos wie ich von Natur bin, nöth'ge ihn auf einen Stuhl nieder, erzähle ihm mit Offenherzigkeit Alles, was vorgefallen, eröffne ihm auch in meiner Theilnahme die Mittel, wie er die Sache seinen Wünschen gemäß, wieder ins Geleis rücken könne, und tröste ihn und führ' ihn, um ihm das Mädchen

zu übergeben, in den Stall hinunter, wo sie steht, und mir eine Waffe von Rost säubert. So wie er in die Thür tritt, und die Arme mit thränenvollen Augen öffnet, sie zu empfangen, stürzt mir das Mädchen leichenbleich zu Füßen, alle Heiligen anrufend, daß ich sie vor ihm schütze. Gleich einer Salzsäule steht er bei diesem Anblick da; und ehe ich mich noch gefaßt habe, spricht er schon, das entsetzensvolle Antlitz auf mich gerichtet: das ist der leibhaftigte Satan; und schmeißt mir den Hut, den er in der Hand hält, in's Gesicht, als wollt' er ein Greuelbild verschwinden machen, und läuft, als setzte die ganze Hölle ihm nach, nach Heilbronn zurück.

Gr. Otto. Du wunderlicher Alter! Was hast du für Einbildungen?

Wenzel. Was war in dem Verfahren des Ritters, das Tadel verdient? Kann er dafür, wenn sich das Herz deines thörichten Mädchens ihm zuwendet?

Hans. Was ist in diesem ganzen Vorfall, das ihn anklagt?

Theobald. Was ihn anklagt? O du — Mensch, entsetzlicher, als Worte fassen und der Gedanke ermißt: stehst du nicht rein da, als hätten die Cherubim sich entkleidet, und ihren Glanz dir, funkelnd wie Mailicht, um die Seele gelegt! — Mußt' ich vor dem Menschen nicht erbeben, der die Natur in dem reinsten Herzen, daß je geschaffen ward, dergestalt umgekehrt hat, daß sie vor dem Vater, zu ihr gekommen, seiner Liebe Brust ihren Lippen zu reichen, kreideweißen Antlitzes entweicht, wie vor dem Wolfe, der sie zerreißen will? Nun denn, so walte, Hekate, Fürstin des Zaubers, moorduftige Königin der Nacht! Sproßt, ihr dämonischen Kräfte, die die menschliche Satzung sonst auszujäten bemüht war, blüht auf unter dem Athem der Hexen, und schoßt zu Wäldern empor, daß die Wipfel sich zerschlagen, und die Pflanze des Himmels, die am Boden keimt, verwese; rinnt, ihr Säfte der Hölle, tröpfend aus Stämmen und Stielen gezogen, fallt wie ein Katarakt ins Land, daß der erstickende Pestqualm zu den Wolken emporsdampft; fließt und ergießt euch durch alle Röhren des Lebens, und schwemmt, in allgemeiner Sündfluth, Unschuld und Tugend hinweg!

Gr. Otto. Hat er ihr Gift eingeflößt?

Wenzel. Meinst du, daß er ihr verzauberte Tränke gereicht?

Hans. Opiate, die des Menschen Herz, der sie genießt, mit geheimnißvoller Gewalt umstricken?

Theobald. Gift? Opiate? Ihr hohen Herren, was fragt ihr mich? Ich habe die Flaschen nicht gepfropft, von welchen er ihr an der Wand des Felsens zur Erfrischung reichte; ich stand nicht dabei, als sie in der Herberge, Nacht für Nacht, in seinen Ställen schlief. Wie soll ich wissen, ob er ihr Gift eingeflößt? Habt neun Monate Geduld; alsdann sollt ihr sehen, wie's ihrem jungen Leibe bekommen ist.

Der Gr. v. Strahl. Der alte Esel, der! Dem entgegn' ich nichts, als meinen Namen! Ruft sie herein; und wenn sie ein Wort sagt, auch nur von fern duftend, wie diese Gedanken, so nennt mich den Grafen von der stinkenden Pfütze, oder wie es sonst eurem gerechten Unwillen beliebt.

Zweiter Auftritt.

Käthchen (mit verbundenen Augen, geführt von) zwei Häschern. — Die Häscher (nehmen ihr das Tuch ab, und gehen wieder fort). — Die Vorigen.

Käthchen (sieht sich in der Versammlung um, und beugt, da sie den Grafen erblickt, ein Knie vor ihm).
Mein hoher Herr!

Der Gr. v. Strahl. Was willst du?

Käthchen. Vor meinen Richter hat man mich gerufen.

Der Gr. v. Strahl. Dein Richter bin nicht ich. Steh' auf, dort sitzt er;
Hier steh' ich, ein Verklagter, so wie du.

Käthchen. Mein hoher Herr! Du spottest.

Der Gr. v. Strahl. Nein! Du hörst!
Was neigst du mir dein Angesicht in Staub?
Ein Zaubrer bin ich, und gestand es schon,
Und laß, aus jedem Band, das ich dir wirkte,
Jetzt deine junge Seele los.
(er erhebt sie)

Gr. Otto. Hier, Jungfrau, wenns beliebt; hier ist die Schranke!

Hans. Hier sitzen deine Richter!

Käthchen (sieht sich um). Ihr versucht mich.

Wenzel. Hier tritt heran! Hier sollst du Rede stehn.

Käthchen (stellt sich neben den Grafen vom Strahl und sieht die Richter an).

Gr. Otto. Nun?

Wenzel. Wirds?

Hans. Wirst du gefällig dich bemühn?

Gr. Otto. Wirst dem Gebot dich deiner Richter fügen?

Käthchen (für sich). Sie rufen mich.

Wenzel. Nun, ja!

Hans. Was sagt sie?

Gr. Otto (befremdet). Ihr Herrn, was fehlt dem sonderbaren Wesen?
(sie sehen sich an)

Käthchen (für sich) Vermummt von Kopf zu Füßen sitzen sie
Wie das Gericht am jüngsten Tage da!

Der Gr. v. Strahl (sie aufweckend). Du wunderliche Maid!
Was träumst, was treibst du?
Du stehst hier vor dem heimlichen Gericht!
Auf jene böse Kunst bin ich verklagt,
Mit der ich mir, du weißt, dein Herz gewann,
Geh hin, und melde jetzo, was geschehn!

Käthchen (sieht ihn an und legt ihre Hände auf die Brust). — Du quälst mich grausam, daß ich weinen möchte!
Belehre deine Magd, mein edler Herr,
Wie soll ich mich in diesem Falle fassen?

Gr. Otto (ungeduldig). Belehren — was!

Hans. Bei Gott! Ist es schier'

Der Gr. v. Strahl (mit noch milder Strenge). Du tratst sogleich vor jene Schranke treten,
Und Rede stehn, auf was man fragen wird!

Käthchen. Nein, sprich! Du bist verklagt?

Der Gr. v. Strahl. Du hörst.

Käthchen. Und jene Männer dort sind deine Richter?

Der Gr. v. Strahl. So ist's.

Käthchen (zur Schranke tretend). Ihr würd'gen Herrn, wer ihr auch sein mögt dort,
Steht gleich vom Richtstuhl auf und räumt ihn diesem!
Denn, beim lebend'gen Gott, ich sag' es euch,
Rein, wie sein Harnisch, ist sein Herz, und eures
Verglichen ihm, und meins, wie eure Mäntel.
Wenn' hier gesündigt ward, ist er der Richter,
Und ihr sollt zitternd vor der Schranke stehn!

Gr. Otto. Du Närrin, jüngst der Nabelschnur entlaufen:
Woher kommt die prophet'sche Kunde dir?
Welch ein Apostel hat dir das vertraut?

Theobald. Seht die Unselige!

Käthchen (da sie den Vater erblickt, auf ihn zugehend). Mein theurer Vater!
(sie will seine Hand ergreifen)

Theobald (streng). Dort ist der Ort jetzt, wo du hingehörst!

Käthchen. Weis' mich nicht von dir.
(sie faßt seine Hand und küßt sie)

Theobald. — Kennst du das Haar noch wieder,
Das deine Flucht mir jüngsthin grau gefärbt?

Käthchen. Kein Tag verging, daß ich nicht daran dachte,
Wie seine Locken fallen. Sei geduldig,
Und gieb dich nicht unmäß'gem Grame Preis:
Wenn Freude Locken wieder dunkeln kann,
So sollst du wieder wie ein Jüngling blühn.

Gr. Otto. Ihr Häscher dort! ergreift sie! bringt sie her!

Theobald. Geh' hin, wo man dich ruft.

Käthchen (zu den Richtern, da sich ihr die Häscher nähern). Was wollt ihr mir?

Wenzel. Sahst ihr ein Kind, so störrig je, als dies!

Gr. Otto (da sie vor der Schranke steht). Du sollst hier Antwort geben, kurz und bündig,
Auf unsre Fragen! Denn wir, von unserm
Gewissen eingesetzt, sind deine Richter,
Und an der Strafe, wenn du frevelтest,
Wird's deine übermüth'ge Seele fühlen.

Käthchen. Sprecht, ihr verehrten Herrn, was soll ich ihr wissen?

Gr. Otto. Warum, als Friedrich Graf vom Strahl erschien
In deines Vaters Haus, bist du zu Füßen,
Wie man vor Gott thut, nieder ihm gestürzt?
Warum warfst du, als er von dannen ritt,
Dich aus dem Fenster sinnlos auf die Straße,
Und folgtest ihm, da kaum dein Bein vernarbt,
Von Ort zu Ort, durch Nacht und Graus und Nebel,
Wohin sein Roß den Fußtritt wendete?

Käthchen (hochroth zum Grafen). Was soll ich hier vor diesen Männern sagen?

Der Gr. v. Strahl. Die Närrin, die verwünschte, sie verwirrte,

Was fragt sie mich? Ists nicht an jener Männer
Gebot, die Sache darzuthun, genug?
Käthchen (in Staub niederfallend). Nimm mir, o Herr, das Leben, wenn ich fehlte!
Was in des Busens stillem Reich geschehn,
Und Gott nicht straft, das braucht kein Mensch zu wissen;
Den nenn' ich grausam, der mich darum fragt!
Wennst du es wissen willst, wohlan, so rede,
Denn dir liegt meine Seele offen da!
Hans. Ward, seit die Welt steht, so etwas erlebt?
Wenzel. Im Staub liegt sie vor ihm —
Hans. Gestürzt auf Knieen —
Wenzel. Wie wir vor dem Erlöser hingestreckt!
Der Gr. v. Strahl (zu den Richtern). Ihr würd'gen Herrn, ihr rechnet hoff ich, mir
Nicht dieses Mädchens Thorheit an! Daß sie
Ein Wahn bethört, ist klar, wenn euer Sinn
Auch gleich, wie meiner, noch nicht einsieht, welcher?
Erlaubt ihr mir, so frag ich sie darum:
Ihr mögt aus meinen Wendungen entnehmen,
Ob meine Seele schuldig ist, ob nicht?
Gr. Otto (ihn forschend ansehend). Es sei! Versuchts einmal, Herr Graf, und fragt sie.
Der Gr. v. Strahl (wendet sich zu Käthchen, die noch immer auf Knieen liegt). Willt den geheimsten der Gedanken mir,
Kathrina, der dir irgend, faß' mich wohl,
Im Winkel wo des Herzens schlummert, geben?
Käthchen. Das ganze Herz, o Herr, dir, willt du es,
So bist du sicher deß, was darin wohnt.
Der Gr. v. Strahl. Was ists, mit einem Wort, mir rund gesagt,
Das dich aus deines Vaters Hause trieb?
Was fesselt dich an meine Schritte an?
Käthchen. Mein hoher Herr! Da fragst du mich zuviel.
Und läg' ich so, wie ich vor dir jetzt liege,
Vor meinen eigenen Bewußtsein da:
Auf einem goldnen Richtstuhl laß es thronen,
Und alle Schrecken des Gewissens ihm,
In Flammenrüstungen, zur Seite stehn;
So spräche jeglicher Gedanke noch
Auf das, was du gefragt: ich weiß es nicht.
Der Gr. v. Strahl. Du lügst mir, Jungfrau? Willst mein Wissen täuschen?
Mir, der doch das Gefühl dir ganz umstrickt?
Mir, dessen Blick du da liegst, wie die Rose,
Die ihren jungen Kelch dem Licht erschloß? —
Was hab ich dir einmal, du weißt, gethan?
Was ist an Leib und Seel' dir wiederfahren?
Käthchen. Wo?
Der Gr. v. Strahl. Da oder dort.
Käthchen. Wann?
Der Gr. v. Strahl. Jüngst oder früherhin.
Käthchen. Hilf mir, mein hoher Herr!
Der Gr. v. Strahl. Ja, ich dir helfen,
Du wunderliches Ding —
(er hält inne)
Besinnst du dich auf nichts?
Käthchen (sieht vor sich nieder).
Der Gr. v. Strahl. Was für ein Ort, wo du mich je gesehen,
Ist dir im Geist, vor andern, gegenwärtig?
Käthchen. Der Rhein ist mir vor allen gegenwärtig.
Der Gr. v. Strahl. Ganz recht. Da eben wars. Das wollt ich wissen.
Der Felsen am Gestad' des Rheins, wo wir
Zusammen ruhten in der Mittagshitze.
— Und du gedenkst nicht, was dir da geschehn?
Käthchen. Nein, mein verehrter Herr.
Der Gr. v. Strahl. Nicht? Nicht?
— Was reicht' ich deiner Lippe zur Erfrischung?
Käthchen. Du sandtest, weil ich deines Weins verschmähte,
Den Gottschalk, deinen treuen Knecht, und ließest
Ihn einen Trunk mir aus der Grotte schöpfen.
Der Gr. v. Strahl. Ich aber nahm dich bei der Hand, und reichte
Sonst deiner Lippe — nicht? — Was stockst du da?
Käthchen. Wann?
Der Gr. v. Strahl. Eben damals.
Käthchen. Nein, mein hoher Herr.
Der Gr. v. Strahl. Jedoch nachher.
Käthchen. In Straßburg?
Der Gr. v. Strahl. Oder früher.
Käthchen. Du hast mich niemals bei der Hand genommen.
Der Gr. v. Strahl. Kathrina!
Käthchen (erröthend). Ach vergieb mir; in Heilbronn!
Der Gr. v. Strahl. Wann?
Käthchen. Als der Vater dir am Harnisch wirkte.
Der Gr. v. Strahl. Und sonst nicht?
Käthchen. Nein, mein hoher Herr.
Der Gr. v. Strahl. Kathrina!
Käthchen. Mich bei der Hand?
Der Gr. v. Strahl. Ja, oder sonst, was weiß ich.
Käthchen (besinnt sich). In Straßburg einst, erinnr' ich mich, beim Kinn.
Der Gr. v. Strahl. Wann?
Käthchen. Als ich auf der Schwelle saß und weinte,
Und dir auf was du sprachst, nicht Rede stand.
Der Gr. v. Strahl. Warum nicht standst du Red'?
Käthchen. Ich schämte mich.
Der Gr. v. Strahl. Du schämtest dich? Ganz recht. Auf meinen Antrag.
Du wardst gluthroth bis an den Hals hinab.
Welch einen Antrag macht' ich dir?
Käthchen. Der Vater,
Der würd', sprachst du, daheim im Schwabenland'
Um mich sich härmen, und befragtest mich,
Ob ich mit Pferden, die du senden wolltest,
Nicht nach Heilbronn zu ihm zurück begehrte?
Der Gr. v. Strahl (kalt). Davon ist nicht die Rede! — Nun, wo auch,
Wo hab' ich sonst im Leben dich getroffen?
— Ich hab' im Stall zuweilen dich besucht.
Käthchen. Nein, mein verehrter Herr.
Der Gr. v. Strahl. Nicht? Katharina!
Käthchen. Du hast mich niemals in dem Stall besucht,
Und noch viel wen'ger rührtest du mich an.
Der Gr. v. Strahl. Was! Niemals?
Käthchen. Nein, mein hoher Herr.
Der Gr. v. Strahl. Kathrina!
Käthchen (mit Affekt). Niemals, mein hochverehrter Herr, niemals.
Der Gr. v. Strahl. Nun seht, bei meiner Treu, die Lügnerin!
Käthchen. Ich will nicht selig sein, ich will verderben,
Wenn du mich je —!
Der Gr. v. Strahl (mit dem Schein der Heftigkeit). Da schwört sie und verflucht
Sich, die leichtfert'ge Dirne, noch und meint,
Gott werd' es ihrem jungen Blut vergeben!
— Was ist geschehn, fünf Tag' von hier am Abend,
In meinem Stall als es schon dunkelte,
Und ich den Gottschalk hieß, sich zu entfernen?
Käthchen. O! Jesus! Ich bedacht' es nicht! —
Im Stall zu Strahl, da hast du mich besucht.
Der Gr. v. Strahl. Nun denn! Da ists heraus! Da hat sie nun
Der Seelen Seligkeit sich weggeschworen!
Im Stall zu Strahl, da hab' ich sie besucht!
Käthchen (weint).
(Pause).
Gr. Otto. Ihr quält das Kind zu sehr.
Theobald (nähert sich ihr gerührt). Komm, meine Tochter.
(er will sie an seine Brust heben).
Käthchen. Laß, laß!
Wenzel. Das nenn' ich menschlich nicht verfahren.
Gr. Otto. Zuletzt ist nichts im Stall zu Strahl geschehen.
Der Gr. v. Strahl (sieht sie an). Bei Gott! ihr Herrn, wenn ihr des Glaubens seid:
Ich bin's! Befehlt so gehn wir auseinander.
Gr. Otto. Ihr sollt das Kind befragen, ist die Meinung,
Nicht mit barbarischem Triumph verhöhnen.
Sei's, daß Natur euch solche Macht verliehen:
Geübt wie ihrs thut, ist sie hassenswürdiger,
Als selbst die Höllenkunst, der man euch zeiht.
Der Gr. v. Strahl (erhebt das Käthchen vom Boden).
Ihr Herrn, was ich gethan, das that ich nur,
Sie mit Triumph hier vor euch zu erheben!
Statt meiner —
(auf den Boden zeigend)
steht mein Handschuh vor Gericht!
Glaubt ihr von Schuld sie rein, wie sie es ist,
Wohl, so erlaubt denn, daß sie sich entferne.
Wenzel. Es scheint, ihr habt viel Gründe, das zu wünschen?
Der Gr. v. Strahl. Ich? Gründ'? Entscheidende! Ihr wollt sie, hoff' ich,

Nicht mit barbarschem Uebermuth verhöhnen?
Wenzel (mit Bedeutung). Wir wünschen doch, erlaubt ihrs, noch zu hören,
Was in dem Stall damals zu Strahl geschehn.
Der Gr. v. Strahl. Das wollt ihr Herrn noch? —
Wenzel. Allerdings!
Der Gr. v. Strahl (gluthroth, indem er sich zum Käthchen wendet). Knie' nieder!
Käthchen (läßt sich auf Knieen vor ihm nieder).
Gr. Otto. Ihr seid sehr dreist, Herr Friedrich Graf vom Strahl!
Der Gr. v. Strahl (zum Käthchen). So! Recht! Mir giebst du Antwort und sonst keinem.
Hans. Erlaubt! Wir werden sie —
Der Gr. v. Strahl (eben so). Du rührst dich nicht!
Hier soll dich keiner richten, als nur der,
Dem deine Seele frei sich unterwirft.
Wenzel. Herr Graf, man wird hier Mittel —
Der Gr. v. Strahl (mit unterdrückter Heftigkeit). Ich sage, nein!
Der Teufel soll mich holen, zwingt ihr sie! —
Was wollt ihr wissen; ihr verehrten Herrn?
Hans (auffahrend). Beim Himmel!
Wenzel. Solch ein Trotz soll —!
Hans. He! Die Häscher!
Gr. Otto (halblaut). Laßt, Freunde, laßt! Vergeßt nicht, wer er ist.
Erster Richter. Er hat nicht eben, drückt Verschuldung ihn,
Mit List sie überhört.
Zweiter Richter. Das sag' ich auch!
Man kann ihm das Geschäft wohl überlassen.
Gr. Otto (zum Grafen von Strahl). Befragt sie, was geschehn, fünf Tag' von hier,
Im Stall zu Strahl, als es schon dunkelte,
Und ihr den Gottschalk hießt, sich zu entfernen?
Der Gr. v. Strahl (zum Käthchen). Was ist geschehn, fünf Tag' von hier, am Abend,
Im Stall zu Strahl, als es schon dunkelte,
Und ich den Gottschalk hieß, sich zu entfernen?
Käthchen. Mein hoher Herr! Vergieb mir, wenn ich fehlte;
Jetzt leg' ich Alles, Punkt für Punkt, dir dar.
Der Gr. v. Strahl. Gut. — — Da berührt' ich dich und zwar — nicht? Freilich!
Das schon gestand'st du?
Käthchen. Ja, mein verehrter Herr.
Der Gr. v. Strahl. Nun?
Käthchen. Mein verehrter Herr?
Der Gr. v. Strahl. Was will ich wissen?
Käthchen. Was du willst wissen?
Der Gr. v. Strahl. Heraus damit! Was stockst du?
Ich nahm, und herzte dich, und küßte dich,
Und schlug den Arm dir —?
Käthchen. Nein, mein hoher Herr.
Der Gr. v. Strahl. Was sonst?
Käthchen. Du stießest mich mit Füßen von dir.
Der Gr. v. Strahl. Mit Füßen? Nein! Das thu' ich keinem Hund.
Warum? Weshalb? Was hatt'st du mir gethan?
Käthchen. Weil ich dem Vater, der voll Huld und Güte
Gekommen war mit Pferden, mich zu holen,
Den Rücken, voller Schrecken, wendete,
Und mit der Bitte, mich vor ihm zu schützen,
Im Staub vor dir bewußtlos nieder sank.
Der Gr. v. Strahl. Da hätt' ich dich mit Füßen weggestoßen?
Käthchen. Ja, mein verehrter Herr,
Der Gr. v. Strahl. Ei, Possen, was!
Das war nur Schelmerei, des Vaters wegen.
Du bliebst doch nach wie vor im Schloß zu Strahl.
Käthchen. Nein, mein verehrter Herr.
Der Gr. v. Strahl. Nicht? Wo auch sonst?
Käthchen. Als du die Pettsche, flammenden Gesichts,
Herab vom Riegel nahmst, ging ich hinaus,
Vor das bemoos'te Thor, und lagerte
Mich draußen, am zerfallnen Mauerring
Wo in süßduftenden Hollunderbüschen
Ein Zeisig zwitschernd sich das Nest gebaut.
Der Gr. v. Strahl. Hier aber jagt' ich dich mit Hunden weg?
Käthchen. Nein, mein verehrter Herr.
Der Gr. v. Strahl. Und als du wichst,
Verfolgt vom Hundgeklaff, von meiner Grenze,
Rief ich den Nachbar auf, dich zu verfolgen?
Käthchen. Nein, mein verehrter Herr! Was sprichst du da?
Der Gr. v. Strahl. Nicht? Nicht? — Das werden diese Herren tadeln.
Käthchen. Du kümmerst dich um diese Herren nicht.
Du sandtest Gottschalk mir am dritten Tage,
Daß er mir sag': dein liebes Käthchen wär' ich;
Vernünftig aber mögt' ich sein, und gehn.
Der Gr. v. Strahl. Und was entgegnetest du dem?
Käthchen. Ich sagte,
Den Zeisig littest du, den zwitschernden,
In den süßduftenden Hollunderbüschen:
Mögt'st denn das Käthchen von Heilbronn auch leiden.
Der Gr. v. Strahl (erhebt das Käthchen). Nun denn, so nehmt sie hin, ihr Herrn der Rehme,
Und macht mit ihr und mir jetzt, was ihr wollt.
(Pause).
Gr Otto (unwillig). Der aberwitz'ge Träumer, mir bekannt
Mit dem gemeinen Zauber der Natur! —
Wenn euer Urtheil reif, wie meins, ihr Herrn,
Geh' ich zum Schluß, und laß die Stimmen sammeln.
Wenzel. Zum Schluß!
Hans. Die Stimmen!
Alle. Sammelt sie!
Ein Richter. Der Narr, der!
Der Fall ist klar. Es ist hier nichts zu richten.
Gr. Otto. Vehm-Herold, nimm den Helm und sammle sie.
Vehm-Herold (sammelt die Kugeln und bringt den Helm, worin sie liegen, dem Grafen.)
Gr. Otto (steht auf). Herr Friedrich Wetter Graf vom Strahl, du bist
Einstimmig von der Vehme losgesprochen,
Und dir dort, Theobald: dir geb' ich auf,
Nicht fürder mit der Klage zu erscheinen,
Bis du kannst bessere Beweise bringen.
(zu den Richtern)
Steht auf, ihr Herrn! die Sitzung ist geschlossen.
Die Richter (erheben sich).
Theobald. Ihr hochverehrten Herrn, ihr sprecht ihn schuldlos?
Gott, sagt ihr, hat die Welt aus nichts gemacht;
Und er, der sie durch nichts und wiedernichts
Vernichtet, in das erste Chaos stürzt,
Der sollte nicht der leid'ge Satan sein?
Gr. Otto. Schweig, alter, grauer Thor! Wir sind nicht da,
Dir die verrückten Sinnen einzurenken.
Vehm-Häscher, an dein Amt! Blend' ihm die Augen,
Und führ' ihn wieder auf das Feld hinaus.
Theobald. Was! Auf das Feld? Mich hülflos gras'nden Alten?
Und dies mein einzig liebes Kind —?
Gr. Otto. Herr Graf,
Das überlaßt die Vehme euch! Ihr zeigtet
Von der Gewalt, die ihr hier übt, so manche
Besondre Probe uns; laßt uns noch eine,
Die größeste, bevor wir scheiden, sehn,
Und gebt sie ihrem alten Vater wieder.
Der Gr. v. Strahl. Ihr Herren, was ich thun kann, soll geschehn. —
Jungfrau!
Käthchen. Mein hoher Herr!
Der Gr. v. Strahl. Du liebst mich?
Käthchen. Herzlich!
Der Gr. v. Strahl. So thu mir was zu Lieb'.
Käthchen. Was willst du? Sprich.
Der Gr. v. Strahl. Verfolg' mich nicht. Geh nach Heilbronn zurück.
— Willst du das thun?
Käthchen. Ich hab es dir versprochen.
(sie fällt in Ohnmacht).
Theobald (empfängt sie). Mein Kind! Mein Einziges!
Hilf, Gott im Himmel!
Der Gr. v. Strahl (wendet sich). Dein Tuch her, Häscher!
(er verbindet sich die Augen).
Theobald. O verflucht sei,
Mordschaudervoll Basiliskengeist! Mußt' ich
Auch diese Probe deiner Kunst noch sehn?
Gr. Otto (vom Richterstuhl herabsteigend). Was ist geschehn, ihr Herrn?
Wenzel. Sie sank zu Boden.
(Sie betrachten sie).

Gr. v. Strahl (zu den Häschern). Führt mich hinweg!
Theobald. Der Hölle zu, du Satan!
Laß ihre schlangenhaar'gen Pförtner dich
An ihrem Eingang, Zauberer, ergreifen,
Und dich zehntausend Klafter tiefer noch,
Als ihre wildsten Flammen lodern, schleudern!
Gr. Otto. Schweig, Alter, schweig!

Theobald (weint). Mein Kind! Mein Käthchen!
Käthchen. Ach!
Wenzel (freudig). Sie schlägt die Augen auf!
Hans. Sie wird sich fassen.
Gr. Otto. Bringt in des Pförtners Wohnung sie! Hinweg!
(Alle ab).

Karoline Luise von Klenke,

die Tochter der Dichterin Karsch, ward am 21. Juni 1754 zu Frauſtadt in Polen geboren und theilte eine Zeit lang die Schickſale ihrer Mutter, bis ſie ſich mit ihrem Stiefoheim Hempel verheirathete. Nach Scheidung dieſer Ehe vermählte ſie ſich 1782 mit dem Baron Karl Fr. von Klenke aus Bremen, mit dem ſie eine Zeit lang ſehr glücklich lebte. In der Folge trennte ſie ſich auch von ihm und hielt ſich nun fortwährend bei ihrer Mutter zu Berlin auf. Sie ſtarb daſelbſt am 21. September 1802.

Von ihr erſchien:

Der ehrliche Schweizer. Schauſpiel. Berlin 1776.
Die Grazien. Vorſpiel. Ebendaſ. 1777.
Cäcilie, oder Beitrag zum Modeton. Ebendaſ. 1780.
Gedichte. Ebendaſ. 1788.
Leben und romantiſche Dichtungen. Herausgegeben von Helmina von Chezy. Frankfurt 1805, 8.

Frau von Klenke erfreute ſich gleich ihrer Mutter eines gefälligen poetiſchen Talentes und großer Leichtigkeit und Anmuth in Behandlung der Form, ſie wandte jedoch zu wenig Sorgfalt und Fleiß auf die Ausbildung der ihr von der Natur verliehenen Gaben und hat daher wenig Bedeutendes geleiſtet. —

Ernſt Auguſt Friedrich Klingemann

ward am 31. Auguſt 1777 zu Braunſchweig geboren, auf dem daſigen Carolinum philoſophiſch gebildet und ſtudirte dann zu Jena die Rechte, wobei er zugleich Fichte's, Schelling's und A. W. Schlegel's Vorleſungen fleißig beſuchte. Nach vollendeten Studien wurde er in ſeiner Vaterſtadt beim Collegio medico als Regiſtrator angeſtellt, aber ſeine, durch die Leiſtungen des während ſeines Aufenthalts zu Jena von Schiller und Goethe trefflich geleiteten weimariſchen Theaters angeregte, Vorliebe für die Bühne bewog ihn, ſich dieſer ausſchließlich zu widmen. Er übernahm daher 1813 mit der Schauſpielerin Sophie Walther die Direction des braunſchweigſchen Theaters und erwarb ihm einen ſolchen Ruf, daß ſich daſſelbe durch Begünſtigung des Miniſters, Graf von Schulenburg-Wolfsburg und des Hofes 1818 zur Nationalbühne erhob, deren Leitung er mit Ruhm bis zum Jahre 1819 beibehielt. Dann wurde er als Dr. philosophiae und Profeſſor am daſigen Carolinum angeſtellt und 1830 noch mit dem Generaldirectorium der Hofbühne beehrt. Er ſtarb zu Braunſchweig am 25. Januar 1831.

Er gab heraus:

Wildgraf Eckard von der Wölpe. Sage aus dem 14. Jahrhundert. Braunſchweig 1795, 8. (anonym); 2. Aufl. Leipzig 1836.
Die Aſſeburg. Hiſtor. romantiſches Gemälde. Ebendaſ. 1796 — 1797, 2 Thle., 8.; 2. Aufl. Nordhauſen 1819, 8., mit Kupfern.
Die Maske. Trauerſpiel. Ebendaſ. 1797, 8.
Die Ruinen im Schwarzwalde. Arabeske. Ebendaſ. 1798 — 1799, 2 Thle., 8., (anonym); 2. Aufl. Leipzig 1836, mit 2 Kupf.
Memnon. Zeitſchrift. Leipzig 1800, 1. Bd., 1. St., 8.
Selbſtgefühl. Tragödie. Ebendaſ. 1800, 8.
Romano. Ebendaſ. 1800, 2 Thle., 8., mit 1 Kupf.
Was für Grundſätze müſſen eine Theaterdirection bei der Aufnahme der aufzuführenden Stücke leiten? Leipzig 1802, 8.
Ueber Schiller's Jungfrau von Orleans. Leipzig 1802.
Die Einſamen im Thale. Familiengeſchichte. Lübben 1802, 8.
Der Schweizerbund. Leipzig 1804, 2 Thle., 8.
Heinrich von Wolfenſchießen. Trauerſpiel. Leipzig 1806, gr. 8.
Theater. Braunſchweig 1808 — 1820, 3 Bde., gr. 8. Die 2 erſten Bde. erſchienen ſchon: Tübingen 1802 — 1812.
Moſes. Dramatiſches Gedicht. Helmſtädt 1812, 8.; 2. Aufl. Ebendaſ. 1825.
Schill. Poſſe. Ebendaſ. 1812, 8.
Der Lazarone. Schauſpiel. Hamburg 1814, 8.
Fauſt. Trauerſpiel. Leipzig 1815, 8.
Don Quixote und Sancho Panſa. Drama. Ebendaſ. 1815, 8.
Hamlet nach Goethe und Schlegel. Helmſtädt 1815, 8.
Deutſche Treue. Schauſpiel. Ebendaſ. 1816, gr. 8.
Ueber das braunſchweiger Theater. Braunſchweig 1817, 8.
Die Grube zur Dorothea. Schauſpiel. Helmſtädt 1817, gr. 8.
Dramatiſche Werke. Braunſchweig 1817 — 1818, 2 Bde., 8.
Vorleſungen für Schauſpieler. Helmſtädt 1818.
Kunſt und Natur. Braunſchweig 1819 — 1827, 3 Bde., gr. 8., mit 3 Kupf. und P. A. Wolff's Portrait. Auch unter dem Titel: „Erinnerungsblätter."
Beiträge zur deutſchen Schaubühne. Braunſchweig 1324, 8., mit 2 Bildniſſen. Auch als: Allgemeiner deutſcher Theateralmanach auf das Jahr 1822.
Ahasver. Trauerſpiel. Ebendaſ. 1827, gr. 8., mit 1 Lithographie.
Melpomene. Braunſchweig 1830, gr. 8. Enthält das Schauſpiel: „Die Braut von Kynaſt" und das Trauerſpiel: „Bianca di Sepolcro," mit 1 lithographirten Abbildung.

Klingemann verſtand es, in ſeinen Dichtungen die Menge durch Berechnung des Effects, Pracht und Glanz der Diction zu blenden, und ſich daher ephemeren Beifalls von Seiten des Theaterpublicums zu erfreuen; ſeine Leiſtungen ſind aber bereits ſchon ſämmtlich wieder vergeſſen, da es ihnen an Tiefe, Gehalt und innerer Wahrheit fehlt und ſie als ſehr oberflächliche Nachbildungen Schiller'ſcher Weiſe keiner bleibenden Wirkung ſich erfreuen konnten. Die Sprache verſtand er übrigens mit Talent zu behandeln. — In ſeinen dramatiſchen Schriften findet ſich manche wahre, gut vorgetragene Anſicht, die er jedoch mehr langer Erfahrung und praktiſcher Kenntniß des Bühnenweſens, als tieferem Forſchen verdankte. —

Herr Walther von Klingen, s. Minnesinger.

Friedrich Maximilian von Klinger.

Dieser Miturheber der Sturm- und Drangperiode in unsrer Literatur ward am 19. Februar 1753 zu Frankfurt am Main geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte die Rechte und schönen Wissenschaften zu Gießen, worauf er Secretär der Seyler'schen Theatertruppe und 1778 östreichischer Lieutenant im baierschen Erbfolgekriege wurde. Bei der Auflösung seines Freicorps erhielt er seinen Abschied, lebte den Musen bei seinen Freunden und auf Reisen, und ging 1780 als russischer Officier in den Flottenbataillons und Vorleser des Großfürsten Paul nach Petersburg ab. Im Gefolge dieses Fürsten bereiste er 1782 Polen, Oestreich, Italien, Frankreich, die Schweiz, die Niederlande und Deutschland, und wurde nach seiner Rückkehr von der Kaiserin Katharina zum Officier im Kadettencorps und zum Obrist ernannt. 1796 erhielt er die Würde eines Generalmajors und 1799 die eines Directors des Cadettencorps, in welchen Aemtern er sich auch unter mißlichen Verhältnissen durch kühnen Muth und feste Männlichkeit rühmlich behauptete. Kaiser Alexander ernannte ihn daher kurz nach einander zum Curator der Universität Dorpat, Oberaufseher des Fräuleinstifts und des St. Katharinenordenstifts, sowie 1811 zum Generallieutenant, wobei er zugleich ein Krongut in Kurland als Rente erhielt. Aber die Schlacht bei Borodino, welche ihm seinen einzigen Sohn raubte und dadurch Folge des traurigen Geschicks seiner geliebten Gattin wurde, entfremdete ihn der Welt und vermochte ihn, um seine Entlassung nachzusuchen. Diese erhielt er 1820 mit Beibehaltung seines Gehaltes, worauf er bis an seinen, am 25. Februar 1831 erfolgten Tod in ernster tiefer Einsamkeit dem Andenken seiner Lieben lebte.

Seine Schriften sind:

Sämmtliche Werke. Königsberg 1809 — 1816, 12 Bde., 8.. Neue wohlfeile Ausgabe Leipzig 1832 — 1833, 12 Bde., gr. 8., mit Portrait.

Einzeln:

Der Günstling und Simsone Grisaldo. Berlin 1776, 8.

Die falschen Spieler; Der Schwur; Die neue Arria. Ebendas. 1776, 8.

Prinz Fermoso's Fibelbogen und der Prinzessin Sanaclara Geige. Genf (Basel) 1780, 2 Thle., 8.

Sturm und Drang. Basel 1780, 8.
Medea; Der Derwisch. Ebendas. 1780, 8.
Theater. Leipzig 1786 — 1787, 4 Thle., 8.
Oriantes. Trauerspiel. Leipzig (Altona) 1790, 8.
Stilpo. Basel 1790, 8.
Neues Theater. Leipzig (Altona) 1790, 2 Thle., 8.
Bambino. Correcte umgearbeitete und vollständige Ausgabe. Leipzig 1791, 4 Thle., 8.
Medea in Korinth und M. auf dem Kaukasus. 2 Trauerspiele. Leipzig 1791, 8.
Geschichte Raphale's de Aquilas. Altona 1793, 8. Neue verbess. Aufl. Leipzig 1798, 8., mit 7 Kupfern.
Auswahl aus seinen dramatischen Werken. Leipzig 1794, 2 Thle., gr. 8.
Reisen vor der Sündfluth. Riga (Leipzig) 1795, 8.
Konradin; Die Zwillinge. Hannover 1796, 8.
Der Schwur gegen die Ehe. Lustspiel. Leipzig 1797, gr. 8.
Sahir, Epha's Erstgeborner im Paradiese. Leipzig 1798, 8., mit 1 Kupf.
Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit. Leipzig 1798, 8.
Geschichte Giafar's des Barmeciden. In 5 Büchern. Altona 1798, 8. Neue verb. Ausg. Leipzig 1798, 8.
Der Weltmann und der Dichter. Leipzig 1798, 8.
Faust der Morgenländer. Bagdad (Leipzig) 1798, 8.
Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt. Neu verbess. Aufl. Leipzig 1799, 8., mit 8 Kupfern.
Dasselbe, französisch. Ders. O. u. J.
Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur. Leipzig 1802 — 1805, 3 Thle., 8.
Außerdem auch noch von Chr. Fr. Michaelis gesammelte Natur- und Seelengemälde, in der Blumenlese: Geist der deutschen Classiker.

Als tragischer Dichter gewann Klinger, noch im Jünglingsalter, den Preis, welchen die deutsche Gesellschaft zu Mannheim für das beste Trauerspiel ausgesetzt hatte, durch seine Dichtung „die Brüder." Eine Reihe von kräftigen und energischen Dramen folgte diesem glücklichen Beginnen. Doch sind seine spätern Arbeiten dieser Gattung von der früheren sehr verschieden. Während in jenen zuviel Feuer und Leidenschaft (oft künstlich herbeigeführt) vorwaltet, leiden diese im Gegentheil an zu strenger Besonnenheit und Correctheit, doch zeichnen sich alle dramatischen Arbeiten Klinger's durch ein wahrhaft tragisches Interesse, einen starken und leidenschaftlichen, aber natürlichen Dialog und scharfe Charakteristik aus. — Dieselben Fehler, wie dieselben Vorzüge bieten seine Romane dar, welche einen Reichthum von edeln Gefühlen und großen Gedanken, oft jedoch mit vieler Schroffheit ausgedrückt, enthalten; seine satyrischen Leistungen auf diesem Gebiete sind indessen den andern vorzuziehen. — In seinen späteren Jahren legte Klinger seine Ansichten über Leben und Literatur in einem besonderen Werke (Betrachtungen und Gedanken u. s. w. S. oben) nieder, ließ aber trotz den geistigen Schätzen, welche er diesem Buche mitgab, seine üble Laune in demselben so verwalten, und zeigte sich so unzufrieden mit dem Edelsten und Besten, dessen sich die Menschheit erfreut, von der christlichen Religion an bis auf Goethe herab, daß er sich nur geringe Theilnahme dadurch gewann. — Er gehört zu den Schriftstellern deren Namen zwar mit großer Achtung von der Nation genannt, deren Werke aber von den Wenigsten gelesen werden. Den Beweis dafür liefert die kalte Aufnahme, welche die Gesammtausgabe seiner Schriften vor Kurzem bei der Menge fand. —

Aus F. M. Klingers „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände ꝛc. *).

Der Fürst.

Sie sind also der Mann, dem ich nichts recht machen kann? —

Der Philosoph.

Mir, Eure — mir macht man alles recht.

Der Fürst.

Der gleichwohl alles tadelt, über alles klagt.

Der Philosoph.

Das einzige, was uns übrig bleibt. Nur die Todten schweigen; die Lebenden, wenn sie fürchten müssen, für das Reden, jenen vor der natürlichen Zeit, Gesellschaft zu leisten.

Der Fürst.

Der alles besser weiß. —

Der Philosoph.

Der vieles besser wünscht, als er sieht.

Der Fürst.

Der sich einen Philosophen nennt und nennen läßt.

---

*) Werke. Leipzig 1832. 11. Bnd, S. 265 fg.

Der Philosoph.

Wenn das den Philosophen macht, über das zu denken, was um uns vorgeht, über die zu denken, die es bewirken und veranlassen, so bin ich freilich einer.

Der Fürst.

Und gar ein spekulativer. —

Der Philosoph.

Leider nur ein beobachtender. Denn wäre ich, was Eure — zu sagen belieben, so stände ich gewiß nicht vor Ihnen.

Der Fürst.

Warum nicht?

Der Philosoph.

Weil der Herr des Weltalls von den ältesten Zeiten her den Philosophen den tollsten Unsinn, die wildesten Träume, ja selbst die kühnsten Lästerungen hingehen ließ, die sie über seine Schöpfung und Regierung zusammengetragen haben. Ganz anders betragen sich die Fürsten, welche sich als Herren der Erde von ihm uns vorgesetzt glauben, — gern überlassen sie uns Raum, Zeit, Unendlichkeit, — alle Höhen und Tiefen des menschlichen Forschens — ja Gott selbst, nur wage es keiner, das zu berühren, was auf sie Bezug hat, was sie regieren nennen.

Der Fürst.

Und davon will vermuthlich der Philosoph den Grund nicht einsehen, weil er gar zu natürlich ist? Was sind vor Gott der Unsinn und die Lästerungen der Philosophen der alten und neuen Zeit? Konnten sie den fest bestimmten, unerschütterlichen Gang seiner allmächtigen Herrschaft stören? Ganz anders ist es mit unsrer künstlich zusammengesetzten, abhängigen Herrschaft. Hier schadet die Vermessenheit — hier kann jeder kühne Angriff, jede scheinbare Vernünftelei, aufs Möglichbessere gegründet, die heilsame Eintracht stören. Und gesetzt auch, die Worte eines solchen Waghalses zerschellten an der fest gegründeten Macht, so kann sich doch leicht der Waghals das Haupt daran verwunden. Und darum können wir, denen aufgetragen ist, für Alle zu wachen und zu sorgen, selbst den Philosophen nicht aus der Acht lassen. Zweifach ist er verbunden, sich nach dem Bedürfniß der Gesellschaft einzurichten, damit wir ihn ruhig darin können leben lassen. Und darum thut er ganz wohl daran, wenn er mit den Theologen glaubt, wir seien von Gott zu Herrschern auf Erden eingesetzt. So löst er mit einem Streich der verworrenen Knoten viele auf.

Der Philosoph.

Es ist nicht das einzige, vielleicht beiden Theilen schädliche Vorurtheil, welches die Theologen ersonnen haben, weil mehr Priester als Theologen waren. Man weiß warum es thaten.

Der Fürst.

Vorurtheil!

Der Philosoph.

Wär' es etwa keines?

Der Fürst.

Ein den Menschen nützliches Vorurtheil entschuldigt sich durch die Vortheile, die es gewährt.

Der Philosoph.

Die es den Herren der Erde zu gewähren scheint, oder gewährt, so lange man daran glaubt, das sich dann wie jedes Vorurtheil dieser Art rächt, wenn es nicht mehr wirkt; und gewiß. Zu weit ausgesponnen, könnte oft gar als Lästerung erscheinen. Und wie — der Gedanke? Was soll der Mensch von der Vorsehung denken, die solche Herrscher besitzt, wie sie uns die Geschichte überliefert, wie wir sie noch alle zu Zeiten sehen — und was von den Herrschern der Erde selbst, die von einem so hohen Ruf überzeugt, gleichviel seit Menschengedenken so handeln, als käme ihr Ruf von einem ganz andern, viel niederern Orte her.

Der Fürst.

Sollte der Philosoph wohl gar da die Quelle des Uebels sehen?

Der Philosoph.

Es löst der verworrenen Knoten viele — Sie verwiesen mich an einen solchen Hauptschlag. Doch glaubte ich der That nicht, daß mich Eure — um einer sogar wichtigen Sache willen, hätten auffordern lassen.

Der Fürst.

Eure — in dem Munde eines Philosophen!

Der Philosoph.

Warum nicht? Ein Wort für's andre. Es spricht sich wie das gewöhnlichste aus, wenn man es auch dem beider ihm so wenig entspricht, daß es wie Satyre auf klingt.

Der Fürst.

Wäre dieß so auch mein Fall?

Der Philosoph.

O wahrlich nicht. Eben die — ist es, die sie uns recht fühlen lassen, und wenn ja einer daran zweifeln sollte, daß Sie nicht die ganze Kraft des Worts auffassen und durch Thaten ausdrücken, der komme — sehe — höre! Ich begreife es wohl, daß sich der Oberrichter des Landes in Schrecken hüllen muß, wenn er mehr gebieten, als richten will.

Der Fürst.

Gut! nur zu! Man hat mir nicht zu viel von Ihnen gesagt — aber eins hat man doch vergessen.

Der Philosoph.

Darf ich wagen?

Der Fürst.

Und dazu das Allerbeste.

Der Philosoph.

Das ist so der Fall der Hofleute — der Ankläger überhaupt wollt' ich sagen. Um so dringender wage ich zu bitten.

Der Fürst.

Sie vergaßen mir zu sagen, daß Sie, trotz Ihrer kühnen Aeußerungen, eine sehr gute Meinung von mir haben müssen, daß Sie es durch diese Vermessenheit aufs kräftigste beweisen. Würden Sie dieses wagen, wenn Sie mir nicht zutrauten, was Ihr Philosophen uns Fürsten so selten zutraut — Großmuth und Geduld?

Der Philosoph.

Es kann sein, und vermuthlich bin ich darum so rauh und ungestüm vor Sie gefordert worden, um mich in dieser Meinung zu bestärken.

Der Fürst.

So rauh? Wie das?

Der Philosoph.

So rauh, daß ich auch nicht die geringste Spur von den Tugenden entdeckte, die ich so eben nennen hörte. Hätt' ich eine Verschwörung angezettelt — die Art wäre, nach dem Erweis, zweckmäßig genug gewesen.

Der Fürst.

Die Dolche der Zunge, Philosoph, verwunden oft tiefer, als der geschliffene Stahl. Indessen ist es mir leid, mein Wille war es nicht.

Der Philosoph.

Das denke ich, und weiß ja wohl, daß dieß der Balsam ist, womit die Fürsten die Wunden zu heilen pflegen, die uns ihre Diener schlagen. Bin ich doch nicht der erste, der dieß hier erfährt!

Der Fürst.

Gleichwohl ist es etwas, und ein Etwas, das man nicht jedem darreicht, nicht jedem darreichen darf. Sehen Sie, so rauh erscheinen wir unsern Dienern — solche Folgen hat ein Wort von uns —

Der Philosoph.

Um so behutsamer müßte Der das Wort aussprechen, der seine Folgen kennt.

Der Fürst.

Unser Lispeln wird zum Donner, wenn man es wiederholt — unser mißmuthiger Blick zum Blitz. —

Der Philosoph.

Träfe der Donner nur einmal den, der das Lispeln dazu macht — ich wette, der Ueberbringer Athem würde sanfter werden.

Der Fürst.

Giftig genug! Nur was wir selber thun und sprechen, davon sind wir des Maßes und des Tons gewiß. Und doch ist dieses nur eine der kleinsten Schwierigkeiten, die uns drücken, darum sollte der Philosoph behutsamer sein: denn wenn er auch den Herrn nicht fürchtet, so sollte er doch die Diener fürchten, die ihre Macht auf die Macht des Herrn gründen, in denen diese sogar furchtbarer erscheinen muß, als in ihm selbst, und das aus guten Gründen.

Der Philosoph.

Ich begreife Sie — wenn ich aber nun nichts fürchtete —

Der Fürst.

Freilich der Philosoph hat nicht viel zu verlieren — doch ist die Freiheit Etwas.

Der Philosoph.

Ja, wenn man frei ist.

Der Fürst.

Besonders muß sie für den, der sie so braucht, wie Sie gethan haben, vielen Reiz haben. Hätte ich dem Wink gewisser Leute gefolgt, schon längst würde wenigstens der Philosoph das Vergnügen des Mittheilens seiner Lehren und Meinungen verloren haben. Und darin liegt ja der Werth der Sache, wie man sagt.

Der Philosoph.

Freilich ist eine mitgetheilte Wahrheit nützlicher, als eine, die ich mir allein vorbehalte. Und wenn nun dieses geschehen

wäre, was mir die guten Leute zudachten, — ein kleines Gefängniß für ein großes. — Warum nicht? So wäre ja die Wahrheit recht bekräftiget! recht erwiesen!

Der Fürst.

Eben dieses wollt ich nicht. Von Ihnen selbst wollt' ich Ihre Vertheidigung hören. —

Der Philosoph.

Ich habe keine und bedarf keiner. So lange Sie nicht durch ein Manifest bekannt machen, daß Wahrheit ein Verbrechen ist, bin ich von allen Verbrechen rein.

Der Fürst.

Wahrheit, abermals Wahrheit! Erinnern Sie Sich, daß sogar Philosophen sagten, es sei nicht gut, den Menschen jede Wahrheit zu sagen — daß sogar einer äußerte, wenn er alle Wahrheit in seiner Hand verschlossen hielte, so wollte er sie nicht öffnen.

Der Philosoph.

Ich wette beinah', dieses sagte der Staatsminister aus guten Gründen — und die Philosophen, die etwas Aehnliches sagten, beurtheilen die Menschen in diesem, nicht in meinem Sinn; vielleicht hatten sie auch sonstige Ursachen. Muß der Philosoph Wahrheiten verschweigen, so sind es gewiß nicht diejenigen, um derer Bekanntmachung ich das hohe Glück habe, hier vor Ihnen zu stehen. — Da nun gewiß nie ein solches Manifest erscheinen wird, so bin ich mir für immer meiner Unschuld und Sicherheit gewiß.

Der Fürst.

Warum sollte es nicht erscheinen können? —

Der Philosoph.

Natürlich; es sind wohl noch sonderbarere erschienen, beinah so sonderbare, als dieses da; aber dieses erscheint gewiß nicht, denn eine solche Staatsmaxime befolgt man nur im Stillen. Zu vertheidigen, zu entschuldigen wüßt' ich nun nichts; aber gern will ich mich eines Fehlers anklagen. Ich glaube, daß ich nicht um meinetwillen allein, in der Welt, in dem Staate, selbst in Ihrer beschränktern Residenz da bin.

Der Fürst.

Diesen Fehler theilen wir. — Wozu die Verbeugung? — Das zweifelnde Lächeln um den so ernsten Mund?

Der Philosoph.

Ich bemerke einen ganz kleinen Unterschied.

Der Fürst.

Gerade zu!

Der Philosoph.

Gern! So wenig ich glaube, ich sei um meinetwillen allein da, eben so wenig glaube ich, alle Andre seien um meinetwillen da — dieses Letzte aber soll von Alters her der Fürsten Glaube sein. —

Der Fürst.

Und mit Recht; da der Fürst in sich den Staat denkt, da sich in ihm dessen ganze Kraft und Macht sammeln.

Der Philosoph.

Ja wenn er sich als Fürst in diesen eiskalten Kreis gebannt dächte, und nicht als Mensch voller Lebenswärme. Der soll wenigstens noch geboren werden, der sich so weit von sich selbst entfernen könnte, daß er als ein politisches, metaphysisches Wesen in des Staates Mitte da säße, die Fäden der Regierung ohne Rücksicht auf sich in den Händen hielte, und sich nur an der Ordnung ergötzte, die von ihm ausgeht. Und wer kann dieß fordern? Welcher Mensch an den Menschen?

Der Fürst.

Der Philosoph, — der, welcher durch seine Aeußerungen, tagtäglich beweiset, daß er der Fürsten Handwerk für das leichteste auf Erden hält.

Der Philosoph.

Soll dieses mich treffen, so hat man mich gewiß verläumdet. Ich halte es im Gegentheil für so schwer, und undankbar, daß ich gar nicht begreife, wie Ew. — sich damit belasten mögen. Weil es aber doch geschieht, und immer geschah, und immer geschehen wird, so glaube ich, daß der Mensch mehr, als der Fürst den Staat in sich denkt, daß ihm diese Vereinigung so wohl gefällt, daß er sich gar nicht von sich selbst trennen mag, so nöthig es auch zu Zeiten wäre.

Der Fürst.

Ich nehme das Beste für die Angeklagten aus Ihren Worten, denn wider Willen macht hier der Philosoph den Fürsten eine Apologie. Freilich, da, wie Sie selbst sagen, der Mensch sich nicht von sich trennen kann, und keiner es an den andern fordern mag — fordern darf, setze ich hinzu — so ist es gerade, was es sein muß — Menschenwerk durch Menschengeist und Kraft getrieben — auf anderer Menschen Kraft und Geist berechnet — aus Noth und Bedürfniß, nach Noth und Bedürfniß berechnet. —

Der Philosoph.

O wär' es das — wer würde klagen? Ja dann, dann wären die Philosophen der Fürsten Lobredner, und ich der erste.

Der Fürst.

Was wär' es denn, wenn es dieses nicht ist?

Der Philosoph.

Gewöhnlich ein Spiel, ein abgekartetes, auswendig gelerntes, mechanisches Spiel.

Der Fürst.

Und wenn es nicht anders sein könnte?

Der Philosoph.

Ein Spiel, wobei Leidenschaft und Gewinnsucht die Karten mischen, manche unterschlagen, die den Spieler hindern, und gar die Farben zu Trumpf machen, womit der Zufall den Spieler vorzüglich versehen hat. Um bei dem einfältigen Gleichniß zu bleiben, so sollten doch die Spieler so billig sein, und den Zuschauern — oder denen, die den Einsatz dazu liefern, erlauben, ein Wörtchen über das Spiel zu reden. Erlaubt es doch der Gewinner dem trostlosen Verlierer, verweist ihn auf künftiges besseres Glück, zieht den Gewinn mit aller Schonung, oft mit Bedauern ein. Und ließen uns die großen Spieler nur dieses sehen! Wir sind so gute Geschöpfe, daß wir noch gar ihre Kunst bewunderten — obgleich unser ganzes Glück bei dem Spiele auf der Wage steht. Aber ernsthaft — weil Ihr jetzt strengerer Blick mir Ernst gebietet — wenn es nun etwas Anders als ein Spiel sein könnte! Wenn es gar zu gewissen seltnen Zeiten etwas Anders gewesen wäre, hin und wieder noch heute wäre.

Der Fürst.

Das glaube ich kaum — gespielt ward immer, wenn auch nicht von dem Herrn, doch von den Dienern. Und ich könnte am Ende gar erweisen, daß, wenn es nur ein Spiel ist, wir wahrlich nicht die Ursache davon sind, ob wir gleich das Spiel zu leiten scheinen. Daß, um bei Ihrem Gleichniß zu bleiben, nicht wir die Karten mischen — daß wir meistens nur das falsche Spiel erwiedern müssen, das gegen uns gespielt wird.

Der Philosoph.

Daß könnten Sie!

Der Fürst.

Könnte erweisen, daß ich, den Sie so sehr verlästern, hier ins Angesicht verlästern, nun gerade nicht anders sein und wirken kann, als ich thue.

Der Philosoph.

Auch das?

Der Fürst.

Daß die Menschen, durch die ich wirke, auf die ich wirke, gerade eines solchen Spiels bedürfen, ja keines bessern werth sind.

Der Philosoph.

In der That!

Der Fürst.

Kurz, daß aller Tadel, den Ihren nicht ausgenommen, nicht auf uns, sondern auf die Menschen und ihr Zusammensein überhaupt, zurückfällt. Daß unser Wirken oder Spielen, — warum nicht auch unser Dasein selbst? — die Satyre auf die Menschen machen, die Sie so gern auf uns anwenden möchten. Daß Leute Ihrer Art, diese Satyre nur recht bitter, nur recht dem Geist der andern faßlich machen.

Der Philosoph.

Das könnten Sie!

Der Fürst.

Das könnte ich —

Der Philosoph.

Daß Fürsten viel vermögen, daß weiß ich, das erfahre ich — daß sie aber die Menschheit an sich selbst zur — Verbrecherin — warum soll ich das Wort nicht sagen? — machen könnten — dieß ist mir wenigstens neu. Schade nur, daß ich zu klein, zu ohnmächtig bin, Sie zu den Beweisen aufzufordern. Wären Sie ein unbedeutendes Ding von einem Philosophen, ich forderte Sie dazu auf.

Der Fürst.

Und sollten die Beweise so streng erhalten, als fänden sie ein Philosoph. Zwar nicht nach der Form, doch nach der Kraft. —

Der Philosoph.

Wie sie immer lauten möchten.

Der Fürst.

Möchten Sie sie hören — die Satyre. —

Der Philosoph.

Auf das ganze, — ganze Menschengeschlecht — den abgethanen, entschiednen Proceß — über die, die unter Fürsten gelitten haben — und noch leiden — künftig leiden werden — über das, was Staub geworden ist — noch werden soll — der Gedanke, an der Stelle, wo ich stehe — vor dem Mann

— vor dem ich stehe — ausgedacht — ist so schauderhaft, daß er schmerzlich meinen Kopf füllt.

Der Fürst.

So ergehts dem Philosophen, der das Spiel nach der Theorie beurtheilt — aber dem gar zu ernsten Manne möcht' ich den Beweis nicht führen. Lassen wir nur das ganze Menschengeschlecht — sammt den Todten immer ruhen — wir schränken uns in die Grenzen unsrer Herrschaft ein.

Der Philosoph.

Der Umfang ist beträchtlich genug — es ließe sich schon weiter schützen.

Der Fürst.

Wie kömmt es zum Beispiel, daß ich gegen einen Tadler Ihrer Art, hundert Lobredner, gedruckt und ungedruckt aufweisen kann? Meine Handbibliothek enthält eine merkwürdige Sammlung dieser Art. —

Der Philosoph.

Also so etwas sammeln Fürsten auf?

Der Fürst.

Fürsten, die wie ich denken, — warum nicht? Unser einer findet darin Stoff zu mancherlei Betrachtungen — und bei mir — in meiner Bibliothek schließen sich die Satyren an die Lobschriften — Ihre Werke — wenn Sie je welche schreiben, sollen auch da ihre Stelle finden.

Der Philosoph.

Ich schreibe keine Bücher. — Ist die Anzahl der Satyren stark?

Der Fürst.

Nicht sehr stark — doch hinreichend, den Werth beider, sammt ihrer Urheber zu bestimmen. Und gewiß dachten ihre Urheber nicht an die Wirkung, die sie auf einen Fürsten meiner Art machten.

Der Philosoph.

Ist dieses auch einer Ihrer Beweise?

Der Fürst.

Auch der kleinste ist von Gewicht, wenn es bei einem verwickelten Proceß aufs Urtheil ankömmt.

Der Philosoph.

Ich glaube es wohl — Ihre Verachtung gegen die Nichtlobredner, — und Ihre Großmuth gegen die Lobredner — und befinden sich die Lobredner nicht gut dabei? Geht nicht für sie alles herrlich! Was kümmert sie das übrige? Kenn' Sie doch einen deutschen Poeten, der die Vorzüge der ärgsten Sclaverei auf Erden besang, — einer Sclaverei, wovon wir wenigstens in unserm lieben Vaterlande nichts wissen.

Der Fürst.

Sie verstärken meinen kleinen Beweis.

Der Philosoph.

Nur weil er Sie trifft, nur weil die Fürsten solche Lobredner belohnen. — Wenn die übrigen nicht fester halten —

Der Fürst.

So wird die Satyre nur um so bitterer — das wollen Sie doch sagen — Sie stehen betroffen. —

Der Philosoph.

Nein, dieser giftige Gedanke soll nicht zu meinen Herzen dringen — denn wahrlich die Wirkung der Gedanken, die an ihn ketten, würde keines Ihrer Gesetze — selbst Ihre begrenzte Macht nicht fesseln. — Erlauben Sie mir zu den Lobrednern zurück zu kehren. — Wen trifft der Vorwurf, in selbst das Edelste, das Beste des Menschen — die Wissenschaften, dem Geist nicht entfliehen können, der von dem Lon ausgeht?

Der Fürst.

Und beweist dieß nicht für die, die auf den Thronen sitzen, die Menschen das Edelste und Beste, wie Sie nennen, Gift, zum Spiel des Eigennutzes gemacht haben?

Der Philosoph.

Und warum den Beweis für Sie von den Elenden her nehmen, die es zum Spiel gemacht haben?

Der Fürst.

Wie sehen uns die andern an?

Der Philosoph.

Befehlen Sie?

Der Fürst.

Sie fürchten ja nichts.

Der Philosoph.

Als die Quelle aller politischen, moralischen Uebel, die drücken; als die Hindernisse der Erfüllung der schönen Pflichten, die wir zum Besten der Menschheit — schwärmen. Und da sie wenigstens den Fürsten der Erde darin gleichen, wie die sie hindernden Individuen um des Ganzen willen zu opfern fähig wären, so möchten sie die Urheber aller Uebel gern entbehren können.

Der Fürst.

Meine Kälte beweist Ihnen, daß Sie mir nichts neues sagen — und wie sehr ich dergleichen Feinde fürchte, vermuthen Sie doch wohl? Die Mittel übrigens? — Und sind auch Sie dergleichen Philosophen einer?

Der Philosoph.

Die Schwärmer, die Thoren, die Vermessenen werfen wir zur Seite. — Auch ich kenne die Menschen, und wollte nur durch diesen rauhen Ausfall Ihre Großmuth auf die Probe stellen; Sie haben sie bestanden.

Der Fürst.

Es hielt nicht schwer, und ich rühme mich keiner solchen Siege.

Der Philosoph.

Es sei! Doch um Männer Ihrer Art ist es uns zu thun. Um derer willen tadeln, reden und schreiben wir — von ihnen wünschen wir gehört zu werden. Freilich wenn auch Sie solche Beweise führen können und führen wollen, so möchte der Ausfall doch noch mehr wahr als rauh sein. Aber Sie können diese Beweise nicht führen wollen. —

Der Fürst.

Zweifeln Sie nicht daran.

Der Philosoph.

Und gegen mich!

Der Fürst.

Und will Ihrer ganzen Schule, allen meinen Tadlern in Ihnen, Rede stehen. Ich bin es müde, die schaalen, grundlosen Lästerungen müßiger Träumer anzuhören. Machen Sie Sich gefaßt.

Der Philosoph.

Bis zu mir wollten Sie Sich herablassen — hätten dazu Zeit?

Der Fürst.

Zum Philosophen erhebt man sich — nur er steigt herab, wenn er mit einem Ungeweihten sich einläßt, und wir thun ja des Thörichten, Unnützen gar zu viel, wie Sie uns täglich vorwerfen. Gut für Euch, wenn wir nichts Schlimmers thun; sagen Sie nicht so? — Ich möchte doch einmal hören, was ein Philosoph am Ende sagte, wenn ihm ein Fürst, der es weder an gutem Willen, noch an Thätigkeit fehlen läßt, seine Brust so öffnete, daß er klärer darin läse, als in den Werken seiner Brüder.

Der Philosoph.

Die Lockung ist süß — und die Schlinge glänzend.

Der Fürst.

Dieses muß es wenigstens sein, denn wie könnte auch ein Fürst aufrichtig und gerade verfahren. — Der Philosoph ist mir gleichwohl nicht wichtig genug, daß ich mich gegen ihn verstellen sollte.

Der Philosoph.

Sie nehmen meine Worte in einem ganz andern Sinne, als ich sie dachte. —

Der Fürst.

So geht es Ihnen oft bei unsern Thaten.

Der Philosoph.

Dieß soll ich ja erfahren. Ich wollte jetzt nicht mehr sagen, als daß für unser einen, der den Großen der Erde naht, das unschuldigst Scheinende in einem gewissen Sinne zur Schlinge wird. Und muß mir Ihr Vorsatz nicht so neu als sonderbar vorkommen?

Der Fürst.

Ich glaubte in Ihnen einen rauhen, steifen Pedanten zu finden, und den gedacht' ich abzuführen; als ich aber den festen, stattlichen Mann erblickte — und reden hörte, da lispelte mir meine Eitelkeit zu, meinen Lobredner aus ihm zu machen.

Der Philosoph.

Ein Fürst vermag viel, und ich wünschte, Sie vermöchten dieß — doch hängt es nicht von Ihnen ab?

Der Fürst.

Von mir? Von mir allein? dann wären Sie es schon längst; machen Sie mich indessen ein wenig mit Ihren Verhältnissen bekannt — mit Ihrer Denkungsart bin ich es so ziemlich; aber ich möchte von Ihnen hören, wie sie entsprungen ist.

Der Philosoph.

Das wollten Sie hören? Was hätte der Unabhängige — der Unbedeutende — von sich zu sagen?

Der Fürst.

Bedeutend haben Sie Sich genug gemacht — Vergessen Sie nur nicht, daß Sie, so unabhängig Sie auch seien, vor mir als Ihrem Richter stehen — daß Leute draußen ungeduldig auf den Ausgang des Verhörs warten.

Der Philosoph.

Eben diese Leute beweisen mir, daß Ihnen meine Verhältnisse bekannt genug sind. Sollten Sie nicht Alles erforscht haben?

Der Fürst.

Vielleicht nur dieß nicht, was ich eigentlich wissen wollte — was mich reizen konnte, so mit Ihnen zu verfahren, wie ich gethan habe, und ferner thun will. Zum Beispiel: jene Leute sagten mir kein Wort davon, daß Sie ein Virtuos wären, und zwar einer der Virtuosen, um die wir uns gar nicht kümmern, für die wir gar nicht regieren, die gar keiner Regierung bedürfen. Beim ersten Blick, beim ersten Laut erkannt' ich diese Virtuosität in Ihnen, ob ich sie gleich seit meinem zehnten Jahre nicht mehr gesehen und bemerkt habe.

Der Philosoph.

Ich kenne an mir keine Virtuosität. —

Der Fürst.

Warum so ernst? — Ist die Tugend etwas anders?

Der Philosoph.

Die Tugend? Von der Tugend reden Sie —?

Der Fürst.

Ich ein Fürst — zu einem Philosophen, der doch das Ding am besten kennen muß, weil er am meisten davon redet.

Der Philosoph.

Ja so — so reden Sie davon?

Der Fürst.

Nein nicht so — sondern so ernsthaft, als Plato selbst am Hofe des Dionys davon reden konnte. — Sie lächeln! — Natürlich —

Der Philosoph.

Ich bin kein Plato — Sie wissen doch, wie es dem Philosophen da erging.

Der Fürst.

Ich bin kein Dionys — bin mit meinem Philosophen hier überhaupt aufs Lernen gar nicht gesteuert.

Der Philosoph.

Das denk' ich wohl — die Welt ist seitdem so umgekehrt, daß nicht mehr die Fürsten zu den Philosophen in die Schule gehen. —

Der Fürst.

Sondern daß die Philosophen zu den Fürsten in die Schule gehen sollten. Vielleicht wäre dieses schon damals heilsamer gewesen — vielleicht thäten wir recht gut, das Ding nun einmal am andern Ende anzufassen.

Der Philosoph.

Das beste Mittel sicherlich allem Philosophiren dieser Art ein Ende zu machen.

Der Fürst.

So würde wenigstens Ruhe in der Geisterwelt —

Der Philosoph.

Und die Ruhe in der Geisterwelt sicherte die Ruhe in der Körperwelt. — Aber um wieder auf die Tugend zu kommen, die Sie beliebten eine Virtuosität zu nennen.

Der Fürst.

Und zwar die Ihrige —

Der Philosoph.

An die Sie dennoch glaubten?

Der Fürst.

Gerade wie an die Poesie.

Der Philosoph.

Wie an die Poesie? Wie soll ich das verstehen?

Der Fürst.

Ist die Tugend etwa in unserm Alltagsleben etwas anders? Hat sie nicht alle Eigenschaften der hohen Poesie? Idealischen Sinn? Erhabenheit und Stärke der Seele? Schwebt sie nicht hoch über der Erde und ihren niedrigen Verhältnissen? Beruht nicht sie, wie jene, auf der innern selbstständigen Kraft des Menschen? Ist sie nicht eine Trennung von allem Gemeinen — Prosaischen —

Der Philosoph.

Dennoch theilen Sie die Menschen in Dichter und Prosaisten ein —

Der Fürst.

So meine ich, nur daß der ersten und guten Ursachen wenige sind und sein müssen, daß wir uns um diese gar nicht zu bekümmern haben, sie wegen ihrer Virtuosität weder glücklich noch unglücklich machen können. Was wären sie ohne uns? Sind wir es nicht, die ihre Virtuosität recht sichtbar machen, und ihren leichtgläubigen Bewunderern zur Schau ausstellen?

Der Philosoph.

Sonderbar!

Der Fürst.

Etwa, daß die Kraft, die diese Virtuosität in ihrer Spannung erhält, auf dem stolzen Bewußtsein eignen Werths beruht, und vielleicht an Stärke selbst das Gefühl der Herrschaft übertrifft, auf das sich unser Dasein gründet? Stolz ist eine feste Grundlage, und ich baue viel darauf. Eben darum nahen uns diese Virtuosen so selten, eben darum können wir sie so wenig in unserm Kreise vertragen — Sie wissen wohl, wie sich Leute benehmen, die sich einer Virtuosität bewußt sind — wie sie sich auszeichnen — durch Blick, Geberde und Worte — wie sie uns und jedem Höhern (nach irdischem Verhältniß) zu verstehen geben, unsre und aller Herrschaft scheitere an der ihrigen, sei gar nichts gegen die ihrige.

Der Philosoph.

Nur darum erscheinen solche Virtuosen nicht in der fürstlichen Kreise?

Der Fürst.

Der Stolze bei dem Stolzen?! Der Mann, der auf seiner eignen Stärke und Kraft ruht, — bei dem, der seine Kraft ertragen kann, die er nicht leiten, zu seinen Absichten verwenden kann?! — Wär' ich kein Fürst, ich würde diese Rolle spielen. Alexander wußte, was er sagte.

Der Philosoph.

Rolle! Rolle! — Allerdings mit dieser Unterlage — mit dieser Folie — die Sie der Tugend — Ihrer Virtuosität geben — was wäre es anders? Soll ich auch darauf antworten?

Der Fürst.

Warum nicht? Wenn Sie können.

Der Philosoph.

Wenn Sie es nur hören wollen. So sage ich dann: Ich sehe wohl, daß ein Fürst von Ihrem Verstande, einen schönen, feinen und reichhaltigen Gedanken fassen kann; aber daß mit der schöne Gedanke die wahren Früchte trage, so müßte der, welcher ihn gedacht hat, wenigstens für einige Augenblicke, aufhören können, ein Fürst zu sein. Nun erlauben Sie gnädigst, daß ich mich entferne, denn jetzt möchte meine Virtuosität bald in Pedanterei ausarten.

Der Fürst.

Ehe ich Sie näher kenne?

Der Philosoph.

Ich kann Ihnen wohl nicht bekannter werden, Sie können wohl schwerlich bei der nächsten Bekanntschaft etwas gewinnen.

Der Fürst.

Aber Sie doch durch die meinige.

Der Philosoph.

Sie erlauben den Zweifel. Ich spiele keine Rolle — ist, was ich bin, bin ich so ernsthaft, daß Sie mein Ernst empören würde. Auch ist der Unglaube, den Sie mir zeigten, und so bilderreich aufstellten, eben das, was ich an den Großen der Erde am meisten hasse, weil es die Quelle alles dessen ist, was wir Kleinen zu leiden haben und zu tadeln finden.

Der Fürst.

Wie; wenn ich nun mehr Grund zu meinem Unglauben hätte, als Sie zu Ihrem Glauben? Wie; wenn die Erfahrung mir streng bewiese — täglich aufdränge — daß Ihr Glaube zwar schöner klingt, aber weniger Stich hält?

Der Philosoph.

Ich beneide Sie nicht darum, und kann nur die bedauern, die dadurch leiden. Meine Erfahrung geht von mir aus — ich traue ihr — weil nichts Aeußeres den Menschen in mir verhüllt.

Der Fürst.

Ist dem Fürsten die seinige weniger werth? Sie sollen sie hören, und wenn der Philosoph nicht am Ende eingestehen, er würde an meiner Stelle eben so denken, und handeln, ja soll der Philosoph mit allem Rechte sagen dürfen, was er bisher aus bloßer Menschenliebe meinen Unterthanen vorgetragen hat. Gefällt der Vertrag? ist er nicht neu?

Der Philosoph.

So daß er mir ein Spiel zu sein scheint, welches der Mächtige zur Abwechselung, zum Zeitvertreib, mit dem Philosophen zu spielen denkt. Wir haben in dieser Art noch sonderbarere Dinge —

Der Fürst.

Ist das Leben etwas anders als ein Spiel, und sind es auch das Leben eines Philosophen? Spielt der Fürst mit Ihnen, was hindert Sie mit dem Fürsten zu spielen? Wie viele spielen mit uns, mit denen wir zu spielen glauben. Sie kennen doch Montaigne's Katze? Wir sind gar oft die Katze dieses launigen Philosophen, der der Wahrheit meistens näher kömmt, als unsre heutigen Philosophen. Ich werde Sie rufen lassen. Bringen Sie alle Ihre Vorwürfe wohlgerüstet mit. Ich will sie auf einmal hören und keinem ausweichen. Dafür fordere ich biedere Offenheit. Der Richter und Gesetzgeber des Geisterreichs soll als Richter des stolzen Beherrschers eines irdischen bürgerlichen Volks da sitzen, alle Majestät verschwinden, und bloß der Mensch, in dieser Last erscheinen. Jetzt gehe ich, meine Rolle im geheimen Rath zu spielen. Dort warten meiner ganz andere Schauspieler — Und wie sind Sie jetzt mit mir zufrieden?

Der Philosoph.

Noch weniger als sonst. Vorher glaubt' ich, Ihre Thaten entsprängen nur aus denen, dem Menschen gewöhnlichen Leidenschaften — jetzt seh ich eine noch trübere, giftigere Quelle! Ein System, das die Vernunft aus den schwärzesten Farben aufgetragen hat, in das weder Glaube an Tugend, noch Menschenliebe einen Lichtstrahl werfen.

Der Fürst.

Leider kommt jeder Fürst, der denkt, endlich dahin.

Der Philosoph.

Der nur als Fürst denkt, wie gesagt. Ich kam glücklicher als ich gehe —

Der Fürst.

Dieß ist nur der Rache Anfang. Kann man sich an den Philosophen ärger rächen, als wenn man ihm beweist, sein Lieblingsgedanke sei ein Hirngespinnst —?

Der Philosoph.

Nur das — wenn ich wiederkehren soll — wie heißt der Lieblingsgedanke?

Der Fürst.

Wir könnten oft anders, besser sein, als wir sind — und daß es geschehe, hängt nur von den Menschen ab; sie müssen anfangen anders und besser zu sein — aber wenn Sie sie kennten, wie ich sie kenne!

Der Philosoph.

Ich hoffe, Sie sprechen nur von denen, die um Sie sind —

Der Fürst.

Und warum? Wirken wir nicht durch sie — mit ihnen? Kann es anders sein? Können wir sie anders, besser machen? Das ist ja der Philosophen, nicht der Fürsten Werk. Und hören Sie! noch ein Vertrag — und ein recht feierlicher dazu! Sie oder die Philosophen sind mit den meisten Fürsten unzufrieden, die meisten Fürsten sind es mit den Menschen. Die Fürsten nun gerade abzusetzen, wäre ein Wagestück, wobei wahrscheinlich die Menschen mehr gefährdet würden, als ihre Fürsten. Zum Belege verweise ich Sie auf die Geschichte der Empörungen alter und neuer Zeit. Wie wenn die Philosophen nun einmal sich recht verständen, und mit der Besserung des Menschenthiers anfingen, aus ihnen lauter solche weise, uninteressirte, leidenschaftlose, kurz tugendhafte Geschöpfe machten, wie sie selbst zu sein vorgeben? Fangen Sie und die übrigen Philosophen meines Landes dieses große, erhabene Werk an, und gelingt es Ihnen mit meinen Unterthanen, so steig ich von meinem Fürstensitz herab, und setze die Tugend darauf ein. Bis dahin aber bedürfen sie wahrlich meiner mehr, als ich ihrer bedarf.

Bernhard Klingler, s. Meistersänger.

Nicolaus Klingsor, s. Minnesinger.

Friedrich Gottlieb Klopstock.

Das Leben dieses großen deutschen Dichters, wie das von Goethe und Herder, ist durch theils gleichzeitige, theils spätere Schilderungen seiner persönlichen oder literarischen Freunde und Biographen zu bekannt, als, daß es eine Ausnahme von den uns in der gegenwärtigen Aufgabe gestellten Regeln machen könnte. Wir geben demnach, wie bisher, nur die bekannten Data mit derjenigen chronologisch-psychologischen Entwickelung seines Bildungsganges, welche der uns vergönnte Raum gestattet.

Friedrich Gottlieb K., das älteste der 10 Kinder des durch Originalität, Biederkeit und Muth gleich ausgezeichneten fürstlich quedlinburgischen Kommissionsrathes K., ward am 2. Julius 1724 zu Quedlinburg geboren und verlebte seine Kindheit zu Friedeburg, einem von seinem Vater gepachteten preußisch-mansfeldischen Oekonomieamte, im Schooße der Natur und unter der besondern Aufsicht eines Hauslehrers, wodurch sein Geist und Körper gleichmäßig erstarkte. Doch erhielt die Kräftigung des letztern bei ihm den Vorzug während der in Folge des Rückzugs seines Vaters auf dem Gymnasium zu Quedlinburg verlebten Jahre, und nur die beabsichtigte Versetzung des 15jährigen Jünglings nach Schulpforte vermochte ihn zuletzt die alten Sprachen ernstlicher zu studiren. Dieser Ernst, der sich aus bloßem Ehrgeize zu innigen Liebe an denselben nach und nach in ihm erklärte blieb ihm auch während seiner hier verlebten Schuljahre von 1739 — 1745. Dazu studirte er hier auch die neuern Erzeugnisse der Literatur mit Fleiß, ja seine Begierde nach ihren Blüthen ging so weit, daß er oft auf einem Baume, durch Stricke um den Leib gegen das Herabfallen im Schlafe geschützt, diese nur wenig zugelassene Lectüre genoß. Die Früchte dieses Ernstes und dieser Ausdauer zeigten sich bald an seinen dichterischen Versuchen, in welchen er alle seine Commilitonen überflog, sowie an dem kühnen Entwurfe des „Messias", zu ihm nach langer Wahl Milton's „verlornes Paradies" begeisterte, und an der Rede, mit welcher er 1745 von Pforte Abschied nahm, um in Jena Theologie zu studiren. Obwohl er sich hier mit seiner Fachwissenschaft und dem herrschenden Geiste nicht befreunden konnte und daher mehr für sich studirte, so gediehen doch hierdurch und durch seine häufigen Lustwandlungen in den Gefilden der Saale die 3 ersten Gesänge seiner großartigen Schöpfung, die er dann in Leipzig aus Prosa in griechische Hexameter umgoß, als er 1746 mit seinem Verwandten und Freunde, dem nachmaligen weimarischen Geheimerath und Kanzlar Achatius Karl Ludwig Schmidt dahin abgegangen war. Hier verlebte er in dieses Mannes und der ihm verwandten Geister, eines Cramer, Rabener, Schlegel und Zachariä Gesellschaft herrliche Tage, nachdem Cramer die Aufnahme seines ersten großen Geistesproductes in die „Bremischen Beiträge" bewirkt, die Welt dadurch auf den jungen Dichter aufmerksam gemacht und dessen Aufnahme in den leipziger Dichterverein erreicht hatte. Der Abgang seiner Vertrauten verleidete aber 1748 ihm den Aufenthalt zu Leipzig; deshalb zog er nun als Hauslehrer zu einem Verwandten, Weiß, in Langensalza, wo ihn Schmidt's Schwester, die gefeierte Fanny, zu Oden und Elegien voll inniger Zärtlichkeit und reiner Seelenliebe begeisterte. Zwar versenkte ihn die Kälte seiner Angebeteten und seine rastlose Thätigkeit eine Zeitlang in düstere Schwermuth, doch erlöste ihn eine freundliche Einladung von Bodmer zu einem Besuche bei ihm aus diesem drückenden Verhältniß. Er reiste 1750 mit dem Philosophen Sulzer in die Schweiz und fand in dem freundschaftlichen Umgang seiner biedern schweizerischen Freunde und an den lachenden Ufern des züricher Sees seine Ruhe und Heiterkeit wieder. Gern hätte er immer hier geweilt, wenn nicht die Erinnerung an seine Vermögenslosigkeit ihn zur Rückkehr und zur Bewerbung um eine Stelle am braunschweigischen Karolinum getrieben, zu welcher ihm der Abt Jerusalem verhelfen wollte. Inzwischen war sein Messias dem dänischen Minister Graf Bernstorff bekannt worden und dieser hatte den

Dichter dem Könige Friedrich V. empfohlen, welcher Klopstock mit einem Jahrgehalt von 400 Reichsthalern zu Vollendung seines Messias nach Kopenhagen einlud. K. reiste demnach 1751 über Quedlinburg und Hamburg dahin ab, ward von Bernstorff herzlich empfangen, und lebte nun abwechselnd hier und zu Hamburg, wo er seine Meta Moller kennen und lieben gelernt hatte. Er verband sich 1754 ehelich mit dieser seiner geliebten „Kidli", ward aber schon 1758 durch ihren Tod von ihr getrennt. Im Jahr 1773 erhielt er den Titel eines dänischen Legationsrathes mit Pension und 1775 in Folge eines Besuchs und eines einjährigen Aufenthaltes bei dem trefflichen Markgraf Friedrich von Baden zu Karlsruhe den badischen Hofrathscharakter gleichfalls mit Pension. Noch i. J. 1791 schloß er mit seiner vieljährigen Freundin, Johanne von Winthem, gebornen Dümpfel, ein neues Ehebündniß. Begeistert feierte er zu derselben Zeit die jugendliche französische Freiheit, wodurch er sich das französische Bürgerrecht und die Mitgliedschaft des französischen Nationalinstitutes erwarb. Als aber Ludwig XVI. gemordet war, wandte er sich mit Abscheu von Frankreich ab. Er beschäftigte sich nun mit einer neuen Ausgabe seiner Werke, bei deren Besorgung ihn am 14. Mai 1803 der Tod überraschte. Seine Begräbnißfeier war die glänzendste, welche je einem deutschen Gelehrten zu Theil wurde. Unter dem feierlichen Zusammenklange aller Glocken Hamburgs und begleitet von allen anwesenden Gesandten und Geschäftsträgern deutscher und fremder Staaten, den angesehensten Bürgern, dem Senate, der Geistlichkeit, den Lehrern und Zöglingen der öffentlichen Schulen, einer Ehrenwache von 100 Mann zu Roß und Fuß, 76 Kutschen und einer unabsehbaren Zuschauermenge fuhr sein mit 4 Pferden bespannter Trauerwagen von Hamburg ab nach Altona. Hier empfing ihn von dänischer Seite ein ähnliches glänzendes Geleite, und beide brachten ihn nun vereint auf den Gottesacker von Ottensen, wo man den Sarg des Dichters mit der Messiade und Lorbeerkränzen geschmückt, unter gedämpfter Trauermusik, herzergreifendem Gesang seines „Vaterunsers" und seines „Heilig" neben seine geliebte Meta einsenkte, nachdem eine Vorlesung aus dem 12. Gesange der Messiade und der erhebende Gesang seines „Auferstehn, ja Auferstehn" die allgemeine feierliche Klage in höhere Beruhigung umgestimmt hatte. Jünglinge und Jungfrauen streuten zuletzt unter allgemeiner tiefer Stille die Erstlinge des Frühlingsflores auf die Hülle, welche seine sterblichen Reste barg.

Klopstock war ein jederzeit munterer und gutmüthig witziger Gesellschafter, ein eifriger und edler Freiheitsfreund und Patriot, ein anspruchsloser Bürger, ein großer Kinderfreund und liebenswürdiger Gatte, ein warmer Liebhaber der Musik, Malerei und des Schlittschuhlaufens und seinen Freunden eine „Eiche, die dem Orkane steht", wie sein Freund Beindorf bezeugt.

Seine Schriften sind chronologisch geordnet folgende:

Zwei Oden. Zürich 1794, 4.

Ode an Gott. Rostock 1751, 8. Neue Aufl. Hamburg 1751, 4. (beide Male ohne Wissen des Verfassers und fehlerhaft); neue richtige und rechtmäß. Ausg. Hamburg 1752, 4.

Der Messias. Neue verb. u. vermehrte Ausg. Halle 1751—73, 4 Bde., gr. 8. (war ebendas. aus den Bremischen Beiträgen schon 1749 nachgedruckt worden, was später durch Vergleich mit dem Verleger ausgeglichen wurde, weswegen der Verf. 1751 die Revision des nachgedruckten 1. Bdes und die der folgenden Bde. mit übernahm; besondere neue Aufl. erhielten indessen die 2 ersten Bde. noch 1756 und 1760) mit Kupfern und ohne solche. Diese Ausg. enthält zugleich die Zueignungsode an König Friedrich V.; den Inhalt vor jedem einzelnen Gesange und am Ende: „Ode an den Erlöser." Neue verb. Aufl. Kopenhagen 1755—68, 3 Bde., gr. 4, mit Titelkupfer (wurde auf königl. dänische Kosten von K. selbst besorgt, blieb aber unvollständig); rechtmäßige Ausg. letzter Hand (von K. selbst) Altona 1780, 2 Bde., kl. 4. und gr. 8. Außerdem existiren verstümmelte und verfälschte Nachdrücke von Trattner zu Wien und von Schmieder zu Karlsruhe u. s. w.

Auch giebt es viele Uebersetzungen davon, nämlich:

a. Französische: von Antelmy, Junker und einem Ungenannten, Paris 1769—1772, IV Vol., 12, (frei); von Petit Pierre, Neufschatel 1795, 8. (sehr frei); von Madam von Kurzrock, Paris 1801, 8.
b. Englische: von Joh. Collyer, London 1765—71, 4 Vol., 8. (freie Prosa); neue Ausg. von Cramer. Hamburg 1821—1822. IV Vol. gr. 8.; u. A. Ebendas. 1826, gr. 8.
c. Italienische: von Giac. Zigno, Vicenza 1776, 2 Vol., 8. (elegant und treu).
d. Holländische: von C. Groeneveld, Amsterdam 1784—85, 2 Bde., 4. (in Hexametern); neue sehr saubere Ausg. Ebendas. 1791, 4.; von Meerman, Amsterdam 1791 ꝛc. (Prosa).
e. Schwedische: von Oloffon Humble. Stockholm 1790—1792, 4 Bde., 8. (Prosa).
f. Lateinische: von Gotthold Ephr. und Joh. Gottlieb Lessing, in des Erstern vermischt. Schriften (nur 108 Verse aber sehr gut); vom Pater Ludwig Neumann: Ios des Messias, Wien 1770, gr. 8. (schlecht); von Alpinger: in sämmtlichen Gedichten (in Hexametern und ziemlich gut); von einem französischen Emigranten zu Jena, o. O. 1801 (treu und gut).
g. Griechische: von F. Fr. Lewezow, Stettin 1756, 4. (1r Gesang).

Ode an den König. Hamburg 1752, 4. (als Zueignung des Messias).

Ode an die Königin Luise. Kopenhagen 1752, 4.; neue verb. Ausg. Hamburg 1752, 4.; 3 Aufl. Berlin 1810, gr. 4. (war zuerst überschrieben: „O. a. d. König").

Drei Gebete, eines Freigeistes, eines Christen und eines guten Königs. Hamburg 1753, 4.; neue Ausg. von Theod. Heinsius, Berlin 1813, gr. 8.

Der Tod Adams. Kopenhagen und Leipzig 1757, 8.; 2. Aufl. Ebendas. 1758, 8.; 3. Ausg. Berlin 1766, 8. (versificirt von Gleim); 4. Aufl. Leipzig 1773, 8.; 5. Aufl. Ebendas. 1804, gr. 8.

Uebersetzt wurde derselbe ins:

a. Französische: von Poinsinet, Paris 1762, 8. (in Versen); von Romani, Ebendas. 1762. 8. (in Prosa), und früher von einem Ungenannten, Danzig 1758, 8.; nachgebildet, o. O. u. Verf. 1770, 8.
b. Englische: London 1763, 8.
c Italienische: von Graf Carlo Gozzi, Venedig 1761, 8.
d. Dänische: von Lodde, o. O. 1758, 8.

Geistliche Lieder. Kopenhagen und Zürich 1758—69, 2 Thle., 8.; neue Aufl. 1786, 8.; in Musik gesetzt, Berlin 1758, fol.

Salomo. Trauerspiel. Magdeburg 1764, 8. (in Jamben); mit neuem Titel, Ebendas. 1771, 8.

Rothschild's Gräber. Frankfurt und Leipzig 1766, 8.; auf den Tod des Königs Friedrich V. von Dänemark.

Herrmanns Schlacht. Ein Bardiet für die Schaubühne. Hamburg und Bremen 1769, kl. 4.; neue Aufl. Ebendas. 1784, 8.; ferner Leipzig 1804, gr. 8.; wurde nachgedruckt, Karlsruhe 1776, 8.; nach G. Dick's Bühnenbearbeitung aufgelegt, Leipzig 1784, 8.

Uebersetzt ins:

Französische: von Bauvin, Neufschatel 1773, 8.; von Karl Fr. Cramer, Paris 1799, gr. 8.

Oden und Elegien. Darmstadt 1771, 8. Auf Veranlassung der Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt gesammelt nach den ersten Lesarten und mit Nachtem gemischt. Es wurden nur 34 Exemplare abgezogen.

Kleine poetische und prosaische Werke. Frankfurt und Leipzig 1771, 8. Ohne Wissen des Verf. von dem schwäbischen Dichter und Tonkünstler Schubart herausgegeben, enthält 41 Gedichte und 42 prosaische Aufsätze.

Oden. Starkverbess. Ausg. Hamburg 1771, kl. 4.; enthält 73 Oden und 3 Elegien, welche vorher einzeln in Zeitschriften zerstreut waren und jetzt vom Dichter selbst gesammelt wurden. Neue Aufl. Leipzig 1787, 8.

David. Trauerspiel. Hamburg 1772, kl. 4.
Die deutsche Gelehrtenrepublik. Ebendas. 1774, 1r Thl., 8.
Ueber die deutsche Rechtschreibung. Ebendas. 1778, 8.
Ueber die Sprache und Dichtkunst. Fragmente. Ebendas. 1779, kl. 8.; ebendas. 1779 u. 1780 die 1. u. 2. Fortsetzung.
Einige Oden. Gesammelt vom hessischen Regierungsrath von Zangen. Wetzlar 1779, 8. (Nachlese zu der hamburger Originalausgabe).
Ihr Tod (der Kaiserin Maria Theresia). Altona 1780, 4.
Herrmann und die Fürsten. Hamburg 1784, gr. 8.
Herrmann's Tod. Bardiet für die Schaubühne. Hamburg 1787, 8. Nachbildung des berühmten Stabat mater, und von Haydn und Hiller in Musik gesetzt.
Grammatische Gespräche. Altona 1794, kl. 8.
Von der heiligen Poesie. Halle ... gr. 8.
Epigramme. Gesammelt und erläutert von Vetterlein. Leipzig 1830, gr. 8.
Oden. Mit erläuternden Anmerkungen und einer Biographie des Dichters von J. G. Gruber. Leipzig 1831, 2 Bde., gr. 8.

Ueberdieß finden sich in damaligen Journalen, Zeitschriften, Almanachs, Museen u. s. w. noch viele poetische und prosaische Arbeiten zerstreut, die hier nicht mit inbegriffen sind. Auch wurden viele seiner Oden ins Französische übersetzt, von verschiedenen Verfassern musikalisch behandelt herausgegeben und in Blumenlesen, humanistische Erörterungen u. s. w eingereiht.

Gesammelt finden sich alle seine Schriften in:

Werke. Leipzig 1798 — 1804, 7 Bde., gr. 4. Prachtausgabe auf geglättetem Velin., mit vielen Kupfern von John und Böhm. Wurde nicht fortgesetzt.
Sämmtliche Werke. Leipzig 1798 — 1821, 12 Bde. gr. 8. Auf Velin- und auf Schreibpapier, mit dem Kupferabdruck der Quartausgabe.

Die einzelnen Bände derselben enthalten:

1. u. 2. Bd. Oden.
3. bis 6. Bd. den Messias.
7. Bd. Oden.
8. Bd. den Tod Adams; Herrmanns Schlacht.
9. Bd. Salomo; Herrmann und die Fürsten.
10. Bd. David; Herrmanns Tod.
11. Bd. hinterlassene Schriften von Margarete Klopstock.
12. Bd. die deutsche Gelehrtenrepublik.

Sämmtliche Werke. Leipzig 1823 — 26, 12 Bde., 16. (Druckpapier).
Dieselben. Erster Supplementband. Weimar 1825, 16, mit K's Portrait und Facsimile. Auch unter dem Titel: Klopstocks Leben, von Heinrich Döring.
Sämmtliche Werke 13.—18. Bd. Leipzig 1830, 6 Bde., 16. Auch unter dem Titel: K's sämmtliche sprachwissenschaftliche und ästhetische Schriften, nebst den übrigen bis jetzt noch ungesammelten Abhandlungen, Gedichten, Briefen ꝛc., herausgegeben von A. L. Back und A. R. C. Spindler.

Eine Kupferstichsammlung zu dieser Ausgabe sämmtlicher Werke kam heraus: Leipzig 1824, 12 in 12.

Was die deutsche Literatur und vor Allem die deutsche Dichtkunst Klopstock verdankt, kann nie lebhaft und dankbar genug anerkannt, nie entschieden genug ausgesprochen werden, wie groß auch immer die Fortschritte sein mögen, welche unsere Nation in dem Gebiete, dessen Grenzen er mit eben so kühner als fester Hand erweiterte, seitdem gemacht hat. Es genügt hier nicht, aufzustellen, daß er der eigentliche Schöpfer unserer neuen Poesie, oder wie es gewöhnlich in unseren Compendien heißt, der Urheber der ersten Regeneration derselben gewesen sei; es muß vor Allem gesagt werden, daß er einer der genialsten und größten Dichter war, deren sich je ein Volk erfreute, und daß der Mensch in ihm auf gleicher Höhe mit dem Dichter stand. Wäre sein Charakter nicht edel, seine Gesinnung nicht so rein, der Adel seiner Seele nicht so groß, seine Liebe für das Heilige und Schöne nicht so echt gewesen, er würde nimmer so haben singen, nimmer als Dichter das erreichen können, was wirklich erreicht hat. Mit jenen hohen Eigenschaften des Geistes und Herzens verband er reiche Phantasie, energisches Denken, seltene Feinheit des Geschmacks und eine Gründlichkeit im Produciren, wie man sie vor ihm noch gar nicht gekannt hatte. In ihm liegen alle Keime, aus denen sich später unsere Dichtkunst zu ihrer herrlichen Blüthe entwickelte, und wenn sie sich nicht so vollständig entfalteten, wie das unter anderen Verhältnissen durchaus geschehen wäre, so ist dieß allein den Fesseln beizulegen, in welchen seine Zeit ihn hielt und von denen sich ganz zu befreien unmöglich war, trotz dem männlichen Ernste, dem heiligen Willen und der seltenen Kraft, die er auf ihre Bekämpfung verwendete. Es ist eine geistige Stärke neben einer innigen Zartheit in ihm, wie sie nur bei den Wenigsten gefunden wird; wie auch immer die Zeiten wechseln mögen, den wahren Freunden wahrer Poesie wird er stets als ein begeisterter, von seinem heiligen Berufe auf das tiefste durchdrungener Hoherpriester erscheinen, der sein bestes Eigenthum auf das sorgfältigste dem wahren, von ihm mit vollster Seele geliebten Gott dankbar zum Opfer bringt, und dem die Pflichten seines erwählten Berufes die höchsten sind, die es auf Erden giebt. Solche Männer wie er, bringt die Natur nur selten hervor, noch seltener bleiben sie sich so treu, wie er es that; sie sind ein Glück für die Zeit, der sie angehören, eine Gabe des Himmels für die Nachwelt, die sie zu erkennen und zu würdigen weiß. —

Selten ist wohl ein episches Gedicht mit so ungeschwächter Begeisterung begonnen, fortgeführt und beendet worden, wie Klopstock's Messias. Die darin entwickelte reiche Phantasie ist eben so sehr zu bewundern als die Zartheit des Gefühls und die männliche Besonnenheit, die in demselben vorherrschen. — Groß gedacht ist Alles, würdig des Gegenstandes den es verherrlicht; daß es nicht so durchgeführt wurde, lag nicht, an dem Dichter, sondern an äußeren, wie inneren Hindernissen, welche ihrer Natur nach sich nicht aus dem Wege räumen ließen. Eines Theils hatte er noch zu sehr mit der Form, die er gewissermaßen erst neu schaffen mußte, zu kämpfen, anderen Theils, und dieß bleibt immer die größte Hemmung bei einem solchen Werke, war die nothwendige Versinnlichung des Uebersinnlichen, das Verkörpern der abstractesten und tiefsten Ideen des Glaubens, wie sie dieß Epos seiner Natur nach durchaus verlangte, eine Klippe, an der ein so streng sich von allem Mysticismus und allem mystischen Allegorisiren fern haltender Dichter nothwendig und unabwendbar scheitern mußte; denn gerade dadurch, daß sich in dem Erlöser als Individuum alle jene Mächte vereinen, welche die Hölle mit allen ihren Erscheinungen überwinden, entsteht eine Einförmigkeit und unerläßliche Wiederholung der Handlung, durch welche die Wirkung des Epos gerade da, wo sie sich steigern sollte, nach dem Schlusse zu, fast gänzlich paralysirt wird. Es ist nicht Mangel an Charakterzeichnung oder an Erfindung der Situationen dem Dichter des Messias zur Last zu legen, im Gegentheil in diesen offenbart sich Klopstock's Genius am schönsten: es ist eben, wie bereits ausgesprochen wurde, die Unmöglichkeit, das Uebersinnliche zu versinnlichen und es doch auf einer höheren Stufe als das höchste Sinnliche darzustellen. Der Dichter mußte den Himmel auf die Erde tragen, er hatte keine anderen als irdische Farben und Gestalten, um ihn zu schildern; der Gegensatz zum wirklich Irdischen war daher nicht zu schaffen, und das zerstörte die harmonische Vollendung des Gedichtes, das unendlich reich an einzelnen hohen Schönheiten ist, aber streng genommen als Ganzes doch immer ein verfehltes Kunstwerk bleibt, da seine Ausführung die Grenze menschlicher Kräfte überstieg.

Klopstock's gelungenste und herrlichste Dichtungen finden sich in seinen Oden. Hier ist er am größten,

denn er beherrscht, mit den seltensten Eigenschaften ausgerüstet, seinen Stoff vollkommen und auf die glänzendste Weise. Wenn er auch sich innerhalb der antiken Formen bewegt, so ist er doch so neu, so echt deutsch, so wahr und tief in denselben wie kein anderer Dichter neben ihm. Hier vereint er seltene Kühnheit und Kraft der Gedanken, mit dem reinsten Gefühl und den reichsten Bildern; hier beherrscht er Sprache und Gestaltung, wie sie vor ihm noch nie beherrscht worden; hier ist er Dichter im schönsten Sinne des Wortes, ja selbst in einigen seiner späteren, mißlungenen Gedichte dieser Gattung treten dennoch alle diese Eigenschaften deutlich vor die Blicke des denkenden Lesers, der dem großen Manne gern die Irrungen verzeiht, in die der Kampf einer höchst bewegten Zeit ihn hineinriß. — Das lyrische Element war überhaupt dasjenige, in welchem er sich am freiesten bewegte, zu dem sein überströmendes Gefühl ihn am meisten hinzog und woselbst die strengste, ihm sogar widerstrebende Form seine Gluth und Begeisterung nicht zu ertödten vermochte; dieß hat er deutlich in seinen geistlichen Liedern, in welchen er irrig glaubte zu den beschränkteren Fähigkeiten des Volkes hinuntersteigen zu müssen, gezeigt.

Dieselben allgemeinen Schönheiten, welche ihm überhaupt als Dichter eigen waren, offenbaren sich auch in seinen dramatischen Dichtungen, die jedoch seine schwächsten Productionen sind, da er sich theils eine irrige Ansicht vom Wesen des Drama gebildet hatte und dasselbe nur für ein dialogisirtes Epos hielt, mit eingewebten lyrisch-subjectiven Partieen, theils selbst keine Anlage zum dramatischen Dichter besaß, und sein Talent verkennend, es auf falsche Bahnen führte. Armuth der Handlung, Geschraubtheit und Steifheit des Dialogs sind die hauptsächlichsten Fehler seiner Dramen.

Eben so leiden seine prosaischen Schriften an zu großer Künstlichkeit, der Dichter trat ihm hier stets hemmend in den Weg, gerade dann am meisten, wenn er sich von ihm frei machen wollte, und er verfiel häufig in unerquickliche Spielereien. — Ihre Wirkung ist daher eine sehr rasch vorübergehende gewesen, am wenigsten aber erfreute sich seine Gelehrtenrepublik, von der man Großes erwartet hatte, einer solchen.

Vgl. Briefwechsel Klopstock's und seiner Freunde. — Herausgegeben von Klamer Schmidt. Halberstadt 1810, 2 Bde., 8.

Klopstock in Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elisa. — (von Cramer). Hamburg 1777.

Morgenstern: Klopstock als vaterländischer Dichter. — Leipzig und Dorpat 1814.

Aus Klopstock's Messias.

Zweiter Gesang.

Jetzt stieg über den Cedernwald der Morgen herunter
Jesus erhub sich, ihn sahn in der Sonne die Seelen der Väter,
Als sie ihn sahn, da sangen zwo Seelen gegen einander,
Adams Seele, mit ihr die Seele der göttlichen Eva.
Schönster der Tage, du sollst vor allen künftigen Tagen
Festlich und heilig uns sein, dich soll vor deinen Gefährten,
Kehrest du wieder zurück, des Menschen Seele, der Seraph
Und der Cherub, beim Aufgang und Untergange, begrüßen.
Steigst du zur Erd' herab, verbreiten dich Orione
Durch die Himmel und gehst du am Thron der Herrlichkeit Gottes
Strahlend hervor: so wollen wir dir in feierndem Aufzug,
Jauchzend mit Hallelujagesängen entgegensegnen!
Dir, unsterblicher Tag, der du unserm getrösteten Auge
Gott, den Messias, auf Erden in seiner Erniedrigung zeigest.
O von Adam der schönste! Messias in menschlicher Bildung!
Wie enthüllt sich in deinem erhabenen Antlitz die Gottheit!
Selig bist du und heilig, die du den Messias gebarst,
Seliger du, als Eva, der Menschen Mutter. Unzählbar
Sind die Söhne von ihr, und sind unzählbare Sünder.
Aber du hast Einen, nur Einen göttlichen Menschen,
Einen gerechten, ach Einen unschuldigen theuren Messias,
Einen ewigen Sohn, (ihn schuf k.in Schöpfer!) geboren!
Zärtlich seh', und mit irrendem Blick ich hinab zu der Erde;
Dich, Paradies, dich seh' ich nicht mehr. Du bist in den Wassern
Niedergestürzt, im Gericht der allgegenwärtigen Sündflut!
Deiner erhabnen umschattenden Cedern, die Gott selbst pflanzte,
Deiner friedsamen Laube, der jungen Tugenden Wohnung,
Hat kein Sturm, kein Donner, kein Todesengel geschonet!
Bethlehem, wo ihn Maria gebar, und ihn brünstig umarmt,
Sei du mir mein Eden; du Brunnen Davids, die Quelle,
Wo ich göttlich erschaffen zuerst mich sahe; du Hütte,
Wo er weinete, sei mir die Laube der ersten Unschuld!
Hätt' ich dich in Eden geboren, du Göttlicher, hätt' ich
Gleich nach jener entsetzlichen That, o Sohn, dich geboren:
Siehe, so wäre ich mit dir zu meinem Richter gegangen;
Da, wo er stand, wo unter ihm Eden zum Grabe sich aufthat,
Wo der Erkenntnisse Baum mir fürchterlich rauschte, die Stimme
Seiner Donner den Richterspruch des Fluches mir aussprach,
Wo ich in bangem Erbeben versank, zu sterben versank, da
Wär' ich zu ihm gegangen; dich hätt' ich weinend umarmt, Sohn!
An mein Herz dich gedrückt, und gerufen: Zürne nicht Vater!
Zürne nicht mehr, ich habe den Mann Jehovah geboren!
Heilig bist du, anbetungswürdig, und ewig, o Erster!
Der du deinen göttlichen Sohn von Ewigkeit zeugtest,
Ihn, nach deinem Bilde gezeugt, zum Erlöser der Menschen,
Meines von mir beweinten Geschlechts, erbarmend erwähltest.
Gott hat meine Thränen gesehn; ihr habt sie gesehen,
Seraphim, und sie gezählt; auch ihr, ihr Seelen der Todten,
Seelen meines entschlafnen Geschlechts, sie alle gezählet.
Wärest du nicht, o Messias, gewesen; die ewige Ruhe
Hätte selbst mir traurig, und ungenießbar geschienen.
Aber von deiner göttlichen Huld, von deiner Erbarmung,
Stifter des ewigen Bundes, von ihr umschattet, da lernt' ich
Selbst in der Wehmuth Schmerz mehr Seligkeiten empfinden.
Und nun trägst du sein Bild, das Bild des sterblichen Menschen,
Gottmensch, Mittler, dich beten wir an! Vollende dein Opfer,
Das du für uns, Weltrichter, für uns zu vollenden herabstiegst.
Mache die Erde bald neu, die du zu verneuen beschlossen,
Dein und unser Geburtsland! Komm zurück in den Himmel!
Komm, sei gegrüßt in deinen Erbarmungen, Gottmensch, Mittler!
Also ertönte mit mächtigem Klang die Stimme der Seelen,
Durch des strahlenden Tempels Gewölbe. Jesus vernahm sie
Fern in der Tiefe. Wie mitten in heiligen Einsiedeleien,
In der Zukunft Folge vertieft, prophetische Weise
Dich, in der Fern herwandelnde Stimme des Ewigen, hören.
Jesus stieg an dem Oelberg nieder. An seiner Mitte
Standen Palmen vor allen auf niedrigen Hügeln erhaben,
Von leichtschimmernden Wolken des Morgennebels umflossen.
Unter den Palmen vernahm der Messias den Engel Johannes,
Raphael ist sein Name, der ihn hier betend verehrte.
Liebliche Winde zerflossen von ihm, und trugen die Stimme,
Die sonst keine Geschöpfe nicht hörten, hinab zu dem Mittler.
Raphael komm, rief ihm der Messias mit freundlichem Anblick,
Wandle mir hier ungesehn zu der Seite. Wie hast du die Nacht durch
Unsers lieben Johannes unschuldige Seele bewachet?
Welche Gedanken, die deinen Gedanken, Raphael gliehen,
Hatt' er? Wo ist er jetzt? Ich bewacht' ihn, sagte der Seraph,
Wie wir die Erstlinge deiner Erwählten, o Mittler, bewachen,
Seinen geöffneten Geist umschatteten heilige Träume,
Träume von dir. O hättest du ihn da schlummern gesehen,
Als er dich, Göttlicher, sah! Ein heiliges Frühlingslächeln
Füllte sein Antlitz. Dein Seraph hat auch in Edens Gefilden
Adam gesehn, da er schlief und das Bild der werdenden Eva
Und des bauenden Schöpfers vor seine Gedanken herabkam.
Aber so schön war er kaum, wie dein göttlicher Jünger Johannes.
Doch jetzt ist er dort unten in traurigen nächtlichen Gründen,
Klaget einen besessenen Mann, der im Staube der Todten
Fürchterlich bleich, wie bebend Gebein, herübergestreckt liegt.
Mittler, du solltest ihn sehn, du solltest den zärtlichen Jünger

Neben ihm voll mitleidiges Kummers und Wehmuth erblicken,
Wie vor Menschenliebe das Herz ihm erbarmend zerfließet,
Wie er betet. Mir selbst drang eine Thräne der Wehmuth
Zitternd ins Auge. Da wandt' ich mich weg. Das Leiden der Geister,
Die du zur Ewigkeit schufst, ist mir stets durch die Seele gedrungen.

Raphael schwieg. Der Göttliche sah mit Zorne gen Himmel.
Vater, erhöre mich! Es werde der Hasser der Menschen
Deinem Gericht' ein ewiges Opfer, das jauchzend der Himmel,
Das mit Bestürzung und Schand und Schmach die Hölle betrachte!

Also sagt' er, und näherte sich den Gräbern der Todten,
Unten am mitternächtlichen Berge waren die Gräber
In zusammengebirgte zerrüttete Felsen gehauen.
Dicke, finsterverwachsene Wälder verwahrten den Eingang.
Vor des fliehenden Wanderers Blick. Ein trauriger Morgen
Stieg, wenn der Mittag schon sich über Jerusalem senkte,
Dämmernd noch in die Gräber mit kühlem Schauer hinunter.
Samma, so hieß der besessene Mann, lag neben dem Grabe
Seines jüngsten geliebteren Sohnes in kläglicher Ohnmacht.
Satan ließ ihm die Ruh, ihn desto ergrimmter zu quälen.
Samma lag bei des Knaben Gebein in modernder Asche;
Neben ihm stand sein anderer Sohn, und weinte zu Gott auf.
Jenen todten, den der Vater beweint' und Bruder,
Brachte die zärtliche Mutter einst, erweicht durch sein Flehen,
Mit in die Gräber zum Vater hinab, zu dem Vater im Elend,
Den jetzt Satan in grimmiger Wuth bei den Todten herumtrieb.

Ach mein Vater! so rief der kleine geliebte Benoni,
Und entflohe der Mutter Arm, die ängstlich ihm nachlief;
Ach mein Vater! umarme mich doch! und krümmt' um die Hand sich.
Drückte sie an sein Herz. Der Vater umfasset ihn, bebet!
Da mit kindlicher Inbrunst nun der Knab' ihn umarmte,
Da er mit sanft liebkosendem Lächeln ihn jugendlich ansah,
Warf ihn der Vater an einen entgegenstehenden Felsen,
Daß sein zartes Gehirn an blutigen Steinen herabrann,
Und mit leisem Röcheln entfloh die Seele voll Unschuld.
Also klagt er ihn trostlos, und faßt das kalte Behältniß
Seiner Gebeine mit sterbendem Arm. Mein Sohn, Benoni!
O Benoni, mein Sohn! so sagt er, und jammernde Thränen
Stürzen vom Auge, das bricht, und langsamstarrend dahinstirbt.
Also lag er beklommen von Angst, da der Mittler hinabkam.
Hiel, der andere Sohn, verwandte sein thränendes Antlitz
Zu dem Vater, und sah den Messias die Gräber herabgehn!
O mein Vater, erhub er froh vor Verwundrung die Stimme,
Jesus, der große Prophet, kommt in die Gräber hernieder.

Satan hört' es, und sah bestürzt durch die Oeffnung des Grabmahls.
Sehn Gottesleugner, der Pöbel, aus dunkeln Gewölben,
Nun am donnernden Himmel das hohe Gewitter heraufzieht,
Oder in den Wolken der Rache gefürchtete Wogen sich wälzen.
Satan hatte bisher aus der Ferne nur Samma gepeinigt
Aus den tiefsten entlegensten Enden des nächtlichen Grabmals
Schickt' er langsame Plagen hervor. Jetzt erhub er sich wieder,
Rächte sich mit des Todes Schrecken, und stürzt' auf Samma.
Samma sprang auf, dann fiel ohnmächtig von neuem er nieder.
Sein erschütterter Geist (er rang noch kaum mit dem Tode!)
Sah ihn, von dem mörderischen Feind' empöret zum Unsinn,
Wahnsinn. Hier wollt' ihn, vor deinen göttlichen Augen,
Vater der Welt, am hangenden Felsen Satan zerschmettern.
Aber du warest schon da, schon trug voreilend die Gnade
Das verlassnes Geschöpf auf treuen allmächtigen Flügeln,
Eh er nicht sank. Da ergrimmte der Geist des Menschenverderbers,
Und erbebte. Ihn schreckte von fern die kommende Gottheit.
Aufrichtete Jesus sein helfendes Antlitz auf Samma;
Belebende göttliche Kraft, mit dem Blicke vereinet,
Floß von ihm aus. Da erkannte der bange verlassene Samma
Seinen Retter. Ins bleiche Gesicht voll Todesgestalten
Kam die Menschheit zurück, er schrie, und weinte gen Himmel:
Ich kann reden, allein kaum konnt' er, von Freuden erschüttert,
Und stammeln. Doch breitet' er sich mit sehnlichen Armen
Nach dem Göttlichen aus, und sah mit getröstetem Auge,
Voll Entzückung, nach ihm von seinem Felsen herunter.
Wie die Seele des trüberen Weisen, die, in sich gekehret,
Und an der Ewigkeit der künftigen Dauer verzweifelnd,
Innerlich bebt; die unsterbliche schauert vor der Vernichtung:
Aber itzt nahet sich ihr der weiseren Freundinnen eine;
Ihrer Unsterblichkeit sicher, und stolz auf Gottes Verheißung,
Kommt sie zu ihr mit tröstendem Blick. Die trübe Verlaßne
Heitert sich auf, und windet mit Macht vom jammernden Kummer
Ungestümfreudig sich los; die ewige jauchzt nun, und seget
Sich in Triumph, und ist von neuem unsterblich geworden!
Also empfand der besessene Mann die Beruhigung Gottes.
Jetzo sprach der Messias mit mächtiger Stimme zu Satan:
Geist des Verderbens, wer bist du, der du vor meinem Antlitz
Dieß zur Erlösung erwählte Geschlecht, die Menschen, so quälest?
Ich bin Satan, antwortet ein zorniges tiefes Gebrüll, bin
König der Welt, die oberste Gottheit unsklavischer Geister,
Die mein Ansehn etwas erhabnerem, als den Geschäften
Himmlischer Sänger bestimmt. Dein Ruf, o sterblicher Seher,
Denn Maria wird wohl Unsterbliche niemals gebären!
Dieser dein Ruf drang, wer du auch bist, zu der untersten Hölle.
Selber Ich verließ sie, sei stolz ob meiner Heraufkunft!
Dich von himmlischen Sklaven verkündigten Retter zu sehen.
Doch du wurdest ein Mensch, ein götterträumender Seher,
Wie die, welche mein mächtiger Tod hinab in die Erde
Grabt! Drum gab ich nicht Acht, was die neuen Unsterblichen thaten.
Aber nicht müssig zu sein, so plagt' ich, das hast du gesehen,
Deine Geliebten, die Menschen. Da schau die Todesgestalten,
Meine Geschöpf', auf diesem Gesicht! Jetzt eil' ich zur Hölle.
Unter mir soll mein allmächtiger Fuß das Meer und die Erde,
Mir zu bahnen gebbaren Weg, gewaltsam verwüsten.
Dann soll schauen die Höll' in Triumph mein königlich Antlitz.
Willst du was thun, so thu es alsdann. Denn ich kehre wieder,
Hier auf der Welt mein erobertes Reich als König zu schützen.
Stirb indeß noch, Verlaßner, vor mir! Er sprachs, und er stürzte
Stürmend auf Samma. Allein des ruhigschweigenden Mittlers
Stille verborgene Gewalt kam, gleich des Vaters Allmacht,
Wenn er Untergang unerforscht auf Welten herabwinkt,
Satan im Zorne zuvor! Er floh, und vergaß im Entfliehen
Unter allmächtigem Fuß zu verwüsten das Meer und die Erde.
Samma stieg indeß von seinem Felsen hernieder.
Also entfloh von dem hohen Euphrates Nebukadnezar,
Da ihm der Rath der heiligen Wächter die Bildung des Menschen
Wiedergab, und, von neuem den Himmel zu schauen, ihn erhöhte.
Gottes Schrecknisse gingen nicht mehr, mit dem Rauschen Euphrates,
Ihm in Wettern vorüber, als wären's des Sinai Wetter,
Nebukadnezar erhub sich auf Babylons hangende Höhen:
Jetzo kein Gott mehr, lag er gen Himmel ausgebreitet,
Dankbar im Staube gebeugt, den Ewigen anzubeten.
So kamm Samma zu Jesus herab, und fiel vor ihm nieder.

Darf ich dir folgen, du heiliger Mann? Ach laß mich mein Leben,
Das du von neuem mir gabst, bei dir, Mann Gottes, vollenden!
Also sagt' er, und schlang sich mit brünstigen zitternden Armen
Um den Erlöser, der ihm mit menschenfreundlichen Blicken
Dies erwiederte: Folge mir nicht, doch verweile dich künftig
Oft an der Höh der Schädelstätte; da wirst du die Hoffnung
Abrahams und der Propheten mit deinen Augen erblicken.

Als der Mittler zu Samma so sprach, da wandte sich Joel
Zu Johannes, und sagte zu ihm mit schüchterner Unschuld:
Lieber! ach führe du mich zu Gottes großem Propheten,
Daß er mich höre, du kennest ihn ja. Der zärtliche Jünger
Nahm ihn, und führt' ihn zu Jesus, da sagt' er in seiner Unschuld:

Gottes Prophet, so kann denn mein Vater und ich dir nicht folgen?
Aber, o darf ich es sagen, warum verweilest du jetzo,
Wo mein jugendlich Blut erstarrt vor der Todten Gebeinen?
Komm, Mann Gottes, ins Haus, wohin mein Vater zurückkehrt;
Dort soll meine verlassene Mutter mit Demuth dir dienen.
Milch und Honig, die lieblichste Frucht von unseren Bäumen
Sollst du genießen; die Wolle der jüngsten Lämmer der Aue
Soll dich decken. Ich selber will dich, o Gottes Prophet, dann,
Kömmt der Sommer, unter der Bäume Schatten begleiten.
Die mein Vater im Garten mir gab. Mein lieber Benoni!
Ach Benoni, mein Bruder! dich laß' ich zurück in dem Grabe!
Ach nun wirst du mit mir die Blumen künftig nicht tränken!
Wirst am kühlenden Abend mich niemals brüderlich wecken!
Ach Benoni! ach Gottes Prophet, da liegt er im Staube!

Jesus sah mit Erbarmen ihn an, und sprach zu Johannes:
Trockne dem Knaben die Zähren vom Aug'; ich hab' ihn viel edler
Und rechtschaffener, als viele von seinen Vätern erfunden.
Also sagt er, und blieb mit Johannes allein in den Gräbern.

Satan ging indeß, mit Dampf und mit Wolken umhüllet,
Hin durch Josaphats Thal, und über das Meer des Todes,
Stieg von da auf den wolkichten Karmel, vom Karmel gen Himmel.
Hier durchirrt' er mit grimmigem Blick den göttlichen Weltbau,
Daß er, nach so vielen Jahrhunderten seit der Erschaffung,
In der Herrlichkeit strahle, die ihm der Donnerer anschuf!
Gleichwohl ahmt' er ihn nach, und änderte seine Gestalten
Durch ätherischen Glanz, daß die Morgensterne, wie dunkel
Und verworfen er sei, in stillem Triumphe nicht sähen.
Doch dies helle Gewand war ihm bald unerträglich; er eilte,
Aus der schreckenden Schöpfung Bezirk zu der Hölle zu kommen.
Itzo hatt' er sich schon bei den äußersten Weltgebäuden
Stürmisch heruntergesenkt. Unermeßliche dämmernde Räume
Thaten vor ihm wie unendlich sich auf. Die nennt er den Anfang
Weiterer Reiche, die Satan durchherrscht! Hier sah er von ferne
Flüchtigen Schimmer, so weit die letzten Sterne der Schöpfung
Noch das unendliche Leere mit sterbendem Strahle durchirrten.
Doch hier sah er die Hölle noch nicht. Die hatte die Gottheit
Ferne von sich, und ihren Geschöpfen, den seligen Geistern,
Weiter hinunter in ewige Dunkelheit eingeschlossen.
Denn in unserer Welt, dem Schauplatz ihrer Erbarmung,
War kein Raum für Orte der Qual. Der Ewige schuf sie
Furchtbar, zu dem Verderben, zu seinem strafenden Endzweck
Weit hinreichend, vollkommen. In drei erschrecklichen Nächten
Schuf er sie, und verwandte von ihr sein Antlitz auf ewig.
Zween der heldenmüthigsten Engel bewachten die Hölle.
Dies war Gottes Befehl, da er sie mit mächtiger Rüstung
Segnend umgab. Sie sollten den Ort der dunkeln Verdammniß
Ewig in seinem Kreis' erhalten, damit der Empörer
Kühn mit seiner versinsterten Last nicht die Schöpfung bestürmte
Und das Antlitz der schönen Natur durch Verwüstung entstellte.
Wo an der Pforte der Hölle mit herrschendem Auge sie ruhen,
Dort her senkt sich ein strahlender Weg, wie von Zwillingsquellen,
Hell die Wogen, ein Strom, den noch die Wendung nicht krümmte,
Gegen den Himmel gekehrt, nach Gottes Welten hinüber,
Daß in der Einöd' hier es ihnen an heiliger Freude,
Ueber die mannigfaltige Schöne der Schöpfung nicht fehle.

Neben diesem leuchtenden Weg' eilt Satan zur Hölle,
Reißet ergrimmt durch die Pforte sich, steigt in dampfendem Nebel
Auf den hohen gefürchteten Thron. Ihn sahe kein Auge
Unter den Augen, die Nacht und Verzweiflung trübe verstellten.
Zophiel nur, ein Herold der Höll', entdeckte den Nebel,
Welcher hinauf sich zog die erhebenden Stufen, und sagte
Einem, der neben ihm stand: Kommt Satans oberste Gottheit
Etwa zur Hölle zurück? Verkündigt der dampfende Nebel
Jene Rückkehr, welcher die Götter so lange schon harrten?

Als der Herold noch sprach, floß schnell die umhüllende Dämmrung
Rings von Satan; er saß auf Einmal mit zornigem Antlitz
Fürchterlich da. Gleich eilte der flüchtige sklavische Herold
Gegen das Feuergebirg, das sonst mit Strömen und Flammen
Satans Ankunft weit, auf den überhangenden Felsen,
In den gedrohten, versinkenden Thälern umher, ankündet.
Zophiel stieg auf Flügeln des Sturms durch die Höhlen des Berges
Gegen die dampfende Mündung empor. Ein feuriges Wetter
Machte darauf den ganzen Bezirk der Finsterniß sichtbar.
Jeder erblickt in schimmernder Fern den schrecklichen König.
Alle Bewohner des Abgrunds kamen. Die Mächtigsten eilten,
Neben ihm auf den Stufen des Throns sich niederzusetzen.

Die du mit Ruh voll Feuer und Ernst zu der Höll' hinabsiehst,
Weil du zugleich im Angesicht Gottes Klarheit erblickest,
Und Zufriedenheit über sich selbst, wenn er Sünder bestraft!
Zeige sie mir, Sionitin, und laß die mächtige Stimme
Rauschend, gleich Sturmwinden, wie Wetter Gottes, ertönen.

Adramelech kam erst, ein Geist verruchter als Satan,
Und verdeckter. Noch brannte sein Herz von grimmigem Zorn
Wider Satan, daß dieser zuerst zur Empörung sich aufschwang!
Denn er hatte schon lange bei sich Empörung beschlossen.
Wenn er was that: er thats nicht, Satans Reiche zu schützen:
Seinetwegen verübt' er es. Seit undenkbaren Jahren
Hatt' er darauf schon gedacht, wie er sich zu der Herrschaft erhübe,
Wie er Satan entflammte, mit Gott von neuem zu kriegen;
Oder ihn in den unendlichen Raum auf ewig entfernte;
Oder zuletzt, wär' alles umsonst, durch Waffen bezwänge.
Da schon, als die gefallenen Engel den Ewigen flohen,
Sann er darauf. Da sie alle schon der Abgrund einschloß,
Kam er zuletzt, und trug vor seinem kriegerischen Harnisch
Eine leuchtende goldene Tafel, und rief durch die Hölle:
Warum fliehen die Könige so? In hohem Triumphe
Solltet ihr, o Krieger für unsre behauptete Freiheit,
In die neue Wohnung der Pracht und Unsterblichkeit ziehn!
Da der Messias und Gott den neuen Donner erfanden,
Und in ihr Kriegsgeschäft vertieft euch zornig verfolgten,
Stieg ich ins Allerheiligste Gottes, da fand ich die Tafel
Voll vom Schicksal, das unsre künftige Größe verkündigt.
Sammelt euch, seht die himmlische Schrift! So redet das Schicksal:

Einer von denen, die jetzt Jehovah, als Sklaven beherrschet,
Wird, daß er Gott sei! erkennen; wird den Himmel verlassen,
Und mit seinen vergötterten Freunden im einsamen Raume
Wohnungen finden. Die wird er zwar erst mit Abscheu bewohnen;
Wie der, der ihn vertrieb, eh' ich ihm die Welten erbaute,
Lange, dies war mein herrschender Wille! das Chaos bewohnte.
Aber er soll nur die Reiche der Hölle muthig betreten:
Denn aus ihr entstehen ihm einst gleichherrliche Welten
Die wird Satan erschaffen, doch soll er den göttlichen Grundriß
Selber von mir vor meinen erhabenen Thronen empfangen.
Also saget der Götter Gott, ich, der ich allein mir
Alle Bezirke des Raums, mit ihren Göttern und Welten,
Rings, mit meiner vollkommensten Welt, unendlich umgrenze!

Aber ihm glaubte die Hölle nicht, zwang sich umsonst, es zu wähnen.
Gott vernahm die Stimme des lästernden, sprach zu sich selber:
Auch der erschütterte Sünder ist meiner Herrlichkeit Zeuge!

Und mit Eile ging das Gericht vom Angesicht Gottes.
Tief in der innersten Höll' erhebt sich ein leuchtender Klumpen
Aus dem flammenden Meer, geht unter ins Meer des Todes.
Der erhub aus der Laufbahn sich in donnernden Kreisen.
Faßt' Adramelech, und stürzt' in das Meer des Todes ihn.
Da wurden
Sieben Nächte, statt einer. Die Nächte lag er im Abgrund.
Lange darauf erbaut er der obersten Gottheit den Tempel,
Wo er, als ihr Priester, die goldene Tafel des Schicksals
Ueber den hohen Altar gestellt hat. Die älternde Lüge
Glaubt zwar keiner; doch kommen, die Adramelech verehren,
Sklavische Heuchler, dahin, und beten sein luftiges Ungeheuer
Wenn er da ist, gebückt, und wenn er weg ist, mit Hohn an.

Von dem Tempel kam Abramelech, und setzt' auf dem Throne
Mit verborgenem Grimm an Satans Seite sich nieder.

Darauf eilt Moloch, ein kriegrischer Geist, von seinen Gebirgen,
Die er, käme der donnernde Krieger, so nennt er Jehovah,
In die Gefilde der Hölle, sie einzunehmen, herunter,
Sich zu vertheidigen, stolz mit neuen Bergen umthürmt hat.
Oft wenn der traurige Tag an des flammenden Oceans Ufern
Dampfend hervorsteigt, sehen ihn schon die Bewohner der Hölle,
Wie er unter der Last, von Getös' umstürmt, und von Krachen,
Mühsam geht, und sich dem hohen Gipfel des Berges
Endlich naht. Und wenn er alsdann die neuen Gebirge
Auf die Höh, der Hölle Gewölben entgegengethürmt hat,
Steht er in Wolken, und wähnt, indem ein zertrümmerter Berg noch
Hallet, er donnr' aus den Wolken! Ihn sehn die Erdebezwinger
Unten erstaunend an. Er rauschete von den Gebirgen
Durch sie gewaltig einher. Sie wichen, geflügelt von Ehrfurcht,
Vor dem Krieger. Er ging, von seiner tönenden Rüstung
Dunkel, wie der Donner von schwarzen Wolken, umgeben.
Vor ihm bebte der Berg, und hinter ihm sanken die Felsen
Zitternd herab. So ging er, und kam zu dem Thron des Empörers.

Belielel erschien nach ihm. Er kam verstummend
Aus den Wäldern und Aun, aus denen Bäche des Todes
Dunkel von nebelndem Quell nach Satans Throne sich wälzen.
Dort bewohnt's Belielel. Umsonst ist alle sein Mühsal,
Ewig umsonst, des Fluches Gefild wie die Welten des Schöpfers
Umzuschaffen. Ihn siehst du mit hohem erhabenen Lächeln,
Ewiger, wenn er jetzt den furchtbarbrausenden Sturmwind
Sehnsuchtsvoll, hinsinkendes Arms, gleich kühlenden Westen,
Vor sich über zu führen am traurigen Bach' arbeitet.
Denn der braust unaufhaltsam dahin, und Schreckniße Gottes
Rauschen ihm auf den verderbenden Flügeln; und öde Verwüstung
Bleibt ungestalt im erschütterten Abgrund hinter ihm liegen.
Grimmig denkt Belielel an jenen unsterblichen Frühling,
Der die himmlische Flur, wie ein junger Seraph, umlächelt.
Ich ihn bildet' er gern in der Hölle zu nächtlichem Thal nach!
Doch er ergrimmt, und seufzet vor Wuth; denn die traurigen Auen
Liegen vor ihm in entsetzlicher Nacht unbildsam und öde,
Ewig unbildsam, unendliche, lange Gefilde voll Jammer.
Trauernd kam Belielel zu Satan. Noch brannt' er vor Rachsucht
Wider den, der von himmlischen Aun zu der Höll' ihn hinabstieß,
Und, so dacht' er, mit jedem Jahrhundert sie schrecklicher machte.

Satans Rückkehr sahest auch du in deinen Wassern,
Magog, des todten Meers Bewohner. Aus brausenden Strudeln
Kam er hervor. Das Meer zerfloß in lange Gebirge,
Wo sein kommender Fuß die schwarzen Fluten zertheilte.
Magog fluchet dem Herrn; der wilden Lästerung Hall brüllt
Unaufhörlich aus ihm. Seit seiner Verwerfung vom Himmel
Flucht er dem Ewigen. Voll der Rachsucht will er die Hölle,
Dar' es auch lastende Ewigkeiten, doch endlich vernichten.
Also, da er das Trockne betrat, da warf er verwüstend
Sich mit seinen Gebirgen ein ganzes Gestad' in den Abgrund,

Also versammelten sich der Hölle Fürsten zu Satan.
Eilande des Meers aus ihren Sitzen gerissen,
Flochten sie hoch, unaufhaltsam einher. Der Pöbel der Geister
Kam mit ihnen unzählbar, wie Wogen des kommenden Weltmeers
Um den Fuß gebirgter Gestade, zum Thron des Empörers.
Jedesmal Tausend Geister erschienen. Sie gingen, und sangen
Seine Thaten, zur Schmach und unsterblichen Schande verurtheilt.
Dem Getös gespaltner (sie hatte Donner gespalten!),
Opfer, entheiligter Harfen, verstimmt zu den Tönen des Todes,
Sangen sie's her. So rauschen in mitternächtlicher Stunde
Grimmige Schlachten von tödtenden, und von sterbenden Streitern
Furchtbar umher, wenn brausend auf ehernem Wagen der Nordwind
Gegen sie fährt, und gebrüllt von dem Wiederhall' ihr Gebrüll wird.
Satan sah, und hörte sie kommen. Vor wilder Entzückung
Stand er mit Ungestüm auf, und übersah sie alle.
Fern bei dem untersten Pöbel, erblickt' er in spottender Stellung
Gotteslengner, ein niedriges Volk. Sein schrecklicher Führer,
Gog, war darunter, erhabner als all' an Gestalt, und an Unsinn.
Daß das alles ein Traum, ein Spiel sei irrer Gedanken,
Was es im Himmel gesehen, Gott, erst Vater, dann Richter
Das zu wähnen, reizt' es sich, krümmt' es sich, wand es sich wüthend.
Satan sah sie mit Hohn. Denn mitten in seiner Verfinstrung
Fühlt er doch noch, daß der Ewige sei. Bald stand er voll Tiefsinn,
Sah bald langsam ringsumher, und setzte sich wieder.
Wie auf hohen unwirthlichen Bergen drohende Wetter
Langsam und verweilend sich lagern, saß er, und dachte.
Ungestüm that sein Mund sich itzt auf, und tausend Donner
Sprachen aus ihm, da er sprach. Wenn ihrs, o furchtbare Schaaren,
Wenn ihrs noch seid, die mit mir die drei erschrecklichen Tage
Auf der himmlischen Ebn' aushielten: so hört im Triumphe,
Was ich euch jetzt eröffne von meiner Jögrung auf Erden.
Aber nicht dieses allein, ihr sollt auch den mächtigen Rathschluß
Hören, Jehovah zur Schmach zu verherrlichen unsere Gottheit.
Eh soll die Hölle vergehn, und eh der seine Geschöpfe,
Der vor diesem einmal im nächtlichen Chaos gebaut hat,
Um sich vernichten, und wieder allein in der Einsamkeit wohnen,
Eh er die Herrschaft über die sterblichen Menschen uns abzwingt.
Götter, stets unbesiegt, unsklavisch wollen wir bleiben,
Wenn er auch gegen uns seine Versöhner zu Tausenden schickte,
Wenn er auch selbst, ein Messias zu werden, die Erde beträte.
Doch wem zürn' ich? Wer ist der neue, geborne Jehovah,
Der die Gottheit, sogar im sterblichen Leib', umherträgt,
Daß darüber die Götter so sinnen, als ob sie von neuem
Hohe Gedanken ihrer Vergötterung, und Schlachten erfänden?
Sollte der Ewigen Einer, um uns den Sieg zu erleichtern,
Aus den Schößen sterblicher Mütter, die bald die Verwesung
Auch zertrümmert, auf uns, die er kennt, zu kämpfen hervorgehn?
Das wär möglich? Es handelte so, den Satan bekriegt hat?
Zwar stehn einige hier, die vor ihm mit Zagen entflohen,
Und aus morschen Gerippen gequälter Sterblicher wichen;
Furchtsame, bebt vor dieser Versammlung, hüllt euch das Antlitz
In versinkende Scham! die Götter hörens, ihr flohet!
Warum flohet ihr so, Elende? Was nanntet ihr Jesus,
Euer und meiner unwürdig, den Sohn des ewigen Gottes?
Doch daß ihr wißt, wer er sei, der unter den Israeliten
Auch gern Gott war; so höret von mir die Geschichte des Stolzen.
Hör du es auch in hohem Triumphe, Versammlung der Götter.
Unter dem Volk des Jordans ist seit undenkbaren Zeiten
Eine prophetische Sage gewesen; denn unter der Sonne
Hat vor allen Völkern dieß Volk am meisten geträumet!
Nach der Prophezeihung entspringt von ihnen ein Heiland,
Welcher sie von den umliegenden Feinden auf ewig erlöset,
Und vor allen Landen ihr Reich zu dem herrlichsten Reich macht.
Und ihr wißt, daß vor wenigen Jahren von unsrer Versammlung
Einige kamen, verkündeten, daß sie auf Tabors Gebirgen
Heere feiernder Engel gesehn, die hätten den Namen
Jesus unaufhörlich genannt mit Entzückung und Ehrfurcht,
Daß die Cedern davon bis in die Wolken erbebten,
Daß die Palmenhaine der Hall der Jubelgesänge
Ganz durchrauschte, und Jesus, Jesus! Tabor erfüllte.
Drauf ging übermüthig vor Stolz, und wie im Triumphe,
Gabriel nieder den Berg zu der Israelitinnen einer,
Grüßte sie, wie man Unsterbliche grüßt, und sagt ihr voll Ehrfurcht,
Siehe, von ihr sollt' ein König entstehn, so die Herrschaften Davids
Mächtig schützen, und Israels Erbe verherrlichen würde.

Er hieß Jesus, so sollte sie nennen den Sohn der Götter!
Ewig sollte die Macht des großen Königes dauern!
Dieses vernahmt ihr. Warum erstaunten die Götter der Hölle,
Da sie es hörten? Ich selbst ich habe viel mehr noch gesehen:
Doch nichts schreckt mich! Ich will euch Alles muthig entdecken,
Nichts will ich euch verschweigen, damit ihr seht, wie feurig
Sich mein Muth in Gefahren erhebt; sind es anders Gefahren,
Wenn sich ein sterblicher Träumer auf unserer Erde vergöttert.

Jetzo sah er an sich des Donners Narben, und zagte!
Doch arbeitet' er sehr von neuem empor zu schwellen,
Und er begann: Dort wartet' ich auf des göttlichen Knaben
Hohe Geburt! Bald wird aus deinem Schooße, Maria,
Dacht' ich, der Göttliche kommen. Geschwinder, als fliegende Blicke,
Schneller noch, wie Gedanken der Götter von Zorne beflügelt,
Wird er gen Himmel erwachsen. Er deckt in seiner Erhöhung
Jetzt mit dem einen Fuße das Meer, mit dem andern den Erdkreis!
Wägt in der schreckenden Rechte dann den Mond und die Sonne,
In der Linken die Morgensterne! Da kommt er, und tödtet!
Mitten in Stürmen, die er aus allen Welten herbeirief,
Rauscht er zum Sieg unaufhaltsam daher. Ach fliehe nun, Satan!
Fliehe, damit er dich nicht mit seinem allmächtigen Donner
Ungestüm fasse, bis du, durch tausend Erden geworfen,
Sinnlos, bezwungen, ja todt, in dem Unermeßlichen liegest.
Seht, so dacht' ich, ihr Götter; allein ihm gefiel es noch jetzo,
Daß er ein Mensch, ein weinendes Kind, wie die Söhne des Staubs blieb,
Welche schon bei ihrer Geburt die Sterblichkeit weinen.
Zwar sang seine Geburt ein Chor der himmlischen Geister.
Denn sie kommen bisweilen herab, die Erde zu sehen,
Wo wir herrschen; da Grüfte zu sehn, und Hügel der Todten,
Wo vordem Paradiese nur standen; dann kehren sie thränend,
Und, sich zu trösten, mit feiernden Liedern zurück in den Himmel.
Also war es auch jetzt. Sie eileten, ließen den Knaben,
Oder hört ihrs so lieber, den Herrn der Himmel, im Staube.
Drauf entfloh er vor mir, ich ließ ihn immer entfliehen;
Einen so furchtsamen Feind zu verfolgen, war meiner nicht würdig.
Unterdeß ließ ich, nicht müßig zu sein, durch meinen Erwählten,
Meinen König und Opferpriester, Herodes zu Bethlehem
Säuglinge würgen. Das rinnende Blut, der Sterbenden Winseln,
Und der untröstbaren Mütter Verzweiflung, der Leichname Ausfluß,
Der, mit Seelen vermischt, mir wallend entgegendampfte.
Waren mir, dem Vater des Elends, ein liebliches Opfer.
Wandelt nicht dort der Schatten Herodes? Verworfene Seele,
War es nicht ich, der in dir den Gedanken, die Bethlehemiten
Wegzuwürgen, erschuf? Kann etwa des Himmels Beherrscher
Seiner Bildungen mühsames Werk, die unsterblichen Seelen,
Vor mir schützen, daß ich sie mit meiner verborgenen Begeistrung
Nicht umschatte; und über sie nicht zum Verderben mich breite?
Ja, Verlaßner, dein klagendes Winseln, dein banges Verzweifeln,
Und der Seelen Geschrei, die du sonst unschuldig erwürgtest,
Daß sie sündigend starben, und dir und dem Schaffenden fluchten,
Ist nun deinem befriedigten Herrscher ein liebliches Opfer.
Als er starb, versammelte Götter, da kehrte der Knabe
Aus Aegyptus Gefilde zurück. Die Jahre der Jugend
Lebt' er im Schooß der zärtlichen Mutter, in weicher Umarmung
Unbekannt. Kein jugendlich Feuer, kein edles Erkühnen
Trieb ihn zu Unternehmungen an, sich furchtbar zu machen.
Doch, ihr Götter, im einsamen Wald' an dem öden Gestade,
Wo er oft war, da hat er vielleicht auf Dinge gesonnen,
Die, aus schreckender Ferne, den Untergang der Hölle
Drohn, und von uns verneuerten Muth und Wachsamkeit fordern?
Seht, dies glaubt ich vielleicht, hätt' er sich mit tiefen Gedanken
Mehr beschäftigt, als mit der Betrachtung der Blumen und Felder,
Und der Kinder um ihn, und mit dem sklavischen Lobe
Dessen, der ihn mit den Würmern aus niedrigem Staube gemacht hat,
Ja, ich wäre vor Ruh und langer Muße vergangen,
Hätte mir nicht der Menschen Geschlecht stets Seelen zu opfern
Die ich, dem Himmel vorüber! hierher zur Bevölkerung sandte.
Endlich schien es, als sollt er nun auch merkwürdiger werden.
Gottes Herrlichkeit kam, als er einst am Jordan herumging,
Strahlend vom Himmel. Sie hab' ich mit diesen unsterblichen Augen
Selbst am Jordan geseh'n! Kein Bild, kein himmlisches Blendwerk
Hat mich getäuscht! Sie wars, wie sie von dem Throne des Himmels
Durch die langen betenden Reih'n der Seraphim wandelt.
Aber warum, und ob sie, dem Erdenkinde zu Ehren,
Oder, um unsre Wachsamkeit auszuforschen, herabstieg,
Dieses entscheid' ich nicht. Zwar hört' ich gewaltige Donner,
Donner mit dieser Stimme vereint: Das ist mein Geliebter.
Siehe, der Sohn nach meinem Herzen! Der war wohl Eloa.
Oder einer vom Thron, der, mich zu verwirren, es ausrief;
Gottes Stimme wars nicht! Denn, bei der untersten Hölle!
Und bei ihrer nächtlichen Nacht! sie tönte mir anders,
Als er uns Göttern einst den Sohn der Ewigkeit aufdrang.
Auch weissagt' ihm ein finst'rer Prophet, der dort in der Wüste
Menschenfeindlich die Felsen durchirrt, er rief ihm entgegen:
Siehe Gottes Lamm, das der Erde Sünde versöhnet!
Der du von Ewigkeit bist, du, der schon lange vor mir war,
Sei mir gegrüßt! Aus dir, o du der Erbarmungen Fülle!
Nehmen wir Gnad' um Gnade. Durch Moses ward das Gesetz kund;
Aber durch den Gesalbten des Herrn kommt Wahrheit und Gnade.
Ist das nicht hoch und prophetisch genug? So ist es, wenn Träumer
Träumer besingen, da bauen sie sich ein heiliges Dunkel;
Und dann sind wir unsterblichen Götter viel zu geringe,
Bis in das innre Gebäu der Geheimnisse durchzuschauen.
Will er uns nicht den erhab'nen Messias, den König des Himmels,
Jenen Donnerer Gottes, der in der gewaltigen Rüstung
Wider uns stritt, bis wir die neuen Welten errichten,
Unsern würdigen Feind, und erhabneren Widersacher,
Will er ihn nicht in jene Gestalt, die wir tödten, verkleiden?
Zwar er selbst, das Erdegeschöpf, von dem der Prophet träumt,
Dünkt sich nicht wenig zu sein. Oft hält er Kranke, zu schlummern,
Sie für Todte, geht hin, und rufet sie wieder ins Leben!
Aber das ist nur Beginn. Einst folgen größere Thaten!
Denn er will das ganze Geschlecht der sterblichen Menschen
Von der Sünd' und dem Tode befrei'n, der Sünde, die alle
Eingepflanzt, und immer empörend und ungestüm immer,
Wider Gott in ihren unsterblichen Seelen sich auflehnt,
Unbezwingbar der sklavischen Pflicht; von dem Tode, der alle
Der das ganze Geschlecht, so oft wir ihm winken, durchwüte.
Will er sie alle befrei'n: euch also auch, ihr Seelen
Die ich seit der Schöpfung zu mir, wie Wogen des Weltmeers,
Sammle, wie Sterne, wie Gott anbetende sklavische Sänger,
Ja euch auch, die quälet die ewige Nacht des Abgrunds.
Und in der Nacht des Strafenden Feuer, im Feuer Verpeinigung,
In der Verzweiflung Ich! euch will von dem Tod' er befreien!
Wir, wir werden alsdann, der Gottheit Vergesser und Lästrer,
Liegen vor ihm, vor ihm, dem unvergötterten Menschen.
Was der mit dem allmächtigen Donner von uns nicht erzwingt,
Wird der aus des Todes Gebiet unbewaffnet vollenden.
Auf, Verwegner! befreie dich erst, dann wecke die Todten.
Er soll sterben, ja sterben! er, der Satans Besiegte
Eigenmächtig vom Tode befreit. Dich leg' in den Staub ich,
Bleich und entstellt, in der Todten Staub, Dann will ich in Augen,
Die nicht seh'n, die Dunkel und Nacht nun ewig umnachten,
Sagen: Ach seht, da erwachen die Todten! will ich den Ohren
Die nicht hören, die ewig nun sind dem Tone geschlossen.
Sagen: Ach hört, es rauschet das Feld, die Todten erwachen!
Und der Seele, wenn sie nun aus dem Leibe geflohn ist,
Und zu der Hölle vielleicht, dort auch zu siegen, sich wendet,
Ruf' ich nach in furchtbarem Sturm, mit donnernder Stimme
Eile, du siegtest auf Erden! ja eile, du fesseltest Götter!
Dich erwartet Triumpheinzug! die Pforten der Hölle
Thun vor dir einladend sich auf! dir jauchzet der Abgrund!
Gegen dich wallen in feiernden Chören Seelen und Götter!
Gott muß entweder jetzt, da ich hier bin, eilend die Erde,

Und mit der fliehenden ihn, und die Menschen gen Himmel erheben:
Oder ich führ' es hinaus, was meine Weisheit mir eingab!
Oder ich thu, was ich mächtig beschloß, und ich end' und vollbring' es!
Er soll sterben! So wahr ich des Todes Erhalter und Schöpfer
Unbezwingbar durchlebe die kommenden Ewigkeiten:
Er soll sterben! Bald will ich von ihm den Staub der Verwesung
Auf dem Wege zur Hölle, vor'm Antlitz des Ewigen ausstreu'n.
Seht den Entwurf von meinem Entschluß. So rächet sich Satan!

Satan sprach es. Indem ging von dem Versöhner Entsetzen
Gegen ihn aus. Noch war in den einsamen Gräbern der Gottmensch.
Mit dem Laute, womit der Lästerer endigte, rauschte
Vor den Fuß des Messias ein wehendes Blatt. An dem Blatte
Hing ein sterbendes Würmchen. Der Gottmensch gab ihm das Leben.
Aber mit eben dem Blicke sandt' er dir, Satan, Entsetzen!
Hinter dem Schritt des gesandten Gerichts versank die Hölle.
Und vor ihm ward Satan zur Nacht! So schreckt' ihn der Gottmensch.
Und di Satane sahen ihn; wurden zu Felsengestalten.

Unten am Throne saß einsiedlerisch finster und traurig
Seraph Abdiel Abbadona. Er dachte die Zukunft,
Und den Vergang von Seelenangst. Vor seinem Gesichte,
Das in trauendes Dunkel, in schreckliches Schwermuth hüllte
Sah er Qualen gehäuft auf Qualen zur Ewigkeit eingeh'n.
Jetzo erblickt' er die vorige Zeit; da war er voll Unschuld
Jenes erhabneren Abdiels Freund, so den Tag der Empörung
Eine strahlende That, vor Gottes Auge, vollführte.
Denn er verließ die Empörer allein und unüberwindlich;
Kam zu Gott. Mit ihm, dem edelmüthigen Seraph,
War schon Abbadona dem Blick der Feinde Jehovah's
Fast entgangen: doch Satans beflammter rollender Wagen;
Der, zu Triumphen zurück sie zu führen, schnell um sie herkam,
Und der Drommetenden Kriegszuruf, der sie ungestüm einlud,
Und die Heerschaar, jeder von seiner Götterschaft taumelnd,
Ebermannten sein Herz, und rissen ihn hin zu der Rückkehr.
Hier noch wollt' ihn sein Freund mit Blicken drohender Liebe
Fortzueilen bewegen; allein, von künftiger Gottheit
Trunken, erkannt Abbadona die vormals mächtigen Blicke
Seines Freundes nicht mehr. Er kam in dem Taumel
Satan,
Jammernd denkt er, und in sich verhüllt, an diese Geschichte
Seiner heiligen Jugend, und an den lieblichen Morgen
Seiner Schöpfung zurück. Der Ewige schuf sie auf Einmal.
Damals besprachen sie sich mit angeschaffner Entzückung
Unter einander: Ach Seraph, was sind wir! Woher, mein Geliebter!
Kahst du zuerst mich? Wie lange bist du? Ach sind wir auch wirklich?
Komm, umarme mich, göttlicher Freund, erzähle, was denkst du?
Und da kam aus strahlender Fern die Herrlichkeit Gottes
Segnend einher. Sie sahen um sich unzählbare Schaaren
Feuer Unsterblicher wandeln; und wallendes Silbergewölke hob
Sie zu dem Ewigen auf. Sie sahn ihn, und nannten ihn
Schöpfer!
Diese Gedanken marterten Abbadona. Sein Auge
Floß von der jammernden Thräne. So floß von Bethlehems
Bergen
Unendes Blut, da die Säuglinge starben. Er hatte mit
Schauer
Satan gehört; doch duldet er's nicht, und erhub sich zu reden.
Keinmal seufzet' er, eh er sprach. Wie in blutigen Schlachten
Väter, die sich erwürgten, und, da sie starben, sich kennten,
Eben einander aus röchelnder Brust ohnmächtig seufzen.
Drauf begann er, und sprach: Ob mir gleich diese Versammlung
Krieg entgegen wird sein; ich will's nicht achten, und reden!
Reden will ich, damit des Ewigen schweres Gericht nicht
Eher mich auch komme, wie, Satan! es über dich kam.
Ja, ich hasse dich, Satan! dich haß' ich, du schrecklicher! Mich,
mich!
Diesen unsterblichen Geist, den du dem Schöpfer entrissest,
Fodr' er, dein Richter, ewig von dir! Unendliches Wehe
Schrei' in der Abgrundskluft, in der Nacht, der Unsterblichen
Heerschaar,
Satan! und laut mit dem Donnersturme, sie alle, die, Satan!
Du verführet hast! laut mit des Todes Meere sie alle

Ueber dich! Ich habe kein Theil an dem ewigen Sünder!
Gotteslängner! kein Theil an deiner finstern Entschließung,
Gott den Messias zu tödten. Ha wider wen, du Empörer!
Hast du geredt? Ist es wider den nicht, der, du bekennst es
Selber, wie sehr du dein Schrecken auch übertünchest, dir
furchtbar,
Mächtiger ist, als du? O sendet den sterblichen Menschen
Gott Befreiung vom Elend und Tode; du hältst ihr nicht Obstand!
Und du willst des Messias Leib, den willst du erwürgen?
Kennst du ihn, Satan, nicht mehr? Hat dich des Allmächtigen
Donner
Nicht genug an dieser erhob'nen Stirne gebrandmahlt?
Oder kann Gott sich nicht vor uns Ohnmächtigen schützen?
Wir, die zum Tode die Menschen verführten: wehe mir, wehe!
Ich thats auch! Wir wollen uns wider ihren Erlöser
Wüthend erheben? den Sohn, den Donnerer wollen wir tödten?
Ja den Pfad zu einer vielleicht zukünftigen Rettung.
Oder doch zu der Lind'rung der Qual, den wollen wir ewig
Uns so vielen vordem vollkommnen Geistern, verwüsten?
Satan! so wahr wir alle die Qual gewaltiger fühlen,
Wenn du diese Wohnung der Nacht und der dunkeln Verdammniß
Königlich nennst, so wahr kehrst du mit Schande belastet,
Statt des Triumphs, zurück von Gott und seinem Messias!

Grimmiger hört', und geduldlos, und droh'nd den Furchtbaren Satan;
Wollte jetzt von den Höhen des Throns der thürmenden Felsen
Einen gegen ihn schleudern: allein die schreckliche Rechte
Sank ihm zitternd in Zorne dahin, er stampft', und erbebte.
Dreimal bebt' er vor Wuth, sah dreimal Abbadona
Ungestüm an, und schwieg. Vor Grimm ward dunkel sein Auge,
Ihn zu verachten, ohnmächtig. Mit muthigem Ernste, nicht zornig,
Blieb Abbadona vor ihm, und mit traurendem Angesicht stehen.

Aber Gottes, der Menschen, und Satans Feind, Abramelech,
Sprach: Aus finstern Wettern will Ich mit dir reden, Verzagter,
Ha! zudonnern sollen dir Ungewitter die Antwort!
Darfst du die Götter schmäh'n? Darf einer der niedrigsten
Geister
Wider Satan, und mich, aus seiner Tiefe sich rüsten?
Wirst du gequält; so wirst du von deinen niedern Gedanken,
Sklav, gequält! Entfleuch, Kleinmüthiger, aus den Bezirken
Unserer Herrschaft, wo Könige sind! entfleuch in die Leere!
Laß dir da vom Allmächtigen Reiche des Jammers erschaffen!
Bringe da die Unsterblichkeit zu! Doch du stürbest wohl lieber!
Stirb denn, vergeh, anbetend, du Sklav, gen Himmel gebücket!
Der du mitten im Himmel für einen Gott dich erkanntest,
Und dem großen Allmächtigen kühn mit flammendem Grimme
Widerstandest, künftiger Schöpfer unzählbarer Welten,
Komm, komm, Satan! wir wollen den kleinen niedrigen Geistern
Unseren furchtbaren Arm durch Unternehmungen zeigen,
Die, wie ein Wetter, auf Einmal sie blenden, und niederschlagen!
Komm! Labyrinthe verborg'nerer List, verwirrt zum Verderben,
Zeigen sich mir! Der Tod ist darin. Kein öffnender Ausgang,
Und kein Führer soll ihn den Labyrinthen entreißen.
Aber entflöh er auch unserer List, gäbst, du auf dem Throne,
Uns zu entrinnen, ihm Götterverstand: so sollen in Grimme
Feurige Wetter ihn schnell vor unseren Augen vernichten!
Wie die Wetter, womit wir einst den geliebteren Gottes,
Seinen glücklichen Job, vor dem Antlitz des Himmels bestritten.
Fleuch, fleuch, Erde, wir kommen mit Tod' und Hölle bewaffnet!
Wehe dem, der auf unserer Welt sich wider uns auflehnt!

Also sprach Abramelech. Nun fiel die ganze Versammlung
Satan auf Einmal mit Ungestüm bei. Gleich stürzenden Felsen
Stampft' ihr gewaltiger Fuß, daß die Tiefe darunter erbebte.
Jauchzend erhuben um sich sie, und stolz auf nahe Triumphe,
Fürchterliches Stimmengetös. Das rufte vom Aufgang
Bis zu dem Niedergange. Der Satane ganze Versammlung
Willigt ein, den Messias zu tödten! Seitdem Gott schuf, sah
Eine That, wie diese, die Ewigkeit nicht. Ihr Erfinder,
Satan, und Abramelch, voll Rache und grimmiges Tiefsinns,

Stiegen vom Thron. Aus den Stufen kracht's, wie erschüttert der Fels kracht.
Da sie wandelten. Brüllender Zuruf wälzt sich, empöret
Mehr die Empörer, begleitet sie dumpf zu der Pforte des Abgrunds.

Abbadona (nur er war unbeweglich geblieben),
Folgte von fern: entweder sie noch vor der That zu erretten;
Oder ihr Ende, der ungeheuren, mit anzusehen.
Jetzo nähert' er sich mit säumendem Schritte den Engeln,
Welche die Pforten bewachten. Wie war dir, Abbadona,
Da du Abdiel hier, den unüberwindlichen, sahest?
Seufzend schlug er sein Angesicht nieder. Izt wollt' er zurückgeh'n,
Wollte jetzo sich nah'n, dann wollt' er einsam und traurend
In's Unermeßliche flieh'n; allein noch stand er mit Zittern
Wehmuthsvoll. Nun faßt' er sich ganz auf Einmal zusammen,
Ging auf ihn zu. Ihm schlug sein Herz mit mächtigen Schlägen;
Stille, den Engeln nur weinbare Thränen bedeckten sein Antlitz;
Seufzer aus allen Tiefen des Herzens, langsame Schauer,
Sterbenden selbst unempfindbar, erschütterten Abbadona,
Als er ging. Doch Abdiels ihn frühsehendes Auge
Schaut' unverwandt in die Welt des Schöpfers, dem er getreu blieb;
Aber auf ihn nicht. Der Sonn' in der Jugend, den Frühlingstagen
Gleich, die hinab zu der kaum erschaffenen Erde sich senkten,
Glänzte der Seraph, doch nicht dem traurenden Abbadona.
Der ging fort, und seufzte bei sich verlassen und einsam:

Abdiel, mein Bruder, du willst dich mir ewig entreißen!
Ewig willst du mich ferne von dir in der Einsamkeit lassen!
Weinet um mich, ihr Kinder des Lichts! Er liebt mich nicht wieder,
Ewig nicht wieder, ach weinet um mich! Verblühet ihr Lauben,
Wo wir mit Innigkeit sprachen von Gott und unserer Freundschaft!
Himmlische Bäche, versiegt, wo wir in süßer Umarmung
Gottes des Ewigen Lob mit reiner Stimme besangen!
Abdiel mein Bruder ist mir auf ewig gestorben!
Hölle! mein finsterer Aufenthalt, und du Mutter der Qualen,
Ewige Nacht, beklag' ihn mit mir! Ein nächtliches Jammern
Steige, wenn Gott mich schreckt, von deinen Bergen herunter.
Abdiel mein Bruder ist mir auf ewig gestorben!

Also jammert er seitwärts gekehrt. Drauf stand er am Eingang
In die Welten. Ihn schreckte der Glanz und die fliehenden Donner
Gegen ihn wandelnder Orione. Er sahe die Welten,
Weil er sich stets, in sein Elend vertieft, in Einsamkeit einschloß,
Seit Jahrhunderten nicht. Er stand betrachtend, und sagte:

Seliger Eingang, dürft' ich durch dich in die Welten des Schöpfers
Wiederkehren! Und nie das Reich der dunkeln Verdammniß
Wieder betreten! Ihr Sonnen, unzählbare Kinder der Schöpfung,
War ich nicht schon, da der Ewige rief, da ihr g'änzend hervorgingt,
Heller als ihr, da ihr jetzt aus der Hand des Schöpfers herabkamt?
Und nun steh' ich da verfinstert, verworfen, ein Abscheu
Dieser herrlichen Welt! Und du, o Himmel! Ha jetzo
Bet' ich erst, da ich dich erblicke! Dort ward ich ein Sünder!
Stand dort wider den Ewigen auf. Du unsterbliche Ruhe,
Meine Gespielin im Thal des Friedens, wo bist du geblieben?
Ach, kaum läßt, für dich, mein Richter trauriges Staunen
Ueber seine Welten mir zu! O dürft' ich es wagen,
Schöpfer ihn niedersinkend zu nennen, wie gerne wollt' ich
Dann entbehren den liebenden Vaternamen, mit dem ihn
Seine Getreuen, die hohen Engel, kindlicher nennen!
O du Richter der Welt! dir darf ich Verlorner nicht flehen,
Daß du mit Einem Blicke mich nur hier im Abgrund ansiehst.
Finst'rer Gedanke, Gedanke voll Qual! und du wilde Verzweiflung!
Wüthe, Tyrannin, ha wüthe nur fort! Wie bin ich so elend!
Wär' ich nur nicht! Ich fluche dir, Tag, da der Schaffende sagte
Werde! da er von Osten mit seiner Herrlichkeit ausging!
Ja dir fluch' ich, o Tag, da die neuen Unsterblichen riefen:
Unser Bruder ist auch! Du Mutter unsterblicher Qualen,
Warum gebarest du, Ewigkeit, ihn? Und mußt' er ja werden,
Warum ward er nicht finster und traurig, der ewigen Nacht gleich,
Welche mit Ungewitter und Tod vor dem Donnerer herzieht,
Leer von Geschöpfen, belastet vom Zorn und dem Fluche der Gottheit?
Wider wen empörst du dich hier vor dem Auge der Schöpfung,
Lästerer! Sonnen, fallt auf mich her! bedeckt mich, ihr Sterne,
Vor dem grimmigen Zorn deß, der vom Throne der Rache
Ewig als Feind und Richter mich schreckt! Du in deinen Gerichten
Unerbittlicher! ist denn in deiner Ewigkeit künftig
Nichts von Hoffnungen übrig? Ach wird denn, göttlicher Richter,
Schöpfer, Vater, Erbarmer! Ach nun verzweifl' ich zu neuem,
Denn gelästert hab' ich Jehovah! ich nannt' ihn mit Namen,
Heiligen Namen, die nennen kein Sünder darf ohne Versöhnung!
Ha, ich entfliehe! Schon rauschet von ihm ein allmächtiger Donner
Durch das Unendliche furchtbar einher! Doch wohin? Ich entfliehe!

Ruft' es, und eilet, und schaute betäubt in den tiefen Abgrund.
Schaffe da Feuer, tödtende Glut, die Geister verzehre,
Gott! Verderber! zu furchtbarer Gott in deinen Gerichten!
Doch er flehte vergebens. Es ward kein tödtendes Feuer.
Darum wendet' er sich, und floh zurück in die Welten.
Endlich stand er ermüdet auf einer erhabenen Sonne,
Schaute von da in die Tiefen hinab. Dort drängten Gestirne
Andre Gestirne, wie glühende Seen. Ein irrender Erdkreis
Näherte sich, schon dampft' er, und schon war ihm sein Gericht nah.
Auf den stürzete sich Abbadona, mit ihm zu vergehen:
Doch er verging nicht, und senkte, betäubt vom ewigen Jammer,
Wie ein Gebirge weiß von Gebein, wo Menschen sich würgten,
Im Erdbeben versenkt, zu der Erde sich langsam nieder.

Unterdeß war Satan mit Adramelech der Erde
Auch schon näher gekommen. Sie gingen neben einander,
Jeder allein, und in sich gekehrt. Izt sahe den Erdkreis
Adramelech vor sich in ferner Dunkelheit liegen.

Sie, sie ist es, so sagt' er bei sich, so drängten Gedanken
Andre Gedanken, wie Wogen des Meers, wie der Donner drängte,
Als er von drei Welten dich, fernes Amerika, losriß,
Ja, sie ist es, die ich, so bald ich Satan entfernet,
Oder, besiegend den Gott, mich vor Allen habe verherrlicht,
Die ich dann, als Schöpfer des Bösen, allein beherrsche!
Aber warum nur sie? Warum nicht auch jene Gestirne,
Die, zu lange schon selig, um mich durch die Himmel herumgeh'n?
Ja auch dort soll der Tod, von einem Gestirn zu dem andern,
Bis an die Grenze des Himmels, es schau der Ewige! tödten!
Dann würg' Ich die Erschaffenen Gottes, wie Satan, nicht einzeln;
Nein, zu ganzen Geschlechten! Die legen vor mir in den Staub sich
Nieder, krümmen vor mir sich entstaltet, winden sich, sterben!
Dann will ich hier, oder dort, oder da, triumphirend und einsam
Sitzen! mich hoch umseh'n! Die du nun deinen Geschöpfen
Wurdest durch mich zum Grabe, Natur, auf deine Verwesung,
Will, in dein tiefes unendliches Grab, ich lachend hinabsch'n!
Und gefällt es dem Ewigen dann in dem Grabe der Welten
Neue Geschöpfe zu bau'n, daß ich sie von neuem verderbe:
Auch die will ich mit eben der List, mit eben der Kühnheit,
Wieder, von einem Gestirn zu dem andern, verführen, und tödten!
Adramelech, das bist du! Gelang' es dir endlich doch, endlich
Daß du auch erfändest der Geister Sterben, daß Satan
Ha! verginge durch dich, durch dich zerfloß' in ein Nichts!
Unter ihm, vollbring du kein Werk, das deiner nur werth ist!
Mächtiger Geist, der du Adramelech beseelest, erschaffe!
Tödte die Geister, ich fluche dir, tödte sie! oder vergehe!
Ja vergeh', sei lieber nicht mehr, eh du lebst, und nicht herrschest!
Ja, ich will geh'n, geh'n will ich, und alle meine Gedanken,
Sie, wie Götter, versammeln, erfinden sollen sie! tödten!
Izt ist die Zeit, worauf ich seit Ewigkeiten schon dachte,
Das zu vollenden! ja, jetzt, da Gott von neuem erwacht ist,

Und, wenn sich Satan nicht täuscht, uns einen Menschenerlöser,
Unser erobertes Reich sich zu unterwerfen, herabschickt,
Aber er täusche sich nicht! Der Mensch sei der größte Prophete
Von den Propheten allen seit Adam, er sei ein Messias;
Seine Besiegung soll doch, vor der ganzen Geisterversammlung,
Mich, zu besteigen der Hölle Thron, zu dem würdigsten machen!
Oder, was ich vielmehr von meiner Gottheit erwarte,
Was du vielmehr, unsterblicher Abramelech, vollendest,
Wenn ich Satan vor ihm verderbe; der mächtigen That dann
Meiner Knechtschaft Ende verdanke: sei jener der Erstling
Meiner Besiegten, durch den, als der Götter Obermonarch,
Ich
Schimmre! Satan, wie schwer wird es dir, den Leib des Messias
Nur zu erwürgen! Erwürg' ihn denn! Ja, die kleinen Geschäfte
Laß' ich dir, eh' du vergehst; ich aber tödte die Seele!
Die vernicht' ich; des Sterblichen Staub zerstreue du mühsam!

Also verlor sich sein Geist, empört vom wünschenden Herzen,
In den schwarzen Entwurf! Gott, der das Kommende schaute,
Hört' ihn, und schwieg. Voll ermüdendes Tiefsinns blieb Abramelech
Unvermerkt auf einem Gewölk, das unter ihm Nacht ward,
Starr, mit glühender Stirne, die der Grimm durchfaltete, stehen.
Doch das Getös der wandelnden Erde, die itzt mit der Nacht kam,
Weckte den wilden Empörer aus seinen schwarzen Gedanken,
Und er wandte sich wieder zu Satan. Sie gingen und stürmten
Gegen den Oelberg, dort den Versöhner mit den Vertrauten
Aufzusuchen. So stürzen sich rollende tödtende Wagen
Nieder ins Thal, dem ruhigen Führer des Feindes entgegen.
Jetzo sendeten sie, von himmelnahen Gebirgen,
Eherne Krieger, sie rauschen mit eisernem dumpfem Getöse
Ueber den Fels, und es kracht, und es donnert, und tödtet von ferne.
Also kam Abramelech herab, und Satan zum Oelberg.

II.

Aus Klopstock's Oden.

An Giseke.

Geh'! ich reiße mich los, obgleich die männliche Tugend
Nicht die Thräne verbeut,
Geh! ich weine nicht, Freund. Ich müßte mein Leben durchweinen,
Weint' ich dir, Giseke, nach!
Denn so werden sie alle dahin geh'n, jeder den andern
Traurend verlassen, und flieh'n:
Also trennet der Tod gewählte Gatten! Der Mann kam
Seufzend im Ocean um,
Sie am Gestad, wo von Todtengeripp, und Scheiter, und Meersand
Stürme das Grab ihr erhöh'n.
So liegt Miltons Gebein von Homers Gebeine gesondert,
Und der Cypresse verwehrt
Ihre Klag' an dem Grabe des Einen, und kommt nicht hinüber
Nach des Anderen Gruft.
So schrieb unser aller Verhängniß auf eherne Tafeln
Der im Himmel, und schwieg.
Was der Hocherhabene schrieb, verehr' ich im Staube
Weine gen Himmel nicht auf.
Ah, mein Theurer! Es letzen vielleicht sich unsere Freunde
Auch ohne Thränen mit dir;
Denn nicht Thränen die Seele vergießt, unweinbar dem Fremdling
Sanftes edles Gefühls.
Eile zu Hagedorn hin, und hast du genug ihn umarmet,
Ist die erste Begier,
Ihn zu sehen, gestillt, sind alle Thränen der Freude
Weggelächelt entfloh'n,
Giseke, sag' ihm alsdann, nach drei genossenen Tagen,
Daß ich ihn liebe, wie du!

Die künftige Geliebte.

Dir nur, liebendes Herz, euch, meine vertraulichsten Thränen,
Sing' ich traurig allein dies wehmüthige Lied.
Nur mein Auge soll's mit schmachtendem Feuer durchirren,
Und, an Klagen verwöhnt, hör' es mein leiseres Ohr!
Ach warum, o Natur, warum, unzärtliche Mutter,
Gabest du zum Gefühl mir ein zu biegsames Herz?
Und in das biegsame Herz die unbezwingliche Liebe,
Daurend Verlangen, und ach keine Geliebte dazu?
Die du künftig mich liebst, (wenn anders zu meinen Thränen
Einst das Schicksal erweicht eine Geliebte mir giebt!)
Die du künftig mich liebst, o du aus Allen erkoren,
Sag', wo dein fliehender Fuß ohne mich einsam jetzt irrt!
Nur mit Einem verrathenden Laut, mit Einem der Töne,
Die der Frohen entflieh'n, sag' es, einst Glückliche, mir!
Fühlst du, wie ich, der Liebe Gewalt, verlangst du nach mir hin,
Ohne daß du mich kennst; o so verheel' es mir nicht!
Sag' es mit einem durchdringenden Ach, das meinem Ach gleicht,
Das aus innerster Brust Klage seufzet, und stirbt.
Oft um Mitternacht wehklagt die bebende Lippe,
Daß, die ich liebe, du mir immer unsichtbar noch bist!
Oft um Mitternacht streckt sich mein zitternder Arm aus,
Und umfasset ein Bild, ach das deine vielleicht!
Wo, wo such' ich dich auf? so werd' ich endlich dich finden?
Du, die meine Begier stark und unsterblich verlangt!
Jener Ort, der dich hält, wo ist er? wo fließet der Himmel,
Welcher dein Aug' umwölbt, heiter und lächelnd vorbei?
Werd' ich mein Auge zu dir einst, segnender Himmel, erheben,
Und umarmet sie seh'n, die aufblühen du sahst?
Aber ich kenne dich nicht! es ging die fernere Sonne
Meinen Thränen daselbst niemals unter und auf.
Soll ich jene Gefilde nicht seh'n? Führt nie dort im Frühling
Meine zitternde Hand sie in ein blühendes Thal?
Sinkt sie, von süßer Gewalt der mächtigen Liebe bezwungen,
Nie mit der Dämmerung Stern mir an die bebende Brust!
Ach, wie schlägt mir mein Herz! wie zittern mir durch die Gebeine
Freud' und Hoffnung, dem Schmerz unüberwindlich dahin!
Unbesingbare Lust, ein süßer begeisternder Schauer,
Eine Thräne, die mir still den Wangen entfiel;
Und, ich sehe sie! mitweinende, weibliche Zähren;
Ein mir lispelnder Hauch, und ein erschütterndes Ach!
Ein zusegnender Laut, der mir rief, wie ein Schatten dem Schatten
Liebend ruft, weissagt', dich, die mich hörete, mir.
O du, die du sie mir und meiner Liebe gebarest,
Hältst du sie, Mutter, umarmt; dreimal gesegnet sei mir!
Dreimal gesegnet sei dein gleich empfindendes Herz mir,
Das der Tochter zuerst weibliche Zärtlichkeit gab!
Aber laß sie jetzt frei! Sie eilt zu den Blumen, und will da
Nicht von Zeugen behorcht, will gesehen nicht sein.
Eile nicht so! doch mit welchem Namen soll ich dich nennen,
Du, die unaussprechlich meinem Verlangen gefällt?
Heißest du Laura? Laura besang Petrarcha in Liedern,
Zwar dem Bewunderer schön, aber dem Liebenden nicht!
Wirst du Fanny genannt? Ist Cidli dein feierlicher Name?
Singer, die Joseph und den, welchen sie liebte, besang?
Singer! Fanny! ach Cidli, ja Cidli nennet mein Lied dich,
Wenn im Liede mein Herz halb gesagt dir gefällt!
Eile nicht so, damit nicht vom Dorn der verpflanzeten Rose
Blute, wenn du so eilst, dein zu flüchtiger Fuß;
Du mit zu starken Zügen den Duft des Lenzes nicht trinkest,
Und um den blühenden Mund sanfter die Lüfte nur weh'n.
Aber du gehest denkend und langsam, das Auge voll Zähren,
Und jungfräulicher Ernst deckt das verschönte Gesicht.
Täuschte dich Jemand? und weinest du, weil der Gespielinnen eine
Nicht, wie von ihr du geglaubt, redlich und tugendhaft war?
Oder liebst du, wie ich? erwacht mit unsterblicher Sehnsucht,
Wie sie das Herz mir empört, dir die starke Natur?
Was sagt dieser seufzende Mund? Was sagt mir dies Auge,
Das mit verlangendem Blick sich zu dem Himmel erhebt?
Was entdeckt mir dies tiefere Denken, als sähst du ihn vor dir?
Ach, als sänkst du ans Herz dieses Glücklichen hin!
Ach du liebest! So wahr die Natur kein edleres Herz nicht
Ohne den heiligsten Trieb derer, die ewig sind, schuf!
Ja, du liebest, du liebest! Ach wenn du den doch auch kenntest,

Dessen liebendes Herz unbemerket dir schlägt;
Dessen Wehmuth dich ewig verlangt, dich bang vom Geschicke
Fodert von dem Geschick, das unbeweglich sie hört.
Weheten doch sanftrauschende Winde sein innig Verlangen,
Seiner Seufzer Laut, seine Gesänge dir zu!
Winde, wie die in der goldenen Zeit, die vom Ohre des Schäfers
Hoch zu der Götter Ohr, floh'n mit der Schäferin Ach.
Eilet, Winde, mit meinem Verlangen zu ihr in die Laube,
Schauer hin durch den Wald, rauscht, und verkündet mich ihr:
Ich bin redlich! Mir gab die Natur Empfindung zur Tugend;
Aber mächtiger war, die sie zur Liebe mir gab.
Zu der Liebe, der schönsten der Tugenden, wie sie den Menschen
In der Jugend der Welt stärker und edler sie gab.
Alles empfind' ich von dir; kein halb begegnendes Lächeln;
Kein unvollendetes Wort, welches in Seufzer verflog;
Keine stille mich fliehende Thräne, kein leises Verlangen,
Kein Gedanke, der sich mir in der Ferne nur zeigt;
Kein halb stammelnder Blick voll unaussprechlicher Reden,
Wenn er den ewigen Bund süßer Umarmungen schwört;
Auch der Tugenden keine, die du mir sittsam verbirgest,
Eilet mir unerforscht und unempfunden vorbei!
Ach, wie will ich, Cidli, dich lieben! Das sagt uns kein Dichter,
Und selbst wie im Geschwätz trunk'ner Beredsamkeit nicht.
Kaum, daß noch die Unsterbliche selbst, die fühlende Seele
Ganz die volle Gewalt dieser Empfindungen faßt!

An Ebert.

Ebert, mich scheucht ein trüber Gedanke vom blinkenden Weine
Tief in die Melancholei!
Ach, du redest umsonst, vordem gewaltiges Kelchglas,
Heit're Gedanken mir zu!
Weggeh'n muß ich, und weinen! vielleicht daß die lindernde Thräne
Meinen Gram mit verweint.
Lindernde Thränen, euch gab die Natur dem menschlichen Elend
Weis' als Gesellinnen zu.
Wäret ihr nicht, und könnte der Mensch sein Leiden nicht weinen,
Ach! wie ertrüg' er es da!
Weggeh'n muß ich, und weinen! Mein schwermuthsvoller Gedanke
Bebt noch gewaltig in mir.
Ebert! sind sie nun alle dahin! deckt unsere
Alle die heilige Gruft;
Und sind wir, zween Einsame, — dann von Allen noch übrig!
Ebert! verstummst du nicht hier?
Sieht dein Auge nicht trüb um sich her, nicht starr ohne Seele?
So erstarb auch mein Blick!
So erbebt' ich, als mich von allen Gedanken der bängste
Donnernd das erstemal traf!
Wie du einen Wanderer, der, zueilend der Gattin,
Und dem gebildeten Sohn,
Und der blühenden Tochter, nach ihrer Umarmung schon hinweint,
Du den, Donner, ereilst,
Tödtend ihn fassest, und ihm das Gebein zu fallendem Staube
Machst, triumphirend alsdann
Wieder die hohe Wolke durchwandelst, so traf der Gedanke
Meinen erschütterten Geist.
Daß mein Auge sich dunkel verlor, und das bebende Kniee mir
Kraftlos zitterte', und sank.
Ach, in schweigender Nacht erblickt' ich die offenen Gräber,
Und der unsterblichen Schaar!
Wenn mir nicht mehr das Auge des zärtlichen Giseke lächelt!
Wenn, von der Radikin fern,
Unser redlicher Cramer verweht; wenn Gärtner, wenn Rabner
Nicht Sokratisch mehr spricht!
Wenn in des edelmüthigen Gellert harmonischem Leben
Jede Saite verstummt!
Wenn, nun über der Gruft, der freie gesellige Rothe
Freudegenossen sich wählt!
Wenn der erfindende Schlegel aus einer längern Verbannung
Keinem Freunde mehr schreibt!
Wenn in meines geliebtesten Schmidts Umarmung mein Auge
Nicht mehr Zärtlichkeit weint!
Wenn sich unser Vater zur Ruh, sich Hagedorn hinlegt;
Ebert, was sind wir alsdann,
Wir Gewelhten des Schmerzes, die hier ein trübers Schicksal
Länger, als Alle sie ließ?
Stirbt dann auch einer von uns (mich reißt mein banger Gedanke
Immer täglich fort!),
Stirbt dann auch Einer von uns, und bleibt nur Einer noch übrig;
Bin der Eine dann ich;
Hat mich dann auch die schon geliebt, die künftig mich liebt,
Ruht auch sie in der Gruft;
Bin dann ich der Einsame, bin allein auf der Erde,
Wirst du, ewiger Geist,
Seele zur Freundschaft erschaffen, du dann die leeren Tage,
Seh'n, und füh'lend noch sein?
Oder wirst du betäubt zu Nächten sie wähnen und schlummern,
Und gedankenlos ruh'n?
Aber du könntest ja auch erwachen, dein Elend zu fühlen,
Leidender, ewiger Geist.
Rufe, wenn du erwachst, das Bild von dem Grabe der Freunde,
Das nur rufe zurück!
O ihr Gräber der Todten! ihr Gräber meiner Entschlafnen!
Warum liegt ihr zerstreut?
Warum lieget ihr nicht in blühenden Thalen beisammen?
Oder in Hainen vereint?
Leitet den sterbenden Greis! Ich will mit wankendem Fuße
Gehn, auf jegliches Grab
Eine Zypresse pflanzen, die noch nicht schattenden Bäume
Für die Enkel erziehn,
Oft in der Nacht auf biegsamen Wipfel die himmlische Bildung
Meiner Unsterblichen sehn,
Zitternd gen Himmel erheben mein Haupt, und weinen, und sterben!
Senket den Todten dann ein
Bei dem Grabe, bei dem er starb! nimm dann, o Verwesung!
Meine Thränen, und mich!
Finstrer Gedanke! laß ab! laß ab in die Seele zu donnern!
Wie die Ewigkeit ernst,
Furchtbar, wie das Gericht, laß ab! die verstummende Seele
Faßt dich, Gedanke, nicht mehr!

An Fanny.

Wenn einst ich todt bin, wenn mein Gebein zu Staub'
Ist eingesunken, wenn du, mein Auge, nun
Lang' über meines Lebens Schicksal,
Brechend im Tode, nun ausgeweint hast.

Und stillanbetend da, wo die Zukunft ist,
Nicht mehr hinauf blickst, wenn mein errungner Ruhm,
Die Frucht von meiner Jünglingsthräne,
Und von der Liebe zu dir, Messias!

Nun auch verweht ist, oder von wenigen
In jene Welt hinüber gerettet ward?
Wenn du alsdann auch, meine Fanny,
Lange schon todt bist, und deines Auges

Stillheitres Lächeln, und sein beseelter Blick
Auch ist verloschen, wenn du, vom Volke nicht
Bemerket, deines ganzen Lebens
Edlere Thaten nunmehr gethan hast,

Des Nachruhms werther, als ein unsterblich Lied,
Ach wenn du dann auch einen beglückteren
Als mich geliebt hast, laß den Stolz mir,
Einen beglückteren, doch nicht edlern!

Dann wird ein Tag sein, den werd' ich auferstehn!
Dann wird ein Tag sein, den wirst du auferstehn!
Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die du einander, Natur, bestimmtest.

Dann wägt, wie Wagschal' in der gehobnen Hand,
Gott Glück und Tugend gegen einander gleich;
Was in der Dinge Lauf jetzt mißklingt,
Tönet in ewigen Harmonieen!

Wenn dann du dastehst jugendlich auferweckt,
Dann eil' ich zu dir! säume nicht, bis mich erst
Ein Seraph bei der Rechten fasse,
Und mich, Unsterbliche, zu dir führe.

Dann soll dein Bruder, innig von mir umarmt,
Zu dir auch eilen! dann will ich thränenvoll,
Voll froher Thränen jenes Lebens
Neben dir stehn, dich mit Namen nennen,

Und dich umarmen! Dann, o Unsterblichkeit,
Gehörst du ganz uns! Kommt, die das Lied nicht singet,
Kommt, unaussprechlich süße Freuden!
So unaussprechlich, als jetzt mein Schmerz ist.

Rinn' unterdeß, o Leben! Sie kommt gewiß
Die Stunde, die uns nach der Zypresse ruft!
Ihr andern, seid der schwermuthsvollen
Liebe geweiht! und umwölkt und dunkel!

Der Abschied.

Wenn du entschlafend über dir sehen wirst
Den stillen Eingang zu den Unsterblichen,
Und aufgethan die erzeherne
Pforte des Himmels, enthüllt den Schauplatz

Der Ewigkeit! dann nahe dir hören wirst
Die Donnerrede des, der Entscheidung dir
Kund thut; so feierlich spricht die Gottheit,
Wenn sie das Urtheil der Tugend ausspricht;

Wenn du dann lächelnd näher dir hören wirst
Die Stimme Salems, welcher dein Engel war,
Und, mit des Seraphs sanftem Laute,
Deines entschlafenen Freundes Stimme:

Dann werd' ich vor dir lange gestorben sein.
Den letzten Abend sprach ich, und lehnte mich
An deines Bruders Brust, und weinend
Senkt' ich die Hand ihm in seine Hand hin:

„Mein Schmidt, ich sterbe, sehe nun bald um mich
Die großen Seelen, Popen und Addison,
Den Sänger Adams neben Adam,
Neben ihm Eva mit Palmenkränzen,

Der Schläfe Miltons heilig; die himmlische,
Die fromme Singer, bei ihr die Radikin,
Und durch des Tod mit Staunen traf, daß
Traurigkeit auch, und nicht Freud' allein sei.

Auf Erden! meinen Bruder, der blühte, schnell
Abfiel! Bald tret' ich in die Versammlungen,
Hin in's Getön! in's Halleluja,
In die Gesänge der hohen Engel.

Heil mir! mein Herz glüht, feurig und ungestüm
Bebt mir die Freude durch mein Gebein dahin!
Heil mir! die ewig junge Seele
Fließet von Göttergedanken über.

Schon halb gestorben, lebet von neuem mir
Der müde Leib auf; so werd' ich auferstehn,
Der süße Schauer wird mich fassen,
Wenn ich mit dir von dem Tod' erwache.

Wie mir es sanft schlägt! leg' an mein Herz dich Freund!
Ich lebt', und daß ich lebte, bereu' ich nicht,
Ich lebte dir, und unsern Freunden,
Der auch ihm, der nun bald mich richtet!

Ich hör', ich höre fern schon der Wage Klang,
Ach ihr der Gottheit Stimme, die Richterin!
Wäre sie, der bessern Thaten
Schale, so schwer, daß sie überwöge!

Ich sang den Menschen menschlich den Ewigen;
Den Mittler Gottes. Unten am Throne liegt
Ein großer Lohn mir, eine goldne,
Heilige Schale von Christenthränen.

Ach, schöne Stunden! traurige schöne Zeit,
Ihr immer heil'g, die ich mit dir gelebt!
Die erste floß uns frei und lächelnd
Jugendlich hin, doch die letzte weint' ich!

Mehr, als mein Blick sagt, hat dich mein Herz geliebt,
Mehr, als es seufzet, hat dich mein Herz geliebt;
Laß ab vom Weinen; sonst vergeh' ich:
Auf, sei ein Mann! geh' und liebe Rothen!

Mein Leben sollte hier noch nicht himmlisch sein,
Drum liebte die mich, die ich so liebte, nicht.
Geh, Zeuge meines Trauerlebens,
Geh, wenn ich todt bin, zu deiner Schwester.

Erzähl, nicht jene mir unvergeßlichen
Durchweinten Stunden, nicht, wie ein trüber Tag,
Wie Wetter, die sich langsam fortziehn,
Mein nun vollendetes kurzes Leben.

Nicht jene Schwermuth, die ich an deiner Brust
Verstummend weinte; Heil dir, mein theurer Freund!
Weil du mit allen meinen Thränen
Mitleid gehabt, und mit mir geweint hast!

Vielleicht ein Mädchen, welches auch edel ist,
Wird, meiner Lieder Hörerin, um sich her
Die Edlen ihrer Zeit betrachten,
Und mit der Stimme der Wehmuth sagen:

O lebte der noch, welchen so tief das Herz
Der Liebe Macht traf! Die wird dich segnen, Freund!
Weil du mit meinen vielen Thränen
Mitleid gehabt, und mit mir geweint hast!

Geh, wenn ich todt bin, lächelnd, so wie ich starb,
Zu deiner Schwester; schweige vom Trauernden;
Sag ihr, daß sterbend ich von ihr noch
Also gesprochen, mit heitrem Blicke.

Des Herzens Sprache, wenn sie mein todter Blick
Noch reden kann, ach sag' ihr: Wie liebt ich dich!
Wie ist mein unbemerktes Leben,
Dir nur geheiligt, dahingegangen!

Des besten Bruders Schwester! Nimm, Göttliche,
Den Abschiedssegen, welchen dein Freund dir giebt;
Gelebt hat keiner, der dich also
Segnete, keiner wird so dich segnen.

Womit der lohnet, welcher die Unschuld kennt,
Von aller hohen himmlischen Seligkeit,
Von jener Ruh der frommen Tugend,
Fließe dein göttliches Herz dir über!

Du müssest weinen Thränen der Menschlichkeit,
Viel theure Thränen, wenn du die Dulder siehst,
Die vor dir leiden, durch dich müsse
Deinen Gespielinnen sichtbar werden,

Die heil'ge Tugend, Gottes erhabenste,
Hier nicht erkannte Schöpfung, und selige,
Von ihrem Jubel volle Freuden
Müssen dein jugendlich Haupt umschweben,

Dir schon bereitet, da du aus Gottes Hand
Mit deinem Lächeln heiter gebildet kamst;
Schon da gab dir, den du nicht kanntest,
Heitere Freuden, mir aber Thränen!

O schöne Seele, die ich mit diesem Ernst
So innig liebte! Aber in Thränen auch
Verehr' ich ihn, das schönste Wesen,
Schöner als Engel in denken können.

Wenn hingeworfen vor den Unendlichen
Und tief anbetend ich an den Thrones Fuß
Die Arme weit ausbreite, für dich
Hier unempfundene Gebete stammle:

Dann müss' ein Schauer von dem Unendlichen,
Ein sanftes Beben derer, die Gott nun sehn,
Ein süßer Schauer jenes Lebens
Ueber dich kommen und dir die Seele

Ganz überströmen. Ueber dich müssest du
Erstaunend stehn, und lächelnd gen Himmel schaun!
Ach, dann komm bald im weißen Kleide,
Wallend im lieblichen Strahl der Heitre!

Ich sprach's; und sah noch einmal ihr Bildniß an,
Und starb. Er sah das Auge des Sterbenden,

Der Herold klang! Sie flohen mit Ablereil.
Die weite Laufbahn stäubte, wie Wolken, auf.
Ich sah: vorbei der Eiche wehte
Dunkler der Staub, und mein Blick verlor sie.

Ihr Schlummer.

Sie schläft. O gieß ihr, Schlummer, geflügeltes
Balsamisch Leben über ihr sanftes Herz!
Aus Edens ungetrübter Quelle
Schöpfe den lichten, krystallnen Tropfen!

Und laß ihn, wo der Wange die Röth' entfloh.
Dort duftig hinthaun! Und du, o bessere,
Der Tugend und der Liebe Ruhe,
Grazie deines Olymps, bedecke

Mit deinem Fittig Cidli. Wie schlummert sie,
Wie stille! Schweig', o leisere Saite selbst:
Es welket dir dein Lorbeersprößling,
Wenn aus dem Schlummer du Cidli lispelst!

Der Rheinwein.

O du, der Traube Sohn, der im Golde blinkt,
Den Freund, sonst Niemand, lad' in die Kühlung ein.
Wir drei sind unser werth, und jener
Deutscheren Zeit: da du, edler Alter,

Noch ungekeltert, aber schon feuriger
Dem Rheine zuhingst, der dich mit auferzog,
Und deiner heißen Berge Füße
Sorgsam mit gränlicher Wolke kühlte.

Jetzt, da dein Rücken bald ein Jahrhundert trägt,
Verdienst du es, daß man den hohen Geist
In dir verstehen lern', und Cato's
Ernstere Tugend von dir entglühe.

Der Schule Lehrer kennet des Thiers um ihn,
Kennt aller Pflanzen Seele. Der Dichter weiß
So viel nicht; aber seiner Rose
Weibliche Seele, des Weines stärkre,

Den jene kränzt, der flötenden Nachtigall
Erfindungsvolle Seele, die seinen Wein
Mit ihm besingt — die kennt er besser,
Als den Erweis, der von Folgen triefet.

Rheinwein, von ihnen hast du die edelste,
Und bist es würdig, daß du des Deutschen Geist
Nachahmst! bist glühend, nicht aufflammend,
Taumellos, stark, und von leichtem Schaum leer.

Du dufteſt Balsam, wie mit der Abendluft
Der Würze Blume von dem Gestade dampft;
Daß selbst der Krämer die Gerüche
Athmender trinkt, und nur gleitend fortschifft.

Freund, laß die Hall' uns schließen: der Lebensduft
Verströmet sonst, und etwa ein kluger Mann
Möcht' uns besuchen, breit sich setzen,
Und von der Weisheit wohl gar mit sprechen.

Nun sind wir sicher. Engere Wissenschaft,
Den hellen Einfall, lehr' uns des Alten Geist!
Die Sorgen soll er nicht vertreiben!
Hast du geweinte, geliebte Sorgen.

Laß mich mit dir sie sorgen. Ich weine mit,
Wenn dir ein Freund starb. Nenn' ihn; so starb er mir!
Das sprach er noch! nun kam das letzte,
Letzte Verstummen! nun lag er todt da!

Von allem Kummer, welcher des Sterblichen
Kurzsichtig Leben nervenlos niederwirft,
Wärst du, des Freundes Tod! der trübste:
Wär' sie nicht auch, die Geliebte, sterblich!

Doch wenn dich, Jüngling, andere Sorg' entflammt,
Und dir's zu heiß wird, daß du der Barden Gang
Im Haine noch nicht gingst, dein Name
Noch unerhöht mit der großen Fluth fleußt:

So red'! In Weisheit wandelt sich Ehrbegier,
Wählt jene. Thorheit ist es, ein kleines Ziel
Des würdigen, zum Ziel zu machen,
Nach der unsterblichen Seele laufen!

Noch viel Verdienst ist übrig. Auf! hab' es nur;
Die Welt wird's kennen. Aber das edelste
Ist Tugend! Meisterwerke werden
Sicher unsterblich; die Tugend selten!

Allein sie soll auch Lohn der Unsterblichkeit
Entbehren können. Athme nun auf, und trink.
Wir reden viel noch, eh des Aufgangs
Kühlungen wehen, von großen Männern.

Die Genesung.

Genesung, Tochter der Schöpfung auch,
Aber auch du der Unsterblichkeit nicht geboren,
Dich hat mir der Herr des Lebens und des Todes
Von dem Himmel gesandt!

Hätt' ich deinen sanften Gang nicht vernommen,
Nicht deiner Lispel Stimme gehört:
So hätt' auf des Liegenden kalter Stirn
Gestanden mit dem eisernen Fuße der Tod!

Zwar wär' ich auch dahin gewallet,
Wo Erden wandeln um Sonnen,
Hätte die Bahn betreten, auf der der beschweifte Komet
Sich selbst dem doppelten Auge verliert!

Hätt mit dem ersten entzückenden Gruße
Die Bewohner gegrüßt der Erden und der Sonnen,
Gegrüßt des hohen Kometen
Zahllose Bevölkerung;

Kühne Jünglingsfragen gefragt,
Antworten volles Maßes bekommen,
Mehr in Stunden gelernt, als der Jahrhunderte
Lange Reihen hier enträthseln.

Aber ich hätt' auch hier das nicht vollendet,
Was schon in den Blüthenjahren des Lebens
Mit lauter süßer Stimme
Mein Beruf zu beginnen mir rief.

Genesung, Tochter der Schöpfung auch,
Aber auch du der Unsterblichkeit nicht geboren,
Dich hat mir der Herr des Lebens und des Todes
Von dem Himmel gesandt!

Dem Allgegenwärtigen.

Da du mit dem Tode gerungen, mit dem Tode
Heftiger du gebetet hatteſt,
Da dein Schweiß und dein Blut
Auf die Erde geronnen war.

In dieser ernsten Stunde
Thateſt du jene große Wahrheit kund,
Die Wahrheit sein wird
So lang' die Hülle der ewigen Seele Staub ist.

Du standeſt und sprachſt
Zu den Schlafenden:
Willig ist eure Seele,
Aber das Fleisch ist schwach!

Dieser Endlichkeit Loos, die Schwere der Erde
Fühlet auch meine Seele,
Wenn sie zu Gott, zu dem Unendlichen
Sich erheben will.

Anbetend, Vater, sink' ich in den Staub, und sieh' —
Vernimm mein Flehn, die Stimme des Endlichen:
Gieb meiner Seel' ihr wahres Leben,
Daß sie zu dir sich, zu dir erhebe!

Allgegenwärtig, Vater,
Schließest du mich ein!
Steh' hier, Betrachtung, still, und forsche
Diesem Gedanken der Wonne nach.

Was wird das Anschaun sein, wenn der Gedank' an dich,
Allgegenwärtiger, schon Kräfte jener Welt hat!
Was wird es sein dein Anschaun,
Unendlicher, o du Unendlicher!

Das sah kein Auge, das hörte kein Ohr,
Das kam in Keines Herz, wie sehr es auch rang,
Wie es auch nach Gott, nach Gott,
Nach dem Unendlichen dürstete.

Kam es doch in keines Menschen Herz —
Nicht in das Herz des, welcher Sünder
Und Erd', und bald ein Todter ist:
Was denen Gott, die ihn lieben, bereitet hat.

Wenige nur, ach wenige sind,
Deren Aug' in der Schöpfung
Den Schöpfer sieht!. wenige, deren Ohr
Ihn in dem mächtigen Rauschen des Sturmwinds hört,

Im Donner, der rollt, oder im lispelnden Bache,
Unerschaffner, dich vernimmt;
Weniger Herzen erfüllt, mit Ehrfurcht und Schauer,
Gottes Allgegenwart!

Laß mich im Heiligthume
Dich, Allgegenwärtiger,
Stets suchen, und finden! und ist
Er mir entflohn, dieser Gedanke der Ewigkeit:

Laß mich ihn tiefanbetend
Von den Chören der Seraphim,
Ihn mit lauten Thränen der Freude
Herunter rufen!

Damit ich, dich zu schaun,
Mich bereite, mich weihe,
Dich zu schaun
In dem Allerheiligsten.

Ich hebe mein Aug' auf, und seh;
Und siehe, der Herr ist überall!
Erd', aus deren Staube
Der erste der Menschen geschaffen ward.

Auf der ich mein erstes Leben lebe,
In der ich verwesen werde,
Und Auferstehen aus der!
Gott würdigt auch dich, dir gegenwärtig zu sein.

Mit heiligem Schauer,
Brech' ich die Blum' ab;
Gott machte sie,
Gott ist, wo die Blum' ist.

Mit heiligem Schauer, fühl' ich der Lüfte Wehn,
Hör' ich ihr Rauschen! es hieß sie wehn und rauschen
Der Ewige! Der Ewige
Ist, wo sie säuseln, und wo der Donnersturm die Ceder stürzt.

Freue dich deines Todes, o Leib!
Wo du verwesen wirst,
Wird Er sein,
Der Ewige!

Freue dich deines Todes, o Leib! in den Tiefen der Schöpfung,
In den Höhn der Schöpfung, wird deine Trümmer verwehn!
Auch dort, verwester, verstäubter, wird Er sein,
Der Ewige!

Die Höhen werden sich bücken,
Die Tiefen sich bücken,
Wenn der Allgegenwärtige nun
Wieder aus Staub' Unsterbliche schafft.

Werfet die Palmen, Vollendete! nieder, und die Kronen!
Halleluja dem Schaffenden,
Dem Tödtenden Halleluja!
Halleluja dem Schaffenden!

Ich hebe mein Aug' auf, und seh,
Und siehe der Herr ist überall!

Sonnen, euch, und o Erden, euch Monden der Erden,
Erfüllet, rings um mich, des Unendlichen Gegenwart!

Nacht der Welten, wie wir in dem dunkeln Worte schaun
Den, der ewig ist!
So schaun wir in dir, geheimnißvolle Nacht,
Den, der ewig ist!

Hier steh' ich Erde! was ist mein Leib
Gegen diese selbst den Engeln unzählbare Welten,
Was sind diese selbst den Engeln unzählbare Welten
Gegen meine Seele!

Ihr, der unsterblichen, ihr, der erlösten
Bist du näher, als den Welten!
Denn sie denken, sie fühlen
Deine Gegenwart nicht.

Mit stillem Ernste dank' ich dir,
Wenn ich sie denke!
Mit Freudenthränen, mit namloser Wonne,
Dank' ich, o Vater! dir, wenn ich sie fühle!

Augenblicke deiner Erbarmungen,
O Vater, sind's, wenn du das himmelvolle Gefühl
Deiner Allgegenwart
Mir in die Seele strömst.

Ein solcher Anblick
Allgegenwärtiger,
Ist ein Jahrhundert
Voll Seligkeit!

Meine Seele dürstet!
Wie nach der Auferstehung verdorrtes Gebein,
So dürstet meine Seele
Nach diesen Augenblicken deiner Erbarmungen!

Ich liege vor dir auf meinem Angesichte;
O läg' ich, Vater, noch tiefer vor dir,
Gebückt in dem Staube
Der untersten der Welten.

Du denkst, du empfindest —
O du, die sein wird,
Die höher denken,
Die seliger wird empfinden!

O die du anschaun wirst!
Durch wen, o meine Seele?
Durch den, Unsterbliche,
Der war! und der ist! und der sein wird!

Du, den Worte nicht nennen —
Deine noch ungeschaute Gegenwart
Erleucht', und erhebe jeden meiner Gedanken!
Leit' ihn, Unerschaffner, zu dir!

Deiner Gottheit Gegenwart
Entflamm' und beflügle
Jede meiner Empfindungen!
Leite sie, Unerschaffner, zu dir!

Wer bin ich, o Erster!
Und wer bist du!
Stärke, kräftige, gründe mich,
Daß ich auf ewig dein sei!

Ohn' ihn, der mich gelehrt, sich geopfert hat
Für mich, könnt' ich nicht dein sein!
Ohn' ihn wär' der Gedanke deiner Gegenwart
Grauen mir vor dem allmächtigen Unbekannten!

Erd' und Himmel vergehn;
Deine Verheißungen, Göttlicher, nicht!
Von dem ersten Gefallenen an
Bis zu dem letzten Erlösten.

Den die Posaune der Auferstehung
Wandeln wird,
Bist bei den Deinen du gewesen!
Wirst du bei den Deinen sein!

In die Wunden deiner Hände legt' ich meine Finger nicht;
In die Wunde deiner Seite
Legt' ich meine Hand nicht:
Aber du bist mein Herr und mein Gott!

Die Frühlingsfeier.

Nicht in den Ocean der Welten alle
Will ich mich stürzen! schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffnen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts,
Anbeten, tief anbeten, und in Entzückung vergehn!

Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur, will ich schweben, und anbeten!
Halleluja! Halleluja! Der Tropfen am Eimer
Kann aus der Hand des Allmächtigen auch!

Da an der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen!
Die Ströme des Lichts rauschten, und Siebengestirne wurden:
Da entranntest du, Tropfen der Hand des Allmächtigen!

Da ein Strom des Lichts rauscht', und unsre Sonne wurde;
Ein Wogensturz sich stürzte wie vom Felsen
Der Wolk' herab, und den Orion gürtete:
Da entranntest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Wer sind die tausendmal Tausend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen, und bewohnten? und wer bin ich?
Halleluja dem Schaffenden! mehr wie die Erden, die quollen!
Mehr, wie Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten!

Aber du Frühlingswürmchen,
Das grünlichgolden neben mir spielt,
Du lebst, und bist vielleicht
Ach nicht unsterblich!

Ich bin herausgegangen anzubeten,
Und ich weine? Vergib, vergib
Auch diese Thräne dem Endlichen,
O du, der sein wird!

Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen,
O du, der mich durch das dunkle Thal
Des Todes führen wird! Ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldene Würmchen hatte.

Bist du nur gebildeter Staub,
Sohn des Mai's: so werde denn
Wieder verfliegender Staub,
Oder was sonst der Ewige will!

Ergeuß von neuem du, mein Auge,
Freudenthränen!
Du, meine Harfe,
Preise den Herrn!

Umwunden wieder, mit Palmen
Ist meine Harf' umwunden! ich singe dem Herrn!
Hier steh' ich. Rund um mich
Ist Alles Allmacht! und Wunder Alles!

Mit tiefer Ehrfurcht schau ich die Schöpfung an,
Denn du,
Namenloser, du!
Schufest sie.

Lüfte, die um mich wehn, und sanfte Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht hauchen —
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr, der Unendliche!

Aber jetzt werden sie still, kaum athmen sie.
Die Morgensonne wird schwül!
Wolken strömen herauf!
Sichtbar ist, der kommt, der Ewige!

Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln die Winde!
Wie beugt sich der Wald! wie hebt sich der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen sein kannst,
Ja, das bist du, sichtbar, Unendlicher!

Der Wald neigt sich, der Strom fliehet, und ich
Falle nicht auf mein Angesicht?
Herr! Herr! Gott! barmherzig und gnädig!
Du Naher! erbarme dich meiner!

Zürnest du, Herr,
Weil Nacht dein Gewand ist?
Diese Nacht ist Segen der Erde;
Vater, du zürnest nicht!

Sie kommt, Erfrischung auszuschütten,
Ueber den stärkenden Halm,
Ueber die herzerfreuende Traube;
Vater, du zürnest nicht!

Alles ist still vor dir, du Naher!
Rings umher ist Alles still!
Auch das Würmchen mit Golde bedeckt, merkt auf!
Ist es vielleicht seelenlos? ist es unsterblich?

Ach, vermöcht' ich dich, Herr, wie ich dürfte, zu prüfen!
Immer herrlicher offenbarest du dich!
Immer dunkler wird die Nacht um dich,
Und voller von Segen!

Seht ihr den Zeugen des Nahen, den zuckenden Strahl!
Hört ihr Jehova's Donner?
Hört ihr ihn? hört ihr ihn,
Den erschütternden Donner des Herrn?

Herr! Herr! Gott!
Barmherzig und gnädig!
Angebetet, gepriesen
Sei dein herrlicher Name!

Und die Gewitterwinde? Sie tragen den Donner!
Wie sie rauschen! wie sie mit lauter Woge den Wald durchströmen!
Und nun schweigen sie. Langsam wandelt
Die schwarze Wolke.

Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen, den fliegenden Strahl!
Höret ihr hoch in der Wolke den Donner des Herrn?
Er ruft: Jehova! Jehova!
Und der geschmetterte Wald dampft!

Aber nicht unsre Hütte!
Unser Vater gebot
Seinem Verderber,
Vor unsrer Hütte vorüberzugehn!

Ach, schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen!
Nun ist, wie dürstet sie! die Erd' erquickt,
Und der Himmel der Segensfüll' entlastet!

Siehe, nun kommt Jehova nicht mehr im Wetter,
In stillem, sanftem Säuseln
Kommt Jehova,
Und unter ihm neigt sich der Bogen der Friedens!

Die Welten.

Groß ist der Herr und jede seiner Thaten,
Die wir kennen, ist groß!
Ocean der Welten, Sterne sind Tropfen des Oceans!
Wir kennen dich nicht!

Wo beginn ich, und ach! wo end' ich
Des Ewigen Preis?
Welcher Donner gibt mir Stimme?
Gedanken welcher Engel?

Wer leitet hinauf
Zu den ewigen Hügeln?
Ich versink', ich versinke, geh unter
In deiner Welten Ocean!

Wie schön, und wie hehr war diese Sternennacht,
Eh ich des großen Gedankens Flug,
Eh ich es wagte, mich zu fragen:
Welche Thaten thäte dort oben der Herrliche?

Mich, den Thoren! den Staub!
Ich fürchtet', als ich zu fragen begann,
Daß kommen würde, was gekommen ist.
Ich unterliege dem großen Gedanken!

Weniger kühn, hast, o Pilot,
Du gleiches Schicksal.

Trüb' an dem fernen Olymp
Sammeln sich Sturmwolken.

Jetzo ruht noch das Meer fürchterlich still.
Doch der Pilot weiß,
Welcher Sturm dort herdroht!
Und die eherne Brust bebt ihm.

Er stürzt an dem Maste
Bleich die Segel herab,
Ach! nun kräuselt sich
Das Meer, und der Sturm ist da!

Donnernder rauscht der Ocean als du, schwarzer Olymp!
Krachend stürzet der Mast!
Lautheulend zuckt der Sturm!
Singt Todtengesang!

Der Pilot kennet ihn. Immer steigender hebst, Woge, du dich!
Ach die letzte, letzte bist du! Das Schiff geht unter!
Und der Todtengesang heult dumpf fort,
Auf dem großen, immer offenen Grabe der Sturm!

Dem Unendlichen.

Wie erhebt sich das Herz, wenn es dich,
Unendlicher, denkt, wie sinkt es,
Wenn's auf sich herunterschaut!
Elend schaut's wehklagend dann, und Nacht und Tod!

Allein du rufst mich aus meiner Nacht, der im Elend, der im Tod hilft!
Dann denk' ich es ganz, daß du ewig mich schufst,
Herrlicher! den kein Preis, unten am Grab', oben am Thron,
Herr, Herr Gott! den, dankend entflammt, kein Jubel genug besingt.

Weht, Bäume des Lebens, ins Harfengetön!
Rausche mit ihnen ins Harfengetön, krystallner Strom!
Ihr lispelt, und rauscht, und, Harfen, ihr tönt
Nie es ganz! Gott ist es, den ihr preist!

Donnert, Welten, in feierlichem Gang, in der Posaunen Chor!
Du Orion, Wage, du auch!
Tönt all' ihr Sonnen auf der Straße voll Glanz,
In der Posaunen Chor!

Ihr Welten, donnert,
Und du, der Posaunen Chor, hallest
Nie es ganz, Gott; nie es ganz, Gott,
Gott, Gott ist es, den ihr preist!

Kaiser Heinrich.

Laß unsre Fürsten schlummern in weichem Stuhl,
Vom Höfling rings umräuchert, und unberühmt,
So jetzo und im Marmorsarge
Einst noch vergeßner, und unberühmter!

Frag' nicht des Tempels Halle! sie nennte dir
Mit goldnem Munde Namen, die keiner kennt:
Bei diesen unbekränzten Gräbern
Mag der Herolde, sich wundernd, weilen!

Laß dann, und jetzt sie schlummern! Es schlummert ja
Mit ihnen der selbst, welcher die blutigen
Siegswerthen Schlachten schlug, zufrieden,
Daß er um Galliens Pindus irrte.

Zur Wolke steigen, rauschen, ihm ungehört,
Der deutschen Dichter Haine, Begeisterer,
Wehn nah am Himmel sie. Doch ihr auch
Fremdling, erstieg er des Pindus Höh' nicht.

Schnell Fluß, und Strom schnell, stürzen am Eichenstamm,
In deinem Schatten, Palme, zwo Quellen fort.
Ihr seht die reinen, tiefen Quellen,
Seht der Dichtenden Grundanlagen.

Weich, Ungeweihter! deinem zu trüben Blick
Ist überschleiert Schönheit im Anbeginn;
Bald rieselt sie nicht mehr als Quelle,
Gießt in Gefilde sich, reißt das Herz fort;

Wer sind die Seelen, die in der Haine Nacht
Herschweben? Ließt ihr, Helden, der Todten Thal?
Und kamt ihr, eurer späten Enkel
Rachegesang an uns selbst zu hören?

Denn ach wir säumten! Jetzo erschreckt uns
Der Adler keiner über der Wolkenbahn.
Des Griechen Flug nur ist uns furchtbar,
Aber die Religion erhöhet

Uns über Hämus, über des Hufes Quell!
Posaun' und Harfe tönen, wenn sie beseelt;
Und tragischer, wenn sie ihn leitet,
Hebet, o Sophokles, dein Kothurn sich.

Und wer ist Pindar gegen dich, Bethlems Sohn,
Des Dagoniten Sieger, und Hirtenknab',
O Isaide, Sänger Gottes,
Der den Unendlichen singen konnte!

Hört uns, o Schatten! Himmelan steigen wir
Mit Kühnheit. Urtheil blickte sie und kennt den Flug.
Das Maß in sichrer Hand, bestimmen
Wir den Gedanken, und seine Bilder.

Bist du, der Erste, nicht der Eroberer
Am leichenvollen Strom? und der Dichter Freund?
Ja, du bist Karl! Verschwind', o Schatten,
Welcher uns mordend zu Christen machte!

Tritt, Barbarossa, höher als er empor;
Dein ist der Vorzeit edler Gesang! Denn Karl
Ließ, ach umsonst, der Barden Kriegshorn
Tönen dem Auge. Sie liegt verkennet

In Nachtgewölben unter der Erde, wo
Der Klosteröden, klaget nach uns herauf
Die farbenhelle Schrift, geschrieben,
Wie es erfand, der zuerst dem Schall gab

In Herrmanns Vaterlande Gestalt, und gab
Altdeutschen Thaten Rettung vom Untergang!
Bei Trümmern liegt die Schrift, des stolzen
Franken Erfindung, und bald in Trümmern.

Und ruft, und schüttelt (hörst du es Cellner, nicht?)
Die goldnen Buckeln, schlägt an des Bandes Schild
Mit Zorn! Den, der sie höret, nenn' ich
Dankend dem froheren Wiederhalle!

Du sangest selbst, o Heinrich! Mir sind das Reich
Und unterthan die Lande; doch mißt' ich eh'
Die Kron', als Sie! erwählte beides
Acht mir und Bann, eh' ich Sie verlöre!

Wenn jetzt du lebtest, Edelster deines Volks,
Und Kaiser! würdest du, bei der Deutschen Streit
Mit Hämus Dichtern, und mit jenen
Am Kapitol, unerwecklich schlummern?

Du fängest selber, Heinrich: Mir dient, wer blinkt
Mit Flugschaar, oder Lanze; doch mißt' ich eh'
Die Kron', als Muse, dich! und euch ihr
Ehren, die länger als Kronen schmücken!

Der Jüngling.

Schweigend sah der Mai die bekränzte
Leichtwehende Lock' im Silberbach;
Röthlich war sein Kranz, wie des Aufgangs,
Er sah sich und lächelte sanft.

Wüthend kam ein Orkan am Gebirg' her!
Die Esche, die Tann' und Eiche brach,
Und mit Felsen stürzte der Ahorn
Vom bebenden Haupt des Gebirgs.

Ruhig schlummert am Bache der Mai ein,
Ließ rasen den lauten Donnersturm!

Lauscht', und schlief, beweht von der Blüthe,
Und wachte mit Hesperus auf.

Jetzo fühlst du noch nichts von dem Elend,
Wie Grazien lacht das Leben dir.
Auf, und waffne dich mit der Weisheit!
Denn Jüngling, die Blume verblüht!

Das große Halleluja.

Ehre sei dem Hocherhabnen, dem Ersten, dem Vater der Schöpfung!
Dem unsre Psalme stammeln,
Obgleich der wunderbare Er
Unaussprechlich, und undenkbar ist.

Eine Flamme von dem Altar an dem Thron
Ist in unsere Seele geströmt!
Wir freuen uns Himmelsfreuden,
Daß wir sind, und über Ihn erstaunen können.

Ehre sei ihm auch von uns an den Gräbern hier,
Obwohl an seines Thrones letzten Stufen
Des Erzengels niedergeworfne Krone
Und seines Preisgesangs Wonne tönt.

Ehre sei, und Dank, und Preis dem Hocherhabnen, dem Ersten,
Der nicht begann', und nicht aufhören wird!
Der sogar des Staubes Bewohnern gab,
Nicht aufzuhören.

Ehre dem Wunderbaren,
Der unzählbare Welten in den Ocean der Unendlichkeit ausstäte!
Und sie füllte mit Heerschaaren Unsterblicher,
Daß Ihn sie liebten, und selig wären durch Ihn!

Ehre dir! Ehre dir! Ehre dir!
Hocherhabner! Erster!
Vater der Schöpfung!
Unaussprechlicher! Undenkbarer!

Unsre Sprache.

An der Höhe, wo der Quell der Barden in das Thal
Sein fliegendes Getöne, mit Silber bewölkt,
Stürzet, da erblickt' ich, zeug' es, Hain!
Die Göttin! sie kam zu dem Sterblichen herab!

Und mit Hoheit in der Miene stand sie! und ich sah
Die Geister um sie her, die den Liedern entlockt
Täuschen, ihr Gebild. Die Wurdi's Dolch
Unschuldige traf, die begleiteten sie fern.

Wie in Dämmrung; und die Skulda's mächtigerer Stab
Errettete, die schwebten umher im Triumph,
Schimmernd, um die Göttin, hatten stolz
Mit Laube der Eiche die Schläfe sich bekränzt!

Den Gedanken, die Empfindung, treffend, und mit Kraft,
Mit Wendungen der Kühnheit, zu sagen! das ist,
Sprache des Thuiskon, Göttin, dir,
Wie unseren Helden Eroberung, ein Spiel!

O Begeisterung! Sie erhebt sich! Feurigeres Blicks
Ergießet sich ihr Auge, die Seel' in der Glut!
Ströme! denn du schonest deß umsonst,
Der, leer des Gefühls, den Gedanken nicht erreicht!

Wie sie herschwebet an des Quells Fall! Mächtiges Getön,
Wie Rauschen im Beginne des Walds ist ihr Schwung!
Draußen um die Felsen braust der Sturm!
Gern höret der Wandrer das Rauschen in dem Wald!

Wie sie schwebt an der Quelle! Sanfteres Getön,
Wie Wehen in dem tieferen Wald' ist ihr Schwung,
Draußen um die Felsen braust der Sturm!
Gern höret im Walde der Wanderer das Wehn.

Die der Fremdling nicht entweiht (Teutonien erlag
Nur Siegen, unerobert), o Freiere, dich
Wagte der geschreckten Fessel nicht
Zu fesseln! Die Adler entflogen, und du bliebst,

Die du warest! An dem Rhodan klirret sie noch laut
Die Kette des Eroberers! laut am Iber!
Also, o Britanne, schallt dir noch
Der Angel und Sachse mit herrschendem Geklirr!

So bezwang nicht an des Rheins Strom Romulus Geschlecht!
Entscheidungen, Vergeltungen sprachen wir aus,
Rache, mit des Deutschen Schwert und Wort!
Die Kette verstummte mit Varus in dem Blut!

Die dich damals mit erhielten, Sprache, da im Forst
Der Weser die Erobererkette versank,
Schweigend in der Legionen Blut
Versank, sie umhüllt die Vergessenheit mit Nacht!

Ah, die Geister der Barditе, welche sie zur Schlacht
Ertöneten dem zürnenden Vaterlandsheer,
Folgen mit der Todeswunde dir!
Ha Norne, dein Dolch! Wirst auch diesen, so sie klagt,

Die vertilgen, du vertilgen? Bilder des Gesangs
Ihr Geister! ich beschwör' euch, ihr Genien! lehrt,
Führt mich den steilen kühnen Gang
Des Haines, die Bahn der Unsterblichkeit hinauf!

Die Vergessenheit umhüllt', o Ossian, auch dich?
Dich huben sie hervor, und du stehest nun da!
Gleichest dich dem Griechen! trotzest ihm?
Und fragst, ob wie du er entflamme den Gesang?

Voll Gedanken auf der Stirne höret, ihn Apoll,
Und sprach nicht! und gelehnt auf die Harfe Walhalls
Stellt sich vor Apollo Pragor hin,
Und lächelt, und schweiget, und zürnet nicht auf ihn!

Mein Vaterland.

So schweigt der Jüngling lang,
Dem wenige Lenze verwelkten,
Und der am silberhaarig thatenumgebenen Greise,
Wie sehr er ihn liebe! das Flammenwort hinströmen will.

Ungestüm fährt er auf um Mitternacht,
Glühend ist seine Seele!
Die Flügel der Morgenröthe wehen, er eilt
Zu dem Greis', und saget es nicht.

So schwieg auch ich. Mit ihrem eisernen Arm
Winkte mir stets die treue Bescheidenheit!
Die Flügel wehten, die Laute schimmerte,
Und begann von selber zu tönen, allein mir bebte die Hand.

Ich halt' es länger nicht aus! Ich muß die Laute nehmen.
Fliegen den kühnen Flug!
Reden, kann es nicht mehr verschweigen,
Was in der Seele mir glüht.

O schone mein! dir ist dein Haupt umkränzt
Mit tausendjährigem Ruhm! du hebst den Tritt der Unsterblichen.
Und gehest hoch vor vielen Landen her;
O schone mein! Ich liebe dich, mein Vaterland!

Ach, sie sinkt mir, ich hab' es gewagt!
Es bebt mir die Hand die Saiten herunter;
Schone, schone! Wie weht dein heiliger Kranz,
Wie gehst du den Gang der Unsterblichen daher.

Ich seh ein sanftes Lächeln,
Das schnell das Herz mir entlastet;
Ich sing' es mit dankendem Freuderuf dem Wiederhall
Das dieses Lächeln mir ward!

Früh hab' ich dir mich geweiht! Schon da mein Herz
Den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug,
Erkor ich, unter den Lanzen und Harnischen
Heinrich, deinen Befreier, zu singen.

Allein ich sah die höhere Bahn,
Und, entflammt von mehr, denn nur Ehrbegier,

Zog ich weit sie vor. Sie führet hinauf
Zu dem Vaterlande des Menschengeschlechts!

Noch geh ich sie, und wenn ich auf ihr
Des Sterblichen Bürden erliege;
So wend' ich mich seitwärts, und nehme des Barden Teyn,
Und sing', o Vaterland, ich dir!

Du pflanzetest den, der denket, und ihn, der handelt!
Weit schattet, und kühlt dein Hain,
Steht und spottet des Sturmes der Zeit,
Spottet der Büsch' um sich her!

Wen scharfer Blick, und die tanzende glückliche Stunde führt,
Der bricht in deinem Schatten, kein Mährchen sie,
Die Zauberruthe, die, nach dem helleren Golde,
Dem neuen Gedanken, zuckt.

Oft nahm deiner jungen Bäume das Reich an der Rhone,
Oft das Land an der Themf' in die dünneren Wälder.
Warum sollten sie nicht? Es schießen ja bald
Andere Stämme dir auf!

Und dann so gehörten sie ja dir an. Du sandtest
Deiner Krieger hin. Da klangen die Waffen! Da ertönte
Schnell ihr Ausspruch: Die Gallier heißen Franken!
Engelländer die Britten!

Lauter noch ließest du die Waffen klingen. Die hohe Rom
Ward zum kriegerischen Stolz schon von der Wölfin gesäugt;
Lange war sie Welttyrannin! Du stürztetest,
Mein Vaterland, die hohe Rom in ihr Blut!

Nie war, gegen das Ausland,
Ein anderes Land gerecht, wie du!
Sei nicht allzu gerecht. Sie denken nicht edel genug,
Zu sehen, wie schön dein Fehler ist!

Einfältiger Sitte bist du, und weise.
Bist ernstes und tieferes Geistes. Kraft ist dein Wort,
Entscheidung dein Schwert. Doch wandelst du gern es in die Sichel, und triefst,
Wohl dir! von dem Blute nicht der andern Welten!

Mir winket ihr eiserner Arm! Ich schweige,
Bis etwa sie wieder schlummert;
Und sinn' dem edlen schreckenden Gedanken nach
Deiner werth zu sein, mein Vaterland.

Beruhigung.

Laut erscholl's seit grauer Zeit gebot Folgerung,
In den Klüften allen, und allen den Labyrinthen
Der Weisheit, die Urzustand grübelt:
Nichts ist ohne Ursach.

Nichts? Ist es denn nicht Gott?
Da schreien sie, ungeführt von dem Faden
Des Labyrinths! Gott hat seine Ursach in selbst!
Mir widert zu nennen, was sie schrein.

Er (wie stammeln wir Ihn), der Unaussprechliche,
Er, das Wesen der Wesen, ist ohn' Ursach,
Aber schau auf, schau nieder, umher: da halten, durch Ihn,
Ursachen, Wirkungen unabsehlichen Reihntanz.

Der Geschaffnen, denen Seele ward,
Verborgenste Kraft, des Willens Freiheit
Ist das Höchste von allem, was Gott schuf,
Ist es, die unschuldig vor Ihm, oder schuldig macht:

Vor Ihm!
Wir endlichen Geister
Halten über uns selbst
Blindes Gericht.

Verschieden ist die Denkungskraft der Unsterblichen!
Auf Stufen stehen sie, höheren, tieferen:
So der Unsterblichen Freiheitskraft; sie haben auch hier Genie,
Oder sie stehen auf dieser Stufe nicht.

Ursach wird die Freiheit von Handlungen,
Die der Allwissende selbst nicht vorher mit Gewißheit sieht:
Aber Du, der Immerwirkende, leitet sie
Zu der Schöpfung letzten Zweck, der Seligkeit Aller!

Anbetung Ihm, der nicht ruhend anschaut,
Der, auch durch ewiges Wirken, selig ist!
Anbetung, daß aus dem tiefen Urquell, wie er es leitet,
Der sittlichen Handlungen Ocean herüberströmt.

Grenzloser Ocean, wie brauset,
Donnerst du in allen Welten! Wie wandelt auf dir,
Der die himmelsteigende Augen gebeut
Und ebne Stille.

Anbetung dem Vater der Unsterblichen,
Auch für meine Freiheit
Aber selber sie, was wäre sie mir!
Könnt' ich nicht auch Gott denken, so gar Gott lieben?

Die Ankläger.

Ueber alles Zornentflammende raget es hoch empor,
Welches ich sah, und nach deß Anblick
Ich kaum entronnen bin,
Zu werden ein Menschenfeind.

Verderber ist er, der Menschenhaß
Dem, welcher durch ihn vergramt,
Und dem, den er trifft,
Fürchterlich, fürchterlich!

Er ist es, der immer Gräuel
Meiner ganzen Seele war;
Und dennoch bin ich kaum
Dem Ungeheuer entflohn.

Denn ihr wüthet einher, klaget an,
Vor euch selbst, Deß Vorsehung,
Fällt Endurtheile über Den,
Welcher die Oriane,

Des Leun Herz, die hohe Wagschaal',
Den Adler, die Urne, den Lichtaltar,
Die Ros' in dem Kranz', auch unsre Rose
Gemacht hat, bevölkert hat!

Denn ihr andern kriechet einher, vertheidiget,
Vor jenem Gericht, Deß Vorsehung,
Den, der gemacht hat
Die Sterne des leuchtenden Pfades, bevölkert hat!

Vertheidigt? ha, ihr entschuldigt!
Mit schwachen Gründen, oder mit thörichten,
Mit Dingen, die ihr in der Wirklichkeiten Reih'
Hineinlügt, entschuldigt ihr.

Auch vor Euch mag ich Seinen Namen nicht nennen!
Des tiefen Untersuchers Geist, der Ihn
Niemals anders, als mit feierlichem Ernst
In sich versenkt,

Als nach frommem Schweigen,
Als mit enthlößtem Haupt' aussprach,
Der große Todte möchte mir erscheinen,
Und der Nennung mich zeihn.

Einer Meinung glühendes Bild
Schwebt mir, (o wäre sie Wahn!) vor der Stim;
Und nur wenige Zweifel
Widersprechen ihr laut.

Sollten Seelen,
Die (wendet euch, hört mich nicht!) Gott
Anklagen, richten, entschuldigen,
Diese Seelen unsterblich sein?

Die Trennung.

Du wurdest ja so ernst, da sie die Leiche
Vorübertrugen;
Fürchtest du den Tod? „Ihn nicht!"
Was fürchtest du denn? „Das Sterben?"

Ich selbst dieses nicht. „Du fürchtest also nichts?"
Weh mir, ich fürcht', ich fürchte ... „Beim Himmel! was?"
Den Abschied von den Freunden!
Und meinen nicht nur, ihren Abschied auch!

Das war's, daß ich noch erster als du,
Und tiefer in der Seel' es wurde,
Da sie die Leiche
Vorübertrugen.

Der Grenzstein.

Wirke! Das ist das große Gesetz, in des Tempels
Tafeln gehaun, daß es kund sei, und von Golde
In den parischen Stein gesenket,
Wie auf die Lilie wallt

Goldener Staub. Noch fassest du nicht des Gesetzes
Ganzen Verstand. Denn es steht zwar in der Halle
Nicht geschrieben, allein es fordert's
Also der heilige Sinn,

Also durchdenk's arbeitend, durchdenk's, wenn du ausruhst:
Gut sei, und stark, und es daure, was du wirkest.
Daure?" Daure! da liegt's! weit wallst du,
Irre; verlierst du dich da,

Wende! Da schied's durch Grenze sich ab; und der Grenzstein
Hub sich empor in die Wolken, unersteiglich
Dem, der emsig allein für's Leben,
Heißen Geschäften sich weiht,

Einfluß der That, wenn jetzt sie geschieht! und nur wenig
Wirkung bleibt nach, nur ein Schatten, so verschwindet.
„Wenig!" zürnst du. So währt's was länger,
Bis sie gesunken verglimmt.

Die du bewogst, thun Eignes hinzu, und zuletzt wird
Dessen so viel, daß der Tropfen in dem Meere
Nun zerfließet, vergeht. „Verginge?"
In die Atome sich löst.

Nicht, daß dein Thun, verkenne mich nicht, mir nicht heilig
Wäre, vollführt's, weß auch Andre sich erfreuen:
Nicht verächtlich, wofern es dir nur
Frommet, verkenne mich nicht!

Könige sind weitwirkend, auch bleibt's, wie ein Abend-
Schatten; und doch muß auch dieser sich verlieren!
Ach die Handlung sinkt hin, und klimmt nicht
Ueber der Sonderung Stein.

Geist des Gesangs, was rufest du mir, und gebietest
Anderen Ton? O du kennest noch nicht ganz dich!
Bei Amphion! auch diese Saite
Stimmte der Grieche für's Herz.

Könige sind weitwirkend, auch bleibt's, wie ein Abend-
Schatten; und doch muß auch dieser sich verlieren!
Ach die Handlung sinkt hin, und klimmt nicht
Ueber der Sonderung Stein.

Aber wenn, wem die Sterblichkeit rüft, noch, was wirket,
Hinter sich läßt, noch ein Denken in des Geistes
Werken, welches von Kraft, von Gutem
Voll, wo es waltet, uns hält:

Jenseit ist das der Höhe, die grenzt. Was es wirkte,
Wirket es stets, wie im Anfang, so von neuem:
Jahre fliehn; und es strömt sein Einfluß,
Wie der Beginn sich ergoß.

Da ist das Werk! und tönet nicht bloß, wie vollbrachte
Handlungen, nach. Wenn von diesen bis zum fernsten
Hall sich jede verlor, zum letzten
Lispel sich; redet es laut!

Nutzet, doch nicht, wie einst das Geschäft, nur an Einer
Stätte, zugleich an so vielen, als getrennte
Sich's, nach Mühe, nach Lust, zu ihrer
Muse Gefährten ersehn.

Rührt es, und wird die Rührung zu That, so durchwallt die
Aehnlichen Pfad' mit der andern, die dem eignen
Quell entfloß. Und gelingt nicht diese
Rührung dem bleibenden oft?

Wirke! das ist das große Gesetz, in der Halle
Marmor gehaun, daß es kund sei; und die Dauer
Liest der Weisere mit, als stünd' es
Goldenes Gusses mir da.

Frei ist der Flug der Ode, sie kieset, wonach sie
Lüstet, und singt's. Was verbeut ihr, daß sie leise
Schwebe, wenn sie der Schwung, der hoch jetzt
Steiget, jetzt höher, nicht freut.

Morgengesang.

Am Schöpfungsfeste.

Zwei Stimmen.

Noch kommt sie nicht die Sonne, Gottes gesendete,
Noch weilt sie die Lebensgeberin:
Von Dufte schauert es ringsumher
Auf der wartenden Erde.

Heiliger! Hocherhabner! Erster!
Du hast auch unsern Sirius gemacht!
Wie wird er strahlen, wie strahlen
Der hellere Sirius der Erde!

Schon wehen sie, säuseln sie, kühlen
Die melodischen Lüfte der Frühe!
Schon wallt sie einher, die Morgenröthe, verkündiget
Die Auferstehung der todten Sonne.

Herr! Herr! Gott! barmherzig, und gnädig!
Wir, deine Kinder, wir mehr als Sonnen,
Müssen dereinst auch untergehen,
Und werden auch aufgehn!

Alle.

Herr! Herr! Gott! barmherzig und gnädig!
Wir deine Kinder, wir mehr als Sonnen,
Müssen dereinst auch untergehen,
Und werden auch aufgehn!

Zwei Stimmen.

Halleluja, seht ihr die strahlende, göttliche kommen?
Wie sie an dem Himmel emporsteigt!
Halleluja, wie sie da, auch ein Gotteskind,
Aufersteht!

O der Sonne Gottes! Und solche Sonnen,
Wie diese, die jetzo gegen uns strahlt,
Hieß er, gleich dem Schaum auf den Wogen, tausendmal tausend
Werden in der Welten Oceane.

Und du solltest nicht auferwecken? der auf dem ganzen
Schauplatz der unüberdenkbaren Schöpfung,
Immer, und alles wandelt,
Und herrlicher macht durch die Wandlung!

Alle.

Halleluja, seht ihr die strahlende, göttliche kommen?
Wie sie da an dem Himmel emporsteigt!
Halleluja, wie sie da, auch ein Gotteskind,
Aufersteht!

Psalm.

Um Erden wandeln Monde
Erden und Sonnen,
Aller Sonnen Heere wandeln
Um eine große Sonne:
„Vater unser der du bist im Himmel!"

Auf allen diesen Welten, leuchtenden, und erleuchteten,
Wohnen Geister an Kräften ungleich, und an Leibern;
Aber alle denken Gott, und freuen sich Gottes.
„Geheiliget werde dein Name."

Er, der Hocherhabene,
Der allein ganz sich denken,

Seiner ganz sich freuen kann,
Machte den tiefern Entwurf
Zur Seligkeit aller seiner Weltbewohner.
„Zu uns komme dein Reich."

Wohl ihnen, daß nicht sie, daß er
Ihr Jetziges, und ihr Zukünftiges ordnete.
Wohl ihnen, wohl!
Und wohl auch uns!
„Dein Wille geschehe,
Wie im Himmel, also auch auf Erden."

Er hebt mit dem Halme die Aehr' empor;
Reifet den goldnen Apfel, die Purpurtraube;
Weidet am Hügel das Lamm, das Reh im Walde;
Aber sein Donner rollet auch her,
Und die Schloße zerschmettert es
Am Halme, am Zweig', an dem Hügel, und im Walde!
„Unser tägliches Brod gieb uns heute."

Ob wohl hoch über des Donners Bahn
Sünder auch, und Sterbliche sind?
Dort auch der Freund zum Feinde wird?
Der Freund im Tode sich trennen muß?
„Vergieb uns unsere Schuld,
Wie wir vergeben unseren Schuldigern."

Gesonderte Pfade gehen zum hohen Ziel,
Zu der Glückseligkeit!
Einige krümmen sich durch Einöden,
Doch selbst an diesen sproßt es von Freuden auf,
Und labet den Durstenden.
„Führ' uns nicht in Versuchung,
Sondern erlös' uns vom Uebel."

Anbetung dir, der die große Sonne
Mit Sonnen, und Erden, und Monden umgab;
Der Geister erschuf;
Ihre Seligkeit ordnete;
Die Aehre hebt;
Der dem Tode ruft;
Zum Ziele durch Einöden führt, und den Wanderer labt,
Anbetung dir!
„Denn dein ist das Reich, und die Macht,
Und die Herrlichkeit. Amen.

Das Bündniß.

„Selmar, dein Wort: Du erscheinst, stirbst du vor mir,
Deiner Selma! O geuß den Balsam
In die Wunde der Verlaßnen,
Selmar, dein heiliges Wort!"

Selma, dein Wort: Du erscheinst, stirbst du vor mir,
Deinem Selmar! O geuß den Balsam
In die Wunde des Verlaßnen,
Selma, dein heiliges Wort!

Aber kann es, wer schied, kann er sein Bild
Schaffen dem wartenden Blick des Freundes,
Der verstummend ihm zurückblieb
An der trennenden Gruft?

Zeigen kann ich vielleicht, daß ich dir nah,
Daß ich dein Selmar noch bin! durch Zeichen,
Die gewiß dir, wie Erscheinung,
Und nicht schrecklich dir sind.

„Wenn einst, Selmar, im Lenz unter dem Baum
Junge Blüthe dich labt; dann gieß' ich,
Wie den Regen, der nicht träufelt,
Zeigend, auf dich sie herab."

Weilst du der Nachtigall einst, Selma, im Lenz;
Send' ich zu dir sie herab; sie fliegt dir
Auf die Schulter, und sie singt da
Neuer als jemals, und stirbt.

„Nein, nicht Zerstörung! Vom Baum lös' ich die Frucht
Mit der Blüthe nicht ab; den Liebling,
Der noch wach ist, mir zu flöten,
Selmar, den tödtest du nicht!

Wenn kaum rege das Laub, leise der Bach
Einst dir rauschen; du hörst dann lautre
Melodien, die du kennest,
Töne, wie Selma's Gesang.

Wenn nach Wettern mein Blick zu des Olymps
Hohem Bogen sich hebt: dann seh' ich,
An dem Rande des Gemäldes,
Flämmchen erwachen und wehn."

Selma, mein Wort: Du erblickst, sterb' ich vor dir,
Wehende Flämmchen! „Mein Wort: Du hörest,
Mit den Blättern und dem Bache,
Töne, wie Selma's Gesang!"

Margaretha Klopstock,

die Tochter des angesehnen Kaufmanns Moller zu Hamburg und unter dem Namen „Cidli" gefeierte Gattin des Vorigen, ward am 16. März 1728 daselbst geboren und von ihren Eltern vortrefflich erzogen. Auf ihrer ersten Reise nach Kopenhagen lernte sie den längst von ihr verehrten und allgemein gefeierten Dichter kennen und vermählte sich 1754 mit ihm, nachdem er dänischer Legationsrath geworden war. Sie starb aber schon an den Folgen der ersten Entbindung, am 28. November 1758, und wurde im Dorfe Ottensen bei Altona unter einer Linde des dortigen Kirchhofes begraben.

Wir haben von ihr:

Hinterlassene Schriften. Herausgegeben von ihrem Gatten. Hamburg 1759, gr. 8. Neue Ausg. Leipzig 1816, gr. 8. Sie bilden auch den 11 Bd. von Fr. G. K's sämmtlichen Werken.

Zartheit, warmes Gefühl, geistige Feinheit und Anmuth sind den hinterlassenen Fragmenten und Gedichten dieser liebenswürdigen Frau eigenthümlich, doch blieb sie nicht frei von jener empfindsamen Ueberspannung, welche zu ihrer Zeit bereits anfing in Deutschland herrschend zu werden, die aber ihrem jugendlichen leicht erregbaren Gemüthe sehr zu verzeihen ist. —

Zwei geistliche Gesänge*).

Das vergangene Jahr.

Der letzte Tag des Jahrs
Er ist gekommen!
Jahr, wie bist du entflohn?
So eilen Stunden!
So eilt der stürzende Strom!

Und so eilt dein Leben!
Stunden werden einst scheinen
Die Jahre, die du gelebt hast.

O letzter Tag des Jahres!
Du Bild des letzten des Lebens!
Lehr', o lehre mich,
Daß nicht mein Leben einst sei
Geflohn und verschwunden,
Wie das verschwundene Jahr!

Du, der die Tage mir zählt,
Der das Leben mir abwägt,

*) Aus „Klopstocks sämmtliche Werke." 11r Band. Leipzig 1823.

Du nur weißt es:
Ob ein Jahrhundert,
Oder ob Stunden auf deiner Wage mir schweben?

Gieb mir Stunden!
Hab' ich sie dir gelebt,
Sind sie mir ein Jahrhundert!
Und früher, früher fängt
Das beßre Leben
Meiner Seligkeit an!

Die Liebe Gottes.

Gott ist die Liebe
Freu dich deines Daseins, o Seele!
Der dich schuf, ist die Liebe!

Du darfst beten!
Darfst zum großen Schöpfer, Selige, beten

Wie das Stammeln seiner Gebornen
Ein Vater hört,
Hört er dein Stammeln!
Sieht mit Gnade, Lieb' und Erbarmung
Auf die Seele,
Die zu ihm betet, herunter.

O du, zu dem ich flehen darf,
Höre mein Flehn!
Laß, wie meine Seele nur kann,
Sie vom Leibe sich reißen!
Sie die Welt nicht mehr fühlen!
Und nur dich, nur dich,
Du Unerschaffner, empfinden!

Die Liebe warst du,
Eh du die Welten erschufst,
Eh du höhere Geister,
Als sie der Mensch zu denken vermag,
Eh du sie schufst.

Die Liebe warst du,
Da du unserer Welt:
Werde! geboteſt.

Gott ist die Liebe!
Er ists! sagt jedes Gestirn,
Jede Sonne der andern.

Er ists, sagt der Wurm, der kriecht,
Den unser Fuß zertritt,
Ohne daß das Aug' ihn sieht.

Harmonisch singen im Walde die Vögel:
Gott ist die Liebe!
Ihnen hallet der Wald nach:
Gott! Gott! Gott ist die Liebe!
Die Berge bringens zurück:
Gott! Gott! Gott ist die Liebe!

Alles, was Odem hat, sagt,
Alles, was wächst und grünt,
Alles, was lebt und sich regt,
Alles, was deine Hand,
Du großer Schöpfer, geschaffen hat,
Sagt: der uns schuf, ist die Liebe!

Oben am Throne,
An deinem Throne, Jehova!
Singts mit feiernder Stimme der Seraph,
Und der Mensch
Stammelts nach;
Er stammelt: Gott ist die Liebe!

Wie sehr ist ers uns,
Wie sehr den Menschen Liebe!

So ist ers nicht den Engeln.
Engeln vergiebt er nicht Sünde!

Liebe wars, die dich, Adam,
Nach dem Bilde des Ewigen schuf!
Liebe der Hauch,
Wodurch die unsterbliche Seele
Deinen Leib belebte!
Mehr noch, die dich nicht verwarf,
Da du fielst.

Ach, mit ihm sind wir alle gefallen,
Sind wir verworfen?
Vom ewigen Richter verworfen?

Wie furchtbar ist der, der richtet!
Wie furchtbar Gerechtigkeit und Allmacht!
Tod und Verderben wie furchtbar!

O schauernde Seele,
Du vermagst nicht zu danken!
Aber fall' nieder, fall' nieder!
Bete, staun' und stammle Dank!
Fassen kannst du es nicht,
Aber o fühl es:
Unser Richter ist unser Erlöser!

Unser Richter ist unser Erlöser!
Jehova will sich erbarmen!
Liebt uns noch?
Will selbst sich versöhnen?
Will selbst das Opfer sein?
O du ewige Liebe! —

Nein, fassen kann ichs nicht;
Nur in Staunen und Thränen versunken,
Und mit dem stärksten Gefühl
Der unsterblichen Seel' es fühlen!

Ihr oben am Thron, ihr Seraphim,
Fassen könnt auch ihr es nicht,
Aber ihr könnt danken!
Ach dankt für eure Brüder!
Denn itzt wissen, itzt fühlen wirs:
Wir sind eure Brüder!
Werdens in einer Seligkeit sein,
Wir Erlöste!
Ohne Sünde, wie ihr,
Werden wir ihn schaun,
Ihn, der uns schuf!
Ihn, der uns erlöste!

Ohne Sünde, wie ihr!
Ach er hat unsre Sünde getragen!
Hat sie vergeben!
Hat uns mit dem versöhnt,
Der Gericht hielt!

Ach, er ist gestorben!
Jesus Christus, der Gott ist, ward Mensch,
Und starb für die Menschen.

O du Lamm Gottes,
Das die Sünde der Welt trägt,
Erbarme dich unser!

Du bist gestorben?
Für uns Sünder gestorben?
Und wir sind Gerechte?

Komm nie aus meiner Seele, Gedank,
Komm nie aus eines Christen Seele:
Für uns Sünder ist Jesus Christus gestorben!

Anbetung, Ehr, und Dank und Preis
Dem Lamme, das erwürgt ward!
Dem Vater, der uns nicht verwarf!
Dem Sohne, der uns erlöste!

Freu dich deines Daseins, o Seele!
Der dich schuf, ist die Liebe!
Der dich erlöst', ist die Liebe!

Ein Brief über die Moden *).

(Zuerst gedruckt in dem Nordischen Aufseher 1. Band. 45. Stück.)

Mein Herr Aufseher!

Endlich habe ich, nach vielem Bitten, durch einen meiner kopenhagener Freunde, ein Exemplar vom Nordischen Aufseher erhalten. Wie geht es doch zu, daß man ihn außer Kopenhagen nicht hat? Sind Sie zu bescheiden oder zu stolz? Glauben Sie, daß der Geschmack sich jetzt ganz nach Norden zieht, und daß Ihre Nachbarn ihn gar drüber verlieren? Oder ist Ihr Verleger schuld? Macht ers etwa wie viele Fabrikanten, die aus bloßer Bequemlichkeit ihre Waaren so theuer verarbeiten, daß sie nicht aus dem Lande geschickt werden können? Die Ursache mag sein, welche es will, so rathe ich Ihnen, daß Sie diesen Fehler verbessern. Wird Ihr Vergnügen nicht größer, je mehr Sie nützen? Wollen Sie weniger ausgebreitet als Ihr Vater sein?

Doch ich habe Sie jetzt gelesen. Mit vielem Vergnügen, das versteht sich. Aber auch mit vieler Verwundrung, daß Sie bisher fast nichts vom Frauenzimmer gesagt haben. Sie können unmöglich zu den Männern gehören, die diese liebenswürdige Hälfte des menschlichen Geschlechts nur allein in die Schönheit eingrenzen. Sie sind gewiß nicht verheirathet, und haben auch wenig Umgang mit schätzbaren Frauenzimmern, sonst könnten Sie so nicht schweigen. Oder sind ihre Dänninnen nicht eben so liebenswürdig, oder weniger fehlerhaft als unsre Deutschen sind? Denn Fehler, Fehler haben sie bei ihren Vorzügen! und diese wollte ich eben, daß Sie bessern sollten. Vielleicht kann ich Ihnen mit einigen Anmerkungen dienen. Denn meine Liebe zu diesem schönen Geschlecht macht, daß ich sehr viel Umgang mit ihm habe. Auf daß Sie mich aber nicht etwa für einen jungen übertriebnen Bewundrer der Schönen halten, so muß ich Ihnen sagen, daß ich beinahe ein Greis bin; und durch eine vortreffliche Frau, die mir seit einigen Jahren gestorben, in den Umgang der Frauenzimmer aufgenommen bin. Diese meine selige Clarissa hat mich mit dem ganzen Werthe ihres Geschlechts bekannt gemacht. Ihre gebildete Seele hat mir gezeigt, daß unter der Seele eines Frauenzimmers und der Seele einer Mannsperson schlechterdings kein Unterschied ist. Viele von uns räumen den Empfindungen der Frauenzimmer mehr Feinheit ein, als den unsern. Vielleicht ist dieser Unterschied nicht wirklich. Vielleicht gewöhnen wir uns nur selbst zu einer gewissen Härte, so wie die Frauenzimmer sich nur zu einer gewissen Leichtsinnigkeit gewöhnen. Wenigstens kann die Feinheit der Empfindung und die Stärke des Geistes sehr gut zusammen stehn, das habe ich alles an meiner vortrefflichen Clarissa gesehn. Sie werden sagen: es ist sehr selten eine Clarissa zu finden. Sie haben recht. Aber es ist eben so selten, eine Mannsperson, wie meine Clarissa zu finden! Und, wie die Männer noch immer sehr schätzbar sind, an denen man nur einzelne Züge von ihr findet, so sind es die Frauenzimmer mit diesen einzelnen Zügen gleichfalls. — Ach, mein Herr Aufseher, ich schäme michs zu sagen, daß wir fast an allen Fehlern der Frauenzimmer selbst schuld sind? Wir haben einmal das Regiment in der Republik. (Vielleicht hat die Einrichtung unsrer Körper eben soviel Theil hieran, als die Einrichtung unsrer Seele, denn dieser Unterschied ist wesentlicher.) Warum richten wir die Erziehung der Töchter nicht besser ein? Die meisten Väter überlassen eben so leichtsinnig (Leichtsinn wollen wir uns doch nicht gerne vorwerfen lassen!) die Erziehung der Töchter ihren Müttern, oder wohl gar den noch schlechtern Französinnen, als sie sonst die Mütter gewählt haben. Die Mutter handelt nach Hûmeur (denn Hûmeur ist fast der ganze Charakter der Frauenzimmer), die Tochter lernt gleichfalls darnach handeln, welches sie nicht thun würde, wenn der Vater es für wichtig genug hielte, seine Tochter selbst zu bilden, und seinen künftigen Schwiegersohn, und alle seine Nachkommen dadurch glücklich zu machen. Ich will davon schweigen, daß wir selbst die Frauenzimmer, mit allen ihren Fehlern, so sehr bewundern, daß sie entweder glauben, es sind keine Fehler, oder, sie dürfen sie nur dreist behalten, weil sie uns dennoch sehr gefallen.

Wenn die Frauenzimmer lernten, einen bestimmten Charakter haben, wie glückselig wären dann sie und wir! Es ist traurig, daß fast nur die Spielerinnen ihn haben! (Möchten die weniger bestimmt sein!) Aber sie beschäftigen sich nur gar zu sehr mit dem, was sie scheinen wollen, ohne darauf zu denken, was sie sind!

Ich kann mit Recht dem Frauenzimmer keine Liebe zur Bemächlichkeit Schuld geben, wie Einige thun. Ihre Moden selbst beweisen das Gegentheil. Und was ist den Meisten wichtiger als die Moden? Wenn sie wirklich etwas lieben, so sind es die Moden, und zur Mode machen sie Alles. Aber ich bin manchmal sehr zweifelhaft, ob sie etwas lieben.

Cidalise opfert ihren Mann, ihre Kinder, ihre Bequemlichkeit, alles ihrem Schooßhunde auf. Ich habe keine zärtlichere Miene gesehn, als die, womit sie Bellinen ansieht. Unterdeß getraue ich mir nicht zu behaupten, daß Cidalise Bellinen liebt. Sie liebt nur die Mode der Schooßhunde. Wenn es doch auch einmal Mode würde, die Männer zu lieben! Wie vielen Männern würde ihr Leben erträglich dadurch werden! Alle Moden sind möglich. Unsere Damen lachen über die Pantins ihrer verstorbnen Tanten; unsre Töchter sehn den Potpourri ihrer Mütter schon mit Verachtung an. Die Schooßhunde scheinen sich zwar durch alle Jahrhunderte behaupten zu wollen, doch ist es möglich, daß sie einmal von den Männern vertrieben werden, so wie die Locken den Pudel, der Chignon die Locken, und die Flechten den Chignon vertrieben haben. Das Frauenzimmer ist sehr zur Nachahmung geneigt. Hätte meine Clarissa nur länger gelebt! Sie wurde sehr nachgeahmt, und hatte mich sehr lieb. — —

Ich sagte erst: das Frauenzimmer macht Alles zur Mode. Sie machen leider die Tugenden auch dazu! Und wenn eine Sache erst eine Mode ist, wie sehr wird sie dann nicht übertrieben! In der Stadt, wo ich lebe, ist jetzt das Mitleiden die Hauptmodeempfindung. Wie schön, wie sehr dem Herzen eines Frauenzimmers angemessen, ist das Mitleiden! Aber wenn es eine Mode wird! — — Wenn es sich nur allein auf die Insecten einschränkt! — — In unsrer Stadt wird keine Spinne, keine Mücke mehr getödtet, obgleich der Haß zu den Spinnen sich wie die Liebe zu den Schooßhunden behauptet. Ich wäre neulich bald für einen Atheisten gehalten, und aus allem meinen Umgange verstoßen worden, wie ich, ohne es zu sehn, eine Schnecke zertrat. Ich glaubte gestern, mich sehr gefällig zu erzeigen, wie ich an Araminthens Wand eine ungeheure Spinne tödten wollte. „Um des Himmelswillen, was machen Sie! schrie sie, tödten Sie mir die arme Spinne nicht! sie sitzt schon acht Tage da." Ich machte große Augen. „Seit wann haben Sie denn den Abscheu der Spinnen verloren? ... „Nichts weniger als das! ich fürchte mich noch eben so sehr, und wenn sie anfängt zu kriechen, so lauf ich zum Zimmer hinaus' ... „Soll ich sie denn nicht tödten?" ... „Ein Geschöpf tödten! Viel lieber wollte ich ein andres Zimmer bewohnen." Ich wünschte erst den Männern etwas von der Liebe zu den Schooßhunden; jetzt möchte ich dem armen Gesinde etwas von dem Mitleiden mit den Insecten wünschen. Denn diese Tugend ist noch nicht Mode geworden. Dieses Mitleiden wohnt in den zarten Herzen der Schönen noch nicht! Ich sahe neulich dieselbe Dame ihrem Kammermädchen, wegen eines leichten Versehns, eine Maulschelle geben, die eine Stunde vorher die Mücke nicht hatte tödten wollen, die ihre schöne Hand zerstach.

Man kann sich jetzt nicht mehr beklagen, daß unser Frauenzimmer sich nur um Handarbeit und Wirthschaft bekümmert. Diese Mode fängt an zu veralten. Ganz neulich sagte noch eine junge Dame zu mir: Es wäre nicht verantwortlich, daß ein vernünftiges Geschöpf sich um die Wirthschaft bekümmern sollte. Das Leben würde ihr unerträglich dadurch. Sie würde es künftig auch nicht mehr thun. Hingegen legt man sich auf Sentiments und Wissenschaften. Meine Clarissa hatte einige Sprachen gelernt, weil sie das Vergnügen und den Nutzen davon fühlte: jetzt lernt die ganze Stadt Englisch, ohne daß Ein Buch in dieser nützlichen Sprache gelesen wird. Es möchte denn sein, daß ein Frauenzimmer, zur Zeit wenn die Passage am stärksten ist, sich mit einem englischen Buche in die Gartenthür setzte.

Wenn man die Bedeckung unsrer jetzigen Frauenzimmer mit der Entblößung vor zehn Jahren vergleicht, so sollte man denken, die Keuschheit wäre auch eine Modetugend geworden. Doch, ich muß es gestehn, sie legen aus denselben Ursachen einen Fichû um ihre Brust, als sie eine hohe Feder an ihre Stirne stecken: beides ist Mode. Celine hat es sogar gelernt, sich zu bedecken, die zärtliche Celine! die nur ihr Haar im Sommer pudert, und im Winter nicht. Denn Celine ist viel zu delicat, als daß sie im Winter ein Fenster öffnen könnte, und zugleich viel zu delicat, als daß ihr der Puderstaub, ohne Schaden, auf die Brust fallen sollte. Celine verhüllt sich jetzt in die Saloppe, wenn sie von einer Stube in die andre geht, dieselbe Celine, die vor einigen Jahren den kältesten Herbstabenden, in freier Luft, mit ihrer bloßen Brust trotzte. War sie damals stärker, wie jetzt? Ach nein, sie klagte eben so sehr. Warum bedeckte sie sich denn damals nicht? Die Saloppen waren noch nicht Mode.

Es ist sehr traurig, daß auch die Religion unter den Modesentiments leidet! Diese Sache ist zu ernsthaft, als daß ich viel davon sagen sollte. Unterdeß ist es gewiß, daß ich

*) Aus „Klopstock's sämmtliche Werke." 11r Bd. Leipz. 1823.

Frauenzimmer kenne, die sich vornehmen, eine Christin, eine Zweiflerin und eine Freigeistin zu sein, auf dieselbe Art, wie sie sich vornehmen, eine Mode mit zu machen.

Ein ganz wenig fängt die eheliche Zärtlichkeit an, sich zu einem Modesentiment bilden zu wollen. Aber ich fürchte sehr, daß sie sich nicht recht entwickeln wird. Urtheilen Sie Selbst, mein Herr Aufseher, ob dies Zärtlichkeit ist: Man wünscht, der Mann möchte verreisen, um die Freude zu haben, ihn wieder zu sehen. Man liebt seinen Mann über Alles in der Welt; aber man ist so verschämt, daß man aus Pflicht seinen Kuß erträgt. Man herrscht schlechterdings nicht; aber bei jeder Sache fragt man: Und du wolltest mir das nicht zu Gefallen thun? ohne daß der arme Mann ein einziges Mal Gelegenheit bekommt, das wieder zu sagen. Mit der Zärtlichkeit zu den Kindern will es noch nicht so recht fort. Es sei denn, daß Sie das Zärtlichkeit nennen, wenn man ein Kind für das andre wählt, weil es der Frau Mutter so ähnlich ist, weil man sieht, daß man seine Hümeurs, sein Zieren und Parademachen, so leicht in der Tochter Charakter eindrücken kann. Diese liebt man fast mit einer Insectendelicatesse. Man glaubt, sie hat ein Fieber, wenn sie blaß ist, und schwatzt ihr so viel davon vor, daß sie bald die Mode, krank zu sein, lernt. Man erhebt Alles an ihr, sogar die Fehler. Will sie sich nicht um die Wirthschaft bekümmern, so ist ihre Seele zu erhaben dazu. Fürchtet sie sich vor Allem, so ist es Weiblichkeit. Erzürnt sie sich, so ist sie lebhaft. Wird sie nicht aus Krankheit blaß, so ist es doch aus Empfindung; ihre Seele fühlt, leidet so stark (dies sind auch Modeausdrücke)! Wir machen sie zu einer Phantastin, wie wir selbst sind. Doch verzweifle ich an nichts. Vielleicht, daß sogar die seit dem Paradiese veraltete Mode, die Kinder selbst zu stillen, noch einmal wieder aufkommt. Denn die Unbequemlichkeit scheut man nicht, wenn es auf eine Mode ankommt. Sogar aus Freundschaft, denn die Freundschaft war auch einmal Mode, ob sie gleich jetzt schon anfängt, das Alter des Chignons zu erreichen, aus Freundschaft lief Cynthia des Nachts zu ihrer Freundin, denn ihr hatte geträumt, ihrer Freundin Haus brenne. Den andern Tag kam ihre Schwester nieder. Es war ihrem zärtlichem Herzen nicht möglich, dabei zu bleiben; sie lief davon, und ließ ihre Schwester ohne Hülfe.

Hundert Moden übergehe ich, weil sie nicht so neu mehr sind. Und wer wollte von einer alten Mode sprechen. Die Mode krank zu sein, haben Sie Selbst schon bemerkt. Sie will noch nicht veralten. O daß die Mode, gesund zu sein, einmal wieder aufkäme! Vielleicht stellt sie sich mit dem Selbststillen zugleich ein. Sie sehen, wie voller Hoffnung ich bin.

Eine Mode muß ich noch anführen. Mit der Mode, witzig und gelehrt zu sein, hat sich eine gewisse Zuversichtlichkeit eingeschlichen, ich hätte bald Frechheit gesagt, von allen Dingen zu sprechen, ohne etwas davon zu verstehen. Sie können ganz sicher sein, daß hier in ..... kein Frauenzimmer eine Sache mehr weiß, als sie Ihnen in der ersten Visite erzählt. Sie entscheiden Alles, wie eine Universität. Mit der Mode zu erröthen, hat sich überhaupt die ganze Mode der Bescheidenheit verloren. Man spricht von Monaden, von vorherbestimmter Harmonie, so wie von einer italienischen Arie, oder einem französischen Chanson. Man versteht von der Arie so viel, als von der Harmonie, aber man spricht von beiden. Zeit, Ort, Nation, Helden und Dichter, Alles wird verwechselt, aber man schweigt doch nicht. Man handelt in einem Besuche von der Arznei und der Anatomie, von der Jurisprudenz und der Optik. Neulich verwechselte ein Frauenzimmer Alexander Magnus und Eduard Young. Man lächelte, aber sie erzählte uns dennoch den andern Tag von dem dreißigjährigen punischen Religionskriege. Sollten Ihre Frauenzimmer diese Modenversichtlichkeit auch haben, so bitte ich Sie, es dahin zu bringen, daß es Mode wird, daß sie folgende Verse auswendig lernen, oder wenigstens in ihre Schreibtafel schreiben. Sie werden es desto eher thun, weil sie in der Modesprache, zwar nicht von Alexander Magnus, aber doch von Eduard Young geschrieben sind.

Naked in nothing should a woman be,
But veil her very wit with modesty.
Let man discover, let not her display,
But yield her charms of mind with sweet delay.

H*** den 6. Sept. 1758.

M.

Christian Adolf Klotz

ward am 3. November 1738 zu Bischofswerda in der Lausitz geboren und zuerst von seinem Vater, dem dasigen Superintendenten K., und später auf den Schulen zu Görlitz und Meißen besonders im lateinischen Styl so gut vorgebildet, daß dies viel zu seinem nachherigen Rufe beitrug. Er studirte, ohne gerade die öffentlichen Vorlesungen oft zu besuchen, zu Leipzig und Jena fleißig Philosophie, wurde dann Magister derselben und 1762 außerordentlicher, 1764 aber ordentlicher Professor dieser Wissenschaft zu Göttingen, von wo er 1765 auf Quintus Icilius Empfehlung als Hofrath und Professor ordin. der Beredsamkeit nach Halle kam. Hier gewann er besonders dadurch, daß er einen Ruf nach Warschau mit 1200 Thlr. Gehalt ausschlug, so sehr Friedrichs des Gr. Gunst, daß er gleich darauf eine Gehaltszulage erhielt und zum Geheimrath ernannt wurde. Er starb, vielfach angefeindet und bekämpft, in Folge seines regellosen Lebens daselbst am 31. December 1771.

Von ihm erschien:

Ueber das Studium des Alterthums. Halle 1766.
Neue Hallische gelehrte Zeitungen. Ebendas. 1767—71.
Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften. Ebendas. 1767—72, 6 Bde., gr. 8.
Bibliothek der elenden Scribenten. Frankfurt 1768—71, 7 St.
Briefe scurrilen Inhalts. Halle 1769, 1. Thl.
Satyren. Uebersetzt von Weingart. Leipzig 1776.

In lateinischer Sprache:

Mores eruditorum. Altenburg 1760.
Acta literaria. Ebendas. 1764—76, 7 Bde.
Carmina Omnia. Ebendas. 1766.

Klotz war zu seiner Zeit berühmt als lateinischer Dichter, als welcher er namentlich Horaz mit Glück nachahmte. Eine große Niederlage erlitt er dagegen als Kritiker durch Lessing, der ihn für seine Eitelkeit, Oberflächlichkeit und Plumpheit dermaßen geißelte, daß er dem öffentlichen Gelächter preisgegeben wurde und allgemein verspottet, trotz seiner günstigen Stellung, nie wieder zu einigem wirklichen Ansehen in der literärischen Welt gelangte, wie überhaupt seine ganze Erscheinung und Wirksamkeit nur eine ephemere war.

Karl Ludwig von Knebel,

der Abkömmling eines uralten nach Franken ausgewanderten niederländischen Geschlechts, ward am 30. November 1744 zu Wallerstein geboren und erhielt zu Anspach, wohin sein Vater als fürstlicher Geheimrath versetzt worden war, durch den dasigen General-Superintendenten Junkheim eine eben so treffliche moralische und religiöse,

wie durch den Justizsecretär und Dichter Uz eine humanistische und classische Bildung. Vollkommen vorbereitet bezog er dann im 19. Jahre die Universität Halle, ging aber, weil er sich nicht mit dem Studium der Rechte befreunden konnte, auf die Einladung seines Bruders, eines Leibpagen Friedrichs des Großen, nach Berlin und ward kurz darauf Officier im kronprinzlichen Regimente. Die ihm in dieser Stellung dargebotene Gelegenheit für humanistische Bildung benutzte er so gut, daß er bald mit Ramler, Gleim, Moses Mendelsohn, Nikolai und andern dort lebenden berühmten Literatoren in engere Verbindung kam. Aber seine Gesundheit forderte dringend einen andern Beruf, weswegen er nach erhaltenem Abschiede sich alsbald auf die Rückreise nach Anspach begab. Auf dieser besuchte er Weimar, und wurde durch Wieland von der Herzogin Amalie und ihrem Hofe so wohlwollend aufgenommen, daß er mit Freuden in den Antrag des Ministers Fritzsch, die Hofmeisterstelle bei dem Prinzen Constantin zu übernehmen, einging. Als solcher bereiste er mit ihm und mit dem Erbprinzen Süddeutschland und Frankreich und erhielt nach seiner Rückkehr und dem frühen Tode seines Zöglings den Majorsrang mit einer lebenslänglichen Pension. Philosophische und poetische Bestrebungen hielten ihn nun bis gegen 1800 in Weimar fest, worauf er mit seiner eben erst ihm vermählten Gattin zuerst in das romantische Bergstädtchen Ilmenau zog und dort mit Vorliebe mineralogische und oryktognostische Studien betrieb. Dann aber wandte er sich aus Rücksicht auf seine Kinder nach Jena, wo er am 23. Februar 1834 starb.

Es erschien von ihm theils ohne, theils mit seinem Namen:

Propertius' Elegieen. Uebersetzt. Leipzig 1798.

Sammlung kleiner Gedichte. Leipzig 1815, 4.

Lucretius Carus: Von der Natur der Dinge. Uebersetzt. Leipzig 1821, 2 Bde.; 2 Aufl. 1831.

Jahresblüthen von und für K. Weimar 1826, gr. 4. Als Manuscript für Freunde und Freundinnen gedruckt zur Feier des 30. Nov. 1825.

Distichen. Jena 1827.

Saul. Trauerspiel nach Alfieri. Uebersetzt. Ilmenau 1819.

Literarischer Nachlaß und Briefwechsel. Herausgegeben von Varnhagen von Ense und Theodor Mundt. Leipzig 1835, 3 Bde., gr. 8. Mit K's Portrait und Facsimile.

Knebel ist vorzüglich wegen der innigen Verbindung, in welcher er mit den weimarischen Heroen stand, als Dichter eigentlich überschätzt worden, da er hier im Ganzen, wenn auch Gesundes und Verständiges, doch nur wenig Bedeutendes geleistet hat, und sein Talent mehr ein angebildetes als angebornes war, das besser in sich aufnahm und mit Tüchtigkeit verarbeitete, als selbstständig producirte. Dies befähigte ihn, bei reichen Kenntnissen und feinem Geschmack, besonders zur Uebertragung fremder Kunstwerke, bei welchen er alle jene gerühmten Eigenschaften auf das wirksamste entfaltete; namentlich sind seine Uebersetzungen des Properz und Lucrez vortrefflich und werden ein schönes Denkmal seines Fleißes und Geistes sich lange erhalten, da sie trotz den Fortschritten, welcher diese Literatur sich in neuester Zeit erfreute, noch nicht übertroffen worden sind.

Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel endlich legt ein rühmliches Zeugniß ab, von der festen, reinen Gesinnung des wackern Mannes, dem es in seinen Verhältnissen gegeben war, äußerst vortheilhaft auf die ihm befreundeten Geister einzuwirken und welcher es während einer langen Reihe von Jahren eben so glücklich als gewissenhaft that. —

Adolf Franz Friedrich Ludwig Freiherr von Knigge.

Dieser als praktischer Philosoph zu seiner Zeit sehr gefeierte Schriftsteller ward am 16. October 1752 zu Bredenbeck, dem väterlichen Stammgute bei Hannover, geboren und bis in sein 14. Jahr sehr sorgfältig daselbst erzogen, worauf er nach einigen mit seinem Vater unternommenen Reisen und nach dessen Tode sich durch Privatunterricht vorbereitete und 1769 die Universität Göttingen als studiosus juris bezog. 1772 nahm er die Stelle eines Hofjunkers und Assessors bei der Kriegs- und Domänenkammer an, sah sich aber durch die von seinem Vater herstammende Zerrüttung seiner Güter genöthigt, sich auf dieselben zurückzubegeben. Doch trat er 1777 als Kammerherr in weimarische Dienste, machte mehrere Geschäftsreisen und lebte dann mit seiner Familie als Privatmann zuerst zu Hanau, seit 1780 aber zu Frankfurt am Main, wo er als Mitglied des Illuminatenordens für diesen sehr thätig war, aber auch manche Unannehmlichkeit sich bereitete. Endlich zog er 1783 nach Heidelberg und 1790 nach Bremen; hier wurde er als hannöverscher Oberhauptmann und Scholarch der Domschule angestellt. Er starb daselbst am 6. Mai 1796.

Literarisch bekannt ist er durch:

Theaterstücke. Hanau 1779 u. 1780, 2 Thle.

Der Roman meines Lebens. Riga 1781—1783, 4 Thle., 8.; neue Aufl. Frankfurt 1805, m. Kupf.

Geschichte Peter Clausens. Ebendas. 1783—85, 3 Thle., 8.; neue verb. Aufl. 1794.

Predigten. Frankfurt 1783—88, 3 Sammlungen.

Sammlung ausländischer Schauspiele. Heidelberg 1784 u. 85. 2 Thle.

Kleinere Schriften. Frankfurt 1784—85, 2 Thle., 8.

Die Verirrungen des Philosophen. Ebendas. 1787 2 Thle., 8 m. Kupf.

Ueber den Umgang mit Menschen. Hannover 1788, 8.; 10te mit der Biographie des Verf. verm. Aufl. v. Wilmsen, Ebendas. 1822, 3 Thle., 8., mit 1 Kupf.

Geschichte des Herrn von Mildenberg. Hannover 1789—93, 3 Thle.; neue Aufl. 1797.

Dramaturgische Blätter. Hannover 1789, 3 Quartale, 8.

Das Zauberschloß. Ebendas. 1790, 8.; neue Aufl., 1804., m. Kupf.

Benjamin Noldmann: Geschichte der Aufklärung von Abyssinien. Göttingen 1791, 2 Thle., 8., m. Kupf.

Schafkopfs hinterlassene Papiere. Hannover 1792.

Die Reise nach Braunschweig. Ebendas. 1792, 8.; 3 Aufl. Ebendas. 1802, 8, mit 1 Kupf. Fortgesetzt von G. F. Müller: Reise zur Gevatterschaft. Wolfenbüttel 1798—1800, 4 Thle.

Ueber Schriftsteller und Schriftstellerei. Hannover 1792, 8.

Geschichte des Amtsraths Gutmann. Hannover 1794, 8.; 3. Aufl. 1803, 8., mit 1 Kupfer.

Briefe, auf einer Reise von Lothringen nach Niedersachsen geschrieben. Hannover 1806. 8.

Gesammelt sind dieselben zum Theil in A. von Knigge's Schriften. Hannover 1804—1806, 12 Bände in 8., mit Kupfern. Die einzelnen Bände enthalten.

1—3. Band, Ueber den Umgang mit Menschen.
4. " Geschichte des Amtsraths Gutmann.
5. " Das Zauberschloß.
6—8. " Geschichte des Herrn von Mildenberg.
9. " Ueber Schriftsteller ꝛc.
10. " Schafskopfs hinterlassene Papiere; Zustand des Lebens in den Niederlanden.
11. " Reise nach Braunschweig.
12. " Briefe auf einer Reise von Lothringen ꝛc.

Knigge besaß Weltkenntniß, Witz, Auffassungsgabe und Talent der Darstellung in nicht geringem Grade; er hätte daher als Verfasser komischer Romane sehr bedeutend werden können, wenn er sich größere Feinheit des Geschmacks zu eigen gemacht und vom Einfluß seiner persönlichen Verhältnisse frei zu erhalten verstanden hätte. Seine beste Leistung auf diesem Gebiete ist „Die Reise nach Braunschweig", welche zu ihrer Zeit häufig und gern gelesen wurde und um mehrerer gelungenen Partieen willen, keineswegs die Vergessenheit und Nichtbeachtung verdient, in welche sie allmählig zu gerathen scheint. Die größte Theilnahme fand jedoch v. K's Werk „Ueber den Umgang mit Menschen", das allerdings manche gute Einzelnheit enthält, im Allgemeinen aber keineswegs zu billigen ist, da es einen gesellschaftlichen Machiavellismus lehrt, welcher den Egoismus, wie Menzel (Deutsche Literatur Th. III, S. 287) sehr treffend bemerkt, in gefällige und elegante Formen hüllt, und, setzen wir hinzu, uns verleitet, nicht mehr auf die Stimme des Herzens zu horchen und so unser besseres Selbst darüber um kleinlicher und erbärmlicher Zwecke willen, zu verlieren. Viel kommt allerdings auf Rechnung der Zeit, in welcher Knigge jenes Buch verfaßte; damals waren die Formen der Gesellschaft Alles, und von tieferen Verhältnissen und Rechten des Gemüths hatte man im Alltagsleben keinen Begriff oder unterdrückte ihn als hinderlich und dem eigenen Vortheil schädlich. —

Ueber den Umgang unter Freunden *).

1.

Da bei dem Betragen gegen unsre Freunde alles auf die Wahl derselben ankömmt, so muß ich zuerst einige Bemerkungen über diesen Gegenstand vorausschicken. Keine freundschaftliche Verbindung pflegt dauerhafter zu sein, als die, welche in der frühen Jugend geschlossen wird. Man ist da noch weniger mißtrauisch, weniger schwierig in Kleinigkeiten; das Herz ist offener, geneigter sich mitzutheilen, sich anzuschließen; die Charaktere fügen sich leichter zusammen; man giebt von allen Seiten nach, und setzt sich in gleiche Stimmung; man macht gemeinschaftliche Erfahrungen, hat gemeinschaftliche Freuden und Genüsse, giebt sich mit unbeschränktem Vertrauen hin, und wird späterhin durch die süße Erneuerung der Jugendzeit immer wieder zu einander hingezogen. Dazu kommen dann Gewohnheit und Bedürfniß: wird Einer aus dem vertrauten Kreise durch den Tod hinweggerissen, so kettet das die übrigbleibenden Gefährten desto fester an einander. — Ganz anders ist die Gemüthsstimmung in spätern Jahren. Von Menschen und Schicksalen vielfältig getäuscht, werden wir verschloßner, trauen nicht so leicht; das Herz steht unter der Vormundschaft der Vernunft, die genauer abwägt und sich selbst Rath zu schaffen sucht, bevor sie sich Andern anvertrauet. Man fordert mehr, ist schwieriger in der Wahl, nicht mehr so lüstern nach neuen Bekanntschaften, wird nicht so lebhaft betroffen von glänzenden Außenseiten; man hat ächtere Begriffe von sittlicher Vollkommenheit, von dauerhaften Bündnissen, von den Bedingungen einer gänzlichen Hingebung; der Charakter ist fester; die Grundsätze sind geläutert und befestigt; die Ansicht des Lebens ist eine höhere geworden. Darum wird es schwerer, eine dauerhafte Harmonie zu Stande zu bringen; und endlich sind wir in so manche Verbindungen verflochten, daß wir kaum Muße, und wenigstens selten Drang haben, neue zu schließen. Darum sollten Jugendfreunde nicht vernachlässigt, und Jugendfreundschaften immer wieder erneuert und belebt werden; es geht Unersetzliches verloren, wenn man einen Jugendfreund verliert; sein Umgang ist die Würze des Lebens.

2.

Es ist ein ziemlich angenommener Grundsatz, daß zu vollkommner Freundschaft Gleichheit des Standes und der Jahre erfordert werde. „Die Liebe" sagt man, „sei blind; sie fessele, durch unerklärbaren Instinct, Herzen an einander, die dem kalten Beobachter gar nicht für einander geschaffen zu sein schienen; und da sie durch Gefühle, nicht durch Vernunft geleitet werde, so fielen bei ihr alle Rücksichten des Abstandes, den äußere Umstände erzeugen, weg. Die Freundschaft hingegen beruhe auf Harmonie in Grundsätzen und Neigungen; nun aber habe jedes Alter, so wie jeder Stand, seine ihm eigne Stimmung, nach der Verschiedenheit der Erziehung und Erfahrungen, und desfalls finde unter Personen von ungleichen Jahren und ungleichen bürgerlichen Verhältnissen keine so vollkommene Harmonie statt, wie zur Knüpfung des Freundschafts-Bandes erfordert werde."

Diese Bemerkungen enthalten viel Wahres, doch habe ich schon zärtliche und dauerhafte Freundschaften unter Leuten wahrgenommen, die weder dem Alter, noch dem Stande nach, sich ähnlich waren, und wenn man sich an dasjenige erinnert, was ich im Vorhergehenden gesagt habe: so wird man dieß leicht erklären können. Es giebt junge Greise und alte Jünglinge. Feine Erziehung, Mäßigkeit in Wünschen, Freiheit in der Denkungsart und Unabhängigkeit der Lage erheben den Bettler zu einem Manne von hohem Stande, so wie verachtungswürdige Sitten, unedle Begierden und niedrige Gesinnungen selbst einen Fürsten zu dem Pöbel herabwürdigen können. Das ist aber zuverlässig gewiß, daß zu einer dauerhaften innigen Freundschaft Gleichheit in Grundsätzen und Empfindungen erfordert wird, und daß eine zu große Verschiedenheit in Fähigkeiten und Kenntnissen der Freundschaft nachtheilig ist. Darf denn in dieser Verbindung gerade das fehlen, was sie zur Quelle des edelsten Lebensgenusses und der reinsten Glückseligkeit macht? die Mittheilung der Gefühle, die sanfte durch Theilnahme versüßte Warnung und Zurechtweisung? Und kann ich den mit Zustimmung meines Herzens meinen Freund nennen, dem meine Empfindungen völlig fremd sind, der kalt und gleichgültig bleibt, wo meine Seele ganz Gefühl und Empfindung ist? Es giebt Menschen von erhabenen und seltenen Eigenschaften des Geistes, die man nur bewundern darf, zu welche man immer hinaufschauen muß, und diese Menschen verehrt man, — aber — man liebt sie nicht, oder man verzweifelt wenigstens daran, von ihnen wieder geliebt zu werden. In der Freundschaft müssen beide Theile gleichviel geben und empfangen können. Jedes zu große Uebergewicht von einer Seite, alles, was die Gleichheit aufhebt, stört zugleich die Freundschaft.

3.

Warum haben sehr vornehme und sehr reiche Leute so wenig wahren Sinn für Freundschaft? Sie fühlen nicht dies edelste Seelen-Bedürfniß, weil ihre ganze Erziehung und Lebensweise die theilnehmenden Gefühle getödtet und sie zu Sclaven der Selbstsucht macht. Ihre Leidenschaften zu befriedigen; rauschenden, betäubenden Freuden nachzurennen; immer zu genießen; geschmeichelt, gelobt, geehrt zu werden: darum ist es ihnen Allen mehr oder weniger zu thun. Von Personen ihres Gleichen werden sie durch Eifersucht, Neid und andre Leidenschaften getrennt; die Vornehmern suchen sie nur auf, wenn sie ihrer, zu Begünstigung eigennütziger oder ehrgeiziger Absichten, bedürfen; die Geringern und Aermern aber halten sie in einer so großen Entfernung von sich, daß sie von ihnen weder die Wahrheit annehmen, noch den Gedanken ertragen können, sich ihnen gleichzustellen. Auch bei den Besten unter ihnen erwacht früh oder spät die Vorstellung, daß sie von besserm Stoffe seien, und das erkaltet oder tödtet dann die Freundschaft.

4.

Allein selbst unter denen Menschen, die Dir an Stand, Vermögen, Alter und Fähigkeiten gleich sind, rechne nur auf die dauernde Freundschaft Derer, die nicht von unedlen, heftigen oder thörichten Leidenschaften beherrscht, noch von Launen und Grillen hin- und hergetrieben werden! Wer rastlos rauschenden Freuden und Zerstreuungen sich ergiebt; wer wilden Begierden, der Wollust, dem Trunke, oder dem unglückseligen Spiele Alles aufopfern kann; wessen Abgott falsche Ehre, Gold oder sein eignes Ich ist; wer, wankelmüthig in Grundsätzen und Meinungen, einen Charakter hat, der sich, wie Wachs, von Jedem in jede Form drücken läßt: der mag vielleicht ein guter Gesellschafter, aber nie wird er ein beständiger, treuer Freund sein. Wo es auf Verleugnung, Aufopferung, auf Beharrlichkeit und Festigkeit ankömmt, wird ein Solcher Dich im Stiche lassen; Du wirst allein da stehen, und Dich hintergangen glauben, da doch Du allein Dich betrogst, indem Du unvorsichtig wähltest. Ueberhaupt mahlt unsere Phantasie uns die Menschen, wie wir gern möchten, daß sie aussähen, und wenn wir nun inne werden, daß die wirklichen Menschen unsern phantasirten ganz unähnlich sind, so grollen wir mit dem Leben.

*) Aus Knigge: „Ueber den Umgang mit Menschen."

5.

Man pflegt zu sagen: das sicherste Mittel Freunde zu haben, sei — keiner Freunde zu bedürfen; aber der Gefühlvolle kennt diese falsche Selbstständigkeit nicht, er bedarf der Freunde, und schämt sich dieses Bedürfnisses nicht. — Und sollte es denn wirklich so schwer sein, in dieser Welt treue Freunde zu finden? Ich meine, nicht halb so schwer, als man gewöhnlich glaubt. Unsre empfindelnden jungen Herren machen sich nur zu überspannte Begriffe von der Freundschaft. Freilich, wenn wir gänzliche Hingebung, unbedingte Aufopferung, Verleugnung alles eignen Interesses, in kritischen Augenblicken blinde Ergreifung unserer Partei gegen eine bessere Ueberzeugung, sogar Bewunderung unsrer Fehler, Billigung unsrer Thorheiten, Mitwirkung bei unsern leidenschaftlichen Verirrungen, mit einem Worte: wenn wir mehr von unsern Freunden fordern, als Billigkeit und Gerechtigkeit von Menschen verlangen darf, die Fleisch und Bein sind, und freien Willen haben: so werden wir nicht leicht unter tausend Wesen Eins finden, das sich so gänzlich in unsere Arme würfe. Suchen wir aber verständige Menschen, deren Hauptgrundsätze und Gefühle mit den unsrigen übereinstimmen, kleine unmerkliche Verschiedenheiten abgerechnet; Menschen, die Freude finden an dem, was uns erfreuet; die uns lieben, ohne von uns bezaubert, das Gute in uns schätzen, ohne blind gegen unsre Schwächen zu sein, die uns im Unglück nicht verlassen, uns in guten und redlichen Bestrebungen treu und standhaft beistehen, uns mit ungeheuchelter und herzlicher Theilnahme trösten, aufrichten, tragen helfen, für uns Alles aufopfern, was man ohne Verletzung seiner Ehre und der Gerechtigkeit gegen sich selbst und die Seinigen aufopfern darf, uns die Wahrheit nicht verhehlen, und mit Liebe aufmerksam auf unsre Mängel machen: suchen wir ernstlich Solche, so finden wir sie gewiß. — Viele? nein! Vielleicht nur Einen, und das ist genug!

6.

Hast Du einen solchen treuen Freund gefunden, so bewahre ihn auch! Halte ihn in Ehren, auch dann, wenn das Glück Dich plötzlich über ihn erhebt, auch da, wo Dein Freund nicht glänzt, wo Deine Verbindung mit ihm durch die öffentliche Stimme nicht gerechtfertigt zu werden scheint! Schäme Dich nie Deines ärmern, weniger hochgeschätzten Freundes; beneide nicht den Dir vorgezogenen Freund! Hange fest an ihm, ohne ihm lästig zu werden! Fordre nicht mehr von ihm, als Du selbst leisten würdest; ja fordre nicht einmal so viel, wenn Dein Freund nicht in allen Stücken mit Dir einerlei Temperament, einerlei Fähigkeiten, einerlei Grad von Gefühl hat! Ergreife warm und eifrig die Partei Deines Freundes, aber nicht auf Kosten der Gerechtigkeit und Redlichkeit! Du sollst nicht seinetwegen blind gegen die Tugenden Anderer sein, noch, wenn du die Macht in den Händen hast, eines würdigen, geschickten Mannes Glück zu bauen, diesen dem weniger fähigen Freunde nachsetzen, Du sollst nicht seine Uebereilungen vertheidigen, seine Leidenschaften parteiisch als Tugenden erheben, in kleinen Zwistigkeiten mit Andern, wenn er Unrecht hat, geflissentlich die Partei des Beleidigers verstärken; nicht Dich mit in sein Verderben stürzen, wenn ihm dadurch nicht geholfen wird, oder vielleicht gar durch unkluge Vertheidigung seine Feinde mehr erbittern, und Dir und den Deinigen den Untergang bereiten. Aber retten sollst du seinen Ruf, wenn er unschuldig verläumdet wird, auch dann, wenn Jedermann ihn verläßt und verkennt, sobald du hoffen darfst, daß dieß ihm irgend Vortheil bringen kann. Oeffentlich ehren sollst Du den Edlen, und Dich nie deiner Verbindung mit ihm schämen, wenn Schicksale oder böse Menschen ihn unverdient zu Boden gedrückt haben. Nicht mitlächeln sollst Du, wenn lose Buben hinter seinem Rücken her ihn höhnen. Mit Vorsicht und Klugheit sollst Du ihm Nachricht geben von den Gefahren, die ihm und seiner bürgerlichen Ehre drohen; aber nur, in so fern dieß dazu dienen kann, dem Uebel auszuweichen, oder Unvorsichtigkeiten wieder gut zu machen, nicht aber, wenn er dadurch bloß beunruhigt und aufgeregt wird.

7.

Freunde, die uns in der Noth nicht verlassen, sind äußerst selten. — Sei Du Einer dieser seltnen Freunde! Hilf, rette, wenn Du es vermagst; opfre Dich auf — nur vergiß nicht, was Klugheit und Gerechtigkeit gegen Dich und Andre von Dir fordern! Aber tobe nicht, klage nicht, wenn Andre nicht ein Gleiches für Dich thun! Nicht immer herrscht böser Wille bei ihnen. Schwache, und durch Leidenschaft beherrschte Menschen sind unsichre Freunde; doch wie Wenige giebt es, die ganz fest und unerschütterlich in ihrem Charakter, ganz frei von kleinen Leidenschaften und Nebenabsichten sind, die nicht bei ihrer Anhänglichkeit an Dich von klugen Rücksichten auf Deinen Ruf, Deine Verhältnisse, bestimmt werden, oder wenigstens nicht gern Schande vor der Welt wegen ihrer Zuneigung zu Dir auf sich laden wollen; wie Wenige, die nicht, wo es auf Verläugnung ankömmt, den Schwächern gegen den Mächtigern aufopfern! Wenn diese nun, sobald ein Ungewitter sich über Deinem Haupte zusammenzieht, einen kleinen Schritt zurücktreten, oder wenigstens ihre Liebe und Verehrung in eine Art von Protection und Rathgebersrolle verwandeln — nun, so sei billig! Schiebe die Schuld auf das ängstliche Temperament, auf ihre Abhängigkeit von äußern Umständen, auf die Nothwendigkeit, heut zu Tage durch Gunst sein Glück zu machen, um in schweren Zeiten fortzukommen! Wie wenig Menschen würden übrig bleiben, mit denen Du Hand in Hand auf dieser Erde durch Glück und Unglück wandeln könntest, wenn Du es so genau nehmen, oder so große Forderungen an deine Freunde machen wolltest! Zuweilen tritt auch der Fall ein, daß wirklich unsre Freunde sich selbst die Rechtfertigung schuldig sind, öffentlich zu zeigen, daß sie nicht in unsre Thorheiten verwickelt waren. Oft werden sie durch unsre selbst verschuldete widrige Lage zur freimüthigen und nachdrücklichen Rüge unsrer Thorheiten gestimmt, und leisten uns nun einen bessern Freundschaftsdienst als damals, da sie ihren Tadel aus weichlicher Furcht oder feigherziger Besorgniß zurückhielten, um uns nicht wehe zu thun, und wahrlich ein redlicher Freund thut uns oft gerade dann wohl, wenn er sich entschließt, uns wehe zu thun. Ich habe in einigen blendenden Situationen meines Lebens einen Haufen von Leuten sich mir aufdringen sehen, die mir ohne Unterlaß Weihrauch streuten, jeden meiner witzigen Einfälle mit lauter Bewunderung auffingen, schmeichelhafte Verse auf mich machten, meine Worte als Orakelsprüche ausschrieen, und meinen Ruf im Posaunenton erhoben. Ich kannte das Menschengeschlecht genug, um das nicht als für baare Münze anzunehmen, vielmehr überzeugt zu sein, daß sie mich vernachlässigen, wohl gar auf mich herabsehen würden, wenn ich einst in eine weniger glückliche Lage kommen sollte, und sie meiner nicht mehr bedürften. Ich irrte nicht, aber deswegen waren diese doch nicht insgesammt Schurken und Heuchler. Viele von ihnen, es ist wahr, lernte ich als solche kennen; sie erlaubten sich die ärgsten Niederträchtigkeiten gegen mich; es befremdete mich nicht; ich verachtete sie: aber Manche waren vorher nur von dem Strome mit fortgerissen worden. Die Stimme meiner Feinde erweckte sie nun; sie stutzten, betrachteten mich mit forschendem Auge und sahen meine Fehler, sie hielten mir diese Fehler durch Worte oder einige Kälte in ihrem Betragen, vielleicht ein wenig zu unsanft vor, gaben mir dadurch Gelegenheit, selbst aufmerksam auf dieselben zu werden, an mir zu arbeiten; und wahrlich, diese sind mir nützlichere, ächtere Freunde gewesen, als manche Andre, die mich in meiner Eitelkeit und Selbstgenügsamkeit zu bestärken suchten.

8.

Kein Grundsatz scheint mir so unvereinbar mit edelmüthigen Gesinnungen, und eines gefühlvollen Herzens so unwürdig, als der: „daß es ein Trost sei, Unglücksgefährten zu haben.“ Ist es nicht genug, selbst leiden, und dabei überzeugt sein zu müssen, daß in der Welt noch viele eben so gute Menschen, nicht weniger Elend zu tragen haben? Sollen wir noch die Summe dieser Unglücklichen muthwilligerweise dadurch vermehren, daß wir Andre zwingen, auch unsre Last mitzutragen, die dadurch um nichts leichter wird? Denn man sage doch nicht, daß es Erleichterung sei, sich von seinem Schmerze zu unterhalten! Nur für altersschwache Weiber, nicht aber für einen verständigen Mann, kann Geschwätzigkeit von der Art Wohlthat werden. Im Umgange mit Freunden sollte ein zartes, wohlwollendes Gefühl uns abhalten, den treuen Freund durch Mittheilung unsers Schmerzes zu beunruhigen und zu betrüben. Zwar können Fälle eintreten, in welchen die Bedürfnisse des gepreßten Herzens, sich mitzutheilen, zu groß, oder die liebreichen Aufforderungen des Freundes, der den Kummer auf unsrer Stirne liest, zu dringend werden, wo länger zu schweigen, Folter für uns, oder Beleidigung für den Vertrauten werden würde, und wo nur sein Rath oder sein Beistand retten kann. In allen übrigen Fällen lasset uns der Ruhe unsers Freundes, wie unsrer eignen, schonen!

9.

Klagt Dir ein bewährter Freund seine Noth, seine Schmerzen, wie könntest Du ihn ohne innige Theilnahme anhören! Oder wie dürftest Du seinen Klagen moralische Gemeinsprüche

entgegensetzen, ihm wehethun durch Vorwürfe über sein Betragen, durch die Bemerkung, daß er seine Noth hätte verhüten können! Nein, bist Du ein treuer, gefühlvoller Freund, so wirst Du Alles aufbieten, Deinem Freunde Linderung oder Beistand zu gewähren. Aber verzärtle ihn nicht an Leib und Seele durch weibische Klagen! Erwecke vielmehr seinen männlichen Muth, daß er sich über die nichtigen Leiden dieser Welt erhebe! Schmeichle ihm nicht mit falschen Hoffnungen, mit Erwartungen eines blinden Ungefährs; sondern hilf ihm Wege einschlagen, die eines Mannes würdig sind, und zum Zweck führen.

10.

Man sieht zuweilen Menschen eben so eifersüchtig in der Freundschaft, wie in der Liebe. Das zeugt mehr von einer selbstsüchtigen, als von einer zärtlichen Gemüthsart. Freuen soll es Dich, wenn auch andre Menschen den Werth dessen zu schätzen wissen, der Dir theuer ist; freuen soll es Dich, wenn Dein Liebling noch außer Dir gute Seelen findet, denen er sich mittheilen, in deren Gemeinschaft er sich glücklich fühlen und die Freuden der Theilnahme genießen kann. Er wird darum nicht blind gegen Deine Vorzüge, nicht undankbar gegen dich werden. Würdest Du denn dadurch mehr Werth in seinen Augen bekommen, daß Du ihn von liebenswürdigen Menschen zu entfernen, oder ihn gegen sie einzunehmen suchtest, nur um ihn für Dich allein zu behalten?

11.

Alles, was Deinem Freunde angehört, sein Vermögen, sein bürgerliches Glück, seine Gesundheit, sein Ruf, die Ehre seines Weibes, die Unschuld und Bildung seiner Kinder — das alles sei Dir heilig, sei ein Gegenstand Deiner Sorgfalt, Deiner Theilnahme und Deiner Schonung! Auch Deine heftigste Leidenschaft, Deine unmäßigste Begierde müsse diese Unverletzlichkeit ehren!

12.

Gaben, Anlagen, und die Art, seine Empfindungen an den Tag zu legen, sind bei den Menschen verschieden. Nicht immer ist Derjenige der Gefühlvollste, welcher am geläufigsten von innern Regungen und Empfindungen schwatzt; nicht immer Derjenige der treueste und beharrlichste Freund, der mit dem heftigsten Feuer uns an seine Brust drückt, der mit der größten Hitze hinter unserm Rücken sich unserer annimmt. Alles Ueberspannte taugt nicht. Ruhige, stille Hochachtung ist mehr werth als Anbetung, Verehrung und Entzückung. Man verlange daher nicht von Jedem denselben Grad von äußern Freundschafts-Bezeigungen, sondern beurtheile seine Freunde nach der fortgesetzten, immer gleichen Zuneigung und treuen Ergebenheit, welche sie uns in der That ohne Uebertreibung und ohne Schmeichelei beweisen! Leider aber ordnet unsere Eitelkeit mehrentheils den Werth der Menschen nach dem Grade der Huldigung, welche sie uns leisten, und die mehrsten Leute suchen solche Freunde um sich her zu versammeln, an deren Seite sie in doppelt vortheilhaftem Lichte erscheinen, und deren Worte Orakelsprüche sind.

13.

Werbe nicht ängstlich um Freunde. Mache nicht Jagd auf jeden ausgezeichneten Menschen, und lege es nicht geflissentlich darauf an, daß er Dir besonders zugethan werden soll! Jede Art von Andringlichkeit, wäre sie auch noch so gut gemeint, pflegt Verdacht oder Geringschätzung zu erwecken, und wer in der Stille auf dem Pfade fortwandelt, den Redlichkeit und Klugheit bezeichnen, und dabei ein wohlwollendes, zur Mittheilung gestimmtes Herz in seinem Busen trägt, der bleibt nicht unbemerkt, nicht unaufgesucht; er findet, ohne sich anzudrängen, ein Paar Edle, die ihm die Hand zum brüderlichen Bunde reichen.

14.

Es giebt aber Menschen, die gar keinen vertrauten Freund, sondern nur Bekannte haben; entweder weil ihnen der Sinn für dieß Seelen-Bedürfniß fehlt, oder weil sie keinem lebendigen Wesen trauen, oder weil ihre Gemüthsart kalt, unverträglich, verschlossen, eitel oder zänkisch ist. Andere sind aller Welt Freunde; sie werfen ihr Herz Jedermann vor die Füße, und deswegen bückt sich Keiner, greift Niemand danach, es aufzunehmen. Es ist eine Ehre und ein Glück, zu keiner von diesen beiden Menschenklassen zu gehören.

15.

Auch unter den vertrautesten Freunden können Irrungen entstehen, Mißverständnisse eintreten. Wenn man darüber Zeit verstreichen läßt, oder zugibt, daß sich dienstfertige Leute hineinmischen, so erwächst daraus nicht selten eine dauerhafte Feindschaft, die um so heftiger wird, je zärtlicher, je vertrauter die Verbindung war, und je ärger man sich also hintergangen glaubt. Es ist wahrlich ein trauriger Anblick, auf diese Weise zuweilen die edelsten Seelen gegen einander empört zu sehen. Dringend rathe ich daher, bei dem ersten Schatten von Unzufriedenheit über das Betragen des Freundes, nicht zu säumen, ohne Zuthun eines Dritten, auf Erläuterung zu dringen. Da pflegt Alles sehr bald verglichen zu werden; vorausgesetzt, daß kein böser Wille obwaltet, wie man es denn bei gutgesinnten, wohlwollenden Freunden voraussetzen muß.

16.

Wie aber, wenn uns Freunde täuschen, wenn wir nach einiger Zeit wahrnehmen, daß unser gutes Herz uns irre geleitet, uns an Menschen gekettet hat, die unserer nicht werth sind? — Meine Leser! ich kann es nicht oft genug wiederholen, daß wir mehrentheils selbst daran Schuld sind, wenn wir bei näherem Umgange die Menschen anders finden, als wir sie uns anfangs gedacht haben. Parteiische Gefühle, Sympathie, Aehnlichkeit des Geschmacks; der Reigung; feine Schmeichelei; Seelendrang, in Augenblicken, wo Jeder uns ein Wohlthäter scheint, der nur einige Theilnahme an unserm Schicksale zeigt — diese und andere dergleichen Eindrücke bestechen uns gar zu leicht, und bereiten uns bittere Täuschungen. Wir denken uns Menschen als engelreine und erhabne Seelen, die nichts weiter, als eine gewisse natürliche Gemüthigkeit und Offenheit haben, und sind nachher, wenn sie ihre Schwächen entdecken, viel unduldsamer gegen diese unsre Lieblinge, als gegen fremde Leute, weil es unserm Stolz wehe thut, daß wir so falsch gesehen hatten, oder so kurzsichtig waren. Darum spannet doch eure Erwartung, eure Meinung von euren Freunden nicht zu hoch, so wird euch ein menschlicher Fehltritt, den sie in Augenblicken der Versuchung begehen, nicht befremden, nicht ärgern! Habet Nachsicht! Ihr bedürft deren vielleicht selbst bei andern Gelegenheiten. Richtet nicht, damit auch Ihr nicht gerichtet werdet! — Und was für Recht hast Du denn auch über die Moralität Deines Freundes? Was ist er Dir anders schuldig, als Treue, Liebe und Dienstfertigkeit? Wer hat Dich zum Sittenrichter über ihn bestellt? — Suche einen ganz vollkommenen Mann auf dieser Erde! — Du kannst hundert Jahre alt werden und wirst ihn nicht finden.

17.

Wenn denn nun aber wirklich unser Freund sich so sehr moralisch verschlimmert, oder wenn unser leichtgläubiges Herz sich in einem solchen Grade in seinem Zutrauen zu ihm betrogen sieht, daß er unsere Vertraulichkeit gemißbraucht, und mit Undank belohnt hätte — nun! so hört er auf, unser Freund zu sein; ich meine aber, er behält doch nicht mehr und nicht weniger Recht auf unsere Duldung, als jeder andere uns fremde Mensch. Ich halte es für eine falsche Zärtelei, an welcher mehrentheils die Eitelkeit, untröstlich sein zu wollen, ihren Theil hat, wenn man glaubt, man müsse nun von einem solchen Verräther immer mit großer Schonung reden, weil er einst unser Freund gewesen. Das Einzige, was uns bewegen kann, seiner zu schonen, ist der Gedanke: daß überhaupt das menschliche Herz ein schwaches Ding ist, und daß man leicht zu weit in seinem Widerwillen geht, wenn eine Art von Rache sich in unser Urtheil mischt. Auf der andern Seite aber macht der Umstand, daß der Mann uns betrogen hat, sein Verbrechen auch nicht um ein Haarbreit größer, berechtigt uns nicht, ärger gegen ihn zu Felde zu ziehen, als gegen jeden andern Schelm, der andere Menschen und überhaupt die Tugend betrügt.

Christian Anton Philipp Knorr von Rosenroth

ward am 15. Juli 1636 zu Altrauden in Schlesien geboren, wo sein Vater, der dasige Prediger, ihm die ersten wissenschaftlichen Kenntnisse beibrachte. Er studirte zu Leipzig und Wittenberg schöne Wissenschaften, wurde Mag. A. A. L. L. und durchreiste dann Holland, Frankreich und England, worauf er sich 1666 zu Sulzbach a

Baiern niederließ und daselbst vom Pfalzgrafen zum Geheimrath und Kanzler ernannt wurde, nachdem er auf dessen Verwendung wegen seiner glänzenden chemischen und sprachlichen Kenntnisse vom Kaiser Leopold mit seiner Nachkommenschaft in den Freiherrenstand erhoben worden war. Hier starb er am 4. Mai 1689.

Von ihm erschien in deutscher Sprache:

Neuer Helikon mit seinen 9 Musen, d. i. geistliche Sittenlieder. Nürnberg 1784, 12.

Nicht ohne Talent für die lyrische Poesie, ließ sich K. jedoch zu sehr von seinen mystischen Ansichten hinreißen, und ward dadurch übertrieben, phantastisch und dunkel. — Folgendes möge als Probe dienen.

Betrachtung der Wohlthaten Christi*).

Ach Jesu, meiner Seelen Freude,
Mein Reichthum, wenn ich Mangel leide,
Mein Heil in meiner Sündenlast,
Mein Anker, wenn mein Schiff will wanken,
Mein Licht, wie kann ich dir verdanken,
Daß du mich so geliebet hast.

Ich armer Knecht, ich war verloren;
Und du, mein Herr, du wirst geboren,
Und giebst für mich dich in Gefahr.
Ich war dein Feind; du kommst gelaufen,
Mein Leben durch dein Blut zu kaufen,
Das anders nicht zu retten war.

O Treu, die nicht ist auszusinnen!
Was soll ich Armer doch beginnen,
Der dies nicht wohl begreifen kann?
Doch wohl! ich habe festen Glauben;
Den soll mir auch der Feind nicht rauben
Und lief er noch so heftig an.

Ich weiß, daß Gott mich hat erkohren,
Daß mich sein Geist hat neugeboren,
Daß mir sein Sohn gestorben ist.
Ich weiß, Herr, daß du bist mein Leben,
Daß du auch bist für mich gegeben,
Ja, daß du noch mein Helfer bist.

Schlägt Moses seine Donnerflammen
Um mein verdammtes Haupt zusammen:
In dir, o Jesu, find' ich Ruh.
Muß ich mit Sünd' und Hölle streiten:
So lauf' ich, Herr, auf deine Seiten,
Als meine stärkste Vestung zu.

Und kommt auch gleich der Tod gesprungen:
Hat Jesus doch für mich gerungen,
Und durch den Tod den Tod verjagt;
Was darf mir vor dem Tode grauen,
Wenn ich durch ihn soll wirklich schauen,
Was mir mein Jesus zugesagt?

Nur Jesu, laß mich an dir kleben;
So bleibet dir mein ganzes Leben,
Mit stets verbund'ner Treu verpflicht't.
Denn wer sich hier mit dir verbindet,
Der lebt, obgleich sein Leben schwindet,
Und stirbet auch im Tode nicht.

*) Aus: Neuer Helikon u. s. w. S. 104.

Sophie von Knorring,

eine Schwester Ludwig Tieck's, ward 1775 zu Berlin geboren und humanistisch gebildet erzogen. Sie vermählte sich zuerst mit dem Consistorialrath und Director Dr. A. F. Bernhardi zu Berlin, trennte sich aber 1805 von ihm und ging mit ihren Brüdern und Kindern nach Rom, worauf sie sich aufs neue 1810 mit dem Herrn von Knorring ehelich verband. Sie folgte nun ihrem Gatten nach Liefland, blieb bis 1819 daselbst und ließ sich dann in Heidelberg nieder, bis zu ihrem 1830 erfolgten Tode.

Sie gab heraus:

Bambocciaden. Berlin 1797—1800, 3 Thle., 8., mit A. F. Bernhardi.
Julie St. Albani. Leipzig 1801, 2 Bde., 8.
Wunderbilder und Träume. Königsberg 1802, 8.; 2te wohlf. Ausg. 1823, 8.
Dramatische Phantasieen. Berlin 1804, 8.
Schiller's Todtenfeier. Berlin 1806, gr. 8. (mit Pellegrin).
Flore und Blanchefleur. Episches Gedicht, mit Vorrede von A. W. v. Schlegel. Berlin 1822, 8.
Evremont. Berlin 1837, 3 Bde., 8., herausgegeben von L. Tieck.

Ein reiches Talent, vereint mit lebhafter Phantasie und tiefem Gefühl weisen dieser ausgezeichneten Frau eine ehrenvolle Stellung unter den Dichtern der sogenannten romantischen Schule an. — Ihr letztes erst nach ihrem Tode erschienenes Werk: „Evremont," das eine merkwürdige Epoche unserer Zeit höchst anmuthig, obwohl hin und wieder nicht frei von breiter Darstellung und Längen in der Entwickelung, schildert, enthält eine Reihe von Charakteren und eine Fülle von Lebensansichten, welche ihm hohen Werth verleihen.

Benjamin Friedrich Köhler,

ward am 22. Juni 1730 zu Döbeln in Kursachsen geboren, studirte die Rechte zu Leipzig und wurde hier mit Gellert sehr vertraut. Auf dessen Empfehlung kam er 767 als Hofmeister des Prinzen Albrecht nach Dessau, wurde später dort 1774 erster Secretär der Landesregierung und Archivar, und starb daselbst als Regierungsrath den 4. Mai 1796.

Sein literärischer Nachlaß ist:

Geistliche moralische und scherzhafte Oden und Lieder, in 4 Büchern. Leipzig 1763.

Ein Schüler Gellert's, der seinem Meister nicht ohne Talent und Geschick nachstrebte und namentlich manches gute und verständige Kirchenlied dichtete.

Friedrich Kohlrausch,

ward am 15. November 1780 zu Landolfshausen bei Göttingen geboren, studirte zu Göttingen Philosophie und Pädagogik und kam nach vollendeten Studien als Dr. philosophiae und Vorsteher eines Erziehungsinstitutes nach Barmen, von wo er später als Gymnasialprofessor nach Düsseldorf und 1817 als Consistorial- und Schulrath

nach Münster kam. 1830 nahm er einen Ruf als Oberschulrath nach Hannover an, und wurde daselbst später zum Generalinspector der sämmtlichen gelehrten Schulen des Königreichs ernannt.

Er gab heraus:

Die Geschichten und Lehren der heiligen Schrift. Halle und Berlin 1811.
Handbuch für Volkslehrer zum richtigen Gebrauch derselben. Ebendas. 1811.
Handbuch für Lehrer höherer Stände und Schulen zu denselben. Ebend. 1811.
Deutschland's Zukunft. Elberfeld 1814.
Chronologischer Abriß der Weltgeschichte. Ebendas. 1814.
Die deutsche Geschichte für Schulen. Ebendas. 1816—18, 3 Thle.; 9. Ausg. Ebend. 1830.

Ein ausgezeichneter Pädagog, der es vor Allem verstand, in seinen Schriften für die Jugend den einzig richtigen und angemessenen Ton zu treffen, und dessen biblische Geschichte, sowie seine deutsche Geschichte für Schulen sich des allgemeinsten Beifalls, und namentlich die letztere einer fast unglaublichen Verbreitung erfreuen.

Karl Wilhelm Kolbe,

ein bekannter Künstler und Schriftsteller, ward 1766 zu Berlin geboren und auf dem dasigen französischen Gymnasium classisch gebildet, worauf er als Lehrer des Philanthropin's nach Dessau kam. Dann lebte er eine Zeit lang als Secretär und Bibliothekar des Ministers von Schulenburg-Kehnert zu Berlin und ging später in seine alten Verhältnisse nach Dessau zurück, wo er bis zur Auflösung dieses Instituts 1793 verblieb und mit Wolke, Matthisson, Spazier und Olivier in freundschaftlicher Verbindung lebte. Zu Sicherung seines Unterhaltes nahm er nun die schon früher versuchte Radirnadel wieder vor, wurde Zögling und bald darauf auch ordentliches Mitglied der berliner Malerakademie und kehrte als anhaltischer Hofkupferstecher und Lehrer der Zeichenkunst an der Hauptschule nach Dessau zurück, wo er am 10. Januar 1835 starb.

Er schrieb:

Vermischte Gedichte. Halberstadt 1792.
Vermischte Abhandlungen. Quedlinburg 1794 u. 1796. 2 Theile.
Ueber den Wortreichthum der deutschen und französischen Sprache. Berlin 1804—1806, 2 Bde.; 2. Aufl. 1818—20, 3 Bde.
Verbesserungen. Ebendas. 1807.
Ueber Wortmengerei. Ebend. 1809; 3. Aufl. 1823.
Abgerissene Bemerkungen über Sprache. Ebendas. 1813.
Noch ein Wort über Sprachreinheit. Ebend. 1815.
Beleuchtung einiger öffentlich ausgesprochenen Urtheile über und gegen Sprachreinheit. Dessau 1818.

Seine „Briefe über die französische Revolution" erhielt von der berliner Censurbehörde zurückgewiesen, noch als Manuscript.

Ein eigenthümlicher, höchst geistreicher und scharfsinniger Denker, voll feinen Geschmacks, und tiefen Gefühls für das Wahre, Gute und Schöne erwarb sich K. durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der Linguistik einen hohen Rang unter den deutschen Sprachforschern. Seine Gedichte athmen Wärme und Innigkeit, zeichnen sich aber übrigens nicht vor der Menge ähnlicher Poesien aus. —

Johann David Köler

ward am 18. Januar 1664 zu Koldiß bei Meißen geboren, studirte zu Annaberg, Meißen und Wittenberg Humaniora und die Rechte, worauf er seit 1707 als Mag. A. A. L. L. zu Altorf Vorlesungen hielt. 1708 folgte er dem schwedischen Gesandten von Strahlenheim als Secretär nach Zweibrücken, ging aber 1711 als ordentlicher Professor der Logik und Politik nach Altorf zurück, und ward hier 1714 Professor ordin. der Geschichte. 1735 kam er als Dr. juris und erster Professor ordin. der Geschichte an die neuerrichtete Universität Göttingen, wo er am 10. März 1755 starb.

Er verfaßte:

Kurzgefaßte und gründliche deutsche Reichshistorie. Nürnberg 1736; neue Ausgabe 1767, 4.
Historische Münzbelustigung. Ebendas. 1729—54, 22 Theile.
Kurze und gründliche Anleitung zur alten und mittlern Geographie. Ebend. 1745; neue Ausgabe 1772 (der 2. und 3. Thl. von G. M. Kahle und G. A. Will.)

Ein fleißiger, gründlicher Historiker blieb K. in seinen Werken doch nicht frei von den Mängeln und der irrigen Auffassungsweise der Zeit, in welcher er lebte, und die für die richtige Behandlung der Geschichte noch nicht reif war; doch gehören seine Werke zu den bessern Leistungen jener Tage.

Klos Kolze, s. Minnesinger.

Michael Kongehl

ward am 19. August 1646 zu Kreuzburg geboren und nach beendigten juristischen Studien 1676 Kanzleiverwandter, 1681 Notar und 1682 Secretär des dasigen Consistoriums. Als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft des Pegnitzordens, welches er nun geworden war, hieß er Prutenio, wurde als Poet gekrönt, erhielt 1696 den Titel eines Rathsverwandten und 1710 das Bürgermeisteramt im Kneiphof zu Königsberg. Er starb daselbst am 1. November 1710.

Seine Schriften sind:

Surbosia oder geschichtmäßiges Heldengedicht. Nürnberg 1676, 12.
Der verkehrte und wieder bekehrte Prinz Tugendhold. Ebend. 1676.
Die vom Tod erweckte Phönicia. Tragikomödie. Königsberg 1680.
Wiederlebender und triumphirender Todesfeind. Ebend. 1676, 4.
Immergrünender Cypressenhain. Danzig 1694, 8.
Belustigung bei der Unlust. Stettin 1633, 8.

K. war ein fleißiger und eifriger Schüler und Nachahmer seines Landsmannes Dach (s. d.), doch ohne eigentliches Talent, namentlich für die dramatische und epische Poesie. — Am glücklichsten war er im religiösen Liede, doch schwang er sich auch hier nicht weit über die Mittelmäßigkeit hinaus.

Johann Ulrich von König

ward am 8. October 1688 zu Eßlingen geboren, studirte nach einiger Vorbereitung Theologie und Jura nacheinander, nahm dann bei den Holländern Kriegsdienste und ließ sich später 10 Jahre in Hamburg nieder, wo er einen Kampf mit Meuchelmördern glücklich bestand. Als er nach Dresden gekommen war, erhielt er das ihm übertragene Pritschmeisteramt unter dem Titel eines Hofpoeten und Geheimsecretärs, anstatt dessen er nach von Besser's Tode (um 1730) das Ceremonienmeisteramt mit dem Hofrathscharakter erhielt. Er wurde in der Folge auch noch geadelt und zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin ernannt, und starb daselbst am 14. März 1744.

Wir haben von ihm:

Theatralische Gedichte. Hamburg und Leipzig 1713.

August im Lager. Heldengedicht. Dresden 1731 Fol.

Gedichte. Aus seinen Manuscripten gesammelt und herausgegeben (von J. L. Rost). Ebend. 1745.

Es fehlte K. nicht an Talent der Darstellung und Correctheit der Form, wohl aber an Phantasie, Tiefe und Kraft; seine Poesien erheben sich daher nicht über die alltäglichen Reimereien jener Periode, und haben höchstens nur für den Historiker einiges Interesse.

Friedrich von Köpken.

Von den Lebensumständen dieses Mannes wissen wir nur, daß er am 9. December 1737 zu Magdeburg von bürgerlichen Eltern geboren, nach vollendeten Rechtsstudien daselbst als Unterbeamter angestellt und endlich zum königlich preußischen Hofrath und Curator des Johannisstiftes seiner Vaterstadt, 1787 aber zum Baron erhoben wurde. Er starb daselbst am 4. October 1811.

Er ließ erscheinen:

Hymnus auf Gott. Nebst andern vermischten Gedichten. Magdeburg 1792; neue Ausg. 1804, 8.

Skolien. Ebend. 1794; neue Aufl. 1805, 8.

Skolien für den literarischen Klub. Ebend. 1798.

Episteln. Zum Anhang vermischte Gedichte. Ebendas. 1801, 8.

Ein leichtes, gefälliges und anmuthiges Talent, das keinen Anspruch auf Dichterruhm machte und durch seine Gaben nur vertraute Freunde erheitern wollte, weshalb es um so größere Anerkennung verdient.

Johann Benjamin Koppe

ward am 19. August 1750 zu Danzig geboren, studirte, nachdem er auf dem vaterstädtischen Gymnasium hinreichende Vorbildung empfangen hatte, zu Leipzig und Göttingen Theologie, und trat dann 1773 zu Göttingen als Repetent auf. Aber schon 1774 ging er als Professor nach Mitau, kehrte jedoch 1775 als Professor ordinar. der Theologie nach Göttingen zurück und wurde hier Universitätsprediger und Director des Predigerseminars. 1784 kam er als Oberconsistorialrath und Generalsuperintendent nach Gotha, von wo ihn die hannöver'sche Regierung 1788 als Consistorialrath und ersten Hofprediger nach Hannover rief. Er starb daselbst am 12. Februar 1791.

Sein literarischer Nachlaß besteht in:

Christliches Gesangbuch. Göttingen 1789.

Predigten, herausgegeben von L. T. Spittler. Ebendas. 1792 u. 1793, 2 Thle.

Ein trefflicher Kanzelredner, der tiefes Gefühl, Wärme und Klarheit mit Correctheit und Eleganz verband und bei längerem Leben gewiß noch Bedeutendes geleistet haben würde.

Friedrich Köppen

ward am 21. April 1775 zu Lübeck geboren und zuerst von seinem Vater, einem dasigen Prediger, dann auf der Katharinenschule seiner Vaterstadt classisch vorgebildet, so daß er 1793 mit Nutzen die philosophischen und theologischen Vorlesungen zu Jena besuchen konnte. Besonders zog ihn hier Reinhold und Fichte an, deren Philosophie er auch noch, als er die Universität Göttingen besuchte, mit Eifer studirte. Nachdem er 1797 die Schweiz bereist hatte und dann in seiner Vaterstadt Candidat des Predigtamtes geworden war, erhielt er 1804 eine Anstellung als Lutherischer Prediger der St. Ansgariigemeinde zu Bremen, folgte aber 1807 einem Rufe als Dr. und Professor der Philosophie nach Landshut und wurde bei Aufhebung dieser Universität in gleicher Eigenschaft nach Erlangen versetzt. Hier erhielt er noch kurz darauf den Titel eines königlich baierischen Hofrathes.

Er schrieb:

Ueber Offenbarung. Lübeck 1797; 2. Aufl. Göttingen 1802.

Episteln und vermischte Gedichte. Magdeburg 1801.

Lebenskunst. Hamburg 1801.

Reden über die christliche Religion. Lübeck 1802.

Schelling's Lehre. Hamburg 1803.

Vermischte Schriften. Ebend. 1806.

Ueber den Zweck der Philosophie. Landshut 1807.

Naturrecht. Ebend. 1809.

Logik und Metaphysik. Ebend. 1809.

Darstellung des Wesens der Philosophie. Nürnberg 1810.

Philosophie des Christenthums. Leipzig 1813 u. 1815, 2 Bde.

Leben meines Vaters J. G. K. Lübeck 1814.

Politik, nach Platonischen Grundsätzen. Leipzig 1818.

Rechtslehre. Ebend. 1819.

Offene Rede über Universitäten. Landshut 1820.

Vertraute Briefe über Bücher und Welt. Leipzig 1820—23, 2 Bde., 8.

Ein geistverwandter Schüler und Freund Jacobi's ging K. auf dem von seinem Lehrer eingeschlagenen Pfade weiter und zeichnete sich hier durch Gedankenreichthum, lebendige Darstellung, Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe höchst vortheilhaft aus. — Seine „Vertraute Briefe über Bücher und Welt," sowie seine „Episteln und vermischte Gedichte," beide für ein größeres Publikum bestimmt, enthalten sehr viel Glückliches und Bedeutendes, und haben — namentlich das letztere Werk — überall die Anerkennung gefunden, die sie in hohem Grade verdienen.

Johann Ferdinand Koreff

ward am 1. Februar 1783 zu Breslau geboren, ging 1807 als praktischer Arzt nach Paris und bereiste 1811 Italien und die Schweiz. Nach seiner Rückkehr erhielt er 1816 zu Berlin eine ordentliche Professur der Medicin, und wurde 1818 mit dem Charakter eines geheimen Oberregierungsrathes in der Staatskanzlei angestellt und zum Ritter des eisernen Kreuzes ernannt. Nach dem Tode seines Chefs zog er sich zurück und ging nach Paris, wo er seitdem als Dr. der Medicin und praktischer Arzt lebt.

Von ihm erschien:

Des Plautus prahlerischer Krieger. Metrisch übersetzt. Berlin 1805.
Die Werke des Tibull und der Sulpicia. Elegien. Metrisch übersetzt. Paris 1810.
Lyrische Gedichte. Ebend. 1815.
Don Takagno. Oper. Berlin 1819.
Aukassin und Nikolette. Oper. Ebend. 1820.

Feinheit des Geschmacks, Eleganz und Gedankenreichthum sind nicht geringe Eigenschaften der schriftstellerischen Arbeiten dieses geistreichen Arztes, der als solcher sich einen sehr gefeierten Namen erwarb. —

König Konrad der Junge, s. Minnesinger.

Konrad der Pfaff, s. Minnesinger.

Julius Körner

ward im Jahre 1793 zu Beier-Naundorf in Sachsen geboren, widmete sich dem Studium der Theologie und erhielt nach vollendeter akademischer Laufbahn das Amt eines Diakonus zu Schneeberg, welches er gegenwärtig noch bekleidet.

Von ihm erschien:

Agnes Bernauer. Trauerspiel. Leipzig 1821, 8.
Niobe. Trauerspiel. Leipzig 1821, 8.
Lord Byron's Poesieen. Zwickau 1821.
Liebe und Prüfung. Leipzig 1822.
Gedichte. Zwickau 1822.
Die beiden Bräute. Trauerspiel. Leipzig 1823.
Kaiser Julian der Abtrünnige. Schneeberg 1831.
Grundlinien zu einer Philosophie des Rationalismus. Ebend. 1832.
Ueber Christenthum und die Anforderungen der Gegenwart. Leipzig 1836.
Shakspeare's sämmtliche Werke. Uebersetzt in Verein mit Mehreren. Schneeberg 1836.
Einzelne Flugschriften, Abhandlungen, Gedichte u. s. w.

Phantasie, Wärme des Gefühls, und Kraft und Eleganz in Behandlung der Sprache sind den dichterischen Leistungen J. Körner's eigen und haben ihm einen geachteten Namen in der schriftstellerischen Welt erworben.

Karl Theodor Körner,

Sohn des Oberappellationsgerichtsrathes und Oberconsistorialrathes Christian Gottfried K., ward am 23. September 1791 zu Dresden geboren und genoß durch gute Lehrer und unter der Fürsorge seines Vaters eine treffliche humanistische und moralische Erziehung, wobei die Verehrung seiner Familie für Schiller auch auf ihn überging und ihn schon als Knaben zu poetischen Versuchen ermuthigte. Nachdem er so vorbereitet 2 Jahre lang dem Studium der Mineralogie auf der Bergakademie zu Freiberg obgelegen hatte, bezog er 1810 die Universität Leipzig, sah sich aber genöthigt nach Berlin zu gehen, von wo ihn 1812 die Ernennung zum kaiserlichen Theaterdichter nach Wien rief. Doch sein bestes Feld und seine beste Zeit war das Feld und die Zeit der Thaten. Kaum war daher das Morgenroth der Freiheit über Deutschland angebrochen, als der begeisterte Dichter 1813 zu Lützow's Schaar nach Breslau zog. Als Adjutant dieses Helden kämpfte er nun im Rücken des Feindes bei Lützen mit, und später, nachdem er hier mit Mühe der Gefangenschaft entgangen war, gegen Davoust an der Unterelbe. Da traf am 26. August 1813 im Gefecht bei Gadebusch ihn eine Kugel tödtend in die Brust, nachdem er noch kurz vorher das eben beendigte Schwertlied seinen Freunden vorgelesen hatte. Sein entseelter Körper wurde mit dem eines gleich ihm gefallenen Kameraden von allen Officieren seines Corps unter eine alte Eiche bei dem Dorfe Wöbbelin feierlich bestattet und von seinem Vater zur Ruhestätte, um welche herum der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin ihm 45□ Ruthen Land geschenkt hat, mit einem gußeisernen Denkmale geziert.

Seine Schriften sind:

Knospen. Leipzig 1810, 8.
Zriny. Trauerspiel. Wien 1812.
Dramatische Beiträge. Wien 1813, 2 Bde., gr. 8.; neue Aufl. 1821, gr. 8.
Zwölf freie deutsche Lieder. Nebst einem Anhang. Leipzig 1813, 8.; 2. verbess. Aufl. Ebend. 1814, 8.
Leyer und Schwert. Berlin 1814; 7te rechtmäß. Aufl. Ebend. 1834, 16. (aus andern Dichtern vermehrt).
Poetischer Nachlaß. Aus dem Portefeuille des Gebliebenen von Freymann herausgegeben. Leipzig 1814, 8.

Poetischer Nachlaß. Ebend. 1815, 2 Bde., gr. 8., mit K's Portrait und 1 Titelkupfer; 7. Aufl. Ebend. 1829, gr. 8.
Gedichte vor und in dem heiligen Kriege gesungen. Frankfurt 1815, 8.
Knospen. Gedichtet 1808 u. 1809. Potsdam 1831, 8.

Gesammelt finden sich die einzelnen Stücke in:

Sämmtliche Werke. Im Auftrage der Mutter des Dichters herausgegeben und mit einem Vorworte begleitet von Karl Streckfuß in Einem Bande. Berlin 1834, gr. 4.; 2te rechtmäß. Gesammtausgabe, Ebend. 1835, gr. 4., mit dem Portrait K's und einer Zugabe.

Mit wenigen Worten aber treffend und wahr schildert Menzel (Deutsche Literatur Nr. 179) Körner's Leistungen, indem er von ihm sagt: „Theodor Körner stimmte zuerst und am lautersten den feierlichen Kriegsgesang an, indem er sich selbst, von heiliger Begeisterung entflammt, den feindlichen Kugeln entgegenstürzte und den schönen Tod fand für das Vaterland. In diesem Dichterjüngling sah das Volk das Vorbild seiner Jugend, eine reiche Verheißung. Dann pries man ihn glücklich, daß er nicht älter geworden war, daß die Hoffnung in voller Jugendschöne mit ihm starb, bevor sie bleich und runzlicht wurde. Außer seinen herrlichen Kriegsliedern hat er auch Trauerspiele gedichtet, die nicht minder von patriotischer Gluth und vom reinsten Seelenadel zeugen, in der Form aber vielleicht allzu sklavisch die Manier Schiller's festhalten."

Fügen wir noch hinzu, daß überall aus Körner's Werken nicht allein jene Gluth hoher Begeisterung und jener reine Adel der Seele uns entgegentritt, sondern daß sie auch Zeugniß ablegen von der feinen Bildung seines Geistes und seinem ernsten Streben, immer mehr die harmonische Vollendung seiner Kunstwerke zu erreichen. Außer jenen bereits erwähnten Arbeiten hat er auch noch mehrere kleine Lustspiele hinterlassen, die sich durch gute Erfindung, Humor, Bühnenkenntniß und konsequente Charakterzeichnung von der Menge derartiger Leistungen scheiden und sich bis jetzt mit Beifall auf dem Theater erhalten haben.

Soliman's Tod.

(Aus Zriny.)

Vierter Aufzug.

(Soliman's Zelt.)

Erster Auftritt.

Soliman (sehr abgespannt auf einem Stuhle). Levi (hinter ihm). Mehmed (kommt durch den Haupteingang).

Mehmed. Wie geht's dem Kaiser?
Levi. Schlecht, sehr schlecht! Mir ahnet nichts Gutes, Herr!
Mehmed. Seit wann ist er so krank?
Levi. Seit Eurer Wiederkehr aus Sigeth. Was Ihr
n jener Stunde möcht' verkündet haben,
as mag kein Freudenwort gewesen sein.
: ließ mich rufen; in empörter Wallung
nd ich das alte Heldenblut, ich sah's
n seinem fieberhaft durchglühten Auge,
n fürchterlicher Kampf durchriß die Brust.
s drauf der zweite Sturm mißlang, der dritte,
er vierte und der fünfte auch, die alte Stadt
letzt zwar überging, von der Gewalt
er Pulverminen fürchterlich zerborsten,
och Zriny kämpfend sich in's Schloß zurückzog,
a riß der innre Grimm der Heldenbrust
erwegen an den Festen seines Lebens.
ie Todten ließ er zählen, nur fünf Hunderte
ollkühner Ungarn lagen auf der Wahlstatt,
nd hatten so viel Tausende von uns
ur Todesbrautnacht neben sich gebettet.
as packt' ihn wie mit Fieberschauer an,
Und schmetterte die letzte Kraft zusammen.
Nun liegt er bleich da, als ein Sterbender,
Der nächste Morgen findet ihn dort drüben.
Mehmed. Zieht Euch zurück. — Mein kaiserlicher Herr!
Ich bring' ein frohes Wort von Petow Pascha.
Gyula ist unser, Keretschin hat sich
An seinen Schwager Bebek übergeben.
Soliman. Was kümmert's mich! Sag' mir, Sigeth ist mein,
Und nimm Egypten Dir zum Königreiche.
Mehmed. König Johann verlangte von dem Pascha
Die Burg für sich, er hat sie ihm verweigert,
Wenn er nicht viermalhundert tausend Gulden
Erlege, was der Ungarkrieg Dir koste
Der Siebenbürge will das Geld nicht zahlen,
Und sendet seinen Kanzler —
Soliman. Er soll zahlen,
Sonst bleibt die Feste mein! Er hat mich so
Zu diesem Kriege ohne Noth verleitet! —
Sagt mir: der Kaiser Max sei jetzt zu schwach,
Und tief im Streite mit den deutschen Fürsten,
Er könne mir unmöglich widersteh'n,
Verspricht mir überdieß noch tausend Reiter,
Und von den Ungarn alle Lieb' und Vorschub,
Und wie ich komme, hat der Kaiser schnell
Ein ungeheures Christenheer versammelt,
Die Ungarn sind mir feindlicher als je,
Und auch die tausend Siebenbürgen fehlen.
Sag' ihm, das Lügen will ich ihm vertreiben,
Er freue sich auf meinen Kaiserzorn!
Mehmed. Ein ähnlich Wort hat er schon hören müssen.
Der Kanzler meinte, daß die Ungarn ihm
Freilich den größten Vorschub zugeschworen;
Weil aber Deine Völker gleich gesengt,
So hätten sie ihr Wort zurückgenommen.
Was Maximilian beträf', so wär' der König
Durch falsche Kundschaft selbst betrogen.
Soliman. Aber
Die Reiter! sprich, was meint er da?
Mehmed. Es sei die Brücke
Zu spät geschlagen worden, sagt' der König.
Das hab' sein Volk verhindert, an der Drau,
Wie der Vertrag gewollt, zu uns zu stoßen.
Soliman. Verdammt! Wer schlug die Brücke?
Mehmed. Hamsa Beg.
Soliman. Laß ihn enthaupten! Geh! ich litt es nie,
Daß meine Sklaven ihres Fehlers Schuld
Von einer Achsel zu der andern wälzten,
Drum hör' ihn nicht, wenn er sich schuldlos nennt.
Er soll es büßen, daß der Siebenbürge
Mit seinem Fehler sich rechtfert'gen kann.
Mehmed (geht ab).

Zweiter Auftritt.

Soliman. Levi.

Soliman. Da steh' ich nun am Ende meiner Thaten.
In ihren Angeln hat die Welt gebebt,
Wenn sich mein Zorn durch Felsen Bahn gebrochen,
Und jetzt lieg' ich in eitler Ohnmacht hier,
Und breche meine Kraft an dieser Feste —
Mit mir ist's aus — der alte Löwe stirbt.
Levi. Er stirbt.
Soliman. Verdammte Eule! rufst Du's nach?
Levi. Mein großer Herr, verzeiht's dem alten Manne,
Der seinem Schmerz nicht mehr gebieten kann.
Wer soll nicht weinen, soll nicht jammern, wenn
Ein solcher Stern am Himmel untergeht,
Der sein Jahrhundert sonnenvoll gelichtet?
Auch ich hab' ihm vertraut, dem Strahlenbild,
Mein Hoffen und mein Freuen geht mit unter!
Soliman. So muß ich sterben? muß ich?
Levi. Ach, umsonst
Möcht' ich der Hoffnung Stimme noch erwecken.
Das tröste Dich, Du lebst für alle Zeit:
Groß in der Kunst, im Leben und im Kampfe,
Hast Du den ew'gen Tempel Dir gebaut,
Wo Deines Namens Flammenzüge lodern.
Soliman. Levi, ich muß?
Levi. Wenn Gott kein Wunder thut,
Weint morgen wohl die Welt an Deiner Leiche.
Soliman. Was ist heut' für ein Tag?
Levi. Der Jahrestag
Von Deinem Sieg bei Mohacz über Ludwig,
Von Rhodus Fall und Buda's Untergang.

Ein günst'ger Tag für Dein Geschlecht, mein Kaiser!
Dein großer Vater Selim rühmte sich
Am gleichen Tage manches hohen Siegs.
Soliman. Zriny! Zriny! das ist auch Deine Stunde!

Dritter Auftritt.

Vorige. Mehmed. Der Begler Beg. Mustafa. Ali Portuk.

Mehmed. Vollbracht, mein großer Kaiser, ist Dein Wille,
Vor seinem Zelt fiel des Verräthers Kopf.
Soliman. Stürmt! stürmt! heut ist das Siegesfest von Mohacz,
Rhodus und Buda fiel an diesem Tag.
Stürmt, Sklaven, stürmt! Heut' muß auch Sigeth fallen!
Mein ganzes Heer jagt an das Felsennest!
Sigeth muß fallen! fallen muß es! Stürmt!
(Die drei Fürsten eilen ab.)

Vierter Auftritt.

Soliman. Mehmed. Levi.

(Man hört Sturm blasen.)

Soliman. Halte mich, Levi, halte mich, ich sinke!
Allah! laß mich nicht eher sterben, bis
Der Roßschweif siegend von der Zinne weht,
Nicht eher laß mich sterben!
Mehmed. Herr und Kaiser,
Gebiete Deinem Leben, Deiner Kraft,
Gewohnt ist die Natur, Dir zu gehorchen.
Soliman. Der Tod verhöhnt mich, wie der Zriny. Ha!
Hört Ihr's wild jauchzen? hört Ihr's wirbeln? Mehmed,
Das war mein Lieblingslied, mein Festtagslied,
Aus tausend Schlachten hat mir's zugedonnert,
Hat mir den blut'gen Sieg in's Ohr geheult.
Noch einmal vor dem Grabe muß ich's hören.
Nur dießmal, Glück, gehorche Deinem Herrn.
Mehmed. Liegt Dir wohl sonst noch etwas auf dem Herzen?
Vertrau' es Deinem treuen Sklaven an,
Vermache mir das Erbtheil Deiner Sorgen.
Soliman. Wär' ich ein Held, hätt' ich mich je gesorgt?
Ich hab' gekämpft, genossen und bezwungen,
Den Augenblick hab' ich mit Blut erkauft,
Und seine ganze Wollust ausgekostet,
Mein Thatenruf hat längst die Welt durchbebt,
Der Mitwelt Furcht und Zittern aufgedrungen,
Der Nachwelt ihre Stimme abgetrotzt,
Und sich die Bahn zur Ewigkeit gebrochen!
Daß ich auf Trümmern und auf Leichen ging,
Daß ich Millionen in den Tod geschmettert,
Wenn's mein Gelüsten galt, das mag der Wurm,
Der unter mir im Staube sich gewunden,
Der Welt erzählen, sein Gekrächz verstummt,
Das Große nur bleibt ewig, unvergessen,
Und hat kein Ende in dem Grab der Welt!
Baut Euch nur Euers Namens Tempel hoch,
Sei es auf Leichen, sei's auf Opfergaben,
Auf Haß, auf Liebe, — baut nur hoch, nur hoch;
Das Zeitmeer überfluthet Euer Leben,
Der Berg, auf den Ihr bautet, wird bedeckt,
Und nur der Tempel bleibt reichprangend stehen.
In gold'nen Zügen flammt da Euer Name
Und Eure Nachwelt preist Euch und vergißt
Den Grund, auf den sich Eure Säulen pflanzten.
Levi. Schont Euch, mein kaiserlicher Herr, schont Euch,
Das Reden wird Euch schwer, Euch könnte Ruhe,
Wenn Gott ein Wunder will, gar friedlich stärken.
Schont Euch.
Soliman. Das Wort verzeih' ich Deiner Treue.
Thor, der Du glaubst, wer so, wie ich gelebt,
Der möchte gern den letzten Hauch des Lebens
Im Traum des Friedens durch die Lippen zieh'n.
Lebendig nenn' ich nur die That, die rüstig
Aus ihrem Schlaf die müden Kräfte weckt;
Die Ruhe tödtet, nur wer handelt, lebt,
Und ich will leben, will vorm Tod nicht sterben!

Fünfter Auftritt.

Vorige. Mustafa.

Mustafa. Herr, laß zum Rückzug blasen. Nur vergebens
Jagst Du die tapfern Schaaren in den Tod.
Der Zriny rast, wie ein gereizter Löwe,
Verderben um sich schmetternd, unter sie.
Ein jeder Einzelne steht für ein Heer,
Es müssen Teufel sein, die wir bekämpfen,
Denn solcher Kraft rühmt sich kein Sterblicher. —
Die Janitscharen weigern sich zu stürmen.
Soliman. Laßt sie mit Hunden hetzen, jagt sie
Mit Peitschenhieben an den Wall hinauf.
Pflanzt Feuerschlünde hinter ihre Reihen,
Und schießt sie nieder, weigern sie den Sturm.
Sigeth muß fallen, und sollt' ich die Gräben
Mit Janitscharen-Köpfen füllen, sollt ich
Auf Leichenwällen meines halben Heers
Die andre Hälfte in die Hölle schmettern!
Sigeth muß fallen, muß jetzt fallen! Stürmt!
Ich habe wenig Augenblicke noch,
Und mit dem Siegesdonner will ich scheiden!
Mustafa (eilt ab).
Soliman. Ha, kommst Du, Tod! ich fühle Deinen Gruß.
(Sturm und Trompetenlärm.)
Mehmed (für sich). Zur rechten Stunde sandt' ich neue Boten,
Der Kaiser stirbt, noch eh' der Abend kommt.
Levi. Blickt nicht so düster, theurer Herr und Kaiser!
Schreckt denn der Tod auch eine Heldenbrust!
Soliman. Was ist der Tod, daß er mich schrecken sollte?
Gibt's etwas, das den Helden schrecken kann?
Willkommen wär' er mir im Rausch der Thaten,
Willkommen nach geschlag'ner Siegesschlacht!
Ich wollt' ihn freudig in die Arme drücken,
Und hauchte jubelnd meine Seele aus;
Doch, so zu sterben! — so! — der Mensch muß einmal
Im Leben der Besiegte sein; der Tod
Hat auch den großen Mahomed bezwungen,
Und Bajazet und Selim, sieggekrönt
Aus dieser Erde Nebelkampf gegangen,
Sie mußten folgen, als sein Wort sie rief;
Doch, so besiegt zu sterben, wenn man siegend
Den Frühling sechs und siebzigmal begrüßt!
Das mag auch eine Heldenbrust zerreißen!
Mehmed. Noch lebst Du ja, kannst noch den hellen Mond
Auf den erstürmten Zinnen Sigeths blicken,
Und Zriny's Haupt zu Deinen Füßen seh'n.

Sechster Auftritt.

Vorige. Der Begler Beg.

Der Begler Beg. Du bist geschlagen, Deine Scharen flieh'n!
Der Pascha von Egypten ward erschossen.
Es wühlt der Tod sich in Dein flüchtig Heer,
Sie halten nicht mehr Stand, die Ungarn jubeln
Und schmettern uns den Siegesdonner nach!
Soliman. Den Tod in Deinen Hals, verdammter Sklave!
Sigeth muß fallen! stürmt! ich will's!
Der Begler Beg. Es ist unmöglich.
Soliman (rafft sich auf und wirft den Dolch nach dem Begler Beg).
Geh' in die Hölle, Bube!
(Er stürzt zusammen.)
Stürmt! — Stürmt!
(Er stirbt.)
Levi. Gott,
Mein Herr und Kaiser! (kniet bei ihm nieder.)
Mehmed. Still, der Löwe stirbt,
Um seinen Helden trauert das Jahrhundert.

Siebenter Auftritt.)

Vorige. Ali Portuk.

Mehmed. Tritt schweigend ein, es ist ein Kaisergrab,
Und eine Riesenseele ist geschieden.
Ali. So ist es wahr? Das Heer ist in Empörung,
Es ahnet seines Kaisers Tod. — Wessir,
Wir alle sind verloren, wenn wir nicht
Durch List die Völker täuschen.
Mehmed. Still! jetzt wissen
Wir drei allein um unsers Großherrn Tod.
Die Kämmerlinge sind von mir erkauft,
Mehr sollen's nicht erfahren. Dort den Juden
Bringt dieser Dolch zum Schweigen:

(Zu den Kämmerlingen.)
Freunde tragt
Den Kaiser in das innerste Gemach,
Dort wartet mein.
(Der Kaiser wird fortgetragen.)

Mehmed (zu den Fürsten). Auch sandt' ich meine Boten
An dieses Thrones Erben schon, an Selim,
Denn wir, weiß ich, sind längst darüber eins,
Wer jetzt als Kaiser herrschen soll in Stambul.
Die Leiche setzen wir auf ihren Thron,
Die Dämmerung wird unsre List begünstigen,
Das Heer soll glauben, daß er lebe, dann
Zum neuen Sturme, bis uns Sigeth fällt,
Und nach dem Sieg nach Stambul in den Divan!

Der Begler Beg. Was, dieses Zuges ungeheure Rüstung
Umsonst? Wir hätten weiter nichts erzweckt,
Als diese Inselfestung zu zerstören?
Geht's nicht nach Wien, nicht auf des Kaisers Heer?

Mehmed. Freund, mäßige Deine Kampflust! Tollkühn wär's,
In deutsche Kämpfe jetzt sich zu verwickeln.
Ständ' dieses Sigeth nicht wie Felsen fest,
Und fester noch die Treue seiner Mannen,
Längst jauchzten wir auf Wiens erstürmtem Wall.
Und Deutschland läg' vor unserm Gott im Staube;
Jetzt aber müssen wir zurück. Das Heer
Ist schwürig, Persien hat sich empört,
Selim war stets dem Ungarkrieg entgegen.

Ali. Ich ehre Deine Klugheit, Großwessir,
Und stimm' Dir bei! Hier hast Du meine Hand.

Der Begler Beg. Mehmed Sokolowitsch kennt seine Freunde.
Ich folge Dir, wie's auch den Feldherrn schmerzt,
Das unsers Helden letzte Riesenplane
An diesem Zriny sich zerschmetterten.

Mehmed. Nun eilt hinaus, sagt, daß der Kaiser lebe,
Er sei geneigt, dem Volke sich zu zeigen,
Ich unterdeß bereite uns're List.

Der Begler Beg und Ali. Auf Wiedersehn!

Mehmed. Lebt wohl! — Du, Levi, folgst mir!
(Alle zu verschiedenen Seiten ab.)

Gedichte aus Karl Theodor Körner's „Leyer und Schwert."

Auf dem Schlachtfelde von Aspern.

Schlachtfeld! wo der Todesengel würgte,
Wo der Deutsche seine Kraft verbürgte,
Heil'ger Boden! dich grüßt mein Gesang!
Frankreichs stolze Adler sahst du zittern,
Sahst des Wüthrichs Eisenkraft zersplittern,
Die sich frech die halbe Welt bezwang. —
Auch! ihr Manen der gefall'nen Helden,
Deren Blick im Siegesdonner brach,
Auf' ich in den Frühling eurer Welten,
Meines Herzens ganzen Jubel nach.

Daß ich damals nicht bei euch gestanden! —
Daß, wo Brüder Sieg und Freiheit fanden,
Ich, trotz Kraft und Jugend, doch gefehlt!
Glückliche, die ihr den Tag erfochten:
Ew'ge Lorbeern habt ihr euch geflochten,
Am Triumph des Vaterlands erwählt. —
Schwarz und traurig wie auf Grabestrümmern
Sälzt auf Deutschland sich des Schicksals Macht;
Doch begeisternd wie mit Sternesschimmern
Bricht der Eine Tag durch unsre Nacht.

Sonnenhauch in düstern Nebeljahren!
Deine Strahlen laß uns treu bewahren,
Als Vermächtniß einer stolzen Zeit.
Ueberall im großen Vaterlande
Von der Ostsee bis zum Donaustrande,
Lacht dein Name alle Herzen weit.
Aspern klingt's, und Karl klingt's siegestrunken,
Bis nur Deutsch die Lippe lallen kann.
Nein! Germanien ist nicht gesunken,
Hat noch einen Tag und einen Mann.

Und so lange deutsche Ströme sausen,
Und so lange deutsche Lieder brausen,
Gelten diese Namen ihren Klang.
Was die Tage auch zerschmettert haben,
Karl und Aspern ist in's Herz gegraben,
Karl und Aspern donnert im Gesang.
Mag der Staub gefall'ner Helden modern,
Die dem großen Tode sich geweiht:
Ihres Ruhmes Flammenzüge lodern
In dem Tempel der Unsterblichkeit.

Aber nicht, wie sie die Nachwelt richte,
Nicht die ew'ge Stimme der Geschichte
Reißt der Mitwelt Schuld entzwei.
Ihre Todesweihe lebt im Liede;
Doch umsonst such' ich die Pyramide,
Die der Denkstein ihrer Größe sei.
Auf dem Wahlplatz heiligten die Ahnen
Ihrer Eichen stolze Riesenpracht,
Und die Irmensäule der Germanen
Sprach von der geschlag'nen Römerschlacht.

In dem blut'gen Thal der Thermopylen,
Wo der Grieche freie Schaaren fielen,
Grub in Marmor ihrer Brüder Dank:
„Wandrer! sag's den kinderlosen Aeltern,
„Daß für's Vaterland auf diesen Feldern
„Sparta's kühne Heldenjugend sank!" —
Und Jahrtausende sind Staub geworden,
Jenes Marmor's heil'ge Säule brach;
Doch in triumphirenden Accorden
Riefen's die Jahrhunderte sich nach.

Und erzählten, trotz dem Sturmgetöse
Ihrer Zeit, von der Heroen-Größe
Der Gefall'nen und von Sparta's Dank. —
Groß war Griechenland durch seine Helden,
Aber größer noch durch sein Vergelten,
Wenn der Bürger für die Freiheit sank.
Jenseit lohnt ein Gott mit ew'gen Strahlen,
Doch das Leben will auch seinen Glanz.
Nur mit Ird'schem kann die Erde zahlen,
Und der Oelzweig windet sich zum Kranz.

Drum soll es die Nachwelt laut erfahren,
Wie auch deutsche Bürger dankbar waren,
Wie wir der Gefall'nen That erkannt.
Daß ihr Tod uns Lebende ermuthet,
Daß sie für Unwürd'ge nicht geblutet:
Das beweise, deutsches Vaterland! —
Deine Sänger laß in Liedern stürmen,
Und zum Steine füge kühn den Stein,
Und die Pyramide laß sich thürmen,
Der gefall'nen Brüder werth zu sein.

Nur glaub' nie, du schmücktest ihre Krone,
Wenn du deine goldnen Pantheone
Ueber ihre Grabeshügel wölbst!
Stolzes Volk! denkst du mit Marmorhaufen
Deines Dankes Schuldbrief abzukaufen? —
Deine Kuppeln ehren nur dich selbst.
Nur das Ew'ge kann das Ew'ge schmücken,
Erdenglanz welkt zur Vergessenheit.
Was die Zeiten brechen und erdrücken,
Ist gemein für die Unsterblichkeit.

Aber, Deutschland, um dich selbst zu ehren,
Nicht den eignen Tempel zu zerstören,
Den die angeerbte Kraft gebaut:
Zeig' dich werth der großen Todesweihe,
Dich, Germania, in alter Treue,
Männerstolze, kühne Heldenbraut!
Friedlich Volk, brich aus den kalten Schranken,
Warm und frei, wie dich die Vorwelt kennt.
Auf den Feldern, wo die Adler sanken,
Thürme deines Ruhmes Monument.

Sieh' umher bei fremden Nationen,
Wie sie dort ein muthig Werk belohnen,
Wie der Marmor in den Tempeln glänzt.
Jeder Sieg aus dunkler Wissenssphäre
Drängt sich in das Pantheon der Ehre,
Und der kühne Künstler steht bekränzt. —
Aber giebt es einen Preis im Leben,
Wo hinan nicht dieser Kampf gereicht?

Gut und Blut für Volk und Freiheit geben:
Nenn' die That, die sich der That vergleichs! —

Drum, mein Volk, magst du den Aufruf hören.
Oestreich! deine Todten sollst du ehren!
Wer zum deutschen Stamme sich bekennt,
Reiche stolz und freudig seine Gabe,
Und so baue sich auf ihrem Grabe
Ihrer Heldengröße Monument;
Daß es die Jahrhunderte sich sagen,
Wenn die Mitwelt in den Strudel sank:
Diese Schlacht hat deutsches Volk geschlagen,
Dieser Stein ist deutschen Volkes Dank.

Trost.

Ein Rundgesang.

Wie wir so treu beisammen stehn
Mit unverfälschtem Blut!
Der Feierstunde heilig Wehn
Schwellt meinen jungen Muth.
Es treibt mich rasch zum Liede fort,
Zum Harfensturm hinaus.
Im Herzen lebt ein kühnes Wort, —
Was gilt's, ich sprech' es aus.

Die Zeit ist schlimm, die Welt ist karg,
Die Besten weggerafft;
Die Erde wird ein großer Sarg
Der Freiheit und der Kraft.
Doch, Muth! — Wenn auch die Tyrannei
Die deutsche Flur zertrat:
In vielen Herzen, still und treu,
Keimt noch des Guten Saat.

Verschüchtert durch den blut'gen Ruhm
Und durch der Schlachten Glück,
Flohn zu der Seele Heiligthum
Die Künste scheu zurück.
Sind auch die Thäler jetzt verwaist,
Wo sonst ihr Tempel war:
Es bleibt doch jeder reine Geist
Ihr ewiger Altar.

Und Freundestreu' und Wahrheit gilt
Noch eine heil'ge Pflicht.
Sieh, wie der Gießbach brausend schwillt! —
Du rufst; mich schreckt er nicht.
Und läg' es vor mir wolkenweit
Und sternhoch über mir:
Bei'm Gott! ich halte meinen Eid.
Schlag' ein! ich folge dir!

Und Frauenunschuld, Frauenlieb',
Steht noch als höchstes Gut,
Wo deutscher Ahnen Sitte blieb
Und deutscher Jünglingsmuth.
Noch trifft den Frevler heil'ger Bann,
Der diesen Zauber stört;
Wer für sein Lieb nicht sterben kann,
Ist keines Kusses werth.

Auch du hast noch nicht ausgeflammt,
Du heil'ge Religion!
Was von der ew'gen Liebe stammt,
Ist zeitlich nicht entflohn.
Das Blut wäscht die Altäre rein,
Die wir entheiligt sehn.
Die Kreuze schlägt man frevelnd ein:
Doch bleibt der Glaube stehn.

Und noch regt sich mit Adlers Schwung
Der vaterländ'sche Geist,
Und noch lebt die Begeisterung,
Die alle Ketten reißt.
Und wie wir hier zusammenstehn
In Lust und Lied getaucht,
So wollen wir uns wiedersehn,
Wenn's von den Bergen raucht.

Dann frisch, Gesellen! Kraft und Muth!
Der Tag der Rache kömmt!
Bis wir sie mit dem eignen Blut
Vom Boden weggeschwemmt. —
Und du im freien Morgenroth,
Zu dem die Hymne stieg,
Du führ' uns, Gott, wär's auch zum Tod!
Führ' nur das Volk zum Sieg!

Aufruf.

Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück' dir den Speer in's treue Herz hinein:
Der Freiheit eine Gasse! — Wasch' die Erde,
Dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen;
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!
Das Winseln deiner Greise ruft: „Erwache!"
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,
Die Schande deiner Töchter schreit um Rache,
Der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut.

Zerbrich die Pflugschaar, laß den Meißel fallen,
Die Leyer still, den Webstuhl ruhig stehn!
Verlasse deine Höfe, deine Hallen: —
Vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
Er will sein Volk in Waffenrüstung sehn.
Denn einen großen Altar sollst du bauen
In seiner Freiheit ew'gem Morgenroth;
Mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen,
Der Tempel gründe sich auf Heldentod. —

Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
Für die der Herr die Schwerter nicht gestählt,
Wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
Hinwerfen in die Schaaren eurer Räuber,
Daß euch des Kampfes kühne Wollust fehlt? —
Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
Gab euch in euren herzlichen Gebeten
Den schönen reinen Sieg der Frömmigkeit.

So betet, daß die alte Kraft erwache,
Daß wir dastehn, das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heil'gen deutschen Sache,
O ruf't sie an als Genien der Rache,
Als gute Engel des gerechten Kriegs!
Louise, schwebe segnend um den Gatten;
Geist unsers Ferdinand, voran dem Zug!
Und all' ihr deutschen freien Heldenschatten,
Mit uns, mit uns, und unsrer Fahnen Flug!

Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
Drauf, wackres Volk! Drauf! ruft die Freiheit, drauf
Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen.
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf! —
Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz:
Vergiß die treuen Todten nicht, und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!

Bundeslied vor der Schlacht.

Am Morgen des Gefechts bei Danneberg.

Ahnungsgrauend, todesmuthig,
Bricht der große Morgen an;
Und die Sonne kalt und blutig
Leuchtet unsrer blut'gen Bahn.
In der nächsten Stunden Schooße
Liegt das Schicksal einer Welt,
Und es zittern schon die Loose
Und der eh'rne Würfel fällt.
Brüder! euch mahne die dämmernde Stunde,

Mahne euch ernst zu dem heiligsten Bunde:
Treu, so zum Tod, als zum Leben, gesellt!

Hinter uns, im Graun der Nächte,
Liegt die Schande, liegt die Schmach,
Liegt der Frevel frember Knechte,
Der die deutsche Eiche brach.
Unsre Sprache ward geschändet,
Unsre Tempel stürzten ein;
Unsre Ehre ist verpfändet:
Deutsche Brüder, löst sie ein!
Brüder, die Rache flammt! Reicht euch die Hände
Daß sich der Fluch der Himmlischen wende!
Löst das verlorne Palladium ein!

Vor uns liegt ein glücklich Hoffen,
Liegt der Zukunft goldne Zeit,
Steht ein ganzer Himmel offen,
Blüht der Freiheit Seligkeit.
Deutsche Kunst und deutsche Lieder,
Frauenhuld und Liebesglück,
Alles Große kommt uns wieder,
Alles Schöne kehrt zurück.
Aber noch gilt es ein gräßliches Wagen,
Leben und Blut in die Schanze zu schlagen;
Nur in dem Opfertod reift uns das Glück.

Nun, mit Gott! wir wollen's wagen,
Fest vereint dem Schicksal stehn,
Unser Herz zum Altar tragen,
Und dem Tod' entgegen gehn.
Vaterland! dir woll'n wir sterben,
Wie dein großes Wort gebeut!
Unsre Lieben mögen's erben,
Was wir mit dem Blut befreit.
Wachse, du Freiheit der deutschen Eichen,
Wachse empor über unsere Leichen! —
Vaterland, höre den heiligen Eid! —

Und nun wendet eure Blicke
Noch einmal der Liebe nach;
Scheidet von dem Blüthenglücke,
Das der gift'ge Süden brach.
Wird euch auch das Auge trüber —
Keine Thräne bringt euch Spott.
Werft den letzten Kuß hinüber,
Dann befeht sie eurem Gott;
Alle die Lippen, die für uns beten,
Alle die Herzen, die wir zertreten,
Tröste und schütze sie, ewiger Gott!

Und nun frisch zur Schlacht gewendet,
Aug' und Herz zum Licht hinauf!
Alles Ird'sche ist vollendet,
Und das Himmlische geht auf.
Faßt euch an, ihr deutschen Brüder!
Jeder Nerve sei ein Held!
Treue Herzen sehn sich wieder;
Lebewohl für diese Welt!
Hört ihr's? schon jauchzt es uns donnernd entgegen!
Brüder! hinein in den blitzenden Regen!
Wiedersehn in der besseren Welt!

Gebet während der Schlacht.

Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater du, führe mich!

Vater du, führe mich!
Führ' mich zum Siege, führ' mich zum Tode:
Herr, ich erkenne deine Gebote;
Herr, wie du willst, so führe mich.
Gott, ich erkenne dich!

Gott, ich erkenne dich!
So im herbstlichen Rauschen der Blätter,
Als im Schlachtendonnerwetter,
Urquell der Gnade, erkenn' ich dich.
Vater du, segne mich!

Vater du, segne mich!
In deine Hand befehl' ich mein Leben,
Du kannst es nehmen, du hast es gegeben;
Zum Leben, zum Sterben segne mich!
Vater, ich preise dich!

Vater, ich preise dich!
's ist ja kein Kampf für die Güter der Erde;
Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte:
Drum, fallend, und siegend preis' ich dich.
Gott, dir ergeb' ich mich!

Gott, dir ergeb' ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
Wenn meine Adern geöffnet fließen:
Dir, mein Gott, dir ergeb' ich mich!
Vater, ich rufe dich!

Mißmuth.

Als ich bei Sandau lange Zeit die Ufer der Elbe bewachen mußte.

Vaterland, du riefst den Sänger,
Schwelgend in der Tage Glück.
Blutig haffend deine Dränger,
Hielt nicht Lied und Liebe länger
Seiner Seele Sturm zurück.
Und er brach mit wundem Herzen
Aus der Freunde schönen Reih'n,
Tauchte in der Trennung Schmerzen, —
Und war dein.

Thränend hat er oft die Blicke
Zur Vergangenheit gesandt;
Auf des Lied's melod'scher Brücke
Stieg der Geist zum alten Glücke
In der Liebe goldnes Land.
Ach! er schwärmte nur vergebens;
Denn der Stunden rohe Hast
Warf ihn in den Lärm des Lebens,
Sturmgefaßt.

Doch was soll er im Gedränge
Ohne Schlachten-Morgenroth? —
Gieb die friedlichen Gesänge,
Oder gieb des Krieges Strenge;
Gieb mir Lieder, oder Tod!
Laß mir der Begeistrung Thränen,
Laß mir meine Liebes-Nacht,
Oder wirf mein freudig Sehnen
In die Schlacht!

Um mich donnern die Kanonen,
Ferne Cymbeln schmettern drein.
Deutschland wirft um seine Kronen;
Und hier soll ich ruhig wohnen,
Und des Stromes Wächter sein?
Soll ich in der Prosa sterben? —
Poesie, du Flammenquell,
Brich nur los mit leuchtendem Verderben,
Aber schnell!

Abschied vom Leben.

Als ich schwer verwundet und hülflos in einem Holze lag und zu sterben meinte.

Die Wunde brennt; — die bleichen Lippen beben. —
Ich fühl's an meines Herzens matterm Schlage,
Hier steh ich an den Marken meiner Tage —
Gott, wie du willst! dir hab' ich mich ergeben. —
Viel goldne Bilder sah ich um mich schweben;
Das schöne Traumbild wird zur Todtenklage. —
Muth! Muth! — Was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben! —
Und was ich hier als Heiligthum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte:
Als lichten Seraph seh' ich's vor mir stehen; —
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen.

Lützow's wilde Jagd.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör' 's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n,
Und gellende Hörner schallen darein,
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt,
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald,
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich im nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurrah jauchzt, und die Büchse knallt,
Es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt,
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühen, dort braus't der Rhein,
Der Wüthrich geborgen sich meinte;
Da naht es schnell mit Gewitterschein,
Und wirft sich mit rüst'gen Armen hinein,
Und springt an's Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt,
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

Was braust dort im Thale die laute Schlacht,
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht,
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt,
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht,
Doch die wackern Herzen erzittern nicht;
Das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gefall'nen fragt,
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.

Die wilde Jagd, und die deutsche Jagd
Auf Henkersblut und Tyrannen!
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt;
Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch sterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.

Gebet.

Nach der Weise: O sanctissima.

Hör' uns, Allmächtiger!
Hör' uns, Allgütiger!
Himmlischer Führer der Schlachten!
Vater, dich preisen wir!
Vater, wir danken Dir,
Daß wir zur Freiheit erwachten.

Wie auch die Hölle brauf't,
Gott, Deine starke Faust
Stürzt das Gebäude der Lüge.
Führ' uns, Herr Zebaoth,
Führ' uns, dreifein'ger Gott,
Führ' uns zur Schlacht, und zum Siege!

Führ' uns! — Fall' unser Loos
Auch tief in Grabesschooß:
Lob doch, und Preis Deinem Namen!
Reich, Kraft und Herrlichkeit!
Sind Dein in Ewigkeit!
Führ' uns, Allmächtiger! — Amen.

Unsere Zuversicht.

Nach der Weise: Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Wir rufen Dich mit freud'gen Blicken,
Und halten fest an Deinem Wort!
Die Hölle soll uns nicht berücken
Durch Aberwitz und Meuchelmord;
Und was auch rings in Trümmern geht,
Wir wissen's, daß Dein Wort besteht.

Nicht leichten Kampfes siegt der Glaube,
Solch Gut will schwer errungen sein.
Freiwillig tränkt uns keine Traube,
Die Kelter nur erpreßt den Wein;
Und will ein Engel himmelwärts,
Erst bricht im Tod' ein Menschenherz.

Drum mag auch noch im falschen Leben
Die Lüge ihre Tempel bau'n,
Und mögen goldne Schurken beben,
Und sich vor Kraft und Tugend grau'n,
Und mit der Feigheit Schwindeldrehn
Vor dem erwachten Volke stehn;

Und mögen sich noch Brüder trennen
Und sich in blut'gem Haß entzwein,
Und deutsche Fürsten es verkennen,
Daß ihre Kronen Schwestern sei'n,
Und daß, wenn Deutschland einig blieb,
Es einer Welt Gesetze schrieb:

Wir wollen nicht an Dir verzagen,
Und treu und festen Muthes sein.
Du wirst den Wüthrich doch erschlagen,
Und wirst Dein deutsches Land befrein.
Liegt auch der Tag noch Jahreweit:
Wer weiß, als Du, die rechte Zeit?

Die rechte Zeit zur guten Sache,
Zur Freiheit, zum Tyrannentod!
Vor Deinem Schwerte sinkt der Drache,
Und färbt die deutschen Ströme roth
Mit Sklaven-Blut und freiem Blut! —
Du treuer Gott, verwalt' es gut!

Was uns bleibt.

Was uns bleibt, wenn Deutschlands Säulen brechen,
Wenn der Götter Stimme trügt,
Wenn der Menschheit Wunden sich nicht rächen,
Wenn das heiligste Vertrauen lügt;
Wenn umsonst die aufgeblitzte Jugend
Um des Vaterlandes Kerker stürmt,
Und des Volkes Spartergleiche Tugend
Fruchtlos Leichen über Leichen thürmt?
Was uns bleibt, wenn wir trotz unserm Rechte
Knirschend vor dem falschen Glücke stehn,
Und des Wüthrichs feile Henkersknechte
Mordend durch der Freiheit Tempel gehn? —
Was uns bleibt, wenn unser Blut vergebens
Auf des Vaterlandes Grab verraucht,
Und der Freiheit Stern, der Stern des deutschen Lebens
An dem deutschen Himmel niedertaucht? —
Was uns bleibt? Rühm't nicht des Wissens Bronnen,
Nicht der Künste friedensreichen Strand!
Für die Knechte giebt es keine Sonnen,
Und die Kunst verlangt ein Vaterland.
Aller Götter Stimmen sind verklungen
Vor dem Jammerton der Sklaverei;
Und Homer, er hätte nie gesungen:
Doch sein Griechenland war frei! —
Was uns bleibt? — Ein christliches Ertragen,
Wo des Dulders feige Thräne thaut? —
Soll ich selbst den Altar mir zerschlagen,
Den ich mir im Herzen aufgebaut?
Soll ich das für Gottes Finger halten,
Wo der Menschheit Engel Rache schrei'n? —
Wo die Teufel teuflisch walten,
Das kann nur ein Sieg der Hölle sein! —
Bleibt uns nichts? — Fliehn alle gute Engel
Mit verwandtem Angesicht?
Brechen aller Hoffnung Blüthenstengel,
Weil des Sieges Palme bricht?
Kann der Arm kein rettend Kreuz umklammern?
Giebt es keine Freiheit, als den Tod? — —
Doch! wir sehn's im Aufschwung unsrer Jugend,
In des ganzen Volkes Heldengeist:
Ja! es giebt noch eine deutsche Tugend,
Die allmächtig einst die Ketten reißt.
Wenn auch jetzt in den bezwung'nen Hallen

Tyrannei der Tempel Freiheit bricht: —
Deutsches Volk, du könntest fallen,
Aber sinken kannst du nicht!
Und noch lebt der Hoffnung Himmelsfunken.
Muthig vorwärts durch das falsche Glück!
's war ein Stern! Jetzt ist er zwar versunken,
Doch der Morgen bringt ihn uns zurück.
's war ein Stern! — Die Sterne bleiben.
's war der Freiheit goldner Stern!
Laß die blut'gen Wolken treiben;
Der ist in der Huth des Herrn!
Mag die Hölle drohn und schnauben;
Der Tyrann reicht nicht hinauf,
Kann dem Himmel keine Sterne rauben;
Unser Stern geht auf!
Ob die Nacht die freud'ge Jugend tödte,
Für den Willen giebt es keinen Tod;
Und des Blutes deutsche Heldenröthe
Jubelt von der Freiheit Morgenroth!

Männer und Buben.

Nach der Weise: Brüder, mir ist alles gleich.

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los;
Wer legt noch die Hände feig in den Schooß?
Pfui über dich Buben, hinter dem Ofen,
Unter den Schranzen und unter den Zofen!
Bist du ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquickt dich nicht. —
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!

Wenn wir die Schauer der Regennacht
Unter Sturmespfeifen wachend vollbracht:
Kannst du freilich auf üppigen Pfühlen
Wollüstig träumend die Glieder kühlen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!

Wenn uns der Trompeten rauher Klang,
Wie Donner Gottes, zum Herzen drang:
Lagst du im Theater die Nase wetzen,
Und dich an Trillern und Laufern ergötzen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!

Wenn die Gluth des Tags versengend drückt,
Und uns kaum ein Tropfen Wasser erquickt:
Kannst du Champagner springen lassen,
Kannst du bei brechenden Tafeln prassen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!

Wenn wir vor'm Drange der würgenden Schlacht
Um Abschied an's ferne Treuliebchen gedacht:
Lagst du zu deinen Mätressen laufen,
Und dir mit Golde die Lust erkaufen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!

Wenn die Kugel pfeift, wenn die Lanze saus't,
Wenn der Tod uns in tausend Gestalten umbraus't:
Kannst du am Spieltisch dein Septleva brechen,
Und mit der Spadille die Könige stechen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!

Und schlägt unser Stündlein in Schlachtenroth,
Willkommen dann, sel'ger Soldatentod! —
Du verkriechst dich in seidene Decken,
Winselnd vor der Vernichtung Schrecken;
Stirbst als ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen beweint dich nicht,
Ein deutsches Lied besingt dich nicht,
Und deutsche Becher klingen dir nicht. —
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!

Trinklied vor der Schlacht.

Nach der Weise: Feinde ringsum.

Schlacht, du brichst an!
Grüß't sie in freudigem Kreise,
Laut nach germanischer Weise.
Brüder, heran!

Noch perlt der Wein;
Eh' die Posaunen erdröhnen,
Laßt uns das Leben versöhnen.
Brüder, schenkt ein!

Gott Vater hört,
Was an des Grabes Thoren
Vaterlands Söhne geschworen.
Brüder, ihr schwört!

Vaterlands Hort,
Woll'n wir's aus glühenden Ketten
Todt oder siegend erretten. —
Handschlag und Wort!

Hört ihr sie nahn?
Liebe und Freuden und Leiden!
Tod! du kannst uns nicht scheiden.
Brüder, stoßt an!

Schlacht ruft! hinaus!
Horch, die Trompeten werben.
Vorwärts, auf Leben und Sterben!
Brüder, trinkt aus!

Schwertlied.

Wenig Stunden vor dem Tode des Verfassers gedichtet.

Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?
Schaust mich so freundlich an,
Hab' meine Freude dran.
Hurrah! *)

„Mich trägt ein wackrer Reiter,
„Drum blink' ich auch so heiter,
„Bin freien Mannes Wehr;
„Das freut dem Schwerte sehr."
Hurrah!

Ja, gutes Schwert, frei bin ich,
Und liebe dich herzinnig,
Als wärst du mir getraut,
Als eine liebe Braut.
Hurrah!

---

*) Bei dem Hurrah wird mit dem Schwertern geklirrt.

„Dir hab' ich's ja ergeben,
„Mein lichtes Eisenleben.
„Ach wären wir getraut!
„Wann holst du deine Braut?"
Hurrah!

Zur Brautnachts-Morgenröthe
Ruft festlich die Trompete;
Wenn die Kanonen schrei'n,
Hol' ich das Liebchen ein.
Hurrah!

„O seliges Umfangen!
„Ich harre mit Verlangen.
„Du Bräut'gam hole mich,
„Mein Kränzchen bleibt für dich."
Hurrah!

Was klirrst du in der Scheide,
Du helle Eisenfreude,
So wild, so schlachtenfroh?
Mein Schwert, was klirrst du so?
Hurrah!

„Wohl klirr' ich in der Scheide:
„Ich sehne mich zum Streite,
„Recht wild und schlachtenfroh.
„Drum, Reiter, klirr' ich so."
Hurrah!

Bleib' doch im engen Stübchen.
Was willst du hier, mein Liebchen?
Bleib' still im Kämmerlein,
Bleib', bald hol' ich dich ein.
Hurrah!

„Laß mich nicht lange warten!
„O schöner Liebesgarten,
„Voll Röslein blutigroth,
„Und aufgeblühtem Tod."
Hurrah!

So komm denn aus der Scheide,
Du Reiters Augenweide.
Heraus, mein Schwert, heraus!
Führ' dich in's Vaterhaus.
Hurrah!

„Ach, herrlich ist's im Freien!
„Im rüst'gen Hochzeitreihen,
„Wie glänzt im Sonnenstrahl
„So bräutlich hell der Stahl!"
Hurrah!

Wohlauf, ihr kecken Streiter,
Wohlauf, ihr deutschen Reiter!
Wird euch das Herz nicht warm,
Nehmt's Liebchen in den Arm.
Hurrah!

Erst that es an der Linken
Nur ganz verstohlen blinken;
Doch an die Rechte traut
Gott sichtbarlich die Braut.
Hurrah!

Drum drück't den liebeheißen
Bräutlichen Mund von Eisen
An eure Lippen fest.
Fluch! wer die Braut verläßt!
Hurrah!

Nun laßt das Liebchen singen,
Das helle Funken springen!
Der Hochzeitmorgen graut. —
Hurrah, du Eisenbraut!
Hurrah!

Friedrich Kortüm

ward 1793 im Meklenburgischen geboren, studirte Philosophie und schloß sich 1813 den Helden des deutschen Freiheitskampfes an, mit welchen er auch den Feldzug von 1814 mitmachte. Nach Beendigung desselben erhielt er 1817 zuerst eine Anstellung als Professor an der Kantonschule zu Aarau und kam 1821 von hier als Dr. der Philosophie und Professor der Geschichte an die Universität Basel, welche Stelle er jedoch 1829 wieder aufgab, doch hat er die Schweiz seitdem nicht verlassen.

Er verfaßte:

Kaiser Friedrich I. mit seinen Freunden und Feinden. Aarau 1818.
Zur Geschichte hellenischer Staatsverfassungen. Ebendas. 1821.
Königthum, Dienstmannschaft u. s. w. Basel 1822.
Entstehungsgeschichte der freistädtischen Bünde im Mittelalter. Zürich 1828 ff., 4 Thle.

Ein trefflicher Historiker, ausgezeichnet durch seltenen Scharfblick, gründliches Wissen, gewandte Charakterzeichnung und Entwickelung und einen glänzenden, durch Wärme und Adel der Gesinnung belebten Vortrag.

Karl Arnold Kortüm,

Abkömmling eines alten deutschen Adelsgeschlechtes, welches durch natürliche Unglücksfälle im 16. Jahrhundert zur Auswanderung aus Friesland gezwungen worden war, und seitdem bürgerliche Geschäfte trieb, ward am 5. Juli 1745 zu Mühlheim an der Ruhr im Bergischen geboren und studirte zu Duisburg Arzneikunde. Nachdem er 1767 hier Dr. der Medicin geworden war und einige Jahre als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt gewirkt hatte, ließ er sich in gleicher Eigenschaft 1771 zu Bochum in der Grafschaft Mark nieder, wo er am 15. August 1824 als königlich preußischer Hofrath und Bergarzt starb.

Er gab heraus:

Der Märtyrer der Mode. Wesel 1778.
Leben, Meinungen und Thaten von Hieronymus Jobs dem Candidaten, oder Jobsiade. Münster 1784; 4. Aufl. Hamm 1825, 3 Thle., 8., mit Holzschnitten.
Die magische Laterne. Wesel 1784—86, 4 Hfte., 8. (In Knüttelversen.)
Adams Hochzeitfeier. Wesel 1788, 8. (Anhang zum Vorigen).
Elsabe Schlunz. Anhängsel zur Jobsiade. Hamm 1819, 8.

Außerdem mehrere praktisch-ökonomische und medicinische Schriften, wie: „Bienenkalender." Wesel 1776; „Grundsätze der Bienenzucht." Ebend. 1776; „Unna." 1809; 2. Aufl. 1819; und über antiquarische Gegenstände.

Ein unbedeutendes, niedrig komisches Talent, dessen Jobsiade das Glück hatte, der Menge zu gefallen und namentlich bei ungebildeten Dorfpredigern u. s. w. Anklang zu finden, das aber einige gute, obwohl keineswegs seine Späße abgerechnet, sich nirgends über die Mittelmäßigkeit erhebt.

Ludwig Theobul Kosegarten

oard am 1. Februar 1758 zu Grevesmühlen im Meklen-urgischen geboren und studirte, nachdem er hier classisch orgebildet worden war, zu Greifswalde Theologie, wor-uf er in mehreren pommerschen und rügenschen Adels-amilien als Erzieher wirkte. Dann lebte er eine Zeit ang als Rector der Schule zu Wolgast, kam 1792 als Prediger zu Altenkirchen wieder nach Rügen, und er-reute sich hier im Vollgenusse der Naturschönheiten die-er patriarchalischen Insel recht innig der Poesie, der Wissenschaften, seines Amtes und seiner Familie. Mit öniglicher Erlaubniß behielt er auch 1808 seine, nun urch einen Diakonus verwaltete Propstei bei, während : als ordentlicher Professor der Geschichte und griechi-hen Literatur nach Greifswalde ging, wo er später auch ne ordentliche Professur der Theologie erhielt. Er starb ıselbst am 26. October 1818 als Dr. der Philosophie nd Theologie, wie auch Rector der Universität.

Theils anonym, theils pseudonym unter dem Na-ıen Tellow schrieb er:

Darmund und Albin. Schauspiel. Frankfurt 1779, 8.
Wunna. Schauspiel. Stralsund 1780, 8.
Psyche. Ein Mährchen des Alterthums. 2. Aufl. Leipzig 1789, 8.
Gedichte. Leipzig 1789, 2 Bde., 8.; 5. Aufl. Greifswalde 1824, 3 Bde., 8.
Der Freudenzögling. Aus dem Englischen des (R.) Pratt. Leipzig 1790, 2 Thle., 8.
Ewald's Rosenmonde. Berlin 1790, 8.
Rhapsodien. Rostock 1790—94 3 Bände, gr. 8.; 2. Aufl. Leipzig 1800—1801, 1. u. 2. Bd.
Haining's Briefe an Emma. Leipzig 1791, 2 Thl., 8.
Poesieen. Leipzig 1798; 3. Aufl. Ebend. 1802, 3 Bde. gr. 8.
Memnon's Bildsäule. Berlin 1799, 8.
Ida von Plessen. Roman. Dresden 1800, 2 Thle.
Denkwürdigkeiten aus dem Leben und den Schriften der neuesten britischen Dichter. Berlin 1800, 2 Thle., gr. 8.
Edda von Rebem. Tragödie. Hamburg 1800, gr. 8.
Romantische Dichtungen. Dresden 1800—1806, 6 Bde., 8.; 4. Ausg. Greifswalde 1812—15, 8 Bde., 8.
Bianka del Giglio. Dresden 1801, 2 Thle.
Blumen. Berlin 1801, 8.
Legenden. Ebend. 1804, 2 Bde., 8.; neue Aufl. Ebend. 1816, 2 Bde., 8.
Die Inselfahrt. Ebend. 1804, 8., mit Kupf.
Kameron. Dresden 1806, 2 Thle., 8.; 2. wohlf. Aufl. Leipzig 1818, 2 Bde., 8.
Jukunde. Nach dem Französischen. Berlin 1808; 2. verm. Aufl. Leipzig 1806, 8., mit Kupf.; 4. Aufl. Berlin 1831, br. 8.
Die Jungfrau von Nikodemia. Sage. Berlin 1808, 16.
Geschichte meines 50sten Lebensjahres. Leipzig 1816, gr. 8.
Die Ströme. Stralsund 1817; neue Aufl. Ebend. 1824, gr. 8., mit 1 Kupf.

Außer den hier schon erwähnten Sammlungen gab ı Sohn, J. Gottfr. Ludw. K., eine Gesammtausgabe ıer Dichtungen heraus, als:

Sämmtliche Werke. Greifswalde 1824—1827, 12 Bde. 8., welche enthält:

1. Bd.: Englische und schottische Lieder.
2. : Jukunde.
3. : Die Inselfahrt.
4. : Legenden.
5. : Sagen der Vorwelt.
6—11. : Lyrische Gedichte in 2 Sammlungen.
12. : K's Leben.

Ferner:

Reden und kleine prosaische Schriften; herausgegeben von Mohnike. Stralsund 1832, 3 Bde., 8.

Es fehlte K. keineswegs an den Eigenschaften, welche vor Allem erforderlich zur Bildung eines Dichters sind, Phantasie und Gemüth, aber bei seinem Bestreben, den Ersten seiner Zeit gleich zu stehen, verfiel er nur zu oft in Künstelei, Sentimentalität und Schwülstigkeit, und zerstörte unwissentlich selbst den günstigen Eindruck, den er auf den Leser zu machen suchte. — Seine besten Leistungen sind der Roman: „Ida von Plessen," das idyllische Epos „Jukunde," und mehrere seiner Legenden, so wie seine gelungenen Uebertragungen englischer Poesieen.

Gedichte von Kosegarten.

Schön Hedchen.

Schön Hedchen, ein Fräulein aus edlem Geblüt,
Noch edler durch Schönheit und hohes Gemüth,
Schön Hedchen, das lieblichste Blümchen der Au,
War züchtig und düftig wie Röschen im Thau.

Auch blühte im Lande zur selbigen Zeit
Ein stattlicher Jüngling ein Wetter im Streit.
Wie flog um die Schultern sein bräunliches Haar!
Wie rollte der Augen schwarzfunkelndes Paar!

Wild schwärmte der Jüngling manch freudiges Jahr;
Da sah er Schön Hedchen mit goldigem Haar.
Wie wurde dem Schwärmer im Herzen so warm!
Doch wärmer noch ward ihm dem Mädchen im Arm.

Beim Blicken und Drücken der Holden im Arm
Vergaß er der Brüder lautlärmenden Schwarm,
Es schmolz vor den Blicken sein eiserner Sinn,
Wie Wachs am Strahle der Sonne dahin.

Wie, wenn an den Busen Schön Hedchen ihn nahm,
Wie wurde der Wildfang so sittig, so zahm!
Schön Hedchen, so schüchtern, so zaghaft vorhin,
Wie ward sie am Busen des Jünglings so kühn!

Bald schworen die Beiden den ewigen Bund;
Doch ward es nicht Menschen, ward Engeln nur kund.
Da stürmten Gewitter und Wolken herein,
Und hüllten den Himmel der Liebenden ein.

Es rief den Geliebten sein König ins Heer.
Es entzog ihn der Trauten ein donnerndes Meer.
Hier klirrten ihm Fesseln; dort glänzt ihm ein Thron.
Der Treue bot Thronen und Fesseln nur Hohn.

Es buhlt' um Schön Hedchen manch' gleißender Gast.
Sie gönnten der Holden nicht Ruhe noch Rast,
Sie weint die blaulichen Augen wohl wund,
Und wahrte der Treue beschworenen Bund.

Drei Jahre verrollten durchgrämt und durchstöhnt.
Nun schien das Verhängniß den Treuen versöhnt.
Denn Treue besieget des Schicksals Gebot;
Besieget die Bosheit, besieget den Tod.

Der Jüngling kam wieder erhöht und gerühmt,
Mit herrlichen Narben die Stirne beblümt.
Auf Flügeln der Liebe, auf Flügeln der Lust,
Flog Eins an des Andern hochklopfende Brust.

Still Wogen und Winde! Die Sonne ging auf,
Ging golden und lieblich den Liebenden auf.
Die Freude verwehte den wolkigen Gram,
Je höher, je heller und wärmer sie kam.

Viel Thränen hat Liebe, doch Freuden noch mehr.
Sie streiten ums Herz sich, ein brüderlich Heer;
Sie streiten, und fallen sich friedlich in Arm;
Dann weinet die Freude, dann lächelt der Harm.

Bald flocht man die bräutliche Myrthe zum Kranz.
Schon übten sich Jüngling und Mädchen zum Tanz.

Bald graute der Abend der kommenden Nacht,
Der letzten vom ahnenden Mädchen durchwacht.

Der Abend war lieblich und kühlich und frisch,
Die Nachtigall flötet' im Mayengebüsch;
Es allten die Treuen den Garten entlang,
Und horchten der Nachtigall Klagegesang.

„Wie ist dir, lieb Hedchen, wie fühlt sich dein Herz?
„Ach, schwimmt es noch immer in Wehmuth und Schmerz?
„Das Thränchen, das blinkend die Wange dir näßt,
„Ach, sprich, ob der Schmerz dir das Thränchen entpreßt?"

„Die Thräne, die über die Wange mir rollt;
„Wird von dem Entzücken der Liebe gezollt.
„Es klingt mir im Herzen so himmlischen Klang
„Es umtönt mir die Seele, wie Harfengesang.

„Der Becher der Liebe hält köstlichen Wein;
„Ich weinte viel bittere Thränen hinein.
„Nun trink' ich des Weines mit Thränen vermengt.
„Das macht, daß die Wonne mir Thränen entdrängt.

„Ich ruf' der Vergangenheit Tage zurück,
„Mir bebet die Seele, mir schwindelt der Blick;
„Da war mir so nächtlich der sonnigste Tag.
„Wie, daß ich dem lastenden Gram nicht erlag!

„Ich wende den Blick aus den Nächten voll Graus,
„Und schau' in die selige Zukunft hinaus.
„Da seh' ich der mächtigen Freuden so viel.
„Wie faß' ich, wie trag' ich dich, Wonnegefühl!

„Der Stärke zu steh'n in den Stürmen mir gab,
„Der stütze mich ferner mit freundlichem Stab.
„Doch führe mich, — Bester, es wehet so frisch —
„Komm, führe mich heim aus dem Mayengebüsch."

Jetzt trat aus der Wolke der Vollmond hervor;
Dem Abend entwallte der hüllende Flor.
Wie glänzten der Garten, der Busch und der Quell
Im flimmernden Monde so silbern, so hell!

Still blickte der Jüngling im zweifelnden Licht
Des Mondes Schön Hedchen ins Rosengesicht.
Sie lächelte Weh, sie lächelte Ruh
Aus thränenumdämmernden Augen ihm zu.

Er sandt' ihr noch einmal den sorgenden Blick
Ins Antlitz, und bebte — o Schrecken — zurück.
Ihr rosiges Antlitz — die Rose verschwand —
War bleich wie ein linnenes Todtengewand.

Es rann ihm, wie Regen, den Rücken entlang,
Die Nachtigall flötet' ihm Leichengesang,
Es hauchten die Blüthen ihm Moder und Graus,
Und grauenvoll führt er Schön Hedchen nach Haus.

Und bald als Schön Hedchen im Lager sich barg,
Da rollt ihr die Krankheit durch Adern und Mark.
Wie neigte die Blume ihr trauerndes Haupt,
Des lebenden Glanzes und Duftes beraubt!

Die Mitternacht kam. Es verschwand ihr die Kraft,
Sie lag auf dem Lager erschöpft und erschlafft.
Her wehte der Morgen, von Rosen umglüht;
Da war ihr die Rose im Antlitz verblüht.

„Wie schmückst du dich, Morgen, in bräutlicher Pracht!
„Mir winkt, mich umhüllt schon die ängstliche Tracht.
„Wie schön dir die Rosen im Angesicht glüh'n!
„O weh, daß die meinen so frühe verblüh'n!

„O Jammer, so wird mir mein bräutlicher Kranz
„Zur Krone des Sarges, der festliche Tanz
„Wird Leichengepränge, und Priester und Gast
„Geleiten mich heim zur düsteren Rast.

„Mein hochzeitlich Bette, wie enge! wie kalt!
„Mein Bräutigam — Wehe!, weg Schreckengestalt!
„Weg Scheusal! die Knochen durchheult dir der Wind.
„Vor Entsetzen das Blut mir in Adern gerinnt." —

So stöhnt, wie die Hindin vom Jäger gejagt,
So jammert die Arme. Fast wär' sie verzagt.

Da wiegt sie ihr Engel in heilende Ruh,
Und lispelt im Schlummer ihr Tröstungen zu.

„Was trauerst du, Schwester? was klagst du so bang!
„Es währt ja hienieden nur Augenblick' lang.
„Hoch oben ist Wonne, hoch oben ist Licht;
„Das dämmert und dunkelt in Ewigkeit nicht.

„Die bräutliche Seide, der heilige Kranz,
„Der goldene Trauring, der festliche Tanz,
„Am Busen des Trauten die selige Ruh',
„Das lächelt auch alles hoch oben dir zu.

„Es lächelt hoch oben dir schöner, als hier.
„Komm trauliche Schwester, komm freudig mit mir!
„Was schauest du rückwärts? — Er folget dir nach;
„Komm, folge mir freudig. Ich bring' ihn dir nach." —

So lispelt, so singt es der Engel ihr zu,
Und wiegt ihr die zagende Seele in Ruh,
Wie lächelt im Schlummer ihr blasses Gesicht!
Wie umstrahlt die Erwachende himmlisches Licht!

„O Lieber, was trauerst, was zagst du so sehr?
„Der Lauben der Liebe blüh'n oben noch mehr!
„Es durchbohrt mir die Seele dein schneidendes Ach!
„Ach sieh nicht so starrend! Du folgest mir nach.

„Aus Tausenden hab' ich dich einzig erwählt.
„Du bist mir vor Himmeln und Engeln vermählt.
„Es trennen die Himmel die Liebenden nicht;
„Sie finden sich wieder im himmlischen Licht.

„Ach sieh nicht so starr, so düster mich an!
„Du folgest, mein Trauter; ich gehe voran.
„Erzürne den Himmel mit Hadern nur nicht,
„So seh'n wir uns wieder im himmlischen Licht.

„Ich sehe dich wieder. — Wie wird mir! — wie wohl!
„Wie weh' und wie bange! wie dämmernd! — Leb' wohl!
„Leb' wohl, mein Vertrauter — wir finden uns — ach!" —
Es stand ihr Herz, und ihr Auge brach.

Die Seele, umflossen von Blüthenduft
Und schwebend auf strahlender Morgenluft,
Entwallte der Erden, und schwebete rein
Zur Pforte des Gartens der Seligen ein.

Da blühen der duftenden Blumen so viel!
Da wehen die Lüfte so linde, so kühl!
Da rauscht es, da glänzt es so strömend, so hell
Von thauenden Myrthen am gurgelnden Quell!

Ihr Engel umschwebt sie in sonnigem Schein,
Und führt sie die stilleste Laube hinein,
Die Lüftlein, die Bächlein in leiserem Gang,
Vereinen die Töne zum Schlummergesang.

„Kind Gottes, so lächelt der Engel ihr zu,
„Kind Gottes, verweil hier drei Stündlein in Ruh.
„Bald jauchzet unendliche Freude dich wach —
„Ich gehe und bringe den Liebling dir nach."

Er fand den verlassenen Liebling am Sarg.
Der sorgsam Schön Hedchens Ruinen verbarg.
Er wiegte den Dulder in stillende Ruh'
Und weht ihm ambrosische Kühlungen zu.

Und als er vom tröstenden Schlummer erwacht,
Da war es schon Abend. Es thaute die Nacht.
Schön Hedchen lag lächelnd von Kerzen umglänzt,
Die ringelnden Haare mit Myrthen bekränzt.

Nun tönen die Glocken. Nun wallen beim Schein
Von wehenden Fackeln die düstern Reih'n
Der Trauerbegleiter die Gassen hinab,
Und tragen sanftklagend Schön Hedchen ins Grab.

Sie senken sanftweinend Schön Hedchen hinein.
Bald hüllet die kühlige Erde sie ein;
Bald grünet der Rasen den Hügel empor;
Bald sprossen Violen und Maaßlieb hervor.

Mit jeder aufgrauenden Dämmerung ging
Der arme Verlass'ne zum Hügel, und hing

Sich rings um den blühenden Hügel herum.
Bald laut, wie die Winde, bald schweigend und stumm.

„Was säumst du, Schön Hedchen, was säumst du so lang?
„Und machst mich so ängstig, und machst mich so bang?
„Du wandelst wohl oben im sonnigen Licht,
„Du denkst des verlassenen Traurenden nicht?

„Wer war es, Schön Hedchen, wer war es, wer sprach:
„Sei ruhig, Geliebter, du folgst mir bald nach!
„Wo bleibt dein Geloben? Wie säumst du so lang,
„Und machst mir's im zagenden Busen so bang?

„Ich trag es nicht länger, ich halt es nicht aus.
„Mir ekelt das Leben, wie Moder und Graus.
„Schön Hedchen, du logst mir! Wer wehrt es mir? — Ha!
„Ich komme schon selber — du täuschest mich ja!"

Er riß aus der Scheide sein funkelndes Schwert —
Da erbebte der Hügel. Da stand es verklärt
Und sonnenhell vor ihm, und lächelt und sprach:
„Acht Tage, mein Trauter, so folgst du mir nach."

Es verschwand in goldenem Wolkengesäum,
Da ging der getröstete Traurende heim.
Der Morgen brach an, da kam ein Gebot;
Sein König entbot ihn zu Schlachten und Tod.

Das klang dem Müden wie Lächeln der Braut.
Ihm jauchzte die Seele so freudig, so laut!
Er flog zu den Streitern. Die siebente Nacht
Verwehte, da kam es zur donnernden Schlacht.

Wie schnoben die Rosse in schweblichter Duft!
Wie rollten die sausenden Tod' in der Luft!
Sie sausten, sie rollten dem Helden vorbei.
Nach Tausenden traf ihn ein freundliches Blei.

„Willkommen! Willkommen!" so rief er und sank —
„Willkommen! Willkommen!" und streckte sich lang
Auf thürmende Leichen im Felde voll Graus,
Und hauchte die Seele, die ringende, aus.

Sie eilte dem Garten der Seligen zu.
Schön Hedchen ward wach und entjauchzte der Ruh.
Sie jauchzt' ihm entgegen — „Mein Trauter, so bald?"
Ihr waren die Monden wie Stündlein verwallt.

Sie führt' ihn die duftige Laube hinein,
Und tränkt ihn vom kühlenden Quell aus dem Hain.
Da schwand aus dem Herzen ihm jeglicher Harm;
Da sank er ihr selig, so selig in Arm!

Nun schwebten die himmlischen Schaaren herbei
Und freuten sich herzlich der glücklichen Zwei.
Die stimmten die Harfen zu freudigem Klang
Und sangen den himmlischen Treuegesang.

„Heil, Heil den Getreuen! Wie grünet ihr Kranz!
Heil, Heil den Verklärten! Wie schimmert ihr Glanz!
Die Treue besieget des Schicksals Gebot,
Besieget den eisernen grimmigen Tod.

„Triumph! dahinten sind Unglück und Noth.
Dahinten der eiserne grimmige Tod!
Heil, Heil den Getreuen! Nie welket ihr Kranz,
Und nimmer verlöschet ihr sonniger Glanz."

Apologie.

Liebe girret dein Lied? Schon wieder Liebe? Nur Liebe
„Girrt es und hat es gegirrt. Weiß es das Eine denn nur?"
Ich bekenn' es, das Eine nur weiß es, und mag nur das Eine.
Ja, ich gesteh' es: nur Sie hat mir genommen das Herz.
Hingegangen in Sie, versunken in Sie und verloren,
Athmet nur Liebe der Geist, hauchet nur Liebe das Lied.
Keines, Heiligeres hat nie dem Geiste geschwanet!
Süss'res, Entzückenderes zündete nie den Gesang!....
Sie, Liebe, begeisternder Drang nach dem Höchsten und Schönsten,
Nimmer ermattender Zug, Trefflichstes, dir sich zu nah'n,
Immer versiegende Kraft, Unendliches, dich zu umfangen,
Flamme, die nimmer erlischt, Schwinge, die nimmer erschlafft,
Sehne des Geistes, und Seele des Liedes, und Mark der Heroen...
Dich nur weiß ich, nur dich mag ich, und singe nur dich!

Frühling duftet. Der Busch ist grün. Es blühen die Schlehen,
Durch die ambrosische Nacht schallet der Nachtigall Lied.
Horch, wie es schallt, wie die Sängerin lockt, wie sie flötet und schmettert!
Leiser und leiser, nunmehr sterben die Töne dahin.
Wiederum lockt sie, und flötet von neuem, und schmettert noch einmal;
Wiederum stirbet dahin leiser und leiser der Ton.
Immer das Eine nur weiß sie, und singt nur das Eine. Nur Liebe
Wirbelt ihr schmetterndster Schlag, schmachtet ihr leisester Laut.
Nimmer müde gleichwohl dem ewigen Einen zu lauschen,
Wallt im melodischen Busch Psyche, die Edlere, hin.
Dämmerndes Ahnen, unsterbliches Sehnen, erhabene Wehmuth
Reget das ewige Eins ihr in der liebenden Brust.

Edlere Psyche, nur dir erschwillt die Kehle Aeoli's.
Schönere Psyche, nur dir huldigt der Schwan des Gesangs.
Dir an die duftende Brust sich schmiegend, entweht ihm im Liede
Jeglicher lechzende Schmerz, jegliche irdische Angst.
Ja, er gesteht es, er hat es nicht hehl. Dich Eine nur meint er,
Dich nur weiß er, nur dich mag er, und tönt nur von dir.

Der Traum.

Einen süßen Traum hab ich geträumet.
Rosig war sein Gürtel; goldbesäumet
War der Fittig, der den Gaukler trug.
Spottend ist der Flatt'rer nun entflogen,
Tückisch hat der Täuscher mich betrogen;
Dennoch dankt mein Herz ihm den Betrug.

Abend war es, und im Abendschimmer
Stand ich auf Arkonens heil'ger Trümmer,
Schaute staunend in die weite See.
Schimmernd in des Spätroths Wiederscheine,
Stand bei mir die namenlose Eine,
Die ich wachend träumend einzig seh'.

Schön bekränzt von Schlüsselblumenglocken,
Floß ihr Haar in schweren blonden Locken,
Von des Zephyrs Odem aufgehaucht.
Weiß und schwellend, wie des Schwans Gefieder;
Wallt' ihr Schneegewand die Hüften nieder,
In der Abendsonne Gold getaucht.

Röther brannten jetzt des Spätroths Gluthen,
Düstrer donnerten die düstern Fluthen,
Groß und feierlich sank die Sonn' hinab.
Rings umrauschte sie des Meeres Fülle;
Aber plötzlich ward es stille, stille,
Wie um eines guten Menschen Grab.

Staunend schauten wir vom schroffen Hügel
Nieder in des Meeres Lasurspiegel,
Staunender zum Abendroth empor.
Schon erblaßten seine Purpurnelken.
Schau! da dämmert aus den Duftgewölken
Bleich und lieb der Abendstern hervor.

Und mir ward, als hört' ich Angstgestöhne,
Grabgewimmer, dumpfe Jammertöne
Von dem blassen Stern herüber weh'n.
„Stern der Liebe," rief ich mit Erstarren,
„Siehst du auch, du Blasser, Gräber scharren,
„Herzen brechen, Leben untergehn?"

Schwärmend rief ich's, und die Edle blickte
Schweigend mir ins Auge. Schweigend drückte
Sie die Hand mir. Und von süßem Schmerz
Ueberwältigt, sank die Tadellose,
Eine blasse, sturmgebeugte Rose,
Angesichts des Weltalls mir ans Herz.

Horch, da wandelte das Angstgestöhne
Plötzlich sich in Hymenäentöne.
Brautgesänge schallten Chor um Chor;
Töne wie sie Dulon nie entquollen,
Wie sie Franklins Glocken nie entschwollen,
Schlichen schmelzend in mein trunk'nes Ohr.

Von der Sonne Schimmerlicht umflossen,
Von der Locken Goldgewölk umgossen,
Lag die Edle athmend mir im Arm.
Weggeschwemmt war aus dem sel'gen Herzen,
Das an ihrem schlug, die Fluth der Schmerzen,
Weggewaschen jeder alte Harm.

Eine große selige Minute
Hielt ich so das Schöne und das Gute
Angeschmiegt an die getreue Brust.
Aber ach, der beerenreichen Trauben
Keine dem gewünschten Baum zu rauben,
War zu lockend die verbot'ne Lust.

Nur den leisesten der Küsse drückte
Ich auf ihre Lippen. Plötzlich zückte
Mir es räuberisch durch Mark und Bein.
Aufgeschüttelt aus dem süßen Traume
Fand ich mich im weiten öden Raume,
Fand ich, ach! im Weltall mich allein.

Also hat mich Phantasus berücket;
Täuschend hat der Gaukler mich entzücket,
In der Fabel luft'ges Paradies.
Tückisch hat der Falsche mich verlassen.
Dennoch kann ich nicht den Täuscher hassen;
Traum und Wahn sind Liebenden so süß.

Seine Blumen.

Tausend der Blumen blüh'n in meinem Garten.
Schon durch des Jännerschnees krystall'ne Rinde
Drängten sich frühlingahnend des Galanthus
Silberne Glöckchen.

Tief im Gesträuche schwillt die Anemone
Rings auf den Beeten glänzt der güldne Krokos,
Heimlich erröthend strömt das blöde Veilchen
Köstliche Düfte.

Lockt dich der Schmelz der vielgefärbten Primel?
Freut dich der Silberstaub der Sammtaurikel?
Liebst du vielleicht der liebesiechen Echo
Blendenden Günstling?

Tausend der Blumen funkeln in dem Kranze,
Welcher des Sommers glüh'nde Schläfe kühlet,
Lilie du, und Nelk' und du, o Rose,
Zypriens Brautschmuck.

Tausend der Blumen blüh'n in meinem Garten,
Oftmal pflückt ich die duftigsten, die schönsten,
Barg sie zunächst ans Herz mir, wahrte sorgsam
Tief sie im Busen.

Dir sie zu geben, wenn der Abend wehte,
Dir sie zu reichen, wenn der Abschied schallte,
Daß sie ein leises „Gedenke mein" dir hauchten,
Schmachtet' und brannt' ich.

Aber mich hielt die Angst, die arme Gabe
Ach, verschmäht zu seh'n von der Hochverehrten.
Traurig entwandt ich dir mich, meine Blumen
Welkten traurig.

Klein und gering ist die Gabe treuer Liebe.
Aber verschmäht zu seh'n die arme Gabe,
Knicket des Lebens Blume, stößt den Mordstahl
Tief in den Herzschlag.

Die Aussöhnung.

Ellwina.

Wie so düster, mein Freund? Rings um dich lächelt die Freude,
Aber ihr lächelnder Gruß rühret den Düsteren nicht.
Welche Trauer umwölkt den ewigseligen Dichter?
Scheuche die Wolken hinweg. Freue dich Erwin mit mir.

Erwin.

Meine Geliebte, mir klingt so melancholisch die Freude.
Sinket der Jauchzenden nicht weinend die Schwermuth in Arm?
Siehe die blutige Brust der Federnelke. Wie diese
Trägst du in blutigem Schooß, Freude, den Samen des Grams.

Ellwina.

Nicht die Freude, mein Erwin. Dein Geist nur gleicht dem Gewitter,
Welches aus düsterem Schooß Schloßen und Leuchtungen sprüht.
Aber die Wetter verzieh'n, und freundlicher schimmert der Aether.
Würziger duftet die Flur. Freue dich, Erwin, mit mir!

Erwin.

Würd' ich lieben, Geliebte, wenn ich so stürmisch mich freute?
Wahrlich der taumelnden Lust ahnt' es von Liebe noch nie!
Hoffende Liebe, du bist zur wilden Freude zu selig.
Hoffnungslose, zu tief ritz dein vergifteter Pfeil.

Ellwina.

Hoffe immer, o Freund! Dem Lebenden lächelt die Hoffnung,
Selbst auf der Schütte von Stroh, selbst auf geschrändtem Bret.
Schau, es kreiset der Kelch; es jauchzen die fröhlichen Zecher;
Himmelan schwillt der Gesang. Freue dich Erwin, mit mir!

Erwin.

Freue dich, Holde. Es ziemt der Jugend und Schönheit die Freude,
Mir nur geziemet sie nicht. Laß mir, Geliebte, den Gram.
Meine Hoffnung erlosch; auch die letzte beste verlosch mir,
Jene süßschmeichelnde, dir, Theuerste, theuer zu sein!

Ellwina.

Wie, mein Erwin, ich wähnte, dich trübte die himmlische Schwermuth,
Die, der Begeisterung hold, gerne den Dichter besucht!
Hüte dich, Erwin! Es ist der Unmuth launischer Dämon,
Welcher dich peinigt und mich. Scheuche den Tückischen fort.

Erwin.

Ja, ich freute mich jüngst, als ich im tobenden Zirkel,
Im verborgenen Eck, Liebliche, neben dir saß,
Manches vertrauliche Wort in deine Seele dir hauchte —
Aber nicht Stimme noch Blick trösten den Einsamen hier.

Ellwina.

Schilt den Zufall, o Freund, und strafe den eisernen Anstand.
Dessen herrischer Spruch deine Ellwina dir nahm.
Aber es fesselt nicht Ohr noch Ferne den leisen Gedanken;
Spottend der Zeit und des Raums schmiegt er sich liebend um dich.

Erwin.

Weh mir! es rauschen die Saiten; es wirbeln die Reigen; meinetwegen
Schmiegen die Taumelnden sich dir um die schwellende Brust.
Und ich schmachte, den Saum nur deines wallenden Kleides
Zu berühren, umsonst! Halte, Tyrannin, halt ein!

Ellwina.

Undankbarer! hielt nicht dein Arm mich öfter umschlungen?
Lagst du der Liebenden nicht oft an der schlagenden Brust?
Laß den taumelnden Tänzer das fröhliche Mädchen umschlingen.
Klopfet doch ihm nicht das Herz, das er verwegen umschlingt!

Erwin.

Wüßtest du, meine Ellwina, wie ich so schmerzlich dich liebe,
Wie mir dein flüchtigster Blick zucket durch Nerven und Mark,
Wie dein Laufinn mich schmerzt, wie mich dein Lächeln begeistert:
Wahrlich du zürntest nicht; wahrlich, dich jammerte mein.

Ellwina.

win, ich zürne dir nicht! Wie sollt' ich zürnen dem Kranken,
Welchem der Krankheit Gewalt Freudigkeit raubet und Kraft,
win, mich jammert dein Schmerz. Komm, melancholischer Erwin,
Laß mich bannen den Geist, welcher dich feindlich besitzt. . .

Erwin.

Ellwina . . . o meine Ellwina . . . o Schmerzlichgeliebte. . . .
Halte, Geliebte, halt ein! Dieser erbarmenden Huld,
ser Seligkeit Last, dem qualenreichen Entzücken
G'nüget der Endliche nicht. Halte, Geliebte, halt ein!

Ellwina.

urer Erwin, du wähnst, die stürmende launende Liebe
Wäre Lieb' allein? Anders gemahnet es mir.
er um Opfer, o Freund, geziemen der Zarten. Ich opf're
Dir den flatternden Sinn: opf're den störrigen mir!

Arkona.

Die Sonne neigte sich. Zu athmen, nach der Schwüle
nach der Last des Tags, des Abends frische Kühle,
riß ich lechzend mich der Mauern dumpfem Brand,
wandelte hinab zum schöngebog'nen Strand.
Lüftchen kräuselte des Meeres Spiegelglätte;
Seehund sonnte sich auf dem granit'nen Bette.
Taucher plätscherten, es scherzten Möw' und Schwan
Im lauen Ocean.

Und tiefer sank die Sonn'. Getaucht in Rosengluthen,
hüllt den rauhen Fuß mit düstergrünen Fluthen
t du, der Väter Stolz, der alten Rugia
ries'nes Kapitol, Arkona, thürmend da.
nahte mich, erklomm der Burgrings schroffe Zacken,
hritt mit dreistem Fuß des heil'gen Hügels Nacken,
schaute schrankenlos fern über Land und See
Ins Unermeßliche.

Wie schwoll die Brust, wie schlug in immer raschern Schlägen,
ungemeßnen Raum das rege Herz entgegen!
lautern Aetherstrom so labend, frisch und rein,
lüstern schlürften ihn der Lunge Röhren ein!
eingepreßten Brust entstürzten Felsenblöcke,
zugeschnürten Aug' entrollten Bind und Decke,
Stoffes Rinde borst; der Schwere Fessel sprang;
Der trübe Nebel sank.

Und tiefer sank die Sonn'. Schon küßten ihr die Wange
Woge Wallungen, doch schauernd noch und bange.
warf die Liebende des Abschieds milden Blick,
Blick des Lebewohls auf ihre Welt zurück.
glühten, angeblitzt von ihrem letzten Strahle,
Dünen Silberschnee, die grauen Heldenmahle,
tauchte sie — so taucht ein Menschenfreund in's Grab —
Die blaue Fluth hinab.

„Fahr wohl, du mildes Licht!" erseufzt ich, schaute sehnend
Heimgegang'nen nach; und staunend, träumend, wähnend,
r ich mich, bis mir die Wirklichkeit verschwand.
rings vor meinem Blick ein selig Eden stand,
magisch Licht umschwamm die schimmernde Musive
Landschaft; sanft verschmolz in blauer Perspective
Ferne; rings umfloß ein heilig Dunkelklar
Arkonens Hochaltar.

Doch stand ich aufgelöst in ahnungtrunk'nes Staunen;
ert' ich mir ins Ohr, wie Geistgeflüster, raunen:
nieder und bet' an!" Ich kniet' ins falbe Moos,
Also rang es sich aus meinem Innern los:
, wie nenn' ich dich, dem alle Busen wallen,
alle Herzen glüh'n und alle Zungen lallen —
s, Tien, Manitu, Allvater, Brama, Foh,
„Eloah, Allah, O!"

Sei, wer du seist, du bist! Ja, Wesen aller Wesen,
glaube, daß du bist! Ich glaub' und bin genesen!
chzend lehnt an dir der grübelnsmüde Geist,
rastlos der Begriff in ew'gem Wirbel reißt.

„Mag gleich dein Wie und Wo kein Syllogism' erklügeln,
„Kein Seherblick erspäh'n, kein Bedam uns entsiegeln,
„Mag faseln der Expot und spötteln der Sophist —
„Ich glaube, daß du bist!"

„Es zeuget, das du seist, die Harmonie der Sphären.
„Der Himmel ruft's der Erd'; die Erde ruft's den Meeren,
„Das Meer den Inseln zu, die seine Fluth bespült;
„Es zeugt's der Donnersturm, das Lüftchen, das uns kühlt;
„Die Kataraкte zeugt's, die wild der Alp' entstrudelt;
„Der Vulkan, dessen Schlund geschmolz'ne Felsen sprudelt;
„Der Eichwald und das Moos, der Lotos und der Tang,
„Das Sandkorn und Montblanc.

„Es zeuget, daß du seist, der göttliche Gedanke,
„Der jeden Zwang verschmäht und spottet jeder Schranke,
„Den Himmel jetzt ersliegt, zur Hölle dann sich senkt,
„Das All, sein eignes Ich, und dich, Erhabner, denkt.
„Die ernste Stimme zeugt's, die nimmer schweigt noch heuchelt,
„Die nie dem Triebe fröhnt' und nie den Lüsten schmeichelt,
„Die, wenn der Sinn sich sträubt, und wenn die Neigung schmollt,
„Gebietend spricht: Du sollt!

„Ich soll! ich kann! ich will! Die Fessel ist zerbrochen!
„Erhab'nes Pflichtgesetz, du hast mich freigesprochen!
„Nothwendigkeit, dein Sklav' streift deine Fesseln ab.
„Und schaut ein Geist, ein Held, ein Gott auf dich herab!
„Verschmäh' es, Trefflicher, dem Eiteln nachzuschmachten!
„Dir ziemt durch Heiligkeit nach Seligkeit zu trachten!
„O du, der heilig ist, o du, der selig ist,
„Ich glaube, daß du bist!"

So rufend schaut' ich auf — und sieh des Spätroths Gluthen
Erblaßten. Schwer und tief hing auf die schwarzen Fluthen
Und auf der Dünen Schnee ein Trauerflor hinab.
Noch war erhaben still die Schöpfung, wie ein Grab.
Schon rauscht es fern; der Sturm erwacht; die Wogen grollen;
Es blitzt in Süd und West; in Süd und Westen rollen
Die Donner. Dumpf erklingt die hohle Uferwand,
Dumpf Jasmunds Riesenstrand.

Und reißend, wie ein Pfeil, geschnellt vom eisnen Bogen.
Kam, wie ein Weltgericht, das Wetter hergeflogen.
In wildem Aufruhr gohr die Luft, das Meer, das Land;
Die Brandung geißelte den schaumbesprützten Strand;
Dem Wolkenschwall entschoß ein Knäuel weißer Flammen,
Ein friedlich Dörflein sank in Schutt und Graus zusammen;
Der Hagel schlug die Saat, und ein entmastet Schiff
Zerschellt am Felsenriff.

Und durch den lauten Sturm und durch der Donner Dröhnen
Erscholl der Schrei der Angst, des Jammers dumpfes Stöhnen.
Mich wehten Schauder an. Mich faßte blitzgeschwind
Und schüttelt' hünenstark der Zweifel Wirbelwind.
Gestemmt auf meinen Grimm schaut' ich mit bitterm Hohne
Und frevlem Trotz empor zum blitzumschloß'nen Throne
Des Donnerschleuderers, und rief mit frechem Spott:
„Thor, wo ist nun dein Gott?"

„Wo ist der Sel'ge nun, der Heil'ge, der Gerechte?
„Orkane weckt sein Hauch, sein Schnauben Wetternächte.
„Hier raucht des Armen Saat; dort dampft sein Halmenbach.
„Dort stöhnt ein Scheiternder, gequetscht vom Wellenschlag.
„Triumph! den Sel'gen ehrt die Todesangst der Seinen.
„Victoria! ihn preist der Unschuld lautes Weinen.
„Ihm ist der Wuth Geheul, des Wahnsinns Phrenesie
„Erhab'ne Psalmodie."

So wie dem Sturm die Spreu, so ward' ich dir zum Raube,
Megäre, Zweifelsucht! Geknicket war mein Glaube.
Gestaltlos grauste mich die Schöpfung, ein Tyrann
Der Schöpfer, kalt und starr ein eisern Fatum an.
Von seinen Drachenschweif umschlungen und zerquetschet,
Von Larven angegrinst, von Furien angefletschet,
Mit ausgeschöpfter Kraft und ausgelöschtem Sinn
Sank ich auf's Antlitz hin.

Als hätte rächend mich der Strahl gerührt von oben,
Vom Duragan umheult, vom Hagelsturm umschnoben,
Lag ich gedankenlos, und mancher schwere Schlag
Erschütterte den Grund, auf dem der Zweifler lag.
Noch immer läuteten des Donners Aufruhrsglocken.
Die Flammen leckten mir an den durchnäßten Locken.

Jetzt peitscht' ein Schloßenschwall, und jetzt ein Wolkenbruch
Den Gipfel, der mich trug.

Zwei schwarze Stunden floh'n. Jetzt war der Blitze Köcher,
Der Schloßen Schatz erschöpft. Es grollte ferner, schwächer.
Ein lindes Säuseln rann durch die erfrischte Luft,
Und der erquickten Flur entwallte Opferduft,
Ich taumelt' auf. Und sieh! zerrissen war der Schleier
Der andern Welt. Es steht an Tagen großer Feier
Ein Allerheiligstes. So stand in hehrer Pracht
Die vollgestirnte Nacht.

Wie strudelte, wie wogt' aus undankbaren Fernen
Der Orellanastrom von Sonnen, Monden, Sternen!
Wie äugelten so mild aus dem saphyrnen Guß
Die weiße Azimech, der rothe Regulus!
Es rollte Welt an Welt, es brauste Sonn' in Sonne —
Ein seliges Gewühl von Leben, Füll' und Wonne.
Es lag das große All stillsäugend, liebewarm
In seines Vaters Arm.

Und weich ward mir mein Herz; es schmolz in süßes Sehnen.
Das Auge letzte sich in wolluströichen Thränen;
Zu hoher Freudigkeit erwuchs das kalte Grau'n,
Der scheue Sklavensinn zu kindlichem Vertrau'n.
„O Vater," rief ich aus, „o du, in dessen Armen
„Der Engel und der Wurm, und Mensch und Mück erwarmen,
„Dir sinkt dein reuig Kind mit gramgemischter Lust
„An die versöhnte Brust!

„Ich seh, ich sehe schon des Daseins Nacht gelichtet,
„Versöhnet jede Fehd' und jeden Zank geschlichtet.
„Entlarvt seh ich den Trug; ich seh den Wahn verstreut,
„Mit Elend Schuld gepaart, mit Tugend Seligkeit;
„O Vater, bis sich dort des Diesseits Räthsel lösen,
„Bewahre mich vor Schuld, behüte mich vor Bösem;
„Gewünscht sei mir die Pflicht! Gesegnet dein Gebot!
„Willkommen einst der Tod!"

Gekräftigt stieg ich nun herab vom Prüfungshügel.
In Osten wehten schon des Morgens Saffranflügel.
Im hochzeitlichen Schmuck stand prangend die Natur,
Das Meer ein Amethyst, und ein Smaragd die Flur.
Am trümmervollen Strand, im Schutt verbrannter Hütten,
Trat ich ein Retter auf in der Verarmten Mitten.
Ich träuft' in ihren Kelch des Mitleids Honigseim,
Und ging getröstet heim!

Michael Kosmeli

ward im Jahre 1773 zu Pleß in Schlesien geboren, erhielt nach vollendeten Studien den Grad eines Doctors der Philosophie und lebte nun, seiner Neigung folgend, ohne bleibenden Aufenthalt abwechselnd in verschiedenen Städten.

Seine Schriften sind:

Lindor. Altona 1799.
Biographie einer Aeffin. Altona 1800,
Reise ins Paulinerkloster. Hamburg 1801.
Jos. Reynold's Reden über die Malerei. Hamburg 1801.
Mirabeau's erstes Abentheuer. Frankfurt 1801.
Rhapsodische Briefe auf einer Reise in die Krimm und Türkei. Halle 1813.
Reimereien einer Köchin. Halle 1816.
Harmlose Bemerkungen auf einer Reise über Petersburg, Moskau, Kiew und Jassy. Berlin 1822.
Erzählungen. Halberstadt 1826.

Witz, Laune, Geist, Scharfsinn, ein glücklicher Ausdruck und eine treffliche Darstellungsgabe verleihen K's Schriften keinen geringen Werth, und gereichen ihnen zu um so größerer Empfehlung, als sie durch eigene Verhältnisse nicht so allgemein bekannt und verbreitet wurden, wie sie es vollkommen verdienen, da jede für sich den vorzüglicheren Erzeugnissen ihrer Gattung gleich zu stellen ist. —

August Friedrich Ferdinand von Kotzebue.

Dieser oft übermäßig gelobte, oft zu sehr getadelte Schriftsteller, Sohn des weimarischen Legationsrathes K., ward am 3. Mai 1761 zu Weimar geboren und zeichnete sich schon als Kind durch Lebhaftigkeit des Geistes, hellen Verstand und stets rege, lebendige Einbildungskraft aus, mit denen er zugleich einen unbegrenzten Ehrgeiz und eine gewisse dreiste Unabhängigkeitsliebe verband. Durch Hauslehrer vorbereitet besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt, wo der Professor Musäus einen großen Einfluß auf seine wissenschaftliche und moralische Bildung gewann. Mit seinem 16. Jahre kam er dann als Student der Rechte nach Jena und später nach Duisburg und widmete, hier wie dort, neben ernstern Studien seine Zeit den schönen Wissenschaften und besonders der Schauspielkunst, wofür Eckhof ihn schon als Knaben in Weimar begeistert hatte. Durch Graf Görz, einen Freund seines Vaters und damaligen preußischen Gesandten am russischen Hofe, kam er kurz nach seiner Anstellung als Advokat in Weimar zum Generallieutenant v. Bawr nach Petersburg, den er als Secretär und bei der Direction des dasigen Hoftheaters so für sich einnahm, daß dieser ihn bei seinem Tode der Kaiserin sehr empfahl. In Folge dessen wurde K. 1783 zum Titularrath und Assessor des Oberappellationstribunals zu Reval, 1785 aber zum Präsidenten des Gubernementsmagistrates von Esthland mit dem Range eines Obristlieutenants und dem Adelstitel ernannt. Nachdem er 10 Jahre darauf wegen Kränklichkeit mehrmals Pyrmont, und nach dem Tode seiner Gattin, der Tochter des Generallieutenants von Essen, auch Paris besucht hatte, bat er auf der Rückreise nach Rußland um Dienstentlassung, die ihm auch, mit Erhöhung seines Ranges ertheilt wurde. Er zog sich nun 1795 auf das Land zurück, baute den Landsitz Friedenthal bei Narva und lebte seiner Familie und den Musen, bis er 1797 die Stelle eines Hoftheaterdichters zu Wien annahm und dahin abreiste. Verschiedene Umstände verbitterten ihm aber den Aufenthalt daselbst und ließen ihn seinen Abschied nachsuchen, den er mit Beibehaltung seines Titels und einer lebenslänglichen Pension von 1000 Gulden erhielt, worauf er 1799 aus Liebe zu seiner Mutter eine Zeitlang in Weimar sich häuslich niederließ, jedoch auf Antrieb seiner zweiten Gattin und aus Sehnsucht nach seinen in Petersburg erzogenen Söhnen 1800 wieder nach Rußland zurückging. Bei Kaiser Paul unterdeß verdächtig geworden, ward er in Mitau arretirt und nach Tobolsk in Sibirien gebracht, von wo er vier Monate darauf frei nach Petersburg zurückkam, weil der Kaiser unterdessen durch ein ihm bekannt gewordenes zu seinem Ruhme früher gedichtetes Drama K's für diesen günstiger gestimmt worden war. Mit dem schönen Krongut Worrokül in Livland beschenkt und zum Hofrath und Director der deutschen

Bühne mit bedeutenden Emolumenten ernannt, verweilte er nun bis zu Paul's Tode in Petersburg und nahm dann als russischer Collegienrath mit Beibehaltung seines vorigen Gehaltes seinen Abschied. Er lebte dann als Privatmann 1801 in Weimar und Jena, ging 1802 in Folge von Mißhelligkeiten zwischen Göthe und seinen Freunden nach Berlin und gab dadurch Veranlassung zur Verlegung der vom Hofrath Schütz redigirten Jenaischen Literaturzeitung nach Halle und Begründung einer neuen in Jena. Die Siege der Franzosen trieben ihn von Berlin nach Königsberg und von da auf ein Gut Schwarze in Esthland, wo er mit Gewandtheit und Erbitterung dieses Volk fortwährend literärisch bekämpfte und in Folge dessen die Gunst des Kaisers Alexander und der gegen Frankreich verbündeten Großmächte sich in so hohem Grade erwarb, daß er 1813 zum russischen Staatsrath erhoben und 1814 als Ritter des St. Annen-Ordens und russisch. Generalconsul für Preußen nach Königsberg gesandt wurde. Aus eben dem Grunde wurde er 1816 zum Staatsrath im russischen Ministerium des Auswärtigen ernannt und 1817 mit einem Jahrgehalte von 15000 Rubel beauftragt, in Deutschland über dessen Literatur und öffentliche Meinung unmittelbar an den Kaiser zu berichten. Durch seinen frechen Spott über das Verlangen der deutschen Völkerschaften nach Vertretung ihrer Rechte auf Landtägen und seine Verketzerung politischer Ansichten deutscher Schriftsteller zog er die verdiente Verachtung der Edelsten auf sich und reizte einen schwärmerischen Jüngling, Sand, zu der fanatischen That, daß er ihn am 23. März 1819 zu Mannheim, seinem damaligen Aufenthaltsorte, mit mehrern Dolchstichen tödtete.

In chronologischer Reihenfolge gab er heraus:

1) Ich. Eine Geschichte in Fragmenten für die mannbare Jugend. Eisenach 1784, 8.
2) Er und Sie. 4 romantische Gedichte. Eisenach 1781, 8.; 2 Aufl. Ebendas. 1784, 8.
3) Erzählungen. Nebst einigen lyrischen Gedichten. Leipzig 1781, 8.
4) Bibliothek der Journale. Petersburg 1783, 2 Bde., 8.; wurde von einer Gesellschaft Gelehrten fortgesetzt.
5) Der Eremit auf Formentera. Schauspiel. Reval 1784, 8.; neue Aufl. Leipzig 1788, 8.; 3 Aufl. Ebendas. 1805, 8.
6) Die Leiden der Ortenbergischen Familie. Petersburg (1. Bd.) und Leipzig 1785, 1787, 1788, 2 Thle. 8.; neue Aufl. Leipzig 1792, 2 Bde., 8.
7) Für Geist und Herz. Monatsschrift für die nordischen Gegenden. Reval 1786, 12 St. 8.
8) Zaide. Historische Novelle. Leipzig 1786, 8.
9) Fliegend Blatt. Beilage zu: Die Sophisterie in Estland. o. O. 1787, 8.
10) Kleine gesammelte Schriften. Reval und Leipzig 1787—91, 4 Bde., 8, m. Kupf.; 2. Aufl., Leipzig 1792—94, 4 Bde., 8. Der 1. und 2. Bd. war bereits Ebend. 1791 zum 2. mal gedruckt. Ein Nachdruck zu Karlsruhe.
11) Ildegerte. Historische Novelle. Reval und Leipzig 1788, 8. m. Kupf.; 2 Aufl. Leipzig 1792, 8.
12) Die Geschichte meines Vaters. Roman. Reval und Leipzig 1788, 8.
13) Adelheid von Wulfingen. Trauerspiel. Reval und Leipzig 1788, 8.; 2. Aufl. Leipzig 1791, 8.; 3 Aufl. Ebendas. 1792, 8., mit 1 Titelk.
14) Die väterliche Erwartung. Schauspiel. Reval 1788, 8.
15) Menschenhaß und Reue. Schauspiel. Berlin 1789, 8.; 2 Aufl. Ebendas. 1790, 8., mit schlechten Vign.; 3. Aufl. Leipzig 1791, 8.; 4. Aufl. Ebendas. 1797, 8., mit Kupf. von Chodowiecki. Dasselbe: Spanisch, Französisch und Neugriechisch. Wien 1801, 8.
16) Die gefährliche Wette. Roman. Leipzig 1790, 8.
17) Die Indianer in England. Lustspiel. Frankfurt und Leipzig (Mannheim) 1790, 8.; 2. ächte und vollst. Ausg. Ebendas. 1792, 8.
18) Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn. Schauspiel. o. O. 1790, 8.; mehrere Nachdrücke, anfangs pseudonym: „Knigge" ꝛc.
19) Der weibliche Jacobinerklubb. Politisches Lustspiel. Frankfurt und Leipzig 1791, 8.; 2. Aufl. Ebendas. 1792, 8.
20) Bruder Moritz der Sonderling. Lustspiel. Leipzig 1791, 8., mit Titelvign.
21) Die Sonnenjungfrau. Leipzig 1791, 8., mit Titelvign.
22) Das Kind der Liebe. Schauspiel. Leipzig 1791, 8, ächte Ausg., mit Titelvign.
23) Philosophisches Gemälde der Regierung Ludwig XIV. Nach dem Franz. Straßburg 1791, 8.
24) Meine Flucht nach Paris im Winter 1790. Leipzig 1791, 8.
25) Felizens Bild. Aus dem Russischen des Herrn von Derschawin. Reval 1792, 4.
26) Vom Adel. Bruchstück. Leipzig 1792, gr. 8., in Druck- und Schreibpap., mit Didot'schen Lettern.
27) Die edle Lüge. Schauspiel. Leipzig 1792, 8. (Fortsetzung von „Menschenhaß und Reue").
28) Der Papagay. Schauspiel. Leipzig 1792, 8.
29) Gedichte des Staatsraths von Derschawin. Aus dem Russischen. Leipzig 1793, 8.
30) Die jüngsten Kinder meiner Laune. Leipzig 1793—97, 6 Bdchen., 8., m. Titelvignetten.
31) Unpartheiische Untersuchung über die Folgen der französischen Revolution für das übrige Europa. Thorn 1794, 8.
32) Sultan Wampum. Schauspiel. Frankfurt und Leipzig 1794, 8.
33) An das Publikum. o. O. 1794, 8.
34) Graf Benjowsky. Schauspiel. Leipzig 1795, 8.
35) Der Mann von 40 Jahren. Lustspiel nach dem Französ. Leipzig 1795, 8.
36) Armuth und Edelsinn. Lustspiel. Leipzig 1795, 8., mit Titelvign.
37) Die Wittwe und das Reitpferd. Dramatische Kleinigkeit Leipzig 1796, 8.
38) Wahre Geschichte des Grafen Benjowsky. 3 Aufl. Hamburg 1796, 8.
39) Die Spanier in Peru, oder Rolla's Tod. Romantisches Trauerspiel. Leipzig 1796, 8., mit Titelvign. Nachgedruckt, Brünn: Sammlung deutscher Schauspiele. Englisch v. Sheridan, London 1799, 8.; davon eine schlechte deutsche Uebersetzung, Leipzig 1800, gr. 8.; und nochmals in dems. J. u. O.
40) Die Negersklaven. Historisch-dramatisches Gewälde. Leipzig 1796, 8., mit Titelvign.; nachgedruckt Brünn: Sammlung deutscher Schauspiele.
41) Der Verleumder. Schauspiel. Leipzig 1796, 8., m. Titelvign.
42) Fragmente über Recensentenunfug. Eine Beilage zur Jena. Literaturzeitung. Leipzig 1797, gr. 8.
43) Schauspiele. Leipzig 1797 ff. 5 Bde., 8., m. Titelkupf. und Vign.
44) Das Dorf im Gebirge. Schauspiel m. Gesang. Wien 1798, 8.
45) Neue Schauspiele. Leipzig 1798—1819, 23 Bde., 8. Jeder Band enthält ein Titelkupf., und der 1. Bd. das Portrait K's von Bolt. Auch wurden die hierin enthaltenen Stücke im Jahr der Ausgabe eines jedem Bandes einzeln abgedruckt, worunter „Der Opfertod" und „Die Korsen" zu Wien 1801, 8., neugriechisch, und „Das neue Jahrhundert" zu Halberstadt 1801, 8., französisch
46) Ueber meinen Aufenthalt in Wien und meine erbetene Dienstentlassung. Leipzig 1799, gr. 8.
47) Der Taubstumme. Historisches Drama, aus dem Französ. des Bouilly. Leipzig 1800, 8.
48) Das merkwürdigste Jahr meines Lebens. Berlin 1801, 2 Thle., 8.; 2. Aufl. Ebendas. 1803, 8. m. 3 Kupf.; 3 verkürzte und verbess. Aufl. Ebendas. 1803, 8., m. 3 Kupf. Dazu französ. und deutsch m. 4 Kupf. v. Geisler. Leipzig 1803, gr. Querfol. Dasselbe franz. Leipzig 1804, 2 Bol. 12.; dänisch: Kopenhagen 1802, 8.
49) Kurze und gelassene Antwort auf eine lange und heftige Schmähschrift des Herrn von Masson. Berlin 1802, 8.
50) Erste und letzte Beilage zum Buche: Das merkwürdigste Jahr meines Lebens. Berlin 1802, 8.
51) Kotzebue in Sibirien. Schauspiel. Frankfurt und Leipzig 1802, 8.

52) Herodes vor Bethlehem, oder der triumphirende Viertelsmeister. Schau-, Trauer- und Thränenspiel. o. O. 1803; 3. Aufl. Köln (Leipzig) 1807, 8.
53) Almanach der Chroniken für das Jahr 1804. Leipzig 1803, 12, mit 15 Kupf. und 14 Vign.
54) Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande. Berlin und Leipzig 1803—1820, 18 Jahrg., mit illum. Kupf. in 16.; wurde von Mehrern bis 1834 fortgesetzt.
55) Der Freimüthige. Zeitschrift. Berlin 1803, gr. 4., m. Kupf. und Musikalien. Fortgesetzt als:
56) Der Freimüthige, oder Scherz und Ernst. Ebendas. 1804—1807, 4 Jahrg., gr. 4, mit Kupf. und Musikalien; gemeinschaftlich m. Garlieb, Merkel.
57) Erinnerungen aus Paris im Jahr 1804. Berlin 1804, 2 Bde., 8., m. Holzschnitt; 3. Aufl. Ebendas. 1805, 8.
58) Erinnerungen von einer Reise aus Liefland nach Rom und Neapel. Berlin 1805, 3 Thle., 8.; dänisch: Kopenhagen 1806.
59) Kleine Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miscellen. Leipzig 1805—1809, 6 Bdchen., 8, m. 6 Titelkupf.
60) Taschenbuch aufs Jahr 1807. Tübingen 1806, kl. 8., mit Huber.
61) Die Geschichte meines Vetters. Leipzig 1806, 8.
62) Preußens ältere Geschichte. Riga 1808—1809, 4 Bde.
63) Leontine. Roman. Ebendas. 1808, 2 Bde., 8., mit 2 Kupf.
64) Neue kleine Schriften. Königsberg 1808—1810, 7 Bde., 8.
65) Die Biene. Quartalschrift für 1808—1810. o. O. (Königsberg) 1808—10, 19 Hefte, 8., nemlich 4 Hefte von 1808, 12 von 1809 und 3 von 1810. Später auch unter dem Titel: Die Biene oder neue kleine Schriften.
66) Geist aller Journale. Juli — December 1809. Riga 1809, 6 Hefte, 4.
67) Philibert oder die Verhältnisse. Roman. Königsberg 1809, 8,
68) Clio's Blumenkörbchen. Darmstadt 1810, 8.; neue Ausg. Ebendas. 1814, 3 Bde., 8.
69) Die Grille. In zwanglosen Heften. Königsberg 1811—1812, 2 Bde., 8.; Fortsetzung der Biene.
70) Der Flußgott Niemen und noch Jemand. Dresden 1812, 8, in Knittelversen.
71) Geschichten für meine Söhne. Stuttgart 1812, 1. Bdchen., 8.
72) Noch Jemands Reiseabentheuer. Heroische Tragikomödie. Königsberg 1814, 8.
73) Geschichte des deutschen Reiches. Leipzig 1814—1815, 2 Bde. Die übrigen 2 Bde. von Rüder fortgesetzt.
74) Opernalmanach auf das Jahr 1814 und 1817. Leipzig 1814. u. 1817, 16.
75) Politische Flugblätter. Königsberg 1814—16, 2 Bde., 8.
76) Die Ameise. Leipzig 1814—1818. Fortsetzung der Grille.
77) Gedichte. Wien 1818, 2 Bdchen., 8.
78) Hinterlassene Papiere. Herausgegeben von Ludwig Johann von Knorring. Leipzig 1821, 8.
79) Literaturbrief aus der Unterwelt. Herausgegeben von Müllner. Braunschweig 1826, 8.

Außerdem gab er: Musäus' nachgelassene Schriften heraus, und lieferte eine Menge einzelner Schriften und Aufsätze in Journale, Monats- und Zeitschriften, Almanachs u. s. w.

Eine Gesammtausgabe aller seiner Werke giebt es zwar nicht, dagegen außer den unter Nr. 3. 10. 30. 43. 44. 59. 64. 77—79 genannten Sammelschriften noch eine Ausgabe aller seiner Dramen:

Sämmtliche dramatische Werke. Nebst alphabet. Register über alle Theile. Leipzig 1828. u. 1829, 4 Thle. 16., m. 44 Kupf.

Ein strenges aber keineswegs ungerechtes Urtheil über Kotzebue, fällt Menzel in seiner Deutschen Literatur Th. IV. S. 91. Wir lassen es um so lieber die Stelle unserer eigenen Ansicht einnehmen, als wir nicht allein in den Hauptsachen vollkommen damit übereinstimmen, sondern auch der Meinung sind: Wahrheiten dieser Art, könnten nicht oft, und nicht eindringlich genug wiederholt werden, denn K. hat durch seine laxe Moral, seine gefällige Frivolität unendlich geschadet, und das in solcher Weise gemißbrauchte Talent kann nie streng genug gerichtet werden. Menzel's Worte lauten: Es ist wunderbar genug, daß Kotzebue sich bei seinem außerordentlichen Talente nicht zu einer freieren Stellung erhob. Wenn er nur wenigstens Alles verspottet hätte, aber das charakterisirt ihn als den echten Sohn seiner Zeit, daß er nur nach einer Seite hin, freien Geistes urtheilte, nach der andern aber sentimentaler Schwäche sich hingab. Nur gemacht, seine Zeit zu karrikiren, sie ganz von der komischen Seite aufzufassen, pikirte sich Kotzebue darauf, sie zugleich von einer edlen, ernsten, rührenden Seite aufzufassen, sie zu idealisiren. Aber er that dies Letztere nur, um sich dadurch wieder Freunde zu machen, nachdem er sich durch seinen Spott Feinde gemacht. Seine Weinerlichkeiten sind alle nur darauf berechnet, sich unter dem zu seiner Zeit zahlreichen sentimentalen Publikum beliebt zu machen, und die vielen Sünden seines Privatlebens mit dem Mantel der Liebe zuzudecken. Daher nun der Widerspruch in seinen Darstellungen. Während er uns heute den deutschen Philister mit liebenswürdigem Talent so malt, daß uns die Treue und Feinheit der Züge überrascht und auch den strengsten Ernst zum Lachen zwingt, stellt er uns dagegen wieder das Ideal eines deutschen Mannes auf, den er mit allem sentimentalen Aufwand zu etwas überaus Vortrefflichem machen möchte, und der doch noch weit mehr Philister ist, als jener war, den er gestern verspottet hat. So wie in „Kleinstädter" sein bestes Stück in jener Gattung, so ist sein schlechtestes, obgleich berühmtestes in dieser Gattung sein „Menschenhaß und Reue," denn hier wird die deutsche Gutmüthigkeit von der Frivolität auf eine Weise mißbraucht, die kein Volk von irgend einem seiner Dichter dulden darf. In Frankreich haben die Königin Margarethe und Lafontaine ganze Sammlungen von schlüpfrigen Ehebruchsgeschichten veranstaltet. Diese Sammlungen sind unmoralisch, aber es sind darin größtentheils wahre Geschichten enthalten, ganz natürliche und wirkliche Züge dem gemeinen Leben entlehnt, und der Liebhaber erscheint als ein schlauer Bösewicht, die Frau als treulos, der Mann als ein Dummkopf, der nichts merkt, oder als ein Othello, der sich grausam rächt. Das ist alles natürlich, und da ist nichts bemäntelt. Aber Kotzebue stellt uns in seinem Menschenhasser einen Hahnrei dar, welcher weder komisch noch tragisch ist, weder als alter Pantalon oder Pierrot den lustigen Streichen des Harlekins ausgesetzt wird, noch auch als Othello in höchster Furie den Dolch braucht, sondern der seine liebe Ehehälfte nachdem sie mit einem liederlichen Officier von ihm, einem noch jungen, sehr braven, sehr anständigen Manne und sogar von den Kindern weggelaufen ist, unter Thränen der Rührung wieder zu sich nimmt. Dieser Mann wird als der vortrefflichste aller Männer, als ein Ideal dargestellt: diese Verzeihung in einem Falle, wo das Heiligste, nicht nur die Treue der Gattin, sondern auch die Pflicht der Mutter verletzt ist, wird als die höchste der Tugenden bezeichnet. Und doch bezweckte Kotzebue damit nichts anderes, als die leichtsinnige Entweihung der Ehe, die damals als französische Mode herrschte, zu beschönigen, französische Herzlosigkeit durch den schändlichsten Mißbrauch deutscher Gemüthlichkeit, französisches Laster durch die Vorspiegelung einer deutschen Tugend poetisch zu rechtfertigen. Das ist eine unglaubliche Beleidigung aller Männer, in deren Sprache ein so niederträchtiges Stück geschrieben werden konnte, und doch war die Entsittlichung schon so weit gediehen, daß man den Verfasser darum bewunderte und liebte.

Wie in Lessing's Tendenz überall die männliche Ehre durchleuchtet, so bei Kotzebue überall und immer die Ehrlosigkeit. Wie achtet er die Würde des Alters in der

„Pagenstreichen?" die Würde des Menschen überhaupt m „Rehbock?" Man könnte leicht aus seinen zahlreichen Stücken ein völliges System einer umgekehrten Moral zusammensetzen, und Beispiele für alle mögichen Fälle von Charakterschwäche oder ausgesprochener Schlechtigkeit finden. Die ganze Gesellschaft, die er uns uf der Bühne vorüberführt, besteht aus edlen Lügnern, dlen Dieben, edlen Betrügern, edlen Hahnreihs, edlen huren, edlen Kupplern ꝛc. Sein „Barth mit der eiseren Stirn", worin er sich buchstäblich im Kothe wälzt, t noch bei weitem nicht sein ehrlosestes Buch, denn hier ergoldet er wenigstens den Koth nicht, giebt die tiefste Herzensniedertracht nicht für Tugend aus.

Die Würde der Frauen konnte ihm natürlich so enig gelten, als die der Männer. Daher wird er geade da, wo er die Unschuld malen will, am frechsten. Seine Gurli in den „Indianern in England" und seine „Sonnenjungfrau," von denen die eine aus heller lichter Unschuld jeden Mann heirathen will, der zur Thüre ereintritt, und die andere aus heller lichter Unschuld icht weiß, daß sie guter Hoffnung ist, waren einst auf llen deutschen Theatern beliebte Figuren. Derselbe Kotzeue ließ öffentlich drucken, er habe seiner guten Frau igenhändig ein Klystier gesetzt, und wer über eine so rührende häusliche Handlung, statt sentimentale Thränen u vergießen, lachen könnte, der müßte jenseits der Menschheit zu Hause sein. Und wieder derselbe Kotzebue ließ ffentlich drucken, wie er seine sterbende Frau hülflos verassen habe, nach Frankreich gereist sei, und schon unterwegs liederliche Häuser besucht habe. Seine frechen Lüen bei Ablehnung des „Barth mit der eisernen Stirn" nd der „Bulletins" gehören ebenfalls in dieses Capitel er Schamlosigkeit. Sein Leben, von Körte beschrieben, t ein höchst interessanter Beitrag zur deutschen Sittenschichte. Was er dem Publikum bot, beweist übrigens ur, wieviel er ihm bieten durfte. Er war nicht schlechter, ls das Publikum, das ihn duldete und sogar anbetete. Diese Duldung und Anbetung bezeichnet einen Grad von ffentlicher Demoralisation, der uns tief erröthen machen üßte, wäre seine Zeit nicht glücklicherweise längst vorber. Ein blutiger Mord machte seinem elenden Dasein nd zugleich der Bezauberung ein Ende, mit der er das eutsche Volk befangen hatte. Criminalisch unterscheidet ich dieser Mord von keinem andern. Politisch hat er Besorgnisse erregt, die sich nicht bewährten. Er hat durchus nur eine moralische Bedeutung, wie Görres gleich nfangs sagte. Deutschland würde auch ohne diesen Nord sich von Kotzebue abgewendet haben, aber der poetische Geist, der durch die Weltgeschichte geht, liebt Effecte, ie starke Sprache der Thatsachen, unvertilgbare Zeichen nd Symbole, den Jahrhunderten eingeschrieben, „wie er Blitz auf Felsen schreibt." Und ein solches Zeichen ar das schreckliche Ende des Lustigmachers.

Die Rosen des Herrn von Malesherbes *).

Ein ländliches Gemälde in einem Akt.

Den Stoff hat eine wahre, von Bouilly in seinen Contes à ma fille erzählte Anekdote geliefert.)

Personen.

Lamoignon von Malesherbes.
Susette.
Peter.

Der Schauplatz ist eine Gegend von hohen Bäumen umringt. Unter diesen Bäumen erblickt man in einem Halbzirkel eine blühende Rosenhecke; im Vorgrunde rechter Hand einen Ruhesitz, den jene Hecke verbirgt, und der auswärts gegen die Bühne gestellt ist; linker Hand ein Brunnen.)

Erste Scene.

Herr von Malesherbes allein.

Gottlob! der Winter ging zu Ende
Am geselligen Kamin,
Und ich darf die dicken Wände
Der kühlen Häuser endlich fliehn.
Zu meinen Blumen, zu meinen Früchten
Winkte der Sommer. — Da bin ich nun. —
Es ist so süß, nach erfüllten Pflichten
In ländlicher Stille auszuruhn! —
Wie gern verließ ich das Getümmel,
Wo ewig die Thorheit sich selbst begafft;
Hier ist mein Tusculum, mein Himmel,
Hier schöpf' ich neue Lebenskraft;
Wenn mir nach sauren Wintertagen
Zum erstenmal hier Alles grünt,
So darf ich ohne Stolz mich fragen:
Hab' ich das Stündchen nicht verdient; —

Verdient! das ist die Würze des Lebens.
Der Prasser in seinem Ueberfluß
Hascht nach der Freude oft vergebens,
Nur das Verdiente gewährt Genuß.
Ha! mögen sie doch sich drängen und stoßen,
Und buhlen um einen gnädigen Blick.
Ich habe meine blühenden Rosen,
Ich trage nicht auf der Brust mein Glück.

Doch hüte dich! Fortunens Zofen
Quälen den Höfling nicht allein,
Auch in das Herz der Philosophen
Schleicht sich behende der Hochmuth ein,
Und ich — nun ja, zu einem König
Verlockt mich zwar kein eitler Sinn,
Doch muß ich bekennen, das ich ein wenig
Auf meine Rosen eitel bin.
Ein wenig nur? Freund, im Vertrauen,
Die Hecke, die so schön gedeiht,
Du kannst sie Stunden lang beschauen
Mit einem Kitzel der Eitelkeit.
Ich will mich dessen nicht erwehren,
Daß mich die Rosen kindisch freun,
Der Himmel selbst scheint mich zu ehren
Durch dieses üppige Gedeihn.
In einem halben Zirkelbogen
In eine Wildniß pflanzt' ich sie,
Von hohen Fichten rings umzogen,
Beschnitt sie nie, begoß sie nie,
Und doch ist keine ausgeblieben!
Kein dürrer Strauch, kein todtes Reis;
Da muß ja wohl der Himmel mich lieben,
Er ließ sie wachsen, nicht mein Fleiß.
Muthwille durfte sie nie berauben.
Sie wird gleichsam von Engeln bewacht.
Die Freunde belächeln meinen Glauben —
Ei, wenn er mich nur glücklich macht. — —
Die Sonne neigt zum Untergange,
Dies herrliche Schauspiel für Aug' und Geist
Entbehrt' ich in der Stadt schon lange,
Von hohen Mauern eingekreist;
Doch heute will ich es genießen,
Mein Lieblingsplätzchen ladet mich ein;
Hier will ich die Abendsonne begrüßen
Und mich der Netze des Lebens freun.

(Er setzt sich auf den Ruhesitz und schaut in die Ferne).

Zweite Scene.

Susette (mit einem großen Milchtopf).

Uf! mir ist warm. Ich bin gelaufen,
Als ob ein Wehrwolf hinter mir wär'.
Ich hatte Milch, viel Milch zu verkaufen —
Nun Gott sei Dank! der Topf ist leer.
Das liebe Geld in meiner Tasche,
Da klingelt's — nicht ein einz'ger Sous,
Den ich vertändle oder vernasche,
Ich zähle sie alle der Mutter zu.
Sie läßt auf den Lohn mich auch nicht warten,
Sie schenkt mir immer was überschießt,

*) Aus A. v. Kotzebue's „Almanach dramatischer Spiele." 11r Jahrgang (Leipzig 1813).

Das leg' ich denn zu meinem Ersparten,
Und bitte die Mutter, daß sie es verschließt.
Nur Sonntags, wenn wir aus der Kirche kommen,
Dann zählen wir, bald sie, bald ich,
Und hat der Schatz wieder zugenommen,
O Jemine! dann freu ich mich! —

Aber was hat denn das zu bedeuten?
Warum ist Peter noch nicht hier?
Wollt' er mich doch heim begleiten
Bis vor unsre Gartenthür?
Nun bin ich gelaufen mit glühender Wange,
Als ich mein Dörfchen von weitem sah,
Und steh' nun hier schon ewig lange,
Und Musje Peter ist noch nicht da! —
Der böse Mensch! noch diesen Morgen
Hat er geklagt, ihm sei so weh,
Und mach' ihm jedesmal schwere Sorgen,
Wenn ich in die Stadt zu Markte geh',
Und hat gebeten: vor jungen Gesellen,
Die überall dort naseweis
Uns armen Dirnen Netze stellen,
Soll ich mich hüten mit großem Fleiß.
Ich hab' es versprochen, und Wort gehalten,
Und weder links noch rechts geschaut,
Und habe mich kaum den häßlichen alten
Thorschreiber anzusehn getraut.
Was hab' ich nun davon? — er zaudert —
Und hat wohl gar — ich armes Kind! —
Die Zeit mit andern Dirnen verplaudert —
Erfahr' ich das, so wein' ich mich blind!

Malesherbes (für sich).

Sieh da, schon wieder eine Augenweide,
Um die auf meiner stillen Flur
Des Städters Armuth mich beneide:
Ein schönes, liebliches Kind der Natur!

Susette.

Er kömmt. Ich maule.

Dritte Scene.

Peter. Die Vorigen.

Peter.

Da bin ich, Susette!

Susette.

Ei wirklich? bist Du endlich da?

Peter.

O! wenn mein Wunsch gegolten hätte,
Ich wäre schon längst bei Dir.

Susette.

Nun,
Du hattest gewaltig viel zu schaffen;
Versprachst mir freilich heute früh,
Du wolltest keine Minute vergaffen,
Dich mit der Arbeit tummeln, wie?

Peter.

Und hab' ich mich denn nicht gesputet?
Weiß Gott, ich sehnte mich so nach Dir.

Susette.

Ei — sieh — das hätt' ich kaum vermuthet.

Peter.

Ich glaube gar, Du schmollst mit mir?

Susette.

Nicht doch, das war ja sehr verzeihlich,
Des Nachbars Lise stand am Zaun,
Sie winkte Dir, pst! pst! — nun freilich,
Sie hatte Dir etwas zu vertraun,
Das mußtest Du hören, und so verflossen
Ein Paar Minuten, und wieder ein Paar —
Ich konnte ja warten —

Peter.

Fehl geschossen!
Von alle dem ist kein Wörtchen wahr.
Im Hohlweg bei dem tiefen Gleise,
Da lag ein großes Fuder Heu,
Gehörte Mathurin dem Greise,
Der stand gar sehr betrübt dabei,
Und kratzte sich in den grauen Haaren,
Und wußte nicht zu helfen, nun
Da durfte ich schon die Zeit nicht sparen,
Ich mußte wohl ein Uebriges thun.
Es hat mich freilich aufgehalten,
Nun brummst Du noch für meine Müh;
Aber ich konnte doch den Alten
Nicht ohne Hülfe lassen, wie?

Susette.

Wenn das ist, will ich Dir verzeihen.

Peter.

Und Du! wie ging's Dir in der Stadt?

Susette.

Bald werd' ich mein Geld auf Zinsen leihen,
Weil es mir Geld geregnet hat.

Peter.

Bezahlte man die Milch so theuer?

Susette.

Ei, sie war frisch und ungetauft.
Hör' nur! ich rief nach alter Leier:
Milch! frische Milch! wer kauft! wer kauft!
Da kam ich auch in eine Straße,
Da stand ein alter Herr vor der Thür
Mit einer Brille auf der Nase,
Der war sehr freundlich und winkte mir.
Ich kam, er kniff mich in die Backen —

Peter.

Er kniff Dich?

Susette.

Sah' mir ins Gesicht
Und klopfte mich schelmisch auf den Nacken.

Peter.

Das litteſt Du?

Susette.

Warum denn nicht?
Er sagte, ich wäre hübsch.

Peter.

Sei stille!
Denn ich gerathe schon in Wuth!

Susette.

Du Narr, er trug ja eine Brille.

Peter.

Brille hin, Brille her, mir kocht das Blut.

Susette.

Sei ruhig, er that mir nichts zu Leide,
Und alle meine Milch kauft er mir ab,
Wofür, zu meiner großen Freude,
Er mir die Zahlung doppelt gab.

Peter.

Ein Sündengeld! Du hast es genommen?

Susette.

Ei, er verlangte ja blos von mir,
Ich sollte fein oft wiederkommen.

Peter.

Hör'! gehst Du noch einmal vor seine Thür,
So ist es aus mit uns, ich lasse
Dich sitzen, Du — Du schlechte Person!
Und gehst Du auch nur durch seine Straße,
So häng' ich mich auf und laufe davon.

Susette.

So? hängen willst Du Dich? und laufen
Ei, wofür sammt' und spar' ich so gern?
Ich hatte wohl Lust, mir ein Band zu kaufen
Für das Geld von dem freundlichen Herrn;
Ich that es aber nicht, Du Hochgestrenger!
Ich dachte: hab' ich das Geld verthan,
So dauert es wieder um so viel länger
Eh' ich meinen Peter heirathen kann.
Oder wer weiß, warum Gott mir's bescheerte?
Hatt' ich doch einmal fast so viel,
Daß ich eine Kuh schon blöken hörte;
Da standen wir wohl recht nah' am Ziel.
Aber meine arme Mutter erkrankte,
Es ging mit uns eine Weile hart,
Da gab ich Alles her, und dankte
Dem lieben Gott, daß ich's erspart.
Auch Du, Du hattest schon hübsch zu leben,
Da wurde plötzlich Dein Bruder blind,
Da hast Du ihm Alles hingegeben,
Weil doch die Blinden die Aermsten sind.
Nun waren wir Beide kahl wie die Mäuse,
Das hat uns aber nicht weh gethan,
Wir meinten, daß Gott uns Lohn verheiße,
Und fingen von vorne wieder an,
Ja, wir verdoppelten unser Bestreben,
Und nun, da mir ein alter Patron
In allen Ehren das Geld gegeben,
So schiltst Du mich eine schlechte Person (weint).

Peter.

Nun, nun, Susette, Du mußt nicht weinen,
Du weißt, dann bin ich gleich kaput.
Ich konnt' es ja nicht böse meinen,
Ich bat Dich nur: sei auf der Hut!

Denn die pariser Brillenträger,
Glaub' mir, denen ist nicht zu traun,
Es sind verdammte Glücksjäger,
Trotz ihrer Brillen, nach hübschen Frauen;
Und lieber wollt' ich noch Jahre lang warten,
Bis mir das graue Haar schon kämm',
Ehe ich nur einen so ersparten
Thaler in meine Hände nähm'.
Nun? bist Du noch böse?

Susette (ihn verstohlen anblickend).

Die schelmischen Augen.

Peter.

Sei nicht mehr böse, sieh mich an.

Susette.

Nun ja —

Peter.

Laß Deinen Zorn verrauchen,
Schlag' ein.

Susette (ihm die Hand reichend).

Diesmal sei's abgethan.

Peter.

Pfui daß wir die schöne Zeit verlieren
Durch solchen unverständ'gen Zwist!
Komm, laß uns lieber ein wenig summiren,
Was noch zur Wirthschaft uns nöthig ist.

Susette.

I nu, ich habe der Thaler schon viele —
Warte, wie viele? zwei — drei — und ein halb.

Peter.

Geld hab' ich nicht, doch in der Mühle
Verdient' ich mir ein jähriges Kalb.

Susette.

Nun werd' ich mir zwei Schaafe kaufen —

Peter.

Mein Kalb wird nächstens eine Kuh —

Susette.

Die geben mir Wolle, einen großen Haufen —

Peter.

Und dann kommt noch ein Kälbchen dazu —

Susette.

Und fette Milch und Kämmer die Menge —

Peter.

Da werden bald zwei Kühe draus —

Susette.

Das blöket — der Stall wird schon zu enge —

Peter.

Und endlich treib' ich eine Heerde hinaus!

Susette.

Die schönsten Käse macht meine Mutter —

Peter.

Die bringst Du täglich nach der Stadt —

Susette.

Und Deine Kühe geben die Butter —

Peter.

Die legen wir zwischen ein Rebenblatt.

Susette.

Da bring' ich denn immer viel Geld nach Hause —

Peter.

Im eisernen Kasten wird's verwahrt —

Susette.

Wir leben nicht in Saus und Brause —

Peter.

Für unsere Kinder wird's gespart —

Susette.

Und täglich wird der Haufe größer —

Peter.

Und täglich mehrt die Heerde sich —

Susette.

Die Käse werden immer besser —

Peter.

Und um die Butter reißt man sich.

Susette.

Ach Peter, hör' auf! mir wird ganz bange!
Wir haben schon viel zu viel erspart.

Peter.

Was thut's?

Susette.

Man sagte mir schon lange,
Der Reichthum mache die Menschen hart.
Drum thäten sie allerlei Possen treiben,
Und strotzten von häßlichem Uebermuth.
Nein, lieber laß recht arm uns bleiben,
Arm, lieber Peter, aber gut.

Peter.

Ei wie Du willst, ich bin's zufrieden,
Arm oder reich, Du wirst meine Frau.
Soll auch kein Huhn im Topfe sieden,
I nu, wir nehmen's nicht so genau.

Susette.

Eine Schale voll Milch von eignen Kühen,
Und schwarzes Brod hinein gebrockt —

Peter.

Das ist die köstlichste der Brühen,
Wenn nur das Herz dabei frohlockt! —
Was meinst Du, Suschen? unter den Linden
Wird gleich nach Sonnen-Untergang
Sich Alt und Jung zusammen finden,
Dann ziehen wir mit Sang und Klang
Zum frohen Tanz auf diesem Platze —

Malesherbes (bei Seite).

O weh, meine Rosen!

Peter.

Was meinst Du nun,
Wenn ich dann aus der Schule schwatze,
Mein Glück den Leuten kund zu thun?

Susette.

Wir wollens doch noch überlegen.
Geh nur, Du weißt, ich habe hier
Noch ein Geschäft, das bringt uns Segen.

Peter.

Ich weiß schon, komm, ich helfe Dir.

Susette.

Nein, nein, das muß ich allein vollbringen,
Sonst wär' es doch nur halb gethan.

Peter.

Hörst Du von ferne Schallmeien klingen?

Susette.

Ich spute mich, geh nur voran.

Peter.

Juchhe! wir schwingen uns heut' im Tanze!
Wir jubeln bis der Morgen graut!
Juchhe! im frischen Myrthen-Kranze
Seh' ich Dich schon als meine Braut! (ab).

Vierte Scene.

Susette. Malesherbes.

Susette (fromm die Hände faltend).

Hat mir der liebe Gott beschieden,
Des wackern Peters Frau zu sein,
I nu, so bin ich es wohl zufrieden. —
Jetzt flink! thu' deine Pflicht auch fein.
(Sie geht zum Brunnen und schöpft Wasser in ihren Topf).

Malesherbes (leise).

Ein Pärchen, wie aus Schäfergedichten,
Ich war ganz Auge, war ganz Ohr. —
Was hat sie hier noch zu verrichten?
Sie schöpft am Brunnen? was hat sie vor?

Susette (kommt und begießt die Rosen.)

Willst du eine Freude recht genießen,
So thu' zuvor, was dir gebührt.
(Sie schöpft noch einmal Wasser).

Malesherbes.

Sie kommt meine Rosen zu begießen?

Susette (begießt).

Wenn er einmal hierher spaziert,
Der edle Greis, den wir verehren,
So wird er sich der Rosen freu'n.

Malesherbes.

Wie soll ich das Räthsel mir erklären?

Susette.

Bald wird's genug für heute sein.

Malesherbes.

Die Neugier muß hervor mich locken.
(Er tritt ihr plötzlich unter die Augen).
Mein schönes Kind, was machst Du da?

Susette.

Ach, gnäd'ger Herr! — ich bin erschrocken —
Mein Gott! Sie hier? — Sie selbst? —

Malesherbes.

Nun ja,
Erschrick nur nicht. Ich wünsche zu wissen,
Warum, auf wessen Wunsch und Begehr
Du kommst, meine Rosen zu begießen?

Susette.

Ach! sein Sie nicht böse, gnäd'ger Herr!

Malesherbes.

Nein, ganz und gar nicht, doch erzähle.

Susette.

Wir haben's gewißlich gut gemeint —

Malesherbes.
Das glaub' ich gern, darum verhehle
Mir nichts, ich bin ja Euer Freund.
Susette.
Es ist mir wohl verboten zu sagen,
Doch meines Wortes bin ich quitt,
Denn weil der gnäd'ge Herr mich fragen,
So muß ich wohl heraus damit.
Malesherbes.
Verboten? Das klingt ja recht gefährlich?
Susette.
Es war heute die Reihe an mir.
Malesherbes.
Die Reihe? das ist mir unerklärlich.
Susette.
Ja, gestern war Perette hier,
Vorgestern Manette und morgen kommt Lise.
Malesherbes.
Sprich deutlicher, soll ich Dich verstehen.
Susette.
So hören Sie. Dort auf jener Wiese
Haben wir Alle von ferne gesehn,
Daß Sie die jungen Rosenstöcke
Hierher gepflanzt mit eigner Hand,
Obgleich für eine Rosenhecke
Hier wohl zu dürr der magre Sand.
Da haben unter sich die Alten gesprochen;
Man muß ihm doch zeigen, dem edeln Greis,
Der fast an jedem Tag in der Wochen
Uns wohl thut, wo er kann und weiß,
Man muß ihm doch zeigen, das wir ihn lieben,
Und daß wir dankbare Menschen sind,
Und weil so hoch bei ihm angeschrieben
Die Rosen stehn, ei Kinder geschwind!
So müssen wir in der Stille fein sorgen,
Daß sie auch wachsen, daß sie auch blühn;
An jedem Abend, an jedem Morgen
Wollen wir sie pflegen und erziehn.
Die Dirnen von funfzehn Jahren und drüber,
Die sollen, wenn sie zu Markte gehn,
Fein nach der Reihe hier vorüber
Und treulich nach der Pflanzung sehn,
Und emsig in ihren leeren Töpfen,
So viel eine Jede nur vermag,
Wasser aus jenem Brunnen schöpfen,
Die Rosen begießen Tag für Tag.
Er muß es aber nicht erfahren,
Nein, Kinder, sagen dürft ihr's ihm nicht. —
O gnäd'ger Herr! schon seit vier Jahren
Erfüll' ich diese liebe Pflicht.
So lieb ist Keinem sein eigner Garten,
Als diese Rosen uns allen sind;
Die Dirnen können es kaum erwarten,
Bis sie funfzehn Jahr alt sind;
Sie möchten um die Ehre sich raufen.
Malesherbes (bei Seite).
Ha! welcher König ist reich genug,
Mir diesen Augenblick abzukaufen!
Susette.
Und den bedroht ein harter Fluch,
Der hier eine Rose wagt zu brechen,
Die ganze Gemeinde stößt ihn aus.
Malesherbes (bei Seite).
Vor Wehmuth kann ich fast nicht sprechen.
Susette.
Zu keinem Tanz noch Ehrenschmaus
Wird er geladen.
Malesherbes.
Ihr guten Kinder
Sorgt täglich für mich alten Mann,
Wohlan, so will ich auch nicht minder
Euch täglich helfen, wo ich kann.
Geh! allen Freunden meiner Rosen
Mach' es bekannt: wo ich auch sei,
Ist Einem ein Unglück zugestoßen,
Der komme zu mir und rede frei.
Will irgendwo ein Zwist einschleichen,
So hadert nicht, kommt lieber zu mir,
Ich werde besänftigen, schlichten, vergleichen,
Ein ewiger Friede herrsche hier.
Und wo etwa der Armuth Bürde
Ein junges, liebendes Pärchen trennt,
Da komm' es zu mir, den keine Würde
Mehr freut, als wenn man ihn Vater nennt.
Susette.
Da wird der gnäd'ge Herr nicht selten
Zu thun bekommen. Unter uns gesagt,
Ich könnt' ihm auch wohl ein Wörtchen vermelden,
Doch heute sei es noch nicht gewagt.
Ich laufe heim. Von Hütte zu Hütte
Will ich verkünden die Freude, das Glück —
Der gnäd'ge Herr in unsrer Mitte! (will fort).
Malesherbes.
Warte noch einen Augenblick:
Denn nicht unbelohnt entferne
Sich die Gärtnerin von mir.
Susette.
Nein, gnäd'ger Herr, wir thun es gerne,
Wir nehmen wahrhaftig nichts dafür.
Malesherbes (bricht eine Rose).
Doch eine Rose?
Susette.
Ei ja, mit Freuden!
Malesherbes.
Ich selber stecke sie Dir in's Haar.
Susette.
Wie werden sie Alle mich beneiden,
Daß heute an mir die Reihe war. (ab).

Fünfte Scene.

Malesherbes (allein).
So ist das Wunder nun enthüllt:
Darum gediehen die Rosen so schön;
Und so wird mir der Wunsch erfüllt,
Hier nie ein Blatt geknickt zu sehen. —
Es wurde schon seit manchen Jahren
Wohl manche Ehre mir zu Theil,
Doch was mir heute wiederfahren,
Das wär' um keinen Ruhm mir feil.
Was ist Schmeichelei der Weiber,
Der Großen kalte Höflichkeit,
Posaunenlob der Zeitungsschreiber,
Gegen diese Herzlichkeit?
Gegen diesen frommen Willen,
Dies naive Dankgefühl?
So lohnt das Gute sich im Stillen,
Verloren gehts im Weltgewühl.
Was gab ich denn? was konnt' ich geben?
Ein Wenig von meinem Ueberfluß;
Dies Wenige versüßt mein Leben,
Gewährt mir einen hohen Genuß! —
O Mensch! es wird dir nicht gelingen,
Des Guten auf Erden viel zu thun.
Doch möchtest du Weniges nur vollbringen,
Sanft würdest du am Abend ruh'n. —
Allein was seh' ich! die hübsche Susette
Kommt schon zurück? und ganz erhitzt? —
Ich meinte, vor allem Unheil hätte
Ich sie durch meine Rose geschützt.
Auch Peter gewahr' ich hinter den Hecken —
Er eilt ihr nach — er holt sie ein —
Ich muß mich noch ein wenig verstecken,
Der Unschuld lauschender Zeuge zu sein.
(Er schleicht wieder zu dem Ruhesitz.).

Sechste Scene.

Susette. Gleich darauf Peter.

Susette (außer Athem).
Ach gnäd'ger Herr! wo ist er geblieben? —
Weh' mir, den Schimpf überleb' ich nicht!
Sie haben mich verspottet, vertrieben,
Sie lachen mir in's Angesicht —
Und ich habe doch nichts verbrochen — (sie schluchzt).
Peter.
Susette, bekenne, was hast Du gethan?
Susette.
Nichts.
Peter.
Eine Rose hast Du gebrochen,
Wie kam Dich solch ein Frevel an?
Susette.
Auch Du? das muß mich doppelt kränken!
Peter.
Du läugnest noch? gesteh' nur ein.
Susette.
Auch Du kannst Böses von mir denken —
Pfui, schäme Dich in Dein Herz hinein!

Ja, wenn man Dich einmal verklagte,
Und schien' es mir auch noch so klar,
Und wenn die ganze Welt es sagte,
Ich spräche doch, es ist nicht wahr!
Du aber — ach! Du warst ja gerade
Der Erste, der mein Urtheil sprach!

Peter.

Du weißt, für den ist keine Gnade,
Der freventlich hier eine Rose brach,
Wir halten ihn gleich dem Kirchendiebe,
So ehren wir den guten Herrn.
Und höre, Suschen, so sehr ich Dich liebe —
Bist Du's gewesen — beim Holofern!
's ist aus mit uns.

Susette.

In Gottes Namen!
Wer mich für eine Diebin hält,
Und säh' er in einem gold'nen Rahmen,
Mit dem hab' ich nichts zu thun auf der Welt!
Und sollt' ich mich auch zu Tode grämen —
Die arme Susette — was kümmert Dich die?
Du wirst Nachbars Liese nehmen,
Du hast schon lange ein Auge auf sie.

Peter.

Das ist nicht wahr! muß ich Dir entsagen,
So ist das Leben mir vergällt,
Und wenn sie mich auf den Händen tragen,
Für mich ist Keine mehr auf der Welt!
Ich werde in Deine Seele mich schämen,
Und blinzeln vor jedem Rosenstrauch —
Und grämen? — mich zu Tode grämen?
O sapperment! das kann ich auch.

Susette.

Du willst mir also durchaus nicht glauben?

Peter.

Du lieber Gott! ich wollt' es gern,
Aber sie werden mich necken und schrauben,
Ich lasse mich nicht an der Nase zerr'n.
Du hast's gehört, es war so peinlich!
Wie sprachen sie Alle einstimmig davon?
Es wäre doch gar zu unwahrscheinlich,
Daß so ein Herr in eig'ner Person
Dein Haar geschmückt mit seinen Rosen;
Das habe die Angst Dir ausgepreßt,
Die Furcht, man werde Dich verstoßen
Von unserm heut'gen Abendfest.
Und käm' ich nun doch mit Dir angezogen,
Mit Fingern deutend spräche man,
Ich sei ein Gimpel, den Du betrogen;
Nun siehst Du wohl, das geht nicht an.
Sie würden Dir den Tanz versagen,
Und ehe Du solchen Schimpf erfährst,
So müßt ich mit Fäusten dazwischen schlagen,
Wenn Du auch zehnmal schuldig wärst.

Susette.

Schon gut. Geh nur. Du kannst Dich trollen.
Ich wäre nur der Herr nicht fort!
Gleichviel! Du hättest mir glauben sollen,
Auch ohn' ihn, auf mein bloßes Wort.
Von Andern kann es mich nicht kränken,
Wer kennt mich denn, mich arme Magd?
Du aber mußtest ohne Bedenken
Darauf schwören, daß ich die Wahrheit gesagt,
Denn nimmer hab' ich Dich betrogen.
Ach Bösewicht! Liebe hast Du mir
Doch nur geheuchelt und gelogen;
Ich habe nichts mehr zu schaffen mit Dir.

Peter.

Ich habe gelogen? nun schwillt mir die Galle!
Es ist aus mit uns! — Das that zu weh! —
Mir kommt der Hochmuth vor dem Falle.
Ab' wohl.

Susette.

Leb' wohl.

Peter.

Ich gehe —

Susette.

Geh.

Peter.

Ich komme nicht wieder —

Susette.

Laß' es bleiben.

Peter.

Ich spring' in's Wasser —

Susette.

Immerhin.

Peter.

Ich lasse mich unter die Soldaten schreiben —

Susette.

Was kümmert's mich?

Peter.

Du Lügnerin! (will fort.)

Siebente Scene.

Herr von Malesherbes. Die Vorigen.

Malesherbes (vertritt ihm den Weg).

Halt junger Freund! wohin so behende?

Susette.

Der gnädige Herr! ach Gott sei Dank!

Peter.

Was seh' ich —

Malesherbes.

Bleib, es kommt am Ende
Doch nichts heraus bei Eurem Zank;
Du mußt sie doch um Vergebung bitten,
Und froh sein, wenn sie Dir vergiebt;
Denn sieh, unschuldig hat sie gelitten,
Unschuldig hast Du sie betrübt.
Die Rose hab' ich selbst gebrochen,
Hab' ich ihr selbst ins Haar gesteckt.

Susette.

Da hörst Du es nun.

Peter.

Die Adern pochen
Mir alle vor lauter tiefem Respect.

Malesherbes.

Den tiefen Respect kannst Du ersparen,
Mach' nur Susetten wieder gut.

Susette.

Wieder gut? Da soll mich der Himmel bewahren!

Peter (bittend).

Ich bin ja doch ein ehrliches Blut.

Susette (ihm nachspottend).

Mit uns ist's aus — Dir schwillt die Galle —

Peter.

Na, nimm es nur nicht gar zu krumm.

Susette.

Mir kam der Hochmuth vor dem Falle —

Peter.

Na sieh nur Suschen, das war dumm.

Susette.

Du willst Dich zum Soldaten verdingen —

Peter.

Das ist mir so herausgeplatzt.

Susette.

Oder wohl gar in's Wasser springen —

Peter.

Das hab' ich in den Wind geschwatzt.

Susette.

Nein nein, ich werde mich wohl hüten,
Solch' einen Mann — bewahre mich Gott!

Peter.

Ach helfen Sie, gnädiger Herr! verbieten
Sie ihr das lose Maul, den Spott.

Malesherbes.

Sie hat wohl Recht, Dich zu verhöhnen.

Peter.

Nun ja, sie hat Recht, das geb' ich zu —

Malesherbes.

Ich kann sie nicht zwingen, sich zu versöhnen.

Peter.

Sie muß, ich lass' ihr keine Ruh.

Malesherbes.

Nicht doch, Du darfst sie auch nicht quälen.
Und sieh, an einem Bräutigam
Wird es ihr darum doch nicht fehlen;
So gut, so flink, so arbeitsam —
Noch überdieß hab' ich zum Brautgeschenke
Ein Bauergütchen ihr zugedacht.

Susette.

Ach gnädiger Herr —

Malesherbes.

Und wenn ichs bedenke —
Ja — so wird Alles gut gemacht.
Ich hab' einen Jäger, einen braven Jungen,
Auch hübsch und munter, den geb' ich ihr.

Peter.

Ach wär' ich doch gleich ins Wasser gesprungen!

Suſette (ſehr erſchrocken).
Wie, gnädiger Herr? den geben Sie mir?
Malesherbes.
Zu Einem mußt Du Dich bequemen,
Zum Jäger oder zu dieſem da.
Suſette (ſtockend).
So will ich doch lieber dieſen nehmen.
Peter.
Juchhe!
Malesherbes.
Iſt das Dein Ernſt?
Suſette.
Ach ja!
Malesherbes.
Wie werd' ich es aber mit dem Gütchen halten?
Ich fürchte — bei ſeinem Ungeſtüm —
Suſette.
So mag der Herr es lieber behalten,
Ich kann denn doch nicht laſſen von ihm.
Peter.
Suſette, das will ich Dir nimmer vergeſſen!
Nun bin ich Dein eigen bis in den Tod!
Und ſollten wir trockenes Brod nur eſſen —
Suſette.
Die Liebe ſoll würzen —
Peter.
Ja weiß Gott!
Malesherbes.
So recht. Sie ſoll die Deinige werden,
Und halte Wort, mein junger Freund.
Es iſt das höchſte Glück auf Erden,
Das Mann und Weib in Liebe vereint!
Die Jahre fliehen, das Leben eilet,
Doch immer ein Tag dem andern gleich:
Wo Liebe Noth und Sorgen theilet,
Da tragen Noth und Sorgen ſich leicht.
Suſette.
Wir wollen ſie tragen —
Peter.
Fröhlich tragen
Malesherbes.
Und ich will helfen, es bleibt dabei,
Ich will der Sorgen Euch entſchlagen,
Das Gütchen iſt Euer frank und frei.
Beide.
O gnädiger Herr!
Malesherbes.
Jetzt hin zum Tanz!
Für Deine Unſchuld zeug' ich laut,
Und mit dem ſchönſten Roſenkranze
Von meinen Roſen ſchmück' ich die Braut.
Und künftig werde zum Angedenken,
So oft die Liebe ein Paar beglückt,
Von meinen und der Natur Geſchenken
Ein Kranz für jede Braut gepflückt;
Und wenn ſchon längſt mein Grab beſchnei'te,
So bleib' Euch dieſe Erinnerung —
Jetzt Deine Hand — ich mache heute
Mit Dir noch einen Ehrenſprung.

Otto von Kotzebue,

der Sohn des Vorigen, ward am 19. December 1787 zu Reval geboren und nach einiger Vorbildung in ſeiner Vaterſtadt in der petersburger Cadettenſchule erzogen. Hierauf umſegelte er als Seecadet mit dem Capitän Kruſenſtern die Erde und wurde 1814 als Befehlshaber des vom Graf Rumjanzow für Entdeckungen ausgerüſteten Schiffs Rurik angeſtellt, mit welchem er in Begleitung guter Seeofficiere und mehrerer anderer wiſſenſchaftlich gebildeter Männer am 30. Juli 1815 nach der Südſee abfuhr. Nachdem er hier mehrere Inſeln und 1816 den nach ihm benannten Kotzebue-Sund entdeckt hatte, nöthigte ihn ein Bruſtleiden, wieder nach Petersburg zurückzukehren. Er kam im Auguſt 1818 hier an, gab dann das hierauf bezügliche Werk heraus und trat als Capitänlieutenant der ruſſiſchen Gardemarine 1823 auf Befehl des Kaiſers Alexander ſeine dritte Reiſe um die Welt an. In Geſellſchaft der Lieutenants Bellingshauſen und Kordulow und der Naturforſcher und Aerzte Eſchholtz, Lenz, Hoffmann, Preuß und Siewald ſchiffte er ſich demnach auf dem kaiſerlichen Schiffe „die Unternehmung" wieder nach der Südſee ein und kehrte 1826 mit einer reichen wiſſenſchaftlichen Ausbeute und dem wohlverdienten Rufe eines kühnen und umſichtigen Entfahrers und Hydrographen zurück.

Er ſchrieb:

Entdeckungsreiſe in die Südſee in den Jahren 1815 — 1818. Weimar 1821, 3 Bde., gr. 4, mit Kupfern und Karten.

Neue Reiſe um die Welt in den Jahren 1823–1826. Weimar 1830, 2 Bde., gr. 4, mit Kupfern und Karten.

Die Genauigkeit, Gründlichkeit und vortreffliche Darſtellung, welche in dieſen Reiſebeſchreibungen vorherrſchen, trugen nicht wenig dazu bei, den Ruhm, den ſich O. v. K. bereits als Weltumſegler erworben, zu vermehren und zu verbreiten. —

Friedrich Wilhelm Krampitz.

Dieſer unglückliche Dichter ward 1789 zu Danzig geboren und litt ſchon in früher Jugend an einer Augenſchwäche, die im 11. Jahre in wirkliche Blindheit überging. Deſſen ungeachtet bildete er ſich durch Hülfe ſeines Gedächtniſſes wiſſenſchaftlich aus, indem er geiſtreiche Geſpräche und Vorleſungen ſeiner Umgebung auffaßte und in ſich verarbeitete. Er lebt in ſeiner Vaterſtadt erblindet den Muſen.

Seine Schriften ſind:

Gedichte. Danzig 1815, gr. 8.
Poetiſche Erzählungen. Ebendaſ. 1820, 8.
Vier der jüngſten Verſuche. Ebendaſ. 1821.
Dichtungen. Ebendaſ. 1822, 8.
Kriegsgeſänge. Danzig. — 3. verm. Aufl. Ebendaſ. 1829, 8., mit Sendſchreiben über Homer's Ilias und Fragment der Biographie K's.
Die Chariten. Danzig 1827, 8.
Religion, Liebe und Treue. Ebendaſ. 1829, 8.
Entſtehung der Blumen. Idylle. Ebendaſ. 1830, 8.
Gnomen und Epigramme. Ebendaſ. 1832, 8.

Innigkeit, frommer Glaube, Kraft und Scharfſinn gereichen den Gedichten dieſes armen Leidenden zu nicht geringer Zierde und würden demſelben auch ohne das Mitleid, welches das Schickſal des Verfaſſers in dem Leſer erweckt, freundliche und gerechte Anerkennung erwerben haben.

Franz Kratter

ward 1758 zu Oberndorf am Lech geboren, erhielt nach vollendeter Schul- und Universitäts-Bildung ein Secretariat zu Wien und kam von hier als Theatercassirer nach Lemberg, wo er später das Directoriat des dasigen Theaters empfing und als Dr. der Philosophie den Musen und seinem Amte lebte.

Er verfaßte theils anonym:

Der Augarten. Wien 1782.
Der junge Maler am Hofe. Wien 1785, 3 Thle., 8. Neue Aufl. Ebendas. 1811.
Briefe über Gallizien. Ebendas. 1786, 2 Thle.
Philosophische Beobachtungen. Leipzig 1787 — 1791, 2 Thle.
Die Kriegscameraden. Wien 1791.
Das Schleifermädchen aus Schwaben. Frankfurt 1793, 2 Thle., 8. Neue Aufl. Ebendas. 1795.
Menzikoff und Natalie. Wien 1794, 8., mit Kupf. u. Vign.
Das Mädchen von Marienburg. Ebendas. 1795, 8.; 2. Aufl. 1798, mit Kupf. u. Vign.
Die Verschwörung wider Peter den Großen. Frankfurt 1795, 8., mit Kupf. u. Vign.
Der Vicekanzler. Schauspiel. Frankfurt 1796, 8.
Die Macht der Leidenschaften. Wien 1797, 8.
Der Misanthrop. Ebendas. 1797.
Der Friede am Pruth. Wien 1799, 8., mit Kupf. u. Vign.
Eginhard und Emma. Frankfurt 1801, 8., mit Kupf. u. Vign.
Die Sclavin in Surinam. Frankfurt 1804, 8., mit Kupf. u. Vign.

Gesammelt sind einige der vorstehenden Schriften in:

Schauspiele. Frankfurt 1795 — 1804, 1r Bd., 8.

Kratter's dramatische Rührstücke in ausländischem, meist in russischem Gewande, ohne Kraft und wahres Leben, erfreuten sich eine Zeitlang des Beifalls der Menge, sind aber eben so schnell der Vergessenheit verfallen und werden höchstens von herumziehenden Schauspielergesellschaften in Landstädten wieder ephemer in das Dasein gerufen, um einem Auditorium von ehrsamen Pfahlbürgern Thränen zu entlocken und die Casse zu füllen. —

Christian Jakob Kraus

ward 1753 zu Osterode in Ostpreußen geboren und bezog 1770 die Universität Königsberg, um daselbst Theologie zu studiren. Er wandte sich jedoch bald den humanistischen, mathematischen und philosophischen Studien zu, bei welchen Kant, Hamann und Hippel viel Einfluß auf seine Bildung ausübten. Als Hauslehrer bei dem russischen Geheimen Staatsrath, Graf von Kayserling, fand er Gelegenheit die Welt und das Leben zu studiren und, nachdem er 1778 in Berlin auf Empfehlung des Ministers Zedlitz, Führer eines reichen Jünglings nach Göttingen geworden war, die ihm erwünschte Vergünstigung, dort unter Heyne und Schlözer sich der Literatur und Geschichte zu widmen. Zu Halle erhielt er hierauf die philosophische Doctorwürde und kam 1781 als Professor ordinarius der praktischen Philosophie und der Kameralwissenschaften nach Königsberg zurück, wo er am 25. August 1807 starb. Er war ein echter Polyhistor, ausgezeichnet durch Scharfsinn, Einbildungskraft und vorzügliche Lehrgabe und überstrahlte an Gelehrsamkeit und umfassender Sprachkenntniß alle seine Collegen.

Seine Schriften sind:

Der geistliche Abentheurer. Königsberg 1784.
Staatswirthschaft. Ebendas. 1808 — 11, 5 Bde.
Vermischte Schriften. Ebendas. 1808 — 19, 8 Bde.
Encyclopädische Ansichten einiger Zweige der Gelehrsamkeit. Ebendas. 1809, 2 Thle.

K's Schriften zeugen sämmlich von jenen oben an ihm gerühmten trefflichen Eigenschaften, obwohl er zu seiner Zeit durch seine mündlichen Vorträge noch weit erfolgreicher gewirkt haben soll.

Johann Christoph Krause

ward am 14. December 1749 zu Artern im Mannsfeldischen geboren und studirte zu Halle schöne Wissenschaften, worauf er sich als Dr. philosophiae daselbst habilitirte und eine ordentliche Professur der Philosophie erhielt. Später erhielt er auch noch das Ephorat des dagen magdeburgischen Provinzialfreitisches und starb daselbst am 30. September 1799.

Er gab heraus:

Geschichte des Hauses Anhalt. Halle 1780 — 1782, 2 Bde.
Lehrbuch der Geschichte des 30jährigen deutschen Kriegs. Ebendas. 1782.
Einleitung in die Geschichte des deutschen Reichs. Ebendas. 1782; 2. Aufl. 1794.
Romantische Erzählungen. Ebendas. 1784.
Grundriß der Geschichte der Staaten. Ebendas. 1788.
Geschichte der wichtigsten Begebenheiten des heutigen Europa. Ebendas. 1789 — 98, 5 Thle., 6r Thl. von Remer.

K. verband in seinen historischen Arbeiten Gründlichkeit und Genauigkeit, mit dem ernsten Streben nach geschmackvoller, anschaulicher Darstellung.

Johann Friedrich Krause

ward am 26. October 1770 zu Reichenbach im Voigtlande geboren und erhielt bis zu seinem 14. Jahre von seinem Vater, dem dasigen Diakonus einige Schulbildung, worauf seine nun verwittwete arme Mutter, durch eine Bitten erweicht, ihm eine Freistelle in Meißen verschaffte. Nach erlangter Vorbildung studirte er zu Wittenberg seine Lieblingswissenschaft, die Theologie, und habilitirte sich daselbst als Privatdocent. 1793 nahm er den Ruf als Diakonus in seiner Vaterstadt an und ging von hier 1801 als Domprediger und Schulinspector nach

Naumburg, wo er in Schule und Kirche mit gutem Erfolge wirkte. Er wurde daher 1810 als Consistorialrath, Professor der Theologie und Pfarrer an der Löbenichtschen Kirche nach Königsberg berufen, aber seine leidende Gesundheit bewog ihn 1819 die ihm angetragene Oberhofpredigerstelle und Generalsuperintendentur zu Weimar anzunehmen. Kurz nach seinem dasigen Amtsantritte entwickelten sich jedoch die Folgen früherer zu großer wissenschaftlicher Anstrengung immer mehr und er starb daselbst als Dr. philosophiae und theologiae schon am 31. März 1820 an Brustwassersucht.

In deutscher Sprache schrieb er:

Predigten über einige Landesgesetze. Leipzig 1797.

Gelegenheitspredigten. Jena 1801.

Predigten über die gewöhnlichen Sonn- und Festtagsevangelien. Leipzig 1803, 3 Bde.; Ebendas. 1808, 2 Bde. 2r Jahrgang.

Ueberdieß gab er den 3. Band von Joh. Wilh. Schmidt's „Theologischer Moral" und mehrere andere eigene kleine Schriften heraus.

Ein durch Klarheit, Tiefe, warmes Gefühl und gründliches Wissen höchst ausgezeichneter Kanzelredner, dessen segensreichem Wirken der Tod leider zu früh ein Ende machte.

Johann Karl Christian Friedrich Krause

ward am 14. Mai 1781 zu Eisenberg im Altenburgischen geboren und ließ sich, nachdem er unter Fichte und Schelling zu Jena Philosopie studirt hatte, daselbst 1802 als Privatdocent nieder, worauf er, um sich seinen umfassenden wissenschaftlichen Plänen besser widmen zu können, 1804 sich nach Rudolstadt und dann nach Dresden und Berlin begab und dort als Privatgelehrter lebte. Nachdem er zu Berlin einige Vorlesungen gehalten und die dasige Gesellschaft für deutsche Sprache gestiftet hatte, ging er nach Dresden zurück und bereiste dann mit einem Freunde Deutschland, Italien und Frankreich. 1824 ließ er sich als Privatdocent in Göttingen nieder, ging aber 1831 nach München, wo er am 27. September 1832 starb.

Er ließ erscheinen:

Grundriß der historischen Logik. Jena 1803.
Grundlage des Naturrechts. Ebendas. 1803.
Anleitung zur Naturphilosophie. Ebendas. 1804.
Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Sittenlehre. Leipzig 1810, 1r Bd.
Vergeistigung der Grundsymbole der Freimaurerei. Freiberg 1810.
Anmerkungen zu Burkhardts Geschichte der Freimaurerei. Freiberg 1810.
Das Urbild der Menschheit. Dresden 1811; 2. Aufl. Ebendas. 1819.
Die 3 ältesten Kunsturkunden der Freimaurerbrüderschaft. Ebendas. 1813; 2. Aufl. 1820—21, 2 Bde.
Von der Würde der deutschen Sprache. Dresden 1817.
Tageblatt des Menschenlebens. Dresden 1819.
Darstellungen aus der Geschichte der Musik. Göttingen 1827, 8.
Abriß des Systems der Philosophie des Rechts. Ebendas. 1828.
Vorlesungen über das System der Philosophie. Ebendas. 1828.
Abriß des Systems der Logik. Ebendas. 2. Aufl. 1828.
Vorlesungen über die Grundwahrheiten der Wissenschaft. Göttingen 1829.

Sein handschriftlicher Nachlaß wird von seinen Freunden und Schülern, namentlich von H. K. von Leonhardi, herausgegeben, ist jedoch noch nicht ganz erschienen.

Ein tiefer Denker, reich an Scharfsinn, Gelehrsamkeit und Geist, ist K. zwar den Schülern Schelling's beizuzählen, wich aber in mehreren Hauptpunkten von dem Gründer des Systems der Naturphilosophie ab und schlug selbstständig eine eigene Bahn ein. Leider fand er während seines Lebens nicht die Anerkennung, auf die sein rastloses Streben für das Wahre und Gute mit Recht Anspruch machen konnte, aber die dankbare Liebe seiner vorzüglichsten Schüler war und ist eifrig bemüht, sein Andenken im schönsten Lichte der Nachwelt zu überliefern.

Charlotte Luise Krause,

Tochter des 1820 verstorbenen Gelehrten von Fink zu Gimmel bei Wohlau, ward 1785 zu Klein Neundorf bei Löwenberg geboren, erhielt eine ihrem Stande angemessene Erziehung und vermählte sich mit dem Schullehrer K. zu Groß-Mochbern bei Breslau, mit welchem sie, als derselbe Kreissecretär zu Breslau geworden war, dorthin zog.

Von ihr haben wir:

Poetische Versuche. Breslau 1811, 8.
Poesieen. Ebendas. 1818—22, 3 Bdchen, 8.
Frühlingsblüthen. Sammlung kleiner Erzählungen und Gedichte. Liegnitz 1823, gr. 12.
Flora. Liegnitz 1824, gr. 12.
Geschöpfe heiterer Phantasie. Breslau 1829, 8. mit 1 Vign.
Erzählungen, Polterabendscherze u. s. w. Breslau 1830, 8.

Ein hübsches, gefälliges Talent besitzend lieferte C. L. K. manches gelungene Gedicht, das wegen des gut behandelten Inhaltes, der trefflichen Einkleidung und der correcten Sprache selbst den Beifall strenger Kritiker verdient.

Johann Christoph Krauseneck

ward am 16. Juli 1738 zu Zell bei Baireuth geboren, studirte anfangs zu Erlangen Theologie, später aber Jurisprudenz, und wurde hierauf zuerst Hofmeister, dann Forstsecretär bei dem Oberjägermeister von Schirding in Baireuth. Nachdem er 1779 diese Stelle aufgegeben und einige Zeit zu Gotterndorf als Privatmann gelebt hatte, erhielt er eine Registratorstelle bei der Kammer in Baireuth und starb als Kammersecretär am 7. Juni 1799 daselbst.

Er gab heraus:

Die Saloppe. Komisches Heldengedicht. Baireuth 1767.
Fatime. Schauspiel. Ebendas. 1770.

Zama. Schauspiel. Ebendas. 1770.
Der Goldmacher. Lustspiel. Ebendas. 1772.
Die Werbung für England. Lustspiel. Ebendas. 1776.
Gedichte. Baireuth 1776 — 1785, 2 Thle., 8.
Die Fürstenreise. Lustspiel. Ebendas. 1777.
Albrecht Achilles, Markgraf zu Brandenburg. Schauspiel. Ebendas. 1790.
Die ländliche Feier des Fürstentages. Ein Dorfgemälde. Ebendas. 1791.

Glückliche Erfindungsgabe, gute Charakterzeichnung und lebhafter Dialog erwarben K's dramatischen Arbeiten zur Zeit ihres Erscheinens die Gunst des Publikums, doch waren sie nicht bedeutend genug, um sich dauernd in derselben zu erhalten. Seine anderen poetischen Leistungen zeichnen sich durch Correctheit und gute Versification vortheilhaft aus, sanken jedoch, da ihnen die höhere Weihe fehlt, ebenfalls bald in Vergessenheit.

Karl Friedrich Kretschmann,

Sohn des Oberamtsadvocaten K. zu Zittau in der Oberlausitz, ward am 4. December 1738 daselbst geboren, wurde auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt wissenschaftlich vorgebildet und studirte dann 1757 zu Wittenberg die Rechte. Nachdem er hier den Verlust seines Vaters und seines Vermögens durch das Bombardement von Zittau erfahren, auch selbst die Noth der Belagerung von Wittenberg mit erduldet hatte, disputirte er hier und ging dann in seine Vaterstadt zurück. Hier wurde er 1764 als Oberamtsadvocat, 1774 als Gerichtsactuar angestellt, 1797 aber mit Pension in den Ruhestand versetzt. Er starb daselbst am 16. Januar 1809.

Seine Schriften, welche zum Theil mit dem Pseudonym: Ringulph der Barde, erschienen, sind:

Sämtliche Werke. Leipzig 1784 — 1805, 7 Bde., 8., mit in jedem Bande sich befindenden Titelkupf. und Vign.

Einzeln:

Fünf ausgesuchte Lustspiele. Aus dem Théâtre italien. Berlin 1762, 8.
Sammlung komischer, lyrischer und epigrammatischer Gedichte. Frankfurt und Leipzig 1763, 8.
Bibliothek der Damen. Aus dem Französischen. Zittau 1766, 8.
Willebrand's Inbegriff der Polizei. Aus dem Französischen. Leipzig und Zittau 1766, 8.
Die Familie des Antiquitätenkrämers. Lustspiel. Zittau 1767, 8.
Der Gesang Ringulphs des Barden, als Barus geschlagen war. Leipzig 1768, 8.
Ehrengedächtniß Gellert's. Leipzig 1770, 8.
Der Barde am Grabe des Majors Ewald von Kleist. Ebendas. 1770, 8.
Die Klage Ringulphs des Barden. Ebendas. 1771, 8.
Scherzhafte Gesänge. Ebendas. 1771, 8.
Die Jägerin. Gedicht. Ebendas. 1772, 8.
Briefwechsel der Frau von J. Ebendas. 1772, 8.
Todtengespräche. Ebendas. 1772, 8.
Hymnen. 1774, 8.
Kleine Gedichte. Ebendas. 1775, 8.
Von den Sitten der alten Deutschen. Aus dem Lateinischen des Tacitus. Leipzig 1779, kl. 8., mit Titelkupf. u. Vign.
Friedenslied. Gesungen im Mai 1779. Ebendas. 1779, 8.
Epigramme. Leipzig 1779, 8.
Die seidnen Schuhe. Lustspiel. Leipzig 1781, 8.
Lucius Annäus Florus. Leipzig 1785, 8.
Launen, Erzählungen und vermischte Aufsätze. Ebendas. 1789, 8.
Themis und Komus. Ebendas. 1789, 8.; neue Aufl. mit etwas verändertem Text, Ebendas. 1794, 8.
Kleine Natur- und Sittengemälde. Zittau 1790 — 1791, 8.
Literarischer Briefwechsel an eine Freundin. Leipzig 1797, 1r Thl., 8. Auch unter dem Titel: „Claudian." Ebendas. 1797, 8., mit Titelvign.; neue Aufl. 1811, mit 1 Kupf.
Reise nach Karlsbad, Eger und Töplitz im Jahr 1797. Leipzig 1798, 8.
Fabeln, Allegorien und neueste Gedichte. Leipzig 1799, 8.
Kleine Romane und Erzählungen. Ebendas. 1799 — 1800, 2 Thle., 8., mit Kupf.
Letzte Sinngedichte. Zittau und Leipzig 1805, 8.

Ueberdieß mehrere in damaligen Journalen, Monatsschriften und Almanachs enthaltene Gedichte, Aufsätze u. dergl.

Ueber Kretschmann urtheilt einer der competentesten Richter, Bouterweck (Geschichte der Poesie und Beredsamkeit XI. S. 422), sehr treffend: Gern sahen die Dichter, die zu dem göttingischen Verein gehörten, den geschätzten Kretschmann als einen der Ihrigen an, weil er mit ihnen die Verehrung der Klopstockischen Bardenpoesie theilte und diese Art der Poesie im Charakter der Ode weiter auszubilden strebte. Aber auch nur so lange als der Enthusiasmus für diese Art von vaterländischen Dichtungen dauerte, genoß K. in der Gunst des Publikums die Auszeichnung, die er als lyrischer Dichter verdient. An den Geschmack der sächsischen Schule gewöhnt, hat er durch den Reim, auf den er in seinen lyrischen Bardengesängen nicht Verzicht thun wollte, dieser Poesie in der metrischen Form ein nationaleres Gepräge gegeben. Wenn auch der Worte in diesen Bardengesängen und in den religiösen Hymnen von Kretschmann zu viele sind, bleiben doch gewöhnlich die Gedanken und die kräftig ausgesprochenen Gefühle nicht hinter der feierlichen, malerischen und sonoren Sprache zurück. Die Lieder, in denen dieser Dichter scherzte, in dem Geschmacke, wie es um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts am deutschen Parrasse üblich war, wurden schon damals, als sie noch Beifall fanden, durch ähnliche von andern Verfassern verdunkelt. Gegen seine Lustspiele, Fabeln und Allegorieen ist man zu gleichgültig geworden, seitdem die deutsche Poesie andere Wege eingeschlagen hat.

Gedichte von Kretschmann *).

Die Geschichte der Leier.

Wenn ich durch die Fluren schlich,
Wo ihr sangt, ihr Brüder;
Wißt ihr noch? da schämt' ich mich:
Denn ich hatte keine Lieder.
Eure süße Melodie
Weckte meine Klagen:
„Musen, ihnen gabt ihr sie;
„Und mir wollt ihr sie versagen?" —

Freude, dich sucht' ich im Hain:
Aber ach vergebens!
Dir, Begeistrung, bot ich Wein:
Aber ach vergebens!
O da fühlt' ich vom Gesicht
Heiße Thränen quellen! — —

Plötzlich sah ich göldnes Licht
Ringsumher den Hain erhellen;
Spatze schwärmten her und hin,
Turteltauben girrten;
Und Catullens Geist erschien
Aus den Rosen und den Myrthen.

*) Aus K. F. Kretschmann's „Kleine Gedichte" (Leipzig 1775).

Säufelnd, wie der Zephyr geht,
Wie der Flug der Taube,
Kam der Grazien Poet
Wie zum Schmauß in Evans Laube:
Herrlich düftet sein Gewand,
Wie der Wein von weiten;
Und in seiner weichen Hand
Blinkten Veroneser Saiten.
Da umschwebten die Gestalt
Tausend Melodieen;
Und, wohin er trat, alsbald
Sah ich alle Pfade blühen.

Also wandt' er sich zu mir.
Götter, welch ein Feuer!
„Lieber, sieh da bring ich dir,
„(Weinst du?) meine Freudenleier.
„Nimm sie hin, und spiele, Sohn;
„Singe Kuß und Reben;
„Schalkhaft lose sei dein Ton:
„Aber keusch und fromm dein Leben!"
Und er legte seine Hand
Sanft auf meinen Busen,
Und mein hüpfend Herz empfand
Alle Gegenwart der Musen!

An einen Weinmischer.

Freund, alles war aufs beste;
Der Schmaus, der Wirth, der Scherz,
Die Laube, wie die Gäste:
Nur eins kränkt mir das Herz.

Den Saft der rheinschen Trauben,
Schlägst du mit Bojer Wein.
Wer kann dir das erlauben?
Denn Bacchus schuf ihn rein!

Er schickt ihn uns zum Bürgen
Zum Zeugen seiner Huld:
Den willst du, Freund, erwürgen?
Freund, fürchte dich der Schuld!

Und sollten auch die Gäste
Des Todes würdig sein;
So schone nur, das beste,
Das edle Faß vom Rhein!

An die Trossel.

Du Trossel hüpfest durch die Trauben;
Die besten Beeren wegzurauben:
Nimm dich in Acht, du kleines Thier,
Damit es dir nicht geht, wie mir!
Ich kostete Korinnens Küße,
Zuerst aus bloßem Scherz;
Und, o wie waren sie so süße:
Allein, weg war mein Herz!

An einen Arzt.

Nicht Hygiäens böse Hand,
Dir hat Cythere' durchs kleinste Fieber
Die schönste Kranke zugewandt:
Und, Feiger, du erbebst darüber?

Ich schwöre dir beim göldnen Bart
Des Schlangenmanns, ich will sie heilen!
Ich kenne dieser Fieber Art,
Und lernte sie zu Paphos heilen.

Furchtsamer Arzt laß mir die Kur!
Ich will dein Amt getreu verwalten,
Die Lust davon verlang' ich nur;
Den Ruhm davon sollst du behalten.

An einen spröden Jüngling.

Du, der die Liebe nie empfand,
Und kühn bist, sie zu überwinden;
Du, junger Feind von ihrem Land,
Und honigsüßen Sünden!
Ich beug' in Ehrfurcht dir mein Haupt;
Und, wenn es deine Größ' erlaubt,
So wünscht' ich schon, ich kleiner Geist, zwei Fragen
An dich, erhab'ner Geist, zu wagen.
Zuerst: Bist du im Traum auch deiner Macht gewiß?
Und dann: Kennst du auch Dorilis?

Amors Flügel.

Seht wie listig ist Cupid!
Seht, er borgt vom Glück
Beide Flügel, und entflieht,
Und wird unser Glück.

Unbefiedert war der Gott,
Wie Gott Hymen ist:
Dieser Gleichheit seinen Spott
Wandte seine List.

Wie der Spatz Cytherens fliegt,
Fliegt auch Amor nun;
Kömmt, entrinnt, betrügt, vergnügt,
Ruht nie, läßt nie ruhn;

Bringt der Freuden tausend satt,
Läßt mehr Gram zurück:
Kurz, seitdem er Flügel hat,
Ist er unser Glück.

Das Gefühl des Wohlthuns.

Ihr Götter, wie bin ich zufrieden!
Ich habe Lust, wie ihr sie habt,
Daß ich den Armen und den Müden
Mit meinem Wein gelabt!

O gebet, daß Dorinde wisse,
Wie groß der Reiz des Wohlthun ist:
Sie hat viel Millionen Küße;
Und ich — bin ungeküßt!

An J. J. Rousseau.

Hanns Jakob, sagt mir doch (allein,
Die Antwort muß nicht griechisch sein!),
Warum ihr uns dieß Sparta preist,
Wo man die wahre Lust, wie einen Dieb, verweist?

Wo man den süßen Most nicht faßt,
Die angenehmen Musen haßt,
Cytheren panzert und bewehrt,
Und alle Grazien in Furien verkehrt?

Glaubt mir, verlaßt den seltnen Wahn:
Er kam Euch doch im Durst nur an.
Ihr traft sonst besser Euer Ziel:
Und, bei der Venus! Ihr gefallt mir im Emil.

Wäre nicht mein Knabenalter hin;
Ihr Chiron müßtet mich erziehn!
Ein junger Held nach Eurem Fuß
Ist ein Achill, — beim Wein, und Herkules — beim Kuß.

Wider Akmen.

Amor.

Herr Vater, macht mir doch einmal
Von stärkern Pfeilen eine Zahl:
Denn Akme, denkt mir nur den Possen,
Flieht unermüdet noch, und alles ist verschossen!

Vulkan.

Du blinder Bube wirst nie ruhn
Umsonst die Pfeile zu verthun.
Nach Akmen braucht es nicht viel Schießens:
Sie liebt. Das weißt du nicht? Doch die Cyklopen wissen's!

Sappho an Phaon.

Wollüstig lockt die Nachtigall;
Der Sprosser hört den süßen Schall;
Sein kleiner Fittich trägt ihn über Thal und Höhen
Und Sumpf und Büsche fort, die Lockende zu sehen.

Und wenn er sie gefunden hat
Im Rosen- oder Myrthenblatt,
Dann sinkt er, siehe doch! vor Freude zitternd nieder:
Die Größe seines Glücks verrathen seine Lieder.

Nur du in der Natur allein,
Willst männlich und doch spröde sein?
O Phaon, du nur willst den sanften Hang zerstören?
Nie meine Blicke sehn? Nie meine Seufzer hören?

Nachdenkend geh, das bitt' ich nur,
Ein einzigmal durch unsre Flur:
Und, spröder Jüngling, sieh auf Wiesen und an Flüssen,
Erzittre! das Geschlecht der warnenden Narcissen.

Der Betrunkene.

Ich sinn' und sinn', und die Gedanken,
Gleich einem Traum verirren sich.
Hier steht mein Glas; es scheint zu wanken:
Ich nehm' es, — und beschütte mich.

Mein Glas, was wankst du, wenn ich trinke?
Mein Geist, wie kömmst du in den Traum?
O Evan, Evoe! — ich sinke!
Dein Thyrsus — ach, er hält mich kaum!

O Vater! möchten deine Feinde
An mir ein lehrend Beispiel sehn:
Denn fallen vor dir deine Freunde;
Wie wird es deinen Hassern gehn?

An einen Antiquar.

Du suchst mit emsigen Bemühen
Bejahrte Gemmen und Statuen:
Drum lob' ich dich;
Die Medicäerin, mein Freund, entzückt auch mich.
Du suchest, was vom Zahn der Zeiten
Geschont, Alcubierr dem Herkulan entgräbt,
Und was zu Rom von der Tyrannen Zeiten
In Marmor und in Bronze lebt.
Drum lob' ich dich! Allein
Gieb mir ein Faß Falerner Wein,
Gefüllt zu jenen Zeiten;
Und nimm dir Herkulan, Rom, und den Papst noch drein.

Opferlied.

Holdseel'ge Cypria, dieß Thier,
Die weiße heil'ge Taube,
Zog Dorilis mein Mädchen dir:
Denn thätig ist ihr Glaube.

Auf diesem Thiere war ihr Sinn;
Es schlief an ihrer Seite:
Drum weinte sie sechs Perlen hin,
Als ichs zum Opfer weihte.

Um dieses Opfers Reinigkeit,
Um dieser Thränen willen,
Wollst du mit deiner Zärtlichkeit
Uns, Göttin, überfüllen;

Wollst du durch deinen frohen Sohn
Mein Mädchen stets beleben,
Und mir die Jugend des Adon,
Den Muth des Mavors geben!

Es flieh vor Amors göldnem Pfeil
Der Ekel und die Reue;
Die Zärtlichkeit sei Doris Theil,
Und meiner sei die Treue!

An die Freuden.

Du Wein, und du Musik,
Auch du, geliebte Freundin Liebe,
Ihr theilet meine Triebe
Im stürmischen Tumult, und hemmt mein volles Glück!

Bescheiden nehmet mich;
Es folg' Entzücken auf Entzücken:
Mich völlig zu beglücken,
Ihr lieben Dreie, theilt, o theilt euch brüderlich!!

Gieb mir Begierden, Wein;
Dann sättige mich, meine Schöne:
Dann stimme deine Töne,
Musik, und wiege sanft den Aufruhr wieder ein!

Der Fluch der Nessel.

Amor, den der Lenz entzückte,
Labt' an Rosen sich das Herz:
Doch, als er die vollste pflückte;
(Göttin Venus, welch ein Schmerz!)
Ward ihm seine zarte Hand
Durch ein Nesselblatt zerbrannt.

Zappelnd schrie der kleine Sieger:
„Unkraut, wie kömmst du hieher?
„Rasender als Evans Tiger! —
„Schmerzlicher als mein Gewehr! —
„Meiner Feindin Eifersucht
„Gleichst du: sei mit ihr verflucht!"

Wider Akmen.

Wie? Akme mit den feisten Wammen,
Für einen Kuß willst du die Flasche Wein?
O ihr Verwandten, kommt zusammen,
Und sperret Akmen ein!
Sie hat die Sinne nicht beisammen:
Für einen ekten Kuß verlangt sie meinen Wein!

An die Taube.

Thier ohne Falsch, wie viel
Empfingst du vom Geschicke!
Du lebst im Lied und Spiel;
Die Freiheit, die du hast, fehlt oft zu unserm Glücke;
Und mangelt dir Verstand, so hast du doch Gefühl.

Wie schlau weist du, wie fein
Dem Tauber zu entfliegen:
So flieht, doch nur zum Schein,
Die lose Laura mich, und reizet mich zu siegen,
Und willigt, wie du, bald süßern Küssen ein.

Drum spannte Cypris Sohn
Dich vor der Mutter Wagen,
Bis daß Anakreon
Im Wettgesang den Preis vor ihm davon getragen:
Da gab die Gütige dem Sieger dich zum Lohn.

Doch als Anakreon
Zu Paphos Priesterthume
Geweihet ward (ein Lohn
Von Götterfreuden voll, und auch von Götterruhme),
Dann, Täubchen, erbte dich sein Gleim, sein liebster Sohn.

Da pflog dich Doris Hand,
Die hundert Tändeleien
Für ihren Gleim erfand.
Sie gab dir süße Kost, und mehr noch, Schmeicheleien;
Dich wiegt' ihr Busen ein, dich schmückt' ihr schönstes Band.

Doch Gleim ist satt vom Lob
Das solche Tauben bringen.
Er, welcher Doris Lob
Beim Wein den Nymphen sang, wie sie es itzt noch singen,
Schifft nun von Cyprus fort, und folgt bald dem Aesop,

Bald lockt Trommeten Klang
Ihn hin, wo Helden ringen.
Er merkt sich ihren Zank,
Und Bacchus hört erstaunt den neuen Barden singen,
Der, wie die Barden sonst, in seiner Laube trank.

Du aber irrst umher;
Beschwert von Hitz' und Nässe,
Verfolgt von Weih' und Hehr;
Da sitzest du und girrst. O komm von der Cypresse:
Vielleicht spannt itzo schon der Jäger sein Gewehr!

Es läßt dein Gleim dich los:
O niedlichste der Tauben,
Verlaß der Wälder Moos;
Komm, trinke meinen Most, und iß von meinen Trauben,
Und flattr' auf meinem Spiel, und ruh in Laurens Schooß.

Ich wünschte längst mit Neid:
O wären meine Lieder
So rein als wie dein Kleid;
O daß sie säuselten so sanft wie dein Gefieder,
Und daß sie girreten, wie du voll Zärtlichkeit!

An Klimenen.

Jüngst sprach Cupid, der Schalk, zu mir:
„Freund, noch ein Lied wie sonst, von deinen Saitenchören!
„Horch, einen Kuß geb' ich von meiner Psyche dir,
„Und einen von Cytheren."

Ach meinen Wunsch kennt Amor schon:
Er weiß ja wohl, wohin sich meine Lippen sehnen.
Zwei sang' ich oder drei; versprich mir nur zum Lohn
Zwei Küsse von Klimenen.

Da gab er meinem Wunsche nach,
Und rasch griff meine Hand die Saiten, daß sie wall'ten.
Nun wirst du Mädchen doch, was Amor selbst versprach,
Mir ohne Zweifel halten?

Das Unglück.

Ihr Wälder, die die Nacht bedeckt,
Laßt euer Echo meinen Jammer sagen!
Ihr Eulen, durch mein Lied aus eurer Ruh geweckt,
O helft dem Echo klagen;
Und alle, die ihr's hört, erschreckt!
Hier war's; hier hab' ich mir — den Krug — voll Weins — zerschlagen!

An Galatheen,

bei Uebersendung der ersten Frühlingsblumen.

Der Frühling ist verwichne Nacht
Auf meinem Gartenbeet, o Galathee, erwacht:
Er weiht die Laube schon zu künftigem Entzücken,
Und schuf in Eil den Strauß, um deine Brust zu schmücken.

Verschmäh dieß kleine Veilchen nicht,
Nicht diesen Krokus, der die grüne Knospe bricht,
Nicht diese Leberblum' und diese Myrthenblätter.
Sei stolz vielmehr! Man pflückt die Erstlinge für Götter.

Der Trinker.

Diener, schenk' den ält'sten Wein
In den weit'sten Becher ein.
Laß mein Haar von Salben glänzen;
Schmück' es rings mit Rosenkränzen:
Eile! denn die Zeit eilt fort.
Siehst du nicht die Gräber dort,
Die mir die treue Warnung geben,
Daß Götter selbst nicht ewig leben?

Meines Freudenweines voll,
Leb' ich, wie man leben soll:
Denn dort auf der schwarzen Bahre
Salbt kein Erbe meine Haare;
Keiner kömmt und kränzet mich.
Erbe, wie belach' ich dich!
Was dir soll bleiben, ist nichts besser
Als welke Kränze, leere Fässer.

Hirtengespräch.

Damon.

Was machst du hier allein, geliebte Schäferin?
Hast du noch keinen Trost zur Lindrung meines Schmerzes!
Du weist ja, wie entbrannt, du weist, wie treu ich bin:
Ach gute Schäferin, erbarm' dich meines Herzens!

Phillis.

Blödsichtiger! warum strafst du die Schäferin?
Was that ich nicht (umsonst!) mein Herz dir sehn zu lassen!
Von mir verlassen irrt' oft meine Heerde hin,
Indeß ich nach dir schlich. That ich's um dich zu hassen?

An Laura,

bei einer Quelle.

Wie fließt der kleine Quell,
Im Blumenthal so hell,
So sanft, wie sich mein Herz ergießt,
Wenn es in Zärtlichkeit zerfließt.

Doch wenn du mich geküßt;
Dann Laura, dann zerfließt
Mein Herz wie Wasser, sanft und rein,
Doch froh und stark auch wie der Wein.

An eine schöne Märkerin.

Du Nymphe von der Spree, was willst du mir zur Last
Unüberwindlich kriegen?
Verlaß die Landesart, und laß, versuch' einmal
Von einem Sachsen dich besiegen.

Was suchst du, Kriegrische, der Männer alten Zwist
Auf dein Geschlecht zu bringen?
Komm, endige den Kampf; der Friede sei geküßt;
Und Amor soll Triumphe singen.

Die Liebe, die den Stolz Bellonens selbst verlacht,
Ruft dich in meinem Liede:
Denn sie ist unser Fürst, und Diener dieser Macht
Sind Eines Volks, und haben Friede.

An die Rosen.

Wie lieb' ich euch, ihr Blumen holder Liebe,
Die hier der junge Tag in voller Pracht erzieht!
Euch labt der Thau, wie mich die Triebe
Nach Doris, deren Mund gleich eurem Purpur glüht.

O wie beneid' ich euch! In eurem Glanze
Pflückt Doris euch hinweg, verpflanzt euch in ihr Haar:
Cupide schmeichein diesem Kranze,
Und hauchen völlig auf, was noch halb Knospe war.

Allein, ihr sollt ein flüchtig Glück genießen;
Die Schöne legt euch weg, am Abend, welk und bleich:
Mich aber wird sie immer küssen.
O wie beglückt bin ich, o wie beklag' ich euch!

Lied einer jungen Hirtin.

Ihr meine Schäfchen wißt ihr nicht,
Wer Amor wohl mag sein?
So wie der alte Lykas spricht,
Wird er nun bald der Gott in meinen Busen sein.
Der Schäfer, der so freundlich lacht,
Der mir die beste Weide zeiget,

Und, wenn der Abendstern erwacht,
Still über unsre Zäune steiget,
Und mir den Abend kürzer macht,
Und gar nicht satt wird mich zu küssen;
Ihr Schäfchen, sollte der mirs nicht zu sagen wissen?

Einladung in den Garten, an Dorimenen.

O wie schön ist alles hier!
Dorimene, komm zu mir,
Wo die Schatten kühlen;
Wo die Fliederranken blühn;
Wo im düftenden Jasmin
Zephyr spielen.

Buxus in geschnittnen Reihn,
Zäunt die Hyacinthen ein
Neben den Narcissen,
Die (gar oft ward ichs gewahr),
Sich, so spröd' ihr Anherr war,
Heimlich küssen.

Ueber der Aurikelflor
Schwärmt der Schmetterlinge Chor,
Stutzer in den Beeten;
Flatterhaft, verbuhlt, geschmückt,
Bunter, als man sie erblickt
In den Städten.

O wie schön ist alles hier!
Dorimene, komm zu mir,
In den Frühlingsgarten,
Hier, wo süßrer Balsamduft,
Schönre Farben, frischre Luft
Auf dich warten;

Wo, im Pommeranzenhain,
Neuen bittersüßen Wein
Uns Lyäus reichet,
Bis die mohnumkränzte Nacht,
Noch indem die Freude lacht,
Uns beschleichet.

Dann, von Wein und Liebe warm,
Schlaf, o schlaf in meinem Arm,
Bis in Rosenhecken,
Philomele, wenn es tagt,
Zarte Liebeslieder klagt,
Uns zu wecken.

Warnung, an Doris.

Ich kann es leiden, wenn man sieht
Wie meiner Doris Rosenwange blüht;
Ich kann es leiden, daß sie lacht
Und scherzend tausend Sclaven macht,
Bis jeder, wenn ihr Blick nur mir von Liebe sagt,
Mein Glück mit lautem Neid verklagt.
Nur Küsse, Küsse, du mein Licht,
Nur Küsse dürfen sie nicht wagen:
Bewunderer will ich vertragen,
Jedoch an deinen Lippen nicht.

Danklied.

Ihr Götter, eure Gütigkeit,
Womit ihr uns beschenkt, zeigt, daß ihr Götter seid.
Scherz, Liebe, Dichtkunst, Wein und Freuden,
Sind Güter, wahrlich! zum Beneiden.

Mit Recht ist euch der Mann verhaßt,
Der euern Freudenwein mit Phrynen wild verpraßt:
Doch eure Gaben nicht empfinden,
Auch das gehört zu schweren Sünden.

Ich, Götter, dank' euch durch Genuß;
Ich Jüngling scherz' und sing', und liebe Wein und Kuß:
Das soll mir selbst die Zeit nicht wehren,
Und kein Genuß soll euch entehren!

Die Seufzer der Doris.

Aus Doris Herzen steiget ihr,
Ihr Seufzer, o bekennet mir:
Warum? Wohin? Aus welchem Triebe?
Gestehet, ob ihr nicht nach einem andern floht? —
Ach, eh' sie seufzt nach eines andern Liebe,
Eh' seufze sie um meinen Tod!

Die Berechnung der Küsse.

Warum willst du wissen,
Schäferin, wie oft
Lalagen zu küssen
Ihr Amyntas hofft?

Zähle, wie viel Aehren
Auf den Feldern stehn;
Zähle mir die Beeren
Traubenreicher Höhn;

Zähle Florens Kinder
Mir in jedem Thal:
Mehr ist und nicht minder
Unsrer Küsse Zahl.

An einen Anwald.

Du willst Ulpians Gefahr,
Müh und Ruhm, erzwingen;
Und zu Themis Blutaltar
Dich als Priester dringen?

Du willst unter Streit und Zank
Ganz den Lenz vertreiben,
Daß Klienten reichen Dank,
Kargen Lohn dir geben?

Fort, entschleiche dem Gericht:
Muthig und geschwinde!
Deine Blinde sieht dich nicht,
Unter ihrer Binde.

Komm zu mir, in Libers Hain,
Wo die Freiheit wachet,
Wo der Scherz, der Tanz, der Wein,
Amorn muthig machet.

Komm! auch Amor liebt Gefecht;
Auch hat Evan Schätze;
Süßer Scherz ist auch ein Recht,
Freiheit ein Gesetze!

Septimus und Akme, nach dem Catull.

Als Septimus in seinem Schooß
Akmen die Schönste hatte,
Von Lieb' und Sehnsucht überfloß,
Da schrie der treue Gatte;
Denn seine Glut war groß:

O Akme, wird die Liebesglut
Für dich nicht ewig dauern;
So möge, durstig heiß nach Blut,
Ein Löwe mich erlauern
Zum Futter seiner Brut!

Und Amorn, der ihm linkwärts stand,
Sah man urplötzlich weichen;
Er ging, und nieste rechter Hand:
Ein glückweissagend Zeichen
Für diesen hohen Brand!

Da bog sich Akme hold zurück,
Und küssete zur Stunde
Des Jünglings liebetrunknen Blick
Mit jenem Purpurmunde,
Und seufzte ihm zurück:

Mein Leben, süßer Septimus,
Laß diese Flammen lodern:
Und küß ich dich mit Ueberdruß,
So mag mich Minos fodern
Zum schwarzen Höllenfluß!

Und Amorn, der ihr linkwärts stand,
Sah man urplötzlich weichen;
Er ging und nieste rechter Hand:
Ein glückverkündend Zeichen
Für diesen schönen Brand.

Mit guten Vöglein eilen sie
Nunmehr den Weg der Liebe;
Auf ihre Treue stürbe sie,
Auch er für seine Triebe.
Seitdem nieft Amor zwar: jedoch so deutlich nie!

Abschied
von Venus und Bacchus.

Göttin, sieh das Ende meiner zarten Lieder.
Süßer Gott, ich lege deinen Thyrsus nieder.
Künftig wird mein Lied nicht in dem Myrthenhain,
Noch auf Rebenhügeln sein.

Fräa, nicht die Gottheit dieser leichten Tänze,
Dieser göldnen Becher, nahm mir eure Kränze
Von den Balsamlocken, und hat rings mein Haupt
Mit dem Eichenkranz umlaubt;

Hat der Dichtkunst Funken angefacht zum Feuer,
Gab mir eine Harfe statt der kleinen Leier,
Führte mich an Herthas und an Teuts Altar
Zu der deutschen Bardenschaar.

Nun gehört die Harfe meinem Vaterlande:
An der Eiche Herrmanns, dort am Weserstrande,
Schwur ichs, wo zur Rechten Fingals Barde stand,
Thorlaug zu der linken Hand.

Nun, ihr frohen Götter, muß ich euch verlassen;
Euern Altar fliehen, aber euch nicht hassen:
Meid' ich eure Hügel, euern Myrthenhain;
Meid' ich doch nicht Kuß und Wein.

Auch in unsern Wäldern pflanzte Hertha Rosen:
Gönne mir, o Göttin, deinen Sohn, den Losen.
Irmgard heißt mein Mädchen; Teuteberg der Hain:
Evan! Gönne deinen Wein.

Da soll Irmgard Amorn beide Flügel binden;
Ihn, den kleinen Nackten, in mein Luchsfell winden:
Kränzen meinen Becher: und den trinken wir,
Paphia, und Evan, dir!

Das Lied der Weihe.

Entschwinge dich einmal den Myrthen,
Mein Geist! Was preisest du der Hirten
Und Schäferinnen Fröhlichkeit?
Was jagst du bei den Eichenbäumen
Nach Phantasieen und nach Träumen
Betrüglicher Erhabenheit?
Hier ist nicht wahre Größ' und Wonne!
Fleuch auf, mein Geist, fleuch auf zur Sonne;
Dann jeden Stern vorbei; von dar
Zu Gottes Thron, der aller Hoheit Quelle
Auf ewig ist und war.

Ward diese Harfe mir gegeben,
Daß sie den Reihentanz ergötzt?
Soll mein Gesang zuerst der Erde Tand erheben,
Und Gott den Herrn zuletzt?
Wie ward mir, als im Myrtenhain der Lieder
Das Bild der Ewigkeit mir vor die Seele trat? —
Ach, ich erschrack vor mir, und riß die Saiten nieder,
Die Thorheit oft entweihet hat.
Mit aufgespannten reinern Saiten
Schmacht' ich, Dein Lob, Gott, zu verbreiten.
O daß mein neues Saitenspiel
Dem Herrn der Harmonie gefiel!

Allmächtig bist Du, Herr der Ehre!
Ohn' Anfang, ewig ist Dein Lob!
Es strömt Dein Ruhm von Sphär' in Sphäre;
Dich preisen tausend Geisterchöre:
Doch Du bist größer als ihr Lob.
Die Werke Deiner Macht zu zählen,
Wird selbst des Engels Weisheit fehlen;
Und Deiner Herrlichkeiten Glanz,
Erträgt, mit vorgeschlagnen Flügeln,
Dein Cherub selbst nicht ganz.

Darf ich? — O lispelt mir's, ihr Engel! —
Darf ich dem Herrn die Harfe weihn?
Ich, Erde, Niedrigkeit, und Mängel,
Ich, Seiner Allmacht Barde sein?
Wird nicht umher die Erde beben,
Wenn ich den Heiligsten erheben,
Den Allerhöchsten preisen will?
Wird nicht in diese kühnheitsvollen
Accorde schnell ein Donner rollen;
Ein Blitz durch diese Saiten glühn;
Und, im Triumph, von des Verwegnen Asche zurücke fliehn?

Heil mir! Das wird Er nicht! Der Demuth Lieder
Verschmäht der Güt'ge nie.
Er ruft sie freundlich auf; sie wagt's: und sinkt sie nieder,
Dann hält, dann hebt Er sie!
Die junge Lerche steigt der Sonne früh entgegen,
Verläßt des Thales Nacht;
Geneußt das frohe Licht und seiner Wärme Segen
Wenn noch kein Adler wacht;
Sie jubilirt dankbare Lieder,
Und Gott der Schöpfer horcht hernieder
Wann Ihn sein kleiner Vogel preist: — —
Wohlan, unsterblicher Geist!

Du, Vater unser, der das Leben
Durch alle Himmel ausgebreitet hat;
Der diese Welt voll Reiz zur Wohnung uns gegeben,
Noch eine beßre Welt versprochen hat;
Du, dessen Allmacht allein nur
Deiner Barmherzigkeit gleicht;
Du, dessen Gerechtigkeit Deiner Gnade
Allein nur weicht;
Laß Dir mein schwaches Lied gefallen!
Hier, soll es stets von Dir erschallen,
Und, würdigst Du mich Deiner Seligkeit,
Dort stärker in der Ewigkeit.

Du, Sohn des Vaters, der das Leben
Uns Schongerichteten erbat;
Der zwischen uns und Gottes Zorne
Ins Mittel trat;
Den Arm der Allmacht und der Rache
Für uns sich hin zum Opfer gab,
Und wegen unsrer Todessache
Zu uns herab kam, bis ins Grab;
O Freund! — in allen Ewigkeiten
Ist nirgends solch ein Freund wie Du!
Dir jubiliren meine Saiten,
Dir jauchzt die Seele, Du Befreier,
Auf ewig Dank und Ehre zu.

Du Geist der Heiligung, der von des Sohnes Wonne
Und von des Vaters Majestät,
Wie von dem Mond und aus der Sonne
Des Lichtes frohes Leben, geht;
Der Du mit Freuden uns umschwebest,
Uns Trost, Vertraun, und Hoffnung giebst;
Uns zu der Liebe Gottes hebest,
Und uns Folgsame wieder liebst;
O wall' in meine Seele nieder,
Und heilige die kleinen Lieder,
Die Dir Dank und Entzücken weiht,
Mit Deiner Salbung Göttlichkeit!

Die wahre Stärke.

Auf des Libanons Höh, schwingt sich vom Cedernest
Früh der Adler empor, schwebet im Thaugewölk,
Durch die strömende Luft, über den Donnersturm,
Zu den Adlern der Sonne hin:

Und sein luftiges Nest, Libanons höchste, bäumt
An die Wolken hinan all ihrer Zweige Wald;
Zu den Blumen im Thal dringt ihre Wurzel hin;
Sturm und Erdbeben stürzt sie nicht.

Wann ihr Schatten sich streckt, schlummert der Löwe hier
Seinen schnaubenden Schlaf; von dem Getöse scheuen
Flieht der Luchs und der Hirsch vor dem Gewaltig,
Der den Pardel und Tieger würgt.

Doch der Herr, — unser Gott, freundlich in Ewigkeit,
Der die Blumen erzieht, welcher die Tauben nährt, —
Doch der Herr hat nicht Lust über der Ceder Trotz,
Noch an Adler- und Löwenmacht.

Auf der wolkigten Bahn haben den Fittig oft
Seine Donner ereilet! Einer von ihnen fuhr
An der Ceder herab; stürzte, zermalmte sie,
Daß der Wind ihre Splitter weht.

Wohlgefallen und Lust aber hat unser Gott
An dem Manne, der Ihn fürchtet mit Edelmuth;
An dem Manne, der Ihm, Ihm nur allein vertraut,
Ihm allein nur die Ehre giebt.

Der wird, mächtig bedeckt hinter der Allmacht Schild,
Um ihn her eine Schaar wachsamer Cherubim,
Jedem Feinde bestehn, keine Gefahren fliehn:
Denn er weiß, wessen Schutz er hat.

Früh erwachte sein Muth: schon in der Knabenzeit,
Als er hüpfend den Zug weidender Schafe trieb,
Würgt er herzhaft den Bär, schlug er den Löwen fort,
Der ihm eines der Lämmer nahm.

Jung und tapfer; wie schön! — Dringe noch höher auf:
Jung und fromm; o wie groß! — Stark im Vertraun auf Gott
Kam er fröhlich ins Heer, wo, schwerer Sorge voll,
Saul sein zitternder König saß.

Tausend Feinde des Herrn, Israels Hasser auch,
Dehnten furchtbar vor ihm ihre Geschwader aus:
Ihr Gebieter (ein Wolf, hinter ihm seine Brut,)
Trat in mächtiger Riesenkraft

Jeden Morgen hervor. „Komm! rief er donnernd aus:
Komm du zitternder Fürst; kämpfe mit mir den Kampf.
Laß mich sehn, ob dein Gott größer als Dagon sei,
Der den König der Riesen schützt."

Alle Wachten entflohn, wann er am Morgen kam;
Wie das Hühnervolk flieht, wenn sich der Falke schwingt:
Da war keiner der nun Gottes Vertraun empfand;
Da war keiner zum Kampfe kühn.

David, lieblich und jung, fühlte sich stark durch Gott.
Mit der Schleuder bewehrt ging er zum Trotzer hin,
Der in Eisen und Erz über dem Hügel stand
Und verachtend den Jüngling sah.

„Knabe! rief er im Spott: bist du der Zucht entflohn?
Mit dem Stabe bewehrt, nieblicher Schleuderer,
Laß mich sehn, ob dein Gott größer als Dagon sei,
Der den König der Riesen schützt!"

Brausend schwang er den Speer, welchen kein andrer hob;
David, lieblich und jung, lächelt ihm ruhig zu:
„Sehen sollst du's!" — Sogleich schwirrte der Schleuderstein,
Und der König der Riesen fiel.

Nun, so wahr Du der Gott aller Erhabenheit,
Aller Sieg', aller Macht, aller Triumphe bist;
Also wird nur der Mann, welcher Dich fürchtet, Herr,
Ueber alle Gewalt'ge sein!

Gott dem Schöpfer.

Ehre sei Gott in der Höhe!
Gieb Ihm Ehre, mein Lied!
Was Er will, daß geschehe;
Ja, das geschieht.
Ist nicht Allmacht und Weisheit
Sein ewig Eigenthum?
Hub Er nicht an mit Gnade?
Führt Er's nicht aus mit Ruhm?
Ehre sei Gott in der Höhe,
Und ewig Preis und Ruhm!

Finsterniß und Oede
Schlossen Ihn grenzenlos ein;
Er war allein das Leben,
Und Sich das Licht allein.
Einsambrütend schliefen
Alle seine Tiefen,
Und die Höhen priesen nicht
Seine Gegenwart.
Ehre sei Gott in der Höhe!
Denn Er sprach: Es werde Licht:
Und es ward.

Freundlich, auf goldnem Gefieder,
Flog der erste Tag hernieder;
Vor ihm schmolz die alte Nacht,
Und die trägen Meere wieder-
Glänzten seine Pracht.
Ehre sei Gott in der Höhe!
Er goß die Wasser in Ströme,
Er gab dem Boden feste Rast;
Er dämpfte des Lichtes Flammen;
Er wölbt' als einen Palast
Oben den Himmel zusammen.

Mitten in der Veste
Entzündet Er der Sonne Pracht.
Er schuf den Mond und warf ihn
In die finstre Nacht.
Er zählt allein die Sterne
Mit welchen Er die dunkle Ferne
Besäet hat:
Hell ist sein Ruhm in ihrem Glanze;
Er aber, Er nur kennt das ganze
Geheime Wunder seiner Stadt.

Ehre sei Gott in der Höhe!
Es ward: denn Er befahl:
Büschicht ward des Berges Höhe;
Blumigt ward das Thal.
Ein Wort von seiner Allmacht weckte
Der kalten Erde Leben auf;
Ein kräutervoller Teppich deckte
Das Feld bis über die Hügel hinauf;
Unten im Thal enthüllte die Rose
Den balsamvollen Schooß:
Oben am Libanon prangte die Ceder:
Er ist in beiden groß!

Sein Wort ging aus; da lebten
Die Luft und das Meer:
Der glatte Fisch, der leichte Vogel schwebten
Unbegreiflich daher.
Mächtig brauset Leviathan
Durch die Wellen dahin;
Fährt hinab zur Tiefe,
Und verkündiget Ihn:
Indeß am Ufer die Wachteln schlagen,
Die Lerche zwitschert, die Taube lacht,
Und tausend Kehlen ihren Schöpfer preisen
Vom Morgenroth bis in Nacht.

Er bevölkerte mannichfalt
Feld und Wald,
Der Unerschöpfliche! — Geschaffen
Hat Er was lebend ist!
Er schuf dem Tieger die Waffen,
Dem feigen Fuchse die List;
Er hat, mit gleicher Gnade, das Leben
Dem Löwen wie der Milbe gegeben;
Er streuet aus den Ueberfluß:
Es schwelgt der Wurm von Seinen Gaben;
Die undankbaren Ottern haben
Sogar an Seiner Huld Genuß.

Ehre sei Gott in der Höhe!
Die Engel waren schon erschaffen,
Den großen Vater sang ihr Chor;
Da trat, schön wie Gedanken Seiner Gnade,
Das letzte Seiner Meisterstücke,
Der edle Mensch hervor.

Ihn bildet' Er mit voller Liebe,
Ihn weihet' Er mit jedem Segen ein;
Ihn schuf Er, um im Reihentanz der Wesen
Das beste Mittelwerk zu sein:
Der Inbegriff von seine Milde:
So nannten selbst die Engel ihn;
Denn ihn nur, schuf Er Sich zum Bilde,
Zum Bilde Gottes schuf Er ihn.

Allmächtig, allgewaltig
Ist dieses Gottes Kraft,
Wunderbar und mannichfaltig
Das was Er schaft!
Er aber ruht nun auf dem Throne
Von der Arbeit Seiner Allmacht aus;
Er sieht von dar, mit Wohlgefallen,
Auf Seine Schöpfungen hinaus,
Die nur ein Gott vollbringen mochte,
Die nur ein Gott erhalten kann.
Fürwahr, der Herr ist Gott! wir beten
In Ihm den Einzgen an!

In Seinem Wohlgefallen erheben
Die frühen Lerchen ihren Gesang:
Doch ist ihr Lied im Morgenschimmer
Ein süß Gefühl nur, und kein Dank.
In seinem Wohlgefallen hauchen
Die Blumen ihren Balsamduft:
Sie trinken ohne Dank vom Regen,
Und bitten nicht um Thau noch Luft.
In Seinem Wohlgefallen weidet
Das frohe Lamm am Hügel herab;
Es kennt die Süßigkeit der Blumen:
Es kennet Den nicht, der sie gab.

Aber ein Hauch der Allmacht,
Menschenseele, bist du!
Willig eilt dein Wesen
Seinem Urquelle zu:
Dir offenbart die Gottheit
In ihren Werken sich;
Du kennest ihre Größe,
Du weißt, sie schuf für dich!
Dann strömet deiner Bewundrung Fülle
In einen Lobgesang.
Du bist's, von dir erwartet
Dein Schöpfer Preis und Dank!

Des Knechtes Schmuck, ist Ehrfurcht;
Des Sohnes, Dankbarkeit.
Preis und Dank, meine Harfe,
Dem Herrn der Herrlichkeit!
Dank ihm, und Ruhm in der Höhe
Der, bis herab in die Tiefe
Erschuf und erhält!
Ehre sei Gott in der Höhe!
Wohlgefallen, und Friede,
Und Gnade Seiner Welt!

Ernestine von Krosigk,

die Tochter des Geheimen Oberrevisionsrathes Krüger zu Berlin, ward am 21. October 1767 daselbst geboren, erhielt eine wissenschaftliche Erziehung und verheirathete sich 1790 mit dem preußischen Lieutenant von K. Diese Ehe wurde jedoch bald wieder getrennt, worauf sie 1803 ein Seminar für Erzieherinnen errichtete, 1814 aber auch von diesem sich zurückzog und seitdem nur ihren literarischen Arbeiten lebte.

Sie verfaßte:

Gedichte. Berlin 1792, 8.
Novellen. Leipzig 1805, 8.
Das Dörfchen Larrey oder Edelmuth und Liebe. Ebend. 1805, 8.
Ländliche Stunden. Ebend. 1806, 8.; 2. verb. Aufl. 1832, 8.
Ueber den Umgang mit Leidenden. Berlin 1835.

Ueberdieß lieferte sie mehrere Gedichte und Aufsätze in Zeitschriften, Almanachs u. s. w.

Tiefes Gefühl, Lebenskenntniß, correcte Diction und Anmuth der Darstellung verleihen den Schriften dieser trefflichen Frau, die sich um die zeitgemäße, tüchtige Bildung von Erzieherinnen außerdem große Verdienste erwarb, einen bleibenden Werth.

Justine Wilhelmine, Freiin von Krust.

Diese Dichterin ist die Tochter des 1798 verstorbenen kaiserlich königlichen Hofraths, Adolf Freiherrn von K., der bei der Hof- und Staatskanzlei zu Wien angestellt war. Sie ward 1778 daselbst geboren, erhielt eine ihrem Stande angemessene weibliche und wissenschaftliche Erziehung und lebte unvermählt den schönen Wissenschaften in ihrer Vaterstadt.

Ihr Dichtungen sind nicht besonders gesammelt, sondern finden sich im 17. Bande der Anthologie von Matthisson, so wie im 6. Bande der Blumenlese von Haug und Weisser und in andern derartigen Sammlungen zerstreut, und zeichnen sich durch Geist, Gefühl und Anmuth günstig aus. —

Wilhelm Traugott Krug

ward am 22. Juni 1770 zu Radis bei Wittenberg geboren, und zuerst durch Hauslehrer und auf der Stadtschule zu Gräfenhainichen in den Elementen der Wissenschaften unterrichtet, worauf ihn sein Vater, der Pachter des Ritterguts zu Radis, 1782 nach Schulpforte abgehen ließ. 1788 kam er als Student der Philosophie nach Wittenberg, besuchte dann 1792 Jena und 1794 Göttingen, worauf er sich zu Wittenberg als Privatdocent und Adjunct der philosophischen Facultät niederließ. Nach manchen vergeblichen Versuchen hier eine Professur und Gehalt zu bekommen, folgte er 1801 einem Rufe als außerordentlicher Professor der Philosophie und Gehülfe des Consistorialrathes Steinbart nach Frankfurt a. d. O., von wo er 1805 an Kant's Stelle als ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik nach Königsberg abging. Hier erhielt er nach Kraus' Tode auch die ordentliche Professur der praktischen Philosophie und später die Function eines Obercensors bei dem Tugendbunde. 1809 kam er als Professor ordinarius der Philosophie nach Leipzig und schloß sich 1813 in Begeisterung für Deutschlands Freiheit den Fahnen der reitenden Jäger des sächsischen Banners an. Nachdem er als Rittmeister à la suite seinen Abschied erhalten hatte, kehrte er nach Leipzig zu seinem Amte zurück und verfolgte mit klarem Blick alle Bewegungen der Zeit. 1830 ertheilte ihm die dasige theologische Facultät die Doctorwürde und 1833

sandte ihn das Vertrauen der gesammten Universität zum ersten constitutionellen Landtage als ihren Abgeordneten. 1834 wurde er nach seinem wiederholten Wunsche seiner ordentlichen philosophischen Lehrerstelle entbunden und mit einer Pension und Belassung seiner Stimme im Senate und in der Facultät zum Ehrenprofessor ernannt, als welcher er seitdem noch philosophische Vorlesungen hält und seinen Privatstudien lebt.

Er gab heraus, theils anonym, theils pseudonym:

Briefe über die Perfectibilität der geoffenbarten Religion. Jena und Leipzig 1795.
Versuch einer systematischen Encyclopädie der Wissenschaften. Wittenberg 1796—97, 2 Bde.; Leipzig 1804, 3. Bd.
Ueber das Verhältniß der kritischen Philosophie zur moralischen, politischen und religiösen Cultur des Menschen. Jena 1798.
Aphorismen zur Philosophie des Rechts. Ebend. 1800.
Philosophie der Ehe. Leipzig 1800.
Briefe über die Wissenschaftslehre. Jena 1800.
Bruchstück aus meiner Lebensphilosophie. Leipzig 1800—1801.
Briefe über den neuesten Idealismus. Ebendas. 1801.
Entwurf eines neuen Organon der Philosophie. Meißen und Lübben 1801.
Versuch einer systematischen Encyclopädie der Künste. Leipzig 1802.
Fundamentalphilosophie. Züllichau u. Freistadt 1803; 2. Aufl. Leipzig 1819; 3. Aufl. Ebend. 1827.
Kalliope und ihre Schwestern. Züllichau 1805, 8.
System der theoretischen Philosophie. Königsberg 1806—1810, 3 Bde.; 2. Aufl. Ebend. 1819—23; 4. Aufl. des 1. Bds. 1833.
Naturrechtliche Abhandlungen. Leipzig 1817. Auch als 2. Bd. der Aphorismen.
Encyclopädische Abriß der Kriegswissenschaften. Leipzig 1815.
Geschichte der Philosophie alter Zeit. Leipzig 1815; 2. Aufl. 1826.
System der praktischen Philosophie. Königsberg 1817—19, 3 Bde.; 2. Aufl. 1829—30.
Appollo der Leukopeträer. Leipzig 1820.
Handbuch der Philosophie und philosophischen Literatur. Leipzig 1820—21, 2 Bde.; 3. Aufl. 1829.
Geschichte der Darstellung des Liberalismus alter und neuer Zeit. Ebend. 1822.
Versuch einer neuen Theorie der Gefühle. Königsberg 1823.
Dikäopolitik, oder neueste Restauration des Staats, mittelst des Rechtsgesetzes. Leipzig 1824.
Momus und Komus. Leipzig 1824, 8.
Pisteologie, oder Glaube, Aberglaube und Unglaube. Ebend. 1825.
Meine Lebensreise in 6 Stationen, von Urceus. Ebend. 1826, Selbstbiographie K's.
Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften. Ebend. 1827—28, 4 Bde., 5. Bd. 1829—34; 2. Aufl. 1832—34.
Gesammelte Schriften. Braunschweig 1829—34, 2 Bde.
Universalphilosophie Vorlesungen für Gebildete beiderlei Geschlechts. Jena 1831.
Leipziger Freuden und Leiden im Jahre 1830, oder das merkwürdigste Jahr meines Lebens. Leipzig 1831.

Außerdem mehrere kleine auf die Bewegungen der Zeit bezügliche Flugschriften und Aufsätze, theils besonders, theils in größere Werke eingeflochten.

Eifrig bemüht, die Lehren der Philosophie durch populäre Verständlichkeit zu allgemeinerer Verbreitung zu bringen, und zu gleicher Zeit ein rüstiger, unermüdlicher Kämpfer für das von ihm nach ruhiger Prüfung als gut und wahr Erkannte, wurde Krug von Andersdenkenden oft auf das Heftigste angegriffen und der Oberflächlichkeit, Gehässigkeit uud Parteilichkeit beschuldigt; er wandelte jedoch ungestört, ein strebsamer Schüler und Nachfolger Kant's, auf der von ihm eingeschlagenen Bahn fort, und fand während eines langen thätigen Lebens, in dem er auch durch die That bewies, mit welchem heiligen Ernst er den erwählten Beruf erfülle, manche dankbare Anerkennung, durch welche die Verunglimpfung seiner Feinde vollkommen aufgewogen wurde.

Friedrich Albrecht Franz Krug von Nidda.

Dieser schönwissenschaftliche Schriftsteller ward am 14. Mai 1776 auf dem Gute seines Vaters zu Gatterstädt bei Querfurt geboren, und studirte, nachdem er die nöthige Schulbildung empfangen hatte, die Rechtswissenschaft, worauf er zu Arnsberg als Regierungsdirector angestellt wurde. In den bewegten Zeiten der französischen Invasion nahm er als Hauptmann königlich sächsische Dienste, trat dann aber ins Privatleben zurück und widmete sich auf dem Gute Gatterstädt den Musen.

Von ihm haben wir:

Florian's Gonsalvo von Cordova. Leipzig 1817, 8.; neue Aufl. 1820.
Heinrich der Finkler, oder die Ungarschlacht. Historisches Drama. Ebend. 1818, 8.
Gedichte. Ebend. 1820, 8.
Romanzen. Ebend. 1821, 8.
Erzählungen und Romanzen. Ebend. 1821—1822, 2 Bde., 8.; 2. Bd. auch unter dem Titel: „Darstellungen."
Skanderbeg. Heroisches Gedicht. Ebend. 1823—1824, 2 Bde., 8.
Localumrisse kleiner Reisen. Halle 1825—1826, 2 Bde., 8.
Schwertlilien. Ebendas. 1827—1829, 2 Bde. 8.
Gedenkbüchlein. Leipzig 1829, 8.
Bilderskizzen einer Rheinwanderung. Quedlinburg 1833, 8., mit Titelvign.
Der Schmidt von Jüterbog. Chronikensage in Romanzen. Leipzig 1834, 8.

Ein talentvoller Dichter mit Phantasie, Kraft und Wohllaut hat sich K. von Nidda besonders im Gebiete der erzählenden Poesie mit Glück versucht, und namentlich mehrere sehr gelungene Romanzen und Balladen geliefert. —

Johann Christian Krüger

ward 1722 zu Berlin in den ärmlichsten Umständen geboren, entwickelte aber frühzeitig seine guten natürlichen Talente auf dem Gymnasium des grauen Klosters daselbst, wohin ihn die Wohlthätigkeit guter Menschen gebracht hatte. Um Theologie zu studiren, ging er nach vollendeter Schulbildung nach Frankfurt a. d. O., konnte aber aus Mangel an den nöthigsten Mitteln seine Studien nicht beendigen und wegen seiner Blödigkeit und wegen Mangels an Talent, sich beliebt zu machen, auch keine Hauslehrerstelle erhalten. Er kämpfte daher als

Gelegenheitsdichter fortwährend mit der bittersten Armuth, bis der Director der in Berlin anwesenden Schönemann'schen Schauspielergesellschaft ihn 1742 unter seine Truppe aufnahm. K. betrat nun im 20. Jahre die Bühne und erwarb sich durch seine edle und rechtschaffene Denkungsart kurz nach einander die Freundschaft Gellert's, Rabener's, Schlegel's, Gieseke's, Gärtner's, Ebert's und Zachariä's, als er mit seiner Gesellschaft nach Leipzig und Braunschweig kam. Aber seine überhäuften, besonders nächtlichen Arbeiten, die er zur Verbesserung seines Gehaltes unternahm, schwächten seinen Körper dergestalt, daß er schon am 23. August 1750 zu Hamburg an der Auszehrung starb.

Sein literarischer Nachlaß besteht in:

Die Geistlichen auf dem Lande. Lustspiel. Frankfurt und Leipzig 1743, 8.; neue Aufl. Ebend. 1744, 8.

Sammlung einiger Lustspiele. Aus dem Französischen des Marivaux. Hannover 1747 u. 1749, 2 Thle. 8.

Schauspiele, welche auf der Schönemann'schen Schaubühne aufgeführt worden sind. Frankfurt 1749, 6 Thle., 8.

Poetische und theatralische Schriften. Herausgegeben von J. Fr. Löwen. Leipzig 1763, 8.

Krüger besaß großes Talent für die komische dramatische Poesie, und die deutsche Bühne verlor nach Lessing's Ausspruch Viel an ihm durch seinen frühen Tod, es fehlte ihm jedoch an wahrer Bildung und Feinheit des Geschmacks, und so vortrefflich er auch komische Wirkungen hervorzubringen wußte, so gerieth er doch zu leicht in Plattheiten, die ihn für unsere Zeit ungenießbar machen.

Johann Gottlob Krüger,

der einzige Sohn eines Uhrmachers und Mechanicus zu Halle, ward am 15. Juni 1715 daselbst geboren und erhielt auf dem Pädagogium des Waisenhauses daselbst seine gelehrte Bildung. 15 Jahre alt ging er zum Studium der Medicin auf der Universität über, benutzte dabei noch die Vorlesungen über Philosophie, Naturkunde und Mathematik, wurde, nachdem er schon früher disputirt und philosophische Vorlesungen gehalten hatte, 1737 Magister, 1742 Doctor der Medicin und kurz darauf außerordentlicher und ordentlicher Professor der Naturlehre an der Universität. Auch nahmen ihn die Akademie der Naturforscher zu Wien und die Akademie der Wissenschaften zu Berlin, ferner die deutschen Gesellschaften zu Helmstädt und zu Göttingen zu ihrem Mitgliede auf, nachdem er 1751 als Professor der Philosophie und der Medicin nach Helmstädt abgegangen war. Er starb daselbst am 6. October 1759.

Er schrieb:

Naturlehre. Halle 1740 folg., 4 Thle. 8; 2. Aufl. 1744—1755, 8.; 3. Aufl. 1750—1765, 8. (betrifft nur die 3 ersten Thle.); 4. Aufl. des 1. Thls. 1770, 8., mit Kupfern, vollständigen Registern und Vorrede von F. Hoffmann.

Physikotheologische Betrachtungen. Halle 1741, 8.; 2. Aufl. 1746, 8.

Diät oder Lebensordnung. Halle 1751, 8.; 2. Aufl. 1763, 8.

Gedanken von Erziehung der Kinder. Halle 1752, 8.

Träume. Halle 1754, 8; 2. Aufl. 1758, 8.; 3. Aufl. 1764, 8.; 4. verb. Aufl. 1785, 8., mit Vorrede von Joh. Aug. Eberhard.

Versuch einer Experimentalseelenlehre. Halle und Helmstädt 1756, 8.

Die ersten Gründe der Naturlehre. Zum Gebrauch der Jugend. Ebend. 1759, 8.; 2. Aufl. Halle 1763, 8.

K. kann hier nur insofern in Betracht gezogen werden, als er es versuchte, Satyren in Rabener's Manier zu schreiben, welche unter dem Titel: „Träume" erschienen und vier Auflagen erlebt haben; sie stehen jedoch ihrem Vorbilde bedeutend nach und leiden zu sehr an Breite und Weitschweifigkeit.

Friedrich Adolf Krummacher

ward am 13. Juli 1768 zu Tecklenburg in Westphalen geboren, widmete sich nach erlangter Schulbildung dem Studium der Theologie auf der Universität zu Duisburg, erhielt dann eine Professur dieser Wissenschaft daselbst, nahm aber 1807 eine Predigerstelle bei der reformirten Gemeinde zu Krefeld und bald darauf zu Kettwich an. Hier erhielt er einen Ruf als Consistorialrath, Superintendent und Oberprediger nach Bernburg, welches Amt er 1824 mit der Predigerstelle der Ansgariigemeinde zu Bremen vertauschte.

Er gab heraus:

Die Liebe. Hymnus. Duisburg 1801; 2. Aufl. Ebend. 1809, 2 Thle.; neue Aufl. Essen 1819, gr. 8.

Parabeln. Ebend. 1805; neue Aufl. Ebend. 1819—20, 2 Bde.; 6. Aufl. 1830, 3 Bdchn., gr. 12. Französisch von Marmier, Paris und Straßburg 1833, 12.

Die Kinderwelt. Duisburg 1806; neue Aufl. Essen 1813, 8.

Festbüchlein. Ebend. 1808; neue Aufl. 1819—21, 3 Bde., dann: 1821—33, 3 Bde., 8.

Der Sonntag. Essen 1808; 5. Aufl. 1828.

Apologen und Paramythien. Duisburg 1809.

Das Christfest. Essen 1810; 3. Aufl. 1821.

Das Wörtlein Und. Geburtstagsfeier. Duisburg 1811, 8.

Die Eroberer. Eine Verwandlung. Ebend. 1814; neue Aufl. 1818.

Johannes. Drama. Leipzig 1815, gr. 8., mit Kupf.

Ueber den Geist und die Form der evangelischen Geschichte in historischer und ästhetischer Hinsicht. Leipzig 1815.

Leiden, Sterben und Auferstehung unsers Herrn, 12 Bilder. Berlin 1817.

Paragraphen zur heiligen Geschichte. Berlin 1818.

Das Neujahrsfest. Essen 1819; 2. Aufl. 1833.

Bilder und Bildchen. Essen 1823, 8.; 10. Aufl. unter dem Titel: „Bilderkatechismus," Ebend. 1832.

Das Leben des heiligen Johannes. Essen 1833. gr. 12.

Bibelkatechismus. Duisburg; 5. Aufl. 1813.

Das Täubchen. Essen; 2. Aufl. 1827, 8., mit 5 Bildnissen von Kügelgen.

Außerdem Predigten ꝛc.

Als Dichter erwarb sich Krummacher großen Beifall durch seine für die Jugend bestimmten Schriften, namentlich durch seine schönen und trefflichen Parabeln, in welchen er seinem großen Vorbilde Herder nachstrebt und allgemeine Anerkennung fand. Reich an Gemüth, Wärme und Phantasie, an Frömmigkeit, Anmuth und

Zartheit, fehlt es ihm jedoch fast ganz an Kraft, die man um so lebhafter vermißt, als sie allein seinen übrigens sehr ausgezeichneten Leistungen, die wahre poetische Weihe geben würde, zumal da Kr. sich der Herrschaft des Gefühls in Sachen des Glaubens vorzugsweise hingiebt. Daher ist er denn auch am glücklichsten in zarten idyllischen und elegischen Schilderungen, und liefert, sobald er sich nicht höher zu schwingen und in die Gebiete des Kampfes zu treten versucht, wahrhaft meisterliche Gebilde.

Parabeln von Krummacher *).

1.

Nathan.

Nathan, ein Prophet und weiser Lehrer zu Salem, saß unter seinen Jüngern und die Worte der Weisheit flossen wie Honig von seinen Lippen.

Da sprach einer seiner Jünger, Gamaliel: Meister, wie kommt es, daß wir so gerne deine Lehren empfangen, und alle horchen der Rede deines Mundes?

Da lächelte der bescheidene Lehrer, und sprach: Heißet mein Name nicht Geben **)? der Mensch nimmt ja gerne, wenn man nur zu geben weiß!

Wie giebst du denn? fragte Hillel, ein anderer von denen, die zu seinen Füßen saßen.

Und Nathan antwortete: Ich reiche euch den goldenen Apfel in silberner Schaale. Die Schaale empfanget ihr, — aber ihr findet den Apfel.

Ein andermal fragte Gamaliel den weißen Nathan und sprach: Meister, warum lehrest du uns in Gleichnissen?

Nathan antwortete und sprach: Siehe, mein Sohn, als ich ein Mann ward, vernahm ich das Wort des Herrn in meinem Herzen, daß ich ein Lehrer des Volkes würde, und der Wahrheit Zeugniß gäbe, und der Geist Gottes kam über mich. Da ließ ich meinen Bart wachsen, und kleidete mich in grob härен Tuch, und ging hinaus unter das Volk und strafte es mit harten Worten. — Aber die Menschen flohen vor mir und nahmen meine Worte nicht zu Herzen, oder sie deuteten sie auf Andere.

Da ergrimmte ich in meinem Geist, und floh hinaus in die Nacht auf das Gebirge Hermon, und sprach in meinem Herzen: Wollen sie das Licht nicht, so mögen sie in Nacht und Dunkel wandeln, und in der Finsterniß verderben! — So rief ich und wandelte zürnend in der finstern Nacht.

Siehe! da kam die Dämmerung und die Morgenröthe stieg am Himmel empor, und der Thau des Morgens troff hernieder auf das Gebirge Hermon. Da entwich die Nacht, und Hermon duftete. Denn der Schimmer des Morgenroths war sanft und lieblich, und die Nebelwolken schwebten um die Gipfel der Berge und feuchteten das Erdreich. Die Menschen aber wandelten fröhlich und schauten zur Morgenröthe empor. Da stieg der Tag vom Himmel hernieder, und die Sonne kam aus den Armen des Morgenroths und bestrahlte die bethaueten Pflanzen.

Und ich stand und schauete, und es ward mir sonderlich im Herzen. Da erhob sich säuselnd der Morgenwind, und ich vernahm im Gesäusel die Stimme des Herrn, die redete zu mir und sprach: Siehe, Nathan, so sendet der Himmel dem Sohn der Erde seine köstlichste und zarteste Gabe, das süße Tageslicht! —

Als ich nun vom Gebirge herniederstieg — fuhr der Prophet fort — da führte mich der Geist des Herrn unter einen Granatbaum. Der Baum aber war schön und schattig, und er trug zu gleicher Zeit Blüthen und Früchte.

Und ich stand in seinem Schatten und schauete seine Blüthe an und sprach: O wie ist sie so schön und röthlich, gleich dem zarten Hauch der Unschuld auf den blühenden Wangen der Töchter Israels! —

Und als ich mich näher hinzu neigete, fand ich auch die herrliche Frucht, verborgen in dem Schatten der Blätter.

Da geschah zu mir das Wort des Herrn aus dem Granatbaum und sprach: Siehe, Nathan, so verheißet die Natur in der einfachen Blüthe die köstliche Frucht und reichet sie, ihre Hand verbergend, im Schatten des Landes!

Und nun — fuhr der weise Nathan fort — kehrt' ich frohes Muthes nach Salem zurück; ich that mein rauhes Gewand von mir, salbete mein Haupt und lehrete die Wahrheit in fröhlicher Weise und in Gleichnissen.

Denn die Wahrheit ist ernst und hat wenig Freunde. Darum erscheinet sie gern in einfach-fröhlichem Gewande, menschlich unter den Menschen, ob sie möchte Freunde und Jünger gewinnen.

2.

Sokrates und Kritias.

Sokrates, der Sohn des Sophroniskos, einer von den Weisen Griechenlands, die in der Nacht des Götzenthums nach dem Lichte sich sehnten, redete eines Tages im Kreise seiner Schüler von der allwaltenden Vorsicht der Gottheit, wie sie alles sehe und alles höre, und überall zugegen sei, und für alles sorge, und wie man dieses immer mehr empfinde und erkenne, je mehr man sie verehre. *)

Dabei bediente sich der weise Lehrer in der Rührung seines Herzens eines Bildes aus den Gesängen des unvergleichlichen Homeros, und verglich die göttliche Vorsicht mit einer Mutter, die von einem Knäblein, das im süßen Schlummer ruht, leise und ungesehen die Fliegen abwehrt. —

Unter seinen Schülern aber war auch Kritias, der Verräther, der ihn zum Tode verdammte.

Dieser lachte des Gleichnisses; denn es deucht' ihm unedel und gemein. Darum lachte er und spottete in seinem Herzen.

Sokrates aber merkte es und durchschauete ihn. Deshalb wandte er sich zu ihm und sprach: Ahnest du denn nicht, mein lieber Kritias, wie nahe das Menschliche in seiner einfachen Gestalt dem Göttlichen verwandt ist, und wie jenes zu diesem erheben soll?

So sprach er. Da entfernte sich Kritias mit zürnendem Herzen. Sokrates aber fuhr fort, die andern zu unterweisen.

Als Sokrates nachher durch Kritias Bosheit zum Tode verdammt worden war, und den Giftbecher trinken sollte, da gedachte der Tyrann von neuem der Worte und des Gleichnisses des weisen Mannes.

Und er trat zu ihm und sagte höhnend: Nun, Sokrates, werden auch jetzt die Götter dir die Fliegen abwehren?

Sokrates aber lächelte und sprach: Die Gottheit, Kritias, führet mich jetzt nach vollbrachtem Tagewerk zum Schlummer. Wie könnte ich noch der Fliegen gedenken!

Der Mann auf Carmel.

In einem Dörflein am Berge Carmel lebte ein weiser Mann, dem hatte der Geist Gottes die Gabe des Trostes und der Heilung verliehen. Er ging in jegliche Wohnung, wo ein Kranker darniederlag, und heilete ihn von seinem Uebel; oder er tröstete und erquickte den Sterbenden mit holdseliger Rede, und milderte die Klagen der Weinenden. — Denn er kannte die verborgenen Kräfte heilsamer Kräuter, und die Herzen der Menschen, obwohl er erst ein Mann war näher dem Jüngling. Deshalb liebten ihn alle Menschen und baten ihn, einzukehren in ihre Wohnungen, und man nannte seinen Namen weit umher.

Aber siehe! es kam aus dem Lande Mizraim eine Seuche in das Dörflein am Berge Carmel und in die Gegend umher, und die Menschen erkrankten und viele starben. Denn die Seuche war bös. Und wo ein Kranker darniederlag, sendete man zu ihm, daß er heilen möchte und trösten, bei Tag und Nacht.

Da ermattete sein Leib, und seine Seele ward betrübt, daß die Gewalt der Seuche oft stärker war, als die Kraft seiner Kunst und der heilsamen Kräuter, und er begann zu fürchten für sein eigenes blühendes Leben.

Denn ihm fehlte die Krone der Weisheit, die Demuth, da er sich selbst und seiner Kunst, nicht aber dem Herrn vertraute.

Da führte ihn sein Geist hinaus auf das Gebirge Carmel, und er zweifelte in sich selber, ob er auf dem Gebirge verweilen und nicht wiederkehren, oder heilsame Kräuter und Pflanzen suchen sollte, den Siechen zum Trost und zur Labung.

So ging er hinaus und sprach in seinem Herzen: Die Natur war von Jugend auf meine Lehrerin. Sie soll auch jetzt mich unterweisen! —

---

*) 1. Bändchen. Essen 1829.

**) Dies bezeichnet nämlich das Wort Nathan.

*) Eigene Worte des weisen Griechen nach Xenoph. Denkwürdigk. 1. 4. 18.

Er stand vor einer Blume, die schöner in ihrer Blüthe sich erhob, denn Salomo in seiner Herrlichkeit. Da sprach er: Sie blühet in ihrer Schönheit und jugendlichen Kraft nur sich selber, und öffnet ihren Kelch dem Strahl der Sonne und dem sanften Winde, der von Abend her über das Meer kommt. Was mag der Mensch mehr thun, als, unbekümmert um Andere, sich in sich selber vollenden? —

Ich will auf Carmel bleiben und unter den Blumen blühen, bis ich am Ziele, unmerkbar und sanft, wie die Blume verwelke. —

Jetzt flatterte ein Schmetterling um die Blume. — Er aber schauete ihn an und sprach: Nein, du lehrest mich ein anderes. Ich will zu den Menschen zurückkehren in die glänzenden Städte, und zu den Pallästen will ich eilen, um da von meiner Weisheit die süße Frucht der Lust und Freude zu ärndten! So wie über dem herrlichen Blumenkelch der Schmetterling, so soll über meiner Kunst mein Leben sich ausbreiten!

So sprach er und blickte in den Blumenkelch. Siehe, da lag eine todte Biene auf dem Boden des Kelches. Zu schwer beladen mit dem zarten Blüthenstaub, hatte sie mitten in der Arbeit ihre kleine Seele ausgehaucht. —

Er sah es und betrachtete schweigend die leblose Hülle des Thierchens — und der Purpur der Schaamröthe erfüllte seine Wangen. O ich erkenne dich, rief er, Geist des Herrn in der Natur; verzeihe meinem Unmuth und meiner Thorheit! Ich folge von nun an deinen Winken, und kehre, als treuer Zögling, zu dir und meinem Berufe zurück!

Darauf sammelte er die edelsten Pflanzen des Gebirges, und wandelte nun demüthig und mit heiterem Angesicht in das Dörflein und zu den Hütten der Leidenden.

4.

Die Schäfchen.

Es war ein stiller heiterer Sommerabend. Die Mutter saß im Schlafkämmerlein neben der Wiege des holden Säuglings und sang ihn in den Schlummer.

Da kam die kleine Adelheide mit strahlenden Augen aus dem Garten in die Kammer. O liebe Mutter, rief sie, komm, draußen ist viel Schönes zu sehen!

Nun, was ist es denn? fragte die Mutter.

O, etwas sehr Schönes! erwiederte die Kleine, aber du mußt kommen und sehen! —

Das möchte ich wohl gerne, antwortete freundlich die Mutter, aber siehe! das Brüderchen muß schlafen. — Da versetzte das Mägdlein bittend: Liebe Mutter, nimm du das Brüderchen mit hinaus, daß es auch sehe und sich freue.

Da gedachte die Mutter in ihrem Herzen der kindlichen Einfalt, die des Guten nicht allein sich freuen mag, sondern jede Freude zu theilen begehrt. O, sagte sie heimlich, noch ist deine Seele dem Himmelreich nahe; wie könnte ich länger mich weigern!

Die Mutter stand auf und blickte in die Wiege. Das Knäblein schlummerte ruhig und fest. Darauf nahm sie die Hand des hüpfenden Mädchens und sprach: Nun soll es mich wundern, was du mir denn Schönes zeigen wirst.

Als sie nun hinaus in den Garten kamen, da hob die Kleine ihre Händchen gen Himmel und rief: Nun sie einmal, Mütterchen, die Schäfchen am Himmel! Eine ganze Heerde! nicht wahr! wie schön und wie lieb!

Es waren aber zarte Wolkenflöckchen, gestaltet wie Lämmer, die auf grünem Anger gehen, weiß und kräuslich gebildet, und sie glänzten im Strahl des schönen vollen Mondes.

Und die Mutter des Kindes erhob ihr Antlitz und betrachtete die Wölkchen mit wehmüthiger Freude. Denn sie gedachte der kindlichen Unschuld, die das Irdische mit himmlischer Schönheit bekleidet und die Kluft nicht ahnet, welche den Himmel von der Erde trennt. So sah Adelheide in den Wölkchen des Himmels die Lämmer der Erde.

O, wohl dir! dachte die Mutter und drückte das Mägdlein an ihre Brust.

5.

Der blühende Weinstock.

Samuel, der Richter und Hochmeister in Israel, besuchte eines Tages die Schule der Propheten zu Giboa, die er selbst gestiftet hatte, und es erfreuten ihn die Fortschritte der Prophetenschüler in mannichfaltiger Weisheit und in der Kunst des Saitenspiels und Gesanges.

Auch war unter ihnen ein Jüngling Namens Adoniah, der Sohn Milcha. Und Samuel hatte Wohlgefallen an dem Knaben. Denn er war bräunlich und schön von Angesicht, dem der Klang seiner Stimme voll Kraft und lieblich. Aber seine Seele war voll Trotz und eiteln Wahnes, weil er es den andern zuvorthat in Wissenschaft und künstlichem Nachsinnen. Dazu dünkt' er sich verständiger denn sieben Weise, und gebehrdete sich hochmüthig gegen seine Lehrer, und seine Lippen waren voll hoher Worte und Einbildung.

Da jammerte den Richter in Israel des Knaben Adoniah, denn er liebte ihn vor andern, weil er voll Geistes war und von schöner Gestalt. Deshalb sagte Samuel: Der Geist des Herrn hat den Knaben zu einem Propheten in Israel ersehen, aber er widerstrebet und verdirbet es selber.

Und er führte den Jüngling hinaus in das Gebirge, in einen Weinberg, der da lieget gen Ramah. Und siehe, es war die Zeit, da der Weinstock blühet.

Da erhob Samuel seine Stimme und sprach: Adoniah, was siehest du? Und Adoniah sprach: Ich sehe einen Weinberg und es umwehet mich ein lieblicher Geruch der Blüthe des Weinstocks von ferne.

Da sprach Samuel: Tritt herzu und beschaue die Blüthe des Weinstocks.

Und der Jüngling trat hinzu und beschauete und sprach: Es ist ein zartes Blümlein, unansehnlich von Farbe und demüthig von Gestalt. —

Da antwortete Samuel und sprach: Und dennoch bringet es hervor eine Frucht Gottes, zu erfreuen des Menschen Herz, und seine Gestalt zu erneuen, daß sie schön werde. Adoniah, so ist das edelste Gewächs des Weinstocks zur Zeit seiner Blüthe, ehe es die köstliche Frucht bringt! — Gedenke auch du des Weinstocks in deiner blühenden Jugend! —

Und Adoniah, der Sohn Milcha, nahm alle diese Worte Samuelis zu Herzen, und ging von nun an einher mit stillem, sanftem Geiste.

Da liebten die Menschen Adoniah und sprachen: Der Geist Gottes ist über den Jüngling kommen!

Adoniah aber nahm zu an Weisheit und Anmuth, und ward ein Mann wie der Hirt von Thekoa und wie Jesajah, der Sohn Amoz, und sein Name ward gepriesen in ganz Israel.

6.

Die Moosrose.

Der Engel, der die Blumen verpflegt und in stiller Nacht den Thau darauf träufelt, schlummerte an einem Frühlingstage im Schatten eines Rosenstrauchs.

Und als er erwachte, da sprach er mit freundlichem Antlitz: Lieblichstes meiner Kinder, ich danke dir für deinen erquickenden Wohlgeruch und für deine kühlenden Schatten. Könntest du dir noch etwas erbitten, wie gern würd' ich es dir gewähren!

So schmücke mich mit einem neuen Reize — flehete darauf der Geist des Rosenstrauchs. — Und der Blumenengel schmückte die Königin der Blumen mit einfachem Moose.

Lieblich stand sie da in bescheidenem Schmuck, die Moosrose, die schönste ihres Geschlechts.

* * *

Holde Lina, laß den Flitterputz und das flimmernde Gestein, und folge dem Winke der mütterlichen Natur.

7.

Der Rhein.

Als im Beginn der Zeit die Natur die Berge gegründet und das Becken des Meeres ausgehöhlt hatte, trat sie aus ihrem Wolkenzelt zum Gotthard und sprach: Es geziemt sich, daß sich zu dem Großen das Gute, und zu dem Starken der ferne Wirkungskreis geselle. Du stehest fest, aber ich will dir einen Sohn geben, der deine Kraft und deinen Segen, die du aus der Höhe empfähst, in die Ferne trage!

Sie sprach es, da quoll aus dem Berge der Rhein.

Fröhlich und frei voll Kraft und Muth, wallte der junge Strom das Gebirge hinab. Spielend stürzte er sich in den Bodensee; aber der See fesselte ihn nicht. Die Wellen des See's thaten sich von einander; ungeschwächt und unverändert

kam der jugendliche Strom wieder empor und setzte seine Bahn fort. Denn er war ein Sohn der Natur und auf dem Gebirge aus den Wolken geboren.

Nun zum Jüngling erstarkt, erkor er sich seine Bahn. Die edle Natur irret nicht in ihrer Wahl. Sie erkieset das Große und Gute. — Er grub sich selbst seinen Weg durch Felsen und Gebirge. Sie übten und mäßigten die Fülle seiner Jugendkraft. Dafür bekränzten auch Rebengebirge den Pfad des Jünglings.

Herrlich war seine Laufbahn. Hundert Ströme und zahllose Bäche begleiteten ihn, und vermischten ihre lieblichen Wellen mit seinen kraftvollen Fluthen. Denn das Göttliche zeucht an sich das Edle, und das Hohe strebt sich zu vereinen mit dem Höchsten.

Männlich und ruhiger ward jetzt sein Gang. Stiller floß er dahin, aber nicht schwächer. Die Strenge des Winters wollte mit ewigen Fesseln ihn binden. Er zerriß sie, wie man Fäden zerreißt. — Er hatte die Kraft seiner Jugend geübt, und Felsen zerrissen. —

Sein Strom glich einem geglätteten Spiegel. Nicht die fröhliche Rebe, die Frucht der Gebirge, aber segenreiche Kornfelder umgaben ihn; sein Rücken trug Schiffe und Flöße. — So gebiert die stillere Kraft auch das Nützliche zum Schönen.

Er nahete sich nun dem Ziele seiner Laufbahn. Da theilten Menschenkunst und des Bodens Fläche den geduldigen Strom in vielfache Gewässer, die man mit andern Namen benennt.

Vater Rhein heißet er, wo man seiner Kraft und Segnungen gedenket.

8.

Der Bach.

Ein Landmann saß eines Tages an einem Bach, der neben seiner Wiese dahinfloß, und betrachtete seine weidenden Rinder und Kälber. Aber es war ihm nicht fröhlich dabei zu Muthe. Denn er sah, daß das Gras kärglich wuchs, und nicht hinreichte, sein weidendes Vieh den halben Sommer zu ernähren.

Da trat sein Nachbar zu ihm und ward sein finsteres Aussehen gewahr, und forschte nach der Ursache seines heimlichen Grämens. Und nun begann jener von seinen Besorgnissen und dem geringen Ertrag der Wiese zu reden.

Aber der Nachbar erwiederte: Mache es, wie ich mit meiner Wiese gethan habe. Sie liegt an dem nämlichen Bach, und war ehemals karg und unfruchtbar. Da leitete ich den Bach hinein, und das Gras wuchs fett und hoch bis an die Bäuche der Rinder. —

Der Landmann freute sich des klugen Raths, und ging hinaus und begab sich an die Arbeit, und nahm Gesellen, und sie durchstachen den Bach.

Aber siehe! der Bach erfüllte die Wiese also, daß sie gleich einem See ward, und überschwemmte sie mit Sand und Kies. Da raufte der unglückliche Landmann sein Haar, und lief zu seinem Nachbar und zürnte sehr über seinen Rath.

Aber dieser sagte: Lieber, warum zürnest du mit mir über den Rath, den ich aus wohlwollendem Herzen dir ertheilt habe? Hadere vielmehr mit dir selber und mit deinem eigenen ungeduldigen Herzen. In kleinen Kanälen hättest du den fetten Bach durch deine Wiese leiten, nicht aber mit der Gewalt seines Wassers sie überströmen sollen. Denn alsdann führt er seine Fettigkeit und des Wiesengrundes Erdreich mit sich fort, und lässet nur seinen Kies und Sand zurück. —

9.

Salome.

Salome, die Mutter des liebevollen Johannes, stand eines Abends am See Genezareth in stiller Betrachtung. Die Sonne war untergegangen, und der Purpur der Abendröthe strahlte an der Veste des Himmels, und ein bläulicher Duft ruhete auf den Gebirgen. Salome aber blickte vor sich nieder auf die Fläche des Meeres.

Da trat Zibdai, der Vater, hinaus und sah Salome, sein Weib, und sprach: Warum stehest du so einsam und sinnend, Salome, und Thränen erfüllen deine Augen?

Da antwortete Salome: Ich beschaue den Glanz des Abendroths in dem stillen Gewässer!

Warum blickest du denn nicht lieber zu dem strahlenden Himmel empor? fragte Zibdai.

Darauf antwortete Salome und sprach: So habe ich vorher das herrliche Licht des Himmels betrachtet. Jetzt aber erscheint es mir schöner in der stillen Fluth des hellen See's. Siehe! wie fleußt er so ruhig dahin, und weiß nicht, daß des Himmels Glanz und Herrlichkeit in ihm sich spiegelt. Dabei gedacht' ich unsers geliebten Sohnes mit mütterlichem Herzen.

Ist nicht Johannes unser zärtliches Kind, still und demüthig, wie zuvor, und zugleich der Vertraute des göttlichen Mannes von Nazareth?

10.

Das Kornfeld.

Der Sommermond hatte die Saaten des Feldes gereift. Die vollen Aehren rauschten im Winde, und der Landmann war schon hinausgegangen zu sehen, ob er die Schnitter senden müsse. Er bedachte den Platz seiner Scheuer und berechnete in sich den Gewinn, den ihm der Reichthum seines Feldes bringen solle. Denn er war reich; aber sein Herz war ungenügsam und karg und voll irdischer Sorgen.

Da nahte sich ihm der weise Lehrer der Gemeine, und sagte: Die Erde bringet auch dieses Jahr reichlich das Brod hervor. Die Aehren sind schwer und bald werden die Schnitter reiche Garben binden!

Wohl wahr! erwiederte der Landmann, man hätte kaum ein gesegneteres Jahr erwarten mögen. Das Land wird die Aussaat vielfältig wiedergeben.

Da antwortete der edle Pfarrherr und sprach: Möchte denn auch der vernünftige Herr der Erde die todte Scholle, die er beackert, nachahmen. Sie empfängt nur des Saamens ein wenig, und erstattet ihn vielfältig. Der Mensch empfing so viel, und bringet oft so wenig. —

Diese Rede traf das Herz des kargen Ackermannes, und er fühlte sich beschämt. Denn er war karg und voll Sorgen für die kommenden Tage und nur darauf bedacht, sich Schätze zu sammeln.

Aber er verhehlte die innere Schaam und sprach zu dem Pfarrherrn: Wohl sollte jedermann thätig sein, sein Hauswesen fein zu besorgen, damit auch er einst Andere erfreuen möge. Deshalb soll der Mensch im Schweiß seines Angesichtes arbeiten, daß er sich selber das Nützliche reichlich hervorbringe, so wie die wohlbeackerten Felder die Aussaat vervielfältigen. Darum versammelt auch die Natur Aehre an Aehre auf den Gefilden, und das ganze Saatfeld scheinet nur Ein Halm zu sein.

Aber der Pfarrherr sagte darauf: Wohl ist die Gestalt des Kornfeldes einfach, und es reihet sich die Aehre an die Aehre, auf daß viele versorgt werden. Aber die Zeit der Aussaat ist kurz, und das Korn wächset ohne menschliches Zuthun von selber und bringet den Halm und die Aehre, und die Tage der Aernte währen auch nur kurze Zeit. So mag denn der Mensch mit Muße sein Gefild beschauen, und die blaue Cyane und den rothglühenden Mohn und die Purpurblume betrachten, die zwischen den Halmen blühen, und die Lerche hören, die aus den Furchen zum Himmel emporschwebt. Denn nicht umsonst blühen jene und schwebet diese zwischen und über den einförmigen Halmen empor. Sie sollen den Herrn des Feldes erinnern, daß es noch etwas anderes gibt als den Staub der Furche, und die Aehre, die aus ihm emporwächst, damit er in dem Streben nach dem Nützlichen auch des Schönen und Guten gedenke, und von dem niedern Boden zu dem Höhern sich erhebe. —

Also redete der edle Pfarrherr. Aber den kargen Ackermann verdroß die Rede und er ging mit finsterer Stirn von dannen.

Denn die gute Lehre des weisen Mannes dünket dem bösen Herzen ein herber Spott, und ist ihm eine bittere Wurzel.

11.

Das Krokodil.

In der grauen Urzeit wandelte eine Schaar Menschen aus ihren alten Wohnsitzen und zog hernieder in das Land, welches der Nil durchströmt. Sie freuten sich des herrlichen Stromes und seines lieblichen Gewässers und bauten Wohnungen an seinen Gestaden. Aber bald stieg aus seinen Fluthen das gewaltige Unthier, Krokodil genannt, und zermalmte Menschen und Thiere mit furchtbarem Gebiß. Da flehten die Menschen mit lauter Stimme zu ihrem Gott Osiris, und baten ihn, sie von dem Ungeheuer zu befreien. Aber Osiris antwortete durch den Mund der weisen Priester und sprach: Ist es nicht genug, daß

die Gottheit euch Kraft und Verstand verlieh? Wer sie um Hülfe anruft, ohne die eigene Kraft anzuwenden, flehet vergebens!

Nun ergriffen sie Schwerter und Stangen, und bestürmten das Ungeheuer in seiner Schilfwohnung; sie errichteten Schutzwehren und Dämme, und vollendeten in wenig Tagen Werke, die sie vorher sich nicht zugetraut hatten. Und so wurden sie der innern verborgenen Kraft sich bewußt, welche in spätern Zeiten die gewaltigen Pyramiden und Spitzsäulen gründete, und sie erfanden manche Kunst und manches Geräthe, die sie noch nicht gekannt hatten.

Denn der Kampf mit dem Feindseligen weckt und stärket die schlummernden Kräfte des Menschen.

Aber noch fehlt' es den Menschen an Werkzeugen, um das bepanzerte Ungeheuer in seinen Fluthen völlig zu besiegen. Sie konnten es nur auf kurze Zeit zurückdrängen, und hiemit begnügten sie sich. —

Allmählig aber verließ sie der Eifer des Widerstandes. Das Unthier wuchs und vermehrte sich, auch wurde seine Wuth je länger je furchtbarer. Da beschloß das thörichte und erschlaffende Volk, das Krokodil als Gottheit zu verehren. Man brachte freiwillig ihm fette Opfer, und das Ungeheuer ward mächtiger als je, aber das Volk versank in Stumpfsinn und Feigheit.

Endlich bricht der überspannte Bogen, und den Tyrannen erreicht die Rache. Osiris nahm sich der Verlassenen an, und ermuthigte sie durch den Muth des weisen Priesters zu neuem Kampfe. Bald erscholl das Gestade von dem Rufe der Streiter, und der Strom ward roth von dem Blute der Erschlagenen. Schon begannen die Kämpfer zu ermüden, da flehete der Priester und das bedrängte Volk Osiris um Hülfe an, und die Gottheit erhörte ihr Flehen. — Ein kleines Thier, Tezerdah *) genannt, erschien an dem Ufer des Nilstroms. Seht, rief der Priester, hier sendet Osiris euch Hülfe. — Wie! spottest du unser? rief ihm die Schaar des Volkes entgegen.

Da antwortete der Priester und sprach: Harret des Ausgangs und vertraut der höheren Macht. In ihrer Hand vermag das kleinste Mittel die größte Noth zu enden! —

Die Zahl der schrecklichen Nilungeheuer nahm bald sichtbarlich ab. Das Volk sah mit Bewunderung dem kleinen Thiere zu, während es in stiller Emsigkeit den Eiern und der Brut des Krokodils nachspürte. Also zerstörte es in kurzer Zeit die Keime von hundert furchtbaren Niltyrannen und befreite das Land von seiner Plage, was so viele Köpfe und Hände nicht vermocht hatten.

Seht! sagte darauf der weise Priester, wollet ihr ein Uebel vernichten, so greift es im Keim und in der Wurzel an. Dann wird ein kleines Mittel leicht bewirken, was späterhin ein Heer nicht vermag.

12.

Das erste und letzte Lächeln.

Eva, die Mutter der Lebenden, gebar mit Schmerzen ihren zweiten Sohn. Aehnlich den stummen Thieren des Feldes und ohne Zeichen menschlicher Empfindung lag der Neugeborne an ihrer Brust, und die Stimme des Weinens und seine saugenden Lippen waren die einzigen Merkmale seines schwachen Lebens.

Ach! sagte seufzend die Mutter zu dem Vater des Knaben, wohl muß ich nicht blos mit Schmerzen Kinder gebären, auch mit Schmerzen muß ich sie säugen und auferziehen. Wird mir doch in den dunkeln Nächten, die ich für ihn durchwache, kein Strahl der Freude! Cain's Blick ist düster und trübe, und er wandelt vor uns wie die Gestalt der Sünde, die wir gethan haben. Und auch aus diesem tönet nur die Stimme des Jammers, oder er ruhet ohne menschliche Weise, und seine Seele ist wie ein unentfaltetes Blatt, das im Keime verwelket. Wie glücklich sind die Thiere des Feldes und die Vögel des Himmels vor dem Menschen! Hüpfet nicht das Land um seine Mutter, und das junge Küchlein birgt sich unter die Flügel der Henne? Ach, die Thiere des Feldes zeihen uns unserer Sünden, wenn wir sie anschauen!

So sprach sie und nannte den Knaben Abel, das heißt der Trauernde; und sie weinete über ihm eines Monden lang. — Adam aber sprach: Weine nicht, Mutter. Der Herr wird es wohl machen und unser sich erbarmen!

Da erbarmte sich Jehovah der weinenden Mutter, und der Engel des Paradieses nahete unsichtbar, und berührte die Lippen des Kindes auf dem Schooß der traurenden Mutter.

Siehe! da eröffnete das Knäblein die zarten Lippen, und es ward ein Grübchen in seiner Wange, und der Glanz des ersten Lächelns schwebte auf seinem Angesicht, und seine Augen schauten die Mutter an.

Da erhob sich die Mutter mit Freudenthränen, und rief den Vater des Knaben und reichte ihm das Kind, und das Kindlein lächelte auch zu dem Vater hin, das zweitemal. —

Der Vater aber erhub seine Stimme und sprach: Der Herr sei gelobet! Er hat unser Trauern in Freude verwandelt! Er hat unser Kindlein erhöht über die Thiere des Feldes, die das Haupt zur Erde neigen, und ihr Angesicht ist ohne Gestalt und Wandel! Aber das Antlitz des Kindes ist worden wie der Blick des Boten des Herrn, und wie Even's Antlitz, wenn Freude und Dank ihr Herz erfüllt. Wohl uns, unsere Augen haben das Zeichen des Herrn gesehen, und Abel ist eine lebendige Seele. Schwebet es nicht über dem Antlitz des Kindes, wie wenn im Lenz sein Odem die Gestalt der Erde erneut. Heilig sei uns der Tag, wo der Herr unser Kind angesehen hat, und sein Name sei ewig gepriesen! Also sagte Adam und herzte das Kindlein.

Aber Eva pflegte des Kindes und sprach: Ich habe das Zeichen Gottes an ihm gesehen, darum will ich sein pflegen mit Sorgfalt.

Und der Knabe nahm zu an Weisheit und Anmuth, und Adam gab ihm eine Heerde, daß er sie weidete, und die Heerde ward schön und groß, und die Lämmer liebten den Jüngling; denn Abel war freundlich und gottesfürchtig.

Cain aber zürnte in seinem Herzen und es erhub sich in ihm der Neid und die Bosheit, daß Jehovah mit Abel war. Denn Cain's Herz war böse von Jugend auf, und der Herr war nicht mit ihm. —

Und am Tage seiner Geburt brachte Abel dem Herrn ein Opfer und weihete ihm von den Erstlingen seiner Heerde, und sein Herz war voll Freude und Dankes. Aber Cain ergrimmte über seinen Bruder, und seine Gebehrde verstellte sich und er schlug seinen Bruder Abel auf das Haupt, daß er zur Erde sank. Und Cain hohnlachte über dem Gefallenen und verhöhnte ihn in seinem Blute.

Da kamen der Vater und die Mutter des Jünglings und fanden den Erschlagenen, und Eva neigte sich über ihn und weinete sehr.

Abel aber erhob sein blutendes Haupt und wandte seine Augen empor zu den weinenden Eltern, und ein holdseliges Lächeln umschwebte seine Lippen und sein Antlitz. Nun neigte er wiederum sein Haupt und gab seinen Geist auf, und die Gestalt des Todten war freundlich. —

Da antwortete Eva und sprach: Ach, so war die Gestalt seines Antlitzes, als auf meinem Schooße zum ersten Mal sein Herz sich mir entfaltete! Heißet das Sterben, Adam, o denn ist der Tod des Gerechten nur die zweite Entfaltung zur schöneren Blüthe eines neuen Lebens! —

Also sprach die Mutter der Lebenden, und beide weinten sehr und legten Abels Leichnam in den Schoos der Erde, und die Lämmer trauerten um ihren Hirten. Aber auf seinem Grabe blüheten die Blumen des Feldes. —

13.

Die Katze.

Zween weise Männer, welche die Natur erforscht hatten ihr Leben lang, und täglich alle Geschöpfe untersuchten, und von jeglichem zu reden wußten, saßen eines Tages bei einander und redeten vom Vieh, vom Gewürm, und von den Fischen und Vögeln, auch von allerlei Bäumen, von der Ceder auf dem Libanon bis an den Ysop, der aus der Wand wächst. Und sie waren beide eines Sinnes und priesen einer den andern.

Endlich kamen sie auch zu reden auf die Natur und das Wesen der Katzen; da entzweiten sie sich und haderten sehr.

Denn der eine sagte, sie sei das allerschändlichste und schädlichste Unthier, heimtückisch und bösartig; von Gemüthsart ein Tiger, so auch an Gestalt, obwohl nicht an Größe und Kraft

*) Gewöhnlich Ichneumon, oder Pharaonsmaus.

als wofür man dem Himmel nicht genug danken und preisen könne. —

Aber der andere sagte, sie sei dem Löwen an Großmuth und edler Sinnesart auch an Gestalt zu vergleichen; reinlich und anschmiegend, und eben darum eine Feindin des schmutzigen und zudringlichen Hundes, und das allerheilsamste Hausthier, wofür die Menschen den Himmel nicht genug preisen könnten.

Darob entrüstete jener sich sehr, denn er war er Freund der Hunde, und berief sich auf das Hündlein Tobias', und des Odysseus und des großen Königs.

Jener aber setzte ihm die Katzen des Weltweisen entgegen, der die beste Welt in das Licht gestellet, und andern an Weisheit es zuvorgethan. *)

Und so gingen sie, ohne eines Sinnes zu werden, mit feindseligem Gemüth auseinander; der eine zu seinen lebendigen Vögeln, deren ihm die Katzen einige geraubt hatten, der andere zu den ausgestopften, die ihm zum größten Verdruß die Mäuse zernagten.

* * *

Also verhält es sich mit den Urtheilen der Leidenschaft und des Eigennutzes.

14.

Die Rosen der Erde.

Eva, die Mutter der Sterblichen, wandelte eines Tages einsam und traurend auf dem entweiheten Acker der sündigen Erde. Plötzlich erblickte sie von ferne einen Rosenstrauch voll aufgeblüheter Rosen, die morgenröthlich ihren Schimmer über die grünenden Blätter ergossen. —

O, rief sie voll Entzücken, täusche ich mich, oder sehe ich auch hier Edens liebliche Blume! Schon athme ich ihre paradiesischen Düfte von ferne. Sei mir gegrüßt du holdes Sinnbild der Unschuld und Freude! Nicht wahr, du verkündest mir, daß auch zwischen den Dornen der Erde uns Freuden Edens blühen werden. Schon entzückt mich dein Anblick und der reine Hauch der Blüthe.

Indem sie also redete und auf die Fülle der Rosen freudig hinschauete, erhob sich ein leiser Wind und bewegte den Strauch und die Zweige. Und siehe, es lösten sich die Blätter der aufgeblüheten Rosen und sanken zur Erde. Da seufzte Eva und sprach: Ach, seid auch ihr Kinder des Todes! — Ich verstehe euch, ihr Bilder irdischer Freuden...

Ihr Blick ruhete auf den verwelkten Rosenblättern mit wehmüthigem Schweigen. — Bald erhob sie sich wieder und sprach: So seid mir denn, so lange die Knospe euch umschließet, freundliche Bilder der Unschuld!

Mit diesen Worten neigte sie sich zu ihnen. Da ward sie der Stacheln gewahr und erschrack. O, rief sie, bedurftet auch ihr der Schutzwehr! Traget auch ihr in euch neben der Lust das Gewissen — und sind diese Dornen — euer Erröthen? ... Seid mir dennoch gegrüßt, ihr schönen Kinder des Lenzes, als ein Bild des himmlischen Morgenroths über der dornigten Erde!

15.

Der Holunderstab.

Ein Jäger wandelte mit seinem Knaben auf dem Felde, und es floß ein tiefer Bach zwischen beiden. Da wollte der Knabe zu seinem Vater hinüber, aber er vermocht' es nicht. Denn der Bach war sehr breit. Sogleich schnitt er sich einen Ast aus dem Gebüsche, setzte den Stab in das Bächlein, lehnte sich keck darauf und gab sich einen gewaltigen Schwung. Aber siehe! es war der Ast eines Fliederbaums, und indem der Knabe über dem Bach schwebte, brach der Stab mitten entzwei, und der Knabe that einen tiefen Fall in das Wasser, und die Wellen brauseten und schlugen über ihn zusammen.

Dieses sah ein Hirt von ferne und lief hinzu, und erhob ein Geschrei. Aber der Knabe blies das Wasser von sich, und schwamm lachend an das Ufer. —

Da sprach der Hirt zu dem Jäger: Ihr scheint euern Sohn manches wohl gelehrt zu haben, aber eins habt ihr vergessen. Warum habt ihr ihn nicht auch gewöhnt, das Innere zu erforschen, bevor er dem Zutraun sein Herz öffnet? Hätt' er das weiche Mark inwendig geprüft, er würde der täuschenden Rinde nicht getraut haben! —

Freund, erwiederte der Jäger, ich habe sein Auge geschärft und seine Kraft geübt — und so kann ich ihn der Erfahrung vertrauen. Das Mißtrauen mag die Zeit ihm lehren. Aber er wird auch in der Versuchung aufrecht beharren, denn sein Aug' ist hell und seine Kraft ist geübt.

16.

Das bittere Blümchen.

Eine Mutter ging an einem Frühlingstage mit ihrem Töchterlein hinaus in das Gebirge. Als sie nun draußen waren, freuete sich das Mägdlein der schönen Blumen und Pflanzen, die am Wege standen und blühten.

Aber vor andern hatte sie Wohlgefallen an einem Blümchen, das war klein und zart, und seine Farbe war röthlich und schön. Mina, — denn also hieß das Mädchen — brach das Blümchen, und betrachtete es mit Freude und küßte es und roch daran und konnte nicht aufhören es zu preisen.

Aber bald wurde sie alles dessen überdrüßig und satt. Sie verlangte noch größere Freude an dem Blümchen zu haben, und steckte es in den Mund, es zu essen.

Aber was folgte nun? Mina kam in vollem Lauf zur Mutter, und weinte und rief: O, liebe Mutter, das Blümchen war so schön von Gestalt und Farbe, und da aß ich es, aber nun ist es so bitter, daß es mir inwendig den Mund ganz kraus ziehet. O, pfui der bösen häßlichen Blumen! —

So sagte das Mägdlein. Aber die Mutter antwortete und sprach: Mein liebes Kind, warum schmähest du die Blümchen? sind sie doch so schön von Gestalt und Farbe wie zuvor, und geben einen lieblichen Geruch; ist das nicht viel und genug? Man isset ja auch die Blümchen nicht. —

17.

Samuel und Eli,

oder das erste Erröthen.

Samuel der Knabe diente dem Herrn zu Siloh vor dem Priester Eli, und war angenehm bei Gott und den Menschen. Denn er diente dem Herrn mit reinem Herzen, und war gehorsam und nahm zu an Weisheit.

Aber die Söhne Eli, Hophni und Pinehas, waren böse Buben, die fragten nicht nach dem Herrn, und ihre Sünde war sehr groß. Und sie standen eines Tages vor dem Hause ihres Vaters Eli unter einem Baum, und Samuel der Knabe stand unter ihnen, umgürtet mit leinenem Leibrock.

Aber Hophni und Pinehas redeten böse unzüchtige Worte unter einander vor den Ohren des Knaben.

Da erröthete Samuel sehr, daß sein Angesicht glühete, wie der Glanz des Abends, wenn der Tag sich geneigt hat. Also erröthete der Knabe zum erstenmal. Denn er hatte noch nie ein böses Wort vernommen aus eines Menschen Munde von Jugend auf.

Aber die bösen Buben verlachten den Knaben und höhneten sein, weil er roth ward ob ihren Reden. Und Samuel wandte sein Antlitz und weinete.

Da trat Eli, der alles dieses vernommen hatte, zu dem Knaben und sprach! Mein Sohn, was weinest du? —

Da antwortete Samuel: Deine Söhne Hophni und Pinehas führten böse Reden vor mir, da bewegte sich mein Herz, und es trat mir eine feurige Gluth, ich weiß nicht wie, in das Antlitz. Und sie höhneten meiner.

Da umarmte Eli den Knaben Samuel und herzte ihn und erhub seine Stimme und sprach: Ach mein Sohn! weine nur nicht und laß dich ihr Höhnen nicht zu Herzen gehen. Du bist der Auserwählte des Herrn; aber was mich an dir erfreut, das erfüllet meine Seele mit Jammer über meine eigenen Kinder. Denn sie haben ihre Blüthe in sich selbst verderbet, wie vermöchten sie jemals gute Früchte zu tragen.

Und Eli weinete über seine Söhne, daß seine Augen dunkel wurden, und sie thaten ihm nichts denn lauter Herzeleid. Aber Samuel erfreuete das Herz des Priesters Eli und wandelte aufrichtig vor dem Herrn.

18.

Der Blinde.

Ein blinder Mann stand mit aufgerichtetem Haupt in den Strahlen der milden Frühlingssonne. Ihre Wärme durchströmte seine Glieder und ihr Glanz senkte sich auf die

*) Leibnitz, der die Katzen sehr liebte.

versiegten Lichtquellen seines Angesichtes, das er unverwandt ihr darbot.

O du unbegreifliches Lichtmeer! rief er aus, du Wunder der allmächtigen Hand, die dich erschuf und auf deiner herrlichen Bahn dich leitet! Aus dir strömet ewige Fülle, Leben und Wärme, und nie versiegt deine Kraft! Wie groß muß der sein, der dich gebildet hat!

So sprach der blinde Mann. Seine Rede vernahm ein Anderer, der neben ihm stand, und es befremdeten ihn die Worte des Blinden; deshalb begann er und fragte: Wie kannst du das Gestirn des Tages bewundern, und siehest es nicht?

Da antwortete der Blinde und sprach: Eben darum, mein Freund. Seit das Licht meiner Augen verdunkelt und der Glanz der Sonne mir verschlossen ward, wohnet sie in meiner Seele. Jedes Gefühl ihrer Nähe lässet sie in mir selbst aufgehen und ihren Glanz in meinem Innern leuchten. Ihr aber schauet sie nur, wie alles, was ihr täglich sehet, mit leiblichem Auge! —

19.

Die Rose.

Schade, sagte ein Knabe zu seinem Vater, daß die Rose, wenn sie ausgeblühet hat, nicht auch eine Frucht bringet, und so der Natur im Sommer ihren Dank abstattet für die schöne Zeit ihrer Blüthe im Frühling. Du nanntest sie die Blume der Unschuld und Freude — dann wäre sie auch das Bild der Dankbarkeit.

Da erwiederte der Vater: Bringet sie denn nicht zur Verschönerung des Lenzes ihre ganze Gestalt dar? Und für den Thau und Lichtstrahl, der von oben auf sie niederfällt, opfert sie der Luft ihren zarten Wohlgeruch und für den Frühling geschaffen, stirbt sie mit ihm. — Liebes Kind, der zarte unsichtbare Dank ist der schönste, und wie vermöchte die Unschuld undankbar zu sein?

20.

Die Freundschaft.

Zwei Jünglinge, Freunde wie einst Damon und Pythias, wandelten an einem Frühlingstage Arm in Arm in einem Walde. Laß uns hier, sprach einer zu dem andern, ein Bild unserer Freundschaft suchen! Findet doch der Mensch so gern sein inneres Leben in irgend einem Bilde der Natur!

Siehe dort, sagte Damon, den Epheu, der sich um die junge Eiche rankt! Herrlich und in jugendlicher Kraft erhebt sich der Baum, wie eine Tempelsäule, von fröhlichen Jünglingen und Jungfrauen mit dem ersten Laube des Frühlings umwunden. Der zarte Epheu umschlingt ihn, als ob er Eins mit ihm zu werden strebte. Ohne die Eiche läg' er im Staube! — Die Jünglinge sahen sich an und sprachen: Schön ist das Bild, und lieblich schmückt das frische Grün den ernsten Eichenstamm. So trägt und erhebt das Starke, sich selbst durch Liebe veredelnd, das Zarte und Schwache. So trug auf nervigtem Arm der edle Herakles die kindliche Unschuld. Schöner freundlicher Bund! — Aber das Bild der Freundschaft ist es nicht!

Siehe dort am Hügel bindet der Winzer die Rebe an den Ulmbaum! Ein kluger Verein! Das Feste trägt das Geschmeidige und Nützliche, um dem Menschen die edelste Frucht zu bereiten. So füllet ihr uns den Becher mit Freuden! Seid uns denn dankbar gesegnet im nützlichen Streben! — Aber ist es nicht ein Bund von Menschenhand gestiftet? sagten die Jünglinge. Sein Ziel ist Gewinn. Kann nicht auch leicht der Weinstock, mit Trauben belastet, die Zweige des stützenden Baumes zerreißen? und sein breites Laub die Blätter der Ulme ersticken? — Schön ist das Bild — es ist das Bild des Vereins menschlicher Kräfte zur bürgerlichen Gemeinschaft, daß Nützliches daraus entsprieße. Aber das Bild der Freundschaft ist es nicht!

Der Freundschaft Seelenbund hat nichts im Himmel und auf Erden, das ihm gleiche! riefen die Jünglinge. — Sie standen in dem Schatten zweier jungen Eichen. Sie sahen die schlanken und kräftigen Bäume an. Welch ein herrliches Gewächs! sprachen sie. Ihre Wurzeln schlingen sich fest in einander, ihre Häupter ragen in gleicher Höhe zu den Wolken hinauf. Beide gen Himmel emporstrebend, widerstehn sie gemeinsam dem Sturm; und überwältigt er sie, — sie können nur gemeinsam fallen. Ist hier das Bild unsrer Freundschaft? fragten die Jünglinge. — Sie sahen sich an, ihre Augen glänzten, und sie umarmten sich im Schatten der männlichen Eichen.

Christian (Karsten) Kruse

ward am 9. August 1753 zu Hiddigwarden im Oldenburgischen geboren, studirte mittelst Unterstützung des Grafen von Stollberg-Wernigerode, Niemeyer, Knapp und der Familie Schiff auf dem Pädagogium und der Universität zu Halle Theologie und wurde dann als Lehrer am Gymnasium und Vorsteher einer von ihm errichteten Schule für junge Mädchen zu Oldenburg angestellt. Die Liebe und Achtung, welche er sich hierbei erwarb und (1781) seine glückliche Verheirathung mit einer wohlhabenden Frau unterstützten ihn sehr in seinen literarischen Unternehmungen und verschafften ihm dadurch eine Lehrerstelle bei den Prinzen August und Georg von Oldenburg, welche er 1813 mit dem Titel eines Consistorialrathes nach Leipzig begleitete. Nach seiner Rückkehr wurde er Scholarch der ältern Unterrichtsanstalten und des 1807 von ihm eingerichteten Schullehrerseminars, wandte sich aber 1811 wegen der Besetzung Oldenburgs durch die Franzosen nach Leipzig und trat hier 1812 als Professor ordin. der historischen Hülfswissenschaften auf, worauf ihm 1813 auch die Mitaufsicht der von ihm dirigirten Wendler'schen Freischule übertragen wurde. Er starb daselbst am 4. Januar 1827.

Er ließ erscheinen:

Vom Zweck des Sokrates und seiner Jünger. Leipzig 1785.

Praktische Anweisung zur Orthographie. Bremen 1787; 4. Aufl. Ebendas. 1812.

Atlas zur Uebersicht der Geschichte aller europäischen Staaten und Länder. Leipzig 1802 — 1808, 4 Lief., Fol.; 2. Aufl. 1822; 4. Aufl. von seinem Sohne Fr. Karl Herrm. veranstaltet. Ebendas. 1828.

Praktische Anweisung zur deutschen Sprachlehre. Oldenburg 1807; 3. Aufl. 1825.

Ein geistreicher und gründlicher Sprachforscher und Historiker, der sich namentlich durch seinen historischen Atlas sehr verdient machte.

Lauritz Kruse

ward am 6. April 1778 zu Kopenhagen geboren, studirte 1797 daselbst schöne Wissenschaften und erhielt 1812 den Professortitel. Nachdem er hierauf bis 1817 verschiedene öftere Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich und Italien unternommen hatte, ließ er sich in dem genannten Jahre als Privatgelehrter zu Hamburg nieder und lebte dort seinen schönwissenschaftlichen Beschäftigungen. Später vertauschte er diesen Aufenthalt mit Paris.

Er verfaßte:

Coeur-Dame. Familiengemälde nach dem Dänischen. Kopenhagen 1817, 12.

Eid und Gewissen. Die Felsenbraut. Hamburg 1817; neue Aufl. 1824, mit 1 Kupf. u. 1 Vign.
Ezzelino, Tyrann von Padova. Trauerspiel. Stuttgart 1821, 8.
Die Bekehrung in den Bädern von Lucca. Hamburg 1822, 8., mit 1 Schwank von G. Lotz.
Erzählungen. Aarau 1822, 8.
Deobat's Geburt. Leipzig 1823.
Der krystallne Dolch und die Rose. Hamburg 1823, 8.
Frühlingsblüthen. Liegnitz 1824, gr. 8.
Sieben Jahre. Leipzig 1824, 4 Thle., 8.
Das geheimnißvolle Haus. Hamburg 1825, 2 Thle., 8.
Jugendgeschichte des Herrn von Morbière. Leipzig 1825, 3 Thle., 8.
Das Araberroß. Hamburg 1826, 8.
Lebewohl. Ebendas. 1826, 3 Thle., 8.
Kleinstädtereien einer großen Stadt. Leipzig 1826, 4 Thle., 8.
Kriminalgeschichten. Hamburg 1826, 6 Bde., 8.
Der Kardinal. Ebendas. 1827, 8.
Das Verhängniß und der glückliche Tag. Ebendas. 1827, 8.
Die Todtenbraut. Leipzig 1827, 3 Thle., 8., mit 1 Kupf. (Eigentl. nur eine 2. Ausg. von Deobat's Geburt).
Die Strafe nach dem Tode. Hamburg 1828, 8.
Nord und Süd. Novellen. Leipzig 1829, 8.
Die zweifache Treue. Ebendas. 1829, 8.
Die Rache. Erzählung. Ebendas. 1829, 8.
Die erste Jugend Erik Merwed's. Ebendas. 1829, 4 Thle.
Denkwürdigkeiten eines jungen Adjutanten Napoleons. Hamburg 1829, 2 Thle.
Zwölf Erzählungen. Berlin 1829, 8.
Das Wiedersehen. Hamburg 1829, 8.
Der Verschollene. Leipzig 1830, 8.
Die Klosterruine. Ebendas. 1830, 8.
Der Maurer. Ebendas. 1830, 8.
Donna Concha. Novelle. Ebendas. 1831, 8.
Le Dragon rouge. Novelle ꝛc. Nach dem Dänischen. Ebendas. 1831, 8.
Die Hand der Jungfrau. Erzählung. Ebendas. 1831, 8.
Der Solitär ꝛc. Ebendas. 1831, 8.
Die Urgroßmutter. Ebendas. 1832, 8.
Mesmerische Liebe. Novelle. Ebendas. 1832, 8.
Der Sansculotte. Uebersetzt aus dem Französischen des Mortonvall. Ebendas. 1832, 4 Bde., 8.
Herr und Diener. Erzählung aus den Papieren eines Freundes. Stuttgart 1832, 2 Bde., 8.
Die alten Freunde. Palmyra. Leipzig 1832, 8.
Das schwarze Herz. Ebendas. 1833, 8.
Die Jungen und die Alten. Erzählung. Hamburg 1834, 8.
Der Mönch und die Dame. Nach dem Französischen des Mortonvall. Leipzig 1834, 3 Thle., 8.
Don Pedro's Rache. Aus dem Französischen des Mortonvall. Ebendas. 1834, 8.
Erzählungen aus der kopenhagener fliegenden Post. Ebendas. 1834 — 36, 6 Bde.
Verirrung aus Selbstsucht u. s. w. Novellen. Ebendas. 1835, 8.
Mein Freund Norbert. Aus dem Französischen des Mortonvall. Ebendas. 1836, 2 Thle., 8.
Schweres Mitwissen. Ebendas. 1836, 8.
Der Geisterbanner. Erzählung. Ebendas. 1836, 8.
Ausländische Romane und Erzählungen. 2. Ausg. Hamburg 1833, 8.

Erzählungen und Novellen in Zeitschriften und Taschenbüchern u. s. w.

Einer der fruchtbarsten lebenden Romanschriftsteller gefällt sich K. besonders in der Darstellung verwickelter Criminalfälle und ergreifender Begebenheiten, welche er mit reicher Phantasie zu erfinden oder ihnen mit großer Gewandtheit eine poetische Seite abzugewinnen versteht. Obwohl sein Styl nicht immer K's ausländische Herkunft verläugnen kann, so ist es doch merkwürdig zu sehen, welche Herrschaft über Sprache und Form er sich zu eigen gemacht hat und wie meisterhaft er dieselbe handhabt. Seine geschätzteste Arbeit ist der vielgelesene Roman „Sieben Jahre", der sich durch vortreffliche Charakterschilderung noch besonders auszeichnet.

Schweres Mitwissen *).

Ein schöner Herbsttag neigte sich zu Ende. Der westliche Himmel brannte in rothem Feuer, und am östlichen wurde tief unten am Horizont der Rand des gelben Mondes sichtbar. Es war eine der Stunden, in welcher fröhlich gestimmte Gemüther sich harmlos dem Augenblicke hingeben, aber wo auch eine leise Ahnung unbeschreiblicher Trauer ein schwermüthiges Herz durchzieht. Beides fand vor und auf dem Perron eines geschmackvollen zierlichen Gartenhauses statt, das auf dem Rücken einer mit einem Walde von Bäumen bepflanzten sanft aufsteigenden Anhöhe stand, an deren Fuß ein breiter von mannigfaltigen Fahrzeugen belebter Fluß vorüberströmte. Vor der entgegengesetzten Façade des Hauses, die auf die unsern vorüberführende Landstraße sah, hielt ein kleiner netter Stuhlwagen. Mehrere einfach gekleidete Herren waren im Begriff sich von dem Eigenthümer, einem in einem großen mit weichem Polster versehenen Großvaterstuhl behaglich lächelnden alten Herrn, und seiner Tochter, einem reizenden Mädchen, um dessen anmuthiges Lächeln ein leiser Zug von Schwermuth oder Langeweile spielte, zu beurlauben.

„Nicht wahr" — sagte der Hausherr, halb aufstehend, die eine Hand auf den Tisch gestützt, und mit der andern den Kopf entblößend, — „ich sehe Sie ja Alle morgen wieder. Es gilt ein Glas echten Sillery auf die glückliche Abfahrt meiner Fortuna zu leeren? Nicht wahr, Herr Capitän?"

„Kommt auf den Wind an, Herr Patron!" — erwiederte ein ältlicher Mann mit etwas rauher Stimme, indem er den Finger an dem Munde leicht befeuchtete und in die Höhe hielt — „Es ist noch still, geht aber der Wind östlich, was ich fast behaupten möchte, sehen wir uns schwerlich mehr, daher sage ich Ihnen auch zugleich mein Lebewohl. Der Seemann darf keinen günstigen Augenblick entschlüpfen lassen, besonders in dieser späten Jahreszeit.

„Nun meinetwegen" — fuhr der Hausherr fort, — „wir wollen die Vorsehung walten lassen; lieb wäre es mir indessen gewesen, hätten Sie schon heute Ihren braven Steuermann mitgebracht. Ich hätte dem guten Jungen doch auch gern die Hand zum Abschied gedrückt."

„So nahe vor der Abfahrt giebt's tausend Geschäfte, Herr Altvord. Er ist noch in der Stadt und ich muß vielleicht am Strande, wo ich ihn um diese Stunde hinbestellt habe, sogar auf ihn warten."

„Ach! bald hätte ich es vergessen" — fiel ihm der Rheder ins Wort, — „Sie, meine Herren, haben wohl die Güte, einen kleinen Umweg zu machen und meinen wackern Capitän bei seinem Boot abzusetzen, das eine Viertelstunde weiter unten, dem Schiffe gegenüber am Ufer liegt. Sie können dann den Strandweg zurückfahren."

„Mit Vergnügen" — wurde geantwortet, — „aber," — fügte der jüngste von den Fremden, ein junger Mann mit recht anmuthigen, wiewohl etwas scharfen Zügen und durchspähenden Blicken, sich flüchtig umsehend, hinzu, — „ich sehe die Cousine nicht; sie wollte ja auch mit nach der Stadt."

Das junge Mädchen sah sich ein wenig betroffen flüchtig um — „Sie denkt vielleicht wohl nicht daran, weil es noch früh ist," — erwiederte sie ein wenig beklommen, — „vielleicht hat sie sich sogar bedacht, und bleibt Morgen hier, weil es Festtag ist, — Gott weiß, wo sie herumläuft; allein" — fügte sie ein wenig dringend hinzu: — „es ist die höchste Zeit, wenn Sie den Umweg machen wollen."

Der junge Mann küßte ihr ein wenig vertraulich, jedoch ehrerbietig die Hand, und stieg zuletzt auf den Wagen, wo die sich schon beurlaubten Herrn bereits Platz genommen hatten.

„Ein hübsches Mädchen, Doctor," — sagte im Fortrollen des Wagens, der, statt dem Wege nach der Stadt zu folgen, die entgegengesetzte Richtung einschlug, — sein Nebenmann auf demselben Sitze. — „Nun es dauert wohl nicht lange, bevor ich eine hübsche Braut sagen darf, um so mehr da Sie die Ernennung zum Fiskal ja so gut wie in der Tasche tragen." —

„Hm!" — erwiederte der junge Mann seufzend; — „es giebt mehrere tüchtige Bewerber um dieß Amt, und es will kein Fall eintreffen, wodurch ich meinen Eifer und meine

*) Erzählung von Lauritz Kruse.

Fähigkeit recht darlegen kann. Ja! freilich ist das Mädchen hübsch, und dabei so sanft, ganz eine Frau für mich, nachgiebig und sich den Ansichten eines verständigen Mannes fügend; wenn ich nur die Geduld, die Milde betrachte, womit sie dem podagraischen Vater jeden Wunsch an den Augen absieht. Ich wette, sie ist schon selbst damit beschäftigt ihn in seinem schweren Stuhle hinein zu rollen."

Sie warfen Beide schnell einen Blick zurück; aber Auguste war schon verschwunden, und der alte Diener schob so eben den Greis langsam hinein.

Denn kaum war der Wagen fortgerollt, als das Mädchen schnell den Strohhut ergriff, und während sie die Bänder locker unter dem Kinne zusammen knüpfte, sagte sie flüchtig: Brenner wird Dich hineinrollen, Vater! Die Zeitungen liegen alle bereit auf dem kleinen Tische, und ich habe ihn an das hellste Fenster hingetragen."

„Ei!" — sagte der Alte etwas verwundert, — „warum denn heute so eilig?"

„Ich will die Cousine aufsuchen. — Gott weiß, was das Mädchen dießmal so viel herum zu streifen hat;" — erwiederte sie, und noch ehe die Worte verklungen waren, war sie hinter den vergelbenden Gesträuchen des Gartens verschwunden. —

Doch schon nach wenigen Schritten hielt sie in ihrer Eile inne: — „Liegt es mir denn wirklich am Herzen, die Cathinka aufzusuchen," — sagte sie zu sich selbst — „oder zieht mich das zufällig entfallene Wort des Capitäns? Am Strande werden sie zusammentreffen. Ist er noch nicht vorüber, muß er also kommen! Ach! Warum fühle ich mich gezogen, den so gern zu sehen, der keine Worte, kaum ein Auge für mich hat! Er soll heiter, unterhaltend sein, ach! warum ist er denn allein mir gegenüber stumm? Ja! freilich ruhen Sprache, Stimme, Heiterkeit, Gluth, eine volle Seele in seinem Blicke, — allein dieser lächelt nur, wenn die muthwillige Cathinka ihn neckt. Mein Gott!" — fuhr sie plötzlich stillstehend fort, — „die Gartenthür nach dem Strande steht ja angelehnt. — sollte Cathinka!? — Nein! sie war schon fort, glaube ich, bevor der Capitän von ihr sprach. Ich will auf die Terrasse gehen, dort kann man ja das ganze Ufer übersehen. Pfui! wie kann ich auf ein Wohlgefallen eifersüchtig sein, das auch ich theile, aber," — fügte sie seufzend hinzu, — von keinem milden erwiedernden Blick genährt wird; dagegen ruht der des Doctors so glühend auf mir! Ach! wüßte der gute Mensch wie peinlich ein solcher Blick, von dem man nicht angezogen wird, berührt!"

Sie hatte indessen die Terrasse bestiegen. Es war als wehete ihr dort eine kühlere Luft entgegen, die sie nur noch beklommener machte. Sie warf schnell einen Blick den Strom hinab. In mäßiger Ferne ruhte der wohlbekannte Dreimaster ruhig und schlank, alle Segel fest an den Raaen gebunden in der leise strömenden Fluth. Wie beruhigt wandte sie den Blick aufwärts; der schmale Fahrweg längst des Strandes war völlig leer. Ihr Auge heftete sich scharf auf ein kleines, neuangestrichenes Wirthshaus, nicht sehr weit von dem Garten, um welches die nach der Stadt führende Straße sich bog — von daher mußte er kommen, wenn er nur nicht schon vorüber war. Da erschien plötzlich, mitten im Wege, — sie hatte nicht bemerkt, ob von diesem her oder aus der Thür des Hauses, oder gerade vor diesem — eine jugendliche, schlanke Gestalt, bei deren Anblick ihr das Herz stärker klopfte, und die sie gleich erkannte, obgleich der junge Mann die Kleider seines Berufs trug, in welchen sie ihn in dem Hause des Vaters nie gesehen hatte, eine kurze dunkle Jacke, und um den Hals ein helles seidenes locker gebundenes Tuch, dessen beide Zipfel über die Brust hinabflatterten. —

Es schien, daß er das Auge gegen die Hausthür gekehrt, jemand erwartete. In demselben Augenblick zeigten sich zwei recht sauber angezogene Mädchen, die, nachdem sie einen flüchtigen Blick die Straße entlang geworfen und keinen Begegnenden bemerkt hatten, sich traulich an ihn schmiegten, indem jede sich an einen seiner Arme hing, und so Alle vorwärts schreitend sich immer mehr dem Garten näherten. In der Einen erkannte Auguste hochglühend Cathinka, das andre Mädchen konnte wohl nur die Wirthstochter sein. Nachdem sie ungefähr einhundert Schritte gethan, blieben alle Drei stehen, und sprachen emsig unter sich; das fremde Mädchen reichte ihm die Hand, er umschlank und küßte sie schnell, sie aber riß sich los und lief eilig nach dem Hause zurück; ohne ihr einmal nachzusehen, setzte er den Weg mit Cathinka fort. Sie sprachen gelegentlich miteinander, nur Cathinka lachte zuweilen. Im Gange wurde ihre Stellung immer vertraulicher. Seine linke Hand hielt die ihrige umfaßt, während sein rechter Arm ihren Nacken leicht umschlang. Sein sanfter Blick sah ihr immer brennender ins Auge hinein, und endlich drückte er unvermuthet einen feurigen Kuß auf ihre Lippen, welches sie jedoch weder zu überraschen noch ihr unangenehm zu sein schien.

Zu gleicher Zeit vernahm Auguste, dicht unter ihren Füßen, während es in den Gebüschen außerhalb des Gartens raschelte, ein halblautes heiseres Gelächter. Als hätte dieß sie verrathen können, zog sie sich erschrocken schnell zurück. Sie hatte ja auch genug gesehen; auch gewahrte sie Beide nicht mehr, allein sie vernahm das Flüstern ihrer leisen Stimmen, als sie kurz darauf unter der Terrasse vorübergingen. Mit einem unbeschreiblich bittern Gefühl, das, — sie wußte selbst nicht ob dem Leichtsinn der Cousine oder der Flatterhaftigkeit des jungen Mannes galt, die ihm doch Cathinka nicht hoch anzurechnen schien, ging sie, vielleicht weil die Krümmung des Weges diesen eine kleine Strecke der Uebersicht von der Terrasse entzog, langsam, längs der Gebüsche, die den Garten von dem tiefer unten laufenden Fahrwege trennten, ja so langsam hinab, als gestattete ihr die bittere Erregung ihrer Brust, dem Scheidenden keinen Abschiedsblick zu gönnen; da öffnete sich plötzlich eine neue Aussicht das Ufer entlang, aber als sollte die unheimliche Ahnung, die der herbstliche immer tiefer sinkende Abend ihr schon eingeflößt hatte, in Erfüllung gehen, mußte ein neuer ihr Gemüth noch mehr erregender Anblick sich ihren bestürzten Blicken zeigen. —

Cathinka war nicht mehr zu sehen, aber in mäßiger Ferne unweit der Gartenthüre, erblickte sie die deutlichen Umrisse zweier mit einander kämpfenden oder vielmehr ringenden Männer, von welchen sie den Einen nur zu gut erkannte; sie sah in den ersten recht leuchtenden Strahlen des Vollmondes einen Stahl blinken, sah den Einen von Beiden am Ufer niederstürzen. — Es wurde ihr dunkel vor den Augen, sie stand besinnungslos hinstarrend ohne doch zu sehen, Gott weiß, wie lange noch immer da, als plötzlich ein altes lustiges Lied von einer fröhlichen jugendlichen Stimme zu ihr heraufschallte:

Freut euch des Lebens!
Weil noch das Lämpchen glüht;
Pflückt die Rose —

Aufgeschreckt warf sie einen ängstlichen Blick seitwärts durch die Gebüsche hinab, und erblickte nur noch den, mit einem Felleisen bepackten Rücken eines muntern Gesellen, der ein Brod und ein Stückchen Käse in der einen Hand, sich mit dem Messer, das er in der andern hielt, kleine Bissen von demselben abschnitt. Sie sah nicht mehr; wie ein verscheuchtes Reh eilte sie nach dem Hause. Nicht weit davon, auf der unter einer alten Linde stehenden Bank, ruhte Cathinka ganz erschöpft. Augusten, das weiße Gewand schon von weitem erkennend, gelang es bei ihrem Anblick, sich etwas zu fassen. Es war, als gäbe ihr ein unbewußt schnell aufsteigender Zorn plötzlich das Gleichgewicht wieder.

„Wo kommst Du her?" — fragte sie hinzutretend, — „Ich habe Dich lange gesucht, und so ganz außer Athem!"

„Ich bin gelaufen" — gab sie keuchend zur Antwort, — „ich dachte daß der Wagen noch nicht fort wäre. Ich muß denn heute Nacht hier bleiben."

„Warum bist Du so weit gegangen, und zwar den einsamen Strandweg? wenn Dir nun ein Unfall begegnet wäre?"

„Du hast gesehen?" — rief sie betroffen, hielt aber plötzlich inne.

„Ja!"

„Nun denn," — fuhr Cathinka etwas unsicher fort, — „als Eduard heute gar nicht erschien, eilte ich zu der Wirthstochter da unten, — wir kennen ja die Leute als Nachbarn, denn auf der Landstraße mochte ich nicht allein gehen; ich dachte wohl, daß er vorüber kommen würde, und ich mußte ihm ja doch das Stammbuch-Blatt geben. Es hat ihn nicht gefreut."

Auguste erröthete mit einem Seufzer; — „Was liegt mir daran, was ihm freut," — sagte sie schnell und bitter. — „Mich wunderts, Cathinka! daß Dir die süßen Worte eines jungen Wildfangs, der jeder Schürze nachläuft, schmeicheln können. An Deiner Stelle würde ich mich nicht so vertraut an seine Seite geschmiegt haben."

„An meiner Stelle wärst Du vielleicht gar fortgelaufen, wenn Du gehört hättest, was er sprach; aber gewiß! würdest Du es nachher bereut haben."

„Schwerlich! eben so wenig, wie auf offener Straße mich von Lippen küssen lassen, die so kurz vorher ihre Uebung darin gezeigt."

„Ei nun! wie bist Du auf einmal so streng geworden! — Einen Kuß in Ehren darf Niemand verwehren, und nun vollends einen Abschiedskuß. Alle mögen ihn ja so gern! und was mich betrifft — Ruhig Guste! Du bist ein undankbares Mädchen!"

„Ich?"

„Er küßte mich ja nur so innig, weil ich von Dir sprach" — fuhr sie verdrießlich fort „Ich habe freilich ohne etwas gerade aus zu sagen, nicht ganz reinen Mund gehalten und" —

„Ich will nicht hoffen" fiel ihr Auguste ernst mit hochklopfendem Herzen in die Rede.

„Nun! was ist's denn weiter! Höre Guste! Du bist ein stolzes gefühlloses Mädchen. Nun will ich Dir Alles sagen, weil er doch fort ist; immer wenn wir leise mit einander gesprochen haben, wenn Du wähntest, daß er mir den Hof machte, war die Rede nur von Dir. Was macht das, daß er heiter und unbefangen mit uns spaßt? Du bist ihm doch allein ans Herz gewachsen."

„Willst Du mich zum Besten haben? Er hat von selbst noch keine zehn Worte mit mir gesprochen, und fast nie die Augen zu mir aufgeschlagen."

„Darüber beklagt er sich ja eben. Er möchte gegen sich selbst wüthen, daß ihm in Deiner Gegenwart die Worte nie über die Lippen wollen. Bei mir" sagte er, „könne er reden, scherzen, Küsse stehlen, und bei Dir, da er doch uns alle zusammen um einen Kuß von Dir hingeben würde, kann er nicht einmal ein Wort hervorbringen. Es ist auch besser so, meinte er, es wäre doch eine Thorheit, im Ernst an ein so reiches und gebildetes Mädchen zu denken, das ihn in Allem so weit überragt, und kaum hat er das gemeint, so ist das nächste Wort doch wieder von Dir. Recht hat er freilich, und da Du doch dasselbe denkst, wenigstens eben so artig kalt Dich gegen ihn benimmst, so — siehst Du — darum kann ich Dir es auch sagen, denn Du wirst mir ihn nicht mißgönnen — für ihn bin ich ja weder zu reich noch zu gebildet, ich, die Tochter eines armen Landpfarrers, und da ich nur aus der Lesebibliothek weiß, daß man sich nicht besser in ein Herz einnistet, als wenn man dessen Wünschen liebkoset, so spreche ich auch immer mit ihm von Dir; nun nimm es nicht übel! Nichts sage ich, was Dir zum Nachtheil gereichen wird; ich kann ja mit Wahrheit erwähnen, wie gut und klug Du bist, und daß Du ihm recht gut seist; doch vergesse ich nicht hinzuzufügen, daß Du halbwegs die Braut des Doctors bist." —

„Nein!" — sagte Auguste rasch, — „wie hast Du Dir das in den Kopf gesetzt? Weil er besser plaudern kann, als der gute Eduard? Nein! das hättest Du ihm nicht sagen sollen, denn daraus wird nichts. Ach! Gott! mein Gott! ich vergesse — Nun" — fügte sie spähend hinzu — „er hat Dir denn auch Lebewohl gesagt."

„Ach! Nein! ein Betrunkener, glaube ich, drängte sich störend zwischen uns! er winkte mir zu gehen! ich schlüpfte durch die Thüre die ich hinter mir zuschlug, und eilte hier her. Er ist wohl schon längst am Borde.

„Ich hoffe es" — versetzte Auguste dumpf — „Ach! ich fühle mich gar nicht wohl. Die Abendluft weht mich eisig an. Ich will sehen, was der Vater macht, dann gehe ich zur Ruhe. Fülle Du meine Stelle bei Tisch aus: gute Nacht!"

Sie schlüpfte fort, ohne auf Cathinka's Nachruf zu achten, und nach wenigen Worten mit dem arglosen Vater eilte sie auf ihr Zimmer zu dem Fenster hin, das sie schnell aufstieß. Der herrlichste Mondschein, die tiefste Stille ruhte über der Umgegend. Kein Laut war hörbar; ihr Blick suchte spähend die dunkle noch still liegende Masse, — die — „Gott gebe es" seufzte sie, den Gegenstand aller ihrer Gedanken, ihres ersten seelendrückenden Kummers trug. Eben so sehr wie sie sich gedrungen gefühlt, den noch einmal zu sehen, in dessen beredetem Blicke ohne Worte ihr weiblicher Takt eine Sprache gelesen, die sie sich recht zu deuten zitterte, und dann sich mit Unmuth und Zorn von seiner unerwarteten Tändelei mit zwei leichtsinnigen Mädchen, deren ganzes Wesen ihrem stillen Gefühl Hohn sprach, tief verletzt abgewendet, und kurz nachher Entsetzen und Abscheu, mit dem darauf folgenden, noch mehr unerwarteten Anblick empfunden hatte, eben so sehr fühlte sie sich nun von dem tiefsten Mitleid, von der furchtbarsten Angst ergriffen.

Sie begriff freilich das Geschehene nicht, aber zweifeln konnte sie nicht daran; ihn hatte sie nur zu deutlich erkannt, einen Stahl blinken, Einen stürzen gesehen, aber — wen von Beiden? war er der Gefallene, oder ist er noch schlimmer ein Mörder, und zwar in derselben Stunde geworden, wo alles, was ihre geheime Neigung ihm vorwarf, vergessen war, wo durch die unbefangenen Worte einer Dritten, ihre geheime Ahnung bestärkt geworden, und er ihr theurer als je zuvor werden mußte; denn eine innere Stimme sagte ihr, daß Cathinka wahr gesprochen, eben weil sie nicht gargewöhnt hatte, wie wichtig der Cousine diese Wahrheit war. Jahre von ihrem Leben hätte sie für die augenblickliche Lösung eines Räthsels hingegeben, das ihr vielleicht ewig eins bleiben sollte, indessen wünschte sie sich zu der Fassung Glück, womit es ihr gelungen war, ihr Entsetzen, ihr Mitwissen zu verbergen, und erkannte, wie leise sie auftreten müsse, um jenes nicht zu verrathen. Denn verrathen konnte sie ihn ja nicht! —

Endlich bewog sie der Gedanke von der Nothwendigkeit, den nächsten Morgen unbefangen zu erscheinen, sich auf das Lager zu werfen, doch wurde bald ihr später unruhiger Schlummer von den Strahlen der Morgensonne gestört. Sie sprang auf und eilte an das Fenster. Das Schiff war fort; aber nur einen Augenblick durchdrang eine lebhafte Freude ihre Brust; Sie wurde schon in dem nächsten von dem Schauder vor Allem, was dennoch vorgefallen sein konnte und sie nicht wußte, verdrängt; ihre Füße waren wie gelähmt; sie wagte nicht hinabzugehen, um nicht etwas zu erfahren, das die Angst ihres Herzens rechtfertigte; da belehrte sie endlich ein entferntes Klingeln, daß der Vater aufgestanden sei. Nun durfte sie nicht länger zögern. Das Flüstern des Gesindes, ihre — wenigstens kam es ihr so vor — scheuen Blicke bestätigten nur zu sehr ihre Besorgnisse. — Kaum fähig sich aufrecht zu halten, trat sie in das Zimmer des Vaters.

„Hast Du schon gehört" — rief dieser ihr entgegen. — „Ein Mord ist gestern Abend am Strande verübt; man ist sogar dem Thäter auf der Spur; die ganze Gegend ist auf den Beinen, um ihn aufzufinden."

„Wer ist der Ermordete? fragte sie schnell mit bebenden Lippen.

„Nun, erschrecke nicht" — war die Antwort. — „Irgend ein Matrose, oder Fischer — was geht das uns an; habe ich doch eine andere uns betreffende Nachricht erhalten, die mich zu gleicher Zeit ärgert und erfreut. Die Fortuna ist diesen Morgen abgesegelt. Der Capitän hat mir einen Boten geschickt, mit der Hinzufügung das Alles am Borde wohl sei."

Diese wenigen Worte erleichterten bedeutend Augusta's Herz. Alles wohl am Borde! Eduard war also nicht todt, sondern sogar in Sicherheit. Ihre Fassung, wenn auch nicht ihre innere Ruhe kehrte zurück, sie hatte sogar Muth zum Fragen erhalten, und erfuhr, daß sie diesen Mittag einen wahren und genauen Bericht von dem Vorfall hören würde, weil eben die heute wiederkehrenden Gäste gestern auf dem Rückwege vom Strande die Mordthat entdeckt hätten. Kurz darauf erschien Cathinka, noch schlaftrunken und unbefangen wie immer. Die Erzählung des Vorfalls schien sie in kein größeres Schrecken, als eine gewöhnliche der Art zu versetzen. Erst als sie den ganzen Morgen im Garten allein herum gelaufen war, während Auguste im Hause beschäftigt gewesen, erklärte sie, mit dem Wagen, der die Gäste abholen sollte, gern nach der Stadt zurückkehren zu wollen, ihre Mutter wäre gar so allein, und sie wüßte im Voraus, daß die heutige Gesellschaft ihr Langeweile machen würde; Auguste, die deutlich bemerkte, daß ihr Aufenthalt auf dem Lande mit Eduards Abreise allen Reiz für sie verloren, ließ sie gewähren.

Mit dem Doctor Sturm erschienen um die Mittagszeit, außer dem Polizeichef, der gestern auf dem Wagen neben ihm gesessen hatte, noch ein Paar alte Freunde des Hausherrn, Kaufleute aus der Stadt. Der Doctor war strahlend. Auguste erinnerte sich nicht, ihn je so aufgeräumt gesehen zu haben. Sie zwang sich, als kaum die Suppe servirt war, ihm eine Artigkeit deshalb zu sagen.

„Muß ich denn nicht froh sein! — gab er zur Antwort. — „Ich hatte kaum gestern Abend meinem werthen Gönner, dem Herrn Polizeichef hier, meinen herzlichsten Wunsch geäußert, Anlaß zu finden, meine Tüchtigkeit zu dem Amte, um das ich mich bewerbe, an den Tag zu legen, als dieser mir gerade in die Hände läuft. Er hat auch die Güte gehabt, dafür zu sorgen, daß mir die Sache gegen den verruchten Mörder, den wir sicher noch heute erhaschen, übertragen werde; und gelingt es mir, wie ich hoffe, diese zur Zufriedenheit der Behörde zu Ende zu bringen, wird die erledigte Stelle eines königlichen Fiskals dieser guten Stadt mir schwerlich entgehen, und dann wird es mir wohl gestattet werden, Wünschen, die meinem Herzen noch näher liegen, Worte geben zu dürfen."

Der schmachtende Blick auf Auguste, der diese Rede begleitete, wurde von dem Vater abgezogen durch die Frage: „wie denn eigentlich die Sache zusammenhinge?"

„In wenigen Worten" — versetzte Sturm — „werde ich, mit Erlaubniß des Herrn Polizeichefs, Ihnen, mein verehrter Herr, darüber Auskunft geben, und Sie werden sehen, daß ich keinen Augenblick dabei meinen fiskalischen Scharfblick verleugnet habe. Wir hatten kurz vorher ihren ehrlichen Capitän bei dem seiner harrenden Boote abgesetzt, und verweilten noch einige Augenblicke dort bis zur Ankunft seines wackern Steuermannes, meines Freundes Eduard Blank, den wir schon in der Ferne in großer Eile herankommen sahen."

„Ihres Freundes?" — fragte Auguste schnell.

„Nun so genau eben nicht, mein Fräulein! wir haben uns mehrmals in der Stadt in guter Gesellschaft getroffen, und Gefallen an einander gefunden. Kurz wir fuhren den Strandweg zurück. Nicht fern von Ihrem Landhause bemerkte ich, von einem dumpfen Geräusch aufmerksam gemacht, unten am Ufer etwas, das sich dort herum bewegte. — Von einem dunklen Instinkte geleitet, der in allem Gebückten, Schleichenden, kurz in allem Versteckten mich etwas Gesetzwidriges ahnen läßt, ließ ich, freilich nicht ganz mit dem Consens des Herrn Polizeichefs, der über meinen Diensteifer lächelte, sogleich anhalten, sprang hinab, und gerade auf das Schleichende los. Es war ein junger Gesell mit einem Felleisen auf dem Rücken, der, wie es mir sogleich ahnte, so gebückt hinschlich, um nicht gesehen zu werden. — „Was giebt's?" — donnerte ich hervor; er fuhr erschrocken zusammen. — „Ach Gott! ein Unglück!" — stammelte er — „ein todter Mann liegt da im Wasser." — „Und warum schleichst Du hier so gebückt herum?" — „Ich suche nur mein Messer," — sagte er ziemlich unbefangen; dieß Wort war aber für mich ein trait de lumière, und da ich die Wirkung eines dreist ausgesprochenen Gedankens kenne, faßte ich ihn an der Brust und sagte barsch: „gesteh nur! das Messer steckt in der Brust des Todten!" — „Herr Gott! Nein!" — stotterte er zitternd hervor — „es ist mir sammt dem Käse vor Schrecken entfallen!" — „Wie ist es zugegangen?" — fragte ich weiter — „lüge nicht!" — „Ach, Herr! wie kann ich's wissen?" — versetzte er — „es kam mir vor, so wie ich mein Abendbrot verzehrend vorüber ging, als hörte ich ein Plätschern und Stöhnen neben mir; ganz erschrocken lief ich hinzu, und erblickte einen menschlichen Körper, der fast ganz im Wasser lag; ich zog ihn völlig auf den breiten Stein herauf, aber während dem war auch die letzte Spur vom Leben verschwunden, und da ich nicht mehr helfen konnte, wollte ich so eben Leute herbeirufen, als ich mein Messer vermißte." — Unterdessen hatten die Uebrigen den todten Körper erblickt; alle, selbst der würdige Herr Polizeichef, legten Hand an, um denselben weiter vom Wasser zu entfernen, da schrie der Kutscher, eine breite Wunde in der Brust desselben gewahrend, laut auf: „Er ist ermordet!" — Ich ließ — weiß ich doch wirklich nicht, ob vor Entsetzen, oder vor Freude über meinen schon bewährten Scharfsinn — den bestürzten Gesellen, und eilte zu dem Todten hin, freilich nur auf einen Augenblick, aber der besonnene Mörder benutzte diesen zur Flucht. Ich stürzte ihm freilich sogleich nach, war aber so unglücklich über einen Stein zu straucheln, und die Andern, die weder meinen Verdacht, noch den Gegenstand recht wahr genommen, hielten sich, in der Meinung, daß mein Geschrei nur aus Angst oder Schmerz herrühre, gar zu lange bei mir auf. Er war schon hinter den Gesträuchen entkommen. Doch riefen wir bald die Einwohner der nächsten Häuser zusammen; reitende Boten wurden ausgeschickt; entkommen wird er nicht; den Hut hat er verloren; den haben wir, so auch das Messer, das in dem von der Ebbe entblößten Sande, an der Stelle, wo der Leichnam heraufgezogen war, gefunden wurde. Es paßt in die Wunde, die freilich etwas weiter ist, doch kann er es tüchtig darin umgewühlt haben. — Nun wir werden den Burschen wohl zum Geständniß bringen, hat er sich doch durch seine Flucht noch verdächtiger gemacht."

„Ei nun!" — sagte Auguste, zum erstenmal seit Anfang des Berichts scheu aufblickend, mit einem unbeschreiblichen Blick auf den Doctor! solche Ausdrücke könnten wohl auch den unschuldigsten so erschrecken und verwirren, daß er nicht überlegte, was er in dem Augenblick that!"

„Das sollten sie ja eben," — versetzte Sturm schnell, — „ihn verwirren und die Besinnung zur Lüge rauben."

Auguste schwieg einen Augenblick. — „Sonderbar!" — versetzte sie endlich — „Sie werden sich täglich unähnlicher! Früher habe ich Sie immer als einen eifrigen Anwald nothleidender und unterdrückter Personen gekannt. Seitdem Sie sich in den Kopf gesetzt haben, Fiscal zu werden, wittern Sie in jeder Bewegung ein Verbrechen."

„Das ist eine Pflicht, die der Posten mit sich führt" — fuhr er heiter fort „und ist es nicht ein heiliges Amt, über die Sicherheit seiner Mitbürger und die Aufrechthaltung der Gesetze zu wachen?"

„Allerdings!" — entgegnete sie etwas bitter — „nur muß die Sicherheit Aller nicht auf die Unsicherheit jedes Einzelnen gebaut sein! Wie ist es möglich daß der Ernst eines Amtes dem Inhaber desselben die liebenswürdige Milde seines Herzens rauben kann?"

„Wie würden denn Sie in einem solchen Amte verfahren, schönste Auguste?" fragte Sturm, mit einem Lächeln, das jedoch seine Empfindlichkeit nicht ganz verbarg.

„Ich wollte" — erwiederte sie rasch — „ein solches gar nicht haben; wenigstens" — fügte sie verbessernd hinzu, — „dürfte es keinen Einfluß auf mein Inneres erhalten, mich nie bewegen, was ich für gut und billig erkannt hätte, zu verläugnen. Ein zufälliger Umstand dürfte mich nicht dahin bringen, selbst einen wahrscheinlichen Verdacht auszusprechen, ehe ich bei mir selbst entschieden hätte, ob seine Wahrscheinlichkeit nicht zum größten Theil in einem übereilten Eifer bei mir, die Wahrheit zu entdecken, läge, und ob ich nicht selbst dadurch ein Verbrechen gegen einen armen Menschen beginge, dessen Unschuld ich, dem juristischen Herkommen entgegengesetzt, mir zur Pflicht machen würde, vorauszusetzen; ja sogar in zweifelhaften Fällen, die für ihn günstige Erklärung, sobald jedes Für und Wider gleich wäre, zu ergreifen!

„Ei mein Fräulein!" bemerkte Sturm — „Sie sprechen ja mit einer Wärme, einem Eifer" —

„Als wenn ich selbst" — unterbrach sie ihn heftiger, als sonst in ihrem Wesen lag, — „die Mitschuldige Ihres Schuldigen wäre! Nun ich erwarte ruhig die durchdringenden Fragen Ihres Scharfsinnes."

„Nun!" — versetzte Sturm, während die Gesellschaft gutmüthig über ihren Streit lachte — „ich möchte nur sagen, als ein Frauenzimmer, das sie sind, deren Klugheit, wie umsichtig sie auch sei, sich doch immer von dem Mitleid bestechen läßt, ahnen Sie nicht, wie wichtig consequenter Scharfsinn auf meinem Posten ist, und wie allmächtig er wirkt; mag er auch zuweilen irren, selbst sein Irrthum bringt doch zuletzt die Wahrheit an den Tag — ich weiß viele Beispiele, wo" —

„Ach Gott, sitzen wir denn hier zusammen im Gericht" — unterbrach Auguste ungeduldig, — „wir sind vielmehr zusammen, um alle Gerichte in der Welt zu vergessen, die ausgenommen, welche vor uns auf dem Tische stehen; damit ich aber nochmals als ein wahres Frauenzimmer erscheinen möge, warne ich Sie nur, nicht durch Ihr neues Amt Ihren alten liebenswürdigen Eifer für jeden Bedrängten einzubüßen, denn mit ihm geht Ihnen die Gunst aller Weiber verloren."

„Das Gespräch nahm allmählig eine andere Richtung, doch Auguste zu beruhigen, die um so tiefer unter dem Gewicht ihres Geheimnisses seufzte, als sie mit Schrecken eine Unglücklichen bedroht sah, von dessen Unschuld sie überzeugt war; ja sie bemerkte sogar, wie sie nach aufgehobenem Tisch zuvorkommender als gewöhnlich zu dem Doctor hintrat, bei dieser, als wollte er in dem gereizten Gefühl seines Diensteifers sie seine verletzte Würde fühlen lassen, sie kalt und zerstreut anhörte; zum erstenmale in seinem Leben schien er Cathinka zu vermissen, mit der er sonst sich nie abgab; er fragte um die Ursache ihrer Abwesenheit, und nach ihrer Wohnung in der Stadt. Wirklich hatte Augustens Versuch, ihn zur Milde zu bewegen, der außerdem durch ihre befangene Stimmung eine verkehrte Richtung nahm, durchaus die beabsichtigte Wirkung verfehlt. Er fühlte sich eben dadurch zum größeren Eifer im Hervorsuchen aller Nebendinge, die seinen schon gezeigten Scharfsinn bewähren konnten, noch mehr gestimmt.

Den folgenden Tag wurde richtig der Entflohene eingebracht, der bei dem vorläufigen Verhör mehr Aengstlichkeit als Zuversicht verrieth, und die Unbefangenheit des ersten Abends ganz verloren zu haben schien. Zwar war sein Bericht ganz derselbe, allein seine Flucht, die er nur in ängstlicher Verwirrung über die unerwartete Beschuldigung, welche er durch die unschuldige Erwähnung eines in solchem Augenblick immer Verdacht erregenden Messers selbst zu bestätigen schien, vorgenommen haben wollte, machte jenen nur verdächtiger, um so mehr, da er keine genügende Auskunft geben konnte, warum er eben den Weg am Strande genommen hatte, da doch zu der einige Meilen entfernten Stadt, worauf sein Paß lautete, die obere Straße, wenn auch nicht kürzer, so doch bequemer führte. Er war übrigens ein Seilergesell aus der Stadt, der seine erste Wanderung antreten wollte, und behauptete, den nach allen Kennzeichen vorsätzlich Ermordeten, nie gekannt noch gesehen zu haben.

Es hatte sich bald gefunden, daß dieser ein ungefähr dreißigjähriger Fischer, von einem wenige Meilen entfernten unten am Flusse liegenden Dorfe sei. Er war früher Matrose gewesen; da es ihm aber durch den übeln Ruf, worin er wegen seines streitsüchtigen boshaften Charakters, und seiner immerwährenden Faulheit stand, immer schwieriger geworden war, auf den Schiffen Anstellung zu finden, hatte er das Gewerbe ganz aufgegeben und seitdem, ohne für seine Familie zu sorgen, bei seltener Arbeit und täglicher Trunkenheit die Zeit verbracht. Freilich ließ es sich nicht auffinden, in wie fern beide, dieser und der Seilergesell in irgend einem Verhältnisse zu einander gestanden; als es aber bald auskam, daß der Seiler in demselben Dorfe nahe Verwandte hatte, die er mitunter besuchte, ließ sich auf eine in Kneipen, u.

wohl dort wie in der Stadt gemachte Bekanntschaft schließen. Ungeachtet nun alle über den Seiler eingezogene Berichte und Zeugnisse lobend waren, schienen doch die übrigen Umstände sich zu einem so schweren Verdacht zu vereinen, daß das Gericht, vorzüglich aber der Fiscal, keinen Zweifel an seiner Schuld hegten. Er wurde also in das ähnlichen Verbrechern bestimmte Gefängniß gebracht.

Während dieß Alles vorging, sah Auguste den Doctor, der in seiner triumphirenden Freude ob der schon erfolgten und noch zu hoffenden Bestätigung seines Scharfsinnes nie unterließ, sie von dieser Sache, welche zu besprechen auch sie einen geheimen Trieb fühlte, zu unterhalten — aber widerte sie diese Freude auch an, so ängstigten und betrübten sie noch mehr seine unläugbar scharfsinnigen Folgerungen aus den zusammentreffenden Umständen um so mehr, da sie erkannte, wie geeignet sie waren, jeden nicht besser Wissenden in seiner guten Meinung von dem Angeschuldigten irre zu machen. Ihr ganzes Wesen forderte sie auf, ihn zu entschuldigen, zu retten. Allein das erste wagte sie nur von ferne und zwar mit genau erwogenen Worten, nicht mit der Begeisterung und Wärme, die allein hätten wirksam sein können, denen aber eine bange Besorgniß wegen des in ihrem Herzen begrabenen Geheimnisses Zügel anlegte. — Und ihn retten, wie vermochte sie das? Denn es schien ihr eine heilige Pflicht — und auch ihr Herz gebot ihr, nie das anvertraute Geheimniß eines Andern zu verrathen und dieß Gefühl regte sich noch stärker in ihrer Brust, wenn es ein Geheimniß galt, das ihr nur durch einen Zufall zu Theil geworden, und also ganz der Obhut ihrer weiblichen Würde hingegeben war. — Und hier galt es ein Geheimniß, dessen Aufdeckung zwar einen Schuldlosen einem schwer drückenden Kerker entziehen, aber auch einem Leben den Tod bringen konnte, und wessen! einem jungen Manne, dem sie ohne daß er, fast ohne daß sie es selbst ahnete, lange geneigt gewesen, bei dem sie aber erst in dem Augenblicke, wo ein gräßliches Unglück, ein Verbrechen vielleicht, sie auf immer trennte, empfunden hatte, daß er sie liebe, und daß sie das Gefühl ganz mit ihm theile. Und was wußte sie denn mehr, als was ihr Auge undeutlich gesehen? Dürfte sie dem Gerichte, wenn es auch eine ihr ganz unbekannte Person beträfe, eine That verrathen, die ihr ein Räthsel war, welches die unsanfte Gewalt des Tribunals mit eben so kurzsichtigem Scharfsinne, als der, dem der unglückliche Seiler zum Opfer anheimgefallen war, statt zu lösen, nur blutig zerhauen würde; und eine tiefere innere Ueberzeugung sagte ihr, daß er zwar eines Vergehens aber keines Verbrechens schuldig sein könne. War der Gedanke ihr doch erträglicher, einen Unschuldigen, den sein eigenes Bewußtsein aufrecht erhalten würde, in Bedrängniß zu wissen, als den wirklich Schuldigen, nicht bloß dem bedrohenden Tode, sondern, was noch mehr ist, dem hoffnungslosen Gefühl seiner Strafschuldigkeit zu übergeben; dennoch fand ein schmerzlicher Zwiespalt in Auguftens Brust immerwährend statt. Sie sann unaufhörlich darauf, wie sie den Seiler retten könnte, ohne ihr Geheimniß zu verrathen.

Da erhielt sie eines Tages einen Besuch von Cathinka, welche sie seit jenem Sonntags-Morgen nicht gesehen, und die nun ihre dreiwöchentliche Abwesenheit mit triftigen Gründen entschuldigte; — „aber unterdessen" — schloß sie — „habe ich eine rechte Angst ausgestanden, ja schon hier, jenen Morgen, ich wollte es Dir nicht merken lassen; denn ich hatte wohl gehört, daß Eduard einen heftigen Streit mit einem Halbbetrunkenen hatte, und ich wollte beinahe wetten, daß dieser der Gefundene sei — daher machte ich, daß ich fortkam."

„Du hast dieß doch wohl gegen Niemanden geäußert?" — fragte Auguste ängstlich.

„Ach Nein! der Mörder würde ja gleich darauf entdeckt."

„Und wenn auch nicht" — versetzte Auguste, — „wie wäre Eduard eines Mordes fähig? die bloße Aeußerung, daß er mit Jemandem Händel gehabt, möchte ihm doch Unannehmlichkeiten zuziehen, und Dich sogar vor's Gericht führen."

„Gott behüte!" — fiel Cathinka ängstlich ein, — „ich habe es keiner Maus verrathen, auch ist mir nur in der Angst die Möglichkeit eingefallen, allein hättest Du den armen Anton gesehen, Guste! würdest Du es ihm eben so wenig zugetraut haben. Er hat ein so sanftes heiteres Gesicht, und ist ein frommes Kind; hat die arme Mutter so treu ernährt."

„Du kennst ihn?" — fragte Auguste verwundert.

„Das glaube ich; die ganze Nachbarschaft hat Mitleid mit ihr; allein das hilft ihr, bei so theuren Zeiten, nur wenig."

Auguste war schnell zu ihrem Sekretair geeilt, ein Rollchen Gold lag schon in ihrer Hand, allein der plötzliche Gedanke, daß so viel Geld in den Händen einer armen Frau, sie leicht zu Unvorsichtigkeit verleiten, und gerichtliche Untersuchung herbeiführen könnte, machte sie bedenklich; — „Darf die Mutter ihn sehen?" — fragte sie.

„Ach, nein! Kein Mensch, bevor er eingestanden hat; allein gesunderes Essen gelingt es ihr wohl ihm zuzustecken zu lassen. Der Gefangenwärter hat selbst Mitleid mit ihm."

„Wenn Du schweigen, und mir versprechen willst, nie meinen Namen dabei zu nennen, kannst Du Dir ein kleines Verdienst um die Leute erwerben. Die Mutter darf nicht Mangel leiden, stecke ihr nach und nach etwas zu, aber nicht zu viel auf einmal; wenn Du damit zu Ende bist, sollst Du immer mehr erhalten."

Cathinka war dieses Verkehrs sehr zufrieden. Es schmeichelte ihr, als Wohlthäterin auftreten zu können, und sie verließ seelenfroh Auguste, der jedes ihrer Worte ein Dolchstoß ins Herz war; denn sie sei es ja, sagte sie sich, die über den armen Anton das Schwert gezogen hielt, insofern sie es nicht hinwegzog; aber dennoch meinte sie, leichter Athem holend, bliebe es noch immer eine Frage, ob ihre Worte, vermöchte sie auch das ihrem Herzen so heilige Geständniß zu verrathen, Kraft genug haben würden seine Bande zu lösen. Sie hatte ja auch keine Beweise ihrer Aussage. Indessen empfand ihr ganzes Wesen ein immer größeres Bedürfniß ihn zu retten; nur das Wie vermochte ihre Phantasie nicht aufzufinden; zitterten doch alle untergeordneten Beamten vor der starren Strenge des Polizeichefs, dem auch die Aufsicht über die Gefängnisse anvertraut war, und dessen Eifer, sich in den Augen seiner Obern immer verdienstlicher zu machen, dieß seinem Charakter entsprechende Mittel ergriffen hatte, wodurch er indessen die erste Pflicht eines neuen Beamten verletzte, die, durch eine gerechte Milde die Regierung, in deren Namen er wirkte, beliebt und geehrt zu machen."

Monate waren indessen vergangen; in welchen der Fiscal, der Auguftens väterliches Haus immer häufiger besuchte, von dem Fortgang der Sache nichts anders mitzutheilen hatte, als die Hoffnung, durch ein fortgesetztes strenges Verfahren, den Verhafteten bald, seinem Ausdrucke nach, mürbe zu machen, und ihn zum Geständnisse zu bringen — „dann" — fügte einmal bei einer solchen Aeußerung gegen Auguste hinzu, — „bin ich des guten Erfolgs meiner Bemühungen gewiß, und mein erstes Geschäft wird dann sein: Sie um Erlaubniß zu bitten, Ihrem verehrten Vater den innigsten Wunsch meines Herzens vorzutragen."

Auguste sah ihn betroffen, unsicher an. Nicht daß diese halbe Erklärung, der noch deutlichere Aeußerungen seiner Liebe vorangegangen waren, sie überraschte, sondern eine Reihe von Vorstellungen durchzog plötzlich ihre Seele. Keine Hoffnung einer Verbindung mit Eduard war je in ihrem Innern aufgestiegen, denn in derselben Stunde, wo die Schwatzhaftigkeit der Cousine ihr seine Zuneigung als einen lieblichen Traum vormalte, der ihr Herz durchzitterte, hatte ja eine grauenhafte Wirklichkeit ihn gewaltsam zerstört; diese Ueberzeugung mit der Vorstellung vereint, daß sie vielleicht, indem sie sich zum Opfer darböte, dadurch die wegen ihres Schweigens leidende Unschuld retten, und sich selbst über den Zweifel, ob nicht dennoch eine eigensüchtige Vorliebe Antheil an diesem Schweigen hätte, beruhigen könnte, stellte sich in diesem Augenblick klar vor ihrem Blick; war ja doch Sturm ein anerkannt rechtlicher, sogar sanfter Mann, dessen Liebenswürdigkeit, die sie früher doch freundlich angezogen, nur durch die übertriebene Strenge seines Eifers verschwunden war, eine Strenge, welche ihr Einfluß wohl wieder zu mildern vermochte; und die Hoffnung auf diesen Erfolg gewann eine solche Kraft, ja dessen Wahrscheinlichkeit schwebte ihr jetzt so deutlich vor der Seele, daß sie, obgleich leicht erblassend, mit zitternder Stimme zur Antwort gab: „Es sei, doch unter einer Bedingung."

„Und die ist?" — fragte er seelenfroh, denn er war bis diesen Augenblick, obgleich er sich selbst die Gewißheit vorträumte, seiner Sache keineswegs sicher gewesen.

„Daß Sie sich bemühen, Ihr Unrecht wieder gut zu machen, und den armen Seiler aus einer Lage zu erlösen, worein, ich fühle es, nur äußere Zufälligkeiten, und Ihre scharfsinnige Deutung derselben mehr als eine böse That ihn gebracht?"

„Und das behaupten Sie mit solcher Gewißheit?" — erwiederte er bestürzt.

„Fragen Sie die ganze — Stadt? Ist der Bursche nicht immer als sanft und gut bekannt gewesen, und der Ermordete dagegen als ein verworfener Mensch. Ihre nähere Bekanntschaft ist ja nicht einmal erwiesen."

„Doch! doch!"

„Nun denn, und wenn auch wirklich die Verruchtheit des Erschlagenen, den Unglücklichen in einem solchen Grad gereizt hätte, daß er sich einen Augenblick vergaß, was der

andere mit glücklicherem Erfolg Jahrelang alle Tage gethan, muß er denn eine augenblickliche Wallung des jungen Blutes, das vielleicht, eben weil es rein war, so ungestüm aufbrauste, mit dem Leben, oder noch weit schlimmer, mit dem Elend eines ganzen Lebens büßen?"

„Das, liebe Auguste! ist die Sache des Gesetzes."

„Aber Ihre Sache ist's, lieber Sturm! menschlich, nicht strenger als das ruhige Gesetz zu sein, nicht Umständen, die doch allerdings zufällig sein können und die Sie, wären Sie sein Anwald, sich bemühen würden, zu beseitigen, eine gefährliche verbrecherische Auslegung zu geben?"

„Möge sein Anwald es thun! als Mensch muß ich das ja wünschen! allein es wird ihm nicht gelingen."

„Ich ehre die Wahrheit" — versetzte Auguste warm, — „allein den Schein, der im einseitigen Suchen derselben, sich ihren Namen anmaßen will, hasse ich. Soll ich Ihnen tausend Beispiele — Eules, Andrades, Le Surgues, die ich kürzlich mit Grauen gelesen habe, alle aus der französischen Geschichte, — denn die gewiß auch vorhandenen deutschen Justizmorde vermodern noch, von dem Heiligenschein der Gerechtigkeit umgeben, in ihren Archiven, — soll ich Ihnen die vorhalten, welche alle die Unhinlänglichkeit wahrscheinlicher Umstände beweisen. Wollen auch Sie einen Mord auf ihr Gewissen wälzen? Glauben Sie mir, der Thäter, wer es auch sei, entgeht der innern Strafe nicht."

„Aber, liebe Auguste! es ist eben die äußere Strafe eines Verbrechens, worauf mein Amt hinweist, und die es mir gebietet."

„Aber doch nicht aus äußeren Zufälligkeiten ein Verbrechen zusammen zu stoppeln?"

„Das habe ich mir nicht vorzuwerfen," — entgegnete er verletzt. — „Allein ich begreife nicht, warum Sie sich eben dieses Menschen so warm annehmen?" fügte er mit einem spähenden Blick hinzu.

„Eben weil er ein Mensch ist" — versetzte sie verlegen — „blutjung, und eine alte kranke Mutter hat." —

„Hm! der Erschlagene hat auch Familie. Nun wohl! zurückgehen kann und will ich nicht, weil dem Pflicht und Ehre widerstreiten, allein ich verspreche Ihnen, jeden fernen eintreffenden Umstand, sein Benehmen selbst, mit der Voraussetzung möglicher Schuldlosigkeit zu beurtheilen. Bei Gott, das ist mehr, als ich thun sollte — ich darf also"

Auguste, froh doch etwas erreicht zu haben, und die eben darin die Möglichkeit einer noch größeren Möglichkeit erblickte, ließ ihn gewähren. Er küßte mit Wärme ihre Hand, doch nicht mit dem Entzücken, womit er ohne die ihm abgedrungene halbe Bedingung es gethan haben würde, und verließ sie in tiefem Sinnen an einen günstigen Umstand, um in derselben Stunde, woran Auguste freilich nicht gedacht hatte, dem Vater seinen Antrag zu eröffnen. Der Alte, dem dieser auch nicht unerwartet kam, verwies ihn auf die Tochter zurück, und da Sturm sich schon auf ihre Beistimmung berufen zu dürfen glaubte, lächelte der Vater beifällig und äußerte nur den Wunsch, daß keine öffentliche Verlobung stattfände, bevor der Bewerber mit dem verhofften Amte bekleidet sei.

Sei es nun diese Bedingung, oder vielleicht eine geheime Spannung, welche die Meinungsverschiedenheit der Neuverlobten hervorgebracht hatte, und die nur allmälig, im Verlauf der Beiden drückenden Sache, sich wieder ausgleichen würde, keine größere Annäherung als früher fand in ihren Unterredungen statt; es war als scheueten sich Beide vor einer Hingebung, die bei der Einen nicht aus liebender Zärtlichkeit hervorgehen konnte, und bei dem Andern mit der Furcht, ihr zu viel Gewalt einzuräumen, verbunden war.

Kaum eine Woche nachher reichte der Polizeichef dem Doctor Sturm eines Morgens, als dieser zu ihm ins Zimmer trat, ein offenes Billet mit den Worten hin: „Sehen Sie da, was mir die Fußpost so eben gebracht hat."

Sturm nahm ihm das Blatt aus der Hand und betrachtete seiner Gewohnheit nach, das Aeußere desselben genau. Er sah das feinste Velin, die drei Seiten desselben mit goldenem Schnitt und eine höchst zierliche, jedoch steife und anscheinend verstellte Handschrift, dann las er:

„Nehmen Sie sich die Warnung eines Unbekannten zu „Herzen, dem die Verhältnisse verwehren, öffentlich darthun „zu dürfen, was er vor Gottes Auge auf seine Seligkeit „hierdurch betheuert, daß der inhaftirte junge Mann, Anton „Burg, wie sehr auch der Schein gegen ihn zeugt, an dem „angeschuldigten Verbrechen durchaus nicht schuldig und ein „ganz anderer der Thäter ist."

„Nun, was sagen Sie dazu?" — fragte der Polizeichef. — „Firlefanz, nicht wahr, der keine Beachtung verdient; dennoch wundert mich nicht eben die Zierlichkeit des Blattes, das nur vielleicht imponiren sollte, sondern die durchaus zierliche Hand."

„Sonderbar!" — sagte Sturm nachsinnend — „höchst sonderbar! O! da fällt mir was ein. Gewiß! ich habe es! Jetzt wird mir Vieles erklärbar! O, über die Schlauheit der Weiber!"

„Was fällt Ihnen ein?"

„Nun, es ist ein bloßer Einfall! — Ich sollte freilich noch nichts sagen, doch Ihnen verehrter Gönner, will ich keinen Zug meines Scharfsinnes, oder vielmehr meines scharfen Gedächtnisses, das da, wo es die Amtspflicht gilt, immer rege ist, verhehlen. Warten Sie nur einen Augenblick. — Er zog sein Taschenbuch hervor, suchte darin, fand ein etwas vergelbtes zusammengelegtes Velinblatt, das er rasch entfaltete, und mit dem Schreiben zusammenhielt. — „Hm!" — murmelte er für sich selbst. — „Männer — Mann! Warnung, Schein, nicht! — Ja, ja! es ist dieselbe Hand, ich kann nicht zweifeln."

„Wie! Tausendkünstler!" — rief der Polizeichef erstaunt — „Sie kennen den Schreiber! schnell" —

„Belieben Sie nur dieß Stammbuchblatt zu lesen und beide zusammenzuhalten:"

„Die Männer suchen nur zu gern in jedem dreist begegnenden Blicke den Wiederschein von dem Verlangen ihres „Herzens und ahnen nicht, daß dieser in dem Auge, das „sich zu Boden senkt, am schönsten ruht. — Vergessen „Sie, wohin der Wind, die Meere und das Leben Sie auch „treiben mögen, nicht diese Warnung

Ihrer Freundin C."

„C —" — wiederholte der Polizeichef — „ich weiß Nichts."

„Cathinka!" versetzte Sturm lächelnd. — „Sehen Sie, verehrter Herr und Freund! Es war mir längst auffallend, warum meine Braut — ich darf sie jetzt wohl so nennen — sich eben dies Burschen, den sie doch gewiß nicht kennt und der weit unter ihr steht, so annimmt. Jetzt geht mir ein Licht auf. Sonderbar, wie doch ein scharfer Blick eine leise, sich nicht zu beachtende Fügung der Vorsehung durchschauen kann! Sie erinnern sich gewiß des Abends, als wir jene Mordthat entdeckten. Als wir vom Tische unsers alten Freundes aufgestanden und vor das Haus getreten waren, bemerkte ich, daß die Cousine Cathinka im Hinabhüpfen von der Terrasse an der andern Seite des Hauses ein Papier verlor, ich rief ihr nach, da sie mich aber nicht hörte, und immer weiter fortlief, steckte ich es zu mir, um ihr es nachher zu geben; allein sie erschien nicht mehr; den Tag darauf, — wirklich weit wichtigere Dinge mir im Kopfe herumgingen, aber die schöne Hand hatte meine Theilnahme erregt, fragte ich meine Braut um ihre Wohnung, in der Absicht, ihr das Verlorne selbst zu bringen, denn ich mochte sie nicht gern in den Augen der ernsten Cousine, die schwerlich um ihre leichten Herzensgeheimnisse wußte, compromittiren. Allein Geschäfte zogen mich ab, und ich vergaß es ganz bis heute, da diese Handschrift mir vor die Augen kam. Und jetzt — das Haus, welches sie bewohnt, — sehen Sie, hier habe ich die Nummer bemerkt, befindet sich in derselben kurzen Straße, gewiß sogar in der nächsten Nachbarschaft, wo die Mutter des Seilergesellen wohnt. Er war und ist sogar noch trotz des Einflusses der Kerkerluft ein hübscher Bursche, — gewiß hat sie ihn früher oft gesehen, und nun sein Unglück — Sie wissen, wie mitleidig junge Mädchen sind, besonders wenn Jugend und Schönheit mit in's Spiel kommen! ohne Zweifel rührt die Theilnahme meiner Braut von den Wehklagen der Cousine her, und dieser sieht ein solcher Versuch, die Ueberzeugung der Richter zu verwirren, ganz ähnlich. Ei! sieht man wohl „bei ihrer Seligkeit!" Nun ja, ihre irdische Seligkeit mag wohl dabei implicirt sein!" — fuhr er, sich immer mehr ereifernd, fort. — „Nein! daß die Weiber sich nicht fürchten, sogar in criminellen Sachen zu intriguiren, das ist zu toll! — Ich will selbst zu ihr hingehen, so ganz in der Stille, — denn von der Seite verliert die Sache alle Wichtigkeit, aber geängstigt muß sie werden."

„Nun!" — sagte der Polizeichef lächelnd — „Sie wissen, daß ich gegen Damen immer galant bin, wo ich es sein darf; behalten Sie das Blatt, ich will das Ganze ignoriren, lassen Sie mich aber indessen den Erfolg wissen."

Sturm eilte ohne Verzug nach Cathinka's Wohnung. Die Länge des Weges kühlte sein Blut ab, und gab ihm Zeit, zu erwägen, wie er die Wahrheit am besten auffinden könnte, ja ganz eingedenk seines Versprechens an Auguste, sann er nach, ob nicht selbst dieser Vorfall den Verdacht gegen den Unglücklichen bestärken möchte. Indessen trat er mit einem durchaus freundlichen Lächeln in das kleine Bedienzimmer.

Cathinka starrte ihn neugierig und verwundert an. Er begann mit Entschuldigungen, daß sowohl Geschäfte als Be-

gessenheit ihn abgehalten hätten, ihr ein vor Monaten verlorenes, aber von ihm gefundenes und behutsam aufgehobenes Papier früher als jetzt zurückzustellen, und hielt ihr darauf das Stammbuchblatt hin.

Sie erwiederte keine Sylbe, wurde aber blutroth. — „In der That," — fuhr er fort — „es thut mir leid, und selbst deshalb mag ich es wohl im Anfang aufgeschoben haben, mich von einer so schönen Handschrift zu trennen. Es ist ja doch die Ihrige."

„Freilich habe ich es verloren," — sagte sie entschlossen — „und der Anfangsbuchstabe meines Namens wird darunter stehen, aber geschrieben, — nein! Nun wollte ich Ihnen um die ganze Welt nicht meine Wäschzettel zeigen; zu rechter Zeit bald große und bald kleine Buchstaben hinzuschreiben, habe ich nie im Kopfe behalten können."

„Nicht selbst geschrieben!" — fiel er überrascht ein — „wer hat es denn?"

„Ja das kann ich nicht sagen, das ist ein Geheimniß."

Dieser Umstand verwirrte ein wenig den Doctor und spannte sogleich seinen Scharfsinn; aber bald gefaßt, konnte es ihm nicht schwer fallen, durch Scherze, Schmeicheleien und schlaue Wendungen das arglose Mädchen treuherzig zu machen.

„Nun denn," — platzte sie endlich heraus — „wenn Sie mich nicht verrathen wollen, denn ich habe versprechen müssen, es allen Menschen zu verschweigen, wie unschuldig es auch ist, und ich weiß, daß eine so übertrübene Bedenklichkeit recht nach Ihrem Geschmack ist. Ihre künftige Braut hat es geschrieben."

„Wie? Auguste? unmöglich! Das ist nicht ihre Hand."

„Natürlich! denn sie hat sie mit großer Mühe verstellt."

„Um Gotteswillen, warum? erzählen Sie doch Alles, Alles! Sie haben mich da in eine Unruhe versetzt."

„Ih mein Gott! die Sache ist ja ganz einfach, und da ich doch A gesagt habe, muß ich doch wohl, um Sie zu beruhigen, auch B sagen! — Auguste verdient gar keinen Tadel deshalb, und ich sehe auch nicht ein, daß ich ein Vergehen dadurch begangen, denn ich kann ja doch nicht dafür, daß Eduard, Herr Blank, wollte ich sagen, sich weit mehr an mich, als an die Cousine hielt, die ihm zu vornehm ist und der Sie es gewiß übel genommen hätten, wenn sie ihn freundlich angesehen. Nun auf uns gab Niemand acht, und wir plauderten auch recht gern zusammen; und da mußte ich einmal — Sie wissen ja, wie keck die Seeleute sind, da mußte ich, ob ich wollte oder nicht, ihm versprechen, mich in sein Stammbuch zu schreiben. Nun! ich hätte mich nicht so lange nöthigen lassen, wenn ich nicht gar zu schlecht schriebe, allein da ich nun doch hatte Ja sagen müssen, so bat ich die Cousine, in meinem Namen etwas hineinzuschreiben, und das that sie denn auch, jedoch mit verstellter Hand und nachdem sie das heilige Versprechen mir abgenommen, weder ihm, noch Jemand es zu sagen. Und nun haben Sie häßlicher Mensch mich doch dazu verführt. Her mit dem Blatte, ich will es zerreißen."

„Nein!" — sagte Sturm beklommen — „wenn es sich so verhält, gehört es mir. Schweigen Sie nur immer, ich werde gewiß nicht Fräulein Auguste compromittiren. Aber warum hat er es denn nicht erhalten?"

„Ach! das wissen Sie ja eben so gut, wie ich — weil ich es verloren, und erst unten an der Gartenthür am Strande vermißte, wo ich es ihm geben wollte, wenn er vorüberkäme."

„Unten an der Gartenthüre?" — fragte er schnell. — „Sahen Sie ihn allein? Haben Sie keine andern Leute da bemerkt?"

„Keinen Menschen," — gab sie unbefangen, doch leicht erröthend zur Antwort. —

„Ich eilte auch spornstreichs zurück und er zum Schiffe."

Er verließ sie mit schwerem Herzen. Was, von Cathinka unternommen, er für einen leichtsinnigen, nicht beachtenswerthen Weiberstreich gehalten, erhielt von Augustens Hand ein ganz anderes Ansehen. Er kannte die sittliche Besonnenheit, die strenge Wahrheitliebe seiner Braut, und eine ahnungsschwangere Unruhe beschlich sein Herz. Nun erwog er erst jedes Wort dieses verhängnißvollen Billets. Alles erschien ihm nun von schwerer Bedeutung. — Freilich hatte sie etwas ähnliches geäußert, aber nicht mit einer so zuversichtlichen Betheurung, nicht mit einer so beunruhigenden Bestimmtheit eines andern Thäters erwähnt.

In der That erschrak sie beinahe vor seiner düstern Blässe, als er, gerade nach ihrer Wohnung eilend, sie zum Glück allein in dem Salon traf. Ihre schwermüthige sinnende Haltung fiel ihm nun erst auf.

„Ich komme sehr betrübt zu Ihnen;" — begann er — „habe ich doch versprochen, Ihnen nichts in dieser verwünschten Mordsache zu verheimlichen; sehen Sie nun selbst, was uns zugekommen ist." — Er zeigt ihr den Zettel, sie von der Seite scharf anblickend.

„Nun!" sagte sie ruhig, das schnell durchflogene Blatt zurückgebend — „glauben Sie nicht, daß diese Warnung, die nie hätte nöthig werden sollen, Beachtung verdient?"

„Allerdings! Leider! leider! ahnen Sie nicht, woher sie kommen mag?"

„Der Unbekannte!" — erwiederte sie unbefangen — „hat wohl dafür gesorgt, daß ihn keine Ahnung auswittern kann."

„Doch! Doch!" versetzte er düster — „ich besitze noch ein Exemplar derselben Handschrift." — Er legte schnell das Stammbuchblatt vor sie hin.

Sie fuhr sichtbar zusammen. — „Wie kommen Sie zu diesem Blatte?" fragte sie heftig.

„Verzeihen Sie, Auguste!" — fuhr er erschüttert fort, — „Es ist jetzt in jedem Betracht an mir zu fragen. Sie haben das Letztere geschrieben, das weiß ich — auch das Erstere, das sagt mir ihr Erschrecken."

„Dann täuschen Sie sich — ich erschrack dieses Blatt in Ihrer Hand zu sehen. Ich vermuthete" — —

„Gewiß nicht, daß es Sie verrathen würde. Gestehen Sie nur" —

„Was soll ich gestehen, wo ich nichts läugne. — Wollen Sie aber auch nur ein Wort mehr von mir hören, so sagen Sie mir zuerst, woher haben Sie dieß Blatt?"

Er erzählte ihr den Hergang, nicht ohne Andeutung auf die sonderbare Fügung, und auf seinen Alles durchdringenden Scharfsinn, dem es auch nicht entging, daß ihr Erschrecken, ihre Unruhe mit jedem seiner Worte aufhörte, wogegen eine leise Schwermuth sich wie ein farbloser Trauerflor über ihre Züge legte; hätte er den Grund desselben errathen können, würde vielleicht sein Triumph zum Schmerz geworden sein.

Cathinka hatte ihr also vorgelogen. Eduard hatte das Blatt, worauf und worüber er sich so gefreut haben sollte, nicht einmal erhalten, so war gewiß auch Alles, was die Cousine ihr — von Eduards geheimer Zuneigung, seine Freude, von ihr reden zu können, nur freche Vorspiegelungen gewesen, um dahinter einen geheimen Liebeshandel mit einem Leichtsinnigen zu verbergen. Ihre liebende Angst, ihre quälende Besorgniß wegen eines Lebens, das sie sich geweiht wähnte, waren also nur die Frucht einer dreisten Lüge, die in diesem Augenblick, unter solchen Verhältnissen, wie eine bittere Schmach, ihr Herz zerrissen, und sie, die gutmüthige Bethörte eines ränkevollen Mädchens, vielleicht sogar eines sittenlosen Wildfangs, eines leichtsinnigen Mörders, der seine That verschmerzt, so wie er ihrer albernen Verblendung gelacht hatte, befand sich nun in der demüthigsten peinlichsten Verlegenheit, wegen der Schonung, die ihr gar zu schwaches Herz einem Unwürdigen noch immer angedeihen ließ.

Solche oder wenigstens ähnliche Vorstellungen verwirrten ihre Seele, als Sturm endlich seinen Bericht mit den Worten schloß: „Sie wissen nun Alles, und zugleich wie theuer Sie mir sind. — Vertrauen Sie mir ganz." —

„Gewiß doch nicht so theuer, als was Sie für ihre Pflicht halten," erwiederte sie, sich fassend. „Es soll kein Vorwurf sein, lieber Sturm! denn Gott weiß, nichts ist, nichts soll mir theurer werden, als dem nachzukommen, was mein Gewissen mir zur Pflicht macht. — Ich habe jenes Billet geschrieben — ja — aber auch nichts mehr zu sagen, denn Sie sehen ja selbst, daß es Bitte und Antwort auf alle Fragen zu gleicher Zeit enthält."

„Sie dürfen also des Seilergesellen Antons Unschuld beschwören?" —

„In dieser Sache, ja."

„Und das haben Sie so lange verschwiegen?"

„Würde man meinen Eid zugeben und ihm trauen, ohne mir eine genauere Erklärung abzufordern? — die ich weder geben kann noch will."

„Ich habe Sie nie vorher so kalt entschlossen gesehen, oder mir denken können!"

„Weil Sie mich nie früher in dem Falle gesehen, es sein zu müssen; ich bin ohne es zu ahnen, aus Eifer, einen Unschuldigen vor dem ihrigen zu retten, unglücklicher Weise auf diesen Punkt gekommen."

„Hm!" — sagte er, von diesem Starrsinne verletzt, ohne zu wissen, woran sein Scharfsinn fassen sollte. — „Der Anton ist ein hübscher Bursche."

„Ich habe ihn nie gesehen," — antwortete sie ruhig.

„Und dürfen doch seine Unschuld beschwören?"

„Doch, doch! ich habe jenen Abend von der Garten-Terrasse seinen Rücken gesehen, das Felleisen, das Brot, das Messer, ich habe ihn mit heitrer Stimme ein fröhliches Lied singen gehört. In solcher Stimmung begeht man keinen Mord."

„Allein wenn Anton dennoch ein Anderer wäre, als der, welchen Sie durch die Beschreibung eines ähnlichen Aeußern und Benehmens, für ihn halten, was dann? Zwei Handwerksburschen auf der Wanderung können Beide jeder für sich singen und ihr Abendbrot verzehren; auch ist die Mordstelle so ziemlich von der Garten-Terrasse entfernt." —

„So dürfte ich doch schwören, daß der Verhaftete unschuldig ist." —

„So? also kennen Sie den Thäter?" —

„Nun! — ich habe ihn gesehen!" —

„Und haben geschwiegen?" — rief der Fiscal beide Hände zusammenschlagend.

„Ich bin kein Angeber — unter keinem Umstande werde ich einen Schuldigen verrathen, dessen Vergehen mit dem Tode bestraft werden dürfte — ich würde mir selbst wie ein Mörder vorkommen." —

„Mein Gott! aber die Gesetze."

„Ihnen unterwerfe ich mich willig, aber ich gehorche ihnen nicht, wenn sie mir etwas gebieten, dem mein Gewissen widerstrebt."

„Und vollends, wenn es darauf ankömmt einen Unschuldigen zu retten."

„Sie sehen ja, daß ich mit der ängstlichsten Besorgniß, alles, was in meinen Kräften steht, für ihn thue."

„Sie brauchen ja nur zu sagen, was Ihre Augen gesehen."

„Und dadurch einen verrathen, dessen Schuld mir dennoch ein Räthsel ist, denn" — fügte sie besonnener hinzu — „meine Augen sahen ja nur die äußere That. — Sollt ich jemanden dem richterlichen Schwert überliefern, das immer bereit hängt, dessen Blut zu vergießen, der Blut vergossen hat, da ich doch hoffen muß, daß die Gesetze nicht irgend einem bloßen Anscheine zu Folge das Todesurtheil sprechen, und thun sie es dennoch — über den falschen Scharfsinn der Richter komme das Blut!"

„Sonderbar! ich kann nicht bezweifeln, daß sie den Thäter kennen und sogar genau" —

Sie gab keine Antwort.

„Ich glaube ihr Zartgefühl zu verstehen" — fuhr er schmeichelnd fort. — „Nun wohl, ich gebe es zu; es würde Ihnen und Ihrer Familie unangenehm sein, Sie in eine so verruchte Sache gemischt zu sehen, allein das kann verhütet werden: Vertrauen Sie nur mir. Sie brauchen ja nicht jemanden zu nennen. Geben Sie mir nur einen Wink, einige Fingerzeige. — Ich werde wohl die Spuren dabei zu verfolgen wissen. Sie haben also doch das Aeußere des Mörders bemerkt, können seinen Anzug beschreiben? —

Sie sah ihn starr, erstaunt, empört an. — „O ja" — fiel sie ein — „ er ist von Ihrer Größe und Gestalt, mit einem grünen Frack, dunkelen Beinkleidern, schmal von Gesicht, braunen Auges, scharfsinnigen Blickes, und trägt eine Perücke."

„Mein Gott!" — rief Sturm beinahe erschrocken, — „Sie beschreiben ja meine Person vom Kopf bis zum Fuße?"

„Allerdings! denn wäre es Ihnen gelungen, mein Vertrauen sich zu erschleichen, stünden Sie dann nicht als ein Mörder, der meiner Ruhe, meines Gewissens, vor mir? Warum konnte Jener nicht auch Ihnen ähnlich sehen, ich mich geirrt haben und durch meine Aussage nur ein neues Unheil hervorbringen. Meinen Schwur zur Rechtfertigung eines Unschuldigen wollen Sie nicht annehmen, dürfen Sie den Eid, der jemanden zum Verbrecher stempelt für heiliger halten? Und ich habe ja keine andern Beweise als meinen Eid."

„Ihre Aussage, Auguste! — soll ja nur umsichtige Untersuchungen hervorleiten — nur was Ihre Augen gesehen zu haben glauben."

„Sie haben mich gelehrt vor Ihren Untersuchungen zu schaudern," — fiel sie ihm ins Wort. — Sie meinen ja dessen, was Ihre Augen doch nicht gesehen, gewiß zu sein, ich zweifle sogar an der Wahrhaftigkeit der meinigen. Nein! Meine Augen haben nur in dem Thäter mit voller Uebergeugung den Angeschuldigten **nicht** gesehen; das bin nun bereit zu beschwören, da ich einmal verrathen bin.

„Sie setzen mich in die peinlichste Verlegenheit! Fühlen Sie denn nicht, daß ich, bei der Wendung, die unsere Unterredung genommen, selbst zur Rettung des, wie sie behaupten, Unschuldigen, diese meinen Vorgesetzten nicht verschweigen darf?"

„Sonderbar! und da es darauf ankam, mich zum Vertrauen zu verleiten, versprachen Sie dieß nicht zu mißbrauchen."

„Sie verkennen mich. Ich wollte die mir gegebene Auskunft nur benutzen, dafür sorgen, daß Sie außer der Sache bleiben."

„Und jetzt nicht."

„Wir stehen beide unter dem Gesetze! Jetzt habe ich nur die traurige Pflicht zu erfüllen, die Behörde von Ihrem Meineid mit uns Beiden in Kenntniß zu setzen. O, Auguste! wenn Sie die kleinste Liebe zu mir, nur Mitleid mit mir fühlten, Sie würden mich nicht so entlassen, und so viel von beiden, könnte ich fast sagen, für einen Unbekannten — ach Gott! was weiß ich's — vielleicht zu gut Bekannten." — —

„Nein, nein!" — unterbrach sie ihn heftig in Thränen ausbrechend — „weder Mitleid noch Liebe, ich hasse ihn sogar, denn" — fuhr sie mit größerer Fassung fort, — „seine That hat mich armes Mädchen in eine Verworrenheit hineingebracht, worin nur die Stimme des Gewissens, der Religion selbst deutlich zu mir spricht. — Nein! mit dieser Empfindung von Haß, kann ich ihn noch weniger als früher verrathen; es würde in diesem Augenblick eine unwürdige Rache so vieler qualvollen Stunden sein. Thun Sie, was Sie wollen, verrathen Sie nur nach Ihrer Pflicht die, welche Sie Braut genannt, die vergebens gehofft, Sie zu milderer Gerechtigkeit, zu gerechtem Mitleid zu bewegen. Aber hoffen Sie nicht, daß ich meine Aussage über den Inhalt jenes Schreibens hinaus erweitere, daß ich ein Wort mehr sprechen werde, als die Unschuld des Verhafteten zu beschwören! Es komme über mich von nun an, was es auch sei. — Ich habe meinen Entschluß genommen, mein Gewissen ist ruhig, so bin ich es auch."

„Braut genannt, nur **genannt**," — wiederholte er bestürzt.

„Können Sie denn im Ernst noch an ein Mädchen denken, es lieben, dessen Ansichten von den Ihrigen so verschieden, das etwas Heiligeres, als Ihre Gesetze, die Ihnen das Höchste sei, in sich fühlt; kann ich zu einem Manne halten, ihm vertrauen, ihm gut sein, der nicht ahnungslos, wie jener Unselige, bei diesen Vergehen ich Zeuge gewesen, sondern gefühllos mit einem verletzenden Verhängnisse preisgiebt. Was auch geschehen mag, nicht ich trage die Schuld, sondern ihr engherziger Scharfsinn, Ihr mit Verletzung aller zarteren Gefühle übereifriger Dienstfleiß, der einem unbefangenen schon bei solchem Anblick erregten Gemüthe einen solchen Schrecken einjagte, daß er über den Instinct der Selbstbewahrung die Besonnenheit, die vielmehr dem Verbrecher zu Gebote steht, vergaß, und ihr fast grundlosen Verdachte Gewicht gab, der gar nicht entkommen wäre, wenn Sie mehr an das allgemeine menschliche Gefühl, als an das Böse bei Einzelnen geglaubt hätten; und nun — thun Sie, was Sie nicht unterlassen dürfen."

Die Gemüthsstimmung, in welcher Sturm von ihr ging, ist schwer zu beschreiben. Sie hatte vor ihm eine Energie entfaltet, die er ihr bei ihrem sonstigen sanften Wesen nicht zugetraut hatte, um so mehr empfand er, daß ihr Entschluß unerschütterlich sei, und sah dabei mit schwerer Beklommenheit zum erstenmal ein, daß Auguste rücksichtlich seiner wohl mit Recht ihm vorgeworfen hatte, daß der Fiscal-Eifer ihn zu weit geführt, und nun, da die unbezweifelte Wahrheit, die aus ihrem ganzen Benehmen sprach, ihm seinen Irrthum und die Unschuld des Angeklagten klar vor die Seele stellte, wurde es ihm die höchste Pflicht, diesen aus den eigenen Klauen zu retten, und ein Bedürfniß seines Herzens, sie zu versöhnen. Allein das Erste konnte er nicht erreichen, ohne durch ein Verfahren, das ihm jedoch seine Amtsstellung gebot, sich das Letztere noch schwerer zu machen. — Die Mitwirkung des Vaters in Anspruch zu nehmen, war ja nur dem alten kränklichen Mann, bei dem jeder Schritt nach äußerer Sitte und den geselligen Verhältnissen abgemessen war, und der jedes Aufsehen scheute, eine tiefe Kränkung, der Tochter eine noch schwerere Stunde heraufzuführen, ohne hoffen zu dürfen, ihren Entschluß zu verändern. Es blieb ihm nichts anders übrig, als ehe er den entscheidenden Schritt unternahm, sich dem Polizeichef anzuvertrauen, in dessen Händen die Untersuchungs-Acte, nur eines noch die dahin immer gehofften Geständnisses harrend, ruheten, um dann nach den höheren Behörden eingesandt zu werden; allein dies war ja schon entscheidend. Die unerbittliche Strenge und Pünktlichkeit dieses Mannes ließ ihn zweifeln, daß er Zartgefühl genug besäße, die Großmuth seiner Braut, die ihm klar war, nicht als einen weiblichen Trotz, der Demüthigung verdiente, anzusehen; da tröstete ihn wieder die Rechtlichkeit seiner Gesinnung, die Niemand übel und ihm persönlich wohl wollte. Die neue Beschämung, einem diesem Manne eingestehen zu müssen, daß sein Scharfsinn ihn getäuscht hätte, durfte nicht in Anschlag kommen.

Der Polizeichef kam ihm, als er den folgenden Morgen in dessen Zimmer trat, lachend entgegen, erschrack aber vor seiner Blässe und der tiefen Niedergeschlagenheit, die über seinem ganzen Wesen verbreitet lag. Seine Bestürzung und die besorgte Eile, womit er fragte, was ihm begegnet sei, nahm Sturm für ein gutes Zeichen an. Mit so vieler Schonung und Mildrung, als ihm, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, möglich war,

lachte er ihm den ganzen Vorfall mit. Dieser unterbrach ihn nicht, allein das größte Erstaunen stand auf seinem Antlitz geprägt. Das war ihm während seiner vielen Amtsjahre noch nicht begegnet, daß ein junges Mädchen, und obendrein von einem geehrten Stande sich mit solcher Entschlossenheit gegen die Gesetze und sogar gegen seine Autorität aufgelehnt hatte; die sichtbare Qual seines jungen Freundes vermehrte noch seinen Zorn gegen sie. Er schien nicht so sehr wie dieser von der Unschuld des Verhafteten überzeugt, und hörte nicht ohne Mißbilligung die Selbstanklage des jungen Rechtsgelehrten, der auf augenblickliche Milderung gegen jenen drang; auch gab er in dieser Rücksicht mehr aus Mitleid mit der aufgeregten Stimmung des Fiscals, als aus Mahnung der Billigkeit nach; aber was Auguste betraf, bestand er darauf, nicht nach eigenem Gutdünken handeln zu dürfen, sondern, zugleich auch um jede gehässige Zurechnung von sich zu entfernen, das ganze Verhältniß der höhern Behörde vorlegen und von ihr Verhaltungsbefehle erbitten zu wollen. Von diesem Entschluß ließ er sich nicht abbringen, und übernahm selbst persönlich den Bericht abzufassen. Allein trotz seiner unerbittlichen Strenge war er doch nicht von den Rücksichten frei geblieben, welche selbst den unparteiischen Richter, ob auch gegen seinen Willen, hinsichtlich Leuten von gleichem Stande, mit denen er zu leben gewohnt ist, und deren geselliger Charakter Theilnahme und Schonung einflößt, unwillkührlich in Anspruch nehmen. Nicht bloß seine vieljährige Freundschaft mit Augustens Vater, der einer der angesehensten Kaufleute der Stadt war, sondern dessen Alter und Kränklichkeit, auf welche der Vorfall an sich, der ihm ja nicht verborgen bleiben konnte, höchst erschütternd wirken würde, bewog ihn oft, die Feder langsamer, als gewöhnlich, ihr Amt verrichten zu lassen, und als der Bericht fertig war, diesen rasch entschlossen in die Tasche zu stecken, und von einer augenblicklichen Idee ergriffen, den alten Freund, bevor er jenen fortschickte, zu sprechen.

Der alte Mann hatte von dem Vorgefallenen nicht die kleinste Ahnung gehabt. Zwar war es ihm trotz seines mit zunehmendem Alter immer mehr indolenten Umblicks nicht entgangen, daß bei dem vermutheten Liebesglück der Tochter, doch eine geheime Unruhe ihr Herz drückte, allein eben gestern und heute erschien sie ruhiger und noch sanfter als sonst. Auguste hatte nach der Unterredung mit Sturm sich wirklich wunderbar gefaßt, was sie so lange gequält, die Schuldlosigkeit des Angeklagten war nun heraus; die Folgen für sie ängstigten sie nicht. Ach! der weit bittere Kummer, daß nicht blos Cathinka ein leichtsinniges Spiel mit ihrem Herzen getrieben, denn das war ihr ziemlich gleichgültig, aber daß derjenige, für dessen Sicherheit sie so viel gelitten, sich vielleicht sogar der Verleumdung der Welt preisgegeben, ihrer mit Gleichgültigkeit gedachte, ja sogar im Bunde mit der Cousine sie vielleicht durchschaut hatte und ihren eiteln Wahn belachte, dieser Kummer, mit dessen Gewalt sie immer rang, hielt sie ganz von der ernstlichen Erwägung ab, ob sie dem Vater das Vorgefallene anvertrauen solle, oder nicht. Sie kannte seine scheue Furcht vor der Nachrede der Welt, die sie in stolzem Selbstbewußtsein verachtete, und hegte noch immer die stille Hoffnung, daß der Mann, dem sie sich selbst zum Opfer geweiht, sie vor öffentlicher Verfolgung sicher stellen möchte; dennoch flößten die ahnungslosen ruhigen Züge des Vaters ihr eine Wehmuth ein, die sie noch sanfter gegen ihn stimmte.

Ungeachtet der bei ihm selten leisen und behutsamen Einleitung seiner Mittheilung machte doch diese einen so heftigen Eindruck auf den Alten, daß der Polizeichef nicht bloß bestürzt, sondern selbst dadurch gerührt wurde. Bei seinem abgemessenen Lebenswandel nie in dem Fall gekommen, in Berührung mit der Polizei selbst zu gerathen, eine unbegrenzte Ehrfurcht für die Gesetze hegend, und noch mehr als eine Verletzung gegen sie, die Nachrede der schadenfrohen Welt scheuend, gerieth der Greis in einen solchen Zorn gegen die Tochter, durch die er sich, sein Haus, seinen Namen beschimpft dachte, als hätte sie selbst an dem Morde Antheil genommen. Es gelang nur mit Mühe dem Polizeichef, der freilich diese Stimmung von guter Wirkung auf den Starrsinn der Tochter wähnte, ihn zu beruhigen. Sie wurde gerufen.

Der zu dieser Stunde ungewöhnliche Besuch des doch gefürchteten Mannes und ein Blick auf den Vater, belehrte sie, daß er Alles wußte. — Aber weder die strenge Anrede des Ersteren, noch der aufbrausende Zorn des Letztern, seine Drohung mit Einsperrung, mit Enterbung, ja selbst mit seinem Fluch, vermochten etwas anders als nur ihre Wangen blässer zu machen. Sie setzte dem Sturm ein geduldiges Schweigen entgegen. — Der Zorn des alten Mannes hatte indessen bald ausgetobt. Sein Aufbrausen verlor sich in Thränen des Kummers und des Aergers. Er flehte die Tochter an, seine grauen Haare ohne Schmach ins Grab tragen zu lassen.

Dann erst erhielt sie ihre Sprache wieder. — „Vater!" sagte sie fest, doch mit bewegter Stimme, „gegen Zorn und Drohungen, gegen die Verkennung, die Nachrede der ganzen Welt habe ich Waffen, gegen Deine Thränen keine! Habe Mitleid mit Deiner Tochter! versuche nicht, das einzige, was sie in der ganzen Welt besitzt, wenn sie auf Deine Liebe Verzicht leisten muß, die Ruhe ihrer Seele, die Achtung für sich selbst ihr zu rauben. Wo ist denn die Schmach? Willst Du lieber, daß die Welt sagen soll: die Tochter des wackern Alt. word ist durch eine von dem ehrwürdigen Greise erzwungene Aussage die Angeberin eines dadurch dem Tode Verfallenen geworden, als daß Wenige sagen mögen: das muthige Mädchen hat lieber Alles, was die Menschen sonst scheuen, über sich her gehen lassen, als die Stimme ihres Gewissens zu überhören. Gedenke, daß meine verewigte Mutter in Deiner Gegenwart mir eingeschärft hat, in allen zweifelhaften Fällen, wo ich zwischen meiner Ueberzeugung und der Meinung Anderer schwankte, die erste entscheiden zu lassen. Ich kann nicht anders, Vater! Vielleicht bin ich im Irrthum. Laß mich denn den Irrthum büßen, und der Strafe verfallen sein, welche die Gesetze über den Ungehorsam verhängen. Sie vermögen nicht über meinen Willen zu schalten, laß ihnen dann das traurige Recht, es mit ihrem Opfer zu thun.

Sie waren Beide, noch ehe sie es bemerkten, allein geblieben. — Der Polizeichef, sei es nun aus Ueberzeugung nichts anders ausgerichtet zu haben, als die Herbeiführung eines herzzerreißenden Auftritts, oder sei es aus Rührung und Reue darüber, hatte sich in der Stille fortgeschlichen.

Der Vater fühlte sich gegen seinen Willen erweicht, und das Verschwinden seines ihm so gut beistehenden Gehülfen hatte ihn wehrlos gemacht. — Er zog die Tochter mit beiden Händen zu sich, auf seinen Schooß hin, und sagte wie für sich selbst immer lauter. — „Ja! das hat freilich die Mutter gesagt — das Gewissen — Hm! ja aber auch seine Stimme kann verwirren; eigne Begriffe, eigner Wahn können sie unsicher machen; glücklich das Kind, das erfahrne Eltern besitzt — überlasse denn, meine Tochter! die Ruhe und Beruhigung Deines Gewissens Deinem ältesten und treuesten Freund; eröffne ihm ganz Dein Herz, damit er es rathe und leite, vergiß nicht, daß Du demjenigen, unter dessen Vormundschaft Du noch immer stehst, eben so gut wie Gott Rechenschaft über Dein Benehmen schuldig bist; nenne wenigstens ihm jenen Unglückseligen und gönne ihm die Beruhigung, daß kein tadelnswerther Grund Deinen Entschluß hervorgebracht habe. Kannst Du dafür bürgen, daß nicht die böse Welt schon jetzt, und vielleicht noch mehr, wenn einst die Wahrheit ans Tageslicht kommen möchte, in Deinem Schweigen eine geheime Liebschaft wittern möchte."

„Habe ich mich nicht" — erwiederte sie ruhig — „noch vor kurzer Zeit mit Deinem Willen einem wackern Manne verlobt? Würde ich es gethan, ihn getäuscht haben, wenn eine unerlaubte Neigung mich zu diesem Verschweigen bestimmt hätte?"

„Nun so nenne mir den Thäter! Lieber will ich Dir im Voraus versprechen, jeder Anmahnung zu widerstehen, als das peinliche Gefühl nähren, daß meine Tochter mir nicht vertrauen darf, oder sich scheut, es zu thun!"

„Vater!" — rief sie zögernd, — „es wäre schrecklich, wenn Du — Nein!" — unterbrach sie sich bestimmt, — „dürfte ich auch bei so verschiedenen Ansichten mich auf Dein Versprechen verlassen, würde ich doch dadurch Deine alten Tage, Dein noch gesundes Gemüth dem ungeheueren Kampf zwischen Deinem gewissenhaften Worte und den Ansprüchen der Gesetze preisgeben; das darf ich nicht, laß mich allein den Zufall büßen. Es würde die letzte Ruhe in meiner Seele in eine stete Angst verwandeln, die ich nicht aushalten könnte. Siehe! ich kenne Deine Rechtlichkeit und Deine Liebe zu mir, guter Vater! Du wirst mir es selbst nachher danken, nicht ein Versprechen angenommen zu haben, daß Du vielleicht nicht Stärke genug haben würdest, zu halten, und dessen Verletzung mir und Dir eine ewige Reue kosten würde."

Der Vater winkte ihr düster und schweigend ihn zu verlassen.

Wir wollen eine lange qualvolle Zeit nur kurz berühren. Der Polizeichef sandte seinen Bericht, nachdem er ihm den Fiscal mitgetheilt, und dieser ihn zu seinem Erstaunen noch glimpflicher, als er sich selbst zugetraut ihn abfassen zu können, gefunden hatte, zur Regierung ein, doch noch immer, wie er sich ausdrückte, über das überspannte Mädchen höchst erzürnt. Sturm faßte in seiner bangen Besorgniß diesen Ausdruck schlau und klug auf. — Er sah nur zu gut ein, daß die öffentliche Meinung der neuern Zeit eine Richtung genommen hatte, die weniger als früher die Behörde stimmen möchte, bei einem Falle, der dem öffentlichen Aufsehen doch nicht völlig entzogen werden könne, das gesetzwidrige Verfahren eines Mitgliedes der höhern Klassen, wäre es auch wie hier aus einer vielleicht zu einseitigen Großmuth hervorgegangen, ungerügt zu lassen, und in der pein-

lichen Ungewißheit wegen der möglichen Folgen mußte er auf jedes Mittel bedacht sein, das eine günstigere Wendung versprach.

„Ja! wohl überspannt — eine völlige Ueberspannung, wenn nicht Zerrüttung des Geistes," — erwiederte er — „erst in diesem Augenblick fällt mir durch Ihre Ansicht ein Umstand auf, der bei so vielen andern Bedenklichkeiten mir entfallen war, und wenigstens auf eine fire Idee deutet, ja wer weiß, ob nicht sogar ihr Wissen um den Mörder nur eine fire Idee ist, die das Schrecken über einen in ihrer Nähe, vielleicht vor ihren dunkelnden Augen begangenen Mord leicht hat erzeugen können. Ich drang in sie, mir Auskunft über den Thäter zu geben; lange wollte sie es nicht, vielleicht weil sie es nicht konnte, zuletzt beschrieb sie mir — mich selbst im vollen Ernste. — Mein Gott, jetzt seh ich ihr Betragen in einem ganz andern Lichte."

„Reden Sie auch wahr?" — fragte der Polizeichef betroffen.

Sturm betheuerte die Wahrheit dieses Umstandes, wie er auch konnte. — „Sie wissen, wie lieb ich das Mädchen gehabt und noch habe," — fuhr er fort. — „Gestatten Sie mir im Verein mit ihrem Vater Maßregeln zu nehmen, wodurch sowohl für ihre Gesundheit, als Entfernung von unberufenen Zeugen gesorgt, und vielleicht die, von den Behörden in Erwartung stehende Entscheidung bestimmt werden könnte."

Der Polizeichef ging vorläufig auf diese Ansicht ein, und nachdem Sturm, durch sein thätiges Treiben es erreicht hatte, daß die Lage des Seilergesellen in dem Grade erleichtert wurde, daß er sich sogar auf eine bevorstehende Lossprechung freuen durfte, eilte er ohne Verzug zu Augustens Vater, dessen Zorn gegen die Tochter, die durch ihre fortdauernde Entschlossenheit der ihr gelegten Falle glücklich entgangen war, bei seinem Anblick aufs neue aufbrauste. Auch hier gelang es dem jüngern Freunde, dessen vorhergehende Amtsstrenge seiner angebornen Gutmüthigkeit plötzlich wieder gewichen war, den alten Mann, der so ganz das gewohnte Gleichgewicht seines ruhigen Gemüths verloren hatte, und es für seine Pflicht als Vater und Staatsbürger hielt, die verletzten Rechte des Gesetzes an der Widerspänstigen zu bestrafen, seinen Ansichten zugänglich und ihm einleuchtend zu machen, daß der Anschein einer Gemüthskrankheit, deren Symptome in dem Starrsinn seiner Tochter gesucht werden dürften, die neugierige Welt über ein ihren Ruf leicht verletzendes Motiv, am besten täuschen könnte. Der Alte ergriff um so lieber dies Mittel, weil die seiner Gewissenhaftigkeit zufolge nothwendige Beraubung ihrer Freiheit, die er trotz aller Gegenvorstellungen mit strengem Ernst vollzogen wissen wollte, von selbsten daraus hervorging. Doch erlaubte er dem Bräutigam in Person — und mit Versicherung von der Rückkehr seiner väterlichen Liebe, sobald sie nachgeben würde — ihr zu verkünden, daß sie nicht mehr ihr Zimmer verlassen dürfte.

Auguste vernahm diesen Befehl mit größerer Ruhe, als Sturm ihn auszusprechen vermochte, und nahm ihn sogar dankbar auf. Sie schlug es aber, obgleich der Vater es gestattet hatte, bestimmt aus, ihren Verlobten mehr zu sehen, bis eine entscheidende Veränderung in ihrem Verhängnisse eingetreten wäre, und nahm nur die von Sturm ausgewirkte Begünstigung, daß dem alten Brenner, der seit mehr als dreißig Jahren im Dienste des Hauses gestanden, und das Vertrauen seines Herrn völlig besaß, gestattet werden dürfte, sie an einer beliebigen Stunde, Abends oder Morgens, während welcher ihr Zimmer ausgelüftet wurde, auf einem einsamen Gange in dem Garten zu begleiten, dankbar an. Der Vater blieb seinem peinlichen Entschlusse treu, sie nicht mehr sehen zu wollen. Sturm hatte ihm indessen, mit völliger Verläugnung des frühern Stolzes auf seinen Scharfsinn, seinen Antheil an dem Geschick des Angeklagten und dessen mehr als wahrscheinliche Unschuld gebeichtet, und so überedete er leicht diesen wackern Mann, dem die Verpflichtung, die Verschuldung der Tochter gegen jenen und die Gesetze zu vergüten, schwer am Herzen lag, mit Beistimmung des Polizeichefs, der auch dadurch eine öffentliche Vorbereitung auf Antons völlige Befreiung ausgesprochen sah, folgende Aufforderung in die Zeitungen einrücken zu lassen:

„Da die vorhandenen Anzeigen zu Verdacht, gegen den, als der an weiland Seefahrer Martin Rogg verübten Mordthat beschuldigten Anton Burg, von der Natur sind, daß sie eben so wenig eine volle Ueberzeugung von diesem Verbrechen darlegen, als seine Lossprechung gestatten können, hat ein vermögender Mann, der indessen nicht wünscht genannt zu werden, von der Lage dieses unglücklichen jungen Mannes bewogen, die Summe von 5000 Thaler bei dem Gericht niedergelegt, welche demjenigen ausbezahlt wird, der entweder den wirklichen vielleicht noch unbekannten Thäter ausfindig machen, oder auch nur Spuren angeben kann, die zu einer völligen Aufklärung jenes betrübenden Vorfalls führen möchten."

Nicht die kleinste Kunde von dieser Anzeige drang zu Augustens Ohren, eben so wenig wie die unheimlichen Gerüchte, die mit aller Uebertreibung boshafter Verleumdung, zum größten Schmerz ihres Bräutigams, sich auf ihre Kosten erst in der Nachbarschaft, später in der Stadt verbreiteten; und so wurde der strenge Befehl des Vaters, ihr von allen Vorgängen sowohl außer- als innerhalb des Hauses nichts mitzutheilen, eine große Wohlthat für sie, obgleich seine Absicht war, durch Langeweile und Beängstigung, — so wie es der Polizeichef in seinem Bezirk durch andere Mittel versuchte — sie mürbe zu machen. — Bücher und Schreibzeug waren ihr nicht verweigert; allein die Stunde ausgenommen, wo sie, wie auch die Witterung war, in Begleitung des alten Dieners, den öden Garten durchstrich, sah sie keinen Menschen. Sie schien gefaßt, ergeben, sogar heiter zu sein; doch nagte bei der völligen Unbekanntschaft mit allem, was außerhalb ihrer vier Wände vorging, eine schwere Besorgniß an ihrem Herzen. — Viele, viele bange Monate waren seit jener unglücklichen Stunde und Eduards Abreise vergangen; die Zeit, wo er zurückerwartet werden konnte, rückte allmälig näher, doch noch lange vor dieser ängstigte sie der Gedanke, welche Gerüchte, sie betreffend, seiner harrten, wie er die Gefangenschaft eines Schuldlosen, den sie doch schon im Grunde für gerettet annehmen dürfte, ertragen würde. Ihr des Leichtsinns, des Jähzorn, deren sie sich berechtigt glaubte, ihn anklagen zu müssen, fühlte sie sich doch überzeugt, daß im Grunde seines Gemüths etwas Besseres und Edleres wohnte. sein Seelenvolles Auge konnte unmöglich so sehr täuschen. Dazu konnte nicht sein Gewissen, so bedrohende Verhältnisse, ihn führen. Wie gern hätte sie ihn vor jeder Unbesonnenheit warnen mögen; allein was konnte sie thun, ohne ein Geheimniß, das alle ihr gern entrissen hätten, preiszugeben. Zwar durfte sie auf die Anhänglichkeit des alten Brenner bauen; aber dieser hatte, des Befehls seines Herrn eingedenk, ihr nicht die kleinste Anzeichen, von dem was um sie her vorging, gegeben, selbst nicht einmal ihre einzige Frage nach der Gesundheit des Vaters geradezu beantwortet. Wenn er nun auch hätte versprechen müssen, zu verrathen, was sie ihm anvertrauen möchte? — Doch nein! dazu kannte sie ihn zu gut; doch mußte sie ganz davon überzeugt sein. Zum erstenmal gab sie ihm Anlaß zu erklären, daß es ihm verboten sei, auch ihre kleinste Neugierde zu befriedigen.

„Aber wenn ich Dir nun etwas anvertraute, würdest Du, könntest Du mich verrathen?" —

„Nein!" erwiederte er. „Ich würde sogar jeden Ihrer Aufträge erfüllen, der nicht gegen meine Pflicht ist. Mir ist nur das tiefste Schweigen über Alles, was außerhalb Ihres Zimmers vorgeht, empfohlen."

„Gut! Ich habe Dir etwas zu vertrauen, aber ich sage Dir zugleich, der kleinste Verrath würde mich tödten."

„Nur Schweigen ist mir geboten, und Sie wissen, daß ich schweigen kann."

„Es war mir Jemand sehr theuer! ich werde ihn nie mehr sehen. Meine Verlobung mit dem Doctor Sturm gebietet mir es; allein ich bin ihm und mir eine Rechtfertigung schuldig. Willst Du ihm ein Blatt von vier Zeilen übergeben? Du kennst mich, und hältst mich gewiß eines, meiner unwürdigen Schrittes nicht fähig."

„Ich werde es thun, aber Antwort, sei es schriftlich oder mündlich, werde ich Ihnen nicht zurückbringen; das habe ich geschworen; können Sie damit zufrieden sein?"

„Ja! Selbst Du sollst außer allem Verdacht bleiben, ich gebe Dir ein versiegeltes Blatt ohne Aufschrift und schreibe ohne Inhalt; darfst Du bei Deiner Seligkeit mir schwören, einem, den ich Dir nennen werde, den aber Du nie nennen darfst, es mit der Zumuthung zu übergeben, daß er es in ein Kohlenfeuer halte, dann wird die Schrift sichtbar? — Ich schwöre Dir eben so heilig, daß es nur die Bitte um ewige Verschwiegenheit unsers früheren Verhältnisses enthält."

„Ja, Fräulein! ich darf und will es," — gab er zur Antwort; „Ich kenne Sie ja so gut, und fühle, daß Sie unverdient, Gott weiß um was, leiden. So wahr ich hoffe einst selig zu werden, Sie dürfen mir trauen!"

Den folgenden Tag reichte sie ihm ein, dem Anschein nach ganz weißes Blatt, das sie in seiner Gegenwart versiegelt hatte, mit den Worten hin: „Es gilt mein Leben, Alter! — selbst meine ewige Ruhe ist hin, wenn Du mich täuschest! Du mußt Dich durch mein Zutrauen geehrt fühlen. Soll ich Dir nun den Namen nennen, darfst Du ihn hören."

„Ja, Fräulein!"

„So übergieb es Eduard Blank," — flüsterte sie ihm in der öden Einsamkeit dieses Theils des Gebäudes, — „sobald er angekommen ist, aber ohne Zeugen, und bedeute ihm, wie er damit verfahren soll. Und nun nichts mehr davon." —

Auch erwähnte sie dieses Gegenstandes nicht mehr. Nur einmal, nach Verlauf eines ganzes Monats, fragte sie ihn mit spähenden Blicken, kurz und schnell: „Ist Eduard zurück?"

Schweigend zog er ein kleines Taschenbuch hervor und zeigte ihr das versiegelte Blatt.

„Gottes Segen über Dich, Alter!" — sagte sie rasch. — „Du hast mich verstanden; nun bin ich ruhig."

So gingen wieder Monate hin. Der Polizeichef hatte von der höheren Behörde längst Antwort erhalten, die zwar auf Gefängnißstrafe, bis das verlangte Geständniß erzwungen wäre, erkannte, indessen, von einem spätern Wink aufmerksam gemacht, hinzufügte, daß sie, weil der Gesundheitszustand eines wahrscheinlich kranken Gemüths Rücksicht erfordere, es ganz seinem Gutdünken überließe, die Pflege der Gerechtigkeit mit der Familien-Ehre und Menschlichkeit in Einklang zu bringen. Und da nun überhaupt das strenge und gewissenhafte Verfahren des Vaters ganz nach dem Sinne dieses Beamten war, der außerdem bei der kleinsten Wahrscheinlichkeit sich in seinem Herzen geneigt fühlte, einen so fortdauernden Starrsinn einer fixen Idee zuzuschreiben, begnügte sich dieser, jenen ein namhaftes Capital als Bürge für die Anwesenheit der Tochter stellen zu lassen.

Schon lange vorher hatte Sturm aus Furcht, daß Cathinka's Unbesonnenheit bei ihren Verhältnissen zu der Altwordischen Familie ihr Anlaß geben möchte, die zu befürchtenden Gerüchte nur verworrener zu machen, sich vorgenommen, einen nochmaligen Besuch bei ihr abzulegen, um solchem vorzubeugen! Sie hatte ihn aber mit Thränen und bittern Vorwürfen über seinen Verrath empfangen, dem sie einen schriftlichen, alle Verbindung aufhebenden Verweis von der Cousine zu verdanken gehabt, der in so bittern und auch dunkeln Ausdrücken, die auf eine Geistesverwirrung schließen ließen, abgefaßt war; zeigen wollte sie ihm diesen indessen nicht, er verließ sie daher beruhigt; erst später erfuhr er, daß sie selbst aus ihren kleinen Mitteln dem Verhafteten Unterstützungen, und zwar auf eine Weise zukommen ließ, die er so wie früher einer gar zu rücksichtslosen Neigung zuschrieb.

Indessen führten günstige Winde das Schiff, das Eduard trug, im raschen Fluge der Heimath zu; — aber nicht blos günstige Winde ließen ihn in weit kürzerer Zeit, als bei einer Fahrt nach Indien gewöhnlich ist, diese zurücklegen, sondern das Glück hatte ihn auch sonst begünstigt; eine kurze Krankheit hatte gleich nach der Ueberfahrt den Chef des Schiffes in's Grab gelegt: er kehrte als Capitain zurück, und durfte von dem Wohlwollen seines Rhederes hoffen, diese Stelle zu behalten. Leise Sehnsucht, freudige Ahnung bewegten sich in seinem Herzen, in seiner Brust wohnte keine Reue; wir scheuen uns nicht, dies zu gestehen, selbst auf die Gefahr hin, daß der Leser den Mangel daran tadelhaft finden möchte; allein um ihn deshalb, wenn auch nicht zu rechtfertigen, so doch zu entschuldigen, wollen wir nicht länger verschieben, jenes Ereigniß und den Eindruck, den es auf ihn hervorgebracht hatte, vorzutragen.

Cathinka hatte der Cousine nichts vorgelogen, den Umstand ausgenommen, daß sie des verlornen Stammbuchblatts als abgegeben erwähnte. Die vertrauliche Stellung, bei welcher Eduards Arm sie umschlungen gehalten, war wirklich nur durch die Eröffnung hervorgebracht, daß es ihr ohne Mühe gelungen wäre, Auguste zu überreden, in ihrem Namen einige Zeilen für sein Stammbuch zu schreiben, und der Kuß war ein Ausdruck seiner Freude, daß sie es mitgebracht hatte. Hätte Auguste nur etwas länger hingeblickt, würde sie gewiß Cathinka's Verlegenheit und seinen beinahe stürmischen Verdruß wegen des nun plötzlich vermißten Blattes bemerkt haben. Unter bittern Vorwürfen von seinen, und gutmüthiger Abbitte, die doch einer Neckerei nur gar zu ähnlich sah, von Cathinka's Lippen, waren sie bis an die nur angelehnte Gartenthüre gekommen, als ein halbbetrunkener zerlumpter Kerl, laut lachend, nahe an Cathinka vorüberschlich, und ihr unter das Kinn griff. Sie fuhr lautschreiend zurück. Eduard trat zwischen Beide, sah ihn scharf an, und erkannte ihn beim ersten Blick. Es war ein Matrose, der mehrmals unter ihm, als er noch zweiter Steuermann gewesen, gedient hatte, und wegen seines boshaften Charakters, der trocknen Neckerei, wodurch er seinen Obern zu reizen, dieser jedoch im nüchternen Zustande in dem Augenblicke, wo ihr Zorn losbrach eine solche Wendung zu geben wußte, daß sie ihm nichts anhaben konnten, verrufen war; besonders bediente er sich dieser Eigenschaft gegen diejenigen, die zufolge ihres Amtes sich befugt sahen, auf eine handgreifliche Weise seine Faulheit und Völlerei zu bestrafen; dies war nicht allein der Fall mit Eduard gewesen, sondern dieser hatte, da er von seiner Unverbesserlichkeit überzeugt war, sich, trotz seiner dringendsten Bitten, seiner Anstellung auf dem Schiffe, auf dem er diente, widersetzt, und sogar Andre vor ihm gewarnt. Der Matrose hatte ihm gerade zu ganz trocken blutige Rache geschworen, und Eduard, sich selbst vertrauend, nur dazu gelacht. Jetzt sah er ihn seit mehr als einem Jahr zum erstenmal wieder; — „Du wünschest wohl" sagte er ruhig — „daß ich Dir das Gewicht meines Arms noch einmal fühlen lasse." —

„Ei Steuermann, so böse meint er es nicht" — entgegnete er hämisch — „Ob er sich auch besser dünkt in der feinen Jacke da, will er doch wohl deshalb nicht, daß ich Respekt vor einer Hure haben soll, weil sie ein seidnes Fähnchen trägt." —

Das heiße Blut in der schon aufgeregten Brust des jungen Mannes, schoß ihm nach dem Kopfe. — Er zeigte Cathinka mit der linken Hand die Gartenthüre, indem er mit der Rechten dem Unverschämten eine Maulschelle gab, daß er zurücktaumelte. Mehr hatte das Mädchen nicht gesehen. Sie flog durch die Thüre, warf sie hinter sich ins Schloß, und lief immer fort, in diesem Augenblick nicht an Eduard, nur an den Schimpf denkend, der sie betroffen hatte, und ihr noch bevorstand, wenn irgend Jemand unbemerkt Zeuge dieses Auftritts gewesen.

„Ei, schlägst Du," — rief indessen der Matrose wüthend, „dann will ich Dir zeigen, daß ich noch besser zu treffen weiß." — So schnell, daß erst das Blinken des Stahls dem Gegner sein Messer gewahren ließ, drang er auf diesen ein. Allein Eduards stärkerer Arm verfehlte mit einem sichern Griff nicht den seinigen und bog diesen so gewaltsam zurück, daß er ihm leicht mit der andern Hand das Messer entreißen konnte.

„Du verdientest" — rief er „daß ich Dich auf der Stelle niederstieße." „Thue es" sagte der Matrose kalt sich vor ihn hinstellend. „Hier stehe ich! thue es, so habe ich doch das Plaisir Deinen Kopf auf den Block zu spediren. Was liegt mir an dem Leben, Du hast mich ja um Alles gebracht. Du darfst nicht? dacht ich's doch. — Ha! ja! gehe nur, ich werde doch den Faustschlag bezahlt bekommen. Das soll mir nicht schwer halten. Du denkst wohl, daß ich nicht weiß, wem dieser Garten gehört, und wessen Tochter die Dirne ist, die da hineinschlüpfte. — Nun, wenn es ihr größeres Vergnügen macht, sich von den Leuten ihres Vaters verstohlen kirren zu lassen, als mit seinen Gästen zu verkehren, so muß sie auch dessen Schweigen bezahlen, der sie ertappt."

„Schurke! Du wagst!" — rief Eduard außer sich.

„Nun! stoße nur zu! warum thut Er es nicht, Steuermann! Er kennt mich ja, vom Grund aus, meint er, tauge ich ja gar nichts. — Ich will auch nichts taugen. — Die Gartenhecke — Bach — da bin ich leicht hinüber; — was wetten wir, sie wird doch ins Freie herabkommen, um nach seinem Schiffe zu sehen. Gehe er getrost an Bord. Ich werde ihr seinen Gruß bringen; dafür giebt sie gern einen goldnen Fuchs. — Entgehen soll sie mir nicht — ich dringe bis zu ihrem Zimmer hinauf. — Sie soll mir bezahlen, was er mir schuldig geblieben."

Eduard vermochte nicht länger an sich zu halten. „Niederträchtiger!" — rief er außer sich, ihn derb schüttelnd. „Wenn doch Jemand käme, damit ich Dich der Wache übergeben könnte." —

„Es ist niemand da," — lachte der Matrose, „und Er mich verhaften, warum denn Freundchen? Will er den Leuten vielleicht sagen, daß ich das große Verbrechen begangen, ihn mit einer vornehmen Liebsten zu überraschen. — Das kann ich selbst sagen — oder was willst Du mir geben, wenn ich es nicht sage. Gieb mir zehn Ducaten, so verspreche ich Dir — Deine — genug gesagt — nicht um Geld anzureden, und ich halte es, so lange die zehn Ducaten halten. —

Eduard, der wohl wußte, daß der Bursche zu Allem fähig, und an das Entsetzen, die Ehre, die Beschimpfung Augustens, deren mit Cathinka's nur zu ähnliche Gestalt ihm jetzt auffiel, denkend, vor der Schande zitterte, die sein Name aus diesem Munde über ihn selbst und über sie verhängen würde, schwankte einen Augenblick. „Bube!" fiel er ihm unbesonnen ins Wort, „wenn ich Dir trauen könnte — doch nein!" fügte er schnell hinzu, als ihm die letzten Worte deutlich wurden.

„Ist auch nicht nöthig," — war die Antwort. „Nun bin ich meiner Sache gewiß! wenn Du mir noch hundert Ducaten geben würdest, sollen doch die Küsse, die Du bekommen, mir eben so viel einbringen."

„Nein!" — rief Eduard, dem das Blut durch alle Pulse flog, „das sollen sie nicht! gegen wüthende Hunde giebt es nur ein Mittel und Du bist giftiger als sie." Mit den letzten Worten, noch ehe er sich der That seiner Hand völlig bewußt war, hatte das Messer darin die Brust des Eigenthümers getroffen, und ein rascher Stoß ihn selbst von dem eben nicht hohen Uferrand, wohin sie unter dem Streit gerathen waren, rücklings hinabgeworfen. Er wußte, daß er gut getroffen hatte, warf ihm das Messer nach, so weit hinaus, als es seine Kraft vermochte, und setzte, das Blut noch in allen Adern kochend, eilends seinen Weg fort. Sobald er indessen in der Ferne den am Boote stillhaltenden Wagen erblickte, suchte er sich zu fassen und seinen Anzug wieder in Ordnung zu bringen. Er fürchtete Nichts für sich. Er fühlte seine That so natürlich und gerecht, daß er gern der ganzen Welt den Vorfall hätte erzählen mögen, allein er fürchtete, daß entweder das Schiff durch seinen Bericht aufgehalten, oder er selbst verhindert werden möchte, mit demselben

abzugehen, und außerdem — und dies Bedenken hielt ihn am meisten zurück, wie konnte er vermeiden, die seinetwegen unbesonnene Cathinka preiszugeben, und Augustens Namen in einem Prozeß zu erwähnen, der zu seiner Rechtfertigung treu durchgeführt werden mußte. Selbst das ungeduldige Treiben des Kapitains ließ ihn kaum zu Worte kommen, und bevor er noch mit sich selbst einig werden konnte, stieß das Boot ab. Wie sehr es ihm um Ruhe und einsame Ermunterung Noth that, er kam doch nicht dazu. Es war bei der Abfahrt Vieles zu ordnen, und kaum war er damit fertig, als der Lootse an Bord kam, der Wind war günstig geworden, und die Anker wurden in den mondhellen Nacht gelichtet. Aber auch jetzt da ihm Muße zum Nachdenken wurde, füllte keine Reue seine Brust, und Gefühle bewegten sich darin, als hätte er durch diese That nicht blos die Ehre und Ruhe des ihm theuersten Wesens gerettet, sondern auch die Erde von einem schädlichen Unthier befreit. — Es stieg — möge man ihm auch verdammen, wie worden nicht die Wahrheit verschleiern — es stieg, wenn er an dieses Ereigniß zurückdachte, nur die Besorgniß in ihm auf, daß er doch nicht ganz getroffen hätte, und Auguste noch vor seiner Zurückkunft dennoch einer widrigen ihrem Ruf befleckenden Verfolgung bloßgestellt werden könnte; an die Gefahr, die durch das Leben eines so boshaften Feindes für ihn selbst entstehen möchte, dachte er gar nicht; er glaubte sich, wenigstens damals, seines innersten Rechtes zu sehr bewußt zu sein.

Mit diesem Gedanken verließ er Europa's Küsten, mit demselben Gefühl kehrte er zurück. Es war als stände ihm Auguste seit dieser That viel näher; er fühlte seine Liebe durch sie gereift und gekräftigt; auf die ihrige vertröstete ihn kaum die Hoffnung, wiewohl sie, das hatte Cathinka wenigstens betheuert, auf die leiseste Hindeutung von dieser, sich selbst angeboten hatte, an ihrer Statt auf jenes Blatt zu schreiben. Was hätte er nicht gegeben, um diese Zeilen gelesen zu haben. Cathinka wollte sie so vielsagend finden, und doch hatte das leichtsinnige Mädchen sie vergessen. Durfte er indessen auch noch nicht auf ihre Zuneigung bauen, so empfand er doch jetzt größeren Muth in sich, sich darum zu bewerben, besonders jetzt, da das Verhängniß ihn auf einen Posten erhoben, der ihn allerdings ihr näher brachte und er auch nicht ohne alle Mittel war, sich eine noch größere Unabhängigkeit zu sichern.

Mit jeder Meile, die er zurücklegte, nahm seine Sehnsucht zu. Da erhob sich plötzlich, so wie er in den Kanal eingelaufen war, ein orkanähnlicher Sturm. Sein Schiff stieß mit einem andern, trotz der größten Anstrengungen einander auszuweichen, zusammen, und beide wurden so beschädigt, daß sie in dem nächsten Hafen einlaufen mußten. — Das andere Schiff kam von dem Orte her, wohin Eduards Bestimmung führte, und der ausgesegelte Capitän theilte dem Heimkehrenden ein mitgenommenes Paket Zeitungen mit, die vielleicht doch einige Neuigkeiten enthielten, die den so lange Abwesenden, wenn auch nicht befriedigen, so doch unterhalten konnten, da er selbst darum arm war.

So wie Eduard in der ersten einsamen Stunde in diesen blätterte, fiel ihm, dem ganz ahnungslosen, plötzlich und zwar meinmend möchten wir sagen, in einigen durch größere Buchstaben ausgezeichneten Zeilen, der Name seines einzigen Feindes auf. Es war die früher erwähnte Anzeige. Auf einmal war es mit seiner stolzen Freude, seinen frohen Hoffnungen, seiner Zuversicht aus. Er hatte zuviel an die mögliche Rettung des Niedergestoßenen mit Unruhe gedacht; diese Anzeige beruhigte ihn zwar darüber, aber erregte zugleich in seinem Herzen eine Empfindung, deren quälende Bitterkeit seine Brust nie gekannt hatte. Daß ein Preis auf die Entdeckung des Mörders gesetzt sei, kümmerte ihn nur wenig, aber daß ein Schwert drohend und entblößt seinetwegen über dem Haupte eines Unschuldigen noch immer schwebte — der Gedanke war ihm nie eingefallen und schmetterte ihn zu Boden. Wird es nicht den strengen Leser ein wenig mit unserm Freund versöhnen, wenn wir versichern dürfen, daß alle seine Empfindungen, sein größtes Bedürfniß, ja selbst seine unduldige Sehnsucht von nun an nur auf den Augenblick gerichtet war, wo er jenen Unglücklichen rechtfertigen könnte. Er konnte bei seinem heftigen Charakter den Unmuth, der in seinem Herzen wurzelte, nicht verbergen, aber unbekannt mit Allem, was einer Kleinmüthigkeit ähnlich sah, versuchte er Herr seiner selbst zu werden und entschuldigte die sichtbare Veränderung, die mit seinem ganzen Wesen vorgegangen war, und dessen früheren Frohsinn er weder äußerlich noch innerlich hervorrufen konnte, mit einem körperlichen Uebelbefinden, das um so glaubwürdiger schien, da es Augenblicke gab, wo er mitten unter einem wichtigen Geschäft auf einmal zerstreut und abwesend erschien.

Endlich erreichte er die Mündung des ersehnten Stroms; der Lootse kam an Bord. Hatte es auch jede Anregung einer seinem Herzen nicht mehr schmeichelnden Liebe zurückgedrängt, so fühlte er sich doch gedrungen, selbst seiner Stelle wegen, nach seinem Rheder zu fragen. Es konnen ja die Lootsen alle großen Kaufleute wenigstens dem Namen nach.

„Herr Altwood?“ — wiederholte dieser — „Ei nun! Er kränkelt mehr als früher, heißt es; seit der Geisteskrankheit seiner Tochter bekommt unsereiner ihn gar nicht mehr zu sehen.“

„Seiner Tochter? — wie so?“

„Hm! man weiß ob auch etwas Wahres daran ist. Es wird so Vieles erzählt: Hat er sie ja doch in seiner Wohnung bei sich, und nicht im Irrenhause. Viele wollen meinen, wenn sie nicht unter die Vornehmen gehörte, und der Vater so reich, müsste sie an keinem von beiden Oertern sein, sondern vielmehr in dem Stadtgefängnisse, in dem nun ein schuldloser Kopf an ihrer Statt sich den Todesschweiß abtrocknet.“

„Um Gotteswillen! was erzählst Du da für Räthsel!“

„Ich sage noch einmal, man weiß nicht, was man glauben soll. Ueberhaupt wird ja nur im Stillen von der Sache gemunkelt. Sie soll einen Mord angestiftet haben, und nun da ein Unschuldiger deswegen sitzt, ist ihr Gemüth erweicht, und sie darüber verrückt worden. Ich habe freilich einmal gelegentlich zwei seine Herren von der Sache flüstern gehört. — Sie meinten, daß Alles, was sie von der Mordgeschichte wissen möchte, nur eitler Wahn und leere Einbildung wäre. Um! die eine Krähe hackt nie der andern das Auge aus.“

Eduards Zunge war wie gelähmt; — er starrte den bestürzt beinahe fassungslos an. Welch ein sonderbarer unbegreiflicher Zusammenhang mit dem, was jetzt gräßlicher als je sein Herz quälte? Zum Glück wurde er in diesem Augenblick abgerufen. Er rang fast vergebens, Ordnung und Zusammenhang in seine Vorstellungen zu bringen. Er suchte sich freilich durch den Gedanken zu beruhigen, daß Alles, das Meiste wenigstens, nur Pöbelgeschwätz sei; allein es gebe jedoch keinen Rauch ohne Feuer, sei dies auch noch so klein; und dies sonderbare Zusammentreffen mit seiner Lage verwirrte ihn völlig. — Es war in der schönsten Jahreszeit; sein Principal mußte sich in seinem Landhause befinden, wußte er ja doch, daß er dies in milden Wintern gar nicht verließ, und so ging Eduard, die gewöhnlichen Gebräuche nicht beachtend, noch während der Aufsegelung von seinem Schiffe ab, und ließ sich unten am Strande unweit das Gartenhauses ans Land setzen. — Er warf den Blick auf Augustens Fenster hinauf. Das Zimmer schien unbewohnt zu sein; die Rouleaux waren hinabgelassen. Er ahnte nicht, daß auch dieses eine der erbetenen, mürbe machen sollenden Maßregeln des Polizeichefs sei. Er stürzte beinahe in das Haus. Der alte Brenner kam ihm bedächtig und lachend entgegen.

„Alles wohl!“ hauchte er hervor, bei dem Anblick der Ruhe des Alten leichter aufathmend.

„Nach den Umständen! Gottlob!“

„Doch? — Führen Sie mich sogleich zu Ihrem Herrn; ich möchte ihn gern durch meine Erscheinung überraschen.“

„Nein! Nein!“ — erwiederte der Greis kopfschüttelnd — „wir haben der Ueberraschungen genug. Ach! Herr Blank! Sie werden ihn in dem letzten Jahre sehr gealtert finden. Ich werde Sie sogleich melden. Kommen Sie nur näher — bleiben Sie aber im vordern Zimmer bis ich wieder herauskomme.“

Sie traten ein, und Brenner machte die Thüre zum Vorsaale vorsichtig hinter ihnen zu; dann blieb er dicht bei dieser stehen und hielt Eduard am Rockschooße zurück. „Still“ — flüsterte er, „stecken Sie dies Billet von Fräulein Auguste zu sich, und wenn Sie ganz allein sind, und es lesen wollen, so entfalten Sie das Blatt, und halten es vorsichtig über glühende Kohlen. Geschwind in die Tasche damit, — so —.“

Kaum hatte sich Eduard von dieser neuen Ueberraschung erholt, als ihm die Cabinetsthüre geöffnet wurde. Das hinlänglich blasse Gesicht seines alten Rheders war halb ernst halb lächelnd auf ihn hingewandt. Dieser wußte schon aus Briefen den Tod des Capitäns und begrüßte Eduard in einem ihn in schmeichelnden Tone mit diesem Namen, daß es ihn zu jeder anderen Zeit in die größte Freude versetzt haben würde. Ein Wort gab indessen bald das andere. Der alte Mann hatte keinen Grund, seinem jungen Freund, wie er ihn schon früher genannt hatte, das zu verhehlen, was er jedem Zudringlichen mittheilte; allein bei seinem Anblick ging ihm das Herz über.

„Ach!“ — seufzte er, — „wer hätte das gedacht, als wir uns das Letztemal gesehen. Mit meiner Fortuna zogen mein Glück und die Ruhe meines Alters auch fort; noch denselben Abend als Ihr in der Nacht abgesegelt, geschah in unsrer Nähe ein Mord. Auguste war im Garten. Gott weiß, was sie sich einbildet gesehen zu haben; allein immer hat sie darüber gegrübelt, bis sie ganz verrückt geworden ist.“ —

„Verrückt, also doch“ — wiederholte der junge Mann erblassend — „wirklich sinnverwirrt?“

„Wir wollen noch das Beste hoffen,“ — versetzte der Alte dumpf, die Hände faltend. — „Beten auch Sie mit mir, daß der elende Mörder entdeckt werde; nur so kann Heil und

Rettung kommen, denn aus ihr ist nichts herauszubringen. — Gern wollte ich die Summe verdoppeln, was liegt mir jetzt am Gelde."

„Also von Ihnen jene Anzeige?" — rief Eduard immer mehr bestürzt. Er war schon im Begriff zu den Füßen des alten Mannes zu stürzen, um ihm Alles zu gestehen, als ihm plötzlich Augustens Billet in den Sinn kam, und ihm Kraft zur Verstellung und Besinnung verlieh. — Er zog nur die Hand ihres Vaters, der darin nur ein kindliches Mitgefühl erblickte, an seine Lippen, und eilte dann sein Schiff zu erreichen. In der ersten einsamen Stunde öffnete er das Billet, und sah kein Wort darin. — Erst nach einer kurzen Bestürzung fielen ihm die Worte des alten Brenner ein, die er beinahe überhört hatte; diese ungewöhnliche Vorsicht verdoppelte seine Ungeduld, doch bald, sich immer unterwerfend, sah er die Schrift immer deutlicher in gelben Zügen hervortreten. — Er las:

„Zufällig bin ich eines Geheimnisses theilhaft geworden, daß nur Sie ganz durchschauen können; indessen wird alles, was vorgefallen ist, und was Sie davon hören mögen, Sie überzeugen, daß es sicher in meinem Herzen ruht. Ich bin ruhig, glücklich bei dem Gedanken, daß es mir gelungen ist, um einen Preis, der meine Kräfte nicht übersteigt, ein Menschenleben gerettet zu wissen. Vernichten Sie dies Gefühl nicht durch Hinopferung eines andern Gutes, das würde das Bewußtsein meines Innern, das alle scheinbaren Leiden aufwiegt, in eine Trostlosigkeit wandeln, der Sie, weniger als alle Andere mich weihen dürfen."

„Nein!" — rief er brünche laut aus, — „das hat seine Sinnverwirrte geschrieben. Es ist also kein leerer Wahn; sie weiß um meine That. Sie hat geschwiegen. Glück, Ruhe, die liebende Anhänglichkeit ihrer Umgebung, die Verehrung der Welt meinetwegen geopfert; das konnte das blinde Mitleid nicht — sie liebt mich! — O, ich Glücklicher! ich glücklicher Unglückseliger! Denn es ist ja doch Alles aus! Es wartet meiner vielleicht Schmach; ihre reine Hand muß vor meiner blutigen zurückzittern; denn mag auch der arme Verhaftete, wie ich merke, so gut wie gerettet sein, soll sie doch auch rein vor ihrem Vater, vor den Augen der ganzen Welt stehen, während ich — o, Gott! und sie gebietet mir zu schweigen — schweigen jetzt? — Es war ja kein Mord — und doch — wenn ich an ihre Angst denke, an ihre liebevolle Angst — Gott! mein Geständniß könnte sie ja erwerben. — "

Durch sein tiefes Sinnen verwirrte er sich selbst noch mehr. Er fühlte die eigene Unfähigkeit, den klugsten Weg einzuschlagen; er fühlte die Nothwendigkeit, bei seiner Unwissenheit mit allen Gerichtsformen sich mit einem Rechtsgelehrten zu berathen; denn war es ihm nun auch Bedürfniß geworden, die Wahrheit laut zu verkünden, so fügte sich nun doch das Verlangen hinzu, nicht blos in Augustens, sondern auch in den Augen der Welt, so rein wie möglich zu stehen, denn es galt ja nun darzulegen, daß ihre schweigende Schonung keinem ganz Unwürdigen geweiht gewesen. Er mußte sie sehen — sprechen! Aber wie? Befand sie sich wirklich noch in dem väterlichen Hause und wo sollte er Auskunft finden? Ein tiefgefühlter Takt in seinem Innern gebot ihm sich nicht an Cathinka zu wenden, ja sie nicht einmal zu besuchen. — Der alte Brenner? — allein dieser hatte sich schon so besorgt bei der schnellen Uebergabe des Billets gezeigt, als fürchtete er sich von Spähern umgeben; auch konnte ja die Entdeckung eines Verständnisses mit ihm, Augustens schon verletzten Ruf noch mehr gefährden; — und keinen einzigen Freund besaß er, doch — ja den Doctor Sturm; dieser war ihm bei ein paar Gelegenheiten so zutraulich und offen entgegen gekommen, war ja außerdem ein Hausfreund der durch ihn leidenden Familie, mußte alle näheren Umstände genauer als jeder Andere kennen, und würde diese dem Vertrauenden schwerlich vorenthalten.

Ohne die wichtige Rolle zu ahnen, die diesem in dieser traurigen Rechtssache übertragen war, und vielleicht selbst, wenn er es auch gewußt hätte, um so unbedenklicher, eilte er sogleich nach seiner Wohnung.

Sturm, der, wie schon erwähnt, dem jungen Manne zugethan war, ihn, als mit dem Altwordschen Hause in genauer Verbindung, sich schon dadurch näher betrachtete, und zugleich einsah, daß die sichtbare Spannung, in welcher Eduard ihn begrüßte, aus warmer Theilnahme herrühren möchte, nahm ihn freundlich auf. Ihre Blicke verstanden sich so schnell, daß kein langer Eingang nöthig war.

„Sagen Sie mir um Gotteswillen!" — war die erste Frage, sobald der Name Altword über seine Lippen gekommen war: — „Was macht Fräulein Auguste? — ist sie wirklich geisteskrank? Nein, nein!" — fuhr er, als der Doctor ihm durchdringend in die Augen sah, fort: — „Es ist nicht möglich! Ich habe Vertrauen in Sie, ich muß es haben. Sie werden mich nicht täuschen. Sein Sie mein Rathgeber, mein Anwald. Sie sind ja ein weicher Mann und Freund der Familie; das ist mir wichtiger, als daß Sie der meine sind. Lesen Sie, und sagen Sie mir — nicht was ich ihm muß, sondern wie ich es zu thun habe."

Er übergab dem erstaunten Fiscal Augustens Billet. Mit dem ersten Blick erkannte dieser ihre Hand, aber auch die geheimnißvolle Weise worauf jenes geschrieben war. Der Inhalt vermehrte noch mehr sein Erstaunen. „Wie?" fragte er beinahe fassungslos. „Sie theilen ihr Geheimniß, Sie?"

„Allerdings. Ist es Ihnen denn nicht schon klar — ich bin ja der Thäter. Ach! hätte ich nicht sogleich an Wort gemußt, es wäre nicht so schrecklich gekommen."

„Sie! großer Gott!" — rief der Fiscal außer sich, — „und das vertrauen Sie mir, Ihrem größten Gegner. Wissen Sie denn nicht, daß eben mir die Untersuchung dieser verruchten Sache vom Gerichte übergeben ist? —"

„Gleichviel! Gegner oder nicht; Rechtlichkeit ist alles, was ich brauche. Ich werde doch keinen Umstand verhehlen. Mein Gewissen wirft mir Nichts vor! Freilich gab ich mich dem Zorn hin, — ja dem Zorn! dennoch weiß ich nicht, ob ich mit kälterem Blute anders gehandelt, anders hätte handeln können?"

Er berichtete nun dem Fiscal, was schon, wir könnten sagen, mit seinen eigenen Worten vorgetragen ist, denn eben nach diesen ist der vorhergehende Bericht niedergeschrieben; auch können wir nicht umhin, darauf zurück zu weisen; denn als er seiner durch das verlorne Blatt erregten bittern Stimmung und alten Schmerzes erwähnte, unterbrach ihn Sturm in seine alte Selbstzuversicht zurückfallend: „Pho, das habe ich!"

„Sie?" — rief Eduard freudig. — „O, zeigen Sie es mir!" Es war bald gefunden. „Ja!" fuhr er, es mit den Augen verschlingend, fort: — „Die Cousine hat Recht! Ach! Sie ahnte nicht, daß es diese Verehrung, Gefühl des eignen Unwerths ihr gegenüber, innige Liebe war, was mich vor ihrem gesenkten Blick verstummen ließ."

„Liebe!" — hauchte der Advokat gespannt, kaum hörbar aus. —

„Ja, ich liebe sie!" — versetzte Eduard mit Feuer, — „aber wie durfte ich die leiseste Hoffnung hegen? O, mein Gott! jetzt fühle ich es mit tiefen Schmerzen, mit Reue fast, und dennoch konnte ich nicht anders! — Ja! wir lieben uns."

„Wir, uns!" — wiederholte Sturm kleinlaut.

„Gewiß, gewiß! hätte sie sonst so schweigen, so schreiben, und mir noch Schweigen gebieten können?"

„Mein, Herr! Sie irren sich!" — rief Sturm scharf — „Sie verstehen nicht die großmüthige Seele des Mädchens. Auguste ist wahr — sie haßt Sie aber, sie hat es selbst mir geäußert; sie haßt den, von dessen That sie Zeuge war."

„Mußte sie es denn nicht, da sie nur die That sah? — sah sie mit ihrem liebenden gekränkten Herzen mich doch wohl auch der Cousine den unglücklichen Kuß geben — aber diesen Haß, womit ein schönes Herz sich der Liebe hingiebt, ich begreife ihn. Ja! sie hat geglaubt mich hassen zu müssen, um mir ihre Liebe, ihr Leben weihen zu dürfen — sie wollte mich hassen, — ich fühle dunkel warum, — aber lesen Sie noch einmal dies Billet, erwägen Sie jedes Wort desselben, und daß sie dennoch nicht ahnen konnte, daß jener Kuß, der Stoß, der den Elenden durchbohrte, nur aus Liebe zu ihr hervorging."

„Wie so? — fahren Sie fort" — rief Sturm immer beklommener.

„Der Elende!" — begann Eduard den Bericht wieder — „hatte auch den Kuß gesehen;" dann kam er auf die beschimpfende Beleidigung dieses Nichtswürdigen und Cathinka's Flucht. „Sie haben also einen Zeugen? — unterbrach ihn Sturm rasch — „und die Cousine hat — O!" — fuhr er mit einem Rückblick auf seinen doch getäuschten Scharfsinn fort — „wie nahe bin ich an der Entdeckung der Wahrheit vorübergestreift, — aber das Mädchen läugnete so unbefangen, Jemand gesehen zu haben; hätte sie nur des kleinsten Händel erwähnt, ich wäre gewiß in's Reine gekommen! Fahren Sie fort," fügte er, über den eignen Mangel an Scharfblick, wo dieser ihm am dienlichsten gewesen sein würde, etwas unmuthig, hinzu, vielleicht auch durch die geheime Neigung, auf die ihn Eduard aufmerksam gemacht und von der er nie geträumt hatte, ein wenig verletzt.

Als aber nun dieser mit der ganzen Lebhaftigkeit seines bei dem Vortrage des vor seiner Seele sich wieder stellenden Auftritts aufstodernden Gefühls ihm einleuchtend machte, wie er so bis zur Wuth von dem Elenden gereizt, keine andere Rettung für Augustens Ehre und Ruhe gewahren können, als jenen nothgedrungen zum ewigen Schweigen zu bringen, — fühlte der Advokat, den die Phantasie augenblicklich an seine Stelle versetzte, bei dem Gedanken, daß er wahrscheinlich auf gleiche Art für seine Braut verfahren haben würde, wie jener bereits gethan, sich so aufgeregt, daß er mit Wärme rief: „Nein, das war kein Mord, höchstens ein Todschlag, mehr zu entschuldigen, als die überlegte That eines Duellanten, wobei, wenn auch nicht

die Gesetze, doch die Handhaber derselben noch immer durch die Finger sehen; galt es auch nicht hier die Ehre, den unbescholtenen Ruf eines achtungswürdigen Weibes, welche der böse Zufall in die Hände eines Bösewichts gelegt, der sich nicht gescheut haben würde, selbst wenn er seinen Irrthum eingesehen, dennoch denselben zu benutzen. — Wer weiß, ob nicht sogar die That als Nothwehr betrachtet werden kann. — Einen Zeugen haben wir ja von dem Angriff des Beleidigers. Getrost! es soll, es darf Ihnen kein Haar gekrümmt werden. — Ich will Ihr Anwald sein."

„Mein Gott!" — sagte Eduard betroffen — „Sie sind ja mein Gegner."

„Ich sage mich von der Sache los; bin ich doch selbst ins Geheim Partei geworden. Kann ich gegen einen Mann auftreten, der, wenn er auch zu weit gegangen ist, es doch nur um die Ehre, den Ruf meiner Braut gethan?"

„Ihrer Braut?" — wiederholte Eduard erblassend und entsetzt. — „Um Gotteswillen! seit wann — verzeihen Sie, ein Mörder darf ja doch keine Hoffnung mehr haben." —

„Darf denn sein Stellvertreter es mehr," — erwiederte Sturm mit einem etwas bittern Lächeln. — „Nun," — fuhr er rasch, sich selbst bezwingend, fort — „seit dem, daß Auguste Sie zu hassen wähnt. — Ach! Sie haben nur zu sehr recht. Sein Sie unbesorgt! — Ich bin ein ehrlicher Mann, und habe Vieles wieder gut zu machen. Ich fürchte indessen, ich muß Sie verhaften lassen."

„Meinetwegen! Nur eine Besorgniß quälte mich. Denken Sie an Augustens Billet; wenn sie erführe —"

„Sie wird nichts erfahren, selbst Ihre Ankunft nicht. Was bestimmt war, sie zur Verzweiflung zu bringen, wird ihr nur zum Trost, zur Ruhe gereichen. — Ich brauche nur vorläufig, der Form wegen, Ihr Ehrenwort, daß Sie sich stellen werden; lassen Sie mich jetzt überlegen und handeln."

Das Erste, was Sturm unternahm, war, dem Polizeichef einen treuen Bericht von dem ganzen Hergang des Ereignisses abzustatten, und seine moralische Unfähigkeit, länger in dieser Sache Fiscal zu sein. Mochte es auch nicht ganz mit der strengen Form des Justizganges übereinstimmen, ja selbst nicht mit der sonstigen rücksichtslosen Strenge des starrsinnigen Mannes, er gestattete ihm doch, in seiner Freude endlich einen glimpflichen Ausgang einer Sache, die ihm so viel Aergerniß und Kummer gemacht hatte, vor sich zu sehen, sein Amt nieder zu legen. — Von diesem Augenblick an schien ein neuer Geist, oder vielmehr der seiner früheren Jahre über den Doctor gekommen. So wie er kurz vorher ganz seinen Scharfblick gebraucht, um in jedem zufälligem Umstande den Beleg zu einem Verbrechen heraus zu finden, so bemühete er sich, nun in Eduards Verfahren jedes entschuldigende Motiv heraus zu heben. Es gelang seinem warmen Eifer und seiner Beweisführung, wobei Cathinka's Aussage, die, nachdem Eduard als Thäter aufgetreten war, ihre frühere Schüchternheit ganz abgelegt hatte, und sogar mehr Aufklärung, als ihre vorhergehenden Aeußerungen vermuthen ließen, darbot, den Vorfall so ergreifend an den Tag zu legen, daß er hoffen durfte, die Ahndung des Gerichts auf eine nicht lange Verhaftung in einer Festung beschränkt zu sehen. Allein unter diesem Geschäfte unterließ Sturm auch nicht, den alten Altwood, der höchst überrascht und erschrocken war, in einem jungen Mann, dem er immer mit einer Art Vorliebe entgegen gekommen, den Vollbringer eines Vergehens zu erkennen, das ihn so schmerzlich berührt hatte, und in dessen Untersuchung der Name seiner Tochter auf eine seiner Denkungsart nicht schmeichelnde Weise vorkam, eben durch Vorhalten der Veranlassung zu jener That zu Eduards Gunsten zu stimmen; und sogar durch die Vorstellung, daß eine völlige Ungewißheit für Auguste heilsamer wäre, als eine neue qualvolle Besorgniß wegen des noch unentschiedenen Geschicks des Mannes, für den sie schon so viel gelitten, ihn davon abzuhalten, ihrem jetzt wohlthätigen Verhaft ein Ende zu machen.

Hatte Auguste indessen keine Ahnung von Allem, was vorging, so war doch Eduards Rückkehr ihr nicht verborgen geblieben. In der Zeit, der er zum Glück vorangeeilt war, wo die Zukunft eines zu einer so langen Fahrt bestimmten Schiffs gewöhnlich eintraf, kehrte die früher bezwungene Furcht mit peinlicher Ungeduld in ihre Brust zurück, und an einem Abend, da sie sich auf ihrer einsamen Wanderung mit Brenner immer mehr beklommen fühlte, sagte sie plötzlich leise zu ihm: „Zeige mir das Briefchen."

Er schüttelte aber den Kopf; da erkannte sie, daß Eduard zurückgekehrt war, und eine noch heftigere Unruhe, die Besorgniß, Liebe, Sehnsucht, selbst Unwillen gegen ihn in sich schloß, bestürmte auf's Neue ihre jugendliche Brust. Glücklicherweise dauerte dieser qualvolle Zustand nicht lange. Wenige Tage darauf trat der Vater plötzlich und zum ersten Mal seit ihrer gezwungenen Eingezogenheit in ihr Zimmer.

Erschrocken und doch außer sich vor Freude, warf sie, in seinen belebten Blicken spähend, sich an seine Brust. Er umarmte sie mit Thränen, dann sagte er trocken: „Die Aerzte haben mir meiner Gesundheit wegen gerathen, eine Reise vorzunehmen. Es wird auch der Deinen gedeihlich sein aus dieser Luft und von diesem Flecken Erde, der Deine Freiheit — sowohl des Geistes als des Körpers beschränkt, fortzukommen. — Mein Schiff, die Fortuna, liegt wieder segelfertig. Der Wind ist günstig. Laß Brenner dir einpacken helfen. Noch diese Nacht gehen wir an Bord. — Wir ziehen nach Frankreich, oder wohin Ihr wollt, denn Dein Bräutigam begleitet uns."

Sie erröthete und erblaßte wechselweise. Ihre Blicke, alle ihre Bewegungen fragten, ihr Mund blieb stumm.

„Du hast Dich so lange gedulbet" — fuhr der Vater mit seiner versteckten Rührung kämpfend fort, — „gedulde Dich noch eine kurze Zeit; bleibe standhaft, Dir selbst getreu bis zum letzten Augenblick — vollende Dein Werk, so wie Du es angefangen hast, und glaube mir, indem ich Dich einer drückenden Gegenwart entführe, darfst Du Alles von der Zukunft hoffen; Gott segne Dich, mein Kind!"

Das Wort Bräutigam hatte sie tief erschreckt! Ihre Lage hatte sie an die Hoffnung gewöhnt, daß Sturm den Gedanken an sie aufgegeben hätte, und dies Wort allein schien ihr ganz zu erkennen zu geben, wie weit der Vater davon entfernt sei, das Einzige zu ahnen, was ihr die Zukunft erträglich, tröstend machen könnte; doch mußte etwas, das den alten Mann beruhigte, vorgefallen sein! — hatte Eduard dennoch trotz ihres Flehens? — sie wagte kaum den Gedanken auszudenken — sie würde den wenigen Stunden bis zur Abreise unterlegen sein, hätte die schnelle Thätigkeit, wozu sie berufen war, nicht ihren wohlthuenden Einfluß geübt; und doch wurde sie viel zu schnell damit fertig. — Ach! wie gern hätte sie in dem ersten mächtigen Augenblick alles wieder ausgepackt, wie gern aus Furcht vor einer ungewissen, allein in jeder Rücksicht drohenden Zukunft sich an die traurige Gegenwart festgeklammert und dennoch lächelte ihr gegen ihren Willen selbst, eine Hoffnung entgegen. wußte sie doch, daß Eduard als Capitain der Fortuna zurückgekehrt war, — sollte sie ihn wieder dort sehen? Ach, alle Pulse ihres Lebens schienen ihr jetzt heftiger als je zuzuflüstern, daß er von ihrer Fortuna nicht zu trennen sei: dennoch fürchtete sie, sie entsetzte sich vor der Freiheit, die sonst alle Herzen erfreut; sie zitterte vor dem Wiedereintritt in eine Welt, welche die Träume, die sich vor ihren Vorstellungen bewegt hatten, wie mit einem Zauberschlag vernichtete; ja! es war als fromme sie sich der zunehmenden Dunkelheit, die sie umgab, als könne diese sie vor der Zukunft verbergen.

Da erhellte sich auf einmal die Luft vor ihrem Fenster, der Mond trat, nicht wie an jenem verhängnißvollen Abend gelb und unnatürlich groß, sich in einem blutigen Abendroth spiegelnd, sondern hell, silberstrahlend vor ihren Blick. Zu gleicher Zeit trat Brenner, einen leichten Mantel über den Arm geworfen, winkend wieder herein. Sie folgte ihm schweigend, so wie immer begegnete ihr im Hause und im Garten kein Mensch. — Zum erstenmal trat sie, seit mehr als einem Jahre, aus der zum Strande führenden Gartenthür. Unfern desselben am Ende einiger hingelegten Bretter und Balken lag ein Boot. — Der Vater und Sturm, den sie auch erst hier nach langer Zeit wiedersah, machten ihr zwischen sich Platz. Der letztere drückte mit Wärme ihre Hand, doch ohne sie, wie sonst immer nach ihrer Verlobung, an seine Lippen zu führen. Still, ohne von irgend einem Geräusch, selbst dem von Worten nicht, begleitet zu werden, führten gleichmäßige Ruderschläge sie über die silberhelle Fläche hin. Mit welchem Gefühl heftig sie in unsern liegende, beim ersten Anblick erkannte Fortuna. Es war darin ein Anflug von Freude, vor der sie erschrak. — Doch kaum an Bord gelangt, hatte das Schiff alles Interesse für sie wieder verloren. Ein unbekannter Mann, in dem sie einen neuen Capitain des Schiffes vermuthen mußte, trat ihnen grüßend entgegen. — Eduard war also fort — und wohin? wie war sein Schicksal geworden? — Eine freundliche Helle leuchtete ihnen von der Cajüte entgegen; allein Niemand dachte daran hinab zu gehen. Es kam Augusten sogar vor, als suchte man ihrem Drange, sich so vielen fremden Blicken durchs Hinabsteigen zu entziehen, immer etwas entgegen zu setzen. Die Nacht war mild. Die hier noch schönen Küsten des Stromes lagen lächelnd in heller Mondbeleuchtung da. Der Vater und besonders Sturm ließen sich's angelegen sein, sie mit diesem ruhigen Schauspiel zu beschäftigen, allein es brachte keine Ruhe in ihr Herz, und mit immer längerer Beklommenheit gewahrte sie, wie die Segel ihre schwellenden Flügel entfalteten, und von der Ebbe begünstigt mit reißender Schnelle das Schiff fortriß.

Dann erst faßte der Vater lächelnd ihre Hand, und führte sie, von Sturm gefolgt in die Cajüte hinab. — „Wir entfernen uns nun immer mehr von dem Orte, wo Deine Zunge gebunden war," — sagte er am Ende der Treppe, sie zurück-

haltend. „Darfst Du dem Vater noch nicht vertrauen, ihm den so lange bewahrten Namen offenbaren?" — Sie seufzte, gab aber keine Antwort. Dann öffnete er die Thüre; allein kaum war sie hineingetreten, kaum hatte sie in dem hellen Raum eine undeutliche Gestalt erblickt, als sie ihre Hand ergriffen, heiße Küsse darauf gedrückt fühlte, und jene ohne Worte zu ihren Füßen sank.

„Eduard!" schrie sie freudig auf.

„Ja!" — sagte der Vater, — „und nun hast Du doch selbst den Thäter laut genannt. Nicht wahr? Wir wissen es Alle, und mehr noch als Du weißt, denn ein Mörder war er nicht, und hat auch sein Arm zu schnell seinem Zorn gehorcht, so geschah es nur, weil der Gedanke an Dich ihn für jede andere Rücksicht blind machte, und er kein anderes Mittel sah, Deinen bedrohten Ruf sicher zu stellen, und so hast Du, ohne zu ahnen, daß Du der Gegenstand seines Strebens warst, dessen Leben, der Deinetwegen es unbedenklich preisgab, eben so großmüthig wie er, zu schonen gesucht. — Nicht in Worten, sagte Freund Sturm, welche die von äußern Verhältnissen verschüchterte Neigung weder aussprechen durfte, noch finden konnte, aber in Thaten habt Ihr eine alle Verhältnisse überwindende Liebe ausgesprochen, und sie in Besiegung jedes eigensüchtigen Gefühls bewährt. Er darf nicht, und ich vermag nicht zu trennen, was sich so fest und innig angehört."

„Ist es möglich? — Ist es wahr?" — riefen Beide auf einmal; — „uns dies Glück?"

„Verdiene ich es auch? kann ich es je verdienen?" — fügte Eduard aufspringend hinzu.

Ohne Wort sank Auguste an sein Herz.

Aber die Worte kamen bald wieder, und mit jeder Entwicklung der Umstände, die durch so viele kummervolle Stunden die schönste Befriedigung der geheimen Wünsche, die sie einst gescheut hatten, sich selbst zu gestehen, herbeigeführt hatten, bewährte sich das Glück zwar weniger stürmisch, aber noch reiner und tiefer empfunden, als in der ersten beseligenden Umarmung des Wiedersehens.

Der Ausspruch des Gerichts hatte diese entscheidende Wendung ihres Geschicks schneller als zu vermuthen stand, herbeigeführt. Eduard war nemlich von Geburt ein Ausländer, und so glaubte man diesen Umstand benutzen zu dürfen, um die bedrohende Verhaftung in eine Meidung des Landes zu verwandeln. Beide in Augustens Vaterstadt wahrscheinlich noch immer den lächerlichsten Verläumdungen preisgegeben, von dem Makel getroffen, der in der öffentlichen Meinung fast immer eine gerichtliche Untersuchung begleitet, ja selbst in den Augen des Gesetzes nicht ganz ohne Schuld, fühlten sie, den freien Strom hinabsegelnd, nicht den kleinsten Druck der Vergangenheit mehr, keine Reue in ihrem Herzen. Der Doctor Sturm zu der bitteren Erkenntniß gekommen, daß er, ob auch Augustens Wohlwollen, doch nie ihr Herz besessen, und daß nur sein Amt, das sie doch verabscheute, sie vermocht hatte, ihm eine hoffnungslose Zukunft zu weihen, hatte selbst dem Vater einleuchtend gemacht, daß die frühere Zuneigung der jungen Leute, welche, die Verhältnisse ehrend, sich selbst sittliche Bande angelegt, bis die Macht eines dunkeln Verhältnisses diese gesprengt, doch ohne Gewalt zu besitzen, den Damm, der ihre Gefühle zurückhielt, einzureißen, wohl diesen Lohn langer Leiden und kürzerer Herzensqual verdiente. — Während er die Rechtssache betrieb, deren Ausfall ihm nicht zweifelhaft war, hatte er auch die Angelegenheiten seines alten Freundes wahrgenommen. Bordeaux wurde vorläufig zu Eduard's Exil bestimmt, und dort beschloß der Alte, seinen Namen mit dem seinigen zu vereinen und ein neues Handelshaus zu begründen; mit hinreichenden Mitteln in den Händen, läßt sich jeder feste Entschluß bald ausführen.

An der Mündung des Stromes angelangt, kehrte Sturm mit dem Lootsen zurück. Seine Trennung machte ihn trunkener, als seine Verlobung, trunken von der Seligkeit und der Trauer der Entsagung. Nie hatte Augustens Kuß so heiß seine Lippen berührt. Er hatte jedem Anspruch auf das Fiscalamt entsagt, allein dem Unglück ist er noch immer bereit, ein thätiger Anwald zu sein. — Immer mehr beglücken ihn die häufig ihm zugekommenen Nachrichten von der glücklichen Ehe Augustens, von der Liebe und Thätigkeit Eduards und von dem zufriedenen immer gesünderem Alters ihres Vaters. Auch in seiner Nähe hatte er sich Cathinka's ruhigen Wohlseins zu erfreuen; das leichtsinnige Mädchen ist eine rüstige resolute Frau geworden, die nur in ihrer Umgebung zu wenig Nachsicht mit kleinen Thorheiten ausübt, woran sie doch früher selbst gern Antheil nahm. Der Scharfsinn Sturms hatte sich freilich nicht darin getäuscht, daß ihr Mitleid mit dem Verhafteten ein noch zärtlicheres Gefühl umschloß, allein er hatte sich durchaus geirrt, als er dies einem bloßen Sinnenreiz zuschrieb. — Cathinka hatte, wie schon geäußert, mehr von jenem Streit, ohne doch dessen Ausgang zu sehen, gehört, als sie Jemandem mittheilen mochte; ja sie hielt in ihrer Angst wirklich Eduard für den Thäter, bis Antons Verhaftung sie diese Auskunft mit Freude erfassen ließ — allein sein guter Ruf, Augustens wirklich reiche Spenden, ihre anscheinende Gemüthskrankheit und endlich die öffentliche Anzeige zur Entdeckung des Thäters öffnete ihr aufs neue die Augen, sie schwieg aber wie vorher, und hätte auch nur einen, vielleicht das Uebel noch schlimmer machenden Verdacht aussprechen können; zum Ersatz dieses Schweigens aber wandte sie ganz dem armen Anton ihre Unterstützung, ihr Mitleid zu, das, noch bevor sie es ahnte, zu herzlicher Neigung überging. Anton war weder blind noch undankbar, aber bescheiden und anspruchslos wie sein Gewerbe; doch endlich als seine Befreiung ausgesprochen, und die in der Anzeige verheißene Summe, durch Eduards und Altwords gern vergütendes Pflichtgefühl ihm doppelt ausbezahlt wurde, erhielt er mit dem Gelde Muth und Worte; der Abstand zwischen ihm und Cathinka war durch jenes völlig ausgeglichen, und auch sie beeilte sich, ihm einen Ersatz zuzugestehen, den sie ihm insgeheim schuldig zu sein glaubte.

So vermag, wenn auch selten, vergossenem Blute Segen zu entsprießen, und der, dessen Leben ein Fluch seiner Umgebung war, durch die Fügung einer höheren Gewalt, nur einem scharfsinnigen, obgleich nicht richterlichen Blick sichtbar, im Tode die Welt mit sich versöhnen.

Adam Johann von Krusenstern,

ein kühner Erdumsegler, ward 1768 geboren und ging aus dem russischen Seedienste, in welchen er frühzeitig getreten war, 1793 in den englischen über, in welchem er Ostindien und China besuchte und hier den Plan entwarf, den Rauchwerkhandel der russisch-amerikanischen Besitzungen in Flor zu bringen. Nachdem ihn nun Kaiser Alexander zu diesem Behufe und zur Untersuchung der Nordwestküste Amerika's 2 Schiffe und die Wahl des Besatzungspersonals überlassen hatte, segelte er mit diesen und den Naturforschern Horner, Tilesius, Langsdorff und dem Arzte Laband im October 1803 von Europa ab und kehrte am 16. Aug. 1806 mit vielen Entdeckungen in geographischer, mathematischer, merkantilischer und nautischer Hinsicht bereichert nach Kronstadt zurück. Zwar waren ihm die Versuche der Einleitung einer unmittelbaren Handelsverbindung mit Japan fehlgeschlagen, doch brachte er seine sämmtliche Mannschaft unversehrt zurück, und die oben erwähnten Vortheile, die Ausbildung kühner Seefahrer und seine dadurch erhaltene Belehrung über eine nützliche Behauptung des östlichen Asiens und des nordwestlichen Amerika's wogen jenen Nachtheil mehr als zu reichlich für Rußland auf. Als Commandeur einer neuen Expedition segelte er 1815 zu Erforschung der Beringsstraße und eines nordwestlichen Durchwegs nach Archangel wiederum dahin ab und wurde nach seiner Rückkehr zum kaiserlichen Contreadmiral, zweiten Director des Seecadettencorps und Curator der Universität Dorpat ernannt. Im Genusse dieser Würden und mit den Ritterkreuzen mehrerer russischer Orden geschmückt, lebte er seitdem meistens in Petersburg.

Seine Werke sind:

Reise um die Welt in den Jahren 1803 — 1806, auf den Schiffen Nadeshda und Newa. St. Petersburg 1810 — 1812, 3 Bde., 4.; 2. Aufl. Berlin 1811 — 1812, nebst einem Atlas, 3 Thle., 12.

Wörtersammlung aus den Sprachen einiger Völker des östlichen Asiens und der Nordwestküste von Amerika. St. Petersburg und Halle, gr. 4. Auch französisch: Petersburg 1813, 4.

Beiträge zur Hydrographie des größern Oceans. Leipzig 1819, 4.

Außerdem Französisch:

Recueil de mémoires hydrographiques pour servir d' explication á l' atlas de l' Océan pacifique. Petersburg 1824, 4., mit 1 Atlas in Fol.

Gefeiert als Weltumsegler legte v. K. in seinen ausgezeichneten Schriften, die mannichfaltigsten Beweise nieder, wie sehr er den hohen und weit verbreiteten Ruhm verdiene, den seine kühnen Unternehmungen ihm erwarben.

Christoph Kuffner

ward im Jahre 1778 zu Wien geboren und erhielt, nachdem er einige gelehrte Vorbildung genossen hatte, bei dem dasigen Hofkriegsrathe die Stelle eines Concipisten, von welcher er später zu dem Amte eines kaiserlich-königlichen Censors und Staatsrathsofficials befördert wurde.

Von ihm haben wir:

Perikles der Olympier. 2 Bde. Wien 1809.
Gedichte. Pesth 1818, 8., mit Kupf.
Hesperidenhain der Romanik. Wien 1818—1819, 5 Bde., gr. 12.
Cervantes in Algier. Schauspiel. Brünn 1820, 8.
Erzählungen mit Zwischenspielen. Ebendas. 1820, 2 Bde., 8.
Schilderschau. Ebendas. 1821, 2 Thle., 8.
Artemidor im Reiche der Römer. 4 Bde. Brünn 1822—27.
Lebensbilder. Wien 1824, gr. 12.
Sämmtliche Erzählungen. Ebendas. 1825—28, 4 Bde., gr. 12.

Ueberdieß Dramen, Aufsätze und Gedichte in: „Lemperl's Taschenbuch," den „Wiener Jahrbüchern" (Bd. 57, 61, 65) und in den mit v. Biedenfeld herausgegebenen Feierstunden. Auch giebt er allein seit 1827 das Taschenbuch für Frohsinn und Liebe heraus.

Ein leichtes gefälliges und heiteres Talent, das sich im Gebiet der Erzählung und in der didaktischen Epistel mit Erfolg und Beifall versucht hat; als lyrischer Dichter ist K. dagegen wenig bedeutend.

Ephraim Moses Kuh

ward 1731 zu Breslau von jüdischen Eltern geboren und zeigte schon in früher Jugend große Stärke des Gedächtnisses und Lebhaftigkeit des Geistes mit einer unermüdlichen Wißbegierde vereint. Er wurde daher von seinem Vater, einem begüterten Kaufmann zum jüdischen Gelehrten bestimmt und nach Berlin gebracht, wo er zwar keine geringen Fortschritte in seinen Studien machte, aber vermöge seines natürlich guten Verstandes mit Ekel gegen deren Auswüchse erfüllt wurde und deswegen mit Genehmigung seiner Eltern zum Kaufmannsstande überging. Er trat demnach in seines Vaters Comptoir und erwarb sich bald die nöthigen Kenntnisse, besonders aber eine sehr schöne Handschrift und Kenntniß der neuern Sprachen, sowie er nun auch im Lateinischen große Fortschritte machte. Dadurch wurde er jedoch immer mehr zu den schönen Wissenschaften hingezogen und nahm daher, um seiner Neigung besser genügen zu können, nach dem Tode seines Vaters das Anerbieten des berliner Münzlieferanten, Feitel Ephraim, gegen einen jährlichen Gehalt von 1000 Thalern die Führung seiner Casse zu übernehmen, gern an. Er zog demnach mit diesem seinem Oheim nach Berlin und erwarb sich hier durch Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit die Zuneigung seines Principals in einem hohen Grade, wie durch seine Talente und seinen Edelsinn die nähere Bekanntschaft und Freundschaft Mendelsohn's, Ramler's, Lessing's und andrer Gelehrten Berlins. Durch sie wurde er auch in die Prosodie und den Versbau der deutschen Sprache eingeweiht, machte hier aber auch für sein ganzes künftiges Leben entscheidende schlimme Erfahrungen. Nachdem man seine Gutherzigkeit vielfach gemißbraucht und einer seiner Collegen im Comptoir ihn um sein durch kostbare Bücherkäufe noch mehr geschmolzenes Vermögen bis auf Weniges betrogen hatte, wollte er mit dem ihm Verbliebenen durch Reisen in Deutschland, Holland, Frankreich, Italien und in der Schweiz seinen Kummer verscheuchen, mußte aber in den ersten Tagen seiner Wanderschaft wieder umkehren. Der noch bestehende jüdische Leibzoll hatte seine Baarschaft mit sammt seinen Kostbarkeiten aufgezehrt und ihn kaum Reisegeld bis zurück nach Lissa in Schlesien übrig gelassen. Durch Unterstützung seiner Verwandten wurden zwar seine fernern Bedürfnisse sicher gestellt, aber seine trüben Erfahrungen hatten eine Schwermuth in seiner Seele zurückgelassen, die bald in völligen Wahnsinn ausartete. Von diesem durch einen geschickten Arzt ziemlich geheilt, lebte er seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen und Unterhaltungen mit gelehrten christlichen und jüdischen Männern und Geistlichen, bis ein Schlagfluß ihm 1785 die rechte Seite lähmte und zugleich die Sprache raubte. Nachdem er lange nach seiner Auflösung geseufzt hatte, entschlief er am 3. April 1790 sanft und ruhig. — Er war edelmüthig und mildthätig ohne Unterschied des Glaubens, ein wahrhaft frommer Mann, kenntnißreicher Gelehrter und angenehmer Gesellschafter, ohne jedoch eine kleine Eitelkeit rücksichtlich seines Dichtertalentes ganz verbannen zu können, doch that dieß seiner Liebenswürdigkeit keinen Eintrag.

Seine literarischen Erzeugnisse sind:

Hinterlassene Gedichte. Eine von Ramler und Kausch revidirte und herausgegebene Sammlung. Zürich 1791. 2. Bdchen, 12., mit einer Biographie K's von Moses Hirschel.

Außerdem mehrere von den Herausgebern nicht mit aufgenommene Gedichte in seinen Manuscripten.

Seine Epigramme sind das Beste, was Kuh hinterlassen hat, da sie leicht, gewandt und gefällig gearbeitet und mit reichem und schlagenden Witz ausgestattet sind; auch in kleinen Liedern versuchte er sich mit Erfolg, ohne jedoch die Kräfte zu höherem Aufflug zu besitzen.

Quirinus Kuhlmann

ward am 10. Juli 1652 zu Breslau geboren, studirte zu Jena Theologie und ergab sich nach Lesung der Schriften Jakob Böhme's einer ausschweifenden Schwärmerei. Als Geisterseher und Prophet durchzog er Holland, Eng

land, Frankreich, die Türkei, Preußen und Liefland, und wurde endlich am 4. October 1689 zu Moskau öffentlich verbrannt.

Er verfaßte:

Kühlpsalter. Amsterdam 1684 — 86, 3 Thle., 12.

Ferner viele andere lateinische und deutsche Schriften der oben angedeuteten Art.

Seine Lieder sind, obgleich voll mystischer Schwärmerei, doch nicht ohne Phantasie und Begeisterung, und ein merkwürdiges Zeichen jener Zeit.

August Kuhn

ward am 30. December 1784 zu Eckartsberga geboren, widmete sich vorzüglich dem Studium der Philosophie und ließ sich, nachdem er die Doctorwürde in dieser Wissenschaft erlangt hatte, als Privatgelehrter in Berlin nieder, wo er sich mit der Redaction des Freimüthigen beschäftigte und eine Buchhandlung etablirte. Er starb daselbst am 6. August 1829.

Er gab heraus:

Eudora. Leipzig 1803, 1. Bdchen, 8. Mit Luise Brachmann, Buri u. A.
Gedichte. Berlin 1808, 8.
Juliane oder Wahnsinn aus Koketterie. Ebendas. 1808, 8.
Musenalmanach auf das Jahr 1808. Wien 1808, 12., mit Kupf., im Verein mit G. F. Treitschke.
Kleine Romane und Erzählungen. Berlin 1809, 1. Bd., 8.
Der Anekdotensammler. Ebendas. 1809 — 1810, 2 Bde., 8.
Hortensia. Taschenbuch für Damen auf die Jahre 1811 und 1812. Ebendas. 1810, 16., mit 6 Kupf.
Der Humorist. Ebendas. 1810, 1. Thl., 16.
Novellen. Ebendas. 1810, 8. (anonym).
Neue Romane und Erzählungen. Ebendas. 1815, 1. Bd., 8.
Nelken. Berlin 1811. Neue verm. Aufl. Ebendas. 1820, 2 Thle., 8.
Mimosen. Ebendas. 1822 u. 1824, 2 Bdchen, 8.
Sammlung schottischer Legenden. Ebendas. 1828, 8.
Hortensia. Ebendas. 1827, gr. 16., mit Kupf. und Musikbeilage.
Zinnien. Ebendas. 1827, 8.

Auch besorgte er, wie oben bemerkt wurde, anfangs mit Kotzebue, später allein von 1808 — 1829 die Redaction des Freimüthigen.

Mit guten Gaben ausgerüstet und nicht ohne hübsche wissenschaftliche Bildung, verflachte sich K. doch zu sehr durch Vielschreiberei, so daß von allen seinen Schriften ihn fast keine überlebt hat, obwohl er in der Erzählung sich mit Glück versuchte und angenehm zu unterhalten wußte. Seine Poesieen sind correct und gefällig, allein ohne tieferen Gehalt. — Als Redacteur des Freimüthigen gehörte er zu den eifrigsten Gegnern der romantischen Schule, und gefiel sich überhaupt darin, bedeutende Persönlichkeiten anzugreifen, wodurch er sich dann freilich weder Ehre noch Ruhm erwarb.

Friedrich Adolf Kuhn

ward am 2. September 1774 zu Dresden geboren und empfing auf dem Gymnasium zu Freiberg seine classische Bildung, wobei er zugleich mit Eifer Französisch, Englisch, Italienisch und Spanisch, nebst den provenzalischen und nordischen Sprachen studirte. Hierauf widmete er sich zu Wittenberg dem Studium der Rechtswissenschaften, ohne jedoch seine Lieblingssprachen und die Dichtkunst zu vernachlässigen, und besuchte dann in Jena die Vorlesungen über Geschichte, Diplomatik, Physiologie und Anatomie, wobei ihn Fichte ganz besonders anzog. Nachdem er 1797 die Studien des Baron von Dolst aus Petersburg in Dresden mit Fleiß geleitet hatte, trat er 1803 als Sachwalter auf und gab sich in Stunden der Muße später auch seinen dichterischen Versuchen, der Literatur, Sprachenkunde und der Naturwissenschaft mit ausdauernder Liebe hin, während seine glückliche äußere Lage ihm eine Reise durch Deutschland, Holland, Belgien, Frankreich, Italien und die Schweiz möglich machte.

Er ließ erscheinen:

Camoen's Lusiade. Uebersetzt. Leipzig 1807; mit Th. Hell.
Die Mutter und ihre Söhne. Gedicht. Dresden 1816, gr. 8., mit 1 Vign.
Gedichte. Leipzig 1820, 8.

Wärme, Innigkeit, Zartheit, strenge Correctheit und Eleganz haben F. A. Kuhn einen geachteten Namen als lyrischen Dichter erworben.

Gotthold Jakob Kuhn

wurde im November 1775 zu Bern geboren und studirte daselbst Theologie und Philosophie, worauf er zuerst als Pfarrer zu Sigriswyl angestellt wurde. 1806 erhielt er eine Lehrerstelle in der Elementar- und 1808 an der Classenschule seiner Vaterstadt, von wo er 1812 als Pfarrer nach Rüderswyl versetzt wurde. Er starb daselbst im Jahre 1825.

Er gab heraus:

Schweizerische Volkslieder und Gedichte. Bern 1806; 2. unveränd. Aufl. Ebend. 1819, 8., mit 1 Titelkupf. u. Titelvign., nebst 9 Musikblättern.
Alpenrosen. Ein schweizerischer Almanach. Ebend. 1811 — 27, 16., mit Kupf. Gemeinschaftlich mit Meisner, Wyhs und Andern.
Sammlung von schweizer Kuhreigen. Ebendas. 1812 (2. Ausgabe der Sigm. von Wagner'schen Sammlung).

G. J. K. erwarb sich großes Verdienst durch seine Sammlung schweizerischer Volkslieder, deren Ton er sich so angeeignet hatte, daß er ihn auch in seinen eigenen Versuchen dieser Gattung sehr glücklich zu treffen wußte, indem er Einfachheit, Herzlichkeit und Biederkeit mit genauer Kenntniß der Sitten und des Idioms verband.

Ferdinand Gustav Kühne

ward am 27. December 1806 in Magdeburg geboren, erhielt nach vollendeten akademischen Studien den Grad eines Doctors der Philosophie, privatisirte eine Zeit lang in Berlin und ging dann nach Leipzig, wo er gegenwärtig noch lebt und die Redaction der Zeitung für die elegante Welt besorgt.

Seine Schriften sind:

Novellen. Berlin 1831.
Die beiden Magdalenen, oder die Rückkehr aus Rußland. Leipzig 1833.
Die Quarantaine im Irrenhause. Leipzig 1835.
Klosternovellen. I. Raoul. 2 Bde, Leipzig 1838.
Weibliche und männliche Charaktere. Leipzig 1838.
Aufsätze und Gedichte in Zeitschriften u. s. w.

Ein denkender philosophisch gebildeter Kopf aus der Hegel'schen Schule hervorgegangen, aber schon früh in Opposition zu derselben tretend, suchte K. vorzüglich in seinen Schriften Rechenschaft abzulegen von dem Zwiespalt, in welchem die geistige Forschung, wie sie sich jetzt gestaltet hat, zu den Erscheinungen unsers Lebens getreten ist. Er hat sich daher hauptsächlich mit den Fragen, die sich aus den neuesten Verhältnissen entwickelten, beschäftigt. Diese Richtung brachte ihn in nähere Verbindung mit dem sogenannten jungen Deutschland, zu dem er selbst eine Zeit lang gezählt wurde, obwohl er von jeher besonnener und gemäßigter auftrat. Mehr ein Denker als ein Dichter hat er jedoch sich bemüht, den Aufgaben, deren Lösung ihn fesselte, ein poetisches Gewand umzuhängen, um sie dadurch leichterer Verbreitung und Anerkennung zu befähigen. Seine Darstellungsweise ist vortrefflich, namentlich überall da, wo ihn der Gegenstand ganz erfüllt und mit sich fortreißt, und er sich nicht zu einer Tages-Polemik verleiten läßt, wie sie leider in der letzten Zeit zu sehr Mode wurde, durch die aber eigentlich wenig erreicht wird. Gute Erfindung, besonnene Charakterzeichnung und anschauliche Schilderung sind seinen Werken eigen, nur vermißt man zu oft jene Gluth, welche den wahren Dichter charakterisirt und gewaltsam, aber unwiderstehlich die Herzen erobert. — Jedes seiner Werke zeugt indessen von dem Ernste seines Strebens und seinem Fortschreiten auf der eingeschlagenen Bahn, namentlich ist seine letzte Arbeit, Raoul, reich an zarten und edeln Gedanken, an glücklichen Situationen und trefflicher Charakteristik, und es läßt sich um so Bedeutenderes für die Zukunft von ihm hoffen, je mehr er sich von dem kleinlichen Streite der Parteien, in den mannichfache Verhältnisse ihn zogen, abwenden und die Höhe gewinnen wird, auf die sich jeder Schriftsteller schwingen muß, um über seiner Zeit zu stehen, wenn er derselben wahrhaft leben und nützen will.

Heinrich's des Vierten von Frankreich letzte Lebensstunden.

(Aus dem zweiten Bande der Klosternovellen.)

Es war sechs Uhr Morgens; der Tag hatte kaum das Zwielicht verdrängt, da läuteten die Ursulinerinnen mit allen Glocken. In der Straße Sainte Avoye, in welcher das neue Kloster der frommen Schwestern lag, drängte sich ein Gewühl von Tausenden, Jung und Alt, Bettler und Reiche, tobend und lachend, als ging es zu den Freuden des Schauspiels, zu einer Lustbarkeit seltner Art. Das leichtgeschürzte Volk der Gassen, ewig müssig und aus Müssigang frohen Muthes, und aus frohem Muthe zu allen Dingen, auch zu dem Ernst befähigt, der lustige Pöbel und die hungernde Armuth bildete den Vortrab und stand an den Mauern des Klosters entlang und vor dem Hauptportal der Kirche zu einem dichten Knäuel gedrängt. Eine glänzende Reihe von Equipagen mit der Aristokratie der Hauptstadt wogte langsam nach und suchte vergebens nach einer Bahn durch das Gewirr der Fußgänger. Die Kutscher riefen die Querlaufenden an, die Lakeien sprangen auf und ab und über dem tausendfach zertheilten Lärm wie über einem Tumult der Unterwelt bebten die Kirchenglocken durch die helle Morgenluft.

Endlich öffneten sich die Flügelthüren und die Menge strömte hinein.

Das ganze Schiff der Kirche war mit reichen Teppichen und mit rothem Damast behangen. Binsenmatten bedeckten den Marmor des Fußbodens, kein Tritt eines sterblichen Fußes sollte hörbar sein. Schwarze Immortellen, die Blumen des Grabes, und weiße Rosen, die Blumen der Vermählung, waren zu Kränzen gewunden und zierten einträchtig die Gesimse auf dem Altare. Ein Begräbniß und eine Hochzeit sollten zu gleicher Zeit gefeiert werden, die Einkleidung einer Nonne, ihr Absterben von den Freuden der Welt und ihre Vermählung mit dem Himmel.

Das Chor der Nonnen über dem Portal, dem Hochaltare gegenüber, war noch verhüllt. Die Novizen erschienen und öffneten die Läden und Fenster, und zogen die Vorhänge hinter den Gittern zurück, während die Logen der Vornehmen sich füllten und das Volk in gedrängten Scharen den weiten Raum unten besetzte und in den Seitenhallen hinwogte. Plötzlich schwiegen die Glocken und man hörte nur das Gewirr der allgeschäftigen Menge. Die Aebtissin trat ein, in dem ganzen Schmucke ihrer Würde, in dem grauen Unterkleide, dem schwarzen Rocke mit dem ledernen Gürtel und eiserner Schnalle, den schwarzen Kirchenmantel ohne Aermel übergeworfen, mit dem Vortuche und der Kopfbinde, die alles Haar verdeckte, und dem schwarzen mit weißer Seide gefütterten Weihel. Der dichtere Schleier der bräutlichen Wittwen des Herrn lag über ihr Haupt gebreitet, um die Stirn wand sich das Sternendiadem, an ihrem Halse hing das Medaillon, die heilige Jungfrau mit dem Sohne im Arm.

Nahe am Gitter ließ sich die Aebtissin nieder und rief die Nonnen ihrer Gemeinde jede einzeln beim Namen auf. Sie erschienen nach einander in Zwischenräumen, denn eine jede schleppte den Mantel weit nach, als hätte das schwarze Gewebe viel Irdisches zu verhüllen. Der Anzug der Nonnen war dem der Aebtissin gleich, nur waren die Novizen nicht verschleiert.

Ganz zuletzt erschien eine Dame, wo nicht stolze Scheu an der Thür des Chors, in der Tracht der Ursulinerinnen, um das Haupt noch den weißen Schleier, den sie jetzt, als des Himmels Braut und Wittwe zu gleicher Zeit, mit der Farbe des Todes vertauschen sollte. Der Beichtvater des Königs, Peter Cotton, führte sie. Er hatte dem Volke dies Schauspiel bereiten wollen, eine vornehme Weltdame dem Schooße des klösterlichen Stilllebens zu überliefern. Es schien nicht, als sollte sie förmlich in den Orden treten, und sich den Observanzen der Klosterzucht unterwerfen, sie wollte nur die Weihe einer Ursulinerin empfangen und zu der Zahl der weitverbreiteten Religiosinnen gehören, die außerhalb der geheiligten Mauern lebten und mitten in der Welt den Einfluß der kirchlichen Macht bis in Kreise ausdehnten, in welche der geistliche Arm bisher nicht reichte. Man zählte schon damals in Paris einige Tausend Ursulinerinnen, die weder die Behausung noch das Habit, am wenigsten die Gelübde der congregirten Klosterfrauen theilten, vielmehr dem Familienleben und menschlicher Gesellschaft angehörig, nur im Stillen die Welt dem Geiste unterordneten. Die Gesellschaft Jesu bedurfte solcher stillen Mitglieder, um, wie sie sagten, die Weltlichkeit in ihr selbst zu reformiren; sie waren die geheimen Arme, womit die Jesuiten alle Sphären des menschlichen Lebens umspannen wollten. Oft geschah der Einweihung einer solchen Religiosin ganz verschwiegen, nicht selten aber mit Schaugepränge, und hinter der glatten, frommseligen Miene des königlichen Beichtigers lag der Triumph des heutigen Tages nur mühsam versteckt.

So wie die Dame an seiner Hand erschien, begann ein neues Wogen in der dichtgedrängten Menge. Man wollte die fromme Schönheit sehen, die sich der Kirche verlobte. Man wußte noch sehr gut, wie sie mit allem Schimmer der lachenden Herrlichkeit in glänzender Carosse durch die Straßen von Paris fuhr, wie die Cavallere an öffentlichen Festen ihr gehuldigt, man erinnerte sich der Zeit, wo sie die gefeierte Schönheit des Hofes war. Viele tausend Federn und Hüte bogen sich jetzt über den Rand der Logen hinaus, als die neue Braut vor der Aebtissin stand und auf das seidene Kissen hinkniete, um die Formen

ihres Ehegelöbnisses zu vollziehen. Der gebräuchliche Frag- und Antwortwechsel begann. Die Klostermutter sprach von der göttlichen Wohlthat, dem Leben und seinen Eitelkeiten abzusterben, und auf ihre Anrede erfolgte das leise Ja der Befragten. Endlich erhob sich die Superiorin. Die fromme Katharina — so war die Neugewonnene angeredet — beugte das Antlitz bis auf den Teppich und hüllte sich in den großen schwarzen Mantel, den die Aebtissin über sie breitete. „Nun bist Du gestorben, meine Tochter, nun bist Du todt!" sagte diese nicht ohne Rührung. Zugleich wurden die Läden der Fenster geschlossen und das ganze Chor der Nonnen war in dichte Finsterniß gehüllt und Alles bis an die Schranken, wo das Volk stand, versank in Grabesnacht. Nun begann die Orgel mit ihrer Wehklage. Ein Prälat mit den Diakonen stand am Altare und stimmte das De profundis an. Das Leichenbegängniß war vollendet, man betete für die Gestorbene.

Als man die Augen wieder zum Chor wandte, trat die Aebtissin mit der Schwester Katharine hervor, jede eine brennende Kerze in der Hand. Sie sanken dicht am Gitter hin in traulicher Gemeinschaft, ihre bleichen Angesichter leuchteten wunderbar im Heiligenschein der weißen Flammen.

Die Messe hatte begonnen und ging dem Brauche nach bis zum Evangelium. Dann setzten sich die Priester rechts an den Altar, ein Mitglied der Gesellschaft Jesu betrat die Kanzel und hielt die bezügliche Predigt vom Absterben aus eitel Welt und Sündlichkeit.

So wie die Messe nach der Predigt schloß, verließen die Klosterfrauen das Chor; die Priester traten an das Comulgatorium und das Gewühl der frommen Schaulust wogte nach diesem Theile der Kirche. Das Comulgatorium, in der Größe einer Tabernakelthür, ist eine kleine Oeffnung in der Mauer, welche von der Kirche zum Kloster führt. Sie ist nur zugänglich, wenn die frommen Schwestern die Hostie empfangen oder eine neue Devote eingesegnet wird. So wie jetzt der Flügel aufsprang, sah man in die kleine Kapelle, wo die Vermählung der weltlich Begrabenen mit dem himmlischen Bräutigam begann. Rings herum in dem kleinen Raume die gesammte Gemeinde der Nonnen, in dem Mittelpunkte des Kreises kniet Katharina mit gebeugtem Haupte vor dem Sakristan, der vom Altare das Jesuskind nimmt, den silbergestickten Bräutigam, den er in die Arme der Verlobten legen soll. An ihrer Rechten kniet die Superiorin, die den schwarzen Schleier hält, der mit dem weißen vertauscht wird, und den Ring des himmlischen Ehebundes und das Brautdiadem mit den tausendfarbigen Blumen und den Lilienkronen, in deren Höhlung kleine Engel mit silbernen Fähnchen nisten. Der Prälat spricht das Gebet zur Einweihung der göttlichen Verbindung, dann richtet er noch einmal an die Knieende die Frage: „Und Du bist Dir bewußt, Katharine, daß in Deinem Herzen keine weltliche Liebe mehr wohnt?" —

Draußen, dicht vor dem Fenster, das auf die Straße ging, war scharfes Pferdegestampfe laut geworden. In der Kapelle führte oben eine Galerie an den bemalten Scheiben vorbei, die zwischen den Säulen ihren Eingang hatte. Ein selten betretener Gang leitete hinauf; man überblickte von dort die ganze kleine Halle. Auch durch diese Oeffnung konnte das Geräusch so vernehmbar von Außen durchgedrungen sein. Vor der Thür auf der Straße hielt ein Reitertrupp. König Heinrich war mit Gefolg die rue Sainte Avoye hinauf geritten und hielt am Portale. Er hatte die Nacht wieder außerhalb Paris zugebracht, mit dem frühen Morgen wollte er im Louvre sein. Der Weg führte ihn bei den Ursulinerinnen vorbei, das ganze Stadtviertel scheint ihm wie ausgestorben, kein Kopf läßt sich blicken, niemand tritt ans Fenster, wie sonst, wenn er dieses Weges kam. Auf seine Frage, woher die Stille, ward ihm schnell die Antwort. Eine dunkle Wolke des Trübsinns zog über seine helle Stirn, als er vor dem Kloster wie gebannt hielt. „Saint-Michel, laßt uns hinein schauen!" sagte er zum Adjutanten, seinem treuen Begleiter, indem er sich aus dem Sattel schwang; das übrige Gefolge hielt. Im Hauptportal war der Knäul der schaulustigen Menge so fest, daß es unmöglich schien durchzudringen. So gingen sie durch die Nebenpforte, die zur Seitenkapelle führte. Niemand kannte den König in dem schlichten Reiterkleide. Der Pförtner winkte Behutsamkeit, aber ein Wort des Adjutanten genügte, den Alten willig zu machen. Die untern Gänge waren auch hier dicht besetzt, und der Kirchendiener öffnete die geheime Treppe, die auf die Gallerie der kleinen Kapelle führte. Saint-Michel, der um das Geheimniß wußte, das den König hinzog, blieb hinter der Säule stehen, als Heinrich mit leisem Schritte bis an die Brüstung trat und auf die versammelte Schar der Nonnen herabblickte, um noch dem letzten Acte der heiligen Ceremonie beizuwohnen.

Die Braut des Himmels lag knieend in der Mitte, das Haupt tief gebückt, die Aebtissin stand neben ihr, den Ring, den schwarzen Schleier und das Diadem in Händen. Noch einmal that der Sakristan die übliche Frage: „Und Du bist Dir bewußt, Katharine, daß in Deinem Herzen keine weltliche Liebe mehr wohnt?" Sie erhub ihr Angesicht, ein Blick gen Himmel sollte ihr die Antwort suchen: da blieb ihr Auge starr gefesselt, sie stand auf, auch die Arme hoben sich wie magnetisch ergriffen, während eine dunkle Gluth die ganze Fassung ihrer bleichen Züge vernichtete. Als sich mehrere Blicke nach der Gallerie wandten, war der König rasch zurückgetreten, und mit seinem Verschwinden endete auch für Katharine der Moment der plötzlichen Entzückung, mit einem lauten Schmerzensruf sank sie ohnmächtig zusammen. Die Aebtissin bemächtigte sich der Armen, die Nonnen erhoben wehklagend die Hände, den Novizen klopfte vor sympathetischer Bangigkeit das Herz; über der Volksmenge, die staunend auf die Scene blickte, lag eine Todtenstille.

Ganz betäubt stieg der König an Saint-Michels Seite die Treppe hinunter. Auf der letzten Stufe, unten in der Vorhalle, trat ein wilder Mensch mit schwarzem, struppigem Haar und rothem Bart, die Hände in den Mantel gewickelt, dicht auf ihn ein; der Adjutant drängte ihn zur Seite, und der König gewann den Ausgang. Bewußtlos, oder wie in Träume versenkt, stieg er in den Bügel, das müde Roß schritt mit gebeugtem Kopfe und er ließ die Zügel hängen. Am Ende der Gasse wandte er noch einmal den Blick; Kirche und Kloster und die ganze Häuserreihe alles stand noch immer wie in heiliges Schweigen gebannt. Dann spornte er das Pferd und flog im Galop die Straßen hinunter; das Gefolge keuchte hinter ihm her.

Im Louvre fand der König eine Menge Depeschen vor, die seine ganze Willenskraft in Spannung setzten, auch einen Brief von Sully, den eine Unpäßlichkeit zwang, das Zimmer zu hüten. Der Minister klagte über eine leichte Halsentzündung; er mußte des Morgens lauwarme Bäder nehmen. „So werde ich ihn heute Abend besuchen," sagte Heinrich, „wir haben noch manches Nöthige zu besprechen, bevor ich Paris verlasse!" Des Königs Abreise war auf den nächsten Montag angesetzt. Er sandte einen Boten an Sully mit dem scherzhaften Befehle, der Herzog solle ihn in der Nachtmütze und im Schlafrock empfangen, man würde sich betrüben, ihn anders costümirt zu finden.

Mittags speiste der König mit dem Duc d'Epernon und mehreren Officieren seiner nächsten Umgebung; der nahe Aufbruch nach dem Rheine gab dringende Wichtigkeit zu lebhafter Unterhaltung. Nach dem Diner warf sich Heinrich auf's Bett, um zu schlummern; er hatte eine unruhige Nacht gehabt und war früh aufgebrochen, um bei Zeiten in Paris zu sein. Allein er fand keinen Schlaf, stand auf und ging im Zimmer unruhig um. Wie er am Fenster stehen blieb, haftete sein Blick an einer seltsamen Gestalt, die unten vor dem Schlosse ihr Wesen trieb. Er konnte das Auge nicht abwenden und verfolgte die Figur wie innerlich mit ihr beschäftigt, während in solchen Momenten ganz mäßiger Zerstreutheit der Gedanke gar nirgends Fuß faßt, am wenigsten da, wo das Auge gebannt ist. Und doch war es ihm, als hätte er dies eingemantelte Wesen bereits gesehen. Der Mann mit den schweren Stiefeln und dem tölpischen Gange schlenderte müßig auf dem Trottoir hin und wieder, bald stand er an dem Pfeiler und las den Anschlag der Gerichtshöfe, bald saß er auf den Steinen, wo die Dienerschaft auf ihre Herren zu warten pflegt; er schien sehr gleichgültig und doch wie Jemand, der seines Geschäftes ganz sicher ist. Als die breite, große Gestalt des Fremden um die Ecke schwand, trat der König in den Hintergrund des Zimmers zurück, seine Gedanken waren in keiner Weise auf den Mann gerichtet, der schon seit lange nichts anderes dachte, fühlte, wollte, als den König. Er rief nach der Wache im Nebenzimmer und fragte, welche Zeit es sei. „Vier Uhr, Sire," sagte Saint-Michel, der auf des Königs Ruf erschien. „Ew. Majestät sehen blaß, scheinen angegriffen — sollte nicht eine Promenade in frischer Luft —"

„Gut erinnert," fiel Heinrich ein, „ich bedarf der freien Bewegung, ich fühle mich beengt, laßt meine Wagen vorfahren. Auch muß ich ins Arsenal zum Grandmaitre, er ist krank, muß Bäder nehmen. — Und was die Scene von heut betrifft, Saint-Michael, — habt Ihr Euch nach der Marquise erkundigen lassen?"

„Die Marquise von Verneuil befindet sich leidlich, doch war die feierliche Handlung in der Kirche unbeendet geblieben."

„Schwärmerin, Schwärmerin!" sagte der König still für sich. Wie er schwieg, entfernte sich der Officier.

Heinrich stand in Gedanken. „Ich that ihr Unrecht! Aber einem Weibe, das man nicht mehr liebt, ist nicht zu helfen. Es hilft ihr nichts, wenn man ihr schwört, man achte sie; sie nimmt alles für Hohn. Sie wollte Treulosigkeit mit Treulosigkeit strafen und sich mit dem Himmel verloben — guter Gott! —

Sully leidet gewiß wieder an den alten Wunden, sie sind ihm wieder aufgebrochen bei der Frühlingsluft. Wunden, die er für mich erhielt. Auch ihm wehe gethan! Warum muß man gerade denen, die man liebt, am meisten wehe thun? — Dieser Rosny-Sully und seine unergründliche dauerhafte Treue! Wie oft nannte ich ihn zäh, geizig, rechthaberisch — weil er gegen meine kleinen Lebensfreuden eine runzelvolle Stirn zeigte. Nun, da ich alt bin, sehe ich nun, wie seine felsenhafte Stetigkeit die Welle meiner Launen glücklich überdauert. Er war mein Verstand, mein kluger Anwalt. Die Liebe zog mich hin und her; was hat sie mir geboten gegen die treue Ruhe seiner Freundschaft. Hinweggetäuscht habe ich die Minuten mit der Liebe und dann die Freundschaft, die hinderliche, geschmäht, wenn sie mich warnte, daß der Mensch in mir den König überbot und überragte. Einen kargen Säckelmeister, einen zähen Gewissensrath schalt ich ihn, und nun, ein ausgebrannter Vulkan meiner Wünsche, matt hinfällig, dem Zufall Preis gegeben, weil mich kein fertiger Wunsch mehr ins Leben treibt, — nun könnte ich diesen Rosny, den ich zum Herzog, zum Herrn meiner Festungen, zum Gebieter über meine Schätze machte, grenzenlos beneiden. Ich that viel für mich, Er nichts für sich, alles für Frankreich. Bei Gott, er hat auch mich nur um Frankreichs willen geliebt. Und das war es eigentlich, warum ich ihm immer nicht ganz traute, das heißt, warum mein volles Vertrauen immer eine leise Ader des Bedenkens zwischenlief. Ja, ja, sein Herz war nicht kalt, nein, zu groß, um nur einen Menschen, und wärs ein König, zu lieben; er liebte Größeres, er liebte Frankreich. Er wird noch nach mir in Glorie dastehn. Er wird Frankreich halten und durch Frankreich Europa, — Oder wird er nicht so sein? Werden die Feinde des Lichtes, wird die Kirche und die spanische Kabale über meine dereinstige Leiche triumphirend dahinschreiten?"

Der Adjutant erschien und meldete, der Wagen stehe bereit. „Wollt Ihr mit, Saint-Michel?" fragte Heinrich mit ungewohnter Weichheit. „Ew. Majestät zu Befehl!" sagte der Officier unterthänig.

Könige haben nie Freunde, nie rücksichtslose. Gerade in den Momenten der harmlosen Hingebung des Monarchen fallen sie in die Bedientenrolle, oder sie bemächtigen sich des Fürsten nur als eines Mittels zu großen Zwecken; für seine Person findet der Monarch nie einen Freund. Dies dachte Heinrich, als Saint-Michel auf seine Frage mit „zu Befehl" antwortete. „Bittet auch den Herzog von Epernon mit mir zu fahren," sagte er und der Officier eilte.

Heinrich hatte den Mantel umgeworfen und drückte den Federhut in die Stirn. So stand er vor dem Spiegel und blickte noch einmal wie suchend oder wie Abschied nehmend, im Zimmer umher. „Nur die Weiber sind zur Freundschaft, zur Liebe befähigt," sagte er, ganz zerstreut, „und nur weil wir es nicht ganz würdigen, hält die Befestigung nicht aus für das ganze Leben. — Großer Gott! wie bleich sah Katharine aus!"

Er trat an den Wandschrank und schob verschiedene Fächer auf. Endlich fand er, was er suchte, ein altes Medaillon mit ihrem Bildnisse aus der Blüthe des schönsten Lebens. Er blickte lange hin, in seinem Auge schwamm eine alte Seligkeit. Hier lag noch so Manches beisammen, was einst seinen ganzen Menschen gebändigt, beherrscht, erfüllt und durchleuchtet, — eine verblaßte Schleife, dürre Blumen, die er einst als blühende von Katharinens Busen pflückte. Seine Gedanken verloren sich unter diese Träumereien verschwundener Liebesfreuden. — Es ist die Asche aus der sich die Seele Phönix immerdar wieder erhebt! So dachte, so wollte er. Und doch war es seltsam, daß in diesen Augenblicken und schon mehrere Tage hindurch kein einziger seiner Gedanken der Montmorency galt, die er die letzte Dame seines Herzens nannte. Hatte sie nicht die Macht, ältere Bilder zu verdrängen, die aus dem Grunde der Seele immer wieder aufsteigen wollten? Oder war die Kraft seiner Gefühle nicht mehr so gewaltig? Oder trat sie seit der Verlobung mit dem Prinzen Condé, wodurch sie der königlichen Familie angehörig wurde, in die Reihe der gebotenen und aufgedrungenen Erscheinungen, die für Heinrichs Gemüth keinen dauernden Reiz, keine Gültigkeit hatten? Wer kennt die geheimnißvolle Willkühr der menschlichen Seele! Soviel schien gewiß, daß jetzt, wo die Marquise aus den Schleiern der Vergangenheit wieder aufstand, kein anderes Antlitz in sein Inneres blickte. Diese Momente waren seine letzten glücklichen.

Die Officiere traten ein und Heinrich, der seine Schubfächer mit den Reliquien zusammenwarf, war ganz der heitere König, der der Welt die Kraft des immerdar siegreichen Willens zeigte.

Zwischen den beiden Thoren des Louvre stand die Equipage. Als man im lebhaften Gespräche die Treppe hinunterstieg, schlüpfte eine dunkle Gestalt im Mantel, den Hut tief eingedrückt, an den Säulen vorüber und hinter den Wagen zurück. Der König hatte etwas gesagt, ein Bonmot, einen Scherz und man war ganz Ohr, ganz Auge für ihn. Die Laktien hielten den Schlag. Mit einem Fuße schon im Wagentritt bog sich Heinrich noch einmal zurück. „Schreiben wir nicht heute den Funfzehnten, die Iden des Mai?" fragte er den Herzog von Epernon, mit einer Art Fröhlichkeit, die gern triumphiren wollte.

„Den Vierzehnten Sire," erwiederte dieser.

Ein langgedehntes „So?" war die Entgegnung des Königs Man schrieb in der That Freitag den vierzehnten Mai; am Montag, als am siebenzehnten, gedachte der König Paris zu verlassen. Auf die Frage: wohin? rief Heinrich: Nur fort! Meinetwegen nach dem Kirchhofe des heiligen Innocenz, dann ins Arsenal."

Der König saß auf seinem Platze, neben ihm Epernon, gegenüber der Ordonanzofficier Saint-Michel. Den Wagen hatte man zurückgeschlagen, es war schön Wetter. Einige Cavaliere und Diener folgten zu Pferde.

Auf der Straße St. Honoré bog der Kutscher in die enge Eisengewölbgasse die allerdings an dem Gottesacker des heiligen Innocenz vorbeiführte. An die Mauern des Friedhofes lehnten einige Buden und erschwerten die Passage, und als ein beladener Wagen langsam durch die Querstraße fuhr, mußte die Carosse des Königs halten. Die Diener, die gefolgt waren, eilten voraus, um die Fahrt zu beschleinigen. Nur ein Einziger blieb zurück, der die Gelegenheit wahrnahm, am Sattelgurt die Schnalle zu befestigen. Da drängte sich die Gestalt im weitem Mantel, die schon viele Tage hindurch, in der Kirche, vor dem Louvre den König wie sein Geier umflattert, zwischen den Buden heran, trat mit dem einen Fuße in die Speichen des Wagenrades und schlug den Mantel über den linken Arm zurück. Eben flüsterte der Monarch dem Herzog etwas ins Ohr, nach der Seite ihm zugeneigt, das traf ihn der zweischneidige Messer Ravaillac's tief zwischen den Rippen, wo das Herz sitzt. Die Begleiter blickten vorwärts nach der Passage, als der König sich aufbäumte, und mit dem Schrei: „ich bin verwundet!" zurücksank. Im Nu traf ihn der zweite Stoß, noch schneller, sicherer, mitten ins schöne lebendige Herz. Den dritten Stoß fing der Herzog mit seinem Mantel auf. Mit dem tiefen Seufzer: „Es ist nichts!" fuhr Heinrich noch einmal auf und sank still zurück. Hätte Ravaillac fliehen wollen und das Messer im Wagen zurück gelassen, die Buden und die Winkel der Gasse hätten ihn schnell versteckt, man wäre des Entwichenen nicht einmal ansichtig geworden, hätte nicht gewußt, wo die Hand des Mörders, ob nicht gar dicht neben dem Könige, zu suchen gewesen. Aber der Verbrecher blieb stehen, das blutige Messer in der Hand; die funkelnden Augen und die wilde Schwärmerei der thierischen Geberden frohlockten wie in Triumphe und forderten frech den Glorienschein des Märtyrerthums.

Die Begleiter waren aus dem Wagen gesprungen, als gälte es ihr eigenes Leben; der König blieb ruhig in der Ecke sitzen, die Hände mit dem Mantel über das Herz gepreßt, das nicht mehr schlug, nur noch blutete. „Es ist nichts!" hatte er gesagt und regte sich nicht. „Sire!" rief Epernon. „Heiliger Gott, er ist todt!" schrie Saint-Michel. Ein Haufen Menschen stürzte aus den Häusern, an die Fenster. Der Kutscher bebte zurück, die Zügel entfielen seiner Hand, die Pferde bäumten sich wild auf und drängten den Wagen an die Buden. Die dunkle Gewitterwolke des Schreckens entlud sich plötzlich in helle Jammertöne, eine kreischende Angst zitterte aus hundert Kehlen durch die Luft: „Dort, dort!" schrie Einer vom Gefolge und wies auf Ravaillac. Die scheußliche Gestalt des Menschen mit dem rothen Bart und dem struppigen Haar lehnte in furchtbarer Ruhe an der nahen Bretterwand. Der Mantel war von seinen Schultern gesunken, das Messer, das die Hölle geweiht, steckte in der riesigen Faust. Ein Schauder erstarrte die Eilenden, dann stürzten zwanzig Hände über ihn her, entrissen ihm den Dolch, griffen nach seiner Kehle und knebelten ihn an allen Gliedern. Er lag am Boden unter den Fußtritten des Volkes.

Von dieser Nebenscene wandte sich das Auge bald wieder auf den Mittelpunkt der Schauderthat. Man hatte die Pferde gebändigt, den Wagen zurückgeschlagen, den Leichnam der ermordeten Majestät den Blicken der Menge entzogen, die in immer größern Massen heranwogte und von der Leidenschaft ergriffen war, den Herrscher, den Vater Frankreichs zu sehen, sei's lebendig oder todt. Der Herzog von Epernon sprang auf das Wagenrad und herrschte dem Volke zu: „Der König ist nur verwundet, eine Ohnmacht hat ihn ergriffen!" Dann gab er dem Kutscher Befehl zum Aufbruch. Es ging nur langsam, denn Schritt für Schritt, vor den Hufen der Pferde, neben, fast unter den Rädern der Carosse und hinten im dichten Gewühl drängte sich die Schar der Ungläubigen, der Erstürzten, der Verwirrten, und bald mit gellendem Aufschrei, bald dumpf im Gemurmel der ungewissen Wuth, wälzte sich

die Volksmenge wie eine Lawine, die sich um den Wagen des Königs zusammenballte, die Gasse hinunter, um den nächsten Boulevard, zu gewinnen. Bei jeder Querstraße drang ein neuer Menschenstrom vor und hemmte den Zug; oft wurden die Pferde wieder scheu und bogen zurück, dann griffen hundert Arme in die Zügel, in die Wagenspeichen, in dieselben, die ein verruchter Fuß noch kurz zuvor bestiegen. Endlich spannte man die unbändigen Thiere aus, tausend Nacken boten sich für das Zugseil dar, weinend umarmte man sich und im Zorne der Liebe drängte Einer den Andern fort, um den geheiligten Leib des königlichen Herrn zu geleiten. Viele krochen unter die Axen des Wagens und schoben ihn auf ihren Schultern fort; über Manchen ging das Rad und er achtete der Wunden nicht, er pries sich glücklich und stieß nur Verwünschungen aus gegen den Räuber der Ehre Frankreichs. So hob, so trug man die Carosse langsam fort, unter dunklem Geheul und tausendstimmiger Klage, die aus allen Häusern, von allen Dächern herab, niederscholl, und von dem Gewühl in der Straße wieder aufstieg zum heitern sonnenhellen Himmel, der um die Greuel der Menschheit nicht zu wissen schien, weil er lächelte und immer lächelte.

So langte man um fünf Uhr Abends im Louvre an. Die Königin stürzte mit ihrem Gefolge der Leiche entgegen, die königlichen Kinder waren eingeschlossen; die Flügelthore des Schlosses fuhren knarrend zu und trennten den Herrscher von seinem Volke.

Im Louvre konnte es vor niemand mehr ein Geheimniß sein, daß der König todt war; unter der Bevölkerung aber das Gerücht bloßer Verwundung festzuhalten, schien heilsam und vielleicht noch möglich. Der Herzog von Guise und der Herzog Epernon warfen sich zu Pferde und sprengten durch die Haupttheile der Stadt, um den Willen des verwundeten Königs, sich ruhig zu verhalten, mit lauter Stimme kund zu thun.

Ganz Paris war in Aufstand! Die Qual der Ungewißheit wiegelte noch mehr auf, aber der Volkswuth war das bestimmte Ziel zu augenblicklicher Aeußerung genommen. Vielleicht hätte man den Louvre gestürmt, die Köpfe der Jesuiten gefordert, in dunklem Rachetriebe die nächsten Klöster in Brand gesteckt, um der Leiche des geliebten Königs eine furchtbare Fackel anzuzünden; vielleicht hätte die Königin und die ganze Partei des Clerus und der Italiener flüchten müssen. Dies Alles unterblieb! in dem Wahne, der verwundete, der sterbende König herrsche noch, fühlte sich die Furie in ihren ersten schrecklichsten Athemzügen gehemmt. Während dessen geschah Alles, um das Unglück zu organisiren, und das Volk daran zu gewöhnen, der Tod eines Königs sei geringer zu achten, als der Umsturz aller Ordnung, die Auflösung aller Bande. Die Thore der Stadt waren geschlossen. Die Regimenter traten ins Gewehr, die Garden in den Faubourgs erhielten Befehl, sich auf dem Pont-neuf, in der Straße Dauphine und in der Umgebung der Augustiner zu versammeln. Gleich in den nächsten Tagen sollten die Parlamente zusammentreten und ersucht oder gezwungen werden die Regentschaft der Königin zu proclamiren. Die Herzöge von Guise und Epernon hatten hier die Vorhand im Spiele; alles aber geschah von Behörden, die unter Sully standen, ohne Anordnung, ohne Befehl des Ministers, von dem man wußte, er sei nach dem Könige der erste Mann des Volks. War man doch schneller zu Verhaltungsmaßregeln befähigt, rascher gefaßt, als Sully, ja fast schien man vorbereitet auf ein Unglück solcher Art, wie es jählings den Staat und den Thron getroffen. Die Hand des Verruchten war vielleicht nicht gedungen, sie war die That des isolirten frechen Wahnsinns; aber ließen die vielen Prophezeihungen, die im Lande umliefen und von denen man jetzt erst in Paris allgemein hörte, ließen die botschaftlichen Anfragen von Flandern, von Italien, von Madrid her, ob der König noch lebe, ließ das alles mit dem tagscheuen Eulengekrächze der belustigen, unheildrohenden und vom Himmel Rache fordernden Priester nicht darauf deuten, man sei vorbereitet auf die gewaltsame That irgend eines bis zur Verworfenheit frommen Schwärmers? —

Sully hatte sich den Tag über ganz unwohl gefühlt. Vom Bade ermattet, saß er in seinem Lehnstuhle, den Hals in Tücher gehüllt; die alten Wunden schmerzten, sobald der Frühling mit seinen warmen Schauern herannahte. Er entließ den Schreiber, den er einige Gedanken in sein Memoirenheft dictirte. Die Uhr im Arsenale schlug Fünf; der König wollte schon bei ihm sein. Da hörte er unten in der Vorhalle, wo die Wache stand, schallenden Lärm, der sich alsbald näherte. Die Diener liefen durcheinander; zwei von ihnen traten mit verhaltenem Athem ein, und meldeten den Straßentumult, der König sei verwundet. Sully wird bleich. Unangekleidet eilt er hinaus in den Saal, da stürzt Saint-Michel der Ordonnanzofficier, fast sinnlos die Stufen hinauf, ohne Hut, ohne Schärpe, das blutige Messer mit dem Hirschhorngriff in der Hand. „Ich muß es dem Herzog bringen, er glaubt es sonst nicht, daß man den König ermordet hat!" Athemlos sinkt er in seine Knie, und hält den Dolch zitternd in die Höhe. Sully steht wie gerichtet. „Heiliger Gott!" stöhnt er, „so ist Frankreich verloren, wir Alle gehn zu Grunde. Halte Deinen Zorn zurück, Herr des Himmels, nur Gerechtigkeit fordre ich, nicht Gnade!"

Saint-Michel berichtete in keuchender Hast den Vorfall am Kirchhofe des heiligen Innocenz, soweit er selbst davon Zeugniß zu geben vermochte, denn Alles war im Nu geschehen, von dem Fluge weniger Minuten ereilt und hinweggerissen.

Der Herzog ließ die Pferde satteln und warf sich in die Kleider. Seine Gattin kam weinend und bat ihn um Schonung seiner selber. Er wieß sie hart zurück und eilte die Treppe hinunter. Vor dem Arsenal fand er einen Trupp Reiter, der sich zu seiner Dienerschaft gesellte, und während der Zug den Boulevard hinunterflog, scharten sich rechts und links neue Haufen an und Sully ritt mit einem Gefolge von hundert Grafen und Herren dem Louvre zu. An der nächsten Brücke machte er Halt. Durch das Gewühl der Fußwanderer, die zu beiden Seiten neben dem Zuge der Reiter hinwogten, drängte sich ein eilfertiger Bote. „Dem Herzog Sully!" schrie er mit gellender Stimme und fiel den Pferden in die Zügel. Er überreichte dem Minister ein versiegeltes Schreiben, Sully erbrach es und las von unbekannter Hand: „Rettet, erhaltet Euch! Man mordet alle Freunde des Königs!" Der Bote war rasch im Haufen verschwunden. Sully schüttelte den Kopf und gab dem Pferde die Sporen. Aber er war nicht viel weiter gekommen, so erneuerte sich die Scene. Eine abermalige schriftliche Warnung: Geht nicht in den Louvre! hieß den Herzog mit seinen Begleitern Rath pflegen. „Nachdem man den Vater des Königreichs ermordet hat," sagte er mit der stillen Kälte, die ihn selbst im Pulverdampf der Schlachten nie verlassen hatte, „dürfte es eine Kleinigkeit sein, auch mich zu beseitigen. Da Heinrich todt ist, muß ich für Frankreichs Wohl mich erhalten."

Während er noch in der Straße St. Antoine hielt, rückten die Garden aus der nächsten Kaserne hervor, um nach dem Louvre zu marschiren. „Ohne meinen Befehl?" sagte Sully und war zur Rückkehr entschlossen. Er fertigte einen Officier mit dem Geheiß ab, der Königin seinen Respect zu melden, und sie um ihre Befehle zu bitten. Kaum wandte sich der Zug um nach dem Arsenale zurückzukehren, als ein Bote von der Königin heransprengte. Die Königin lasse den Herzog ersuchen, schnell im Louvre zu erscheinen, ohne viele Begleiter, sie habe ihm Sachen von der größten Wichtigkeit mitzutheilen. Dies bestimmte ihn noch mehr, den erregten Bedenklichkeiten Gehör zu geben; er sandte den Edelmann mit der Erwiederung zurück, daß er im Arsenale und in der Bastille die weitern Befehle der Majestät erwarte.

Als er die Stufen seiner Behausung erreichte, brach seine mühsam behauptete Kraft zusammen, er glitt wie betäubt vom Pferde herab, und schleppte sich mit dem Aufwande der letzten Besinnung in sein Gemach. Dort sank er den Dienern ohnmächtig in die Arme. Man brachte ihn zu Bette, aber es war ihm nur kurze Zeit zur Ruhe gestattet. Es erschienen Boten über Boten vom Louvre, um sein Kommen zu beschleunigen; er hörte jeden an, und sandte ihn mit der wiederholten Versicherung zurück, das Arsenal und die Bastille seien in den treuesten Händen. Als seine Gattin vor ihm stand, entfernte er alle andre Umgebung und hieß sie das Zimmer verschließen, und endlich, da er sich unbelauscht fühlte von den Augen der Welt, stürzte der verhaltene Strom von bittern Thränen über das zuckende Antlitz des festen Mannes.

Am andern Morgen erschienen der Connetable und der Herzog von Epernon im Arsenal, um ihre Dienste anzubieten und ihn im Namen der Königin zu bitten, seinen Besuch im Louvre zu beeilen. Er glaubte nicht länger zögern zu dürfen und huldigte persönlich, sobald sein Zustand es ihm erlaubte. Aber man hatte die Hauptsachen schon ohne seinen Rath geordnet. Das Parlament war im Saale der Augustiner zusammengetreten, der Herzog von Guise und der Pater Cotton waren zugegen, und die Königin wurde proclamirt.

Es war noch am Sonnabend, am funfzehnten Mai, am Tage nach der Ermordung, als man den Körper des Königs secirte. Die schöne Gestalt, das herrliche Leben des Helden hätte nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur noch eine Reihe von dreißig Jahren bestehen können. Die Eingeweide des königlichen Leichnams wurden ohne Ceremonie nach Saint-Denis gebracht. Eine Deputation der Gesellschaft Jesu erschien vor der Regentin und bat sich das Herz des Entseelten aus, um es in ihrer Kirche zu la Flèche, die der König ihnen bauen ließ, beizusetzen. Der einbalsamirte Körper lag im Louvre auf goldgewirktem Teppich. Zwei Altäre standen zu beiden Seiten, Scharen von Priestern hielten Wache und lasen achtzehn Tage lang Messe für die Seele des Ermordeten, die nun schon vor Gott stand, und der armseligen Sorge der Sterblichen nicht mehr anheim fiel.

Margarethe Susanne von Kuntsch

ward am 7. September 1651 zu Altstädt geboren und ihrem Range gemäß auch in schönwissenschaftlicher Hinsicht gut erzogen. Wie früher lebte sie auch seit ihrer Verheirathung mit dem sachsen-gothaischen Rathe Christoph von K. auf ihrem Stammschlosse ihrer Familie und ihren literarischen Beschäftigungen. Sie starb daselbst am 27. Mai 1717.

Von ihr haben wir:

Geistliche und weltliche Gedichte. Herausgegeben von C. G. Stockmann. Halle 1720.

Ein leichtes, gefälliges Talent das sich in jener Zeit durch feineren Geschmack und große Bescheidenheit vor vielen andern Dichtern auszeichnete.

Heinrich Stephan Kunze

ward am 20. October 1772 zu Schwanebek im Halberstädtischen geboren, studirte nach absolvirter Schulzeit zu Halle Theologie und Philosophie und wurde dann Rector zu Dardesheim. Später nahm er die Predigerstelle zu Hui-Steinstedt an, kam von hier in gleicher Eigenschaft nach Schlaustedt und 1819 als Dr. philosophiae und Pfarrer nach Wulferstedt im Halberstädtischen.

Er machte sich bekannt durch:

Opfer der Andacht, bei Errichtung der Gedächtnißtafeln unserer deutschen Helden. Halberstadt 1816.

Heinrich der Löwe. Episches Gedicht. Quedlinburg 1817; neue Ausg. 1822, 2 Thle., 8.

Der Landpfarrer von Schönberg. Ebendas. 1819, 2 Thle.

Ernstes Streben, Correctheit und gute Diction schmücken die poetischen Arbeiten dieses geistreichen Mannes, der sich nach Wieland bildete und als einer der besseren und glücklicheren Nachahmer dieses großen Dichters zu betrachten ist.

Der von Kurenberg, s. Minnesinger.

Franz August von Kurländer.

Von diesem dramatischen Schriftsteller wissen wir nur, daß er während der letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts im Oestreichischen geboren wurde, auf den vaterländischen Bildungsanstalten studirte und dann als Privatgelehrter in Wien sich dauernd niederließ, wo er im Jahre 1835 starb.

Er schrieb:

Lustspiele, oder dramatischer Almanach. Wien und Leipzig 1811 — 1826, 26 Jahrgänge, 12., mit illum. Kupfern.

Der verwundete Liebhaber. (Im ersten Bande des Originaltheaters von Schießler.) Prag 1825.

K. bearbeitete nicht ohne Gewandtheit und Kenntniß französische Lustspiele für die deutsche Bühne, eigene Arbeiten von Belang hat er indessen nicht geliefert.

Friedrich von Kurowsky-Eichen

ward am 16. December 1780 auf dem Stammschlosse Eichen in Ostpreußen geboren und trat nach der gewöhnlichen gelehrten Vorbildung als Officier in kaiserlich russische Dienste, die er aber später wieder verließ und als Commissar der Gewehrfabrik nach Kloster Saarn bei Mühlheim an der Ruhr sich begab, wo er bis vor Kurzem noch lebte.

Er verfaßte:

Die Zerstörung von Tantalis. Mythologisch-romantische Dichtung. Erfurt 1815, gr. 8.

Die Sonnentempel des alten europäischen Nordens und deren Colonien. Berlin 1827, 1s Heft, 8.

Sämmtliche Werke, Gotha und Erfurt 1830 — 31, 4 Bde., 8.

Das Streben, eine geheime Lehre und geheime Sprache in den Schriften, vorzüglich aber in den Poesien und Kunstwerken des Alterthums zu entdecken, führte v. K. E. oft zuweit, obwohl ihm auf der andern Seite Scharfsinn und Forschungsgeist nicht abzusprechen sind. — In seinen eigenen poetischen Leistungen offenbaren sich dichterischer Schwung, Phantasie, Kraft und Reichthum der Gedanken. —

Franz Seraphin Kurz

ward am 2. Juli 1771 zu Kefermarkt bei Freystadt geboren und widmete sich dem geistlichen Stande. Nachdem er die Weihen erhalten hatte, wurde er zum regulirten Chorherrn und Cooperator zu St. Florian im Lande ob der Ens erwählt und 1811 zum Pfarrer an der dortigen Stifts- und Pfarrkirche ernannt.

Von ihm erschien:

Beiträge zur Geschichte des Landes Oestreich ob der Ens. Linz 1805 — 1809, 4 Thle.

Geschichte der Landwehr in Oestreich ob der Ens. Ebendas. 1811, 2 Thle.

Oestreich unter Kaiser Friedrich IV. Wien 1812, 2 Thle.

Oestreich unter den Königen Ottokar und Albrecht. Linz 1816, 2 Thle.
Oestreich unter Friedrich dem Schönen. Ebendas. 1818.
Oestreich unter Albrecht dem Lahmen. Ebendas. 1819.
Oestreich unter Herzog Albrecht IV. Ebendas. 1830, 2 Thle.

K. machte sich sehr verdient um die Geschichte seines Vaterlandes durch eine strengwissenschaftliche, gründliche und geschmackvolle Behandlung und Erforschung derselben, und verdient daher mit Recht zu den besten östreichischen Historikern gezählt zu werden.

Karl August Küttner

ward am 29. November 1748 zu Görlitz geboren, studirte auf dem dasigen Gymnasium und zu Leipzig Philologie und Philosophie und kam 1775 als Professor der griechischen Literatur an das akademische Gymnasium nach Mitau. Er starb daselbst am 12. Januar 1810.

Wir haben von ihm:

Vierzehn Oden. Mitau 1733, 4.
Charaktere deutscher Dichter und Prosaisten. Berlin 1780, 2 Thle.
Mitauische Monatsschrift. Mitau 1784 — 1785, 18 St.
Kuronia. Dichtungen und Mährchen aus der nordischen Vorzeit. Mitau 1791 — 93, 2 Thle. Auch Leipzig 1793, 2 Thle.

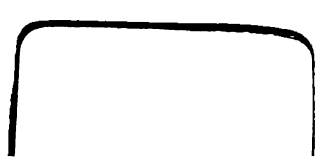
Als Dichter ist K. nicht eben sehr ausgezeichnet, obwohl ihm Geschmack und Correctheit keinesweges abzusprechen sind; desto größere Verdienste erwarb er sich durch seine Charakteristiken deutscher Schriftsteller, in welchen er gründliche Kenntniß mit Unparteilichkeit und Wohlwollen vereinigte, die jedoch noch weit nachhaltiger gewirkt haben würden, wenn er die Umrisse schärfer gezeichnet hätte und nicht hin und wieder in eine zu breite Darstellung gerathen wäre.

Karl Gottlob Küttner

ward 1755 zu Wiedemar bei Delitzsch geboren, studirte zu Leipzig schöne Wissenschaften und ging dann als Hofmeister nach Basel. Von hier kam er in gleicher Eigenschaft zu einem irländischen Lord nach England und ließ sich dann 1794 als Doctor der Philosophie und Privatgelehrter in Leipzig nieder, wo er am 14. Februar 1805 starb.

Seine Schriften sind:

Briefe über Irland. Leipzig 1785.
Briefe eines Sachsen aus der Schweiz. Ebendas. 1785 — 1786, 3 Thle.
Beiträge zur Kenntniß des Innern von England. Ebendas. 1791 — 96, 16 St.
Beiträge zur Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes von Frankreich und Holland. Ebendas. 1792.
Wanderungen durch die Niederlande, Deutschland, Schweiz und Italien. Ebendas. 1796, 2 Thle.; neue Aufl. 1807.
Reisen durch Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen und einige Theile von Italien. Ebendas. 1801, 4 Thle.; neue Aufl. 1804.

K. war ein guter Beobachter und wußte das auf Reisen Gesehene und Erlebte mit Geschmack und Eleganz darzustellen; seine ethnographischen und statistischen Arbeiten, namentlich über England und Irland wurden daher sehr geschätzt, bis ihnen später das bekannte Werk von Göde den Preis abgewann.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.